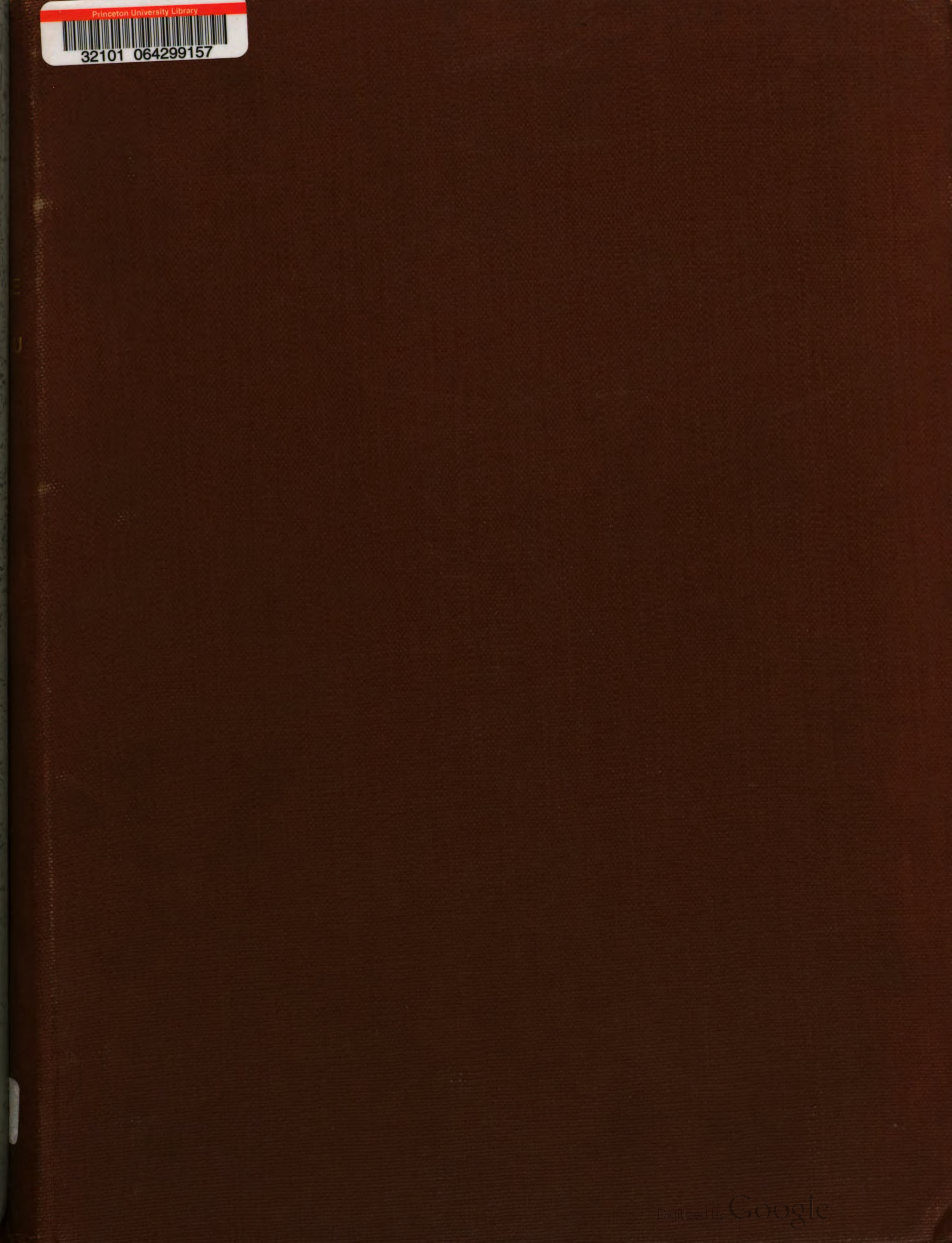

Princeton University Library
32101 064299157
Digitized by Google


VET TES TAMEN TVM
NOV TAM
Dei Sub Numine Viget

Allgemeine Rundschau.

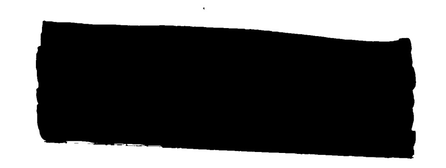
Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber



Dr. Armin Kausen
in München.

II. Jahrgang 1905.



Inhalts-Verzeichnis.

I. Weltrundschau.

In fortlaufender Reihenfolge.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

II. Politisches, Volkswirtschaftliches und Soziales.

III. Kirchliches und Konfessionelles.

*) Durch ein technisches Versehen sind bei der Paginierung die Seitenzahlen 529 bis 559 ausgefallen.

IV. Allgemeine Kulturfragen, Kunst u. Wissenschaft, Literatur.

Seite

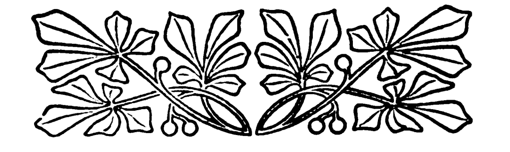
V. Feuilletonistisches, Skizzen, Reisebilder, Sprüche.

VI. Poesie.

VII. Bühnen- und Musikschau.

Hermann Teibler (München):

VIII. Kleine Rundschau.



Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 1. München, 1. Januar 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Neujahr.

„Nichts Neues unter der Sonne."
Und doch ein „Neues Jahr"?
Ich denke, es bleibt wohl im neuen
So, wie es im alten war.
Der Winter wird gehen und kommen;
Der Frühling allmählich ersteh'n;
Der heiße Sommer erglühen
Und rasch dann wieder vergeh'n.
Dein Herz wird, wie immer, sich sehnen
Nach Ruhe, nach Frieden, nach Glück;
Doch wirst du manch' Hoffen begraben
Mit tränendurchschimmertem Blick.
Du wirst wohl auch lieben und kosen
So, wie du's von jeher gewohnt;
Doch bleibt auch dein Herz von dem Tosen
Der Stürme wohl nimmer verschont.
So wechseln Lieben und Hassen;
Es ruht erst des Herzens Drang,
Wenn einmal das letzte Seufzen
Der keuchenden Brust sich entrang.
Freund Hain wird auch heuer nicht rasten;
Er schärft seine Sense aufs neu'.
Der Opfer fallen gar viele:
— Vielleicht bist auch du dabei!

Aufkirchen. L. J. Biesendorfer

Zum 60. Geburtstag Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Ludwig von Bayern.

Von

Dr. Hans Reidelbach.

Der 7. Januar dieses Jahres ist für das bayerische Land und Volk ein hochbedeutsamer Gedenktag, denn an diesem Tage begeht Seine Königliche Hoheit Prinz Ludwig, des Prinz-Regenten Luitpold ältester Sohn und dereinstiger Thronerbe, begleitet von den innigsten Segenswünschen des bayerischen Volkes, in körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische sein sechzigstes Wiegenfest.

Unter den Augen seiner treubesorgten Eltern mit einer vortrefflichen Erziehung und Bildung ausgestattet, wurde Prinz Ludwig 1861 zum Unterleutnant im 6. Jägerbataillon ernannt und ein Jahr später in gleicher Charge ins 2. Infanterieregiment versetzt. Doch erst im Jahre 1863 übernahm er den praktischen Dienst und widmete sich der militärischen Tätigkeit mit regstem Eifer, um den Dienst nach jeder Richtung gründlich zu erlernen.

Mehrere Jahre hindurch gehörte dann Seine Königliche Hoheit der Universität München als akademischer Bürger an. Mit größter Aufmerksamkeit wohnte er den philosophischen, juristischen und staatswirtschaftlichen Vorlesungen bei und legte in jener Zeit den Grund zu einem umfangreichen Wissen in Jurisprudenz und Nationalökonomie, in Geschichte und Länderkunde, besonders aber in Land- und Forstwirtschaft, in Technik und Maschinenwesen, das er durch stetige weitere Fortbildung vermehrte und vertiefte.

Im Feldzuge 1866 erhielt Prinz Ludwig für tapferes Verhalten in dem Gefecht bei Helmstädt, wo er als Ordonnanzoffizier seines erlauchten Vaters, während er die Soldaten zu tapferem Ausharren ermutigte, durch einen Schuß in den Oberschenkel schwer verwundet wurde und aus der Schlachtlinie getragen werden mußte, das Ritterkreuz I. Klasse des Militärverdienstordens. Monatelang hatte Prinz Ludwig an dieser seiner schweren Verwundung zu leiden, um so mehr, als die Chirurgen öfters, jedoch immer vergebens, nach dem eingedrungenen Geschoß suchten und bis zum heutigen Tage dasselbe nicht aus dem Körper entfernen konnten. Hierdurch wurde der Prinz veranlaßt, sich zunächst von der Annahme eines weiteren militärischen Kommandos zurückzuziehen, und sah sich noch mehr angetrieben, in stiller Zurückgezogenheit den liebgewonnenen Wissenschaften obzuliegen.

Nachdem Seine Königliche Hoheit sich vom Schmerzenslager erhoben, machte er eine Reise ins Ausland und vermählte sich 1868 mit der ebenso lieblichen als hochgebildeten Erzherzogin Maria Theresia, welche ihrem hohen Gemahl die treueste und liebreichste Gattin wurde und ihn mit dreizehn Kindern beschenkte, von denen zwei in frühester Jugend, eines im Jünglingsalter gestorben, die übrigen aber sämtlich zu prächtigen, hoffnungsvollen Sprossen heranwuchsen.

Der Prinz lebt ganz seiner Familie und seinen vielseitigen Studien. Den größten Teil des Jahres verbringt er auf dem unweit des Starnberger Sees gelegenen Schloß Leutstetten, wo er, unbeirrt von allen unliebsamen Störungen, sich mit den mannigfachsten Wissenszweigen beschäftigt. Hier vollziehen sich unter seinen sachkundigen Augen alle jene Verbesserungen und Neuerungen auf dem Gebiete der Land- und Forstwirtschaft, der Vieh- und Fischzucht, die Leutstetten als ein Mustergut erscheinen lassen. Hier betätigt die Prinzessin ihre Lieblingsneigung für Gartenpflege, Blumenzucht und Malerei, hier waltet sie aber auch als umsichtige Hausfrau und Gutsherrin.

Auf der 1875 durch seine erlauchte Gemahlin ererbten, aus 17 Meierhöfen bestehenden Herrschaft Sarvar in Ungarn ließ Prinz Ludwig gleich nach Uebernahme des Gutes die Bewirtschaftung der 4700 Hektar betragenden Waldung nach dem bewährten Muster der bayerischen Staatswaldungen von hierzu aus Bayern berufenen Forstbeamten einrichten. Desgleichen wurde der landwirtschaftliche Betrieb völlig neu organisiert und das Gut in der Zucht edler Pferde, Rinder, Schafe und Schweine gleichfalls zu einer Musteranstalt erhoben. Hier betätigt das edle Prinzenpaar sein menschenfreundliches Streben in der Verbesserung der Lebensverhältnisse seiner zahlreichen Gutsangehörigen. Ein jeder von den 500 auf dem Gute angestellten Dienstleuten, selbst der letzte Knecht, der das Glück hat in den Dienst Ihrer Königlichen Hoheiten zu treten, bekommt bei Wohlverhalten für sich und seine Hinterbliebenen Pensionsrechte. Während früher mehrere Familien in einem Wohnraum zusammenzuwohnen genötigt waren, erwuchsen jetzt bequeme und gesunde ländliche Arbeiterwohnungen; wurden ja in einem einzigen Jahre allein 32 solcher Wohnungen erbaut. Solche Fürsorge lohnen die Arbeiter mit treuer Anhänglichkeit an ihre Dienstherrschaft. So konnte im Jahre 1903 die Prinzessin an nicht weniger als 23 Dienstboten für treue fünfundzwanzigjährige Dienstleistung Anerkennungsmedaillen erteilen.

Außer der Herrschaft Sarvar ererbte Prinzessin Maria Theresia noch ein weiteres schönes Schloßgut, nämlich Seelowitz in Mähren, dessen Feldbau jedoch verpachtet ist, während die Waldwirtschaft in eigener Regie betrieben wird. Doch der edle Prinz beschränkt sich nicht darauf, nur seine eigenen Güter zu heben und zu verbessern, sondern er ist vielmehr auch sorgsam darauf bedacht für weitere Kreise seines Vaterlandes aneifernd zu wirken. Im Jahre 1868 übernahm er die Ehrenpräsidentschaft des bayerischen Landwirtschaftlichen Vereins und wohnt als solcher seit dieser langen Zeit all den Sitzungen des Bayerischen Landwirtschaftsrats mit größtem Interesse, und häufig an der Debatte teilnehmend, bei. Im Jahre 1870 besuchte er zum ersten Male die Wanderversammlung bayerischer Landwirte zu Passau. Seitdem hat er jedes Jahr, 1888 ausgenommen, der immer in einem anderen Regierungskreis abgehaltenen Wanderversammlung beigewohnt und eine reiche Fülle von Anschauungen und Erfahrungen in sich aufgenommen, desgleichen nahm er eifrig von den oftmals mit diesen Wanderversammlungen verbundenen landwirtschaftlichen Ausstellungen Kenntnis. Seine edle Gradheit und Schlichtheit in Rede und Umgang, sein herzliches Wohlwollen und seine leutselige Herablassung gegen jedermann erwarben ihm überall rasch die Liebe und Verehrung des Volkes. Alles was herzliche Zuneigung erfinden konnte an bedeutsamen Zeichen und Äußerungen der Liebe und Verehrung, das kam dem vielgeliebten Prinzen, wo immer er sich seit mehr denn 30 Jahren bei den Wanderversammlungen und sonstigen Anlässen zeigte, auf Wegen und Stegen entgegen, das begrüßte ihn beim Eintritt in die Städte und Dörfer, das sprach zu ihm aus dem Jubelruf der Tausende von städtischen und ländlichen Bewohnern, die ihn strahlenden Auges umdrängten. Seit dem Jahre 1863 ist Seine Königliche Hoheit Mitglied der Kammer der Reichsräte und hat hier als ständiges Mitglied des II. Ausschusses für Finanzen und Staatsschuld und des III. Ausschusses für innere Verwaltung sein umfassendes Wissen und seinen scharfsinnigen Geist in den Dienst der allgemeinen Volkswohlfahrt gestellt, indem er bald wichtige Referate übernahm, bald häufig in die Debatten der Ausschüsse und Plenarsitzungen eingriff und seine sehr selbständigen und auf gründlicher Sachkenntnis beruhenden Anschauungen und Anträge mit großer oratorischer Kraft zu vertreten weiß.

So trat er als Reichsrat mehrfach für Gesetze ein, welche die Förderung der Landwirtschaft, Vieh- und Fischzucht erstreben, insbesondere wünschte er wiederholt eine staatliche Mobiliarfeuerversicherung. Auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs bewegen sich zahlreiche seiner Anträge. So hat er durch seine großen Reden in der Reichsratskammer den Anstoß zur Bildung des Vereins für Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern gegeben und unterstützt als Protektor diesen Verein durch Wort und Tat; er verlangt möglichste Erweiterung des Eisenbahnnetzes, tritt deshalb für alle Lokalbahnen und für neue Eisenbahnverbindungen mit Tirol ein, er spricht sich gegen Zulassung von Privatbahnen und entschieden für Verstaatlichung derselben, namentlich der pfälzischen Bahnen aus. Er wünscht möglichste Beseitigung der Kopfstationen, bessere Anlage und Erhaltung der Landstraßen, neue Salondampfer für den Bodensee und Aufhebung der Pflasterzölle und jeder Verkehrssteuer. Er verlangt endlich eine Regulierung der Donau und ihrer Zuflüsse, indem er für richtige Uferschutzbauten und Wildbachverbauungen eintritt. Auch die Pflege der Kunst läßt er sich sehr angelegen sein, indem er für den Ausbau des Kunstakademiegebäudes, für Ankauf von alten Kunstgegenständen und für die von der Kammer seinerzeit gestrichenen 100,000 Mk. für Kunstankäufe sich auch nachdrücklichst aussprach.

Auf dem Gebiete des Unterrichts wünscht er eine zweite Technische Hochschule für Nürnberg und eine Handelshochschule, die jedoch einer der bestehenden Hochschulen angegliedert werden möchte. Der Plan, am Bavariapark einen größeren Ausstellungsraum mit entsprechenden Gebäuden zu beschaffen, ist gleichfalls auf seine Anregung im Reichsrat zurückzuführen.

Bei verschiedenen Anlässen nimmt sich der Prinz mit besonderer Vorliebe des kleinen Mannes an. So will er im Gesetzentwurf über Einführung der Hundesteuer und in dem Gesetz über Ergänzung des Pferdebedarfs die ärmeren Leute mehr geschont wissen.

In seinen auf den Wanderversammlungen der bayerischen Landwirte gehaltenen Reden sucht er einen gerechten Ausgleich der wirtschaftlichen Interessen der verschiedenen Stände herbeizuführen. So sagte er bei einem Bankett im alten Rathaus 1891: „Ich bin wohl ein großer Freund der Landwirtschaft und übe sie selbst aus; mein Blick geht aber weiter: ich wünsche, daß die Landwirtschaft und ebenso das Gewerbe, die Industrie und der Handel gedeihen." Und bei der 30. Wanderversammlung zu Würzburg sprach er sich noch entschiedener aus: „Wenn es der Landwirtschaft gut geht, befinden sich auch die anderen wohl. Aber es ist ein falscher Grundsatz, nur für die Landwirtschaft zu wirken. Erst durch das Zusammenwirken der verschiedenen Berufsklassen wird ein Volk reich und mächtig bleiben." Ueber die Toleranz spricht er sich in einer denkwürdigen Rede in folgender Weise aus: „Die deutschen Katholiken verlangen ja nichts anderes als volle Gleichberechtigung mit den deutschen Protestanten, und zwar vom Reiche, im Reiche, in jedem einzelnen Staate des Reiches, dieselbe Gleichberechtigung, deren sich in dem zweitgrößten Staate des Deutschen Reiches die Protestanten, obwohl eine Minderheit, der katholischen Mehrheit gegenüber erfreuen." Das Verhältnis des Prinzen zur Presse wird durch die Rede illustriert, die er beim Allgemeinen deutschen Journalisten- und Schriftstellertag 1899 in München hielt und die in dem Satze gipfelte, daß er die hohe Bedeutung der Schriftsteller und Journalisten für unsere ganze Zeit und für die Menschheit zu schätzen wisse.

Des Prinzen Staatspolitik ist durch eine ganze Reihe von Reden gekennzeichnet. Es möge hier genügen, nur wenige wichtige Sätze hervorzuheben. So sagte er beim VII. Deutschen Turnfest 1889 in München: „Was ist unsere Aufgabe? Diese Aufgabe ist: treu festzuhalten an Kaiser und Reich und einig zu bleiben. „Treu festhalten an Kaiser und Reich", darunter verstehe ich: festhalten an dem von sämtlichen deutschen Staaten freiwillig eingegangenen, freiwillig gehaltenen Bunde, der den Einzelstaaten, je nach ihrer Bedeutung, je nach ihrer Geschichte, je nach ihrer Größe, verschiedene Rechte einräumt, dessen Zentralgewalt genügt, um die notwendige Einheitlichkeit nach innen und außen zu wahren, der aber auf der andern Seite den einzelnen

deutschen Staaten ermöglicht, die ihnen zukommenden Kulturaufgaben zu erfüllen."

Und so ist der Prinz Ludwig ein leuchtendes Vorbild, daß man gleichzeitig ein guter Bayer und ein guter Deutscher sein kann. „Ich darf in Wahrheit sagen, daß ich nur das öffentliche Wohl bei aller meiner Tätigkeit im Auge habe. Ich für meine Person habe nur sehr einfache Bedürfnisse und will nichts für mich!" Diese Worte bekunden die Schlichtheit, Einfachheit und das volksfreundliche Wesen und Streben Seiner Königlichen Hoheit in überzeugendster Weise.

In Anerkennung und Würdigung der umfassenden wissenschaftlichen Kenntnisse des Prinzen, besonders auf staatswissenschaftlichem Gebiete, und im Hinblick auf seine hervorragende Tätigkeit in der Kammer der Reichsräte, als Protektor des Landwirtschaftlichen Vereins und des Vereins für Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern hat die Münchener Universität denselben zum Ehrendoktor der Staatswirtschaften und die Technische Hochschule zu ihrem ersten Doktor-Ingenieur ernannt.

Aber nicht nur die Wissenschaft, welche er auch sonst noch durch mannigfache Studien, durch große Reisen in England, Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, Finnland, Schweden und Rußland zu pflegen bestrebt ist, findet in Prinz Ludwig einen sehr anhänglichen Jünger, sondern auch die Kunst, bei deren Beurteilung derselbe ein bedeutendes Kennerauge zeigt und einen feingebildeten Geschmack entwickelt. Bei alledem trägt Prinz Ludwig stets hohe Wertschätzung und Liebe für den Soldatenstand in seinem Herzen und benützt mit Eifer jede Gelegenheit, diese Gefühle für denselben an den Tag zu legen, wie er ja nicht nur regelmäßig allen militärischen Festen, sondern auch häufig den Manövern der bayerischen und andern deutschen Armeekorps beiwohnt. Insbesondere ist es aber die Kriegsmarine, der Seine Königliche Hoheit mit besonderer Liebe zugetan ist.

Mit warmer Liebe und gläubiger Ueberzeugung an der göttlichen Wahrheit der christlichen Lehre hängend, unterzieht sich der Prinz mit seiner Familie pflichteifrig allen religiösen Vorschriften und versäumt nie den sonntägigen Besuch der hl. Messe.

Allem Prunke fremd, mit bürgerlicher Einfachheit in der ganzen Lebensweise sich begnügend, findet der Prinz seine Freude daran, andern Freude zu bereiten und den Armen und Notleidenden mit stets offener Hand beizustehen.

Voll Liebe und Verehrung vereinigen sich daher zum sechzigsten Wiegenfeste des Prinzen alle Bayernherzen zu dem innigen Glück- und Segenswunsch:

„Gott segne Seine Königliche Hoheit den Prinzen Ludwig und erhalte ihn noch lange in rüstiger Kraft und freudiger Herzensfrische!"



Am Meilenstein 1905.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin

Nicht zum Wiederkäuen der Jahreschronik, sondern zu einem Panorama-Spaziergang der Augen und Gedanken möchten wir die kurze Rast am Meilenstein des Jahreswechsels benutzen. Die neue Ziffer, die jetzt am Rande der Chaussee aufleuchtet, verkündet keine innere Gliederung der Geschichte, keine Wegkatastrophe, sondern nur Ende und Anfang des Zollstockes, mit dem wir dem Zeitenlauf das äußerliche Maß nehmen. Als die zivilisierte Menschheit noch nach der Natur lebte und mit ihr das öffentliche Leben seinen Winterschlaf hielt, schied das mittewinterliche Neujahr wirkliche Perioden der Entwicklung. Die moderne Menschheit macht die Nacht zum Tage und den Winter zur bevorzugten Schaffenszeit. Wer die Politik in Jahresstücke zerhacken will, könnte eher im Hochsommer das Tranchiermesser ansetzen, wo alles Erholung fordert, was mit Hirnschmalz oder wenigstens mit Tinte arbeitet.

* * *

Man tadelt es, wenn die Schuljugend mit lauter Schlachtendaten genudelt wird; aber es hilft nichts, wir müssen beim Rückblick zuerst vom ostasiatischen Krieg reden, denn er gibt dem Jahre 1904 sein Gepräge: leider auch dem Jahre 1905 seine erbliche Belastung. Blutjahr, obschon mit Schiedsgerichtsverträgen à la Haag ein wahrer Sport getrieben wird. Blutjahr im schärfsten Sinne des Wortes, weil vor Port Arthur, auf der See und in der Mandschurei Ungeschick und Verwegenheit eine wahre Verschwendung von Gliedmaßen und Leben betreiben. Gegen diesen Massenmord kann nicht einmal das traurige Blutvergießen in unsern Kolonialkämpfen aufkommen. Die lange Dauer des ostasiatischen Krieges potenziert die Opfer an Blut und Wohlstand.

Obschon der Burenkrieg uns hätte eines Besseren belehren sollen, haben wir doch an den japanisch-russischen Waffengang den europäischen Maßstab gelegt, der aus den Erscheinungen von 1870/71 abstrahiert war. Im dortigen Konzert aber gibt es schleppende Tempi und lange Pausen; die eine Schlacht im Oktober dauerte noch länger als der ganze Feldzug von 1866.

Die Eigenart des Krieges ist der Mangel an Unmittelbarkeit. Die beiden Staaten stoßen nicht direkt aufeinander, sondern kämpfen um das Eigentum einer dritten oder vierten Macht auf diesem fremden Gebiet. Was Puffer sein sollte, ist Streitgegenstand geworden. Die Entfernungen verlangsamen die Schläge, und bis bei diesem Peripheriekampf der stärkere Teil zum abschließenden „Stoß ins Herz" gelangt, können noch mehrmals Winterhöhlen ausgeworfen werden. Die Unabsehbarkeit des Ausgangs erregt nicht bloß menschliches Mitleid, sondern auch politische Furcht. Der Erdball ist zu klein und die Interessen der Völker sind zu sehr verfilzt, daß nicht unter den Neutralen das Schreckgespenst von friedensgefährlichen „Zwischenfällen" umgehen sollte.

Dem verflossenen Jahre können wir es freilich gut schreiben, daß die Lokalisierung des Krieges (das einzige Hilfsmittel der politischen Therapeutik) bisher gelungen ist — trotz der Reibungen, die beim Ausbruch des Kaperfiebers in der ausgeschlüpften Freiwilligenflotte entstanden, und trotz der gefährlichen Heringsschlacht von Hull, wo Roschdjestwensky einen voreiligen Befähigungsnachweis liefern wollte. In dem letzten kritischen Falle hat die Flickkunst der französischen Diplomatie, die Nachgiebigkeit der großsprecherischen englischen Minister und die geschickte Zähigkeit der russischen Staatskünstler ausgereicht, um den Streitfall auf die lange Bank der internationalen Untersuchungskommission zu schieben.

„Wohl kam ich durch; so ging es allenfalls. Mach's einer nach und breche nicht den Hals". Vor Wiederholung muß dringend gewarnt werden. Die Furcht, daß der europäische Friede sein labiles Gleichgewicht beim ersten besten Anstoß verlieren könnte, zwingt den Staatslenkern die größte Vorsicht auf. Um so mehr als eine rührige Gruppe von Ränkeschmieden am Werke ist, um Unkraut unter den Friedensweizen zu säen.

* * *

Die fortgesetzte, raffinierte Hetzarbeit der deutsch-feindlichen Presse, die in London ihren Mittelpunkt, in Paris, New-York, Petersburg und Tokio ihre Filialen hat, gehört auch zu der Signatur des verflossenen Jahres. Wie weit dieses Treiben an offiziellen Stellen materielle und moralische Unterstützung findet, ist dem Laienauge noch verborgen. Das Uebel wurde so arg, daß der deutsche Reichskanzler nicht bloß die ordentliche Gelegenheit der Reichstagsdebatten, sondern auch das außerordentliche Mittel eines Interviews ergreifen mußte, um die systematische Verdächtigung der deutschen Friedlichkeit zurückzuweisen und die verhetzte Volksstimmung in England zu beschwichtigen.

Notieren wir auf dem Kalender von 1904, daß noch niemals die deutsche Friedensliebe so raffiniert verdächtigt worden und dabei niemals so lebhaft und treu gewesen ist wie in diesem Jahre. Freilich ist im amtlichen internationalen Verkehr alles mit korrekter Freundlichkeit zugegangen. Trotz der Voreingenommenheit, die in England gegen Deutschland herrscht, ist König Eduard in Kiel gewesen und hat sich als liebenswürdigen Kameraden gezeigt. Herr Delcassé in Paris war von außerordentlicher Geschäftigkeit, aber niemand hat ihn auf einem deutschfeindlichen Pfade gesehen. Präsident Roosevelt hat die heikle Aufgabe der endlichen Enthüllung des allzu eilig geschenkten Friedrichdenkmals mit dem gewinnendsten Geschick gelöst. Wir können uns über die offizielle Oberfläche nicht beklagen; die Unterströmung in einem großen Teile der Welt erfordert aber vorsichtige Beobachtung und Abwehr.

Darum bildet auch der Dreibund einen Hauptposten in der hochpolitischen Jahresbilanz. Wir können mit diesem Konto zufrieden sein. An Italiens Bundestreue zweifelt man nicht, trotz der französischen Annäherung, die in der Romreise Loubets gipfelte, aber durch den Besuch unseres Kaisers bei Gelegenheit seiner mittelländischen Erholungsfahrt ihr Paroli bekam. Wenn durch den Wahlsieg Giolittis die inneren Zustände Italiens befestigt erscheinen, so kann uns das nur angenehm sein, da der Dreibund auf die Solidität spekuliert. Die Spannung zwischen uns und Oesterreich, die durch den vorläufigen Abbruch der Handelsvertragsverhandlungen entstand, ist jetzt auf dem Wege der Heilung, und

auch die großen inneren Schwierigkeiten der österreichisch-ungarischen Politik geben uns keinen Anlaß, an der Festigkeit des politischen Ehebündnisses zu zweifeln.

So lange der alte Friedensbund besteht, können wir die Geschäftigkeit des perennierenden französischen Ministers des Auswärtigen mit behaglicher Ruhe betrachten. Unsere „Alldeutschen" wollten sich freilich über den englisch-französischen Kolonialvertrag aufregen, weil sie Marokko, den französischen Zukunftsbissen, an ihr phantastisches Großdeutschland angliedern möchten. Um Marokko einen Weltkrieg zu riskieren, wäre nicht bloß frivol, sondern wahnsinnig. Graf Bülow hat sich mit Recht damit begnügt, für Deutschlands Zustimmung zu der egyptischen Finanzreform sich die deutsche Gleichberechtigung verbriefen zu lassen. Unser Kolonialhunger war ja zurzeit mehr als gestillt. Abgesehen von den Mordtaten in Neupommern brachte die Reihe von Aufständen in Südwestafrika (erst die Bondelzwarts, dann die Hereros, dann die Hottentotten) uns die Lasten und Gefahren der Kolonialpolitik recht peinlich zum Bewußtsein. Das Schlimmste scheint ja zum Jahresschluß überwunden zu sein; aber wann wird die riesige Sandwüste das geopferte Blut und die Hunderte von Millionen lohnen? Unser Kolonialkonto bildet einen unerfreulichen Posten in der Jahresbilanz. Der Himmel bewahre uns vor weiteren derartigen Danaergeschenken! Als Silvester-Moral können wir uns auch noch Abscheu und Vorsicht gegen die „alldeutschen" Treibereien einprägen, namentlich gegen die „Alldeutschen" der Schönererschen oder Wolfschen Richtung in Oesterreich, die dort als zersetzendes Element in politischer und religiöser Hinsicht tätig sind und dem Deutschtum in dem gemischten Kaiserstaate mehr schaden als seine slavischen oder italienischen Gegner.

In das hochpolitische Jahresbild gehört noch der erfreuliche Zug, daß in der gefährlichen Balkanecke der Friede erhalten geblieben ist, trotz türkischer Mißwirtschaft, mazedonischer Kampflust und bulgarischer Hinterlist. Es hat sich wieder gezeigt, daß die russisch-österreichische Verständigung über die Ordnung auf dem Balkan im allgemeinen und das Mürzsteger Mazedonien-Programm im besonderen zu den wertvollsten diplomatischen Leistungen gehören.

* * *

Nach Ausbruch des Krieges hat man viel von der „gelben Gefahr" geredet. Aber das Jahr 1904 hat noch keineswegs die Japaner zu fürchterlichen Hegemonen der halben Milliarde Mongolen gemacht. Das gelbe Gespenst schreitet sehr langsam und unsicher.

Viel näher und drohender ist die amerikanische Gefahr, die zurzeit in der bestechenden Persönlichkeit Roosevelts verkörpert ist. Die Wiederwahl des weltpolitischen Präsidenten und seine panamerikanische Proklamation gehören zu den wichtigsten Ereignissen des Jahres 1904, an dessen Eingang die „friedliche" Eroberung von Panama steht. Herr Roosevelt hat vor dem Wahltermin geflissentlich mit einer neuen Haager Friedenskonferenz die zarteren Gemüter beruhigt. Nach der Wahl hat er dem amerikanischen Chauvinismus sich mit der Breitseite zugewandt. Er schiebt die wirtschaftlichen Aufgaben in die zweite, den Kampf gegen die Trusts sogar in die dritte Linie, stellt die Fortsetzung der Rüstungen in den Vordergrund und verkündet schlankweg eine Oberaufsicht der Vereinigten Staaten über das ganze Amerika.

Vor zehn Jahren hat Graf Goluchowski in Wien schon den Ruf erhoben, Europa müsse einträchtig zusammenstehen gegen die wirtschaftliche Kampfpolitik Nordamerikas. Er blieb ein Rufer in der Wüste der Selbstsucht. Inzwischen hat Europa nicht bloß die zollpolitische Fuchtel der rücksichtslosen Amerikaner bitter empfunden, sondern auch eine gefährliche politische Aktions- und Expansionskraft dort heranwachsen sehen müssen. Der Ausbau des Panamakanals ist ein Kulturwerk; aber die erste und gewiß nicht unbeabsichtigte Wirkung ist die Erhöhung der militärisch-maritimen Leistungsfähigkeit der Union, die Möglichkeit der gleichzeitigen Beherrschung des westlichen Atlantik und des östlichen stillen Meeres durch die rapide wachsende Flotte der Vereinigten Staaten, wobei die Oberhoheit über die mittel- und südamerikanischen Staaten auch effektiv wird.

Die Engländer haben das richtige Gefühl, daß ihrem Weltreiche eine gefährliche Nebenbuhlerschaft erwachse. Sie lassen sich aber auf die falsche Fährte hetzen, indem sie der bescheidenen deutschen Verteidigungsflotte die tolle Absicht des Angriffes auf die englische Seeherrschaft zuschreiben und die ebenso bescheidene Schutzzollpolitik Deutschlands im Geiste Chamberlains als einen wirtschaftlichen Dolchstoß gegen den englischen Handel und Gewerbefleiß betrachten. Inzwischen wächst der wahre und wirklich gefährliche Konkurrent, die panamerikanische nova potentia, üppig im Westen heran, während das englische Volk die hypnotisierten Augen nach Osten richtet. Die englischen Staatsmänner, die mit Eifer die Auffrischung der „weltbeherrschenden" Flotte betreiben, merken vielleicht den Sitz der Gefahr; aber wenn sie das nötige Geld erst durch eine Besteuerung der Kolonien aufbringen wollen, so werden sie wohl den Amerikanern nicht sehr imponieren. Jedenfalls wird bei der Liquidation in Ostasien, die nach dem Kriege eintreten muß, Herr Roosevelt das zweite, wenn nicht gar das erste Wort führen.

* * *

In der innern Politik hat kein anderes Jahresereignis so große Wellen geschlagen als die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes, die mit einer wohlverklausulierten Zulassung der marianischen Kongregationen in Preußen zusammenfiel. Inzwischen hat sich gezeigt, daß das letztere Zugeständnis so gut wie gar keine praktische Bedeutung hat, und auch von der „Ueberflutung Deutschlands mit Jesuiten" hat noch kein protestantischer Zionswächter etwas entdecken können. Trotzdem wollen die Romhasser das erkaltende Eisen immer noch weiter schmieden. Die Gründung von antikatholischen Kampfvereinen und die Veranstaltung von Tagen und Demonstrationen derselben Tendenz sind im verflossenen Jahre unheimlich angeschwollen. Wer zählt alles, was sich um den Evangelischen Bund herumgruppiert! Die offiziellen Synoden und Landeskirchenbehörden betreiben auch ungeniert den konfessionellen Kampf; dazu hat man noch den Kirchenausschuß für ganz Deutschland geschaffen, und daneben hat sich gleich noch ein deutscher Synodalentag als freieres Bataillon aufgetan. Neben dem Gustav Adolf-Verein, der mit dem „Bunde" zusammen die Los von Rom-Bewegung in Oesterreich kräftig fördert, haben wir Evangelisationsvereine, welche die Proselytenmacherei in Deutschland, sogar unter den polnischen Wanderarbeitern in Pommern befördern wollen. Der „Bund" selbst gliedert sich und wirkt in kunstvollen größeren und kleineren Landesverbänden. Zu einheitlicher Leitung des weitverzweigten protestantischen Vereinslebens hat man noch eine soziale Geschäftsstelle und evangelische Zentrale begründet. Um von dem riesigen Apparat nicht gleich in blinde Furcht gejagt zu werden, muß man bedenken, daß in den verschiedenen Vereinigungen zum großen Teil dieselben Personen figurieren, gleich den Theaterstatisten, die in verändertem Kostüm mehrmals über die Szene marschieren, um Massen darzustellen. Die breite Masse des wirklichen Volkes — die gerade fehlt den agitierenden Predigern und Professoren. Demgegenüber liegt unsere Stärke in der allgemeinen, treuen und tapferen Teilnahme des katholischen Volkes aller Klassen und aller Stämme. Diese Solidarität des ganzen katholischen Volkes hat sich in wundervoller Kraft und Pracht auf dem Katholikentag in Regensburg bekundet, den wir mit Recht zu den schönsten Blüten des Jahres zählen. Der Friedenstag von Regensburg wiegt die ganze Masse der protestantischen Kampftage auf, auch die Demonstration am arg verspäteten Protestationsdom von Speyer, und das huldvolle eigenhändige Kaisertelegramm nach Regensburg stellt zum Aerger der Bündler auch das paritätische Gleichgewicht gegen die etwas vorsichtige Teilnahme der Fürsten an den protestantischen Paraden her.

Einen Rückschlag in der konfessionellen Gehässigkeit glauben wir auch in Sachsen zu entdecken. Der Tod des edlen Königs Georg, von dem man wahrlich sagen kann, daß er an gebrochenem Herzen gestorben ist infolge der Ausbeutung des häuslichen Unglücks durch den konfessionellen Haß und Aberglauben, diese ergreifende Katastrophe hat doch etwas ernüchternd gewirkt.

Der größte Aerger für die Gegner und das wichtigste Bollwerk für die katholische Sache ist das Zentrum mit seinem Einfluß in den Parlamenten. Rüsten wir rechtzeitig für die Verteidigung der politischen Position bei den nächsten Wahlen gegen den konzentrischen Ansturm, wenn wir auch als Aktivposten in der Bilanz dieses Jahres verzeichnen können, daß das Zentrum überall seine Stellung rühmlich und wirksam behauptet hat.

Im preußischen Landtag hat man unsere Freunde „auszuschalten" versucht bei dem sog. Schulkompromiß. Aber dieses Kunststück hat die beteiligte nationalliberale Partei in schwere Kämpfe gestürzt, während das angeblich beiseite geschobene Zentrum mit gelassener Festigkeit den ausschlaggebenden Platz einnimmt. Jedermann weiß, daß die evangelischen Konservativen und die Regierung die gewünschten Garantien für die konfessionelle Schule niemals erreichen könnten, wenn nicht die starke katholische Volkspartei die Nationalliberalen zwänge, dem christlichen Gedanken Rechnung zu tragen. Das Schulkompromiß in Preußen predigt beredt das Zusammenwirken der Christgläubigen beider Bekenntnisse, während in Württemberg leider der Schulstreit von den protestantischen Hetzern auf den konfessionellen Gegensatz zugespitzt worden ist.

Und die innere Politik des Reiches? „Durchwachsen", wie das Volk die Mischung von Glück und Mißgeschick nennt.

Vom kleinen Lippe drohte ein großes Aergernis auszugehen; aber Graf Bülow hat es mit besonderem Geschick und Glück zu beschwören gewußt.

Die Handelsvertragspolitik hatte bis zum Herbst mehr Glück, als die meisten erwartet hatten; sogar Rußland kam nach Norderney gepilgert, um handelseins zu werden. Aber im November scheiterte die Mission Posadowskys in Wien, an der empfindlichsten Stelle. Und jetzt im Dezember ist man wieder dabei, diesen Defekt noch vor Jahresschluß auszugleichen.

Mit Hilfe des Zentrums war im Frühjahr eine Verständigung über die Reichsfinanzreform erzielt; aber jetzt stehen wir wieder mitten in der kritischen Frage, wie ein Defizit von 100 Millionen zu decken sei.

Die Anforderungen für weitere neueste Rüstungen sind in Anbetracht der Weltlage nicht übermäßig; aber das Geld fehlt, und die Finanzminister wollen nicht das rechte Mittel ergreifen, um die wohlhabenden Interessenten für die „Weltpolitik" aufkommen zu lassen.

Die Zechen-Stillegung, die Trutz-Hibernia, die ganze Ueppigkeit des verschärften Kohlenkartells und seiner Haute-Banque haben der längst schwebenden Mittelstandsfrage eine gewaltige Ausdehnung gegeben: der erdrückenden Assoziation des Kapitals muß Halt geboten oder wenigstens die Bremse angelegt werden. Präsident Roosevelt darf vielleicht um dieses heiße Eisen herumgehen; das soziale Kaisertum nicht.

Schwere Arbeit im Reichstag, und die Last fällt gerade auf die Schultern des Zentrums. Dabei auch noch im Jahre 1904 die Verweigerung der Diäten, die zur Leistungsfähigkeit so bitter not sind.

* * *

Als Papst Pius X. die Nachfolge Leos XIII. antrat, zweifelten überweise Kritiker an der staatsmännischen Geschicklichkeit des „einfachen" Mannes. Seine herrliche Antrittsenzyklika „Omnia instaurare in Christo" wurde gerade von den Gegnern des „politischen Katholizismus" zu pastoral und zu wenig politisch befunden. Als die französische Julianus Apostata-Regierung jeden Haken benutzte, um neue Verfolgungsmaßregeln anzuknüpfen, behauptete man, unter dem diplomatischen Leo XIII. und dem vorsichtigen Rampolla hätte es so weit nicht kommen können. Inzwischen haben die klaren Tatsachen gelehrt, daß die Kirche unter dem neuen Werkzeuge der Vorsehung gut fährt.

Der französische Kulturkampf war schon unter Leo XIII. begonnen, und wie die Eröffnung der „Block"-Arbeit durch keine Nachgiebigkeit Roms verhindert werden konnte, so würde auch die Entwicklung vom Klostersturm zur Guillotinierung der christlichen Schulen, von der Entfernung der Kruzifixe bis zur Trennung von Kirche und Staat durch keine Kunst der kirchlichen Diplomatie zu hindern gewesen sein. Die neuesten Enthüllungen haben ja deutlich genug gezeigt, mit welchem freimaurerischen Zwangspaß das Ministerium Combes marschiert. Einen Vorwand zu neuen Maßregeln weiß ein streitsüchtiger Politiker immer zu finden oder zu schaffen. Das Ministerium Combes besteht noch, obwohl es schon zu Anfang des Jahres und auch gegen Schluß bei skandalösen Enthüllungen zeitweilig auf ein paar Stimmen Mehrheit sich reduziert sah. Jaurès hält den Block immer von neuem zusammen; die Leidenschaft des „Ecrasez l'infame" bringt stets wieder die Gewissen und das Anstandsgefühl zum Schweigen. Die Kirche in Frankreich muß den Kelch der Verfolgung bis zur Hefe trinken. Es gilt nur, die Zukunft zu retten, und deshalb mußte die Eintracht der Bischöfe und Geistlichen gesichert, die Erweckung des kirchlichen Bewußtseins im Volke angebahnt werden. Dank der „einfachen" Hirtenpolitik Pius' X ist das gelungen. Die Aergernisse, die sich in den Diözesen Laval und Dijon anbahnten, wurden von der väterlichen Weisheit und Festigkeit des Hl. Stuhles alsbald gründlich beseitigt und mit den besten Hoffnungen können wir als Ereignis von 1904 buchen, daß sich unter den bisher zerfahrenen und unselbständigen Katholiken Frankreichs eine katholische Volkspartei (Union libérale populaire) nach deutschem Muster gebildet hat. „Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Eine Wendung von weltgeschichtlicher Bedeutung ist in Italien eingeleitet worden durch die Stellungnahme Pius' X. gegenüber dem italienischen Staatsgedanken. Ohne vorschnelles Zugreifen, durch wohlbedachte Lockerung der Zügel des Non expedit hat er der bisher latenten Kraft des treukatholischen Volkes den Eintritt in die Werkstätte und in den Wettbewerb im öffentlichen Leben ermöglicht, zunächst probeweise. Was daraus für die römische Frage sich entwickeln kann, mag der künftigen Janus-Rundschau vorbehalten bleiben. Hier sei nur die nächste Hoffnung verzeichnet, daß die praktische politische Arbeit auf die italienischen Katholiken ebenso einigend, belebend und beglückend wirken möge, wie es in Deutschland, auch nach der rein religiös-sittlichen Richtung hin, der Fall ist.

Das Germania docet ist schon 1903 geprägt, aber erst 1904 recht erhärtet worden. In Oesterreich will man auch den Versuch machen, von der deutschen Organisation zu lernen.

Angesichts des französischen Kampfes gegen Kreuz und Religion gedenken wir gerne des Vorzuges Deutschlands, daß hier trotz dem alten Kulturkampf und dem neu entfachten Romhaß das christliche Bekenntnis in Ansehen und vielfacher Geltung steht. Aber wir dürfen uns auch nicht verhehlen, daß in den Beamten- und vielen protestantischen Volkskreisen die Stellung zum christlichen Bekenntnisse anders sein würde, wenn an Stelle des christlichen Monarchen Wilhelm II. ein Herrscher vom Geiste des Philosophen von Sanssouci in Berlin regierte.

Windthorst sagte seinerzeit, Fürst Bismarck sei der rechte Mann, um den Kulturkampf beizulegen. Er wußte, daß eine außerordentliche Kraft erforderlich ist, um in Preußen-Deutschland den Katholiken etwas Erleichterung zukommen zu lassen. Wir wären in der neueren Aera längst nicht so weit gekommen in der Ausräumung des alten Unrechts, wenn nicht die starke Hand des gerechten Kaisers Wilhelm die mächtigen antikatholischen und zugleich antichristlichen Faktoren niederhielte.

Zu Anfang des Jahres war man noch in Sorge wegen der kaiserlichen Gesundheit. Jetzt ist jede Gefahr einer Nachwucherung nach menschlichem Ermessen beseitigt, und darob freuen wir uns ganz besonders, da der Wert der kraftvollen christlichen Persönlichkeit auf dem Throne immer deutlicher hervortritt, namentlich wenn man die Mängel in anderen Staaten vergleicht. Eine Jahresschau von 1904 kann man nicht besser schließen, als mit dem stillen, aber herzlichen Hoch auf die Träger der beiden höchsten Kronen, Pius X. und Wilhelm II., die sich zum Heile der christlichen Welt so glücklich ergänzen.



Die Lage in Bayern am Schlusse des Jahres 1904.

Von

Domkapitular Dr. Pichler in Passau,

Mitglied des Reichstages und der Bayerischen Abgeordnetenkammer.

Das öffentliche Leben in Bayern an der jetzigen Jahreswende steht ganz unter dem Eindruck und Einfluß der im nächsten Sommer bevorstehenden Landtagswahlen. Die Agitation in der Presse und in Versammlungen ist bereits in vollem Gang. Im Mittelpunkte derselben steht das am 29. Februar ds. Js. abgelehnte Wahlgesetz. Trotz aller Verschleierungsversuche, die bereits einen ganzen Mythus um diese wenige Monate zurückliegende Tatsache gewoben haben, ist festgestellt, daß die Ablehnung dieses vom Landtage einstimmig verlangten und nach den vom ganzen Landtage einstimmig gebilligten Grundsätzen ausgearbeiteten freiheitlichen und modernen Gesetzes lediglich auf parteipolitische Erwägungen zurückzuführen ist. Die Liberalen und Bauernbündler haben dem bayerischen Volke trotz aller programmatischen Versprechungen das beste unter allen deutschen Wahlgesetzen vorenthalten, weil sie den Verlust einiger Mandate fürchteten. Der letzte Grund zum Falle des Wahlgesetzes liegt im Ergebnis der Reichstagswahlen vom 16. Juli 1903. Die Liberalen haben damals im ersten Wahlgange keinen einzigen Kandidaten im rechtsrheinischen Bayern durchgebracht. Erst bei den Stichwahlen konnten sie 3 Mandate in Oberfranken durch Kompromiß mit anderen Parteien erreichen. Daraus ergab sich für den bayerischen Liberalismus die parteipolitische Nutzanwendung: Durch Einführung des Grundsatzes der „relativen Mehrheit" werden Wahlkompromisse in der Hauptsache ausgeschaltet; der Liberalismus kann sich bei direkter Wahl nur durch Kompromisse erhalten; also ist die relative Mehrheit unannehmbar, die direkte Wahl nach den bisherigen Grundsätzen hat ihren Wert für die Partei verloren. Nunmehr lehnen aber die Sozialdemokraten ein Zusammengehen mit den liberalen „Wahlrechtsräubern" ab; die Liberalen sehen die Frucht aus ihrer Wahlrechtsaktion infolgedessen schwer gefährdet und machen in tiefster Entrüstung über das „schwarzrote Bündnis"! Der ganze Lärm ist diktiert von der blassen Furcht, die Sozialdemokraten möchten der allgemeinen Koalition gegen das Zentrum sich fernehalten. Mit den übrigen Parteirichtungen sind die Koalitionsverhandlungen im schönsten Gange. In Unterfranken haben Liberale und Demokraten den Pakt in der Weise geschlossen, daß sie die Mandate unter sich teilen; die Bauernbündler will man zur Teilnahme am Kampfe laden, aber sie prellen bei Verteilung der Beute. Ein eben bekannt gewordenes Rundschreiben gewährt Einblick in diese Manöver.

Dem politischen Beobachter stellt sich in Bayern ein eigentümliches Parteibild dar.

Mehr als ein halbes Jahrhundert hatte Bayern eine liberale Regierung; durch eine künstliche Wahlkreisgeometrie wurde eine große liberale Fraktion gebildet und erhalten, auch sonst der Liberalismus in Regierungskreisen begünstigt und bevorzugt; die liberale Partei hat in Bayern eine größere Zahl von vielgelesenen großen Blättern; sie rühmt sich, die kapitalkräftige und intelligente Bevölkerung in ihren Reihen zu haben — und doch steht sie vor ihrer Auflösung und fürchtet ihren Zusammenbruch! Diese Furcht ist bis zur klappernden Angst und ohnmächtigen Wut gesteigert, seit die Regierung eine neue Wahlkreiseinteilung angekündigt hat. Die wirtschaftlichen Grundsätze des Liberalismus haben in unserm Volksleben so unheilvolle Früchte getragen, daß alle erwerbenden Stände schwer getäuscht von diesen Ideen sich abwenden. Die liberalen Abgeordneten der bayerischen Kammer gingen bisher schon in ihren wirtschaftlichen Anschauungen sehr weit auseinander, so daß eine zielbewußte einheitliche Aktion ihnen auf diesem Gebiet unmöglich war. Daher verkündete auch ihr Hauptwortführer als erste und wichtigste Aufgabe des bayerischen Liberalismus den Kampf gegen den Ultramontanismus. In diesem Punkte stimmen die Jungliberalen mit den Fraktionsliberalen überein. Auch der freisinnige Dr. Müller-Meiningen hat in Nürnberg dieselbe Parole ausgegeben, um die Liberalen nach französischem Vorbilde zu einem „Block" gegen das Zentrum zu einigen. Das Zentrum hat alle Ursache, für diese offene Ansage des Kulturkampfes dankbar zu sein; denn das einigt das ganze katholische Volk um seine Fahne.

Die Sozialdemokraten arbeiten in Bayern unleugbar mit größerem Geschick und mehr Klugheit als die Liberalen. Sie machen daher auch in München und Nürnberg und in allen größeren Fabrikorten stets weitere Fortschritte, zumal die Seelsorge an den meisten dieser Orte, besonders in München, hinter dem Bedürfnisse weit zurückbleibt, und Familie und Schule meistens nicht die solide positiv-christliche Geistes- und Charakterbildung geben, welche zum Widerstande gegen die Lockungen der zukunftsstaatlichen Ideen befähigt.

Die Bauernbundsbewegung, welche im Jahre 1893 in einzelnen Kreisen mit elementarer Gewalt sich geltend machte, scheint allenthalben zum Stillstand gekommen zu sein. Es fehlt an fähigen Führern, es fehlt an zugkräftigen Ideen, es fehlt an praktischer Arbeit in und außer dem Parlamente. Das ewige Schimpfen auf das Zentrum tut bei einzelnen wohl noch seine Wirkung; aber die ruhigeren Elemente, denen noch die ernste Sorge für das Wohl des Standes und der eigenen Familie anliegt, fragen doch immer nachdrücklicher: Was hat der Bund geleistet? Welche Besserung hat er gebracht? Wieviel ist von den Forderungen des Jahres 1893 erfüllt und wieviel aufgegeben? Auf keine dieser Fragen kann eine befriedigende Antwort gegeben werden. Der Bund hat für den Bauernstand nichts geleistet; im Gegenteil hat er in vielen Gegenden die positive Arbeit sehr erschwert und vielfach gehindert. Viele Bauernbundsgemeinden sind nicht bloß politisch sondern auch wirtschaftlich sehr zurückgeblieben.

Gegenüber diesem Parteiwirrwarr hat das bayerische Zentrum eine klare Stellung und eine starke gesicherte Position. Die religiösen, politischen und wirtschaftlichen Forderungen seines Programmes sind klar, bestimmt und praktisch; die größte Stärke aber wurzelt in dem durch ernste Arbeit und eine Reihe von Erfolgen erworbenen Vertrauen der breiten Schichten des Volkes. Den Angriffen von allen Seiten hat die Fraktion ihren nüchternen Rechenschaftsbericht entgegengestellt zur Prüfung für Freund und Feind. Wir konstatieren die Tatsache, daß vor diesem Rechenschaftsbericht die scharfe Kritik der Gegner bisher vollständig Halt gemacht hat: die Gegner haben keinen Punkt desselben widerlegt; keine andere Partei hat in ähnlicher Weise offiziell und schriftlich Rechenschaft gegenüber ihren Wählern abgelegt. Diese einzige Tatsache übt einen moralischen Einfluß von unberechenbarer Tragweite; das Volk frägt sich doch um die tieferen Gründe. Dazu kommt, daß im letzten Jahre die parlamentarische Berichterstattung auch für die kleinsten Parteiblätter erheblich gebessert worden ist; auch die Zahl der Vereine und Versammlungen ist gewachsen und dadurch Aufklärung in die weitesten Kreise getragen worden. Hoffentlich trägt der für 9. und 10. Januar einberufene Delegiertentag weiter dazu bei, die Organisationen noch mehr zu festigen und auszudehnen, die Einigkeit zu stärken und den Arbeitseifer in allen Bezirken zu ermutigen. Das Zentrum hat im Landtage ein tüchtiges Stück Arbeit für den bayerischen Staat und das bayerische Volk geleistet; es muß jetzt sorgen, daß im ganzen Lande offene Klarheit über seine Arbeit geschaffen werde.

In der bayerischen Staatsregierung hat sich in den letzten zwei Jahren ein starker Wandel vollzogen. Nachdem auch Finanzminister Dr. Frhr. v. Riedel zurückgetreten, stehen nur mehr zwei Herren aus dem alten Ministerium Crailsheim an ihrem Posten. Frhr. v. Riedel hat bei seinem Amtsantritt die böse Erbschaft eines großen Defizits übernommen. Seiner Gewandtheit und klugen Vorsicht ist es gelungen, hierin gründlich Wandel zu schaffen; dazu kam eine Reihe glücklicher Umstände, welche ihm in vielen Jahren starke Ueberschüsse schafften. Hierbei stand an erster Stelle die Entwicklung des finanziellen Verhältnisses des Reiches zu den Einzelstaaten auf Grund der Franckensteinschen Klausel, welche den Einzelstaaten Hunderte von Millionen aus den Zolleinnahmen überwies, während das Reich einen großen Teil seiner Bedürfnisse auf Schulden nahm. Herr von Riedel hat bei seinem Rücktritt allerseits sympathische Nachrufe erhalten. Sein Amtsnachfolger Ritter von Pfaff hat ebenfalls eine große Aufgabe vor sich: es gilt zunächst der völligen Durchführung der Steuerreform, deren schwierigsten Teil, die Reform der Grund- und Haussteuer, er schon dem nächsten Landtage zu unterbreiten hat in Verbindung mit der aus sozialen und finanziellen Gründen unabweisbaren gerechteren Besteuerung der hochwertigen Baugelände. Dazu kommt eine energischere Ausführung der im Gewerbesteuergesetze enthaltenen sozialen Bestimmungen über Besteuerung der Warenhäuser, Filialen, Großmühlen ꝛc. Ferner harrt die Frage der Kommunallasten einer besseren Regelung, die Grundentlastung ist fortzuführen und eine systematische Tilgung der Staats- und Eisenbahnschulden in die Wege zu leiten. Auch die dem Finanzministerium angegliederten Ressorts der Forst- und Zollverwaltung bringen eine Reihe verantwortungsvoller Aufgaben; besonders die letztere ist durch Staatsrat v. May in eine gewisse Stagnation gedrängt worden.

Der neue Justizminister v. Miltner hat sich dem letzten Landtage gegenüber sehr gut eingeführt; es ist nur zu wünschen, daß die Durchführung der geplanten Reformen im Strafvollzuge und in der angemessenen Beschäftigung der Gefangenen von segensreichem Erfolge begleitet sei. — Noch viel größere und schwierigere Aufgaben stehen vor dem neuen Kultusminister Dr. v. Wehner namentlich auf dem Gebiete des Schulwesens. Die Resultate unserer Schulen in wissenschaftlicher und sittlicher Beziehung sind nicht erfreulich. Man kann wohl nicht leugnen, daß eine gewisse Ueberspannung der Forderungen des Unterrichtes besteht unter Hintansetzung der Erziehung und Charakterbildung. Dazu macht in Volks- und Mittelschulen eine gewisse Schablonisierung sich geltend, als deren Träger einzelne Mitglieder des obersten Schulrates angeklagt werden. Das geistige Niveau unserer sogenannten gebildeten Stände kennzeichnet sich weithin durch eine gedankenlose Oberflächlichkeit und Mangel an sittlicher Kraft; es ist das traurige Milieu, in dem der „Simplicissimus" gedeiht und Schriftsteller von der Art eines Häckel und Du Moulin Aufnahme und Beifall finden.

Das neue Verkehrsministerium hat das erste Jahre seiner Tätigkeit hinter sich. In vielen Fragen hat die kraftvolle Aktion des ersten Verkehrsministers Herrn v. Frauendorfer den Beamten wie dem großen Publikum zeitgemäße Reformen gebracht. Die innere Organisation hat sich, abgesehen von persönlichen Momenten, um so schwieriger gestaltet, da die notwendige Vereinfachung des Verwaltungsapparates und Reduktion des Personales mit dem durch die wirtschaftliche Krisis verursachten Verkehrsrückgange zusammenfiel. Daß eine sparsamere Verwaltung und ein wirtschaftlicherer Betrieb bei Personal und Publikum nicht immer begeisterte Zustimmung finden, darf nicht Wunder nehmen. Viele Klagen sind als übertrieben erwiesen; die bayerischen Verkehrsanstalten stehen in allen ihren Einrichtungen denen des übrigen Reichsgebietes ebenbürtig zur Seite. Der nächste Landtag wird u. a. wohl auch über die sehr schwierigen Fragen der Verstaatlichung der Pfalzbahnen und einer Betriebsmittelgemeinschaft zu verhandeln haben.

Eines der markantesten Ereignisse war im abgelaufenen Jahre der glänzende Katholikentag in Regensburg. Die nach verschiedenen Richtungen gehegten Befürchtungen haben sich nicht erfüllt, die Hoffnungen wurden weit übertroffen. Der Arbeiterfestzug, die unerwartet große Teilnahme von Adel und Volk, die allgemeine äußere Begeisterung und innere Gediegenheit bei den großen Hauptversammlungen und zahlreichen Nebenveranstaltungen, die huldvolle Begrüßung durch Papst und Kaiser, die persönliche Anteilnahme einer Königlichen Prinzessin, hoher Fürsten und kirchlicher Würdenträger — alles das steht noch unvergessen in Erinnerung. Eine Unsumme sozialer Arbeit ist in den Tagen von Regensburg geleistet worden: die alten Kämpen sind neu ermutigt, junge Kräfte belehrt und angeeifert worden; wir können wohl sagen, daß Regensburg auch auf die katholische Bewegung in Italien und Frankreich nicht ohne Rückwirkung geblieben ist.

In wirtschaftlicher Beziehung hat das Jahr 1904 vielfach sehr trübe Seiten gezeigt; es sei nur an die schweren Klagen des Gewerbestandes erinnert. Den tiefen Schäden gegenüber hat aber auch die soziale Arbeit zum Schutze und zur Hebung des Mittel-

standes und unserer Arbeiter auf allen Gebieten eingesetzt. Wir erinnern an die Tätigkeit der Bauernvereine und der zahlreichen landwirtschaftlichen Genossenschaften — der bayerische Landesverband umschließt jetzt 2295 Darlehenskassenvereine und Molkereigenossenschaften! —, wir erinnern ferner an die Arbeit der Handwerkskammern und Innungen, an die wachsende Zahl gewerblicher Genossenschaften; wir erinnern an die katholischen Arbeitervereine mit ihren sozialen Einrichtungen und Kurse, endlich an die christlichen Gewerkschaften. Dazu kommen Vereine und Anstalten für christliche Liebestätigkeit, unter denen nur der Caritasverband, die Kinderlegion, das Liebeswerk genannt seien.

Möge diese vielgestaltige soziale Arbeit in christlicher Liebe auch im kommenden Jahre mit demselben Eifer fortgesetzt werden; der ernsten opfervollen Arbeit wird der Segen Gottes und damit auch der Erfolg nicht fehlen.



Was ist es mit den Meistbegünstigungs-Handelsverträgen?

Von

H. Osel, Mitglied des Reichstags.

Die ganz unbegreiflichen Anschauungen, welche besonders auf der Seite norddeutscher Agrarier hinsichtlich der künftigen Wirkung unserer neuen Zolltarifverträge auf die bloß meistbegünstigten Staaten zutage treten, fordern eine Richtigstellung. So schreibt die „Korrespondenz des Bundes der Landwirte" in ihrer Nr. 68:

„Da bekanntlich in dem Meistbegünstigungsvertrage mit Argentinien eine zwölfmonatliche Kündigungsfrist vorgesehen ist, so würde die große Agrarprodukten-Ausfuhr dieses Landes zu uns auch nach dem 1. Januar 1906 noch im Genuß der niedrigen Caprivizölle bleiben, wenn das Vertragsverhältnis nicht vor Jahresschluß aufgekündigt wird. Wir würden dann das kostbare Schauspiel erleben, daß argentinisches Getreide ohne handelspolitische Gegenleistung dieses Staates nicht nur wie bisher gleich günstige, sondern sogar noch wesentlich günstigere Zollsätze bei uns genießen würde als das von unsern Handelsvertragskontrahenten stammende.

Das ist eine ganz unzutreffende Meinung. Soferne mit den in Frage kommenden bloß meistbegünstigten Staaten keine Tarifverträge, sondern wieder nur Meistbegünstigungsverträge abgeschlossen werden wollen, ist auch diesmal ganz das gleiche Verfahren zulässig, wie es im Jahre 1891 zur Anwendung kam. Caprivi erklärte damals in der 137. Sitzung vom 10. Dezember 1891: „Es liegt auf der Hand, daß diejenigen Staaten, die das Recht der Meistbegünstigung noch über den 1. Februar nächsten Jahres hinausgenießen, ohne weiteres in die Meistbegünstigung auch den neuen Vereinbarungen gegenüber eintreten werden." Das ist doch ganz selbstverständlich. Die Meistbegünstigung ist die Summe aller Zollbegünstigungen der einzelnen Tarifverträge. Werden letztere erneuert und dabei geändert, so erhält die Meistbegünstigung dadurch einen neuen Inhalt und die vorherbestehende erlischt von selbst. Eine Kündigung der reinen Meistbegünstigungsverträge ist deshalb überflüssig.

Ganz anders jedoch verhält es sich mit der Frage: Soll auch künftig diese rohe Form handelspolitischer Abmachungen im bisherigen Umfang beibehalten werden? Hier ist die einzig richtige Antwort ein offenes „Nein". Man hat diese Antwort allerseits für ganz selbstverständlich gefunden, als bei Abbruch der deutsch-österreichischen Vertragsverhandlungen in Ungarn sich Stimmen erhoben haben für ein bloßes Meistbegünstigungsverhältnis zwischen den beiden Kontrahenten. Das sollte aber auch hinsichtlich unserer Verträge mit allen europäischen Staaten gleichmäßig gelten.

Ebenso ist es nicht im deutschen Interesse, Argentinien und den Vereinigten Staaten wiederum nur die schrankenlose Meistbegünstigung in der Zukunft zuzugestehen. Deshalb eilt es mit der Kündigung zunächst des deutsch-argentinischen Handelsvertrages. Weniger gegenüber den Vereinigten Staaten, weil hier eine nur dreimonatliche Kündigungsfrist vorgesehen ist. Der Union ist unterm 10. Juli 1900 zugestanden worden, daß sie auf alle Zolltarifvorteile Anspruch hat, die 1891—94 deutscherseits an Belgien, Italien, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Rußland, Schweiz und Serbien gewährt wurden. Da diese Abmachungen denen in Art. 11 des deutsch-französischen Friedensvertrages vom 10. Mai 1871 ganz ähnlich sind, Frankreich stets ohne weiteres in die für einzelne Staaten unserseits zugestandenen Vorteile mit eintritt, so könnte auch angesichts unserer oben gepflegten deutsch-amerikanischen Beziehungen das künftig der Union gegenüber so gehalten werden wollen. Dagegen haben wir uns zu verwahren. Der Haupttrumpf ist dabei für uns, daß der obengenannte deutsch-amerikanische Vertrag im Gegensatz zu den klaren Bestimmungen der Reichsverfassung ohne Einholung der Genehmigung des Reichstages in Kraft gesetzt wurde. Er ist daher staatsrechtlich ungültig und die Reichsleitung hat nicht das Recht, den Amerikanern ohne weiteres die betreffenden Meistbegünstigungssätze zuzugestehen. Graf Posadowsky hat im vorigen Reichstag selbst erklärt, daß unsere handelspolitischen Beziehungen zur Union nicht mehr nach dem alten preußisch-amerikanischen Vertrag vom 1. Mai 1828 und auf der Basis allgemeiner Meistbegünstigung geregelt sind, weil Amerika sich nicht an diese Bedingungen hielt, sondern, daß eben der genannte, nie rechtlich vollzogene Vertrag von 1900 Geltung habe.

Die Sache liegt demnach so: Der alte Vertrag ist beseitigt durch die vertragswidrige Auslegung der Vereinigten Staaten, der neue hat verfassungsmäßig keine Geltung. Deshalb ist die Reichsregierung gezwungen, mit Amerika in neue Verhandlungen einzutreten und deren Resultate dem Reichstag zur Genehmigung vorzulegen. Das ist der einzig korrekte Standpunkt, auf dem sich der Reichstag mit aller Energie zu stellen hat. In der 107. Sitzung dieser Session habe ich dem Reichskanzler die Ungesetzlichkeit unserer derzeitigen amerikanischen Beziehungen bereits vorgehalten. Hier ist der Punkt, der zu einer Besserung derselben den Ansatz bietet.

Schließlich sei nochmal darauf hingewiesen, daß man so lange keine Handhabe dazu hat, die Haltung der Reichsleitung in der Frage der künftigen Behandlung der bloß meistbegünstigten Staaten nach der guten oder schlimmen Seite zu beurteilen, so lange nicht der bisher geheime Inhalt der neuen Tarifverträge hinsichtlich des Zeitpunktes ihrer Geltung und der Form der Meistbegünstigungsklausel bekannt ist.

Silvester.

Die Mitternachtglocken gehn schwer und tief,
Das alte Jahr ist's, das nun entschlief.

Die Mitternachtglocken, sie singen's zur Ruh,
Müd schließt es die brechenden Augen zu.

Und schweigend schaufelt die Zeit ihm das Grab,
Wie die Welle ins Meer, still sinkt es hinab.

— Sprich, kennst du sie, die im Leichenzug
So düster schreiten wie Schattenflug?

Sie gehn mit gesenktem Angesicht,
Und kanntest du sie, — jetzt kennst du sie nicht!

Mein blühendes Hoffen, wie müde und krank,
Gelöst das Haar, dem der Schmuck entsank!

Meine Träume, einst purpurrosengeschmückt,
Mit zitternden Händen, die Kränze zerdrückt.

Meine stürmenden Wünsche, golddurchloht,
In Tränenschleiern und blaß wie der Tod.

Meine schneeweiße Liebe beschmutzt im Gewühl,
Zerrissen ihr goldenes Saitenspiel.

Und mein leuchtendes, sternhohes Ideal,
Gelöscht auf der Stirne das Königsmal.

— Wie Nebelhauch über Ried und Moor,
Verzittert bange der Sterbechor.

— — Die Mitternachtglocken gehn hell und klar,
Von dämmernden Höhn steigt das neue Jahr.

Es schreitet wie Engelfüßlein so sacht
Und morgenrötlich schimmert die Nacht.

Es naht mit holdseligem Kindergesicht,
Um goldene Löckchen spielt goldenes Licht.

Es neigt sich und lächelt leise und spricht:
„Die ewige Liebe, sie läßt dich nicht!"

Linz a. D. Anna Esser.

Das Lied von Gott.

Silvester-Skizze von M. Herbert.

In der weitschiffigen Barockkirche der einstmaligen Benediktinerabtei herrschte die Mitternacht mit ihrem tiefen Dunkel. Nur von der roten, silbergefaßten Ampel vor dem Sakramentsaltare fiel ein zuckendes Leuchten empor zu vergoldeten Wolken, auf denen kleine Engel saßen, und nieder auf den Estrich, wo eine behauene Grabplatte neben der anderen ruhte.

Außerdem war in den geräumigen Schiffen nichts sichtbar. Das kunstvolle Uhrwerk über dem Portal, das seit Jahrhunderten die Stunden zählte, die sonst unbemerkt durch den Prachtbau geglitten wären, holte rasselnd und seufzend zum Schlage aus. Das klang in dieser Grabesstille so laut wie Donnerrollen. Der junge Priester, der einsam im Gebete in einem der braunen, reichgeschnitzten Chorstühle kniete, um das neue Jahr zu erwarten, horchte erschauernd auf.

Er wußte, jetzt kamen die zwölf Jünger aus der Türe über dem Zifferblatt und machten die Runde. Petrus mit dem Schlüssel, Johannes mit dem Adler auf der Schulter, Markus mit dem Löwen und ganz zuletzt mit rotem gesträubten Haare Judas mit dem Beutel. Wie er als Kind diesen Judas gefürchtet hatte! Diesen Judas, der ein verzerrtes Gesicht und spitze Ohren hatte, als sei er mehr Teufel als Mensch, diesen Judas, der einen häßlichen, zugespitzten Mund besaß, als wäre der verräterische Kuß dort hängen geblieben, der furchtbare Kuß aus dem Garten Gethsemane, der ihn als Verräter durch die Jahrhunderte wandern ließ. Nun flog die Türe mit einem leisen Knalle wieder zu und es kam das andere Entsetzen der Kinderzeit des Priesters. Der Tod kam. Er war ein Skelett in einem schwarzen Mantel und er setzte ein Horn an die blutlosen Lippen und blies. Blies einen schaurigen, dumpfen Weckruf.

„Bedenke, Mensch, dein Ende! Eine von diesen Stunden wird deine letzte sein. Bete und wache! Denn bald kommt die Nacht, da niemand mehr wirken kann."

Wie das aus allen Ecken und Nischen wiederhallte! Die kleinen Engel schienen die Todesmelodie in ihren Kindertrompeten aufzufangen und sie zu wiederholen. Die Heiligen, welche in Gold und Perlen geschnürt in Glaskästen unter den Altären schliefen, hörten den Ruf und sangen mit im Traume des ewigen Schlafes. Ueber all die leuchtenden Farben — über all das viele, gleißende Gold legte es sich wie eine schwere Dämpfung. „Media in vita —". Und nun fing die hundertjährige Uhr zu schlagen an. Nach der Todesmahnung klang ihre dumpfe, dröhnende Stimme geradezu furchtbar mit ihrer langsamen Unerbittlichkeit. Wieder ein Jahr vorbei! Hinabgerollt, vergangen, unwiderruflich dahin! Eines deiner Jahre! Was du darin tatest ist besiegelt. Was du versäumtest, versäumt. Was du dachtest, gedacht. Bist du bei den Toten oder bei den Lebenden? Ist deine Seele wach zu Gott — oder schläft sie? Schläft sie tiefer und unerweckbarer als die Gestorbenen in den Gräbern?

Der bleiche Priester verstand jedes Wort dieser Predigt, donnernd wiederhallte sie vom Gewölbe.

Er barg das Haupt in den Händen und an seinen schlanken Fingern tropften langsam helle Tränen herab.

Der Schimmer des ewigen Lichtes fing sich in diesen Tränen, so daß sie im tiefen Dunkel aufleuchteten, wie Diamanten.

Die Seele des Mannes breitete die Schwingen aus und glitt über die Vergangenheit seines Lebens. Er begleitete sich selbst auf jedem Schritte, den er getan, bis er zu dem Punkte gelangte, auf dem er nun stand.

In enger, niederer Bauernhütte eines benachbarten Dorfes wurde er geboren. Als Kind schon hatte er eine gewaltige Sehnsucht nach dem Lichte. Er drängte die Stirn ans Fenster und griff mit den Händen nach den Sonnenstrahlen. Er lief über die Wiesen dem Regenbogen nach. Er weinte im Dunkeln. Enge und dumpfe Luft nahmen ihm den Atem. Er litt unter dem Schmutz. Er erinnerte sich des Tages, da seine Mutter ihn zum ersten Male mitnahm in die große Kirche, in welcher er jetzt kniete. Der Eindruck war unvergeßlich. Es war, als käme er in die himmlische Heimat. Die Sonne schien in mächtigen Fluten zu den gemalten Fenstern herein, in Wellen und Strömen. Das Gold schrie förmlich auf, die roten, gemalten Decken an den Wänden brannten. Die blauen Wolken, auf denen die Himmelskönigin stand, wurden durchsichtig. Die silberne Lilie in ihrer Hand, der Sternenkranz auf ihrem Haar, die weißen Engel ihr zur Seite glänzten, funkelten in leuchtender Herrlichkeit.

Eine Farbe sang lauter als die andere. Die Blumen in den Stuckgirlanden blühten in lebendiger Frische. Die Deckengemälde lebten. Das Heer von flammenden Kerzen auf dem Hochaltar schien matt neben all der von dem Himmelslicht geweckten Pracht. Drei Priester standen vor dem Altare in weißen, goldgewirkten Gewändern und einer hatte eine gewaltige Stimme und sang ein wunderbares Lied, das der Knabe nicht verstand.

„Was ist das für ein Lied?" fragte er leise die Mutter.

„Das ist ein Lied von Gott!" beschwichtigte die Frau den Knaben.

Seitdem war diese Kirche seine Heimat gewesen. Hier fand er Helligkeit, Schönheit, Licht — Frieden — und das große Lied von Gott, das die Menschen im Alltagsleben vergessen, verlernt, verdorben haben. Aus der Sehnsucht nach der Reinheit, aus der Sehnsucht heraus nach Gott, war er Priester geworden und das Schicksal hatte ihm gerade an dieser Kirche seine Anstellung angewiesen.

Aber das Priestertum besteht nicht allein darin, im Tempel Gottes vor dem kerzenschimmernden Altar zu stehen, in weißgoldenen Gewändern zu singen und die Hände segnend gegen das Volk zu erheben. Es besteht auch darin, daß man mit den Leuten der Gemeinde lebe, daß man ihre Laster verzeihen, ihre Härten tragen, ihre Niedrigkeiten entschuldigen, ihre Schwachheiten begreifen lerne. Machtvoll weist es zu der Menschlichkeit hin.

Ein Priester soll über allem Irdischen stehen und doch alles Irdische kennen und begreifen.

In jeder Kirche hängt ein großes, schweres Kreuz und dieses Kreuz muß der Priester, so er nach dem Herzen Gottes ist, der Gemeinde voran tragen. Aufwärts muß er es tragen, einen steilen Weg hinan. Keiner muß geduldiger im Leid, freudiger in der Verfolgung, stiller in der Schmach sein als er.

Keiner muß mehr entbehren, keiner strenger entsagen, keiner reiner und tadelloser leben, keiner ritterlicher kämpfen als er, und keiner muß freudiger lächeln und mutiger sagen: „non dolet". Dafür nun darf er die strahlenden Gewänder tragen und das Lied von Gott singen, dafür darf er seine Heimat in dem hehren Tempel aufschlagen, der ein Sinnbild des Himmels ist. Und demütig muß sein Herz bleiben. Wenn er das Haupt niederneigt, das Bekenntnis der Sündigen und Verlorenen zu empfangen, dann darf kein Stolz, keine Ueberhebung in seiner Seele sein. Dann muß er ein Retter und Helfer, ein frommer, schlichter Träger der Gnade Gottes sein.

Arm muß er leben, denn wie könnte er die Aermsten seiner Gemeinde verhungern sehen? Keine Nachtruh darf er kennen, kein Weg beschwerlich, keine Mühe zu groß sein, wenn es gilt einer Seele nachzugehen. Der Undank, die Bosheit, der Geiz, die Roheit dürfen ihn nicht müde machen. Von Enttäuschung und Beschwerde darf er nicht reden. So nur kann er das Lied von Gott singen, das ein Lied des innerlichen Lebens ist.

Aber es dauert lange, lange — ehe diese große Melodie ganz begriffen ist. Der Heldenmut des Kämpfers, die Kraft des Riesen, die Aufopferung des Märtyrers gehören dazu.

In dieser Neujahrsnacht war der junge Priester fast verzweifelt.

Der leuchtende, heilige Beruf, den er so begeistert auf seine Schulter genommen, hatte ihm die Dornenkrone des Herrn in die Stirne gedrückt.

Er war durch schreckliche Erfahrung, durch Ernüchterung und Erniedrigung noch geschritten. Die Rache und die Verleumdung hatten ihn angerührt, die Versuchung war in seinem Herzen gewesen — es hatte geschienen, als dürfe er das Lied von Gott nun nicht mehr anstimmen, als sei er entwürdigt. Und er betete. Betete so, wie nur die beten, denen die Wasser bis ans Leben gehen. Betete und vergaß Raum und Zeit. Plötzlich traf ein Lichtstrahl auf seine geschlossenen Lider.

Der Mond war aufgegangen und hatte die Kirche erhellt. Sein Strahl lag auf dem Gesicht des Welterlösers, das den Ringenden tröstend und ermutigend anschaute.

„Siehe", sagte eine barmherzige Stimme — „auch ich ward versucht. Auch ich ward verlassen — auch mir ward mein weißes Kleid befleckt und genommen. Alle Bitternis, alle Trostlosigkeit habe ich verkostet — nur damit ich wissen lerne, was das Leben der Menschen bedeutet, nur damit ich trösten könne, wenn die Not am größten.

Ach — diese Stimme hatte lange geschwiegen und nun, da sie sich wieder erhob, sanken vor ihr die Schatten und Schwierigkeiten lautlos zusammen und die Klarheit, das Vertrauen, die Freude kehrten zurück und zeigten ihr göttliches Antlitz.

Um zehn Uhr am hellen, fröhlichen Neujahrsmorgen stand der junge Priester am lichterstrahlenden Hochaltare und las das Amt. Und eine neue und hohe Bedeutung gewannen für ihn die Worte des Graduale:

Auf vielerlei Weise hat Gott zu den Vätern durch die Propheten geredet, am letzten hat er in diesen Tagen zu uns gesprochen durch den Sohn. Alleluja!

Ja — da stand er wieder in goldgewirkten Gewändern, während die Sonne das Schiff durchflutete und das Glück seiner Kindheit war bei ihm. Sein Herz war voller Freude, als er nun zum Schluß das große Lied von Gott anstimmte:

Te Deum laudamus. Te Dominum confitemur!

Der Mann mit der eisernen Maske.

Von

Dr. Luzian Pfleger.

Die Deutschen haben ihren Kaspar Hauser und die Franzosen den „Mann mit der eisernen Maske“, zwei geheimnisvolle Persönlichkeiten, deren Schleier zu lüften sich Gelehrte und Ungelehrte von jeher die größte Mühe gegeben haben. „L'homme au masque de fer“ ist seit Voltaire für die französische Geschichtsschreibung zum stehenden Problem geworden, und nichts zeugt mehr für die Vorliebe unserer Nachbarn für das Mysteriöse, Dunkle, den Skandal in der Geschichte, als die Aufmerksamkeit, welche aus den weitesten Volkskreisen dem mysteriösen Gefangenen Ludwigs XIV. gewidmet wurde. Bis 1870 haben nicht weniger als 52 ernste Forscher in Frankreich sich mit ihm beschäftigt und viele nachher bis in die jüngste Zeit, die endlich Klarheit in das „ewige Rätsel“ — le perpétuel énigme nennt es Funck-Brentano, der am meisten zu seiner Lösung beitrug — gebracht hat. Auch in Deutschland hat sich die Forschung neuestens wieder mit ihm beschäftigt. Gegen das dilettantische kritiklose Buch, das Anna Wagemann veröffentlichte (die eiserne Maske oder nach zwei Jahrhunderten, Wittenberg 1903), wendet sich W. Bröcking in der „Historischen Vierteljahrschrift“ (Juliheft 1904) und begründet die Resultate, die er im Anschluß an die neuere französische Forschung in einer 1898 erschienenen mehr populären Schrift niedergelegt hatte, noch eingehender. Ehe wir nun auf des Rätsels neueste und wohl für alle Einsichtigen annehmbarste Lösung eingehen, sei hier für Unkundige zunächst der Tatbestand mitgeteilt, wie er in der Fassung Voltaires populär geworden ist.

In seiner vielgelesenen Schrift Siècle de Louis XIV. schreibt er:

Einige Monate nach dem Tode Mazarins ereignete sich ein beispielloses Geschehnis, das, was noch merkwürdiger ist, allen Geschichtsschreibern unbekannt blieb. Man schaffte in größter Stille nach dem Schloß der Insel Sainte-Marguerite im provencalischen Meer einen unbekannten Gefangenen von außergewöhnlicher Statur, jugendlichem Alter und auffallend schönen und edeln Gesichtszügen. Unterwegs trug dieser Gefangene eine Maske, deren unterer Teil vermittels Stahlfeder beweglich war, die ihm das Essen ermöglichte, ohne die Maske herunterzunehmen. Man hatte befohlen, ihn zu töten, wenn er die Maske abnehmen würde. Er blieb auf der Insel, bis ein eingeweihter Offizier namens Saint-Mars, Gouverneur von Pignerol, der 1690 Gouverneur der Bastille wurde, ihn von der Insel Sainte-Marguerite nach der Bastille überführte, immer mit der Maske. Der Marquis von Louvois besuchte ihn auf der Insel vor seiner Ueberführung und sprach mit ihm in aufrechter Haltung mit ehrfurchtsvoller Achtung. Dieser Unbekannte wurde nach der Bastille überführt, wo er, so gut als es in diesem Schlosse nur möglich war, logiert wurde. Man weigerte ihm nichts, was er begehrte. Er liebte feine Leinwand und Spitzen. Er spielte Zither. Er erhielt die feinste Kost, und der Gouverneur setzte sich selten in seiner Gegenwart. Ein alter Arzt der Bastille, der den merkwürdigen Mann oft in Krankheitsfällen behandelt hatte, sagte aus, er habe niemals sein Angesicht gesehen, obschon er oft seine Zunge und andere Körperteile untersuchte. Er war prächtig gebaut, sagte dieser Arzt; seine Haut war etwas bräunlich, schon der Ton seiner Stimme flößte Interesse ein. Er beklagte sich nie über seine Lage und ließ nie etwas durchblicken über seine Persönlichkeit.

Voltaire sah bald, daß er mit dieser Anekdote einen glücklichen Wurf getan hatte. Das Publikum war gespannt. Der geheimnisvolle Maskierte interessierte zu sehr, als daß man nicht gerne gewußt hätte, wer dahinter steckte. Voltaire, der Geschichtsmacher, kam der begreiflichen Neugierde entgegen. Der Mann mit der eisernen Maske sollte, wie er in der Neuausgabe seiner Questions sur l'encyclopédie par des amateurs von 1771 berichtet, kein Geringerer sein als ein illegitimer Bruder Ludwigs XIV., ein Sohn Mazarins und der Anna von Oesterreich, und zwar war er älter als der König. Nach dem Tode Mazarins kam Ludwig hinter das streng gewahrte Geheimnis, und da sein Bruder ihm aufs Haar ähnlich war, ließ er ihn, mit der Maske versehen, gefangen setzen.

Jetzt war der Anfang zu üppiger Legendenbildung gegeben. Bald hieß es, der Gefangene sei ein Zwillingsbruder des Königs gewesen, den man habe verschwinden lassen, um Zwietracht im Reiche zu vermeiden. Der Baron von Gleichen, zur Zeit Napoleons dänischer Gesandter in Frankreich, wollte sogar wissen, daß der Internierte der wirkliche Thronfolger war, den Mazarin und die Königin nach dem Tode des Königs zugunsten ihres eigenen Sohnes verschwinden ließen. Die Absicht dieser Version ist klar: Die Legitimität der bourbonischen Thronansprüche sollte als nichtig erwiesen werden. Aber an dem Ende der Revolutionsepoche schwiegen allmählich die Stimmen, die sich für einen Bruder des Sonnenkönigs aussprachen. Freilich, noch für Michelet hatte die Voltairesche Fabel viel Bestechendes, doch war er zu sehr Historiker, als daß ihn der Mangel jeglicher Beweise die Geschichte nicht mit einem Fragezeichen versehen ließ. Alexander Dumas hatte weniger Bedenken, als er den Roman Le vicomte de Bragelonne schrieb, und diesem Buche ist die weite Verbreitung der Legende während des 19. Jahrhunderts zu verdanken.

Paul de Saint-Victor hatte recht, als er sagte, daß kein indischer Götze so viele Metempsychosen durchmachte wie der Mann mit der eisernen Maske. Schon im Jahre 1745 tauchte eine Meinung auf, die den mysteriösen Gefangenen mit dem Admiral Louis de Bourbon, Grafen von Vermandois, identifizierte. Er war ein Sohn des Königs und der schönen Louise de la Vallière, und mußte verschwinden, weil er angeblich dem Dauphin eine Ohrfeige gegeben hatte. Die öffentliche Meinung stimmte dieser Auffassung zu, aber ihre Haltlosigkeit ergibt sich aus der Tatsache, daß der Graf von Vermandois am 18. November 1683 zu Courtrai an einem bösartigen Fieber starb. Dann sollte der Herzog von Monmouth, ein Sohn Karls II. von England und der bekannten Lucie Walters, der Maskierte gewesen sein, aber er starb 1685 zu London auf dem Schafott. Nicht mehr Glück hatte die Hypothese, die den Herzog von Beaufort, der bei einer Expedition nach Kandia verschwand, substituierte, auch nicht jene, die den armenischen Patriarchen Avedick von Konstantinopel und Jerusalem mit der eisernen Maske bedeckte. Ich kann hier die Gründe dafür nicht alle anführen, auch nicht eingehen auf die anderen „Systeme“, die das Dunkel, das über der Maske schwebte, zu lichten versuchten. Man brachte noch manche andere Persönlichkeiten damit in Verbindung, aber ohne viel Glück.

Dem Pariser Gelehrten Funck-Brentano, der aus der Chronique scandaleuse der französischen Geschichte schon manchen dunkeln Punkt beleuchtet hat, gebührt das Verdienst, in der verwickelten Angelegenheit die richtigen Wege gewiesen zu haben. Nach seinen scharfsinnigen Aufstellungen, für die ihm eine Vermutung des Baron Heiß, der um 1770 das elsässische Regiment in Pfalzburg befehligte, Ausgangspunkt war, haben wir in der geheimnisvollen Persönlichkeit den Grafen Herkules Antonius Mattioli zu erblicken, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Staatsminister zu Mantua war.

Wie nun Mattioli den Weg zu französischen Gefängnissen fand, damit hat es folgende Bewandtnis. Der unternehmungslustige französische Gesandte zu Venedig, der Abbé d'Estrades, der den intriganten und ehrgeizigen Charakter Mattiolis kannte, gewann ihn gegen Ende des Jahres 1677 für die Absichten Ludwigs XIV. bezüglich der Abtretung von Casale an Frankreich. Am 12. Januar 1678 schrieb Ludwig dem mantuanischen Minister eigenhändig, um ihm für die geleisteten Dienste zu danken. Im Verlauf des Jahres kam Mattioli selbst nach Paris. Am 8. Dezember wurde der Vertrag unterzeichnet, demzufolge der Herzog von Mantua die französischen Truppen in Casale aufnehmen und im Falle einer französischen Expedition nach Italien selbst zum Generalissimus der königlichen Armee ernannt würde. Nach Vollzug des Vertrages werden ihm 100,000 Taler ausbezahlt. Hierauf empfing der König Mattioli in Audienz und entließ ihn mit einer angemessenen Belohnung. Aber keine zwei Monate vergingen, und die Höfe zu Wien, Turin, Madrid, sowie die venetianische Republik hatten Kunde von all diesen geheimen Vorgängen. Schnöden Gewinnes wegen hatte Mattioli seinen Fürsten verraten. Als der Baron d'Asfeld im Auftrage Ludwigs XIV. nach Italien reiste, um mit Mattioli die Ratifikation des Vertrages vorzunehmen, wurde er auf dem Durchzuge durch das Mailändische Gebiet gefangen und den Spaniern ausgeliefert. Ludwigs Zorn kannte keine Grenzen, und auch Louvois, der bereits die Vorbereitungen für die Besetzung von Casale getroffen hatte, war wütend. Der Abbé d'Estrades schwor Mattioli Rache. In Versailles schlug er vor, den Minister gefangen zu setzen. Doch wollte Ludwig kein Aufsehen erregen. d'Estrades stellte sich, als ob er von Mattiolis Doppelspiel keine Ahnung hätte. Er trat mit ihm scheinbar in weitere Verhandlungen und verabredete am 2. Mai 1679 eine Zusammenkunft. Aber die Karrosse, die er bestieg, wurde von einer von Katinat geführten Eskorte abgefaßt, und der überlistete Minister wurde in die Festung Pinerolo gebracht, wo er der Obhut des Kapitäns Saint-Mars anvertraut wurde. Er blieb für immer verschwunden. In Italien wurde die Nachricht verbreitet, er sei auf der Reise verunglückt, seine Frau ging ins Kloster. Ludwig XIV. aber hat durch diese Gewalttat das Völkerrecht in gröbster Weise verletzt.

So war Mattioli gefangen. Seine Gefangenschaft mußte um jeden Preis verheimlicht werden. Es wurde befohlen, ihn rücksichtsvoll zu behandeln, ihm nichts abgehen zu lassen, was aber bei der Widerspenstigkeit des Gefangenen in den ersten Jahren nicht immer eingehalten wurde. Erst nach erfolgter Besetzung Casales durch französische Truppen (27. September 1681) wurde sein Los erträglicher. Im August 1681 verließ der Gouverneur Saint-Mars Pinerolo, um nach Exiles überzusiedeln. Mattioli blieb in Pinerolo, bis zum 19. März 1694,

wo er mit zwei anderen Gefangenen nach der Insel Sainte-Marguerite überführt wurde, wo Saint-Mars wieder Gouverneur war; als dieser nach der Bastille versetzt wurde, folgte ihm auch Mattioli, im Juni 1698. Er starb in der Bastille am 19. November 1703. Aus der Samtmaske, die er getragen hatte, hat das Publikum eine eiserne Maske gemacht. Und um sein Haupt hat das Sensationsbedürfnis der Literaten einen Kranz abenteuerlicher Legenden gewoben, man hat der Angelegenheit eine Bedeutung beigelegt, die ihr nicht zukommt.

Den Ausgangspunkt für die Untersuchung Funck-Brentanos bildet das Tagebuch des Königsleutnants Du Junca, nach welchem der Gouverneur Saint-Mars bei seinem Eintreffen in die Bastille am 18. September 1698 einen Gefangenen mitbrachte, den er schon in Pinerolo bewacht hatte. Dieser Gefangene war stets maskiert, und sein Name war niemand bekannt. Dieser Bericht wurde nie angezweifelt. Es galt nur nachzuweisen, daß der Maskierte mit Mattioli identisch ist. Das hielt nicht schwer. Man weiß sicher, daß Saint-Mars in Pinerolo fünf Gefangene hatte, darunter Mattioli. Das Schicksal der vier übrigen läßt sich nun aber genau verfolgen — es ist überflüssig, hier auf die Namen und die Einzelheiten einzugehen — und so bleibt für den Maskierten nur der mantuanische Staatsminister übrig. Schon Ludwig XV., der Kenntnis von der Angelegenheit hatte, teilte der Pompadour mit, daß der Mann mit der Maske ein italienischer Minister war und Ludwig XVI. war von dem alten Minister Maurepas berichtet worden, daß der mysteriöse Gefangene ein Untertan des Herzogs von Mantua gewesen sei.

Die Lösung des Rätsels, wie sie Funck-Brentano gegeben, ist wenigstens in ernsten wissenschaftlichen Kreisen als richtig und unanfechtbar betrachtet worden. Sie hinderte aber nicht das Aufkommen neuer Deutungsversuche. Loquin, der 1900 in einer Schrift die Frage untersuchte, ist von der fixen Idee besessen, Molière, der große Komödiendichter, sei der Mann mit der eisernen Maske gewesen! Und das eingangs erwähnte Wagemannsche Buch will den Nachweis führen, der bereits im Jahre 1649 hingerichtete König Karl I. von England habe die Maske getragen. Seltsam, der arme Gefangene der Bastille scheint nicht zur Ruhe kommen zu wollen. Soll wohl Michelets Prophezeiung Recht behalten: Die Geschichte der eisernen Maske wird wahrscheinlich immer im Dunkel bleiben?



Der neue Stern.

(Poetische Sage.)

Im Wasgau stand am Opfersteine
Die greise Wala sorgenschwer:
Sie sollte Wotans Gunst erbitten
Zum Kampfe mit dem Feindesheer.

In trüber Nacht, dem Frost verbündet, —
Der Rheinstrom lag in Eisesbann —
War Ilmars Macht dahergebrauset
In langen Reihen Mann an Mann.

Noch eine Nacht, dann ging's zum Streite!
Die Mannen dürsteten nach Blut,
Und nur des ernsten Führers Mahnen
Besänftigte die Kampfeswut.

Die Tapfersten in düstern Reihen
Umlagerten den Opferstein,
Und harrten auf das Gotteszeichen
Beim trüben Spänefackelschein.

Die Wala grub geheime Runen
In ihren morschen Eichenstab,
Und flüsterte nach allen Winden,
Umkreiste zag das Felsengrab.

Drin schlummerte nach Ahnenmelden
Die Drude aus dem heil'gen Hain,
Sie sollte bei dem Opferbrauche
Botin zum Throne Wotans sein.

Und horch! Beim düstern Fackelzucken
Regt sich's gespenstig in der Gruft!
Erschauernd stehen jach die Recken,
Und eine Grabesstimme ruft:

„O Wala, wahr sind Wotans Worte,
Und weise lenkt sein Wink die Welt:
Willst du den Weg zum Glücke weisen,
Dann blicke auf zum Sternenzelt!

Ein neuer Stern strahlt still hernieder,
Und Weise folgen seiner Bahn —
Gib deinem Volk das Friedenszeichen;
Denn eine neue Zeit zieht an!

Walhallas Hallen stehen öde,
Gott ward den Erdenkindern gleich,
Daß er sich hohe Helden küre
Zu seinem freien Friedensreich."

Müd wandte sich die greise Wala,
Die Mannen standen staunenvoll . . . .
Ein großes Ahnen faßt die Seelen,
Verdränget Kampfeswut und Groll.

Die Führer boten Hand und Frieden
Zur selben Nacht dem Feindesheer
Und luden es zum Friedensfeste . . . .
Der Stern erglänzte mild und hehr.

Bellheim (Rheinpf.) Frz. Matt.



Lebenstragik und Glaubensidealismus.

(Ein Gespräch über Michelangelo.)

Von

Dr. J. Chr. Huck.

Der griechische Tragiker spricht einmal von Menschen, die ohne inneren Gehalt und eigenes Verdienst zu Ansehen und Namen kommen, während tausend andere, die besser sind, vom grausamen Schicksal mißhandelt werden. (ὦ δόξα, δόξα, μυρίοισι δὴ βροτῶν, οὐδὲν γεγῶσι, βίοτον ὤγκωσας μέγαν. Eurip. in Androm. 320.) Lichte Höhen und einsam ragende Wipfel sind am meisten dem Sturme ausgesetzt; so mußten sittliche Größen und geistige Bahnbrecher gar oft des Lebens Härte und Ungerechtigkeit um so bitterer empfinden, als sie über das Milieu des Alltagsmenschen hervorragten. Wenn sie dennoch dem lähmenden Zwiespalt zwischen idealem Streben und rauher, beschränkter Wirklichkeit nicht erlagen, so verdankten sie den Sieg ihrer Glaubenskraft: auf den Schwingen der Religion stieg ihre Seele durch Raum und Zeit hinauf zu Gottes Thron, zur ewigen Schönheit und Liebe. Nicht nur die edelsten Blüten unseres Geschlechtes, welche die Kirche als sittliche Helden verehrt, mußten gerade im Kampf gegen widrige Verhältnisse ihre Heiligkeit bewähren, auch geniale Künstler und Fürsten im Reiche des Wissens mußten um so mehr die Bitterkeit des Lebens verkosten, als sie zugleich auch edle, harmonische Menschen waren. In Seelenschmerz und Melancholie über Unrecht und Enttäuschung verloren sie weder ihre innere Freiheit noch ihre Schaffenslust. Wäre Dante so groß, wenn seine Vaterstadt nicht so klein an ihm gehandelt hätte? Wäre Boetius, den das Abendland als den ersten Interpreten des Aristoteles und die Nachwelt als den letzten Römer von universeller Bildung verehrt, so erhaben ohne den Undank und den blutbefleckten Argwohn des Gotenkönigs Theoderich? —

Dantes Melancholie gründete wohl mehr in seinem Charakter als in den herben Schicksalsschlägen. Er war zu stolz, um mit dem Strome zu schwimmen oder seiner Mission aus Furcht oder Berechnung untreu zu werden, und doch auch zu weich, um unter der Tragik des Lebens nicht tief zu leiden — „too proud and too sensitive to be happy", wie Macauley so treffend seinen Charakter bezeichnet (Critical and historical Essays, Leipzig 1850, I, 27). Der Glaube an seine Aufgabe, das männliche Ergreifen des übernatürlichen, christlichen Lebenszieles erhob den Dichter zu seiner einzigartigen Größe, zum Chorführer des christlichen Parnasses. —

200 Jahre später feierte die Kraft und Tiefe des christlichen Glaubens in einem einzigartigen Künstlergenie, in Michelangelo Buonarroti, einen merkwürdigen Sieg über die Tragik des äußeren Lebens. Wen trug ein Genius je höher als ihn, wen zwang der Widerstreit künstlerischer Konzeption und äußeren Druckes

je grausamer zur Erde nieder? Wenn Michelangelos neuester Biograph den Stolz und die Liebe als die Seele dieses Meisters bezeichnet, so wird man ihm hierin ebenso gerne zustimmen als man den Erklärungsversuch für Michelangelos Lebenstragik ablehnen muß. Es ist befremdend, wie *Thode* (Michelangelo und das Ende der Renaissance I. Bd. Berlin 1902), ein so feinsinniger, vornehmer und gewissenhafter Forscher, den der liebliche Zauber eines hl. Franz von Assisi so mächtig anzog und in der Analyse Cimabues und Giottos wie der Frührenaissance so sicher führte, die Lebenstragik Michelangelos aus einem angeblichen unlösbaren Konflikt zwischen „antikem Schönheitskultus und christlicher Glaubensversenkung" entstehen lassen kann. (S. 340.) Es war nur *eine* Künstlerseele, welche Michelangelos Persönlichkeit formte, und diese *eine* Seele hatte sich an der *Form der antiken Plastik* gebildet und zog ihre unerschöpfliche Fruchtbarkeit aus der *christlichen Ideenwelt*. Ein einzigartiges Gebilde dieser einheitlichen Künstlerseele ist die Figur des *Moses* in S. Pietro da Vincoli: Im klassischen Gewand der Antike stellt der Meister das Papsttum als Hüter und Verkündiger des christlichen Gesetzes dar. Welch ein Werk würde der Künstler erst der Welt hinterlassen haben, wäre es ihm vergönnt gewesen, das monumental gedachte Grabmal des Rovere-Papstes mit 40 ähnlichen Gestalten ausführen zu dürfen! — Ebensowenig wissen die *Fresken der Sixtina* etwas von einem Konflikt zwischen Antike und Christentum. Das Verhältnis ist eben kein *gegensätzliches*, sondern ein *fortschreitendes*. Wohl hat die Antike im Schmerz der *Niobe*, in der stummen Verzweiflung *Laokoons* die Tragik des Lebens erschütternd, ja unübertrefflich im Marmor ausgedrückt, doch eine *Versöhnung* und *Lösung* dieser Tragik der unerlösten Menschheit konnte sie nicht geben. Welch ein Abstand zwischen einer Niobe oder Laokoonsgruppe und der *Pietà* Michelangelos in St. Peter: Es ist der Abstand zwischen Schuld und Erlösung. Nichts hat mich aus der antiken Plastik so tief ergriffen wie die Betrachtung der Laokoonsgruppe. Lange hat sich meine Seele in den namenlosen Schmerz hineinversenkt, der aus diesem halbgeöffneten Mund, aus den angstvollen Augen spricht — aber auch immer tiefer empfand ich das Gefühl der Ungenüge, das selbst dem genialsten Versuch, das Leidensproblem und die alte Frage nach dem Ursprung des Uebels ohne die Offenbarung des Kreuzes zu erklären, anhaften muß. Der christliche Künstler der Pietà gibt eine Lösung und Versöhnung durch die Antwort des Kreuzes. —

Wie die ewigen Wahrheiten des christlichen Glaubens dem künstlerischen Schaffen Michelangelos die Richtung nach oben gaben, so waren sie ihm auch kraftvolle Tröster und Freunde in den Nöten des *eigenen Lebens*. Nicht nur „der letzte Gedanke Michelangelos galt dem Leiden Christi", sein ganzes Leben vom ersten künstlerischen Schaffen an war von tiefer, religiöser Weihe getragen. Was die Lebensbeschreibung seiner vertrauten Freunde *Giorgio Vasari* und *Ascanio Condivi* wie *Varchis* Mitteilungen berichten, findet auch seine Bestätigung in den schriftlichen Zeugnissen des Meisters wie in dessen Gemälden und Statuen: Daß er nämlich, besonders seit den erschütternden Predigten des unglücklichen *Savonarola*, von der Liebe und vom Leiden des Gekreuzigten, von der Erhabenheit des Christentums in tiefster Seele ergriffen und durchdrungen war. Vielleicht ist die Pietà der erhabenste Ausdruck seiner titanenhaften und doch so zarten, glaubensinnigen Künstlerseele; Thode sagt von diesem Werk: Ein Wunder der christlichen Kunst war zur Gestaltung gelangt. (S. 17.)

Dieser Glaubenskraft verdankte er die *Erhaltung* seiner *Schaffenslust*, die über alle Hindernisse und Widerwärtigkeiten siegreich hinwegschritt. Wie viele kostbare Zeit hat dieser seines Wertes sich bewußte Meister in den Steinbrüchen von Carrara mit dem Suchen und Herrichten geeigneter Marmorblöcke für sein Schaffen verloren, weil niemand dem Künstler die Arbeit des Technikers und Steinmetzen abnahm. Welche Unsumme von Verdruß brachten ihm die Erfahrungen mit manchen Gehilfen und Unternehmern, die finanziellen Verlegenheiten, die durch sein Wohltun und übergroße Noblesse nicht weniger drückend wurden; was litt er jahrelang unter der Laune und Unbeständigkeit päpstlicher und fürstlicher Auftraggeber, unter dem Neide Ghirlandajos und der Intrigue Bandinellis, unter dem Verhalten Bramantes und der Anhänger Raffaels. Wie schmerzlich mußte der schon betagte Meister, der nur um Gotteslohn den Bau von St. Peter übernommen hatte, die Verdächtigungsversuche des päpstlichen Baukomitees und der „Sekte San Gallos" — so bezeichnet Vasari die Gegenpartei — täglich empfinden! Vasari hat uns eine Episode aus einer Komiteesitzung vor Julius III., dessen Vertrauen und Gunst Michelangelo besaß, und die siegreiche Würde und den Stolz des Meisters anschaulich geschildert. Auf die Bemerkung des Papstes, daß nach Anschauung der Deputierten die Apsis von St. Peter zu wenig Licht bekommen werde, erwiderte Michelangelo: „Ueber diesen drei Fenstern werde ich noch drei andere in der Wölbung anbringen." — „Davon habt ihr uns nie etwas gesagt", antwortete Kardinal Marcello. Michelangelo, dem der Papst die Oberleitung übertragen und das Geld versprochen hatte, entgegnete: „Ich glaube nicht verpflichtet zu sein Eurer Herrlichkeit oder irgend jemanden mitzuteilen, was ich tun muß oder zu tun wünsche. Eure Sache ist es, für das Geld zu sorgen und zuzusehen, daß es nicht gestohlen wird." Dann wandte sich der Meister direkt an den Papst: „Heiliger Vater, seht, was mein Gewinn ist. Sollten alle Mühsalen, die ich erdulden muß, nicht eine *Wohltat für meine Seele sein*, so verliere ich wahrlich Zeit und Mühe." Da legte der Papst ihm die Hände auf die Schulter und sprach: „Sei ohne Furcht; du gewinnst für beides, für Seele und Körper." — Wie seine Geduld, so entsprang auch sein *Wohltun* aus der Kraft seines christlichen Glaubens. Noch 3 Jahre vor seinem Tod schrieb er an seinen Neffen Lionardo nach Florenz: „Da ich alt bin, möchte ich dort für meine Seele irgend eine Wohltat mit Almosen tun. Denn auf andere Weise weiß ich und kann ich nichts Gutes tun. Ich möchte durch dich etwa 300 Scudi dort verteilen lassen, wo die Not am größten ist." (Gaëtano Milanesi, le lettere di Mich S. 361.) Bis über den Tod hinaus dauerte seine Liebe zu den Brüdern, die er alle drei überlebte. Als er den Tod von Giovan Simone († 1548) erfuhr, schrieb er: Sein Hingang hat mich mit tiefem Schmerz erfüllt; denn ich hoffte trotz meines Alters ihn nochmals zu sehen. Es hat Gott so gefallen: Geduld! Es wäre mir lieb, eingehend zu hören, wie er gestorben ist und ob er gebeichtet und nach Ordnung der Kirche die hl. Kommunion empfangen hat. Wäre das der Fall, so würde ich weniger leiden. Wie er auch gewesen sein mag, es schmerzt mich sein Tod, und ich will, daß Gutes für seine Seele geschieht, wie ich es für die Seele meines Vaters getan habe." (Lettere S. 217, 218). —

Seine letzten Jahre waren besonders reich an Leiden wie an Glaubenstrost. Wohl hatte ein Breve Pius' IV. den neuen Schikanen, die seit Marcell II. und Paul IV. gegen den hochbetagten Meister wieder einsetzten, durch die Entlassung des ränkevollen Nanni di Baccio Bigio ein Ende gesetzt, aber Michelangelo war des Treibens so überdrüssig, daß nur der Gedanke, zur Verherrlichung Gottes und des hl. Petrus etwas beitragen zu können, ihn beim *Bau von St. Peter* noch länger hielt. Der unvergänglichen Kraft seines Glaubenslebens verdankt die Welt die herrliche Kuppel über der Vierung von St. Peter, jenes „Abbild himmlischer Freiheit, erhabener und herrlicher, als je ein Wunderbau es gewesen, nicht ein von Menschenhänden getürmtes Werk, sondern das von Engeln emporgetragene Gebet eines ihres Gottes vollen Seele". (Thode S. 225.) Und eine solche Seele soll innerlich geteilt und zerrissen gewesen sein? — Ihre *Tragik* entstammte der Kleinheit und Kleinlichkeit der realen Welt, die seinen hohen Entwürfen störend entgegentrat, ihre Größe aber der Religion des Kreuzes, die ihm Erhabenheit und Ausdauer einhauchte. Die drei größten künstlerischen Aufgaben seines Lebens, das *Juliusgrabmal*, die Fassade von *S. Lorenzo* in Florenz mit den Medicigräbern und die *Fresken der Sixtinischen Kapelle* sind ebensoviele Belege dafür. Das nähere Eingehen auf diese Trilogie seines Künstlerschmerzes muß für eine *besondere* Abhandlung zurückgestellt bleiben. —

Michelangelos geniales Schaffen ist ein aus dem Rahmen der Kunst- und Kulturgeschichte markant hervortretender *Protest* gegen die banausische Phrase von der „*Minderwertigkeit*" *katholischer Weltanschauung*. Seine eigenartige Größe, sein titanenhaftes Wesen, das Julius II. mit dem Renaissancewort „terribile" bezeichnete, ward durch die Kraft des *katholischen Glaubens* geformt und befruchtet; trotz aller Miseren des Lebens bewahrte diese Kraft ihm die *innere Freiheit*, ohne die kein Künstler denkbar ist. Ohne diesen Glaubensidealismus wäre seine künstlerische Individualität vor ihrer Reife an der Härte des Lebens zerbrochen wie ein halbfertiger Marmorblock unter den rauhen Hammerschlägen des Lehrlings.

In unseren Tagen, wo *Gelehrte* und *Künstler* in unwiderstehlichem Drang nach *katholischen Materien* der Vergangenheit und Gegenwart *greifen* und dennoch in blinder Voreingenommenheit gegen die katholische Kirche, die Mutter und Hüterin aller echten Kultur, die Kampfesparole von der „voraussetzungslosen Wissenschaft" ertönt, tut es not, die starken Rufer im Streit daran zu erinnern, daß, wie tausend andere Kulturfaktoren, so auch Michelangelos Persönlichkeit unmöglich aus dem Rahmen *katholischer Weltanschauung* ausgelöst werden kann. Die durchaus *unwissenschaftliche Antipathie* gegen die katholische Kirche käme in peinliche Verlegenheit, sollte sie den aus den Tempeln des Dreieinigen Gottes vertriebenen Musen ein neues, würdigeres Heim

bereiten. Sind nicht Cimabue und Giotto bis herab zum letzten und bedeutendsten Vertreter der Florentinischen Schule gerade durch die Kraft „mittelalterlicher Dogmen" groß, ja erhaben geworden? Nimm dem Menschen den Schatz der christlichen Ideenwelt — und die Musen ziehen von dannen, das Herz des Menschen bleibt im Schmerz trostlos, es versteinert: wo die Musen fehlen, kommen die Medusen, um zur Tragik des Lebens noch das Entsetzen zu fügen.

Es ist hier nicht der Platz, auch auf die innere Unwahrheit der „Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft" in ihren Konsequenzen hinzuweisen. Absolute Voraussetzungslosigkeit kann nie das Prinzip einer Wissenschaft bilden; das führte zum Agnostizismus und zum Tod alles Fortschrittes. Die Philosophie spricht mit Recht von principia prima naturaliter intellecta in der Erkenntnislehre. Leider hat man sich mit der modernen Minderschätzung des unersetzlichen humanistischen Studiums auch der Philosophie schon zu lange entwöhnt. Der Schaden ist besonders für das theologische Studium und das Glaubensleben der Gebildeten irreparabel. Möchten jene, die entscheidend mitsprechen dürfen, als katholische Antwort auf diese Provokation der „Voraussetzungslosen" der „Summa philosophica" des alten Goudin einige Semester des theologischen Studiums reservieren! Wird der Philosophie ihr alter Ehrenplatz gewahrt, so wird die Theologie auch für die „modernsten Bedürfnisse" unberechenbar gewinnen. Ich weiß wohl, daß ich nicht nach dem Herzen aller spreche, denen in dieser Frage durch privilegierte Stellung das Mitreden zukommt. Doch selbst auf die Gefahr hin, als „Nichtzünftiger" nutzlos zu schreiben, steht die Ueberzeugung mir höher als Gunst.

Was Boetius in seinem „Trost der Philosophie" sagt, gilt heute erst recht vom Nutzen ihres Studiums:

Hic erit nobis requies laborum,
Hic portus placida manens quiete,
Hoc patens unum miseris asylum.
(Lib. III, metr. X, 234.)



Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. In Gerhart Hauptmanns „Der arme Heinrich", welches Werk nach längerer Pause wieder einmal im Repertoire erschien, waren 2 Neubesetzungen notwendig geworden. Die Ottegebe, früher die beste Rolle des Fräulein Schneider, hat Frl. Brünner übernommen. So verständig und im äußeren wirkungsvoll sie diese Rolle durchzuführen weiß, so ist es ihr doch versagt, jenen Eindruck damit zu erreichen, den ihre Vorgängerin zu geben wußte, und der gerade durch die bekannte Sprödigkeit jener Künstlerin verursacht war. Das glatte, geschmeidige Wesen, das Frl. Brünner besitzt, steht gerade der Ottegebe nicht an, und ihr naiv gewandtes Spiel ließ den pathologischen Schmerzenszug dieses Charakters fast ganz vermissen. Den Benedikt gab Herr Schröder, auch nicht in der ernsten und rührenden Würde und der patriarchalischen Hoheit, durch die der unvergeßliche Schneider so mächtig zu wirken wußte.

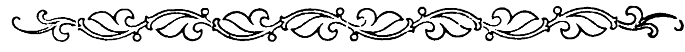
Residenztheater. „Maskerade", ein vieraktiges Schauspiel von Ludwig Fulda, hatte bei seiner Erstaufführung einen mäßig freundlichen Erfolg. Der Dichter, der uns als geistvoller Verskünstler stets willkommen ist, macht hier den Versuch, Kritik an der modernen Gesellschaft zu üben. Die Handlung seines Stückes setzt aber soviel Unmöglichkeiten voraus, daß es zu einer ernsthaften Teilnahme des Publikums nicht kommen kann.

Schauspielhaus. Am ersten Weihnachtsfeiertag gab man vor übervollem Hause die Erstaufführung von Hermann Heyermans „Kettenglieder, ein fröhliches Spiel am häuslichen Herd"; es fand eine sehr freundliche Aufnahme. Die Fröhlichkeit dieses Stückes ist von allerdings ganz besonderer Art; nicht jeder wird an Roheit und Egoismus, die in dem Spiel ihre Triumphe feiern, besondere Freude empfinden. Abgesehen von dem irreführenden Untertitel bleibt „Kettenglieder" das Werk eines Bühnenkenners, der es versteht (und in „Ghetto" auch schon bewies) in ein sicher getroffenes Milieu richtig gesehene wirkliche Menschen zu stellen. Um die Aufführung machten sich besonders Frau Müller und die Herren Schwartze und Raabe sowie als Regisseur Direktor Stollberg verdient.

Die Konzertwoche gibt uns diesmal nur wenig zu berichten, denn das Weihnachtsfest hat eine wohltätige Ruhepause mit sich gebracht, die volle sechs Tage währte. Nachzutragen bleibt uns das Auftreten der Pianistin Wanda von Trzaska, die ihre Kunst ausschließlich an Chopin und Liszt zeigte. Die jugendliche Künstlerin versteht ihr hohes technisches Können einem kräftigen Gestalten und überzeugenden Empfinden dienstbar zu machen, so daß das Ergebnis ihres Konzertes trotz manches Mindergelungenen durchaus erfreulicher Natur war.

Das Weihnachts-Akademiekonzert am ersten Feiertag bot an bereits bekannten Werken Haydns Jagdsymphonie, deren bereits recht gleichgültiger Inhalt durch Mottls Dirigierkunst eine ungeahnte Belebung erfuhr, und die phantastische Symphonie von Berlioz in ganz unvergleichlicher Wiedergabe. Eine kleine Novität brachte der Abend mit einem, bereits 1888 komponierten Orchesterscherzo von Hans Pfitzner. Es ist ein noch recht unpersönliches Werk aus der bekannten Mendelssohnschen Heiterkeitssphäre, aber rhythmisch nicht uninteressant, pikant instrumentiert und als Ganzes jedenfalls eine peinlich saubere Arbeit. Eines bemerkenswerten Erfolges hatte es sich aber nicht zu erfreuen.

München. Hermann Teibler.



Kleine Rundschau.

Germania docet — Ein Erfolg der Regensburger Katholikenversammlung.

Ein französischer Pfarrer beschreibt in der Zeitschrift „La Democratie Chretienne" seine Eindrücke, die er bei Besuch der Regensburger Katholikenversammlung gewonnen hat. In seinem Schlußartikel in Nr. 8 vom 8. Dez. l. J. schreibt er, daß die Franzosen, welche der Katholikenversammlung in Regensburg beigewohnt hatten, auf Anregung eines Pariser Vikars auch eine gemeinsame Besprechung abhielten. Alle waren erstaunt, daß es ihrer soviele waren, die im „Weißen Hahn" sich zusammenfanden; es waren darunter Laien mit ihren Familien, Ordens- und Weltgeistliche und auch einige Journalisten. Von zwei Rednern wurde betont, daß die französischen Katholiken sich ehrlich auf den Boden der heutigen Regierung stellen mußten. Pfarrer Delsor aus Elsaß erinnerte an die deutschen Katholiken, welche früher ein Großdeutschland mit Oesterreich an der Spitze gewünscht hatten, sich aber trotzdem in die neue Reichslage gefunden hatten, obgleich ihnen dies nicht leicht gemacht worden sei. Dann wurde betont, daß die französischen Katholiken sich organisieren und sozial tätig sein müßten. Als nun in der Versammlung die Bitte gestellt wurde, genau den Weg vorzuzeichnen, den man gehen müsse, da sagten Pfarrer Delsor und Dr. Kaufmann, der Leiter der Auskunftsstelle für die katholische Presse, dazu bräuchte man Wochen und Wochen. Es wurde nun beschlossen, daß man sich auf der Versammlung in Straßburg wieder treffen wolle, und um die Arbeit zu erleichtern, wolle man die Punkte und Fragen vorher genau präzisieren, worüber man sich besprechen werde. Möge dieser Gedanke zur Ausführung kommen und reiche Früchte tragen. Stillger.

Wisemans Fabiola.

Dieses vortreffliche Buch feiert in diesem Jahre sein goldenes Jubiläum, denn es sind seit seinem Erscheinen bereits 50 Jahre vergangen. Es gibt wenige Werke der katholischen Literatur, die sich solch einer hohen Verbreitung und Beliebtheit erfreuen. Wohl selten fehlt das Buch in einer kath. Hausbibliothek, und wo es seinen Platz noch nicht gefunden haben sollte, dort mögen diese wenigen Worte zur Aufmunterung dienen. In der Vorrede erzählt uns der Verfasser selbst, wie das Buch entstanden ist. Als der Plan zu der „Katholischen Volksbibliothek" entworfen wurde, da schlug der Kardinal Wiseman vor, in die Sammlung eine Reihe von Erzählungen aufzunehmen, welche den Zustand der Kirche in verschiedenen Perioden ihrer Vergangenheit darzustellen geeignet wären. Die Darstellung „Die Kirche der Katakomben" hat sich der Kardinal entschlossen, selbst zu übernehmen. Der Verfasser hat zu verschiedensten Zeiten und an verschiedensten Orten daran gearbeitet. Er betrachtete diese Arbeit nicht als pflichtmäßige Beschäftigung, sondern als eine Erholung in Mußestunden, als ein Trost und ein Beruhigungsmittel. Er hatte wenig Bücher und Hilfsmittel dabei benützt, denn es sollte kein gelehrtes Werk über kirchliche Altertümer werden, sondern der Verfasser wollte den Leser mit den Sitten, den Gebräuchen, den Zuständen, den Gedanken, der Denkweise und dem Geiste der christlichen Jahrhunderte bekannt machen. Daß Wiseman diesen Zweck erreicht hat, beweist am besten der enorme Erfolg. In alle Kultursprachen ist das Buch übersetzt worden. J. G.

☛ Der Gesamtauflage unserer heutigen Nummer liegt eine Doppelkarte der „Allgemeinen Rundschau" und der Postbestellzettel für das neue Quartal bei. Jeder Leser, welcher der „Allgemeinen Rundschau" einen neuen Abonnenten zuführt, bereitet dem Herausgeber die größte Freude.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 2. München, 8. Januar 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Konfession und höhere Schulen in Baden.

Von
Dr. jur. Brüning, Trier.

Die Konfessionen sind wohl in keinem deutschen Bundesstaate so gemischt wie in Baden. Die historische Entwickelung des Landes hat das mitgebracht: bedeutende katholische Gebietsteile wie die alten österreichischen Vorlande gehören ebenso zum Großherzogtume wie altprotestantische Länder, z. B. altpfälzische Gebiete. Die Prozentanteile der beiden Konfessionen haben sich nun zusehends zugunsten des Protestantismus verschoben. Während 1817 auf 1000 Einwohner 313,7 Evangelische und 669,2 Katholiken kamen, waren diese Zahlen 1858: 324,2 und 656,7. Im Jahre 1900 entsprachen diesen Ziffern die Anteile 376,9 und 605,5.

Man sollte nun meinen, daß die höheren Schulen in der Beteiligung der Konfessionen wenigstens ähnliche Zahlen aufwiesen. Dem ist jedoch nicht so: ähnlich wie in Preußen sind die Ziffern auch bei den Katholiken ungünstig.

Im Jahresdurchschnitt 1885/95 stellten im Durchschnitt die

	Protest.	Kathol.	Israel.
auf den Gymnasien	43 %	46 %	9,5 %
„ „ Realgymnasien . .	69 %	31 %	9 %
„ „ Oberrealschulen . .	52 %	41 %	7 %
„ „ Realschulen	49 %	40 %	11 %
„ „ höheren Bürgerschulen	51 %	37 %	12 %
Summa	48 %	42 %	10 %

Im Jahre 1902/03 nun sind die Zahlen nebst Prozenten folgende für die

	Protest.	Kathol.	Israel.
Gymnasien, Progymnasien	2194 (43 %)	2534 (49 %)	298 (5,8 %)
Realgymnasien, Realprogymn.	1134 (53 %)	773 (36 %)	201 (9,4 %)
Oberrealschulen	2036 (51,9 %)	1653 (42 %)	180 (4,6 %)
Realschulen . .	1849 (48 %)	1658 (42 %)	318 (9 %)
höheren Bürgerschulen . . .	230 (38 %)	311 (52 %)	42 (7,0 %)
Summa	7443 (47,6 %)	6929 (44,3 %)	1039 (6,6 %)

Ein Fortschritt der Katholiken ist also überall zu bemerken; die Evangelischen haben an den Gymnasien ihren Platz behauptet, im übrigen sind sie gesunken. Das Judentum ist — abgesehen von einem kleinen Fortschreiten an den Realgymnasien — überall, zum Teil recht erheblich gesunken. Diese Einzelerscheinungen machen sich im Gesamtresultate bemerkbar.

Fragen wir nach den Gründen dieser Erscheinung. Da ist zunächst auf die geographische Verteilung der Konfessionen zu sehen. In seiner Schrift: „Konfession und soziale Schichtung" kommt Dr. Offenbacher zu dem Gesamtresultat, daß „in den beiden begünstigten Teilen . . . . des Großherzogtums ca. 95 % der Protestanten, aber nur 70 % der Katholiken wohnen." Für die nicht so Begünstigten bleiben demnach 5 % der Protestanten und 30 % der Katholiken. In absolute Zahlen umgesetzt, sprechen die Zahlen besser; sie ergeben für Gegenden mit guten Siedelungsverhältnissen 668,857 Prot. und 339,489 Kath. minder guten „ 35,201 „ „ 992,150 „

Damit hängt zusammen die Steuerkraft beider Konfessionen. In dieser Hinsicht findet Offenbacher a. a. O., daß 1895 an Kapitalrentensteuer Kapital entfielen auf:

1000 Israeliten	4 137,100 M.
1000 Evangelische	954,900 „
1000 Katholiken	589,800 „

Zu bemerken ist hier auch die durchweg größere Verschuldung des — wenn ich mich so ausdrücken soll — katholischen Grundbesitzes.

Alle diese Tatsachen wirken selbstredend ungünstig auf die Beteiligung der Katholiken am Besuche höherer Schulen. Dazu kommen dann die weiteren Gründe, welche auch anderwärts maßgebend sind, insbesondere die stellenweise unglaubliche Gleichgültigkeit gegen das höhere nichttheologische Studium.

Trotz alledem kann und muß mehr geleistet werden. Allerdings meint Crou (Glaubensbekenntnis und höheres Studium S. 50), daß für die Katholiken eine gewisse Gefahr darin liege, „in den Angelegenheiten ihres geistigen Fortschrittes in . . ungewöhnlich hohem Maße auf wirtschaftlich . . leicht gefährdete Berufsklassen angewiesen zu sein", welche durch Verwirtschaften ihrer Kräfte die „ihnen anhaftenden Mängel" noch vergrößern. Er spielt damit auf die Tatsache an, daß die badischen

Katholiken von 1869 bis 1893 u. a. zum höheren Studium brachten:

539 Söhne von Landwirten gegen 176 der Protestanten,
209 „ „ nied. Bediensteten „ 67 „ „
494 „ „ Handwerkern „ 250 „ „

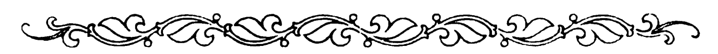
Dazu ist zunächst zu bemerken, daß von diesen zur Theologie übergegangen sind 306+71+209, also 586 von 1242, d. s. über 50%.

Der Landwirtschaft widmeten sich nun 1895 nach Offenbacher 247,769 Katholiken. Nehmen wir für 1869/93 einmal eine Durchschnittszahl von 200,000, so kommen auf die rund 20 Jahre 233, d. s. per Jahr 21 nichttheologische Abiturienten katholischer Konfession aus Landwirtskreisen, welche auf badische Hochschulen — andere kommen auch wohl kaum in Betracht — gingen. Die Zahlen für die beiden anderen Berufskategorien sind mir nicht zur Hand; die Abiturientenzahl weist für die entsprechenden Berufe per Jahr 7 bzw. 14 auf. Das ist meines Erachtens doch keine Ueberproduktion zu nennen.

Im Anschluß hieran sei erwähnt, daß die Zahl der katholischen Abiturienten — im Gegensatz zu derjenigen der Schüler im ganzen — nicht ganz so ungünstig ist. So waren Oberprimaner 1902/03 auf den

	Kath.	Prot.	Total
Gymnasien	217 (53%)	167 (41%)	407
Realgymnasien	25 (30,5%)	44 (63%)	70
Oberrealschulen	34 (38,6%)	50 (56%)	88
Sa.	276 (48,8%)	261 (46%)	565

Im allgemeinen also 48,8% gegen 44,3%. Das Resultat bringen aber lediglich die Gymnasien hervor. Realgymnasien und Oberrealschulen haben sogar niedrigere Prozentsätze. Der günstige Gymnasialprozentsatz erhält dadurch eine erhebliche Einschränkung, daß von den katholischen Abiturienten 71, von den evangelischen nur 16 sich dem Studium der Theologie zuwandten. Das sind allerdings keine 42% mehr wie 1891—1894, aber immerhin eine Zahl erheblich genug, um die Zahl der Nichttheologen katholischer Konfession ungünstig zu beeinflussen. Und gerade auf diesem Gebiete müssen wir besonders arbeiten, wenn wir erfolgreich konkurrieren wollen. Das gilt insbesondere von den technischen Studien. Die hier gebotenen Zahlen sind ungemein beschämend für die Katholiken und erwecken den Eindruck, „als entbehrten diese vielfach der sicheren Fühlung mit den Vorgängen des Wirtschaftslebens" (Crou S. 82). Das muß anders werden.



Ordentliche Gerichte und Sondergerichte.

Von

Landgerichtsrat Riß, München.

Die Ausübung der Gerichtsbarkeit ist die erste und älteste Aufgabe jedes Staates. Ein Gemeinwesen, das sich ihrer entschlagen würde, könnte nicht als Staat bestehen. Gleichwohl hat es von jeher Bestrebungen gegeben, die darauf abzielten, die Tätigkeit des Staates auf diesem Gebiete zu beschränken. Sie haben alle den gleichen Weg und das gleiche Ziel. Das Ziel ist stets, die Macht, die in der Ausübung der Gerichtsbarkeit liegt, einzelnen Personen oder Gemeinschaften im Staate zuzuwenden; der Weg ist immer der, daß betont wird, diese Personen oder Gemeinschaften seien, weil sie der Sache näher stünden als der Staat, besser in der Lage, die rechte Entscheidung zu treffen. Je mehr ein Staat die Kraft verliert, seine Aufgaben zu bewältigen, desto mehr wird seine Gerichtsbarkeit eingeengt, desto reicher das Gebiet der Sondergerichtsbarkeit ausgestattet. Das römische Reich deutscher Nation hatte zu Ende seines Bestandes kaum mehr einen Schatten von Gerichtsbarkeit; aber auch innerhalb der einzelnen Staaten, in die es zerfiel, war die Gerichtsbarkeit in höchstem Maße zersplittert. Erst allmählich gelang es der Staatsgewalt, diesen Zustand zu beseitigen. Mit dem Gerichtsverfassungsgesetz von 1877 fand die Entwicklung ihren Abschluß; es ist dort ausdrücklich gesagt, daß alle Gerichte Staatsgerichte sind.

Für die Einrichtung der staatlichen Rechtspflege gilt ein doppelter Gesichtspunkt. Sie muß vor allem möglichst einfach sein. Der Rechtsuchende muß ohne Schwierigkeit zu entscheiden vermögen, wohin er sich zu wenden hat. Anderseits muß dafür Sorge getragen sein, daß die Gerichte imstande sind, den ihnen zugewiesenen Wirkungskreis völlig zu beherrschen, alle Verhältnisse, über die sie zu befinden haben, richtig zu würdigen und die maßgebenden Rechtssätze vollkommen in ihrer Tragweite zu erfassen. Beiden Anforderungen wird eine Organisation gerecht, die nur **eine** Art von Gerichten kennt, diesen die Entscheidung aller Streitigkeiten überträgt, zugleich aber darauf Bedacht nimmt, daß die Geschäftslast überall in den zu bewältigenden Grenzen verbleibt. Also unbeschränkte sachliche, beschränkte örtliche Zuständigkeit.

Unsere Regelung entspricht diesem Grundsatze nicht. Die Gerichte haben bei uns eine verhältnismäßig engbegrenzte sachliche Zuständigkeit; eine große Zahl von Entscheidungen ist ihnen vorenthalten. Das gilt insbesondere von der gesamten Verwaltungsgerichtsbarkeit, d. i. der Entscheidung von Streitigkeiten auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts. Hierdurch wird der Wirkungskreis der Gerichte um so mehr beschränkt, als das Gebiet des öffentlichen Rechts sich immer weiter ausdehnt. Zudem läßt es unser Gerichtsverfassungsgesetz zu, daß auch die Rechtsstreitigkeiten aus dem Gebiete des Privatrechts — von wenigen Ausnahmen abgesehen — landesrechtlich den Verwaltungsbehörden oder Verwaltungsgerichten zur Entscheidung überwiesen werden. Die Verwaltungsgerichtsbarkeit selbst ist wiederum weder für das Reich noch auch in den einzelnen Staaten einheitlich ausgebaut; es bestimmt sich vielmehr aus der Natur des jeweiligen Rechtsstreits, welcher Instanzenzug für ihn gilt. Ist z. B. eine mittellose Person erkrankt und verlangt Unterstützung, so können für die Entscheidung über diesen Anspruch (wenigstens in Bayern; in den anderen Bundesstaaten liegt aber die Sache wesentlich ebenso) vier Wege gegeben sein. Gehört die Person einer Krankenversicherungseinrichtung an, so ist in erster Instanz deren Aufsichtsbehörde, in letzter Instanz der Verwaltungsgerichtshof zuständig. Erstreckt sich die Hilfsbedürftigkeit über ein halbes Jahr hinaus, so ist zur Entscheidung über den Unterstützungsanspruch für die spätere Zeit das Schiedsgericht der Invalidenversicherungsanstalt und das Reichsversicherungsamt berufen. Wenn die Erkrankung durch einen Betriebsunfall eingetreten ist, so entscheidet über den Unterstützungsanspruch für die Zeit vom Beginne der vierzehnten Woche an das Schiedsgericht der Berufsgenossenschaft und das Landesversicherungsamt oder das Reichsversicherungsamt. Wird endlich von der Armenpflege Hilfe verlangt, so erfolgt die Erledigung im Verwaltungswege. Das ist ein einfacher Fall in seiner einfachsten Gestaltung; mit jeder Verwicklung — z. B. der Ungewißheit, ob Versicherungspflicht besteht, dem Hereinspielen privatrechtlicher Verhältnisse — erschwert sich auch die Lösung der Frage, wo die Entscheidung über den Streit zu finden ist. Jahrelange Zuständigkeitsstreitigkeiten sind unter diesen Umständen durchaus nicht selten. Niemand wird einen solchen Zustand einwandfrei nennen wollen; zu überwinden ist er aber sehr schwer, weil ihm ein Gedanke zugrunde liegt, der kaum widerlegbar ist. Er lautet, daß über jeden Rechtsstreit am besten jene Behörde entscheidet, die zufolge ihrer fortwährenden Befassung mit Sachen der gleichen Art die beste Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse besitzt. Die Richtigkeit dieses Satzes scheint auf den ersten Blick einzuleuchten. Gleichwohl ist er unhaltbar. Er führt in seinen Folgen zu einer unabsehbaren Zersplitterung der Rechtspflege, aus der sich notwendig fortwährende Hin- und Herschiebungen der Streitsachen und damit eine stets wachsende Gefahr der Prozeßverschleppung ergibt. Das ist an sich schon bedenklich; zudem lehrt eine alte Erfahrung, daß nichts so sehr das Vertrauen des Volks auf die Rechtspflege erschüttert als die Schwierigkeit, überhaupt eine Entscheidung zu erhalten. Der Gedanke bedeutet aber auch eine petitio principii; er verdrängt die Gerichte von den ihnen zukommenden Gebieten mit der Begründung, daß sie dort zu geringe Erfahrung haben, nimmt ihnen aber hierdurch eben die Möglichkeit, entsprechende Erfahrungen zu sammeln. Daß die Gerichte nicht imstande wären, die Fragen des öffentlichen Rechts zu bewältigen, ist eine durch nichts zu begründende Behauptung. Wäre dem so, so müßte der Bildungsgang der Juristen abgeändert werden. Wo er, wie in Bayern, das gesamte private und öffentliche Recht umfaßt, müssen die Richter für ebenso geeignet zur Rechtsprechung auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts erachtet werden wie die Verwaltungsbeamten. Tatsächlich haben sie oft genug Streitfragen des öffentlichen Rechts wenigstens als Zwischenpunkte zu erledigen. Auch die Besorgnis, daß die Gerichte, wenn ihnen die Verwaltungsrechtspflege überwiesen würde, in die Lage kämen, über die Handlungen der Verwaltungsbehörden unerwünschte Kontrolle zu üben, reicht nicht hin, um die getroffene Einschränkung zu rechtfertigen. Die Gerichte haben eine solche Kontrolle oft genug zu üben — die Strafgerichte z. B. müssen oft die Gültigkeit von Polizeiverordnungen einer Prüfung unterziehen —, ohne daß hieraus Nachteile hervorgegangen wären. Jedenfalls würde

der Vorteil, daß in jedem Falle sofort klar stände, wo der Streit zu entscheiden ist, alle Nachteile überwiegen.

Aber auch auf dem Gebiete des Strafrechts und des Privatrechts haben die Gerichte sich immer mehr Einschränkungen gefallen lassen müssen. Die Sondergerichte haben im Laufe der Zeit sowohl an Zahl als an Bedeutung erheblich zugenommen. Ursprünglich waren solche reichsgesetzlich nur auf dem Gebiete des Strafrechts bestellt. Für das Gebiet des Privatrechts waren sie nur zugelassen; es stand den einzelnen Bundesstaaten anheim, sie zu errichten oder nicht. Das Gerichtsverfassungsgesetz zählt vier Kategorien auf: Die auf Staatsverträgen beruhenden Rheinschiffahrts- und Elbzollgerichte, Gerichte für die Entscheidung von Streitigkeiten über die Ablösung von Grundlasten und dergleichen, Gemeindegerichte und Gewerbegerichte. Die beiden ersten Kategorien fallen ihrer Eigenart und eng umschriebenen Wirksamkeit halber wenig ins Gewicht; auch die nur in einzelnen Staaten bestehenden Gemeindegerichte durchbrechen die Einheitlichkeit der Organisation nur unerheblich. Um so mehr geschieht das durch die Gewerbegerichte. Es gibt drei Arten von solchen: Die eigentlichen Gewerbegerichte, die seit 1902 in Gemeinden mit mehr als 20,000 Einwohnern errichtet werden müssen, sonst nach Bedarf errichtet werden können, die Innungen, soweit sie satzungsgemäß die Entscheidung bestimmter Streitigkeiten in den Bereich ihrer Tätigkeit gezogen haben, und die Innungsschiedsgerichte. Durch das Bestehen eines dieser Gerichte wird die ordentliche Gerichtsbarkeit für die vor sein Forum gehörigen Streitigkeiten ausgeschlossen; auch unter sich schließen sie sich aus. Es ist also wohl möglich, daß man mit einer Klage vom Amtsgericht und Gewerbegericht abgewiesen wird, weil ein Innungsschiedsgericht zuständig ist. Der so viel betonte Zweck der Sondergerichte, eine rasche und billige Entscheidung zu gewährleisten, wird in solchen Fällen allerdings gründlich vereitelt. Sie sind häufiger, als man gewöhnlich annimmt. Wenn nun auch noch die Kaufmannsgerichte hinzutreten, wird die Möglichkeit weiterer Verwicklungen geschaffen. Haben beispielsweise einem Bäcker die Ladnerin, der Geselle und die Hausmagd an dem gleichen Tag unbefugt den Dienst verlassen und will er gegen sie hierwegen klagen, so muß er die Klage gegen die Ladnerin vor dem Kaufmannsgericht, die gegen den Gesellen vor dem Gewerbegericht, die gegen die Magd vor dem Amtsgericht anbringen. Vielleicht ist der Grund des Austritts für alle drei Personen der gleiche; wenn die drei Sachen vor das gleiche Gericht gehörten, wäre ihre Erledigung einfach. So aber müssen mindestens drei Termine abgehalten und muß der gleiche Beweis dreimal erhoben werden. Dabei ist es sehr wohl möglich, daß die drei Gerichte die gleiche Sachlage ganz verschieden beurteilen und vielleicht von dem einen die Klage abgewiesen, von dem anderen aber für völlig begründet erklärt wird. Daß die tunlichste Hintanhaltung solcher Möglichkeiten — ganz auszuschließen sind sie ja nicht — sehr im Interesse der Rechtsprechung liegt, bedarf keiner weiteren Begründung.

Das Verlangen nach Sondergerichten hat heutzutage politischen Charakter gewonnen. Schon aus diesem Grunde ist ihm gegenüber größtes Mißtrauen und äußerste Vorsicht dringend geboten. Die Rechtspflege darf nicht mit Politik verquickt werden. Wie soll ein Gericht gedeihlich wirken, das völlig im Sinne einer politischen Partei organisiert und besetzt ist? Wer wird ihm glauben, daß es unparteiisch entscheidet, selbst wenn es sich bemüht, das zu tun? Für jeden, der in der Gerechtigkeit die Grundlage des Staates sieht, sind die Kämpfe bei den Wahlen für die Gewerbegerichte ein betrübendes und besorgniserregendes Schauspiel. Sie zeigen deutlich, daß man die Gerichtsbarkeit als Macht auffaßt und aus diesem Grunde nach Teilnahme an ihr strebt. Darüber täuschen den Klarblickenden alle Phrasen von den Vorzügen der Sondergerichte nicht hinweg. Wenn wirklich unsere ordentlichen Gerichte den Bedürfnissen nicht entsprechen, warum trifft man nicht Fürsorge, daß sie es tun? Der Reichstag hat, nachdem er die Einführung der Kaufmannsgerichte beschlossen hatte, eine Resolution angenommen, daß das amtsgerichtliche Verfahren im Sinne größerer Raschheit und Billigkeit ausgestaltet werden soll. Unverkennbar sprach hierbei das Empfinden mit, daß nunmehr mit der Schaffung von Sondergerichten innegehalten werden müsse. Wäre rechtzeitig diesem Gedanken Rechnung getragen worden, so hätte sich wohl die Einführung der Gewerbegerichte wie der Kaufmannsgerichte als Sondergerichte vermeiden lassen. Man hätte hieran zum mindesten denken sollen, als vor fünf Jahren die Zivilprozeßordnung umgearbeitet wurde. Die Entwicklung der Gewerbegerichte legte das zwingend nahe. Die Gewerbegerichte arbeiten nicht besser als die Amtsgerichte, aber sie arbeiten vor allem schneller. Das ist ein großer Vorzug. Es gibt eine Menge von Fällen, in denen es nur darauf ankommt, daß der Streit entschieden wird, so oder so. Die Amtsgerichte zeigen hierfür im allgemeinen wenig Verständnis; sie gehen meist auch in den bedeutungslosesten Sachen mit der gleichen Gründlichkeit vor wie in wichtigen und behandeln besonders die juristische Seite der Sache gern in ermüdender Genauigkeit. Von den leitenden Stellen wird diese Neigung eher gefördert als gehemmt. Das macht es notwendig, gesetzliche Bestimmungen zu fordern, die für Sachen von geringem Belang ein einfaches, durch möglichst wenig Formalismus beengtes Verfahren nicht nur zulassen sondern anordnen. Wichtiger ist freilich eine andere Forderung, die sich kurz in den Spruch zusammenfassen läßt: Men, not measures! Amtsrichter, die ihre Stellung richtig erfassen, haben auch jetzt schon die Möglichkeit gefunden, wichtige und unwichtige Dinge richtig zu scheiden. Es hätte in dieser Richtung erziehlich gewirkt, wenn die Gewerbegerichte den Amtsgerichten angegliedert worden wären; im Zusammenwirken mit den Richtern aus dem Volke lernt man, daß juristisches Wissen nicht alles ist, was man zum Rechtsprechen braucht. Auf diese Weise wäre dann wohl auch die Kluft vermieden worden, die sich jetzt, sehr zum Nachteile der Rechtspflege, immer mehr zwischen den ordentlichen Gerichten und den Sondergerichten bildet.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Ministerwechsel unter dem kahlen Christbaum Oesterreichs.

Herr v. Körber, der fast fünf Jahre als politischer Sisyphus in Wien gearbeitet hatte, ist mit der schwieligen Hand in den Ruhestand gegangen. Man kann ihm die wohlverdiente Ablösung gönnen, aber der ganze Jammer der österreichischen Zerfahrenheit faßt uns an, wenn wir auch diese tüchtige Kraft zermürbt aus der Tretmühle scheiden sehen. Die Tretmühle gibt kein Mehl. Nach anfänglichen Erfolgen Körbers, die sich sogar zum Ausgleich mit Ungarn steigerten, geriet trotz all seiner Geschicklichkeit und Rührigkeit der Staatskarren wieder in den alten Sumpf des Nationalitätenhaders und der Obstruktion. Zum Schlusse hatte man vielfach den Eindruck, als ob die innerpolitische Kunstfertigkeit Körbers allzu scharf und damit schartig werde. Er hatte keine einzige sichere Stütze mehr unter den parlamentarischen Parteien, und er scheint auch mit Gegnerschaft am Hofe zu rechnen, so daß ihm wohl die Erkenntnis kommen konnte, seine Person sei mit unfreundlichen Reminiszenzen aus den wechselvollen Ereignissen der fünf Jahre zu sehr belastet und ein neuer Mann werde freiere Bahn haben. Es ist auch möglich, daß er nach dem Fiasko seiner kleinen Versöhnungskünste jetzt die Zeit für eine große, durchgreifende Aktion für gekommen erachtete und auf die Zustimmung des hochbetagten und vielgeprüften Monarchen zu einer politischen Gewaltkur nicht mehr rechnen konnte. Zu seinem Nachfolger ist kein Neuling, sondern der frühere Unterrichtsminister und Ministerpräsident bis 1898, Freiherr **Gautsch** von Frankenthurn berufen worden, der bekanntlich in ganz hervorragendem Maße das persönliche Vertrauen des greisen Kaisers genießt. Frhr. von Gautsch ist auch ein sehr geschickter Beamter, aber als reckenhafter Staatsmann hat er sich seinerzeit nicht gerade gezeigt. Vielleicht stellt er bloß einen Uebergang her, bis die Kräfte für ein wirkliches Aktionsministerium gefunden sind. Diese Vermutung könnte man auch auf die allerseits berichtete Tatsache stützen, daß der Kaiser erst den Grafen Bouquoy in Aussicht genommen und erst nach dessen Erkrankung auf Frhrn. v. Gautsch, den Ministerpräsidenten z. D., zurückgegriffen habe.

Der greise Kaiser ist wahrlich nicht auf Rosen gebettet: Zisleithanien versumpft und Ungarn in Flammen! Graf Tisza muß am 3. Januar das aufsässige Parlament auflösen; die Neuwahlen werden zu Kämpfen führen, wie sie selbst das vielgewöhnte Ungarn bisher nicht erlebt hat. — Wie anders sähe es diesseits und jenseits der Leitha aus, wenn in jedem Parlament eine Zentrumsfraktion von 100 Mann säße und wirkte, so wie im Deutschen Reichstag!

Die Krisis in Rußland — Port Arthur gefallen.

Wenn Reformen die Revolution verhüten sollen, so müssen sie rechtzeitig und in kräftigen Dosen dem fiebernden Patienten eingegeben werden. Ludwig XVI. verpaßte den geeigneten Zeitpunkt, als seine Zugeständnisse noch Befriedigung und Dankbarkeit hätten erwecken können; nachher half ihm die größte Nachgiebigkeit nichts mehr. Die wild gewordene Bestie nahm ihm nicht bloß die ganze Macht, sondern auch noch den Kopf. Ludwig XVI. war ein braver, aber schwacher Mann, und zwar von jener Schwäche, die bald in Eigensinn aufschäumt, bald in Ratlosigkeit versumpft. Der wohlmeinende König mußte tragisch enden, während sein nichtsnutziger

Vorgänger in seinem Lotterbette sterben konnte. Zar Nikolaus II. ist auch ein braver Mann, der viel mehr Gerechtigkeit und Liebe im Herzen hat als sein harter Vater Alexander III. Aber Alexander III. war ein starker Charakter, der die schlimmen Wirkungen seiner Politik der groben Faust durch seine folgerichtige Tatkraft bis zu seinem Ende niederzuhalten vermochte. Den zart und schwach gebauten Nachfolger beißen jetzt die Hunde. Nikolaus schwärmt für die Rolle des Friedensfürsten und muß einen furchtbaren Krieg durchführen, der sich aus der herkömmlichen Eroberungspolitik Rußlands mit Naturnotwendigkeit ergab. Nikolaus möchte auch den inneren Frieden in seinem Reiche begründen, aber zwischen der immer mehr angewachsenen Begehrlichkeit der Intellektuellen und der zähen Beharrlichkeit der von seinem Vater neugestärkten herrschenden Kaste weiß er nicht den rechten Weg zur rechten Stunde zu finden. Die Volksbewegung in Rußland, d. h. in den Kreisen von höherer Bildung und Wohlhabenheit, hinter denen eine von den Nihilisten angeräuerte breitere Schicht von Desperados vorläufig abwartend steht, hat in der Tat eine fatale Aehnlichkeit mit dem Vorspiel zur französischen Revolution. Vor zwei Jahren erließ Zar Nikolaus ein Reformmanifest, das in der Erweiterung der Selbstverwaltung gipfelte. Es war zu wenig und wurde obendrein nach altem russischen Brauch bei der Durchführung heillos verwässert. Jetzt hat der Zar ein neues Reformmanifest erlassen, das viel mehr verspricht. Wäre die heutige Kundgebung schon vor zwei Jahren gekommen, so hätte sie wahrscheinlich einen Sturm der Begeisterung erregt und dem Selbstherrschertum eine Schar von Anhängern wiedergewonnen. Jetzt genügt aber die halbe Portion ebensowenig, wie vor zwei Jahren die Viertelportion. Der Hunger ist im quadratischen Verhältnis zur Verzögerung gewachsen. Die Leute wollen sich die Reformen nicht mehr in Zukunftsanweisungen zahlen lassen, sondern verlangen das Hartgeld der vollendeten Tatsache. Und, was die Hauptsache ist, man will auch mit diesem oder jenem Reformgesetze sich nicht mehr begnügen, sondern sagt sich: die Tyrannei des Tschin, der allmächtigen Bureaukratie mit ihrer hohen Patronage in den stockrussischen Hof- und Adelskreisen, kann nur dann gebrochen werden, wenn eine Volksvertretung die Kontrolle über das Staatsleben in die Hand bekommt.

Man fühlt zu deutlich heraus, daß der Reformukas keine lebensfrische Minerva ist, die aus dem Haupte eines tatkräftigen Jupiters entsprungen ist, sondern ein Homunkulus der Kompromißretorte, mühselig destilliert in Verhandlungen zwischen den verschiedenartigen Räten und Verwandten des Zaren, ein Zwitterding, dem die Parole auf der Stirne steht: Wenn der Pelz durchaus gewaschen werden muß, so soll er wenigstens nicht naß werden! Zum Ueberfluß ließ die Regierung hinter dem Reformukas gleich noch ein Warn- und Drohmanifest in die Welt gehen, das recht eindringlich mit der alten Knute winkt.

Die Bewegung in Rußland ist schon zu groß und zu tief geworden, als daß man sie mit solchen Mittelchen bezwingen könnte. In der Berliner Stadtverordnetenversammlung erlebten wir neulich eine peinlich gewissenhafte Prüfung der Frage, ob eine Beschwerde über tendenziöse Schärfe der Straßenpolizei wohl noch in den Rahmen der kommunalen Kompetenz gehöre. In dem absolutistischen Rußland aber verhandelten die Semstwos und Dumas, sogar die haupt- und residenzstädtlichen, nach wie vor der Warnung des Ministers flottweg über die höchsten Angelegenheiten der Staatspolitik. Studenten und Professoren, sowie sonstige Beamte stürzen sich dabei in eine hochpolitische Agitation und Demonstration, die bei uns sofort zu den schärfsten Repressionen führen würden. Es gibt in Rußland keine gesetzliche Versammlungsfreiheit, aber man hält doch Versammlungen ab, in denen die Grundlage des Staates und die höchsten Autoritäten so scharf kritisiert werden, daß bei uns die Hälfte genügen würde, um den Helm auf das Haupt des überwachenden Polizisten zu bringen. Wie tief die Gärung geht, ist besonders daraus zu ersehen, daß man in dieser kritischen Kriegszeit Versammlungen abhalten kann, um gegen den ganzen Krieg leidenschaftlich zu reden und zu protestieren. Hierzulande wurden bei Beginn des Krieges von 1870 Leute, von denen man unbequeme Agitation befürchtete, sogar in Präventivhaft genommen. Und in Rußland sind die kriegsfeindlichen Kundgebungen um so gefährlicher, je mehr die Aufsässigkeit unter den Reserven zunimmt und sich nicht bloß in erheblicher Fahnenflucht, sondern auch in fortgesetzten Tumulten äußert. Nimmt man das alles zusammen, so muß das Bild der Unordnung und Auflösung, das dieser sonst so straff organisierte Staatskörper bietet, wirklich erschreckend wirken. Die russische Welt will aus den Fugen gehen, und der berufen ist, sie einzurenken, ist kein Mann.

Ein hochstehender Russe soll gesagt haben: das Einzige, was uns fehlt, ist ein Sieg. Ob ein großer Sieg ein auf die Dauer vorhaltendes Wunder wirken kann, ist noch zweifelhaft. Aber was hilft die Spekulation auf den Sieg, wenn er ausbleibt? Die letzten Nachrichten von Port Arthur waren nur Hiobsposten. Auf die Erstürmung des 203 Meter-Hügels folgte zunächst die Vernichtung der dortigen russischen Flotte. Bald hat sich die Eroberung zweier bedeutender Forts der Nordfront der Festung daran geschlossen; erst wurde Erlungschan überwältigt und am letzten Tage unseres Jahres noch das benachbarte Fort Sungschuschan. Wenn auch diese Doppelbresche erst in den zweiten Fortsgürtel gelegt war, so mußte man doch nach diesem Fortschritte der Japaner erwarten, daß sie von dem einen Fort Schritt für Schritt zum anderen kommen würden. Nun ist das lang Gefürchtete eingetreten: Port Arthur hat kapituliert! Wenn jetzt statt des ersehnten Siegesbulletins die Nachricht vom Falle der Standardfestung Port Arthur wie ein Lauffeuer im Lande sich verbreitet, wie wird dann die ohnehin starke Gärung aufbrausen?

Der rote Preußentag.

Wenn doch die Sozialdemokratie alle Monate wenigstens einen großen „Tag“ abhalten möchte! Jeder rote „Tag“ trägt etwas dazu bei, daß es in den Köpfen der Mitläufer zu tagen beginnt. Auf der Berliner Versammlung der preußischen Sozialdemokraten bot das Kapitel der Volksschulgesetzgebung der Sozialdemokratie Gelegenheit, ihren offiziellen Religionshaß recht deutlich zu bekunden. Die Maske „Religion ist Privatsache“ wurde gelüftet. Die Sozialdemokratie will den ganzen religiösen Unterricht, auch sogar die Sittenlehre, aus der Schule herauswerfen. Nichts soll von dem „Mumpitz“, wie man sich ausdrückte, der Jugenderziehung übrig bleiben. Also wer zur roten Fahne gehen will, muß entschlossen sein, seine Kinder als richtige Neuheiden aufwachsen zu lassen. — Die praktische Bedeutung dieser Demonstration der Gottlosigkeit wird hoffentlich die sein, daß die Wahrung der religiösen Jugenderziehung den anderen Parteien erst recht ins Pflichtbewußtsein kommt.

Obendrein bringt jeder „Tag“ der Sozialdemokratie neue Jungbrunnen-Streitigkeiten, bei denen wirklich die Bebelsche Partei nicht alt werden kann. Zum Kapitel „Landtagswahlrecht“ entspann sich wieder der bittere häusliche Zwist zwischen Revisionisten und Orthodoxen, diesmal mit einem pikanten Rollentausch. Der Revisionistenhäuptling Bernstein wollte seine gemäßigte Theorie durch die stramme Praxis wett machen und schlug „Massendemonstrationen“, auf deutsch Straßenkrawalle, als Protestmittel vor. Die radikalen Theoretiker aber wuschen ihm gründlich den zweiseitigen Kopf; denn sie scheuen die Gefahr und wollen vor allem sich nicht vorzeitig „kompromittieren“. Die Scheu vor dem Kompromittiertwerden hat ja auch Bebel im Reichstag zu der übereifrigen Verleugnung eines saftigen, aber durchaus im Parteistil gehaltenen Artikels der „Leipziger Volkszeitung“ veranlaßt, wobei er im Streit mit seinem bisherigen Freund Mehring den Kürzeren gezogen und wider Willen auch noch einen häuslichen Rechtshandel zwischen dem Berliner Zentralorgan und dem Leipziger Blatt herbeigeführt hat. Was unsere alte Ansicht bestärkt, daß Herr Bebel nicht fähig ist zur Leitung der groß gewordenen Partei. Ob freilich ein anderer in diesem Kessel etwas Genießbares kochen kann, müssen wir dahingestellt sein lassen. Es ist ein Hexenkessel.

Zur Lage in Frankreich.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Wir haben plötzlich einen Fall, welcher zu einem ähnlichen Zankapfel zu werden droht wie einst die Sache Dreyfus, durch welche Frankreich heute noch in zwei sich unerbittlich, wenn auch in anderer Form, bekämpfende Lager gespalten ist. Am 8. Dezember starb plötzlich der nationalistische Abgeordnete Syveton, wobei Coppée sofort erklärte, man werde ihn rächen, da er von den Freimaurern umgebracht worden sei. Die Zeitungen schlachteten die Sache in unerhörter Weise aus, die einen stehen auf dem Standpunkt Coppées, die anderen behaupten, Syveton habe sich selbst das Leben genommen, auf beiden Seiten werden Beweise zusammengeschleppt. Nun aber hat die Witwe nacheinander vier sich widersprechende Darstellungen des Ereignisses gegeben. Am 21. entbot sie die Häupter der Nationalisten zu sich, um ihnen eine vierte Darstellung vorzulesen, welche wiederum die früheren Lügen straft. Sie verlas indessen nur, wie sie Syveton tot gefunden, sagt aber nichts von den Ursachen. Jedermann ist dabei empört über die Ruhe und Gleichgültigkeit, mit welcher die Frau das ihr so nahe gehende schreckliche Ereignis auseinandersetzt. Diesmal hat sie sich jedoch selbst geschlagen, indem sie erzählte, als sie Syveton tot gefunden, habe derselbe Kopf und Schultern mit einer großen Zeitung eingehüllt gehabt. Wie ist solches möglich, ertönte es sofort aus beiden Lagern. Nun glaubt

jeder an Vergiftung durch — nun durch Frau Syveton selbst. Und jetzt behauptet sie, Syveton habe sich umgebracht, weil er Gelder der Patrie française veruntreut! Ihr erster Gatte, de Bruyn, ist auch fast plötzlich, in sonderbarer Weise, gestorben, worauf die Frau 200,000 Fr. einnahm, für die er versichert gewesen. Syveton war für 150,000 Fr. versichert, welche sie ebenfalls schon abgehoben.

Die ganze Sache hat nun plötzlich eine ganz andere Gestalt angenommen, wird auch gerichtlich ausgetragen, schon weil der Vater Syvetons die Schadenklage erhoben hat. Für die ungeheuerlichen sittlichen Verfehlungen, deren sich Syveton schuldig gemacht haben soll, fehlen dagegen die Beweise, oder vielmehr, dieselben fangen an, sich zu verflüchtigen. Das Gericht, welches dieselbe schon mehrfach verhört, läßt jetzt Frau Syveton scharf bewachen, so daß ihre Verhaftung schon berichtet wurde.

Syveton war Gymnasiallehrer zu Reims, wo er, in der Siedehitze des Dreyfus-Rummels, die Schüler gegen die Regierung aufreizte, weil sie die Verräter nicht bestrafe. Die ihm dadurch gewordene Versetzung lehnte er ab, nahm seinen Abschied. Der Major Guyot de Villeneuve (jetzt Abgeordneter) ersetzte ihm reichlich seinen Gehalt, überdies wurde Syveton Schatzmeister der Patrie française, Mitarbeiter nationalistischer Blätter, Abgeordneter, also wohlversorgt. Seine Frau hat Vermögen. Bei dem jetzigen Marineminister Pelletan (bekanntlich ein Radikalsozialist) lernte er sie kennen. Pelletan war auch Zeuge auf dem Standesamt für ihn.

Syveton hat u. a. ein Werk, „Das Lager bei Altranstädt" herausgegeben, in welchem Karl XII. von Schweden, nach dem Friedensschluß mit August von Sachsen und Polen, ein Jahr lang (1706—1707) blieb, die Umgegend weithin aussog, die jungen Leute gewaltsam in sein Heer steckte. Also ein Bild der schimpflichen Erniedrigung, in welche Deutschland damals geraten. Syveton, der nach Urkunden arbeitete, belehrt uns, der König von Frankreich habe sich bemüht, Karl XII. zu bewegen, mit seinem 45,000 Mann starken Heer einen wahren Todesstoß gegen den Kaiser zu führen. Er sollte nach Wien marschieren, da das durch die Türkenkriege und die Abwehr der französischen Angriffe erschöpfte Reich keinen Widerstand zu leisten vermochte. Dem König von Frankreich sei dadurch die beste Gelegenheit entgangen, das Haus Oesterreich niederzuschlagen, zu vernichten und sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern.

Ein mir empfohlener Landsmann war sehr erstaunt, als ich ihm von diesem Werk Syvetons sprach, von Altranstädt hatte er kaum jemals etwas erfahren, berief sich auf sein Gymnasium und die Hochschule, wo er seinen Doktortitel erworben. Er fragte auch hoch erstaunt, als ich im Laufe der Unterhaltung erwähnte, Gustav Adolf habe im Solde des französischen Königs gestanden: Ist dies auch wahr, hat man dafür Beweise? — Nun, in jedem französischen Schulbuch wird breit auseinandergesetzt, wie Richelieu nacheinander die protestantischen Fürsten in Sold genommen, den Dänenkönig und die Holländer bezahlt habe, damit sie in Deutschland einbrachen, dasselbe mit Feuer und Schwert verheerten. Als der Kaiser all diese Feinde unschädlich gemacht, mehrere protestantische Fürsten (Brandenburg, Sachsen) gewonnen hatte, stand er mächtig da, Deutschland sollte endlich Frieden haben. Denn, wegen dem katholisch gesinnten Volk Frankreichs war es für Richelieu nicht geraten, selbst in den Krieg einzugreifen, auf Seiten der Protestanten (die er in Frankreich unterdrückte) gegen den Kaiser, Schirmherrn der Kirche, zu kämpfen. Er bewog daher Gustav Adolf, trotz des Widerspruches der schwedischen Stände, in Deutschland einzubrechen, zahlte ihm monatlich eine Million Kriegsgelder, die nach seinem Tode den schwedischen Führern verabfolgt wurden. Ein Vertreter des französischen Königs befand sich stets im Lager, um die Schweden zu überwachen, in der Hand zu haben. Bernhard von Weimar stand natürlich ebenfalls in französischem Sold, starb gerade im günstigen Augenblick — an Gift, wie es heißt —, als es Richelieu gelegen war, offen aufzutreten.

Der aus Augsburg stammende Bankier Herwart — Vorfahre des Feldmarschalls Herwart von Bittenfeld; — war es, welcher (in Paris ansässig) den protestantischen Fürsten die französischen Soldgelder übermittelte. Er schoß das Geld vor, um die Truppen Bernhards von Weimar in französischen Sold, unter französischen Befehl, und dadurch Elsaß an Frankreich zu bringen. . . .

. . . Und dergleichen steht in französischen Schulbüchern. — Ich weiß es nur aus französischen Büchern, überdieß auch, daß die deutschen Fürsten, welche Metz, Tull und Verdun auslieferten, 100,000 Dukaten erhielten. Einer derselben überbrachte persönlich die Abmachungen dieses Verrates Heinrich II. nach dem Schloß Chambord. Besagte Fürsten gestatteten auch dem französischen König, sich „Beschützer der deutschen Freiheiten" zu nennen. Alles Handlungen, die sich mit der Kaiser und Reich schuldigen Treue schlechterdings nicht vereinigen lassen, einfach Hochverrat sind. Daß die Fürsten des Schmalkaldener Bundes, auch Philipp von Hessen, Johann Friedrich, sowie Moritz von Sachsen, Ulrich von Württemberg usw. Verbündete, Söldlinge Frankreichs waren, davon hatte der Landsmann weder im Gymnasium noch auf der Hochschule, weder in Schul- noch in anderen Lehrbüchern etwas erfahren. Er konnte sich vor Erstaunen kaum fassen, wollte immer noch zweifeln, verlangte urkundliche Beweise. Ich verwies ihn einfach auf jedwelches französisches Lehr- oder Handbuch der Geschichte Frankreichs.

Man müßte also in Frankreich die Geschichte Deutschlands studieren! — Ganz gewiß. Dies wäre um so notwendiger, als dies das beste Mittel ist, Frankreich, seine Ueberlieferungen und Strebungen, seine nationale Gesinnung und seine Politik zu begreifen, namentlich was auch seine heutige Haltung Deutschland gegenüber betrifft. Wie sollen die Franzosen an die nationale Gesinnung Deutschlands glauben, große Achtung für dasselbe haben, wenn sie sehen, daß die Deutschen Gustav Adolf als nationalen Helden, Befreier und Wohltäter feiern, selbst bedenkmalen, wo derselbe nur einer der schlimmsten Werkzeuge ist, deren sich Frankreich bediente, um Deutschland zu erniedrigen, zu zerreissen und zu verwüsten. Die Franzosen rühmen sich, Gustav Adolf, den protestantischen Fürsten, geschickt ausgenutzt zu haben, um Deutschland zu Grunde zu richten, von der Höhe seiner Macht herabzustürzen und dadurch für ihr eigenes Land die erste Stelle in Europa zu gewinnen. Der Protestantismus erniedrigte Deutschland, indem er es ohnmächtig Frankreich gegenüber machte. Dieses erlangte denn auch durch und nach dem dreißigjährigen Kriege seinen größten Aufschwung.

Aber was soll dies für die heutige Politik, für die Revanche?

Es liegt doch auf der Hand, daß die Franzosen wenig Achtung für ein Land haben können, welches einen fremden Eroberer, Werkzeug ihrer Politik, als nationalen Helden feiert. In ihrem Nationalbewußtsein glauben daher die Franzosen es fehle Deutschland an innerem Zusammenhange, an wirklichem Nationalbewußtsein. Was schon mehrfach gewesen, kann nochmal eintreten. Zeit und Umstände können wiederum Zerrüttungen in Deutschland und dadurch ähnliche Lage hervorrufen, wie von der Kirchenspaltung bis zum Rheinbund. Das Ausland, Holland, Dänemark und Schweden, die Polen, Tschechen, Slaven und Magyaren, auch noch andere, können sich gegen Deutschland gebrauchen, ausspielen lassen. Auf die Zerstörung Oesterreichs zählen die Franzosen ohnedies bei dem Tode Franz Josephs. Frankreich, welches Rußland neun Milliarden geliehen, um es zu gewinnen, hat noch Milliarden genug, um die Feinde Deutschlands auf die Beine zu bringen. Deutschland ist mächtig, gut regiert, in vollem Fortschritt. Aber die Zeiten ändern sich. Deutschland ist ohnedies von Feinden und Neidern umgeben, besitzt nur an wenigen Punkten natürliche Grenzen, während Frankreich in dieser Hinsicht stark bewehrt, nur nach Deutschland zu offen ist, auf diesen Punkt fast seine ganze Macht werfen kann, wie Ludwig XIV. und Napoleon I. genugsam bewiesen haben. Ein Volk, welches seine eigenen Kaiser schmäht und herabsetzt, um Gustav Adolf, Moritz von Sachsen, Bernhard von Weimar und anderen Söldlingen Frankreichs nachzulaufen, kann keine Achtung einflößen, nicht als voll, als wirklich national und einig gelten, flößt deßhalb weder große Furcht noch Vertrauen ein.

Syveton steht auf streng national-französischem Standpunkt, er gedachte noch andere Werke zu schreiben, um geschichtlich darzutun, wie Deutschland beizukommen ist. Wie alle Franzosen ist er der Meinung, daß ein Land nur stark ist, wenn es auch innerlich geeinigt, auf demselben geschichtlich-nationalen Standpunkt steht. Ueberdies erniedrigt sich ein Deutscher selbst, wenn er Söldlinge Frankreichs, welche Deutschland zerrissen, verwüstet, ausgeliefert haben, als nationale Helden feiert. Man bemüht sich um eine Annäherung zwischen beiden Ländern. Die Franzosen aber wollen kein Bündnis, sondern eher Niederkämpfung eines Landes, welches sich ohnedies mit Söldlingen Frankreichs begnügt, keine wirkliche nationale Gesinnung besitzt. Aber, Sie decken mir hier eine ganz neue Seite der Geschichte und Politik auf, von der ich keine Ahnung hatte, antwortete der Landsmann.

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratisprobenummern gesandt werden können, ist der Verlag stets dankbar.



Zur Lage in Belgien.

Von

Peter Wirtz-Brüssel.

Seit die Liberalen in größerer Anzahl in das Parlament eingezogen, hatten sie uns geradezu Großartiges für die am 8. November eröffnete Legislaturperiode versprochen. Zwei Monate lang haben sie nun schon die parlamentarischen Stenographen in Atem gehalten. Das Resultat ihrer Leistungen schrieb bereits vor zweitausend Jahren Horatius an die Pisonen: „Parturiunt montes et nascitur ridiculus mus."

Steht da in einem Religionshandbuch, das in staatlichen Gymnasien gebraucht wird, ein Passus, welcher die Lehre der katholischen Kirche über die modernen Freiheitetheorien erklärt. „Ihr seht es", riefen in choro die Liberalen und Sozialisten aus, „die Regierung lehrt offiziell in den Gymnasien die Verachtung unserer Staatsverfassung." Darob wurde der Minister interpelliert. Es war ihm nicht schwierig, nachzuweisen, und die 20 jährige Praxis der Mehrheit kam ihm dabei zu Hilfe, daß, wenn die in der Verfassung stehenden Bestimmungen auch keine Dogmen sind und an der Theorie der Kirche nicht rütteln können, die Verfassung nie eifrigere Verteidiger fand, als die Katholiken, nur daß letztere mit sich selber logisch bleiben, wenn sie ihren Glauben nicht um liberal-sozialistischer Ränkezüge wegen preisgeben. Die Interpellation war um so kläglicher, als in einer anderen Interpellation den Liberalen derselbe Minister vorhalten durfte, daß liberale Bürgermeister Armen Unterstützungen vorenthielten, weil sie ihre Kinder in katholische Schulen schickten, d. i. von der verfassungsmäßigen Freiheit Gebrauch machten. Grotesk war übrigens der Umstand, daß Sozialisten, die als eifrige Vertreter des allgemeinen Umsturzes gelten, sich als Verteidiger der Verfassung entpuppten, und dabei von Liberalen unterstützt wurden, denen die freiheitsknebelnde Politik Combes in Frankreich als Ideal erscheint. Wenn man in solchen Wassern segelt, soll man sich nach etwas Besserem umsehen, als die Katholiken der Freiheitseinschränkung zu bezichtigen.

Ebenso jämmerlich scheiterte auch der Sturmlauf auf die Militärpolitik der Regierung. König Leopold schrieb an den Kriegsminister einen Brief, in welchem er ihn ob der erzielten Resultate beglückwünschte, sich als Anhänger der persönlichen Wehrpflicht erklärte und vor Einführung der bewaffneten Nation wegen der damit verbundenen Verkürzung der Dienstzeit warnte. Der König verwarf also von vornherein das Programm der Sozialisten und machte die persönliche Wehrpflicht von dem Willen der Nation, d. i. der Mehrheit abhängig. Jetzt besteht aber dafür keine Mehrheit im Lande und anderseits sind die von dem Kriegsminister erzielten Resultate, die der Gegenstand der königlichen Glückwünsche waren, einfach das bestehende, von der katholischen Mehrheit durchgeführte Militärgesetz von 1902. Nun verlangte die Opposition in einer Interpellation, die Regierung solle die persönliche Wehrpflicht einführen, weil sie durch Veröffentlichung des Briefes für diesen die Verantwortung übernommen habe. Daß letztere Auffassung verfassungsmäßig falsch ist, erkannte selbst die liberale „Indépendance belge" an. Und diese Liberalen, die uns jedesmal bei einem Gewaltakt Combes mit dem Schlager antworten: „Die Mehrheit will es so!" verlangen, die Regierung solle gegen die Mehrheit eine Reform durchführen! Ueberdies stellte ihnen der katholische Führer Woeste in der Kommission für Kriegsetat eine Falle, indem er die Mitglieder der Opposition erklären ließ, sie könnten nur die allgemeine Wehrpflicht mit einer neuen Kürzung der Dienstzeit durchführen, also gegen des Königs Willen handeln! Das nennen unsere Liberal-Sozialisten Logik!!

Genau so verhielten sie sich bei der Debatte über die Finanzpolitik des Ministerpräsidenten. Stets haben Liberale und Sozialisten der katholischen Regierung vorgeworfen, sie erziele das Gleichgewicht des Etats nur dank der Steuern auf den Alkohol, dessen Verbrauch sie fördere. Deutsche Judenblätter haben oft genug das unmoralische dieser Handlungsweise ausgeschlachtet. Nun hat aber die 1903 vollzogene Steuererhöhung den Alkoholgenuß um ein Drittel vermindert, also einen sozialen Erfolg erzielt, ob dem die Opposition die Regierung logischerweise beglückwünschen sollte. O bewahre! Der so eingetretene Steuerausfall mußte anderswo gesucht werden. Die voraussichtliche Erhöhung hatte den sogenannten Gemeindefonds, d. i. die staatlichen Zuschüsse an die Gemeinden, begünstigt. Da sie nicht eintrat, wurde die Dotierung dieses Fonds auf ihr früheres Quantum zurückgeführt. Darob allgemeines Hallo; denn für die liberalen Gemeinden ist es nicht unmoralisch, von dem Alkoholteufel zu leben! Die Vorwürfe sind aber auch sonst um so unberechtigter, als die Zunahme des Gemeindefonds seit 1885 jährlich 737,000, unter dem liberalen Regime aber nur 241,000 Fr. betrug. Treffend antwortete der Minister, daß es nicht so leicht sei, zu regieren, als zu kritisieren. Nicht eine einzige Rede der Opposition ließ deshalb auch ein Sterbenswörtchen darüber verlauten, was sie an Stelle des Ministers getan.

Aber das sind ja Kleinigkeiten, um die sich die großen liberal-sozialistischen Geister nicht kümmern. Ihre Politik ist rein negativ. Zur Zeit sagte der liberale Bürgermeister von Gent: „Stürzen wir zunächst das katholische Ministerium . . . on verra après!" Da haben wir das ganze Programm der Linken. Zunächst Sturz der Mehrheit und dann werden wir sehen. Dasselbe Programm lautet aus dem soeben erschienenen Jahresberichte der Liberalen Brüssels, welch nämlicher Bericht einer großen Demokratisierung das Wort redet und Bekämpfung des „Klerikalismus" besonders anratet. Ein gleichbedeutendes Losungswort gibt in einem soeben veröffentlichten Artikel der sozialistische Führer Vandervelde. Bisher hatte er stets den Antiklerikalismus als politisch verwerflich gekennzeichnet. Und nun auf einmal findet er, daß Rettung nur in der Parole a bas la calotte! zu suchen sei. So wird die Kluft überbrückt: Die Liberalen werden Demokraten, die Sozialisten Katholikenfresser und mit einem kräftigen „Embrassons nous Folleville!" geht's in den Kampf gegen das klerikale Gespenst. Da haben wir das ganze Bestreben der Opposition: Vollständige Ermangelung eines positiven Regierungsprogramms, Brüderschaft mit der Umsturzpartei, Kulturkampf à la Combes, das ist der kommende für 1906 vorhergesagte Kurs!

Einig wie ein Mann hat die Mehrheit all die Angriffe mit Maestria abgewiesen. Die ruhigen und zielbewußten Erklärungen der Minister und der katholischen Führer haben gezeigt, auf wie viel soliderer Basis ihre Politik fußt. Sie verfehlten ihren günstigen Eindruck im ganzen Lande nicht. Die Nation wird Vergleiche aufstellen und die neue Aera 1906 hoffentlich ganz anders ausfallen, als es die wähnen, die da die Bärenhaut zu früh verkaufen wollen.

Friedhofsschnee.

Es fegt der Nord durch die Gräberzeilen,
Er wirbelt den Schnee aus den Wolken herab
Und braust, als müßten von seinem Heulen
Die Toten erwachen im stillen Grab.

Wie ruhig sie schlafen in einsamer Zelle
Trotz Windesgeheul und Sturmesgebraus!
Zu oft hat's gestürmt schon in ihrer Seele;
Sie ruhen nun friedlich vom Sturme sich aus.

Der Schnee fällt dichter; die Flocken geben
Den Gräbern allen das Unschuldsgewand.
Ob gut, ob bös der Schläfer im Leben,
Weiß schmückt seinen Hügel des Engels Hand.

Laßt ruhen die Toten, laßt ab, sie zu richten;
Zu sprechen von ihren Gebrechen, laßt ab!
Es kleiden die schneeigen Flocken, die dichten,
In Unschuld sogar das — schwärzeste Grab.

L. J. Giesendorfer.

Versicherungswesen und Volkswohlfahrt.

Von

Pfarrer J. B. Barnickel.

„Angesichts ihres unaufhaltsamen Fortschrittes und der bunten Verschiedenheit unserer sozialen Verhältnisse hat die ganze zivilisierte Welt dem Versicherungswesen mit Fug und Recht einen hervorragenden Platz in der Reihe der bedeutendsten Träger der Arbeit angewiesen und vom Grade der Entwicklung der Assekuranzen in einem Lande läßt sich bereits ein zuverlässiger Schluß auf dessen sittliche und wirtschaftliche Stufe ziehen." Mit diesen Worten schließt Oskar Lemke ein Werk über das Versicherungswesen und wir können seiner Anschauung nicht bloß rückhaltlos zustimmen, sondern möchten wünschen, daß diese Ansicht sich immer mehr Bahn breche und namentlich bei uns in Deutschland in allen Volkskreisen, nicht bloß in den niederen, sondern auch in den hohen, zur all-

gemeinen Ueberzeugung werde. „Namentlich" in Deutschland, dies sei betont. Denn auf diesem Gebiete haben wir trotz allen Fortschritten mit den sonstigen Errungenschaften, deren unsere stolze Nation mit Recht sich rühmen mag, nicht gleichen Schritt gehalten. Sowohl was das Entwicklungsalter und die räumliche Ausdehnung der einzelnen Versicherungszweige, als was die Ausbreitung der Versicherungen unter dem Volke selbst, das Lebenselement derselben, anlangt, ist Deutschland von anderen Nationen überflügelt. Und doch ist es gar nicht zu ermessen, wie groß die Vorteile sind, welche die Assekuranz im einzelnen Falle und auf bestimmte Verhältnisse angewandt, gewährt. Es sei nur im Vorbeigehen angeführt, daß der Weltverkehr, Handel und Schiffahrt durch die Seeassekuranz wesentlich gesteigert und gefördert wurde. Wie vorteilhaft ist die Feuerversicherung! Nicht nur für das flache Land, sondern auch für Industrie, Handel und Gewerbe der Städte hat die Assekuranz ihre unschätzbare Bedeutung. Wie wichtig ist es z. B., daß eine durch Brandunglück zerstörte Fabrik wiederhergestellt werde und die brotlos gewordenen Arbeiter wieder Beschäftigung erhalten. Wie verhängnisvoll können wiederholte Unglücksfälle im Pferde- und Viehstalle oder am Saatenstande für das Wohlergehen einzelner besitzender Familien, ja ganzer Gemeinden werden, wenn nicht durch Assekuranz dem Schrecken der Gefahr vorgebeugt ist.

Noch vielseitiger gestaltet sich der Einfluß des Versicherungswesens auf dem Gebiete der Personen-Assekuranz. Wie mächtig wird durch die Kapital- und Rentenversicherung der Sparsinn angeregt; wie durch die mannigfachen Arten der Lebensbranche der Bitterkeit ein Tröpfchen Balsam beigemischt, wenn Bruder Hain seine Einkehr nimmt; wie bietet die Lebensversicherung Gelegenheit, Wohltaten zu spenden noch nach dem Hinscheiden! Die Wirkungen der Kranken- und Invaliditäts- nebst Altersversicherung als Schutzmaßregeln gegen das vorübergehend oder das dauernd geschwächte und dienstunfähige Leben sind gleichfalls unschätzbar. Sie sind so wichtig, daß die Einführung derselben als direkte und allgemeine Zwangsversicherung ein nur begrüßenswerter Schritt seitens der Staatsregierungen zu nennen wäre, wenn eins nicht wäre: die zu teueren Verwaltungskosten, welche gerade Kranken- und Invaliditätskassen, wegen der öfter wiederkehrenden Fälle, notwendig verursachen. Darum bleibt als der einzige Weg die Privatversicherung, zumal selbst beim besten Willen und bei allem Entgegenkommen der Staatsgewalt sich ein großer Teil des Volkes in diesem Punkte seine eigenen Maßnahmen vorbehalten möchte. Gleichwohl wird namentlich die Landkrankenfürsorge nur in der Weise am leichtesten und ergiebigsten zu heben sein und ihr gewünschtes Ziel erreichen, wenn durch regelrechte und möglichst allgemein eingeführte Assekuranzen die Mittel bereitgestellt werden, die eben einmal unentbehrlich sind.

„Aber unser Volk hat einen Abscheu vor Neuerungen, besonders wenn sie Lasten mit sich bringen?" Gewiß, indes nur solange, bis es sich von den guten Wirkungen überzeugt hat, welche diese Neuerungen mit sich bringen. Hat es dieselben einmal erkannt, dann ist es dankbar. Ganz mit Unrecht wird das Versicherungswesen als eine reine Geldsache betrachtet, welche lediglich den Zweck verfolge, die Aktiengesellschaften und solche, die schon genug des Kapitals besitzen, noch mehr zu bereichern. Dies ist grundfalsch. Dagegen spricht die ganze Vergangenheit, der Ursprung und schon der bloße Begriff „Versicherung", der im Grunde nichts anderes bedeutet, als „gegenseitige Hilfe in Not und Gefahr". Die Eigentümlichkeit und gewissermaßen die „Feinheit" der Sache liegt in der „Teilung der Gefahr", einer Art Uebertragung der Last auf viele Schultern. Das Berechtigte dieser Uebertragung oder Pflicht der Mittragung liegt darin, daß jeder der Versicherten der gleichen Gefahr ausgesetzt ist, nur ist unbestimmt, ob, beziehungsweise wann ihn das Verhängnis ereilen wird. Der Zweck der Assekuranz wird am sichersten und besten erreicht durch möglichste Ausdehnung bezüglich der Zahl der Versicherten und durch möglichst weite, räumliche Verbreitung betreffs der versicherten Risiken, sowie durch vorsichtige „Risikenwahl" d. i. Ablehnung direkt gefährlicher Objekte. Es können sich aber desungeachtet kleinere Versicherungsvereine sogar innerhalb enggezogener Grenzen bilden; doch ist nicht zu übersehen, daß dieselben in diesem Falle nur Glieder eines größeren Apparates sein können, der sich über ein ganzes Land verzweigt. Das deutlichste Beispiel dieser Art haben wir an der vaterländischen Viehversicherung.

Wenn die Not und Gefahr es mit sich bringt, daß wir für unsere Habe sorgen durch Feuerversicherung, daß wir Transportversicherungen, Glasversicherungen, Unfall-, Haftpflicht-, Diebstahlversicherungen abschließen, daß wir die Wohltat der Lebens-, Kranken- und Invaliditätsversicherung uns zunutze machen usf., sollten wir uns bei all dem nicht zum klaren Bewußtsein bringen, daß es nicht leicht einen für die Volkswohlfahrt bedeutenderen Faktor geben kann, als das Versicherungswesen? Wohl hat die Börse sich schon seit langem des Assekuranzgebietes bemächtigt, von ihrem finanziellen Standpunkte aus mit Recht; denn es gibt bei guter Prämienberechnung wohl kaum ein besseres Kapitalanlagegebiet, als das der Assekuranzaktien; von ihrem Standpunkte aus um so mehr mit Recht, wenn man ihr dies reiche Gebiet ohne weiteres überließ; vom Standpunkte der Volkswohlfahrt aus aber mit Unrecht. Denn Not und Gefahr sind selbst dann keine gerechte Quelle des Reichtums, wenn die Aktionäre unter Umständen auch das Risiko einer Unterbilanz zu tragen haben, welche jedoch durch den Gewinn in guten Jahren ausgeglichen wird; und selbst dann nicht, wenn zufolge geschickter technischer Berechnung Dividendenverteilung und Prämienrückgewähr an die Versicherten vorgesehen ist.

Vom Standpunkte der Volkswohlfahrt aus ist darum der Versicherungsbetrieb durch Aktiengesellschaften nicht als das beste System zu begrüßen, wenngleich vielleicht durch die Konkurrenz verschiedener Systeme der Volkswirtschaft gedient und Ueberteuerung hintangehalten wurde. Die Volkswohlfahrt wird entschieden durch die gegenseitigen oder wechselseitigen Versicherungsanstalten (Versicherungsvereine auf Gegenseitigkeit) besser gewahrt, da die Versicherten zugleich Mitglieder, d. h. Inhaber der Gesellschaft sind, ihr Vermögen vermittelst des von ihnen dazu bestellten Vorstandes selbst verwalten, gemeinsam für Verluste haften, denen durch gute Prämienberechnung vorgebeugt wird, und auch den Gewinn zu beanspruchen bezw. selbst darüber zu verfügen haben. Um aber das Versicherungswesen in seinem schönsten Lichte zu zeigen, genügt der Hinweis, daß der Gedanke der Ausgleichung innerhalb einer Vielheit, des Einstehens vieler für den einzelnen dem heidnischen Altertum für privatrechtliche Verhältnisse völlig fremd war, und daß erst den Zeiten des „finsteren Mittelalters" die eigentliche Einführung des Versicherungswesens — wenn auch unter anderem Namen — als einer der schönsten Aeußerungen praktischer Nächstenliebe vorbehalten war. Damals entwickelte sich allmählich und unabhängig von dem überlieferten heidnischen Rechte aus dem Gefühle des Bedürfnisses und der Hilflosigkeit des einzelnen das Bewußtsein von der Notwendigkeit des Zusammenstehens vieler zur gemeinsamen Bekämpfung eines gemeinsamen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Uebels. Dazu bedurfte es allerdings einer vollständigen Umgestaltung der alten heidnischen Weltanschauung. Und diese Umgestaltung vollzog sich, als bei den Ahnenvölkern der heutigen gebildeten Welt das Christentum mit seinen grundlegenden Lehren von der gleichen Würde der Menschen und von der Notwendigkeit brüderlicher Liebe eingekehrt war. In dieser Zeit entstanden jene Gilden (auch Bruderschaften, fraternitates genannt, Feuergilden, Kuhgilden), deren Mitglieder sich zu gegenseitiger Unterstützung zur Erlangung des Heils in diesem, wie im zukünftigen Leben verpflichteten. Das brüderliche Band, welches die Mitglieder der Gilde umschloß, verpflichtete zur Uebung aller Pflichten der Frömmigkeit und der christlichen Liebe und hiermit zugleich zur Uebung derjenigen Pflichten, die der große Kanzler einst mit dem Namen „praktisches Christentum" treffend bezeichnete. Die Gildemitgliedschaft verpflichtete nämlich im allgemeinen auch zu einem treuen gegenseitigen Beistande, so oft und wie immer dessen ein Gildebruder bedürftig war; denn als Brüder waren sie nicht bloß zu bestimmten Zwecken verbunden, sondern die brüderliche Verbindung ergriff, wie es der Bedeutung des Wortes entsprach, den ganzen Menschen und erstreckte sich auf alle Seiten des Lebens. War ein Gildebruder krank, so mußten andere Brüder bei ihm wachen; mußte einer eine Reise unternehmen, so mußte ihm das nötige Reisegeld verabreicht werden; verlor er sein Vermögen, erlitt er durch Feuer oder Schiffbruch einen Verlust, oder war er durch Verstümmelung unfähig geworden zur Arbeit und zum Erwerb, so erhielt er von den Genossen einen bestimmten Unterstützungsbeitrag; verlor er seine Freiheit und geriet in feindliche Gefangenschaft, so mußte er losgekauft werden. (Siehe A. Rüdiger, Rechtslehre vom Lebensversicherungsvertrag, § 1 Seite 3 und 4.)

Die Beitragsleistung der Gildebrüder war verschieden geregelt, oft auch gesetzlich genau bestimmt. Als belehrendes Beispiel diene die von Alexander III. im Jahre 1155 für die Diözese Rhodez bestätigte Vereinigung, für welche in der Verfassung die Beiträge der verschiedenen Stände, darunter die der abbates, archidiaconi, milites, mercatores et burgenses, qui facultatibus abundaverint, auf XII denarios Rhutenenses festgestellt sind, mit dem Anfügen: Quisquis autem res suas amiserit, postquam commune (den Beitrag) solverit, in integrum restituatur. (A. a. O. nach Stobbe, Deutsches Pr.-R. 1878 Bd. III § 197.)

Wir sehen hieraus, daß die Gilde im großen ganzen schon dasselbe gewährte, was heutzutage mit verbesserter Betriebskunst die Versicherungsanstalt zu leisten imstande ist, und ziehen mit Rüdiger das Resumee: So ist die Versicherung nichts anderes als eine buchstäbliche, — freilich dem Menschen nicht immer zum Bewußt-

sein kommende Verwirklichung des weltumgestaltenden Gebotes: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst!"

Möchten diese wenigen wohlgemeinten Worte den Nutzen haben, daß eine so edle Sache wie die Versicherung es ist, immer mehr aus der Verborgenheit und Vergessenheit an das Licht hervorgezogen und durch praktische Anwendung dieses herrlichen Hilfsmittels Not und Gefahr von der Menschheit immer wirksamer abgewehrt werde. Dann wird die gute Saat von selbst um so reichlicher gedeihen. Da aber die Versicherung stets nur auf der breitesten Grundlage d. h. bei möglichst zahlreichem Anschlusse gedeiht, so wird es notwendig sein, daß einzelne Standesorganisationen die Selbsthilfe durch Assekuranzen tatkräftig ins Werk setzen und durch gegenseitigen Zusammenschluß sich stärken. Ferner ist es notwendig, daß die Versicherungswissenschaft auf den deutschen Hochschulen ausgiebiger gepflegt werde, als dies bislang der Fall war, wo selbst viele Akademiker sagen mußten: „Wir wissen nicht einmal, daß es eine Versicherungswissenschaft gebe." In diesem Sinne wünschen wir den Verhandlungen des „Deutschen Vereines für Versicherungswissenschaft", der am 3. und 4. Oktober im Preußischen Abgeordnetenhause zu Berlin tagte, reichen Erfolg.



Die persönliche und allgemeine Bedeutung der Mäßigkeit.

Von

Dr. med. J. Weigl, München.

Die hohen Ansprüche, welche unsere Zeit an den Menschen in jeder Art von Beruf stellt, haben zur notwendigen Folge einen großen Verbrauch jener persönlichen Werte, deren Summe wir als die geistige und körperliche Gesundheit des Individuums bezeichnen. Mit der intensiveren Entwicklung der Kultur verbreitern sich die Beziehungen des einzelnen zum Gesamtvolke und durch dieses zur Menschheit. In dem Riesenbetriebe der Allgemeinheit wird eines jeden Tätigkeit ganz natürlich der stets fortschreitenden Vertiefung unterworfen. So kann es dann nicht ausbleiben, daß die Abnutzung des Einzelmenschen sowohl nach der rein körperlichen, wie nicht weniger nach der psychischen Sphäre in weit verschärfterem Maße sich vollzieht, als es dann der Fall ist, wenn das Dasein alltäglich mit einer gewissen Behaglichkeit abläuft.

In dem Grade aber, wie die höhere Inanspruchnahme an den einzelnen Menschen herantritt, sehen wir auch vielfach in ihm das Begehren nach gewissen Reizstoffen, welche in ihrer Grundwirkung auf das Nervensystem Einfluß üben, lebhafter werden. Der gesteigerte Gebrauch dieser Stoffe, namentlich in regelmäßiger Wiederkehr innerhalb kürzerer Intervalle, ist eine Begleiterscheinung der Zivilisation, welche uns eben nicht allein ihre Segnungen gibt, sondern auch manches Unerwünschte für uns in ihrem Schoße trägt. Wir stehen heutzutage vor der vollendeten Tatsache, daß bei uns zu Lande hauptsächlich drei Reizstoffe: der Alkohol in der Gestalt der geistigen Getränke, das Koffein in der Form von Kaffee und Tee, das Nikotin durch den Tabak in den weitesten Kreisen der Bevölkerung sich eingebürgert haben. Aber es wäre durchaus falsch, wollte man glauben, daß wir diese Sachlage einfach als eine gegebene hinnehmen und mit ihr uns abfinden müßten. Keineswegs! Der Mensch ist nach seiner ganzen Anlage von der Natur auf den Gebrauch von Reizstoffen nicht angewiesen. Sie sind sämtliche chemische Körper, welche ihrem Wesen nach gegenüber den Zellen und Geweben des menschlichen Körpers als Gifte sich eigenschaften. Wenn zwar dieser giftige Charakter für gewöhnlich nicht sinnfällig zutage tritt, so kommt es davon, daß wir ja nicht die Reizstoffe in chemisch reinem Zustande in unseren Körper einführen, sondern vielmehr ihre mehr oder weniger stark verdünnten Lösungen, als welche die Reizmittel anzusehen sind, konsumieren. Von dem Gesichtspunkte aus muß auch stets der Alkoholgenuß betrachtet werden. Bei diesem handelt es sich nach dem Gesagten im Prinzip um die Einfuhr eines an sich giftigen Reizstoffes in den Körper. Daß der chemisch reine Alkohol die Qualität eines Giftes habe, unterliegt nach den Resultaten wissenschaftlicher Forschung und den Erfahrungen des täglichen Lebens keinem Zweifel. Für die Verhältnisse beim Menschen sind insbesondere die Feststellungen wertvoll, welche durch die Beobachtungen der gerichtlichen Medizin gewonnen wurden, in solchen Fällen, wo es sich um Morde, Selbstmorde oder Versuche dazu, sowie um zufällige Vergiftungen durch reinen Alkohol handelte. Danach darf es als erwiesen gelten, daß für Kinder unter 10 Jahren durchschnittlich 15 Gramm reinen Alkohols als die giftötliche Einzelgabe zu erkennen sind, während dieselbe beim Erwachsenen je nach der persönlichen Gewöhnung und Widerstandskraft des Körpers sich erhöht.

Für das praktische Leben kommt — von Ausnahmefällen abgesehen, — die Einfuhr reinen Alkohols in den Körper im allgemeinen nicht in Betracht. Hier handelt es sich vielmehr zumeist um den Genuß der sehr verschieden konzentrierten Alkohollösungen, der geistigen Getränke. Die Branntweine enthalten 70—50—40 Prozent Alkohol, von den Weinen haben die Moselweine 6—9, Rheinweine 7—13, Bordeaux und Burgunder 12—14 Prozent. Im Gegensatze zu diesen naturreinen Produkten zeigen die gespriteten Weine, zu denen fast alle sogenannten Südweine gehören, 17—25 Prozent. Die leichtesten Alkoholgetränke sind die Biere, von denen das Berliner Weißbier und ähnliche nur 2, die bayerischen Biere durchschnittlich 4 und die Bockbiere 5—6 Prozent enthalten. Schon aus diesen einfachen Zahlenangaben ist ersichtlich, daß die Branntweine mit ihren hohen Alkoholgehalten sehr gefährliche Getränke sind und zum gewöhnlichen Konsum sich nicht eignen. Aber auch die Weine und Biere dürfen in ihrer Schädlichkeit nicht unterschätzt werden. Bei ihnen kommt es eben darauf an, wie groß die jeweiligen Flüssigkeitsmengen sind, welche genossen werden. Denn dadurch können schließlich auch sehr beachtenswerte Alkoholgaben in den Körper eingeführt werden.

Die akute Alkoholvergiftung, welche man mit dem trivialen Namen des Rausches benennt, ist selbst bei ganz schwachen geistigen Getränken, z. B. bei zweiprozentigen Bieren möglich, nämlich dann, wenn solche literweise oder flaschenweise genossen werden. Dieser Zustand, der so störend im öffentlichen Leben sich oftmals, besonders an Sonn- und Feiertagen, bemerkbar macht, bedeutet für seine Opfer eine schwere Schädigung des Körpers und ist durchaus noch nicht dann schon ganz überwunden, wenn der Rausch verflogen und Ernüchterung eingetreten ist. Es ist sehr falsch, zu glauben, in 12—24 Stunden seien die körperlichen Schädigungen wieder alle ausgeglichen. Herz und Gehirn können tagelang unter dem Eindrucke der akuten Giftwirkung zu leiden haben. Und es ist direkt widersinnig, wenn man so oft die Ansicht aussprechen hört: Ein einmaliger Rausch schade nicht, das müsse der Körper schon aushalten können. Sehr viel gefährlicher aber als die akute ist die schleichende Alkoholvergiftung, welche durch den regelmäßigen täglichen Genuß von Bier und Wein in größerer Menge sich herausbildet. Es braucht sich dabei zunächst keineswegs um die jedermann sinnfällige Trunksucht zu handeln. Denn diese ist bereits ein vorgeschritteneres Stadium, in welchem die Zerrüttung des Individuums durch den Alkohol auch schon für den Laien ersichtlich ist. Was man chronischen Alkoholismus nennt, ist frühzeitiger vorhanden und steigert sich eben im Laufe der Jahre zur vollendeten Trunksucht an. Denn in dem Grade, als der Körper einer regelmäßigen, stärkeren Alkoholwirkung ausgesetzt wird, sinkt seine Widerstandsfähigkeit gegen den giftigen Reizstoff ab. Daher die ganz richtige Selbstbeobachtung der Alkoholfreunde, daß sie im Laufe der Jahre nicht mehr so viel vertragen können.

Zur Beurteilung der ganzen Alkoholfrage ist von vornherein als wesentliches Kriterium die Erwägung maßgebend:

> „Kann der Körper des Erwachsenen überhaupt Tag für Tag eine bestimmte Menge Alkohol — in der Form eines geistigen Getränkes genommen — unbeschadet seiner Gesundheit verarbeiten?"

Es ist wissenschaftlich nicht nachgewiesen, und nach den Erfahrungen am Krankenbette, wie auch sonst im täglichen Leben, nicht beweisbar, daß 1 Liter gewöhnlichen Bieres von 3—4 Prozent Alkohol oder ½ Liter eines leichten Weines, der zirka 7 Prozent Alkohol enthält, selbst bei täglich wiederkehrendem Genusse schädlich auf den Körper einwirken. Diese angegebenen Mengen Bieres oder Weines stellen demnach die für die Gesundheit täglich zulässige Höchstgrenze für die Alkoholzufuhr dar. Damit soll nun natürlich keineswegs gesagt sein, daß diese Menge auch wirklich Tag für Tag getrunken werden müsse; denn der Körper kann auch ohne Alkohol ganz gut bestehen. Es muß zur weiteren Aufklärung die Tatsache festgehalten werden, daß der Genuß von Alkohol — selbst in der geringen Menge eines Glases Bier oder Wein — ungeeignet ist, wenn er vor oder während der Arbeit — ob nun diese eine geistige oder körperliche ist — stattfindet. Der Alkohol regt nicht an, sondern lähmt; er beschleunigt nicht, sondern hemmt die Tätigkeit eines jeden Organes des Körpers. Der Alkohol ist weder Nahrungsstoff noch Heizstoff, noch auch Krafterzeuger. Für die Zeit der Arbeit und vor dieser ist also jenes Verhalten gegenüber dem Alkohol nötig, welches man als Zweckabstinenz bezeichnet. Für die Zeit der Ruhe dagegen kann die Einräumung gemacht werden, daß bis zu der früher genannten Höchstgrenze Bier oder Wein genossen werden dürfen. Und hier nun ist der springende Punkt, wo die Anhänger der Mäßigkeitsbestrebungen grundsätzlich sich trennen von denen, welche die absolute, die totale Alkoholabstinenz für jeden Menschen eingeführt

wissen wollen. Diese für die ganze große Allgemeinheit erreichen zu können, ist eine Utopie. Mit Extremen in jeder Hinsicht kann die Menschheit nie gerettet und dauernd geführt werden, ohne daß nicht am Ende bedenkliche Reaktionen eintreten. Solche ernste Bewegungen von der tief einschneidenden, gesundheitlichen und sozialen Bedeutung wie die gegen den Alkohol dürfen niemals mit Fanatismus urgiert, nie als Sport, in einseitigem Vorgehen behandelt werden, sondern müssen von dem Standpunkte des in der breiten Basis der Allgemeinheit Erreichbaren ausgehen. Und deshalb ist unser Ziel, die Mäßigkeit bei unseren Volksgenossen zur Richtschnur zu machen. Wir verurteilen also einerseits das unzweckmäßige und gedankenlose Hineintrinken der geistigen Getränke, wobei ein Liter dem andern nachgeschickt wird, gönnen aber andererseits jedem ein bescheidenes Maß. Was der Konsument eines geistigen Getränkes erreichen will, geben ihm auch die von uns eingeräumten Mengen. Denn glücklicherweise wollen ja die meisten Menschen für gewöhnlich nicht bis zur Betäubung sich durchtrinken, sondern sie wollen nur nach des Tages Mühen einen Sorgenbrecher, eine kleine Beruhigung nach den hundert Nadelstichen, die der Kampf um das Dasein alltäglich mit sich bringt. Hierfür erscheint eine kleinste Menge Alkohol schon hinreichend. Durch die fortwährende öffentliche Belehrung mittels Vorträgen und Schriften, sowie durch die wirksame Kleinarbeit der Aufklärung von Person zu Person müssen die Mäßigkeitsbestrebungen Boden fassen und alle jene Voraussetzungen verschwinden, welche der Alkohol niemals zu erfüllen vermag. Hierbei ist besonders noch zu gedenken der weitverbreiteten falschen Ansicht, daß die geistigen Getränke zu den Genußmitteln oder Erfrischungen zählten. Das sind sie eben so wenig wie Kaffee und Tee. Diese und die geistigen Getränke unterscheiden sich durch ihre Giftstoffe prinzipiell von den ungiftigen Genußmitteln, welche förderlich auf den Körper wirken. Zu letzteren gehören die Obstfrüchte, die Limonaden, die Lösungen von Fruchtsäften in gewöhnlichem oder kohlensaurem Wasser sind, ferner die Aufgüsse der mancherlei Pflanzentees und der Malzkaffee. Je mehr die Genußmittel zum Konsum kommen, desto energischer wird damit den Reizmitteln entgegen gearbeitet. Und so bedeutet die Einführung der ersteren zweifelsohne eine mächtige Förderung der Mäßigkeitsbewegung.

Aber damit ist noch nicht genug getan. Es müssen ergänzend noch andere Reformen hinzutreten. Vor allem ein Aenderung unserer Ernährungsweise. Unsere Kost muß in Art und Zubereitung besser werden. Bedeutet es nicht eine kolossale Verschwendung, wenn in Deutschland alljährlich für geistige Getränke über 3 Milliarden Mark ausgegeben werden? Wieviel besser stünde es um die Ernährung, wenn an den Alkoholgetränken gespart, für gute Nahrungsmittel aber von diesen Ersparungen Aufwand gemacht würde! Hand in Hand damit geht sodann die notwendige Verbesserung der Ernährung in dem Sinne, daß die Vegetabilien, mehr als bis jetzt der Fall ist, geschätzt werden. Der bei uns vielfach zu reichliche Genuß von Fleisch, welcher zum Trinken anreizt und in der Ernährung eine große Einseitigkeit darstellt, kann eingeschränkt werden; dafür sollen mehr die Gemüse, Salate, Obstfrüchte und Mehlspeisen zur Anwendung kommen. Endlich leidet sehr häufig, besonders in den Gasthäusern, unsere Kost an Ueberwürzung, die mit einem gewissen Raffinement gemacht, zum Trinken verführt. Eine reizlosere Kost ist dem Körper weit zuträglicher und führt auch von selbst zur Einschränkung des Uebermaßes im Trinken. Dieses ist dem Körper in verschiedener Hinsicht schädlich. Es belastet unnötig das Herz und den Kreislauf, überanstrengt die Nieren, den Pfortaderkreislauf und die Leber; es bedingt weiters einen zu großen Verlust an den so notwendigen Nahrsalzen durch deren Auslaugung aus dem Körper.

Eine wesentliche Aenderung muß auch eintreten in der Art und Weise, wie die Stunden der Erholung benutzt werden. Soll diese für den Menschen wirklich zum Nutzen gereichen, so darf sie nicht hinter dem Biertisch, nicht beim Weinkruge gesucht werden, sondern muß den fleißigen Gebrauch aller jener Bedingungen bringen, die wir als die normalen Lebensreize bezeichnen. Wir müssen auf uns wirken lassen die wohltätig anregenden Reize der Luft, des Sonnenlichtes, der Körperbewegung draußen in Gottes freier Natur, sei es durch Spaziergänge oder turnerische oder sportliche Uebungen, durch Baden und Schwimmen. Und wie dem Körper, so müssen wir auch dem müden Geiste Erholung gönnen. Wie viele Stunden können durch die zweckmäßige Einteilung der freien Zeit gewonnen werden für gediegene Unterhaltung, für die allgemeine Ausbildung, für wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen, für Natur- und Kunstgenuß, für religiöses und bürgerliches Leben! Es werden in dem Maße, als sich jeder befreit vom Banne des Alkohols, seine Kräfte frei für alles Gute und Edle, für die Förderung der positiven Gesundheitspflege und die Erhebung des Geistes aus dem Alltagsgleichgewichte. Unschätzbar ist der daraus resultierende Gewinn neuer Besitzwerte an Gesundheit für Körper und Geist, Leib und Seele! So verkürzt die Mäßigkeit nicht, sondern erhöht im Gegenteile die wahre Lebensfreude.

Mit diesem Wertzuwachse rein persönlicher Art für den einzelnen vereinen sich die sozialen und nationalen Gewinne der Gesamtheit. Der Mäßige kann selbst in bescheidenen Verhältnissen des Erwerbslebens seine Einnahmen fruchtbringender gestalten, ohne weitere Anstrengung der Arbeitskraft. Diese bessere Ausnutzung des Erworbenen kommt unter anderem auch zur Bedeutung für die Wohnung. Wie dringend hier Verbesserungen besonders in den Städten nötig sind, weiß jeder, der die bestehenden Mißstände kennt. Mit der Möglichkeit, behaglicher zu wohnen, hängen sodann innig zusammen die intensivere Pflege des Familienlebens, die liebevolle Fürsorge für Frau und Kinder, die Freude an der eigenen Häuslichkeit. Alle diese zarten Beziehungen stört der Alkohol, denn er macht selbstsüchtig und unterdrückt die altruistischen Gefühle, sogar gegenüber den nächsten Angehörigen, um wie viel mehr noch gegenüber den Volksgenossen. Das ist auch für unser völkisches Leben sehr wichtig. Der stumpfgeistige Bierphilister wird niemals für öffentliche Angelegenheiten seiner Gemeinden oder des Staates ein wertvolles Interesse zeigen. Wohl ist er es am allermeisten, der hinter dem Kruge alles besser weiß, Regierung und Volksvertretung kritisiert und, von seiner Person abgesehen, nirgends mit dem Tadel spart. Aber gleichwohl rafft er sich nicht auf zu aktiver Mitarbeit. Höchstens daß er für Radaupolitik und Lärmszenen zu haben ist, nicht aber für ernstes, zielbewußtes Streben. Nur wer dazu getan, in straffer Selbstzucht seine Persönlichkeit herauszubilden und auszugestalten, der ist geeigenschaftet, so wie er sich selbst hob, auch mitzuarbeiten an der Förderung sozialer und nationaler, sittlicher und religiöser Aufgaben zum Wohle des gemeinsamen Ganzen, des Vaterlandes.



Scherls Prämiensparsystem.

Von Dr. Versen.

Die Art und Weise, wie gegen den Plan August Scherls, das Sparen durch Aussicht auf Lotteriegewinn zu fördern, angekämpft worden ist, mußte jeden Unvoreingenommenen davon überzeugen, daß die Sache nicht schlecht sein könne. Ganz abgesehen davon, daß die Persönlichkeit Scherls Garantien genug bot. Er ist als Zeitungs- und Finanzmann ein Genie im besten Sinne. An all seinen Unternehmungen klebt kein Makel. Und wenn man ihm vorwirft, er beute menschliche Schwächen, beispielsweise die Eitelkeit, aus, so ist das kindisch. Dieser Vorwurf träfe dann alle illustrierten Blätter, die „Stadt Gottes" ebenso wie „die Woche". Die Eitelkeit ist zudem in mancher Hinsicht eine der nützlichsten menschlichen Eigenschaften. Wenn wir sie nicht besäßen, wären wir wohl heute noch Troglodyten. Der weltkluge Windthorst hat beispielsweise häufig an die Eitelkeit appelliert, wenn er den Ehrgeiz der Katholiken anzustacheln versuchte. Wer nichts aus sich zu machen weiß, der gilt eben nichts.

Der Kampf gegen Scherls Sparsystem geht fast ausschließlich aus Konkurrenzneid hervor. Um diesen zu vertuschen, hüllt man sich in moralische Phrasennebel. Ueber dieses Gebahren mancher Börsenblätter konnte man höhnisch lachen. Dieses Pharisäertum war denn doch zu durchsichtig. Aber auch von konservativer Seite, beispielsweise von der „Kreuzzeitung", ist gegen Scherl mobil gemacht worden. Man fürchtete dort besonders das mit dem System verbundene Wochenblatt und suchte demgemäß dessen Ueberflüssigkeit mit allen möglichen Gründen zu beweisen. Das war ein Kampf gegen Windmühlenflügel; denn Scherls Kapital würde mit dem Wochenblatt gar nichts zu schaffen haben. Nutzbringend wäre ein solches Blatt in hohem Grade; es könnte unserem Volk, das drei Milliarden für Gesöff aller Art verplempert, das nötige Verständnis für Geldeswert und Sparen beibringen. Jetzt sind wir in diesem Punkte noch die reinen Kinder und stehen weit hinter den Franzosen zurück, die in ihrer Mehrzahl ebenso fleißig und geschäftskundig wie sparsam sind. Auch würde das Blatt viele vor den Torheiten bewahren, die sie auf dem Gebiete des Lotteriewesens begehen. All die tausende und abertausende von Mark, die aus Deutschland nach Ungarn und Holland gehen, sind weggeworfenes Geld. Sogar holländische Blätter müssen vor den einheimischen Lotterien warnen, die in ihrer Mehrzahl Schwindelfirmen sind, selbst wenn sie mit der königlichen Genehmigung prunken. Ueber den betrügerischen Unfug ungarischer und ähnlicher Lotterien wollen wir gar nicht weiter reden. Wer mit ihnen auch nur einige Erfahrungen gemacht hat, weiß Bescheid. Wie es mit den Gewinnaussichten in deutschen Lotterien bestellt ist, hat Oberlehrer Dr. Lemme-Dresden kürzlich in dankenswerter Weise in der Münchener Zeitschrift „Natur und Kultur" nachgewiesen. Die Ausführungen Dr. Lemmes bezüglich der Kgl. sächsischen Landeslotterie treffen auch auf die hessen-thüringischen, mecklenburgischen, lübeckischen, hamburgischen und anderen Lotterien und mehr oder weniger auch auf die preußische Klassenlotterie zu. Von 100000

Spielern verlieren 50000 ihr Geld, 33184 erhalten ihre Einlage wieder mit einem Trostzuschlage von 2%, weitere 12,699 erhalten etwas mehr als ihre Einlage und nur 4117 sind wirkliche Gewinner, aber nur 40 derselben erhalten einen nennenswerten Betrag (8500 Mk. und darüber). Dr. Lemme faßt seine Berechnungen über die sächsische Lotterie in die Worte zusammen: gegen zwei Millionen Menschen tragen jährlich zweimal ihre Sparpfennige in die Lotterie und nur die Besitzer von vierzig Nummern werden dabei bereichert, mehr als die Hälfte aller enttäuscht, und dennoch tragen sie, wenn der Bau ihrer Hoffnungen auch zerstört wurde, bei der nächsten Gelegenheit ameisenartig immer von neuem zu gleichem Ziele zusammen.

Der Lotteriespieltrieb ist eben unausrottbar. Er ist so stark, daß die Spieler sich unbesonnenerweise sogar den schlimmsten Eventualitäten aussetzen, zumal nach der Einführung der neuen Strafbestimmungen für das Spiel in auswärtigen Lotterien. Also auch in dieser Hinsicht könnte das Scherlsche Sparsystem bessernd und helfend wirken.

Die wesentlichen Vorzüge dieses Systems vor allen anderen Lotterien im einzelnen darzulegen, fehlt uns hier augenblicklich der Raum. Möge sich jeder selbst ein Urteil bilden. Darauf kommt's an und daran ließen selbst diejenigen, die das System aus irgendwelchen Gründen in Mißkredit zu bringen sich bemüßigt fühlten, es bisher fehlen. Wir haben in dieser Hinsicht sehr bezeichnende Erfahrungen gesammelt. Man lese und studiere die folgenden Schriften: Professor Mayet, Lotterie und Sparen. — Das Scherlsche Prämiensparsystem, 2 Hefte. — Die Ausschreitungen der Spielsucht und deren Bekämpfung durch die Prämienverlosung des Scherlschen Systems. (Diese Schriften können aus dem Verlage von Scherl in Berlin SW., Zimmerstr. 37/41, bezogen werden.)

Wir wollen nur noch bemerken, daß das Sparsystem das Ergebnis einer 14jährigen Denkarbeit ist und daß es den Beifall Miquels fand, also eines Finanzministers, wie ihn Preußen selten gehabt hat. Miquel erkannte die große volkswirtschaftliche Bedeutung des Projektes und seinen Nutzen für die Allgemeinheit. Die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses vom 4. November haben erkennen lassen, daß es auch unter den jetzigen Ministern verständnisvolle Freunde hat. Mit überwiegender Mehrheit lehnte der Landtag es ab, sich gegen das System festzulegen. Es ist also keineswegs begraben, wie seine Gegner glauben machen möchten. Es erlebt nur, was jedes große Unternehmen erfahren muß: daß die Ausführung nur ein allmähliches Sichdurchsetzen sein kann. Von seiten des Zentrums, das doch genug kluge Geschäftsleute und weitsichtige Sozialpolitiker in sich schließt, ist prinzipiell nichts gegen das Sparsystem eingewendet worden, und die katholische Presse hat sich auch nicht an der neidischen und gehässigen Polemik gegen dasselbe beteiligt.



Wiener Humor.

Von

Ferd. Gruner.

Es gibt keine Stadt von Bedeutung, die nicht nach der einen oder anderen Seite hin besondere Wertung genießt. So gilt Wien, das immer das Epitheton der Kaiserstadt „an der schönen blauen Donau" hatte, als die des Humors und der Musik. Die Generation der Strauß allein rechtfertigt die zweite Bedeutung. Aber auch der Humor oder, wie er wienerisch heißt, „Hamur" hatte in Wien immer namhafte Vertreter. Der Humor der Donaustadt war natürlich immer verschieden nach der Zeit, die man gerade schrieb. Denn bekanntlich ist auch die Wertung des Humors abhängig von der Umgebung, in welcher er wirkt oder doch wirken sollte. Immer aber war der Humor der Donaustadt bodenständig. Er hatte stets sein charakteristisches Gepräge. Gleichgültig, ob ihn Nestroy prägte oder Raimund oder die Leute von heute. Es würde schwer sein, die Eigentümlichkeiten dieses Wiener Gewächses zu definieren. Vielleicht gelingt dies noch am besten im Vergleich mit anderen Städten. Der Berliner Humor ist spießiger, schärfer und drastischer, der Münchener schwerfälliger und gröber. Der Wiener Humor hat einen Teil des Spöttelnden des Berliner Gewächses, doch freundlicher gemacht. Er „frozzelt" nur, er hält die Leute gerne zum Narren, ohne sie direkt zu beleidigen. Vom Münchener ist ihm die Derbheit eigen, allerdings um ein Bedeutendes gemildert. Er hat einen Stich ins Weiche, mitunter Weichliche und Sentimentale. Das sieht man insbesonders an den Wiener Liedern. Denn wie der Wiener fürs Leben gern „an Hamur hat", so gern singt er. Er hört die Melodien aus den Wiener Operetten nie oft genug. Er bereichert seinen Vorrat auch aus jenen der Volkssänger, die ja nirgends eine solche Spezialität bilden wie in der Kaiserstadt an der Donau. Jüngst beging man das Jubiläum eines solchen Sängers, des greisen Guschlbauer (ein Blatt, das abseits vom Strome in Norddeutschland mit freundlichem Wohlwollen Oesterreichs Geschicke verfolgt, hatte den biederen Volkssänger mit Professor Gussenbauer verwechselt und erzählte von dem Manne allerlei Rührendes). Schade, daß Gussenbauer schon gestorben ist. Man hätte sonst vielleicht lehrreiche Erfahrungen machen können, ob ein Mann der Wissenschaft, ein Arzt vom Range des Genannten gleich populär war wie Guschlbauer, bei dessen Jubelfeier der Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt anwesend war. Neben ihm Girardi, der vielgefeierte, heute vielleicht der beste Verkörperer Wiener „Hamurs". Das gab einen Jubel ohne Ende. Ein Tragöde, und wäre er ein noch so berühmter, würde sich nie solcher Popularität rühmen können. Denn Wien ist die Stadt des Humors.

Allerdings ist der bodenständige Humor nicht immer Wiener Ursprungs. Was die Wiener singen, pfeifen oder auf den Werkeln sich vordrehen lassen, stammt bisweilen von Verfassern, die nicht mit Donauwasser getauft wurden, deren Wiege auf keinem der „Gründe" stand, die als typisch wienerisch gelten. Die sind manchmal aus ziemlicher Ferne gekommen, durch eine hervorragende Assimilationsfähigkeit haben sie aber das Wienertum so in sich aufgenommen, daß sie es verkörperten wie irgendeiner, der unter dem Schatten des alten „Steffels" Mensch ward.

Ich weiß im Augenblick nicht, ob Lorens, der ungezählte Wiener Lieder geschrieben hat, ein Wiener in diesem Sinne war. Aber Krakauer war keiner und doch haben dessen Kompositionen in der Donaustadt eine große Verbreitung gefunden. Ich meine, man sang die Lieder allgemein und tut das auch jetzt noch in den Kreisen, die eben Volkslieder singen. Wäre er nicht jung ins Grab gesunken, er wäre voraussichtlich der Beherrscher des Volksliedes der Donaustadt geworden.

Den Wiener Humor im Worte meistern noch immer die bewährten Vertreter Eduard Pötzl und Vinzenz Chiavacci. Sie sind geborene Wiener, haben also das Wienerische mit der Muttermilch eingesogen. Ich für meinen Teil glaube allerdings, daß sie auch ohne diese Eigentümlichkeit vorzügliche Humorschilderer geworden wären. Das Wienerische der unteren Volkskreise betont Chiavacci, der besonders in früheren Jahren aus dem vielberühmten Naschmarkt — die Pariser „halles" ins Wienerisch-Kleinere übersetzt — seine Typen sich holte und diese populär gemacht hat, besonders die „Frau Sopherl vom Naschmarkt". Jetzt läßt er in seinen „Wiener Bildern" die „Bezirkstratschen" zu Worte kommen. Das sind „harbe" Weiber, deren Sprache allerdings so wienerisch ist, daß ein Ausländer manche Wendung, und vielleicht bisweilen die — feinste, nicht verstehen kann! Gibt Chiavacci das Eigentümliche seiner Vaterstadt ohne Retusche, ohne Milderung und eine gewisse Vorliebe für das Starke zeigend, so ist Pötzl der Mildere, der Historischere, der Geschultere, oft auch mit stark sentimentalen Anstrich. Sein liebster Genosse ist der Herr von Nigerl, der Wiener Mittelbürger, der ein gutes Herz hat — man vergesse nicht das goldene Wiener Herz! — über alles räsoniert und dabei doch überzeugt ist, daß in der Stadt des Stephansturmes alles auf das beste bestellt ist. Dabei ist der Wiener, den Pötzl uns in prächtiger Schilderung gibt, konservativ. Das liegt in der zuletzt genannten Eigenschaft begründet. Die Uebertriebenheiten der Sezession haben in Pötzl einen energischen Gegner gefunden. Chiavacci und Pötzl sagen ihren lieben Mitbürgern ja manche Wahrheit, aber immer so, daß sie darüber beim besten Willen nicht böse werden können und sich schließlich noch etwas darauf zugute halten. Die scharfen Wahrheiten, die sie von Daniel Spitzer einstens zu hören bekamen, haben sie längst vergessen.

Unter den Jüngern gibt es manchen, der zu Satire geneigt wäre, doch geht den meisten dieser Poeten das Charakteristisch-Wienerische in ihren Schilderungen ab oder ist es doch nur schwächer zu verspüren. Das hat seine Begründung darin, daß Schnitzer, Dörmann, Paul v. Schönthan oder Raoul Auernheimer nicht jene Klasse der Wiener zu behandeln pflegen, die am konservativsten geblieben ist, daher am meisten Urständiges enthält. Denn gewisse Kreise einer jeden Großstadt sind kosmopolitisch, ein Dresdner nicht von einem Wiener oder Berliner zu unterscheiden. Es wäre denn durch den Dialekt, der sich auch dort in gemilderter Form zu erhalten pflegt, wo das im Wesen oder in der Besonderheit des Wesens der betreffenden Stadt Liegende bereits abgestreift wurde. Gewiß haben alle die namhaft gemachten Schriftsteller unbeschadet dessen ihre charakteristische Note, doch nicht jene des Wienerischen im strengen Sinne.

Da ist nun seit zwei oder drei Jahren ein Name in Oesterreich aufgetaucht, der sich Geltung verschaffen wird. Zuerst erschien ein Skizzenbuch „Auf dem Küniglberg". Kleinigkeiten aus der Großstadt sein Untertitel. Ihr Verfasser F. St. Gunther war bisher nicht auf den Plan getreten. Man las und fand, daß diese Kleinigkeiten, die aus der Vogelperspektive des wohl den meisten Wienern unbekannten Küniglberges Wien schilderten, ein tüchtiges Talent verrieten. Das war Humor, der nicht amerikanisch gekünstelt, nicht gefärbt war. F. St. Gunther suchte nicht übermäßig originell zu kommen und doch war er es. Denn die Wiener, die er schilderte, waren gut gesehen. Die Skizzen waren auch technisch gut. Sie besagten meist alle etwas. Sie hatten aber den größten Vorzug darin, daß sie wirklich wienerisch waren. Das mußte man fühlen, wenn man sie neben jene Pötzls

oder Chiavaccis hielt. Derselbe Typ und doch anders. Im Grunde weniger humoristisch in den Sujets, als sonst Brauch zu sein pflegt. An einer Winzigkeit, die weder im Entwurf noch in der Ausführung humoristisch, das Eigentümliche wienerischer Art gegeben. Um ein Gran mehr Satire als die beiden Großmeister Wiener Humors anzuwenden pflegen. Doch kein Moralist, auch kein Spötter von der Schärfe des „Wiener Spaziergängers“. Manchmal eine Art Hanns Schließmann mit der Feder. Glücklicherweise noch kein fertiger Neuer. F. St. Gunther fand mehr Lob mit seinem Erstlingsbuche, als dies sonst vielen Autoren zu widerfahren pflegt. Er schrieb dann ein neues Buch, das ausdrücklich als wienerisch betrachtet sein will. Denn es heißt „Wiener auf Reisen und daheim.“ F. St. Gunther kommt nun mit seinem wahren Namen: Fritz Stüber. Man darf ihm getrost wie seinem Vorgänger vertrauen. Es gibt einige prächtige Geschichten in dem Buche. Allerdings glaube ich, daß ein Dichter am besten tut, Nutzanwendungen nicht selbst zu machen, sie vielmehr den Lesern zu überlassen. Bisweilen räsoniert Stüber auch gegen den Wiener „Hamur“. Man muß recht verstehen: Gegen das, was sich als Wiener Humor gibt und doch keiner ist, was den wirklichen Humor totschlägt durch seinen Blödsinn. Stüber spricht zu den Wienern an einer Stelle also: „Witzig wollt ihr sein, meine lieben Landsleute? Immer und überall, unter allen Umständen? Gut. Aber dann wundert euch nur nicht, wenn euch eines schönen Tages überhaupt niemand mehr ernst nimmt!“ Gegen die Auswüchse, die ich vorhin andeutete, ist dieser Vorwurf ohne Zweifel gerechtfertigt. Wenn der Wiener Humor ein Spezifikum sein und bleiben will, dann darf er diesen Afterhumor nicht neben sich als gleichberechtigt dulden. Des echten Humors werden wir uns hoffentlich noch oft freuen und als einen Vertreter desselben darf man Fritz Stüber bezeichnen. Man lese nur einmal das prächtige Geschichtchen „Solo“. Das steckt ganze Bände sogenannten Wiener „Hamurs“ ein. So viel Feinheit und Witz enthält es.

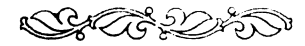
Man würde einen der hervorragendsten Vertreter des Wiener Humors mit Unrecht übergehen, nennte man nicht den leider verstorbenen Karlweis. Der Schöpfer der vielgegebenen, charakteristischen Volksstücke „Der kleine Mann“, „Das grobe Hemd“ usw. Er vertrat den Wiener Humor nach der Seite des Politischen, Satirischen, war der Dichter des kleinen Manns und beschäftigte sich viel mit dessen sozialen Bedürfnissen. Sein Spott war kein allzu ätzender; es war viel Gutmütiges darin von jener Art, die man als die wienerische bezeichnet. Die Bühne war sein Hauptgebiet. Aber auch in den Prosadingen verriet er einen glücklichen Instinkt für das Volkstümliche, für die Gemütlichkeit behaglicher Stimmung, die uns Gebresten zeigt, doch ein versöhnendes oder entschuldigendes Wort dazu zu sagen weiß.

Karlweis, der Schöpfer des modernen Wiener Volksstückes, hat eine ganze Reihe von Nachahmern gefunden. Rudolf Hawel darf man als den tüchtigsten der in Betracht kommenden Epigonen Karlweis' betrachten.

Freilich liegt Hawels Gewicht eigentlich nicht in der humorvollen Schilderung des Wieners. Sein Haupterfolg wurde durch das Volksstück „Mutter Sorge“ begründet, in dem, wie schon der Titel sagt, freundlichen Lichtern ein nicht allzubreiter Raum eingeräumt ist. Mit den „Politikern“, einer späteren Gabe seiner dramatischen Muse, wanderte er schon näher den Pfaden Karlweis'. Sein neuestes Opus, der „Freundschaftsbund“ bringt humoristisch-satirische Typen des Wiener Volkslebens. Hierbei errang er einen lebhaften äußeren Erfolg. Es sei verzeichnet, daß Hawel bei diesem Werke in Antorp einen Gesellschafter hatte. Hawel neigt in seinen Skizzen und Prosaschriften wohl zu einer gemütlichen Schilderung Wiener Verhältnisse, sucht jedoch bisweilen mit einer gewissen Absichtlichkeit tragische Töne zu wecken. Jedenfalls ist er weniger als etwa Pötzl und Chiavacci humoristisch, die natürlich schon vermöge der langen Zeit, während der sie wirken, ungemein populär geworden sind und namentlich im Auslande als die typischen Vertreter des Wiener Humors gelten.

Begreiflicherweise sprießen auf Wiener Boden noch immer neue Talente, denen Humor gegeben ist. Wenn sie in diesem Artikel nicht des weiteren behandelt werden, so geschieht dies, weil hier nur von jenen Poeten die Rede sein sollte, die das Wienertum an sich behandeln.

Die Reihe müßte lang werden. Von dem siebzigjährigen Costa bis zu dem jungen geschickten Alexander Engel gibt es eine Anzahl Namen, die wert ist, auch in weiteren Kreisen Beachtung zu finden, wenn wir auch zurzeit nicht einen Bauernfeld in Wien haben.



Musik- und Bühnenschau.

Hoftheater. Die letzte Woche des Jahres war in der Hauptsache einer Aufführung von Richard Wagners „Ring der Nibelungen“ gewidmet. Unter der genialen Leitung Felix Mottls erfuhr das Werk eine an Eindrücken reiche und sich steigernde Wiedergabe. Allerdings mußte dem Umstand, daß eine große Anzahl unserer heimischen Bühnenkräfte krank ist oder im Urlaub sich befindet, in ausgiebigerer Weise Rechnung getragen werden, als es gerade wünschenswert ist. Alberich und Siegmund, Fasner und Gutrun und vor allem Siegfried und Brünnhilde wurden von auswärts herbeigezogen, und gerade die Vertreter der letztgenannten Partien, Fräulein Thila Plaichinger aus Berlin und Karl Burrian aus Dresden, boten so Ausgezeichnetes, daß man die heimischen Vertreter dieser Rollen leicht vermissen konnte.

Der Silvestertag brachte eine Neueinstudierung zweier Werke von Roderich Benedix, nämlich „Ein Lustspiel“ und „Die Dienstboten“. Wer diese Vorstellung mit einem Vorurteil gegen die spießbürgerliche, platte Moral des Dichters besuchte, wurde sicher auf das angenehmste enttäuscht. Die entzückende Inszenierung im Biedermeierstil und das in sprudelnder Laune und mit lebendigem Witz sich gebende Ensemble brachte den Stücken einen vollen Erfolg. Ganz besonders zeichneten sich die Damen Hagen, Reubke, Swoboda und Werner und die Herren Häusser, Basil und Suske aus.

Im **Gärtnerplatztheater** hatte ein lustiges Theaterstück, „Der Entdeckte“, einen ganz freundlichen Erfolg. Die Kenntnis des Stückes wäre uns kaum geworden, wenn es nicht eine Bombenrolle für Konrad Dreher enthielte und wenn nicht Frau Hartl-Mitius seine Verfasserin wäre. Es handelt sich um den geglückten Trick eines Schmierensängers, der in der Residenz Droschkenkutscher wird, um sich nach berühmten Muster „entdecken“ zu lassen. Man darf ihm nachrühmen, daß es sich von allem gemacht Witzigen fernhält, die Situationen durch sich wirken läßt, durch seine ungekünstelte Einfachheit sympathisch für sich einzunehmen weiß.

Die Konzertwoche. Es sind jetzt wieder einmal die Wunderkinder an der Reihe. Mischa Elman gab im Kaimsaal sein viertes, zugleich Abschiedskonzert und erregte Bewunderung durch die zugvolle Wiedergabe des Violinkonzertes von Tschaikowsky, das an sich ja keine besondere Bedeutung besitzt, und noch mehr durch die ernste Größe, mit der er den beiden Sonatensätzen von Bach beizukommen wußte. Dirigent dieses Konzertes war Herr Cor de Las, der seine Tüchtigkeit auch an dem Vortrag mehrerer selbständiger bewährter Orchesternummern dokumentierte.

Auch das Steindel-Quartett hat in München wieder vorgesprochen und seine kleinen Mitglieder zeichneten sich im virtuosen Solospiel wie auch als Kammermusiker in hoher Weise aus. Immerhin kann es aber nur unser Wunsch bleiben, die hochbegabten Knaben einer ruhigen und sicheren Entwicklung ausgesetzt zu sehen, damit das aufreibende Konzertieren ihre Fähigkeiten nicht vorzeitig zum Welken bringe.

Einen Klavierabend veranstaltete Hermann Klum. Zunächst erfreute sein Programm durch seltener gehörte Werke, wie Webers As-dur-Sonate und Liszts Mephistowalzer. Der Pianist vermochte zwar nicht einen durchaus einheitlichen Eindruck zu hinterlassen, wies aber jedenfalls neben seinem bedeutenden technischen Können auch einen starken persönlichen Zug auf, der von dem Künstler noch viel Tüchtiges erwarten läßt. Von schönem künstlerischen Erfolg war der Sonatenabend Kroiß-Kiefer begleitet. Beide Künstler sind entsprechend feingeartete Naturen, um ihre Intentionen gegenseitig auf das äußerste zu unterstützen. Die reichste Anerkennung fanden sie mit der Cellosonate opus 38 von Brahms und vor allem, mit der von edlem, romantischem Geist erfüllten d-moll-Sonate von Ludwig Thuille.

Von auswärtigen Bühnen. Hamburg hatte in den Weihnachtsfesttagen gleich an drei Theatern Erstaufführungen, wovon sogar zwei Stücke ihre Uraufführung erlebten. „Das Kind“, Lustspiel in drei Akten, betitelt sich das eine, das der Feder der Herren Wilhelm Wolters und Jesko von Puttkamer entstammt, und im Altonaer Stadttheater einen Heiterkeitserfolg sich errang; das andere, ein Lustspiel nach dem Englischen des Hubert Henry Davies von Berta Pogson für unsere Bühnen bearbeitet, fand im Thaliatheater lebhaften Beifall. — In Paris, wo vor noch kurzer Zeit Wagners „Tristan und Isolde“ eine so glänzende Aufnahme fand, gibt man jetzt den „Fliegenden Holländer“ in sehr charakteristischer Darstellung; die Inszenierung soll ganz ausgezeichnet sein. Seit 1897 war der „Holländer“ dort nicht gegeben worden.

München. Hermann Teibler.

Kleine Rundschau.

Mschatta.

Mit der Eröffnung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin, das am 18. Oktober dieses Jahres, dem 73. Geburtstage Kaiser Friedrichs, nach sechsjähriger Bauzeit in Gegenwart des Kaisers eingeweiht worden ist, traf der Abschluß des 25. Jahrganges des „Jahrbuchs der Königlich Preußischen Kunstsammlungen“ zusammen. Das letzte (4.) Heft dieses Jahrganges beschäftigt sich in eingehender Weise mit der Ruine „Mschatta“. — Wie aus der Tagespresse bekannt sein wird, hat der Sultan dem Deutschen Kaiser diese Ruine, die östlich vom Jordan liegt, und zwar an der großen Pilgerstraße, die von Damaskus nach Medina und Mekka führt, zum Geschenk gemacht. Die Fassade des Bauwerks

wurde im vorigen Jahre zum Teil (ein Flügel und die beiden polygonalen Türme, die das Mitteltor flankieren) nach Berlin transportiert, vom Kaiser den Königlichen Museen überwiesen und nunmehr im neuen Kaiser-Friedrich-Museum aufgestellt. Das Jahrbuch bringt zunächst aus der Feder von Bruno Schulz einen Bericht über die Aufnahme der Ruine, dem viele Tafeln mit den genauen Plänen und auch mit Rekonstruktionsversuchen beigegeben sind. Dann folgt eine umfangreiche kunstwissenschaftliche Untersuchung von Josef Strzygowski, die zu einem hochinteressanten Resultat gelangt. Dieses Resultat der mit großem wissenschaftlichen Apparat und einem ganz erstaunlichen kunstwissenschaftlichen Gedächtnis und Ueberblick geführten Untersuchung ist nämlich, daß Mschatta, welches S. für einen Palast hält, der nach seiner Ansicht dem 4. bis 6. Jahrhundert n. Chr. entstammen dürfte, nicht dem künstlerischen Einfluß von Rom und Byzanz, sondern allein demjenigen von Mesopotamien unterstanden habe. Der verstorbene englische Kunsthistoriker James Fergusson hatte es im Jahre 1873 kurz nach seiner Entdeckung als ein von Byzanz abhängiges Werk persischen Ursprungs, wahrscheinlich als einen 627 unvollendet gebliebenen Bau Chosraus II. bestimmt. Seit dieser Zeit wurde es im wesentlichen nicht anders datiert und charakterisiert. — Strzygowski ist bekannt als der Verfasser des im vorigen Jahre erschienenen kunsthistorisch so bedeutsamen Werkes „Kleinasien, ein Neuland der Kunstgeschichte", von dem er selbst sagt, „er habe in ihm versucht, die allgemeine Anschauung, wonach die abendländisch-romanische Kunst in direkter Linie aus der altchristlich-römischen hervorgegangen sein soll, zu erschüttern." (Dem großen Publikum ist dieses Bestreben des Forschers wohl bekannt geworden durch seine in diesem Jahre erschienene Schrift „Der Dom zu Aachen und seine Entstellung", in der er gegen die Art der Restaurierung dieses altehrwürdigen Bauwerks einen „kunstwissenschaftlichen Protest" erhebt.) Am Schlusse seiner Untersuchung über Mschatta kommt er nun zu der Ansicht, daß es, wie dieses Denkmal der Kunst zeige, „ebensowenig angehe, die sassanidisch-islamische Kunst als einen Zweig der spätrömisch-byzantinischen hinzustellen. Immer wieder", und das ist der Grundgedanke seiner Ausführungen, „gelte es, der dunklen Masse des Orients beizukommen und der ererbten und anerzogenen Anschauung von der Einheitlichkeit der Kunstentwicklung auf ausschließlich antiker Grundlage den Boden zu entziehen." Zum Schlusse sagt er: „Wir Kunsthistoriker haben nun Mschatta und damit einen Anhaltspunkt, der es uns zur Pflicht macht, der die Erde umspannenden Flut neuer Probleme nicht länger auszuweichen. Möchte jeder nach seinem Teile dazu beitragen, für diesen weiten Horizont im Wege der vergleichenden Kunstforschung den Pol zu finden." Dem in dem großen Formate des Jahrbuchs beinahe 150 Seiten langen Aufsatz Strzygowskis sind viele Illustrationen beigegeben. Das größte Interesse erregen darunter natürlich die ausgezeichneten großen Tafeln, die die einzelnen Stücke der eigenartigen, mit Ornamenten fast vollständig übersponnenen Fassade wiedergeben. Hermann Erler.

Selbstmord und Religion.

Statistische Ermittelungen haben ergeben, daß die einzelnen Religionen einen großen Einfluß auf die Zahl der Selbstmorde haben. Der Katholizismus steht in dieser Beziehung am günstigsten da, und Masaryk, der sich mit dieser Frage viel beschäftigt, sagt darüber: „So viel ist aber klar, daß nicht die Religion und Konfession an sich die Selbstmordneigung verhüten oder begünstigen, sondern daß es vielmehr auf die Religiosität und Kirchlichkeit selbst ankommt. Es ist richtig, nicht jede religiöse und konfessionelle Organisation der Gesellschaft disponiert auf gleiche Weise, aber bestimmend wirkt die Qualität des religiösen und kirchlichen Gefühls, der religiös-sittliche Zustand des einzelnen und ganzen Volkes. Wenn daher gesagt wird, daß der Katholizismus die Selbstmordneigung weniger begünstigt als der Protestantismus, so kann damit gemeint sein, daß einerseits der katholische Glaube weniger disponiert und anderseits die Katholiken religiöser und kirchlicher sind als die Protestanten. Freilich gälte das nicht von allen Katholiken; in dem katholischen Frankreich und Oesterreich werden bedeutend mehr Selbstmorde verübt als in dem protestantischen England. Es handelt sich, wie Wagner sagt, nicht allein, vielleicht nicht einmal so sehr um die dogmatische Verschiedenheit der einzelnen Religionen, als um den Grad, in welchem eine jede von ihnen gegenwärtig wirklich noch innere Glaubenssache für die Masse ihrer Bekenner ist." J. G.

Lohnbeschäftigung der Kinder.

Im Auftrage des Unterrichtsministers wurden in Preußen „Erhebungen über die Lohnbeschäftigung von Kindern im Haushalte, sowie in der Landwirtschaft und deren Nebenbetrieben" angestellt. Als Aufnahmetag galt der 15. November 1904. Die Beschäftigung in gewerblichen Betrieben blieb bei diesen Erhebungen außer Betracht. Die Erhebung hatte sich auf diejenigen volksschulpflichtigen Kinder erstreckt, die in der Zeit vom 15. November 1903 bis 14. November 1904 gegen Lohn (auch Naturallohn) im Haushalte oder in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigt wurden, auch wenn die Heranziehung zur Arbeit nur vorübergehend oder gelegentlich stattgefunden hatte. Als häusliche Dienstverrichtung wurden angesehen: Kinderpflege, Aufwartedienste, häusliche Hilfeleistungen 2c., als land- und forstwirtschaftliche Arbeiten: die Tätigkeit in der Landwirtschaft (Feld-, Obst-, Garten-, Wein- und Hopfenbau) und Forstwirtschaft usw. Als Naturallohn galt aber nicht der von den Eltern gewährte Unterhalt. — Die Angaben waren getrennt für Knaben und Mädchen zu machen; auch das Alter wurde berücksichtigt: unter 10, von 10 bis 12 und über 12 Jahre. Namentlich ist aber festgestellt worden, in wieviel Wochen im Jahre die Kinder beschäftigt wurden und ob sie in den einzelnen Wochen bis zu drei Tagen oder über drei Tage, an den einzelnen Tagen aber bis zu drei Stunden oder über drei Stunden tätig waren. Dann war zu ermitteln: Wieviel der Kinder außerhalb der Ferienzeit zeitweise über sechs Stunden täglich beschäftigt wurden? An wieviel Tagen durchschnittlich in der Woche? In wieviel Wochen durchschnittlich? In welchen Arbeiten vorzugsweise? Wie viele von diesen Kindern unter 12 Jahre alt waren? — Eine Aeußerung der zuständigen Lehrer über die Gründe dieser Kinderarbeit, über die Vorzüge und Gefahren, die sie für die Gesundheit und Sittlichkeit haben, ist erwünscht. J. G.

Schutz der heimischen Vogelwelt.

Im Auftrage des Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ist eine Anleitung zur Ausübung des Schutzes der heimischen Vogelwelt veröffentlicht worden und an die preußischen Volksschulen zur Verteilung gelangt. — Nachdem hervorgehoben wird, daß im allgemeinen ein Rückgang der Vogelwelt zu verzeichnen ist, werden die wichtigsten Maßnahmen, durch deren Beachtung ein praktisch durchführbarer Vogelschutz ausgeübt werden kann, kurz angegeben. Vor allem muß Sorge getragen werden für die Vermehrung der Nistgelegenheit, da diese durch die fortschreitende Kultur, besonders durch den heutigen intensiven Betrieb der Land- und Forstwirtschaft vielfach entzogen worden ist. Den Höhlenbrütern kann für die geraubte natürliche Nistgelegenheit Ersatz durch die in den Handel gebrachten von Berlepschen Nisthöhlen gewährt werden. — Bei den Freibrütern kann ihr Schutz und ihre Vermehrung wesentlich gefördert werden durch Anlage von Vogelschutzgehölzen. Besonders im Winter ist für die Vogelwelt zu sorgen. Eine künstliche Fütterung ist namentlich dann nötig, wenn Glatteis, Rauhreif oder starker Schneefall die natürlichen Nahrungsquellen, besonders die Ritzen und Fugen der Baumrinde, verschlossen hat. Der nichtzustillende Hunger während weniger Morgenstunden kann genügen, um unter der Vogelwelt stark aufzuräumen. Bis gegen Neujahr finden die Vögel reichliche Kost in den Früchten verschiedener Bäume und Sträucher, namentlich der Ebereschen und Holunder. Bei der künstlichen Fütterung kommt es darauf an, daß sie von den Vögeln leicht angenommen wird und unter allen Witterungsverhältnissen ihren Zweck erfüllt, also den Vögeln stets und besonders bei schroffem Witterungswechsel, wie plötzlichem starkem Schneefall, Rauhreif, Glatteis unbedingt zugänglich bleibt. Sind diese Bedingungen erfüllt, so ist es ziemlich gleichgültig, von welcher Art und Form die Futterstellen sind. Von allen bekannten Futterapparaten haben sich vornehmlich das hessische Futterhaus und die Futterglocke bewährt. Ein jeder soll sich an dem Vogelschutz betätigen. „Insbesondere soll der Lehrer die Schüler darauf hinweisen, daß sie durch Erhaltung der lebenden Natur sich und ihren Mitmenschen Nutzen und Genuß verschaffen, durch rohe und gedankenlose Zerstörung dessen, was für die Allgemeinheit bestimmt ist, aber großen Schaden anstiften." J. G.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie. Zweite vermehrte Auflage. Von Erich Wasmann S. J. Freiburg, Herder. Brosch. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.20.

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. I.—XVI. Bändchen. Regensburg. Verlagsanstalt vorm. Manz

Goethes Harzreisen im Winter. Von A. Pfennings. Münster i. W. H. Schöningh.

Die Hemmnisse der Willensfreiheit. Von Dr. theol. August Huber, Münster i. W. H. Schöningh.

Erlebnisse eines Uebermenschen. (1830—1870). Von J. Bartoll S. J. 2 Bände. Mainz, Druckerei Lehrlingshaus.

Das moderne Christentum nach Ritschl, Schultz, Harnack, Delitzsch und Kalthoff und der Hebräerbrief. Von Dr. theol. und phil. Wilhelm Hillen. Breyell, J. Giskes & Co. Mk 8.—.

Ueber das Seelenleben des Kindes. Von Dr. Adolf Dyroff. Bonn, Haustein. Mk. 1.—.

Die Fettleibigkeit, ihre Entstehung, Verhütung und naturgemäße Behandlung. Von Dr. E. Kollegg. Leipzig. Edmund Demme. Mk. 1.—.

Der Jugendfreund und Volksschriftsteller Franz Xaver Wetzel. Von Dr. Adolf Fäh. Ravensburg, Alber. Mk. 3.—. Geb. Mk. 4.—.

Die Königin von Palmyra. Historischer Roman. Von A. J. Cüpper, Graz, Styria. Mk. 2.20. Geb. Mk. 3.—.

Ueber der Scholle Gedichte. Von Paul Barsch. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Kurzer Wegweiser in der apologetischen Literatur für gebildete Katholiken aller Stände insbesondere für Studierende. Freiburg, Herder.

Heilige und selige Kinder. Von J. Hofmann. 16. bis 20. Tausend. Würzburg, Goebel & Scherer.

Friedensblätter. Herausgeber: Bernhard Strehler. Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens und Friedens. 1904, Oktober, November. Würzburg, Goebel & Scherer. Pro Jahrgang Mk. 2.40.

Pfarrer Seb. Kneipps Tee. Würzburg, Goebel & Scherer. Mk. —.20.

Die Feier der Einweihung einer Kirche. Von Karl Schwabel. Würzburg, Goebel & Scherer.

Erstkommunikantenunterricht. Von M. A. Beringer. Zweite Auflage. Würzburg, Goebel & Scherer. Cart. Mk. —.25.

Die Feier der Glockenweihe. Würzburg, Goebel & Scherer.

Beim hl. Antonius von Padua. Von P. Arsenius Lotzler. Würzburg, Goebel & Scherer. Mk. —.20.

Jubiläums- und Missionsbüchlein. Von Franz Conrad. Würzburg, Goebel & Scherer. Mk. —.20.

Aus dem Leben eines Jesuiten. Paderborn, F. Schöningh. Mk. 1.35.

Modernes ABC. Von Fr. X. Brors, S. J. Geb. Kevelaer, Butzon & Bercker.

Soziales Adreßbuch. Von Fr. X. Brors, S. J. Geb. Butzon & Bercker.

Augustinus. Roman von Aimé Giron und Albert Torza, Stuttgart, Strecker & Schröder.

Hinaus! Für Herz und Haus. Gedichte von Thekla Schneider. Essen. Fredebeul & Koenen. Mk. 1.50 brosch., Mk. 2.40 geb.

Neuester Plan von München. Leipzig, Woerl. Mk. —.50.

Herrenwaldau. Von Joseph Baierlein. Regensburg, Habbel. Geb. Mk. 1.—.

Gesammelte Werke. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Bd. 33 u. 34. Geb. Regensburg, Habbel.

Kirchliches Handlexikon. Ein Nachschlagebuch über das Gesamtgebiet der Theologie und ihrer Hilfswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Michael Buchberger. 4. Lfg. München, Allg. Verlagsgesellschaft. Mk 1.—.

Literarischer Ratgeber für Weihnachten 1904. Mk. —.25.

Verhandlungen der 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Regensburg vom 21.—25. August 1904. Regensburg, Habbel.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✹ Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 3. München, 15. Januar 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



„Wir leben in einer Zeit wilder Gärung."

Von

S. Stillger.

Dieses Wort haben die Männer geprägt, welche, um das deutsche Volk besorgt, einen Aufruf erließen zur Gründung eines Bundes, um den Schmutz in Wort und Bild zu bekämpfen. Unsere Zeit befinde sich in wilder Gärung, durch welche dem Volke die größte Gefahr drohe. Die Gärung ist ein chemischer Prozeß, der zum Guten, aber auch zum Schlimmen ausfallen kann; das Resultat der Gärung kann Klärung und edle Reinheit, aber auch ekelhafte Fäulnis sein, je nachdem das überwiegende Element obsiegt. Welches wird nun in unserem Volkskörper das stärkere Prinzip sein? War es Fügung, daß der Aufruf dem Berliner Berger-Prozeß voranging? Dieser Prozeß hat bewiesen, daß die Eiterung sich schon sehr tief in den Volkskörper eingefressen hat. Die Blätter aller Richtungen besprechen den Prozeß und knüpfen daran ihre Ratschläge zur Heilung des Uebels. Einige Blätter — es sind die ernsthafteren — weisen hier auch auf eine Begleiterscheinung dieses Prozesses hin, nämlich auf die weitläufige Berichterstattung über denselben durch die Presse. Auch das Organ der Zeitungsverleger „Der Zeitungsverlag" macht jetzt dagegen Front. Die Zeitungsverleger wären allerdings in der Lage, diesem Mißbrauch am schnellsten ein Ende zu machen. Wenn unser Volk sich in wilder Gärung befindet, dann darf ihm doch Fäulnis fördernder Schmutz wenigstens nicht in Masse zugeführt werden. Unsere politischen Zeitungen wollen zu gleicher Zeit auch Familienblätter sein und glauben darum sonderbarerweise die Pflicht zu haben, über alle Skandale zu berichten. Man glaubt sogar in allem Ernst an eine Registrierpflicht der Zeitung, welche sie zwinge, alle Skandale zu bringen und je nach dem Umfange und der Größe des Skandals das Publikum bis in die kleinsten Details auf dem laufenden zu halten. Auf welcher Basis soll diese Pflicht beruhen? Welchen Kulturwert sollen diese Berichte haben? Sie können höchstens eine Befriedigung der vana curiositas sein und führen dem Volkskörper fortwährend Fäulnis in Masse zu. Skandale gab es ja viele in letzter Zeit. Bis zu dem Sternbergprozeß brauchen wir nicht zurückzugreifen, wir erinnern nur an die Skandale der beiden fürstlichen Luisen, an die Sensationsverhandlungen „Die Engelmacherin vor Gericht", „Die Pflegerinnen in den Krankenhäusern". Daneben läuft tagtäglich eine ganze Menge Skandale nebenher. Hat man keine in der Nähe, dann holt man sie aus der Ferne; Priester- und Klosterskandale, meist erfunden, genießen natürlich bei einem großen Teil der Blätter eine Vorzugsstellung. „Bilse" schießen wie Pilze nach warmem Gewitterregen hervor. Die Schwurgerichtsverhandlungen müssen ausführlich gebracht werden; größere Blätter müssen dieselben vom ganzen Lande und noch darüber hinaus bringen, Provinzblätter dürfen sich auf das Schwurgericht des Kreises beschränken. Geht dies alles schadlos an unserem Volke vorüber? Das ist die ernste Frage. Wenn das Wort der Alten: Semper aliquid haeret hier angewendet werden darf und wenn von jedem Skandal auch nur ein Atom am Volke hängen bleibt, dann muß es in Schmutz starren. Pädagogen, Prediger und Weltverbesserer ventilieren schon seit Jahren das Thema: Wie kann man der stets zunehmenden Verrohung entgegenarbeiten? Was hilft all ihre Arbeit, wenn in einemfort unsere Zeit mit Dünger gesättigt wird! Der magerste Acker darf doch nur einmal im Jahre gedüngt werden und nur hier ist der Dünger von Nutzen.

Ein starker Trieb im Menschen ist der Nachahmungstrieb; dem deutschen Volke rühmt man ein besonderes Nachahmungs- und Anpassungstalent nach. Die ungeheuer schnelle und weite Verbreitung der Ansichtskarten in unserem Volke, die bis zur Manie ausartete, ist nur ein harmloses Beispiel, wie gern man im Volke etwas annimmt; schlimmere Beispiele führten die „Grenzboten" im Jahre 1901 [1]) an: „Es ist eine bekannte Tatsache, daß zuweilen gewisse Arten von Verbrechen geradezu epidemisch auftreten, ja daß die Art ihrer Ausführung in allen Fällen zum Erstaunen ähnlich ist." Die Menschen sind leider zum Bösen leichter geneigt als zum Guten. Exempla trahunt gilt also für das Böse doppelt.

Die „Grenzboten" erinnerten dann an die Attentatsjahre 1878 bis 1881, an die Briefträgermorde zu Anfang der 80er Jahre,

[1]) Nr. 12.

die in Plan und Ausführung eine überraschende Aehnlichkeit aufwiesen, dann an die Lustmorde und Sittlichkeitsverbrechen Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre. Daß die letzten Verbrechen von einer und derselben Person vollführt worden seien, erscheine auf Grund einer Reihe psychologischer Erwägungen mehr als zweifelhaft. Die Londoner Blätter hätten ja so eingehende, mit anatomischer Genauigkeit registrierende Schilderungen der Verletzungen gebracht, daß es niemand bei einer so instruktiven Anleitung schwer fallen konnte, das Verbrechen in gleicher Weise zu begehen. Der Verfasser verlangt, daß der bürgerliche Richter gleich dem Militärstrafrichter berechtigt ist, den Berichterstattern den Besuch der Verhandlungen zu verbieten. Wenn ein grämlicher und cholerischer Richter diese Befugnis mißbrauche, so wäre dies nicht so schlimm als das Gegenteil. Wir sind leider noch lange nicht so weit, ein solches Gesetz durchzubringen. Der Schaden muß noch viel größer werden, ehe etwas geschieht. Ernste Blätter sollten zuerst anfangen, sich freiwillig Einschränkung aufzulegen oder wenigstens die Geneigtheit dazu offen aussprechen. Der Franzose Dr. Icard war es, welcher das ernste Wort[1]) aussprach, **daß alle Mittel der Publizität (von Verbrechen) ein Kontagium des Verbrechens und des Selbstmordes bedeuten**, die Presse ebensogut wie das Theater, das Buch, das Lied, das Gemälde und überhaupt die Illustration. Diese letztere wirke umso stärker, als sie sich auch an Kinder und weniger urteilsfähige, und darum aber auch empfänglichere Geister wende.

Dr. Emil Löbl fügt in seinem sehr lesenswerten Buch „Kultur und Presse", dem wir diese Zitate entnehmen, hinzu[2]): „**Fast bei allen anarchistischen Greueltaten der neueren Zeit konnte man hören, daß der Täter den Drang empfunden habe, die gleiche herostratische Berühmtheit zu erwerben, wie sie seinen Vorgängern durch die eingehende Darstellung ihrer Taten und ihres Prozesses in den Blättern teil geworden.**" Von den Bazillen des Verbrechens gibt unsere Presse dem Volke täglich große Massen ein. Gleich Emil Löbl in seinem eben erwähnten Buche erinnern auch die „Laacher Stimmen" im letzten Novemberheft an den Tugendpreis, den der Franzose Baron von Montyon um die Wende des vorigen Jahrhunderts stiftete und die Pariser Akademie alljährlich an wirklich tugendhafte Menschen verteilen muß, wobei ein Akademiker, also einer von den „Unsterblichen" Frankreichs, auf den Preisgekrönten eine Lobrede hält. Bei dieser Preisverteilung betonten mehrere Akademiker den Zweck dieser Stiftung: an und für sich sei es ja lächerlich, die Tugend in dieser Weise zu krönen, da wahre Tugend einen anderen Lohn verlange und erhalte als den Lohn in klingender Münze und tönenden Worten, aber der Stifter habe die schlimme Wirkung der Presse beobachtet und ihr entgegenarbeiten wollen. Die Blätter veröffentlichen alle Schlechtigkeiten, verschweigen aber die Ausübung der Tugend, weil sie sich von selbst verstehe. Um die Veröffentlichung des Lasters durch die Veröffentlichung der Tugend zu bekämpfen, stiftete er diesen sonderbaren Preis. Wie viele solcher Preise müßten in unseren Tagen gestiftet werden, um die öffentliche Schilderung des Lasters durch die öffentliche Schilderung der Tugend aufzuwiegen? Welche Summe von Untaten haben unsere öffentlichen Blätter auf ihrem Konto, wenn der Strafanstaltsdirektor Krell in Hamm recht hat, der in einem Vortrag vor der Rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft sagte, daß „die ausführlichen Nachrichten über Verbrechen und namentlich der Ton, in welchem dieselben gegeben werden, zur Vermehrung der Verbrechen selbst beitragen!" Dieser Mann hat sich sein Urteil sicher auf Grund langer und reicher Erfahrung gebildet.

Die praktischen amerikanischen Richter haben ihre Pappenheimer in der Presse gekannt, als sie keinen Reporter zu dem Mörder des Präsidenten Mac Kinley zuließen.

[1]) Nouvelle Revue vom 12. April 1902.
[2]) Dr. Emil Löbl: Kultur und Presse S. 70.

In der „Kölnischen Volkszeitung" hat jemand kürzlich den weisen Rat gegeben, die Leser müßten von ihren Blättern verlangen, daß sie weniger über Skandale berichteten. Auf die Leser haben wir wenig Hoffnung. Wenn das Publikum Selbsthilfe hätte anwenden wollen, so hätte es dazu lange genug Gelegenheit gehabt; denn die Klagen sind wahrlich schon alt, wie uns die Stiftung des Tugendpreises lehrt.[1]) Joseph Lukas schreibt schon 1867 in seiner geistreichen Schrift „Die Presse ein Stück moderner Versimpelung"[2]): „Die Literaten trachten durch immer neue Reize das abgestumpfte Publikum zu ködern. So verderben die Literaten die Gesellschaft und die Gesellschaft verdirbt die Literaten. Das Verhältnis zwischen Zeitungsschreibern und Publikum kann ohne mehr oder weniger Beisatz von Geringschätzung gar nicht bestehen." Die Redakteure und Verleger berufen sich auf das Publikum, das solche Kost verlange, und fürchten der Konkurrenz wegen einen Abonnenten zu verlieren, wenn sie nicht alle pikante Kost, deren sie habhaft werden können, bringen würden, und so sucht ein Blatt das andere womöglich zu überbieten, um als „Familienblatt" zu gelten und das Publikum ist an diese Kost so gewöhnt, daß es sich immer stärkeren Pfeffer vorsetzen läßt. Lukas erinnert sich der Waldler Bauern, die durch den scharfen Schnupftabak das Gefühl ihres Riechorgans so abgestumpft haben, daß sie dem Tabak reichlich Kalk, sogar Glasscherben beisetzen, um noch einen Reiz zu spüren, und so schreibt er[3]): „Es gibt aber auch Nasen, welche literarischen Brasiltabak mit Kalk, Glasscherben und Brennesseln versetzt verlangen, und das Preßgeschäft ist diesem Bedürfnisse entgegengekommen. Der Vorteil treibt das Handwerk."

An anderer Stelle[4]) nennt er die Journale den Branntwein unter den Nahrungsmitteln des Geistes und führt den Vergleich durch, den er also schließt: „Die roten Nasen bleiben auf keinen Fall aus, und es ist sogar vorgekommen, daß nicht bloß die Nase, sondern der ganze Mensch mit Leib und Seele total rot dadurch geworden ist".

Das ist sicher, daß ein Mensch, der sich täglich jahraus jahrein durch solche Skandale und Moritaten füttern läßt, nicht allein seinen Geschmack gründlich verdirbt, sondern auch für alle höheren Motive, sowohl religiöse wie auch ethische, abgestumpft wird; sie wirken nicht mehr auf ihn, die Verbrechen verlieren ihre Schrecken für ihn, sie sind ihm ja etwas ganz Alltägliches geworden! Dieses Abgestumpftsein ist die beste geistige Disposition, ein Verbrecher zu werden. Das ist der negative Erfolg; der positive ist die Einwirkung auf den menschlichen Nachahmungstrieb. Ein solcher Mensch braucht nur Gelegenheit dazu und der Verbrecher ist fertig. Hat die geistige Fütterung mit solchen Preßprodukten auch nicht diese schlimme Wirkung, so ist im allergünstigsten Falle das Resultat doch eine gewisse Versimpelung. Lukas ereifert sich so sehr über die Skandalpresse, daß er sie mit dem Kloakensystem vergleicht, „welches den Leuten das Grundwasser verdirbt und die Cholera erzeugt"[5]) Ja, für Hygiene und Reinlichkeit werden in den Städten die größten Anstrengungen gemacht, aber für geistige Hygiene geschieht in der Tat sehr wenig, da läßt man Schmutz und Gift frei und offen verbreiten.

Louis Veuillot vergleicht mit Recht die Lektüre solcher Blätter mit dem Opium und verlangt, wie man dieses bekämpfe, müsse man auch die Verbreitung der Skandale verhindern, und Lukas fügt dem hinzu[6]): „Allenthalben zeigen sich auch die Folgen des Opiums: Stumpfsinn oder wildes delirium tremens, Philisterium und Radikalismus".

Bei Besprechung des Bergerskandals bemerkte ein Blatt sehr richtig, Klatschsucht und Luxus seien für jede Zeit die sichersten Zeichen des geistigen Verfalles. Nun, wenn es wahr

[1]) Baron v. Montyon starb 1820.
[2]) Joseph Lukas: Die Presse ein Stück moderner Versimpelung S. 149.
[3]) Dasselbe: S. 77.
[4]) Dasselbe: S. 132.
[5]) Dasselbe: S. 1.
[6]) Dasselbe: S. 175.

ist, daß die Presse ein Spiegelbild der Kultur, ja das Gewissen der Zeit bedeutet, dann stehen wir nicht mehr in der Zeit wilder Gärung, sondern schon mitten im geistigen Verfall, denn vana curiositas und Luxus regieren. Und wenn unsere Preßleute eine kleine Gewissenserforschung halten wollten, dann müßten sie sich gestehen, daß sie daran nicht ganz unschuldig sind. Man spricht so gerne von der großen Verantwortung eines Redakteurs und von seinem hohen Berufe als Erzieher des Volkes. Beides ist wahr und darf keine leere Phrase für die Beteiligten sein. Allerdings wird den Preßleuten die Erfüllung ihrer Pflicht nicht leicht gemacht; möge hier der neue Bund nur kräftig einsetzen und mögen alle ernsten Männer zusammenstehen, denn hier heißt es, alle Mittel anwenden, wenn der Volkskörper wieder mehr gesunden soll. Der Weltheiland hat Wehe über den Aergernisgeber herabgerufen. Gehört es nicht auch zum Aergernisgeben, wenn ärgerniserregende Geschehnisse unter die Volksmassen durch die Presse verbreitet werden?



Ministerium Gautsch Nr. 2.

Von

Dr. Friedrich Funder,

Chefredakteur der Wiener „Reichspost".

Es ist in Oesterreich noch kein Ministerium von den Parteien so unfreiwillig umgebracht worden wie das Ministerium Koerber, und es wäre verlockend, über diesen Sturz eine Satire zu schreiben. Dr. von Koerber, der von den Tschechen so demonstrativ verfolgte Ministerpräsident, ist nicht seinen Widersachern zum Opfer gefallen, sondern seinen deutschnationalen und deutschliberalen Freunden, die sich die Haare ausrauften, als sie merkten, was sie angestellt hatten und daß die Abdankung Dr. von Koerbers, deren Forderung sie selber immer nur als rhetorische Wendung ad usum delphini, d. h. des naiven Wählers verstanden hatten, nun zur baren Wirklichkeit geworden war. Nun hatten sie die Bescherung für die Ablehnung der Notstandskreditansprüche der Regierung, die sie gemeinsam mit den obstruierenden Jungtschechen und Südslaven durchgesetzt hatten. Wenn dieses durch so viel Unüberlegtheit und Ernstlosigkeit zustande gekommene Votum auch bei weitem nicht die einzige Ursache des Rücktrittes Dr. von Koerbers war, so schien es doch den ausschlaggebenden Eindruck zu bestärken, daß Dr. von Koerber durch den Verlust des allgemeinen Vertrauens mit seiner Mission gescheitert sei. Man muß sagen: es schien, denn in Wahrheit hatten die Führer der Deutschen Volkspartei, die in diesem Falle den Ausschlag gab, es nach den bekannten Innsbrucker traurigen Ereignissen abgelehnt, nach dem Willen ihres Tiroler Klubmitgliedes Dr. Erler einen Sturmlauf gegen die Regierung zu veranstalten, weil sie gerade eine ernstliche Erschütterung der Regierung Koerbers vermeiden wollten. Sie gelangten trotzdem zu derselben, obwohl sie eigentlich nur vorhatten, der Wählerschaft mit der Ablehnung der Regierungsvorlage zu zeigen, was für forsche, radikale Kerle sie seien. An ernste Folgen glaubte niemand, weil viele Abgeordnete nun nach siebenjähriger Obstruktionszeit selber nicht mehr an eine Importanz ihrer parlamentarischen Handlungen glauben.

Das Ministerium Koerber ist also gewesen. Seine Vorzüge waren unleugbar große, begründet in der persönlichen Tüchtigkeit des Ministerpräsidenten. Der kleine, bewegliche Mann auf der Ministerbank, mit der hohen vortretenden Stirn, den dunklen, durchdringenden Augen, den blassen, unausgesetzte geistige Anspannung verratenden Zügen, hatte ein geniale Natur. In ruhigen Zeiten würde er Unvergängliches geleistet haben, in der unfruchtbaren Oede unseres Verfassungslebens konnte er nur die Ideale des Konstitutionalismus zeigen und großzügige Pläne entwerfen, die ein arbeitsfreudigeres Parlament zu ehrgeiziger Arbeit anzuspornen vermocht hätten, er konnte administrative moderne Reformen anbahnen und der Lösung der nationalen Frage und der Stellung der österreichischen Regierung zu derselben den Rahmen vorzeichnen. Dr. v. Koerber war für eine Periode der Arbeit geschaffen, für eine Periode des Kampfes, großer energischer Maßnahmen aber von Natur aus nicht geeignet. So hintertrieb er die Geschäftsordnungsreform durch das Parlament und unternahm nicht eine einzige aktive Maßregel, welche mehr gewesen wäre als freundliches Zureden, um den von der ganzen Bevölkerung verwünschten Zuständen im Parlament ein Ende zu machen.

Gerade wegen dieser Untätigkeit und der Art, wie er die Parteien gegeneinander auszuspielen liebte, um keine von ihnen zu einer Macht werden zu lassen, hätte der Rücktritt Dr. von Koerbers bei den gemäßigteren und loyalen Politikern weniger Bedenken erregt, wenn für die Zukunft einigermaßen vorgesorgt gewesen wäre. Aber die Parteien waren und sind ja noch von einer Verständigung so entfernt wie nur je. Wird der neue Ministerpräsident, Baron Gautsch, dieser Verständigung besser dienen können?

Gautschs Berufung ist eine Anknüpfung an die unmittelbar nachbadenische Zeit. Baron Gautsch hatte damals als Ministerpräsident die Aufgabe empfangen, an Stelle der Badenischen Sprachenverordnungen einen Ersatz zu stellen, welcher die Rechte der Deutschen nicht verletzen, anderseits aber auch die Anwendung der tschechischen Sprache im Amtsverkehr gewissen Normen unterwerfen sollte. Daraus entstanden die Gautschschen Sprachenverordnungen, die weniger als die Badenischen waren, aber den Tschechen doch immerhin noch viel gaben. Diese Verordnungen wurden nach kurzer Zeit ebenfalls hinweggeschwemmt. Seit damals datiert noch eine gewisse Dankbarkeit der Tschechen für Gautsch, andererseits ist Gautsch so sehr deutscher Zentralist und Beamter, daß die Deutschen ihm keine gefährlichen extremen Maßregeln zutrauen. So ist er in der Tat eine Persönlichkeit, die auf der kleinen, noch nicht von den Fluten des Parteilebens überströmten Insel steht, ein Mann, der so ziemlich auf beiden Seiten demselben Vertrauen begegnet. Er ist speziell durch die Gnade des Kaisers berufen worden; Kaiser Franz Josef ist exklusiv in seinem Vertrauen, wie Napoleon I., der an seinen Offizieren aus dem afrikanischen Feldzuge hing und dieselben ausschließlich zu den hohen Ehrenstellen berief; auf Personen, die sich ihm in früheren Jahren einmal bewährt, liebt er, auch oft nach langer Zeit, wieder zurückzugreifen.

So begegnet Baron Gautsch der Geneigtheit aller konstitutionellen Faktoren. Trotzdem wird er mit diesem wertvollen Besitz nur dann sein Auslangen finden, wenn er rasch und kräftig handelt und nicht durch kleinliche unzureichende Mittel eine Parlamentskrise verlängert, mit deren Dauer auch die Kraftlosigkeit der Parteien wächst, das notwendige Interesse der Wählerschaft am Verfassungsleben aber sich schwächt. Vederemo!

Der „König von Amerika".

Von

Charles Thomassin, München.

Die Wiederwahl des Präsidenten Roosevelt ist in der englischen Presse lebhaft kommentiert worden. Namentlich wurde die Frage aufgeworfen, wie er, nachdem er auf eine weitere Wahl bereits verzichtet und sich so von allen Rücksichten ganz frei gemacht hat, die enorme Majorität, die er erhielt, benützen werde. Man deutete sodann darauf hin, wie notwendig es sei, daß er seine Popularität zur Durchführung verschiedener Reformen gebrauche, die als dringendes Bedürfnis empfunden und gefordert werden. Dabei konnte man nicht umhin, ihm sein „Sündenregister" vorzuhalten. So ging namentlich die bekannte „Saturday Review" in einem Artikel „The King of America" scharf mit ihm ins Gericht. Zunächst kam sie auf die Wahl der Vertreter für die Alaskakommission zu sprechen. Sie fand, daß diese nicht dazu gedient habe, sein Ansehen in Ehrensachen zwischen Nationen zu begründen und bemerkt: „Wir wollen nicht daran denken, was man wohl gesagt hätte, wenn ein russischer oder deutscher Monarch zwei notorisch parteiische Persönlichkeiten gewählt hätte als solche, welche die Bedingungen in einem zwei „unparteiische Juristen von Ruf" fordernden Vertrage erfüllen könnten. Ferner meinte das Organ, daß seine Behandlung der Sache der Panamarevolution als sehr scharfes Verfahren angefaßt werde und die neuen Beschuldigungen, Mr. Cortelyon und die Trusts betreffend, zwar in energischer Sprache zurückgewiesen, aber nicht widerlegt wurden. Daß das Prinzip der Reinheit in der amerikanischen Politik unter dem gegenwärtigen Regime keine Aufmunterung erfahren habe, sei leider nur allzusehr aus den Kommentaren selbst republikanischer Journale über die Wahlen ersichtlich geworden. Diese begannen bereits zu fordern, daß die öffentliche Autorität der enormen Anhäufung und Verschwendung der Wahlfonds entgegentrete. Mit der Behauptung, daß die beendeten Wahlen in einem „reineren und ruhigeren Geiste" als früher verlaufen seien, konnte sich das Organ keineswegs einverstanden erklären. Vielmehr glaubte es feststellen zu müssen, daß zehnmal so viel ausgegeben wurde, als nötig war, um Mr. Bryan zu schlagen, dessen Kandidatur, dem Korrespondenten des „Standard" zufolge, „alle zu seiner Bekämpfung notwendigen Ausgaben entschuldigte". Dieses Diktum schien der „Saturday Review" die Theorie zu enthalten, daß Politiker das Recht haben zu entscheiden, wann Korruption in ihrem eigenen Interesse gerechtfertigt erscheint. Wenn sodann tatsächlich etwa $4^1/_2$ Millionen Pfund Sterling von

beiden Seiten bei dieser Wahl ausgegeben wurden, so glaubt das Organ, es müßten erschrecklich hohe unerlaubte Ausgaben sich ergeben, selbst nach Abzug der großen Summen, die „in Methoden verwendet werden, welche von den Vertretern beider Parteien als normal und korrekt akzeptiert werden". Selbstverständlich wird auch nicht versäumt, der „dreizehn Menschenleben, welche die Wahl kostete", zu gedenken und dem Präsidenten nahegelegt, seinen Reformeifer zunächst in der Strenge gegen seine eigenen „verbrecherischen Parteigänger" zu betätigen. Abgesehen von solchen unmotiviert scharfen Ausfällen ist es wohl richtig, wenn nun allgemein darauf hingedeutet wird, daß die Reform der Wahlmethoden zu den ersten Reformaufgaben des Präsidenten gerechnet werden sollte. Ebenso zutreffend wird hierzu auch die Beseitigung des großen Mißstandes der Ernennung der Zivilbeamten nach Gutdünken des Parteioberhauptes gerechnet. Auch die Reform „einiger der finanziellen Methoden seiner Landsleute" empfahl die „Saturday Review", wohl nicht ohne Berechtigung, dem Präsidenten. „Wenn", so bemerkte sie schließlich, „Roosevelt während der nächsten vier Jahre etwas dazu beitragen kann, seine Landsleute davon abzubringen, daß sie politische und internationale Beziehungen nur vom kommerziellen Standpunkte aus betrachten, so wird er sich sowohl um sein eigenes Land wie um die ganze Welt wohl verdient machen. Es würde nicht billig sein, anzunehmen, daß Mr. Roosevelt die ihm anvertraute Macht nicht dazu gebrauchen werde, wenigstens einige der Uebelstände zu beseitigen, die, wie die ganze übrige Welt weiß, ein Fluch für sein Land sind."

Im Gegensatz zu sonstigen Meinungsäußerungen glaubt das Organ sich auch noch sehr pessimistisch über die Folgen des nunmehrigen Sieges der amerikanischen Expansionspolitik für England aussprechen zu müssen.

Der „König von Amerika" und die amerikanischen Politiker müssen sich, wie aus vorstehendem ersichtlich wird, eine sehr scharfe Kritik gefallen lassen und es ist nur zu bedauern, daß man deren teilweise Berechtigung zugeben muß.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Port Arthur und die Weltpolitik.

Auf der Wasserscheide der beiden Jahre hat sich das Ereignis vollzogen, das künftig von den Schulkindern als Grundlage der japanischen Vorherrschaft in Ostasien zu memorieren sein wird. Für die höhere Klasse wird es heißen: Zweite Eroberung von Port Arthur durch die Japaner. Dieser Umstand ist wahrlich von Belang. Im Jahre 1895 hatten die Japaner bereits für den billigen Preis eines eintägigen Sturmlaufs den Platz den Chinesen entrissen; aber Rußland verstand es, ohne Schwertstreich ihm diese Beute abzujagen. Der sonderbare Dreibund ad hoc, Frankreich, Deutschland mit Rußland, zwang den Sieger, Port Arthur an China zurückzugeben, damit Rußland es aus der allzeit offenen Hand Chinas für sich selbst nehmen könne. Wo ist die europäische Diplomatie geblieben, die damals in der mongolischen Kinderstube Ordnung schaffte? Das gezüchtigte Kind ist in den 10 Jahren groß und unbändig geworden; die Nebenvormünder von 1895 haben sich klugerweise und berechtigterweise zurückgezogen und es dem interessierten Rußland allein überlassen, den mit mehr Glück als Ruhm erworbenen Besitzstand der weißen Rasse gegen die „gelben Teufel" zu verteidigen. Nun haben wir die Bescherung: der moskowitische Koloß, der als Bollwerk des europäischen Ansehens vorgeschoben war, ist auf seinen tönernen Füßen zusammengebrochen. Das neutrale Europa steht da, wie Jung Jochem bei Fritz Reuter: Wat soll ick dorbie dauhn? Nichts zu machen! Wollte sich eine neue Koalition zur Dämpfung des Siegesübermutes bilden, so würden ihre schönen Noten in Tokio verlacht werden. Den Japanern imponiert das europäische Kanzleipapier nicht mehr. Sie wissen ganz genau, daß die Weißen keine übermächtige Flotte ins Gelbe Meer und keine Armee zur Wiedereroberung von Port Arthur ausschicken werden. Englands Uebergewicht zur See müssen die gelben Staatsmänner freilich anerkennen, aber sie brauchen es nicht zu fürchten, und selbst wenn sie mit dem Gedanken eines solchen Konfliktes spielen, werden sie sich jetzt sagen: An Port Arthur würden auch die englischen Zähne sich zerbeißen.

Von dem Gespenst der „gelben Gefahr" braucht man sich nicht ins Bett jagen zu lassen; doch darf man auch nicht die Augen verschließen vor der Tatsache, daß die Autorität der Matrone Europa einen schweren Stoß erhalten hat. Die moderne Weltentwicklung geht auf Dezentralisation hinaus. Die kleine Minderheit von Menschen, die auf dem westlichen Anhängsel Asiens um London, Paris, Wien, Berlin und Petersburg sich zusammendrängte, hat lange Zeit den Herrn der Welt spielen können. Jetzt geht's zu Ende mit dieser ökumenischen Oligarchie. Mag das alte Europa den Wettbewerb lauter oder unlauter finden, süß oder sauer, er ist da und wird sich immer weiter entwickeln. Statt des einen europäischen Gipfelpunktes der Weltwirtschaft haben wir nun schon drei; im Westen ist die nordamerikanische, im Osten die japanisch-mongolische Selbstherrlichkeit hinzugekommen. Das alte Europa hat eben mit den berufenen Verteidigern seines ererbten Prestiges Unglück gehabt. Wie Rußland gegen Japan, hat Spanien gegen den erwachenden Weltmachtstrieb Nordamerikas versagt. Die letzten Wahlen in Nordamerika haben gezeigt, daß eine Reaktion gegen die Washingtoner Weltpolitik vom Volke aus nicht zu erwarten ist. Präsident Roosevelt hat nach seiner Wiederwahl alsbald die Vormundschaft der Vereinigten Staaten über den ganzen kolumbischen Erdteil verkündet, und daß er auch über diese weiten Grenzen hinaus noch in der Welt mitsprechen will, verrät seine überhastete Anregung wegen einer neuen Haager Konferenz und das zudringliche Angebot der Friedensvermittlung in seiner offiziösen Presse sofort nach dem Falle von Port Arthur. Das siegreiche Japan wird gewiß in beschleunigtem Tempo die Entwicklung nachahmen, welche die einst so idyllische Quäkerrepublik in Nordamerika durchgemacht hat. Die weiße Rasse ist in dem Augenblick, wo sie den Wettkampf mit der gelben aufnehmen sollte, in zwei Hälften gespalten, die kein Solidaritätsbewußtsein mehr haben, und obendrein ist Europa, dessen geschichtliche Herrlichkeit und dessen wertvollste wirtschaftliche Interessen auf dem Spiele stehen, in sich so zerklüftet, daß der hiesigen Staatskunst höchstes Ziel die Ruhe um jeden Preis, der Friede des Gehenlassens sein muß. Der Dreibund von 1895 hat eine mangelhafte Politik getrieben, indem er Japan demütigte, ohne es zu schwächen, und Rußland in Ostasien beschenkte, ohne ihm die nötige Klugheit und Kraft zu geben. Aber es lag dem damaligen Vorstoß der drei großen Mächte ein großer Gedanke, eine letzte starke Regung des europäischen Weltherrschaftsinstinkts zugrunde. Mit Port Arthur ist auch dieser Rest der alten Herrlichkeit unseres Kontinents gefallen.

Aber Kuropatkin? Ach, wenn die hergebrachte Weltordnung keine andere Stütze mehr hat als das russische Landheer, das in den Erdhöhlen am Schaho auf dem Gegenteil von Lorbeeren seinen Winterschlaf hält, so können wir die Hoffnung fahren lassen. Sogar ein Sieg Kuropatkins würde nichts weiter herbeiführen können, als die Gelegenheit für Rußland, sich mit etwas äußerlicher Ehre aus der Affäre zu ziehen. Port Arthur haben und behalten die Japaner auf alle Fälle und mit ihm die Vorherrschaft in Ostasien.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit. Von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken datieren manche Geschichtsschreiber das Ende des Mittelalters und den Anfang der „neuen Zeit". Wer weiß, ob die Eroberung von Port Arthur durch die Japaner und der gleichzeitige Eintritt Nordamerikas in die Weltpolitik nicht auch noch als Anfang einer neuen Aera anerkannt werden?

Die Friedensaussichten.

Aus den Ruinen von Port Arthur sind Tauben aufgeflattert, die durchaus den Oelzweig des Friedens apportieren wollen. Aber Präsident Roosevelt hat sich vergebens in seiner Presse als Friedensmakler angeboten; die japanischen Blätter haben vorläufig umsonst ein Konzept vom Friedensvertrage aufgesetzt, und auch die zahlreichen Russen, die mit anerkennenswertem Mute in Versammlungen den Krieg verdammen, finden noch keine Erhörung. Im hohen Rat des Zaren ist beschlossen, den Kampf mit erneuter Kraftanstrengung fortzusetzen. Wenn man Port Arthur nicht retten konnte, will man wenigstens die sog. Waffenehre retten durch einen Sieg in der Feldschlacht. Die Kriegspolitik Rußlands bleibt also im alten Gleise, ebenso wie die innere Politik. Es wird hier und dort mit unzulänglichen Mitteln fortgewurstelt, obschon die Aussichten Kuropatkins jetzt schlechter geworden sind, als sie waren, und obschon die innere Gärung im russischen Volke so arg geworden ist, daß der unerschrockene Adelsmarschall und Semstwovorsitzende von Moskau, Fürst Trubetzkoi, dem Zaren das ominöse Wort vom Pariser Juliaufstand wiederholen konnte: Ce n'est plus une émeute, c'est une révolution! Im Interesse des Friedens könnte man allenfalls Kuropatkin einen Sieg am Schaho wünschen, wenn man nur sicher wäre, daß die herrschende Gruppe im hl. Rußland sich damit beruhigen und nicht etwa Appetit nach mehr bekommen würde. Wahrscheinlich aber werden die letzten Dinge noch schlimmer sein als die ersten. Ent-

weder müssen die Japaner den ganzen langen Ringkampf weiterführen bis zur militärischen und finanziellen Erschöpfung des Gegners und zur Eroberung von Charbin und Wladiwostok, oder es muß in Rußland ein Krach eintreten, der den Zaren oder den Erben seiner Macht zur Befriedigung des Volkswunsches nach Freiheit und Frieden zwingt.

Inzwischen hat die Berliner Hochfinanz mit viel Sorgfalt und Geschick der 500 Millionen-Anleihe des geschlagenen und zerrütteten Staates die Wege geebnet. Wenn sich das deutsche Privatkapital für diese Anleihe einfangen läßt, so wäre das ein neuer Beweis, daß Gott nicht allen, denen er Geld gegeben, auch Verstand zukommen ließ.

Die Gärung im rheinisch-westfälischen Kohlenrevier.

Parturiunt montes, aber wenn das Kind zutage kommen sollte, würde es kein ridiculus mus, sondern ein fürchterlicher Kampf von ungeheuerer Tragweite sein. Die Einzelheiten, um die augenblicklich gestritten wird, sind verhältnismäßig winzig im Vergleich mit den Lasten, Schäden und Nöten eines allgemeinen Streiks, der Hunderttausende unmittelbar und vielleicht eine Million von Existenzen mittelbar aufs Spiel setzt. Aber das bißchen Verlängerung der Seilfahrt auf Zeche Bruchhausen, die kleine Reiberei wegen der dortigen Hausbrandkohlen, die Entlassung eines Gewerkschaftsführers auf einer anderen Zeche und ähnliche Tropfen können jeden Augenblick das gefüllte Glas der Unzufriedenheit zum Ueberlaufen bringen. Lauter Funken am gefüllten Pulverfaß! Das Unheil wäre gewiß schon im Gange, wenn nicht die Gewerkschaften, sowohl die sozialdemokratische als die christliche, sich aus allen Kräften bemühten, die Leute von einer unbesonnenen Kraftprobe abzuhalten. So sehen wir auf der einen Seite den großen Wert der Organisation der Arbeiter, die der Vernunft eine Zufluchtstätte bietet gegenüber der schäumenden Leidenschaft der wirren Masse. Wir sehen aber auch auf der anderen Seite die Rücksichtslosigkeit des assoziierten Großkapitals, das es mit kalter Seelenruhe auf Biegen oder Brechen ankommen läßt. Und drittens sehen wir, daß das Oberbergamt und die ganze Staatsregierung nichts Rechtes zu tun weiß, um dem drohenden Unheil vorzubeugen und das schreckliche Feuer womöglich noch im Keime zu ersticken. Wenn nicht das Einigungsamt des Gewerbegerichts, an das man ressortmäßig die Sache verwiesen, ein übriges an Weisheit und Geschicklichkeit leistet, so gibt es ein Unglück für Staat und Volk. Graf Bülow sollte nicht bloß bei dynastischen Streitigkeiten, sondern auch bei solchen sozialen Krisen seine Künste entfalten.



Sehnsucht.

Die Tage neigen ihre schweren Häupter
Zur Ewigkeit; vergehn in Finsternissen.
Sie sinken langsam in des Todes Schweigen,
Und unaufhörlich muß ich dich vermissen.

Es badet sich in Sehnsucht meine Seele.
Es geht mein Herz durch tausend Einsamkeiten,
Durch tausend Wüsten muß es täglich wandern,
Durch tausend leere Stunden muß es schreiten.

Ich dachte, daß es endlich schweigen würde.
Doch scheint mir, seine Sehnsucht ist sein Leben.
Sie ist bei mir im Rauschen meines Blutes,
Sie ist bei mir in jedem Atembeben.

Die Tage neigen ihre schweren Häupter
Zur Ewigkeit; vergehn in Finsternissen,
Sie sinken langsam in des Todes Schweigen,
Und unaufhörlich muß ich dich vermissen.

M. Herbert.



Die Phantasie des Generalstreiks.

Von
Dr. M. Wagner-Berlin.

Immer mächtiger wird die Organisation der Arbeiterberufsvereine, laut erschallt der Ruf in der Arbeiterwelt: „Organisiert euch, dann stellen wir eine Macht dar, die mit dem Kapitalismus in die Schranken treten kann." Das muß natürlich auch die Unternehmer veranlassen, sich zu Verbänden zusammenzuschließen, um unberechtigte Angriffe seitens der Arbeiterschaft abzuwehren, ja man plant sogar in neuerer Zeit die Einführung einer Streikversicherung der Unternehmerschaft. Streiks und Aussperrungen sind die beiden hauptsächlichsten Kampfesmittel, deren sich beide in dem Kampfe, der heute mehr denn je an der Tagesordnung ist, bedienen. Obwohl erfahrungsgemäß ein Streik in der Regel nur dann zu einem gewissen Erfolg führt, wenn die ganze öffentliche Meinung die Streikenden unterstützt, während der weitaus größte Teil der Streiks erfolglos verläuft, werden immer wieder leichtsinnige Streiks angezettelt. Ein Blick auf die amtliche Streikstatistik lehrt uns dies. In den Jahren 1899 bis 1903 betrug die Zahl der Streiks in Deutschland:[1])

	1899	1900	1901	1902	1903
Zahl der Ausstände	1,311	1,468	1,091	1,106	1,444
„ „ Betroffenen	116,486	141,121	68,191	70,695	135,522

Von diesen verliefen in Prozent:

	1899	1900	1901	1902	1903
vollständig erfolgreich	25,9	19,1	19,3	21,4	22,1
teilweise erfolgreich	33,4	35,5	26,9	21,9	31,8
erfolglos	40,7	45,4	53,8	56,7	46,1

Hieraus geht klar hervor, daß sowohl die Streiks mit vollem als auch nur teilweisem Erfolge immer mehr abnehmen, die erfolglosen Streiks dagegen immer mehr zunehmen, von 1899 bis 1903 stieg der Prozentsatz von 40,7 auf 46,1.

Die britische Streikstatistik weist einen ganz erheblichen Rückgang der Streikbewegung auf, sowohl was die Zahl derselben als auch die Zahl der direkt daran Beteiligten angeht. Es ist dies wiederum ein Beweis dafür, daß der Arbeiter Großbritanniens weniger politische als rein wirtschaftliche Ziele, die Hebung seiner wirtschaftlichen Lage verfolgt und dabei mit klarem Auge die Erfolglosigkeit der meisten Streikbewegungen einsieht. Die in sozialistischem Fahrwasser schwimmenden Gewerkschaften Deutschlands sollten sich in dieser Beziehung die englischen Gewerkschaften zum Muster nehmen. Im einzelnen ergibt sich für Großbritannien folgendes:[2])

Jahr	Zahl der Streiks	Zahl der direkt Beteiligten	Von den direkt Beteiligten hatten in %			
			vollen Erfolg	teilw. Erfolg	keinen Erfolg	unbek. Erfolg
1894	997	324 245	22,10	34,26	42,06	1,58
1895	850	263 758	26,80	44,36	27,96	0,88
1896	926	147 950	43,50	28,33	28,00	0,17
1897	864	167 453	24,16	33,99	40,70	1,15
1898	711	20[illegible] 769	22,66	17,18	60,10	0,06
1899	719	138 058	26,66	29,15	43,66	0,53
1900	648	135 145	30,05	41,42	24,79	3,44
1901	642	111 437	27,45	36,75	33,81	1,99
1902	444	116 824	31,60	35,65	30,40	2,35
1903	384	93 515	30,90	20,70	47,30	1,10

In Frankreich zeigt die Streikstatistik weniger die Tendenz des Rückganges.[3])

So hatten von allen Beteiligten in Prozent:

	vollen oder teilweisen Erfolg	keinen Erfolg
1893	47,6	52,4
1894	69,0	31,0
1895	63,8	36,2
1896	59,3	40,7
1897	52,7	47,3
1898	52,7	47,3
1899	82,5	17,5
1900	73,9	26,1
1901	48,3	51,7
1902	64,6	35,4
1903	82,9	71,1

[1]) Vgl. Statist. d. D. R. CL XIV. Bd. 1904.
[2]) Vgl. Reports on strikes and lockouts in the United Kingdom.
[3]) Vgl. Statistique des grèves et des recours à la conciliation 1889/1904 et à l'arbitrage survenus pendant les années 1893—1903.

Im allgemeinen läßt sich jedoch konstatieren, daß die meisten Streiks ohne den erhofften Erfolg bleiben und in der Regel von den ungünstigsten Folgen für beide Teile, für Unternehmer und Arbeiter, begleitet sind, wobei letztere regelmäßig den Kürzeren ziehen müssen.

Daher ruft man in gewissen sozialistischen Kreisen nach einem allein helfenden Mittel, nach dem **Generalstreik**. Die besonnensten Elemente sind es gewiß nicht, die nach der Generalstreiksidee rufen, im Gegenteil, es sind mit die radikalsten Elemente, die den Gewerkschafts- und Parteiführern wiederum eine der vielen Unannehmlichkeiten aus der letzten Zeit bereiten. Die Generalstreiksidee spukt wieder einmal in den Köpfen der falsch geleiteten Arbeiterschaft und ist sehr wohl geeignet, einen Riß in die Organisation derselben zu bringen.

Der Genosse Dr. **Friedberg** in Berlin zieht wie ein Prediger gegenwärtig von Ort zu Ort und verkündet seine Idee. Ich habe mehreren Versammlungen beigewohnt und den Eindruck gehabt, als gebe er sich den Anschein des Originellen. Das ist jedoch durchaus nicht der Fall. Es ist nur das Rüstzeug aus dem Arsenal der ehemaligen sogenannten Berliner Opposition. Als im Jahre 1890 die Sozialdemokratie einen im eigenen Lager kaum erträumten Wahlerfolg errungen hatte, schwellten die kühnsten Hoffnungen mit einmal die Brust dieser Berliner Opposition, der Unabhängigen. In der allerleichtsinnigsten Weise wurden an allen größeren Industrieplätzen Deutschlands oft zu der allerungünstigsten Zeit zahlreiche Streiks angezettelt. Selbst sozialdemokratische Vertreter sprachen in der damaligen Zeit von einem wahren Streikfieber, das die sozialistische Arbeiterschaft infolge des unerwarteten Wahlerfolges befallen habe. Die Berliner „Jungen", wie man sie nannte, waren zu hochmütig geworden, sie waren von einer wahren Ungeduld nach politischem Umsturz beseelt und in der Wahl ihrer hierzu erforderlichen Mittel waren sie nicht sehr wählerisch. Als sie sich die Hörner an der rauhen Wirklichkeit abgestoßen hatten, nämlich daran, daß eine Partei, die zwar die größte Stimmenzahl hat, aber noch lange nicht die wirklich stärkste ist, keinen in letzter Linie in der Gesetzgebung entscheidenden Einfluß hat, legte man sehr bald die Generalstreiksidee in die Rumpelkammer der Unabhängigen. Für die Folgezeit verschwand sie vollständig von der Bildfläche. Nun taucht sie seit den letzten Wochen auf einmal wieder auf und bringt Verwirrung in die Köpfe der Arbeiterschaft.

Ein akademisch gebildeter Genosse, Dr. Friedberg, ist es, der sich als Apostel der Generalstreiksidee geboren glaubt. Schlagwörter wie die „dröhnenden Schritte der Arbeiterbataillone", „Proletarier aller Länder vereinigt euch, wir haben nichts zu verlieren wie die Ketten, aber eine ganze Welt haben wir zu gewinnen" werden wiederum in die Menge geschleudert und werden in der ersten Zeit wohl sichtlich nicht ihre Wirkung verfehlen, zumal Dr. Friedberg es an eifriger und geschickter Agitation nicht fehlen läßt. „Wirrnis" nennt der „Vorwärts" Friedbergs „neue Taktik" und hat damit wohl nicht unrecht. Die Begründung seiner Generalstreiksidee stützt er auf folgende Gedanken. (Vergl. seine Broschüre „Parlamentarismus und Generalstreik.")

Die Taktik des deutschen Proletariats ist von jeher regiert worden von dem Streben, die politische Macht allmählich zu erobern. Dies Streben sollte die Arbeitermassen begeistern, fleißig von dem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht Gebrauch zu machen. Wie der dritte Stand sich emanzipiert hat und durch eine Revolution auch schließlich seinen Anteil an der Gesetzgebung sich zu erringen gewußt hat, so weist man auch die Arbeiterschaft darauf hin, Einfluß auf die Gesetzgebung, Einfluß auf das Parlament zu bekommen. Bis jetzt hat aber das Proletariat von den ökonomischen Verbesserungen, die sich die herrschenden Klassen verschafft haben, nur ein kleines Zipfelchen profitiert. Früher sei eine Stimmenabgabe, so meint Friedberg, ein Glaubensbekenntnis zu einer Weltanschauung gewesen, heute sei sie vielfach ein Vorteil für die Massen, heute bekäme die Sozialdemokratie die Stimmen, weil sie die Macht an einzelnen Orten besäße, weil hier eine Prinzessin sich mit dem Hofe überworfen, beim Volke aber beliebt gewesen sei, weil dort der Steuersatz erheblich in die Höhe geschraubt worden sei ꝛc. Die drei Millionen Stimmen seien für ihn nichts wert, dafür liefere Sachsen den besten Beweis, wo man sich das allgemeine Wahlrecht habe rauben lassen, ohne auch nur den Versuch eines Widerstandes zu machen. Also Friedberg will beweisen, daß der Parlamentarismus allzusehr überschätzt werde und diese Ueberschätzung schon allzutief im Volke wurzele. Dem alten Liebknecht gibt er Recht, wenn er sagte: „Angenommen, es gelinge, wie das der Traum einiger sozialistischer Phantasiepolitiker ist, eine sozialdemokratische Majorität in den Reichstag zu wählen — was sollte die Majorität tun? „Hic Rhodus, hic Salta". Jetzt ist der Moment gekommen, die Gesellschaft umzugestalten und den Staat. Die Majorität faßt einen weltgeschichtlichen Beschluß, die neue Zeit wird geboren — — ach nein, eine Kompagnie Soldaten jagt die sozialdemokratische Majorität zum Tempel hinaus, und lassen die Herren sich das nicht ruhig gefallen, so werden sie von ein paar Schutzleuten in die Stadtvogtei abgeführt und haben dort Zeit, über ihr donquixotisches Treiben nachzudenken."

Gerade der Parlamentarismus lähme die hervorragendsten Kräfte der Partei und entziehe sie dem eigentlichen Klassenkampfe. Das Wichtigste erscheint ihm, daß man sich bei der Mitschaffung der Gesetze auf den absoluten Rechtsboden des heutigen Klassenstaates stelle und daß auf diese Weise das Proletariat unbewußt mit der Gesetzlichkeit dieses Klassenstaates in Verbindung gebracht werde. Mit anderen Worten, es sei heutzutage niemand mehr gesetzlich als das Proletariat. Und zwar sei sie die Gesetzlichkeit, hinter welcher der Polizeiknüppel stehe. Auf lange Zeit hinaus werde das Proletariat durch die Gesetzlichkeit verhindert, seinen Kampf erfolgreich zu Ende zu führen, vor lauter Gesetzlichkeit würde es schließlich den geeigneten Moment vorübergehen lassen. Friedberg geht in seinen Behauptungen — denn weiter sind es ja nichts — nicht soweit, der Parlamentarismus hätte bis jetzt noch gar keine Vorteile für die Arbeiter gehabt, aber er fürchtet, die Möglichkeit parlamentarischer Erfolge werde bei der Zuspitzung des Klassenkampfes mit dem stets zunehmenden Zusammenschluß der Gegner immer mehr schwinden. Als alleiniger Retter erscheint ihm die Generalstreiksidee. Von ihr erwartet er zunächst erzieherische Wirkung, insofern als sie eine hohe Bedeutung für die Organisation habe. Es müsse auf Verwirklichung des Ausbaues der gewerkschaftlichen Organisationen und auf die Erziehung der Gewerkschaftsmitglieder über die Tagesfragen hinaus zu idealgesinnten, bewußten Klassenkämpfern mit aller Macht hingestrebt werden, um so die Möglichkeit eines siegreichen Generalstreiks für das deutsche Proletariat baldigst zu verwirklichen. Friedlich beginne der Generalstreik. Was dann komme, wenn man das Proletariat zur Arbeit zwingen wolle — „auf die Gesetze des Klassenstaates würden wir dabei pfeifen". Und wie pathetisch und verheißungsvoll und doch so leer klingen die Schlußworte: „In deiner Seele, in deiner Brust, Proletarier, liegt dein und deiner Klasse Schicksal! Hinweg über die knebelnden Fesseln des Klassenstaates, die, von der Vergangenheit uns aufgezwungen, mit allen ihren papierenen Gesetzen dem ungeschriebenen wahren Gesetze menschlicher Freiheit und Vervollkommnung weichen müssen, sobald Organisation und innere Entwicklung uns zum Bewußtsein unserer Macht gebracht haben."

Daß solche Worte, die mit Begeisterung und Pathos in die Menge geschleudert werden, mit ungeheuerem Beifall aufgenommen werden, läßt sich begreifen, wenn man bedenkt, wie verhetzt die Berliner Arbeiterschaft seit Jahren worden ist und wie außerordentlich leicht sie den Streik als Kampfmittel parat hat. Immer größer wird der Beifall, den Friedberg nicht nur in Berlin, sondern auch außerhalb Berlins mit seinen Predigten findet. Und immer größer wird das Unbehagen der Partei- und Gewerkschaftsführer. Wissen sie, welche die Kleinarbeit verrichten, doch wohl, daß eine Realisierung der Generalstreiksidee schließlich enden muß mit vollständiger Zurückwerfung der revolutionären Arbeiterbewegung!

(Schluß folgt.)

Dem Zuge nach.

Der Nebel kriecht um die Laternen.
Das Pflaster schimmert feucht und glatt
Und dampft und dunkelt in den Fernen;
Lautlosen Atems schläft die Stadt.

Nur über fernem Bahngeleise
Rattert und rast ein Zug daher;
Das widerhallt und stirbt dann leise
Fern, wie ein rauher Ruf vom Meer.

Ich steh' und hör' das Herz mir schlagen
Dem Zuge nach in toller Hast.
Und möcht' mit ihm ins Weite tragen
Der Liebe Glück und Sorgenlast.

Chr. Flaskamp.



Schule und Kirche.

Von

Pfarrer Conrad Reitz in Knottenried bei Immenstadt.

Keine Zeitfrage ist jetzt so brennend und akut geworden wie die Schulfrage, besonders in ihrem mehrseitigen Verhältnisse zwischen Schule, Kirche und Religion. Alle Augen sind auf die Schule gerichtet, alle politischen, sozialen und religiösen Parteien befassen sich mit der Schule und schreiben sie auf ihre Fahne im Kampfe um ihren Besitz. In der Presse jeder Form und Partei, in Versammlungen, in den Parlamenten, in der Gesetzgebung ist die Schule der heiß umstrittene Gegenstand der Besprechungen, Beratungen und Beschlüsse. Jede Partei will ihre Ansichten, ihre Rechte, ihre Freiheiten, ihre Grundsätze und ihre Forderungen gesetzlich, besonders in religiöser Beziehung, in die Schule hineingetragen wissen. Andere, nicht wenige, wollen Schulen ohne Religion und ohne religiöse Erziehung. Wieder andere wollen ein Etwas, was sie Religion nennen, aber nicht definieren können. Was man nicht definieren kann, sieht man als ein Neutrum an. Eine andere Partei verlangt für die Schule Religion ohne Religionsbekenntnis, Simultanschulen, Mischschulen, in welchen Juden, Katholiken, Protestanten, Freireligiöse, Ungläubige, Heiden und Türken gemeinschaftlich zu „friedlichen, gesitteten und brauchbaren" Menschen erzogen werden sollen.

Und wir Katholiken, wenn wir logisch, korrekt, konsequent, praktisch, wahrhaft christlich sein wollen, und auch die noch christusgläubigen Protestanten, deren Zahl leider klein ist, verlangen mit Recht und Pflicht im Interesse des konfessionellen Friedens (schiedlich-friedlich!) und einer ungestörten und unverkümmerten religiösen Erziehung Konfessionsschulen (suum cuique!) unter der gesetzlich ungehinderten religiösen Pflege seitens der Kirche, die hierfür einen göttlichen Rechtstitel besitzt. Schule und Kirche gehören zusammen wie Leib und Seele. Trennung ist der moralische Tod der Schule, folglich der Jugend und der Zukunft. Das sehen wir an den heillosen Früchten, die solche der Kirche entfremdete Schulen hervorbringen, und zwar für die Schüler, die Lehrer, die Familie und den Staat. Diese Mischmasch-Schulen sind Brutstätten der falschen Toleranz, des Indifferentismus, der Religionslosigkeit, und müssen mit Klugheit, Beharrlichkeit und Entschiedenheit bekämpft werden. Sie sind das Schoßkind des Liberalismus, der sie überall befürwortet und auf dem Wege der Gesetzgebung einzuführen sucht. Mit ihm ist in dieser Richtung einig die Sozialdemokratie, das moderne Judentum, das Freimaurertum und jede Art von Unglauben.

Vorerst überläßt der Liberalismus die völlige Beseitigung des konfessionellen Religionsunterrichtes aus der Schule seinem Geistessohn, dem Sozialismus. Bei gegebener Gelegenheit und Macht wird er seine Sympathien und „modernen Weltanschauungen" mit der Sozialdemokratie teilen. Das haben die Liberalen oft genug durch ihre Kundgebungen bewiesen. Unsere Sache und Pflicht ist es, unsere Notwehr mehr und mehr zu stärken, daß der Liberalismus nicht mehr bundesfähig werde und unsere Rechte knechte, die wir noch besitzen auf die Schule in Verbindung mit der Kirche. Die nächsten Wahlen geben dafür Gelegenheit. Schon die Schulpolitik allein sollte jedem Katholiken sagen, wie viel Uhr es ist. Wem die Schule, dem die Zukunft, und: Wie die Schule, so die Zukunft.

Klar, wahr, schön, überzeugend und packend hat am 13. Oktober 1904 Max Steigenberger, bisch. geistl. Rat, im Katholischen Kasino Augsburg über „Kirche und Schule" gesprochen. Sein Vortrag ist als Separatabdruck aus der „Augsb. Postztg." erschienen, der zur Massenverbreitung eminent geeignet ist. Einsender dieser bescheidenen Zeilen möchte daher jedem Abonnenten der „Allgem. Rundschau" aus seinen Bergen zurufen: Nimm und lies! und: Gib's weiter und weiter bis in die letzte Hütte! Ich tu es.

Max Steigenberger bespricht in seinem Vortrag das Verhältnis von Kirche und Schule überhaupt rein vom Glaubensstandpunkt und zieht von diesem Standpunkt aus die Folgerungen. So hat es ihm „ein greiser Kirchenfürst geschrieben, es sei die Aufgabe der Priester, mit der dogmatischen Leuchte alle modernen Dinge zu beleuchten, um bei der Verworrenheit der Zeit wieder das Wichtigste ins Land zu bringen — solide göttliche Grundsätze." Dieser Aufgabe ist der Verfasser in bezug auf „Kirche und Schule" kurz und gut ganz gerecht geworden; er handelt

I. von der Schulung der Menschheit durch die katholische Kirche, und

II. von der Schulung der Menschheit durch die modernen Ideen.

ad I. a) Die Grundsätze. Die Kirche ist die geistliche Mutter aller Mütter, aller Zeiten, aller Völker, — sie erzieht nicht etwa anständige Christen, nein, gottähnliche Menschen in Kraft des Lichtes, das sie von ihrem göttlichen Stifter erhalten, in Kraft der Gnaden, die er ihr zur Verwaltung und Ausspendung übergeben hat. Dazu hat sie: 1. Das Recht der Sendung, 2. das Recht der Liebe, 3. die Pflicht der Sendung und Liebe.

b) Die Methode ihrer Schulung.

c) Die Folgen kirchlicher Schulung für die Schüler, die Lehrer, die Familie, den Staat.

ad II. a) Grundsätze; b) Methode — moderne. — „Schule krankt an der Kirche" nach der „Allgem. Ztg." rc. . . . Kirche Magd des Staates, auch die Schule rc. . . . Beleuchtung — Widerlegung.

b) Die Folgen der modernen Schulung 1. für den Schüler; 2. für den Lehrer; 3. für die Familie; 4. für den Staat.

III. Was tun?

1. Den Ernst der Lage vollauf erkennen.
2. Lernen in allem, was Gutes in der Zeitströmung liegt. Durch Rechttun die falschen Anschauungen zum Schweigen bringen.
3. Die Einzigkeit der Kirche Jesu betonen — voll Liebe, Geduld, Wahrheit, Klarheit.
4. Das zielbewußte Freimaurertum mit seinem wesentlichen Anteil an der Förderung der Simultanschule und als Kommandant des Liberalismus erweist sich als Revolutionsschule. Ihm entgegentreten. Goliath und David.

Also nochmals: Nimm und lies und gib's weiter! Sequere me!



Zum ersten Male ein Arzt als städtischer Verwaltungsbeamter.

Von

Dr. med. Gassert, Freiburg i. Br.

Folgender Beschluß der Stadtverordneten zu Köln scheint uns von allgemeinerem Interesse zu sein.

In Köln war die Stelle eines Stadtassessors, d. h. eines juristischen Hilfsarbeiters zur Unterstützung eines Beigeordneten durch Berufung in die Verwaltung einer anderen Stadt frei geworden.

Die Stadtverwaltung stellte nun in Uebereinstimmung mit der Verfassungskommission in der Stadtverordnetensitzung vom 22. Dezember 1904 den Antrag: Die Stelle des Stadtassessors nicht wieder zu besetzen, dagegen einen weiteren Beigeordneten zu wählen und zwar einen im Verwaltungsfach erfahrenen Juristen.

Dem gegenüber stellte der Stadtverordnete Lent den anderen Antrag, statt eines Stadtassessors einen weiteren Beigeordneten zu wählen, aber nicht einen Juristen, sondern einen in Hygiene und Verwaltung erfahrenen Arzt. Ein dritter Antrag (Justizrat Kausen) ging dahin, ohne Rücksicht auf den Antrag der Verwaltung und den Gegenantrag Lent eine weitere Beigeordnetenstelle zu errichten und dieselbe mit einem approbierten und in der Hygiene erfahrenen Arzt zu besetzen.

Die schließliche Abstimmung ergab das Resultat, daß der Antrag der Verwaltung und der Antrag Kausen angenommen, der Antrag Lent aber abgelehnt wurden. Die Versammlung hatte also beschlossen, daß zwei weitere Beigeordnete gewählt werden, wovon der eine ein Jurist, der andere ein Arzt sein soll. Somit hat die Stadt Köln den ersten Arzt in der autoritativen Stellung eines Beigeordneten in ihre Verwaltung einzustellen beschlossen.

Zur Geschichte dieses Vorganges ist zu bemerken, daß der Kölner Aerzteverein schon zweimal im selben Sinne wie der Antrag Kausen bei der Stadtverwaltung vorstellig geworden war, daß ferner der Kölner liberale Verein einstimmig beschlossen hatte, die Anstellung eines ärztlichen Beigeordneten zu empfehlen, und daß ebenso der Stadtverordnete Lent denselben Antrag vor zwei Jahren gestellt, aber damit in der Minorität geblieben war.

Bei der Begründung des Antrags war von Interesse, was der Stadtverordnete Lent dem neuen ärztlichen Beigeordneten für ein Arbeitsfeld zudachte. Er machte auf den großen Einfluß aufmerksam, den die Hygiene im Laufe der letzten dreißig Jahre auf die staatliche und kommunale Verwaltung ausgeübt habe. Der Hygiene, sagte er, ist die moderne Wasserversorgung und Entwässerung zu verdanken. Doch braucht man hierfür heute keine besonderen ärztlichen Beamten, vielmehr können diese Institutionen ruhig den ausführenden Beamten, den Wasserwerk- und Tiefbau-Ingenieuren überlassen werden. Höchstens wird die hygienische Ueberwachung Sache eines Arztes bleiben müssen.

Um so mehr aber wird dem ärztlichen Beamten das große und wichtige Gebiet des Krankenhauswesens zufallen. In Köln bestehen drei große städtische Krankenhäuser, ferner ein Spital in Deutz, eine städtische Augenheilanstalt und ein Kinderhospital.

Nach dem Krankenhauswesen kommt das Gebiet der Gesundheitspolizei: die Frage der ansteckenden Krankheiten mit dem Desinfektionswesen, das Impfwesen, die Aufsicht über die Nahrungsmittel, die neu aufgenommene Frage der Säuglingssterblichkeit mit der Beaufsichtigung der Milchbeschaffung und der Ziehkinder, ferner die großen Gebiete des Armenwesens, der Wohnungsfrage und des Schularztsystems, alles Dinge, die mehr oder weniger in das ärztliche Arbeitsgebiet gehören.

Alle diese Gebiete sind bisher in Köln wie anderwärts von juristischen Verwaltungsbeamten besorgt worden, und was sie leisteten, ist im höchsten Grade anerkennenswert. Ja, es sind Dinge darunter, die besser von einem Juristen als von einem Arzt verwaltet werden können, so daß Justizrat Kausen recht hatte, als er sagte, daß, wenn er die Wahl habe zwischen einem hervorragenden Arzt, der aber nicht genug Verwaltungskenntnisse besitze, und zwischen einem tüchtigen Verwaltungsjuristen ohne ärztliche Kenntnisse, er z. B. in Sachen der obersten Spitalverwaltung dem Juristen den Vorzug gebe.

Da es sich aber in Köln herausgestellt hatte, daß die Zahl der Verwaltungsbeamten für die oben genannten Gebiete entschieden erweitert werden müsse, so war man jetzt in weiten städtischen Kreisen, nicht etwa nur in ärztlichen der Ansicht, daß die Pflege des Gesundheitswesens eben schließlich doch in ärztlichen Händen am besten aufgehoben sein werde, vorausgesetzt, daß der betreffende Arzt mit der nötigen amtlichen Autorität ausgerüstet würde.

Deswegen sah man ab sowohl von sog. ärztlichen Hilfsarbeitern innerhalb der Verwaltung als auch von sog. Stadtärzten in Analogie der Kreisärzte, sondern man entschloß sich, einen in Hygiene und Verwaltung erfahrenen Arzt mit dem vollen Amte und Range eines Beigeordneten als novum in die städtische Verwaltung einzustellen und hoffte dadurch dem Volkswohle der Stadt Köln einen guten Dienst geleistet zu haben. Die oberste Leitung der eigentlichen Verwaltungsgeschäfte der Krankenhäuser, deren ärztliche Leitung hervorragenden Oberärzten anvertraut ist, soll zunächst einem juristisch gebildeten Beigeordneten anvertraut bleiben, dagegen soll im übrigen die ganze Gesundheitspflege in die Hand des ärztlichen Beigeordneten gelegt werden.

Ehre der Stadt Köln und dem Kollegium ihrer Stadtverordneten, wird zweifelsohne jeder deutsche Arzt sagen, weil sie als die ersten auf solche Weise ärztliche Wissenschaft und ärztliche Tätigkeit zu schätzen und zu ehren wußten.

Im Schlitten.

Wilde Fahrt; die Schellen klirren.
Sausend zieht der Stahl die Gleise.
Der Laterne Lichter irren,
Strahlen sprühend, überm Eise.

Finsternis und Grabesruhe
Hocken da mit offnem Rachen
Wie Gespenster, die der Truhe
Fluchbeladnen Schatz bewachen.

Hei! wie sie vom Hügel stieben
Fauchend, mit des Nebels Spuren,
Als mit scharfen Peitschenhieben
Jauchzend wir dazwischen fuhren.

Ja, mir war, als ob versanken
Eisgefild' und Winterkälte;
Fliederblumige Maienranken
Woben sich um Laubgezelte.

Was kann in der öden Weite
Wider uns die Hand erheben?
Wo du atmest mir zur Seite,
Lachen Frühling nur und Leben.

Laurenz Kiesgen.

Pädagogik für weitere Kreise.

Von

Bruno Clemenz, Liegnitz.

Die Pädagogik hat das Glück, neuerdings von hohen Kreisen respektiert zu werden. Schon mehr als einmal ist ausgeführt worden, welche psychologischen Motive gegen eine etwaige Ueberschätzung der Pädagogik als Hauskunst und Wissenschaft gerichtet sind. Es ist, rund gesagt, mit pädagogischen Künsten und Theorien heut noch nicht viel zu holen. Der unermüdliche Jenenser Professor Dr. W. Rein gilt, dank der „Woche", in der allgemeinen Zeitungswelt als entscheidende Autorität, wenn es sich gelegentlich um eine aufgeworfene pädagogische Tagesfrage handelt. Der Mittelsmann zwischen Publikum und Schriftsteller, der Redakteur der Durchschnittszeitung, hat meines Empfindens noch nicht die Ueberzeugung, daß etwas von Jugenderziehung die Leser fesseln könnte. Man ist ja Gott sei Dank wohlerzogen, und die Nachwelt wird's auch zuwege bringen — das ist noch der Maßstab der modernen Welt —, was soll darüber auch neues gesagt werden. Wenn in Frankreich die Kinderfurcht so weit geht, daß dort das Thema der Kindererziehung denen, „die nie alle werden", überlassen bleibt, so sollte uns das ein Wink sein, es zu machen wie Tobias Witt, der die Extreme auf ein kluges Normalmaß zurückführte, das einem jeden nützlich ist.

In Frankreich regt sich die politische Welt über den „religiösen Unsinn" auf — eine Pädagogik, die man schon zum zweiten Male dort treibt, nur waren die Robespierre, die Diderot, die d'Alembert rationeller: sie machten bald reinen Tisch und trieben den Gehalt an religiösem Sinn durch blutige Analyse aus.

Der Schwerpunkt der deutschen Strömungen weist auf die nachschulpflichtige Erziehung hin. Es hat den Anschein, als ob uns noch der dreißigjährige Krieg in den Knochen steckte, so sehr zurückhaltend sind wir im allgemeinen bei Konfessionssachen. Die Zweiteilung hat vielleicht in etwas den menschlichen Fanatismus Lähmendes. Deshalb schonen wir uns gegenseitig und führen friedliche Gespräche über solche Dinge, die interkonfessionell genug sind, als daß sie uns in Harnisch bringen könnten.

Als quasi „Gegenstand" einer Debatte in diesem Sinne hat der bekannte Jugendspielförderer E. v. Schenckendorff in Verbindung mit Dr. Hermann Lorenz vor kurzem ein Buch vorgelegt, das den Titel führt „Wehrkraft durch Erziehung".*) Indem die Erziehung hier als Mittel zum Zwecke der Vaterlandsverteidigung in Betracht gezogen wird, ist einem gewissen politischen Interesse entgegengekommen, das den Tagesereignissen entspringt. Da neuerdings wiederholt die Frage aufgeworfen wurde, ob der Krieg sich mathematisch behandeln lasse, wenn man diejenigen Faktoren, die den Ausgang eines Krieges bedingen, in ihrer wahren Größe feststelle, hat man an alle möglichen bisher aufgestellten Theorien anknüpfen können: Rasse, Alter, Kultur, Technik, Führertalent, Masse — und noch manche anderen Momente werden in Anrechnung gebracht, um die Entscheidung vorweg zu deuten. Ob aber die sorgfältigste Prognose nicht über den Haufen geworfen wird durch Zufälle, Möglichkeiten, die unberechenbar sind?

Wehrkraft durch Erziehung! — Der japanisch-russische Krieg stellt die Rassentheorie auf den Kopf und zeigt ganz klar, daß im besten Falle der Opfermut anzüchtbar ist, nicht aber die Intelligenz! Und neben der Intelligenz, ja fast kann man sagen: vorher noch steht die körperliche Tüchtigkeit. Ein Heer aus gesunden und klugen Individuen bestehend, ist heut das Ideal jeder Heeresleitung.

Das ist auch der Hauptinhalt des Buches, dessen Inhalt sich aus Beiträgen pädagogischer und militärischer Autoritäten zusammensetzt. Einleitend wird Entstehung und Zweck des Ausschusses für Förderung der Wehrkraft durch Erziehung dargelegt. Der Hauptzweck ist dahin definiert: „Grundlegende Aufgabe ist die Sammlung aller Tatsachen, durch welche die Notwendigkeit einer auf Wehrkraft gerichteten Jugenderziehung bewiesen werden kann, behufs Ueberzeugung und Gewinnung der maßgebenden Kreise." In einer Reihe von Haupt- und Unterthesen wird diese Idee im einzelnen bis ins Praktische hinein dargestellt, — hier mangelt der Platz, noch näher darauf einzugehen.

Das ganze Buch ist eine solche Sammlung von Tatsachen, die das Ziel zweckmäßigerer Jugenderziehung nahe legen. In einem „Geschichtlichen Rückblick" werden Tatsachen aus der deutschen Geschichte angeführt, die sich um das Problem drehen, namentlich solche, die diese Erkenntnis als Ueberzeugung unserer Altvorderen illustrieren. Es lag nahe, an den Aufschwung der nationalen Erziehung vor hundert Jahren zu erinnern, wie es hier durch Prof. Dr. Konrad Koch geschieht, der uns an die Geburtsstätte der

*) Leipzig 1904. R. Voigtländers Verlag. 259 S. gr. 8°.



eigentlichen Volkserziehung im Zeitalter der Stein, Fichte, Jahn führt. Die Gedanken Guts-Muths und Spieß' erneuerte der Turninspektor Aug. Hermann und Oberlehrer Dr. E. Witte; zu dritt zeichnet Wilhelm Maurenbrecher den Heeresausbau durch König Wilhelm I. als ein Kolossalgemälde der Volkserziehung, und zuletzt dieses Abschnittes werden des Kultusministers v. Goßler Verdienste um die Leibesübungen in den preußischen Schulen wachgerufen.

Das meiste Interesse ruft die zweite Aufsatzreihe unter der Ueberschrift „Stimmen militärischer Fachmänner" hervor: Hier ist offenbar der Kern des Buches zu finden, und es hat etwas Erfreuliches für sich, wenn unter sechs derartigen Auslassungen keine einzige den Boden der realen Verhältnisse verläßt. Es haben sich mehrere Kapazitäten zu Worte gemeldet, so Freiherr. Colmar von der Goltz, Kgl. preuß. General der Inf., A. v. Boguslawski, Kgl. preuß. Generalleutnant z. D., Graf von Häseler, Kgl. preuß. Generaloberst, W. von Blum, Kgl. preuß. General der Inf., Dr. Hugo Meisner, Kgl. preuß. Generalarzt a. D., und Max Jähns, Kgl. preuß. Oberstleutnant.

Von den genannten Stimmen sei nur kurz auf die von A. v. Boguslawski in dem Artikel „Unser Heer und die Jugend" hingewiesen. Er enthält das punctum saliens des Abschnitts, denn er resümiert die Beobachtungen, Erfahrungen und Lehren dieser Art, wie sie seit Jahren gesammelt wurden. Da wird zunächst hervorgehoben, von welch entscheidendem Werte die Selbständigkeit der niederen Führer, sowie der Mannschaft ist für den Ausgang eines Krieges. „Abgesehen davon, daß die Dienstzweige sich bedeutend vermehrt haben, und die Anzahl der betreffenden Uebungen erhöht worden ist, daß die Benutzung des Geländes, die Regeln der Ballistik, die Zielübungen, das Schätzen der Entfernungen, die Erlangung und Erhaltung der Feuerdisziplin und die Uebungen des Aufklärungs- und Sicherheitsdienstes einen viel bedeutenderen Platz als früher einnehmen, ist es eben jene Erziehung zu einer gewissen Selbsttätigkeit, die eine bedeutende Rolle spielt und im zerstreuten Gefecht der Infanterie wie im Aufklärungsdienst der Kavallerie gar nicht zu entbehren ist."

Weiterhin wird hervorgehoben, wie sehr die moderne Gefechtsweise an Nerven- und Charakterstärke jedes einzelnen Mannes hohe Anforderungen stellt — also zuletzt sind es wieder Gesundheit und Erziehung, die gefordert werden müssen. Leider wirken überall auftretende Tendenzen und Zustände dieser Forderung entgegen. Zu diesen im allgemeinen rechnet von Boguslawski die Friedensschwärmerei, welche „die Lust an männlicher Tat, an Kampfspiel, die Liebe zum Heldentum" schwinden macht. Ferner sind es die Lehren der Sozialdemokratie, die Herabsetzung des Offizierkorps und die Ausbeutung etwaiger Schäden, die zerstörend auf die gesunde Manneszucht wirken müssen. Nicht weniger schädlich wird die Sucht nach Erringung materieller Güter der Kriegszucht feindlich angesprochen.

Unmittelbarer als diese mehr in der geistigen Atmosphäre schwebenden Imponderabilien greift die moderne Lebensführung in den Bestand an Soldatenfähigkeiten ein. Die zunehmende Industrie, der Hang zum Wohlleben, der Bier- und Schnapsgenuß, die Abnahme der Wandermärsche, ersetzt durch Wanderfahrten, bedeuten erhebliche Verringerungen körperlicher Tüchtigkeit. Aber von Schülerbataillonen oder Jugendmilizen, wie sie neuerdings wieder in unserem westlichen Nachbarstaat ins Leben gerufen wurden, will der Verfasser löblicherweise nichts wissen, ja, er erklärt sie sogar für gefährlich; nur darauf sei Gewicht zu legen, daß die gymnastische Ausbildung der Schuljugend noch planmäßiger und vielseitiger als bisher gestaltet werden müsse, und zwar „unter Bevorzugung einerseits aller Betätigungen, die zur Stählung des Mutes dienen, anderseits der Leibesübungen in freier Luft, den volkstümlichen Uebungen im Laufen und Springen, der Jugendspiele, des Ruderns und Schwimmens."

Auf ein wenig berührtes Moment macht v. Boguslawski gerechterweise aufmerksam, wofür wir ihm besonders danken möchten. Er wirft die selbstverständlich zu bejahende Frage auf, ob nicht die Heeresleitung und der Offiziersstand überhaupt gehalten sind, den Wehrkraftbestrebungen der Jugenderzieher das wärmste Interesse, Beirat und Unterstützung entgegenzubringen.

Das ist freilich eine Aufgabe des Offizierskorps, die bisher wenig erfüllt scheint, und doch liegt sie so nahe. Auch in dem Sinne, daß jede Gelegenheit wahrzunehmen wäre, mit den breiteren Volkskreisen Fühlung zu halten, hier in einer, beiden Sphären Nutzen bringenden gemeinschaftlichen Betätigung. Der unheilvollen Abschließung des Offizierestandes wäre das ein wirksames Gegenmittel. Möchte dieser Mahnruf eines Militärs rasch und allseitige Beachtung finden, denn die schönsten Worte und Lehren sind zwecklos, eben wenn sie Worte bleiben.

Der stenographische Bericht über die Verhandlungen der 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Bei der Rückschau auf die Ereignisse im deutschen Vaterlande während des abgeschiedenen Jahres gedenken wir Katholiken mit besonders freudiger Genugtuung des so herrlich verlaufenen, an inneren und äußeren Erfolgen so reichen Regensburger Katholikentages. Alle Teilnehmer dieser hochbedeutsamen Versammlung des katholischen deutschen Volkes und alle treuen Anhänger der katholischen Sache werden in ihrer Erinnerung alle die trostreichen und prächtigen Bilder katholischer Glaubensbegeisterung, katholischen Bekenntnismutes, christlicher Eintracht und Liebe, welche die 51. Generalversammlung bot, wieder mit neuen, lebendigen Farben auffrischen und aus ihrer Betrachtung neue Kraft für die Verfolgung ihrer katholischen Ideale, neue Hoffnung auf den schließlichen Sieg der Sache Christi hienieden schöpfen.

Just zur rechten Zeit ist der stenographische Bericht über die Regensburger Katholikenversammlung der Oeffentlichkeit übergeben worden (15. Dezember); er führt denen, die persönlich Zeugen der einzig schönen Tagung waren, alle die erhebenden Einzelheiten derselben in lebensvoller Frische und Eindringlichkeit vor Augen und gibt jenen, die nicht so glücklich waren, persönlich an der Versammlung teilnehmen zu können, eine wahrheitsgetreue und anschauliche Schilderung von dem, was die 51. Generalversammlung brachte.

Der Bericht, ein sehr stattlicher Band von über 820 Seiten 8°, übertrifft an Umfang alle seine Vorgänger um ein Beträchtliches, hat inhaltlich manche Verbesserungen und Erweiterungen diesen gegenüber aufzuweisen und kann hinsichtlich der praktischen und übersichtlichen Anordnung und Verarbeitung des Stoffes und bezüglich der Ausstattung als mustergültig bezeichnet werden. Die Herstellung desselben in der so kurz bemessenen Frist und in dieser gediegenen Weise ist eine Leistung, auf welche der Bearbeiter (Chefredakteur Held) und namentlich der Drucker (Verlagshandlung Jos. Habbel in Regensburg) stolz sein dürfen. Nur wer weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Herbeischaffung des Stoffes, die Besorgung der Korrekturen, die Berücksichtigung der vielen auf Inhalt und Ausstattung bezugnehmenden Wünsche verknüpft ist, und wer einigermaßen mit der Technik des Buchdrucks vertraut ist, kann das Maß von Arbeit und Sorgfalt beurteilen, welches auf die Herstellung dieses voluminösen Berichtes verwendet worden ist.

Der Inhalt desselben zerfällt in vier Hauptteile. Der erste befaßt sich mit der Vorbereitung der Generalversammlung und enthält neben der Geschäftsordnung, dem Leitfaden des Lokalkomitees, den offiziellen Einladungen, den hierauf ergangenen Antwortschreiben, dem Verzeichnis der bisherigen Generalversammlungen und den Präsidenten derselben, den Anträgen und dem Programm einen sehr ausführlichen und flott geschriebenen Bericht über die vorbereitende Tätigkeit der Vorstandschaft des Lokalkomitees und der wichtigsten Kommissionen desselben.

Der zweite Hauptteil beschäftigt sich mit der Generalversammlung selbst. Alle Reden, welche beim Begrüßungsabend, in den geschlossenen und öffentlichen Versammlungen, beim Festmahl und gelegentlich der Huldigungsfahrt nach der Walhalla gehalten wurden, sind ohne Kürzung im Wortlaut mitgeteilt und bieten eine Fülle von Orientierungsmaterial über die wichtigsten Fragen des öffentlichen katholischen Lebens. Neu ist hier der zusammenfassende Bericht über den äußeren und inneren Verlauf der Generalversammlung, der den zweiten Hauptteil einleitet und der namentlich für den Geschichtschreiber der Generalversammlung von Wert sein dürfte. Neu ist ferner, daß auch die Arbeiternebenversammlungen ausführlich behandelt und die in denselben gehaltenen Reden nach dem Stenogramm oder dem Manuskript der Redner mitgeteilt sind. Bei der großen Bedeutung, welche gerade die Arbeiterversammlungen in jüngster Zeit gewonnen haben und mit Rücksicht auf den Beschluß des Zentralkomitees, diese Veranstaltungen der katholischen Arbeiter in den Rahmen der eigentlichen Generalversammlung einzubeziehen, erschien diese Neuerung unumgänglich. Jede einzelne öffentliche und geschlossene Versammlung ist durch einen kurzen Vorbericht eingeleitet, in welchem die bemerkenswerten Momente der betreffenden Versammlung hervorgehoben sind.

Der dritte Hauptteil umfaßt die Nebenversammlungen katholischer Vereine und Verbände; im ganzen 24 zum Teil sehr ausführlich gehaltene Berichte. Als neue Veranstaltungen erscheinen hier: Die Allgemeine Missionsversammlung, die Versammlungen des Marianischen Mädchenschutzes, des Preßvereins für Bayern, des Ver-

bandes der katholischen bürgerlichen Vereine Bayerns, der katholischen Burschenvereine, der katholischen Elsaß-Lothringer und des Priesterversicherungsvereins „Pax."

Im vierten Teile werden die Ergebnisse der Generalversammlung angeführt: die Beschlüsse derselben, die Schlußsitzung und Geschäftsbilanz des Lokalkomitees, die Namen der Mitglieder der Generalversammlung. Von ganz besonderem Werte sind das ausführliche und sorgfältig gearbeitete Namens- und Sachregister und das systematische Inhaltsverzeichnis des Berichtes, die den Gebrauch desselben wesentlich erleichtern.

Einen sehr schönen Schmuck des Berichts bilden die ihm beigebundenen Erinnerungsblätter, welche 31 ausgezeichnet getroffene Photographien des Protektors, der Ehrenpräsidenten und der Präsidenten des Lokalkomitees, des Präsidiums der Generalversammlung und der Redner enthalten und außer diesen zwei Gruppenbilder (der hochwürdige apostolische Nuntius Caputo mit Gefolge und das Präsidium der Generalversammlung) und mehrere Außen- und Innenansichten der großartigen Festhalle nebst einem Grundriß derselben. Das Umschlagblatt des Berichtes ist geziert mit dem Wappensiegel der 51. Generalversammlung, das Schlußblatt weist eine gelungene Darstellung des bekannten Regensburger Brückenmännchens auf. Das verwendete Papier ist solide und von schöner weißer Farbe, die Typen sind recht gefällig und klar, der Druck sehr sauber!

Alles in allem: Wir besitzen ein wirklich prachtvoll ausgestattetes Protokoll der 51. Generalversammlung, das in jedem die lebhaftesten Erinnerungen an die schönen Regensburger Tage wecken muß und das des Belehrenden, Anregenden und Erfreulichen in Fülle bietet. Das Regensburger Lokalkomitee hat mit der Fertigstellung dieses Berichtes seine rühmliche Wirksamkeit in glänzender Weise abgeschlossen.

Die Anschaffung des Berichtes empfehlen wir allen unseren Lesern aufs dringendste. Der Preis desselben — 4 Mk. — ist ein außerordentlich billiger. Bestellungen können erfolgen bei der Verlagshandlung J. Habbel in Regensburg und in allen Buchhandlungen.

Außer dem stenographischen Bericht der Generalversammlung ist bei J. Habbel-Regensburg erschienen eine Separatausgabe der sämtlichen Reden, welche in den öffentlichen Versammlungen gehalten worden sind. Dieser Ausgabe sind beigegeben die Reden des Professors Dr. Hilgenreiner und des Arbeitersekretärs Königbauer, welche in der Hauptversammlung der katholischen Arbeiter gehalten wurden, ferner die Erinnerungsblätter mit all den Bildnissen des stenographischen Berichts. Ein sehr gefälliges und handliches Bändchen; dasselbe kostet nur 1 Mk. und kann auf demselben Wege bezogen werden wie das vollständige Protokoll. Allen, denen das letztere zu umfangreich oder zu teuer erscheint, empfehlen wir die Anschaffung dieser billigen Separatausgabe. H. v. E.



Literarischer Brief.

Von

M. Herbert.

Wir Katholiken haben der Welt in dem letzten halben Jahrhundert — ich rechne unsere Epoche etwa vom Tode der Droste an — mehr wirklich gute, als direkt künstlerische Bücher gegeben — so sagt man.

Aber auch auf der anderen Seite ist wenig Großes geschaffen worden. Die Zeit nationaler Erhebung war eine dichterisch sterile Zeit: die Zeit religiösen Niederganges und die des öden Nationalismus.

Aber selbst während dieser Zeitströmung stand bei uns Katholiken die Wahrheit und die sittliche Größe höher im Preise als die künstlerische Form, deren alleinige Hochschätzung ein sicheres Zeichen des Verfalles ist. Wir waren gesund, aber wir wußten nichts von der Schönheit, die um ihrer selbst willen da ist und das berühmte Wort von l'art pour l'art ist nicht bei uns geprägt worden. Wir haben diesen Mangel — wenn es einer ist — erkannt, und wir werden uns auf dem fruchtbaren Boden der großen, christlichen Weltanschauung weiter entwickeln — so Gott will. Dabei müssen wir uns vor Einem hüten: vor der Charakterlosigkeit, die der schlimmste Fluch persönlichen und künstlerischen Wesens ist. Stand doch neulich in einem unserer neuen Literaturblätter zu lesen: Man dürfe dem Werke eines Autors nicht anmerken, daß er katholisch sei!!

O, weh! dachte ich. Da kommen wir ja aus der Scylla in die Charybdis!

Ein tiefer Künstler kann ebensowenig seinen Glauben verleugnen als sein Vaterland — es sei denn, daß er glaubens- und vaterlandslos sei. Die Religion, für die wir gegebenen Falles das Leben lassen müßten, sollte in unseren Schriften nicht zutage treten? Undenkbar!

Warum denn nicht katholisch schreiben, wenn wir katholisch aus Ueberzeugung sind? Wenn wir in diesem Bekenntnis, in dieser Weltanschauung das Heil der Völker erkennen?

Wir sollen auch als Schriftsteller ganze Menschen sein.

Hinter der katholischen Weltanschauung stehe das katholische Leben!

Die Forderung jenes Literaturblattes kam mir ebenso unkünstlerisch als verderblich und verflachend vor.

Ueberhaupt streben unsere neuen Reformatoren mehr danach, uns zu Kosmopoliten zu machen, als uns auf der gesunden Grundlage des einmal Errungenen und innerlich Besessenen zu fördern. Sie muten uns ferne und fremde Elemente zu und begreifen nicht, daß diese neue Kost kaum geeignet sein dürfte, von unserem Volke assimiliert zu werden.

Man mag diese Bemerkungen nicht gerne hören, allein die Zukunft wird lehren, was an dem Volke, dem obersten Richter in Kunstsachen, verworfen werden wird und was bleibt.

Was uns fehlt, das ist der große, katholische Künstler, den eine katholische Zeit, eine katholische Kultur, ein katholisches Vollbewußtsein gebären werden. Er wird von katholischem Blute, katholischer Weltanschauung, katholischer Sitte und Geschichte getränkt sein. Er wird aus der Kraft seiner Zeit steigen, wie Michel Angelo und Dante aus der Kraft der ihren gestiegen sind. Er wird die Begeisterung einer großen und reinen Jugend in den Dienst der katholischen Literatur stellen.

Wenn er käme, würde es wohl heißen: „Steinigt ihn!" Denn neben ihm würden alle Kleinen vor Neid erblassen. Aber er muß kommen, denn weite, fruchtbare Strecken liegen brach und unbebaut, gewaltige Ackerfelder katholischen Lebens und Wirkens.

Wer tauchte denn bis jetzt unter in die Tiefe der Seele einer entsagungsvollen Ordensfrau, wer würdigte jenes stille Schaffen im Dienste der Menschheit, das größer ist, als alle Liebeslieder der Welt?

Wer fand es der Mühe wert, die Kämpfe, Mühen und Erfahrungen eines innerlichen, Gott und dem Dienste der Aermsten gewidmeten Daseins zu schildern. Wer hatte die Kraft und das Verständnis dafür?

Oder wo ist die Geistesfackel, welche in die psychologischen Gründe hineingeleuchtet hätte, die zwischen Askese und Lockung des Herzens sich auftun?

Das Leben des Seelsorgers auf dem Lande oder im großen, sozialen Wirkungskreis fand in Deutschland noch keinen würdigen Verherrlicher. Unser Lukas Delmege muß noch geschrieben werden.

Solche Gedanken bestürmten mich, als ich die Weihnachtsbücher der katholischen Verleger in diesem Jahre Revue passieren ließ.

Dabei konnte man traurig werden — denn alles Gute kam aus dem Auslande.

Der beste heurige Roman des Bachemschen Verlages z. B. ist eine Uebersetzung aus dem Französischen. Er hieß „Furcht vor dem Leben" von Bordeaux (preisgekrönt). In seinem Mittelpunkt steht nicht eine junge Heldin, sondern eine ältere Witwe, eine einfache, brave, gottesfürchtige Frau, und das ist gut. Denn unsere Romanciers haben uns gelehrt, die Poesie nur bei der Jugend, der Schönheit und der Sünde zu suchen — die Tiefe der Lebensanschauung ist ihnen abhanden gekommen.

Das Buch von Bordeaux könnte manchen leben lehren. Es stellt die innerliche Wahrhaftigkeit über alles; es leitet daraus alles Glück oder Unglück des Lebens ab. Das ist eine wahrhaft katholische Idee.

Katholische Weltanschauung pulsiert auch in dem Roman der Freiin von Hutten, „Durchgekämpft", der eine sehr gute Unterhaltungslektüre ist, ohne deshalb an Feinheit der Beobachtung an das erstgenannte Werk heranzukommen.

„Die Kirchfahrerin" der Freiin von Buol ist ein Versuch, katholischem Volksempfinden gerecht zu werden. Es ist eine schlichte Geschichte, wie solche Erzählungen absolut sein sollen. Die Verfasserin hat ein Herz für das Volk. Aber sie steht ihm nicht nahe genug, um es zu greifen und uns zu ergreifen. Sie hat es besucht, aber nicht mit ihm gelebt.

Wenn Anton Schott und Paul Keller — unsere beiden Heimatdichter sich mehr vertiefen wollten, dann würden sie unserem Ideale nahe kommen.

Aber nur das innerliche Erlebnis läßt sich dichterisch gestalten.



Einmal schrieb Eschelbach eine tiefempfundene Novelle „Im Moore“ hieß sie, glaub' ich. Darin zuckte und lebte dichterisches Empfinden, darin pulsierte Volksblut. Seitdem hat er, soviel ich hörte, den Ehrgeiz bekommen, nur Litterat zu sein. Er hat den lebendigen Kontakt, in welchem der Lehrer mit dem Volke steht, abgeschnitten.

So etwas ist nicht gut. Aber die es tun, begreifen kaum, daß es nicht gut ist. Ich habe nie die Menschen verstanden, die nur ihrer Muse leben wollten. Denn nur das Leben und seine große, heiße Wirklichkeit reift den Könner, den Künstler.

Junge Leiden.

Skizze von Christoph Flaskamp.

Das Graugrün der Dämmerung ging allmählich in ein Dunkelblau über, anfangs noch fein, durchsichtig, dann immer rauher, tiefer im Ton.

Wenn man lange hinaussah, starr und weit, als suche man den letzten Punkt über die Häuser hinweg, verlor man den Eindruck eines Raumes und glaubte eine Fläche zu sehen, eine zwischen Himmel und Erde gespannte Wand; und auf diesem Hintergrund in dem eigentümlichen Farbenton hoben sich Häuser, Baumkronen, Türme und Schlote in deutlichen Umrißlinien ab. Von oben her, wie aus dem drückenden Schatten einer Decke, flimmerte weiches Licht in unzähligen Glasgehängen von mattroter Kuppel.

Reinhold Raven wenigstens schien es so von seinem Zimmer im vierten Stock des Eckhauses der Hafenstraße aus, wo er am Fenster lehnte und in den Abend hinaussah. Ihm war, als sei das dahinten, die Stadt und der Himmel darüber, die Wand eines großen Salons, die Wand ihm gegenüber, mit der nächtlichen Landschaft, wo an den tiefen massigen Wolken die letzten blaßroten Blutspuren des toten Tages flossen.

Es kam ihm für ein paar Augenblicke ganz heimlich vor in diesem weiten Gemache eines vergessenden Träumers. Er dehnte sich, stolz und frei, erhoben über alle Kleinheit des Lebens, bis die Augen des Bildes müde wurden, der ganze Zauber fort, alles wieder Wirklichkeit war. Die Großstadt und darüber Nacht.

Und da überkam's ihn wieder; der Hunger, das Verlassensein, der Haß und Neid vom Tage, seine ganze trostlose Lage quälte ihn wieder.

Aber ein wohliges Gefühl blieb ihm, ein Gefühl wie nach einem stillen glückverheißenden Traum an sorgenweckendem Morgen. — War er nicht sein, der ganze ungeheuere Reichtum? Dieser große prächtige Salon? Hatte er ihn sich nicht selbst geschaffen? — Sein war es, ganz sein eigen, mehr als allen Menschen ihre vergänglichen Güter zu eigen. Er fühlte sich reicher als sie alle. Die weite Welt mit ihrer Kraft und Schönheit gehörte ihm; die Menschen selbst mußten auf seinen Wunsch und Wink Diener seiner Hoheit sein. —

Er sah wieder hinaus und richtete sich von neuem seinen Salon her.

Es war jetzt heller geworden; der Strom der Lichter floß stärker, Kuppel und Glasgehänge leuchteten wie zu einem Feste. Und die Gäste kamen, Damen und Herren grüßten und verneigten sich devot vor ihm — Musik und Tanz!

Wenn er das malen könnte! — Doch das konnte er nicht, noch nicht — aber einmal würde er es können, das war seine feste Zuversicht und die tat ihm wohl. Wenn er nur Mittel und Wege fand, sich voll auszubilden zu dem, was er wollte und in sich fühlte als wachsendes Werden!

Doch da erwachte es wieder, der Haß, der Neid. . . .

Drüben in den bogenlichterhellten Straßen stolzierten sie, die Reichen, die Glücklichen; in den prunkenden Sälen saßen sie an den marmornen Tischen auf schwellenden Polstern und lachten beim Weine; und Musik und Tanz und rauschende Gewänder!

Ah die Lust, die lachende Lust, die Freude am Leben!

Und er saß hier, arm, elend, verlassen; keine Seele kümmerte sich um ihn; täglich stand die Not bei ihm und sah ihn mit ihren hilflosen Träumeraugen an. Und immer mehr setzte sich's ihm im Herzen fest, Haß und Neid gegen die Welt und trübte seinen sonst klaren, verstehenden Blick.

Was war ihm Rausch und Flitter der Großstadt! Aber sie machte ihn unfrei, er war wie ein Ausgestoßener, hier wo nur das Geld galt, der Schein des Aeußerlichen, wo einer den andern haßte und beneidete, wo man ein kalter, kluger Berechner, ein Lügner und Betrüger werden mußte, um zu leben. Sie stahl ihm seine Lebensfreude, weil sie ihn nicht leben ließ. Und doch war sie der einzige Weg zum Ziele zu kommen. Draußen im stillen Land mit einer Strohdachhütte hätte er sich zufrieden gegeben, wenn er nur frei sein, er selbst sein durfte, was hier keinem gestattet wurde, oder auf seine eigene Gefahr jämmerlich zu verhungern.

Die letzten Groschen klapperten in seiner Tasche.

Er überlegte; vielleicht würde einer sein neuestes Bild kaufen; das war freilich noch nichts, das sagte er sich selbst. Dann würde es wieder eine Weile gehen.

So saß die Not ständig hinter ihm und sah ihm über die Schultern mit ihren großen, tiefen, träumerischen Augen zu, wenn er malte. Er konnte sie nicht verjagen, immer war sie da, still, gedankenvoll, manchmal wehmütig lächelnd. Und mußte sie nicht bleiben? War er sonst nicht ganz verlassen! Er war ja so lange schon an sie gewöhnt! Nein, so plötzlich, jetzt wenigstens durfte sie den traurigen Träumer noch nicht verlassen — und so blieb sie.

Brotlose Kunst! Warum auch ging er nicht den Weg, den ihm die brave Muhme, die bürgerliche Notwendigkeit, vorschrieb! — Warum? — Der ehrsamen, philiströsen Dame würde keine Antwort genügen, nur eine gab es, mit der er ihr leeres, klapperndes Maulwerk zum Schweigen bringen konnte: die Tat.

Und dort in der Ecke stand sie — vielleicht, wenn — wenn er Zeit und Kraft daran setzte. Was zögerte er, sie zu vollenden?

Er zündete die Lampe an. Wie still, wie heimlich es um ihn wurde: das war die rechte Stimmung, dieses Dämmerlicht der Lampe; er fühlte seine Seele schwellen — nein, er warf Pinsel und Palette wieder fort; er konnte nicht.

Mißmutig ging er wieder ans Fenster und sog die kalte, herbe Abendluft ein in die bewegte Brust; aber es kochte und brodelte fort und fort.

Die Lampe zuckte auf, der Docht verglühte und schmauchte — das Oel war ausgebrannt. Er schraubte den Docht herunter in die Scheide, tastete durchs Dunkel nach Hut und Mantel und polterte die Treppe hinunter nach draußen.

Trotzig, die Lippen gepreßt, eilte er durch Straßen und Alleen.

Es war wolkenfinster geworden am Himmel, nur ab und zu huschte noch ein Sternschimmer zwischendurch; der Sturm pfiff und johlte, daß die Wolken in unheimlicher Flucht dahinsausten und schluchzten und schwang die regentriefenden Bäume wie leichte, windige Ruten, daß sie zischten.

Er aber ging und bog sich nicht, er war stärker als der Sturm; das war sein Roß durch die Nacht, auf dem er hinter seinen Sorgen herhetzte, bis sie zerstoben in alle Winde. —

Das waren die stetig kehrenden Tage der Not, der Verzweiflung, des Kampfes. Und so ging das noch lange Zeit hindurch, bis er nach langem Tasten und Versuchen seine ersten Erfolge erlang, die ihm ein ruhiges, gesichertes Studium verschafften und dann eine stille Klause im stillen Lande seiner nordischen Heimat, von wo aus seine Meisterwerke jetzt hinauswandern.

Das erfolgreiche Bild aber waren seine „Jungen Leiden“. Die äußerste Hausfront aus der Hafenstraße, dunkel, verschwimmend am Bildrande; aber oben im vierten Stock steht ein schmaler Fensterflügel offen, auf dem ganz mattes, weiches Licht spiegelt. Aus dieser halbdunklen Umrahmung auf den linken Arm gestützt, streckt sich auf kräftigen Schultern ein braunumlocktes Jünglingsantlitz vor, den Blick der tiefen träumenden Augen liebevoll auf die ferne Himmelswand gerichtet, die wie die Wand eines großen Salons erscheint, von der sich das Gewirr der Häuser, Türme und Schlote dunkel abhebt. Von oben her flutet leises Licht von mattroter Mondkuppel, um die Sterne wie geschliffenes Glasgehänge glitzern. Am tiefen Himmel aufsteigende Sturmwolken. Und dort unten am Fuße der Mondlandschaft eine bogenlichterhellte Straße, befrackte Herren mit ihren Damen in rauschender Seide; durch hohe Fenster sieht man in einen Ballsaal, wo schon ein Teil der Gäste, undeutlich zu sehen, versammelt ist. Das alles betrachtet der junge Mann von seinem Fenster aus mit ruhigen, ein leises inneres Lächeln spiegelnden Blicken. Und hinter ihm ganz im Dunkeln steht ein Weib, ob jung oder alt, kaum zu unterscheiden, die eine schmale weiße Hand auf des Jünglings Schulter gelegt, das dunkellockige Haupt mit dem bleichen, gütigen Angesicht wie zum Kusse hergebeugt. — Die Not?

„Eine alte Idee“ sagten einige.

„Eine große, freie Seele“, sagten die andern.

Das Ganze war wie Klang und Duft, wie wenn ein rauher Ruf verklingt.



Musik- und Bühnenschau.

Die Konzertwoche. Das siebente Kaimkonzert leitete den Reigen der musikalischen Veranstaltungen im neuen Jahre ein. Der zusammenfassende Grundgedanke dieses Abends war diesmal literarischer Natur und es war kein übler Gedanke Weingartners, einmal zu zeigen, wie anregend Shakespeare gerade auf den musikalischen Neuromantiker gewirkt hat. Das Programm enthielt Liszts „Hamlet", jenes wundervolle und strenge musikalische Charakterbild des unglücklichen Dänenprinzen, das freilich öfter in unserem Konzertprogramm erscheinen müßte, um entsprechend gewürdigt zu werden. Sodann gab es Bruchstücke aus Berlioz' „Romeo und Julia" und die Ouvertüre zu dessen Oper „Beatrice und Benedikt" (Viel Lärm um nichts), dann die leidenschaftsvoll düstere Tondichtung „Macbeth" von Richard Strauß und Weingartners „König Lear", eine seiner bedeutendsten und großzügigsten Tonschöpfungen, dabei voll Deutlichkeit ohne hypermoderne Wolke, so daß man eigentlich bedauern muß, daß der Komponist das Feld der Programmmusik seit Jahren zugunsten der Pflege eines spielerischen Formalismus verlassen hat.

Auch das dieswöchentliche Volkskonzert unter Direktion des fleißigen Peter Raabe brachte etwas ganz Seltenes in dem von Professor Mayer mit virtuoser Technik und feinfühliger Registrierung gespielten Konzert für Orgel und Orchester von Alexander Guilmant. Das Werk verrät freilich seine französische Herkunft in der Art und Weise, wie es fühlbare Einflüsse des strengen Stils mit äußerlich effektvollen Virtuosenkünsteleien zu verbinden weiß; das französische Orgelvirtuosentum dient nicht der Königin der Instrumente, sondern einem musikalischen Universalapparat, in welchem sich Macht und Glanz zuweilen mit weitestgehender Trivialität heimisch zusammenfinden. Feines persönliches Empfinden wies eigentlich nur der pastoralmäßige Mittelsatz auf; bringt man aber von dem Werk diese fast kokette Empfindungsseligkeit in Abzug, so unterscheidet sich der Rückstand in nichts von dem durchschnittlichen gut deutschen Organistenzwirn, den uns die Hesse, Rink und wie sie alle heißen mögen in beträchtlichen Mengen hinterlassen haben.

Im „Bayr. Hof" konzertierten gemeinschaftlich die Pianistin Wanda von Trzaska mit der Sängerin Marie Kremer und dem Geiger Felix Berber. Diese Zufallsvereinigung erforderte natürlich ein bunt zusammengewürfeltes Zufallsprogramm. Frl. Kremer, die im Besitz eines gut tragenden, klangschönen Mezzosoprans ist und vor allem zu singen versteht, erfreute durch eine sehr geschmackvolle Auswahl von Gesängen von Schubert, Alexander Ritter und Franz Liszt. Namentlich ihr energisches Eintreten für Ritter verdient zu einer Zeit, da man dieses aus tiefstem Innern schaffenden Künstlers ganz vergessen hat und die gesamte Sängerzunft einigen Modekomponisten nachläuft, wärmste Anerkennung. Felix Berber trat mit seiner edlen und ernsten Kunst für Mozart, Schubert und Dvorak ein. Des letzteren Sonate op. 57 enttäuschte mich einigermaßen durch die Farblosigkeit ihres Inhalts; selbst dort, wo der nationale Fanatismus in der bei Dvorak üblichen Weise zur Geltung kommt, im Finale nämlich, geht es ziemlich lahm und verdrießlich her. Dem Werk fehlt alle Persönlichkeit. Frl. von Trzaska war dem Geiger am Klavier eine gewandte und anschmiegende Partnerin, schien aber die Begleitung der Gesänge als eine weniger wichtige Aufgabe zu behandeln, so daß es hierbei nicht ohne einige Flüchtigkeiten abging.

Der „Roland von Berlin", die neue deutsche Nationaloper des Vollblutitalieners Leoncavallo ist also in Berlin mit großem äußeren Erfolg in Szene gegangen. Es kann nicht unsere Sache sein, hier zu wiederholen, was die Tageszeitungen in breitester Breite behandelt haben. Auch die Nachrichten von des Komponisten Unzufriedenheit mit der Aufnahme des Werkes und der angeblichen Verschwörung der deutschen Komponisten gegen dieses romanische Genie dürften wir übergehen, denn alle diese Ereignisse konnte jeder halbwegs Weitblickende vorausahnen. Zu registrieren bleibt nur die Tatsache, daß zwanzig Jahre nach dem Tode Richard Wagners, dessen Kunst sich über alle nationalen Zwistigkeiten hinweg die Welt erobert hat, der die geschlossenste und auch in nationalem Sinne einheitlichste Künstlererscheinung ist, die die Welt je besessen, und den den Seinigen zu nennen Deutschland das hohe Glück hat — daß, wie gesagt, zwanzig Jahre nach dessen Tod in seiner Heimat das Bedürfnis nach einer nationalen Oper gefühlt werden konnte. Jeder Kommentar kann dieses Faktum nur verkleinern.

Verschiedenes. In Cöln wurde zum ersten Male Saint Saëns Oper „Die Zauberglocke" aufgeführt und fand einen sehr guten Erfolg. Die farbenreiche Musik mit ihrer vielgestalteten Melodik interessierte lebhaft. — Prag brachte als Uraufführung ein Volksmärchen mit Gesang und Tanz von Karl Weiß, dem Komponisten des „Polnischen Juden". Im Stile der Raimund-Märchen hat Weiß sich selber die „Dorfmusikanten" nach schon vorhandenen, von dem tschechischen Poeten Kajetan Thyl verfaßten Geschichten, den Text zurecht gemacht. Der musikalische Erfolg des Stückes war ein starker. Eine andere Uraufführung kündet Prag bereits an: Eugen d'Alberts erst im Laufe dieses Winters erscheinende neueste heitere Oper „Flauto solo". Der Meister selber wird die Première seines Werkes leiten.

Aus Augsburg kommt die Nachricht von der trefflich inszenierten, vom Publikum warm aufgenommenen Darstellung von Ernst von Possarts „Andromache".

„Allerseelen", das neueste Stück des Niederländers Heijermans, dessen „Kettenglieder" vor kurzem bei uns gegeben wurde, ist in Amsterdam zur ersten Aufführung gelangt, und selten soll ein Stück mit solcher Schärfe und Einstimmigkeit verurteilt und abgelehnt worden sein, wie dieses.

Eine neue Duse soll die junge Künstlerin Evelina Paolo sein — so sagen ihre Freunde, sie ist der Star einer unter Fumagallis Leitung stehenden italienischen Schauspielergesellschaft, die d'Annunzios neues Werk „Das Licht unter dem Scheffel" zur ersten Aufführung bringen und wohl in ganz Italien spielen werden.

Wie Mailand, so soll nun auch Rom seinen Perosi-Saal erhalten, der nur der Vorführung von Kirchenmusik, Oratorien, Kantaten geweiht sein soll. Maestro Perosi wird das Privilegium haben, hier Konzerte für religiöse Musik und für seine eigenen Werke zu veranstalten.

München. Hermann Teibler.



Kleine Rundschau.

Eine Volkshochschule

wurde kürzlich zu Luxemburg von Vertretern der auf katholischer Weltanschauung fußenden Wissenschaft ins Leben gerufen. An der Spitze des freudig zu begrüßenden Unternehmens steht der praktische Arzt Dr. M. Grechen. Am 8. Januar hat er die Reihe der jeden Sonntag stattfindenden Vorträge eingeleitet mit dem Thema: „Die wissenschaftlichen Grundlagen des menschlichen Denkens". Weitere Vorträge werden von luxemburgischen Rechtsanwälten, Gymnasiallehrern, deutschen und belgischen Professoren gehalten werden. Die Straßburger Professoren Dr. Ehrhard und Dr. Martin Spahn haben ihre Mitwirkung zugesagt; desgleichen P. Wasmann S. J., Msgr J. P. Kirsch, Professor zu Freiburg (Schweiz), ein geborener Luxemburger, u. a. Mögen recht viele ihr Wissen bereichern an dem Quell der Wahrheit, den hochgesinnte Männer hier jedermann zugänglich machen! Ein solches Unternehmen tut doppelt not in einer Zeit, wo liberale und sozialistische Leugner alles Uebernatürlichen sich als Generalpächter aller Wissenschaft geberden.

Jos. M.

Die Basilika von Koekelberg.

Von dem regierenden König der Belgier geht die Idee der Errichtung einer Basilika zu Ehren des hochheiligsten Herzens Jesu in Koekelberg (Brüssel) aus. Bekanntlich begeht Belgien in diesem Jahre das 75 jährige Jubiläum seiner Unabhängigkeit und da soll ein monumentales Gotteshaus erstehen als Ausdruck des Dankes für die dem an Ausdehnung unbedeutenden Lande beschiedene kommerzielle und industrielle Blüte. Das bereits erworbene Terrain umfaßt mehr als 33,000 Quadratmeter. Der in reinster Frühgotik projektierte gewaltige Bau wird den Park von Koekelberg beherrschen. Dem Charakter der Basilika als Nationalheiligtum entsprechend, sollen alle katholischen Belgier zur Deckung der sich nach Millionen beziffernden Kosten beitragen. Leopold II. wünscht dies ausdrücklich. Auch das geringste Scherflein des Armen ist willkommen, damit alle Anteil an dem herrlichen Werk haben. In Brüssel hat sich ein aus Vertretern der verschiedenen Provinzen bestehendes Zentralkomitee zur Beschaffung der Geldmittel von allen Punkten des Landes gebildet.

Jos. M.

Volksbücherei. Die Volksbücherei der „Styria" hat eine für das Gelingen derartiger Unternehmungen sehr wichtige Eigenschaft: Das schmucke, moderne, äußere Gewand. Diesem Umstande haben es die grünen Bändchen zu verdanken, daß man sie zuweilen in Buchhandlungen ausgestellt sieht, wo man höchst selten Schriften katholischen Charakters begegnet. Man muß dem Verlage aber auch zugeben, daß er sich bemüht, möglichst allseitig zu sein. Die ersten Bändchen brachten neben Kleist und Grillparzer, Stifter und Achleitner Wisemans „Fabiola" und insbesondere drei wertvolle Bändchen von Karl Spindler, darunter den prächtigen „Hofzwerg". Die neuesten Erscheinungen sind Geschichten von Reimmichl (40 Pfg.), historische Novellen von A. Schuppe (20 Pfg.) und — als literarisch erfreulichste Gabe — „Ums liebe Brot" (40 Pfg.) und „Janko der Musikant" von H. Sienkiewicz (20 Pfg.)

M. B.

Schöninghs Textausgaben. Der Verlag Ferdinand Schöningh in Paderborn, der sich um die Verbreitung gediegener Klassikerausgaben schon hervorragende Verdienste erworben hat, gibt seit einiger Zeit eine neue Serie heraus, die er „Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller" benennt. Die Leitung des Unternehmens liegt in den Händen von Dr. Funke und Dr. Schmitz-Mancy. Unter den vorliegenden 25 Bändchen befinden sich Werke von Goethe, Schiller, Shakespeare, Lessing, Grillparzer, Uhland, Kleist, Körner und Herder. Die Einleitung sagt in klarer Gliederung das Wichtigste, der Kommentar ist mit Recht möglichst knapp gehalten. Der billige Preis (30—40 Pfg. pro Bändchen) fällt bei der schmucken, gediegenen Ausstattung doppelt auf.

M. B.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 4. München, 22. Januar 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Allgemeine Mobilmachung zu den bayerischen Landtagswahlen.

Von

Chefredakteur Heinrich Held.

Die Ouvertüre zum Landtagswahlkampf in Bayern ist gespielt. Nachdem die fränkischen und schwäbischen Bauernbündler in der vorletzten Woche mit ihrem Wahlaufruf auf den Plan getreten waren, sind in der letzten Woche wahlpolitische Kundgebungen der Zentrumspartei und der Liberalen erfolgt. Die letzteren hielten am 7. und 8. Januar in Nürnberg ihren sog. Vertretertag ab. Dort ist die von den „Alten" so heiß ersehnte und von dem „Sprecher" des Nürnberger Kurierfreisinns, dem Abg. Dr. Müller-Meiningen, hitziger als klug befürwortete Einigung der Liberalen aller Schattierungen zur Einleitung einer Blockpolitik nach französischem Muster endlich und, wie es scheint, nicht gerade schmerzlos erfolgt. Die „mitvereinigten" Nationalsozialen haben eine Erklärung erlassen, aus der hervorgeht, daß sie mit dem Wahlaufruf der Liberalen nicht in allen Teilen einverstanden sind. Um nicht der sozialdemokratischen Freundschaft verlustig zu gehen, teilen sie mit, daß der Kampf gegen das Zentrum in Bayern nur dann mit Aussicht auf Erfolg geführt werden könne, wenn er von den Liberalen und Sozialdemokraten gemeinschaftlich geführt werde. Sie wollen mit den Liberalen nur insoweit zusammengehen, als der grundsätzliche Kampf in erster Linie gegen das Zentrum geführt wird und der gegen die Genossen nur da, wo das „schwarz-rote Bündnis" ihn zur unbedingten Notwendigkeit macht. Diese nationalsoziale Verlautbarung wirft ein sehr bezeichnendes Licht auf die Nürnberger Aktion; sie stellt der Dauerhaftigkeit der liberalen „Einigung" kein günstiges Prognostikon. Wie dem auch immer sei: Schon die Augenblicksvereinigung von Parteigruppen, deren Hauptorgane sich vor wenigen Wochen noch ihrer gegenseitigen Verachtung versicherten und die Mitvereinigung derjenigen Partei, deren Führer der nationalliberalen Presse vor kurzem öffentlich bezeugte, daß sie zur objektiven Beurteilung von politischen Verhältnissen und Personen unfähig sei und „ihre Leser systematisch zur Lüge erziehe", eine solche Vereinigung hat auf jeden Fall etwas ungemein Rührendes an sich und ist ein untrügliches Zeichen liberaler Charakterfestigkeit, Ueberzeugungstreue und stolzen Selbstbewußtseins.

Der von Nürnberg aus erlassene Wahlaufruf der „vereinigten" Liberalen und ihr Wahlprogramm bilden ein Sammelsurium der heterogensten Behauptungen und Forderungen der einzelnen Blockgruppen und stellen sich als Produkte verzweifelter liberaler Wahlangst dar. Im Aufruf kehren alle die alten schon hundertemal widerlegten Phrasen von der Schreckensherrschaft der „Ultramontanen" in Bayern, von der Vermengung der Religion mit der Politik, von der Kulturfeindlichkeit des Zentrums 2c. wieder. Die von den Liberalen aus purer Verlegenheit im verflossenen Landtag beantragte Proportionalwahl wird als nächstes Ziel liberaler Tätigkeit bezeichnet und, falls das „Zentrum" dieses Wahlrecht zu Fall bringen sollte, wird die Erkämpfung des direkten Wahlrechts mit einer nach der Bevölkerungszahl zu bemessenden Wahlkreiseinteilung den liberalen Abgeordneten zur Pflicht gemacht. Dieser Passus des Aufrufs, so vorsichtig und unaufrichtig er auch gefaßt ist, bildet eine wuchtige Anklage gegen die liberale Landtagsfraktion, die es allein verschuldet hat, daß dem bayerischen Volke das direkte Wahlrecht und eine gerechte Wahlkreiseinteilung nicht zuteil werden konnten. Da aber die Führer dieser Fraktion selbst bei der Abfassung des Aufrufs beteiligt waren, gewinnt dieser Passus überhaupt den Charakter einer unwahrhaftigen Phrase mit dem Zwecke, das Publikum über die wahren Absichten der Liberalen bezüglich des Wahlgesetzes auch fernerhin zu täuschen.

Das Wahlprogramm der „vereinigten" Liberalen beweist noch klarer als der Aufruf den völligen Bankerott dieses Parteikonglomerats. Einen solchen Sack von Versprechungen kann nur eine Partei machen, die nichts mehr zu verlieren hat und auf dem letzten Loche pfeift. Für alle Stände und Interessen wird hier das Blaue vom Himmel versprochen nach der Methode des „wahren Jakob". Die Liberalen waren von jeher im Aufstellen programmatischer Forderungen unvergleichlich groß — mit ihrem neuesten Aufruf und Programm haben sie das unglaubliche Kunststück fertig gebracht, sich selbst noch zu übertreffen. Schade nur, daß es sich in den Nürnberger Erlassen der Liberalen lediglich um Zukunftsmusik handelt, für die weder die Komponisten, noch das ausführende Orchester vorhanden sind. Hätten uns die Liberalen einen Rechenschaftsbericht über ihre Tätigkeit im letzten Landtag gegeben und uns darin nur die Hälfte der Herrlichkeiten geboten, die sie uns in ihrem Programm für die Zukunft versprechen, dann hätten sie uns imponiert. Da sie aber zur Erstattung eines Rechenschaftsberichts zu — bescheiden waren, verfehlt ihr stolzer Mut im Versprechen jeden Eindruck auf uns. Für eine so ohnmächtige Partei wie die Liberalen, sind Versprechungen und Forderungen gefahrlos und billig wie Brombeeren im August. An den bisherigen Leistungen der Liberalen für das allgemeine Volkswohl und namentlich für die bedrängten Erwerbsstände wird die gesamte bayerische Wählerschaft mit Sicherheit den Grad der Aufrichtigkeit, des Ernstes und der Bedeutung des liberalen Wahlprogramms ermessen können. Jedes Wort der Kritik wäre Zeitvergeudung; so etwas wie das liberale Wahlprogramm richtet sich selbst.

In der liberalen Parteiversammlung, die mit dem Vertretertag zu Nürnberg verbunden war, taten die liberalen „Führer"

Casselmann und Wagner und der jungliberale Thoma aus Augsburg sehr bedeutend den Mund auf. Der erste hatte sich die Aufgabe gestellt, die Liberalen als die wahren Volks- und Vaterlandsfreunde in bengalischer Beleuchtung aufmarschieren zu lassen und die hierzu notwendigen Feuerwerkskörper aus den Taten der liberalen Fraktionen im Reichs- und Landtag zu fabrizieren. In Wirklichkeit erschien lediglich eine Neuauflage der „großzügigen" und „meisterhaften" Rede, die Casselmann seit geraumer Zeit jährlich mindestens zweimal zu halten pflegt, und die auf den Grundton vom „Kampf gegen den Ultramontanismus" gestimmt ist. Ödes Kulturkämpfertum, gepaart mit Unwissenheit und Unaufrichtigkeit, war auch diesmal die Signatur seines Speechs. Die Sehnsucht nach einem Montgelas und Lutz beherrscht nach wie vor das Denken und Dichten des wortreichen liberalen Obersprechers. Daß Casselmanns Rede den stürmischen Beifall der Versammlung fand, ist bei der geistigen Verfassung einer liberalen Zuhörerschaft nicht weiter verwunderlich. Auch der Abgeordnete Wagner bot als Redner keine Originalleistung; mit demselben Aufwand von Worten, von Unaufrichtigkeit und — Logik, wie seinerzeit in Lindenberg im Algäu, mühte er sich auch in Nürnberg ab, seinen Zuhörern plausibel zu machen, daß nicht die braven Liberalen, sondern das böse Zentrum die Wahlreform vereitelt hätten. Wer das Gegenteil behauptet, ist nach Wagnerschem Sprachgebrauch ein niederträchtiger Verleumder. Wie grundschlecht müssen sich bei dieser Rede Wagners doch die Jungliberalen und Demokraten vorgekommen sein! Den jungliberalen Führer Dr. Thoma kostete es sicherlich ein nicht geringes Maß von Selbstüberwindung, sofort nach Wagner den Herold für den Zusammenschluß aller liberalen Elemente zu machen. Dank der jungliberalen Vielseitigkeit und Schlangenmenschlichkeit gelang es ihm aber, sich mit Würde in seine Rolle zu finden. Er sagte zwar den „Alten" einige recht bittere Wahrheiten, verstand es jedoch dieselben in bester Laune zu erhalten durch recht volltönende und radikale Sprüche gegen die „Schwarzen".

Und das Resultat des liberalen Vertretertages? Mit schlotternden Knieen markierten die liberalen Mannen kampfesfreudige Stimmung, eröffneten mit Platzpatronen ihre geräuschvolle Kanonade gegen das angebliche schwarz-rote Kartell, verboten unter furchtbaren Drohungen der Regierung die versprochene neue Wahlkreiseinteilung noch vor den Wahlen zu erlassen und sprachen sich — gegenseitig Mut zu! Ein feuchtfröhliches Mittagsmahl, bei welchem die liberalen Führer nochmals alle Schleusen ihrer Redseligkeit öffneten, bildete nach der „A. A." „den schönen und hocherfreulichen Abschluß der für die nächsten politischen Begebnisse in Bayern jedenfalls bedeutungsvollen Veranstaltung". Ob den einen und anderen der Teilnehmer nicht doch ein Gefühl befallen hat, wie es sich bei Leichenschmäusen geltend macht?

Die liberale Presse plätschert mit Wohlbehagen in einem Meer von Wonne und Glückseligkeit über die Nürnberger Ereignisse. Ob diese Wonne über die Wahlen hinaus vorhalten wird, ist eine andere Frage. Daß es der liberalen Presse trotz Nürnberg nicht wohl zumute ist und daß sie recht wenig Vertrauen in die Kraft der „vereinigten" Liberalen hat, beweist der Artikel in Nr. 15 der „Allg. Ztg.": „Zentrum und Sozialdemokratie", welcher in allzu durchsichtiger Weise den Zweck verfolgt, den Prinzregenten mobil zu machen zur Wahlhilfe für die Liberalen. In Nürnberg schimpfen liberale Männer in allen Tonarten auf die Regierung und was drum und dran hängt, in München betteln liberale Männer just zur selben Zeit um die Gunst und Hilfe derselben Regierung. Ein Bild liberalen Männerstolzes zum malen schön!

Einen Tag nach der liberalen Partei versammelte die Zentrumspartei ihre Delegierten zu einer Beratung, und zwar im Saale des Katholischen Gesellschaftshauses zu München. Galt dieser Delegiertentag auch nicht einzig der Vorbereitung auf die bevorstehenden Landtagswahlen, so war er darum doch nicht weniger von großer Bedeutung für dieselbe. Das Zentrum will durch seinen Delegiertentag eine möglichst enge Fühlungnahme zwischen den Abgeordneten und allen Ständen des Volkes ermöglichen, eine gemeinsame Prüfung der Lage der Partei, eine gegenseitige offene und freie Aussprache zwischen den Wählern und ihren parlamentarischen Vertretern herbeiführen. Daß die Landtagswahlen im Rahmen dieses Programms des Delegiertentages nach verschiedenen Richtungen ihre Erörterung fanden, ist ja wohl selbstverständlich. Aber der Parteitag des Zentrums stand nicht unter dem Zeichen der Landtagswahlen, sah nicht in der Organisation und Agitation für die Wahlen seine einzige Aufgabe, wie der Vertretertag der Liberalen, er widmete seine Tätigkeit allen gegenwärtigen wichtigen Fragen des öffentlichen Lebens im engeren und weiteren Vaterlande.

Im Jahre 1898 berief die bayerische Zentrumspartei zum ersten Male eine Delegiertenversammlung — es war ein Entschluß von großen und segensreichen Folgen für die Zentrumspartei und die innerpolitischen Verhältnisse Bayerns. Als im Januar 1902 die zweite Delegiertenversammlung abgehalten wurde, machte sich in der innerbayerischen Politik eine hochgradige Spannung bemerkbar. Der Delegiertentag selbst, der außerordentlich stark besucht war, stand unter dem frischen Eindruck des Konfliktes der Partei mit dem Ministerpräsidenten Crailsheim und der mehr aus Ueberschätzung der eigenen Position als aus selbstbewußter Klugheit hervorgegangenen Kampfansage des letzteren. Die ernste und entschiedene Verurteilung, die das System Crailsheim damals durch den Delegiertentag erfuhr, ist nicht ohne wohltätige Wirkung geblieben.

Obwohl augenblicklich in der inneren Politik Bayerns weniger Zündstoff aufgehäuft ist als vor zwei Jahren, hat man doch in allen Teilen des Landes dem Parteitag des Zentrums ein sehr hohes Interesse entgegengebracht. Dieses Interesse fand seinen lebendigen Ausdruck in der unerwartet großen Zahl von Delegierten, welche aus allen Provinzen des Königreiches zu der Versammlung entsandt worden waren. Während vor Jahren etwa 500 Delegierte erschienen waren, zählte man diesesmal über 700. Der Saal des Katholischen Gesellschaftshauses und seine Galerien reichten kaum hin, alle Delegierten aufzunehmen. Mit Genugtuung registrieren wir die Tatsache, daß das Laienelement ganz bedeutend in der Versammlung überwog und daß auch in der Beratung meist Laien die Wortführer waren. Eine besondere Bedeutung erlangte der Delegiertentag durch die starke Beteiligung des Adels. Vor zwei Jahren erregte die Absenz desselben einiges Aufsehen. Nach den bekannten Begebnissen im letzten Jahre war man in Zentrumskreisen gespannt auf die Stellungnahme des bayerischen Adels zum diesjährigen Parteitag des Zentrums. Mit Freude konstatieren wir, daß der 9. und 10. Januar den Beweis erbracht haben, daß der katholische Adel Bayerns seiner Tradition getreu in engster Verbindung mit dem katholischen Volke und seinen Vertretern im Landtag bleiben wird. Nicht weniger als 16 Mitglieder des Adels (Karl Fürst zu Löwenstein, Graf Waldbott-Bassenheim, Graf Sandizell, Frhr. v. Soden, Frhr. Moritz von Franckenstein, Frhr. Ferdinand v. Moreau, Frhr. Konrad v. Malsen, Frhr. v. Niederer, Frhr. Heinrich v. Aretin, Frhr. Karl v. Freyberg, Graf Karl v. Spreti, Frhr. v. Thüngfeld, Reichstagsabg. Frhr. v. Pfetten-Ramsbau, Pfarrer Frhr. v. Papius, Frhr. Lochner v. Hüttenbach, Frhr. August v. Gise) nahmen am Delegiertentag teil, mehrere derselben griffen als Redner in die Debatte ein und bezeugten ihr volles Einverständnis mit den Bestrebungen des Delegiertentages und namentlich mit der Haltung der Zentrumsfraktion im Bayerischen Landtag. Die Liebeswerbungen einer gewissen liberalen Presse um die Gunst des Adels waren also dermaßen vergeblich, daß man es wohl begreifen könnte, wenn sich deshalb gewisse journalistische Handlanger verflossener Staatsmänner ärgerten, daß sie schwarz wie Mohren würden. Aber auch gegen andere Stellen bedeutet diese Teilnahme des Adels einen sehr entschiedenen Ordnungsruf, der hoffentlich dort nicht ungehört verhallt. Die Zentrumsabgeordneten der bayerischen Kammer waren bis auf drei oder vier Mitglieder, die sich hatten entschuldigen lassen, erschienen. So umfaßte die Delegiertenversammlung Angehörige aller Stände und Berufsklassen. Alle fühlten und führten sich als gleichberechtigte Mitglieder der Partei; getreu den bewährten Grundsätzen der Zentrumspartei, im Geiste der Liebe und gegenseitiger Achtung wurden die Verhandlungen gepflogen.

Nach einer vorausgegangenen Sitzung des sog. 32er Ausschusses wurde der Delegiertentag Montag nachmittags 2½ Uhr durch den Vorsitzenden der Zentrumsfraktion, Dr. v. Daller, mit einer warmherzigen Begrüßungsansprache eröffnet. Mit Stolz konnte der Redner auf die Tatsache hinweisen, daß das Zentrum nie nötig gehabt habe, seine Grundsätze zu ändern. Das Volk und seine Interessen, die Freiheit der Kirche, die Selbständigkeit Bayerns und die Wohlfahrt des Reiches hätten stets im Zentrum konsequente und erfolgreiche Vertreter gefunden; so solle es auch in Zukunft bleiben! Der Delegiertentag werde keine neuen Grundsätze aufstellen, sondern neue Bedürfnisse klarlegen und Wege und Mittel zu ihrer Befriedigung suchen. Wenn auch in einzelnen untergeordneten Fragen eine Verschiedenheit der Auffassung sich ergeben sollte, so wisse er, daß doch keiner über diesen Dingen das gemeinsame Ganze vergessen werde. Nur durch die Einigkeit bleibe die Zentrumspartei ein starker Hort wahrer Volksinteressen, eine Stütze für Thron und Altar. Er habe daher den dringenden Wunsch, daß der Delegiertentag ein mächtiges Bindemittel für das katholische Volk und seine parlamentarischen Vertreter werde.

Eine große Anzahl von Anträgen lag zur Beratung vor. Dieselben erstreckten sich auf Fragen der Organisation und Agitation, auf Fragen der Wirtschafts-, Sozial-, Staats- und Schulpolitik. Ueber die Anträge der ersten Art referierte der Abg. Schirmer, über die wirtschafts- und sozialpolitischen Anträge der Abg. Giehrl und über die übrigen Anträge Dr. Eirainer. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier im Detail alle diese Anträge und die um sie geführten Debatten zu würdigen. Wir möchten vielmehr nur die bemerkenswertesten Ergebnisse des Parteitages kurz feststellen. Mit Rücksicht auf den kommenden Wahlkampf wurde dringend der weitere Ausbau der Parteiorganisationen, die Schaffung von Partei- und Wahlkassen, die Beschaffung von Agitationsmaterial, eine intensive Agitation empfohlen. Weiter wurde die bestimmte Erwartung ausgesprochen, daß das Ministerium sein gegebenes Versprechen baldigst einlöse und eine neue gerechte Wahlkreiseinteilung erlasse. Das Verhalten der Regierung zur Frage der Wahlkreiseinteilung wird bestimmend sein für die Stellungnahme des Zentrums der Regierung gegenüber. Die Mängel der Urwahlbezirkseinteilung fanden eine eingehende Würdigung, ebenso die Maßnahmen zur Behebung derselben. Eine begrüßenswerte Tat sehen wir in dem Beschluß des Delegiertentages, von der Regierung zu verlangen, daß in Zukunft Wirtslokale grundsätzlich nicht mehr als Wahllokale bestimmt werden sollen. Kommt die Regierung diesem gerechten Verlangen nach, so werden sich die Wahlen ruhiger vollziehen und wird dem Terrorismus gewisser Parteien ein Riegel vorgeschoben werden.

Kräftig haben sich die Arbeiter auf dem Parteitag gerührt. Sie haben ihre Anträge auf Berücksichtigung bei der Kandidatenauswahl, bezüglich der Fortführung der Sozialreform, der Herabsetzung der Bürgerrechtsgebühren, der Erhöhung der ortsüblichen Taglöhne usw. mannhaft, geschickt und unter Beachtung der berechtigten Interessen anderer Stände mit vollem Erfolg vertreten. Auch die Anträge, welche die Förderung der Interessen des gewerblichen Mittelstandes bezweckten (Warenhaussteuer, Verbot des Detailreisens, Organisation des Mittelstandes in Genossenschaften), fanden energische Vertretung und gaben zu erfreulichen Beschlüssen Anlaß. In ausführlichen Debatten wurden die Anträge bezüglich der Steuerreform, der Bodenzinse, der Regelung der Forstrechte, des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens, der Verpachtung der staatlichen Jagd und Fischerei behandelt, Anregungen für die Abgeordneten und die Regierung gegeben.

Der Delegiertentag darf sich das Zeugnis geben, daß er viel und gut gearbeitet hat. Die Debatten wurden lebhaft, aber durchaus sachlich geführt. Die Beteiligung an denselben war eine allgemeine. Der Arbeiter wie der Gewerbetreibende und Bauer, der Mann aus dem Volk und der Adelige, der Laie und der Geistliche, sie alle kamen in gleicher Weise zu Wort. Es war eine Lust, gerade die Mitglieder des Arbeiter-, Bauern- und Gewerbestandes ihre Sache so gewandt und sachlich verfechten zu hören. So bot der Delegiertentag ein getreues Bild der großen Volkspartei des Zentrums. Nicht mit großen Sprüchen einiger Obersprecher der Partei oder mit leeren Versprechungen wurde hier operiert wie in Nürnberg, sondern in gewissenhafter, gründlicher Beratung wurden die Bedürfnisse des Volkes klargelegt und Vorschläge zu ihrer Befriedigung beraten. Die Stimmung war eine sehr gehobene trotz der allgemeinen Ueberzeugung, daß der bevorstehende Wahlkampf Arbeit und Opfer in Fülle beanspruchen werde.

Am Montag abend hielt die Zentrumspartei im größten Saale Münchens, im Kindlkeller, eine öffentliche Versammlung ab, zu der sich etwa 6000 Personen einfanden und die einen imponierenden Verlauf nahm. Vor 10 Jahren wäre in München für die Zentrumspartei eine solche Versammlung ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Durch die Sammlung und die straffe Organisation der Parteiangehörigen und ihre Schulung ist wieder neues Leben und neuer Mut in die katholischen Massen der Residenz eingekehrt. Als Redner traten auf Dr. Schädler, Oberzollrat Speck und Dr. Heim. Alle drei hielten gründliche Abrechnung mit der liberalen Partei und ihrer Tätigkeit auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens. Dr. Schädler verbreitete sich über die verderbliche Staats- und Kirchenpolitik der Liberalen, übte an derselben eine vernichtende Kritik und führte mit beißendem Spott die Phrasen des liberalen Wahlaufrufs auf ihren wahren Wert zurück. Reichstagsabgeordneter Speck behandelte die Wirtschaftspolitik der Liberalen und kennzeichnete die Volksfeindlichkeit derselben in treffender Weise. Dr. Heim unterzog das Verhalten der Liberalen zur Wahlreform einer eingehenden Würdigung und führte den aktenmäßigen Beweis, daß die Liberalen aus Parteieigennutz das Wahlgesetz zu Fall gebracht haben und daß auf sie in Fragen der Volksrechte überhaupt kein Verlaß sein kann. Fürst Karl v. Löwenstein hielt eine herzliche Ansprache, in welcher er dem Zentrum und seinen parlamentarischen Vertretern seine Sympathien ausdrückte und die Zuhörer aufforderte, dieser Partei auch in Zukunft treu zu bleiben. Die Redner ernteten den stürmischen Beifall der Tausende von Versammlungsbesuchern. Es war ein wahrhaft vernichtendes Verdikt, was von diesem Volksgericht über die Liberalen und ihre Taten gefällt wurde. Wenige Tage vorher hatte der Abgeordnete v. Vollmar in einer stark besuchten Versammlung zu Lechhausen unter dem Beifall der Zuhörer ein nicht minder scharfes Urteil über die liberalen Herrschaften ausgesprochen.

Die Liberalen haben im Volke jeden Halt verloren — darüber können auch die großen Nürnberger Sprüche nicht hinwegtäuschen; der Verlauf des Delegiertentages der Zentrumspartei aber gibt uns die Gewähr, daß es um die Zentrumssache gut bestellt ist und daß die Zentrumspartei den Wahlen mit Gleichmut entgegensehen kann. Das war auch die Ueberzeugung, die aus den Schlußansprachen der Herren Dr. Heim, Dr. v. Daller und Geiger am Dienstag nachmittags hervorleuchtete. Möge der schön verlaufene Delegiertentag*) reiche Früchte zeitigen für Volk und Vaterland! (Für zukünftige Delegiertentage möchten wir die Bitte aussprechen, die eingelaufenen Anträge systematisch ordnen, durch den Druck vervielfältigen und sie jedem Delegierten einhändigen zu lassen. Die Verhandlungen würden dann wesentlich erleichtert werden).

Der Streik im Ruhrrevier.

Von

Jos. Coböken.

Weshalb nimmt die Streikbewegung im Ruhrkohlenbecken in so hervorragendem Maße das öffentliche Interesse in Anspruch? In vollem Umfange vermag das eigentlich nur jener zu beurteilen, der längere Zeit hindurch die sozialen Verhältnisse des rheinisch-westfälischen Industriebezirkes studiert und erfaßt hat, welche eminente Bedeutung im ganzen wirtschaftlichen Leben dieser Gegenden dem Arbeiterstande zufällt. Im Ruhrrevier geht alles, was mit der Industrie zusammenhängt, ins Riesenhafte. In Crimmitschau handelte es sich seinerzeit um etwa 10,000 Arbeiter, auf denen ganz Deutschlands Augen ruhten. Im Ruhrkohlenrevier handelt es sich um **250,000** Bergleute, und wenn sie streiken, sind mit einem Schlage $1^1/_4$—$1^1/_2$ Millionen Personen brotlos. Und dazu kommen Millionen kleiner Kaufleute, Handwerker usw., die ausschließlich von dem Gelde der Arbeiter leben und nun plötzlich gleichfalls in Not geraten, da ihren Konsumenten die Einnahmequellen unterbunden sind. Diese wenigen Zahlen geben die beste Erklärung für die Bedeutung, die man der gegenwärtigen Situation allgemein beimißt.

Alle Anzeichen deuten in dem Augenblicke, da diese Zeilen geschrieben werden, darauf hin, daß sich der Streik nicht lokalisieren lassen wird, trotzdem die anerkannten Führer der Bergleute mit aller Gewalt den Generalstreik zu vermeiden suchen. Das gilt auch von den sozialdemokratischen Gewerkschaftsleitern, die sich jetzt der Sturmflut nicht erwehren können, für die sie selbst in jahrelang betriebener systematischer Hetze das Gelände geebnet haben. Jetzt entscheidet der Instinkt der Massen, nicht die kühle, ruhige Ueberlegung, und die Führer müssen mit dem Strome schwimmen, wollen sie nicht von ihrem Platze fortgerissen werden. Gewiß, es herrschte seit langem eine heftige und berechtigte Erregung unter den Bergleuten des Ruhrreviers, und fast naturnotwendig mußte über kurz oder lang eine Evolution erfolgen; daß sie aber gerade im gegenwärtigen Momente, dem denkbar ungeeignetsten, erfolgen soll, das ist eine Folge der sozialdemokratischen Verhetzung, die des Dankes der Schlotjunker und der Kohlenbarone wert ist.

Die Gärung unter den Bergleuten des Ruhrreviers datiert — abgesehen von der bekannten latenten Mißstimmung in allen Arbeiterkreisen — aus dem Jahre 1901. Bei dem damaligen

*) Der Bericht über den Parteitag ist im Verlag des „Bayerischen Kurier" (München, Hofstatt 5) erschienen. Es ist eine 86 Seiten starke Broschüre. Sie enthält: 1. den Bericht über die Verhandlungen der Delegierten, 2. den stenographischen Wortlaut der Reden der Abgeordneten Dr. Schädler, Speck und Dr. Heim, die sie in der großen öffentlichen Versammlung gehalten. Der Preis stellt sich wie folgt: 1 Stück 20 Pfg.; bei 10 Stück das Exemplar 18 Pfg., 11 bis 50 Stück à 15 Pfg., 51 bis 100 Stück à 14 Pfg., 101 bis 200 Stück à 13 Pfg., 201 bis 500 Stück à 10 Pfg.

plötzlichen Zusammenbruch der Hochkonjunktur erfolgten zahlreiche Arbeiterentlassungen und die Schichtlöhne wurden herabgesetzt. Seitdem hat sich die Konjunktur namhaft gehoben, nicht aber mit ihr die Löhne. Gewiß gibt es auch heute noch zahlreiche Bergleute, die dank ihrer besonderen Geschicklichkeit gute Löhne — 5, 6 und mehr Mark Tagelohn — erzielen, aber im allgemeinen sind sie jetzt derart schlecht gestellt, daß ihnen eine ihrer anstrengenden Tätigkeit angemessene Lebenshaltung unmöglich ist. Es kommt hinzu, daß infolge des epidemischen Auftretens der *Wurmkrankheit* ungezählte Bergleute lange Zeit hindurch feiern mußten, so in Not gerieten und Schulden machen mußten, an denen sie noch jahrelang schwer zu tragen haben.

Dann aber kam das Hauptunglück: die *Zechenstillegungen*. Das Rheinisch-westfälische Kohlensyndikat hat bekanntlich den auf sein Interessengebiet entfallenden Kohlenbedarf kontingentiert, und jeder Zeche ist ein bestimmter Prozentsatz der Gesamtproduktion zugewiesen. Es ergab sich aus der Natur der Sache, daß man, um die vielfach außerhalb des Syndikats stehenden kleineren Zechen zu gewinnen, diesen im Verhältnis zu den großen Bergwerken höhere Beteiligungsziffern gewähren mußte. Plötzlich kauften die größeren Zechen alle kleineren Zechen, die sie vorteilhaft bekommen konnten, an, um sie still zu legen und sich deren Beteiligungsziffer übertragen zu lassen. Das war ein ausgezeichnetes Manöver, da nun die großen Zechen um vieles intensiver arbeiten und ihre einmal vorhandenen Betriebsanlagen besser ausnutzen konnten. Daß sich auf diese Weise die Kaufsumme reichlich verzinste, machte sich sehr bald in den steigenden Dividenden geltend.

Des Bildes Kehrseite aber war die, daß jetzt plötzlich Tausende und Abertausende von Bergleuten brotlos wurden, wenn auch ein Teil der auf den angekauften Zechen tätig gewesenen Bergleute bei den größeren Zechen infolge des dort aufgenommenen intensiveren Betriebes Arbeit fand. Jedenfalls steht fest, daß infolge von Stillegung von Zechen insgesamt 40,000 Bergleute den Abkehrschein erhielten, d. h. entlassen wurden. Wieviel davon anderweitig im Bergbau Beschäftigung gefunden haben, darüber fehlen zuverlässige Zahlen. Aber auch für diejenigen, denen es gelang, bei anderen Zechen Arbeit zu finden, brachte die Veränderung viele Unannehmlichkeiten mit sich. Viele — namentlich ältere — Bergleute hatten ein kleines Häuschen mit Garten in der Nähe ihrer bisherigen Arbeitsstätte gekauft und mußten nun entweder täglich zweimal einen oft stundenlangen Weg nach und von ihrer neuen Arbeitsstelle zurücklegen oder aber ihr Besitztum um jeden Preis verschleudern. Alles das hätte schon zu einer recht tiefgehenden Verstimmung hingereicht.

Aber der Beschwerden der Bergleute sind noch mehr, und da ist es in allererster Linie das *Wagennullen*, das furchtbare Erbitterung gezeitigt hat. Mit dem Nullen hat es folgende Bewandtnis: Der Hauer schlägt mit seiner Hacke die Kohle aus dem Gestein heraus und sie wird nun in kleine eiserne Wagen verladen, die auf Gleisen von Pferden oder auch von Menschen die Stollen entlang bis zum Förderschacht gezogen werden. Hier werden sie von den Zechenbeamten geprüft und zwar sowohl hinsichtlich der Quantität wie der Qualität. Weist die in dem Wagen vorhandene Kohle nun nicht das von der Zeche vorgeschriebene Gewicht auf, so wird nicht etwa dem Bergmanne das fehlende Gewicht abgezogen, sondern der ganze Wagen wird *genullt*, d. h. nicht angerechnet, und die betreffenden Arbeiter haben oft stundenlang umsonst gearbeitet, während der Zeche ein reicher Gewinn erwächst. Das ist um so ungerechter, als es dem Bergmanne gar nicht möglich ist, das Gewicht der geladenen Kohle an seinem Arbeitsplatz festzustellen, da sich eine Wage dort nicht aufstellen läßt; anderseits aber ist auch möglich, daß auf dem oft kilometerlangen Wege unter Tag bis zum Förderschacht Kohlen *verschüttet* werden und so das ursprünglich vorhandene vorschriftsmäßige Gewicht wieder verloren geht. Aber die Prüfung der Kohlenwagen geht noch weiter, denn nach Feststellung des Gewichtes wird die Kohle nunmehr auf ihre Qualität geprüft. Ist die Kohle nicht völlig rein, sondern mit Gestein durchsetzt, so wird nicht etwa ein entsprechender Lohnabzug gemacht, sondern der Wagen wird wieder kurzerhand genullt, die Zeche hat den Vorteil, der Bergmann das Nachsehen. Und doch trifft diese harte Maßregel auch in diesem Falle den Bergmann meist *ohne sein Verschulden*, denn bei dem trüben Licht der Bergmannslampe ist es oft in der Tat unmöglich, die Kohle von dem sie umgebenden dunkelfarbigen Gestein zu unterscheiden. Und dieses ungerechte, unlogische und wucherische System des Wagennullens wird noch dadurch verschärft, daß das auf Nullen lautende Urteil des betr. Zechenbeamten, der ganz nach Gutdünken und freiem Ermessen entscheidet — wenigstens in der *Praxis* — *unanfechtbar* ist. Obendrein ist bekannt, daß für die Zechenbeamten ein förmliches Prämiensystem auf Grund ihres mehr oder minder großen Eifers im Nullen geschaffen ist. Gunst und Mißgunst, sowie Laune spielen natürlich bei der Entscheidung, ob ein Wagen zu nullen ist oder nicht, ebenfalls eine große Rolle. Man kann es deshalb in der Tat den Bergleuten nicht verdenken, wenn sich ihrer angesichts dieser Uebelstände eine tiefgehende Verstimmung bemächtigt hat.

Merkwürdigerweise ist keine dieser großen Fragen die Veranlassung zu dem Ausbruch des Streiks geworden, sondern eine relativ unbedeutende Frage: diejenige der *Seilfahrt*. Bisher dauerten Ein- und Ausfahrt etwa je $1/2$ Stunde, und diese Zeit wurde nicht auf die Schicht angerechnet. Da nun aber auf manchen Zechen, so namentlich auf Zeche „Bruchstraße", die Anlagen allmählich so ausgedehnt wurden, daß Ein- und Ausfahrt je $3/4$ Stunden erforderten, so verlangte die Belegschaft, daß ein Teil der Seilfahrt auf die Schicht angerechnet werde. Dessen hat sich die Zechenverwaltung geweigert, und das ist die Veranlassung zum Ausbruch des Streiks geworden.

Eine wesentliche Rolle in den stetig wiederkehrenden Klagen der Bergleute spielt auch die *schlechte Behandlung* seitens der Vorgesetzten. Bei der Beurteilung dieser Frage muß man sehr vorsichtig verfahren. Daß die Behandlung vielfach eine durchaus *menschenunwürdige* ist, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, und das kränkt die Bergleute um so mehr, als sie wissen, daß die hierbei in Betracht kommenden Beamten ihrem eigenen Stande entsprossen sind. Auf der anderen Seite darf man sich nicht verhehlen, daß die Lage der Bergunterbeamten oft eine sehr schwierige ist und die Handhabung eiserner Disziplin erfordert. Es sind nicht immer die besten Elemente, die man da tief unter Tag antrifft und namentlich seit unsere Bergwerke mit Ausländern überflutet sind, spielen Messer und Revolver bei den Bergleuten eine große Rolle. Hunderte von Metern unter der Erde, oft Kilometer weit vom nächsten Arbeitsort entfernt, befindet sich der Steiger oft in sehr wenig beneidenswerter Lage. Die Bergleute aber verlangen mit Recht, daß trotz strengster Disziplin ihre *Menschenwürde* geachtet werde, und mit dieser Forderung sind sie entschieden im Recht.

Das sind in kurzen Zügen die wichtigsten Faktoren, die an der Gestaltung der gegenwärtigen Situation mitgewirkt haben. Es fragt sich nun, wie weit man mit der Möglichkeit eines allgemeinen Bergarbeiterausstandes im Ruhrkohlenbecken zu rechnen hat. Wenn die industriellen Blätter immer darauf verweisen, daß an einen allgemeinen Streik nicht zu denken sei, weil doch nur 60 Prozent der Bergleute organisiert seien, so hat man sich insoferne gründlich verrechnet, als gerade die Nichtorganisierten die lautesten Rufer im Streite sind und am meisten für den Streik agitieren. Wovon diese nichtorganisierten Bergleute während eines Streiks zu leben gedenken — Streikunterstützung erhalten selbstredend nur die organisierten —, das steht allerdings auf einem anderen Blatte. Aber auch die Streikkassen der organisierten Bergarbeiter sind nach den veröffentlichten Berichten so schwach, daß sie höchstens einige Wochen hindurch Streikgelder auszahlen können. In diesem Falle aber hätten die *Grubenbesitzer den einzigen Nutzen*. Infolge des ausnehmend milden Vorwinters sind alle Lagerplätze und Häfen mit Kohlen überfüllt. Ein Streik von einigen Wochen würde also das drohende Gespenst einer Absatzkrise und 25prozentigen Fördereinschränkung verscheuchen, den Grubenbesitzern einige Millionen Arbeitslöhne sparen, ihre Lagerplätze räumen und die Streikkassen der Arbeiter so gründlich leeren, daß sie nun erst recht den Grubenbesitzern auf Gnade oder Ungnade überantwortet wären und statt einer Verbesserung eine Verschlechterung erzielt hätten. Ein neuer Kampf aber würde auf Jahre hinaus wegen Mangels an Barmitteln unmöglich sein. Man begreift deshalb, warum sich die Gewerkschaftsführer ausnahmslos mit allen Kräften gegen einen allgemeinen Streik wenden, da sie die schrecklichen Folgen in ihrer ganzen Tragweite erkennen. An den wirtschaftlichen Folgen eines Generalstreiks würde das *ganze* Ruhrrevier *jahrelang* zu tragen haben und die einzigen, die Nutzen davon hätten, wären die Grubenbesitzer! Es besteht aber auch die Möglichkeit, daß die Arbeitgeber auf einen *partiellen* Streik mit einer *Generalaussperrung* antworten, die ihnen natürlich den gleichen Nutzen brächte. Schon hat die Besitzerin der Zeche „Kaiserstuhl", das bekannte Stahlwerk Hoesch, angedroht, die Hochöfen auszublasen, wenn die Belegschaft nicht einfahre, und dann würden mit einem Schlage über 7000 gänzlich unbeteiligte Metallarbeiter auf Wochen hinaus arbeitslos sein. Aehnliche Repressalien sind anderorts zu erwarten.

Wenn diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen, wird voraussichtlich schon die Entscheidung nach der einen oder andern Seite gefallen sein. Möge sie so fallen, daß sie dem Wohle der *Gesamtheit* diene!



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Todeskampf des Ministeriums Combes.

Für die Schreckensherrschaft, welche die freimaurerischen Spitzel und Hetzer in Frankreich ausüben, ist die Tatsache bezeichnend, daß in der Deputiertenkammer wohl bei einer geheimen Abstimmung, aber nicht bei einer öffentlichen eine Mehrheit gegen das unmöglich gewordene Ministerium zustande kommen konnte. Erst wählte die Kammer Herrn Doumer, den ausgesprochensten Gegner Combes', zu ihrem Präsidenten, und wenige Tage darauf taten bei der öffentlichen Abstimmung wieder so viele Republikaner ihrem Gewissen Zwang an, daß die Regierung der kulturkämpferischen Angeberei mit zehn Stimmen Mehrheit ein sogenanntes Vertrauensvotum erhielt. Der Gewissenszwang, unter dem die dortigen Parteien der Linken stehen, verriet sich auch vorher schon in den mehrfachen Versuchen, Herrn Combes zum freiwilligen Rücktritt zu bewegen, damit die peinliche Abstimmung in der Kammer vermieden werde. Herr Combes, der brutal, aber nicht feige ist, hatte für die Beklemmungen „seiner" Abgeordneten kein Verständnis. Er forderte, was ihm zustand: eine regelrechte Aburteilung im Parlament. Der kulturkämpferische Fanatismus hat sich bei ihm, wie sogar einer seiner früheren Mitarbeiter zugestand, zu einer fixen Idee ausgebildet. So hoffte er auch jetzt noch, obwohl ihm seine Freunde selbst schon das Grablied angestimmt hatten, mit dem Appell an den kulturkämpferischen Trieb zu siegen. In dem kritischen Augenblick, wo es auf jede einzelne Stimme ankommt, glaubte dieser Minister des „katholischen Frankreichs" nichts Zugkräftigeres vorbringen zu können als die Ankündigung eines neuen Verfolgungsgesetzes, das in fünf Jahren auch die krankenpflegenden Kongregationen beseitigen solle. Man bedenke, daß sogar Fürst Bismarck in der größten Hitze seines Kampfes gegen den Katholizismus unsere Engel der Barmherzigkeit fortwirken lassen mußte. In der französischen Kammer, die unter dem Druck der Logen und der sozialistischen Wohlfahrtsausschüsse steht, kann ein solcher Herostrat am Tempel der Barmherzigkeit noch zehn Stimmen Mehrheit erlangen.

Nach den Regeln der konstitutionellen Algebra brauchte nun Herr Combes nicht zurückzutreten; denn eine kleine Mehrheit ist immer noch eine Mehrheit, und er hat bekanntlich früher schon zwei Stimmen Mehrheit für genug erachtet. Aber jetzt liegt die Sache anders. Damals wollte der Block wirklich noch Herrn Combes retten; jetzt ist die mühselige Einpeitschung einer knappen Mehrheit für eine mühselig aufgebaute Resolution nur erfolgt, damit der Block sich selbst und seine bisherige Politik noch über das unvermeidliche Grab des Ministeriums Combes hinaus in Sicherheit bringe. Herr Jaurès freilich, der bisher der eigentliche Herr und Meister war, hat immer noch festgehalten an der Person des Herrn Combes; doch hat sich klar gezeigt, daß auch er seinem geliebten Gerichtsvollzieher das nötige Ansehen und eine ausreichende Mehrheit nicht weiter zu beschaffen vermag. Der zähe Todeskandidat kann vielleicht seine letzten Züge noch etwas ausdehnen, aber gesunden kann er nicht.

Die französischen Katholiken werden aufatmen; doch wenn sie klug sind, vergeuden sie kein Pulver beim Viktoriaschießen. Sie werden es noch zum weiteren Kampfe brauchen. Ein Mann geht über Bord, aber sein unheilvolles Gepäck bleibt zurück. Wenn der Präsident Loubet vom Todesbette seiner greisen Mutter zurückkehrt, wird er wahrscheinlich aus der Verlegenheits-Tagesordnung Veranlassung nehmen, den neuen Ministerpräsidenten im alten Block zu suchen. Dann wird die kulturkämpferische Politik fortgeführt werden. Vielleicht mit weniger Brutalität; doch kann ein Florett gefährlicher sein als ein Dreschflegel.

Man darf nicht übersehen, daß Combes nicht wegen seiner kulturkämpferischen Maßregeln gefallen ist, sondern vielmehr wegen des Abscheues, den die freimaurerische Angeberwirtschaft hervorgerufen hat. Die Enthüllungen über die Nebenregierung der Spitzel, deren Fortsetzung wie ein Damoklesschwert über dem Ministerium hing, haben dessen Kraft erschüttert. Herr Combes hatte freilich Worte zur Verleugnung der systematischen Angeberei, aber nicht die nötige Tat gegen seine Werkzeuge. Das nächste Ministerium wird nun seine Hände in Unschuld waschen, die eine oder andere kompromittierte Persönlichkeit fallen lassen und dann die politische, vielleicht sogar die juristische Amnestie für den „Zwischenfall" durchsetzen, was natürlich den Fortbestand der freimaurerischen Nebenregierung in besserer Maskierung nicht zu hindern braucht. Christen sollen eigentlich keine pessimistische Politik treiben; aber es drängt sich doch die Frage auf, ob es für die Entwicklung Frankreichs nicht besser wäre, wenn Herr Combes noch eine Weile fortarbeitete, bis er nicht bloß sich selbst, sondern auch sein ganzes System vollständig unhaltbar gemacht und für ein wirklich neues Kabinett mit einer neuen Parteigruppierung den Weg gebnet hätte. Für jetzt ist die höchste Hoffnung die, daß die nachfolgende Block-Regierung ohne Combes den Nachweis der Ohnmacht des herrschenden Systems bald nachbringt.

Rußland und die Aera Witte.

Der Zar hat eine bombastische Leichenrede auf Port Arthur gehalten und zur weiteren Beschwichtigung der Gemüter natürlich die allerkräftigste Fortsetzung des Krieges versprochen. Zugleich hat er an Stelle des Fürsten Swiatopolk-Mirski, der zu sehr das Mißtrauen der absolutistischen Camarilla herausgefordert hatte, den vielerfahrenen Staatskünstler Witte zum Minister des Innern berufen. Herr Witte war bisher Präsident des Ministerkomitees, das neuerdings zur Vorberatung der „Reformen" auf absolutistischer Grundlage berufen worden war. Durch den Ministerwechsel wird zur Gewißheit, was schon aus dem lauwarmen Reformukas gefolgert war: daß bei den Kämpfen im Kronrat Fürst Mirski den kürzeren gezogen habe. Zu der Wiedererhöhung des kaltgestellten Witte wird der Erfolg seiner Finanzpolitik wohl wesentlich beigetragen haben. Herr Witte hat in der Tat trefflich vorgesorgt für dasjenige Kriegsmittel, das Montecuculi für das dreimal wichtigste hielt, für das notwendige Geld. Durch Ansammlung von riesigen Geldvorräten, durch Festlegung des Rubelkurses und freundschaftliche Fühlung mit der Haute Banque in London, Paris und Deutschland hat Witte den Kredit Rußlands so sehr gehoben, daß in kurzer Frist noch die 800 Millionenanleihe in Paris, die 500 Millionenanleihe in Berlin glänzend angebracht werden konnten. Rußland würde wahrscheinlich im Kriege besser abgeschnitten haben, wenn die vom einstigen Finanzminister Witte herangeschafften Gelder nur ehrlich und zweckentsprechend verwendet worden wären. Herr Witte hat die Danaidenarbeit kunstvoll organisiert; die Löcher des Fasses hat er freilich bisher nicht stopfen können und es wird ihm auch durch die geplanten halben Reformen wohl nicht gelingen.

Die Halbheit und Unschlüssigkeit, die unter Nikolaus II. in Rußland Mode ist, zeigt sich auch in der verspäteten Argonautenfahrt der zweiten und dritten Flotte. Rostdjestschwensky trödelt bei Madagaskar so lange herum, daß die Japaner bereits wegen der sonderbaren Neutralität Frankreichs aufbegehren. Angeblich wartet er immer noch auf den Nachtrab, der jetzt durch den Suezkanal schleicht, und Wladiwostok wird noch als Ziel der zu vereinigenden Flottenreste bezeichnet. Das ist ein Wechsel auf lange Sicht, denn Wladiwostok pflegt bis Ostern im Eise zu stecken. Die russische Flotte muß fürchterlich lange und schlaue Umwege machen, wenn sie überhaupt der japanischen Uebermacht ausweichen will. Zum Zurückrufen hat man offenbar in Petersburg nicht den Mut; Rostdjenschwensky wird sich also herumdrücken müssen, bis eine wunderbare Wendung eintritt.

Die Rückkehr der Flotte wäre gewiß militärisch vernünftig, aber politisch gefährlich. Denn die Stimmung des Volkes, die durch die Proklamation wegen Port Arthur mühsam hoch gehalten werden soll, würde durch diese Tatsache einen neuen Druck erfahren. Vorläufig sieht es aus, als ob der schwere Schlag, den Rußland durch den Fall dieser Festung erlitten, auf die Stimmung und Haltung des russischen Volkes keinen großen Eindruck mache. Aber in Rußland arbeitet die Volkspsyche nicht so schnell wie in den Kulturländern. Wir dürfen ja auch die militärische Entwicklung in Asien nicht mit dem Maße der Kriege von 1866 oder 1870 messen.

Unser Kaiser Wilhelm hat nach der Katastrophe von Port Arthur seiner impulsiven Soldatennatur nicht versagen können, den beteiligten Helden eine Ehrung zu erweisen. Man kann ja die Ansicht vertreten, daß die Verleihung eines preußischen Ordens an ausländische Heerführer auch nach Beendigung des Krieges noch früh genug käme; aber man muß doch anerkennen, daß das Gleichgewicht gewahrt worden ist, indem Stössel und Nogi denselben Orden unter denselben Formen erhalten haben. Wir können jedenfalls dem braven Stössel eher den preußischen Orden gönnen als dem schlauen Witte das schöne deutsche Geld, das ihm die Großbanken von Berlin verschafft haben.

Das Unglück an der Ruhr.

Die gereizten Leidenschaften haben nicht auf das bedächtige Verfahren vor dem Einigungsamt gewartet. Der dort anhängige Streit über die Seilfahrtdauer auf der Zeche Bruchstraße trat bald ganz in den Hintergrund, wie das Feuer in dem zuerst aufgeflammten Strohhaufen erlöschen kann, während das ganze Haus in Flammen steht. Der kleine

Anlaß auf dieser einzelnen Zeche hat nach und nach 10, 20, 50, 80 Tausend Bergleute in den Streik gerissen, in einen Streik ohne Mittel, ohne Führung, ohne Programm. Die Organisation hat gebremst, aber die Bremse ist gebrochen. Vor der entfesselten Leidenschaft der Massen hat zuerst die sozialdemokratische Gewerkschaft sich gebeugt, wie ja auch die rote Presse aus Liebedienerei oder Hinterlist schon längst manchen Oeltropfen hatte ins Feuer fallen lassen. Die christliche Gewerkschaft hatte am längsten Stand gehalten gegen die rudis indigestaque moles; dieser war es zu verdanken, daß die Delegiertenkonferenz unter Formulierung von bestimmten Forderungen noch eine letzte Frist für Friedensverhandlungen offen ließ. Graf Bülow nahm dann im Abgeordnetenhause Gelegenheit, sich in schönen Worten über die Vermittlungsaufgabe der Behörden und über die Pflicht der Arbeitgeber zum Entgegenkommen im Interesse des Friedens auszusprechen. Die Behörden hatten aber den psychologischen Moment schon verpaßt, und ob sie in ihrer Umständlichkeit ihn noch einmal zu ergreifen wissen, ist sehr fraglich. Allem Anschein nach kann nur ein schnelles, geschicktes und kräftiges Eingreifen von Berlin aus helfen, nach dem Vorbild des Kaisers aus der Streikzeit von 1889.



Die Phantasie des Generalstreiks.

Von

Dr. M. Wagner-Berlin.

II. (Schluß.)

Bisher waren es nur die Lokalorganisierten, die Friedberg zujubelten. Allein immer mehr Einladungen erhält er auch von zentralistisch Organisierten, ja, in den letzten Wochen ist es ihm sogar gelungen, eine entsprechende Resolution in Nürnberg bei den dortigen zentralistisch organisierten Gewerkschaftlern durchzusetzen.

Wenn Friedberg über eine Ueberschätzung des Parlamentarismus klagt, da neun Zehntel von dem, was beschlossen werde, lediglich den Interessen der herrschenden Klassen diene, so müßte das doch eigentlich ein Grund für ihn und Genossen sein, keine Mühe zu scheuen, um die Beschlüsse des Parlaments zugunsten der arbeitenden Klasse zu gestalten. Friedberg glaubt doch wohl selbst nicht, daß die Genossen außerhalb des Parlaments von der Redefreiheit einen solchen Gebrauch machen könnten wie innerhalb desselben. Und was vollends die Mittel angeht, die er zur Inszenierung des Generalstreiks empfiehlt: „Nicht durch eine Revolution, nicht im Wege des Blutvergießens, sondern durch ein ethisches Kampfsmittel, durch die Verweigerung der Persönlichkeit, die in weitem Umfang durchgeführt, das Proletariat aus der Produktion ausschaltet und dadurch die ökonomische Herrschaft der Kapitalistenklasse und ihre Instrumente, den Staat beseitigt", so ist dies nichts wie ein Fahrplan für eine phantastische Reise nach Utopien, bei der es auf der nächsten Station schon zu einem großen Unglück kommen wird. Liebknecht, der ja den Parlamentarismus auch nicht allzuhoch einschätzte, hat einmal sehr richtig gesagt, wenn die Arbeiterschaft so reif wäre, daß sie den Generalstreik machen könne, dann brauche sie ihn nicht mehr. Und damit hat er Recht. Aber dazu wird es nie kommen. Zwar sind die Gewerkschaften im Erstarken begriffen, die sozialistischen Gewerkschaften haben mit ihrer Mitgliederzahl von einer Million längst die politischen Organisationen der sozialdemokratischen Partei überholt, und die Hirsch-Dunkerschen und christlichen Gewerkschaften nehmen auch immer mehr zu an Mitgliederzahl, aber bis die gesamte Arbeiterschaft organisiert ist, bis dahin wird lange Zeit vergehen. Und dann zeigt uns die Erfahrung im Auslande, namentlich die Geschichte der englischen Gewerkschaften, daß mit dem Erstarken der gewerkschaftlichen Bewegung das revolutionäre Element immer mehr verschwindet. Und ferner bedenke man, Koalitionen erzeugen Gegenkoalitionen, die Unternehmer werden ebenfalls die Reihen zu mächtigen Organisationen schließen, der Staat wird auf der Wacht bleiben, kurzum die stete Kampfbereitschaft auf beiden Seiten wird die sicherste Gewähr für den Frieden, für das Nichtausbrechen oder für die schnelle und vollständige Niederwerfung des Generalstreiks sein. Bei der starken militärischen Organisation mit ihrer straffen Disziplin ist für Deutschland gerade die allerwenigste Aussicht vorhanden. In frischer Erinnerung ist noch allgemein das Fiasko des Generalstreiks in Italien in den letzten Wochen. Was hat diese ganze Demonstration der Arbeiterschaft Italiens genützt? Lassen wir einen sozialistischen Führer Italiens Filippo Turati reden! In einem Aufsatz in den sozialistischen Monatsheften (Novembernummer) faßt er die Wirkungen des Generalstreiks in folgenden Sätzen zusammen:

„1. Die Reaktionäre haben es erreicht, daß Neuwahlen angesetzt sind; sie hoffen von den Nachwehen des Generalstreiks zu profitieren und der Regierung eine antiliberale Politik aufzuzwingen. Giolitti dürfte sich freilich nicht dazu hergeben, doch ist es sehr wohl möglich, daß eine neue Kammer den Minister ohne allzuviel Rücksicht beseitigt.

2. Die Linke ist gespalten, die Radikalen trennen sich von den Sozialisten. Das Kartell der Volksparteien, das schon in der Festigung begriffen war, hat sich rasch gelöst. In einigen Städten haben die Kommunalverwaltungen bereits mit den Beisteuern, die sie den Arbeitskammern zu zahlen pflegten, aufgehört usw.

3. Wir bekommen möglicherweise, ja sogar ziemlich sicher ein Gesetz, das die Streikfreiheit in den öffentlichen Diensten unterbindet; die Sozialisten, welche eine Einbringung bisher verhindern konnten, werden in der neuen Kammer schwerlich imstande sein, es zum Scheitern zu bringen. Man denke auch an das Beispiel Hollands, wo letzthin nach dem großen Eisenbahnerstreik ein ähnliches Gesetz angenommen wurde."

Da haben die Heißsporne unter den Genossen die Bescherung! Ein angesehener Sozialistenführer Italiens gibt hier mit größter Offenheit die gänzliche Aussichtslosigkeit der Generalstreiksidee zu. Nicht nur keine Vorteile hat die italienische Demonstration gebracht, nein, wesentliche Nachteile sind obendrein der Arbeiterschaft erwachsen, wie die Wahlresultate bewiesen haben. Darum wollen auch die einsichtigen Genossen Deutschlands von dem Generalstreik nichts wissen. Und doch mißt man den Friedbergschen Ausführungen große Bedeutung bei. Das beweisen die zahlreichen Aufsätze, die sich fast durchweg ablehnend verhalten, aber die Befürchtung eines Kraches durchklingen lassen. Paul Kampffmeyer wirft in den „Soz. Monatsh." Friedberg vor, er mache dieselben Fehler wie die ehemaligen Berliner „Jungen", die sich die Eroberung der wirtschaftlichen Macht wesentlich in der Form einer Generalstreiksüberrumpelung der Kapitalisten dachten. „Sie täuschten sich schon von vorneherein über den Umfang dieser durch einen etwaigen Generalstreik errungenen wirtschaftlichen Macht. Selbst wenn die streikenden Arbeiter die kapitalistischen Betriebe zur Kapitulation zwängen, wenn sie Herren und Meister dieser Unternehmungen würden, so hielten sie damit immerhin nur einen Teil der wirtschaftlichen Macht der Nation in den Händen." Das sind Worte, die durch die Friedbergschen Ausführungen nicht widerlegt werden können. Nehmen wir nun einmal an, die ganze Arbeiterschaft sei organisiert und willens, in den Generalstreik zu treten. Wie ist dann die Aussicht des Generalstreiks? Ein Sozialist gibt uns die treffendste Antwort hierauf: „Nicht nur die herrschenden Klassen, sondern auch die Arbeiter selbst können ohne Arbeit keinen Tag existieren, und so trifft der Schlag sie, bei vorausgesetzter gleicher Stärke, genau so hart und, da diese gleichmäßige Stärke nicht vorhanden ist, sogar tausendmal härter. Eine achttägige Arbeitsruhe würde Deutschland einen unberechenbaren Schaden zufügen, würde Tausende von Existenzen, namentlich die zahlreichen Mittelstandsexistenzen ruinieren, ohne daß die Großkapitalisten gezwungen würden, auch nur ein Gläschen Wein weniger zu trinken. Unsere Großkapitalisten sind heute durchweg so gestellt, daß sie leben können, auch wenn in einem Monat aller Profit ausfällt, der im nächsten Monat darum um so höher ist. So würden gerade diejenigen, die wir treffen wollten, bedeutend gestärkt aus dem Kampfe hervorgehen, und es kann wahrhaftig nicht unsere Aufgabe sein, den Großkapitalismus noch zu stärken." (J. Leimpeters in den „Soz. M.")

Das ist eine bittere Pille, die Friedberg und sein Anhang schlucken müssen. Uns Gegnern kann es ja nur recht sein, wenn die Genossen sich immer mehr befehden und auf diese Weise Verwirrung in ihre eigenen Reihen bringen. Uebrigens darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Gewerkschaften durchaus nicht mit dem Ehrentitel „sozialdemokratische Gewerkschaften", den ihnen ein Obergenosse auf dem Bremer Parteitag gab, einverstanden sind. Beispielsweise hat das Organ der Buchdrucker ihm eine gehörige Abfuhr zuteil werden lassen. Bei den radikalen Elementen, zu denen sich auch noch anarchistische gesellen werden, wird Friedberg Erfolge haben, die Mehrzahl der intelligenten Arbeiter wird jedoch der richtigen Ansicht sein, daß Generalstreik unter die Rubrik „Generalunsinn" gehört.

Gegenwärtig geben die gespannten Verhältnisse im Ruhrrevier zu den ernstesten Befürchtungen Anlaß. Es soll hier nicht untersucht werden, auf welcher Seite das Recht ist. Den Staat kann als Schiedsrichter hier eine hohe sozialpolitische Mission erfüllen.

Spitzeltum und Ehrenlegion.

Von
Hermann Kuhn, Paris.

Sowohl am irdischen als am politischen Himmel hat das Jahr 1905 trübe begonnen. Bittere Kälte, dunkle Wolken, Regen und abermals Regen, anderseits mehrere Fragen, von denen jede ein Gewitter, einen Ministersturz zu bringen droht. Das Kennzeichnende, Besondere der Lage ist jedenfalls, daß noch niemals die Freimaurerei so in den Vordergrund gerückt gewesen ist wie jetzt. Sie bildet eigentlich den Kern- oder Mittelpunkt aller Verwickelungen. Die Patrie française — dieselbe soll es nämlich gewesen sein — hat einen gewaltigen, meisterhaften Schlag geführt, indem sie dem Schriftwart der Großloge, Bidegain, die Merkzettel (für 200,000 Frcs., wie es heißt) abkaufte, welche der Oberschriftwart Vadecard binnen einigen Jahren gesammelt hatte. Eine Menge derselben sind schon veröffentlicht, die übrigen sollen es binnen zwei, drei Monaten werden. Wie verlautet, sollen 22,000 Offiziere ausgespitzelt worden sein. Meist haben Beamte, Richter, Lehrer, Streber jeder Gattung, die Ausspitzelung besorgt. Jedoch haben auch eine Anzahl Offiziere, wovon mehrere im Dienst, an dem sauberen Werk mitgeholfen. Soweit dieselben bekannt geworden, verfielen sie der Aechtung seitens ihrer Kameraden, werden von diesen gemieden. Einige haben sich versetzen lassen, wodurch sie wohl nur erreichen, nicht sofort ihren Abschied nehmen zu müssen. Daß die anderen Offiziere, von denen ja viele durch sie ausgespitzelt, angegeben wurden, ihnen verzeihen, sich mit ihnen abfinden werden, erscheint ausgeschlossen. Die Regierung hat eher Partei für dieselben ergriffen, indem sie keine derselben bestraft, benachteiligt, verabschiedet hat. Der Kriegsminister Berteaux mahnt zum Vergessen, zu kameradschaftlicher Einmütigkeit. Gleichzeitig weist er in einem Rundschreiben auf frühere Verordnungen über die Vereine hin, denen die Offiziere beitreten dürfen. Die Großloge erläßt nun ihrerseits eine Rundschrift an die Offiziere, die zum Eintritt in die Logen auffordert, indem sie auf dieses Rundschreiben des Kriegsministers hinweist. Die erwähnten Verordnungen gestatten also den Offizieren den Eintritt in Logen, während man sie als Verdächtige ausspitzelt und angibt, wenn sie in die Kirche gehen, selbst nur ihre Frauen dorthin begleiten! Der Gegensatz, Widerspruch, ist zu grell, um nicht Aufsehen zu erregen.

Infolge der Veröffentlichungen über die Angeberei sind mehrere Offiziere, sowie auch Beamte, auch echt republikanische Politiker, welche für Dreyfus eingetreten waren, aus den Logen getreten. Einige äußerten sich dabei öffentlich sehr scharf gegen die Ausspitzelung, so namentlich Joseph Reinach und Pressensé. Schon über tausend Mitglieder der Ehrenlegion haben die von Rousse, Mitglied der Akademie, und General Fevrier angeregte Eingabe an den Ordensrat unterzeichnet, welche die Ausschließung der an der Ausspitzelung beteiligten Offiziere aus der Legion verlangt. Zu den zahlreichen hervorragenden Unterzeichnern gehört auch der frühere Präsident der Republik, Casimir Perier.

Combes ist wohl nicht ohne Besorgnis ob dieser Bewegung gegen die Angeber der Offiziere. Er ließ den Generalrat Florentin, Vorsitzender des Ordensrates der Ehrenlegion, zu sich entbieten. Man sagt, er habe denselben bewegen wollen, der Eingabe keine Folge zu geben, dieselbe nicht dem Ordensrat zu unterbreiten. Er soll Florentin mit Entsetzung gedroht haben, während der General erwidert habe, er werde sich an den Großmeister der Ehrenlegion, das Staatshaupt, also Loubet, wenden. Dieser würde, wenn die Sache weiter verfolgt wird, eine Entscheidung zu treffen haben, deren Wirkungen jedenfalls viel weittragender sein müßten als die meisten Handlungen, die bisher ein Präsident der Republik vorgenommen. Denn, wie gesagt, die Sache greift so tief ein wie jemals eine öffentliche Angelegenheit. Nicht bloß im Heer, auch im ganzen Volke, in der öffentlichen Meinung, herrscht nur eine Stimme: nämlich, daß die Angeber, und überhaupt die Freimaurer, aus dem Offiziersstand scheiden müssen. Eine gewisse Abneigung gegen die Freimaurer hat stets in weiten Kreisen geherrscht. Haben doch Personen gerichtlich Klage gegen Blätter erhoben, die ihnen und ihrem Geschäft geschadet, weil sie öffentlich anklagten, Freimaurer zu sein. Ein wirklicher allgemeiner Haß gegen dieselben ist jedoch weniger zu verspüren. Können doch die Freimaurer bei öffentlichen Aufzügen, Beerdigungen mit all ihren Abzeichen, Schurzfell usw. erscheinen. Bei seinen Fahrten in der Provinz empfing Felix Faure, außer den Behörden, stets auch die Abordnungen der Logen. Natürlich ist man aufgeregt gegen dieselben wegen der nun ans Tageslicht gekommenen Ausspitzeleien. Angeberei hat immer als etwas Schimpfliches, Unehrenhaftes gegolten. Da dieselbe gegen das Heer geübt wurde, welches gerade über der Republik als Hort, als Palladium Frankreichs gilt, bringt die Ausspitzelei um so größere, allgemeinere Empörung hervor.

Wird nun Florentin die Eingabe dem Ordensrat vorlegen? Dieser hat über die Würdigkeit der aufzunehmenden Mitglieder der Ehrenlegion zu befinden, betreffenden Falles dieselben auszuschließen. Die Ausschließung muß, gleich der Ernennung, von dem Großmeister unterzeichnet sein. Da es sich in der jetzigen Sache um die Ausschließung einer größeren Zahl, wohl einiger Hundert Ritter der Ehrenlegion handelt, kann die Mitwirkung Loubets um so weniger umgangen werden. Als gesetzliches Haupt des Heeres muß ohnedies Loubet eingreifen, wenn die Eingabe, der bezügliche Beschluß des Ordensrates, an ihn gelangt. Soll er, als oberster Wahrer der Ehre des Heeres, von Rittern der Ehrenlegion, von Offizieren betriebene Ausspitzelei billigen, als ehrenhaft anerkennen? Würde sich nicht ein allgemeiner Sturm der Entrüstung erheben, vor dem er weichen, unrühmlich abtreten müßte. Wird sich für ihn, für den General Florentin, dem Ordensrat, die Ehrenlegion überhaupt, ein Ausweg finden? Da Loubet nur noch fünfzehn Monate zu regieren hat, kann er um so eher seine Stellung aufs Spiel setzen.

Soll dies ein Fingerzeig sein? Unter den zu Neujahr ernannten neuen Rittern befindet sich auch Buffandeau, den das Amtsblatt also bezeichnet: „Publizist; neunundzwanzig Jahre ausgezeichneter Dienste." In der gesamten Presse glänzt aber Buffandeau durch Abwesenheit, gänzliche Unbekanntheit. Nach vielen Nachforschungen wurde herausgebracht, daß Buffandeau, ähnlich wie Bidegain, bei der Großloge angestellt ist. Ob er auch an der Beschaffung der Spitzelpapiere beteiligt gewesen, ist nicht festgestellt, doch ist er Vizepräsident des radikalsozialistischen Ausschusses des das Seinedepartement (Paris) gänzlich umschließenden Departements Seine-et-Oise. Das Ehrenbändel hat er auf Vorschlag des Innern-Ministeriums, also Combes, erhalten. Da die Großloge durch ihren Oberschriftwart Vadecard — schon längere Jahre Ritter der Ehrenlegion — eigentlich die Ausspitzelung des Heeres betrieben hat, wird die Bebändelung Buffandeaus in dem jetzigen Augenblick vielfach als eine Herausforderung, als Trotz, aufgefaßt. Jedenfalls kann danach geschlossen werden, daß Combes vorderhand nicht zurückweicht, für seine Pappenheimer einsteht. Ueberhaupt darf hervorgehoben werden, daß Combes bis jetzt die Seinigen nicht im Stich zu lassen pflegt. Die Loge zu Saint-Germain en Laye hat Buffandeau und Bourelly, Kanzleivorstand des Kriegsministers Berteaux, ein Ehrenmahl zur Feier ihrer Bebändelung veranstaltet. (Ueber die letzten Ereignisse in Paris vergl. den Artikel „Der Todeskampf des Ministeriums Combes" von Fritz Nienkemper unter „Weltrundschau".)

Ein Heide über schlechte Reden, Bilder und Spiele.

Von
G. Gietmann, S. J.

Die Lex Heinze rief einen Sturm der Entrüstung hervor, und die Kunst fährt fort, nachdem sie den ersten Angriff abgeschlagen hat, ihre Freiheit in rücksichtsloser Weise auszubeuten; das Theater beansprucht dieselbe Ungebundenheit. Inzwischen bricht sich aber doch die Ansicht Bahn, daß die Korruption der Massen nicht ohne strengere Maßregeln aufzuhalten sei. Was würde wohl Aristoteles, der nicht eben zu den „Obskuranten" gehört und die berühmtesten Werke der griechischen Kunst, auch der schon entarteten, vor Augen gehabt hat, für ein Urteil abgeben, wenn er unter uns stünde und um seine Meinung gefragt würde? Er hat es in nüchterner wissenschaftlicher Form Politik 7,17 niedergeschrieben. Es heißt da: „Offenbar muß auch das Anschauen unziemlicher Gemälde und Bühnendarstellungen (aus dem Staate) verbannt sein. Es sei daher die Sorge der Obrigkeit, weder ein Bildwerk noch ein Gemälde, in welchem derartiges dargestellt ist, zu dulden.... Die jüngeren Leute dürfen weder bei Possenspielen noch bei Komödien als Zuschauer gesetzlich zugelassen werden, bevor sie das Alter erreicht haben, in dem sie bei den Mahlzeiten und Trinkgelagen ihren Platz erhalten, und die Erziehung sie alle gegen derartige Einflüsse sichergestellt hat". Noch mehr: in dem Idealstaat des Philosophen sollen auch unsittliche Reden streng verpönt sein, vorzugsweise, wenn auch nicht allein, zu dem Zwecke, damit die zarte Jugend nicht verdorben werde. „Die Vernunft gebietet schon, dieses Alter von unedlen Reden und Anschauungen fernzuhalten. Es muß freilich der Gesetzgeber überhaupt alles schändliche Gerede, wenn irgend etwas, aus der Stadt verbannen, weil infolge leichtfertiger Reden auch die schlechten Handlungen naheliegen, zumeist aber

aus dem Kreise der Jugend, damit sie nicht etwa derartiges rede oder höre. Wenn sich also herausstellt, daß einer, sei es in Wort oder Werk, sich gegen ein solches Verbot vergangen hat, so soll man ihn, wenn er dem Stand der Freien angehört, aber zu den gemeinsamen Mahlen noch nicht zugelassen wurde, mit Ehrenstrafen und Schlägen züchtigen; wenn er jedoch in vorgerückterem Alter steht, so soll man ihn wegen seiner gemeinen Gesinnung mit solchen Strafen belegen, die sonst nur über Unfreie verhängt werden"

So spricht die Vernunft des Heiden, wo sie, durch äußere Verhältnisse nicht beirrt, frei urteilen darf. In einem Punkte aber **scheint** sich auch Aristoteles vor dem Zeitgeist und den bestehenden, öffentlich anerkannten Mißbräuchen zu beugen. Bei den unziemlichen Darstellungen nimmt er nämlich die Tempel gewisser Götter aus, „in denen das Gesetz die üppige Darstellung freigibt, jedoch nur den im Alter Vorgerückten die Teilnahme an der religiösen Feier in ihrem eigenen Namen und im Namen ihrer Kinder und Frauen gestattet". Das wird sich auf gewisse Kulte beziehen, deren Gegenstand die Fruchtbarkeit der Erde und der Menschheit betraf. Aristoteles fügt alsbald hinzu, daß er die genannten Fragen (betreffs der Bilder und der Schauspiele) an späterer Stelle genauer erörtern wolle; es werde sich da herausstellen, „ob so etwas überhaupt zu verbieten oder zu erlauben sei und inwiefern". Wir haben die angekündigte Lösung der Fragen nicht mehr, und mögen immerhin annehmen, daß er zu einigen Zugeständnissen bereit war; es klingt aber doch durch, daß er wünschte, man möge das oben Gesagte nicht mißverstehen. Vielleicht, daß er jenen Kulten eine höhere allegorische Bedeutung geben und im übrigen sein zustimmendes Urteil näher einschränken wollte. Wie immer dem auch sein mag, für uns hat nur Interesse, was er mit klaren Worten ausspricht. Man sucht solche Aeußerungen bei einem Heiden nicht. Wenn man damit gewisse Verlautbarungen unserer Zeit vergleicht, so erkennt man einen traurigen Tiefstand, ich will gewiß nicht sagen, des sittlichen Lebens — wer wollte da dem Heidentum das Wort reden? — aber der Umsicht in Beurteilung der öffentlichen Sittlichkeit. Allerdings wird uns aus dem Altertum wohl keine Aeußerung erhalten sein, in der die Wahrheit einen so entschiedenen Ausdruck fände; aber der Stagirite wiegt allein viele Zeugen auf; jedenfalls müssen wir uns wundern, wenn wir in der Gegenwart so oft eine gleiche Klarheit der Grundsätze schmerzlich vermissen. Nicht selten wurde und wird die sittlich-ästhetische Frage ebenso prinzipiell wie von Aristoteles aufgestellt und beantwortet; aber eine der Sitte und der Kunst verderbliche Lösung hören wir so laut vertreten, als ob sie durchaus auf alleinige Geltung Anspruch erheben wollte. Gar nicht wenige neigen zu der Meinung hin, daß Staatsanwalt und Polizei mit Theater, Schauläden und Romanen gar nichts zu schaffen hätten; Aristoteles stellt dagegen auch die Reden der Bürger unter die staatliche Aufsicht. Es kann kein Zweifel sein, daß er der endlos gepriesenen knidischen Aphrodite die andere bekleidete, welche die Bürger von Kos sich wählten, vorgezogen haben würde. Seinem Zeitgenossen Demosthenes, der (II. Ol. § 19) gegen sittenlose Tänze, Mimen und Lieder eifert, hat er schwerlich widersprochen. Die Ausstellung nackter Bilder in Straßen und Gärten und grobsinnlicher Gemälde in öffentlichen Museen hätte seine Billigung nicht gefunden. Leichtfertigen Bühnenvorstellungen mit freiem Zutritt für alle redet er nicht das Wort. Und wäre zu seiner Zeit die Sündflut schlechter Romane schon so allgemein gewesen, gewiß, er hätte seiner Entrüstung darüber lauten Ausdruck gegeben. Er würde eher in Quintilians Sinne gesprochen haben, der nicht will, daß man den **ganzen Horaz** — und Horaz gehört durchaus nicht zu den schlechtesten Dichtern — in der Schule lese (Instit. 1, 94). Würden beide Heiden den ganzen Goethe für die Haus- und Familienbibliothek empfehlen? „Knaben gebührt", schreibt auch Juvenal, „ehrfürchtige Rücksicht" und „kein häßliches Wort, kein häßlicher Anblick entweihe die Schwelle, wo ein Knabe verweilt" (Sat. 14, 44 ff.). Da nun das christliche Ideal der Sittlichkeit doch noch etwas höher steht als das heidnische, so fordert die notwendigste Rücksicht auf die Jugend, daß von allen Orten, die von ganz jungen Leuten besucht, aus allen Büchern, die von ihnen voraussichtlich gelesen werden, alles Anstößige fernbleibe. Man kam vor nicht so langer Zeit geradezu in Verlegenheit, wenn man jüngeren Leuten, die auch gar keine Kinder mehr waren, eine Anzahl illustrierter Werke über Kunst empfehlen sollte. Erst die neueste Zeit hat dem Bedürfnis einigermaßen abgeholfen. Billigerweise können aber auch Erwachsene darauf Anspruch machen, daß ihnen nicht von rücksichtslosen Künstlern die Röte ins Angesicht getrieben, daß ihnen nicht ganze Kunstsammlungen unzugänglich gemacht werden, weil es sich für einen anständigen Menschen wegen einer Anzahl von Bildern nicht ziemt, sie zu besichtigen.



Auf den Tod Ferdinande v. Brackels.

Ein Glockenton! — So bist auch du dahin,
In deren Hand ein stolzer Brand geleuchtet;
Er strahlte uns in ferner Jugend Land —
Wie sich das strenge Auge heimlich feuchtet!

Und in der Seele wiederklingt, erwacht
Das starke Lied, so du für uns gesungen,
Ein Glaubenslied, ein Lied von tiefer Treu
Und Lebensliebe, die sich selbst bezwungen.

Die Jugend deiner Tage liebte dich!
Kann schön're Palme überm Hügel sprießen?
Und kann ein tiefres Wort dein Lebenswerk
In die krístall'ne Form zusammenschließen?

In Schloß und Hütte hattest du ein Heim,
Wir lauschten auf, wenn deine Stimme schallte
Im Heimatstone nach Westfalenart.
Des Blutes Strömung dir entgegenwallte.

Denn deine Eigenart war deutsch und rein;
Des Wortes Ehre hast du blank gehalten;
Und deine Muse trug der Droste gleich
Des Opferkleides weiße Priesterfalten.

Nun bringen wir dir einen späten Dank,
Den Rosenkranz, im Jugendland gebrochen —
Das schlichte Wort, in dem aufs neu für dich
Die heißen Schläge unsres Herzens pochen.

M. Herbert.



Ferdinande von Brackel.

Von

Leo van Heemstede.

„Es bedürfte einer Studie", schreibt der selige Pater W. Kreiten in den „Laacher Stimmen", „um den Roman ‚Im Streit der Zeit' nach Gebühr zu würdigen!"

Um wie viel mehr bedürfte es einer gründlichen Vorbereitung, um die ausgezeichnete westfälische Dichterin, die am 4. ds. Mts. zu Paderborn gestorben ist, nach der künstlerischen wie nach der persönlichen Seite getreu zu porträtieren!

Eine solche Arbeit muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben; die Tagesliteratur kann keine andere Feder als die eines velociter scribentis brauchen und so komme ich eiligst der an mich gestellten Aufforderung nach, aus der spärlichen Quelle schöpfend, die der Augenblick mir bietet.

Ich nannte Ferdinande von Brackel geflissentlich **Dichterin**, während sie mehr allgemein als Romanschriftstellerin bekannt ist und genannt wird, und wohl auch geschätzt, denn während von ihren Romanen, deren erster „Die Tochter des Kunstreiters" 1875 erschien, mehrere 10, ja 20 Auflagen erlebten, haben ihre gesammelten Gedichte, die sie 1873 erscheinen ließ, sieben Jahre auf eine zweite, acht weitere auf eine dritte warten müssen und sie lägen wahrscheinlich jetzt wohl kaum in fünfter vor, wenn nicht die Erfolge der Romanschriftstellerin der Dichterin die Wege gebahnt hatten.

„Seltsam," so schrieb sie mir einmal, „daß, wie in keiner anderen Zeit, so viele dichten und so wenige gerne Dichtungen lesen!"

Seltsam ja, aber doch weniger verwunderlich, wenn man die Menge der Verse in Betracht zieht, womit der Markt heutzutage überschwemmt wird. Ich kann aus langjähriger Erfahrung reden: unter hundert neuen Gedichtsammlungen ist kaum ein brauchbares, geschweige denn ein hervorragendes Opus zu finden und dem Publikum kann man unmöglich wie uns geplagten Kritikern zumuten, aus dem bergehohen Reimschlamm die wenigen Perlen herauszulesen.

Unter der Ungunst dieser Verhältnisse, die allerdings vor dreißig Jahren nicht so schlimm waren wie jetzt, hat auch Ferdinande von Brackel leiden müssen. Wenn ihre Gedichte auch nicht an die ihrer großen Landsmännin Annette von Droste heranreichen, so haben beide Dichterinnen doch manches mit einander gemein. Auch Ferdinande von Brackel ist ihren eigenen Weg gegangen und hat die Feld- und Waldblumen den zivilisierten Pflanzen vorgezogen.

„Es ist wohltuend", sagt P. Kreiten, „in unserer krankhaften Zeit die gesunden, „trotzigen" Klänge dieser westfälischen Harfe zu vernehmen. Da ist freilich viel von Schmerz und Leid die Rede, aber niemals tränenseliges Geklage, sondern ein echt christlicher, männlicher Widerstand, frei von krankhaftem Pessimismus. In all den herrlichen Liedern ist kein Kokettieren mit wirklichem oder gemachtem Leid, sondern überall der christliche Kampf und daher auch eine gesunde Männlichkeit. Eine weitere rühmliche Eigenschaft ist die Vaterlandsliebe, die überall durchbrechende Liebe zur roten Erde und zu ihren Bewohnern. Originell, kräftig und gesund wie in den lyrischen erweist sich Br. in den epischen Gedichten, die zwar gering an Zahl, doch der Mehrzahl nach von wirklich dichterischem Werte sind. Einzelne erinnern geradezu an Uhlands große Manier?"

Eines der ergreifendsten und bekanntesten Gedichte aus dem unverwelklichen Strauße sei hier zur Erinnerung aufgefrischt:

Es waren fünf.

(1866.)

Der Vater schauet so froh hinaus,
Die Buben spielen vor seinem Haus:
Es waren fünf.

Die Buben wachsen gar frisch heran,
Der Vater blicket stolz sie an;
Es waren fünf.

Der Kaiser rüstet sein stattlich Heer,
Wer gab der schmucken Kämpfer mehr?
Es waren fünf.

Das Land erdröhnt vom Donner der Schlacht,
Der greise Vater betend wacht.
Es waren fünf.

Da kommt so schlimme Botschaft schon:
Gebt einen Kranz dem tapfern Sohn;
Es waren fünf.

Und wieder Trauerkunde kam.
Und wenn auch zwei der Herr mir nahm:
Es waren fünf.

Gebt einen Kranz auch ihm zum Ruhm;
Doch dreie bleiben mein Eigentum.
Es waren fünf.

Doch weh, es bringet Stund' auf Stund'
Noch immer neue Trauerkund'.
Es waren fünf.

Und ehe zu End' der grause Tag,
Der Vater noch einmal leise sprach:
Es waren fünf.

Dann sinkt er nieder todesbleich;
Herr, laß ihn zählen im Himmelreich:
Es waren fünf.

Das ist ein Stück wie aus einem Guß, das Motiv so einfach wie möglich, aber die Behandlung meisterhaft, klassisch, vom größten Dichter kaum zu übertreffen.

Was mir an Ferdinande von Brackels Gedichten hauptsächlich gefällt, ist das Natürliche, Einfache. Sie gibt sich, wie sie ist, frei von aller Gespreiztheit, von aller Effekthascherei und Pose, die in der Moderne so anwidert. All diese neueren Dichter stellen sich vor den Spiegel hin und studieren die Grimassen, die sie dem einfältigen Publikum vorschneiden wollen, sie sind alle mehr Schauspieler als Dichter. Was den Dichter macht, ist das Herz; ist dieses auf den rechten Ton gestimmt, so gibt es einen guten Klang. Bei Ferdinande von Brackel stand die Künstlerin in vollem Einklang mit der Persönlichkeit und daher mutet ihr ganzes Schaffen uns so harmonisch an.

Die Liebenswürdigkeit, die natürliche Liebenswürdigkeit war ein Grundzug ihres Charakters, es war ein Genuß, persönlich wie brieflich mit ihr zu verkehren.

Das Standesbewußtsein war ihr eigen, aber nicht der Adelsstolz, der verächtlich auf das Bürgertum niederschaut. „Ja", sagte sie mir einmal, „niemand kann aus seiner Haut fahren, wir langweilen uns am liebsten **unter uns**", aber sie sagte das mit so schalkhaftem, selbstironisierendem Lächeln, daß man sich als Bürgerlicher von ihrem Diktum nicht gekränkt fühlen konnte. Ich habe es so wie so immer kleinlich und plebejisch gefunden, gewisse Vorrechte des Adels nicht anerkennen zu wollen, während man vor den gekrönten Häuptern, die doch weiter nichts sind als Blüten der edlen Geschlechter, in Ehrfurcht schier erstirbt.

Freiin von Brackel war eine nicht minder feine Dame als die würdige Mutter des Unterdechanten Septimus Crisparkle in Dickens — leider unvollendetem — Roman Edwin Drood.

„Was gibt es Anmutigeres als eine alte Dame (eine junge ausgenommen)", schreibt der unvergleichliche Humorist, „wenn ihre Augen noch klar sind, wenn ihre Gestalt stattlich, der Ausdruck ihres Gesichtes freundlich und ruhig ist, wenn ihr Anzug so gut gewählt in seinen Farben, so passend für die Person und so knapp anliegend ist?"

Der Vergleich paßt zwar nicht ganz, da ja jeder mehr oder weniger hinkt, Freiin von Brackel lebt aber in meiner Erinnerung, und ich bin verschiedene Male hier und in Ems, sowie auf der Katholikenversammlung in Dortmund mit ihr zusammengetroffen, als eine überaus feine Dame, in deren Gesellschaft man sich vollkommen wohl befand. Sie machte nicht den geringsten Versuch, geistreich sein zu wollen, aber sie war es, ihre Unterhaltung war durchaus anregend und witzig.

Ich erinnere mich, daß das Gespräch auch auf ihren neuesten Roman „Im Streit der Zeit" (1897) kam, von dem P. Kreiten sagt: „Es war kein leichtes Wagestück, als objektiver Künstler an die Behandlung von Fragen zu treten, in denen noch recht lebende politische und religiöse Interessen — der Bruderkrieg von 1866 und der Kulturkampf — eine so große Rolle spielten, bei deren Darstellung der Erzähler so leicht zum Parteimann werden mußte. Ohne jegliche Parteinahme geht es freilich auch bei Ferdinande von Brackel nicht ab, das wäre ja unmöglich, aber die Dichterin hat es verstanden, **preußisch** und katholisch zu sein ohne Tendenz und Verletzung des Gegners."

Ich war und bin nicht ganz dieser Meinung. Meiner Ansicht nach hat Freiin von Brackel den preußischen Standpunkt zu sehr betont, das von Preußen seinen Brüdern und der Kirche zugefügte Unrecht nicht tief genug empfunden. Ich gab ihr dieses auch unumwunden zu verstehen, sie verteidigte sich mit Kraft und Geschick, aber wir schieden, beide bei unserer Auffassung verharrend, als die allerbesten Freunde.

Auch in bezug auf die Kritik ihrer schriftstellerischen Leistungen war sie durchaus nicht empfindlich wie so mancher jugendliche Dichterling, der mir Unwissenheit vorwirft, wenn ich das geringste an seinen Reimereien auszusetzen wage.

Die technischen Mängel ihrer Gedichte, auf die Kreiten in einer Note zu seiner äußerst anerkennenden Besprechung aufmerksam macht, hat sie sehr wohl erkannt.

Als sie mir einmal einen Beitrag für die „Dichterstimmen" gesandt hatte, schrieb sie: „Schicken Sie mir, bitte, jedenfalls die Druckbogen mit den betreffenden Bemerkungen Ihrerseits über schreckliche Verse (ich habe ganz greulich daran gefeilt und gearbeitet), bin aber immer Korrekturen zugänglich, bin kein krittliches Gemüt! Räsonieren Sie, wie Sie wollen, Ihr Pegasus steigt immer gleich in die Wolken, meiner galoppiert ganz munter auf dem irdischen Boden, und mal etwas anderes ist das kleine Ding doch. Ja, wenn Ihre Damen nun auch räsonieren und es nicht hochtrabend genug finden, dann bin ich freilich durchgefallen — aber dem Volk ist es so abgelauscht."

In diesen beiden Sätzen: dem Weilen auf irdischem Boden und dem Volksablauschen, bezeichnet sie zwei Dinge, die für den Romanschriftsteller weit mehr als für den Dichter, dessen Gebiet nun einmal die höhere Sphäre ist, von größter Wichtigkeit sind.

Die adligen Kreise waren für sie ja die nächstliegenden und es ist somit wohl selbstverständlich, daß ein guter Teil ihrer Szenen auf dem Parkettboden sich abspielt, aber sie hat sich nicht in ihre Burg eingeschlossen, sondern sich auch in anderen Kreisen tüchtig umgeschaut.

In der „Tochter des Kunstreiters" wird das Zirkus- und Studentenleben vorgeführt, im „Spinnlehrer von Carrara" (1887) ist ein westfälischer Bauernsohn der Hauptheld, in „Daniella" (1878) ist ihr die Charakterzeichnung einer geistreichen, kunstverständigen Jüdin in vollendeter Weise gelungen. Der letztere Roman wird von kompetenten Kritikern, wie Heinrich Keiter einer war, für ihr Meisterwerk angesehen und höher bewertet als der am meisten verbreitete erste. Die Frage läßt sich nicht kurzerhand abtun, hier fehlt uns vollends der Raum dazu. Von weiteren Romanen seien nur noch genannt: „Am Haidstock" (1881), „Prinzeß Ada" (1884); dazwischen erschienen zahlreiche Novellen: „Nicht wie alle anderen" (1877), „Aus fernen Landen" (1877), „Vom alten Stamm" (1889), „Nur eine kleine Erzählung" (1898) usw.

Die Novellen der letzten Jahre haben nicht dazu beigetragen, den Ruhm der Verfasserin zu vermehren, sie sind durchweg un-

bedeutend. An den Novellen wird ausgesetzt, daß sie auffallende Längen bei prinzipiellen Erörterungen in der Konversation oder Charakteristik aufweisen. Im Roman mögen dergleichen Abschweifungen hin- und wieder unvermeidlich und daher auch gestattet sein, in Novellen sind die langen und schweren Reflexionsschleppen nicht angebracht. Doch wie die Dichterin einmal sang: „Es zieht wohl mal ein Rauch durchs Haus", so kann dieser Rauch dem Hause selbst doch keinen Abbruch tun, ebensowenig wie der aufgewirbelte Staub ein schönes Möbel- oder Schmuckstück zu entwerten vermag.

Mit Ferdinande von Brackel ist eine eminente Dichterin aus dem Leben geschieden, deren Romane an Wert die meisten jener überragen, die durch einen launischen Einfall der Mode von einer Hand zur anderen gehen.

Wider die katholische Belletristik hat man ja im allgemeinen im gebildetseinwollenden Deutschland eine chinesische Mauer errichtet; in der „Gesellschaft" kennt man keine katholischen Schriftsteller und viele Katholiken sind leider so einfältig, es sich als eine Ehre anzurechnen, zu dieser Gesellschaft zu gehören und die „Gartenlaube" dem „Hausschatz" vorzuziehen.

Doch mögen andere gering achten, was sie nicht kennen und kennen zu lernen nicht wünschen, das Gebotene verliert deshalb kein Teilchen seines Wertes. Und wenn einst ein Unparteiischer mit der zuverlässigen Wage der objektiven Gewissenhaftigkeit eine Nachprüfung der zeitgenössischen Literatur veranstalten wird, so werden Ferdinande von Brackels Werke sich neben dem Talmihaufen unserer Vielschreiber stets als echtes, schwerwiegendes, vollkarätiges Gold edler Dichtkunst ausweisen.



Das Sonnenlied.

Skizze aus dem Leben des hl. Franz v. Assisi.

Von

M. Herbert.

An einem heißen, südlichen Sommertage des Jahres des Herrn 1208 saß Sankt Franz von Assisi, der damals in der Blüte des Lebens stand und doch allen Genüssen des Lebens um der Liebe Christi willen entsagt hatte, auf einem Felsenvorsprung in der Nähe seines neugeschmückten Kirchleins Portiunkula und schwieg.

Wie alle großen Heiligen liebte er das Schweigen und die tiefen Einsamkeiten, in denen die Stimme Gottes vernehmbar wird für den, welcher zu lauschen versteht.

Er war ein schmächtiger Jüngling, dessen Gesicht bereits von den langen Entbehrungen seines armen Lebens gezeichnet war.

Aber eine unendliche Güte, Milde und Friedfertigkeit war in seinen Augen und sein Wesen trug in sich eine Liebenswürdigkeit und Gottseligkeit, welche die Tiere des Feldes und die Unmündigen und Armen früher entdeckten als die Erwachsenen, deren Blick durch Sünde und Eigennutz getrübt ist.

Franziskus schwieg und schaute, denn damals, da alle sich von ihm lossagten als von einem Wahnwitzigen, der freiwillig aus Ueppigkeit und Wohlleben in Armut und Niedrigkeit ging, als der Spott der Unverständigen und die Schmähworte der Lasterhaften ihn trafen, als der Pöbel Steine und faules Obst nach ihm warf, wenn er durch die Straßen seiner Heimatstadt ging, damals, als die Felder und Wälder seine Heimat wurden, als er kein Dach über dem Haupte und keine Schuhe an den Füßen besaß, als nur die Vögel unter dem Himmel und die Tiere des Waldes seine Gefährten waren, da lernte er zu schauen, zu schweigen und zu verstehen. Da ward ihm kund, daß des Himmels Freuden für die Verlassenen und Gedemütigten sind. Da nahm das Blau des Himmels eine erhöhte Kraft an, ihm zu leuchten, die Bäche sangen ihm Trostlieder zu, die Ströme stimmten mit ihrem gewaltigen Rauschen in seine Psalmen, das Meer erzählte ihm von der Ewigkeit, die Bäume schienen ihren Schatten für ihn zu vertiefen, die Sonne wärmte ihn voller Güte und die Sterne kamen eigens herauf, ihn zu trösten; ja die ganze Natur überbot sich darin, ihm wohl zu tun.

So überkam St. Franziskus die tiefe Erkenntnis, daß nicht bloß die Menschen — die armen, treulosen Menschen, die das so schwer begreifen können, das anders geartet ist als sie — unsere Mitgeschöpfe sind, sondern daß wir mit allem, das Gott ins Leben rief, verbrüdert und verschwestert sind. Und aus der Seele des heiligen Franziskus, dieser tiefen, aus dem Kern des Herzens Gottes geborenen Seele, brach wie ein gewaltiger Strom die Liebe zu der stummen Kreatur. Damals war es auch, da an St. Franziskus das Wort erging: „Ich will dir das steinerne Herz nehmen und ein fleischernes geben".

Wie er nun so saß, in das tiefe Schweigen der Betrachtung versunken, kam durch die helle, in Sonnenschein und Hitze gleichsam glühende Luft eine lichtgrüne große Grille geflogen und da er segnend die Hand nach ihr ausstreckte, als nach einem verbrüderten und befreundeten Wesen, ließ sie sich auf der Fläche seiner Hand nieder und begann zu singen. Zuerst leise und dann immer lauter und jubelnder und in diesem Augenblicke ward es dem Diener Gottes — wie einst dem weisen Könige Salomon — verliehen, die Sprache aller Kreaturen zu verstehen. Ach, wer vermöchte zu sagen, welch Raunen und Runen da um ihn entstand, wieviel tiefe und süße Geheimnisse seinem Herzen preisgegeben wurden!

O wie herrlich war doch das Loblied Gottes, das diese arme Grille auf seiner Hand nun anstimmte!

Es war ein Sonnenlied, gleichsam entstanden aus der lebenspendenden Glut des mächtigen Tagesgestirns, gesponnen aus den goldenen Strahlen, die weithin Fels, Wiese, Baum, Strauch, Fluß und menschliches Heim in einen Muttermantel der Liebe hüllten.

So ungefähr sang die Grille:

„O ewige Sonne, die du gütig bist wie das Herz Gottes, ich lobe und preise dich im Namen des Allmächtigen, der dich erschuf!

O ewige Sonne, meine Mutter und Erfreuerin! Ich danke dir, weil mein kleines Leben durch dich erstand, weil durch dich mir Glück, Freude und die Seligkeit deines glänzenden Anblicks zuteil wurden.

O ewige Sonne! Ich liebe dich, weil durch dich das grüne Moos, das mein Bette ist, der Halmenwald, der mich schützt, die Wärme, die mich erhaltend umgibt, wurden. Ich liebe, liebe, liebe dich — o ewige Sonne!"

Es ist nicht zu sagen, von welcher Wonne erfüllt das Herz des Heiligen ward, als er des Wortlautes dieses Gesanges inne wurde. Er fühlte die selige Begnadigung, die in solchem Verständnis lag, und sprach zu der Grille auf seiner Hand:

„Fliege davon, Schwesterlein! Entfalte deine smaragdnen, mit kostbarer Seide bezogenen Schwingen, erhebe deinen durchsichtigen Leib und setze das Lob unseres gebenedeiten Schöpfers an einer anderen Stelle fort, denn ich muß niederknien und danken, daß es dir verliehen ist, das Lob Gottes auf so herrliche Weise zu singen, wie meine Kraft es noch nie vermochte."

Gehorsam hob die Grille ihre Flügel und schwirrte hinüber in die leuchtende, mit Blumen durchflochtene Wiese, wo ihre Heimat war.

Sankt Franziskus aber fiel auf seine Knie, breitete weit die Arme aus und dankte Gott für seine unermeßliche Herrlichkeit, die stumm an den Stolzen und Gelehrten vorübergeht und den Armen und Demütigen ihre ganze Fülle offenbart.

Nun konnte er niemals mehr verlassen und freudlos dahin wandern, durch Wälder, öde Gebirgspfade und Haidewege. Nun war die Luft voller Stimmen, die Vögel auf den Bäumen erzählten ihm ihre süßen Geschichten, die Fischlein waren für ihn nicht stumm, die Insekten nicht seelenlos. Die ganze Welt war voller Melodien, aus denen ein tiefer Sinn sprach. Ja, er sah die Geister Gottes niedersteigen aus dem anderen Lande und ihre Botschaften tragen.

In jener Stunde war in die Seele des Heiligen von Assisi der Keim des herrlichen Liedes gefallen, das Italien als eines der ersten und ehrwürdigsten Denkmäler seiner dichterischen Kunst schätzt und verehrt.

Jahre waren dahingegangen, gnadenvolle Jahre für Kirche und Christenheit. Sankt Franziskus, der Verachtete und Verspottete, war ein Menschenfischer geworden.

Die Welt, die große, eitele, prachtliebende Welt, hatte zu seinen Füßen gesessen und das Evangelium der Armut, der Demut und des Gehorsams aufs neue empfangen.

Krieger hatten ihre Waffen, Fürsten ihre Kronen, Gelehrte und Dichter ihren Lorbeer, Reiche und Mächtige ihren Stolz abgelegt und dafür eingetauscht die schlichte braune Kutte, den Wanderstab, die Verborgenheit und das ruhelose Leben eines Bettlers Gottes. Abermals waren für die Welt jene glückseligen Zeiten gekommen, in denen der Frieden des Herzens mehr galt als Lust und Leidenschaft, in denen man die Vergänglichkeit darbot für die ewigen und unsichtbaren Güter.

Aus dem schlichten Sohne des Bernardone war ein Herold Gottes geworden, um den die Menge sich sammelt, um der Anfeuerung seines Wortes teilhaftig zu werden.

Aus dem Manne, dem die Vögel des Himmels und die wilden Tiere gehorsam waren und der ihre Sprache verstand, war ein Kenner des menschlichen Herzens emporgewachsen, ein Versteher jenes geheimnisvollen Herzens, das Gott mit so vielen Siegeln und so vielen unverständlichen Schriftzügen versah, um es für seine eigene Lesung vorzubehalten. Franziskus aber ließ der Schöpfer

aus dem Borne seiner Allwissenheit trinken und selbst diese schwerste aller Bürden ward ihm zu seliger Begnadigung.

Aber noch lebte in der Seele des Heiligen wie damals in seiner Jünglingszeit der gewaltige Hunger nach Einsamkeit, nach dem ausschließlichen Alleinsein mit seinem Gott und Herrn.

Und so begab er sich zwei Jahre vor dem Ende seines tatenreichen Lebens hinaus in eine unwirtliche Oede auf dem Berge von Alverno. Dort lebte er vierzig Tage lang als Einsiedler, fastete bei Tag und brachte die Nächte unter Gottes freiem Himmel im Gebete zu. Ja, er lobte Gott mit weit ausgebreiteten Armen, bis das geliebte Gestirn des Tages die leuchtende Stirne über den Kämmen des Gebirges erhob.

Dort auf dem Berge von Alverno geschah es, daß, als eines Morgens die ganze Welt, die Felsen und Abgründe, die Matten und Bäume in den roten Flammen des Morgenrotes standen, daß aus seiner Seele das gewaltige Sonnenlied brach, dessen unvergängliche Verse, wie eine große Glockenstimme aus vergangenen Jahrhunderten zu uns herüberläuten:

Altissimo omnipotente, bon Signore! Tue son le laude, la gloria et l'honore et ogni benedictione: a te solo se confano et nullo homo è digno de nominar te.

Laudato sia Dio mio Signore con tutte le tue creature, specialmente messer lo frate sole: lo quale giorna et illumina nui per lui: et ello è bello, et radiante cum grande splendore: de te Signore porta significatione.

Laudato sia mio Signore per sor luna, e per le stelle: in celo le hai formate clare et belle.

Laudato sia mio Signore per frate vento, et per l'aire, et nuvolo, et sereno, et omne tempo: per le quale dai a le tue creature sustentamento.

Laudate sia mio Signore per sor aqua: la quale è molto utile, et humile, et pretiosa et casta.

Laudato sia mio Signore per frate foco, per lo quale tu allumini la nocte: et ello è bello et jucundo et robustissimo et forte.

Laudate sia mio Signore per nostra matre terra: la quale ne sustenta, et guberna et produce devirsi fructi, et coloriti fiori, et herba.

Höchster, Allmächtiger, gütiger Herr!
Dein ist der Preis, die Herrlichkeit und die Ehre und jegliche Benedeiung:
Dir allein gebühren sie:
Und kein Mensch ist würdig, dich zu nennen.

Gepriesen seist du, Gott, mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen,
vornehmlich mit dem edlen Bruder Sonne:
Welcher den Tag wirkt und uns leuchtet durch sein Licht:
Und schön ist er und strahlend in großem Glanze:
Von dir, o Herr, ist er das Sinnbild.

Gepriesen sei, mein Herr, um der Schwester willen, des Mondes, und
um der Sterne willen:
Am Himmel hast du sie geformet, klar und schön.
Gepriesen sei, mein Herr, um des Bruders willen, des Windes, und
um der Luft willen und der Wolken, und der heitern und
jeglicher Witterung:
Durch welche du deinen Geschöpfen Erhaltung schenktest.

Gepriesen sei, mein Herr, um der Schwester willen, des Wassers:
Welche sehr nützlich ist und demütig und köstlich und keusch.
Gepriesen sei, mein Herr, um des Bruders willen, des Feuers, durch
welchen du die Nacht erhellest:
Und er ist schön und freudig und sehr stark und gewaltig.

Gepriesen sei, mein Herr, um unserer Mutter willen, der Erde:
Die uns ernährt, und trägt und mannigfaltige Früchte gebiert und
farbige Blumen und Kräuter.

Diesem aus der Begeisterung für Gott geborenen Liede wohnte eine solche Kraft inne, daß diejenigen, welche es sangen, den Frieden des Himmels im Herzen spürten, so daß sie sich aufmachten, zu ihren Feinden gingen und ihnen den Friedenskuß boten, auf daß aller Hader auf Erden getilgt sei.

So kam jede selige Erhebung des Heiligen seinen Mitmenschen zugute, und in seinem unaufhaltsamen Fluge zur göttlichen Höhe nahm er Tausende und Abertausende mit sich und trug die Schwachen und Zagenden dem Lichte zu.

Als einst ein großer Streit zwischen seinen Mitbürgern ausbrach, unter dem auch die Minderen Brüder zu leiden hatten, dichtete er zu seinem Sonnenliede eine neue Strophe, die alle Herzen rührte und also lautete:

Laudate sia mio Signore, per queli que perdonano per lo tuo amore, et sosteneno in firmitate, et tribulatione: beati queli que sosteneranno in pace: che da ti altissimo serano incoronati.

Gepriesen sei, mein Herr, um deren willen, welche verzeihen aus Liebe
zu dir, und Schwachheit dulden und Trübsal:
Selig diejenigen, welche dulden im Frieden, denn von dir, o Höchster,
werden sie gekrönt werden.

Und siehe da: sofort ward der Frieden hergestellt. Die Streitenden versammelten sich, entblößten ihre Häupter und sangen gemeinsam des Sonnenliedes neuen, ergreifenden Vers.

So sehr war es dem Heiligen gelungen, der alten Schlange der Zwietracht den Kopf zu zertreten, so groß war seine Macht zu sänftigen, zu schlichten und zu vereinen.

Aber die schönste und tiefste Strophe dichtete Sankt Franziskus, als die letzte seiner Stunden herantrat, als er dem sterbenden Heilande ähnlich an Händen und Füßen durchbohrt auf seinem Schmerzenslager hingestreckt lag und die weinenden Brüder kaum noch einen Atemzug in seiner Brust wahrnahmen.

Da erhob er plötzlich die Stimme zu so lautem, überirdischem Jubel, daß es die Straßen durchdrang, in denen das bebende Volk von Assisi stand, und da sang er die letzte Strophe seines Sonnen- und Lebensliedes:

Laudate etc.

Gepriesen sei, mein Herr, um unseres Bruders willen, des leiblichen Todes:
Welchem kein lebendiger Mensch entrinnen kann.
Wehe dem, welcher in einer Todsünde verstirbt!
Selig diejenigen, welche ruhen in deinem allerheiligsten Willen!
Denn ihnen mag der zweite Tod nichts Böses tun.
Preiset und benedeiet meinen Herrn und saget ihm Dank:
Und dienet ihm in großer Demut.



Bühnen- und Musikschau.

Kgl. Residenztheater. Das Lustspiel „Die große Leidenschaft" von Raoul Auernheimer fand einen freundlichen Erfolg; es erzählt wieder einmal von einer schöngeistig veranlagten Frau, die im Begriff ist, ihrem Mann untreu zu werden, von diesem aber unmerkbar und mit kluger Taktik auf den rechten Weg zurückgebracht wird. Der Vergleich mit Sardous Cyprienne wird geradezu herausgefordert. Der Verfasser hat die Handlung durch einen leichthinfließenden, pointenreichen Dialog zu beleben verstanden, der den gewiegten Feuilletonisten verrät, im Vergleich zur mageren Handlung aber allzusehr zum Selbstzweck wird und daher vorzeitig ermüdet. Um die Aufführung machten sich die Damen Dandler und Reubke und die Herren Basil und Monnard — ersterer auch als Regisseur — sehr verdient.

Im Hoftheater gab man ein Ballettdivertissement „Ein Kostümball" und hatte hierzu Anton Rubinsteins Bal costumé dienstbar gemacht. Max Erdmannsdörfer hat die Stücke sehr wirkungsvoll orchestriert, damit aber auch die geradezu erschreckende Senilität der Rubinsteinschen Melodien doppelt unterstrichen. Frau Jungmann hat die Tänze recht charakteristisch arrangiert, aber das Ganze entbehrt jeglichen Interesses und die alte Schuld an das Publikum, das gänzlich brachliegende Ballett einmal wieder selbständig auftreten zu lassen, hat damit nur eine sehr geringe Abschlagszahlung erfahren.

Die Konzertwoche. Einen Wagner-Liszt-Abend brachte das achte Kaimkonzert; man denkt dabei unwillkürlich an die populären Konzerte, die sich dieses „ziehenden" Aushängeschildes fast allwochentlich erfreuen, und wir meinen, den Wagner betreffenden Teil seines Programms hätte Weingartner ruhig anderen Zwecken nutzbar machen dürfen; es besteht in Münchens Konzertsälen tatsächlich nicht das geringste Bedürfnis nach dem „Meistersinger-" und „Tristan"-Vorspiel, und ersteres habe ich, nachdem man nun einmal den Prinzregententheaterklang im Ohre hat, kaum je so nüchtern und unpoetisch gehört wie jüngst im Kaimsaal. Auch was Weingartner als Tristandirigent bedeutet, konnte man bei dieser Gelegenheit nicht ermessen. Die drei von Ludwig Heß gesungenen Lieder, deren Begleitung Mottl etwas zu delikat instrumentiert hat, lagen dem Vortragenden viel zu tief. Seine und des Dirigenten wirkliche Großtat war erst die Lisztsche übermächtige Faustsymphonie, deren Wiedergabe der Gewalt und dem Stimmungsreichtum des Werkes nichts schuldig blieb; warum aber läßt man nicht den Männerchor (den der Gesangverein Liederhort sehr tüchtig vertrat) in der von Liszt genau vorgeschriebenen Weise auftreten? Es wirkt durchaus nicht theatralisch und beseitigt den Anblick der Herren während der vorhergehenden Sätze, die für dieselben in oft ersichtlicher Weise nicht von besonderem Interesse sind.

Aus der Reihe der übrigen Konzerte hob sich hervor ein Klavierabend von Marie Geselschap, dessen Programm aus Werken moderner Komponisten bestand. Das Ausland, besonders Frankreich, war dabei besonders bevorzugt. Man durfte der Pianistin für diese Gaben immerhin dankbar sein, wenngleich ihre Kunst nicht über jeden Zweifel erhaben ist und ein gewisser Mangel an Gestaltungskraft empfindlich auffällt; man kann demnach annehmen, daß mit dem modernen Programm aus der Not eine Tugend gemacht war. Ein homo novus stellte sich im Jahreszeitensaal in dem Konzertsänger Friedrich Haag vor. Er hat eine kleine, aber sympathische Stimme, hinsichtlich seines Ausdrucks aber besitzt seine Palette nur eine Farbe, diejenige einer bald recht zudringlich wirkenden, übersüßen, triefenden Sentimentalität. Man fühlte sich in die Zeiten versetzt, wo „der Sänger mit blutiger Hand die Harfe spielte", und mußte schließlich doch einigen Widerstand gegen diese Art Schubertverwässerung empfinden. Im

Publikum schien der Sänger großen Anhang zu haben. Das Auftreten Jan Kubeliks im gleichen Saale vollzog sich unter den üblichen Begleiterscheinungen im Publikum. Er ist auch in technischer Hinsicht heute wohl der Größte. Daß Kubeliks starke Seite nicht auch das Mitempfinden ist, läßt sich schon aus seinen Programmen deduzieren; seinem Spiel haftet stets eine gewisse überlegene Kälte an und er hat nach dieser Richtung längst verloren, was z. B. der kleine Mischa Elman noch besitzt — jenes stets bereite, warm pulsierende Aufgehen in dem Werk, welches erst die eigentliche Verbindung zwischen dem Künstler und dem Zuhörer herstellt.

Brahms, ein Meister der Instrumentationskunst — diese neue These hat Felix Weingartner in einem Artikel in der „Allg Mus.-Ztg." aufgestellt. Nicht ohne Geschick windet er dabei dem Gegner seiner Ansicht im voraus die beste Waffe aus der Hand, indem er das in seinen früheren Schriften über Brahms Gesagte in aller Form widerruft. Seine Prämissen sind wohl auch richtig: daß die Ueberkoloristik und der Farbenrausch unserer modernsten Orchestertechniker (Strauß, Pfitzner) zu einer Abstumpfung des musikalischen Farbensinnes führen müssen, ist sicher; wenn in einem mehrstündigen Musikwerk z. B. der Trompete eine Rolle zugeteilt ist, die quantitativ fast jener der Streichinstrumente gleichkommt, so wird ihr Klang sofort selbstverständlich und sie verliert die Kraft, im geeigneten Moment als Schlaglicht zu wirken. Auffallend bleibt es aber, daß der Komponist des „Gefilde der Seligen", von dem man annehmen durfte, daß es den Sinneswert einer maßvollen Orchesterkoloristik genau abzuwägen verstünde, ausgerechnet auf Brahms zurückweist, der aus so großen Mitteln so überraschend wenig herausgeholt hat. Weingartner als Künstlererscheinung gibt ja schon seit einiger Zeit den Eindruck des „verhinderten Fortschritts"; nun ist er aber bei dem bekannten Gegenstück, dem „beförderten Rückschritt", angekommen, und aus seinem Artikel will mir weniger ein kommender Frühling für Brahms als ein beginnender Herbst für Weingartner hervorleuchten.

Verschiedenes. Im Mannheimer Hoftheater fand eine Urpremiere statt. „Irrlicht", dramatische Oper in drei Akten von Ludwig Fernand, komponiert von Leo Fall; die Musik soll in Erfindung wie Einkleidung nicht gewöhnlich, oft sogar volkstümlich sein; der Text enthält neben ansprechenden Milieuschilderungen aus der Zeit nach den Befreiungskriegen vieles dramatisch Packende. — In Turin hat eine dreiaktige Oper bei der Uraufführung einen starken Erfolg gehabt; es war dies die „Braut von Korinth", deren Stoff der Goetheschen Ballade entnommen und von Raffaelo Coppola in Musik gesetzt worden ist. — Humperdincks Werk, die „Heirat wider Willen" wird im Berliner Opernhause unter Richard Strauß in diesem Frühjahr in Szene gehen.

Zwölf bisher unbekannte Menuette für kleines Orchester von Beethoven sind in Paris ans Tageslicht gelangt; ein Pariser Musikgelehrter Chantavoine fand die 1799 entstandenen Stücke angeblich im vergangenen Jahre in der Wiener Hofbibliothek, wo er sie abschrieb. Jetzt erscheinen sie im Verlage von Hengel & Komp.

Eine „Faustsinfonie" betitelt sich ein Schauspiel von Philippi, welches sich bei der Erstaufführung am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg einen nicht einwandfreien Erfolg holte. — Die geteilte Aufführung des „Don Carlos" am Wiener Burgtheater fand auch eine geteilte Beurteilung. Die schönen Dekorationen und reichen Kostüme waren alle historisch überecht. Die Vorstellung war glänzend besetzt, fand lebhaften Beifall, doch ohne tieferen Anteil. — Im Leipziger Schauspielhause wurde am Sonntag das vieraktige Schauspiel „Eine Frau ohne Bedeutung" von Oskar Wilde gegeben. Das Publikum bereitete dem Stück dank der kräftigen dramatischen Momente eine sehr freundliche Aufnahme.

Das Stadttheater zu Magdeburg brachte das vieraktige Schauspiel „Die Scholle" von Rudolf Berger als Premiere. Der Verfasser (es soll ein Münchener Rechtsanwalt hinter diesem Decknamen sich verbergen) schildert das Schicksal russischer Verbannter und deren Liebe zu ihrer Scholle. Das Publikum wurde durch die Schilderungen gefesselt und bereitete dem Stück einen guten Erfolg.

Die älteste Ausgabe von Shakespeares „Titus Andronicus" ist in der Bibliothek der Universität Lund in Schweden aufgefunden worden. Das Buch ist 1549 in London gedruckt und das einzige existierende Exemplar dieser Ausgabe.

München. Hermann Teibler.



Kleine Rundschau.

Herr Dr. Kausen erhielt zu seinem 50. Geburtsfeste von allen Seiten, namentlich auch von Parteifreunden und Parlamentariern, überaus zahlreiche Glückwünsche in Form von Telegrammen, Briefen und Karten. Es fehlte auch nicht an prächtigen Blumenspenden (u. a. von der Direktion und dem Aufsichtsrate des Manzverlages und von der Chefredaktion des „Bayer. Kurier"). Als beauftragte Vertreter der katholischen Presse erschienen die auf dem Parteitage des Zentrums anwesenden Herren Chefredakteur Held aus Regensburg und Redakteur Meier aus Kempten. Der Uditore der Apostolischen Nuntiatur, Msgr. Dr. Vassallo di Torregrossa, überbrachte den am Vormittag aus Rom eingetroffenen Segen des Hl. Vaters. Der Kardinal-Staatssekretär Merry del Val schreibt unter dem 6. Januar an den Apostolischen Nuntius in München, Msgr. Carlo Caputo u. a.: „Ich bin erfreut, Ihnen mitteilen zu können, daß der Hl. Vater, stets beseelt von besonderem Wohlwollen für Herrn Dr. Armin Kausen, ihm aus ganzem Herzen den Apostolischen Segen übersendet, der ihm eine angenehme Erinnerung sei an den bevorstehenden 50 Geburtstag und eine wirksame Ermunterung, fortzufahren in der bereits vielseitig geschätzten und oft anerkannten schriftstellerischen Tätigkeit für die katholische Sache!"

Münchener Richard Wagner-Festspiele 1905.

Die Kgl. Hoftheaterintendanz veröffentlicht den Spielplan für die vom 7. August bis 9. September 1905 im Prinz-Regenten-Theater in München stattfindenden Richard Wagner-Festspiele. Es gelangen zur Aufführung: Montag, 7. August: „Die Meistersinger von Nürnberg". Mittwoch, 9 August: „Das Rheingold". Donnerstag, 10. August: „Die Walküre". Samstag, 12. August: „Siegfried". Sonntag, 13. August: „Götterdämmerung". Dienstag, 15. August: „Der fliegende Holländer". Mittwoch, 16. August: „Tristan und Isolde". Freitag, 18. August: „Die Meistersinger von Nürnberg". Montag, 21. August: „Das Rheingold". Dienstag, 22 August: „Die Walküre". Donnerstag, 24 August: „Siegfried". Freitag, 25 August: „Götterdämmerung" Montag, 28. August: „Tristan und Isolde". Mittwoch, 30. August: „Der fliegende Holländer". Donnerstag, 31. August: „Die Meistersinger von Nürnberg". Samstag, 2. September: „Tristan und Isolde". Dienstag, 5. September: „Das Rheingold". Mittwoch, 6 September: „Die Walküre". Freitag, 8. September: „Siegfried". Samstag, 9. September: „Götterdämmerung".

Katholische Zentralbibliothek für Deutschland.

In Nr. 134 der „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" wird die Errichtung einer katholischen Zentralbibliothek für Deutschland in Vorschlag gebracht. Die internationalen Vereinigungen und Kongresse beschäftigen sich immer mehr mit der Ausführung des Gedankens, für das gesamte historisch-literarische Gebiet eine Sammelstelle zu errichten. In England besteht bereits die Bibliothek des Britischen Museums, welche von großer Bedeutung für die Wissenschaft ist. Es ist aber bezeichnend, daß gerade das katholische Gebiet unberücksichtigt bleibt oder sehr große Lücken aufweist. Besonders die Theologie und Philosophie werden fast gar nicht beachtet. Die jetzt bestehenden theologischen Bibliotheken sind sehr unvollkommen und weisen enorme Lücken in ihren Beständen auf Auf den öffentlichen Bibliotheken sind aber Werke von katholischen Verfassern oder katholische Zeitschriften nur selten und in dürftiger Auswahl zu haben. Und es gibt heutzutage keine Bibliothek, welche die katholisch-theologische und philosophische Literatur des 19. Jahrhunderts auch nur annähernd besäße. — Die katholische Zentralbibliothek sollte zunächst die gesamte katholische Literatur Deutschlands im 19. Jahrhundert auf dem Gebiete der Theologie, Philosophie, der Geschichte und schönen Literatur umfassen. Auch sollten möglichst die katholischen Zeitschriften vollständig vertreten sein. Die Literatur des Auslandes wäre an zweiter Stelle zu berücksichtigen. Als Endziel wird angegeben: „Die fertige Bibliothek denken wir uns derart, daß die katholische Literatur aller Kulturvölker in ihren wichtigen Erzeugnissen der Vergangenheit und Gegenwart hier vollständig vorhanden ist zum Gebrauche der Gelehrten sowohl als der Interessenten aller Stände und Berufe." Die Bibliothek müßte gegen Erstattung der Portokosten jedermann zugänglich sein. — Der Verfasser des Artikels meint, daß der Orden des hl. Benediktus der geeignetste Ort für die Zentralbibliothek wäre. — Die Vorschläge und Anregungen sind sehr beachtenswert, und man kann sich mit dem Schlußsatz des Verfassers vollständig einverstanden erklären: „Wenn unser Vorschlag Anklang fände, so könnte ein Werk entstehen, das, innerhalb der Universalidee der Kirche und auf Grund eines katholischen Bildungsideals, für die Gelehrten ein Mittelpunkt würde und ein neues Band der Einigung zur Erneuerung alter und zur Gewinnung neuer hoher Ziele." J. G.

Eine Neuerung im Bibliothekwesen. Seit mehreren Jahren ist die preußische Regierung dem Unternehmen näher getreten, aus den Katalogen der Berliner Kgl. Bibliothek und der preußischen Universitätsbibliotheken einen Gesamtkatalog herzustellen. Die Geschäftsstelle desselben (Berlin, Dorotheenstraße 5) hat nunmehr, laut Bekanntmachung in der „Deutschen Literaturzeitung", eine sehr begrüßenswerte Einrichtung getroffen. Sie wird nämlich frankierte Anfragen, ob und in welcher Bibliothek ein gesuchtes Buch vorhanden ist, gegen eine Gebühr von 10 Pfg. in Reichs-Freimarken (für jedes Werk) jedem Interessenten beantworten und so eine rasche Orientierung über erwünschtes Studienmaterial ermöglichen. M. B.

Zu meinem 50. Geburtsfeste und zu meiner Wiedergenesung von schwerer Krankheit sind mir von Freunden und Gesinnungsgenossen und aus allen Ständen die herzlichsten Segenswünsche zugegangen. Allen, die mir so viel Teilnahme und Wohlwollen bekundeten, spreche ich den aufrichtigsten und innigsten Dank aus und bitte zugleich, dem noch der Schonung bedürftigen Rekonvaleszenten Nachsicht zu gewähren, wenn er eine grosse Menge von Briefen einstweilen noch nicht persönlich beantworten kann.

München, 13. Januar 1905.

Dr. Armin Kausen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 5. München, 29. Januar 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Franz Xaver Kraus und die „Krausgesellschaft".

Eine Betrachtung von Prof. Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

Die Redaktion der „Allg. Rundschau" hatte die Liebenswürdigkeit, mir eine Anzahl Exemplare von Tagesblättern zuzusenden, die, Organe verschiedenster Färbung, über einen öffentlichen Vortrag in der Münchener „Krausgesellschaft" berichten. Im Saale der „Isarlust" hat die Gesellschaft am 11. Januar eine zur Verbreitung ihrer Bestrebungen geplante Vortragsreihe eröffnet. Erster Redner war ein Dr. Gebert. Sein Thema lautete: „Katholischer Glaube und die Entwicklung des Geisteslebens".

Durch Zufall kam mir zunächst der Bericht des „Bayerischen Vaterlandes" vom 13. Januar zu Gesicht. Er erzählt, daß sich in der „Isarlust" etwa 150 Zuhörer zusammengefunden hatten, um sich mit den Absichten der „Krausgesellschaft" bekannt machen zu lassen; „meistens junge Leute, nur wenige ältere und vom Klerus höchstens fünf Vertreter", auch „einige Damen" seien zugegen gewesen. Dem Inhalte des zweistündigen Vortrags von Dr. Gebert gibt das „Vaterland" etliche Prädikate, deren gesteigertstes „größter Unsinn" heißt. Am Schlusse wird vor den Bestrebungen der „Krausgesellschaft" gewarnt; denn sie würde ihre Anhänger „auf dem Wege des Indifferentismus allmählich zum Deismus und zuletzt zum Atheismus führen."

Wir bewahren dem verewigten Kollegen und Freunde Franz Xaver Kraus ein treuestes Gedenken. Der Glanz seiner edlen Eigenschaften ist nicht erblaßt, wenn auch die Gebrechen seiner Arbeiten, die Fehler an seinen Zielen aus der beginnenden Dämmerung der Jahre dem prüfenden Blicke vielleicht deutlicher und schärfer entgegentreten, als wir das Menschliche, das der Heimgegangene selber am wenigsten verschleiert wissen wollte, zu seinen Lebzeiten gesehen hatten. Es ist darum begreiflich, daß wir allem Aufmerksamkeit schenken, was sich auf Franz Xaver Kraus bezieht, zumal Unternehmungen, die sich mit dem Namen des Toten zu schmücken und zu decken suchen. Was hätte Kraus nun wohl von der „Krausgesellschaft" geurteilt?

Wir sind keinen Augenblick im Zweifel, daß Kraus sich gegen den Mißbrauch, der mit seinem Namen getrieben wird, mit aller Entschiedenheit gewendet hätte. Sein beliebtes Wort vom Mangel an „literarischem Anstande" wäre nicht das stärkste gewesen, noch das letzte geblieben. Und wer müßte nicht, unter moralischem Gesichtspunkte, das Unterfangen äußerst seltsam finden, den Namen eines gefeierten Toten zum Aushängeschild für Umtriebe zu machen, für die der Lebende nichts gehabt hätte als eine Absage aus tiefster Seele?

Aber ist Kraus nicht der Erfinder der Unterscheidung zwischen dem „politischen" und dem „religiösen" Katholizismus? Würde der Entschlafene darum nicht gerne, nicht mit Stolz seinen Namen einer Gesellschaft geliehen haben, die seine Lieblingsgedanken zu propagieren bemüht ist?

Hätte der selige Kraus es der Mühe wert erachtet, sich mit Dr. Geberts Ausführungen über den „katholischen Glauben und die Entwicklung des Geisteslebens" zu befassen, er hätte mit grimmem Sarkasmus ausgerufen: „Das hat man von seinen Freunden, wenn sie jung sind! Nächstens werd' ich's erleben, daß Kain und Abel als die ersten, der sächsische Hof und die Gräfin Luise von Montignoso als die jüngsten Vertreter des „politischen" und des „religiösen" Katholizismus von Leuten eingeführt werden, die die Gesamtentwicklung des menschlichen Geisteslebens in einem Zeitraume von zwei Stunden zu erzählen wissen, indem sie oben im Paradiese, vor der Katastrophe des Sündenfalles beginnen . . ."

Sicherlich hätte Dr. Gebert vom Meister der beißenden Ironie die empfindlichste Züchtigung empfangen. Des Herrn Doktors Schablone: Naivgläubige Katholiken, deren Religion für das ganze Leben bleibt, was sie war, als die Leute das erste Jahr die Schulbank drückten; ultramontane Katholiken, die kurzerhand dem heutigen Geistesleben die Feindschaft erklären; Fortschrittskatholiken, die eine Versöhnung der Kirche mit der heutigen Kultur auf dem Boden der letzteren anstreben — diese dreigliedrige Schablone hätte den Zorn von Franz Xaver Kraus erregt. Und warum?

Kraus erzählte einmal, er sei zu froher Stunde von einem Franzosen als einer der wenigen neueren Schriftsteller gelobt worden, bei deren Worten man auch gleich etwas zu denken vermöge; das sei bei deutschen Büchermännern eine Seltenheit. Hätte Kraus die Zeitungsschnitzel mit den Berichten über Dr. Geberts Redeleistung vor Augen gehabt, er hätte nach gedämpftem Aerger wohlgelaunt erklärt: „Hut ab diesmal vor dem ‚Bayerischen Vaterland': Es hat gleich herausgebracht und rasch herausgesagt, was in der ganzen Geschichte steckt — Unsinn!"

Ist das derbe Prädikat vielleicht nicht ganz gerechtfertigt? Dr. Gebert weiß zur Charakterisierung der „Naivgläubigen", jener „glücklichen Landleute", denen der Glaube auch im späteren Alter „noch wesentlich Autoritätsglaube ist", den — Tiefsinn beizubringen: „Der Glaubensinhalt kann zwar kolportiert werden, niemals aber die Religion oder die Religiosität; der Glaube ohne Religion ist eine Schmarotzerpflanze am christlichen religiösen Leben" usw. Ist also die „Religion" ein den Herren von der „Krausgesellschaft" angewachsener Zwerchsack, in welchem sie ihren „Glauben" solange „kolportieren", bis er nicht mehr „wesentlich Autoritätsglaube" ist?

Gegen die kulturfeindlichen „Ultramontanen" wird verkündigt: „Die Kultur ist bis jetzt ohne die Kirche ausgekommen und wird sie auch in Zukunft nicht brauchen; wenn also der Berg nicht zu Mohammed kommen will, so wird wohl Mohammed zum Berge kommen müssen."

Es ist etwas Erstaunliches um die „Kultur", und wunderbar sind deren jüngste „Träger" in ihrem Denken! Wenn die „Kultur", ein Sammelwort widersprechendster Prädikate, auch in der Zukunft der Kirche nicht bedarf, dann wird Mohammeds Gang zum Berge ein nutz- und wirkungsloses Bemühen sein; dann täte man besser daran, den guten Mohammed für die Zeit bis zu seinem baldigen Tode zu pensionieren, wenn man ihn sonst nicht unschädlich machen kann.

Was sagt doch Franz Xaver Kraus in seiner Kirchengeschichte (4. Aufl. 1896, S. 660) von der zeitgenössischen „Kultur"? Seit 1848 „zeigte sich die Entwicklung der Kirche noch einige Jahre hindurch als emporsteigend und verhieß eine kommende Aussöhnung der vielfach irrenden, vielfach sündigen, und doch in der Tiefe ihrer Seele von religiösen Bedürfnissen erfaßten, von der Sehnsucht nach dem Hause des Vaters verzehrten Gesellschaft unseres Jahrhunderts; da warfen die politische Gestaltung Europas, der Sieg brutaler Mächte Europa und die europäische Gesellschaft wieder weit von dem Wege fortschreitender organischer Entwicklung: düstere Wolken lagern sich am Horizont und es darf der Christ wohl beten — trotz oder dank der ihn umgebenden ‚Kultur?' —: Mane nobiscum, Domine, quoniam advesperascit et inclinata est iam dies."

Indessen, wir wollen die „Fortschrittskatholiken" und „Reformkatholiken" nicht auf Kraus' Kirchengeschichte verweisen. Es ist zu besorgen, sie vermögen Glanz und Dunkel nicht zu unterscheiden und nehmen dann Flecken statt der Tugenden. Aber nicht oft genug kann den „jungen Leuten" wiederholt werden, was Franz Xaver Kraus, 23 Tage vor seinem Hingange, niedergeschrieben hat:

„Die Leidenszeit der letzten Monate hat mich sehr ernst gestimmt; mit Trauer sehe ich den Bewegungen der Welt zu, und es erfüllt mich mit Widerwillen und Schmerz, wenn ich bei so manchen, die angeblich einer Erneuerung des kirchlichen Lebens das Wort reden, Tendenzen hervortreten sehe, durch welche die kirchliche Ordnung erschüttert wird. Wir haben in Deutschland mehrere derartige ‚Reformer'" (Brief vom 5. Dezember 1901).

Wir können den Herren, die sich zur „Krausgesellschaft" zusammengetan haben, um „einer Erneuerung des kirchlichen Lebens das Wort zu reden", anmit verraten, daß der Entschlafene, wenn er nach den von ihm gezeichneten „Reformern" suchte, seinen unwilligen Blick zunächst nach — **München** wandte.

Liberale Blätter, wie die „Augsburger Abendzeitung" und die „Allgemeine Zeitung", geben den Leuten von der „Krausgesellschaft" den Rat, nicht die „hohe, vielleicht allzu hohe philosophische Warte" zu erklimmen, sondern mit „agitatorisch wirksamen Vorträgen" in Verbindung oder doch in Fühlung mit denjenigen zu treten, „die den Kampf gegen den politischen Katholizismus unter dem Rufnamen ‚Ultramontanismus' auf ihre Fahne geschrieben haben". Das heißt: Der „Krausgesellschaft" wird ihre gesamte „Wissenschaft" geschenkt; sie soll vielmehr das Kunstmittel erfinden, durch welches das Zentrum Bayerns und Gesamtdeutschlands in die Luft zu sprengen wäre: dann hat die ehrenwerte Gesellschaft rechten und nützlichen — Mohrendienst getan, „zum Segen von Kirche und Staat"!

Es gibt grausame Ironien der Zeitläufte! Die Zeit hat schon längst aufgedeckt, was Franz Xaver Kraus' Unterscheidung „Religiöser und politischer Katholizismus" an sich hat. Oder kann ein Ernstdenkender darüber noch zweifelhaft sein, wenn er sieht, wie Politiker vom Schlage Paul Hoensbroechs, wie die „Wartburg"-Leute, wie die „Gelehrten" von der „Krausgesellschaft", kindlich stilisierte Marionetten eines greisenhaft gewordenen religiösen und politischen Liberalismus, hinter dem Schlagwort ihre Ideenarmut und Sonstiges verstecken?



Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende.

Nach Elisabeth Gnauck-Kühnes gleichnamigem Buche.

Von

E. M. Hamann.

Elisabeth Gnauck-Kühne kennt sich aus auf dem Gebiete der Frauenbewegung; seit mehr als einem Jahrzehnt steht ihr Ruf als eine der Hauptträgerinnen der neueren gemäßigten Frauenbewegung fest. In der Theorie wie in der Praxis innerhalb des letzteren hochwichtigen Gebietes ist diese edelgesinnte, bedeutende, warmherzige Frau, die erst unlängst wieder auf der I. Generalversammlung des Katholischen Frauenbundes durch ihr meisterhaftes Referat über die Arbeiterinnenbewegung Bewunderung erregte, gleich sehr beschlagen: wie sehr, zeigt nicht zuletzt ihr Buch obigen Titels.*)

Schon der Titel weist auf die Kolossalarbeit hin, welche in dem Werke selbst stecken sollte und auch wirklich steckt. Die Jahrhundertwende ruht in den Angeln der Vergangenheit und der Zukunft: man muß wissend in jene, intuitiv in diese schauen können, um den schwankenden Uebergangsboden mit dem was er trägt klar zu überblicken und zu schildern. Die Frau an der Schwelle des 20. Säkulums ist die Erbin sämtlicher früherer Jahrhunderte — und die Mutter der kommenden Generationen. Man denke das aus, um die Schwierigkeit des von unserer Autorin gewählten Themas zu verstehen!

Sie hat sich gleich in der Beschränkung als Meister gezeigt. Der Untertitel lautet: „Statistische Studie zur Frauenfrage." Nun, diese „Statistik" ist durchpulst von dem Herzschlage des Lebens — Aktuelleres als sie gibt es in dieser Art nicht. Wer das Buch gründlich durchgelesen hat, wird auch gründlich bewandert sein bezüglich dessen, was der deutschen Frau von heute not tut, und wie und wo es ihr not tut. Ueber einzelne Punkte mag sich immerhin rechten lassen: aber in der Hauptsache ist an dem, was El. Gnauck-Kühne dartut, nicht zu rütteln und zu rühren, denn es ist festgelegt auf der Basis der Tatsachen, die noch auf eine ganze Kette analoger schließen lassen.

Diese Tatsachen, die in Summa ein Gesamtbild geben von den „Schwierigkeiten und Uebelständen", wie es im Vorworte heißt, welche die „Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts" umgrenzen und durchsetzen, sind also statistisch illustriert (soweit die bestehende Statistik nicht versagt, was leider des öfteren geschieht), und zwar mit einer Genauigkeit, Scharfsinnigkeit und technischen Gewandtheit (s. die Diagramme!), welche Hochachtung abzwingen. Man wird fürder über das Buch nicht hinweggehen dürfen, wenn man in Deutschland über Stand, Wert und Ziel der Frauenbewegung ein zusammenhängendes Wort äußern will; man wird es überhaupt nicht entbehren können, wenn man wirklich Positives über die Frauenfrage, soweit sie bei uns in Umlauf gesetzt ist, zu erfahren und verbreiten wünscht. Das Werk teilt sich in vier Hauptkapitel:

I. Grundlinien. Scharf umrissen stellt sich in ihnen das Warum und das ideelle Wie der „Zweiteilung der Menschheit", die historische Entwicklung und fortgesetzte Gegenentwicklung der diesbezüglichen göttlichen Absicht dar. — Der Umschwung der Zeitverhältnisse reißt die Frau über die Schwelle des Hauses, „in das sie gehört," und macht sie zur „Berufsfrau", zur „selbstständigen, des Mannes entratenden Arbeiterin".

II. Wirtschaftliche und ideelle Ursachen der Frauenbewegung. Dies Kapitel beleuchtet den historischen Vollzug des oben angedeuteten Umschwunges. Es setzt an um das Jahr 1000 n. Chr., die Epoche der ersten Städtegründung, und spannt sich über Arbeitsteilung, Zunftwesen, den Gegensatz von privatwirtschaftlicher Frauenarbeit und organisierter Männer-

*) Verlag von Otto Liebmann, Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften, Berlin W 57 (mit sechs farbigen Diagrammen Mk. 3.50).



arbeit, über die Einstellung der Maschine, die Einschränkung und Umgestaltung der Frauentätigkeit, die Massenhinüberleitung der Produktion an die Männerarbeit hinweg bis in unsere allerletzten Tage, in die Zeit der blühenden Fabrikarbeit, des mannigfachsten weißen Sklaventums der Frau, aber auch ihrer wachsenden Beteiligung an der volkswirtschaftlichen Gütererzeugung, ihres Vordringens in die Männerarbeit. — Folgt ein Abriß der Geschichte der ideellen Auf-, Ab- und Vorwärtsentwicklung der Frau bis zur Selbstbehauptung, zum Selbstbewußtsein, zur Ichbetonung: zum Individualismus, wie er am Ende des 18. Jahrhunderts sich zuerst absolutistisch hervordrängte, wie er sich durch das 19. Jahrhundert bis herüber in das 20. immer bewußter, immer zielsicherer ausgestaltete.

III. Statistische Tatsachen: Hier beginnt die technische Riesenarbeit, die in vier Unterkapiteln: A. Der weibliche Ueberschuß, B. Der Altersaufbau des weiblichen Geschlechts, C. Der Anteil des weiblichen Geschlechts am Eheberuf, D. Der Anteil des ehemündigen weiblichen Geschlechts an der Erwerbstätigkeit, E. Der Wettbewerb zwischen Mann und Weib, niedergelegt und in sechs Diagrammen: 1. Das Heiratsalter der Geschlechter, 2. Heiratskurve des weiblichen Geschlechts, 3. Verheiratete und Ehelose des weiblichen Geschlechts, 4. Erwerbskurve des weiblichen Geschlechts, 5. Erwerbstätige und Angehörige des weiblichen Geschlechts, 6. Heiratskurve und Erwerbskurve des weiblichen Geschlechts, markiert ist. — Schlüsse: Notwendigkeit einer möglichst vollkommenen Alters- und Witwentumversicherung; wachsender Zwang für die Frau zur Selbständigkeit und Erwerbstätigkeit; Eingrenzung weiblicher Erwerbsgebiete auf die berufliche Sicherstellung der Frau hin.

IV. Folgerungen. Der „uralte", aber erst neuerdings scharf ins Bewußtsein gestellte Dualismus des Weibes fordert für dieses: Fertigkeit zur Sorge für sich selbst und für andere, zur Selbständigkeit und zur Abhängigkeit, zur hauptberuflichen erwerbsmäßigen Arbeit und zum Eheberufe. Allem diesen hat die Erziehung Rechnung zu tragen: Schulung für Hausmutterschaft (Koch- und Hauswirtschaftsschulen ꝛc.), für berufliche Arbeit (Fortbildungs- und Fachschulen). Folgen Ausführungen betreffs Institutionen zum Familienanschlusse für weibliche Vereinsamte aller Klassen (begeisterter Hinweis auf die bewährteste Genossenschaft „religiös demokratischer Grundlage": das Kloster) sowie betreffs der Idealhochhaltung der christlichen, der sakramentalen Ehe.

Den Schluß des Buches bilden ein „Nachwort" und „Thesen", beides sehr beachtenswert, entsprechend dem ganzen außerordentlich anregenden Werke, das hiermit allen, die sich — wie sie sollten — für die „Menschheitsfrage" interessieren, aufs dringlichste empfohlen wird.

Der Generalstreik im Ruhrrevier.

Von

Jos. Coböken.

Der Wunsch, mit dem ich meine Ausführungen in der letzten Nummer der „Allgemeinen Rundschau" schloß, daß die Entscheidung in der Streikfrage so fallen möge, daß sie der Allgemeinheit zum Nutzen gereiche, ist leider geblieben, was er war: ein frommer Wunsch! Die Voraussicht, daß sich der Streik nicht lokalisieren lassen werde, hat Recht behalten, und heute steht bereits das ganze Ruhrrevier in Flammen; auf sämtlichen Zechen, mit Ausnahme der staatlichen und derjenigen, denen die Stillegung droht, ist die Arbeit eingestellt. Das Unglück war nicht mehr aufzuhalten, und daß es ein Unglück ist, daran zweifelt nachgerade niemand mehr. Auch nicht die Sozialdemokratie und deshalb versucht sie jetzt mit allem Nachdruck, die schwere Verantwortung, die sie auf sich geladen, von sich zu wälzen. Wenn ich die Sozialdemokratie für das ganze Unheil verantwortlich mache, so muß ich freilich der Gerechtigkeit halber konstatieren, daß damit nicht die offizielle Sozialdemokratie gemeint ist, sondern die in Frage kommende sozialdemokratische Revierpresse und vor allen Dingen die sozialdemokratischen Agitatoren des Ruhrreviers, die als Wirte, Winkelkonsulenten, Versicherungsagenten, Kolporteure usw. ihre unheilvolle Hetze betreiben. Daß die sozialdemokratischen Führer, insbesondere der Vorsitzende des Alten Bergarbeiterverbandes, Abg. Sachse, sich wenigstens vor der Oeffentlichkeit die größte Mühe gegeben haben, das Unglück zu verhüten, muß anerkannt werden; sie trifft aber nichtsdestoweniger der Vorwurf, daß sie der Hetze nicht Einhalt getan und rechtzeitig eine klare, unzweideutige Parole ausgegeben haben.

Charakteristisch für die ganze Sachlage ist nun aber, daß die sozialdemokratische Presse nicht nur die Schuld von sich abzuwälzen sucht, sondern daß sie sich die erdenklichste Mühe gibt, die christlichen Gewerkschaften als die Träger und Führer der Bewegung hinzustellen. Die Initiative zu diesem hinterlistigen Schachzuge hat — wohlgemerkt — der „Vorwärts" ergriffen, und das ist unter diesen Umständen von Bedeutung. Man muß nämlich, wenn nicht alle Anzeichen trügen, damit rechnen, daß diese ganze Aktion, ebenso wie die vorhergegangene Hetze unverantwortlicher Agitatoren, darauf hinauslaufen, einen Keil zwischen das Zentrum und die katholischen Arbeiter des Ruhrreviers zu treiben. Hatte 1889 die rheinisch-westfälische Zentrumspresse bei dem damaligen Generalstreik eine geradezu führende Rolle gespielt, so daß man sie in industriellen Kreisen ohne weiteres mit der roten Presse in einen Topf warf, so hatte man wohl darauf spekuliert, daß das Zentrum inzwischen seine Stellungnahme geändert und sich gegen die Wünsche der Bergarbeiter — oder doch wenigstens nicht für dieselben — aussprechen würde. Darin hat man sich gründlich geirrt. Das Zentrum steht den berechtigten Wünschen der Arbeiter heute ebenso wohlwollend gegenüber wie 1889. Und damit sind all die kühnen Hoffnungen der Sozialdemokraten ins Wasser gefallen. Ihre Presse hat freilich die Versammlungsberichte so zu „frisieren" gewußt, daß man fast annehmen könnte, die christlichen Gewerkschaften hätten eine führende Rolle bei dem Streik übernommen. Und doch ist nichts unrichtiger wie das. Aus den Berichten über die Essener Delegiertenversammlung geht deutlich hervor, daß die Vertreter des Alten Verbandes, der unter sozialistischer Führung steht, durchweg für den sofortigen Generalstreik waren. Als man seitens der Christlichen gegen ein derartig unbesonnenes Vorgehen Protest erhob, brachte man zunächst von sozialdemokratischer Seite einen Vorschlag aufs Tapet, die Forderungen telegraphisch zu erheben und sofortige Entschließung der Zechen zu verlangen. Das wäre natürlich gleichbedeutend gewesen mit sofortiger Proklamierung des Generalstreiks, da man ein Eingehen der Zechenbesitzer auf ein so rigoroses Vorgehen unter keinen Umständen erwarten konnte. Und so war denn die einstimmig angenommene Resolution nicht etwa, wie es die sozialistische Presse darzustellen sucht, ein Spiegelbild der Forderungen der Christlichen, sondern sie beruhte eben lediglich auf einem Kompromiß, bei dem die Christlichen dem Alten Verbande hatten recht weit entgegenkommen müssen, was sehr begreiflich erscheint, wenn man weiß, daß der Alte Verband 100,000 Mitglieder, der Christliche Bergarbeiterverein nur 40,000 Mitglieder zählt.

Wie wenig die Sozialdemokraten Ursache haben, die Christlichen als die Führer und Träger der Streikbewegung zu bezeichnen, geht aber auch daraus hervor, daß in allen Revieren, in denen der christliche Gewerkverein der Bergarbeiter eine starke Macht hat, bis zur Proklamierung des Generalstreiks alles ziemlich ruhig war, daß dagegen überall dort, wo der sozialdemokratische Alte Verband und die Sozialdemokratie vorherrscht, von vornherein alle Banden der Disziplin gelöst waren und man dort blindlings und überlegungslos den Streik begann. Schon vor der Proklamierung des Generalstreiks waren ausständig die Reviere Dortmund, Hörde, Asseln, Langendreer, Aplerbeck und Hattingen, also alle Reviere, in denen der Alte Verband überwiegt; dagegen waren bis dahin die Reviere Castrop, Gelsenkirchen, Recklinghausen, der größte Teil von Essen ruhig. In diesen Revieren haben die christlichen Gewerkschaften das Heft in Händen.

Aber auch ein Blick in die in Frage kommenden sozialdemokratischen Zeitungen beweist, wie sehr von ihnen gehetzt worden ist und wie wenig ernst es ihnen mit dem „Bremsen" war. Die in diesem Falle am meisten in Betracht kommende Zeitung dürfte die in Dortmund erscheinende „Rheinisch-westfälische Arbeiterzeitung" sein. Schon am 17. Dezember vorigen Jahres war in diesem Blatte zu lesen: „Man rechne mit einem Streik wie mit einer Notwendigkeit!" ohne daß es sich bemüßigt gefühlt hätte, auch nur mit einem Worte von dem Streik abzuraten. Weiter hieß es in derselben Nummer:

„Es ist bei alledem nicht zu verkennen, daß auch diesmal der Zeitpunkt nicht besonders günstig für einen Streik erscheint. Aber die Bergleute sind des Wartens auf bessere, günstigere Zeiten wirklich satt. Schließlich war die Zeit, als der große 1889er Streik begann, auch nicht günstiger wie jetzt. (Doch! Der Verf.) Nach allen bisher gemachten Erfahrungen dürften die Organisationsleiter auch kaum noch Lust haben, die Wogen einzudämmen."

Das war am 17. Dezember 1904 und am 6. Januar dieses Jahres schrieb dasselbe Blatt, daß nur „Spekulantenkreise und Börsenkreise augenscheinlich ein Interesse daran hätten, einen Streik zu verhindern".

„Mit einer auffälligen Geflissenheit", so heißt es weiter, „versuchten diese Kreise nun, flau zu machen, indem sie ausposaunen, ein Streik käme den Interessenten gelegen, eine Arbeitseinstellung wäre ihnen

willkommen, lediglich die Arbeiter und Konsumenten hätten die Kosten zu tragen!" . . . „Die sich auf die Psyche (Volksseele) auskennenden Macher kalkulieren so: Bringen wir es fertig, durch kalten Wasserstrahl, dadurch, daß wir den Arbeitern sagen: Ihr seid ohnmächtig, sie zur Tatlosigkeit zu veranlassen, jetzt in dem Momente, wo die Erregung und Empörung aufs höchste gestiegen ist, dann wird das bei der gesamten Arbeiterschaft eine solche Mutlosigkeit, eine solche Apathie, ein solches Ohnmachtsgefühl erzeugen, daß wir auf Jahre hinaus jeden Versuch ihrerseits, auf die Gestaltung der Arbeitsverhältnisse einzuwirken, zu Boden geschlagen haben. Der Arbeiterbewegung ist eine moralische Schlappe beigebracht, von der sie sich sobald nicht erholen wird. Das sind die kapitalistischen Pläne, so spielt man mit dem Wohle und Wehe der Arbeiterschaft! Die schamlosen Pläne werden bei dem gesamten Proletariat lebhafte Sympathie für die geschuhriegelten Bergarbeiter erwecken. Werden diese in den Streik getrieben, dann dürfen sie der Solidaritätserklärung und Unterstützung der gesamten Arbeiterschaft sicher sein."

Angesichts einer solchen Haltung ist man allerdings stark versucht, der „Rheinisch-westfälischen Arbeiterzeitung" vorzuwerfen, daß sie die ihr blindlings folgenden Arbeiter wider bessere Ueberzeugung in den Streik gehetzt hat. Wer von einer solchen Schlußfolgerung infolge von zarten Bedenken zurückschrecken sollte, der wird vielleicht eines besseren belehrt, durch die Leistungen des Bochumer sozialdemokratischen Organs, des „Volksblatts", das es fertig bringt in **ein und derselben** Nummer in zwei verschiedenen Artikeln, die wir hier gegenüberstellen, zu schreiben:

Ob es den besonnenen, scharfsichtigen Führern des Verbandes gelingt, den Wagen auf der sicheren Siegesbahn zu bremsen?	Bremsen? — Kann man bremsen? Nein, nur unter die Räder kommen kann, der es in diesem Zeitpunkte versuchte.
Wir ersuchen alle Kameraden dringend, die Ordre der Konferenz in Essen abzuwarten und vorher keine weiteren Streiks zu inszenieren.	Genug des Elends, genug der Qual, genug der Verzweiflung an eigener Kraft; die Menschheit sich selber ihr Recht nun schafft. . . .
Auf aus dem Schlafe der Interessenlosigkeit, der Tatlosigkeit. Werbt eure Rekruten aus den Kreisen der Indifferenten, veranstaltet Gefechtsübungen mit den Lauen und Schwachen!	Die Arbeiterschaft ist nicht mehr die unschlüssige von heute. . . . Entschlossenheit, mutvolle, kraftvolle Entschlossenheit erfüllt sie alle.
Bedauerlich ist das disziplinlose Verhalten der Dortmunder Kameraden, die der Verbandsleitung große Verlegenheit verursachten. Es ist zu hoffen, daß die Kameraden der anderen Reviere nicht so heißblütig sind, sondern klar und weitsehend das Gesamtinteresse nicht aus dem Auge verlieren.	Die Bergleute verhalten sich in ihrer Masse ruhig und diszipliniert, was unbedingt nötig ist. Sie haben Vertrauen zu ihrer Leitung und werden die vereinigten Verbände die Kerntruppen sein, die alles lawinenartig mitreißen.
Um die jetzige Zeit wäre nach unserer festen Ueberzeugung ein allgemeiner Streik ein Unheil für die Bergleute, die Unternehmer nur hätten davon Nutzen. Kameraden hört darum auf die Stimmen eurer gewählten Führer!	Ihr habt uns stets mit Füßen getreten, ihr habt uns nie als vollwertige Menschen geachtet, ihr habt euch immer selbst betrogen! Euere servile Reptilpresse hat solange mit erheuchelten Freudentränen in den Augen gewinselt: „Wir siegen" bis man des König Mammons Zelt umringt hat und nun ein gebieterisches: Entweder — oder erschallt. Entweder — oder! Ihr geht entweder von euerem Protzenstandpunkt ab, der à la Stinnes schöne Phrasen, aber keine Tatsachen gibt, oder — das Oder spricht die Verbandsleitung.
In hocherregter Zeit rufen wir euch zu: Haltet straffe Disziplin, laßt euch nicht provozieren, bewahrt vollständige Ruhe.	Alle die ungesühnten schmachvollen Streiche gegen die schwarzen Sklaven der Ruhr heischen vor dem Vehmgericht westfälischer Gerechtigkeit nunmehr Sühne. Alles vergossene Arbeiterblut schreit um Rache in sittlicher Richtung.

Gegen derartige dokumentarische Beweise hilft kein Leugnen. Mag die sozialdemokratische Presse noch so geschickt die Rolle des verfolgten Diebes spielen, der da ruft „Haltet den Dieb" und damit das Zentrum meinen, sie hat nicht damit gerechnet, daß ihr aus ihren eigenen Reihen Zeugen erstehen könnten, die sie lügen strafen würden. Mag sie noch so krampfhafte Versuche machen, den Streitpunkt zu verrücken und es darstellen, als ob die Zentrumspresse ihr vorwerfe, daß sie den Streik an sich verschuldet habe, wir präzisieren demgegenüber unsern Standpunkt, wie folgt: Die Forderungen der Bergarbeiter an sich sind durchweg völlig berechtigt. Eine andere Frage aber ist, ob der gegenwärtige Moment der geeignete war, in einen Generalstreik einzutreten, und da sind wir in Uebereinstimmung mit allen Kennern der Sachlage und auch in Uebereinstimmung mit den in Frage kommenden sozialdemokratischen Führern der Ansicht, daß man seit Jahren keinen für die Bergarbeiter ungünstigeren Zeitpunkt wählen konnte als den jetzigen, wo der Streik einen Millionengewinn für die Unternehmer und einen unersetzlichen Verlust für die Arbeiter bedeutet. Und gerade das ist es, was wir der Sozialdemokratie und der sozialdemokratischen Presse zum Vorwurf machen, daß ihre planmäßige und jedes rechte Maß weit hintan lassende Hetze verschuldet hat, daß die Bergarbeiterführer ihren Einfluß verloren haben. Gewiß war seit Jahren eine tiefgehende Erregung innerhalb der Bergarbeiterschaft vorhanden, aber sie war beherrscht von der Einsicht, daß nur eine wohl überlegte und von langer Hand vorbereitete Aktion Besserung erzielen könne. Die Sozialdemokratie aber mit ihrem aller Vernunft widerstreitenden Grundsatze „alles oder nichts" hat in die ihr planlos folgenden Massen eine Erregung und Erbitterung getragen, die jetzt die verständigen Elemente rücksichtslos beiseite schiebt und dem blinden Instinkt Rechnung trägt.

Die derzeitige Bewegung im Ruhrrevier ist nur für denjenigen zu verstehen, der sie innerhalb eines gewissen Zusammenhanges betrachtet. Es wäre total verfehlt, wollte man die Bergarbeiterschaft in ihrer Allgemeinheit als eine verständnislose, undisziplinierte Masse betrachten. Im Gegenteil, gerade der alte, eingesessene Bergmann dürfte den intelligentesten Typ des deutschen Arbeiters darstellen. Leider ist die wackere eingesessene Bevölkerung immer weiter zurückgedrängt, an ihre Stelle sind ungezählte Ausländer, Polen, Galizier, Italiener usw. getreten. Beträgt doch die Zahl der polnischen Bergarbeiter im Ruhrkohlenbecken allein **82,000.** Die Fremden aber, die Ausländer und die aus dem Osten Deutschlands Zugewanderten, haben dem ganzen Leben in der dortigen Gegend geradezu eine andere Physiognomie aufgedrückt. An Stelle der formlosen, aber herzlichen westfälischen Art ist in den niederen Volkskreisen ein geradezu roher Ton eingerissen. Wohl nirgends ist man so viel Belästigungen auf offener Straße ausgesetzt wie gerade in der Nähe der westfälischen Zechen. Natürlich spielt auch der Alkohol seine Rolle, und so ist die Tatsache zu verzeichnen, daß nirgends mehr Roheitsdelikte zur Aburteilung gelangen, als vor den Strafkammern des westfälischen Industriebezirks. Revolver und Dolchmesser bilden unentbehrliche Requisiten der schulentlassenen Jugend. Doch das sind nur die äußeren Wirkungen. Es kommt hinzu, daß bei den enorm hohen Mieten das Schlafgängerwesen in großer Blüte steht. Vielfach wachsen die Kinder von alteingesessenen Bergarbeiterfamilien inmitten von ausländischen Kostgängern auf. Was sie da sehen und lernen, wirkt natürlich nicht gerade vorteilhaft auf sie ein, und oft genug bringen sie es in kurzer Zeit zu demselben Maße von Roheit wie ihre Lehrmeister. Der weitaus größte Teil der zugewanderten Arbeiter kennt natürlich Arbeiterorganisationen nicht einmal vom Hörensagen. Am Biertisch oder bei der Arbeit werden ihm sozialistische Ideen aufgetischt, die er halb verdaut in sich aufnimmt, und nachdem man ihm den Himmel auf Erden versprochen hat, fühlt er sich als überzeugter Sozialist. Nichts ist natürlicher, als daß er, der vielleicht vom platten Lande stammt und nun plötzlich eine sinnverwirrende Fülle fremder Eindrücke auf sich einstürmen sieht, sich der Leitung anderer überläßt, die ihm das Unbekannte erklären. Ist er nun Monate und Jahre lang systematisch bearbeitet worden, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn er in einer Situation, wie der jetzigen, vollends den Kopf verliert. Ob der Führer, der vom Streik abrät, „der Richtige" ist, weiß er ja nicht zu beurteilen, das hat ihm immer der Kamerad erklärt. Dieser votiert für Streik und damit ist es auch für ihn ein Evangelium geworden, daß der Streik notwendig ist. Es kommt hinzu, daß die Aussicht auf einige freie Tage, auf radaulustige Streikversammlungen und auf die leicht verdienten Streikgelder für ihn etwas ungemein Bestechendes hat. Außerdem erzählen ihm die Kameraden, daß der Streik unbedingt in kürzester Frist zu höheren Löhnen führe und begeistert stimmt er ihnen bei. Solche Stimmung aber steckt an und reißt mit. Sind die alteingesessenen Bergleute meist das „bremsende" Element, so sind die Ausländer und Zugezogenen meist diejenigen, die sich von gewissenlosen Agitatoren mißbrauchen lassen; sie sind stolz in dem Gedanken zu schieben und werden doch nur geschoben. Sie sind die Marionetten, die von Hintermännern am Draht gelenkt werden.

Was nun endlich die Aussichten des Generalstreiks anbelangt, so sind dieselben die denkbar schlechtesten. Bis zum 31. Januar wird bei den meisten Streikenden der empfangene Lohn ausreichen, da ohne den Streik erst zu diesem Termin der Rest der Löhnung ausgezahlt wäre. Von da ab werden Streikgelder gezahlt; der 100000 Mitglieder umfassende alte Bergarbeiterverband hat kaum 1 Million Mark in der Streikkasse, dürfte also sehr bald seine Zahlungen einstellen müssen. Freilich rechnet man auf Unterstützung seitens der Bürger; doch dürften auch bei der größten Opferwillig-

keit die zur Verfügung stehenden Summen von der ungeheuren Zahl der Ausständigen — mehr als 200,000 — bald absorbiert sein.

Der Streik wird somit voraussichtlich in spätestens vier Wochen beendet sein. Entweder geht das Geld bis dahin aus und dann: vae victis! Oder es gelingt der Staatsregierung, den Bergwerksbesitzern wenigstens einige Konzessionen für die Bergleute abzunötigen, und dann werden diese gern ein Uebriges tun und froh sein, wenigstens etwas erreicht zu haben. Auf keinen Fall aber werden diese — sicherlich — geringen Konzessionen die unbemessenen Nachteile aufwiegen, die Millionen der Bevölkerung treffen.

Möge die Regierung baldigst durch eine Revision des Berggesetzes Sorge dafür tragen, daß die berechtigte Unzufriedenheit der Bergarbeiter beseitigt und ihnen ein menschenwürdiges Los bereitet wird.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Blutige Arbeiterrevolte in Rußland.

Auffallenderweise hat unser Reichskanzler es für gut befunden, von einem politischen Charakter der Arbeiterbewegung im Ruhrrevier zu sprechen. Zum Glück dreht sich aber der dortige Kampf wirklich nur um die wirtschaftlich-sozialen Interessen der beteiligten Arbeiter. Ganz anders verhält es sich mit dem russischen Streik, der bei den Putilowischen Werken in Petersburg wegen Ablehnung rein wirtschaftlicher Forderungen anfing, dann unter leidenschaftlicher und teilweise gewalttätiger Agitation auf zahlreiche andere Werke ausgedehnt wurde und schließlich, als die Zahl der Ausständigen bis auf 5 Nullen gekommen war, in das politische, ja in das revolutionäre Fahrwasser hinüberging.

Dort ist aus dem Streik eine Revolte geworden, aber eine eigenartige, echt russische. In Baden wollten bekanntlich im tollen Jahre 48 einige biedere Freiheitskämpfer die „Republik mit dem Großherzog an der Spitze" durchführen. In Rußland macht man in ähnlicher Weise Revolution für den Zaren und erstrebt eine Umwälzung mit dem Zaren. Die Demonstration war geplant zur Errettung des Zaren aus der Schlinge des Beamtentums. Sie war nicht in der sonst üblichen Weise zur Ueberrumpelung heimlich vorbereitet oder improvisiert, sondern vorher öffentlich angekündigt, man möchte sagen: in der loyalsten Weise angesagt. Die unzufriedene Masse hatte einen Popen zum Wortführer erkoren, der mit dem Kreuze ihnen voran marschieren sollte, und der Pope, dem man das Zeugnis der Tapferkeit gewiß nicht versagen darf, hatte rechtzeitig dem Zaren und der Regierung und der öffentlichen Meinung gesagt, was er und seine Leute wollen. Sie wollten vor dem Kaiserlichen Palais entweder Erhörung oder den Tod finden. Ihre Forderungen gipfeln in der Konstitution, der Heranziehung des Volkes zur Mitregierung unter Ausschaltung der Beamtentyrannei. Aus den kurzen und kräftigen Aktenstücken dieser Arbeiterschaft erkennt man recht deutlich, was eigentlich die unzufriedenen Russen, auch die besseren Elemente, zu der radikalen Forderung einer freigewählten Volksvertretung veranlaßt. Aus unserem Milieu heraus neigen wir der Ansicht zu, daß die Russen sich lieber erst auf sachliche Reformen werfen sollten, statt sich gleich auf die formale Umgestaltung der Staatsordnung zu verbeißen. Der Kronrat hatte ja auch den Versuch gemacht, durch das Angebot von zahlreichen Reformen, aber bei Aufrechterhaltung der Autokratie, die Volksseele zu beschwichtigen. Die betreffenden Ukase haben ihr Ziel nicht erreicht, und der Grund liegt offenbar darin, daß das Volk in der festen Ueberzeugung verharrt: die schönsten Reformgesetze helfen uns nichts, solange das selbstsüchtige, blutsaugerische Beamtentum die Macht in der Hand behält! Gegen den „Tschin", die herrschende Bureaukratie, richtet sich der Volksgrimm, der mit elementarer Macht losbricht. Dem Beamtentum wirft man vor, daß es das Volk quält und ausbeutet, den Zaren irreführt und seine guten Absichten vereitelt, den Staatsschatz systematisch plündert und den verhängnisvollen Krieg freventlich herbeigeführt hat. Man sieht kein anderes Mittel, um die schädliche und verderbliche Wirtschaft der solidarisch zusammenarbeitenden Beamten zu brechen, als ein Parlament, das eine wirksame Kontrolle über die Staatsverwaltung übt.

Der Zar hatte unter dem Einfluß seiner Camarilla bisher immer die Ansicht festgehalten und ausgesprochen, daß die konstitutionelle Forderung ein Fremdgewächs sei, das nur in den von westeuropäischen Ideen verseuchten Geistern gezüchtet werde. Diese Anschauung konnte sich auch bisher auf den Umstand berufen, daß die Bewegung von den sogenannten gebildeten Kreisen (Studenten, Professoren, Stadträten, Semstwo-Mitgliedern 2c) ausgehe. Jetzt kommt aber die urwüchsige Masse von Arbeitern, die nicht ge- und nicht verbildet ist, und begeistert sich für die Idee der Volksbefreiung und der Zarenbefreiung durch das Volk bis zu einem solchen Grade, daß sie ihr Leben „vorsätzlich und mit Ueberlegung" aufs Spiel setzen.

Die Regierung hat mit dem führenden Popen zwar verhandelt, aber sich auf seine Garantie für die Unversehrtheit der kaiserlichen Person und überhaupt auf das Experiment des eventuellen Sterbens vor dem Winterpalais nicht eingelassen. Die Nervosität in den höheren Regionen war um so eher erklärlich, als bei den Salutschüssen am russischen Dreikönigstage (am 19.) aus einem Kanonenrohre der Gardeartillerie ein Kartätschenschuß gegen das Winterpalais abgefeuert worden war. Die scharfe Kartätsche sollte aus Versehen in dem Rohre stecken geblieben und auch bei der Ladung mit der blinden Salutpatrone nicht bemerkt worden sein. Ueber die Möglichkeit eines so tollen Versehens streiten die Fachmänner. Die öffentliche Meinung nahm sofort einen frevelhaften Anschlag an; einige wollten die Nihilisten schon als Oberfeuerwerker in der kaiserlichen Gardeartillerie walten sehen, andere faßten den Verdacht, daß die altrussische Partei der Gewaltspolitik den Schreckschuß veranlaßt hätte, um bei dem empfindsamen Zaren die Neigung zu einer strammen Reaktion wieder obenauf zu bringen.

Für die „angekündigte Revolution" am Sonntag hatte sich natürlich die Polizei vorgesehen. Es waren vorsichtshalber besondere Truppen herangezogen. Die Demonstrierenden hatten sich aber dadurch nicht abschrecken lassen. Es kam zu blutigen Zusammenstößen, deren Folgen noch nicht abzusehen sind. Schon am Vormittag begann der Krawall. Die Arbeiter folgten zunächst der Parole des Popen Gappon, jede Gewalttat zu vermeiden und durch ihre Massen lediglich einen moralischen Druck auf den Zaren auszuüben, diesen zur Entgegennahme der Petition zu nötigen. Aber der Zar hatte Petersburg rechtzeitig verlassen, sich und seine Familie in Sicherheit gebracht. Das Militär hatte Weisung, mit größter Rücksichtslosigkeit vorzugehen. Die Arbeiter sollen sich erst bewaffnet haben, als die Kavallerie mit blanker Waffe vorging und die Infanterie scharfe Salven abgab.

Am Mittag zählte man auf seiten der Arbeiter schon 180 Tote und viele Verwundete. Die kniefälligen Bitten der Arbeiter, nicht zu schießen, blieben unbeachtet Nachmittags nahm die Revolte einen geradezu revolutionären Charakter an. Unabsehbare Massen zogen vor das Winterpalais. In einem Stadtteil wurden Barrikaden errichtet. Die letzten Nachrichten, welche in diesem Ueberblick noch benutzt werden konnten, meldet die entsetzliche Tatsache, daß es bei den blutigen Zusammenstößen am Sonntag auf seiten der Arbeiter rund 2000 Tote und 4000 Verwundete gab. Auf diese Ziffern, die in den offiziösen russischen Depeschen weit niedriger angegeben sind, von einigen hoffentlich stark übertreibenden Privatkorrespondenten bis zum Zehnfachen gesteigert werden, ist natürlich kein Verlaß. Immerhin steht fest, daß furchtbare Opfer an Menschenleben zu beklagen sind. Ob die von den Regierenden erhoffte abschreckende Wirkung eintreten wird? Wir fürchten das Gegenteil! Jedenfalls wird der dumpfe Groll ins Ungemessene steigen, und die scheinbare — von den Führern vielleicht nur aus taktischen Gründen zur Schau getragene — Popularität des Zaren Nikolaus ist unwiederbringlich dahin. Großfürst Wladimir befehligte die Truppen und ordnete rücksichtslosestes Vorgehen an. Auch gegen die Großfürsten Sergius und Alexis richtete sich die Wut. Man spricht von einem Attentat auf den letzteren. Die nach und nach eintreffenden genaueren Berichte schildern die Straßenkämpfe im Stile der vollendeten Revolution Auch Frauen und Kinder wurden niedergeschossen und die Leidenschaft hat auf beiden Seiten den höchsten Grad erreicht. Die Barrikaden wurden von der Artillerie beschossen. Das Militär hinderte unter furchtbarem Gemetzel einen Arbeiterzug, nach Zarskoje-Selo zum Zarenschlosse vorzudringen. Am Montag wurden die Kämpfe fortgesetzt. Die Arbeiter erwarten Zuzug von benachbarten Orten. Der Gedanke, daß es sich um einen von langer Hand vorbereiteten Aufruhr handle, ist nicht von der Hand zu weisen. Der Pope Gappon, der mit dem Kreuze in der Hand die Arbeiter vor das Winterpalais führte, soll im Kampfe verwundet worden sein.

Der Massenstreik an der Ruhr.

Der allgemeine Ausstand der Bergarbeiter ist verkündet worden und 200,000 Arbeiter sind in den verzweifelten Kampf getreten, nachdem der Verein der Zechenbesitzer die gestellten Forderungen rundweg abgelehnt und auch jede Verhandlung mit den

Führern der Gewerkschaften verweigert hat. Auch der Vermittelungsversuch der Regierung ist an dem starren Herrenbewußtsein vollständig gescheitert. Eine amtliche Untersuchung der angeblichen Mißstände geben die Besitzer freilich zu; aber daß ihre Vertreter sich mit den Arbeitervertretern an einen Tisch setzen sollten, betrachten sie als eine undiskutierbare Zumutung, die ihnen auch die Autorität der Kgl. Staatsregierung nicht plausibel machen kann. Die einzelne Zeche hat mit dem einzelnen Arbeiter den Arbeitsvertrag zu schließen; Punktum! Das ist der grundsätzlich antisoziale Standpunkt, den die Herren trotz aller Erfahrungen, die beim Streik von 1889 und in der nachherigen sozialpolitischen Entwicklung gemacht sind, mit blindem Uebermut festhalten wollen!

Die öffentliche Meinung, die zunächst durch die Disziplinlosigkeit und den Kontraktbruch zuungunsten der Arbeiter gestimmt war, hat jetzt, nachdem der Bergbauliche Verein sich so schwer ins Unrecht und in die Schuld gesetzt hat, sich der Arbeiterschaft freundlich und hilfsbereit zugewandt. Eine fulminante Tatsache sagte der Herr Kardinalerzbischof von Köln, indem er 1000 Mk. für die Notleidenden schenkte, mit einem programmatischen Schreiben, das inbezug auf die streitigen Einzelfragen Neutralität wahrt, aber Ruhe und Versöhnlichkeit nach beiden Seiten empfiehlt und sehr kräftig auf die nötigen gesetzlichen Reformen zur Verhütung solcher Kämpfe hinweist.

Die Regierung hat ihre Kommissare unverrichteter Sache heimkehren lassen müssen. „Untersucht" kann ja freilich werden, und die Kommissare haben dazu auch einige beschriebene Papiere gesammelt. Aber zu Friedensverhandlungen, die wir zur Abwendung des drohenden Elends gebrauchen, haben die Kommissare nicht einmal einen Haken einschlagen können: die Wand des Besitzer-Eigensinns war aus fugenlosem Granit. Nun durfte man doch erwarten, daß die Minister ein recht kräftiges Wort nach der obstinenten Seite hin sprächen. Aber die Regierung blieb in ihrer Rhetorik sonderbar gemischt. Graf Bülow hatte früher den Zechenbesitzern schon ernst zugeredet; jetzt fühlte er auf einmal das Bedürfnis, gegen die Sozialdemokratie zu polemisieren, als ob der Streik eine Parteimache sei. Sonderbarerweise will er die dortigen Gewerkschaften, auch die christliche und die Hirsch-Dunkersche, nicht als wirtschaftliche Organisationen gelten lassen; die aus Protestanten und Katholiken gemischte christliche Gewerkschaft steht aber wahrlich nicht im parteipolitischen Dienst. Glücklicherweise gab Graf Bülow in seiner Rede doch noch den Grubenbesitzern zu bedenken, daß „der weise Präsident Roosevelt" zum Kampfe gegen Trusts und Kartelle sich genötigt gesehen habe, so daß der dämpfende Schatten eines deutschen Kartellgesetzes doch noch in gewissem Grade wirksam wurde. — Der preußische Handelsminister Möller hatte früher sich zu einer deplazierten Verteidigung der Besitzer hinreißen lassen, aber er schlug nun erfreulicherweise etwas bessere Töne an, sogar unter Berichtigung eigener früheren Angaben, indem er die starre Ablehnung von Verhandlungen als einen schweren politischen Fehler bezeichnete und auf die bevorstehenden Reformgesetze wegen Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, Arbeiterausschüsse und Arbeitskammern, Stillegung von Zechen, Abänderung des Berggesetzes kräftig hinwies.

Im großen und ganzen hat freilich das Ministerium seine Fähigkeit zur erfolgreichen Vermittelung eingebüßt. Die Beschwörung des Unheils kann nur erfolgen, wenn eine höhere Autorität die Besitzer zu Verhandlungen zu veranlassen vermag. Den Herrn Kardinal-Erzbischof von Köln als zweiten Kardinal Manning walten zu lassen, wird den Herren leider wohl nicht behagen. Da bliebe nur der Kaiser als Helfer in der Not gemäß den Vorgängen von 1889 übrig.

Binnenwanderung und Seelsorge.

Von

Aloys Fuchs, Repetent am bischöfl. Konvikt, Paderborn.

Die Ausführungen der „Allg. Rundschau" in Nr. 32 über Binnenwanderung und Konfession scheinen mir einer Vervollständigung wert zu sein. Mit vollem Recht wird dort zunächst behauptet, daß die durch die Binnenwanderung verursachten Verschiebungen uns vor neue Aufgaben gestellt haben. Die gewaltige Zuwanderung aus rein katholischen Gegenden in vorwiegend protestantische Gebiete wird für einzelne Provinzen zahlenmäßig nachgewiesen. Der Verfasser hat jedoch im Verlauf seiner Ausführungen hauptsächlich die durch Umzug von einer Großstadt in die andere sich vollziehende Binnenwanderung im Auge, von der Zuwanderung vom Lande ist wenigstens nicht besonders die Rede, obwohl gerade hier die größte Gefahr liegt, die besonders hervorgehoben zu werden verdient.

Zunächst ist im Auge zu behalten, daß es sich bei der Seelsorge für die Zuwandernden hauptsächlich und in erster Linie um Verhütung des Verderbens handelt. Jene, die in der Heimat bereits verdorben waren, können füglich außer Betracht bleiben. Die einer Großstadt entstammenden Kinder, soweit sie noch gut und unverdorben sind, erscheinen aber bei einer Abwanderung in eine andere Stadt nicht so sehr gefährdet, wie die vom Lande in die Stadt und überhaupt in die Industriegebiete strömende Jugend. Sie sind gewissermaßen schon im Kampfe großgezogen und erstarkt. Sie haben von früh an gelernt, sich im bewußten Gegensatz zu fühlen zu der glaubenslosen und leichtfertigen Weltanschauung des größten Teiles ihrer Umgebung. Sie sind bereits in dem eigens darauf zugeschnittenen Religionsunterricht in der Schule und vor allem auch durch apologetische Vorträge in ihrem Jugendverein auf alle Gefahren, namentlich des Verkehrs mit glaubens- und sittenlosen Elementen, aufmerksam gemacht und ziemlich gewappnet. Ja in vielen Fällen ist durch das anregende Beispiel der mit Feuereifer in katholischen Vereinen und Organisationen arbeitenden Väter in den jungen Herzen eine mächtige Begeisterung für die gute Sache geweckt, so daß ein Abfall nicht so sehr zu befürchten ist. Dazu kommt, daß der Städter keine Befangenheit und Schüchternheit kennt, und im Falle eines Wohnortswechsels nicht nur den dort bestehenden Jugendverein ausfindig macht, sondern auch leicht aus eigenem Antrieb sich demselben anschließt. Daß gleichwohl die Entfernung vom Elternhause eine große Gefahr in sich schließt, der durch besonderes Eingreifen der Seelsorge begegnet werden muß, soll nicht bestritten werden.

Ganz anders und viel schlimmer sieht es mit der vom Lande den Industriegebieten und namentlich den Großstädten zuströmenden Jugend aus. So trefflich an sich der Religionsunterricht in der Heimat gewesen sein mag, es fehlt da häufig gänzlich die Einführung in die wichtigsten Unterscheidungslehren. Die jungen Leute sind allzu häufig nicht genügend aufgeklärt und apologetisch geschult, um die Einwände ihrer neuen Arbeitsgenossen einigermaßen widerlegen zu können. Ihnen geht auf einmal ein neues Licht auf. Bisher hatten sie sich die Welt so ziemlich katholisch vorgestellt. Der junge Mann ist ganz betroffen von der Erkenntnis, daß es Tausende gibt, die das, was er so fest geglaubt hat, nicht glauben; er wird verwirrt und je schüchterner und unbeholfener er ist, desto mehr läßt er sich durch die Reden seiner zungenfertigen städtischen Kollegen imponieren. Diese aber werden ihn bald als den Dummen verhöhnen, der rückständig genug sei, die Märchen der Pfaffen noch zu glauben. Menschenfurcht läßt ihn dann miteinstimmen in die losen Reden und Spöttereien und allmählich frißt sich der nagende Zweifel ins jugendliche Herz. Vor allem ist es ja auch so viel bequemer zu leben, entbunden von all den lästigen Pflichten des Kirchenbesuchs und des Sakramentenempfanges. Zahllose Lockungen und Gelegenheiten, vor denen er nicht genügend gewarnt ist, oder positive Verführung machen den Abfall oft zu einem vollkommenen. Es ist eine traurige Erfahrung der Großstadtseelsorger, daß der gänzliche Abfall von solchen eine sehr häufige Erscheinung ist, die aus rein katholischen Dörfern oder auch kleineren Städten zugezogen sind.

Bislang ist hier nicht genug geschehen, sagt der Verfasser des erwähnten Artikels; gewiß nicht mit Unrecht. Bei der Frage, was zu geschehen habe, ist er mit der „Köln. Volksz." der Ansicht, daß der Klerus vor allem durch Ausübung der barmherzigen Liebe den der Kirche entfremdeten Kreisen nähertreten müsse, wobei event. der in Diözesanverbände zu gliedernde Caritasverband helfen solle. Besonders glaubt er, daß die Mitwirkung der kath. Lehrerschaft durch Kundgabe der Adressen der zugezogenen Familien mit schulpflichtigen Kindern, gute Dienste leisten könne, bemerkt aber selbst sofort, daß dies Mittel gerade bezüglich der unverheirateten Zuwanderer versagt, und gerade auf die kommt es doch vor allem an.

An manchen Orten mag es dagegen angehen, vom polizeilichen Anmeldebureau Auszüge über die zugezogenen Katholiken zu erhalten. Dies Verfahren wurde bereits in einer Großstadt eine zeitlang angewandt. Für den Namen jedes Zugezogenen, dessen Alter und Wohnung, event. Konfession des anderen Eheteils angegeben war, mußten 3 Pfg. bezahlt werden, was bei der großen Menge der Zuziehenden jährlich eine verhältnismäßig große Summe ergab. Da zudem aus dieser Liste erst Auszüge für die einzelnen Pfarreien gezogen werden mußten und es bei der großen Belastung mit sonstigen Arbeiten den Geistlichen oft nicht möglich war, alle Angemeldeten zu besuchen, so wurde der Versuch leider wieder aufgegeben. Da die Polizei natürlich alle Angemeldeten angab, so waren dabei auch solche in großer Zahl, die entweder nur für einige Wochen in die Stadt gekommen und schon wieder abgereist waren; wenn der Geistliche kam, wie auch eine sehr große Zahl aus der Stadt selbst stammender Leute, die vielleicht für einige Jahre oder Monate der Billigkeit halber in einem Vororte gewohnt hatten, wodurch viele unnütze und bei der Kostbarkeit der Zeit verdrießliche Gänge entstanden.

Die Dienste aber, die Lehrer nicht leisten können, und die auch, von der Polizei gewährt, nicht vollkommen befriedigen, können und müssen von einer anderen Seite geleistet werden. Es sind das die Seelsorger der Gemeinden aller Art, aus denen Leute wegziehen, namentlich aber der katholischen Städtchen und Dörfer, aus denen eine große Zuwanderung in die Industriestädte erfolgt. Die Auffassung, daß diesen Seelsorgern eine neue heilige und verantwortungsreiche Pflicht erwachsen ist, bricht sich, Gott sei Dank, mehr und mehr Bahn. Es gibt auch heute kein Dorf mehr, aus dem nicht junge und alte Leute in die Stadt zögen. Mit diesem Umstande muß auch der Seelsorger des kleinsten und weltverlorensten Dörfleins rechnen. Der Religionsunterricht und die Predigt sind hierauf zuzuschneiden, es sind vor allem die Unterscheidungslehren klar herauszustellen, schon in der Volksschule muß das Kind lernen, den gewöhnlichsten Einwendungen der Gegner zu begegnen und in Jünglings- und Männervereinen — ein Volksverein muß überall eingeführt werden — ist diese apologetische Schulung fortzusetzen. So muß der Seelsorger, ohne gerade die Abwanderung zu empfehlen, dennoch alle Pfarrkinder bis zu einem gewissen Grade für die Großstadtluft präparieren. Mancher würdige Pfarrherr mag freilich poltern und meinen, mit Gewalt die Seinigen vor dem Auswandern bewahren zu können. Aber das geht doch nicht mehr. Er wird sich vergebens der Entwicklung der Dinge entgegenstemmen. Es ist ganz treffend, was P. Koch S. J., der selbst lange Zeit Kaplan im Industriegebiet war, im Juliheft der „Laacher Stimmen" (S. 57) sagt: Das Wachstum der Großstädte ist „eine naturgemäße Folge der Entwicklung des heutigen Wirtschaftslebens zum Vorherrschen der Industrie. Diese Entwicklung aber kann man ebensowenig eine ungesunde nennen, wie z. B. den Uebergang der Nomadenwirtschaft zum festen, geregelten Ackerbau. Die Industrie entspricht den heutigen Verhältnissen, namentlich in populationistischer Hinsicht. Sie ist es, die den Export in erster Linie trägt und durch weltwirtschaftlichen Austausch Nahrungsmittel herbeischafft, die unser Land nicht mehr in genügender Menge hervorbringen kann; sie ist es, welche die früher ganz ungekannte rasche Volksvermehrung möglich sein läßt, die Hunderttausenden Arbeit und Brot gibt, die sonst auswandern oder in bitterer Not zugrunde gehen müßten. Die Industrie und auch die Großindustrie hat für die heutige Menschheit, und namentlich für unser deutsches Volk eine providentielle Bedeutung. Sie darf daher nicht einfachhin verurteilt werden, ebensowenig aber auch ihre naturgemäße Folge, die Großstadt."

Die genannten Bemühungen des Heimatseelsorgers müssen die allgemeine oder entferntere Vorbereitung für alle Pfarrkinder sein. Die nähere oder besondere Vorbereitung hat sich dann noch mit jenen zu befassen, die wirklich die Heimat verlassen. Zunächst muß der Geistliche sorgen, daß es ihm jedesmal bekannt wird, wenn jemand die Gemeinde verlassen will. Manchmal kann er dann mit Rücksicht auf besondere Gefahren mit Erfolg abraten, oft kann er eine andere weniger gefährliche Stadt angeben, in jedem Falle aber kann er seinem Pfarrkinde solche Ratschläge erteilen, die geeignet sind, dasselbe der Kirche zu erhalten. Das allerwichtigste aber ist, daß er das Pfarrkind verpflichtet, ihm sofort seine neue Wohnung anzugeben. Diese Adresse muß dann wieder sofort der Pfarrgeistlichkeit in der Stadt mitgeteilt werden. Damit geht dann die Sorge für den Zugezogenen eben an diese über. Mir ist freilich ein Pfarrer bekannt, der darüber hinausgeht und dessen Beispiel nachahmenswert ist. Derselbe unterhält nämlich, da seine Zeit dies erlaubt, mit allen seinen auswärtigen Pfarrkindern einen ständigen Briefwechsel und sucht sie sogar zuweilen auf, wenn sie in größerer Zahl in einer Stadt sind!

Nach der Adressenkundgabe an den Stadtklerus muß dessen Tätigkeit beginnen. Es ist dies ein Teil jener Tätigkeit, die in der richtigen Erkenntnis, daß die gewöhnliche Seelsorge „nicht mehr ausreiche, um die fluktuierende Bevölkerung mit dem religiös-kirchlichen Leben in Verbindung zu erhalten", bereits an manchen großen Plätzen ausgeübt wird und die man mit dem Namen „Hausseelsorge" zu kennzeichnen pflegt. Der Kaufmann von heute wartet nicht hinter dem Ladentisch, er sucht die Kundschaft auf. Der Geistliche darf sich nicht mehr auf Kirche, Schule und Vereinstätigkeit beschränken, sondern er muß seine Leute aufsuchen, er muß hinausgehen und durch sein Erscheinen und sein Wort Licht und Leben hineinbringen in die Häuser und in die Herzen. Das Aufsuchen der Zugewanderten ist ein wichtiger Teil dieser Hausseelsorge. Ein solcher Besuch kann unsäglich viel nützen und kann leicht von entscheidender Bedeutung sein. Der Zugezogene erfährt von seinem Seelsorger, zu welcher Pfarre er gehört, wann der Gottesdienst ist, er wird von ihm vielleicht veranlaßt, die aus Unkenntnis gewählte gefährliche Wohnung und Straße baldigst zu verlassen, er wird mit allem Notwendigen bekannt gemacht und, was das wichtigste ist, für einen religiösen Verein gewonnen. Dankbar wird er es empfinden, daß in der großen, fremden Stadt sich einer um ihn kümmert. Er weiß nun unter all diesen kalten Menschen doch ein Herz, das warm für ihn empfindet. Bei diesen Besuchen ist möglichst ein gedruckter Zettel mitzunehmen, auf dem die nötigsten Angaben über Gottesdienst und Vereinsleben, katholische Zeitung und dergl. vermerkt sind, da es sehr häufig vorkommt, daß Industriearbeiter nicht zu Hause getroffen werden und bei der sonstigen Arbeit der Besuch manchmal kaum wiederholt werden kann. In einer westfälischen Industriestadt wird alljährlich von der Pfarrgeistlichkeit ein eigener Kalender für die Katholiken herausgegeben, der im Kalendarium alle besonderen kirchlichen Feiern, gemeinschaftliche Kommunionen, Prozessionen 2c. enthält und überdies alle nur wünschenswerten Angaben über den Gottesdienst, die Geistlichkeit (Wohnung und Namen), die pfarramtlichen Angelegenheiten, über Schulen, religiöse und Berufsvereine und Wohltätigkeitseinrichtungen (Vinzenzvereine, Krankenhäuser, Waisenhäuser, Speiseanstalten, ambulante Krankenpflege, Mägdeheim, Heim für kaufmännische Angestellte, Stellenvermittlung, Bewahranstalten) enthält. Das Ganze kostet nur 10 Pfg., ist aber für einen Zugezogenen sehr wertvoll. — Es würde zu weit führen, über die besonderen Bestrebungen zum Schutz der zuwandernden alleinstehenden Mädchen zu reden; es sei aber auf das in Freiburg erschienene „Handbuch des Mädchenschutzes" von Dr. Liese verwiesen. —

Soviel über die Hausseelsorge, soweit sie sich mit den Zugezogenen zu befassen hat. Es ist hier nur kurz angedeutet, wie sie auch sonst noch ausgeübt werden kann und ausgeübt wird, ohne daß dabei gerade der Caritasverband in Aktion treten müßte.

Zunächst ist mit dem Standesamte eine Vereinbarung abzumachen, daß alle Geburten und Ziviltrauungen, letztere möglichst vor vollzogenem Zivilakt, wenigstens alle 14 Tage den Pfarrämtern mitgeteilt werden. Aufgabe der Hausseelsorge ist es dann, die Eltern, die mit dem Taufen lange warten oder überhaupt nicht kommen, aufzusuchen, desgleichen die Brautpaare, die den kirchlichen Anforderungen nicht entsprochen haben. Ferner ist anzustreben, daß der Geistliche die Eltern seiner sämtlichen Kommunionkinder besucht. So lernt er nicht nur eine große Zahl von Familien kennen, sondern er wird auf diese Weise allein in den Stand gesetzt, die oft so bedauernswerten Kinder richtig und mit Aussicht auf Erfolg zu behandeln. Es ist doch außerordentlich wichtig, daß der Geistliche weiß, ob die Eltern Kirche und Schule unterstützen, ob sie gänzlich gleichgültig sind oder ob sie gar, wie es nur allzu oft vorkommt, alles niederreißen, was in der Schule und namentlich im Religionsunterricht mit so viel Mühe aufgebaut wird. Auch bei den pflichtmäßigen Krankenbesuchen wird der moderne Geistliche gern Gelegenheit nehmen, eine weitgehende Hausseelsorge zu üben. Er wird sich bei der Familie des Kranken nach den übrigen katholischen Hausbewohnern und Nachbarn erkundigen und allen einen kurzen Besuch machen. Da wird er oft wie gerufen kommen, um zu raten, zu helfen, Unheil zu verhüten. Damit nun eine solche Hausseelsorge durchgeführt werden kann, ist es ratsam, daß in größeren Pfarreien den einzelnen Geistlichen ganz bestimmte Distrikte angewiesen werden, die sie dann um so eingehender kennen zu lernen sich bemühen werden. Jeder Kaplan arbeitet in seinem Revier und berichtet in einer etwa wöchentlich einmal anzuberaumenden Pfarrkonferenz dasjenige, was von allgemeinem Interesse für die Pfarrgeistlichkeit ist. Wichtig ist vor allem auch, daß jeder Geistliche die ihm bekannten Familien in ein Revierbuch einträgt, in dem kurze Bemerkungen angebracht werden können, da es ja unmöglich ist, alles dies im Kopf zu behalten. Ein solches Buch wird überdies im Falle einer Versetzung des Geistlichen dem Nachfolger unschätzbare

Dienste leisten. Alle hier ausgesprochenen Gedanken sind keineswegs neu, sie sind vielmehr seit langem in einer Großstadt, und zwar in Dortmund, verwirklicht worden und haben sich bewährt. Gefehlt hat es bisher aber noch sehr häufig an der besprochenen Tätigkeit der Landgeistlichen. Aber auch hier ist baldige Besserung zu hoffen. Die Mobilmachung derselben für diese große Aufgabe ist eingeleitet. So enthält das Direktorium einer norddeutschen Diözese bereits eine Uebersicht der in der Diözese und im ganzen Industriegebiet bestehenden Vereine und es wird ausdrücklich bemerkt, daß dies Verzeichnis den Zweck hat, „den Pfarrgeistlichen zu dienen, aus deren Gemeinden junge Leute in die Industrieorte abwandern". Auch hat ja bereits die 50. Generalversammlung der Katholiken in Köln Beschlüsse gefaßt, die sich mit dem oben ausgeführten ziemlich decken und die hierher gesetzt werden sollen, damit sie nicht in Vergessenheit geraten:

„Die 50. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands macht auf die bedauerliche Erscheinung aufmerksam, daß ein großer Teil der alljährlich den großen Städten und Industriebezirken vom platten Lande zuwandernden katholischen jungen Männer dem kirchlichen Leben entfremdet wird und der sozialdemokratischen Agitation zum Opfer fällt.

Es ist deshalb dringend notwendig, daß überall unter der katholischen Landbevölkerung der heranwachsenden Jugend durch Pflege des Vereinslebens, insbesondere Gründung von Kongregationen, Jugendvereinen, Einführung des Volksvereins, Pflege der katholischen Kolportage, Gründung von Bibliotheken bzw. Ortsvereinen des Borromäusvereins usw. eine den drohenden Gefahren widerstandsfähige apologetische und soziale Aufklärung zuteil wird. Diese Vereine müssen sich insbesondere zur Aufgabe machen, die nach den Städten abwandernden jungen Leute den daselbst bestehenden Arbeiter- und Gesellenvereinen zuzuweisen.

In den Städten und Industriebezirken müssen die katholischen sozialen Vereine, vor allem die Jugend-, Gesellen- und Arbeitervereine, eine systematische Werbearbeit organisieren, um in Verbindung mit den Pfarrseelsorgern die zuziehenden Jünglinge und Männer den katholischen sozialen Standesvereinen, Jugend- und Arbeiterhospizen usw. zuzuführen und sie zur lebendigen Anteilnahme am katholischen öffentlichen Leben zu interessieren. Die Seelsorger, aus deren Bezirken eine Abwanderung nach den Industriegebieten und Städten stattfindet, werden gebeten, den Wegziehenden Adressen der katholischen Vereine der betreffenden Orte anzugeben und den Vorstehern der für die Wegziehenden passenden Vereine die Namen der Zuziehenden mitzuteilen."

Soweit der Katholikentag. Ich möchte nochmals betonen, daß es mir noch wichtiger erscheint, daß der Heimatpfarrer den Namen des Zuziehenden direkt dem Stadtseelsorger mitteilt, unter Angabe der von diesem bereits gewählten Wohnung.

Daß zur Durchführung einer systematischen Hausseelsorge in manchen Städten die Seelsorgerzahl noch viel zu gering ist, liegt auf der Hand, desgleichen, daß es dankenswert ist, wenn die betreffenden Seelsorger möglichst lange auf ihren Stellen gelassen werden. Der deutsche Klerus aber wird die Sache ernst nehmen und es uns noch mehr zum Bewußtsein bringen, wie froh wir sein müssen, daß er sich durch seine Erkenntnis der Forderungen der Zeit von dem französischen vorteilhaft unterscheidet.

* * *

Zu obigen Ausführungen bemerkt der Verfasser des Artikels in Nr. 32, Herr Dr. jur. Brüning, Trier:

Die vorstehenden Ausführungen sind außerordentlich interessant und sicherlich dazu angetan, den Weg mit zu weisen, der beschritten werden muß. Ein Teil der vorgetragenen Ideen ist jedoch meines Erachtens nicht wohl durchführbar.

Allerdings — darin ist dem Artikel zuzustimmen — ist die Hauptgefahr vorhanden für die in die Großstadt ziehende Landbevölkerung. Der Grund, weshalb diesbezügliche genaue Ziffern, von mir nicht angegeben sind, ist sehr einfach: sie fehlen in der „Statistik des Deutschen Reiches" (Bd. 150). Die Zahlen, welche man durch Subtraktion einzelner Faktoren erhält, sind äußerst problematischer Natur. So sind, wie früher gesagt, 253,776 Schlesier in Brandenburg. Von diesen wohnen 11,045 aus Breslau gebürtige in Berlin und Charlottenburg. Alle anderen, nicht aus schlesischen Großstädten Stammenden, wohnen in Brandenburg „auf dem Lande". Nicht aus „Großstädten" stammen auch die Liegnitzer, Beuthener, Kattowitzer, Gleiwitzer usw. Nicht in der Großstadt wohnt man in Potsdam, Frankfurt a. O., Küstrin usw. Also zu brauchbaren Zahlen, die Stadt und Land scheiden, kommt man nicht. Das hindert aber nichts an der Richtigkeit des oben erwähnten Satzes: Die Hauptgefahr trifft das Landvolk. Wie ihr begegnen?

Da schlägt der Herr Verfasser des Ergänzungsartikels mehreres vor, nämlich u. a.:

I. Aufklärung des Landvolkes in der Schule usw. Mit vollem Recht betont er da, daß die Unterweisung in den Unterscheidungslehren vielfach ungenügend sei.

II. Inanspruchnahme der Anmeldebureaus. Das ist zu teuer. Wenn der Herr Verfasser von einem Falle spricht, in welchem pro Auskunft 3 Pfennige bezahlt wurden, so waren das goldene Zeiten. Jetzt kostet das Vergnügen offiziell 25 Pfennige. Daher liegt eine derartige regelmäßige Inanspruchnahme der Polizei außerhalb des Bereichs der Möglichkeit.

III. Eine Art freiwillige An- und Abmeldung seitens der Pfarrer. Das könnte meines Erachtens nur fürs Land im engsten Sinne gelten; in größeren Gemeinwesen ist etwas Derartiges nicht durchführbar.

IV. Die Hausseelsorge in der Zuwanderungspfarrei.

Im Anschluß hieran möchte ich folgende Sätze formulieren:

A. Bei Wegzug vom Lande zur Stadt (im allgemeinen):

1. Ausdehnung der Schulseelsorge in den Unterscheidungslehren. Abmahnen, soweit solches möglich ist.
2. Ausforschung der bevorstehenden Abwanderungen seitens des Pfarrers. Anfertigung einer Liste der Abgewanderten. Instandhaltung dieser Liste durch Nachfragen bei den Verwandten. Ev. Besuch der Abgewanderten. Hierbei sei bemerkt, daß die Mehrzahl der zur Stadt Zugewanderten — bei den Großstädten 55,6 % — aus der Umgebung stammt, Besuche daher sehr wohl zu ermöglichen sind.
3. Mitteilung der Adressen an das zuständige städtische Pfarramt.

B. Bei Wegzug von Stadt zu Stadt:

1. Dasselbe wie oben ad 2. Nur kann hier eine persönliche Bemühung des Pfarrers nicht verlangt werden. Es ist eine Organisation nötig, welche nach den örtlichen Verhältnissen anzupassen ist. Hier wird besser der Volksverein, dort wieder caritative Vereine besser Vertrauensmänner stellen, anderweitig ist ganz neu zu organisieren.
2. Wie oben ad 3.

C. In den Städten selbst eine Hausmission für die Zugewanderten durch Geistliche und Laien.

Alle Organisationen sind in irgendeiner Weise zusammenzufassen, damit einheitlich verfahren werden kann. Für die praktischen Wege, die einzuschlagen sind, gibt der Verfasser des zweiten Artikels wertvolle Winke.

Wie wäre es, der nächsten Katholikenversammlung einen ausgearbeiteten Antrag zu unterbreiten?



Auf der Warte.

(Ein Trutzlied.)

Wie war der Weg so steil beschwerlich,
Der über Dorngestrüpp und Stein
Zum Ausguck führte, der gefährlich,
Fast schwindelnd, hängt ins Land hinein.
Doch nun ist alle Müh vergessen,
In stolzer Freude pocht das Herz;
Denn was es unten mochte pressen,
Verschwand, je mehr ging's höhenwärts.
Kein Menschenlaut. Nur Windesrauschen,
Das segnend über die Wälder wallt.
Und einsam kann ich selbst mir lauschen,
Wie Tiefentkeimtes will Gestalt,
Indes das Aug', vom Fernblick trunken,
Sich an der Gottespracht erfreut.
Die Welt ist übersät von Funken,
Die hell der Morgen ausgestreut.

Noch dröhnt im Ohr der Lärm der Menge,
Von der ich — Gott sei Lob — entrückt,
Die unten um die niedern Hänge
Nur Tag für Tag ihr Futter pflückt.
Kein Aufblick nach den Idealen,
Für einen Groschen alles feil,
Besessen von des Taumels Qualen,
Durchbohrt von giftiger Sehnsucht Pfeil.
Was dieses Volkes Finger greifen,
Ist wie besudelt und verflucht.
In seinen Nebellanden reifen
Kann nur des Sodomsapfels Frucht.

Zwar reden prunkend die Auguren
Von einer schönheitsgroßen Kunst;
Doch geht sie nie auf Gottesspuren
Und bleibt verhüllt im dicken Dunst
Der Schlote, die dort unten ragen,
Die ihren kranken Kohlenqualm
Auf alle Blütengärten schlagen,
Und alles schwärzen, Frucht und Halm.
Der Dunst, der ihre schwachen Brüste
Mit totgeweihtem Atem quält,
Und daß ihr greisenhaft Gelüste
Nur irr, wie Licht der Sünde schwählt.

Wie lange drängte mich die Wahrheit
Zu sagen, wie es mit euch sei!
Daß zwischen uns die schlichte Klarheit
Schnitt' säuberlich das Tuch entzwei.
Hie Christentum und Gottesminne,
Bei euch der Geist, der stets verneint;
Bei euch die Herrschaft nur der Sinne,
Hie Seele — das wird nie geeint.
Ja, hier im Angesicht des trunknen
Lichthellen Morgens, der mir tagt,
Sei der modernen, tiefgesunknen
Auch-Kunst die Fehde angesagt.

Moderne sind auch wir. Wir leben
Mit hellem Aug' in unsrer Zeit.
Wir wühlen nicht und bleiben kleben
Im Spinnweb der Vergangenheit.
Das soll kein Schuft und Schelm uns nehmen,
Daß wir im Zuge mitmarschiert.
Wir schaffen mit an den Problemen,
Daraus der Fortschritt sich gebiert;
Nur machen wir nicht in „Kulturen“,
Sind nicht von eigner Kraft gebläht:
Demütig küssen wir die Spuren
Von Gottes ew'ger Majestät.

Ich weiß wohl, wie ihr uns verachtet,
Weltkinder in der Tiefe Dunst;
Ihr wähnt uns finsternisumnachtet,
Ein Fratzenbild ist unsre Kunst.
Wir sind in Unfreiheit geboren,
Vom blöden Dogma eng umzirkt,
Der Sonnenflug ging uns verloren,
Zum Lachen ist, was wir gewirkt.
O Toren, die lebend'gen Hauches
Das Gottbewußtsein nie gestreift,
Bleibt, wo ihr des gefüllten Bauches
Verdauungsfreuden doch begreift!
Was ihr nicht in den Fingern fühltet,
Was keine Sensationen ließ,
Worin ihr eine Brunst nicht kühltet,
Ist euch — verlornes Paradies.

Mögt ihr mit Sinnenfrohheit prahlen,
In der Verderbnis sehn Triumph,
Wir halten rein die goldnen Schalen
Der Kunst, und Christus ist uns Trumpf.
Und würgtet ihr an Zweifelsbrocken
Euch Gaumen fast und Kehle wund,
Hat uns mit heiligem Frohlocken
Manna gespeist aus Gottes Mund.
Wir steigen in die hehren Dome
Und knieen vor dem Hochaltar,
Indessen ihr am trüben Strome
Des Lasters fischt, was lebend w a r.
Wenn uns, vom Gottesweine trunken,
Die Hymne von der Lippe sprang,
Ergötztet ihr in Schnapsspelunken
Verführtes Volk mit eurem Sang.
Ist uns das Sonnenlicht, das helle,
Die rauhe Luft der Berge wert,
Hat eure Kraft in der Bordelle
Geschminkter Sehnsucht sich verzehrt;
Wir lesen auf der reinen Stirne
Des Weibes, das erröten kann;
Vom falschen Lächeln einer Dirne
Laßt ihr euch ködern, Mann für Mann.
Ja, Uebermensch! Im Wörterschwalle
Versinkt der Gründe ganzes Heer:
Ihr lerntet nichts vom Höllenfalle
Des Uebérengels Luzifer.
O, daß wie Michael ein Held
Mit Gotteskraft den Kampf uns kürzte,
Und bald den Drachen dieser Welt
Von seinem Thron zum Pfuhle stürzte! —

Doch still, nicht ziemt es mir zu wettern
Gen truggeschwollne Leidenschaft,
Die bald sich selber wird zerschmettern
Und wie ein Feuerwerk verpafft.
Mich kränkte hier im Bergesäther,
Wo jede Ader froher springt,
Daß einer Horde Kunstverräter
Das Volk zu ködern fast gelingt.
Noch ist es gut und rein. Verblendet
Sieht heut sein Aug' nur euren Dunst.
Platz da! Daß sich das Blättchen wendet!
Wir bringen heil'ge, hohe Kunst!
Schweigt uns nicht tot. Fürwahr, wir bangen
Kraftstolz die Fehdegänge kaum.
Das einzige, was wir verlangen:
Erkennt uns an und gebt uns Raum!

Laurenz Kiesgen.

Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie.

Von
Dr. Kaufmann, Weismes-Faymonville.

Unter diesem Titel ist ein neues Buch von P. Erich Wasmann S. J. erschienen. (Zweite vermehrte Auflage. Mit 40 Abbildungen im Text und 4 Tafeln in Farbendruck und Autotypie. XII und 324 S., Mk. 5.—, geb. Mk. 6.20, Herder, Freiburg i. B., 1904.) Das vorliegende Werk ist eine bedeutend erweiterte und teilweise ganz neu umgearbeitete Sammelausgabe einer Reihe von Abhandlungen über Biologie und Entwicklungstheorie, welche P. Wasmann von 1901—1903 in den „Stimmen aus Maria-Laach" veröffentlicht hatte. Haben dieselben schon damals in den weitesten Kreisen lebhafte Beachtung gefunden, so verdienen sie es jetzt noch mehr, wo sie als einheitliches Werk in weit vollendeterer Ausführung vorliegen.

Die Probleme der wissenschaftlichen Biologie und der Entwicklungstheorie müssen heutzutage für jeden gebildeten Katholiken von besonderem Interesse sein. Wirft man uns ja doch von gegnerischer Seite oft genug Inferiorität gerade auf diesem Gebiete vor. Ferner ist es für jeden, der es mit seiner christlichen Ueberzeugung ernst meint, von hervorragender Wichtigkeit, sich ein richtiges Urteil zu bilden über die Entwicklungstheorie und über ihr Verhältnis zur christlichen Weltanschauung. Nur so wird er imstande sein, die zahlreichen Angriffe des Atheismus auf diesem Felde des geistigen Kampfes siegreich abzuwehren.

Diesem Zwecke entspricht das vorliegende Werk in vollem Maße. In wissenschaftlicher Beziehung sind die einzelnen Abhandlungen so gediegen, daß manche derselben, z. B. das Kapitel „Die Zellteilung in ihrer Beziehung zur Befruchtung und Vererbung", einem Universitätsprofessor als Leitfaden für seine diesbezüglichen Vorlesungen dienen könnten. Das Kapitel „Konstanztheorie oder Deszendenztheorie" enthält eine Fülle neuer wissenschaftlicher Tatsachen aus dem Spezialgebiete des Verfassers (Ameisengäste und Termitengäste), welche zugunsten der Entwicklungslehre als naturwissenschaftlicher Theorie sprechen, und deren Kenntnisnahme deshalb auch für die deutschen Fachzoologen von Interesse sein wird. Anderseits aber ist das Buch zugleich so gemeinverständlich geschrieben, daß jeder Gebildete es mit Genuß und Nutzen lesen dürfte, wozu die zahlreichen guten Abbildungen wesentlich beitragen.

Wir wollen nur eine gedrängte Uebersicht über den reichen Inhalt des Buches geben.

Das Motto, welches der Verfasser seinem Werke vorangestellt, lautet: „Zwischen Wissen und Glauben kann niemals ein wirklicher Widerspruch bestehen". Daher wird auch das Studium der modernen Biologie und Entwicklungstheorie, wenn es mit aufrichtiger Wahrheitsliebe betrieben wird, nur zur Bestätigung der christlichen Weltanschauung dienen.

Von den 11 Kapiteln des Buches behandeln die 6 ersten die Fortschritte der modernen Biologie.

Im ersten Kapitel wird der Begriff und die Einteilung der Biologie vorgeführt und dann ihre älteste Entwicklung von Aristoteles über Albert den Großen bis Linné geschildert, der die moderne Systematik durch sein Systema naturae begründete. Im zweiten Kapitel folgt die Entwicklung der modernen Morphologie und ihrer mikroskopischen Zweige. An dem Beispiele des mikroskopischen Studiums einer kleinen, bei Termiten lebenden Fliege (Termitoxenia) werden die Vorteile der modernen Färbungs- und Schnittmethoden für das biologische Wissen praktisch erläutert. Das dritte Kapitel geht näher ein auf die neueste Entwicklung des Zellenbaues und zeigt, wie aus dem unscheinbaren Protoplasmaklümpchen der Zelle durch die Fortschritte der mikroskopischen Forschung ein kompliziert gebauter Mikroorganismus geworden ist; die verschiedenen Theorien über den feineren Bau des Zelleibes und Zellkerns werden näher erörtert. Einen Blick in das Zellenleben gewährt uns das vierte Kapitel. Hier werden die Lebenstätigkeiten der Zelle und des aus Zellen bestehenden Organismus geschildert. Zugleich wird dargelegt, wie dem Zellkern eine führende Rolle in den Lebenstätigkeiten der Zelle zukommt. Das fünfte Kapitel behandelt die Gesetze der Zellteilung, namentlich jene der indirekten Kernteilung (Karyokinese); im Anschluß hieran wird die Bedeutung der Centrosomen (Polkörperchen) für die Zellteilung besprochen. Die Zellteilung in ihrer Beziehung zur Befruchtung und Vererbung bildet den Gegenstand des sechsten Kapitels, das in neun Unterabteilungen gegliedert ist und 60 Seiten umfaßt. Das Befruchtungsproblem in seinen mannigfaltigen Erscheinungen und noch mannigfaltigeren Theorien wird hier in ebenso kurzer wie gründlicher Fassung untersucht.

Die folgenden vier Kapitel (7. bis 10.) beschäftigen sich mit der Entwicklungstheorie.

Im siebten Kapitel „Zelle und Urzeugung" wird dargelegt, daß die Zelle die tatsächliche niederste Einheit des organischen Lebens bildet und hierauf die Unhaltbarkeit der Urzeugungstheorie bewiesen. Am Schlusse dieses Abschnittes wird gezeigt, daß nicht die Annahme einer Urzeugung, sondern die Annahme eines persönlichen Schöpfers ein wahres Postulat der Wissenschaft ist. Sehr fruchtbare „Gedanken zur Entwicklungslehre" bietet das achte Kapitel. Die ebenso unwissenschaftliche wie unheilvolle Verwechslung der Begriffe „Darwinismus" und „Entwicklungstheorie" wird hier gründlich beseitigt. Der Darwinismus ist nur eine besondere Form der Entwicklungslehre, nämlich jene, welche die Entstehung der Arten durch die natürliche Zuchtwahl erklärt. In ihrer Weiterbildung führte sie zu jener „Darwinistischen Weltanschauung", welche als Haeckelismus den gröbsten Unfug mit der „Wissenschaft" treibt. Die Zuchtwahltheorie Darwins wird als unhaltbar nachgewiesen und der Haeckelismus gebührend gekennzeichnet. Sodann wird die Entwicklungslehre als naturwissenschaftliche Hypothese und Theorie dargelegt und ihr logischer Zusammenhang mit der Kopernikanischen Weltauffassung bewiesen. Die philosophischen und naturwissenschaftlichen Grenzmarken der Entwicklungstheorie werden näher erläutert. Am Schlusse des Kapitels wird endlich durch die Unterscheidung zwischen systematischen und natürlichen Arten gezeigt, daß die Entwicklungstheorie mit dem Schöpfungsbegriffe der christlichen Weltanschauung vollkommen vereinbar ist.

Den umfangreichsten Abschnitt (70 Seiten) des Buches bildet das neunte Kapitel „Konstanztheorie oder Deszendenztheorie". Hier wird zwischen der Konstanztheorie, welche die Unveränderlichkeit der Arten behauptet, und der Deszendenztheorie, welche die Entwicklung der Arten innerhalb bestimmter Formenreihen annimmt, eine eingehende Parallele gezogen. Den Stoff zu diesem Vergleiche, der zugunsten der letzteren Theorie ausfällt, entnimmt der Verfasser aus der vergleichenden Morphologie und Biologie der Ameisengäste und Termitengäste. Zahlreiche interessante Beobachtungen und hübsche Abbildungen (hierzu auch Tafel II—IV am Schlusse des Buches) illustrieren diesen Abschnitt. Am Schlusse desselben wird nochmals zusammenfassend dargelegt, daß die Entwicklungstheorie der Konstanztheorie weit überlegen ist an wissenschaftlichem Erklärungswert.

Das zehnte Kapitel behandelt die Anwendung der Deszendenztheorie auf den Menschen. Der Verfasser weist zuerst nach, daß die „rein zoologische" Auffassung des Menschen völlig verkehrt ist, und erörtert sodann den Begriff der „Schöpfung des Menschen" nach dem hl. Augustinus und nach der christlichen Philosophie. Den zweiten Teil dieses Kapitels bildet eine eingehende Prüfung der tatsächlichen Beweise, die von seiten der Zoologie und Paläontologie für die tierische Abstammung des menschlichen Leibes vorliegen. Diese Beweise stellen sich als unzulänglich heraus, und der Verfasser schließt daher diesen Abschnitt mit den Worten Reinkes: „Der Würde der Wissenschaft entspricht es allein, zu sagen, daß sie über den Ursprung des Menschen nichts weiß."

Das elfte Kapitel bietet eine kurze apologetische Schlußbetrachtung, welche den welthistorischen Kampf zwischen der christlichen Weltanschauung und den wechselnden Systemen der menschlichen Wissenschaft unter dem Bilde eines Felsens im Meere in begeisterter Rede schildert. Der Verfasser schließt mit den schönen Worten: „Mögen die Wellen am Fuße des Felsens kommen und gehen, mögen sie sich glätten wie ein Spiegel, oder, von feindlichen Mächten gepeitscht, berghoch sich auftürmen — der Felsen der christlichen Weltanschauung wird unerschütterlich stehen bleiben bis ans Ende der Zeiten!"

Die Ausstattung des Buches durch die Herdersche Verlagshandlung ist gut. Namentlich die autotypischen Tafeln, welche Originalphotographien von Ameisengästen und Termitengästen aller Weltteile darstellen, sind vortrefflich. Der Preis des Werkes ist im Verhältnis zu Umfang und Ausstattung desselben ein recht mäßiger.

Deutsch-Pennsylvanien.

Von

H. Tr. Schorn.

Wie einst in den Tagen der Völkerwanderung Germanen die entnerveten europäischen Nationen mit frischer Kraft durchsetzten und sich mit den bestehenden Völkerschaften zu neuen Staaten amalgamierten, so sollte es in späterer Zeit, als die innige Verbindung der Stämme zur Zeit der Völkerwanderung längst gelöst war und die Weiterentwicklung ihrer nationalpsychologischen Eigenart zu einer Art Entfremdung geführt hatte, zwei germanischen Völkerschaften, den Angelsachsen und Deutschen, beschieden sein, in einem neuen Weltteile aufs neue in Berührung zu treten, um in lebendiger Wechselwirkung wie zwei elektrische Ströme auf einander zu wirken und sich so zur stärksten Kraftentfaltung zu befähigen. Zwar war das deutsche und angelsächsische Element nicht ausschließlich in Amerika vertreten, da Schweden, Holland, Irland und Frankreich ihrerseits beträchtliche Siedlerkontingente stellten, doch bildeten sie in dieser breccienartigen Völkermischung die integrierenden Bestandteile, die dem amerikanischen Völkerkonglomerat das spezifisch englisch-deutsche Gepräge gaben.

Es ist interessant, die Beobachtungen zu verfolgen, die die deutsch-amerikanische Etymologie nach dieser Richtung zu verzeichnen hat. Viele deutsch-amerikanische Sprachforscher, vor allem der auch in Deutschland bekannte Schriftsteller Karl Knortz, haben sich durch ihre bezüglichen Feststellungen erhebliche Verdienste erworben. Aus ihnen können wir im einzelnen sehen, wie mit der Treue eines Pflanzenabdrucks einer Schieferplatte der amerikanische Staatskörper den starken Stempel des Deutschtums in der mannigfachsten Weise wiedergibt.

Die Auswanderung der Deutschen nach Amerika, und zwar nach Pennsylvanien, nahm ihren Anfang am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts, wo durch Sir William Penn, der selbst dreimal in Deutschland war, eine regelmäßige Auswanderung nach Amerika organisiert wurde. Sie wurde alsdann im einzelnen weitergeführt durch den Juristen Franz Daniel Pastorius, der die erste deutsche Stadt Germantown gründete, die sechs Meilen von Philadelphia entfernt lag und seit dem Jahre 1854 die 22. ward dieser Stadt bildete. Das offizielle Siegel Germantowns enthält das Bild eines Weinstocks, einer Flachsblume und einer Weberspule und trug die Siegelumschrift: vinum, linum, textrinum, Worte, die auf die Mission der Deutschen als Förderer des heiteren Lebensgenusses sowie der Feld- und Hausarbeit hinweisen.

„Soviel unsere neuangelegte Stadt anbelangt," schreibt Pastorius, „so liegt dieselbe auf einem guten, schwarzen Erdboden und ist mit verschiedenen anmutigen Brunnquellen umgeben. Die Hauptgasse ist 60, die Zwerggasse 40 Fuß weit und hat jede Familie eine Hofstätte von 3 Acker groß. . . . Die Glieder des Rats und dann die ganze Gemeinde versammeln sich alljährlich auf einen bestimmten Tag und erwählen sich Vorsteher und Offizianten durch das Los, also daß niemand wissen kann, wer für oder wider sie gestimmt hat, wodurch alle unzulässigen Einkaufungen mit Geld wie auch die heimliche Feindschaft der Abgesetzten verhindert werden.

Um die Ligitia, Ratsprozesse und Zänkereien zu verhindern, wird ein Protokoll gehalten, worin alle unbeweglichen Güter, Unterpfänder, Obligationen und Pachten verzeichnet werden, wodurch alle Advokati und Prokuratores, welche für ihre Dienste Geld fordern, abgeschafft sind.

Zu verhüten alles das, was das Volk zur Eitelkeit, Leichtfertigkeit, Gottlosigkeit und lästerlichem Leben verleiten könnte, so werden bei höchster Strafe verboten alle Wettspiele, Komödien, Kartenspiel, Vermummungen, alles Fluchen, Schwören, Lügen, falsches Zeugnis geben (weil der Eid da nicht erlaubt ist), schändlich Geschwätz, Ehebruch, Hurerei, Duellieren, Dieberei.

Das Fluchen, Gotteslästern, Mißbrauch göttlichen Namens, Zanken, Betrügen, Vollsaufen soll mit dem Halseisen abgestraft werden."

In Germantown wurde die erste deutsche Druckerei errichtet sowie die erste deutsche Zeitung gegründet, so daß the watch-dog of civilisation seinen Kulturdienst bei den Deutschpennsylvaniern damit antreten konnte. Ebenso wurde hier regelmäßig Jahrmarkt gehalten, sowie Bier gebraut. Um jedoch einem geschäftlichen Konzessionsmißbrauch seitens der Wirte vorzubeugen, war die gesetzliche Bestimmung getroffen, daß kein Schankwirt einer Person mehr als zwei Quart täglich verabreichen dürfe, und zwar die eine am Vormittag, die andere am Nachmittag oder Abend.

Die Deutschpennsylvanier waren vortreffliche Landwirte und fleißige Handwerker und befaßten sich außerdem vielfach mit Leinenweberei und Strumpfwirkerei. Auch waren sie als Müller, Metzger und Drucker sehr geschätzt. Eine entschiedene Abneigung hatten sie gegen die Juristen, die sie statt lawyers liars nannten, sowie gegen Kaufleute, die nach ihrer Meinung privilegierte Betrüger waren. Auch der Lehrerstand war in Verruf. Derselbe war meistens durch mäßig gebildete Iren vertreten, die die wissenschaftliche Bildung der Deutschen blutwenig förderten. Auch die Pfarrer hatten keine angenehme Stellung, da die pennsylvanischen Buschbauern meist notorische Knauser waren, die ihre Geistlichen zwar reichlich mit Lebensmitteln versahen, im übrigen ihnen aber zumuteten, zu predigen, taufen, trauen ꝛc. „for was fällt". Fisher teilt die Abschiedspredigt eines mennonitischen Predigers aus dem Bruschtale mit, deren Schluß gelautet haben soll: „Gott regiert die Welt un Dummheit die Brusch Walley un die Meischte kenn mer's im Angesicht lese. Als Kalwer haw ich sie agenomme, als Ochse muß ich sie verlasse! In Gottes Namen, Amen!"

Alle erdenklichen Sekten waren ferner unter den Pennsylvaniern vertreten, von denen eine die andere an Bibelgläubigkeit und sonderbaren Gebräuchen zu übertreffen suchte. Da waren die Mennoniten, die jedoch in ihrer itio in partes sich wieder in neue Richtungen spalteten, nämlich die alten, die kein politisches Amt annehmen und sich an keiner öffentlichen Wahl beteiligen durften, die neuen, denen es untersagt war, den Reden fremder Geistlicher zu lauschen, sowie die Amisch-Mennoniten oder Bartmänner, die statt mit Knöpfen ihre Kleider mit Haken und Oesen schlossen. Ferner gab es außer den Katholiken noch deutsche Quäker, Dunker, Schwankfelder, Herrenhuter, Anhänger des Theosophen Jakob Böhme ꝛc. Alle aber beseelte eine streng christliche Gesinnung und alle suchten durch Fleiß und Sparsamkeit in der neuen Heimat weiterzukommen.

Einen ländlich-idyllischen Anblick gewährte eine pennsylvanische Ansiedlung mit ihrer schmucklosen Kirche, auf deren schieferumkleidetem Dachkörper der behelmte Kantenturm saß, mit dem unterdachten Ziehbrunnen, um dessen Räderwerk die rostgelbe Kette schleifte, mit den stattlichen Hickorynußbäumen auf dem ungepflasterten Markte, in deren Kronenwölbung die Spottdrossel ihr Lied zartete, mit den zaunumzogenen Liegenschaften und den isabellfarbenen verwitterten Strohdächern der holzgefügten Bauernhäuser. Auf melanitschwarzem Mergelboden stand rings der halmhohe Mais. Der Wald scholl wieder von den Axtschlägen der rodenden Waldarbeiter und rüstige Fuhrleute brachten in schmucken Planwagen die Erzeugnisse der deutschen Kolonisten nach Philadelphia und Baltimore auf den Markt. Der Ehrgeiz der Pennsylvanier bestand eben darin, fleißige Bauern, gehorsame Bürger und fromme Christen zu sein und mit deutscher Zähigkeit und Biederkeit an dem festzuhalten, was sich bei den Vorfahren als nützlich und brauchbar bewährt hatte. Kein Wunder, wenn daher Diemen und Bansen stets gefüllt waren und die Scheunen und Ställe vielfach besser und praktischer eingerichtet waren als die Wohnhäuser. In diesen befanden sich nur die allernotwendigsten Möbel, die der Eigentümer gewöhnlich selbst verfertigt hatte. Selbst Kleider und Schuhe pflegten sie viele selbst zu machen. Die Frauen spannen Flachs und Wolle und sorgten dafür, daß jeder Strümpfe, Hemden und „Hendschings" (Handschuhe) hatte, so daß sich die deutschen Kolonisten eines ziemlichen Wohlstandes erfreuten. Die Tochter half rüstig der Mutter und wenn sie „en schön, braaf Mädel, so wie die Mama war", dann heiratete sie auch „ein fleißiger, standhafter Bauernkerl", wie der Vater einer war.

Aber nicht allein die Darstellung der Flachsblume und der Weberspule befand sich im Wappen Germantowns, auch das Bild des Weinstocks war darin zu finden. Mit anderen Worten wußten sich die Deutschpennsylvanier auch bei frohen Festen in Herz und Geist anregender Weise von den Mühen des Tages zu erholen und im heitern Lebensgenusse sich die nötige Arbeitsfreude und Frische zu bewahren. Ein solches Fest war das Kochen der Apfelbutter, das an den langen Herbstabenden die jungen Leute am häuslichen Herde vereinigte, wobei derjenige, dem das Umrühren des brodelnden Apfelbreies zufiel, allerhand Neckereien ausgesetzt war. Ein anderes Fest war das Enthülsen des Mais, das beim Blaken mächtiger Feuer oder beim Mondscheine stattfand und mit allerhand Spielen und Scherzen verbunden war. Derjenige, der eine rote Aehre fand, hatte Anrecht auf einen Kuß von einem der anwesenden Mädchen, während dieses eine gefundene rote Aehre schnell verbarg, um nicht geküßt zu werden. An Gelegenheit, mit einander bekannt zu werden, fehlte es den jungen Leuten also nicht. Um sich eines weniger willkommenen Freiers zu entledigen, hatte man die zweckmäßige Einrichtung getroffen, daß der Freier bei einem Besuche der Erkorenen das Pferd an den Hofzaun anband. Ward es während des Besuches in den Stall geführt, so war der Besuch willkommen, während es im anderen Falle für den Reiter ratsam war, sich bald wieder zu entfernen. Die zarte Annäherung liebebedürftiger Herzen nannte

der Deutschpennsylvanier „Spärken". Hatten nunmehr die Ehepräliminarien endgültig zum Lebensbunde geführt, so ritten am Hochzeitstage Braut und Bräutigam zum Geistlichen, der das Paar in der schlichten Kirche traute. Auf dem Wege zur Trauung wurden den Brautleuten Seile über den Weg gespannt, die erst nach Empfang eines Geschenkes beseitigt wurden. Dieser Brauch findet sich auch in der Schweiz, im Spreewald und Schwarzwald.

Abergläubische Gebräuche, die teilweise noch bis auf die germanische Vorzeit zurückreichen, in ihrer gegenwärtigen Form sich jedoch den wandelnden Zeit- und Ortsverhältnissen angepaßt und daher ihre ursprüngliche Bedeutung teilweise eingebüßt haben, sind unter den Deutschpennsylvaniern zahlreich zu finden. Wie in Deutschland die Vorstellung des auch im Erntefest in „Dreizehnlinden" von Isenhard erwähnten Bilwisreiters noch zur Zeit des 30jährigen Krieges im Volke modifiziert sich vorfand, wo ein Bilwiskind hieb- und kugelfest war und nur durch eine silberne Kugel getötet werden konnte, so haben auch die abergläubigen Vorstellungen der Pennsylvanier sich selbständig fortentwickelt und mit den neu hinzugetretenen Anschauungen verbunden. Wird nachts eine Viehherde unruhig, so geschieht dies durch die Geister der vertriebenen Indianer, die sich für den an ihnen begangenen Landraub rächen. Hexen werden durch Tabakrauch vertrieben. Außerdem durchlöchert man auch wohl ein Papier, in welchem eines ihrer Haare eingewickelt ist, mit einer silbernen Kugel, um den Hexenbann zu brechen. Die schmalen Brettchen der alten Bauernhäuser, die als Ziegel dienten und shingles oder Schindeln genannt wurden, nagelte man bei abnehmendem Monde fest, damit sie sich nicht spalteten oder bogen. Zur selben Zeit rammte man die Zaunpfosten in die Erde ein. Außerdem war an der Bohlenwölbung der Stalltüre ein Hufeisen befestigt, welches das Vieh gegen Krankheiten schützen sollte.

Um auf andere Gebräuche der Deutschpennsylvanier zu kommen, so herrschte bei den mährischen Brüdern zu Bethlehem die Sitte, beim Eintritt eines Todesfalles auf dem Kirchturme ein feierliches Requiem anzustimmen, worauf der Leichnam in das Leichenhaus gebracht wurde, um von hier aus nach drei Tagen bestattet zu werden.

Was die Sprache der Deutschpennsylvanier betrifft, so besteht sie aus einer Mischung von Pfälzisch, Alemannisch und Englisch und wird von den Buschleuten, d. h. den Bauern gesprochen. Statt des Wortes „sehr" gebraucht der Pennsylvanier entsprechend dem englischen awful die Wendung arg. Eine geschickte hübsche Sache nennt er „artlich", ein Ausdruck, der auch in Hessen und Bayern sich vorfindet. Die Stecknadel heißt „Spell". Das „Altfäschene" (old-fashioned = althergebracht) ist dem Pennsylvanier heilig. Will er sein baufälliges Haus stützen, so „steipert" er es, ein Wort, das vom lateinischen stipes (Pfahl) sich herleitet und soviel wie festigen bedeutet. (Am Niederrhein sagt man: „stippen".) „Hiewwel" bedeutet einen Berg und hängt mit dem angelsächsischen Wort heahlid (hoher, luftiger Berg) zusammen. Unter einem „Tollhaus" versteht man das Zollhaus. „Ufgedreßte Dschennolleut" (dressed-up genteel people = feingekleidete Städter) stehen im schlechten Rufe, ebenso der Gschweier (squire = Friedensrichter).

Reich ist der Pennsylvanier an Sprichwörtern, die wegen ihres tiefen Sinnes und ihrer prägnanten Form Berücksichtigung verdienen, wie z. B.: „Schaff', daß du selig wirst, reich wirst du doch nicht", „Kurze Haare sind bald gebürstet", „Gut gewetzt ist halb gemäht", „Wer ein Buch stiehlt, ist kein Schafsdieb", „Besser ein wenig geleiert als ganz gefeiert" ꝛc.

Auch Lokaldichter hat Pennsylvanien aufzuweisen. Besondere Erwähnung verdient Ludwig Miller, der ein tüchtiger Bauschreiner war und durch seine seltene Bildung sowie seinen schlagfertigen Witz sich auszeichnete. Außerdem ist Harbough zu nennen, dessen Gedichte im Jahre 1870 zu Philadelphia unter dem Namen „Harboughs Harfe" erschienen. Er war Professor der Theologie am Seminar zu Mercersburg.

Was die politische Stellung der Deutschpennsylvanier anbelangt, so waren sie sich des Korrelates ihrer Freiheit, des Gefühls der Verantwortlichkeit, stets bewußt und bildeten dem rastlosen Vorwärtsstürmen liberaler Heißköpfe gegenüber das konservative Element, indem sie vorsichtig prüfend den politischen Fragen des Tages gegenübertraten und sich nur schwer entschließen konnten, das erprobte Alte dem ungewissen Neuen gegenüber zu opfern. Für wahre Volksfreiheit eintretend, waren Deutschpennsylvanier die ersten, die schon im Jahre 1683 die Abschaffung der Sklaverei forderten. In gleicher Weise nahmen sie sich auch der sogenannten „verbundenen Mägde und Knechte" an, für die die Farmer und Fabrikanten die Ueberfahrt bezahlt hatten, die sie durch langen, schweren Dienst, der zu dem vorgestreckten Gelde in keinem Verhältnisse stand, sich abverdienen mußten. Aber auch auf sozialem Gebiete haben die Deutschen dem amerikanischen Leben einen Dienst erwiesen, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen ist, indem sie den amerikanischen Kastengeist sprengten und den heiteren, gesellschaftlichen Zug ihrer Natur auch dem kühlen und verschlossenen Angloamerikaner mitzuteilen wußten.

So haben denn die Deutschpennsylvanier ihren alten Traditionen getreu deutsche Sitte und deutschen Sinn bewahrt. Wenn sie auch vielfach die engere Fühlung mit der sich emsig weiter entwickelnden Kunst und Wissenschaft ihres alten Vaterlandes verloren und ihr Sprachidiom sich zu einem undefinierbaren Potpourri weiterbildete, so hat doch ihr Idealismus das kalte Amerika erobert, indem sie einen gemütvollen Ausgleich zwischen den beiden germanischen Rassen vermittelten. Und so können auch die Deutschen der alten Heimat mit Stolz ihrer gedenken, da sie in der Ferne den sittlichen Ernst und die elementare Schaffensgewalt des deutschen Volkes bewahrten und ihre ehrenhafte Gesinnung das volle Vertrauen der Angloamerikaner genießt.



Bühnen- und Musikschau.

Das K. Hoftheater brachte in der letzten Woche keine Aufführung von besonderer Bedeutung. Raoul Auernheimers Lustspiel „Die große Leidenschaft", dessen windige Moral sich durch den mehr oder weniger gelungenen Dialog nicht entschuldigen läßt und um so unangenehmer fühlbar wird, je weniger wirksam sich der letztere zeigt, scheint bereits nach Verdienst abgewirtschaftet zu haben. Die Oper schwebt infolge Erkrankung und Beurlaubung zahlreicher Mitglieder in chronischen Besetzungsnöten, so daß man sich jüngst sogar einen Lohengrin aus Augsburg verschreiben mußte, dessen Auftreten wohl nur durch die Macht der Verhältnisse zu rechtfertigen war. So wollen wir auf einen glücklicheren Stern in der neuen Woche hoffen, die uns die Erstaufführung von Berlioz „Beatrice und Benedikt" und die Uraufführung von Karl Hauptmanns „Bergschmiede" verspricht.

Im **Schauspielhaus** ist man von der eindeutigen Liederlichkeit von „Gastons Hochzeit", deren Erfolg kein Ruhmesblatt in der Geschichte des Münchner Theaterpublikums bedeutet, zu dem tiefgründigen Problemdrama „Baumeister Solneß" von Henrik Ibsen übergegangen. Wir gestehen, daß wir dieser nervösen Seelenanalyse, die sich der Bühne nur wie einer unangenehm empfundenen Notwendigkeit bedient, nicht in allen ihren geheimnisvollen Wegen folgen konnten. Der Erfolg dieses Privatissimums mit Ibsens ureigenster Lebensanschauung schien doch mehr der Darstellung zu gehören, und tatsächlich bot Cola Jessen in auffallender Nietzsche-Maske eine monumentale Leistung und Frl. Marberg wäre als Hilde Wangel gleich tüchtig gewesen, wenn sich nicht seit „Salome" in ihr Spiel ein Stich ins Grisettenhafte eingeschlichen hätte.

Auch das **Gärtnerplatztheater** hatte in dieser Woche sein „Ereignis", d. h. man erwartete ein solches musikalisch-literarischer Art von der Operette „Das Gespenst von Matschatsch", deren Autoren sich mutig hinter dem Pseudonym Simplicissimus verbargen. Die Aufführung brachte eine lebhafte Enttäuschung. Otto Julius Bierbaum, der sich als Librettist herausstellte, hat sich damit begnügt, einer Novelle von Oskar Wilde die feine Satire zu nehmen, um sie durch eine gröbere, aber nicht bessere zu ersetzen. Der Komponist, der seine Anonymität aufrecht hielt (was wir ihm nachempfinden können), hat weder Erfindung noch Persönlichkeit, nicht einmal mit dem gewollten Anlehnen glückte es ihm. Burlesk war an dieser Burleske eigentlich nur, daß man Mut zu der Behauptung fand, sie sei eine solche.

Die Konzertwoche. Der Karneval übt insofern einen sehr wohltätigen Einfluß aus, als er die Zahl der Künstlerkonzerte auf ein erträgliches Maß herabdrückt. Einen seltenen und wirklich reinen Genuß bot, dank ihres feinen Stilgefühls und Anschmiegens, ein Duettenabend von Frau Agnes Stavenhagen und Iduna Choinanus, der auch in neuen Gesängen von Hans Hermann und Edgar Istel einige, wenn auch nicht bedeutende, so doch durchaus zweckentsprechende und gutklingende Neuheiten brachte. — Die Böhmen setzten ihre Beethovenabende mit jener eminenten Vollendung fort, in deren Anerkennung sich die Kritik schon völlig ausgegeben hat. — Ein Konzert des Dirigenten Schneevoigt besuchten wir nicht, da sein Programm doch zu sehr die Physiognomie der künstlerischen Landstraße trug, um einen überbeschäftigten Referenten besonders zu reizen. — Reiche Lorbeeren holte sich Alfred Reisenauer durch die freie, fast improvisiert wirkende Entfaltung seiner reichen Mittel und ihm zur Seite zu stellen ist Bernhard Stavenhagen, zu dessen graziöser Kunst sich immer mehr überzeugte Wucht und Energie gesellt, so daß der gefeierte Pianist aus seinem Spezialistentum nunmehr in eine volle Universität gelangt ist.

Verschiedenes. Eine Marien-Legende von Iwan Knorr nach Worten alter Volkslieder, wurde in Frankfurt a. M. im Rühlschen Verein erfolgreich erstmalig aufgeführt. Professor Knorrs reiches Können spricht aus jedem Teil seines Tonwerkes, aus den klangschönen und melodischreichen Solis und Chorsätzen. — In Elberfeld hatte die Uraufführung der Oper Z'widerwurz'n von Ernst Korten einen guten Erfolg. — Siegfried Wagners Oper „Kobold" hatte, wie aus Wien gemeldet wird, im Jubiläumtheater einen starken äußeren Erfolg, der nicht dem weitläufigen, ermüdenden Werk, sondern dem Sohne Richard Wagners galt. Die Darstellung soll recht unzureichend gewesen sein.

München. Hermann Teibler.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 6. München, 5. Februar 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Erzbischof Dr. Joseph von Schork †.

Ein Gedenkblatt von Domkapitular Dr. Adam Senger, Bamberg.

Am 23. Mai 1890 war der Erzbischof Friedrich von Schreiber nach jahrelanger schmerzlicher Krankheit, in der er sich als edler Dulder erwies, hinübergegangen. Er war sehr verschieden beurteilt worden, er galt vielen als liberaler Kirchenfürst; 14 Tage vor seinem Tode hatte er dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber sich geäußert: „O der Liberalismus!" und dann fügte er bei: „Ich möchte lieber Benefiziat in Pinzberg (Pfarrdorf in der fränkischen Schweiz) sein als Erzbischof in Bamberg!" Jedenfalls war Erzbischof Friedrich in der Wahl seiner Ratgeber nicht immer glücklich; letzteren ist die Entfremdung hauptsächlich zuzuschreiben, die sich zwischen dem Oberhirten und einem Teil seines Klerus bildete. —

Die Erzdiözese war in erwartungsvoller und doch wieder banger Spannung, wer wohl als Nachfolger in den Kaiserdom einziehen werde. Da wußten die Zeitungen bald zu melden, Universitätsprofessor Dr. Schönfelder in München sei von Sr. Kgl. Hoheit zum Bamberger Infulträger ausersehen. Eine traurige Nachricht, da genannter Herr kurz vorher als Rector magnificus eine Lobrede auf die Korps gehalten und geäußert hatte, er sei stolz darauf, daß noch echt studentisches Blut in seinen Adern walle; der allein scheine ihm ein richtiger Student zu sein, der den Mut habe, seine Ehre mit dem Degen in der Hand zu verteidigen. (cfr. „Regensburger Morgenblatt" Nr. 167 vom 25. Juli 1890). Dann langes Schweigen! Endlich brachte der Telegraph die Nachricht, daß Dompropst Dr. Joseph Schork in Würzburg zum Erzbischof von Bamberg bestimmt und vom Hl. Vater auch bestätigt worden sei (März 1901). In dem bekannten bayerischen Marktflecken Mittenwald, hart an der Tiroler Grenze, hatten Kultusminister Dr. v. Müller und Dompropst Dr. Schork eine Besprechung in der „Post" gehalten, als deren Resultat die Bischofsernennung sich ergab.

Am 24. Mai 1901 erfolgte die Konsekration im Bamberger Dom durch Bischof v. Stein aus Würzburg unter Assistenz der beiden anderen Suffraganbischöfe von Speyer und Eichstätt. Allgemeine Begeisterung und ungeheuchelter Jubel begrüßte den neuen Erzbischof, der den einfachsten Verhältnissen entstammte. Er war geboren am 7. Dezember 1829 zu Kleinheubach als Sohn eines fürstlich Löwensteinschen Vorreiters, hatte die Lateinschule zu Miltenberg, dem bekannten bayerischen „Bischofswinkel", das Gymnasium in Aschaffenburg, die Universität in Würzburg besucht. Eine lebhafte Phantasie, ein glückliches Gedächtnis, ein gesundes Urteil zeichnete den Studenten aus, der sich der Theologie aus Herzensneigung widmete. Ein heiterer Optimismus begleitete ihn bis ins Alter.

Ein Zunftgelehrter ist Schork nie gewesen, aber gediegene theologische Bildung hatte er sich zu den Füßen eines Denzinger, Hergenröter und Hettinger erworben. Er tat sich was zu gut darauf, solch herrliche Lehrer gehabt zu haben.

Es ist hier nicht der Ort, eine Schilderung der bischöflichen Tätigkeit des nunmehr Verewigten zu geben, nur einzelne aphoristische Züge seien hervorgehoben!

Die Volkstümlichkeit ist der hervorstechendste Zug des Erzbischofs gewesen. Tatsächlich wußte er aber auch mit dem Volk vorzüglich umzugehen. Er hielt Generalkommunionen für katholische Vereine ab, besuchte deren Feste, sprach freundliche Worte mit den Arbeitern und kargte auch mit Almosen nicht. Das zeigte sich auch in diesen Tagen, wo Erzbischof Joseph auf dem Paradebett ausgestellt war. Massenhaft strömte das Volk zur Hauskapelle im erzbischöflichen Palais und die mitunter recht naiven Gefühlsäußerungen bekundeten, wie innig das Volk mit seinem Oberhirten verwachsen war. Das Volk ehrte bei seinem Erzbischof namentlich dessen rastlose Tätigkeit. Das lebhafte Temperament des Kirchenfürsten gönnte ihm keine Ruhe. Am liebsten hätte er gleichzeitig in mehreren Kirchen gepredigt. „Ja, wenn ich nicht mehr predigen kann, muß ich sterben", pflegte er zu sagen. Da predigte er bald in abendlichen Konferenzen, bald ergriff er bei den Pfarrvisitationen täglich vier bis siebenmal das Wort; bald hielt er da und dort Gelegenheitsreden. Gewiß waren nicht alle Reden oratorische Meisterwerke, es fehlte gar oft die Zeit, um zu meditieren und zu feilen; aber der lebhafte Gestus, das warme Pathos, die Innigkeit der Ueberzeugung sprachen zu Herzen. In Würzburg hat er dreißigmal Fastenpredigten im Dom abgehalten.

Temperamentvoll war er überhaupt in seinen Aeußerungen; er liebte ein kraftvolles Wort, auch ein derbes verschmähte er ab und zu nicht; köstliche Anekdoten existieren hierüber. Er ließ sich aber auch ein energisches Wort gefallen, wenn es nur mit der nötigen Ueberzeugungskraft gesprochen wurde. Ueberhaupt trug er nicht leicht etwas nach.

Besonders eiferte Schork für die Erhabenheit der Liturgie. Er war fast ein Tüfteler in rubrizistischen Feinheiten und war nervös erregt, wenn bei Pontifikalfunktionen ein Verstoß vorkam. Wenn aber alles glatt ging, genierte ihn die drei- und vierstündige Dauer der feierlichen Handlungen nicht im mindesten. Am Karsamstag z. B. hielt er nicht bloß Taufwasserweihe, sondern wollte auch einen Täufling haben.

Kirchlich treue Gesinnung zeichnete Schork aus. Dreimal unternahm er die Wallfahrt zu den Gräbern der Apostel und mit heller Freude erzählte er wieder und immer, wie ihn Leo XIII. so freundlich begrüßt habe. Er schwelgte geradezu in den Reiseerinnerungen an Italien und die ewige Stadt. Daß er daneben treu patriotisch war, bekundete er stets, und auch der Prinzregent wußte ihn zu schätzen, wie das anläßlich des Todes an das Metropolitankapitel gerichtete Allerhöchste Handschreiben deutlich bekundet.

Schork war ein großer Naturfreund. Jedes Jahr hielt er sich vier Wochen am Brenner auf. Er streifte da namentlich im Pflerschtal fleißig umher, um die Flora kennen zu lernen und seine botanischen Sammlungen zu bereichern. Wer den Garten des erzbischöflichen Palais besuchte und die Gruppe der Alpenpflanzen verächtlich streifte, der galt als Banause. Auch Kunstsinn war Schork eigen. Er besuchte fast regelmäßig die Münchener Museen, er hat sich eine Sammlung von mitunter wertvollen Oelgemälden angelegt, er war ein eifriger Förderer des kirchlichen Kunsthandwerks. Der prächtige Kronleuchter aus Meister Harrachs Kunstwerkstätte und der vom Meister Stärk verständnisinnig gefaßte gotische Altar sind Vermächtnisse an den Bamberger Dom, die noch nach Jahrzehnten von des Oberhirten opferwilligem Kunstsinn Zeugnis geben.

War Schork auch Politiker? Wohl widmete er seine Zeit seinem Berufe ganz, doch erfüllte er auch seine staatsbürgerlichen Pflichten genau. Regelmäßig erschien er an der Wahlurne. Auf dem Münchener Katholikentag entfesselte seine Rede, die in dem Satz gipfelte: „Wir Katholiken lassen uns nicht an die Wand drücken", Beifallsstürme.

Seiner Natur nach war er Ireniker. Als Oberhirte einer Diasporadiözese, die ²/₃ Andersgläubige zählt, betonte er immer wieder die Notwendigkeit des konfessionellen Friedens. Manche hielten ihn hierin für allzu ängstlich, namentlich im Hinblick auf die oft feindselige Haltung der anderen Richtungen. Wie dem auch sei: Erzbischof Josephus hat sich in seiner Diözese ein unverlöschliches Denkmal errichtet; aufrichtig ist die Klage um sein Hinscheiden, das freilich nach dreijähriger Krankheit eine Erlösung war. Das Leichenbegängnis war ein wahrhaft fürstliches.



Prof. Karl Braig und die „Krausgesellschaft".

Die „Augsburger Postzeitung" schreibt in Nr. 24: „Die Krausgesellschaft findet in den „Münch. Neuesten Nachrichten" Nr. 45 eine warme Verteidigerin. Professor Karl Braig in Freiburg hat in Nr. 5 der „Allgemeinen Rundschau" einen Aufsatz veröffentlicht über „Franz Xaver Kraus und die Krausgesellschaft", in dem er erklärt, er sei keinen Augenblick im Zweifel, daß Kraus sich gegen den Mißbrauch, der (von der Krausgesellschaft) mit seinem Namen getrieben wird, mit aller Entschiedenheit gewendet hätte." „Hätte der selige Kraus es der Mühe wert erachtet, sich mit Dr. Geberts Ausführungen über den „katholischen Glauben und die Entwickelung des Geisteslebens" zu befassen, er hätte mit grimmigem Sarkasmus ausgerufen: „Das hat man von seinen Freunden, wenn sie jung sind!" Die „M. N. N." sind tief entrüstet über diese Auslassung Prof. Braigs. Sie nennen ihn in ihrer bekannten Manier einen „mittelmäßigen Geist", der „in echt ultramontaner Verdrehung der Sache der „Krausgesellschaft" zu verdächtigen suche, um die ihr angehörenden Zierden des Adels und der Wissenschaft hinauszulotsen". Aus jeder Zeile „spreche ungestillte Leidenschaft gegen die Fortschrittler". Braig habe die Stirne zu behaupten, der verstorbene Kraus würde sich empören über den Mißbrauch seines Namens. „Echt ultramontane Verdächtigung." „Die Krausgesellschaft verfolge das Ideal des religiösen Katholizismus, das Kraus als seinen Lebenszweck angesehen hat." Diesmal falle der Pfeil auf den Schützen zurück. Die „M. N. N." unterlassen es leider, ihren Lesern mitzuteilen, was Prof. Braig in seinem Aufsatz noch feststellt. Die „Postzeitung" zitiert dann aus der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 5, Seite 50) das Urteil Franz Xaver Kraus' über die „Reformer" und fährt fort: „Das ist allerdings bitter, zumal es nicht die einzige unangenehme Erfahrung ist, welche die Krausgesellschaft in letzter Zeit machen mußte. Wenn sogar derjenige, dessen Namen diese Gesellschaft trägt, sie verleugnet, dann begreift man, wenn sie durch urkräftige Schimpfereien über Professor Braig in den „M. N. Nachr." ihrem Aerger Luft zu machen sucht." (Das über Professor Braig zu Gericht sitzende liberale Blatt braucht natürlich nicht zu wissen, daß der Freiburger Gelehrte schon im 1. Jahrgang der „Allgemeinen Rundschau", in Nr. 8 vom 17. Mai 1904 („Wer ist ultramontan? Eine Erinnerung an Franz Xaver Kraus von Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.", Seite 110 ff.) genau den gleichen Standpunkt vertreten hat und daß die von den „Münch. Neuest. Nachrichten" vorsichtig totgeschwiegene beweiskräftige Briefstelle nicht nur in jenem Artikel der „Allgemeinen Rundschau" vom 17. Mai 1904, sondern in dem 1902 bei Herder in Freiburg erschienenen Braigschen „Gedenkblatt an Franz Xaver Kraus" (Seite 51) bereits enthalten war. Der Herausgeber.)



Die Hetze gegen die katholischen Studentenkorporationen

wird an verschiedenen deutschen Hochschulen fortgesetzt. Das Machtwort des preußischen Kultusministers hat den formulierten Protesten gegen die Existenzberechtigung katholischer Vereinigungen an den preußischen Hochschulen ein Ziel gesetzt, aber der Boykott dauert fort und hat auf die Feier des Kaisergeburtstages mancherorts wieder häßliche Schatten geworfen. An nichtpreußischen Hochschulen glaubt man mit der organisierten Hetze um so kräftiger einsetzen zu können. Einstweilen ist Tübingen an der Reihe und in Oesterreich macht die Wiener alma mater wieder von sich reden. Die bayerischen Hochschulen blieben bisher von offenen Protestdemonstrationen und öffentlichen Kraftproben verschont. Aber der vom Geiste der französischen „Blockpolitik" seine Wiedergeburt erhoffende bayerische und pfälzische Liberalismus scheint vor Begierde zu brennen, die „antiklerikal" gesinnte Jugend schon auf den Universitäten mit kulturkämpferischen Verfolgungsinstinkten zu präparieren. Der neue Führer der pfälzischen Liberalen, der weiland großherzoglich badische Hoftheaterintendant Exzellenz Dr. Bürklin, hat auf der Generalversammlung der nationalliberalen Partei in Neustadt a. H. am 22. Januar einen überaus gehässigen Vorstoß gegen die katholischen Studentenkorporationen unternommen. Wir zitieren seine Schmähworte nach der ihm nahestehenden „Allgemeinen Zeitung" (II. Blatt Nr. 37):

„Eine der schlimmsten Früchte, welche die ultramontane Wühlarbeit gezeitigt hat, sind die katholischen Studentenverbindungen, die, nicht etwa, wie es zu meiner Zeit der Fall war, sich lediglich rekrutieren aus Theologiestudierenden, sondern die mit ganz besonderer Vorliebe auch die künftigen Vertreter anderer Berufsarten in einseitig konfessioneller Weise abrichten. Diese mit Couleur und den unblutigsten Schlägern von der Welt*) widerwärtig renommierenden, ungeheuer viel Bier vertilgenden, kaplanisierten (? ?) Verbindungen gehören zu den unerfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart. Täglich machen sich in Deutschland in Verwaltung und Justiz (!) die betrübenden Folgen der konfessionellen Voreingenommenheit der also erzogenen Beamten (!) mehr und mehr bemerkbar."

Es genügt, diese unwahren Anschuldigungen niedriger zu hängen, wobei nur noch an die merkwürdige Parallele des letzten Satzes mit dem berüchtigten Worte der „Allgemeinen Zeitung", ein „ultramontaner" Beamter in höherer Stellung sei eine „latente Gefahr für den Staat", erinnert sei. Das involviert nicht mehr und nicht weniger als den Ausschluß der Mehrheitspartei in Bayern von allen höheren Staatsstellen.

Exzellenz Bürklin und sein Anhang haben übrigens schon drei Tage später aus München eine Antwort erhalten, deren stumme Sprache nicht mißzuverstehen ist. Auf dem Festball der im Münchener Kartellverband vereinigten katholischen deutschen Studentenverbindungen „Aenania", „Rheno-Frankonia", „Vindelicia", „Langobardia" (die Stammverbindung „Aenania" besteht seit 53 Jahren) erschienen am 25. Januar Prinz Ludwig, der künftige König, und Prinz Alfons. Ihnen schlossen sich der Verkehrsminister von Frauendorfer und der Rektor Magnifikus Dr. Lindemann an. Und als am 28. Januar der Münchener katholische Studentenverein „Ottonia" anläßlich seines 40jähr. Stiftungsfestes einen Festball veranstaltete, erschien wiederum Prinz Ludwig an der Spitze der Ehrengäste. Tags zuvor, auf dem Festkommerse der „Ottonia", den auch der apostolische Nuntius

*) Den gleichen Vorwurf könnte man mit demselben Rechte gegen Offiziere erheben, welche zwar „unblutig" fechten lernen — was mit Verlaub Dr. Bürklins auch in vielen katholischen Korporationen üblich ist —, die unblutige Waffe ständig an der Seite tragen, aber von der „blutigen" Waffe nur im Kriege Gebrauch machen und sich keines einzigen „Schmisses" erfreuen.



Msgr. Caputo mit einer herzlichen Ansprache beehrte, hielt der Rektor Magnifikus Dr. Lindemann eine bemerkenswerte Rede im Sinne der Gleichberechtigung der katholischen Korporationen. Der Rektor führte nach einigen einleitenden Worten des Dankes und der Beglückwünschung dem Sinne nach u. a. aus, er ergreife gerne diese Gelegenheit, um die Stellung der Universitätsbehörde zu dem über die katholischen Studentenkorporationen entbrannten Streite zu präzisieren. Wenn die katholischen Studentenvereinigungen neben der Wissenschaft und Freundschaft als ihr höchstes Ideal die Pflege der Religion und Konfession hochhielten, so beabsichtigten sie damit in keiner Weise der Ueberzeugung anderer zu nahe zu treten. Er habe aus der 40jährigen Geschichte der „Ottonia" die Ueberzeugung gewonnen, daß sie stets in diesem Sinne gewirkt. Die Universitäten hätten ja von jeher die Aufgabe gehabt, die freie Ueberzeugung zu schützen. Die Universitätsbehörde werde daher den katholischen Korporationen nichts in den Weg legen und erwarte von denselben, daß sie auch künftig sich jeder agressiven Tendenz fernhalten würden.

Dem verflossenen Karlsruher Hoftheaterintendanten, der den Boethlingkschen Geist in die pfälzische Heimat überpflanzen zu wollen scheint, sei auch noch das ehrende Zeugnis entgegengehalten, das der Rektor der Technischen Hochschule zu Aachen, Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Borchers, auf dem Kaiserkommerse der katholischen Studentenkorporationen „Carolingia", „Franconia" und „Wicking" diesen letzteren ausgestellt hat (vgl. „Kölnische Volksztg." Nr. 76):

„So oft ich mit Ihnen in studentischen Angelegenheiten zu verhandeln Gelegenheit hatte, bin ich ruhiger Mäßigung und friedlichster Gesinnung begegnet. Seien Sie überzeugt, daß Ihnen dies nicht vergessen werden wird. Bewahren Sie diese wertvollen Güter auch jetzt, wo Sie glauben, daß Sie von ihren Gegnern ungerecht beurteilt werden. Was Sie für den Frieden unserer Hochschule, für den Frieden von Land und Volk, dem wir alle angehören, tun, damit erfüllen Sie die vornehmste der Aufgaben, die aus den Grundsätzen Ihrer Korporationen hervorgehen. Damit ehren und stärken Sie sich. Daß Sie mit Ehren aus dieser Zeit des Unfriedens hervorgehen, das ist unser aller Wunsch!"

Das klingt anders als der von blinder Voreingenommenheit geleitete Anwurf der Exzellenz Dr. Bürklin.

München. Dr. Armin Kausen.



Mecklenburgische „höhere" Schulen.

Von

Dr. Krueckemeyer.

Schier unglaubliche Zustände auf dem Gebiete des höheren Schulwesens in Mecklenburg-Schwerin enthält der durch seine verschiedenen Veröffentlichungen über die Verhältnisse der Oberlehrer in weiten Kreisen wohlbekannte Prof. Dr. Heinrich Schröder-Kiel in einer zu Ende vorigen Jahres im Verlage von E. Kannegießer in Gelsenkirchen erschienenen Schrift „Mecklenburgische „höhere" Schulen. Ein Unkulturbild aus dem dunkelsten Deutschland." Was man da erfährt, ist allerdings geeignet, Verwunderung darüber hervorzurufen, daß derartiges im 20. Jahrhundert in unserem auf seine hohe Kultur so stolzen deutschen Vaterlande möglich ist.

Die mecklenburgischen Zustände sind durch die jüngste Reichstagsdebatte (Interpellation Dr. Büsing) aufs neue in den Brennpunkt des Interesses der ganzen Kulturwelt gerückt worden. Mecklenburg, das durch den Mangel einer konstitutionellen Verfassung und die daraus erwachsenden Verwaltungsmißstände, dann aber auch durch seine Intoleranz den Katholiken gegenüber so unrühmlich bekannt ist, erscheint als das einzige Gebiet deutscher Zunge, in dem es staatliche höhere Lehranstalten überhaupt nicht gibt. Alle Gymnasien in beiden Mecklenburg sind reine Privatunternehmungen, entweder des Großherzogs oder einzelner Städte. Die Stände bewilligen für die höheren Schulen ebenso wenig etwas wie für die Rostocker Universität, die gleichfalls eine Privatanstalt ist. Das wäre ja nun weiter nicht so schlimm, wenn wenigstens dafür gesorgt würde, daß die höheren Schulen denen im übrigen Deutschen Reiche gleichwertig wären, und daß die an ihnen amtierenden Direktoren und Lehrer ein ihrer Stellung entsprechendes Gehalt bekämen. Das ist aber, wie Dr. Schröder nachweist, bei den höheren Schulen der Städte Grabow, Bützow, Malchin, Ribnitz, Teterow und Waren nicht der Fall.

Was zunächst die Qualifikation der an den höheren Schulen der genannten sechs Städte wirkenden Lehrer anbetrifft, so gibt es zwar an allen tüchtige Leute, die auch jeder anderen höheren Lehranstalt zur Ehre gereichen würden, und die, was man eigentlich für selbstverständlich halten sollte, auch die Fakultas für die einzelnen Fächer, in denen sie unterrichten, besitzen. Aber das gilt noch lange nicht von allen. Die genannten Städte sind nämlich keineswegs sehr wählerisch, wenn es sich um die Anstellung von Personen handelt, die ihre Jugend in der Wissenschaft unterweisen sollen. Blutjunge Studenten, die ihre Studien nur begonnen, aber noch nicht beendet haben, sehr gereifte Männer, die ihre Jugendhoffnung, dereinst Oberlehrer zu werden, längst begraben hatten und 13, ja 18 Jahre lang in anderen Berufen (als Landwirt, Bureaubeamter) tätig gewesen sind, Männer, die ohne Stellung sind in ihrem eigentlichen Beruf, der mit dem höheren Schuldienst überhaupt nichts zu tun hat, die nie daran gedacht haben, ein Examen für höhere oder auch nur für Volksschulen abzulegen, und die dies auch für die Zukunft nicht beabsichtigen: sie alle werden an diesen höheren Schulen mit offenen Armen als Lehrer aufgenommen. Dr. Schröder belegt dies des näheren durch eine ganze Anzahl von Beispielen.

Ein weiterer Uebelstand ist, daß eine große Anzahl von Lehrkräften immer nur ganz vorübergehend, oft nur ein paar Monate, an der betreffenden Schule wirkt, um dann wieder zu verschwinden. So sind von der einzigen Stelle des Neusprachlers am Realprogymnasium zu Ribnitz in 28 Jahren nicht weniger als 23 Oberlehrer weggegangen, sie haben durchschnittlich noch nicht $^3/_4$ Jahre dort ausgehalten; 18 von ihnen haben es zusammen nur auf $14^1/_2$ Dienstjahre, durchschnittlich also noch nicht auf zehn Monate Dienstzeit gebracht. Drei von ihnen sind nach sechs, ebensoviele schon nach drei Monaten wieder von dannen gezogen. In einem einzigen halben Jahre sind an dieser Anstalt für vier Stellen sechs Lehrer neu angestellt worden. Dazu kommt, daß, wie erwähnt, ein sehr großer Teil überhaupt nicht Lehrer von Beruf ist, sondern nur vorübergehend einmal das Unterrichten probiert und gar nicht daran denkt, es für längere Zeit fortzusetzen, also auch kein persönliches Interesse daran hat, sich hochwissenschaftlich und pädagogisch für den Lehrberuf auszubilden. Von den Leistungen dieser Schulen kann sich danach jeder selbst ein Bild machen. Die älteren, nach Vorbildung und Beruf wirklichen Oberlehrer und Direktoren können unmöglich wieder gut machen, was von den anderen verpfuscht wird, besonders bei den oft unzureichenden, veralteten Lehrmitteln, bei der mehr als dürftigen Ausstattung der Anstaltsbibliotheken.

Ein mecklenburgisches Unikum ist auch das sogenannte Scholarchat, eine besondere Lokalaufsichtsbehörde, die für jede großherzogliche, sowie auch für einige städtische Schulen eingerichtet ist. Im günstigsten Falle gehört ihr der Direktor der betreffenden Lehranstalt an, im übrigen besteht sie aus Laien, die, wie Dr. Schröder sich ausdrückt, vom höheren Schuldienst nicht mehr verstehen, als z. B. ein Grobschmied vom Pastetenbacken. Um so größer sind dafür die dieser Behörde den betreffenden Schulen gegenüber zustehenden Befugnisse. Ihrer amtlichen Beurteilung untersteht das ganze dienstliche und außerdienstliche Verhalten der Oberlehrer, wie § 11 der Scholarchatsordnung feststellt. Nach § 7 derselben Ordnung hat das Scholarchat zur Einführung neuer Lehrbücher seine Einwilligung zu geben und nach § 5 ebenda hat der Protoscholarch das Recht, dem Unterricht in jedem Fache und zu jeder Zeit, wenn es ihm paßt, beizuwohnen. Welch segensreichen Einfluß danach diese Behörde auf das gesamte mecklenburgische höhere Schulwesen hat, kann jeder selbst ermessen.

Ueberaus traurig sind die Gehaltsverhältnisse, die insbesondere an den höheren Schulen der Städte Grabow (Realprogymnasium), Waren (Gymnasium), Bützow (Realgymnasium), Malchin (Realgymnasium), Ribnitz (Realprogymnasium) und Teterow (Realschule) herrschen. Ein fester, nach Dienstaltersstufen aufsteigender Besoldungsplan besteht dort überhaupt nicht. An den großherzoglichen Anstalten wurde ein solcher, der allerdings hinter den anderwärts bestehenden Gehaltsätzen bedeutend zurückbleibt, im Jahre 1893 eingeführt. Danach steigen die Oberlehrer von 2000—5400 Mk., die Direktoren von 5700—6600 Mk., jedoch ohne Wohnungsgeldzuschuß oder Mietsentschädigung und ohne das anderwärts bestehende Kommunal-Steuerprivileg. Dieselben Gehaltssätze gelten in Wismar, und sogar etwas erhöhte in Rostock. Die vorerwähnten sechs Städte konnten sich aber trotz aller Bemühungen der betreffenden Direktoren und Oberlehrer zu einem gleichen Schritte nicht entschließen. Elf Jahre hindurch sind von den Beteiligten alle Wege eingeschlagen, alle Instanzen angegangen worden, aber vergeblich. Nur die Städte Grabow und Ribnitz haben eine geringfügige Gehaltserhöhung eintreten lassen. Und doch erklärte bereits im Jahre 1893 der damalige Großherzog Friedrich Franz IV. in einer den Petenten gewährten Audienz wörtlich: „Die Ungleichheit der Gehälter an den großherzog-

lichen und den städtischen Schulen ist eine Ungerechtigkeit, die fernerhin nicht mehr geduldet werden soll." Trotz dieses Fürstenwortes ist, wie gesagt, bis auf den heutigen Tag nichts geschehen zu einer Verbesserung. Wie kläglich die Gehälter sind, ergibt sich aus einer 1893 an den engeren Ausschuß der Mecklenburger Ritter- und Landschaft gesandten Denkschrift. In derselben wurde darauf hingewiesen, daß beispielsweise der Direktor zu Grabow nach zehnjähriger Dienstzeit nur ein Gehalt von 3600 Mk., die Direktoren der Realgymnasien zu Bützow und Malchin nach 33- bzw. 26jähriger Dienstzeit ein Gehalt von 4800 Mk., die ältesten Oberlehrer, die schon seit mehr als 20 Jahren im höheren Schuldienste standen, ein Gehalt von 3300 Mk., in Grabow ein Oberlehrer mit 19 Dienstjahren sogar nur 2100 Mk. erhielt.

Die hier geschilderten Zustände sind doch einfach unhaltbar, und da weder die in Betracht kommenden Städte noch die Schweriner Regierung Abhilfe schafft, da alle dahin gehenden Schritte ergebnislos waren, so ist es Sache des Reiches, hier für Besserung zu sorgen. Denn auch das Reich ist an diesen Schulen interessiert, insofern als der Reichskanzler denselben auf Antrag der Reichsschulkommission das Recht zuerkannt hat, Zeugnisse auszustellen, welche dieselbe Berechtigung für das Reich verleihen, wie die von anderen ähnlichen Anstalten im Reich ausgestellten. Bereits einmal haben die mecklenburgischen Schulzustände zu einer Besprechung im Reichstag geführt, wobei Staatssekretär Graf Posadowsky von einer eventuellen Entziehung der den betreffenden Schulen vom Reichskanzler erteilten Berechtigung sprach. Jetzt, wo die Schrift Dr. Schröders die ungeheuerlichen Verhältnisse des mecklenburgischen höheren Schulwesens der breiteren Oeffentlichkeit kund gemacht hat, sind dieselben dort neuerdings zur Sprache gekommen. Hoffentlich mit der Wirkung, daß endlich die notwendige Remedur eintritt.



Die preußische Regierung und der Bergarbeiterstreik.

Von

Jos. Coböken.

Die preußische Regierung hat es nicht leicht. „Kanalrebellen" rechts, „Streikrebellen" links. Die Grubenbesitzer haben der Regierung kurzer Hand erklärt, sich auf kontradiktorische Verhandlungen mit den Ausständigen nicht einlassen zu wollen; die Kommissare des Herrn Möller sind nach Berlin, wo es sich bekanntlich besser lebt als in den ungastlichen Städten des Ruhrreviers, zurückgekehrt und Herr Möller beklagt sich, daß er als streitschlichtender Friedensengel die Prügel bekommen hat. Das war vorauszusehen. Als bei der Etatsberatung des preußischen Abgeordnetenhauses Ministerpräsident Graf Bülow einen warmen Appell an beide streitenden Parteien richtete, da wuchsen die Hoffnungen der Streikenden; sie glaubten nun zum wenigsten auf einiges Entgegenkommen rechnen zu dürfen und damit wollten sie sich gerne bescheiden. Am nächsten Tage aber nahm der preußische Handelsminister Herr Möller das Wort, warf mit Grazie den guten Eindruck über den Haufen, den sein Oberkollege Graf Bülow hinterlassen hatte und schlug einen Ton an, der die Streikenden schnell überzeugte, daß sie von dieser Seite auf keine Unterstützung zu rechnen hatten. Kein Wunder! Herr Möller war nicht immer Minister; vorher war er Reichstagsabgeordneter und ist noch Besitzer des Fabriketablissements Kupferhammer bei Brackwede. Daß er als Fabrikbesitzer den Kreisen der Industrie nicht fernstand, bedarf keiner Argumentation. Aber die entente cordiale mit den Grubenbesitzern und Großkapitalisten sollte sich noch bindender gestalten.

Das war zur Zeit der Wahlen. Herr Möller war Kandidat der nationalliberalen Partei des Wahlkreises Dortmund und bei seiner Wahl ereigneten sich die unerhörten Wahlbeeinflussungen, die damals in ganz Deutschland Aufsehen erregten. Die Wahllokale waren mit Zechenbeamten besetzt, die den zwangsweise zur Wahl geführten Bergleuten die nationalliberalen Wahlzettel in die Hand drückten und mit Argusaugen darauf achteten, daß nicht etwa ein anderer Zettel in die Wahlurne fiel. Zur Vorsicht aber änderte man noch alle zwei Stunden die Wahlzettel, nahm bald kartonartiges Papier, dann wieder Papier dünn wie Seidenpapier usw., so daß der Wahlvorsteher, meist ein Zechenbeamter, mit Leichtigkeit konstatieren konnte, ob der „richtige" Zettel abgegeben wurde, oder eine Verwechslung vorgenommen war. Am nächsten Lohntage erhielten dann zahlreiche Bergleute die Abkehr und dank dieser terroristischen Wahlbeeinflussungen kam Herr Möller gegen Zentrum und gegen Sozialdemokratie in den Reichstag. Der „lange Möller" erregte bald die Aufmerksamkeit des Kaisers und eines Tages wurde er, wie im Traum, Minister. Nun, eine Liebe ist der anderen wert, und Herr Möller hatte nun reichliche Gelegenheit, sich für die kräftige, ihm zuteil gewordene Wahlunterstützung erkenntlich zu zeigen. Seine ersten Schritte auf dem ungewohnten, glatten Parkett ministerieller Tätigkeit bewegten sich indessen nicht in dieser Richtung. Exzellenz warf sich in die Arme der Ostelbier und erntete bald den Titel „Minister wider Handel und Gewerbe". Im Laufe der Zeit aber besann sich Herr Möller seiner Herkunft wie seiner Bestimmung und da sich gerade jetzt in der Frage des Streiks Konservative und Nationalliberale, die Land- und die Schlotjunker, einmal ausnahmsweise nahestehen, so hat er seinem Herzen einen Stoß gegeben und sich entschlossen, seinen großkapitalistischen Freunden soweit zu Gefallen zu sein, als er sich dadurch nicht die Sympathie der Konservativen verscherzt. Und so hat er denn jetzt in mehreren Parlamentsreden die Manchesterdoktrin so rein und unverfälscht vorgetragen, daß er damit sein Schuldkonto bei den Kohlenbaronen beglichen und noch erheblichen Vorschuß gegeben haben dürfte.

Man kann gewiß geteilter Meinung darüber sein, ob die Qualität eines Ministeriums aus der Aera Bismarck, wo die Minister lediglich ausführende Organe ihres spiritus rector, des Ministerpräsidenten, waren, im Interesse der Staatsraison erstrebenswert ist. Aber ebensowenig dürfte der jetzige Zustand, wo Graf Bülow seine Stellung als primus inter pares dahin auslegt, daß jeder Minister auf eigene Faust Politik treibt, den Interessen einer gesunden Leitung des Staates dienen. Mit schönen Worten, wie sie balsamisch von Bülows Lippen träufeln, ist in einem Ringen von Millionen fast rechtloser Kreaturen gegen eine Handvoll unersättlicher Millionäre wenig geholfen. Solange die letzteren nicht eine eiserne Faust im Nacken fühlen, solange sie sich nicht einem stählernen, unbeugsamen Willen gegenübersehen, haben diese Kreise nur ein Lächeln des Hohns für die Friedensschalmei des Ministerpräsidenten. Vergebens fragt man sich, ob der Staat es überhaupt mit seinen vitalsten Interessen vereinbaren kann, wenn er dem Kapitalismus soviel freie Hand läßt, daß dieser das Eingreifen des Staates höhnisch abweisen und Krisen heraufbeschwören kann, deren Folgen noch gar nicht abzusehen sind. Wenn die Bergwerksbesitzer sich immer darauf berufen, daß sie im Interesse der Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem Auslande den Bergleuten keine Konzessionen machen könnten, so sei doch nur auf die Praktiken des Kohlensyndikats verwiesen, das die Kohlen im Inlande, direkt an der Zeche, bedeutend teuerer verkaufte als im Auslande, wo es die enormen Transportkosten auf den Preis schlagen mußte. 30,000 Bergleute waren im Ruhrrevier arbeitslos und doch ließen die Grubenbesitzer immer aufs neue Ausländer anwerben, um nach den Gesetzen von Angebot und Nachfrage die Löhne noch mehr zu drücken. Die Gute-Hoffnungshütte hatte 1903 9 Millionen Ueberschuß, Hibernia 1903 annähernd 10 Millionen und 1904 in 11 Monaten schon über 10 Millionen. Die Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft hatte im Jahre 1903 **über 14 Millionen** Mark Ueberschuß zu verzeichnen, im Jahre 1904 in den ersten 11 Monaten über 12 Millionen Mark. Im Monat November 1904 sind die Werksüberschüsse bei manchen Gesellschaften gegen den Monat Oktober bis zu 20,000 Mk. gestiegen. Und die Löhne? Es gibt Hauer, welche im Dezember 60 Mk. „Abschlag" erhalten hatten und am Lohntage noch 2 bis 5 Mk. ausbezahlt erhielten.

Daß bei einer solchen Lage der Dinge die Bürgerschaft mit allem Nachdrucke auf seiten der Bergarbeiter steht, ist deshalb sehr verständlich. Und doppelt befremdlich muß es demgegenüber berühren, wenn Herr Möller im Eingang seiner Rede erklärte, er müsse sich angesichts der Verhandlungen, die seine Kommissare führten, eine gewisse Reserve auferlegen und wenn er dann im weiteren Verlaufe eine große Verteidigungsrede zugunsten der Bergwerksbesitzer hielt, die Forderungen der Bergleute als ungerechtfertigt und unerfüllbar bezeichnend. In der Tat, angesichts einer solchen Lage der Dinge muß man nach einer starken Regierung rufen, die den Schlotjunkern, die sich, auf ihren Geldsack gestützt, für unüberwindbar halten, klar macht: „Entweder freiwillig nachgeben oder Reichstag und Bundesrat werden in kürzester Frist ein Berggesetz schaffen, das jeden Widerstand über den Haufen wirft". Auf Leute vom Schlage eines Herrn Stinnes verfehlt eine solche Sprache sicher nicht ihre Wirkung. Hier hilft kein Fortwursteln, hier hilft nur eins: Der gute Wille, gestützt durch eiserne Energie.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Handelsverträge.

Gerade noch vor der Krisis in Ungarn ist der deutsch-österreichische Handelsvertrag zum Abschluß gelangt. Tantae molis erat! Aus der Denkschrift, welche die deutsche Regierung über die vollendeten sieben Handelsverträge soeben veröffentlicht hat, ersieht man, daß für die Verständigung zwischen Deutschland und der habsburgischen Monarchie die Veterinärfrage das letzte und schlimmste Hindernis bildete. Obschon Rußland schon mit der Anerkennung der deutschen Autonomie in Verhängung der Seuchensperre ein aufmunterndes Beispiel gegeben hatte, sträubte sich Oesterreich-Ungarn zähe gegen dieses Damoklesschwert für seine Viehausfuhr. Es beantragte schließlich als Schutzmittel gegen die vermeintlich drohende Willkür, daß bei Meinungsverschiedenheiten über den Viehverkehr das Schiedsgericht zuständig sein solle, das die neuen Verträge für Tarifstreitigkeiten vorsehen. Auch diese schiedsrichterliche Beschränkung seiner veterinärpolizeilichen Autonomie wollte Deutschland nicht zugestehen. Man einigte sich zu allerletzt auf das Auskunftsmittel, eine begutachtende Kommission von Sachverständigen beider Seiten zuzulassen, die aber nur nachträglich ohne bindende Kraft über die strittige Maßregel sich äußern kann.

Prima vista macht die Denkschrift den Eindruck, daß unsere Regierung bei den Verhandlungen das Erreichbare herausgeschlagen hat, daß die Landwirtschaft dank dem klugen Systeme der Mindestzölle sehr erhebliche Vorteile gegen den status quo erlangt und daß die Ausfuhrindustrie die unvermeidlichen Opfer im allgemeinen ertragen kann. Das ganze große Werk, das so unendlich viele Schwierigkeiten zu überwinden hatte, ist ein bedeutender Erfolg der Regierung Bülow-Posadowsky.

Das Hilfsgesetz für die Bergarbeiter.

Noch ein Lob können wir dem Ministerium Bülow spenden. Allerdings erst praenumerando, da der löbliche Gesetzentwurf zwar angekündigt ist, aber noch nicht vorliegt. Mit einer Promptheit, die nach den letzten Wechselreden etwas überraschend war, hat sich die Regierung erinnert, daß man die Streitfragen, über welche die selbstbewußten Zechenherren mit den Vertretern der Arbeiter nicht verhandeln wollen, in der Hauptsache auf dem Wege der Gesetzgebung entscheiden kann. Ein sozialpolitisches Reichsgesetz oder auch ein einzelstaatliches Berggesetz kann die Ordnung im Bergbau so gestalten, daß den wesentlichen Ursachen des Streiks abgeholfen wird. Die Regierung hat nun angesichts des allgemeinen Protestes gegen die friedlose Haltung der Zechenbesitzer ankündigen lassen, daß sie die Klinke der Gesetzgebung ergreifen will, und zwar sofort. Sie zieht die Landesgesetzgebung vor; über den Weg braucht man nicht zu streiten, wenn er nur zum Ziele führt. Die Parlamente, in denen bezügliche Anträge des Zentrums und der Sozialdemokratie alsbald zur Verhandlung kommen, werden gewiß für das nötige Pulver hinter dem angekündigten Regierungsgeschoß sorgen. Hoffentlich wird so der „tote Punkt", auf dem der Kampf im Ruhrrevier nach dem Vorbilde der beiden eingegrabenen mandschurischen Armeen angelangt war, behufs Abkürzung der Leiden und Gefahren schnell überwunden. Die Bergarbeiter werden schwerlich weiter streiken, wenn die Gesetzgebung ihnen in den wichtigsten Punkten Vorteile bietet. Jedenfalls würde eine Fortsetzung des Streiks seitens einiger Heißsporne bald zum Erlöschen kommen.

Der Sieg der Obstruktion in Ungarn.

Während diesseits der Leitha das Ministerium Gautsch mit Geschick und Glück das Parlament zur positiven Arbeit, wenigstens zu einem Versuche veranlaßt hat, ist in Ungarn die Kraftpolitik Tiszas, der sein Parlament zur Arbeit zwingen wollte, bei den Wahlen gescheitert. Dieses Volksvotum ist um so überraschender und um so gewichtiger, als in Ungarn die gouvernementale Wahlbeeinflussung landesüblich ist. Im ungarischen Volke scheint die Scheu vor einer liberalen Parteidespotie noch stärker zu sein als der Widerwille gegen die parlamentarische Anarchie. Der vielgeprüfte Träger der Stephanskrone sieht sich jetzt sehr schwierigen Verhältnissen gegenüber. Mit der siegreichen Kossuthpartei und ihren Anhängseln läßt sich nicht regieren, so lange die Einheit der habsburgischen Monarchie erhalten bleiben soll. Anscheinend will der Kaiser und König den Grafen Julius Andrassy, der aus der liberalen Partei wegen der Tiszaschen Vergewaltigung ausgetreten war, zum Nachfolger des geschlagenen „Bismarck" berufen. Es fragt sich, ob Andrassy gleichzeitig beides findet, was er braucht: sowohl die Unterstützung des ganzen Restes des Liberalismus, als auch die Beihilfe von der kleineren Partei. Die katholische Volkspartei, die bei der Wahl ziemlich gut abgeschnitten hat, wäre eigentlich das berufene Gegengewicht gegen die separatistische Linke; aber dagegen bildet der alte Kulturkampfgeist des freimaurerischen Liberalismus noch das Hindernis.

Die Kraftprobe in Rußland.

L'ordre règne à St. Pétersbourg! Das Blutbad vom 22. Januar hat die Arbeiterbewegung in der Hauptstadt vorläufig zum Stillstand gebracht. Nachdem Großfürst Wladimir die Demonstranten niedergeknallt hatte, wurde General Trepow, der in Moskau den Befähigungsnachweis abgelegt hatte, zum Generalgouverneur, d. h. Diktator von St. Petersburg ernannt. Er schritt alsbald zur Verhaftung zahlreicher „Intellektuellen", die als Wortführer der konstitutionellen Bewegung hervorgetreten waren. Also der Todesschrecken für die Massen, der Kerkerschrecken für die höheren Klassen! Dies Rezept ist nicht neu; die betäubende Wirkung wird aber schwerlich andauernd vorhalten.

In amtlichen Aufrufen sucht man die Ansicht zu verbreiten, daß die Unruhen ein kunstvolles und kostspieliges Machwerk der inneren und der äußeren Feinde Rußlands seien. Ein Stadthauptmann hat sogar offen herausgesagt, daß die Japaner und die Engländer die Sache angelegt und bezahlt hätten. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß man dem Zaren Nikolaus dieselben Ammenmärchen vorsetzt, die man dem urteilsschwachen Muschik zumutet. Tatsächlich ist gerade der Mangel an einheitlicher Organisation und Leitung bisher das beste Hilfsmittel der Reaktion gewesen. Streiks und Tumulte sind fast in allen größeren Städten Rußlands ausgebrochen; aber bezeichnenderweise nicht gleichzeitig und nicht nach derselben Methode. Nicht einmal die Polen und die Finnen, die doch ihre ganz besonderen Gründe zum Losschlagen haben, sind prompt und einheitlich auf dem Plane erschienen. Wenn die professionellen Revolutionäre oder erfahrenen Agenten des Auslands an der Spitze gestanden, so wäre die große Demonstration in Petersburg nicht so lange vorher angekündigt worden und gewiß nicht mit solcher Einseitigkeit des Blutvergießens abgegangen. Die Arbeiterscharen waren wirklich mit nichts anderem bewaffnet, als mit Bittschriften, Kreuzen und Heiligenbildern. Das nächstemal werden sie vermutlich nicht so wehrlos auftreten. Wie lange es dauern wird, bis der Unmut des Volkes zu einer neuen und verschärften Eruption führt, läßt sich bei der verschleierten Eigenart der russischen Verhältnisse kaum voraussehen.

Ist es ein bloßer Zufall, daß sich gerade jetzt Kuropatkin zum Angriffe gegen die japanische Armee entschlossen hat? Bekanntlich hat ein russischer Staatsmann schon vor dem blutigen Sonntag gesagt: „Es fehlt uns ein S i e g." Man könnte allenfalls vermuten, daß vom Hof nach der Mandschurei telegraphiert wäre: Ein Sieg käme uns niemals gelegener als gerade jetzt! Kuropatkin scheint bei dem überraschenden Vorstoß auf dem westlichen Flügel vorläufig ein wenig Terrain erobert zu haben. Das besagt aber für den Ausgang der großen Schlacht noch nicht einmal so viel, wie der Petersburger Polizeisieg für den Ausgang des inneren Ringens. Im allgemeinen scheint das russische Volk sich auch aus dem Waffenruhm nichts mehr zu machen, sondern für einen „Sieg" nur insoweit Interesse zu haben, als er die Beendigung des verhaßten Feldzuges ankündigt.

Die Fernwirkung des Petersburger Gemetzels in Paris.

So sonderbar es klingt, so haben doch die Schüsse, welche Großfürst Wladimir in St. Petersburg gegen die unbewaffneten Arbeiter abfeuern ließ, auf dem Ricochetwege den französischen Block getroffen.

Herr Rouvier, der sich mehr durch Gewandtheit als Charakterstärke auszeichnet, hatte nach einem zaghaften Anlauf zu einem Konzentrationsministerium ein neues Kabinett auf der Combesschen Grundlage zusammengebracht. Als sich das neue Ministerium der Kammer vorstellte, gab es sonderbare Ueberraschungen. Der alte Block nahm die neue Regierung sehr kühl auf, während der größte Teil der Rechten, namentlich die abenteuerlichen Nationalisten, sich demonstrativ freundlich stellten. Herr Delcassé, der seit 1898 schon die auswärtige Politik lenkt und als perennierender Minister von einem Kabinett ins andere übernommen wird, mußte natürlich wieder das stereotype Lied von der Allianz mit Rußland singen. — Da erhob aber die äußerste Linke der Regierungspartei ein wahres Gebrüll der Wut und Verachtung gegen die Menschenschlächter an der Newa. Kein Geringerer als Herr Jaurès, der Drahtzieher des Blocks, protestierte in flammender Entrüstung gegen die Blutpolitik des „Alliierten". Hinterher wurde selbstverständlich doch die übliche Tagesordnung angenommen, die dem Ministerium vorläufig das Leben gestattet, weil man noch keinen besseren Ersatz hat. Aber der Protest gegen die russische Gewaltpolitik ist kein einfacher „Zwischenfall"; er stammt auch nicht von den Sozialdemokraten allein,

sondern ist auch den ehrlichen Demokraten Frankreichs aus der Seele gesprochen. Die Linke im französischen Parlament muß teils aus Klasseninstinkt, teils aus geschichtlichem Solidaritätsgefühl mit den russischen Freiheitskämpfen auf das lebhafteste sympathisieren und sich sozusagen solidarisch fühlen. Dieser Umstand kann für die innerpolitische Entwicklung Frankreichs von größter Bedeutung werden. Wenn die Regierung die bisherige Allianzpolitik fortführen will, so wird sie die zarenfeindliche Linke nicht mehr als integrierenden Bestandteil der Regierungsmehrheit behalten können. Also entweder Verzicht auf die russische Freundschaft oder Abstoßung des linken Flügels vom Block und Verschiebung des Schwerpunkts nach der Mitte, wobei sich eine vorsichtige Rücksichtnahme auf die Rechte nötig macht. Denn die unbedingten und allzeit zuverlässigen Anhänger des Russentums sind auf der rechten Seite, in bester Reinkultur bei den Nationalisten zu finden. Eine solche Entwicklung würde die ganze Herrlichkeit des „Blocks" hinwegfegen und den Kulturkampf zum Stillstand oder wenigstens zum Schleichen bringen. — Auch wenn man von diesem hochpolitischen Gesichtspunkte absieht, macht das Ministerium Rouvier einen kurzatmigen, schwindsüchtigen Eindruck. Der Zersetzungsprozeß im Block scheint trotz allem Flickwerk fortzuschreiten.



Konfessionelle Reisehandbücher.

Von

Prof. Dr. Sägmüller, Tübingen.

Im letzten Sommer ging die Rede über konfessionelle Hotels hin und her. Daß es aber konfessionelle Reisehandbücher gibt, das kann man schwarz auf weiß ablesen.

Wir fahren von Paris gen Süden durch Frankreichs gesegnete Fluren. Nun wollen wir es unserem Bädeker, Le sud-ouest de la France. Septième édition. 1901, nicht übel nehmen, wenn er trocken historisch berichtet, wie Angoulême (S. 13), La Rochelle (S. 43) usw. in den französischen Religionskriegen des 16. Jahrhunderts gelitten haben. Dagegen scheint es uns schon etwas zu einläßlich zu sein, wenn bei der gewaltigen Seestadt Bordeaux (S. 87) zu lesen ist: „Catholiques et protestants s'y firent aussi la guerre et 264 de ces derniers y furent massacrés après la St. Barthélemy." Wir haben bereits eine Ahnung davon, was wohl bei Toulouse stehen werde, der behaglich hingebreiteten Hauptstadt des fruchtbaren Aquitaniens, aber auch dem Hauptsitz der einstigen Inquisition. Da heißt es richtig (S. 239): „Toulouse jouit sous ses comtes d'une longue prospérité; mais la guerre des Albigeois y amena dès 1208 de grandes calamités. Le comte Raymond VI., trop tolérant aux yeux de ceux qui venaient d'instituer l'inquisition, et accusé de l'assassinat du légat du pape, Pierre de Castelnau, crut sauver la ville par une soumission des plus humiliantes; mais il ne la vit pas moins assiégée par Simon de Montfort, chef de la croisade, auquel on avait adjugé ses états. Il la défendit victorieusement une première fois, mais il en fut dépossédé en 1214, après la bataille de Muret. Toulouse n'accepta pas toutefois le cruel Simon et jusqu'en 1229 son histoire n'est qu'une succession de révoltes et de sièges souvent infructueux. Mais Louis VIII., roi de France, ayant hérité des droits d'Amaury de Montfort, fils de Simon, Raymond VII. dut finir par se soumettre et l'inquisition extirpa les restes de l'hérésie avec la plus grande cruauté. Toulouse en devint par la suite tellement oublieuse des principes qu'elle avait si bravement défendus, qu'elle se signala maintes fois par des actes d'intolérance poussés jusqu'à la férocité. Il y eut en 1562 une guerre civile entre catholiques et calvinistes et jusqu'à 4000 victimes parmi ces derniers; 300 furent encore massacrés à la St. Barthélemy en 1572; le médecin Vanini, accusé de panthéisme, y fut brûlé vif en 1619, après avoir eu la langue coupée, et un vieillard protestant, Jean Calas (que Voltaire fit réhabiliter plus tard), injustement accusé d'avoir tué son fils aîné pour l'empêcher de se faire catholique, y fut roué vif en 1762." Da sieht es natürlich in dem südwestlich davon gelegenen, so eigenartigen Navarra, einem Hauptherd des französischen Protestantismus, nicht besser aus. Von Orthez wird S. 223 berichtet, daß Jeanne d'Albret daselbst eine kalvinistische Universität gegründet habe, an der auch Theodor Beza lehrte. Im paradiesischen Pau aber residierte Margarete von Valois, die Aeltere, die Schwester Franz' I., die Gemahlin von Henri d'Albret, diese entzückende und geistreiche Dame, bei der die Kalvinisten gute Aufnahme fanden. Den Höhepunkt erreichte der Wohlstand daselbst unter Anton von Bourbon, Jeanne d'Albret und deren Sohn, dem späteren französischen König Heinrich IV. usw. So hatte dann Bearn auch unter den Religionskriegen mit ihren Greueln zu leiden (S. 225). Ihnen entrinnen wir aber vielleicht, wenn wir uns von Toulouse ostwärts zur weingesegneten Languedoc wenden, nach Carcassonne, Beziers, Montpellier, Nimes. Allein in Carcassonne werden die Kalvinisten 1560 massakriert, weil sie eine Marienstatue durch den Kot geschleppt (S. 250). In Beziers müssen wir von B. zwar nicht das sonst immer wiederholte Wort jenes ketzermordenden Abtes von Cisterz hören: Schlagt alle tot; Gott kennt die Seinen, aber doch, daß daselbst 1209 in den Albigenserkriegen 20—30,000 Menschen getötet oder verbrannt worden seien (S. 257). Montpellier wird als ein Hauptplatz der Kalvinisten 1622 von Ludwig XIII. erobert, immerhin „sans faire une victime ni un prisonnier" (Bädeker, Le sud-est de la France. Sixième édition. 1897. S. 237). In Nimes vollends reichen die Greuel gegen die Protestanten bis in das 19. Jahrhundert herab. Da wurden bei der Reaktion gegen die napoleonische Herrschaft 1815 während vier Monate durch Banden zuerst wehrlose Soldaten, dann 16 Protestanten getötet, kalvinische Frauen und Jungfrauen auf der offenen Straße schimpflich behandelt, die protestantischen Kirchen angegriffen, die Gläubigen verjagt ꝛc. (Seite 229). So sehe ich, der Katholik, mich denn allmählich über und über mit Blut von Häretikern besudelt. Mit Entsetzen also sollte ich schleunigst verlassen la belle France, die durch meine Glaubensgenossen zu einer Mördergrube gemacht worden ist. Auf jeden Fall aber haben mir diese immer wieder unter die Nase geriebenen Mord- und Blutszenen an Nichtkatholiken manchen bitteren Augenblick auf meiner sonst so schönen Reise verursacht.

Aber waren denn die Häretiker nur unschuldsvolle Lämmer? Der treffliche Hurter schreibt in seiner auch heute noch kaum übertroffenen Monographie über Innocenz III.: „Für die katholischen Priester brannten die Scheiterhaufen (in den Albigenserkriegen) so hell, als für die Vollkommenen der Katharer. Die Krieger des katholischen Heeres hatten ebensogut die Wahl zwischen Marter und Abfall, wie die Anhänger der Irrlehre. Und nicht selten wurden bei den einen unter Gejauchze ganze Besatzungen dem Tode geweiht, bei den andern unter wildem Geheul und Lästerreden gegen die Jungfrau Maria den Gefangenen Ohren, Nasen und Lippen abgeschnitten (2. Bd. [2. Aufl. 1842] S. 383)". In Orthez aber soll die oben gerühmte „männliche" Johanna d'Albret durch ihren General 1569 3000 katholische Bürger ermorden und zweihundert Priester von der Brücke in die Gave haben werfen lassen. Im herrlich gelegenen Schloß von Pau mit seinem unvergleichlichen Panorama auf das villen- und dörferbesäte Tal der Gave und auf die Schneegipfel der Pyrenäen hat 1560 der General Montgomery 10 katholische Adelige des Bearner Landes meuchlings ermorden lassen. Hier residierte Margarete von Valois, d. Ae., „cette charmante et spirituelle Princesse", die Verfasserin des überaus schlüpfrigen Heptaméron, das nur etwas höfischer ist als die gleichzeitigen Schmutzereien ihres Landsmannes Rabelais — nebenbei bemerkt, ist es doch mehr als drollig, wenn in der bittersten Not Hashagen den genannten Franzosen als Zeugen wider Denifles „systematische Schmähungen" der Sittlichkeit Luthers aufruft (Neue kirchl. Zeitschrift 1904, 499); oder haben ein hl. Ignatius von Loyola, ein sel. Kanisius auch nötig, ihre keusche Sprache durch einen Zotenreißer à la Rabelais verteidigen zu lassen? — „In Nimes, wo die Hugenotten sich am 30. September 1567 der Tore bemächtigten, belagerten und plünderten sie die bischöfliche Wohnung, sammelten sie eine große Anzahl katholischer Gefangener, führten sie während der Nacht in den Hof der bischöflichen Wohnung, töteten von ihnen 72, die sie dann in den Brunnen des Bischofs warfen. Die Niedermetzelungen wurden am folgenden Tage fortgesetzt in der Umgegend, wo 48 Katholiken ohne Widerstand niedergemacht wurden. In Alais töteten die Hugenotten 7 Kanoniker, 2 Franziskaner und mehrere Geistliche." Vgl. W. Wilmers, Geschichte der Religion. 7. Aufl. 1904. 2. Bd. S. 214 nach Sismonde de Sismondi XIII (ed. Aix la Chapelle. 1838), 157. So könnten wir noch viele hugenottische Greueltaten gegen die Katholiken bei dem einen oder anderen im Bädeker stehenden Namen aufführen.

Allein das ist ja nicht unsere Sache. Das ist doch Sache von B., der die katholischen Missetaten so genau verzeichnet. Er will international sein. Dann soll er auch interkonfessionell sein. Wenn er die Katholiken in ihrem verwerflichen Gebahren schildert, dann soll er es auch bei den Protestanten so halten. Aut caesar, aut nihil! Sonst liegt eine schreiende Ungerechtigkeit vor, eine fortwährende Beschimpfung der Katholiken, die wir Katholiken mit unserem teuren Gelde bezahlen müssen; ja, rebus sic stantibus müssen; denn ein anderes, ebenso gutes Reisehandbuch, als der Bädeker ist, gibt es ja nicht. So besteht hier im letzten Grund ein dringendes Bedürfnis der deutschen Katholiken, so gut als nach einem katholischen Konversationslexikon, das ja jetzt, Gott sei Dank, so herrlich befriedigt wird.

Doch nicht auf die Katholiken allein erstreckt sich das Bedürfnis dieser Korrektur von Bädeker. Auf alle Reisenden mit billigem Sinn, mit Gerechtigkeitsgefühl. Wer reist heute nicht? Wer ist da nicht für all die tausend Eindrücke empfänglicher als sonst, wo Aug' und Ohr weit offen sind, um neues aufzunehmen, immer neues zu sammeln? So träufeln denn bei Tausenden, ja Hunderttausenden, gerade der Reichsten, der Vornehmsten, der Tonangebenden, der Herrschenden immer wieder still und unvermerkt diese ungerechten, weil einseitigen Bemerkungen, diese tatsächlichen Beschimpfungen der Katholiken in die Herzen ein, um mit den genossenen Reiseeindrücken für immer haften zu bleiben. Kein Wunder, daß die mit den Bädekern in der Hand den ins Koupe einsteigenden katholischen Priester so wenig freundlich aufzunehmen pflegen. Kein Wunder, daß die große Welt nur die Katholiken Scheiterhaufen für die Andersgläubigen errichten sieht, und nicht auch die Protestanten für die Katholiken. Die St. Barthelemy kennen sie alle bis in ihre kleinsten Verzweigungen durch Frankreich hin; was aber auch gegen die Katholiken in Orthez, in Pau, in Nimes usw. geschah, davon weiß keiner etwas von allen Protestanten und leider auch von vielen Katholiken, die mit dem Bädeker in der Hand das herrliche Franzosenland durchreisen.



Moralstatistische Streifzüge durch Berlin.

Von
Dr. Hans Rost.

Ein modernes Großstadtgebilde ist eine ungeheuere Anhäufung sozialer Bestands- und Bewegungsmassen. Die wirtschaftlichen Aeußerungen, die kulturellen Errungenschaften und Fortschritte einer Nation finden in der Großstadt ihren Brennpunkt. Die Großstadt zieht als Zentrale für alle Lebenserscheinungen einer Nation eine unermeßliche Fülle an Menschen, an Tatkraft, an Geist und Verstand an sich. Millionenfältige Erwerbsgelegenheiten der Großstadt ziehen die Menschen unter ihren Bann; Hasten und Ringen und Jagen nach Erwerb, nach Genuß, nach Glück sind die Signatur des Großstadtlebens und -treibens. Das Glück ist ein launischer Geselle, es kann überall wohnen. Ob es aber die Großstadt besonders heimsucht, ob der Großstädter mehr Glück und Zufriedenheit zu genießen imstande ist bei all den tausendfältigen Darbietungen des Großstadttaumels, als der, dem diese Glücksgüter versagt sind, darf mit Fug und Recht bezweifelt werden. Jedenfalls ist nirgendswo soviel scheinbares Glück, als da ist Reichtum, Ehre, materieller Sorgen bares Leben, verfeinertes geistiges Leben und soviel wirkliches Unglück auf einem Flecken Erde beisammen, als in einer Großstadt. Die Großstadt birgt in sich die schroffsten Extreme. Wie viele Menschen prassen da im Ueberfluß, während viele arme Menschenkinder mit derselben Sehnsucht, demselben Verlangen nach irdischen Glücksgütern froh und dankbar wären um die Brosamen, die von den Tischen fallen. Wer eine Luftballonfahrt über eine Großstadt hin machen könnte, bei der alle Dächer der Häuser abgedeckt und alle Schlupfwinkel und Wohnungen, alle Buden und Paläste in ihrer Erbärmlichkeit und Herrlichkeit sichtbar wären, und wer mit geistigem Auge in den Herzen ihrer Bewohner lesen könnte, welch ein Abgrund von Herzeleid, von bitterstem Weh, dessen eine Menschenbrust fähig ist, welche Berge von Elend, Jammer, Not, Gemeinheit, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung würden sich da seinem Seherauge offenbaren!

Das Großstadtleben, wie es weint und wie es lacht, läßt sich in der ganzen Fülle und Intensität seiner Erscheinungen nur ahnen. Doch gibt es eine erkleckliche Anzahl von faßbaren Momenten, insbesondere moralischer Natur, die zwar nur Bruchstücke aus der Flut der tatsächlichen Ereignisse darstellen, jedoch ein immerhin scharf genug begrenztes Bild vom Großstadtleben liefern. Die ansehnlichen Zahlenreihen stadtstatistischer Veröffentlichungen über den Selbstmord, die unehelichen Kinder, Ehescheidungen, Verbrechen der verschiedensten Art liefern einen selten trügenden Maßstab für die Großstadtmoral und wesentliche Beiträge zur Erkenntnis der Großstadtpsychologie.

Eröffnen wir unsere Streifzüge an der Hand des jüngsten Jahrganges des Statistischen Jahrbuches der Stadt Berlin (enthaltend die Statistik des Jahres 1903). Berlin hatte im Jahre 1903 eine Bevölkerungsgröße von rund 1'900,000 Menschen. Die Zahl der Eheschließungen belief sich im Jahre 1903 auf 20,141, die Zahl der **Ehescheidungen** auf 1,267. Die geschiedenen Ehen waren pro Mille der neugeschlossenen Ehen 62.9, der stehenden Ehen 3.42. Auf 15.7 geschlossene Ehen entfällt bereits eine geschiedene. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat die Scheidungsgründe wesentlich beschränkt, so daß z. B. beiderseitige Einwilligung und unüberwindliche Abneigung gänzlich in Fortfall gekommen sind. Als Hauptgründe werden angegeben Ehebruch, bösliche Verlassung und Geisteskrankheit. Hinsichtlich der Konfessionsverhältnisse ergibt sich bei den Ehescheidungen folgendes: Von 1000 gezählten Ehepaaren wurden geschieden im Durchschnitt der Jahre 1885/86; 1890/91; 1895/96; 1900/01 bei den evangelischen Ehen 3.57, 3.07, 4.73, 2.85; bei den katholischen 2.71, 2.81, 3.35, 2.00; bei den dissidentischen 8.49, 3.47, 5.12, 3.71; bei den jüdischen Ehen 2.67, 2.51, 3.26, 2.39. Die geringste Ehescheidungsfrequenz zeigen im allgemeinen die jüdischen Ehen, denen dann die katholischen Ehen auf dem Fuße folgen. Bei den Mischehen ist die Scheidungshäufigkeit wesentlich größer, als bei den Ehen gleicher Konfession und am größten, wenn der eine Ehegatte jüdisch ist. Die Zahl der Ehescheidungen ist in Berlin stets eine besonders hohe. Auf je 100,000 stehende Ehen kamen im Jahre 1901 Ehescheidungen in Ostpreußen 61, in Westpreußen 72, in Berlin 273, in Brandenburg 96, in Pommern 81, in Posen 33, in Schlesien 53, in Sachsen 86, in Schleswig-Holstein 95, in Hannover 43, in Westfalen 38, in Hessen-Nassau 60, im Rheinland 65, in Hohenzollern 53, im Staat Preußen 77. Die Berliner Zahlen sind das Vierfache der Anteile des ganzen Staates und noch das Dreifache von denjenigem der benachbarten Provinz Brandenburg, welche mit der zweithöchsten Ziffer auftritt, während die Provinzen Posen, Rheinland, Westfalen mit unverhältnismäßig geringen Ziffern beteiligt sind. Diese Zahlen sprechen eine deutliche Sprache von verlorenem Glück, von bitteren Enttäuschungen und von der Lockerung der Bande ehelicher Treue. Tausende von Ehen sind zwar nicht durch Richterspruch getrennt, aber innerlich längst geschieden. Wenn die Ehe das Fundament von Staat und Gesellschaft ist, dann ist es in Berlin in dieser Hinsicht traurig bestellt.

Ein noch unerfreulicheres Bild gewähren die zahlreichen **Selbstmorde** Berlins. Im Jahrzehnt 1892/1901 nahmen sich 3624 Männer und 1163 Weiber, im ganzen 4787 Menschen das Leben. Abgesehen von körperlichen und geistigen Leiden spielen Kummer und Sorgen bei den Motiven eine Hauptrolle. Im Jahre 1903 brachten sich 599 Menschen selber ums Leben. Die Zahl der wirklich durch Selbstmord aus dem Leben Geschiedenen darf sicher noch höher angeschlagen werden. Auch in diesem Punkte überragt Berlin seine Umgebung, sowie andere Städte um ein Erkleckliches. Mitten unter den tausendfältigen Freuden und Genüssen der Großstadt geben Hunderte von Menschen ihr Leben auf, weil sie aus Gründen der Uebersättigung, aus Lebensüberdruß, oder aus einem Uebermaße an Leiden und Schmerzen, aus Gründen der Leidenschaft, der Trauer, der Reue, der Scham, des Aergers und aus ungezählten anderen Motiven es nicht mehr ertragen können und wollen.

Ein weiteres unerquickliches Bild bietet das Großstadtproletariat mit seinen kümmerlichen und verkommenen Existenzen. Die Zahl der Personen, welche wegen eines **Verbrechens oder Vergehens** verhaftet und zur Isolierhaft gebracht wurden, hatte im Jahre 1901 den hohen Betrag von 6410 erreicht. Im Jahre 1903 ist sie auf 5527 zurückgegangen. Der Anteil der Frauen machte 14.5 % aus, die Zahl der verhafteten Kinder ist in Zunahme begriffen und zwar meist wegen schweren Diebstahls.

Sehr interessante Nachweisungen bringt das Jahrbuch über die Berliner Kriminalpolizei hinsichtlich ihrer technischen Hilfsmittel und ihrer damit erzielten Erfolge. Das **Verbrecheralbum**, 1876 angelegt, enthielt Ende 1903 in 23 Bänden 24,511 nicht retouchierte Photographien von Verbrechern, welche nach der Art des Verbrechens geordnet sind. Eingesehen wurde dasselbe von 2503 Personen und dadurch 140 Verbrecher als Täter erkannt; ferner wurden aus den Photographien von außerhalb 5 Personen, sowie durch Photographieaushang im Dienstgebäude weitere 10 Personen identifiziert.

Das 1894 angelegte **Kriminalmuseum** zerfällt in drei Hauptabteilungen, die sich in Gruppen gliedern. Die I. Abteilung bezieht sich auf die Verbrechen wider die Person und das Leben, sowie Brandstiftung, die II. auf alle Arten des Diebstahls, die III. auf Falschmünzerei, Urkundenfälschung und Betrug. Das Museum enthält Instrumente, Nach- und Abbildungen, Darstellungen, Proben, Spuren, Tatbestandsaufnahmen, Photographien, Vergrößerungen, eine Geschoß-, Pulver- und Giftsammlung, sowie Fälschungen aller Art.

Eine Unterabteilung für sich bildet die Handschriftensammlung, welche in einem Teil die selbstgeschriebenen Lebensläufe der zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilten oder begnadigten Kapitalverbrecher und weiterhin Schriftproben der Hochstapler, Fälscher, Bettelbriefschreiber, Querulanten, Denunzianten und Schreiber von anonymen Zuschriften in Kapitalsachen, Droh- und Schmähbriefen enthält. Zu einer Gruppe vereinigt sind die polizeilichen Hilfsmittel zur

Bewältigung und zum Transport der Verbrecher, sowie die Sicherheitsschlösser und Schutzvorrichtungen.

Für das Museum sind 1902 hinzugekommen: 2 lithographische Steine zur Anfertigung von italienischen 100 Lire-Noten, Vogelfangwerkzeuge und eine eiserne Bohrmaschine zum Erbrechen von Geldspinden, 1903: 5 lithographische Steine zur Herstellung russischer Briefmarken, 3 lithographische Steine zur Anfertigung falscher Fünfmarkscheine, 3 falsche Zehnmarkstücke, 2 falsche Fünfmarkstücke und verschiedene Einbruchswerkzeuge.

Der Meßdienst wurde im Jahre 1896 nach dem Bertillonschen System eingerichtet. Dieses System beruht darauf, daß eine Anzahl Messungen an dem Körper des Verbrechers vorgenommen, die Resultate auf Karten eingetragen, und diese Karten, nachdem sie durch Hinzufügung der Photographie oder einer eigenartigen genauen Beschreibung und durch Abdrücke der Finger ergänzt sind, in einer Weise geordnet werden, die das Herausfinden einer schon vorhandenen nach einer eingesandten Karte auch aus einer sehr zahlreichen Kartensammlung binnen weniger Augenblicke und mit absoluter Sicherheit gestattet.

Identifiziert wurden im Jahre 1896 und in den folgenden Jahren 3, 26, 89, 152, 201, 977, 2112 und 2426 Verbrecher, darunter Personen, über welche bereits unter 4 bis 5 verschiedenen Namen Personalakten angelegt waren. Im Jahre 1903 waren 48,786 Meßkarten vorhanden, davon betrafen 39,394 erwachsene Männer, 2730 Frauen und 6662 jugendliche Personen. Insbesondere wurde im Jahre 1903 durch den Vergleich der eingesandten Karten mit den Beständen der Zentrale die Identität von 2129 Personen festgestellt, die ihren richtigen Namen, und von 284 Personen, die einen falschen Namen angegeben hatten. Durch Korrespondenz mit den Auslandszentralen wurden außerdem 13 Personen identifiziert.

Was nunmehr die Sicherheitspolizei anlangt, so wurden im Jahre 1903 zum Polizeigewahrsam 33,294 Personen eingeliefert. Der Vergleich der mittleren Temperatur des Monats mit der Zahl der durchschnittlich täglich eingelieferten Bettler ergibt für 1903, daß unter dem Jahresdurchschnitt von 59.1 standen der September mit 4.31, ferner Oktober, Juli, August, Juni und Mai und am weitesten über demselben der Januar mit 88.7 und der Februar mit 85.5. Von den im Jahre 1903 überhaupt aufgegriffenen 21,576 Bettlern machten die 4052, welche nur verwarnt und entlassen wurden, 18.8 % aus. Von den 6200 sistierten Trunkenen wurden 4983 nach Ausnüchterung entlassen, 765 zum Polizeigewahrsam eingeliefert, 393 zur gerichtlichen Bestrafung gezogen (im Jahre 1900 und 1901 ist je einer auf der Wache verstorben), 3 nach Krankenhäusern gebracht, 56 nach der Wohnung geschafft.

Das Personal der Sittenpolizei umfaßte 1903: 227 Beamte, darunter 12 Aerzte, 1 Aerztin und 5 Aerztebedienungsfrauen. Von den 11,718 Sistierten wurden 8084 dem Richter zur Bestrafung überwiesen, 283 anderen Abteilungen zugeführt, 334 neu und 257 wieder unter sittenpolizeiliche Kontrolle gestellt, 439 die Wohnungen untersagt und 1337 verwarnt und entlassen. 1902 waren 14,598 Personen sistiert worden. Die Gesamtzahl der sogenannten Kontrollmädchen betrug 3709 und ist im Abnehmen begriffen. Dieselben wurden 134,994 ärztlichen Untersuchungen unterzogen, und dabei 620 krank an Syphilis, 29 an Krätze vorgefunden: von 1000 Untersuchten stellten sich also nur 4.8 als krank heraus. Dagegen fanden auch 1898 Untersuchungen von nicht kontrollierten Sistierten statt, hier waren 333 krank an Syphilis und 10 an Krätze, so daß auf 1000 Untersuchte 180.7 Kranke entfallen würden.

Die Zahl der wegen Verbrechen und Vergehen verurteilten Personen ist im Steigen begriffen. In Berlin wurden 1900—1902: 20,503, 21,912, 22,819 Personen verurteilt. Die Kriminalität war größer als im übrigen Reich. Wesentlich höher als im Reichsdurchschnitt waren die Berliner beteiligt bei den Vergehen in bezug auf das geistige Eigentum, Kuppelei, Verfälschung von Nahrungsmitteln, sowie Erregen von Aergernis durch unzüchtige Handlungen und Schriften; wesentlich geringer bei der Sachbeschädigung, der Nötigung und Bedrohung, sowie der schweren Körperverletzung. Eine sehr große Zunahme zeigen namentlich die Verurteilungen wegen Nahrungsmittelfälschung. Von den Verurteilten waren überhaupt 47.1% vorbestraft, bei der Kuppelei jedoch 75.2% und beim Bankrott nur 15.5%. Wegen Bettelei wurden 10,411 Männer und 295 Weiber, wegen Obdachlosigkeit 2834 Männer und 138 Weiber, wegen Sittenpolizeikontravention 12,110 Weiber und wegen sonstiger Uebertretungen 20,151 Männer und 1872 Weiber verurteilt.

Der Fürsorgeerziehung wurden 1902 überwiesen 376 Knaben und 217 Mädchen. Auf 10,000 der männlichen bzw. weiblichen Bevölkerung unter 18 Jahren kamen im Reichsdurchschnitt 5.8 männliche, 2.9 weibliche Fürsorgezöglinge, in Berlin 13.2 bzw. 7.3. Vorbestraft waren 239 (63.6%) Knaben und 53 (24.4%) Mädchen, schlechte Neigungen hatten 215 bzw. 138 d. h. 57.4% der Knaben und 63.6% der Mädchen, die Knaben waren am meisten dem Landstreichen, die Mädchen der Unzucht ergeben.

Von den Knaben hatten noch nicht ein Drittel, von den Mädchen über die Hälfte einen regelmäßigen Schulbesuch gehabt.

Von 100 Zöglingen hatten 10.3 den Vater, 7.3 die Mutter, 0.2 beide Eltern vor dem 6. Lebensjahre verloren, zwischen dem 6. und 12. Lebensjahre 10.5 den Vater, 5.0 die Mutter, 1.0 beide Eltern; 10.6 hatten einen Stiefvater, 9.6 eine Stiefmutter, 0.2 Stiefeltern.

Zurzeit der Ueberweisung waren in 445 (75.0%) Fällen Geschwister vorhanden, in 5 Fällen waren sämtliche Geschwister des Fürsorgezöglings gestorben, in 73 (12.3%) Fällen waren Geschwister bestraft und bei 13 Zöglingen (2.2%) die Schwestern der gewerbsmäßigen Unzucht ergeben.

Diese wenigen Zahlenangaben gestatten die unerfreulichsten Rückschlüsse auf die Gestaltung der Verhältnisse in Wirklichkeit. Denn die meisten Handlungen entziehen sich dem Auge des Gesetzes und damit der statistischen Erfassung. Um z. B. einen einigermaßen wahrscheinlichen Anhaltspunkt über die Ausdehnung der Prostitution in Berlin zu gewinnen, darf man die oben angegebene Zahl der Kontrollmädchen ruhig um das Dreißigfache vermehren, und man kann dabei überzeugt sein, daß man die wirkliche Größe der Ausbreitung dieses Lasters eher noch unterschätzt, als überschätzt hat.

Als ein wichtiges Symptom des Maßes von Unmoral darf man noch die unehelichen Geburten gelten lassen, obgleich hier die Einschränkung zu machen ist, daß zahlreiche uneheliche Geburten unter Umständen einen höheren Grad des Sittlichkeitsniveaus einer Bevölkerung bekunden können, als ein auffallender Mangel an solchen. In Berlin wurden bei einer mittleren Bevölkerung (im Jahre 1903) von 1'931,710 49,549 Kinder geboren, d. i. pro Mille der Bevölkerung 25.65; darunter sind außerehelich 7738, d. i. 4.00 pro Mille der Bevölkerung und 15.59% der Geborenen.

Werfen wir im Zusammenhang mit den vorstehenden moralstatistischen Darlegungen noch einen Blick auf kirchliches Leben in bezug auf die Mischehen. Von den geschlossenen Mischehen mit einem evangelischen Teil (Bräutigam oder Braut) sind im Durchschnitt der letzten 6 Jahre 31.79% evangelisch kirchlich getraut worden, von den Mischehen mit einem katholischen Teil nur 16.57% katholisch kirchlich. Von allen geschlossenen Mischehen überhaupt sind nur 48.36%, also noch nicht die Hälfte, kirchlich eingesegnet. Von den geschlossenen, rein evangelischen Ehen sind in demselben Zeitraume durchschnittlich 65.87%, von den rein katholischen 81,71% kirchlich eingesegnet. Während also von den rein evangelischen Paaren 34.13%, von den rein katholischen 18.29% der Kirche fern blieben, haben sich darüber hinaus von den halb evangelischen Paaren noch 17.5, von den halb katholischen Paaren etwa 33,35% von der Kirche getrennt. Mit der Höhe des Anteils der der Kirche fernbleibenden, rein katholischen Paare, 18.29%, stimmt der Anteil derjenigen gestorbenen Katholiken überein, deren Tod den katholischen Pfarrern nicht zur Kenntnis gekommen ist, die also dem kirchlichen Gemeindeleben ferngeblieben sind. Bei 3278 im Jahre 1903 überhaupt gestorbenen Katholiken ist nur von 2704 oder 82.50% der Tod den katholischen Pfarrern zur Kenntnis gekommen, von 17.50% nicht.

Krose hat in seiner jüngst erschienenen Konfessionsstatistik Deutschlands in bitteren Zahlennachweisungen die hohen Verluste der Katholiken infolge der Mischehen angegeben. Für Berlin sind diese Verluste Jahr für Jahr recht bedeutend. Als ein Trost, wenn auch ein schwacher, darf der Umstand gelten, daß die Katholiken im ganzen in höherem Maße nach den Segnungen ihrer Kirche verlangen, als dies bei den Evangelischen der Fall ist.

Düster, sehr düster ist das Gemälde, welches sich auf Grund der vorstehenden knappen Zahlenangaben widerspiegelt. Den nackten Zahlen fehlt das Kolorit, die konkrete Beschreibung der tausendfältigen Ereignisse im alltäglichen Leben einer Großstadt, wie wir an Berlin den besten Typus haben. Persönliche Kenntnisse und eine nicht genug farbenreiche Phantasie können das Zahlenergebnis zum Wirklichkeitsgemälde ausgestalten. Wir haben einen Blick in die Nachtseiten menschlichen Lebens getan, nach deren Erkenntnis man hilflos und verzweiflungsvoll nach Mitteln zur Besserung und Heilung dieser pestbeulenartigen Erscheinungen am Gesellschaftskörper der Gegenwart Ausschau hält.



Gedanken über Heiligenlegenden.

Von

Dr. Peter Anton Kirsch.

In geistreicher Weise spricht sich ein französischer Protestant, der Historiker Guizot, in seinen Vorlesungen über den moralischen Einfluß aus, welchen die Heiligenlegenden bei dem niedrigen sittlichen Stand im fünften bis achten Jahrhundert ausgeübt haben. Er führt aus, wie Pflichtbewußtsein, Achtung vor dem Rechte anderer geschwunden, wie wenig sicher Leben und Eigentum waren, und weist auf den Unterschied hin, welcher in den profanhistorischen Chroniken und Heiligenbiographien damaliger Zeit zum Ausdruck kommt. In den einen führen nur die Leidenschaften und der Egoismus das Wort; auf der anderen Seite inmitten einer Flut von absurden Fabeln erhebt mit Nachdruck die Moral ihre Stimme. An einer Anzahl von Beispielen beweist Guizot seine Behauptung und knüpft daran die Nutzanwendung an seine Zuhörer mit der Frage: Glauben Sie, daß es in dieser Zeitperiode irgend einem „Barbaren", einem Menschen, der unberührt war von religiösen Ideen, in den Sinn gekommen wäre, die Menge derartig (wie es unser Beispiel zeigt) mit Schonung zu behandeln, um eine Meute zu beruhigen, nur das Mittel der Ueberredung und des Wortes zu gebrauchen? Sehr wahrscheinlich hätte er sofort an die brutale Gewalt appelliert; ein wahrhaft religiöser Mensch verschmäht ein solches Mittel, und an Stelle der physischen ruft er die moralische Kraft zu Hilfe, vor der Niedermetzelung versucht er es mit der Macht der Rede. — Und Guizot fährt fort: Fürwahr, Sitten und Sprache der Menschen jener Zeit waren roh und ungeschliffen und sehr in Unordnung geraten; aber die Achtung, der Geschmack selbst an dem Ernste und an der Sittenreinheit, wenn auch nur in Gedanken, waren noch nicht abhanden gekommen. Es bedurfte lediglich einer Anregung, um sie wieder in die Tat umzusetzen. Die Legenden waren dieses Anregungsmittel. Hier stellte sich das Bild von einer moralischen Höhe vor Augen, überlegen in jeder Beziehung demjenigen, welches die äußere Welt darbot; hier konnte die Menschenseele ausruhen von all den Schauspielen, welche Verbrechen und Laster auf allen Seiten gaben, und die sie anzusehen gezwungen war. Vielleicht suchte sie nicht einmal diese Erhebung. Aber wenn sie sich ihr zufällig darbot, griff sie begierig danach, und daher in erster Linie die Popularität dieser Literaturgattung.

Dazu kommt, daß in ihr auch noch andere Bedürfnisse der Menschennatur Befriedigung fanden, das Bedürfnis nach Liebe und Zuneigung, welche eine so große Macht auf die Menschenseele ausüben. In dieser Zeitperiode aber waren die Menschen rauh und behandelten sich rauh. Die natürlichsten Gefühle, die Gutherzigkeit, das Mitleid, die Freundschaftserweise zeigten nur ein schwaches Leben. Aber sie waren nicht gänzlich erstorben im Menschenherzen und der Erweis ihres Daseins erfreute eine Bevölkerung, die dazu verurteilt war, ihnen so selten im wirklichen Leben zu begegnen. Die Legenden gaben ihnen dieses Schauspiel. Man findet in den Heiligenleben mehr Güte, mehr herzliche Liebe, die auch durch die Tat erwiesen wurde, als in allen anderen Schriftdenkmälern aus jener Periode. Also Guizot, welcher die Bedeutung der Heiligenlegenden ebenso in literarhistorischer Beziehung und unter noch anderen Gesichtspunkten hervorhebt, die wir für unseren Zweck übergehen können; denn ich möchte hier nur ausführen, inwieweit und unter welchen Gesichtspunkten sie geeignet sind, einen moralischen Einfluß auszuüben, oder wenn man will, zur Erbauung beizutragen.

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten singen die Dichter das hohe Lied von der Gerechtigkeit und der treuen Pflichterfüllung, mit welcher Sterbliche die Bahnen dieses Lebens gewandelt sind. Warum aber waren diese Lobeshymnen vielfach ohne jede nachhaltige moralische Einwirkung auf die Nachwelt? Weil Phantasie und Wirklichkeit sich zur Verherrlichung der Helden die Hand gereicht haben, und so das Gebilde dieser Tätigkeit des Stempels der lauteren, historischen Wahrheit entbehrte.

Dessen war sich auch die Kirche von Anfang an bewußt, als die Ruhmestaten ihrer glorreichen Blutzeugen Aufzeichnung fanden, daß nämlich alle Phantasiegebilde weit abgewiesen werden müßten, wenn ihr Wert nicht illusorisch werden sollte.

Das sogenannte gelasianische Dekret über die anzuerkennenden und zu verbietenden Schriften dürfte wohl nicht von dem Papste Gelasius († 496) herrühren. Aber auf römischem Boden ist es zweifelsohne erwachsen, und der Satz: „Nach alter Gewohnheit und in rühmenswerter Sorgfalt kommen bei der römischen Kirche Martyrakten nicht zur Verlesung, deren Verfasser unbekannt sind, oder denen von Ungläubigen bzw. Pfuschern Ueberflüssiges oder weniger Passendes zugefügt wurde", zeugt davon, mit welch' kritisch-wissenschaftlichem Auge die leitenden Kreise in Rom damals die Heiligenlegenden ansahen. Zugleich ist er aber auch Beweis, daß schon damals gar manche „Fabrikanten" von Heiligenleben im Abendlande bei der Arbeit waren. Auf ihre Tätigkeit im Morgenlande weist die trullanische Synode in Konstantinopel vom Jahre 692 in ihrem 63. Kanon hin, wenn sie verordnet: „Falsche Martyrergeschichten, ersonnen, um die Martyrer zu beschimpfen und das Volk zum Unglauben zu verleiten, sollen verbrannt werden."

Wenn jemand glauben würde, daß mit solch strengen kirchlichen Verordnungen dem Fabulieren über die Heiligenleben der Lebensboden abgegraben gewesen wäre, würde sich einer Täuschung hingeben. Insbesondere im Oriente blühten sie üppig weiter, und der angelsächsische Bischof Adelhelm († 709) beweist durch sein Buch „Ueber das Lob der Jungfrauschaft" nur allzusehr, daß die falschen und gefälschten Legenden bereits in seiner Zeit aus den weitentlegenen Provinzen Asiens ihren Weg nach dem Occident bezw. England gefunden hatten.

Hier, im Abendlande, wirkten verschiedene Umstände zusammen, um vom 9. Jahrhunderte an die eigentliche Blüteperiode für falsche Heiligenleben beginnen zu lassen. Das achte Jahrhundert sah im Orient und in Afrika die Moslem als gefährliche Feinde des christlichen Namens erstehen und gleich ihnen die byzantinischen Kaiser den Bildern der Heiligen und den Reliquien den Krieg erklären. Das Abendland suchte sich nun zu bereichern an dem von dort in Sicherheit Gebrachten. Und ungefähr um dieselbe Zeit begann man, insbesondere unter Papst Paschalis I. (i. J. 817) die Gebeine der Heiligen in den Katakomben zu heben, zu verteilen und nach verschiedenen Orten zu bringen. Die Kunde von Wundern, um die Heiligkeit dieser Reliquien zu beweisen und die Translation zu autorisieren, erregte die Andacht und die Neugierde des Volkes, welches oft die Namen der Heiligen nicht einmal kannte. Man wollte etwas Näheres über ihre Geschichte wissen, und wandte sich an die Religiosen, welche meistens die Hüter dieser hl. Gebeine und in damaliger Zeit fast die einzigen Träger der gelehrten Bildung waren; sie waren zugleich die Anfertiger und Abschreiber der Bücher. Anstatt das Verlangen des Volkes abzuweisen, glaubten sie durch Phantasieprodukte die größere Verehrung der Heiligen fördern zu sollen. Allerdings wäre es mehr im Interesse der Wahrheit und der Kirche gewesen, wenn sie sich auf die Abschrift der wahren Heiligenlegenden beschränkt hätten, anstatt neue zu fabrizieren, denen oft auch jeder historische Kern fehlte.

Man begreift daher, daß der Bischof Bosquet († 1676) von Montpellier schreiben konnte: Diese Religiosen in ihrer naiven und glühenden, darum aber auch weniger vorsichtigen und oft unüberlegten Frömmigkeit machten zur größeren Verherrlichung der Heiligen begeisterte Lebensbeschreibungen und waren schließlich nicht nur selbst von der Wahrheit derselben überzeugt, sondern suchten auch dem Volke diese Ueberzeugung beizubringen. Der Bischof führt dann einige Beispiele an und fährt weiter: Mit gesundem Urteil und Festigkeit widerstanden ihnen anfangs die gallischen Bischöfe. Als es sich aber um die Gründer der gallischen Kirche, um die Väter des hl. Glaubens handelte, da war man der Ueberzeugung, daß ihnen Unrecht geschehe, wenn man von ihrem Glorienmantel etwas wegnehme. So konnte allmählig der Irrtum unter allgemeiner Zustimmung sein Haupt erheben und schließlich sogar mit seinem Alter gegen die Wahrheit Verjährung geltend machen.

Es ist bekannt, wie in der auffallendsten Weise vom 12. Jahrhundert an der Sinn für die historische Forschung verschwindet, für jene sorgsame und vorsichtige Erkundung der Vorzeit, welche sich vorher noch so eifrig und gewissenhaft betätigt hatte. Bezeichnend ist ein Wort des Joh. v. Salesbury: Wenn jemand sich noch mit den Werken der Alten beschäftigte, so lachten alle ihn aus und hielten ihn für stumpfsinniger als einen Esel, ja als einen Stein. Unter anderen Gründen war das die Wirkung einer unruhigen Zeit, die von Kampf und Streit erfüllt war.

Nicht wenig trugen auch die Kreuzzüge zur Verbreitung der Wundersucht bei. Der Abt Guibert von Noyent rügt im Anfang des 12. Jahrhunderts dieses Treiben mit dem schärfsten Tadel und deckt, wenn auch vielfach über das richtige Maß hinausgehend, mit anerkennenswerter Offenheit in einer eigenen Schrift die Kunstgriffe auf, deren man sich hierbei bediente. Daß sich ebenso die Häretiker (Waldenser) der damaligen Zeit große Fertigkeit im Wundermachen angeeignet hatten, berichten uns z. B. die Annalen von Brauweiler mit den Worten: Damals wurde an falschen Wundern derartiges von den Häretikern geleistet, daß während des allgemeinen Staunens sehr viele Gläubigen der Ansicht waren, die Tage des Antichristes seien gekommen.

Doch es gab noch eine andere trübe Quelle, welche der lauteren, historischen Wahrheit hinsichtlich der Heiligenlegenden zum

Schaden gereichte. Eine Klasse der fahrenden Sänger bemächtigte sich im Mittelalter des Stoffes, den die Heiligenleben boten; sie trugen dem Volke am Sonntag, insbesondere aber am Patroziniumstage die Lebensgeschichte irgend eines oder eines speziell verehrten Heiligen in Reimen vor. Hierdurch war es mit der historischen Genauigkeit ein für allemal vorbei. Denn sie fügten ihren Deklamationen noch wunderbarere Einzelheiten hinzu, als sie aus apokryphen Erzählungen und der populären Tradition schöpfen konnten, und so verschwand die relative Wahrheit immer mehr unter einem Dickicht von haltlosen Erdichtungen.

Schließlich glaubte der Kardinal Valier († 1606), Bischof von Verona und Freund des hl. Karl Borromäus, eine weitere Quelle der Fiktionen entdeckt zu haben, welche unter dem Namen echter Heiligenleben einhergehen. Seine Ausführungen verdienen jedenfalls volle Beachtung. Er weist darauf hin, wie den jungen Religiosen zur Uebung in der Rhetorik nicht selten Themata aus den Heiligenleben gestellt wurden, welche natürlich bei ihrer Ausführung mehr Gewicht auf das schmückende Beiwerk als auf die historischen Fakta legten. Wenn auch nur Schularbeiten, so seien doch die genialsten der Aufbewahrung für würdig erachtet worden und später in den Handschriftenbestand der Klosterbibliotheken eingeschlupft. Was man anfangs nicht geahnt, wäre später leider zur Wirklichkeit geworden, die echten Akten und die rhetorischen Machwerke, deren Herkunft man nicht mehr kannte, wurden als gleichwertig erachtet, was für die historische Wahrheit verhängnisvoll war.

Derartig war der Boden zubereitet, auf welchem, wenn man so sagen darf, die Mutter aller folgenden Legendenbücher, die „goldene Legende" des Genuenser Erzbischofs, Jakob von Voragine († 1298) emporwuchs. Sein Beiname sollte eigentlich de Varagine lauten (von seinem Geburtsstädtchen Varaggio zwischen Genua und Savona). Seine Bewunderer gaben ihm jedoch den Ehrennamen Voragine von dem lat. vorago = Abgrund), als einen Abgrund von Wissenschaftlichkeit, während ihn seine Feinde aus Malice also bezeichneten. Nicht leicht wurden von einem Buche außer der Hl. Schrift und den zum Schulgebrauche bestimmten mehr Kopien und nach der Erfindung der Buchdruckerkunst mehr Abdrücke hergestellt als von diesem. Der Autor hatte eben, wie man zugeben muß, den Geschmack seiner Zeit getroffen und beeinflußte ihn noch jahrhundertelang. Aber seine Darbietungen waren von historischer Korrektheit himmelweit entfernt. Selbst Bollande, der Begründer des Riesenwerkes der Acta sanctorum, welcher für Jakob de Voragine gegen allzu kritische und stürmische Köpfe, wie Georg Witzel, Johann Ludwig Vives u. a. eintritt, vermag zur Ehrenrettung seines Schützlings gegen vielfach nur zu begründete Beschuldigungen lediglich die fast wie eine Ausrede klingende Behauptung ins Feld zu führen: Für die unglaublichsten Fabeln und naivsten Deduktionen dürfe man denselben nicht verantwortlich machen, weil sie Zutaten anderer seien.

Trotzdem muß die Legenda aurea bis auf den heutigen Tag das Quellenmaterial für gar manchen liefern, welcher sich mit Heiligenleben beschäftigt. Möchte man doch allüberall beherzigen, was der gelehrte Dominikaner und geschätzte Dogmatiker Melchior Canus († 1560) in seinem loci theologici schreibt: „Es ist eine Schande für uns, wenn man sehen muß, wie die heidnischen Schriftsteller viel zuverlässiger und wahrheitsliebender sind, als diejenigen unserer Religion. Ein Diogenes Laërtius ist viel sorgfältiger und genauer in der Darstellung seines Philosophenlebens als die meisten christlichen Schriftsteller hinsichtlich der Heiligenbiographien. Einen Sueton kann man viel wahrheitsliebender, aufrichtiger, unbestechlicher in seinen Kaiserbiographien finden, als es unsere Autoren in den Lebensbeschreibungen der Martyrer, Jungfrauen und Bekenner sind. Diese Heiden vertuschen nicht die Fehler, welche sie bei den von ihnen beschriebenen Ehrenmännern antreffen und verschweigen nicht gute Eigenschaften, die ihnen auch bei Bösewichten begegnen. Aber unsere Autoren machen ihre Darstellungen (der Heiligenleben) fast ausschließlich nach Liebhaberei und vorgefaßter Meinung und treiben die Fiktion so weit, daß man noch mehr Ekel als Scham darüber empfindet. Ich spreche von denen, welche die Kirche schädigen, ohne ihr irgendwelchen Nutzen dafür zu bieten. Man darf sie, die da gerne ihre Schriften aufdrängen und die Wahrheit entstellen, welche sie kennen müssen, nicht unter die rechtschaffenen Leute rechnen. Nichts ist berechtigter als die Klage, welche Vives gegen alle in die Kirche eingeschmuggelten Fabelgeschichten erhebt, und ebenso berechtigt spricht er seine Verurteilung über diejenigen aus, welche da glaubten, durch fromme Lügen die Religion zu ehren und ihr zu dienen. Denn anstatt zu arbeiten an der Ehre Gottes und seiner Heiligen, wie es zweifelsohne ihre Absicht war, haben sie die Glaubwürdigkeit an dem historischen Kern, der doch noch in all den Fiktionen steckte, untergraben helfen . . . . In der christlichen Geschichte sollte sich alles regeln nach dem strengsten Gesetze der Wahrheit, welcher ihr einziger Darstellungsgegenstand sein müßte. Den Heiligen braucht man nicht nachzuhelfen mit den Künsteleien einer regen Phantasie. . . . Ihre Handlungen in all ihrer Einfalt sind so großartig, daß jede Uebertreibung ihnen schädlich, sind so herrlich, daß alle falschen und fremdartigen Farben nur zu ihrer Mißstaltung beitragen . . . . Es bedarf keines Geistesaufwandes, keines Redeschmuckes, wenn es sich darum handelt, sie so zu schildern, wie sie gewesen sind und als solche, wie sie vor unseren Augen erscheinen müssen."



Der große Dichter.

Von

Laurenz Kiesgen.

Bei dem großen Dichter war Empfang.

Die Lichter blitzten und blendeten fast das Auge; mehr noch blitzten die Edelsteine und blendeten die wunderschönen Frauen. Der große Dichter lebte im Munde der Welt, darum hatte keiner von den vielen versäumt, zu erscheinen.

Es kam die Kritik, eine Dame mit anmaßendem Gebaren, und küßte ihn vor den Augen der Menge schallend auf die Wange. Der Ruhm, in billiger Warenhauseleganz, klatschte Beifall, und seine Gattin, die schillernd daherrauschende Mode, machte dazu ihr wichtigstes Gesicht. Die zahlreichen Damen und Herren der Clique tuschelten sich zu und verdrehten die Augen. Dann begannen sie ein großes Geschrei: „Der Gewaltige! — Der Allergrößte! — Der Ueberdichter!" — In dem Lärm verhallten die giftigen Worte, die der Neid ausspie; aber man sah sein falsches Lächeln, als er der schielenden Mißgunst ins Ohr flüsterte.

Der Dichter aber, mit dem Siegerlächeln, saß obenan und wußte nicht Hände genug zu finden, die er schütteln mußte.

Da erschien ein kleines, blasses Knäblein von unsagbarer Schönheit, vor dem die Gesellschaft verwundert zurückwich. Der Dichter streckte ihm die Rechte entgegen; aber das Kind schüttelte ernst den Kopf und sagte: „Nein, ich irrte mich, mit dir habe ich nichts zu schaffen!" Sprach's und verschwand.

In seiner guten Laune lachte der große Dichter laut auf und sagte: „Das ist gediegen! Wer war die Kröte?"

Und der Neid beeilte sich zu antworten: „Das war der Nachruhm!"



Berggeist.

Ich kenn' ihn, dessen Stirn in Wolken ragt,
Der wild im Donner der Lawinen klagt.
Am Himmel geht sein Schatten riesengroß,
Wenn rot die Sonne sank im Glutenschoß.
Sein Thron hoch über den Gewittern steht,
Ich kenn' ihn wohl — des Berggeists Majestät.
Ich hab' den Druck von seiner Hand gespürt;
Auf Firnenpfaden hat er mich geführt,
Und mich durch Blitz und Tod sternleerer Nacht
Ins lebenshelle Menschental gebracht —
In jenen Stunden hab' ich ihn erkannt;
Sein Herz voll Stürmen weiß ich mir verwandt.

H. Jos. Grüßl.

Nebelnacht.

Nebelgeriesel. Im verkohlten
Herbstlaub hastet mein Wanderschritt;
Feucht und herb wie der Ruf eines Toten
Steigt es vom Boden und wandert mit.

Weglang die schwarzen Bäume triefen;
Nirgends Leben, ladendes Licht;
Endlos in tote Nebeltiefen,
Frierende Augen im feuchten Gesicht.

Nun an schattenhaft verstreuten
Hütten entlang der Weg wie ein Wurm —
Und ein mitternächtiges Läuten
Klagendtief vom Klosterturm.

Chr. Flaskamp.

Neutral-Moresnet.

Von

Dr. W. Brüning, Aachen.

Ueber dieses als Miniaturstaat bezeichnete Gebiet ist seit seinem Bestehen (9. Juni 1815) immer viel geschrieben worden, besonders in letzter Zeit wegen des bekannten Spielbankskandals. Man las da manche irrige, ja verwunderliche Angabe. Es fehlte eben bisher an einer durchaus wissenschaftlichen, grundlegenden Arbeit über die in einer Hinsicht weit zurückreichende Entstehungs- und sehr komplizierte Entwicklungsgeschichte dieses Gebietes. Diesem Mangel hat nunmehr Dr. Fritz Spandau, ein junger Aachener Gelehrter, der die Verhältnisse Moresnets auch aus eigener Anschauung kennt, durch seine Schrift „Zur Geschichte von Neutral-Moresnet" (Aachen 1904) endgültig abgeholfen. In historischer Hinsicht bleibt über den „Miniaturstaat" nichts mehr zu sagen übrig, denn Spandau hat unter Berücksichtigung der einschlägigen Literatur alle primären Quellen mit peinlichster Genauigkeit erschöpft. Die Bedeutung Moresnets lag früher in dem Galmeibergwerk Altenberg. Die Streitigkeiten um dessen Besitz verfolgt Spandau bis ins 14. Jahrhundert. Eine in den Anlagen der Schrift wiedergegebene Urkunde König Sigmunds vom 19. Oktober 1423 betr. die Grenzen des Aachener Reichs (eines Ueberrestes des alten Aachengaues) bezeichnet den Galmeiberg als von alters her zu diesem Reich gehörig. Herzog Philipp der Gute von Burgund entriß 1439 der Stadt den „Kailmynberg" durch Waffengewalt, aber Aachen hat seinen Rechtsanspruch daran stets aufrecht erhalten. Während der spanisch-österreichischen Herrschaft in den Niederlanden wurde das Bergwerk bald selbst von der Regierung verwaltet, bald verpachtet. Unter der französischen Herrschaft wechselte diese Form der Ausbeutung gleichfalls.

In eingehender Darstellung weist dann Spandau die Entstehung des preußisch-belgischen Kondominiums Neutral-Moresnet nach. Sie ist durch die völlig falsche Auslegung der Artikel 25 und 66 der Wiener Schlußakte vom 9. Juni 1815 von seiten Hollands bedingt gewesen. In diesem ebenso neuen wie wichtigen Nachweis liegt der aktuelle Wert der Spandauschen Arbeit. Auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen. Mit Recht tadelt Spandau das nachgiebige Verhalten Preußens Holland gegenüber, wodurch die Bildung eines Gebietes ermöglicht wurde, wie es sich in solcher Abnormität in der Geschichte sonst nicht nachweisen läßt: Moresnet ist weder ein unabhängiges Gebiet, noch ist es im eigentlichen Sinne neutral. Auch von Belgien ließ sich Preußen übervorteilen, denn obwohl es den Altenberg als Staatsdomanialbergwerk angesehen wissen wollte, ging durch belgische Machenschaften im Jahre 1837 die Konzession des Bergwerks in den Besitz der «Société des Mines et Fonderies de Zinc de la Vieille-Montagne» über, die es bis zu völliger Erschöpfung ausbeutete.

In der Darstellung der jetzigen Zustände Moresnets beseitigt Spandau gleichfalls manche Fabelei. Auch dieser Teil seiner Arbeit entspricht deshalb einem aktuellen Bedürfnis. Der Verfasser schließt mit den Worten, daß es vom Standpunkte der Gesetzgebung, Gerichtsbarkeit und Verwaltung wünschenswert wäre, wenn diese historisch-staatsrechtliche Antiquität von der Karte Europas verschwände.



Bühnen- und Musikrundschau.

Aus der Berliner Kunst- und Kulissenwelt. In Berlin haben wir für die darstellende wie für die bildende Kunst unsere Spezialmarken. Das muß man vor allen Dingen wissen, wenn man sich in dem Durcheinander des Gebotenen zur Not orientieren will. In der dramatischen Kunst sind wir „literarisch". Als der Naturalismus alles glücklich tot gemacht hatte, entstand an den Marmortischen verschiedener Cafés zu nachtschlafender Zeit dieses tiefsinnige Wort, welches berufen sein sollte, den ganzen ästhetischen und sittlichen Bankerott der modernen Stückefabrikanten zu verschleiern. Wenn ein durchgefallenes Stück nur „literarisch" ist, dann erheben es die Propheten der Kritik in den wohlverdienten Olymp. Und wehe dem Stücke, das die Menschheit ein paar Stunden amüsiert, ohne „literarisch" zu sein!

Solchergestalt leiden unsere Verhältnisse an der „literarischen" Krankheit. Es wird eine Menge geredet und nichts getan. Das Publikum aber gähnt und möchte Handlung sehen: Mord, Totschlag und sonst etwas Spannendes.

Darüber ist der berühmte Kritiker Paul Lindau eines Tages so böse geworden, wie einst Hermann Sudermann über die „Verrohung der Kritik". Und er flüchtete sich in die Oeffentlichkeit und las dem verehrten Publiko wie auch seinen Kollegen von der Kritik gründlich die Leviten. Mit Unrecht. Denn von den modernen Kritikern ist keiner so selbstherrlich, launenhaft und bösartig, wie einst Paul Lindau war, ehebevor er Theaterleiter wurde. Das ist der Lauf der Welt.

Derselbe Paul Lindau nun, der alles verflixt „literarisch" genommen haben will, ist emsig beschäftigt, das „Deutsche Theater" langsam zu einem Erbbegräbnis zu machen. Um die Löcher in der Kasse zu stopfen, bringt er dann außer Don Carlos, Faust und anderen mehr oder weniger klassischen Sachen künstlerische Wechselbälge heraus, wie „Das Nachtmahl der Kardinäle" von einem obskuren Portugiesen. Eine nichtssagende, poetisch bedeutungslose Causerie. Und doch voll niederträchtiger Bosheiten gegen den Cölibat, die katholische Hierarchie und jede bürgerlich anständige Auffassung der Sittlichkeit. Das Ganze in einer harmlos sein sollenden, schlüpfrigen Behaglichkeit, die jedes gesunde Empfinden anwidern muß. Das nennt Herr Paul Lindau „literarisch"? Derselbe Herr, der vor fünfzehn Jahren weit Schlimmeres „aus seinem Leben" zum besten gab, als die drei Kardinäle in dem von ihm akzeptierten dramatischen Pamphlet! Der Fall Schabelski ist vergessen. Nicht aber das Scherzwort, das damals dem nach Amerika abgedampften „kleinen kritischen Bismarck" nachgerufen wurde: „Nolens volens abiit!"

Doch genug von dem unfreiwilligen Schwager des Herrn Jacques St. Cère!

Noch ein anderer Mann hat sich in die Oeffentlichkeit geflüchtet: Der „hoffnungsvolle" Wiener Hugo von Hofmannsthal schimpft über seine Vaterstadt Wien. Sie ist ihm nicht „literarisch" genug. Darum hat er sich nach Berlin geflüchtet.

„Von mir aus" — wie man in Süddeutschland sagt — danke ich für solche literarische Südfrüchte, wie sie uns letzthin Herr von Hofmannsthal, der herostratische Verdreher der sophokleischen „Elektra", importiert hat.

Die literarische Perversität zieht nicht mehr. Nun nimmt man einen pornographischen Stoff aus dem „Geretteten Venedig" von Thomas Otway und bringt einige moderne Perversitäten, die damals bei den Dramatikern noch nicht im Zettelkasten lagen, mit in die „literarische" Kompagnie ein — und das Stück ist fertig. Den Inhalt zu erzählen, halte ich hier für unmöglich. Es genüge der Hinweis, daß die Handlung auf kreuzweisen Ehebrüchen beruht, daß die Ehebrecher die Vollmenschen und die anständigen Leute die Idioten sind. Die Berliner zünftige Kritik wagt es aber nicht, gegen solche Laszivitäten Protest zu erheben, dieweil Hugo von Hofmannsthal im fein drapierten „literarischen" Mäntelchen kommt. Das „Lessingtheater", wo diese Monstrosität des Kunstjahrmarktes gezeigt wird, ist bekanntlich unter der Direktion des Herrn Otto Brahm geraten, der einst im „Deutschen Theater" den konsequenten Naturalismus groß gezogen hat.

Mir fällt bei diesen wenig zweideutigen literarischen Experimenten ein böses Wort des bitteren Maximilian Harden ein: „Pinke ist die Seele von's Buttergeschäft".

Will sagen: Der kapitalistische Betrieb der Theater als Geschäftsunternehmungen ist der Ruin der wahren Kunst.

Doch davon und von unseren Berliner Darstellern bei einer anderen Gelegenheit.

Berlin. Carl Küchler.

Kölner Theater- und Konzertleben. Mindestens ebenso alt, wenn nicht älter, als die Gürzenichkonzerte sind die Kammermusikkonzerte. Sie haben oft den Namen gewechselt und auch der Kreis der Ausführenden ist nicht immer der gleiche geblieben, wohl aber die Tendenz! Zurzeit besteht das Gürzenich-Quartett, wie die augenblickliche Bezeichnung lautet, aus den Herren Konzertmeister Brom Eldesing (erste Geige), Konzertmeister Karl Körner (zweite Geige), Kgl. Musikdirektor Professor Joseph Schwartz, Dirigent des Kölner Männergesangvereins (Bratsche) und Konzertmeister Friedrich Grützmacher (Cello). Die Genannten gehören sämtlich dem Lehrerkollegium des Konservatoriums an. In den 5 Sitzungen — wie die Franzosen sagen — die bisher absolviert wurden, hörte man Kammermusiken von Mozart, Beethoven, Schubert und Dvorak; zum erstenmal kamen zum Vortrag: Quartette und Quintette von Novacek, van de Sandt, von Baussnern, Saint-Saëns, Fauts und Dirk Schäfer, letzterer ein früherer Schüler des Konservatoriums. Verschiedentlich gab es an zweiter Stelle Gesangsvorträge. In den Gürzenichkonzerten führte Generalmusikdirektor Steinbach fleißig Neuigkeiten vor, so die Ouverture „In Italien" von Karl Goldmark, sinfonische Phantasie für Orchester und Tenorstimmen (Solo und Chor) von Volkmar Andreae, die auf der diesjährigen Frankfurter Tonkünstlerversammlung bereits die Feuerprobe bestanden. Der Komponist ist ein junger Schweizer, der eine Zeitlang das hiesige Konservatorium besucht hat. Er gebärdet sich in diesen Phantasien sehr genialisch und übertrumpft an orchestralen Tricks noch sein Vorbild Richard Strauß. Eine Erquickung für Alt und Jung war die Aufführung von Haydns „Jahreszeiten", bei der Frau Bossetti aus München die Sopranpartie mit schönem Erfolge sang. Aufsehen erregte, wie überall, der Geigenvirtuose Jan Kubelik durch seine originelle Persönlichkeit und den Vortrag des Paganinischen D-dur-Konzerts.

In der Musikalischen Gesellschaft ließ Steinbach jüngst eine Sinfonie von Mehul, dem Komponisten von „Joseph und seine Brüder", spielen, die viel Interesse erregte.

Was das Theater anbelangt, so haben wir am Schlusse unseres letzten Berichts kurz mitgeteilt, daß die Direktion der Vereinigten Stadttheater Herrn Max Martersteig übergeben wurde. Die Geschäfte werden bis zum 1. August zwar noch für Rechnung der Stadt geführt, während Martersteig bereits seine direktoriale Tätigkeit ausübt. Die Grundsätze, die er in seiner Theatergeschichte ausspricht, lassen hoffen, daß er die

Bühne mehr nach ästhetischen als geschäftlichen Rücksichten leiten möchte. Abwarten!

Die Oper brachte den p. t. Abonnenten als Neujahrsgeschenk Saint-Saëns Jugendoper „Die Zauberglocke“, deren Sujet eine unheimliche Aehnlichkeit mit „Hoffmanns Erzählungen“ hat, während die Musik es nicht mit der Offenbachs aufnehmen kann. Saint-Saëns, der bei der Generalprobe zugegen war, schien mit den Darstellern, vor allem aber mit dem Orchester, zufrieden zu sein. Neu einstudiert wurde Rossinis „Tell“, in dem Franz Petter als Arnold durch seine phänomenale Höhe glänzte, und Ignaz Brülls hübsches Oeperchen „Das goldene Kreuz“ dem Repertoire wiedergewonnen. Als Mignon, Margarete und Carmen gastierte erstmalig in Köln Sigrid Arnoldson und fand durch ihre harmonisch abgestimmten Darbietungen vieles Gefallen.

Ob das Schauspiel mit der Vorführung von Hofmannsthals „Elektra“ und „Der Tod und der Zar“ dem zum Ernst wenig hinneigenden hiesigen Publikum einen Gefallen erzeigte, möge dahingestellt sein. Schon mehr Geschmack gewann man Max Dreyers „Siebenzehnjährigen“ ab, obgleich man an der unzureichenden Motivierung der Charaktere der beiden tragenden Rollen Anstoß nahm. Der Schillerzyklus ist jetzt bis zu „Don Carlos“ vorgerückt. Wenn sich die Darsteller in den Geist des Dichters nicht mehr rechtzufinden wissen, so ist es begreiflich, daß die Begeisterung des Publikums nur eine mäßige sein kann. Im alten Theater spielte Adalbert Moskowsky und absolvierte ein einmaliges Gastspiel als Othello, während Agnes Sorma im Residenztheater dreimal, u. a. in „Die lustigen Weiber von Windsor“ bei erhöhten Preisen und vollen Häusern auftreten konnte. Das brachte auch Miß Isidora Duncan mit ihrem gehüpften Chopin fertig. Ja, für Extragenüsse ist der Kölner immer zu haben, aber für die künstlerische Alltagskost, wie sie jetzt geboten wird, ist ihm die Zeit und das Geld zu schade. Ist das ein Wunder! Der Geschmack hat sich verfeinert, die Kunst vergröbert. Also!

Köln. Hermann Kipper.

Hoftheater. Nach fast halbjähriger Tätigkeit an unserer Hofbühne hat Felix Mottl nunmehr die erste Premiere unter seiner Leitung herausgebracht. Seine Wahl war auf Hektor Berlioz' komische Oper „Beatrice und Benedikt“ gefallen, die seit ihrer 1862 erfolgten Erstaufführung in Baden trotz ihres unsäglichen musikalischen Reizes erst vier deutsche Bühnen erobert hat. Der unentwegte Shakespeareschwärmer Berlioz hatte bereits in seiner Jugend die Absicht, das Lustspiel „Viel Lärm um Nichts“ zu einer Oper umzugestalten und er entwarf damals bereits das Libretto. Die Musik ist ein Kind seines Alters — was sich freilich nur an ihrer abgeklärten Durchsichtigkeit, nicht an ihrem sprudelnden Witz und ihrer Stimmungstiefe zu erkennen gibt. In ihrer Stilreinheit, ihrer wie aus einem Guß geschaffenen Art, darf sie nur dem Allerbesten des gleichen Genres an die Seite gestellt werden. Wir dürfen Felix Mottl, der das Werk mit entzückender Feinheit zur Geltung brachte, wohl doppelt dafür dankbar sein, denn in der Wahl desselben liegt gewiß auch die Betonung eines bestimmten Programms, das uns durchaus begrüßenswert scheint. Um die Aufführung machten sich alle Mitwirkenden, voran die Vertreter der Titelrollen Frau Bosetti und Herr Walter, verdient. Die schwierige Aufgabe der Regie löste Herr Wirk mit künstlerischem Takt.

Weniger Enthusiasmus, als diese Aufführung hervorrief, herrschte in den Räumen des Hoftheaters am folgenden Tag bei der Urpremière des Bühnenspiels „Die Bergschmiede“ von Karl Hauptmann. Das Stück fiel in seiner Unklarheit anscheinend nicht nur dem Publikum, sondern auch der gesamten Kritik auf die Nerven. Der Bergschmied ist eine Art Uebermensch, eine dämonische Kraftnatur, die keinen Widerspruch kennt. Er hat das widerstrebende Weib um den Preis der Beseitigung zweier Menschen, die ihm im Wege waren, an sich gebannt und sich von ihm eine demütige Neigung erzwungen. Als er sie bei der Untreue ertappt, weiß er sie und den Nebenbuhler mit seinem Hohn zu bändigen und schläft unter dem gezückten Dolch des letzteren ein, wohl wissend, daß dieser den Mut zur Tat nicht finden und sie ihn schützen würde. An einer psychologischen Rechtfertigung dieser Geschehnisse muß es dem Stück eigentlich gebrechen, und die verworrene Sprache, die unklare Symbolik und die bleichsüchtige Monotonie desselben trugen wahrhaftig nicht dazu bei, die unsympathischen Charakterprobleme Hauptmanns dem Verständnis näher zu bringen. So erlitt denn das Stück einen unverschleierten Durchfall.

Die Konzertwoche. Pablo de Sarasate und seine langjährige Partnerin Berthe Marx-Goldschmidt gaben ihr Jahreskonzert in der bereits typisch gewordenen Erscheinungsform. Beide Künstler sind sich in ihrer Eigenart frappant ähnlich. Das Wesen ihrer Kunst liegt im Betonen ihres virtuosen Könnens, das noch immer seine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt. Die Folge davon ist allerdings ein Ueberwiegen des äußerlich Wirksamen in ihrem Programm und das ist auch diesmal wieder der Fall gewesen. Nach Absolvierung einer ziemlich nichtssagenden phrasenhaften Sonate von Saint-Saëns begaben sich die Vortragenden in jene musikalischen Gefilde, die den Zweck haben, wohlklingender Fertigkeit zu dienen, und holten sich dort auch den üblichen lauten Erfolg. — Ueber den Liederabend der Konzertsängerin Sonia Herma, der mit oben besprochener Opernpremière zusammenfiel, wird uns berichtet, daß die Vortragende sich ihrer Aufgabe mit bemerkenswertem Geschick entledigte und einen vorwiegend günstigen, wenn auch nicht hervorragenden Eindruck hinterließ. — Einen äußerst warmen Empfang bereitete das zahlreich erschienene Publikum mit Recht wieder der liebenswürdigen Susanne Dessoir. Die Künstlerin hatte diesmal ein ganz apartes Programm internationaler Tanz-, Kinder- und Volkslieder gewählt. Die Echtheit einzelner Vorträge läßt sich, in dieser Form wenigstens, allerdings stark anzweifeln. Derartige kritische Bedenken dürfen aber zurückweichen gegenüber dem bezwingenden Charme, mit welchem die Sängerin zu gestalten wußte, und der ihre Liederabende schon längst den erfreulichsten Ereignissen unserer Konzertsaison beizählen läßt. — Einen gleich hervorragenden Genuß bot der Sonatenabend von Bernhard Stavenhagen und Felix Berber. Ihr Programm brachte zwischen der stark lyrisch sich gebenden Sonate op. 100 von Brahms und der Frühlingssonate von Beethoven als Novität eine Sonate des jungverstorbenen Franzosen Guillaume Lekeu. Schon in seiner oft recht unvermittelt wirkenden Harmonik zeigt sich das Werk als der französischen Jungromantik angehörig. Als Ganzes konnte es keinen klaren Eindruck hinterlassen, doch enthält es namentlich in den Ecksätzen Episoden von auffallender Schönheit und fortreißender Wucht. Die Künstler boten an dem nicht eigentlich dankbaren, eminent schwierigen Werk ihr Höchstes.

„**Richard Wagner** und die Münchner 1865“ betitelt sich eine im Verlag der „Allgemeinen Zeitung“ erschienene Schrift von Dr. Karl Dürck, welche es zum ersten Male unternimmt, eine der der Aufklärung bedürftigsten Epochen aus dem Leben des Meisters selbständig auf Grund eines sorgfältigen Quellenstudiums zu behandeln. Die Schrift, die schon durch ihre temperamentvolle, aber leidenschaftslose Art für sich spricht und alles vermeidet, was die Meinung eines Deutschen von der ihm liebgewordenen Kunst Wagners verletzen könnte, ist tatsächlich das, als was sie sich ausgibt: eine Rettung Münchens und der Münchner vor dem leider nur allzu populär gewordenen Vorwurf, daß ihr stupider Widerstand, ihre stumpfe Ahnungslosigkeit es verschuldet hätten, daß München nicht schon im Jahre 1865 sein Wagnerfestspielhaus bekam. Dürck weist schlagend nach, daß Richard Wagner selbst den Ast absägte, auf dem er saß, daß er die Aufforderung, Bayern auf einige Zeit zu verlassen, lediglich seinem eigenen Vorgehen und der nicht immer glücklichen Beihilfe Hans von Bülows zu verdanken hatte, daß endlich München es schon damals verstand, in seiner Anschauung Wagners Künstlerschaft von seiner Persönlichkeit zu trennen. Selbstverständlich sieht sich Dürck veranlaßt, der leider noch immer gang und gäben Wagnerpanegyrik, die so gerne auch den Menschen zu einem Messias erheben möchte, einige harte Wahrheiten gegenüber zu stellen, welche sämtlich Herr Glasenapp entgegenzunehmen hat, der sich in seiner großen Wagnerbiographie das Verdienst vindiziert, das reine Urteil der Zukunft über den Meister vorauszunehmen. Wir meinen, es schadet nichts, wenn diesen übertriebenen Verhimmelungen einmal energisch auf die Füße getreten wird; und um des Verdiensts willen, das sich Dr. Dürck um München erworben hat, wäre es seiner Schrift zu wünschen, allseitig gebührend bemerkt zu werden.

Verschiedenes. Das Schweriner Hoftheater brachte jüngst die Oper „Die vernarrte Prinzeß“ von Oskar von Chelius (Text nach Otto Julius Bierbaums gleichnamiger Dichtung) als Uraufführung. Man erwartete, dem Titel des Werks zu liebe, ein musikalisches Lustspiel und sah sich einer stark allegorischen Fabel gegenüber. Das Werk ist weniger als ein hervorragendes Tonstück, sondern als eine mit Talent bearbeitete, stimmungsweckende Kleinmalerei zu bewerten. Der Komponist war aus Rom, wo er als Militärattaché lebt, gekommen, um seiner Premiere beizuwohnen, die eine ziemlich lebhafte, zum Schluß sich steigernde warme Aufnahme fand. — In Prag wurde in einem Journalistenkonzert aus den nachgelassenen Werken Anton Dworaks die noch ungedruckte Tragische Ouvertüre von dem tschechischen Philharmonieorchester unter Nedbals Leitung ausgezeichnet gespielt.

In einem Briefe wandte sich vor kurzer Zeit Frau Cosima Wagner an den bekannten Pianisten und Schriftsteller Eduard Reuß, worin sie Stellung nimmt zur szenischen Aufführung des Parsifal in Amsterdam. Frau Wagner zählt die Proteste auf, die bereits beabsichtigt worden sind, und wünscht diese noch durch einen zu vermehren. Eduard Reuß will die Angelegenheit im gewünschten Sinne betreiben, obgleich er selbst an dem Erfolge zweifelt.

Otto Ludwigs „Die Torgauer Heide“ wurde in Leipzig anläßlich eines Festes des Allgemeinen deutschen Schulvereins zum erstenmal aufgeführt. — In Anwesenheit des Dichters Thild von Trotha wurde das vieraktige Schauspiel „Märkische Junker“ im Magdeburger Stadttheater aufgeführt und erzielte einen Achtungserfolg. — Gerhart Hauptmann hat sein Drama „Elga“ dem literarischen Verein Phöbus zur erstmaligen Rezitation überlassen.

Wie die Tagesblätter melden, soll nun Wiens feuersicheres Modelltheater unter Oberbaurat Helmers Leitung bestimmt erstehen. Es soll das dankbarste Theater werden, das sich ein Direktor nur wünschen kann; das Publikum wird für jede literarische Kost dankbar sein und mit jedem Male, wo es das Haus lebend und gesund verläßt, zufrieden nach Hause gehen. — Man hofft (!), so weit zu kommen, daß man richtige effektvolle Theaterbrände vor dicht gefülltem Hause arrangieren und diese gegen Eintrittsgeld dem Publikum zeigen kann!

München. Hermann Teibler.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.
Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 7. München, 12. Februar 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Uebers Ziel hinaus!

Ein Wort zu den antizaristischen Demonstrationen in München.

Von

Dr. Armin Kausen.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß während und nach den jüngsten blutigen Ereignissen in Rußland die Sympathien der ganzen zivilisierten Welt Westeuropas nicht auf seiten des absolutistischen Systems stehen konnten. Die Mißwirtschaft der inneren Verwaltung, die Korruption des Beamtentums, die völlige politische Rechtlosigkeit des Volkes sind Dinge, welche dem Bürger eines modernen Verfassungsstaates, zu welcher Partei und Richtung er sich auch zähle, unmöglich und unerträglich erscheinen müssen. Zumal jene Petersburger Arbeiter, welche sich am 22. Januar zu der verhängnisvollen Straßenkundgebung verleiten ließen und diesen Versuch, den Zaren moralisch zu zwingen, mit ihrem Blute bezahlten, waren des Mitleids auch der Unerbittlichsten wert.

Inwieweit die geistigen Urheber und leitenden Hintermänner der scheinbar planlosen, aber vielleicht gerade deshalb um so feiner organisierten Bewegung der Konspiration gegen das bestehende Staatsoberhaupt schuldig sind oder nicht, läßt sich weder von München und Berlin, noch von London und Paris aus entscheiden.

Die nachträglich veröffentlichte maßlose Manifestation des in Genf stationierten „Generalrates der sozialdemokratischen Partei Rußlands" und etliches andere kann jedenfalls nicht dazu beitragen, den Ursprung des Petersburger Krawalls in das sanfte Licht einer harmlos gedachten Bittprozession zarentreuer Arbeiter zu tauchen. Aber angesichts der notorischen inneren Zustände Rußlands wird niemand in der ganzen zivilisierten Welt den aus idealen Erwägungen für die politische Befreiung des russischen Volkes kämpfenden Vertretern der Intelligenz die weitestgehenden mildernden Umstände selbst dann versagen, wenn sie den Boden des in Rußland bestehenden Rechtes verlassen haben sollten.

Schon der Begriff „russisch" hat in Westeuropa und nicht zum wenigsten in Deutschland von jeher einen seltsamen Beigeschmack gehabt, den selbst der für den Zweibund enthusiasmierte Franzose niemals ganz los geworden ist. Administrative Deportation, Kette und Knute, freiwillige Verbannung und Flucht haben nicht nur in russischen Romanen, sondern auch in der rauhen Wirklichkeit ihre grausame Rolle gespielt. Und die Zeit ist noch nicht so lange her, daß die grassierende Polenschwärmerei fast gleichbedeutend war mit unbezähmbarem Groll gegen die russischen Unterdrücker. Die Geschichte der römisch-katholischen Kirche im orthodoxen Rußland ist nur eine einzige Kette von Verfolgungen und Vergewaltigungen, und die Protestanten in den Ostseeprovinzen sind wahrlich auch nicht auf Rosen gebettet gewesen. Wie kann es also wunder nehmen, daß die ganze zivilisierte Welt den ersten Morgenrotschimmer einer besseren Zeit in Rußland, wenn dieser Schein auch noch so oft getrogen hat, immer wieder mit einem Gefühle der Genugtuung und Erleichterung begrüßte und die tiefe Enttäuschung, die auch unlängst wieder den ersten Anzeichen einer Umkehr vom bedingungslosen Absolutismus gefolgt ist, bis ins innerste Mark hinein mitempfindet!

Aber etwas anderes ist die rückhaltlose Kritik der öffentlichen Meinung, die auch von uns unbedingt in Anspruch genommen wird, etwas anderes der offene Versuch, durch Massendemonstrationen nicht etwa bloß auf die Reformgeneigtheit der russischen Staatslenker einen moralischen Druck auszuüben, sondern den bestehenden Grundlagen des Zarentums, also der zurzeit legitimen Staatsform in Rußland, vom Auslande her durch lärmende Demonstrationen den offenen Krieg zu erklären. Wir greifen als Typus einer solchen verfehlten, weit über das Ziel hinausschießenden Manifestation die am Freitag den 4. Februar abgehaltenen Münchener Parallelversammlungen im Kindlkeller und Bürgerbräukeller heraus. An der ursprünglichen Einladung zur Versammlung, die erst nachträglich wegen des gewaltigen Andranges auf den Bürgerbräukeller ausgedehnt werden mußte, hatten sich Vertreter aller Parteien, auch der größten Partei in Bayern, der Zentrumspartei, beteiligt. Als Redner der letzteren sollte Landtagsabgeordneter Ludwig Giehrl auftreten. Aber nach dem ganzen Verlaufe der Demonstration muß gesagt werden: Es war nur erfreulich, daß in diesem Milieu, das ein vorwiegend radikales und sozialistisches war, kein Zentrumsparlamentarier auftrat. Abgeordneter Giehrl

würde mit seiner volkstümlichen Beredtsamkeit gewiß Töne gefunden haben, welche dem tiefen Mitgefühl jedes Deutschen für die Opfer russischer Mißwirtschaft vollsten Ausdruck gegeben hätten. Aber er wäre über die Grenzlinien nicht hinausgegangen, welche nicht nur durch das monarchische Prinzip, sondern auch durch die Rücksicht auf die bestehende Regierung eines mächtigen Nachbarstaates selbst in kritischen Zeiten unerbittlich gezogen sind.

Diese Grenzlinien sind in den Münchener Versammlungen nicht eingehalten worden. Bei der so außerordentlich gemischten Gesellschaft von Rednern und Zuhörern war das auch gar nicht anders möglich. Wenn nach den Berichten der „Münch. Neuesten Nachrichten“ (Nr. 58 und 59) mehrere Redner, auch sogenannte offizielle, „Parallelen“ bayerisch-politischer Zustände mit Rußland ziehen oder von „russischen Zuständen in Bayern“, sogar der „bayerisch-russischen Knute“, vom „blutroten Ministerium Feilitzsch“, vom „verrußten Reichspreußen“ sprechen, wenn ein Russe vor der Versammlung für den Untergang des Zaren betet, wenn ein freidenkerischer Redner „die Monarchie überhaupt angreift“ (allerdings von einem Teile der Versammlung abwehrend unterbrochen), wenn das oben bereits erwähnte aufreizende Flugblatt des revolutionären Komitees in Genf „unter lebhaftem, andauerndem Beifall“ verlesen wird, wenn ein vielgenannter Demokrat vom „Recht der Revolution“ spricht, wenn man „auf das Gebiet der allgemeinen revolutionären und anarchistischen Propaganda hinüberlenkt“ und selbst einem bekannten Atheisten zu seinen in München gerichtskundigen lästerlichen Phrasen das Wort erteilt wird, so sind das Ausschreitungen, welche nicht genug bedauert werden können.

Die ganze Demonstration war nichts anderes als eine den Sozialdemokraten hocherwünschte Gelegenheit, an dem russischen Feuerbrande ihr deutsches Süpplein zu kochen. Es wurden Propagandareden für die sozialdemokratische Partei des eigenen Landes gehalten, wogegen die dem „vereinigten Liberalismus“ angehörenden Redner völlig machtlos waren. Aber auch sie verschmähten es nicht, von Rußland weg nach Deutschland und Bayern zu schielen, um für die Wiedererweckung des Liberalismus Parteikapital zu schlagen. In beiden Versammlungen führten Nationalsoziale den Vorsitz — ein kluger Schachzug der sozialdemokratischen Regisseure —, in der nachträglich arrangierten Parallelversammlung sogar ein sehr jugendlicher Nationalsozialer, der erst unlängst die Universität verlassen hat. Soweit die Redner nicht Sozialdemokraten waren, gehörten sie dem linken und äußersten linken Flügel der liberalen Gesamtpartei an. Die mitwirkenden Nationalliberalen waren zur Rolle der Mauerblümchen verurteilt. Die Demokraten und Nationalsozialen führten die Sache des Liberalismus. Die Gesamtzahl der Versammelten belief sich auf 10,000, nicht 20,000, wie ein als Redner auftretender geborener Russe in seiner Begeisterung gemeint hat. Wir erwähnen diese Einzelheiten, um ein richtiges Bild der Versammlung zu ermöglichen, deren Auswüchse der Münchener Gesamtbevölkerung nicht zur Last gelegt werden können.

Die von den beiden Versammlungen angenommene Resolution beurteilt die Vorgänge des 22. Januar in Petersburg lediglich nach den übertreibenden Zeitungsdarstellungen und nimmt diese zur Unterlage eines „flammenden Protestes“! Sie fordert sodann u. a. vom Deutschen Reichstage, daß er „die deutsche Regierung“ (d. h. wohl die preußische und die bayerische) zu einer diplomatischen Kriegserklärung gegen die russische Regierung veranlasse. Denn eine solche würde in der verlangten sofortigen Gewährung des Asylrechtes an flüchtige politische „Verbrecher“ liegen. Ein von sozialdemokratischer Seite beantragter Zusatz fordert noch speziell, daß die bayerische Regierung „sofort“ den Auslieferungsvertrag mit Rußland kündige. Um dem Unverstand die Krone aufzusetzen, sollte die Resolution auch der — russischen Gesandtschaft in München zugestellt werden.

Aus allen diesen Maßlosigkeiten spricht nicht die Besonnenheit des praktischen Politikers. Auch der entschiedenste Gegner des Auslieferungsvertrages kann die „sofortige“ Kündigung nicht als einen Akt weiser Staatskunst erachten, wenn er nicht die wichtigsten Lebensinteressen des Deutschen Reiches schädigen will. Warum hat man nicht gleich „verlangt“, daß der Deutsche Kaiser dem Zaren den Krieg erklärt und deutsche Truppen „sofort“ gegen Moskau ausrücken? — — — Der Zeitpunkt dazu könnte gewiß nicht besser gewählt werden — zur Wonne Frankreichs und Englands zugleich.

Die Resolution hat „die übrigen deutschen Großstädte“ zu „ähnlichen“ Kundgebungen aufgefordert. Hoffentlich macht man nicht an vielen Orten diesen über das Ziel hinausschießenden Rummel mit! Wir fürchten, daß gerade die deutschen Groß- und Industriestädte aus einem bösen Traume erwachen würden, wenn nach dem Friedensschlusse zwischen Rußland und Japan der russische Markt für die deutsche Exportindustrie wieder sehr begehrt und gesucht sein wird und wenn dann das offizielle Rußland sich der maßlosen Einmischung deutscher „Großstädte“ in seine Staatsform und Staatsangelegenheiten erinnerte. Die Sympathien des russischen Handels für deutsche Produkte sind ohnehin nicht immer die lebhaftesten gewesen.

Die Frage, ob das russische Volk zu einer parlamentarischen Verfassung nach unseren Begriffen und Gewohnheiten bereits reif ist, oder ob es nicht erst allmählich zum vernünftigen Gebrauch der politischen Freiheit erzogen werden muß, möge hier unerörtert bleiben, ebenso die Frage, welche „Segnungen“ das trotz aller religiösen Auswüchse im tiefsten Kerne christliche russische Volk von den fast ausnahmslos glaubenslosen und glaubensfeindlichen Propheten seiner neuen „Kultur“ zu erwarten haben würde. Die Rettung und der gesunde Fortschritt müssen auch in Rußland aus dem Volksbewußtsein heraus geboren, nicht durch künstliche Agitation von außen hineingetragen werden. Gewisse überlaute „Freiheitskämpfer“ können nicht argwöhnisch genug betrachtet werden. Sie wollen die Freiheit nur für sich, aber nicht für den politischen und religiösen Widerpart. Zur Schande der antizaristischen Kundgebung in München muß konstatiert werden, daß ein antisemitischer Redakteur, welcher als einziger gegen die Resolution stimmte, von einem Teile der Versammelten beinahe gelyncht worden wäre, wenn die Geistesgegenwart eines sozialdemokratischen Arbeitersekretärs nicht das Aergste verhindert hätte. Ja, „es lebe die Freiheit!“

* * *

Im neugekitteten bayerischen Liberalismus zeigen sich die ersten Risse. Auf dem rechten Flügel beginnt bereits die Reue über die allzu innige Verbrüderung mit den Linksliberalen, namentlich den Nationalsozialen, welche darauf angewiesen sind, aus dem Leder des Nationalliberalismus Riemen zu schneiden, und deshalb keine Gelegenheit vorübergehen lassen, letzterem seine Sünden vorzuhalten. Dies geschah auch in einer von den Münchener Liberalen einberufenen, aber stark rötlich gefärbten Kundgebung für die streikenden Bergarbeiter an der Ruhr. Durch die erlittene Blamage nicht gewitzigt, haben die Liberalen sich in der oben skizzierten „Russenversammlung“ eine noch schwerere moralische Niederlage geholt. In der „Augsb. Abendztg.“ (Nr. 36 vom 5. Februar) gesteht ein Münchener Liberaler den „Katzenjammer“ offen ein. Die Münchener „Allgemeine Zeitung“ (Nr. 59) nimmt unter Verwendung eines Bismarckschen Wortes gegen diese „liberalen Dummheiten“ scharfe Stellung und erkärt in Nr. 58 rundweg: „Diese Art von „Liberalismus“ machen wir nicht mit!“ Dasselbe Blatt richtet wuchtige Anklagen gegen die Münchener Professoren Brentano und Lipps, welche in Zuschriften an die „Russenversammlung“ den Ton angaben zu Vergleichen mit „unseren Verhältnissen“, und kennzeichnet bei dieser Gelegenheit Brentano unter anderem als einen „Zerstörungspolitiker“, der „die nationale und soziale Autorität des akademischen Lehrers pulverisiere“. Wenn schon vor Jahren von anderer Seite vor dem unheilvollen Einfluß Brentanos, aus dessen wirtschaftspolitischer Schule fast der ganze jüngere Beamtenstand hervorgegangen ist und hervorgeht, in der Presse oder im Landtage gewarnt wurde, standen die Liberalen Mann für Mann für die „gefeierte

Autorität" ein. „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los", denn die neuliberale und nationalsoziale Jungmannschaft, die sich heute um die Führerstellen des bayerischen Liberalismus bewirbt, schwört auf Brentano, der erst kürzlich den Zukunftsbund des Liberalismus mit der Sozialdemokratie als Rettung aus allen Nöten pries. Konnte doch Brentano in einem Briefe an die „Allgem. Ztg." (Nr. 58) sich selbst rühmen, daß drei junge „Doktoren", welche in der jüngsten liberalen Versammlung nacheinander auftraten, aus seinem staatswirtschaftlichen Seminar hervorgegangen seien. Daß einer dieser drei Brentanoschüler heute den bayerischen politischen Teil der „Münch. Neuesten Nachrichten" redigiert, ist wohl eine hinlängliche Erklärung dafür, daß das genannte liberale Blatt in Nr. 60 mit großer Entschiedenheit den Meister Brentano gegen die Keulenschläge der „Allgemeinen Zeitung" in Schutz nimmt. Die erst jüngst in Nürnberg proklamierte Einigung aller liberalen Elemente in Bayern hat also nicht einmal die erste Belastungsprobe bestanden, was natürlich nicht ausschließt, daß die zankenden Brüder vor den Landtagswahlen wieder zusammenhocken werden. Freilich wird dann nach den Urwahlen die Verteilung der etwa behaupteten Mandate unter die fünf „vereinigten" Gruppen erst recht ein „Schauspiel für Götter" werden.



Vergleichende Wahlstatistik des internationalen Sozialismus.

Von

Johannes Mumbauer.

Wenn man recht ermessen will, was die Ziffern, die sich bei den Parlamentswahlen für die numerische Stärke der Sozialdemokratie in **Deutschland** ergeben, in Wirklichkeit bedeuten, muß man sie vergleichen mit den entsprechenden Zahlen aus den übrigen Ländern mit parlamentarischer Vertretung. Nun besitzen wir ja aus der Feder des badischen Zentrumsführers Th. Wacker eine sehr verdienstvolle und eingehende Untersuchung über die „**Entwicklung der Sozialdemokratie in den zehn ersten Reichstagswahlen**" (1871—1898, die Wahl von 1903 im Anhang). Aber eine ebenso genaue Bearbeitung der **internationalen** Wahlstatistik der sozialistischen Parteien liegt bis jetzt noch nicht vor. Die Schwierigkeiten, die sich der Bewältigung einer solchen Aufgabe entgegenstellen, sind auch ungemein groß: abgesehen von den in der Sache selbst begründeten inneren Hindernissen, die sich aus den wahlrechtlichen, nationalen, psychologischen und parteitaktischen Verschiedenheiten herleiten, muß schon die Beschaffung einwandfreien Materials außerordentlich mühsam sein. Man darf daher einstweilen schon dankbar dafür sein, daß ein Dr. Robert Michels in Nr. 42 des Jahrg. 1904 der „Neuen Zeit" aus den ihm zu Gebote stehenden Quellen eine vorläufige **Uebersicht über den Stand und die Entwicklung der sozialistischen Wahldaten in den einzelnen Ländern** versucht hat. Auf absolute Exaktheit können seine Zusammenstellungen keinen Anspruch machen; denn einerseits schöpft er seine Angaben in der Hauptsache aus sozialistischen Publikationen, anderseits operiert er mehrfach mit dem Ausdruck „Arbeiterparteien", ohne daß sich klar erkennen ließe, ob es sich dabei um wirklich sozialistische Vertretungen handelt. Trotzdem dürfte er durch seine Aufstellungen wenigstens die **Umrisse** der parlamentarischen und organisatorischen Stärke der „Internationale" — wenn man diesen Ausdruck noch gebrauchen darf — für den praktischen Gebrauch hinreichend bezeichnet haben. Dem erwähnten Aufsatze sind die nachstehenden Daten entnommen.

Die **Stimmenzahl** der einzelnen sozialistischen oder sozialdemokratischen Parteien **nach den letzten Wahlergebnissen** zeigt die folgende Tabelle an:

Land	Jahr	Stimmen
Deutschland	1903	3'025,000
Frankreich	1902	870,827
Oesterreich-Ungarn	1900	780,000
Vereinigte Staaten von Nordamerika	1902	304,000
Belgien	1904	302,771
Italien	1900	215,841
Schweiz	1902	100,000
Dänemark	1903	55,479
Schweden	1902	48,000
Holland	1901	39,000
England	1900	37,000 (!)
Spanien	1903	29,000
Bulgarien	1900	10,000
Norwegen	1904	13,000 (?)
Kanada	1902	1,628
Irland	1902	1,063

Zu den für Belgien angegebenen Zahlen ist zu bemerken, daß dort alle zwei Jahre nur die Hälfte der Deputierten ausscheidet bzw. gewählt wird, daß also die Zahl aller sozialistischen Wähler größer sein wird als jene Ziffer. Die Angabe für Norwegen ist zweifelhaft. Die Zahlen für Italien sind ebenfalls nicht mehr genau, da die letzten Wahlen vom Herbste 1904 einen Rückschlag für die Sozialisten gebracht haben. Man achte übrigens jetzt schon auf die Differenz zwischen Deutschland und England.

Die gegenwärtige Zahl der sozialdemokratischen **Abgeordneten** in den einzelnen Parlamenten stellt sich folgendermaßen:

Land	Zahl der Abgeordneten	Davon sind Sozialisten	Also %
Deutschland	397	78	19,64
Belgien	166	28	16,86
Dänemark	102	16	15,68
Bulgarien	56	8	14,28
Holland	50	7	14,00
Frankreich	584	48	8,21 (!)
Schweiz	145	10	6,82
Italien	508	32	6,29
Norwegen	114	4	3,50
Oesterreich	363	10	2,72
Argentinien	86	1	1,16
Schweden	222	1	0,45
England	670	2	0,29 (!)

In dieser Tabelle fehlen die Vereinigten Staaten, ebenso Kanada und das oben getrennt aufgeführte Irland. Hinzugekommen ist Argentinien. Spanien zeichnet sich vor allen konstitutionellen Ländern dadurch aus, daß in seine Kortes noch nie ein Sozialist eingedrungen ist.

Ein Vergleich der beiden Tabellen zeigt zunächst, daß die Höhe der **Wahlstimmen** keineswegs mit der Anzahl der errungenen **Mandate** korrespondiert, — wie auch überhaupt diese Zahlen über die Wahlbeteiligung der Sozialisten noch nicht einmal einen sicheren Schluß auf die Stärke und Intensität der sozialistischen Bewegung an sich zulassen (wohl aber sehr beachtenswerte Anhaltspunkte und Fingerzeige bieten). Das liegt vor allem an der großen Mannigfaltigkeit der verschiedenen **Wahlrechte**, durch welche in einzelnen Ländern gerade die Proletarier zum guten Teile von den Parlamentswahlen ausgeschlossen bzw. dabei benachteiligt sind. Ferner kommt in Betracht die Verschiedenheit des **Wahlsystems** und dessen Handhabung (Wahlkreisgeometrie und Wahlbedrückungen, Pluralstimmensystem, Stichwahlsystem, Proporz, direkte und indirekte Wahl rc.). Endlich ist von großem Einflusse die in den einzelnen Ländern sehr verschieden gehandhabte **Wahltaktik** der sozialdemokratischen Parteien, je nachdem sie mehr opportunistisch oder prinzipiell gerichtet sind (also z. B. die Frage der grundsätzlichen Aufstellung eigener Kandidaten in allen Kreisen, wie in Deutschland, Wahlbündnisse oder Stimmenthaltung dort, wo eigene Kandidaten keine Aussicht hätten, sowie beim Stichwahlsystem Aufstellung eigener Kandidaten nur in sicheren oder wahrscheinlichen Bezirken, in den andern aber sofortige Unterstützung der bürgerlichen Linksparteien). Alle diese Erwägungen zeigen, daß die Ziffern der Wahlstatistik bei ihrer Verwertung äußerst sorgfältige **Individualisierung** bedingen.

Trotzdem bleibt die für uns so wichtige Tatsache bestehen, daß die deutsche Sozialdemokratie absolut und relativ die höchsten Wahlziffern aufzuweisen hat; sie steht in beiden Tabellen an der Spitze. Allerdings entspricht der Prozentsatz der von ihr errungenen Reichstagssitze nicht der geradezu kolossalen Zahl der für ihre Kandidaten abgegebenen Stimmen in ihrer Gesamtheit. Das mag ja zum Teil in den sog. „Mitläufern" seine Erklärung finden, die in gewissen für die Sozialdemokraten noch aussichtslosen Wahlkreisen zu Demonstrationszwecken „rote" Zettel abgeben, um gouvernementale oder rechtsstehende Kreise zu ärgern; aber das ist doch eine sehr unsichere Rechnung und jedenfalls nicht ausschlaggebend. Die Erscheinung erklärt sich vielmehr in der Hauptsache aus zwei Momenten: einmal aus der Wahlkreiseinteilung, nach welcher die Massen der Sozialisten vorzugsweise in den Riesenwahlkreisen der Großstädte und Industriezentren sich befinden, während sie in den bevölkerungsschwachen ländlichen Bezirken nur als Minoritäten vorkommen — dies erschwert ihnen also die Erlangung von Mandaten —; sodann aus der Wahltaktik unserer Sozialdemokratie, die aus propagandistischen Erwägungen, sowie wegen des Stichwahlsystems und ihres Mißtrauens gegen unsere bürgerliche Demokratie überall mit eigenen Kandidaten operiert — und dies erhöht ihre Wahlstimmenzahl.

Die gewaltige numerische Stärke der Sozialdemokratie in Deutschland, welche also viel bedeutender ist, als die Zahl der von ihr okkupierten Parlamentssitze vermuten läßt, muß um so mehr auffallen, wenn man sie mit den Ziffern für England vergleicht. Deutschland an der Spitze, England ganz zuletzt: jenes mit über 3 Millionen sozialdemokratischer Stimmen bei 55 Millionen Einwohnern (und 12 Millionen Wahlberechtigten), dieses mit nur 37,000 Sozialistenstimmen bei 40 Millionen Bewohnern; jenes mit 19,64 % sozialdemokratischer Abgeordneten, dieses mit nur 0,29 % — also ein geradezu ungeheuerliches Mißverhältnis! Und dabei ist England in viel höherem Maße ein industrieller Staat zu nennen als das Deutsche Reich, und seine Arbeiterbewegung ist viel älter als die unsere. Das muß doch zu denken geben! Hier soll die schon so oft aufgeworfene Frage nur berührt werden, warum das sonst so demokratische und wirtschaftlich-fortschrittliche England sozusagen keinen politischen Sozialismus hat und wir dagegen den üppigsten. Irgendwo muß doch bei uns der Fehler gemacht worden sein oder noch gemacht werden. Unser bezüglicher „Vorsprung" ist um so bedenklicher, als wir in diesem Punkte selbst das im übrigen so neuerungssüchtige und revolutionslustige Frankreich weit hinter uns lassen — an Stimmenzahl und noch mehr am Prozentsatz der Abgeordneten. Selbst wenn man in Anschlag bringt, daß dort die Grenzlinien zwischen den ausgesprochenen Sozialisten und den Bürgerlich-Radikalen weniger scharf zu ziehen sind, muß es doch auffallen, daß ein religiös und politisch so unterwühltes Land verhältnismäßig viel weniger Sozialisten in die Kammer schickt als das in seiner Mehrheit doch noch für christlich und monarchisch geltende Deutschland. Dieses Problem sollte nur angedeutet werden; es zu lösen oder die Konsequenzen aus den Tatsachen zu ziehen, ist nicht der Zweck dieser Zeilen.

Statistische Untersuchungen können sehr irreführen; sie können aber auch, wenn sie mit Vorsicht betrieben werden, zu äußerst nützlichen Schlüssen führen. Möge das bezüglich des gegenwärtigen Standes der Stärke und Ausdehnung der internationalen Sozialistenbewegung der Fall sein. Um das Bild zu vervollständigen und um zu zeigen, wie die Flut allmählich und konstant gestiegen ist, soll auch noch die historische Entwickelung der internationalen Machtentfaltung des Sozialismus hinsichtlich seiner Beteiligung an den Parlamentswahlen in einem eigenen Artikel dargelegt werden.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Handelsverträge. — Das Zentrum als ehrlicher Makler.

Zwischen den Interessen und Forderungen der Landwirtschaft und der Industrie einen möglichst guten Ausgleich herzustellen, ist eine Hauptaufgabe unserer modernen Politik. Graf Bülow sagte bei Einbringung der Handelsverträge sehr richtig, Deutschland sei nicht mehr ein Agrarstaat und noch nicht ein Industriestaat, sondern ein Agrar- und Industriestaat. Dieses Zwitterwesen muß in der ausgleichenden Gerechtigkeit die höhere Einheit finden. Nach der Genealogie unserer Parteien sind die Konservativen Vertreter der Landwirtschaft, die Liberalen Vertreter der Industrie und des Handels. Mittendrin steht die Zentrumspartei, die nach ihrem Ursprunge zwar vorwiegend landwirtschaftlich ist, aber auch in industriellen und großstädtischen Kreisen einen großen Teil ihrer Wurzeln hat und dabei ihren Grundsätzen und ihrer Tradition nach von jedem einseitigen Klassenstandpunkt frei ist. Ihr Beruf und ihre Wirksamkeit entsprechen durchaus ihrem Namen. Zentrum, Partei der Mitte, die zwischen den beiden Interessengruppen sitzt und die Vermittlung zu besorgen, die Diagonale in diesem Parallelogramm der Kräfte zu ziehen hat. Auch in politischer Beziehung; aber heute reden wir nur von dem wirtschaftlichen Ausgleich. Als Früchte dieser Zentrumspolitik der mittleren Linie liegen jetzt die neuen Handelsverträge und die verbesserte preußische Kanalvorlage zur letzten Beschlußfassung den Parlamenten vor.

Der ehrliche Makler und schlichtende Mittelsmann erntet häufig Undank von beiden Seiten. Beim Ausgleich muß jeder Teil etwas opfern, wenn nicht von seinem Rechte, dann doch von seinen Hoffnungen, und auf jeder Seite gibt es Heißsporne und Hetzer, die sich oder anderen einreden, es hätte viel mehr erreicht werden können, wenn nur der Makler sich voll und ganz auf ihre Seite gestellt hätte. Daß in solchem Falle tatsächlich gar nichts erreicht worden wäre, übersehen die befangenen Interessenten leicht. Der zentrale Beruf unserer Partei ist wahrlich schwer und dornig; aber verdienstlich ist er doch.

Die Handelsverträge werden von links sehr lebhaft und von rechts ziemlich lebhaft angegriffen. Das ist kein übles Zeichen. Wenn ein Interessenkreis vollständig zufrieden wäre, so würde man befürchten müssen, daß der andere Teil zu kurz gekommen sei. Wenn nun der Einspruch von seiten des Bundes der Landwirte nicht ganz so scharf klingt, wie die Klagen von liberal-freihändlerischer Seite, so deutet das noch nicht auf eine Verfehlung des Gleichgewichtes hin, sondern erklärt sich aus dem Umstande, daß bei den früheren Verträgen die Landwirtschaft beträchtlich zu kurz gekommen war und also eine besondere Aufbesserung ihrer Position, ein gewisses Voraus verlangen konnte. Die Vorteile, welche die Landwirtschaft gegenüber dem bisherigen Zustand erlangt, sind so gewichtig, daß sie die Kritik über diese und jene unbefriedigende Einzelheit herabdrücken.

Man kann ja auch für die Einzelheiten, die sich aus den diplomatischen Verhandlungen ergeben haben, z. B. für das Normalgewicht der Malzgerste, die Höhe des Schweinekontingents rc., nicht eine parlamentarische Partei verantwortlich machen. Für solche Transaktionen mit fremden Regierungen verlangt die Regierung Verhandlungsfreiheit. Dieses Mal ist der übliche Spielraum der Diplomatie sogar außerordentlich eingeengt worden durch die gesetzliche Festlegung von Mindestzöllen im Interesse der Landwirtschaft. Wie man sich erinnern wird, hat das Zentrum dahin gestrebt, diese Präzipualgarantie für die Landwirtschaft noch auszudehnen; aber der ehrliche Makler mußte sich angesichts des starren Widerspruches der Regierung mit den vorgeschlagenen Mindestzöllen begnügen, um nicht das ganze große Werk scheitern zu lassen.

Was in der kritischen Zeit der stürmischen Zolltarifberatungen an Mindestzöllen eingesetzt wurde, ist von den deutschen Unterhändlern durchgesetzt worden. Das ist der entscheidende Punkt für die parlamentarische Beratung: die conditio sine qua non, die der Reichstag bei der grundlegenden Gesetzgebung gestellt hatte, ist respektiert worden; es fehlt also ein genügender Grund, um nun die Ausfüllung dieses vorgezeichneten Rahmens zu verwerfen. Wenn der Reichstag noch zur Kommissionsberatung schreitet, so kann das nur den Zweck haben, Gelegenheit zu weiteren Aufklärungen — auch zu vertraulichen — über den Gang und den Sinn der Abmachungen zu geben. Abändern läßt sich bekanntlich nichts: verwerfen läßt

sich das Ganze auch nicht. Der Ausgang ist klar und die Zentrumspartei kann die Verantwortlichkeit für das Ganze (nicht für jedes einzelne Ergebnis der Regierungsdiplomatie) gut und gern übernehmen. Aber zugleich auch die Ehre beanspruchen, die Hauptarbeit in den Zollkämpfen geleistet und entscheidend für die Verbesserung der Mängel und Schäden des bisherigen Systems gewirkt zu haben.

Die Kanalvorlage.

Die Handelsverträge sind im Hafen und brauchen nur noch vertaut zu werden. Die preußische Kanalvorlage schaukelt noch am Hafeneingang. Wenn sie zustande kommt, so darf das Zentrum sich rühmen, abermals ein schwieriges Werk des Ausgleiches zwischen den widerstreitenden wirtschaftlichen Interessen und Ansichten geleistet zu haben. Wenn der Zentrumsabgeordnete Dr. v. Zehnhoff nicht seine ganze persönliche Tüchtigkeit und mit ihr den Einfluß seiner Fraktion in die Wagschale geworfen hätte, so würde der alte Streitapfel nicht vom Flecke gekommen sein. Abgesehen von den anderen Vorkehrungen zur Beruhigung der landwirtschaftlichen Besorgnisse, hat die geniale Erfindung des staatlichen Schleppmonopols den Entwurf überhaupt erst für den gegenwärtigen Landtag salonfähig gemacht. Ein Teil der Konservativen und Freikonservativen ist damit für die positive Lösung der langjährigen Streitfrage gewonnen. Die bisherigen Verhandlungen im preußischen Abgeordnetenhause lassen erkennen, daß eine Mehrheit, aber nur eine kleine, zu erreichen ist. Dann kommt freilich das Herrenhaus mit seiner stockkonservativen Mehrheit. Da kann aber das Zentrum sagen: Regierung, ich habe das Meinige im Abgeordnetenhause getan; tun Sie das Ihrige im Herrenhause! Dort gibt es leider keine ausschlaggebende Zentrumsfraktion.

Der Kanalplan, wie er jetzt sich gestaltet hat, ist tatsächlich für die Landwirtschaft ungefährlich und für die gesamte wirtschaftliche Entwicklung — mittelbar und als Vorbild auch für das außerpreußische Deutschland — von großem Vorteil. Dazu kommt der politische Gewinn der Beseitigung des alten Spannungsmoments, das die Beziehungen zwischen der Regierung und den Konservativen beeinträchtigte. Wird auch dieser bedeutende Fortschritt mit Hilfe des Zentrums erreicht, so wird freilich der Evangelische Bund nach wie vor predigen, daß die „Zentrumsherrschaft" Reich und Staat ruiniere, aber wir können einfach antworten: An unseren Früchten möget ihr uns erkennen!

Toleranzantrag und akademische Freiheit.

Die Verdienste der Zentrumsfraktion reichen allerdings zur Vernichtung der konfessionellen Vorurteile und Gehässigkeiten noch nicht aus. Das zeigt neuerdings die Verhandlung über den Toleranzantrag, der in zweiter verbesserter Auflage dem Reichstag vorliegt. Immer noch die scheue Zurückhaltung der Regierung; immer noch von konservativen und liberalen Protestanten die krampfhafte Bemühung, zu beweisen, daß die wahre Toleranz in der Ablehnung der Toleranz bestehe. Es erinnert das fatal an die Logik der verhetzten Studenten, die in schrillen Tönen verkünden, die Behörde frevle gegen die akademische Freiheit, wenn sie nicht gestatte, daß die akademische Freiheit der katholischen Studierenden vergewaltigt werde. Hüben wie drüben, bei den Jungen und den Alten, sehen wir die große Macht und List des Evangelischen Bundes, der in den verschlungensten Minengängen rastlos den konfessionellen Frieden untergräbt. Diese Erkenntnis ist nicht erschütternd, aber lehrreich.

Der fortdauernde Streik.

„Wenige Wochen" hat der preußische Handelsminister für die Ausarbeitung seines Not- und Hilfsgesetzes in Anspruch genommen. Das bedeutet die Verlängerung des Streiks um mindestens ebenso viele Wochen, vielleicht sogar um mehr. Denn die Bergleute werden gewiß nicht eher an Nachgeben denken, bis sie die Reformen schwarz und weiß vor sich sehen, und zwar wesentliche Reformen. Und je länger die Geduldprobe dauert, desto größer ist die Gefahr, daß die schärfere Tonart das Uebergewicht erhält. Leider liegen jetzt schon Anzeichen vor, daß die fanatischen Sozialdemokraten, denen ein langer und verlorener Streik im Interesse ihrer Agitation lieber ist als ein Streik mit schnellem und friedlichem Ausgang, die gewerkschaftliche Verständigung zu stören und rücksichtslos die Verwirrung für ihren Parteizweck auszubeuten suchen. Auch wenn diese Brunnenvergiftung noch verhindert würde, bliebe doch die Beendigung des Streiks noch davon abhängig, daß neben dem Reformgesetze noch Sicherheit gegen Maßregelungen geschaffen würde, so daß die Regierung wenigstens in diesem Punkte die hochfahrende Passivität der Besitzer brechen müßte. Die Aussichten sind also nicht glänzend und werden immer trüber, je länger die Geheimräte des Handelsministeriums an der sehnlichst erwarteten Medizin herumkünsteln. Des Gedankens Blässe kränkelt schon die frische Farbe der Bülowschen Entschließung an. — Erfreulich ist wenigstens die Nachricht, daß die fatale Streikbewegung in den oberschlesischen Zechen wieder überwunden sei.

Die russische Krisis.

Wie in Petersburg und Moskau, so ist auch in Warschau das Schreckensregiment vorläufig Sieger geblieben. Zu der großen Peitsche hat man auch ein bißchen billiges Zuckerbrot gesellt, indem der Zar eine Gruppe von Arbeitern, die der allmächtige Trepow auserwählt, empfangen hat, nicht um sie zu hören, sondern um ihren Genossen die Leviten zu lesen und vages Wohlwollen zu versprechen. Inzwischen ist durch den förmlichen Rücktritt des Ministers des Innern Swiatopolk-Mirski, der längst in Aussicht stand, der Wechsel des Kurses deutlich bekundet. Herr Witte scheint die Erbschaft, die früher für ihn selbstverständlich schien, nicht anzutreten, da er vermutlich mit dem bestehenden Scharfschützensysteme nicht solidarisch werden, sondern lieber als Leiter der Fabrik von halben Reformen sich aufsparen will. In den Mittelstädten, namentlich im Königreich Polen, dauert die Gärung des Gemisches von Lohnkampf und Revolution noch fort; aber vorläufig ist kein rechtes Ineinandergreifen der einzelnen Aufruhrräder zu erkennen. Die eigentliche, geschulte Revolutionspartei in Rußland ist offenbar noch in der Hinterhand.

Die erlösende Siegesnachricht aus Ostasien ist ausgeblieben. Kuropatkin hat sich bei seinem Vorstoße auf die westliche Flanke einen Verlust von 10,000 Mann geholt. Der Erfolg der Japaner ist anderseits nicht so groß, daß er eine Wendung in der Kriegslage herbeiführen könnte.

Also sowohl im Mutterland als in der Mandschurei nur kostspielige Halbheiten, welche die Zukunft nicht entlasten können.

Wahlen und Nationalitätsbestrebungen in Ungarn.

Von

Dr. Brüning-Trier.

In seinem Buche „Die ungarische Verfassung" sagt Dr. Radó-Rothfeld: „Ein Sprachenstreit existiert in Ungarn nicht. Die Anerkennung des Ungarischen als Staatssprache . . . wird von keiner Seite angefochten." Das letztere mag vom Standpunkte eines einheitlich zu regierenden Staatswesens wünschenswert sein, aber damit den ersten Satz begründen zu wollen, wie das der genannte Herr Verfasser zu tun scheint, ist doch wohl nicht angängig. Das Nationalitätengesetz und die Schulgesetze Ungarns haben vielmehr in dieser Hinsicht das Nötige besorgt: auch Ungarn hat seinen Sprachenstreit, den Streit darum, welcher Sprache sich der ungarische Untertan bedienen soll. Die auf der Sprachenverschiedenheit basierenden Wünsche sind denn auch mit der Grund gewesen, welcher zu dem Vorgehen der Nationalitäten in der letzten Wahlkampagne geführt hat. Der Nationalitätenkampf ist nicht von heute, er ist Jahrhunderte alt. Die Ausweisung der Ordensritter aus Siebenbürgen, der Kampf Zapolyas gegen Maximilian von Oesterreich, die Behandlung der Sachsen Siebenbürgens, die Aufhebung der Wojwodina und des Temeser Banats — alles das sind Vorgänge, welche denselben Geist atmen, aus wie verschiedenen Zeiten sie auch stammen.

Schon bei den letzten Wahlen hatten die Nationalitäten versucht, selbstverständig vorzugehen. Auszunehmen sind davon die Deutschen. Sie wählten früher durchweg liberal (regierungsfreundlich); nur in den östlichen Komitaten mischte sich wohl ein anderer Abgeordneter unter ihre Abgeordnetenliste. Auszunehmen sind auch die Ruthenen, jener „wackere Volksstamm, mit Recht gefeiert wegen seiner altbewährten Staatstreue, die niemals eine privilegierte Sonderstellung angestrebt hat". So sagt Radó von ihnen a. a. O. S. 127: Man weiß nicht, ist das Ernst oder ist es blutiger Hohn, dieses geschundene und gepeinigte Volk zu loben, welches in seiner hilflosen jetzigen Lage nicht anders kann wie die Willkürwirtschaft seiner Beherrscher — nicht nur in Ungarn — sich gefallen zu lassen. Man vergleiche nur einmal

die amtlichen ungarischen Analphabetenlisten und man wird mit Staunen sehen, wie die Söhne Arpads diesem unglücklichen Volke seine Treue gelohnt haben, indem sie es in seinem geradezu unglaublichen Bildungszustande beließen.

Es bleiben also noch die Slowaken, Rumänen und Serben, alles Völkerschaften, welche erst in späterer Zeit nach Ungarn kamen. Was haben diese in den bisherigen Wahlkämpfen getan, was haben sie erreicht?

Die Wahlkarten von 1892 und 1896 zeigen keine Spuren nationalistischer Mandate.

Anders 1901. In diesem Jahre wurden 6 „Nemzetiségi", Nationalitätsabgeordnete gewählt. Darunter befanden sich vier Slowaken, ein Rumäne und ein Serbe. Zum Teil waren sie mit recht kleinen Mehrheiten gewählt worden. Die Slowaken hatten mit ihren Deputierten entschieden Pech; zwei wurden verurteilt und sind z. Z. in Strafhaft. Das scheint ihre Kraft gelähmt zu haben. Von ihren rund 10 Kandidaten ist jetzt keiner durchgedrungen, ihre vier Sitze haben sie verloren und zwar bezeichnenderweise an die sonst so häufig unterlegene liberale Partei. Nun weiß man ja allerdings, wie in Ungarn „gewählt" wird, wie insbesondere in der Slowakei dieses Bürgerrecht ausgeübt wird — es sei nur an die berüchtigte Neutraer Wahl von Anno dazumal erinnert —, aber immerhin ist es bezeichnend, daß vier doch schon einmal innegehabte Positionen verloren gehen konnten. Von Interesse mag es sein, zu erfahren, daß sowohl in katholischen wie protestantischen Kreisen der Slowakei derartig nationale Kandidaturen aufgestellt waren.

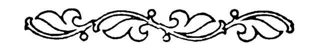
Im Gegensatze zu den Slowaken haben die Rumänen gegen früher Fortschritte gemacht. Obwohl 1901 mit wenig starker Majorität gewählt, hat ihr Abgeordneter Vlad bei der diesmaligen Wahl sein Mandat behauptet. Kandidaten waren in über 20 Bezirken — zur größeren Hälfte in Siebenbürgen — aufgestellt; sogar in einem städtischen Bezirke war man dazu übergegangen, einen eigenen Kandidaten zu nominieren. Nach den bisherigen Nachrichten sind denn auch fünf weitere Nationalrumänen zum Siege gelangt, für die kurze Vorbereitungszeit und bei dem unglaublichen Wahlsystem immerhin ein kleiner Erfolg. Am 10. Januar erst hatte eine Versammlung in Hermannstadt über das Parteiprogramm beraten können. Das vorgelegte Programm war recht reichhaltig: Revision des Nationalitätengesetzes, Einführung der rumänischen Sprache in Verwaltung und Justiz, Anstellung rumänisch sprechender Beamten in von Rumänen bewohnten Gegenden, anderer nur bei Mangel der erstgenannten, Autonomie der orthodoxen und unierten rumänischen Kirche, Subvention rumänischer Schulen, rumänische Unterrichtssprache in zweckentsprechenden Fällen, allgemeines Wahlrecht usw. Bei Einführung des letzteren würde allerdings die Wahlkarte anders aussehen; namentlich würden das auch die wenigen, aber wohlhabenden und darum wahlberechtigten Siebenbürger Sachsen merken; aber auch in außersiebenbürgischen Komitaten wie Arad, Krassect würde das allgemeine Wahlrecht manches ändern. Bis dahin wird aber, namentlich jetzt, wo der Stockungar κατ' ἐξοχήν ans Ruder kommt, noch viel Wasser durch die Theiß fließen.

Die Serben, welche am 9. Januar in Neusatz zusammengekommen waren, hatten in verschiedenen Bezirken eigene Kandidaten aufgestellt; Erfolge in größerem Maßstabe blieben ihnen jedoch wie 1901 versagt; neben der Gegnerschaft aller ungarisch-nationalen Wähler waren wohl innere Zwistigkeiten der Grund dafür. Ihr Programm ist ziemlich dasselbe wie das der Opposition; nur spielen selbstredend nationalistische Forderungen eine Rolle darin.

Zu Anfang war gesagt worden, daß die Deutschen Ungarns auszunehmen seien bei der Nationalitätsbewegung. Das hat auch in diesem Jahre die Stellungnahme des sächsisch-siebenbürgischen Zentralausschusses gezeigt, welcher die Wahl von liberalen Antiobstruktionisten empfahl, der dann allerdings auch die Möglichkeit eines Ausscheidens aus der liberalen Partei — z. B. wegen des Volksschulunterrichts-Gesetzentwurfs — in Betracht zog.

Ob es einmal dazu kommen wird, wer weiß es?

Das Eine hat die Wahl gezeigt: von einer erfolgreichen nationalen Bewegung ist in Ungarn noch recht wenig zu spüren. Setzt sie aber ein, so wird sie mit Kossuthianern und Liberalen, Volksparteilern und Banffyanern als Gegner zu rechnen haben; in puncto nationaler Rechte steht eben der Ungar auf einem ähnlichen Standpunkte wie gewisse andere Leute gegenüber den Polen.



Nochmals Kraus und die Krausgesellschaft.

Der Vorsitzende der „Krausgesellschaft" sendet der „Allgemeinen Rundschau" die nachfolgende Zuschrift:

„Unter Berufung auf § 11 des Preßgesetzes ersuchen wir um Aufnahme des Folgenden:

Es ist unrichtig, daß F. X. Kraus in seinem von Prof. Braig in Nr. 5 (1905) der „Allgemeinen Rundschau" zitierten Brief die Kreise, aus welchen sich die Krausgesellschaft zusammensetzt, gemeint hat. Dies beweist gerade der Umstand, daß Kraus nach Prof. Braigs Ausführungen „seinen unwilligen Blick zunächst nach München wandte". Unsere Bewegung war im Jahre 1901 in München bekanntlich noch gar nicht vertreten, auch erschien unser Publikationsorgan, „Das XX. Jahrhundert", dem Kraus gerade in jener Zeit einen literarischen Beitrag versprochen hatte, damals noch nicht in München. Die Persönlichkeit in München, gegen die der zitierte Brief sich richtet und welche den Ausdruck „Reformer" geprägt hat, ist allgemein bekannt. Dieselbe steht jedoch nach ihrer eigenen Erklärung der Krausgesellschaft ablehnend gegenüber."

Die „Allgemeine Rundschau" gibt mit Vergnügen dieser Zuschrift Raum. Beweist doch dieselbe, daß die „Krausgesellschaft", indem sie Reklame zu machen sucht, sich lächerlich macht. Wollen denn die Herren wirklich den nun toten Kraus bezeugen lassen, daß der lebende Kraus, als er von Tendenzen redete, durch deren Hervortreten „die kirchliche Ordnung erschüttert wird", ihre heutigen Tendenzen nicht gemeint haben könnte? Ist es nicht ein überkindlicher Scharfsinn, wenn die „Krausgesellschaft", die bestenfalls eine mehr oder minder hitzige Nörglergesellschaft werden mag, aus Professor Braigs Hinweis auf München ableitet, daß der selige Kraus, als er von **„mehreren derartigen Reformern"** sprach, nicht an gewisse Herren, die, unter Zuziehung „jüngerer Kräfte", heute sich „Krausgesellschaft" zu nennen belieben, gedacht haben könnte, sintemalen usw.? Oder hat Professor Braig mit der Wendung: Kraus habe beim Suchen nach „Reformern" den Blick „zunächst nach München" gewandt, die Reformer der Krausgesellschaft vielleicht auf das Eis locken wollen, auf das sie nun tatsächlich mit ihrer „Berichtigung" gegangen sind? Denn wahrlich, auf einer glitscherigen Eisbahn dreht man sich, wenn man beweisen will, der verewigte Kraus habe, als er von Freiburg nach Osten, „zunächst nach München" ausblickte, an allen ihm östlich gelegenen Punkten, wo noch „derartige Reformer" hausen mochten, vorbeiblicken müssen. Und unaussprechlich naiv ist die Insinuation der „Reformer" von der „Krausgesellschaft": Der heimgegangene Gelehrte habe, als er dem „XX. Jahrhundert" vor bald einem Lustrum, anno 1901, einen literarischen Beitrag „versprochen" hatte, damit die mehr gewachsenen, wenn auch noch nicht ausgewachsenen Tendenzen des jetzigen Organs der „Krausgesellschaft", des heutigen „XX. Jahrhunderts", irgendwie billigen wollen.

Kennen die Herren von der „Krausgesellschaft" den augustinischen Ausruf: „Schlafende Zeugen rufst du auf . . .!"? Oder wollen die Herren demnächst auch dem toten Kraus auf Grund von § 11 des Preßgesetzes in Sachen seiner Briefe von ehedem „Berichtigungen" zugehen lassen? Inzwischen dürfen die Herren das bittere Briefwort vom lebenden Kraus, das seinerzeit auf alle „Reformer" gemünzt war, kühnlich auf sich selber, auf die „Reformer" in der „Krausgesellschaft" und im „XX. Jahrhundert" beziehen. Tun sie das, so wird jeder, der vom sel. Kraus etwas weiß, gerne bekennen: Sie haben recht getan, wenn auch arg widerwillig. Tun sie's nicht, dann weiß jedermann erst recht, woran er mit der „Krausgesellschaft" wie mit allen jenen ist, „die angeblich einer Erneuerung des kirchlichen Lebens das Wort reden". Für jeden Fall mögen die Herren aufhören, vom „Religiösen Katholizismus" zu sprechen. Wenn ein geistvoller Mann wie Franz Xaver Kraus aus der Unterscheidung „Politischer und religiöser Katholizismus" so wenig etwas machen konnte, als, nach Kraus' eigenem Zeugnisse, Camillo Cavour aus seinem Spruche „Libera Chiesa in libero Stato" (s. Kraus, Cavour S. 93f.): werden die Hoensbroech, die „Wartburg"-Männer, die „Gelehrten" der „Krausgesellschaft" auf dem Eisfelde minder leicht ausglitschen? — — —

Bevor die obige „Berichtigung" eintraf, hatte Herr Prof. Dr. Karl Braig der „Allgemeinen Rundschau" die nachstehende Quittung auf den in Nr. 6, Seite 62, bereits erwähnten Artikel der „Münchener Neuesten Nachrichten" übersandt:

An die Adresse der „Krausgesellschaft“ in München.

Der Artikel in Nr. 5 der „Allgem. Rundschau“ vom 29. Januar „Franz Xaver Kraus und die Krausgesellschaft“ hat das allerhöchste Mißfallen der Herren gefunden, die er angeht. Das zeigt eine absonderlich liebenswürdige Besprechung des Artikels in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ (Nr. 45). Der Schreiber sucht Bischof Keppler von Rottenburg und Professor Braig von Freiburg aus der Ferne mit sehr unschönen Dingen zu bewerfen („Geistesmittelmäßigkeit“, „Gesinnungswechsel“ und Verwandtes). Damit ist in greller Weise beleuchtet, wie richtig der Artikel ist, namentlich sein Hauptgedanke: Ein Franz Xaver Kraus hätte um keinen Preis im Leben mit einer „Krausgesellschaft“ und Anhängern etwas zu tun haben mögen.

Wer den seligen Kraus kannte, kannte auch dessen oft gebrauchtes Wort: „Ces jeunes hommes d'aujourd'hui! Comme ils sont mal élevés!“ Und der „junge Mann“ — er konnte auch „alt“ sein —, der einmal mit diesem Ausrufe von Kraus bedacht worden war, „existierte nicht mehr für ihn“. Am unausstehlichsten waren dem Verewigten „die Schreiber, die sich in Ton und Gehaben, Reden und Schweigen auf einer sehr tiefen, auf der untersten Stufe der literarischen — Genies halten.“ (Kraus setzte statt „Genies“ ein zweisilbiges französisches Wort, das mit „Genies“ nur entfernt zusammenklang.) Diese Leute, so konnte Kraus anfügen, pflegen in demselben Augenblicke, wo sie Unarten begehen, auf ihre (vorgeblich) vornehmen Schützer und Freunde sich zu berufen; freilich bekunden sie damit nur, daß „innerliche Vornehmheit“ nicht das Ding ist, auf das sie den ersten Nachdruck legen.

Der Herr, der „in der seiner würdigen Weise“ so schön gegen den „Rundschau“-Artikel „Kraus und die Krausgesellschaft“ angeht, unterläßt nicht, auf „die Zierden des Adels und der Wissenschaft“ hinzudeuten, die das Patronat dieser Gesellschaft ausüben sollen. Der echte Verehrer von Franz Xaver Kraus wird sich an dessen Grundsatz halten: „Gewisse Leute, nachdem sie aufgehört haben, aus ihren Herzen Mördergruben zu machen, haben, trotz und wegen ihrer Berufung auf vornehme Verbindungen, auch aufgehört, für mich zu existieren.“

Karl Braig.



Der politische Katholizismus.

Von

G. M. Schuler, Würzburg.

Der vorigjährige Antrag des bayerischen Grafen mit dem französischen Namen bezüglich der Entrechtung des Klerus in der Volksvertretung bedeutet nicht bloß einen kirchen-, sondern auch einen kulturfeindlichen Gedanken. Nun hat der Graf den, wie er selbst zugesteht, aussichtslosen Gedanken in einer Broschüre nochmals zu rechtfertigen gesucht und damit den Liberalen, die in Wahlnotlage sind, eine neue große Freude bereitet.*) „Religiöser — und nicht politischer Katholizismus!“ lautet das moderne Schlagwort. Aber gerade der religiöse Katholik kümmert sich aus Religion um die Politik, da man die Politik in die Religion getragen hat, um die Religion zu beherrschen. Ebenso fordern es die Konstitutionen und nicht zum wenigsten die bayerische, sowie die mit der Kirche abgeschlossenen Konkordate. Werden ja doch selbst die Pfarramtskandidaten in Bayern aus „kirchenpolitischen Fragen“ geprüft. Es gab Zeiten, wo Staat und Kirche Hand in Hand gingen zum Segen des Staates wie der Kirche, der Fürsten wie der Völker. Es kamen aber auch Jahrhunderte, wo die Bureaukratie die Hierarchie mehr oder minder zu vergewaltigen suchte und die Religion es forderte, daß ihre Diener und ihre Bekenner (confessores et martyres) sie verteidigten gegen eine feindlich auftretende religionslose Staats- und Sozialpolitik. So ist es schon gleich zu Anfang der Kirche gewesen. Als die heidnischen Römer und Staatsanbeter von den ersten Christen heischten, sie sollten den Vertretern des Staatsgottes, den Kaisern, durch Weihrauchstreuen göttliche Ehren erweisen, da taten sie es nicht nur nicht, sondern sprachen dagegen mündlich und in ihren Apologien (Verteidigungsschriften). Und so ging es fort durch alle Jahrhunderte, wo es nötig war, indem die Politik niemals aufhörte, sich in die Religion zu mischen und die kirchlichen Anstalten wie die religiösen Gewissen zu vergewaltigen. Diese Verquickung der Politik mit der Religion trat besonders hervor, als die sog. Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts ihre Glaubensgenossenschaft dem Staate ausantworteten, worüber ein angesehener kalvinischer Schweizer sich also ausspricht: „Es besitzen unsere protestantischen Geistlichen keine reelle Macht und Freiheit, worin doch die ewige Bedingung alles höhern Ansehens besteht. Die Hierarchie, gegen welche sie unverständig eiferten, war ihr Schutz und Schirm. Mit ihr haben sie nicht nur die Garantie einer ehrenvollen Existenz, sondern auch die Mittel zu Beförderung und steigendem Ansehen verloren. Sie wollten frei sein von geistlichen Obern, von denen, die ihre Freunde waren, und sind dagegen in die Knechtschaft der Laien geraten, die nicht immer ihre Freunde, oft ihre Feinde sind. Zwar forderten sie nur ihre geistliche Freiheit und schienen sich um die weltliche nicht zu bekümmern. Allein ohne einen gewissen Grad der letztern kann die erstere nicht bestehen; sie verträgt sich nicht wohl mit drückender Armut und peinlicher Abhängigkeit. Sodann besitzen sie auch die geistliche Freiheit nicht einmal. Sie müssen sich ... amtsherrlichen Entscheidungen unterwerfen; es entsteht der seltsame Uebelstand, daß die Gelehrten in dem, was die Wissenschaft und den Unterricht betrifft, oft sogar von den Unwissenden Befehle annehmen müssen. ... Dazu wollten sie bei verminderten Hilfsquellen noch heiraten, vermehrten dadurch ihre Nahrungssorgen und wurden in tausendfältige Bande der Abhängigkeit und Dienstbarkeit versenkt.“

Im Jahre 1819 klagte die weimarische protestantische Geistlichkeit in einer Beschwerde über das weltliche Kirchenregiment und die bureaukratische Bevormundung ihres Landeskirchleins und sagte, „es sei nicht bloß auf die Demütigung der Geistlichen, sondern auf die allmähliche Vernichtung der Kirche, auf Herabwürdigung der Religion zur bloßen Polizeisache abgesehen“. Der Vorschlag jener protestantischen Pastoren, welche den Stellvertreter Christi mit dem Landesherrn, die Hierarchie mit der Bureaukratie vertauscht hatten und nun sahen, wie ihr Partikularkirchlein jetzt von Miniaturpotentaten regiert wurde und wie das Christentum dortselbst von der Freimaurerei seine Dogmen und Befehle empfing, dieser Vorschlag ging dahin, daß sie verlangten: „Die Existenz und äußere Würde, die äußere Wirksamkeit der Kirchendiener muß vor der Staatsgewalt gesichert, geschützt, nicht herabgewürdigt und beengt werden.“

Um solchen Uebeln abzuhelfen, rief die protestierende protestantische Klerisei anderwärts nach Bischöfen, Synoden usw.

In gleichem Sinne erhebt auch heutigentags der Exhofprediger Stöcker in Berlin seine Stimme und spricht im Namen vieler Tausende.

Wenn man derzeit nach Zusammenfassung der kleinen deutschen Landeskirchen in eine große alldeutsche protestantische Religionsgemeinde ruft, so geschieht das nur, um mit desto gewaltigeren und konzentrierteren Massen wider die katholische Kirche aufzumarschieren, für sich selbst aber wird die Pastorenschaft nur den Herrn wechseln und gegen viele kleinere und weniger mächtige einen größeren und mächtigeren Herrn eintauschen.

Das ist das Ende vom Lied der von dem Reformator von Wittenberg gelehrten, begehrten und durchgeführten Verstaatlichung seiner Stiftung: Die Vertauschung der Hierarchie mit der Bureaukratie. Auch eine Säkularisation, aber noch viel einrissiger als die Säkularisation der katholischen Kirche in Deutschland, von welch letzterer man — abgesehen von ihrer Mißberechtigung — sagen kann, daß sie durch die Gnade der göttlichen Vorsehung zum Segen der katholischen Kirche ausgefallen ist. Der Geist der Verneinung, „der stets das Böse will und stets das Gute schafft“, muß auch in diesem Falle sich sagen lassen: „Du sannest böse wider mich, aber siehe da: Gott hat es zum Guten gelenkt.“ (I. Mos. 50, 20.)

Ob auch die von dem Wittenberger Professor veranlaßte Säkularisation seiner Religionsgenossenschaft dieses von sich sagen kann, steht auf einem anderen Blatte. Es scheint aber nicht der

*) Die „Kölnische Volkszeitung“ Nr. 103 vom 5. Febr. bemerkt zu der Broschüre: „Auf wie schwachen Füßen das Selbstbewußtsein des Durchschnittsliberalismus in Bayern steht, beweist die freudige Erregung, welche durch die liberale Presse geht, weil Graf Moy in einer Flugschrift nochmals auf seinen verunglückten Antrag auf Wahlentrechtung des Klerus zurückgekommen ist. Sie ist ein Rückzugsgefecht. Graf Moy gibt sich am Schlusse zufrieden, falls die Bischöfe für die kommenden Wahlen „ihrem Klerus wenigstens Mäßigung empfehlen, wenn gänzliche Enthaltsamkeit zu viel verlangt wäre“. Schon vor einigen Wochen ließ ein liberales Blatt die Ente anfliegen, die Bischöfe hätten auf Veranlassung des Vatikans den Seelsorgsgeistlichen die Annahme eines Landtagsmandates verboten. Wenn der nächste Landtag eine Verminderung der Zahl der geistlichen Abgeordneten bringen sollte, so wird damit ohne jeden Einfluß der geistlichen Behörden ein in der Zentrumspartei selbst längst verbreiteter Wunsch erfüllt. Je mehr gebildete, arbeitsfreudige Laien in die Fraktion eintreten, um so besser. Auch die Wahl einiger erfahrenen und erprobten Vertreter des Adels wird in der Partei nur begrüßt werden.“

Fall zu sein, denn mehr als je schreit heutzutage der Protestantismus nach endlicher Befreiung von den Banden des Cäsaropapismus, den die sog. Reformatoren des 16. Jahrhunderts in ihre kirchliche Verfassung aufzunehmen für gut befunden haben und von dem sie alles Heil erwarteten, während die katholische Kirche — die Päpste an der Spitze — jederzeit im Dienste der Freiheit der Kirche die gewaltigsten Kämpfe bestanden hat, um sich der staatlichen Ein- und Uebergriffe, der Verschmelzung der weltlichen mit der geistlichen Macht, kurz der Verstaatlichung der göttlichen Heilsanstalt, zu erwehren und der Umklammerung durch die Polypenarme einer oft gewalttätigen und herrschsüchtigen Staatsomnipotenz, welche sich für den präsenten Gott ansah und alles in ihre Kompetenz zu bringen suchte, zu entgehen.

Zwar ist die Fuchtel des Absolutismus in den protestantischen Staaten und Städtlein beiseite gelegt und sind die Konstitutionen ins Leben getreten, aber immer noch seufzt das Pastorentum und beklagt es, daß es unter der Botmäßigkeit der Laienschaft und Bureaukratie zu stehen gezwungen sei. Merkwürdig! Wenn eine Glaubenspartei von der katholischen Kirche abfällt, so verfällt sie immer entweder der äußeren staatlichen Bevormundung oder der inneren kirchlichen Zersetzung oder den beiden Entartungen zugleich.

Sehr richtig bemerkte der Erzbischof von Erlau, Dr. Samassa (1899) im Ungarischen Oberhause: „Die kirchlichen Rechte haben die Eigenheit, daß sie in weltlichen Händen entarten."

Der Reichstagsabgeordnete Gröber hat (1895) auf der Münchener Generalversammlung gesagt: „Die Kirche schadet dem Staate nicht, aber umgekehrt der Staat der Kirche." Nur zu oft hat die katholische Kirche dies erprobt, darum ist es kein Wunder, wenn ihre Vertreter und Diener, der hohe und niedere Klerus, jeder an seinem Orte, die angegriffenen Rechte seiner Kirche zu schützen und zu wahren sucht, den Uebergriffen entgegentritt und, da diese heutigentags von gewissen kirchenfeindlichen Parteien und Parlamenten ausgehen, welche die Politik in die Religion hineintragen, daß er mit dieser religionswidrigen Politik als religiöser Katholik den von seinem Gewissen gebotenen Kampf aufnimmt, um die Rechte Gottes und seiner hl. Kirche zu verteidigen und zum Siege zu führen. So ist gerade der religiöse Katholik auch der politische Katholik und dies um so mehr, je mehr ihm die göttliche Vorsehung die Talente hierzu gegeben hat, diesem widrigen Kampfe gewachsen zu sein, der bald heftiger entbrennt, bald weniger lebhaft in die Erscheinung tritt. Zurzeit loht er in einer großen Zahl von Ländern; in Deutschland trat er im vorigen Jahrhundert nach einem etwas längeren Schlafe in der Gestalt des von oben entfachten Kulturkampfes auf und rief das gesamte katholische Volk mit seinem Klerus in die Schranken; sodann in unseren Tagen, von unten geschürt, in Gestalt der sog. Los von Rom-Bewegung, verkörpert im „evangelischen" Bunde, im „Protestantenverein" und in der Freimaurerei. Auch diese Feinde finden die angegriffene katholische Kirche und ihre Diener auf ihrem Platze, um das von Christus überkommene Erbteil zu bewahren und es auch auf die Nachwelt zu vererben bis an das Ende der Tage.

Die wohlfeilen Siege, welche der absolutistische Staat seinerzeit über das protestantische Regime derart davon trug, daß er selbst ans Kirchenregiment kam, haben ihm Mut gemacht, nach gleichem auch in der katholischen Kirche zu streben. So entstand der sog. Kulturkampf, den man mit solch außerordentlichen Gewaltmitteln und solch schlauem Raffinement führte, daß ein hochgestellter Protestant damals äußerte: wenn die katholische Kirche diesmal den so schlau und stark angelegten Fallstricken und Netzen entrinne, so wolle er selbst katholisch werden. Von letzterem hat man nichts gehört, wohl aber das erstere, daß die Kirche den Canossagang Bismarcks gesund erlebte und überaus gestärkt aus jenem Kriege hervortrat. Das Ansehen des Papstes war gestiegen und der Zentrumsturm stand unerschüttert da.

Als die Kirchenstürmer dies gewahrten, sagten sie: Der Krieg ging verloren, weil das protestantische Volk zu wenig gerüstet und für den Kampf gebildet war, also die Regierung zu wenig unterstützte. Die Offiziere sind wohl dagewesen, aber an den Soldaten habe es gefehlt. — Und so beschloß man denn, jetzt das protestantische Volk mittels einer allgemeinen Katholikenhetze zu mobilisieren. Wie das geschah und noch geschieht, weiß man zur Uebergenüge. Man rüstete zum Volkskrieg, zum Bruderkampfe. Man störte in abscheulicher Weise und mit den niederträchtigsten Mitteln den religiösen Frieden und schwindelte den Leuten vor: die Katholiken seien die Friedensstörer. Glaubten es auch die Hetzer selbst nicht, die Verhetzten glauben es. Gewohnt, so viele Lügen hinzunehmen, nehmen sie auch diese mit altererbtem Lutherzorne gläubig hin. So ist der dermalige Religionskampf aufgelodert. Auch die Parlamente sucht man in den Kampf mit hinein zu zerren und eine antikatholische Politik zu etablieren.

Da verlangt es denn die Notwehr, daß der katholische Klerus an der Spitze des katholischen Volkes auf dem Plane erscheint, um den Feind über die Grenze zu jagen. Nachdem man mit den Waffen des Geistes auf dem Wege der Vernunft und Wissenschaft die „rückständigen" Katholiken nicht besiegen konnte, versuchte man es mit den äußeren Waffen, mit der sog. Politik, die Kirche zu vernichten, staatliche Maßnahmen hervorzurufen und durch gesetzgeberische Gewaltmittel wie durch Ausnahmegesetze und Entrechtungen das diabolische Werk zu fördern. Die Gewinnung einer großen Majorität derer, die nicht „alle" werden, soll dazu helfen, den furor protestanticus allen einzuimpfen und mit dieser künstlichen Entflammung bei den Wahlen zu manövrieren, um ein Parlament zustande zu bringen, welches den Feinden der Kirche zu willen wäre.

Da war es denn an der Zeit, daß die geborenen Führer des katholischen Volkes sich mit dieser Kampfspolitik befaßten, um die Gegner zurückzuweisen. Der Kampf wider die Friedensstörer ist ein uns frivol aufgedrungener, notwendig gewordenen durch die Brutalität haß- und neiderfüllter Volksverhetzer, welche durch Lüge und niedrige Verleumdung zur Gewalt und ans Ruder zu kommen meinen und glauben, auf diese Weise mit der Kirche am schnellsten fertig werden zu können. Aus diesem Grunde werden nunmehr die politischen Parteien, die Legislative, die korrupte Presse und die Gassenhauerrevolte aufgerufen, um die „Infame" zu erwürgen. Dabei hat man die Naivität, von „Ultramontanismus" zu fabeln in dem Augenblicke, wo es sich um Dinge handelt, die völlig diesseits der Berge liegen, in unsern deutschen Landen, deren katholische Bevölkerung man entrechten und zu einfach nur geduldeten Untertanen zweiter Klasse herabwürdigen möchte, wie dies vor einiger Zeit in Speier öffentlich ausgesprochen wurde. Politik heißt es, wenn der religiöse Katholik die antireligiösen Uebergriffe zurückweist, in denen der aggressive Irr- und Unglaube, die religiöse Revolution gegenwärtig ihr Heil suchen. Politik nennt man es, wenn die Religion sich ihrer göttlichen, menschlichen und historischen Rechte wehrt. Politik und Ultramontanismus ist es, wenn, da man mit Zündnadelgewehren auf uns schießt, wir nicht mit Blasrohren und Erbsenschüssen erwidern. Friedensstörung heißt man es, wenn wir hinschießen, wo man auf uns herschießt. In demselben Augenblicke, wo es keinen politischen Protestantismus mehr geben wird, kein antireligiöser Liberalismus uns mehr belästigt und peinigt, kurz, wo man uns und unsere Kirche in Frieden lassen wird, wird auch der Friede da sein, denn, wahrlich, ungern genug ziehen wir in den Kampf mit denen, die unsere deutschen Brüder sind und mit welchen wir vor etlichen Jahrzehnten in tiefstem Frieden zusammen gelebt und friedlich, freundlich und fröhlich verkehrt haben. Man rüste gegen uns ab und freudig werden wir die uns aufgenötigte Waffe sofort auf die Seite legen. Tritt man uns aber feindlich gegenüber, nun denn — unsere höchsten und heiligsten Güter: Gott, Wahrheit, Religion und Gewissen, Freiheit und Recht können wir nicht preisgeben. Die Katholiken müssen Politik treiben, weil die Kirchenhasser sich heute mehr als je der Politik bedienen, um sie anzugreifen, zu schikanieren und zu vernichten, wie denn das offensive Wesen stets zum Typus der Irr- und Ungläubigen gehörte. Der Büttel und der Knittel. In diesem Sinne stand der Papst selbst als oberster Faktor der Kultur jederzeit mitten in der Kirchen- und Sozialpolitik.

Schloß im Süden.

Den geborst'nen Wappenschild
Müde Greife halten;
Üppig wilder Efeu quillt
Aus der Mauer Spalten.

Aller Beete Pracht verblich
Und die Brunnen schweigen,
Auf das Schloß von Marmor sich
Alte Weiden neigen.

Glutenschwer der Mittag steht
Über den Zypressen,
Unter ihren Schatten geht
Träumend das Vergessen.

Münster i. W. H. Jos. Brühl.

Unsere Verkehrs- und Handelsflotte.

Von

F. W. Roggenbuck.

Sieht ein Binnenländer zum erstenmal eine genaue Seekarte, so fällt ihm der Reichtum an Ortsnamen auf, der über die Öde des Meeres verstreut ist, und die Menge der Pfade, die auf der Karte sichtbar durch die Wasserwüste führen. Wie dicke Telegraphenstränge, wie breite Bänder zieht es sich von einem bedeutenden Küstenort zum andern und über das Meer, Nachbarpfade verbinden die kleinern mit einander und mit den Inseln. Hat der Kartenwanderer das Meer noch nicht gesehen und sich nur ein gewaltiges, furchtbares Bild in der Phantasie zurechtgemacht, so verliert für ihn das Meer bei der Betrachtung der Seekarte etwas von seiner Furchtbarkeit. Der Reichtum an Namen wie die Oberahneschen Felder, der Hohe Weg, Roter Grund, Roter Sand, Knechtsand, Witt Sand, Steil Sand, Spitz Sand, Vogelsand, Gelbsand, Franzosensand, das hohe Ufer, die an ein reich gegliedertes Gelände, nicht an ein eintöniges Gewässer erinnern, gemahnt ihn an seine Heimatsflur. Und es sind ja an der Küste oft wirklich überflutete Felder, was als pfadlose Tiefe erscheint, allerdings auch darin den Fluren im Binnenland ähnlich, daß viele Kreuzlein aus den Fluten aufragten, wenn man an all den Stätten, wo ein Seemann den Seemannstod gestorben ist, eine Boje mit einem Kreuze verankerte. Nur daß der Kreuzbojen viel mehr wären als der Bildstöcke und Marterln und daß sie nicht der Schlehdorn bekränzte, sondern der Tang, und daß nicht der Fink bei ihnen wohnte, sondern die Möwe ruhelos über sie hinzöge.

Das deutsche Verkehrsleben hat kein Ende an der Grenze zwischen Land und Meer. Ein breiter Streifen längs der Küste ist fast so belebt wie die Heerstraßen des Landes. Von diesem Streifen ziehen breite Straßen, von deutschen Schiffen befahren, um die Welt. Wie Hausiererkarren, Lastwagen, Bummel- und Eilzüge unser grünes Land durchziehen, so furchen Ewer und Schuner, Küstendampfer und von Weltteil zu Weltteil hastende Schnelldampfer die blaue Flut.

Im Jahre 1902 machten deutsche Schiffe mit Ladung 42 912 Seereisen zwischen deutschen Häfen. Der Raumgehalt dieser Schiffe betrug 3 393 870 Registertonnen. Zwischen deutschen und außerdeutschen Häfen machten deutsche Schiffe mit Ladung 19 442 Reisen. Diese Schiffe hatten einen Raumgehalt von 13 003 382 Registertonnen. Die Zahl der Reisen beladener deutscher Schiffe zwischen außerdeutschen Häfen (einschließlich der deutschen Schutzgebiete) belief sich auf 26 055, der Raumgehalt der dabei verwandten Schiffe auf 46 375 603 Registertonnen. Diese Zahlen beweisen, daß die Schiffahrt an der deutschen Küste ungemein rege ist. Die Zahl der Reisen deutscher Schiffe zwischen deutschen Häfen ist nur um 2585 kleiner als die Summe der Reisen des deutschen Weltverkehrs. Daß der Tonnengehalt der an den 42 912 Reisen längs der deutschen Küste beteiligten Schiffe soweit hinter der Tonnage der mit dem Auslande und im Auslande verkehrenden deutschen Schiffe zurücksteht, kommt davon, daß der Küstenverkehr zumeist von kleinern Schiffen vermittelt wird. Der Durchschnittstonnengehalt der im heimischen Küstenverkehr verwendeten deutschen Schiffe betrug im Jahre 1902 nur 79 Tonnen.

Diese hölzernen und eisernen Tjalken, Ewer, Schuten, Schuner und Dampfer leisten die Arbeit der Frachtwagen des Landes, sie befördern Steine, Holz, Mehl, Stückgüter aller Art auf kurzen Küstenstrecken, von Varel nach Geestemünde, von Hamburg nach Büsum. Da ihr Tiefgang gering ist, sind ihnen die Unterläufe großer und kleiner Flüsse zugänglich. So fahren Ewer von Harburg an der Elbe durch die Nordsee nach Papenburg an der Ems oder von Hamburg nach Friedrichstadt an der Eider und Tjalken von Westrhauderfehn in Ostfriesland durch den Rhauderfehnkanal, die Leda und die Ems nach den deutschen Küstenplätzen der Nordsee.

Diese Art der Schiffahrt wird von Schiffern ausgeführt, die die Prüfung für kleine Fahrt bestanden haben. Unter kleiner Fahrt im Sinne der gesetzlichen Vorschriften versteht man die Fahrt in der Ostsee, in der Nordsee bis zum 61. Grad nördlicher Breite, also bis zu den Shetlandinseln, und im englischen Kanal mit Seeschiffen von weniger als 400 cbm Brutto Raumgehalt. Wer zur Schifferprüfung für kleine Fahrt zugelassen werden will, muß im Anschlusse an das vollendete 15. Lebensjahr mindestens 60 Monate zur See gefahren sein. Dabei wird ihm als Fahrzeit nur die Zeit angerechnet, die er wirklich an Bord eines Schiffes zugebracht hat. Die theoretischen Kenntnisse, die er in der Prüfung nachweisen muß, kann er sich in den Navigationsvorschulen oder in den Vorschulen der Navigationsschulen erwerben. Wer Steuermann für große Fahrt werden will, muß ebenfalls eine gesetzlich bemessene, auf längerer Fahrt erworbene praktische Ausbildung und die theoretischen Kenntnisse nachweisen, die in den Steuermannsklassen der Navigationsschulen vermittelt werden. Wer auf großer Fahrt ein Schiff führen will, muß die Steuermannsprüfung bestanden und als Steuermann oder als Schiffer auf kleiner Fahrt Erfahrung gewonnen haben und nach dem Besuche der Schifferklasse einer Navigationsschule sich der Schifferprüfung für große Fahrt unterziehen. Hat er diese Prüfung bestanden, so ist er berechtigt, Schiffe jeder Größe in allen Meeren zu führen.

Im 18. Jahrhundert und um die Wende des 18. Jahrhunderts zum neunzehnten war nach Ernst von Halle die Ostsee „der Tummelplatz der kleinen, seetüchtigen, hölzernen Segelschiffe, in deren Bau zahlreiche über die gesamte Ostseeküste verstreute Schiffszimmereien so Ausgezeichnetes leisteten, daß sie auch vom Auslande mit Aufträgen bedacht wurden". Ein tapferer Ostseeschiffer, Joachim Nettelbeck, machte als 14jähriger Junge im Jahre 1752 auf einem kolbergischen Schiffe seine erste Reise. Von Kolberg ging die Fahrt nach Memel, von da nach Liverpool, über Dünkirchen mit einer Ladung Tabak nach Norwegen und wieder in die Heimat. Er erzählt: „In den beiden nächstfolgenden Jahren (1753 und 1754) schwärmte ich auf mehr als einem colbergschen Schiffe und unter verschiedenen Kapitänen auf der Ost- und Nordsee umher, und war bald in Dänemark und Schweden, bald in England und Schottland, in Holland und Frankreich zu finden." Im Jahre 1756 ging er auf dem Schiffe seines Oheims mit einer Ladung Holz nach Lissabon und nach einer harten, schiffbruchreichen Schule der großen Fahrt über den atlantischen Ozean. Wer länger und tiefer in jene Zeit hineinsehen will, der nehme Nettelbecks „Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet" zur Hand.

Auch die Nordseereederei blühte damals, auch an der Nordseeküste leisteten die Schiffbauer Tüchtiges. Den friesischen Schiffen hatte schon im 9. Jahrhundert König Alfred der Große von England wegen ihrer trefflichen Form seine Anerkennung gezollt. Diese Kunst des Schiffbaues hatten die Friesen durch die Jahrhunderte sich bewahrt. Das bewiesen die seetüchtigen Schniggen der friesischen Fischer- und Lotseninsel vor der Elbemündung, Helgolands. Auf der „kleinen Fahrt", in der furchtbar strengen Seemannsschule, in die der „blanke Hans", die gefährliche Nordsee, die seefahrenden Bewohner der deutschen Nordwestküste nahm, wurden die Seegermanen zur „großen Fahrt" erzogen. „Hamburgs Flagge wehte im Roten Meer, am Ganges und in China, sie wehte in den Gewässern von Mexiko und Peru, in Nordamerika, in den holländischen und französischen Besitzungen von Ost- und Westindien."

Aber der Schiffsbestand der Ostseeküste, soweit sie jetzt deutsch ist, war weit größer als der der Nordseeküste. Der Raumgehalt der damaligen preußischen, schwedisch-pommerschen, mecklenburgischen, lübischen und schleswig-holsteinischen Ostseeschiffe wird auf fast 250 000 Registertonnen berechnet, der der deutschen Nordseeschiffe auf 100 000.

Diese Blüte der deutschen Reederei wurde durch die Kontinentalsperre vernichtet. Der Handel und die Schiffahrt der westlichsten deutschen Seestadt, Emdens, hatte nach verschiedenen mißglückten Versuchen des großen Kurfürsten, seines Nachfolgers und des großen Königs, diese Seestadt zu heben, in den letzten Jahrzehnten der ersten preußischen Herrschaft einen Aufschwung erlebt. Da wurden der ostfriesischen Handelsstadt im Verlaufe der Kontinentalsperre 278 Schiffe mit wertvoller Ladung in fremden Häfen weggenommen und die holländische und französische Fremdherrschaft lehrte die Friesen leiden „ohne zu klagen", wie unser Kaiser am Morgen einer bessern Zeit für Emden, bei seinem Besuche der Seestadt am 30. Juli 1902, rühmend hervorhob. Auch Königsbergs Schiffahrt erlitt durch die Kontinentalsperre unheilbaren Schaden. Seine Flotte zählte im Jahre 1807 980, 1808 noch 51 Schiffe.

Das Los dieser beiden Städte war typisch für die schwere Zeit, die die deutschen Seestädte unter der napoleonischen Herrschaft durchzumachen hatten. Wie traurig die Lage der deutschen Schiffahrt nach der Franzosenzeit war, geht aus einem Umstande hervor. In seinem 76. Lebensjahre, im Jahre 1814, schrieb Nettelbeck am Ende seiner Lebensbeschreibung: „Wann will und wird bei uns der ernstliche Wille erwachen, den afrikanischen Raubstaaten ihr schändliches Gewerbe zu legen, damit dem friedsamen Schiffer, der die südeuropäischen Meere unter Angst und Schrecken befährt, keine Sklavenfesseln mehr drohen?" Kurz

vor seinem Heimgang im Jahre 1824 vernahm Nettelbeck, daß in Hamburg ein „Antipiratischer Verein“ gegründet worden sei. So war der von ihm ersehnte „ernstliche Wille“ erwacht, aber es fehlte ihm die Macht. Denn noch in den dreißiger Jahren hatten nach Ernst von Halle die hansischen und preußischen Seeleute von den afrikanischen Seeräubern zu leiden und Nettelbeck, dem am Ende seines Lebens nur die Unsicherheit der südeuropäischen Meere „den Herzensfrieden störte und mitunter die schlaflosen Nächte wohl noch unruhiger machte“, hätte damals für seine Kolberger Schiffer schon dann fürchten müssen, wenn sie den gefahrvollen Weg durch das Skagerrak und das Kattegat überstanden und die Nordsee gewonnen hatten. Denn um jene Zeit erschienen gelegentlich afrikanische Seeräuber sogar unweit der Mündung der Elbe. Das Raubzeug hatte eine feine Witterung für die Schwäche, die deutschen Drehbassen waren selten geworden auf dem Meere, ein buntes Flaggengewimmel an Stelle einer einheitlichen und daher häufiger erscheinenden Flagge ließ sie noch seltener erscheinen und lud die Räuber zum Feste, und die Flotte war noch ein Traum. So mußten die deutschen Reeder englische oder holländische Hilfe gegen afrikanische Seeräuber in den deutschen Gewässern anrufen. Die Franzosen machten nach der Besetzung der nordafrikanischen Seeräuberstaaten dem Unwesen allmählich ein Ende.

Langsam, so langsam, daß man von einem Aufschwung nicht reden kann, begann sich die deutsche Reederei von den schweren Schlägen, die sie getroffen hatten, zu erholen, und zwar setzte diese Bewegung zum Bessern an der Nordsee ein. Dennoch behauptete die Reederei der Ostsee noch bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ihren Vorrang vor der Nordseereederei. Von dem Gesamttonnengehalt der deutschen Reederei trafen noch 1850 58,4 Prozent auf die Ostsee, 41,6 Prozent auf die Nordsee. Dies ist darin begründet, daß eine große Anzahl kleiner Reedereien und Werften in kleinen Ostseehäfen die Stürme der napoleonischen Kriege besser überstanden hatten als die Reedereien an der Nordsee und frei von dem Drucke übermächtiger Seenachbarn und begünstigt durch ein stetiges, wenn auch bescheidenes Gedeihen der Fischerei lebensfähig geblieben war. Charakteristisch für die Stetigkeit der Ostseefischerei ist die „Uferfeier“, die zur Zeit des Heringsfanges im August, September und Oktober an acht aufeinanderfolgenden Sonntagen in der Vitte, einem südlich von Arkona auf Rügen liegenden Fischerdorfe, noch heute begangen wird wie vor Jahrhunderten. Kosegarten, der von 1792 bis 1808 Pfarrer zu Altenkirchen, dem Pfarrdorfe der Vitte, war, hat diese Feier in der dritten Ekloge seiner ländlichen Dichtung „Jukunde“ und in seinen „Briefen eines Schiffbrüchigen“ beschrieben. Die Ostseefischerei ist ein schwacher, aber dauerhafter Rest der Fischerei der Hansa, an die der Dorfname Vitte lebhaft erinnert.

Die Reedereien der Nordseeplätze ließ, nachdem ihre Blüte durch die Kontinentalsperre gebrochen war, das Uebergewicht Englands lange nicht aufkommen.

An der Nordsee war unter dem Drucke der Fremdherrschaft in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts sogar die Heringsfischerei bis zum gänzlichen Stillstand zurückgegangen.

Eine Kompagnie zur Heringsfischerei, die 1771 zu Friedrichs des Großen Zeiten unter königlicher Förderung errichtet war und 1794 den Heringsfang mit 117 Buisen und 598 Seeleuten betrieb, löste sich 1811 infolge der Fremdherrschaft auf. Erst 1877 fand sie eine Fortsetzung in der Emder Heringsfischerei-Aktien-Gesellschaft. In den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts versuchte Friedrich Schröder, der Begründer der ersten deutschen Dampfschiffahrt in Bremen eine Aktiengesellschaft für Heringsfischerei zu gründen. Es gelang ihm, aber die Gesellschaft löste sich nach einigen Jahren wieder auf, sie konnte sich nicht halten, da der Zoll für deutsche Heringe höher war als für holländische.

Dennoch erhoben sich auch die kleinen Nordseereedereien nach stillen Jahrzehnten im neuen Reich zu neuer Blüte, die die Ostseereederei in den Schatten stellt. Noch zu Anfang der siebziger Jahre wurde Hochseefischerei nur von Blankenese und Finkenwärder mit zusammen 139 kleinen Segelfahrzeugen und 437 Mann Besatzung betrieben. Im Jahre 1877 wurde in Emden die Heringsfischerei-Aktien-Gesellschaft gegründet, 1900 betrieb sie den Heringsfang mit 30 Loggern und 420 Mann Besatzung, im gleichen Jahre bestand die Emder Heringsflotte aus 65 Loggern mit 910 Mann Besatzung. Im Jahre 1900 gab es an der deutschen Küste in 167 Orten 463 Reedereien, deren Schiffe weniger als 100 Tonnen messen. Von diesen Reedereien hat weitaus der größte Teil im Gebiete der Nordsee seine Heimat.

Auf ostfriesischem Gebiete, von der Küste binnenwärts bis Papenburg finden sich allein in Fehnkolonien, das heißt in Orten, die in Torfmooren zur Urbarmachung des Bodens angelegt worden sind, 79 kleine Reedereien. Kleine schiffbare Kanäle verbinden diese Fehnkolonien mit größern Kanälen, mit der Leda und der Ems und mit dem Meere. Auf den Fehnkanälen führen die Fehnkolonisten ihren Torf in die Emsstädte und in die Nordseehäfen. Die abgetorften Flächen werden durch Dünger, Seeschlick usw. zu fruchtbaren Gefilden ergänzt, auf denen dann der bescheidene Wohlstand des „Fehntjers“ erblüht. Papenburg ist aus einer solchen Fehnkolonie erwachsen. Eine Anzahl ostfriesischer Orte trägt in ihrem Namen noch die Spur der Herkunft in dem Gattungsnahmen Fehn, womit sie gebildet sind, so Großefehn, Bockzetelerfehn, Warsingfehn, Iheringsfehn, Nordgeorgsfehn, Holterfehn, Ostrhauderfehn und Westrhauderfehn. In diesen acht Orten befinden sich die oben erwähnten 79 Kleinreedereien, 12 davon in Ostrhauderfehn, 52, mehr als in der ganzen Provinz Pommern, in Westrhauderfehn. Dieser Ort liegt ziemlich weit ab von der See in der Höhe von Oldenburg und ist mit der Küste durch den dünnen Faden des Fehnkanals, der Leda und der Ems verbunden. Doch ist seine Bevölkerung, 3013 Seelen, vorwiegend seemännisch. Der männliche Teil der Bevölkerung ist vom Februar bis zum November auf See, die Frauen bestellen die kleinen Besitzungen, die aus der Fehnkultur erwachsen sind. Denn die Schiffer haben fast alle ein Haus mit einem Gemüsegarten und Stallung für Kühe und Schweine. Aber obwohl der Ort von Landpionieren gegründet ist, die sich die Scholle, auf der ihr Haus steht, erst urbar gemacht haben, sind die Männer von Westrhauderfehn nicht Landleute, sondern Seeleute. Auf ihren Tjalken, kleinen hölzernen Schiffen mit einem oder zwei Masten und drei Mann Besatzung, führen sie Torf nach den Festland- und Inselhäfen der Nordsee. 87 Westrhauderfehner Schiffe mit 4075 Bruttoregistertonnen und 235 Mann Besatzung sind in Emden registriert. Die Begriffe Reeder und Schiffer fallen meist zusammen. Die Schiffer erwerben sich das Patent als Schiffsführer auf kleiner Fahrt auf der Navigationsvorschule ihres Heimatortes, die im Durchschnitte jährlich von 150 Schülern besucht wird. Ein großer Teil der Absolventen der Vorschule tritt in die Steuermannsklasse der Navigationsschulen zu Leer, Papenburg und Timmel über.

Solche Quellbecken seemännischer Tüchtigkeit wie Westrhauderfehn verdienen schon deswegen freundliches Interesse, weil sowohl für unsere Handelsmarine als auch für unsere Kriegsmarine trotz der Dampftechnik ein seemännisch geschulter Mannschaftsnachwuchs von großer Wichtigkeit ist. Diesen Nachwuchs liefert die Küstenschiffahrt und Hochseefischerei treibende Bevölkerung. Man muß sich dessen freuen, was von dieser Schiffahrt trotz der schweren Zeiten der Kontinentalsperre und der napoleonischen Kriege und trotz der Herrschaft des Dampfes sich erhalten hat. Daß dieser Rest aus der Form der kleinen Reederei in die der großen Betriebe mit kleinen Segelschiffen überzugehen beginnt, macht seine nationale Bedeutung nicht geringer und läßt eine neue Blüte dieser fast verkümmerten Schiffahrt erwarten.

Die Küstendampfschiffahrt in den deutschen Gewässern erscheint in der Nordsee als eine den Verkehr mit den deutschen Inseln vermittelnde Verlängerung der an der Küste auslaufenden Bahnlinien und als Verkehrsmittel zwischen den Inseln, in der Ostsee in erster Linie als Verkehrsmittel zwischen den Küstenplätzen und in zweiter als Band zwischen dem Festlande und den wenigen Ostseeinseln. Belebt wird dieser Verkehr durch den Umstand, daß fast auf allen deutschen Inseln Badeorte liegen und daß fast alle Küstenplätze an der Ostsee auch Badeorte sind. An der Nordsee teilen sich in die Passagierbeförderung der Norddeutsche Lloyd in Bremen, die Nordseelinie in Hamburg, die Sylter Dampfschiffahrtsgesellschaft, die Vereinigten Dampfschiffsreedereien Norden-Norderney, die Aktiengesellschaft Ems in Emden und Leer, die Wyker Dampfschiffsreederei und die Dampfschiffsgesellschaft Esens-Bensersiel-Langeoog. Der Norddeutsche Lloyd unterhielt im Sommer 1901 folgende regelmäßige Linien: Bremerhaven—Norderney direkt und über Helgoland, Bremerhaven—Helgoland, Bremerhaven—Wittdün auf Amrum—Wyk auf Föhr, Bremen—Bremerhaven—Wangerooge, Wilhelmshaven—Wangerooge. Die Nordseelinie in Hamburg betrieb die Linien Hamburg—Cuxhaven—Helgoland—Sylt—Amrum mit Anschluß nach Wyk auf Föhr und Hamburg—Cuxhaven—Helgoland—Norderney—Borkum mit Anschluß nach Juist. Die Sylter Dampfschiffahrtsgesellschaft (A.-G.) vermittelt den Passagierverkehr zwischen Hoyerschleuse an der Westküste von Schleswig und Munkmarsch auf Sylt. Eine Linie verbindet Ballum in Nordschleswig mit Lakolk auf Röm. Die Vereinigten Dampfschiffsreedereien Norden—Norderney unterhalten die Linien Norddeich (Ostfriesland)—Norderney, Norddeich—Juist, Norddeich—Langeoog, Norderney—Juist und Norderney—Borkum. Die Aktiengesellschaft Ems be-

treibt die Linien Leer—Emden-Außenhafen—Borkum und Borkum—Norderney, und ähnlich wie die Sylter Dampfschiffahrtsgesellschaft ermöglicht die Wyker Dampfschiffsreedereigesellschaft m. b. H. eine ruhige Wattenfahrt zwischen Dagebüll an der Westküste von Schleswig und den Inseln Föhr und Amrum. Die Dampfschiffahrtsgesellschaft Esens—Bensersiel—Langeoog stellt die Verbindung zwischen Bensersiel und der Insel Langeoog her. (Schl. f.)



Maxim Gorkis „Nachtasyl".

Von

Joseph Schneiders-Düsseldorf.

Ein düsteres Nachtbild mit unheimlicher Deutlichkeit, photographisch und fast phonographisch mit teilweise zynischem Pinselstrich gemalt, ist Gorkis, des heute vielgenannten, wegen angeblicher politischer Umtriebe verhafteten (nach anderer Version bereits wieder freigelassenen) Russen, „Nachtasyl" (Szenen aus der Tiefe in 4 Akten, deutsch von Aug. Scholz). Gleich in der ersten Szene offenbart sich in der Nachtherberge Kostylews das Armeleutselend in der Person der von ihrem Manne halbtot geprügelten Frau des Schlossers Klatschtsch, welche sich im Bette, hustend und stöhnend, nach Atem ringend, ruhlos hin und her wirft, so daß ein Alkoholiker, ein moralisch und geistig degenerierter Schauspieler sich doch veranlaßt sieht, die gebrochene, dem Tode entgegengehende Frau an die frische Luft zu führen, als Schicksalsgenosse im Nachtasyl menschliches Mitleid fühlend, während ihr Mann und die übrigen Mitglieder dieses Galgengelichters sie schon allein ihres Hustens wegen in eine andere Welt wünschen. Die Lieblosigkeit und rohe Gesinnung des Schlossers geht soweit, daß er die Aufforderung, sein mittlerweile vor Elend auf die Steinfliesen des Hausflurs hingesunkenes, frierendes Weib in die warme Stube zu bringen, völlig unbeachtet läßt und meint, das könne ja auch ein anderer, vielleicht der Ratgeber selbst besorgen.

Wassilissa, das Weib des Herbergswirtes, des herzlosen Ausbeuters und scheinheiligen Christen, unterhält ein Verhältnis mit einem Spitzbuben und gefährlichen Einbrecher, der gleichsam schon in den Windeln von seinen Eltern für dieses unheimliche Gewerbe abgerichtet wurde. Wasjka, so heißt der Bursche, hat jedoch, der lüsternen, eifersüchtigen Herbergswirtin müde, in der letzten Zeit die jüngere, gutmütigere Schwester vorgezogen, welche bei den Herbergsleuten in Dienst steht. Infolge der veränderten Liebeslaune dieses diebischen Don Juans, der übrigens ein besseres Gemüt wie Wassilissa hat, wird Natascha, die Bevorzugte, von der letzteren schwer mißhandelt und selbst das Ansehen des gewalttätigen, heißblütigen Wasjka schützt die Aermste nicht vor den rohesten, lebensgefährlichsten Ueberfällen. Das unmenschliche Weib entblödet sich nicht, ihren Angebeteten zum Morde ihres Mannes anzustiften, welche Zumutung Wasjka allerdings von der Hand weist, aber doch im Zorne den das Stelldichein energisch störenden Ehemann ohne Zweifel erschlagen hätte, wenn sich der heimlicherweise auf dem Kamine aufhaltende Pilger Luka nicht gemeldet und dadurch den Totschlag verhütet hätte. — Luka, der das einzige Lichtbild unter der Verbrechergruppe darstellt, der für jeden Elenden ein gutes Wort, einen braven Rat, einen christlichen Trost im Munde hat, scheint vom Dichter wie eine Art von Vertreter der Sozialreform vorgeführt worden zu sein.

Zu unserem Bedauern ist aber die Philosophie dieses pietistischen Trostapostels nicht stark genug, den Schwamm der menschlichen Verkommenheit mit dem Balsamwasser seiner christlichen Anschauung so zu durchtränken, daß einer der Gesunkenen gebessert oder eine schlechte Tat verhindert würde. Er wartet übrigens auch gar nicht den erzieherischen Erfolg seiner Moralpredigten ab, sondern verläßt das Nachtasyl in demselben trostlosen Zustande, wie er es angetroffen, überall hoffnungslose Dunkelheit und Verfall! Wasjka, der Einbrecher und Totschläger, gerät als Verteidiger des geprügelten Mädchens, Natascha, seiner Braut, dermaßen außer sich, daß er den Herbergswirt an der Treppe niederschlägt, so daß der Mann seiner einstigen Geliebten (welche, das Kommende voraussehend, den ganzen Skandal in Szene setzte) als ein Opfer der Eifersucht, schwer getroffen, tot auf dem Platze bleibt. Der dem Alkohol ergebene Schauspieler, der sich während der Dauer eines Tages beherrscht und keinen Tropfen getrunken, vielmehr stattdessen gearbeitet, unterliegt der Versuchung und greift zum Branntweinglase!

Man fragt sich unwillkürlich, was hat der Dichter mit der ganzen Affäre sagen wollen. Er entrollt uns ein Gemälde aus der tiefsten Tiefe der entarteten menschlichen Gesellschaft, stellt einen Jünger der milden Nachsicht und aufrichtenden Güte zwischen die Gruppe schlimmster Verkommenheit, um uns schließlich zu der trostlosen Erkenntnis gelangen zu lassen, der gefallene Mensch sei durch keinen Engel vom Himmel aus dem Schlamme zu ziehen: schlecht ist schlecht und bleibt schlecht! Zwar mußte es auch die Insassen des Nachtasyls recht befremden und seltsam anmuten, den Pilger Luka am Bette der toten Schlossersfrau sagen zu hören: „Möge der Herrgott der Seele der Verstorbenen die verdiente ewige Ruhe verleihen", nachdem er einige Zeit vorher auf die Frage „Gibt es einen Gott?" geantwortet:

„Glaubst du, so gibt es einen Gott;
Glaubst du nicht, so gibt es keinen."

Wenn man selbst von den einem Drama notwendigen Bestandteilen vollständig absieht und sich nur darauf beschränken wollte, das Nachtasyl ein Schauspiel oder kurz ein Theaterstück zu nennen, so würde diese Benamsung unbedingt falsch sein. Es ist nichts mehr oder weniger als eine stark charakterisierende, herb pessimistische Novelle aus der Hefe des kulturell wenig hochstehenden russischen Volkes, gespickt mit trostlosen Bitterkeiten und Verderbtheiten, eine zwecklose Sittenstudie in Dialogform ohne dramatisch treibende Spannkraft, ohne Erhebung der menschlichen, seelischen Empfindungen, und aller duftigen Poesie bar. Nur sehr selten, vielleicht nur hie und da in den Reden des Pilgers Luka, dringt das schimmervolle Sonnenauge des Dichters mit erbarmender Wärme durch den schmutzigen Dunstkreis seiner photographierten und phonographierten, unsympathischen Verbrechergestalten. Ebensogut hätte Gorki den vier Szenen noch weitere sechs folgen lassen können, ohne das Stück auf diese Weise nach der dramatischen oder poetischen Seite zu verbessern oder zu verschlechtern. Kein gesund empfindender Zuschauer verläßt am Schlusse des Stückes das Theater, der sich nicht innerlich erlöst und erfreut fühlt, wenn er aus der Schlamm- und Unratstätte in den herrlichen sternenreichen Nachthimmel hineinpilgert und die goldene Flammenschrift der ewigen göttlichen Liebe zu seinen Häupten dankbarlich und trostreich betrachtet, sich bewußt werdend, daß das christliche Leben nicht so hoffnungslos und höllenstimmig austönt wie das „Nachtasyl" des düsteren Russen, und daß uns die himmlische Gerechtigkeit für die uns in diesem Stücke vorenthaltene poetische Gerechtigkeit dermaleinst tausendfach entschädigen wird.

Aus der Berliner Kunst- und Kulissenwelt.

Von

Carl Küchler, Berlin.

Wandelbar, wie die Mode, ist der Kunstgeschmack des Großstadtpublikums. Aber fast noch unbegreiflicher sind die Wandlungen in den Anschauungen der zünftigen Kritik. Wer sich das Vergnügen gönnt, alle Rezensionen über Kunstausstellungen und Verwandtes zu lesen, erlebt fast täglich sein blaues Wunder: so verschieden, ja diametral einander entgegengesetzt sind die Kunsturteile, die vom kritischen Areopag verkündet werden. Oft genug muß man sich fragen: gibt es denn selbst für Fachmänner keine Maßstäbe mehr? Wird denn alles nach Laune, Willkür, persönlichen Stimmungen abgeurteilt?

Augenblicklich schwelgt die Berliner Kritik in Lobeshymnen auf den Maler Lesser Ury, dessen bei Keller & Reiner ausgestellte Werke als eine „Offenbarung" bezeichnet werden. Mit starken Worten hypnotisiert man nämlich leichter die Menge.

Was ist nun an Lesser Ury daran? Sicher ist er ein origineller Kauz, einer, der es um jeden Preis anders macht als die anderen. Von der Art haben wir in Deutschland eine ziemliche Anzahl. Es sind die sogenannten „Gedankenkünstler", Leute, die in der Kunst nicht so sehr das Formale, als einen Gedankeninhalt anstreben. Sie soll ihnen die Philosophie ersetzen, die Lücken in der von allerlei Zweifeln zerfressenen Weltanschauung ausfüllen. Aber so stark der Wille ist, so schwach sind die Kräfte. Es fehlt vor allem die Grundlage. Und so kommt man über Anläufe nicht hinaus. Riesen wie Michelangelo bleiben eben für die zerfahrenen Geister des zwanzigsten Jahrhunderts unerreichte Vorbilder.

Ich habe Lesser Ury von seinen Anfängen an beobachtet, als er jene auffallend dunkel gehaltenen Cafészenen und Nacht-

bilder aller Art in trockener, erdiger Pastellmanier ausstellte. Was Böcklin mit seinen blauen Farbensymphonien erstrebte, wollte Lesser Ury mit gelb und rot erreichen; schließlich auch ein Standpunkt! Die Kritik schwärmte — aber man blieb kalt. Schon damals stieß man sich an den kühn und rücksichtslos nebeneinander hingemauerten Farbentönen.

In Keller & Reiners Kunstsalon sehen wir neben einer Anzahl nicht eben außergewöhnlich geistvoller Porträts einige Prachtstücke von Gedankenkunst: ein Triptychon „Der Mensch" und einen „Jeremias", gradezu furchtbare Dinge für einen Menschen mit normalen Sehwerkzeugen und dem üblichen Menschenverstand. Der Mensch in der Vollkraft seines Lebens, der das Mittelstück des Dreitafelbildes darstellt, ist von einer gradezu phänomenalen Häßlichkeit; ein widerwärtig brutaler, gorillaähnlicher Ausdruck entstellt die Züge dieses Kerls, der ein berufsmäßiger Ringer in einer Jahrmarktsseiltänzerbude sein könnte: „Der Muskel allein ist dicke, doch der Geist, ach der Geist geht zurücke." Die menschliche Bestie, frei nach Nietzsche — das ist dieser Gedankenkunst der Mensch auf der Höhe der Entwickelung. Fast noch abstoßender, dabei zum Teil allerdings unfreiwillig komisch wirkt der „Jeremias". Man stelle sich eine Kalotte der nördlichen Halbkugel vor, die einen kleinen Raum des ziemlich hohen Schinkens einnimmt; über den Pol flegelt sich Jeremias, der Greis, in fast unmöglichen Gliederverrenkungen; offenbar deutet er damit an, daß er ganz weg ist vom Schmerze über das irdische Elend. Und darüber steigt in harter Bläue der sternenbesäte Himmel empor, fünfmal so hoch als die untere Partie des Bildes. Wäre das Atelier höher gewesen, so hätte uns Lesser Ury eine noch „höhere" Vorstellung von der Unendlichkeit im Bilde beigebracht; wäre es niedriger gewesen, so hätte weniger ebenfalls hingereicht, zu zeigen, daß es über der Erde ein All und einen Sternenhimmel gibt.

So billig ist hier die „Gedankenkunst".

Letzthin hat Hermione von Preuschen, die Witwe Konrad Telmans, eine Ausstellung auf eigene Faust eingerichtet. Und da diese nicht für sich allein zog, brachte sie noch ihre übrigen schöngeistigen Fähigkeiten in das Geschäft ein. Ihre Bilder sind wegen ihrer schwelgerischen Farbenpracht bekannt, namentlich die Blumenstücke. Dabei hätte sie auch bleiben sollen. Man würde dann nicht so leicht dahintergekommen sein, daß ihre „Gedankenbilder" Blender sind. „Mors imperator" ist noch aus der Zeit bekannt, da Hermione jung war. Es war ein „Gedanke" — aber fürchterlich dilettantisch ausgeführt. Nun stellt sie — neben anderen Sachen — noch den „Lebenshunger" aus, an dem sie selbst chronisch litt. „Mors imperator" ist gegen diesen „Lebenshunger", ein verzeichnetes Weib, ein Meisterwerk zu nennen.

Aber Hermione von Preuschen hält es mit dem „Ausleben". In mehreren „lyrischen Abenden" vergoß sie in mittelmäßigen Versen öffentlich am Köllnischen Fischmarkt ihr Herzblut und schleuderte flammende Anklagen gegen die Philister, so sich über solcherlei geniale Allüren aufhalten.

Das Publikum war geduldig und ließ Hermiones Schmerzen über sich ergehen.



Bühnen- und Musikschau.

Münchener Hoftheater. Lessings einaktiges Trauerspiel „Philotas" wurde neueinstudiert der jüngsten Aufführung von „Minna von Barnhelm" vorausgeschickt. Das Stück, das „den Geiz nach Gefahren, den Opferwillen für das Vaterland" verherrlicht, will in der Gestalt des Philotas bekanntlich den tatenfrohen preußischen Major E. Chr. Kleist bezeichnenderweise im antiken Gewande verherrlichen. Uns widerstrebt diese Aeußerungsform des angefeuerten Patriotismus ebenso wie die doch mehr verstandesmäßige als dichterisch große Führung der Handlung. Darum kann von einem stärkeren Erfolg des Stückes, um das sich die Herren Salfner, Jakobi, Gura und König recht verdient machten, auch nicht die Rede sein.

Schauspielhaus. Bernard Shaws Komödie „Helden" wurde am Mittwoch, den 1. ds. Mts. mit lebhaftem Heiterkeitserfolg zum ersten Male aufgeführt. Der Name des Verfassers war für München neu, und der Respekt, mit dem er seit längerer Zeit genannt wird, ließ eigentlich ein größeres literarisches Ereignis erwarten, als wir tatsächlich erlebt haben. Das Stück ist eine Satire auf die bulgarischen Gesellschafts- und Militärzustände im Jahre 1885 und weiß der Unbildung, Großmannssucht und Selbstüberhebung der Gesellschaftsrepräsentanten in dem viertelsreifen Kulturstaat tüchtig den Text zu lesen. Als wirklicher Held des Stückes bleibt nur der Schweizer Bluntschli mit seiner Verneinung alles militärischen Idealismus am Plan, während sich die beiden angeblichen vaterländischen Helden schließlich als Dummköpfe und Feiglinge herausstellen. Schade, daß das Stück aus einer fein psychologischen Anlage sich sehr bald in possenhafte Unmöglichkeit verliert. Es wurde sehr gut gespielt, mit besonderer Auszeichnung sind die Damen Müller und Heydecker und die Herren Lackner, Raabe und Lang zu nennen.

Die Konzertwoche. Der Porges-Chor veranstaltete im Odeon unter Mitwirkung des K. Hoforchesters und Leitung des Prof. Erdmannsdörfer ein Konzert großen Stils. An der Spitze des Programms stand Liszts ungarische Krönungsmesse, ein Werk von unleugbarer Schönheit, in welchem jedoch sein kirchlicher Zweck in zu bestimmter Strenge zum Ausdruck kommt, als daß es im profanen Konzertsaal seine volle Wirkung tun könnte. Da zeigte denn der dekorativ prunkende Glanz von Bruckners gewaltigem Te Deum eine viel stärkere Einschlagskraft. Zwischen diesen beiden Werken stand als Novität für München der Hymnus „Weihnacht" von Hugo Wolf; daß er sich an dieser exponierten Stelle zu behaupten wußte, spricht allein schon für seine Bedeutung. Echte, selige Weihnachtsstimmung klingt durch das schöne, stimmungstiefe Werk, dem es in dem Hirtenchor auch nicht an Macht und Größe gebricht. Die Solopartien waren durch das Münchener Vokalquartett eigentlich nicht so recht erschöpfend vertreten. Rühmlichen Anteil hatten dagegen die Professoren Bruno Ahner und Ludwig Mayer (Solo-Violine und Orgel). Im Kaimsaal stellte sich gleichzeitig ein junger heimischer Komponist, Hermann Noetzel, vor. Aus den vorgeführten Orchesterwerken — einer Symphonie, einer Pierrotsuite und einer Programmphantasie — ließ sich unschwer entnehmen, daß Noetzel den technischen Apparat ziemlich zu beherrschen gelernt hat und jenen Grad von Erfindung besitzt, der ihn befähigt, sich in engeren Formen mit einer gewissen liebenswürdigen Selbstverständlichkeit zu bewegen, aber höheren Absichten der Phantasie gegenüber noch versagt. Innerhalb dieser Einschränkung weiß aber der Komponist Annehmbares und Gefälliges zu bieten. Er bewährte sich übrigens auch als umsichtiger Dirigent.

Willy Burmester, der große Geiger, hatte ebenfalls wieder eine andächtige Zuhörerschaft um sich geschart. Neben dem Mendelssohnkonzert und einer Sonate von Mozart brachte er vorwiegend musikalische Nippsachen, die alle seinen süßen und warmen Ton und seine unvergleichliche Kunst der Bogenführung ins hellste Licht setzten. In seinem Begleiter am Flügel, Herrn Willy Klasen, lernten wir einen sehr gediegenen und geschmackvollen Virtuosen kennen.

Vor einer dicht gedrängten Zuhörerschar absolvierte das Münchener Streichquartett seinen letzten Kammermusikabend. Bruckners Streichquintett, der C-moll Quartett-Torso von Schubert und das Klavierquartett op. 34 von Brahms bildeten das Programm, an dessen Ausführung sich auch die Herren Meister (Viola), Kennerknecht (an Stelle des erkrankten Herrn Knauer) und Lampe (Klavier) beteiligten. Die Darbietungen dürfen wieder als schlechthin vollendet bezeichnet werden.

Verschiedenes. Von einem neuen Werke Felix Draesekes wissen die Dresdener zu berichten: Die „Osterszene aus Goethes Faust" für Baritonsolo, Chor, Orchester und Orgel wurde in einem Konzert des Königl. Konservatoriums aufgeführt und fand reichen Beifall. Im oratorienähnlichen Stil gehalten, wirken vor allem die Chöre, welche teilweise von einem außerhalb des Saales postierten Orchester begleitet wurden. Die Solostimme ist rezitatorisch-deklamatorisch behandelt. — Von Schulz-Beuthen erzielte eine sinfonische Dichtung „Ein Pharaonenbegräbnis" eine tiefgehende Wirkung. — Die Uraufführung von Mascagni's neuester Oper „Amica" findet im März in Monte Carlo statt. — In Paris wurde „Der Kinderkreuzzug" von Gabriel Pierné, eine musikalische Legende in vier Teilen, Text von Marcel Schwob, aufgeführt und fand einen sehr bedeutenden Beifall, trotzdem dem Werke keine guten Chöre zur Verfügung standen.

Das neueste Bühnenhaus Wiens, das Bürgertheater auf der Landstraße, wird am 1. Dezember eröffnet werden. Das Haus wird im Stil der Maria-Theresia-Zeit gehalten sein.

Das Wiener Jubiläumstheater brachte eine treffliche Aufführung des Timon von Athen in Bulthaupts Bearbeitung. — In Selzach (Schweiz) sollen im Sommer nach vierjähriger Pause wieder die Passionsspiele aufgeführt werden.

München. Hermann Teibler.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 8. München, 19. Februar 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Das Wachstum des internationalen Sozialismus, gemessen an seinen Wahlerfolgen.

Von

Johannes Mumbauer.

In der Hand einer — allerdings nur privaten — Statistik war in der vorigen Nummer der „Allgemeinen Rundschau" versucht worden, ein Bild von dem gegenwärtigen Stand der sozialistischen Bewegung in den bedeutendsten Kulturländern zu geben, soweit es sich wenigstens im parlamentarischen Leben reflektiert. Das geschah vor allem in der Erwägung, daß nur aus einem meritorischen Vergleich mit den Verhältnissen anderer Staaten die Wucht der sozialdemokratischen Stimmziffern in Deutschland voll gewürdigt werden kann. Jene einer Aufstellung Dr. Robert Michels in der „Neuen Zeit" entnommene Wahlstatistik zeigte, daß wir nach den Ergebnissen der letzten Wahlen von allen Ländern absolut und relativ mit der stärksten sozialistischen Partei gesegnet sind. Diese erbauliche Erkenntnis wird sich aber in ihrer Bedeutsamkeit noch potenzieren, wenn wir auch der historischen Entwicklung der Sozialdemokratie in den einzelnen Ländern nach Maßgabe der Wahlerfolge unsere vergleichende Aufmerksamkeit schenken. Denn offenbar bietet ein konstantes, langfristiges Wachstum eine ganz andere Gewähr für die Lebens- und Widerstandskraft einer Bewegung als eine sprunghafte und plötzliche Entwicklung; ebenso lassen sich aus dem Tempo und der Größe der Progression gewisse Schlüsse für die Zukunft ziehen. Wenn ich nun im nachstehenden — wieder auf Grund der erwähnten Michelsschen Arbeit — die betreffenden Zahlen angebe, so enthalte ich mich auch diesmal, Folgerungen der bewußten Art zu ziehen, sondern beschränke mich auf einige tatsächliche Erläuterungen der Zifferngruppen.

Zunächst handelt es sich darum, die Entwicklung der sozialistischen Stimmzahlen in den einzelnen Ländern im Laufe der einzelnen dort stattgefundenen Wahlen festzustellen. Nach der „Neuen Zeit" (22. Jahrg. Nr. 42) wurden sozialistische Stimmen abgegeben in:

Deutschland

Jahr	Stimmen
1871	101,927
1874	351,952
1877	486,843
1878	437,168
1881	311,961
1884	550,000
1887	763,100
1890	1'427,300
1893	1'786,700
1898	2'107,100
1903	3'025,000

Italien

Jahr	Stimmen
1882	49,154
1886	22,061
1890	50,210
1892	27,000
1895	79,434
1897	137,852
1900	215,841

Dänemark

Jahr	Stimmen
1872	268
1876	1,076
1881	1,608
1884	6,800
1887	8,400
1890	17,200
1892	20,094
1895	24,508
1898	31,872
1901	42,972
1903	55,479

Spanien

Jahr	Stimmen
1891	5,000
1893	7,000
1896	14,000
1898	20,000
1899	23,000
1901	25,400
1903	29,000

Frankreich

Jahr	Stimmen
1881	60,200
1885	?
1889	173,369
1893	556,000
1898	751,554
1902	860,827

Schweiz

Jahr	Stimmen
1884	3,591
1887	2,100
1890	14,431
1893	30,000
1896	40,000
1399	56,000
1902	100,000

Belgien

Jahr	Stimmen
1894	320,000
1900	344,944
1902	467,000
1904	302,771

Holland

Jahr	Stimmen
1880	17
1885	1,464
1893	(keine Wahlbeteiligung)
1897	13,500
1901	39,000

Schweden

Jahr	Stimmen
1890	488
1892	723
1893	1,221
1902	48,000

Vereinigte Staaten von Nordamerika

Jahr	Stimmen
1888	2,068
1890	13,331
1892	21,157
1894	33,133
1895	42,975
1896	80,000
1900	120,000
1902	304,000

Auf den ersten Blick sieht man, daß diese Angaben lückenhaft sind: einige Wahlen fehlen, bei anderen sind die Ziffern ungenau. Dr. Michels selber bemerkt: „Die Zahlenangaben in den einzelnen von mir benutzten Berichten widersprechen sich vielfach, so daß ich gezwungen war, die vertrauenswürdigsten davon abzuschätzen. Wo genaue Ziffern vorlagen, wählte ich diese. Für Schweden, Belgien, Holland und die Schweiz war es mir nicht möglich, das Verzeichnis zu vervollständigen." Man muß eben bedenken, daß die Unterlagen sehr schwer herbeizuschaffen, und insbesondere die amtlichen Berichte dem Privatmanne vollständig kaum erreichbar sind. Für das, worauf es uns in der Hauptsache hier ankommt, lassen aber obige Tabellen doch genug ersehen. Vor allen Dingen ist die Tatsache unverkennbar: daß die sozialistische Bewegung in Deutschland, Italien und Dänemark, nicht gerade in demselben Maße auch in Holland und Schweden, sozusagen organisch entstanden und organisch weitergewachsen ist, daß sie sich diszipliniert und selbstbewußt entwickelt. In Belgien hält sie sich ziemlich auf konstanter Höhe. In Frankreich und Amerika zeigen sich dagegen die meisten Unberechenbarkeiten und Schwankungen; in beiden Ländern ist es auch vielfach schwierig, die Stimmen als sozialistisch oder nichtsozialistisch zu klassifizieren. In England endlich ist von einem parlamentarischen Sozialismus so wenig zu merken, daß man gar nicht den Versuch gemacht hat, die sozialistischen Stimmen aus den anderen herauszupicken.

Zur Vervollständigung des Bildes ist es noch nötig, die Stärke der sozialistischen Parlamentsfraktionen in den einzelnen Wahl- bzw. Legislaturperioden der verschiedenen Länder zu veranschaulichen. Michels tut es mit folgender Tabelle:

Deutschland	
1867	8
1871	2
1874	9
1877	12
1878	9
1881	12
1884	24
1887	11
1890	35
1893	44
1898	57
1903	81 (78)

England	
1892	3
1895	3
1900	2

Frankreich	
1869	2
1885	2
1887	19
1889	9
1893	49
1895	50
1902	48

Italien	
1871	2
1882	1
1886	2
1890	3
1892	7
1895	15
1897	16
1900	33

Holland	
1880	0
1887	1
1891	0
1893	0
1897	3
1901	7

Dänemark	
1872	0
1876	0
1884	2
1892	4
1895	8
1898	12
1901	14
1903	16

Belgien	
1894	32
1896	29
1900	33
1902	34
1904	28

Schweiz	
1884	0
1887	0
1890	1
1893	1
1896	1
1899	4
1902	6

Auch diese Zusammenstellung ist von der Vollkommenheit selbstverständlich weit entfernt. Im allgemeinen aber zeigt sie, was schon in dem früheren Artikel betont wurde, daß die Abgeordnetenzahl der Stimmenzahl nicht immer entspricht. Auch läßt sie die Stetigkeit mehr vermissen als die erste Tabelle, obwohl auch hier bei Deutschland, Italien und Dänemark ein regelmäßiges Wachsen hervortritt. Gewachsen, und zwar bedeutend gewachsen ist die parlamentarische Macht des Sozialismus aber überall, am bedrohlichsten im Deutschen Reich.

Was die allgemeine Bedeutung der vorstehenden Statistik betrifft, so muß auch diesmal wieder bemerkt werden, daß Zunahme und Abnahme für sich allein noch nicht den richtigen Maßstab für die Beurteilung der geschichtlichen Entwicklung der sozialistischen Bewegung darbieten — aus den früher dargelegten Gründen. Aeußere Einflüsse, z. B. Wahlrechtsänderungen, Parlamentsauflösungen, angebliche Kriegsgefahren, Anschwellen des nationalen Chauvinismus und ähnliches, in Deutschland insbesondere das Sozialistengesetz, haben auf vorübergehende Schwankungen und auf die Möglichkeit, sich parlamentarisch zu betätigen, stark eingewirkt. Nicht einmal der Beginn der sozialistischen Wahlbeteiligung in den einzelnen Ländern gestattet einen sichern Schluß auf die Entstehungszeit der betreffenden Propaganda; denn dabei kommen sehr stark die politische Reife des jeweiligen Proletariats und nicht minder taktische Erwägungen in Betracht. Eines nur ist sicher, der parlamentarische Einfluß des internationalen Sozialismus bewegt sich in aufsteigender Linie.

Wir in Deutschland haben mehr als irgend ein Volk Ursache, dies nicht zu vergessen. Die sozialdemokratische Flut um uns wächst und wächst, fast unmerklich, muß man leider sagen; denn wir haben uns daran wirklich schon so gewöhnt, daß wir kaum mehr etwas Besonderes daran finden — wird nicht die Sturmflut uns eines Tages unangenehm überraschen?!



Nochmals kirchliche Statistik.

Von

Dr. jur. Brüning, Trier.

Auf dem Gebiete der kirchlichen Statistik ist — θαῦμα ἀκοῦσαι — eine Neuheit erschienen. Der Verfasser ist ein auf dem Gebiete wohl bewanderter Herr: der Prälat Dr. P. M. Baumgarten. Seine Arbeit, drei Aufsätze über kirchliche Statistik, unter welchen besonders der letztere „Kirchliche Statistik Italiens" bemerkenswert erscheinen muß*), hat in der „Köln. Volkszeitung" (Nr. 21) und „Germania" (Nr. 5, zweites Bl.) die gebührende Berücksichtigung erfahren. Die „Germania" nimmt die Gelegenheit wahr, auf die Bewegung zur Herausgabe eines statistischen Jahrbuchs zurückzukommen und erinnert dabei unter Nennung meines Namens an die Gründung einer Katholischen Statistischen Vereinigung. Es dürfte, da die Frage nun einmal angeschnitten ist, vielleicht weitere Kreise interessieren, über die Ziele, welche diese Vereinigung sich gesetzt hat, näheres zu erfahren. Sie soll in erster Linie der kirchlichen Statistik dienen. Dieses Ziel kann — und das möchte ich hier nochmals, um jedem Mißverständnis vorzubeugen, ausdrücklich betonen — nur erreicht werden bei nachdrücklicher Unterstützung durch den hochw. Episkopat. Wenn dieser also die Herausgabe eines kirchlichen Jahrbuchs — des ersten erstrebenswerten Zieles — für inopportun hält, so wird die Vereinigung den Kreis ihres Arbeitsfeldes einschränken müssen. Aber daran ist, und darin stimme ich der „Germania" bei, wohl nicht zu denken. Ich weiß, daß hochgestellte maßgebende geistliche Herren dem Plane sehr — ich wiederhole sehr — wohlwollend gegenüberstehen und lebhaft bedauern, daß das Gebiet kirchlicher Statistik bislang so vernachlässigt ist. Ist also an einem Mitwirken des hochw. Episkopats wohl nicht zu zweifeln — die demnächstige Fuldaer Konferenz wird hoffentlich volle Klarheit schaffen — so fragt es sich nur: wie soll die Erhebung der kirchlich-statistischen Ziffern vor sich gehen? Auch hierüber hat sich ein hervorragender Fachmann bereits geäußert. („Hist.-pol. Bl." 34. 11.) Doch überlassen wir das der Fürsorge und dem Verständnisse der hochw. Herren Bischöfe. Wie auch organisiert werden

*) Paul Maria Baumgarten, Kirchliche Statistik, Wörishofen. Verlag der Buchdruckerei und Verlagsanstalt. Preis Mk. 2.50.

mag, eines ist klar: mit der Erhebung einzig rein kirchlicher Ziffern ist es nicht getan. Wer einen Einblick in das ganze Leben der katholischen Kirche gewinnen, wer insbesondere die einschlagenden Ziffern auf allen möglichen Gebieten, auf welchen Konfessionsangehörigkeit eine Rolle spielt, zur Hand haben will, der will und muß manches andere haben wie allein rein kirchliche Ziffern. In diesem Sinne war von der Vereinigung das Jahrbuch gedacht und wird es hoffentlich in gemeinsamer Arbeit mit der von den Herren Bischöfen ev. zu errichtenden statistischen Sammelstelle zur Gestaltung gelangen.

In erster Linie wäre selbstredend stets die rein kirchliche Statistik zu berücksichtigen. Da darf ich dann den Anregungen des Herrn Artikelschreibers der „Hist.-pol. Bl." wohl noch einiges hinzufügen. Eine Diözesaneinteilung mit Grenzbeschreibung und **kurzer** historischer Entwicklung dürfte vorauszuschicken sein; die Zusammensetzung der Domkapitel wäre hinzuzufügen. Eine Dekanatseinteilung dürfte nicht fehlen; die Zahl auch der Akatholiken wäre anzugeben. Interessant wäre neben einer Seminar-, Missions- und Wallfahrtsstatistik eine Zusammenstellung der Besetzungsrechte der Pfarreien, wie sie in den musterhaften statistischen — auf Anregung der Leogesellschaft herausgegebenen — Beschreibung der Diözese Leitmeritz enthalten ist. Sehr interessant wäre weiter eine Angabe über die gottesdienstlichen Sprachen. Ich habe einen derartigen Ausweis in dem Schematismus einer ungarischen Diözese — ich glaube es war Bacs-Kalocsa — gefunden und kann nur versichern, daß kaum eine andere Zusammenstellung ein solch klares ethnographisches und kulturelles Bild gibt wie gerade diese. Doch soll alles Vorstehende selbstredend lediglich nur eine Anregung sein; das entscheidende Wort wird Fulda sprechen müssen.

Nun aber weiter. Wer über den Katholizismus in Deutschland sich unterrichten will, der muß vor allem über die lokale Verbreitung der einzelnen Konfessionen instruiert sein. Wir besitzen ja allerdings da — ich darf wohl kurz sagen: „unseren Krose", aber auch in einem Jahrbuch dürfte meines Erachtens ein Kapitel: Bevölkerungsstatistik nicht fehlen. Und wenn ich auch hier mir einige Anregungen gestatten darf, so wäre es, statistische Nachweisungen einzuflechten über Verschiebung der Konfessionen im Laufe der Zeiten, über Muttersprache der Katholiken nach dem Muster des ungarischen statistischen Jahrbuchs, über Konfession und Beruf, Konfession und Domizil, sowie, wenn es möglich ist, über Konfession und Steuerkraft.

Anzufügen wäre weiter eine Vereinsstatistik. Auch hier müßte teilweise die Erhebung durch die Zentrale geschehen. Manche Vereine aber, die ihre Zentrale selbst haben, würden vielleicht besser selbst ihre Ziffern angeben, für andere wieder, die in nur lockerer Beziehung zu den geistlichen Behörden stehen, würden Bearbeiter zu suchen sein. Wenn ich einen Vorschlag machen darf, so würde die erste Art der Erhebung bei den Klerusvereinigungen, den religiösen Vereinen (Bruderschaften 2c.) und — wenigstens zum Teil — den allgemeinen kirchlichen Vereinen zur Erhaltung und Verbreitung des Glaubens, Missionsvereinen vorzuziehen sein. Auszunehmen wäre davon vielleicht der Bonifatiusverein, der sein ganzes statistisches Material selbst gesammelt und ja auch gelegentlich seines 50jährigen Bestehens schon manches daraus veröffentlicht hat.

Dasselbe, was von der letztgenannten Art von Vereinen gilt, dürfte auch von den caritativen Vereinen gelten; auszunehmen im Sinne des Bonifatiusvereins wären hier vielleicht die zentralisierten Vinzenz- und Raphaelsvereine, sowie der Caritasverband. Durch, wenn ich so sagen soll, Selbststatistik müßten wir endlich die Ziffern der sozialen Vereine im weiteren Sinne zu erfahren suchen. Das geht meines Erachtens um so eher, als sie fast alle, sowohl die Vereine zur Förderung von Kunst und Wissenschaft wie auch die Standesvereinigungen und sozialen Vereine im engeren Sinne ihre eigene Zentrale haben.

Aeußerst wichtig wäre meines Erachtens ferner eine Schulstatistik — von der Elementarschule bis zur Universität hin. Letztere und unsere höheren Schulen würden hier unser Hauptinteresse beanspruchen. Hier würde die zusammenhängende Veröffentlichung vielleicht manches Gute wirken. In die Statistik wären auch unsere höheren Töchterschulen hineinzuziehen, eine allerdings mühselige, aber doch sehr lohnende Arbeit (vgl. K. V. Nr. 805, wonach in Preußen nur 20,85% der Schülerinnen katholisch sind).

Eine soziale Statistik würde manches Interessante zu bieten vermögen, ebenso eine Parlaments- und Wahlstatistik.

Ferner wäre auch eine Moralstatistik meines Erachtens durchaus wünschenswert: uneheliche Geburten, Ehescheidungen und Selbstmorde wären hier zu bearbeiten. Vorbereitendes Material ist ja genügend da; ich erinnere an die Arbeiten von Krose in den „Hist.-pol. Bl." Bd. 123 und die detaillierten Darlegungen von Dr. H. Rost (über den Selbstmord) in der „Sozialen Revue" (1904).

Endlich auch eine Missionsstatistik, soweit deutsche Missionen in Betracht kommen, sei es in deutschen Kolonien oder in fremdem Lande, auch in den außerdeutschen europäischen Ländern (vgl. z. B. K. V. vom 9. I Nr. 23 über Seelsorge der Katholiken deutscher Zunge in Italien).

Selbstredend würde nicht **jeder** Jahrgang **alle** diese Materien enthalten können; einzelne wären vielmehr nur in Zwischenräumen von mehreren Jahren zu veröffentlichen.

Das alles sollen Vorschläge sein, ich maße mir nicht an, hier etwas Definitives aufstellen zu wollen.

Aber reichhaltig genug ist das Programm meines Erachtens, um Würdigung und Bearbeitung zu verdienen. Mögen sie ihm beschieden sein!



Goldene Worte zum konfessionellen Frieden.

Der vom Prinzregenten von Bayern mit Zustimmung des Apostolischen Stuhles zum **Erzbischof von Bamberg** ernannte Würzburger Theologieprofessor Dr. **Friedrich Abert** hat sich am 8. Februar im Kolleg vor der freudig erregten Hörerschar über die seiner harrenden Aufgaben in bemerkenswerter Weise ausgesprochen. Wir geben den betreffenden Abschnitt seiner Ansprache nach einem Stenogramm der „Augsb. Postzeitung" (Nr. 33):

„Mich reizen an dieser Stelle die Probleme, die diese Stelle, wie keine zweite in Bayern, an ihren Inhaber stellt. Die Diözese Bamberg ist eine Diasporadiözese. Sie hat die großen Industriezentren Nürnberg und Fürth, die ehemaligen Residenz- und jetzigen Regierungsstädte Ansbach und Bayreuth und die Universität Erlangen. Und darum stellt sie an ihren Inhaber Forderungen, die die ganze Persönlichkeit, die ganze Kraft und die ganze Energie in Anspruch nehmen; aber es ist auch notwendig, in dieser Stelle viel Klugheit und Weitherzigkeit zu zeigen, unbeschadet des prinzipiellen Standpunktes, den die religiösen Interessen des Katholizismus erfordern. Mein Lebensgang hat mich durch die akademische Lehrtätigkeit in Kreise hineingestellt, die anderer Anschauung sind. Ich mußte wissenschaftlich und praktisch mit ihnen arbeiten. Ich habe erfahren, daß man sie mit Weitherzigkeit verstehen, würdigen und mit Liebe behandeln muß. Bei dem in unserer Zeit entbrannten konfessionellen Kampf gehört ein Herz voll großer Liebe dazu. Im Vertrauen auf Gott trete ich an meine Aufgabe heran."

Der neue Erzbischof ist Ehrenmitglied sämtlicher Würzburger katholischen Studentenkorporationen. Er hat den von diesen ihm zugedachten Fackelzug angenommen und wird seine Vorlesungen bis zum Schlusse des Semesters fortsetzen. Dr. Abert war als Kaplan sieben Jahre in der praktischen Seelsorge und vier Jahre als Assistent im Priesterseminar tätig, bevor er ins akademische Lehramt trat. Der künftige Bamberger Kirchenfürst ist ein Mann von stattlicher, imponierender Gestalt, langwallendem Haar und mildlächelndem Gesichtsausdruck. Er entstammt einer Handwerkerfamilie in Münnerstadt (Unterfranken). Sein Vater war Schreinermeister. Von seinen sechs Brüdern ist einer gestorben, zwei üben in Münnerstadt und Würzburg das Handwerk des Vaters aus, einer ist Oberlandesgerichtsrat in Schweinfurt, zwei sind Gymnasialprofessoren, davon der eine, P. Alfons, am Augustinergymnasium in Münnerstadt, der andere in Aschaffenburg.

Die preußische Süßwasserpolitik.

Von

F. Neunkirchner, Berlin.

Wenn „unsere Zukunft auf dem Wasser liegt", so ist nicht bloß der Ozean, sondern auch das Binnengewässer als Träger anzusprechen. Die schwimmende Weltpolitik ist durch eine innere Fluß- und Kanalpolitik zu ergänzen.

Das Gesetzgebungswerk, das soeben im preußischen Abgeordnetenhause seine Feuerprobe glücklich bestanden hat, pflegt man kurzweg „Kanalvorlage" zu nennen und dabei meistens nur die größte Rosine in diesem Kuchen, den Rhein-Hannover-Kanal, ins Auge zu fassen. Das Ganze aber, in fünf Gesetzentwürfe gegliedert, hat sich über den Rahmen des einen oder anderen Kanalprojektes zu einem großen wasserwirtschaftlichen Staatsprogramm ausgewachsen.

An dem Wachsen und Reifen dieser Süßwasserpolitik hat sich der Wert einer strammen Opposition und einer kräftigen Vertretung der einzelnen Interessensphären recht deutlich gezeigt. Der Widerstand, den die Kanalprojekte fortgesetzt gefunden, hat sehr erzieherisch gewirkt; da die Interessenkonflikte sich nicht von außen bezwingen ließen, mußten sie durch Erweiterung und Vervollkommnung des Planes ausgeglichen und überwunden werden.

Nachdem zweimal die sogenannte „Kanalvorlage" im preußischen Landtag gescheitert war, hatte es den Anschein, als ob der größte deutsche Staat sich auf die Eisenbahn als den ausschließlichen Träger des Verkehrs verbeißen und das Flußwasser nur in dem gegebenen natürlichen Zustande als Ergänzungsmittel für Massengüter auf schleichenden Kähnen allenfalls noch gelten lassen wolle. Die jetzt getroffene Entscheidung des Abgeordnetenhauses erkennt dagegen die Notwendigkeit an, in einem System oder (genauer gesagt) in zwei Systemen von vervollkommneten natürlichen und ergänzenden künstlichen Wasserstraßen der mit Ueberlastung bedrohten Eisenbahn einen ebenbürtigen Kameraden und Gehilfen zur Seite zu stellen. Und darüber hinaus wird noch anerkannt, daß das Süßwasser nicht bloß zu dem Verkehrszweck, sondern zugleich für die weiteren Kulturzwecke der Gewinnung von Betriebskräften, der landwirtschaftlichen Melioration und des zugehörigen Schutzes vor Hochwasser und Dürre systematisch gepflegt werden muß.

Mit dem Gesetze von 1886, das den Dortmund-Emskanal begründete, war Preußen eigentlich schon in die Kanalpolitik hineingesprungen. Auch dieser erste Versuch kam nicht im ersten Anlauf zum Erfolg. Auch damals zeigte es sich schon, daß solche Fragen in dem Programm der politischen Parteien nicht ihre glatte Beantwortung finden, sondern bei dem verzwickten Spiel der verschiedenen berufsständischen und territorialen Interessen leicht Gegensätze in den Fraktionen herbeiführen. Windthorst war damals kanalfreundlich, Schorlemer-Alst dagegen, der „westfälische Bauernkönig", war kanalfeindlich. Obschon diese Meinungsverschiedenheit die Prinzipien und das Programm der Fraktion gar nicht berührte, hat sie doch lange Schatten geworfen und muß auch noch zur Erklärung des Wahlzwistes in Münster vom Jahre 1893 herangezogen werden. Glücklicherweise ist jetzt, wenn auch schließlich noch acht Mitglieder der Zentrumsfraktion gegen das Kanalgesetz gestimmt haben, von einer häuslichen Spannung oder Verstimmung keine Rede, weil eben in dem nunmehr ausgereiften Plane ein fast vollkommener Ausgleich der mannigfaltigen Interessen stattgefunden hat.

Der Kanal Dortmund-Emshäfen war ein Torso. Er konnte in der gegenwärtigen Verfassung keine von den beiden großen Aufgaben lösen, die sich beim ersten Blick für die Landkarte einer preußischen Kanalpolitik ergaben: 1. Dem „deutschen Rhein" endlich eine deutsche Mündung zu geben, 2. das süd-nördliche Parallelsystem der natürlichen Wasserläufe Preußens durch west-östliche Kunstwasserstraßen zu ergänzen. Für den ersten Zweck bedurfte der Erstlingskanal der Anschlußstrecke nach dem Rhein, für den zweiten Zweck der Ergänzung bei Bevergern nach dem Osten zu durch den sogenannten Mittellandkanal.

Demgemäß forderte die Regierung im Jahre 1899, als die feierliche Eröffnung des Dortmund-Emskanals bevorstand, recht und schlecht 17 Millionen für den Kanal Dortmund-Rhein und 211 Millionen für den Mittellandkanal bis zur Elbe, d. h. zum Anschluß an das ältere Wasserstraßennetz des östlichen Preußens. Die Vorlage scheiterte, obschon der Kaiser selbst bei der Kanalfeier in Dortmund auf die absolute Notwendigkeit hingewiesen hatte. Unter der Leitung des eigenartigen Staatskünstlers Miquel wurde das Heil der Vorlage in Pressionen auf die konservative Partei und besonders die beamteten Abgeordneten versucht, und nach dem Mißlingen ließ sich die Regierung zu Maßregelungen dieser Beamten hinreißen. Jetzt ist es nicht schwer, den wahren Grund des Fiaskos zu erkennen. Der Plan war noch nicht reif, die berechtigten Interessen der Landwirtschaft und des Ostens waren noch nicht genügend berücksichtigt. Der Mangel an Ausgleich und Klärung kam 1899 am besten darin zum Ausdruck, daß 65 Mitglieder des Zentrums sich der Abstimmung über die noch nicht spruchreife Frage enthielten.

In zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage wurde der Plan im Jahre 1901 wieder vorgelegt. Aus der Kanalvorlage war inzwischen eine wasserwirtschaftliche Vorlage geworden. Es sollte nicht bloß dem Westen der Dortmund-Rhein- und der Mittellandkanal beschert werden, sondern auch dem Osten die Großschiffahrtstraße Berlin-Stettin sowie die Verbesserung der Verhältnisse an der unteren Oder, im Oderbruch, an der Spree und Havel und in der Verbindung von Oder und Weichsel. Das war ein großer Fortschritt, der richtige Weg war betreten, aber das Ziel konnte noch nicht erreicht werden. Die Landwirtschaft fürchtete nach wie vor das Eindringen billigen ausländischen Getreides auf dem neuen Wasserwege; die Landwirtschaft im Westen obendrein noch die Konkurrenz der billiger produzierenden Landwirtschaft des Ostens. Umgekehrt fürchtete die sprossende Industrie des Ostens, durch den Mittellandkanal von der übermächtigen Industrie des Westens erstickt zu werden. Vor allem forderte Schlesien, daß ihm sein natürliches und historisches Recht auf den Berliner Markt gewahrt bleibe. Daneben stand noch immer aufrecht das große finanzpolitische Bedenken, daß der Staat mit den Kanalbauten sich seinen schönen und unentbehrlichen Eisenbahnüberschuß selbst ruiniere.

Die Vorlage von 1901 ging nicht an aktivem, sondern an passivem Widerstand zugrunde. Die Beratung verschleppte sich so lange, bis die Regierung dem Ferienbedürfnis Rechnung tragen mußte. Oder, wie der geistreiche Berichterstatter sich neulich ausdrückte: Das erste Kanalschiff scheiterte, das zweite überlastete Schiff versank. Die zweite Vorlage hatte in der Zusammenfassung zu viel, im Ausgleichen noch zu wenig geleistet.

Es dauerte fast drei Jahre, bis die Regierung mit der dritten, wiederum verbesserten, aber zugleich gekürzten Auflage kam. Sie hatte einen überraschenden Schnitt durch die Mitte gemacht. Der blendende Gedanke der Vereinigung des westlichen und des östlichen Wasserstraßennetzes bei Magdeburg war aufgegeben worden. Der Mittellandkanal sollte jetzt als große Sackgasse bei Hannover enden. Jede Hälfte der Monarchie sollte ihre eigene Wasserwirtschaft erhalten, und zwar unter Einrechnung der Elbe zum Osten, so daß die westliche Wasserkunst sich auf das Rhein-, Ems- und Wesergebiet mit den Ausgangshäfen Emden und Bremen beschränkt. Dieser Schnitt kam den Kanalschwärmern schrecklich vor; aber die Operation der siamesischen Zwillinge hat befreiend gewirkt. Die Sorgen Schlesiens wegen des Berliner Marktes, sowie die Furcht vor der westlichen Industrie und der östlichen Landwirtschaft waren durch das Fehlen des Mittelgliedes beseitigt. Nebenbei wurde der Kostenpunkt für die Schiffsstraßen von 389 auf 334 Millionen reduziert.

Damit war aber das dritte Kanalschiff noch nicht seetüchtig gemacht. Vor allem blieb noch hinderlich die Besorgnis, daß die ausländischen Agrarprodukte unter billigsten Frachtsätzen bis mitten ins Inland geschleppt und die Eisenbahnrente gefährdet würde. Dieses gefährliche Leck zu stopfen gelang der Kunst und Kraft des Referenten, des Zentrumsabgeordneten Dr. am Zehnhoff, mit der Einfügung des staatlichen Schleppmonopols. Der Kreis Teltow bei Berlin, der bei seiner großen Steuerkraft aus der Not eines Vorflutkanals die Tugend eines modernen Schiffahrtkanals zwischen der Havel und der Oberspree machen konnte, hatte schon vorbildlich zum Schleppmonopol gegriffen. Die Regierung folgte gern der Anregung des Berichterstatters. Wie die Dinge lagen, war nur die engere Wahl gelassen zwischen dem formellen Staatsmonopol und dem schon vorbereiteten tatsächlichen Monopol des Kohlensyndikats. Der einheitliche Schleppbetrieb ist technisch das beste zur gehörigen Ausnützung der Wasserstraße und das staatliche Monopol ist wirtschafts- und finanzpolitisch das beste zur Verhütung von Schleuderfrachtsätzen, die den Schutzzolltarif durchkreuzen und die Staatsfinanzen schädigen könnten. Die Hauptsache ist, daß dem assoziierten Großkapital die Alleinherrschaft auf den Wasserstraßen verlegt wird.

Das Streben nach Parität zwischen den Bahn- und Wasserfrachten zeitigte noch eine dritte wesentliche Verbesserung des Entwurfs: die Einführung von Abgaben auf den regulierten Strömen. Die staats- und völkerrechtlichen Finessen, die man in diese Frage hineingetragen hat, fallen nicht ins Gewicht gegenüber der einfachen Erwägung: Wer von der Vertiefung

und Regelung der Fahrrinnen rc. profitiert, muß auch einen Kostenbeitrag zahlen. Das ist recht und billig, ebensogut für die Benutzer der gepflegten Ströme wie für die Benutzer der Kanäle, Chausseen und Eisenbahnen. Das ist auch praktisch, weil die gefüllte Stromkasse zu weiteren Verbesserungen antreibt und befähigt.

Als vierter Propeller für das umgebaute Kanalschiff ist noch kurz die erweiterte Pflege der Landeskultur zu erwähnen; dem Interesse der Landwirtschaft wurde durchweg die gleichberechtigte Stellung neben dem Verkehrsinteresse gegeben. Nicht bloß durch einzelne aktuelle, sondern auch durch organisatorische Bestimmungen. Die Organe der Landwirtschaft sollen schon bei der Aufstellung der Pläne mitwirken. Der Wasserstraßenbeirat soll dauernd die wirtschaftliche Realpolitik gewährleisten.

Eine Erleichterung des Geschäftsganges wurde erzielt durch die Verteilung des großen wasserwirtschaftlichen Stoffes auf fünf Entwürfe: neben dem großen Kanalschiff vier Leichter. Von diesem fünffingerigen Plane hatte man klugerweise zuerst die kleineren Bescherungen für den Osten (immerhin auch 131 Millionen) fertig gestellt, so daß die Abgeordneten aus den östlichen Provinzen besser zur Freigebigkeit gegen den wirklich rückständigen Westen disponiert wurden.

Auf alle einzelnen Ausgleichsmomente kann bei dieser kurzen Uebersicht nicht eingegangen werden. Es sei nur kurz erwähnt, daß die Lippekanalisation schon im Gesetz ihren Platz fand, die Mosel- und Saarkanalisation aber aus technischen Gründen nur mit einem Resolutionswechsel honoriert werden konnte.

Als fördernder Umstand ist noch die Fertigstellung des Zolltarifs und der Handelsverträge zu erwähnen. Der erhöhte Zollschutz läßt natürlich der Landwirtschaft das Experiment mit den neuen Einfuhrstraßen weniger gefährlich erscheinen.

So ist denn im preußischen Abgeordnetenhause, wo die beiden konservativen, in der Hauptsache ostelbische Parteien nach wie vor nahezu die Mehrheit bilden, der § 1 (Aufzählung der neuen Schiffahrtskanäle) mit 256 gegen 132, die ganze Kanalvorlage mit 244 gegen 146 Stimmen angenommen worden. Das Herrenhaus wird sich, wenn nicht die Regierung in letzter Stunde einen Ohnmachtsanfall bekommt, gewiß der Verständigung zwischen Regierung und Volksvertretung anschließen müssen.

Das Zentrum hat den Ausschlag gegeben, nicht bloß bei der Abstimmung, sondern auch bei der vorhergehenden Arbeit, und es kann stolz darauf sein. Denn es handelt sich um mehr und besseres als die Durchdrückung des einen oder anderen Kanalprojektes, es ist ein Kulturwerk geschaffen, der Grund gelegt zu einer wirklichen Wasserwirtschaft, die das binnenländische Naß für den Handel, für die dezentralisationsbedürftige Industrie und nicht zuletzt für die Landwirtschaft gleichmäßig nutzbar zu machen verspricht.

Vielleicht gibt das Beispiel Preußens auch für die süddeutschen Bundesstaaten neuen Antrieb zu einer stärkeren Süßwasserpolitik. Prinz Ludwig von Bayern, der zielbewußte Führer und Förderer der bayerischen Kanalprojekte, bedarf freilich in diesem Punkte längst keines Impulses mehr; aber ein Anknüpfungs- und Stützpunkt für seine weit ausschauenden Pläne wird auch dem künftigen Bayernkönige nicht unwillkommen sein.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Finale des Bergarbeiterstreiks.

Offenbar wäre es unter den vorliegenden Verhältnissen das beste gewesen, wenn die Bergarbeiter sofort nach der offiziellen Ankündigung der Novelle zum Berggesetz die Arbeit wieder aufgenommen hätten. Die weitere Fortsetzung des Kampfes hatte nur dann Sinn, wenn man die nötigen Mittel besaß, um es länger auszuhalten als die starrsinnigen Herren. Diese Mittel fehlten aber, wie jetzt die Führer und Delegierten der Bergleute öffentlich anerkannt haben. Trotzdem wollen wir der Siebenerkommission keinen Vorwurf daraus machen, daß sie erst noch einen letzten Versuch machte, außer den verheißenen gesetzlichen Zugeständnissen noch etwas von den Bergherren zu erlangen, namentlich auch noch Garantien gegen Maßregelungen suchte. Es gehört Mut dazu, in einen solchen Massenkampf das Rückzugssignal hineinzublasen; der Entschluß zur Nachgiebigkeit muß erst langsam reifen. Die Siebenerkommission klopfte noch einmal sehr höflich mit einem stark reduzierten Wunschzettel beim Bergbaulichen Verein an und erfuhr wiederum die alte schroffe, unbedingte Abweisung. Das war auch eine Art moralischer Erfolg, denn die „Herren" haben sich dadurch aufs neue vor aller Welt und also auch vor dem preußischen Landtag ins eklatante Unrecht gesetzt. Die Sieben wandten sich ferner an den Reichskanzler, und der gab in einem höflichen Schreiben 1. den Rat zur sofortigen Wiederaufnahme der Arbeit, 2. das Angebot seiner persönlichen Vermittelung für weitere Verhandlungen. Darauf trat die Delegiertenkonferenz der Bergarbeiter zusammen und beschloß nach gründlicher Erwägung fast einstimmig, die Beendigung des Generalstreiks zu proklamieren, dem Siebenerausschuß das Vertrauen auszusprechen und sein Mandat zur Führung und Vertretung der Arbeiterschaft fortbestehen zu lassen.

Der Umstand, daß nur vereinzelte Querköpfe gegen die Wiederaufnahme der Arbeit stimmten, ist von ganz besonderer Bedeutung. Damit ist die Befürchtung geschwunden, daß die sozialdemokratischen Parteipolitiker (im Gegensatz zu den besonneneren Gewerkschaftsgenossen) den natürlichen Widerwillen gegen das Nachgeben für ihren politischen Zweck auf Kosten der Eintracht ausbeuten würden. Derartige Bestrebungen sind schon hervorgetreten und werden auch wieder hier und dort auftauchen, aber die leitenden Kreise der roten Partei haben doch wenigstens im kritischen Augenblick sich korrekt benommen. Dadurch bleibt die Möglichkeit gewahrt, auch bei etwaigen künftigen Aktionen die Eintracht der ganzen Arbeiterschaft zu erhalten, und dadurch sind die unvermeidlichen Zuckungen beim plötzlichen Uebergang vom Kampf zur Passivität auf ein verhältnismäßig geringes Maß beschränkt geblieben.

Diesen unangenehmen Uebergangserscheinungen muß man mit kaltblütigem Urteil gegenübertreten. Eine Masse von 200,000 Arbeitern, die durch mehrwöchigen Ausstand in Erregung versetzt ist, schwenkt nicht gleich so tadellos und still ein wie eine dressierte Gardekompanie. Es gibt darunter blindeifrige Helden und Hetzer; sie finden auch einen gewissen Anhang, da die Gemeinen, so lange sie noch Munition in ihrer eigenen Tasche haben, die von dem Generalstab erkannte Notwendigkeit des Rückzuges nicht gleich zu übersehen vermögen. Im vorliegenden Falle wurde nun leider noch von einigen Zechenverwaltungen Oel ins Feuer gegossen, indem man hie und da Arbeitswillige in brüsker Form abwies. Wie nachher gesagt wurde, nur wegen der Unmöglichkeit, ohne vorhergehende Reparaturarbeiten die ganze Belegschaft wieder zu beschäftigen. Offenbar hat man aber hie und da mit einer Art Unteroffizierwollust diesen Umstand benutzt, um die wiederkehrenden Ausständigen ihre Niederlage recht scharf fühlen zu lassen. Unter diesen Umständen begreift man die eingetretenen Wirrungen und Unruhen. Aber sie sind nicht überraschend groß und werden hoffentlich bald überwunden. Die Siebenerkommission hat sich durch alle Provokationen nicht zur Aenderung ihrer Parole bewegen lassen, sondern nur den Schutz der Regierung für die Arbeitswilligen gegen die „reizenden" Verwaltungen angerufen. Vielleicht bleibt hie oder da wegen besonderer Ursachen noch ein partieller Streik im Gange; aber der Generalstreik ist beendet, und die Aufgabe der vernünftigen Arbeiter ist jetzt, für die vorläufig nicht zu beschäftigenden Personen und insbesondere für die etwaigen Gemaßregelten zu sorgen. Die letztere Aufgabe kann auch noch auf die bürgerliche Mildtätigkeit Anspruch machen.

Entscheidend für den Rückzugsbeschluß war eingestandenermaßen der Geldmangel. Zwei Millionen Mark wöchentlich lassen sich nicht aus der Erde stampfen. Die bedächtigen Führer haben bekanntlich schon vor dem Streikausbruch warnend an die leere Kriegskasse geklopft. Der Ausstand begann ohne Kommando, ja gegen den Willen der umsichtigen Gewerkschaftsleiter. Bei Fortführung des Massenstreiks ohne Mittel wäre es zum „Weißbluten" gekommen, und zwar ohne Aussicht auf weitere Erfolge, welche die furchtbaren Gefahren und Leiden hätten lohnen können. Darum ist es ein Glück, daß rechtzeitig ein Ende mit Kommando und verhältnismäßig guter Ordnung erreicht wurde. Jetzt ist ohne allzuschweren Schaden doch die Einleitung einer Reformgesetzgebung erreicht, die mit dieser Schnelligkeit und dieser Tragweite sicherlich nicht in Gang gekommen wäre, wenn nicht der Streik von 200,000 Arbeitern und die Rücksichtslosigkeit der Zechenherren der Regierung und dem Parlamente den ganzen bitteren Ernst der Lage klargemacht hätten. Es geht mit dem politischen Acker wie mit dem Erdboden: der scharfe Pflug muß erst schneiden und stürzen, um die Saat und die Ernte vorzubereiten.

Aus den Berliner Parlamenten.

Das preußische Abgeordnetenhaus spielt dieses Jahr eine größere Rolle, als sie sonst den einzelstaatlichen Parlamenten

zuzufallen pflegt. Zunächst zog der Kampf um die Kanalvorlage oder, genauer gesagt, um das große wasserwirtschaftliche Zukunftsprogramm Preußens aller Augen auf sich. Diese wichtige Aufgabe ist nun glücklich gelöst worden, und zwar mit einer Mehrheit, die über Erwarten beträchtlich war. Erst 256 gegen 132 Stimmen, also fast zwei Drittel bei der Abstimmung über den grundlegenden Kanalparagraphen, dann 244 gegen 146 Stimmen für das ganze Gesetz, d. h. das Hauptgesetz von den fünf wasserwirtschaftlichen Vorlagen. Die altpreußischen Konservativen sind freilich in ihrem Gros bei dem alten Nein geblieben; aber der ehemals so grimmige Oppositionsgeist ist doch auf ein tolerari posse zusammengeschrumpft. Wenn vom Zentrum noch acht Mitglieder mit Nein gestimmt haben, so waren auch diese nicht alle prinzipielle, sondern größtenteils nur taktische „Gegner"; einige hielten die Verschiebung für besser, damit erst die Mosel- und Saarkanalisation in das Gesetz selbst aufgenommen würde, statt nur in einer Resolution empfohlen zu werden. — Das preußische Abgeordnetenhaus wird nun weiter eine hochpolitische Rolle spielen bei der Erledigung der Novelle zum Berggesetz. Das Mißtrauen gegen das Zensusparlament ist weit verbreitet, und es wäre gewiß erfreulicher gewesen, wenn die Regierung gleich im Reichstag ganze Reformarbeit beantragt hätte. Aber wir wollen hoffen, daß der preußische Landtag als erstangerufene Instanz Fleiß und Verständnis prästiert unter dem Bewußtsein des eventuellen Eingreifens der höheren Reichstagsinstanz.

Der Reichstag hat der Regierung nicht den Gefallen getan, die Handelsverträge schon ohne Kommissionsberatung bis zum vorgesehenen Termin des 15. Februar fertig zu stellen; aber an der Annahme ist gar nicht zu zweifeln. Insbesondere wird es immer mehr erkannt und auch zugestanden, z. B. im Landwirtschaftsrat, daß die landwirtschaftlichen Interessen doch viel besser fahren werden als bisher.

Ehescheidung an der Leitha?

Der überraschende Ausfall der Wahlen in Ungarn hat den vielgeprüften Kaiser und König Franz Joseph genötigt, den Sohn des alten Feindes der habsburgischen Dynastie, den Führer der sog. Unabhängigkeitspartei, in die Hofburg zu berufen. Kossuth junior verkündet aus diesem Anlaß neuerdings sein Programm der Personalunion, aber er gießt als angehender Praktiker gleich etwas Wasser in den schäumenden Unabhängigkeitswein, indem er nur diejenigen Punkte seines Programms, die den Beifall der anderen antiliberalen Parteien finden, zur sofortigen Ausführung stellen will. Der jüngere Kossuth ist anerkanntermaßen kein staatsmännisches Genie. Ob er eine regierungsfähige Mehrheit zu halten und zu leiten vermag, ist sehr fraglich. Darum kann man auch noch nicht sagen, das Ende des Dualismus sei bereits da und die Aera der reinlichen Scheidung der beiden Reichshälften habe begonnen. Das politische Pendel ist bei den letzten Wahlen überraschend weit von rechts nach links geflogen; es kann bei der nächsten Kraftprobe auch wieder soweit zurückfliegen, daß eine Genesung des Dualismus eintritt. Vielleicht wird der ungarische Liberalismus durch diesen Schicksalsschlag auch etwas geläutert und von seiner despotischen und kulturkämpferischen Schlacke befreit, so daß eine Sammlung der monarchistisch gesinnten Kräfte von rechts her möglich würde.



Unsere Verkehrs- und Handelsflotte.

Von

F. W. Roggenbuck.

II. (Schluß.)

Ein ähnliches Gewebe von Dampferlinien umgibt die Küste der Ostsee. Nur handelt es sich hier hauptsächlich um eine Verbindung der Küstenorte.

Von Flensburg nach Glücksburg, Gravenstein, Sonderburg und Kiel, von Kiel nach Labö und Kappeln an der Schleimündung, nach Heiligenhafen oder Orth auf Fehmarn, doch auch weiter nach Stettin und über Danzig nach Königsberg, von Heiligenhafen nach Burgstaaken auf Fehmarn, von Sonderburg nach Alsen, nordwärts nach Apenrade und Hadersleben, von Hadersleben nach Assens auf der dänischen Insel Fünen, von Wismar nach Kirchdorf, von Stralsund, Greifswald und Stettin nach den rügischen Badeorten, von Stettin nach Rügenwalde, nach Danzig, nach Königsberg, nach Memel, von Kolberg nach Heringsdorf, Deep, Horst, Dievenow und Misdroy, von Danzig nach Zoppot und Hela, nach Putzig, nach Königsberg — so ziehen sich in verwirrender Fülle die Fäden des Dampferliniengespinstes um die deutsche Küste. Besonders dicht ist die schöne Insel Kosegartens und Arndts, Rügen, von Dampferlinien umsponnen.

Die Linien der Küstenfahrt werden von den Verbindungslinien weiter auseinander liegender deutscher Häfen und von internationalen Verkehrslinien geschnitten. Die Linien Kiel—Korsör (auf Seeland), Saßnitz—Trelleborg (an der Südküste von Schweden) und die mit Fährbooten betriebene Strecke Warnemünde—Gjedser (an der Südküste von Falster) sind die Seeglieder wichtiger Eisenbahnstrecken. Weit weniger wichtig sind die Linien Flensburg—Faaborg, Kolberg—Bornholm und Stettin—Bornholm.

Breite Stränge dem Handel dienender Linien gehen von Kiel, Lübeck und Stettin über die Ostsee. In 24, 48, 80 Stunden gehen Dampfer von Kiel nach Gothenburg (in Südwestschweden), Riga und Petersburg.

Die Dampfer der Hansestadt Lübeck gehen auf den alten Seepfaden der Hansa. Eine Linie verbindet Lübeck mit einem deutschen Hafen, mit Königsberg, dagegen bestehen lübische Linien nach Gothenburg, Malmö, Stockholm in Schweden, Abö, Helsingfors, Lowisa und Wiborg in Finnland, Libau, Riga, Reval und Petersburg in Rußland. Auch Stettins Handel bevorzugt Hansepfade. Eine Stettiner Linie geht über Malmö nach Gothenburg und Bergen, andere gehen direkt nach Gothenburg, Christiania, Drontheim, Stockholm, eine weitere berührt auf der Fahrt nach Stockholm Wisby auf Gothland. Rußland haben drei Linien als Ziel, das finnische zwei nach Helsingfors, eine nach Wiborg, das baltische je eine nach Libau, Riga, Reval und Petersburg. Doch führt nicht nur die norwegische Fahrt, sondern auch eine Verbindung mit einer englischen Stadt, mit Hull, Stettiner Schiffe durch das Kattegat und das Skagerrak in die „Westsee".

Dem Verkehre, den die deutschen Seehäfen an der Westsee mit Skandinavien und mit England unterhalten, dienen die Linien Hamburg—Christiania, Hamburg—Gothenburg, Hamburg—Leith, Hull, Grimsby, Harwich, London.

Einige Danziger Reedereien unterhalten besonders mit England Dampfschiffverbindungen.

Man wird in dieser Skizze Königsberg vermissen. In Königsberg gab es im Jahre 1900 nur 6 Dampfschiffreedereien mit ungefähr 30 Schiffen, die die Nordsee und die Ostsee befuhren. Das Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich (Jahrgang 1904) bezeichnet als in Ostpreußen beheimatet 36 Dampfschiffe mit 18511 Bruttoregistertonnen und 369 Mann Besatzung. Diese Zahlen beweisen, daß sich Königsberg von den Verlusten, die es während der Kontinentalsperre erlitten hat, nicht erholen konnte.

In unsrer Zeit des Weltverkehres sind die Bewohner der Küste eines Binnenmeeres, das nur schmale, gefährliche Tore zum Weltmeer hat, in der Beteiligung am Welthandel gehemmt. Dennoch gehen auch Ostseeschiffe durch die Belte, den Sund, das Kattegat, das Skagerrak und die Westsee hinaus auf die Ozeane. So sendet die Reederei M. Jebsen in Apenrade 14 Dampfer mit 24 000 Tonnen nach China, Schmidt und Hansen in Flensburg haben 9 Dampfer mit 15 867 Tonnen auf europäischer und südamerikanischer Fahrt und W. Kunstmann in Stettin hat 5 Dampfer mit 14 300 Tonnen auf der Fahrt nach Mittelmeerländern, Amerika und Afrika. H. Diedrichsen in Kiel unterhält mit 10 Dampfern die Fahrt nach Amerika, Indien, Ostasien und China. Ein Dampfer dieser Reederei, die „Thea", ist im Laufe des russisch-japanischen Krieges von dem russischen Kreuzergeschwader versenkt worden.

Die ozeanische Schiffahrt der Nordseehäfen verdankt ihre erste Blüte dem Verkehre mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag, der am 20. Dezember 1827 zwischen den „Freistaaten und den Hansestädten Bremen, Lübeck und Hamburg" und den Vereinigten Staaten abgeschlossen wurde, schuf zeitig günstige Bedingungen für den Verkehr zwischen den amerikanischen und den hansischen Häfen, indem er verschiedene Belästigungen und Beschränkungen der hansischen Flaggen aufhob. Und die neue Schiffahrttechnik, die sich besonders mächtig an der Nordsee entwickeln sollte, wurde schon vier Jahre, nachdem Henry Bell auf dem Clyde in Schottland mit Dampf zu fahren versucht hatte, nach Hamburg und Bremen übertragen. Im Juni 1816 befuhr das erste Dampfschiff die Unterelbe und am 20. Mai 1817 begann das auf einer deutschen Werft erbaute, mit einer englischen Maschine ausgerüstete Dampfboot „Weser" regelmäßige Fahrten zwischen Bremen und Brake. Aber erst im Frühling des Jahres 1838 fuhren

englische Dampfer von Europa nach Amerika. In der dazwischen liegenden Zeit fuhren Segelschiffe zwischen Europa und Amerika hin und her. Man war im Jahre 1827 zufrieden, fast glücklich, wenn man von Havre in 37 Tagen nach Hoboken kam und nicht 50 oder 60 Tage unterwegs war. Die im Jahre 1816 zu New York gegründete Black Ball Line war stolz auf den Rekord von 40 Tagen für die Reise von Liverpool nach New York und auf den von 23 Tagen für die Reise in umgekehrter Richtung. Dann kam die Zeit der amerikanischen Klipper*), scharf gebauter, ursprünglich zur Beschleunigung des Teetransportes von China nach Nordamerika bestimmter Schiffe, die dann auch zum Verkehr zwischen Amerika und Europa verwandt wurden und in den dreißiger und vierziger Jahren die Reise zwischen den beiden Kontinenten fast in der Hälfte der bis dahin nötigen Zeit machten.

Im Jahre 1840 gründete Stephan Cunard die nach ihm benannte erste ozeanische Dampfschiffahrtgesellschaft. Diese Linie erfreute sich der Unterstützung der englischen Regierung. Die Hanseaten blieben nicht lange zurück. Auf eine Anregung des bremischen Senates wurde in New York die „Ocean Steam Navigation Company" ins Leben gerufen. Das Unternehmen wurde von den Vereinigten Staaten subventioniert, von Bremen durch die Schaffung der nötigen Hafenanlagen, außerdem von Bremen und Preußen, später von einigen anderen deutschen Bundesstaaten durch Abnahme von Aktien unterstützt und kam im Jahre 1847 in Gang. Aber Mängel der in der neuen Gesellschaft herrschenden amerikanischen Verwaltnng und Schwächen der in Amerika gebauten Schiffe ließen die „Ocean Steam Navigation Company" nur sechs Jahre bestehen.

Gleichzeitig war in Hamburg ein rein deutsches Unternehmen begründet worden, die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft. Diese Gesellschaft betrieb den Verkehr mit Amerika von 1848 bis 1855 mit Segelschiffen. Dann ging sie unter dem Drucke englischer, die Dampftechnik ausnützender Unternehmungen zum Dampferbetrieb über.

Im Jahre 1857 wurde in Bremen der Norddeutsche Lloyd gegründet, nachdem verschiedene andere Dampfschiffahrtunternehmungen, zuletzt eine mit zwei Raddampfern der ersten deutschen Flotte, dem früheren Admiralschiff „Hansa" und der Korvette „Germania", betriebene Verbindung mit New-York eingegangen waren.

Durch Kriegszeiten, über finanzielle Depressionen, über Schiffsverluste und Schädigungen durch erbitterte Konkurrenzkämpfe hinweg führte der Weg der beiden deutschen Linien, die in den letzten Jahrzehnten sich immer enger verbündeten, aufwärts zu der Höhe, auf der sie sich heute befinden.

Die Hamburg-Amerika-Linie unterhält heute regelmäßige Verbindungen mit Nordamerika mittels ihrer Doppelschraubenschnellpostdampfer von Hamburg, Southampton, Dover, Cherbourg, Genua, Neapel nach New York, mittels ihrer Doppelschraubenpostdampfer, der sogenannten P-Dampfer der Pennsilvania- und der Palatiaklasse von Hamburg, Boulogne, Dover, Plymouth nach New York, mittels einfacher Postdampfer von Genua, Palermo, Neapel nach New York, ferner eine Linie nach Kuba und Mexiko, acht Linien nach Westindien, Mexiko, Zentralamerika, Columbia und Venezuela, drei Linien von Newyork nach Westindien, Columbia und Zentralamerika, in Gemeinschaft mit der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrt-Gesellschaft vier Linien von Hamburg nach Südamerika, mittels der Reichspostdampfer der deutschen Ostafrika-Linie drei Linien von Hamburg nach Ost- und Südamerika, endlich eine Frachtdampferverbindung mit Ostasien.

Die bisher gemeinsam betriebene Fracht- und Reichspostdampferverbindung mit Ostasien teilten die beiden großen deutschen Linien so, daß der Lloyd den Reichspostdienst, die Hamburg-Amerika-Linie den Frachtdienst versieht.

Der Norddeutsche Lloyd betreibt nach dem Handbuche der Gesellschaft gegenwärtig 33 Schiffahrtlinien, nämlich sieben Linien nach Nordamerika, vier nach Südamerika, zwei nach Ostasien, eine nach Australien, fünf Zweiglinien im Anschluß an die ostasiatische Hauptlinie, neun Zweiglinien im Küsten- und Inseldienst des Ostens und fünf europäische Linien. Außerdem gehört zu seinem Betriebe eine umfangreiche Flußschiffahrt auf der Weser. Auch die Hamburg-Amerika-Linie unterhält Zweig- und Küstenlinien in Ostasien, so eine regelmäßige Verbindung zwischen Kanton, Hongkong und Schanghai, eine mit einem wöchentlichen besonderen Dienst zwischen Schanghai und Tsingtau ausgestattete Postlinie Schanghai—Kiautschou—Tschifu und Tientsin, eine Linie Hongkong—Nagasaki—Wladiwostok und eine Linie Hongkong, Kanton, Schanghai und Tschemulpo, Port Arthur, Niutschwang.

Die beiden großen deutschen Linien führten im Jahre 1900 in Betriebgemeinschaft die Truppen-, Pferde- und Materialtransporte für die deutsche Expedition nach China aus, ebenso die Rücktransporte. Auch die ablösenden und abgelösten Mannschaften unserer ostasiatischen Station bringen die beiden Linien hinaus und heim. Der Truppentransport, der im Januar durch den plötzlichen Ausbruch der Unruhen in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiet notwendig geworden war, gab dem Norddeutschen Lloyd Gelegenheit, seine Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete glänzend zu erweisen. Der Dampfer „Darmstadt", der als Transportschiff ausersehen war, lag, als der Befehl zur Fertigstellung an einem Sonntag eintraf, mit auseinandergenommener Maschine leer im Hafen. Die Gesellschaft hatte die Verpflichtung übernommen, die „Darmstadt" innerhalb 72 Stunden reisefertig zu machen. Obwohl die Arbeiten erst am Montag in Angriff genommen werden konnten, war beim Ablaufe der Frist das Schiff fahrtbereit, zur Aufnahme von 788 Mann und 26 Pferden hergerichtet, mit 2000 Tonnen Kohlen, 100,000 Kilogramm Hafer und Vorräten, die das ganze Expeditionskorps für ein halbes Jahr vor Entbehrungen sicherten, ausgerüstet.

Die Hauptarbeit der im Verlaufe des Hererokrieges nötig gewordenen Truppentransporte leisteten und leisten jedoch andere kleinere deutsche Linien.

So gewaltig die beiden großen Linien die übrigen deutschen Reedereien überragen, erdrückend wirkt ihre Größe nicht auf die kleineren Unternehmungen. Neben der Hamburg-Amerika-Linie blühen in Hamburg die Hamburg-Südamerikanische Dampffahrtgesellschaft mit 33 Dampfern mit 145,654 Tonnen, die seit dem Jahre 1900 mit der Hamburg-Amerika-Linie in Betriebgemeinschaft steht, die Deutsch-Australische Dampfschiffahrtgesellschaft mit 23 Dampfern mit 145,100 Tonnen, die Deutsche Dampfschiffahrtgesellschaft Kosmos mit 26 Dampfern mit 110,000 Tonnen, die eine direkte Postdampfschiffahrt nach der Westküste Süd-, Mittel- und Nordamerikas unterhält, die Deutsche Ostafrika-Linie, die mit 21 Dampfern mit 71,450 Tonnen außer Linien nach Bombay regelmäßige Verbindungen durch den Atlantischen Ozean mit dem Kapland, mit Durban und der Delagoabai und durch den Suezkanal mit Ost- und Südafrika unterhält, die Wörmann-Linie, die mit ihren 16 meist traulich nach Gliedern der Familie Wörmann benannten Dampfern durch ihre Kamerun- und Swakopmundhauptlinie das Band mit unseren Landsleuten in den westafrikanischen Kolonien bildet.

Die Wörmann-Linie hat, unterstützt von der mit ihr verbündeten Deutschen Ostafrika-Linie bis zum 30. August 1904 273 Offiziere, 3361 Mann, 2383 Pferde und 45,378 Tonnen Güter nach Südwestafrika befördert, weit mehr als die Hälfte der in Südwestafrika bis dahin verwendeten Streitmacht. Mögen „Lucie", „Eleonore", „Gertrud Wörmann"*) und die andern im Truppentransport verwendeten Dampfer der Wörmann-Linie unsere Truppen bald wieder siegreich heimführen.

Die Deutsche Levante-Linie betreibt mit 3 Expreßdampfern und 27 Frachtdampfern einen regelmäßigen Verkehr mit der Levante und, um der drohenden Konkurrenz einer amerikanischen Gesellschaft zu begegnen, seit dem Anfang des Jahres 1902 in Betriebgemeinschaft mit der Hamburg-Amerika-Linie eine Linie NewYork—Levante. Eine weitere große Hamburger Reederei, die Firma F. Laeisz, unterhält mit 17 Segelschiffen (32,122 Tonnen) einen Verkehr mit der Westküste von Südamerika.

Dem Unternehmungsgeiste dieser Reederei und der Kunst der Firma Joh. C. Tecklenborg in Geestemünde ist es zu danken, daß man im Zeitalter des Dampfes von deutschen Schnellseglern spricht. Die beiden Fünfmaster der Firma F. Laeisz „Preußen", das größte Segelschiff der Welt, und „Potosi" haben sich auf ihren bisherigen Fahrten zwischen Hamburg und Iquique ganz hervorragend bewährt und Reisen vollendet, die zum Teil unerreicht dastehen.

Auch die Firma Knöhr und Burchard in Hamburg verwendet in ihrem Betriebe nur Segelschiffe, 13 an der Zahl mit 26,563 Tonnen, ebenso beschränken sich die Aktiengesellschaft „Alster" und die Reederei-Aktiengesellschaft von 1896 auf die Verwendung von Segelschiffen (8 mit 21,511 Tonnen, 7 mit 14,994 Tonnen). Die Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft

*) Vom englischen to clip schneiden, beschneiden, (den Rasen) scheren; die Wogen durchschneiden, schnell dahinfahren, -schießen. Wir haben das Zeitwort auch in unserer Sprache. Storm fragt aus seiner Hademarscher Wiesen- und Gartenfreude heraus in einem von Heimglück erfüllten Briefe seinen Freund Gottfried Keller, ob er schon einmal einen Hagedornzaun geklippt habe.

*) Die „Gertrud Wörmann" ist inzwischen in der Nacht vom 20. zum 21. November 15 Kilometer nördlich von Swakopmund bei Nebel gestrandet. Die Truppen, Pferde und Geschütze, die sie nach Swakopmund bringen sollte, wurden geborgen.

verwendet 17 Dampfer mit 54,498 Tonnen, die Reederei A. Kirsten hat 15 Dampfer mit 13,057 Tonnen im Verkehre mit Holland, England und Rußland.

Auch neben dem Norddeutschen Lloyd in Bremen gedeihen noch andere große Unternehmungen, so die Deutsche Dampfschiffahrtgesellschaft „Hansa“, die mit 46 Dampfern (176,208 Tonnen) einen Verkehr mit Indien, Spanien und Südamerika unterhält, die Dampfschiffahrtgesellschaft „Neptun“, die 53 Dampfer (35,103 Tonnen) nach Schweden, Norwegen, Spanien, Dänemark und in die Rheinhandelsplätze sendet, die Dampfschiffahrtgesellschaft „Argo“, deren Dampfer (26 zu 44,214 Tonnen) England, Rußland, Westamerika und die Ostseehäfen zum Ziele haben. Die Aktiengesellschaft „Triton“ hat 5 Dampfer (8488 Tonnen) auf wilder Fahrt, d. h. sie verwendet ihre Schiffe je nach Bedarf auf allen möglichen Gebieten und für jede Art von Frachtfahrt. Die Reederei Rickmers hat 9 Schiffe mit 24,017 Tonnen auf ostasiatischer Fahrt, die Aktiengesellschaft „Visurgis“ verwendet 10 Segelschiffe zu 20,845 Tonnen im Verkehre mit allen Weltteilen.

Schon im Jahre 1874, als die Hamburg-Amerika-Linie den Kampf mit der Adlerlinie durch das Aufkaufen der konkurrierenden Linie beendet hatte, war zwischen dem Lloyd und der Hamburger Linie eine gemeinsame Festsetzung der Passage- und der Frachtpreise erfolgt. Diese vorübergehende Preiskonvention war der Anfang der Entwicklung, die in den auf die Kölner Konferenz zurückgehenden Vereinbarungen der kontinentalen Linien zu einer Befestigung der Zwischendeckspreise und im Jahre 1892 zu einem festen Preisbündnisse zwischen der Hamburg-Amerika-Linie, dem Norddeutschen Lloyd, der Holland-Amerika-Linie und der Red Star-Linie, zu dem nordatlantischen Dampferlinienverbande führte.

Die gleichen Beweggründe, die die großen Gesellschaften zum Abschlusse der Preisverträge und Betriebgemeinschaften veranlaßt hatten, das Bedürfnis, sich vor einer endlosen, zerrüttenden Konkurrenz zu sichern und den Betrieb zu verbessern, veranlaßte auch die Entstehung solcher Betriebgemeinschaften zwischen den großen Gesellschaften und kleineren Unternehmungen.

So übernahm im Jahre 1890 die Hamburg-Amerika-Linie das gesamte Passagegeschäft für die Deutsche Ostafrikalinie und die Dampfschiffsreederei „Hansa“. Im Jahre 1893 hatte die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtgesellschaft sich mit der hamburgischen Firma A. C. de Freitas und Komp. verbündet, um den stetig wachsenden Verkehr mit Südamerika bewältigen zu können. Die Reederei de Freitas verkaufte im Jahre 1900 ihre dem Verkehr mit Südamerika dienenden Dampfer an die Hamburg-Amerika-Linie. Nun trat die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtgesellschaft in eine Betriebgemeinschaft mit der Hamburg-Amerika-Linie, um dem immerfort wachsenden Verkehrsbedürfnisse genügen zu können. Anschaulich beschreibt eine Autorität auf diesem Gebiete, der jüngst an die Technische Hochschule zu Danzig berufene bisherige Leiter des Literarischen Bureaus der Hamburg-Amerika-Linie, Professor Dr. Thieß, das Zustandekommen der jüngsten deutschen Betriebgemeinschaft zwischen der Hamburg-Amerika-Linie und der Deutschen Levante-Linie zu Hamburg: „Beide Linien vermittelten gemeinsam nebeneinander seit langem einen beträchtlichen Teil des Handels zwischen Nordamerika und der Levante mit Umladung in Hamburg. Als dieser Verkehr wuchs und unmittelbar die Gefahr drohte, daß von fremdländischer Seite eine direkte Linie zwischen Nordamerika und der Levante eingerichtet würde, welche den Hamburger Schiffen diese Ladung wegnehmen würde, da entschlossen sich die beiden Gesellschaften rasch, die Schlagkraft ihres wohlgeordneten Betriebes und ihrer großen Flotten geltend zu machen, dem Ausland zuvorzukommen und selbst eine Linie zwischen New-York, Baltimore, Philadelphia einerseits und Konstantinopel, Odessa und anderen Levantehäfen anderseits einzurichten. Gedacht, getan. Jede Linie stellte schleunigst zwei Schiffe, die Levante-Linie stellte in der Levante, die Hamburg-Amerika-Linie in Amerika ihre Agenturen zur Verfügung und beide betreiben gemeinsam mit Erfolg die neue Verbindung.“ Aus solchen Bündnissen erwuchs der deutschen Reederei die Kraft, ihre Unabhängigkeit gegenüber dem Morgantrust zu behaupten und in einem Bündnisse mit dieser amerikanisch-englischen Reedervereinigung sich erhebliche Vorteile zu sichern. Klarer als Prof. Dr. Thieß diese Verhältnisse und Ereignisse geschildert hat, vermag es niemand. Hören wir, was er in einem Vortrage im Institut für Meereskunde an der Universität Berlin sagte:

„Ein gewisses Gefühl für die Bedeutung der Organisation konnten Sie alle in der öffentlichen Meinung verspüren, als vor Jahresfrist amerikanische Bankiers und Reeder unter Führung von Mr. Morgan den sogenannten Morgantrust schufen, als sie eine Anzahl amerikanischer und englischer Schiffahrtsgesellschaften unter einheitlicher amerikanischer Leitung zusammenschweißten. Da konnte man auch bei uns hören, daß von dieser Organisation des Seeverkehrs eine enorme Verbesserung der Produktionsbedingungen Amerikas zu erwarten sei — es liefen auch viele Übertreibungen mitunter —, man konnte hören, daß die amerikanische Volkswirtschaft einen großen Sieg über England errungen habe, das zwar in der Größe seiner Handelsmarine und ihren Verkehrsleistungen allen anderen Völkern zusammen ungefähr gleichkommt, dessen Reederei aber sorglos zersplittert war und die den neuen, aufstrebenden Wettbewerbern gegenüber erforderliche Organisation vernachlässigt hatte. Da konnte man aber in Deutschland auch sehr viel beschämende Unkenntnis der eigenen Schiffahrt gewahren: vor allem die Befürchtung, wenn die englische Reederei vor den Amerikanern kapitulieren müsse, dann würde die soviel schwächere deutsche schließlich erst recht kapitulieren müssen. Und als Deutsche und Amerikaner auf gleichem Fuße ein Bündnis schlossen, nahm die deutsche öffentliche Meinung es als selbstverständlich an, daß die Deutschen schlechter weggekommen seien und nur der Not gehorcht hätten. Das ist alles durchaus unrichtig. Deutschland war in dieser Hinsicht durchaus nicht schwächer, sondern weit stärker als England, weil eben seine Organisation seit Jahrzehnten sorgfältig ausgebildet und weit kräftiger als irgend eine englische war. Die deutsche Reederei gehorchte auch durchaus nicht der Not. Vielmehr war diese Organisation des atlantischen Verkehrs ein altes deutsches Bestreben, und den Bund hätten schon vor einem Jahrzehnt die Engländer mit den deutschen Reedereien schließen können, wenn diese nicht in nationaler Selbstgenügsamkeit und Ueberhebung allen Ausländern die Bündnisfähigkeit abgesprochen hätten, und wenn nicht später ihre gegenseitige Eifersucht stets einen befriedigenden Bund verhindert hätte. Deutsche Vorbilder und Erfolge lagen dem amerikanischen Vorgehen zugrunde. Die deutsche Hilfe erleichterte ihnen die Neubildung. Das deutsche Bündnis gab ihrer Organisation erst die volle Wirksamkeit. Das deutsche Element ist trotz der amerikanisch-englischen Verschmelzung in dem Bunde auch zahlenmäßig keineswegs das schwächere. Was im vorigen Winter als eine unvergleichliche amerikanische Leistung in unseren Zeitungen angestaunt wurde, war eine Vereinigung von 600 000 und einigen Tons unter einer Leitung. Was nicht beachtet wurde, war, daß in Deutschland diese Leistung ohne viel Aufhebens bereits zweimal vollbracht war, in den Flotten der Hamburg-Amerika Linie und des Norddeutschen Lloyd. Beide verfügen jetzt zusammen über mehr als 1 200 000 Tons, und sie sind in ihrem Betriebe so eng verbunden, daß der größere Teil ihrer Einnahmen in gemeinsame Kassen fließt, daß sie dem Auslande gegenüber tatsächlich eine Einheit darstellen, die noch durch vielfache Betriebsvereinigungen und Abreden mit mittleren deutschen Reedereien, durch Poolverträge*) und Vereinbarungen mit ausländischen Gesellschaften verstärkt ist. Diese Organisation und nicht der Morgantrust, dem jetzt nach dem amtlichen amerikanischen Berichte mit den zahlreichen Neubauten 1 034 881 Tons angegliedert sind, stellt die größte nationale Schiffahrtsvereinigung dar, welche die Welt kennt. Und ihre in zwei Menschenaltern zäh und stark gewachsene, rein deutsche Bildung dürfte auch in ihrer Aktionskraft und Festigkeit keinen Vergleich zu scheuen haben mit dem erst kürzlich aus fremden und gegnerischen Gesellschaften gebildeten Trust.“

Von den englischen Linien ist die älteste Dampfschiffahrtgesellschaft der Welt, die Cunardlinie, dem englisch-amerikanischen Bunde ferngeblieben. Diese Linie genießt seit ihrer Gründung staatliche Unterstützung. Als sie von dem Aufgehen im amerikanisch-englischen Bunde bedroht war, hat sie der Staat mit einem Geschenke von 60 Millionen Mark in Form von zwanzigjährigen Subsidien und mit 10 Millionen Mark billiger Darlehen selbständig erhalten. Aus nationalen Gründen, denn die Cunardlinie ist der Stolz Englands, die Engländer erwarten von ihr, daß sie „das blaue Band“**), den imaginären Siegespreis im Eilverkehr über den Atlantischen Ozean, wieder an ein englisches Schiff heften wird. Zurzeit hat diesen Siegespreis ein deutsches Schiff, der auf der Werft des Stettiner „Vulkan“ erbaute Schnelldampfer „Deutschland“ der Hamburg-Amerika-Linie errungen. Dieses Schiff hat zur Ueberwindung der Ozeanstrecke zwischen den beiden äußersten Landmarken Europas und Amerikas, dem Cherbourger Molenkopf und dem Sandy Hook-Feuerschiff, 5 Tage 11 Stunden und

*) Unter einem Pool versteht man ein von mehreren Firmen oder Gesellschaften auf gemeinsame Rechnung unternommenes Geschäft.

**) Das blaue Band ist der Siegespreis im englischen Derby. Eine Uebertragung dieses Begriffs auf den Wettkampf der Ozeanrenner lag so nahe wie die Personifikation der Schiffe als Renner des Ozeans.

54 Minuten gebraucht und dabei eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 23,15 Seemeilen erzielt. Sein Werftbruder, der Schnelldampfer „Kronprinz Wilhelm" des Norddeutschen Lloyds, macht ihm den Ruhm der schnellsten Fahrt streitig.

Dieser Wettkampf unter den deutschen Schiffen wird sie fähig machen, gegen fremde Seerenner das blaue Band zu behaupten. Er ist nicht wirtschaftlicher Natur. Man kann ihm mit ruhiger Teilnahme zusehen.

Wirtschaftliche Kämpfe sind durch die aus dem Bündnisse zwischen dem Morgantrust und der wuchtigen Masse der deutschen Linien sich ergebende Stabilität der Verhältnisse ausgeschlossen.

Prof. Dr. Thieß erwartet von diesem Bunde, der den Namen International Mercantile Marine Co. führt, wertvolle Früchte. Er schließt seinen Vortrag über „Organisation und Verbandsbildung in der Handelsschiffahrt" mit den Worten: „In den allerletzten Jahren haben wir uns ja gewöhnt, die deutsche Handelsflagge als mächtig auf dem Meere anzusehen. Aber wenn Sie vergleichen, wie jung diese ganze Herrlichkeit ist, wie vor zehn Jahren noch herzlich wenig von einer Machtstellung geredet werden konnte, dann werden Sie, wie die Energie der steten Ausdehnung, auch die Politik der Verträge und Bündnisse schätzen, die Schritt für Schritt das mühsam eben erst gewonnene Gebiet auf Jahre hinaus sichert und zu dauerndem nationalem Besitz macht. Speziell durch den Bund mit dem Trust ist die deutsche Position für mindestens 11 Jahre nach menschlichem Ermessen gegen Erschütterungen, wahrscheinlich sogar gegen jeden ernsten Angriff (der geschäftlichen Konkurrenz) gesichert. Am Ende dieser Periode, dürfen wir nach der bisherigen Entwicklung hoffen, ist die deutsche Machtstellung auf allen Meeren so fest verankert, daß ihre Freundschaft dann wie jetzt oder noch mehr für jeden erwünscht und für niemand entbehrlich ist, und daß die deutsche Schiffahrt jeder künftigen Eventualität mit Ruhe entgegensehen kann."

Die begrabenen Lieder.

Begraben in einem staubigen Buch
Sind deine glühenden Lieder,
Als legte ein schweres Leichentuch
Sich auf zuckende, blühende Glieder.
Ach, wäre doch deine geliebte Braut
Durch die Frühlingslande geschritten
Und sänge leise und sänge laut
Deine heißen, stammelnden Bitten.
Ach sänge sie doch das Volk vor der Tür
In Sommernächten, in lauen,
Sie lebten und bebten wohl für und für
Im Herzen den liebenden Frauen.
Es wüchsen ihnen die Melodien
Wie Schwingen zum Flug durch die Lande.
Sie zögen wie leuchtende Boten dahin,
Wie selige Abgesandte.
Es sängen die Mütter sie heimlich und weich
Am Bett dem entschlummernden Kinde,
Sie schwängen sich über das Stadtbereich
Und über das Dorf mit der Linde,
Sie brächten den Greisen die Jugend zurück,
Den Müden die friedlichen Nächte,
Sie schlügen dem Traume die luftige Brück',
Sie wären wie himmlische Mächte.
Sie brächten der Seele, die keiner mag,
Die süße, die tröstende Kunde
Von einem kommenden, leuchtenden Tag,
Von einer erlösenden Stunde.
Drum fange dein lachendes Leben nicht ein,
Laß klingen dein Liedel, laß klingen!
Noch wachsen am Strome die Weidenschalmein,
Noch leben ja Menschen, die singen.

M. Herbert.

Adolf von Menzel †.

Von

Carl Küchler, Berlin.

Τῆς ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν.

Einer der ganz Großen auf dem weiten Felde der Kunst hat nun seine scharf blickenden Augen für immer geschlossen. Nach kurzem Krankenlager ist Adolf Menzel am 9. d. M. im Alter von neunundachtzig Jahren einem akuten Leiden erlegen.

An ihm hat sich der alte griechische Spruch bewahrheitet, daß vor die Schwelle der Tüchtigkeit, der Vollendung, die Götter den Schweiß gesetzt haben. Ein armer Lithographenlehrling, der nicht einmal die Mittel zum Studium auftreiben konnte, begann er seine Laufbahn; als Altmeister der deutschen Kunst schloß er sie ab, nicht als ein Altsitzer im Austragsstübchen seine letzten Tage verdämmernd, sondern ein Schaffensfroher und Schaffenskräftiger, bis ihm der Herrscher Tod Stift und Palette entriß. Man muß den kleinen Alten gesehen haben, wie er durch das brausende Verkehrsgewirre der Großstadt sicher und leicht dahinschritt und angebotene Hilfe zum Ueberschreiten der gefährlichen Kreuzungspunkte ablehnte; wie er im Theater bis in späte Stunden aufmerksam der Handlung folgte; wie er wohl auch in älteren Tagen nichts dagegen hatte, in Ruhe etwas Gutes zu schmausen: und man wird verstehen, daß ein Mann von einer in unserem nervösen Zeitalter seltenen Willenskraft uns entrissen wurde.

Menzel wurde oft mit Windthorst verglichen, manchmal auch verwechselt. Eins ist beiden gemeinsam: die riesengroße geistige Begabung bei außergewöhnlich kleiner Statur, der energisch auf ein als recht erkanntes Ziel zustrebende Wille. In unserem kreuzweise zerfahrenen Kunstleben war Menzel ein rocher de bronce — der einzige ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Er zeigte am eigenen Schaffen, daß es nun und nimmer ohne eine Tradition in der Kunst geht; daß die Jungen, mögen sie sich individualisieren und zersplittern, so viel sie wollen, stets auf den Schultern der Alten stehen. Warum mußten und müssen unsere bildenden Künstler von den Franzosen lernen? Weil auch der schärfste Individualismus der Pariser niemals auf die überlieferte Technik verzichtet und nie in der Technik den wahren Inhalt der Kunst erblickt hat. Von diesen Irrtümern unserer in so viele Lager zersplitterten „Moderne" hat sich Adolf Menzel stets frei gehalten. Er hat nicht mit genialen Allüren operiert, nicht mit hundert „... ismen" gearbeitet: sondern einfach gezeichnet und gemalt, wie er's den Besten der Alten abgesehen hatte. „Zeechnen, meine Herren, zeechnen ist die Hauptsache," sagte der alte Steffeck seinen Königsberger Akademikern.

Und zeichnen war bei Menzel wirklich eine große Hauptsache. Es gibt wohl viele Künstler, die den Alten im Fleiße bei der Vorbereitung und Ausarbeitung des Details nacheifern und Treffliches geleistet haben. Ob aber ein einziger von ihnen, und hieße er selbst Maximilian Klinger, dem jungfrischen Altmeister Menzel das Wasser reichen kann — das müßte mindestens einer genauen, fachgemäßen Untersuchung unterworfen werden.

Harte Arbeit um das tägliche Brot, eiserner Fleiß haben Menzels kleine Hand geführt, die so Großes geschaffen. Und dann war er gewissermaßen zur Korrektheit der Linienführung vorherbestimmt. Sein Vater war Lithograph, und der junge Menzel hatte in diesem Geschäft hinreichende Gelegenheit, seine zeichnerischen Fertigkeiten auszubilden. Aber die Künstlerseele Adolf Menzels fand in dem Kunstgewerbe keine Befriedigung. Als Autodidakt bildete er sich weiter und trat schon als Achtzehnjähriger mit einem Zyklus „Künstlers Erdenwallen" in lithographischer Federzeichnung an die Oeffentlichkeit. Es war eine Revanche, die Menzel an seinem Schicksal nahm: Humor, Ironie, Tragikomödie. Auf das Produkt eines solchen Geistes wurde alsbald die Kunstwelt aufmerksam. Wer ist Menzel? Ein junger Lithograph? Unmöglich!

So war Menzel entdeckt. Aber der Weg zur Höhe war noch weit. Die Akademiker stießen sich an dem Realismus des jungen Mannes. Geist, Technik, Erfindungsgabe traute man ihm zu — aber ein Künstler konnte der nicht sein, der die Regeln so verachtete. Und dabei hielt sich niemand so an die besten Regeln der Alten wie Adolf Menzel!

Um zu zeigen, daß er es auch „akademisch" könne, widmete sich Menzel der Oelmalerei. Mit dem dritten seiner Oelbilder, „Die Rechtskonsultation", erzwang er sich auch als Maler die Anerkennung. Die eigentliche Grundlage zu seinem späteren Künstlerruhm wurde indes zunächst nicht die Malerei, sondern die Zeichnung, im besonderen die von manchen etwas geringschätzig behandelte Illustration. Kaum ein Illustrationswerk des

vergangenen Jahrhunderts ist so epochemachend gewesen wie die von Menzel illustrierte Kuglersche „Geschichte Friedrichs des Großen". Mit 400 Illustrationen stellte er der Holzschneidekunst die dankbarsten Aufgaben; er selbst stand den Holzschneidekünstlern gerne beratend zur Seite und seinem Scharfblick ist ein entschiedener Fortschritt dieser Kunst zu verdanken. Vor allem aber war es das tiefe Eindringen in den Geist der friedericianischen Epoche, welches Menzels Ruhm mit diesem Werke begründete. Seine Manier war einzig seit Chodowieckis Kupfern; dabei von einer Gewissenhaftigkeit der Zeichnung, der Charakteristik und der Kostümstudien, die dem künstlerischen Realismus zu einer Zeit, wo er verloren schien, wieder zur Herrschaft verhalf. Man muß beispielsweise nur einzelne Titel- oder Schlußvignetten auf ihren geistigen Inhalt prüfen: eine verwundete, mit Binden umkleidete Hand, über welche der Eisenhandschuh gezogen wird, soll zeigen und zeigt mit unverkennbarer Deutlichkeit, wie Friedrich II. auch nach den schwersten Schlägen gezwungen war, wieder zum Schwert zu greifen. Kaum 50 Quadratzentimeter: dem Wissenden sagen sie die politische Lage Preußens zu jener Zeit.

Wir kommen nun hier auf eine Seite des Menzelschen Schaffens zu sprechen, die ihm nicht wenig Feindschaft eingetragen hat. Er wurde der „borussische Hofhistorienmaler". Billig müßten vor so viel Können politische Meinungen zurücktreten, zumal Menzel nichts weniger als ein Hofmann war. Aber zu leugnen ist auch nicht, daß die Grundpfeiler des Menzelschen Ruhmes in dem Friedrichswerk ruhen. Der Preußenkönig und seine Zeit bildeten lange Menzels Spezialität. Er illustrierte die Werke, schilderte das Heer Friedrichs II. und wirkte in zahllosen anderen Bildern zum Verständnis jener Epoche. Zopf und Drill, Rokoko und Barock — das alles schildert er mit unerreichtem künstlerischem Realismus. Die Oelbilder aus dieser Zeit stellen den Höhepunkt der Kunst dieser Entwicklungsperiode Menzels dar: „Die Tafelrunde in Sanssouci", das „Flötenkonzert Friedrichs II.", und viele andere weniger bekannte, aber deshalb nicht weniger die Kunst des Meisters verratende. Die „monumentalen" Werke Menzels — wie die Krönungsbilder preußischer Könige (Friedrich I. und Wilhelm I.) in Königsberg — sind zwar wertvolle Beiträge zur Beurteilung des Künstlers; doch ist der Stoff, der an die Etikette der Haupt- und Staatsaktion gebunden ist, kaum geeignet für einen Menzel.

Wenn andere alt werden, lassen sie nach. Menzel aber trat „auf seine alten Tage" mit einer völlig neuen Entwicklung auf. Er, der große Beobachter, „konnte auch anders". Auf einer Reise nach Frankreich studierte er neben sozialen Problemen auch das „Pleinair" (Freilicht) und den Impressionismus, und diese Studien trugen ihre Früchte: Keiner der Modernsten, der Stürmer und Dränger hat ein besseres realistisches Bild gemalt als das „Walzwerk", und die meisten seiner scharf beobachteten, glücklich aufgefaßten Bilder aus dem Leben sind im Vergleich zu den Anstreicherarbeiten anderer unsterbliche Kunstwerke.

Menzel hat auch den Schwarzen Adlerorden und damit den persönlichen Adel bekommen.

Vorher hatte ihn die Kunst schon geadelt.

An der Riviera.

Skizze von J. O. Dirkink.

Von Genua aus machten wir einen Abstecher nach der Riviera. In Mentone hieß es nun: Wagen oder Bahn? Ich rechne aber eine Wagenfahrt zu den höchsten Annehmlichkeiten einer Reise. Das Durchstreifen der Städte, das Sehen und Anstaunen der Kunstwerke und Sehenswürdigkeiten ist höchst ermüdend und angreifend. Aber sich bequem im Wagen zurücklehnen, während er uns schnell und leicht durch die Straßen oder auf einem Landweg dahinfährt, wo wir die bunten Bilder, die sich in reicher Abwechselung darbieten, mühelos genießen und dazwischen unseren Gedanken nachhängen können, das ist poetisch schön. Es ist ein Stück irdischer Sorglosigkeit, die mit zum Reisegenuß gehört, wie der Gedanke, daß uns überall der Tisch gedeckt, das Lager bereitet ist, wenn wir der Speise, des Trankes und der Ruhe bedürfen.

So wurde denn der Wagen bestellt, und nun ging es hinaus in den sonnigen, klaren Oktobertag; über uns die strahlende Sonne, die das Meer aufleuchten ließ in goldiger Pracht; langsam ging es die Anhöhe hinan, immer am Meere entlang; von weither läuteten die Kirchenglocken in die heilige, duftige Stille — es war Sonntag!

Die Riviera! O wie oft hatte ich vor Jahren in Wiesbaden mit Staunen und Entzücken einer Freundin gelauscht, die alljährlich hier den Winter zuzubringen pflegte, wenn sie uns von den Lorbeer- und Pinienwäldern, von Zypressen erzählte, schlank wie die Zedern des Libanon, von Agaven und fremdartigen Stauden und von den großartigen Olivenwäldern. Und nun fuhr ich daran vorbei und blickte staunend zu den Bergriesen hinauf, versenkte mich wieder in den Anblick des Meeres und hing meinen Gedanken nach.

Drüben der Schimmer einer Stadt, es war das romantische Bordighera, und endlich tauchten sie auf die weltberühmten Städte Monte-Carlo, Monaco, wahrhaft irdische Paradiese, aber wieviel Elend, Jammer und Verzweiflung verbirgt sich unter der gleißenden Pracht und Herrlichkeit dieser Wunderwelt. Langsam fuhren wir bergab, die Olivenwälder wurden dichter, wir waren in der Nähe von Nizza, das, wie ich gehört hatte, in Rosenpracht eingebettet sei.

Und was für Rosen? Fremde und einheimische, Heckenrosen und Centifolien, Moosrosen, blasse, gelbe und rote und schwarze sogar. Und an den Abhängen hängen sie wie Wälder, klettern an die Bäume hinauf, schieben und drängen sich durch Hecken und Zäune, winden sich wie purpurne Wolken um Gebüsche, legen sich wie Schneepolster auf die Simse der Häuser und bekleiden die Wände mit leuchtenden Teppichen. Rosen wohin man sieht! Aus den Spalten schauen sie hervor, von den Gesträuchen nicken sie herab, ja man kann sie stundenweit schon riechen. So hatte uns vor Jahren in den Kuranlagen zu Wiesbaden eine Freundin den Mund wässerig gemacht. Und wie gespannt war ich, diese Rosen zu sehen.

Meine Augen spähten sehnsüchtig aus und da sahen sie an den Abhängen die Federnelke, die weißblühende Myrte, Astern und Levkoyen, aber Rosen? Nein! An Hecken und Zäunen, an Häusern und Bäumen hielt ich scharfe Umschau, aber Rosen? Nein! Im übrigen ist Nizza ein Garten Eden und es hat den Vorzug seiner Lage vor vielen anderen Badestädten voraus, es liegt am Meere.

Es war überfüllt von Menschen und ich setzte mich auf eine Ruhebank und ließ sie an mir vorbeiziehen, die lieben Geschöpfe Gottes, gesunde und kranke, kleine und große, aber da kommt gerade ein Paar, hochnobel, sehr geputzt, aber sie langweilen sich gräulich, das sieht man auf 100 Schritte schon. Ein anderes Paar, er gar behaglich in seiner Korpulenz mit gelben Schuhen und weißem Zilinder, sie rauschend in gelbbrauner Seide und sich fächelnd und mit souveräner Verachtung auf das niedere Volk herabschauend. Und da und dort ein Individuum, das beständig nach Monaco hinausschielt, und dazwischen laufen und haschen sich jauchzende Kinder. Ja, wirklich jauchzende, denn so blasiert sind sie noch nicht, obschon sie von so vielen Bazillen umkreist werden, die armen Dinger. Von Bazillen der Eitelkeit, des Neides, der Genußsucht und des Hochmuts, die sie arglos hinabschlucken und sie unverdaut mitnehmen in die Heimat, bis ihr kleines zartes Kinderherz so zähe wird wie ihr Lederball, oder das Einmaleins schiebt sich an Stelle ihres Herzchens, wie jener Mann es bekam, den der Teufel erschaffen hat. Doch davon später.

Langsam ging ich vorbei an diesen abgezirkelten Rasen mit ihren Blumenbeeten, als ob der Konditor dort eine Riesentorte niedergelegt, ich sah die künstlichen Baum- und Staudengruppen und den hübschen Springbrunnen, der bald wie ein Riesenzuckerhut aus dem Teich hervorragt, plötzlich übermütig wird und Purzelbäume schlägt und wild und toll geworden die armen Wassergeister quält, die nun auch Rad schlagen und über einander purzeln und Allotria treiben. Und von Nizza eilen meine Gedanken nach Rom; auf dem gigantischen Platze vor dem Petersdom steht der Riesenobelisk, wie ein Wachtposten, der Tag und Nacht dem Weltentempel die Honneurs macht; und ihm zu Seiten rauschen grandiose Fontänen ihre Sphären-Harmonie dem Heiligtume. Mich verlangt es oft nach Natur in stiller Größe und ich denke weiter an den Rhonegletscher und preise ihn glücklich, daß er nicht in seiner kristallenen blauen Schönheit an einem Marktplatz steht, wo die Gaffer lärmen und ihn künstlich zurechtstutzen würden. Oder ich sehe in der Erinnerung jenem Wasserfalle zu, in des Tales Gründen, wie er seine kristallenen Staubatome in der Sonne wie Brillantgefunkel leuchten läßt. Und ich verliere mich in jene grün umhegte Schlucht, wo der stille Bergsee verborgen ruht, klar und durchsichtig wie das Auge Gottes.

Die Kurmusik spielte einen lustigen Marsch, als wir Nizza verließen. „Sie wollten uns ja die Geschichte von jenem Mann erzählen, den der Teufel erschaffen", mahnte man im Wagen.

„Gut, das war so! Als der liebe Herrgott den Adam erschaffen hatte, war der Teufel nicht weit und er knirschte mit den Zähnen und stampfte mit dem Pferdefuß auf.



Er wußte, Adam war ein Kind des Staubes und ging doch einher wie ein Herrscher, gab den Tieren Namen, selbst der listigen Schlange, die es durch ihre Tücke doch so weit brachte, daß er noch ins Gras beißen mußte.

Ja, wie ein König schritt Adam im Garten Eden einher und der Teufel lauerte am Zaun und seine Hörner sträubten sich vor Wut. Da klopft ihm jemand auf die Schulter. Ach, er roch es schon, sie hatte Pfannenkuchen gebacken, die Alte, seine Großmutter, und Kaffee gekocht und sie wollte ihn holen zum Vespern. Er hatte keine Lust.

„Seht euch doch den Kerl an, Bestmoder," sagte er, „wie er einherstolziert, als wäre er unsereins, und ist bloß aus Lehm."

„Hat er ihn geschaffen?" grinste die Alte, „ah, sieh da, dort liegt noch ein Lehmklumpen, nimm ihn und schaffe auch einen. Du sagst ja immer," höhnte sie, „du könntest alles besser machen als er. Die Welt ist fertig, jetzt zeige, daß du einen Menschen erschaffen kannst. Fix zu! Ich helfe dir." Und richtig, der dumme Teufel ging auf den Leim und fing mit der Alten an zu kneten, zu formen, und sie bügelte dazwischen die Falten glatt.

Aber du liebe Zeit, es war alles zuviel in die Länge gezogen, lange Arme, lange Plattfüße, langes Gesicht und lange blökende Zähne. Langer Backenbart, lange Nase und alles hellblond, die Wimpern, die Brauen, der Haarschopf, und auf die Nase stülpten sie ihm eine blaue Brille. Da lag er nun steif wie ein Klotz.

„Es ist kein Leben in ihm," brüllt der Teufel los und zeigt der Alten die Krallen.

„Ja," höhnt die Alte, „er hat ja kein Herz, wie kann er da leben?"

„Aber ich weiß Rat." Flugs hüpfte sie (sie hinkte etwas) in die Hölle hinab, holte das Blasrohr und nahm das Einmaleins vom Spind, das die Höllenkinder in der Schule gelernt hatten.

„So", sagte sie, „jetzt operiere ihm das Papier da neben den Magen und dann blasen wir ihm tüchtig Luft ein und es müßte bei unserem Vetter, Herrn Belzebub, zugehen, wenn wir ihn nicht auf die Beine kriegen."

Richtig! sie bliesen wie mit Trompeten, alle Vögel flogen erschreckt davon, nur Base Schlange lauerte versteckt im Grase.

Endlich beim letzten Posaunenstoß dehnte und reckte sich der lange Mann, schnaufte wie ein Nilpferd und stöhnte.

Sie richteten ihn triumphierend in die Höhe und er konnte wahrhaftig stehen und gehen, aber wenn der Teufel ihn mit Adam verglich, wurde er wütend. „Ich weiß Rat", sagte die Alte und hopste wieder in die Hölle hinein. Sie kehrte mit einem Arm voll Kleider zurück. Alles aus der Garderobe vom reichen Prasser, pikfein und nobel. „Kleider machen Leute", sagte sie, „jetzt ziehen wir ihn an, hellen Anzug, gelbe Schuhe, weißer Zylinder, schwere Uhrkette über dem Magen, den Bädeker in der Hand und einen roten Regenschirm unter dem Arm." Der Teufel schaut ihn an und kratzt sich hinter den Ohren.

„Zu langweilig, der Kerl, wohin mit ihm? Hier laufen lassen, damit die Engel hohnlachen und der Adam den Lachkrampf kriegt?" Der Teufel knirschte vor Wut; aber die Alte wußte Rat. Sie winkte einer riesigen Fledermaus: „Nimm diesen Signor", sagte sie „und trage ihn über irgend welchen Kanal in ein Land, wo der Nebelkönig herrscht. Vielleicht kriegt er dort den Spleen und wird amüsanter."

„Zu Befehl, höllische Majestät", schnorrte die Fledermaus und zog, den steifen Peter auf dem Rücken, ab. Wo sie geblieben, weiß ich nicht. Ohne Nachkommen aber ist er nicht geblieben; es gibt auch heute noch manche Leute mit dem Einmaleins statt des Herzens in der Brust und ich fürchte fast, sie alle reklamiert der Teufel noch mal als sein Machwerk. So weit war ich, da riß der Schaffner die Wagentür auf: „San Remo!" Wir waren am Ziel. —

Voranzeige. In der nächsten Nummer (9) wird erscheinen:

Die „Frauenlobe" der „Jugend" und des „Simplicissimus",

von Dr. **Ludwig Kemmer**, München,

dem Verfasser der im I. Jahrgange (1904) erschienenen Artikel: „Gegen die Schmutzliteratur und Unkunst" (Nr. 4, S. 51); „Fort mit dem Schmutz! Ein Wort zur Sittlichkeitsnummer der ‚Jugend'" (Nr. 34, S. 440 ff.); „Der ‚Simplicissimus' und unser Heer" (Nr. 7 und 19, S. 95 ff., 257 ff.); „Das Fürstenzerrbild des ‚Simplicissimus'" (Nr. 14 u. 15, S. 199 ff., 210 ff.); „Highlife und ‚Kommiß'-Offiziere" (Nr. 29, S. 381 ff.).

Bühnen- und Musikschau.

Hoftheater. Gegenwärtig geht eine Aufführung von Wagners „Ring des Nibelungen" in Szene, welche, nachdem Frau Bettaque und Herr Knote von ihrer Amerikafahrt zurückgekehrt sind, ziemlich ganz mit eigenen Mitteln bestritten wird. Zu einem ständigen Vertreter des Siegmund haben wir es freilich noch nicht gebracht und mußte in dieser Rolle und gleichzeitig als Loge Herr Moers aus Leipzig aushelfen. Seinem Loge fehlt leider die notwendige bestechende Ueberlegenheit. Er ist halb tückischer Mephisto, halb katzbuckelnder Nickelmann, das alles aber ohne fühlbare Schönheitslinie. Frl. Huhn, deren Anwesenheit nur noch Legende ist, hat die Fricka an die intelligente Frau Matzenauer abgetreten, die indessen Mühe haben wird, die ganze Hoheit und Ausdrucksgröße ihrer Vorgängerin zu erreichen.

Residenztheater. Das Drama von Richard Beer-Hofmann „Der Graf von Charolais", das in Berlin einen Sensationserfolg davontrug, war das Ereignis dieser Woche. In den Erfolg mischte sich doch auch etwas wie Enttäuschung. Das Stück fällt in zwei fast zusammenhanglose Teile auseinander. Der erste behandelt den Kampf des jungen Grafen um den Leichnam seines Vaters, der einem brutalen Gesetz zufolge im Schuldturm zurückgehalten wird, der zweite ist eine der gewöhnlichen, nur um einige Jahrhunderte zurückdatierten Ehebruchstragödien, die darin gipfelt (und das ist die eigentliche Sensation des Stückes), daß der Graf seine Frau in flagranti in einem verrufenen Hause ertappt. Er erwürgt den Verräter seiner Ehre, das Weib gibt sich selbst den Tod. Das Charakteristische des Stückes ist, daß jeder Zug der Handlung mit unmotivierter Plötzlichkeit und aller psychologischen Begründung entbehrend eintritt. Hier wird das Unmögliche Ereignis. Wo die Handlung zum Stillstand kommt, gerät der Verfasser in ein lyrisches Verweilen, das sich im Buch jedenfalls besser macht als auf der Bühne. Unter Possarts tatkräftiger Regie wurde das Stück sehr gut gegeben. Den Hauptanteil am Erfolg hatten neben Lützenkirchen die Herren Jacobi, Häusser und Frl. Neubke. In Halbes „Haus Rosenhagen" trat auf Engagement Herr Artur Hellmer vom Schillertheater in Berlin als Gast auf. Sein Karl Egon war aber nicht die vom Dichter gewollte energische und hartsinnige Gestalt, die sich durch die Kraft ihres Charakters zum Mittelpunkt dieses Dramas aufzuwerfen hat. In Erscheinung, Organ und Spiel des Gastes lag noch zu viel Ueberjugendliches und Unfertiges, um dies zu erreichen. Damit dürfte wohl bewiesen sein, daß Herr Hellmer nicht in der Lage ist, das zu geben, was wir brauchen.

Im Prinzregententheater gastierten Mitglieder des Kgl. Schauspielhauses in Berlin mit einer Vorstellung des „König Oedipus" von Sophokles. Für die Aufführung fehlte es selbst an der notwendigsten Reklame und es machte fast den Eindruck, als sollte dieselbe unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfinden. Auch die Wahl des Stückes kann zu dem nur mäßigen Besuch der Vorstellung mit beigetragen haben. Das künstlerische Ergebnis war durchaus befriedigend und der Herkunft der Gäste würdig; doch konnte man auch mit Genugtuung konstatieren, daß die Gesamtleistung das an unserer Hofbühne gewohnte Maß nirgends überstieg.

Die Konzertwoche hat nur ein einziges musikalisches Ereignis von Bedeutung aufzuweisen: den modernen Abend, welchen Bernhard Stavenhagen im Kaimsaal veranstaltete. Ueber den für München unschätzbaren Wert dieser Konzerte haben wir uns bereits des öfteren ausgesprochen. Eigentliche Novität war nur die Suite „Die Islandfischer" von Pierre Maurice, in welcher der Komponist den aus dem Roman von Loti empfangenen Eindrücken überaus stimmungskräftigen Ausdruck gibt. Schillings-Wildenbruchs vielgespieltes „Hexenlied", die übergenialen und witzigen Don Quixotevariationen von Richard Strauß und Jean Louis Nicodés mächtige und klangschöne Orchestervariationen vervollständigten das Programm aufs glücklichste.

Verschiedenes. Kapellmeister Rabes neue Oper „Liane" wurde in Düsseldorf freundlich aufgenommen. — „Jadwiga", Dellingers so beliebte Operette, erlebte jüngst in Hamburg ihre 25. Aufführung. — In Planquettes Nachlaß fand sich eine fast vollendete Operettenpartitur „Mohammeds Paradies". Der Autor der „Glocken von Corneville" hatte noch kurz vor seinem Tode an diesem Werk gearbeitet; sein Freund Ganne hat es nun vollendet und demnächst erfolgt in Paris die Aufführung.

Bayerleins „Zapfenstreich" ist nun auch in Florenz im Teatro Nicolini aufgeführt worden, erlebte aber trotz voraus-

gegangener lebhaftester Reklame nicht den Erfolg, den das gespannt erwartende Publikum sich erhofft hatte. Nach der Gerichtsszene gab's lebhaften Applaus — zum Schluß wurde aber alles energisch niedergezischt. — „Trugbild" (Die stille Stadt) von Georges Rodenbach, dem bekannten Schüler Maeterlincks, fand im Leipziger Theater am Thomasring nur laue Aufnahme. — Anton Ohorns Schauspiel „Die Brüder von Sankt Bernhard" wurde bei seiner Aufführung im Hamburger Schauspielhaus mit stürmischem Beifall aufgenommen. — „Till Eulenspiegel", fünfaktige Komödie von Georg Fuchs, ist bei seiner Uraufführung im Leipziger Schauspielhaus mit großem lautem Erfolg gegeben worden. — Ein dreiaktiges Manöverbild haben die Herren von Schlicht und Gordon zusammengezimmert und im Altonaer Stadttheater zur ersten Darstellung gebracht; das Publikum soll viel altes Bekanntes an diesem Abend belacht haben, das neu Hinzugekommene soll ihm recht langweilig vorgekommen sein.

München. Hermann Teibler.



Der Münchener Armenball

gehört zu den Hauptsehenswürdigkeiten der Wintersaison in der bayerischen Residenz, ist er doch der einzige „bürgerliche" Ball, den der gesamte Hof, auch die Prinzessinnen, mit ihrem Besuche beehren. Einst fand der Armenball im Kgl. Odeon statt, dann wanderte er auf Jahrzehnte ins Hoftheater über, aus dem er jetzt, wegen spät entdeckter feuerpolizeilicher Bedenken, zum erstenmal hat auswandern müssen. Der Umzug ins „Deutsche Theater" raubt dem Armenball den undefinierbaren Reiz und die stolze Grandezza des Hofopernballes. Aber vielleicht ist es nur ein vorübergehender Behelf bis zum Bau eines — neuen Hoftheaters, von dem ja schon allen Ernstes die Rede war, obgleich die Hüter der Staats- und Hoffinanzen sehr bedenkliche Mienen machten. Die von Licht, Gold und Silber strahlenden Prunkräume des sogenannten „Deutschen Theaters", das als feineres Variété und vornehmes Ball-Lokal seinen Theaternamen nur noch mit Unrecht führt, ist für große Repräsentationsfeste wie geschaffen. Der Aufenthalt ist zweifellos auch behaglicher als im Hoftheater, wo von heute auf morgen Tanzsaal und Restaurationssäle improvisiert werden müssen. Nun, das Armenballkomitee, an dessen Spitze Graf Drechsel steht, hatte alles aufgeboten, um die Besucher über den Verzicht auf das alte Heim zu trösten. Der Umzug vom Hoftheater ins Deutsche Theater bildete das Sujet der vom Maler Spandow entworfenen Plakette, welche Damen und Herren als Maskenzeichen diente, und auf der Bühne des neuen Festhauses begrüßte eine naturgetreue Darstellung des Hoftheaters mit der breiten Freitreppe die neugierigen Gäste. Selbst der berittene Gendarm, der vor der Maximilianstraße allabendlich Posto faßt, war nicht vergessen. Aus dem Hoftheater trat das Münchener Kindl (Hofschauspieler Waldau), um nach Vortrag des von Frau Hartl-Mitius verfaßten launigen und sinnigen Prologs den feierlichen Umzug ins neue Heim des Armenballes anzutreten. Ein farbenfroher Zug, in welchem die schönsten seit 1882 abgehaltenen Festspiele zu prächtigen Gruppen vereinigt waren, gab dem zu Füßen der Bavaria sitzenden Münchener Kindl das Geleit. Der Bavaria folgten die acht Kreise Bayerns in lebensfrischen Gestalten.

Eine kleine Enttäuschung war für viele der Ausfall der im Hoftheater von jeher üblichen, auch diesmal angekündigten Polonaise, an der stets der Prinz-Regent und sämtliche Prinzen und Prinzessinnen mit den Damen und Herren des Komitees, geführt durch fackeltragende Pagen, teilnahmen. Indessen ist diese Rücksicht auf den greisen Regenten, für den nichts so sehr zu fürchten ist als ein Ausgleiten auf den Treppen oder dem Parkett, eine fast selbstverständliche Sache. Mit den Herren und Damen des Komitees hielt der Regent im japanischen Saale längere Zeit Cercle. Für die Mitglieder der königlichen und herzoglichen Familie hatte man den Mittelbalkon zu einer prächtigen dreiteiligen Hofloge umgestaltet. Es war eine Freude, die verschiedenen Generationen des Hauses Wittelsbach in so überraschend großer Zahl beisammen zu sehen. Verschiedene Prinzen – u. a. Prinz Ludwig, Prinz Rupprecht, Prinz Alfons – blieben auch im neuen Hause der Sitte treu, daß sie sich, nachdem der Regent das Fest verlassen hatte, in das Gewoge des Ballsaales hinabbegaben und einzelne Gäste durch eine Ansprache auszeichneten.

Der von freigebigen Wohltätern reich bestellte Glückshafen fand starken Zuspruch. Begrüßenswert ist die Neuerung, daß Damen der Gesellschaft den Los- und Blumenverkauf in den Sälen übernommen hatten. Das ganze Fest bot von verschiedenen erhöhten Standpunkten aus ein geradezu feenhaftes Bild. Wir hegen nur die eine Besorgnis, daß, wenn das Stammpublikum der bals parés und Redouten des „Deutschen Theaters" beim jetzt noch neuen und ungewohnten Armenball erst „warm" geworden sein wird, der „bessere Ton" eine Einbuße erleiden könnte. Schon diesmal waren Ansätze dazu bemerkbar, da gewisse „Dominos", hinter deren Larven Damen des Balletts vermutet wurden, schon zu früher Stunde recht gewagte Evolutionen vorführten. Eine größere Strenge und geeignete Weisungen bei Ausgabe der Maskenkarten dürfte künftig ähnlichem vorbeugen.

Das Komitee verdient für seine opferfreudigen Mühen und Sorgen innigsten Dank im Namen der Armen, denen, mag man über diese Zweckbälle prinzipiell denken, wie man will, durch den Luxus und das Vergnügen der Wohlhabenden jedenfalls eine reiche Unterstützung vermittelt wird. Um die Presse machte sich auch diesmal Herr Direktor Hartl sehr verdient.

München. Dr. Armin Kausen.

Pius X. und die „Allgemeine Rundschau".

Von Seiner Eminenz dem Kardinal Steinhuber in Rom traf am 9. Februar an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" nachstehendes Schreiben ein als Antwort auf die an den Kardinal gerichtete Bitte, Seiner Heiligkeit dem Papste und Seiner Eminenz dem Kardinal-Staatssekretär je ein Exemplar der „Allgemeinen Rundschau" zu überreichen:

„Verehrtester Herr!

Erst vor 14 Tagen traf sich eine passende Gelegenheit, die von Ihnen eingesandten Bücher dem Heiliger Vater und dem Kardinal-Staatssekretär zu überreichen. Sie kamen von keinem Unbekannten. Sowohl der Heilige Vater als der Kardinal erinnerten sich mit Wohlgefallen des Schriftstellers, dem ja der erstere durch ein Schreiben des letzteren sein Wohlgefallen aussprechen liess. Auch die von mir überreichten Exemplare, über deren Tendenz und Bedeutung ich Seine Heiligkeit sorgfältig zu instruieren nicht unterliess, fanden die beste Aufnahme. Pius X. versteht sehr wohl die Wichtigkeit eines solchen Organs für die Katholiken. Indem ich Ihnen im Auftrag des Heiligen Vaters seinen apostolischen Segen sende und auch meinerseits für die freundliche Gabe bestens danke, zeichne ich mit grösster Hochachtung

Ihr

ergebener

Rom, 7. Februar 1905. A. Kard. Steinhuber."

Kleine Rundschau.

Ein neues billiges Menzel-Werk

wird anläßlich des Todes des Altmeisters deutscher Kunst von der Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. in München, vorbereitet. Dasselbe sollte ursprünglich zum 90. Geburtstage Adolf von Menzels (8. Dezember 1905) erscheinen, wird aber nun schon im Frühjahr zur Ausgabe gelangen. Das von demselben Verlage 1895 zum 80. Geburtstage herausgegebene Menzel-Werk kostete 40 Mk., die neue wohlfeile Ausgabe mit weit über 100 Abbildungen wird nur 10 Mk. kosten. K.

Pädagogische Zentralbibliothek.

In diesen Tagen gibt die Verwaltung der Pädagogischen Zentralbibliothek (Comenius-Stiftung) in Leipzig bekannt, daß wegen bevorstehenden Umzuges alle ausgeliehenen Bücher bis zum 15. Februar zurückgeschickt werden müssen. Der lang ersehnte Wunsch der Verwaltung, ihr eigenes Bibliotheksgebäude zu haben, ist endlich erfüllt und zu Ostern wird das neue Heim in der Schenkendorfstraße eröffnet. Die genannte Zentralbibliothek ist gegenwärtig die größte pädagogische Bibliothek in ganz Europa, da sie gegen 120,000 Bände aus allen Gebieten der Pädagogik umfaßt. Die neuen Räumlichkeiten sind aber für eine dreimal so große Zahl von Werken ausreichend. Die Bibliothek wird nur durch freiwillige Gaben und Schenkungen unterhalten. Nach den Bestimmungen der Bibliothekordnung werden die Bücher an Lehrer und pädagogische Schriftsteller unentgeltlich ausgeliehen und zwar in Leipzig auf vier, außerhalb auf sechs Wochen. Auf Ansuchen wird eine Verlängerung der Leihfrist gerne gewährt. Wörterbücher und Manuskripte, Kupfer- und Kartenwerke, sowie seltene und kostbare Schriften können nur im Lesezimmer der Bibliothek benutzt werden. Das Porto für Hin- und Rücksendung muß natürlich der Besteller tragen. J. G.

Münchener Kunstgewerbe. Die in kirchlichen Kreisen und auch sonst weithin renommierte herzogl. bayer. Hofschlosserei von Jos. Frohnsbeck in München, Amalienstr. 28 hat zurzeit in den Ausstellungsräumen der Gesellschaft für christliche Kunst, Karlstr. 6, einen prachtvollen, ganzgeschmiedeten Kerzenständer stehen, der im Barockstil nach dem Entwurf des Gewerbebaumlehrers Anton Berger ausgeführt und für die Pfarrkirche in Rappoltskirchen bestimmt ist. Die sehr gediegene Arbeit ist wieder ein glänzendes Zeugnis für Meister Frohnsbecks hervorragende Leistungsfähigkeit. tz.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.
Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✹ Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 9. München, 26. Februar 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Der Krieg und das japanische Volk.

(Von einem Japaner.)

Der hochw. Herr Maeda, 1894 geweiht, ist der erste einheimische katholische Priester des Erzbistums Tokio. (Die meisten der ca. 30 japanischen Priester kommen aus Südjapan, aus alten katholischen Familien.) Er ist ein ungewöhnlich begabter Mann, ein trefflicher Redner und Verfasser mehrerer apologetischer Werke. Wiederholt wurde er von der „Kaiserlichen Gesellschaft für Unterricht und Erziehung" in Tokyo schon zu Konferenzen und wissenschaftlichen Vorträgen vor einer auserwählten Zuhörerschaft eingeladen.

Es dürfte gewiß nicht uninteressant sein, zu vernehmen, was dieser Mann, der sein Volk liebt und durch und durch kennt, über Japan denkt. Vor 30 Jahren, so führt Maeda in einem Aufsatze: „Der Krieg und das japanische Volk" weiter aus, habe man von Japan noch kaum geredet Heute spreche alle Welt von Japan. Es sei zum Mittelpunkt des allgemeinen Interesses geworden. Die unerhörte Kühnheit, mit welcher es den Kampf gegen das mächtigste Reich Europas aufgenommen, und die Bravour, mit der es den Kampf geführt, habe alle in Staunen und Bewunderung versetzt. „Sieht man unsere Soldaten und Seeleute durch die Straßen unserer Hauptstadt ziehen, meist kleine Gestalten mit sonnverbrannten Zügen, eckigem Kopf, linkischer Haltung, denen die europäischen Schuhe und Kleider meist viel zu groß sind, niemand würde vermuten, daß unter diesem vernachlässigten Aeußern, dieser schwerfälligen Form eine solche Feuerseele, so viel Unerschrockenheit und Todesverachtung sich verbirgt." Der bisherige Verlauf des Krieges sei eine Ueberraschung für alle gewesen; was er für die Zukunft bringe, könne vorläufig keiner voraussagen. Ein wichtiges Ergebnis hat er für Japan selbst gehabt: er hat es aus einer sehr bedenklichen Krisis herausgerissen. „Vor dem Kriege, zumal während der letzten vier Jahre, machte der altjapanische Volksgeist eine bedenkliche Wandlung durch. Die materialistischen Grundsätze, die das neue Erziehungs- und Unterrichtswesen beherrschten, hatten die alten Ideale der Nation, das Ideal der Ehre, der Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe mehr und mehr verdrängt. Geld und Gewinn nahmen allmählich in der Wertschätzung des japanischen Volkes einen Platz ein, den sie zuvor niemals gehabt."

Die neue Zivilisation brachte neue Bedürfnisse und einen Luxus, der mit der alten Genügsamkeit seltsam kontrastierte. Das Verlangen, diese „Bedürfnisse" zu befriedigen, führte dann zur Anwendung von Mitteln und Kunstgriffen, die früher als ehrlos gebrandmarkt, jetzt ungescheut geübt wurden. Selbst die einst so verpönte Bestechlichkeit trat jetzt mit schamloser Offenheit auf. Entsprechend sank das sittliche Niveau immer tiefer, und alle Bemühungen der japanischen Volkserzieher und Moralphilosophen konnten diesen Niedergang nicht aufhalten. Dazu kamen die Verlegenheiten und Schwierigkeiten der inneren Politik. Bei dem Wirrwar der Meinungen und der Eifersucht der Parteien war eine friedliche, feste Regierung fast unmöglich geworden. Die rasch nacheinander erfolgten Auflösungen der Kammer zeigten, in welch schwieriger Lage die Regierung sich befand. In der Gärung und allgemeinen Unzufriedenheit fand die Aussaat sozialistischer Ideen einen fruchtbaren Boden, und die Umsturzpartei begann bereits ihre Macht zu fühlen.

Da kam der Krieg und änderte mit einem Schlage die Situation. „In dem Augenblicke, da der elektrische Funke die große Kunde überall hinaustrug, ging ein Zucken durch die Nation. Ein Gedanke beherrschte von jetzt an das ganze Land von einem Ende zum andern und machte es einig: der Krieg. Bei seiner Erklärung erwachte die Seele Altjapans, die eingeschlummert oder krank geschienen, wieder auf und fand sich selber wieder. Dieses Volk von 40 Millionen kannte von dem Augenblicke an nur noch ein Ziel: die Ehre des Landes, nur einen Entschluß: Sieg oder Tod!"

„Die neugewählte Kammer vergaß alle alten Zwiste, verbannte alle Oppositionsgelüste. In drei Tagen beendigte sie ihre Sitzungen und bewilligte ohne Diskussion alle Forderungen der Regierung. Das Vaterland vor allem, war die Parole. Das ganze Volk zeigte sich gleichfalls auf der Höhe seiner Aufgabe. Alle unnötigen Ausgaben wurden unterdrückt; der Reiche versagte sich alles nicht unumgänglich notwendige, und der Arme opferte seinen letzten Spargroschen für den Krieg. Aber nicht bloß die Geldsteuer, auch die ungleich härtere Blutsteuer wird klaglos gezahlt. Sofort wurden die älteren im chinesischen Kriege erprobten Soldaten eingezogen als Kern und Stütze der jungen Mannschaft. Sie lassen Frau und Kind und Hof und alles zu Hause. Das ganze Dorf gibt den Abziehenden auf die nächste Station das Geleite. Keine Träne fließt, kein Wehklagen ertönt. Die Zurückbleibenden zeigen denselben Mut,

dieselbe Opferwilligkeit wie die Abziehenden. Alle sind zu jedem Opfer fürs Vaterland bereit. Mit solchen Menschen ist alles möglich, bei solcher Gesinnung braucht es einen nicht länger zu wundern, daß, wenn späterhin, wo es sich um einen todesmutigen Handstreich handelte, und der Kommandant vortretend die Frage stellte, wer zum Tode bereit sei, statt der 20 Mann, die er brauchte, gleich 2000 sich anboten und um die Ehre stritten, in den sicheren Tod zu gehen.

„Gewiß auch in Japan fordert die Natur ihre Rechte; auch hier trugen die Listen der Gefallenen Schmerz und Trauer in die Familien. Aber sofort gewinnt der Mut über die Schwäche die Oberhand. Man beglückwünscht sich gegenseitig und besucht und ehrt die Eltern der fürs Vaterland gefallenen Söhne. Sterben muß man doch, so heißt es, aber wie schön ist ein solcher Tod!

„In allen Dörfern landauf landab bilden sich Vereine zur Unterstützung der Witwen und Waisen. Die furchtbare Last, die der Krieg dem ganzen Volke auflegt, ist erdrückend, aber der Patriotismus, der hoch und niedrig, arm und reich beseelt und sich gegenseitig nahe bringt, hilft über alle Mutlosigkeit hinweg.

„Ein berühmter Denker hat gesagt, daß die Größe eines Menschen sich bemesse nach der Kraft seines Opfersinns (wie umgekehrt der Egoismus den Maßstab seiner Kleinheit bildet). Wenn das wahr ist für den einzelnen, dann muß es gelten für ein ganzes Volk. Es ist sein Opfersinn, wodurch es sich groß zeigt. Angewandt auf das japanische Volk, würde aus diesem Grundsatze sich zweifellos ergeben, daß es durch seine Haltung in diesem Kriege sich zum höchsten Rang unter den Völkern emporgehoben.

„Muß man also wirklich Japan ein großes Volk nennen? Nein, noch nicht ganz, denn seine Erziehung ist noch nicht vollendet. Unter den zeitgenössischen zivilisierten Nationen ist Japan die jüngste und zählt erst 30 Jahre; das reicht noch nicht. Man muß noch abwarten und Geduld haben. Vorläufig ist es ein enfant terrible, daß sich mit grauenhaften Todesmaschinen vergnügt, das mit dem Tode spielt, als ob es wie ein Kind die Gefahr gar nicht kenne. Was es in 30 Jahren von seinen Lehrern gelernt hat, das zeigt es heute zu Wasser und zu Land, und niemand kann leugnen, daß es seine Lektion gut gelernt hat."

Kriegerisch sei Japan stets gewesen. Kämpfen und Fehden füllen seine Geschichte. Der einzige Gedanke der alten Samurais war, sich Ruhm und Ehre durch glorreiche Waffentaten und kühne Handstreiche zu erlangen. „Aber damals schlug man sich innerhalb der engen Grenzen von Gauen und Provinzen. Jetzt kämpft Japan auf der Schaubühne der Welt, vor den Augen aller Völker. Was Wunder, daß es in seinem Durst nach Ruhm und Ehre Wunder der Tapferkeit verrichtet."

Selbst die Kinder, die zu Hause weilen, während ihre Väter auf blutiger Wahlstatt stehen, seien von der allgemeinen Begeisterung erfaßt. Weh dem Mädchen im Pensionate, das sich bei den Nachrichten vom Kriegsschauplatz nicht warm und begeistert genug über die nationalen Waffentaten zeigt. Es wird mit scheelen Augen angesehen, denn unempfindlich sein für die Ehre des Vaterlandes gilt als Verbrechen.

„Ohne Zweifel ist kein Volk, so tapfer es ist, vor den launischen Wechselfällen des Kriegsglücks gesichert. Vielleicht, daß auch Japan Niederlagen, vielleicht schwere Niederlagen bevorstehen. Allein so lange diese Opferwilligkeit seines Volkes anhält, kann es wohl geschlagen, aber nicht besiegt werden.

„Uebrigens der eigentliche Feind Japans ist nicht die russische Macht. Die Japaner fürchten dieselbe nicht länger, und selbst wenn sie am Ende besiegt würden, sie können jetzt besiegt werden ohne Schande; man kennt sie. Der gefährlichste Feind Japans kommt nicht von außen, sondern von innen. Bis jetzt hat dieses Volk fast mehr einem Ideal als der Wirklichkeit gelebt. Es wird seine Natur nicht ausziehen und braucht stets ein Ideal. Sein Unglück wäre, wenn es dasjenige verlöre, das bislang seine Stärke ausgemacht hat und es ersetzte durch ein anderes, gar sehr verschiedenes, das da heißt: genieße das Leben, werde reich!

„Wenn es dahin käme, daß das japanische Volk durch eine verkehrte Erziehung materialistisch würde, wenn es aufhörte, an Tugend und Ehre zu glauben und bloß noch dem krassen Egoismus diente, von dem Tage an hätten seine Feinde ein leichtes Spiel: sie brauchten es nicht zu schlagen, es ginge von selber zugrunde.

„Viele zerbrechen sich jetzt die Köpfe mit der Frage, was Japan tun werde im Falle eines Sieges. Die Frage ist verfrüht. Was es immer sein wird, es gibt eine Frage, die ungleich ernster und wichtiger für seine Zukunft ist, und sie lautet: ‚Welche Religion wird Japan annehmen als Grundlage seiner künftigen Sittenlehre und welches System als Regel und Richtschnur seiner Politik?' Ehe man von der Pracht eines Gebäudes träumt, muß man ans Legen eines Fundamentes denken."

A. Huonder S. J.



Bayern und die neuen Handelsverträge.

Von einem Reichstagsabgeordneten.

Die Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Rußland, Italien, Belgien, Rumänien, Serbien und der Schweiz haben die erste Lesung im Plenum des Reichstags und ebenso die Vorberatung in der Kommission überstanden und in Bälde dürften sie auch in zweiter und dritter Lesung vom Reichstage angenommen sein, so daß ihr Inkrafttreten am 1. März 1906 als ziemlich sicher gelten kann.

Die Verhandlungen im Plenum des Reichstags und in der Kommission nahmen einen verhältnismäßig ruhigen Verlauf; auf prinzipiell ablehnenden Standpunkt stellten sich nur die Sozialdemokraten und ein Teil der Freisinnigen Vereinigung; Zentrum und ein Teil der Rechten behielten sich ihre endgültige Stellungnahme zu den Verträgen solange vor, bis präzise Erklärungen seitens der verbündeten Regierungen hinsichtlich der Ausführung verschiedener Bestimmungen gegeben sein würden.

Wie Herr Abgeordneter Speck in der Plenardebatte mit Recht geltend machte, sind die Interessen Bayerns und Südwestdeutschlands überhaupt nicht so nachdrücklich gewahrt worden, wie dies hätte erwartet werden können, insbesondere gilt dies bezüglich des Schutzes für den bayerischen Hopfen- und Gerstenbau.

Die Herabsetzung des Hopfenzolles, welcher im autonomen Tarif mit 70 Mk. pro Doppelzentner eingestellt war, auf nur 20 Mk. war keineswegs gerechtfertigt, ebenso kann die Ermäßigung des Zolles für Futtergerste auf 1.30 Mk., also auf noch weniger als der alte Vertragszoll gewährte, nur als den bayerischen Interessen schädlich angesehen werden. Hierzu kommen noch die unsicheren Bestimmungen über die Unterscheidungsmerkmale zwischen der so herabgesetzten Futtergerste und der mit 4 Mk. zu verzollenden Malzgerste.

Nachteilig ist ferner die verminderte Spannung zwischen Gerste- und Malzzoll und zwischen Getreide- und Mehlzoll, sowie die Ermäßigung des Zolles für weiches Holz unter die Sätze des früher geltenden Tarifs.

Die Schuld an dieser Benachteiligung der bayerischen Interessen kann dem bayerischen Vertreter bei den Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn, Herrn von Geiger, nicht zugeschrieben werden, weil die betreffenden Ermäßigungen in der Hauptsache bereits beim Handelsvertrage mit Rußland gewährt wurden und jetzt durch die Meistbegünstigung ohne weiteres auch Oesterreich-Ungarn zugute gekommen sind. Allein das ist nicht zu bestreiten und scheint uns auch durch die Erwiderung des Herrn Ministers Grafen Feilitzsch nur bestätigt worden zu sein, daß bei den Vertragsverhandlungen mit Rußland auf Bayern wenig oder keine Rücksicht genommen worden ist. Nach den geltenden Verträgen hat Bayern allerdings nur das Recht, bei solchen Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn und der Schweiz gehört zu werden, allein man hätte wohl erwarten können, daß man den zweitgrößten Bundesstaat bei den russischen Verhandlungen, die ihn doch auch nahe berühren, ebenfalls zu Rat gezogen

hätte. Dies wäre auch sicher geschehen, wenn sich die bayerische Vertretung im Bundesrate diejenige Autorität gesichert hätte, welche ihr eigentlich zukommen sollte.

Hieran läßt sich nachträglich leider nichts mehr ändern und den bayerischen Vertretern im Reichstage fiel deshalb die Aufgabe zu, wenigstens durch Einforderung präziser Erklärungen und Einreichung entsprechender Resolutionen soviel als möglich wieder gut zu machen.

Diese Erklärungen sind auf Verlangen der Herren Abgeordneten Speck und Dr. Heim bei Beratung des Vertrags mit Oesterreich-Ungarn in der Kommission seitens der Regierungsvertreter hinsichtlich der zollamtlichen Kontrolle der Gersteeinfuhr und hinsichtlich der Handhabung der Viehseuchenkonvention in völlig ausreichender Weise gegeben worden, ebenso bezüglich der seither von Oesterreich gewährten Refaktien (Frachtrückvergütung) auf Mehl und Malz, welche mit Inkrafttreten des Handelsvertrags bestimmt in Fortfall kommen werden.

Damit sind einige der Hauptbedenken gegen die Verträge geschwunden und dürfte die schließliche Annahme derselben nun um so weniger Schwierigkeiten machen, als sie in ihrer Gesamtheit doch einen wesentlichen Fortschritt hinsichtlich des besseren Schutzes der deutschen Landwirtschaft bedeuten. Insbesondere gilt dies für die deutsche Viehzucht und für den Getreidebau, zweifellos für Hafer, Roggen und Weizen, aber auch für Gerste, wenn die Vertragsbestimmungen loyal gehandhabt werden. Wenn die Bayern in der Kommission gegen die Verträge mit Oesterreich, Rußland und Rumänien gestimmt haben, so geschah dies, weil die Regierungsvertreter keine befriedigende Zusage wegen der Mehltarife gaben. Das Weitere bleibt abzuwarten.

Daß nicht allen Wünschen Rechnung getragen werden konnte, daß insbesondere die Ausfuhrindustrie manche Erschwerung ihres Absatzes nach dem Auslande mit in den Kauf nehmen muß, ließ sich voraussehen. Um in dieser Richtung eine Erleichterung zu gewähren, ist seitens der Zentrumsabgeordneten eine Resolution, betreffend die Sicherung der Veredlungsindustrie durch einheitliche gesetzliche Regelung des Veredlungsverkehrs, eingebracht worden. Diese Resolution fand regierungsseitig eine günstige Aufnahme.

Eine Aenderung in den Meistbegünstigungsverträgen mit anderen Ländern findet vorläufig nicht statt, doch kommen für die betreffenden Länder künftig selbstverständlich auch die durch die Verträge mit Rußland, Oesterreich-Ungarn ꝛc. festgelegten erhöhten Zölle in Betracht, auch hofft man, daß die schwebenden Verhandlungen in nicht zu ferner Zeit zum Abschluß günstiger Reziprozitätsverträge führen werden.

Hoffen wir, daß die auf Grund des Zolltarifs von 1902 abgeschlossenen, nun am 1. März 1906 ins Leben tretenden neuen Handelsverträge für die deutsche Landwirtschaft und die deutsche Industrie eine Periode glücklichen Gedeihens bringen mögen.

Sind im Deutschen Reiche Staaten ohne Volksvertretung möglich?

Von
Dr. Heinrich Olep.

Die in der Ueberschrift enthaltene Frage scheint in die Kategorie der „Doktorfragen“ zu gehören, d. h. möglichst weit von der Praxis abzurücken. Dem ist nicht so. Zunächst hat ja die kürzlich im Deutschen Reichstage besprochene Interpellation des Abgeordneten Büsing die Erinnerung daran wieder wachgerufen daß zwei deutsche Bundesstaaten noch immer nicht das konstitutionelle System angenommen haben. Die Frage hat aber eine noch viel ernstere Seite, auf die unten unter IV eingegangen werden wird.

Die Frage, ob im Deutschen Reiche Staaten ohne Volksvertretung möglich seien, vom ethischen, vom kulturellen Standpunkt aufwerfen, heißt sie verneinen. Ein anderes bedeutet die Frage vom staatsrechtlichen Standpunkte aus, von dem sie hier behandelt werden soll.

I. In der deutschen Reichsverfassung ist nur an einer Stelle ausdrücklich die Rede von parlamentarischen Körperschaften deutscher Bundesstaaten. Im Artikel 74 heißt es nämlich:

„Jedes Unternehmen gegen die Existenz, die Integrität, die Sicherheit oder die Verfassung des Deutschen Reiches ...... werden in den einzelnen Bundesstaaten beurteilt und bestraft nach Maßgabe der in den letzteren bestehenden oder künftig in Wirksamkeit tretenden Gesetze, nach welchen eine gleiche gegen den einzelnen Bundesstaat, seine Verfassung, seine Kammern oder Stände ...... begangene Handlung zu richten wäre.“

In diesem Artikel der Reichsverfassung wird es für selbstverständlich genommen, daß alle Bundesstaaten eine Volksvertretung („Kammern“) oder wenigstens eine ständische Repräsentation („Stände“) besitzen. Tatsächlich war dies in allen deutschen Bundesstaaten 1871 und ist es noch heute der Fall. Eine Verpflichtung der Bundesstaaten, eine solche Institution zu besitzen, enthält Art. 74 dagegen nicht, wie klar aus dem Wortlaut hervorgeht. Es wäre also ein absolutistisch regierter deutscher Bundesstaat denkbar, ohne daß dem Reich auf Grund der R.-V. die Möglichkeit gegeben wäre, eine Aenderung der Verfassung in konstitutioneller Richtung zu verlangen.

II. Im gleichen Sinne könnte hier noch Art. 76 II angezogen werden; dort heißt es:

„Verfassungsstreitigkeiten in solchen Bundesstaaten ...... hat auf Anrufen eines Teiles der Bundesrat gütlich auszugleichen oder, wenn das nicht gelingt, im Wege der Reichsgesetzgebung zur Erledigung zu bringen.“

„Auf Anrufen eines Teiles.“ — Als Anrufer kann aber neben dem Fürsten nur in Betracht kommen eine aus echten und rechten Volksvertretern oder eine aus ständischen Vertretern zusammengesetzte Korporation. Das Volk als solches kann nicht handeln, also auch nicht anrufen; und selbst wenn in einer absoluten Monarchie etwa die ganzen Stände anriefen, so wäre dies nicht das Anrufen „eines Teiles“ im Sinne des Art. 76 II R.-V. Es setzt also Art. 76 als selbstverständlich voraus, daß in jedem Bundesstaat entweder eine Volksvertretung oder eine Ständevertretung bestehe. Aber ebensowenig wie aus Art. 74 kann man aus Art. 76 irgendeine Verpflichtung der Bundesstaaten bezüglich ihrer Verfassung herleiten.

Im Deutschen Reiche sind mithin Staaten ohne Volksvertretung, ja sogar Staaten ohne ständische Vertretung, d. h. absolut regierte Staaten möglich. In der Praxis bedeutet dies, daß das Deutsche Reich auf Grund der R.-V. die beiden ständischen mecklenburgischen Monarchieen nicht zwingen kann, eine konstitutionelle Staatsform anzunehmen.

III. Dieser Rechtszustand besteht auf Grund der gegenwärtig geltenden Reichsverfassung; durch eine Aenderung derselben könnte dem Reiche die Befugnis gegeben werden, darüber zu wachen, daß alle Bundesstaaten die konstitutionelle Staatsform haben. Eine dahin gehende Aenderung der R.-V. ent-

spräche zweifellos den Anschauungen und Wünschen weitester Kreise in Deutschland, und diese Wünsche sind ja auch in verschiedenen Reichstagsanträgen — erfolglos — zum Ausdruck gebracht worden. Eine solche Aenderung der R.-V. muß aber als durchaus aussichtslos, dem Geiste der R.-V. zuwiderlaufend und unerwünscht bezeichnet werden.

IV. Von selbst ergibt sich nun die Frage, wie steht es, wenn in einem deutschen Bundesstaat das Institut der Volksvertretung resp. der Ständevertretung abgeschafft werden soll und so aus dem konstitutionellen resp. ständischen Staat ein ständischer, resp. absoluter Staat werden soll. — In diesem Falle sind zwei Möglichkeiten vorhanden:

a) Die Abschaffung der Volksvertretung resp. der Ständevertretung geschieht — was praktisch kaum denkbar ist — **mit** Einwilligung der betreffenden Körperschaft. Dann hat es hierbei sein Bewenden.

b) Die Abschaffung geschieht ohne Einwilligung der betr. Körperschaft, d. h. auf dem Wege des Staatsstreichs. Hier bietet das Reich mit der bereits angeführten Bestimmung des Art. 76 II R.-V. der abzuschaffenden Körperschaft seine Hilfe an. Auf Anrufen eines Teiles — im vorliegenden Falle also Volksvertretung resp. Ständevertretung — **muß** der Bundesrat diese Verfassungsstreitigkeit gütlich ausgleichen oder, wenn dies nicht gelingt, im Wege der Reichsgesetzgebung zur Erledigung bringen. Dieses „Zur-Erledigung-bringen" dürfte stets mit Erhaltung der betr. Körperschaft identisch sein. Wird der Bundesrat **nicht** angerufen, so kann und darf er nicht eingreifen. Nun wäre denkbar, daß die Regierung eines Bundesstaates einen derartigen Staatsstreich verübte zu einer Zeit, wo eine bestimmte Volks- resp. Ständevertretung nicht existierte, d. h. nach Schluß einer Tagungsperiode, nach Auflösung usw. Es wäre dann ein zum Anrufen des Bundesrats fähiger „Teil" nicht da und folglich Art. 76 II R.-V. unbrauchbar. Ob nur **das bestimmte** Parlament und seine staatsrechtlichen Unterlagen — etwa um ein anderes Wahlgesetz zu oktroyieren — oder die Institution **als solche** aufgehoben werden sollte, ist hier gleich. Jetzt bliebe nur der Weg, daß in die R.-V. eine Bestimmung eingefügt würde, wonach das Reich in solchen Fällen einschreiten müsse, um dem vergewaltigten Volksteil zu seinem Rechte zu verhelfen. Zu einer dahin gehenden Reichsverfassungsänderung dürfte allerdings die öffentliche Meinung mit elementarer Gewalt drängen.



Zur Frage einer Arbeitslosenversicherung.

Von

Dr. **M. Wagner-Berlin***).

I.

In einer von den Abgeordneten **Pachnicke**, **Hitze**, **Bassermann** und **Roesicke** beantragten und am 31. Januar 1902 vom Reichstag mit großer Majorität angenommenen Resolution wird gefordert, eine aus Vertretern der verbündeten Regierungen, aus Mitgliedern des Reichstags und sonstigen auf diesem Gebiete erfahrenen Männern bestehende Kommission zu bilden, welche die bisher getroffenen Maßnahmen und Vorschläge zur Regelung der Arbeitslosenfürsorge prüfen und selbst Vorschläge machen solle. Der Bundesrat beschränkte sich lediglich darauf, durch das Kaiserliche Statistische Amt feststellen zu lassen, welche Einrichtungen bis jetzt bestehen. Das bedeutet also lediglich eine Materialiensammlung, während eine Kommission von Sachverständigen wohl eher imstande gewesen wäre etwas Brauchbares zutage zu fördern. Hoffentlich wiederholt der Reichstag seine Forderung mit Nachdruck. Gelegentlich der Beratungen über den Etat des Reichsamts des Innern, zu denen eine ganze Flut von Anträgen mit sozialpolitischem Inhalt eingelaufen ist, könnte dies wohl am besten geschehen. Inzwischen hat das Kaiserliche Statistische Amt bereits einen Plan für die Darstellung der bisher getroffenen Einrichtungen und ihrer Ergebnisse ausgearbeitet. Wie mir von berufener Seite versichert wurde, wird diese Denkschrift in Kürze erscheinen.

*) Verfasser der Schrift: „Beiträge zur Frage der Arbeitslosenfürsorge in Deutschland", Verlag der Arbeiterversorgung. A. Troschel, Grunewald-Berlin. Preis 2 Mk. (Die Redakt.)

Wohl kaum ein zweites Problem der modernen Sozialpolitik hat eine so umfassende theoretische Behandlung erfahren wie das der Arbeitslosenversicherung. Die gemachten Vorschläge bewegen sich nach den verschiedensten Richtungen hin. In einer von mir herausgegebenen Schrift (Beiträge zur Frage der Arbeitslosenfürsorge in Deutschland. Berlin) habe ich versucht, die hauptsächlichsten positiven Maßnahmen, Projekte und Vorschläge unter acht einheitlichen Gesichtspunkten zu ordnen.

Einer der bekanntesten Vorschläge und wohl am gründlichsten durchgearbeitet ist zweifellos der des Würzburger Nationalökonomen **Schanz**, der bereits drei umfangreiche Bücher hierüber herausgegeben hat. Von einer allgemeinen obligatorischen Arbeitslosenversicherung will Schanz nichts wissen. Er hält eine planmäßige ausreichende Arbeitslosenfürsorge nur für möglich auf dem Wege des Sparzwanges. Dieser Zwang soll ausgesprochen werden für die krankenversicherungspflichtigen Personen, da diese in der Hauptsache Arbeiter seien, welche dringend der Hilfe bedürftig seien, und weil der Kreis der krankenversicherungspflichtigen Personen im Laufe der Zeit leicht erweitert werden könnte. Schanz hat sich in seinem neuesten Buche zu einigen Modifikationen verstanden. Jeder pflichtige Arbeiter muß sich einen wöchentlichen Abzug gefallen lassen. Aus diesen, wird für ihn ein Guthaben gebildet, das bis zum Betrage von 50 Mk. gesperrt bleibt, d. h. darüber hinaus kann der Arbeiter frei verfügen. Die betreffende Gemeinde hat das Guthaben mit 5% zu verzinsen. Wird nun der Arbeiter arbeitslos, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als zunächst sein eigenes Guthaben zu verzehren. Die Unterstützung beträgt in diesem Fall 7/10 seines Tagelohnes. Ist das Guthaben vollständig verbraucht, so erhält er ebensoviel Zuschuß, der jedoch den Betrag von 30 Mk. nicht übersteigen darf. Aufgebracht werden soll er von den Arbeitgebern, vom Staat und von der Gemeinde, und zwar sind die Arbeitgeber hieran zur Hälfte, Staat und Gemeinde zu je 1/4 beteiligt. Wenn ein Arbeiter sein Guthaben bis zum Betrag von 150 Mk. gesperrt hält, so wird ihm außer der Sparkassenverzinsung noch ein Zuschuß von 3 Mk. gewährt. Die Festsetzung der Arbeitgeberbeiträge erfolgt in folgender Weise: Für das erste Jahr wird der Beitrag approximativ gegriffen, die Gemeinde hat für einen eventuellen Fehlbetrag vorschußweise aufzukommen. Für die folgenden Jahre wird das vorhergegangene bei der Berechnung zugrunde gelegt. Da Schanz ja die Ausdehnung des Sparzwangs auf die krankenversicherungspflichtige Bevölkerung befürwortet, so kommt er auch zu der folgerichtigen Forderung, die in den einzelnen Krankenkassen mitzahlenden Arbeitgeber als eine geschlossene Gruppe zusammenzufassen. Alsdann soll in jeder Gruppe die von den Arbeitgebern aufzubringende Summe entsprechend den Krankenkassenbeiträgen repartiert resp. ein entsprechender Zuschlag zu ihrem Krankenkassenanteil gemacht werden. Um nun eine Ausgleichung der Beiträge in ungünstigen Jahren herbeizuführen, soll ein Reservefonds gebildet werden. Bei Streiks und Aussperrungen will Schanz die Zuschüsse der Arbeitgeber, des Reiches, des Staates und der Gemeinde intakt wissen, d. h. sie sollen zurückgehalten werden.

Denselben Standpunkt bezüglich des erzieherischen Wertes der Sparzwanges hat in Deutschland auch eine ganze Anzahl von Unternehmern eingenommen. So sind insbesondere bekannt die obligatorischen Sparkasseneinrichtungen der Firma D. Peters & Co. in Elberfeld, von Fr. Tillmanns & Co. in Barmen, des Bergedorfer Eisenwerks bei Hamburg, der Firma Triep & Gronemeyer in Neviges.

Andere Firmen haben zwar auch einen Sparzwang eingeführt, aber nur für jugendliche Arbeiter. Diesen Einrichtungen gegenüber ist dann ferner eine ganze Anzahl von freiwilligen Sparkassen zu nennen.

Sehr bemerkenswert ist auch ein Vorschlag des bekannten Arbeitersekretärs der Stadt Bern, **Wassilieff**. Sein Vorschlag zielt auf eine Kombination von Sparzwang, Arbeitslosenversicherung und Arbeitsvermittlung hin. So soll jede in der Gemeinde beschäftigte Person einer Arbeitslosenkasse beizutreten verpflichtet sein, d. h. sowohl Arbeiter als auch Unternehmer. Dem Arbeiter wird vom Arbeitsamt ein Sparkassenheft mit dem Minimalbeitrag von 40—100 Cts. ausgehändigt, während die weiteren Einzahlungen vom Unternehmer auf dem Weg des Lohnabzuges vorgenommen werden. Erst wenn so ein Betrag von 30 Frs. erreicht ist, hat der Arbeiter die Stellung eines vollberechtigten Mitgliedes und der Sparzwang hört für ihn auf.



Arbeitslosengeld wird dann für die Dauer von 4 Wochen gewährt. Bezüglich der Höhe wird ein Unterschied gemacht zwischen solchen, welche in der Gemeinde Bern ansässig sind oder nicht. Während der ersten 4 Wochen haben die Arbeitgeber gerade soviel zuzuschießen als der Arbeiter von seinem Sparguthaben gebraucht. Unter Berücksichtigung des Berufsrisikos soll diese Belastung von der Gesamtheit der Unternehmer getragen werden. Die Gemeinde soll einen Zuschuß leisten. Bei eingetretener Arbeitslosigkeit darf unter keinen Umständen der Arbeitsnachweis umgangen werden; andernfalls werden dem Arbeiter die Zuschüsse der Gemeinde und der Arbeitgeber entzogen und die Unternehmer müssen für jeden ohne Vermittlung des Arbeitsamtes angestellten Arbeiter einen außerordentlichen Beitrag an die Arbeitslosenkasse zahlen.

Wird sich nun eine geregelte Arbeitslosenfürsorge für ganz Deutschland durch Einführung des allgemeinen Sparzwanges erzielen lassen? Zunächst ist hier hervorzuheben, daß es sich durchaus nicht um eine Versicherung handelt. Denn der Arbeiter soll einfach sich gewisse Lohnabzüge gefallen lassen, an denen er sein volles Eigentumsrecht behält. Dieser Umstand gerade verleiht dem Schanzschen Vorschlag auf den ersten Anblick etwas Bestechendes. Denn die schwierige Frage, ob im einzelnen Falle der Arbeiter verschuldet oder unverschuldet arbeitslos geworden, wird auf diese Weise ganz geschickt umgangen. Der von Schanz vorgeschlagene Wochenbeitrag von 20 Pfg. würde nur dann hinreichen, wenn der Arbeiter bis zum Eintritt der Arbeitslosigkeit ununterbrochen beschäftigt wäre. Das ist aber gerade bei einer Kategorie von Arbeitern, die ziemlich häufig arbeitslos werden, bei den Bauarbeitern, überhaupt bei den Saisonarbeitern kaum der Fall. Daher will Schanz, daß auch die Unternehmer einen Zuschuß von 10 Pfg. pro Woche leisten. Da er von dem Grundsatz ausgeht, alle Einzahlungen müßten Eigentum des Arbeiters bleiben, so fällt auch wohl hierunter der Unternehmerzuschuß. Aber man kann doch dem Unternehmer nicht zumuten, daß er Zuschüsse zu einem Fonds zahlt, den der Arbeitslose, etwa im Streik, gegen ihn selbst verwendet. Das hat Schanz veranlaßt, seinen Vorschlag zu modifizieren. Der Arbeiter soll zunächst nur sein Guthaben verzehren dürfen. Dann wird ihm eine Subvention zugewendet, die der Höhe seines Guthabens entspricht, aber 30 Mark nicht übersteigt. Der Arbeiter ist verpflichtet, Arbeit anzunehmen. Ein Zuschuß soll nicht allein von den Unternehmern, sondern auch von Gemeinde und Staat, und zwar so, daß Gemeinde und Staat, zusammen die eine Hälfte, die Unternehmer die andere Hälfte aufzubringen haben. Wenn ich nun trotzdem den Schanzschen Plan für nicht geeignet halte, eine planmäßige einheitlich geregelte Arbeitslosenfürsorge herbeizuführen, so hat das seinen Grund darin, daß man sowohl unter Leugnung der Möglichkeit einer Entscheidung über die Schuldfrage, als auch unter Annahme dieser Möglichkeit zu einer Ablehnung des in Arbeiterkreisen durchaus unbeliebten Sparzwanges kommen muß.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Moskauer Bombe. Großfürst Sergius ermordet.

So traurig die Wiedereröffnung der nihilistischen Aktion in Rußland ist, überraschend kann man sie kaum nennen. Nachdem der „weiße Schrecken" die Ruhe gewaltsam wieder hergestellt hatte, war eine Antwort vom „roten Schrecken" mit unheimlicher Sicherheit zu erwarten. Die Propaganda der Tat hat ein großes Raffinement bewiesen sowohl in der Auswahl des Opfers als in der Durchführung der Schreckenstat. Großfürst Sergius, der kraftvolle Oheim des schwächlichen Zaren, galt als Haupt der absolutistischen Partei am Hofe. Den politischen Mordgesellen mußte die Beseitigung dieses Mannes lockender erscheinen als eine Gewalttat gegen den Zaren selbst, dessen Stelle durch eine noch reaktionärere Regentschaft ausgefüllt worden wäre. Die Nihilisten haben seinerzeit — wenn man das milde Wort auf ein so teuflisches Geschäft anwenden darf — einen schweren politischen Fehler gemacht, als sie den Zaren Alexander II. so grausig „hinrichteten". Es hieß, daß auf dem Arbeitstische des Ermordeten eine fertige Konstitution für Rußland vorgefunden worden sei. Ob das buchstäblich wahr ist, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Jedenfalls kamen die Bestrebungen der Mörder damals aus dem Regen in die Traufe; denn Alexander III. war ein viel schärferer Autokrat als sein Vater; von ihm war unter keinen Umständen eine Verfassung in irgendeiner Form zu erwarten. Und dieser gewaltige, unerbittliche Vertreter des Selbstherrschertums hat den friedlichen Tod im Bett finden können.

Das vorjährige Attentat auf den Minister des Innern v. Plehwe hatte eine andere Wirkung. Auf diese Schreckenstat folgte kein noch strafferes Anziehen der Zügel, sondern vielmehr der Versuch des Einlenkens und der Beruhigung unter dem liberalen Swiatopolk-Mirski. Nachdem dieser Versuch wieder aufgegeben und eine Aera Trepow (von dem neuen nominellen Minister Bulygin braucht man ja nicht zu reden) auf die kurze Aera Mirski gefolgt war, konnten freilich die gewissenlosen Bombenpolitiker auf den Gedanken kommen, durch ein neues erschreckendes Attentat den empfindlichen Zaren abermals nachgiebig zu stimmen.

An die Erzählung von der hinterlassenen Konstitution des ermordeten Zaren Alexander II. erinnert das Gerücht, das gleichzeitig mit der Schreckensnachricht über die Grenze gekommen, wonach Zar Nikolaus entschlossen sei oder wenigstens gewesen sei, eine Art Ständeversammlung, eine Nationalversammlung aus den Vertretern der Semstwos nach altem russischem Muster, einzuberufen. Das wäre freilich nicht ein vollberechtigtes Parlament von frei gewählten Volksvertretern, wie es die zahlreichen Resolutionen gefordert haben, aber doch immerhin ein bahnbrechender Fortschritt, eine Anbahnung der Mitarbeit der Volkskräfte. Ob Zar Nikolaus diesen Weg auch jetzt noch beschreiten will oder beschreiten kann, läßt sich bei der gegenwärtigen Unklarheit und Verwirrung schwerlich ermessen. Inzwischen hat sich schon deutlich gezeigt, daß die gewaltsame Unterdrückung der Aus- und Aufstände nicht das Ende der innerpolitischen Gärung, sondern vielmehr den Anfang eines neuen Kapitels bedeutete.

Wenn nun angebliche Nachrichten aus Ostasien melden, daß unter den Feldsoldaten die politische Unzufriedenheit oder gar die revolutionäre Agitation Boden fasse, so wird man das wohl mit der größten Skepsis betrachten müssen. Das Ende des Krieges, die baldige Rückkehr nach Hause — das wird gewiß den in der Mandschurei eingebuddelten Soldaten am Herzen liegen. Aber sie schlagen sich doch tapfer, wenn das Sturmsignal ertönt. Die politischen Zeit- und Streitfragen liegen dem Gros der russischen Soldateska viel zu fern und hoch, als daß dadurch die Manneszucht der Massen ernstlich gefährdet wäre. Die gute Verpflegung spielt in dieser Hinsicht eine viel größere Rolle als die schönsten Flugblätter oder Leitartikel.

Sieht man von diesen ausschweifenden Spekulationen auf die politische Ader des russischen Gemeinen ab, so bleibt doch der Eindruck bestehen, daß in ganz Rußland, im Mutterlande wie auf dem Kriegsschauplatze, die Sehnsucht nach Frieden und die Resignation immer mehr Boden gewinnen. Diese Stimmung wird befördert durch die Rückkehr des Generals Gripenberg, der mit so großen Hoffnungen hinausgeschickt wurde und nach der letzten verfehlten Flankenschlacht sein weiteres Zusammenwirken mit Kuropatkin als unmöglich erachtete und aufgab. Von Tokio aus wird die Nachricht, daß außeramtlich dort russische Friedensbedingungen mitgeteilt worden seien, natürlich dementiert; so weit ist es noch nicht. Aber der Friedensgedanke macht Fortschritte, und der innere Terror steigert offenbar die Sehnsucht nach äußerem Frieden.

Die Handelsverträge.

Wie es nicht anders zu erwarten war, hat die Reichstagskommission mit großer Mehrheit die Annahme der Handelsverträge empfohlen. Gegen das ganze System stimmten nur die Sozialdemokraten und ein Schleppträger derselben von der Freisinnigen Vereinigung. Gegen einzelne Verträge stimmten in der Kommission auch einzelne Vertreter des Zentrums, und zwar handelte es sich da hauptsächlich um die Bedenken der Bayern gegen die bedenkliche Gestaltung des Malz- und Hopfenschutzes. So wichtig diese Interessen an sich sind und so sehr man diese Mängel des Zollschutzes bedauern mag, so müssen doch die bayerischen Hopfen- und Gerstebauer das nicht mehr vermeidliche Opfer sich gefallen lassen, da das Scheitern der Verträge und ein allgemeiner Zollkrieg ein unermeßlich größeres Uebel wäre.

Zur rechten Zeit tagten in Berlin die zwei großen Antipoden unter den Interessenvertretungen: der Bund der Landwirte und der Deutsche Handelstag. Die übliche Zirkusversammlung der Bündler, wo früher die schärfsten Töne erklangen, war jetzt auf Moll gestimmt; die großen Fortschritte zugunsten der Landwirtschaft wurden anerkannt. Natürlich wurde auch das Fehlende beklagt, um weiteres Wasser für die Mühlen dieses Agitationsvereins sich zu sichern; aber derselbe Bund, der bei den parlamentarischen Kämpfen und dem neuen Zolltarif noch die kräftigste

Opposition betrieb, ist jetzt mit der Annahme der Verträge sehr zufrieden. Der vielangefeindete Graf Bülow konnte beim Zweckessen des Landwirtschaftstages ein Versöhnungsfest feiern.

Während vor 12 Jahren die Landwirtschaft die Kosten der ersten Verträge tragen mußte, ist diesmal der Ausfuhrhandel die misera contribuens plebs. Auf dem Handelstage wurde denn auch beantragt, den Volksvertretern die Verwerfung dieser für Industrie und Handel angeblich hochgefährlichen Verträge zu empfehlen. Aber trotz der scharfen Kritik, die sich die Redner an den Einzelheiten gestattet hatten, sprach sich doch die überwältigende Mehrheit offen für die Annahme aus. Die Regierung kann aus diesen Kundgebungen die Gewißheit schöpfen, daß sie die rechte Mittellinie im allgemeinen gefunden hat.

Zur parlamentarischen Verhandlung ist noch zu bemerken, daß die sozialdemokratische Partei hierbei wieder in die unfruchtbare kindische Demonstrations-Neinsagerei verfällt und daß bei dem weiblichen Freisinn, der die kleinste, aber die uneinigste von allen Parteien bildet, auch in dem Punkte der Abstimmung über die Handelsverträge nicht einmal Eintracht zu erzielen war.

Streik und Bergbaureform.

Die Zuckungen, die das Ende des Streiks begleiteten, haben glücklicherweise schnell aufgehört. Alles in allem genommen haben die 200,000 Arbeiter sich prächtig gehalten sowohl während der Kraftprobe als bei der Besonnenheitsprobe nach dem Rückzugssignal. Man muß auch erkennen, daß die Zechenbesitzer, die während des Kampfes rücksichtslos und vielfach geradezu provokatorisch waren, nach dem Streikschluß sich vernünftig benommen haben. Ob nun die Herren vom Bergbaulichen Verein auf die Verhandlungen, die der Reichskanzler den Arbeitern versprochen und der Sorge des Handelsministers überlassen hat, sich friedlich und freundlich einlassen werden, ist noch nicht sicher. Wir möchten den Bergleuten raten, ihr ganzes Heil nur von der Gesetzgebung zu erwarten. Der Entwurf des Gesetzes, das die Stillegung von Zechen einschränken soll, ist schon fertig; die wichtigste Berggesetznovelle zur Verbesserung der Arbeiterverhältnisse läßt aber leider noch auf sich warten. Allerdings drängt die Sache jetzt nicht mehr so arg wie während des Massenausstandes, wo jeder Tag Millionen vom Nationalvermögen verschlang; aber jede Verzögerung muß doch vermieden werden, schon um die gutgläubigen und gutwilligen Arbeiter nicht in ihrem Vertrauen wankend werden zu lassen. Die „unentwegten" Sozialdemokraten suchen ja schon vielfach in Wort und Schrift die Sache parteipolitisch auszubeuten. Hoffentlich läßt sich das Gros der Arbeiterschaft nicht hinwegtäuschen über die klare Lehre der Tatsachen: den Arbeitern wird Kraft und Erfolg nur gesichert durch die gewerkschaftliche Organisation und die dazu gehörige Disziplin. Die rohe Masse in ihrem dunkeln Drange kann wohl erbittern und zerstören, aber die Auslösung von Zugeständnissen und Reformen wird nicht durch Leidenschaften und Ausschreitungen, sondern nur durch geordnetes, besonnenes, Achtung und Vertrauen erweckendes Auftreten erreicht.

Die Unsterblichen.

Unsterblich sind die großen Schmerzen,
Unsterblich ist das große Glück.
Sie ebben wie des Meeres Fluten
Und kehren wie das Meer zurück.

Sie führen uns in Einsamkeiten,
Zum Ausblick auf die tiefen Seen.
Sie lehren uns auf Höhen schreiten,
Auf ungebahnten Pfaden geh'n.

Sie lehren uns die Worte denken,
Die nicht auf Menschenlippen sind.
In einem heiligen Versenken
Wird unser Herz des Schweigens Kind.

Und fern von allen leeren Fragen
Hat es sein eignes Vaterland,
Wo stille Heimatberge ragen
Um einen frommen Friedensstrand.

M. Herbert.

Kohlenbergbau in Belgien.

Von

Peter Wirtz-Brüssel.

Wie ihre deutschen Kollegen, haben die belgischen Bergleute nun auch den Generalstreik angestrengt, um eine immediate Lohnerhöhung zu erzielen, und auch um indirekt für eine ganze Reihe sozialpolitischer Reformen, so als Arbeitsdauer, Lohnskala nach englischem Muster 2c., Stimmung zu machen. Den ersten Anstoß zum Streike bildete der Ausstand im Ruhrkohlenrevier. Da die Arbeiter glaubten, den belgischen Betriebsgesellschaften seien aus dem Ausstande in Deutschland infolge der bedeutenden Kohlensendungen sehr hohe Gewinne erstanden, wollten sie an letzteren ihren Anteil haben und deshalb verlangten sie 25 Prozent Lohnerhöhung. Demgegenüber erklären die Arbeitgeber, sie könnten eine derartige Aufbesserung des Salärs nicht durchführen, da die industrielle Lage dieselbe nicht zulasse. Das scheint nun wohl alles in allem wahr zu sein; denn viele Arbeiter, so im Lütticher Revier und im Mittelbecken, streiken nur mit Widerwillen. Ja, selbst die sozialistischen Parteiführer waschen sich wie Pilatus die Hände und sagen, indem sie den Arbeitersyndikaten die Verantwortung für den Streik überlassen: „Wir sind unschuldig an all dem Elend, das ihr da heraufbeschwört." Im großen und ganzen hat sich denn auch die öffentliche Meinung in Belgien auf die Seite der Arbeitgeber gestellt. Gewiß ist die Lage der Bergarbeiter auch hier keine beneidenswerte, aber sie dürfte der jetzige Ausstand eher verschlimmern wegen der allgemein ungünstigen Lage der Kohlenindustrie in Belgien.

Wenn sie auch heute vor einer nicht zu unterschätzenden Krisis steht, bleibt Belgiens „schwarze" Industrie trotzdem nach wie vor eine der bedeutendsten des alten Erdteils. Sie hat, so vermeldet die Chronik, zu Ende des XII. Jahrhunderts, im Lütticher Reviere ihren Anfang genommen. Einen wirklichen Aufschwung verzeichnete sie aber erst seit Anfang des letzten Jahrhunderts. Im Jahre 1812/13 produzierten die 140 Kohlengruben des damaligen französischen Departements von Lüttich 505,035 Tonnen Kohlen im Werte von 4,153,690 Fr. Von dieser Summe wurden 46 Prozent oder 1,933,922 Fr. an Arbeitslohn verausgabt; die Betriebskosten erheischten 1,441,365 Fr. und somit verblieb für die 140 Betriebe ein Reingewinn von 778,393 Fr. Der Verkaufspreis pro Tonne betrug 8.22 Fr.; davon kommen 3.83 Fr. auf das Salär, 2.85 Fr. auf Unkosten und 1.50 Fr. verzinsten das Kapital. Um jene Zeit fehlte es an jeglichem mechanischen Betriebsmittel und der nur 300 Fr. pro Jahr verdienende Arbeiter förderte ein ganz geringes Quantum Kohlen. Im Jahre 1812 produzierten 6500 Arbeiter 505,000 Tonnen, das ist 65 Tonnen pro Arbeiter. Heuer beläuft sich der Durchschnittslohn auf beinahe 1200 Fr. pro Jahr und ein Arbeiter fördert dafür 175 Tonnen. Ein Werkführer verdiente 1812 etwa 2 Fr. pro Tag und 1 Fr. 60 pro Nacht. Je nach der Beschäftigung variierte der Lohn eines im Innern der Grube arbeitenden Bergmannes von 1 Fr. 50 bis 1 Fr. 25 pro Tag. Sonderbarerweise gestalteten sich die Löhne besser für die am Oberlicht beschäftigten Arbeiter, die bis zu 2 Francs verdienten.

Es braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden, daß die Kohlenindustrie in Belgien seither einen bedeutenden Aufschwung nahm. Im Jahre 1841 betrug die Zahl der Schächte 468, in denen 37,629 Arbeiter 4,027,000 Tonnen Kohlen produzierten. Die Zahl der Schächte nahm fortwährend ab. Sie betrug 1902 nur mehr 211 für insgesamt 119 Konzessionen bei 96,000 Hektar Flächenraum. 1831 erreichte die Steinkohlenproduktion in Belgien 2,305,016 Tonnen; exportiert wurden 469,515 Tonnen und aus dem Auslande eingeführt 2882; das Land selbst verbrauchte 1,836,383 Tonnen. Der Wert der Produktion belief sich auf 20,072,000 Fr. Der Durchschnittsverkaufspreis per Tonne 8 Fr. 71. Die Gruben beschäftigten 29,000 Arbeiter, die durchschnittlich 360 Fr. pro Jahr verdienten und je 92 Tonnen förderten. In den 70 folgenden Jahren wurden 819,600,000 Tonnen Steinkohlen im Werte von 9,013 Millionen Franks produziert. Der Durchschnittspreis pro Tonne variierte von Periode zu Periode sehr bedeutend, betrug aber durchschnittlich 11 Fr. Der höchste Preis wurde 1871 mit 21 Fr. 40 bezahlt. Den Höhepunkt erreichte die Produktion 1900 mit 23,462,817 Tonnen und einen Totalwert von 408,469,800 Fr. (17 Fr. 41 pro Tonne). Die bedeutende Zunahme der Kohlenförderung ist besonders der mechanischen Aufbesserung in den Betrieben zu verdanken. 1841 gab es im ganzen belgischen Bergbau nur 8587 Pferdekräfte Dampf-

betrieb; 1900 verfügte er über 117,305 Horse-Powers. Die Arbeiterzahl erreichte 1902 insgesamt 134,889 und zwar 36,289 am Oberlicht, 98,600 im Innern der Erde. Sie verdienten Fr. 161,403,417; nach Abzug der Versicherungsbeiträge &c. erhielten die Arbeiter Fr. 158,709,780, das ist pro Jahr und pro Arbeiter Fr. 1177. Seit der Unabhängigkeitserklärung Belgiens verzehnfachte sich also die Arbeiterzahl. Das Salär stieg um 188 Prozent, die Förderung um 88 Prozent. Trotz dieser enormen Betriebsfähigkeit gingen die Unfälle bedeutend zurück. 1831 zeigten letztere für 10,000 Arbeiter einen Koeffizienten von 31,07, 1896/1900 nur mehr 11,30. Von 1831/1840 wurden pro eine Million Tonnen 34 Arbeiter getötet, 1896/1900 nur mehr sechs.

Dazu mögen auch die zahlreichen sozialen Gesetze, die zugunsten der Bergarbeiter in den letzten 20 Jahren geschaffen wurden, und die eine besondere Notiz verdienen, wesentlich beigetragen haben. Die bedeutendsten dieser Gesetze sind: Bezüglich Gesundheitspflege Gesetz vom 2. Juli 1899, der Sicherheitskodex der Königlichen Verordnung vom 28. April 1884, die Verordnung vom 15. Dezember 1895 über den Gebrauch von Sprengstoffen, vom 13. Oktober 1897 über Förderung der Arbeiter in die Gruben und die vom 5. September 1897 über Ventilierung feuergefährlicher Orte. Die Inspizierung der Minen ist eine ausgedehnte, namentlich die der Arbeiterdelegierten. Wichtig ist auch das Gesetz über Frauen- und Kinderarbeit vom 13. Dezember 1889, welches zur Folge hatte, daß nur mehr 70 Frauen im Innern der Grube arbeiten. Diese Gesetze, Verordnungen und eine ganze Reihe anderer Bestimmungen haben die Lage des belgischen Bergarbeiters wesentlich gehoben.

Das von ihm exploitierte jetzige Kohlenbecken hat eine Länge von 170 km und durchzieht das Land von West-Nord-West bis Ost-Nord-Ost und streicht die Orte Quiévrain, Mons, Charleroi, Namur, Lüttich, Aachen. An der französischen Grenze hat das Terrain eine Breite von 12 km, die es bis Charleroi beibehält. Im Osten dieser Stadt wird es immer enger und bei Namur ist es nur mehr 5 km breit bis Seraing. Hier erweitert es sich neuerdings, um bei Lüttich wieder 15 km zu erreichen. Die Tiefe der Schichten erreichen ihren Höhepunkt mit 3000 m in der Gegend von Mons; bei Charleroi zählt man 2000 m und in der Provinz Namur erscheinen sie dicht an der Erdoberfläche. Vier Hauptsorten von Kohlen produziert das Land: magere Flammkohlen, Halbfettkohlen, Fettkohlen und Magerkohlen. In diesen vier Sorten zählt man eine ganze Reihe von Unterabteilungen, die unter verschiedenen Namen auf den Markt gebracht werden.

Im Jahre 1904 wurden produziert 23,507,310 Tonnen Steinkohlen gegen 23,870,820 Tonnen im Vorjahre. Exportiert wurden 5,066,390 Tonnen gegen 4,923,368 und importiert 3,621,865 gegen 3,554,807 Tonnen. Die sichtbaren Vorräte betragen an den gesamten Bergwerken 1,010,000 Tonnen. Die Kohlenreviere verteilt man gewöhnlich in die vier geographischen Sprengel Lüttich, Charleroi, Mons d. i. Borinage und Mittelbecken. Offiziell zählt man acht Distrikte für zwei Inspektionsbezirke mit Sitz in Lüttich und Mons. Die meisten Betriebe sind Aktiengesellschaften. Am 1. Januar betrug der Kurswert sämtlicher an der Brüsseler Börse notierten Kohlenbergwerks-Aktien 567,698,000 Fr.

Dreiklang.

Drüben lauter Kinderjubel
Auf dem winterlichen Teich,
In der Ferne Glockenstimmen,
Träumerisch und weich.

Einsam zieh' ich meine Straße,
Meinen Wallfahrtsweg,
Auf dem schneebedeckten Pfade
Durch das Tanngeheg.

An des Heilands Schmerzensbildern
Still vorbei zum Bergeshang,
Und die fernen Töne weben
Leis in meines Betens Klang.

Laß den Dreiklang dir gefallen,
Herr, zu dem er geht:
Kinderlust und Glockenklingen
Und ein still Gebet.

Anna Esser, Linz a. D.

Militaristische Plaudereien.

Von

Dr. Hans Schorer.

Eine japanische Siegesnachricht schlägt die andere. „Nun, glauben Sie immer noch an den Sieg Ihrer Russen?" Der spöttische Frager bekommt die ihm nicht mehr unbekannte Antwort zu hören: „Rußland muß und wird den endlichen Sieg davontragen". Rußland muß siegen, wenn anders es seine internationale Großmachtstellung nicht verlieren will. Japan kämpft zwar um Sein oder Nichtsein; daher die Wunder von Tapferkeit und Ausdauer seiner Söhne. Rußland wird gleichwohl siegen; denn heutzutage werden Kriege in letzter Instanz nicht mehr mit den Waffen, sondern mit den reicheren wirtschaftlichen Machtmitteln entschieden. Kapitalien fallen ausschlaggebender in die Wagschale denn kriegerische Glanztaten. Die Erfahrungen des Burenkrieges haben uns das neuerdings eingeschärft. Rußland hat große materielle Reserven, Japan ist erschöpft.

Der englische Schriftsteller Alfred Stead ist allerdings ganz entgegengesetzter Anschauung. Im Dezemberheft von „The Fortnightly Review" erörtert er mit mehr Pathos denn auch nur gewöhnlichem politischem Blick des weiten und breiten die Gründe, warum Japan siegen wird. Rußland, das bereits mit dem Beiwort das „gezüchtigte" bedacht wird, habe verloren und werde weiter verlieren, nicht so sehr wegen der Ueberlegenheit des Gegners als vielmehr aus eigenen Schwächen, aus Mangel an der nötigen Bereitschaft, an Planmäßigkeit, an Einigkeit der Regierung wie des Volkes. „Wie Japan den Krieg zu Wasser und zu Lande gewonnen hat (?), so wird es in Zukunft im wirtschaftlichen Wettbewerb die Oberhand erhalten". Das ist wohl weniger aus der Gedanken Drang heraus niedergeschrieben, als vielmehr unter des Silbers Klang: Japan hatte ja eben 200 Millionen Mark seiner neuen Kriegsanleihe auf dem englischen Geldmarkt gedeckt. So, und auch nur so ist es zu verstehen, wenn sich der Engländer Alfred Stead zu folgender Apotheose des Schuldnerstaates versteigt: „Japan war in diesem Kriege der Anwalt der hohen Ideen des Rechtes, der Freiheit und der christlichen (!?) Zivilisation; es trat ein für Kultur und Bildung gegen Unkultur und Barbarei, für religiöse Freiheit gegen religiöse Intoleranz" — eine sehr bemerkenswerte Stelle für die Pathologie des Nationalitätenhaders. Wie das Klingen der Münze betäubend wirkt und den politischen Blick fast vollständig trübt, zeigt auch, würdig dem Engländer zur Seite, der Franzose Ed. Tallichet, der in der Dezembernummer von „Bibliothèque Universelle" für baldigste Beendigung des Krieges eintritt. Offenherzig spricht er es aus: „Mit denen, die Rußland weniger aus persönlichem Interesse als vielmehr aus freundschaftlicher Gesinnung zugetan sind, verbindet sich die Furcht der zahlreichen Gläubiger, die Milliarden als Anleihe gegeben haben . . . man kann es nicht in Abrede stellen, daß in Europa (!) die öffentliche Meinung dem Krieg entschieden abhold geworden ist." Wie sich doch solche Maklerpolitik so leicht zur öffentlichen Meinung Europas aufwirft! Dann müssen noch „die großen Interessen an der Wohlfahrt seines Bundesgenossen" herhalten, die Frankreich zu einer Intervention im Sinne des Friedens berufen machten.

* * *

Während drüben im fernsten Osten eine der größten Schlachten schon am fünften Tage wütete, zündeten in Rom einberufene Reservisten des Jahrganges 1884 Kasernen an — „zum Zeichen ihres Protestes". Was hier bei dem heißblütigen Südländer zu gewalttätigem Ausdruck gekommen, ist auch dem kühler denkenden Norden nicht so ganz fremd. „Der Militärstaat Deutschland" ist zwar wohl in manchen Kreisen ein beliebtes Schlagwort, gut genug für den, der sich über die Millionen hinwegzutäuschen vermag, die in der sozialdemokratischen Partei dagegen hassend Protest erheben. Die Arbeitgeber des wachsenden „Industrie"staates Deutschland sind dem „Militär"staat nicht minder feind — wenigstens einem eventuell sich kriegerisch auslebenden. Darin treffen sich die Dürftigsten und die Reichsten, Fabrikarbeiter und Börsenleute. Ein Krieg vernichtet heute an einem Tage ungeheure wirtschaftliche Werte. Wir sind heute viel zu viel in die Weltwirtschaft hineingezogen, als daß der Handel, soll ihm nicht ein tötlicher Schlag versetzt werden, auf längere Zeit brach gelegt werden könnte. Ein Krieg beraubt heute eine riesige Arbeitermasse des Brotes, weil ihrem Brotherrn die Aufträge ausbleiben.

In einem interessanten Aufsatz der „Deutschen Rundschau" (Dezember 1904) über „Staat und Gesellschaft in einem großen Kriege unserer Zeit" begründet General W. v. Blume den Satz:

„Am schwersten werden Industrie und Handel, am wenigsten die Landwirtschaft zu leiden haben"; das Schlußurteil lautet dahin: „Ein Land mit hochentwickelter Industrie ist daher gegen die wirtschaftlichen Folgen des Kriegsausbruches besonders empfindlich."

Die Abneigung gegen kriegerisches Wesen wird noch verstärkt durch eine Art physische Verfeinerung in den höheren Kreisen, durch physische Degeneration in breiten unteren Volksschichten. Der robuste Bauernbursche schlägt wohl noch mit schwerer Faust um sich; bei dem Gebildeten ist körperliches sich zur Wehrsetzen verpönt. Den Arbeitern, die in dumpfen Fabrikräumen zusammengepfercht sind, mangelt jene körperliche Widerstandskraft, welche derjenige von Natur aus besitzt, der draußen bei Sonnenschein wie Wind und Wetter sein Tagewerk vollbringt. Die Masse der mit uns Lebenden ist unkriegerisch gesinnt. In den herrschenden gebildeten Kreisen zwar wird die allgemeine Meinung für das Militär durch den Reserveleutnant gewonnen, der auch noch die weitesten Verwandten- und Bekanntenkreise mit sich zieht. Aber auch ihm ist Halt geboten vor den Grenzen der großen breiten Masse. Es sind ja auch da im Grunde genommen nur antimilitärische Stimmungen. Aber auch solche Stimmungen weiter Volkskreise können gewichtige Imponderabilien in der Politik werden.

„Ueber den Einfluß sozialdemokratischer Anschauungen, die einen schroffen Gegensatz zu den Anforderungeu bilden, die das Vaterland in Zeiten der Gefahr an seine Söhne stellt", verbreitet sich auch in dem obenerwähnten Aufsatz General von Blume und gibt hierbei einer für einen Militär seltenen Auffassung Ausdruck: „Das ist eine offene Wunde am Körper der Nation, die im Kriegsfalle, wenn ihre Heilung inzwischen nicht gelungen ist, sehr energischer Behandlung bedürfen wird. Sie wird gleichwohl dem Körper Kraft entziehen." Die Einberufenen würden zwar wohl beim Pfeifen der Kugeln ihre sozialdemokratischen Parteianschauungen bald vergessen, aber sie würden doch nie ganze Männer werden, auf die der Führer unter allen Umständen bauen könne. Die in der Heimat Verbleibenden bildeten ein unzuverlässiges, beunruhigendes Element, das, statt dem Staate Kraft zu leihen, Kräfte erfordert, um es niederzuhalten.

* * *

Heute freilich noch ist die kulturelle, soziale, wirtschaftliche, staatliche Verfassung aufgebaut auf dem Militärstaat, auf den Bajonetten und Kanonen. Einen Wertmesser bieten uns die Staatsausgaben. Die Ausgaben für das bayerische Heer belaufen sich etwas höher als die für Erziehung und Bildung, Justiz und Verwaltung zusammengenommen; im Jahre 1902 rund 77 Millionen Mark gegen 25 (Kultus), 20 (Justiz), 30 Millionen (Ministerium des Innern). In einem Artikel „Deutschlands nächster Krieg", der mit Rußland zu führen sei (Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, Dez. 04) verlangt Freiherr v. d. Osten-Sacken-Rhein eine Erhöhung des deutschen Militärbudgets um 50—60 Millionen; nach seiner Berechnung entfallen heute an Ausgaben für Heer und Flotte 14.50 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung, 8.5 Mk. an weiteren staatlichen Steuern. Die Herrscher haben den fürstlichen Ornat, der zu immer seltener Sehenswürdigkeit wird, wenn er nicht bald ganz in die Schatzkammer verschwindet, vertauscht mit der militärischen Uniform. Interessentenkreise behaupten hartnäckig, der deutsche Ueberseehandel finde seine Grenze mit der Schußweite unserer Schiffskanonen. Die sozialen Verhältnisse, die in den 3 Millionen sozialdemokratischer Wahlstimmen einen betrübenden Ausdruck gefunden, würden bedeutende Verschiebungen erfahren, sowie die heutige Gesellschaftsform des militärischen Schutzes sich beraubt sehe.

Aus Kriegen ist das heutige Deutsche Reich herausgewachsen, und seine Hegemonialmacht Preußen hat schon vor 1½ Jahrhunderten die Militärmacht zum Lebensprinzip erhoben. Mit Naturnotwendigkeit mußte ein Staat, den der Glanz einer großen Vergangenheit berufen erscheinen ließ, das neue Reich zu bauen, in den Hintergrund gedrängt werden, da seine hochedlen Fürsten, statt Kanonen zu gießen und Soldaten zu drillen, Kunsttempel errichten ließen. Der korsische Eroberer hat dem anhebenden 19. Jahrhundert das Kennzeichen kriegerischer Gewalt aufgedrückt. Es wuchs eine Militärmacht heran, früheren Jahrhunderten unbekannt in solcher Größe. Immer neu vorwärtstreibende Kraft entsprang aus dem Nationalitätenstreit, der die schwärmerische Epoche des Kosmopolitismus ablöste. Als dieser immer mehr an Boden verlor, brach auch die alte Feudalzeit zusammen mit ihrer Interessen-Union der regierenden Häupter, die Land und Volk als ihnen höriges „Eigentum" vielfach nach dem Prinzip des größeren Nutzens verschacherten. Die neue Zeit schweißte Fürst und Volk in innerer „nationaler" Interessengemeinschaft zusammen. Auf Kabinettskriege folgten Nationalitätenkriege, auf Söldnermassen, durch Subsidienverträge erkauft, Volksheere auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht.

* * *

Intra arma silent musae. Der Satz behält doch recht, trotz aller mit reichem Aufwand und viel Preßreklame versuchten „Kunstförderung", die im Grunde genommen auf eine Denkmalproduktion ohne Maß und Zahl hinausläuft. Ein milderes Urteil, als man es von früher her gewohnt war, ist unserer modernen Kunst aus kaiserlichem Munde gelegentlich der Einweihung des Kaiser Friedrich-Museums zu Berlin widerfahren. Kaiser Wilhelm II. ist trotz seiner bestaunten Vielseitigkeit durch und durch Militär, und als solcher kann er unserer heutigen Kunst keine warm sympathischen Seiten abgewinnen. Einmal mangelt derselben das autoritative Element viel zu sehr. Dann liebt sie das Regellose, um nicht bald zu sagen, Schrankenlose. Man vergleiche nur einmal eine ganz neugebaute Straße mit einer solchen, deren Gebäude vor 20 oder gar 30 Jahren erstanden sind. Nicht mit Unrecht sprach man damals von einem „Kasernenstil". Wer so eine alte Straßenfront verfolgt, dem klingt bei all diesen uniformen Häusern der Kommandoruf ins Ohr: „Richtet euch! Augen gerade aus!" Die gerade Linie ist das vorherrschende; genau gleichmäßig sind die Flächen und Flächenunterbrechungen abgezirkelt.

Wie ein Hohn stellen sich dem Lineal und Winkelmaß unsere modernsten Straßen gegenüber. Erker, Veranden, Ecktürmchen bringen Leben in die öde Gleichmäßigkeit. Und beileibe nicht werden diese Erker und Veranden genau in die Mitte gesetzt; auf einer einzigen Front können als allerneuestes drei-, viererlei verschiedene Fensterumrahmungen beobachtet werden; die Fenster selbst sind nicht mehr in gleichmäßigen Zwischenräumen verteilt. Der Raum wird eben von innen heraus, nach Gesichtspunkten der Wohnlichkeit verteilt, und nicht mehr wie früher nach dem Straßenbild von außen her. Diese neue Baukunst, wie sie in Darmstadt und München sich zusehends das Feld erobert, hat etwas ganz Unmilitärisches an sich, sie steht unter dem Eindruck des „Rührt euch!"



Die „Frauenlobe" der „Jugend" und des „Simplicissimus".

Von
Dr. Ludwig Kemmer, München.

Klingen aus dem deutschen Dichterwalde Töne, die an Goethes mildes Gedicht „Der Gott und die Bajadere" erinnern, so wird man sich dieser Töne freuen, auch wenn sie aus der Kehle eines Vogels kommen, der sich keck über alle Schranken hinwegsetzt. Aber solcher Stimmen, die auch ein von den pharisäisch mitleidlos urteilenden „Mitmenschen" aufgegebenes weibliches Wesen dennoch unverloren geben und von einem goldenen Horte zu erzählen wissen, der von trüben Wassern überflutet auf dem Grunde der Seele mancher Dirne ruht, solcher milden, verlorne Töchter heimrufenden Stimmen werden nicht viele laut.

Dirne — wie tief das arme Wort gesunken ist! Fast nur in den Mundarten und in seiner Verkleinerungsform ist es ehrlich geblieben. So tief ist dieses Wort gesunken, wie die Wörter Weib und Jungfrau in der jüngsten Zeit erniedrigt werden, so tief, wie, bewußt oder unbewußt, in unserer Zeit eine mächtige künstlerische und literarische Strömung, die von zügelscheuen oder eiteln Banausen willig verstärkt wird, die Trägerinnen dieser früher so hoch gehaltenen, edeln Bezeichnungen herabwürdigen will.

Sollen wir ebenso arm werden wie die Franzosen, die, wie Arsène Darmesteter in seinem Buche über das Leben der Wörter klagt, kein reines Wort für Mädchen mehr haben?

Wenn die Sturmflut des Lebens bei einem Weibe schwache Seelendämme zerbricht, wird kaum mehr eine Klage laut, im Gegenteil, ein solcher Deichbruch wird gefördert. Und ist er erfolgt, so wird dem armen Wesen, das er betroffen hat, nur seine Schuld, nicht auch sein Unglück angerechnet, und auf die Summe der Schuld so vieler armen Mädchen und Frauen stützt sich dann das Verdikt über „das Weib". Das Urteil sprechen Dichter und Künstler in einer Form, die weiter zeugend Schuld gebären muß.

Arme, schwache Menschen schuldig werden lassen, betören, verführen und auf Grund dieser geförderten Schuld verdammen, das ist der unselige Zirkel, worin sich ein Teil der literarisch und künstlerisch schaffenden Geister unserer Nation bewegt. Immer toller wird der Wirbel, immer mehr gesunde Teile des Volkes reißt er in seinen wahnsinnigen Reigen. Nicht so fern, wie man wähnt und wünscht, liegt die Gefahr, daß sich das Volk in diesem Taumel entmannt.

Die gelehrte Schmähschrift gegen das Weib, die in den letzten Jahren der unglückliche Weininger in die Welt geschleudert hat, ist als das Werk eines Wahnsinnigen von der Wissenschaft ad acta gelegt worden. Die Wissenschaft hat die Kraft, sich kranker Elemente zu entledigen. Die Kunst und die Literatur, die viel tiefer auf die Seele des Volkes wirken, schleppen die Krankheitsstoffe mit sich fort. Heines Enkel illustrieren noch immer dichterisch und künstlerisch die Ideen des ihnen verwandten wahnsinnigen Gelehrten. Heines Enkel sind daran, bewußt oder unbewußt, das deutsche Volk für eine Matratzengruft reif zu machen, indem sie die stärkste Wurzel seiner Kraft, die Achtung vor dem Weibe, zu zerstören und das Weib zum Genußmittel herabzuwürdigen bestrebt sind.

Selbst wenn man zugeben müßte, daß ein Blatt wie der „Simplicissimus" durch Zustände, die der schärfsten Kritik bedürfen, geweckt worden sei, selbst wenn man den ehrlichen Zensor in ihm achten müßte, selbst dann müßte man ihn bekämpfen, weil er mit dem raffinierten Abbilde der sittlichen Fäulnis den Schaden multipliziert, den er vorgefunden hat und zu bekämpfen vorgibt.

Nun ist der „Simplicissimus" aber nicht der elementare Ausdruck ungekünstelten Zensorenzorns, sondern eine geschickte auf die in sechsundzwanzig Friedensjahren erwachsene echt deutsche Unzufriedenheit berechnete Spekulation, die verletzten Künstlerstolz, Parteifanatismus, deutsches und semitisches Weltbürgertum sich dienstbar macht und ihr Produkt durch eine raffiniert illustrierte Kritik der Frau auch politisch indifferenten Kreisen interessant, dem Volke aber geradezu verderblich macht.

Im Herzen eines jeden Deutschen lebt oder lebte einmal ein Bild, das aus hundert oder tausend holden Zügen zusammengefügt ist und viele gute Worte spricht. Die Züge dieses Bildes haben sich dem, der es in sich trägt, zu verschiedenen Zeiten eingeprägt.

Von Gespielinnen, von Schwestern, von der Mutter, der Braut, von holden Gestalten der Sage, der Geschichte und der Dichtung sind Züge dem Bilde eigen geworden.

In dem Strahle der Liebe, der aus seinem Auge sonnig ins Herz scheint, eint sich die Liebe der Mutter, der Schwester, der Gattin und selbst die Züge seiner Hand sind von verschiedenen Stunden des Lebens gezeichnet. Es ist die weiche und kühle Hand, die die Mutter auf die vom Spiele oder vom Fieber heiße Stirne des Sohnes legte, und die geduldige Hand, die die Geliebte mit dem Ringlein schmücken ließ. Die Schönheit einer greisen Mutter fließt in diesem Bilde mit dem Jugendreiz der Braut zusammen. Holde Dichterworte und holde kunstlose Worte des täglichen Lebens spricht das Bild. Ein Abglanz von ihm liegt für den Glücklichen, der es sich bewahrt hat, auf jedem weiblichen Wesen, dem er begegnet, auch auf dem häßlichsten und schuldigsten.

Nicht ohne Kampf gewinnt der Mann dieses Bild, das sein Herz warm und hell macht. Seine ganze Jugend lang muß er darum kämpfen. Dann bleibt es bei ihm bis an sein Ende.

Schwer sind auch die Kämpfe, die unsere Mädchen mit der sie unermüdlich umschleichenden Gemeinheit bestehen müssen, besonders, wenn sie schutzlos auf der Lebensheide blühen und die Not sie schon als Kinder sich ihr Brot verdienen heißt.

Nie ist dieser Kampf einem heranwachsenden Geschlechte so schwer gemacht worden wie jetzt dem unseren. Nie war der heilige Frühling einer Nation schwerer von Schädlingen bedroht wie jetzt der unsere. Es ist billig, daß jeder, der aus den Kämpfen seiner Jugend sich den Glauben an das Weib gerettet hat, die Uebermacht des giftigen Geziefers, das auf unsere Kinder einstürmt, abhalten und vernichten hilft.

War noch vor zehn Jahren ein Knabe, der mit schwärmerischer Liebe an seiner Mutter hing, und ein Mädchen, das in seinem Vater den Inbegriff aller Güte und Kraft sah, der Gefahr ausgesetzt in Witzblättern weiblichen und männlichen, der Mutter, dem Vater ähnlichen Gestalten zu begegnen, die sich in entwürdigenden Situationen befinden, sich schmähen, sich schimpflich benehmen?

Sahen noch vor einem Jahrzehnt Knaben und Mädchen so oft, so unvermeidlich die Bilder von schlicht, elegant, kostbar, vornehm, just wie die Mutter gekleideten Frauen, die sehr deutlich, selbst für ein Kinderauge verständlich, erkennen lassen, daß ihnen nichts daran gelegen ist, daß alles wohl sich zieme, was geschieht?

In den neun Jahren, die seit der Gründung der „Jugend" verflossen sind, ist mit diesem Blatte und mit dem um zwei Jahre jüngeren „Simplicissimus" eine kleine von Ferdinand Freiherrn von Reznicek und Adolf Münzer geführte Gruppe von Künstlern hervorgetreten, deren künstlerisches Streben auf die Wiedergabe der modernen Frau gerichtet ist.

Sie zeichnen die junge Frau, die den Vorwurf, eine glückliche Mutter zu sein, bescheiden blasiert mit den Worten einschränkt: „Gott ja, man muß den Rummel eben auch mal mitmachen", die in die Ehe geratene Halbweltdame, die zugibt, daß ihr Kind seinem Vater ähnlich sieht, aber lächerlich findet, daß ihr Mann glaubt, es sehe ihm ähnlich, das immer eleganter werdende Modell, das einem Kunstmaler sitzt, der nur zum Vergnügen malt, die Enkelin, der vor dem Tode der Großmutter bangt, weil er den Genuß des Karnevals ausschließt. Sie zeichnen die Bacchantinnen des Karnevals, die Valandinnen der Spielsäle, die Nixen der Seebäder. „Und so hat Reznicek", wie der Verleger des „Simplicissimus" einem freundlichen Kritiker nachspricht, aber schwerlich selbst meint, „mit unübertrefflicher satirischer Meisterschaft die deutsche Frau an der Jahrhundertwende für den Kulturhistoriker einer späteren Zeit festgehalten".

Also diese wenigen nur in der Kleidung variierten, in den Zügen fast uniformen weiblichen Typen von der Grenze zwischen Gut und Böse und von jenseits von Gut und Böse sollen für eine spätere Zeit das Bild unserer Frauen festhalten. Wie sollte eine Satire mehr als einzelne Züge zu dem Bilde der gewaltigen Masse von Individuen liefern, die die weibliche Hälfte des deutschen Volkes darstellen?

Seit ich mich eingehender mit den Reznicekschen Zeichnungen beschäftige, ist meine Bewunderung der Kunst dieses Malers sehr geschwunden. Seine Typenarmut ist auffallend, die Sorgfalt, die er auf die modischen Einzelheiten der Kleidung und der Haartracht seiner Gestalten verwendet — manche Bilder sind nichts als Variationen des Themas „Juponvolants und Bügelfalte" —, läßt die leeren lachenden Nymphenlärvchen und die grinsenden Faungesichter seiner Typen ganz unbedentend erscheinen, selbst seine Tänzerinnen sind manchmal steif aus Holz und Gummi zusammengefügt und oft, wenn ich in der Theatinerstraße in München an seinem „künstlerischen" Plakat der „Moden-Akademie Viktoria" vorübergehe, frage ich mich, ob Reznicek von den glatten Kleiderpuppen in den Preisbüchern der Konfektionsgeschäfte beeinflußt ist, oder ob die tadellos glatt gebügelten und frisierten Figürchen jener Bücher Nachahmungen Reznicekscher Kunst sind.

Rezniceks Salon- und Straßenmatschakerln zeigen nur, wie sich im Kopfe eines mit feinem Sinn für Kleidereleganz ausgestatteten Malers, der seine Puppen virtuos mit Modetand zu drapieren weiß, die Welt malt.

Weit höher stelle ich die Kunst Adolf Münzers, des „Rezniceks" der „Jugend". Er hat mindestens ebenso viel Sinn für weibliche Eleganz wie Reznicek, und die Weichheit und Feinheit seiner Linienführung, die an die Bleistiftzeichnungen des verschollenen Allers erinnert, tut dem Auge wohl. Allerdings hat er auch einen Fehler mit Allers gemein. Auch um seine feinen, schlanken Gestalten sammeln sich Strichmoränen, die den künstlerischen Eindruck manches Bildes stören. Er war vor einigen Jahren in Paris auf der Hochschule der deutschen Satiriker, und hat dort für die „Jugend" unter anderm prächtige französische Soldatenbilder gezeichnet. Die intelligent dreinschauenden, hübschen Burschen bilden einen französischen Augen jedenfalls sehr wohltuenden Gegensatz zu den abscheulichen Karikaturen deutscher Offiziere, die von Zeit zu Zeit in der „Jugend" erscheinen und kaum durch Janks Soldatenbilder kompensiert werden.

An Strandszenen in französischen Bädern, an Tag- und Nachtbildern vom Montmartre schulte er sein Auge, was kaum nötig war, für das Verständnis der feingliedrigen, schmalwangigen, großäugigen, weiblichen Eleganz, deren Wiedergabe seine Stärke ist. Er erzählt dann gelegentlich Geschichten im französischen Stil vom Starnberger See und aus dem grünen deutschen Sommer.

Ich weiß, daß es außer den beiden genannten noch andere „Damen"maler unter den Mitarbeitern der „Jugend" und des „Simplicissimus" gibt. Aber Reznicek und Münzer kommt an Kunst kaum einer und an Schaffenskraft keiner ihrer Konkurrenten gleich.

Die beiden malen das Weib als Dekorationsgegenstand und als Genußmittel. Sie malen meist Wasser- und Laufmädel,

die in München oder in Paris den abwärts führenden Weg zur „Halbwelt" gefunden haben oder geführt worden sind. Ihre Figuren wirken, soweit sie nicht entkleidet sind, wie nach einem in nasse Gewänder gehüllten Modell geschaffene Statuen, in die heißes Leben gekommen ist. Ihre eleganten, von Redoutensatyrn umschwärmten Nymphen zeigen einen an lüsterne Rokokofiguren, nicht an die Antike erinnernden Typus. Sie malen die Frau bisweilen in Situationen, in die nur die verführte, tief gefallene kommt.

Von der reinen Nacktheit der Schwindschen Melusine bis zu der lockend durch mehrere Kleiderschichten scheinenden Nacktheit Reznickscher und Münzerscher Gestalten — wie weit ist der Weg! In dem Tempel, den die „Jugend" und der „Simplicissimus" der Athene Porne aufgerichtet haben, tanzt diese Göttin in modernen abendländischen Gewändern den orientalischen Tanz der sieben Schleier. Sie entfacht durch ihre halb und ganz bekleidete, aber nicht verhüllte Nacktheit in reifenden und reifen Menschen das Feuer der Sinnlichkeit.

Ein Akt von feierlicher, reiner Schönheit wie Karl Marrs „Dämmerung" in Nummer 10 des Jahrgangs 1901 der „Jugend" zeigt Münzerschen Zeichnungen gegenübergestellt jedem Auge, das für reine Kunst nicht ganz unempfänglich geworden ist, wie rein nackte Keuschheit und wie unrein bis an den Hals bekleidete Lüsternheit sind.

Sind unsere Frauen so, wie sie Reznicek und Münzer schildern, so wird kein Deutscher mehr im Kampfe für seinen Herd fallen. Sind sie nicht so, dann ist jeder deutsche Mann ein Feigling, der sie mit solchen Bildern verleumden läßt. Und sind sie noch nicht so und treten nicht die deutschen Männer für die Hüterinnen ihrer Herdflamme ein und dürfen die „Jugend", der „Simplicissimus" und der ihnen folgende Pornographen- und Koprolalenchor ihr Gift auch ferner, ohne bei der Mehrheit energischen Widerspruch zu finden, im Volke verbreiten, dann wird in einem weiteren Jahrzehnt, wenn ein Geschlecht von „Jugend"- und „Simplicissimus"lesern herangewachsen ist, viel reine, schlichte deutsche Schönheit durch die Assimilationskraft des Gemeinen in die verdorbene internationale Eleganz der „Jugend" und des „Simplicissimus" übersetzt sein.

Schwind und die in seinem Geiste schaffen sprechen so selten und so leise wie ein Andachtsbuch zum deutschen Volke, Reznicek und Münzer und ihre Genossen so oft und so laut wie die Zeitung und wie Plakate.

Wer das Wort behalten und wer verstummen wird, wenn nicht energischer Widerstand diese Entwicklung hemmt, ist nicht zweifelhaft.

Die Zeichnungen Rezniceks und Münzers und ihrer Genossen nehmen im nichtpolitischen Teil der künstlerischen Veröffentlichungen der „Jugend" und des „Simplicissimus" einen breiten Raum ein. Sie finden ein literarisches Gegenstück in lyrischen und epischen Skizzen von Geistesbrüdern und -schwestern der Schriftstellerin Hans von Kahlenberg, der Verfasserin des Nixchens. Es ist nichts Bedeutendes darunter. Spaltenlange Erzählungen in Witzblättern werden, wie die Erfahrung lehrt, nur in Lesehungersnöten gelesen. Das Farben- und Figurengift lockt den Leser von diesem Gifte weg. Um so schlimmer ist es, daß politische Lyriker ihre Kunst im Nebenamte der Erotik weihen und mit ihren knappen, oft nach den Rezepten Wilhelm Buschs gebauten Versen nicht nur die politischen Ansichten, sondern auch die Sitten der Zuhörer vergiften, die sie um sich sammeln.

Es gibt heute nur noch Heine, keine Herwegh und keine Prutz mehr.

Wenn man sich von den zornigen politischen Liedern der Epigonen Herweghs und Prutzens zu diesen Meistern der politischen Lyrik wendet, wird man mit freudiger Ueberraschung inne, daß diesen Dichtern die Verachtung der Frau fremd war. Es wäre nicht schwer, den literarischen Teil einer Anzahl von Simplicissimusnummern aus den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zusammenzustellen. Heine, Herwegh, Prutz lieferten „eherne Gedichte" von verschiedener Stärke gegen den König von Preußen, und um Hymnen auf ein fremdes Volk, dessen Freiheitskampf den deutschen Philister rascher bis zur Verleugnung seiner Gemütlichkeit erhitzte als eigenes Leid und eigener Schaden, wäre man nicht verlegen. Huttentöne wie „Ufnau! Hier modert unser Heiland", „Wie wußten sie die Tatzen den Pfaffen abzuhau'n", „Ob sie katholisch geschoren, ob protestantisch gescheitelt: Gleichviel: immer gerät man den Gesellen ins Haar", „Preußenlieder", wie „Sah wieder preußisches Militär, hat sich nicht sehr verändert", „Es sind die grauen Mäntel noch mit dem hohen, rothen Kragen", „Noch immer das hölzern pedantische Volk" usw. wären auch nicht selten. Es gab zwar keine Lauffhetze, aber Geibel und Freiligrath lieferten dem Spötter Herwegh Stoff. An Liedern vom armen Jakob und von der kranken Lise war kein Mangel. Ein Jünger Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns hatte aus den Werken seines Meisters gruselige und phantastische Geschichten aufwärmen können. Zynisches lieferte Heinrich Heine aus Paris und so hätte der „Simplicissimus" von 1840 auch noch den hohen Reiz des semitisch-germanisch-gallischen Hautgouts gehabt, der den „Simplicissimus" unserer Zeit politisch und national indifferenten Schweinen von der Herde Epikurs anziehend und genießbar macht.

Aber Herwegh wäre Herwegh, Prutz wäre Prutz geblieben, keiner von beiden hätte seine germanische Art bis zur Verspottung des Weibes verleugnet.

Kompositionsdichter germanischer Abstammung und germanisch-gallisch-semitischer Denkweise waren unserer Zeit vorbehalten.

An ihrer Spitze steht ein bayerischer Oberländer, der den Schuhplattler und den Cancan tanzt und mit dem ernsten Namen Peter Schlemihl recht nach Heines Art frechfröhliche Gedichte unterzeichnet, Dr. Ludwig Thoma, der Heine-Herwegh des „Simplicissimus".

Selbst wenn man sich stets vor Augen hält, daß ein Witzblatt und seine Mitarbeiter den Witzen zuliebe, womit eine ergiebige Stunde sie beschenkt, fröhlich einen Zickzackkurs steuern, daß die Eitelkeit der Witzdichter und -Zeichner keinen „guten" Witz unterdrücken kann, mag er auch Hohes versehren und schmähen, was sie eben gepriesen haben, selbst dann kann man nicht schweigen zu der zynischen Art, wie eine der wenigen noch kräftig und gesund anmutenden Persönlichkeiten unter den Mitarbeitern des „Simplicissimus" mit welschen und verwelschten Schmutzdichtern wetteifernd die deutsche Frau schmäht. Ein Mensch von dem starken Heimatgefühl Dr. Ludwig Thomas, der Giftblüten des Südens wie Monaco in ihrem Unwert so richtig zu schätzen weiß, den die Erkenntnis des Wertes der Heimat vor der Ueberschätzung des welschen Südens bewahrte, ergeht sich in Schmähungen gegen ein Gut der Heimat, das der kühlste Verstand doch an Wert dem arbeitenden, schaffenden, kämpfenden deutschen Manne gleichstellen muß, gegen die deutsche Frau.

Daß Thoma in der Verunglimpfung des Britentums auch vor den britischen Frauen nicht Halt macht, die an weiblicher Güte und Hoheit Schwestern unserer Frauen sind, sei ihm verziehen. Das gehört zum Testament Heinrich Heines, das Thoma vollstrecken hilft. Auch daß er die Mutter der fürstlichen Frau, die als preußische und deutsche Kronprinzessin, obwohl sie Engländerin geblieben war, aufs kräftigste und treuste die Wohlfahrt des deutschen Volkes gefördert hat, mit Hohn überhäufte, sei ihm nicht angerechnet, er wußte nicht, was er tat. Der Deutsche ist nun einmal so empfänglich, daß aus der Teilnahme für das Unglück eines fremden Volkes ein deutscher Burenzorn, wie einst ein deutscher Polenzorn entstehen konnte. Und der Hohn, der die Mutter einer trotz ihrer Fremdheit so treuen Landesmutter traf, wird tausendfach aufgewogen durch die Segenswünsche der vielen Deutschen, die in den von der Engländerin gegründeten Wohlfahrtseinrichtungen, von der Viktoria-Nationalinvalidenstiftung bis zu den Ferienkolonien schulpflichtiger Kinder, Linderung ihrer Leiden, Gesundheit, Hilfe in mannigfacher Not fanden.

Aber daß dieser Mann mit dem richtigen Gefühl für den Wert der Heimat und mit der warmen Liebe zum deutschen Bauern in Mai- und Oktoberliedern bayerische Derbheit, mit Heineschem Zynismus infiziert, als deutsche Dichtung bietet, daß er als lockerer Vogel vom Montmartre Gassenvarianten zu Walters von der Vogelweide schönem Liede „Unter der Linden auf der Heide" pfeift und Philinenabenteuer im Bier-Buschstil erzählt, daß er die schlichten Unterkleider und die Reinlichkeit der deutschen Frauen mit den seidenen „Dessous" und der Körperpflege der Französinnen hämisch vergleicht und damit die Frauen seines Volkes, die Schwestern seiner Mutter dem Hohne des Auslandes aussetzt, das ist eine zynische Frechheit, gegen die nicht da und dort eine rasch verklingende Stimme, sondern das ganze Volk protestieren müßte.

Daß dies nicht geschieht, ist ein Beweis dafür, daß die Witzblätter das deutsche Volk in der „tapferen" Kunst, sich seine Heiligtümer schmähen zu lassen, schon recht weit gefördert haben.

Derselbe Deutsche, der in Gedichten wie „Provinzler", „Frauenklage", „Warnung vor Paris" und „An die Sittlichkeitsprediger in Köln am Rheine" die deutschen Frauen in der frechsten Weise beschimpft, biederte Hollands Königin, als sie ihren unglücklichen greisen Landsmann aus Südafrika heimholen ließ, als „edles deutsches Frauenbild" an. Er weiß die deutsche Frau also doch zu schätzen. Wenig Menschen, die eine deutsche Mutter hatten, dürften dies nicht können. Wozu wirft er also

diese giftigen Früchte unter die Menge? Wozu spricht er z. B. im studentischen Bummlerton von dem Liebesverlangen, das sich, von der Bürgertochter schroff zurückgewiesen, siegessicher auf eine Köchin, „eine nette Mizzikatz", richten darf? Diese netten Mizzikatzen sind meist Töchter des Standes, den Thoma so hochschätzt, des Bauernstandes! Warum stellt Bürger Thoma auch sie als Jagdobjekt hin? Haben nur holländische Burenfrauen eine Ehre, nicht auch deutsche Bauernfrauen? Warum predigt er in Deutschland die Moral Tommys, die er entrüstet bekämpft hat, als sie in Südafrika geübt wurde? (Schluß folgt.)



Die neue Galerie Heinemann.

Von

Dr. Felix Mader-München.

Der Münchener Kunsthandel hat seinen vornehmsten Mittelpunkt in der prächtigen Galerie Heinemann am Maximiliansplatz. Neuerdings wurden die großen Ausstellungssäle durch eine Reihe stimmungsvoller kleiner Kabinette erweitert, die sich vorzüglich für kleinere Kollektivausstellungen eignen: sie gestatten ein ruhiges, von heterogenen Beeinflussungen freies Betrachten der Kollektionen.

Mit solchen kleinen Sammelausstellungen wurden die neuen Räume denn auch eröffnet.

Die modische Kritik wird vermutlich über die Werke des ungarischen Grafen Tassilo Almásy mit Stillschweigen hinweggehen. Er ist aber gewiß eine anziehende Erscheinung: ein Poët sowohl als Kolorist wie als Stoffwähler; aber gerade das sind Momente, die zurzeit bei manchen noch außer Kurs gesetzt sind. Der unabhängige Beschauer findet in den Almásyschen Stimmungslandschaften einen wahren Genuß; sein „Hubertus" ist in der malerischen Stimmung wie kompositionell gleich erfreulich.

In eine ganz andere Welt führen die Schöpfungen des Münchners Max Kuschel: Seine Phantasie lebt im Reiche der Allegorie und der Fabelwesen: Heilige Haine, Nymphen, Faunen schildert sein Pinsel, selbstverständlich in einem idealen Kolorismus. Aber Kuschel schildert seine Phantasiewesen doch mehrfach zu wenig duftig und zuviel pastos-dekorativ. Böcklin, dessen Anregungen hier nachklingen, hatte einen viel intimeren Vortrag.

Das nächste Kabinett bietet eine Porträtkollektion von F. Gino Parin-München, eine Sammlung für ganz moderne Menschen, deren überreizte Nerven weder Farbe noch Modellierung vertragen können. Aschermittwochstimmung liegt über diesen Bildern, sie sind ganz „tonig". Am anziehendsten wirkt jedenfalls das Porträt einer Dame in blauweißem Kostüm, bei dem der Ausdruck sehr frisch und unmittelbar geraten ist.

Neben diesen Sammlungen bietet bzw. bot die Ausstellung — manche der Kollektionen sind schon zerstreut — auch die Zusammenstellungen von Werken zweier Malerinnen: Helene von Frauendorfer-Mühlthaler (München) trat hier zum erstenmal mit ihren Schöpfungen an die Oeffentlichkeit; reizvolle Blumenstücke, aber auch treffliche Porträtarbeiten bekunden neben feinfühliger Beobachtung einen vornehmen Sinn für malerische Behandlung und geschmackvolle Gesamtstimmung. Auch die hübschen Aquarelle von Hedwig Rumpelt-Dresden, die im Treppenkabinett vereinigt sind, erfreuen durch ihre koloristische Behandlung und — im Gegensatz zur modernsten Anschauung — durch die Wahl eines geschlossenen künstlerisch oder, wenn man will, novellistisch anziehenden Motives.

Noch ein Wort zu den Werken des Bildhauers Paul Peterich-München, von dem eine Reihe interessanter plastischer Werke im Skulpturensaal vereinigt sind. Reizvoll und liebenswürdig ist seine farbige Gruppe „Mutterglück", voll rhythmischer Feinheit seine Bronzen: aber für uns, die wir 2400 Jahre Kunstgeschichte kennen, auch für die Künstler liegt die Gefahr nahe, daß wir Fremdes nachempfinden wollen und damit zur Manier kommen. Sie äußert sich in ein paar Schöpfungen Peterichs; er bedarf ihrer nicht und wir wünschten ihn davor bewahrt. In den übrigen Räumen der Galerie bietet sich eine Fülle des Guten und Schönen: die ersten Namen der Münchener Kunst findet man vertreten.

Bühnen- und Musikschau.

Münchener Hoftheater. Die jüngst erwähnte Ringaufführung brachte nur noch mit der „Götterdämmerung" eine Neubesetzung. Herr Bender sang die Rolle des Hagen zum erstenmal. Seine Erscheinung ist für dieselbe, an die sich nun einmal, wenn auch nicht mit Recht, die Vorstellung einer hünenhaften Persönlichkeit bindet, wie geschaffen; leider aber nicht seine wenig markige, des eigentlichen Baßtimbres völlig entbehrende Stimme. Die Darstellung zeichnete sich nicht durch dämonische Größe aus, wußte aber manche Momente, wie z. B. die große Schlußszene des zweiten Aktes, durch einen einschneidenden Zug lauernder Tücke sehr eindringlich wiederzugeben. Unsere beiden anderen Hagenvertreter Sieglitz und Bauberger sollte man nicht ganz beiseite setzen. Den Siegfried hatte im letzten Moment der hilfsbereite Herr Burrian übernommen. Es war eine wahre, an die besten Zeiten Heinrich Vogls erinnernde Glanz- und Kraftleistung: der Sänger hatte am Abend vorher den Tristan in Dresden gesungen und sofort nachher die zwölfstündige Eisenbahnfahrt nach München angetreten. — Die Neueinstudierung von Kreutzers „Nachtlager in Granada" bedeutete nicht eine gänzlich geglückte Neubelebung des Werkes. Herr Brodersen als Jäger und Frl. Koboth als Gabriele boten zwar Vortreffliches, dagegen war aber die Uebertragung der Rolle des Gomez von Knote auf Reiter und die neue Besetzung des Hirtenensembles gegen früher ein ebenso entschiedener wie unbegreiflicher Rückschritt. Das vollbesetzte Haus bewies zur Genüge, daß die älteren Spielopern vollen Anspruch auf eine erstklassige Besetzung hätten. Prachtvoll spielte Herr Vollnhals das berühmte Violinsolo. — Auf die Neueinstudierung des Fiesco werden wir gelegentlich des bevorstehenden Schillerzyklus zurückkommen. Herr Artur Hellmer aus Berlin, der am Sonntag nachmittag den Bourgognino gab, bestätigte nur aufs neue unser bereits abgegebenes Urteil; er ist zu jugendlich unfertig, um „edel, stolz und natürlich" zu scheinen.

Im Münchener Schauspielhaus hatte die Uraufführung von Frank Wedekinds Schauspiel „Hidallah" oder „Sein und Haben" einen sehr starken, nur wenig bestrittenen Erfolg. Es ist ein an Anspielungen sehr reiches Bekenntnisdrama. Karl Hetmann, der vom Autor selbst gespielte Held, hat für seine neue Lehre von der Aufzucht reiner Rassenmenschen zahlreiche begeisterte Anhänger gefunden, verliert dieselben durch einen Konflikt mit der Polizei und gerät, durch seine Mißerfolge verbittert, zu immer härteren Folgerungen seiner Anschauungen. Schließlich will ihn — eine echt Wedekindsche Force — ein findiger Zirkusdirektor als dummen August engagieren. Da geht der entthronte Prophet hin und erhängt sich. Dem Dichter ist's offenbar ernst um diese Abrechnung mit dem Leben und — dem Publikum und als Beleg seiner persönlichen Anschauungen ist dem seltsamen Stück ein gewisses Interesse sicher. Als Drama wird es in seiner schillernden Haltung, seiner oft bis ans Perverse reichenden Frivolität, dem steten Schwanken zwischen entschlossener Tragik und übertreibender Verulkung, in seiner schon im Aeußern des Helden gekennzeichneten, absichtlichen Häßlichkeit außerhalb Münchens kaum noch auf die verständnisinnige Aufnahme stoßen, die es bei seiner Uraufführung fand.

Die Konzertwoche brachte im ganzen wenig des Berichtenswerten. Einen hervorragenden Pianisten lernte man in Max Landow kennen. Der Künstler vereinigt ausgefeilte Technik mit einer äußerst energievollen Darstellungskraft, die nur in seltensten Fällen der „Fesseln sich entrafft". Das geschmackvolle Programm, das nur auf die schwächliche Klindworthsche Chopin-Imitation hätte verzichten dürfen, enthielt manch Seltenes, so das Konzertsolo von Liszt und die überromantische, aber dankbare und klangschöne H-dur-Sonate von Wilhelm Berger. — Mit einem langwierigen Mozart-Beethoven-Programm trat der heimische Pianist Guido Peters vor das Publikum. Neben fünf, sage fünf Sonaten enthielt die Vortragsordnung noch mehrere kleinere Kompositionen der beiden Meister. Peters ist ein solider Künstler, dem man das innere Mitfühlen anmerkt, dessen Ausdrucksfähigkeit aber eine gewisse Begrenzung hat; man empfängt immer den Eindruck, als ob hier mehr empfunden als gesagt würde, und muß sozusagen zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, um dem Künstler gerecht zu werden. — Einen Riesenerfolg holte sich die Altistin Tilly Koenen mit ihrem langaufgeschobenen Liederabend. Die Stimme ist für den Saal des „Bayerischen Hofes" fast zu mächtig und drückt förmlich mit ihrem sonoren Glanz und der leuchtenden Klangfülle; die reiche und edle Vortragsart besiegte aber die räumlichen Mängel, wie die des etwas sonderbaren Programms spielend

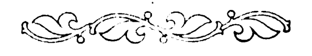
Drei beklagenswerte Todesfälle hat die letzte Woche mit sich gebracht. In Salo am Gardasee starb Otto Erich Hartleben, der erfolgreiche Dichter des „Rosenmontag." Er war kein ganz Großer, und sein bedeutendster Erfolg traf nicht den besten Teil seiner Fähigkeiten, der sich erst in seinen lyrischen Gedichten kundgibt. Man würdigte allgemein in Hartleben den Humoristen, der uns ja auch tatsächlich, von der ziemlich skrupellosen Wahl seiner Stoffe abgesehen, manche freundlich Gabe bescherte. Sein Goethe-Brevier aber, seine Vorliebe für Platen und manches seiner zahllosen Gedichte beweisen, daß mit der Trinkfestigkeit dieses Mannes nicht der Hauptzug seines Innenlebens erschöpfend berührt ist, daß dieses sich vielmehr nur gern hinter dieser burschikosen Außenseite verbarg, um in seinem Empfindungsreichtum und der bewußten Begrenzung des Ausdrucks hierfür nicht wehrlos der Ironie der Außenwelt preisgegeben zu sein. — In Schöneberg bei Berlin starb die einst vielgefeierte Wagner-Sängerin Fanny Moran-Olden. Mit einer wundervollen Stimme begabt, wußte sie besonders durch die energische Wucht ihrer Darstellung zu wirken. Zufriedenheit und Glück hat diese beneidens- und bedauernswerte Künstlerin wohl in Kunst und Leben nie gefunden. — In München verschied plötzlich der Leiter des Porges-Vereins, Prof. Max von Erdmannsdörfer. Seine künstlerische Laufbahn als Dirigent hatte in Sondershausen begonnen, wo er die Loh-Konzerte zu bedeutender künstlerischer Höhe hob. Später entfaltete er besonders in Rußland eine segensvolle Tätigkeit; seine Stelle als Lehrer an der Musikalischen Hochschule und als Hofkapellmeister in München, das sein Alterssitz werden sollte, gab er sehr bald wieder auf. Erdmannsdörfer war auch als Komponist hervorgetreten, aber seine Bedeutung ruhte doch zuerst in seiner gesinnungsvollen Propaganda neudeutscher Tonkunst. Als Dirigent zeichnete er sich weniger durch Schwung als durch Gründlichkeit und tiefes Eindringen in die Kunstwerke aus, und seine besonnene Objektivität machte ihn zu einem idealen Führer großer Chormassen. Es war ein Genuß, unter ihm zu studieren. Seinen edlen Charakter hatte er noch jüngst durch ein hochherziges Vermächtnis dokumentiert. Alle, die ihn kannten, werden ihm ein dauerndes Andenken bewahren; speziell für München und den Porges-Verein ist dieser Verlust nur schwer zu ersetzen.

Verschiedenes. Leo Tolstoi hat ein neues Drama: „Hinter den Kulissen des Krieges" geschrieben; die dramatische Zensur hielt eine Aufführung in Petersburg für gefährlich und belegte das Stück mit strengem Verbot. Tolstoi hat nun sein jüngstes Werk allen europäischen Bühnen zur Verfügung gestellt. — Das dreiaktige Volksstück „Fräulein Lehrerin" von A. Magister erlebte am 10. Februar im Wiener Raimund-Theater seine Uraufführung und fand reichen Beifall. — Richard Schotts dreiaktiges, die Duellfrage behandelndes Schauspiel hinterließ bei seiner ersten Darstellung im Düsseldorfer Stadttheater einen nachhaltenden Eindruck. — „Der Privatdozent" nennt sich ein Stück aus dem akademischen Leben von Ferdinand Wittenbauer. Die vier Akte lange Handlung ist eine stark von Satire und Wahrheit erfüllte Standeskomödie, die entschieden einen scharfen Geist verrät und diesmal das Professorentum herhalten läßt. Die Dresdner Aufführung dieser Neuheit im Kgl. Schauspielhaus ergab einen starken Erfolg. — Am Bremer Stadttheater brachte es das Schauspiel „Um seinetwillen" von Selma Erdmann-Jesnitzer zu einem schönen, durchschlagenden Resultat. — In Monte Carlo bereitet man für die künftige Opernsaison die Aufführung dreier Werke, die denselben Stoff behandeln, vor, nämlich: Berlioz' „La Damnation de Faust", „Mephistopheles" von Arrigo Boito und Gounods „Margarethe". — Das Aachener Stadttheater mußte aus Mangel an Besuchern geschlossen werden.

Ueber „Die Kunst auf dem Lande", wie sie in Irland gepflegt wird, liest man jetzt allenthalben. Besonders scheint sich die kleine Ortschaft Tawin in der Grafschaft Galway hervorzutun. Dort hat ein Studio der Medizin, ein Ortskind, einen Zweiakter geschrieben, den die ländlichen Schauspieler, die allesamt des Dichters Landsleute sind, so prächtig inszeniert und aufgeführt haben, daß man weit und breit rühmend diese Leistungen auf künstlerischem Gebiete pries.

Artur Nikisch, der geniale Dirigent, ist nun auch Theaterdirektor geworden, — doch behält er sich vor, seinen Konzertreisen nach wie vor treu zu bleiben.

München. Hermann Teibler.



Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Windthorstbündleralmanach für das Jahr 1905. Herausgegeben von Adolf Krüger. Berlin, Alexanderstr. 28. Karl Hof. Gebd.

Vom Donaustrand ins heilige Land. Von Friedrich Pesendorfer. Linz a. D. Preßverein. Elegant geb. Mk. 5.85.

Kernfragen christlicher Welt- und Lebensanschauung. Von Dr. Josef Mausbach. Apologetische Tagesfragen. 1. Heft. Mk. 1.20. M.-Gladbach, Zentralstelle des Volksvereins für d. k. D.

Der hl. Leopold, Markgraf von Oesterreich. Von Dr. Rich. von Kralik. Kempten. Kösel. Geb. Mk. 4.—.

Jesu Leben und Werk. Von Dr. Richard von Kralik. Kempten. Kösel. Geb. Mk. 6.—.

Mädchenbildung auf christlicher Grundlage. I. Jahrg. 3. und 4. Heft (12 Hefte Mk. 5.—). Coblenz. Görres-Druckerei.

Magazin für volkstümliche Apologetik. 1904. Nr. 9. Ravensburg. Alber.

Calderons größte Dramen religiösen Inhalts. 2. Aufl. v. Günthner Bändchen I, IV, VI. geb. Freiburg. Herder.

Der blinde Musiker. Von Maximilian Schmidt. Berlin. Janke.

Das Christentum und die Einsprüche seiner Gegner. Von Dr. Christian Hermann Vosen. 5. Auflage. Bearbeitet von Simon Weber. Freiburg. Herder.

Systematische Zusammenstellung der Verhandlungen des bayerischen Episkopats mit der Königl. Bayer. Staatsregierung von 1850 bis 1889 über den Vollzug des Konkordates. Freiburg. Herder. Mk. 5.—.

Die Entwicklung der Volkswirtschaft. (Arbeiter-Bibliothek, 8. Heft.) 20 Pfg. M.-Gladbach. Westdeutsche Arbeiterzeitung.

Kirchliche Statistik. Drei Aufsätze. Von Paul Maria Baumgarten. Wörishofer Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Mk. 2.50.

Herders Konversationslexikon. 79. und 80. Heft (**Schlußheft des 4. Bandes**).

Blätter für Elektro-Homöopathie. XXIV. Jahrgang. Nr. 1 pro Semester Mk. 1.75. Regensburg. Habbel.

Soziales Adreßbuch. Kevelaer. Butzon & Bercker. 50 Pfg.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. 47. und 48. Bändchen. à 30 Pfg. Kevelaer. Butzen & Bucker.

Hahn-Hahn, Werke. Band 43—45. Geb. Regensburg. Habbel.

Soziale Kultur. 25. Jahrgang. Heft 2. M.-Gladbach. Zentralstelle des Volksvereins f. d. kathol. Deutschland.

Kirchliches Handlexikon. Herausgegeben von Dr. M. Buchberger. 6. Lieferung. Mk. 1.—. München. Allg. Verlagsgesellschaft.

Conceptio immaculata in alten Darstellungen. Von Dr. Johann Graus. Graz, Styria. Mk. 1.20.

Der Monatstag des Abendmahles und Todes unseres Herrn Jesus Christus. Ein Beitrag zur Chronologie der Evangelien. Von Joseph Schneid. Regensburg, Manz. Mk. 2.80.

Die Beichtpflicht. Historisch-dogmatisch dargestellt von Dr. Jos. Gastmeier. Regensburg, Manz. Mk. 2.40.

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratisprobenummern gesandt werden können, ist der Verlag stets dankbar.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen.
Für den Inseratenteil: Hermann Ritz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. Beilagen nach Uebereinkunft. Bureaux an Sonn- und Feiertagen geschlossen.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 10. München, 5. März 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Die Päpste und die Exklusive.

Von
Pfarrer Dr. Wurm.

In der letzten Zeit ist wieder vielfach die Nachricht durch die Blätter gegangen, Papst Pius X. habe eine Konstitution über die von einigen Mächten bei der Papstwahl geübte Exklusive erlassen. Die „Kölnische Volkszeitung" (1904 Nr. 13) berichtete, am 30. Dezember 1903 sei die Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten unter dem Vorsitz des Kardinalstaatssekretärs Merry de Val zusammengetreten, um im Auftrage des Papstes sich über das Veto zu äußern, und sie habe den genauen Wortlaut einer Note festgestellt, die den betreffenden Staaten zugestellt werden solle. Der „Reichsbote" (ob es eine Originalkorrespondenz ist, ließ sich nicht feststellen) wußte (1904 Nr. 293 vom 14. Dezember) zu berichten, der Papst habe in Uebereinstimmung mit dem Kardinalkollegium eine apostolische Konstitution beschlossen, die das Vetorecht abschaffe und Kardinäle, die künftig als Vertreter einer Regierung die Exklusive gegen einen Kardinal aussprechen, mit kanonischen Strafen bedrohe. Der Papst habe dadurch, so bemerkt das Blatt geschmackvoll, seine eigene Wahlart desavouieren müssen, natürlich unter dem Druck „der mächtigen Jesuitenpartei im Vatikan". Bestände wirklich ein Vetorecht für die in Betracht kommenden Staaten Oesterreich, Frankreich und Spanien, so könnte auch der Papst es nicht einseitig abschaffen. Wenn in verschiedenen Konklaven die Kardinäle auf eine ausgesprochene Exklusive Rücksicht genommen haben, so war das nichts als ein Gebot der Klugheit, nicht der Pflicht.

Daß Papst Pius X. eine Konstitution über die Vetofrage erlassen habe, meldete kürzlich auch die „Germania" und auch die dem Wiener Auswärtigen Amte nahestehende „Wiener Politische Korrespondenz". Die letzte wußte auch anzugeben, daß der Hl. Stuhl nicht beabsichtige, jede Einmischung einer katholischen Regierung in die Wahl des Oberhauptes der Kirche vollständig zu eliminieren. Was durch die neue Konstitution aufgehoben werden solle, sei einzig und allein die Ausübung des Vetos während des Konklaves, wenn schon die Abstimmung begonnen habe. „Es handelt sich also weniger um die Unterdrückung, als um eine Verschiebung des Vetorechts. Künftighin wird es nicht mehr zulässig sein, ein Veto im Konklave selbst zu verkündigen. Wenn jedoch eine katholische Regierung glauben wird, berechtigte Gründe gegen die Wahl eines bestimmten Kardinals zu haben, so wird sie zur Geltendmachung ihres Standpunktes diese Gründe in einer diplomatischen Note an das Hl. Kollegium zu entwickeln haben .... Es wird natürlich dem Hl. Kollegium überlassen bleiben, die Einwendungen, welche gegen die Wahl irgend eines Kardinals erhoben werden, auf ihren Wert zu prüfen." Dieser Modus wäre, wie sich unten zeigen wird, nicht einmal etwas Neues. Was an diesen Mitteilungen Wahres ist, wird nur ein Eingeweihter sagen können, und da man den Wortlaut der etwaigen Aktenstücke nicht kennt, enthält man sich am besten jeder Bemerkung darüber. Nach Gaugusch (Das Rechtsinstitut der Papstwahl. Wien 1905. S. 192) verlautet in vatikanischen Kreisen, Pius X. habe bald nach seiner Thronbesteigung eine Bulle erlassen, „in der er die Bestimmungen seiner Vorgänger über das Vetorecht wiederholte". Baumgarten sagt in seiner Lebensbeschreibung des Papstes (in dem Werke: „Der Papst, die Regierung und die Verwaltung der hl. Kirche in Rom") nichts über die ganze Sache. Man brauchte sich übrigens gar nicht zu verwundern, wenn nächstens einmal irgend eine Zeitung eine Bulle Pius' X. über die Vetofrage brächte, wie 1874 die „Kölnische Zeitung" die Wahlbulle Apostolicae sedis munus Pius' IX. zu publizieren wußte.

Von Bestimmungen früherer Päpste über die Rücksichtnahme auf staatliche Einmischung in die Papstwahl kommt zunächst in Betracht die Bulle In eligendis Pius' IV. vom 9. Oktober 1562. Pius IV. war nach einem Konklave von fast vier Monaten gewählt, und das Konklave hatte maßlose Eingriffe Philipps II. von Spanien gesehen, der nach persönlichen und staatlichen Rücksichten eine Reihe von Kardinälen als ihm nicht genehm vom Papsttum ausschloß. Maßnahmen gegen die seit langem bei der Papstwahl sich breit machenden Mißstände waren schon länger beabsichtigt, diese Mißstände gingen aber hervor aus den
suchen der Regierungen, bei der Papstwahl Einfluß zu er
Deshalb hatte schon Julius II. 1506 in der Bulle
divino alle auf die Papstwahl bezüglichen Verspre
träge und Verpflichtungen für null und nichti
nun Pius IV. die Mißstände bei der
wollte, so mußte er an die Wurzel geh
er die Kardinäle und befiehlt ihne
göttlichen Gerichtes, bei der Abg
haupt bei allem, was die Wah
und Leidenschaft sich fern

cessiones) der Fürsten und weltliche Rücksichten nicht zu beachten, wegen der Wahl keine Vereinigungen, Verabredungen und Uebereinkommen zu schließen. Man mag nun die bis dahin vorgekommenen Exklusionen auffassen wie man will, als bloße Stimmenexklusionen oder zum Teil als formelle, die Kardinäle sollen überhaupt Forderungen der Fürsten nicht beachten. Nicht an diese wandte sich der Papst, sondern an die Kardinäle, und zwar, wie der hl. Karl Borromäus, der Neffe und die rechte Hand des Papstes, an die Legaten auf dem Konzil von Trient schrieb, nicht bloß aus Rücksicht auf die Fürsten, sondern auch, weil er glaubte, es genüge das Verbot an die Kardinäle; wenn diese gehorchten, hätten die Fürsten und ihre Gesandten niemanden, mit dem sie über die Wahl unterhandeln könnten. Aehnlich sprach sich der Papst selbst im Konsistorium aus.

Philipp II. ließ in seinen Versuchen, Einfluß auf die Papstwahl zu gewinnen, nicht nach, und infolge der damaligen Lage kam er auch meistens zum Ziele. Er ging schließlich so weit, daß er Listen von Kandidaten aufstellte und erklären ließ, nur mit einem von ihnen sei ihm gedient, und dreimal nacheinander wurde einer von seinen Kandidaten gewählt. Klemens VIII. (1592—1605) setzte eine Kommission zur Beratung über eine Neuordnung der Papstwahl ein, und diese äußerte sich, der König mache sich einer Sünde schuldig, wenn er durch seinen Gesandten erklären lasse, daß er die Wahl eines bestimmten Kardinals wünsche, oder wenn er die Wahl eines Kardinals unmöglich mache. Eine von Philipp in Madrid eingesetzte Kommission war natürlich der entgegengesetzten Ansicht, der König könne erlaubter Weise sowohl die Ex- und Inklusion benutzen als auch durch andere „ehrbare Mittel" die Kardinäle zu gewinnen suchen.

Der nächste Papst, der gesetzliche Maßnahmen über die Wahl erließ, war Gregor XV. In der Bulle Aeterni Patris vom 15. November 1621 sagt er u. a.: Die Kardinäle sollen sich fernhalten von allen Absprachen, Verträgen, Verpflichtungen über Inklusion und Exklusion eines einzelnen oder mehrerer, von allen Vereinbarungen, einem oder mehreren die Stimmen zu geben oder nicht; alle derartigen Abkommen sollen ungültig sein, und die Uebertreter dieser Vorschrift sollen mit der Exkommunikation belegt sein. Gregor verbietet also den Kardinälen, sich an einer staatlichen Ex- oder Inklusive zu beteiligen. Wäre wirklich, wie behauptet wird, die formelle Exklusive damals noch nicht vorgekommen gewesen, sie würde doch durch das Verbot mitbetroffen sein, da Gregor eben alles verbietet, was sich auf die Exklusive bezieht.

Gregors Hoffnung, durch das Verbot an die Kardinäle die Exklusive zu beseitigen, ging nicht in Erfüllung, vielmehr wurde die Einmischung der Regierungen immer schroffer. Ludwig XIV. von Frankreich hat während seiner langen Regierung die Papstwahlen nicht minder beherrscht wie einst Philipp II. 1667 glaubte der französische Gesandte in Rom nach Versailles schreiben zu können, der König ernenne nicht selbstherrlicher den Vorstand der Kaufmannschaft in Paris, als er diesmal den Papst (Klemens IX.) ernannt habe; und das Konklave von 1676 hat man bezeichnet als „eine äußerst ruhig verlaufene Wahlversammlung, deren Teilnehmer geduldig 1½ Monate warten, bis der in Vorschlag gebrachte Kandidat die gnädige Approbation des französischen Königs erhält".

Wenn nun auch bestritten wird, daß im 16. oder 17. Jahrhundert schon formelle Exklusionen mit dem Rechtsanspruch auf allgemeine Beachtung vorliegen, gleich bei der ersten Wahl im 18. Jahrhundert tritt dieser Anspruch so schroff wie nur möglich auf. (Ueber den Grund, warum die äußere Form der Exklusive jetzt schroffer wird, siehe meine Schrift über die Papstwahl. Cöln 1902. S. 73). Als 1721 Kardinal Paolucci Aussicht hatte gewählt zu werden, erhob sich der österreichische Kardinal Althann und erklärte, Paolucci sei vom Kaiser ausgeschlossen und er werde gegen die Wahl als nichtig protestieren, wenn Paolucci fernerhin nur drei Stimmen erhalte. Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich 1730. Der dann gewählte Klemens XII. hat ebenfalls ein Wahlgesetz erlassen. Hätte dieses an der Exklusive vorbeikommen können? In der Kommission zur Vorberatung der Bulle soll der Vorschlag gemacht sein, sie in eine bestimmte Form zu bringen, die ähnlich ist der, die nach der Wiener „Politischen Korrespondenz" jetzt eingeführt sein soll: die beauftragten Kardinäle sollen ihre Mandate mit Begründung dem Kardinaldekan mitteilen und die Generalkongregation der Kardinäle solle über die Begründung entscheiden. Der Papst soll den Vorschlag abgelehnt haben. In der Bulle sagt er dann, in den drei Konklaven, die er mitgemacht, habe er erfahren und andere Kardinäle hätten ihn darauf aufmerksam gemacht, daß bei der Papstwahl sehr heilsame Gesetze vergessen seien. Im Anschluß daran befiehlt er den Kardinälen, bei der Abgabe der Stimmen die Forderungen der weltlichen Fürsten nicht zu beachten, den zu wählen, den sie vor Gott zur Leitung der Kirche für geeignet halten und nichts zuzulassen oder zu versuchen, wodurch die freie Abgabe der Stimmen beeinträchtigt werde. Wenn diese Worte überhaupt einen Sinn haben und nicht eine bloße Phrase sind, so können sie sich nur auf die Exklusive beziehen. Der Papst verweist ausdrücklich auf die drei letzten Konklaven, die er selbst mitgemacht hat. In zwei von ihnen hatten sich die „Forderungen" der Fürsten in einer schroffen formellen Exklusive gezeigt. „Forderungen" der Fürsten zu beachten, hatte schon Pius IV. verboten; das war aber, wie der Papst milde sagt, vergessen. Hätte Klemens XII. den in der Kommission gemachten Vorschlag angenommen, so hätte er damit die Exklusive anerkannt; so hat er sie abgelehnt auf dem einzig möglichen Wege, den es dafür gab, indem er sich an die Kardinäle wandte.

Daß die Kardinäle auch in der Folgezeit auf die Mitteilung einer Exklusive Rücksicht genommen haben, ist bekannt; auch sie sind Menschen, und die Verhältnisse sind oft stärker als der Wille. Manchmal wäre die Mitteilung der Exklusive vielleicht nicht einmal nötig gewesen, da der Exkludierte doch vielleicht nicht gewählt wäre. So wird auch vom letzten Konklave behauptet, auch ohne die österreichische Exklusive würde Kardinal Rampolla die Tiara nicht erlangt haben

Auch Pius IX. hat in dem letzten seiner Wahlgesetze, der Bulle Consulturi vom 10. Oktober 1877, das die zwei früheren aufnahm, nicht nur ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Papstwahl einzig Sache der Kardinäle sei unter Ausschluß jeder Laiengewalt, sondern er hat auch die Kardinäle nachdrücklich ermahnt, sich durch keine Forderung einer Staatsgewalt leiten zu lassen. Wenn Graf Goluchowski am 16. Dezember 1903 in den österreichischen Delegationen sagte, der Einspruch des Kardinals Puzyna am 2. August 1903 habe mehr „den Charakter eines Wunsches oder einer Warnung" gehabt, so hat er damit in gewisser Weise die Sachlage gut gekennzeichnet, wenn er auch vorher von einem Vetorechte spricht. Aber, wenn eine Regierung für interne, sie allein angehende Angelegenheiten vom Papste sich nicht Wünsche und Warnungen geben läßt, so kann auch die Kirche solche von seiten einer Regierung zurückweisen.

Zur Frage einer Arbeitslosenversicherung.

Von

Dr. M. Wagner-Berlin*).

II.

Wenn man an die Frage einer Regelung der Arbeitslosenfürsorge herangeht, so liegt es auch naturgemäß nahe, an einen der bestehenden Arbeiterversicherungszweige Deutschlands anzuknüpfen. So macht Tischendörfer den Vorschlag, den Krankenkassen das Recht zu verleihen, Beitragszuschläge bis zum Maximum von 25% zu erheben. Diese sollen dann der Gemeindekasse zur Bildung eines Arbeitslosenfonds überwiesen werden, ohne den Gemeindeorganen die Verwaltung zu übertragen. Es soll vielmehr hierfür eine besondere Verwaltungskommission gewählt und den Stadtverordneten das Recht verliehen werden, einen Vertreter zu entsenden. Von den neun Mitgliedern der Kommission sollen gewählt werden sechs durch die Beisitzer der Arbeiter, drei durch die der Arbeitgeber der in Betracht kommenden Krankenkassen. Eine Unterstützung aus dem Arbeitslosenfonds wird bei Arbeitslosigkeit allen Gewerkschaften gewährt, welche die statutarischen Bedingungen des Arbeitslosenfonds anerkannt haben.

Im Gegensatz hierzu will Molkenbuhr die Arbeitslosenversicherung an die Invalidenversicherung angegliedert wissen, wobei die Versicherungspflicht auch die Hausarbeiter trifft. Insbesondere plädiert er deshalb dafür, weil hierdurch der größte Teil der Wanderbettelei beseitigt würde, die Eigentumsvergehen zurückgehen, und dadurch auch eine Verringerung der Gerichts- und Gefängniskosten erzielt und die Armenpflege ganz bedeutend entlastet würde. Darum will er das Reich mit einem Drittel der Kosten heranziehen, während der Rest von den Unternehmern und Arbeitern je zur Hälfte getragen werden soll, und zwar durch Erhöhung der Beiträge für die Invalidenversicherung. Dann würde der Zuschlag ungefähr 115% der jetzigen Beiträge ausmachen.

Gewiß haben diese Vorschläge mancherlei Vorzüge vor anderen, allein sie sind meines Ermessens nicht definitiv ausschlaggebend. Nicht nur die organisierten, sondern auch die nichtorganisierten Arbeiter würden eine Unterstützung im Falle der Arbeitslosigkeit bekommen; allein das weite Gebiet der Arbeiterselbsthilfe ist in Deutschland noch so zersplittert, ebenso das Krankenkassenwesen, daß der Tischendörfersche Vorschlag schon aus rein administrativ-technischen Gründen unausführbar ist. Würde die Arbeitslosenversicherung an die Invalidenversicherung angegliedert, so wäre den Gewerkschaften ein Hauptwerbemittel genommen. Die Versicherungsanstalten würden den durchaus notwendigen lokalen Unterbau vermissen lassen und die Verschiedenheiten des Berufsrisikos nicht berücksichtigen können. Eine einigermaßen zuverläßige Statistik ließe sich allerdings erreichen.

Wenn von verschiedenen Seiten immer wieder die Kommunen als die geeignetsten Träger einer geregelten Arbeitslosenfürsorge bezeichnet werden, namentlich von Adler und auf Anregung des Abg. Sonnemann von der süddeutschen Volkspartei, so wird in der Regel darauf hingewiesen, die Kommunen sorgten jetzt schon für eine große Zahl von Arbeitslosen durch die Gewährung von Armenunterstützung. Die hierbei gemachten Erfahrungen, sowie ihre Statistischen Aemter und die wiederholt veranlaßten Arbeitslosenzählungen lieferten die beste Grundlage zum Aufbau einer solchen Institution. Das sind gewiß beachtenswerte Gesichtspunkte. Allein wenn von den Befürwortern einer derartigen Regelung vorgeschlagen wird, keinen direkten Zwang auf die Gemeinden auszuüben, sondern ihnen nach einem entsprechenden Beschluß der Gemeindeorgane lediglich die Ermächtigung hierzu zu geben, so scheitert eine allgemeine Regelung dieser Frage daran, daß die Zusammensetzung der städtischen Körperschaften und besonders ihr sozialpolitisches Verständnis zu sehr verschieden ist. In Süddeutschland werden die größeren Städte, die schon mancherlei Erfolge gerade auf dem Gebiete des Arbeitsnachweises aufzuweisen haben, sich eher hierzu entschließen können. Dagegen werden sich die Städte im Norden und namentlich im Osten des Reiches ablehnend verhalten. Eine Berücksichtigung oder, besser gesagt, eine Verteilung des Berufsrisikos ist wegen der örtlichen Begrenztheit der Gemeinden so gut wie ausgeschlossen. Die in großen Städten beschäftigten Arbeiter haben sehr häufig ihren Wohnsitz in den billigeren Vororten. Auch hieraus werden Ungerechtigkeiten entstehen müssen. Wenn man nun die Versicherungspflicht ohne Rücksicht auf den Wohnsitz aussprechen wollte, so wären die Schwierigkeiten bei der Handhabung der Kontrolle zu groß. Die Saisonarbeiter, die einer größeren Gefahr von Arbeitslosigkeit ausgesetzt sind, werden nicht verfehlen, ihren Wohnsitz in Gemeinden mit Arbeitslosenfürsorge zu nehmen. Das Schicksal der „Stadt-Kölnischen Versicherungskasse gegen Arbeitslosigkeit im Winter“ hat uns bewiesen, daß sie nur solange wirklich leistungsfähig bleiben kann, als ihr große Subventionen gesichert sind. Nur 35 Prozent aller Einnahmen wurden beispielsweise im Jahre 1900/01 durch Beiträge der Arbeiter aufgebracht. Die übrigen 65 Prozent rühren von Wohltätern und von der Stadtgemeinde her.

Positive Resultate haben in Deutschland die Arbeiterberufsverbände aufzuweisen. Immer mehr findet bei ihnen dieser Zweig der Arbeiterselbsthilfe Beachtung. In dieser Beziehung sollten sich die deutschen Gewerkschaften an den englischen ein Beispiel nehmen und weniger politischen als rein wirtschaftlichen Zielen zustreben. Die englischen Gewerkschaften zählten am Schluß des Jahres 1902 fast zwei Millionen Mitglieder. Die 100 bedeutendsten Gewerkschaften haben seit 1892 bis 1902 eine Vermehrung ihrer Mitglieder von rund 29%, die übrigen von 23%, sämtliche von 27% aufzuweisen. Während der elf Jahre ihres Bestehens verausgabten die 100 bedeutendsten Gewerkschaften 10,300,000 £ oder 61% der Gesamtausgaben an Arbeitslose, die Streikunterstützung partizipiert mit 19%.

In Deutschland haben von Arbeiterberufsorganisationen die sozialistischen Gewerkschaften — diesen „Ehrentitel“ gab ihnen auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitag ein bekannter sozialdemokratischer Abgeordneter — das meiste geleistet. Ihre Mitgliederzahl ist außerordentlich schnell gewachsen; anfangs dieses Jahres betrug sie nach Angabe des „Korrespondenzblattes“ bereits über eine Million. Ihr bedeutendster „Verband der Deutschen Buchdrucker“ zahlte allein im Jahre 1901 für arbeitslose Verbandsangehörige nicht weniger als 513,943 Mk. an Arbeitslosenunterstützung und 245,939 Mk. an Reiseunterstützung. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine schenken der Arbeitslosenfürsorge ebenfalls große Aufmerksamkeit. Für Arbeitslose, Streikende und Ausgesperrte wurden im Jahre 1902 gezahlt 246,899 Mk., für Reiseunterstützung, für Unterstützung bei Umzug und in Notfällen 62,245 Mk. Die christlichen Gewerkschaften haben auf diesem Gebiete bis jetzt recht bedauerlicherweise so gut wie gar nichts geleistet. Auf dem Kongreß des letzten Jahres wurde diese Frage wieder in Fluß gebracht und zeitigt hoffentlich recht gute Resultate.

Von einer Regelung der Arbeitslosenfürsorge durch die Gewerkschaften darf man für Deutschland vorläufig nicht alles Heil erhoffen. Man geht nicht fehl, wenn man die Zahl der organisierten Arbeiter auf 16% schätzt. Dabei sind meist nur die gelernten Arbeiter organisiert und zeigen auch gar keine Lust, den ungelernten Arbeitern den Eintritt in eine Organisation zu erleichtern, zumal ihnen die Beiträge zu hoch erscheinen. Wenn man vorschlägt, den Organisationen mit statutarischer Arbeitslosenunterstützung Subventionen seitens des Staates und der Kommunen zu gewähren, so würde das für viele Arbeiter zweifellos ein Ansporn zum Eintritt sein. Indessen wäre es eine Ungerechtigkeit, wenn dabei Arbeiter, die der einzigen am Orte bestehenden, ihnen vielleicht unsympatischen Organisation nicht beitreten wollen oder können, leer ausgehen wollten. Man kann den Berufsorganisationen nur dringend ans Herz legen, die Arbeitslosenfürsorge in ihr Statut aufzunehmen. Vorläufig jedoch ist wohl kaum zu hoffen, daß durch eine derartige Regelung eine planmäßig geregelte Arbeitslosenfürsorge auch für die am meisten hilfsbedürftigen ungelernten Arbeiter zu erreichen sein wird.

Die bedauerlichen Vorgänge in München in den letzten Tagen haben bewiesen, daß etwas für die unschuldigen Opfer einer Wirtschaftskrisis, für die unverschuldet Arbeitslosen auf gesetzlichem Wege geschehen muß. Die Spenden des Prinz-Regenten und der Stadt München sind ein deutliches Zeichen dieser Erkenntnis.

Meines Ermessens hat der Vorschlag des Vorsitzenden der Landesversicherungsanstalt Berlin, Dr. Freund, die meiste Aussicht einer wirklichen Erfolg zeitigenden Regelung. Sein Vorschlag ist eine praktische Verwirklichung des Gedankens, daß Arbeitslosenversicherung und Arbeitsnachweis unbedingt zusammengehören. Alle Einzelheiten dieses Planes hier zu erörtern würde zu weit führen. Für denjenigen, der ein Studium nicht scheut, darf ich auf meine Schrift verweisen, in welcher ich eingehend Stellung hierzu genommen habe. Freund will die Versicherung obligatorisch ausgesprochen wissen nach Berufen. Denn jedes Gewerbe weist Besonderheiten auf. Die Versicherungspflicht soll einen Teil des Arbeitsvertrages bilden. Demgemäß wird den

*) Verfasser der Schrift: „Beiträge zur Frage der Arbeitslosenfürsorge in Deutschland“, Verlag der Arbeiterversorgung. A. Troschel, Grunewald-Berlin. Preis 2 Mk. (Die Redakt.)

Unternehmern eine Anmeldepflicht auferlegt. Das Arbeitslosengeld soll nach einer Karenzzeit von 14 Tagen gezahlt werden:

bei einer Versicherungsdauer von 13—26 Wochen für 3 Wochen,
„ „ „ „ 26—39 „ „ 6 „
„ „ „ „ 39—52 „ „ 9 „
„ „ „ „ 52—78 „ „ 14 „
„ „ „ „ 78—104 „ „ 18 „

Die Höhe des Arbeitslosengeldes beträgt im allgemeinen 1 Mk. pro Tag, für Verheiratete erhöht es sich um 0,20 Mk., bei Vorhandensein eines Kindes unter 14 Jahren um 0,15 Mk., von zwei oder mehr Kindern unter 14 Jahren um 0,35 Mk. pro Tag. Das Arbeitslosengeld ruht, wenn der Versicherte sich ohne triftigen Grund weigert, eine ihm durch den Arbeitsnachweis angebotene Stelle anzunehmen, ferner bei Bezug von Krankengeld und Unfallrente. Wenn Versicherte in drei Jahren seit Beginn der Versicherung kein Arbeitslosengeld bezogen haben, so haben sie einen Rückerstattungsanspruch des dritten Teiles der geleisteten Beiträge. Diese betragen 0,50 Mk. pro Woche und sind von dem Unternehmer zu entrichten, wogegen er das Recht hat, die Hälfte bei der Lohnzahlung vom Lohne abzuziehen. Die Kassengeschäfte werden von dem Arbeitsnachweis geführt. Für den ordnungsgemäßen Geschäftsgang und für die objektive Stellenvermittlung sorgt ein „paritätisches Kuratorium".

Wenn das Freundsche Projekt in seinen Einzelheiten auch noch diskutabel ist, so geht es doch von der wichtigen Grundauffassung aus, daß der eigentliche Versicherungsfall bei der Arbeitslosenversicherung nicht wie bei den übrigen Versicherungszweigen durch äußere Merkmale genau fixiert werden kann, sondern daß hierzu nur der gut funktionierende Arbeitsnachweis imstande ist.

Wie ich oben schon erwähnt habe, wird in der allernächsten Zeit die Denkschrift des Kaiserlichen Statistischen Amts erscheinen. Die gesetzgebenden Faktoren, insbesondere der Deutsche Reichstag werden es dann in der Hand haben, den ersten Schritt zur gesetzlichen Regelung der Arbeitslosenfürsorge zu tun.



Die ungarischen Stichwahlen.

Von

Dr. jur. **Brüning, Trier.**

Die letzthin vorgenommenen Reichstagswahlen haben im ganzen 14 Stichwahlen notwendig gemacht. In diesen Bezirken standen zur Wahl 11 Liberale, 7 Kossuthianer, 3 Nationalitätsparteiler, je 2 Sozialisten, Volksparteiler und Dissidenten sowie 1 Banffyaner. Nur noch ein Bezirk, in welchem Liberalismus und Kossuthianer sich gegenüber stehen, ist noch rückständig. Die anderen 13 haben gewählt. Auch diese Wahlen sind völlig gegen Tisza ausgefallen. Von den 10 Liberalen sind nur 4 gewählt, darunter nur einer gegen einen Kossuthianer. Von den 3 anderen standen 2 je einem Serben und Rumänen gegenüber und sind bei derartigen Gegnerschaften selbstredend die Regierungsorgane bemüht, die Wahl zu machen. So hat in einem Falle der rumänische Kandidat seine Vertrauensmänner zurückgezogen wegen Gefährdung seines Lebens. „Angeblich" sagt der deutsch geschriebene „Pester Lloyd" dazu; allein bei der Energie, mit welcher die Rumänen in den Wahlkampf eintraten, wird ihr Kandidat für seinen Entschluß wohl gute Gründe gehabt haben. Dazu kommt, daß in solchen Fällen der Magyare als solcher gegen den Nationalitätsparteiler wählt. Aus diesen Gründen wird der Wahlausfall begreiflich. Den letzten Wahlring endlich errang der Liberalismus gegen die Volkspartei. Es ist bezeichnend, daß in dem betreffenden Bezirke der Kandidat der sich katholisch bezeichnenden Volkspartei zurücktrat, da er seine Niederlage voraussah infolge der Nichtzusage kossuthianischer Unterstützung. Also lieber den bis aufs Messer bekämpften Liberalismus als den wenn auch noch so chauvinistischen Klerikalismus. Tout comme chez nous! Dagegen errang die Volkspartei im Preßburger Komitate einen Sieg über die Dissidenten, deren Kandidat hier zurücktrat. Rücktritte vor der Stichwahl waren überhaupt nicht selten. Insbesondere gilt dies auch von Pest (9. Bezirk), wo von Rechts wegen der Justizminister Ploß für die Liberalen kandidieren sollte. Er hatte dieselbe Stimmenzahl erhalten wie sein kossuthianischer Gegner. Die Liberalen machten aus der Not eine Tugend: die angeordnete völlige Neuwahl sagte ihnen nicht zu, sie wollten eine Stichwahl und deshalb — natürlich — zogen sie es vor, niemand kandidieren zu lassen. Stolz lieb ich den Magyaren, aber hier war doch wohl die Säure der Trauben die Veranlassung, daheim zu bleiben. Die bombastisch angekündigte Wahlauffahrt mit Wagen, Fahnen, Banderium und 30 weiß gekleideten Mädchen (!) unterblieb daher und der Gegner wurde als einstimmig gewählt erklärt. Außer diesem Abgeordneten brachten die Anhänger Kossuths noch 2 weitere durch, einen in Stichwahl gegen einen eigenen Parteigenossen.

Die Dissidenten und Banffyaner hatten mit je einem Kandidaten Glück; ebenso gelang es den Rumänen, im Komitate Arad noch einen der ihrigen durchzusetzen. In zweien der genannten 3 Fälle waren die Unterlegenen die Liberalen.

Das größte Interesse erregt jedoch die Wahl von 2 Sozialisten, die ersten, welche in das stolze Reichstagsgebäude an der Donau einziehen werden. Die beiden Wahlkreise sind Szegvar und Bekes-Csaba. Ersteres liegt im Komitat Csongrad, letzteres in Bekes. Beide Komitate sind ländlich. Schwicker „Statistik des Königreiches Ungarn" (1877) bezeichnet die genannte Gegend als das Zentrum des ungarischen Weizenbaues und gibt in Uebereinstimmung damit den Prozentsatz der industriellen Bevölkerung auf nur 6,73 bzw. 4,90 Prozent an. Wenn nun diese Zahlen auch zweifellos bis heute gestiegen sind, so ist doch an dem Gesamteindruck, welchen die Zusammensetzung der Bevölkerung macht, nichts geändert. Dazu kommt, daß beide Wahlkreise keine größeren Städte enthalten, welche, sofern überhaupt industrielle Bevölkerung vorhanden ist, doch den Hauptanteil stellen. Beide Komitate sind magyarisch, Bekes hat über 70, Csongrad über 99 Prozent magyarisch sprechende Bevölkerung. Während ferner Csongrad überwiegend katholisch ist, hat Bekes evangelische Mehrheit. Die Wahlbeteiligung bei den beiden sozialistischen Wahlen war für ungarische Verhältnisse groß. Von zirka 2450 Wählern stimmten in Bekes zirka 1850, und das, obwohl — nach dem „Pester Lloyd" — die Liberalen sich später der Stimmabgabe enthielten. Die sozialistischen Siege waren nur möglich durch Unterstützung seitens der Kossuthpartei.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Vollendung der Handelsverträge.

Der Reichstag hat im Anschluß an die Kommissionsberatung schnelle und gute Arbeit gemacht. Die zweite und die dritte Lesung der Handelsverträge wurden ohne jede Verzögerung vorgenommen; irgend ein Obstruktionsversuch wurde nicht gemacht. Der österreichische Vertrag, den man als Standard vorwegnahm, wurde mit 226 gegen 79 Stimmen, der russische mit 228 gegen 81 Stimmen angenommen. Das Neinsagen besorgten ausschließlich die Sozialdemokraten und Vereinzelte ihrer Schleppträger von weiblichem Freisinn. Wir können mit besonderer Freude verzeichnen, daß das Zentrum geschlossen im positiven Sinne stimmte. Den süddeutschen Vertretern gebührt Dank dafür, daß sie sich durch einzelne, an sich berechtigte Bedenken wegen ihrer besonderen Interessen, namentlich in der Gersten- und Hopfenfrage, nicht haben abhalten lassen, für das Gesamtwerk zu stimmen. Eine Mainlinie im wirtschaftspolitischen Ausgleich hätte einen unangenehmen und schädlichen Eindruck gemacht. Erleichtert wurde den Süddeutschen der Anschluß einesteils durch die bestimmten Erklärungen der Regierung, daß jedem Versuch, die neuen Bestimmungen zuungunsten Süddeutschlands zu umgehen oder zu mißbrauchen, entschieden entgegengetreten werden solle, sowie anderseits durch die hochpolitische Erwägung, daß unser Bündnis mit Oesterreich — das einzig zuverlässige, das wir haben — durch das Scheitern des Vertrags und einen nachfolgenden Zollkrieg in verhängnisvoller Weise gefährdet würde. Die Theorie, welche Fürst Bismarck einmal aufgestellt hat, mehr aus Taktik als aus Ueberzeugung, daß die handelspolitischen Beziehungen mit den politischen Beziehungen zwischen den betreffenden Staaten nichts zu schaffen hätten, ist längst als unhaltbar erkannt und aufgegeben. Zurzeit war die vorsichtigste Behandlung Oesterreichs um so mehr geboten, als die heillosen inneren Wirren dort die politische Wahrscheinlichkeitsrechnung fast ganz unmöglich machen. Wo soviel Pulver liegt, darf man nicht viel mit Streichhölzern spielen.

Mit der Annahme dieser sieben Verträge ist übrigens das große Werk der handelspolitischen Reform noch nicht vollendet. Nicht einmal der europäische Güteraustausch ist vollständig



geregelt; es fehlt noch die definitive Vereinbarung mit England (während Frankreich durch die „ewige" Meistbegünstigungsklausel des Frankfurter Friedens hors de concours gestellt ist.) In England will bekanntlich die Balfoursche Regierung Kampfzölle, die Chamberlainsche Agitation richtige Schutzzölle einführen. Was dabei herauskommt, ist unsicher; aber nach der Lage der Dinge brauchen wir uns nicht bange machen zu lassen. Schwieriger und zugleich dringlicher ist die Aufgabe, mit der neuen Welt ein gedeihliches Zollabkommen zu erreichen, an erster Stelle mit den Vereinigten Staaten, die in der Schutzzollpolitik sowohl dem Umfange als der Rücksichtslosigkeit nach den Weltrekord erreicht haben. Der bisherige Vertrag mit Nordamerika ist ein vorläufiger Notbehelf, bei dem Deutschland entschieden zu kurz kommt. Hoffentlich wird noch während der Präsidentschaft des verhältnismäßig weitsichtigen und tatkräftigen Roosevelt diese Aufgabe sich lösen lassen.

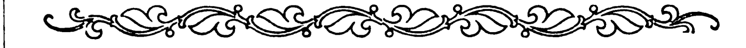
Zu der neuen Auflage der Handelsverträge sei noch im allgemeinen bemerkt, daß die grauen Theoretiker und die eifrigen Klopffechter, die den Gegensatz zwischen den Caprivischen und den Bülowschen Tendenzen als etwas Monströses hinstellen, sich ein Armutszeugnis im Punkte der praktischen Politik ausstellen. Die Verträge von 1892 entsprachen dem damaligen Stande der Dinge und der Erkenntnis. Inzwischen hat uns eine scharfe Erfahrung gelehrt, daß die Landwirtschaft mit den Zollsätzen, die damals für ausreichend gehalten wurden, bei der Steigung des Wettbewerbes nicht bestehen kann. Wir haben weiter gelernt, daß man sich erst durch einen starken autonomen Tarif bewehren muß, ehe man in Vertragsverhandlungen mit den immer schutzzöllnerischer gewordenen Staaten eintreten kann. Wer nun trotzdem die Caprivische Vertragspolitik für einen schweren politischen Fehler erklären will, der darf wenigstens das Eine nicht übersehen: ohne die gescholtene bahnbrechende Tat Caprivis wären wir überhaupt nicht zu Handelsverträgen gelangt, also auch nicht zu der jetzigen zweiten Auflage. Das Opfer, das damals Deutschland zu Lasten seiner Landwirtschaft brachte, hat wenigstens das Gute gehabt, daß wir aus dem Wirrsal der bisherigen bloßen Meistbegünstigung mit voller Freiheit der Zollsteigerungen zu dem System der Tarifverträge mit zwölfjähriger Bindung gelangt sind. Die gebrachten Opfer sind teils als Lehrgeld, teils als Einstandsgeld zu buchen, und daß sie nicht vergeblich gebracht sind, zeigt die vorliegende zweite und wirklich verbesserte Auflage.

Das diplomatische Urteil der Hullkommission.

Die Zeit ist wirklich der beste Arzt. Die Heringsschlacht an der Doggerbank, die seinerzeit den Weltfrieden in allen Fugen krachen ließ, ist uns in der kurzen Zwischenzeit schon ungeheuer gleichgültig geworden. Die internationale Kommission wurde ja auch eigentlich nur eingesetzt, um über die Brandung der augenblicklichen Erregung hinwegzukommen. Die Kommission hat ihre Aufgabe richtig dahin aufgefaßt, daß sie nicht der unerbittlichen Justiz, sondern der vermittelnden Diplomatie dienen solle. Ihr Bericht ist voll von Unklarheiten und Zweideutigkeiten, ja, wenn man scharf zusieht, sogar von Widersprüchen. Die Kommission gibt beiden Teilen etwas Recht und keinem Teile vollständig Unrecht. Roschdjestwensky bekommt seinen Tadel, aber auch ein gerütteltes und geschütteltes Maß von Milderungsgründen. Die englischen Blätter haben zum großen Teil eine schwere Niederlage ihrer Regierung aus dem Bericht herausgelesen. Das kann man, wenn man will; aber einerseits kamen die Russen auch nicht ohne Kritik fort, und anderseits ist zu berücksichtigen, daß die englische „Niederlage" schon in dem Augenblick eintrat, als seine Diplomatie nach dem ärgsten Säbelgerassel sich zu dieser von vornherein saft- und kraftlos gestellten Kommission herbeiließ. Damals war schon der Verzicht auf die „Revanche für Hull" beschlossen und betätigt. Vermutlich aus dem Grunde, weil England es nicht für vorteilhaft hielt, durch sein Eingreifen den Triumph der Japaner in Ostasien vollständig zu machen. Aehnliche Erwägungen werden jetzt wohl maßgebend gewesen sein für die Zulassung des diplomatisch lavierenden Schiedsspruchs der Kommission. England hätte ja durch schärferes Vorgehen in der Kommission und nötigenfalls durch Sprengung derselben diese angebliche „Niederlage" vermeiden können. Es hat nicht gewollt, und vielleicht haben diejenigen Recht, die dahinter eine Spekulation auf einen baldigen Frieden mit einem nur halben Erfolg der Japaner wittern. Ein allzu mächtiges und allzu unternehmungslustiges Japan entspricht in der Tat nicht den englischen Interessen. Jedenfalls ist für die russische Friedenspartei der milde Spruch der Kommission vorteilhaft, während ein scharfes Verdikt den leidigen „Ehrenpunkt" mehr in den Vordergrund geschoben hätte.

Das Hornberger Schießen in akademischer Wiederholung.

In den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses zum Kultusetat bildete die Debatte über die Hochschulbewegung den interessantesten Punkt. Die Hetze gegen die katholischen Studentenkorporationen, die von den Agitatoren des Evangelischen Bundes in die Studentenwelt hineingetragen wurde, war der Ausgangs- und Kernpunkt des ganzen Rummels. Als sich die Regierung gegen die beantragte Zwangsmaßregel abweisend stellte, wurde das mächtige Banner der „akademischen Freiheit" entfaltet. Damit bekam der Unfug einen geradezu unsinnigen Charakter: Freiheitshelden, die Vergewaltigung Andersdenkender fordern, verlieren den Respekt vor ihrem „Zeugnis der Reife". So ist denn als erfreuliches Ergebnis der sonderbaren Bewegung zu verzeichnen, daß nicht bloß die Staatsregierung, sondern die Wortführer aller Parteien, auch der nationalliberalen Partei, mit der die studentischen Führer so eng verbunden sind, sich gegen die Unterdrückung der konfessionellen Korporationen erklärt haben. Eine empfindliche Niederlage der kulturkämpferischen Hetzer! Was nun noch übrig bleibt — die Ausgleichung der Zwistigkeiten an einzelnen Hochschulen, die Wiederherstellung der Studentenausschüsse und die Begnadigung der studentischen „Märtyrer" — ist wirklich nicht von welterschütternder Wichtigkeit. Man sollte in Nachsicht einen dicken Strich durch das Vorgefallene machen, und dann sollten alle, die Einfluß auf die Studenten haben, der gährenden Jugend klar machen, daß sie ihre Freiheit dazu hat, um etwas Tüchtiges zu werden, aber nicht dazu, um vorzeitig schon auf der Weltbühne den großen Mann oder gar den wilden Mann zu spielen. Auch drängt sich die Frage auf, ob denn diese frühreife Jugend gar keine Väter mehr hat, welche die Zügel der Vernunft im Bedarfsfalle anziehen können.



Die „Berlin-Trierer Richtung".

Von

Montanus.

Die „Allgemeine Rundschau" brachte vor einiger Zeit aus der Feder des Herrn Dr. Vandenboom eine ausgezeichnet orientierende Uebersicht über die deutsche Gewerkschaftsbewegung. Nicht aufgeführt waren dort die sogenannten katholischen Gewerkschaften, d. h. die Fachabteilungen der katholischen Arbeitervereine der Berlin-Trierer Richtung. Ob diese Nichterwähnung zu Recht oder Unrecht erfolgte, soll hier nicht des Näheren untersucht werden. Erwähnt sei nur für die der Gewerkschaftsbewegung Fernstehenden, daß die sogenannten katholischen Gewerkschaften eine Erfindung des Herrn Assessor a. D. von Savigny sind, der für sie 1899/1900 in einer Broschüre „Arbeitervereine und Gewerkschaftsorganisationen im Lichte der Enzyklika Rerum novarum" eine Lanze brach. Er verlangte auf Grund seiner Interpretation der Enzyklika Rerum novarum nicht mehr und nicht weniger, als daß die christlichen Gewerkschaften, die damals bereits 150,000 Mitglieder zählten und von mehreren Katholikenversammlungen sowie katholischen Kirchenfürsten warm empfohlen waren, abgeschafft und durch katholische Fachabteilungen ersetzt werden sollten. Wie er sich das dachte, führt er in der genannten Broschüre in folgender Weise aus:

„Daraus ergibt sich als Schlußfolgerung: wo noch keine ›christlichen‹ Gewerkschaften außerhalb der Vereine gegründet sind, möge ihre Gründung unterbleiben..... Wo die (christlichen) Gewerkschaften aber bereits bestehen, wird es, ohne Unfrieden und eigentliche Befehdung, auf eine allmähliche Belehrung der Arbeiter, ihre Heranziehung zur Ausbildung der Einrichtungen der Vereine (soll heißen: Fachabteilungen) ankommen. Wir glauben nicht, daß die Arbeiterschaft sich diesen Belehrungen gegenüber unzugänglich erweisen wird, wofern ihnen nur in den Vereinen (Arbeitervereinen) das ihren Bedürfnissen Entsprechende wirklich gewährt wird. Selbst in rein katholischen Gegenden wird diese Ueberleitung nicht überflüssig oder gleichgültig sein, da von ihr die Zugehörigkeit zu einem katholischen oder einem interkonfessionellen bzw. neutralen Verbande abhängig ist. Sollten dann einige irregeleitete Köpfe sich in eine falsche Ueberzeugung hineingearbeitet haben und an dieser festhalten, so werden solche bald vereinzelt bleiben. Wo es sich aber nicht um solche, sondern um ehrgeizige Agitatoren handelt, welche weniger das Gemeinwohl, als die Bedeutung der eigenen Persönlichkeit im Auge haben und dieser dienen, ohne es vielleicht sich selber eingestehen zu wollen, da trifft fürwahr das Wort des Heilandes zu: „Wer eines von diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde!" Und

die andere Stelle: „Wer die Kirche nicht hört in allem (! D. V.), der sei euch wie ein Heide und öffentlicher Sünder", wenngleich es sich bei heutigen Verhältnissen wohl selten empfehlen wird, diese Wahrheiten in unserem Zusammenhange öffentlich zur Geltung zu bringen."

Die unduldsame Denkungsweise ist gewissermaßen typisch geworden für die gesamte weitere Haltung der katholischen Fachabteilungen. Wie schon aus den obigen Zeilen sich zur Evidenz ergibt, halten die Vertreter der Berliner Richtung jeden Andersdenkenden für einen Feind der Kirche, da er „dem klaren Wortlaut der allein maßgebenden Enzyklika Rerum novarum zuwiderhandelt". Wie weit diese Behauptung zutrifft, kann natürlich an dieser Stelle nicht erschöpfend erörtert werden, doch dürfte bereits folgender einfache Gedankengang zum Ziele führen. Die Leiter der Berlin-Trierer Richtung, die Herren v. Savigny, Lic. Fournelle*) und Redakteur Dr. Fleischer haben weder Anspruch auf Unfehlbarkeit noch auf irgendwelche besondere Autorität in der Interpretation der Enzyklika Rerum novarum. Für uns ist zunächst die maßgebendste Stelle der zuständige Episkopat, und dieser hat auf seiner letzten Konferenz in Fulda folgende Resolution gefaßt:

„Nach wie vor auf dem Boden kirchlicher Grundsätze, insbesondere der Enzyklika Rerum novarum verharrend, nimmt der preußische Episkopat den innigsten Anteil an der Förderung der wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterschaft, begrüßt mit freudiger Befriedigung die Entwickelung der katholischen Arbeitervereine und wünscht ein friedliches Verhältnis zwischen den beiden bestehenden Richtungen in der fachlichen Berufsorganisation, die sich zu den Grundsätzen des Christentums (nicht etwa des Katholizismus! D. V.) bekennen.

Wenn also die „Berliner Herren" behaupten, daß „nach dem klaren Wortlaut der allein maßgebenden Enzykika Rerum novarum" die christlichen Gewerkschaften durch katholische Fachabteilungen ersetzt werden müßten, so bedeutet das eine unerhörte Anmaßung gegenüber dem preußischen Episkopat von seiten derselben Herren, die sonst den Gehorsam gegen die Kirche stets im Munde führen.

Man kann des ferneren aber auch wohl annehmen, daß die Auslegung der Enzyklika Rerum novarum durch einen so hervorragenden Kirchenfürsten wie den Erzbischof von Köln mehr Anspruch auf die Anerkennung der Gläubigen hat wie die Interpretation der Herren v. Savigny, Lic. Fournelle und Dr. Fleischer, die bisher für ihre Befähigung hierzu nicht den geringsten Beweis erbracht haben. Der Erzbischof von Köln, Kardinal Fischer führte aber erst vor kurzem in Köln in einer großen Versammlung der katholischen Arbeitervereine des Bezirks Köln-Mühlheim aus:

„.... Es sind soeben die christlichen Gewerkschaften genannt worden. Ich benutze gern die Gelegenheit, hier zu erklären, daß der preußische Episkopat den christlichen Gewerkschaften wohlwollend gegenübersteht. (Stürmischer, anhaltender Beifall.) Ich darf dies namentlich mit aller Entschiedenheit von mir sagen. Ich freue mich, daß die christlichen Gewerkschaften hier in der Erzdiözese immer mehr sich ausbreiten und gedeihen. Ich wünsche auch von ihnen wie von den Arbeitervereinen, daß sie noch mehr sich ausdehnen und gedeihen; viel mehr Mitglieder müssen sie zählen, damit sie den großen Aufgaben gewachsen sind." (Lebhafter Beifall.) Man könnte sich die Agitation der Berliner Herren überhaupt viel eher gefallen lassen eingedenk des Grundsatzes: in dubiis libertas, wenn die Herren selbst diesen Satz gelten ließen und nicht immer wieder den Versuch machten, ihre Richtung als die allein für den Katholiken zulässige auszugeben. Diese Anmaßung in Verbindung mit einer krassen Intoleranz gegen Andersdenkende muß nachgerade die schwersten Bedenken erregen. Dazu kommt als ganz besondere Gefahr, daß die Berliner Herren unter dem Schutze der Zentrumsflagge zuweilen eine Politik treiben, die der Sozialdemokratie direkt in die Arme arbeitet. Das war in ganz besonders hohem Maße der Fall gegenüber der Streikbewegung im Ruhrrevier.

Während sich nämlich die öffentliche Meinung fast geschlossen auf die Seite der Streikenden stellte, während im Reichstag und Landtag die Zentrumsabgeordneten ihren wärmsten Sympathien für die Streikenden Ausdruck gaben, während die hervorragendsten preußischen Kirchenfürsten reiche Spenden für die notleidenden Bergleute gaben, sahen sich die Berliner Herren bemüßigt, im „Korrespondenzblatt der beruflichen Fachabteilungen" (Nr. 2), einer Beilage des „Arbeiter" (Organ der Berlin-Trierer Richtung), folgende unerhörten Verleumdungen gegen die Streikenden zu schleudern:

„Alle Industrien werden durch denselben (Bergarbeiterstreik) in Mitleidenschaft gezogen; traurig wird es dann um denjenigen Arbeiter stehen, der sich unseren Organisationsbestrebungen ferngehalten hat. Angesichts solcher, das gesamte öffentliche Wohl schwer gefährdender Zustände, angesichts solcher Kämpfe, unter denen die Arbeiter am meisten leiden müssen, sollte man glauben, daß die mächtigen Organisationen sowohl der Arbeitgeber wie auch der Arbeiter allen Ernstes dahin streben müssen, diesem rohen Faustrecht ein Ende zu machen. Aber weit gefehlt. Für die christliche Liebe und Gerechtigkeit ist in der Arbeiterbewegung kein Platz. Religion hat mit den wirtschaftlichen Bestrebungen nichts zu tun. Nur durch die Macht der Organisation kann dem Arbeiter sein Recht werden. Die Gesetzlosigkeit im Wirtschaftsleben ist gerade das Lebensprinzip der Organisationen. Recht und Gesetz sollen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern nicht gelten, weil die Arbeiterbewegung ins Sumpfen geraten würde. Jede Einmischung des Gesetzes auf diesem Gebiete wird abgelehnt, man will den ewigen, wirtschaftlichen Krieg auch dann, wenn Glaube und Sitte, Staats- und Familienglück dabei zugrunde gehen."

Natürlich konnte die Zentrumspresse einem solchen Treiben nicht stumm zusehen, und sehr bald wies die „Kölnische Volkszeitung" eine derartige Haltung mit aller Entschiedenheit zurück, namentlich, soweit sie gegen die christlichen Gewerkschaften gerichtet war, die doch mit 48,000 Mitgliedern am Streik beteiligt waren. Aber auch in dem Hauptverbreitungsgebiet der Berlin-Trierer Richtung, in Schlesien, blieb die Reaktion nicht aus. So schrieben die „Schlesischen Nachrichten", ein seit dem 1. September im Verlage der „Schlesischen Volkszeitung" erscheinendes, auf weitere Volkskreise berechnetes Zentrumsblatt:

„Wir können nicht umhin, aufs tiefste zu bedauern, daß der „Arbeiter" sich zu einer derartigen Stellungnahme hat hinreissen lassen. An dem Streike haben sich auch 48,000 Mitglieder des Gewerkvereins christlicher Bergleute beteiligt, für die es eine schwere Beleidigung bedeutet, wenn der „Arbeiter" behauptet: „Für die christliche Liebe und Gerechtigkeit ist in der Arbeiterbewegung kein Platz" und des weiteren: „Man will den wirtschaftlichen Krieg, auch dann, wenn Glaube und Sitte, Staats- und Familienglück dabei zugrunde gehen." Eine solche Sprache hat kein Scharfmacherorgan zu führen gewagt. Wir kennen viele brave katholische Männer im Westen, die religiösen Vereinen angehören, die sich ziemlich mit den ostdeutschen Arbeitervereinen decken, und diese Männer, auf die jeder katholische Geistliche stolz sein kann und muß, gehören zum großen Teile zu den Organisationen, die der „Arbeiter" hier in so maßloser Weise angreift. Wir wollen uns hier auf keine Einzelheiten einlassen; wir haben unsere Leser so eingehend orientiert, daß sie sich über die Unterstellungen des „Arbeiter" selbst ein Bild machen mögen, aber wir können nicht umhin, zu konstatieren, daß eine solche Haltung des „Arbeiter" sowohl der von ihm vertretenen Sache aufs schwerste schadet, als auch das von der letzten Bischofskonferenz erstrebte friedliche Verhältnis der beiden fachlichen Berufsorganisationen seinerseits geradezu unmöglich macht. An „christlicher Liebe und Gerechtigkeit" läßt es der „Arbeiter" in den obigen Ausführungen entschieden fehlen."

Das erregte den grimmen Zorn der Berliner Herren, und anstatt ihren Fehler einzugestehen oder in ehrlichem Streite ihre Ansicht zu begründen, wählten sie einen bisher in der anständigen

---

*) Lic. Fournelle stand nicht immer auf seiten der Gegner der christlichen Gewerkschaften. Eine der lobendsten Anerkennungen, die den christlichen Gewerkschaften zuteil geworden sind, entstammt seiner Feder; er nannte sie ein Werk der christlichen Caritas. Noch im Jahre 1900, also bereits nach der Erfindung der Fachabteilungen durch Herrn v. Savigny, schrieb er in einem Buche „Christliche Caritas in Berlin" (Berlin 1900, Verlag der „Germania") S. 146 f.: „Es hat sich aber neben der sozialdemokratischen eine christliche Gewerkschaftsbewegung Bahn gebrochen. Ueberaus rasch hat dieselbe Boden gefaßt und weite Ausdehnung gewonnen; eine große Zukunft ist derselben sicher. Es ist wahrlich keine kühne Hoffnung bloß, sondern eine allseitig gerechtfertigte und begründete Erwartung, daß nach nicht allzu langer Zeit die christliche Gewerkschaftsbewegung die sozialdemokratische nicht bloß erreichen, sondern überflügeln wird.... Ganz besonders sei hier darauf hingewiesen, daß die christliche Gewerkschaftsbewegung zum Unterschied von der sozialdemokratischen vollständig unabhängig von fremder Leitung ist; nur Arbeiter leiten und fördern heutigentags dieselbe; jede politische, sowie auch jede konfessionelle Färbung ist ausgeschlossen.... Wir dürfen außer der Gründung und Förderung der katholischen Arbeitervereine auch die christliche Gewerkschaftsbewegung unter den Werken der katholischen Caritas in Berlin aufzählen, weil diese christliche Gewerkschaftsbewegung ausschließlich von katholischer Seite ins Leben gerufen und gepflegt worden ist." Also schrieb Lic. Fournelle im Jahre 1900, nachdem die Enzyklika Rerum novarum bereits neun Jahre zuvor, 1891, veröffentlicht und sicherlich — da Herr Fournelle doch bereits vor 1900 in der Arbeiterbewegung stand — auch von ihm studiert worden war.

Presse nicht üblichen Weg, indem sie die Haltung der „Schlesischen Nachrichten" durch Repressalien zu ändern suchten. Man versuchte nichts mehr und nichts weniger, als dem Blatte, das eine eigene Ansicht zu äußern gewagt hatte, durch die verblümte Androhung eines Boykotts eine andere Haltung aufzuoktroieren. Ueber diese Musterleistung brachte der „Arbeiter" selbst folgenden Bericht (Nr. 5 vom 29. Januar ds. Js.):

„Zum Schluß wurde dann ein Artikel aus Nr. 7 der „Schlesischen Nachrichten" vom 21. Januar besprochen, betitelt: „Bergarbeiterbewegung und christliche Gewerkschaften". Es wurde allgemein bedauert, daß hin und wieder katholische Zeitungen, welche hauptsächlich ihre Unterstützung und Ausbreitung den katholischen Arbeitervereinen des Verbandes verdanken, diese aufs unerhörteste angreifen. Aus diesem Grunde faßten sämtliche Berliner Fachabteilungen einstimmig die nachfolgende Resolution, welche sie auch den übrigen Fachabteilungen in Schlesien zur Annahme unterbreiteten:

Angesichts der Angriffe, die in letzter Zeit die „Kölnische Volkszeitung" gegen unser Verbandsorgan „Der Arbeiter" gerichtet hat, und die zu unserm größten Bedauern in einem Punkte auch von den „Schlesischen Nachrichten" aufgegriffen wurden, machen wir die diesbezüglichen Ausführungen des „Arbeiter", namentlich auch über die Vorgänge im Ruhrgebiet, durchaus zu den unsrigen. Wir verwerfen jedwedes System, das in letzter Linie den Streik zum Regulator unseres Wirtschaftslebens macht, weil dies dem klaren Wortlaut der für uns allein maßgebenden Enzyklika Rerum novarum widerspricht und mit Notwendigkeit nicht zum sozialen Frieden, wohl aber zur wirtschaftlichen Anarchie führen muß. Wir verlangen demgegenüber die gesetzliche Regelung der Arbeiterfrage und erwarten von katholischen Zeitungen, daß sie katholische Arbeiter, die unter Ablehnung der wirtschaftlichen Machtkämpfe den für sie allein aussichtsvollen und wirksamen Weg einer gesetzlichen Sozialreform im Einklang mit den höchsten kirchlichen Weisungen beschreiten, nicht nur nicht bekämpfen, sondern vielmehr tatkräftig unterstützen."

Um aber der Resolution mehr Nachdruck zu verleihen, ließen die Berliner Herren sie mittels Hektographen vervielfältigen und sandten sie an die dem Verbande angeschlossenen Arbeitervereine Schlesiens unter Beifügung folgenden Rundschreibens:

„Angesichts des unerhörten Angriffs der „Schlesischen Nachrichten" in Nr. 17 (vom 21. Januar) bitten wir im Interesse unserer katholischen Arbeiterbewegung, die von den Berliner Fachabteilungen einstimmig gefaßten Resolutionen ebenfalls anzunehmen und den „Schlesischen Nachrichten", die ihre Ausbreitung namentlich unseren Verbandsvereinen verdanken, zuzusenden."

Natürlich folgte eine Anzahl von Vereinen blindlings dem Gebote der Zentralstelle, und daß der gegebene Wink richtig verstanden wurde, beweist der Umstand, daß die betreffenden Vereine fast ausnahmslos der Resolution die Drohung beifügten, gegen die „Schlesischen Nachrichten" mobil zu machen, wenn sie nochmals einen Angriff gegen den „Arbeiter" wagten. Diese Auffassung des Berliner Rundschreibens teilte auch die „Kölnische Volkszeitung", die in ihrer Nr. 114 v. 8. Februar d. Js. schrieb:

„. . . . In einem hektographierten Rundschreiben forderten die Fachabteilungen in Breslau (hier liegt ein Irrtum vor; es muß heißen: die Verbandsleitung in Berlin. D. V.) diejenigen katholischen Arbeitervereine, welche sich den Berliner Herren dienstwillig erzeigen, in der Provinz auf, gegen die „Schlesischen Nachrichten" vorzugehen, sie auszuhungern!"

Eine derartige Vergewaltigung konnte und wollte das angegriffene Blatt natürlich nicht über sich ergehen lassen und übergab die Affäre der Oeffentlichkeit, wobei es besonders betonte:

„Unsere Zurückweisung richtet sich weder gegen die katholischen Arbeitervereine des Verbandes noch gegen die Fachabteilungen, wie man nach der Darstellung des „Arbeiter" annehmen mußte, sondern einzig und allein gegen die lieblose Art und Weise der Polemik gegen Glaubensgenossen, die denselben Anspruch auf Anerkennung als gute Katholiken haben wie die Herren vom „Arbeiter"."

Das Bekanntwerden der Handlungsweise der Herren vom „Arbeiter" schlug dem Fasse den Boden aus. Die „Kölnische Volkszeitung" brachte die Erklärung der „Schlesischen Nachrichten" in ihrem vollen Umfange in einem Leitartikel zum Abdruck, indem sie hinzufügte:

„Mit der Richtung des „Arbeiter" gibt es keinen Frieden! Das zeigt aufs klarste das Verhalten dieses Blattes gegenüber den streikenden christlichen Bergleuten und gegenüber den für dieselben eintretenden „Schles. Nachr.". Der Angriff des „Arbeiter" gegen den christlichen Bergarbeiterverband ist so beleidigend und gehässig wie nur denkbar; er ist durch und durch ungerecht und stellt die Tatsachen auf den Kopf, da die christlichen Bergleute nichts so sehr wünschen, als eine Erledigung ihrer berechtigten Beschwerden auf gesetzlichem Wege. Anstatt nun sein Unrecht einzusehen und den beschimpften christlichen Bergarbeitern eine Genugtuung zu geben, auf die sie nach allen Grundsätzen der christlichen Moral vollen Anspruch haben, fällt das Blatt über die „Schles. Nachr." her, die sich in maßvoller Form gegen ein solches Unrecht gewandt haben. Und das will vorzugsweise katholisch sein!"

Und ähnlich schrieb in sehr treffender Weise der „Bayerische Kurier":

„Um jeden Kredit hat sich der Berliner „Arbeiter", das Organ der Berlin-Trierer Gewerkschaftsrichtung, innerhalb der Arbeiterschaft sowohl wie der großen Oeffentlichkeit durch seine Stellungnahme zum Bergarbeiterstreik gebracht. Während die ganze öffentliche Meinung, mit Ausnahme der Zechen und Anarchistenpresse, auf seiten der streikenden Ruhrbergleute steht, während selbst die höchsten deutschen katholischen Kirchenfürsten namhafte Spenden für die Opfer dieses Kampfes gemacht haben, benutzt der „Arbeiter", um dadurch seinen Namen Lügen zu strafen, die Gelegenheit zu geradezu unverständlich gehässigen Angriffen auf die kämpfenden Bergarbeiter, unter denen auf jeden Fall über 100,000 treue Katholiken sich befinden. (Folgt der oben wiedergegebene Artikel des „Arbeiter".) Eine Reihe von Zentrumsblättern hat schon diese unerhörte Beleidigung der vielen gut christlichen Bergarbeiter entschieden verurteilt. Mit vollem Recht schrieben die „Schlesischen Nachrichten", ein in Breslau erscheinendes Zentrumsblatt: „Eine solche Sprache hat kein Scharfmacherorgan zu führen gewagt". Wir hätten abgesehen, von der bedauerlichen Erscheinung Notiz zu nehmen, wenn nicht die Leute des „Arbeiter" nun auch noch mit einer künstlich zustande gekommenen, inhaltlosen Entrüstungsresolution der katholischen Presse das Recht der Kritik streitig machen wollten und es so darzustellen suchten, als ob sich die Kritik der betreffenden Blätter gegen die katholischen Arbeitervereine als solche gerichtet hätte. . . . . . Der „Arbeiter" hat mit dieser Leistung bei allen Rechtdenkenden jedes Vertrauen verloren und seiner saft- und kraftlosen katholischen Gewerkschaftspolitik ein Brandmal aufgedrückt, das nicht wieder auszulöschen ist. Im Verbande der katholischen Arbeitervereine, Sitz Berlin, werden hoffentlich doch noch selbst Leute sein, die gegen das bisherige System endlich einmal ernstlich Front machen."

Schweres Geschütz fuhr auch die „Neißer Zeitung" auf, indem sie folgende niedlichen Enthüllungen über den Terrorismus der Berliner Herren machte:

„Die „Märkische Volkszeitung", ein im Verlage der „Germania" erscheinendes Zentrumsorgan, hatte Stellung für die christlichen Gewerkschaften genommen. Das konnten die Berliner Herren unmöglich dulden! Deshalb machten sie die katholischen Fachabteilungen gegen die „Märkische Volkszeitung" mobil und was in Berlin geschehen ist, soll in Breslau und den übrigen Sitzen der katholischen Fachabteilungen wiederholt werden. In Berlin veranstaltet man soziale Unterrichtskurse. Natürlich wurde da wieder viel hin und her geredet über die Enzyklika Rerum novarum und das Fuldaer Pastorale, von der Liebe unter den Brüdern und den Arbeitern und Fabrikherren, und schließlich wurde auch Klage geführt, daß die Redaktion der „Märkischen Volkszeitung" ihre Zusage, in der Gewerkschaftsfrage sich neutral zu halten, nicht erfülle, was um so mehr befremden müsse, als die Mitglieder der katholischen Arbeitervereine und wohl sämtliche Mitglieder der Fachabteilungen Leser dieser Zeitung seien. Es wurde folgende Resolution einstimmig angenommen: „Angesichts der Tatsache, daß die Mitglieder der katholischen Arbeitervereine und ihrer beruflichen Fachabteilungen Berlins Leser der „Märkischen Volkszeitung" sind, spricht die Versammlung ihren Unwillen darüber aus, daß die genannte Zeitung trotz ihrer Neutralitätserklärung in der Gewerkschaftsfrage immer wieder die christlichen Gewerkschaften empfiehlt, wie das der Artikel „Die freien neutralen Gewerkschaften" in Nr. 6 vom 8. Januar d. J. von neuem beweist. Sie bringt es der „Märkischen Volkszeitung" nochmals zur Kenntnis, daß die katholischen Arbeiter in den katholischen Arbeitervereinen organisiert sind und keiner anderen Organisation bedürfen. Ferner soll diese Angelegenheit dem nächsten Bezirksdelegiertentage unterbreitet werden, damit er diesem Gebaren gegenüber Stellung nehmen und diejenigen Maßnahmen treffen möge, die notwendig sind, daß die Organisation der katholischen Arbeiter seitens einer Zeitung, die von den Mitgliedern miterhalten wird, nicht weiter geschädigt werde."

Aber es kommt noch besser. Die „Neisser Ztg." erzählt weiter:

„Was für eine Meinung die Berliner über die Freiheit der Presse haben, geht aus folgender Tatsache hervor. Als der Aktiengesellschaft „Germania", Verlag und Druckerei, der Druck des „Arbeiter" übertragen werden sollte, legten die Berliner dem Verlage der „Germania" einen Kontrakt vor, in welchem sich die Stelle fand: Der Verlag habe sich zu verpflichten, nicht zu dulden, daß die Zeitung „Germania" etwa Artikel für die christlichen Gewerkschaften und gegen die katholischen Fachabteilungen zum Abdruck bringe. Der Verlag der „Germania" hat diesen Knebelungsparagraphen zurückgewiesen und den Maulkorb den Berlinern zurückgesandt! Daß sie versucht haben, der „Neisser Zeitung" ein eisernes Schloß anzuhängen, wollen wir nur nebenbei bemerken. Sie sind

dabei allerdings glatt und blank abgefallen und haben den Versuch nicht wiederholt."

Auch das brachte die „Köln. Volkszeitung" in vollem Umfange zum Abdruck, indem sie noch folgendes hinzufügte:

„Das sind ja liebliche Dinge! Und dabei laufen die Kundgebungen der Berliner von brüderlicher Liebe und Versöhnlichkeit über, dabei erheben dieselben den Anspruch, den allein echten und gerechten Katholizismus zu vertreten. Möge jetzt aus der Mitte der katholischen Arbeitervereine des Ostens heraus diesem Treiben ein Ende gemacht werden!"

Dieser Wunsch, der gewiß von vielen Seiten geteilt wird, hat denn auch bis zu einem gewissen Grade seine Erfüllung gefunden, indem selbst aus den Kreisen der Anhänger der Fachabteilungen dem „Arbeiter" Vorhaltungen über seine Stellung gemacht worden sind. Für die Sozialdemokratie bildeten die Scharfmacher-Theorien des „Arbeiter" natürlich ein höchst willkommenes Material. Die Breslauer „Volkswacht" schrieb (Nr. 27 vom 2. Februar):

„Katholische Arbeiterpolitik. Die „christliche" Arbeiterbewegung ist bekanntermaßen noch in etliche feindliche Lager gespalten. Während die Zentrumspresse zum großen Teil die christlichen Gewerkschaften Brustscher Richtung poussiert, gibt es eine andere Richtung, die die „Fachabteilungen" in den „katholischen Arbeitervereinen" für das Heil der Arbeiter erklären. Diese Richtung hat auch in Schlesien, vorzugsweise im Waldenburger Kreise, bei den Gläubigen zahlreiche Anhänger. Während nun die ganze Kulturwelt dem Streik der Ruhrbergleute Sympathie entgegenbringt, bürgerliche und sozialdemokratische Zeitungen gemeinsam sammeln zur Unterstützung des Riesenkampfes, bringt das katholische „Fachabteilungs"-Organ, der „Arbeiter", in Berlin es fertig, den Streik zu verdammen und den unzufriedenen Arbeitern die ganze Schuld beizumessen. Es ist zu verstehen, daß einzelne Zentrumsblätter, die den Schein der Arbeiterfreundlichkeit gern wahren möchten, vor den Leistungen dieses Berliner Plaudertäschchens fast das Weinen bekommen. Solche Arbeiterfreundlichkeit von einer offiziellen Zentrumsveranstaltung ist allerdings auch zum Weinen für die Zentrumsleute. Uns zeigt sie nur, was wir immer behauptet haben, daß es mit der Arbeiterfreundlichkeit der Zentrumspartei eitel Wind sei. Der „Arbeiter" plaudert aber aus der Schule."

Eine wie gefährliche Waffe der „Arbeiter"-Artikel in den Händen der Sozialdemokratie ist, muß ohne weiteres einleuchten, wenn man bedenkt, daß der ungeschulte katholische Arbeiter unmöglich ahnen kann, daß der „Arbeiter" mit seinen Scharfmachertheorien abseits von der gesamten Zentrumspresse steht und Eigenbrödelei treibt. Das mag bis zu einem gewissen Grade auch den Herren vom „Arbeiter" eingeleuchtet haben, und so fühlten sie sich veranlaßt, in einem Leitartikel in Nr. 6 des „Arbeiter" einen maskierten Rückzug anzutreten, der allerdings von Ungeschicklichkeiten übertrifft, aber insofern dankenswert ist, als er in besonders hohem Maße zeigt, wes Geistes Kind die Berliner Herren sind, die sich selbst zu Arbeiterführern ernannt haben, ohne mit den grundlegendsten in Betracht kommenden Fragen vertraut zu sein.

Es sind in der Tat wunderliche Ansichten, die da zutage gefördert werden. So wird die Frage aufgeworfen, ob nicht die Bergbehörde unterlassen habe, ihre Befugnisse zu prüfen, bevor sie die Stillegung der Zechen geduldet habe. Wenn der Verfasser des Artikels sich nur die Mühe gegeben hätte, die parlamentarische Interpellation wegen der Stillegung von Zechen im Ruhrrevier zu verfolgen, so hätte er sich diese Frage schenken können. Auf Grund der derzeitigen Gesetzgebung gab es für die Bergbehörde keinerlei Möglichkeit, die Stillegung von Zechen zu verhindern. Noch komischer aber berührt die Frage, ob nicht das Wagennullen einen Kontraktbruch bedeute. Das Wagennullen ist in den Arbeitsordnungen der sämtlichen Zechen des Ruhrreviers vorgesehen. Die Arbeitsordnung stellt rechtlich einen Teil des Kontraktes dar. Wo soll da also ein Kontraktbruch liegen? — Und 65,000 katholische Arbeiter müssen es sich gefallen lassen, anstatt ernste soziale Belehrungen über den Streik zu empfangen, mit den angesichts der Wichtigkeit der Materie geradezu lächerlichen sophistischen Reflexionen der Herren vom „Arbeiter" mißhandelt zu werden!

Die Krone aber setzt der Verfasser des „Arbeiter"-Artikels seiner Leistung auf, indem er folgenden manchesterlichen Satz auftischt:

„Wer gibt denn der Arbeiterschaft und ihrer Vertretung das Recht, daß sie nun ihrerseits fordernd bestimmen will, unter welchen Bedingungen in einem Eigentum, das ihr nicht gehört, gearbeitet werden soll? Ist der Bergwerkseigentümer nicht mehr Herr in seinem Hause?"

Das sind allerdings Arbeiterführer par excellence, die eine derart unverfälschte Manchesterdoktrin dozieren und anscheinend keine Ahnung davon haben, daß Arbeiter, die eine Verbesserung ihrer Löhne oder Arbeitsverhältnisse erstreben, lediglich zu bestimmen versuchen, unter welchen Bedingungen sie ihre Arbeitskraft in fremden Dienst stellen.

Der „Arbeiter" schlägt aber auch seinen eigenen Theorien ins Angesicht, indem er sehr richtig den Mangel an Freiheit des Arbeitsvertragsschlusses und die schlechte Behandlung der Arbeiter seitens der Beamten und Angestellten auf „die im Gesetz und Recht nicht begründete tatsächliche Uebermacht des Kapitals" zurückführt. Wenn nun aber tatsächlich eine Uebermacht des Kapitals vorhanden ist, die weder im Gesetz noch im Recht ihre Begründung findet, und wenn die Gesetzgebung gegenüber dieser Uebermacht versagt, was bleibt dann dem Arbeiter anderes übrig als Macht wider Macht zu setzen? Oder glaubt vielleicht der „Arbeiter" eine feindliche Armee mit Resolutionen aus dem Lande treiben zu können? Das würde es nämlich heißen, wenn die Arbeiter mit frommen Wünschen allein die Macht des Kapitals brechen wollten. Wenn sich der „Arbeiter" zu dieser Erkenntnis aufgeschwungen hat, wozu dann die schweren Beschuldigungen gegen die Streikenden? Müssen sie nicht selbst unter katholischen Arbeitern, die sich nicht genauer in der Stellung der Berliner Richtung zum Zentrum auskennen, Mißtrauen säen? Es ist in der Tat eine schwere Verantwortung, die der „Arbeiter" damit auf sich lädt.

Videant consules . . . . . !



„Kettengarn und Einschlag".

(Zur Arbeiterinnenfrage.)

Von

Emy Gordon.

„Kettengarn und Einschlag" nennt sich ein englisches tendenziöses Drama, das auf die Arbeiterinnenfrage gestimmt und dessen Verfasserin eine bekannte Autorin, Mrs. Alfred Lyttelton, ist.

Wenn sich bewahrheitet, wie manche behaupten, daß der Prüfstein für die Lebensfähigkeit eines Stückes die Schärfe und Verschiedenartigkeit der Kritik sei, die an demselben geübt wird, so dürfte „Warp and Woof" seine Anziehungskraft eine geraume Spanne Zeit hindurch üben. Das englische Organ die „Frauen-Handelsunion-Liga" schätzt jedenfalls das drastische Bild hoch, welches Mrs. Lyttelton von einer Phase des Arbeiterinnenlebens meisterlich zu zeichnen und für das sie das Publikum zu interessieren verstand.

Das Gerippe des Stückes ist folgendes: Die Heldin Theodosia nimmt eine Stellung als Probiermamsell in einem Londoner Konfektionsgeschäft ein. An ihr ärmliches Heim knüpft sie einzig eine kränkliche anämische Schwester, die zu den untergeordneten Arbeiterinnen desselben Hauses zählt. Die Londoner Saison hat den Höhepunkt erreicht; ein glänzender Ball, der nur von der Elite der Gesellschaft besucht sein wird, verursacht einen derartigen Hochdruck von Arbeit, daß die Arbeiterinnen Tag und Nacht sticheln müssen um eine zeitige Ablieferung der „Charakterkostüme" zu ermöglichen. Endlich dämmert der Abend heran, an dem die Mädchen wieder zur gesetzlichen Stunde um acht Uhr ihr Heim aufsuchen dürfen. Lauter Jubel bei dem Gedanken an die ersehnte Ruhe nach der Arbeit! Doch die Bestellung einer vornehmen Kundin im letzten Augenblick verurteilt die weißen Sklavinnen zu weiteren Ueberstunden. Theodosia bangt für die kränkliche Schwester Phoebe und wagt es, Vorstellungen zu machen. Aber vergebens! Als Konzession wird den Mädchen um zehn Uhr eine Pause gewährt, während welcher ihnen die Panacee für alle kleinen Leiden, denen das weibliche Geschlecht unterworfen ist, eine Tasse Tee verabreicht werden soll. Phoebe wird ohnmächtig; so lange alle mit ihr beschäftigt sind, ertönt die Alarmglocke, welche den Besuch der Fabrikinspektion verkündet. Theodosia schleppt die bewußtlose Schwester in ein nahe liegendes Schlafgemach, das den Mädchen als Zufluchtsstätte dient, wenn sie zu ungesetzlichen Stunden bei der Arbeit überrascht werden. Die Lichter sind ausgelöscht; vollständige Dunkelheit herrscht in den Arbeitsräumen als die junge Inspektorin amtseifrig und argwöhnisch eintritt. Ihrem geschärften Auge entgehen die noch heißen elektrischen Lampenglocken, die noch klimmende Lampe, an welcher die Brenneisen glühend gemacht worden, keineswegs. Mit einem geschickten Kreuzfeuer von Fragen setzt sie Madame Stephanie, der Leiterin des vornehmen Etablissements, in einer Weise zu, daß sie die Anwesenheit der Mädchen nicht

länger in Abrede zu stellen vermag. Die Türe des Nebengelasses wird geöffnet und sie marschieren herein. Trotzdem geben Madame Stephanie und ihre kriechende Direktrice, denen Skrupel irgend welcher Art fremd sind, das Spiel nicht verloren. Sie verständigen sich durch Zeichensprache mit den Arbeiterinnen, welche behaupten, sie hätten mit der Arbeit für die Firma wie gewöhnlich zur vorschriftsmäßigen Zeit aufgehört und es sei ihnen die Vergünstigung gestattet worden, einmal an ihrem eigenen Flitterstaat arbeiten zu dürfen. Jedes der Mädchen wird von der Inspektorin durch ein Kreuzverhör in die Enge getrieben. Theodosia, die für ihre zum Bewußtsein zurückgekehrte Schwester, welche laut schluchzt, das Schlimmste fürchtet, enthüllt die nackte Wahrheit. Als die vom Erfolg ihrer Mission befriedigte Inspektionsdame triumphierend das Feld räumt, bricht Madame Stephanie in laute Klagen aus über die verlorene Zeit und erklärt in eiligen Worten, Theodosia und Phoebe seien vom morgigen Tage ab entlassen. Sie malt in kurzen Zügen die Zukunft der Schande aus, welcher die entlassene Arbeiterin nicht zu entrinnen vermag, deren Name auf der schwarzen Liste der Arbeitsgeber steht. Phoebe wird zum zweitenmal ohnmächtig. Madame Stephanie will für ihre Ueberführung nach Hause unter der Bedingung aufkommen, daß Theodosia den unfertigen Ballanzug mit ihr in das Haus der aristokratischen Kundin bringt, von der eine telephonische Anfrage eingetroffen ist, und dort die „dernières touches" an das Meisterstück legt.

Schweren Herzens fügt sich das Mädchen. Nachdem die raffinierten Ansprüche der Bewohnerin von Mayfair befriedigt sind und ihre Ladyship geruht hat, Madame Stephanie durch einige anerkennende Worte zu beglücken, versagt die rachsüchtige Brotgeberin Theodosia den Wochenlohn. Phoebe steht nun nur das Krankenhaus offen, vor dem ihr das ganze Grauen ihrer Klasse eigen ist. Dort soll und darf sie nicht enden, wenn noch ein Ausweg sich finden läßt! Theodosia hat den Ausweg gefunden. Sie muß Geld von einem Verehrer annehmen, den sie bisher zurückwies.

Mit diesem Geld in der Tasche eilt sie nach Hause, um der Schwester beizustehen. Aber sie findet die vergötterte Schwester nicht mehr unter den Lebenden. Ihr Opfer ist umsonst gebracht; sie wirft das Geld demjenigen zu Füßen, der es ihr als Kaufpreis bot.

Damit endet das Drama, in welchem der grelle Kontrast zwischen dem Leben in Mayfair und dem rastlosen Treiben in den Arbeitsräumen, in welchen die vornehmen Damen gleich bunten Schmetterlingen umherflattern, durch das ganze Stück hindurch markiert wird. Die Kritiker finden die Farben des Stückes zu stark aufgetragen, während die Arbeiterinnenorgane und die Fabrikinspektorinnen für den Bestand solcher Tatsachen sich verbürgen. Erst vor kurzem veröffentlichten englische Blätter einen Fall, der kaum weniger sensationell klingt als die Bühnendichtung der Mrs. Lyttleton. Eine Arbeiterin erlag tatsächlich nach dreiunddreißigstündiger, von keinem Schlaf unterbrochener Arbeit der Ueberbürdung. Auch Vorenthaltung des Lohnes oder ungerechte Abzüge zählen nicht zu den vereinzelten Fällen. Kurz, wer sich die Mühe nimmt, in Fühlung mit der Arbeiterin zu treten, kann nicht blind bleiben gegen die Tragik, welche sich so oft in ihrem einförmigen Leben abspielt, dem sie mit Vorliebe Farbe leihen möchte durch allerlei bunten Flitter.

Ob Mrs. Lyttletons Stück, in dem die Geschäftsinhaberin wie die Arbeitenden trefflich skizziert sind, künstlerischen Wert besitzt, bildet nicht den Brennpunkt für diejenigen, welche die Interessen der Arbeiterin vertreten. Sie freuen sich, daß weite Kreise darauf hingelenkt worden sind, sich mit den Lebensbedingungen der Konfektioneuse und der Heimarbeiterin zu beschäftigen. Ein wirkliches Bedürfnis hierfür liegt auch bei uns vor!

Die Hebung der Lage des Arbeiters ist mit Recht lange als Lebensfrage unseres Volkes angesehen worden. Man stellte auf: „Die Industrie, die zu immer leistungsfähigeren, aber auch immer verwickelteren Formen aufsteigt, bedarf zu ihrem Gedeihen hochstehende, gutgenährte, intelligente Arbeiter. Sie ist dann auch am ersten in der Lage, höhere Löhne, kürzere Arbeitszeiten, bessere Arbeitsräume zu gewähren."

In ähnlicher Weise wird der Arbeiterin selten gedacht. Wer kümmert sich viel um ihre Lebensbedingungen, die Qualität und Quantität ihrer Nahrung? Sie gilt mehr als Handlangerin, deren mechanische Dienstleistungen keinen Anspruch an erhöhte Intelligenz machen.

Mit den verheirateten Arbeiterinnen, deren Ziffer nach der gewerblichen Betriebezählung von 1895 in der Industrie sich auf 140,804 beläuft, hat sich die Gesetzgebung beschäftigt. Es ist ihr eine sechswöchentliche Schonzeit nach der Entbindung auferlegt worden, die jedoch auf vier Wochen herabgesetzt werden kann. Ist die Wöchnerin indes keiner Mutterschaftsversicherungskasse beigetreten, so erweist sich die dringend gebotene Ruhepause oftmals als ein zweischneidiges Schwert, denn das gesetzliche Krankengeld der Wöchnerin erreicht nicht nahezu die Höhe des Arbeitslohnes. So ist sie denn nur allzu häufig verurteilt mit ihrem Säugling zu darben. Läuft dann einmal eine Schauergeschichte durch die Tagespresse, welche das Elend der Arbeitersfrau aufdeckt, so tröstet man sich damit, es handle sich um einen vereinzelten Fall.

Das Gesetz vermag nicht jeglicher Eventualität vorzubeugen, jedem wunden Punkt Rechnung zu tragen. Viel ist getan worden zum Schutze des Lebens und der Gesundheit der arbeitenden Klassen. Der soziale Geist unserer Tage dokumentiert sich durch Vorrichtungen zur Verhütung von Unfällen, durch Verbesserungen und Vorschriften aller Art; aber viel bleibt noch zu tun übrig.

Es ist Pflicht der gebildeten Frau, die Wirksamkeit der Arbeiterschutzgesetzgebung fördern zu helfen. Für die Arbeiterin ist weit weniger getan und erreicht worden als für andere auf Erwerb angewiesene Mädchen und Frauen, die z. B. wie die kaufmännischen Gehilfinnen mehr in Fühlung mit den Gebildeten stehen. Wohl hat man der Arbeiterin in Patronagen und anderen Vereinen religiös-sittlichen Halt zu geben versucht und dadurch auch indirekt zur Hebung ihrer wirtschaftlichen Lage beigetragen. Eine gewiß lobenswerte, jedoch keineswegs ausreichende Fürsorge!

Die Hebung der Standesinteressen ist allenthalben zum Losungswort geworden. Selbst die oft sorglos leichtsinnige, jugendliche Arbeiterin steht unter seinem Bann und schloß sich infolge seines Zaubers zu vielen Tausenden der Sozialdemokratie an, die ausgab, sie allein befasse sich mit den Nöten des Arbeiterstandes und werde sie siegreich bekämpfen. Aber manche Sozialistin gibt heute zu, die Erfüllung des vielverheißenden Programmes, durch das sich so viele Genossinnen blenden ließen, liege noch in nebelhafter Ferne. Manche fängt wohl auch an, instinktive zu fühlen, daß bei der Linderung der sozialen Uebelstände unserer Tage die großen sittlichen Mächte des Lebens nicht entbehrt werden können. Wenngleich auf dem letzten sozialistischen Parteitag die Forderung, die Frauen sollen sich dem kirchlichen Einfluß gänzlich entziehen, auf keinen Widerstand stieß, so finden sich doch unter den Sozialistinnen solche, die sich ihren Glauben nicht auf Kommando rauben lassen wollen und die sich dagegen auflehnen.

Wenn wir katholischen Frauen (obwohl spät an Tage) uns mit Eifer dem Studium der komplizierten Arbeiterinnenfrage zuwenden mit der Absicht, uns die wirtschaftliche Hebung der katholischen, der christlichen Arbeiterin zur Aufgabe zu stellen, so werden wir — dazu sind alle Anzeichen vorhanden — nicht vergebens um sie werben.

Doch nicht allein die Frau, welche zur eigentlichen Mitarbeit bereit ist, sondern auch die, welche ihr Pflichtenkreis, Mangel an Interesse oder leises Mißtrauen gegen die Frauenbewegung dieser fern hält, vermag es die Interessen der Arbeiterin zu fördern oder sie vor Schädigungen zu schützen.

In „Warp and Woof" sind die unheilvollen Folgen einer verspäteten Bestellung veranschaulicht.

Auch diesseits des Kanals sind Ueberstunden und Sonntagsarbeit an der Tagesordnung trotz aller Schärfe des Gesetzes. Wer trägt meist die Schuld als gewisse Frauen, bei denen vor der Befriedigung der eigenen Wünsche alle anderen Rücksichten verstummen müssen!

Sobald uns das Leben der erwerbstätigen Frau der untersten Klassen nicht länger ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln bleibt, wird es uns klar sein, auf wie mannigfaltige Weise wir indirekt ihre Bürde erleichtern können.

In den Händen der gebildeten Frau liegt heute eine große Macht, aber auch eine ungeheuere Verantwortlichkeit, die sie erfassen lernen muß. Das wird sie nur vermögen, wenn sie ihr „soziales Gewissen" bildet oder schärft, das noch allzu häufig tief im Dornröschenschlaf befangen liegt.

Die „Frauenlobe" der „Jugend" und des „Simplicissimus".

Von

Dr. Ludwig Kemmer, München.

(Schluß.)

Es ist möglich, daß die Frivolität in Thomas Gedichten nur Stil ist, daß er bayerische Chansons dichten will. Möglich ist auch, daß ihn zu seinem widerspruchsvollen Verfahren Parteileidenschaft bestimmt, daß er das Vaterland, die Monarchie, die Frauen nur deswegen schmäht, weil politische Gegner, die Vertreter einer „veralteten" Kultur, diese Güter als Palladium verehren. Sollte Friedrich Theodor Vischer recht haben mit seinem Urteil über die demokratische Parteileidenschaft? Unter seinen Aphorismen finden sich die Sätze: „Die Demokraten sind Menschen, die sich freuen, wenn man über ihre Mutter schimpft, und schimpfen helfen. Sie kennen keine Hausehre."

Reden sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, Thomasche Gedichte und in jüngster Zeit eine Rede des freisinnigen Reichstagsabgeordneten von Gerlach, der den internationalen „Simplicissimus", den frechen Beschimpfer seines Vaterlandes, als nationales Gut pries, wecken Vischers böses Wort auf.

Daß die Witzblätter gleich sakrosankten Tribunen sprechen und handeln dürfen, obwohl sie schmutzige Worte sprechen und Gift in dem Volke verbreiten, dem sie angehören, ist eine Folge der unser Volk zerreißenden Parteigegensätze.

Es glimmt in Deutschland immer wie von nicht ganz erloschenen Scheiterhaufen. Liest man die sich grimmig befehdenden Parteiblätter, so wundert man sich nur, daß nicht da und dort die Lohe über fanatisch bekämpften Parteiführern zusammenschlägt. Die politische Tätigkeit vieler Deutschen besteht leider darin, daß sie von ihrem Leibblatte geführt oder gehetzt den politischen Gegner beschimpfen, in ihm die Quelle alles Uebels sehen und in bierseliger Faulheit in eine unvermeidliche blutrote oder nachtschwarze Zukunft starren. Von fremdem Willen geleitet, in Zwangsvorstellungen befangen, freuen sie sich des giftigen Hohnes, den die Witzblätter über ihren Gegner ausgießen, brausen auf, wenn sie ihre Partei und ihre Parteiheiligen angreifen und drücken beide Augen zu, wenn sie ihre sittlichen Ideale zu zertrümmern suchen und die Zukunft ihres Volkes und ihrer Familie gefährden.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß die Erkenntnis der Gefahr, die unserem Volke durch die zügellosen künstlerischen Witzblätter und ihre unkünstlerische pornographische Gefolgschaft droht, immer mehr Angehörige der Parteien, die mit der „Jugend" und mit dem „Simplicissimus" durch dick und dünn gehen zu müssen glauben, endlich einmal zu einer Prüfung ihrer Bundesgenossen führen wird. Kann denn die Kraft des Gemütes, die sich in dem Parteifanatismus der Deutschen äußert, nicht einmal gegen die tertii gaudentes gerichtet werden?

Ich führe ein paar Stimmen an, die gegen die die Achtung vor der Frau untergrabende Literatur und Kunst zum Kampfe rufen und auf die Gefahren hinweisen, denen „das Großstadtkind mit literarisch künstlerischen Neigungen" ausgesetzt ist. Diese Stimmen wird auch der extremste Liberale nicht mit dem bequemen Schlagworte „Muckergeschwätz" abtun können.

Die eine längst verklungene Mahnung lautet:

Hand in Hand mit der Ankündigung gewisser Fabrikate „geht die auf beide Geschlechter berechnete Anpreisung obszöner Bilder (namentlich ganzer Serien Photographien), ähnlicher Poesien und prosaischer Werke, deren Titel schon auf die geschlechtliche Erregung berechnet sind und die Verfolgungen der Polizei und Staatsanwälte herausfordern. ... Ein bedeutender Teil unserer Romanliteratur arbeitet in derselben Richtung. Da müßte es Wunder nehmen, wenn bei solchen gesellschaftlichen Zuständen geschlechtliche Ausschweifungen nicht in der ungesundesten und schädlichsten Weise sich fühlbar machten, zu einer sozialen Krankheit sich steigerten."

Wer sagt dies? August Bebel in der im Jahre 1893 erschienenen zwanzigsten Auflage seines Buches „Die Frau und der Sozialismus".

Ein anderer Mahner: „Eine ganz besondere Aufmerksamkeit erfordert das Großstadtkind mit literarisch künstlerischen Neigungen. Hier muß der Gefahr der geistigen Frühreife und der Nervosität durch Einschränkung aller Gelegenheiten zur einseitigen Anregung der Phantasie vorgebeugt werden; möglichst wenig Theater, Roman und Lyrik, desto mehr Ermunterung zu naturwissenschaftlichen Liebhabereien, überhaupt Stärkung des objektivischen Idealismus; Abkühlung unreifer Liebeshitze durch Turnen, Schwimmen, Fechten und gesunden Schlaf. Es ist zwar die Meinung vieler Aerzte, daß die für den Organismus und die Entwickelung der normalen Gefühle so schädliche Selbstentzündung meistens erst eine Folge von psychopathischer Belastung sei. Aber selbst das angenommen, so erwächst gerade hier der Entlastung die dankbarste Aufgabe. Nur hüte man sich vor rauhbeinigen Schulmeistereien."

Wer mahnt so klug und eindringlich? — Dr. Georg Hirth in der Nummer 36 der „Jugend" vom Jahre 1902. Dr. Georg Hirth will, daß die Jugend vor allen Gelegenheiten zur einseitigen Anregung der Phantasie bewahrt werde. Er will das Großstadtkind möglichst vor den Einflüssen des Theaters, des Romans und der Lyrik behütet wissen. Die Diät, die er für das Großstadtkind mit literarisch künstlerischen Neigungen fordert, ist absolut richtig. Eine solche Diät muß für alle Großstadtkinder, nicht nur für die künstlerisch begabten gefordert werden, und früher oder später werden die Schulverwaltungen sich dazu verstehen müssen, durch eine Beschneidung des wissenschaftlichen Lehrstoffes, die der älteren von weniger „geschulten" Vorfahren mit reicherem Nervenkapital ausgestatteten Generation zunächst noch unmöglich erscheinen wird, dem Körper zu geben, was des Körpers ist.

Eine dankenswerte Wendung zum Bessern ist gemacht. Seit einigen Wochen breitet sich auch im Garten unseres Gymnasiums eine Eisbahn aus, auf der es nach dem Schlusse des Nachmittagsunterrichtes und an freien Nachmittagen zappelt und schwebt von Sextazwerglein und angehenden Meistern des Wasserkothurns. „Unerfahrne Läufer tönen dort her!" Es ist ein fröhliches Bild, doch kann ich seiner nicht recht froh werden. Ich muß mich fragen, wie diese „luftgeselchten", müden Jungen, von denen viele noch eine halbstündige Wanderung oder Trambahnreise nach Hause vor sich haben, nach der Stillung ihres Hungers noch fähig sein sollen, sich auf die fünf Unterrichtsstunden des folgenden Tages vorzubereiten.

Unsere Kinder leiden schwer unter der Großstadt.

Kann sich Dr. Georg Hirth der Einsicht verschließen, daß auf diese ohnehin unter den schwersten Verhältnissen studierende Jugend, die lauter Meistereltern haben müßte, um in der Großstadt vor leiblichen und seelischen Schäden bewahrt zu werden, eine Literatur und eine Kunst, die die Phantasie nicht einseitig anregt, sondern vergiftet und die nicht gesucht zu werden braucht, sondern überall sich aufdrängt, eine zerrüttende Wirkung ausüben muß?

Ein greller, bunter Widerschein der naturalistischen Kunst und Literatur unserer Tage lockt in allen Straßen, in die sich „aus der Zwingburg des Einmaleins" und der Grammatik „der lärmende, stoßende, hüpfende Wildbach des Lebens" ergießt, unsere Kinder.

Kann mir jemand bestreiten, daß dadurch der junge Deutsche in einem Alter, wo er noch harmlos spielen sollte, auf das Weib dressiert wird?

Lange wird schon für die Gesundheit der Nation gekämpft und Männer haben mit Worten an dem Kampfe teilgenommen, denen es in dem weiten Kreise, den sie beherrschen, ein Leichtes gewesen wäre, durch Taten sich eine Bürgerkrone zu erwerben, ohne daß auch nur der Schatten des Verdachtes muckerischer oder reaktionärer Gesinnung auf sie gefallen wäre. Viele sehen gar teilnahms- und tatenlos dem Kampfe zu. Untätigkeit in dieser Sache ist ein Verbrechen an der Nation.

Wer eine Tochter hat, muß damit rechnen, daß sie vielleicht noch in jungen Jahren unbehütet schwere Wege gehen muß. Nicht jedem Vater und nicht jeder Mutter ist es vergönnt, zu ihren Lebzeiten ihr Kind versorgt zu wissen, viele sterben vor der Zeit weg und müssen die Sorge für ihr Kind Verwandten oder dem Staate überlassen. Wie gut, wenn dann ein Vater mit dem Gedanken sterben kann, daß das Volk, das die Familie seines Kindes bilden wird, die Frauen ehrt und schutzlose Frauen sicher hegt auch auf einsamen Lebenswegen.

Kann heute ein Vater mit dieser Zuversicht von seinem Kinde scheiden?

Kölner Karneval.

Von

Hermann Kipper.

Elf — das ist die Gecke — (sp. Jecke) Zahl, und darum wurde nach altem Brauch auch heuer der Karneval am Elften im Elften proklamiert. Und — weiß-rot, grün und gelb, das ist Gecke — die Farben, Klör (Couleur), das sind die Farben, welche die Getreuen Sr. Tollität während seiner kurzen Herrschaft tragen.

Die Komiteesitzungen beginnen aber erst mit dem 1. Januar. Wie immer, so haben sich auch in diesem Winter zahllose Karnevalsgesellschaften aufgetan, die allsonntäglich nachmittags um Viere ihre närrischen Sitzungen abhalten. Der Kleine Rat, das ist der Vorstand, erscheint in prächtigen Gewanden, schreitet unter Vortritt von Herolden und Pagen in den reich geschmückten Saal und nimmt unter Pauken- und Trompetenschall dorten seine erhöhten Sitze ein. Dort harren schon stundenlang Hunderte von Narren — der Große Rat —, angetan mit der Karnevalsmütze, deren Form in jedem Jahr eine andere ist, der Dinge, die da kommen sollen. An den Türen des Saales halten die Kölschen (Kölner) Funken (Stadtsoldaten) Wacht. Sie sind eine Erinnerung an die ehemalige freireichsstädtische Herrlichkeit Kölns und bilden allemal die Spitze des großen Rosenmontagszuges.

Zu den Komiteesitzungen der großen Karnevalsgesellschaften erscheinen regelmäßig hohe Gäste, so die Prinzen, die in Bonn studierenshalber sich aufhalten, und die Generale und das Offizierkorps der Garnison. Da kommt dann öfters auch der Patriotismus zu Worte und es wird mit militärischer Schneid hurra, „hurra, hurra!" gerufen. Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Neulich war auch der Oberbürgermeister erschienen, um, wie er sagte, sich die Grillen und Sorgen zu vertreiben, die ihm die schlechte Finanzlage der Stadt verursacht.

Nachdem der Präsident dann die Deputationen auswärtiger Gesellschaften begrüßt, beginnt die Sitzung. Man singt ein Lied im Chorus und damit ist die Stimmung präpariert. Dann steigen die Redner unter den Klängen des Büttmarsches und dem taktmäßigen Händeklatschen der Narrenschar in die Bütt — die Rednerbühne. Bald ist es ein riesiger Pokal, bald ein kolossales Bierseidel, aus dem sie ihre närrische Weisheit verlauten lassen. Gefällt der Redner, so bläst die hanswurstliche Hofkapelle Tusch und der Präsident verleiht dem Redner wohl einen Orden. Zwischen diesen Vorträgen treten dann einzelne Mitglieder auf und verüben ein Krützchen. Krützchen sind komische Szenen in Kölnischem Dialekt. Der Kölner ist der geborene Komiker und da er auch musikalisch sehr veranlagt ist, so bekommt man da urkomische Sachen zu sehen und zu hören. Neuerdings ladet man auch beliebte Mitglieder der Oper — Männelein und Weibelein — ein, die mit ihren Vorträgen die Narren in Entzücken versetzen.

Die Komiteesitzungen, die ehedem dazu dienten, den großen Zug zu beraten, werden regelmäßig bis Karnevalssonntag abgehalten. In dieser Zeit werden unzählige Maskenbälle abgehalten; es gibt kaum einen Verein oder ein Vereinchen, der oder das nicht sein Maskenfest hätte. Der beliebteste Maskenball ist der des berühmten Kölner Männergesangvereins und als der feinste gilt der Picknick der vereinigten Dienstagsgesellschaften: Juristen, Techniker, Reiterklub, Musikalische Gesellschaft usw. Der einst so beliebte Lichtmeßball fiel diesmal aus, weil es im vorigen Jahre da wüst zuging. Der Kölner Männergesangverein gibt dann alljährig zu wohltätigen Zwecken im Theater eine große Parodieoper. Auch die anderen Gesellschaften veranstalten sogenannte Divertissementchen, bei denen gemimt, gesungen und auch getanzt wird.

Manches hat sich im Laufe der Zeiten allerdings geändert und der Karneval zieht sich immer mehr von der Straße in die Säle zurück. So gibt es zu Weiberfastnacht — Donnerstag vor Karneval — keine Mözzebestoht mehr, wo die Marktweiber vor lauter Freud' die Mützen vom Kopfe rissen. Auch der Zug, der sich dann am Nachmittag durch die Straßen bewegte, ist in Wegfall gekommen. Wohl wird der Fackelzug am Samstag abends, bei dem die Rekruten und Reservisten der Funken in die Stadt ziehen, noch abgehalten, aber die Kappenfahrt am Sonntag nachmittag vor dem sogenannten Fremdenkomitee ist auch eingeschlafen. Jedoch ziehen noch am Rosenmontag die Spielleute der Funken durch die Straßen und schlagen die Reveille. Gegen 12 Uhr versammeln sich dann die Teilnehmer an dem großen Maskenzug auf dem Neumarkt, wo sich dann ein buntes Bild echter Faschingslust entrollt. Die Idee des Zuges, die von dem Präsidenten der großen Karnevalsgesellschaft, Herrn Jean Jörissen, herrührt, soll das illustrierte Adreßbuch der Stadt Köln vorstellen. Es sollen namentlich die alten Weinschenken und Bierhäuser, die an den Hauptstraßen liegen, darin figurieren. So unter andern die alte Brauerzunft in der Schildergasse, in der einstmalen Kaiser Maximilian, während er auf den hochweisen Rat wartete, sich an einem Glas „Kölsch" delektierte.

Diese Begebenheit liegt auch der vaterstädtischen Opernburleske zugrunde, welche der Kölner Männergesangverein in diesem Jahre aufführen wird. Selbstverständlich tauchen in jedem Jahre neue Karnevalsbilder auf, die dann in den drei Tagen von alt und jung in Begleitung der Trumm (Trommel) und Lavumm (Gr. Trommel) gesungen, gepfiffen und geblasen werden. In allen Hotels ist an den drei Tagen Festtafel mit obligatem karnevalistischem Konzert und improvisiertem Tänzchen. Da geht es dann lustig her bis zum frühen Morgen, wo die letzten Narren erst heimkehren, wenn die frommen alten Mütterchen mit dem Aschenkreuz auf der Stirn bereits aus der Kirche kommen. Aschermittwoch ist dann überall Kater- oder Fischessen, bei dem zum letzten Male die Vellentöne (Karnevalsklänge) erschallen. Und mit dem Kehraus schließt dann das frohe Fest.

Es geht noch immer munter in der Karnevalszeit zu, aber — es ist die alte Gemütlichkeit nicht mehr wie ehedem. Die Großstadt Köln beherbergt jetzt zu viele fremde Elemente, die kein Verständnis haben für die harmlose rheinische Fröhlichkeit. Die alten Narrensprüche „Gecke lohß Gecke elms" oder „Allen wohl und Nümmens Weh — haben keine rechte Geltung mehr. Von den Straßen sind die anständigen Masken, namentlich die hübschen Kindermaskeraden schon lange verschwunden, statt dessen treiben die Fabrikmädchen und Radaubrüder ihr Wesen dort. Und auch in den Komiteesitzungen wird manche Blechpauke geschwungen, die besser unterbliebe. Die Präsidenten rügen zwar solche Ausschreitungen, aber sie sollten sie nicht zulassen. Anstatt der Harfenistinnen, die früher Köln in den Karnevalstagen überschwemmten, engagieren die Wirte jetzt auswärtige Militärkapellen, die Tag und Nacht lustig drauf losschmettern. Trotz dieser Schattenseiten bleibt der Kölner Karneval ein eigenartiges Fest, dem wir noch eine recht lange Lebensdauer wünschen möchten. Denn, was gibt es Köstlicheres, als der Humor, der im Karneval noch immer schöne Blüten treibt.

Alaaf Köln!



Bühnen- und Musikschau.

Münchener Hoftheater. Für das Fach des bis heute noch unersetzt gebliebenen Frl. Feldhammer gastierte als Medea im gleichnamigen Trauerspiel Grillparzers Frl. Hertha Frenzel vom Hoftheater in Wiesbaden. Nach dieser ersten Probe ihres Könnens zu schließen, wäre sie ein vollwertiger Ersatz für ihre Vorgängerin. Die äußere Erscheinung und das klangvolle, sonore Organ der Künstlerin sind den räumlichen Verhältnissen unserer Hofbühne entsprechend, ihr Spiel zeigt von lebendiger und starker Auffassung, und ist bei aller Wärme nie unschön oder gar verletzend. Eine leicht forcierte, breite Aussprache der Vokale würde wohl ohne Mühe zu beheben sein. — Im Prinz-Regententheater findet am Sonntag die erste strichlose Vorstellung des „Don Carlos" (sie währt in ihren 20 Verwandlungen annähernd $6^1/_2$ Stunden) statt. Der bevorstehende Schillerzyklus wird uns wohl Gelegenheit geben auf die Vorstellung zurückzukommen, deren mehrmaliger Besuch einem ohnehin stark beschäftigten Kritiker schon aus hygienischen Gründen nicht empfehlenswert scheint.

Münchener Volkstheater. Die Münchener Dramatische Gesellschaft brachte mit lautem äußeren Erfolg das Trauerspiel „Der dumme Hans" von E. v. Keyserling zur Uraufführung. Den Erwartungen, die man in den Dichter des „Frühlingsopfer" setzte, hat das Stück allerdings nicht ganz entsprochen. Es ist ein schwermütiges Idyll aus den Wäldern Ostpreußens. Der Baron von Käferndorf hat sich den Haß der Waldhäusler zugezogen, weil er die von ihnen bewohnten Hütten niederreißen und den Wald schlagen lassen will, um die Leute zu einem arbeitsamen Leben zu zwingen. Ein Anschlag gegen sein Leben gelingt; irrtümlich wird aber der siebzehnjährige Schafhirt Hans für den Mörder gehalten und, da derselbe den wahren Täter nicht verrät, zum Tode verurteilt. Dazwischen spielt das Liebesidyll des Burschen mit der sechzehnjährigen Baronesse, die mit ihm die letzte Nacht im Kerker

verbringt. Das Stück ist mit einem sicheren Blick auf das Aeußerlich-Wirksame geschaffen, und besonders die Szenen der beiden Kinder treffen mit Geschick die Töne rührender Naivität, die man allerdings in ähnlichen Situationen schon ähnlich gehört hat. Die gegensätzlichen Szenen der Waldleute vermögen trotz ihres Realismus die völlige Unmöglichkeit der Hergänge nicht zu verdecken, und daran scheitert schließlich die Gesamtwirkung des Stückes, dessen Schlußakt überhaupt mehr peinigend als tragisch bewegend sich gibt. Unter den Darstellern ragten Frl. Pape und Felix Krones hervor, die mit überraschendem Können und Gelingen für ihre Sache eintraten. Um voll zu wirken, bedürfte das Stück indessen einer wesentlich feineren Inszenierung.

Die Konzertwoche. Das zweitägige Brucknerfest des Kaimorchesters war das bedeutendste Ereignis der Woche und für die von idealem Geist getragene Veranstaltung, deren materielles Ergebnis dem Pensionsfonds des Orchesters zufloß, verdient Hofrat Kaim den wärmsten Dank. War es schon ein Verdienst, Brucknersche Werke einmal in verdienter Selbständigkeit ohne irritierende Nachbarschaft aufgeführt zu hören, so wuchs dasselbe noch um ein Bedeutendes durch die Berufung des Brucknerdirigenten par excellence Ferdinand Loewe aus Wien.

Der erste Abend brachte die in München bereits bekannte vierte und neunte Sinfonie, am zweiten Abend wurden für uns neu die sechste Sinfonie und der 150. Psalm aufgeführt. Den nicht leicht hoch genug anzuschlagenden Wert der beiden glänzend verlaufenen Konzerte kann man vor allem darin begründet sehen, daß hierbei zum erstenmal der größte Sinfoniker seit Beethoven in seiner ganzen Universalität erkannt werden durfte, und das Märchen von der Beschränktheit seines Empfindungsausdrucks praktisch ad absurdum geführt wurde. — Welch durchaus gerechtfertigter Wertschätzung sich Alfred Reisenauer in München erfreut, bewies der Umstand, daß sein letzter Klavierabend trotz des gleichzeitigen Brucknerfestes von Zuhörern überfüllt war. Die Vorzüge dieses wirklich poetisch nachschaffenden Künstlers haben wir in diesen Spalten schon wiederholt hervorgehoben und es bedarf nur der Erwähnung, daß dieselben in gewohnter Weise das Publikum enthusiasmierten. — Eines sehr schönen Verlaufs erfreute sich ein Konzert zugunsten des Kirchenbauvereins Milbertshofen-Riesenfeld im Kgl. Odeon. Spohrs Quintett für Klavier und Blasinstrumente wurde von Mitgliedern der Kgl. Hofkapelle und Professor Schmid-Lindner am Klavier ganz prachtvoll vorgetragen; letzterer spielte auch die Phantasie Op. 49 von Chopin mit ausgezeichnetem Gelingen. Fräulein Sophie Berg wußte namentlich durch die mit großer Kehlfertigkeit vorgetragene 1. Arie der Königin der Nacht aus Mozarts Zauberflöte zu fesseln. Herr Ed. Schuegraf trug Schubertsche Lieder vor. Und Herr Friedrich Wild sang eine Ballade von Heinrich Vogl und als Zugabe Siegmunds Liebeslied aus der Walküre. Der Sänger begleitete sich selbst am Flügel und bewies damit eine ziemlich selten gewordene Fertigkeit, die im Konzertsaal indessen doch einen zu legeren Eindruck macht. Den Beschluß bildete der brillante Vortrag einer virtuosen und originellen Tarantelle für Klavier, Flöte und Klarinette von Saint-Saëns. Herr Domorganist Schmidt besorgte in sorgfältiger Weise die Klavierbegleitungen.

Verschiedenes. Am 75. Geburtstag Paul Heyses wird dessen jüngstes Drama „Der Kanadier" im Frankfurter Schauspielhaus zur allerersten Aufführung gebracht. — Aus Weimar wird gemeldet, daß dortselbst das Schauspiel „Uebermenschen" von Robert Misch bei der Uraufführung einen sehr freundlichen Erfolg hatte. Der Titel birgt drei abgeschlossene Einakter. — Hugo v. Hofmannsthals Erfolge mit seinem nachgedichteten Drama „Das gerettete Venedig" haben ihn angeregt, noch eine ähnliche, ebenfalls aus dem Englischen stammende Arbeit in Angriff zu nehmen.

Richard Wagners „Siegfried" soll unter freiem Himmel im Arenatheater zu Beziers diesen Sommer zur Aufführung gelangen. Geplant ist außer der Oper „Die Häretiker" von Charles Lewadé noch „Semiramis", „Antigone", „König Oedipus", „Monna Vanna" und der Hauptschlager „Siegfried". — „Don Quijote", eine musikalische Tragödie von Wilhelm Kienzl, fand bei der Grazer Erstaufführung stürmischen Beifall. — Das Frankfurter Opernhaus weiß von der Oper „Die Zauberglocke" von Camille Saint-Saëns zu berichten, deren gediegene Aufführung bei glänzender szenischer Darstellung es zu einem guten Erfolg brachten.

Der Lustspieldichter Thilo v. Trotha ist an einer Lungenentzündung gestorben.

Für den Bau eines Mozart-Hauses in Salzburg hat Kaiser Franz Joseph 20,000 Kronen aus seiner Privatschatulle gespendet. — Herzog Friedrich von Anhalt hat den Erlös der Meistersinger-Vorstellung des Dessauer Hoftheaters vom 13. Februar, dem Todestag Wagners, der Jubiläumsstiftung in Bayreuth überweisen lassen. Der ansehnliche Betrag von 1000 Mk. ist der erste Reinertrag einer Wagner-Aufführung, der von einer deutschen Bühne jenem nationalen Unternehmen zugewendet wurde.

Ein Preisausschreiben für ein Violinkonzert, das nicht nur mit Orchester, sondern auch mit Begleitung des Klaviers zum Vortrag gebracht werden kann, musikalisch wertvoll und dankbar ist, erläßt die Konzertdirektion Leonhard-Berlin und stellt für das beste Werk einen Preis von 1000 Mk. aus. Beteiligen können sich Komponisten aller Länder. Preisrichter sind: Prof. Gernsheim, Scharwenka und Willi Burmester.

München. Hermann Teibler.



Aphorismen.

Von

M. Herbert.

Ich habe sehr viele Bücher gelesen, die ganz voll Weinen waren und nur ganz wenige, in denen alles Lachen war und ich glaube, das ist eine ganz natürliche Sache und es kann gar nicht anders sein, denn das Leben ist mehr zum Weinen als zum Lachen.

* * *

Ich las einmal eine Reihe von Briefen, welche von Napoleon I. an verschiedene Personen gerichtet waren, und da mußte ich staunen über die enorme Anpassungsfähigkeit dieses autokratischsten aller Charaktere.

An König Jérôme schrieb er frivol bis zum äußersten, an eine alte Fürstin fromm wie ein Mönch, an eine junge Dame galant und beinahe poetisch — das war mir ein neuer Beweis für meine alte Erfahrung, daß wir ohne Bewußtsein der Heuchelei unwillkürlich einem jeden unserer Bekannten gegenüber in gewissem Sinne andere sind oder uns wenigstens anders geben.

* * *

Zuweilen nach dem Verlaufe einer scheinbar ganz in Gleichgültigkeit, wenigstens ohne große seelische oder geistige Arbeit verbrachten Zeit, kommen wir zu dem Bewußtsein, daß wir während dieses scheinbaren Schlafes doch innerlich gefördert worden sind. Es ist in uns klarer und ruhiger geworden. Eine Leidenschaft ist entschlafen, ein unberechtigter Wunsch getötet worden; eine neue Energie hebt das Haupt auf und verlangt nach stärkerer Betätigung aller Kräfte, nach einem weiteren Gesichtskreis.

* * *

Wenn du selber dich nicht hochhältst — werden andere dich gewiß nicht hochhalten.

* * *

Es ist ein trauriges Schauspiel, wenn ein sehr selbständig Gewesener das Ruder seines Lebensschiffes verliert. Er ist dann weit hilfloser als der an Leitung gewöhnte Sklave.

* * *

Der Herabgekommene ist erträglich — aber der Herabkommende ist unglaublich bedauernswert und doch ist ihm fast nie zu helfen.

* * *

Wir würden geborgen sein, wenn wir sein könnten, wie wir möchten.

Nur wenigen gestattet das Leben die Vollendung der Persönlichkeit.

* * *

Sich freiwillig aufopfern ist eine Tugend, eine Freude; sich aufopfern müssen, ein Herabwürdigen unserer Fähigkeiten.

* * *

Dichten — das heißt die Unzulänglichkeiten des Lebens ergänzen. Dichten — das heißt der Gottesnatur folgen, welche über die Prosa der ärmsten Gegend die goldenen Beleuchtungen ihrer Abende und die Röte ihrer Morgen legt.

* * *

Die Menschen sind zu unruhig, um auch nur die geliebteste Seele in Klarheit zu spiegeln. Gott und sein Gesetz sind der einzige Spiegel, in dem wir uns mit der Sicherheit, nicht betrogen zu werden, betrachten können.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. Beilagen nach Uebereinkunft. Bureaux an Sonn- und Feiertagen geschlossen.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 11. München, 12. März 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



„Akademische Freiheit."

Ein vielmißbrauchter Begriff.

Von
Dr. Armin Kausen.

Was ist akademische Freiheit? Ein Fuchs im ersten Semester beantwortete diese Frage einmal kurz und keck dahin: „Die Freiheit, nach Belieben die Vorlesungen zu besuchen oder auch zu schwänzen". Von der letzteren Freiheit machen in der Regel diejenigen den ausgiebigsten Gebrauch, welche sich als akademische Bürger erster Klasse — mit Schwertern und Schmissen — betrachten und den Dispens vom praktischen Gebrauch der Wissenschaft auch gleich auf den Dispens von gewissen Strafgesetzparagraphen ausdehnen, ja die Uebertretung der Gesetze über den Zweikampf sogar zum obersten Prinzip ihrer Vereinigungen, zu einem officium nobilissimum, stempeln.

Besagte **Lernfreiheit** begreift aber auch das Recht in sich, diejenigen Kollegien zu belegen, die dem Geschmack, den Wünschen, der Geistesrichtung des Einzelnen am meisten zusagen. Aber gerade *diese* vielgepriesene Lernfreiheit steht in gewisser Hinsicht nur auf dem Papier. Der „freie" civis academicus kann sich seine Professoren keineswegs immer frei wählen. Gott bewahre! Auf Schritt und Tritt hört man die zwingendsten Ratschläge erfahrener Kommilitonen, beispielsweise: „Wenn du den Doktor in der Nationalökonomie machen willst, so mußt du Kolleg und Seminar bei Geheimrat X. belegen." Für den Juristen und Mediziner wie für den Altphilologen, Neuphilologen, Mathematiker, Historiker usw. lautet die Frage immer: Welcher Professor spricht beim Examen das gewichtigste Wort, auf wessen Prüfungsfragen muß der Kandidat vorbereitet und gewappnet sein? Wesentlich unter diesem Gesichtswinkel sind oft die Kollegien von Y und Z weit besuchter als die von U, V, W. Diese allbekannten, aber selten vor voller Oeffentlichkeit behandelten Dinge haben mit der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit des Examinators an sich wenig zu tun. Es geht eben, wie überall, so auch hier „menschlich" zu. Jeder Professor hat seinen bestimmten Kreis von Fragen und Antworten, und wer seine Eigenarten nicht kennt, strauchelt nur zu leicht. Das ist die Kehrseite der „Lernfreiheit". Selbstredend ist es dem Wissensdrange des Musenjüngers unbenommen, neben dem Müssen auch dem freien Wollen zu frönen und eine beliebige Anzahl von unprivilegierten Vorlesungen mit seinem Besuche zu beehren.

Daß viele Professoren von der berühmten **Lehrfreiheit** einen schrankenlosen Gebrauch machen, ist unbestritten. Die Früchte spiegeln sich im ganzen modernen Geistesleben. Die Lehrfreiheit soll eine unbedingte sein. So steht es in den Programmen der Aufklärung und des Fortschritts zu lesen. Aber die Praxis des Liberalismus straft auch hier die Theorie Lügen. Nach der negierenden, destruierenden Seite hin absolute Freiheit der Wissenschaft und Lehre unter staatlichem Schutz und mit staatlichen Mitteln — bis zur Leugnung der Grundpfeiler des Staates selbst! Will die Lehrfreiheit sich dagegen nach der *positiven*, die Grundlagen der religiösen und sittlichen Ordnung erhaltenden Richtung betätigen und der Jugend den reichen Gedankenschatz der christlichen Weltanschauung vermitteln, dann erheben sich im Namen der „Freiheit" tausend Bedenken. Dann ist die sog. „Voraussetzungslosigkeit" in Gefahr, jene „Voraussetzungslosigkeit", die bei Licht besehen mit allen nur möglichen Voraussetzungen der Erziehung, des Milieus, der bewußten und unbewußten Gewohnheit, ja oft des blindesten Vorurteils arbeitet, dagegen *eine* Voraussetzung unbedingt in Acht und Bann erklärt: die des religiösen Offenbarungs- und Autoritätsglaubens.

Die mit dem Namen des verstorbenen Prof. Mommsen verquickte „Voraussetzungslosen"-Bewegung ist in ihrer eigenen Lächerlichkeit erstickt, nachdem ein Teil ihrer Träger das Prinzip der absoluten Voraussetzungslosigkeit bis fast zum geraden Gegenteil interpretiert und verklausuliert hatte. Gäbe es in Deutschland politische Witzblätter konservativer Richtung, so würde damals der „voraussetzungslose" Professor auf der bequemen Rutschbahn voraussetzungsvoller Verwandtschaft, Schwägerschaft, Freundschaft und Parteisippschaft, Versicherung auf Gegenseitigkeit usw. der beliebteste Gegenstand der Satire geworden sein. Als man aber auf unserer Seite anfing, nach protestantischen Universitäten mit protestantischen Lehrkörpern zu fahnden, wurde es plötzlich merkwürdig still auf der Voraussetzungslosen-Seite. Und auf die von einigen liberalen Blättern schandenhalber geforderte Beseitigung vorsündflutlicher Zustände an „protestantischen" Universitäten wartet man noch immer vergeblich. In Rostock z. B. besteht unseres Wissens auch heute noch die Satzung, daß nur Mitglieder der evangelisch-lutherischen Landeskirche zu den ordentlichen Lehrstühlen gelangen können. Freiheit der Wissenschaft, akademische Freiheit!

Nur zu offen richtete die **Voraussetzungslosen-Bewegung** ihren Stachel ausschließlich gegen **gläubige katholische Gelehrte**, gegen die Gleichberechtigung des katholischen Glaubensbekenntnisses. Man verlangte offen die **Ausschließung** aller auf solcher Voraussetzung fußenden Lehrer von den Hochschulen. Die seit einiger Zeit tobende Hetze gegen **konfessionelle Studentenkorporationen** ist derselben Wurzel entsprungen und von demselben Geiste getragen. Mehr als ein Redner in den jüngst da und dort abgehaltenen Protestversammlungen aktiver und früherer Akademiker machte aus seinem Herzen keine Mördergrube und sprach offen aus, was andere nur denken: die katholischen Studentenkorporationen stellen dem Vordringen des Los von Rom-Geistes in den gebildeten katholischen Kreisen ein starkes Bollwerk entgegen, bewahren viele katholischen Studierenden vor der Gefahr, auf der Universität oder Technischen Hochschule ihren Glauben zu verlieren oder in ihrer Ueberzeugung wankend zu werden. Dieses Bollwerk soll zerstört, der aus gläubigem katholischem Hause und Geiste hervorgehende Jüngling soll schutz- und wehrlos in den Strudel glaubens- und kirchenfeindlicher Lehre und Kameradie gezogen werden. Das ist die Quintessenz. Ob das Mittel den Zweck völlig sichern würde, ob es nicht noch andere Wege gäbe, um einem großen Teile der katholischen Studenten ihren Glauben zu erhalten, braucht hier nicht erörtert zu werden. Das törichte Gerede, als ob in den katholischen Korporationen konfessionelle Unduldsamkeit gepflegt werde, ist nur Vorwand. Man glaubt auf der gegnerischen Seite selbst nicht daran, und sogar liberale Zeitungen, wie die „Münchn. Neuesten Nachrichten", haben, wenn auch zögernd, das Gegenteil bezeugt.

Nicht Freiheit, sondern planmäßige Unfreiheit und Unterdrückung lauert auch hinter der neuen Hetze. Man spricht von der Macht des „herrschenden" Zentrums, dem in den katholischen Korporationen immer neue Rekruten herangezogen würden. Welcher Katholik müßte nicht wehmütig lächeln, wenn er von der „Macht des herrschenden Zentrums" hört. Der parlamentarischen Macht des Zentrums haben Volk und Regierung viel zu danken, sie bringt sich in der Gesetzgebung fördernd und pfadweisend zur Geltung. Aber anderseits reicht die „Macht des Zentrums" noch nicht einmal so weit, einen einzigen Minister- oder Oberpräsidentenposten mit einem Gesinnungsgenossen zu besetzen, ja nicht einmal so weit, zu verhindern, daß an der Spitze einer katholischen preußischen Provinz protestantische Regierungspräsidenten und Dezernenten zur stehenden Einrichtung gehören. Klang es nicht wie leiser Hohn auf die „Macht" des Zentrums, wenn der preußische Kultusminister in der jüngsten Landtagsdebatte gegenüber dem unablässigen Lärm über die Zulassung marianischer Kongregationen an den Gymnasien darauf hinweisen konnte, daß er bis zur Stunde noch keine einzige genehmigt habe? Eines freilich hat das Zentrum erreicht und hier erfüllen die katholischen Studentenkorporationen tatsächlich eine Aufgabe, zu der ihnen das Zentrum die Bahn gebrochen hat: es zeigen sich, wenn auch noch vereinzelt, Ansätze zu einer allmählichen Zurückdämmung der herrschenden Imparität in den öffentlichen Aemtern und Stellungen. Daß „ultramontane" Beamte nicht mehr länger grundsätzlich als „latente Gefahr für den Staat" (geflügeltes Wort der Münchener „Allgem. Zeitung") angesehen werden sollen, schmerzt die Liberalen so sehr, daß Exzellenz Bürklin unlängst auf dem Parteitage der pfälzischen Nationalliberalen den in Nr. 6 der „Rundschau" bereits gekennzeichneten Warnungs- und Weheruf ausstieß. So spielt neben der prinzipiellen Voreingenommenheit gegen die katholischen Korporationen auch der — wenn man das häßliche Wort hier anwenden darf — „Krippenneid" eine nicht zu übersehende Rolle. Der Liberalismus sieht seine Monopole bedroht.

Die **wahre akademische Freiheit** ist bei den katholischen Korporationen vielleicht besser behütet als in vielen anderen. Gewähren denn die „schlagenden" Korporationen ihren Angehörigen **Freiheit**? Knüpfen sie die Mitgliedschaft nicht vor allem an die Voraussetzung des Bekenntnisses zu einem Prinzip, das zudem noch gesetzwidrig ist? Die katholischen Korporationen verwehren ihren Mitgliedern bei Strafe des Ausschlusses einen unsittlichen Lebenswandel und hemmen so in der Tat die vielgepriesene Freiheit des „Sichauslebens". Aber wie leicht wäre es, auch in diesem Punkte hinzuschießen, von wo man hergeschossen! Oder gibt es nicht studentische Kreise, in denen jeder gehänselt, als „fader Kerl" verachtet oder gar als „Tartüff" verspottet wird, der in geschlechtlichen Dingen an den Geboten des Dekalogs und den Lehren des Katechismus festhält und Sünde Sünde nennt? Ist das Freiheit?

Der gegen die katholischen Korporationen entbrannte „Kulturkampf" wird, das kann man mit Zuversicht aussprechen, eine von den Hetzern nicht gewollte Wirkung haben: er wird die katholischen studentischen Organisationen kräftigen, die Charaktere stählen. Vor allem aber ist den Katholiken und katholischen Studenten eine neue heilsame Lehre gegeben worden: Toujours en vedette! Gewehr bei Fuß und das Pulver trocken! Die schlimmen Absichten der Gegner sind demaskiert. Lasse man sich nicht irreführen und in Ruhe wiegen durch die Deklamationen einiger liberalen Zeitungen und Politiker, welche heute mit einem seufzenden „zwar, aber" für die Freiheit auch der katholischen Verbindungen eintreten und die allzu laute Meute zurückzupfeifen versuchen. Abgesehen davon, daß sie diese Freiheit an Bedingungen knüpfen, die sie anderen Richtungen gegenüber nicht zu kennen scheinen, ist bei vielen, ja den meisten, der Beweggrund der Retraite sehr durchsichtig. Sobald man die **Macht** dazu hätte, die katholischen Korporationen zu unterdrücken, würde man sich um die „Freiheit" keinen Pfifferling kümmern. Es ist bezeichnend, daß sich in dieser Bewegung einige Jungliberale und Nationalsoziale, welche sich sonst dem Nationalliberalismus gerne als Erneuerer des Freiheitsgedankens aufdrängen, fast noch mehr bloßgestellt haben als die alten Kulturkämpfer. Es sind eben dieselben Geister, die sich in der Presse und in Versammlungen für die französische Blocpolitik gegen die Kirche begeisterten, die Austreibung der Orden mit Jubel begrüßten und im Deutschen Reiche gegen das vom Zentrum beantragte Toleranzgesetz eifern.

Die beste Antwort auf die Hetze wider katholische Korporationen wird sein, daß die organisierten katholischen Studenten ihren ganzen Ehrgeiz darin erblicken, mit ihren wissenschaftlichen Leistungen in der vordersten Reihe zu stehen, andere durch Fleiß und Ernst des Studiums zu übertreffen. Wird ja ohnehin von Professoren aller Richtungen die Tatsache zugestanden, daß gerade die Mitglieder katholischer Verbindungen und Vereine ein verhältnismäßig großes Kontingent der regelmäßigen Kollegienbesucher stellen.

Noch ein kurzes Wort zu dem unwahren Vorwurf, daß in den katholischen Korporationen Politik getrieben werde. Wer seine Studentenzeit in den 70er Jahren verlebt hat, wird im Gegenteil finden, daß die heutige Generation der katholischen Studentenschaft mit einer manchmal fast übertriebenen Vorsicht jeder Berührung mit der Tagespolitik ausweicht. Liberale, alldeutsche, auch antisemitische Bestrebungen treten in der Studentenschaft ganz offen hervor. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich eines Ende der 70er Jahre von ihm selbst präsidierten großen Papstkommerses (damals lebte noch Pius IX.) der vereinigten katholischen Studentenschaft. Auf diesem Kommerse wurde neben den Toasten auf den Papst und die Bischöfe auch ein solcher auf das — horribile dictu — Zentrum, die parlamentarische Vertretung des katholischen Volkes im Kulturkampfe, ausgebracht. Veränderte Zeiten, veränderte Bedürfnisse! Aus den Zeitumständen, welche das feierliche Bekenntnis der treuen Hingebung an den Episkopat rechtfertigten, wuchs auch der Toast auf das Zentrum heraus. Heute ist es zweifellos richtiger, daß die katholischen Studentenkorporationen sich der Anteilnahme am politischen Parteileben enthalten, was jedoch nicht ausschließt, daß auch der katholische Student sich über den Gang der politischen Ereignisse mit jener Gründlichkeit orientiert, die ihn befähigen muß, nach erreichter Wahlmündigkeit zielbewußt seine Bürgerpflicht zu erfüllen. Wenn in dieser Hinsicht heute ein offenes Wort nötig sein sollte, so wäre es höchstens eine Warnung vor übertriebenem Kritizismus gegenüber denjenigen Politikern und Zeitungen, welche notorisch von jeher die zuverlässigsten Freunde der katholischen Studentenkorporationen waren. Wenn heute gefehlt wird, geschieht es sicherlich nicht durch blindes, kritikloses Schwören auf eine

Partei und Parteipresse, ihr Tun und Unterlassen, sondern im Gegenteil durch eine vorschnelle Ueberkritik, die nicht immer durch ein entsprechendes Maß von Kenntnissen in der Parteigeschichte der Vergangenheit und Gegenwart gestützt ist. Man stößt in den heutigen Studentenkreisen nicht selten auf eine erstaunliche Unkenntnis in der Spezialgeschichte des sog. Kulturkampfes, woraus sich dann die Folge ergibt, daß auch der Zusammenhang heutiger Vorgänge und die Irrlichterei und Falschmünzerei der gegnerischen Presse und Propaganda nicht immer richtig durchschaut werden. Diese Beobachtung trifft in erster Linie auf bayerische Verhältnisse zu, dürfte aber auch anderwärts zur Gewissenserforschung anregen. Hier sei auch noch eines wichtigen Punktes gedacht, der mit der „akademischen Freiheit" aufs engste verknüpft ist. Die organisierten katholischen Studenten scheiden sich in verschiedene Gruppen und Verbände. Nur zu leicht nisten sich gewisse Rivalitäten und Eifersüchteleien ein, wie sie namentlich zwischen den farbentragenden und nichtfarbentragenden oft zu beklagen waren. Angesichts des Zeitgeistes, der die katholische Kirche mit einem Wall von Feinden umgibt, kann der Korpsgeist, der Gemeinsamkeitssinn unter den Katholiken nicht eifrig genug gepflegt werden. Je enger die katholischen Studenten aller Gruppen sich aneinanderschließen, um so sicherer werden sie auch in Zukunft gegen alle Angriffe auf ihre Existenzberechtigung gewappnet sein.

Die wohlverstandene akademische Freiheit wird auch in den katholischen Studentenkorporationen stets zuverlässige und eifrige Verfechter und Verteidiger finden. Wenn aber im Namen der „akademischen Freiheit" für die Studentenschaft Dispens von Regeln und Rücksichten verlangt wird, die sonst für jeden freien Staatsbürger verpflichtend sind, wenn man das „Recht" beansprucht, einen Minister durch „dringendes" Telegramm nachts aus dem Schlafe zu wecken, wenn man, wie in einer Münchener Versammlung geschehen, Erinnerungen an die „alten 48er" auffrischt und eine Ideenverbindung mit „russischen" Zuständen herzustellen sucht, so kann ein staatstreuer, monarchisch gesinnter Student nicht mehr mittun. Gottlob sind die politischen Verhältnisse in Deutschland im allgemeinen noch gesund genug, um den Gedanken, daß deutsche Studenten eine gefahrdrohende Rolle in der Politik spielen könnten, einstweilen als absurd erscheinen zu lassen. Aber daß einzelnen Schwarmgeistern auch in Deutschland der Kamm stark geschwollen ist, und daß es Politiker gibt, welche die Möglichkeit, studentische Massendemonstrationen als Sturmbock zur Erreichung bestimmter politischer Zwecke zu mißbrauchen, nicht für ausgeschlossen halten, dürften die jüngsten Kraftproben hinlänglich gezeigt haben. Insofern gibt diese „Bewegung" Lehren an die Hand, welche nicht aus dem Auge gelassen werden dürfen.

Die elsaß-lothringischen Verfassungswünsche.

Von

Joseph Brom-Straßburg.

Ich habe die verfassungsrechtlichen Wünsche des Landesausschusses dessen Auftrag gemäß sämtlich beim Reichskanzler niedergelegt, zum Teil unter warmer Befürwortung." „Ich bitte die Herren aus dem Hause, die zugleich Mitglieder des Reichstages sind, bei der Beratung der Resolution Dr. Spahn im Reichstage dort ebenfalls die vortrefflichen Reden zu halten, die wir hier von ihnen gehört haben; ich werde mich selbst in Berlin einfinden, und zwar um sie zu unterstützen."

Das sind die markantesten Sätze aus den Reden des reichsländischen Staatssekretärs von Köller, die derselbe unlängst bei der Generaldebatte zur Budgetberatung im Straßburger Parlament gehalten hat als Antwort auf die Anfragen zahlreicher Abgeordneten, die in ihren Etatsreden die elsaß-lothringische Verfassungsfrage lang und breit erörtert hatten. Fügen wir noch hinzu, daß schon letztes Jahr der Reichskanzler auf die gleiche Anfrage des Reichstagsabgeordneten Dr. Ricklin eine Antwort gab, die wenigstens erkennen ließ, daß man den Wünschen der elsaß-lothringischen Bevölkerung endlich entgegenzukommen nicht mehr abgeneigt sei, so kann man die augenblickliche Situation kurz dahin charakterisieren: Die Reichsregierung hält den Zeitpunkt für gekommen, die Selbständigmachung Elsaß-Lothringens und seine Ausgestaltung zu einem Bundesstaate in Erwägung zu ziehen.

Der Verfassung Elsaß-Lothringens entsprechend ist die Aufgabe, an deren Lösung allen Ernstes nunmehr herangetreten werden soll, naturgemäß eine doppelte. Es handelt sich darum, erstens das Reichsland von der Reichsvormundschaft zu befreien, d. h. das Land in seiner inneren Verwaltung und Gesetzgebung ganz selbständig zu machen; zweitens, diesem neugestalteten Elsaß-Lothringen den ihm zukommenden Anteil an der Reichsregierung, d. h. eine seiner Größe entsprechende Vertretung im Bundesrate zu geben. Praktisch bedeutet das soviel als, es sollen Reichstag und Bundesrat von der Gesetzgebung für Elsaß-Lothringen ausgeschlossen und der Landesausschuß zu einer den Landtagen der übrigen Bundesstaaten völlig gleichberechtigten Volksvertretung ausgestaltet werden. Sekundär kommt hier als weiterer, in den erwähnten verfassungsrechtlichen Forderungen des Landesausschusses (Anträge Krafft und Götz) ausdrücklich hervorgehobener Wunsch in Betracht: die Gewährung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts zum Landesausschusse. Sodann müßte die Verwaltung Elsaß-Lothringens von Berlin vollständig unabhängig gemacht und Straßburg die ausschließliche Zentralstelle derselben werden. Die zweite Hauptforderung liefe, wie schon gesagt, darauf hinaus, Elaß-Lothringen drei Vertreter im Bundesrat mit beratender und beschließender Stimme zuzuerkennen. Die eigentliche Schwierigkeit in diesem Punkte liegt in der Frage, wer denn diese drei Stimmen instruieren solle. Das führt von selbst auf die weitere Frage, soll Elsaß-Lothringen zur Republik, zur Monarchie umgestaltet werden, oder soll die gegenwärtige Verfassung beibehalten, aber in einer Weise umgeändert werden, daß die Instruktion der drei Bundesratsstimmen nicht vom Kaiser (der zugleich König von Preußen ist und deshalb die reichsländischen Vertreter zu keiner anderen Stimmabgabe anweisen könnte als wie die preußischen) direkt, sondern von einer selbständigen und spezifischen elsaß-lothringischen Landesregierung erfolgen kann?

Es ist ohne weiteres klar, daß diese zuletzt skizzirte Hauptforderung die meisten Schwierigkeiten bietet, die denn in der Tat zur Stunde keineswegs auch nur im entferntesten geklärt sind. Wie sollen der Kaiser und die Bundesregierungen zur Aufgabe ihrer Rechte, die sie nun einmal seit 1871 besitzen, bestimmt werden! Welche Staatsform ist die beste für das neue bundesstaatliche Gebilde, und in erster Linie, welche wird vom Reiche gewährt werden? Im Lande selbst ist man sich natürlicherweise darüber auch nicht einig. Die größte Zahl der Bevölkerung würde sich wohl für eine Republik erklären. Aber merkwürdigerweise findet diese Form trotzdem keinen energischen und rücksichtslosen Verteidiger. Man hält es nämlich durchweg für so gut wie sicher, daß die Reichsregierung des monarchischen Deutschland sich zu einer solchen Konzession niemals verstehen würde. Da man aber nun einmal allen Ernstes eine Aenderung des bestehenden Zustandes wünscht, so verzichtet man eben auf utopistische Forderungen. Anderseits sind zahlreiche politische Persönlichkeiten Gegner einer Republik. Für eine Monarchie erheben sich nur schüchterne Stimmen; die meisten wollen hiervon nichts wissen, weil Elsaß-Lothringen nicht eine willkommene Beute „beschäftigungsloser Prinzen" werden solle. Die große Mehrzahl will sich also mit einer dem gegenwärtigen Zustand ähnlichen Form zufriedengeben und hofft, daß es den kommenden Jahren gelingen wird, die richtige und allen Teilen angenehme verfassungsrechtliche Gestaltung zu finden. Man versteht sich deshalb unschwer dazu, diese Hauptforderung vorderhand in den Hintergrund treten zu lassen, um die erstgenannte mit um so größerer Macht und Aussicht vertreten zu können.

Wie aber nun die erste Forderung verwirklicht werden soll, darüber ist man sich wiederum nicht einig. Liberale, Demokraten, Sozialisten und mit ihnen auch der Abgeordnete Winterer von der katholischen Partei wollen eine Forderung zuerst erfüllt sehen, die wir als eine sekundäre bezeichnet haben und die es der Natur der Sache nach auch ist: das allgemeine usw. Wahlrecht zum Landesausschuß. Sie sagen nämlich, ehe der Reichstag von unserer Gesetzgebung ausgeschaltet wird, müssen wir das

allgemeine Wahlrecht zum Landesausschuß haben. Vorderhand dürfen wir auf den Reichstag nicht verzichten, weil er der einzige Faktor unserer Gesetzgebung ist, der aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgegangen ist. Das ist natürlich richtig bemerkt. Aber einerseits ist der Landesausschuß, trotz seiner vielen und verzwickten indirekten Wahlsysteme, so reaktionär nicht, daß man nach Ausschaltung des auf dem allgemeinen Wahlrecht basierenden Reichstages besondere Furcht um unsere Sozialpolitik zu hegen brauchte. Und tatsächlich hat auch der Reichstag sich nie gegen dessen Tätigkeit in diesem Sinne aufgelehnt oder aufzulehnen brauchen. Anderseits hat der Reichstag die Wünsche Elsaß-Lothringens zwar immer tatkräftig unterstützt, aber wenn es die einseitigen Interessen des Reiches gegenüber den zu diesen gegebenenfalls im Gegensatz stehenden des Reichslandes zu vertreten galt, wie z. B. bei Besprechung der Maßnahmen zur Bekämpfung der Reblausgefahr, da waren die Rücksichten auf Elsaß-Lothringen natürlich vergessen. Vom Standpunkt praktischer Sozialpolitik aus betrachtet, braucht man sich demnach darüber, daß der Reichstag aus unserer Gesetzgebungsmaschine ausgeschaltet werden soll, ehe der Landesausschuß aus allgemeinen und direkten Wahlen hervorgeht, gar nicht aufzuregen.

Stellen wir aber nun eine andere Frage, die auch der Abgeordnete Wetterle sehr geschickt und zutreffend erörtert hat, nämlich die: Ist es zweckmäßig, diese Forderung als die erste zu stellen? In anderen Worten: Werden diejenigen Bundesregierungen, die ihren eigenen Landtagen das allgemeine und direkte Wahlrecht zuzugestehen sich fortgesetzt hartnäckig weigern, ein solches Wahlrecht denn dem elsaß-lothringischen Landtag gewähren? Es braucht wohl nicht näher bewiesen zu werden, daß das nicht geschehen wird! Will man sich also auf diese Forderung als auf die unumgänglich erste versteifen, so wird die natürliche Folge die sein, daß man nichts erreicht. Man arbeite dementsprechend einstweilen ganz ruhig nur daran, Elsaß-Lothringen nach innen selbständig zu machen. Sind die Elsaß-Lothringer erst einmal Herren im eigenen Lande, so können sie sich in demselben ja ganz nach Wunsch einrichten. Und da das allgemeine und direkte Wahlrecht zum Landesausschuß eine Programmforderung sämtlicher Parteien des Landes ist, so wird dasselbe ja hernach ganz von selbst kommen.

Darum ist es ganz richtig, wenn die Abgeordneten Preiß, Dr. Ricklin und Wetterle davor gewarnt haben, die Frage der Verfassungsreform mit der des Wahlrechtes zum Landesausschuß zu verkoppeln. Die zweckmäßige Reihenfolge zur Verwirklichung der Reformen scheint uns der Abgeordnete Preiß angegeben zu haben. Er meinte, man müsse zunächst die Ausschaltung des Reichstages verlangen, um so mehr, als letzterer selbst hierbei nicht die geringsten Schwierigkeiten machen würde. Ist der Reichstag einmal ausgeschaltet, so glauben wir, ist für den Bundesrat gewissermaßen eine Art moralischer Verpflichtung gegeben, seiner eigenen Ausschaltung ebenfalls zuzustimmen. Und auch dies zu erreichen, könnte unserem Dafürhalten nach nicht sonderlich große Schwierigkeiten bereiten, falls unsere Landesregierung erklären würde, Elsaß-Lothringen ist durch seine wirtschaftliche Bedeutung und politische Reife, seine Loyalität gegenüber dem Deutschen Reiche berechtigt, die Forderung auf Selbständigkeit in Gesetzgebung und Verwaltung zu erheben. Zu einer solchen Erklärung wäre die Regierung auch im Gewissen verpflichtet, da sie die erwähnten Qualitäten Elsaß-Lothringens und seiner Bevölkerung selbst schon oft laut und feierlich anerkannt hat. Uebrigens zeigt sie ja auch guten Willen; sie hat die elsaß-lothringischen Verfassungswünsche „zum Teil warm befürwortet"; der nicht befürwortete Teil bezieht sich auf die Gewährung des allgemeinen und direkten Wahlrechts zum Landesausschuß. Von diesem hat der Staatssekretär allerdings schon erklärt, daß er es nie zugestehen würde, solange er am Ruder sei.

Mit der Ausschaltung des Reichstages und Bundesrates aus unserer Legislative ist dann die Erhebung des elsaß-lothringischen Landesausschusses zum vollberechtigten Landtag von selbst gegeben.

Die erwähnten „Rangstreitigkeiten" entbehren übrigens jeder praktischen Bedeutung. Will die Regierung erst etwas gewähren, so wird sie die Reihenfolge schon selbst feststellen. Sie mußten aber von uns erörtert werden, weil sie zur Charakteristik der Lage dienen, und weil anderseits der katholischen Partei aus ihrer Stellung zur Erledigung der Wahlrechtsfrage von gegnerischer Seite der völlig unbegründete Vorwurf gemacht worden ist, sie halte nicht mehr fest an der Forderung nach einem fortschrittlichen Wahlrecht zum Landesausschuß.

Daß die elsaß-lothringische Landesregierung eine große Tat vollbringt, wenn sie die Erfüllung der Wünsche Elsaß-Lothringens durchsetzt, wird von allen Seiten anerkannt. Der Abg. Dr. Ricklin hat dem Staatssekretär von Köller dafür sogar ein Denkmal in Aussicht gestellt. Eine sehr feinsinnige Aufforderung an die Regierung, für die Rechte Elsaß-Lothringens mit aller Energie einzutreten! Denn ein Denkmal setzt nur die berechtigte Dankbarkeit eines Landes. Diese aber sich zu erwerben, ist die heiligste Pflicht einer Regierung.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der russische Zickzack-Kurs.

Zar Nikolaus ist nicht stark, aber geschäftig und vielseitig. Die Ukase häufen sich; wie sie sich aufeinander reimen, ist schwer zu sagen. Am 2. März verkündet der Zar seinem Volke, daß in der hergebrachten kaiserlichen Autokratie und der Orthodoxie das Heil Rußlands einzig begründet sei; zugleich sichert er seinen Untertanen Gehör zu durch die Vermittlung einer besonderen Kommission, die alle Eingaben wegen Verbesserung der Staatseinrichtungen prüfen soll. Also strikte Ablehnung der Konstitution! rufen alle Zuhörer drüben und in ganz Europa. Am nächsten Tage aber erscheint eine neue Kundgebung, wonach der Zar würdige, vom Volk gewählte Vertrauensmänner zu der Ausarbeitung und Beratung von Gesetzen zuziehen will. Also doch der Anfang einer Konstitution! rufen nun die Optimisten. Aber die Skeptiker sagen: Nur täuschender Schein! Es sollen da Leute mit am Beratungstische sitzen, aber nichts zu sagen haben. Ueberdies hat der Zar die Ausführung dieses anscheinend fortschrittlichen Gedankens dem neuen Minister des Innern, Bulygin, übertragen, der zur reformfeindlichen Clique gehört.

Tatsächlich hat der Zar nichts versprochen, was der Autokratie gefährlich werden könnte. Aber er hat doch gleich nach dem selbstherrlichen Eigenlob ein gewisses Zugeständnis gemacht, und dieses psychologische Rätsel sucht man zu lösen. Es ist bekannt, daß in der Umgebung des Zaren die Richtungen der gewalttätigen Reaktion und der allmählichen Reform sich scharf bekämpfen und ein ununterbrochenes Ränkespiel um den Einfluß auf den weichen „Selbstherrscher" im Gange ist. Sollte nun an dem einen Tag die sog. Großfürstenpartei, an dem andern Tag die Wittesche Gruppe die Ukase diktieren? Daß das Pendel so ungeheuer schnell schwinge, ist kaum anzunehmen. Daher hat man zur Erklärung des Wetterwechsels äußere Einflüsse herangezogen. In den erwähnten Tagen trafen gerade kritische Nachrichten vom Kriegsschauplatze ein, die eine neue Niederlage Kuropatkins befürchten ließen. Die Kunde von einer verlorenen Hauptschlacht hätte leicht das Signal zu einer neuen Volkserhebung in größerem Umfange werden können. Daher lag der Gedanke nahe, durch ein kleines Zugeständnis der Volksseele vor der befürchteten Unglückskunde ein Beruhigungspulver zu geben. — Diese Versuche zur Auflösung des anscheinend psychologischen Rätsels schießen aber vielleicht über das Ziel. Es ist wohl möglich, daß der Zar die beiden Erlasse zugleich unterzeichnet hat, damit sie sich gegenseitig ergänzen und auch beschränken sollen. Der erste Erlaß soll dem Verdacht der Schwäche vorbeugen, der zweite die landesväterliche Güte leuchten lassen. Erst imponieren, dann gewinnen! Bei einem solchen zweiseitigen Manöver kann man bekanntlich leicht zwischen zwei Stühle zu sitzen kommen. Allem Anschein nach wird die nur beratende, nicht beschließende Notablenversammlung die revolutionäre Bewegung jetzt nicht mehr aufhalten können, während sie vor einem Jahre vielleicht noch eine versöhnende Kraft gehabt hätte.

Die wachsende Unzufriedenheit mit dem ostasiatischen Kriege bildet einen wesentlichen Machtfaktor der Empörung. Das Volk hat nie verstanden, warum es für die Mandschurei Gut und Blut hingeben sollte, und nach den ewigen Niederlagen betrachtet es die Aushebung zum Kriegsdienste als einen zwecklosen Transport zur Schlachtbank. Die Hofpartei hat also allen Grund, vor dem Eindruck einer neuen Unglücksnachricht zu zittern. Und die Hiobspost wird in den nächsten Tagen kommen, wenn nicht auf dem Kriegsschauplatz noch ein Wunder geschieht. Nach dem verunglückten russischen Vorstoß auf dem westlichen Flügel haben die Japaner langsam, aber systematisch die Offensive ergriffen, und zwar mit dem Plane, diesmal dem Heere Kuropatkins einen Rückzug à la Liaojang unmöglich zu machen. Auf beiden Flügeln

hat Marschall Oyama von langer Hand Vorstöße zur Einschließung angesetzt. Die schon vor acht Tagen verbreitete Nachricht von der Gefährdung Mukdens war den Tatsachen, aber nicht den japanischen Absichten vorausgeeilt. Auch der Krieg geht dort im Zickzack; in den Einzelkämpfen wogt der Erfolg hin und her. Aber wenn man in den zugestutzten russischen Berichten zwischen den Zeilen liest, so ist doch zweifellos, daß bisher die Japaner an Terrain gewinnen. Von der vielgepriesenen numerischen Ueberlegenheit der Russen hat man noch nichts bemerken können. Dagegen greifen auf japanischer Seite die Truppen und die schweren Geschütze, die bei Port Arthur nach dessen Fall frei wurden, recht bemerkbar in den Kampf ein. Wenn die Japaner von der numerischen Ueberlegenheit der Russen sich bedrückt fühlten, würden sie die weitausgreifenden Umfassungs- und Einschließungsmanöver schwerlich riskieren. Gegen Kuropatkin ist schon längst der Vorwurf erhoben worden, daß er für die Offensive weder Sinn noch Geschick habe. Zurzeit befindet er sich in der sonderbaren Lage, daß eine erfolgreiche Offensive seiner Armee gefährlich werden könnte. Denn wenn er wirklich das japanische Zentrum durchbräche, so würde er diesen „Siegesweg" nicht beschreiten dürfen, sondern alsbald Kehrt machen müssen, um mit veränderter Front von neuem um den einzigen Verbindungsstrang mit dem Mutterlande zu kämpfen. Die Japaner sind also für alle Fälle, auch bei ungünstiger Entwicklung ihres Umzingelungsversuches im Vorteil gegenüber den Russen, und zwar deshalb, weil sie die volle Seeherrschaft haben und somit von jedem Punkt der Küste in Verbindung mit dem Mutterlande stehen, während die Russen vollständig von der empfindlichen Eisenbahn abhängen.

Die Obstruktion als Waffe im Lohnkampf.

Das italienische Eisenbahnpersonal darf sich ein Patent geben lassen; es hat ein ganz neues Verfahren für den Austrag von Klassenkämpfen erfunden und auch erprobt. Die unselige Obstruktion, d. h. die arglistige Ausnutzung der Geschäftsordnung zur Vereitelung des Geschäftsganges, die im Deutschen Reichstage nur mühselig überwunden wurde und anderen Parlamenten noch am Lebensmark zehrt, haben die italienischen Arbeiter angewendet, um ohne Niederlegung der Arbeit, aber durch systematische Verschleppung der Arbeit den Verkehr lahm zu legen und so die Zurückziehung eines gegen ihre Streikgelüste gerichteten Paragraphen eines neuen Eisenbahngesetzes zu erzwingen. Nach allen Berichten ertrug das Publikum die böswillige Verzögerung des Verkehrs noch schlechter als die glatte Einstellung des Verkehrs bei dem vorigjährigen Eisenbahnerstreik. Aber schließlich ist doch der Obstruktion der Erfolg in den Schoß gefallen. Der Ministerpräsident Giolitti, der bei den letzten Neuwahlen einen überraschend guten Erfolg errungen hatte und also eine Art von Bismarckscher Sattelfestigkeit zu haben schien, fühlte sich bei dieser Schwierigkeit in seiner Gesundheit erschüttert und trat zurück. Darauf beschlossen die Eisenbahner schleunigst die Einstellung der Obstruktion. Herr Giolitti hat durch seine unzeitige Erkrankung den Leuten zu einem billigen Triumph verholfen, der noch sehr unangenehme Folgen haben kann. Man erinnert sich jetzt, daß Herr Giolitti auch bei der Streikbewegung vor den letzten Neuwahlen an Festigkeit und Entschlossenheit viel zu wünschen übrig ließ. Die Freunde der Ruhe und Ordnung verhalfen ihm trotzdem zu einem glänzenden Wahlsiege, weil er damals als der bestmögliche Mittelpunkt für eine staatserhaltende Politik erschien. Durch die jetzige Wendung wird der ganze Erfolg des letzten Wahlkampfes in Frage gestellt.

Neue Aufgaben der Reichspolitik.

Nach getaner Arbeit ist gut ruhen; der Reichsregierung und dem Reichstage wird aber nach der Erledigung des großen Handelsvertragswerkes keine Erholungspause gegönnt. In der lang sich ausspinnenden Debatte zu dem Gehalt des sozialpolitischen Staatssekretärs des Innern entrollt sich schon ein Leporelloregister der zahlreichen Aufgaben, die uns die Fortführung der Sozialpolitik stellt. Graf Posadowsky, der offenbar keine Ermüdung kennt, hat noch obendrein die gigantische Aufgabe der Verschmelzung der drei großen Versicherungen auf die Tagesordnung für die nächsten Jahre gestellt. Und um das Maß gerüttelt und gehäuft zu machen, stellt Frhr. v. Stengel, der Reichsschatzsekretär, für den Herbst ein ganzes Bukett von neuen Reichssteuern in Aussicht. Natürlich wird zu der Heeresvorlage, an der die Budgetkommission zurzeit sauer arbeitet, nächstens auch noch eine Flottenvorlage kommen, von der man trotz aller vorläufigen beruhigenden Versicherungen große Ueberraschungen und vielfach auch ernste Konflikte befürchtet.

Man kann nicht bestreiten, daß die angekündigte Sanierung der Reichsfinanzen notwendig ist, nachdem die amtliche Schätzung von den neuen Zollverhältnissen nur 20 bis 30 Millionen verfügbare Mehreinnahmen in Aussicht stellt. Der Plan einer Reichserbschaftssteuer wird schon als selbstverständlich angesehen, und allem Anscheine nach wird diese Steuer als das kleinste unter den drohenden Uebeln im Reichstag viel Wohlwollen finden, wenn nur der Schatzsekretär erst das begreifliche Widerstreben der Einzelregierungen zu überwinden versteht.

Bei dem großen Gedanken der einheitlichen Organisation für alle drei Zweige der Reichsarbeiterversicherung wird es wesentlich darauf ankommen, von der Idee der berufsgenossenschaftlichen Selbstverwaltung möglichst viel zu retten und die Bureaukratie zurückzudrängen. Damit ergibt sich ein gewisser Zusammenhang mit der allgemeinen Frage der sozialpolitischen Organisation der industriellen Arbeiter- und Unternehmerschaft. Die Aufgabe ist ungeheuer schwierig; aber wenn überhaupt ein Staatsmann sie lösen kann, so ist Graf Posadowsky sicher die geeignetste Kraft.



Russisches in der Vaticana.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Wenngleich die russische Sprache nicht zu jenen gehört, deren Kenntnis man im gewöhnlichen Wissenschaftsbetriebe von den Gelehrten zu verlangen pflegt, die Nichtbeachtung russischer Forschungen also im allgemeinen nicht als demeritum bezeichnet wird, so haben doch manche Wissenszweige seit mehreren Jahrzehnten ein unverkennbares Interesse daran, mit den russischen Werken ihrer Sparte wenigstens dem Inhalte nach bekannt zu werden. Daher finden wir in manchen Zeitschriften von Zeit zu Zeit orientierende Uebersichten über einzelne Literaturgebiete, manche Tageszeitungen verfolgen mit scharfem Blick den intellektuellen Aufschwung jenseits unserer Grenzen und die Byzantinische Zeitschrift von Krumbacher in München steht seit ihrer Gründung in engster Verbindung mit den wissenschaftlichen Kreisen Rußlands.

Da nun auch russische Gelehrte, mehr wie früher, außer Landes gehen, um an fremden Archiven und Bibliotheken die ihre Heimat betreffenden Dokumente und Handschriften zu studieren, so haben sich zahlreiche Beziehungen zwischen den Gelehrten Rußlands und der anderen Länder angeknüpft, die man im russischen Auslande früher nicht vermißte, heute aber nicht mehr entbehren möchte.

Auch Rom ist seit längerer Zeit einer der Mittelpunkte für Gelehrte aus allen Teilen des russischen Reiches geworden. Die geistig so regsamen Ostseeprovinzen sowohl als auch die eigentlichen Reichsgebiete im Innern sind mit Eifer bestrebt, die Schätze der Vaticana und des Geheimarchivs im privaten oder Regierungsauftrag auszubeuten.

Das Fehlen der russischen Literatur in der Nachschlagebibliothek wurde besonders von diesen Herren als sehr zeitraubend empfunden, zumal auch in den anderen Bibliotheken keinerlei russische Werke von Bedeutung aufzutreiben sind. Der Präfekt der vatikanischen Bibliothek hatte diesen Mangel nicht so bald bemerkt, als er auch schon begann, demselben abzuhelfen. Er richtete ausführliche Schreiben an die in Frage kommenden Vorstände von Akademien und gelehrten Gesellschaften, in denen er sie auf das gänzliche Fehlen (und die dadurch bewirkte große Erschwerung der Arbeiten) der russischen Nachschlageliteratur aufmerksam machte. Aus dieser Anregung entwickelte sich ein Briefwechsel, der das überaus erfreuliche Ergebnis gehabt hat, daß die Vaticana in Bälde mit der notwendigsten russischen Literatur wird ausgestattet sein.

Einem Berichte des berühmten Orientalisten Aurelio Palmieri entnehme ich einige Angaben, die für weitere Kreise von Interesse sein dürften. Palmieri stellt fest, daß die Vaticana die einzige Bibliothek Italiens ist, die den wissenschaftlichen Anforderungen wirklich genügt. Die römischen Regierungsbibliotheken werden immer unzugänglicher. Man versteht es unschwer, daß ein Gelehrter, der oft eine Stunde und länger auf der Biblioteca Vittorio Emanuele auf ein Buch warten muß, entweder viel Zeit zu verlieren oder wenig Lust zum Studieren haben muß. Andere Bibliotheken, wie die Angelica,

sind der Sitz einer schwerfälligen Bureaukratie geworden, die jeden der wenigen Besucher schon gleich schief ansieht. Die Büchereien von Palermo und Neapel sind schon prähistorische Museen geworden, die die Bücher für künftige Geschlechter aufbewahren. Um ein Beispiel anzuführen, sei gesagt, daß der große Saal der Biblioteca Nazionale von Neapel, der 40,000 Bände umfaßt, seit 14 — vierzehn — Jahren wegen „dringlicher" Ausbesserungen geschlossen ist. Und bei dem Niedergange der italienischen Büchereien hat die Vaticana, dank dem Eifer des P. Ehrle, einen Aufschwung genommen, der auch in den orthodoxen gelehrten Kreisen Rußlands das Papsttum mit einem Ruhmeskranze umflicht.

Der Präfekt ist mit den wissenschaftlichen Gesellschaften, den Universitäten und Akademien Rußlands in Verbindung getreten, um die besten Büchersammlungen für die Vaticana zu gewinnen. In Petersburg allein haben dreizehn gelehrte Gesellschaften ihre Bestände an gedruckten Sachen eingesandt. Die Akademie der Wissenschaften hat sich beeilt, ihre großen Sammelwerke, darunter zwei vollständige Ausgaben des Sbornik und der Izviestia, unerschöpfliche Fundgruben über Rußland und den Orient, zu senden. Die Zeitung des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts, die zu den beachtetsten gelehrten Zeitschriften des großen Reichs gehört, ist in der neuen russischen Abteilung der Vaticana mit einer stattlichen Zahl von Jahrgängen vertreten. Von der Academia Ecclesiastica von Petersburg ist die vollständige Reihe des Khristianskoe Tschtechnie (von 1821 an) und des Tscherkovnyi Viestnik eingestellt worden. Auf dem Gebiete der religiösen Forschung in bezug auf ganz Rußland und den orthodoxen Osten ist die erste Zeitschrift für das 19. Jahrhundert das allererste Quellenwerk. Die zweite Revue war lange Zeit hindurch das Sprachrohr des Sinods von Petersburg, ist aber auch heute noch sehr bedeutsam und zählt über 7000 Abnehmer, wovon die meisten in geistlichen Kreisen. Außerdem hat die Akademie auch zahlreiche Einzelwerke, die von ihren Professoren herausgegeben wurden, beigefügt, unter denen zu nennen sind Pokrowsky, „Ueber die christliche Ikonographie und Architektur", Werke von Glubokowsky, Sokolow usw. Von der erstgenannten Zeitschrift besaß die Redaktion von einigen Jahrgängen nur noch ein Exemplar und dieses eine wurde der Vaticana geschenkt.

Die kaiserlich russische Palästinagesellschaft, die mit ihrem Jahreshaushalt von mehreren Millionen und durch ihre Schulen einen so großen Einfluß im Heiligen Lande hat erlangen können, hat ihre sämtlichen, äußerst wertvollen Sammelwerke geschickt, darunter eine Serie von 60 Bänden, die meisten mit bisher unedierten Texten über Palästina. Der große Wert dieser Veröffentlichungen erhebt dieselben zur Perle der russischen Abteilung der Vaticana. Die Universität (Sammlung Zapiski), die kaiserliche archäologische Gesellschaft, das archäologische Institut, die archäographische Kommission, die besonders bemerkenswerte Ausgaben der alten russischen Chroniken gemacht hat, wodurch der Aufschwung der historischen Forschung erheblich beschleunigt worden ist, die Gesellschaft für altslawische Literatur, die kaiserliche geschichtsforschende Gesellschaft, die kaiserliche geographische Gesellschaft haben Hunderte von Bänden der Vaticana überwiesen, von denen sehr viele sich überhaupt in keiner sonstigen außerrussischen Bibliothek befinden. Besonders reich vertreten sind fast noch unausgebeutete Reiseberichte aus Persien, Georgien und Afghanistan in größerer Zahl.

Es würde zu weit führen, wollte man an die Aufzählung der Petersburger Ueberweisungen auch noch diejenigen von Moskau, Kijew, Odessa, Tiflis usw. anschließen. Diese kleine Skizze zeigt aber zur Genüge an, mit welcher Umsicht und mit welchem Takte P. Ehrle diese Fragen behandelt; noch nie eigentlich ist ihm etwas abgeschlagen worden, mögen die angegangenen Regierungen, Behörden, Gesellschaften oder Private katholisch, protestantisch, orthodox oder was immer sonst gewesen sein. Der riesige Zuwachs an seltensten und kostbarsten Werken, den die Vaticana in den letzten drei Lustren zu verzeichnen gehabt hat, macht sich heute in einem fühlbaren Platzmangel geltend; diese wichtige Frage muß, so schwer sie bei der topographischen Lage der Konsultationsbibliothek auch gelöst werden kann, doch binnen kurzer Frist einer Lösung entgegengeführt werden, wenn der wissenschaftliche Betrieb darunter nicht leiden soll.

Es soll hier übrigens hervorgehoben werden, daß P. Ehrle streng an dem Grundsatze festhält, nur Bücher in die Konsultationsbibliothek aufzunehmen, die für die Handschriftenbenutzung der Vaticana und des Geheimarchivs von Wert sind. Denn der wahre Charakter der Vaticana als Handschriftenbibliothek soll nicht durch das wahllose Anhäufen gedruckter Bücher so verändert werden, daß schließlich viele nur deshalb in die Bibliothek kämen, um die gedruckten Bücher zu benutzen. Die Sala Leonina, in der die Drucksachen untergebracht sind, soll immer, um mich so auszudrücken, die ancilla des Salone Sistino, des großen Doppelsaales der Handschriftensammlung, bleiben. In der Anwendung dieses weise beschränkenden Grundsatzes kann man dem gelehrten Präfekten der Vaticana nur vollständig beipflichten.



Neurasthenie und Fastenzeit.

Von

Heinrich Hoffacker.

> Dignitas conditionis humanae per immoderantiam sauciata medicinalis parsimoniae studio reformetur.
> (Fer. V. infra hebd. Pass. ad laud.)

„Wunderbar ist es, wie die christliche Religion, deren Zweck nur die Seligkeit in einem anderen Leben zu sein scheint, doch zugleich unser Glück in diesem Leben begründet." Diese Worte Montesquieus lassen sich durch viele Beispiele aus dem kirchlichen Leben illustrieren; diesmal sei ein Punkt herausgegriffen: die Idee des Fastens, wie sie in der Liturgie der Quadragesima, insbesondere in den Ferialorationen des Breviarium Romanum in sprachschöner, abwechselungsreicher Form uns vor Augen tritt. Der eine Gedanke, welcher alle diese Gebete durchzieht und der am prägnantesten in der diesen Zeilen als Motto vorgesetzten Laudesoration des Donnerstags der Passionswoche ausgedrückt ist, dürfte in seiner praktischen Ausgestaltung nicht ungeeignet sein, ein gutes Haus- und Heilmittel für unsere Zeitkrankheit, die Neurasthenie, abzugeben.

Das Leiden des Neurasthenikers rührt ja vielfach von leiblicher, geistiger oder seelischer Uebersättigung und Ueberspannung her. Nostris excessibus incessantur affligimur.[1]) Der moderne Gefühlsüberschwang und Phantasiekultus; das moderne Theater, zumal Richard Wagners Musik, welche des öfteren die ultravioletten Strahlen des Seelenlebens aufdämmern läßt und von welcher ein geistvoller Musikkritiker[2]) sagt, „mir liegt es jedesmal wie eine Zentnerlast auf der Seele, sobald der Vorhang gefallen und ich verlasse das Theater in einer halb gedrückten, halb aufgeregten Stimmung, die nach Befreiung seufzt"; ferner das durch den liberalen Bureaukratismus genährte Strebertum und der übertriebene Ehrgeiz; der Umstand, daß jemand sich dem Studium, der Freude, dem Schmerz, der Lust ungeordnet und maßlos hingegeben: alles dies sind neben manch anderen Dingen Quellen der Neurasthenie.

Dieselbe hat zwar ihren eigentlichen Krankheitssitz im Körperlichen, besonders der Kopf ist bei den Neurasthenikern der studierenden Klassen der Gesellschaft die pars minoris resistentiae; aber vielfach wird auch die geistige oder — besser gesagt — seelische Sphäre des Menschen mitergriffen, insbesondere die niederen Seelenkräfte (Gedächtnis, Phantasie, niederes Strebevermögen, äußere Sinne) in Mitleidenschaft gezogen. Man könnte die Neurasthenie füglich eine psychophysische Krankheit nennen. Bei ihr, die — wie schon gesagt — vielfach auf Uebersättigung zurückzuführen ist, wäre wohl die Idee des Fastens, dem jeweiligen Einzelfall vernünftig angepaßt, ein treffliches Mittel, quod animabus corporibusque curandis salubriter institutum est.[3])

Da nun Neurastheniker selten im primären Sinne des Kirchengebotes zu fasten vermögen[4]), so können sie diesem wenigstens durch Enthaltsamkeit Genüge leisten. Mag das Enthalten sich nun auf leibliche (Alkohol, Tabak, Kaffee) oder geistige bzw. seelische Genüsse erstrecken, stets ist das begleitende sittliche Moment der Willensmortifikation und Willensstärkung nicht das unwichtigste zur Genesung.[5]) Vielfach nämlich ist „unsere Schwäche der Mangel an innerem Leben"[6]) der Hauptseelenkraft, des Willens, und zwar des nach gesunder Vernunft geordneten

---

[1]) Fer. IV. mai. hebd. ad Laud.

[2]) Max Kalbeck, Richard Wagners „Nibelungen", 3. Aufl., S. I.

[3]) Sabb. p. Ciner. ad Laud.

[4]) Excusantur, qui ex ieiunio notabilem .... capitis dolorem patiuntur. Aug. Lehmkuhl, Theol. mor., ed X., tom. I. p. 777.

[5]) Qui per abstinentiam macerantur in corpore, per fructum boni operis reficiantur in mente. (Fer. V. infra I. hebd. Quadr. ad Laud.)

[6]) A. M. Weiß, „Die Kunst zu leben". 3. Aufl. S. 175.

Willens; es fehlt an straffer innerer Konzentration. Je mehr nun den Neigungen und Velleitäten des durch die Neurasthenie zugespitzten und sich vordrängenden Subjektivismus und Egoismus mit der nötigen Vorsicht und discretio zu Leibe gerückt wird, je mehr der Wille durch vernünftige, auf Grund der exercitia spiritualia des großen Spaniers aufgebauten Aszese sich stärkt, um so mehr werden die niederen Seelenkräfte, bei denen sich das Leiden vornehmlich bemerkbar macht, in Zucht genommen und weniger „revolutionslustig" gemacht. „Alles, was die Gesundheitspflege angeht, sagt Diderot, geht auch die Sittenlehre an"; dies ist bei dem innigen Verhältnis von Leib und Seele leicht einsichtlich und läßt den engen inneren Zusammenhang zwischen vernünftiger Willensmortifikation und Nervengesundheit erkennen. Per continentiam quippe colligimur et redigimur in unum, a quo in multa defluximus.[1])

Vom gebildeten Neurastheniker kann die Enthaltsamkeit vornehmlich in zweifacher Hinsicht gepflegt werden: durch Enthaltung von allzuvieler Gesellschaft und Maßhalten bei der Lektüre.

Der Klageruf der Grenzboten[2]) über „gesellschaftliche Sklaverei", welcher in der Presse ein lebhaftes Echo gefunden hat, ist leider zu berechtigt. Wenn jemand die ganze Wintersaison kaum einen Abend für sich übrig behält, sondern atemlos von Konzerten zum Ballsaal, von Schauspiel- und Opernpremieren zum jour fix, von „Wohltätigkeits"-Basars zu Abendschmausereien mit gleichgültigen Personen gehetzt wird — kein Wunder, wenn bei solchem Wirbeltanz die Nerven, welche bereits einen Knacks haben, ganz ruiniert werden. Der Wert der Einsamkeit, welche der Dreizehnlindendichter „Seelennahrung" nennt, wird heute zu wenig geschätzt. Georg Ebers, in dessen „Homo sum" das Einsiedlerleben so schlecht wegkommt, gesteht dennoch in seiner „Uarda": „ich muß bekennen, daß die Wüste ein wunderbarer Arzt ist für eine kranke Seele."[3]) Und ist nicht in jeder Seele Krankheitsstoff, resultierend von Adams Schuld? „Einsamkeit ist eine geistige Verjüngungskur", schreibt der Psychiater Friedrich Scholz[4]); man konzentriert sich in Gott und in sich, man lernt wieder das benutzen, was heute, wie mal ein Kapuzinerpater uns sagte, so Viele nicht mehr kennen: Die Vernunft und die Kraft der Vernunft. Um dem berechtigten Geselligkeitsbedürfnis des Menschen gerecht zu werden, genügt ein intimer Zirkel von fünf oder sechs Freunden, welche bei aller unitas in necessariis als Persönlichkeiten grundverschieden sind. Dies ist den Nerven bekömmlicher als das Treiben des Herrn Ueberall, der jeden Abend in anderer Umgebung herumwirbelt.

Und dann das „Zuviel und Vielerlei" in der Lektüre.

Zweimal am Tage wird solch einem Leseschlemmer der opulente Tisch gedeckt. Des Morgens wandelt er zum Lesekabinett seines Kasinos. Das reichhaltige Menu beginnt mit Maximilian Hardens neuestem Artikel als Vorspeise; dann werden in fliegender Hast die Blätter von der „Kreuzzeitung" via „Germania" bis zum „Vorwärts" verschlungen; nachdem „Times" und „Figaro" noch flüchtig gekostet sind, folgen als Nachtisch die Feuilletons der „Frankfurter Zeitung" und der „Kladeradatsch". Doch dies war nur der Lunch. Zur Dämmerstunde treibt's ihn zum Lesesaal der Universitäts- oder Stadtbibliothek. Da beginnt die Hauptmahlzeit: nachdem ein Ragout aus verschiedenen Literatur- und Kunstzeitschriften ihm den Appetit gereizt, folgen als pièces de resistance der Speisekarte die roten Laacher, die Gelben vom Isarstrand, die grünen Grenzboten, Hochland, Innsbrucker und andere theologische sowie philosophische Revuen, Juristenzeitung, Beilage der „Allgemeinen" und so fort in infinitum. Es ist mutatis mutandis das Gastmahl des Trimalchio. Diese vielen, großenteils flüchtigen Leseeindrücke sind dem neurasthenischen Kopf direkt schädlich. Die Seele des Neurasthenikers soll gewissermaßen vegetierend ruhen, in sich auskochen, ohne daß fortwährend frischer Brennstoff hineingetragen wird. „Willst du", sagt Ruskin, „daß dein Geist in Ruhe sei, so darfst du nicht Steine hineinwerfen." Die geistige Hungerkur, von welcher Hettinger[5]) gelegentlich seiner Schilderung des Lebens in Collegium Germanicum erzählt, ist durchaus nicht zu verachten. Das Lesebedürfnis des Neurasthenikers sollen wenige prinzipiell klare, gemütsinnige Schriften, eine gediegene Zeitschrift und interessante Reiseschilderungen befriedigen.

Zu der Arznei der Enthaltsamkeit muß sich noch ein ander Kräutlein gesellen, das in unserer abgehetzten Zeit selten zu finden ist. Der hl. Benediktus empfiehlt es in seiner Regel als Mittel zur Demut. Das Kräutlein heißt: Geduld. Durch diese überwindet der sog. Erregungsneurastheniker ein Hauptsymptom seines Leidens: die Unruhe. Jawohl! Enthaltsamkeit und Geduld, das sind neben den Anweisungen des Arztes zwei Medikamente aus der Apotheke der Aszese, die dem Neurastheniker über manches hinwegzuhelfen vermögen. Wenn er auch nicht ganz und gar wieder zur alten Kraft zurückkehrt, so bekommt er doch durch diese beiden viel von seinem Leiden unter sich. Und das ist schon viel wert. So schreitet er langsam voran auf der via purgativa, um in einem Bilde des geistlichen Lebens zu reden, sein Flehen „animarum nostrarum medere languoribus"[1]) wird mit der Zeit erhört, allmählich gelangt er auf die via illuminativa, allwo Leib und Seele wieder klar werden, und dann ists nicht mehr allzuweit von der via unitiva, auf der Leib und Seele wieder einig werden: denn seine Neurasthenie war vielfach ein Zwiespalt, ein Mißverhältnis, ein feindlicher Zustand zwischen Leib und Seele — hervorgerufen vielleicht durch eigene Schuld und Sünde. Wenn er so salutem mentis et corporis[2]) wiedererlangt hat, wird er nicht undankbaren Sinnes auf seine „bonne souffrance" zurückschauen, da sie ihn, wenn auch körperlich geschwächt, doch sittlich gehoben und in die Lage gesetzt hat, terrenis affectibus mitigatis facilius coelestia[3]) zu erfassen und sacro purificante ieiunio sinceris mentibus ad sancta ventura pervenire[4]).

[1]) S. August. Confess. X., 29.
[2]) 1904 Bd. IV, S. 710.
[3]) 4. Aufl. Bd. III, S. 89.
[4]) Die Diätetik des Geistes, 2. Aufl., S. 193.
[5]) Aus Welt und Kirche, 3. Aufl., Bd. I., S. 77 ff.

[1]) fer. III. infra II. hebd. Quadr. ad Vesp.
[2]) fer. II. infra hebd. Pass ad Vesp.
[3]) fer. V. infra IV. hebd Quadr. ad Laud.
[4]) fer. VI. infra II. hebd. Quadr. ad Laud.



Englische Bureauzeit.*)

Von

Kreisarchivar Otto Geiger, Neuburg a. D.

Seit einiger Zeit liest man von wiederholten Versuchen, die sog. englische Bureauzeit in einzelnen staatlichen oder privaten Anstalten mit wissenschaftlicher oder Kanzleitätigkeit einzuführen. Da diese Einrichtung von wesentlicher Einwirkung auf unser Privatleben ist, empfiehlt es sich, etwas näher zuzusehen und auch zu untersuchen, wie unser süddeutsches Empfinden dazu sich äußert.

Unter englischer Bureauzeit ist die mehrstündige, ununterbrochene Berufstätigkeit zu verstehen, welche in den Vormittagsstunden etwa um 8 oder 9 Uhr beginnt und ohne nennenswerte Mittagspause in die Nachmittagsstunden etwa bis 2, 3 oder 4 Uhr fortwährt. Eine kleine Erholungs- und Erfrischungspause bis zur Dauer von einer halben Stunde ohne Verlassen der Arbeitsstätte kann dabei bestehen. Bezweckt soll damit werden, einmal eine intensivere Tätigkeit, da die längere Arbeitszeit ein stärkeres Sicheinleben in die Berufsaufgabe ermöglicht, auf der anderen Seite läßt sich eine längere, nicht durch nachmittägigen Dienst beschränkte Erholungszeit gewinnen; annähernd ist also damit der Normalarbeitstag mit seiner Dreiteilung: 8 Stunden Schlaf, 8 Stunden Arbeit, 8 Stunden Erholung erreicht. Zur Einführung gelangt ist unseres Wissens in Südbayern diese englische Bureauzeit bei einzelnen staatlichen Stellen und Behörden, so z. B. beim Kgl. Kriegsministerium, dem Kgl. Allg. Reichsarchiv — hier schon seit langen Jahren bestehend —, dem Kreisarchiv München, dann bei Privatinstituten, wie der Münchener Rückversicherungsgesellschaft; Versuche gemacht wurden bei den Verkehrsanstalten und sogar in einzelnen Klassen eines humanistischen Gymnasiums (Theresiengymnasium in München).

Diese ununterbrochene Arbeitszeit bringt nun eine wesentliche Veränderung in unserer Tageseinteilung mit sich. Wir in Süddeutschland sind nämlich noch immer der Ansicht, eine möglichst naturgemäße Lebensweise und Tageseinteilung sei die beste, und deshalb sei es entsprechend, daß wir um die Zeit des Mittags auch unsere Hauptmahlzeit einnehmen. Gewiß handeln wir hierbei hygienisch richtig; nach einer 4—5stündigen mehr oder weniger geist- oder mindestens augenanstrengenden Arbeitsleistung gewähren wir bei solcher Tageseinteilung der erhöhten Gehirntätigkeit eine Erholungspause, während welcher wir unsere leiblichen Bedürfnisse befriedigen; der zuerst gesteigerte Blutzufluß zum Kopfe wird unterbrochen und zu den Verdauungs-

*) Dieser Artikel lag uns schon zum Abdrucke vor, ehe die „Augsburger Abendzeitung" eine Reihe von Einsendungen zu diesem Thema brachte. D. Red.

organen hingelenkt. Nach dieser 2—3stündigen Mittagspause können wir erfrischt und gestärkt die berufliche Arbeit wieder für mehrere Stunden aufnehmen. Diese Tageseinteilung mag vielleicht altmodisch und philiströs sein, aber gewiß ist sie hygienisch und wäre somit in unseren Tagen der allgemeinen Nervenschwäche als die richtigste zu empfehlen.

Wie lebt nun der Beamte oder der Bedienstete im Betriebe mit englischer Bureauzeit?

Er kommt erst etwa um die dritte oder vierte Nachmittagsstunde zum Mittagsmahle. Bis dorthin nach dem Frühstücke, das nach unserer süddeutschen Lebensart normalerweise nur aus einem warmen Getränke mit Brot besteht, ohne weitere Nahrungsaufnahme auszuharren und dabei gewissenhaft seine Berufspflicht zu erfüllen, wird auf die Dauer wohl nicht möglich sein. Es ist gewiß dem gesunden, geistig frischen Manne möglich, 5—6 Stunden unausgesetzt geistig zu arbeiten, aber es wird dies naturgemäß doch immer nur in Einzelfällen, bei Ausarbeitung einer bestimmten Arbeit, geschehen, wo das Streben zum Abschluß, zur Erreichung des gesetzten Zieles eine geistige Erregung hervorruft, die übrigen Gefühle abstumpft und somit auch das Bedürfnis nach körperlicher Stärkung zurückdrängt. Das sind aber Ausnahmsfälle. Dem beruflich Tag für Tag gleichmäßig, wenn auch noch so gewissenhaft arbeitenden Manne fehlt diese Erregung und damit tritt instinktiv nach etwa vierstündiger Arbeit das Bedürfnis nach Nahrungsaufnahme ein. Wird diese unterdrückt, so wird der Organismus durch Ueberanstrengung mit der Zeit Schaden nehmen, um so mehr, als dann die verspätete Befriedigung nur zu leicht überhastet oder übermäßig, somit ungesund sein wird. Man wird hier einwenden, Abhilfe sei leicht möglich durch ein kräftigeres Frühstück und durch Stärkung in der Frühstückspause. Gewiß, aber mindestens bringt beides eine finanzielle Mehrbelastung mit sich, die von den kleinen Beamten in den Großstädten, die ja fast allein für diese Bureauzeit in Betracht kommen, sehr unliebsam empfunden wird. Zudem wird ein kräftigeres Frühstück die geistige Ermüdung durchaus nicht aufhalten können, ebensowenig wie ein Glas Wein mit kleinem Imbiß in der Frühstückspause. Verfasser kennt dies aus eigener Erfahrung, wie auch daß infolge dieser Ermüdung die Stunden nach 1 Uhr nicht die arbeitsergiebigsten und niemals bezüglich der Arbeitsleistung den Frühstunden gleich sein können. Nach 4—5 Stunden Arbeit tritt unwillkürlich eine Erschlaffung der tätig gewesenen Organe ein und es ist eine mindestens zweistündige Ruhepause erforderlich, soll anders die Arbeit in genügender Weise wieder geleistet werden. Wir Menschen sind eben keine Arbeitsmaschinen, denen bloß die erforderliche Quantität Oel zu weiterem, richtigem Funktionieren zugeführt zu werden braucht, sondern Organismen. Ein weiterer hygienischer Nachteil ist sodann wohl, daß infolge Verschiebung der Mittagsmahlzeit auf die vierte Nachmittagsstunde und damit der Abendmahlzeit auf 8 oder 9 Uhr naturgemäß eine Verkürzung der Nachtruhe eintreten wird. Gewiß ist diese nicht dadurch stets bedingt, aber es wird in der Regel hierzu kommen.

Vom praktischen Standpunkt werden zumeist unsere Hausfrauen gewichtige Bedenken dagegen erheben. Denn zu Hause sind wir in unserer Tischzeit abhängig von der — Schule, um der Kinder willen müssen wir, wie Riehl, Familie II. 5, sagt, nach dem Stundenplan der Schule unsere Hausordnung richten. Die Schule kennt vorläufig noch nicht die englische Bureauzeit und wird diese für die Volksschuljahre wohl nie annehmen können. Somit muß für die Jugend der Tisch um 12 oder 1 Uhr gedeckt sein und dann soll in gleicher Weise für den Familienvater um 4 Uhr die Mahlzeit bereit stehen. Unliebe Störungen im Gange des Hauswesens sind da unvermeidbar oder das Haupt der Familie muß sich mit den warm gestellten Resten begnügen. Und keineswegs besser fährt der Junggeselle. Ueberall in Süddeutschland haben die Restaurants die Tischzeit von 12—1½ Uhr, längstens bis 2 Uhr; wer hernach kommt, muß froh sein, überhaupt noch bedient zu werden, und darf sich mit der gestrichenen Speisekarte begnügen. Einzig der unverehelichte Beamte mit eigenem Haushalt und das kinderlose Ehepaar kann sich das Diner bis 4 Uhr bestellen, ohne in die Interessen dritter störend einzugreifen. Auch die Dienstboten werden verlangen, ein zweites Frühstück zu bekommen, was sodann wieder erhöhte Ausgaben bedingt.

Weiterhin ist zu beachten: wie wird die lange nachmittägige Freizeit verwendet? Der wenig bemittelte kleine Beamte, der zu Hause nicht über viele Räume verfügt und vielleicht die Wohnung voll Kinder hat, wird sein gut durchwärmtes, ruhiges Bureau schmerzlich vermissen und zum Besuche eines Kaffeehauses genötigt werden, was seinen Etat sofort wieder belastet. Oder er wird, was gerade in sehr zahlreichen Fällen wohl geschieht, sich um entgeltliche Nebenbeschäftigung umsehen, also doch wieder eine annähernd gleiche Tätigkeit vornehmen. In beiden Fällen ist die beabsichtigte Wirkung einer ununterbrochen mehrstündigen Erholungszeit so ziemlich aufgehoben. Eine weitere Folge ist eine frühzeitige Abnahme der Arbeitskraft des einzelnen zum Schaden der Berufstätigkeit infolge solcher Privatarbeiten und mit den Jahren eine hierdurch bedingte Zunahme von Pensionierungen. Weiters läßt sich dabei noch bemerken, daß dadurch der Arbeitslohn für solche, welche derlei Arbeiten nicht im Nebenverdienst übernehmen, bedauerlicherweise herabgedrückt wird.

Nicht zu übersehen ist auch der moralische Gesichtspunkt, indem einer Anzahl von aufsichtsbedürftigen jüngeren Personen, wie sie namentlich in Kanzleigeschäften verwendet sind, denen es noch an Selbstzucht oder auch an Befähigung zu einer selbständigen Beschäftigung gebricht, der freie Nachmittag die Veranlassung zu Müßiggang, zu freiem Herumtreiben in Gasthäusern und Schenken wird, was tiefe sittliche Schädigung für den einzelnen bedingen kann. Auf keinen Fall wird das Interesse der Anstalt, bei welcher sie vormittägig beschäftigt sind, hierdurch gefördert. Mehr oder minder hat aber diese Stelle, welche zu geregelter Arbeit erzieht, bei so jungen Leuten auch die Pflicht, Fürsorge zu tragen für ihre moralische Führung.

Am schwerwiegendsten ist aber drückt uns ein soziales Moment. Diese Verschiebung der Tischzeit bringt eine wesentliche Störung in das Familienleben, indem die gemeinsame Mittagsmahlzeit unmöglich wird. Die mittägige Hauptmahlzeit versammelt die ganze Familie, klein und groß, wie es sonst zumeist zu keiner anderen Tagesstunde mehr geschieht, denn abends sind die Jüngsten schon zu Bett und beim Frühstück noch nicht auf und in den Nachmittagsstunden ist die heranwachsende Jugend in der Schule. Gerade das regelmäßige Zusammensein der ganzen Familie ist unbezahlbar für die Festigung des Familienbewußtseins, für die Pflege des Familiensinnes, für die Sitte des Hauses. Ungleich mehr erfrischt sich der aus dem Bureau zur Essensstunde heimkehrende Beamte, wenn er im Kreise seiner Kinder sich zu Tische setzt, als wenn er abgearbeitet, gleichsam als Garçon, ganz allein verspätet sein Mahl einnimmt. Und in unserer Zeit, wo leider an sich schon zumeist die Familienbande nicht mehr so fest gefügt sind wie noch vor 50 Jahren, soll man um so weniger in einem falschen sozialen Liberalismus an der Familienzusammengehörigkeit rütteln, indem man es dem Familienvater unmöglich macht, das Tischgebet mit den Seinen zu sprechen.

Es sind sonach hygienische, praktische, finanzielle, moralische und soziale Momente, welche gegen die Einführung der englischen Bureauzeit gewichtig sprechen. Wir würden da eine fremdländische Bureauzeit, die für englische Millionenstädte notgedrungen zurecht geschnitten ist und für die wir gar kein deutsches Wort haben, in unsere Gesellschaft pflanzen, zum Schaden des deutschen Hauses. Stellen wir vielmehr dies mit seiner vernünftigen, unseren Gewohnheiten und unserem Empfindungsleben entsprechenden Tageseinteilung in den Vordergrund, dann werden die Bureaus und Kontore allmählich gezwungen, sich nach dem Brauch des Hauses zu richten, und damit ist dann mehr gewonnen für den einzelnen wie für die Arbeit, als durch eine gekünstelte Tageseinteilung.



Literarischer Brief.

Von

M. Herbert.

Heute möchte ich mit Ihnen von einer ganz großen und starken Dichterkraft unserer Tage reden, von einem, den nur die Gesunden, Kampfesmutigen und Wissenden so recht würdigen können, der die schmeichelnde Weichheit verwirft und sein Schwert klingen läßt im Streite der Zeit. — Sie wissen schon, wen ich meine, denn wir haben unter unseren katholischen Lyrikern von dieser Art nur einen einzigen — den österreichischen Sänger Franz Eichert.

Ich habe diesem gewaltigen Kämpen für wahre Freiheit, für Volksrecht und starken Glauben lange fern gestanden. Zu stark rasselte mir sein Schwert, zu titanenhaft waren sein Stolz und Trotz in meine Stille hineingedrungen. Es ging mir mit Eichert wie mit manchem Menschen. Es scheint uns, als trage jemand ein kaltes, hochmütiges, verschlossenes Gesicht, bis eines Tages ein Zug von Herzensgüte, eine herrliche, menschliche Tat das erlösende Wort sprechen wird, um uns zu sagen:

hinter dem Felsen strömen heilige Wasser lebendigen Lebens, lebendiger Liebe. Diese Fluten hörte ich zum ersten Male rauschen, als ich in dem Gedichtband „Höhenfeuer" auf jene herrlichen Zeilen stieß, welche der Dichter „Mitgefühl" getauft hat. Sie sind so charakteristisch für Eichert, daß ich sie zitieren will:

Ich will nicht wohnen im reichen Saal,
Wenn meine Brüder in Kellern wohnen,
Ich will nicht mehren die schlimme Zahl,
Der satten Zehrer, der faulen Drohnen.

Ich will nicht ziehen in Samt und Seid',
Wenn meine Brüder in Kitteln frieren,
Viel lieber will ich mein warmes Kleid,
Als jemals mein warmes Herz verlieren.

Ich will nicht prassen in Lust und Schwall,
Wenn drunten verhärmte Waller irren,
Ich will nicht hören der Geigen Schall,
Wenn Flüche und Seufzer den Takt verwirren.

Ich will nicht sitzen steinern und blind
Im Glück und anderen lassen die Scherben,
Ich bin ein Mensch, wie die anderen sind,
Und will mit den Menschen leiden und sterben.

Das Mitleid, das göttliche Mitleid, jene gewaltige umfassende Barmherzigkeit, die gleichsam mit Allwissenheit das ganze menschliche Wehe und seine tiefe Tragik erfaßt und erkennt, dieses Mitleid ist es ja so recht eigentlich, das den Dichter macht. Der Dichter trägt den Mißkannten und Verkannten, den Einsamen und Verlassenen, den Müden am Wege, sein Verstehen entgegen und sein Lied wirkt wie die Sonne heilbringend und belebend.

Da ist ja einer wenigstens, der weiß, was in der Stille verschwiegen und ertragen wird — einer unter tausend Kalten und Ungerechten. Das erlösende Weinen bricht den Starrkrampf des Trotzes und der Dichter hat einem Verzweifelnden den Glauben an die Menschheit gerettet. Diese erste und schönste Mission des Dichters, ein Menschen-, ein Volksfreund zu sein, hat Eichert zu der seinen gemacht, er geht der verborgenen Liebestat, dem stillen Opfer nach, er kennt die Tiefen wahrhaft katholischen Lebens.

Wie wunderbar hat er doch in wenigen Zügen das Wesen einer stillen Dienstmagd Christi, einer frommen barmherzigen Schwester erfaßt. — Die Schwester spricht:

Die der Herr geliebt so heiß,
Die der Arbeit Last und Schweiß
Stöhnend schleppen Tag und Nacht;
Die, an deren Seite wacht
Stets der Sorge Schlangenstich —
Alle diese lieb auch ich.
Die, wenn Schlummer uns umfängt,
Hart ein kant'ger Pfühl bedrängt,
Die, wenn draußen schreit die Lust,
Atmen schwer aus kranker Brust;
Diese, die der Herr gezählt,
Hab' ich mir als Teil erwählt.

Nicht mit Worten, glänzend kalt,
Nicht in täuschender Gestalt
Schöner Lügen, nie erfüllt;
Nein, mit Taten tief verhüllt
Still im Dunkel dargebracht,
Hab' ich fremder Not gedacht.
Hab' ich einsam auch gelebt,
Hab' ich schweigend auch gebebt,
In des Mitgefühls Gewalt
Seh ich nur die Nachtgestalt
Dieses Seins im Tränenschein:
Leicht wird einst mein Sterben sein!

Nach solchen Sängen geben wir Eichert recht, wenn er sagt:

Mein Herz, sie schelten's hart und zornig,
Als wär's von Liebe nie erweicht,
Weil oft mein Lied, bewehrt und dornig,
Der scharf geschliff'nen Klinge gleicht.
Doch nur der Bosheit schwur ich Fehde,
Der Menschheit aber gilt mein Herz.
Dem Sünder — liebeswarme Rede,
Der Sünde nur — mein scharfes Erz.
Nicht wirre Herzen will ich schlagen,
Nicht löschen den verklimmten Docht,
Mit Menschen hab ich wohl zu klagen,
Doch sie zu hassen nie vermocht.
Ach, meines Zornes tiefst' Getriebe
Und meiner Liederblitze Quell
Ist Tatendurst — beseelte Liebe,
Und heißes Mitleid ihr Gehalt.

Verhältnismäßig aber sind die weichen Anwandlungen bei Eichert selten, dafür ist er zu sehr ein Kenner seiner Zeit und ihrer tiefen Schäden, er ist mit prophetischem Blicke begabt und seine Stimme ist die des Rufers in der Wüste. Eine seiner tiefsinnigsten und formvollendetsten Poesien ist ohne Zweifel der Sonetten-Zyklus „Schreibende Hand". In diesen scharfen Mahnungen läßt er das Menetekel, das einst dem Könige Belsazar ein schreckliches Ende kündete, an den Wänden unserer Tage neu erscheinen. Ich setze als Probe Nr. VI hierher:

Hand schreibe: Diesen Namen möcht ich tragen!
Volksfreund! Er tönt mir lieblich im Geschwirr
Der hohlen Worte, klappernd, leer und wirr —
Verkennt sie nicht, die Plage aller Plagen.
Was dünkt euch! Diesen Ehrenschild zu tragen,
Genügt's mit ohrbetäubendem Geklirre
Des Worts, aus dem ich nimmer Heil entwirre,
Des Volkes Wunden tiefer nur zu schlagen?
Sagt nein! — Des Volkes Freund trägt schwere Pflichten:
Dem Volke schuldet er, ob süß ob bitter
Die Wahrheit — unbestechlich soll er richten!
Weg mit der Phrase bunterborgtem Flitter!
Nicht die, mein Volk, die Lobgesänge dichten,
Die deine Fehler seh'n, nimm an als Richter.

Ja — dem Volke, dem christlichen, dem katholischen Volke singt Eichert sein weckendes Lied — möge dieses Volk ihn verstehen, ihn würdigen, ihn lieben, denn er hat es reichlich verdient.

Sicherlich ist Eichert nicht arm an der Anerkennung der Kritik und doch sollten seine Sachen noch in weitere Kreise dringen.

„Dies ward schon oft gesprochen —
Doch spricht man's nie zu oft."

Von Eichert zu unseren jungen Parnaßbesteigern ist ein weiter Weg.

Hier lohende Begeisterung für Recht und Wahrheit, starkes, oft schneidendes Wort, ein freier, unbekümmerter Mut — dort — wohl Weichheit der Form, Glätte des Wortes — aber außerdem keine Tiefe der Lebensauffassung — von Weltanschauung überhaupt keine Rede — subjektivste Lyrik ohne weiten Blick ins Menschliche, das ist so die allgemeine Signatur dieser Jüngsten, die sich wohl um die katholische Fahne scharen, die aber den glühend heißen Schaft dieses Lebenspalladiums mit ihren schwachen Händen zu halten nie gelernt haben.

Wohl steht da und dort einer auf, dem ein tieferes Lied gelingt, wie der jährlich erscheinende Musenalmanach der kathol. Hochschüler beweist, aber das ist ein verlorener Musikton in einem Gewirr von Geräuschen, die dem eigenen „Ich" dargebracht werden.

Wohl hat Krapp seine gewaltigen Christuslieder gesungen, aber seitdem ist er stehen geblieben; wohl ist er einer von den Wenigen, die zu großen Hoffnungen berechtigen, aber letzthin hält er sich bei der Phrase auf, statt still auf die innere Mahnung zu lauschen, damit der Klang rein und mächtig voll werde. Reschreiter und Wittop, Eggert, Flaskamp und Schrönghamer haben in die Saiten gegriffen und manchen stolzen Akkord angeschlagen, aber da war doch zuviel Klage um tote Liebe — ehe noch der Ernst des Lebens den wirklichen, heißen Schmerz gebracht, die großen Tiefen aufgedeckt hatte.

Paul Barsch hat die dichterische Jugend unserer Tage recht gut gekennzeichnet, wenn er in seinem Gedichtheftlein „Unter der Scholle" (Allgemeine Verlagsanstalt München) in der „Sonnwendnacht" singt:

„Der Jugend fehlt Galle, der Jugend fehlt Mark,
„Wir nehmen die Schande mit uns in den Sarg."
Wild schlugen die Flammen zum Himmel empor,
Und die Jungen sangen und tanzten im Chor:
Sommerwende! Frühlings Ende!

Erde, Erde, bleib uns schön!
Rosen lachen, Rosen bluten,
Und wir glüh'n in jungen Gluten,
Schlagt empor ihr Flammenbrände,
Lodert auf zu Himmelshöh'n!

Das klingt ein wenig banal und wie unfreiwillige Selbstkritik. Paul Barsch, der seine Sänge dem schlesischen Heimatdichter „Paul Keller" widmete, hat zwischen seinen Versen eine schöne, reine Perle, die wir noch zitieren möchten, obgleich sie ein wenig an Schönaich-Carolath und Liliencron gemahnt:

In den Aehren.

Da keine milde Hand ihm bot
Am heißen Tag das Herbergsgeld,
Legt er sich still im Abendrot
Zu guter Rast ins Weizenfeld.
Die Aehren betten warm und weich
Und schützen vor den Winden ihn,
Und über ihm das Himmelreich,
Goldblitzend ist sein Baldachin.

Auf schnellen Schwingen führt ein Traum
Den heimatlosen Wandrer fort,
Weithin zurück, durch Zeit und Raum,
Zum längstverlornen Heimatort,
Da liegt das Häuschen strohbedacht;
Der Garten wie ein Märchenhain.
Der Vater zürnt, doch sonnig lacht
In junger Lust das Schwesterlein.

Den Rain entlang, am Wiesenbach
Tollt er umher, ein kleiner Wicht.
Die Mutter blickt ihm sorglich nach.
Wie lieblich ist ihr Angesicht!
Doch ach, der traute Traum verweht.
Die Lerche steigt, das Glück zerschellt
Den Toten noch ein still Gebet
Und weiter zieht er in die Welt.

Hier ist ein schlichtes Gefühl in schlichten Worten wahrhaftig ausgedrückt. An dieser Unmittelbarkeit der Empfindung ist unsere junge katholische Lyrik arm.

Gott bess're es!



Ehrlos.

Von Emil Ritter.

Die ganze Tafelrunde im Offizierskasino war in Aufruhr. Fragen und Ausrufe klangen wirr durcheinander; die einen waren sich über das Vorgefallene noch nicht klar, die anderen suchten den Streit gütlich beizulegen.

Allerdings, wer das wein- und zorngerötete Gesicht des Oberleutnants Freiherrn von Windeck sah und seinen Blick, der den jüngeren Leutnant Schönberg traf, der konnte an einen guten Ausgang nicht glauben.

Vielleicht hätte Willy Schönberg das unbedachte Wort zurückgenommen, das ihm in seiner Ehrlichkeit bei der Erzählung des Oberleutnants entschlüpft war. Nachdem ihn aber dieser mit den Worten „Geschwätz" und „Weindusele" dazu aufgefordert hatte, antwortete er:

„Wenn die Sache so ist, wie Sie erzählt haben, Herr Oberleutnant, dann muß ich nach wie vor Ihre Handlungsweise niederträchtig nennen."

Unbeweglich stand Willy Schönberg, nur sein bleiches Gesicht verriet die innere Erregung.

Den Freiherrn schüttelte die Wut. Er schwieg eine Minute, mit Mühe die zuckende Hand zurückhaltend.

Jeder wußte, was kommen werde.

„Nun gut," sprach endlich der Oberleutnant hastig mit halber Stimme, „ich werde morgen das Nötige veranlassen. — Möllwitz, du bist vielleicht so freundlich!"

Oberleutnant Möllwitz sagte kurz und kühl zu.

Wer hätte in diesem Falle die Hand gern geboten, dem als Schwadroneur bekannten von Windeck gegen den liebenswürdigen, tüchtigen Schönberg!

Der letztere wandte sich nach Oberleutnant Möllwitz um und sagte mit erzwungener Kälte:

„Ich sehe dem Besuche des Herrn Oberleutnants entgegen."

Freiherr von Windeck nahm seinen Platz wieder ein und füllte sein Weinglas. Er konnte es nicht verhindern, daß die Flasche leise klirrend an den Glasrand schlug.

Willy Schönberg hätte sich am liebsten nach Hause begeben, um aber durch die sofortige Entfernung nicht aufzufallen, stellte er sich ans offene Fenster.

Noch ehe er einen klaren Gedanken fassen oder einen bestimmten Gegenstand auf der Straße unterscheiden konnte, sagte eine gedämpfte Stimme neben ihm:

„Wie konntest du nur, Schönberg! Wegen einer albernen Liebesgeschichte! Was kann uns an dem Mädel liegen?"

„Nichts, gar nichts!" erwiderte Schönberg bitter und setzte schroff hinzu: „Bitte, laß mich jetzt allein!"

„Weißt du, wie sich der Windeck auf Säbel und Pistole versteht? Nur der Zufall kann den zum Unterliegen bringen."

Willy Schönberg antwortete nicht.

Nachdem der andere zur Tafel zurückgekehrt war, richtete er sich gerade auf, grüßte sehr höflich und ging nach Hause.

Unterwegs stellte er sich den Besuch des Oberleutnants Möllwitz, die Unterredung über Waffen und Ort und über die sonstigen Umstände vor. Unter anderem waren die Sekundanten zu wählen. Wen sollte er bitten?

Seither hatte er mit einer innerlichen Starrheit an alles gedacht, als handle es sich um eine fremde Angelegenheit. Die Frage, vor der er sich nun sah, brachte ihm wieder zum Bewußtsein, daß die ganze Sache seine eigene Person anging.

Die letzten Worte des befreundeten Kameraden fielen ihm ein, aber er schüttelte jede feige Empfindung entschieden ab.

Er stand schon im Vorgärtchen des kleinen Hauses, in dem er wohnte.

Als er im ersten Stock zwei erleuchtete Fenster sah, flüsterte er vor sich hin:

„Noch wach, wie immer."

Einige Augenblicke später trat er in das erleuchtete Zimmer ein.

„Guten Abend, Mutter!"

Hinter der Lampe saß auf niederem Stuhle eine Frau, die den Kopf von einer Häkelarbeit erhob.

Beider Gesicht war im Schatten des grünen Lampenschirms, als sie sich ansahen.

„Hast du noch keinen Schlaf, Mutter?"

Nur um etwas zu sagen fragte er, während er abschnallte und ein paarmal auf und niederschritt.

„O nein, Willy!" antwortete sie lächelnd, indem sie ihm mit den Blicken folgte, „du weißt doch, daß ich nur ausnahmsweise zu Bett gehe, bevor du nach Hause kommst. Nur wenn es ganz spät wird und das geschieht ja selten. Heute abend spüre ich auch wirklich gar keinen Schlaf."

„Mir geht es geradeso."

„Komm', setze dich bequem in deine Sofaecke," lud sie ihn ein.

Er hatte sich schon in einen Sessel geworfen, der in der dunkelsten Ecke stand.

„Ich will lieber hier — —. So ist's gut."

Nach einer stillen Weile sagte die Mutter: „Soll ich dir ein wenig Parzival vorlesen?"

„Ja, bitte, ich höre gern zu."

Der Vorschlag kam ihm unendlich erwünscht; denn nachdem ihn die Behaglichkeit seines Heimes verlockt hatte, sich niederzulassen, fühlte er sich zu einer Unterhaltung ganz unfähig.

Das Buch lag vor der Mutter, sie begann zu lesen.

Mit welchem Entzücken hatte Willy Schönberg immer der weichen, ausdrucksvollen Stimme gelauscht, die den Abschied der Königin Herzeleide, die väterlichen Ratschläge des Ritters Gurnemanz, die Klage der schönen Kondwiramur und alle die wunderbar frühlingsfrischen Verse so innig und lebendig wiedergab!

Heute hörte er kaum die ersten Zeilen, dann ließ er Jung-Parzival und Gawan und die anderen tapferen Degen allein zu fröhlicher Tiost reiten.

Er war mit seinen Gedanken nicht weit, sie durchbrachen nicht die Wände des Zimmers. Aber sie klammerten sich so fest an jeden Gegenstand, den ihnen seine Augen innerhalb dieser vier Wände boten, daß nichts anderes Raum fand.

Die Augen wanderten umher.

Gerade ihm gegenüber stand der Tisch, hinter dem Tische stand das Sofa, auf dem er gewöhnlich abends saß. Er liebte es, halb zu liegen, während die Mutter einen Stuhl ohne Lehne vorzog.

Ueber dem Sofa war ein langes Wandbrett, und fast jeder Gegenstand, der darauf stand, war mit dem jungen Leben Willy Schönbergs verknüpft, mancher bildete geradezu einen Markstein darin.

Da war ein kleiner Helm, der ein Tintenglas barg: die Ursache der ersten Kleckse in seinen Schulheften.

Eine zierliche Blumenvase, die er in früher Jugend von seinem kleinen Taschengeld der Mutter zum Geburtstage gekauft hatte.

Ein buntes Glasbild auf einem Bronzeständer, Andenken an die Stadt, in der er als Kadett gelebt hatte.

Ein hübscher Aschenbecher in Gestalt eines Porzellandachses, den ihm die Mutter zu seiner Heimkehr als Fähnrich geschenkt hatte.

Sogar der wulstige Kork der Sektflasche, die sie hier hinter der Lampe zusammen getrunken, als ihr Herzenswunsch erfüllt und der nagelneue Leutnant in seine Heimatstadt versetzt worden war.

Ueber dem Wandbrett hing die vertraut tickende Uhr, rechts und links davon zwei Oelbilder, Hauptmann Schönberg und seine junge Frau.

Der Vater schaute hocherhobenen Hauptes und mutigen Auges aus dem einfachen Goldrahmen, so wie er in die mörderische Schlacht gezogen sein mochte, aus der er nicht heimgekehrt war.

Die Mutter war von einem Liebreiz, wie ihn Willy Schönberg an keinem weiblichen Wesen je wieder gefunden hatte.

Wenn er die Mutter von heute damit verglich, konnte er sich einer stillen Ergriffenheit nicht erwehren.

Sie hatte die hohe, lichte Stirn noch und den Ausdruck der Güte in den Zügen. Aber die Wangen hatten sich vorzeitig gefaltet und unter der schwarzen Witwenhaube schimmerte das Haar silbergrau.

Sorge hatte ihre Spuren zurückgelassen, Sorge um seinetwillen, der unter drückenden Verhältnissen die Familientradition aufrecht hielt und Offizier wurde.

Heute abend rührten ihn die Falten und die grauen Haare mehr als je, und ihre Stimme klang unendlich mild und warm an sein Ohr, obwohl er den Sinn der Worte nicht erfaßte. — —

Es war aber heute Abschiedsblick und Abschiedston, sein Betrachten und ihr Sprechen.

„Weißt du, wie sich der Windeck auf Säbel und Pistole versteht — —," das lag ihm noch in den Ohren.

Er schloß die Augen, als habe er nun alles noch einmal recht gesehen, bevor er ginge.

Die Uhr hörte auf, ihm zu ticken, das Wandbrett mit seinen Reliquien stürzte ins Nichts, ein Schleier verhüllte den Hauptmann und die junge Frau.

Ein Schleier begann auch die Mutter am Tische zu umhüllen und ihre Stimme verzitterte in der Ferne.

Streckte sie ihm nicht die Hand entgegen? —

Adieu, Mutter! — Lebe wohl, Mutter, für immer. —

Willy Schönberg vergaß, wo er war. Er hielt sein lautes Aufstöhnen nicht zurück.

Der Mutter entsank das Buch; sie sah zu ihm hin und da er weit vorgebeugt saß und das Gesicht mit den Händen bedeckt hielt, war sie rasch an seiner Seite.

Sie hatte es ja von Anfang an gefühlt, daß etwas sein Herz beschwerte.

„Willy, was ist dir denn?"

Sie hob ein wenig seinen Kopf empor und lehnte ihn an ihre Brust.

Er ließ es geschehen, er schmiegte sich fest an das unruhig pochende Herz.

„— auf Säbel und Pistole versteht, —" dachte er wieder.

Und da war ihm sein eignes Herz wie durchbohrt. Die Mutter hielt ihn in den Armen, als Sterbenden.

Und dann hielt sie einen Toten in den Armen, — ihre letzte große Sorge, mit der sie nun allein auf der Welt bleiben wird. —

Hatte er den Mut, der Mutter diese letzte große Sorge aufzubürden?

Vor einer Stunde hätte er den Entschluß kaum für möglich gehalten, der jetzt in ihm aufkeimte und rasch Wurzel faßte.

Er ergriff ihre Hand und sagte leise:

„Mutter, ich habe dir etwas abzubitten. Du vergibst mir, ich weiß es. Laß uns aber heute nicht mehr davon reden. Wir wollen jetzt schlafen."

Er stand ruhig auf und sagte laut und fest:

„Gute Nacht, Mutter! Schlafe gut!" — — — — — —

Willy Schönberg war müde und wachte doch noch lange Stunden.

Er konnte nicht anders, er mußte erst alle Folgen seines Entschlusses ausdenken.

Er streckte den Arm aus und betrachtete seinen Waffenrock, des Königs Rock.

Er nahm seinen Säbel in die Hand, zog die Klinge, ließ sie im Lampenlichte blitzen und steckte sie wieder in die Scheide.

Alles mußte er hingeben, alles, was mit ihm verwachsen war.

Die ganze frohe Kadetten- und Soldatenzeit zog an seinem Geiste vorüber, während er am Rande des Bettes saß und die Stirne auf den Säbelkorb stützte.

Viele herrliche Tage, mutig-ernstes Streben in Selbstzucht und Königstreue, liebe Kameraden, schöne Ziele und Hoffnungen.

Er sah sich noch einmal an der Seite der tapfersten Söhne des Vaterlandes in den frischen, sonnigen Morgen marschieren, im leuchtenden Strome der goldigen Helme und blanken Degen. Die Spielleute gingen an der Spitze und ein schmetterndes Stück aus den Zeiten des alten Fritz klang Begeisterung und Freudigkeit in ihre Gemüter. — —

Das konnte er kaum ertragen, und die Frage: Ist es nicht besser, zu sterben, als all das zu opfern und weiterzuleben? drängte sich ihm auf.

Ein schwaches Geräusch im Nebenzimmer sagte ihm, daß die Mutter jetzt erst zur Ruhe ging.

Wie oft schon hatte sie seinetwegen die Nacht durchwacht, in Sorgen und Beten! — —

Nun hatte er schnell die Antwort auf die verzweiflungsvolle Frage gefunden.

Er sann über seinen künftigen Lebensweg nach. Welchen Beruf sollte er ergreifen? Er überlegte, beschloß und verwarf, sah viele Möglichkeiten und kam zu keiner Gewißheit.

In den ersten Morgenstunden lag er in einem kurzen, unruhigen Schlummer.

Als aber in aller Frühe Oberleutnant Möllwitz vorsprach, traf er Willy Schönberg ruhig und gelassen, nur ein wenig übernächtig.

Der letztere Umstand veranlaßte den Oberleutnant, besonders liebenswürdige Worte zu wählen.

Außerordentliches Bedauern usw., ob mit Sekundanten besprechen solle usw., irgendwelche Wünsche noch usw.

„Wollen Sie, bitte, Herrn Oberleutnant von Windeck sagen, daß ich aus Grundsatz seine Forderung nicht annehmen kann."

Möllwitz erstarrte.

„Ja, — dann, wenn Sie nicht annehmen, — dann sind Sie doch — —"

Er schwieg.

„Dann bin ich ehrlos, ich weiß es," sagte Willy Schönberg ernst und fest. Sehr kurzer Abschied des Oberleutnants.

Willy Schönberg fühlte das Bedürfnis, sich einen Moment mit geschlossenen Augen an die Wand zu lehnen.

Darauf ging er ins Wohnzimmer, wo die Mutter mit dem Kaffee wartete.

Sie sah bekümmert zu ihm auf.

„Du siehst krank aus, Willy!"

Er bemühte sich, sorglos zu lächeln.

„Es ist nicht gefährlich, Mutter. Ich kann mich aber doch krank melden lassen. — Im Laufe des Tages muß ich noch eine Angelegenheit mit dir besprechen. Mache dir aber keine Sorgen deswegen, es kann sich nur zum Guten wenden."

Er beugte sich zärtlich über sie und er fürchtete nicht, mit den Lippen, die vor kurzem seine eigne Ehrlosigkeit besiegelt hatten, die hohe, lichte Stirne zu beflecken.

Die Uhr.

Sie tickt in einem fort,
Geht weiter Rund' um Runde,
Schreit aus dem Holz verdorrt
Gleichgültig jede Stunde.

Trifft sie der Sonnenstrahl,
Scheint sie zu lächeln immer,
Und schaut mit stummer Qual
Zu böser Zeit ins Zimmer.

Und blieb sie einmal stehn,
Das läßt sich leicht beschicken:
Brauchst sie nur aufzudrehn,
Gleich wird sie weiter ticken . . .

Ach ja, das Leben fänd'
So still dieselben Gänge,
Wenn nur nichts stille ständ',
Manchmal — etwas zerspränge.

Laurenz Kiesgen.

Aus dem Münchener Kunstverein.

Von

Dr. Felix Mader-München.

Zwei Säle des Kunstvereins beherbergen zurzeit eine Albert Keller-Ausstellung. Nur ein paar ausgeführte Gemälde sind darunter; die Mehrzahl der Bilder führt des Künstlers Auffassung in geistvollen Skizzen vor Augen. Keller ist durchaus Maler und muß als solcher betrachtet werden. Sein künstlerisches Wollen sucht warme ausdrucksvolle Töne, deren melodisches Zusammenklingen wie volle, etwas weiche Musik anmutet. Die abgerundetsten und ansprechendsten seiner Schöpfungen sehen wir in jenen, die das Nachwirken der alten Kunst, die Keller nie ganz ausgelassen hat, zeigen. So ist das Interieur „Chopin": zwei Damen, von denen die eine Chopin spielt, während die andere der Musik lauscht, ein vollendet feines Stimmungsbild. Etliche hysterische, sowie etwas schwüle Themata werden durch die koloristische Behandlung nicht anziehender; die Märtyrin am Kreuz liegt über dem Bereich der Kellerschen Kunst, wenn das Bild mehr sein soll als bloßes Farbenproblem und gar die Madeleine am Fuße des Kreuzes: das geht nahe an Sensation!

Ein anderer Saal vereinigt Landschaften von Karlsruher Künstlern in verschiedenen Auffassungen. Da ist L. Dill. Ich begreife wohl das Ziel, das sich der Künstler gestellt hat: ein Zusammenklingen von ganz gedämpften Tönen zu schildern. Aber gibt es denn solche Landschaften? Ist dieses Sehen nicht gekünstelt? Derartige Bäume oder Felder könnten ja auch ausgeschnittene Tuchflecken sein. Das Streben nach aparten Stimmungen, das bei Dill entschieden als Manier bezeichnet werden muß, geht auch durch die Naturschilderungen Leibers und Volkmanns hindurch. Aber beide entwickeln viel mehr poetischen Sinn in der Wahl ihrer landschaftlichen Motive: sie erzählen wirklich von den Stimmungsreizen in der Natur. — Mit gesundem Auge sah auch Luntz in die Welt, als er sein Gehöft mit den silberweißen Birken im Vordergrund und dem schäumenden, über die Wehr sich ergießenden Wasser des Baches schilderte. Scholderers Bauerngehöft berührt durch seine liebevolle Detailschilderung durchaus sympathisch. Trübner nennt man kraftvoll. Die Bezeichnung soll gelten, wenn kulissenartige Technik den Anspruch auf diese Charakteristik verleiht.

Unter den Münchenern begegnen wir gleich der nämlichen Technik bei Zimmermann. Eine Reihe von Gemälden veranschaulicht die Art dieses Künstlers: Chiemseemotive, landschaftliche und figurliche. Man wird die Landschaften vorziehen; die Figuren sind zu hart und eben gegen die Technik haben wir Bedenken, ein Bedenken, das nicht bloß auf Zimmermann zutrifft. Für Bilder, die bestimmt sind, in der Nähe gesehen zu werden, geht der Impressionismus nicht an. Die melancholische Stimmung regnerischer Tage schildert Hartung in ein paar ausdrucksvollen Landschaften. Der Naerfiord von Julius Rohe sei den Modernen zum Trotz als ein gutes Bild erwähnt.

Endlich möchten wir noch der Verkündigung von Fuhrmann gedenken, weil wir in dem Bild ein vielversprechendes Forum für Komposition, koloristische Haltung und Ausdruck erblicken zu dürfen glauben.

Bühnen- und Musikschau.

Münchener Hoftheater. Frl. Herta Frenzel aus Wiesbaden, die bereits in der Heroinenrolle der Medea debütierte, trat am Montag als Donna Isabella in Schillers Braut von Messina auf, in einer Partie jenes Faches also, für welches sie an unsere Hofbühne berufen werden soll. Sie schnitt bei weitem nicht so gut ab wie gelegentlich ihres ersten Gastspiels und gab sich schon äußerlich zu jugendlich, um jenen Eindruck zu erzielen, den Frau Schwarz mit ihrer Verkörperung der gramgebeugten Frau zu erreichen pflegt. Es ergibt sich daraus, daß Frl. Frenzel im Mutterfach ganz fehl am Ort wäre und ihrer eigenen Individualität im Wege stünde. — Die bereits für Sonntag angekündigte Vorstellung des neu einstudierten Don Carlos wurde erst am Freitag, den 3. März im Hoftheater realisiert. Es war eine ausgezeichnete Vorstellung und Possart (König Philipp), Lützenkirchen (Marquis Posa) und Häusser (Domingo) boten ganz hervorragende Leistungen. Herr Salfner ist jetzt schon ein sympathischer Titelheld voll jugendlichen Feuers, dem nur noch ein etwas festerer, männlicher Zug zu wünschen wäre. Frl. von Hagen, eine interessante, etwas ungewöhnliche Eboli, da bei ihr doch immer die Salondame im modernen Sinne zum Durchbruch gelangt. Dank der glatten Funktionierung des technischen Apparates dauerte die Vorstellung „nur" von 5 bis nach 1/2 11 Uhr; es bleibt abzuwarten, ob das Interesse des Publikums auch für die Dauer im Besitze der am Freitag bewiesenen Spannkraft sein wird. — Dem Karneval huldigt die Hofbühne in herkömmlicher Weise mit Strauß' „Fledermaus", in deren Aufführung die Herren Walter, Häusser und Basil die Kosten des Humors zu bestreiten pflegen; übrigens ließ auch Frl. Koboth als Rosalinde ebenso ungeahnte wie erfreuliche Talente nach dieser von ihr noch nicht gesuchten Richtung erkennen, wogegen Frau Preuse-Matzenauer für den Prinzen Orlofsky nicht sehr viel übrig hat. Wer dachte da nicht an Frl. Fremstad? Mottl vermochte das Werk durch seinen Stab auch nicht über den Eindruck der früheren Jahre hinaus zu heben. Wenn die Hofbühne schon dem Karneval ihren Tribut zollen muß, so dürfte sie auch wieder einmal auf etwas Neues sinnen. Gerade die Herkömmlichkeit und das Gebundensein an bestimmte Tage machen auch den besten Witz mit der Zeit stumpf und unwirksam.

Die Konzertwoche. Eine der hervorragendsten Kammermusikvereinigungen, das Brüsseler Streichquartett, gab ein trefflich verlaufenes Konzert unter Beiziehung der heimischen Pianistin Frau Pauline Hofmann-Mennacher. Die durch lebensvollste, feurige Darstellungsweise bei voller Klarheit sich besonders auszeichnenden Herren Schörg, Daucher, Miry und Gaillard gaben ein Streichquartett von Alexander Glazounow, ein wenig national klingendes, aber vorzüglich gearbeitetes Werk, das hier bereits bekannte Klavierquintett in F-Moll von César Franck und Jenes von Schumann und erweckten lebhaftesten Beifall. Eines gleich bedeutenden künstlerischen Erfolges erfreute sich der Duettabend, den Frau Agnes Stavenhagen und Herr Josef Loritz veranstalteten. Schon das Programm — Lieder von Hausegger und Felix vom Rath, Duetten von Cornelius und zum Schluß Alexander Ritters wundervolle Liebesnächte in vollständiger Wiedergabe — bewies feinsten künstlerischen Takt; dabei waren die Vortragenden vorzüglich disponiert und hatten in Herrn Wolfgang Ruoff einen ausgezeichneten Begleiter: kein Wunder, daß sich das Publikum für das in so reiner Form Gebotene zu lebhaftem Dank hingerissen sah.

Die bevorstehende Schillerfeier hat schon eine schier endlose Reihe von Vorschlägen, wie der Gedenktag würdig zu begehen sei, gezeitigt. (Besonders beherzigenswert scheinen, zumal in kleineren Städten, jene des Dürerbundes). Daß es auch hierbei nicht ohne unfreiwilligen Humor abgehe, dafür hat diesmal Herr Paul Marsop gesorgt, der ja München überhaupt zum Ziel seiner mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehrenden künstlerischen Beglückungspläne gemacht hat und in den „M. N. N." unter der vorsichtig gewählten Deckung eines phantastischen Traumes eine — szenische Aufführung von Beethovens „Neunter" (mit Schillers Gesang an die Freude) vorschlägt. Herr Marsop, dem die künstlerische Wirkung des Werkes also noch nicht genügt, und durch seine schwächliche Traumidee noch in nicht „stilwidriger, weihe- und würdeloser" Weise steigerungsfähig erscheint, nennt dies eine „Schillerfeier für Beethovenianer". Es ist nicht ausgeschlossen, daß es Leute gibt, die selbst diesen verblümten Vorschlag zu einer Schiller-Marsop-Beethovenfeier für der Ausführung wert halten.

Verschiedenes. Die Uraufführung des Lustspiels „Die Jubiläumsnummer" von Alwin Römer und Hugo Haßkerl fand im Dresdner Residenztheater statt, und fand eine überaus freundliche Aufnahme. Dagegen brachte es Julius Kothes dramatisches Gedicht „Ovid" im Dresdner Schauspielhaus nur zu einen geringen Erfolg. — „Der Messias", Schauspiel in drei Akten von F. Skuhra, wurde in Weimar erstmalig aufgeführt. Der Dichter spielte die Titelrolle, und erntete für das Spiel und das Werk freundlichen Beifall. Max Halbes „Strom" hatte in London im Deutschen Theater bedeutenden Erfolg. — Halbe hat ein neues Drama vollendet, das den Namen „Die Insel der Seligen" trägt. — Auch Karl Hauptmann hat ein neues Werk vollendet, das im schlesischen Gebirge spielt und den Titel „Die Austreibung" führt.

In Mailand wurde „La piccola fonte" (die kleine Quelle), das jüngste Drama Roberto Braccos, mit geradezu stürmischer Begeisterung aufgenommen. — „Die Lüge der Liebe", eine psychologische Komödie mit heiteren Zwischenspielen von Leo Lenz, kam im Leipziger Schauspielhaus zur Uraufführung.

Ueber die Uraufführung des Chorwerks „Frohe Ernte" von Ludwig Heß wird aus Goslar ganz begeistert berichtet; die lyrischen Feinheiten und die überraschende Stilneuheit der Dichtung und Musik werden besonders hervorgehoben. — Hans Sommers „Rübezahl" fand in Weimar einen großen durchschlagenden Erfolg, ebenso die neue Oper „Tatjana" von Lehar erstmalig in Brünn.

München. Hermann Teibler.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, Oesterr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstrasse 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 12. München, 19. März 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Moderne Geschichtsauffassung.

Von

Dr. Luzian Pfleger, Münster i. W.

Nach Lamprecht kam Kurt Breysig, der Berliner Kulturhistoriker, mit seinem geschichtsphilosophischen, oder besser gesagt, geschichtspsychologischen Programm. Nachdem er sich schon in den letzten Jahrgängen von Hardens „Zukunft" mannigfach darüber geäußert, legt er es jetzt in abgerundeter und abgeschlossener Form dem Fachpublikum vor. Aber auch für weitere gebildete Kreise bietet es des Interessanten genug.*)

Schon in seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit" schlug Breysig andere Wege ein als die Anhänger der beschreibenden Geschichtsmethode. Ich kenne nicht leicht ein anregenderes und geistvolleres Buch in der neuen Geschichtsliteratur als diese hervorragende Kulturgeschichte. Daß man sich oft zum Widerspruch gedrängt fühlt, ändert daran nichts. Nach Breysig kann nur das soziale oder sittliche Verhalten der Menschen untereinander den Gegenstand geschichtlichen Betrachtens bilden, und das Hauptziel jedes historischen Erkennens sei das Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft. In der germanischen Rasse liegt für ihn der Schwerpunkt aller weltgeschichtlichen Entwickelung. Er trifft hier mit Houston Stewart Chamberlain zusammen, dessen einseitige Rassentheorie ihm trotzdem nicht zusagt, und teilt mit ihm auch die ablehnende Haltung gegen das Christentum und dessen Unterschätzung: Nach ihm war die Uebernahme der antikchristlichen Kultur für die Germanen „ein schmerzliches Verhängnis".

*) Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. Von Kurt Breysig. Berlin, Georg Bondi 1905. 123 S.

Doch zu seinem Programm, dessen Richtung durch die vorstehenden Sätze schon angedeutet ist. In großen Zügen werden die heutigen Möglichkeiten weltgeschichtlicher Zusammenfassung skizziert und abgelehnt. Zuerst die althergebrachte, die von der Zeiteinteilung als grundsätzlicher Richtschnur ausgeht. Diese Darstellungsweise, die für die Einzelgeschichte eines Volkes allenfalls aufrecht erhalten werden kann, versagt, sobald es sich um Zusammenfassung mehrerer Volksentwickelungen handelt. Die reine Zeitordnung wurde von Gedanken rein räumlicher Teilung abgelöst, und dieser legte Helmolt die Herausgabe seiner Weltgeschichte zugrunde. Die rein erdkundliche Betrachtungsweise Ratzels drang in die Weltgeschichte ein, von dem positivistischen Gedanken getragen, daß die Geschichte eines Volkes das Erzeugnis des Bodens sei, auf dem es erwachsen ist. Doch das ist in vielen Fällen — man denke an alle von Europa besiedelten Länder, Südamerika z. B. — unzutreffend. Aber auch eine reine Rassengeschichte, die seltsamerweise noch nicht versucht worden sei, entspricht trotz der unverkennbaren Vorteile den meisten Anforderungen nicht. „Nicht Zeit- noch Orts- noch Blutsgemeinschaft leistet die beste Gewähr für übersichtliche Zusammenfassung, sondern der Gedanke der sachlichen Zusammengehörigkeit gewisser Völkerzustände, der nicht an Ort, an Zeit, an Verwandtschaft gebunden ist." Und dieser Gedanke „gipfelt in der Behauptung, daß den Inhalt der Weltgeschichte eine Folge von Zuständen ausmacht, die sich bei allen Völkern und Völkerteilen in gleichem Nacheinander aufweisen läßt, von dem nur die einzelnen Glieder der Menschheit sehr ungleich lange Wegstrecken durchlebt haben."

Damit ist ein Stufenbau der Weltgeschichte gegeben. In einfachen Worten ausgedrückt besagt die Grundidee von Breysigs weltgeschichtlichem Programme dies: Was wir Urzeit, Altertum, Mittelalter und Neuzeit nennen, sind Entwickelungsstufen, welche von den verschiedensten Völkern durchlaufen wurden; während die einen dies in Jahrhunderten taten, brauchten die anderen Jahrtausende.

An einem riesenhaften Material ist dieser Grundgedanke einer neuen historischen Einteilung durchgeführt. Etwas, wie es August Comte bei dem Kapitel über „komparative historische Methode" vorschwebte, ist hier, in großen Zügen zunächst, verwirklicht. Und bei aller Neuheit vieler hier gegebener Daten wird man doch den Einfluß des französischen Philosophen, der zuerst mit methodischer Begründung die sozialpsychologische Betrachtungsart in die Historie einführte, herausmerken, wie es sich auch bei Lamprecht, trotz dessen Abstreitens, herausstellte. Es führte zu weit, wäre auch nicht leicht, in klaren, wenigen Worten die Berührungspunkte von Lamprechts neuesten völkerpsychologischen Theoremen*) mit Breysigs in ähnlichen

*) Besonders seine amerikanischen Vorträge; herausgegeben unter dem Titel: Moderne Geschichtswissenschaft. Fünf Vorträge von Dr. Karl Lamprecht, Professor an der Universität Leipzig. Verlag von Heyfelder, Freiburg i. B. 1905.

Gedankengängen sich bewegenden Deduktionen klarzulegen. Lamprecht, sagte man neuestens („Der Tag", Nr. 89, vom 22. Februar), ist mehr in die Tiefe gegangen, er hat dem Psychischen in alle Verästelungen geschichtlichen Lebens hinein nachgespürt, wobei er sich notwendig auf eine einzige Entwickelung beschränken mußte. „Breysig durchmißt die Breite und hat heute schon mit eminenter Sicherheit (?) das Walten des Gesetzes im geschichtlichen Leben zu formulieren vermocht."

Er durchmißt die Breite, damit ist besagt, daß er zunächst mehr die ins Auge fallenden, konkreten Erscheinungen volksgeschichtlicher Betätigung ins Auge faßt, doch wieder nicht in dem allzusehr am Aeußerlichen haftenden Sinne Taines. „So ist vor allem richtig, vom handelnden, nicht vom geistigen Dichten und Trachten der Völker auszugehen: die harten Wirklichkeiten des gesellschaftlichen, also des Staats- und Wirtschafts-, des Klassen- und Familienlebens sind gröber, sind fester umrissen und deshalb besser zu beschreiben." Die Staatsform wird zur Richtschnur gewählt.

Die Urzeitvölker kommen zuerst an die Reihe, und unter diesen die Germanen, von denen jede Stufenteilung der Weltgeschichte auszugehen hat. Ihre Urzeit reicht bis um 400 unserer Zeitrechnung, während die indisch-persischen Arier 2000 Jahre vor Beginn derselben, die Chinesen sogar 7000 — das braucht aber kein Mensch zu glauben, man wird ruhig über die Hälfte abziehen können — von der Urzeit auf die nächst höhere Stufe rückten. Die Naturvölker von heute stehen alle auf der Urzeitstufe. Man sieht, wie bei dieser geschichtlichen Betrachtungsweise die Zeiträume keine Rolle spielen, wie sie der betrachtende Forscher mit kühnem Federstrich überbrückt, nachdem er die gemeinsamen Merkmale — hier die Geschlechterverfassung, die älteste Staatsform — festgestellt hat.

„Mit dem Königtum ist etwas Ungeheures in die Welt gekommen." Es ist das Charakteristikum der Altertumsreiche. Die alt-amerikanischen Staaten werden den asiatisch-ägyptischen Despotenreichen angegliedert; fränkisch-karolingische Zustände mit denen exotischer Völker, die bis jetzt nie in den geschichtlichen Sehkreis gerückt sind, verglichen. Ein buntes Völkerbild entrollt sich vor unserm Blicke, die Kunst des Malers läßt vergessen, daß hier brüderlich beisammensteht, was durch die Kluft von Weltmeeren und Jahrtausenden getrennt ist. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß auf jeder der konstruierten Entwickelungsstufen auch den geistigen Phänomenen, namentlich den religiösen, Beachtung geschenkt wird. Das Göttergewimmel der Urzeit weicht in der Altertumsepoche einer vorherrschenden oder gar einzigen Gottheit, meistens dem Sonnengott, von den Ufern des Nil bis zu den Bergriesen des Aztekenreiches, in dessen Tempeln der liebliche Huitzilopochtli thronte. Diese ausschließlichere Form des Gottesgedankens war nur ein Produkt der veränderten Staats- und Königsherrschaft des Zeitalters. Auch bei Israel. Nach Renan hatte der Wüstensand das Judenvolk monotheistisch gemacht. Auch Breysig ist nicht verlegen, um die Genesis des unvergleichlich höheren jüdischen Gottesbegriffes zu erklären. Die Kleinheit des Staates erwies sich der Steigerung förderlich und begünstigte die Vorstellung von der menschlich-persönlichen Greifbarkeit des Gottes. „Gerade diese Mischung von leiblich-persönlicher Menschlichkeit, wie sie sonst nur kleine Urzeitgötter hatten, mit einer Allmacht und Ausschließlichkeit, die nicht einmal die stärksten unter allen anderen Eingöttern der Altertumsstufe erreichten, mag dem Judengott und der an sich ungeänderten Form des christlich-jüdischen Alleingottesgedankens zum Sieg über alle anderen Glaubensbekenntnisse, zur Herrschaft über den Erdball verholfen haben." Das ist nicht mehr Augustinus oder Bossuet oder Görres. Wie auch beim Christentum Breysig die geschichtlich gewordenen Verhältnisse auf den Kopf stellt, werden wir gleich sehen.

Über der Stufe des Altertumes steht eine höhere Gesellschafts- und Geistesbildung: die mittelalterliche. Ihr festestes Eigenmerkmal ist der Feudalismus: „Alles Mittelalter ist Adelszeit." Der schon im Altertum neben dem Großstaat und dem hohen Königtum aus dem mediatisierten Gaufürstentum hervorgehende Hochadel oder niedere Dienstadel rückt jetzt entschieden in den Vordergrund. Die Entwickelung erlebt gewissermaßen einen Rückfall in die Urzeitverhältnisse mit ihren viel zerspalteneren Gestaltungen. In und außer Europa, schon im ältesten Ägypten, sucht Breysig solch „vorgetäuschtes Mittelalter" nachzuweisen; aber dauernd wurden hier diese Verhältnisse nicht. Wohl aber in Japan, in Indien und Arabien. Man fühlt besonders bei diesem Kapitel die Schwäche der Beweisführung. Das Prokrustesbett willkürlich konstruierter Systeme bewährt sich nicht gegenüber der Macht der Tatsachen. Nicht viel mehr als Willkür ist es auch, von einheitlichen Glaubensvorstellungen der weltgeschichtlichen Mittelalter zu sprechen. Das gesteigerte Streben, überall nach Parallelerscheinungen zu suchen, hat auch auf dem Gebiete der vergleichenden Religionswissenschaft manches Unheil angerichtet. Unter dem Banne ihrer modernsten Hypothesen steht auch Breysig, das beweist seine Vorliebe für das brahmanische und buddhistische Religionsphänomen und dessen Überschätzung auf Kosten des Christentums. Für ihn stehen die Zusammenhänge indischer und christlicher Glaubensüberlieferung über allen Zweifel erhaben da, ja die allerwesentlichsten Bestandteile des christlichen Glaubensbesitzes werden einmal auf Indien zurückgeführt werden können. Der christliche Glaube ist nicht allein Erzeugnis jüdisch-semitischen, sondern auch indisch-arischen Geistes. Es ist das Produkt einer Entwickelung, an der verschiedene Stufen mitgearbeitet haben. Die Altertumsstufe erzeugte den jüdischen Gottesgedanken, hellenistischer Geist und römische Weltreichsvorstellung, die beide der höchsten Stufe der neuesten Zeit angehören, machen das Christentum zum internationalen Gemeingut. Die mittelalterlich-mystische Einwirkung hatte von Indien her den Leidgedanken gebracht, „der vielleicht erst von daher dem Kreuzestode seines Stifters aufgeprägt wurde". Auch die Urzeit tat etwas dabei: die Heilbringergestalt des Messias, schon im Prometheus der Griechen enthalten. „Das einzige den Menschheitsbeobachter im Tiefsten Erschütternde, den Geschichtsforscher zugleich mit Rätseln Ueberschüttende dieser Gestalt ist, daß nicht diese Lehre nur, nein, auch das Bild ihres Verkünders selbst zu einem Kreuzungspunkt aller, aber auch aller Glaubensgedanken der Menschheit geworden ist. Unschuldiger Geister- und Wunderglaube der Menschheitskindheit, gewaltiger Götterglaube der Altertumsvölker, rätselnde Mystik des indischen Mittelalters und die gedankenfreiesten, aber auch verstandesmäßigsten Vorstellungen einer neuesten Zeit, die einen Gedanken zum Gott, eine Philosophie zu seiner Lehre begehrte und doch wieder unsicher tastend nach allen Geheimdiensten des Orients griff, sie alle haben ihre Jesusbotschaft, ihr Jesusbild gefordert und nach ihrem Sinne geformt."

Bei dieser Auffassung des Christentums ist klar: eine zentrale Bedeutung kann ihm in dem Geschichtssystem Breysigs nicht zukommen, Christus ist kein Mittelpunkt der Weltgeschichte. Und all die Jahrhunderte, die unsere Zeitrechnung umfaßt, werden zu Unrecht von Christus datiert. „Unsere Zeitrechnung" nennt sie Breysig, nie die christliche, das ist ehrliche Konsequenz.

Es war nötig, das Verhältnis Breysigs zum eminent weltgeschichtlichen Faktor des Christusglaubens eingehender zu erörtern. Damit habe ich in der Skizzierung seines Ideenganges etwas vorgegriffen. Den Völkergruppen der höchsten Stufen der neueren und neuesten Zeit ist der 5. Abschnitt des Buches gewidmet. Und zwar beschäftigt er sich ausschließlich mit alt- und neueuropäischer Geschichte, weil die Europäer allein die beiden höchsten Staffeln der Stufenreihe erklommen haben. Wie Breysig mit der Chronologie operiert, um seine Aufstellungen zu begründen, mag aus dem Beispiel der germanisch-romanischen Völker erhellen, bei denen alle Stufenreihen sich nachweisen lassen. Es dauert die Urzeit bis vor 400 (n. Chr.), das Altertum 400—900, das frühe Mittelalter 900—1150, das späte Mittelalter 1150—1494, die neuere Zeit 1494—1789 und die neueste Periode seit 1789. Für Hellas und Rom sind entsprechende Zahlenreihen aufgestellt. Geistreiche Kombinationen, verblüffende Parallelen, ein bestechendes Gewand der Darstellung auch in dieser Partie der Schrift. [illegible]

Nunmehr kommt eigentlich der Kernpunkt: der Aufbau der Weltgeschichte, wie er den bisher festgestellten Beobachtungsresultaten zufolge sich zu gestalten hat. Seine ganze Gestalt wird durch die räumliche und zeitliche Verteilung seiner Glieder

bestimmt werden müssen. Die Urzeit ist die Grundlage. Dann kommen die Reiche der Altertumsstufe; ihre große Mannigfaltigkeit wird übersichtlicher durch geschickte Gruppierung: es kommen in Betracht die Reiche Vorderasiens und Nordostafrikas, die altmongolischen, hinterasiatischen, die neusemitischen Vorderasiens, die jungmongolischen, die altamerikanischen Reiche. Weniger Schwierigkeiten verursachen die an Zahl viel geringeren Mittelaltervölker, denen Japaner und Inder völlig, Chinesen, Araber und Juden teilweise angehören. Bei Völkern höherer Ordnung sind die physisch-geographischen Bedingungen, auch der Anteil der Rasse tunlichst zu berücksichtigen. Daß die Zeitalter der Stufenfolge sich immer und immer wieder mit denen der Jahrhundertfolge kreuzen und schneiden, ist ein Gegensatz, der nur aufrecht erhalten werden kann durch grundsätzliche Billigung des Gedankens der Stufenfolge. Die Frucht desselben ist „die Erkenntnis, daß den Völkern der Erde wohl die Entwicklungsrichtung im groben und ganzen gemein ist, daß die Entwicklungsgeschwindigkeiten aber, die sie zur Zurücklegung dieser gleichlaufenden Bahnen aufwenden, außerordentlich verschiedene sind." Das erklärt die Zeitsprünge der Entwicklung. Die minderbegünstigsten Völker stehen noch heute auf Altertumshöhe, auch Rußland, die mindestbegünstigsten durchleben noch die Urzeit. Wie es sich mit den europäischen Völkern genauer verhält, wird eingehend noch einmal dargelegt.

Das ist der Stufenbau der Weltgeschichte, wie ihn ein Moderner sich ausheckt. Ein Geistvoller und Scharfsinniger zweifelsohne. Als solcher zeigt er sich auch im Aufstellen der „Gesetze der Weltgeschichte". Er stellt deren zunächst vierundzwanzig auf. Man dürfte sie eher „Thesen" nennen, von denen die einen besagen, daß eine bestimmte Gemeinschaft unter gegebenen Umständen eine bestimmte Organisation und äußere Form annehmen müsse. Andere wurzeln auf mehr psychologischen Voraussetzungen. Aber alles rein empirische „Gesetze", ja nicht einmal das, da ihnen die ausnahmslose Geltung fehlt und die Ausnahmen oft häufiger eintreffen als die Norm. Der Beobachtungsstoff ist wohl noch lange nicht beigebracht, denn das, was im Vorausgegangenen als solcher gegeben wurde, ist nicht hinreichend, um unabänderliche Gesetze herzuleiten. Breysig fühlt das selbst, er nennt sie daher nur vorläufige Regeln. Auch den von ihm aufgestellten Gesetzen höherer Ordnung, auf die der beschränkte Raum einzugehen verbietet, kommt eine metaphysische Kraft nicht zu. Alle, die noch an der Freiheit alles menschlichen Geschehens festhalten, werden sie ablehnen. Der freie Wille ist uns doch noch mehr als ein Schlagwort, wie Breysig meint. Und eine Geschichtsbetrachtung, die alles göttliche in unserem Sinne ausschaltet und der fundamentalen Stellung des Christentums so wenig gerecht wird, hat kein Recht, Vico ihren „Wahrsager und Seher" zu nennen. Denn der geniale Neapolitaner steht bei aller Wahrung seines biologisch-völkergeschichtlichen Standpunktes auf eminent christlichem Boden, aus dem auch seine Ziele erwachsen.

Aller Widerspruch hindert nicht, daß man Breysigs Schrift mit Befriedigung aus den Händen legt. Sie ist außerordentlich anregend. Erfreulich ist bei der immer mehr überhand nehmenden Zersplitterung der Geschichtswissenschaft die energisch gewahrte Intuition der großen Zusammenhänge. Und in Verbindung damit ein wichtiges Moment: Die notwendig geforderte Einheit und Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes über alle Verschiedenheiten von Raum, Zeit und Blut hinweg. Es ist wahrscheinlich, ja sicher, daß der neuen Methode Anhänger erwachsen. Aber nicht minder wahr ist auch, daß neben ihr die alte beschreibende Methode sich behaupten wird. Was der alte Machiavelli sagt, wird noch lange Geltung haben: „Wenn in der Geschichte irgend etwas ist, das ergötzen oder belehren kann, so ist es dasjenige, was man mit Genauigkeit beschreibt."



Der Toleranzantrag im Reichstage.

Von

Domkapitular Dr. Pichler,

Mitglied des Reichstages und der Bayerischen Abgeordnetenkammer.

Der vom Zentrum unterm 3. Dezember 1903 eingebrachte Gesetzentwurf, betreffend die Freiheit der Religionsübung — gewöhnlich Toleranzantrag genannt —, wurde am 21. Februar mit 151 gegen 113 Stimmen an eine Kommission von 28 Mitgliedern zur weiteren Vorberatung überwiesen. Die erste Lesung im Plenum hatte drei lange Sitzungen in Anspruch genommen.

Der Toleranzantrag wurde zum ersten Male einer Anregung des Abg. Gröber zufolge am 23. November 1900 vom Zentrum eingereicht. Zweck des Antrages ist, mit den in vielen deutschen Bundesstaaten noch bestehenden Überresten kleinlicher bureaukratischer Bevormundung auf dem Gebiete der Religionsübung gründlich aufzuräumen, und modernes Recht zu schaffen, für die heiligsten Menschenrechte die in einem modernen Staate unabweisbare Freiheit zu erkämpfen und in allen deutschen Bundesstaaten die bürgerliche und staatsbürgerliche Parität für die Mitglieder aller Religionsgesellschaften zur Durchführung zu bringen. Der Antrag erregte bei seinem ersten Erscheinen großes Aufsehen; bei den Katholiken in verschiedenen norddeutschen Staaten fand er geradezu enthusiastische Aufnahme. Noch wichtiger als der Antrag selbst sind die „Materialien", welche Abg. Gröber mit rastlosem Fleiße, unterstützt durch Beiträge einiger Freunde, aus der Gesetzgebung des Deutschen Reiches und der Bundesstaaten zu diesem Gegenstand zusammengetragen hat. Es ist eine Sammlung, welche in dieser Vollständigkeit bisher nicht existierte, und welche erst den vollen Einblick ermöglicht in das unglaubliche Chaos, welches auf diesem Gebiete in den einzelnen Staaten noch besteht. Abg. Gröber hat damit der religiösen Freiheit in Deutschland einen unschätzbaren Dienst geleistet und dem Antrage des Zentrums den endgültigen Erfolg gesichert, wenn derselbe auch erst nach einer Reihe von Jahren zu erwarten sein wird. Wer diese Sammlung durchblättert und wer die im Reichstage aus der Praxis verschiedener Staaten vorgebrachten Tatsachen gehört hat, wird verstehen, daß mancher Vaterlandsfreund schmerzlich bewegt ausgerufen hat: Ist es möglich, daß in Deutschland noch solche Bestimmungen bestehen! Die Vorschrift, daß in Sachsen-Gotha kein allgemeines Konzilium „ohne ausdrückliche vorausgegangene Genehmigung des Landesherrn abgehalten werden" darf (Regulativ vom 23. Aug. 1811 § 13) mag ruhig auf dem Papiere bestehen bleiben; ganz anders aber ist es, wenn noch vor 1½ Jahren in Mecklenburg eine ganze Reihe von Eingaben an das Ministerium gemacht werden mußte, um die Genehmigung zur Abhaltung eines Gottesdienstes einmal im Monate für mehrere hundert katholische Arbeiter in Wittenburg zu erhalten, ohne einen Erfolg zu erzielen, oder wenn in Sachsen hochnotpeinliche Polizeirecherche in jüngster Zeit angestellt wurde, ob nicht eine auf Besuch bei einer katholischen Schloßherrschaft weilende Dame der heiligen Messe in der katholischen Schloßkapelle beigewohnt habe. Die einfache Konstatierung solcher Tatsachen beweist deutlicher als der beredteste Mund es vermag die Notwendigkeit und die Berechtigung des Vorgehens der Zentrumspartei. — Der Toleranzantrag kam am 5. Dezember 1900 zur ersten Beratung und wurde an eine Kommission von 28 Mitgliedern verwiesen, welche unter dem Vorsitze des Abg. Lerno in 16 Sitzungen die ersten Paragraphen mit großer Mehrheit, zum Teil einstimmig annahm; der zweite Teil — die Freiheit der Religionsgesellschaften betreffend — wurde aus taktischen Gründen einstweilen zurückgezogen. Die damaligen Kommissionsverhandlungen brachten eine ebenso eingehende als objektive und ruhige Erörterung aller einschlägigen Fragen, sie dürfen wohl als ein Muster für Behandlung konfessioneller Kontroversfragen bezeichnet werden; der eingehende Bericht vom 10. Mai 1901 gibt ein anschauliches Bild über den Gang der Verhandlungen. Für die Vertreter des Zentrums bot sich hierbei reiche Gelegenheit, die katholischen Anschauungen darzulegen und eine Summe von falschen Vorstellungen zu berichtigen; es war denselben eine hohe Befriedigung, daß in so wichtigen Fragen, wie die religiöse Erziehung der Kinder bei Mischehen, die katholische Auffassung einmütig als richtig anerkannt und gebilligt wurde. Ein Bild der Stimmung gab ein freisinniger Abgeordneter, der in einer der letzten Sitzungen sein Bedauern darüber aussprach, daß diese so wichtigen und interessanten Verhandlungen nur innerhalb der vier engen Mauern eines Kommissionszimmers sich abspielten,

er hätte gewünscht, daß dieselben vor der ganzen breiten Öffentlichkeit des deutschen Volkes hätten geführt werden können. — Im Plenum des Reichstages wurde der Antrag am 5. Juni 1902 mit 163 gegen 60 Stimmen angenommen. Ein vollständiger Abdruck der Verhandlungen und Materialien ist 1902 im „Archiv für Kirchenrecht" erschienen.

Bei der ersten Beratung am 5. Dezember 1900 hat Reichskanzler Graf v. Bülow namens der verbündeten Regierungen die Erklärung abgegeben, daß sie dem Antrage nicht zustimmen können, weil er die Selbständigkeit der Bundesstaaten auf einem der Landesgesetzgebung vorbehaltenen Gebiete beschränke. Er hat aber offen anerkannt, daß die Gesetzgebung einzelner Bundesstaaten aus älterer Zeit noch Vorschriften enthalte, „die mit den im größten Teile des Reiches anerkannten Grundsätzen freier Religionsübung nicht überall im Einklang stehen". Zugleich hat er die Hoffnung beigefügt, „daß derartige landesgesetzliche Disparitäten verschwinden werden". Es ist bekannt, daß der Reichskanzler in diesem Sinne auf die betreffenden Regierungen durch bundesfreundliche Vorstellungen auch einzuwirken versucht hat.

In zwei Staaten hat der Toleranzantrag einen Erfolg zu verzeichnen, in Mecklenburg und Braunschweig. — Mecklenburg war bis dahin ein ausgesprochen lutherischer Staat. Durch hochherzige Entschließung des jungen Großherzogs erging unterm 5. Januar 1903 eine Verordnung, durch welche „den Angehörigen der reformierten Kirche und der römisch-katholischen Kirche in Unseren Landen die öffentliche Religionsübung zugestanden und „den Kirchen, Begräbnisplätzen, Pfarrhäusern und Religionsübungen der genannten Konfessionen der gleiche Rechtsschutz zugesichert wird, dessen die lutherische Landeskirche sich erfreut". Dabei sind die „Uns nach Landesrecht zustehenden Hoheitsrechte" aufrecht erhalten und dieselben werden auch jetzt noch von der Regierung in einer so engherzigen und ängstlichen Weise ausgeübt, daß es kaum zu verstehen ist. In Mecklenburg leben ca. 7000 Katholiken, dazu kommen im Sommer regelmäßig 13—14000 polnische Arbeiter. Abg. Dr. Bachem hat nun in seiner Rede vom 4. Februar ds. Js. nach den Akten folgende Tatsachen konstatiert. Der katholische Pfarrer von Schwerin hat im Frühjahre 1903 an das Ministerium einen Plan eingereicht, wie die Gottesdienste im Sommer gehalten werden sollen. Der Geistliche von Schwerin sollte hiernach Gottesdienst halten am ersten Sonntag des Monats in Röbel, am zweiten in Waren und Ribnitz, am dritten in Wittenburg und Carow, am vierten in Waren und Teterow; der Geistliche von Rostock am ersten Sonntag in Gnoien, am zweiten in Güstrow, am dritten in Malchin, am vierten in Güstrow. Der Plan wurde vorläufig für den Monat April mit einigen Abänderungen genehmigt, es wurden aber Bedenken erhoben bezüglich Teterow und Wittenburg, obwohl viele Hunderte von katholischen Ernteaarbeitern vorhanden waren und die protestantischen Gutsbesitzer sich für ihre Arbeiter verwendeten. Der Pfarrer mußte unterm 18. März einen neuen Plan aufstellen und ein neues Verzeichnis einreichen; ein neues Reskript forderte weitere Ermittelungen für Teterow und Wittenburg. Dann wurde nochmal ein Plan eingereicht, der die Genehmigung erhielt für die Gottesdienste bis Dezember. Auf ein erneutes Gesuch wegen der Gottesdienste in Teterow und Wittenburg erging unterm 21. Juli Entschließung des Ministeriums, daß Bedenken entgegenstehen. Nach weiteren Verhandlungen wurde unterm 2. November das Gesuch für die beiden genannten Orte abgewiesen, da „nicht überall Gottesdienste eingerichtet werden können, wo das Verlangen besteht". Endlich im März 1904 erfolgte Genehmigung für Teterow. — Der liberale Abg. Dr. Hieber hat am 18. Februar im Reichstage wörtlich erklärt: „Mecklenburg ist also in diesen Fragen durchaus nicht rückständig."

„Auch in Braunschweig ist etwas geschehen" — konnte Dr. Bachem im Reichstage konstatieren. Dort leben 25,000 Katholiken, wozu im Sommer eine große Anzahl Saisonarbeiter kommt. Das Gesetz vom 29. Dezember 1902, „die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse der Katholiken betr." gewährt einige Erleichterungen; dieselben sind aber so minimal, daß jüngst die in Braunschweig erscheinenden „Neuesten Nachrichten" dieses Gesetz als „einfach kulturwidrig" bezeichneten. So ist z. B. bezüglich der religiösen Erziehung der Kinder aus Mischehen bestimmt: Wenn beide Eltern übereinstimmen, daß das Kind in der Religion der Mutter erzogen werden soll, so muß eine dahingehende Erklärung zwischen der Geburt und Taufe des ersten Kindes vor der Ortsbehörde abgegeben werden. Ist diese Frist versäumt, so werden alle Kinder zwangsweise in der Religion des Vaters erzogen.

„Im Königreiche Sachsen ist inzwischen nichts geschehen; alle Beschwerden gegenüber der Gesetzgebung bestehen noch heute zu Recht" (Dr. Bachem am 4. Februar). Welche Anschauungen in bezug auf Toleranz in protestantischen Kreisen Sachsens bestehen, ergibt sich daraus, daß Abg. Leupold im Jahre 1902 bei Begründung einer Interpellation gegen den „Toleranzantrag" ausführte, daß in keinem anderen Staate das Verhältnis der Landeskirche zu den Gliedern anderer Konfessionen so vorurteilsfrei sei wie gerade in Sachsen; Sachsen lasse sich in bezug auf Toleranz von keinem anderen Bundesstaate übertreffen.

Bei solcher Sachlage mußte es wohl als selbstverständlich erscheinen, daß das Zentrum beim ersten Zusammentreten des 1903 gewählten Reichstages den Toleranzantrag erneuerte, was am 3. Dezember desselben Jahres geschah. Der neue Gesetzentwurf enthält vierzehn Paragraphen. Die im Jahre 1902 angenommenen Bestimmungen wurden in den ersten acht Paragraphen wörtlich wiederholt, die §§ 9—14 aus dem Antrage von 1900 übernommen. Die ersten acht Paragraphen regeln die Religionsfreiheit der einzelnen Individuen (Religiöse Erziehung der Kinder bei Mischehen, Teilnahme am Religionsunterrichte einer anderen Konfession, Unterscheidungsalter, Austritt aus einer Religionsgemeinschaft); der zweite Teil will die Beschränkungen beseitigen, welche der freien und öffentlichen Ausübung des Kultus seitens der Religionsgemeinschaften entgegenstehen (Abhaltung des Gottesdienstes, Erbauung von Kirchen, Verkehr mit den kirchlichen Obern, Plazet, Spendung der Sakramente, Missionen, Freiheit der Orden). — Kaum war der Antrag wieder erschienen, als in der Presse der heftigste Kampf gegen denselben entbrannte. Auch protestantische Synoden erließen Kundgebungen gegen den Antrag. Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß veröffentlichte eine ausführliche Denkschrift, welche den Antrag als unannehmbar erklärte und eine Fülle von Bedenken seitens der Landeskirchen vorbrachte. Diese erregte Stimmung, noch weiter gesteigert durch die in den weitesten Kreisen planmäßig geschürte Hetze des Evangelischen Bundes, äußerte ihre Rückwirkung auch auf den Reichstag. Die Aufnahme des Antrages war diesmal im Reichstag erheblich weniger freundlich als vor vier Jahren. Hoffentlich wird der Verlauf der Verhandlungen eine weitere Klärung schaffen und damit von selbst beruhigend wirken.

Die Generaldebatte wurde am 4. Febr. ds. Js. vom Abgeordneten Dr. Bachem mit einer nahezu zweistündigen Rede eingeleitet. Vornehm im Ton, streng logisch durchgeführt im ganzen Aufbau und in den einzelnen Darlegungen, konnte diese Rede den Eindruck auch auf den Gegner nicht verfehlen. Dr. Bachem legte die Tendenz des Antrages dar, begründete das Wiedererscheinen desselben und suchte dann im voraus schon alle Einwendungen auszuräumen, welche gegen den Antrag hervorgetreten waren. Zur Begründung des Antrages stellte Dr. Bachem die Frage: „Soll denn wirklich dieser ganze Wust kleinlicher, engherziger, drückender, belästigender Bestimmungen und polizeilicher Bedrückungsmaßregeln bestehen bleiben?" Er betonte, diese Bestimmungen seien aus dem Staatskirchentum der nachreformatorischen Zeit hervorgegangen, wo der Grundsatz galt: Cujus regio, ejus religio, und wo die Reichsstände das formelle Recht erlangt hatten, die Untertanen zu derjenigen Konfession zu zwingen, welcher sie selbst anhingen. Im Zeitalter der modernen Freizügigkeit, wo alle Staaten konfessionell gemischte Bevölkerung haben, muß es den Anhängern aller Konfessionen möglich sein, ohne polizeiliche Schikanen friedlich zur Erfüllung der großen Staatsaufgaben zusammenzuarbeiten. Der heutige Staat will konfessionslos, wie viele verlangen, sogar religionslos sein, also kann er auch nicht mehr das Recht beanspruchen, zugunsten einer Konfession einseitig seine staatlichen Machtmittel einzusetzen. Angesichts der ganzen modernen Entwickelung in Deutschland konnte Dr. Bachem mit Recht seiner Verwunderung Ausdruck geben, daß im Lande die Verhandlungen über den Toleranzantrag vielfach mit solcher Leidenschaft geführt wurden. „Wenn man den Wortlaut unseres Antrages vor sich hat und den Sinn, wie er klar zutage liegt, dann hätte man zu einer solchen Stellungnahme nicht kommen dürfen."

(Schluß folgt.)

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Ein patriotischer Festtag in Bayern.

Alle Volksgenossen im Norden und im Westen beteiligten sich herzlich an der Feier, die Bayern seinem greisen Regenten zum 70jährigen Militärjubiläum und zum 84. Geburtsfeste widmete. Der Prinzregent hat seinen gehobenen Gefühlen durch eine hochherzige Stiftung für das Artillerieregiment, bei dem er 1835 als Hauptmann eintrat, und durch Widmung einer Jubiläumsmedaille an das ganze aktive Offizierskorps Ausdruck gegeben. Generalinspekteur Prinz Leopold, dessen militärische Qualifikationen auch in der deutschen Gesamtarmee längst anerkannt sind, erhielt aus der Hand seines Vaters den Feldmarschallstab, und Generaloberst Prinz Ludwig, der künftige König, konnte mit berechtigtem Stolze das prächtige neue Armeemuseum eröffnen. Der Kaiser hat in einem herzlichen Handschreiben seine und seiner Armee wärmsten Glückwünsche ausgesprochen. Der Prinzregent selbst durfte in dem festtägigen Armeebefehl mit Recht die bayerische Armee als ein ebenbürtiges Glied des glorreichen deutschen Heeres bezeichnen. Nicht bloß die tüchtige Entwicklung der bayerischen Armee, die in mehr als einem Punkte für das ganze deutsche Militärwesen vorbildlich geworden ist, sondern auch die ganze bundesfreundliche Harmonie zwischen Bayern und der Präsidialmacht sowie den übrigen Gliedern des Reiches ist hauptsächlich auf die ruhige und zielbewußte Regentschaft zurückzuführen, deren hochbetagter Träger mit der abgeklärten Besonnenheit die männliche Tatkraft zu vereinen weiß und die Lasten seines hohen Amtes unermüdlich trägt, während er auf den Glanz des königlichen Namens und der königlichen Krone selbstlos verzichtet.

Süddeutsche Eisenbahnsorgen.

Vor zehn Jahren wurde das bedenkliche Schlagwort „Reichsverdrossenheit" südlich und auch nördlich vom Maine vielfach gehört. Es ist seitdem besser geworden mit der Stimmung im Reichshause. Aber jetzt muß die häusliche Gemütlichkeit eine neue kleine Probe bestehen. In den Etatsverhandlungen des preußischen Landtags hat kein anderes Ressort eine so dankbare und glänzende Rolle zu spielen gehabt wie die preußische Staatseisenbahnverwaltung. Sie hat den handgreiflichen, klingenden Erfolg für sich, und ihr gegenwärtiger Leiter, Minister v. Budde, ist ein außerordentlich tüchtiger Mann. Er hat sich nicht bloß für die Betriebsmittelgemeinschaft, sondern auch für deren Konsequenz auf dem Gebiete der Menschenbeförderung, die gemeinsame Reform der Personentarife, des Wagenklassensystems mit einer Entschiedenheit ins Zeug gelegt, die manchem Süddeutschen unbehaglich sein wird. Das preußische Abgeordnetenhaus steht entschlossen hinter Herrn v. Budde, unter der allseitig beschworenen Voraussetzung, daß die ganze Vereinheitlichung des Betriebes nur technischer Natur bleiben, nicht irgendwie auf das politische Gebiet übergreifen solle. Mag nun auch die Eisenbahnhoheit der Einzelstaaten noch so sorgfältig gewahrt bleiben, so geht doch die technische Reform nicht ohne Opfer von beliebten süddeutschen Eigentümlichkeiten ab. Die vierte Wagenklasse wird als eine bittere preußische Pille empfunden, und man sagt, daß der jüngste Personenwechsel im badischen Ministerium mit dem drohenden Untergang des beliebten badischen Kilometerheftes zusammenhänge. Wenn ein guter Freund von jenseits des Maines den Süddeutschen seine unmaßgebliche Meinung sagen darf, so geht sie dahin, daß man in den Apfel der Betriebsgemeinschaft beißen möge, auch wenn er vorläufig etwas sauer schmecken will. Die Natur der Eisenbahnen drängt nach der Einheit in der Verwertung der Wagen und Maschinen; die Forderung der Vernunft wird durch die Aussicht auf wesentliche Ersparnisse kräftigst unterstützt. Auch die Einheit im Personenverkehr ist nicht zu vermeiden. Wird sie durch Verhandlungen geschaffen, so kommen die süddeutschen Bahnstaaten immer noch besser fort, als wenn Preußen einseitig mit dem Einheitstarif vorgeht und die anderen zur Nachfolge genötigt werden wie bei der Einführung der 45tägigen Rückfahrkarten. Im Grunde genommen ist die richtige Betriebsmittelgemeinschaft das beste Bollwerk gegen die Imperialisierung der deutschen Eisenbahnen.

Die Schlacht von Mukden.

Bereits haben Statistiker ausgerechnet, daß die zwölftägigen Kämpfe im Umkreise der alten mandschurischen Hauptstadt als allergrößte Schlacht der bisherigen Weltgeschichte einen Rekord schufen. Ohne den Superlativ erst auf die Goldwage zu legen, darf man sicherlich diesen gewaltigen Waffengang in die erste Reihe der kriegsgeschichtlichen Ereignisse stellen, sowohl nach der Zahl der Streiter, die offenbar über eine halbe Million beträchtlich hinausgeht, als nach der Dauer, der Heftigkeit und der Blutigkeit des Ringens, und schließlich auch nach der Folgenschwere.

Ein richtiges Sedan ist es wieder nicht geworden; aber doch eine Entscheidungsschlacht. Marschall Oyama berichtet am 12. März, daß 30,000 Russen gefangen seien und die japanischen Armeen 41,000 Mann verloren hätten. Im ersten Teil der Schlacht waren zweifellos die Verluste der angreifenden Japaner größer als die der Russen; im zweiten Teil, während des russischen Rückzugs, dürfte sich das Verhältnis umgekehrt haben. Somit darf man wohl annehmen, daß die Russen mindestens 40,000 Mann an Toten und Verwundeten eingebüßt haben. Dazu kommen die Gefangenen, welche bislang auf 30,000 geschätzt sind, aber bei weiteren Rückzugsgefechten noch anwachsen können. Also beträgt die Einbuße der Russen an der Zahl gewiß 25%. Viel schlimmer ist aber die strategische Einbuße und der moralische Zusammenbruch des Heeres.

Die Niederlage bei Liaojang wurde in ihren schlimmsten Wirkungen paralysiert durch den glatten, sozusagen imposanten Rückzug auf der unversehrten Eisenbahnlinie. Damals konnten die Japaner keine 30,000 Gefangenen machen. Diesmal ist die Eisenbahn, deren Nabelstrangwert auch der gemeine Soldat kennt, der Zerstörung anheimgefallen, das russische Heer wurde zu einem fluchtartigen Rückzug auf Nebenwegen genötigt. Der Mangel an Selbstbewußtsein und Vertrauen, der sich schon in den letzten Monaten auf russischer Seite bemerkbar machte, muß jetzt in sehr bedenklichem Maße um sich gegriffen haben — sowohl bei den Soldaten als bei den Führern. Allem Anschein nach hat der japanische Generalstab die moralische Minderwertigkeit des Gegners bei seinem Schlachtplane mit in Rechnung gestellt, denn sonst hätte Oyama nicht die weitausgreifende Umfassung wagen dürfen, während ihm die numerische Überlegenheit fehlte.

Über das Haupt des unglückseligen Kuropatkin ergießt sich jetzt natürlich eine Flut der bittersten Vorwürfe und der verächtlichsten Kritik. Bei der Urteilsfällung darf man aber nicht die Mangelhaftigkeit des Instruments vergessen, über das er verfügte. Als im vorigen Monat General Gripenberg seinen kühnen Vorstoß gegen den westlichen Flügel des Gegners machte, wurde er vom Oberfeldherrn „im Stiche gelassen", wie er in entrüsteter Anklage behauptete. Vielleicht hat Kuropatkin damals schon richtig erkannt, daß die russische Armee kaum zu einer Defensive stark genug sei, also sich nicht in einem kühnen Angriff eine Blöße geben dürfe. Kuropatkin hat sich offenbar an die während des Winters aufgeworfenen und eingegrabenen Befestigungen halten zu müssen geglaubt. Das war an sich nicht fehlerhaft, aber er beging eine schwere Unterlassungssünde, als er die ernstliche Flankendeckung vernachlässigte. Bei Liaojang machten die Japaner bekanntlich ihren Einschnürungsversuch von Osten her durch die Armee Kurokis. Anscheinend hat Kuropatkin geglaubt, daß nach diesem Schema weitergearbeitet werden würde. Die Japaner haben auch starke Vorstöße im Osten gemacht, so daß Kuropatkin sogar noch am 25. Februar die Reiterei Rennenkampffs nach dem Osten dirigierte. Das war ein verhängnisvoller Fehler; denn Marschall Oyama hatte den entscheidenden Stoß im Westen angesetzt. Die heftigen Kämpfe im Zentrum und auf der Ostseite hatten offenbar den Zweck, die Aufmerksamkeit und die Kräfte des Feindes von der westlichen Niederung, in der Nogi und Oku mit höchster Kraftentfaltung vorrückten, abzulenken. Als Kuropatkin die im Westen drohende Gefahr richtig erkannte, vermochte er dorthin nicht mehr so viel Truppen zu werfen, um einen wirksamen Gegenstoß zu machen, sondern mußte sich darauf beschränken, die gegen Mukden und die nördlichen Verbindungen vorgehenden Japaner so lange aufzuhalten, bis sein Gros den Rückzug angetreten.

Den Irrtum Kuropatkins, daß die Japaner wiederum von Osten her den Hauptstoß führen würden, haben übrigens auch deutsche strategische Schriftsteller geteilt. Gegenüber solchen Ausführungen, die es als ganz selbstverständlich hinstellten, daß die Japaner die Russen auf das neutrale chinesische Gebiet zu drängen wünschten, haben wir seinerzeit schon auf die Vorteile einer Umfassung von Westen und Abdrängung nach Osten hingewiesen. Sollte den japanischen Truppen nach dieser furchtbaren Anstrengung noch eine sofortige Verfolgung möglich sein, so werden sie vermutlich alles daransetzen, die Russen von der Straße nach Charbin hinwegzudrücken, und sollten letztere bis Charbin gelangen, so werden die Japaner sich gewiß im Westen von Charbin festsetzen und diese Festung vom Mutterlande abschneiden. Ein

Entweichen der russischen Armee nach Wladiwostok zu wäre für die Gegner nicht unangenehm; dort ließe sich ein Metz schaffen.

Überhaupt rückt jetzt Wladiwostock, der letzte russische Hafen, in den Vordergrund der militärischen Tagesordnung. Wenn die Russen nach dem Fall von Port Arthur Frieden gemacht hätten, würde Japan vielleicht auf Wladiwostock verzichtet haben. Jetzt, nachdem die Landarmee des Gegners moralisch vernichtet ist, wird es seine Forderungen natürlich höher spannen und „reinen Tisch" zu machen suchen.

Natürlich versichern die offiziellen Kreise Rußlands, man denke nicht an Nachgiebigkeit, sondern werde sofort eine neue, noch größere Armee aufstellen. Das ist leicht gesagt. Erstens ist es zweifelhaft, ob sich bei der gegenwärtigen Stimmung im russischen Volke noch ein paarmal hunderttausend Reservisten geduldig einziehen lassen. Zweitens würde die Heranschaffung der neuen Armee bis Ostasien soviel Zeit brauchen, daß inzwischen die Japaner dort den ganzen Rest der russischen Macht vernichtet und der ankommenden Truppe die schwersten Hindernisse bereitet haben könnten. Drittens würde die neue Armee aller menschlichen Berechnung nach von dem Bazillus der Mutlosigkeit, der unter Kuropatkin gezüchtet worden ist, heillos infiziert werden. Der Feldzug ist offenbar für Rußland verloren, und wenn der Zar nicht um seine ganze Herrlichkeit va banque spielen will, muß er Frieden machen, auch um den Preis einer schmerzlichen Amputation.



Ein neuer Fortschritt von Herders Konversations-Lexikon.

Von

Dr. F. Rupertus.

Wiederholt war in diesen Blättern von Herders Konversations-Lexikon die Rede. Heute können wir zu unserer Freude wiederum von einem neuen Fortschritt dieses Werkes berichten, das wie kaum ein anderes den Wünschen und Bedürfnissen der Katholiken der Gegenwart entspricht. Mit dem soeben ausgegebenen vierten Bande*) ist die Hälfte des ganzen Werkes vollendet; gewiß eine bedeutsame „Etappe", zu der wir den rührigen Verlag wie das katholische Deutschland herzlich beglückwünschen, eine willkommene Gelegenheit, den bisher zurückgelegten Weg nochmals ins Auge zu fassen. Vor allem fällt uns der große Fortschritt auf in der raschen Aufeinanderfolge der einzelnen Hefte und Bände. Wer auch nur im Entferntesten einen Einblick hat in die Unsumme von Arbeit, welche die Herstellung eines zuverlässigen Konversations-Lexikons erfordert, wird sagen müssen, daß das seit dem zweiten Bande innegehaltene Tempo eine ganz hervorragende Leistung darstellt. Man muß bei dem Herderschen Konversations-Lexikon berücksichtigen, daß es nicht mit dem Maßstabe anderer gleichartiger Werke gemessen werden darf. Der neue „Herder" ist ein durch und durch neues und eigenartiges Werk. Die Mitte haltend zwischen den großen, 17 bis 20 bändigen und den kleineren 2 und 3 bändigen Enzyklopädien, soll er nichts vermissen lassen, was diese bringen, soweit ein Anspruch darauf gerechtfertigt ist: es setzt dies also bei acht Bänden eine unbeschadet der Vollständigkeit des Ganzen innezuhaltende Knappheit des Stiles, der Fassung usw. voraus, die der Redaktion wie dem Verlage und den Mitarbeitern manchen Akt der Selbstüberwindung kosten mag. Dann will der neue „Herder" aber auch nachholen, was anderwärts namentlich in Bezug auf „Catholica" gefehlt wird. Und was es hier alles nachzuholen gibt, das haben wir an dieser Stelle bereits bei Besprechung des dritten Bandes und sonst hervorgehoben; das zeigt auch der vorliegende vierte. Auch in diesem Bande begegnen wir auf Schritt und Tritt dem Streben, noch mehr, noch Besseres zu bieten als in den vorausgegangenen Bänden. So möchten wir jenem Abonnenten von Herders Lexikon zustimmen, der uns vor kurzem begeistert sagte: „Ein Band ist immer schöner als der andere!"

Schon die stattliche Anzahl der Beilagen (48) imponiert: die meisterhafte Ausführung vieler, zum Teil farbiger Tafeln, insbesondere der Kunsttafeln (hebräische, indische, islamische, japanische, karolingische Kunst, Holbein d. j., Holzschneidekunst, Katakombenkapelle); der reiche Inhalt der Textbeilagen, auf denen in kurzen Worten oft mehr gesagt ist als in phrasenreichen Abhandlungen, die neuesten statistischen Angaben auf der Rückseite der Stadtpläne (Hamburg-Altona, Jerusalem mit den geographischen und geschichtlichen Karten, die vortrefflichen technischen Darstellungen usw. gereichen dem Bande zu einer wahren Zierde. Die Auswahl der Bilder sowohl wie der Beilagen verrät eine ebenso gediegene Sachkenntnis wie feinen Geschmack und sicheren Blick für die Bedürfnisse des modernen Lebens. Wer nun aber glauben würde, die knappe Fassung beeinträchtige die Lesbarkeit zumal größerer Artikel, etwa der kritisch-biographischen oder geschichtlichen, literatur- und kunsthistorischen, der philosophischen, volkswirtschaftlichen und theologischen, der wäre sehr im Irrtum. Im Gegenteil, gerade diese Artikel werden auch für den Unterrichteten eine angenehme Lektüre sein und dem, der sich Auskunft und Rat erholen will, eben durch die peinliche Vermeidung jedes Wortschwalles die besten Dienste leisten. Wir können hier selbstverständlich nur einige wenige Beispiele herausgreifen. Ganz vorzügliche Arbeiten sind u. a. die größeren biographischen Artikel: Häckel, Hegel, Heine, Herder, Hergenröther, Hettinger, Holbein, Humboldt, Hume, Hus, Hutten, Ibsen, Ignatius, Joh. Janssen, Kant, Karl der Große, Karl V., Ketteler, H. v. Kleist, Onno Klopp, Klopstock, Kolumbus rc.; aber auch der kleinste derartige Artikel gibt dem Leser, oftmals nur durch ein passend gewähltes Epitheton, einen kritischen Wink. Man schlage die Stichwörter Heinrich IV. und V., Index, Innocenz XI., Inquisition, Jesuiten, Jesus Christus, Johanna „Päpstin", Kirche (K. und Staat), Kirchenlied, Kirchenstaat (mit Karte), Kirchhof u. dergl. auf; dort findet jedermann eine in so ruhig sachlicher Form gegebene Aufklärung, wie sie gerade in unseren Tagen des wieder aufgelebten konfessionellen Haders vonnöten ist. Diese vornehme Objektivität zeigt sich nicht nur in der Aufnahme von Persönlichkeiten, sondern auch ferner in der Heranziehung der akatholischen Literatur: Herders Lexikon kennt nicht die anderorts so vielfach beliebte Art des „Totschweigens"! Wie leicht fällt, um ein anderes heute so wichtiges Gebiet zu erwähnen, dem Benützer unseres Lexikons die Orientierung in schwierigen volkswirtschaftlichen Fragen! In den vorliegenden Band fallen u. a. die großen Gebiete des Handels, des Handwerks (und der Innungen), der Industrie, des kaufmännischen Lebens, der Invalidenversicherung, des Kartellwesens, des Kinderschutzes usw.; der Handelsgeschichte, der Invalidenversicherung, dem Kartellwesen und dem Kinderschutz sind eigene Textbeilagen gewidmet. Wie kurz und präzis ist die Fassung der kürzeren einschlägigen Artikel z. B. Haftpflicht, Hausierhandel, Hausindustrie, Heimat, Höferecht, Hypothek, Inhaberpapiere, Interessengemeinschaft, Kathedersozialismus, Kauf, Kolportage rc.! Und dann das große Feld der Technik und der Naturwissenschaften! Diese Fülle von vorzüglichen Abbildungen, sei es im durchweg gut und sachlich gearbeiteten Texte selbst, sei es auf den Beilagen (Hammer, Handfeuerwaffen, Heizung, Hobel, Holz, Hygiene, Kabel, Kälteerzeugungsmaschinen, Kanalisation, Kohlen und den prächtigen Farbentafeln Herz, Kaffee, Kakao, Kolibris) wirkt geradezu überraschend. Daß hier wie überall das Neueste berücksichtigt wurde, bedarf jetzt wohl keiner besonderen Erwähnung mehr; immerhin sei der Kuriosität halber darauf hingewiesen, daß auf der Tafel „Heizung" sogar schon die Kryptolheizung vermerkt worden ist. Und weitere derartige Stichproben auf die „Aktualität" des Herderschen Lexikons werden nicht minder befriedigen! Man prüfe darauf nur einmal die statistischen Daten auf der Rückseite der geographischen Karten (Hamburg, Hinterindien, Italien, Japan, Kapkolonien, Kleinasien) oder die dankenswerten Textbeilagen Heerwesen, Hygiene, Kanalisation, Kartellwesen, Kinderschutz, Kolonialgeschichte. Gerade heutzutage, wo sich sozusagen die Ereignisse überstürzen, kann dieses Streben des Herderschen Lexikons, neben dem bewährten Alten auch stets, soweit nur eben möglich, das Neueste zu bringen, nicht dankbar genug anerkannt werden. Ereignisse des russisch-japanischen Krieges sind am gegebenen Ort ebenso verzeichnet, wie z. B. der Stand des Weltkabelnetzes Ende 1904, die neue Afrikareise Robert Kochs (1904/05), die Mitgliederzahl der deutschen Kolonialgesellschaft (1905), die Beseitigung der (milit.) Doppelkolonne (27. Jan. 1905) u. a. Unter den geographischen Artikeln der Länder und Städte, die auch nach der geschichtlichen Seite sorgfältig ergänzt worden sind, verdienen unseres Erachtens zwei eine besondere Erwähnung, nämlich die Artikel Jerusalem und Kairo. Beide dürften in ihrer Vollständigkeit kaum zu über-

* Vierter Band (61.—80. Heft: H bis Kombattanten). VIII S. und 1792 Spalten Text mit rund 150 Bildern, dazu 48 zum Teil farbigen Beilagen: 11 Karten, 23 Tafeln und 14 Textbeilagen mit zus. 370 Bildern. Freiburg 1905, Herder. Geb. in Original-Halbfranzband Mk. 12.50.

treffen sein. Vor allem lehrreiche Beigaben sind außer den zahlreichen kulturgeschichtlichen Textbildern die Tafeln Klimakarten, die zum Teil farbig ausgeführten Tafeln Heraldik; die letzteren sind namentlich nach der kirchlichen Seite hin bemerkenswert, indem sie für die gerade hier in unseren Tagen mehr und mehr um sich greifende Vernachlässigung der heraldischen Regeln eine gründliche Remedur an die Hand geben; schließlich nicht zu vergessen die Beilagen Kirche und Kirchengeschichte, beide mit praktisch angelegten Übersichten über die gesamte hierarchische Gliederung der katholischen Kirche und deren Geschichte bis in unsere Tage.

Unsere kurze Wanderung durch das so vielseitige Gebiet des IV. Bandes ist beendigt. Wir haben vor unseren Augen ein bedeutsames Stück deutscher katholischer Kulturarbeit vorüberziehen lassen, die Freund wie Feind Achtung abzwingt. Mögen die Katholiken deutscher Zunge im Reich, wie in Österreich und in der Schweiz mitarbeiten an der Errichtung dieses Denkmals katholischen Fleißes, katholischer Gründlichkeit und wahrer Wissenschaft, dadurch, daß sie in immer größerer Zahl das Werk ihrer Hausbibliothek einverleiben. Das ist kein „totes Kapital" wie so manches auf den Markt gebrachte „Pracht"werk, die Zinsen lassen sich Tag für Tag einheimsen zum eigenen Nutzen, zum Frommen der katholischen Familie wie der Kirche und des Vaterlandes, denn diesen allen dient in hervorragendem Maße das Herdersche Konversations-Lexikon.

Und nun sei uns ein Wort an die katholische Tagespresse gestattet! So oft bietet sich Gelegenheit, über irgend eine strittige Frage, über eine bedeutende Persönlichkeit, deren Gedächtnistag begangen wird, über einen vielgenannten Schriftsteller u. dgl. ein Wort der Aufklärung zu sagen. Da wäre es eine ganz leichte und doch sehr wirksame Empfehlung, unseren „Herder" herbeizuziehen, so wie wir tagtäglich in der akatholischen Presse leider auch da und dort noch in der katholischen!) andere, nicht unseren Standpunkt vertretende, Nachschlagwerke auf dem Wege des Zitats empfehlend vorgeführt finden. An Zuverlässigkeit und Vielseitigkeit steht unser „Herder" keinem anderen Nachschlaggwerke nach; man vergleiche nur, und der Vergleich wird nie zu seinen Ungunsten ausfallen.



Zur Wiederkehr des 100. Geburtstages von Ernst von Lasaulx

(geb. 16. März 1805; † 9. Mai 1861).

Von

Professor Dr. Stölzle, Würzburg.

Gelegentlich einer Besprechung meines Buches über Ernst von Lasaulx (Münster, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung 1904) schrieben die „Stimmen aus Maria Laach" (1904 Heft 10 p. 579):

„Lasaulx gehört zu den seltenen Menschen, deren Anschauungen niemand völlig teilt, die aber jedermann in Ehren hält. Das Sympathische, was im Leben seiner Person eigen war, begleitet heute noch sein Andenken und seine Schriften. Als Gelehrter und Redner, als Politiker und als unabhängiger Charakter in unbezweifeltem Ansehen, hat er sich, ein gefeierter Hochschullehrer, einem protestantischen Kollegen wie Thiersch gegenüber, offen zur ganzen Lehre des Catechismus Romanus bekannt, hat zeitlebens begeistert für die Freiheit der Kirche gestritten, das christliche Sittengesetz im eigenen Leben heilig gehalten, die eigenen Schriften dem Urteil des kirchlichen Lehramtes untergeordnet, die Sakramente der Kirche mit Ehrfurcht empfangen. Ein solcher Mensch bleibt eine Zierde der Kirche, auch bei noch so vielen schiefen Ideen und genialen Irrungen."

Am 16. März dieses Jahres werden es 100 Jahre, daß Lasaulx zu Koblenz ins Dasein trat. Die Bedeutung des Mannes rechtfertigt es, ihm eine pietätvolle Erinnerung zu weihen. Wir tun es durch einen kurzen Blick auf sein Leben und durch Aushebung einiger leuchtender Gedanken des Mannes.

Lasaulx starb am 9. Mai 1861 als Professor der klassischen Philologie und Ästhetik in München. Das Leben eines Hochschullehrers verläuft gewöhnlich still. Seinen Inhalt bilden Vorlesungen, literarische Arbeiten, einige akademische Würden, da und dort noch „kollegiale" Intriguen. Nicht so bei Lasaulx. Das war ein wahrhaft dramatisch bewegtes Dasein voll Ringen und Streben, voll Suchen und Irren, voll Kampf und Sieg, voll Demütigung und Anerkennung, voll Hoffnung und Enttäuschung, aber auch reich an Arbeit und Erfolg. Einer frohen Jugend folgten die akademischen Jahre an den Universitäten Bonn und München, wo Lasaulx besonders Görres', Baaders und Schellings Einfluß erfuhr. Durch diese Männer begeistert fürs Christentum, faßte er den Entschluß, die Geburtsstätte des Christentums, Palästina, aufzusuchen. In vierjähriger Wanderung durchzog er Österreich, Italien, Griechenland, Palästina (1830—34), und legte seine Erfahrungen und Eindrücke und Stimmungen in wahrhaft klassisch schönen Briefen nieder. Wieder nach der Heimat zurückgekehrt, wurde er 1835 Professor der klassischen Philologie in Würzburg, wo er bis 1844 eine sehr erfolgreiche Wirksamkeit entfaltete. 1844 berief ihn König Ludwig I. nach München. Hier war er bald der gefeiertste Lehrer der Hochschule, der durch seinen schwungvollen Vortrag und seine Begeisterung und Überzeugungstreue Studenten aller Richtungen zu fesseln wußte. Diese erfreuliche Tätigkeit erfuhr eine jähe Unterbrechung durch die Lola-Wirren. Lasaulx stellte im Senat den Antrag, dem abgehenden Minister Abel eine Dankaufwartung zu machen für die ehrenhafte, jeden männlichen Charakter mit erhebende Haltung und für alles, was er bis zu seinem Austritt aus dem Staatsdienst zur Aufrechterhaltung der königlichen Würde getan habe. Seinen Antrag wünschte Lasaulx ins Sitzungsprotokoll aufgenommen, „unbekümmert um alle Rücksichten diplomatischer Klugheit, die er da, wo es sich um sittliche Güter handle, verachte". Dieser Antrag, dem König hinterbracht, hatte die Pensionierung Lasaulx' zur Folge am 28. Februar 1847. Das Volk gab dem also Gemaßregelten Genugtuung, indem es Lasaulx als Abgeordneten für Abensberg in Niederbayern in die Frankfurter Nationalversammlung wählte. Lasaulx gehörte diesem illustren Parlamente vom 18. Mai 1848 bis zum 7. Mai 1849 an und zog bald durch seinen Mut und seine Beredsamkeit die Aufmerksamkeit auf sich.

Am 18. März 1849 wurde Lasaulx, der durch die Pensionierung in drückende Verhältnisse geraten war, von König Max II. wieder dem Katheder zurückgegeben, auf dem er dann zur Freude der akademischen Jugend bis zu seinem Lebensende wirkte. Daneben gehörte er als Abgeordneter von 1849 bis 1861 dem bayerischen Landtag als ein hochgeachtetes Mitglied an, wie er auch Mitglied der bayerischen Akademie war. Trotz einer eifrigen Lehrtätigkeit, die 12 verschiedene Vorlesungen umspannte, trotz einer gewissenhaft betätigten Teilnahme an den parlamentarischen Arbeiten fand Lasaulx noch Zeit, eine bedeutsame literarische Wirksamkeit zu entfalten, von der 25 teils größere, teils kleinere Schriften Zeugnis geben. Es war ein Leben reich an Arbeit. Und wenn wir das Fazit dieses Lebens ziehen, können wir sein Wirken als ein segensreiches bezeichnen.

Segensreich hat er gewirkt als akademischer Lehrer, weil er der Jugend hohe Ideale vorhielt; segensreich hat er gewirkt durch seine Schriften, in denen er sich nicht ins Kleinliche verlor, sondern den weltbewegenden Faktoren der Geschichte, besonders der Religion, nachging. Er sah im klassischen Altertum eine Vorbereitung aufs Christentum. Segensreich hat er gewirkt als Mann des öffentlichen Lebens durch das, was er war, und durch das, was er tat, und durch das, was er sprach. Er war ein Charakter, selbstlos, edel und tief religiös; seine Handlungen waren voll Mut und Unerschrockenheit, seine Rede trat ein für Freiheit im politischen, religiösen, kirchlichen und wissenschaftlichen Leben. Sein Leben war die Verwirklichung seines Mottos: „Geh aufrecht durch das Leben, tue recht und scheue niemand."

Diesen Geist atmen auch seine Aussprüche, wie er sie in Briefen und Reden und Schriften niedergelegt hat. Eine kleine Blumenlese von Gedanken Lasaulx', die auch heute noch eines aktuellen Interesses nicht entbehren dürfte, mag den Schluß unseres Erinnerungsblattes bilden.

In der Schrift „Kritische Bemerkungen über die Kölner Sache" schrieb er die schönen Worte über die Bedeutung der Religion:

„Jedem Menschen ist seine Religion das Höchste, sie ist die innere Kraft seines Bewußtseins und seiner ganzen Handlungsweise — alles, was er tut, soll er in Kraft seines religiösen Bewußtseins vollbringen. Weil nun aber seine Religion jedem das Höchste und Wahrste ist, darum kann es ihm nicht gestattet sein, neben diesem höchsten Regulativ seiner Handlungsweise und unabhängig davon noch ein anderes Prinzip zu befolgen, und diesem ein noch höheres Recht einzuräumen als dem Höchsten, was ja eben dann nicht mehr das Höchste für ihn sein könnte."

Dem Frankfurter Parlament rief er zu:

„Ihre Kirchenangelegenheiten zu ordnen, werden wir hoffentlich den verschiedenen Religionsparteien überlassen, und uns keinerlei Eingriffe erlauben in ein Gebiet, welches sich nicht beherrschen läßt. Eine allgemeine Schulordnung für ganz Deutschland zu beraten mag, wenn es jemals dessen bedürfen sollte, der künftigen Reichs-

gesetzgebung überlassen bleiben. Ich glaube aber, auch diese wird Besseres zu tun haben, und das Schulwesen der Partikulargesetzgebung überlassen. Das Schulwesen hängt aufs innigste zusammen mit dem individuellen Geiste der Stämme und mit der relativen Bildungsstufe derselben. Die Partikulargesetzgebung wird jedenfalls die praktischen Bedürfnisse besser zu erkennen und zu befriedigen vermögen, als dies je von Reichs wegen geschehen könnte."

Und in einer berühmt gewordenen Rede über die Freiheit der Kirche sagte er fast prophetisch:

„Wenn jener alles zersetzende Skeptizismus in weiteren Kreisen um sich frißt, wenn er den Kern unseres Volkslebens, den Bauern- und den Bürgerstand, auf dessen Gesundheit überall das Wohl der Staaten beruht, ergreift und wenn hier im Drange der Not Gottlosigkeit und Armut sich verbinden, dann heben sie das Leben aus den Wurzeln und stürzen es um. Denn ein Volk ohne positive Religion ist niemals gewesen und wird nie sein; wo immer in dem ganzen Verlauf der europäischen Kulturgeschichte wir ein gesundes politisches Volksleben finden, da war die Religion die innere Lebensflamme desselben. Wenn wir daher eine politische Wiedergeburt unseres einst großen und starken, vielleicht noch einmal aus langem Schlafe wieder erwachenden Vaterlandes hoffen durch die Kraft der Freiheit, dann muß und wird diese politische Wiedergeburt unseres Vaterlandes nur gegründet sein können auf eine religiöse Wiedergeburt desselben in Kraft derselben Freiheit des Geistes. Wer die eine erwartet ohne die andere, der kennt die Natur der Völker nicht, und wer hier im Staate die Freiheit will und sie dort in der Kirche nicht will, der verrät einen kläglichen Mangel entweder an Verstand oder an Herz, oder an beiden. Wer daher, ich wiederhole es, die Freiheit will auf dem Gebiete des Staates und sie nicht will auf dem Gebiete der Kirche, der, meine Herren, begeht einen Verrat an der Freiheit."

Im bayerischen Landtage bekundete er eine ernste Auffassung der Pflichten des Abgeordneten:

„Wenn ich mich im politischen Leben durch meine natürliche Neigung bestimmen ließe, so würde ich die Wahl zur Ständeversammlung gar nicht angenommen haben und jedenfalls im Unmute längst aus dieser Versammlung ausgetreten sein. Ich glaube aber, daß dieses Amt, wie man dazu berufen ist, nicht bloß ein Ehrenrecht, sondern auch eine Ehrenpflicht sei, die man erfüllen müsse, auch wenn es einem schwer wird, wenn unangenehme Empfindungen, ja selbst wenn Nachteile damit verbunden sind."

Für die Lernfreiheit an der Universität tritt Lasaulx entschieden ein. Er sagte:

„Das ganze Universitätsstudium wie alle höhere Erkenntnis beruht auf der Freiheit des Geistes. Einmal im Leben muß der Mensch frei werden und auf eigenen Füßen stehen lernen und die natürlichste Zeit hierfür ist jene Periode des jugendlichen Lebens, in welche durchschnittlich unser Universitätsleben fällt. Wer hier nicht selbständig und aufrecht durch das Leben gehen lernt, der lernt es in seinem Leben nicht. Um aber selbst gehen und um frei sein zu lernen, muß dem (jungen Manne) die Möglichkeit freier Selbstbestimmung gegeben werden."

Obwohl ein gewissenhafter Abgeordneter, war er doch nicht blind gegen die Mängel des Parlamentarismus. Er schrieb darüber an seinen Freund Stülz, Abt von St. Florian:

„Die innere Lügenhaftigkeit des Repräsentativsystems erlebe ich hier (München) täglich; es wird auch ganz gewiß an der Absurdität seiner Konsequenzen krepieren. Aber was dann? Ich meinerseits gäbe den ganzen Plunder für einen Tyrannen; aber wo ist einer?"

Über die Demokratie urteilt Lasaulx scharf und treffend:

„Die Demokratie ist zwar ein notwendiges Element und Ferment der politischen Freiheit, die ohne sie nicht existiert; wo immer aber die Demokratie zur Herrschaft gelangt ist, hat sie nie etwas Anderes hervorgebracht als Spektakel, Verwirrung der politischen Verhältnisse und den Untergang des Staates."

Lasaulx ist, obwohl konservativ durch und durch, doch für Fortschritt. Das lehrte ihn die Geschichte:

„Es gibt keine politischen Restaurationen; rückwärts führen keine Wege, die Tore sind verschlossen, die Brücken abgebrochen, die Schiffe verbrannt, vorwärts, und wenn es zum Tode ginge! so lautet die Losung der Geschichte."

Lasaulx war eine aktive Natur und nicht für beschauliches Abwarten. Daher sein Ausspruch:

„Hole der Teufel die Politik, wenn sie nichts Anderes kann, als die Dinge gehen lassen, wie es der Natur gefällt, — die freilich zuletzt alles wieder ausgleicht Dei providentia et hominum stultitia."

Seine Gewissenhaftigkeit zeigt sich ganz besonders in der Achtung vor fremdem geistigem Eigentum. Als er einem Doktoranden Plagiat nachgewiesen, erklärt er:

„Ich kann für die Erteilung des Doktorates an einen Menschen, der die Fakultät so gröblich beleidigt hat, nicht mehr stimmen."

Auch heute noch sind die Worte aktuell, die er über das Einigende der christlichen Konfessionen sprach:

„Alle aufrichtigen Christen aller christlichen Konfessionen würden heute wohl daran tun, die Momente der Eintracht, die sie verbindet, in den Vordergrund treten zu lassen, nicht aber jene Zwietracht; sie würden wohl daran tun, statt sich selbst gegenseitig zu schwächen, sich lieber gegen den gemeinsamen Feind zu verbinden, gegen die antichristliche, ja antireligiöse Partei überhaupt."

Schön und treffend ist sein Ausspruch über das Christentum:

„Es ist eine göttliche Einfachheit des Christentums, von dem gegenwärtigen Leben wenig zu hoffen, von dem zukünftigen viel zu verlangen."

So harmonieren bei Lasaulx Leben und Lehre. An ihm bewahrheiten sich im vollen Sinne Goethes Worte im „Tasso":

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder."



Unbefugter Nachdruck.

Von

Dr. Hermann Cardauns.

Auf wiederholten Wunsch der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" berichte ich nachstehend über einen eigenartigen Nachdrucksprozeß, der nach langer Dauer mit meiner Verurteilung zu einer Bagatellstrafe geendet hat. Trotz des geringfügigen Streitobjektes hat sich die Tages- wie die Fachpresse sehr lebhaft mit diesem Falle beschäftigt,*) in der richtigen Erkenntnis, daß hier sehr wichtige Interessen der Tagespresse in empfindlicher Weise berührt werden, um so mehr, als das dabei erflossene Erkenntnis des Reichsgerichts für die Judikatur auf diesem Gebiete zielweisend ist. In äußerst instruktiver Weise zeigt dieser Fall, welche Konsequenzen aus dem Wortlaut des Urheberrechtsgesetzes vom 19. Juni 1901 abgeleitet werden können, und welcher Apparat auf Grund desselben behufs Erledigung einer Kleinigkeit in Bewegung gesetzt werden kann. Auf juristische Ausführungen werde ich mich wenig einlassen — wer sich für den formalistischen Teil der Frage näher unterrichten will, findet die in Betracht kommenden Erkenntnisse in Nr. 106 der „Köln. Volkszeitung" vom 6. Februar 1905 zusammengestellt —, hier soll in der Hauptsache nur an einem drastischen Beispiel gezeigt werden, was auf Grund der §§ 38 und 41 genannten Gesetzes möglich ist.

Zunächst in tunlichster Kürze den Tatbestand. Im Dezemberheft 1903 der „Preußischen Jahrbücher" veröffentlichte der Referendar Dr. Hertel einen auf statistischen Ermittelungen beruhenden Aufsatz über die Aussichten der jungen Juristen. Derselbe umfaßte sechs große Druckseiten zu 40—50 Zeilen. Der Verfasser bot, wie anderen Blättern so auch der „Köln. Volkszeitung" seinen Aufsatz zum Abdruck an — ob er dazu ohne Genehmigung der Redaktion oder des Verlags der „Preußischen Jahrbücher" überhaupt berechtigt war, mag hier unerörtert bleiben —, eventuell erklärte er sich bereit, selbst darüber einen „längeren Artikel" zu schreiben, beides gegen bestimmte Honorarsätze. Dieses Anerbieten wurde abgelehnt.

Einige Wochen später brachte die „Köln. Volksztg." (Nr. 1045 vom 14. Dezember 1903) eine (aus eigener Initiative eingesandte Notiz über Dr. Hertels statistische Studie aus der Feder eines hochgestellten preußischen Justizbeamten. Dieselbe füllte, einschließlich Einleitung und selbständiger Schlußbemerkung, wohlgezählte 30 Druckzeilen; auf Grund selbständiger Auswahl wurde darin ein Bruchteil der Hertelschen Ziffern mitgeteilt, die aus drei verschiedenen Stellen des Aufsatzes entnommen waren. Gegenüber Angriffen von gewisser Seite ist es nicht überflüssig zu bemerken, daß die Notiz honoriert wurde, und zwar zu einem erheblich höheren Zeilensatz, als Dr. Hertel ihn für seinen „längeren Artikel" verlangt hatte. Sofort verlangte Dr. Hertel ein Nachdruckshonorar von 10 Mk., und als diese Forderung abgelehnt wurde — der Einsender der Notiz hatte sie in einem Schreiben an die Redaktion als gänzlich unberechtigt bezeichnet — klagte er aus § 38 des Urheberrechtsgesetzes (unberechtigte Vervielfältigung eines Werkes oder eines Teiles desselben) gegen mich als für die betreffende Nummer verantwortlichen Redakteur. Bekanntlich werden Klagen aus dem Urheberrechtsgesetz als

*) Vgl. u. a.: „Der Zeitungsverlag" Nr. 2 vom 12. Januar 1905 — „Die Redaktion" Nr. 6 vom 5. Februar 1905.



Strafsachen behandelt, für seinen Entschädigungsanspruch wird der Kläger nur als Nebenkläger zugelassen.

Die am 3. Januar 1904 eingereichte Klage wurde bereits nach sechs Tagen von der Kölner Staatsanwaltschaft kurz abgewiesen, da in dem „kurzen Auszug“ „nicht die Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Mitteilung des Aufsatzes selbst oder auch nur eines Teiles des Aufsatzes erblickt werden könne“. Aber eine Beschwerde hatte Erfolg: Vermutlich auf Anordnung der Kölner Oberstaatsanwaltschaft wurde die Strafverfolgung eingeleitet, und am 19. April 1904 mußte die Kölner Strafkammer sich mit der Strafklage und dem Antrag des Nebenklägers auf Buße von 10 Mk. beschäftigen. Das Urteil lautete nach ganz kurzer Beratung auf Freisprechung. Meine Ausführungen, von einer „Vervielfältigung“ könne keine Rede sein, es handle sich lediglich um „Anführung einzelner Stellen in einer selbständigen literarischen Arbeit“, was nach § 19 zulässig sei ꝛc., wurden akzeptiert und beigefügt, der Artikel „stelle sich dar als eine Besprechung von der Art, wie sie geradezu zu den Aufgaben der Tagesblätter gehört und wie sie gleichermaßen den Bedürfnissen der Allgemeinheit wie den berechtigten Interessen der Schriftsteller entspricht“.

Nun ging die Kölner Staatsanwaltschaft an das Reichsgericht, und in der Sitzung vom 7. November 1904 verwies der Erste Strafsenat die Sache an die Vorinstanz zurück. „Ein besonderes Recht der Tagespresse“ wurde verneint und namentlich gerügt, daß die Strafkammer den Begriff der „selbständigen literarischen Arbeit“ verkannt habe. In letzterer Beziehung stellt das Reichsgerichtserkenntnis folgenden Grundsatz auf:

Eine selbständige Arbeit literarischer, d. h. schriftstellerischer Art, hat zur Voraussetzung, daß der Verfasser ein eigenes Werk, das auf eigener Geistestätigkeit beruht, schaffen will und schafft, daß er dabei die Teile des fremden Werkes nur wiedergibt, weil und insoweit sie der eigenen Besprechung dienen sollen, daß der Zweck und der Gegenstand der Arbeit nicht der ist, jenes fremde Werk selbst zur Kenntnis anderer zu bringen, zu vervielfältigen oder zu veröffentlichen, sondern der, eigene Gedanken auszusprechen, mögen sie sich auch gerade auf das fremde Werk beziehen, und insbesondere sich mit einer Besprechung oder einer Kritik des letzteren befassen.

Gemäß diesem Erkenntnis hatte die Kölner Strafkammer sich am 3. Januar 1905 zum zweiten Male mit der Frage zu beschäftigen und kam, wie zu erwarten war, auf Grund der vom Reichsgericht formulierten Begriffsbestimmung der „selbständigen literarischen Arbeit“ diesmal zu einem verurteilenden Erkenntnis. Sie verurteilte den Beklagten zu der exemplarischen Strafe von 10 Mk. — die Staatsanwaltschaft hatte seltsamerweise 50 Mk. beantragt, während bei der ersten Strafkammerverhandlung der Strafantrag nur auf 30 Mk. ging — wies aber den Antrag des Nebenklägers auf Buße von 10 Mk. zurück, „da es zurzeit an jeder Unterlage für Bemessung der Höhe des Schadens fehlt“. Vollständig übergangen ist im Urteil die Ausführung des Verteidigers (Justizrat Heilbronn in Köln): Von einer Bestrafung müsse schon deshalb Umgang genommen werden, weil der Beklagte weder von der Aufnahme des inkriminierten Artikels noch von der vorausgehenden Korrespondenz mit dem Kläger Kenntnis gehabt habe; mithin habe derselbe höchstens fahrlässig gehandelt, das Urheberrechtsgesetz aber stelle als Vorbedingung der Bestrafung die Vorsätzlichkeit der „Vervielfältigung“ fest. Ich verweise in dieser Hinsicht auf die bemerkenswerten Ausführungen in der „Köln. Volksztg.“ Nr. 106.

Das Urteil ist rechtskräftig. Herr Dr. Hertel hat durchgesetzt, daß der Beklagte ganze 10 Mk. an den Fiskus bezahlen muß, während sein Privatanspruch abgelehnt worden ist! Hierzu war erforderlich ein gerichtliches Verfahren, das genau ein Jahr umfaßte (Klage 3. Januar 1904, Urteil 3. Januar 1905); dabei waren tätig fünfmal die Kölner Staatsanwaltschaft (Ablehnung der Klage, Verfolgung der Klage, Revision, zweimalige Vertretung der Klage vor der Strafkammer), einmal der Reichsanwalt, einmal das Reichsgericht mit Präsident und sechs Räten, zweimal die Kölner Strafkammer mit je fünf Mitgliedern! Von den Schreibereien, die schließlich einen kleinen Berg von Akten bildeten, ganz zu schweigen. Soviel Lärm um einen Eierkuchen! Es ist ein wahrer Schulfall zur Demonstration, daß die Tätigkeit der Staatsanwaltschaften eingeschränkt werden muß. Daß hier etwas wie ein öffentliches Interesse vorlag, wird wohl kein Mensch behaupten, es handelte sich um ein Privatinteresse in verwegenstem Sinne des Wortes, und doch mußte die Klage des Dr. H., nachdem sie einmal angenommen war, durch die Organe und auf Kosten des Staates durchgeführt werden. Die Einrichtung, Delikte gegen das Urheberrechtsgesetz unterschiedslos als Strafsachen zu behandeln, kann eine unschätzbare Erfindung für Plusmacher, Querulanten und Kleinigkeitskrämer sein — nutzt es nichts, dann schadet es nichts, während man sich eine Zivilklage mit Risiko, persönlicher Arbeit oder Rechtsvertreter nebst Kostenvorschuß dreimal überlegen würde. Minima non curat praetor!

Einen erheblichen Erfolg allerdings hat der Nebenkläger erzielt. Er hat das Reichsgericht zu einer Begriffsbestimmung der „selbständigen literarischen Arbeit“ (§ 19) veranlaßt und dadurch ein neues Hindernis für die Bewegungsfreiheit der deutschen Presse geschaffen. Unmittelbar nach dem Urteil hat die „Köln. Zeitung“ (Nr. 16 vom 5. Januar 1905) meinem Prozeß einen Artikel an leitender Stelle gewidmet, der alle Fragen ausschied, die in irgend einer Weise mit konkreten Tatsachen zusammenhängen, und sich streng auf die grundsätzliche Seite beschränkte. Hier heißt es zu der oben zitierten Definition des Reichsgerichts:

„In der prinzipiellen Fassung des Satzes liegt die Gefahr für eine engherzige Beschränkung der Aufgaben der Tagespresse. Man bedenke, wie oft die Presse im Interesse der Allgemeinheit, eines Standes oder eines politischen Gedankens in die Lage kommt, die Meinung dieses oder jenes Schriftstellers oder einer großen Zeitschrift oder eines Buches mitzuteilen, und um der Genauigkeit willen ein Stück aus der Schrift abzudrucken. Auch die Besprechung wissenschaftlicher Forschungsarbeiten wird nahezu unmöglich gemacht, wenn es gesetzlich unter Kriminalstrafe gestellt ist, innerhalb einer kritischen Behandlung etwa das wichtigste Ergebnis der Arbeit wörtlich zu zitieren. Daß fast täglich der verantwortliche Redakteur bestraft werden könnte, wenn alle Fälle, wo er aus politischen Broschüren Auszüge gibt, geahndet würden, zeigt, wie gefährlich eine engherzige Auslegung des Gesetzes ist.

Um das zu vermeiden, sollte der Richter Besprechungen von wissenschaftlichen Arbeiten in der Tagespresse möglichst weitherzig als selbständige literarische Arbeiten auslegen, sonst läuft dieses wichtige Gebiet der öffentlichen Mitteilung Gefahr, gänzlich zu verkümmern, da das Gesetz keine andere spezifische Handhabe für die Tagespresse gibt. Denn man bedenke wohl: die Presse selbst wird am wenigsten durch ein kriminelles Verbot nach dieser Richtung hin getroffen, die Leidtragenden sind die Leser und — die Schriftsteller selbst. Trotz aller judikatorischen Abneigungen müssen die Redakteure der Tageszeitungen daran festhalten, daß die Wesenheit ihres Berufes darin liegt, die Interessen der Allgemeinheit zu vertreten und dazu gehört auch, die Allgemeinheit mit den Neuerscheinungen der wissenschaftlichen Welt bekannt zu machen. Diese Bekanntmachung kann aber nicht nachdrücklicher geschehen, als wenn man neben dem eigenen Urteil den Leser auch mit einer Stelle der Arbeit selbst bekannt macht. Den geringsten Dank aber werden dem Urteil die Schriftsteller selbst wissen. In ihrem Interesse liegt es, wenn ihr Werk und ihr Name durch Besprechungen, verbunden mit Zitaten, bekannt wird.

Die Schwierigkeit, in die das Gesetz den Richter bringt, ist — wenn man von dem Radikalmittel einer Gesetzesänderung absieht — nur dann zu beseitigen, wenn der Richter den Begriff der selbständigen literarischen Arbeit weitherzig auslegt unter Zuhilfenahme des Gesichtspunktes, daß auch ein geschickter Auszug aus einer Arbeit eine selbständige literarische Arbeit sein kann. Ferner müssen auch die Schriftsteller selbst dazu beitragen, die Unsicherheit möglichst dadurch zu beheben, daß sie ihren Werken aufdrucken, ob Besprechungen und Zitate erlaubt oder verboten sind, wenn sie nicht haben wollen, daß die Zeitungen aus Furcht vor dem Strafrichter ihre Arbeiten einfach übergehen. Das letzte, durchgreifendste und richtigste Heilmittel wäre allerdings, wenn in einer Novelle zum Urheberrecht besondere Bestimmungen über literarische Besprechungen von Schriftwerken in der Tagespresse festgelegt würden.“

In noch ungleich schärferer Weise hat sich der Herausgeber eben derjenigen Zeitschrift ausgesprochen, an deren Inhalt ich „unbefugten Nachdruck“ verübt haben sollte: Professor Hans Delbrück (Preuß. Jahrbücher Band 119 S. 318 ff.) Als Dr. Hertel auch gegen einen Berliner Journalisten Anzeige erstattete, wurde Professor Delbrück gerichtlich vernommen und sprach sich nachdrücklich dahin aus, daß ein strafbarer Nachdruck nicht vorliege. Die Berliner Staatsanwaltschaft scheint daraufhin die Anklage fallen gelassen zu haben. Nach dem zweiten Kölner Urteil schrieb Professor Delbrück:

„Die Gelehrtenwelt, die Schriftsteller, die Zeitschriften, die Presse, die Leserwelt und die allgemeine Bildung in Deutschland sind dadurch gleichmäßig geschädigt; den Autoren, die in strengerer und tiefer fundierter wissenschaftlicher Weise für Zeitschriften arbeiten, ist dadurch die wenigstens mittelbare Verbindung mit weiteren Volkskreisen abgeschnitten; der Tagespresse ist ein Teil ihres ernsthaftesten und besten Materials genommen; dem allgemeinen Bildungsbedürfnis ist der Zugang zu den Quellen der Wissenschaft verengt, die Wegweiser fortgenommen .... Wir stellen es hiermit als Grundsatz unserer Zeitschrift fest, daß es der Tagespresse erlaubt ist, natürlich nicht ganze Beiträge vollständig nachzudrucken, aber aus jedem einzelnen kürzere oder längere Auszüge auch mit wörtlicher Wiedergabe von einzelnen Absätzen, Tabellen

oder dergl. zu bringen. Bei den Manuskripten, die wir akzeptieren, soll die Zustimmung des Autors zu diesem Grundsatz stets als stillschweigende Voraussetzung gelten. Diese Feststellung werden wir, um jeden Zweifel auszuschließen, von Zeit zu Zeit erneuern. Auf jeden Fall hat einmal wieder das Wort über den Geist, der juristische Formalismus über das wahre naturgemäße Recht gesiegt. Ist es wirklich ganz unmöglich, daß die Rechtsprechung durch den Wortlaut hindurch sich des Geistes der Gesetzgebung zu bemächtigen sucht, damit nicht immer wieder Vernunft Unsinn, Wohltat Plage werde?"

Diese Beurteilung durch einen so nahe beteiligten Sachverständigen überhebt mich der Notwendigkeit, auf zwei Schmähartikel zu antworten, die in einer einzigen Nummer der Zeitschrift „Geistiges Eigentum" (Nr. 5, Februar 1905) meinem Falle gewidmet sind. Eine auf ganz falschen Voraussetzungen beruhende Polemik der „Feder" (Nr. 136 vom 15. Februar 1905) darf ich durch eine persönliche Erklärung (abgedruckt in Nr. 137) und ein an mich gerichtetes Schreiben der Redaktion als in der Hauptsache erledigt betrachten. Dagegen möchte ich an eine Bemerkung in einer früheren Nummer der „Feder" (135 vom 1. Februar 1905) anknüpfen, „die Nachdrucker" brauchten es sich ja nur zum Gesetz zu machen, „alles zu bezahlen, was vom Gesetz nicht direkt als nachdrucksfrei bezeichnet wird. Im Zweifelsfalle wird ein anständiger Verlag stets bezahlen." Die Regel klingt nicht übel; man mag sie für alle Fälle gelten lassen, wo wirklich ein „Nachdruck" vorliegt, d. h. die geistige Arbeit eines anderen oder umfangreiche, zusammenhängende Abschnitte derselben einfach übernommen werden. Das aber ist eben das Unglück, daß jetzt das Reichsgericht den Begriff des Nachdrucks in einer Weise erweitert hat, daß die Vermeidung der „feinen Schlinge" des so interpretierten § 41 („Vervielfältigung nur zu einem Teile") auch für den erfahrenen und loyalen Redakteur unmöglich wird. Jeden Augenblick kann er in die Zwangslage kommen, von dem Inhalte eines Buches, eines Aufsatzes usw. in einer Weise Notiz zu nehmen, die nach dem Revisionserkenntnis des Reichsgerichts und dem zweiten Kölner Strafkammerurteil strafbar ist. Hier werden Verletzungen des Urheberrechtsgesetzes konstruiert, an die bei dem Erlaß desselben kein Mensch gedacht haben dürfte; hierauf findet das scharfe Wort Labands (die Rechtspflege und das volkstümliche Rechtsbewußtsein in der „Deutschen Juristenzeitung") Anwendung: „Nicht geleugnet werden kann, daß in den gerichtlichen Urteilen nicht selten ein bewunderungswürdiger, aber übel angebrachter Scharfsinn aufgewandt wird, um einen Tatbestand unter ein Strafgesetz zu subsumieren;" hier ist eine breite Gasse geöffnet für literarische Spekulanten, welche die erklärliche Scheu der Redaktionen vor den Scherereien eines Strafprozesses benutzen, um absolut unberechtigte Beschwerden zu erheben und Honorarforderungen in einer Höhe zu stellen, deren Naivität fast erfrischend anmutet; erinnere ich mich recht, so wurde einmal für eine Anekdote ein Nachdruckshonorar verlangt, das für die Druckzeile die Kleinigkeit von 50 Pfg. ausmachte. Mit besonderem Eifer könnten sich manche jener ehrenwerten „Schriftsteller" die neue Judikatur zunutze machen, welche gewerbsmäßig die Redaktionen mit Plagiaten hereinlegen; es wäre nicht das erste Mal, daß ein Industrieritter Nachdrucksklage wegen eines Aufsatzes erhöbe, den er selbst — abgeschrieben hat.*)

Was nun? In Heft 2 der Annalen des Deutschen Reichs 1905 schlägt Dr. Hanauer eine Fassung des § 18 vor, die den Nachdruck von Zeitungsartikeln, welche mit dem Namen des Verfassers oder mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" versehen sind, verbietet, den Nachdruck sonstiger Artikel gestattet, vorbehaltlich der zivilrechtlichen Ansprüche des Verfassers auf Honorierung an die nachdruckenden Zeitungen. Es wäre immerhin ein Vorteil, wenn auf diesem Wege eine große Gruppe von Streitfällen der strafrechtlichen Verfolgung entzogen würde, schon im Interesse der Entlastung der Gerichte. Im übrigen sehe ich keinen Grund, mich hier zu diesem Vorschlag zu äußern, weil er die im Kölner Falle beliebte Begriffsbestimmung des Reichsgerichts nicht berührt. Daß die reichsgerichtliche Judikatur sich ändert, ist in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Der von Prof. Delbrück gemachte Vorschlag, die diskrete und loyale Benutzung von Schriftwerken von Redaktions- oder Verlagswegen ausdrücklich zu gestatten, ist sehr anzuerkennen, aber er wird schwerlich allgemeine Nachahmung finden und auch nicht regelmäßig entgegenstehende Ansprüche der Verfasser verhindern. Die an die Richter gerichtete Mahnung der „Köln. Ztg.", „Besprechungen von wissenschaftlichen Arbeiten in der Tagespresse möglichst weitherzig als selbständige literarische Arbeiten auszulegen", ist gut und wohl, aber wirkungslos, wenn, wie in Köln, die „weitherzige" Auslegung einer Strafkammer an einem reichsgerichtlichen Erkenntnis scheitert, und so wird wohl als „letztes, durchgreifendstes und richtigstes Heilmittel" nur übrig bleiben, „wenn in einer Novelle zum Urheberrecht besondere Bestimmungen über literarische Besprechungen von Schriftwerken in der Tagespresse festgelegt würden". Die deutschen Schriftstellerverbände haben allen Grund, sich mit dieser Frage zu beschäftigen.

*) Ein Prachtstück diesen Genres — sogar das Reichsgericht ist, allerdings erfolglos, vom Kläger angerufen worden — habe ich im vorigen Jahre in den „Historisch-polit. Blättern" (Band 133 S. 195) in einem Aufsatz „Vom literarischen Schwindel" mitgeteilt. Ebendort ist eine Reihe sonstiger selbsterlebter Plagiatfälle zusammengestellt. Diese Industrie, gegen welche auch die größte Vorsicht die Redaktionen nicht immer schützen kann, hat einen Umfang angenommen, von welchem das große Publikum keine Ahnung hat.



Moderne Protestanten.

Eine Studie nach dem Leben.

Von

Luise Fogt.

Wie der Sieg des Protestantismus, den Senior Dr. Behrmann den Kaiser wünschen läßt, wohl aussehen würde?

Die Schreiberin wohnte vor einigen Jahren längere Zeit in München in einer feinen Pension, wo sie die einzige Katholikin war.

Die Hausgenossenschaft bestand fast aus lauter Doktoren der Nationalökonomie, der Medizin, der Philologie ꝛc. und einigen emanzipierten Damen. Diese Gesellschaft bot natürlich um so mehr Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen, als man meist des Abends plaudernd beisammen blieb.

Mehrere Redakteure einer hochliberalen Zeitung, Norddeutsche, ein norddeutscher Kammerherr, zu jener Zeit Meister vom Stuhl einer Freimaurerloge, ein adeliger reicher Frankfurter, der hierher übergesiedelt war ꝛc., alle diese und die Damen erst recht, von denen eine vom Katholizismus abgefallen war, pochten stolz darauf, Protestanten zu sein.

Wie ungeniert diese Gesellschaft ihre Meinungen aussprach, auch über hohe — wohlgemerkt — nichtkatholische Persönlichkeiten! Nicht selten rief die Dame vom Hause warnend aus: „Wenn nun eins der Stubenmädchen denunziationslustig wäre, ihr bekämet alle einen Prozeß!"

Die Schreiberin sprach bei einer solchen Gelegenheit zu einem der älteren Herren — mit den rabiaten jüngeren konnte man nicht anbinden —: „In einem katholischen Kreise wären solche Äußerungen unerhört." — „Wie so?" fragte der Doktor. — „Weil die Katholiken sich an das Wort unseres Herrn: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und an das Wort des Apostels: Es ist Pflicht, untertan zu sein — um des Gewissens willen halten müssen".

Betroffen schwieg er.

Gewiß darf man nicht generalisieren, aber die Loyalität dieser „hochgebildeten" Protestanten wurde höchstens von ihren religiösen Kenntnissen und Bedürfnissen übertroffen.

Der Frankfurter räsonierte oft, daß er hier Kirchensteuer zahlen müsse; er brauche doch das ganze Jahr keine Kirche.

Der Doktor der Nationalökonomie radelte am Karfreitag früh in ein nahes Dorf, und da die Kellnerin ihm die verlangte Wurst nicht gab mit der Bemerkung, der Herr Pfarrer leide es nicht, so erzählte er uns das bei Tisch mit der Bemerkung: „Hätte nie gedacht, daß ich je mit einem solchen Pfaffen in Konflikt käme; wenn ich wieder hinausradle, nehme ich selbst eine Wurst mit."

Die Schreiberin lachte und erklärte dem Doktor, schon morgen bekäme er draußen wieder eine Wurst, das sei ja nur des Karfreitags wegen geschehen.

Aber der Höhepunkt des Staunens über die Unwissenheit dieser „hochgebildeten" Leute war am Karfreitag schon überwunden, der Gründonnerstag hatte ihn gebracht.

Es war an diesem Tage zu Mittag von einem Herrn die Frage aufgeworfen worden, was denn eigentlich an diesem Tage gefeiert werde. Keiner der anwesenden Protestanten wußte es. Ein Maler warf mit seinem Farbensinn die Hypothese auf, da es „Grün"-Donnerstag heiße, so müsse es wohl der Einzug Jesu im Tempel sein, den man feiere. Schließlich bat man die einzige anwesende Katholikin um Aufschluß.

Wehe über den „Sieg" dieses „Protestantismus", wenn er eintreten sollte! Möchten alle gläubigen Protestanten doch endlich einsehen, wo ihre wahren Gegner zu suchen sind!

Zu früh!

Primel, du bist zu früh daran!
Wärst du doch schlafen geblieben!
Nächtlicher Frost und eisiger Wind
Schaden den keimenden Trieben:
Dem frühen Erstehen
Folgt rasches Vergehen.

„Wollte ich warten, bis allerorts
Blumen und Blüten erstehen,
Würden die Menschen wohl alle an mir
Achtlos vorübergehen:
D'rum gönn' mir die Freude,
Die niemand zu leide!"

Also die Primel. Sie neigte den Kelch
Lächelnd der Sonne entgegen.
Doch über Nacht war dem sengenden Reif
Primula veris erlegen:
Der Menschen Gefallen
Mußt' teuer sie zahlen.

Jugend, auch du bist zu früh daran!
Willst, kaum gereift, schon genießzen.
Daß du so bald deine Reize enthüllst,
Mußt du gar bitter oft büßzen:
Dem frühen Erglühen
Folgt rasches Verblühen.

Aufkirchen. L. J. Biesendorfer.



So ist's Mode!

Von

Friedrich Koch-Breuberg, München.

I.

Schon wenn die Arbeitslosen Schnee schaufeln, was ihnen in München übrigens nicht zuträglich erscheint, sehne ich mich nach einer Frühjahrsreise. Es ist ebenso zur Mode geworden, daß man zwischen Februar und Mai einen Ausflug südwärts mache, wie es zur Mode wurde, für sogenannte Arbeitslose zu schwärmen, zu sammeln und für die Armen zu tanzen.

Draußen am Lande gäbe es genügend Arbeit, denn dort herrscht Leutenot, aber das von liberaler Kultur angehauchte Volk ist großstadtlüstern geworden. Die Knechte der Bauern ergaben sich eben der Mode, in den Städten Ausgeherposten zu suchen, weil das Ausgehen noch immer angenehmer als das ehrliche Ackern sein soll.

Wenn dann ein gütiges Tauwetter dem Magistrat den Schnee von den Dächern wegschmilzt, dann huldige ich der Mode der oberen Zehntausende, lasse den Koffer schnüren und fahre irgendwohin.

So kam ich im vorigen Jahre mit der österreichischen Südbahn, die ich besonders ins Herz geschlossen habe, nach der urdeutschen Stadt Graz.

Noch immer hat es mich erfreut, die Stätten besuchen zu dürfen, an denen gelehrte Professoren der akademischen Jugend Anstand, gute Manieren und monarchisches Gefühl beibringen. Auch bin ich ein besonderer Freund akademischer Freiheit und halte es für angezeigt, wenn Herren Studenten einem Feldmarschalleutnant ihre Abneigung bekunden. Überhaupt beneide ich Österreich um solchen Nachwuchs an Reserveoffizieren und Bureaukraten.

Doch ich befand mich damals in Graz und nicht in Innsbruck und, nachdem ich die Südbahn überstanden hatte, fühlte ich mich im Hotel Birne wirklich wohl.

Das sehr zu empfehlende Hotel liegt dem schönen Garten des Palais Meran gegenüber. Unwillkürlich erinnert man sich fürstlicher Mesalliancen, die ja jetzt zur Mode gehören.

Erzherzog Johann — von den Tirolern Herzog Hannes genannt — mag ja recht deutsch gefühlt haben, was zu einer Zeit, in der die Schwaben da draußen als halbuntertänig angesehen wurden, für den Österreicher nicht allzuschwierig war, doch ist mir sein mit Absicht gerühmtes Andenken nicht gerade sympathisch, lediglich weil ich ein Bayer bin.

Mit seiner Anna Plochel von Aussee hat er recht glücklich gelebt, aber auch das interessierte mich beim Anblicke des weißen Baues nicht, sondern. ich gedachte der Schicksalstücke, die den jüngsten Bruder des dem Erzherzog so verhaßten Korsen nach Graz ins Exil geführt hatte.

Ja — Napoleon hatte die Mode erfunden, Könige nach Belieben vom Thron zu stoßen, und der eigene Bruder wurde verjagt, weil er so phantastisch war, seine Holländer beglücken zu wollen.

Die Grazer nahmen den Exkönig mit offenen Armen auf und sie ehrten ihn so, daß sie ihm, als er 1815 ihre Stadt verließ, die Pferde ausspannten. Dergleichen ist in Graz nicht mehr Mode, aber Studenten durften einen fremden Prinzen, dem Österreich auch das Gastrecht bot, auspfeifen.

Novellenschreibende Könige, wie Louis Bonaparte, kommen gänzlich aus der Mode, obwohl ich erst neulich in einem der gelesensten Blätter Europas einen fürstlichen Aufsatz über das Sichwaschen oder Gewaschenwerden las.

Unverständlich für unsere Zeit dürfte es auch erscheinen, daß Louis Graz verließ, um während der hundert Tage dem bedrängten Bruder, der ihn in die Acht wortwörtlich erklärt hatte, seine Dienste anzubieten. Wenn doch dergleichen wieder Mode werden wollte!

Als ich mich erkundigte, wo der Ehrenmann einst gewohnt hatte, wußte es niemand. Endlich gab mir ein „inferiorer" Geistlicher genaue Auskunft.

Dem dritten Sohne des Grazer Lieblings war es vergönnt, 22 Jahre Europa in Aufregung zu erhalten. Wäre nur Napoleon III. nach Graz ins Exil gegangen!

Österreich stand ja bis zum Sedanstage 1870 mit Gewehr bei Fuß da und Erzherzog Albrecht soll schon vorher die schützendsten Gefühle für das benachbarte Bayern gehegt haben?

Vielleicht besäße Graz statt des Bismarckplatzes einen Napoleonsplatz? Unser großer Kanzler, der lediglich uns Deutschen gehört, hatte doch sehr häufig Gelegenheit, verächtlich vor sich hinzulachen.

Da ich jedoch nicht allzulange in Graz bleiben wollte, fuhr ich mit der Südbahn — Gott verzeihe mir die Sünde — in ein Modebad.

Nun sah ich während der Fahrt den Karst, dessen Steingewirre Millionen verzehrt, und dachte, es müßte für tornisterbepackte Mannschaften nicht eben angenehm sein, in solchem Gelände bei Sonnenhitze herumzumarschieren. Neben mir las ein Mitreisender das schöne Buch: „Aus einer kleinen Garnison" und er rieb sich vergnügt die Hände. Fraglich blieb nur, was ihn so sehr erfreute.

Der neidgeborenen Mode, über die Sedans-Armee herzufallen, frönen jetzt so viele Menschen, und milde — wie ich nun veranlagt bin — erteile ich ein absolvo te. Es gibt eben Leute, die alles für wahr halten, was gedruckt wird, und sogar solche, die es erfreut, daß sie es lesen können.

Und ich blickte durch das Fenster des Waggons und erblickte tief drunten einen vom Silberlichte des Mondes bestrahlten Wasserstreifen und daneben gelbleuchtende Lichter in länglicher Reihe. Das war die vielgepriesene Adria und es waren die Laternen von Fiume, der Hafenstadt Franz Kossuths.

Der Staatssäckel des Hunnenreiches — gespickt durch den Ausgleich mit den deutschen Kronländern — hat Fiume sehr schön herausgeputzt. Ungemein gefiel mir die rege Hafenstadt — — ungarisch aber ist sie kaum.

Was nun mich betrifft, so bin ich von einem Privathäßle auf das obstruktive Königreich erfüllt.

Als ich noch als Neuling in Österreich lebte, klagte mir einst eine 60 jährige Stubenmaid meiner Verwandten, sie erfahre absolut nichts über eine Erbschaftsangelegenheit. Weil ich in Deutschland schon oft recht artige Antworten aus Ministerien erhalten hatte, ließ ich mich vom Mitleid hinreißen und schrieb einen ehrerbietigisten Brief an den Justizminister Attilas.

So nach anderhalb Jahren — ich hatte die Sache längst vergessen — betrat ein Magistratsdiener mein Zimmer. In seiner Rechten hielt er ein Geschreibsel, das die Behörde der deutsch-österreichischen Kommune nicht zu entziffern vermochte.

Einer der Beamten habe aber in allzugroßer Sprachenkenntnis erraten, daß ins Ungarische übersetzt mein Name enthalten sei. Zugleich wurde eine Strafe von 2 fl. erhoben, weil ich mich brieflich an die Exzellenz gewendet hatte. Das Geld gab ich und als ich mich wieder allein in meinem Zimmer befand, lachte ich über die obstruktive Exzellenz, deren Namen ich nun nach Götz von Berlichingen ins Deutsche übertrug.

Bei schönstem Wetter war ich in Fiume angelangt, am anderen Morgen sollte ich das Heulen einer gesunden Bora kennen lernen. Trotzdem fuhr ich zu Schiff nach Abbazia.

Weil das für mich bestimmte Zimmer noch nicht frei war, kehrte ich zu Schiff zurück.

Die Adria hatte ein bleigrünes Gewand angelegt und ihre Wellen warfen den Salondampfer ein wenig umher, was gewissen Wienern und Budapestern mit prononzierten Profilen nicht angenehm erschien.

Plötzlich — das Notsignal!

Unfreiwillige Meerbäder sollen sehr ungesund sein. Damen stürmten auf Deck, und jene Lieblinge gewisser Tagesblätter besprachen sich, daß ich in Gefahr geriet, für den Moment und gegen innerste Überzeugung Antisemit zu werden.

Bald klärte sich — nicht der Himmel — aber die Sachlage auf. Die Maschine eines Kadettenschiffes war defekt geworden und das entsendete Segelboot schien außerstande, die Barkasse in den Kriegshafen zu bringen. Keuchend schleppte nun unser Salondampfer die Kriegsfahrzeuge durch die erregte Flut und die Wiener und Budapester — — — wieder kühn geworden — berechneten, was das der Dampfschiffahrtsgesellschaft an Kohlen wohl koste?

Wäre ich dann doch in dem behaglichen Hotel Deak in Fiume geblieben! Wen aber reizt nicht der Vorzug, in Abbazia geweilt zu haben?

In einem Zweispänner fuhr ich dahin und, da die Bora noch immer tobte, frug ich den Kutscher, ob es in Abbazia auch so windig sei?

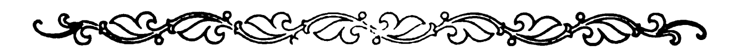
Gnä' Herr, da drunten gibt's gar kein Wind!

Am anderen Morgen, als ich den Laden öffnete, bog es die Lorbeerbäume bis zur Erde und die Adria schäumte silbergrau, aber — Gott sei Dank — doch nicht so wie auf den Ansichtskarten, die man kauft. Selbst mit der Brandung wird Reklame getrieben!

Endlich geruhte Frau Sonne das „ausgekommene Gewächshaus“, wie ich Abbazia taufte, zu bescheinen.

Steigt man über die Lorbeerstraße landeinwärts hinauf, dann karstet es in den gemeinsten Nadelhölzern und gleich darauf erscheint nackter, trostloser Stein. Gerne hält man sich am wirklich schönen Strand, der Millionen verschlungen hat, und läßt sich von den Zahnstocherpalmen ordensbedürftiger Streber belügen.

Der Quarnero gleicht ein wenig dem Gardasee, wenn der bei guter Laune ist. Einen Blick in die herrliche Adria genießt man nicht, weil Veglia und Cherson ihn verhindern, und nur durch zwei enge Lücken sieht man hinaus auf das Uferlose, das ja auch Mode geworden ist.



Bühnen- und Musikschau.

Münchener Hoftheater. Das Gastspiel des Fräulein Rosa Günther vom Magdeburger Stadttheater in der Titelrolle von Verdis „Aïda“ bringt uns die Gewißheit, daß ein Ersatz für eine schwer zu entbehrende, vielseitige Kraft unserer Hofbühne, für Frl. Breuer nämlich, gesucht wird. Für sie eine in jeder Hinsicht vollgültige Nachfolgerin zu finden, wird nicht leicht sein. Frl. Günther würde trotz ihrer relativ guten Leistung doch einen Rückschritt bedeuten. Die Grenzen ihrer theatralischen Brauchbarkeit liegen in ihrem Spiel, das noch keine Persönlichkeit zeigt, und ihrer äußeren Erscheinung, die einzelne Partien des Frl. Breuer ganz ausschaltet. Die Stimme der Künstlerin ist biegsam und doch — besonders nach der Höhe zu — ausgiebig und im dramatischen Sinne brauchbar, wenn einmal das leidige Tremolieren beseitigt sein wird. Ganz unmöglich waren die Kostüme.

Die Woche brachte noch eine Neueinstudierung des Raimundschen Zauberspiels „Der Verschwender“, anscheinend eine verspätete Karnevalsgabe, die nun zu ganz anderen Zwecken dienen und kaum mehr die freundliche Wirkung der eigentlichen Ursache ihrer Wiederbelebung finden dürfte. Das Stück ist seit 27 Jahren am Hoftheater nicht mehr gegeben worden. Es war also zum Teil völlige Neuinszenierung nötig, und war hiefür tatsächlich sogar die wundervolle Dekoration des zweiten Götterdämmerungsaktes in Verwendung gebracht. Eine sehr gute Leistung ragte aus der Flucht der Erscheinungen auf der Bühne hervor: der Valentin des Herrn Geis, der mit rührendem schlichtem Humor gespielt wurde. Ihm stand Frl. Swoboda als Rosa temperamentvoll zur Seite. Für die Titelrolle hatte Herr Monnard nicht allzuviel übrig. In kleineren Partien zeichneten sich noch Frau Conrad-Ramlo und die Herren Waldau und Wohlmuth aus. Dirigent war Hugo Reichenberg. Aber die Musik ist blaß geworden wie das ganze Stück, das heutzutage fast ganz seine Wirkung eingebüßt hat. Auch die Ballett- und Gesangseinlagen wirkten ziemlich deplaziert.

Münchener Schauspielhaus. Zwei Akte von E. v. Keyserling, betitelt „Benignens Erlebnis“, hatten im Schauspielhause einen sehr freundlichen Erfolg. Das Stück stellt uns in die Zeit der Revolution von 1848 und spielt in einer Vorstadt bei Wien. Benigne ist die Tochter eines Oberlandesgerichtsrats a. D., der mit seiner Familie in strenger Abgeschlossenheit von der Außenwelt lebt, bis er, durch den festen Willen seiner Tochter bezwungen, einen im Barrikadenkampf schwer verwundeten Studenten in sein Haus aufnimmt. Der Kontrast zwischen dem hochmütig ablehnenden Ton des vormärzlichen höheren Beamtentums und der revolutionären Anschauung der Jugend ist geschickt verwendet, die Handlung der kleinen Episode mit einer gewissen vornehmen, novellistischen Feinheit gestaltet. Das Stück war trefflich von Direktor Stollberg inszeniert.

Der folgende Einakter „Der Arzt seiner Ehre“ von Paul Mongré verulkt das Duell und die falschen Ehrbegriffe mit etwas zu derbem, knüppelhaftem Witz.

Die Konzertwoche. Felix Weingartner widmete das 9. Kaimkonzert „klassischen Meistern“, zu welchen er, seiner jüngst abgegebenen, neu gewonnenen Meinung zufolge, auch Johannes Brahms zählt, dessen dritte Symphonie mit der sechsten von Beethoven und siebenten von Haydn sein Programm bildete. Der Dirigent war ganz in seinem Element und errang sich mit der lichten, idealistischen Art seiner Wiedergabe stürmischen Erfolg. Die Wiener Liedersängerin Sonja Herma gab einen recht gut besuchten Liederabend im Museum. Sie weiß jedenfalls ihre Stimme zu behandeln und besitzt eine mit Sicherheit zum Ausdruck gebrachte Auffassung, deren Eindruck bei den deutschen Gesängen nur unter der nicht einwandfreien Aussprache zu leiden hat. Ihren besten Erfolg fand sie, wie man mir mitteilt, mit den Brautliedern von Cornelius. Am gleichen Abend fand nämlich noch ein Konzert des Violinvirtuosen Franz Ondricek mit der Stefanie von Barth statt. Eine als Novität angeführte Sonate von Hermann Grädener machte einen ziemlich akademischen, kühlen Eindruck. Dagegen bewährte sich der Künstler, von der Pianistin vortrefflich unterstützt, als Beethoveninterpret und bot namentlich mit der Kreutzersonate eine Leistung voll edlen Feuers und wunderbarer Abgeklärtheit.

Verschiedenes. Im Stadttheater zu Bremen wird die geschichtliche Entwicklung der deutschen Spieloper veranschaulicht und es ist mit der Aufführung von Joh. Ad. Hillers 1770 entstandener „Jagd“ eröffnet worden. Das Werk wurde freundlich aufgenommen. — In der Opera Comique erlebte die Uraufführung Alfred Bruneaus bürgerlicher Oper: „L' Enfant Roi“, deren Text aus Zolas Feder stammt, einen sehr freundlichen Erfolg. — Giacomo Puccini arbeitet gegenwärtig an einer neuen Oper, deren Text Gorkis Nachtasyl zugrunde liegt. — „Die Pantomime vom braven Mann“ von Hermann Bahr ist vom Dessauer Hofkapellmeister Fritz Ritter in Musik gesetzt worden, und findet am 14. ds. Mts. in Dessau ihr Uraufführung. — Richard Straußens neuestes Werk, die einaktige Oper „Salome“, wird in Dresden zur allerersten Aufführung gelangen. — Aus Manchester kommen Nachrichten, die eine ernste Erkrankung Hans Richters melden; alle Engagements für die nächste Zeit hat er lösen müssen. — In Innsbruck wurde zum erstenmal eine dramatische Volkssage: „Frau Hitt“ gegeben. Die Musik stammt vom Enkel Lortzings, von Karl Krafft-Lortzing, und es wird ihr viel Melodienreichtum nachgerühmt. — Franz Adamus (Gymnasialprofessor Bronner) hat mit seinem neuen Stück: „Schmelz der Nibelungen“ im Wiener Raimund-Theater starken Erfolg errungen. — Ibsens „Wildente“ errang bei seiner ersten Aufführung im Deutschen Theater in London einen sehr großen, bedeutenden Sieg. — Ein neues Drama von Paul Busson „Drei Jahre“ wurde im Dresdener Residenztheater mit großem Beifall aufgenommen.

München. Hermann Teibler.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, Herr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstrasse 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 13. München, 26. März 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Angebliche und wirkliche Kaiserworte.

Von
F. Neunkirchner, Berlin.

Nichts Geringeres als einen kaiserlichen Kulturkampf hat man aus zwei angeblichen Äußerungen des Kaisers destillieren wollen. Der Wortlaut der beiden Äußerungen ist nicht festgestellt; ihr Inhalt wird uns in indirekter Rede überliefert, und zwar jedesmal von einem protestantischen Prediger. Die Zwischenträger sind also nicht ganz unparteiisch. In dem einen Fall kommt sogar noch eine zweite Zwischeninstanz ins Spiel.

Zunächst sagt Pfarrer Waitz vom „Evangelischen Bunde", Prinz Heinrich habe ihm gesagt, der Kaiser wünsche ebensowohl wie er (der Prinz) eine „antiultramontane Bewegung".

Dann erzählt Senior Dr. Behrmann, der erste Geistliche von Hamburg, der Kaiser habe anläßlich der Einweihung des Berliner Domes ihm „auseinandergesetzt, welchen Erfolg er sich von solcher Feier, oder richtiger von dem, was sich in solcher Feier auspräge, nämlich von der Zusammengehörigkeit aller Protestanten, für den Kampf mit dem Ultramontanismus verspreche". Der gesprächige Senior glaubt schließlich „als Überzeugung des Kaisers verkünden" zu können: „Nicht irgendwelche Organisation ist es, wodurch der Protestantismus den Katholizismus besiegen wird, denn in der Organisation wird die katholische Kirche uns stets überlegen sein; aber an den Früchten wird man erkennen, wohin der Sieg sich neigt; denn an ihnen erkennen wir, ob Gott mit uns ist oder mit jenen, und ist Gott mit uns, so siegen wir, wenn auch nicht in 20 oder in 200 Jahren, vielleicht in 500 Jahren."

Wenn das ein Wechsel auf einen neuen Kulturkampf sein sollte, so wäre es einer auf außerordentlich lange Sicht.

Lassen wir das angebliche Wort „Kampf gegen den Ultramontanismus" vorläufig außer Betracht, so hat die berichtete „Überzeugung" des Kaisers gar nichts Auffälliges, geschweige denn Erschreckliches an sich. Ein bekenntnistreuer katholischer Fürst könnte bei einer ähnlichen kirchlichen Feier in seiner Residenz im Gespräch mit katholischen Prälaten dieselben Gedanken entwickeln: Die Organisation ist nicht entscheidend; die Früchte geben den Ausschlag; ist Gott mit uns, so wird im Laufe der Zeit unsere Kirche siegen! Ja, der glaubensfeste Katholik hätte noch einen Schritt weiter gehen und statt „wenn Gott mit uns ist" sagen können: Da Gott mit uns ist! Freilich würde dieser katholische Fürst, temporum habita ratione, von der Aussprache solcher Gedanken vielleicht abgesehen haben. Ob der Kaiser die Veröffentlichung seiner konfessionellen Zukunftsgedanken gewünscht hat, wissen wir nicht; aber wir können uns wohl denken, daß er, der zweifellos die in den Pastorenkreisen herrschende Stimmung genau kennt, die Gelegenheit des Domfestes benutzen wollte, um den anwesenden Vertretern seines Bekenntnisses ein klärendes und beruhigendes Wort zu sagen.

Auf unserer Seite können von dieser confessio des summus episcopus der preußischen evangelischen Kirche nur diejenigen

überrascht sein, die etwa von dem Gerede der katholisierenden Neigungen des Kaisers infiziert waren. Die haben ihre Enttäuschung aber wirklich sich selbst zuzuschreiben. Der Kaiser hat bei jedem Anlaß, der sich ihm in Wittenberg oder sonstwo bot, seinen protestantischen Glaubensstandpunkt mit der ihm eigenen Offenherzigkeit und Entschiedenheit bekundet. Kein wirklicher Politiker in Deutschland hat je daran gezweifelt, daß der Kaiser ein Protestant ist durch und durch, aber ein einsichtiger, edler und gerechter Anhänger des Bekenntnisses, in dem er geboren und erzogen wurde.

Vom konfessionellen auf das politische Gebiet scheinen die Ausdrücke „antiultramontane Bewegung" und „Kampf gegen den Ultramontanismus" hinüberzugreifen. Will man aber ein Wort auspressen, so muß man erst genau wissen, ob es gerade so gelautet hat und in welchem Zusammenhange es gebraucht ist. Was die referierenden Pastoren mit Vergnügen dem Kaiser in den Mund legen, würde im Grunde darauf hinauskommen, daß der Kaiser ein protestantisches Gegengewicht gegen das ihm katholisch oder ultramontan erscheinende Zentrum wünsche. Man kann sich den Gedankengang auch so konstruieren: „Ihr Prediger und viele von eueren Schäflein klagen über den Einfluß des Zentrums und die politische Macht des Ultramontanismus. Nun, da solltet ihr bei dieser erhebenden Kirchenfeier euch zur Selbsthilfe aufraffen. Wenn die Protestanten alle so einträchtig und kräftig ihre Interessen im öffentlichen Leben verträten, wie es die Katholiken tun, so könnten sie den Kampf mit dem Ultramontanismus bestehen."

Das soll keine Interpretation der kaiserlichen Worte sein, sondern nur eine Warnung vor einer einseitigen Ausdeutung der Worte, die uns die interessierten Pastoren als Extrakt der kaiserlichen Gedanken gaben. Aber es ist immerhin gut, wenn auch die Optimisten auf unserer Seite bei dieser Gelegenheit wieder erkennen, was den einsichtigen Politikern stets klar geblieben ist: daß am Berliner Hofe eine **Vorliebe** für das Zentrum nicht besteht. Der Kaiser selbst ist, wie die Tatsachen beweisen, klug und kraftvoll genug, um vorurteilslos Politik zu treiben, ohne sich durch seinen konfessionellen Standpunkt beirren zu lassen; aber der **Kampf-Protestantismus**, wenn wir damit kurz die engherzige, einseitige, feindselige, intolerante Richtung auf evangelischer Seite bezeichnen dürfen, hat in weiten und in sehr hohen Kreisen viele und einflußreiche Vertreter; er ist für die Realpolitik ein Machtfaktor, mit dem gerechnet werden muß. Wer das vergessen haben sollte, der besinne sich bei dieser Gelegenheit wieder darauf und mache sich klar, daß ohne das realpolitische Gegengewicht des **Zentrums** der status quo sich sofort zu unseren Ungunsten verändern würde.

Wenn nun einmal die Wortdeuterei in dem politischen Delphi wieder eine so große Rolle spielt, so muß an dritter Stelle (last not least) auch eine authentische unmittelbare Kundgebung des Kaisers in Betracht gezogen werden: sein Telegramm an die **Studenten in Eisenach**, das die gewichtige Aufforderung enthält: „die deutsche Geistesfreiheit auch durch die **Achtung vor der Überzeugung Andersdenkender** hochzuhalten". Das klingt wahrlich nicht nach kulturkämpferischen Absichten, ja es richtet sich geradezu gegen die kulturkämpferische Tendenz der Thümmel-Studentenschaft, die katholischen akademischen Korporationen zu unterdrücken. Der Kaiser fordert nicht bloß Duldung, sondern sogar Achtung. Aus diesem Telegramm könnten wir, wenn wir ebenso stark pressen wollten wie die Gegner, für unsere Tendenzen noch viel mehr Kapital schlagen, als sie aus den erwähnten, mittelbar im Auszuge referierten Auslassungen. Aber besser ist es wohl, wenn man das eine wie das andere Wort nur im Zusammenhange mit allen Tatsachen und Umständen in bedächtiger Unbefangenheit als einen gelegentlichen Beitrag zu den „Zeichen der Zeit" in Betracht zieht. Jedenfalls gehört der regierende Kaiser nicht zu den einfachen und einseitigen Naturen, deren Wesen und Wollen sich in einem Wort oder einem Sätzchen kristallisieren könnte. „Nehmt alles nur in allem!"



Der Toleranzantrag im Reichstage.

Von

Domkapitular Dr. Pichler,

Mitglied des Reichstages und der Bayerischen Abgeordnetenkammer.

II. (Schluß.)

Damit ging Dr. Bachem auf die Einwendungen über: 1. Man hat den Antrag bezeichnet als einen „**Generalangriff auf die Gesamtstellung des Protestantismus in Deutschland**". Abg. Dr. Stockmann verlas später ein Telegramm, welches protestierte gegen den Versuch des Zentrums, „auf Umwegen eine Katholisierung Deutschlands zu erreichen". Der bekannte Pfarrer Schwarz hat erklärt: „Das Ziel des Toleranzantrages ist die gewaltsame Bekehrung der Ketzer. . . . Der Toleranzantrag ist der Anschlag einer Macht des Bösen auf die Geistesfreiheit des deutschen Volkes." Diese Übertreibungen richten sich von selbst, der Wortlaut des Antrages bietet solchen Einwänden keine Grundlage. Eine solche Auffassung widerlegt sich schon dadurch, daß der Antrag auch von den der evangelischen Konfession angehörigen Hospitanten des Zentrums unterzeichnet ist und das Zentrum diesmal einen dieser Hospitanten als Vertreter in die Kommission delegiert hat. Bei den früheren Kommissionsverhandlungen sind einzelne Beschlüsse einstimmig, alle anderen gegen geringe Minderheiten von zwei oder drei (nur in einem Falle vier) Mitgliedern angenommen worden, so daß also für alle Bestimmungen auch mehrere Protestanten gestimmt haben. Auch Petitionen sind zum Toleranzantrage zugunsten verschiedener Bestimmungen gerade aus protestantischen Kreisen eingegangen. Noch deutlicher aber spricht für den Antrag des Zentrums die Tatsache, daß gerade bei der jüngsten Verhandlung im Reichstage die **Vertreter aller Parteien ohne Ausnahme** ihre entschiedene Mißbilligung über die rückständige Gesetzgebung in einzelnen Staaten ausgesprochen und deren möglichst baldige Beseitigung verlangt haben.

Der nationalliberale Führer Dr. **Sattler** erklärte am 4. Februar: „Soweit in einzelnen Staaten die kathol. Einwohner nicht in derselben Weise behandelt werden wie die Anhänger der evangelischen Bekenntnisse", wird dies auch von den Nationalliberalen „aufs schärfste mißbilligt". Der konservative Abgeordnete **Henning** betonte: „Wir können sehr wohl verstehen, daß die ungleiche Behandlung der Katholiken in den verschiedenen Bundesstaaten die ursprüngliche Veranlassung zu dem Toleranzantrage gewesen ist, und wir geben Ihnen bereitwilligst zu, daß das ein Zustand ist, der auf die Dauer nicht haltbar ist". In gleicher Weise betonte der freikonservative Dr. **Stockmann** (Konsistorialpräsident in Münster): Wir stehen durchaus auf dem Standpunkte, „daß wo etwa in Deutschland noch rückständige und veraltete Gesetze auf dem Gebiete der Toleranz vorhanden sein sollten, auch wir ihre Beseitigung wünschen". Er erklärte weiter, Dr. Bachem habe Fälle angeführt, „die, vorausgesetzt, daß die Darstellung richtig und vollständig war, auch von uns nicht gebilligt werden können." Auch **Stöcker** wünschte, daß solche Beschwerden verschwinden, ja daß in unserem deutschen Vaterlande nicht mehr die Rede davon sein möge. Der freisinnige Abg. Dr. **Müller-Meiningen** hat den Antrag leidenschaftlich angegriffen, aber auch er mußte sagen: „Es scheint mir eine Forderung der Humanität und Toleranz zu sein, . . daß die Klagen, welche die Herren vom Zentrum über die lächerlichen Geschichten in Braunschweig, Sachsen usw. vorgebracht haben, möglichst bald abgestellt werden". Dr. **Bachem** konnte im Schlußworte am 18. Februar sagen: Alles ist einig, „daß diese Dinge unerträglich geworden sind und in die heutige Zeit nicht passen, daß sie den gegenseitigen bürgerlichen Rechten Abbruch tun." Wenn aber dem so ist, so fordert es die Gerechtigkeit und die politische Klugheit, daß Abhilfe geschaffen wird. Und wenn in protestantischen Kreisen Befürchtungen gegen den Antrag des Zentrums bestehen, so mögen sie dafür sorgen, daß bessere Mittel und Wege gefunden werden, um religiöse Gleichberechtigung in allen deutschen Staaten zu schaffen, oder sie mögen mitarbeiten, den Toleranzantrag so zu gestalten, daß das Ziel erreicht und die gefürchteten Schäden vermieden werden. Abg. **Henning** meinte, man sollte versuchen, durch die **öffentliche Meinung** eine Änderung herbeizuführen. Gerade in dieser Beziehung hat man auf protestantischer Seite die verkehrtesten Wege eingeschlagen, man hat alles getan, um die öffentliche Meinung zu verwirren und aufzuregen **gegen die Toleranz**. Von der Gesetzgebung in den protestantischen Staaten Sachsen, Braunschweig rc. ist nichts zu erwarten, die öffentliche Meinung und deren Träger in

der liberalen und protestantischen Presse versagen gänzlich; also bleibt nichts übrig als der Weg, den das Zentrum im Reichstage gewählt hat. Man muß mit Dr. Bachem sagen: „Unser Antrag ist im besten Sinne ein moderner Antrag; er zieht die Konsequenzen aus den in unserem Vaterlande historisch gewordenen Verhältnissen, wie sie vernünftigerweise heutzutage gezogen werden müssen, wie sie vernünftigerweise gar nicht anders gezogen werden können. Man kann die Regelung nicht anders treffen als im Sinne der Freiheit für den einzelnen, im Sinne der Freiheit auch für die Religionsgemeinschaften. Der Herr Kollege Hieber hat uns eine lange Liste von Folgen aufgezählt, die aus dieser Freiheit sich ergeben würden. Am Schluß hat nur noch gefehlt, daß er in den Ruf ausgebrochen wäre: Wehe, Freiheit, was bist du für ein entsetzliches Ding! Und das nennt man einen liberalen Mann!"

2. Eine andere Einwendung hat man gebracht, das Zentrum habe kein Recht, einen Toleranzantrag zu stellen, da gerade die katholische Kirche allen anderen Konfessionen die religiöse Toleranz verweigere. Man hat es als einen Triumph des Toleranzgedankens bezeichnet, daß gerade vom Zentrum ein solcher Antrag gebracht werde. Stöcker hat am 9. Dezember v. J. im Reichstage in ganz ähnlichem Sinne verlangt, „die katholische Kirche muß anerkennen, daß der Protestantismus eine berechtigte Art des Christentums ist; ohne das ist an Frieden gar nicht zu denken." Dr. Bachem hat ausgeführt: Wenn man unter religiöser Toleranz die Achtung vor der religiösen Überzeugung anderer versteht, so gewähren wir diese jedermann; wenn man aber darunter die Anerkennung der Lehrmeinungen anderer Konfessionen besteht, so können wir diese als wahr nicht anerkennen, soweit sie von der katholischen Lehre abweichen. Dr. Bachem konnte dabei gerade auf Stöcker und seinen Kampf gegen die liberalen protestantischen Theologen verweisen; er sprach seiner Stellung in diesem Kampfe die volle Sympathie und Anerkennung der Katholiken aus. Stöcker selbst verlangt, daß die liberalen Theologen aus der protestantischen Kirche ausscheiden oder ausgeschieden werden, dasselbe verlangen die radikalen Theologen gegen Stöcker und seine orthodoxen Freunde. Sollen wir nun die orthodoxe oder die liberale Richtung als eine berechtigte Art des Christentums anerkennen oder beide? Es liegt im innersten Wesen der religiösen Wahrheit, daß sie von ihren Bekennern eine klare Stellungnahme fordert. In Deutschland bestehen nun einmal die verschiedenen Konfessionen; welche von ihnen im Rechte ist und die Wahrheit Christi hat, das auszukämpfen ist Sache der theologischen Kontroverse; der Staat soll in diesen Streit sich nicht mischen und allen die Freiheit gewähren. Auch von protestantischer Seite wird in keiner Weise dogmatische Toleranz gegen die katholische Kirche geübt. Gerade jetzt macht sich immer stärker eine Strömung geltend, welche den Katholizismus auch aus dem öffentlichen bürgerlichen Leben in Deutschland möglichst ausschalten will. Auch in der letzten Zeit konnte man oft hören, daß der Papst als Antichrist, die katholischen Dogmen als römischer Aberglaube, die Einrichtungen der Kirche als Götzendienst erklärt wurden.

3. Endlich berührte Dr. Bachem weiter den Einwand, wenn das Zentrum es mit der Toleranz ehrlich meine, müßte es einwilligen, daß der bekannte § 166 aus dem Strafgesetzbuch entfernt werde. Dieser Paragraph hat mit der konfessionellen Polemik nichts zu tun, er gestattet die weitestgehende historische und politische Kritik, er schützt die christlichen Kirchen und ihre Einrichtungen nur vor Beschimpfung. Und deshalb ist dieser Paragraph sogar ein notwendiges Postulat der wahren Toleranz, welche nur von der aufrichtigen Achtung der religiösen Überzeugung eines anderen ausgehen kann. Ganz mit Recht erklärten deshalb auch die Konservativen, daß sie die Beschimpfung einer Kirche und ihrer Einrichtungen nicht unbestraft lassen wollen. Es verrät sonderbaren „Freisinn" und eigenartige „Toleranz", daß der freisinnige Abgeordnete Dr. Müller-Meiningen gerade dem Kampfe gegen diesen Schimpfparagraphen einen großen Teil seines Redestromes widmete.

Dr. Bachems Rede hatte durch ihre Ruhe und Sachlichkeit großen Eindruck gemacht, aber sie war nicht imstande einen Umschwung der bei mehreren Parteien durch alle Mittel lang genährten ungünstigen Stimmung herbeizuführen. Am schärfsten trat dies gleich in der ersten Rede des nationalliberalen Fraktionsführers Dr. Sattler hervor. Eigentlich war ja Dr. Hieber — Vorsitzender des Evangelischen Bundes in Württemberg! — als Fraktionsredner der Nationalliberalen bestimmt, der, wie Dr. Sattler bemerkte, „die ganze Zeit hin sich mit der Sammlung des notwendigen Materials beschäftigt hat"; aber Dr. Hieber war durch Krankheit in der Heimat zurückgehalten und konnte seine Mappe erst am 18. Februar entleeren; er brachte nicht viel Neues; besonders was er über Bayern sagte, war zumeist nur eine Wiederholung der auch in anderen Kundgebungen des Evangelischen Bundes schon niedergelegten Anwürfe gegen die bayerischen Katholiken. Dr. Sattler sprach im Namen seiner Freunde rundweg die Ablehnung des ganzen Antrages aus. Noch schärfer wurde die Stellung der Nationalliberalen markiert dadurch, daß sie sogar die vom Zentrum beantragte Kommissionsberatung zur Ablehnung zu bringen suchten. Im Zentrum hat dieses taktische Verhalten tief verletzt; es ist seit Jahren nicht mehr vorgekommen, daß ein von einer großen Partei gestellter Antrag auf Vorberatung eines wichtigen Gegenstandes in einer Kommission rundweg abgelehnt worden wäre. Umsomehr verletzte es, daß diese Aktion gerade vom Abg. Frhrn. v. Heyl geleitet wurde, der dem Zentrum in sozialpolitischer Hinsicht sehr nahe steht und von demselben in diesen seinen Bestrebungen immer Unterstützung gefunden hat. — Auch die Konservativen wollen vom Toleranzantrage nichts mehr wissen. Abg. Henning meinte, schon die Einbringung des Antrages bedeute eine Gefahr für den konfessionellen Frieden. „Wir beklagen die Wiederkehr des Toleranzantrages, aber wir würdigen vollkommen die Wärme, den Eifer und die Beharrlichkeit, mit der Sie im Interesse der Kirche, der Sie Ihr ganzes Leben geweiht haben, auftreten, und ich muß sagen: Ich möchte wünschen, daß auch ein gleiches lebendiges Bewußtsein von der Glaubens- und Religionsgemeinschaft in evangelischen Kreisen vorhanden wäre." Die Bedenken der Konservativen richten sich in erster Linie gegen den zweiten Teil des Antrages; sie stützen sich in der Hauptsache wohl auf die Denkschrift des Evangelischen Kirchenausschusses. Viel schärfer wurde die ablehnende Stellung der Freikonservativen durch Abg. Dr. Stockmann präzisiert: Der Erlaß eines solchen Gesetzes würde eine Gefahr für das deutsche Vaterland bedeuten, in evangelischen Kreisen sei ein lebhafter Widerstand hervorgetreten. Abg. Stöcker billigt das Ziel des Antrages, er meint aber, es wäre besser, durch eine Resolution die einzelnen Staaten aufzufordern, die religiöse Freiheit herbeizuführen. Er fügt bei: Der Versuch, das ganze Staatskirchenrecht zu streichen, wäre fruchtlos. — Alle von dieser Seite gegen den zweiten Teil — Freiheit der Kirchengemeinschaften — erhobenen Bedenken gehen von der durchaus falschen Voraussetzung aus, welche auch der Denkschrift des Kirchenausschusses zugrunde liegt, als ob das Zentrum alle in den einzelnen Staaten bestimmten Konfessionen gewährten Privilegien und Vorrechte beseitigen und diese bisher privilegierten Kirchen allen übrigen Religionsgemeinschaften gleichstellen wollte; dadurch würde allerdings die Organisation der protestantischen Landeskirche in ihrem Grunde erschüttert. Das entspricht aber weder dem Wortlaute des Antrages noch auch der Absicht des Zentrums. Der Antrag will allen Religionsgemeinschaften lediglich die Freiheit zur Ausübung der Religion geben, er will aber in keiner Weise die bisher bestehenden Privilegien, staatliche Zuwendungen usw. antasten.

Gerade aus diesem Grunde wird der zweite Teil von den Sozialdemokraten und Freisinnigen angegriffen, welche dem ersten Teile zustimmen. Die Freisinnige Volkspartei wie die Freisinnige Vereinigung erklären den zweiten Teil für unannehmbar, weil derselbe ein Ausnahmsrecht für die anerkannten Religionsgemeinschaften schaffen würde. Um so entschiedener betonten dieselben die Notwendigkeit des ersten Teiles. Abg. Schrader sprach offen aus: „Das ist einer der ersten Grundsätze des Liberalismus, ja des modernen Staates, daß die individuelle Freiheit auf diesem Gebiete nicht beschränkt werden darf." Im Gegensatze zu allen seinen politischen Freunden stand der „freisinnige" Abg. Dr. Müller-Meiningen, der eine ebenso seichte als leidenschaftliche Hetzrede gegen die Katholiken hielt. Dabei nahm er seine Hauptargumente aus einem — kleinen Gebetbüchlein! Mit breitestem Behagen las er einige Stellen vor, in welchen der katholische Mann gemahnt wird, keine liberale Zeitung zu lesen, gut zu wählen usw. Stolz rief er aus: „Wir verzichten auf jede Staatshilfe gegen den Klerikalismus!" Und in demselben Atemzuge verlangte er Beibehaltung aller Staatsfesseln gegen die Katholiken, so lange solche Dinge in einem Gebetbuche stehen. Es war eine hochkomische Szene, als der Redner hochgehobenen Hauptes im Gefühle seiner Kulturtat unter Zurücklassung seines Büchleins die Tribüne verließ, und der Abg. Gröber ihm zurief: „Sie haben ja Ihr Gebetbüchlein vergessen!"

Die Sozialdemokraten sind für den Antrag, „freilich aus ganz anderen Motiven als das Zentrum". Der bekannte „Zehn Gebote-Hoffmann" griff das Zentrum stellenweise heftig an und brachte dabei in urwüchsigster Berlinerart seinen ganzen Haß gegen „det" positive Religion zum Ausdruck.

Als wichtigster Ablehnungsgrund wurde von liberaler wie konservativer Seite betont, der Antrag würde die Kirchenhoheit des Staates beseitigen, der Staat habe nichts mehr zu sagen; es sei ein „Kampfantrag gegen die Staatshoheit gegenüber der Kirche." Wir haben schon berührt, wie unzutreffend diese Auffassung ist. Abg. Gröber bemerkte: „Der Antrag verlangt Beseitigung der Schranken, welche durch die Staatspolizei der freien Religionsübung entgegengestellt sind und beläßt es in allen anderen Fragen bei der landesrechtlichen Regelung der Beziehungen zwischen Staat und Religionsgemeinschaften." Es ist auch durchaus irrig, wenn Dr. Hieber meinte, der Antrag „verlangt Toleranz in dem Sinne, daß absolute und formale Gleichheit aller Religionsgesellschaften in der Religionsübung und den damit zusammenhängenden Tätigkeiten eingerichtet werde", also eine „mechanische Toleranz". Abg. Gröber betonte, „der Antrag verlangt eine Gleichstellung der Religionsgemeinschaften nur in bezug auf die freie Ausübung der Religion".

Eigentümlich muteten die Befürchtungen an, der Antrag würde nur zu einer gewaltigen Machtentfaltung der katholischen Kirche führen, die evangelische Landeskirche würde eine Schwächung erfahren. Wollte man auf diese Äußerungen großes Gewicht legen, so würde eine Reihe von Schlußfolgerungen sich ergeben, die wir nicht ziehen wollen.

Endlich wurde angeführt, daß auch in katholischen Ländern nicht Toleranz gewährt werde. Den Beispielen aus Spanien stellte Gröber mit vollem Erfolge eine Reihe von Beispielen aus Schweden gegenüber, wo die Beschränkungen gegen die Katholiken viel weiter gehen. Dr. Hieber verwies, wie schon bemerkt, auch auf Bayern. Er berührte die Wiederholung der Taufe bei Aufnahme von Konvertiten, die Nichtanmeldung beim Übertritt von Minderjährigen, die Verweigerung des verfassungsmäßigen Grabgeläutes bei Beerdigung von Protestanten auf katholischen Friedhöfen und besonders das Bestehen von eigenen Konvertitenstiftungen in Regensburg und Würzburg. Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten einzugehen; in den meisten Punkten ist für die verehrlichen Leser eine weitere Aufklärung gar nicht notwendig. Die speziell von Dr. Hieber genannten Fälle sind teils unrichtig, teils unvollständig von ihm dargestellt und liegt nach den mir gewordenen Mitteilungen eine Verletzung gesetzlicher Bestimmungen nicht vor. Gegenüber den Konvertitenstiftungen, welche nur kleine Unterstützungen an Übergetretene gewähren, die bedürftig sind und im katholischen Leben sich länger erprobt haben, konnte Abg. Gröber auf die sogenannten „Donativgelder" verweisen, welche in Württemberg aus allgemeinen Staatsmitteln an die Kgl. Prinzen bezahlt werden, welche der protestantischen Konfession angehören.

Der Toleranzantrag steht jetzt in der Kommissiou des Reichstages zur Verhandlung, der erste Paragraph ist mit einigen Änderungen angenommen. Wir sehen dem weiteren Verlaufe in aller Ruhe entgegen. Inzwischen ist der Toleranzantrag zu einem Prüfstein für die Protestanten und für die Liberalen geworden, welche sich als die einzig Toleranten rühmen. Bisher haben sie diese Prüfung nicht bestanden! Möge der Toleranzantrag zunächst zu einer gründlichen Klärung und dann auch zur wahren Freiheit führen!



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die auswärtige Politik im Reichstage.

Die Sozialdemokraten verderben vieles im Reichstage zum Schaden des konstitutionellen Systems. Auch die Erörterung über die auswärtige Politik verfällt der Unfruchtbarkeit und Geringschätzung, wenn die Herren Bebel und Genossen das große Wort an sich reißen und auf diesem heiklen Gebiet blindwütig alle Vorurteile und Leidenschaften ihres extremen Parteistandpunktes austoben lassen. Das Verhältnis Deutschlands zu Rußland ist fürwahr eine hochwichtige und überaus interessante Frage, die eine gründliche Behandlung verdiente. Es wird auch fast allseitig zugegeben, daß in Einzelheiten Fehler gemacht sind, z. B. bei dem Königsberger Prozeß und bei der Auswandererkontrolle. Aber es kann nichts nützen, sondern nur schaden, wenn die sozialdemokratischen Redner mit den gröbsten Übertreibungen und den geschwollensten Hetzphrasen die Sache so behandeln, als ob die deutsche Regierung der Henkersknecht des Herrn Trepow und der heimliche Mitkämpfer gegen Japan wäre. Da hat die Regierung leichtes Spiel, indem sie auf den handgreiflichen Unsinn und die gefährlichen Konsequenzen solcher Redeübungen hinweist und schließlich den Spieß umkehrt zu dem Nachweise, daß die Sozialdemokratie in ihrer blinden Brüderschaft mit allen revolutionären Bewegungen auf der Welt nichts Geringeres im Sinne hat, als die Knochen deutscher Grenadiere in den innerrussischen Kämpfen aufs Spiel zu setzen.

Wir sind am allerwenigsten auf das unbedingte Nichtinterventionsprinzip der Adresse von 1871 eingeschworen; aber wir beschränken die zulässige Intervention durchaus auf Fälle, in denen das eigene Interesse die Aktion rechtfertigt. Nun kann aber doch kein vernünftiger Mensch behaupten, daß Deutschlands Recht oder Glück davon abhängig sei, ob Rußland eine autokratische oder eine konstitutionelle Verfassung habe, ob es von dem alten Tschin oder von einem neuen Volkstribunen-Konsortium regiert werde.

Fürst Bismarck hat vor und während seiner Ministerschaft lebhaft gegen die Tendenzpolitik, die idealistischen Einmischungsversuche gekämpft, und tatsächlich hat Preußen, dessen Dynastie auf ihre Legitimität und ihre angestammte Machtfülle den größten Wert legt, keinen Finger gerührt, um bei den Umwälzungen in Italien und Frankreich für die Legitimität und das monarchische Prinzip einzutreten. Der Konflikt zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Botschafter Grafen Arnim wurde bekanntlich dadurch kritisch, daß Arnim für die Wiederherstellung der französischen Monarchie sich begeisterte, während der monarchische Minister Bismarck grundsätzlich jede Einmischung in die innere Entwicklung Frankreichs ablehnte und tatsächlich mit der republikanischen Gestaltung Frankreichs sympathisierte, weil er die Republik für weniger aggressiv und für weniger bündnisfähig hielt. Das letztere hat sich freilich als einen von den Irrtümern dieses Meisters der auswärtigen Politik erwiesen. Wenn nun mal für die deutschen Fürsten zur Regel geworden ist, sich auch zugunsten ihrer Staats- oder gar Stammesgenossen nicht in fremdländische Dinge einzumischen, so sollte der sozialdemokratische Teil des deutschen Volkes so klug sein, nicht von einer Einmischung zugunsten einer ausländischen Revolutionspartei zu phantasieren.

Läßt man dieses törichte Beiwerk links liegen, so bleibt noch die sehr gewichtige Frage übrig: Wie soll Deutschland sich zu Rußland stellen? Das richtige Verhältnis ist gar nicht so leicht zu finden und zu erhalten, wie schon die Erfahrungen unter dem Fürsten Bismarck gezeigt haben. Zu seiner Zeit ist das fatale Wort vom „Wettkriechen vor Rußland" aufgekommen, und alle Freundlichkeit, die in Deutschland zu diesem Vorwurf Anlaß gab, hat nicht verhindern können, daß Fürst Bismarck und sein Reich in Rußland verhaßt und verdächtigt wurden über alle Maßen. Fürst Bismark hat auch gelegentlich andere Saiten aufziehen müssen, z. B. in der halben Verrechnung russischer Staatswerte. Unter seinem Nachfolger Caprivi hielt man es für gut, den ablaufenden Geheimvertrag mit Rußland nicht zu erneuern. Trotz alledem ist vor wie nach Abschluß des russisch-französischen Bündnisses die Tendenz der deutschen Politik auf gute Nachbarschaft, ja auf besonders sorgfältige Pflege der Beziehungen zu Rußland gerichtet gewesen und geblieben. Das ist auch erklärlich, weil Rußland nicht bloß an sich eine große Macht ist (auch jetzt noch), sondern auch bei der Gruppierung der übrigen Großmächte in gewissem Grade das Zünglein an der Wage bildet. Der Abg. Dr. Jörg bezeichnete so im Jahre 1875 die Stellung Rußlands. Inzwischen ist der Dreibund gegründet worden; aber auch der Zweibund! Und auf England, welches das natürliche Gegengewicht gegen den russischen Einfluß bilden sollte, ist nach wie vor kein Verlaß. Augenblicklich hat Rußland freilich die Hände nicht frei; aber die Hände werden wieder frei und auch wieder gesund werden. Ein unfreundliches Rußland würde uns nicht gerade in Angst stürzen, aber vielleicht doch in größere Militärlasten. Die sozialdemokratischen Hetzereien sind wirklich gemeingefährlich.

Dem russischen Volke gönnen wir gern Verfassung und Freiheit. Aber wenn in Rußland statt der Dynastie Romanow eine Gesellschaft von Politikern à la Bebel ans Ruder kommen sollte, so würde die Friedenssicherheit aus dem Regen in die Traufe gekommen sein. Im Verein mit den Sozialdemokraten, die schon in Frankreich mitregieren, könnten die russischen Bebels eine Abenteuerpolitik in Szene setzen, bei der Europa aus den

Krämpfen nicht herauskäme. Aber diese Erwägung soll uns nicht etwa veranlassen, gegen die russischen Freiheitsbestrebungen Stellung zu nehmen. Die russische Politik muß von den Russen selbst gemacht werden, ohne Bülow und auch ohne Bebel. Sollte die russische „Intelligenz" auch jetzt, unter den außerordentlich günstigen Verhältnissen, ihre Verfassungsforderung nicht mit eigener Kraft durchsetzen können, so ist das Volk wirklich für eine Verfassung noch nicht reif.

Das russische Jena.

Die Niederlage in der Mandschurei stellt sich jetzt noch schlimmer dar als vor einer Woche. Kaum zwei Drittel seiner Armee hatte Kuropatkin aus den Kämpfen um Mukden gerettet, obschon er auch hier wieder seine besondere Befähigung zur Organisation des Rückzuges bewährt hatte. Und der verbliebene Rest war nach allen Nachrichten in kläglicher Verfassung nach Tieling gekommen. Dort waren befestigte Stellungen vorgesehen. Nachdem Kuropatkin am Fanho ein Rückzugsgefecht mit Erfolg geliefert hatte, durfte man ein Standhalten bei Tieling erwarten. Aber der unermüdliche Nogi kam den Russen schon wieder von Nordwest über den Hals; sie mußten auch Tieling preisgeben und in der Flucht nach Nordosten zu die Rettung der Reste suchen. Da traf die kaiserliche Order ein, daß Kuropatkin das Oberkommando an Linewitsch zu übergeben habe. Der neue Generalissimus wird auch nur weiter fliehen können, bis das Mutterland ihm ein neues Heer schickt. Natürlich hat der Zar, dessen Ohr augenblicklich noch die Kriegspartei hat, neue Rüstungen im großen Stil angeordnet. Auch wenn wider Erwarten die Aushebungen glatt vor sich gehen sollten, wird das neue Heer doch schwerlich eintreffen können, ehe die Japaner Charbin und Wladiwostock abgeschnitten haben. Im russischen Inland sowohl wie auf allen Seiten des Auslandes gewinnt die Erkenntnis die Oberhand, daß die Partie verspielt und der schnellste Friedensschluß das beste ist. Es fällt besonders in die Wagschale, daß Frankreich dem verbündeten Unglücksvogel die gewünschte weitere Anleihe versagt hat.

Vom fleißigen Reichstag.

Durch Kontingentierung der Etatsdebatte nach dem Vorbilde des preußischen Abgeordnetenhauses wird der Reichstag, wenn nicht noch ein Unglück dazwischen kommt, zur rechtzeitigen Feststellung des Reichshaushalts gelangen. Das ist eine sehr erfreuliche Wendung, deren Bedeutung über die praktischen Vorteile der gesicherten Finanzgebarung weit hinausgeht. Die andauernde Verschleppung der Arbeiten infolge der übermäßigen Beredsamkeit, die ihrerseits wieder die Folge der ewigen Beschlußunfähigkeit und zugleich eine von deren Ursachen ist, drohte den Parlamentarismus ärger zu kompromitieren, als wir es unter deutschen Verhältnissen vertragen können. In der Sache selbst ist es auch erfreulich, daß die Bundesstaaten die leidige Zuschußanleihe entbehrlich machten, indem sie die fehlenden 20 Millionen „gutwillig" auf die Matrikularbeiträge packen ließen.

Bei gutem Willen und etwas Geschick auf beiden Seiten kann man einig werden. Das haben wir ja soeben in den Kommissionsverhandlungen über die Militärforderungen gesehen, die zu einem friedlichen Ausgleich unter Verschiebung der streitigen 10 Kavallerieregimenter und Ermäßigung der Friedenspräsenz um 2000 Zivilhandwerker geführt haben.



Trennung von Kirche und Staat in Frankreich.

Von

Prof. Dr. Sägmüller, Tübingen.

In Nr. 22, 1904, dieses Organs wurde auf die Bedeutung des französischen Konkordats für die ganze Kirche hingewiesen und die Wichtigkeit der Frage der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich für die ganze katholische Welt betont. Unterdessen ist das von diabolischem Haß gegen die katholische Kirche erfüllte Ministerium Combes an der eigenen Gemeinheit zugrunde gegangen und man atmete allenthalben etwas auf, als das Ministerium Rouvier an seine Stelle trat. Man hoffte zum mindesten einen längeren Aufschub der Lösung der brennenden Frage und damit Zeit für die französischen Katholiken, sich zur Wehr zu setzen. Allein alsbald mußte Rouvier unter dem Druck des Blocks die Trennung wieder unter seine Aufgaben einstellen. Die von dem Kultusminister Bienvenu Martin am 9. Febr. d. J. eingebrachte Vorlage über Trennung von Staat und Kirche in Frankreich wurde einer Kommission zugewiesen und, wie man liest, arbeitet diese rasch, freilich nicht ohne starke Änderungen an der Vorlage zu machen, nach der bis zu zehn Departements sich zu Kultvereinen zusammenschließen dürften. — Warum läßt man dann nicht lieber gleich alle beisammen?

Doch was auch etwa an Milderungen dazu kommen mag, in keinem Falle kann man irgendwie für diese Trennung sein, wie Mun und Piou ganz richtig gegen Gayraud festhalten. Es gilt vielmehr für die französischen Katholiken, im letzten Augenblick noch alles daran zu setzen, diese Trennung zu verhindern. Das ist offenbar die Überzeugung Roms, das auch die der französischen Bischöfe, die sich neuestens ganz entschieden dagegen aussprechen. Keiner zeichnet die künftige Sachlage und die juristische Stellung der französischen Katholiken treffender als der von Tulle, wenn er sagt:

„Diese Abtrennung bedeutet für Frankreich die offizielle Apostasie. Die Kirche würde ihren Zivilstand verlieren. Weder ihre Gemeinden noch ihre Diözesen würden staatlich anerkannt, weder die Gebäulichkeiten des Klerus noch diejenigen des Kultus blieben zugesichert. Frankreich, das durch sie während 15 Jahrhunderten mächtig geworden, würde ihr sagen: Ich kenne euch nicht. Ihr würdet eine Vereinigung darstellen, genau wie eine Versicherungs- oder Turnergesellschaft. Und wer weiß, ob die Freiheit, welche man solchen Vereinen in so ausgedehnter Weise bewilligt, für uns nicht noch verschiedene Einschränkungen erfahren würde, ganz abgesehen von der obersten Staatsüberwachung? Wir sehen in den Trennungsprojekten wohl die Zerstörung des Hauses, das uns beschützt, aber wir wissen noch nicht, ob wir auch die Freiheit haben werden, ein anderes aufzubauen."

Genau so ist es! Auch die getrennte Kirche Frankreichs wäre, abgesehen von allem anderen, dessen sie durch die Trennung verlustig ginge, worunter die vom Staat bisher gezahlten rund 43 Millionen Kultkosten schließlich doch der nervus rerum sind, nicht sicher vor weiteren staatlichen Schikanen. Darum ist die Trennung um jeden Preis zu verhindern und sollten, wie der Bischof von Saint-Claude schreibt, vor allem jene verstummen, die viel lamentieren und rufen: „Es ist nichts mehr zu machen. Alles ist verloren." Eine solche Haltung kann in den Reihen der arbeits- und kampfwilligen Gläubigen nur entmutigend wirken und die Kirchenfeinde in ihrer Kühnheit bestärken. Und es wird Gott sei Dank auf seiten der französischen Katholiken doch noch gearbeitet. Die Aktion liberale populaire des Herrn Piou hat jetzt über 200,000 Mitglieder und veranstaltet überall Versammlungen, um gegen die Trennung von Kirche und Staat zu protestieren, so in Amiens, La Rochelle, Clermont und an vielen anderen Orten. In den großen Städten wie Paris, Lyon, Lille wurden gleich mehrere Parallelversammlungen gehalten. Nicht weniger tätig sind die Vereinigungen für katholische Studenten und junge Kaufleute, so namentlich der Sillon.

Daß hierbei der Klerus in die erste Reihe treten muß, kann keinem Zweifel unterliegen. Daß der Klerus keine Politik treiben solle, ist ein altes Inventarstück aus der Rumpelkammer der gallikanischen Hoftheologen — nur daß sie zum Teil trotzdem auch Politik trieben, so gut als manche unserer „Reformer" offensichtlich Politik treiben trotz ihres Polterns gegen den politisierenden Klerus —. Und zwar muß es kluge und herzhafte Politik sein. Hier hilft kein Mundspitzen, hier muß gepfiffen sein. Daher bringt die Sache um kein Haar vorwärts eine Politik des französischen Klerus à la Yves de Querdec (Pseudonym für G. Fonsegrive). Dieser gibt in seinem Buch Lettres d' un curé de canton (1898), 282 s. folgende Anleitung: „Il ne me paraît pas que les prêtres des paroisses doivent entrer de leur personne dans ces opérations de politique active et fermement militaire. Il se doivent à tous et ne peuvent combattre contre personne." Nur die ganz freien Priester und die Laien sollen sich aktiv in die Politik mischen. „Le prêtre doit être l' inspirateur, le modérateur, le conseiller de la politique catholique; il n'en doit pas être le directeur etc." Ganz anders und ganz richtig rät demgegenüber H. Berchois in seiner Schrift: Du rôle du clergé dans la société moderne (1904) dem französischen Klerus zu einer politischen Tätigkeit nach Art des deutschen Klerus. Nur das hilft. Wenn die deutschen Katholiken und speziell der deutsche Klerus, angefangen vom Bischof bis zum Vikar herab, nicht seit mehr als einem halben Jahrhundert ihre Rechte energisch und tatkräftig zurückgefordert und vertreten hätten, wir wären noch, was wir im Anfang des 19. Jahrhunderts gewesen — niedergetretene Heloten.

Freiheit, die ich meine!

Von

Pfarrer Dr. Wurm.

Die Angriffe auf die katholischen Korporationen sind weiter gegangen und zu einer richtigen Hetze geworden. Nach Jena und Hannover kam Charlottenburg, und dann folgten namentlich in jüngster Zeit mehrere andere Hochschulen, bis nach Freiburg und München, wo die katholischen Korporationen in großer Blüte stehen, eben weil die beiden Universitäten mitten in katholischen Gegenden liegen und auch sonst von Katholiken sehr zahlreich besucht werden. In langatmigen Resolutionen erklärt man, die katholischen Korporationen seien nicht existenzberechtigt — gewissen Leuten ist ja alles, was nicht in ihren Kram paßt, nicht existenzberechtigt. Der Verband der Vereine deutscher Studenten, die in Jena und Hannover im vorigen Sommer an der Spitze der Hetze standen, beschloß auf seinem Verbandstage am 4. August, sich von der Hetze zurückzuziehen, da er „bei voller Anerkennung des grundsätzlichen Gegensatzes des nationalen Gedankens gegen den Ultramontanismus ein regressives Vorgehen gegen die konfessionellen (sic! es wird hier also konfessionell einfach mit ultramontan bzw. katholisch gleichgestellt) Verbindungen nicht als erwünscht ansehen" könne. Gegen den Beschluß hat sich in dem Verbande selbst Widerspruch erhoben, und er ist auch nicht überall befolgt worden. In Hannover war der Hauptrufer im Streite ein Mitglied des dortigen Vereins deutscher Studenten; er ist mir immer vorgekommen, als aspiriere er auf die Nachfolge des Herostratus. Als er Rektor und Senat lästig wurde, indem er ausplauderte, wurde er relegiert, und siehe da, flugs hatte er eine Stelle an einem Danziger Blatte! Ob die Führerschaft so rein „ideal" war?

Daß bei der Hetze der „Evangelische Bund" die Hand mit im Spiele hatte, zeigte sich klar und deutlich in Jena. Die „Tägliche Rundschau", das freiwillige Organ des Bundes, nahm sich der Hetze in liebevoller Weise an. Und wenn Thümmel, der ehemalige streitbare Pastor von Remscheid, als bestellter Festredner auftritt, wie vor kurzem in Eisenach, dann weiß man, woher der Wind weht. Eine nicht geringe Rolle hat Graf Paul Hoensbroech gespielt, der von Zeit zu Zeit auftritt, obwohl doch die Sache, wenn sie eine rein studentische ist, ihn nichts angeht. Am meisten haben es ihm die farbentragenden Verbindungen angetan, gegen sie hat er sogar eine eigene Broschüre geschrieben. Der Marburger Theologieprofessor Bauer ist ihr in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 35) scharf entgegengetreten. Selbst die Münchener „Hochschul-Nachrichten", deren Gesinnung gegen alles Katholische zur Genüge bekannt ist, werfen ihm Intoleranz vor, rufen ihm zu: „Hier gibt's keinen politischen ‚Luderplatz',“ und verspotten ihn als „St. Georg der akademischen Freiheit" — bitter!

In Hannover hat der Rektor Geheimrat Barkhausen anfänglich mit der Hetze geliebäugelt, und es sind kürzlich Äußerungen von ihm bekannt geworden, die auf seine Unparteilichkeit doch ein eigentümliches Licht werfen. Abg. Dr. Porsch hat sie im preußischen Abgeordnetenhause verlesen; auch der nationalliberale Abgeordnete Dr. Jänecke, der Verleger des „Hannoverschen Courier", hat gesagt, daß der Rektor gegen die katholischen Korporationen gewesen sei; es wurde kein Widerspruch erhoben, obwohl Geheimrat Barkhausen auf den Sitzen der Regierungsvertreter anwesend war. Schon der Beschluß des hannoverschen Senats, sich mit den Senaten der übrigen deutschen Hochschulen in Verbindung zu setzen, um gemeinsam mit ihnen die Frage zu behandeln und zu regeln, war ein Akt, der nicht gerade von Unparteilichkeit zeugte. Ein unvergängliches Ruhmesblatt wäre es gewesen, die Aufhebung der katholischen Korporationen angeregt und glücklich durchgeführt zu haben! Doch man fand bei den anderen Senaten keine Gegenliebe, sie lehnten solche Verhandlungen ab, da kein Grund vorliege, gegen die katholischen Korporationen, die niemandem etwas zuleide taten, vorzugehen. Aber den Studenten in Hannover hatte man schon mehr als den kleinen Finger gereicht, und als ihnen nun verboten wurde, in dieser Angelegenheit mit anderen Hochschulen in Verbindung zu treten, da begann der weltbewegende Kampf für die angegriffene „altüberlieferte" „akademische Freiheit", die gerade auf den Technischen Hochschulen so alt schon ist. Hätte man in Hannover nach dem alten Wort gehandelt: Principiis obsta, dann kam es dort nicht zu einer zweimaligen Einstellung der Vorlesungen, das erstemal von seiten der Professoren, das zweitemal von seiten der Studentenschaft. Senat und Studentenschaft haben sich vertragen. Aber da kam die Tragikomödie: man streitet in öffentlichen Erklärungen, wer an dem Friedenschluß das größte Verdienst habe, und der „Friedensausschuß" muß Frieden stiften zwischen den Professoren, und die Studenten verlangen, was in liberalen Blättern schon länger verlangt ist: die Beseitigung dieses Rektors und dieses Senates! Der Studentenausschuß in Charlottenburg ließ eine von Sachkenntnis nicht bedrückte Denkschrift gegen die katholischen Korporationen los, und als auch dort das Verbot kam, über diese Angelegenheit Studentenversammlungen zu halten und mit anderen Hochschulen in Verbindung zu treten, da ging es zwar in Charlottenburg friedlicher her als in Hannover, aber eine große „Akademiker-Versammlung" schickte dem Kultusminister einen offenen Brief. Die berühmte „akademische Freiheit" rief man auf zum Kampf gegen die katholischen Korporationen, durch diese ist sie ja gefährdet!

Die akademische Freiheit muß wirklich ein höchst eigenartiges Ding sein. In dem bekannten Liede über Jena wird als ihr besonderes Kennzeichen angegeben: „In Schlafröcken kann man gehen und den Bart sich lassen stehen, wie ein jeder will und kann." In einer Berliner Versammlung definierte sie ein Redner als das Recht der freien Entwicklung der Persönlichkeit innerhalb der Gesetze des Staates! In einer anderen Berliner Versammlung hat Professor von Liszt nach dem Berichte der „Germania" gesagt: „Sie ist etwas in uns Lebendes, das wir haben, wenn wir es haben wollen, ist das Ringen nach dem Schönen, Guten und vor allem nach dem Wahren, ist ein Stürmen und Drängen, ein Arbeiten an der eigenen Charakterbildung." Die Marburger und ihr folgend die Berliner Protestresolution bezeichnen sie als „unbedingte Lehr- und Lernfreiheit". Mit dem „unbedingt" ist das schließlich so weit nicht her, wie schon Dr. Kausen in Nr. 11 dieser Blätter hervorgehoben hat. Als „Lehr- und Lernfreiheit" erklären sie auch Paulsen (Die deutschen Universitäten, 339 ff.), Helmholtz (Über die akademische Freiheit, Berliner Rektoratsrede 1877), Ziegler (Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts, 25 ff.). Die „Lehrfreiheit" brauchen die Studenten wohl nicht zu schützen, das besorgen die Professoren selbst. Aber wie gefährden denn die katholischen Korporationen die „Lernfreiheit"? Haben sie je einem die Freiheit geraubt, zu studieren oder nicht, ins Kolleg zu gehen oder nicht? Ziegler nennt als dritten Punkt der akademischen Freiheit noch die „studentische Lebensfreiheit". Haben die katholischen Korporationen je einen gehindert, sein Leben so einzurichten, wie er wollte und für gut hielt? Daß ihre eigenen Mitglieder sich an Sitte, Anstand und göttliches Gebot halten, darauf achten sie; darauf achten aber auch die protestantischen und die, die sich bloß „christlich" nennen. Auf Sitte und Anstand halten alle Korporationen; ja gelten nicht manche, deren Mitglieder auf den Gesichtern den Beweis tragen, daß es nicht katholische sind, als gewisse Typen des Gigerltums, das Ziegler als des Studenten einfach unwürdig bezeichnet? Wo also widerstreben die katholischen Korporationen der „akademischen Freiheit"? Doch Graf Hoensbroech hat den schlagendsten Beweis geführt: „Wenn Tausende von deutschen Studenten spontan den Ruf erheben: die akademische Freiheit ist in Gefahr, dann ist sie in Gefahr!" Er hat zwar das Wort spontan betont. Als „spontan" hat der preußische Kultusminister Dr. Studt im Abgeordnetenhause folgendes Vorkommnis in Münster bezeichnet. Die dortigen „liberalen" Korporationen hatten auch den Minister mit einer „Freiheits"-Resolution bedacht; ihre Vertreter wurden zum Rektor zitiert, und hier gaben sie „befriedigende spontane Erklärungen" ab! Es ist ein eigen Ding auch um die Logik. Der Rektor in Hannover hat seinen Studenten gesagt, sie seien von unlogisch denkenden Personen schlecht beraten und verleitet worden, und die gerade nicht übermäßig verdächtige „Nationalzeitung" schreibt (Nr. 123 vom 22. Februar), die Studentenpolitik, die in demselben Atemzuge das Verbot konfessioneller Verbindungen und die unbeschränkte akademische Freiheit fordere, habe „etwas recht Unlogisches und Unreifes". Die „Hochschul-Nachrichten" sprechen von einem „gegenwärtigen Klimbimm mit der akademischen Freiheit". „Unreif" nennt die „Nationalztg." diese Studentenpolitik. Die „Finkenblätter", die an sich den katholischen Korporationen auch nicht hold sind, machen auf folgendes aufmerksam (Nr. 53 vom März): „Wie planlos überhaupt der ganze Kampf ist, geht auch daraus hervor, daß noch niemand daran gedacht hat, was nach Ächtung oder Auflösung der konfessionellen Farbenverbindungen geschehen soll. Daß sich dann die Gegner nicht gerührt die Hände reichen und sich verbrüdern, sondern sich erst recht im schönsten Kampfe befehden werden, steht zweifellos zu erwarten. Und was hat man erreicht, wenn, was anzunehmen ist, nach einem Verbote die alten Vereinigungen ohne Farben weiter fortbestehen?" Das richtet sich gegen den Politiker Hoens-

broech. Einen ähnlichen Gedanken für alle katholischen Korporationen hat der Hallenser Theologe Erich Haupt in den „Deutsch-Evangelischen Blättern" (Nr. 3 vom März) ausgesprochen.

Großes Verständnis für Logik haben auch die in Eisenach vom 11. bis 13. März versammelt gewesenen Vertreter deutscher Hochschulen — die „Allgemeine Zeitung" (Beilage Nr. 65 vom 16. März) fragt, wer sie eigentlich delegiert habe — bewiesen. In einer langen Resolution, die der „Hamburger Korrespondent" (Nr. 137 vom 15. März) „nicht nur jammervoll stilisiert, auch inhaltlich so konfus wie nur möglich" nennt, erklären sie, die Freiheit eines jeden Studenten dürfe weder von den Behörden noch von der Studentenschaft angetastet werden, und daher sei es auch berechtigt, daß sich Studenten zur Pflege von Sonderbestrebungen zusammenschließen. „Der Verband ist aber (!) der Ansicht, daß die Konfessionalität nicht Grund für die Absonderung auf studentischer Grundlage sein darf." Also alle Sonderbestrebungen sind „berechtigt" — demnach auch die, die das Duell abschaffen will? — aber handelt es sich um die praktische Übung der Religion — halt Bauer, das ist was anderes! — Merkwürdige Leute, diese Studenten in Eisenach! Samstag bringen sie dem Kaiser „ihren ehrfurchtsvollen Gruß mit dem Ausdruck unwandelbarer Treue" dar und Sonntag jubeln sie laut ihrem Festredner Thümmel zu, wenn er sagt, daß die Geschichte die Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. als „ein in seinem Bestande tiefschwarzes Blatt in ihre Bücher aufnehmen" werde. So etwas sollte mal bei einer Feier katholischer Studenten gesagt werden!!

Die Debatte über die akademische Freiheit im preußischen Abgeordnetenhause am 23. Februar hat den Freiheitshelden gezeigt, daß weder die Regierung noch eine Partei von einer solchen Freiheit im Unterdrücken etwas wissen wollen. Und was hofft der Kaiser? Er vertraut, so hat er den Eisenachern auf ihr Huldigungstelegramm geantwortet, „daß unsere Studenten stets bestrebt sein werden, die deutsche Geistesfreiheit auch durch die Achtung vor der Überzeugung Andersdenkender hochzuhalten." Allgemein ist man einig darin, daß, um es mit den „Berliner Neuesten Nachrichten" (Nr. 126 vom 15. März) recht milde auszudrücken, „der Kampf gegen die konfessionellen Studentenverbindungen mit diesem Telegramm ausdrücklich vom Kaiser gemißbilligt wird".

Sollten vielleicht Thümmels Worte und der Beifall, den sie fanden, die Erwiderung sein auf das kaiserliche Telegramm? Die darin liegende Mahnung hat man nicht beherzigt, weil der Begriff „Geistesfreiheit" diesen Freiheitshelden abgeht; sie halten die Auflösung der konfessionellen Korporationen „für dringend erwünscht". Freiheit, die ich meine — aber du kriegst keine!

Minister Studt hat im preußischen Abgeordnetenhause die katholischen Korporationen, wie überhaupt alle konfessionellen, als eine „unerfreuliche Erscheinung" bezeichnet. Auch uns Katholiken wäre es lieber, wenn sie nicht zu sein brauchten. Auch uns ist es nicht erfreulich, daß unsere katholischen Studenten sich in eigene Korporationen zusammenschließen müssen, um nicht an ihrem Glauben und ihrer Sitte gefährdet zu werden.

Man wirft den katholischen Korporationen vor, sie seien nicht deutsch gesinnt. Über 4000 studierende Mitglieder und über 12,000 Alte Herren dieser Korporationen weisen diesen Vorwurf als schwere Beleidigung auf das entschiedenste zurück. Wer ihn erhebt, der sagt die Unwahrheit aus Bosheit oder aus Unkenntnis. Unsere katholischen Korporationen sind gerade so deutsch gesinnt wie jede andere, selbst wie die, die sich stellen, als sei ihnen der Patriotismus als spezielles Privileg zuteil geworden. Das deutsche Vaterland gilt dem katholischen Studenten gerade soviel wie jedem seiner Kommilitonen. Oder sollte Gott die Vaterlandsliebe nur in das Herz dieser gelegt haben? Und das Vaterland liegt für den katholischen Studenten ebendort, wo es für jeden seiner Kommilitonen liegt, diesseits der Alpen. Auch der katholische Student weiß, was er seinem Vaterlande verdankt und was er ihm dafür schuldig ist. Mit gleicher Begeisterung wie jeder andere feiert er die Feste des Vaterlandes und seiner großen Männer und des von Gott gesetzten Fürstenhauses. Wenn die katholischen Korporationen sich irgendwo ausschließen wollten, so hätten sie vielleicht am ersten Grund dazu bei den Bismarckfeiern. Wo haben sie das getan? An mehreren Orten mußte nachher anerkannt werden, daß sie sich in geradezu hervorragender Weise beteiligt hatten. Mit gleicher Opferwilligkeit wie jeder andere wird der katholische Student in den Tagen der Not für Deutschland, seine Größe und Macht eintreten. Deo et patriae!

Die katholischen Korporationen sollen den konfessionellen Frieden stören. Wo hat man die Spur eines Beweises dafür erbracht?

Von Unkenntnis war eben die Rede. Ja, sie spielt eine große Rolle. Als im Juni vorigen Jahres die Hannoversche Studentenschaft gegen die katholischen Korporationen vorgehen wollte — im Ausschuß hatte der Vertreter des Vereins deutscher Studenten schon den Antrag eingebracht, an Rektor und Senat das Gesuch zu richten, die konfessionellen Korporationen aufzulösen —, da ersuchte einige Tage nach der Ausschußsitzung ein Herr von ebendemselben Verein deutscher Studenten die katholischen Korporationen um Material, um sich über ihre Prinzipien unterrichten zu können!!!

Wird nun mit der Absage des Ministers und sämtlicher Parteien des preußischen Abgeordnetenhauses an die Freiheitshelden der Kampf zu Ende sein? Keineswegs. Der Rektor in Charlottenburg sagt in seiner Bekanntmachung, durch die er seine früheren Verbote aufhebt, er tue das in der Zuversicht, daß, wenn die Frage der konfessionellen Verbindungen noch einmal zur Sprache komme, dies nur in einer Weise geschehe, durch welche die akademische Ordnung und der Friede innerhalb der Studentenschaft in keiner Weise gestört und gefährdet wird. Wie sich beides, Angriff auf die katholischen Korporationen (andere konfessionelle gibt es in Charlottenburg nicht) und Friede, mit einander vereinigen läßt, ist zwar nicht recht abzusehen. In einer Studentenversammlung am 25. Februar hat der Rektor die Mäßigung der Studentenschaft gelobt; wenn sie weiterhin solche Mäßigung bewahre, werde sie noch alles erreichen können, was sie wolle. Also geht nur hübsch langsam vor und macht nicht zuviel Spektakel! Eingaben um Auflösung der katholischen Korporationen wird es freilich vorläufig nicht mehr geben, die haben keinen Erfolg. Auch Thümmel sagte, daß „mit Reißen und Schlagen nichts zu erreichen" sei. Aber man wird was anderes tun: man wird sie zu boykottieren suchen, indem man sie von allgemein studentischen Veranstaltungen und den Studentenausschüssen ausschließt. Den Rat hat Hoensbroech in seiner erwähnten Broschüre schon für die katholischen Couleurstudenten gegeben. In Karlsruhe und Charlottenburg hat man einen solchen Beschluß für alle katholischen Korporationen schon gefaßt, in Göttingen hat der Ausschuß beschlossen, den katholischen Verein Winfridia vom Ausschuß auszuschließen. Derartiges ist übrigens schon länger der Fall, in Bonn sind die katholischen Korporationen schon seit mehreren Jahren vom allgemeinen Kaiserkommers ausgeschlossen, und in Darmstadt sind sie dieses Jahr zum ersten Male zugelassen. So sucht man sie zu Studenten zweiter Klasse herabzudrücken. Natürlich ist das akademische Freiheit und Toleranz! Wenn die Sozialdemokraten Arbeiter, die nicht zu ihnen gehören, boykottieren, dann Geschrei, auch im liberalen Philistertum: wo ist die Freiheit? „In dem einen Falle nennt man es Terrorismus, in dem anderen den Kampf um die akademische Freiheit", heißt es in der Berliner Wochenschrift „Der Deutsche" (Nr. 22 vom 25. Febr.). Auf jeden Fall werden sich die katholischen Korporationen auch im nächsten Sommer auf Kämpfe gefaßt machen müssen. Also toujours en vedette, katholische Studenten!

Auf eine Folgerung aus den Kämpfen wurde schon im Leitaufsatz des Herausgebers in Nr. 11 (S. 123) hingewiesen: die katholischen Studenten aller Verbände (es kommen hier vier in Betracht: der C.-V. der Verbindungen, der Verband der Vereine, der Unitas-Verband und die Kartellvereinigung kath. Korporationen, sog. kleiner C.-V.) müssen sich zusammenschließen und kleinliche Rivalitäten und Eifersüchteleien beiseite lassen. Hier müssen auch die Alten Herren eintreten und ihren Einfluß geltend machen. Ein Zusammenschluß ist bereits von Freiburg aus in die Wege geleitet.

Auf eine andere Folgerung sei aber auch noch hingewiesen. Das katholische Volk muß die katholischen Korporationen unterstützen, namentlich dadurch, daß es seine Söhne nur diesen, nicht anderen Korporationen zuführt. Das ist jetzt mehr als sonst ein point d'honneur. Die Deutsche Burschenschaft (Burschenschaften auf den Universitäten) hatte im abgelaufenen Wintersemester unter 2413 studierenden Mitgliedern 269 Katholiken; die anderen schlagenden Korporationen geben die Konfession nicht an. Gerade die süddeutschen haben sehr viele Katholiken, bei den Burschenschaften z. B. ist in München ein gutes Drittel, in Würzburg über die Hälfte katholisch. Und wieviele katholische Studenten bleiben wild! Als Katholik gelten wollen und seine Söhne in katholikenfeindliche Korporationen eintreten lassen oder wenigstens sie von katholischen fernhalten, das paßt nicht zusammen! Die „Köln. Volkszeitung" brachte vor kurzem eine recht treffende

und zeitgemäße Mahnung an die katholischen Damen wegen ihrer Vorliebe für die „interessanten" Gesichter mit Schmissen. — Wenn man die Mitgliederlisten unserer katholischen Korporationen durchsieht, so fragt man sich verwundert: wo bleibt denn der katholische Adel? Studiert denn der nicht auf den Universitäten? In den Personalverzeichnissen der Universitäten findet man aber doch seine Namen. Warum geht er nicht zu den katholischen Korporationen?

Das neue Semester steht vor der Tür. In etwas katzenjämmerlicher Stimmung hat man auf einer Studentenversammlung in Charlottenburg die Befürchtung ausgesprochen, daß die katholischen Korporationen durch die Angriffe auf sie noch stärker würden. Hoffentlich!



Das Montignoso-Flugblatt des „Simplicissimus"

und unsere Pflichten gegen die Jugend.

Von

Dr. Ludwig Kemmer, München.

Wenn man in der Presse die Ausschreitungen gewisser Witzblätter bekämpft, begegnet man immer wieder dem Einwurfe: „Du erreichst das Gegenteil von dem, was du erstrebst. Der Kampf gegen diese Blätter wirkt als Reklame für sie." Der zweite Satz ist vielleicht richtig, der erste sicher nicht. Millionen junger oder schwacher Herzen und unreifer oder unselbständiger Geister sind für die Giftsaat der Lüge nicht empfänglicher als für den Weizen der Wahrheit. Es gibt im Volke „Neubruchland", das der Bestellung noch harrt. Der Säemann, der am rüstigsten den Arm regt, versichert sich seiner. Noch eine Erwägung gebietet den rastlosen Kampf gegen jene Presse: Die Bedeutung eines Witzblattes steigt vielleicht infolge des Widerspruches, den es findet, sicher aber sinkt das Ansehen der Einrichtungen, die das Blatt bekämpft, wenn nicht immer und immer wieder Stimmen laut werden, die für sie sprechen. Zum mindesten hat der stete Kampf gegen den „Simplicissimus", und seine Genossen die Kraft, die assimilierende Wirkung der schmutzigen Sittenschilderungen dieser Blätter zu schwächen.

Mit der Assimilationskraft des Gemeinen bedroht der „Simplicissimus" in diesen Tagen stärker und raffinierter als gewöhnlich junge, unreife und alte, der Reife unfähige Herzen. Ein Herrenabenddichter und ein Herrenabendzeichner haben sich zusammengetan, eine unselige Tat, die in den letzten Jahren einem deutschen Fürstenhause die Sonne genommen und ein Häuflein deutscher Fürstenkinder für ihr ganzes Leben arm gemacht hat, zum Gegenstande ekelerregender Reimereien und Kritzeleien zu machen. Daß die Böses zeugende Kraft dieser Tat auch auf das Volk übergreift, dessen besserer Teil mit dem tiefsten Leide die traurigen Ereignisse sich abspielen sah, die Schmach auf den deutschen Namen gehäuft haben, das ist die bittre Wahrheit, die der Vaterlandsfreund aus der Existenz, nicht aus dem Texte des Flugblattes des „Simplicissimus" entnimmt.

Durch Zutaten einer unglaublich gemeinen Phantasie wird die Darstellung der Tat und des Treibens der Frau, die hoher Pflichten vergessend sich so tief erniedrigt hat, daß sie für die Kritik des „Simplicissimus" erreichbar geworden ist, dem gemeinen Geschmacke, den leider viele Gebildete mit dem rohesten Pöbel teilen, angepaßt. Aber auch in nicht verbildeten Herzen, die nur nicht durch das hohe, reine Bild der Königin Luise und durch Einblicke in das reine, von der Pflicht geregelte Leben unsrer Fürsten und Fürstinnen und unsers durch treue Arbeit für das Fürstenhaus und für das Vaterland sich gesund erhaltenden Adels gegen die enttäuschende und verbitternde Wirkung des Fehltrittes einer Frau aus dem hohen Kreise der Fürsten immunisiert sind, wird durch das Flugblatt eine Kritik geweckt, die die Königstreue ertötet.

Auch in Kinderherzen fällt die giftige Saat. Ungelenke, wie von Kinderhand auf die Schiefertafel oder in das erste Heft geschriebne Züge der Kurrentschrift wirken infolge des Gegensatzes zu der allenthalben auf Firmentafeln und Plakaten verwendeten Druckschrift mit großer Anziehungskraft auf das Auge. Am stärksten auf das Kinderauge. „Was so geschrieben ist, das ist für mich bestimmt," dieser Gedanke führt sicher Tausende von Kindern vor ein Plakat, auf dem ein Schulkind dem Beschauer die Tafel zeigt mit den schön geschriebnen Worten „Ich trinke zum Frühstück nur Kakao". Ebenso sicher führt er Tausende von Kindern vor die Auslagen der Buchhandlungen, Papier- und Milchläden, an deren Fenstern das Flugblatt des „Simplicissimus" hängt. Die in die schmutzigen Verse dieses Flugblatts eingeschobnen Bilder sind raffiniert mit falscher Kindlichkeit kindlichen Vorstellungen angepaßt: Hahn und Henne, Katze und Hund, die Silhouette einer Lokomotive, ein paar Lanzenreiter, zierlich und gleichmäßig wie Bleisoldaten, — was kann es Harmloseres und für ein Kinderauge Anziehenderes geben?

Das lockt wie ein Münchner Bilderbogen.

Täglich sehe ich vor einer Buchhandlung in der Nähe des Luitpoldgymnasiums Knaben, Mädchen und Erwachsene stehen und die Bilder und Verse der Münchner Bilderbogen, die dort ausgestellt sind, genießen. Ich freue mich immer darüber und bedaure nur, daß so wenig Buchhändler noch den guten Geschmack haben, mit der harmlosen, anmutigen Kunst dieser echten Münchner Erzeugnisse ihre Auslage zu schmücken. Der „Simplicissimus" und seine Gefolgschaft hat in den Buchhandlungen die Münchner Bilderbogen und in den Papierläden die schlichten Erzeugnisse von Gustav Kühn in Neu-Ruppin verdrängt und das Interesse, das jene harmlosen Produkte im Volke erregten, geerbt. Vor wenigen Jahrzehnten bereicherten noch die Münchner und Neu-Ruppiner Bilderbogen mit einer bunten Welt die Phantasie kleiner und großer Kinder. Heute zieht aus dem „Simplicissimus" ein Schwarm verworrener, gemeiner Vorstellungen in die Herzen der Beschauer und Leser. Die Jugend lernt schon mit den Augen der Zeichner und Schriftsteller des „Simplicissimus" die Dinge messen. Wie arm die einzelnen dadurch werden, kommt den jungen Leuten selbst und vielen Eltern nicht zum Bewußtsein. Wie arm die Nation dadurch wird, müßten Millionen erwachsener, gebildeter Deutschen zu ermessen verstehen. Sie müßten in dem Bestreben des „Simplicissimus", in jungen Herzen die sittlichen Begriffe zu verwirren und die Königstreue zu ertöten, eine der schwersten Gefahren sehen, die unserm in seinem Bestande mehr als jedes andere Staatsgebilde von der sittlichen Kraft seiner Bürger abhängigen Reiche drohen. „Es sind die sechs Jahre zwischen der Erziehung im Vaterhaus und der Schule einerseits und der Armee anderseits tatsächlich die gefährlichste und verantwortungsreichste Zeit, die es im Menschenleben gibt, wo die jungen Leute zu leicht und zu gern den Respekt vor der Autorität verlieren und gewissenlosen Einflüssen am ehesten preisgegeben sind. Unsere Jugend ist da in schwerer Gefahr, verloren zu gehen, und geht sie erst verloren, dann mit ihr unsere Hoffnung, das Wohl und die Zukunft des Vaterlandes." Mit diesen Worten weist ein Feldherr, der lange Zeit die Grenzwacht gegen Frankreich gehalten hat, Generalfeldmarschall Graf Häseler, auf „eine gefahrvolle Lücke in der Jugenderziehung" hin. Er fügt hinzu: „Hier heißt es, helfend einzugreifen. Auf staatliche Zwangsmaßregeln braucht man nicht zu warten, sondern jeder kann hier das Seine tun und durch Beispiele, durch Wort und Tat erzieherisch und bildend auf die jungen Leute einwirken. So soll es der Landwirt an seinen Knechten tun, so der Handwerksmeister an seinen Lehrlingen und Gesellen, der Fabrikherr an seinen Arbeitern." Der greise, weise Feldherr hat recht und weist den richtigen Weg; aber er erwartet zu viel, wenn er meint, jeder solle hier „das Seine tun". Die Erfüllung der Pflichten gegen die Jugend setzt die Kenntnis und die Anerkennung dieser Pflichten voraus. Der „Simplicissimus" wird aber gerade durch die Pflichtvergessenheit der Kreise, die ihn genießen, und durch die moralische Blindheit und Stumpfheit der Personen, die ihn verschleißen, groß und mächtig.

Kann man zu den unzurechnungsfähigen Verkaufsorganen auch die Buchhändler rechnen, die den „Simplicissimus" ausstellen und verkaufen? Gewiß nicht! So erheben sich neue Fragen: Ist es deutscher Buchhändler würdig, sich zu Verkäufern einer ruchlosen, das Volk vergiftenden Presse, zu Genossen des Frevels gewissenloser Schriftsteller und Künstler zu erniedrigen? Ist ein großer Teil der Berufsgenossen Palms zu stumpfen, nach Gewinn haschenden Rechnern geworden, daß sie unter ihren oft ehrwürdigen Firmen ein gemeines Produkt wie das Flugblatt vor den Augen ihrer jungen Volksgenossen ausbreiten?

Ihr Ahne Palm starb unter Qualen einen Heldentod. Die Schützen des französischen Exekutionskommandos schossen schlecht. Er gab sein Leben hin für den Volksgenossen, dessen Klage um das erniedrigte Vaterland er veröffentlicht hatte. So starb er auch für sein Vaterland.

Sind heute, da es gilt, die sittliche Kraft unseres Volkes zu bewahren und die Zukunft unseres Vaterlandes zu sichern, deutsche Buchhändler, die Berufsgenossen Palms, nicht einmal mehr des schmerzlosen Verzichtes auf einen kleinen Gewinn fähig?

Ob auch Palm das Flugblatt des „Simplicissimus" ausgestellt und an der Erniedrigung seines Vaterlandes gearbeitet hätte?

Das Feuer kam ....

Das Feuer kam und die Glut verschlang
Ihr Haus, ihren Hof, ihre Habe;
Das Wasser kam und Wiese und Feld
Versanken im wogenden Grabe.

Der Schweiß ihrer Tage zerronnen, — zerstört
Die Arbeit der fleißigen Hände,
Die Frucht ihrer goldnen Ähren dahin
Und die Rebe am blüh'nden Gelände.

Nur bis zu dem Friedhof kamen sie nicht,
Der Zerstörung grimmige Boten,
An den schweigenden Pforten machten sie Halt
Und ließen in Ruhe die Toten.

Du armer, kleiner, verwüsteter Ort,
Ich sehe dich tränenden Blickes,
Wie mahnst du mich an mein eignes Geschick
Mit den Trümmern irdischen Glückes.

Mit stürmenden Fluten, mit sengendem Hauch
Hat das Leben mir alles genommen,
Nur dort, wo ich meine Toten begrub,
Bis dahin ist's nicht gekommen.

Was in mir blühte und lachte und sang,
Zerstört es mit wütendem Hassen. —
Mein gestorbenes Glück, meine tote Lieb,
Die hat es in Ruhe gelassen.

Linz a. Donau. Anna Esser.



Aphorismen.

Von

M. Herbert.

Weshalb gibt es so wenig stetige und glückliche Gesichter — auch unter den Frauen? Weil immer mehr jene große, konzentrierte Kraft verloren geht, welche zwei Menschen lehrt, in den intimsten Dingen des Herzens ausschließlich für einander zu leben.

* * *

Weshalb die Welt voll häßlicher, roher, schlechter Menschen ist? Weil schon Generationen und Generationen die Ehe durch Roheit, Brutalität, Trunk und Unfrieden entweiht haben.

* * *

Man liest in den Zeitungen, daß die Russen und Japaner mit Kampfertüchern vor dem Munde kämpften, weil der Wind den unerträglichen Geruch verwester Leichname ihnen zuträgt. Ach, dieser mit den Düften des Todes vergiftete Wind dringt auch bis zu uns hier in Europa und reißt lachend die Kulturfetzen herab, mit denen wir unsere Lebensanschauungen behangen haben.

* * *

Dessen ist der Mensch fähig, das er begreift.

* * *

Mißtraue keinem gründlicher, als deiner eigenen Großmut.

* * *

Takt ist Herzensgüte.

* * *

Es ist eine Versündigung gegen das Leben, die Freudigkeit in irgend jemand zu töten. O, welche entsetzlichen Sünden begehen in dieser Hinsicht so viele Pädagogen an unserer Jugend! Jeder Ausbruch übeler Laune, jedes rohe Wort ist ein Diebstahl an dem höchsten Schatze unserer Nation, denn er bedeutet eine Verminderung der Kraft und des guten Willens im jungen Herzen.

Wohin treiben wir?

(Zugleich ein Wort zum Kongreß der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.)

Von

Dr. Otto von Erlbach.

Es gibt Dinge, über die man nicht gerne schreibt oder spricht. Neuerdings wird übertriebene geschlechtliche Prüderie, insoweit sie eine verhängnisvolle Unkenntnis zur Folge hat, mit Recht auch in unseren Kreisen bekämpft. Aber auf der anderen Seite nimmt auch die Schamlosigkeit auf diesem Gebiete immer mehr überhand. Der liberalen „Allgemeinen Zeitung" zufolge sieht es kaum in irgend einer Stadt so schlimm aus wie in München. In Nr. 110 des genannten Blattes veröffentlicht eine Münchener Frau eine längere Zuschrift über „Unzuträglichkeiten im Straßenverkehr". Dort heißt es wörtlich u. a.: „Die Belästigungen und die Unschönheit im Straßenverkehr sind nicht das Wesentliche; das Wesentliche ist die ungeheure geschlechtliche Unsittlichkeit in München, die jedenfalls mit dem Alkohol in Verbindung steht."

Eine furchtbare Anklage! Jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß nicht der Alkohol allein an der „ungeheuren geschlechtlichen Unsittlichkeit" schuld ist. Durch eine gewisse „literarische" und „künstlerische" Richtung ist die Laxheit der sittlichen Auffassung systematisch und zielbewußt genährt, der Geschlechtstrieb bis zur Krankhaftigkeit überreizt worden. Nicht bloß in illustrierten Witz- und Wochenblättern wird durch Text und Bild wie im Inseratenteil die „freie Liebe" gepredigt, sondern auch im ernsten Gewande der „Wissenschaftlichkeit" tritt diese Brunnenvergiftung zutage.

In der Wochenschrift „Europa" erklärt Fräulein Dr. Anita Augspurg: „Für eine Frau von Selbstachtung, welche die gesetzlichen Wirkungen der bürgerlichen Eheschließung kennt, ist es nach meiner Überzeugung unmöglich, eine legitime Heirat einzugehen. Ihr Selbsterhaltungstrieb, ihre Achtung vor sich selbst und ihr Anspruch auf die Achtung ihres Mannes läßt ihr nur die Möglichkeit einer freien Ehe offen." Welche Begriffsverwirrung! Eine illegitime Geschlechtsverbindung ist keine „Ehe", keine „Heirat", sondern ein Konkubinat. Wenn ein Fräulein Dr. jur. Anita Augspurg öffentlich alle Frauen „von Selbstachtung" zur „wilden Ehe" geradezu auffordert, dann kann man sich nicht mehr wundern, daß Frauen „ohne Selbstachtung" einen gewissen Inseratenteil eines Münchener „Weltblattes" immer offener zum Kuppelmarkt stempeln.

Wie es auf sog. „Herrenabenden" in München zugeht, war unlängst in der Presse ziemlich unverblümt angedeutet. Manches ist selbst den sonst so weitherzigen „Münchner Neuesten Nachrichten" zu bunt, wie ein Bericht in Nr. 96 verrät, der u. a. die Aufführung des letzten Aktes der „Büchse der Pandora" von Wedekind „in jeder Beziehung verurteilte".

Wie weit die „freie Kunst" es in München schon gebracht hat, dafür möge folgende Voranzeige im redaktionellen Teile der „Münch. Neuesten Nachrichten" (Nr. 117) zeugen:

„Modellvorstellungen. Für die Münchener Künstler und Künstlerinnen werden am 14. März [inzwischen um 8 Tage verschoben] abends 8 Uhr im großen Saale der Restauration zur neuen Akademie (Amalienstraße 46) von der Vereinigung der Münchener Berufsmodelle Aktposen, Kraftakrobatik, Gewichtheben, Ringkampf und Tauziehen vorgeführt werden." Was „Aktposen" sind, weiß auch der Laie. Es werden demnach in einem großen öffentlichen Saale in München von Berufsmodellen „gymnastische" Spiele im wörtlichsten Sinne des Wortes aufgeführt.

Es scheint System in der Sache zu sein. Immer einen Schritt weiter! Der Buchhandel wird zurzeit namentlich von Stuttgart aus mit weiblichen Aktdarstellungen, in der freien Natur und im Atelier aufgenommen, geradezu überschwemmt. Diese mit künstlerischem, ja sogar wissenschaftlichem Aplomb auftretenden Werke wenden sich nach Ausweis der Buchhandelsreklamen offen an das weitere Publikum der „Kunstliebhaber" und selbst der „Amateurphotographen". In Schaufenstern Berliner und Münchener Buchhandlungen sind Aktphotographien bereits öffentlich ausgestellt. Wohin treiben wir?

* * *

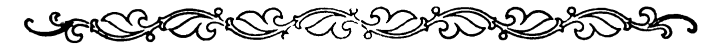
In diesem Zusammenhange muß auch der II. Kongreß der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der in der verflossenen Woche in München tagte, kurz gestreift werden. Vielleicht findet sich

eine berufene Feder, welche an geeigneter Stelle zu einzelnen der auf diesem Kongreß erörterten delikaten Fragen und zu den größtenteils höchst gewagten Sentenzen und Thesen Stellung nimmt. Aber eines soll auch in der „Allgemeinen Rundschau“ scharf und klar betont werden: Wer auf dem Standpunkte der christlichen Moral und des christlichen Ehrbarkeitsbegriffes steht, erschrickt geradezu vor der Offenheit und Leichtherzigkeit, mit der auf diesem Kongresse die Grundbegriffe der Sittlichkeit beiseite geschoben wurden. Ein Teilnehmer kennzeichnet den Kongreß als „eine schrankenlose Verherrlichung der freien Liebe — unter Vergewaltigung der andersdenkenden Minoritäten durch die jüdisch-naturalistische Majorität.“

Zwar waren auch die deutschen Sittlichkeitsvereine vertreten, deren unermüdlicher Generalsekretär, Pastor Lic. Bohn aus Berlin, sich nicht nur sehr energisch gegen die staatliche Kasernierung der Prostitution aussprach, sondern auch der Verherrlichung der „freien Liebe“ nachdrücklichst entgegentrat. Auch von anderer Seite wurden sehr gesunde Ansichten vertreten. So protestierte u. a. der Münchener Professor Gruber als Hygieniker mit großer Entschiedenheit gegen die Versuche, alle sittlichen Begriffe auf den Kopf zu stellen. Er würde es für das größte Unglück halten, wenn die Bevölkerung beginne, den außerehelichen Geschlechtsverkehr als etwas Selbstverständliches und Geschlechtskrankheiten als etwas moralisch Harmloses zu betrachten. Man solle sich hüten, etwas zu tun, was zu einer Lockerung der Moralbegriffe beizutragen geeignet sei. Wenn die Gesellschaft sich dazu hergebe, solche Anschauungen zu begünstigen, so müßte er sie als gemeinschädlich (!) bezeichnen.

Aber die weit überwiegende Mehrzahl der Redner und Teilnehmer stand mehr oder minder offen auf dem Standpunkte, für den eine dem oben erwähnten Frl. Dr. jur Anita Augspurg sinnesverwandte Dame, Dr. phil. Helene Stöcker, in der öffentlichen Versammlung des Kongresses das breite Publikum zu gewinnen suchte: „Überwindung der alten Moralanschauungen“, „Revision unserer alten Sittlichkeitsbegriffe“ und Begründung einer „neuen Ethik“, welche die Ehe nicht als einzige sittliche Form des Geschlechtsverkehrs gelten läßt, sondern auch dem „freien Verhältnis“ unter Umständen den Stempel des „Sittlichen“ aufdrückt.

Wie ein Faustschlag ins Antlitz der christlichen Moral wirkte der Vorschlag des Referenten Dr. O. Neustätter (München), nicht nur die Strafbarkeit der Ankündigung von „Schutzmitteln“ (zur Verhütung der Ansteckung oder der Konzeption) aufzuheben, sondern den Gebrauch dieser „Schutzmittel“ möglichst zu „popularisieren“, und zwar durch die „Empfehlung“ derselben „an Krankenkassenmitglieder, Studenten, Soldaten, Matrosen“. So wörtlich zu lesen in dem Bericht der „Münch. Neuest. Nachrichten“ Nr. 133 vom 19. März. Überhaupt haben liberale Blätter mit einer Ausführlichkeit über den Kongreß berichtet, deren „erzieherische“ Folgen gewiß nicht ausbleiben werden, zumal mit der Druckhervorhebung der verblüffendsten Stellen nicht gespart wurde. Wenn es nach den Wünschen des Dr. Neustätter ginge, würde also den Studenten bei der Immatrikulation künftig anstatt der jetzt eingeführten gedruckten Warnung vor sexuellen Exzessen und Mahnung zur geschlechtlichen Enthaltsamkeit eine „Empfehlung“ des Gebrauches gewisser, nach Ansicht des Redners auch noch durch eine Reichssanitätsbehörde zu sanktionierenden „Schutzmittel“ behändigt werden. Der Rest ist Schweigen.



Die christliche Kunst*).

Von

Dr. Felix Mader-München.

„Die christliche Kunst“ hat nunmehr einen halben Jahrgang hinter sich. Es ist somit möglich, einen gewissen Überblick über die Art und Richtung der neuen Zeitschrift zu gewinnen. Eine allgemeine Kunstrevue auf christlichem Standpunkte, die den Anforderungen an eine derartige Zeitschrift genügen würde, hatten wir bis jetzt nicht; rein archäologische oder lokale Organe konnten und wollten ja diesen Zweck nicht erfüllen und sind demnach auch durch das Erscheinen der „christlichen Kunst“ in keiner Weise verkürzt und beeinträchtigt.

*) Monatsschrift für alle Gebiete der christlichen Kunst sowie für das gesamte Kunstleben, in Verbindung mit der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst; herausgegeben von der Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H., München, Karlstraße 6.

Es ist über allen Zweifel erhaben, daß die neue Zeitschrift eine große Aufgabe erfüllt und daß sie die Unterstützung aller Gutgesinnten in uneingeschränktem Maße verdient, mag man auch vorher über die Oportunität gedacht haben wie man will: die Anschauungen pflegen in solchen Fragen ja stets verschiedene, zuweilen entgegengesetzte zu sein.

Soviel ich sehe, ist bisher nur eine kritische Beleuchtung der Zeitschrift aus Fachkreisen erfolgt und zwar in Nr. 2 des „Literarischen Handweisers“ durch A. Hagelstange. Seinem scharfen Auge ist nichts entgangen, nicht einmal der violettgraue Ton des Umschlags. Um so erfreulicher ist es, daß sowohl die erschienenen Aufsätze wie die Illustrationen seine ausgesprochene Anerkennung finden, während seine Beanstandungen oder Ratschläge nur untergeordnete Dinge betreffen. Ich möchte dies vorausschicken, um die folgende Besprechung nicht dem Verdacht der Parteilichkeit oder zu großen Lobes auszusetzen.

„Unsere Zeitschrift umfaßt die Architektur, Plastik und Malerei, die Kunst der Gegenwart und Vergangenheit,“ schrieb der verdiente Redakteur Staudhamer in seinem Geleitswort. Dieses Programm ergab sich aus dem Zweck der Zeitschrift von selbst: die ersten sechs Hefte zeigen, daß dasselbe auf breitester Grundlage verständnisvoll und abwechslungsreich zur Ausführung kommen wird.

Als Interpreten der alten Kunst vernehmen wir Berthold Riehl in seinem anregend und liebevoll geschriebenen Aufsatz über Albrecht Dürer als Meister der christlichen Kunst. Mit dem Lebenswerk eines bisher soviel wie unbekannten Plastikers macht uns Ph. Halm bekannt (im 6. Heft), indem er das Opus des Meisters der Türen an der Altöttinger Stiftskirche auf Grund stilkritischen Vergleiches zusammenstellt, eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse über die deutsche Bildhauerkunst des 16. Jahrhunderts. Es gelingt hierbei dem Verfasser, die Zuteilung des ganzen Werkes an Meister Matthäus Krenitz sehr wahrscheinlich zu machen. Ferner hatte der Verfasser dieser Zeilen Gelegenheit, Lory Herings Epitaphien in Unterknöringen zu veröffentlichen und kunstgeschichtlich zu würdigen. Ein geistvoller Aufsatz über Anselm Feuerbach von Conte Scapinelli gehört gleichfalls hierher.

Die moderne Kunst kam neben der alten durchaus nicht zu kurz. Eine anregende verständnisvolle Besprechung widmete Bär der St. Paulskirche in München, während Schmidkunz und Wolter die Kunstausstellungen des verflossenen Jahres in München und Berlin, Käs jene der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst, die anläßlich des Katholikentages in Regensburg stattfand, besprachen. Ein interessantes Thema behandelte endlich M. Fürst, indem er die gesellschaftliche und soziale Stellung der Künstler in ihrer geschichtlichen Entwicklung schilderte, ein in vieler Beziehung reizvoller Gegenstand.

Eine Reihe kleinerer Aufsätze, Nachrichten aus dem Kunstleben, Besprechungen von kunstliterarischen Erscheinungen schließen sich an diese größeren Arbeiten an.

Der literarische Teil ist also so vielseitig ausgefallen als man nur wünschen kann und soll auch künftig nach jeder Richtung hin erweitert werden, soweit das Programm der Zeitschrift es nahelegt. Die Warnung Hagelstanges, die Zeitschrift möchte ja nicht ad maiorem gloriam der Künstler der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst ausgenützt werden, ist also gegenstandslos. Wenn man übrigens weiß, wie es die auf nichtchristlichem Boden stehende Kunstkritik versteht, unbedeutende modische Kunstwerke auf jener Seite durch einen Phrasennebel dem klaren Denken zu entrücken und höher zu schrauben, so konnte man Hagelstanges Befürchtung von vorneherein nicht teilen. Übrigens sind wir ganz der Anschauung, daß übertriebenes und unberechtigtes Lob nur schaden kann und die christliche Kunst nicht vorwärts bringt. Wenn aber Hagelstange meint, daß alles „Mittelgut“ am besten totgeschwiegen werden solle, dann möchte ich den Vorschlag machen, unsere Kunstakademien zu schließen; dort werden soviel und teilweise unnötige Kräfte ausgebildet, von denen nur „Mittelgut“ zu erwarten ist. Die großen Herrenmenschen unter den Künstlern bedürfen der Akademien nicht, die haben sich von jeher selbständig entwickelt. Item: die brutalen Ideen Nietzsches muß man mit Vorsicht benützen.

Nun zur Illustration, die dem Text einer Kunstzeitschrift erst Leben und Wärme verleiht: es unterliegt keinem Zweifel, daß die Zeitschrift nach dieser Richtung hin mehr bietet, als man zu erwarten berechtigt war, so daß sogar eine kleine Minderung keinen Anlaß zu Klagen bieten könnte. Außerdem stehen die Abbildungen technisch voll und ganz auf der Höhe der heutigen Reproduktionskunst.

Hier möchten wir die Redaktion bitten, ja nicht auf einen Rat Hagelstanges einzugehen: H. meint, die farbigen Autotypien



sollten durch Gravüren ersetzt werden. — Allen Respekt vor der Gravüre! — das letzte Heft enthält eine solche — aber der Dreifarbendruck bietet doch eine ganz andere Vorstellung von einem Gemälde als etwa eine Gravüre. Ich weiß, mit welchem Interesse jene Leser, die außer der Großstadt wohnen und selten die Möglichkeit haben, Originale zu sehen, die farbigen Autotypien aufgenommen haben. Wenn Hagelstange meint, die Technik sei noch nicht auf der Höhe, so kann das kein Grund sein zur Beseitigung solcher Abbildungen. Wie soll denn die Technik entwickelt werden, wenn man sie nicht anwendet? Außerdem leistet sie doch auch jetzt schon sehr Gutes: man sehe sich nur das Porträt des Kardinal Kopp im 5. Hefte an. Es wäre zu anspruchsvoll, damit nicht zufrieden zu sein. Schließlich müßte man auf jede Reproduktion verzichten, denn keine gibt das Original ganz.

Die Zeitschrift hat also redlich gehalten, was sie zu Beginn versprochen und was sie bisher geleistet, erfüllt mit Zuversicht und froher Hoffnung für die Zukunft.

Die Gesamtlage unserer heutigen Kunst erinnert etwas an die Verwirrung zu Babel: das Drängen und Treiben, die Unruhe und Hast der Zeit macht sie mit; die Mode, die mit jeder Saison wechselt, hat sich auch zur Tyrannin über die Kunst aufgeworfen und ihre dienstbaren Geister von der Feder verkünden ihre wechselnden Dogmen als jeweils allein seligmachendes Evangelium. Viel Mut, Eigenart und Unabhängigkeit gehört dazu, wenn sich ein Künstler nicht an den Triumphwagen dieses geistlosen Weibes spannen lassen soll. Dazu kommt die sittliche Dekadenze, die namentlich durch gewisse periodische Blätter in den weitesten Kreisen für eine rohe, gehaltlose und freche sog. Kunst Propaganda macht. Die Mission der „Christlichen Kunst" ist also eine bedeutungsvolle. Mögen also alle Kreise, denen die Kunst selber und das Wohl der Gesamtheit am Herzen liegt, der Zeitschrift ungeschmälerte und vermehrte Sympathie und regste Förderung weihen!



Bühnen- und Musikschau.

Aus der Berliner Kunst- und Kulissenwelt. Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo! Auf der Jagd nach einem Kassenstück hat Herr Dr. Paul Lindau vom „Deutschen Theater" nun schon wiederholt den Versuch gemacht, die schlummernden antiklerikalen Instinkte der Berliner für seine Kasse auszubeuten: erst mit dem „Nachtmahl der Kardinäle", das glatt durchfiel; dann mit den „Brüdern von St. Bernhard", die auch nicht die Reichtümer der toten Hand in seine Theaterkasse strömen ließen. Paul mit der bewegten Vergangenheit als Erwecker des protestantischen Gewissens: das war eigentlich ein niedlich karnevalistisches Bild.

Aber die Geschichte hat ihre ernsthaften Seiten. Die ruhigere Kritik — und selbst die der dem Evangelischen Bunde zuneigenden „Täglichen Rundschau" — ließ das Stück als Kunstwerk einfach fallen; manche erkannten die „gute Gesinnung" an.

Wir glauben nicht, daß es sich lohnt, den Fall Ohorn an dieser Stelle ausführlich zu behandeln. Er gehört in das Kapitel der Renegatenpoesie, die es zu keiner Zeit zu einer bedeutenden Leistung gebracht hat. Es genügt daher der Hinweis, daß Ohorn, wie so mancher vor ihm, sein Gelübde gebrochen und sich dann durch eine literarische „Tat" vom Schuldgefühl zu befreien gesucht hat. Nachdem er mit seinem Stück abgefallen ist, kann er das Andere mit seinem Gewissen abmachen. Jedenfalls wird ein neuer Kulturkampf nicht mit Herrn Ohorn anfangen.

Im Vorbeigehen sei noch erwähnt, daß der „talentvolle" Georg Hirschfeld und treue Nachbeter Gerhart Hauptmanns mit seinem diesjährigen Musenkinde „Nebeneinander" im Lessingtheater keine neuen Lorbeeren gepflückt hat. Seit den „Müttern" ist Hirschfeld der begabte Georg. Danach hat aber nichts Rechtes mehr kommen wollen. Vielleicht versucht er es einmal mit einer anderen Richtung.

Ein kleines Ereignis war Ende Februar im Deutschen Theater die Aufführung der Tragikomödie „Schüsselchen" von Bürgermeister Reicke. Aber im Parkett hat man keinen Respekt vor Bürgermeistern; man möchte Dichter sehen. Die Verwaltungsbeamten halten Herrn Reicke, den zweiten Bürgermeister von Berlin, für einen großen Dichter; und die Kritiker halten ihn für einen trefflichen Bürgermeister. Trotzdem fiel sein Stück durch. Es behandelt den Erfahrungssatz, daß eine oberflächliche, haltlose, von augenblicklichen Launen geleitete Frau leicht die ganze Ehe verderben kann. Dies geschieht auf dem selbstverständlichen Wege des Ehebruchs. Doch der Gemahl ist um keinen Faden besser. Als er die Bescherung merkt, kommt ihm ein genialer Gedanke, etwa so: minus mal minus gibt plus. Wir haben beide gefehlt, also vertragen wir uns. Herr Reicke drückt dies poetischer aus: „Es gibt Eins, das höher steht als die Liebe — das ist die Güte." Tief, sehr tief! Als Bürgermeister würde ich mich doch etwas genieren, meine Gedanken über das Sittengesetz so vor meinen Beamten auszukramen.

Ein äußerst lustiges Stück und gleichzeitig eine fruchtbare Vorlesung über die Tippel- und Vagabundensprache brachte das „Berliner Theater" mit der Komödie „Der Kaiserjäger" heraus. Verfasser sind die aus dem Kreise der Rinnsteinpoeten wohlbekannten Herren Hans Brennert und Hans Ostwald. Ein trauriger Versuch, das Leben der wandernden Handwerksburschen und fahrenden Leute mit einem Schimmer von Poesie zu umgeben. Das Publikum nahm die Sache aber gut auf.

Hauptmann in Grillparzers Spuren — das war die neueste Überraschung, die uns der Dichter des Schlesierlandes bot. Zu seiner „Elga", die im „Deutschen Theater" aufgeführt wurde, hat er sowohl das Wesentliche der Fabel als auch das Motiv des Traumes von Grillparzer entlehnt; freilich mit echt Hauptmannscher Eigenart behandelt, so daß man wohl nicht gut von „Entlehnung" sprechen kann. Grillparzer schrieb eine Novelle „Das Kloster bei Sendomier". Da erzählt ein Mönch zwei Gewappneten die Geschichte eines Schloßherrn, der sein ungetreues Weib erstach und dann in einem von ihm gestifteten Kloster als Mönch Frieden suchte. Der Mönch war der Erzähler. Hauptmann hat am Schlusse die Änderung angebracht, daß der Verführer meuchlings stirbt, während der Graf das ungetreue Weib zu der Leiche führt. Ferner läßt Hauptmann die ganze Katastrophe sich als Traum eines Ritters abspielen, der am Orte der Tat übernachtet (vgl. „Der Traum ein Leben"). Die Sprache ist kräftig, reich an Bildern, das Stück zeigt eine Geschlossenheit, die in nichts an ein Fragment erinnert, als welches das Stück gegeben wird. Ohne moralische Schnitzer geht es natürlich nicht. „Baue nicht auf Liebe von Weib und Kind, sonst mußt du das Kreuz nehmen." Umgekehrt: Nimm das Kreuz, dann darfst du bauen.

Berlin. Karl Küchler.

❧❧❧

Kölner Theater- und Konzertleben. Der Karneval ist vorüber, und so hat man in dem alten heiligen Köln nun wieder für andere Dinge, namentlich für die Künste und Wissenschaften Sinn. Wir werden jetzt, nachdem wir eine Handelshochschule und eine Akademie für praktische Medizin unser eigen nennen, sehr literarisch. Eine Universität, wie sie das frei-reichsstädtische Köln besaß, haben wir allerdings nicht; aber wir haben doch Studenten mit farbentragenden und schlagenden Korps, die mit bepflasterten Gesichtern auf dem Ring einherstolzieren.

Im Monat März, da geht's bei uns mit dem Theater schon abwärts. Die Vereinigten Stadttheater sind einstweilen auf der Suche nach Ersatz für die ausscheidenden Kräfte. Zunächst galt es eine Primadonna ausfindig zu machen, welche die großen Wagner-Partien übernehmen konnte. Fr. Burk-Berger von Dresden, welche als „Fidelio" und „Walküre" debütierte, hätte uns schon genügt, denn sie besitzt jugendfrische, gutgebildete Stimmittel, hat was gelernt und macht gute Figur. Man entschied sich jedoch für Fr. Alice Guszalewicz von Bern, die als „Königin von Saba" und „Isolde" großen und auch verdienten Erfolg hatte. Sie ist keine Draufgängerin, vielmehr eine besonnene und intelligente Künstlerin, die weiß, was sie soll und was sie will. Als „Isolde" war ihre Darbietung um so erstaunlicher, als sie die Riesenpartie zum ersten Male sang. Und so was kommt nun von Bern, während Agenten und Direktoren ganz Deutschland und die angrenzenden Dörfer nach einer halbwegs brauchbaren ersten dramatischen Sängerin vergeblich absuchen.

Neu einstudiert und prachtvoll ausgestattet hat die Oper Lortzings romantische Oper „Undine" wieder auf den Spielplan gebracht. Sie hat schon mehrere gutbesuchte Aufführungen erlebt, während Artur Friedheims „Tänzerin" nach nur einer Vorstellung geräuschlos verduftet ist. Auch das Schauspiel hatte mit seiner letzten Lustspielnovität „Liebeshandel" von Rich. Wilde und Paul Stark kein Glück.

Das Residenztheater suchte für Fastnacht die alte Wiener „Tannhäuser-Parodie" und die noch ältere Berliner Posse „Einmalhunderttausend Taler" wieder hervor, ohne damit zu reussieren — tempi passati! —, so was zieht nicht mehr. Dagegen hatte Cäcilia Wolkenburg (Kölner Männer-

gesangverein) mit ihrem karnevalistischen Divertissementchen „Der Reichstag zu Köln im Jahr' 1505" mehr Glück, indem die schnurrige Burleske viermal gegeben werden konnte. Im allgemeinen nehmen Theater und Konzerte zu wenig Rücksicht auf das althergebrachte Fest, obgleich kein Mangel ist an Sachen, die sich hierfür eigneten. Freilich wurden im 9. Gürzenichkonzert, das in die Karnevalszeit fiel, ausnahmsweise heuer einige heitere Stücke gesungen und gespielt; der Chor sang nämlich einige der von Flietner für Chor und Orchester bearbeiteten deutschen Tänze von Schubert und das Orchester spielte humoristische Variationen über ein lustiges Thema von Georg Schumann (Berlin). Die Kammermusikkonzerte fanden vor einigen Tagen ihren Abschluß mit der achten Sitzung — so sagen die Franzosen —, deren Programm aus dem Streichquintett von Mozart und Beethoven bestand. Dazwischen sang Dr. Felix von Kraus Lieder, die ihm August von Othegraven begleitete. In einem Konzert der Bürgergesellschaft führte Dr. Max Burckhardt, der Komponist der Oper „König Drosselbart", eine Sinfonie auf, die Kennern und Laien gleich gut gefiel. Es sind Lieder aus des Komponisten sächsischer Heimat.

Köln. Hermann Kipper.

***

Münchener Hoftheater. Zur Feier von Paul Heyses 75. Geburtstag brachte man eine Neueinstudierung seines relativ erfolgreichsten Schauspiels „Hans Lange" heraus, das wohl auch infolge des außerordentlichen Anlasses und der vorzüglichen Wiedergabe der Titelrolle durch Herrn Jacobi eine recht warme Aufnahme fand. In dem Stück selbst herrscht ein bemerkenswert gemütlicher Ton und sein Konflikt liegt ganz an der Oberfläche, die Handelnden sind keine Charaktere, sondern Typen, und zwar zum Teile solche schon längst bewährter Art. Neben Jacobi schnitten am besten die Vertreter einiger Episodenrollen, die Herren Wohlmuth, Trautsch und Suske, und Fräulein Brünner ab.

Münchener Volkstheater. Unter der Aegide der Münchener dramatischen Gesellschaft und der literarischen Gesellschaft fand die Uraufführung des biblischen Trauerspiels „Der reiche Jüngling" von Karl Roeßler statt und zwar mit einhelligem, von Akt zu Akt sich steigerndem Erfolg. Der Verfasser hat es verstanden, den biblischen Vorwurf in technisch sicherer Weise zu einem überaus packenden Drama auszugestalten, dessen an dem Erlösungsgedanken anknüpfender innerer Konflikt in klarer, dabei einfacher Weise aus der lebendig aneinander gereihten Folge äußerer Vorgänge hervorgeht. Unter den Darstellern tat sich besonders Direktor Schrumpf hervor.

Die Konzertwoche. Die zu Ende gehende Konzertsaison hat sich nochmals mit voller Energie zu einer wahren Hochflut musikalischer Darbietungen aufgerafft, die sich heute nicht alle erwähnen lassen. In gleich bedeutender Weise, wie die ersten beiden, verlief auch der letzte Sonatenabend der Herren Bernhard Stavenhagen und Felix Berber, der unter anderem Brahms' G-dur-Sonate und die Kreutzersonate von Beethoven brachte. — Das zehnte Kaimkonzert von Felix Weingartner war ein Novitätenabend. An der Spitze des Programmes stand eine Ouvertüre „Im Süden" von Elgar, ein schön instrumentiertes, schwungvoll einsetzendes, aber etwas zu lang geratenes Tonstück, dessen Bezug zu seinem Titel wohl kaum jemand ergründet hat. Taneiews Orestien-Ouvertüre leidet daran, daß sie dem antiken Stoff mit zu modernen, spezifisch slawisch-nationalen Mitteln beizukommen trachtet, doch ist ihr ein ins Große gehender Zug nicht abzusprechen. Die Originalouvertüre zu Cornelius' „Barbier von Bagdad" war eine hocherfreuliche Bekanntschaft, ein Stück liebenswürdigen und graziösen Humors von delikatester Klangwirkung. Von den Gesängen mit Orchester, für welche Emilie Herzog gewonnen war, interessierten jene von Felix Weingartner mehr durch ihr glückliches Orchesterkolorit als durch die Vorzüge der Erfindung und Deklamation.

Das sechste Akademiekonzert brachte als Novität eine symphonische Dichtung von Siegmund von Hausegger, „Wieland der Schmied" betitelt, die durch klare thematische Disposition und glänzenden orchestralen Aufbau besticht, erfinderisch aber hinter früheren Werken des Komponisten zurückbleibt. Ein Präludium und Doppelfuge für Streichorchester von O. Fried wirkte nach dem prunkenden Klangzauber Hauseggers recht matt. Das Werk hat kein rechtes Profil, der Komponist gibt sich lediglich als Bach-Epigone; es ist also nicht recht begreiflich, wie es in das Programm unseres Akademiekonzertes kam.

München. Hermann Teibler.

Vom Büchertisch.

Franz X. Kerer, Die Macht der Persönlichkeit im Priesterwirken. 8° VIII und 114 Seiten. Preis Mk. 1.—. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

In der Tat ein herrliches Buch, das großen Segen stiften kann und deshalb wärmstens empfohlen sei. Sein Motto lautet: Güte ist die größte Macht auf Erden. Ein sehr gelehrter Ordensmann schreibt über Kerers Buch: „Die Schrift wird in Priesterkreisen sicher sehr viel Anklang finden. Sie enthält eine Fülle anregender und schöner Gedanken. Einige Einzelheiten wird man wohl etwas anders wünschen; das Ganze gefällt aber zweifellos .... Schon der Titel gewinnt. Heute achtet man mehr als je auf die Persönlichkeit. Die Welt ist nun einmal so, daß sie sich die Person anschaut, die zu ihr kommen will mit der Forderung auf Beachtung. Die Bedeutung der Persönlichkeit im Priesterwirken und ihre natürliche-übernatürliche Entwicklung zur vollen Fülle wird in den zwei ersten Kapiteln besprochen. Vollständige Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung garantiert uns den Besitz der Persönlichkeit; so belehrt uns das 3. Kapitel. Nun geht das Büchlein über zur Wirksamkeit einer vollen priesterlichen Persönlichkeit. Im 4. Kapitel (Erklärung der Apokalypse) singt der Hl. Geist das hohe Lied von der weltüberwindenden Wirksamkeit der höchsten, vollständigst ausgebildeten Persönlichkeit Jesu Christi und derjenigen, die Ihm gleich sich ausgestalten. Im 5. Kapitel ertönt wie ein Echo auf das Lied des Hl. Geistes das Lob der Erde auf die Wirksamkeit einer vollen Persönlichkeit. Um Mißdeutungen zuvorzukommen, ist das 6. Kapitel „Zerrbilder" eingefügt, und weil die Absicht dem Büchlein ganz fern liegt, die Macht der Wissenschaft zu unterschätzen, ist im 7. Kapitel das Verhältnis der Wissenschaft zur ganzen Persönlichkeit dargelegt. Im 8., 9. und 11. Kapitel kommt die seelsorgliche Praxis zur Geltung: Die Betätigung der priesterlichen Persönlichkeit auf der Kanzel, in Schule, Bußgericht und Seelenführung und im Verkehr. Im 10. Kapitel wird ein kleines Bild Mariä entworfen in ihrer voll ausgebildeten Persönlichkeit als Jungfrau-Mutter. Das Schlußkapitel gibt einen Überblick über die Zeitaufgaben im 20. Jahrhundert und über die beste Art der Wirksamkeit diesen Aufgaben gegenüber. Das Buch wendet sich nur an die Priester. Priestern gegenüber ist die subjektive Ansicht eines Einzelnen eine sehr gewagte Sache. Darum hat der Verfasser seine Ansicht gedeckt durch die Autorität der Hl. Schrift, der Kirche, der Kirchenväter, großer hl. Seelsorger. Das Buch zeugt von einer jahrelangen Arbeit; es verdient die vollste Beachtung der Priester.

Kleine Rundschau.

Priesterversicherungsverein „Pax".

Wie die öffentlichen Blätter allenthalben berichteten, hat die Sache „Pax" nunmehr durch Anschluß dieses sehr zeitgemäßen Priestervereins an eine solide und bestfundierte deutsche Versicherungsanstalt einen glücklichen Abschluß gefunden. Wir freuen uns, beifügen zu können, daß der Verein in dieser Form auch in der Lage sein wird, noch andere charitative und wirtschaftliche Ziele ins Auge zu fassen und schließlich auch die dem Klerus so nahe liegenden Gebiete der christlichen Kunst und Literatur zu berücksichtigen. In kürzester Zeit wird der Generalvorstand die Satzungen und Prospekte, von welchen besonders die äußerst vorteilhaften Versicherungsbedingungen und -prämien hervorzuheben sind, an die beteiligten Kreise zur Einsichtnahme hinausgehen lassen. Brl.

Prof. Dr. Martin Spahn in Luxemburg.

Auf Einladung des Vorstandes der Kath. Volkshochschule, deren Einführung in Luxemburg vor einiger Zeit an dieser Stelle vermerkt wurde, hielt am vorletzten Sonntag der Straßburger Universitätsprofessor Dr. Martin Spahn einen Vortrag über Napoleon I. Bereits lange vor Beginn waren die Räume des Bürgerkasinos bis ins letzte Eckchen gefüllt. J. K. Hoh. die Frau Erbgroßherzogin war erschienen, gefolgt von ihrem Hofmarschall Frhrn. v. Ritter zu Grünstein und zwei Hofdamen. Ferner bemerkte man den deutschen Gesandten in Luxemburg, Grafen v. Pückler, den großherzoglichen Hofmarschall Frhrn. v. Syberg zu Sümmern, Hrn. Finanzminister Mongenast, den luxemburgischen Geschäftsträger in Berlin, Grafen v. Villers, Hrn. Stadtdechanten Msgr. Haal, Hrn. Major van Dyck und andere hervorragende Persönlichkeiten. Der Vizepräsident der Volkshochschule, Dr. Herchen, Geschichtsprofessor am Athenäum, hatte die Aufgabe übernommen, den jungen Gelehrten zu begrüßen und der Versammlung vorzustellen. Eine Glanzleistung, die allen Anwesenden unvergeßlich bleiben wird, war der nun folgende, fast zweistündige Vortrag, ausgezeichnet durch Originalität der Auffassung, Gedankenreichtum und Zauber der Sprache. Hier vereinigte sich die Meisterschaft des den weiten Stoff beherrschenden und durchdringenden Geschichtsforschers mit der Gestaltungskraft des Künstlers. Ein Beifallssturm brach los, als Dr. Spahn geendet, von allen Seiten wurde er beglückwünscht, in besonders liebenswürdiger Weise von J. K. Hoh. der Erbgroßherzogin. Jos. Massarette.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

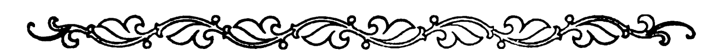
Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 14. München, 2. April 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Das Verhältnis von Kirche u. Schule in historischer Beleuchtung.

Von
F. Weigl, München.

Mit Recht hat Pfarrer Reitz in Nr. 3 des lfd. Jahrg. der „Allg. Rundschau" auf die Aktualität der Schulfrage, „besonders in ihrem mehrseitigen Verhältnisse zwischen Schule, Kirche und Religion" hingewiesen. Der Kampf um den Besitz der Schule ist heiß entbrannt. Er würde vielleicht friedlicher geführt, wollte man die historisch gewordenen Verhältnisse dabei mehr ins Auge fassen. Man muß Dr. H. Schmidkunz in Berlin-Halensee recht geben, wenn er kürzlich in der „Allg. Deutschen Lehrerzeitung" (Nr. 51 Jahrg. 1904) meinte, es sei traurig, wie sehr in unseren pädagogischen Bestrebungen die Geschichte der Pädagogik vernachlässigt werde. Nun ist freilich an bezüglichen Werken, die durch Quellen gut belegt sind, speziell für die Zeit, welche für die Frage des historischen Verhältnisses von Kirche und Schule am meisten in Betracht kommt, großer Mangel, doch fehlt es nicht an einzelnen Arbeiten, die wertvolles Material bieten. Speziell auf katholischer Seite wurde die Erziehungsgeschichte des Mittelalters von einzelnen Autoren gepflegt. Dr. Schmidkunz schreibt in dem erwähnten Aufsatz: „Es ist besonders traurig (Natürlich vom Standpunkt des Herrn Dr. Sch. aus! D. R.), wie sehr sich in dieser Beziehung die kirchlich nicht gebundene Forschung von der kirchlich gebundenen, hier von der römisch katholischen, beschämen lassen muß. Das eine Jesuitenbuch von E. Michael, „Geschichte des deutschen Volkes"[1]), schlägt insbesondere in seinem zweiten und dritten Bande die allermeisten Leistungen über die Geschichte der Pädagogik des ausgehenden Mittelalters, obwohl dasselbe nur ein allgemeines Geschichtswerk für jene Zeit sein will."[2])

Findet sogar ein Mitarbeiter der freien „Deutschen Lehrerzeitung" das Werk sehr beachtenswert, so müssen sicher auch wir besonders auf dasselbe hinweisen; umsomehr als tatsächlich jene Fülle von erziehungsgeschichtlichem Material in dieser allgemeinen Geschichte nicht vermutet wird, die es enthält. Auf zwei Tatsachen, die demselben zu entnehmen sind, sei hier kurz hingewiesen.

Die katholische Kirche hat im 13. Jahrhundert sich die Gründung von Schulen eifrigst angelegen sein lassen. Urkundliche Nachweisungen aus Bayern bezeugen das. Eine gut beglaubigte Nachricht über die ältesten Schulen Münchens stammt aus dem Jahre 1271. Infolge stark zunehmender Volkszahl hatte sich das Bedürfnis der Gründung eines neuen Kirchspiels ergeben. Bischof Konrad II. von Freising erhob daher im genannten Jahr das bisherige Kirchlein Unserer Lieben Frau zu einer Pfarrei, doch unter der Bedingung, daß sowohl der Pfarrer von St. Peter als derjenige der Frauenkirche einen Schulmeister anstellen müsse. Der Lehrer an der letzteren Kirche hieß Heinrich. Auch aus anderen bayerischen Orten sind die Namen von Lehrern erhalten; so von Ingolstadt (1245), Landshut (1257), Reichenhall (1277), Geisenfeld (1281), Reisbach (1283). In Wolfratshausen hielt der Pfarrer (1239) eine Schule, das gleiche gilt von Dingolfing (1311), Thalmässing (1233), Nabburg (1273). Für die Diözese Augsburg lassen sich bei sehr mangelhaftem Material Schulen in Augsburg bei St. Ulrich, St. Moritz, Füssen, Kempten, Feuchtwangen, Donauwörth, Gundelfingen, Lindau, Schongau und Weilheim nachweisen.[3]) Aehnlich reiches Material für den beschränkten Zeitraum eines Jahrhunderts bietet Michael für Hessen, Westfalen, Oesterreich, die Schweiz, Baden, Württemberg, Sachsen, Thüringen, Braunschweig und Hannover. Sind darunter schon kleinere Orte mit aufgeführt, so findet sich noch eine eigene Zusammenstellung von Dorfschulen aus jener Zeit. Dabei ist noch dazu zu bedenken, daß sich die Aufzählung auf eine keineswegs vollständige Zahl beschränken muß, auf jene Schulen eben, bei denen „eine glückliche Fügung den Nachweis ihres Daseins gestattet".[4])

Die zweite Tatsache, die hervorgehoben werden soll, ist die, daß jene Schulen keineswegs rein religiösen Charakter trugen, sondern auch weltliche Unterweisung mit in ihre Aufgabe einreihen. Michael sagt in dieser Beziehung: „Wenn die

[1]) Freiburg, Herder 1903.
[2]) A. a. O. S. 608.
[3]) Vgl. Michael a. a. O. Bd. II, S. 404 ff.
[4]) Ebenda S. 422.

Quellen als Hauptzweck der Pfarrschule gewöhnlich die Unterweisung in den Wahrheiten der Religion hinstellen, so folgt daraus nicht, daß die Pfarrschule nicht auch elementare Kenntnisse vermittelt hat. In einzelnen Fällen werden diese besonders hervorgehoben."[5]) So erließ Bischof Theodulf v. Orleans im Jahre 797 die Verordnung, daß die Priester in den Weilern und Dörfern Schulen haben und die Kleinen, welche ihnen zum Unterricht zunächst im Lesen und Schreiben übergeben würden, nicht abweisen, sondern in Liebe aufnehmen und unentgeltlich unterrichten sollen. Hathumar, der erste Bischof von Paderborn († 815), hat in seiner Diözese Landschulen gegründet, in denen Kinder sich die ersten Elementarkenntnisse und die Grundwahrheiten des Glaubens aneignen konnten. Große Bedeutung kommt in dieser Richtung auch einem „Lagerbuch" der Kirche zu Bigge in Westfalen zu, das „Sattungen des küsteren und schulmesteren" aus dem Jahre 1270 enthält. Der Hauptinhalt ist nach Michael (S. 420) folgender: „Der Küster soll, wenn der Pfarrer nicht anders verordnet, verbunden sein, die Jugend des Kirchspiels im Schreiben und Lesen, des Sommers von 7, des Winters von 8—10 Uhr und nachmittags im Sommer von 1 bis 3 oder 4 Uhr, im Winter von 1 bis 3 Uhr in eigener Person stets dergestalt unterrichten, daß darüber keine Klage erfolge. Würde er sich dagegen verfehlen und sich trotz ein oder der anderen Mahnung nicht bessern, so ist er von seinem Amt zu entfernen. . . . Die Eingesessenen des Kirchspiels sollen bei Strafe von zwölf Mark verpflichtet sein, die Kinder in die Schule zu schicken, damit das noch in vielen Herzen glimmende Heidentum dadurch gänzlich ausgelöscht werde." Hiermit ist zugleich ein frühes Beispiel von Schulzwang geliefert. Auch wirft diese Darstellung ein eigentümliches Licht auf die in vielen Köpfen spukende und von manchem Mund verkündete Behauptung, die Volksschule mit weltlichen Fächern und Schulzwang sei ein Kind der nachreformatorischen Zeit und sie sei aus rein weltlichen Verhältnissen herausgewachsen. Wollte man mittelalterliche Zustände durch gegenwärtige beleuchten, so dürfte man die damaligen Schulen sicher mit den gegenwärtigen Volksschulen vergleichen. Es darf eben nie vergessen werden, daß die geschichtlichen Verhältnisse jederzeit streng aus ihrer Zeit heraus betrachtet werden müssen und es ist Michael vollauf zuzustimmen, wenn er das Urteil ausspricht: „Stellt man an jene früheren Zeiten mit ihrer Einfachheit und berechtigten Genügsamkeit die Ansprüche späterer, so verläßt man den Standpunkt gerechter, rein historischer Beurteilung."[6])

Es kann selbstverständlich nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, das Verhältnis von Kirche und Schule historisch darzustellen; wir wollten nur auf eine bedeutende Quelle hinweisen, aus der an der Frage Interessierte reichlich schöpfen können. Außer der Bedeutung dieser Sache in der Gegenwart hat uns dabei noch **ein** Umstand besonderen Anlaß hierzu gegeben. Dr. Schmidkunz bekennt in seinem eingangs erwähnten Artikel, daß die **katholischen** Werke über Erziehungsgeschichte — er erwähnt auch die Herdersche „Bibliothek der katholischen Pädagogik" — nicht gerne zitiert werden. Ist es unter solchen Umständen nicht unsere Aufgabe, die breite Oeffentlichkeit auf fleißig zusammengetragenes Material aufmerksam zu machen, damit es wenigstens von seiten der Katholiken für die praktische Tätigkeit in der Verfechtung unserer Grundsätze ausgenützt wird?

[5]) Ebenda S. 388.
[6]) A. a. O. S. 437.

Zur neuen inneren Politik Rußlands.

Von

Domkapitular Dr. Braun, Würzburg.

Ueber das Manifest, welches der Kaiser von Rußland am 3. März erlassen hat, welches aber von der Einberufung einer Volksvertretung am 4. März überholt wurde, fällte neulich eine größere katholische Zeitung das Urteil: „eine aus hohlen Phrasen und unbestimmten Versprechungen sich zusammensetzende Kundgebung". Nun hat aber dieselbe Zeitung auch die Nachricht gebracht, daß das Manifest vom Oberprokurator Pobedonoszew (nicht Pobjedanoszew!) durchgesehen und gutgeheißen worden sei. Dieser Umstand allein berechtigt zu der Vermutung, daß darin nicht bloß „hohle Phrasen" enthalten seien. Pobedonoszew war 1859—1866 Professor des bürgerlichen Rechts und Zivilprozesses an der Moskauer Universität, seit 1861 Mitglied für die Organisation des Gerichtswesens, Lehrer der beiden Thronfolger Nikolaus und Alexander in den juristischen Wissenschaften, seit 1871 Mitglied des Reichstags, seit 1881 Oberprokurator des Heiligsten Synod als Vertreter des Kaisers und einziges weltliches Mitglied; derselbe verfaßte einen Kursus des bürgerlichen Rechts (3 Bd. in 5 Aufl.), einen Leitfaden für den Zivilprozeß, verschiedene historische Untersuchungen und Essays; eine größere Anzahl von Aufsätzen ist unter dem Titel „Moskauer Sammlung" in Rußland erschienen, woselbst das Buch in einem halben Jahre drei Auflagen erlebte. „Sein Name ist den meisten deutschen Lesern nicht unbekannt und vielfach ist die Ansicht verbreitet, daß er den gesetzgeberischen Maßregeln den Stempel seiner Anschauung aufgedrückt habe." So urteilt Borchardt, welcher die deutsche Uebersetzung des letztgenannten Buches unter dem Titel „Streitfragen der Gegenwart" 1897 erscheinen ließ; dasselbe hat bereits die 2. Auflage erlebt. Das genannte Manifest muß also im Sinne dieser Schriften verstanden werden; von „hohlen Phrasen" wird man dann nicht mehr sprechen; dies um so weniger, als gerade Pobedonoszew die Anklage erhebt, daß die liberalen Politiker mit ihren Vorschlägen sich „hohler Phrasen und Versprechungen" schuldig machen.

Nach Pobedonoszew ist gerade der Parlamentarismus „die große Lüge unserer Zeit"; denn der Parlamentarismus bringt den „reinen Volkswillen" tatsächlich nicht zum Ausdruck und zur Geltung. Pobedonoszew beweist dies aus der Art, wie jedes Wahlkomitee arbeitet, wie es auf den Versammlungen hergeht, wie die Parteien und die Parteiführer im Parlament verfahren, wie die Regierungsgewalt sich zum Parlamente stellt. Pobedonoszew macht sich dabei mancher großen Uebertreibung schuldig; aber die Schwächen und Mängel des Parlamentarismus beweist er doch stichhaltig genug, so daß er zu dem Schlusse kommt: Im Laufe der Jahrhunderte hätten sich auch Männer von Verstand und Wissen zu der irrigen Annahme verleiten lassen, der Druck, welcher von einer monarchischen oder oligarchischen Regierung geübt werde, liege in dieser Staatsform. Sie verfielen dadurch auf die Idee, daß mit einer Umänderung dieser Regierungsformen in die Form der Volksherrschaft oder des repräsentativen Regiments die Gesellschaft von ihren Leiden und von den Gewalttaten erlöst werden könne. Das Resultat sei aber jedesmal gewesen, daß die Menschen ihre Schwächen und Gebrechen auch in die neue Regierungsform mitbrachten, und dann dieselben Fehler von den Parlamentariern und der herrschenden Mehrheit gemacht wurden, wie früher von den Monarchen und Aristokraten, und alles beim alten blieb.

Der Hauptirrtum in allen übrigen modernen Reformplänen liegt nach P. darin, daß sie getragen sind von einer falschen Philosophie, als drehe sich das ganze Universum um das eigene Ich. Das sei der Grundfehler an den Systemen der Paschkoff, Sutaeff, Tolstoi und der Nihilisten (S. 59). Was überall fehlt, ist das Gefühl von der Wahrheit des sittlichen Verhältnisses der Machthaber zum Volke. Man will das Leben nach einem neuen Plane konstruieren und hofft, das Leben werde die Fehler des Planes schon ausgleichen. Die beschleunigte Zirkulation des analysierenden und verbessernden Gedankens hat einen fieberhaften Zustand in unseren Adern erzeugt. So lange die Paroxismen des erregten Reformeifers währen, ist es kaum glaubhaft, daß die Tätigkeit eine gesunde und fruchtbringende sein könne. Die Staatsmänner wechseln oft und jeder brennt vor Ungeduld, sich berühmt zu machen, so lange das Steuerruder in seiner Hand ruht. Es ist langweilig, den Faden dort aufzunehmen, wo ihn der Vorgänger abgerissen, sich mit der kleinlichen Arbeit der Organisation, mit der Verbesserung der laufenden Geschäfte und bestehenden Einrichtungen zu befassen. Jeder will sein Werk neu

beginnen, jeder setzt die schöpferische Kraft bei sich voraus. Gerade die erhebendste Art des Schaffens — das Schaffen aus nichts — gefällt, und die erregte Phantasie gibt auf alle Einwände dieselbe Antwort: „Diese Einrichtung wird sich durch sich selbst erhalten, sie wird die geeigneten Menschen hervorbringen usw." (S. 77). Man sagt uns: Der geheimnisvolle Schleier der Umwälzungen wird sich lüften, das neue jungfräuliche Leben wird in seiner vollen Schönheit und Kraft zutage treten. Aber der Schleier lüftet sich nicht, unser Dornröschen liegt noch in tiefem Schlummer und zu den früheren Schleiern sind neue hinzugekommen. (S. 62.)

Indessen brauchen wir nur durch die Straßen einer großen oder kleinen Stadt, eines großen oder kleinen Dorfes zu gehen, um auf Schritt und Tritt gewahr zu werden, wie vieler Verbesserungen wir bedürfen, und daß überall Massen ungetaner Arbeit, vernachlässigter Einrichtungen und zerstreuten Baumaterials umherliegen.

Hier sehen wir Schulen, wo der Lehrer die Kinder verlassen hat und Referate über Unterrichtsmethoden und schwungvolle Reden für öffentliche Versammlungen zusammenstellt; Lehranstalten, wo unter dem Scheine und der Form des Unterrichts keine Belehrung erteilt wird; dort Krankenhäuser, die das Volk der Kälte, des Hungers, der Unordnung und der Gleichgültigkeit der habgierigen Direktion wegen zu benützen fürchtet; öffentliche Anstalten, für welche viel Geld gesammelt wird und wo sich niemand um etwas anderes kümmert als um seinen Vorteil und seinen Ehrgeiz; wir finden Bibliotheken, wo alles vernachlässigt und in Unordnung ist, so daß man weder aus der Anwendung der Gelder, noch aus der Benützung der Bücher klug werden kann; Straßen, die man nicht durchschreiten kann, ohne vor dem Schmutz, der die Luft vergiftet, und vor den vielen Häusern der Sittenverderbnis und der Trunksucht Ekel und Grauen zu empfinden. Hier sehen wir ein Regierungsgebäude, das zu den wichtigsten staatlichen Amtshandlungen bestimmt ist, wegen der Unfähigkeit der dort tätigen Beamten in ein Chaos von Unordnung und Unwahrheit verwandelt; eine Ministerialabteilung, wo man für die Erledigung der Angelegenheiten, welche es auch sein mögen, nie die notwendigen Persönlichkeiten findet, die doch verpflichtet wären, dort zu sein. Und endlich finden wir Kirchen, welche mitten in den Dörfern verlassen und verschlossen, ohne Gottesdienst, ohne Gesang dastehen, und andere, aus deren unwürdigem Gottesdienst das Volk nichts mit sich fortträgt als ein Chaos von Unwissenheit und Aufreizung (!!). Groß ist dieses Register, und wie viele Tränen, Elend und Weh ist darauf verzeichnet! Das ist das Erntefeld, wo Arbeiter nötig sind, wohin man die persönlichen Kräfte der Liebe, des Geistes und des Temperamentes lenken muß, wo nicht die gesetzgeberischen Kunstgriffe der Umwälzung erforderlich sind, die nur die Kräfte ablenken, sondern die Handgriffe des Meisters und Bauherrn, der die Kräfte an einem Punkt sammelt zur Hebung und Besserung des Ganzen. Das ist das wahre Erfordernis unserer Zeit, welches aber um allgemeiner Fragen und hochtrabender Worte willen gering geschätzt wird. (S. 84.)

Eine ganz besondere Schwierigkeit, die Uebelstände zu heben, liege darin, daß das gegenseitige Mißtrauen seine Wurzeln noch tiefer in das Leben der Gesellschaft getrieben hat als in den Zeiten eines Herzogs Biron oder in der Epoche des französischen Terrorismus.

Pobedonoszew gehört aber keineswegs zu den blinden Verehrern der Gewalt. In einer sehr beachtenswerten Abhandlung über „Macht und Obrigkeit" führt er den Beweis, daß jede Macht ihrer Idee nach auf Wahrheit gegründet sein müsse. Die Kraft im geistigen Sinne sei allerdings grenzenlos, aber nur insofern sie die Kraft der Ueberlegung und des Schaffens sei. Dem Träger der Macht müsse das Bewußtsein der Würde seiner Macht allzeit gegenwärtig sein; daraus entwickle sich aber die Einfachheit des Umgangs mit den Menschen, um sie anzuregen, ihr Interesse zu beleben und die Aufrichtigkeit der Beziehungen zu unterhalten. Das Bewußtsein der Macht sei unzertrennlich mit der Freiheit, dieselbe im Rahmen des Gesetzes zu gebrauchen, also getragen vom Bewußtsein der Pflicht. In demselben Maße, wie das Pflichtbewußtsein erblasse, entstehe eine Krankheit, die man Hypertrophie der Macht nennen könne, welche bewirke, daß es dem Machthaber scheine, als bestehe die Macht durch sich selbst und für sich selbst; das sei aber bereits der Beginn des Zerfalls der Macht.

Indem der Machthaber seine Würde bewahre, müsse er ebenso sicher auch die Würde seiner Untergebenen bewahren. Ihre Beziehungen zu ihm müssen auf das Vertrauen gegründet sein, da ohne Vertrauen kein sittliches Band zwischen dem Vorgesetzten und dem Untergebenen möglich sei. Wehe dem Vorgesetzten, der alles zu wissen und unmittelbar beurteilen zu können wähnt, unabhängig von den Kenntnissen und der Erfahrung der Untergebenen; wenn er alle Fragen allein durch sein Machtwort und seine Befehle lösen will, ohne sich an die Gedanken und Meinungen der Untergebenen zu kehren, die in unmittelbarer Beziehung zu ihm stehen. In diesem Fall wird er bald seine Machtlosigkeit gegenüber dem Wissen und der Erfahrung seiner Untergebenen fühlen müssen, und das Ende vom Liede ist, daß er in vollständige Abhängigkeit von ihnen gerät. Das größte Unglück aber ist, wenn er der verderblichen Gewohnheit verfällt, keinen Widerspruch zu dulden. Durch Willkür wird Gleichgültigkeit erzeugt, der Verderb der Bureaukratie. Die Macht darf nicht vergessen, daß hinter jedem Schriftstück ein lebendiger Mensch oder eine lebendige Tat steht, und daß das Leben eine ihm zustehende Entscheidung energisch fordert und erwartet. In der geraden, rechtschaffenen und klaren Auffassung der Dinge muß sich die Wahrhaftigkeit der Persönlichkeit zeigen, dann aber auch die Wahrheit in der Uebereinstimmung mit den sozialen, sittlichen, ökonomischen Bedingungen des Volkslebens und der Geschichte.

Je größer der Wirkungskreis eines Trägers der Macht, je komplizierter der Mechanismus der Regierung ist, desto unentbehrlicher sind ihm subordinierte Beamte, die fähig sind, sich mit einer allgemeinen Richtung der Wirksamkeit nach einem gemeinsamen Ziele zu verschmelzen. Männer sind zu allen Zeiten und jeder Regierung nötig, in unsrer Zeit aber fast mehr denn je: heutzutage muß die Regierung mit einer Menge neu entstandener und gefestigter Kräfte rechnen — sowohl in der Wissenschaft und Literatur, als auch in der Kritik der öffentlichen Meinung und in den öffentlichen Einrichtungen mit den ihnen eigenen Interessen. Die richtigen Männer ausfindig zu machen, ist die wichtigste Kunst der Regierung; die nächstwichtigste ist, dieselben zu leiten und in die nötige Disziplin der Tätigkeit einzuführen. Dazu gehört die Kunst, die Eigenschaften der Menschen zu erkennen. Zeugnisse über die Absolvierung höherer Bildungsanstalten, die durch Examina erworben werden, sind bekanntlich ein durchaus unrichtiger Maßstab.

In diesem Sinne muß das Manifest vom 3. März verstanden werden. Jedenfalls war es von gegründeter Ueberzeugung, von Kenntnis der Zeit und des Volkes eingegeben. In den Schriften Pobedonoszews findet sich manches Sophisma, aber keine Phrasendrescherei und kein schlechtes Gerede und keine Hintergedanken schlechter Art.



Die zweite Berggesetznovelle.

Von

Jos. Coböken.

Der ersten Berggesetznovelle, welche sich gegen die Stillegung noch rentabler Bergwerke richtet, ist nunmehr, später als man wünschen, eher als man hoffen konnte, die zweite Berggesetznovelle gefolgt, welche der preußische Handelsminister Möller bereits vor geraumer Zeit angekündigt hatte, und die den beim letzten Streik aufs neue laut gewordenen Beschwerden der Bergleute abhelfen soll. Sie bringt in der Hauptsache folgende Reformen: Abschaffung des Wagennullens, Begrenzung der Höhe der gegen Bergarbeiter gemäß der Arbeitsordnung zulässigen Geldstrafen, obligatorische Einführung ständiger Arbeiterausschüsse in größeren Bergwerken, gesetzliche Regelung der Arbeitszeit beim Steinkohlenbergbau einschließlich der Seilfahrt, Regelung des Über- und Nebenschichtenwesens beim Steinkohlenbergbau.

Das Verbot des Wagennullens ist natürlich in erster Linie zu begrüßen, denn gerade das Wagennullen bildete einen Hauptgrund der Unzufriedenheit der rheinisch-westfälischen Bergarbeiter, und selbst die amtliche Begründung der Vorlage muß anerkennen, daß in einzelnen Fällen „befremdlich hoch genullt" worden sei. Der Gesetzentwurf sieht vor, daß künftig dem Arbeiter seine wirklich geleistete Arbeit auch bezahlt wird; wenn also der Wagen nicht voll oder zum Teil mit Gestein beladen ist, so wird die wirklich geförderte Kohle nichtsdestoweniger voll in Anrechnung gebracht. Der Belegschaft steht das Recht zu, die Bewertung der einzelnen Ladungen durch einen Vertrauensmann überwachen zu lassen.

Um nun aber dem Bergwerksbesitze nicht die Möglichkeit zu nehmen, auf die Sorgfalt des Bergarbeiters bei Gewinnung der Kohle einzuwirken, gestattet ihm der Gesetzentwurf, nach wie

vor Geldstrafen zu verhängen, deren Höchstbetrag pro Monat den durchschnittlichen Lohn für zwei Schichten nicht übersteigen darf, damit der Arbeiter vor Ausbeutung geschützt ist. Sämtliche Strafgelder sind für Wohlfahrtseinrichtungen zugunsten der Bergleute zu verwenden, und die so gebildeten Kassen werden durch die Vertreter der Arbeiterschaft mitverwaltet.

Die obligatorische Einführung ständiger Arbeiterausschüsse wurde bereits 1892 vom Zentrum gefordert und ist deshalb mit doppelter Freude zu begrüßen. Allerdings sieht sie der Entwurf nur für solche Bergwerke vor, die mindestens 100 Arbeiter beschäftigen; doch dürfte dies vollauf genügen, da bei kleineren Betrieben die Bergleute sehr wohl an die Leitung oder die Betriebsbeamten direkt herantreten können. Das aktive Wahlrecht besitzen sämtliche volljährige Bergarbeiter, das passive Wahlrecht diejenigen, die mindestens 25 Jahre alt, im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte, deutscher Reichsangehörigkeit, der deutschen Sprache und Schrift mächtig sind und mindestens ein Jahr auf dem betreffenden Bergwerke gearbeitet haben. Dem ständigen Arbeiterausschusse soll die Ernennung des Vertrauensmannes für die Überwachung der Bewertung der Wagenladungen obliegen, er soll an der Verwaltung der Unterstützungskassen teilnehmen und vor dem Erlasse von Arbeitsordnungen und der Einlegung von Über- und Nebenschichten befragt werden. Außerdem soll er den Verkehr zwischen dem Bergwerksbesitzer und der Arbeiterschaft vermitteln, die Wünsche und Beschwerden der letzteren vortragen usw. usw.

In solchen Gruben, in denen mehr als die Hälfte der belegten Betriebspunkte eine Temperatur von mehr als 22 Grad Celsius hat, darf die tägliche Arbeitszeit vom 1. Oktober 1905 ab nicht mehr als $8^1/_2$, vom 1. Oktober 1908 ab nicht mehr als 8 Stunden betragen. Als Arbeitszeit gilt die Zeit vom Beginn der Seilfahrt bis zu ihrem Wiederbeginn. Dort, wo die Temperatur in der Regel mehr als 28 Grad Celsius beträgt, darf die tägliche Arbeitszeit nicht länger als 6 Stunden dauern.

Über- und Nebenschichten sind zulässig bei Betriebs- und Absatzstörungen, doch soll vorher der Arbeiterausschuß befragt werden. An Punkten mit mehr als 28 Grad Celsius können die Bergleute zu Über- und Nebenschichten nicht gezwungen werden; in Gruben mit mehr als 22 Grad Celsius dürfen wöchentlich nicht mehr als eine achtstündige Überschicht oder zwei Nebenschichten à 4 Stunden verfahren werden.

Das sind in kurzen Zügen die Neuerungen des genannten Gesetzentwurfes. Leider haben zwei Punkte dabei keine Berücksichtigung gefunden: die Festsetzung eines allgemeinen Maximalarbeitstages für Bergarbeiter und die anderweitige Regelung des Knappschaftswesens. Und doch wären beide von größter Wichtigkeit gewesen. Für das Ruhrkohlenrevier freilich kommt für die weitaus größte Anzahl der Gruben nur die achtstündige resp. sechsstündige Schicht in Frage wegen der in den dortigen Bergwerken herrschenden Temperaturverhältnisse; auf den meisten Zechen Oberschlesiens aber wird wohl die zwölfstündige Arbeitszeit bestehen bleiben. Das ist außerordentlich bedauerlich. Ebenso liegt eine unbegreifliche Härte darin, daß man das Knappschaftswesen nicht in den Bereich der Reformen gezogen hat, denn gerade auf diesem Gebiete herrschen Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, die zu großer Erbitterung Anlaß gegeben haben und auch weiterhin geben werden.

Das Zentrum wird sicherlich nichts unversucht lassen, um den Entwurf im preußischen Abgeordnetenhause noch nach Möglichkeit zu verbessern. Die größte Schwierigkeit dürfte ihm aber dabei in der tief bedauerlichen Haltung der sozialdemokratischen Presse erwachsen, die den Scharfmachern Wasser auf die Mühle liefert und so der Sache der Bergarbeiter aufs schwerste schadet. Die Sozialdemokraten befolgen wieder ihre alte Taktik, alles, was von anderer Seite für die Arbeiter geschieht, herunterzureißen und sich selbst als die einzig wahren Arbeiterfreunde in den Vordergrund zu rücken. Schon hat der sozialdemokratische alte Verband einen Delegiertentag berufen, und wenn dieser eine Sprache führen sollte, wie sie jetzt aus der sozialdemokratischen Presse schallt, so ist damit den Scharfmachern der beste Vorwand für eine Bekämpfung der Novelle gegeben. Die Leidtragenden aber sind dann wieder die Arbeiter; aus ihrer Haut schneidet die Sozialdemokratie ihre Riemen. Gewiß sind auch wir, wie oben betont, mit der jetzigen Gestalt des Entwurfes absolut nicht zufrieden und möchten gerne noch mehr für die Bergarbeiter erreichen; ob dies aber angesichts der Parteigruppierung und Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses möglich sein wird, ist zum mindesten recht fraglich, doppelt fraglich angesichts der Haltung der Sozialdemokratie.

Schon ziehen die Scharfmacherorgane vom Schlage der „Post“ und der „Berliner Neuesten Nachrichten“ mit aller Macht gegen die Novelle vom Leder und verweisen hohnlachend auf die Sozialdemokratie, die nach ihrer Ansicht den einzigen Nutzen von der Novelle haben würde. Die Sozialdemokratie ladet fürwahr eine unendlich schwere Verantwortung auf sich, wenn sie auch in diesem Falle wieder den vitalsten Interessen der Arbeiterschaft entgegenarbeitet und das, was das Zentrum nach jahrelangem Ringen für die Bergarbeiter erreichte, rücksichtslos aus Parteiinteresse untergräbt und — möglicherweise zu Fall bringt. Die deutsche Arbeiterschaft aller Parteirichtungen aber, soweit sie sich ihre gesunde Urteilsfähigkeit bewahrt hat, wird aus diesem Verrat der Arbeiterinteressen durch die „allein echte und wahre Arbeiterpartei“ ihre Lehren zu ziehen haben!



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Marokko und die deutsche „Weltpolitik“.

Mit einem Male ist die marokkanische Frage akut geworden. Die „korrekten“ Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland müssen eine kleine Belastungsprobe bestehen. Die hochpolitische Ueberraschung, die sich an die Mittelmeerreise des Deutschen Kaisers angeschlossen hat, gehört erfreulicherweise nicht zu jenen Plötzlichkeiten, die auch den verantwortlichen Ministern schwer auf die Nerven fallen, sondern darf als eine wohlerwogene und bis jetzt recht glückliche Benutzung der gegebenen Umstände zur Wahrung der deutschen Interessen betrachtet werden.

Herr Delcassé, der rührige Leiter der auswärtigen Politik Frankreichs, hatte in dem gesteigerten Selbstbewußtsein nach Abschluß des englisch-französischen Abkommens vom vorigen Jahr sich gestattet, auf den Nachbar Deutschland ganz zu vergessen. Ueber dieses Abkommen, durch das England den Franzosen die Vormundschaft über Marokko gestatten wollte, hatte freilich Herr Delcassé vor dessen Veröffentlichung mal mit dem deutschen Botschafter geplaudert in den üblichen allgemeinen Redensarten von Aufrechthaltung der Souveränität des Sultans, Entwickelung des Landes unter Leitung Frankreichs ꝛc. Aber dann hatte sich die französische Diplomatie vollständig ausgeschwiegen, als ob der Wortlaut dieses Vertrages und die Zukunft Marokkos überhaupt das Deutsche Reich gar nichts angehe — während Frankreich mit Spanien und Italien in Verhandlungen eingetreten war. Die deutsche Regierung wartete geduldig ein Jahr lang auf die amtliche Notifikation, und zwar nicht wegen territorialer Einsprüche, sondern nur in der Absicht, sich die „offene Tür“ in Marokko für den deutschen Handel gewährleisten zu lassen. Inzwischen spitzte sich die Gefahr für die deutschen Interessen zu, da Frankreich den Sultan zur Unterwerfung unter die französische Kontrolle drängte und dabei sich als Bevollmächtigten von ganz Europa aufspielte. Der Sultan war klug genug, wegen des angeblichen gesamt-europäischen Mandats bei dem deutschen Vertreter anzufragen, und dort erhielt er die korrekte Antwort, daß der deutschen Regierung von einer Abmachung dieser Art amtlich nichts bekannt sei. Zu gleicher Zeit wurde der Plan für die Mittelmeerreise des Kaisers aufgestellt. Es lag kein Grund vor, bei den Besuchen in den Küstenländern das Kaiserreich Marokko auszunehmen. Es wurde also ein Besuch der Küstenhauptstadt Tanger in Aussicht genommen. Da dem Deutschen Reiche von irgend einer Veränderung in der völkerrechtlichen Stellung Marokkos nichts bekannt war, so wurde der geplante Besuch nur dem souveränen Hofe von Fez und niemandem sonst notifiziert. Das war, nach der formalen Seite hin, die natürliche Folge der Uebergehung Deutschlands seitens Frankreichs. Die real-politische Bedeutung des Zwischenfalls lag aber darin, daß der Sultan sowie alle eingeborenen und zugezogenen Elemente, die von den französischen Vormundschaftsgelüsten nicht erbaut waren, aus der Haltung Deutschlands neuen Mut schöpften.

Die englische Presse, und zwar gerade der sonst deutschfeindliche Teil, brachte die hochpolitische Bedeutung des Kaiserbesuches an die Oeffentlichkeit. Dabei stellte sich die Tatsache heraus, daß die öffentliche Meinung in England durchaus kein Wohlgefallen hat an der rücksichtslosen Ausnützung des Marokko-Abkommens durch Frankreich. Herr Delcassé kann also bei der Fortsetzung des Versuchs, Deutschland zu ignorieren, nicht auf die Hilfe Englands rechnen. Auf die Hilfe Rußlands natürlich auch nicht.

Gegenüber den „alldeutschen" Agitationen hat die besonnene Presse stets hervorgehoben, daß Deutschland wegen eines Stückes von Marokko sich nicht in weltpolitische Abenteuer einlassen dürfe. Aber allseitig hat man es damals für selbstverständlich gehalten, daß Frankreich den anderen beteiligten Großmächten, vor allem dem sehr stark beteiligten Deutschland, ebenso die Handelsfreiheit garantiere wie dem ersten Kontrahenten England. Die andauernde Ignorierung Deutschlands war eine Unfreundlichkeit, die sich jetzt rächt, ohne daß Deutschland einen Akt setzt, den Frankreich beanstanden könnte. Unsere Offiziösen betonen ausdrücklich, daß Deutschland keinen territorialen Besitz und keinen Machtzuwachs erstrebe, sondern nur die Gewährleistung der offenen Türe.

Der Kaiser hat die Gelegenheit, die ihm gerade vor seiner Abfahrt die Enthüllung des Denkmals seines verewigten Vaters in Bremen bot, zu einer schönen und sehr zeitgemäßen Rede benutzt, die unter den zahlreichen oratorischen Leistungen des Monarchen einen sehr hervorragenden Platz behaupten wird. Der hochpolitische Einschlag, den seine Erholungsreise erhalten hatte, spielte gewiß dabei mit, als der Kaiser in Bremen eine Weltfriedenspolitik proklamierte, indem er sich gegen die „öde Weltpolitik" der kriegerischen Eroberungen und der mechanischen Gewalt erklärte, dagegen unter Lobpreisung des „goldenen Friedens" als sein Ideal die führende Rolle Deutschlands in der Kulturentwicklung der Welt bezeichnete. Nach seinen Träumen und Hoffnungen soll Deutschland nicht der Herr der Welt, sondern das Salz der Erde werden — als weltliches Korrelat des religiös-sittlichen Salzes des Christentums. Der kaiserliche Redner hatte aber nicht bloß den Zweck der hochpolitischen Beruhigung im Auge, sondern auch die Veredelung seines eigenen Volkes. Seine Mahnung, des angegebenen Berufes zum Salze der Welt sich auch würdig zu machen, wurde spezialisiert in der Empfehlung der Einigkeit, der Zucht und Ordnung sowie der Religiosität. Die Kulturkämpfer, die neulich aus zwei mittelbar überlieferten angeblichen Kaiserworten Kapital schlagen wollten, werden durch diese packende Rede des Kaisers in ihren innerpolitischen Hoffnungen noch ärger enttäuscht sein als durch das Telegramm an den studentischen Most von Eisenach.

Man darf erwarten, daß sich aus dem „Zwischenfall" des Besuches in Tanger nichts anderes ergibt als die Bekehrung der französischen Politik zur Anknüpfung von Verhandlungen mit dem bisher ignorierten Deutschland. Sollte Herr Delcassé wider Erwarten seine Unterlassungssünde noch nicht gut machen wollen, so brauchen wir keineswegs vom Leder zu ziehen, sondern nur unseren Protest gegen die eigenmächtige Verfügung über Marokko aufrecht zu erhalten. Dann wird Frankreich eine friedliche Unterwerfung des Sultans unter seine Leitung nicht erreichen, und eine Eroberung Marokkos mit einem französischen Heere ist doch ein Unternehmen, das sich die Republik wohl erst dreimal überlegen wird.

Friedensaussichten in Ostasien?

Die englischen Blätter, die gern den Tatsachen etwas vorauseilen, wollen wissen, daß bereits nicht-offizielle Friedensverhandlungen während der letzten Wochen im Gange gewesen seien. Japan habe nach der Schlacht von Mukden seine hauptsächlichen Friedensbedingungen zu erkennen gegeben, und in Petersburg hätten sich nach deren Uebermittelung die Minister für den Eintritt in Verhandlungen mit Japan ausgesprochen, aber die Entscheidung des Kaisers sei noch nicht gefallen. Ob wirklich die Sache schon so weit gediehen, bleibt zweifelhaft. Aber alle Anzeichen deuten doch wenigstens darauf hin, daß der Friedensgedanke in der Umgebung des Zaren Boden gewinnt. Dazu werden auch wohl die Bauernunruhen beigetragen haben, die neuerdings in Rußland an verschiedenen Stellen ausbrachen. Wenn sogar auf die unendlich geduldigen Bauern kein Verlaß mehr ist, so wird das Experiment der weiteren massenhaften Aushebung doch allzu gewagt. Das Fiasko des Anleiheversuchs in Frankreich sucht man wettzumachen durch eine innere Anleihe von 200 Millionen Rubel, die jedoch vorläufig nur auf dem Papiere steht. Mit den landesüblichen Zwangsmitteln lassen sich vielleicht noch nach und nach 200 Millionen zusammenkratzen; aber mit dem Sümmchen kann man kaum die erste Grundlage für einen Revanchefeldzug legen. Hinter der inneren Anleihe steht das Gespenst des Valutasturzes; wenn die Wittesche Goldwährung zusammenbricht, wird der Fiskus, der die Zinsen gewaltiger Anleihen in Gold zahlen muß, und die ganze Privatwirtschaft in Rußland bis an den Rand des Bankerottes gebracht.

Inzwischen sollen die russischen Truppen bei dem Wettlauf von Mukden nach Charbin einen schußfreien Vorsprung errungen haben. Es liegt aber immer noch im Bereiche der Möglichkeit, daß die Japaner auf Nebenwegen noch den flüchtigen Trümmern des Heeres beizukommen suchen. Vielleicht auch bereiten die Japaner sich schon für den entscheidenden Schlag bei Charbin vor. Kuropatkin ist auf seine Bitte zum Kommandeur der ersten Armee begnadigt worden, so daß die ganze Personalveränderung vorläufig auf einen Stellenwechsel zwischen Kuropatkin und Linewitsch hinausläuft. Nebenbei auch ein Zeichen der Unschlüssigkeit und der Halbheit, die unter Zar Nikolaus Mode sind.

Der Wechsel im preußischen Ministerium des Innern.

Freiherr v. Hammerstein, der seit 1901 das innere Ressort Preußens mit mehr Eifer als Geschick verwaltete, ist eines plötzlichen Todes gestorben. Das menschliche Mitgefühl bei diesem Trauerfall darf nicht zu einem schönfärberischen Nekrolog verleiten. In den zahlreichen parlamentarischen Entgleisungen, die zu dem kaiserlichen Scherz vom silbernen Maulkorb geführt haben sollen, bekundete sich deutlich der Mangel an jener staatsmännischen Gewandtheit und diplomatischen Geschicklichkeit, die ein Minister im modernen Verfassungsstaate unbedingt nötig hat. Das deplazierte Kraftwort in einer Polendebatte: „Wir haben zu befehlen und Sie haben zu gehorchen!" war für den Verstorbenen charakteristisch. Die Wahl seines Nachfolgers war leicht: der Oberpräsident von Brandenburg, v. Bethmann-Hollweg, war schon 1901 der eigentliche Kandidat des Kaisers gewesen. Der Erkorene soll nach unwidersprochenen Nachrichten damals abgelehnt haben, weil er seine Hand nicht in die Kanalwirren stecken mochte. Der Vorgang wirft kein schlechtes Licht auf den Mann, der jetzt nach glücklichem Abschluß des Kanalstreites das Ministerium übernimmt. Er ist doch weder ein Streber noch ein blindes Werkzeug ohne eigene Gedanken. Im übrigen ist es ja bekannt, daß unter den obwaltenden Verhältnissen die Persönlichkeiten der Ressortminister kein weltgeschichtliches Gewicht haben.

Auch ein „Sittlichkeits"-Kongreß.

Von

Dr. Otto von Erlbach.

Die Haltung der liberalen Presse gegenüber dem zweiten Kongreß der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zwingt mich, das in Nr. 13 der „Allgemeinen Rundschau" (Seite 154) angeschnittene Thema nochmals zu berühren. Die Bemerkung, daß liberale Blätter über den Kongreß mit einer Ausführlichkeit berichtet haben, deren „erzieherische" Folgen gewiß nicht ausbleiben werden, bedarf einer Ergänzung. Die beiden liberalen Blätter in München, „Allgemeine Zeitung" und „Münch. Neueste Nachrichten", haben sich auf die Berichterstattung nicht beschränkt, sondern dem Kongreß oder vielmehr speziell der öffentlichen Versammlung, welche den Abschluß desselben bildete, ein sehr schmeichelhaftes Zeugnis ausgestellt. Ich begnüge mich damit, die „Akten" reden zu lassen, und schicke deshalb noch ein paar Stichproben aus den öffentlichen Reden voraus. Nach dem Berichte der „Münch. Neuesten Nachrichten" verbreitete sich der Generalsekretär der Gesellschaft, Dr. Blaschka (Berlin), u. a. über die Gründe, weshalb Arbeiter den geringsten Prozentsatz von Geschlechtskranken aufweisen (in Berlin Soldaten 4, Arbeiter 9, Kaufleute 16, Studenten 25, geheime Prostituierte 30 Prozent). Der Redner fuhr dann fort:

„Schwieriger sei dies für Kaufleute, Lehrer, Beamte und Ingenieure, die erst im höheren Lebensalter an die Gründung eines Haushaltes denken könnten und deshalb jahrelang vorher auf die Befriedigung des Geschlechtstriebes mit Prostituierten angewiesen (!) seien. Wenn man auch Enthaltsamkeit predigen wolle, so müsse man doch bedenken, daß nicht alle Menschen gleich geartet seien; der Geschlechtstrieb könne sich je nach der Veranlagung eines Individuums oft ebenso stark bemerkbar machen wie das Bedürfnis nach Speise und Trank."

Der letzte Satz ist im Original durch Sperrdruck hervorgehoben. Ich bitte die Leser und Leserinnen der „Allg. Rundschau" um Entschuldigung, daß ich sie mit diesen und noch ärgeren Proben, welche das scharfe Urteil in Nr. 13 in verstärktem Maße rechtfertigen werden, behelligen muß. Diese Zitate sind nicht zu umgehen, wenn man das furchtbare Ärgernis, das durch die Lobhudelei liberaler Zeitungen ins Ungemessene gesteigert wird, kennzeichnen will.

Nach der gleichen Quelle („M. N. N.") führte Dr. W. Hellbach (Karlsruhe) u. a. aus: „Das moderne Großstadtleben mit seinen Nachtcafés, Kabaretten, Variétés steigere die geschlechtlichen

Begierden in raffiniertester Weise." Dieser gewiß sehr zutreffenden Bemerkung fehlt (ob nur in den Berichten oder in der Rede selbst, sei dahingestellt) der notwendige Zusatz, daß eine gewisse Presse, die in Berlin und München besonders stark kultiviert wird, zu dieser „raffiniertesten Steigerung der Begierden" das Allermeiste beiträgt. Aber die liberale Presse ist ja mit diesem Krebsschaden nur zu eng verwachsen. Fand man doch vor wenigen Tagen selbst in der „Augsb. Abendzeitung" eine der ganzen Auflage beigelegte illustrierte Empfehlung des — — „Kleinen Witzblatt", das von liberalen Abgeordneten im Parlament wiederholt mit verächtlicher Handbewegung verleugnet wurde. Die nachträgliche, von der Kritik erzwungene Entschuldigung, man habe das Zotenblatt nicht gekannt, hinkt auf beiden Füßen. Der pornographisch illustrierte Prospekt mußte auch den Kurzsichtigsten belehren.

Ein mir bei der Abfassung des Artikels in Nr. 13 noch unbekannter ausführlicher Bericht der „Münch. Neuesten Nach." (Nr. 134) nötigt mich, auf die Seite 154 bereits kurz gekennzeichnete Rede des Frl. Dr. Helene Stöcker nochmals zurückzukommen. Dort liest man u. a.: „Ueber alte und neue Geschlechtsmoral sprach zum Schluß Frl. Dr. Helene Stöcker aus Berlin, die ihr Referat mit den Worten einleitete: „Wenn der Mensch sich selbst nicht mehr für böse hält, dann hört er auch auf, es zu sein!" Zur Charakterisierung des Standpunktes dieser Berlinerin genügt der Satz: „Warum denke man nicht daran, die Prostitution wieder zu veredeln, die nur unter der allgemein herrschenden Verachtung als etwas Gemeines erscheine?" Hört, hört!

In einem Vorberichte hatten die „Münch. Neuesten Nachrichten" (Nr. 133) die Rede des Frl. Dr. Stöcker dahin gekennzeichnet: „Frl. Dr. Stöcker bekennt sich in ihrem Vortrage „Ueber alte und neue Geschlechtsmoral" als Verfechterin der freien Liebe, zu der die Menschen aber erst wieder erzogen werden müßten."

Was berichteten nun die liberalen Zeitungen über die Aufnahme der „neuen Sittlichkeit" im anwesenden „Publikum": In der Nr. 133 der „Münchener Neuesten Nachrichten" ist zu lesen: „Als Abschluß des Kongresses .... fand heute Abend im alten Rathaussaale eine öffentliche Versammlung statt, die von Männern und Frauen aller Stände bis auf den letzten Platz gefüllt war.... Starker Beifall folgte sowohl den beiden Rednern als der Rednerin."

In Nr. 134 aber heißt es präziser:

„Zeigten schon die wissenschaftlichen Verhandlungen, die am letzten Freitag und Samstag im alten Rathaussaale gepflogen wurden, wie ernst die Gesellschaft ihre Zwecke und Ziele nimmt, so kam dies bei der am Samstag abend veranstalteten öffentlichen Versammlung noch deutlicher zum Ausdruck. Der zahlreiche Besuch aus allen Bevölkerungskreisen bewies das lebhafte Interesse, das man derartigen Veranstaltungen entgegenbringt, und darin wird sowohl die genannte Gesellschaft wie deren hiesige Ortsgruppe die volle Berechtigung ihrer Existenz und den Ansporn zu nie erlahmender Tätigkeit erblicken."

Die Verfechterin der „freien Liebe" scheint selbst der Verlagshalbschwester der Münchener „Jugend" etwas starken Tabak geraucht zu haben, denn das erwähnte Blatt leitet den Schlußhymnus auf den Kongreß mit einer äußerst vorsichtig und zart gefaßten Einschränkung ein, wie folgt:

„Mochten vielleicht auch nicht alle Anwesenden diese Grund- und Glaubenssätze einer neuen Sittlichkeitslehre voll erfassen oder damit einverstanden sein, so lohnte doch warmer Beifall auch diesen von innerster Ueberzeugung durchdrungenen Vortrag einer sympathischen Vertreterin der Frauenrechte. Und als Professor Kopp mit Worten herzlichen Dankes an die Vortragenden und das Publikum die Versammlung schloß, konnte er es in dem Bewußtsein tun, daß sowohl die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten wie deren Ortsgruppe München den besten Beweis gebracht haben, wie ernst Zweck und Ziele dieser nützlichen Vereinigung behandelt und verfolgt würden."

Es sei ausdrücklich bemerkt, daß die Hervorhebungen im Drucke diesmal nicht von dem zitierten Blatte selbst herrühren.

Wer die Verhältnisse kennt, den wird die wohlwollende Stellungnahme des größten liberalen Blattes in Süddeutschland nicht weiter in Staunen setzen. Anders ist es mit der liberalen „Allgemeinen Zeitung", dieses von Höfen und Staatsmännern bevorzugten Blattes. In der „Allgemeinen Zeitung" ist man im Laufe der Jahre manchesmal Anschauungen begegnet, die sich mit denen der großen Mehrheit des Kongresses schwer vereinbaren lassen. In demselben Blatte veröffentlichte ja auch jüngst eine Münchener Frau ihren Notschrei über die „ungeheuere geschlechtliche Unsittlichkeit in München". Im Sommer 1903 bewies die „Allgemeine Zeitung" eine anerkennenswerte Unerschrockenheit, als sie gegen die „kleinen Sauspiele" des Akademisch-dramatischen Vereins (Schnitzlers „Reigen") schärfsten Protest erhob.

Und heute findet man im III. Blatt der Nummer 131 der „Allgem. Zeitung" unmittelbar nach einem sehr ausführlichen, schönfärberischen (wie sich durch Vergleiche ergibt, anscheinend „purgierten") Berichte über den Vortrag des Frl. Dr. Stöcker folgende Schlußzensur über den öffentlichen Abend, als dessen Zweck in der Einleitung bezeichnet ist, „einer breiteren Oeffentlichkeit gegenüber in drei populären Vorträgen aufklärend und belehrend zu wirken, und damit der theoretischen Erörterung die praktische Propagierung gleichsam auf dem Fuße folgen zu lassen":

„Die drei Vorträge wurden von der überaus zahlreich erschienenen Hörerschaft mit lebhaftem, andauerndem Beifall entgegengenommen, nachdem die Versammlung den geistvollen, lehrreichen Ausführungen mit sichtlichem Interesse und lautloser Spannung gefolgt war. Der Vorsitzende stattete den Vortragenden herzlichen Dank ab und schloß gegen halb 11 Uhr die Versammlung, die in ihrem trefflichen Verlauf der bedeutungsvollen Sache zweifellos einen wesentlichen Dienst geleistet hat."

Nicht einmal zu einem von den „Neuesten Nachrichten" für nötig befundenen Vorbehalt hielt die „Allgemeine Zeitung" sich verpflichtet. Sie bringt schlankweg und ohne Einschränkung ihren Beifall zu einer öffentlichen Verherrlichung der „freien Liebe" 2c. zum Ausdruck.

Der Rest sei von meiner Seite auch diesmal — Schweigen. Aber ich hoffe um so zuversichtlicher, daß andere um so lauter und eindringlicher reden werden. Diese anderen aber sind die christlichen Frauen Münchens, die sich die ihnen vom Kongreß und von der liberalen Presse angetane Schmach nicht ruhig bieten lassen werden. Hier wäre ein wichtiges Feld für den Katholischen Frauenbund, im Verein mit den christlichen Frauen anderen Bekenntnisses seine Stimme zu erheben gegen die zunehmende Verwirrung und Irreführung der Gewissen, gegen das schrankenlos wachsende sittliche Aergernis.

Kein Geringerer als der Deutsche Kaiser hat soeben (am 22. März) in seiner bedeutsamen Rede im großen Rathaussaale zu Bremen Worte gesprochen, die ich zur Nutzanwendung für gewisse auf ihre „nationale" Gesinnung pochenden liberalen Blätter hierhersetzen möchte: „Darum muß unsere Jugend lernen, zu entsagen, um sich zu versagen, was nicht gut tut für sie, fernzuhalten, was eingeschleppt ist von fremden Völkern und Sitten, Zucht, Ordnung, Ehrfurcht und Religiosität zu bewahren."

Ich schließe mit einem Zitat aus der leider diesmal fahnenflüchtig gewordenen „Allgemeinen Zeitung" vom 26. Juni 1903. Damals würde die „Allgemeine Zeitung" die Rettung vor „all dem Schmutz" kaum in der Lobpreisung der „freien Liebe" und in der möglichsten Popularisierung und Empfehlung von „Schutzmitteln" (vgl. Vorschlag des Dr. O. Neustätter, wiedergegeben in Nr. 13, Seite 154) erblickt haben. Damals las man mit dem Hochgefühl der Erleichterung in dem genannten liberalen Blatte folgende lapidaren Sätze:

„Wir können uns kaum mehr retten vor all dem Schmutz, der von Paris und Berlin, Wien und Budapest her in Deutschland zusammenströmt; es ist geradezu unheimlich, wie tief und rapid der Stand der öffentlichen Anständigkeit in den letzten zehn Jahren gesunken ist; durch Bücher, Bilder, Tingeltangel, Postkarten, Annoncen, Witzblätter, Gassenhauer, Operetten, Possen, reine und pseudowissenschaftliche Pornographie, durch gewisse Redouten und Herrenabende, durch Schaufenster, durch breit und behaglich nachgedruckte Gerichtsverhandlungen wird eine Art geistiger Syphilis verbreitet, die grauenhaft ist; der Schmutz türmt sich höher und höher; er stinkt zum Himmel; kein Stand, kein Lebensalter ist mehr intakt. Wenn heute Tacitus käme, sähe er nur, daß alle unsere germanischen Laster treulich geblieben sind, das Saufen, das Raufen und das Spielen; aber die Tugenden sind beim Teufel; von einer sera juvenum Venus, inde inexhausta pubertas, ist keine Rede mehr. Corrumpere et corrumpi saeculum vocatur! Alle politischen Streitigkeiten müßten verschwinden vor dieser Seuche! Man mag Katholik oder Protestant, Christ oder Atheist, radikal oder konservativ sein: Reinheit des Familienlebens, Keuschheit der Frau, Treue des Mannes, Reinhaltung der Jugend, Gesundheit der Geschlechter stehen auf dem Spiele!"

Peter Schlemihl und die „Süddeutschen Monatsblätter".

My tables! — meet it is I set it down.
In der Tat, das ist notierenswert.

Hamlet I 5.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Sie wissen, es gibt ein paar sonderbare Leute, die eine Zeitschrift lieber als gebundenen Jahrgang denn stückweise lesen, und zu denen gehöre ich. Ich kann so besser genießen, abgerundeter urteilen, und aus dem Bande klirrt eine ganze Harfe von Empfindungen hervor, jede derselben trotzdem in ihren eigenen Schwingungen unterscheidbar, wogegen ein Einzelheft nur eine oder zwei Saiten zum Ertönen bringt.

Daß darunter auch Dissonanzen sein können, darf ich nicht verneinen. Und die zucken am wehesten dann ans Ohr, wenn man sie nicht erwartet und sie unaufgelöst bleiben.

Ohne weitere Umschreibung: Ich hab' mir den ersten Jahrgang der „Süddeutschen Monatshefte", in tadellosem Einband, vor kurzem vorgenommen.

Gleich zog mich Hofmillers Abhandlung „Die Tagebücher von Alban Stolz" (S. 164 ff.) an. Schön, sehr schön. Nun ja, der Verantwortliche des literarischen Teiles! Besonders die wohltuende Sentenz auf Seite 169 war mir aus dem Herzen gesprochen: daß nämlich, wer je einen Blick in die Welt des, einen gewissenhaften katholischen Priester beseelenden Verantwortlichkeitsgefühles getan habe, sich mit trauernder Verachtung abwende von den Karikaturen des Priestertums, wie sie in witzigen Zeitschriften einer kenntnislosen Leserschaft vorgefälscht werden. A la bonne heure! Ein anerkennenswertes Wort, zugleich eine moralische Ohrfeige in die richtige Visage. Aber gottlob ist etwas Derartiges wenigstens bei seriösen periodischen Blättern, vorab bei den „Süddeutschen Monatsheften", nicht zu befürchten.

Schau' schau' — dahinter kommt ja der Ludwig Thoma vom Simplizi! „Der heilige Hies" heißt's. Na, in dieser Gesellschaft erscheint Peter Schlemihl gewiß mit Schatten.

Jawohl! sogar mit Schlagschatten!!

Ich las die elf Seiten (173 ff.) dieses Kabinettstückchens satirischer Darstellungsgabe mit steigender Empörung. Pfui Teufel! in die Ecke mit — jaso, der Band gehört nicht mir! Inhaltlich ist das Machwerk nichts als eine Perfidie. Jedem vorurteilslos-ehrlichen, jedem katholischen, jedem priesterlichen Empfinden ein giftiger Stich nach dem andern!

Daher diese Zeilen, um einer unbefangenen Lesewelt durch Festnagelung, Prangerung und Brandmarkung des Elaborates einen Dienst zu erweisen.

„Trauernde Verachtung" allein wäre zu wenig und zu milde. Muß ich mich durch Zitate rechtfertigen? Da könnte ich das ganze Ding ausschreiben.

Ersparen Sie's mir und Ihren Lesern.

Kurz und gut: der Verfasser kitscht eine Spottgeburt aus Dummheit, Faulheit, Berechnung und Lackelhaftigkeit hin; er malt uns ein lächerlich abstoßendes Zerrbild des Werdeganges eines katholischen Priesters. Die Farben zu den auf dieses Schandgemälde aufgetragenen Lichtern mischt er aus Eigenem: Lästersucht, feindseliger Gesinnung und Zynismus!

Kommentar? Die Signatur der Kleckserei genügt eigentlich. Daß der „Künstler" die Technik der humoristisch-satirisch-aphoristischen, mit vielen faunisch-liebevoll ausgeführten Details pikantisierten Lebensskizze in geschicktester Weise beherrscht, wurde schon gesagt und ist Ihnen ja selbst bekannt. —

Die „Südd. Monatsh." nehmen keinen Anstand, Gentlemen an ihrer literarischen Table d'hôte unter vielen Delikatessen solche Treber zu servieren!

Soll die rüde, abgefeimt-boshafte, destruktive Simplizissimusmanier also auch in eine Zeitschrift eindringen, bei der man von vornherein eine vornehm-objektive Tendenz zu supponieren gerne bereit gewesen war?

Doch was sage ich! Im nächsten Heft (S. 198 ff.) kommt ja ein Artikel „Bei Jesuiten", eine warme Schilderung des Lebens und Treibens im Innsbrucker theologischen Konvikt!

Der katholische Leser muß indessen danken für diese Art Redaktionsparität, dies verschwommene Zickzacklavieren! Was ist der Grund desselben? Doch nicht Charakterlosigkeit?! Oder Unverstand?? Oder Nachlässigkeit bei der Prüfung jener famosen Einsendung? — Eine vierte Erklärung kann ich nicht finden. Was meinen Sie? Ausgeschlossen ist sie ja nicht, und es würde mich aufrichtig interessieren, wenn Wilhelm Weigand — zu dessen Erzählung „Das Abenteuer des Dekans Schreck" (S. 527 ff.) sich übrigens ebenfalls recht viel bemerken ließe — sich herbeilassen würde, sie zu geben.

Katholische Geistliche aber, welche die „Südd. Monatsh." bedienen, katholische Laien, die sie halten zu sollen glauben — mögen, solange solche Invektiven darin geduldet werden, doch das Tua res agitur! beherzigen. Denn was ist die handgreifliche Konsequenz derartiger Herabsetzungen des Priesterstandes? Die Verächtlichmachung seines Wandels — seiner Lehre — seiner Kirche! Videant . . .!

Es ist mir unbegreiflich, daß gegen diesen in der genannten Zeitschrift tolerierten Unfug noch keine Stimme laut geworden ist. — Sie aber, sehr geehrter Herr Doktor, werden das Verlangen verstehen, mich in die Oeffentlichkeit Ihrer „Allgemeinen Rundschau" zu flüchten und mein entrüstetes J'accuse! vernehmen zu lassen.

Apropos: ist Ihnen vielleicht bekannt, warum ab April 1904 weder Hofmiller noch überhaupt ein verantwortlicher Redakteur mehr für den literarischen Teil der „Südd. Monatsh." zeichnet?

Genehmigen Sie usw.

Ihres

ganz ergebensten

Jörg Hellpart.

So ist's Mode!

Von

Friedrich Koch-Breuberg, München.

II.

Grau brandete die Adria, grau färbten die hastigen Wolken das Firmament, grau war meine Seele gestimmt.

Leider gehöre ich zu den Menschen, denen überquellende Galle das von Modernen erfüllte Dasein verdirbt.

In Abbazia ist es Mode, am Strande zu promenieren, der sehr eng und meist von höflichen Leuten begangen ist. Die sonderbare Gesellschaft, die mir eine Palästinafahrt erspart hat, schien weder in Paris noch in London je gewesen zu sein. Rippenstöße erhielt ich, aber ich stellte mich dann quer auf dem Strandweg auf. Da mir 1870 viele bewaffnete Franzosen aus dem Wege gingen, setzte ich voraus, diese Menschheit verstehe auch etwas vom Ausweichen, doch ich täuschte mich.

Der Deutsche bildet in der Gesamtheit das Volk der Denker. Allzeit habe ich gefunden, daß er beim Begehen der Straßen entweder zu viel oder gar nichts denkt.

In Paris weicht jedermann höflich aus und in London sorgt die Polizei dafür, daß die Menschen angenehm aneinander vorüberkommen.

Gott, wie ich für eine gute Polizei schwärme! Leider wird mein Ideal in Süddeutschland nie Mode und da sich der süddeutsche Charakter von Karlsruhe bis weit über Wien hinaus erstreckt, so verbrauche ich beim Anblicke der allzugroßen Gemütlichkeit ein Riesenquantum an Galle.

Von mindestens zwanzig sogenannter Magyaren angerempelt, gelangte ich auch nach Voloska.

Das war einmal ein Dorf und ist jetzt das verlängerte Abbazia geworden. Selten habe ich etwas so Sympatisches gesehen und ich glaube, daß es dort noch Eingeborene gibt.

In der Kirche zur heiligen Anna hörte ich die Messe, aber der Priester zwitscherte kroatisch und auch sonst erschien mir sehr viel russisch. Leider steckt in uns Deutschen ein stark protestierender Zug. Wie kommt das Mausefallenvolk zu solcher riesig-partikularistischer Genehmigung?

Die Beantwortung der Frage überlasse ich denen, die dazu berufen sind, sonst würde ich mich auf das Gebiet gewisser Blätter begeben. Immerhin etwas unmutig stieg ich zum Friedhofe empor.

Dort aber vergaß ich gänzlich des mir nun im Blute sitzenden deutschen Stolzes, denn selten ersah ich ähnliche Schönheit.

Leuchtend in azurner Pracht lachte die Adria herauf! Rings um mich her Totenstille! Kein Mensch, der meine Träume störte, dessen Anwesenheit in mir den ewigen Kampf des unglückseligen Geschlechtes zum Bewußtsein gebracht hätte!

Das blaue Meer — der Sonnenglanz — die sprachlosen Blumen — die sich wiegenden Zypressen — die Marmortafeln auf halbversunkenen Hügeln bildeten ein Ganzes, das die Seele höher hob, daß sie einen Blick auf unendliche Schönheit werfen

ließ, das ihr von Liebe zum niedersten Gesindel erzählte, das ihr einen Begriff der Erlösung des miserablen Menschengeschlechtes wie im Traume zuflüsterte.

Mein Chauvinismus, mein Stolz, meine Galle, meine Menschenverachtung — — sie waren verflogen und ich starrte hinab auf das unendliche Meer und dachte: Gott, der du diese Welt erschaffen konntest, vergib den Modehelden!

Wo ist Schönheit je Mode gewesen? Die Menschen haben sich ihre Schönheitsbegriffe nach der Mode konstruiert und nur die freie Gottesnatur hat sich dagegen gewehrt und verwitternd und überwuchernd verschlingt sie die Gebilde momentaner Menschenlaune. Sie allein erstrahlt in jungfräulicher Schönheit, denn das Meer, die Berge lassen sich nicht zustutzen und die Kultur verzerrt das an sich schöngeborene Kind der Wildnis.

Aus meinen Ideen riß mich das Nahen eines Leichenzuges. Einen Bettler trug man zu Grabe. Mein Fuß berührte einen Leichenstein, auf dem der Name „Moltke" zu lesen war. Ein armer Protestant, der hier fern von der Heimat Heilung wohl erhoffte?

Wer aber geleitete den katholischen Bettler zu Grabe?

Des öfteren war ich in Abbazia einem Rollwagen begegnet, in dem ein alter Herr in österreichischer Uniform gefahren wurde. Das Gesicht mit der Brille kam mir so bekannt vor, aber ich bin ein Träumer und habe nach achtjährigen Erlebnissen in Oesterreich keinen Grund, Leute zu grüßen, die ich nicht kenne. Ah, wie ich das bereute!

Der greise protestantische Großherzog von Luxemburg war dem Sarge des katholischen Bettlers, den er oftmals beschenkt hatte, gefolgt!

Traumverloren sah ich nach Veglia hinüber und zauberte mir ein Bild des konfessionellen Friedens vor. Veglia ist groß genug, um einen Staat ideal denkender Menschen zu beherbergen.

Friede auf Erden!

Aber die Friedens-Berta war nicht in der Nähe und so sehr ich geschwärmt hatte — ebenso hungrig kam ich in Abbazia an. Eine andere Freude wurde mir beschert, denn auf der Speisekarte standen die scherenlosen, langbeschweiften Meerkrebse, die es nur im Quarnero und in Skandinavien gibt.

Während ich sie verspeiste, wurde ich zum Philosophen anderer Art und ich dachte: eines frißt das andere und, weil ich das nicht ändern kann, so erlaubte ich mir noch eine Auflage der studierenswerten Kerbtiere, die ja doch nicht ahnen konnten, daß sie heute von einem Sedanesen und nicht von einem Magyar verzehrt würden.

Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen sei nur ein Schritt?

Das ist nicht wahr, dachte ich, denn vom Friedhofe zu Voloska bis zum gedeckten Tische hatte ich mindestens viertausend Schritte gemacht.

Meine herrliche Laune verdüsterte sich, den ich vermeinte, es habe sich ein bekannter Wiener Kritiker in meiner Nähe niedergelassen. Da die Familie, der er entstammt, ursprünglich einen anderen Namen führte, vermag ich ihn wirklich nicht zu taufen und weiß nur, daß er Alexander heißt, was wohl seinen Ahnen nicht vorgekommen sein wird. In bezug auf den bayerischen Hof ist dieser Geschichtsforscher nicht sehr bewandert, denn er weiß nicht einmal, daß Ludwig II. unverheiratet war, und andere deutsche Höfe, an denen die Darstellungen in dem von mir verfaßten Roman sich ereigneten, liegen für Alexander nicht nur in Spanien, sondern vielmehr im Monde.

Aber so bin ich — — der Herr mit dem scharfen Profil war gar nicht Alexander von der „Freien Presse" und beruhigt bezahlte ich meine Zeche und verließ am andern Tage Abbazia, um noch eine ergötzliche Geschichte zu erleben.

Wieder mietete ich einen Zweispänner, um im Omnibus nicht in die Gesellschaft allzugelehrter Kritiker zu geraten.

Azurblau lag tief unten die Adria und die Morgensonne küßte die zarten Wellen. Verwahrloste Kinder eilten an den Wagenschlag und boten verkrüppelte, schmutzige Nelken zum Kaufe an. Alles schien darauf berechnet, dem Fremden noch beim Scheiden Geld zu entlocken.

Am Bahnhofe von Matulje hatte ich den von Triest kommenden Schnellzug zu erwarten und war nicht erfreut, weil der Stationschef für Unterkunft von 70 Personen zu sorgen hatte.

Ungeduldig wanderte ich am Perron umher und verwünschte beim Anblicke der Menge die Mode — so da heutzutage allerlei Geziefer reisen läßt. Plötzlich entstand großer Lärm und auch ich eilte an die Türe des Wartesaales, vor der Kampfbereite und Haßerfüllte sich überlaut zankten.

„Die Jüdin hat Unrecht!"

„Die Christin hat angefangen!"

Alles schrie wild und wirr durcheinander und ich erwartete nach dem parlamentarischen Verhalten zarte Handgreiflichkeiten. Unentschieden blieb, wer von den Untertanen der Monarchie es verstand, gemeiner zu schimpfen.

Was aber hatte den Aufruhr veranlaßt?

Eine alte, müde Jüdin war an eine Bank geraten, auf der einige christliche Reisetaschen aus Graz lagen, und hatte, in der verbrecherischen Absicht sich auszuruhen, die etwas zur Seite geschoben.

Mir ekelte vor der Menschheit, obwohl sie nach der Mode bekleidet war, und seufzend bestieg ich den schon überfüllten Schnellzug der Südbahn und träumte dann davon, daß bei uns in Bayern demnächst die IV. Wagenklasse Mode werden soll. Vielleicht findet der Verkehrsminister doch noch einen Ausweg? —



Hans Christian Andersen.

(Zum 100. Geburtstage.)

Von

Emy von Briesen.

Am 2. April begeht Dänemark den hundertsten Geburtstag seines großen Dichtersohnes Andersen — aber weit über die meerumrauschten Grenzen seines Vaterlandes wird dieser Tag Nachhall finden. Andersen ist volkstümlich geworden überall, wo echte Poesie Verständnis und Pflege findet.

Heute gedenke ich der Stunde, da ich in dem herrlichen Park des Schlosses Rosenborg in Kopenhagen bezaubert vor dem Denkmal des Dichters stand. Vom hohen Sockel herab scheint er dem Beschauer von neuem seine liebreizenden Märchen zu erzählen und durch Gesten seiner feingegliederten, durchgeistigten Hände zu begleiten. Die Feinheit des dänischen Kunstsinnes spiegelt sich am schönsten in der geeigneten Aufstellung von Denkmälern und plastischer Darstellung im allgemeinen wieder. Man hat dies Verständnis wiederholt in den künstlerischen Beziehungen der Dänen zu Frankreich zu finden geglaubt — wenn dem so ist, hat hier der Schüler seinen Meister um ein Beträchtliches übertroffen. Ich will ja nicht leugnen, daß man in Frankreich und in Paris im besonderen erfolgreich bemüht ist, lebenswarmen Skulpturen in von Licht und Sonne durchfluteten Anlagen einen würdigen Platz zu geben, statt sie scharenweis in dumpfen Museen einzukerkern; aber den Platz der bildnerischen Darstellung so anzupassen, wie es in Kopenhagen geschieht, habe ich sonst nirgends gefunden.

Lauschige Baumgruppen mit dichtem Untergehölz, woraus die Nachtigall ihrem Dichter (denn wer hat der Nachtigall Lied besser verstanden als Andersen?) zujubelt und ihre Wonnen vertraut, umsäumen im Rosenborgpark das Denkmal, vor dem der Kinderspielplatz liegt. So ist hier der das Kindergemüt durch seine Märchen beherrschende, die Kunst durch seine Naturbeobachtung belebende Dichter zu seinem Rechte gekommen.

Durch und durch modern, in des Wortes bester Bedeutung, steht heute noch Andersen in der Perle seiner Dichtergaben: „Bilderbuch ohne Bilder" vor uns. Ist beispielsweise die Skizze, in welcher der Mond uns in die Stube einer Redaktion führt, wo Gericht über eingelaufene, literarische Neuheiten gehalten wird, mit ihrem schwermütigen Sarkasmus nicht heute noch lebendiges Fleisch und Blut?

Manche kühne Dichterhoffnung der größeren Werke Andersens ist ins Grab der Vergessenheit gesunken, denn wenn auch sein Improvisator seiner Farbenpracht und Lebendigkeit wegen noch gelesen wird, wenn sein Roman „Nur ein Geiger" als Spiegelbild seiner eigenen Schicksale noch interessiert, wenn sich einzelne seiner dramatischen Dichtungen auf der Bühne erhalten haben und jetzt bei der Zentenarfeier seiner Geburt neu erstehen — den Lorbeer der Unsterblichkeit hat die Muse dem Märchenerzähler Andersen auf die Stirne gedrückt.

Was unser Schiller für das Volk, ist Andersen für die Kinderwelt geworden — gesund ist das Volk, welches sich die Kinderseele bewahrt hat, gesund aber ist nur die Bildung, welche Volksnahrung dem raffinierten Haut goût einer verbildeten Literatur vorzieht.

Wie Cervantes in seinem Don Quixote, diesem Schrei seiner mißverstandenen Seele, lebt und leben wird, haben sich Mißerfolge und Entbehrungen, heißes Ringen und verschwiegene Träume in Andersens Märchenbildern zur blauen Wunderblume verwandelt. Was ihm der Mond erzählte, birgt eine nie versiegende Quelle echter Poesie.



Frühlings Erwachen.

Wie spielt der junge, sonnige Strahl
An der blumenbesäumten Halde!
Wie tönen so schwellend von Lebenslust
Der Vögelein Lieder im Walde!

Das Bächlein schickt sich zum Wandern an
In die Lande die fremden, die fernen,
Und plaudert's bei Tag den Blumen vor
Und erzählt es bei Nacht den Sternen.

Der Lenz ist gekommen mit einem Mal,
Gekommen nach langem Säumen, —
Und die Seele, sie schaut in die Frühlingswelt
Mit dem alten Sinnen und Träumen.

Lichtenthal. M. Deodata.



Die Zigeuner.

Eine geschichtliche Erinnerung von Anna de Crignis-München.

Ein abenteuerliches, unheimliches Wandervolk, das schon jahrhundertelang Orient und Okzident durchzieht, ohne daß Zeit, Klima oder Kultur wesentliche Einflüsse auf dasselbe ausgeübt hätten! — „Afrika macht sie nicht schwärzer, Europa nicht weißer; in Spanien lernen sie nicht faul, in Deutschland nicht fleißig sein, unter Türken nicht Mohammed, unter Christen nicht Christum verehren" — lesen wir schon bei Grellmann (1787).

Die Zigeuner erschienen im 9. Jhrh. n. Chr. zu Byzanz, im 14. in der Walachei; nach Deutschland kamen sie unter Führung sogenannter Könige und Herzoge 1417 aus Ungarn, nach Frankreich um 1427 aus Böhmen; daher die Bezeichnung Bohémiens. So lange sie keinen Unfug trieben, ließ man sie in ganz Europa unangefochten ihrer Wege ziehen, ja, Kaiser und Fürsten statteten sie mit Pässen und Freibriefen aus. Als sich aber später in den meisten Horden Müßiggänger, Bettler, Betrüger, Diebe und Mörder aufhielten, ergriffen die Staaten strenge Maßregeln wider sie, um so mehr, als sich den Eingewanderten bald zahlreiches einheimisches Gesindel anschloß, so daß Aventin über sie klagt: „Lauter Buben, eine zusammengeklaubte Rotte!" — 1492 erfolgte ihre Ausweisung aus Spanien, das sie aber nur zum Scheine verließen, um dort später noch zahlreicher aufzutreten. In Frankreich beschloß man auf dem Reichstage zu Orleans (1561), „mit Feuer und Schwert auf sie Jagd zu machen". In England wurden sie von Heinrich VIII. und Elisabeth verfolgt. Nicht besser erging es ihnen in den übrigen Ländern Europas. Eine vollständige Vertreibung aus diesem Erdteile scheiterte an dem Schutze, den ihnen die Türken angedeihen ließen, sowie an der Güte einzelner Landesherren, die sich oft genug durch Märchen, als seien sie ägyptische Pilgrime, die religionshalber vertrieben worden wären, blenden ließen. Das Volk sah sie über ein halbes Jahrhundert als „heilige Leute" an und selbst Bonaventura Vulcanius (1614 als Professor der griechischen Sprache zu Leiden gestorben), glaubte an ihre Abstammung aus „Kleinägypten". Joseph Scaliger brachte ihm nämlich ein Verzeichnis nubischer Wörter, unter denen sich einige mit Zigeunernamen deckten, woraus Vulcanius auf die Abstammung der Zigeuner aus Nubien schloß, das ihm gleichbedeutend mit Kleinägypten war. Thomasius und noch Griselini vertraten die gleiche Ansicht. Aventinus hingegen schrieb: „Haben außgeben, sie seyen auß Aegypten — seyn auß der Grentz Vngern vnd der Tuerkey." (Kleinägypten ist wohl kein geographischer, sondern ein von den Zigeunern erdachter Begriff, Hopf vermutet darunter den Peloponnes.)

Besonders stark hatten sich die Zigeuner in den östlichen Ländern vermehrt. Sowohl Katharina II. als auch Maria Theresia suchten sie in ihren Reichen ansäßig zu machen. Im Frankfurter Staats-Ristretto (Nr. 157, Jahrg. 1782) heißt es, Maria Theresia habe befohlen, daß man dieses Menschenungeziefer aus seinen Höhlen vertreiben und zwingen sollte, in Dörfern zu wohnen. Diese Anweisungen, durch Joseph II. noch erweitert, kamen auch im Preßburger Komitate zur Durchführung, wo sich die Zigeuner als „Neubauern" ansiedeln und ihre Kinder zur Schule schicken mußten.

Manchmal waren die Regierungen gegen dies fahrende Volk unerhört grausam und straften die Unschuldigen mit den Schuldigen. Man legte ihnen besonders Kinderraub und Kannibalismus zur Last, letzteres um so lieber, als sie mit großer Lüsternheit Aas verzehrten und wegen angeborener Grausamkeit berüchtigt waren. Es gab unter ihnen viele Abdecker und Scharfrichter. Im Jahre 1782 wurden in Ungarn 40 als Menschenfresser angeklagt und verurteilt; einer derselben wurde gevierteilt, zwei wurden gerädert, acht gehenkt, vier Weiber geköpft usf. Später ergab sich, daß nur die Folterqualen den Unglücklichen ihre Geständnisse erpreßt hatten; was half es, daß der übereilige Richter seines Amtes entsetzt wurde! — —

Die Kortorar oder Zeltzigeuner repräsentieren sich als der primitivste Typus ihres Volkes. Sie sind meist schmutzig und diebisch, daher von den ansäßigen Zigeunern verachtet. Ein ausgeschundener Gaul oder Esel zieht ihre armselige Habe: ein Zelt, Schaffelle zum Lager, einen Schnappsack mit irdenem Topf, eiserner Pfanne, einem Wasserkrug u. dgl. m. — „Wenig brauchend kommt und geht dieser fiedelnde Asket," sagte Lenau. Die Mahlzeiten sind bald bereitet, Fleisch ißt man gekocht, gedörrt, geräuchert und roh. Als Leckerbissen gilt der Igel, Pferdefleisch wird von den meisten Zigeunern verschmäht. Sehr oft ist Schmalhans Küchenmeister, dann müssen sie sich tagelang mit Wasser und Brot behelfen. Doch schadet Hunger ihrer trefflichen Gesundheit so wenig wie die Unbill der Witterung. Klingt jedoch etwas Münze im Beutel, so berauschen sie sich gerne mit Branntwein. Tabakrauchen ist nicht nur Leidenschaft der Männer, sondern auch der Weiber, welche zudem Tabakstengel und -blätter kauen.

Die Zigeunermädchen werden schon sehr früh geheiratet (wie ja auch ihre Freier oft kaum mehr als vierzehnjährig sind), gleichviel ob fremd oder verwandt. Beide müssen jedoch vom Zigeunerstamm sein, was die relative Reinheit ihrer Sprache und das Konstante ihrer Gewohnheiten trotz ihres Wanderlebens erklärt. — Ihre äußere Religionsform paßt sich dem jeweiligen Aufenthaltsorte an: Ein Zigeunerkind wird des Patengeschenkes halber gern öfters getauft; um den Gottesglauben scheinen sie sich wenig zu kümmern. Griselini meint, daß die Kirche der Zigeuner aus Speck gebaut und von den Hunden gefressen worden sei. — Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ist leidenschaftlich, wenn sie sich auch nicht in sorgfältiger Pflege bekundet. Bis zum zehnten Jahre läßt man z. B. die Sprößlinge fast ganz unbekleidet. Die Erwachsenen hingegen halten sehr viel auf bunte, besonders rote und grüne Gewandung, sowie auf Flitterschmuck; Reinlichkeit ist Nebensache, Risse und Fetzen werden ignoriert. Magnatenkleider und klirrende Sporen sind das Ideal des ungarischen Zigeuners; der Bauernkittel jedoch ist ihm antipathisch. Die wenigsten der ansäßigen Zigeuner beschäftigen sich mit Ackerbau, weit lieber treiben sie Pferdehandel, durch den sie sich nicht selten, wenn auch auf betrügerische Weise, bereichern; dann schaffen sie sich nach Herzenslust Gold- und Silberschmuck und -geräte, besonders Becher an. Unter den seßhaften Zigeunern gibt es übrigens auch geschickte Schmiede und Schlosser, Zimmerleute und Drechsler, Korb- und Siebmacher, Schuhflicker und Goldwäscher. In Spanien leben sie nicht selten als Gastwirte, im Orient als Bärenführer. Die Weiber handeln mit Besen und alten Kleidern, belügen als Wahrsagerinnen und quacksalbern bei Mensch und Vieh. Einige sind behende Tänzerinnen. Obschon im allgemeinen ungezügelt sinnlich, bezieht sich der Vorwurf von Sittenlosigkeit doch nicht auf das gesamte Zigeunervolk. Wie bei so manchem Naturvolk kommt das Säugen junger Hunde auch bei Zigeunerinnen vor, wie Niebuhr erzählt.

„Mischkas Hüttlein mit dem Halmendach ragt empor vom Grund nur wenig Spannen", schrieb Lenau und dachte dabei wohl an die 10—12 Fuß unter die Erde reichenden Strohhütten der seßhaften Zigeuner. Dieser Poet hat überhaupt unser Wandervolk trefflich charakterisiert in seinem Gedichte: „Die drei Zigeuner":

„An den Kleidern trugen die drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft,
vergeigt
Und es dreimal verachtet!"

Auch andere Dichter haben dem Zigeunerleben interessante Momente entnommen und in ihren Schöpfungen verwertet, so schon 1612 Cervantes, dessen Novelle „La Gitanilla" (das Zigeunermädchen) den Vorwurf für die Oper Preziosa bildete. Die Engländer James und Scott, der Russe Puschkin u. v. a. malten

Zigeunerleben mit glühenden Farben. — Maxim Gorjkijs originelle Erzählung „Makar Tschudra“ (Reklamausgabe Nr. 4221) kann als Kabinettstück dieser Art bezeichnet werden. Wir lernen in derselben die Zigeuner sowohl von ihrer gemütvollen und intelligenten als auch von ihrer leidenschaftlichen und zügellosen Seite kennen. Gorjkij zeigt sie uns als schöne, starke Menschen; er schildert den jungen Lojko Zobar als kühnen, dunkellockigen Mann, dessen Augen wie die Sterne funkeln und in dessen Lächeln eine ganze Sonne liegt. Und wie meisterhaft beschreibt er sein Geigenspiel! „Wenn er zum ersten Male mit dem Bogen über die Saiten strich, dann erbebte in einem das Herz; beim zweiten Bogenstrich erstarb das Herz des Hörers — er aber spielte weiter und lächelte . . .“

Obwohl die Zigeuner für alle Künste gut veranlagt sind, leisten sie doch besonders in der Musik Vorzügliches; namentlich pflegen sie Fiedel und Zymbel. Es ist keine Seltenheit, daß 14 jährige Mädchen bereits Virtuosinnen auf der Geige sind. Ein Meister der Violine war Barna Mihaly, dessen lebensgroßes Bild Kardinal Graf von Cschaky (18. Jahrh.) anfertigen ließ mit der Unterschrift Magyar Orpheus. — Von dem großen Zigeunervirtuosen Bihary, den Liszt 1822 in Wien hörte, schrieb letzterer: „Wie Tropfen einer geistfeurigen Essenz schlugen die Töne der bezaubernden Geige an mein Ohr. . . . Wäre mein Gedächtnis aus weichem Ton und jede seiner Noten ein Diamantnagel gewesen, sie würden nicht fester darin haften.“

Die Zigeuner haben schon in ihrer klangvollen Sprache einen herrlichen Liederstoff. Meltzl äußert sich: „Ungarn ist des Romvolksliedes*) klassischer und sozusagen jungfrauenhafter Boden, dessen Schätze bislang gänzlich brach gelegen sind.“ Es seien zwei Proben aus „Jile Romane“ angeführt:

I.

Phen mange drage caces:	Rund heraus, Maid, liebst du mich —
Man cames id' averes?	Oder liebst du jenen, sprich!
Danglal tute tut' kaman,	„Dich, nur dich, weißt du bei mir —
Pal avreste mai meran.	Doch nach jenem sterb ich schier!“

II.

Dyal o pañi repedishis,	Fließt das Wasser rauschend schnelle,
M'ro pirano hegedishis.	Spielt mein Lieb die Geig so helle.
Dyal o pañi pe kishai,	Fließt das Wasser über Steine,
M'ro pirano tsino rai.	Spielt mein Lieb die Flöt so feine.
Dyal o pañi tale vatra,	Fließt es über Sand ganz leise,
M'ro pirano klanetaha.	Lebt mein Lieb nach Herrenweise.

Lange wurde die Zigeunersprache mit dem Gauneridiom, dem Rotwelsch, identisch gehalten, bis Pott 1844 die Verwandtschaft mit dem Zend bewies. „Sie steht,“ sagt er, „ungeachtet ihrer ungemeinen Verbasterung und Verworfenheit doch zu der im Bau vollendetsten aller Sprachen, dem stolzen Sanskrit, in blutsverwandtem Verhältnisse.“ — Miklosich reihte sie (1878) der nordwestlichen Gruppe der arisch-indischen Sprachen ein. Vielleicht ist dadurch der Schleier, der die Abstammung der Zigeuner in Dunkel gehüllt hatte, nun endgültig gelüftet.

*) D. Z. nennen sich selbst Rom = Schwarm oder Stamm, auch Kalo = der Schwarze.



Der Zauberbaum.

Aus dieser Erde dunklem Felsengrabe
Führt Poesie uns in den lichten Traum,
Daß ihre Liebe unser Herz erlabe,
Sproßt sie empor als holder Zauberbaum.
Er wird die Zweige üppig rings entfalten,
Auf daß wir ruhn in seligem Asyl,
Und Königskinder, hohe Lichtgestalten
Geleiten uns ans heißersehnte Ziel.

Karlsruhe. Luise Gruhn.



Theaterkritik und ästhetische Erziehung des Volkes.

Von

Franz Xaver Münch, Cöln am Rhein.

Kritik in unseren Zeitungen über das Theater wird meist nur an den Darstellern auf der Bühne geübt. Doch die Schauspieler sind's nicht allein, die spielen, auch das Publikum sollte mitspielen und miterleben. An diesen Spielern vor der Rampe soll in folgenden Zeilen ein wenig Kritik geübt werden, sie sollen während des Spieles dort auf der Bühne einmal beobachtet werden. Beobachten kann man die Zuschauer nicht in gleicher Weise gut. Verschieden äußert das Publikum seinen Beifall oder sein Mißvergnügen an dem betreffenden Werk, spricht sich mehr oder minder deutlich über sein „Miterleben“ aus. Ich glaube, die leichteste Beobachtung wird wohl in den höheren und höchsten Regionen des Theaters möglich sein, dort oben, wo man noch in urkräftiger, urnatürlicher Weise seinen Beifall und seinem Mißvergnügen Luft macht. Oben braucht man ja auch keine gegenseitige Rücksicht zu nehmen, die in heutiger Zeit bei Kunstangelegenheiten eine gewisse Rolle spielen soll; oben triumphiert die Wahrheit der eigenen Ueberzeugung mehr denn unten.

Stellen wir die Beobachtung bei der Aufführung eines Schauspiels (etwa in Grillparzers „Medea“, Gorkis „Nachtasyl“ und Ibsens „Gespenster“) an: Dort bei jener Stelle, wo in Grillparzers „Medea“ Jason und Kreusa einander gegenübersitzen und, jener in Wehmut, diese mit dem Gefühl heißer Liebessehnsucht, ihrer vergangenen zusammen verlebten Jugendzeit gedenken, während Medea sie beobachtet, nur ab und zu durch das ergreifende: „Jason, ich weiß ein Lied“ die Liebenden störend — dort bei jener Stelle sehe ich manchen festen Mann tief ergriffen und mehrere Frauen bitterlich weinen. Würde dieser Anblick den unglücklichen Dichter nicht tief ergriffen haben! Doch nun senkt sich der Vorhang; helles Licht flutet wieder über die Zuschauer, man schaut die Frauen an und — sie werden von einem großen Teil der um sie Sitzenden (Männern und Frauen) ausgelacht — ein herzzerreißender Anblick, der sich wiederholte bei jener jeden erschütternden Stelle, wo die beiden Kinder sich weigern, Medea, ihrer Mutter ins Unglück zu folgen und sich eng an Kreusa anschließen.

Daß mir ein Herr versicherte, er würde der Aufführung des „Nachtasyls“ von Gorki aus dem Grunde nicht mehr beiwohnen und dieselbe keinem zum Besuch empfehlen, weil er sich geradezu empört hätte über das erbärmliche Lachen bei den traurigsten Szenen, deren jenes Stück allerdings recht viele zählt, ist mir nur allzu verständlich. Der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen mag in manchem unserer neuesten Werke gar klein sein. Damit ist das Lachen bei den Worten des bemitleidenswerten Schauspielers: „Mein Organismus ist durch Alkohol vernichtet“ doch noch lange nicht begründet. Dieses Lachen gerade an dieser Stelle beobachtete und hörte ich in allen Regionen des Theaters. Oft kann man hören und lesen: Der größte Teil unseres Volkes sei für das moderne Drama noch nicht reif genug. Ich hab's nie gern glauben mögen und können. Nach solchen Eindrücken könnte man's halt schon glauben.

Und nun erst in einem Stück, wie „Die Gespenster“ von Ibsen. Lachen bei dem Wahnsinnsanfall des kranken Oswald. Lachen an der Stelle, die das Hauptproblem vielleicht des ganzen Stückes darstellt: „(Zusammenwohnen mit seinen Kindern und der Mutter seiner Kinder.“) Ja, Lachen an solchen Stellen und Nichtverstehen ist identisch. Der Wahrheit gemäß muß hier aber berichtet werden, daß sich gegen diese Lachsalven an den ernstesten Stellen eine starke Opposition geltend machte, die durch Zischen denselben Einhalt zu tun versuchte.

Der negativen Kritik soll genug sein und ein Ansatz zur positiven nicht fehlen. An der Frage, wie diesen traurigen Zuständen, wie diesem Nichtverstehen abzuhelfen sei, müssen alle die mithelfen, denen die ästhetische Erziehung unseres Volkes eine Herzensangelegenheit ist. Und solcher Männer gibt es Gott sei Dank sehr viele, und deren werden immer mehr. Das Anwachsen des Dürerbundes — um nur ein Beispiel hier anzuführen — ist mir dafür der schlagendste Beweis: Mit der Möglichkeit, zu billigen Preisen jedes Stück sich anschauen zu können, sind der Volkserziehung in dieser Hinsicht noch nicht alle Wege gebahnt. Das Volk soll doch auch die Dramen erfassen und verstehen und damit bleibende Werte aus jener Kunst mitnehmen. Hier muß die Presse, auch auf dem Gebiet der Volkserziehung das größte Mittel, helfend und stützend einsetzen.

„Wir haben aber ja unsere tagtäglichen Kritiken der betreffenden Stücke!" wird man mir entgegnen. Ja, leider haben wir dieser sog. Tageskritiken mehr denn genügend. Eine Beurteilung kleinlicher Aeußerlichkeiten, die Fachblättern alle Ehre machten — die ist allerdings, voll ausgebildet, vorhanden. Aber ein Bildungsmoment, auch nur eines, vermag ich nicht darin zu finden. Und die allgemeine Bildung, die Volkserziehung sollte doch der Leitstern sein! Nein, die Erörterung allgemeiner Fragen der Kunst muß, in weit größerem Umfang, als es bereits bisher geschehen, an die Stelle dieser Berichte treten. Die Kritik, wenn dieser Name nicht viel zu eng ist, sollte ein helfendes Wort sein, das dem Verständnis des Kunstwerkes dient. Die „Kritik" sollte der Aufführung vorangehen: Es wäre eine hehre — gar nicht umfangreiche, wenn auch schwere — Aufgabe, die sich kundige Herren stellten, einleitende Artikel zu den noch nicht allgemein bekannten Dramen (Kleist, Grillparzer, Hebbel, Ibsen, Björnson, Hauptmann usw.) — abgefaßt von weiten Gesichtspunkten aus — in den Blättern der betreffenden Theaterstadt erscheinen zu lassen. Solche erklärende Aufsätze würden einerseits das lebhafteste Interesse an den Werken erwecken, anderseits würden sie — und darauf ist es hier vorzugsweise abgesehen — das Verständnis erleichtern, ja zum Teil — sagen wir es offen — erst möglich machen. — Zu diesem uneigennützigen Unternehmen würde ein gar nicht allzu großer Arbeiterstab erforderlich sein. Das Ziel aber wäre ein großes. Gerade auf diesem Wege würde die Volksbildung in ästhetischer Beziehung um ein bedeutendes Stück weiter kommen.

Ave Eva.

Alte Eva, zu dir zurück
Fliegt meine Seele zum Anfang der Zeiten.
Menschenmutter, du Mutter der Schuld,
Mutter des Schicksals und Mutter der Leiden.

Die du uns alle trugst im Schoß,
Erdenmutter mit flammendem Herzen,
Durch die Jahrtausende grüße ich dich,
Mutter der Sünde, Mutter der Schmerzen.

Mutter des Lebens, Mutter des Tods,
Die du das Eden für uns verloren,
So daß wir alle in Kälte und Angst
Zittern vor engelbehüteten Toren.

Die du meine Liebe gebarst!
Ferne Mutter, o lasse dich grüßen!
Siehe, dein spätes, dein irdisches Kind,
Weinet in Tränen zu deinen Füßen.

Denn die Liebe tut bitter weh!
Alte Eva, du hast es erfahren,
Und dein stechendes Erbteil, es brennt
Meine Seele nach Tausend von Jahren.

Sag mir, wie war es, als dir die Glut
Jählings das schlummernde Herze entzündet?
Kam's wie die Sonne und kam's wie der Blitz?
Haben die beiden sich zürnend verbündet?

Lagest du heimlich in Urwalds Nacht,
Weinend und blutend aus deinen Wunden?
Oder standest du tränenlos?
Hast du das täuschende Lächeln erfunden?

Alte Eva, zu dir zurück
Fließt meine Seele zum Anfang der Zeiten.
Menschenmutter, du Mutter der Schuld,
Mutter des Schicksals, Mutter der Leiden.

M. Herbert.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von

Dr. Felix Mader-München.

Die vorige Woche brachte im Kunstverein mehreren Menschenbildnern, deren Werke man unter der Menge von Landschaften gern wieder einmal sieht, ihr Recht. Die ausdrucksvollen, scharf beobachteten Porträts von Bruno Hohlfeld vereinigen mit diesem Vorzug eine stilvolle koloristische Gesamtauffassung, die auch an mehreren Stilleben des Meisters gleich vorteilhaft sich zeigt; nur ein großes Blumenstück war zu bunt geraten, wenigstens im Rahmen der übrigen Arbeiten des Künstlers. In ähnlichen Bahnen wandelt als Porträtist Rienäcker, nur stimmt er seine frischerfaßten Gestalten auf einen wärmeren Gesamtton. Als der Dritte im Bund erschien Hugo von Habermann. Sachlich interessieren seine Gestalten entweder gar nicht oder nicht viel; ihm scheint es nur auf das „Wie" anzukommen, auf einen gewissen ruhigen stumpfen Gesamtton, der die Gefahr zur Manier ausgesprochenermaßen in sich birgt.

Ein Porträtist von ganz anderer Auffassung tritt uns diese Woche entgegen: Eissfeld löst die künstlerische Frage seiner Porträts im Sinne des modernen impressionistischen Kolorismus und zwar in interessanter und fesselnder Weise. Die Dame mit gelb- und silberweißer Bluse und dunkelblauer Robe vor stahlblauem Hintergrund ist als Farbenproblem glücklich gelöst und auch als Porträt lebensvoll erfaßt. Von den andern gilt das gleiche, namentlich von der Gruppe einer Dame mit Knaben: aber den vollbefriedigenden Ausgleich zwischen Form und Farbe zu finden, ist eine Aufgabe, welche der moderne Kolorismus doch noch nicht genügend gelöst hat.

Nun kommt die Landschaft wieder zum Vollbesitz ihrer Macht. Da ist Gilbert von Canal. Seine Landschaften haben etwas Vornehmes an sich: Der blaue Himmel mit den Silberwolken, das warme Grün der Bäume und die roten Töne an den Gebäuden vereinigen sich zu einer ruhigen innerlichen Harmonie voll künstlerischer Abrundung. — Eine ganz andere Erscheinung tritt uns in Rudolph Sieck entgegen. Mit feinem Blick versteht er die Lyrik der heimatlichen Natur zu erfassen: seine Bilder, mit liebevoller Versenkung gemalt, sind Gedichte. Wie entzückend weiß er die blühende Pracht der Wiesen im Mai zu schildern in naiv kläubelnder Weise wie die Mittelalterlichen, ohne kleinlich zu werden! Welcher Stimmungsreiz ruht über dem Bild, das den Vorfrühling zeigt: Schlüsselblumen blühen im Vordergrund, aber die silberweißen Birken mit ihrem roten Geäst haben noch keine Blätter und auf dem blauen Berg dahinter liegt noch teilweise Schnee. Gleich reizvoll ruht der klare Herbsthimmel über dem idyllischen Dörfchen, reflektiert auf den weißen Mauern der Kirche und läßt die grüne Wiese im Vordergrund mit den melancholischen Herbstzeitlosen so klar erscheinen. Hierzu kommt noch, daß die Bilder alle ein abgerundetes Ganze darstellen.

M. Loehnis Landschaften schildern in kräftigen Zügen das Spiel von Licht und Luft auf freier, weiter Landschaft. Namentlich drei Motive bei Haimhausen müssen als vorzüglich gelten: der Wiederschein des hellen Himmels im blühenden Moos, auf dem dunklen Wasser des Baches, über der Schafherde unter der Baumgruppe: das ist mit scharfer Beobachtung sehr stimmungsvoll erfaßt. Th. Meyer-Basel arbeitet in der gleichen Richtung; sein Stimmungsbild vom Pilsensee, sein Abend am Bodensee sind stofflich wie malerisch gut gelungen. Die gleichen Qualitäten zeigt P. P. Müllers Herbstlandschaft, nur möchte man den Himmel ruhiger wünschen.

Die gut empfundenen Landschaftsszenen von Margarete Stall werden von ruhiger, fast melancholischer Tönung zusammengehalten. — Endlich müssen wir noch des Skizzennachlasses von Aug. Seidel (†) und G. Dehn (†) gedenken: Die schlichte Auffassung des ersteren mit seinen meist ruhig ausgeglichenen Stimmungen wird den Modernen zu zahm erscheinen. Dagegen erkennt man bei Dehns Skizzen eine entschiedene Neigung für charakteristische Stimmungen und farbige Kontraste.

Ganz köstliche Arbeiten sind die zwei Aquarellinterieurs von Walter Caspari, sowie die koloristisch und formal so vornehm abgerundeten Stilleben von V. Willmann.



Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hofbühnen. Frau Marie Burk-Berger vom Kgl. Hoftheater in Dresden debutiert gegenwärtig für das jugendlich-dramatische Fach als Ersatz für Frl. Breuer, deren Wiederauftreten Anfang Mai an unserer Bühne übrigens in sicherer Aussicht steht. Frau Burk-Berger sang bisher mit mäßigem Gelingen die Elisabeth und mit besserem Glück die Senta. Sie besitzt eine ganz günstige Bühnenerscheinung, eine schöne, wenn auch nicht in allen Lagen gleichmäßig ansprechende, quantitativ dem großen Hause angemessene Stimme und spricht musterhaft deutlich. Aber sie hat keine persönliche Auffassung sondern spielt angelernt, arbeitet durchaus mit konventionellen Primadonnenallüren und, was das Schlimmste ist, sie singt oft auf ganze Strecken hinaus unrein (Gebet im „Tannhäuser"), ohne hierdurch besonders irritiert zu sein. Den bei weitem besten Eindruck machte ihr „Fidelio", der zu warmer Anerkennung hinriß. Ein zeitweises Nachlassen war indessen auch hier bemerkbar. — Im Residenztheater hatte die Erstaufführung von Gustav Kadelburgs Lustspiel „Der Familientag" einen freundlichen Heiterkeitserfolg. Es ist ein ganz harmloser, nicht einmal mit besonderem Elan geführter Kampf um ein fettes Majorat, der uns hier vorgemimt wird; die zahlreichen Mitglieder der Familie Wollien sind daran beteiligt, die alle zusammen eine wahre Musterkarte sämtlicher seit alters zeiten erprobter und für gut befundener brauchbarer deutscher Lustspieltypen abgeben; nur der Typus des Charakters fehlt. Der schlecht und recht zugeschnittene Stoff ward wieder mit dem bei Kadelburg mit oder ohne Kompagnon üblichen dünnen aber langen Faden endlosen Anekdotengebimmels vernäht und siehe! — das Machwerk hielt und Freund Publikus freut sich dran. Um Kritik wird bei dieser Art Schwänke nicht gebeten. Es wäre auch nicht gut möglich. Und schließlich: man hat sich mitamüsiert, und es steht einem leidlich gesunden Menschen nicht gut an, sich nachträglich des kleinen Vergnügens zu ärgern. Gespielt wurden die 35 Rollen des Stückes unter Basils trefflicher Regie sehr frisch und lebendig, wie sich's bei solchen, dem Augenblick dienenden dramatischen Eintagsfliegen gehört.

Aus dem Konzertleben. Einen Ueberblick über sein tonlyrisches Schaffen gab der heimische Komponist Wilhelm Mauke in einem Liederabend, an dessen Ausführung die Hofopernsängerin Elsa Flith, sowie Joseph Loritz und Franz Bergen und am Flügel Max Hofmüller in ausgezeichneter Weise beteiligt waren. Der Abend gab ein imponierendes Bild von der scharf ausgeprägten Eigenart des Komponisten, der in den letzten Jahren fast gar nicht mehr genannt wurde, während junge, halbfertige Auchkomponisten gar üppig in die Halme schossen. Mauke besitzt eine herbe Kämpfernatur, strebt nicht nach einem angelernten Schönheitsideal, nicht nach feinen Formungen, nach ausgeklügelten Kombinationseffekten — er spricht eine Sprache, wie sie der Druck und Befreiungstrieb des Augenblicks eingibt und die nur der verstehen kann, dessen Empfindung auf Wahrheit und Echtheit reagiert, der das Innenleben und seine unmittelbare Aeußerung in ihrer Schönheit „an sich" höher stellt wie die künstliche Umformung derselben in gangbare Münze. Im Vergleich zu unseren heutigen Durchschnittslyrikern steht Mauke wie der Künstler zu den Kunstgewerblern: Suchen jene jetzt so gerne kleine Gedanken mit der äußerlichen Pracht des Orchesterglanzes zu behängen, so drängt er seine weitausgreifende Tonmalerei in den Zwang des Klaviersatzes, oft, wie in „Prometheus", nur der Not gehorchend. Zu den Lieblichen, Gemütlichen gehört Mauke nicht; aber zu denen, die Eigenart besitzen und gehört und erkannt sein wollen. Das hat sein Liederabend mit Energie verkündet und reicher Beifall bestätigt. — Die Böhmen haben ihren Zyklus sämtlicher Beethovenscher Streichquartette unter jubelnden Beifallskundgebungen eines enthusiasmierten Publikums in einem zweimaligen Auftreten an einem Tage beendet. Ueber ihr Spiel noch ausführlich zu berichten, tut nicht not: wenn eine, so ist diese Künstlergenossenschaft ein Universaleigentum der gebildeten Welt und an ihrem Ruhm ist nichts mehr zu deuten und zu rütteln. Ihre Stellung zu Beethoven ist nicht jene der selbstlosen Objektivität, wie sie etwa Lamond vertritt. Aber wir gestehen offen, daß uns ein Quentchen persönlicher Auslegung gerne willkommen ist; dann tritt Leben zum Leben, und freudiger und vergnügter fließt der unerschöpfliche Quell der reinen Kunst. Aus der Reihe der jüngsten Solisten-Konzerte wäre noch zu erwähnen die Sängerin Josepha Kruis, die, nachdem sie die Angst vor der Oeffentlichkeit überwunden hatte, mit ihrer kleinen, aber angenehm klingenden Zimmerstimme ganz hübsche Eindrücke erzielte. Dagegen konnte die mitwirkende Pianistin Frl. Gerder-Rauter nicht recht genügen, da ihre Technik nicht jenes Maß von Sicherheit erlangt hat, welches zur Bewältigung ihrer anspruchsvoll gewählten Vorträge unbedingt notwendig wäre. — Der Beethoveninterpret Frédéric Lamond gab in seinem letzten Konzert gleich fünf Sonaten schwersten Kalibers zum besten. Bei allem Respekt vor seiner bedeutenden Kunst finden wir doch, daß er mit diesem Massenangebot der Aufnahmsfähigkeit des Publikums nichts Gutes tut. Wir meinen, daß ein jeder Virtuose der Auffassung seines Könnens als bloßer Kraftleistung aus dem Wege gehen soll. Die Woche brachte noch einen modernen Abend unter Stavenhagen und ein besonders hervorragendes Akademiekonzert unter Mottl. Mit den Namen Mahler, Liszt, Klose bezeichnen wir vorläufig den reichen Stoff, den sie uns für die nächstwöchige Konzertumschau hinterlassen.

München. Hermann Teibler.

Kleine Rundschau.

Zwei Mitarbeiter der „Allgemeinen Rundschau" hat in den jüngsten Tagen der Tod ereilt. In Paris starb am 16. März der aus dem Trierischen (Bliesransbach) stammende Schriftsteller Hermann Kuhn, der drei Jahrzehnte in Paris gelebt hat und als genauer Kenner der dortigen Zustände, über die er mehrere Bücher schrieb, in literarischen Kreisen sehr geschätzt war. Kuhn war Mitarbeiter der angesehensten katholischen Zeitungen und Zeitschriften. Er hat ein Alter von 71 Jahren erreicht und starb an den Folgen einer schweren Operation. Nach seiner Bestimmung wird die Leiche in Trier beigesetzt. Kuhn war auch persönlich ein liebenswürdiger Mensch, entgegenkommend und gefällig. Mancher Berufsgenosse, der die Pariser Weltausstellungen besuchte, wird sich dankbar seiner Gesellschaft erinnern. — In Oestrich im Rheingau verschied in der Nacht vom 17. auf den 18. März Pfarrer Dr. Rody, der ehemalige streitbare Herausgeber der „Katholischen Bewegung", der im Jahre 1878 auch die Leiden des Kulturkampfes kosten mußte, indem er wegen Aufnahme eines Artikels, durch den sich protestantische Prediger in der Provinz Sachsen beleidigt fühlten, zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Das Kreisgericht in Frankfurt a. M. hatte den damaligen Titularpfarrer von Bornheim freigesprochen, aber das Gericht in Halle, welches sich für die gekränkten Prediger zuständig erklärte, sprach obige Strafe aus. In der Strafanstalt Eberbach, wo Dr. Rody erst auf Verwendung des protestantischen Gefängnisgeistlichen Selbstbeköstigung erlangen konnte, erhielt er u. a. auch den Besuch des damaligen österreichischen Armeebischofs Gruscha, jetzigen Kardinals und Fürstbischofs von Wien. Rody, der 1889 die nun mit der „Wiesbadener Volkszeitung" vereinigte „Rheinische Volkszeitung" gründete und jahrelang selbst leitete, war ein wegen seines weiten Blickes und seiner Entschiedenheit sehr gesuchter und fruchtbarer Mitarbeiter katholischer Blätter und Zeitschriften. Auch mehrere kleinere Schriften zeugen von seinem rastlosen Eifer für die katholische Sache. Um Oestrich machte er sich durch die Restaurierung der prächtigen Pfarrkirche besonders verdient. Die Namen Dr. Rody und Hermann Kuhn werden von den Katholiken stets mit Ehren genannt werden. Dr. K.

Ein Fest in Saint-Cyr unter Ludwig XIV. Unter diesem Titel fand im Kgl. Residenztheater eine zweitägige Wohltätigkeitsveranstaltung zugunsten des Pensionsvereins staatlich geprüfter Lehrerinnen Bayerns unter dem Protektorate der Prinzessin Adelgunde von Bayern und Mitwirkung zahlreicher Mitglieder des Adels, der Künstler und Gesellschaftskreise statt. Die Idee des Ganzen, die von der Fürstin Löwenstein gegeben war, fand eine glänzende, bis ins kleinste Detail stilechte Verwirklichung und unser Rokokoschmuckkästchen, das Residenztheater, gab hierzu einen entzückenden Rahmen, der die Grenze zwischen Schein und Wirklichkeit völlig verschwinden ließ und durch weitere von feinsinniger Künstlerhand getroffene Arrangements und Zutaten den Charakter der Illusion auch in den Räumen der Foyers und Wendelgänge fortsetzte und festhielt. Alles hatte sich zusammengetan, um ein lebendiges, überraschendes Zeitbild zu geben. Nachdem nach einer einleitenden Ouvertüre, der König selbst eingetreten und von der Institutsvorsteherin an der Spitze der Schülerinnen von Saint-Cyr empfangen worden war, begannen die Vorträge: Ein in zarte Ovation für den König ausgehender Nymphenreigen, ein Molièresches Lustspiel „Les précieuses ridicules", eine fein ausgeführte Courante, deklamatorische Vorträge und solche musikalischer Art, dann wieder ein reizendes Tanzbild, eine Chaconne und so fort im buntesten Wechsel. Für Echtheit der orchestralen Darbietungen sorgte der hochverdiente Orchesterverein unter der Leitung von Prof. Heinrich Schwartz, der sich hier ja im Felde seiner eigentlichen Wirksamkeit bewegte. Ein Marsch von Lully schloß den offiziellen Teil der Festlichkeit ab, dem ein zweiter, ungezwungenerer und fast noch abwechslungsreicherer Unterhaltungsteil folgte.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, Österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstrasse 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 15. München, 9 April 1905. II Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Ein fingiertes Rundschreiben des Papstes.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Nachdem in vielen Zeitungen und Zeitschriften allerlei Vorschläge gemacht worden waren, wie man einzelnen Uebelständen in der Kirche abhelfen könnte, kamen langsam auch Organe der öffentlichen Meinung, die sich sonst mit den katholischen Dingen nur befassen, um sie anzugreifen und lächerlich zu machen, mit Vorschlägen heraus, die in mehr oder minder sachverständiger Weise ruhig auf tatsächlich bestehende Schäden hinweisen und den Weg, sie zu bessern, angeben. So erfreulich eine solche Mitarbeit an sich ist, weil sie zeigt, daß wenigstens hier und da eine ruhigere Auffassung katholischer Dinge Platz gegriffen hat, so sehr muß man bedauern, daß man von einem erst seit kurzem regierenden Papste die unmöglichsten Dinge auf einmal und zwar sofort verlangt. Pius X. hat in den zwei Jahren seines Pontifikates wahrlich zur Genüge gezeigt, daß er den ernsten Willen hat, die Verhältnisse der Kirche auf das zweckmäßigste und beste auszugestalten, seine Festigkeit in der Verfolgung der gesteckten Ziele verdient das uneingeschränkteste Lob und sein Blick richtet sich jeden Tag auf weitere Verbesserungen.

Allein auch eine so große Kenntnis des praktischen Lebens, wie sie Pius besitzt, ist unter den heutigen Verhältnissen nicht ausreichend, um alle entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen und die Dinge der Vollendung entgegenzuführen, die ihm am meisten am Herzen liegen. Ihn deswegen aber tadeln wollen, obschon man weiß, daß er die Hindernisse nicht überwinden kann, ist einfach lächerlich und zeugt von einem Eigendünkel und einer Rechthaberei, die mit einem verständigen Katholizismus nicht vereinbar ist.

An anderer Stelle habe ich auf einen merkwürdigen Aufsatz hingewiesen, der am Ende des vergangenen Jahres in der „Nationalzeitung" stand; jüngst fand ich in der „Kölnischen Zeitung" einen längeren Aufsatz über den Anteil der einzelnen Nationen am Heiligen Kollegium der Kardinäle, der neben mancher guten Beobachtung auch unterschiedliche Torheiten aufwies. Zurzeit wird in Rom ein Büchlein viel besprochen, das den Titel führt: Pio decimo e i suoi intendimenti, worin alle Pläne aufgeführt werden, die der Heilige Vater im Sinne habe. „Wir glauben zu wissen, daß" heißt es dort in ständiger Wiederkehr bei Besprechung der einzelnen Reformvorschläge. Das ganze ist in wohlwollendstem Sinne gehalten; aber diejenigen, die glauben, daß dem Schriftchen eine wie immer geartete Autorität zustehe, irren gewaltig. Man mag ruhig alle oder die meisten Dinge als erstrebens- und wünschenswert ansehen, aber das Ganze ist nur eine geschickte Privatarbeit, die aus dem bisher Geschehenen einen Schluß auf das möglicherweise zu Geschehende macht. Aber immerhin verdient diese Erörterung eine größere Beachtung als alle anderen bisher veröffentlichten Reformvorschläge.

Kaum daß die Druckerschwärze dieser Schrift getrocknet war, erhielten alle Kardinäle und Prälaten eine in Form einer Zeitung ausgegebene umfangreiche lateinische Abhandlung frei ins Haus gesandt, die nach vielen Beziehungen hin höchst merkwürdig ist. An erster Stelle steht ein erdichtetes Rundschreiben des Papstes Pius an alle Bischöfe der katholischen Welt. Es ist schwer, die zahlreichen dort behandelten Dinge kurz zusammenzufassen. Das Wichtigste ist, daß der Papst freimütig von sich erklärt, daß er bisher geirrt habe, daß vor allem das Konzil über dem Papste stehe, die Unfehlbarkeit des Papstes Unsinn sei, die römische Frage nicht bestehe, daß er gewillt sei den Vatikan zu verlassen, um mit eigenen Augen nach seiner Herde sehen zu können. Pius IX. und Leo XIII. werden geschmäht, weil sie den Karren verfahren und die Welt nur mit Rundschreiben, statt mit Taten gefüttert hätten. Der Papst nimmt seinen Brief an den Kardinalvikar gegen den Freidenkerkongreß Roms zurück und — beruft ein allgemeines Konzil nach Mecheln ein.

Für dieses Konzil werden Regeln aufgestellt, deren wichtigste ist, daß die Bischöfe nach Maßgabe der Katholikenzahl ihrer Sprengel 1—30 Stimmen auf demselben haben, damit die große Anzahl der italienischen Bischöfe (285 für 32 Millionen Katholiken) nicht weiterhin ihren überwiegenden, durch nichts begründeten Einfluß auf dem Konzil ausüben könnte. Als Beispiel wird Ancona und Breslau verglichen; wenn Ancona eine Stimme habe, so müsse der Fürstbischof von Breslau gemäß der Katholikenzahl seiner Sprengel deren 28 haben, und die Abstimmung erfolge derart, daß vorher jedem Bischofe die auf ihn entfallende Zahl von weißen und schwarzen Bohnen eingehändigt wird, die er je nach seiner Auffassung verwenden kann, indem er sie in die Urne wirft. Der Papst muß den persönlichen Vorsitz führen, er hat aber, da seine Diözese nur 500,000 Katholiken umfaßt, nur fünf Stimmen!!!

Nach diesen einleitenden Bemerkungen werden nun die Reformvorschläge in ein merkwürdiges Gewand gekleidet. Der

oder die Verfasser nehmen an, daß das Konzil von Mecheln schon gefeiert sei, und sie erstatten Bericht über die stattgehabten siebzehn Sitzungen und die Beschlüsse derselben, obschon sie im Futurum reden. Diese formale Inkonsequenz ist aber bedeutungslos.

In der ersten Sitzung ruft der Papst den Beistand des Heiligen Geistes an, betet das Nicänische Glaubensbekenntnis und hält eine Rede über die hohe Bedeutung und Wichtigkeit der gallikanischen Freiheiten, die vom Konzil angenommen werden. Das Vatikanische Konzil und der Syllabus werden bei Seite gelassen und die Seligsprechung der Päpste Silvester II., Hadrian VI. und Innozenz XII. vorgenommen, da unter ihnen ein freierer Geist in der Kirche geherrscht habe.

Die zweite Sitzung befaßt sich mit der Italienisierung der Kirche, die, weil im höchsten Grade schädlich und ungerecht, sofort abgeschafft werden müsse. Besonders fühlbar sei dies im Kardinalskollegium, dessen radikale Reform sofort nach Maßgabe der Katholikenzahl der ganzen Welt vorgenommen wird. Danach entfielen auf Italien acht, auf Oesterreich-Ungarn zehn, auf Deutschland fünf, auf Frankreich zehn Kardinäle usw., die aber alle in Rom residieren müßten. Das Mehr an italienischen, jetzt vorhandenen Kardinälen wird abgesetzt und auf die Dörfer gesandt. Sodann werden 85 italienische Bistümer unterdrückt. Das Thema wird in bezug auf seine Ausführungsbestimmungen noch durch drei Sitzungen weitergesponnen. Wenngleich an diesen Vorschlägen, wie an der ganzen Schrift, sehr vieles direkt häretisch, anderes ärgerniserregend, anderes töricht ist, so muß man doch bekennen, daß der oder die Verfasser bei ihren Vorschlägen scharf nachgedacht haben. Einzelheiten dürften sogar als empfehlenswertes Material Verwendung finden, für den Fall die obersten kirchlichen Behörden überhaupt mit derartigen Dingen sich zu befassen geneigt sein sollten.

Originell ist der Vorschlag, wie man der übermäßigen Größe der Diözesen begegnen könne. Als Grundsatz wird betont, daß Sprengel mit mehr als 500,000 Seelen geteilt werden sollen. Die Teilung tritt nicht ein, wenn die Menschen eng aufeinander wohnen, wie das in den großen Städten der Fall ist. Ist das Gebiet dagegen ausgedehnt, so muß Teilung eintreten. Sprengel mit 700,000 bis eine Million Seelen werden ebenso wie die noch größeren Diözesen entsprechend geteilt. Nun folgt eine Aufstellung aller zu teilenden Jurisdiktionsbezirke, die im allgemeinen eine gute Kenntnis der statistischen Literatur verrät. Diese und andere längere Ausführungen, die allerei Interessantes bieten, muß ich übergehen, um die Einzelheiten nicht zu sehr zu häufen. Die Verwendung des überschüssigen italienischen Klerus geschieht etwas gewaltsam, durch Abschiebung nach Amerika und Australien, wobei auch wieder statistische Berechnungen zugrunde gelegt werden.

In der sechsten Sitzung wird die bisherige Konklaveordnung völlig umgestoßen und eine öffentliche Wahl in St. Peter, ianuis tamen clausis, eingeführt. Nach jedem Wahlgange kehren die Kardinäle in ihre Wohnungen zurück, so daß die Einschließung ganz fortfällt; die Bischöfe, Prälaten und Kleriker können auf besonderen Plätzen den Wahlgängen als unbeteiligte Zuschauer beiwohnen. In der folgenden Sitzung wird ein weitausschauender Plan zur völligen Reform der kurialen Behörden vorgelegt, wobei alle Nationen einen ihrer Katholikenzahl entsprechenden Anteil an diesen Zentralbehörden erhalten. Die Italianisierung der Kirchenbehörden Roms wird als ein ungeheurer Krebsschaden bezeichnet, der völlig abgeschafft werden müßte durch Zurückdrängung der bis jetzt allein herrschenden italienischen Beamtenschaft auf jenes Maß, das den 32 Millionen italienischer Katholiken entspräche. Die lange Auseinandersetzung über die notwendige Kündigung aller Konkordate kann ich hier nur namhaft machen, ohne auf den Inhalt einzugehen. Ebenso sind die sophistischen und überaus törichten Erörterungen über die Ecclesia Romana nicht wert, daß man sie des genaueren anführe. Auch über das Veto bei der Papstwahl wird auf dem Konzil von Mecheln Beschluß gefaßt und dabei bemerkt, daß bei den Konklavekämpfen zwischen Oesterreich und Frankreich immer der tertius gaudens, d. h. der astutus Italus gewählt werde und so den Sieg davontrage.

Als ob es von gewissen deutschen Konzepten abgeschrieben wäre, mutet einen die zehnte Sitzung über das Sakrament der Ehe und den Cölibat an. Die vorgeschlagene Neuorganisation der Diözesenverwaltung ist fein ausgeklügelt, aber völlig undurchführbar. Und was über die Unterdrückung gewisser Orden und Kongregationen gesagt wird, hat nicht einmal den Reiz der Neuheit. Aber einzelne dieser Aufstellungen würden bei einer Uebersetzung in die Praxis kaum nennenswerte Schwierigkeiten finden; ob es aber zeitgemäß wäre, derartiges zu unternehmen, müßten die kirchlichen Behörden untersuchen und entscheiden.

In der dreizehnten Sitzung wird beschlossen, dem Papste monatlich 3000, jedem Kardinal monatlich 1000 und jedem der 72 Kongregationsbeamten erster Ordnung monatlich 500 Franken Gehalt anzuweisen. Auch andere Verwaltungsfragen finanzieller Art werden spielend leicht gelöst. Die Pflichten der Bischöfe und Priester werden genau umschrieben und besonderes Gewicht wird auf den Unterricht, die Armen- und Waisenpflege sowie den liturgischen Gesang gelegt.

Mit großer Mühe und Arbeit wird dann die Feier des Kirchenjahres neugeordnet, unter Verlegung des Osterfestes auf den ersten Sonntag im April. Diese Dinge sind an sich, wenn man von den üblichen Schiefheiten absieht, deswegen wohl diskutierbar, weil die Angelegenheit schon seit Jahrzehnten in Rom ins Auge gefaßt worden ist, ohne daß man bisher eine so überaus wichtige Entscheidung in dieser Sache hat fällen wollen. Die Fasten- und Abstinenzgebote, die Bestimmungen über die geschlossene Zeit, die Erörterung der allgemeinen Christenpflichten, die Untersuchung der Frage, ob Bischöfe und Priester sich an der Politik beteiligen sollen oder dürfen, die Neuordnung der Katechismuseinteilung und manche andere Dinge werden in den Kreis der Konzilsbeschlüsse gezogen; und wenn man manchen der Forderungen sich sympatisch gegenüberstellen möchte, so wird doch jeder etwaige gute Eindruck wieder verwischt, wenn der unreife radikale Standpunkt aus irgend einer anscheinend nebensächlichen Bemerkung herausschaut.

Endlich wird noch dekretiert: Die Ablässe werden abgeschafft. Das album sanctorum wird revidiert und nur die werden als Heilige beibehalten, die wirklich fuerunt honesti et christiani. In Zukunft sollen nicht so viele Italiener selig und heilig gesprochen werden wie bisher, da überall in der Kirche Heilige hervorgebracht werden. In Zukunft finden die Heiligsprechungen statt, ohne daß dafür Auslagen gemacht zu werden brauchen.

In cauda venenum: Beschränkung der päpstlichen Gewalt, die bestehen soll in verbo et exemplo quibus praeest proficiendo; die Kardinäle und andere kirchlichen Behörden erhalten großen Anteil an der obersten Gewalt. Dadurch würde der wahre und einzige Feind der Kirche Christi, die Italienität der Kirche, wirksam zerstört und die Universalität der Kirche erst geschaffen. Zusammenfassend wird gesagt: der Gallikanismus wird als höchst weise und gerecht anerkannt; der Syllabus wird nicht weiter beachtet; die Unfehlbarkeit steht der ganzen Kirche, niemals aber dem Papste allein zu. Die Synode verurteilt den christlichen Sozialismus nicht, im Gegenteil, sie empfiehlt ihn; sie läßt den Rationalismus und Liberalismus zu, kommt den Protestanten in vielen Punkten entgegen, hält aber an der Siebenzahl der Sakramente fest; die schlechten Handlungen und Urteile mancher Päpste und Bischöfe verwirft sie usw. usw.

Woher stammt nun diese überaus fleißige und mühevolle Arbeit? Wer hat die Ideen von Konstanz, des Konzils von Pisa, des Febronius und der autonomen christlichen Demokraten Italiens und mancher deutschen „Reformer“ in diesen Kodex gebracht? Am Ende der langen Abhandlung steht: Auctore Joseph Ciehy presbytero Montevidei. Das ist nicht wahr; denn ein Priester aus Montevideo hätte richtig Montisvidei statt Montevidei geschrieben. Daß aber ein südamerikanischer Sachverständiger an der Arbeit beteiligt war, ersieht man daraus, daß das romanische Amerika bei der Verteilung der Kardinalsposten mit fünfzehn bedacht worden ist. Das lateinische Gewand stammt von einem Italiener, da man mehrere Male espedire statt expedire, pontefice statt pontifice, cristiano statt christiano und ähnliche Dinge liest, die nur einem Italiener in der Eile in die Feder fließen können. Daß ein Deutscher mitgetan hat, ersieht man aus der fast fehlerfreien Wiedergabe der zahlreichen deutschen Ortsnamen, aus denen ein Nichtdeutscher den allerschönsten Gallimatthias gemacht hätte, wie man das jeden Tag in italienischen Zeitungen und Büchern feststellen kann. Im übrigen will uns scheinen, als ob der liturgische, kanonistische und historische Apparat gemeinschaftlich von einer Anzahl von Mitarbeitern bereitgestellt worden sei, von Leuten, die eine mehr als gewöhnliche Kenntnis der Dinge haben, unter denen unzweifelhaft auch Geistliche gesessen haben.

Als Drucknotiz liest man am Schlusse: Typis Francisci Lubrano Neapoli. Ich kann nicht feststellen, ob der Name ein fingierter ist oder ob es tatsächlich eine solche Druckerei in Neapel gibt. Sicher ist, daß die Sache aus Neapel stammt. Halten wir dieses fest, so versteht man das folgende leicht.

Die Briefumschläge, in denen das Rundschreiben durch die Post versandt wurde, trugen den Poststempel Napoli. Der ge-

druckte Kopf des Umschlages zeigt links das Wappen des Papstes und daneben steht:

Litterae Apostolicae
de restauranda Ecclesia et de celebrando Concilio
Stempa.

Das mir vorliegende Kuvert ist an jemanden gerichtet, dessen Name mit einem W anfängt. Die Italiener schreiben diesen Majuskelbuchstaben stets in der Art, daß sie zwei V aneinandersetzen. Das auf dem Kuvert stehende W ist nun ganz unzweifelhaft von einer deutschen Hand geschrieben, wie auch der ductus der ganzen Schrift ebenso unzweifelhaft kein italienischer sondern ein ausgesprochen deutscher ist. Darüber kann auch nicht die allergeringste Meinungsverschiedenheit bestehen. Wenn ich oben aus inneren Gründen für die Mitarbeiterschaft eines Deutschen eintrat und ich zu diesem Ergebnis gekommen war, bevor mir der Briefumschlag vorgelegen hatte, so wird die These durch den viel durchschlagenderen äußeren Beweis zur Gewißheit erhoben.

Ein Teil der Mitarbeiter muß Neapolitaner sein, denn es werden eine Anzahl von Mißbräuchen im kirchlichen Leben Neapels gegeißelt, die nur einem geborenen Neapolitaner bekannt sein können. Daß man diese näherhin im Kreise der sogenannten autonomen christlichen Demokraten suchen muß, ist zunächst wahrscheinlich, da dieselben sich im vergangenen Sommer am ungeberdigsten betragen haben, als es sich um die Neuorientierung der katholischen Bewegung und damit um strengste Unterwerfung unter die bischöfliche Autorität handelte. Des weiteren verraten sich die Herren dadurch, daß sie den „Bischof" von Ancona als Beispiel anführen, als sie, wie oben berichtet, die Pluralität der Stimmen für die Bischöfe auf dem Konzil feststellen wollten. In Ancona erscheint die Zeitung „La Patria", die bis zu ihrer Unterdrückung vor drei Wochen das Organ der autonomen christlichen Demokraten war und dann vom Bischofe (seit dem 14. September 1904: Erzbischofe) von Ancona fast gewaltsam zum Schweigen gebracht wurde. Dieser Hinweis auf Ancona redet ganze Bände.

Bis zur näheren Feststellung der Urheber dieser groß angelegten Aktion, die durch die Vertretung einer Anzahl Sätze zu einer ausgesprochen häretischen geworden ist, können wir also annehmen, daß aus dem Kreise der autonomen christlichen Demokraten Neapels heraus diese Kundgebung unter Beiziehung nicht italienischer Kräfte erfolgt ist. Es hat den Anschein, als ob dieser Arbeit noch weitere folgen sollten. Bei der Zerfahrenheit der katholischen Bewegung Italiens hätte ein derartiges Unternehmen schweren Schaden anrichten können, wenn nicht in dogmatischen und wichtigen disziplinären Fragen so sehr gefehlt und offen die von der Kirche mehr denn einmal verurteilten Irrtümer gelehrt worden wären. Dadurch verlieren die Vorschläge, die man etwa als brauchbar anerkennen könnte, viel von ihrem Werte, so daß das Ganze an dem peccatum originale der Irrgläubigkeit, das ihm an der Stirne geschrieben steht, wirkungslos für die Italiener verpuffen wird. Es ist aber gut, wenn man derartige Explosionen tiefgehender Unzufriedenheit in Italien sorgfältig bucht, um später den Schlüssel für die eintretenden Vorkommnisse zu besitzen; denn es besteht begründete Furcht, daß sich eine offene Spaltung vorbereitet. Geht dieselbe, wie es den Anschein hat, vom kirchenpolitischen auch auf das Lehrgebiet über, dann könnten traurige Tage für die italienischen Katholiken hereinbrechen. Gebe Gott, daß das verhütet werde!



Die Revision des Börsengesetzes.

Von

Heinrich Osel, Mitglied des Reichstags.

Als man seinerzeit den Terminhandel in Effekten und Waren teils ganz verbot, teils nur unter gewissen Bedingungen und für gewisse Kreise zuließ, da sagte man sich, das sei notwendig gewesen, weil diese Art, Geschäfte zu machen, gleich einem Spiel, einem Zufallsspiel sei, das Vermögen erwarb und verdarb; letzteres des öfteren und gerade oft bei jenen, die nur wenig ihr eigen nannten. Man empfand es als etwas Unmoralisches, dieses Börsenspiel, besonders dann, wenn der eine Teil der Spieler ein in den Praktiken der Börse Unerfahrener war, und deshalb verlangte man eine gewisse Kontrolle: das Börsenregister, das für die Waren- und Effektenbörse getrennt besteht. Der Eintrag kostet in jedes 150 Mk. und für jedes weitere Erhaltungsjahr 25 Mk. Dazu kam der Grundsatz: Das Differenzspiel erzeugt keine Verbindlichkeit, es wird kein Schuldverhältnis begründet, wenn nicht beide Parteien im Börsenregister eingetragen sind. Die Unwirksamkeit erstreckt sich auch auf die bestellten Sicherheiten und abgegebenen Schuldanerkenntnisse.

Die Folge dieser Vorschriften war zunächst, daß die meisten Bankinstitute, voran die süddeutschen, sich weigerten, sich in das Börsenregister eintragen zu lassen. Ebenso hielten es die Privaten. Das hatte zwei Wirkungen: zunächst verringerten sich die Termingeschäfte, dann — wurden solche auch weiter betrieben ohne Registereintrag. Das erstere war sehr zu begrüßen; es entsprach der Tendenz des Gesetzgebers, diese Ultimogeschäfte mit ihren Gefahren einzuschränken. Das letztere aber strafte sich bald von selbst. Die Hereingefallenen, diejenigen, welche zum Termin in Verlust kamen und die Differenz zahlen sollten, weigerten sich: sie erhoben den Registereinwand. Und nicht etwa bloß Privatpersonen, nein, Bank- und Börsenleute, Kaufleute. Da war alsbald der Sturm entfacht in den Kreisen der Börse. „Treu' und Glauben sind in Gefahr," hieß es. Und: „Ehrlos handelt, wer sich eingegangenen Verpflichtungen entzieht," so sagte im Vorjahr der preußische Handelsminister im Reichstag. Man hatte es aber in der Hand, den Differenzeinwand zu beseitigen — siehe Börsenregister. Und dann wäre des Herrn Ministers Ausspruch doch noch darauf anzusehen, ob der Spieler nicht höhere Verpflichtungen noch zu erfüllen hat, als in unerlaubtem Spiel kontrahierte Schulden zu bezahlen. Es lohnt sich, gerade die Behandlung dieser Frage bei W. von Seeler (Professor der Berliner Universität) „Die Novelle zum Börsengesetz", Berlin, C. Heymann, nachzulesen. Natürlich war die Folge dieser Erscheinungen, daß die Börse auf der ganzen Linie nach einer „Reform" rief, um „legitime" Geschäfte nicht lahm zu legen. Und die Regierung gab dem Drängen nach. Die Börsenleute jedoch warteten nicht, bis diese Reform komme, sie halfen sich längst auf andere Weise. Man machte aus dem unsicheren Differenzgeschäft ein Lombardgeschäft. Der „Kunde" braucht nur ein kleines Depot — 5—10 Prozent, — dazu kann er auch irgendein ihm schon gehöriges Papier nehmen und dann „kauft" er Effekten, ohne weiteres Geld. Diese Effekten, die er nie sieht, „beleiht" ihm der — ohne Geld zu geben — Bankier, und behält dabei gleich die Effekten zu seiner Sicherheit. Er darf sie dann verkaufen, wenn der Kurs sinkt und die Deckung nicht ausreicht oder nicht der entsprechende Nachschuß eintritt. So ein „Lombardgeschäft" ist dann ganz sicher, falls er einen Dummen hat. Die Gerissenen machen in Kassa-Kontokorrent — die „neue Form". Dabei gibt es Wege, die doppelte Stempelsteuer sehr wohl zu umgehen, auch dann, wenn der Bankier die nötigen Effekten erst aus dritter Hand erwirbt. Allein, das setzt immer noch mancherlei voraus, das die „Privatkunden" abschreckt. Deshalb: Bahn frei! Und der Regierungsentwurf der neuen Börsengesetznovelle hilft — will helfen. Komischerweise sagt die Begründung, daß prinzipielle Aenderungen nicht vorgenommen werden sollen. Das verbotene Börsentermingeschäft bleibt verboten — aber jeder hat die Möglichkeit zu spielen, kann er nur Sicherheit leisten; dann genügt schon, daß er eventuell im Handelsregister eingetragen ist. Der Eintrag ins Börsenregister kostet nur 25 Mk., die Verlängerung 10 Mk. Die Rechtssicherheit ist dann garantiert.

Es ist deshalb wertlos, wenn weiter aufrecht erhalten ist, die Erfüllung auf Grund eines nicht erhobenen Börsentermingeschäftes könne verweigert werden, denn die obigen Kautelen sichern die Rechtsgültigkeit. Das Differenzspiel erzeugt nach wie vor keine Verbindlichkeit, aber jeder kann durch Sicherheitsstellung, Börsen- oder Handelsregistereintrag ein solches Spiel rechtswirksam eingehen.

Das Börsenregister lockt dann den kleinen Mann durch die billige Gebühr, anstatt ihn wie bisher zu schrecken durch hohe Gebühr. Freilich sagt ja der Entwurf doch selbst: „Auch der Privatmann, der Offizier und der Beamte könne zum Zweck der Verwaltung und besseren Verwertung seines Vermögens, wenn auch nur vereinzelt (!) in die Lage kommen, berechtigte Termingeschäfte in Effekten abzuschließen." Ob das ernsthaft zu nehmen ist?

Heute, wo die Großbanken, die sich durch Zusammenschluß zu „größeren Banken" entwickeln, ohnehin die Geschäfte den kleinen Bankiers abnehmen, indem sie zu Prozentsätzen den reellen Effektenverkehr vermitteln, daß der kleine Bankier ihnen absolut nicht folgen kann, wird auch den letzteren durch die geplante Reform nicht geholfen. Ihnen bleiben höchstens die kleinen zum rupfen. Deshalb sei doppelt gewarnt vor dem Schritt, den die Regierung dem Reichstag zumutet.

Zentralismus oder Föderalismus?

Gedanken eines Reichsdeutschen über die politische Organisation Oesterreichs.

Von

F. Norikus.

> „Sollte es nicht richtige Politik . . sein, wenn ein von Natur und durch Kultur so mannigfaltig angelegter Staat, wie es Oesterreich nun einmal ist, die mechanische Einheit auf die unitas in necessariis beschränkt und dafür desto mehr Macht in der Einigkeit zufriedener, in ihrer historischen Eigenart geschonter Völker einzutauschen strebt?"
>
> (Dr. Alb. Schäffles Memoiren, II., 27.)

In der Nummer 7 des 1. Jahrganges der „Allgemeinen Rundschau" war ein der Feder Dr. F. Funders, des verdienten Chefredakteurs der Wiener „Reichspost", entflossener, sehr instruktiver Artikel enthalten, betitelt „Die deutschen Parteien in Oesterreich und ihre Zukunft". Dieser Aufsatz, welcher wohl die im christlich-sozialen Parteilager heute vorherrschende Ansicht über die Stellung der Deutschen im Habsburgerreiche widerspiegeln dürfte, tritt für eine zentralistische Parteipolitik der letzteren ein und erklärt sich, wenigstens indirekt, gegen den vom Verfasser „Provinzialismus" genannten österreichischen Föderalismus. Da wir einen derartigen Standpunkt, ungeachtet aller Hochschätzung für die christlich-soziale Partei und ihre verdienten Führer, als einen prinzipiell und praktisch verfehlten erachten, wollen wir in skizzenhafter Kürze den politischen Zentralismus und Föderalismus unter Berücksichtigung der österreichisch-staatlichen Verhältnisse einer Untersuchung und Kritik unterwerfen. Als Nichtösterreicher dürften wir der zu erörternden Materie, wenn auch nicht im Detail derselben informiert, so doch vielleicht unbefangener gegenüberstehen als mancher der parteipolitischen Führer Oesterreichs.

I.

Der Zentralismus, als politisches und sozialpolitisches System, ist aus Frankreich zu uns gekommen. Vorbereitet durch die französischen Könige und gefördert durch den Einfluß antiker Staatsideen fand er seine volle Verwirklichung durch die französische Revolution: der mit Blut geröteten Geburtszeit des politischen Liberalismus.

Dem Beispiele Frankreichs folgten die übrigen mittel- und westeuropäischen Staaten. „Ueberall ist nach dem Vorgange Frankreichs die Tendenz hervorgetreten, den ganzen Staatskörper wie eine gleichartige und ungegliederte Masse zu behandeln, die sich nur nach von oben herab eingedrückten Formen gestalten soll."[1])

Der Zentralismus hat zur Ursache und zur Voraussetzung den atomistischen Individualismus: das Grundprinzip des konsequenten Liberalismus. Der individualistische Liberalismus kennt nur zusammenhangslose, nicht korporativ verbundene Menschenatome, nur äußerliche und freiwillige, keine organische Verbindungen. Auf der Basis oder auf der Verwirklichung dieses Grundprinzipes könnte kein Staat, kein gesellschaftliches Gebilde entstehen und bestehen, da der innere, lebendige und feste Zusammenhang der Glieder oder Individuen fehlt. Der Individualismus bedingt daher notwendig die stramme staatliche Zentralisation, d. i. den äußerlichen und eisernen, die zentrifugalen Individualkräfte zusammenhaltenden Reif der Gewalt. „Zentralisation und Individualismus bedingen sich gegenseitig", sagt einer der scharfsinnigsten deutschen Publizisten, „und aus beiden geht hinterher der Sozialismus hervor."[2]) Der zentralisierte Staat braucht eine zahlreiche Polizei und einen großen bureaukratischen Apparat, eine starke Armee und eine hohe Summe finanzieller Machtmittel. Die atomisierte französische Gesellschaft bedarf darum, als unerläßliche Existenzbedingung, des rücksichtslosen bureaukratischen Zentralismus; zentralistisch muß die Staatsgewalt, zentralistisch die Volksvertretung sein. Und wie in Frankreich ist es teilweise in anderen Staaten. „Der Konstitutionalismus . ., welcher aus den Ideen von 1789 entsprungen ist, führt (überall) zur Zentralisation, und jede Zentralisation wird zuletzt militärisch."[3])

Anders der Föderalismus, wie er sich vorab in Deutschland, in dem alten Reiche mit seinem eigenartigen und reichen politischen Leben entwickelte. Der politische Föderalismus ist die ideale Mitte zwischen Zentralismus und Partikularismus,

[1]) Constantin Frantz, Die Naturlehre des Staates, S. 224.
[2]) Constantin Frantz, Der Föderalismus rc. rc., S. 155.
[3]) Constantin Frantz, Naturlehre des Staates, S. 264.

beide sind Feinde des Föderalismus. Der Ausdruck des Zentralismus ist der uniformierte Einheitsstaat, der Ausdruck des Partikularismus, die Kleinstaaterei oder im besten Falle der lose Staatenbund; der Ausdruck des Föderalismus ist der Bundesstaat. Wie beim sozialen Föderalismus, bei den in Korporationen und Genossenschaften organisierten Berufsständen, lautet auch beim politischen Föderalismus die Devise: Einheit in der Vielheit!

Es erweckt eine eigentümliche Empfindung, den Föderalismus gerade von den deutschen Parteien Oesterreichs bekämpft und den aus Frankreich importierten Zentralismus begünstigt zu sehen. Man streitet wider das angeblich vordringende „Welschtum" — vide Innsbruck — und begibt sich freiwillig in die Knechtschaft seiner Ideen; man perhorresziert den Föderalismus, obwohl das Föderativsystem wie kein anderes politisches System ein deutsches genannt werden kann und ohne dasselbe die ganze deutsche Geschichte mit ihrer ganzen Tiefe und ihren abwechslungsvollen Bildern unverständlich ist. Seit ihrem ersten uns bekannt gewordenen Auftreten standen die deutschen Stämme im Bundesverhältnis, das ihre Stärke und ihren Fortbestand, ihre Freiheit und die Erhaltung ihrer Sitten garantierte. Dieser an der Wiege des Deutschtums auftretende politische Föderalismus wirkte, mit größerer oder geringerer Kraft, in Deutschland fort, bis das Unglücksjahr 1866 den Todeskeim in denselben legte.

II.

Im Deuschen Reiche ist, ungeachtet seines bundesstaatlichen Charakters, der politische Föderalismus, wenn auch nicht getötet, so doch lahmgelegt und er wird nach menschlicher Voraussicht wohl kaum jemals wieder eine hoffnungsvolle Auferstehung feiern. „Eine wirkliche Bundesverfassung", sagt Constantin Frantz[1]), „ist von vorneherein unmöglich, wo ein Glied für sich allein mehr bedeutet als alle anderen zusammengenommen." Das Bundesverhältnis muß sich zu einem Subjektionsverhältnis, die Bundesverfassung zu einem Scheinwesen entwickeln.

Ganz anders ist die Lage im österreichischen Kaiserstaate, in dem nicht die föderalistische Verbindung von Bundesstaaten, sondern der Föderalismus der Nationen und Kronländer in Frage kommt, die zu einem Einheitsgebilde niemals zu verschmelzen sind. Oesterreich ist seiner geschichtlichen Entstehung, seiner territorialen und nationalen Gestaltung nach auf eine historisch-national-föderative Staatseinrichtung wie kein Reich hingewiesen. Der Zentralismus paßt zu einem Staate à la Oesterreich ungefähr wie die Faust zum Auge, und nur ein Staatsmann, dem Parteidoktrinen und bureaukratische Traditionen den Geist getrübt und dem die Kulissenwände liberaler Verfassungsschablonen den Blick auf die wirkliche Lage der Dinge verhüllt, kann den importierten bureaukratischen Zentralismus und den zentralistischen Parlamentarismus Oesterreichs als ein des Erhaltens wertes System betrachten.

Nach der im Jahre 1866 den österreichischen Staatsmännern, die nach außen die Föderation und nach innen die Zentralisation haben wollten, erteilten blutigen Lehre, können dieselben fernerhin nach innen keine zentralistische Politik mit Vorherrschaft des Deutschtums mehr kultivieren; sie müssen vernünftigerweise österreichische Politik treiben. Und österreichische Politik pflegen heißt föderalistische Politik besorgen.

Die Gleichberechtigung der österreichischen Nationen kann einzig durch ein föderatives System erreicht werden. „Das Hauptverdienst und Hauptmerkmal des Föderalismus ist . .", sagt der scharfblickende Czeche F. Palacky,[2]) „daß er allein imstande ist, den Grundsatz der vollen Gleichberechtigung der Nationen durchzuführen. Das gleiche Recht für alle ist doch die edelste Frucht der neuen Wissenschaft und zugleich der christlichen Religion und bricht sich siegend die Bahn bei allen (?) gebildeten Völkern. Die Staatsmänner, welche Oesterreich auf zentralistischer und dualistischer Basis durchaus aufbauen zu müssen glauben, arbeiten an einem Werk, das den Zerfall in sich selbst birgt, indem dieses Werk auf einem Grunde ruhen soll, welcher aus ganz entgegengesetzten und einander bekämpfenden Elementen zusammengesetzt ist."

Die Nationen und Stämme Oesterreichs kann man nicht nach ein und demselben bureaukratischen Systeme und mit derselben Beamtenuniform regieren. Die verschiedenen Bedürfnisse der Nationen und Kronländer können nicht von einer Zentral-

[1]) Der Föderalismus rc. rc., S. 233.
[2]) Zitiert nach R. Vrba, Der Nationalitäten- und Verfassungskonflikt in Oesterreich, S. 32.



stelle aus beurteilt und der Eigenart der Verhältnisse entsprechend befriedigt werden. Es muß ein anderes System, eine politische Einteilung und Administration gefunden werden, welche all diesen Bedürfnissen gerecht wird, ohne die Einheit und Festigkeit des Reiches zu erschüttern. Den brauchbarsten Vorschlag dieser Art hat bis jetzt der wahrhaft österreichische Staatsmann Graf R. Belcredi[1]) — allerdings vor dem verhängnisvollen Dualismus — geliefert.

Ob der Plan Belcredis, der auf eine Einteilung Oesterreichs in fünf historisch und national ziemlich abgerundete Verwaltungsbezirke hinauslief, durchführbar war, ist eine Frage, die heute schwer zu beantworten ist. Die Durchführung wurde auch gar nicht versucht. Das Jahr 1866 warf alle Pläne dieses Staatsmannes über den Haufen und der im folgenden Jahre von dem sächsischen Unglücksvogel Beust geschaffene Dualismus verhinderte diese föderalistische Fünfteilung des Staates für immer. (Schluß folgt.)



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der marokkanische Streitapfel.

Die Reise des Deutschen Kaisers ist programmäßig verlaufen. In Tanger haben auch die französischen Schiffe Salut geschossen, als ob ihnen die Ankunft des Monarchen große Freude mache. Der Kaiser hat natürlich nicht von dem „Zwischenfall“ gesprochen, sondern nur bei dem üblichen Austausch von Höflichkeiten dem unabhängigen Reiche und seinem souveränen Scherif seine Freundschaft bezeugt. Dagegen kann Frankreich nicht protestieren, denn es versichert ja fortwährend mit üblicher reservatio mentalis der Diplomaten, daß es die Unabhängigkeit und Souveränität nicht antasten wolle.

Graf Bülow hat in dem Berliner Reichstag sehr kurz und Herr Delcassé in dem Pariser Senat etwas länger über die marokkanische Frage gesprochen, und bezeichnenderweise hat jeder Redner vermieden, den Gegner mit Namen zu nennen. Nach den offiziellen Akten liegt auch bisher nichts weiter vor als ein Preßstreit, der sich an den Kaiserbesuch in Tanger angeknüpft hat. Seit Inkrafttreten des englisch-französischen Abkommens sind zwischen der französischen und der deutschen Regierung keine Mitteilungen über Marokko ausgetauscht, geschweige denn Verhandlungen angebahnt oder gar gepflogen worden. Herr Delcassé hat geschwiegen, weil er Deutschland ignorieren zu können glaubte, und die deutsche Regierung hat sich ruhig abwartend verhalten, bis der französische Kommissar in Fez sich durch Prahlen mit einem europäischen Mandat eine Blöße gab und den Sultan zu einer Anfrage bei der deutschen Gesandtschaft veranlaßte. Da war der Zeitpunkt gekommen, daß Deutschland die Erklärung abgab, ihm sei von einer Veränderung in der völkerrechtlichen Stellung des Reiches nichts bekannt.

Herr Delcassé hatte durch seine Presse kräftig betonen lassen, daß der deutschen Regierung wohl Kenntnis gegeben sei von dem Abkommen. In seiner Senatsrede hat aber Herr Delcassé diesen Punkt mit vielsagendem Stillschweigen übergangen. Er hat selbst wohl eingesehen, daß er mit dem gelegentlichen Geplauder an einem Empfangsabend über die „Grundlagen“ des Abkommens vor urteilsfreien Leuten keinen Staat machen kann. Er hat Deutschland links liegen lassen wollen, und dieser Versuch stößt ihm jetzt sauer auf. In seiner Senatsrede gibt er sogar die Gründe an, weshalb er Deutschland ignorieren zu dürfen glaubte. Er behauptet erstens, daß Frankreich ein Sonderrecht auf Intervention habe, da die ewigen Unruhen an der marokkanischen Grenze ihm viel Schaden brächten. Darauf wird von deutscher Seite halboffiziös erwidert, daß Frankreich durch sein Vordringen nach den Grenzoasen die inneren Unruhen in Marokko gefördert und die aufständige Bewegung unter Bu Hamara unterstützt hat. Zweitens beruft sich Herr Delcassé auf das Gleichgewicht im Mittelmeer und konstruiert sich einen engeren Kreis von Mittelmeer-Interessenten, zu dem Deutschland nicht gehören soll. Ob wirklich die territorial am nächsten beteiligten Nationen (Italien, Spanien und England) an der Auslieferung Marokkos an Frankreich eine reine Freude haben, kann man dahingestellt sein lassen; jedenfalls hat kein „Concern“ von Mächten das Recht, über die deutschen Interessen in Marokko zur Tagesordnung überzugehen. Deutschland hat keine territorialen Absichten, will also das sogenannte Gleichgewicht im Mittelmeer nicht im mindesten antasten. Es wünscht nur seine wirtschaftliche Gleichberechtigung in Marokko zu sichern, und zwar durch direkte Verhandlungen und Abmachungen mit dem souveränen Sultan dieses unabhängigen Landes.

Dabei tritt die innere Unwahrhaftigkeit der französischen Politik zutage. Wenn Herr Delcassé wirklich die Unabhängigkeit Marokkos respektiert, wie er sagt, so kann er nichts dagegen haben, daß die deutsche Diplomatie nach wie vor mit der Regierung des Sultans verhandelt, ohne sich um Frankreich zu kümmern. Wenn er aber den französischen Geschäftsträger als Mandatar von ganz Europa zwischen den Sultan und die übrigen Mächte schieben will, so geht er auf eine Vormundschaft hinaus, welche die Interessen der anderen Völker in Marokko von der Pariser Gnade abhängig macht. Das will Deutschland sich nicht gefallen lassen, weil es mit gutem Grunde befürchtet, daß Frankreich aus Marokko ein zweites Tunis machen werde, was von der französischen Presse schon als Ideal hingestellt worden ist. Zum mindesten hätte Herr Delcassé dem Deutschen Reiche genügende Garantien für die künftige Wahrung der „offenen Tür“ geben müssen. Vielleicht hätte er um billigen Preis das deutsche Plazet erlangt, wenn er rechtzeitig mit Berlin in Verhandlungen getreten wäre. Jetzt ist die Verständigung schwieriger geworden; denn erstens müßte Herr Delcassé seine Ignorierungstaktik desavouieren, und zweitens hat Deutschland inzwischen mit dem Sultan und seinem Lande unmittelbare Fühlung genommen. Jetzt ist Deutschland in der Lage, die Dinge an sich herankommen zu lassen. Die Beurlaubung des deutschen Botschafters von Paris nach Monaco zeigte ja auch deutlich, daß Graf Bülow vorläufig keine Verhandlungen wünsche. In der letzten Reichstagsrede hat Graf Bülow nur einen kleinen, wenig beachteten Haken zugunsten späterer Verständigung angebracht: er sagte, Deutschland werde „zunächst“ mit Marokko selbst sich wegen Sicherung seiner Interessen in Verbindung setzen. Vorläufig ist, wie offiziös bemerkt wird, „die diplomatische Lage die, daß beide Mächte, Deutschland und Frankreich, in Fez über ihre marokkanischen Interessen mit der Regierung eines völkerrechtlich unabhängigen Staates verhandeln“.

Jeder Friedensfreund wird gewiß einen friedlichen Ausgang dieses „Zwischenfalles“ wünschen. Aber wenn man auch den wirtschaftlichen Wert Marokkos im Verhältnis zum Weltfrieden recht gering einschätzt, so kann man doch der deutschen Regierung nur recht geben, wenn sie die gebotene günstige Lage benutzt, um gegen die Ignorierungstaktik des Herrn Delcassé einen wirksamen Einspruch in friedlicher Form geltend zu machen. Gegenüber den Befürchtungen, daß Deutschland damit auf die schiefe Ebene eines hochpolitischen Abenteuers gerate, darf man wohl an der Ueberzeugung festhalten, daß Deutschland den Wagen seiner Politik noch fest in der Hand hat und hoffentlich auch behalten wird, da bisher jedes Engagement zu einer tatsächlichen Einmischung in die mittelländischen Wirren vermieden worden ist. Wenn Deutschland sich auf den Rechtsboden des status quo stellt, so ist das eine Ermunterung und vielleicht auch eine moralische Unterstützung des Sultans in der Verteidigung seiner Unabhängigkeit, aber keineswegs ein Schutz- und Trutzbündnis.

Aus den Berliner Parlamenten.

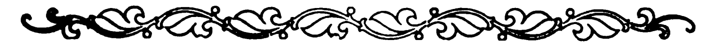
Herr Bebel, der alte Draufgänger, hat in seiner 35 jährigen Abgeordnetentätigkeit die parlamentarische Taktik noch nicht erlernt, was für uns sehr angenehm ist. Die politische Parteileitung der Sozialdemokratie wünscht bekanntlich, daß die arbeiterfreundlichen Berggesetze scheitern möchten, damit ihre Agitatoren von der wachsenden Unzufriedenheit ernten könnten. Diesen Zweck könnte sie wohl erreichen, wenn sie schlau die reformfeindlichen Kartellparteien im preußischen Landtag gegen die Regierung mobil machte. Würde die Sozialdemokratie sich als Protektor der Regierung und Gevatter der Reformgesetze aufspielen, so würden die Scharfmacher Oberwasser bekommen. Aber glücklicherweise gehen die Redner und Schreiber der roten Partei mit gewohnter Berserkerwut gegen die Vorlage und die ganze Regierung los; Herr Bebel greift alles Mögliche und noch etwas an und gibt dadurch dem Reichskanzler die erwünschte Gelegenheit, wieder einmal seine beliebte und in der Regel glückliche Attacke gegen die Sozialdemokratie zu reiten. Er hat sogar Gelegenheit, Herrn Bebel als den erfolgreichsten Scharfmacher zu kennzeichnen. Dadurch ist dem Leiter der Politik die Aufgabe, deren Lösung er im preußischen Abgeordnetenhause begonnen, wesentlich erleichtert; die Verdächti-

[1]) Vergl. Historisch-politische Blätter, Bd. 128, S. 818 f.

gung von seiten der wirklichen Scharfmacher, daß die neue Berggesetzgebung ein Erfolg und eine Förderung der Sozialdemokratie sei, verliert durch die Tatsache ihre Kraft. Nebenbei ist auch der Zwiespalt zwischen der politischen und der gewerkschaftlichen Politik der Sozialdemokratie abermals zutage getreten. Der **Bergarbeitertag**, der gleichzeitig nach Berlin einberufen war, stand trotz der Ausbrüche einiger roten Temperamente unter dem Zeichen der gemeinsamen Arbeiterinteressen. Auch die sozialdemokratischen Gewerkschaftler mußten sich zur positiven Reformarbeit verstehen; die christlichen Gewerkschaften gaben auf dieser Versammlung ebenso den Ton an wie in der Siebenerkommission. Daraus ergibt sich für alle, die nicht in den scharfmacherischen Tendenzen schon heillos befangen sind, die zwingende Nutzanwendung, daß die Reformgesetze zustande gebracht werden müssen, um die Entwicklung in der Bergarbeiterschaft in den bisherigen verhältnismäßig friedlichen Bahnen zu halten und den Rückfall oder Abfall der Arbeitermassen in die Macht der revolutionären Parteiführer zu verhindern.

Die Stellung der Regierung gegenüber der Kartellmehrheit, die leider im preußischen Abgeordnetenhause von des Zensus Gnaden besteht, ist sehr schwierig, so daß man die taktischen Mißgriffe der Herren Bebel und Genossen wirklich mit Freuden begrüßen kann.

Der **Reichstag** hat den Etat wirklich vor dem Schluß des Verwaltungsjahres fertiggestellt. Die Genugtuung über dieses Werk wird nicht beeinträchtigt durch den Protest, den schließlich die einzelstaatlichen Regierungen durch den Mund des preußischen Finanzministers gegen die Erhöhung der Matrikularbeiträge um etliche gestundete Millionen verlautbaren ließen. Der Reichstag hat nicht bloß die vorgesehene Zuschußanleihe beseitigt, womit sich schließlich die Vertreter der Einzelstaaten einverstanden erklärt hatten, sondern auch noch die Kosten für die Heeresbewaffnung, die der Entwurf auf die Anleihe schieben wollte, in den ordentlichen Etat eingesetzt, um zu bekunden, daß solche Aufwendungen von kurzfristiger Wirksamkeit nicht ferner zur Vermehrung der dauernden Schuldenlast Anlaß geben sollen. Das ist offenbar sehr vernünftig, und wenn vorläufig kein anderes Auskunftsmittel blieb, als die Matrikularlasten bedingungsweise zu erhöhen, so sollten die Herren Finanzminister über dieses „Damoklesschwert“, das weder scharf noch schwer ist, nicht lange Klagelieder singen, sondern lieber dem Reichsschatzsekretär ihre vorurteilsfreie Unterstützung leihen, wenn er für die Aufbesserung der Reichsfinanzen einen gangbaren Weg sucht. Die Wurzel des Uebels liegt darin, daß die einzelstaatlichen Minister sich immer noch auf weitere Belastung des Massenverbrauchs verbeißen, obschon doch der Reichstag mit Fug und Recht die Schonung der schwächeren Schultern als unerläßliche Vorbedingung hingestellt hat und festhält.



Wer die Pornographie unterstützt, verrät sein Volk.*)

Es gibt Tage, denen eine weihende Kraft eigen ist, wodurch dem, der sie bewußt erlebt, selbst das grauste, ödeste Tagwerk wie von einem Sonnenstrahl verschönt und Herz und Sinn gegen alles Gemeine gefeit werden können.

Eine solcher Tag voll Weihe ist der Geburtstag unseres ersten großen Kaisers, der 22. März. Er ist nicht mehr von bunten Flaggen und von dem Feierkleide unserer Soldaten hell und klingt nicht mehr von Märschen und Fanfaren. Seine Feier hat sich in die Herzen zurückgezogen und wird dort still begangen.

Ein Hinweis auf den Leidensweg, auf dem das deutsche Volk, von seinen Fürsten treu geführt, aus der Fremdherrschaft durch Irrtümer und blutige Kämpfe zur Einigung geschritten ist, stünde an diesem Tage jeder Zeitung, die sich rühmt, deutsch zu sein, wohl an. Allein dem Deutschen geht die Erinnerung an eine große Zeit und an große Männer rasch verloren. Der Tag war in der Presse wie ein anderer Tag, Parteigezänk und Marktgeschrei füllte die Blätter. Grau war das Papier und grau, was daraus sprach.

Nur aus der „Augsburger Abendzeitung“ fiel mir ein buntes Blatt in die Hand. Ein Hinweis auf die Schlachtenbilder vielleicht, womit den vergeßlichen Deutschen jetzt große Augenblicke ihrer Geschichte vor die gleichgültigen, nach Gewinn und Genuß ausschauenden Augen gestellt werden?

Nein, ein **pornographisch illustrierter Prospekt des „Kleinen Witzblattes“**!

Dazu brachte die Zeitung am Schlusse des redaktionellen Teils ihrer Nummer 81 vom 22. März folgende Notiz: „Der heutigen Auflage liegt ein Prospekt des „Kleinen Witzblattes“ bei, dessen Abonnement pro Vierteljahr bei wöchentlichem Erscheinen nur Mk. 1,20 kostet. Alles nähere ist aus dem Prospekt ersichtlich.“

Auch für junge, reine Augen, nicht nur für die Fallstaffaugen früh ergreister Genußmenschen, auch für bodenständige, echtblütige Deutsche, nicht für Farbige aus unseren internationalen Großstädten! Denn nicht ehrvergessne Buchhändler, nicht unwissende Milchhändlerinnen, nicht die Kolporteure großstädtischer Animierkneipen, Bierpaläste, Geisha-, Amorsäle bieten diesmal das schmutzige Blatt an. Nein, ein **Familienblatt**, das in vielen ehrbaren Häusern seit mehreren Generationen heimisch ist, schmuggelt dieses Gift in die Familien. Die „Augsburger Abendzeitung“ erhöht durch die propagierende Kraft ihrer großen Auflage die Wirkung der giftigen Geschosse, die die Bosheit und Gemeinheit elender Pornographen und Geldmenschen in Gestalt eines Reklamezettels gegen das deutsche Volk richtet und lenkt sie in die Familien, wo die Kraft des Volkes wohnt. Es wäre mir selbst ein Trost, wenn ich diesen Vorgang mit der Sage von Baldurs Tod vergleichen und in dem weit verbreiteten Blatte, das seine Kraft in den Dienst einer gefährlichen, tückisch nach der Lebenskraft des Volkes zielenden, von Industriellen nutzbar gemachten Geistesrichtung stellt, den blinden, ohne Absicht schadenden Hödur sehen könnte. Denn freundliche Jugenderinnerungen knüpfen sich für mich an das Blatt, das in seinem schlichten, allmählich altmodisch gewordenen Gewande schon auf den Tischen lag, die meine Bilderbücher und meine Bleisoldatenheere trugen. Ich sah als Kind den „Sammler“ in den Händen meiner Großmutter und versuchte mit ungeschickten Händen den mich seltsam anmutenden Buchstaben S seines Titels nachzuzeichnen. Ich sah dann die „Augsburger Abendzeitung“ jahrelang in den Händen meines Vaters, las ihm später manche Spalte daraus vor, Militärisches und Nichtpolitisches, fand selbst an den militärischen Nachrichten und besonders an den Manöverschilderungen Gefallen und war dem Blatte dankbar, wenn es Daten aus dem Leben unseres ersten Kaisers und seiner Paladine brachte.

Dieses Gefühl der Dankbarkeit ist in den letzten Jahren, als ich anfing, die Presse nach der Art zu beurteilen, wie sie ihren Pflichten gegen die Nation gerecht wird, sehr geschwunden. Die „Augsburger Abendzeitung“ schildert den Verlauf Aufsehen und Abscheu erregender Gerichtsverhandlungen mit einer Ausführlichkeit, die Erwachsenen, „die mit menschlichen Dingen bekannt sind“, soweit sie noch gesund empfinden, nicht erwünscht sein kann und kranken Naturen verderblich werden muß. Als auf dem Kölner Kongreß zur Bekämpfung der unsittlichen Literatur auf die Gefahren hingewiesen wurde, die aus dieser Art der Berichterstattung für das Volk erwachsen, wandte sich die „Augsburger Abendzeitung“ energisch gegen die Forderung, die Nation vor der infizierenden Wirkung der genauen Beschreibung schwerer Untaten zu bewahren. Die Heftigkeit, womit sie diese Forderung bekämpfte, zeigte deutlich, daß sie sich getroffen fühlte.

Sie sah nicht freundlich auf den Kölner Kongreß zurück, tadelte „den engherzigen, einseitigen und für Kunst und Wissenschaft gefahrdrohenden lex Heinze-Geist“, der nach ihrer Ansicht auch auf dem Kongreß umging.

Doch gab sie zu, daß es sich nicht leugnen läßt, „daß auch manches zutreffende Wort gesprochen wurde und daß, was gegen den wirklichen Schmutz in Kunst und Pseudowissenschaft dort gesagt worden ist, auf einen Krebsschaden in unserem öffentlichen Leben weist, gegen den sich alle anständigen Menschen entrüstet wenden müssen.“ Sie findet es nur außerordentlich schwer, „in dieser Hinsicht so feste Grenzen zu ziehen, daß man diesen häßlichen und widerwärtigen Erscheinungen durch gesetzliche und polizeiliche Maßregeln wirksam beikommen kann, ohne zugleich die wahre Kunst und Wissenschaft schwer zu schädigen.“

Eine große Zeitung, die in einem schmutzigen Blatte, das **Otto von Leixner** als eine große Gefahr für unsere Jugend und für unser Volk betrachtet, das **Carl Jentsch** in einer Zuschrift an mich derb, aber richtig als „fad, albern, langweilig und hundsgemein“ bezeichnet, das immer wieder die Empörung und die Sorge der Erzieher weckt, nicht ein gemeines Machwerk gemeiner Pornographen und Geldmenschen zu erkennen und nicht einmal in diesem Falle die Grenze zwischen Kunst und Pornographie zu ziehen vermag, eine solche Zeitung ist ein Beweis dafür, daß infolge des Treibens gewisser künstlerischer Witzblätter, die den unkünstlerischen, pornographischen den Boden bereiten, die Verwirrung der sittlichen Begriffe in unserem Volke weit vorgeschritten ist. In diesem Falle hatte die „Augsburger Abendzeitung“ nur ein sittliches, nicht ein ästhetisches Urteil zu fällen. Sie hat sich hierzu unfähig gezeigt, und **hat den pornographisch ausgestatteten Prospekt einer pornographischen Zeitschrift in viele von der Pornographie noch ganz unberührte Familien getragen.** Sie hat sich dazu hergegeben, um Geld im deutschen Volke Gift zu säen. Damit, daß sie dies tat und sich nicht einmal durch die großen Erinnerungen des 22. März von der Teilnahme an dem Frevel des „Kleinen Witzblattes“ abhalten ließ, ist sie für mich aus der Reihe der Zeitungen geschieden, die als national bezeichnet zu werden verdienen. **Wer die Pornographie unterstützt, verrät sein Volk.**

München, den 24. März 1905.

Dr. **Ludwig Kemmer**.

*) Der Verfasser ist, was ausdrücklich betont sei, ein Anhänger des **Liberalismus**. Anmerkung des Herausgebers.

Diese Erklärung sollte im 14. Hefte der „Allgemeinen Rundschau" veröffentlicht werden. Am 25. März machte die „Augsburger Abendzeitung" den Versuch, die Unterstützung, die sie dem „Kleinen Witzblatt" hatte angedeihen lassen, als ein Versehen zu entschuldigen. Sie hielt dem Proteste der Zentrumspresse den von einem Zentrumsblatte vertretenen Satz entgegen, „daß der Inseratenteil jedermann, der in seinen Ankündigungen nicht gegen die Gesetze der Kirche und des Staates und gegen die guten Sitten verstößt, frei zur Verfügung gestellt werden müsse." Dann wies sie darauf hin, daß einem Verlage nicht zugemutet werden könne, „zu untersuchen, ob die in dem Blatte angekündigten Gegenstände nicht gegen die Gesetze oder gegen die guten Sitten verstoßen, wenn dies nicht aus der Ankündigung selbst zu ersehen ist." Daran fügte sie die Erklärung: „Aber wir stehen nicht an, zu bekennen, daß der Prospekt des „Kleinen Witzblattes" nicht angenommen worden wäre, wenn wir von dem Charakter des Blattes, das fast ausschließlich die illustrierte Zote pflegt, Kenntnis gehabt hätten."

Herr Dr. Armin Kausen wollte daraufhin meine Erklärung nicht abdrucken. Ich konnte mich seiner mildern Beurteilung des Vorfalles nicht anschließen. Auf meinen ausdrücklichen Wunsch veröffentlicht er die Erklärung und diesen Zusatz.

Der Vorfall ist ein erschreckendes Symptom der Verwirrung der sittlichen Begriffe, an der weite Kreise infolge des unbeschränkten verbildenden Einflusses der „Jugend" und des „Simplicissimus" leiden. Zu der Kriecherei „nach unten", die ohnehin schon bis zum Ueberdruß geübt wird, gesellt sich infolge des Einflusses dieser Blätter die Kriecherei vor dem Dreifarbendruck, „der am Ende künstlerisch sein könnte."

Daß eine farbige pornographische Beilage in ein Blatt von der Bedeutung der „Augsburger Abendzeitung" gleitet, ohne daß im Verlage oder in der Redaktion oder in der Expedition jemand darauf aufmerksam wird, den Charakter des angekündigten Witzblattes kennt oder aus dem Prospekte erkennt, ist nicht denkbar. Zur Erklärung einer solchen Stumpfheit reicht selbst die vielfach unterschätzte abstumpfende Wirkung, die die künstlerische Pornographie auf das sittliche Empfinden ausübt, nicht hin. Zu deutlich trugen die Bilder des Prospektes den pornographischen Charakter des angekündigten Witzblattes zur Schau. Otto von Leixner sagt über dieses Blatt: „Soviel ich gesucht habe, ich vermochte in keinem Lande ein Blatt zu entdecken, dessen Anzeigenteil sich mit dem des „Kleinen Witzblattes" vergleichen ließe. Dieses Blatt hat durch die Gemeinheit seines Inhalts und seiner Bilder alles angezogen, was schmutzige Ware vertreiben will: Bücher, von nur „pikanten" bis zu solchen, in denen wahnsinnige Geschlechtlichkeit sich bis zur Erschöpfung austobt; Bilder, vom einfachen Akt bis zu Darstellungen jeder nur vorstellbaren Abscheulichkeit."

Die Redaktion der „Augsburger Abendzeitung" kannte bis zum 24. März das „Kleine Witzblatt" nicht. Es war ihr also einer der schlimmsten Feinde unserer Jugend und unserer Volkskraft unbekannt. Dennoch hat sie sich berufen gefühlt, die Gründung des Volksbundes, der nicht zuletzt zur Bekämpfung des „Kleinen Witzblattes" und seiner Genossen gegründet wurde, mit unfreundlichen Phrasen zu begleiten. Ihre Unkenntnis der Lage und ihre Handlungsweise lassen den Wert der Bedenken erkennen, die sie gegen die Bestrebungen des Volksbundes geäußert hat, und zeigen, wie notwendig die Tätigkeit des Volksbundes ist.

Sie spricht von einem „Sittlichkeitssturm" in der Zentrumspresse. Es wäre traurig, wenn die Entrüstung über ihr im besten Falle unverantwortlich leichtsinniges Verfahren auf Zentrumskreise beschränkt wäre. Ich für meine Person halte mein Urteil über die Handlungsweise der „Augsburger Abendzeitung" aufrecht: Wer die Pornographie unterstützt, verrät sein Volk.

Damit dieses Urteil nicht als Aeußerung eines Ultramontanen gebrandmarkt und abgetan werden kann, kennzeichne ich wiederholt meine Stellung gegenüber dem Zentrum: Ich stehe ihm in religiösen Fragen fremd und abgeneigt und in den meisten politischen Fragen feindlich gegenüber. Für den Kampf gegen die unsere Volkskraft schädigenden künstlerischen und pseudokünstlerischen Witzblätter, der in einem sozialdemokratischen Blatte ebensogut eine Stätte finden sollte wie in einem konservativen, fand ich nur in den „Grenzboten" und in der „Allgemeinen Rundschau" Raum.

Die Folgen der von der „Augsburger Abendzeitung" geübten Kolportage des „Kleinen Witzblattes" dürften schwerer sein als die der Verbreitung des Montignosoflugblattes. Da ich gegen das Verfahren des „Simplicissimus" protestiert habe, kann ich zu der unseligen Tat der „Augsburger Abendzeitung" nicht schweigen. Wie gering das Gefühl, für die Zukunft der Nation verantwortlich zu sein, in vielen Zeitgenossen entwickelt ist und wie fest die Gewissen schlafen, zeigt der vorliegende Fall. Vielleicht hat er zur Folge, daß viele wach und wachsam werden.

Dr. Ludwig Kemmer.

Der künftige Bischof von Speyer.

Von

Domkapitular Dr. Zimmern, Landtagsabgeordneter.

Der Bischof ist tot, es lebe der Bischof — so hieß es kürzlich in der alten Bischofsstadt Speyer. Kaum war unser Bischof Dr. Joseph Georg v. Ehrler am 21. März bestattet, so lief schon am 30. März nachmittags durch die erwartungsvolle Stadt die Kunde: Wir haben wieder einen Bischof, es ist Domdekan Konrad Busch. Die freudige Erregung über die so rasche Erfüllung der Wünsche und Hoffnungen überwog das Mißtrauen gegen die unliebsame Quelle, aus der die fast bedenklich frühe Nachricht stammte, und der allgemeine Drang der Glückwünsche war nicht mehr aufzuhalten. Es war doch nach mehr als 30 Jahren wieder einmal ein Pfälzer, den uns die Weisheit des Regenten im Einvernehmen mit dem Hl. Stuhle hoffentlich auf lange Jahre zum Oberhirten beschert hat.

Der neue, in der langen Reihe seiner Vorgänger 89. Bischof ist geboren zu Billigheim, einem bloß 158 Katholiken zählenden, übrigens historischen Dorfe des Dekanates Bergzabern, in kleinbürgerlichen Familienverhältnissen, am 30. August 1847. Seine humanistischen Studien machte er an den Gymnasien zu Zweibrücken und Speyer, wo er Zögling des bischöflichen Konviktes war, seine philosophischen und theologischen Studien zu München, wobei er auch orientalische Sprachen und besonders Aegyptologie unter Lauth als Liebhaberei betrieb. Infolge der tödlichen Erkrankung des Bischofs Konrad Reither zu Mainz am 13. August 1871 zum Priester geweiht, wurde er am 4. September 1871 zum Domkaplan in Speyer und am 1. Oktober 1873 zum Repetenten und Oekonomen am Priesterseminar ernannt. Als während der Amtsverwaltung des Bischofs Bonifatius v. Haneberg die Cholera in furchtbarer Weise zu Speyer wütete, war der frühere Kaplan vermöge seiner Ortskenntnis der Führer des Oberhirten bei den Besuchen der Cholerakranken. Am 26. August 1879 wurde er dann Pfarrer in Annweiler und am 17. August 1882 in Landau, wo er unter den schwierigsten konfessionell-gemischten Verhältnissen ausgiebigen Stoff antraf, kirchliche Grundsatzfestigkeit mit seelsorglicher Rücksichtnahme wohlweislich zu verbinden.

Diese Klugheit und Leutseligkeit in einem höheren Wirkungskreise zu entfalten, bot sich 1889 Gelegenheit, als er vom Regenten zum Domkapitular ernannt und vom Domkapitel zum canonicus curatus, zum Dompfarrer, gewählt wurde. Am 27. April 1895 wurde der damalige Domdekan Philipp Pfeiffer von Pius IX. zum Dompropst ernannt, und schon am 21. Mai Dompfarrer Busch vom Regenten auf die so erledigte Dignität befördert und vom Papste am 22. Juni 1895 bestätigt. Seitdem übte er das Amt eines bischöflichen Pönitentiars aus, versah die Geschäfte eines Vorstandes der Emeritenanstalt und des Dekanatsfonds, sowie des stellvertretenden Offizials in Ehesachen und wurde von Seiner Heiligkeit Leo XIII. mit dem Ehrenkreuz Pro Ecclesia et Pontifice und von Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzregenten mit dem Verdienstorden vom hl. Michael 3. Klasse ausgezeichnet. Auf wissenschaftlichem Gebiete hat der Neuernannte durch archivalische Arbeit sich betätigt, deren Frucht als Necrologium Spirense den Geschichtsforschern eine willkommene Quelle sein wird. Das wertvolle Erzeugnis mehrjähriger Forschung befindet sich auf Veranlassung des Historischen Vereins der Pfalz, dessen Vorstandsmitglied der Verfasser ist, soeben in beinahe vollendetem Druck.

Wie einer jeden Veranstaltung zur Entfaltung des kirchlichen Lebens so war der neuernannte Bischof immer auch ein grundsätzlicher Freund und tatkräftiger Förderer alles dessen, was zum Schutze der Freiheit und Selbständigkeit der Kirche und zur Wahrung aller Rechte des katholischen Volkes dienen konnte. Wenn diese Gesinnung und Tätigkeit auch nicht immer so öffentlich hervorgetreten ist wie bei anderen seiner Standesgenossen — divisiones operationum sunt, es gibt eine Teilung der Arbeiten, schreibt St. Paulus an die Korinther, aber es ist ein Geist —, so war dieser Geist doch nicht weniger wirksam. Nicht jeder kann immer alles auf gleiche Art tun. Die liberale Presse aber, welche in der traurigen Lage des Liberalismus schon mit der Einbildung politischer Meinungsverschiedenheiten zwischen dem verstorbenen Bischof und „höheren Geistlichen" sich zu trösten suchte, möge dieser Fata Morgana auch unter dem neuen Bischofe, nichts vergessend und nichts lernend, nachjagen. Ob mit solchen Wahlmanövern ihre Karawane durch die „Zentrumswüste" zur „Oase" der liberalen Herrschaft gelangt, wollen wir gemütlich abwarten.

Die persönlichen Vorzüge, durch welche der Neuernannte zu seiner Eigenschaft als Pfälzer sich allenthalben empfiehlt, wollen wir aus Rücksicht auf seine Empfindungen nicht hervorheben. Diese Eigenschaften werden sich je länger um so mehr geltend machen, und das ist es, worauf wir uns freuen, und weshalb wir den neuen Bischof begrüßen: ad multos annos!



Erweiterung der Haftpflicht für Automobilunfälle.

Von

Joseph Eilles, Rechtspraktikant, München.

In Nr. 3 der „Deutschen Juristen-Zeitung" vom 1. Februar 1905 erörtert Professor Siber-Erlangen eine Reform der Haftpflicht für Automobilunfälle. Er geht davon aus, daß die Haftung des Tierhalters nach § 833 BGB. einerseits und die des Automobilhalters anderseits durch ihre Strenge einerseits, Milde anderseits so stark kontrastieren, daß die Gesetzgebung dringend einer Revision bedürfe.

Die Strenge der Haftung des Tierhalters beruht wesentlich darauf, daß dieselbe eine Gefährdungshaftung ist und den Exkulpationsbeweis nicht zuläßt. Daß sie durch den Wert des Tieres nicht wie einst im Römischen Recht begrenzt sein kann, ist für moderne Begriffe selbstverständlich. Dieser Zustand führe zu unerträglichen Härten; der Bauer, der aus Gutmütigkeit einen vorübergehenden Wanderer auf seinen Wagen nehme, dessen Pferd dann durch ein vorüberrasendes Automobil scheu gemacht umwerfe, habe seine Gutmütigkeit vielleicht mit einer lebenslänglichen Rente zu büßen. Das geht nach der Rechtsprechung des Reichsgesetzes noch weiter: Ich erwähne an Stelle des von Siber zum folgenden angeführten Falls einen mir aus der Praxis bekannten: Ein Kind von sechs Jahren wollte — ein rechter Moritz — einen großen gutmütigen Hund nach Art einer Kuh melken; endlich wurde das dem Hund zu dumm, er biß das Kind in die Wange. Abgesehen von den Kosten brachte dies den ihre Aufsichtspflicht ständig vernachlässigenden Eltern als Belohnung ein nicht unbeträchtliches Schmerzens- und „Entstellungs"geld. — Die Ungerechtigkeit dieser Haftung erhöhe sich dadurch, daß sie keineswegs für Luxus-, sondern größtenteils für Nutz- und Gebrauchstiere nicht übermäßig Begüterter besteht.

Verfasser will nun die Haftung des Automobilisten von dem vom Verletzten zu erbringenden Nachweis des Verschuldens loslösen und zur Gefährdungshaftung machen. Er will das Automobil wie ein Tier behandelt wissen. Ihm schwebt dabei wohl der manchmal allerdings „als Ausfluß seiner eigenen Natur" erscheinende, vom Willen des Lenkers unabhängig scheinende „Wille" des Vehikels vor, der diese Analogie begreiflich erscheinen läßt. Siber will ferner — wohl nach dem Vorbild des Art. 58 Abs. 1 Ausf.-Ges. z. BGB. — diese Gefährdungshaftung auch auf Sachschäden ausgedehnt wissen. Er begründet diese Forderungen, die er ja nicht als erster erhebt,*) des weiteren mit dem Vergleich des Automobils mit den Eisenbahnen, deren Haftpflicht auch eine Gefährdungshaftung sei, die allerdings zurzeit noch auf Personenschäden sich beschränke. In diesem Vergleich spreche nichts zugunsten der Automobile. Sie gefährdeten den Landstraßenverkehr weit mehr als jene, die auf ausschließlich für sie bestimmten Körpern sich bewegten, oder — ich bitte das zu beachten — nur „stadtsicheren" Pferden begegneten; auch sei der Verkehr mit Zugtieren der bei weitem schutzbedürftigere gegenüber dem Automobilverkehr. Das Resultat der Erörterungen Sibers ist die Forderung nach der Umgestaltung der Haftung des Automobilhalters aus einer Deliktshaftung in eine Art quasi-Deliktshaftung, eine Gefährdungshaftung, und deren Ausdehnung auf Sachschäden.

Es kann nicht schwer fallen, den Ausführungen Sibers gewichtige Argumente entgegenzustellen, ebensowohl rechtlicher, wie tatsächlicher Natur. Rechtlicher die, daß eine Haftung ohne Verschulden Ausnahmefall im strengsten Sinn des Wortes ist und bleiben muß, und daß der Schluß Sibers logisch anfechtbar ist. Die Tierhaftung hat man mit Unrecht zu einer Gefährdungshaftung gemacht, mache man die Automobilhaftung wenigstens auch dazu. Wohl zum Trost für den Tierhalter! Aber: eine Sache für sich ist es, festzustellen, ob der § 833 BGB. Härten und Ungerechtigkeiten mit sich führt, insbesondere durch den Wegfall des Abs. 2 des alten § 734 des Entwurfs I, der die Haftung bei Haustieren im Falle genügender Beaufsichtigung des Tieres (Beweislast wird dem Tierhalter auferlegt) wegfallen ließ,*) und eine andere Sache zu fordern, der Automobilist solle noch strenger haften!

Daß die Haftung des Tierhalters eine Gefährdungshaftung ist, ist ebensowohl in der Natur der Sache begründet, wie daß die des Automobilisten eine Deliktshaftung ist. Mit einer Verschuldungshaftung wäre ja den meisten durch Tiere angerichteten Schäden gegenüber nichts geholfen. Die Fälle, in denen den Lenker eines Tieres z. B. ein Verschulden trifft, will ja § 833 BGB. nicht treffen, sie fallen unter § 823. Schlägt aber ein sonst nicht eben störrisches Pferd aus oder beißt ein solches, oder ein nicht eben bissiger Hund, oder geht ein Pferd ohne Verschulden des Lenkers durch, so wäre mit der Frage nach dem Verschulden nichts geholfen. Und doch wäre es unbillig, hier niemanden haften zu lassen. Auch wenn der oben erwähnte Abs. 2 stehen geblieben wäre, würde in den eben genannten Fällen wohl meist der Tierhalter haften. Das geht daraus hervor, daß trotz aller menschlichen Vorsicht das Tier eben doch seinen eigenen Willen, seine eigene Natur hat und da jemand doch wohl für den Schaden aufkommen muß, so ist es nicht unbillig, lieber den Tierhalter, der das alles „implicite" voraus weiß — als den Beschädigten den Schaden tragen zu lassen. Das Automobil aber ist denn doch nur eine Maschine in der Hand des Menschen und da, wo sich ihr Mechanismus dem menschlichen Willen nicht fügt, wird man es in der Regel mit Verschulden im technischen Sinn zu tun haben, sofern Schaden entstand. Es hat deshalb gar nichts Unbilliges an sich, wenn die Frage nach dem Verschulden gestellt wird, nicht mehr, als wenn sie bei Unfällen durch Schießgewehr, Chemikalien, Gifte oder dergleichen zu stellen ist.

Auch von den Gründen, welche zur Aufstellung einer der Tierhaftung ähnlichen Gefährdungshaftung bezüglich der Eisenbahnen geführt haben (§ 1 Hpfl.G.), unterscheiden sich die für die Automobilhaftung maßgebenden wesentlich. Ein so ungeheurer Körper wie das Eisenbahnwesen, der mit seinem Riesennetz das ganze Reich umspannt, dessen Betrieb stündlich und minütlich mit Gefahr für Leben und Gesundheit Tausender verbunden ist, welchen zu benützen Zehntausende täglich im vitalsten Interesse des Erwerbes genötigt sind, verdient denn doch, ganz abgesehen von dem hier noch viel schwerer nachzuweisenden Vorliegen eines Verschuldens, eine andere Behandlung als das Automobilwesen. Auch liegt eine gewisse Billigkeitspflicht darin, daß die großen Unternehmer von derartigen Einrichtungen dem auf sie angewiesenen Publikum gegenüber eine weitergehende Garantie zu tragen haben, als das starre Recht sie sonst fordern würde. Die Motive zum Haftpflichtgesetz, wie die Verhandlungen des Landtags bei Beratung des jetzigen Art. 58 Abs. 1 Ausf.-Ges. z. BGB. sind hier sehr instruktiv. Uebrigens scheint es bei der Würdigung dieser Haftung durch Professor Siber, als ob er hier nur die Haftung der Eisenbahn für Unfälle im Auge hätte, die sich auf den Landstraßen infolge vorbeifahrender Züge ereignen; das ist aber nur ein ganz minimaler Prozentsatz der durch den Eisenbahnbetrieb verursachten. Es ist aber das Gros der Automobilunfälle. Sind sie also absolut genommen zahlreicher als die durch die Eisenbahn dem Straßenverkehr zugefügten Schädigungen, so kann man doch daraus nicht die Schlüsse ziehen, die dort gezogen werden. Die Eisenbahngefahren liegen eben nicht auf der Landstraße, sondern anderswo und dort sind ihrer recht viele.

Freilich dient der Automobilverkehr außerhalb der Städte jetzt noch größtenteils dem Sport einzelner Reicher; aber wird das immer so bleiben? Die Automobilausstellung in Berlin gab schon Hoffnung, daß dem nicht so sein werde; das Motorzweirad dient schon jetzt wichtigen Verkehrs- und Berufsinteressen — und endlich, laßt nun die Zahl der Automobile sich noch verdreifachen, und sie werden, wie Prof. Siber von den Tramways sagt — nur „stadtsicheren", d. h. hier „automobilsicheren" Pferden begegnen.

Eine „Reform" der Haftung in dem von Siber angegebenen Sinn wäre ungerecht und unklug und von engherzigen Gesichtspunkten getragen. Die Heilung für die Gefahren liegt in dem sehr nützlichen Zwang für die indolenten ländlichen Rosselenker, ein wenig besser acht zu haben, verkehrspolizeiliche Vorschriften auch zu halten, und darin, daß die Tiere sich von selbst an die „Ungetüme" gewöhnen werden. Zu einem neuen Durchbruch des bewährten allgemeinen Rechtssatzes: „Keine Haftung ohne Verschulden" besteht kein anderer Grund als etwa der: Haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden. Das Recht ist dem bisher nicht gefolgt.

*) Eger in Nr. 4 S. 199 Jhrg. 1904 d. „D. J. Ztg."

*) Es ist das eben jener Absatz 2, der nunmehr dem § 833 als Abs. 2 wieder beigefügt werden soll.



Jules Verne.

Von

P. Paulin-Straßburg i. E.

Jules Verne gehört mit Recht zu den großen Toten des Jahres. Sein Name ruft uns sein Werk in Erinnerung, ein Werk, das fast seit fünf Jahrzehnten in der Literaturgeschichte eine eigene Gattung bildete. Jules Verne war, wenn der Vergleich auch hinkt, der französische Karl May. Doch er war weit mehr als dieser; beide schrieben spannende Abenteuerromane, May mit vorwiegend geographisch-ethnographischem Hintergrunde, Verne mehr als phantastischer Naturwissenschaftler. Jules Verne ist der eigentliche Begründer des naturwissenschaftlichen Romans, der neben ihm in dem Astronomen Flammarion einen eigenartigen Vertreter besitzt.

Jules Verne ist am 8. Februar 1828 zu Nantes geboren. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien studierte er Jurisprudenz in Paris. Schon im Jahre 1850 war er literarisch als Komödiendichter tätig, wandte sich jedoch später 1863 der Romanschriftstellerei zu. Er veröffentlichte damals seinen ersten Roman: „Fünf Wochen im Ballon", der seinen Namen bald weit über die Grenzen Frankreichs bekannt machte. Von nun an erschienen in fast endloser Reihenfolge, Jahr auf Jahr seine spannenden Erzählungen, die in die meisten lebenden Sprachen übersetzt wurden. Die bekanntesten Romane sind: Reise im Innern der Erde; Eine schwimmende Stadt; Reise um die Welt in 80 Tagen; Michel Strogoff; Doktor Ox ꝛc. Vor einigen Jahren verkündeten französische Blätter, daß der greise Dichter seinen 100. Roman vollendet habe.*) Er schrieb bis in die letzten Tage und hinterließ, wie verlautet, noch sechs unveröffentlichte Bände.

Man könnte dem Verstorbenen den Vorwurf der Vielschreiberei machen, wenn man das Ziel nicht kännte, das sich der Schriftsteller gesteckt hatte und dessen Verwirklichung ihm auch gelungen ist. Ein Mann unseres fortschrittlichen Jahrhunderts, in dem die Elektrizität triumphiert, hat er es versucht, den Naturwissenschaften in seinen Romanen den weitesten Spielraum zu verschaffen. Er wollte der Jugend keine fade Kost von Räuber- und Liebesgeschichten bieten, sondern sie in die Geheimnisse der Natur einführen. Seine gewaltige Phantasie blieb dabei nicht an dem schon Erfundenen und Gegebenen haften, sondern ging in kühnem Fluge weit darüber hinaus, und Kenner behaupten, daß seine phantastischen Ideen manchen Anstoß gegeben haben und nicht immer Lügen gestraft werden können. Jules Verne legte in seinen Schriften einen feinen pädagogischen Scharfblick an den Tag: er stellte den Menschen in Gegensatz zu den Naturkräften und wollte ihm Bahnen weisen, wie man diese zu überwinden hätte. Es war dies für die heißen Köpfe der Jugend und besonders der Gymnasiastenwelt eine gesunde Ablenkung, die neue Anregungen in sich trug und die Liebe zur Arbeit nur weiter anspornen konnte.

Jules Verne war eine seltsame Verkörperung der Wissenschaft und der Literatur. Er ist Geograph, Ethnograph, Chemiker, Mechaniker, Astronom; in den Geheimnissen der Geologie, Botanik und Zoologie ist er zu Hause; er hat für alles in der Natur ein aufmerksames Beobachterauge. Er hat das Verdienst, die Ergebnisse der Wissenschaft popularisiert zu haben, denn er hat in klarer, verständlicher Sprache den Einfluß der Naturmächte auf das Leben klargelegt. Die Menschen, die er uns vorführt, sind Optimisten, sie trotzen den Hindernissen, und Verne hatte ein Recht, sie so zu zeichnen, denn der Mensch soll der König der Erde sein. Hiermit hat er auch den Jugendmut, der sich selbst an allem erproben will, gestählt und befördert, denn Mißerfolg und Enttäuschung stellen sich schon von selbst ein.

Danken wir darum dem ehrwürdigen Toten für seine Schriften. Wozu er die Jugend machen wollte, zu Männern, das ist er selbst gewesen. Sein arbeitsreiches Leben, das er von 1871 ab in Amiens führte, ist ein Beweis dafür. Er ist auch als gläubiger Christ gestorben. Trotz der vielen Naturgeheimnisse, die er intuitiv wie wenige geschaut hatte, glaubte er an den Schöpfer des Himmels und der Erde. Er lebte zurückgezogen, umgeben von seiner sorgenden Gemahlin, die stolz auf ihn war. Er fühlte allmählich, wie das Alter ihn immer mehr schwächte, und sprach ohne Bitternis von seinem Ende. Als dasselbe nahte, ließ er den Priester rufen und bekannte laut den Glauben, den er als Bretone immer hochgehalten hatte.

Am 25. März ist er ruhig und gottergeben in Amiens verschieden.

*) Die von Verne in den letzten Jahren veranstaltete Gesamtausgabe umfaßt nur 69 Bände.

Frühlingstag.

Ein stiller, seliger Sonnentag,
Nur Licht und Ruh
Und dann und wann ein Finkenschlag,
Und wieder Ruh. — — —
Schimmernde Sonnenstrahlen suchen
Goldenen Pfad in der Tannen Dämmern.
Ferne Spechte hämmern und hämmern. — —
Von den Knospen der Buchen,
Die der Frühling erbricht,
Sinkt's wie rotblinkendes Gold durchs Licht — —
Und voll warmen Dufts dann ein Windeswehn
Wie ein sinnendes, seliges Atemgehn,
Und wieder nur Licht und Ruh.

Illingen (Saar) Ernst Thrasolt.



O diese Kinder!

Von

Dr. Hans Schorer.

Am verflossenen 25. Januar richtete der Pariser „Figaro" ein offenes Schreiben an die Kinder seiner Abonnenten. Aber „Kinder" darf man heutzutage artigerweise doch nicht sagen; was zu Großmutterszeiten Kinder hieß, wird heute betitelt: „Liebe kleine Herren und gar liebe schmucke Fräulein!" Ihnen will der „Figaro" mit einem nachträglichen Neujahrsgeschenk aufwarten. Als sinniges Geschenk ist „die Photographie" in Aussicht genommen. Das darf aber nicht so einfach gehen; so verlangt's Pariser Geschmack und Sensation. Also den kleinen Herren und zierlichen Fräuleins ihr Bildnis zustellen lassen? Doch das wäre „ein zu einfaches Geschenk", wie das Weltblatt an der Seine selbst einsieht. Wettbewerb muß sein, und zwar ein doppelter. Preisgekrönt soll einmal werden die schönste unter den Photographien; die Preisrichter haben auf verschiedenes besonders zu achten, nicht zuletzt auf die persönliche Anmut der Photographierten. Doch damit nicht genug. Wenn die Faschingstage kommen, wenn die junge Welt sich zum Maskenball rüstet, da, meint der Figaro, wäre ein Bild im Kostüm für seine Herrchen und Fräuleins besonders reizend. Und er stellt ihnen in Aussicht: Einen Tag nur glänzt ihr im Kostüm! Wie glücklich werdet ihr sein, diesen Moment im Bilde festgehalten zu sehen! Wie werdet ihr so stolz sein, in dem bunten Aufzug euch wiederzuerkennen, in dem ihr eure ersten Eroberungen machtet. Und da wollen wir das schönste Kostüm prämiieren. Zu unserer Jury dürft ihr alles Vertrauen haben, sie ist unnahbar für Intrige. Aber damit ihr deren Urteile selbst kontrollieren könnt, werden wir alle Photographien in unserem Geschäftshaus ausstellen, und da könnt ihr selbst kommen, um sie zu bewundern und euch mit euren Konkurrenten zu vergleichen.

So das Blatt der Weltstadt. Wir sind noch nicht soweit; aber die jungen Herrchen und Dämchen spuken auch bei uns manchmal. Ein Fall der letzten Wochen: Backfisch Eney, bessere Münchener Bürgerstochter, 14½jährig, geht viel ins Theater, verehrt einen Schauspieler, ist eifersüchtig auf dessen häufige Mitschauspielerin, bedenkt diese mit einer „Höllenmaschine" und „Ringelnatter", vom Packträger in zierlichem Kistchen überbracht.

Aber im ganzen steht es bei uns biederen Deutschen diesseits des Rheines doch noch besser. Oder nicht? Wer in den letzten Februartagen durch die Straßen Münchens ging, den luden Plakate zum Großen Kindermaskenfest, für das am 5. März das Königliche Odeon seine Pforten öffnet. Da gibt es zu schauen ein tanzendes Quartett, ausgeführt von 7-Jährigen. Auch „4 Jahre" alt vermerkt das Programm, das zu Dutzenden die kleinen Theatergrößen mit höchst ihrem vollen Namen der Welt zur Kenntnis bringt. „Kinder von 6—10 Jahren in beliebigem Kostüm" werden gratis zugelassen. Ein Wort ist für das Kinderfest besonders geprägt worden: „Allerliebst". Ich garantiere, es fällt am Sonntag zwischen 11—1 Uhr im Odeon hundertemal; würdige Matronen, geschmückte Zöfchen, rauschende Damen, lorgnettierende Ueberdamen — alle im hellsten Wettstreit um das „allerliebst".

Aber früher, in der guten alten Zeit, da war es noch anders. Oder auch da nicht? Vor mehr als hundert Jahren war in den „Beiträgen zur vaterländischen Historie“ (Bd. VII, S. 367, 378) zu lesen: „Alles hascht nur nach angenehmem Genuß für den gegenwärtigen Augenblick! Zu diesem werden selbst die Kinder jetzt von frühester Jugend an erzogen. Ich hörte ein siebenjähriges Mädchen das beliebte französische Lied „La belle penitente“ singen, welches immer mit der Ermahnung des Beichtvaters schloß: „Trompe, qui te trompera!“ .. Noch vor dreißig Jahren ließ man die Kinder heilige Krippen und Gräber und Altäre bauen und führte sie fleißig nach der Kirche, jetzt läßt man sie auf dem Klavier spielen, üppige Lieder singen, tanzen, und führt sie fleißig nach dem Theater und (was der Erziehungsphilosophie vollends die Krone aufsetzt) nach einem Kinderball.“ Also klagte der bayerische Patriot Lorenz Westenrieder, da man zählte 1803.

Das Katholische Kasino in München.

Das Katholische Kasino in München, Barerstraße 7, welches längst nicht mehr den Ansprüchen der Zeit entsprach, soll nun, wie ein Zirkular der Vorstandschaft erkennen läßt, einem gründlichen Umbau unterzogen werden. Der Plan geht dahin, unter Auflassung der öffentlichen Restauration geeignete Vereinslokalitäten zu schaffen und den großen Saal mit seinen Vorräumen zu erweitern und zu verschönern. Die Kosten von ca. 200,000 Mk. werden durch Ausgabe von (zu 3% oder 3½% verzinslichen) Schuldscheinen aufgebracht. Die Heimzahlung soll auf dem Wege der Verlosung stattfinden. „Die Verzinsung der aufzunehmenden Kapitalien“, so heißt es in dem Rundschreiben, „erscheint durch die infolge der projektierten Neugestaltung zu erwartenden erhöhten Einnahmen gesichert.“ . . . „Das Katholische Kasino soll der Sammelpunkt werden aller katholischen Vereinigungen, die sozialen, wissenschaftlichen und caritativen Zwecken dienen, Sammelpunkt für die Katholiken Münchens bei Vorträgen, Veranstaltungen und geselligen Zusammenkünften, zu gegenseitiger Aussprache und Anregung.“

Es ist eine Ehrenpflicht der Katholiken Münchens, der dringenden Bitte der unterzeichnenden Vorstandschaft — Kgl. o. ö. Universitätsprofessor Dr. Hermann Grauert (1. Vorsitzender), Rechtsanwalt August Rumpf (2. Vorsitzender), Kgl. Kämmerer und Reichsrat Freiherr von Soden-Frauenhofen (Baukommission), Kgl. Kämmerer und Gutsbesitzer Dr. Ferdinand Freiherr von Moreau (Finanzkommission) — Folge zu leisten und nach Kräften mitzuhelfen zur Erreichung des vorgesteckten Zieles. Jenes Werk darf nicht fallen gelassen werden, welches, begonnen von dem unermüdlichen sel. Grafen Ludwig von Arco-Zinneberg, seit fast vierzig Jahren soviel Bedeutung für das katholische München gehabt hat. Es sei nur daran erinnert, daß zur Zeit der Wirren des Kulturkampfes im September des Jahres 1876 die XXIV. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands im Saale des Katholischen Kasinos abgehalten wurde, nachdem die Stadtbehörden in keiner Weise entgegengekommen waren. Hier wurde bekanntlich noch im gleichen Jahre die Säkularfeier zu Ehren Joseph von Görres' und im Jahre 1879 von der Görres-Gesellschaft die Münchener Generalversammlung abgehalten. Man denke ferner an die Papstjubiläen der siebziger, achtziger und neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, dann an die großen Wittelsbacherjubiläen der Jahre 1880 und 1899 und an die Säkularfeier zu Ehren König Ludwigs I., als die Räume des Kasinos vom Patriotismus der Münchener Katholiken widerhallten. Auch die Zentrumspartei hat, ohne den nichtpolitischen Charakter des Vereins „Kath. Kasino Barerstr. 7“ zu beeinträchtigen, dort manche kleinere und größere Versammlung abhalten können.

München ist mit seiner halben Million Einwohner so groß, daß es neben dem neueröffneten Katholischen Gesellschaftshause in der Brunnstraße 7 unter keinen Umständen das Katholische Kasino, Barerstraße 7, in seiner zeitgemäßen Umgestaltung entbehren kann. Nur durch Erhaltung des Kasinos ist der Zusammenschluß der Katholiken und die Förderung katholischen Lebens in München möglich. So sei es denn allen leistungsfähigen und opferwilligen Katholiken Bayerns, insbesondere Münchens dringend ans Herz gelegt, daß jeder sein Scherflein beitrage zur Unterstützung und Durchführung dieses Planes zum Segen Bayerns, zum Segen Münchens.

München. Jos. Kausen.

Das Spinnennetz.

Skizze aus dem Leben von Nanny Lambrecht.

Schwere Gobelins dämpfen das hereinflutende Sonnenlicht; aber an einer Stelle, wo das Gewebe schadhaft geworden ist, rinnt der Schimmer durch und streut seine Goldtröpfchen auf den glatten Mosaikboden und die roten Läufer, die zwischen schlanken Säulen vorbeischlängeln, unter hohen, spitzen Portalen hin die glänzende Enfilade durch wie ein gleißender Blutstrom, der von der Herzschlagader ausfließt — dem Roulettetisch. Monte Carlo!

Die Spielhölle speit ihren Atem aus. Berauschende Parfüms, die aus rispelnden Seidenfalten aufdunsten; Flüsterworte, die wie knisternde Funken in die schwüle Atmosphäre hineinspringen; Seufzer, die wie wirre Geisterstimmen in den goldstrotzenden Säulenhallen umherirren; Zischeln und Raunen und ein hingemurmelter Fluch — vielleicht der letzte vor dem Schuß! — — — — —

„Messieurs, faites le jeu!“

Monoton, frostig, geschäftsmäßig prallen die Rufe der Bankhalter in den Mittagsdämmer der Salonluft, in die heißen Seufzer und das erregte Geflüster. Das befreit, das kühlt, das sammelt; das streift wie Eissplitter die erhitzte Stirne.

Um den Spieltisch wogt das Gedränge. Roulette mit einfachem Zero, der niedrigste Einsatz fünf Francs! Die da mit kleinem Gewinn und geringem Verlust ringen, sind ausgemergelte Existenzen, kleine Leute, schüchterne Anfänger — bah! über diese Herdenmasse sieht der routinierte trente et quarante-Spieler, der Lebemann von Monte Carlo, mit souveräner Verachtung hinweg.

Die Köpfe neigen sich über den Roulettetisch, in den zitternden Fingern klingen leise die Münzen. Die Hand des Bankhalters liegt auf dem drehbaren Metallkreuz der Roulette; eine schmale, leichenfarbene Hand, an der die fiebernden Blicke der Menge hängen, eine unbeweglich sichere Hand, die sich durch den nervösen Herzschlag, der aus der schweigsamen Tischrunde herauspulst, nicht irremachen läßt. Und um diese tragische Hand kreisen die sechsunddreißig Nummern rouge et noir, es sind Zyklopenaugen, die an der Stirne eines Menschengeschickes herausstieren, die sich versteinern in dem Anblick der weißen Kugel, die in der Hand des Bankhalters liegt. Ein Wurf über die Scheibe — eine Sekunde inneren Erstarrens! Ueber die Schulter des Croupiers neigt sich der Inspektor, sein prüfendes Auge folgt dem Laufe der Kugel, brennende Blicke kreuzen wie Schwerter ineinander — und dann eine Stimme wie ein Klang aus gesprungenem Metall:

Rien ne va plus!“

Die tragische Hand holt sprunghaft aus und streicht schnell das Geld ein. Ein tiefer, langsamer Atemzug der Menge. Die Versteinerung weicht aus ihnen, das Blut pulst in die Schläfe hinein und aus dem matten Blick spricht das Elend der schönen Hölle. Aus den Divans, die an den Wänden hinlaufen, schwellen die purpurnen Polster. Da hockt einer in der Sonnenwärme des Bogenfensters, legt den Kopf zurück und starrt zu den leuchtenden Arabesken hinauf, die um den Stuck des Plafonds flimmern. Zwischen dem Zierat von Gold und buntem Aufputz entdeckt er ein feines, dünnes Gespinst. Mit goldenem Finger stach die Sonne hinein und flocht ein paar schimmernde Maschen hinzu. Und über die Seidenfäden schob sich der dicke Leib einer Spinne; mit dem Behagen des Gesättigtseins läßt sie sich in dem schwankenden Nest schaukeln — ein-, zweimal, dann tückische Ruhe — die langen Beine häkeln sich aus den Fäden los, und nun schießt sie über das Gewebe hin, schattenhaft eilig. Hinter dem Jagdhorn der Diana steht sie auf dem Anstand und lauert und kräuselt die langen Beine ein.

Ein leises Summen schwirrt um das Netz, ein Fliegentumult! Als die Schar weiter tollt, zappelt eine einzige Unvorsichtige in den schimmernden Maschen. Ihre letzten Zuckungen deckt der dicke Spinnenleib. Langsam saugt die Jägerin ihre Beute aus. Das dürre Fliegenkörperchen taumelt herunter — just vor dem stillen Beschauer nieder, und hurtig zieht die Spinne neue Fäden über das zerrissene Gewebe —

Und nun mag das Spiel wieder beginnen.

„Messieurs, faites le jeu!“

Von neuem sammeln sich die Opfer.

Und Fliegen surren um das Spinnennetz.

Monte Carlo!



Legende.

Hoch ragen schöngeformte Türme
 In Frankreichs Himmel, mild und blau;
Es schlingen Efeu sich und Rosen
Um eines Klosters stillen Bau.

So weltenfern, so traumhaft stille
Liegt's, wie ein hehrer Himmelsgruß;
Durch hochgewölbte, kühle Hallen
Geht leise frommer Mönche Fuß.

Kein ird'scher Laut tönt nur von ferne
In diese heil'ge Einsamkeit —
Nur Beten, und des Glöckleins Rufen
Und fromme Lieder, gottgeweiht.

Zu Gottes und Mariens Ehre
Schuf St. Bernardus diesen Bau
Und stellte in die große Halle
Das Bildnis unsrer lieben Frau.

Ein lieblich Bild — die Sternenkrone
Auf demutsvoll gesenktem Haupt,
Ein mildes Lächeln auf den Lippen:
„Selig bin ich, da ich geglaubt!"

Und nie ging Bernard hier vorüber,
Ohn' daß er beugte seine Knie
Und kindlich fromm zur Jungfrau blickte:
„Gegrüßt, gegrüßt seist du Marie!"

Und sprach von ihr zu seinen Brüdern
Vertrauensvoll und liebdurchglüht —
Marienminne! Schön're Blumen
Sind niemals deinem Kranz erblüht.

„Wenn dich die Fluten des Lebens umtoben,
Rettung und Hoffnung auf Hilfe so fern:
Halte nur gläubig den Blick erhoben,
Such mit Vertrauen den Meeresstern.

Wenn der Versuchung Stürme dich fassen,
Felsengleich Unheil vor dir sich türmt,
Suche den Stern, er kann nicht erblassen,
Rufe Marie, und du bist beschirmt.

Haben sich Sünde und Elend verschworen,
Rettungslos zu zertrümmern dein Boot:
Blick auf zu dem Stern, du bist nicht verloren,
Suche Marie, sie hilft aus der Not.

Tiefverstrickt in des Lebens Wirren,
Heimwehkrank seufzt dein Herz und müd:
Suche Marie, so kannst du nicht irren,
Folge dem Stern, wohin er dich zieht.

Wenn sie dich schützt, wirst du nicht erbeben,
Wenn sie dich hält, so strauchelst du nie;
Die Jesum uns gab, kann alles uns geben,
Von Jesus kommt alles uns durch Marie."

Marienminne! Heil'ges Feuer
Gab Bernards Leben Ziel und Trieb;
Und größer stets ward sein Vertrauen,
Und inn'ger immer seine Lieb'.

In seines Klosters stille Räume
Kehrt einst er heim, vom Pred'gen müd,
Vom Lobe seiner hohen Herrin
Herz und Gedanken noch durchglüht.

Sein erster Schritt gilt ihrem Bilde,
Und gläubig beuget er das Knie,
Und spricht wie stets die heil'gen Worte:
„Gegrüßt, gegrüßt seist du, Marie."

Und plötzlich, welch ein holdes Wunder!
Sie neigt der Sternenkrone Zier,
Und von den Lippen tönt es leise:
„Bernard, gegrüßt seist du auch mir!"

Marienminne, heil'ge Liebe,
Ward je sie herrlicher verklärt?
Gibt's einen Lohn, der süßer wäre,
Als du Bernardus ihn gewährt?

Maria, Mutter, flehend knie
Auch ich, dein armes Kind, vor dir!
Hör' meines Herzens gläubig Rufen:
„Marie, gegrüßet seist du mir."

Und komm' ich einst in Himmelshallen,
Wo deine Treuen um dich sind,
So laß von dir mich selig hören
Die Worte: „Sei gegrüßt, mein Kind!"

Köln. M. Bachem-Sieger.



Bühnen- und Musikschau.

Münchener Hoftheater. Karl von Heigel gehört zum Poeteninventar der Kgl. Haupt- und Residenzstadt München, und es war daher nur recht und billig, daß man seines 70. Geburtstages mit einer Aufführung seiner Vollendung des Grillparzerschen Estherfragments gedachte. Wäre dieser Anlaß der Aufführung nicht dem Publikum gegenüber aus unbekannten Gründen verschwiegen worden, so hätte sich wohl auch etwas mehr „Feststimmung" im Hause gezeigt; so aber gab es das gewöhnliche Abonnementsmilieu, und der schleierhafte Schluß des Dramas rief sogar einiges Befremden hervor, das andernfalls die Höflichkeit zum Schweigen gebracht hätte. Die Vorstellung selbst war im äußerlich theatralischen Sinne wirksam, wenngleich die Frauenrollen durch Frl. von Hagen und Frl. Dandler nicht ganz entsprechend besetzt waren. — Die Hofoper brachte eine Aufführung von Halevys „Jüdin", die schließlich erst nach einem mutigen Einsprung der Nürnberger dramatischen Sängerin Frau Korth ohne Probe an Stelle der plötzlich indisponierten Frau Senger-Bettaque ermöglicht wurde. Frau Korth gab die Recha namentlich in den dem Charakter ihres Organs gut entsprechenden lyrischen Teilen der Rolle ganz wirkungsvoll. Herrn Neugebauers (aus Zürich) Auftreten als Kardinal bedeutete wohl nur die Erledigung seines Rechtes auf ein drittes Gastspiel. Frau Bosetti erwies als Eudoxia aufs neue ihre außerordentliche Befähigung auch für das Koloraturfach.

Aus dem Konzertleben. Mit einer neuen Erscheinung vermittelte Felix Mottl im 7. Akademiekonzert durch Aufführung der symphonischen Dichtung „Das Leben ein Traum" von Friedrich Klose die Bekanntschaft. Man kann über die pessimistische Grundidee des Ganzen denken wie man will — der Tod, als die dunkle, rätselhafte Kehrseite des Lebens, wird durch

den Willen zum Sklaven des Menschen gemacht —, so wird man doch die positive Kraft des Komponisten, sein reiches Darstellungsvermögen, seine bei aller schroffen Konsequenz doch stets logisch und natürlich bleibende Kunst der organischen Entwicklung, endlich seine spontan sich gebende, warme Erfindungskraft bewundern dürfen. Eine nicht zu überwindende Klippe bleibt lediglich im Versuche, am Höhepunkt des Werkes die Musik zugunsten des gesprochenen Wortes zurücktreten zu lassen. Selbst Possarts meisterliche Vortragskunst vermochte nicht, unter der Einwirkung einer wahrhaftigen musikalischen Explosivkraft, mit dem zu deutlichen und nüchternen Ausdrucksorgan des Wortes noch aufhöhend zu wirken. Die am gleichen Abend aufgeführte Bergsymphonie von Liszt gab den deutlichen Beweis, wie nahe Musik dem Stimmungsgehalt einer Dichtung kommen kann, wie verletzend aber jedes, die Musik deuten wollende Wort der „Kunst des Unaussprechlichen" gegenüber wirken muß. Man kann sich wohl aus einem Poetenwort die Stimmung zu einer ihm folgenden Tondichtung vorausnehmen: nimmer aber wird der umgekehrte Weg eine Vertiefung des Eindrucks zeitigen.

Stavenhagen brachte in seinem zweiten „modernen Abend" Mahlers erste Symphonie zur ersten Münchener Aufführung. Sie beweist, daß Mahler zu den Entwicklungslosen gehört, die als Fertige beginnen. Auch in der Ersten lernen wir ihn in seiner so schroff nebeneinanderstehenden Eigenschaft: Pathetik, Nervosität, Volkstümlichkeit kennen; hierin liegt sein problematisches Wesen, das nur scheinbar Eklektische seiner Kunst, das, zu einem Organismus verbunden, eben das seltsame und seltene Profil Mahlers gibt. Die Hauptforderung aller Kunst, die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, scheint mir in seinen Werken immer erfüllt, vielmehr z. B. als in den letzten Werken von Richard Strauß.

Aus der reichen Auswahl von Solistenkonzerten der letzten Woche sei zunächst der Sonatenabend von Lily Stumpf und Heinrich Warnke, dem bedeutenden Solocellisten des Kaimorchesters, erwähnt. Ihr Programm enthielt Bach, Beethoven und Strauß und bewies, unbeschadet der bewährten Vorzüge der Pianistin, doch ihren nicht leichten Stand gegenüber der vornehmen und überragenden Kunst des Cellisten, der als Kammermusikspieler die allerseltensten Qualitäten besitzt und neben seiner technischen Vollendung über ein eminent sicheres geistiges Erfassen verfügt. — Das jüngste Kaimkonzert, welches mit seinem nicht gerade aufregenden Programm der „nachklassischen Periode" diente und erst durch Weingartners fein herausgearbeitete Wiedergabe der Werke von Mendelssohn und Schumann interessant wurde, brachte auch die Bekanntschaft mit einer jungen französischen Geigerin, Jeanne Diot, die sich hier vorzüglich einführte, aber auf der ganzen Höhe ihrer Kunst erst ein paar Tage später in eigenem Konzert mit Sonaten von Beethoven, Lekeu und César Franck zeigte. Glühende Leidenschaftlichkeit und energischer Ausdruck sind ihr ebensowohl zu eigen, wie Anmut und echt französische Grazie.

Der Liedersänger Anton Dreßler veranstaltete einen Goethe-Abend mit Gesängen von Schubert, Hugo Wolf und Otto Vrieslander. Der Name des letzteren erschien bei dieser Gelegenheit zum erstenmal auf unserem heimischen Konzertprogramm. Seine Lieder zeichnen sich weniger durch Originalität der Erfindung, als durch gesunde und natürliche Frische aus. Herr Karl Kennerknecht stellte sich in einem eigenen Konzert in doppelter Eigenschaft vor. Er trug zwei Violinsonaten von Beethoven und Rheinberger mit vornehmer Sicherheit vor, sang Lieder von Schubert und Schumann mit geschmackvollem Vortrag und verriet auf beiden Gebieten außerordentlich künstlerische Sorgfalt und volles Aufgehen im Geist der betreffenden Werke. Am Klavier war er von Max Reger vorzüglich unterstützt.

Nichts Neues hatte uns der Liedersänger Friedrich Haag zu sagen, und die Koloratursängerin Mary Münchhoff, eine tüchtige Repräsentantin ihres Spezialfachs, mit leicht ansprechendem, schlankem, nach der Höhe zu etwas gedrücktem Organ, vorzüglicher Atemtechnik und ebenso entwickelter Kehlfertigkeit, weiß trotz ihres bunten Programms doch nicht für einen ganzen Konzertabend zu fesseln. Das Höslquartett spielte ein neues Streichquartett von Christian Sinding (A-moll op 70), das die dem Orchestralen sich nähernde Satzweise des Komponisten und seine nordischen Themen treu beibehält und sich in den Außensätzen großer Frische und Leidenschaftlichkeit, in den Innensätzen eines löblichen Strebens nach sonniger Klangwirkung befleißigt. Das folgende Allerweltstrio in C-dur von Rubinstein hatte schwer unter der mörderischvernichtenden Tätigkeit des Herrn Cor de Las am Flügel zu leiden, fand aber vermöge seines jedem zugänglichen, ohrenfreundlichen Gehalts gute Aufnahme; Mozarts G-moll-Streichquintett schloß den Abend in entsprechender Weise ab.

Verschiedenes. Mischa Elman, der russische Wundergeiger, hat nun auch in London seinen Einzug gehalten und mit seinem Spiel das Publikum in eine solche Begeisterung versetzt, wie man ähnliche noch nie dort erlebt habe. Elman spielt demnächst in Paris, woselbst man ihm mit größter Spannung entgegensieht.

Aus Schwerin wird über die Uraufführung der Oper „Myrrah" von Freiherrn von der Goltz folgendes berichtet: Die einaktige Oper ist nach dem dramatischen Gedicht „Das Opfer" von Wilhelm Wallroth bearbeitet; die Handlung spielt in Babylon im Astartetempel. Das Orchester ist modern, die Musik melodiös. Die Aufführung nahm einen vorzüglichen Verlauf.

„Frühling", Lustspiel in einem Akt von Ludwig Sillé, fand bei seiner allerersten Aufführung im Lübecker Stadttheater sehr freundlichen Erfolg.

Im Raimund-Theater in Wien wurde Josef Werkmanns, des dichtenden Tischlermeisters, neues Stück „Justina Dunker" ganz ausgezeichnet gespielt und mit viel Beifall aufgenommen.

Zu Schillers Geburtstag soll im Pariser Odeon-Theater eine Freivorstellung gegeben werden. Man plant ein Festspiel, dessen Grundidee die Verleihung des französischen Bürgerrechts an den Dichter ist. Hierzu werden Szenen aus Don Carlos aufgeführt. — In Wien hat sich ein Komitee zur Errichtung eines Richard Wagnerdenkmals gebildet, das gegenüber dem Hause, das Wagner einst bewohnt hat, aufgestellt werden soll.



Vom Büchertisch.

Gedichte von G. Maier (Dresden, E. Piersons Verlag). Der Verfasser verfügt über einen reichen poetischen Wortschatz, der ihm bei der großen Mannigfaltigkeit der besungenen Stoffe (die er z. B. auch der Geographie und Geschichte entnimmt) sehr zu statten kommt. Die Sprache ist im ganzen edel wie auch die Gedanken, die uns in ein harmlos reines Gemüt schauen lassen. Störend wirken in dem Gedichtbuche öfter unreine Reime, wie: „erschienen" und „beginnen", „Strahlen" und „gefallen", „still" und „Gewühl" u. dgl., sowie ungewohnte poetische Freiheiten, z. B. Genitive wie „an Heckens Grenze", „auf Alpens Höhen", „in Gärtens Schatten" usw., ferner prosaische Stellen, wie „Sie brachten Opfer dar von Zeit zu Zeit; — „Das gönn ich ihr ja gern"; — „Und fliegt doch nicht zum Fenster gleich hinaus" rc. Auch schließen sich die Gedanken in den einzelnen Gedichten oft nicht zu einer Einheit zusammen, sondern stehen für sich, so daß die Anzahl der Strophen auch beliebig hätte vermehrt oder vermindert werden können. Aus alldem geht hervor, daß es dem Dichter noch schwer fiel, über die Form Herr zu werden. Doch wird in der ziemlich umfangreichen Sammlung (das Buch hat 423 Seiten) der Leser immerhin manches finden, was ihn anspricht und erfreut. Gtm.

Peter Schlemihl und die „Süddeutschen Monatshefte"

Berichtigung: Für den aufmerksamen Leser bedarf es wohl kaum der ausdrücklichen Feststellung, daß in der Ueberschrift des Seite 163 (Nr. 14) enthaltenen Briefes von Jörg Hellpart der Titel „Süddeutsche Monatsblätter" lediglich ein Druckversehen ist. In dem Briefe selbst ist der Titel verschiedenemale richtig angegeben.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 16. München, 16. April 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Wechsel im bayerischen Kriegsministerium.

Von

Dr. Armin Kausen.

In Nr. 18 der „Allgemeinen Rundschau“ vom 30. Juli 1904 war in dem Artikel „Ein Duellerlaß des bayerischen Kriegsministers“ zu lesen: „Mit Ausnahme einiger liberaler Blätter .... ist wohl alle Welt darüber einig, daß der Kriegsminister sich durch diese Affäre auf die Dauer unmöglich gemacht hat, wenn auch der Regent für den Augenblick die Entlassung ablehnte.“ Die Ablehnung des von Frhrn. von Asch am 21. Juli 1904 — einen Tag nach der Enthüllung des verleugneten Duellerlasses — eingereichten Entlassungsgesuches war, abgesehen von allem anderen, ein Akt staatsmännischer Klugheit, an welchem der Ministerpräsident einen wesentlichen Anteil hatte. Ueber das Netz von Intriguen und Unterstellungen, das damals gesponnen wurde, um den Sturz des Grafen Crailsheim an seinem Nachfolger zu rächen, wird zu gelegener Zeit vielleicht einmal deutlicher zu reden sein. Man suchte um jeden Preis den neuen Ministerpräsidenten als gefügiges Werkzeug des Zentrums zu verdächtigen. Der Zweck heiligt die Mittel! Die Crailsheim-Fronde entdeckte plötzlich ihr Herz für denselben Kriegsminister, der nicht lange vorher von der liberalen Presse als Mitschuldiger an der „Verschwörung“ gegen Crailsheim an den Pranger der öffentlichen Meinung gestellt worden war. Denn Frhr. von Asch war dringend verdächtig, durch eine offene Aussprache vor dem Regenten die endgültige Entscheidung beeinflußt zu haben. Aber der Zentrumshaß ließ das alles schon bald vergessen.

Noch in den jüngsten Tagen wurde auf dem Umwege durch ein Münchener liberales Blatt mit zäher Verblendung zweimal der Versuch gemacht, Herrn von Podewils anzuschwärzen, als habe er in jenen Julitagen die Entlassung des Herrn von Asch gewünscht und sogar schon mit einem eventuellen Nachfolger verhandelt. Der Ministerpräsident konnte diese Ausstreuungen in der allerbestimmtesten Form offiziös dementieren lassen. Es wäre vielleicht ritterlicher gewesen, wenn ihm in der merkwürdigen Reichsratsitzung vom 3. August 1904 Gelegenheit zu dieser Feststellung gegeben worden wäre, als statt des Kriegsministers, dessen Erlaß vom Fürsten Löwenstein mit Recht als „eine wirkliche, wenn auch nicht gewollte Anordnung von Zweikämpfen durch Offiziere“ bezeichnet wurde, der Ministerpräsident auf der Anklagebank zu sitzen schien, weil er sich der „Zentrumsdemagogie“ zu nachgiebig gezeigt haben sollte. Wer hätte nicht gelächelt, als jene Reichsratsdebatte von der liberalen Presse als „Sieg“ des Kriegsministers gefeiert wurde! Eines Sieges über den Ministerpräsidenten, der ihn an allerhöchster Stelle gestützt hatte, bedurfte Herr von Asch wahrlich nicht, und wie der Sieg über das Zentrum sich ausgewachsen hat, können heute alle erkennen, welche das Abwarten gelernt haben.

Herr von Asch ist keineswegs ein Opfer der vielbeschrieenen, auch nicht mit einem Schatten existierenden „Zentrumsherrschaft“ geworden; er hat sein weiteres Auftreten vor der Volksvertretung lediglich selbst unmöglich gemacht. Wenn die liberalen Zeitungen es mit dem verflossenen Minister wirklich gut meinten, so hätten sie nach seinem Abschied parteipolitische Herausforderungen unterlassen, insbesondere da die Zentrumspresse den wirklichen Verdiensten des Scheidenden in durchaus chevaleresker Weise mehr als gerecht geworden war. Aber der Parteiegoismus und der krankhafte Zentrumshaß gehen so weit, daß man Tatsachen, die in den Landtagsstenogrammen festgelegt sind, einfach zu eskamotieren versucht. Oder ist es nicht wahr, daß in der Kammersitzung vom 20. Juli nicht etwa bloß der Sozialdemokrat von Vollmar, sondern auch der liberale Fraktionschef Wagner und mit außerordentlicher Schärfe der liberale Dr. Hammerschmidt Seite an Seite mit dem Zentrum gegen das Vorgehen des Ministers Front machten und die illiberale Haltung der liberalen Presse so deutlich wie möglich desavouierten?

Ein unabhängiges liberales Blatt in München, die „Freistatt“, straft die Geschichtsfälschungen der liberalen Parteipresse direkt Lügen, indem sie in Heft 14 vom 8. April glatt und rund feststellt: „Es war im wesentlichen ein Kompetenzkonflikt zwischen Ministerium und Kammer, an dem vor allem dies bemerkenswert war, daß das Zentrum nicht nur durch die Redner der äußersten Linken, sondern auch der Liberalen unterstützt wurde. Herr von Asch sah den Willen beinahe des ganzen Hauses gegen sich und reichte sein Entlassungsgesuch ein. Es wurde nicht genehmigt, weil man die Fiktion von der konstitutionellen Regierung noch aufrecht erhalten wollte.“

Es konnte dem Zentrum selbst nicht erwünscht sein, Herrn von Asch unmittelbar nach dem 20. Juli stürzen zu sehen, nachdem am 9. Juli die durch den Ministerpräsidenten vermittelte gütliche Beilegung des Konfliktes Asch-Pichler (Fall Eras, vgl. den Aufsatz des Abg. Jos. Geiger, Oberstlandesgerichtsrat a. D., in Nr. 3 vom 12. April 1904) halbamtlich bekanntgegeben worden war. Die Krone hat nichts unterlassen, um dem Minister den selbstverschuldeten Rücktritt von einer fast zwölfjährigen Stellung minder schwer zu machen. Anläßlich des Militärjubiläums des Regenten,

das mit der Eröffnung des neuen Armeemuseums zusammenfiel, hat Herr von Asch den höchsten bayerischen Orden, den vom hl. Hubertus, erhalten. Seine Fortführung in den Ranglisten der Aktiven sichert ihm die im August fällige Feier seines 50 jährigen Militärjubiläums.

Dem neuen Kriegsminister, Freiherrn von Horn, der erst vor einem Jahre das Kommando des III. Armeekorps übernommen hatte, geht der Ruf hervorragender Tüchtigkeit, verbunden mit einer glänzenden Rednergabe und angenehmen Umgangsformen, voraus. Liberale Blätter bemängelten es, daß er so rasch das Nürnberger Kommando verließ und nicht längere Zeit als Abteilungschef dem Kriegsministerium angehört habe. Wie weit sich hinter diesen Redensarten das Mißvergnügen vermeintlich Uebergangener versteckt, soll hier nicht untersucht werden.

Interessant ist, daß vom ganzen früheren Ministerium Crailsheim nur noch eine letzte Säule übrig geblieben ist: Graf Feilitzsch. Ihm wird in der allernächsten Zeit die schwierige Aufgabe zufallen, das dem Landtage verpfändete Wort einzulösen und eine verbesserte Wahlkreiseinteilung vorzulegen. Die liberale Presse sucht ihn und die Gesamtregierung mit allen Mitteln der Drohung und der Schmeichelei zum Wortbruch zu pressen. Wenn der Staatsregierung der Friede mit der großen Mehrheit der künftigen Kammer lieb ist, wird sie den liberalen Versuchern die rechte Antwort geben. Der aufgedrungene Krieg würde dem Liberalismus nichts nützen, aber der Autorität der Regierung gewaltig schaden.



Zentralismus oder Föderalismus?

Gedanken eines Reichsdeutschen über die politische Organisation Oesterreichs.

Von

F. Norikus.

(Schluß.)

III.

Die Zentralisationsbestrebungen haben sich für Oesterreich stets als unheilvoll erwiesen. Ein Beispiel hierfür, das man schon völlig vergessen zu haben scheint, bildet die Regierung des liberalen Josephs II.

Nach Art unseres zentralistischen Schablonenliberalismus suchte Kaiser Joseph II. durch die Umbildung Oesterreichs zu einem einheitlich und gleichförmig organisierten Beamtenstaat ersteres nach innen und außen zu festigen. Ein und dasselbe administrative Schema wurde für die Länder deutscher wie magyarischer, czechischer wie polnischer, italienischer wie niederländischer bzw. belgischer Zunge angewandt. Historische Gebilde und Rechte, lokale Einrichtungen und Sitten wurden verständnislos und pietätslos beseitigt oder zu beseitigen gestrebt; Staat und Kirche, ständische Gesellschaft und nationale Sprache sollten nach den von der Wiener Zentralstelle beliebten Grundsätzen und erlassenen Dekreten einheitlich umgestaltet und einheitlich regiert werden.

Das Resultat der josephinischen „Reform" ist bekannt. Beim Tode des Kaisers war das Reich in voller Gärung und der Auflösung nahe; die belgischen Niederlande waren abgefallen, die Ungarn in Empörung — das einzige positive und ungewollte Ergebnis war: die Weckung und Stärkung des nationalen Bewußtseins der österreichischen Völker.

Die unter Maria Theresia bzw. Haugwitz bereits vorbereitete und durch den Sohn der großen Kaiserin vollendete Zentralisation, der damit verbundene Versuch, die deutsche Sprache zur herrschenden zu machen und die übrigen Sprachen auf den Aussterbeetat zu setzen, hatten Fiasko gemacht. Aber nach dem bekannten Erfahrungssatze, daß die Menschen — und insbesondere die liberalen Staatsmänner — aus der Geschichte nichts lernen — versuchte man acht Dezennien später eine Neuauflage des Zentralismus in konstitutioneller Form zu bewerkstelligen. Der Schöpfer dieses zweiten Zentralismus, der gegenwärtig vor dem Bankerotte steht wie der erste, ist der Deutschliberale Ritter von Schmerling.

Die Schmerlingsche Februarverfassung — erlassen am 26. Februar 1861 — mit ihrem Zentralparlament oder Reichsrat befriedigte von Anfang an nur die zentralistische deutschliberale Partei. Alle nichtdeutschen Nationalitäten und selbst die konservativen deutschen Elemente wiesen sie zurück. Schmerling mußte gehen, sein Werk ruhte im Grabe, bis der Nichtstaatsmann und Totengräber Oesterreichs, Beust, dem halbvermoderten und des Moders würdigen Gebilde wieder Leben einzuhauchen versuchte, allerdings ein durchschnittenes „Leben" in der Form eines Doppel-Zentralismus.

Der Bankerott des Schmerling-Beustschen Zentralismus ist allen Sehenden in gleicher Weise offenbar geworden wie das Fiasko der josephinischen Einheitsbestrebungen. Auf die führenden Staatsmänner beider Perioden dürfte wohl das geflügelte Wort Anwendung finden, das der schwedische Kanzler Axel Oxenstierna seinem Sohne gegenüber gebraucht haben soll. — —

IV.

Das Wiener Zentralparlament hat sich zum Unglück Oesterreichs entwickelt. Die innere Schwächung Oesterreichs begann mit dem Einzug des „Bürgerministeriums" und des Parlaments; letzteres bildet nicht den verfassungsmäßigen Arbeitsboden sondern die beste Reibungsfläche der Nationalitäten Zisleithaniens, dort entzündet sich die latente Glut zur Flamme, die ihre gefährlichen Funken über das ganze Land verbreitet. Dieses Parlament fortbestehen lassen, heißt: einen verdorbenen und unbrauchbar gewordenen Verfassungsapparat nutzlos in Bewegung setzen und den Nationalitätenstreit sanktionieren, verschärfen und verewigen.

Mit dem bestehenden Zentralparlamente weiter zu regieren und zu lavieren ist nach Lage der Dinge eine Versündigung am Staate Oesterreich: es heißt blind oder gedankenlos dessen Fortexistenz auf das Spiel setzen. Anderseits kann zu dem absolutistischen Systeme nicht mehr zurückgekehrt, mit dem § 14 nur in kurzen Intervallen, nicht auf die Dauer regiert werden. Dazu müßte dieser Absolutismus, den wir allerdings der gegenwärtigen Parlamentsregierung bzw. Nichtregierung vorziehen, gleichfalls ein zentralistischer sein und Gefahren wie einst die josephinische Regierungsweise heraufbeschwören. Es bleibt nur ein Ausweg: zu einer der Natur des österreichischen Staates angepaßten Verfassung, zu einem Systeme à la Belcredi oder Hohenwart zurückzukehren.

Ebensowenig wie mit dem Absolutismus kann mit der Forderung und dem schönen Wahne der „deutschen Vorherrschaft" regiert werden. Wenn vor dem Jahre 1866, d. h. als Oesterreich noch ein Glied des deutschen Bundes war, die österreichischen Staatsmänner mit wenigen Ausnahmen deutsche Politik trieben, so hatte diese Politik wenigstens einigen Sinn, wenn sie auch zugleich eine kränkende Spitze für die nichtdeutschen Nationen des Kaiserstaates enthielt. Seit dem Schicksalsschlage bei Sadowa und Königgrätz, seit der Trennung Oesterreichs vom Deutschen Reiche ist eine ausgesprochen deutsche Politik nicht nur unverständlich sondern wahnwitzig und in ihren Folgen vaterlandsmörderisch. Oesterreichs Staatsmänner und Parteien, soweit sie noch patriotisch erscheinen wollen, können nur und nur österreichische Politik treiben!

Führer mit politischer Begabung, Parteien von Einfluß und politischer Bedeutung müssen vor allem wahrhaft staatspolitische Grundsätze hochhalten und staatspolitische Arbeit besorgen. Staatspolitisch war aber am allerwenigsten das Produkt der deutschen Parteien Oesterreichs, die „deutsche Gemeinbürgerschaft", der sich leider auch, gedrängt durch den linken Verganischen Flügel, die christlich-soziale Partei angeschlossen hat. Ein deutsches Oesterreich ist heute so wenig möglich wie etwa eine deutsche Schweiz. Das stete und ermüdende Betonen des deutschnationalen Gedankens heißt mit dem Feuer spielen und ist angesichts der äußeren politischen Lage Oesterreichs gefährlicher als die Hervorhebung der panslavistischen Idee.

Eine deutsch-französisch-italienische Schweiz kann neben Deutschland, Frankreich und Italien nur fortbestehen, indem sie schweizerische Politik treibt und die Glieder des Föderativstaates sich in erster Linie als schweizerische Patrioten fühlen. Eine deutsche Schweiz wäre neben Deutschland, eine französische Schweiz neben Frankreich, eine italienische Schweiz neben Italien auf die Dauer unmöglich; die nichtdeutschen, nichtfranzösischen etc. Nationalitäten würden sich bei der ihrem Stammesbewußtsein entgegengesetzten, einseitig-nationalen Politik der Regierung mit Recht verletzt fühlen und zu den stammverwandten großen Nationalstaaten hingravitieren. Aehnlich in Oesterreich. Ein Völkerstaat wie Oesterreich kann nur als österreichischer, nicht als deutsch-charakterisierter Staat existieren und nur durch den österreichischen Patriotismus, nicht durch den nationalen Gedanken getragen werden. Neben dem Deutschen Reiche ist kein deutsches Oesterreich möglich.. „Man wollte und will es

in Wien nicht einsehen", schreibt R. Vrba[1]), „daß dieselbe Kraft des nationalen Gedankens, welche in Deutschland Throne gestürzt und zur Errichtung des neuen Deutschen Reiches geführt hat, an der Grenze Oesterreichs, wenn es deutsch sein wird, nicht Halt machen wird, daß zwei Deutsche Reiche nebeneinander eine Unmöglichkeit, eine Sünde gegen die Logik des deutschnationalen Gedankens sind[2]), und daß ein deutsches Oesterreich in eine untrennbare Verbindung mit dem übrigen Deutschland kommen müsse. Man schaffe ein deutsches Oesterreich, ein Oesterreich unter (ausschließlich) deutscher Führung, wie es die Deutschen wollen, und diese werden die Konsequenzen des nationalen Gedankens .... durchführen, wenn die Opposition der nichtdeutschen Völker nicht stark genug wäre, sie daran zu hindern."

Wir wiederholen in Kürze: Das vielsprachige Oesterreich kann nicht regiert werden mit einem Zentralparlamente. Das kulturell entwickelte und politisch aufgeregte Oesterreich verträgt auf die Dauer kein absolutistisches Regiment mehr. Das nur eine Minorität deutscher Staatsbürger aufweisende Oesterreich kann nicht bei der Vorherrschaft des Deutschtums, nach dem Sinne des deutschnationalen Gedankens, bestehen. Oesterreich ist national und territorial föderalistisch gestaltet, und nur eine auf föderativer Grundlage aufgebaute Verfassung entspricht der Natur des ehrwürdigen Reiches!

Neben diesem nationalen und historisch-territorialen Föderalismus gibt es in Oesterreich nur einen notwendigen und berechtigten „Zentralismus": die Pflege und Förderung des katholischen Gedankens. Denn daß für das zu neun Zehntel katholische Oesterreich der katholische Glaube das festeste Band, die zentripetale Kraft der Nationen bildet, sollte auch einem unkirchlichen österreichischen Staatsmanne einleuchten. Diesen Glauben innerlich zu festigen, überall zu schützen und den von außen kommenden Angriffen auf denselben zu begegnen, ist nicht nur kirchliche sondern zugleich staatsmännisch-österreichische Politik.

Der Untergang Oesterreichs würde nicht nur eine mitteleuropäische, er würde eine Weltkatastrophe bedeuten. Das Verschwinden des Habsburgerreiches aus der Völkerkarte würde Konsequenzen heraufbeschwören, gegenüber denen die Wirkungen der Teilung Polens nur Kinderspiele waren. Wenn es kein Oesterreich gäbe, schrieb der angebliche Deutschfeind, der hochbegabte Palacky am 11. April 1848 nach Frankfurt, müßte man sich beeilen im Interesse Europas, ja im Interesse der Humanität, baldigst ein Oesterreich zu errichten. Der Staat Oesterreich besteht, aber viele seiner wichtigsten staatlichen Organe versagen ihren Dienst. Der Fieberbrand wühlt in den Eingeweiden des Staatskörpers, aber der Körper selbst ist noch kräftig und der Heilung fähig. Es bedarf eines staatsmännischen Arztes, der eine richtige Diagnose zu stellen versteht, der den Mut besitzt, scharf wirkende Medikamente anzuwenden und der notwendigenfalls auch vor dem Gebrauch des chirurgischen Messers nicht zurückschreckt.

Nur dann wird sich nicht das Mazzinische „Delenda Austria!", sondern das prophetische Wort bewahrheiten, mit dem Grillparzer sein groß angelegtes Drama „König Ottokars Glück und Ende" schließt:

„Hoch Oesterreich! Habsburg für immer!"



Politische Parteibildung und soziale Schichtung.

Unter obiger Aufschrift hat Reichsrat Professor Dr. Freiherr von Hertling im „Hochland" (Nr. 7, 1905) einen Aufsatz veröffentlicht, der wegen gewisser unverkennbarer Spitzen gegen die Zentrumsfraktion im Bayerischen Landtage in der liberalen Presse einen förmlichen Jubel ausgelöst hat.

Aus aristokratischen Kreisen wird der „Allgemeinen Rundschau" zu diesem Zwischenfall geschrieben:

„In katholischen Adelskreisen, welche das Zentrum keineswegs für unfehlbar halten und bisweilen anderer Meinung waren, auch mit der bisherigen Tonart des Abg. Dr. Heim nicht sympathisieren konnten, wird nicht nur der wenig objektiv begründete Stich gegen das „Banausentum", sondern auch der unschöne persönliche Ausfall gegen Dr. Heim offen bedauert. Denn daß der „Hausknecht"-Vergleich („Eine große Wirtschaft braucht auch einen Hausknecht; schlimm ist es nur, wenn der Hausknecht den Herrn spielt oder den Ton angibt") allgemein auf Dr. Heim bezogen wird, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Diese Wendung einem Abgeordneten gegenüber, welcher mit Frhrn. v. Hertling in der gleichen Reichstagsfraktion sitzt, macht einen um so peinlicheren Eindruck, als das gewählte Scheltwort aus dem Rahmen der sachlichen, wenn auch mehr oder weniger akademisch-theoretischen Ausführungen, denen man cum grano salis im Prinzip größtenteils zustimmen kann, völlig herausfällt. Fast möchte man glauben, die peinlichen Ausdrücke vom „Banausentum" und „Hausknecht" seien erst nachträglich angebrachte Schattierungen. Es ist übrigens auch objektiv unrichtig, daß Abg. Dr. Heim in der bayerischen Zentrumsfraktion „den Herrn spielt oder den Ton angibt". Von Eingeweihten wird versichert, daß Abg. Dr. Heim die Kritik der Fraktionsführer und der Fraktion ebenso über sich ergehen lassen muß wie jeder andere. Daß der von einem Fraktionskollegen des Reichstages ausgehende „Hausknecht"-Vergleich von der liberalen Presse — zumal jetzt vor den Wahlen — mit Wonne aufgegriffen werden würde, ließ sich voraussehen. Was wird damit genützt? Sollen die seit dem Regensburger Katholikentage, welchem Reichsrat Frhr. v. Hertling allerdings fernblieb, wieder inniger gewordenen Beziehungen zwischen dem Adel und den übrigen im Zentrum vertretenen Ständen abermals einer Belastungsprobe ausgesetzt werden? Oder sollen gar die Zirkel derer gestört werden, welche die Zusammenfassung aller Stände schon bei den nächsten Wahlen wirksamer sichern möchten? Tiefgehende persönliche Verstimmungen sollten im politischen Leben am allerwenigsten dann einen Ausdruck finden, wenn von höheren Gesichtspunkten Betrachtungen angestellt werden, die eine gewisse Autorität beanspruchen und der Gesamtheit eine Richtschnur geben wollen. Soweit der „Hochland"-Artikel beleidigende Pointen gegen das bayerische Zentrum enthält, ist er speziell in diesem Augenblick tief zu bedauern."

Von anderer Seite wird der „Allgemeinen Rundschau" geschrieben: „— — ‚Wenn Dr. Heim heute dem Zentrum den Rücken kehrte, würde seine für die Volksagitation unschätzbare Kraft von anderen Parteien — auch von den Liberalen — mit Kußhand übernommen werden.' Dieser Ausspruch stammt von einem Liberalen, der notorische Beziehungen zu einem liberalen Blatte in Schwaben unterhält. Ein sehr hoher Herr soll sich vor nicht gar langer Zeit über den Abgeordneten Dr. Heim ungefähr wörtlich dahin geäußert haben, daß ‚ihm zwar ein heftiges Temperament eigen sei und häufig der Gaul durchgehe, daß er aber ein sehr kenntnisreicher und routinierter Mann sei, großes organisatorisches Talent besitze und im Genossenschaftswesen Außerordentliches geleistet habe'."

Der bisherige Kammerpräsident, Oberstudienrat Dr. von Orterer sprach sich in einer am 6. April im Münchener Katholischen Männerverein St. Paul gehaltenen Rede über den „Hochland"-Artikel des Freiherrn von Hertling ungefähr also aus:

„Es sind das an sich Dinge, welche zu sehr schweren Mißverständnissen Anlaß geben können. Wenn ich jetzt heute die liberalen Zeitungen lese, so finde ich in denselben übereinstimmend eine Auslegung der Aeußerungen jenes Artikels, von der ich glaube, daß sie dem Herrn Reichsrat unmöglich angenehm sein kann. Der Uebereifer unserer Feinde mag ihn aufmerksam machen, daß das, was er gesagt hat, zum mindesten mißverstanden werden kann. Diese Auslegungen können doch wohl nicht zutreffend sein. Ich habe dabei solche Blätter im Auge, die man gewöhnlich etwas ernster nimmt, z. B. die „Abendztg." und „Allg. Ztg.". Wenn der Herr von einer Partei gesprochen hat, welcher ein gewisses „Banausentum", der Charakter einer bloßen Bauernpartei anhaftet usw., wenn er sagt, daß ein großes Hauswesen auch einen Hausknecht haben müsse, der aber nicht der Gebieter oder Tonangeber im Hause sein dürfe, und sich dabei auch noch auf den hl. Augustinus beruft — wobei ich nur wissen möchte, wo der hl. Augustinus etwas Derartiges geschrieben hat —, so kann das doch unmöglich auf diejenige Partei bezogen werden, aus der der Verfasser des Artikels in gewissem Sinne selbst hervorgegangen ist, deren Wählern ja auch er seine Wahl zum Reichstag zum wiederholten Male verdankte. Dem Verfasser, welcher auch dem Bayerischen Reichsrat angehört, muß als altem Sozialpolitiker bekannt sein, welche Ziele die Zentrumspartei auch in Bayern von Anfang an verfolgt hat, daß sie die Partei ist, welche alle Interessen des Landes jederzeit gleichheitlich zu wahren bestrebt ist, die das Wohl der Landwirtschaft, daneben aber auch des gewerblichen Mittelstandes und der Arbeiter und ideale Interessen seit dreißig Jahren stets gleichmäßig berücksichtigt hat. So kann kein Reichsrat sprechen, der weiß, was wir geschafft haben. Der im

[1]) Oesterreichs Bedränger, S. 128 ff.
[2]) Vom Schreiber dieses gesperrt.

Aufsatze gebrauchte Ausdruck „Hausknecht" kann doch wohl nicht auf eine bestimmte Person gemünzt sein, denn in diesem Tone spricht kein Reichsrat, der sich der höheren Diplomatie zuzuwenden bestrebt ist, über einen Fraktionskollegen im Reichstag. Solchen Ausdruck gebraucht ja an und für sich sonst nur „so ein gemeiner Plebejer". Ich sage, diese drauffahrige und rasche Interpretation der „Abendztg." und „Allg. Ztg." usw. kann doch wohl unmöglich eine zutreffende sein und kann unmöglich im Sinne des Verfassers dieses Artikels liegen; freilich, wäre sie zutreffend, dann wäre damit eine Leistung gemacht worden, die doppelt bedauerlich wäre in einer Zeitschrift, welche ja auch bei ihrem Entstehen illustre Namen unserer Partei dazu gebraucht hat, um sich bei unseren Lesern empfehlend einzuführen. Es muß ein Irrtum unterlaufen sein; wir müßten uns sonst vorbehalten, uns unsererseits über die Sache auch noch anderwärts zu unterhalten. Wer der Zentrumsfraktion des Reichstages angehört oder angehört hat, der erinnert sich mit Freuden daran, daß zwischen uns Mitgliedern, wenn es auch Verschiedenheit der Auffassung in manchen politischen, in manchen wirtschaftlichen Fragen gegeben hat, zum Schlusse doch nur ein harmonischer Akkord bestand in der gemeinsamen Arbeit, in wahrhaft christlicher Hochschätzung, die wir dem höchsten Diplomaten wie dem einfachen Bäuerlein stets gerne zuteil werden lassen, in der gemeinsamen Arbeit für die Größe und Wehrhaftigkeit, für den inneren Frieden und den inneren Segen unseres geliebten deutschen Vaterlandes. Wir haben uns niemals in unserer Fraktion der „kleinen Leute", auch nicht des einfachen Bäuerleins geschämt. Wenn Wendungen, wie die vom „Hausknecht", ausgesprochen würden mit Bezug auf eine bestimmte Persönlichkeit, ohne Rücksicht auf die Leistungen, die dieser Mann sonst aufzuweisen hat, dann wäre das ungerecht. Ich will mich darüber nicht weiter auslassen, weil ich mich der Hoffnung hingebe, daß das Mißverständnis alsbald eine entsprechende Aufklärung finden wird. Gerade heutzutage wäre ja ein solches Eingreifen mit einer solchen Kritik von dieser Stelle aus gar nicht opportun. Wir für unseren Teil wünschen, daß in unsere nächste Kammer Männer aller Berufe und Stände, vom Adeligen bis zum Arbeiter, einziehen. Meine Freude ist es stets gewesen, zu sehen, wie einig wir zusammengearbeitet haben. Wer diese Kreise gerade jetzt stört, der hat sehr wenig Verständnis für die Strömung, die gegenwärtig durch die Partei geht. Unsere Lage ist ernst und ist schwierig, sie fordert die ernste und eifrige Zusammenarbeit von uns allen. Keinen können wir entbehren, alle brauchen wir sie und alle müssen wir zusammenstehen in Stadt und Land und nichts darf aufkommen, was uns trennt, und wo eine trennende Meinung auftritt, werden wir sie nicht übersehen, aber wir werden sie strenge prüfen und über sie zur Tagesordnung übergehen, wenn sie sich unstichhaltig erweist."

Zur Kennzeichnung der Stimmung sei noch nachstehendes Urteil der „Augsburger Postzeitung" (Nr. 81 vom 8. April) angeführt:

„So sehr wir auch die Grundzüge des Essays des Freiherrn von Hertling anerkennen, im einzelnen stellt Frhr. von Hertling eine Gedankenreihe auf, mit der im Zeitalter des allgemeinen und gleichen Wahlrechts jeder Kandidat versinken wird. Gewiß ist die soziale Mischung aller Stände im Zentrum und aller Bundesstaaten die Stärke der deutschen Zentrumspartei, allein wenn man bei der immerhin mit Vorsicht zu behandelnden Durchführung der hieraus sich ergebenden politischen Richtlinie mit einer solch hocharistokratischen und die soziale Konfiguration der einzelnen Staaten, ja selbst Provinzen mißachtenden Betrachtungsweise vorgehen wollte wie Freiherr von Hertling, dann würde die deutsche Zentrumspartei auseinanderfallen. Mit hochfliegenden sozialphilosophischen Erörterungen und den Feinheiten politischer Philosophie ist in der rauhen Wirklichkeit des parteipolitischen Lebens überhaupt nichts anzufangen; die Wähler verlangen nicht bloß Fürsorge im Reichstag, sondern besonders in den Landtagen, wo die kleinen und kleinsten Dinge ebenso verhandelt werden müssen wie die großen, so daß die Hauptzeit hindurch es recht schlicht und einfach, in hausbackener Alltäglichkeit zugeht. Die Arbeit ist deshalb nicht minder wichtig, nicht weniger verantwortungsvoll und anstrengend. Gerade in der richtigen Landtagsarbeit liegt die Garantie der Existenz der deutschen Zentrumsfraktion.

„Leider hat Frhr. v. Hertling nie an der Landtagsarbeit sich beteiligt, weder in Preußen, noch in Bayern; er kennt diesen Geschäftskreis und seine Bedeutung nicht, und steht darum auch den Dingen in Bayern fremd gegenüber.

„Selbst dem katholischen Adel in Bayern in seiner öffentlichen Betätigung ist Frhr. v. Hertling nicht nähergetreten; alles, was dort politisch mittut, drängt nach der Seite der praktischen Arbeit und damit des Frhrn. v. Soden. Durch das Bemühen verschiedener Faktoren ist es im letzten halben Jahre gelungen, die durch frühere Wahlvorgänge gelockerten engeren Beziehungen zwischen Adel und Zentrum in Bayern wieder zu festigen; es ist wahrscheinlich, daß einzelne Adelige, welche das Vertrauen ihrer Wähler in ihrer Heimat besitzen, in den Landtag gewählt werden. Und da ergeht sich Frhr. v. Hertling in abweisenden Betrachtungen über die Kleinarbeit im Parlament, die über Wiesenmelioration und Waldnutzen wochenlang diskutiere, für Industrie und Handel dagegen wenig Verständnis zeige, größere Aufwendungen für Kunst und Wissenschaft als überflüssigen Luxus abweise. Diese Aeußerung will die liberale Presse ganz besonders auf das bayerische Zentrum bezogen haben. Allein auf dieses trifft das erst recht nicht zu, weil die gewaltigen Steigerungen für Schulwesen, Wissenschaft und Kunst unter der Aegide der Zentrumsmehrheit seit 1869 eingetreten sind und durch Anträge wie Abstimmungen des Zentrums durchgeführt worden sind. Wir fassen diese Darlegung daher nur allgemein auf und bestreiten deren Richtigkeit und Zuträglichkeit in dieser Allgemeinheit. Man wird das eine tun und das andere nicht lassen. Gebrauchen wir doch auch einmal den so viel beliebten Ausdruck der Bodenständigkeit für die Parteipolitik: Eine Partei, die nicht ein Produkt der Heimat ist, in den Landesverhältnissen nicht wurzelt, die nicht der Träger der Interessen der Hauptstände des Landes ist, welche in Bayern aus Bauern, Handwerkern und Arbeitern bestehen, die, kurz gesagt, Mittelstände sind, hat keinen Bestand und richtet nichts aus. Zum Schluß sind es eben doch die Wähler, welche die Mandate vergeben, und viele Mandate machen erst eine starke Partei aus. Als Dr. Frhr. von Hertling 1896 in Illertissen für den Reichstag als Kandidat aufgestellt wurde, telegraphierte er an eine Wählerversammlung: „Die nächsten zehn Jahre gehören der Landwirtschaft"."

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das marokkanische „Mißverständnis".

Herr Delcassé hat sich bereit erklärt, in Erörterungen einzutreten über jedes Mißverständnis, das etwa vorkommen könnte. Darauf hat ihm der parlamentarische Gewalthaber Jaurès einen Aufschub bewilligt, damit er „in wenigen Tagen" mit Deutschland Verhandlungen anknüpfe; wenn nicht, so soll in der Deputiertenkammer von neuem wegen Marokko interpelliert werden. Herr Delcassé wird schwerlich sofort bei der deutschen Botschaft anklopfen; er hat auch seine anscheinend entgegenkommende Phrase vorsichtig so abgefaßt, daß er sich nicht zu förmlichen Verhandlungen oder überhaupt zu einer Initiative, sondern höchstens zur Beantwortung einer Frage wegen eines „Mißverständnisses" verpflichtet. Deutschland wird aber eine solche Frage nicht stellen; denn es steht einfach auf dem Standpunkt, daß das englisch-französische Abkommen für Deutschland nicht existiere und Deutschland über marokkanische Angelegenheiten nur mit dem marokkanischen Sultan zu verhandeln habe. Das Selbstbewußtsein des Scherifen und seiner Regierung ist doch allem Anscheine nach durch den Kaiserbesuch in Tanger soweit gestärkt worden, daß man annehmen kann, Marokko werde sich vorläufig nicht in die französische Vormundschaft fügen, sondern lieber mit Deutschland einen selbständigen Vertrag abschließen. Darin liegt die Stärke der deutschen diplomatischen Position. Solange die direkten Verhandlungen mit Marokko im Gange sind, braucht Deutschland gar keine Sehnsucht nach französischem Entgegenkommen zu haben; im Gegenteil, ein Versuch Delcassés zur Verständigung über das Abkommen könnte uns zurzeit unbequem werden und eine dilatorische Behandlung erfordern. Deshalb glauben wir auch nicht, daß es den deutschen Offiziösen wirklich ernst war, als sie den Gedanken einer internationalen Konferenz zur Regelung der Marokkofrage in die Debatte warfen. Eine solche Konferenz würde freilich an Stelle der „singulären" Vormundschaft, die Frankreich beansprucht, eine Kollektivvormundschaft der Großmächte setzen; aber in diesem Kuratorium würde Deutschland der Natur der Dinge nach nicht die leitende Stellung einnehmen. Ehe Deutschland sich auf eine Konferenz einließe, müßte es wohl zusehen, ob dort für die wirtschaftliche Gleichberechtigung die richtigen internationalen Garantien geboten werden sollen, so daß man auf die nationalen Garantien durch direkte Vereinbarung mit dem annoch unabhängigen Sultan verzichten kann. Uebrigens hatte das Aufwerfen der Konferenzfrage wohl hauptsächlich den Zweck, Frankreich und seine Freunde daran zu erinnern, daß vor fünfundzwanzig Jahren die Beziehungen zu Marokko durch die Madrider Konferenz auf internationalem Wege geregelt worden sind, daß also der Status quo nicht einseitig durch ein oder zwei Staaten geändert werden kann.

Es wird wohl nicht unpatriotisch sein, wenn man aufrichtig zugesteht, daß die deutsche Position auch eine Achillesferse hat. Es kann uns nichts daran liegen, den Sultan und seine Regierung übermütig zu machen. Der Kaiser hat in Tanger nicht bloß

von der Unabhängigkeit, sondern auch von den Reformen gesprochen. Die verschiedenen Sorten der Reformfeinde in Marokko könnten nun versucht sein, sich im Vertrauen auf die deutsche Unterstützung zur Verewigung der alten Mißwirtschaft zusammen zu tun. Das wäre weder ehrenvoll noch vorteilhaft für die deutsche Politik und die Kultur überhaupt, und deshalb wird Deutschland, wenn es nur seine wirtschaftlichen Interessen erst gesichert sieht, gewiß gern mit Frankreich allein oder mit allen Großmächten auf einer Konferenz über die Entwicklung Marokkos in Verhandlungen treten.

Vorläufig verdient es als erfreuliches Zeichen der Zeit notiert zu werden, daß in der französischen Presse nicht mehr durchweg der blinde Preußenhaß maßgebend ist, wie es in den früheren Jahrzehnten üblich war, sondern daß ein erheblicher Teil der Presse einen unbefangenen Standpunkt einnimmt und die Fehler der französischen Diplomatie sowie die inneren und äußeren Vorteile der deutschen Staatskunst offen anerkennt. Herr Delcassé weiß, daß die öffentliche Meinung geteilt ist, und deshalb suchte er auch die Interpellation zu vertagen; denn bei der Debatte und Abstimmung würde zweifellos die Meinungsverschiedenheit zutage treten.

Die unabhängigen Blätter in Frankreich lassen sich auch nicht beirren durch die Putschversuche, die von einem Teile der englischen Presse veranstaltet werden. Natürlich kann es den Engländern nur recht sein, wenn Deutschland und Frankreich in Spannung leben, weil alsdann die Franzosen auf England angewiesen sind. Aber es fällt den Engländern durchaus nicht ein, den Franzosen die Kastanien aus dem marrokkanischen Feuer zu holen. Die englische Regierung hat in ihrem Parlament auf Anfragen von Franzosenfreunden ganz korrekt der Wahrheit die Ehre gegeben und anerkannt, daß Deutschland keine amtliche Mitteilung von dem marokkanischen Abkommen erhalten habe. Die Begrüßung des Königs Eduard durch den französischen Präsidenten Loubet bei der Durchfahrt durch Paris, die von den französischen Eiferern zu einer deutschfeindlichen Verbrüderungsdemonstration aufgebauscht wurde, entbehrt jeder politischen Bedeutung. König Eduard kam ohne alle „ministerielle Bekleidung" als durchreisender Tourist, und infolgedessen mußte Herr Loubet auch ohne Delcassé oder einen sonstigen Begleiter als einfacher Komplimentenmacher erscheinen.

Für diese Enttäuschung suchen die Franzosen sich schadlos zu halten, indem sie die Begegnung des Kaisers Wilhelm mit dem König Viktor Emanuel in Neapel möglichst belanglos zu machen suchen. Wir müssen ihnen zugestehen, daß es auffällig war, wenn der König von Italien in seinem Trinkspruch nur von dem verbündeten Deutschland sprach, während der Deutsche Kaiser den Dreibund erwähnte. Daraus kann man allenfalls schließen, daß das neue Ministerium Fortis seine Volkstümlichkeit besser zu pflegen glaubt, wenn es dem österreichischen Nachbarn keine Komplimente macht. Aber dieses Schweigen bedeutet noch keine Feindschaft. Jedenfalls ist in Neapel die alte Freundschaft zwischen Italien und Deutschland sowie dessen Herrscherhäusern wieder tadellos bekundet worden, und das genügt uns vorläufig.

Die Berggesetzreform im preußischen Kartellandtag.

Im preußischen Abgeordnetenhause bilden die Konservativen die herrschende und Präsidial-Partei. Im Verein mit den Freikonservativen haben sie beinahe die Hälfte der Stimmen zur Verfügung. Wenn die Nationalliberalen sich noch anschließen, so ist eine bedeutende Kartellmehrheit fertig, die das Zentrum lahm legen kann. Im Reichstag gibt es bekanntlich keine Kartellmehrheit mehr (seit 1890), und dort sind unter dem Einflusse des Zentrums sowie in der Berührung mit den zahlreichen Sozialdemokraten auch die Konservativen und Nationalliberalen schon zu einer höheren Auffassung der Sozialpolitik erzogen worden. Im Abgeordnetenhause dagegen, das seinen Ursprung aus dem elendesten Zensusklassenwahlrecht herleitet, geben bei den Nationalliberalen die eigensinnige Interessenpolitik und bei den Konservativen die scharfmacherische Polizeipolitik den Ton an. In dem Mittel- und Zwitterding der freikonservativen Fraktion sind die Fehler der beiden Nachbarparteien vereinigt. So ist es eigentlich gar nicht zu verwundern, wenn die Kommission zur Vorbereitung des Reformgesetzes der Regierung in der ersten Lesung Beschlüsse gefaßt hat, die man höflicherweise nur als unklug bezeichnen kann. Den sanitären Maximalarbeitstag bei 22—28° Wärme hat man abgelehnt, um an Stelle der klaren und allgemeinen Vorschrift die Verordnungsbefugnis der Bergämter zu setzen. Die obligatorischen Arbeiterausschüsse kamen mit Stimmengleichheit (14 gegen 14) zu Fall, und die Ränkeschmiede, die namentlich in der freikonservativen Partei vertreten sind, rüsten sich jetzt, um durch allerhand „Kautelen" gegen die sozialdemokratische Entartung der Arbeiterausschüsse aus dieser Einrichtung ein Messer ohne Heft und Klinge zu machen. Es ist sehr zu bedauern, daß engherzige Arbeitgeber und fanatische Scharfmacher in der Kommission solche rückständigen Beschlüsse auch nur provisorisch fassen konnten; denn dadurch ist der revolutionären Sozialdemokratie ein großes Vergnügen bereitet worden. Die rote Presse hetzt mit voller Lungenkraft und Herzenslust gegen das „soziale Königtum", die Regierung und das Parlament, indem sie aus den vorläufigen Beschlüssen der Kommission ihren Lesern zu beweisen sucht, daß alle Versprechungen nur zur Täuschung bestimmt gewesen seien und das arbeitende Volk statt des erhofften Brotes nur Steine bekommen solle. Wer Augen zum Sehen und Hände zum Greifen hat, kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die bisherigen Kommissionsbeschlüsse, die angeblich den Staat und die Arbeitgeber retten sollen, gerade für die Sozialdemokratie vom größten Vorteil sind. Sollten die befangenen Kartellbrüder im Abgeordnetenhause das nicht einsehen wollen, so müßte die Regierung ihnen den Star stechen und geradeaus erklären: Es ist eine Staatsnotwendigkeit, daß die von der Regierung versprochenen Reformen alsbald durchgeführt werden; sollte der preußische Landtag seine Mitwirkung versagen, so werden wir uns an den Reichstag wenden! Die Drohung mit einer reichsgesetzlichen Regelung derselben Materie wird schon ihre Wirkung tun, wenn nur die Regierung mit dem rechten Ernst und mit der Sicherheit des Rückhalts an höchster Stelle ihre Willensmeinung kundgibt. In diesem Falle ist es nach wie vor nur zu loben, daß die Regierung sich zunächst an den Landtag gewendet hat. Denn es ist hohe Zeit, daß auch dort einmal der sozialpolitische Geist zur Erweckung kommt und das Gespenst der Scharfmacherei einmal ernstlich beschworen wird. Hat die Regierung im Landtag die Kanalvorlage durchsetzen können, so kann sie auch die Sozialreform durchsetzen.



Ein Gedenkblatt für den verstorbenen Bischof von Ehrler.

Von

Landtagsabgeordneten Domkapitular Dr. Zimmern.

In Nr. 65 der „Augsburger Postzeitung" ist uns die berufenste Feder mit einer Schilderung seines Wirkens und einem Lebensabriß ausführlich zuvorgekommen. Nur ein Umstand, nämlich, daß aus „Mangel an Energie" nicht Erzbischof Gregor, sondern der damalige Domprediger Ehrler das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit „verkündigt" habe, mußte berichtigt werden. Aber der Ruhm bleibt ihm, daß er in jenen Tagen der Verwirrung und Aufregung die mutige Entschiedenheit besaß, per infamiam et bonam famam (II. Cor. 6. 8) sich auf der Kanzel und auf der Rednerbühne an die Spitze der Verteidiger der von den Mächtigen des Augenblicks bitter angefeindeten Glaubenslehre zu stellen. Und dieses Auftreten ist vorbildlich für die Haltung Ehrlers auch als Bischof geblieben.

Bischof v. Ehrler war nicht von der Gattung jener Priester, welche, wie das erste Makkabäerbuch (5. 67) erzählt, „um ihre Tapferkeit zu betätigen, ohne Ueberlegung in die Schlacht gingen" und dabei umkamen. Jedoch, wenn es galt, so wußte er das rechte Wort zum deutlichen Ausdruck seiner wahren Gesinnung beredt zu finden. Noch im frischen Andenken ist seine Ansprache auf der Mannheimer Katholikenversammlung am 26. August 1902.

„Ruft man uns nicht immer entgegen", sagte er, „wir sollten in den Sakristeien und Kirchen bleiben und uns nicht in die öffentlichen Angelegenheiten mischen? Und das ist nun das Wunderbare unserer Zeit, daß sich das katholische Volk erhoben hat, um dem Klerus die Hände zu reichen und Schulter an Schulter mit ihm für die bedrohten Interessen der Kirche einzustehen." „Ist denn diese tausendköpfige Versammlung, die ich hier um mich sehe, nicht eine starke unüberwindliche Phalanx, die um unsere hl. Kirche gebaut ist?" „Oder schauen Sie hin in die gesetzgebenden Versammlungen unserer Tage. Was haben die Vertreter des katholischen Volkes, die Vertreter der christlichen Weltanschauung nicht alles schon geschaffen und gewirkt?" „Und wer hat denn die katholische Presse geschaffen als das katholische Volk? Die katholische Presse, diese Großmacht zum Schutze unserer hl. Kirche in unsern Tagen?" „Und wenn nun heute der

Ruf erschallt: Los von Rom! kann uns dieser Ruf erschrecken? Unsere hl. Kirche hat schon größere Stürme erlebt und besiegt." „Oder sollen wir die **Reformkatholiken** fürchten? Unsere hl. Kirche hat stets ..... die richtige Form gefunden, ihren Gottesdienst zu feiern und ihre Gebote den Menschen zu geben. Sie ist allen berechtigten Bedürfnissen der Völker und Zeiten entgegen gekommen. .... Sie bedarf dazu nicht der Menschen, welche sie meistern, welche ihren Verstand und **ihren Unverstand ihr aufdrängen wollen**."

Dies war sozusagen das kirchenpolitische Testament des Bischofs v. Ehrler. Die Münchener „Allgemeine Zeitung" stellte damals dem, wie sie voraus betonte, von Ludwig II. ernannten Bischof die „liberale" Empfangsbescheinigung aus. „Ein Bischof verwirft", so schreibt das liberale Blatt natürlich in fälschender Uebertreibung, den Satz, daß der Priester nur der Kirche gehört; ein Bischof proklamiert die Umsetzung der religiösen Momente in das politische Leben unter Betonung der Beteiligung des Klerus; ein Bischof richtet die Spitze des politisch organisierten Katholizismus gegen die Reformkatholiken..... ein bayerischer Bischof schließlich..... erklärt gleich dem vatikanischen Vertreter in München es ohne irgend welchen Vorbehalt für Bayern für notwendig und begründet, daß sich das Volk gerade jetzt erhoben habe, um dem Klerus die Hand zu reichen zum Schutze der Kirche."

Dieser Bischof war eben, wie auch sein neuernannter Nachfolger, ein Sohn des Volkes, geboren zu Miltenberg am 3. April 1833. Er absolvierte das Würzburger Gymnasium mit der Note I, geriet durch seine Verbindung mit Professor Hoffmann, dem Herausgeber der philosophischen Werke Baaders, etwas in den Bann dieses Gedankenkreises, woraus jedoch das Studium der Theologie und besonders auch der Verkehr mit Hettinger unter Hinterlassung einer tüchtigen philosophischen Bildung ihn bald befreite. Die Gelegenheit, auf Grund seiner Lösung der theologischen Preisfrage zu promovieren, wollte er nicht gebrauchen. Sein Ideal war die ländliche Seelsorge.

Allein es sollte anders kommen. Am 10. August 1856 zum Priester geweiht, entwickelte er bald eine hervorragende Begabung für die Kanzelberedsamkeit, und wurde am 1. Juli 1867 als Domprediger nach München berufen. Von der Gewissenhaftigkeit und dem Erfolge, womit er dieses so wichtigen Amtes waltete, zeugen die sieben Bände seiner Predigten, die soeben schon in dritter Auflage bei Herder in Freiburg erscheinen. Unter seiner dichtgedrängten Zuhörerschaft gewahrte man besonders auch die Königin-Mutter von Bayern.

So verehrt und beliebt auch der beredte Domprediger bei Hoch und Nieder zu München war, bei dem allmächtigen Minister v. Lutz war er nichts weniger als persona grata. Welche Schicksalstücken den Urheber des verrosteten Kanzelparagraphen doch am Ende zwangen, dem unerschrockenen Kanzelredner nach dem Tode Hanebergs 1876 die Mitra von Speyer anzubieten, dieses darzustellen, so interessant es wäre, würde zu weit führen. Genug, der Verlegenheitskandidat des Herrn v. Lutz nahm das Anerbieten nach achttägiger Bedenkzeit schweren Herzens an.

Sein Empfang in der Pfalz, die Wagenfahrt von Ludwigshafen nach Speyer und der Einzug in die Bischofsstadt war ein Triumph. Die Zahl der Gäste, die zu diesem Empfang aus allen Teilen der Pfalz nach Speyer zusammengeströmt waren, übertraf die Einwohnerzahl der Stadt. Selbst Haneberg war nicht so glänzend eingeführt worden. In seinem Amte war der Bischof mit äußerster Gewissenhaftigkeit unermüdlich tätig. In seinem Privatleben höchst einfach und zurückgezogen. Beides verschaffte ihm die Mittel für seine im großen und kleinen geübte Wohltätigkeit, zu deren Beleuchtung wir staunenswerte Zahlen vorbringen könnten. Ohne seine Verwandten zu vernachlässigen, hat er seine Hinterlassenschaft ad pias causas vermacht.

Uebrigens stimmte diese Zurückhaltung und die Zurückgezogenheit nicht ganz zu dem pfälzischen Volksgeiste und den seit Geissel, Weis und Haneberg gewohnten Ueberlieferungen des Bistums. Ungeachtet des begeisterten Empfanges und des auf allen Firmungsreisen bewährten herzlichen Entgegenkommens scheint der Bischof erst bei der Feier seines 25jährigen Jubiläums, die an Lebhaftigkeit und Allgemeinheit die Feier des Empfanges noch übertraf, von den guten Gesinnungen der Pfälzer sich völlig überzeugt zu haben. Ob diese bedauerliche Erscheinung ihre Ursache im persönlichen Charakter des Bischofes oder in dem allgemeinen jenseitigen Vorurteile oder in einer besonderen Beeinflussung hatte, läßt sich nicht entscheiden. Um so freudiger wird es deshalb in der ganzen Pfalz begrüßt, daß dem allgemeinen Wunsche entsprechend endlich wieder einmal ein Pfälzer für den Speyerer Bischofsstuhl von allerhöchster Stelle ausersehen worden ist.

Eine französische Staatsverschwörung?

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Vor kurzem meldeten die Blätter, daß in frühester Morgenstunde dreizehn Polizeikommissäre Hausuntersuchungen bei verschiedenen Personen in Paris und den Vororten abgehalten hätten. Man fügte hinzu, es handle sich um geheime Wettrennbureaux usw. Unter den Personen, welche mit dem Besuche der Polizei beehrt wurden, befinden sich auch zwei beurlaubte Offiziere, der Hauptmann Tamburini, der korsischer Abstammung ist, und der Hauptmann Wolpert, dessen Eltern aus dem sogenannten „krummen Elsaß" stammen.

Die sonst so gesprächige Pariser Presse legte sich in der Sache die größte Zurückhaltung auf. Da man bei dem Hauptmann Tamburini nicht weniger als 500 Militärausrüstungen für Kolonialinfanterie entdeckte, so wurden über diese Entdeckungen von Tamburini die blödesten Erklärungen abgegeben, welche dem gesunden Menschenverstande widersprachen. Es schien fast, als ob ein allgemeines Losungswort gegeben worden sei, um die Geschichte entweder zu vertuschen oder im Sande verlaufen zu lassen.

So erzählte man, der Hauptmann Tamburini habe erklärt, sich die Militäreffekten verschafft zu haben, um einem Kameraden, einem Offizier der Kolonialinfanterie, der das Opfer eines Militäreffektendiebstahls geworden sei, aus der Patsche zu helfen. Er habe sich deshalb diese Gegenstände aus zwei Depots durch befreundete Offiziere verschafft. Die Polizei und die Pariser Presse gingen scheinbar auf dieses Märchen ein. Aber weitere Hausuntersuchungen haben gezeigt, daß die Sache doch ernster ist. Man hat gestern früh, in dem Vororte Nanterre, bei einem Büchsenmacher Mayer eine Kiste mit mehreren tausend Militärpatronen gefunden. Ebenso sollen weitere wichtige Entdeckungen gemacht worden sein. Die „Republique française" bringt die Geschichte mit dem Namen des Obersten Marchand in Verbindung, der von vielen Leuten als der „kommende Säbel" betrachtet wird.

Nur ein einziges konservatives Provinzblatt, der „**Nouvelliste**" von Lyon, fand von der ersten Stunde an die Sache sehr anrüchig und sagte, ein einfaches Nachdenken beweise die Unhaltbarkeit der Angaben Tamburinis.

Die in dieser Sache anfangs so schweigsame Pariser Presse hat endlich ihre Geschwätzigkeit wiedergefunden und bringt lange Mitteilungen über die gerichtliche Untersuchung. Fast alle Blätter bedienen sich des Wortes „Komplott" und mehrere derselben sprechen von einer neuen Auflage der Verschwörung Malets.

Bekanntlich suchte dieser zu Dôle in der Freigrafschaft 1754 geborene General den Kaiser Napoleon zu stürzen, gerade am Tage des trostlosen Auszuges von Napoleon aus Moskau am 23. Oktober 1812.

Malet, welcher in den Revolutionsjahren die Stufenleiter der Armee mühelos erklommen, war im Jahre 1806 Gouverneur von Pavia. Da er sich gegen Napoleon mißliebig ausgesprochen, wurde er 1808 aus Sicherheitsrücksichten verhaftet, und es gelang ihm am 23. Oktober 1812 aus der Haft zu entweichen, sich an den Kopf eines Bataillons der Pariser Garde zu stellen, dessen Kommandant sein intimer Freund war. Er suchte sich der Polizei und der Ministerien zu bemächtigen; der Putsch mißlang aber infolge der Geistesgegenwart eines Kasernenwärters Laborde, der Malet zum Gefangenen machte.

Der gefangene General verteidigte sich und seine Schicksalsgenossen vor dem Kriegsgerichte in mannhafter und würdiger Weise, und als ihn der Präsident des Kriegsgerichtes frug, wer seine Mitschuldigen seien, antwortete er stolz: „Wenn mein Anschlag gelungen wäre, hätte ich Frankreich, Europa und Sie selbst, Herr Präsident, zu Mitschuldigen gehabt."

Sechs Tage nach dem Anschlage verendete der General Malet nebst seinen Mitgenossen Gnidal und Laborie am 29. Oktober 1812 unter den Kugeln des Exekutionspelotons, an dem Glacis der Vorstadt Grenelle.

Malet wollte den Kaiser stürzen, um Frankreich und Europa die Ruhe wieder zu geben. Nach allem, was man bis jetzt über diese angebliche neue Auflage der Verschwörung Malets hört, läßt sich mit der ersteren kein Vergleich ziehen. In die gegenwärtige „Verschwörung" sind allerlei Kostgänger verwickelt und weiß man noch nicht, ob es sich um einen nationalistischen, bonapartistischen oder royalistischen Putsch handeln sollte. Vielleicht hat man es auch nur mit einer Sippschaft zu tun, welche von gewissen Persönlichkeiten Gelder ergattern wollte, Persönlichkeiten, die den Ruf haben, ihren nächsten Verwandten den Geld-

beutel fest geschlossen zu halten, während sie sich Hunderttausende von Franken durch Rupfer, politische Faszinatoren und sonstige Leute herauspressen lassen, die es verstehen, den nötigen Ton anzuschlagen.

Sei es aber wie es wolle, sobald es sich um den Sturz des gegenwärtigen Jakobiner-Systems handeln würde, kann ein jeder Verschworener mit gutem Gewissen sagen, daß er Frankreich zum Mitschuldigen gehabt haben würde, wenn ihm sein Anschlag gelungen wäre.



Gedanken über den „Reformkatholizismus".*)

Von

Joseph Lorenz.

Das Wort „Reform" ist kein neues Wort. Wir lesen in der Kirchengeschichte oft und oft von Reform, Gegenreform, von Reformationen und Reformatoren. Es ist freilich eine Frage, ob alle diese Reform-Ideen und -Versuche stets und allwärts wirklich reformierend im eigentlichen Sinne des Wortes gewirkt haben und nicht auch sehr oft deformierend und destruierend. Aber ist denn das Wort „Reform" in der heiligen katholischen Kirche nicht überhaupt zu verpönen und ist denn nicht jeder, der dieses Wort ausspricht, schon von vornherein als Neuerer und halber Ketzer anzusehen? Es wird zu unterscheiden sein.

Soweit Reformversuche materiell den Inhalt der vom unfehlbaren Lehramte der Kirche festgestellten Glaubens- und Sittenlehren treffen wollen, sind und bleiben dieselben für einen gläubigen Katholiken niemals diskutabel. Soweit sie aber formell die eben genannten Glaubens- und Sittenlehren der Menschheit und insbesondere auch dem Gebildeten näherbringen wollen durch Beibringen von neuen Beweisen, durch Benützung der wissenschaftlichen Forschungsresultate, durch Nachweis des Einklanges zwischen depositum fidei und Wissenschaft, sind sie nicht nur nicht a priori zurückzuweisen, sondern im Gegenteil freudigst zu begrüßen.

Es gibt aber in der katholischen Kirche noch gar viele Dinge, die nicht dem unfehlbaren Lehramte unterstehen. Die Kirche ist zwar eine göttliche Institution, aber sie wird regiert von Menschen, die nicht in allen Dingen vom Heiligen Geiste geleitet werden. In dieser Tatsache liegt eben auch die Möglichkeit von Irrtümern und Mißbräuchen, von falschen Maßregeln und von Unterlassungen, die in ihren Folgen nicht immer irrelevant für die Kirche selbst und ihre Glieder sein können. Es wird doch niemand einfallen, im Ernste zu behaupten, daß nie ein Würdenträger der Kirche — auch der Papst (salva infallibilitate) nicht ausgenommen — einen vielleicht folgenschweren Irrtum begangen habe, daß von keinem je etwas übersehen oder unterlassen worden sei, daß all ihre Anordnungen und Verfügungen stets zeitgemäß und nutzbringend gewesen seien. Wo Menschen sind und Menschen walten, da gibt es auch immer Fehler — freiwillige und unfreiwillige; fehlerlose Uebermenschen sind auch in der katholischen Kirche nicht zu finden. In dieser unleugbaren Tatsache liegt die unzweifelhafte innere Berechtigung von Reformversuchen und Reformideen.

Reformbestrebungen sind im Grunde genommen eigentlich nicht einmal ein schlechtes Zeichen; im Gegenteil sind sie Zeichen eines pulsierenden Lebens; sie lassen erkennen, daß die wichtigsten Teile des Organismus noch gesund sind und noch reagieren, und daß der Organismus das, was in denselben nicht hineingehört, ausstoßen will. Stagnation ist niemals gut, und die Berechtigung jeder Reformbewegung abweisen, wäre gleichbedeutend mit dem pharisäischen Selbstbekenntnis: „Bei uns ist alles gut — ergo nichts zu reformieren und zu verbessern". Bekanntlich war aber bei den selbstsüchtigen Pharisäern durchaus nicht alles gut, sondern gar vieles verdorben und faul. Vergleiche die „übertünchten Gräber", als welche der Herr selbst sie bezeichnete!

Aber eine echte, rechte und wahre Reform muß es sein! Diejenigen, welche die Fahne der Reform hochhalten wollen, müßten den großen Reformmännern gleichen, die im Laufe der Jahrhunderte so Ausgezeichnetes für die Kirche geleistet haben; sie müßten in erster Linie gleichen dem größten Reformator und Regenerator der Welt, unserem Herrn und Heiland. Wenn wir uns fragen, auf welche Weise der Weltheiland und ihm nachfolgend die großen Reformatoren der Kirche die Menschheit für ihre Ideen gewonnen und so die Welt erobert haben, so müssen wir sagen, daß neben der Größe und inneren Wahrheit ihrer Ideen einerseits eine große Bescheidenheit, Einfachheit und Demut, anderseits bei aller Energie die christliche Liebe es gewesen ist, die diese großen Wirkungen hervorgebracht hat. Man darf kühn diese Eigenschaften den Probestein nennen, der uns den falschen vom wahren Reformator unterscheiden läßt.

Ob die Reformer unserer Tage diese charakteristischen Eigenschaften besitzen? Ist ihr Auftreten einfach, bescheiden, demütig? Kennen sie den Gehorsam, der notwendig aus diesen Eigenschaften resultiert? Wir hören sie viel und immer wieder reden von Wissenschaft, Kunst und moderner Kultur und es ist ein Steckenpferd der neuen Reformer geworden, ihren Gegnern Unwissenschaftlichkeit, Rückständigkeit, Unkenntnis, Beiseitesetzung der modernen Kultur vorzuwerfen. Es klingt das gerade so, wie wenn von ihrer Seite die Wissenschaft und Kunst und das Verständnis für Kultur in Pacht genommen worden wäre, während man auf gegnerischer Seite für all diese Dinge keinen Sinn und kein Verständnis hat. Der innere Grund dieses Auftretens kann wohl kein anderer sein als ein starkes Bewußtsein der eigenen, überragenden wissenschaftlichen Bedeutung. Die stete Betonung und Hervorhebung der eigenen Vorzüglichkeit, sowie das Beharren in dieser geistesstolzen Art hat aber, wie die Geschichte lehrt, schon manchen sonst fähigen Reformator auf Abwege gebracht. Was Paulus an die Korinther schrieb: „Was vor der Welt töricht ist, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen ...., damit kein Mensch sich rühme vor ihm", das müßte jeder, der reformatorisch in der Kirche wirken will, sich immer und immer wieder einprägen, und in erster Linie den geistigen Stolz meiden, der, durch wissenschaftlichen Dünkel erzeugt, sich selbst beweihräuchert und der ganzen katholischen Welt zumutet, ihm ebenfalls Weihrauch zu opfern. Unsere Reformer stehen überhaupt mit der christlichen Askese, deren Grundlage die Demut des Geistes ist und bleibt, auf gespanntem Fuße, und solange das der Fall ist, wird ihr Erfolg trotz aller wissenschaftlichen Reklame gering und unbedeutend sein.

Wie steht es ferner mit der Liebe auf seiten der modernen Reformbewegung? Es will mir ganz und gar nicht gefallen, wenn die wirklichen oder vermeintlichen Fehler der kirchlichen Würdenträger und Vorgesetzten mit einer gewissen Bitterkeit und Schärfe in der Oeffentlichkeit dargelegt werden, wenn man ins kleinliche Detail eingeht und alles Mögliche und Unmögliche, ja sogar ganz gewöhnlichen Seminarklatsch in Broschüren und Schriften zusammenträgt und vor dem Publikum ausschlachtet. Sollen wir vielleicht auch noch einen geistlichen „Bilse" erleben, der einen Seelsorger-Skandalroman schreibt oder ein klerikales „Jena oder Sedan"? Am allerwenigsten aber will es mir gefallen, wenn man seine Reformeier, wohlgepfeffert mit Ausfällen gegen die orthodoxen Gegner, niederlegt in Tageszeitungen, deren Tendenz der katholischen Richtung diametral entgegengesetzt ist. Dem Geiste der christlichen Liebe entspricht dieses Gebaren sicher nicht. Und was soll damit genützt sein? Kann denn ein katholischer Geistlicher im Ernste glauben, daß er vielleicht dadurch auf der Redaktionsstube und bei dem Gros der Leser der akatholischen, liberalen Zeitungen Propaganda machen kann für seinen modernen Katholizismus? Du lieber Himmel! Dem Redaktionsstab und den meisten Lesern solcher Blätter ist der Katholizismus überhaupt „schnuppe", ob er nun mit etwas Reform parfümiert ist oder nicht. Man kann diese Leute höchstens durch derartige „klerikale" Auslassungen in ihrer vorgefaßten Meinung gegen die Kirche bestärken; man kann bei manchem das noch schwach glimmende Fünkchen von Anhänglichkeit an unsere hl. Religion ganz auslöschen und harmlose Leser in die Irre führen. Wie aber mit dieser offenbar destruierenden Tätigkeit die Pflichten eines katholischen Priesters und Seelsorgers vereinbar sind, ist wahrlich nimmer zu begreifen.

Ferner, wenn man die wiederholten Auslassungen der Reformer gegen das Zentrum und gegen kirchlich anerkannte Orden, in erster Linie gegen den Jesuitenorden liest, kann man da sagen, daß aus denselben die christliche Liebe spricht? Gewiß ist das Zentrum nicht unfehlbar; es hat vielleicht auch schon Fehler gemacht und wird Fehler machen; aber jeder rechtlich denkende Katholik muß denn doch sagen, daß die Verdienste des Zentrums dessen etwaige Fehler hundertfach aufwiegen. Aber der wasch-

*) An vorstehende „Gedanken über den Reformkatholizismus" werden sich als zweite und dritte Folge Aufsätze desselben Verfassers über „Klerus und wissenschaftliche Bildung" sowie „Der Klerus und der moderne Kulturmensch" anschließen.

echte Reformer kennt nur Fehler des Zentrums, er weiß an Mallinckrodt und an Windthorst zu mängeln und zu rügen; er spricht nicht von den unsterblichen Verdiensten des Zentrums in religiösen und sozialen Fragen. Ist das Gerechtigkeit? Ist das christliche Liebe? Und das tut man zu einer Zeit, in der jeder Freund unserer hl. Religion sich sagen muß: „Nehmt das Zentrum weg und die Akatholiken und die evangelischen Bundesbrüder werden über uns herfallen und uns einen neuen Kulturkampf aufoktroyieren." Versteht man denn die Zeit nicht oder will man sie nicht verstehen?

Ebenso befremdend sind die Ausfälle der Reformer gegen die kirchlichen Orden, in erster Linie gegen die Jesuiten. Man braucht nun just kein Anbeter der Jesuiten zu sein, man braucht auch nicht zu glauben, daß die Jesuiten die „katholische Wissenschaft par excellence" sind, man braucht auch nicht den naiven Glauben zu haben, daß jedes Buch unfehlbar gut und empfehlenswert ist, wenn der Verfasser nur in der Lage ist, seinem Namen das bekannte S. J. anhängen zu können, aber man wird dem Orden des hl. Ignatius die unsterblichen Verdienste nie vergessen dürfen, die er sich um die katholische Kirche erworben hat, und man wird es anerkennen müssen, daß gerade die Jesuiten die Fahne der Wissenschaft stets hochgehalten und ihre wissenschaftliche Tätigkeit auch auf Gebieten bewährt haben, die nicht direkt in der Visierlinie des Theologen liegen. Was die Reformer so sehr fordern, daß man sich um Kunst, Literatur, profane Wissenschaft, moderne Kultur usw. kümmere, das haben die Jesuiten wahrlich schon längst getan. Und hätte die Gesellschaft Jesu sonst gar nichts geleistet, als daß sie in den traurigen Zeiten der Reformation einem großen Teile unseres Vaterlandes den heiligen katholischen Glauben erhalten hat, sie hätte sich einzig dadurch Verdienste genug gesammelt. Merkwürdig! Der Jesuitenorden leitete die Gegenreformation gegen Luther, die Reformatoren jener Tage waren die wütendsten Gegner der Jesuiten, und unsere heutigen Reformer reichen in dieser Beziehung den Reformern des 16. Jahrhunderts brüderlich die Hand!

Als wesentliche Eigenschaft des wahren Reformators bezeichnete ich oben die Energie. Es erübrigt demnach noch, die Energie unserer neuen Reformer unter die Lupe zu nehmen. Ja, Energie ist vorhanden, sogar große Energie; aber leider betätigt sich diese Energie mehr im Widerspruch und Widerstand gegen die kirchliche Autorität als gegen die Feinde der Kirche. Ist es ein Zeichen von Energie, wenn die Herren den politischen Katholizismus verpönen und verwerfen? Wir sind die Angegriffenen; die Kirche ist bedroht von den Anhängern des Unglaubens und durch die wütende Hetze des Evangelischen Bundes; das religionslose, rote Gespenst droht in unseren Parlamenten zu überwuchern und die Majorität an sich zu reißen und wir sollen uns nach dem Universalrezepte der Reformer in die Sakristei zurückziehen und unsere Feinde ruhig arbeiten lassen? Wo bleibt da die Energie? Solange unsere Gegner Religion und Politik mit einander verquicken, und nicht unterlassen, Eingriffe in unsere heiligsten Rechte zu machen, ebensolang wird der wahre Reformer auch ein politischer Katholik bleiben müssen oder er ist — gelinde gesagt — ein Phlegmatiker, der die Hände in den Schoß legt und schläft, während die Gegner ihm den Boden, auf dem er steht, unterwühlen. Verrät es ferner Energie, wenn die Reformer aus lauter Konnivenz sich die Schlagwörter des Liberalismus aneignen und über „Jesuitismus" und „Ultramontanismus" losdonnern, wie wenn sie keine katholischen Priester, sondern Kulturpauker erster Güte wären? Man sucht auf jener Seite die Gegner zu gewinnen, indem man jeden schroffen Gegensatz vermeidet; man laviert; man verflacht; man ist konnivent und konziliant bis an die äußerste Grenze der Orthodoxie und privatim wohl auch noch darüber hinaus — und was kommt bei dieser Reform-Balanzierungskunst heraus?

Man hat sich gewundert, als von der sogenannten „Kraus"-Gesellschaft, zu welcher sich ja in der neuesten Zeit die Reformelemente verdichtet haben, in offizieller Weise für die Simultanschule Stellung genommen wurde. Wer das Wesen, den inneren Kern der neuesten Reformbewegung kennt, der wird sich darüber nicht wundern, sondern er wird diese Tatsache als eine logische Folge des Lavierens, Konnivierens und der Nachgiebigkeit gegen den Liberalismus ansehen müssen. Es sollte uns nicht wundern, wenn wir von dieser „Kraus"-Gesellschaft in nicht ferner Zukunft noch ganz andere Dinge erleben werden; die schiefe Ebene ist betreten — gar bald werden Angriffe auf den Zölibat und schließlich auch auf das Dogma folgen; die „Kraus"-Gesellschaft wird für den wahren Katholiken noch eine „Graus"-Gesellschaft werden.

Auf diesem Wege der Nachgiebigkeit treibt man einem Salon- und Mode-„Katholizismus" zu; das freimütige, energische Bekenntnis unseres Glaubens wird immer seltener und bei manchem etwas schwächer angelegten Charakter verschwindet im Verkehr mit den Gegnern der Katholizismus und der klerikale Habitus in der Westentasche, wie der Ehering des Strohwitwers.

Ich kann mir nicht helfen, wenn ich vom modernen Reform-Katholizismus reden höre, so muß ich immer an „Reform"-Kleider, „Reform"-Hüte und andere „Reform"-Dinge denken, die heute oft angepriesen werden. Es ist in diesen Ausdrücken das Wort „Reform" gleichbedeutend mit „Mode". Unsere modernen Reformer wollen auch mit der „Mode" gehen und dadurch die Gegner gewinnen. Nein, das ist nicht der Weg! Nicht die heutige Modekultur muß die Basis sein, auf welcher eine Versöhnung zwischen Kultur und Kirche anzustreben ist, sondern die uns gegebene Basis, das ist die auf den Felsen gebaute katholische Kirche; diesen Standpunkt festhaltend, darf sie nicht etwa die moderne Kultur beiseite liegen lassen; nein sie muß dieselbe in sich aufnehmen, muß sie veredeln, vergeistigen, verinnerlichen und sie aus dem realistischen Sumpfe zu ihrer idealen Höhe erheben. Hätte die Kirche im Laufe der Jahrhunderte ihre festgegründete Basis verlassen und sich je nach Zeit und Geschmack auf den wechselnden, schwankenden Boden der Kultur gestellt — sie wäre wohl längst versunken und untergegangen.

Bei den Reformern, wie sie in den letzten Jahren und Tagen sich gezeigt haben, ist demnach das Heil nicht zu suchen. Aber soll deswegen jede Reform unterbleiben? Mit nichten. In einem weiteren Aufsatze soll versucht werden, ein paar Reformgedanken darzulegen, die hauptsächlich das Verhältnis der Kirche zu Wissenschaft und Kunst berühren.



Die Weinrebe.

Es war auf der Schädelstätte.

Der Heiland hing am Kreuze und sühnte die Schuld der Menschen. Die Sonne verbarg entsetzt ihr Antlitz; sie wollte den Frevel der Menschheit nicht schauen.

„Sohn, deine Mutter! — Mutter, dein Sohn!" sprach der Erlöser.

— — Der Atem der Natur stockte. Die Vögel saßen wie festgebannt auf ihren Zweigen; sie hatten ihr Lied vergessen.

Der Sturm sauste durch die Zedern des Libanon, und die gebeugten Stämme stöhnten.

„Mein Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!" seufzte der Erlöser und die harten Felsen bebten ob den Schmerzenslauten.

— — Jetzt neigte der Heiland sein Haupt und starb.

Die Menschen schlugen an ihre Brust, denn ihr Gewissen wachte.

— — Die Weinrebe aber klammerte sich an das Kreuz und weinte.

Da erschien der Friedensengel und rührte die Trostlose an. „Weine nicht, liebliches Kind der Natur," sprach er, „denn siehe, der Gottmensch hat dich gesegnet!"

Und da nun die Beeren reiften und ihr Saft den Kelch erfüllte, weihte sie der Priester Jehovahs und nannte den Wein „Blut der Erlösung."

Hans Eschelbach.

Frühlingshoffen.

Blum' und Bäume Knospen treiben,
Saftig Grün schmückt neu das Feld,
Vöglein hüpft von Ast zu Aste,
Wald baut ihm ein Wohngezelt.

Frühlingshauch zog fern aus Süden
Keime weckend schon herbei,
Veilchen, Tulp' und Primel blühen,
Kranzumwunden naht der Mai.

Neues Leben, neues Schaffen,
Neues Sehnen überall!
Armes Herz, nun weg dein Bangen!
Juble mit der Nachtigall!

Wiesbaden. Else Feldt.



Unsere Erlösung.

(Vor der Skulptur von Valentin Kraus.)

Er sitzt auf seinem Marterholz allein
Und fragt ganz leise: Wo sind die Erlösten?
Für die ich litt die namenlose Pein. —
Wo sind die süßen Lippen, die mich trösten?
Wo ist der reinen Liebe große Schar?
Wo sind die Heiligen, mit Blut Getauften?
Wo sind die Seelen mild und friedensvoll
Durch meine Schmerzen von dem Haß Erkauften?

Nur meine tausend Qualen sind bei mir.
Nur meines Kreuzes grause Einsamkeiten
Und meine Arme sinken schlaff herab;
Ich mußte sie viel hundert Jahre breiten,
Und meine Stirne neigt sich müd und tief.
Ich hab den Himmel auf die Welt getragen.
Wo ist die Menschheit, die ich sehnend rief,
Für die ich löste alle Seelenfragen?

Ein dumpfes Schweigen brütet um mich her.
Bin ich umsonst den Schreckensweg geschritten?
Die Dornenkrone lastete so schwer.
Hab ich umsonst der Hölle Durst gelitten?
Und hab ich Gall und Essig dieser Welt,
Des bitt'ren Hasses Schwamm umsonst getrunken?
Umsonst, umsonst! Ich bin auf meinem Kreuz
Wie einstmals unterm Kreuze hingesunken.

M. Herbert.



Leiden.

Oft hab' ich in düsteren Stunden
Still sinnend für mich gedacht:
„Wer hat doch das Leiden erfunden?
Wer hat es zu uns gebracht?“

„Es wär' doch ein Leben voll Freuden,
So reizend, so himmlisch, so schön!
O könnten wir bar aller Leiden
Stets heiter durch's Leben geh'n!“

Und doch! — Laß einmal die Sonne
Ein Jahr lang nicht untergeh'n!
Laß niemals in unserer Zone
Ein Wölklein am Himmel mehr steh'n!

Was würde die Erde wohl werden? —
Der glühende Sonnenbrand
Würd' jegliches Leben gefährden;
Verödet läge das Land.

Ersehne nicht stetige Freuden!
Sie gleichen der sonnigen Glut.
Nimm hin auch den Schmerz und das Leiden:
Auch Wolken sind nützlich und gut.

Aufkirchen. L. J. Giesendorfer.

Reichsgesetzliche Regelung der Arbeitszeit in Kontoren des Handelsgewerbes,

welche nicht mit offenen Verkaufsstellen verbunden sind.

Von

C. Th. Schrembs, München.

Das Kaiserliche statistische Amt in Berlin (Abteilung für Arbeiterstatistik) hat gemäß eines Beschlusses des Beirats für Arbeiterstatistik vom 22. Oktober 1902 behufs Ergänzung der gleichartigen Enquete vom September 1901 im Jahre 1903 eine Erhebung darüber angestellt, ob die in Kontoren gegenwärtig übliche tägliche Arbeitszeit für die Handlungsgehilfen und -lehrlinge nachteilige Folgen zeitigt, worin diese bestehen und welche Mißstände sich bei der Regelung der Mittagspausen in Betrieben mit geteilter Arbeitszeit und Leistung von Ueberstunden ergeben haben; ebenso wurde die Anschauung der Befragten darüber eingeholt, ob und auf welcher Grundlage eine gesetzliche Regelung der Arbeitszeit durchführbar sei.

Gutachten wurden eingereicht und verarbeitet von
90 Handelskammern,
92 kaufmännischen Verbänden und Vereinen,
31 Verbänden und Vereinen der Handelshilfsarbeiter,
und das statistisch verwertbare Material war ziemlich umfangreich, wie aus der nunmehr vorliegenden Zusammenstellung zu ersehen ist.

Vor allem fällt schon bei flüchtiger Durchsicht der Kontrast auf, der zwischen den Antworten der Handelskammern und denjenigen der Verbände bzw. Vereine hervortritt; wir werden später Gelegenheit haben, diese Tatsache etwas näher zu untersuchen.

Die Hauptfragen zielten dahin, ob die gegenwärtig übliche tägliche Arbeitszeit nachteilige Folgen zeige
allgemein 1. für die Gesundheit,
2. für das geistige und sittliche Leben,
3. für das Familienleben,
im besonderen 4. beim weiblichen Personal,
5. bei den Lehrlingen, und schließlich
6. für den Besuch der Fortbildungsschule.

Da zeigt sich nun gleich der Kontrast: Sämtliche Handelskammern verneinten im großen und ganzen diese Fragen, nur bei Frage 6 antworteten 6 mit ja.

Von den kaufmännischen Verbänden und Vereinen

	bejahen	verneinen	geben keine Antwort
Frage 1:	38	35	19
„ 2:	30	33	29
„ 3:	15	33	44
„ 4:	33	25	34
„ 5:	39	32	21
„ 6:	36	42	14
	191	200	161

Das Stillschweigen der immerhin erheblichen Anzahl von Vereinigungen läßt ohne weiteres darauf schließen, daß sie die Verhältnisse an ihren Sitzen auch nicht von der günstigsten Seite zu beurteilen wagen, jedenfalls aber muß der Gegensatz, der zwischen den Angaben der Vereinigungen und denjenigen der Handelskammern herrscht, als höchst auffällig bezeichnet werden. — Worin ist wohl der Grund dieser verschiedenen Beurteilungen zu suchen? Es scheint, daß die Handlungsgehilfen die Handelskammern nicht als eine geeignete Stelle betrachten, um eventuelle Klagen über Mißstände anzubringen. Daß die Handlungsgehilfen ihr Gefühl nicht betrügt, haben die Handelskammern durch ihr Verhalten bei der sozialen Fürsorge für den Gehilfenstand hinlänglich bewiesen, sonst müßten wir auf diesem Gebiete längst etwas mehr vorgeschritten sein. Es ist auch ganz natürlich, daß eine einseitige Prinzipalsinstitution, wie sie die Handelskammern darstellen, nicht beurteilen kann, an welcher Stelle eine Verbesserung der Lage der Handlungsgehilfen geboten erscheint. Daß es mit dem Willen der meisten Prinzipale, eine Besserstellung für den Arbeitnehmer zu schaffen, nicht weit her ist, diese Tatsache zu beobachten, bietet sich heute Gelegenheit auf allen Gebieten der Sozialpolitik.

Eine weitere Frage, ob bei der Festsetzung der Mittagspause Mißstände vorkämen, beantworten wieder sämtliche Handelskammern mit Nein, dabei fügen aber mehrere dieser Körperschaften Bemerkungen an, wie

1. Infolge der weiten Wege geht ein großer Teil der Freizeit (1½ bis 2 Stunden) verloren,
2. (Mittagspause) äußerst selten eine Stunde,
3. (Mittagspausen von) 1½ Stunden sind selten,

4. (Mittagspausen für) Lehrlinge $1^1/_2$ Stunden,
5. (Mittagspause) vereinzelt 1 Stunde usf.

Die Mittagspause wird von 41 Handelskammern mit $1^1/_2$ bis 2 Stunden (von 2 mit $1^1/_2$) bezeichnet; nun fordern aber die Aerzte ohne Ausnahme eine Minimalmittagspause von zwei Stunden bei getrennter Arbeitszeit und trotzdem sind alle Handelskammern der Ansicht, daß Verbesserungen nicht geboten erscheinen; ein seltenes soziales Verständnis! — Von den Vereinigungen bekunden 33, daß Mißstände vorkommen, und nach alledem wird man nicht fehlgehen in der Annahme, daß die Handelskammern an Informationsbestrebungen über die wirklichen Verhältnisse in bezug auf Mittagspause völlig unschuldig sind.

Ferner verneinen die Handelskammern durchweg das Vorkommen von Mißständen durch Ueberstunden, geben aber gleichzeitig zu, daß der geleisteten Mehrarbeit vielfach keine Ermäßigung der regelmäßigen Arbeitszeit gegenübersteht. Der Widerspruch, welcher in diesen Angaben liegt, wird von den Handelskammern anscheinend gar nicht verstanden.

Der Kardinalpunkt der ganzen Erhebung, ob eine bestimmte allgemeine Regelung der Arbeitszeit für alle Betriebe geboten erscheint, wird von den Handelskammern ebenfalls verneint, daß die Regelung durchführbar ist, wird von 7 Handelskammern zugegeben, im übrigen aber meistens verneint (eine Anzahl antwortete auf diese Fragen gar nicht). Seitens der Verbände bzw. Vereine werden diese 2 Fragen mit einigen Ausnahmen bejaht. Vorschläge zur Regelung der Arbeitszeit bringen nur die Vereine und Verbände.

Es folgen dann noch Fragen, welche Ausnahmen bei gesetzlicher Regelung gestattet werden sollen, ferner werden Vorschläge zur Regelung der Arbeitszeit der jugendlichen Gehilfen und Lehrlinge, sowie zur Regelung der Mittagspausen im allgemeinen eingefordert. Die bezüglichen Fragen wurden von den Handelskammern durchweg im Gegensatz zu den Vereinen und Verbänden beantwortet. Die Notwendigkeit einer Aenderung der gesetzlichen Bestimmung über die Sonntagsruhe erfährt seitens der Handelskammern ebenfalls eine negative Beurteilung.

Ueberblickt man die ganze Erhebung und die Resultate derselben, so wird man sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß die Handelskammern ihren alten Ruf als in sozialer Hinsicht möglichst rückständige Institutionen wieder bewährt und neu befestigt haben. Es grenzt doch nahezu an glatten Unsinn, behaupten zu wollen, daß im Handelsstande keine Mißstände vorkämen, die Handelskammern sind aber mit gewohnter Einstimmigkeit hiervon überzeugt, ein Beweis für die blinden Informationen dieser Körperschaften.

In mehreren Fach- und Tagesblättern, besonders auch im „Berliner Tagblatt", wurden gegen die gesetzliche Regelung der Arbeitszeit verschiedene Gründe ins Feld geführt; so heißt es u. a.: das bisherige schöne Vertrauensverhältnis zwischen Prinzipalen und Angestellten würde gestört werden. Dies kann ruhig als leeres Gerede bezeichnet werden, denn es widerspricht jedem menschlichen Empfinden, daß sich ein Vertrauensverhältnis herausbilden könne, wenn der Prinzipal seine Angestellten fast täglich über die normale Zeit beschäftigt, wodurch letztere verhindert werden, noch etwas Vernünftiges am Abend anzufangen. Ein Handlungsgehilfe, welcher nicht nur für Geschäft, Wirtshaus und Schlafen da sein will, wird ein solches „Vertrauensverhältnis" nicht zu würdigen wissen. Bei Festlegung der Arbeitszeit aber wird jeder verständige Handlungsgehilfe einmal eine Stunde oder je nach Bedarf auch mehr opfern, wenn er sieht, daß es im Interesse des Geschäfts geboten erscheint und anerkannt wird. Freiwillige Arbeit ist noch stets mehr wert gewesen, das wird jeder aufmerksame Prinzipal sich sagen müssen.

Dann heißt es weiter: Die Grundfesten des deutschen Handels würden erschüttert werden, wenn dem Prinzipal das freie Verfügungsrecht (auch moderne Sklaverei genannt) über seine Angestellten genommen würde. Wer so denkt, verrät eine Befangenheit, die einfach lächerlich ist. — In England ist der Handel mit Sonntagsruhe und normaler Arbeitszeit groß geworden, warum sollte bei uns aus dem gleichen Grunde der Handel niedergehen, das ist weder einzusehen, noch zu befürchten. Die übrigen gebrachten Einwände verdienen nicht näher erörtert zu werden, einer aber sei noch herausgegriffen: Man sagt, daß es den jungen Leuten gar nicht förderlich wäre, so früh aus dem Geschäft zu kommen, dadurch würden sie nur noch länger in den Wirtshäusern herumbummeln, und was man sich alles sonst noch damit zusammenhängend denken kann. — Allerdings, wenn man mit derartigen „Gründen" zu operieren anfängt, dann müßte überhaupt die ganze soziale Gesetzgebung beschränkt werden, denn wo gibt es wohl ein Gesetz, das nicht mit solchen geistlosen Einwänden bekämpft werden könnte? Schlecht würde es um ein Volk stehen, das die Einführung sozialer Reformen von derartigen Produkten wirtschaftlich Zurückgebliebener abhängig machen würde!

Als ein Erfolg vorstehend besprochener Enquete kann aber registriert werden, daß demnächst im Kaiserlichen statistischen Amt in Berlin eine größere Anzahl im geschäftlichen Leben stehender Handlungsgehilfen mündlich über vorkommende Mißstände vernommen werden soll.

Wenn je etwas die Notwendigkeit staatlicher Interessenvertretung der Privatangestellten bewiesen hat, so ist es die Erhebung des statistischen Amts, und zwar kann diese staatliche Interessenvertretung nur in Verbindung mit den schon längst geforderten Arbeitskammern geschaffen werden... Der Reichstagsabgeordnete Trimborn-Köln äußerte sich unlängst speziell hierüber wie folgt:

„Wir fassen Arbeitskammern nach wie vor auf als Vertreter der Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf demselben Gebiete, und da wünschen wir, wie der Abgeordnete Patzig, daß in den Arbeitskammern Raum geschaffen wird für eine Vertretung auch der geistigen Arbeiter, der Privatbeamten, der zahlreichen technischen Beamten in den Betrieben, aber nicht in dem Sinne, daß wir eine Dreiteilung der Kammer vornehmen, sondern einen besonderen Ausschuß einrichten, in dem auch diese zu Wort kommen. Diesen Gedanken lege ich der Regierung eindringlichst ans Herz, denn die Privatbeamten müssen unbedingt eine Organisation erhalten, durch die sie ihre Wünsche der Gesetzgebung unterbreiten können."

Das dürfte ein Ziel sein, das die Privatangestellten zu erstreben haben. Die Vereine und Verbände werden von der Regierung in den seltensten Fällen zu irgend einer Mithilfe bei der sie berührenden sozialpolitischen Gesetzgebung herangezogen, wohl aber werden die Handelskammern um ihre Meinungen befragt, was zur Folge hat, daß die Interessen der Privatangestellten bis jetzt viel zu wenig berücksichtigt wurden. Ist aber eine offizielle Interessenvertretung im Sinne des Abgeordneten Trimborn geschaffen, so dürften die Wünsche der Privatangestellten nicht mehr so ungehört verhallen, wie dies — durch eigene Schuld — bis jetzt der Fall war.

Ja, du bist stark!

Ja, du bist stark, mit hoch erhob'nem Haupt
Gehst du durch der Versuchung wilde Fluten,
Mir ist vom Irrweg das Gewand bestaubt,
Die Dornen stechen und die Wunden bluten.

Ja, du bist stark, mit tiefem Sehnsuchtsblick,
Reich ich die Hände dir, die lebensmüden,
Zum heil'gen Glauben führe mich zurück,
Er nur allein gibt meiner Seele Frieden.

Karlsruhe. Luise Gruhn.

Stimmungen.

Ich saß auf meinem Lieblingsplatz am Fenster, guten Mutes und fleißig bei der Arbeit — dem Kleidchen unseres Jüngsten. — — Du kamst aus dem Geschäft, geärgert wohl und voller Sorgen. — — —

„Bist wohl in schlechter Laune, Frau! Nein? — Leugne es nicht, ich sehe es an deinem Blick, — dein Gruß klingt hart, — du liebst mich nicht mehr recht."

Dies Wort, es kränkte mich und verursachte mir Schmerz — nun hast du recht, jetzt bin ich schlechter Laune. — — —

* * *

Am Sonntag war es! Der Braten angebrannt, die Suppe schlecht geraten; nicht lieblicher Natur waren meine Gedanken an die Tadelworte, die ich der Köchin eben sagen mußte, und zaghaft harrte ich seiner Rückkehr.

Du kamst aus lachendem Frühlingssonnenschein und von grünender Flur ins wohnlich freundliche Zimmer: „Ei, Frauchen, wie fröhlich und gut gestimmt du heute doch bist; dein Auge leuchtet, deine Züge so mild, sie sagen mir, wie treu du mich liebst!"

Und wieder hast du recht: Mein Aerger war dahin bei deinem ersten Wort! Carola Terkowski.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von

Dr. Felix Mader-München.

Im Kunstverein sah man vor kurzem eine ziemlich umfangreiche Kollektion des eben verstorbenen Tiermalers Braith, die bedeutendes Interesse beanspruchte. Braith gehört mit zu den besten Meistern in diesem Fach. Während er sich in seinen älteren Bildern einer weicheren, etwas glatten koloristischen Sprache bedient, der damaligen allgemeinen Richtung entsprechend, sieht man an den jüngeren und jüngsten Arbeiten, wie die Ausdrucksmittel des impressionistischen Kolorismus in der Hand eines Mannes, der was kann, zu voll abgerundeten künstlerisch befriedigenden Schöpfungen gebraucht werden können. Welche Plastik, welche Lebensfülle spricht doch aus dem Gemälde von 1896, zwei Kühe am Bach! Wie ist das Spiel des Lichtes auf den kräftigen Wasserpflanzen, auf den Körpern der Tiere beobachtet und in harmonische Gesamtstimmung gebracht! Das Darstellungsgebiet Braiths hat seine Grenzen, aber innerhalb derselben bietet er durchaus anziehende Schöpfungen, mag man sie nach der formalen oder inhaltlichen Seite betrachten. Diese Rinder und Schafe sind keine bloßen Tapeten, keine bloßen Farbensilhouetten, sondern lebensvolle, in ihrem Zusammenhang mit der umgebenden Natur frisch und stimmungsvoll erfaßte Gestalten, kurz: da ist nicht bloß „Wollen", sondern auch Können.

Das Gegenteil gilt von der Frühjahrsausstellung der Sezession.

„Viel Geschrei und wenig Wolle" — viel „Wollen" und wenig Können, eine Menge von Skizzen und nur ein paar ausgeführte Gemälde. Der Laie wird über das Ganze entsetzt sein: er mag sich in eine Jahrmarktsbude versetzt fühlen: „Hier zu sehen, meine Herrschaften, wie man mit vier Pinselstrichen eine Katze malt, eine leibhaftige, sezessionistisch gesehene Katze — in fünf Minuten eine Landschaft, meine Herrschaften, à la Paris" — lauter Studien, und welch banale und teilweise rüden Motive, die nicht erwärmen, sondern mehrfach abstoßen und diese impertinente Vernachlässigung bzw. Unkenntnis der Form! Unter den ausgeführten Gemälden befinden sich einige gute, doch erheben sie sich nicht über das, was der moderne Kunstfeuilletonist „Mittelgut" nennt: es ist deswegen nicht nötig, sie näher zu besprechen; die neueste Kunst und ihre Propheten gehen bekanntlich an „Mittelgut" schweigend vorüber und das können wir uns auch leisten.

Die Ausstellung verkündet die folgenden Wahrheiten mit eindringlicher Stimme: Unsere Kunst braucht Ideen und Ideale: die Anstreicherei mit Maurerpinseln allein tut's nicht. Sie braucht ferner Schule, stramme, unerbittliche Schule: Meister fallen nicht vom Himmel und „die Roheit, alle geschichtliche Pietät über den Haufen zu werfen, rächt sich in der Kunst bitter", schrieb vor kurzem der Kunstwart. Eine weitere Erkenntnis ist die: die Nachäfferei der Pariser führt zu nichts. Der Künstler arbeite — nachdem er zuerst was gelernt hat —, wie es ihm aus der Seele quillt; es können und sollen nicht alle Vögel pfeifen wie die Pariser Spatzen. Für das Publikum aber ergibt sich die Forderung, daß es sich energisch wehre gegen die Vergewaltigung des guten Geschmackes, dessen sich diese Kunst schuldig macht, und ihre Propheten, die alles mögliche in diese Klexereien hineinsehen, hineinhysterisieren und — hineinschwindeln und so mit der Zeit das gesunde Urteil verwirren.

Eine sehr erfreuliche Ausstellung hat zurzeit die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst veranstaltet (Karlstr. 6): nämlich die Skizzen und Entwürfe für ihre Grabmalskonkurrenz, deren Prämienresultat die Blätter bereits mitgeteilt haben.

Der Gedanke, der dieser Konkurrenz zugrunde liegt, ist ein sehr praktischer und verdienstvoller, nämlich eine Reform auf dem Gebiete der Grabmalskunst einzuleiten. Während in den früheren Kunstepochen auch der einfache Grabstein künstlerischen Gehalt besaß, hat sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts die ausgesprochenste Geistlosigkeit dieses Gebietes bemächtigt: all diese romanisch oder gotisch sein sollenden Grabdenkmäler, all diese behauenen Blöcke aus weißem oder schwarzem Marmor sind ganz öde, rein industrielle Leistungen.

Der Erfolg der Konkurrenz war ein großer. Aus den meisten dieser Skizzen spricht wirklich originale Erfindung und künstlerische Empfindung; mit wahrhaft monumentaler Sprache verkündigen sie den hohen Ernst ihrer Bestimmung. Dabei muß betont werden, daß es sich nicht etwa um Prachtdenkmäler handelt, sondern das Preisausschreiben stellte die Bedingung, daß die Kosten des ausgeführten Denkmals die Summe von 200 Mark nicht überschreiten dürften, um eben auf breitester Grundlage eine Besserung anzustreben.

Was die stilistische Richtung der Skizzen betrifft, so bevorzugen sie den altchristlichen Stil mit seiner einfachen Größe und seinem feierlichen Ernst, aber keineswegs ausschließlich. Der altdeutsche Bildstock, die antiken Grabstele, das keltische Hochkreuz schwebten den Künstlern als Typus vor. Sehr sympathisch berührt der Gedanke J. Faßnachts, die Denkmäler mit glacierten Terrakotten zu schmücken. Möge also der verdienstvolle Gedanke der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst auf fruchtbaren Boden fallen, indem recht viele dieser trefflichen Entwürfe auch die Ausführung erleben. Geschmacklose Gewohnheiten auszurotten ist schwer, aber die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst hat auf dem Gebiet der christlichen Kunst sehr vieles zum Besseren gewendet; es ist also zu hoffen, daß es ihr auch auf dem Gebiet der Grabmalskunst gelingen wird.



Bühnen- und Musikschau.

Münchener Hoftheater. In Schillers „Jungfrau von Orleans" trat eine bereits festengagierte junge Schauspielerin, Frl. Gisela Hawelka, die bei dieser Gelegenheit zum überhaupt ersten Male die Bühne beschritt, in der Titelrolle auf. Die Dame verfügt hinsichtlich ihres Organs und ihrer Erscheinung über sehr günstige Vorausbedingungen, deren nutzbringende Anwendung ihr indessen noch fast vollständig versagt ist. Sie sprach zu schnell und scheint ihre Worte aus einem unsichtbaren Buch abzulesen; ihr Spiel reduziert sich auf eine einzige Armbewegung, ihre Mienen bleiben gänzlich unbewegt oder übertreiben. So begreiflich das stete Ausschauen nach frischen Kräften ist, so bleibt es doch zum mindesten ein übereilter Schritt, aus diesem Stand des Könnens der Dame schon bindende Hoffnungen für deren „hoftheatermäßige" künstlerische Zukunft ableiten zu wollen. Die Vorstellung war übrigens durch ein schweres Unwohlsein des Herrn Sturz im letzten Augenblick sehr gefährdet und wurde schließlich dank dem Opferwillen einiger Darsteller durch eine durchgreifende Umbesetzung ermöglicht.

Gärtnertheater. Die Operette „Der Stadtregent" von Heinrich Berté, Text von Gettke und Pohl, deren Uraufführung am 1. d. M. stattfand, war vor einigen Jahren schon unter dem Titel „Der neue Bürgermeister" in Wien gegeben worden, und der geringe Erfolg schien damals eine Umarbeitung des Werkes notwendig zu machen. Wir erhielten es also in bereits verbesserter Form vorgesetzt — ein Umstand, der dem Libretto durchaus nicht anzumerken war. Nach einer Reihe von hoffnungsvollen Voraussetzungen und nach einer hübschen, charaktervollen Exposition verliert es sich plötzlich so fassungslos im hergebrachten Operettenblödsinn, daß man neben diesem selbst noch den Aerger über die vorhergegangene Irreführung zu verwinden hat. Berté hat dazu eine nicht originelle, aber hübsche und im Verlauf des Abends nur sich selbst zu ähnliche Musik in stets sorgfältiger Instrumentation geschrieben. Der Erfolg des Werkes war freundlich, aber im Verlauf des Abends sich abschwächend und sicherlich nicht nachhaltig.

Münchener Volkstheater. Eines durchschlagenden Erfolges erfreute sich bei seiner Uraufführung das Volksschauspiel „Großstadtkehricht" von Alois Wohlmuth, dem ausgezeichneten Charakterdarsteller unserer Hofbühne. In seiner Anlage finden wir allerdings Motive angeschlagen, die uns von Anzengruber und Sudermann her nicht mehr unbekannt sind. Aber der gesunde Realismus und die phrasenlose Aufrichtigkeit, mit denen hier unter glücklicher Betonung spezifisch Münchener Verhältnisse moderne Großstadtzustände illustriert werden, lassen das Stück als wirkliches Volksschauspiel erscheinen, und an solchen im besten Sinne des Wortes besteht wahrlich kein Überfluß. Unter den Darstellern zeichnete sich besonders Karl Kopp durch lebensechte Auffassung aus.

Aus dem Münchener Konzertleben. Das 12. Kaimkonzert war das letzte der Saison und, wie man erst nachträglich erfuhr, das letzte unter Weingartners Leitung. Es war, als wollte der scheidende Dirigent noch einmal sein musikalisches Glaubensbekenntnis betonen: Bachs D-dur-Suite, Beethovens fünfte Symphonie und dazwischen Brahms' zweites Klavierkonzert, von Frederic Lamond mit reichster Entäußerung einer üppig nachschaffenden Phantasie gespielt, bildeten das Programm. Weingartner selbst ließ seine ganze feinsinnige Dirigentennoblesse noch einmal im hellsten Lichte spielen und das Publikum bereitete ihm einen Erfolg, als wüßte es schon um seine Abschiedsgedanken.

Das letzte Akademiekonzert brachte an der Spitze seines Programms die sinfonische Episode „Seemorgen" von Max Schillings unter dessen persönlicher Leitung. Das Stück ist hier schon öfter gehört worden. Seine Stärke liegt zunächst in seinem „landschaftlichen" Stimmungsausdruck, während die Erfindung an sich nicht besondere Originalität bekundet. Einen nicht ganz ungekünstelten Eindruck machte Pfitzners Komposition des bekannten Gedichtes „Die Heinzelmännchen" von August Kopisch. Er hat dabei natürlich seine sämtlichen musikalischen Farbentöpfe leergemalt. Daß der volkstümliche, durchaus anspruchslose Charakter der Märchendichtung aber völlig verloren gehen muß, wenn man über die schlichte Kinderstubengeschichte achtzig Orchesterleute hetzt, das wollen unsere heutigen, ganz feinfühligen Tonsetzer eben doch nicht einsehen. Herr Knüpfer sang die Erzählung sehr schön, ohne den Orchesterwogen immer Stand halten zu können. Den versöhnenden Schluß bildete, von Felix Mottl entzückend interpretiert, Beethovens sechste Sinfonie.

Ein homo novus für den Münchener Konzertsaal, der Pianist und Lehrer an der Kgl. Akademie der Tonkunst Karl Roesger, veranstaltete einen gut verlaufenen Klavierabend im Museum. Sein überreiches Programm brachte eine Auswahl von Werken verschiedenster Stilrichtung. An der Spitze stand Beethovens Sonate op. 101. Roesger spielt alles weniger mit Aufwand von Temperament als mit sauberster Technik und der Kunst, die Absicht des Komponisten bis ins kleinste klar bloßzulegen. Eine Serenade eigener Komposition schlägt den feinen Salonstil an. Der Künstler fand reichen und herzlichen Beifall.

Ein Konzertabend im Bayerischen Hofe galt der Vorführung des neuen Meisterharmoniums mit Celesta der Firma Schiedmayer, das von Herrn Paul Schmidt virtuos gespielt und so in seinen ganzen Vorzügen erkenntlich wurde. Das Instrument, dessen technische Handhabung relativ leicht ist und vornehmlich einen fein entwickelten Klangsinn beansprucht, ist in seinem Nüancen- und Farbenreichtum fast unerschöpflich, doch liegt hierin unseres Erachtens auch eine gewisse Gefahr bei der Benützung desselben als Hausinstrument, denn die volle Ausnützung seiner technischen Vorzüge führt unbedingt zu Künstelei und Unnatur. Von den Mitwirkenden sei gesagt, daß sie mit Ausnahme der geschmackvoll ihres Amtes waltenden Pianistin Frl. Emilie Frey auf der Höhe des gutgebildeten Dilettantismus standen.

Weingartner hat die Direktion der Kaimkonzerte niedergelegt — dieses nicht eben erfreuliche Ereignis ward bald nach seinem letzten, oben besprochenen Auftreten bekannt. Man sieht ihn ungern scheiden, denn er war mit der Zeit mit seinem Orchester in der selbstverständlichen Anschauung des Publikums so eng verwachsen, daß es zurzeit noch fast unmöglich ist, ihn von dem Unternehmen, dem seine Persönlichkeit die entscheidende Charakteristik gab, getrennt zu wissen. Weingartner war in der strengen Beachtung seiner Anschauung, die man ja nicht immer teilen konnte, ein Charakter durch und durch, und seine gelegentlich recht deutlichen Abneigungen berührten sicher angenehmer als alles Kompromißlertum. Wir sehen ihn ungern scheiden, denn mit ihm schwindet eine reife und große künstlerische Persönlichkeit aus unserem öffentlichen Kunstleben; sein talentierter, die besten Hoffnungen erweckender Nachfolger, Georg Schnéevoigt, wird uns viel zu ersetzen haben. Möge ihm beschieden sein, zu werden, was Weingartner war und ist.

Verschiedenes. „Familienglück", Komödie in drei Akten (eine Satire auf das Familienleben gewisser Bürgerkreise) von Robert Misch, fand bei ihrer Premiere im Magdeburger Stadttheater sehr freundlichen Beifall. — „Die alte Geschichte" ein „Alltagsdrama" in vier Akten von Ludwig Rohmann wurde gelegentlich seiner Uraufführung in Frankfurt beifallsfreudig aufgenommen. — Des vlämischen Komponisten Jan Blokx Oper „Die Herbergsprinzessin" ist mit sehr starkem Erfolg im Stadttheater zu Hamburg zur Aufführung gelangt. — Im Pester Kgl. Opernhaus wurde jüngst eine historisch ungarische Oper „Nema" von Graf Geza Zichy zur ersten Aufführung gebracht und fand großen Erfolg.

Gabriel d'Annunzio hat mit seinem Trauerspiel „Die Fackel unter dem Scheffel" die Freunde seiner Kunst arg enttäuscht. — Im Bremer Stadttheater fand die Uraufführung von Otto Neitzels dreiaktigem, musikalischem Satirspiel „Walhall in Not" statt und errang sich eine freundliche Aufnahme. — „Das Gelübde", Oper in einem Akt von Dr. Gustav Weinberg, Musik von Anton Eberhardt, fand bei der Uraufführung in Aachen lebhaften Beifall.

München. Hermann Teibler.

Kleine Rundschau.

Das Lesezimmer des Münchener Kath. Frauenbundes ist am 10. April Theresienstraße 2, Ecke der Ludwigstraße, eröffnet worden und steht von nun an täglich von 11—6 Uhr den Mitgliedern des Frauenbundes, den Abonnenten der Büchermission und den Besuchern des Mädchenschutzvereinsbureaus unentgeltlich zur Verfügung. Gäste zahlen 5 Pfg. Eintritt. Das Lesezimmer ist ein freundlicher, mit modernen Korbmöbeln ausgestatteter Raum. Alle bedeutenderen katholischen Zeitschriften und Zeitungen sind aufgelegt.

Die Kommunionbilder des Kühlenschen Kunstverlages in M.-Gladbach (Rheinland) gehören anerkanntermaßen zu den wirkungsvollsten ihrer Art. Sie stehen aber nicht nur künstlerisch und technisch auf der Höhe, sondern atmen zugleich echten, tiefen religiösen Geist und reden eine Sprache, die auch im späteren Alter noch mächtig an die Erinnerung pocht. Etwas Liebenswürdigeres und Sinnigeres als das neueste Kommunionbild des Meisters Commans haben wir noch selten gesehen. Der sorgfältig ausgeführte, in satten Tönen gehaltene Kühlensche Farbendruck wird jedes kunstverständigen Auge erfreuen. Es ist ein Rundbild, auf dem der göttliche Heiland selbst einem Knaben und einem Mädchen die hl. Kommunion reicht. Die prächtige Umrahmung hebt das schöne Bild noch mehr heraus. Auch ein liebliches Kommunionandenken nach dem Gemälde „Die Kommunion der seligsten Jungfrau" von Franz Müller ist sehr zu empfehlen, ebenso ein sinniges Herz Jesu-Bild nach Anna von Oer. Von vielen Seiten wird auch ein farbenfrohes neues Andenken begrüßt werden, das neben der Hauptdarstellung der Austeilung der ersten heiligen Kommunion in besonderen Feldern die Spendung der Taufe und der Firmung vor Augen führt. Der Einzelpreis dieser vorzüglichen Blätter stellt sich zwischen 30 u. 15 Pfg. Dr. S.

Bücherlektüre.

In Deutschland, dem Lande der Dichter und Denker, werden, wie die enorm hohen Zahlen der Leihbibliotheken beweisen, eine Unmenge Bücher gelesen — aber sehr wenig gekauft. Ein geliehenes Buch hat aber einen äußerst geringen Wert. Es geht uns damit wie mit einer flüchtigen Reisebekanntschaft. Man unterhält sich eine Weile, vielleicht recht anregend, aber man wird nie behaupten wollen, daß man einen Einblick in das Seelenleben des Menschen gewonnen hat. Um ein Buch zu verstehen, um einen wirklich geistigen Nutzen daraus schöpfen zu können, muß man es nicht nur lesen, sondern man muß es besitzen. Ein flüchtiges Durchblättern, um nur den Inhalt, den Gang der Handlung zu erfassen, damit man beim Kaffeekränzchen oder am Stammtisch über das neueste Erzeugnis der Literatur mitreden könnte, ist ganz zwecklos und eine unnütze Zeitvergeudung. Es ist ein böser Irrtum, wenn man meint, man müsse recht viele Bücher lesen, um ja nur auf dem laufenden zu bleiben. Heutzutage muß man überhaupt kein Buch gelesen haben, und man darf ganz ruhig eingestehen, daß man dies oder jenes Werk, das augenblicklich gerade in Mode ist, nicht kennt, denn die Zahl der Auflagen entscheidet noch lange nicht über den wahren literarischen Wert eines Buches. Es ist gewöhnlich nichts als Neugierde, die uns nach einem Modewerke greifen läßt, und sobald der erste Rausch vorbei ist und man den Inhalt in Ruhe sich überlegt hat, findet man den großen Erfolg des Buches unbegreiflich. Man sollte eigentlich nur solche Bücher lesen, die man sich für seine Bibliothek kauft. Einerseits ist man das schon dem Autor schuldig, indem man ihn dadurch unterstützt, und dann würden die Bücher uns zu wirklichen geistigen Freunden werden, die wir nach und nach ganz verstehen lernten. Und wenn man nur den Abonnementsbetrag der Leihbibliothek zum Ankauf von guten Büchern verwenden würde, so hätte man davon einen unvergleichlich größeren Gewinn. Unser Bücherschatz würde von Jahr zu Jahr wachsen und ein jedes Werk würde uns lieb und teuer sein, weil wir es in allen seinen Einzelheiten, in seinen geheimsten Winkeln kennen gelernt hätten, wie man seinen besten und treuesten Freund kennt.

J. G.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3880.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstrasse 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 17. München, 23. April 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Ostern.

Durch Hügel und Täler, über Fels und Meer, durch flüsternde Bäume und rauschende Wässer zittert und wallt heute Festesfreude. Wenn den Dichter auf weiter Flur schon die Morgenglocke des gewöhnlichen Sonntags feierlich stimmt, wieviel mehr muß der Osterglockenklang ein empfängliches Gemüt von der Erde zum Himmel erheben!

Mit Recht preist man die Kunst als treue Freundin und Begleiterin der Menschheit durchs Leben, die über den Schmutz und Jammer der Erde hinweghebt. Aber es gibt dunkle Stunden und rabenschwarze Nächte im Menschenleben, schwere Schicksalsschläge und furchtbare Leiden, in denen die Kunst ihre tröstende und erhebende Kraft verliert, wo nur noch die Religion den Menschen aufrecht hält, in das wunde Herz das Oel der Gnade träufelt und mit der Fackel des Glaubens in ein besseres Jenseits hinüberleuchtet.

Wenn Dichter und Künstler um die kahle, kalte Wirklichkeit einen Flor aus zartem Goldgespinst winden, so erweisen sie damit der Menschheit einen schönen Liebesdienst; aber dieses Goldgespinst ist zerreißbar und vergänglicher Art. Denn es ist von Kindern des Staubes gesponnen und wird den großen Weltbrand nicht überdauern. Das Gold der Ostersonne, das Christus über unseren vergänglichen unvollkommenen Planeten leuchten und fluten läßt, ist doch ganz anderer und höherer Art als das Goldgespinst der Dichter und Künstler.

Wenn in Goethes Dichtung der Osterglockenton und erhebende Chorgesang „Christ ist erstanden" dem grübelnden und zweifelnden Dr. Faust das Leben gerettet hat, so ist das an sich nur Sage und Dichtung. Aber wie viele ringende und zweifelnde, elende und gedrückte Menschenkinder hat schon die frohe Botschaft von der Auferstehung Christi getröstet, erhoben, mit neuer Hoffnung erfüllt und zu neuem Leben beseelt!

Jeder gesunddenkende und fühlende Mensch muß sich sagen, daß das leere Nichts, das Nirwana der Buddhisten kein richtiger Abschluß wäre für so viel Schönes, Erhabenes und Herrliches, das sich nun einmal in der Menschenwelt findet. Aber mit einer allgemeinen Unsterblichkeitslehre, wie sie auch der Materialist und Pantheist annimmt, mit einer bloßen Auferstehung der materiellen Natur, wonach überall wieder aus Totem neues Leben ersteht, aus Gräbern und Düngerhaufen Blumen und Pflanzen emporblühen, ist uns nicht geholfen. Wenn der gewalttätige Bösewicht, der über den untergehenden Guten triumphiert, und der Edle, dem die Leiden nachziehen wie den Bergen die Gewitterwolken, zuletzt dasselbe Nichts als Ende ihres Schaffens und Strebens empfangen sollten, dann wäre der Pessimismus eines Schopenhauer und Bahnsen voll und ganz berechtigt. Wenn die mannigfachen Dissonanzen der jetzigen Welt, die nun einmal nicht wegzuleugnen sind, ja bisweilen schrill und hart an unser Ohr und Herz klingen, nicht irgendwo und nicht irgendwann ihren harmonischen Ausklang finden würden, dann wäre der Pessimismus sogar die einzig berechtigte Weltanschauung. Selbst die edleren Heiden des Altertums haben angesichts der schrecklichen Tiefen tragischen Leidens und Unglücks das Ungenügende eines rein immanenten Standpunkts geahnt und empfunden. Sokrates trank, weil er auf ein unsterbliches Leben hoffte, freudig und heldenmütig seinen Giftbecher. Den „Oedipus auf Kolonos" des Sophokles durchweht schon eine transzendente Versöhnung und Verklärung. Aber den vollen Wert des Lebens und Leidens hat erst die christliche Weltanschauung erschlossen. Darin, daß der tiefschwarzen Leidensnacht auf Golgatha der goldene Ostermorgen folgte, ist das dunkle Problem des Leidens und Todes gelöst und dem Menschenleben erst sein wahrer voller Wert gegeben.

Auf die schwerwiegende Frage: Wie läßt es sich mit einer sittlichen Weltordnung zusammenreimen, daß die Guten und Edlen hienieden durchschnittlich mehr leiden als die Bösen und Schuldigen? gibt keine Philosophie, keine Weltanschauung eine befriedigende Antwort als das Christentum mit seiner individuellen Unsterblichkeitslehre, mit seinem Himmel für die Heiligen und seiner Hölle für die vollendeten Bösewichte.

Die vielen schrillen Dissonanzen, die da und dort gerade dem Feinfühlenden sich offenbaren, lösen sich nun einmal in der immanenten Welt trotz tausendjähriger Beobachtung nicht in Akkorde auf. Aber der Osterglockenklang und der Chorgesang „Christ ist erstanden" rufen uns laut und mächtig zu, daß aus Kampf und Wirrsal alles zuletzt doch einmal sich in einen volltönenden Akkord auflösen wird.

Schönthal. Dr. Vögele.

Ostermorgen!

Der Heiland schloß, daß alles sich erfülle,
Die milden Gottesaugen sterbend zu.
Der letzten Leidestage dumpfe Stille
Umfing die Menschheit wie mit Grabesruh.

Und lastend wie ein Druck von Tod und Sünden
Lag auf der Welt ein schwerer stummer Bann! —
— — — Nun klingen Glocken, jubelnd uns zu künden:
Halleluja! der Ostertag brach an.

Mit Blüten reich geschmückt zur Osterfeier
Vor meinem Fenster grüßt der Pfirsichbaum,
Durch einen wunderholden ros'gen Schleier
Seh ich die junge Welt im Frühlingstraum.

Noch gestern lag Natur in Winters Banden
Und Todesstarren herrschte überall;
Nun jubelt sie: Auch ich bin auferstanden,
Auch mir erklang der Osterglocke Schall!

Mit jungem Laub bedeckt die Bäume wiegen
Im linden Frühlingswind das schwanke Haupt
Und wie ein Riesensammetteppich liegen
Die Felder wie mit zartem Grün bestaubt.

Das Lenzeswunder — das „Vergeh und werde!"
Erfüllt' sich heut bei Osterglockenklang,
Voll Auferstehungsjubel jauchzt die Erde,
Und du, mein Herz, du zagst noch, schwach und bang?

Nein! wunderhold durch einen ros'gen Schleier
Seh ich die junge Welt im Frühlingswehn,
Und gläubig singt zur hehren Osterfeier
Mein Herz ein herrlich Lied vom Auferstehn!

Honnef a. Rh. M. Bachem-Sieger.



Die Finanznot im Reiche.

Von

Karl Speck, Mitglied des Reichstags.

Auch für das Etatsjahr 1905 hat der Reichstag die von den verbündeten Regierungen vorgeschlagene „Zuschußanleihe" abgelehnt und damit wiederholt seiner auf Art. 70 der Reichsverfassung sich stützenden Anschauung Ausdruck gegeben, daß es mit einer gesunden Finanzgebarung nicht vereinbar ist, laufende, wiederkehrende Ausgaben durch das außergewöhnliche Deckungsmittel der Anleihe zu befriedigen. Die formelle Korrektheit dieser Haltung des Reichstags wurde auch von den Vertretern des Reichsschatzamtes anerkannt. Sie kann um so weniger bestritten werden, als nach dem nunmehrigen Wortlaut des durch § 2 der „lex Stengel" neu redigierten Artikel 70 die Verpflichtung der Einzelstaaten, für das Defizit im ordentlichen Reichshaushaltsetat in der Form von ungedeckten Matrikularbeiträgen aufzukommen, nicht mehr, wie früher, als eine nur vorübergehende, provisorische Einrichtung zu betrachten ist, sondern die Einzelstaaten für alle Zukunft mit dieser ihrer eventuellen Zuschußpflicht dem Reiche gegenüber rechnen müssen, wenn nicht eine Reichstagsmehrheit sich findet, die den Wünschen der Einzelstaaten nach Entlastung durch eine Aenderung des Artikel 70 entgegenzukommen bereit ist. Von einer „Ueberraschung" der Einzelstaaten durch diese Reichstagsbeschlüsse zu sprechen, wie einzelne liberale Organe es tun, ist nicht berechtigt, weil bereits bei Beratung und Verabschiedung des Etats für 1904 die Ansicht der Reichstagsmehrheit in dieser Beziehung klar und deutlich zum Ausdruck gebracht wurde und deshalb wirklich ein großes Maß von Optimismus notwendig war zu der Annahme, daß diese Mehrheit in der kurzen Spanne eines Jahres in einer so wichtigen Frage ihre Ansicht ohne das Vorliegen ganz besonders schwerer sachlicher Gründe ändern würde. Uebrigens ist doch auch ein großes Entgegenkommen des Reichstags gegenüber den Einzelstaaten darin zu finden, daß er nicht nur die jetzt fälligen, aus dem Jahre 1904 stammenden rund 17 Millionen ungedeckten Matrikularbeiträge auf ein weiteres Jahr gestundet, sondern auch von den für das Jahr 1905 sich berechnenden Beiträgen rund 53,3 Millionen „vorerst" ebenfalls auf ein Jahr hinausgeschoben hat.

Diese Beschlüsse des Reichstags haben natürlich wiederum Anlaß gegeben, auf die ungerechte Verteilung der Matrikularbeiträge und darauf hinzuweisen, daß dieselben als Kopfsteuer veranlagt sind und deshalb in den einzelnen Staaten verschieden wirken. Dieses Bedenken ist bis zu einem gewissen Grade zweifellos begründet. Allein es wird Sache der verbündeten Regierungen sein, sich auf einen anderen Verteilungsmodus zu einigen. Im Reichstag würde ein diesbezüglicher Vorschlag gewiß keinen Schwierigkeiten begegnen, ganz besonders dann nicht, wenn die Opferwilligkeit des konservativen Abgeordneten v. Kardorff, der sich mit einer stärkeren Heranziehung Preußens zu den Lasten des Reiches vollständig einverstanden erklärte und zu diesem Zwecke die Erhebung einer Steuer von 10 Prozent auf den Reinertrag der Staatseisenbahnen allen Ernstes in Vorschlag brachte, auch von den maßgebenden Männern in Preußen, insbesondere von dem preußischen Finanzminister geteilt und praktisch betätigt werden sollte, wozu allerdings nach den Ausführungen des letzteren in der Reichstagssitzung vom 30. März 1905 vorerst keine Aussicht zu bestehen scheint. Eine solche stärkere Belastung der leistungsfähigeren Einzelstaaten dürfte aber selbstverständlich nicht zu einer vollständigen Entlastung der finanziell schwächeren Staaten führen. Die letzteren auf diese Weise in ein finanzielles Abhängigkeitsverhältnis zu den ersteren zu bringen, wäre mit dem föderalistischen Prinzip nicht vereinbar, auf welchem das Deutsche Reich aufgebaut ist.

Man hat aus dem Verhalten der Zentrumspartei bei Beratung der „kleinen" Finanzreform den Schluß ziehen wollen, als wäre das Zentrum geneigt, die Matrikularbeiträge in ein festes Verhältnis zu den Ueberweisungen zu bringen, also sie materiell unwirksam zu machen. Eine solche Ansicht verrät nur vollständige Unkenntnis der tatsächlichen Vorgänge oder einen Wunsch, der ja hier und da als Vater eines Gedankens sich darstellt. Denn gerade von den Rednern der Zentrumspartei wurde bei Beratung der lex Stengel sowohl in der Kommission als auch im Plenum des Reichstags kein Zweifel darüber gelassen, daß für sie die formelle und materielle Aufrechterhaltung der Matrikularbeiträge die notwendige Voraussetzung einer jeden Finanzreform sein und bleiben müsse.

Wenn die Reichstagsmehrheit die Kosten für die Neubewaffnung, die nach dem Entwurfe durch Anleihe gedeckt werden sollten, auf den Etat der ordentlichen Ausgaben brachte, so hat sie damit weder den finanzpädagogischen Zweck der Erziehung der Einzelstaaten zur Sparsamkeit im Reichshaushalt verfolgt, noch das parlamentarische Recht der Einnahmebewilligung zur Geltung bringen wollen, sondern sie hat sich hierbei lediglich an die Grundsätze gehalten, welche erst im Jahre 1901 zwischen den verbündeten Regierungen und dem Reichstag bezüglich der Etatisierung vereinbart wurden, welche aber auch schon vor diesem Zeitpunkt als die einzig und allein einer gesunden Finanz-

politik entsprechenden von beiden Faktoren der Gesetzgebung anerkannt und praktisch durchgeführt worden waren. Mit dieser Korrektur des Etats hat aber der Reichstag eine Verdunkelung desselben hintangehalten und der Widerspruch gegen diese Maßnahme war deshalb an jenen Stellen am wenigsten zu erwarten, die mit Recht auf die Klarheit und Durchsichtigkeit des Etats, als auf das Fundament einer voraussehenden und sparsamen Wirtschaft, hinzuweisen pflegen.

Von einer Seite wurde aus dieser Haltung der Reichstagsmehrheit die Folgerung gezogen, daß dieselbe der für den Herbst in Aussicht stehenden „großen" Reichsfinanzreform ernste Schwierigkeiten bereiten würde. Nichts ist weniger begründet als eine solche Schwarzmalerei. Wenn man überhaupt einen inneren Zusammenhang konstruieren will zwischen der Ablehnung der Zuschußanleihe und der zu erwartenden Reform, so könnte derselbe doch nur darin gefunden werden, daß durch die erfolgte stärkere Heranziehung der Matrikularbeiträge den Einzelstaaten die Notwendigkeit dieser Reform ad oculos demonstriert und damit den Absichten des Herrn v. Stengel auf eine gründliche Sanierung der Reichsfinanzen einigermaßen die Wege im Bundesrat geebnet wurden. Von einer „Durchkreuzung" der Pläne des Reichsschatzsekretärs durch die Mehrheit des Reichstags zu sprechen, ist also bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht berechtigt. Es wird Aufgabe des Reichstags sein, die vom Bundesrat in dieser Beziehung gefaßten Beschlüsse ruhig und sachlich zu prüfen und je nach dem Ergebnis dieser Prüfung anzunehmen oder abzulehnen. Wenn speziell in bayerischen Blättern darüber geklagt wird, daß Herr v. Stengel die Unterstützung im Reichstag bisher nicht gefunden habe, die man (?) bei seinem Amtsantritte in politischen Kreisen voraussetzen zu können meinte, so darf wohl hier konstatiert werden, daß wenige maßgebende Männer im Reiche sich so weitgehender Sympathien bei allen Parteien des Reichstags erfreuen wie gerade unser bayerischer Landsmann Frhr. v. Stengel. Sein Fleiß und seine gründlichen Kenntnisse auf dem finanztechnischen Gebiete, durch welche er sich vorteilhaft von so manchem seiner Vorgänger unterscheidet, sowie seine ruhige und sachliche Art des Auftretens finden auf allen Seiten gebührende Würdigung und Anerkennung. Auf die materielle Prüfung der von dem Reichsschatzsekretär vertretenen Vorlagen können aber selbstverständlich diese persönlichen Sympathien, deren sich der derzeitige Inhaber dieses Amtes erfreut, keinen Einfluß haben. Bei dieser Prüfung darf sich der Parlamentarier nur einzig und allein von dem Gedanken leiten lassen, was der Allgemeinheit nach seiner Auffassung am ersprießlichsten ist.

Mit der Beseitigung der Zuschußanleihe und der Erhöhung der Matrikularbeiträge ist zwar der Reichshaushalt auch für das Jahr 1905 in einer Weise ins Gleichgewicht gebracht worden, welche der Verfassung und den bestehenden etatsrechtlichen Grundsätzen entspricht, allein bei dieser Prozedur war niemand im Zweifel darüber, daß dieselbe nur ein augenblickliches Hilfsmittel bilden konnte, keineswegs aber die eigentliche Ursache der Finanzkalamität berührte, welche in der dauernden Unzulänglichkeit der Einnahmen gegenüber dem enorm gesteigerten Ausgabebedürfnis besteht und in ihrem Gefolge ein erschreckendes Anwachsen der Reichsschuld in den letzten Jahren mit sich gebracht hat. Noch ist ja der Kredit des Deutschen Reiches nicht ins Wanken geraten, wie der glänzende Erfolg der kürzlich aufgelegten neuen Reichsanleihe bewiesen hat; allein jedem vorsichtigen Finanzpolitiker, und zu diesen zählt ja zweifellos Herr v. Stengel, drängt sich unter diesen Umständen die Verpflichtung auf, das Uebel an der Wurzel zu fassen, und der Parlamentarier, der sich seiner Verantwortung für die Entwickelung der Dinge bewußt ist, wird sich durch das ominöse Wort „neue Steuern" nicht abschrecken lassen dürfen, die auf Besserung der Finanzlage im Reiche gerichteten Bestrebungen des Reichsschatzsekretärs zu unterstützen, selbstverständlich unter Vorbehalt der von Fall zu Fall notwendigen Prüfung der zur Erreichung dieses Zieles vorgeschlagenen Wege. Und hierüber vielleicht nächstens mehr!



Deutschland ist noch da.

(Zur Marokkofrage.)

Von

Heinrich Osel, Mitglied des Deutschen Reichstags.

Was anfangs von einzelnen deutschen und fremden Blättern als eine recht formale und mehr persönliche Sache angesehen wurde, hat mit der Zeit eine ziemlich zugespitzte Situation gezeitigt: Die Reise des Kaisers nach Marokko. Wer die Reichstagsverhandlungen gegen Mitte April des Vorjahres noch im Gedächtnis hatte, konnte allerdings von vorneherein keinen Zweifel haben, daß diese Marokkoreise keine bloße Spazierfahrt sei. Der Reichskanzler war damals mehrfach angegriffen worden, daß er das französisch-englische Abkommen über Marokko so ganz spurlos an sich vorübergehen lasse. Letzteres lag eben erst den Parlamenten der beiden beteiligten Staaten vor. Graf Bülow erklärte daher, sich nicht im einzelnen über das Abkommen auslassen zu können. Eine Spitze gegen irgend eine andere Macht scheine ihm das englisch-französische Kolonialabkommen nicht zu haben. Was vorzuliegen scheine, sei der Versuch, auf friedlichem Wege eine Reihe von Differenzpunkten, die zwischen Frankreich und England bestanden, aus dem Wege zu räumen. Das aber könne Deutschland, das den Weltfrieden wolle, nur recht sein. Dann fährt der Reichskanzler wörtlich fort: „Was speziell Marokko angeht, das den Kernpunkt dieses Abkommens bilden dürfte, so sind wir, wie im Mittelmeer überhaupt und speziell in Marokko, im wesentlichen wirtschaftlich interessiert. Wir haben da vor allem kommerzielle Interessen. Deshalb haben wir auch ein erhebliches Interesse daran, daß in Marokko Ruhe und Ordnung herrscht. Unsere merkantilen Interessen in Marokko müssen und werden wir schützen. Wir haben keinen Grund zu befürchten, daß diese unsere Interessen in Marokko von irgendeiner Macht mißachtet oder verletzt werden könnten." Das ist zwar sehr vertrauensselig, kann man sagen, aber doch gewiß auch bestimmt genug in bezug auf den Kern dieser Frage für uns gewesen. Graf Reventlow glaubte aus diesen Ausführungen folgern zu dürfen, wir sollten die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten einfach der Frau von Suttner in die Hand legen. Graf Bülow erwiderte mit Recht dahin, daß man sich in diese Frage nur dann im Sinne des Vorredners hätte mischen dürfen, wenn man auch die letzten Konsequenzen zu ziehen bereit sei. Er sprach von dem Krieg, der eben im fernen Osten entbrannt ist, dessen Rückwirkung noch unberechenbar sei und Reserve verlange, und fährt weiter: „ich werde mir weder vom Auslande noch von übelwollender oder ungeduldiger Kritik im Inlande den Zeitpunkt vorschreiben lassen, wann wir aus dieser Haltung heraustreten sollten."

Und nun betrat unser Kaiser marokkanischen Boden. Es gab bei den Beteiligten unangenehme Empfindungen, aber auch sehr kühle Stimmen ließen sich dort hören, die es mißbilligten, daß man Deutschland als quantité negligeable behandelt habe. Blowitzleute hetzten und rasselten — mit der Feder. Und Herr Delcassé läßt eben Oesterreich und damit wohl allen Staaten das zwischen England und Frankreich getroffene Marokkoabkommen zu wissen machen. Das sieht nicht mehr nach Brüskierung aus. Der geeignete Zeitpunkt Bülows hat sich als der richtige erwiesen. Deutschland brauchte übrigens bei seinem Vorgehen gar keine Rücksicht auf ein ihm nicht offiziell bekanntes Abkommen zu nehmen. Der Kaiser von Marokko ist sein eigener Herr und Deutschland war nicht behindert, mit ihm sich ganz unabhängig ins Benehmen zu setzen. Graf Tattenbach wird dem Kaiser in Tanger den Dank unseres Kaisers für den Empfang aussprechen, und es ist wohl zweifellos, daß dabei auch Geschäfte gemacht werden. Man spricht nicht nur von einem Handelsvertrag, sondern auch von Minenkonzessionen und Verkehrserleichterungen. Somit hatten wir die offene Tür und unseren Platz an der marokkanischen Sonne behalten.

All die Angriffe, die anläßlich der Kaiserreise in auswärtigen Blättern, besonders in englischen erfolgten, werden wir übrigens im nächsten Herbst oder anfangs 1906 nochmal aufgetischt erhalten — man wird sich mit dieser Annahme kaum täuschen — bei der zu erwartenden Flottenvorlage. Die englischen Hetzer, die glauben, durch einfältige Drohungen die Deutschen am Ausbau ihrer Flotte zu hindern, sind die besten Förderer der Flottenschwärmer; sie können es sogar zuwege bringen, selbst manche von denen, die gelernt haben, bei der Flotte auch zu rechnen, zu rascherem Tempo zu verleiten, als es für uns gut ist; denn solche Drohungen verfangen bei keinem

Deutschen. Man sollte im Ausland nicht vergessen, daß Drohungen gegen uns meist nur die Geschäfte jener Leute befördern, die sich in bezug auf Heer- und Marineforderungen ohnehin kaum genug tun können. Uns aber obliegt es, hübsch ruhig zu bleiben und — zu rechnen. Selbst ein besiegtes Rußland ist für England in Indien gefährlich, denn die englische Armee dort drüben besteht nicht aus Japanern. Deutschland jedoch dürfte für längere Zeit hinaus angesichts der ostasiatischen Wirren kaum als ein Objekt erscheinen, an dem man sein Prestige wieder auffrischen könnte. Wenngleich bei uns allewelt ernsthaftest den Frieden will, so ist dem Reich doch nie verweigert worden, was zum Schutze dieses Friedens nötig ist, was auch Patentpatrioten in ihrem Jasager-Eifer gegenüber jenen sprechen mögen, die bei ihrer Stellungnahme nicht bloß ans Ausgeben, sondern ebenso an das Wohernehmen denken.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Kraftprobe der Scharfmacher beim preußischen Bergreformgesetz.

Graf Bülow und das preußische Ministerium haben in ein Wespennest gegriffen, als sie das Bergreformgesetz im preußischen Landtage einbrachten. Nach dem Dichterspruch soll ein solcher Griff sehr fest oder gar nicht sein. Während der Kommissionsverhandlungen war die Festigkeit nicht groß. Vielleicht holt die Regierung die nötige Kraftentfaltung bei der zweiten Lesung im Plenum nach; sie hat allen Anlaß dazu, da es sich nicht mehr um diese oder jene Einzelheit der Berggesetzgebung handelt, sondern um die grundsätzliche Richtung der inneren Politik. Soziale Reform oder antisozialdemokratische Repression? Friedenspolitik mit dem Zentrum oder Kampfpolitik mit den privilegierten Kartellparteien gegen „Demokratie und Zentrum"? Das und nichts Geringeres ist die Frage, welche die vereinigten Ränkeschmiede und Interessenpolitiker in der Kommission des Abgeordnetenhauses auf die Tagesordnung gebracht haben. In der zweiten Beratung haben sie zwar der Form nach die obligatorischen Arbeiterausschüsse wiederhergestellt, aber diese als Versöhnungsmittel gedachte Einrichtung mit derartigen „Kautelen" umgeben, daß nicht bloß die sozialdemokratischen, sondern auch die christlich organisierten Arbeiter darin einen Versuch der Verspottung und Entwürdigung erblicken müssen. Ja, die Kartellmehrheit in der Kommission ist in ihrem Kampfeifer so weit gegangen, daß sie sogar das Verfassungsrecht und das Bürgerliche Gesetzbuch nicht mehr respektiert hat. Nicht bloß den künftigen Arbeiterausschüssen als solchen, sondern auch den einzelnen Mitgliedern derselben als Privatpersonen soll die politisch-agitatorische Tätigkeit untersagt sein bei Strafe des Verlustes ihres Mandates. Soweit die politisch-agitatorische Tätigkeit mit den allgemeinen Gesetzen in Einklang bleibt, kann das verfassungsmäßige Staatsbürgerrecht nicht durch ein derartiges Ausnahmegesetz verkürzt werden. Der Beschluß der Kommission ist nicht allein ein formales Unrecht, sondern eine materielle Dummheit allerersten Ranges. Denn für die angehenden sozialdemokratischen Agitatoren wird da ein wundervolles Sprungbrett geschaffen: der ehrgeizige Krakehler läßt sich in den Arbeiterausschuß wählen, hält dann in einer Versammlung eine Brandrede, wird mit dem billigen „Martyrium" des Verlustes seines Ausschußmandates belegt, der berühmte Mann ist fertig, und sein Ersatzmann im Ausschusse kann dasselbe Spiel wiederholen. Eine weitere Rechtsverletzung liegt in dem Kommissionsbeschlusse, wonach die wegen Kontraktbruches verwirkten Lohnabzüge den Unterstützungskassen zufließen und von den Bergwerksbesitzern an diese abgeführt werden **müssen**. Beim letzten Bergarbeiterstreik ist des lieben Friedens wegen meistens von der Einziehung der verwirkten Lohnabzüge abgesehen worden; diese Gnade will die Kommissionsmehrheit künftig unmöglich machen. Mit dem Zwirnsfaden dieser Drohung wird man natürlich eine elementare Streikbewegung, wie wir sie soeben erlebt haben, nicht einschnüren können; aber wer das in seiner Verblendung glauben sollte, müßte doch immerhin erst sich klar machen, ob denn zu einer derartigen Bestrafung des Kontraktbruches und Zwingung des Arbeitgebers zur unbedingten Einziehung der Konventionalstrafe die Landesgesetzgebung befugt ist.

Rechtlich zulässig, aber politisch und technisch verfehlt ist der weitere Beschluß, die Ausschußmitglieder durch **öffentliche** Stimmabgabe wählen zu lassen. Das schönste Wasser auf die sozialdemokratischen Mühlen! Man kann demonstrativ die Beteiligung an der „unfreien" Wahl verweigern, und wo gegen die roten Agitatoren ein Ausschuß von besonnenen Arbeitern zustande kommt, da vernichtet man seine Autorität durch die Behauptung, er sei nicht eine Vertretung der Arbeiter, sondern ein Werkzeug der Steiger, die das „Stimmvieh" geführt und kontrolliert hätten. Aehnlich steht es mit den Beschränkungen der aktiven und passiven Wählbarkeit; sie können nichts nützen, aber viel schaden.

Daß die Arbeiterausschüsse als solche keine Politik treiben und für Ordnung und Frieden mittätig sein sollen, versteht sich von selbst. Aber wenn man nun in das Gesetz die „Verpflichtungen" so hineinschreibt, daß es aussieht, als ob die Ausschüsse nur zum Schutze der Streikbrecher da seien — was erreicht man dann mit dieser tendenziösen Beredsamkeit im Gesetz? Doch nichts weiter, als daß die **gutgesinnten** Ausschüsse verdächtigt und lahmgelegt werden können, während die von rabiaten Sozialdemokraten besetzten Ausschüsse doch tun, was sie wollen, und das Auflösungsverfahren als Beitrag zur Agitation begrüßen.

Wenn diese und ähnliche Verschlechterungen des Regierungsentwurfes mit den Schlagwörtern vom Kampfe gegen den Umsturz und der Abwehr der Sozialdemokratie „begründet" werden, so wird die sozialpolitische Tragödie wahrhaft zum Satirspiel. Denn die ganze revolutionäre Sozialdemokratie schwelgt in Entzücken über die fetten agitatorischen Bissen, die ihm die Kartellmehrheit in der Kommission besorgt und für die Zukunft in Aussicht gestellt hat.

Vom Standpunkt der sozial- und ordnungspolitischen Zweckmäßigkeit betrachtet, ist das Vorgehen der Scharfmacher Wahnsinn; aber der Wahnsinn hat eine parteipolitische Methode. Es wurde gesagt, die Quertreiber wollten den Handelsminister Möller zur Strafe für den Abfall von der Arbeitgeberpartei stürzen. Aber das ist nur ein kleines Anhängsel. Dem ganzen Ministerium Bülow soll hier ein Ultimatum gestellt werden: Biegen oder brechen! Entweder fügst du dich unter das Joch des verjüngten Kartells oder wir machen dir das Regiment unmöglich! Mit Recht ist in der Zentrumspresse schon darauf hingewiesen worden, daß die Lage eine gewisse Aehnlichkeit hat mit der Krisis von 1894, als die Scharfmacher dem damaligen Reichskanzler Caprivi mittels des „Kampfes gegen den Umsturz" das Vertrauen der Krone zu untergraben suchten.

Die Offiziösen haben gegen die schlimmsten Beschlüsse der Kommission Einspruch erhoben, und auch der Handelsminister hat wenigstens die eine Verschlechterung, das Verbot der persönlichen politischen Tätigkeit, als unannehmbar bezeichnet. Es ist auch bereits darauf hingewiesen worden, daß die Regierung von einem widerborstigen Landtag an den Reichstag appellieren könne und werde. Aber diese Exorzismen sind noch viel zu sanft gegenüber dem Beelzebub der ränkevollen Scharfmacher. Graf Bülow hat bei seiner Einleitungsrede schon die entscheidende Frage der richtigen Taktik gegenüber der Sozialdemokratie beleuchtet; sein Bekenntnis ist jedoch bisher schnöde mißachtet worden. Wenn er nun durch gutes Zureden im Abgeordnetenhause eine notdürftige Mehrheit zusammenbringen sollte, so wäre ihm damit im Herrenhause noch nicht geholfen. Er muß scharf und hart die Zügel anziehen, um die Konservativen aus der Umgarnung der einseitigen, engherzigen, konfliktsüchtigen Kartellpolitiker zu befreien. Diese Umgarnung zeigt sich leider nicht bloß bei der Berggesetznovelle, sondern auch bei der obstruktionellen Behandlung des Toleranzantrages. Es handelt sich um den ganzen **Bülow-Kurs**. Der Leiter der auswärtigen Politik kann mit Herrn Delcassé-Paris leicht fertig werden; aber möge der Leiter der inneren Politik sich vorsehen gegen den Frhrn. v. Zedlitz-Neukirch und dessen Genossen in der Ränkeschmiede!

Die Pause im marokkanischen Drama.

In letzter Stunde tritt die vorläufig noch unverbürgte Behauptung auf, daß Herr Delcassé das Diner beim deutschen Botschafter in Paris benutzt habe, um letzterem zuzuraunen, er werde seinen Berliner Botschafter anweisen, das Marokko-Abkommen der deutschen Regierung mitzuteilen. Sollte sich das bestätigen, so wäre wenigstens der Anfang zur Sühne der französischen Unterlassungssünde gemacht. Wir brauchten aber dem reuigen Sünder kein Kalb zu schlachten; denn offenbar würde der Entschluß Delcassés wesentlich bestimmt worden sein, durch den **Mißerfolg** seines Spezialgesandten in Fez. Es heißt, der Sultan von Marokko habe alle Vorschläge Frankreichs abgelehnt unter Berufung auf die internationale Regelung gemäß dem Madrider Abkommen von 1880 und nur die Aufstellung von Ordnungstruppen an der algerischen Grenze unter französischen „Instruktoren" bewilligt. Durch letzteres Zugeständnis würde der Sultan den Franzosen den einzigen Vorwand, mit-

dem sie ihr Sondervorgehen rechtfertigen, die Unsicherheit in den Grenzdistrikten, aus der Hand oder vielmehr aus dem Munde genommen haben. Falls es mit dieser Haltung des Sultans seine Richtigkeit hat, wird die deutsche Diplomatie auf die angebliche Annäherung der französischen Diplomatie gewiß nicht allzu eifrig eingehen und jedenfalls den Franzosen viel gewichtigere Bedingungen stellen, als es im vorigen Jahre bei sofortiger Mitteilung des Vertrages geschehen wäre.

Bisher ist unsere Marokko-Politik offenbar sehr glücklich verlaufen. Der beste Beweis in dieser Hinsicht ist die Tatsache, daß sogar unter den eifersüchtigen und revanchelustigen Franzosen sich eine sehr starke Partei genötigt sah, der deutschen Politik gegen die eigene Regierung öffentlich in der Hauptsache Recht zu geben. Die Zahl der Zweifler und Tadler gegenüber seiner Politik der Ignorierung Deutschlands ist so groß, daß Herr Delcassé eine Abstimmung in der Kammer bisher krampfhaft zu vermeiden suchen mußte.



Belgien im Jubeljahre.

Von

Peter Wirtz-Brüssel.

Belgien bereitet sich vor, im laufenden Jahre mit großem Prunke die 75. Gedächtnisfeier jener Tage, in denen es sich im Jahre 1830 gewaltsam von den Niederlanden lostrennte, zu begehen. Die Regierung hat ein besonderes Festkomitee ernannt, um im ganzen Lande großartige Feierlichkeiten zu veranstalten. In allen Städten wurden spezielle Kredite für die Gedächtnisfeier ausgeworfen. Das Parlament wird seine Pforten schließen, die parteipolitischen Fehden sollen auf einige Monate verstummen. In Lüttich endlich wird sich an den Ufern der Maas Ende April eine Weltausstellung öffnen, auf der Belgien aller Welt zeigen will, was es in den 75 Jahren der Freiheit zu leisten vermochte. Von nah und fern werden zu den dort tagenden Kongressen und Sportfesten frohe und ernste Gäste herbeieilen und alle werden bewundern, was politischer Friede, industrieller Fleiß und zielbewußtes Schaffen vermochten.

Nicht immer war Belgien so friedlich geeint wie heute. Seit jener Zeit, wo Cäsar von den Galliern sagte: Horum omnium fortissimi sunt Belgae, war das Land das Theater langer, heftiger Kämpfe. Nach dem Fall des Römischen Reiches bildeten die verschiedenen heute geeinten Provinzen kleine unabhängige Staaten, deren Herrscher dem Könige von Frankreich und dem hl. Römischen Reiche gegenüber gewisse Verpflichtungen zu erfüllen hatten. Gemeindefreiheiten und bürgerliche Rechte wurden überall seit dem 12. Jahrhundert von den Landesherren zugestanden. Die Könige von Spanien sowohl als die Kaiser von Oesterreich achteten dieselben allenthalben von Nord bis Süd, als jene Landstriche ihrer Krone unterstellt wurden. Einmal bereits, gegen die Mitte des XV. Jahrhunderts, übernahmen die Herzöge von Burgund die Regierung aller dieser Einzelstaaten und vollzogen die politische Einheit, die seither das gemeinsame Ideal der verschiedenen Distrikte geworden. Ein wohltuendes Andenken langmütiger Einigungsversuche hinterließ das Erzherzogspaar Albrecht und Isabella. Später waren Belgiens reiche Provinzen das Endziel lüsterner Eroberer und das Schlachtfeld europäischer Kriegsherren. Bereits Heinrich IV. und Kardinal Richelieu träumten einen Pufferstaat, wie ihn der Wiener Vertrag von 1816 unter dem Titel Königreich der Niederlande verwirklichte. Leider war diese konventionelle Union nur von kurzer Dauer und am 27. September 1830 entstand im Brüsseler Theater beim Sang der „Stummen von Portici" die Revolution, welche Belgien zu selbständigem Staate erhob, dem 1831 die vier Großmächte Preußen, Oesterreich, England und Frankreich Paten standen und seine immerwährende Neutralität garantierten.

Die Geschichte Belgiens seit 1830 kann man in drei Perioden aufteilen: den Zeitraum der politischen und administrativen Organisation, der sich in dem Minister Rogier personifizierte und bis 1840 dauerte; die Periode der wirtschaftlichen Konsolidierung, erfolgreicher finanzieller Reformen und industrieller Unternehmungen, an die Frère Orban und Malou ihren Namen knüpften (1840—1880); endlich die heurige Periode der sozialen und politischen Reformen unter der katholischen Regierung mit Staatsminister Beernaert, dem Hauptpolitiker dieser Periode.

Materielle und wirtschaftliche Fortschritte hatte man von erster Stunde ab zu verzeichnen. Bereits 1835 schuf Rogier die erste Eisenbahn des europäischen Kontinents. Heute zählt man 4500 Kilometer Haupt- und 2500 Kilometer Nebenbahnen. Kanäle gibt es 2200 Kilometer. Der 1865 freigegebene Hafen von Antwerpen kann Schiffe mit neun Meter Wasserhöhe aufnehmen und seine Staden sind 23 Kilometer lang. Eine 16 Millionen Tonnen erreichende Ausfuhr machten ihn zu einem der ersten Häfen der Welt. Mit den bedeutenden Kohlenfeldern und Eisenindustriebezirken verbindet ihn ein Kanal, dessen „lifts", die 400 Tonnen über die Berge führen, als Meisterwerke industrieller Kunst dastehen. In der Nähe von Verviers bewundert man die 1867 erbaute Talsperre der Gileppe, die fünfzehn Millionen Kubikmeter Wasser staut.

Alle diese großen Arbeiten wurden unter günstigen finanziellen Bedingungen ausgeführt. Die belgische Staatsschuld hat in den Staatsbahnen ihr Aequivalent. Die öffentlichen Staatseinnahmen stiegen von 65 Millionen im Jahre 1830 auf 650 Millionen und doch nahmen die Steuern nicht wesentlich zu. Sie betragen etwa 34 Frcs. pro Kopf. Stadtsteuern wurden bereits 1860 abgeschafft und die Zolltarife auf Begünstigung gesunder Lebensmittel zugespitzt. Der Lebensunterhalt ist wohl nirgends billiger als in Belgien und dieser Umstand hat die industrielle und kommerzielle Tätigkeit nur gefördert. Der Außenhandel erreicht 7 Milliarden, überragt also Oesterreich, Rußland, Italien und Spanien und steht mit 1000 Frcs. pro Kopf an der Spitze der Nationen der Welt. Auch der Ackerbau steht auf der Höhe der Zeit, und die Konkurrenz, die sich täglich zahlreiche Landeigentümer bieten, trägt zur Vervollkommnung desselben bei. Die geradezu meisterhaften Gartenbauanlagen in der Gegend von Gent stehen wohl einzig in ihrer Art da. Das alles trägt zum allgemeinen Wohlstande bei. Die staatlichen Sparkassen schrieben 2'008,044 Sparhefte aus, von denen 1'263,957 mit weniger als 100 Frcs., mit einer Gesamteinlage von 734'981,144 Frcs. oder 100 Frcs. pro Einwohner. 293'407,700 Frcs. wurden zu 74,819 Lebensrenten umgewandelt und 636,600 Pensionen ausgeschrieben. Dazu kommen ferner die Darlehenskasse für landwirtschaftlichen Kredit und Arbeiterwohnungen für industrielle Arbeiter; denn auch an solchen fehlt es nicht. Kohlenbergwerke, Eisenhütten, Schmelzöfen, Glasfabriken, Spinnereien, Webereien, Zuckerraffinerien bieten sich abwechselnd dem Auge des Wanderers in dem südwestlichen Teile Belgiens dar, nachdem er in Vlaanderen die Spitzenkonfektion mit Aufmerksamkeit bewundert und sich an dortigen Kunstschätzen geweidet.

Kunst und Wissenschaft hielten in der Tat in Belgien mit der materiellen Entwicklung Schritt. Am Hofe der Burgunder schufen Van Eyck und Memling ihre Meisterwerke, derweil Foissart und Commine ihre Chroniken schrieben, Van Naerlant sich als Meistersinger entpuppte und Thierry Martens zu Brugge mit Gutenberg wetteiferte. Rubens bildete den Höhepunkt der vlämischen Kunst und Justus Lipsius stand ihm in der Literatur ebenbürtig zur Seite. Plantin verewigte die Buchdruckerkunst in Antwerpen, wo Abraham Verhoeven die erste Zeitung herausgab, während Mercator die ersten geographischen Projektionen unternahm und Vesalius die anatomischen Gesetze proklamierte. Zu unseren Tagen vertreten, um nur von den Toten zu sprechen, Leys, Verboekhoven Verwée, Fourmois die Kunst, während Houzeau, Quetelet, Van Hasselt, Conscience, Clesse sich in der Literatur einen Namen machten. Wie frühere Generationen prächtige Kathedralen, denkwürdige Wachttürme und künstlerische Rathäuser bauten, so errichtet man heute allenthalben mächtige Denkmäler und andere architektonische Meisterwerke. Aufs prächtigste wurde die Umgestaltung der Städte durchgeführt. Reizend findet jeder Fremde Brüssel und Lüttich; Antwerpen und Gent erinnern an die einstigen Hansastädte, Brügge, Ypres, Tournai blieben wahre Kunstmuseen, Ostende und Spa die idealsten Kurorte. Die ganze Nordseeküste ladet freundlich zur Muße, und die reizende Gegend an der Maas und im Ardennenwalde bilden des Touristen Freude. Und dabei ist das Leben einfach, die Häuser sind komfortabel. Anständige Vergnügungslokale und gute Theater erhöhen den Genuß. Manches Meisterwerk sah in Brüssel zuerst die Rampe.

Doch schöner noch als eitler Freudentand blüht in Belgien auch die christliche Caritas. Sie entfaltet sich in allen Zweigen und zarte Frauenhände, so der Gräfin der Vlaanderen, der Prinzessin Clementine und der „petite princesse", der bayerischen Gemahlin des Prinzen Albert, nehmen sie unter ihre Obhut. Mit offenen Armen empfängt man auch in diesem Lande den Fremden, und die Gastfreundschaft ist eine belgische Nationaltugend. Wie viele internationale Kongresse tagten nicht hier,

wie viele völkerrechtliche Akte wurden hier zum Besten der Menschheit ausgearbeitet. Aus Brüssel kam der erste Ruf zugunsten der Neger in Afrika, der erste Friedensappell im Jahre 1848.

Ungestört und ohne Reklame fördert alle diese Strömungen das belgische Herrscherhaus. Leopold I. befestigte die Monarchie, Leopold II. erlangte Belgien und seinen Produkten einen Weltruf. Opferwillige Männer stehen ihm zur Seite und tragen hinaus in die Ferne den Ruf des Ländchens, wo ihre Wiege stand. Nicht zuletzt erfüllen dies die tapferen Missionäre, die das katholische Belgien zeugt und die, wie für die Kirche, auch wirken für das Vaterland: greater Belgium.



Die Verschwörung — im Kramladen.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Nach dem Sturze der Monarchie im Jahre 1792 entdeckte man eine ganze Reihe von „Verschwörungen", die von Leuten angezettelt sein sollten, welche sich in ihrem Leben niemals gekannt noch gesehen hatten. Die bedeutendste dieser angeblichen „Verschwörungen" war die sogenannte Conspiration de l'étranger, die „Verschwörung des Auslandes", in welche Männer und Weiber, Kinder und Greise, Adelige und Bauern, Reiche und Arme verwickelt wurden, welche niemals zu einander Verbindung hatten. Die 68 Angeschuldigten, worunter ein Knabe von 14 Jahren, endigten ihr Leben auf dem Schafotte.

Die dritte Republik scheint sich auch darin zu gefallen, „Verschwörungen" zu entdecken. Schon einmal hatte der Außerordentliche Staatsgerichtshof sich mit einer famosen Verschwörung zu befassen, die mit Werfen von faulen Eiern begann und mit der Verbannung von Persönlichkeiten endigte, welche für die republikanische Staatsform kein besonderes Interesse zeigten.

Nun sind wir schon bei einer zweiten Verschwörung angelangt. Die Jakobinerblätter bezeichnen dieselbe als eine Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates und melden, daß der Außerordentliche Staatsgerichtshof abermals zusammenberufen werde.

In Wirklichkeit scheint es sich aber um eine Verschwörung — im Kramladen zu handeln. Von den beiden Hauptangeschuldigten, zwei abgeschwenkten Offizieren, ist der ehemalige Hauptmann Tamburini zu Spoleto in Umbrien geboren, sein Vater ist naturalisierter Franzose und seine Mutter eine Engländerin. Der ehemalige Hauptmann Wolpert alias Wolf stammt aus dem Elsaß, wo dieser Name ziemlich verbreitet ist. Beide Persönlichkeiten scheinen eher „Geschäftsleute" als Soldaten zu sein, denn sie haben sich in den letzten Jahren in verschiedene „Gründereien" eingelassen, in deren Verlaufe sie mit allerlei Leuten in Verbindung kamen.

Bei den angestrengten Hausuntersuchungen fand man Militäreffekten und Schießmaterial, aber keine Waffen. Wie es bei solchen Gelegenheiten immer vorkommt, haben sich sofort viele angebliche Zeugen gemeldet, welche behaupten, von der Sache gewußt zu haben. Tamburini und Wolpert sollen sich besonders an ehemalige Kameraden herangemacht haben, um dieselben für ein Unternehmen zu gewinnen, von dem sie nur in zweideutiger Weise sprechen wollten. Aus ihren Auslassungen schien hervorzugehen, daß es sich um ein Kolonialunternehmen zu handeln schien. Da nun der fünfzigfache Millionär und Sohn des Zuckersieders Lebaudy sich mit einer „Gründerei" befaßt, welche die Bildung eines Kaiserreiches der Sahara bezweckt, ist es leicht möglich, daß die beiden „Gründer" und ehemaligen Offiziere gedachten, ihre im geheimen gebildete Streitmacht dem „Kaiser Jakob I.", dem Sohne des Zuckersieders, zur Verfügung zu stellen, natürlich gegen etliche Millionen. Daß sie auf Millionen anderer spekulierten ist sicher, denn in den Rundschreiben, die sie an verschiedene aktive Offiziere richteten, versprachen sie bei Beginn der Expedition ein Handgeld von 20,000 Frcs. für die Offiziere und ein solches von 1000 Frcs. für jeden Soldaten. Und die Leute, welche solche Versprechungen machten, wohnten in äußeren Arbeitervorstädten zur Miete! Auch ein Ausländer, Namens Hansen, ist in die Sache verwickelt. Derselbe gab sein Geschäftsbureau zu den von Tamburini und Wolpert gegebenen Stelldicheins her.

Da man in letzterer Zeit viel von der Freigebigkeit einer steinreichen Witwe sprach, die nicht allein viel für fromme und caritative Werke hergibt, sondern auch politische Schrullen hat, die sie zu befriedigen sucht, so kann es auch wohl sein, daß die angezettelte „Verschwörung" gegen deren Geldbeutel gerichtet war. Aber dafür genügt die Zuchtpolizeikammer und braucht man keinen außergewöhnlichen Staatsgerichtshof.

Bis jetzt hat die Justiz die Hand auf fünf Personen gelegt: die ehemaligen Offiziere Tamburini und Wolpert, den Ausländer und Petroleumofenhändler Hansen, einen Büchsenmacher Namens Mayer und den Spezereigehilfen Brinat. Und diese Leute sollen das Zeug gehabt haben, die gegenwärtige Regierungsform stürzen zu wollen! Eine derartige Beschuldigung wird bei vielen ernsten Leuten nur ein Lächeln hervorbringen. Der Geldbeutel Lebaudys hat für solche Verschwörer mehr Anziehungskraft als die schönste und beste der Republiken, wäre es selbst die französische Republik.

Die Verschwörung wird voraussichtlich wie eine Posse ausgehen, denn die Justiz hat wahrscheinlich nur Possenreißer und Hungerleider und keine wirklichen Verschwörer in ihre Hände bekommen.



Politische Parteibildung und soziale Schichtung.

Zu der in Nr. 16 (Seite 183 ff.) registrierten Angelegenheit des Freih. von Hertling liegt eine Erklärung vor, welche Reichstagsabgeordneter Freih. von Pfetten-Ramspau am 11. April in einer Zentrumsversammlung zu Regensburg im Auftrage einer größeren Anzahl katholischer bayerischer Adeliger abgegeben hat. Die Erklärung lautet:

„In der bekannten katholischen Zeitschrift „Das Hochland" ist vor kurzem ein Aufsatz des Freih. von Hertling erschienen, der allgemeines Aufsehen erregt hat. Ich bin berechtigt, anzunehmen, daß der Verfasser den Artikel als rein theoretisch, ganz akademisch und mit der praktischen Politik in keinem Zusammenhang stehend aufgefaßt wissen möchte. Bezüglich des ersten Teiles des Artikels kann dies als zutreffend zugegeben werden; am Schluß desselben aber finden sich Ausführungen, welche meines Erachtens nur als Angriffe auf die bayerische Zentrumspartei aufgefaßt werden können. Ich kann nur lebhaft bedauern, daß Freih. von Hertling zu dieser Auffassung Anlaß gegeben hat und will nicht unterlassen, diesbezüglich ausdrücklich folgendes auszusprechen:

„Ich erinnere an die Vorgänge anläßlich des letzten Katholikentages und an die Worte, welche Fürst Löwenstein, eine der ehrwürdigsten Erscheinungen im öffentlichen Leben und einer der hervorragendsten Katholiken Deutschlands, auf dem letzten Zentrumsparteitag in München gesprochen hat. Damals in Regensburg haben zahlreiche im politischen Leben stehende Mitglieder des katholischen Adels Bayerns in ihrer Stellungnahme nicht versagt; dort in München hat Fürst Löwenstein seine Zustimmung zur Tätigkeit der bayerischen Zentrumspartei geäußert und die politischen Erfolge derselben anerkannt. In gleicher Weise werden diese Adeligen nach der übereinstimmenden Anschauung aller meiner Standesgenossen, mit denen ich mich in den letzten Tagen benehmen konnte, auch fernerhin treu zum Zentrum stehen.

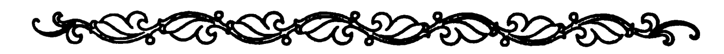
„Dieser katholische Adel läßt sich nicht trennen vom Zentrum, weder im Reich, noch in Bayern, erst recht nicht bezüglich der politischen Ziele, welche die Zentrumsfraktion daselbst anstrebt. Dieser katholische Adel darf und wird niemals fehlen, wenn an ihn die Frage der praktischen Mitarbeit im öffentlichen Leben herantritt, sondern wird mit Freuden seine Kraft und seinen Einfluß im Sinne seiner politischen Ueberzeugung einsetzen."

Freih. von Hertling hat inzwischen an die „Kölnische Volkszeitung" (Nr. 307) nachstehende Zuschrift gerichtet:

„Nachdem Sie in Nr. 302 eine Notiz der „Augsb. Postztg." aufgenommen haben, deren Einsender sich auf einen privaten Meinungsaustausch mit mir beruft, sehe ich mich ganz gegen meine Neigung, aber zur Steuer der Wahrheit, veranlaßt, in Sachen des von mir im „Hochland" veröffentlichten Aufsatzes selbst das Wort zu ergreifen. Ich verwahre mich zunächst gegen die mir von verschiedenen Seiten her imputierte Torheit, die zudem eine große Geschmacklosigkeit wäre, daß ich in jenem Artikel einen beleidigenden Ausfall gegen einen bestimmten bayerischen Abgeordneten unternommen hätte. Wer den fraglichen Satz aufmerksam und ohne Voreingenommenheit liest, wird anerkennen, daß er sich nach Wortlaut und Gedankenzusammenhang

weder auf die von der Presse bezeichnete, noch auf irgendeine andere bestimmte Persönlichkeit bezieht. Ich erkläre weiter, daß der Aufsatz in keinerlei Zusammenhang mit den aktuellen Fragen der inner-bayerischen Politik steht und daß mir insbesondere der Gedanke, durch denselben nach irgendeiner Richtung in die bevorstehenden Landtagswahlen einzugreifen, vollkommen fern lag. Wenn aber auf den letzten zwei Seiten sich Aeußerungen finden, welche in erster Linie die allgemeinen Ausführungen illustrieren sollen, darüber hinaus aber auf gewisse Erscheinungen und Vorkommnisse des politischen Lebens in Bayern gedeutet werden können, so nehme ich für mich das Recht in Anspruch, über diese Erscheinungen und Vorkommnisse meine eigene Ansicht zu haben und in der mir angemessen erscheinenden Form zum Ausdruck zu bringen. Leider muß ich schon jetzt erkennen, daß der von mir erhoffte Erfolg ausbleiben wird. Indem ich Sie bitte, diese meine Zuschrift zum Abdrucke bringen zu wollen, bin ich in ausgezeichneter Hochachtung ergebenst Dr. Freih. von Hertling."

Die auf einen „privaten Meinungsaustausch" gestützte Angabe der „Augsb. Postztg.", Freiherr von Hertling habe bei seinen hypothetisch gefaßten Bemerkungen über „eine Partei der Bauern und Handwerker und der ‚kleinen Leute' überhaupt", tatsächlich nicht „an die bayerische Zentrumspartei gedacht", ist durch diese persönliche Erklärung ausgeräumt. Mit Recht bemerkt die „Kölnische Volkszeitung": „Freih. von Hertling konnte nicht vor der Oeffentlichkeit als ein Mann dastehen, der seine wirkliche Meinung nachträglich in Abrede stellt."



Klerus und wissenschaftliche Bildung.

Von
Joseph Lorenz.

Nachdem in einem früheren Aufsatze die Gründe dargelegt wurden, warum wir uns nicht an der neueren Reformbewegung, die sich jetzt zur sog. Kraus-Gesellschaft verdichtet hat, beteiligen können, sollen in den folgenden Zeilen einige Gedanken und Vorschläge vorgebracht werden, die das Verhältnis des Theologen zur Wissenschaft berühren.

Es hat eine Zeit gegeben, in welcher die sacra theologia als die Königin aller Wissenschaften hochgehalten wurde und in welcher man die übrigen Wissenschaften als ancillae, als Dienerinnen der hehren theologischen Wissenschaft angesehen hat. Diese Zeiten sind vorüber; ja man ist soweit gekommen, daß man, weit entfernt, der Theologie einen Vorrang vor den anderen wissenschaftlichen Disziplinen einzuräumen, derselben überhaupt jede Wissenschaftlichkeit abgesprochen hat. Es ist hier nicht der Ort, nachzuweisen, welch schweres Unrecht man dadurch der Theologie und deren Jüngern angetan hat. Es genügt, die Tatsache der Minderwertung des theologischen Studiums zu konstatieren. Wenn wir nach den Gründen forschen, so ist es vor allem der geistige Stolz und die Ueberhebung der „voraussetzungslosen" Wissenschaft, es ist ferner Unkenntnis des Umfanges und der Methode der theologischen Disziplinen, es ist dann zum guten Teil auch böser Wille an dieser Herabsetzung der Theologie schuld. Aber sind wir selbst ganz und gar unschuldig? Haben die leitenden Kreise auf unserer Seite sich gar keinen Vorwurf zu machen, daß auch sie mit beigetragen haben, das theologische Studium in Mißkredit zu bringen?

Da saß ich einmal mit einem jungen Kaplan und einem Hilfslehrer beisammen. Die beiden jungen Herren standen vor ihrer Konkursprüfung und selbstverständlich drehte sich das Gespräch um die nahe bevorstehende Prüfung. „Ach was", wandte der Lehrer ein, als der Kaplan sich äußerte, daß er Sorge habe, wie es ihm gehen werde beim Konkurs, „was soll ein Konkurs, was soll eine Prüfung bedeuten, bei welcher noch nie einer durchgefallen ist und bei der jeder von vornherein weiß, daß er sie besteht?" Ich gestehe, daß ich, um den Lehrer zu widerlegen, lieber gesagt hätte, ich sei selbst im Konkurse durchgefallen, als daß ich diesen Hieb auf unserem Stand und unserem Studium sitzen ließ. Man täusche sich an den maßgebenden Stellen nicht: ein wesentlicher Grund, der mithilft, das Theologiestudium zu diskreditieren, ist die Leichtigkeit, mit der stets alle Kandidaten prompt das Examen bestehen. Mediziner, Juristen, Philologen, Mathematiker und Lehrer haben in ihren Prüfungen Mißerfolge trotz fleißigen Studiums — nur der Theologe geht zum Examen und besteht mit mathematischer Gewißheit. Muß diese Tatsache nicht sonderbare Gedanken bei den übrigen Studierenden hervorrufen? Müssen sie nicht denken: „Ja, wenn das theologische Studium wirklich unseren Disziplinen ebenbürtig wäre, müßte es dann bei den Theologen nicht auch gehen, wie bei uns, daß mancher — durchfliegt?" Und diesen Eindruck vom Theologiestudium nehmen die Herren mit hinaus ins Leben und es steht fest bei ihnen: die Theologie ist impar, nicht ebenbürtig den anderen Disziplinen. Fürwahr: Weit, unendlich weit ist das wissenschaftliche Feld, das der Theologe zu bearbeiten hat; schwierig sind die Materien, und wenn doch stets alle Kandidaten bestehen, so ist die Frage nicht von der Hand zu weisen: Sind denn die Herren Theologiekandidaten lauter Talente und Genies? Oder sind sie alle so enorm fleißig, daß sie bestehen müssen? Oder aber sind die Anforderungen beim Examen so gering, sind die Maschen des Netzes so weit geflochten, daß jeder durchschlüpfen kann und muß? — Soll unser Stand gehoben werden, sollen wir Theologen unter den Gebildeten Geltung haben, so müssen auch bei uns die höchsten Anforderungen gestellt werden, und es darf nicht mehr heißen, wie man das leider selbst in unseren Kreisen dutzendemal hören kann: „Theologische Prüfungen machen ist nur eine — Formalität". Ein strengerer Prüfungsmodus wird auch den wissenschaftlichen Eifer der Kandidaten anregen; er wird jene Elemente in den Seminarien ausmerzen, die aus Furcht vor geistiger Anstrengung und vor den strengen Prüfungen der übrigen Fakultäten das theologische Fach sich wählten, im Seminar dann Allotria treiben und trotz minimaler Kenntnisse schließlich doch zum Ziele gelangen. Man schaffe doch endlich das in Bayern eingeführte, längst veraltete „Sechs-Notensystem" ab! Ja, bis ein Kandidat die „sechste" Note bekommt, da muß er schließlich nicht viel mehr wissen, als ein guter Primaner bei der Maturitätsprüfung in der Religion auch wissen muß.

Gründliche, wissenschaftliche Fachbildung ist zwar nicht das einzige, aber ein unendlich wichtiges Erfordernis für eine segensvolle Wirksamkeit des Priesters und Seelsorgers. Man vergesse nie, daß der Priester in seinem Berufe der Lehrer und Berater auch des Gebildeten, des Gelehrten, des Mannes der Wissenschaft sein soll! Es sind nicht bloß einfache Leute aus dem Handwerker- und Bauernstand, die die Predigten besuchen, sondern aus allen Ständen, auch aus den höchsten und gebildetsten Kreisen finden sich, Gott sei Dank, auch heute noch Hörer des göttlichen Wortes. Und im Beichtstuhle, da beugt nicht bloß der einfache Landmann sein Knie und erholt sich Rat und Hilfe und Trost aus dem Munde des Priesters; der glaubenstreue katholische Gelehrte wie der belesenste Journalist, der scharfsinnigste Denker wie der hochgebildete Künstler kniet dort zu den Füßen des Priesters und der Priester soll ihn belehren, ihm Auskunft geben, seine Zweifel lösen, ihm raten oft in den wichtigsten und schwierigsten Fällen. Welche Unsumme von Wissen hat eine so schwierige Amtswaltung zur Voraussetzung!

Es ist nach alledem selbstverständlich, daß die wissenschaftliche Durchbildung des Theologen eine zeitgemäße sein muß. Die Irrtümer unserer Zeit, die Einwürfe unserer heutigen Gegner, die Bestrebungen und Angriffe der philosophischen Neuheiden und Rationalisten in unseren Tagen müssen nicht bloß hereingezogen, sondern gründlichst behandelt werden, so daß der angehende Theologe gefeit und gerüstet sein Arbeitsfeld, das gar oft ein Kampfsfeld ist, betreten kann. Man halte sich nicht allzulang auf mit Arius, Nestorius, mit „ὁμοούσιος und ὁμοιούσιος", mit Origines und den alten Ketzern und Irrlehrern, damit Zeit bleibt, die aktuellen Gegner der Kirche und ihre Einwürfe zu behandeln. Die apologetische, zeitgemäße Behandlung der theologischen Disziplinen ist eine außerordentlich wichtige Sache. Da kannte ich einen alten Dogmatikprofessor — es war ein guter, lieber, alter Herr —, der konnte seinen sehr zahlreichen Zuhörern nicht oft genug nahelegen: „Meine Herren, wenn Sie den hl. Thomas kennen, dann sind Sie Theologen durch und durch!" Die Summa des hl. Thomas war das Alpha und Omega seiner Vorlesungen. „Der hl. Thomas", so äußerte er sich einmal mit unfreiwilliger Komik, „gibt uns die Knochen; die Brühe" — hier stockte er, merkend, daß er sich vergaloppiert hatte — „die Brühe können wir selbst daran machen!" Nun, die Brühe war bei dem guten Manne auch danach, nämlich so wässerig, daß er nicht einmal in 7 Semestern — sage und schreibe sieben Semester — die ganze Dogmatik fertig brachte; zum Eingehen auf die Irrtümer der Neuzeit kam er selbstverständlich sehr wenig oder vielmehr gar nicht. Allen Respekt vor der thomistisch-aristotelischen Schule und Schulung; wollte Gott, ein Riesengeist, wie St. Thomas würde in unserer Zeit wieder erstehen! Aber ob St. Thomas, wenn er in unseren Tagen seine

Summa geschrieben hätte, dieselbe nicht vielleicht modernisiert hätte, ob er nicht seine Einwendungen zugeschnitten hätte auf die Irrtümer unserer Tage — das ist eine andere Frage. Es fällt mir da immer Lukas Delmege ein in Sheehans neuem Priesterroman, der als primus, mit Ehren und Preisen beladen, das Kolleg verließ und dann bei dem ersten modernen Einwand, den ihm ein ungläubiger Arzt machte — hängen blieb. Ob es nicht manchem thomistisch gebildeten und mit den Lehren der alten Ketzer wohl vertrauten Theologen ebenso gehen würde? Wenn aber das wirklich zu befürchten ist, dann ist Reform, zeitgemäße Behandlung der theologischen Fächer ein nicht abzuweisendes Erfordernis. Gottlob hat diese Erkenntnis schon mancherorts gute Früchte gezeitigt. Der Fortschritt ist unverkennbar, da und dort blüht neues Leben — aber noch längst nicht überall.

Freilich, trotz aller Wissenschaftlichkeit wird unser Glaube ein naiver Glaube bleiben müssen, wenn uns die Reformer auch die Naivität zum Vorwurf machen. Wollten wir den naiven Glauben abschaffen und ihn durch Wissenschaftlichkeit ersetzen, dann müßten wir auch die Mysterien unserer hl. Religion abschaffen. Der schärfste Denker und der gebildetste Theologe wird in diese Geheimnisse nicht vollständig eindringen können und sich als naiv-gläubig bekennen müssen. Von vielem, was wir hier in Rätseln schauen, wird der Schleier erst gelüftet werden, wenn unser irdisches Auge sich geschlossen hat.

Doch mute man uns keine Hypernaivität zu! Schlagen wir manche Heiligenlegende auf! Da lesen wir von Wundern und Visionen und geheimnisvollen Geschehnissen; ich übertreibe nicht, wenn ich sage: „Manches Heiligenleben liest sich wie ein Märchen aus ‚Tausend und Eine Nacht'. Ich bin kein Leugner von Wundern; ich kenne das Wort der Schrift: „Mirabilis Deus in sanctis suis", „Wunderbar ist Gott in seinen Heiligen". Aber — es wurde in diesen Blättern schon einmal darauf hingewiesen — ob alle diese Wunder und Visionen und mysteriösen Ereignisse auf historischer Wahrheit beruhen? Es wäre sicher ein Reformwerk erster Güte, wenn man das Leben der Heiligen auf Grund historischer Forschung ausarbeiten würde und das, was zweifelhaft oder unhistorisch ist, entweder ausmerzen oder in bestimmter Form als Legende erklären würde. Man sage nicht, daß dadurch die Erbauung des Lesers zu kurz käme! Es würde noch genug Wundervolles und der Erbauung dienendes bleiben. Man darf überhaupt das Wort „Erbauung" auf Kosten der historischen Wahrheit nicht zu sehr urgieren. Was dem ungebildeten und einfachen Manne zur Erbauung dient, ist gar oft dem ernsten Forscher, der die Unmöglichkeit der erzählten Tatsache einsieht, und dem der Kirche ferne Stehenden ein Anstoß, und dem Feinde der Kirche ist es ein Anlaß zum Spotte und zu einem Angriff, den man nicht zurückweisen kann, weil die Grundlage der historischen Wahrheit fehlt. Ist selbst unser Brevier, das wir Priester täglich zu beten haben, in der zweiten Nokturn vom historischen Standpunkte aus vollständig einwandfrei? — Kurz und gut: man stelle uns die Heiligen nicht als Uebermenschen vor, sondern als Menschen, die gestützt durch Gottes überreiche Gnade sich selbst überwunden haben und dadurch zu einer sittlich so hohen Stufe gelangt sind — dann wird auch der Hauptzweck der Heiligenverehrung, der in der Nachahmung der Tugenden der Heiligen besteht, erfüllt werden können.

Was von den Heiligenlegenden gilt, das gilt auch von den asketischen Büchern. Auch in ihnen wimmelt es gar oft von Visionen, Wundern und sonderbaren Erlebnissen der Klosterleute, die vielleicht naiv Gläubige erbauen können, die aber bei ernster Denkenden ein Kopfschütteln verursachen werden. Und dann die verschiedenen Andächteleien, in denen besonders unsere Nachbarn jenseits des Rheins — die Franzosen — stark sind! Ich halte die einerseits sentimental-süßliche, anderseits rigoristisch-jansenistische Weiberaskese, die in Frankreich ihr Heim hat, für eine große Gefahr. Der Seelsorger, der nach ihren Direktiven arbeitet, wird keinen anderen Erfolg haben, als daß er durch diese Abgeschmacktheiten das Männervolk aus der Kirche hinausekelt und durch das Anziehen und Anlocken der Weiber und durch Betschwesternzüchtung sich selbst und unsere Religion in Mißkredit bringt. Wahr, innerlich wahr muß die christliche Askese sein, sonst ist sie ungesund und bringt Verderben. Purgierung der Heiligenlegenden auf Grund historischer Forschung, Unterdrückung und Fernehaltung einer ungesunden asketischen Richtung, die von Frankreich her auch unser kerndeutsches Wesen zu durchtränken droht, wäre eine Reformtat ersten Ranges!

Diese ungesunde süßliche Asketik kommt auch in den Heiligenbildern vielfach zum Ausdruck. Bouasse-Lebel — eine Heiligenbilderfabrik in Paris — hat Deutschland überschüttet mit seinen süßlich-sentimentalen Heiligengesichtern und unsere Kunstfabriken haben das getreulich nachgemacht. Daß wir Deutsche auch heute noch die „Affen der Franzosen" sein müssen! Weg mit diesem süßlich-sentimentalen Zeug, das nur den Geschmack verdirbt und den Spott der Andersdenkenden mit Recht hervorrufen muß!

Zum Schlusse noch die Frage: Ist das heute noch in der Kirche geltende Eherecht zeitgemäß? Schon 1870 im Vaticanum hieß es, daß das kirchliche Eherecht verbessert und vereinfacht werden müsse; seitdem sind 35 Jahre vergangen und eine ganze Generation hat das längst veraltete Eherecht wieder einlernen und nach demselben praktizieren müssen. Es wäre an der Zeit, die Bestimmungen über Proklamation des Eheversprechens, über Berechtigung zur Trauung — wobei manche Unklarheiten bestehen —, sodann das Ehehindernis wegen der Verwandtschaft und Schwägerschaft zu vereinfachen und zu beschneiden. Wenn jede Dispens in Verwandtschafts- und Schwägerschaftsgraden eine „vulnus legis", eine Wunde des Gesetzes ist, dann müßte wahrlich das Gesetz über die Verwandtschaft und Schwägerschaft bis zum 4. Grade schon längst „mausetot" sein! Müssen Andersdenkende nicht annehmen, daß diese Gesetze nur dazu da sind, damit man von ihnen dispensieren und — Taxen erheben kann? Oder gefallen die schönen Stammbäume und die klassischen Ausdrücke von „linea transversa aequalis" usw. manchem verknöcherten Kanonisten gar so gut, daß er meint, die heilige katholische Kirche müsse darüber zugrunde gehen, wenn man da eine Vereinfachung schaffen würde?

Keiner der vorgebrachten Reformgedanken und Wünsche wendet sich gegen das Dogma und deshalb darf auch eine Verwirklichung und Erfüllung derselben erhofft werden; dieselbe wird nicht zum Schaden, sondern zum Nutzen unserer heiligen katholischen Kirche ausfallen.



Aphorismen.

Von

M. Herbert.

Meide die Düsterkeit und gehe dem Lichte und der Freude nach, denn sie besitzen die Flügel, welche dich heben und tragen können.

* * *

Wenn dich die Hoffnungslosigkeit packt, dann denke, daß dieses eine Krankheit ist, die vorübergeht.

* * *

Wenn du der Farbe, der Schönheit, der Helligkeit bedarfst, dann gönne sie dir, weil sie dich zur Gesundheit führen. Und du tust etwas für alle, wenn du ein gesunder und glücklicher Mensch bist.

* * *

Es ist noch lange nicht genug die Ansicht der Meisten, daß man Freude verbreiten müsse. Die tätige Liebe ist nicht so lebendig, wie man wünschen könnte, und doch deucht mich, die Welt wäre in den letzten Jahrzehnten auf diesem Pfade vorangeschritten.

* * *

Es ist wahr, in den breiten Schichten des Volkes herrscht eine rohe Genußsucht, eine öde Sinnlichkeit wie nie zuvor. Gemeine Dichter, elende Verleger und noch elendere Theaterspekulanten haben die Seele des Volkes an den Teufel verkauft, und die es hätten hindern können, haben sich mit beiden Händen die Augen zugehalten. Daß Gott erbarm!

* * *

Der Stand des Lehrers ist der wichtigste im Staat. Seine soziale Stellung würde aber besser sein, wenn nicht so viele Lehrer sich zu einem Popanz für den Zögling und seine Eltern machten, so daß in der Erinnerung an die Gymnasialzeit oft mehr Haß als Liebe liegt.

Ostern.

Nun schallt auf mächt'ger Harfe
Das Auferstehungslied,
Es braust in Festakkorden
Sturmtönig, sonndurchglüht.
Nun dränget alles Sehnen
Zu flammengold'nen Höh'n,
Begrab'nes Hoffen blühet, — —
Die Osterfahnen weh'n:
Resurrexit! Alleluja!

Geheimnisvoll erschauernd
In roter Frühe Schein
Hebt sich der Sand der Wüste
Ob bleichendem Gebein.
Ob stillen Schläfern kräuselnd
Des Meeres Wellen geh'n
In ahnungsvollem Rauschen, — —
Die Osterfahnen weh'n:
Resurrexit! Alleluja!

Es keimt aus Grab und Hügel,
Es sprosset Knosp' und Laub,
In Daseinswonnen atmet,
Was einst des Todes Raub. —
Was Lebensqual, — was Sterben!
Was Blühen und Vergeh'n! —
Die Engelsflügel rauschen, —
Die Osterfahnen weh'n:
Resurrexit! Alleluja!

Linz a. Donau. Anna Esser



Schiller und die katholische Literaturgeschichte.

Von

Dr. Luzian Pfleger.

Nur ein kurzes Wort der Abwehr. Mancher Leser wird sich des Streites erinnern, den vor kurzer Zeit die „Kreuzzeitung" mit der Korrespondenz des Evangelischen Bundes auszufechten hatte. Das konservative Blatt hatte aus der genannten Korrespondenz einige Sätze abgedruckt, in denen den protestantischen Mitgliedern des Berliner Schiller-Festausschusses ein Vorwurf daraus gemacht wurde, daß sie nicht die Zentrumsabgeordneten Graf Ballestrem und Dr. Porsch aus dem Ausschusse „ferngehalten" hätten. Der erste Satz hatte in der Korrespondenz gelautet: „Wußten diese beiden, was sie taten, als sie einem Ausschuß beitraten zur Ehrung des Mannes, den ihr bewunderter Johannes Janssen als Historiker „vernichtet" und dessen sittlichen Charakter ultramontane Literaturhistoriker, wie Norrenberg, Sebastian Brunner, der Jesuit Baumgartner, um nur diese anstatt vieler zu nennen, in der schnödesten Weise verdächtigt haben?" Da die „Kreuzzeitung" von dem Satz nur die ersten Worte abgedruckt, auch aus dem letzten Satz der Korrespondenz einiges weggelassen, dabei aber die Auslassungen durch Punkte angedeutet hatte, wurde sie von der Korrespondenz „grober Fälschung" bezichtigt. Doch diese Polemik interessiert uns hier weniger als der Inhalt des zitierten Satzes. Dieser zeigt wieder einmal recht deutlich, wie eine gewisse Hetzpresse von Leuten sich bedienen läßt, deren Urteil in allem, was katholische Dinge betrifft, von Sachkenntnis nicht im geringsten getrübt ist.

Zunächst: Hat der Schreiber überhaupt jemals in seinem Leben in die Schriften „des Jesuiten Baumgartner" geschaut, um diesem schnöde Verdächtigung des sittlichen Charakters Schillers vorwerfen zu können? Aber man kann sich die Sache leicht erklären: es liegt hier eine kleine Verwechslung vor. Eine dunkle Reminiszenz der Baumgartnerschen Goethekritik hat diese auf Schiller übertragen helfen. Man kennt Baumgartners Goethebücher. Daß sie keine Lobeshymnen auf den sittlichen Menschen Goethe sind, wurde dem offenherzigen und mutigen Forscher von der enthusiastischen Goethegemeinde nicht verziehen. Daß er auch gegen Schiller in den gleichen Ton verfiel, ist aber durchaus unwahr. Ja, das Gegenteil ist der Fall. Manche unserer Tonangeber der Literaturgeschichte, die nur im Nörgeltone blasierter Kritik von Schiller zu sprechen wußten, weil sie in Goethe das *A* und *Ω* des guten Geschmackes erblickten, könnten sich an Baumgartners ehrlicher und warmer Schillerverehrung, wie sie in der Schrift „Goethe und Schiller, Weimars Glanzperiode" zutage tritt, ein Beispiel nehmen. Es ist nützlich und zeitgemäß, gerade jetzt, wo die ganze gebildete Welt dem Dichter des Idealismus den Tribut nicht bloß künstlich gezüchteter Verehrung zollt, darauf hinzuweisen. Freilich, die Wahrheitsliebe des ehrlichen Forschers hindert Baumgartner nicht, in Schillers Leben das Tadelnswerte zu tadeln. In seinem Jugendleben sieht er, mit allen unbefangenen, nichtkatholischen Literarhistorikern, deren sittliche Anschauungen nicht jenseits von Gut und Böse liegen, eine Kette von Verirrungen. Aber es hat sie auch niemand schärfer verurteilt als der Dichter selbst, und die Jugendgedichte der „Anthologie" von 1782 sind auch von Goedeke scharf als unsittlich bezeichnet worden. Man braucht nicht übermäßig prüde zu sein, um zu diesem Urteil zu gelangen, auch nicht, um für die Zynismen der „Räuber" nicht begeistert zu sein, bei welchem Stück Baumgartner gerne den sittlichen Grundgehalt anerkennt. Sogar über die von protestantischer Seite weit mehr geschmähten „Götter Griechenlands" ist des Jesuiten Urteil ein recht mildes. Es ist doch keine schnöde Verdächtigung, wenn Baumgartner dem Dichter das Zeugnis ausstellt, daß nach seiner Verheiratung sein Leben „ein musterhaftes, und trotz aller äußeren Bedrängnisse ein innerlich zufriedenes und glückliches" war. „Weit entfernt, daß die sittliche Beschränkung seinen Geist gehemmt oder gestört hätte, fand derselbe jetzt erst seine ruhige, stetige Entwickelung, eine befriedigende, künstlerische Harmonie, Fülle und Reichtum der Ideen und männliche Vollkraft, Großes und Bedeutendes daraus zu gestalten." (S. 133). Dem Lyriker Schiller sind die Worte wärmster Anerkennung gewidmet, und bei der Beurteilung der späteren Dramen scheint uns die Annäherung des Dichters an die katholische Welt- und Lebensanschauung fast zu sehr betont, wenn auch zugegeben wird, daß die großen Dramen keinen Katholiken voll und ganz befriedigen. Aber das wird Schiller nicht zum Vorwurf angerechnet. Baumgartners Verhältnis zu Schiller gipfelt in dem Satz: „Schillers Poesie ist ein gewaltiger Ruf nach oben, zurück zur Geschichte, zum Uebernatürlichen, zur Kirche, zu Gott." (S. 251). Oder wird in diesem Satz eine schnöde Verdächtigung erblickt?

Was nun Sebastian Brunner betrifft, so wird auch von katholischer Seite rückhaltlos zugegeben, daß dieser geniale Satiriker in literarhistorischen Fragen weit über das Ziel hinausgeschossen hat, und seine „Keilschriften" beispielshalber werden keinem unbefangenen Katholiken die Freude an Schiller rauben. Ebensowenig die Einseitigkeiten des Literarhistorikers Peter Norrenberg, der unter seinen Berufsgenossen doch ein passer solitarius geblieben ist. Der enge Gesichtswinkel, von dem aus dieser temperamentvolle Schriftsteller, dessen Ausführungen man stets gerne liest, auch wenn man ihnen widersprechen muß, unsere Klassiker betrachtet, ist keineswegs der Ausgangspunkt aller und jeder katholischen Literaturgeschichtschreibung; der Neuherausgeber der Norrenbergschen dreibändigen Weltliteratur, Macke, hat sich mit den Herbheiten des Urteils nicht einverstanden erklärt. Und Norrenberg selbst gab im Vorworte zu, daß seine Ausführungen unter dem Eindruck des Kulturkampfes zustande kamen. Wenn dann Janssen dem Historiker Schiller den Lorbeerkranz entwunden hat, so hätte wohl Schiller selbst, der mit der liebenswürdigen Offenheit eines ehrlich strebenden Mannes die Geschichte nur ein Magazin für seine Phantasie nannte, am wenigsten dagegen einzuwenden gehabt. Man braucht über die Strenge von Janssens Urteil nicht entzückt zu sein, aber gegenüber dem Kult, der von protestantischer Seite mit dem Historiker des Dreißigjährigen Krieges getrieben wurde, war eine kritische Würdigung am Platze. Hat man es auch Niebuhr verübelt, daß er sich wegwerfend über Schillers Geschichtswerk äußerte? Wenn Schiller nur die Hälfte der Voreingenommenheit, die er von seinem durchaus voltairianischen Standpunkt aus allen katholischen Einrichtungen gegenüber zeigt, gegen das Werk der Reformatoren an den Tag gelegt hätte, auf welcher Seite wären

wohl die meisten Federn in Bewegung gesetzt worden, um die kritischen Mängel des Geschichtschreibers aufzudecken?

Wo sind nun ferner die anderen „vielen“ unter den „ultramontanen“ Literaturhistorikern, die Schiller „in der schnödesten Weise verdächtigt“ haben? Eichendorff kommt kaum in Betracht, denn wenn in seiner „kurzen Geschichte der poetischen Literatur“ Deutschlands auch der katholische Standpunkt unverhüllt hervortritt, so war er doch wieder zu sehr Romantiker, der Schiller nicht bloß als Katholik, sondern als Anhänger jener Schule gegenüberstand, die dem Dichter aus literarisch-ästhetischen Gründen abhold war. Aber auch sein Urteil über Schiller ist keine schnöde Verdächtigung. Man nehme dann Lindemann zur Hand, der als erster den Versuch einer größeren deutschen Literaturgeschichte im katholischen Sinne, wie Vilmar im orthodox-protestantischen, wagte; wo hat er Schillers sittlichen Charakter verdächtigt? Und mit welcher Liebe hat nicht der verstorbene Konstanzer Pfarrer Gustav Brugier in seiner bereits zum elftenmal aufgelegten Literaturgeschichte Schiller behandelt? Dasselbe gilt von all den nur Schulzwecken dienenden Leitfaden, wie von der trefflichen Storckschen Literaturgeschichte. In keinem einzigen akatholischen Literaturwerk wird man eine wärmere Würdigung Schillers finden können wie gerade in Storcks Buch. Das große reich illustrierte Werk von P. Anselm Salzer wird, das kann man jetzt schon behaupten, auch keinen anderen Maßstab an Schiller anlegen.

Soviel zur „schnöden Verdächtigung“ des großen Nationaldichters durch „ultramontane Literaturhistoriker“. Die schnöde Verdächtigung liegt auf anderer Seite. Für den geistlosen Kulturtratsch, wie er nun leider einmal im Schwunge ist, scheut man auch unehrliche Mittel nicht. Quaecunque ignorant, blasphemant.



Das Geheimnis des Lebens.

Eine Osterskizze von Emil Ritter.

„Gnädige Frau, der Herr Professor gibt keine Antwort. Ich habe ein paarmal geklopft.“

Frau Mathilde seufzte kummervoll auf und gebot nach kurzem Besinnen:

„Dann räumen Sie ab! Es ist doch schon alles eiskalt.“

Während das Dienstmädchen ab- und zuging, saß Frau Mathilde am Fenster und schaute in die nahende Nacht.

In diesen Abendstunden, wenn alle häuslichen Pflichten erfüllt waren, wenn der kleine Hermann zur Ruhe gebracht worden, lastete die Vereinsamung allzu schwer auf ihr. Mit übergroßer Sehnsucht dachte sie an die glückliche Zeit zurück, in der ihr Gatte jede freie Stunde, die ihm der Schuldienst und die Studien ließen, ihr und dem Kinde widmete. Seitdem er aber die merkwürdige Entdeckung gemacht, von der in allen Blättern die Rede war, seit der Berufung vom Gymnasium an die Universität, — hatte er keine freie Stunde mehr.

Nun war es schon fast ein Jahr, daß er seine Familie nur am Eßtische sah, kaum lange genug, um über gleichgültige Vorkommnisse ein paar hastige Worte zu wechseln. Nur wenn ihn Frau Mathilde dazu bringen konnte, über seine Forschungen zu sprechen, blieb er etwas länger. Sie verstand zwar wenig von seinen Ausführungen, soviel wurde ihr aber klar, daß seine ganze Geistesarbeit einem Geheimnis galt, das die Wissenschaft noch immer vergebens zu ergründen versucht hatte.

In den letzten Tagen nun war überhaupt keine Unterhaltung möglich gewesen. Er antwortete zerstreut oder gar nicht auf ihre Anregungen, nahm hastig seine Mahlzeit ein und begab sich sofort wieder in sein Laboratorium. Heute Abend war er gar nicht zum Essen erschienen; er konnte sich nicht von seinen Retorten und Instrumenten losreißen.

Wie unsagbar Frau Mathilde die zahllosen Gläser, Tiegel und Werkzeuge haßte als ihre persönlichen Feinde, — fast ebensosehr, wie sie Professor Herweg als treueste Freunde liebte.

Was er in früheren Jahren aus Liebhaberei getrieben hatte, war jetzt seine höchste Lebensaufgabe geworden. Aeußerer Ehrgeiz, eitles Strebertum war ihm stets fremd geblieben; als er sich aber die möglichen Folgerungen seiner aufsehenerregenden Versuche mit Hefenpilzen, mit zerstörten Hefenzellen usw. ausgemalt hatte, war es wie ein Rausch über ihn gekommen.

Die Schranke zwischen dem organischen und anorganischen Leben niederlegen, die Möglichkeit der Urzeugung erweisen, die chemische Zusammensetzung des Protoplasmas entdecken, — das Geheimnis des Lebens enträtseln, — das müßte den Namen Ernst Herweg mit Flammenschrift auf das gewaltige Denkmal der modernen Naturwissenschaft schreiben.

Das stete, angestrengte, hoffnungsvolle Suchen nach den verborgenen Stoffen, die den Tod zum Leben machen, füllte sein Dasein aus. Kein Mißerfolg, keine Enttäuschung, keine gegnerische Behauptung konnte ihn ermüden. In seinen Vorlesungen verwertete er alle Untersuchungen, so daß sie eigentlich auch seine Forscherarbeit unterstützten. Sonst störte ihn nichts. Den kleinlichen Familienangelegenheiten brauchte er, dank der Tüchtigkeit Mathildens, nur wenig Zeit zu opfern.

Die Osterferien hatte er zu besonders andauernder Tätigkeit im Laboratorium vorgesehen. Vorher arbeitete er nochmals die ganze einschlägige Literatur durch, dann, nach einigen Tagen, kam er wirklich dem Ziele näher. Sein Geist glühte, und daß ihn der Körper zu mancher Unterbrechung zwang, Ruhe und Nahrung begehrend, war ihm eine Qual.

Professor Herweg war gläubiger Christ und seine wissenschaftlichen Erkenntnisse vermochten seine religiöse Ueberzeugung nicht zu erschüttern. Auch der reinstoffliche Vorgang des Lebens, den er zu finden hoffte, war ihm mit der Urheberschaft des Seins nicht gleichbedeutend und die Zusammensetzung des Protoplasmas berührte für ihn die Geistigkeit der Seele in keiner Weise.

Diesmal hatte er aber der barmherzigen Liebe, die am Kreuze stirbt, hatte er des Tages, an dem alle wieder nach Golgatha pilgern, über seiner Arbeit vergessen. Er wußte nicht, daß es Karsamstag-Abend war, als ihm sein großer, abschließender Versuch — gänzlich mißlang.

Er saß lange in dumpfer Betäubung, hörte nicht das Klopfen und Rufen an der Türe und beachtete nicht die Stunde der Abendmahlzeit.

Endlich konnte er wieder einen klaren Gedanken fassen. Er prüfte nochmals alle Vorgänge, rechnete nach, verglich, wiederholte den letzten Versuch, — einmal, zweimal, zehnmal, immer vergebens. Er arbeitete wie im Fieber die ganze Nacht hindurch. —

Als durch einen Spalt der dunklen Vorhänge ein Sonnenstrahl drang, hüpfte er erst neckisch über die in allen Farben schillernden, toten Retorten, dann glitt er weich und mild über das halbergraute, verworrene Haar, über die schmerzlich zusammengezogene Stirne, über die zitternden Hände, die das Gesicht bedeckten.

Professor Herweg wurde von dem Strahle geblendet. Er war auf dem seelischen Standpunkte angelangt, der den gleichsam ausgeschöpften Schmerz hinter jede Geringfügigkeit zurücktreten läßt.

Er stand langsam auf, drehte die Gasflamme aus und zog die Vorhänge zurück. Ein klarer Frühlingstag lag vor dem Fenster. Er öffnete einen Flügel, und mit dem Lichte flutete auch die Wärme der Lenzsonne ins Zimmer.

Da gewahrte Professor Herweg außen auf der Fensterbank ein zierlich geflochtenes Körbchen mit weißer Holzwolle.

Ach! — er fuhr sich mit der Hand über die Stirne — Ostern! In solchen Körbchen hatten sie, Mathilde und er, immer für Hermann die Ostereier versteckt.

Er wühlte in der Wolle und hielt ein rotglänzendes Ei in der Hand. Blitzschnell durchzuckte ihn der Gedanke: Da hältst du das unglückselige Geheimnis in der Hand, das dir verborgen bleibt!

Dann bemerkte er, daß das Ei eine Umschrift trug. Unsicher, aber ziemlich leserlich war mit Scheidewasser in die rote Farbe geschrieben: „Liebe ist Leben. Der Osterhas.“

Er stand in Gedanken versunken, das Ei fest in der Hand haltend. Auf einmal klang wie eine Antwort auf die Frage, die ihm sein Herz immer und immer wieder zurief, ein heller Jubelschrei aus dem Garten her.

Er schaute auf und sah sein Kind mit seligem Staunen vor den Gaben des Osterhasen stehen, die unter einer knospenden Hecke lagen. Und sein Weib kniete neben Hermann am Boden und strich zärtlich über seine blonden Locken.

Wie ein jugendliches Feuer durchströmte es Ernst Herweg. Er legte das Ei in das Körbchen zurück, schwang sich zum Fenster hinaus und wandte sich der Hecke zu. Vorher warf er noch einen Blick ins Zimmer; die Retorten und Instrumente starrten ihn tot an.

Eben gewahrte ihn Hermann und stürmte ihm entgegen.

„Hast du's gefunden, Vater?“

Professor Herweg hob ihn auf den Arm, und von seinem süßen Gesichte zu Mathilde sehend, die auch nahegekommen war, sagte er:

„Ja, ich habe es gefunden!“

„Endlich, — das große Geheimnis —?“ stammelte sie, — weil er so feierlich sprach und so seltsam froh war, an seine Forschung denkend.

„Ja, Mathilde, das große Geheimnis des Lebens. — Liebe ist Leben!“

Nun verstand sie ihn und flüsterte erglühend:

„Ich konnte keinen besseren Spruch finden.“

Er zog sie an sich, so daß er Weib und Kind an der Brust hatte, und sagte leise:

„Auch ich konnte nichts Besseres finden an diesem Ostermorgen.“



Auferstehung.

Osterskizze von E. v. Reizenhofen.

Karsamstag ist es. Eine weiche, laue Frühlingsluft durchzieht die Straßen; durch die feinen, grauen Wolken am Himmel bricht siegreich die Sonne und überflutet mit südlichem Glanze die Dächer, das Kreuz auf der Turmspitze des alten, stolzen Domes vergoldend. Und überall freudige Gesichter, erwartungs- und andachtsvoll drängen sich die Menschen zur Auferstehungsfeier. Und jetzt beginnen die Glocken zu läuten, sie rufen es hinaus in melodischen Klängen, weit, weit in die Ferne: „Kommt alle, die ihr mühselig und beladen seid, kommt zu schauen noch einmal das hehre Wunder der Auferstehung!“ — —

Aus dem hellerleuchteten Dome dringt Weihrauchduft und jetzt setzt die Orgel ein, süße Töne, wie Engelsstimmen. Der Priester im Ornate tritt an das Heilige Grab. Lautlose Stille erfaßt die Gläubigen.

Was aber will der bleiche Mann mit den von Leidenschaften entstellten Gesichtszügen an der Säule dort. Wilder Haß flammt aus seinen Augen; an diesem Ort, in dieser Stunde der Liebe! — — Nicht die Andacht hat ihn hergetrieben, — nein — das Verbrechen, — er ist Anarchist! — — Er war einst guter, wohlhabender Eltern Sohn, Leichtsinn und schlechte Gesellschaft haben ihn dem Laster in die Arme getrieben; er hat sich dem Trunke ergeben, sank tiefer und tiefer. Ein unbändiger Haß gegen Religion und Staat stieg in seiner Seele empor, diese beiden machte er verantwortlich für sein Elend. Vielleicht, wenn eine rettende Hand sich ihm entgegengestreckt hätte, er wäre anders geworden, aber es fand sich niemand. Er fühlte sich getreten, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft. Und er wollte sie vernichten, soviel er vermochte. O, er kannte es wohl, hatten es doch so viele schon vor ihm getan, er kannte es wohl, das Mordwerkzeug: die verderbenbringende Bombe! Keinen Fürsten wollte er treffen! Die Bezeichneten waren ohnedies dem Tode verfallen, wenn sie auf der Rangliste standen! — In die Kirche wollte er sie schleudern, mitten unter die Menge, die noch glauben konnte! Welch ein Triumph für die Anarchie! — Wild schlug sein Herz, als er den Priester anstimmen hörte:

„Christ ist erstanden! Alleluja!“

Was hält ihn noch ab? Jetzt, — — — „Nein, noch nicht!“ flüstert eine Stimme in seinem Innern.

„Alleluja!“ ertönt es wie ein Rauschen brandender Meereswellen durch die weiten Hallen des Domes. Jetzt kommt der Zug an ihm vorüber, die Augen des Verbrechers funkeln! Nein, noch nicht! Das sind unschuldige Kinder voran, in weißem Kleid und lockigem Blondhaar! Aber jetzt, das sind die Priester, die verhaßten, — — jetzt! — — — —

Da hebt der eine den Kopf und wendet ihm das Gesicht zu! — — Himmel und Erde! — — — das ist der Alfred, der sein Busenfreund einst in der Jugend gewesen! Den nicht! — Nein, den nicht — — er vermag es nicht! — — — Und jetzt naht der älteste der Priester, ein Greis im schneeweißen Haar, die hellstrahlende Monstranz mit dem Allerheiligsten in Händen! — — Was fesselt plötzlich des unglücklichen Verbrechers Hände, was läßt ihn noch zögern? — — O er hat auch diesen einst gekannt — — — der sich verbirgt in der unscheinbaren Gestalt der Hostie! Er hat ihn empfangen einst als unschuldiger Knabe, am schönsten Tage seines Lebens! Und ein Strahl der Gnade strömt ihm entgegen, er fühlt, daß mit einem Male die letzte gute Regung seines Herzens emporlodert! — — Seine Hand umklammert das Mordwerkzeug, er wankt aus der Kirche, umrauscht von den Klängen des Ostersanges! — — —

Am Ostermorgen aber liegt er zu Füßen seines Jugendfreundes. „Rette mich, Alfred, rette mich“, stöhnen seine bleichen Lippen, „führe mich zurück auf den rechten Weg.“

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Für den aus dem Verband unserer Hofbühne scheidenden Herrn Salfner ist Herr Otto Storm vom Deutschen Theater in Hannover in Aussicht genommen. Er gastierte jüngst als Don Carlos und zeigte sich dabei als ein zweifellos intelligenter Schauspieler, der allerdings viele Eigenheiten in Spiel und Sprache hat, an die man sich erst wird gewöhnen müssen, und dessen Persönlichkeit mehr der modernen als der Kostümrolle zuneigt; aus diesem Grunde werden auch erst weitere Gastspiele ein abschließendes Urteil gestatten. — Hofkapellmeister Reichenberger folgt einem Ruf als erster Dirigent der Frankfurter Oper. Ein neuer, empfindlicher Verlust unserer Hofbühne, der nicht leicht zu paralysieren sein wird, wenn man nicht das, was Reichenberger uns war, sondern was er uns hätte sein können, berücksichtigt. Dem Gerücht, daß Hans Pfitzner zu seiner Nachfolge ausersehen und gewonnen sei, glauben wir nicht, denn Reichenberger hinterläßt kein diesem entsprechendes Arbeitsfeld. Tatsächlich ist das Münchener Opernrepertoire von den drei verbleibenden Dirigenten mit Leichtigkeit zu beherrschen und die Berufung eines neuen vierten Kapellmeisters durchaus nicht durch die Not geboten.

Aus dem Münchener Konzertleben. In den heimischen Konzertsälen findet gegenwärtig ein großes Abschiednehmen statt. Im Kaimsaal haben die Abonnements- und Volkskonzerte, sowie die volkstümlichen Kammermusikabende ihr ruhmreiches Ende erreicht, und auch im Odeon wird's langsam still. Gewissen Künstlern gegenüber, namentlich jenen, die so recht als Repräsentanten unseres heimischen Kunstlebens gelten dürfen, wird dieser Abschied besonders herzlich und nimmt den Charakter jenes seltenen Sich-wohl-verstehens zwischen Ausübenden und Zuhörern an, der für beide gleich auszeichnend ist. Bernhard Stavenhagen und die Mitglieder des Münchener Streichquartetts gehören zu den auserwählten Lieblingen unseres Publikums und wurden in ihrem gemeinschaftlichen Konzert auch dementsprechend gefeiert. Selbst ihr Programm atmete Frühlingsstimmung: Mozarts G-moll-Klavierquartett wenigstens im Mittel- und Schlußsatz, das Klavierquartett op. 26 von Brahms zeigt in allen seinen Sätzen ein weltfrohes Tonleben, und vollends Schuberts Forellenquintett breitet sich vor uns wie eine sonndurchleuchtete Sommerlandschaft „so recht in Deutschlands Mitten“ vor uns aus. Indessen lernt man in den Konzertsälen noch immer neue Erscheinungen kennen, Leute, die noch nicht kunstmüde sind und die „Gewalt“ ihrer Kunst an keine Saison binden wollen. Die Pianistin Carola Mikorey wies in ihrem Klavierabend ein rüstiges Vorwärtsstreben ebensowohl nach, wie die ungebrochene Gewohnheit, den momentanen Stand ihres Könnens ein wenig zu überschätzen. Mit Bach und Beethoven bot sie das Beste. Dagegen ist sie Liszts H-moll-Sonate begreiflicherweise noch nicht gewachsen. Man kann an diesem Werk besonders gut dem launischen Gang der Musikmode folgen. Noch vor zehn Jahren wurde es auch von den Berufensten mit Respekt gemieden; dann stürzte sich die ganze vornehme und „erstklassige“ Pianistenwelt wie unter dem Druck eines Entschlusses auf die Sonate; wir hatten eine Saison, in deren Verlauf dieselbe siebenmal und durchweg von ersten Größen wie Reisenauer, d'Albert, Risler ꝛc. gespielt wurde. Gegenwärtig ist das Werk in den Programmen der Pianisten zweiten Ranges epidemisch geworden. Aehnliche Modeeinflüsse lassen sich auch an anderen Werken, wie z. B. dem Es-dur-Klavierkonzert von Beethoven, nachweisen, ja ganze Richtungen können den stets sich ändernden Geschmacksschwankungen unterliegen, wie dies die in diesem Jahre zu so ungeheuerer Beliebtheit und noch ungeheuererem Mißbrauch gelangten Sonaten-Abende beweisen. Den letzten und gleichzeitig einen der vornehmsten gab der berühmte Geiger Hugo Heermann mit dem Pianisten Hermann Klum, welch letzterer sich inzwischen zu einem seine Materie geistig und technisch vollkommen beherrschenden Künstler entwickelt hatte. Beide Vortragende gaben Beethovens Sonate op. 30 Nr. 3, Schumanns op. 121 und Brahms op. 108 in reinster und ungetrübter Objektivität wieder.

Frl. Marie Knabl und Franz Bergen haben ihren Liederabend größtenteils dem Andenken Max von Erdmannsdörfers gewidmet, der in ihrem Programm mit acht Liedern vertreten war, und sangen außerdem Duetten von Schubert, Schumann und Cornelius. Der größte Vorzug des Programms war seine Kürze, denn so tüchtig die Vorträge beider Gesangskünstler an sich waren, — der künstlerische Vorwurf, den sie diesmal gewählt hatten, war ziemlich seichter Natur; die Duetten zum Teil dem Genre jener verblasenen Romantik angehörig, die heutzutage gar keine Gegenliebe mehr findet, und Erdmannsdörfers

schon in der Wahl der Dichtungen nicht einwandfreie farblose Kapellmeisterlyrik wäre es wohl in seinen eigenen Augen nicht wert gewesen, zu einem kurzen Scheinleben erweckt zu werden.

Die Königliche Akademie der Tonkunst hat inzwischen auch begonnen, die üblichen öffentlichen Belege über die Arbeit des ablaufenden Studienjahres abzugeben. Im zweiten Konzert ließ das Institutsorchester die Vorzüge, die es in Felix Mottls hingebender Leitung gewonnen hat, an Mozarts C-dur-Symphonie und Webers Oberon-Ouverture deutlich erkennen. Fräulein Rabus spielte Beethovens C-moll-Klavierkonzert mit ausgezeichnetem technischen und geistigen Gelingen ohne fühlbaren Schulzwang und Fräulein Keldorfer bekundete mit vier Liedern etwas einseitiger Gefühlsrichtung ihr anmutiges Beherrschen gerade dieser und den Besitz eines leichten, ihren Intentionen willig folgenden Soprans.

München. Hermann Teibler.

Kölner Theater- und Konzertleben. In den vereinigten Stadttheatern läßt man noch immer fleißig gastieren — um die „Manquements", wie die Militärs sagen, auszufüllen. Gäste kommen, Gäste gehen — das ist jetzt die Tagesordnung! Dabei haben wir denn auch noch einige Neuaufführungen herausgebracht, wie Fuldas „Maskerade", die, gut gegeben, sich in der Gunst der Besucher des alten Theaters festgesetzt hat. Ebensogut ging es Wolf-Ferraris „Neugierigen Frauen", die in guter Besetzung sich im Neuen Hause viele Freunde erwarben. Wenn der erfolgreiche Komponist mal wieder eine Oper zu komponieren beabsichtigt, dann möge er sich nach einem Textbuche umsehen, in dem etwas mehr vorgeht. Zurzeit sind wir wieder daran — zum dritten Male —, den ungestrichenen Nibelungenring mit und ohne Gäste vorzuführen, von denen dann immer einer absagt. In dem Schiller-Zyklus, den wir uns geleistet, sind wir nun glücklich bis zur „Braut von Messina" gelangt. Schiller sagt in der Vorrede zu diesem Trauerspiel: „Nur die Worte gibt der Dichter, Musik und Tanz müssen hinzukommen." Diesem Verlangen sind nicht wenige Tonkünstler nachgekommen. Ouvertüren zur „Braut von Messina" hat man von Ferd. Ries, Baron von Miltitz, Rob. Schumann u. a. Vollständige Musiken haben zu dem Drama geschrieben: der Münchener Hofkapellmeister Franz Destouches (1774—1844) und Bernhard Anselm Weber. Ob irgendwo in deutschen Landen diese Musiken gemacht werden, das wissen wir nicht; hierorts gibt's, abgesehen von Fanfaren und Märschen, keine Musik beim Schauspiel. Dafür gibt's desto mehr Musik in den Konzerten; das Extra-Gürzenichkonzert, das zum Besten des Witwen- und Waisenfonds des städtischen Orchesters gegeben wurde, dirigierten Generalmusikdirektor Fritz Steinbach und Theaterkapellmeister Otto Lohse gemeinschaftlich. Da konnten die Leute mal ihrer Neigung zum Vergleichen nach Herzenslust fröhnen, obgleich das äußerliche Dirigieren oder Taktieren gar keine Anhaltspunkte dafür bietet. Da fallen einem dann immer die Goetheschen Worte ein: „Die Deutschen sollten froh sein, daß sie zwei solche Kerle wie Schiller und mich haben." Auch die Kölner könnten sich damit zufrieden geben, daß sie zwei hervorragende Dirigenten wie Lohse und Steinbach besitzen.

Wenn unseren Mitbürgern das Vergleichen soviel Vergnügen macht, dann wird ihnen noch ausgiebige Gelegenheit dazu geboten werden bei den für diesen Sommer geplanten Festspielen, in denen abwechselnd Lohse, Steinbach und Richard Strauß am Dirigentenpult stehen und Georg Droescher (Berlin), A. Fuchs (München) und Max Martersteig (Köln) die Regie führen sollen. Die Programme für diese Festspiele, die vom 18.—29. sich abspielen sollen, wir sagen absichtlich sollen, weil beim Theater nichts feststeht als der Wechsel, sind jetzt festgestellt. Man will Fidelio, Hochzeit des Figaro, Meistersinger (2 mal), Tristan und Isolde, Feuersnot und Barbier von Bagdad geben. Als Mitwirkende werden genannt: Richard Mayr, Anna von Mildenburg, Erich Schmedes, Fr. Weidemann und Hermine Kittel von der Wiener Hofoper, Rudolf Berger, E. Jörn, Th. Bertram, Paul Knüpfer und Carl Nebe von der Berliner Hofoper, Anna Krull von der Dresdener Hofoper, Katharina Fleischer-Edel von Hamburg, alsdann einzelne Mitglieder von den Theatern in Frankfurt a. M., Wiesbaden, Straßburg und eine größere Anzahl der Kölner Oper. Ehe wir für diesmal unseren Bericht schließen, müssen wir noch das letzte zehnte Gürzenichkonzert erwähnen, in dem Steinbach nur Werke von Brahms zur Aufführung brachte, den er in einer Weise auszudeuten versteht wie kein anderer seiner Kollegen. Das bewies die mustergültige Vorführung der zweiten Sinfonie (D-dur), die dem Orchester vortrefflich glückte.

Köln. Hermann Kipper.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Die Galerie Heinemann ließ uns in den letzten Wochen das Schaffen eines der gefeiertsten modernen Maler schauen und genießen: Segantini wurde, solange er lebte, wenig genannt, aber heute ist er auf den Schild erhoben. Ob das immer so bleiben wird, läßt sich bei der Launenhaftigkeit der Mode nicht sagen; aber das ist sicher, daß wir in Segantini eine hochbedeutende Künstlererscheinung zu erkennen haben. Die Ausstellung bei Heinemann bietet auch ein paar Bilder aus der Jugend des Künstlers: seine Sakristei von St. Antonio in Mailand ist ein fein beobachtetes und liebevoll durchgeführtes Interieur, erhebt sich aber nicht über das allgemeine Niveau. Eine ganz andere Welt, man möchte sagen ein ganz anderer Künstler, tritt uns in den späteren und letzten Werken entgegen: der Maler des Engadin. Das Hochgebirge mit seinen grünen Matten, seinen kleinen Seen und schneebedeckten Felsketten schildert des Meisters Pinsel. Hat man vor ihm diese Welt in ihrer Größe, in ihrer gewaltigen Sprache schon je so ausdrucksvoll dargestellt? Sicher nicht in solch lapidarer, dem Gegenstand so angemessener Kunstsprache: darin ist Segantini originell und bahnbrechend, vielleicht einzig; die Nachahmung wäre jedenfalls ein gefährliches Unternehmen. Das große, nicht ganz vollendete Triptychon: Werden, Sein, Vergehen spricht des Meisters Absichten voll und deutlich aus. Das Menschenleben in seinem Zusammenhang mit der umgebenden Natur will er schildern, hat es oft geschildert, hier aber in idealer, symbolistischer Auffassung. Wie ein lichter Frühlingsmorgen auf Bergeshöhen beginnt das Menschenleben; die Mutter mit dem Kind im Vordergrund drückt den Gedanken sprechend aus — das ist Werden. Die Sonne steigt herauf; wie eine Feuergarbe schießen ihre Strahlen hinter der zackigen Bergkette empor; Bergbewohner mit ihren Herden ziehen über die Alpenwiese — das ist das Sein: Arbeit, Mühe und Ringen. Eine einsame melancholische Schneelandschaft breitet sich über die nämlichen Matten aus: einen Toten trägt man aus dem vereinsamten Haus; der Schlitten harrt, ihn gen Tal zu fahren — das ist Vergehen. Kraftvoll, herb wie die umgebende Natur ist Segantinis Kunst, aber auch frisch und erhebend wie die Alpenwelt; er ist nicht bloß Techniker, sondern Dichter.

In den Räumen der Gesellschaft für christliche Kunst hat Hoffmann von Vestenberg Entwürfe zu einem neuen Kreuzweg ausgestellt. Die Skizzen geben Zeugnis für einen originell und tief erfassenden Künstler: er ging in der Darstellung des viel behandelten Themas neue und eigene Wege. Doch fürchte ich, manches Motiv möchte als gesucht erscheinen, namentlich seine Auffassung der Kreuzigung. Wirkungsvolle und stimmungsreiche Bilder sind die Kreuzabnahme und Grablegung. Bei der Ausführung müßte sicher darauf gesehen werden, daß die Darstellung der Volksmenge von karikaturähnlichen Zügen freibliebe. Die mittelalterliche Kunst hat sich allerdings derartiges erlaubt und der moderne Impressionismus ist nicht weit davon entfernt; allein unser heutiges religiöses Empfinden will die Person Christi betont, die Staffage zurückgedrängt wissen.

Die Originale der „Jugend" im Kunstverein fanden den vollsten Beifall der Presse — die Pikanterien und beleidigenden Roheiten waren ferngehalten. Man findet Geist, Gemüt, Phantasie in diesen Illustrationen. Das mag sein: ist aber deren Sprache nicht vielfach gesucht, „zu wenig unmittelbar und stilistisch verwildert? Ist sie wirklich „deutsche" Kunstsprache, Ausdruck deutschen Gemütes, oder Ableger französischen Wesens? Selbstverständlich kann nicht jeder kleine Einfall als künstlerische Wichtigkeit gelten.

München. Dr. Felix Mader.

Ausstellung alter Glasgemälde. Die K. b. Hofglasmalerei Zettler in München vollendete in jüngster Zeit die Restauration von 10 großen Glasgemälden aus St. Stephan zu Mülhausen i. E. Eines hiervon ist zurzeit im Ausstellungssaal der Anstalt der allgemeinen Besichtigung zugänglich. Die Glasgemälde gehören dem 14. Jahrhundert an: in vielen kleinen Einzelbildern schildern sie das Leben, die Lehre, Tod und Verherrlichung Christi in der Weise, daß die Mittelbahn der dreigeteilten Fenster die betreffende neutestamentliche Szene, die Seitenteile aber je zwei alttestamentliche Typen enthalten. Das ganze Fenster löst sich somit in ein System von kleinen Einzelbildern auf, deren Kompositionen in streng musivischem Stil auf blauem Hintergrund sich abheben; eine im Flachstil gehaltene architektonische Rahme umgibt jede Szene. Inhaltlich bieten diese Darstellungen wertvolle Beiträge zur Ikonographie des Mittelalters. Was den künstlerischen Gehalt betrifft, so wohnt ihnen zeichnerisch wie koloristisch jene monumentale Großzügigkeit und jene ernst feierliche Stimmung inne, wie sie jener von frischer Kunstkraft belebten Zeit eigen war. Die Restauration ist mit vollem Verständnis durchgeführt worden. Sie war um so schwieriger, als es sich nicht bloß um die technische Restauration handelte, sondern auch um eine Neuzusammenstellung der seit Jahren ausgenommenen Fenster. Ganze Partien waren neu zu ergänzen, was nach Einvernahme des Urteils kunstgeschichtlicher Autoritäten in getreuester Anlehnung an Stil und Technik der erhaltenen Stücke geschah. Die vollendeten Glasgemälde präsentieren sich daher wie aus einem Guß geschaffen und lassen die Ergänzungen nur schwer erkennen. mdr.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. — Telephon 3850. —

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 18. München, 30. April 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



„Die gelbe Rasse.“

Von

Dr. med. Georg von Langsdorff in Freiburg in Baden.

Im zweiten Morgenblatt der „Frankf. Ztg.“ (vom 14. Okt. 1904) ist mir unter obigem Titel ein Aufsatz aus Tokio zur Kenntnis gekommen.

Hiernach ist die „yellow peril“ eine Bezeichnung, die von dem deutschen Kaiser Wilhelm II., anläßlich des Krieges mit China, zuerst gefallen sein soll. Ferner soll ein Redakteur eines Londoner Blattes eine Unterredung mit Baron Sugematsu, dem früheren Minister des Innern Japans, gehabt haben und diesen über das Thema der „gelben Gefahr“ und des Gedankens „Asien für Asiaten“ ausgeforscht haben.

Der japanische Baron soll hierüber gelacht und gefragt haben:

„Was meinen Sie eigentlich unter ‚gelber Gefahr‘?“

Hierauf habe der Reporter geantwortet:

„Nun, Japan wird nach dem Siege über China dasselbe organisieren und japanisieren und dann Asien für die Asiaten verlangen, und wo bleibt dann Europa?“

„Das setzt voraus, daß wir Asiaten sind“, soll der Baron darauf erwidert haben. Das weiter Geäußerte aber wird verschwiegen, dem Reporter jedoch der Vorwurf gemacht, daß er hätte fragen müssen: „Wo bleibt Indien?“

Die Gefahr der „gelben Frage“ betrifft tatsächlich die Verdrängung Englands aus Indien; aber — diese Vertreibung der Engländer aus Indien wird nicht durch die gelbe Rasse, sondern durch die Russen erfolgen.

Im weiteren wird betont, daß wir Deutschen weniger von der gelben Rasse als solchen, sondern mehr uns vor der „japanischen Gefahr“ fürchten sollten, weil der deutsche Exporthandel nach Osten und die freie Entfaltung unserer Schiffahrt leiden würde.

Dazu käme, daß der jetzige russisch-japanische Krieg bewiesen habe, daß die Japaner alle europäischen Erfindungen nicht nur bereits nachgeahmt, sondern übertroffen haben, indem sie ganz harmlos unsere chemischen Laboratorien und Fabriken besuchen und in Reklamebildern unsere Patente zu den ihrigen machten.

Als Auswanderer würde Japan niemals gefährlich werden; wohl aber China, was die Amerikaner bereits durch die Chinesen namentlich in Kalifornien erfahren haben. Für Amerika sind die Chinesen deshalb gefährlicher als die Japaner, die im eigenen Lande, z. B. in Hokkaido, noch jungfräulichen Boden in Hülle und Fülle haben sollen.

Dieser Morgenblattartikel endet mit der merkwürdigen Schlußfolgerung, daß, wenn der jetzige Krieg für die Japaner glücklich ausfallen sollte, sich dann ein Gründerschwindel erheben würde, gegen den der der siebziger Jahre in Deutschland nichts wäre.

Dieser Angstmacherei erlaube ich mir nun eine andere Anschauung entgegenzustellen, wenn ich auch weiß, daß ich dafür ausgelacht werde; aber ich bin dagegen hartschlägig geworden, seitdem ich in Amerika wegen Voraussagung des 1860 auftretenden Sklavenkrieges ausgelacht wurde, und ebenso 1861, nach Europa zurückgekehrt, wegen Voraussagung des 1866er Krieges infolge des Fürstenkongresses in Baden-Baden verlacht wurde, und man ebenso über meine Voraussage des 1870er Krieges mit dem Resultate eines deutschen Kaisers und der Behauptung, daß Frankreich nicht eine einzige Schlacht gewinnen werde, ausgelacht worden bin.

Was nun Japan betrifft, kam ich bei meinem Simulieren auf allerhand Gedanken, besonders nachdem ich im amerikanischen „The Light of Truth“ eine beißende Kritik bezüglich des fünfzigjährigen Jahrestages des Besuches des amerikanischen Commodor Perry gelesen hatte.

Dieses Fest wurde mit großen Ehren gefeiert, weil von dieser Zeit an das der übrigen Welt so verschlossene Kaiserreich Japan anfing, sich der westlichen Zivilisation anzuschließen. Die Veränderung, die seit dieser Zeit mit Japan vor sich ging, ist genugsam besprochen worden.

Japan ist seit diesen fünfzig Jahren bezüglich seiner Regierung, seines kommerziellen Lebens, seiner Marine, seiner Maschinerien, seiner religiösen und sozialen Anschauung und seiner Kunstmalerei ein ganz anderes Japan. Aber — der Charakter des Volkes ist derselbe geblieben.

Ein Mr. Felician Challaye hat in der „Revue de Paris“ sich dahin geäußert, daß sich die Japaner wohl „europäisiert“ hätten, aber der bessere Teil doch Japaner geblieben sei.

Aehnlich drückt sich im „New York Independent“ Mr. Colgate Baker aus, der viele Jahre in Japan lebte und behauptete, daß in der Philosophie des Japaners der Begriff von Recht und Unrecht nichts weiter als Schicklichkeitsausdrücke sind. Da heißt es: „Es ist kein Unrecht, unehrlich zu sein, wenn man durch Ehrlichkeit eine Einbuße hat; es ist aber recht, ehrlich zu sein, wenn man dadurch zu einem Vorteil kommt. Um des Rechtes willen Recht zu tun, dafür hat der Japaner kein Verständnis.“ Mr. Baker

will damit wohl sagen, daß der Japaner einen anderen Begriff von moralischem Charakter hat. Sein Ideal sei das Materielle und Nationale.

Und daraus folgern die oberflächlichen Beurteiler Japans, daß diese Insulaner alle westlichen Länder getäuscht haben. Aber diese Japaner ahmen die Zivilisation des Westens nach und haben damit wohl den Mechanismus, nicht aber die idealen Anschauungen nachgeahmt.*) Ihr Hauptbestreben liegt in der Entwickelung der nationalen Kraft.

Alle diese Beobachter scheinen auf trügerischem Boden zu stehen und gefallen sich darin, der moralische Abschätzer einer ebenbürtigen Nation zu sein; denn es kann kaum erwartet werden, daß die Japaner nur durch Annahme des „Mechanismus" der westlichen Staaten zu solcher rapiden Entwickelung gelangt sind. Die Philosophie des Lebens und die religiöse Anschauung wirken durch weitere Kreise als die mechanischen und technischen Erfindungen.

Europäische und asiatische Anschauungen des Lebens sind seit Jahrhunderten so verschieden, daß es unmöglich erwartet werden kann, daß eine radikale Veränderung so plötzlich auftrete. Sprache und Religion sind denn doch zu verschieden in beiden. Japan und die gelbe Rasse überhaupt werden niemals europäische Denkungsart annehmen. Dazu ist sowohl ihre Sprache als ihre buddhistische Religionsanschauung zu verschieden.

Es dürfte im Gegenteil möglich sein, daß, wenn wir uns in das Denken und Fühlen der gelben Rasse besser zurecht finden sollten, wir moralisch vielleicht gewinnen könnten.

Das heutige Japan und seine so verschiedene Beurteilung, der Umstand, daß den Japanern nicht einstimmig der Sieg über die Russen gegönnt, sondern von vielen sogar das Gegenteil gewünscht wird, hat mich veranlaßt, die ziemlich in Vergessenheit geratene Reisebeschreibung meines Vaters nachzulesen, der seine Reise um die Welt 1803—07, unter Kapitän von Krusenstern, im Auftrage des Kaisers von Rußland (Alexander I.) als Naturforscher und Arzt mitgemacht. Die Hauptaufgabe dieser Reise war namentlich, mit Japan in Handelsverbindungen zu treten. Zu diesem Zwecke war der Kammerherr von Resanof als Gesandter des russischen Kaisers beauftragt, freundschaftliche Beziehungen mit Japan zu erzielen.

Diese Gesandtschaftsreise nach Japan war in politischer wie geographischer Hinsicht eine höchst interessante Expedition und man kann daraus ersehen, welche Veränderungen seit nun just 100 Jahren mit diesen Insulanern vor sich gegangen sind.

Damals war das den Reisenden gänzlich verschlossene Japan sehr wenig bekannt und es war nur den Holländern ein überaus eingeschränkter Handel gestattet.

Es traf sich, daß damals ein japanischer Kaufmann Kodai mit einigen anderen Japanern viele Jahre vor der Expedition an den Kurilischen Inseln scheiterte. Dieser Kodai wurde auf Kosten der Regierung nach Petersburg gebracht, man zeigte ihm die Schätze des Landes, namentlich die Schätze des Hofes und überhäufte ihn mit Ehren und Wohltaten. Schließlich bot man ihm ein Schiff an, mit dem er durch einen Seeoffizier Adam Laxmann nach Atkis an der Nordostküste von Matmai gebracht wurde. Der Generalgouverneur von Sibirien schickte dann durch Kapitän Laxmann einen Brief Rußlands an den Kaiser von Japan, in welchem dieser mit der Ursache der Reise bekannt gemacht und um fernere nachbarliche Freundschaft und Anknüpfung eines Handelsverkehrs zwischen beiden Nationen gebeten wurde. Zugleich wurden einige Geschenke von nicht sehr großem Werte mitgeschickt, um sie in Jedo, Hauptstadt Japans, dem Kaiser zu überreichen.

Kodai, der Geist und Fassungskraft besaß, hatte während der Zeit in Rußland die Landessprache gelernt, handelte teils aus Dankbarkeit, teils vielleicht auch aus eigenem Interesse, für Rußlands Handelsangelegenheit und diente als Dolmetscher.

Nach Verlauf von einigen Monaten erhielt Laxmann anstatt einer Antwort an den Kaiser von Rußland oder an den Generalgouverneur eine Art Instruktion, aus der ich, da sie sehr lang ist, nur folgendes anführe:**)

„Seit den ältesten Zeiten bis jetzt ist das Gesetz im japanischen Reiche unerschütterlich geblieben. Daß er (Laxmann) mit den ihm anvertrauten, durch Zufall vom Sturm an fremde Küsten verschlagenen Leuten, aus Unwissenheit nicht in Nangasaki, sondern an einem ungewöhnlichen Orte des japanischen Reiches angekommen, wo es fremden Schiffen nicht erlaubt wäre einzulaufen, das sei in Japan noch nie vorgekommen.

„Seit den ältesten Zeiten kämen die Holländer als eine mit ihnen in beständiger Freundschaft stehende Nation nach dem Hafen von Nangasaki, aber nicht nach dem Innern des Reiches, und er habe es gewagt, mit den ihm anvertrauten Japanern, sogar mit einem bewaffneten Schiffe einzulaufen.

„Da Japan nie mit Rußland in Verbindung gewesen, so könne es auch keine Kenntnis von dem Grade der Würde des Russischen Reiches besitzen und auch nicht wissen, welche Sitten und Gebräuche in Rußland herrschen und inwiefern die Begriffe von Ehrerbietung oder Verachtung beider Reiche zu einander stehen. (Mündlich hatte man dem Kapitän Laxmann eingeschärft, die Tatsache, daß der Gouverneur von Sibirien direkt an den Kaiser von Japan geschrieben, gelte als offenbarer Hochverrat.)

„Was die Besprechung der Freundschaft beider Nationen betreffe, so könne dies nicht in dem Hafen Atkis vorgenommen werden, und ebensowenig sei es erlaubt, nach der Hauptstadt Jedo zu kommen.

„Es sei Gesetz, alle mit Gewalt ankommenden Schiffe mit der größten Strenge zu behandeln und sich in keine Unterredung mit ihnen einzulassen.

„Nach dem Hafen von Nangasaki ist es Euch (Laxmann) gestattet mit Vorweisung der von uns erhaltenen Erlaubnis zu kommen; allein, ohne diese vorzuweisen, ist es auch dorten verboten, daselbst einzulaufen.

„Auch wiederholen wir die Nichtduldung des christlichen Glaubens in unserem Reiche und machen es zur Bedingung, während des Aufenthaltes bei uns keinen Gottesdienst zu halten."

Die kriegerischen Verhältnisse in Europa (so schreibt mein Vater, der nachmalige russische Staatsrat) waren wohl die Hauptursache, warum viele Jahre verstrichen, ohne daß man auf diese von Japan erhaltene Erlaubnis besondere Rücksichten nehmen wollte.

Später war es der glorreichen Regierung Alexanders I. vorbehalten, eine Entdeckungsreise um die Welt zu veranstalten und hiermit eine Gesandtschaft nach Japan zu verbinden. Den Erlaubnisschein, in Nangasaki einzulaufen, hatte man ja. Und außerdem scheiterte i. J. 1796, wenige Jahre nach der Rückkunft des Kapitäns Laxmann, ein anderes großes japanisches Schiff an den aleutischen Inseln, und nun hatte man einen neuen Vorwand, dem Mutterlande seine Söhne wieder zuzuführen.

Diese wurden, nachdem man sie nach St. Petersburg gebracht, mehrere Jahre gastfreundlich aufgenommen, mit Geld, Kleidung und Uhren beschenkt. Von fünfzehn entschlossen sich fünf zur Rückkehr. Davon ist einer, Nikolaus Kolotichin, in Irkutsk, Hauptstadt von Sibirien, Professor der japanischen Sprache geworden.

Trotzalledem dauerte der Aufenthalt des Kapitäns v. Krusenstern in Japan sechs Monate lang; zuerst nur in der Reede vor dem Hafen von Nangasaki, von zwanzig großen und kleinen Wachtbooten beobachtet.

Man muß wirklich die Geduld des Gesandten v. Resanof und der übrigen Mitglieder der Expedition bewundern, welche viele Zeremonien durchmachen mußten, ehe sie in den Hafen von Nangasaki und später ans Land gehen durften.

Ein Dolmetscher, obgleich geborener Japaner, welcher gut holländisch sprach, hielt die Verfügungen der japanischen Regierung selbst für äußerst lächerlich und bedauerte es, Japaner zu sein. Er beklagte die Kurzsichtigkeit seiner Landsleute und schrieb sie der Erziehung des Kaisers und seiner Staatsbeamten zu. „Der Mensch", sagte er philosophisch, „ist nicht geboren, um bloß zu essen und zu trinken, sondern auch, um sich zu unterrichten." Man erfuhr durch ihn auch japanische Sprichwörter, z. B.: „Das Alter des Menschen reicht bis zu hundert Jahren, sein Ruhm aber ist ewig."

Das zweibändige Großfolio-Werk meines Vaters ist heute noch interessant zu lesen, zumal für jeden Band auch meist selbstverfertigte Illustrationen beigefügt sind.

Wie hat sich in diesen hundert und ganz besonders seit den letzten fünfzig und dreißig Jahren alles geändert! Und welche Rolle wird Japan noch in der Weltgeschichte spielen!

Diese Frage erlaube ich mir nun, trotzdem ich weiß, daß ich deshalb verlacht werde, von meinem Standpunkte einer politischen Fernblickergabe folgendermaßen zu beantworten:

Japan sehe ich als eine aufblühende Nation leuchten. Durch ein heute noch nur wenigen bewußtes kosmisches, die Menschheit vorwärts treibendes Naturgesetz wurden die Menschenseelen gedrängt nach Westen dem Zuge der Sonne zu folgen und sind dadurch zu immer größerer Erkenntnis gekommen.

*) Hat England dasselbe nicht auch durch den Burenkrieg bewiesen?

**) Der Reisebeschreibung meines Vaters entnommen: „Reise um die Welt" von Dr. med. Georg Heinrich v. Langsdorff, Kaiserl. Russischer Generalkonsul in Brasilien. Heidelberg 1821, Verlag Karl Groos. (Auf jeder Universitätsbibliothek zu haben.)

Asien wird für die Wiege der Menschheit gehalten und Indien als Mutterland der westlichen Nationen angesehen, was auch historisch durch die Indogermanen nachgewiesen ist.

Spanien und Portugal hatten ihren zivilisatorischen Höhepunkt durch die eingewanderten Aegypter und Phönizier erhalten. Der Zug nach Westen hat zur Entdeckung Amerikas geführt.

Die in Europas Monarchien gemachten Erfahrungen haben jenseits des Atlantischen Ozeans den Republikanismus und die Religionsfreiheit groß gezogen.

Dieser Zug nach Westen dauert fort und wiederholt sich in potenzierter Weise wieder im Osten Asiens.

Der jetzige so grausame Krieg, der ein mörderisches Bild von moderner Kriegsführung zu Wasser und zu Lande gibt, wird den Denkenden endlich die Augen und das Gewissen öffnen, um einzusehen, daß wir nicht deshalb unsere mit Vernunft begabte Existenz erhalten haben, um uns gegenseitig auf Befehl einzelner unbarmherzig umzubringen, sondern uns als vernünftige Wesen (christlich genommen als Brüder und Schwestern) anzusehen, welche die Aufgabe haben, sich gegenseitig, nicht nur als Nachbarn, sondern auch als Völker und Nationen zu helfen, zu stützen und das Erdenleben zu einem Paradies umzuwandeln.

Die jetzt so grausam geübte Kriegsführung wird, ja muß just durch ihre Grausamkeit sich selbst ersticken und wird in ihrem Vordringen zu einer Weltkatastrophe, der größten in der Weltgeschichte, aber auch zum letzten blutigen Kriege führen.

Endlich wird aus der Asche die Humanität zum Bewußtsein kommen und eine geistig moralischere Anschauung den herrlichen Begriff von Nächstenliebe zur Wahrheit machen.

Die Milliarden, die heute noch für Militär- und sonstige Gewalt durch Arbeit eines den Frieden liebenden Volkes aufgebracht werden müssen, werden für allgemeine Bildung des Körpers, der Seele und des Geistes verwendet werden. Ackerbau, Kunst, Wissenschaft und Industrie werden auf eine ganz andere Höhe gebracht werden. Das Zollsystem wird aufhören und die Ergebnisse der Feldbau treibenden und Fabrikate erzeugenden Länder werden sich derart ausgleichen, daß ohne jedweden Gesetzesparagraphen der Ueberfluß dorthin gehen wird, wo Mangel ist, und Anfrage und Bedürfnis, Angebot und Absatz sich ganz von selbst ausgleichen wird. Keine Nation wird sich dann durch Eroberungen und Vergrößerung ihrer Grenzen auszeichnen wollen. Alle etwaig politischen Streitigkeiten werden ganz friedlich durch internationale Kongresse geschlichtet werden.

Doch, verzeihet mir, ihr werten Leser! Mein 83jähriges, durch bittere Erfahrungen gegangenes Herz fängt an überzulaufen und eine Zukunft zu erspähen, deren Schilderung heute noch nicht begriffen werden kann, wo der Egoismus noch so gerne seine materialistischen Anschauungen kundgibt. — Meine erkannte Wahrheit für unser Menschentum ist, daß wir einer höheren Bestimmung folgen müssen mit dem Siegesruf: Vorwärts und aufwärts!



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Herr Delcassé in der Klemme.

Eine Ministerkrisis in Frankreich aus Rücksichtnahme auf Deutschland — das ist doch etwas ganz Neues, bisher nicht Erhörtes. In der Tat hat Herr Delcassé, der unter drei Ministerien als Dauerminister des Auswärtigen fungiert hat, sein Abschiedsgesuch einreichen müssen, weil die Kammer und die öffentliche Meinung Frankreichs seine überscharfe Politik der „Ignorierung Deutschlands" für schartig und gefährlich erachteten. Nach gehöriger Bearbeitung ist er freilich wieder in sein Bureau zurückgekehrt, aber sein Ansehen und seine Leistungsfähigkeit sind gebrochen; er kann nur noch vegetieren, bis sich eine Gelegenheit bietet, um mit guter Manier die Ablösung vor sich gehen zu lassen.

Wer dichterische Neigungen hat, kann etwas Tragisches in der Geschichte dieses Mannes finden. Herr Delcassé hatte offenbar seine Lebensaufgabe darin gefunden, Deutschland zu isolieren. Dieser Tendenz opferte er alles. Die Annäherung an Italien, die opferwillige Pflege des Bündnisses mit Rußland, die Verschluckung der bitteren Pille von Faschoda, die Anfreundung mit England unter Verzicht auf die französischen Rechte in Aegypten, die stille und doch deutlich erkennbare Unterstützung eines deutschfeindlichen Preßfeldzuges in England, Nordamerika, Japan ꝛc. — alles diente dem einen Zweck, zu dessen Erreichung sich Herr Delcassé unter Verleugnung der innerpolitischen Grundsätze zum permanenten Führer der auswärtigen Politik machte. Nun glaubte der rührige Mann nach dem Abschlusse des englisch-französischen Abkommens mit seiner Ernte beginnen und das Deutsche Reich durch die volle Ignorierung in der Marokkofrage die vermeintliche Ohnmacht kosten lassen zu dürfen. Nachdem Deutschland fast ein Jahr sich schweigend verhalten, schien der Triumph der Delcasséschen Politik vollständig zu sein. Da kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht von dem geplanten Abstecher des Kaisers Wilhelm nach Tanger und die Erklärung Deutschlands, daß es die Wahrung seiner wirtschaftlichen Interessen in Marokko mit dem souveränen Sultan dieses Landes regeln werde. Deutschland antwortete auf die Ignorierungspolitik Delcassés in heiterer Ruhe mit der Ignorierung des englisch-französischen Abkommens über Marokko. Herr Delcassé nahm den Zwischenfall leicht und ließ sein internationales Preßorchester gegen die deutsche Anmaßung spielen. Aber zu seiner schmerzlichen Ueberraschung ließ ihn sein eigenes Volk im Stich. Die Franzosen selbst erkannten an, daß Deutschland recht habe, wenn es ein Abkommen ignoriere, das man ihm absichtlich nicht mitgeteilt hatte. Diese Erkenntnis wäre allerdings bei den Franzosen wohl kaum zum Durchbruch gekommen, wenn nicht die russischen Niederlagen ihr realpolitisches Verständnis geschärft hätten. In dem Lande der Revanche erhob sich plötzlich der Ruf, man dürfe Deutschland nicht ignorieren und brüskieren, sondern müsse mit ihm sich verständigen. In diesem Augenblick hätte nun Delcassé einen schönen Abgang sich sichern können, wenn er trotzig die Vertrauensfrage für seine deutschfeindliche Politik gestellt und nach einem gegenteiligen Beschluß der Kammer steifnackig in den vorläufigen Ruhestand getreten wäre. Aber zur Rettung seiner Stellung ließ er sich zu einer Konzession herbei, die weder folgerichtig noch wirksam war. Er verstand sich zur Eröffnung einer Aussprache mit Deutschland, doch teilte er nicht das fragliche Abkommen amtlich in Berlin mit, sondern erklärte sich nur bereit, „Mißverständnisse" aufzuklären. Das war eine Halbheit, die weder hüben noch drüben befriedigen und nirgendwo imponieren konnte. Diese Halbheit hätte sofort bei der Kammerverhandlung Herrn Delcassé zu einem regelrechten Sturze verholfen, wenn nicht der Ministerpräsident Rouvier mit der Solidaritätserklärung des gesamten Kabinetts eine feindselige Beschlußfassung verhindert hätte. Allerdings mußte Rouvier dabei sogar das „Vergangene", d. h. die überschlaue Ignorierung Deutschlands, preisgeben und vermochte auch mit diesem Opfer kein positives Vertrauensvotum, sondern nur die Unterlassung des Gegenteils zu erzielen. Mit Recht sah Herr Delcassé sich damit verurteilt und forderte seine Entlassung. Herr Rouvier aber hatte sich nicht aus Nächstenliebe in die Bresche geworfen, sondern aus der ernsten Erwägung, daß eine Ministerkrisis unter den obwaltenden Umständen sowohl für die auswärtige als für die innere Politik Frankreichs gefährlich sei. Es kam noch hinzu, daß man zu Ostern in Bordeaux an dem Gambetta-Denkmal eine republikanische Triumphfeier veranstalten wollte, an der gerade Herr Delcassé als Vertreter der „glorreichen" Weltstellung Frankreichs teilnehmen sollte. So wurde denn der lahmgeschossene Fuchs von Loubet und Rouvier und Genossen so lange bearbeitet, bis er seine Rolle fortzuführen versprach. Neuerdings scheint sogar der grimmigste Gegner seiner Ränkepolitik, Herr Jaurès, ihm Schonzeit bewilligen zu wollen, damit das große kulturkämpferische Unternehmen des Blocks, die „Trennung von Kirche und Staat", nicht durch eine Regierungskrise Schaden leide.

Herr Delcassé hatte durch seine Presse verkünden lassen, die deutsche Politik sehe ihren letzten und höchsten Zweck darin, seine werte Person zu stürzen. Auch dieser Appell an die französischen Vorurteile hat versagt. Die deutsche Regierung hat offenbar Herrn Delcassé niemals so hoch eingeschätzt, wie er sich selbst. Sie wird fortan erst recht keine Interessen daran haben, an Stelle dieser geborstenen Säule eine neue Kraft zu wünschen. Allerdings hat Graf Bülow auch keinen Finger gerührt, um Herrn Delcassé aus der wohlverdienten Klemme zu helfen. Er hätte ihn retten können durch eine sofortige freundliche Antwort auf den Annäherungsversuch. Aber damit hätte die deutsche Politik eine von ihren Trumpfkarten vorzeitig aus der Hand gegeben. Vorläufig hat Graf Bülow die Freiheit der Wahl; er kann den Erfolg der Verhandlungen in Fez abwarten, er kann nach Umständen mit Frankreich in Verhandlungen treten, er kann auch den Plan einer internationalen Konferenz nach dem Vorgang von Madrid 1880, deretwegen Vorfühlungen bei den Mächten eingeleitet zu sein scheinen, weiter verfolgen.

Dieses diplomatische Intermezzo ist wirklich interessant und lehrreich; es bildet einen klassischen Beleg für die trivialen, aber

auch für die hohe Politik gültigen Sprichwörter, daß allzu scharf schartig macht und chi va piano, va sano. Hoffentlich bleibt unsere Politik bei der bedächtigen, vorsichtigen Gangart!

Streikerfahrungen.

Zum dritten und letzten Male haben die italienischen Eisenbahner einen Streik versucht. Der zweite Kampf, der in den eigentümlichen Formen der Obstruktion vor sich ging, hatte schon die innere Schwäche der Bewegung gezeigt, aber doch noch keine Niederlage gebracht, da der Ministerpräsident Giolitti zurücktrat und dieser Sturz des Vaters des bekämpften Eisenbahngesetzes als Erfolg des Streiks ausgegeben werden konnte. Der neue Ministerpräsident Fortis nahm aber die Verstaatlichung der Bahnen und vor allem des Personals mit erhöhtem Eifer auf. Der neue Streik sollte diese Gesetzgebung, welche die Eisenbahner zu nichtstreikberechtigten Beamten machen wollte, ausgesprochenermaßen verhindern; doch die Agitatoren übersahen, daß ihre Waffe durch den vorhergegangenen reichlichen Gebrauch stumpf geworden war. Der Streik wurde nicht allgemein; die Regierung hatte sich soweit vorgesehen, daß der notwendigste Verkehr aufrechterhalten werden konnte; die öffentliche Meinung war gegen die ewige Streikerei erbittert; die Volksvertretung nahm nun erst recht mit größter Schnelligkeit und Mehrheit das bestrittene Gesetz an. Die Niederlage war vollständig. Sie enthält die Lehre, die auch anderswo Gültigkeit hat: wenn ein Streik Erfolg haben soll, so muß dieses äußerste Mittel selten gebraucht werden, es muß auf klaren und überzeugenden wirtschaftlichen Ursachen und Zwecken beruhen, es muß im Publikum Verständnis und Sympathie finden.

Ein Streik der Porzellanarbeiter in Limoges (Frankreich) ergänzt diese Lehre noch dahin: die Streikenden verderben ihre Sache, wenn sie sich zu Gewalttätigkeiten verleiten lassen. Sogar die halbsozialistische Regierung in Frankreich mußte gegen die Ruhestörer die Flinten schießen lassen.



Die bayerische Zentrumspartei.

Von

Dr. Eugen Jäger, Mitglied des Reichstages und des Bayer. Landtages.

In Nr. 307 der „Köln. Volksztg." vom 14. April gibt Frhr. v. Hertling zu, daß seine Bemerkungen im 7. Hefte des „Hochlandes" (S. 55 und 56) gegen die bayerische Zentrumspartei gerichtet sind. Er spricht von einer Partei der Bauern und Handwerker und kleinen Leute, welche die Interessen dieser Schichten vertrete zuungunsten der höheren Gesellschaftsschichten, Gehaltsaufbesserung für höhere Beamte als unerhörte Zumutung auffasse, über Wiesenverbesserung und Waldnutzung wochenlang spreche, für Industrie und Handel wenig Verständnis zeige, größere Aufwendungen für Kunst und Wissenschaft als überflüssigen Luxus abweise, durch das Banausentum der Mitglieder auch alle diejenigen Elemente aus dem eigenen Lager hinaustreibe, welche die Hingabe an religiöse Ideale mit gesteigerter Lebenshaltung und der Wertschätzung aller geistigen Lebensgüter zu vereinigen wissen usw.

Gegen diese Schilderung muß ebenso Einspruch erhoben werden wie dagegen, daß das „Hochland" hierzu benutzt wird. Wir hoffen und wünschen, daß die zahlreichen Abonnenten, die das „Hochland" auch in den Kreisen der bayerischen Zentrumspartei hat, diesem Blatte ihren berechtigten Unmut nicht fühlbar werden lassen. Wir würden es sehr bedauern, wenn es anders wäre, und bitten ausdrücklich um ruhiges Blut. Hier soll nur festgestellt werden: Das Bild, das im „Hochland" von der bayerischen Zentrumspartei entworfen wird, ist falsch. Der Zentrumsgedanke: die Vereinigung aller Stände zu einer großen politischen Partei auf dem Boden der christlichen Weltanschauung, auf welcher Anschauung dann die Verständigung in wirtschaftlichen Fragen auf der mittleren Linie gesucht und gefunden werden kann, dieser große Gedanke findet im katholischen bayerischen Volke in Stadt und Land gerade in den letzten Jahren immer mehr Verständnis, Würdigung und Beifall. Auch der Volksverein für das katholische Deutschland wird allmählich in Bayern aufgenommen, und gerade dieser Verein liefert das beste Material zur Vertretung und Ausbreitung des erwähnten Gedankens.

Ungeheuere Schwierigkeiten, von denen man außerhalb Bayerns vielfach keine Ahnung hat, sind dabei zu überwinden. Seit der großen Verderbnis der Kirche im 15. Jahrhundert und seit der Einführung des Staatskirchentums, dessen Einführung auch als Notwehr gegen den Protestantismus erschien, ist das bayerische Volk von den herrschenden Ständen ununterbrochen geistig zurückgehalten und kulturell vernachlässigt worden. Der Hof, der Adel, die Beamtenschaft des Staates und der zahlreichen adeligen und geistlichen Grundherrschaften beherrschten das Volk, und auch die Kirche war in den Augen des Staates und des Grundadels ein Herrschafts-, aber kein Kulturmittel. Dazu kam in Altbayern die abgeschlossene Lage des Landes und Volkes. Die Donau, die ein Kulturstrom von weit größerer Bedeutung wie der Rhein hätte werden können, war durch die Byzantiner und dann durch die Türken versperrt. Nach Süden lag die Alpenmauer, nach Norden schloß der Jura das Land von den fränkischen Gebieten ab, die ganze Regierungsweise, teilweise auch der Volkscharakter drängte auf geistige und wirtschaftliche Isolierung. Der Bauernbund ist noch ein Restprodukt dieser Zustände, wenn wir auch nicht vergessen dürfen, wie viel die liberalen Lehrer, die liberale Presse und anfangs auch liberale Staatsbeamte, diese wenigstens unter der Hand, die Bewegung aus Haß gegen das Zentrum begünstigt haben. Diese Bewegung bildete anfangs für das Zentrum eine schwere Gefahr, kann aber heute im allgemeinen als überwunden gelten, ohne daß wir damit sagen wollen, daß nicht ständig gearbeitet werden muß. Von den anderen Schwierigkeiten sei noch der Umstand erwähnt, daß in all den zahlreichen kleinen Städten kleine Lokalblätter bestehen, die teils farblos, teils liberal sind, wenn sie aber auf dem Zentrumsboden stehen, wegen ihres kleinen Raumes für die politische Bildung der Massen nur geringe Bedeutung haben. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß der Liberalismus vielfach in katholischem Gewande auftritt und so das Volk zu täuschen sucht, während in den Gegenden mit gemischter Konfession gerade der Gegensatz der Konfessionen ein Ferment bildet, das auf das katholische Volk ununterbrochen aufklärend und hebend wirkt.

Auf dem Boden dieser Verhältnisse und besonders der Sondergeschichte Altbayerns erwuchs auch die Kinderkrankheit der langen Kämpfe zwischen den sog. Extremen und den Gemäßigten, welche Kämpfe die siebziger und achtziger Jahre vergifteten und die Bildung einer eigentlichen Zentrumspartei verzögerten. Nur auf dem spezifisch bayerischen Boden war auch ein Dr. Sigl und sein Blatt möglich und von Einfluß.

Trotz dieser ungeheueren Schwierigkeiten, die sich mit der Lage anderer deutschen Länder kaum vergleichen läßt, hat das bayerische Zentrum in den letzten 15—20 Jahren eine ungeheuere Arbeit geleistet und diese Arbeit ist wesentlich Kulturarbeit gewesen. In den Städten haben sich die Arbeitervereinigungen entwickelt, die Handwerker treten, vorwiegend unter dem Hauche des Zentrums, zu Genossenschaften zusammen; was aber in der Organisation des Landvolkes geleistet wurde, das ist in so kurzer Frist in den anderen deutschen Gebieten schwerlich geleistet worden. Nicht daß Dr. Heim das alles geschaffen hat, er wird auch diesen Ruhm nicht beanspruchen wollen, schon vor ihm haben andere dieses Gebiet bebaut und neben ihm sind zahlreiche andere tätig gewesen und heute noch tätig. Das ganze Streben, das Landvolk durch Kreditgenossenschaften wirtschaftlich, durch Bauernvereine wirtschaftspolitisch zu heben, hat aber allerdings in Dr. Heim eine Persönlichkeit gefunden, die mit einer großartigen Arbeitskraft, einem seltenen Organisationstalent und voller Beherrschung des modernen Wirtschaftslebens einen weitausschauenden Blick vereinigt. Hat man denn keine Ahnung von der ungeheuren Bedeutung der wirtschaftlichen Fragen, auch des Wiesen- und Waldbaues, für das Volk? Auch die Missionäre lehren dem Volke vor allem Arbeit und wirtschaftliche Tätigkeit — in der klugen Erkenntnis, daß sie ihm dann auch geistig nahe treten und es zu höheren Zielen erheben können. Ich will damit nicht sagen, daß das Zentrum in Bayern in solcher Berechnung sich dem Volke widme, sondern will die Tätigkeit des Zentrums auf dem wirtschaftlichen Gebiete durch diesen Vergleich denjenigen begreiflich machen, die in ihrer ganzen Lebensauffassung den Wirtschaftsfragen des eigentlichen Volkes ferne stehen. Daß das bayerische Zentrum Gehaltsaufbesserungen für höhere Beamte, größere Aufwendungen für Kunst und Wissenschaft abweise, ist auch nicht richtig. Gerade unter der Mehrheit des Zentrums und erst seit Beginn dieser Mehrheit ist in Bayern wirklich Wesentliches für Schule und Wissenschaft und auch für den Beamtenstand geschehen. Das Rätsel, mit einer knappen Finanzlage große Aufwendungen zu machen, läßt sich allerdings nicht lösen, und die Finanzlage Bayerns ist, zumal wenn man sie mit Preußen und den westlichen deutschen Ländern vergleicht, nicht glänzend. Die Abgeordneten haben die Verantwortung, und das Zentrum ist sich dessen bewußt geblieben.

Die vorstehenden Ausführungen erschienen zuerst anonym in der „Kölnischen Volkszeitung". Herr Abg. Dr. Eugen Jäger ermächtigte die „Allgemeine Rundschau", den Artikel mit seiner vollen Namenszeichnung zu veröffentlichen. Zu der gleichen Angelegenheit gingen der „Allgemeinen Rundschau" von hochangesehener Seite nachstehende Zeilen zu:

Ich habe mich von dem Erstaunen über die in Nr. 17 der „Allgemeinen Rundschau" (Seite 198/99) abgedruckte Erklärung des Herrn Dr. Freiherrn von Hertling noch immer nicht ganz erholt. „Daß der Aufsatz (im „Hochland") in keinerlei Zusammenhang mit den aktuellen Fragen der inneren bayerischen Politik steht", dürfte nach dem Verlaufe der ganzen Auseinandersetzung auch von Freih. von Hertling nicht mehr aufrecht erhalten werden können. In Nr. 332 der „Kölnischen Volkszeitung" hat Freih. von Hertling seine Vorwürfe gegen die bayerische Zentrumspartei in zugespitztester Form wiederholt. Der Autor (Reichstagsabgeordneter), mit dem er sich speziell auseinandersetzt, wird seine Sache selbst zu führen wissen. Ich möchte zur Frage der Aktivlegitimation des Herrn Dr. Freih. von Hertling sine ira et studio nur kurz folgendes bemerken: Freih. von Hertling hat es stets versäumt, in seinen Wahlkreis zu gehen und dort „das Volk auf ein höheres Niveau zu erheben". Dem Zentrum aber gibt er diesen Rat und macht ihm zum Vorwurf, daß es eine solche Aufgabe nicht auf sich nehme. Ueberhaupt hat Hertling in den 23 Jahren seines bayerischen Aufenthaltes weder für unsere innere Politik etwas geleistet, noch hat er in seiner hervorragenden Stellung als akademischer Lehrer versucht, das zu tun, was er jetzt dem Zentrum anrät. Er mußte die gebildete katholische Jugend um seinen Lehrstuhl sammeln und alle die schönen Gedanken, die er im „Hochland" kundgibt, hier zu verbreiten suchen. Er hat es aber nicht der Mühe wert gehalten und nicht einmal versucht, eine Schule zu bilden, wie es z. B. Prof. Brentano getan. Diplomatische Eigenschaften verrät sein „Hochland"-Artikel auch nicht, und der ganz verfehlte Ausfall gegen das allgemeine Stimmrecht, infolgedessen Bremen und Hamburg durch Sozialdemokraten vertreten seien, ist das Allerärgste. Man mag sagen, was man will: auf dem allgemeinen Stimmrecht ruht die ganze Bedeutung des Zentrums, dieses Stimmrecht ist die treibende Kraft der Sozialpolitik und es ist zugleich, wenn recht benutzt, auch eine kulturelle Einrichtung, weil es eben die oberen Klassen nötigt, das Volk kulturell zu heben.



Sozialistische Sturmvögel in Frankreich.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Eine ganze Reihe bedeutender Städte haben sozialistische Gemeindeverwaltungen. In fast allen diesen Gemeinwesen sind in letzterer Zeit Arbeiterausstände vorgekommen, welche zu blutigen Exzessen führten. Auch in kleineren Städten und Flecken, besonders in der Landschaft Roussillon und im Languedoc hat sich die Arbeiterbevölkerung durch die sozialistische Presse verhetzen lassen und viel Unordnung und Unfug gestiftet. Und schließlich haben, wie immer, die getäuschten Arbeiter die Rechnung bezahlen müssen. So ist es voriges Jahr in dem oberen Arvetale in Savoyen zugegangen, wo es zu Cluses, dem Zentrum der Uhrenindustrie, zu Brand, Raub und Totschlag kam.

Letzte Woche, welche gewöhnlich die stille Woche, die heilige Woche, die Karwoche, die Woche des Herrn genannt wird, ist das Blut der Arbeiter und der Soldaten in den Straßen von Limoges, dem Hauptorte der Porzellanindustrie, geflossen.

Limoges, die Heimstätte der Emailkunst und Sitz der Porzellanindustrie, welche über 5000 Arbeiter beschäftigt, hat eine sozialistische Gemeindeverwaltung und eine sozialistische Presse, deren Hetzereien jetzt ihre blutigen Früchte gezeitigt haben.

Der Socialiste du Centre, welcher seit Wochen an dem Ausstande und Aufstande schürt, sagte unterm 10. April folgendes:

— „Das Proletariat von Limoges ist erregt. Der nahende Sturm erschreckt unsere Mastbürger. Nur darauf los! Wir scheuen uns nicht, es offen zu sagen, daß wir zu denen gehören, welche den Kampf aufnehmen wollen. Wir raten zwar keine unnötigen Gewaltmittel an, wir werden sie aber gerne verzeihen, sobald dieselben durch die Lage erklärlich sind. Wir heißen alle Straßenkundgebungen gut, denn sie zeugen von der Widerstandsfähigkeit der Arbeiterpartei. Ja, wir haben nur Lob für die ausständigen Arbeiter, welche das Haus ihres Arbeitgebers belagern, der sie aushungern wollte, und dem sie jetzt keine Lebensmittel zukommen lassen."

Zu gleicher Zeit forderte das Hetzblatt die Soldaten auf, ihren Offizieren den Gehorsam zu verweigern, sobald sie zum Einschreiten gegen die Arbeiter verwendet werden sollten. Als es endlich zu ernsten Ausschreitungen kam, erklärte das Blatt, die Arbeitgeber seien die einzige Ursache, daß die Arbeiter den ungesetzlichen Weg des offenen Aufruhrs betreten hätten.

Nun ist abermals Blut geflossen und zählt man mehrere Tote und Verwundete in den Reihen der Arbeiter und in denen der Soldaten. Die sozialistische Gemeindebehörde hat einen Aufruf an die Bevölkerung erlassen, in welchem alle Schuld auf die Militär- und Zivilbehörden geschoben wird.

Die Nachricht des Blutbades von Limoges hat natürlich in den Pariser Arbeiterkreisen eine große Bewegung hervorgerufen. An der Arbeiterbörse wurde die rote Fahne aufgehißt und in verschiedenen Straßen wurden rote Fahnen mit schwarzem Flor ausgesteckt.

Die sozialistische Gruppe der Kammer hat sofort eine Abordnung von drei Mitgliedern nach Limoges geschickt, um eine Untersuchung über die Ursache des Ausstandes einzuführen, das heißt, um Oel auf das Feuer zu gießen! Die Geschichte der ersten Revolution lehrt, wohin solche Zustände schließlich führen. Man erzählt sich, daß auf dem Sozialistenkongresse zu Rouen der Bürger Jaurès, das Haupt der Sozialisten, dem Bürger Briand, dem Berichterstatter des Kulturkampfes, bedeutete, er habe den Kopf eines Girondisten, worauf Briand dem Bürger Jaurès antwortete, er habe das Maul eines Dantonisten! Und man weiß, daß Girondisten und Dantonisten schließlich denselben Weg auf das Schafott nahmen.



Jesuitenfabeln in kulturgeschichtlichem Licht.*)

Von

Matthias Reichmann, S. J.

Einen „Beitrag zur Kulturgeschichte" nennt P. B. Duhr sein stattliches Buch „Jesuitenfabeln", das kürzlich in vierter, verbesserter Auflage herausgekommen ist, und mit Recht, denn es wirft ein grelles Licht auf die Kultur und die Kulturträger des abgelaufenen neunzehnten Jahrhunderts. Man hat die Märchen, Fabeln, Prophezeiungen, Geister- und Hexengeschichten, mit denen das unstudierte Volk sich die Zeit vertreibt, als wichtiges kulturgeschichtliches Material vielfach gesammelt und bearbeitet, warum sollte man nicht auch einmal die Fabeln und abergläubischen Geschichten sammeln, mit denen die Studierten, die Gelehrten und die Gebildeten einander gruselig machen? Manche haben sich seinerzeit auch gewundert, wie so viele gebildete Franzosen an den Teufel Bitru und den Taxilschwindel glauben konnten; aber dieser kulturgeschichtlich merkwürdige Aberglauben war doch nur ein Splitterchen gegenüber den groben Zaunpfählen, welche das sonst so kritische Auge unserer protestantischen Liebhaber der Wahrheit blenden und verunstalten, sobald von Jesuiten die Rede ist. Jene leichtgläubigen Leutchen jenseits der Vogesen haben sich wenigstens nachträglich ihrer Dummheit geschämt, und nur ganz wenige Unheilbare haben auch nach der Selbstentlarvung des Schwindlers noch an seinen Phantastereien festgehalten; die Hexenangst der Protestanten dagegen ist einfach unheilbar und trotzt auch den evidentesten Gegenbeweisen. Dies erhellt klar aus dem Stammbaum der meisten Jesuitenfabeln, wie er von P. Duhr aus den Akten mitgeteilt wird. Die Fabeln zeigen durchgehends ein recht ehrwürdiges Alter von hundert, zweihundert und mehr Jahren, und trotz dieses hohen Alters sind sie fast ohne Ausnahme noch sehr lebensfrisch und widerstandsfähig, nicht nur in den Köpfen der Menge und den Zeitungswerkstätten, sondern auch in den Büchern und Vorträgen der Gelehrten. An sich ist es ja gewiß ein beneidenswerter Erfolg, wenn ein Werk von diesem Umfang in der kurzen Zeit von 1891 bis 1904 vier starke Auflagen erlebt, besonders wenn man

*) Jesuitenfabeln. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Von Bernhard Duhr S. J. Vierte, verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1904. XII und 975 Seiten 8°. Preis Mk. 7.20, geb. Mk. 8.60.

noch die sechs Auflagen der gekürzten Volksausgabe „Hundert Jesuitenfabeln" (4. bis 6. Auflage 1902) hinzurechnet. Aber angesichts der tausendstimmigen, gut organisierten Verleumdung, gegen welche P. Duhr anzukämpfen hat, wird man gleichwohl einen raschen und allseitigen Sieg der Wahrheit nicht erwarten dürfen; so weit reicht die gepriesene Voraussetzungslosigkeit immer noch nicht. Darum wird das Buch noch lange einem Bedürfnisse entgegenkommen und wir wünschen auch der vierten Auflage viele Leser.

Die 28 größeren Aufsätze, die den überwiegenden Teil des Buches ausfüllen, umspannen das ganze Gebiet der Ordensverfassung und Ordensregeln, die pädagogische und wissenschaftliche Tätigkeit, die Missionen, die Verfolgungen, die Aufhebung usw. nicht in abstrakt systematischer Anordnung, sondern in fortwährendem Anschluß an die meist boshaften und heimtückischen, oft aber auch bodenlos törichten und komischen Geschichtslügen, Fabeln und Mißverständnisse, die sich bald auf den Zweck des Ordens, bald auf seine „geheimen Satzungen", bald auf den „blinden Kadaver-Gehorsam", bald auf den Reichtum, die Vaterlandslosigkeit, den Ketzerhaß, die Kulturfeindlichkeit, den Königs- und Tyrannenmord, auf Giftmischerei, Urkundenfälschung, Meineid, Verrat des Beichtgeheimnisses und viele ähnliche schöne Sachen beziehen. Als eine Art Anhang folgen „noch 50 Jesuitenfabeln" aus alter, neuer und neuester Zeit, z. B. über Bartholomäusnacht, Pulververschwörung, Anstiftung des deutsch-französischen Krieges, über P. Roh, der die Hohenzollern unschädlich machen will u. dgl.

Diese Anordnung machte es dem Verfasser möglich, ein Werk zu schaffen, das den Leser von Anfang bis zu Ende fesselt, indem es bald Entrüstung und Verachtung, bald Hochachtung und Bewunderung, bald Rührung und Mitleid, oft auch Humor und Heiterkeit erweckt, je nachdem wir einen Blick tun in die Niedertracht der Verleumdung oder in die Arbeiten und Leiden der Verleumdeten, oder in die schlotternden Seelen jener Menschenklasse, der die Jesuitenangst den letzten Rest gesunden Menschenverstandes geraubt zu haben scheint. Es ist nach Inhalt und Methode ein streng wissenschaftliches Werk, das allen Anforderungen der historischen Kritik und Akribie auf das gewissenhafteste entspricht und dennoch liest es sich wie ein spannender Roman. Die Sprache ist zwar ohne jeden stilistischen Glanz und ohne oratorisches Pathos, aber gerade die epische Ruhe und wasserklare Sachlichkeit, verbunden mit einer zwingenden Logik, gibt den Ausführungen einen so packenden Reiz, wie es keine Ueberredungskunst vermöchte. Ein sehr reichhaltiges und genaues alphabetisches Register sorgt dafür, daß man jede beliebige Fabel im Falle des Bedarfs sofort nachschlagen kann. Für die wissenschaftliche Brauchbarkeit ist es außerdem sehr wertvoll, daß überall die besten gedruckten und ungedruckten Quellen benutzt und auf das genaueste nachgewiesen sind. Vollständigkeit ist zwar auf diesem Felde ein Ding über menschliches Vermögen und der Verfasser will auch nur „aus den Tausenden von Fabeln über die Jesuiten einen kleinen Teil zusammenstellen", doch wird man selten umsonst zu seinem Arsenale greifen, wenn der Evangelische Bund seinen Mund zu einer der obligaten Jesuitenhetzen auftut.

Fragen wir nun nach dem Erfolg, den Duhrs Jesuitenfabeln bis heute erzielt haben, so ist derselbe auf dem ersten Blick nicht groß. Es wird ja immer noch weiter fabuliert und die alten Lügen tauchen bald da, bald dort wieder auf. Trotzdem ist eine Wendung zum Besseren, die offenbar auch diesem Buche zu verdanken ist, nicht zu verkennen. Einmal ist die katholische Presse jetzt regelmäßig rascher mit einer sachlichen Antwort bei der Hand, und dadurch, daß sie die Torheiten quellenmäßig an den Pranger stellt, macht sie nicht nur die einzelne Fabel unschädlich, sondern tut auch dem Kredit der Hetzpresse wirksamen Abbruch. Ferner ist in den wissenschaftlichen Kreisen das Ansehen des Buches bereits so unbestritten anerkannt, daß ein Gelehrter nur sich selbst bloßstellt, wenn er eine der hier gekennzeichneten Albernheiten noch als echte Ware hinnimmt, ohne sich mit P. Duhrs Kritik auseinanderzusetzen.

Die neue Auflage hat in dieser Richtung wieder wertvollen Zuwachs erhalten. So ist z. B. die neuestens ausgesprochene Hoffnung, die Angriffe Houston Chamberlains auf die Jesuiten, als hätten sie die Hölle zum Mittelpunkt der Religion gemacht, würden „mit der gebührenden Energie widerlegt werden" („Germania" Nr. 82 III 9. April 1905), hier S. 937 ff. schon zur Tat geworden. Selbst die Leitung des Evangelischen Bundes hat die Bedeutung des Werkes längst eingesehen und darum schon im Jahre 1895 eine leise Warnung an ihre Leute ergehen lassen, mehr Vorsicht und Kritik zu üben. Dies geschah durch die Flugschrift „Anti-Duhr oder kurze Widerlegung der Duhrschen Jesuitenfabeln", Leipzig 1895. Trotz des irreführenden Titels „Widerlegung" ist die Schrift nichts als eine von dem altkatholischen Professor Reusch verfaßte Besprechung, welche — unter allerhand Nörgeleien über Nebensächliches oder gar nicht zur Sache Gehöriges — P. Duhrs Resultate in der Hauptsache anerkennt und bestätigt. Der ausgesprochene Zweck bei der Aufnahme des Stücks unter die Bundesflugschriften ging dahin, die Leute im eigenen Lager zu warnen, daß sie sich nicht durch Wiederholung der unhaltbaren Märchen die Finger verbrennen möchten. Aber der Bund hatte den Scharfsinn seiner Preßpolemiker überschätzt. Diese hielten sich blindlings an den Titel „Widerlegung" und glaubten daraufhin berechtigt zu sein, die alten Geschichtslügen weiter auszuspielen, weil die Bundesleitung den P. Duhr offiziell als „widerlegt" erklärt hatte. Das ist wenigstens die einzige, einigermaßen annehmbare Entschuldigung für das törichte Treiben jener Theologen, Historiker und Publizisten, welche die Jesuitenfabeln auch in den letzten Jahren wieder ernsthaft ins Gefecht führten, eine Erscheinung, wovon der Verfasser in dieser neuen Auflage immer und immer wieder neue Proben — zur Schande für den evangelischen Wahrheitssinn — konstatieren muß. Das ist noch nicht einmal das Schlimmste. Wem sollte aber nicht die Geduld ausgehen, wenn er sieht, daß P. Duhrs Ruhe und Mäßigung in der Zurückweisung boshafter Lügen dazu herhalten muß, neue Jesuitenfabeln zu schaffen? Im Literaturblatt der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 22 vom 22. Januar 1905) erschien eine im ganzen sachliche und anerkennende Kritik der neuesten Auflage unserer Fabeln, der nur am Ende einige kleine Ausstellungen beigefügt waren. Dann aber kam der Pferdefuß in Gestalt folgender Worte:

„Endlich ganz — jesuitisch ist die Polemik gegen Fliedner (S. 906 f.), den verdienten spanischen Evangelisten. Fliedner hatte von einem unterirdischen Gange aus einem Jesuitenkloster in ein benachbartes Ursulinernonnenkloster in Madrid gesprochen; Duhr muß zugeben, daß wahrscheinlich bei Madrid ein solcher Gang bestanden habe. Anstatt nun, was doch auf der Hand liegt, hier eine Lokalverwechslung bei Fliedner anzunehmen, soll er dieses Kloster nicht gemeint haben können, da er ausdrücklich von einem Kloster in Madrid rede."

Unterzeichnet ist diese Leistung der „Frankfurt. Zeitung" mit K. Das wäre ja ein unbezahlbares Geständnis für alle Liebhaber von Klosterskandalen und würde einige Dutzend der vom Urheber des Geständnisses erwürgten Fabeln aufwiegen! Wie verhält es sich damit?

Bei einem belanglosen Straßenkrawall waren an einem Hause der Jesuiten in Madrid einige Fensterscheiben eingeworfen worden, dann hatte die Polizei Ruhe gestiftet; andern Tages aber berichteten antiklerikale Madrider Blätter mit gewohnter Uebertreibung von einer großen Volksdemonstration gegen die Jesuiten. Dies gab Herrn Fliedner Stoff für eine seiner all jährlichen Kollektenreisen durch Deutschland. Er erzählte, bei dem erwähnten „Aufruhr" hätten die Insassen des betreffenden Hauses sich nur dadurch gerettet, daß sie durch einen unterirdischen Gang entflohen, der ihr Kloster mit einem benachbarten Nonnenkloster verband. Daran war kein wahres Wort. In Solingen aber, wo Fliedner diese Räubergeschichte Ende März 1901 in öffentlicher Versammlung erzählte, rief sie solches Aufsehen hervor, daß man sich um Aufklärung an den Bischof von Madrid wandte und dieser ließ die Falschheit und Unmöglichkeit der Angaben authentisch feststellen. Nachdem P. Duhr dieses Ergebnis in seinem Werke mitgeteilt, fährt er fort: „In einer Zuschrift vom 31. Mai 1901 an die „Köln. Volkszeitung" zieht sich Fliedner jun. (der Sohn des inzwischen verstorbenen Evangelisten) zurück auf einen neuen Gang von dem Jesuitenkloster in Chamartin de la Rosa bei Madrid nach dem gegenüberliegenden Kloster der Ursulinen: „Es leben noch zwei Maurer, die daran gearbeitet haben." Wie belanglos diese neue Ausflucht ist, dürfte, abgesehen von den zwei ungenannten Arbeitern, allein schon aus der Tatsache hervorgehen, daß Herr Fliedner sen. einen solchen Gang nicht gemeint haben kann, da er von dem Aufruhr in Madrid sprach, der sich aber gar nicht bis Chamartin de la Rosa bei Madrid erstreckte." Soweit Duhrs Worte. Von einem Geständnis, daß wahrscheinlich an letzterem Orte ein Gang besagter Art vorhanden sei, ist doch hier keine Spur. Aber das ist der Dank dafür, daß P. Duhr sich ängstlich an sein im Vorwort ausgesprochenes Programm bindet, „nur die Quellen bzw. die Tatsachen reden zu lassen und jedes für Vertreter anderer Ansichten verletzende Wort zu vermeiden". Hätte er für das schonende Wort „belanglos" eine energischere Bezeichnung gewählt, z. B.: „Die väterliche Lüge wird vom Herrn Sohne durch eine ganz neue, ebenso niederträchtige und noch unmöglichere Lüge ersetzt", dann wäre Herr K. vor dem Mißverstand bewahrt geblieben, aus einem Ausdruck der Verachtung ein Gestehen und noch dazu

ein „Gestehenmüssen" herauszulesen. Fliedner sen. sprach von einem unterirdischen Gang in untrennbarer Verbindung mit einem nach Ort und Zeit festgelegten Ereignis. Wer hier eine Lokalverwechslung eingesteht, bekennt sich als fahrlässigen Verleumder und hat keinen Anspruch darauf, mit seinen neuen Erfindungen noch ernst genommen zu werden, zumal wenn er sich lediglich auf das Zeugnis des großen Unbekannten beruft. Doch mag schließlich jeder den beiden Fliedner soviel Glauben schenken als es ihm beliebt, nur sollte man nicht von einem Geständnis Duhrs reden, wo eine ausdrückliche, gut motivierte Zurückweisung vorliegt. Dem Freund der Kulturgeschichte aber kann der Rezensent K. der „Frankf. Ztg." als typisches Beispiel dienen, wie Jesuitenfabeln entstehen.



Regierungsrat Kolb als Arbeiter in Amerika.

Von

Dr. Alb. Stange-München.

Unter diesem Titel ist vor kurzem bei Siegismund in Berlin ein interessantes Buch erschienen, in welchem ein hoher Verwaltungsbeamter, der sich über ein Jahr zu Studienzwecken in Amerika aufhielt, seine Erlebnisse und Erfahrungen als Industriearbeiter schildert. Es ist wohl nichts Außergewöhnliches, daß ehemalige Akademiker, Offiziere, Kaufleute drüben, jenseits des Ozeans, wohl oder übel den Arbeitskittel anziehen, um nicht dem Hungertode anheimfallen zu müssen. Daß aber ein Regierungsrat, noch dazu ein preußischer, freiwillig unter das Proletariat geht, mit diesem lebt, arbeitet, um die Arbeiterverhältnisse in praxi zu studieren, dürfte wohl zu den größeren Seltenheiten gehören. Hören wir zunächst, was Kolb in seinem Vorwort sagt:

„Auf ein Jahr beurlaubt, weilte ich seit 2 Monaten in den Vereinigten Staaten. Meine erste große Neugierde war gestillt. Die Eindrücke begannen sich zu ordnen, Vergleiche drängten sich auf. Ich war die ausgetretenen Wege des Globetrotters gewandelt, und was mir dabei zu Gesicht kam, haben Hunderte vor mir geschildert. Doch keiner kann aus seiner Haut heraus und wer ein halbes Leben lang am grünen Tisch gesessen hat, dessen Auge lenkt sich von selbst auf öffentliche Dinge. Bei ihrer Betrachtung fiel mir von vornherein eines auf: Ich hörte und sah rein gar nichts von der Sozialdemokratie. Eine seltsame Erscheinung! Das Heimatland der Trustmagnaten, wo das Großkapital dominiert wie sonst nirgendwo in der Welt, kennt das rote Gespenst kaum dem Namen nach. . . ."

Kurz, es reizte Kolb, die Existenzbedingungen des amerikanischen Proletariats kennen zu lernen, das, auch in seinen deutschen Bestandteilen, vom kommunistischen Evangelium zumeist nichts will. Hierzu gab es nur einen Weg: er mußte selber Arbeiter werden; so entschloß er sich zu einem Versuch in Chicago. Es dauerte sechs Wochen, bis Arbeit gefunden war, obwohl Kolb zu jeder ehrlichen Hantierung bereit war und kein Mittel unversucht ließ. Endlich fand er Stellung in einer Brauerei, die ihn aber nach einem Monat schon wieder entließ. Drei Monate stand Kolb im Montiersaal am Schraubstock und schließlich verlebte er noch einen Monat in einer Fremdenherberge in San Franzisko. Kolb sagt selbst: „Gearbeitet habe ich dort nicht mehr; die Energie war mir ausgegangen."

Die in dieser Zeit gemachten Erlebnisse werden in dem Buche in allen Details geschildert, und es wirkt auf den Leser wohltuend, wie der Verfasser nicht nur die sozialen Verhä tnisse richtig erfaßt, sondern auch zu sehen versteht und seine Erfahrungen ungeschminkt zu Papier bringt. Wir begreifen es wohl, daß es einem preußischen Beamten wunderlich zu Mute sein muß, wenn ihm eine gewisse Art von Wohlwollen erwiesen wird. Kolb schreibt denn auch wörtlich darüber: „Hier hörte ich zum ersten Male im Leben jenen aus Mitleid und Geringschätzung gemischten Ton der Herablassung gegen mich anschlagen, der Dank in Beschämung kehrt, und der mir am eigenen Leibe das Verständnis schärfte für den eigensinnigen Nachdruck, womit das moderne Proletariat gewisse Leistungen der Gesellschaft als sein Recht heischt, aber als Almosen zurückweist." Interessant ist auch seine Bemerkung, die Verfasser über die Zeit seiner Arbeitslosigkeit schreibt: „Wie oft hatte ich früher mit moralischer Entrüstung gefragt: Warum arbeitet der Lump nicht? Jetzt wußte ich's. In der Theorie sieht sich's eben anders an als in der Praxis, und selbst mit den unerfreulichsten Kategorien der Nationalökonomie hantiert sich's am Studiertisch noch ganz erträglich." Ueber die Arbeitszeit, die dann endlich für ihn wieder herantrat, kommt Kolb zu dem Schlusse, daß es keine Kleinigkeit ist, Tag für Tag 10 Stunden stehen, schleppen, bücken und heben, ja mit Ueberzeit wurden es sogar 14—15 Stunden. Ueber letztere schreibt Verfasser dann auch wörtlich: „Im Laufe meiner Arbeitszeit habe ich noch oftmals unter Ueberstunden geseufzt und bin mir über wenige soziale Fragen so klar geworden wie über diese. Mein Urteil kann ich zusammenfassen in den Satz, daß ich rückhaltlos eintrete für Kürzung der Arbeitszeit, so weit und so umfassend, wie sie nur irgend möglich ist. Und diese Möglichkeit reicht weiter als Schablone und Schlendrian sich träumen lassen. So wenigstens habe ich mir von Gewerbeaufsichtsbeamten sagen lassen und, was noch schwerer wiegt — auch von befreundeten Großindustriellen." Der Raum gestattet es mir leider nicht, noch eingehender auf das interessante Buch einzugehen, nur möchte ich den verehrlichen Lesern die freimütige Bemerkung Kolbs über die Majestätsbeleidigungen — die in unserem geliebten Deutschland so hervorragende Früchte zeitigen — nicht vorenthalten. Verfasser erzählt nämlich, daß dieses Thema drüben am Schanktische allemal auf besonderes Interesse stieß. „Im Verlaufe des Geredes wurde ich, das „Grünhorn", beglückwünscht, solcher Fußangel entronnen zu sein. Freu dich, Kerl, daß du hier bist — hieß es —, hier darfst du ungeniert sagen: Der Präsident der Vereinigten Staaten kann mich . . ." Kolb betont aber, niemals im Ernste grobe Respektwidrigkeiten gegen den Präsidenten gehört zu haben.

Besonders ehrenvoll für den Verfasser ist sein Geständnis, welches er am Schlusse des Buches abgibt: „Nicht unparteiisch, sondern mit vorgefaßter An- und Absicht war ich zu Werke gegangen. Fremd, ablehnend stand ich der modernen Arbeiterbewegung gegenüber. Gegen sie und gegen die, welche ihr Vorschub leisten, wollte ich Material gewinnen im Umgang mit dem ihr gleichfalls abholden, sozialpolitisch indifferenten Proletariat der Vereinigten Staaten . . . Mir ist geschehen wie wohl jedem aus unseren Reihen, der ehrlich um diese Fragen sich müht, ich fand Probleme, wo ich Axiome wähnte. Manche Wünsche unserer Arbeiterschaft, die ich vordem verständnislos überhörte, halte ich heute für ernstlich diskutabel."

Fragen wir uns, was für einen Nutzen sollen wir aus Kolbs Ausführungen ziehen, so antworte ich: Es ist gewiß nicht nötig, daß die höheren und mittleren Verwaltungsbeamten erst den Arbeiterkittel anziehen müssen, um ein Interesse für die sozialen Bestrebungen der Arbeiterschaft zu gewinnen; aber das ist unbedingt notwendig, daß die staatlichen und kommunellen Behörden ihren schauerlichen Bureaukratismus auf immer ad acta legen, sich mit der Praxis mehr beschäftigen — vor allem dem Wust von unnötigen Aktenstücken auf immer Valet sagen und sich über praktische Fragen mit Leuten in der Praxis beraten. Auch hier in Deutschland gibt es noch sehr viel zu tun auf dem Gebiete der Sozialpolitik! Vor allem ist es Pflicht eines jeden Großindustriellen und Großkaufmanns, der eine größere Anzahl Arbeiter beschäftigt, sich mehr wie bisher dem Gebiete der Sozialpolitik zu widmen. Wie viel Großes haben Firmen, wie Krupp, Zeiß, Soennecken rc. (es sind im großen ganzen leider noch wenige!) für die Arbeiter getan. Wenn aber Behörden und Arbeitgeber Hand in Hand gingen und beide Teile auf das leibliche und geistige Wohl der Arbeiter mehr Bedacht nehmen würden, alsdann wäre es unmöglich, die Sozialdemokratie in der jetzigen Stärke zu erhalten. Auf jeden Fall möchte ich dem Buche eine sehr große Verbreitung wünschen, nicht nur auf den grünen Tischen der staatlichen und kommunellen Behörden, sondern es sollte dem Buche auch ein Platz in den Bureaux aller kaufmännischen Großunternehmungen angewiesen werden.

Weißer Sonntag.

(Zur ersten heiligen Kommunion.)

Worte — und wären sie auch ein Gedicht —
Fassen heut unsern Jubel nicht;
Denn der Herr über Leben und Tod,
Der dem Sturm und den Wellen gebot,
Der den Armen mit Milde begegnet,
Der die Kinder geliebt und gesegnet,
Denn der Heiland kehrt heut bei dir ein,
Um dir dein junges Leben zu weihn.
Wir, die dich auf den Armen getragen,
In ernsten Stunden, in Glückestagen,
Wir lagen vor Gott in heißem Gebet
Und haben für dich um Segen gefleht,
Daß Gott in seiner großen Huld
Dich rein erhalte von Fehl und Schuld,
Auf daß deines Lebens Morgenrot
Fern bleibe der Erde Leid und Not,
Daß jedes Werk, das dir gelingt,
Dich näher zum Herzen Gottes bringt.
Wir wollen in Milde und Treue dich leiten,
Schirmend die Hände über dich breiten,
Und hast du Schmerzen, wir wollen sie heilen,
Und hast du Sorgen, wir wollen sie teilen;
Dann wird die Liebe, die wir dir weihn,
Ein Abglanz der Liebe Gottes sein!

Köln. Hans Eschelbach.

Frühlingswind.

Sonst zog wohl durch die Auen
Ein schelmischer, junger Fant,
Vom Klange seiner Schalmeie
Hell tönte das grünende Land.

Er saß auf blühenden Zweigen
Und wiegte sich her und hin;
Und sang in minnigen Weisen
Von der Maienkönigin.

Und frug ihn ganz schüchtern ein Blümlein,
„Wer bist du?" — so küßt' er geschwind
Ihm leise das zitternde Krönlein:
„Ich bin der Frühlingswind!"

Nun wandert durch die Lande
Ein trotziger Pfeifergesell;
Es tönet seine Weise
Wie grimmiger Meute Gebell.

Er trägt einen Wolkenmantel,
Wie Eis und Schnee ist sein Hauch;
Er schüttelt in tobendem Spiele
Die Blüten von Baum und Strauch.

Und frägst du den Wildling voll Zürnen:
„Ei, sagen Sie, wer Sie sind?"
Gleich reißt er den Hut dir vom Kopfe:
„Ich bin der Frühlingswind."

Linz a. Donau. Anna Esser.

Der Klerus und der moderne Kulturmensch.*)

Von

Joseph Lorenz.

Wir hören die Phrase von der modernen Kultur, nach welcher sich die Kirche und ihre Diener zu richten haben, so oft, daß man wirklich meinen möchte, manchem Reformer stehe die moderne Kultur höher als selbst das Evangelium. Und doch ist der moderne Kulturmensch meistenteils ebenso wenig ein Ideal, als es die moderne Kultur selber ist.

Der moderne Kulturmensch ist in seinem Auftreten von feinen, galanten Umgangsformen; er sucht, soweit es seine Mittel erlauben, sich mit einem gewissen Luxus zu umgeben; seine Kleidung, seine Wohnung, sein ganzer Habitus ist auf die Mode zugeschnitten. Soll und kann nun ein solcher Durchschnittsmensch unserer Neuzeit ein Vorbild, ein Muster für den Kleriker sein? Es ist unzweifelhaft berechtigt, von dem Priester, als von einem gebildeten Manne, jene Geläufigkeit in den Umgangsformen zu fordern, ohne welche man eben heutzutage eine lächerliche Figur spielt. Es darf keck zugegeben werden, daß man in manchen Priesterseminarien auch ein größeres Gewicht auf gute Lebensart und auf feinere Verkehrsformen legen dürfte, als das bisher geschehen. Wer den „Seminarjargon" kennt, wer es selbst schon mit angesehen hat, wie ein neu aus dem Seminar herausgekommener Priester im Verkehre sich absolut nicht zu helfen weiß und mit unfreiwilliger Komik die Rolle des Peter Schlemihl spielt, so oft er sich in besseren Kreisen bewegen soll, der wird es sicher wünschenswert finden, daß dem Theologiekandidaten, der ja für den Verkehr mit der Welt vorbereitet wird, doch die Rudimente der Umgangsformen für seine Berufstätigkeit mitgegeben werden. Aber — alles cum grano salis! Deswegen braucht der moderne Weltmensch noch lange kein Muster und Vorbild für den Kleriker zu sein! Ich würde es empörend finden, wenn der Diener der Kirche aus Nachgiebigkeit gegen die moderne Strömung sich zum Modegigerl oder zum Salonlöwen herabwürdigen würde; es wäre eine Schmach für unseren Stand, wenn sich der Priester, um in den hohen, von der modernen Kultur beeinflußten Kreisen als „feiner" Mann zu gelten, insbesondere im Verkehre mit Damen, dem routinierten Hofmacher und Dandy gleichstellen wollte.

Ob nicht in den Reihen des Klerus sich mancher findet, der sich dem Modegeist in seinen Verkehrsformen zu sehr hingibt, und ob es nicht eine Reformtat wäre, diesen Geist vom Klerus ferne zu halten und zu bekämpfen?

Unser modernes Kulturleben hat ferner mit seinem Hasten und nervösen Drängen vielfach ein Strebertum herangezogen, das von nichts anderem träumt als von Aemtern und Ehren, von Titeln und Würden, von Orden und Knopflochbändern. Wenn man alljährlich die lange Reihe der Dekorierten, Promovierten, Betitelten und mit Orden Gesegneten liest — vom Staatsminister herab bis zum Türsteher, — so muß man sich wahrlich wundern über die große Zahl von „verdienten" Männern, die es in unseren Tagen gibt. Entweder ist nun die Zahl von verdienten Männern wirklich so groß, oder aber es wird ein geringerer Maßstab angelegt, um als verdienter Mann anerkannt zu werden. Jedenfalls ist aber die Ordens-, Titel- und Würdensucht ein Zeichen eines weit ausgebreiteten Strebertums. — Soll nun der Klerus, den modernen Gepflogenheiten folgend, auch den Eiertanz um diese an sich nicht besonders hoch zu bewertenden Dinge mitmachen? Oder hat die Titel- und Ordenssucht bereits epidemisch gewirkt und auch den Klerus, den hohen wie den niederen, bereits angesteckt? Fast möchte man das letztere befürchten; denn die „Monsignori" häufen sich zusehends; die Titulaturen der höheren Kirchenbeamten werden immer mehr und immer länger, und wer von Rom und von der Staatsregierung sich als präteriert ansieht, der schaut sich wenigstens um den Titel eines „Ritters vom hl. Grabe" um. Wir aber sehen die Reform nicht darin, daß wir den modernen Kulturmenschen es nachmachen in ihrem Strebertum, sondern darin, daß von oben aus dieses Strebertum als unseres Standes unwürdig zurückgewiesen und bekämpft wird.

Ich halte dieses Strebertum, wenn es wirklich sich in unserer hl. Kirche einfrißt, für ein gefährliches, äußerst verderbliches Gift. Es zeitigt unbedingt, insbesondere wenn es den hohen weltlichen Behörden gegenüber zutage tritt, — den

*) Der Autor gehört der Erzdiözese München-Freising an, hat also in erster Linie bayerische Verhältnisse im Auge.



Byzantinismus, der sich in einer bis an die äußerste Grenze gehenden Nachgiebigkeit und Konnivenz den Hochgestellten dieser Erde gegenüber kund gibt. Es ist ein schönes Ding um das gute Einvernehmen zwischen Kirche und weltlichen Behörden, aber dieses Einvernehmen darf niemals erkauft werden durch eine an Schwachheit grenzende Nachgiebigkeit und Rücksichtsmeierei. Man darf nie darauf vergessen, daß die ersten Bischöfe und Priester unserer Kirche sämtliche Martyrer gewesen sind, und daß diese eine Konnivenz gegen die übermächtige Staatsgewalt nicht kannten; es darf nie das große Wort des greisen Pius IX. in Vergessenheit geraten: „Non possumus." — Hat sich das byzantinische Gift etwa schon eingefressen? Anzeichen dafür sind zur Genüge vorhanden. Die Nachgiebigkeit gegen die weltliche Gewalt ist mancherorts groß geworden; man dehnt und zerrt und preßt das kirchliche Gesetz, um nur ein klein wenig Entgegenkommen gegen Hochgestellte noch aus demselben herausklügeln zu können; es ist das schöne Schlagwort vom „toleranten und konziliauten" Geistlichen nicht bloß auf den weltlichen Bureaus der Staatsbehörden, sondern auch in geistlichen Kreisen zur Geltung gekommen; würden die leitenden Personen im Klerus ihre Untergebenen oft reden hören, so würde ihnen zu Dutzendenmalen das geflügelte Wort in den Ohren klingen: „Wer es mit der weltlichen Behörde verdorben hat, der hat auch von der geistlichen Behörde nichts mehr zu hoffen." Wer sich, wenn auch unverdient, bei einer hohen Behörde oder bei einem liberalen Stadtmagistrate die Nota: „Intolerant" zugezogen hat, der wird oft auch von seinen geistlichen Vorgesetzten fallen gelassen. Die hohen Herren bedauern, zucken die Achseln, sprechen von Unvorsichtigkeit und Unklugheit und legen den Mann ruhig ad acta. Man wolle uns nicht mißverstehen! Wir predigen nicht Intoleranz; aber wir sind der Ansicht, daß jede Toleranz ihre Grenzen hat, und daß tolerantes und konziliantes Wesen nicht gleichbedeutend sein kann mit schwächlicher Nachgiebigkeit und ängstlicher Rücksichtelei nach oben. Heutzutage, wo vom Evangelischen Bunde die krasseste Intoleranz gegen uns Katholiken gepredigt und geübt wird, dürfen wir unsere Toleranz erst recht nicht übertreiben. Wenn in diesem wichtigen Punkt gar manches fehlt, so wünschen wir Reform, energische Reform und — ein steiferes Rückgrat. Wir können es an dieser Stelle nicht unterlassen, die so großes Aufsehen erregende Feuerbestattungsaffäre des verlebten Generals Xylander in München kurz zu streifen. Leider warten wir bis heute vergebens auf eine offizielle, autoritative Erklärung von zuständiger Seite, die bei der Ausbeutung dieses Falles von seiten der akatholischen Presse ein Gebot der Klugheit gewesen wäre. Wir wollen die Entscheidung des hochwürdigsten Ordinariates einer Kritik nicht unterziehen; aber das sagen wir offen und frei: Sind die Bestimmungen der obersten kirchlichen Behörde über Feuerbestattung unklar, so möge man sie endlich klar fassen; entweder ist die letztwillige Bestimmung der Feuerbestattung überhaupt kein Hindernis der kirchlichen Aussegnung oder aber sie ist ein solches; im letzteren Fall dürfen aber für einen General keine Ausnahmsmaßregeln getroffen werden; er ist um kein Haar anders zu behandeln als der gewöhnliche einfache Mann. Ausnahmen würden vom Volke und auch vom Klerus nicht verstanden werden und zu argen Mißdeutungen führen.

Weg mit allem Byzantinismus! Nicht der Byzantiner, der sich in unseren modernen Kreisen immer mehr breit macht, darf unser Muster und Vorbild sein, sondern der Welterlöser, der gesagt hat: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist" — der Welterlöser, der aber dann auch im entscheidenden Momente nicht davor zurückbebte, den Großen der Welt entgegenzutreten und für das letzte Jota seiner Lehre auch seinen letzten Tropfen Blut zu opfern. „Wir brauchen Männer", heißt es in einer italienischen Reformbroschüre (wir lassen es dahin gestellt, ob dieselbe vom Papste inspiriert ist, aber die Worte sind uns aus der Seele gesprochen), „die imstande sind, die Stimme zu erheben und klar und deutlich zu sagen, was sie denken; nicht Männer, die nur gut dazu sind, alle und alles zu loben und den Großen und Besitzenden Weihrauch zu streuen."

Wenn die modernen Kulturmenschen ganz und gar vom Weltgeiste durchdrungen sind und den Genuß nach dem Horazischen Carpe diem als des Lebens höchstes Ziel bezeichnen, so sollten wir uns bestreben, diesen Weltgeist von uns ferne zu halten und insbesondere darüber wachen, daß die Genußsucht nicht an gewissen religiösen Festtagen bei uns in maßloser Weise sich breit macht. Um deutlicher zu sein: der Tag der hl. Firmung ist für jeden Christen gewiß ein heiliger Tag, ein Tag der Gnade, wie der Tag der ersten hl. Kommunion. Aber was hat der Firmpaten-Unfug (wir reden von Auswüchsen speziell in München) aus diesem Tage gemacht? Aus dem Tage der Gnade ist durch denselben vielfach ein Tag des Weltsinnes und der Genußsucht geworden. Mit welchen Augen mögen Akatholiken die Firmlinge in ihren weißen Kleidern betrachten, wenn sie dieselben unmittelbar nach Empfang des großen Sakramentes an reich besetzter Tafel hinterm Maßkrug treffen? Wird das Sakrament dadurch nicht in den Augen Andersdenkender heruntergewürdigt? Und der Firmling? Der denkt beim Empfang des großen Sakramentes gar oft weniger an die hl. Handlung als an das splendide Geschenk des Paten und an die weltlichen Vergnügungen, die der Firmtag ihm bringt. Derjenige Pate gilt am meisten, der im Wirtshaus oder an einen Ausflugsort seinen Firmling mit Speise und Trank „bis zum Platzen" regaliert. Es kam sogar vor, daß man Firmlinge an diesem hl. Tage in Varieté-Vorstellungen geführt hat! Dabei stehen die Münchener Firmlinge im Alter von 11 bis 12 Jahren. Das Firmpatenunwesen ist ferner für gar viele, die um die Patenschaft angegangen werden, eine Qual; für manche der edlen „Knallprotzen-Sippe" aber ist es ein förmlicher Sport geworden; vor zwei Jahren feierte ein Firmpatenveteran hinterm Maßkrug bei Brat- und Weißwürsten sein 25 jähriges Firmpaten-Jubiläum! Könnten, um diesem Unfug, dieser Verweltlichung eines der heiligsten Tage vorzubeugen und zu steuern, nicht Maßregeln von seiten der geistlichen Behörden getroffen werden? Was in anderen Diözesen möglich ist, geht auch bei uns. In einer rheinischen Stadt waren, wie mir erzählt wurde, in den 70er Jahren für alle Firmlinge der großen katholischen Gemeinde nur zwei Firmpaten aufgestellt: ein Pate für die Knaben, eine Patin für die Mädchen. Die Firmlinge feierten ihren Festtag im häuslichen Kreise, ferne von den geräuschvollen Lokalen und Vergnügungsplätzen. Wäre es nicht eine Reformtat, wenn man auch bei uns eine gründliche Remedur eintreten ließe? Wenn die Firmungsgnade eine so wichtige Gnade für den Christen ist, so müßte doch den geistlichen Behörden alles daran gelegen sein, den Firmungstag für den Firmling so zu gestalten, daß das Gnadenwirken des Hl. Geistes nicht illusorisch und in Frage gestellt erscheint.

Je mehr sich der moderne Kulturmensch von Gott entfernt, desto höher schätzt er die Geschöpfe ein. Die Emporhebung, die Verhimmelung des Menschen ist ein charakteristisches Zeichen unserer modernen Kultur. Hat sich irgend einer auf der Leiter der verschiedenen Rangstufen zu einer dominierenden Stellung emporgearbeitet, so spricht man von ihm sehr gerne in „Superlativen". Der fähige General ist ein berühmtes „strategisches Genie"; der tüchtige Künstler ein „vorbildlich und bahnbrechend wirkender Vertreter seiner Kunst"; der brauchbare Verwaltungsbeamte ein „organisatorisches Talent". Diese Superlative mehren sich, wenn der im Leben schon hoch Gefeierte seine Augen schließt und das Zeitliche segnet: mittelmäßige Talente werden dann zu großen Genies, Leute, die kaum ihre Pflicht erfüllt haben, werden als vom „gewissenhaftesten Pflichtbewußtsein beseelt" geschildert, Grobiane, die die Qual ihrer Untergebenen waren, werden wohlwollende, menschenfreundliche Vorgesetzte, Menschen, die nie etwas Besonderes geleistet haben, haben auf einmal „Riesenerfolge" zu verzeichnen usw. Und diese faden, hohlen Unwahrheiten, diese Verhimmelungen mitzumachen, dazu ist der Klerus vielfach genötigt bei den — Trauer- und Grabreden. Wahrlich eine trostlose Tätigkeit für einen Stadtseelsorger, ganze Nachmittage von einem Grabe zum andern zu gehen und an jedem eine Grabrede zu halten! Aber auch eine nicht leichte Tätigkeit! Der Verstorbene hat vielleicht sich jahrelang um Gott und die Kirche nichts gekümmert — er ist vielleicht ein ausschweifender Lebemann gewesen; der Priester weiß von alledem nichts; er kannte den Verstorbenen nicht und die Hinterbliebenen haben ihm nur Gutes und Liebes und Schönes von ihm berichtet, und nun hebt der Priester an und lobt den, der nie oder selten eine katholische Kirche von innen sah, als frommen, eifrigen Katholiken; er spricht von dem ausschweifenden Wüstling, irregeführt durch die Hinterbliebenen, als von einem Tugendbold, der dem ägyptischen Joseph an Tugend und Unschuld gleiche! Macht der Priester sich da nicht, ohne es zu wollen, lächerlich? Aergern sich nicht vielleicht viele, die nicht wissen, daß der Priester den Verstorbenen nicht kannte, und urteilen nicht manche: „Ja, weil er ein Großer ist, darum lobt man ihn." — Wir hielten es für eine notwendige Reform, mit den Trauer- und Grabreden entweder gänzlich aufzuräumen oder sie nur in ganz außerordentlichen Fällen zu gestatten. In vielen Diözesen hat man diese Reform bereits eingeführt; wäre es nicht am Platze, auch bei uns endlich dieser unwahren und durchaus nicht liturgischen Menschenverhimmelung

einen Damm zu setzen? Ich glaube, die Stadtgeistlichkeit würde froh sein, wenn endlich ihnen die Qual der Grabreden abgenommen würde.

Der moderne Kulturmensch schwärmt für Sport aller Art; er kennt die neuesten Erscheinungen der Belletristik (mit Ausnahme der katholischen, die für ihn als minderwertig nicht existiert), er ist begeistert für Musik, Kunst und Theater, und keine der wichtigeren Neuerscheinungen auf diesem Gebiete ist ihm fremd. Nach dem Prinzip der Reformer, daß wir uns auf den Boden der modernen Kultur stellen müssen, sollen wohl die Diener der Kirche auch auf dieses Terrain sich begeben?

Darüber braucht man wohl kein Wort zu verlieren, daß körperliche Sportspflege jeder Art mit der Würde und dem Berufe des Priesters unvereinbar ist; sportsmäßiger Betrieb des Reitens, Radfahrens, Jagens, Turnens, Schwimmens usw. von seiten des Geistlichen wäre ja faktisch ein Aergernis. Wichtiger ist es, das Verhältnis der Kirche und ihrer Diener zu Belletristik, Theater, Oper usw. etwas näher uns zu betrachten. Ist auf diesen Gebieten der Vorwurf der Rückständigkeit begründet? Wäre es nicht möglich, daß von unserer Seite auf diesem Felde mehr geschehe und geleistet werde?

Daß bei unserem modernen Publikum die belletristische Lektüre eine große Rolle spielt, braucht nicht betont zu werden; unsere Zeit ist nicht allzu tief, sie will nicht viel ernste Werke studieren, sie liebt es, sich zu amüsieren und in der angenehmen Form des Romanes und der Novelle sich einige, wenn auch nur halbe Kenntnisse anzueignen.

Wir haben nun, wenn wir auch von den Modernen völlig ignoriert werden, eine katholische Belletristik, mit der wir uns sehen lassen können. Wir sind zwar nicht allzufrühe aufgestanden: „Illustrierte Welt", „Gartenlaube" und andere ungläubige oder indifferente Zeitschriften trieben schon eine geraume Zeit ihr Unwesen, bis man sich endlich auch auf unserer Seite aufgerafft hat, katholische, sittenreine, von Tendenzlügen freie Zeitschriften zu schaffen. „Alte und Neue Welt" und „Deutscher Hausschatz", unsere beiden besten belletristischen Blätter, können als würdige Vertreter unserer Richtung gelten. Aber was nützt es, wenn diese Blätter existieren, wenn sie aber nicht in dem Maße verbreitet sind, wie das wünschenswert wäre? Es hat mich ungemein traurig gestimmt, als ich im vorigen Jahre ein Schreiben der Redaktion der „Alten und Neuen Welt" erhielt, in welchem wörtlich stand: „Man möchte wirklich den Mut verlieren; wir bieten in unserer Zeitschrift durchaus Gediegenes, mindestens Gleichwertiges wie akatholische Blätter und doch — die „Gartenlaube" zählt ihre Abonnenten nach Hunderttausenden und wir dürfen froh sein, wenn wir Zehntausend erreichen!" Ob man nicht auf unserer Seite mehr für katholische Belletristik und die höher stehende katholische Presse tun könnte, durch Selbstabonnement, durch Empfehlung und Verbreitung? Ist man nicht zu gleichgültig in dieser Beziehung? Gibt es nicht in unseren Kreisen noch Persönlichkeiten, die die Nase rümpfen über die „Geschichten"- und Gedichtschreiber und der Ansicht sind, ein Geistlicher der sich mit solchen Dingen befasse, sei eigentlich kein ganz richtiger Geistlicher! Welche Kurzsichtigkeit! Wenn sich die Feinde der Kirche die Finger halb wund schreiben, um ihr kirchen- und sittenfeindliches Gift in das anziehende Gewand eines Romans oder eines Gedichtes zu kleiden, sollen dann wir nicht auch, so viel wir können, den hohen sittlichen Ideen unserer hl. Religion dasselbe poetische Gewand zu geben suchen; sollen wir, wenn es uns nicht gegeben ist, selbst zu schreiben, nicht durch Verbreitung unserer guten katholischen Belletristik unsere katholische Sache fördern und unterstützen? Wir müssen uns um eine gute sittenreine Belletristik kümmern und ein Interesse für dieselbe haben, das ist ein notwendiges Erfordernis unserer Zeit.

Wenn wir bei der Belletristik nicht allzufrüh aufgestanden sind, so sind wir — es muß das leider gesagt werden —, was das Theater betrifft, von Vorurteilen befangen, überhaupt noch nicht aufgestanden. Gar mancher gute Herr aus unseren Kreisen möchte, wenn er vom „Theater" hört, eher das Kreuzzeichen machen wie vor dem lebendigen „Gottseibeiuns", und vielfach beschränkt man sich nur darauf, über Theater, Oper und Operette als über den Ausbund aller Sittenlosigkeit und den Inbegriff aller Sittenverderbnis zu klagen und zu jammern und Klerus und Volk vor dem Besuche der Theater nachdrücklichst zu warnen. Und unsere Gegner? Sie haben, während wir jammerten, in aller Gemütsruhe das ganze Theaterwesen an sich gerissen, verhöhnen dort, soweit das die äußerst weitgehende polizeiliche Zensur erlaubt, unseren Stand und unsere katholischen Einrichtungen und predigen Scham- und Sittenlosigkeit nach den neuesten französischen Mustern. Wir dürfen keck den Satz unterschreiben: Wenn schlechte Schriften 100 Menschen verderben, so verderben die schlechten Theater 1000! Das aufgeführte Drama wirkt ganz anders als das geschriebene Wort, als der tote Buchstabe: Vortrag, Mimik, Beleuchtung, Szenerie, all das erregt die Phantasie viel mehr und wirkt dutzendmal nachhaltiger als trockene Lektüre. Was ist da zu tun? Können wir auch weiter fortfahren, das Theater zu ignorieren und dem immer weiter sich verbreitenden Unheil mit verschränkten Armen zuzusehen? Ist mit Jammern und Klagen und mit Theaterverbot etwas gedient? Nie und nimmer!

Ich bin kein Freund vom skrupellosen Theaterlaufen des Klerus. Es gibt Dutzende von Stücken, die ein Priester nicht besuchen kann, er müßte sich denn selbst wegwerfen wollen. Aber ein absolutes Theaterverbot dürfte ebensowenig angezeigt sein. Soll das wenige Schöne und Ideale, was in Musik und Darstellung auf der Bühne geboten wird, dem Kleriker, der doch auch ein gebildeter Mensch ist, vorenthalten werden? Das hieße das Kind mit dem Bade ausschütten und würde nicht den geringsten Nutzen bringen. Wir dürfen das Theater nie und nimmer ignorieren. Pflicht des Priesters, insbesondere des Stadtseelsorgers, wäre es, das Volk zu belehren und zu erziehen, daß es gegen sittenlose, glaubensfeindliche Stücke energisch Front macht. Mit demselben Rechte, mit welchem die akatholischen Kulturhelden zu den Theaterzoten wiehern und die Verhöhnung der Religion auf dem Theater beklatschen, mit demselben Rechte können wir Katholiken dagegen protestieren und solche Dinge niederzischen. Der Theaterdirektor und die Schauspieler sind von dem Publikum abhängig; ein jedes Volk wird so regiert, wie es regiert zu werden verdient, und das Publikum hört und sieht das im Theater, was es dort zu hören und zu sehen verdient. Würde es gelingen, das Gros des Volkes so zu erziehen, daß es Unsittlichkeiten, Frivolitäten, Ausfälle gegen die Kirche und ihre Diener auf der Bühne energisch ablehnt, so würden die Herren Theaterdirektoren sich bald eines Besseren besinnen. Von diesem Standpunkte aus betrachtet hat auch das Theaterreferat in katholischen Blättern keine geringe Bedeutung. Meinte da einmal ein älterer Kollega, indem er auf das Theaterreferat hinwies: „Ich weiß nicht, wofür man dieses „wertlose Zeug" immer in die Zeitung druckt? Wer liest es denn?" Wenn das allgemeine Ansicht auf unserer Seite wäre, so müßte ich es lebhaft bedauern: Für's erste ist ein gut geschriebenes Theaterreferat durchaus kein „wertloses Zeug". Es gehört eine große Belesenheit, eine bedeutende Erudition nebst einem feinen ästhetischen Gefühle dazu, auf das einmalige Ansehen eines Dramas hin rasch sein Urteil abzugeben. Für's zweite sollte bei der heutigen Bedeutung des Theaters der Gebildete — und wir Kleriker wollen uns doch zu den Gebildeten rechnen — doch einige Kenntnis von demselben haben. Es ist nicht möglich und auch gar nicht wünschenswert, alle neuerlichen Bühnenerscheinungen — ihre Zahl ist Legion — zu lesen oder gar sich anzusehen; das Theaterreferat, wenn es anders gut geschrieben ist, könnte auch den Priester über das Theater auf dem Laufenden erhalten. Für's dritte ist der Theaterreferent einer katholischen Zeitung der Zionswächter auf der hohen Warte; ihm obliegt es, nicht bloß vom rein künstlerischen, sondern auch vom positiv-christlichen und moralischen Standpunkt aus, das Ungeziemende zurückzuweisen und zu brandmarken und auf das wirklich Gute die Leser aufmerksam zu machen. Die Spalten, die in einer Zeitung mit einem echt und recht geschriebenen Theaterreferate ausgefüllt sind, bringen mehr Nutzen als manch' ausführliche Berichte über Schwurgerichtsverhandlungen und Skandalgeschichten, die man leider zu oft auch in katholischen Blättern lesen kann.

Und sollte denn nicht auch einmal auf unserer Seite einer aufstehen, der einem Sudermann, Otto Ernst, Dreyer, Gerhart Hauptmann usw. die Stange halten könnte? Haben wir überzeugungstreue Katholiken nicht dieselbe Bildung genossen, dieselben Vorstudien durchgemacht, wie jene? Soll dramatisches Talent einzig und allein auf der gegnerischen Seite vorhanden sein? Warum versucht es denn kein katholischer Autor, den Sprung auf die Bühne zu wagen? Weil wir geschlafen haben, alle geschlafen haben im tiefsten Schlafe, von Vorurteilen befangen, während der Gegner Unkraut säete. Auf zur Tat! Die Bühne ist nicht das Vorrecht der akatholischen, freidenkerischen und indifferenten Kreise, sie gehört auch uns. Mit Ignorieren des Theaters, mit Theater-Verboten, mit Perhorreszierung von allem, was nur von weitem an die Bühne erinnert, werden wir nie ans Ziel kommen.

Ich habe hiermit einige Punkte berührt, die das Verhältnis der Kirche und ihrer Diener zur modernen Kultur und zum modernen Kulturmenschen beleuchten sollen. Der Aufsatz — der

nicht erschöpfend sein will — wird wohl Gegner finden, selbst auf streng katholischer Seite. Man möge mir aber glauben, daß ich die wunden Punkte nicht deswegen berührt habe, um Schmerz zu verursachen oder zu nörgeln, nein: die Liebe und Begeisterung für unsere hl. katholische Sache hat mir die Feder in die Hand gedrückt und hat mich veranlaßt, meine Gedanken über wahre Reform einem weiteren Kreise nahezulegen.



Streik.

Bild aus dem Leben von Nanny Lambrecht.

Irgend ein harmloser Verein auf dem Samstagsbummel. Die Passanten bleiben stehen und schauen dem Zuge nach. Fröhliche Gesichter haben die nicht. Unter den Ueberröcken tragen sie Arbeitskleider, und einer von ihnen hat sich eine rote Krawatte zugelegt. Die ist nagelneu, so rot wie seine Gesinnung, seitdem die Arbeit ihn zu drücken beginnt. Straßenwitze fliegen ihm nach; die genieren ihn nicht. Sie haben sich zugeschworen, „honett" zu bleiben, obwohl diese Blutsauger, diese — na, man will eben honett sein.

Um die Straßenecke kommt einer, der weiß Bescheid.

„Die Buchbindergehilfen streiken!" Das ändert die Sache. Man drängt ihnen nach; die Sympathien steigen. Es gibt eben nur Bedrücker und Unterdrückte. Wer das Geld hat, „drückt", also sind die Ausgelöhnten, die Arbeitsmaschinen, die an dem Hungerlohn knappern, die Unterdrückten. Ist's auch nicht logisch, vielen gefällt's. Was schert sich der „Genosse" um Logik!

Ein Kleinbahnwagen rasselt in den Menschenauflauf hinein und zerreißt den Zug. Auf dem Bürgersteig sammeln sich Gruppen von Neugierigen um die Streikenden. Eine Frau in fadenscheinigem Jackett, schmalbrüstig und mit langem, schlampernden Rock schafft sich Bahn durch die Menge. Als sie die rote Krawatte erblickt, streckt sie den Arm zwischen den andrängenden Menschen hindurch und greift den Mann beim Ueberrock.

„Max, komm nach Haus", tuschelt sie, „das Kind ist allein — und 's ist doch krank." Der leise Vorwurf stachelt ihn auf. Im Prinzip kann man ja „honett" sein — ein Schuft, der gegen die Satzungen verstößt —, wenn aber nun ein lamentierendes Weib hinter einem herläuft — — der Henker hol es! Unwirsch schüttelt er ihren Arm ab.

„Du könnt'st mich schon mit deinem Gefühlstratsch in Frieden lassen. Geh heim und versorg' das Kind. Wenn ich abkommen kann, sehe ich eben nur mal nach ihm." Mit gespreizter Hand greift er in die Luft hinein. Das ist eine abgelauschte Rednergeste und er glaubt, sie stände ihm gut. „Im Interesse unserer Sache bin ich hier noch nötig."

„Ich muß gleich wieder zur Arbeit, und das Kind ist allein." Der weinerliche Ton macht die Umstehenden aufmerksam. Da schreit er sie erbost an.

„Mach, daß du fort kommst, du — du —!" Sie wagt noch einen Einwand. Sie fleht ihn an. Da pfeift er durch die Zähne und deutet mit dem ausgestreckten Arm die Straße hinunter. Nun weiß sie, daß sie gehen muß, und drückt sich in die Menschenreihen hinein — scheu, verschüchtert und von heißer Scham erfüllt. Ueber die hervorstehenden Backenknochen rollen ein paar Tränen. Die schluckt sie hinunter und hastet heim.

Das Essen stellt sie ihm warm und versorgt das Kind. Die Portiersfrau will nach ihm sehen, bis der Mann nach Hause kommt. Es dämmert schon, als er die Treppe heraufstampft, das Essen brodelt im Backofen der Fournaise; es ist zu einer braunen Kruste zusammengeschrumpft. Da flucht er und stößt den Topf zurück, daß der mitten entzwei bricht. Als aber das Kind leise wimmert, faßt er sich und spricht ihm beruhigend zu. Die angstvollen Kinderaugen hängen an seinem finsteren Gesicht, es fürchtet ihn, aber das läßt ihn kalt: seine Gedanken fliegen dem sinkenden Tage voraus zu der Streikversammlung. Da muß er reden — reden! Ein Schlag in die Luft! Morgen werden die Zeitungen ganze Spalten darüber bringen. Er wird der Held des Tages sein — und nun dieses elende Essen. — Zum Henker!

Zaghaft wird die Klinke niedergedrückt. Das kann sie nur sein, die von der Arbeit heimkommt wie der bleiche Tod, mit der Duldermiene, die ihn zum Rasen bringt. Na, sie kommt ihm eben recht.

„Hast nicht noch länger ausbleiben wollen? Heim komme ich und finde einen Futtertopf, der gut genug für ein Hundefressen ist. Da soll irgendwer nicht aus der Haut fahren." Die Faust dröhnt auf die Tischplatte nieder, ein Fluch folgt. Die Frau nestelt mit zitternden Fingern ihr Jackett los.

„Wir Falzerinnen mußten Ueberarbeit tun —"

„Ueberarbeit — schön!" Eine unheimliche Sanftmut spricht aus ihm — „wieviel haben sie dir die Woche ausgezahlt?"

„Viel ist's nicht, 9 Mark 75. Brauchst nicht loszufahren, ich hatte lauter Bogen mit —"

„Was? So 'n Bettel als Falzerin! Hast die liebe Zeit mal wieder vertrascht. Wir Männer müssen uns die ganze Woche abschuften, daß die Schwarten krachen, und das alles nur, damit das Frauenvolk sich auf die faule Haut legen kann. Aber wart, das wird jetzt anders, dir will ich schon flinker auf die Sohlen helfen, dir geb ich's — dir geb ich's gründlich! 9 Mark — Lumperei! Dafür lädt man sich Frau und Kind auf den Hals —!" Er schnauft förmlich vor Ingrimm und stampft durch die Stube, daß die Bretter knarren und die paar Nippsachen auf der Kommode klirren. In sein Toben wimmert die kranke Kinderstimme und ab und zu das stoßweise Schluchzen seines Weibes. Er stülpt seinen Hut auf und rennt hinaus. Hinter ihm klappt die Türe zu — ein Nachhall, und dann wird's still in der Stube. Das Kind ist müde und läßt sich einlullen. Nur einmal schreckt's noch empor und greift in sein dünnes Haar — es ist feucht von den Tränen der Mutter. — — — — —

Aus dem Kirchturm summen acht Glockenschläge in den Abend. Vor einer tausendköpfigen Versammlung steht der Streikredner und spricht mit dröhnender Stimme in den Bierdunst und Tabaksqualm hinein. An einer Kraftstelle saust seine Faust aufs Pult nieder.

„Weg mit der Frauenarbeit! Sie ist das verwerfliche und verderbliche Uebel, an dem die gesunde Kraft unseres Volkes zugrunde geht. Wir Männer dürfen unsere Frauen und Töchter nicht mehr in die Fabriken schicken, wenn wir uns nicht an den heiligsten Gütern der Menschheit versündigen wollen. Die Männerarbeit wird entwertet. Wir müssen mit allen Kräften dahin wirken, die Frauenarbeit besonders aus der Buchbinderei zu verbannen. Dann nur können wir genug verdienen, um ein menschenwürdiges Dasein zu führen und der Frau die Lasten zu erleichtern, die für ihre schwachen Schultern zu drückend sind. Unsere Losung soll sein:

Weg mit der Frauenarbeit aus der Buchbinderei!"

Frenetischer Beifall!

Sie tranken auf sein Wohl; da konnte er sich nicht „lumpen" lassen und zahlte — zahlte!

9 Mark 75 klimperten in seiner Tasche. Na ja! Warum hat man's denn?

Bühnen- und Musikschau.

Münchener Hoftheater. Als neueinstudiert konnte man seit längerer Zeit wieder einmal Verdis „Rigoletto" hören. Die Oper war an Kapellmeister Hugo Reichenberger übergegangen und brachte eine Reihe von Neubesetzungen mit sich, die sich durchaus bewährten. So war die Titelrolle bei Herrn Brodersen in allerbesten Händen und menschlich jedenfalls viel tiefer greifend, als sie der frühere Vertreter der Rolle, Herr Feinhals, zu geben vermochte; damit war aber auch gleichzeitig der Stil des jüngeren Verdi viel klarer und deutlicher betont, und da Hofkapellmeister Reichenberger jedenfalls alles tat, um dieser echt südlichen, uns vielleicht etwas überspannt scheinenden Ausdrucksweise Genüge zu tun, so war für die Rassenart der Oper diesmal entschieden mehr geschehen als früher. Frau Bosetti, obwohl nicht für das Koloraturfach berufen, schlug mit ihrer technisch und klanglich tadellosen Gilda alle Vertreterinnen der Rolle der letzten Jahre aus dem Felde. Der Gesamteindruck der Oper war vollständig ungetrübt und die Vorstellung so stark besucht, das Publikum so beifallsfreudig, daß es nahe läge, dem italienischen Altmeister etwas mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden (wir denken dabei besonders an „Traviata" und „Falstaff"), als es bisher gebräuchlich war.

Aus dem Konzertleben. Das Palmsonntagkonzert brachte seit längeren Jahren wieder einmal Bachs Johannis-Passion zu Ehren und Felix Mottl hatte dem komplizierten Werk seine ganze Aufmerksamkeit zugewendet, so daß von einem größtenteils ungetrübten Eindrucke desselben berichtet werden kann. In seiner äußeren formalen Anlage, den Voraussetzungen seiner

Ausdrucksweise geht es vollständig mit der Matthäuspassion parallel, nichtsdestoweniger empfängt man aus ihm volle Klarheit darüber, welch ein Riesengeist sich in dieser selbstgewählten Fessel doch frei und ungebunden ausspricht. Im Vergleich zur Matthäuspassion ist hier alles bodenständiger, realistischer gefaßt, darum aber auch unmittelbarer und stärker zu Herzen sprechend und selbst rein klanglich nach Wirkungen suchend, die in dem vorerwähnten Schwesterwerke gar nicht angestrebt sind. Von den Vortragenden müssen besonders rühmend die Herren Ankenbrank, Dreßler, Brodersen und Werner-Koffka erwähnt werden. Ganz prachtvoll waren Chöre und Orchester. Hätte erstgenannter Herr sich nicht mit einer Zunahme der Tenorsolopartie eine geradezu übermenschliche Aufgabe zugemutet, so wäre es möglich geworden, von der in sich geschlossensten Oratorienaufführung zu berichten, die wir seit Jahren in München gehört haben.

Das letzte Konzert vor den Feiertagen war selbstverständlich ein Sonatenabend, für den diesmal die Geigerin Elsie Playfair und die Pianistin Marianne Lettenbaur zeichneten. Erstere bestätigte das über sie bereits allseitig abgegebene Urteil, daß sie eine technisch und geistig durchaus reife Künstlerin sei, die zu den höchsten Erwartungen für ihre Zukunft berechtigt. Um so befremdlicher war es, daß sie keine bessere Partnerin aufzutreiben wußte als Fräulein Lettenbaur, die ihrer Aufgabe durchaus nicht gewachsen war und den Gesamteindruck des Abends auf das schwerste schädigte.

Engelbert Humperdincks neueste komische Oper „Die Heirat wider Willen" erlebte am Berliner Hofopernhaus ihre Uraufführung mit jenem großen äußeren Erfolg, der schon durch des Komponisten Verhältnis zu der mächtigen musikpolitischen Richtung Wahnfried als einigermaßen gegeben erscheint. Gerne hätten wir den Extrakt der zahlreichen uns bekannt gewordenen Kritiken des Werkes wiedergegeben: leider gehen dieselben aber so weit auseinander und sind zum größten Teil in jenem Eiertanzstil geschrieben, der im Nachsatz gerne widerruft, was der Vordersatz kühn behauptet, daß wir als durchgehendes Symptom eigentlich nur diese charakteristische Verlegenheit zu verzeichnen hätten. Allgemein wird die für den Komponisten von „Hänsel und Gretel" wohl selbstverständliche Instrumentationskunst gerühmt, weniger schon der ideelle Hintergrund derselben, und vollends das Lebensverhängnis des Meisters, das Melodram, scheint ihm wieder einen Streich gespielt zu haben. Ein Werk von irgendwelcher prinzipieller, die Zukunft befruchtender Bedeutung scheint auch Humperdincks neueste Oper nicht zu sein.

Ein Buch über Hermann Zumpe ist jüngst, geschmückt mit dem Porträt des Künstlers nach dem bekannten Gemälde von der Hand seiner Tochter in der Ahnengalerie des Kgl. Hoftheaters, im Verlag von C. H. Beck in München erschienen. Das Buch ist eine aus Briefen und Tagebuchblättern des Meisters mit Geschick zusammengetragene Biographie desselben und nur soweit es der organische Zusammenhang erheischt, sind diese eigenen Aufzeichnungen unter einander von anderer Hand verbunden. Ein Geleitwort von Ernst von Possart gibt dem Werk besonderen Wert. Wer Zumpes seltene, arbeitswillige und begeisterte Art erkennen will, möge dieses Buch zur Lektüre wählen; der erste Dirigent der Münchener Wagnerfestspiele war ein seltener, ehrlicher Charakter von unbeugsamer Ueberzeugung, und man wird die Trauer begreifen lernen, die aus Possarts Worten in der Erinnerung an den verlorenen Freund spricht.

Die bevorstehende Schillerfeier, zu der allenthalben bereits die umfangreichsten Vorbereitungen getroffen werden, weckt die Erinnerung an eine vor etwa zwölf Jahren ergangene Preisrundfrage eines hervorragenden deutschen literarischen Vereins: „Ist Schiller noch im Herzen des deutschen Volkes lebendig?" Unwillkürlich gedenkt man jetzt, da man überall den Festfrack ausbürstet, der Unterschätzung, die gerade Schiller in den beiden letzten Jahrzehnten seitens des „jüngsten" Deutschland erfahren, und man kann sich des Lächelns nicht erwehren, wenn man sieht, wie die simple hundertste Wiederkehr eines Jahrestags die Mißachtung und den offenen Hohn stumm und die ganze germanische Welt im Handumdrehen zu Schillerkennern macht, die sich gebärden, als hätten sie noch immer geistig von der Kost des großen Idealisten gelebt. Seien wir offen: Viel Krankhaftes, Unwahres, Forciertes bringt das Gedenkfest an den Tag und die Minderheit, die Schiller noch immer und ohne kalendarische Veranlassung als einen der Größten und Verehrungswürdigsten ihrer Nation liebt, möge bedenken, daß sie nicht dieses Anstoßes bedarf, um ihre Gesinnungstüchtigkeit zu illuminieren und sich an der Hand eines Großen selber größer scheinen zu lassen. Sicher ist, daß Schiller am aufrichtigsten dort gefeiert werden wird, wo das Gespenst der offiziellen Feier „nicht hinkommt mit seiner Qual".

München. Hermann Teibler.

Kleine Rundschau.

Pensionsverein für staatlich geprüfte Lehrerinnen Bayerns. In der Bewegung, welche die Bekanntgabe des überaus günstigen Ergebnisses des „Festes in Saint Cyr" (Bericht Nr. 14 der „A. R.") in der jüngst abgehaltenen Münchener Generalversammlung des Vereins hervorrief, kennzeichnete sich am besten der Dank, den sich die Münchener Gesellschaftskreise jüngst um den Verein erwarben. Der Generalversammlung — abgehalten am 19. c. in der Aula der hiesigen Handelsschule unter Vorsitz der hohen Protektorin des Vereins, Prinzessin Adelgunde von Bayern, Kgl. Hoheit — erstattete die Gesamtvorstandschaft (vom Hauptsitz Schweinfurt Herr Kommerzienrat Hurtzig und Frl. Devide) Jahres- und Rechenschaftsbericht, nach welchem das Vermögen des Vereins unter Hinzurechnung des genannten erfreulichen Festergebnisses (11,100 Mk.) die Summe von 100,000 Mk. überschritten hat. Dem stets wachsenden Verein, aus dem bereits Pensionen erfließen, wurden auch zahlreiche neue Ehrenmitglieder gewonnen. Die hohe Protektorin sprach der Gesamtvorstandschaft ihre volle Befriedigung aus und beehrte auch alle anwesenden Vertreterinnen der Vereinssektionen, insbesondere Frl. Elise Lautenschlager der Sektion München, mit Ansprachen. Der Verein ist ein gesundes und kräftiges Glied in der Kette der Bestrebungen der Frauenselbsthilfe und des Frauenschutzes, welcher auch die Aufmerksamkeit und Unterstützung der Behörden genießt und noch mehr verdient. M. N.

Tantal, ein seltenes Metall, das vermöge seiner merkwürdigen Eigenschaften auch die Laienwelt interessieren dürfte, zieht seit wenigen Wochen die Aufmerksamkeit von Chemikern und Fachleuten auf sich. Nach fast zweijährigen geheimen Versuchen in Laboratorien der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft Siemens & Halske, Berlin ist es zum ersten Male gelungen, aus Columbit und Tantalit (sind schon längere Zeit bekannt und werden in Südamerika und Australien gefunden) das Tantal-Metall chemisch rein zu gewinnen. Schon bei seiner Herstellung zeigen sich merkwürdige Vorgänge. Man erhält das Metall nämlich nicht, wie man denken sollte, in flüssigem Zustande, wie so viele andere Metalle, sondern zuerst in Form von Pulver, welches dann ausgewalzt ein sehr sprödes, hartes Material ergibt. Die Zerreißfestigkeit übersteigt sogar die des Stahls (Tantal 93 kg/qmm, Stahl 73 kg/qmm). Eine Bearbeitung durch Werkzeuge ist fast unmöglich. So erzielte ein Diamantbohrer nach 500stündiger Einwirkung eine Vertiefung von nur ¼ Millimeter; dabei war der Bohrer abgeschliffen. — Wären die Herstellungskosten keine so hohen, würde Tantal wohl ein Idealmetall für die Panzerplatten der modernen Kriegsschiffe sein. Der Schmelzgrad liegt bei 2300°, also höher als bei Platin (1775°). Diese letztere Erscheinung führte auch wohl zur praktischen Verwendung des Metalls als Leuchtkörper in der elektrischen Tantal-Glühfadenlampe. Die Konstruktion der Lampe — sie ist nicht viel größer als die gebräuchliche Vakuumlampe — mag eine recht schwierige gewesen sein, da nicht weniger als 650 Millimeter Tantal-Faden in Gestalt eines Zylinders untergebracht sind. (In der gewöhnlichen Kohlenfadenlampe glüht etwa ⅓ dieser Länge.) Kenner dieser Tantal-Lampe werden mir beipflichten, wenn ich behaupte, daß der Lichteffekt ein größerer wäre, sobald sich der Durchmesser des leuchtenden Zylinders nach der Spitze der Lampe zu um weniges verjüngen würde. Doch dies nur nebenbei gesagt. Die Stärke des Tantal-Fadens beträgt nur $\frac{1}{20}$ Millimeter. Aus einem Kilogramm Tantal lassen sich 45,000 Lampen herstellen. Große Lebensdauer und geringste Betriebskosten sollen die Hauptvorteile sein. W. H. K.

Die Zähne der Schulkinder.

In allen Ländern wird von den Schulhygienikern darüber geklagt, daß die meisten Schulkinder schlechte Zähne haben. Von 4100 Schülern im Alter von 11—16 Jahren, die unlängst in Bern untersucht wurden, hatten nur 104 (= 2,5 %) ein tadelloses Gebiß; 1—4 kranke Zähne hatten 1129 (= 27 %), 5—16 kranke Zähne hatten 2683 (= 65 %) Kinder und 17—28 kranke Zähne fanden sich bei 185 (= 4,5 %) Kindern. Wie in der letzterschienenen Nummer der „Pädagogischen Blätter" (München, bei V. Höfling) berichtet wird, hat die Statthalterei von Steiermark eine Unterweisung der Schüler in der Mund- und Zahnpflege durch die Lehrer angeordnet und zugleich verlangt, daß für mittellose Schulkinder die Uebernahme der Zahnpflegekosten im Sinne der Armenkrankenbehandlung geschehe. Die bezüglichen Wahrnehmungen und Erfolge sind alljährlich im Sanitätsbericht zu verzeichnen. Ein erfreuliches Zeichen für die stets wachsende Erkenntnis von der Wichtigkeit der Schulhygiene! Gts.

Münchener Frühjahrs-Blumen- und Gartenbau-Ausstellung von Samstag, den 29. April bis Sonntag, den 7. Mai 1905 in der großen Halle des Bürgerlichen Bräuhauses.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, Oesterr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstrasse 1a. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile. b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

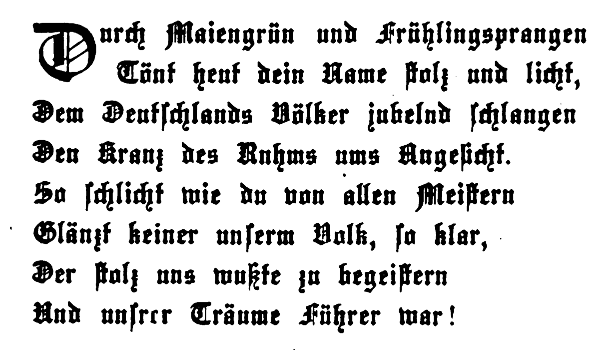
Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 19. München, 7. Mai 1905. II. Jahrgang.



Schiller.

(Zum 9. Mai 1905.)



Durch Maiengrün und Frühlingsprangen
Tönt heut dein Name stolz und licht,
Dem Deutschlands Völker jubelnd schlangen
Den Kranz des Ruhms ums Angesicht.
So schlicht wie du von allen Meistern
Glänzt keiner unserm Volk, so klar,
Der stolz uns wußte zu begeistern
Und unsrer Träume Führer war!

Du sangst der Freiheit stolze Lieder —
Hoch ragt dein Tell in ew'gem Ruhm.
Du ehrtest Frauenhoheit wieder —
Maria Stuarts Duldertum.
Aus blutiger Walstatt dunklen Gründen
Läßt hell empor du leuchten mild
Der königlichen, schuldentsühnten
Jungfrau von Orleans reines Bild.

Denn wie ein Frühling ist gegangen
Dein Lied durch Deutschlands Gauen hin.
Hell leuchten auf der Jugend Wangen,
Hört sie dich singen stark und kühn.
Vor deines Sangs erhab'ner Milde
Neigt still die deutsche Frau ihr Haupt.
Du hast geformt in mächt'gem Bilde,
Was unser Volk geliebt, geglaubt!

Und wenn dein Sang mit „Glocken"tönen
Uns deutsches Leben, deutsche Art
Im Zauberglanz des Edlen, Schönen
Hat schlicht und groß geoffenbart:
Wenn der Antike dunkle Manen
Dein Wort in Form und Bild uns schlug,
Dann trug empor zu höchsten Bahnen
Uns deines Feuergeistes Flug.

So hast im Knaben und im Greise
Du heiligen Feuers Brand geschürt,
Die heiße, schlichte, deutsche Weise,
Die uns ans tiefste Herz gerührt.
Und wie ein Frühlingssturm erbrausend,
Wird Deutschlands Völker hellen Klangs
Durchwehn Jahrhundert und Jahrtausend
Das Rauschen deines goldnen Sangs!

Lorenz Krapp.

Inhaltsangabe.



Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag.

(9. Mai 1905.)

Von

E. M. Hamann-Gößweinstein i. Oberfr.

So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Im vorigen Frühjahre und Sommer, am Vierwaldstätter See, hallten mir die obigen Verse fast täglich, gleich Glockenton, ins geistige Ohr: so eindringlich feierte schon damals die Schweiz „ihren" Freiheitssänger. Denn den Ihren nennt sie ihn, kraft jener spontanen Besitzergreifung seitens eines ganzen Volkes, die diesem zum nationalen Gesetze wird.

Heute aber legen wir Deutsche angesichts der Welt unsere Hand auf jenes andere „stolze" Goethewort: Denn er war unser! Und die Welt beugt sich diesem unmittelbaren Rechte. Dennoch vergißt gerade heute keiner, der dem universalen geistigen Leben nicht als Fremder gegenübersteht, daß vor hundert Jahren ein Mann aus dem Leben schied, dessen Schaffen der Welt gehört: Schiller war Kosmopolit, nicht nur der Ueberzeugung, sondern auch dem Wirken nach.

Unsere Epoche der Fragezeichen (welche, nebenbei bemerkt, hinter das berühmte Fragezeichen der Tellexistenz ein zweites zu setzen beginnt, das auf die Aufhebung jenes ersten zielt) hat allerdings schon sehr ernsthaft nicht nur Schillers weltbürgerliche, sondern seine Bedeutung überhaupt angezweifelt. Neuerdings scheint man sich freilich dieses Gebarens zu schämen. Wenn auch das Lob des Polterers Scherr: „In Wahrheit, seit Homer hat kein Dichter auf die menschliche Gesellschaft eine so unermeßliche Wirkung geübt wie Schiller!" selbst am 9. Mai d. J. kaum eine allgemeine Zustimmung finden wird: das Urteil jener edlen dänischen Freunde und Gönner, die in dem historisch gewordenen Briefe vom Dezember 1791 den kranken Dichter als Lehrer der Menschheit ehrten, muß Bestätigung — wenn auch mit gewisser Einschränkung — seitens aller Einsichtigen erfahren.

Jeder Gebildete weiß heutzutage, daß Schiller niemals, außer in seiner früheren Jugend, auf positiv religiösem Boden stand. Insofern muß ihn der positiv christliche Teil seines Volkes sowie aller Völker als positiven Lehrer auf religiösem Gebiete abweisen. Immerhin ergibt sich sein betreffender Entwicklungsgang, wenn richtig verfolgt, als in hohem Grade anregend und auch befruchtend.

Auf der Karlsschule von Klopstocks Messias zu Begeisterung und dichterischer Nachahmung entzündet, dann von Rousseauscher Freigeisterei erfaßt und erfüllt, beschritt er energisch den Boden der Kantschen Philosophie, ohne ihr eine absolute Zielbestimmung seiner Denkrichtung einzuräumen. In mehr als einer Beziehung löste er sich von Kant, stellte er die Differenzierung der beiderseitigen Anschauungen, wenn auch des öfteren in reichlich unklarer Ausdrucksweise, fest. Als Hauptresultat ergibt sich: Kant ließ im sittlichen Betätigungsleben nur das durch Kampf gegen die eigene Neigung Erzielte als „gut" zu; Schiller erblickte die Vollkommenheit menschlicher Natur und Glückseligkeit in der Uebereinstimmung von Pflicht und Neigung. Mit der eigenen zunehmenden Verinnerlichung aber ordnete er fortschreitend, wiewohl häufig der Form nach unbestimmt, die Sinnlichkeit der Sittlichkeit, die Wirklichkeit der höchsten Moral unter.

Als Führerin zum Menschheitsideal galt ihm die Kunst, der er sämtliche kulturelle Auslösungskräfte zuschrieb, wie er denn überhaupt den Begriff des Guten mit dem des Schönen identifizierte, anstatt letzteres als die jeweilige Aeußerungsform des ersteren zu definieren. Die Unzulänglichkeit seines ästhetischen Grundprinzips mochte ihm aufdämmern, als er zugestand, daß der Mensch von verfeinertem Geschmack einem sittlichen Verderbnis verfallen könne, vor welchem den Natursohn eben seine Roheit schütze; daß die momentweise absolute Herrschaft des Sittengefühls, gegenüber der des Schönheitsgefühls, die ungleich sicherere sei; daß in der Tat die Vernunft öfters unmittelbar zu walten und dem Willen seinen wahren Beherrscher zu zeigen habe. Damit näherte er sich dem betreffenden christlichen Erkenntnisideal, aber nur in Ahnung, nicht in Unterscheidung. Doch drängte sich von da ab seinem rein menschlichen wie künstlerischen Bewußtsein die Herrlichkeit der „Religion des Kreuzes", die „welthistorische Wirkung der Christuslehre", die „heilige Gestalt ihres Stifters" immer ehrfurchtgebietender auf. Sein Leben und seine Werke beweisen das in aufsteigender Linie, und es ist nicht auszudenken, wie viel mehr noch er uns hätte geben können, wäre in dem letzten Dezennium seines Schaffens aus dem sehnsüchtig tastenden Gottsucher ein heroisch klarer Gottfinder geworden.

Er selbst, dessen inbrünstiger Idealismus dem reinen Herzen den reinen Willen so zwingend unterstellte, hat es ausgesprochen, daß nur aus dem reifen, vollkommenen Geiste das Reife, Vollkommene fließen kann. Was daher dem menschlichen und künstlerischen Charakterbilde dieses begnadeten, zu ergreifender Hoheit sich emporringenden Kämpen der Freiheit und der Tugend an Vollendung fehlt, läßt sich zutiefst dahin zurückführen, daß ihm das erste „Wort des Glaubens": Gott, ein nicht bloß im letzten Grunde unbestimmter Begriff geblieben ist.

Aber daß er nicht nur die „drei Worte des Glaubens" — wenngleich das eine in verschwommener Weise — mit Flammenschrift als die Namen der höchsten Güter ins Herz der Menschheit übertragen sehen wollte, sondern sein eigenes Wissen und Können, sein ureigenstes Ich unter Entbehrung, Krankheit und Leid Jahre hindurch mit heldenhafter Anspannung aller Kräfte in den Dienst dieser heiligen Mission stellte und dadurch Unsterbliches für sein Volk, für die Menschheit gewann: das können wir ihm nie genug danken. — „So feiert ihn!": den Künstler und den Menschen, zu deren Ausgestaltung der Philosoph und der Historiker ein gut Teil beigetragen haben.

Der letztere in ihm war wiederum durch den ersteren bestimmt. Wir brauchen hier nicht die von gewisser Seite betriebene Anhimmelung der Schillerschen Geschichtschreibung begründend festzunageln. Janssen hat es bewiesen und unsere eigene Logik sagt es uns, daß Schiller schon als historischer Forscher durch seine freilich meist durch die Verhältnisse erzwungene jeweilige Flüchtigkeit mehr als einen Richtweg verfehlen mußte. Ganz abgesehen von seinen verschiedenen kosmopolitischen und verhängnisvolleren konfessionellen Irrgängen sowie von seiner durch Karoline von Wolzogen treffend charakterisierten Sub-

jektivität, die ihm „die Geschichte nur zum Magazin seiner Phantasie" machte, in dem „die Gegenstände sich gefallen lassen mußten, was sie unter seinen Händen wurden": Fehler, die der Glanz seiner Diktion und die Vergeistigung seiner Darstellung nicht entfernt aufzuwiegen vermochten.

Für Schiller als Dichter waren die Geschichtsstudien allerdings von hohem Werte. Durch sie erreichte er, was ihm seine Naturanlage von vornherein auszuschließen schien: jene Ausdehnung der Menschenkenntnis bis in die Einzelheiten und Kleinheiten hinein, von denen die Franzosen sagen, daß sie das Leben selbst ausmachen, eine intellektuelle Aneignung, die für den Schriftsteller, zumal den Dramatiker, unbedingte Notwendigkeit ist. Und dann schöpfte er aus diesem tiefen Born individueller und nationaler Ereignisse die Stoffe für seine großartigsten Dramen.

Auch hier verleugnete sich der Weltbürger nicht ihn ihm. Welch eine Fülle gewaltiger Themata hätte ihm die nationaldeutsche Geschichte geboten! Und er wählte nur das eine, die höchste Tragik unserer vaterländischen Geschicke umschließende: „Wallenstein", das dem Material nach nicht einmal reindeutsch genannt werden kann. Er hielt es mit Goethe, daß erst die Menschheit zusammen den wahren Menschen bilde, mit der weitgreifenden Schlußfolgerung, daß der einzelne nur froh und glücklich sein könne, wenn er den Mut habe, sich im ganzen zu fühlen. Noch 1789 schrieb er, daß das patriotische Interesse nur für unreife Nationen, für die Jugend der Welt wichtig sei. Und sehr bezeichnend heißt es in der Einführung der (1795 bis 1797) von ihm herausgegebenen Horen: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein". Aber die gegen das Ende seines Lebens sich vollziehende Abklärung seiner religiös-philosophischen Anschauungen führte ihn auch zu einer konkreteren Auffassung des Begriffes Vaterland, bis er sich durchrang zum „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt in ihre Ehre!" und dem herrlichen „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an! Das halte fest mit deinem ganzen Herzen! Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

In der Tat ist der kosmopolitische Schiller der deutsche Dramatiker par excellence geworden, so daß auf jede einzelne seiner reifsten Bühnenschöpfungen Tiecks Urteil über „Wallenstein" geht: „Als ein Denkmal ist dieses tiefsinnige, reiche Werk für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, um zu wissen, was wir sind und vermögen." Denn das deutsche Wesen war so mächtig in diesem Dichter, daß er nicht anders konnte, als auch den fremden Stoff mit deutschem Geiste zu erfüllen. So kam es, daß er durch zwei auf ausländischem Boden spielende Dramen sein Volk unmittelbar — am unmittelbarsten von allen unseren Dichtern — für den kommenden großen Nationalkampf und -Sieg geschult hat.

Urdeutsch in seiner Dramatik wie auch in seiner lyrisch-epischen Dichtung, blieb Schiller dennoch ein Lehrer der Menschheit, weil die ewigen Ideen, die er seinem eigenen Volke sang, zugleich die der ganzen Welt bedeuteten.

Die Mischung germanisch ernster Tiefe mit romanisch feurigem Pathos in seiner Darstellung begünstigte seine rasch wachsende Popularität in Nord und Süd. Auch kommt hier das mitreißende Moment seines idealen Willens in Betracht: er wollte der Nation, den Nationen das übermitteln, was ihm selbst das Höchste, das Heiligste war; er wollte, im erhabensten Sinne, wirken auf die Besten und zugleich, wie auch in der Folge, auf die großen Massen seiner und aller Zeit. Nichts bei ihm von rein subjektiver künstlerischer Befriedigung; nichts von dem auch heutzutage mehr und mehr negierten l'art pour l'art, das einst zur despotischen Formel sich auswuchs. Was er tat und was er war, tat und war er als möglichst Ganzes zum Ganzen.

Als möglichst Ganzes. Denn jenem Menschlichen, das als persönlich und zeitlich Akzidentielles, jedem, der geboren ward, mehr oder weniger hindernd anhaftet, unterstand auch er — mit der einen großen Ausnahme (wenigstens auf dem Gipfelplateau seines Werdeganges), die Goethe erschütternd dahin formulierte: „Denn hinter ihm, im wesenlosen Scheine, lag, was uns alle bändigt: das Gemeine."

Er selbst, träte er jetzt mit Ewigkeitsblick in unsere Mitte, wäre der Erste, auf alles Vergängliche, Nichtberechtigte innerhalb seines Wesens und Schaffens mahnend hinzudeuten. Nicht gegen die ihm schuldige wahre Pietät verstoßen wir deshalb, wenn wir auch in seinen hervorragendsten Dichtungen den Finger auf einzelne Mängel legen. Vor allem auf das nicht selten Aufdringliche rhetorischer und lyrischer Breite zu ungunsten des positiven Gehalts: eine Art unbewußter Konzession an die herrschende Zeitströmung faden Wortschwalles und süßlicher Gefühlsduselei. Dennoch hat niemand diese Todfeinde echten Menschen- und Künstlertums damals wuchtiger und umfassender bekämpft als er. Mag sein, daß die Plastik seiner Charaktere unter dem Streben nach absoluter Formenschönheit litt; mag sein, daß die Sprache seiner Personen letztere oft nur als glanzvolle Gewandung umgab, anstatt als ein ihnen organisch Zugehörendes zu wirken. Das Ganze, das er mit wunderbarem dramatischen Instinkt und Adel der Gesinnung bot, war unschätzbares Gold im Vergleiche zu dem Talmi, das die zeitgenössischen Bombastiker Kotzebue und Konsorten in Massen dem ihnen hysterisch zujauchzenden Publikum hinwarfen. Und zwar angesichts der Dioskuren noch bis 20 Jahre über Schillers Tod hinaus. Kein Wunder, daß Goethe so schlecht von diesem Publikum sprach, dem er sich doch gewissermaßen beigesellte, als er (Frühjahr 1805) in seinem Glossar zu Diderots „Der Neffe des Rameau" Ludwig XIV. und Voltaire zu Königen „in höchstem Sinne" auf ihren jeweiligen Gebieten stempelte. Kaum daß er sich herbeiließ, bei Voltaire die „Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung" in Frage zu ziehen. „Alles, was übrigens an Fähigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt", betonte er, nach vorheriger Aufzählung dieser „übrigen" Attribute.

Es war die letzte Arbeit, die Goethe dem sterbenden Freunde zur Beurteilung vorlegte. Und der todwunde Held erhob sich zu ewig gültigem Widerspruche. „Mit zitternder Hand," um mit Baumgartner zu reden, „riß er die fremden Ideale zusammen, welche Goethe der deutschen Literatur von neuem aufzurichten versuchte." In dem letzten Briefe, den der Altmeister von Schiller erhielt (25. April 1805), lehnte dieser das von jenem ersonnene Königs- und Dichterideal ab. Für letzteres, insofern es als echt zu erkennen sei, forderte er noch besonders Charakter, Energie und Feuer, Gemüt und Herz.

So blieb er, in edler Unabhängigkeit, sich selber bis zuletzt getreu. Den Tod in der Brust, hielt er Wache am Tempeleingange zu jener erhabenen Idealrealistik, deren Heiligtum er schon 1783, da er der „Schaubühne als moralischer Anstalt" religiöse Weihe zu geben strebte, durch mystisch rationalistische Schleier hatte schimmern sehen und das sich ihm jetzt — der Tell und Demetrius bezeugen es — in majestätischer Schöne zu erschließen begann.

Er aber, in dem der Dichter und Mensch sich in seltener Weise deckten, mußte auf der Sonnenhöhe seines Lebens sterben. Da er es tat, weinte das Land, weinte die Welt mit jenen, die am Sarge des Gatten und Vaters trauerten. „Das Herz findet sich bei Schiller mit tausend starken Banden an ihn gebunden", hatte Lotte von Schiller, der dieser Mann Unbegrenztes dankte und gab, als ganz junge Frau geschrieben. Bis zur letzten Stunde seines und ihres Daseins vertiefte sich ihr diese Ueberzeugung, die Ungezählten mit und nach ihr zur unerschütterlichen Wahrheit wurde.

„Schillers Anziehungskraft war groß; er hielt alle fest, die sich ihm näherten", bekundete auch Goethe. Nun wohl, lernen wir von diesen „allen". Nähern wir uns ihm: kehren wir oft zu seinen reinen, lichten Höhen zurück aus dem Dunst und Schwall der aktuellen Welt. Lassen wir uns festhalten von

ihm: durch sein stetig vollkommener sich ausgestaltendes Leben in Kampf, Leiden, Arbeit, Häuslichkeit, Genuß, Liebe, Freundschaft — dieses Leben, das jedem Gebildeten Deutschlands fast wie das eigene bekannt ist, es wenigstens sein sollte; durch seine Kunst, die, wenn wir sie recht fassen, uns vor- und aufwärts führt, ohne uns je loszulassen; durch seine ganze abgeschlossene Persönlichkeit, die das Strahlendiadem jener wahren Hoheit trägt, die Demut ist.

So feiert ihn . . . .



Zum Zentenarium von Schillers Todestag.

Im Maientraum die Nachtigallen sangen,
Die Mitternacht von Weimars Türmen schlug,
Und dumpf und schwer die Trauertöne klangen,
Und ernst und schweigend war der Leichenzug.
Ein jeder fühlte mit geheimem Bangen,
Weß großes Herz man hier zur Ruhe trug.
Und angstvoll sah des frühen Grabes Schauer
Des deutschen Volkes Seele voller Trauer.

Erlösend kam aus goldnem Dichtermunde
Im dumpfen Schmerze ein erhebend Wort:
„Denn er war unser,“ klang es in der Runde;
Der Sturmwind trug's durch Deutschlands Gaue fort.
— Nach hundert Jahren kehrt die ernste Stunde,
Und wieder tönt es laut von Ort zu Ort:
„Ja, er ist unser“ — ob auch Jahre strichen,
Sein Ruhm ist nie im deutschen Land erblichen.

Wie klang sein Lied der unbekannten Menge,
Das immer seines Volkes Seele fand.
Er führte aus des Lebens dumpfer Enge
Uns zu der Freiheit heißersehntem Land.
Drum lohnen ihn des deutschen Liedes Klänge,
Kein Lorbeerkranz, gereicht von Fürstenhand.
Was sollen Münzen, die aus Gold man schlägt?
Er hat sein Bild ins deutsche Herz geprägt.

Dort glänzt und leuchtet es für alle Zeiten,
Mit Licht und Wärme, wie der Sonne Strahl —
Wohl mögen Schatten auf die Welt sich breiten,
Die Sonne steigt, der Nebel sinkt zu Tal.
So strahlt, wenn Hohes und Gemeines streiten,
Sein Bild begeisternd für das Ideal,
Und über Neid und Stürme siegreich hebt
Ein Volk das Haupt, in dem sein Genius lebt.

Münster i. W. — Dr. H. Jos. Brühl.



Weltrundschau.

Von
Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Wettrennen nach Fez.

Wenn der Sultan von Marokko nicht durch seine aufsässigen Untertanen immer wieder an die Grenzen seiner Macht erinnert würde, so müßte er jetzt dem Größenwahn verfallen. Kein Potentat auf Erden wird zurzeit so heiß umworben wie die scherifische Majestät. Fez wird das Mekka der hohen Politik. Die französische Mission war zuerst zur Stelle, aber ihre Sache kommt beim Maghzen nicht von der Stelle, seit Deutschland die Behauptung Frankreichs, es sei der Mandatar von ganz Europa, Lügen gestraft hat. Nun macht sich zum 12. Mai die deutsche Mission unter Graf Tattenbach auf den Weg nach Fez, und zwar unter besonderen Auszeichnungen durch den Sultan, der sich für den rückenstärkenden Kaiserbesuch in Tanger dankbar zeigen will. Ende Mai soll sich nun die englische Diplomatenkarawane unter dem Gesandten Lowther in Bewegung setzen, angeblich zur Ueberreichung des Beglaubigungsschreibens, in Wirklichkeit zur Beruhigung des Herrn Delcassé. Zum Ueberfluß ist auch noch eine spanische Mission in Aussicht genommen, die für eine Don Quijote-Figur in dem Ritter- und Räuberspiel recht geeignet erscheint.

Die Franzosen um Delcassé setzen große Hoffnungen auf die englische Mission, die sie als den Gerichtsvollzieher für ihre Forderungen betrachten. Die deutschen Offiziösen sehen dagegen die Wallfahrt der Engländer mit großer Ruhe an. Zunächst saugen sie aus dieser Blüte den Honig der prinzipiellen Anerkennung des deutschen Verfahrens. Denn wenn England, das den berühmten Marokko-Vertrag mit Frankreich geschlossen hat, den Sultan nach wie vor als vollen Souverän betrachtet und neben der Pariser Vertretung in Fez eine regelrechte Gesandtschaft der englischen Krone unterhält, dann kann Deutschland natürlich erst recht mit diesem Sultan völkerrechtliche Verhandlungen und Abmachungen treffen, ohne durch den Vertrag, der ihm nebenbei unbekannt geblieben ist, sich irgendwie geniert zu fühlen. Zweitens sagen unsere Offiziösen, daß natürlich England die Ausführung des von ihm geschlossenen Vertrags unterstützen müßte, daß aber darin noch keineswegs eine Unfreundlichkeit gegen Deutschland zu stecken brauche, da der Vertrag die Erhaltung des politischen status quo in Marokko vorsehe, den ja auch die deutsche Politik erhalten wissen wolle. Das ist gewiß sehr schön; aber der realpolitische Kern der Sache ist das Maß von Unterstützung, das die englische Regierung denjenigen französischen Ansprüchen zuteil werden lassen wird, die über den Wortlaut des Vertrages hinaus die Vorherrschaft Frankreichs am Sultanshofe und namentlich bei der wirtschaftlichen Ausbeutung des Landes anstreben. Die deutsche Mission hat einen zeitlichen Vorsprung und kann von dem großen Eindruck des Kaiserbesuches profitieren; das Beste wäre, wenn sie diese Vorteile recht schnell ausnützen und das Eisen schmieden könnte, so lange es noch warm ist. Doch muß man bei den Verhandlungen in Fez mit der mohammedanischen Langsamkeit rechnen.

Inzwischen hat sich nun Herr Delcassé, nachdem er soeben wieder in den Sattel geklettert war, eine Blöße gegeben. Der „Matin“, sein anerkanntes Leiborgan, veröffentlichte einen unglaublich groben Artikel gegen Deutschland, dessen Beschwörung des Kriegsgespenstes an der Pariser Börse eine Panik hervorrief. Die französische Regierung mußte alsbald halbamtlich erklären lassen, daß kein neuer Zwischenfall in der marokkanischen Angelegenheit eingetreten sei und sie keine Zeitungsartikel inspiriert und der Presse überhaupt keine Informationen gegeben habe, weder direkt noch indirekt. Bezeichnenderweise registriert unsere „Nordd. Allg. Ztg.“ den Zwischenfall mit der Randglosse, das Desaveu der „ihrem Ursprunge nach nicht durchsichtigen“ Auslassung des „Matin“ sei, „wie es heißt, auf Veranlassung des Ministerpräsidenten Rouvier“ erfolgt. Dahinter steckt ein Zweifel an der Loyalität des Herrn Delcassé! Wenn Herr Rouvier als der friedliebende Korrektor hingestellt wird, so wirft das auch ein Streiflicht auf einen anderen Zwischenfall, den Herr Rouvier durch seine parlamentarische Bemerkung über die angebliche Ausnutzung der russischen Niederlage von Mukden seitens der deutschen Politik geschaffen. Ihm konnte offiziös die Tatsache entgegengehalten werden, daß die deutsche Diplomatie in Marokko bereits im November v. J. die Franzosen darauf aufmerksam gemacht habe, daß Deutschland von dem Abkommen keine amtliche Mitteilung erhalten habe. Die französische Presse war sofort der Ansicht, daß Rouvier im

guten Glauben gesprochen habe und die Schuld des Irrtums auf Herrn Delcassé falle, der seine Kollegen im Ministerium von diesem Novembervorfall und anderen ihm unbequemen Dingen einfach in Unwissenheit gelassen habe.

Die Ministerzusammenkunft in Venedig.

Zu den hochpolitischen Ereignissen der Woche ist auch die Zusammenkunft des österreichischen und des italienischen Ministers des Auswärtigen in Venedig zu verzeichnen. Man darf die Begegnungen der Monarchen und der Minister, die im Zeitalter des Verkehrs sehr häufig werden, gewiß nicht überschätzen. Doch hat bei der Eigenart der gegenwärtigen Lage die Zusammenkunft der Vertreter Oesterreichs und Italiens eine besondere Bedeutung. Die Feinde Deutschlands französischer und englischer Zunge spekulierten in letzter Zeit besonders stark auf die Erschütterung des Dreibundes und sahen einen Anker ihrer Hoffnungen in dem angeblich gespannten Verhältnis zwischen Oesterreich und Italien, zu dessen Begründung die irredentistischen Bestrebungen, die Rüstungskredite, der Wortlaut des letzten Toastes des Königs Viktor Emanuel, die Gegensätze in der Balkanpolitik rc. herangeholt wurden. Als Gegengewicht hingegen ist es nicht zu verachten, wenn auch nach dem Wechsel im italienischen Ministerpräsidium Herr Tittoni mit dem Grafen Goluchowski eine freundschaftliche Aussprache von Mund zu Mund pflegt. An den gewechselten Trinksprüchen wird freilich die tendenziöse Wortklauberei wieder ansetzen, indem man in dem italienischen Toast die ausdrückliche Erwähnung des Dreibundes vermissen kann. Aber im Grunde stand in Venedig nicht das Verhältnis zu Deutschland, sondern die Beziehungen zwischen Italien und Oesterreich auf der Tagesordnung, und wir sind zufrieden, wenn die deutschfeindlichen Intrigen in diesem kritischen Punkte ein offenes Fiasko erleben. Uebrigens haben die Franzosen durch eine übermäßige Begehrlichkeit in Tripolis dafür gesorgt, auch ihren Freunden in Italien neuerdings zum Bewußtsein zu bringen, daß mit der französischen Afrikapolitik schlecht Kirschen essen ist.

Zur inneren Politik in Preußen.

Auf die Festtagsruhe werden allem Anscheine nach in Preußen noch zwei recht bewegte Arbeitsmonate folgen. Dem inneren Frieden drohen zwei sehr ernste Gefahren. Einerseits von der konservativ-nationalliberalen Opposition gegen die Verbesserung des Berggesetzes, anderseits von der Agitation gegen die katholischen Studentenkorporationen. Zwei sehr kritische Punkte, in denen die Ehre und der Bestand des Ministeriums auf dem Spiele steht. Die Regierung hofft und hofft in unverdrossenem Optimismus. Sie redet durch ihre Offiziösen so, als ob die verhängnisvollen Beschlüsse der Kommission zum Berggesetz nur ein zufälliger, harmloser Mißgriff wären, den die Mehrheit nach höflicher Aufklärung sofort rückgängig machen würde. Tatsächlich handelt es sich um einen wohlüberlegten Plan, bei dieser Gelegenheit die Aenderung des sozialpolitischen Kursus mit List und Gewalt herbeizuführen. Wenn Graf Bülow das Gros der konservativen Partei aus den Leitseilen der mittelparteilichen Intriganten rechtzeitig befreien will, so wird er im Abgeordnetenhause einen etwas kräftigeren Ton anschlagen müssen, als man bisher gewohnt war. Das ist um so mehr geboten, als er auch das Herrenhaus noch für die Vorlage zu gewinnen hat, und erfahrungsgemäß hilft gegen die Vorurteile der „alten und befestigten" Mehrheit dieses ostelbischen Hauses nur die kräftige Entfaltung des Willens, und zwar des vereinigten Willens der Regierung und der Krone.

Daß der Respekt vor der ministeriellen Autorität der Aufbesserung dringend bedarf, zeigt sich auch bei der neuesten Professorendemonstration, die von Göttingen ausgegangen ist und eine arge Anmaßung der kulturkämpferischen Begünstiger der studentischen Katholikenhetze verrät. Der Kultusminister hat auf die Leviten, die ihm die Professoren zu lesen sich gestattet haben, mit einer Selbstbeherrschung und Höflichkeit geantwortet, als ob er der Untergebene wäre, der um gutes Wetter besorgt sein müßte. Eine Rektorenkonferenz, die nächstens in Berlin zusammentritt, soll nach dem Wunsche des Kultusministers eine Verständigung über die akademische Streitfrage herbeiführen. Soweit wir die Drahtzieher vom Evangelischen Bunde und die nicht bloß katholiken-, sondern überhaupt religionsfeindlichen Professoren kennen, erwarten wir keine Verständigung und keinen Stillstand im Kampfe gegen die katholischen Korporationen, wenn nicht das Ministerium sich zu einer entschlossenen Willenskundgebung aufrafft und das gute Recht der konfessionellen Studentenvereinigungen als unantastbar hinstellt, ohne mit den randalierenden Studenten und ihren Hintermännern weitere Umstände zu machen.

Die Sonntagsruhe in Belgien.

Von

Peter Wirtz-Brüssel.

Belgiens soziale Gesetzgebung wird demnächst um ein wichtiges Gesetz reicher sein und wahrlich, wenn dasselbe nicht allen Forderungen entspricht, so dürfte dies jedenfalls nicht an ungenügender Durchberatung seitens aller in Betracht kommenden offiziellen und nicht-offiziellen Körperschaften liegen.

Nachdem am 22. April 1902 der höhere Arbeitsrat, d. i. eine staatlich eingesetzte, gemischte Behörde, einen Gesetzentwurf angenommen, der einen wöchentlichen Ruhetag einführt, brachten vier Tage später sechs sozialistische Abgeordnete ein ähnliches Projekt ein, während sechs katholische Deputierte in einer weiteren Novelle die „Sonntagsruhe" verfochten. Diese drei Projekte wurden einer parlamentarischen Kommission überwiesen, aus deren Verhandlungen die jetzt zur Debatte stehenden Anträge hervorgingen und die etwa folgendermaßen zusammengefaßt werden können: Jeglichem Unternehmer ist es untersagt, seine Salarierten mehr als sechs Tage per Woche arbeiten zu lassen, Gesinde ausgenommen. Ausnahmen erheischt das Gesetz verschiedene, namentlich für Industrien, in denen die Arbeit nicht unterbrochen werden kann, Verkehrsanstalten, Restaurants, Theater usw. Der Ruhetag ist der Sonntag. Die Motivierung des Projektes rechtfertigt die Wahl des Sonntags dadurch, daß dieser Tag seit Jahrhunderten der gewohnheitsmäßige Ruhetag ist. Sie glaubt auch, daß das Gesetz den wirtschaftlichen Interessen nicht nachteilig sein werde, wie England und Deutschland zur Genüge gezeigt.

Dieser Gesetzentwurf hat endlose Auseinandersetzungen hervorgerufen, denen die belgische Staatsverfassung als Grundlage diente. Artikel 15 der Verfassung lautet: „Niemand kann gezwungen werden, in irgendeiner Weise an den Handlungen und Zeremonien irgend eines Kultus teilzunehmen, noch dessen Ruhetage einzuhalten." „Aus diesem Texte geht hervor", sagen die Liberalen, „daß die Einführung der Sonntagsruhe eine Uebertretung der Staatsverfassung sein würde." Darauf antworten die Katholiken und Sozialisten mit Recht, daß es sich hier nicht um einen religiösen Zwang handelt, und von einem solchen kann doch nur die Rede in der Verfassung sein, sondern um soziale und hygienische Maßregeln. Das wissen die Liberalen recht wohl, aber ihre Ausführungen sind nur Mittel zum Zweck. Unsere Liberalen sind nämlich vor allem Katholikenfresser en gros und schon der Gedanke, vielen Leuten könnte das neue Gesetz die Ausübung ihrer religiösen Pflichten ermöglichen oder auch nur erleichtern, könnte ihr für Gewissensfreiheit schwärmendes Herz rasend machen. Liberalismus ist ferner gleichbedeutend mit großindustriellem Manchestertum, das die Theorie Bastiats: laisser faire, laisser aller in der Praxis durchführt, und wie das geschieht, hat uns der neuliche Ruhrkohlenstreik beim Kapitel „Kohlenbarone" gezeigt. Da liegen die wahren Gründe des liberalen Entrüstungsrummels, dem die Verfassung Hekuba ist, aber jetzt als Aushängeschild diente. Leider wurde letzteres gar bald tiefer gehängt, und ein Einblick in ihre politische Garküche hat dargetan, wo sie der Schuh drückte.

Mit Maestria hat der Sozialistenführer Vandervelde den Liberalen eine Lektion der Toleranz gegeben und ihre konfessionellen Bedenken zu den alten Scharteken befördert. Wir müssen übrigens zu unserem Bedauern hervorheben, daß bei dieser Frage die Sozialisten gesündere Ansichten zur Schau trugen als unser katholischer Arbeitsminister. Er hat zu dem Kommissionsprojekt eine Reihe Besserungsanträge gestellt, die des Gesetzes Resultate absolut illusorisch gemacht haben würden. Die landwirtschaftlichen Betriebe hat er ausgeschaltet, was wohl noch verständlich ist, weil in diesen Betrieben die Sonntagsruhe de facto besteht. Daß er aber die Handlungshäuser und die jüdischen Basare, die selbst am Ostersonntag ihre Ladenfräuleins bis 10 Uhr abends im Geschäfte behalten, auch ausschloß, ist unbegreiflich. Andere Klauseln seiner Anträge waren so unbestimmt, daß z. B. der Großindustrielle, der seinem Arbeiter jede Woche eine Nacht Ruhe gönnte, den Forderungen des Gesetzes nachkam.

Solche Halbheiten haben denn auch niemanden zufrieden gestellt, und dank des energischen Eingreifens mehrerer katholischer und sozialistischer Abgeordneten wurden bereits durchgreifende Aenderungen getroffen, die auf ein Gesetz schließen lassen, das, wenn es auch kein Ideal ist, doch alle Interessen wahrt und für industrielle wie Handelsbetriebe eine rationelle Sonntagsruhe vorschreiben wird.

Prof. Dr. Freiherr von Hertling

richtete an die „Allgemeine Rundschau" nachstehende Zuschrift:

„München, 26. April 1905.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe nicht vor, auf meinen „Hochland"-Artikel nochmals zurückzukommen und mich mit dem Einsender der in Nr. 18 der „Allgemeinen Rundschau" S. 209 veröffentlichten Zeilen auseinander zu setzen, da, wie ich fürchten muß, eine Verständigung doch nicht zu erreichen wäre; aber zur Wahrung meiner persönlichen Ehre bitte ich Sie, die folgende tatsächliche Berichtigung zur Kenntnis Ihrer Leser zu bringen.

1. Es ist unrichtig, daß ich es „stets versäumt hätte, in meinen Wahlkreis zu gehen." Ich bin — abgesehen von der erstmaligen Vorstellung — im Jahre 1898 im Mai in Weißenhorn, Edelstetten, Sontheim, Grönenbach und Memmingen, im Juni in Babenhausen und Thannhausen gewesen. Ich habe vor den Wählern die Gründe dargelegt, die mich bestimmt hatten, als einziger bayerischer Abgeordneter für die Flottenvorlage zu stimmen, und bin demnächst von denselben neuerdings in den Reichstag gewählt worden.

2. Der Verfasser sagt, ich hätte es „nicht der Mühe wert gehalten und nicht einmal versucht, eine Schule zu bilden, wie es z. B. Prof. Brentano getan". Das Fach, welches ich an der Universität zu vertreten habe, ist die Philosophie. Ob ich bemüht gewesen bin, in diesem Fache eine Schule zu begründen, möge man bei den Philosophie-Professoren in Braunsberg, Breslau, Dillingen, Eichstätt und Regensburg erfragen, in denen ich mit Stolz meine Schüler sehe und die sich mir wiederholt als solche bekannt haben.

In ausgezeichneter Hochachtung

ganz ergebenst

Dr. Freih. von Hertling."

Der Gewährsmann der „Allgemeinen Rundschau" schreibt zu dieser Erklärung: Meine Bemerkungen zum ersten Punkt bezogen sich auf die spätere Zeit. Es bleibt richtig, daß Freih. von Hertling mit seinem Wahlkreise nicht immer in derjenigen Fühlung blieb, ohne welche eine praktische Verwirklichung seiner eigenen Ratschläge im „Hochland" unmöglich ist. Was den zweiten Punkt betrifft, so hat Freih. von Hertling allerdings eine Anzahl von Schülern auf anderen Lehrstühlen der Philosophie. Der Vorhalt war aber nicht in diesem Sinne, sondern im politischen Sinne gemeint. In dieser Beziehung wurde immer schwer vermißt, daß er seinen Lehrstuhl nicht zu einer Schule praktischer Philosophie der Politik, der Sozialpolitik usw. benützt hat. Freih. von Hertling ist früher als Sozialpolitiker bedeutsam hervorgetreten. Aber Schüler Hertlings nach Art der sehr zahlreichen, politisch außerordentlich regsamen Brentano-Schüler gibt es kaum.



Publikum und Börse.

Von

Kurt Vogelsang.

In Nr. 113, erstes Morgenblatt der „Frankfurter Zeitung", äußerte sich der Berliner Korrespondent über die gegenwärtige Lage — 20. April 1905 — dahin, daß trotz Realisationslust, Engagementslösungen, Geldversteifung, Marokkoaffäre und Fortdauer des ostasiatischen Krieges die wachsende feste Tendenz immer noch vorhanden und daher auch „aus dieser neuesten Phase sich deutlich ersehen lasse, welche Kraft der Börse innewohne und wie fest sich die Grundstimmung bewahre". — Diese Wahrnehmung ist freilich nicht neu und von unbefangenen Leuten schon seit Jahr und Tag beobachtet und auch zum Ausdruck gebracht worden. Wie sind aber mit dieser Tatsache die fortgesetzten Klagen über Zerrüttung der Börse und unserer Gesamtfinanzwirtschaft infolge einer verständnislosen Börsengesetzgebung zu vereinbaren? Hier werden offenbar die Interessen der Börsianer mit denen des Publikums absichtlich verwechselt.

Sofort nach Inkrafttreten der neuen Börsen- und Stempelgesetzgebung trafen die Banken Gegenmaßregeln. Durch ein von sämtlichen größeren Berliner Bankhäusern unterzeichnetes Zirkularschreiben vom 30. Juni 1900 wurden die Stempelabgaben in der Weise festgesetzt, daß die inländischen Kommittenten höhere, über die tarifmäßigen Sätze hinausgehende, dagegen die ausländischen erheblich niedrigere Raten zu entrichten haben. Der Grund für diese Begünstigung des Auslandes gegenüber dem Inlande ist leicht ersichtlich, aber deshalb noch lange nicht zu rechtfertigen, und zwar um soviel weniger, als der einzelne inländische Kunde einer derartig einseitigen Verfügung der geschlossenen Phalanx erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen nicht in der Lage ist.

Bereits vor Inkrafttreten des neuen Börsengesetzes wurden die Bedingungen für den Kontokorrentverkehr, soweit sie sich auf den An- und Verkauf von börsengängigen Wertpapieren ꝛc. beziehen, dahin modifiziert, daß der Auftraggeber auf die im § 74 des Börsengesetzes vorgesehene ausdrückliche Erklärung zu verzichten habe. Die Ausführung von Aufträgen kann demnach erfolgen: durch Kompensation mit anderen Aufträgen oder durch Hergabe bzw. Uebernahme der aufgegebenen Effekten zum Tageskurse. Der Bankier ist daher nicht, wie es sich von Rechts wegen und der naturgemäßen Stellung und Aufgabe entsprechend gehört, Vermittler zwischen Publikum und Börse, sondern selbst Käufer oder Verkäufer. Was das zu bedeuten hat, kann sich jeder einigermaßen mit dem Geschäftsgange Vertraute an den fünf Fingern abzählen, aber auch der Laie wird begreifen, daß in diesem Falle der Verzicht auf Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften nicht unbedenklich erscheint. Es ist dies namentlich beim An- und Verkauf von Wertpapieren der Fall, die unter der mehr oder minder effektiven Kontrolle des die Aufträge ausführenden Bankhauses stehen, die nur an einem Börsenplatze gehandelt werden, und zwar in der Regel am Domizil des Emissionshauses, dessen Leiter unzweifelhaft im Aufsichtsrate des betreffenden Unternehmens sitzt und über den Geschäftsstand fortgesetzt unterrichtet gehalten wird. Das gilt namentlich von Industriepapieren.

Hier muß man die Frage aufwerfen: Weshalb sind Bestimmungen des Börsengesetzes, die man zweifelsohne als im Interesse des Publikums zu geben für gut befunden hat, nicht als unbedingt **bindend** deklariert worden? Die Gewährung der vielgerühmten Vertragsfreiheit ist unangebracht, wenn es sich um wirkliche und wesentliche Schutzmaßregeln dem Schwächeren gegenüber handelt. Und weshalb soll die Börsengesetzgebung hier nicht gerade so gut bindende Bestimmungen enthalten wie z. B. die Versicherungsgesetzgebung? Jedenfalls kann die Tatsache nicht bestritten werden, daß im Börsengeschäfte viel mehr Unheil angerichtet worden ist und selbst an Banken weit mehr Geld seitens des großen Publikums eingebüßt worden ist als an Versicherungsgesellschaften.

Bei dieser Gelegenheit darf die Aufhebung des Institutes der vereidigten Makler nicht unerwähnt bleiben. Der Börsenmakler ist seither nicht mehr der unparteiische Vermittler zwischen kaufendem und verkaufendem Publikum im Effektenverkehr, vielmehr lediglich Beamter der Handelskammern bzw. der darin dominierenden Bankhäuser. Dadurch sind nicht bloß die Spesen des anlagesuchenden Publikums vermehrt resp. auf das Doppelte erhöht, sondern auch für den Käufer wie Verkäufer ein unnötiger Umweg und technische Schwierigkeiten geschaffen. Auch hier sollte die Gesetzgebung eingreifen und das alte unabhängige Institut der vereidigten Makler wieder herstellen. Gerade die fortschreitende Konzentrierung und fast unbegrenzte Macht des Großkapitals berechtigt das Publikum und verpflichtet die Regierungen präzise und bindende Bestimmungen für den Börsenhandel zu verlangen resp. gesetzlich festzulegen.

Auch das Emissionswesen bedarf einer Organisation im Interesse des Geld anlegenden Publikums. Es muß letzterem ermöglicht werden, direkt und ohne alle Umstände seinen Bedarf zu decken. Das derzeitige Verfahren ist viel zu kompliziert. Jedermann weiß die nach gewissen Emissionen erscheinenden Nachrichten über xfache Ueberzeichnung auf ihren Wert zu bemessen, und dadurch ist mit der Zeit ein unüberwindlicher Widerwille des solide Anlagen suchenden Publikums gegen das Emissionswesen entstanden. Es bleibt der Sache einfach fern. Weshalb soll nicht der kleine Kapitalist seinen Bedarf an besonders eingerichteten offiziellen Stellen decken können? Aber ohne alle Umstände — bar Geld gegen die Schuldverschreibung — wie man auch ein Stück Ware kauft. Die Emissionsbanken aber dürften weder direkt noch durch Mittelspersonen für eigene Rechnung zeichnen, denn auf diese Weise fließt der weit größere Teil der Anleihen in die Portefeuills der Banken und dann schließlich zu erheblich höheren Kursen erst mit der Zeit in den Besitz des Kapitalisten. Man mache doch einmal den Versuch mit Staatsanleihen und lasse dem großen Publikum einige Wochen Zeit, sich an so viel Stellen als eben nötig Obligationen gegen bar Geld, ohne jede belästigende Vorschrift, einfach einzutauschen.

Mögen die maßgebenden Faktoren bei Prüfung der vorliegenden Börsengesetznovelle vor allem die Interessen des schutzbedürftigen Teiles, des großen Publikums, nicht aus dem Auge verlieren.

Militärerziehung.

Von

Friedrich Koch-Breuberg, München.

Wenn einer das, was ich nun schreiben will, zur Zeit veröffentlicht hätte, als ich noch Leutnant war, dem hätte ich nachts mit einem Prügel aufgepaßt.

„Erkenne dich selbst!“ sagte der alte Platon, und die so eine Ahnung haben, wer das war oder was der Sokratiker meinte, die umfängt in neuerer Zeit beim Betrachten des Umsichhers eine Art von Leibgrimmen.

Augenblicklich wird beliebt, über die deutsche Armee in allen möglichen literarischen Formen zu schreiben. Man beutet den deutschen Leutnant auf der Bühne und im Roman aus — selbst dann — — wenn man ihn nur mit den Augen eines Artillerie-Einjährigen studiert hat.

Auch ich liebe die Brettschneider nicht, aber es gibt doch höchstens einige Dutzend in der großen deutschen Armee, und in welchem Stande wären sie nicht vertreten?

Herr Bayerlein läßt sogar in „Sedan oder Jena“ die beiden erfreulichsten Gestalten an einer häßlichen Krankheit leiden, wodurch sie sich schließlich kriegen. Sicher ist das neu und mag viel Honorar getragen haben, aber ich vernahm während meiner langen Dienstzeit nur einmal die Hälfte der Geschichte, und damals war der Offiziersstand bald kuriert.

So habe ich auch das Vorkommnis des Zapfenstreiches vor vielen Jahren in einer unbeliebten Garnison Bayerns erlebt. In der bösen Wirklichkeit benahm sich der Feldwebel sehr korrekt und auch der Leutnant machte seinem Stande Ehre. Man liebt aber heutzutage glänzend geschriebene Gehirnbeulen, die mit der blassen Wirklichkeit nicht verschwägert sind.

Im Roman „Sedan oder Jena“ befinden sich jedoch trotz der Scheusäligkeit, die Venus Pandemos psychologisch verwertet zu haben, herrlich verfaßte Kapitel. Wo der Herr Artillerie-Einjährige seinesgleichen genau beobachten konnte, hat er es mit der Gabe eines großen Talentes getan. Da ist manches — und diesmal nach der Wirklichkeit — so vorzüglich geschildert, daß man es beim Vortrage an junge Herren verwenden könnte.

Leider wird das Buch nicht in dem Sinne gelesen. Seit ein Herr Abgeordneter den „Simplicissimus“ für jüngere Damen salonfähig machte, darf man schon gar nicht mehr über den Geschmack streiten.

Auch manche von unseren Müttern, unseren Schwestern, unseren Cousinen fragen sich: „Hast du das Journal intime usw. gelesen?“

Nein — was so ein vornehmes Frauenzimmer gebildet erscheint, wenn ihr Parfüm aus einem erstklassigen Geschäfte stammt und ihre Lektüre die verrückteste Perversität des neuen Jahrhunderts enthüllt!

Doch unser Herrgott ist gnädig — denn meistens verstehen es die eleganten Kapitolinerinnen nicht, und wenn — — dann haben sie ein Etwas gesucht, das ihnen vielleicht vorenthalten blieb.

Auch der Herr Leutnant, der doch den Damen am nächsten steht, liest es mehr aus Mode — — er sollte es aber mit den Kommentaren gereifter Vorgesetzter lesen.

Der Herr Leutnant erfreut sich augenblicklich der besonderen Vorliebe gewisser Schriftsteller und oft schon habe ich mich gefragt, ob es möglich wäre, ihn dem Geifer und dem Spotte der modernen Literatur und Afterliteratur zu entziehen?

Erstens ist ein Leutnant kein Student in zweierlei Tuch gekleidet, sondern ein Offizier Seiner Majestät und berufen zu einer Tätigkeit, die jeden Augenblick den Zug ins Bedeutende annehmen kann. Als 23jähriger Leutnant kommandierte ich am 8. Dezember eine dezimierte Kompanie und wies drei Angriffe des weitüberlegenen Feindes zurück.

Das gehört sicher nicht in ein Witzblatt; aber ich will verraten, daß ich bald darauf während der Okkupation das modernste Beinkleid in Paris sah und mir sofort den Schnitt zum Muster nahm, womit nur konstatiert sei, daß ich nicht besser war als die jungen Herren von heutzutage, die augenblicklich handschuhlos und strippenbar einherstolzieren und morgen im Ernstfalle sicher der deutschen Armee zum Ruhme gereichen werden!

Freilich sperre ich mich, obwohl ich ein Feind jeder Offiziersbestrafung auf disziplinärem Wege bin, noch nachträglich im Geiste in Arrest, weil meine damaligen Vorgesetzten das versäumten. Hätten sie mich zum Denken, zu dem ich nicht ohne Anlage war, erzogen, ich hätte jedenfalls alle vorschriftswidrigen Mützen mit Verachtung gestraft und von dem dreijährigen Okkupationsgehalt ein paar Groschen nach Hause gebracht.

Damit möchte ich nun zugleich gesagt haben, es sei vom Uebel, wenn ein Leutnant zu viel Geld besitzt, wie es wieder als Unding erscheint, wenn er lediglich auf seine Gage angewiesen ist.

Als ich in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts in ein bayerisches Regiment als Kadett eintrat, bestand das Offizierskorps aus den ungleichsten Elementen. Da gab es eine adelige Gruppe, die entweder sehr vermögend oder sehr verschuldet war. Daneben gab es Leutnants — so von ihrer Gage noch ersparten, und einen, der seine Mutter, eine alte Bäuerin, unterstützte.

Vor ihm, dem Menschen, ziehe ich noch heute in Gedanken den Hut ab — nicht aber vor dem Offizier, der standeswidrig sein Mittagsmahl im Stübchen in Schlappschuhen und aus dem „Essenträger“ verzehrte; denn der Offiziersstand bedarf der festgeprägten Form.

Ein Denkender begreift, daß das Saloppe dem Ansehen des Offizierskorps geradeso schadet wie die in Uebertreibungen sich gefallende Exklusivität. Nun hat vor kurzer Zeit der preußische Kriegsminister von Einem die Ansicht ausgesprochen, der Luxus werde aus bürgerlichen Kreisen in die Reihen des Offizierskorps getragen.

Mit mir wird jeder ältere Offizier den Ausspruch unterschreiben!

Unsere Altadeligen „hauten“ — wie man in Oesterreich sagt — bei gewissen Festen und Gelegenheiten auf — — im übrigen lebten sie nicht besser als wir Offiziersabkömmlinge. Da stand ich z. B. unter einem gräflichen Kommandeur, der für seine Person eine Zeit hindurch sogar den Monte Christo nachgeahmt und ein großes Vermögen verschwendet hatte, ohne daß es auf die anderen eingewirkt hätte. Von uns Leutnants forderte er später keine Champagnergelage — — nur tadellose Handschuhe und preußisch zugeschnittene Mützen!

Als dann einige Offiziere, die reichen bürgerlichen Elementen entstammten, in die Garnison kamen und groß taten und Einladungen, die niemand erwidern konnte, einführten, blieb unser Graf mit dem Georgiritterstern unnahbar und wir, die Söhne der alten Offiziersfamilien, verstanden ihn und dankten es ihm.

Solches ereignete sich vor 1870 und seither hat das goldene Kalb seinen Einzug in die Armee gehalten.

Damit ich nicht mißverstanden werde, will ich beifügen, daß die übergroße Mehrzahl der preußischen Offiziere, mit denen ich drei Jahre in Frankreich verkehrte, ebenso dachte wie ich, denn es waren meist Söhne erprobter Militärfamilien.

Die Spezies nun, die Herr von Einem wohl ins Auge faßte, möchte ich Kommerzienratssohn taufen. Damit sei nicht gesagt, daß es nicht vernünftige Kommerzienratseltern gebe, aber gerade aus diesen Kreisen stammt die Verführung zum Luxus.

Ein bekannter Kavalleriegeneral erfand übrigens lange vor mir das geflügelte Wort: Schlotprinzen und Kattungrafen. Nun bleibt fraglich, ob die jetzt vielbeliebten Heiraten mit Schlotprinzessinen oder gar Uferlosen nicht ebensoviel Luxus bedeuten, doch ist das Kapitel schon vor mir mehrfach erörtert worden.

Der Parvenu ist das Achtbarste und das Geschmackloseste in einem Atem. Aus ihm erwuchs die Plutokratie, deren Söhne es viel toller treiben als alle ehemaligen Raubritter, die höchstens einen recht ungemütlichen Straßenzoll erhoben haben.

Das Rekrutenkontingent der Sportkreise, der feineren Studentenkorps, gewisser Klubs usw. stellen die Kommerzienratssöhne.

Wenn doch die Plutokratie etwas Neues erfunden hätte, um ihr gesellschaftliches Vermögen zur Schau zu tragen, so aber hat sie, wie die reichen Freigelassenen Altroms, durch Nachäffung der Allüren ihrer ehemaligen Herren ein nach Geschmacklosigkeit riechendes Protzentum geschaffen.

Und — alles beugt sich vor dem goldenen Kalbe, weil man sich der konservativen Einfachheit schämt, und — — Herr von Einem hat es wohl sehr gut gemeint, aber er hat dem umtanzten Tiere noch lange nicht den Hals abgeschnitten.

Gibt es nun ein Mittel, dem zu steuern, was ich bisher ausgeführt habe?

Noch steht das deutsche Offizierskorps als ein Rocher de Bronze da und die Simplicissimusbrandung prallt machtlos an ihm ab; aber Tropfen unterhöhlen einen Felsen, und der schlaue Tiberius ahnte nicht, wie die von ihm besiegelte kaiserliche Macht Roms in einen Veitstanz der Dekadenz sich verwandeln werde.

Hyperkultur und Inkonsequenz der übermütigen oberen Zehntausende stürzten die festgefügten Säulenhallen Altroms ein.

Dann kam die Weltflucht mit ihrem Abscheu vor dem Hellenismus und eroberte den Erdkreis und kulminierte sich in

den Flagellanten. Das neue Rom erschuf den Zustand, in dem die Freude am Schönen sich mit der Askese paaren konnte, aber den Zügellosen genügte es nicht und sie verkündeten die Gesetze des Autoritätshasses.

Weder in den Schriften Goethes noch in den Aufzeichnungen irgend eines wahren Genies finde ich eine Aufforderung zum Kampfe gegen die Autorität. Man zieht einzelne Stellen heraus, man benützt rein menschliche, sogar sexuelle Veranlagungen der großen Menschen und konstruiert aus ihnen die Grundlage für den Kampf gegen jede Autorität, der augenblicklich Geistern beliebt, die mit Goethe, mit Wagner und anderen Heroen Deutschlands wahrlich nichts gemein haben.

„Wir sind das junge Deutschland!" schreien diese Geister. Es mag ja manches nicht ohne Wert sein, aber im großen ganzen enthält das Geschrei nur Herostratisches und gar nichts Schaffendes. Das rote Gespenst — der Kampf zwischen arm und reich — das pharaonenalt die mageren Finger über die Gesellschaft der Menschen krallt, hat lediglich im Bewußtsein der Kraft, die ihm die Proportion im Wachstum der Menschenanzahl verleiht, den Kampf aufnehmen können.

Noch hassen sich Demokraten und Sozialdemokraten, obgleich sie gemeinsame Arbeit verrichten, und nur in der Devise: Nieder mit der Monarchie! — — sind sie einig.

Fällt aber die Monarchie, dann erleben wir noch lange nicht den Zukunftsstaat mit seinen Anteilscheinen, mit seinen Kasernements, sondern eine Republik des Kapitalismus nach dem Muster Frankreichs. Dann wird ein Kommerzienratssohn Kriegsminister, und Wilhelm I., Moltke, Roon drehen sich in ihren Särgen um — — genau wie der große Napoleon, den börsenhandelnde Makler schon dazu veranlaßt haben. Der nächstbeste Freimaurer qualifiziert zum kommandierenden General und ein Warenhausbesitzer macht Notizen über die Befähigung zum Divisionär.

Wird das erreicht sein, zertrümmert die unterdessen erstarkte und haßerfüllte Sozialdemokratie das goldene Kalb, und die sogenannte befreite Menschheit mag ihren Veitstanz feiern.

Dahin allein führen und drängen aber jene, die machtlüstern das Volk, das eigentlich gar nicht befreit sein will, sondern nur ein Huhn im Topfe haben möchte, verbilden und verhetzen, die genau wissen, daß Perikleisches nie auf Erden zu erreichen ist, die aber das Ideal in der Befriedigung ihres luziferischen Ehrgeizes sehen.

Doch das Kassandrahafte, das ich zeichne, ist noch nicht reif und noch ragt der Rocher de Bronze im ruhmesternbesäten Horizont.

Ein Fels — und sei er von Granit — kann aber unterspült werden, und dem muß vorgebeugt sein.

Heute — ausgehend von der Beleuchtung der Untergrabung des Offiziersansehens — möchte ich nur einen Vorschlag machen, der vielleicht kleinlich erscheint, der jedoch den Rocher de Bronze gewissermaßen stählen könnte.

Wie vermag man es, den Einfluß der Kommerzienratssöhne der Armee fernzuhalten?

Der Leutnant ist kein Student mit akademischer Freiheit, sondern ein Herr von Königsgnaden, dessen Tätigkeit genau nach der Art eines Geistlichen, eines Schullehrers den Riesenfaktor der Volkserziehung in sich birgt.

Gigerln können kein Volk erziehen, und in erster Linie müßte das Offizierskorps von allem Gigerlhaften, wie es jetzt in Deutschland in Einzelfällen für den „Simplicissimus" vorhanden ist, gänzlich befreit werden!

Wer besitzt dazu die Macht?

Nur die Herren Regimentskommandeure!

Es ist nicht nötig, daß jedermann eine Brigade erhalte, aber es erscheint dringend geboten, daß wir volkserziehungsfähige, psychologisch durchgebildete Leutnants besitzen.

Wer von der Kriegsschule kommt, kann solche Fähigkeiten nicht haben und Unmögliches darf nicht gefordert werden; aber ausnützen kann man und Menschenmaterial lohnt man nach zweckdienlicher Leistung mit ergiebiger Pension ab und deshalb Pensionserhöhung. Da darf man nicht kargen, wie hinwiederum ein Mensch ebensogut seine volle Kraft für die Monarchie einsetzen soll, wenn er den Ehrenberuf des deutschen Offiziers ergriffen hat.

Der deutsche Offizier kennt nur seinen Kaiser, seinen König, und jede Republik liege für ihn im Monde! Zwei Herren kann man nicht dienen, und hätte Ludwig XVI. Konsequenzensinn besessen, wir wären vor der Revolution, die ein Goethe verurteilte, bewahrt geblieben. Das brave, anständige Volk hat noch nie revoltiert, das besorgen die Machtlüsternen und engagieren dazu das katilinarische Gesindel niederster Großstadtsorte.

Hat aber der Sozialdemokrat seine Organisation, hat der Machtlüsterne seinen Ring — — muß der Monarchist sein eisengepanzertes, stählernes System besitzen.

Sagen Sie das einem Leutnant in Bügelfalten und er wird große Augen machen und je nach seiner Abstammung meinen, es sei selbstverständlich, daß er als echter Monarchist denke und fühle.

Die Zeit ist aber zu ernst, und wenn wir Alten uns einst freier bewegen konnten, so verdanken wir das lediglich dem Umstande, daß es damals noch keine Sozialdemokratie und keine Lehrstühle mit antimonarchischer Ideenverbreitung gab. Bei weiteren Anforderungen wird man mir entgegnen, daß der deutsche Leutnant sehr angestrengt arbeite, oft vom Morgen bis zum Abend in der Kaserne stehe, außerdem durch Vorträge und Winterarbeiten in Anspruch genommen sei und sich doch auch ein wenig ausleben dürfe.

Die Liebe zur Monarchie führt meine Feder!

Alles ist richtig, aber es kann noch mehr geleistet werden. Das Erzieherische sollte mehr Beachtung finden, und man wird mir doch zugeben, daß ein der Kriegsschule entkommener Leutnant von Psychologie, von Volksseele, vom höheren Knigge in bezug auf Volkscharakter nichts versteht.

Ein Regimentskommandeur ist aber meist ein gereifter Herr und von Ansichten beseelt, wie sie Bayerlein anerkennenswert beschreibt. Hätte der Verfasser die Offiziersverhältnisse besser studiert, er müßte zur Einsicht gekommen sein, daß ein Oberst genügend Macht besitzt, Leute à la Brettschneider zu unterbinden. Bayerlein führt drastische Fälle mit dramatischem Geschicke vor, aber er generalisiert und bedenkt nicht, daß sein vorzüglicher Oberst bei den Vorkommnissen im Regiment längst einen Zylinderhut der Wirklichkeit erhalten hätte.

Aber die dumme Menschheit wird gepackt, und ich gestehe, daß die Brettschneiderfigur mir selbst einen Ausruf des Unwillens entlockte. Nähme man nun den ganzen Roman „Jena oder Sedan" gewissermaßen parabolisch auf, dann müßte er erzieherisch wirken.

Ein anregender Unterricht in ähnlichem Sinne kann den jungen Leutnant rasch vorwärts bringen und wird ihn, weil der Mannschaftsteil vorzüglich geschrieben ist, befähigen, mit scharfem Auge den Untergebenen zu beobachten und psychologisch zu kritisieren.

Es mag ja für junge Herren recht langweilig erscheinen, sich mit dem Seelenzustande eines eingestellten Bauernknechtes zu befassen, aber darauf kommt es, Gott sei Dank, nicht an. Zeigt der Herr kein Interesse, mag er die schöne Uniform ausziehen und sich vermöge seines Privatvermögens den Herren Kommerzienratssöhnen in außermilitärischen Kreisen wieder zugesellen.

Nur eine Frage käme in Betracht und die ist: Wo Zeit dazu hernehmen?

Darauf antworte ich: Da der neueingestellte Leutnant kaum befähigt erscheint, Volksmaterial zu entrohen, kann er die Rekruten höchstens durch die Arbeit alter Unteroffiziere militärisch ausbilden lassen — — und dabei je nach Anlage selbst lernen.

Seit Jahren beschäftigt mich nun der Gedanke, wie es wäre, wenn man den jungen Offizieren die Ausbildung der alten Mannschaft übertragen wollte und dem gereiften Leutnant oder Oberleutnant die Rekruten übergeben würde?

Dagegen spricht einzelnes Militärisches, hauptsächlich aber der sogenannte Usus, mit dem jederzeit gebrochen werden kann.

An Wachetagen müßten die jungen Herren dann durch einen geeigneten älteren Offizier Unterricht in allen einschlägigen Fächern der Psychologie erhalten. Wer einem besonders begünstigten Stande angehört, verdiene sich auch den Vorzug durch tadelloseстes Verhalten und Wissen.

So würde man die flirtenden, nasalen, hochbekragten Gigerln der Zeit berauben, an läppische Dinge zu denken, und die sogenannten Kommerzienratssöhne bedächten sich, einige Jahre bei uns in der Armee herumzuprotzen.

Reiche Offiziere brauchen wir nicht; denn noch gleichen wir nicht der englischen Armee, und „aufhauende" Offiziere überlassen wir den Wienern.

Altpreußische, altbayerische — aber nicht nach Herrn von Selbitz' zartem Muster —, althessische, altsächsische Offiziere mit einfachen Sitten sollen dem deutschen Heere den Ruhm bewahren, den es bei Sedan erworben hat.

Es muß damit begonnen werden, das Menschenmaterial zu erziehen, ihm den Monarchismus — — nicht einzubläuen, sondern verständlich zu machen, ihm die Rücksicht gegen den Nebenmenschen als höchste Tugend und die Rüppelhaftigkeit als infamstes Laster darzustellen.



Ueber allen Völkern könnte das deutsche stehen, wollten unsere Offiziere, unsere Geistlichen, unsere Lehrer, unsere Bureaukraten Studien in romanischer Grazie und Höflichkeit machen und sie dann dem wackeren deutschen Jüngling einimpfen.

So — könnte ein Idealvolk entstehen; aber nordische schnarrende Art und südliche, oft stumpfe Gemütlichkeit lassen dergleichen nicht zu.

So — wäre den Regimentskommandeuren Gelegenheit gegeben, die Gigerln verschwinden zu lassen, und dann wird zugleich den Feinden des Offiziersstandes der Stoff zur Agitation entzogen.

Landgraf werde hart!



Schülerrudern an deutschen Mittelschulen.

Von

Dr. **Ludwig Kemmer**, München.

Seit dem 28. Mai 1880 gibt es am Gymnasium und am Realgymnasium zu Rendsburg einen Schülerruderverein. Dazu gesellten sich im Laufe der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sieben weitere Vereine an preußischen und fünf an sächsischen Mittelschulen. Bis zur Mitte der neunziger Jahre stieg die Zahl dieser Vereine an preußischen und sächsischen Mittelschulen auf 22. Am 27. Januar 1895 wurde das Schülerrudern durch eine Kabinettsorder des Kaisers gutgeheißen und empfohlen. Im Jahre 1895 enstanden an 19 preußischen, sächsischen und anhaltischen Mittelschulen Rudervereine. Im Jahre 1903 bestanden in Deutschland 59 solche Vereine.

Seitdem laufen die Boote von zehn Schülervereinen auf den Spreeseen, die von sechs Vereinen auf der Elbe, je fünf Vereine üben ihre Kraft auf der Oder und auf dem Main, auf der Warthe drei, auf dem mächtigen Rhein und der kleinen pommerschen Ferse, auf den Welnaseen in Posen, auf dem Dortmund-Emskanal und im Kieler Hafen je zwei. Die Weichsel, die thüringische Saale, der Neckar, die Mosel und eine große Zahl kleiner, selten genannter Flüßchen dienten je einem Verein als Uebungsstätte. Selbst in dem wegen seiner „Wassernot" verspotteten Leipzig besteht an einem Gymnasium, der Thomasschule, ein Ruderverein. Die Pleiße trägt seine Boote.

Die Donau, der Inn, der nach Ratzel von allen deutschen Flüssen dem Rhein am ähnlichsten ist, die bayerischen Seen, die Naab, die Regnitz, der Ludwigs-Donau-Mainkanal tragen kein Schülerboot. Die Donau ist der einzige größere Strom Deutschlands, der noch nicht in den Dienst der Jugenderziehung gestellt ist. Ob Isar und Lech geeignet sind zur Uebung des Ruderns, kann ich nicht beurteilen. Wenn Flüßchen wie die Ferse in Pommern und die Pleiße in Sachsen als Uebungsgewässer für Schülerrudervereine verwendet werden können, dürften auch auf der Regnitz und auf der Naab Schülerboote laufen können. Neun Berliner Mittelschulen senden ihre Rudervereine in das Seengebiet der Spree. Für Münchener Schülerrudervereine müßte der Starnberger See erreichbar gemacht werden. Vielleicht ist auch der Donau-Mainkanal wie der Kaiser Wilhelmskanal und der Dortmund-Emskanal als Uebungswasser verwendbar?

Als mir im Winter das schöne Buch „Wehrkraft durch Erziehung"*) in die Hände kam, dem ich die oben mitgeteilten Daten entnehme, war es für mich ein drückender Gedanke, Bayern auf diesem Gebiete der Jugenderziehung andern deutschen Staaten so weit nachstehen zu sehen. Ich nahm mir vor, so bald als möglich auf die Blüte des Schülerruderns in Norddeutschland hinzuweisen.

Vor einigen Tagen kam mir nun das Märzheft der Blätter für das bayerische Gymnasialturnwesen zu Gesicht. Der darin enthaltene Aufsatz „Schülerrudern" von L. Keller in Aschaffenburg belehrte mich, daß wenigstens ein bayerischer Fluß Schülerboote trägt. Seit einem Jahre besteht in Aschaffenburg für Schüler des Gymnasiums die Möglichkeit, das Rudern zu lernen und als Mitglied einer die Geräte und das Bootshaus des Aschaffenburger Ruderklubs benützenden Schülergruppe unter der Leitung von Sachverständigen zu üben. Das ist ein großer Fortschritt. Das bayerische Erziehungswesen dankt ihn dem Gymnasialturnlehrer Ludwig Keller und dem Gymnasialrektor Dr. Straub in Aschaffenburg.

*) Herausgegeben von E. v. Schenkendorff und Dr. Hermann Lorenz im Namen des Ausschusses zur Förderung der Wehrkraft durch Erziehung. R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1904. Vgl. auch Prof. Hermann Wickenhagen „Das Rudern an den höheren Schulen Deutschlands". Rendsburg 1903, K. Siecke.

Hindernisse, die die Einführung des Ruderns an Mittelschulen unmöglich machen können, sind nur ungünstige Wasserverhältnisse und der Mangel geeigneter Lehrkräfte. Die Haftpflicht darf nicht schrecken, allerdings darf aber auch die Verantwortlichkeit nicht überspannt werden. Die Kosten sind den Ausgaben gegenüber, die nicht wenige Schüler der Mittelschulen auf die modische Verfeinerung ihrer Kleidung, auf Zigarren und Zigaretten und auf geistige Getränke verwenden, ganz unbedeutend. In Aschaffenburg betragen die dauernden Ausgaben für den einzelnen im Monat 50 Pfennige, wofür der Ruderklub Geräte und Instruktoren stellt. Die Uniform, die beim Rudern getragen wird, besteht dort in einer weißen Mütze mit einem grünen Stern, einem weißen Sweater, einem weißen Trikot mit roter Einfassung, einer weißen kurzen Hose, blauen langen oder kurzen schwarzen Strümpfen und Ruderschuhen. Sie dürfte nur geringe einmalige Kosten verursachen. Nach dem Statut des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums in Berlin zahlen unbemittelte Schüler nichts und erhalten sogar die Sportkleidung und Eisenbahnfahrkarten (zur Fahrt in das Seengebiet der Spree). Der preußische Landtag hat einstimmig 30,000 Mark zur Förderung des Schülerruderns bewilligt.

Die Befürchtung, daß die Einrichtung von Schülerrudervereinen nur Schülern, die aus reichen Familien stammen, nützen werde, wird durch das Urteil ausgeschlossen, das der preußische Geheime Oberregierungsrat Dr. Matthias über den Neuwieder Schülerruderverein fällt. In Neuwied seien, als er die Verhältnisse als Provinzialschulrat klar übersah, gerade die bescheidensten, auch in den Mitteln bescheidensten Schüler Mitglieder gewesen.

Er fügt hinzu, der Verein sei ein Sicherheitsventil gegenüber schlechten Elementen gewesen.

Wenn ich diesen Satz recht verstehe, will Dr. Matthias damit sagen, daß durch das Rudern der überschüssigen Kraft, die in unserer Jugend, soweit sie noch gesund ist, ruht, ein willkommenes Arbeitsfeld und ein begeisterndes Ziel gesteckt wird, daß die dem Deutschen eigene ritterliche Freude an einer „Couleur", die von der Heeresverwaltung richtig gewürdigt wird, auch in der Erziehung der Jugend nutzbar gemacht werden kann, wenn sich die Schulverwaltung erst dazu verstanden hat, sie anzuerkennen und richtig zu leiten, daß endlich das Rudern ein viel wirksameres Gegengewicht gegen die Wirkungen der sitzenden Lebensweise unsrer Schüler ist als die zwei Turnstunden, die man ihr jetzt gönnt. In Preußen sieht man in den Schülerrudervereinen ein Mittel zur Bekämpfung der geheimen Schülerverbindungen. Mit vollem Recht.

Die Schülerverbindungen, die körperliche, künstlerische und literarische Frühreife und die sittliche Schwäche, woran viele Gymnasiasten leiden, sind Ergebnisse einer falschen Erziehung, die die jungen Leute zur Aufnahme der leider unser modernes Leben verseuchenden Kulturbakterien disponiert, anstatt sie dagegen immun zu machen.

Frank Wedekind scheint geistig nicht normal zu sein, aber in seinem Drama „Frühlings Erwachen" sagt er in roher, abstoßender Form manches Wahre. Die Schülerkarikaturen, die er dort als Typen glaublich machen will, kommen der Wahrheit nahe.

Erblich belastete, frühreife, sittlich schwache Jungen werden am Gymnasium nicht entlastet und nicht gestählt. Wenn in einem Jungen das Zeug zu einem Hänschen Rilow steckt, dann bringt die jetzt geltende Gymnasialpädagogik diese unselige Anlage sicher zur Entfaltung. Die Schulverwaltung, die neben dem Didaskaleion die Palästra energisch zur Geltung bringt, erwirbt sich ein unsterbliches Verdienst um die Nation. Den beiden Gymnasialpädagogen, die in Bayern auf einem der sicher zur körperlichen und sittlichen Stählung unserer Jugend führenden Wege vorangegangen sind, gebührt der Dank aller Freunde des Vaterlandes.

Franz von Defregger.

(Zu seinem 70. Geburtstag.)

Es gibt in der neueren Kunstgeschichte wenige so markante und gefeierte Erscheinungen wie Franz von Defregger, obwohl man sagen muß, daß er nichts weniger als „modern" im engsten Sinne dieses Wortes genannt werden kann; vielleicht darf man sogar behaupten, daß der Meister seine Popularität gerade dem Umstand zu danken hat, daß er die Wege der Modernen nicht gegangen ist.

Meister Defregger war prädestiniert für seine Kunst, die so ganz ihm eigen ist, in der er bahnbrechend voranging und die keiner mehr so lebenswahr zu erfassen wußte wie er: sie kam ihm eben aus dem Innersten.

Es ist bekannt, daß Defregger, der am 30. April 1835 auf dem Ederhof bei Dölsach im Pustertal als Bauernsohn geboren wurde, erst mit 22 Jahren nach des Vaters Tod dem Drange seines Herzens folgte und sich der Kunst widmete. Ein kurzer Aufenthalt in Innsbruck bei dem Bildhauer Stolz ließ erkennen, daß der junge Tiroler für die Malerei geschaffen sei. So kommt er denn nach München und findet bei Piloty und anderen Lehrern, aber zumeist bei Piloty, die Schule, die in ihm das zur Reife bringt, was in ihm schlummerte, wofür er bestimmt war: der Schilderer Tirols, seines Landes und seiner Bewohner zu werden. Defregger hat bei Piloty gelernt und man kann die Anregungen der Schule seines Lehrers in seinen historischen Bildern sehr wohl erkennen: aber er hat seine Individualität gewahrt und als solche tritt er uns in seinem Lebenswerk entgegen: als volle, in sich geschlossene Individualität, deren Schaffensgebiet seine Grenzen hat; aber innerhalb dieser Grenzen hat Defregger während seines schaffensfrohen Lebens reiche, verdiente Triumphe gefeiert. Dem Volke, aus dessen Mitte er hervorging, nnter dem er aufwuchs, blieb er auch in der Fremde treu und widmete ihm seine künstlerische Kraft ganz ausschließlich. Die große Geschichte Tirols in den Befreiungskämpfen schildert er in einer Reihe von historischen Gemälden: Speckbacher und sein Sohn Anderl (1870), Das letzte Aufgebot (1873), Die heimkehrenden Sieger (1876), Hofers letzter Gang (1878), Hofer in der Innsbrucker Hofburg (1879), Der Schmied von Kochel (1881) und mehrere andere sind den Helden jener Tage gewidmet. Diese historischen Bilder sprechen zu uns nicht als trockene, posierende Historienmalereien, sondern als warme lebensvolle, tiefempfundene Schilderungen. Des Meisters Gemüt und Empfinden spricht aus ihnen in unmittelbarer Weise und bringt dem Beschauer die historischen Personen menschlich nahe: man fühlt mit ihnen, man begeistert sich für ihre Ziele. — Scharfe Charakteristik der Gestalten wie der umgebenden Staffage, gewissenhafte Sorgfalt der kompositionellen wie malerischen Ausführung stehen auf gleicher Höhe mit dem Maße von Beseelung, das Defregger diesen Szenen eingehaucht.

Neben den historischen Stoffen beschäftigte ihn mit gleichem Eifer das Tiroler Sittenbild: Freud und Leid seiner Landsleute, ihre Gepflogenheiten und Gebräuche schildert er in vielen Gemälden mit hingebender Liebe, scharfer Beobachtung und edlem Humor. Eine unerschöpfliche Fundgrube für immer neue und interessante Sujets ist ihm die Heimat! Man kennt diese Bilder in der ganzen Welt: sie haben des Meisters Kunst volkstümlich gemacht: Der Bruder, Die Brautwerbung, Der Urlauber, Das A-B-C, Der Salontiroler usw. sind in der weiten Welt bekannt; seine kraftvollen charakteristischen Männergestalten wie seine lieblichen Frauenporträts haben sich alle Herzen erobert.

Meister Defregger ist also in seiner Kunst ein „Erzähler vom guten alten Schlag"; ihm kommt es eben so sehr auf das „Was" in der Kunst an wie auf das „Wie": die beiden Momente verschmelzen sich bei ihm zu einheitlichen Schöpfungen, zu abgerundeten Kunstwerken.

Die Technik ist Defregger nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Er stimmt seine Bilder auf einen braunen Gesamtton, auf dem dann die übrigen Farben sprechen, nicht mit naturalistischem Akzent, sondern ideal aufgefaßt. Das erste ist dem Meister die Handlung, dann folgen die einzelnen Charaktere, dann die Umgebung und endlich die farbige Erscheinung.

Meister Defregger gehört also nicht zu den „Modernen": für das „l'art pour l'art" hätte er keine Sympathie, die Farbe zum Selbstzweck zu machen, läge ihm gänzlich ferne. Er steht also, sowohl was Thema wie Technik betrifft, abseits von der augenblicklichen Kunstmode, aber gleichwohl erfreut er sich, wie schon bemerkt, der größten Popularität: seine Kunst ist kein mit sieben Siegeln verschlossenes Rätsel, das nur von Auserwählten oder patentierten Kunstkennern gelöst werden könnte: es ist eine Kunst, die die Herzen gewinnt.

Seit ungefähr 45 Jahren gehört der edle, liebenswürdige Meister der Münchener Kunst an und hat sie energisch gefördert; viele Schüler und Nachahmer hat er gefunden, von denen aber keiner ihm gleichkommt, weil keiner das geschilderte Milieu so kennt, wie er, und keiner so viel Herz dabei hat, wie er, und das ist's, was seine Kunst lebendig macht und erhält und zu dauernder Geltung führt.

Dr. Felix Mader.



Zur Genickstarre.

(Meningitis cerebrospinalis epidemica.)

Von

Dr. Gassert, Freiburg i. B.

Mit Beginn des Frühjahrs trat in Oberschlesien die Genickstarre epidemisch auf und ist nach den Berichten der letzten Woche numerisch und territorial im Zunehmen begriffen. Am stärksten ist bis jetzt der Kreis Kattowitz in Oberschlesien befallen, wo für die letzte Woche 43 Neuerkrankungen mit 23 Todesfällen gemeldet wurden. Ebenso scheint sich im Kreise Pleß in Oberschlesien eine Epidemie festzusetzen, ferner in Ribnitz im Mecklenburgischen, und, wenn die Nachrichten richtig sind, an mehreren Orten Galiziens. Bis 19. April waren im ganzen 351 Erkrankungen mit 205 Todesfällen zu verzeichnen. Sporadische Fälle werden, da jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Genickstarre gelenkt ist, aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands und Oesterreichs berichtet, so aus Bayern, Sachsen, Schleswig-Holstein, Rheinprovinz, aus den Gegenden von Berlin, Wien und Linz. Sie könnten wohl ums zehnfache vermehrt werden, da die Genickstarre sporadisch zu dieser Jahreszeit häufiger als sonst vorzukommen pflegt. Diese sporadischen Fälle haben für die Umgebung nichts Beunruhigendes.

Um so besorgniserregender ist das epidemische Auftreten der Genickstarre an einem und demselben Orte oder an mehreren derselben Gegend. Leider kennt man die Art und Weise der Infektion und Weiterverbreitung dieser so gefährlichen Seuche noch zu wenig, um daraus sichere Vorsichts- und Bekämpfungsmaßregeln entnehmen zu können. Wir wissen nur, daß die Genickstarre eine Infektionskrankheit ist, hauptsächlich jugendliche Individuen befällt, im Winter und Frühjahr häufiger als sonst auftritt, und daß Epidemien hauptsächlich an Orten entstehen, wo die sanitären Wohnungsverhältnisse schlechte sind.

Ich will die Leser der „Allg. Rundschau" mit der Schilderung der Krankheitserscheinungen verschonen und nur bemerken, daß die Diagnose der sporadischen infektiösen Genickstarre für den Arzt nicht immer eine leichte ist, da sie von der tuberkulösen und besonders von der eitrigen nichtepidemischen Hirnhautentzündung zuweilen nur durch die Antiologie zu unterscheiden ist. Wohl sprechen z. B. Milzvergrößerung, reichlicher Bläschenausschlag (Herpes) im Gesicht oder an den Extremitäten, und am meisten noch multiple Gelenkaffektionen als Zeichen einer Infektion für Genickstarre, aber diese Symptome sind nicht immer vorhanden oder können auch bei nichtepidemischen Hirn- und Rückenmarkshautentzündungen in geringeren Graden sich zeigen. Nur also, wenn Tuberkulose oder eine andere greifbare, möglicherweise zu Hirnhautentzündung führende Krankheit bei demselben Individuum mit Sicherheit auszuschließen ist, darf auf primäre infektiöse Genickstarre geschlossen werden. Ist zur Zeit und am Ort der Entstehung eines Einzelfalles von Cerebrospinalmeningitis zweifellos eine Epidemie von Genickstarre vorhanden, dann ist freilich die Diagnose des Einzelfalles leicht, und der Arzt wird nun umgekehrt sich jeweils zu fragen haben, ob bei jeder Neuerkrankung etwas gegen die Annahme eines Falles von epidemischer Genickstarre spreche.

Die ätiologischen Fragen über die Natur des Krankheitserregers, über die Wege seiner Invasion in den Körper, über die individuelle Disposition des jugendlichen Alters für diese Krankheit, die wichtigen epidemiologischen Fragen über die temporäre Disposition der Winter- und Frühjahrsmonate, über die lokale Disposition gewisser Gegenden, die Tatsache, daß die Genickstarre nicht von Person zu Person ansteckt, während doch bestimmte Erfahrungen für die Wahrscheinlichkeit einer Ver-

schleppung sprechen, all das sind mehr oder weniger noch Rätsel, die der Lösung harren. Hoffentlich gelingt es während der gegenwärtigen Epidemie, Licht in diese dunklen Fragen zu bringen. Von der Berliner und Wiener Universität sind bereits schon pathologische Anatomen und Bakteriologen zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen in das Krankheitsgebiet entsendet worden.

Zum Schlusse noch ein kurzes Wort über die in den letzten Jahren neueingeführte chirurgische Behandlung der Genickstarre, wie der cerebrospinalen Meningitis überhaupt, über die jetzt vielgenannte Lumbalpunktion. Sie besteht in der stichförmigen Eröffnung des Hirn-Rückenmarkshautsackes zum Zwecke der Entleerung von Flüssigkeit aus diesem Sack. Die Masse und der virulente Charakter dieser durch die Entzündung im Uebermaß produzierten eitrigen Flüssigkeit sind es, die durch Druck auf Gehirn und Rückenmark und durch Resorption in die Säftemasse des Körpers das Leben rasch bedrohen. Durch Schaffung eines Abflusses für diese Flüssigkeit auf chirurgischem Wege muß also diese Gefahr möglicherweise verringert werden können, und tatsächlich hat man durch öftere, in Zwischenräumen wiederholte derartige Punktionen, die man bisher aus praktisch-anatomischen Gründen in der Gegend der Lendenwirbel machte (daher der Name Lumbalpunktion), sowohl bei epidemischen als nichtepidemischen Fällen von Cerebrospinalmeningitis zweifellose Erfolge gehabt. Freilich hängt der Ausgang der Krankheit nicht allein von der Menge jener Flüssigkeit, sondern hauptsächlich von der Virulenz des Krankheitsgiftes, von der Widerstandskraft des Individuums und noch anderen Faktoren ab, die wir nicht zu beeinflussen imstande sind, so daß die Lumbalpunktion kein absolutes Heilmittel, sondern nur ein neues, aber höchst wertvolles Hilfsmittel in der Bekämpfung dieser heimtückischen Krankheit bildet, das wohl künftig in keinem Falle mehr versäumt werden wird, der noch einigermaßen Aussicht auf Heilung bietet. Möge es bei der gegenwärtigen Epidemie der Wissenschaft gelingen, durch diesen einfachen chirurgischen Eingriff den bisher so hohen Prozentsatz der Sterblichkeit an Genickstarre möglichst weit herunterzudrücken und den mit dem Leben Davongekommenen die schweren Schädigungen körperlicher und geistiger Art zu ersparen, die bisher oft die Genesung zeitlebens zu einem Unglück machten.

Seit der Niederschrift dieses Artikels sind wieder zahlreiche Neuerkrankungen von den Tagesblättern gemeldet worden. Meistens sind es sporadische Fälle; doch hat auch die Epidemie in Schlesien ihren Höhepunkt noch nicht überschritten, in Posen ist sie sogar stark im Steigen begriffen. Dagegen wurden aus den alten Orten weniger Todesfälle gemeldet, so daß wenigstens die Schwere der Epidemie daselbst gebrochen zu sein scheint.

Frühlingstage im Süden.

Von

M. von Ekensteen.

I.

Der Küßnachter Arm des Vierwaldstätter Sees glänzte in blendender Sonnenpracht, hoch oben ragte der Rigi mit weißer Schneekappe, und wie eine flüchtende Lazerte wand sich der Eilzug am Zugersee, Arth-Goldau, Brunnen, Tunnels vorbei und durch überwältigend schöne Gegend Fluelen zu. Aufwärts ging es dann durch das wildromantische Tal der Reuß Erstfeld und Amsteg entgegen. Selbst die prosaischsten Reisenden, die bisher von Kurszetteln, Toiletten, Hotelkost und Familienereignissen lang und breit geplaudert hatten, so daß man sich fragte: „Warum reist ihr durch die herrliche Gotteswelt, wenn ihr kein Auge für ihre Wunder und Schöne habt?", hoben nun die Köpfe, schlossen die Proviantkoffer, standen auf und drängten nach den Fenstern. Jeder hätte jetzt einen Fenstersitz haben mögen, aber auf Reisen hat die Höflichkeit ihre engen Grenzen. Ich behauptete standhaft meinen Posten. Das hatten mich die Töchter Albions gelehrt.

Der Zug rasselte über die großartige Brücke, die den Kärstelenbach überschreitet und prachtvollen Ausblick über das Reuß- und Maderanertal bietet; zwei Tunnels führen durch den Bristenstock und auf einer Gitterbrücke über die wildschäumende Reuß. Dann geht es in rascher Folge über den Inschialpbach, das Zgraggental, Tunnels, einen Viadukt, Brücken, Bäche und Wasserfälle ꝛc. nach dem unvergleichlich schönen Wassen, dessen pittoreske Kirche oftmals in veränderter Lage erscheint, bedingt durch die Windungen der stetig emporsteigenden Bahn.

Was hilft alle Aufzählung und Nennung der Brücken, tiefen Schluchten und malerischen Ortschaften bis nach Göschenen mit dem wundervollen Damafirn, — was sind alle noch so begeisterten Reiseschilderungen, alle Bilder, von den Werken großer Meister angefangen bis zu den Dilettanten-„Knipsbildern", die im Fluge von den Reisenden aufgenommen werden, gegen einen einzigen Blick in diese großartige, prächtige Natur? Schwacher Abglanz, blasse Schemen alles!

Entzückt und doch auch müde vom Schauen, hat man durch das gute, mit Eilzugsgeschwindigkeit servierte Mittagessen in Göschenen eine angenehme Ruhepause, und der feurige Landwein gibt Kraft zu neuem Genuß fürs Auge. Vorerst aber ist's nur ein Staunen vor der gewaltigen Macht der Bautechnik unserer Zeit: wir durchqueren den 15000 m langen St. Gotthard-Tunnel in 17 Minuten und begrüßen das Sonnenlicht wieder bei Airolo im oberen Tessintal. Von der Zerstörung durch den Bergsturz im Jahre 1898 ist bei der eiligen Vorüberfahrt nichts zu merken. Obgleich die Natur hier nicht mehr so großartig überwältigend ist wie im wildromantischen Reußtal, so sind doch auch hier die vielen Wasserfälle des Tessin, die Tunnels und Kehrtunnels hochinteressant und bieten die tiefen, dunklen Schluchten eine Fülle von Motiven für Maler. Durch wunderschöne Landschaft, an dem fruchtbaren Tal von Faido vorbei, begrüßten wir dann das liebliche Bellinzona, von drei durch Filippo Maria Visconti errichteten schönen Burgen überragt. Das Castello di Mezzo durchquerend, mit schöner Aussicht in das Tessiner Tal, und den nördlichen Teil des Lago Maggiore in abwechselungsreicher Fahrt ansteigend, erreicht man das einsame Hochtal Rivera Bironico; dann geht's talabwärts durch das Agnotal, an Taverne, Lamone vorüber, bis endlich hinter dem Massagno-Tunnel das wunderliebliche Lugano am sonnenumflimmerten See gleichen Namens in Sicht kommt.

Lugano! Alles ladet hier zur Rast! Der gefürchtete Sturmwind schläft, die wirbelnden Staubwolken sind durch einen sanften Regen gelöscht, im blendenden Glanz der warmen Lenzsonne liegen die Gestade des schimmernden Sees; eine leichte Schneedecke hüllt die Spitzen der fernen Berge ein, aber hier unten grünt, blüht und duftet alles! Die Glycenen hängen von den Balkonen herab, die Kamelien, Rhododendren und Magnolien leuchten, die Palmen rauschen, Zedern, Lorbeer und Oelbäume bringen wundervolle Schattierung in die Landschaft. Es ist, als habe sich die ganze Natur geschmückt, das Osterfest zu verherrlichen; die Daphne odorata haucht ihren süßen Duft aus, die Kastanien werfen mit dem zarten ersten Grün leise Schatten in die sonnige Helle und die Akkorde der Glocken rauschen und quellen darüber hin; weiche Molltöne klingen ans Ohr und mahnen laut: „Karwoche ist's!"

Lauter noch als die Glocken spricht der Mahner in meinem Herzen. Mein erster Gang im goldenen Sonnenglanz ist zu dem im Renaissancestil erbauten Dom von Lugano, „San Lorenzo", den ich von meiner herrlichen Pension „Hotel Berna und Bella Vista" in zwei Minuten erreiche. Graue Dämmerung liegt in dem stillen Gotteshause, in den Beichtstühlen knien Frauen mit dem landesüblichen Spitzenschleier auf dem Haupte und vereinzelte Beter in den steilen Holzbänken. Von der Straße tönt das Klipp-Klapp der Zioccoli herein, dieser wunderlichen Holzpantöffelchen mit den hohen Absätzen, die nur durch ein angenageltes und verschnürtes Leder am Fuß befestigt sind. Winzige Kinder mit dunklen, feurigen Augen und Mütterchen, vom Alter gebeugt, trippeln damit die steilen Straßen auf und ab. Ich höre es wie im Traum, während ein Gebet mir über die Lippen quillt. Dann steige ich die Treppenstraße zum Markt hinab, denn es ist Dienstag und das bewegte Marktleben beginnt auf der Piazza del Liceo, der Via Pezzina, Via Nassa und Piazza della Riforma. Karren mit Maultieren bespannt drängen sich durch den bunten Kram und das grüne Gemüse, das auf dem Boden ausgebreitet liegt; riesige runde Käse sind — zwar auf einem weißen Tuche — gleichfalls auf der Straße aufgestapelt; dort liegen allerlei Knöpfe, Litzen und Kurzwaren, hier wieder auf kleinen Tischen Holzwaren, Hüte, Geschirr, und unter den malerischen Laubengängen reiht sich Laden an Laden. Auch hier wehen von Tischen und Gestellen Seidenstoffe, Echarpen, Spitzen und Bänder im frischen Morgenwind hin und her, die Hutmacher legen frei ihre Waren aus, sogar der Zuckerbäcker und der Blumenverkäufer. Diese Blumen! Wie sie duften und glühen! Und doch gehe ich schneller an diesen Läden vorüber;

es tut mir fast weh, daß sie gepflückt werden, um in engen Kartons als „Ricordo di Lugano“ weit zur Ferne zu eilen. Bis sie an Ort und Stelle gelangen, ist Duft und Glanz vergangen, und hier in Gärten und an Hängen grüßen sie wie ein liebliches Wunder.

Welch ein Genuß ist der Weg dem herrlichen See entlang nach Gandria, oder auf einem der vielen Dampfer eine Rundfahrt, um kaleidoskopartig die Ortschaften am entzückten Blick vorbeigleiten zu lassen! Meist terrassenförmig aufgebaut, erheben sich die Häuser steil an der Seeseite und in vielen Ortschaften sind die Straßen nur schmale Bogengänge. Bis zu den Höhen hinauf liegen zerstreut verfallene Häuser, Kapellen, massige Kirchen, und überall hin eilt der Gruß der Glocken. Am Ufer knien Wäscherinnen auf niederen Schemeln, reiben und klopfen die graue unschöne Wäsche und schwenken sie im klaren Seewasser; sie singen, lachen und plaudern dabei; aber der deutschen Hausfrau läuft eine gelinde Gänsehaut über den Rücken bei dem Anblick dieser malträtierten, trotz Seewasser und Arbeit so grauen Wäsche! Und deutsche Frauen gibt es hier um die blühende Lenzzeit zahllose! In den Straßen von Lugano, in der kleinen Drahtseilbahn, die vom Bahnhof zur Stadt herabführt, in der Drahtseilbahn auf den herrlichen San Salvatore mit dem überwältigenden Rundblick über die Bergkette, auf den Dampfern, in den Geschäften, bei den Kurkonzerten — überall hört man deutsch — und ganz vereinzelt französisch, englisch oder — italienisch sprechen. Vielleicht liegt es daran, daß man sich hier so heimisch, so wohl fühlt! Oder habe ich besonderes Glück gehabt? Ich hörte schon von verschiedenen Seiten, mein hochgelegenes Hotel habe die herrlichste Lage im ganzen Ort; ich kann das nicht beurteilen, aber ich lasse von meinen Fenstern den Blick über den grünlichblauen Seespiegel gleiten und ein Schauer des Entzückens erfaßt mich: rechts der San Salvatore in Sonne getaucht, links der Monte Brè und der Monte Baglia und wie in einer schimmernden Krone Perle an Perle gereiht vor mir der Monte Caprino, Monte Bareghetto und der Monte Generoso! Die Kost ist ausgezeichnet, die Preise sind nicht höher als anderwärts auch und — so viel Schöne, so viel köstliche Luft, so warmer, lichter Sonnenschein, ist das nicht unbezahlbar?

Lugano mit seinen alten Häusern, seinen wunderlichen Laubengängen, seinen engen Winkelgassen, trotz seinem Schmutz — den ich, ach! leider auch nicht verschweigen kann, denn er macht sich unangenehm in den Gassen bemerkbar, seinem herrlichen See, ist ein wundervolles Nest zum Rasten nach der Arbeit und zur Vorfeier des Frühlings, der heuer in Deutschland streikte wie die italienischen „Eisenbahner“. Und Rastende sind so viele jetzt hier, daß alle Hotels und Pensionen überfüllt sind. Am Quai wimmelt es von Fremden, die Dampfer sind stets vollgepfropft. Im Weinkeller von Caprino stößt man mit schäumendem Asti an, und über Porlezza—Menaggio fährt man nach dem unvergleichlich schönen Bellaggio, um im Park des Herzogs von Meiningen die wundervolle Marmorgruppe Amor und Psyche von Canova zu besichtigen, die man dort unter den Arkaden am schimmernden See billig in schönen Nachbildungen erstehen kann. Oder man macht die lohnende Tagespartie nach dem Lago Maggiore und der Isola Bella; — doch davon ein nächstes Mal, wenn die Karwoche vorbei ist und die Osterglocken verhallt sind.



Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Es war vorauszusehen, daß die gegenwärtig modische Schillerbegeisterung auch auf Heinrich Laubes Schauspiel „Die Karlsschüler“ verfallen werde. Man wollte es in München, wie mitgeteilt wird, als Einleitung vor dem Schillerzyklus geben, und der junge Schiller in Laubescher Beleuchtung wäre dann ein würdiges Gegenstück zu der Maskerade gewesen, die Direktor Schrumpf im Volkstheater nach seinem Schillerzyklus aufzuführen gedenkt, wenn er, als Goethe verkleidet — man stelle sich die echte Weihe des Gedankens vor! — dessen Epilog zur Glocke rezitieren wird. Nun, der Zufall hatte einen besseren Geschmack und brachte es so weit, daß die „Karlsschüler“ nur so nebenherlaufen; mehr verdienen sie auch nicht. Es ist ein mattes, flaches Stück, voll lässiger Bindung des Konflikts, voll leerer Tiraden, überschwänglich gefühlssaurer Episoden und historischer Verdrehungen, kurz — ein echtes Gymnasiastendrama. Gespielt wurde das Stück recht gut, wenn man bedenkt, daß eine komplette „Don Carlos“-Aufführung schon vorausgegangen war, und es machte einen recht guten Effekt, als im vierten Akt Salfner-Schiller unter Blitz und Donner in möglichst getreuer Originalmaske die große Szene mit dem Herzog mimte. Aber die eigentliche Wirkung des früher so beliebten Stückes blieb doch aus. Die Zeit ist eine andere geworden, und Bühnencharaktere wie dieser Theaterschiller haben sich von selbst in ihre Urbestandteile — Naivität und Unnatur, zersetzt.

Die Neueinstudierung von Peter Cornelius' „Barbier von Bagdad“ unter Mottls Direktion bedeutet einen entschiedenen Gewinn. Cornelius' Oper, eine wahre Perle deutschen Dichter- und Musikerhumors, ein blankgeschliffener, glitzernder Edelstein der Romantik, war an unserer Bühne schließlich auf einen einzigen Akt zusammengestrichen worden; aus diesem Zwang hat Mottl das Werk befreit und es in wahrhaft entzückender Schönheit wiedergegeben; in der Titelrolle überraschte Herr Bender, der freilich noch etwas für die Erreichung jenes philosophischen Lebenshumors, wie ihn Gura hatte, wird tun müssen, immerhin aber Hervorragendes bot. Bestens am Platze waren Frl. Koboth und die Herren Bauberger und Walter. Leider ließ man Bierbaum-Mottls trotz des lüsternen Sujets langstieliges und schwungloses Tanzspiel „Pan im Busch“ folgen, das der freundlichen Barbierstimmung ein wahrer Dämpfer wurde. Unser Ballett bedürfte dringend des aufmunternden Remediums einer Novität.

In der sonntägigen Tannhäuseraufführung trat, von langer Krankheit genesen, Frl. Breuer wieder als Elisabeth vor das Publikum. Ihr Gesang erwies Genesung, ihr Spiel eine merkliche Fortentwicklung und Vertiefung in der Auffassung der edlen Frauengestalt. Frl. Breuer, eine der festesten Stützen unserer Oper, wie Frau Bosetti von wahrer Unerschöpflichkeit ihres künstlerischen Wirkungskreises, wurde lebhaft gefeiert und mit zahlreichen Beweisen ihrer Beliebtheit vom Publikum ausgezeichnet.

Verschiedenes. Die Ostertage brachten dem Altonaer Stadttheater ein neues Lustspiel von Hermann Biotte: „Die neue Aera“, das in harmloser und bescheidener, stellenweise zu dramatischer Wirksamkeit sich erhebender Handlung die Intrigen an einem kleinen deutschen Theater schildert. Das sich gut unterhaltende Publikum spendete reichlichen Beifall. — Im Stuttgarter Hoftheater wurde in der Osterzeit das Oratorium der hl. Elisabeth von Liszt zweimal aufgeführt. Die Wiedergabe war sehr ergreifend und eindrucksvoll. Außergewöhnlich rein gelangen die Chöre; das Orchester unter Pohlig gab sein Bestes. — Konrad Dreher erntete bei seinem Gastspiel am Prager Deutschen Theater wieder bei offener Szene reichsten Beifall. Sein behaglicher Humor und seine Natürlichkeit gewannen ihm im Sturm die Herzen der Prager.

Hedwig Niemann-Raabe ist am Gründonnerstag einem Gehirnleiden erlegen. Sie war das unerreichte Vorbild der Naiven, die in ihren Rollen mit den einfachsten Mitteln die stärkste Wirkung hervorbrachte; was sie auch spielte, oft Gehörtes und Neues, es wirkte alles durch seine harmonisch entwickelte Natürlichkeit. Ihr Weinen, Schluchzen und Lachen wurde gleichviel bewundert. — Aus Dresden meldet man den so plötzlich eingetretenen Tod Julius Knieses, des hervorragenden und langjährigen Direktors der Bayreuther Bühnengesangschule. In ihm verliert Bayreuth einen sehr wichtigen Förderer seiner Kunst und die Familie Wagner einen ihrer eifrigsten Verfechter.

München. Hermann Teibler.



Vom Büchertisch.

Die Paramentik vom Standpunkte des Geschmacks und Kunstsinnes von Helene Stummel, Verlag von Jos. Thum, Kevelaer. — Diese hochinteressante Broschüre ist dazu angetan, in der Stickerei und Textilarbeit für rituale Zwecke einen durchgreifenden Wandel zu schaffen. Das Streben der Verfasserin richtet sich darauf, den Paramenten ein mehr künstlerisches und kirchlich würdigeres Gepräge zu geben und zwar mit Hilfe künstlerischer Anordnung und geschmackvoller Farbenverteilung in engem Anschluß an die mittelalterliche Ueberlieferung. Wir können uns nur dem Urteile des Kardinal-Erzbischofes Fischer von Köln anschließen, welcher am 1. März 1905 u. a. schrieb: „Ich nehme keinen Anstand, die vorliegende Schrift . . . . . zu empfehlen. Die mir vorgelegten, in Technik, Zeichnung und Farben getreu der alten Stickerei nachgebildeten Vorlagen für gesticktes Ornament befriedigen in hohem Maße. Im Interesse einer immer würdigeren Gestaltung der verschiedenen, der Kleidung der Priester wie der Ausstattung des Heiligtums dienenden Paramente kann ich nur wünschen, daß die dankenswerten Bestrebungen der verdienten Verfasserin allerwärts Beachtung finden mögen.“ Das ausgezeichnete Büchlein ist mit 10 Illustrationen versehen. K.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen · Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 20. München, 14. Mai 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Halbwelt und Halbkunst.

Von

Dr. Ludwig Kemmer, München.

Unsre Jugend ist vogelfrei. Was wütet nicht alles gegen sie! Liebende Eltern durch Erziehungsfehler, die an Blödsinn grenzen, gleichgültige durch Vernachlässigung, hassende durch Mißhandlungen, die Schule durch das Uebermaß ihrer Anforderungen, die sie mit Härte und ohne Rücksicht auf die körperliche Erziehung der Schüler durchsetzt, gewisse Industrien durch die Ausbeutung der schwachen, aber billigen Kinderkräfte, die die Oeffentlichkeit ordnende Obrigkeit durch eine feige Nachsicht gegen all das Gift, das, ekelhaft wie ein Rasen von Kleinpilzen, die Wege säumt, die, mit Büchern, Brille, nutzlosem Wissen und nervenzerrüttenden Schulsorgen schwer beladen, unsre Jugend in der Großstadt gehen muß, nicht meiden kann.

Ich kenne die Last, die auf ihr ruht, und kenne, wie es scheint, die Feinde, die ihr in der Oeffentlichkeit drohen, besser als andere, die sie am besten kennen sollten.

Die Last kann ich allein ihr nicht abnehmen, aber ihre Feinde kann ich bekämpfen. Der Hohn der Literatur- und Kunstböcke, die man bald jedes Schaufenster der Buchhandlungen, Papier- und Milchläden zu einem Frühbeet für ihre Giftpflanzen machen und ihre Pflänzlinge in den Garten unserer armen deutschen Jugend versetzen läßt, schreckt mich nicht.

Es ist jämmerlich und empörend, zu sehen, wie die an terroristischer Frechheit selbst die Zerrbilder der verrufensten politischen und moralischen Zensuren überbietende Zensur des Kunstgeschmacks und Kunstverständnisses, die von der internationalen Bohème ausgeübt wird, sonst hoch und stolz getragene Häupter duckt und furchtsam nach dem als Hoheitszeichen zügelloser Künste aufgerichteten Priapusbilde schielen macht.

In den letzten Jahren haben drei land- oder rassenfremde Schriftsteller dem deutschen Volke drei Danaergeschenke geboten. Schnitzlers „Reigen“ war selbst für unsre realistischen Bühnen zu schmutzig. Er grassiert nur in Buchform im deutschen Volke. Dafür fanden Maeterlincks „Monna Vanna“ und Wildes „Salome“ den Weg auf die Bühne und über die Bühne in die Phantasie der Unmündigen, die das bewußte Streben, sich mühelos zu „bilden“, in der Literatur „auf dem laufenden zu erhalten“, ihre Freiheit von Vorurteilen und ihr Kunstverständnis zu beweisen, und der unbewußte oder verhehlte Wunsch, sich an der Skala der Gefühle zu ergötzen, die durch die realistische Inszenierung und Darstellung schlüpfriger und perverser Handlungen und Situationen in ihnen geweckt wird, in Theater von der Art des Münchner Schauspielhauses führt. „Dort haben Kinder, Schüler, Schülerinnen nichts zu suchen, Sache ihrer Eltern ist es, sie vor den Gefahren solcher Schaustellungen zu bewahren.“ Das ist richtig, obwohl ich auch junge Studierende der Hochschulen noch zu der Jugend rechne, die man im körperlichen und sittlichen Reifen und Erstarken nicht gefährden sollte.

Aber eigene Gewinnsucht oder die gewissenloser Unternehmer drängt die Phrynen ins Freie. So krönten zu Ostern Photographien und Postkarten mit Lichtdruckbildern der Monna Vanna- und Salome-Darstellerinnen des Schauspielhauses die Frechheit, die die Postkartenindustrie in den letzten Monaten in der Ausstellung photographischer Hetärenbilder entwickelt hat.

Endlich flügge, schweift in der Karwoche die während des Semesters allzuviel an die Bücher gebannte Jugend durch die Stadt. Die Internate der Provinz und der Großstadt öffnen sich, die Kadetten schwärmen aus, zu den hellblauen bayerischen gesellen sich dunkelblaue aus Norddeutschland, Soldaten der verschiedensten deutschen Regimenter führt der Osterurlaub in die Heimat nach München. Aus dem Hochland, aus Franken, aus Schwaben, aus der Pfalz ist Besuch gekommen, Vettern und Bäschen gilt's die Herrlichkeiten Münchens zu zeigen. Dazu gehören auch die reichen Auslagen der Geschäfte. Hier der Kronprinz und seine Braut — daneben Pariser Dirnen, Liane de Vries, Cleo de Merode, und ringsum namenlose Sterne dieser Art! An der nächsten Ecke, wo Schaulustige sich drängen, zwei Fenster voll Photographien, hier Künstler, Gelehrte, Offiziere, unsere Prinzen, unser Regent, unser Kaiser, unsere Kaiserin, — drüben die Theaterwelt — dazwischen einsam, aufdringlich, weniger bekleidet als die in München ausgestellten Pariser Dirnen, in Posen und mit einem Gesichtsausdruck, die an Corinthsche und Schmutzlersche Salomebilder erinnern, eine Darstellerin der Salome. Ein etwa dreizehnjähriger Junge und einige Mädchen des gleichen Alters standen, als ich am Karsamstag diese Beobachtungen machte, in einem dichten Knäuel von Beschauern vor diesen Bildern. Die hier als Salome abgebildete Schauspielerin ist in der gleichen Straße in einer Musikalienhandlung als Monna Vanna ausgestellt. Und eine zweite Salomedarstellerin, dem Range nach wahrscheinlich die erste, erscheint fast in allen Straßen, fast in jedem Papierladen als Halbakt auf Postkarten. Just um die Osterzeit, wenn die Schulhäuser verlassen stehen und die Straßen dichter sich füllen!

Die Schauspielerinnen, die sich in solchen Rollen und Kostümen auf der Bühne und im Bilde in den Straßen präsentieren, erniedrigen sich aufs tiefste. Haben sie niemand, der sie liebt und dem sie mit dieser Erniedrigung bittern Schmerz bereiten?

Ich weiß, daß diese Frage widerliche Witze weckt. Dennoch muß ich sie stellen und weiter fragen: Haben sie niemand, den sie lieben, lebt ihnen nicht da oder dort ein junges Wesen, für das sie als Schwester, als Tante, als Mutter mit der ganzen Kraft der Liebe, die dem Weibe eigen ist, sorgen, dessen Herz sie rein, dessen Kraft sie groß, dessen Leben sie lang, dessen Los sie sonnig und dessen Liebe und Achtung sie sich selbst als Lebenssonne wünschen? Sind sie familienlos? Sind sie heimatlos? Sind sie seelenlose Produkte der irgendwo Wirklichkeit gewordenen Erziehung, die der wahnsinnige Frank Wedekind in seiner Minehaha für die Mädchen fordert? Sind sie Schwestern der Lulu, der Hidalla? Oder sind sie Töchter eines deutschen Hauses? Sind sie vom Ballett, vom Brettl auf die Bühne avancierte Puppen oder von Mutter-, Vater-, Lehrerhand ins Leben geführte Menschen? Beschränkt sich ihre literarische Bildung auf die poesiearmen Produkte des gemeinsten Naturalismus, die sie verkörpern, oder sind sie fähig, an den goldnen Gaben wirklicher Dichter das Katzengold der Dichterlinge, in deren Dienst sie sich erniedrigen, zu messen? Sind sie nicht bildsam oder nur verbildet?

Einem solchen Verhalten geistig begabter Frauen gegenüber wachen hundert Fragen auf. Leichter ist das Urteil über die, die bewußt der gegen das deutsche Volk zu Felde ziehenden Hetärenkunst die Dienste von Impresarii leisten. Es ist eine Gemeinheit, die Schamlosigkeit weiblicher Wesen, die sich, vielleicht von einem falschen Kunstideal verlockt, selbst erniedrigen, finanziell auszubeuten, es ist eine gesteigerte Gemeinheit, die Salomebilder vom teuern Kabinettkarton auf billige Postkarten, von dem Schaufenster einer Kunsthandlung in hundert Papierladentüren zu übertragen. Hier wird die künstlerische Photographie, indem sie sich der Sitte entrafft, zur Pornographie.

Die Zensur durfte die schamlos realistischen Salome- und Monna Vanna-Darstellungen nicht auf die Bühne kommen lassen. Nachdem es aber geschehen ist, durfte man den Giftsumpf nicht in alle Straßen und Gassen sickern lassen. Daß auch dies geschehen ist, zwingt mich, den Vorwurf der Gleichgültigkeit und Schwäche neuerdings gegen die Behörden zu erheben, denen die Sorge für die Erhaltung der sittlichen und körperlichen Gesundheit unseres Volkes obliegt. Werden bekannte, benannte, mit ihrer Unterschrift sich selbst prostituierende Frauen als Halbakte ausgestellt und diese Bilder auf Postkarten feilgeboten, so ist das eine Verletzung der Zucht, die eine nicht zur Unzeit schüchterne Behörde unterdrücken kann. Allerdings genügt es da nicht, daß ein Schutzmann mit der dürren Weisung, die unzüchtigen Bilder zu entfernen, in die Geschäfte gesandt wird, hier müßten die obern Beamten mit der ganzen Wucht ihrer Würde und mit der Macht ihrer Persönlichkeit eingreifen. Ihnen unterliefe nicht der Fehler, daß sie die Reproduktion eines klassischen Kunstwerkes als pornographisch beanstandeten. Sie würden so nicht lächerlich, sie würden auch dann nicht lächerlich, wenn sie auf Trotz stießen, den sie durch Zwang nicht brechen könnten. Haben die Beamten der Polizeidirektion ihre Persönlichkeit schon einmal im Kampfe gegen die pornographische Gefahr eingesetzt? Oder haben sie keine Zeit dazu? Ist dies der Fall, dann wird der Staat doch in der großen Zahl der Verwaltungsbeamten eine Persönlichkeit finden, die ästhetisch genügend gebildet ist und den Mut und die Kraft besitzt, ihrem Volke einen Dienst zu erweisen, der ihr zwar schwere Stunden kosten, aber einen heitern Blick in eine helle Zukunft des deutschen Volkes und damit ein ruhiges Ende sichern wird. Oder sind alle von dem verfluchten Wahn besessen, um jeden Preis „künstlerisches" Verständnis haben oder wenigstens heucheln zu müssen? Hat keiner den Mut, im Dienste seines Volkes das Odium auf sich zu nehmen, das natürlich auf dem lasten wird, der in treuer Sorge um die Zukunft der Nation unablässig die Kreise der bösen Mächte stört, die unheimlich, unablässig an der Vernichtung unserer Kraft arbeiten und uns schon zum Gespötte des Auslandes gemacht haben?

Zum Gespötte des Auslandes! Jules Claretie, der Leiter der „Comédie Française" erzählt nach dem „Berliner Börsen-Courier" im „Temps", wie er zwei deutsche Besucher, einen Gelehrten und einen hohen Würdenträger, die sich entrüstet über die „zotenhaften Postkarten", die „grobsinnlichen Photographien und Karikaturen in den Zeitungskiosken" der Pariser Boulevards aussprachen, abgeführt habe. Seine eigenen Worte: „. . unsere Gäste haben recht: es sind meist Dirnen und arme Mädchen von oft abschreckender Häßlichkeit, deren nackte Leiber den gierigen Blicken junger Burschen und höherer Töchter preisgegeben werden. Aber es läßt sich da eine interessante Bemerkung machen und ich habe sie den beiden Herren gegenüber auch gemacht. Haben sie die Postkarten, die ihnen mit Recht die Röte der Scham ins Gesicht getrieben haben, genau angesehen oder umgedreht? Haben sie wohl einen Augenblick daran gedacht, daß alle diese Postkarten aus Deutschland kommen? Es ist das tugendhafte Germanien, das mit diesen pornographischen Erzeugnissen das so verderbte und liederliche Gallien beglückt. . . . Unseren Zensoren und Tadlern haben wir die Ueberschwemmung mit derartigen Schweinereien zu verdanken. . . . Was ist denn „Das kleine Witzblatt", das sich da präsentiert mit seinen buntfarbigen Frauenzimmern, . . . woher stammt denn jener „Satyr", in welchem man die freundliche Empfehlung „nach dem Leben" hergestellter Wiener Photographien, d. h. deutscher Nuditäten, findet? . . . Es sind Blättchen, die in Berlin veröffentlicht, von Berlin verschickt, in Charlottenburg oder anderswo gedruckt werden und die, an den Schnürchen unserer Zeitungshäuschen aufgereiht, wieder einmal die Sittenverderbnis und die Sinnlichkeit dieser verdammten Pariser beweisen müssen."

Ich habe vergeblich versucht, mich zu überzeugen, daß Jules Claretie unrecht hat, wenn er Deutschland für die Massenfabrikation pornographischer Schriften und Bilder verantwortlich macht. Ich habe in München in einer Reihe von großen und kleinen Papier- und „Kunst"handlungen Lichtdruckpostkarten mit „Schönheiten" und „Porträts" gekauft. Sie tragen alle bis auf eine das Zeichen deutscher Herkunft in der auf der Vorderseite dominierenden Aufschrift „Postkarte — Weltpostverein". Sonst freue ich mich immer, wenn ich auf Kunsterzeugnissen ein deutsches Made in Germany finde. Auf diesen Karten hätte ich Carte postale, Levelezö-Lap und den ganzen Schwarm der fremden Bezeichnungen für die Postkarte gern vor dem deutschen Worte gefunden. Aber Postkarte und Weltpostverein stehen groß gedruckt stolz an der Spitze.

Ich bin überzeugt, daß dem in München fast alle Papierläden verseuchenden Handel mit Aufnahmen raffiniert, aber unkünstlerisch drapierter Modelle dadurch ein Ende gemacht werden könnte, daß die vorgesetzte Behörde von der Akademie der bildenden Künste ein Gutachten einforderte, ob diese Machwerke — ich erinnere nur an die blauroten, golden illuminierten Lichtdruckbilder eines knapp eingewickelten Modells — Künstlern wirklich von Nutzen oder notwendig sind. Erweist es sich, daß dieses Zeug für Künstler unbrauchbar oder unnötig ist, dann muß sein Verkauf ebensogut verhindert werden können, wie die Post ihm die Beförderung und Bestellung versagen kann.

Ich bin auch überzeugt, daß der Mißbrauch, den gewissen- oder gedankenlose Inhaber von Papierhandlungen mit Porträts des deutschen Kronprinzen, des kleinen Prinzen Rupprecht und anderer Angehörigen unserer Fürstenhäuser treiben, indem sie diese Bilder mitten unter Dirnenbildern ausstellen, als grober Unfug bestraft und für die Zukunft verhindert werden kann. Allerdings vermag nicht ein harmloses Schutzmanngemüt die in dieser raffinierten Reklame liegende Verletzung des monarchischen Sinnes zu erkennen. Solcher Handhaben, den Handel mit pornographischen Bildern zu beanstanden, zu erschweren und einzuschränken, müßten sich höhere Beamte versichern.

Nur ethisch, ästhetisch und wissenschaftlich gebildete Beamte können den Kampf gegen die künstlerische und halbkünstlerische Pornographie mit Erfolg führen. Daß es hohe Zeit ist, diesen Kampf mit aller Kraft aufzunehmen, davon überzeugt vielleicht auch „modern empfindende" Menschen das Bild der Lage, das August Forel in seinem Buche: „Die sexuelle Frage" mit folgenden Sätzen zeichnet: „Die moderne Kunst . . ist vielfach zu einem großartigen Hülfsmittel der Anreizung des Erotismus, sagen wir es gerade heraus, zu einem Bundesgenossen der Pornographie geworden. Mit erheuchelter Entrüstung gegen Andersdenkende werden häufig die unglaublichsten erotischen Reizmittel unter dem Deckmantel der Kunst verteidigt und bewundert. Die Photographie und alle anderen so ungeheuer verfeinerten und verbesserten Methoden der bildlichen Vervielfältigung . . . das Kunstgewerbe, das unsere Wohnungen und Geräte schmückt und verziert, sind alle in den Dienst der erotischen Lüsternheit getreten. . . . Es ist keine Frage, daß die jetzt überall verbreiteten, zugleich kunstvollen und naturgetreuen Darstellungen erotischer Szenen sexuell viel mehr anzureizen vermögen als die groben, mangelhaften Darstellungen der „guten alten Zeit", in welcher die erotischen Kunstwerke auf wenige Museen oder auf den Besitz reicher Leute beschränkt waren." (S. 75—76.)

Auch in den Papierläden wird wie in den Milchläden das Gift von jungen und alten Frauen verkauft. Gut, daß Jörn

Uhl seine Heintüt schon aus dem „Schreib- und Schulbücherladen von Ellin Walter“ geholt hat, sie hätte sonst auch noch Münchner und Pariser Dirnenbilder verkaufen müssen. Und wähnt ein Zörn Uhl unserer Berge in München seine Heintüt im Laden ihrer Tante von harmlosem Schulkinderkram reinlich umrahmt, so wird er sie von Dirnenbildern umgeben, vielleicht „künstlerische“ Schamlosigkeiten verkaufend finden.

Die Ostertage waren schwer und trüb. In der Ferne das Schüttern und Tosen eines neuen Mongolensturmes, dem diesmal deutsche Wielande die scharfe Wehr geliefert und deutsche Hildebrande mehr Kampfkunst geschenkt haben, als wir entbehren können. Und wir selbst beschäftigt, unsere besten Güter zu vergeuden, stumpf lächelnd in das Schauspiel versunken, wie tückische Schwarzelben die Wurzeln unseres Volksbaumes durchschneiden. Der Protest, den ich im November vorigen Jahres gegen die pornographische Verseuchung unseres Volkes erhob, kam mir aus dem tiefsten Herzen, darum sprach ich so laut. Ich will, daß das deutsche Volk groß und kraftvoll daure auf der Scholle, die es bewohnt, und auf der Welle, die es befährt. Die Möglichkeit, dafür zu sorgen, daß deutsches Leben über unsern Gräbern in voller Kraft helläugig und hellockig weiterblüht, macht mir das Leben wert. Seit ich Schädlinge am deutschen Volke und da und dort Anzeichen des Welkens gefunden habe, ist mir meine Lebensaufgabe gestellt. Ich werde nicht aufhören, diese Schädlinge zu bekämpfen.

Der Kampf war bis jetzt erfolglos. Frecher als je macht sich die Pornographie breit. Weder die Väter der Stadt München, noch die Besitzer des die Zeitungszentrale in der Schäfflergasse bergenden Hauses haben sich veranlaßt gefühlt, die von Zeitungshändlern gemieteten Fenster ihres Hauses im Interesse der Jugend ihres Volkes zu desinfizieren. Durch ihr Verhalten sind Hunderte von Verkaufsstellen pornographischer Literatur und Kunst legitimiert. Ich erhebe daher gegen sie neuerdings den Vorwurf, daß sie sich schwer an ihrem Volke versündigen, indem sie Verbrecher oder Toren, die mit Tücke oder täppischer Gedankenlosigkeit furchtbare Waffen an die Wurzeln unserer Volkskraft setzen, um schnödes Geld beherbergen.



Ueberblick über den IV. Bayerischen Frauentag in Augsburg.

(Vom 26. bis 29. April.)

Von

Emy Gordon.

Die Arbeit wächst, wenn sich die Felder weiten;
Und unsere Felder liegen weit gestreckt.
Es ist das große, starke Vorwärtsschreiten,
Das immer mehr die Sehnsucht auch erweckt. —
Die Schönheit kommt und fordert unsere Herzen,
Die Freiheit kommt und fordert unseren Mut,
Das Wissen kommt und fordert unsere Schmerzen. —
Und unersättlich, wie es Jugend tut,
Fordert das Leben: Ihr müßt alles schenken!
Hände und Herzen, Liebe, Wissen, Denken!

So lauteten die geflügelten Worte, die am Begrüßungsabend Karl Stielers anmutige Tochter den überaus zahlreich versammelten Frauen in einem „Festgruß“ zurief, den ihre blinde Schwester gedichtet hatte.

Noch immer tut es not, den Blick der Sehenden zu schärfen, die neuen Pfade zu beleuchten, welche sich der Frau nach allen Richtungen öffnen und bei deren Mannigfaltigkeit sie oftmals dasteht wie Herkules am Scheidewege. Ohne die Frauenbewegung allzu optimistisch anzusehen, muß zugestanden werden, daß sie die Frauen mit den vielseitigen Strömungen der Zeit in engere Fühlung brachte, als es in anderen Zeitaltern je der Fall war. An dem weiblichen Geschlecht liegt es nun, sich von der Gewalt der Fluten nicht auf Sandbänke und Klippen treiben zu lassen, an welchen es in dem Drange, neue Wertbestimmungen zu schaffen, nicht fehlt.

Nicht selten gelangen uns an „Frauentagen“ oder in Frauenversammlungen diese Klippen recht deutlich zum Bewußtsein, wenn extreme Leitsätze oder Forderungen aufgestellt, oder alle Grenzen niederzureißen versucht werden, welche Sitte und Tradition der Frau gezogen haben.

Den Augsburger Frauentag kennzeichneten derartige Verirrungen nicht. Keinem Hauptpunkte der reichhaltigen Themata welche auf der Tagesordnung soziale Einrichtungen, Bildungsaufgaben und Vereinstätigkeit betreffend, standen, konnten selbst außerhalb der Bewegung Stehende ihre Billigung versagen, sofern nicht blindes Vorurteil sie des objektiven Urteils beraubte.

Am Vorstandstisch saßen mit den Damen des Lokalkomitees Augsburg, Frau Helene von Forster, Nürnberg, als Vorsitzende des IV. Bayerischen Frauentags und Ika Freudenberg, München. Die zur offiziellen Eröffnung und Begrüßung der Versammlung erschienenen Vertreter der Kgl. Kreisregierung von Schwaben und Neuburg, wie der Stadt Augsburg wiesen auf die Geneigtheit der Regierung und der Gemeinde hin, die Frauen zur verantwortlichen Arbeit beizuziehen. — Frau v. Forster führte aus, man sei zusammengekommen, um das Einigende zu finden in den reformatorischen Ideen, mit denen man sich trage, Gedanken des Friedens denke man, Werke des Friedens werden besprochen und doch stehe man noch vielfach im Kampfe gegen das Philistertum, das nichts auszurichten vermochte gegen das große Erbarmen mit dem eigenen Geschlecht, durch das die Frauen stark und frei gemacht worden seien. Ihr Kraftgefühl werde der Frau auch einen Platz in der Allgemeinheit neben dem Mann erobern. —

Den ersten Morgen füllten Vorträge mit eingehender Diskussion über die soziale Arbeit, die teilweise schon in Händen der Frau liegt, oder die sie auf sich nehmen möchte. Es kamen programmgemäß an die Reihe „die Armen- und Waisenpflege“, „die Wochenpflege in Haus oder Anstalt“ und „die Hebung des Hebammenstandes“.

Frau Alice Bensheimer-Mannheim konnte von den glänzenden Erfolgen berichten, die mit der Armen- und Waisenpflege in ihrer Stadt gemacht werden, wo hundert Pflegerinnen mit gleichen Rechten wie die Männer ihres Amtes walten und demnächst ministerieller Entscheidung zufolge die Ernennung zweier Frauen zu Mitgliedern in der Armenkommission bevorsteht. Die gewandte Rednerin entwirft ein Bild der Armenpflegerin, wie sie sein soll. Auch auf diesem Gebiete bedarf es der Vorbildung, die teilweise in Wohltätigkeitsvereinen, in denen Aufsuchung der Armen in ihren Wohnungen betrieben wird, erworben werden kann. Die Kenntnis der einschlägigen Literatur wie auch der Grundzüge der Hygiene sind nicht zu unterschätzen. Die Armenpflege setzt voraus, daß ihre Mitglieder vertraut sind mit allen städtischen Wohlfahrtseinrichtungen, sowie mit sämtlichen Einrichtungen der Selbsthilfe des Volkes, Unterstützungskassen, Gewerkvereinen, dem Versicherungswesen 2c. Auch über Wohnungsverhältnisse, Löhne und Lebensmittelpreise ist genaue Orientierung geboten. Neben solcher Sachkenntnis ist der Pflegerin auch die seelische Qualifikation notwendig, — echt weibliches Erbarmen mit eines anderen Not und zugleich stetiges Festhalten an dem Prinzip, die Armen auf eigene Füße zu stellen, sie gesund und leistungsfähig zu machen. Die Pflegerin soll nicht niedergedrückt durch das Elend, dessen Zeugin sie oft werden muß, in trübseliger Stimmung die Hütten der Armut betreten. Sie sei fröhlich und stark, damit sie den frischen Luftzug einer größeren Welt zu denen trage, die nach Sonnenschein verlangen.

Das sympathische Bild, welches Frau Bensheimer von dem idealen Wirken der Armenpflegerin zeichnete, läßt es um so bedauerlicher erscheinen, daß in Bayern § 23 des B. G.-B. nur dem starken Geschlecht Befugnis erteilt, für die Armen amtlich tätig zu sein.

Glücklicherweise ist die Frau gesetzlich zur Vormundschaft befugt. Sie kann somit auch in Bayern an solchen Orten der Waisenpflege obliegen, wo die Gemeindevorstände nicht prinzipielle Gegner moderner Frauentätigkeit bei der Wohlfahrtspflege sind.

Ueber die mit der Armenpflege in engem Zusammenhang stehende Wochenpflege — zählt sie doch auch zu den wunden Punkten im Leben des Besitzlosen! — referierte Frau Elise Hopf, Nürnberg. Sie stellte die Frage offen, ob solche Frauen und ihre Säuglinge im eigenen Hause, in der Klinik oder in den Wöchnerinnenheimen, die an vielen Orten errichtet werden, die schweren Stunden ihres Lebens zubringen sollen. — Es sterben alljährlich noch 12,000 Wöchnerinnen im Deutschen Reich; die Zahl derer, welche dem Siechtum verfallen, entzieht sich der Kontrolle. Das Heim der Armen ist bekanntlich keine günstige Stätte für den Geburtsakt, vor der Klinik scheuen sich viele, welche Studienzwecken nicht dienen wollen. Die sanitären Vorsichtsmaßregeln, welche auch in der modernen Institution, den Wöchnerinnenheimen, geübt werden, die Ruhe, die dort der abgearbeiteten Frau des Volkes wartet, sind Momente, die letztere in den Vordergrund schieben. Ein solches Heim besteht in Nürnberg und wird demnächst in Augsburg gegründet werden. Um der Verwahrlosung des Haushaltes vorzubeugen, soll in Abwesenheit der Hausfrau die „Hauspflege“, welche sich an den meisten Orten sehr gut bewährt, mit den Wöchnerinnen-

heimen Hand in Hand gehen. Von Frau Professor Krukenberg wurde in der Diskussion eindringlich die Fürsorge für die uneheliche Mutter befürwortet. Das Laster solle nicht unterstützt, sondern den Mädchen jener sittliche Halt gegeben werden, der ihnen die Rückkehr in geordnete Verhältnisse ermöglicht. — Zur gebotenen Hebung des Hebammenstandes machte Frau Dr. Gräfin von Geldern-Egmond, Frankfurt a. M., aus dem Schatze ihrer Erfahrungen Vorschläge.

In der ersten der massenhaft besuchten öffentlichen Abendversammlungen lieh Frau von Forster in einem geistreichen Vortrag über den „Mutterberuf" ihren Gedanken zu demselben Ausdruck. Die Mutter sei berufen, den Fähigkeiten ihrer Kinder nachzuspüren, diese zur höchsten Entwicklung zu bringen. Durch Verfeinerung des eigenen Intellekts hat sie den Intellekt der Kinder zu verfeinern und ihnen dadurch ethische und ästhetische Genüsse zu erschließen, die sie vor den Abgründen des Lebens zurückhalten. Indem sie ihre Kinder zu sittlich freien, selbständigen Persönlichkeiten erzieht, werden sie sozial erzogen. Sie erlernen ihre Fähigkeiten in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Neue Kulturwerte werden gehoben werden, Schichte um Schichte neuen Bodens wird ansetzen und neues Leben diesem Boden entsprießen.

Ika Freudenberg stand mit einwandfreier Rhetorik für die Rechte der Frau in einem Vortrag „Die Frauen und das Vaterland" ein. Den Frauen stehe eine tausendjährige historische Entwicklung entgegen, die ihnen im Staate nur ein mittelbares Recht als Gattinnen, Töchter, Schwestern neben dem Bürger gewährt, der sie vertritt. Rednerin begehrt Anteil der Frau an der Schulverwaltung, den kommunalen Wohlfahrtseinrichtungen, den Verwaltungen der Versicherungsanstalten, den Laiengerichten 2c. Das Gefühl der Völker verschiedenster Nationen habe dazu geführt, daß sie sich im Bilde einer Frauengestalt verkörpern. Das Vaterland gehöre nicht einem Geschlecht ausschließlich; es sei die höhere, beide Geschlechter umfassende Einheit.

Am zweiten Tag trat die Bildungsfrage in ihre Rechte. Schulrat Dr. Löwenecк-Augsburg sprach zur Reform des höheren Mädchenschulwesens, deren Dringlichkeit in den Kreisen von Schulmännern, Frauenvereinen und Regierungsstellen erkannt worden sei. Der Staat, dem die männliche Jugend eine Reihe von Bildungsstätten danke, habe sich bisher dem Mädchenschulwesen gegenüber passiv verhalten, wodurch teilweise eine große Planlosigkeit in demselben entstanden sei.

Dr. Löwenecк begehrt wiederholt nebst dem gebührenden Maß von Kenntnis, das die Schülerinnen befähigt zu höheren Studien überzugehen oder sich zu einem dem Erwerb dienenden Beruf auszubilden, die sittlich-religiöse Grundlage bei der Erziehung, gemessene Zucht, wie auch Gewöhnung zu ernster Arbeit und Pflichterfüllung. Die höhere Mädchenschule denkt er sich als Mittelschule, die sich der vierten Volksschulklasse mit sechs Jahreskursen anreiht. Der Konduktion, mit der sich der Referent nicht befreunden konnte, redeten die Damen in der Diskussion lebhaft das Wort. — Die dringende Notwendigkeit einer besseren Berufsbildung der Frauen verstand Fräulein Helene Sumper-München zu beleuchten. Sie erwartet von derselben Hebung der wirtschaftlichen Lage der Frau, Hebung des ganzen Frauenwesens und erhöhten Anteil des Geschlechtes an der Kulturarbeit. Den gleichen Standpunkt vertrat Frau F. Bröll-Frankfurt a. M. in Behandlung des Themas Kaufmännische Berufsbildung und Handelsschulen. Ihre Erörterungen führten zu der einstimmig angenommenen Resolution, der IV. Bayerische Frauentag werde ein Gesuch des Münchener Handelsgehilfinnenvereins, die Errichtung kaufmännischer Fortbildungsschulen für Mädchen, bei der Kgl. Regierung unterstützen. — Der von Frau A. Steidle-München übernommene Bericht über die Privatgymnasialkurse für Mädchen in München wirft ein grelles Streiflicht auf die Vorurteile, die eine Anzahl fortschrittlicher Frauen und Männer zu besorgen hatten, als sie vor zwölf Jahren der „höheren Tochter" die Möglichkeit einer den geistigen Ansprüchen der Zeit entsprechenden Bildung zusichern wollten. — Tempi passati! Der Umschwung ließ auf sich warten, aber er kam. Im Jahre 1904 vermochten 54 Gymnasiastinnen ihr Bildungsideal in Bayerns Hauptstadt zu erreichen.

In letzter Abendversammlung sprach Frau Marianne Weber-Heidelberg über Beruf und Ehe. Der fein nüancierenden Rednerin gelang es nicht so ganz, das Problem zu lösen, wie die Frau in der ehelichen Gemeinschaft die Pflichten, welche ihr diese auferlegt, mit denen des Berufslebens vereinen soll, um beiden gerecht zu werden; doch vermochte sie klar zu legen, das spätere Liegenlassen des Berufes beeinträchtige den gewonnenen Persönlichkeitswert nicht, der unverlierbarer Besitz bleibe.

„Die Pflichten der Frau in der Not der Zeit" definierte Frau Prof. Krukenberg-Kreuznach, in einer meisterhaften Rede. Sie begehrt von der Frau keine Großtaten, die sie innerhalb des Rahmens eines geordneten Familienlebens nicht zu vollbringen vermöchte. Sie nimmt Stellung gegen das unsinnige Hasten junger Frauen nach Vergnügungen zur Zeit, wo einem werdenden Leben Schonung nötig ist. Sie eifert gegen die Verwöhnung der Kinder in der Stadt und lehnt die hypermodernen Vorschläge, die Hausfrauen durch Genossenschaftsküchen zu entlasten, die Kinder in Erziehungsheime auf das Land zu geben 2c. ab. Der Hausfrauenberuf schule ganz vorzüglich für das Wirken außerhalb der vier Pfähle des Hauses. Elsbeth Krukenberg verlangt Schulung der Frau durch geistiges Lernen und praktische Erkenntnis. Das gute Beispiel, das die höheren Stände geben, sei unter anderem notwendig zur Bekämpfung der Alkoholnot. Die Hüterin der Sitten, die Frau, ist zur Mitarbeit an dieser wie an allen Aufgaben berufen, welche die Not der Zeit dem Manne stellt. Neben den Einfluß des Mannes sei Frauenart und Einfluß zu setzen, das Tatenchristentum an Stelle von Macht- und Interessenpolitik. Darin liege die Stärke und das Recht der Frauenbewegung. Die warm empfundenen Worte aus dem Munde einer sympathischen, Anerkennen erweckenden Persönlichkeit wie Frau Krukenberg, wurden mit jubelndem Beifall aufgenommen.

Am Schluß der Tagung bayerischer Frauen kam die „Kleinarbeit" zur Sprache, in der die modernen Frauenbestrebungen zur praktischen Geltung gelangen. Frau Justizrat Rosendahl konnte von der Vereinstätigkeit der Augsburger Frauen, die in interkonfessionellen, katholischen und protestantischen Vereinigungen geübt wird, eine sehr erfreuliche Statistik geben. Besonderer Fürsorge erfreuen sich die Wöchnerinnen und die Kleinen vom ersten Jahre bis zum schulpflichtigen Alter, denen sechs Kinderbewahranstalten und eine Heilanstalt für chronische Kranke offen stehen. — Von Vorurteilen der Kleinstädterinnen gegen die Bestrebungen der Neuzeit, wußte Frau M. Frey-Immenstadt ein anschauliches Bild zu entwerfen. Die verschiedenen Typen der Opposition zogen an uns vorüber, die der Lethargie Verfallene, die es nicht vermag, sich zur Arbeit aufzuraffen, die Aengstliche, der die Bewegung als Attentat auf den Mann erscheint, die Lokalpatriotin, der größere Organisationen ein Greuel sind, die Unwissende, die vom Klassen- und Kastengeist Befangene. Wer wird sie bekehren, die vielen, welche nicht über den Rand des häuslichen Herdes hinaussehen können, — klagte die Rednerin.

Wem anders wird dies gelingen außer der alles vermittelnden Zeit, deren Pulsschlag in den großen Zentren des Verkehrs naturgemäß fühlbarer ist als in den weltvergessenen Orten, die manchen locken zum Ausruhen von des Lebens fiebernder Hast?

Hat uns nicht gerade der Verlauf des IV. Bayerischen Frauentages vor Augen geführt, wie viele Vorurteile siegreich überwunden sind, seit sich seine Leiterinnen zu gemeinsamem Wirken zusammenfanden?

Der Erfolg, den sie in der alten Reichsstadt zu verzeichnen hatten, dokumentiert am deutlichsten, daß sich die Kreise geweitet haben, welche heute dem Streben der Frauenbewegung innerhalb ihres engeren Vaterlandes Verständnis entgegenbringen.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Aus der hochpolitischen Arena.

Am 2. Mai hat die deutsche Gesandtschaft die Wallfahrt nach Fez angetreten. Zur selben Zeit wurde in einem französischen Blatte berichtet, daß der Maghzen bereits eine Antwort auf die französischen Forderungen gegeben habe, und zwar ganz im Sinne der deutschen Politik: Reformen — ja, aber nicht unter der alleinigen Führung Frankreichs, sondern unter dem gemeinsamen Beistand aller europäischen Mächte. Was zugleich über den Inhalt des französischen Reformprogramms in englischen und französischen Blättern verlautete, ging tatsächlich auf den französischen Sequester hinaus: das ganze politische und kirchliche Vermögen des Landes, die Steuern und sonstigen Einnahmequellen sollten in die Verwaltung der Filiale einer Pariser Bank



übergehen, und dieses Werkzeug der französischen Regierung sollte als alleiniger Soldzahler die bürgerlichen und militärischen Angestellten in der Gewalt haben, den Maghzen und den Sultan eingeschlossen. Also richtig ein zweites Tunis! Die französische Vormundschaft über Marokko sollte die englische über Aegypten noch übertrumpfen. Unwahrscheinlich ist ein derartiges gründliches Vorgehen des Pariser Gesandten nicht; denn die Forderungen waren noch in der Blütezeit der Delcasséschen Politik entworfen, als man glaubte, Deutschland und die umliegenden Mächte einfach ignorieren zu können.

Aus Paris wurde vorige Woche wiederum eine Krisis im Ministerium des Auswärtigen gemeldet und alsbald dementiert. Offenbar spiegelt sich darin ein häuslicher Gärungsprozeß ab. Herr Rouvier will seine Rechte als Ministerpräsident auch in der Kontrolle der auswärtigen Politik geltend machen, und Herr Delcassé sträubt sich gegen diese Einschränkung seiner bisherigen Selbstherrlichkeit mit dem letzten Rest seiner Kräfte. Unter diesen Umständen darf man auf die Haltung der französischen Kammer, die am 15. d. M. wieder zusammentreten soll, wirklich gespannt sein. Wenn wir versuchen, uns auf den Standpunkt der verständigen Franzosen zu stellen, so will es uns als die verhältnismäßig beste Lösung erscheinen, daß Herr Rouvier noch vor den Kammerdebatten den Rücktritt Delcassés und seine Ersetzung durch einen geschulten Diplomaten veranlaßt. Dann würde dem Personenwechsel der fatale Beigeschmack eines politischen Rückzuges möglichst genommen, und die künftige Politik Frankreichs hätte doch die gewünschte Erleichterung, indem die alten Mißgriffe und unbequemen Verbindlichkeiten mit Herrn Delcassé in die Versenkung gingen. Aber dieser einfache Lösungsversuch stößt vielleicht auf geheimnisvolle Schwierigkeiten. Allem Anschein nach war Herr Delcassé nicht bloß Leiter der französischen Politik des Auswärtigen, sondern der Geschäftsführer einer internationalen Koterie zur Bekämpfung Deutschlands. Am deutlichsten zu erkennen ist ja seine Kooperation mit der amtlichen, geschäftlichen und publizistischen Deutschenhasserei in England. Die Unerbittlichkeit und Dreistigkeit dieser deutschfeindlichen Ränkeschmiede haben wir ja aus dem boshaften Preßtreiben oft genug kennen gelernt. Die Machenschaften greifen aber viel höher hinauf. Nachdem vor kurzem noch ein aktives Mitglied der Admiralität eine Rede über einen Präventivkrieg gegen die wachsende deutsche Flotte gehalten hatte, die kaum notdürftig bemäntelt werden konnte, hat jetzt Lord Fitzgerald unter dem Schutze seiner a. D.-Stellung unverblümt gepredigt, daß England den deutschen Wettbewerb mit Gewalt niederschlagen müsse, so lange es noch Zeit sei. Die verantwortlichen Staatsmänner Großbritanniens werden sich, wenn die aufgeworfene Frage mal praktisch werden sollte, gewiß ebenso bedächtig zeigen, wie jetzt bereits die Mehrzahl der französischen Politiker gegenüber der akut gewordenen Kraftprobe wegen Marokkos. Aber diese Treibereien muß man doch beachten um des Zusammenhangs mit der Delcassé-Krisis willen. Man versteht dann auch, weshalb unserseits so viel Wert darauf gelegt wird, die Eintracht im Dreibund recht deutlich hervortreten zu lassen. Kaiser Wilhelm hat bei seiner Rückkehr aus Italien lange und herzliche Telegramme mit dem König Viktor Emanuel gewechselt, und die Offiziösen in Oesterreich, Italien und Deutschland heben geflissentlich das befriedigende Ergebnis der Aussprache Goluchowski-Tittoni hervor.

Nebenbei ist es jetzt als Vorteil für Deutschland zu buchen, daß wir seinerzeit aus den kretischen Wirren unsere Hände zurückgezogen haben. Der jetzige Versuch der Kreter: ihre Vereinigung mit Griechenland durchzusetzen, geht uns also gar nichts an; niemand kann diesen Konflikt zwischen dem eigenwilligen Mündel und dem steifen Kollegium der Vormundmächte zur Belastung der deutschen Politik benutzen, und gerade jetzt ist die Klarheit und Einfachheit, die Konzentration aller Kräfte auf den einen kritischen Punkt, für uns von großem Werte.

Die Toleranz in Rußland.

Speise geht vom Fressen aus und Süßigkeit vom Starken! Rußland beschämt Mecklenburg, Sachsen und Braunschweig. Der orthodoxe Zar beschämt den Evangelischen Bund und die protestantische Synode. Nikolaus II. hat nach langem Schwanken und Ringen sich zu einer Tat aufgerafft, die bei der herkömmlichen starken Macht des Heiligen Synods, bisher verkörpert in dem starren Fanatiker Pobedonoszew, als eine Heldentat erscheint. Er hat die Vorschläge des Ministerkomitees betreffend die größere Freiheit der nicht-orthodoxen Religionsgesellschaften unterzeichnet. Wenn die Vorschläge durchgeführt werden, so bedeutet es die Emanzipation der Katholiken und der zahlreichen, zum Teil sehr bedeutenden Sekten, die sich in der verknöcherten Staatskirche gebildet haben. Die Besserstellung der katholischen Kirche wird besonders ihre politische Wirkung in der Beruhigung des polnischen Elements äußern, und darauf zielt auch ganz besonders die löbliche Maßregel, daß der Religionsunterricht in der Muttersprache gestattet werden soll, ein sehr bedeutsames Zugeständnis angesichts der bisherigen Zwangspropaganda für die russische Sprache. Ob nicht unsere Hakatisten in ihrer rücksichtslosen Verfolgung der nichtdeutschen Muttersprache sich etwas zum Nachdenken veranlaßt fühlen? Schade nur, daß die kirchenpolitische Reform des Zaren nicht etwas früher gekommen ist, ehe die Fluten der aufständischen Bewegung sich im Zentrum Polen so weit verbreitet hatten. Dann wäre vielleicht auch das traurige Blutvergießen zu vermeiden gewesen, das am 1. Mai, dem russischen Ostermontag, bei einem der nicht mehr ungewöhnlichen Krawalle in Warschau stattfand. Im übrigen Rußland haben die verschiedenen „altgläubigen" Sekten durch die Tüchtigkeit und den Besitz ihrer Anhänger großen Einfluß. Sie werden jetzt gewiß ihre Kräfte in den Dienst der Ordnung stellen, wenn nur — und das ist bei der mächtigen Eigenart des „Tschin" in Rußland noch nicht selbstverständlich — wenn nur die russischen Beamten das Toleranzedikt des Zaren sofort ehrlich ausführen.

Im allgemeinen läßt sich nicht verkennen, daß der russische Staatsorganismus in den schweren und andauernden Krisen der letzten Zeit eine größere Widerstandsfähigkeit bewiesen hat, als mancher dem Koloß mit den tönernen Füßen noch zutrauen wollte. Man könnte auch sagen, die vielberedete revolutionäre Partei hat nicht die planmäßige Aktionsfähigkeit gezeigt, die man vielfach von ihr erwartet hatte. Jedenfalls hat das Zartum unter den jetzigen Verhältnissen noch viele Aussicht auf Erhaltung der Ordnung, wenn nicht etwa überraschende Schicksalsschläge die Entwicklung im Innern wieder aus der Bahn reißen sollten. Ein Vorteil für die Verteidigung der Staatsordnung ist der augenblickliche Stillstand der japanischen Operationen, namentlich die gelungene Vereinigung der Nachschubflotte Nebogatows mit der Hauptflotte Roschdjestwenskys und die Zurückhaltung Togos gegenüber diesem Baltischen Geschwader. Wie lange die Schonzeit dauern wird und welche Angriffspläne die vorsichtigen Japaner ausgeheckt haben, ist freilich nicht abzusehen; aber augenblicklich steht das Ansehen Rußlands wieder bedeutend höher als je seit dem Fall von Port Arthur, und die Staatsmänner an der Newa können offenbar nichts Besseres tun, als diese Frist zur Einführung von beruhigenden inneren Reformen zu benutzen. Das ist auf jeden Fall vorteilhaft, mögen die Würfel auf dem Kriegsschauplatz gut oder schlecht fallen.

Die Gärung im deutschen Protestantismus.

Der Fall des Predigers Dr. Fischer in Berlin, des offenherzigen Rationalisten, zieht immer weitere Kreise. Die „Positiven" in der evangelischen Landeskirche Preußens haben eine große Versammlung in Berlin zum Protest gegen den Unglauben auf den Kanzeln und den theologischen Lehrstühlen abgehalten; die Mittelparteiler und die Liberalen dagegen haben schon Demonstrationen für die „Freiheit der Forschung und der Lehre" teils veranstaltet, teils geplant. Es handelt sich da um einen Zersetzungsprozeß, der mit naturgesetzlicher Notwendigkeit sich entwickelt und durch Reden oder Resolutionen nicht zum Stillstand zu bringen ist. Den Positiven, die den Rest des Offenbarungsglaubens verteidigen, gehören unsere Sympathien; aber wir müssen notgedrungen zugeben, daß die Konsequenz bei ihren Gegnern ist; das reformatorische Prinzip der freien Forschung hat nicht bloß vor 400 Jahren revolutionär gegenüber der alten Kirche gewirkt, sondern es wirkt auch so weiter gegenüber dem Teil des Bekenntnisses, den die ersten „freien Forscher" noch zu begnadigen suchten. Die Positiven hätten eine klärende Tat setzen können, wenn sie sich entschlossen hätten, der Landeskirche ein Ultimatum zu stellen und ernstlich ihren Austritt zur Bildung einer christusgläubigen freien Kirche anzukündigen. Aber dazu haben sie sich nicht aufzuschwingen vermocht. Sie bleiben in Kanzel- und Altargemeinschaft mit den Leugnern der Gottheit Christi und der Dreifaltigkeit. Und so lange wird es auch bei der ausgegebenen hohen Parole bleiben: Keine Ketzergerichte!



Sonettenstrauß.*)

Miguel de Cervantes Saavedra zur 300jährigen Jubelfeier gewidmet.

1.

Viel schöne Künste blüh'n in allen Reichen,
Den Sternen gleich, die hoch am Himmel stehen;
Sie sind des Geistes leuchtende Trophäen,
Göttlicher Herkunft hehre Siegeszeichen.

Was in der Zeiten Ungunst mag erbleichen,
Hoch vom Zenith strömt auf die Pyrenäen
Die Sonn' ihr Licht herab in Strahlenseen:
Den Glanz erhab'ner Dichtkunst ohnegleichen.

Mag von des Arno Blumenflur entschweben
Zum höchsten Sphärenkreis der Genius Dantes
Und adlergleich der Schwan vom Avon streben,
Begrüßen werden neidlos sie Verwandtes
Und auf der Dichtkunst Ehrenthron erheben
Als Ebenbürt'gen Miguel Cervantes.

2.

Des Lebens rauhe Wirklichkeit zu mildern
Durch seine Kunst ward der Poet berufen;
Was göttlich hohe Kräfte rein erschufen,
Soll neu beleben er in schönen Bildern.

Durch Dorn und Disteln, die den Hain verwildern,
Trägt sein geflügelt Roß mit gold'nen Hufen
Ihn über höchste Fels- und Wolkenstufen,
Daß alle Herrlichkeit er weiß zu schildern.

O, du Beglückter, dem im reinen Aether
Gegeben ward die Denkerstirn zu baden,
Dir wanden reichste Lorbeern uns're Väter.
Wie Sonne siegreich bricht durch Nebelschwaden,
So du, Kastiliens Wohl- und Wundertäter,
Und, mehr als Einer, Poet von Gottes Gnaden.

3.

Als Held in Spaniens glorreichen Annalen
Stehst, edler Dichterfürst, du eingetragen;
Die den Tribut des Ruhms dir zollen, fragen,
Ob diesem mehr, ob jenem sie ihn zahlen?

Die Linke, die Lepantos Kugeln stahlen,
Zeugt für des Kriegers Ehr' in fernsten Tagen,
Indes die Recht' aus Geistesschacht zu schlagen
Goldmünzen wußt', die unvergänglich strahlen.

Stolz zeigtest deine Narben du und Wunden,
Und trugst du Sklavenkittel auch und Ketten,
Es blieb dein Geist in Fesseln ungebunden.
Großmütig suchtest and're du zu retten,
Eh du für dich das Lösegeld gefunden,
Zu küssen deiner teuren Heimat Stätten!

4.

Um deinen Sold vom falschen Mars betrogen
Hast du die Gunst Fortunens nie erfahren;
In deines Lebens wechselreichen Jahren
Bliebst in der Armut Schule du erzogen.

Doch mochten um des Himmels weiten Bogen
Zu Haufen sich die finstern Wolken scharen,
Du triebst mit deinem Witze sie zu Paaren
Und bist ins heit're Märchenreich entflogen.

Dem Manne Heil, der dich zum Freund erkoren!
Wo deinen Zauberstab du schwingst, da schwinden
Gespenster, die der Mißmut hat geboren.
Die Musen und die Grazien, alle finden
Sich ein zum Stelldichein, die flücht'gen Horen
Mit duft'gen Blumenkränzen zu umwinden.

5.

Der Ritter von der Mancha und sein Knappe,
Wo gibt es in der Dichtung aller Zeiten
Zwei Helden wohl, die gleiche Lust bereiten,
So viel der Weisheit pred'gen in der Kappe?

Das fette Grauchen und der hag're Rappe
Mit ihren Herrn in allen Fährlichkeiten,
Seh'n wir verwachsen sie und ruhmreich streiten,
Stets frisch und wohlgemut nach jeder Schlappe.

Wie sehr die Welt, die voll der Narren, spotte,
Kein Ritter hat je solchen Sieg errungen
Als der sinnreiche Junker Don Quijote,
Der, keck auf dürrem Klepper vorgedrungen,
Der ritterlichen Mißgeburten Rotte
Mit seines Speeres Schärfe hat bezwungen!

6.

Wollt' ich dein mannhaft Bild in allen Zügen
Getreulich konterfei'n, nie würd' ich enden:
Ich müßt' ein Buch dir weih'n, mit ems'gen Händen
Zum vollsten Kranz der Reime Perlen fügen.

Ein weites Feld müßt' zehnmal ich umpflügen
Und jede Scholle sorglich zehnmal wenden,
Zu heben deines Geistes reiche Spenden,
Nie kann mein Wort zu rühmen dich genügen.

Als ritterlicher Held stehst du inmitten
Der Tapf'ren, die für Vaterland und Glauben
Gekämpft und klaglos Schmerz und Schmach erlitten.
Und jenen Kranz, den aus den Lorbeerlauben
Apollos du mit fester Hand geschnitten,
Kein Kronos kann, kein Neider dir ihn rauben!

Leo van Heemstede.

*) Bei den Kölner Blumenspielen am 7. Mai d. Js. preisgekrönt.

Friedrich Eberhard von Rochow.

Zum hundertjährigen Gedächtnistag seines Todes. 16. Mai 1805 — 16. Mai 1905.

Von

Johann Jacoby, Lehrer, Fels, Luxemburg.

Motto:
„Wer eine Zukunft schaffen will, möge die Vergangenheit nicht aus dem Auge verlieren." Krügers Testament.

Wenn wir die Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes durchblättern, finden wir manche edle Männer, die nicht nur ihr ganzes Sein, ihr Wissen und Können in den Dienst der Menschheit, der Erziehung und des Unterrichtes gestellt haben, sondern auch zeitliche Opfer nicht gescheut haben, ihren edlen Zweck zu erreichen. Unter diesen wahrhaft verehrungswürdigen Männern nimmt Freiherr von Rochow nicht die letzte Stelle ein. Friedrich von Rochow, Erbherr auf Rekan im Brandenburgischen, war geboren 1734 zu Berlin als Sohn des preußischen Staatsministers Friedrich Wilhelm von Rochow. Die Mutter, eine geborene von Görne, war eine liebenswürdige, sehr gebildete Frau. Namentlich ging von ihr, wie seine Biographen sagen, ein kräftiger religiöser Sinn auf den Sohn über. Im Jahre 1750 betrat er die militärische Laufbahn, wurde bei Lowositz und Prag schwer verwundet und zog sich in seine Heimat zurück, wo er sich vorzugsweise der Landwirtschaft und wissenschaftlichen Studien widmete. Auf seinen Gütern führte er allerhand Verbesserungen ein. Daneben richtete er für die Armen auf seinen Gütern eine Krankenkasse ein und nahm sich besonders der Schulen auf seinen Gütern Rekan, Krahne, Gettin usw. an.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, eine erschöpfende Abhandlung über den Reformator, den Vater des Dorfschulwesens

n Deutschland, wie er vielfach genannt wird, zu bringen; ich will nur hinweisen auf die hervorragendsten Momente, welche sein Wirken kennzeichnen, an denen unsere Zeit sich mit Nutzen spiegeln soll. Und das sind vor allem seine tiefe Religiosität, seine Opferwilligkeit und Uneigennützigkeit, die Liebe zum Lehrerstand, den er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu heben suchte. Ist Rochow auch nicht Katholik gewesen, so war er doch auch kein egoistisch-frivoler Nachbeter der Irrtümer seiner Zeit, und das macht ihn uns als Charakter wert, und was er in gutem Glauben geübt und gefördert, wollen wir wohl würdigen und zur Nachahmung empfehlen.

Freiherr von Rochow war, wie wir schon angedeutet haben, tief religiös. Er glaubte fest an das Walten der göttlichen Vorsehung. In seinem Vorbericht zum „Versuch eines Schulbuches für Kinder der Landleute" lesen wir: „Als ich bis auf das Hauptstück von der Landwirtschaft die erste Ausgabe dieses Versuchs vollendet hatte, erhielt ich des Herrn Hofrat Schlossers Katechismus für das Landvolk. Auffallend rührte mich die Aehnlichkeit unserer Absichten, die ähnliche Lehrart und Gesinnungen gegen den zahlreichsten, aber verachtetsten Teil unserer Mitmenschen. Wir sind, so dachte ich, einander völlig unbekannt und schreiben fast zu einer Zeit, an entfernten Orten in Deutschland, über einen Vorwurf — vielleicht ist dieses ein Wink der Vorsehung — ich will ihn nicht verkennen — und so entschloß ich mich, meinen Versuch durch den Druck bekannt zu machen". Die Reichen und Vermögenden erinnert er daran, daß sie nur Haushalter Gottes sind und daß sie einen nützlichen und Gott wohlgefälligen Gebrauch ihres Besitzes machen sollen. „Ihr großen und vermögenden Herren der Erde!" schreibt er in demselben Vorbericht. „Sind wir bloß geboren die Früchte der Erde zu verzehren? Sind wir nicht Haushalter Gottes? Sollen wir nicht sein Reich, welches das Reich der Wahrheit und Erkenntnis ist, vermehren, und das Reich der Finsternis, das ist der Unwissenheit und des daraus entspringenden Irrtums und Aberglaubens, soviel an uns ist, zerstören helfen? Gewiß, Gott würde solchen Anstalten und Einrichtungen seinen gnädigen Segen nicht entziehen." Er erkennt an, wie arm ein Leben ohne Gott ist, wenn er schreibt: „Ihre Unwissenheit (der Landleute) in den nötigsten Kenntnissen beraubt sie der Vorteile und Ersetzungen, welche die für alle Stände gnädige Vorsehung Gottes auch dem ihrigen gegönnt hat. Sie wissen weder das, was sie haben, gut zu nutzen, noch das, was sie nicht haben können, froh zu entbehren. Sie sind weder mit Gott noch mit der Obrigkeit zufrieden. Sie wollen zur Not wohl durch Christum selig, aber nicht nach Christi Geboten vorher fromm werden. Die Ursache dieser sämtlichen, den Staat in seinem wichtigsten Teile zerstörenden Uebel, liegt an der vernachläßigten Erziehung der ländlichen Jugend. Sollte nicht jeder Staat, fährt er fort, unsäglich große Vorteile davon haben, wenn z. B. alle Menschen gewissenhafter würden? Aber das Gewissen gründet sich auf Religion; auf eine Religion, die im Verstande und Willen wirkt und ohne gute Erziehung und Unterweisung den Menschen nicht mitgeteilt werden kann. Jede Obrigkeit ist ihm dann heilig, weil sie von Gott verordnet ist. Er betet für sie, noch dann, wenn er leidet. Er weiß, daß ohne Gehorsam keine Ordnung erhalten wird, er gehorcht also freiwillig." In seiner Anweisung für Schullehrer finden wir auf jeder Seite, wie es seine Hauptsorge ist, auch bei rein weltlichen Lehrgegenständen, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne auf Gott als die erste Ursache aller Dinge hinzuweisen. Ihm gilt mit einem Wort die Religion als das Fundament der Erziehung. „Von der Solidität dieses Fundamentes hängt die Güte des ganzen Gebäudes ab. Aus einem tauben Samenkorn erwächst nimmermehr eine in Zeit und Ewigkeit fruchtbringende Pflanze." *)

Rochow hat aber auch das, was er für richtig und nützlich erkannt hat, mit allen Kräften zu verwirklichen gesucht und wurde hierin von seiner Gemahlin, einer geborenen Luise von Bose, in der werktätigsten Weise unterstützt. Die 46jährige Ehe blieb kinderlos. Dafür hat Rochow zahllosen fremden Kindern durch sein gemeinnütziges Wirken reiche Wohltaten erwiesen. „An den Kindern armer Bauern und Taglöhnern, heißt es in den von Albert Richter herausgegebenen pädagogischen Schriften, haben die Gatten getan, was an eigenen Kindern zu tun ihnen nicht vergönnt war, und wenn Rochow Bücher für den Unterricht armer Landkinder verfaßte oder mit dem Lehrer auf seinem Gute Rekan in katechetischen Uebungen wetteiferte, so erteilte seine Gattin den Schulmädchen von Rekan Unterricht im Nähen und Stricken." Rochow unterzog sich nicht nur der mühevollen Arbeit Bücher

*) Von Raumer S. 301 u. 305.

und Anweisungen für Schulen zu schreiben, er unterhielt auch einen regen Briefwechsel mit den maßgebenden Persönlichkeiten, deren Einfluß imstande war, wirksame Verbesserungen im Schulwesen herbeiführen zu können; so unter anderen dem Minister von Zedlitz, der sogar zweimal selbst die Schule von Rekan besuchte. Auch scheute er vor keinen Ausgaben zurück, wenn es galt etwas Schlechtes durch etwas Besseres zu ersetzen. Um ein besseres Kirchengesangbuch einzuführen, schenkte er jedem Individuum seiner fünf Ortschaften ein neues verbessertes Gesangbuch.

Für die Hebung der Schulen schien Rochow mit Recht die Hebung des Lehrerstandes für unerläßlich. Es ist wohl allbekannt, wie in jener Zeit die Lehrer zum größten Teil aus Handwerkern, Taglöhnern und verfehlten Studenten bestanden. Erniedrigende Gebräuche aller Art schmälerten seine Achtung. „Eine veraltete Routine hemmte jede freie Bewegung. Das unerbittliche, zähe Festhalten an dem Hergebrachten kennzeichnete selbst die aufgeklärten Kreise, welche für die wirklichen Bedürfnisse des Volkes doch einige Einsicht hätten haben können. So hatte bekanntlich der fromme Overberg (1754—1826) eine Menge Verdrießlichkeiten auszustehen, weil er das Vaterunser nicht an die Spitze seiner neuen Lesefibel gesetzt hatte. Einen eigentlichen Lehrerstand gab es zu der Zeit auch nicht. Und wie hätte sich auch ein eigener Lehrerstand herausbilden können, da die Schulen ihre Vorsteher nicht zu ernähren imstande waren. Daneben fehlten die Anstalten, in welchen junge Leute auf das Lehramt hätten vorbereitet und mit den nötigen Kenntnissen hätten ausgerüstet werden sollen." *) Das alles hatte Rochow richtig erkannt, indem er folgende Vorschläge veröffentlichte:

1. Mit Handwerkern und unwissenden Bedienten muß keine Land- oder niedere Schule mehr besetzt werden, sondern wo möglich, fürs erste, mit Kandidaten der Theologie, und aus ihnen würden etwa die Landprediger hergenommen. Sollte dieses aber nicht angehen: doch mit geschickten und fleißigen jungen Leuten, die gute Schulstudien haben und die in Ermangelung eigener Seminarien etwa der einsichtsvollere Prediger mit dieser Lehrart vertraut gemacht hat.

2. Sie müssen alle wenigstens über hundert Reichstaler bares Geld an fixem Gehalt nebst dem Kantortitel haben, ohne die übrigen Vorteile, als Feuerung, Wohnung, Garten 2c., damit sie sich gern und ganz dem Schuldienste weihen könnten.

3. Die Schulzeit währe zur Erhaltung der Gesundheit des Lehrers nur etwa höchstens sechs Stunden.

4. Die Schulgebäude müssen Vorzüge vor den übrigen haben; die Stuben hell, und mit nützlichen und zweckmäßigen Bildern oder Sachen und Modellen geziert sein.

Der liebevolle Verkehr mit seinen Lehrern, gepaart mit Ernst und gutem Beispiel, mußte auf diese und ihre Bildung den besten Einfluß und die reichlichsten Früchte für die Schule zeitigen. Daß auch seine edle Gattin von derselben Lehrerfreundlichkeit beseelt war, beweist der Umstand, daß sie, die den Gatten überlebte, in ihrem Testamente den Schulen von Rekan, Krane und Gettin ein Kapital von dreitausend Talern vermachte mit der Bestimmung, daß die Zinsen alljährlich an die Lehrer der drei Dörfer verteilt werden sollen.

Wie sehr Rochow die tüchtigen Lehrer schätzte, ersehen wir aus seiner Geschichte seiner Schulen, wo er selbst schreibt: Im September verwichenen Jahres ging mein Freund (Lehrer Bruns) nach langen, mit exemplarischer Geduld erduldeten Leiden in einen neuen Wirkungskreis hinüber. Viel Lohn wartet seiner! Eine drei Fuß hohe Urne soll in meinem Garten seinem Andenken geweiht sein mit der Aufschrift: H. Bruns. Er war ein Lehrer. Rochow hat, wie es in den schon erwähnten Schriften von Albert Richter heißt, nicht allein die Rechte der Lehrer verteidigt, sondern auch das Maß ihrer Pflichten den Lehrern vor die Seele gehalten. Das beweisen folgende Aussprüche von ihm, die uns aufbewahrt worden sind: „Wer nicht von der heilbringenden Vortrefflichkeit der Lehre Jesu ganz selbst durchdrungen ist, wer das Wohl der Menschen nicht zärtlich wünscht, wird immer ein Mietling bleiben. Die Kälte, mit welcher die Mietlinge von der Religion sprechen, ist derselben schädlicher, als wenn sie gar davon schwiegen."

Zum Schluß möge folgender Wunsch des edlen Menschenfreundes noch Platz finden: „Möchte doch dieser edle Trieb, das Reich der Wahrheit und Erkenntnis zu mehren, in allen Seelen entbrennen und allgemeine Menschenliebe hier keinen Stand ansehen, damit durch Ausbreitung einsichtsvoller Tugend in jedem Ort Glückseligkeit wohnen und Gerechtigkeit und Friede sich überall begegnen können!"

*) Lrb. Schulfreund 1889.

Die Auswanderung über Bremen im Frühjahr 1905.

Wenn man aus dem in großartigen Dimensionen erbauten neuen Bahnhof Bremen heraustritt und über den freien Platz in die Bahnhofsstraße einlenkt, begegnet man Hunderten von fremdartigen Gestalten: Gruppen von Auswanderern. Es sind dies zum großen Teil junge, kräftige Männer mit hohen Stiefeln, kurzgeschnittenen Röcken, den Kopf mit einer Bärenmütze bedeckt. Auch befinden sich darunter wild aussehende, von der Kultur noch nicht berührte kräftig untersetzte Gestalten, welche nur mit Hemd, Hose und Schafspelz bekleidet sind. Etwa drei Zehntel der Auswanderer sind Polen aus Galizien und Rußland, weitere drei Zehntel sind Magyaren und Slowaken; zwei Zehntel kommen aus Krain, der Rest setzt sich aus Deutschen, Ruthenen, Serben und Rumänen zusammen.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß so viele Tausende ihre Heimat dauernd oder vorübergehend verlassen. Doch ist diese große Auswanderung erklärlich, wenn man die geringen Löhne, welche in den slawischen Ländern bezahlt werden, in Betracht zieht. In Ungarn und Galizien beträgt der Lohn für einen erwachsenen landwirtschaftlichen Arbeiter 40—50 Kreuzer (70—80 Pf.) pro Tag ohne Kost, in Rußland 20 Kopeken (43 Pf.). Ein tüchtiger Handwerker (Schmied) verdient täglich ohne Kost 80 Kreuzer, und doch finden selbst zu diesen niedrigen Sätzen nicht alle arbeitswilligen Hände Beschäftigung. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas dagegen beträgt der Tagelohn durchschnittlich 1 Dollar (4.20 Mk.).

Ein großer Teil der Polen aus Galizien und Rußland, der Ungarn, besonders der Slowaken, arbeiten nur drei bis vier Jahre in Nordamerika und kehren dann mit Ersparnissen von 3—400 Dollars nach der Heimat zurück, befreien ihr Eigentum von den Hypotheken und wandern alsdann zu neuem Erwerb wiederum nach Nordamerika. Andere siedeln sich dort dauernd an und lassen Frau und Kinder nachkommen, sobald sie die nötigen Mittel zur Ueberfahrt für dieselben errungen haben. Die weiblichen Auswanderer bilden etwa ein Sechstel der Gesamtzahl; es sind dies meistens junge Mädchen, welche in Nordamerika gut bezahlte Stellen als Dienstboten finden.

Die Auswanderung über Bremen hat in den ersten Monaten dieses Jahres eine ganz gewaltige Ausdehnung angenommen. Im Januar belief sich dieselbe auf 14,088 gegen 5189, im Februar auf 21,871 gegen 12,572 in der gleichen Zeit 1904, Zahlen, wie sie in früheren Jahren noch nie erreicht wurden. Beispielsweise befanden sich am 12. März in Bremen 1775 Zwischendeckreisende und am 12. März 2228.

In Bremen gibt es zweiundfünfzig Auswandererlogierhäuser, welche 3091 Passagiere aufnehmen können, und doch mußten an den meisten Tagen in den Monaten Februar und März Notquartiere eingerichtet werden. Die Auswanderer wurden im Schützenhofe und im Saale des Schlachthofes auf Stroh gebettet. Obschon der Norddeutsche Lloyd große Anstrengungen macht, diese gewaltigen Massen zu befördern, und die Gesellschaft drei Dampfer in der Woche nach New York und Baltimore abgehen läßt, müssen doch öfters Hunderte von Passagieren bis zu acht Tagen in Bremen zurückbleiben. Die Auswanderer kommen schon deswegen in so großer Zahl nach Bremen, weil die Hamburg-Amerika-Linie mehrere ihrer Dampfer an Rußland verkauft hat und wöchentlich nur ein Schiff nach Nordamerika expedieren kann. Auch ist in den slawischen Ländern ein weit verzweigtes Netz von Agenten durch den Generalvertreter des Norddeutschen Lloyd (Mißler) eingerichtet.

Die Firma Mißler in Bremen hat ihre geräumigen Bureaus separat für jede slawische Nationalität in der Bahnhofsstraße, und sind Dutzende Angestellter, die die slawischen Sprachen verstehen, vor den Abfahrtstagen bis tief in die Nacht hinein beschäftigt, die Passagiere abzufertigen, ihnen die Schiffsbillette auszustellen, ihr Geld zu wechseln und Auskunft zu erteilen. Die Firma Mißler unterhält auch selbst Logierhäuser, eins in der Bahnhofstraße über den Bureaus, in welchem etwa 200 Auswanderer unterkommen können. Zwei weitere, für 464 Personen Platz bietende Logierhäuser liegen in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs. Diese können hinsichtlich des praktischen Bettensystems, der Logier- und Speiseräume, sowie der Wasch- und Klosetteinrichtungen als mustergültig bezeichnet werden. Jeder Auswanderer erhält ein sauberes Bett und wird ihm jeden Tag Fleisch gereicht, alles zu dem verhältnismäßig billigen Preise von 1 Gulden = 1.70 Mk. pro Tag.

❧ ❧ ❧

Warnungstafeln vor dem medizinischen, juristischen, philologischen Studium.

Von
Dr. Hans Schorer.

Bei letzterem ist die Gefahr erst in Anzug. So versichert Professor Lexis. Sein Artikel über „Bedarf und Angebot in den gelehrten Berufszweigen" („Hochschulnachrichten", Okt., Dez. 1904) hat besonders in Juristenkreisen Warnsignale aufziehen lassen. Bei den Medizinern war das schon in den Herbstmonaten des letzten Jahres geschehen. Auf das entschiedenste wurde vor dem medizinischen Studium gewarnt. „Die Aussichten . . müssen als außerordentlich schlechte bezeichnet werden. Es herrscht seit Jahren eine früher nie gekannte Ueberfüllung des ärztlichen Berufes . . Auf zwei Jahrzehnte hinaus ist der Bedarf mehr als gedeckt." Günstigstenfalls treffen auf den Arzt 1800 Einwohner, in größeren Städten 7—800 (Frankfurt a. M. 814, Berlin 766, München 608).

Was in diesem aus ärztlichen Fachkreisen in die Tagespresse lancierten Abschreckungsbrief über die großen Städte gesagt ist, bestätigt die Lexische exakte Statistik; sie stellt aber daneben fest, daß in den Regierungsbezirken Gumbinnen, Marienwerder, Posen, Bromberg, Oppeln auf 10,000 Einwohner nur 3 Aerzte kommen. Insgesamt ist von Ende des Jahres 1890—1902 die Zahl der Aerzte von 11,000 auf 17,616 hinaufgeschnellt, also in 12 Jahren um 60 Prozent gewachsen, während die Bevölkerung nur um 18 Prozent stieg.

„Eine ganz enorme, ernstliche Bedenken hervorrufende Ueberfüllung" findet Lexis beim juristischen Studium. Die Zahl der preußischen Juristen an deutschen Universitäten betrug 1889/90: 2925, 1899/1900: 5127, 1903/04: 6345. Der normale Bedarf an Nachwuchs ist 2800; derselbe wird also um 3545 überschritten. „Welche enorme Reservetruppen zur Armee des gelehrten Proletariats!" ruft Justizrat Dr. J. Stranz („Deutsche Juristenztg.", 1. März 1905, S. 244, 245). „Juristenüberfluß — eine bitterernste Wahrheit. Von überall her, aus Preußen, Bayern, Sachsen, Baden ertönt die gleiche Klage." Einen Damm gegen die Hochflut will Dr. Stranz errichtet wissen in der „Vertiefung der Vorbildung und der Verschärfung der Prüfungen. Dadurch könnten Unfähige und Unlustige, die in Scharen gerade den juristischen Beruf als Verlegenheitsstudium ergreifen, etwas zurückgedrängt werden". Auch nach Lexis stellt „das ins uferlose gehende Anschwellen der Frequenz der juristischen Fakultät ein fortschreitendes Anwachsen des gelehrten Proletariates in Aussicht". Für Dr. R. Bünger („Preußische Jahrbücher", März 1905 „Die Zukunft unserer Abiturienten") liegt die Sorge ob der Ueberfüllung der höheren Berufe „wie ein Alb auf unserem höheren Schulwesen"; im ganzen ist er nicht so pessimistischer Anschauung und erhofft Abhilfe gegen die „maßlosen Schwankungen" in dem Zugang zu den einzelnen höheren Berufszweigen durch statistische Feststellung über die Zahl der Abiturienten, die sich alljährlich den einzelnen Fächern widmen. Die schlimmsten Mängel würden damit beseitigt, und akademisch Gebildete blieben davon bewahrt „als verbitterte Menschen durchs Leben zu gehen und die Zahl der Unzufriedenen zu vermehren".

Wer abschrecken will, neigt zur Uebertreibung. Wer den ja nicht zu leugnenden Mißständen gegenüber die Ruhe voll bewahrt, wird deren Leiden und Gefahren zwar nicht unterschätzen, aber sie immerhin auch nicht als unvermeidlich und unbeschränkbar betrachten. Medizin, Juristerei und bald auch Philologie schließen die Tore; ja wohin denn nun mit dir, armer Mulus? Schlimm wäre es wohl um dich bestellt, wärest du nicht im Zeitalter der Technik geboren, das neue höhere Berufsarten eröffnete, die freilich noch viel zu wenig gekannt und umworben sind. Wir stehen noch viel zuviel in der alten Zeit drinnen, die nur vier Fakultäten kannte. Wir wissen zwar wohl, daß es jetzt auch technische Magnifizenzen und Doktores gibt, daß in deutschen Landen tierärztliche und Handelshochschulen existieren, daß die Universität ein Monopol unter „Deutschlands hohen Schulen" nicht mehr besitzt. Wir wissen das; wir wissen es, da uns die Tagespresse häufig genug davon berichtet, aber in unseren geistigen Erfahrungsinhalt ist dieses Wissen noch nicht eingedrungen, und so blieb es auch einstweilen noch für das Leben, für das Handeln und Tun tot. Die sich verschärfende Konkurrenz auf dem Weltmarkte beraubt uns zusehends des Absatzes jener Produkte, deren Herstellung einfacher mechanischer Natur ist, mehr äußere Geschicklichkeit als geistige Durchbildung verlangt und in der Massenherstellung vor allem

auf billige Rohprodukte und gering entlohnte Arbeitskräfte angewiesen ist; wollen wir Deutsche unsere Ueberlegenheit wahren, so müssen wir fortschreitend uns auf verfeinerte wirtschaftliche Arbeit konzentrieren, und diese absorbiert eine steigende Zahl wissenschaftlich durchgebildeter Kräfte. Auf dem Gebiete technischer Hochschulbildung ist auch die Gefahr der Ueberfüllung bedeutend heruntergeschraubt. Der Abflußkanäle bestehen so viele, sollte einmal der Staatsbedarf vollauf gedeckt sein, der übrigens an sich vom Privatbedarf überragt wird. Und „am letzten Notknopf" steht dem Techniker die Welt offen, während die Verwertbarkeit juristischen Wissens allermeist an der Landesgrenze ihr Ziel findet. Was dem Techniker heute noch vielfach an Ansehen und gesellschaftlicher Stellung im Vergleich zu den „alten" Berufsarten mangelt, das ihm als Gleichberechtigten einzuräumen — dazu werden sich auch unsere konservativen Geister wohl oder übel allmählich verstehen müssen.



Eine Kranke an den Lenz.

Wie hab' ich sehnsuchtskrank gelitten,
Da Wintersbann das All umgab!
Nun kommst du endlich hergeschritten
Mit wundermächt'gem Zauberstab!

Und gibst dem Winde linden Odem,
Dem Sonnenauge warmen Schein,
Ein Kränzlein fein aus Silberbrodem
Dem Bach zum frohen Wellenreih'n.

Und Sonnenblick und Windesweben,
Die Melodien vom Bacheslauf,
Sie wecken zu sel'gem Auferstehen
Die todesstarre Erde auf.

Scheu tritt sie, zögernd dir entgegen
Im fahlen, grauen Sterbekleid;
Doch schon hältst du aus Blütenregen
Ein schneeig Brautgewand bereit;

Bestreust mit duft'ger Veilchenfülle
Den Fuß ihr, und ein Blätterband,
Gewebt in frühlingsnächt'ger Stille,
Schlingst du ihr um als Stirngirland'.

Und Maienglöcklein lilienreine
Gibst du als Strauß ihr an die Brust.
Nun strahlt sie lächelnd, hold wie keine,
In Tauestränen sel'ger Lust.

Die Vöglein tragen in die Runde
Das frohe Auferstehungslied,
Alleluja! Hell dringt die Kunde
Dorthin, wo längst das Leben schied.

Und tausend Herzen werden offen,
Da trittst du, Lenz, voll Leben ein;
Doch mir schickst du nur leises Hoffen
Als Gruß zur Krankenstub' herein.

Paula Schäfer.



Lüttich und seine Weltausstellung.

Von
Peter Wirtz-Brüssel.

„Es muß ein Paradies sein, dieses alte, malerisch gelegene Lüttich, es ist die Stadt der „leichten Flügel", die Stadt der Fleißigen und Glücklichen, die Stadt der guten Laune, der Güte und des Wohlwollens. Die Menschen haben Lieder auf den Lippen, die Häuser scheinen zu lächeln, die Maas erzählt reizende Geschichten und sagt ein freundliches Willkommen, die Berge selbst scheinen mütterlich die Arme auszustrecken." So schrieb im Dezember M. Herbert in einem literarischen Brief der „Allgemeinen Rundschau" bei Besprechung eines Buches über die alte Bischofsstadt an der Maas. Der Autor rief in jenem Buche seiner Lebensgefährtin zu: „Du liebst die sanfte Maas, wie sie ihre Wellen durch die Brückenbogen treibt und an die grauen Quais schlägt. Du liebst die lindenbestandenen Boulevards, die gewaltigen Plätze, die sich auf den Fluß hin öffnen zu freiem Blick, du liebst die engen, alten, gewundenen Gassen, wo die hohen, zeitgebeugten Häuser stehen. Du ziehst wie ich die Kathedrale von Saint Jacques allen anderen Kirchen Lüttichs vor. Du liebst diesen ungeheuren Reliquienschrein, der ganz von Steinspitzen überzogen ist, in deren Schiffe und Galerien ein geheimnisvolles helles Licht fällt, du liebst ihre festlichen Arkaden, ihre kostbaren Arabesken, ihre mystischen Glasfenster, ihr fein ziseliertes Gewölbe, ihre alten Gemälde, du liebst den intimen Zauber, den diese Vereinigung von Schönheit für eine fromme Seele hat."

Da haben wir in der reizenden Sprache unserer deutschen Dichterin eine kurze Schilderung der Stadt, in welcher am 27. April die diesjährige Worlds fair eröffnet wurde. Nicht begeistert allerdings der kalte Bahnhof noch die von ihm in die Stadt führende Rue des Guillemins zu solch poetischen Ergüssen. Erst an den Staden der Maas, auf den Boulevards, dort wo das Reiterstandbild thront des Kaisers Karls des Großen, der seine Hand segnend über die Stadt ausstreckt und sich über all das moderne Leben, in das man ihn da verpflanzt, zu wundern scheint, fühlt sich der Wanderer heimisch. Er steht da an den Quais unter dem Zauber des malerischen Gürtels, der in Gestalt einer von im Frühlingsglanze zu neuem Leben erwachten Bäumen und Blumenstauden duftend beschatteten Hügelreihe die ganze Stadt umschlingt, und der für geplante Ausflüge wundervolle Panoramas, deren Hauptreiz die zwischen hohen frischgetünchten Bauten majestätisch ihre blauen Wellen dahinrollende Maas bildet, verspricht. Doch auch Naturschönheit der Umgebung und mit modernem Komfort beglückte Viertel konnten die geschichtliche Vergangenheit nicht in Schatten stellen. Zwar merkt man heute nichts mehr von all den Kämpfen und Fehden, deren Schauplatz Lüttich jahrhundertelang gewesen, aber Zeugen ihrer mittelalterlichen Glanzperiode hat uns die an den Pforten Deutschlands gelegene Fürstbischofsresidenz, in der die Fronleichnamsprozession ihren Ursprung nahm, bewahrt. In wenig Minuten führt uns von den großen Boulevards die verkehrsreiche Rue de la Cathedrale vor die Saint-Jacques-Kirche, dieses architektonische Juwel, und vor die St. Pauls-Kathedrale mit ihren archäologischen Schätzen. Und weiter im Innern der Stadt bewundern wir, nachdem wir die Rue de l'Université und die Hauptader des Verkehrs, die Place verte passiert, auf der Place Saint-Lambert des heutigen Justizpalastes innere Höfe, die mit der steinernen Macht und dem strenggotischen Stile ihrer Arkaden eine Synthese der wallonischen Aesthetik bilden und um so nachdrücklicher bedauern lassen, daß ungeschickte Reparaturen der Neuzeit die übrigen Teile des ganzen Gebäudes in so geschmackloser Weise verunglimpft haben. Noch einen Blick werfen wir dann auf das im Jahre 1600 erbaute sogenannte Hotel Curtius, das, jetzt zum städtischen Pfandhaus herabgewürdigt, ein besseres Los verdiente und sich zu einem wundervollen Museum eignen dürfte ... und schon reißt uns die hastende Menge fort in die von tätigen Menschen wimmelnden Viertel der industriellen Stadt Lüttich; ... denn Lüttich ist vor allem Industriestadt.

In der Nähe von Lüttich, erzählt die Legende, erschien dereinst einem armen Schmied, namens Houillos, ein ehrwürdiger Greis mit langem Bart und verriet ihm im nahen Gebirge das Dasein der „schwarzen Erde" d. i. der Steinkohle, des Brotes der Industrie, dem Houillos seinen Namen (Houille) gab. Diese Legende weist darauf hin, daß im Lütticher Revier die Wiege der belgischen Industrie gestanden. Schon im 15. Jahrhundert sagte der Volksmund, die Lütticher besäßen Eisen, das härter als gewöhnliches Eisen, Feuer, das heißer als gewöhnliches Feuer sei. Diesen Ruf hat Lüttich zu wahren gewußt. Auch heute noch

bildet die Stadt mit ihren 300,000 Einwohnern den Mittelpunkt des industriellen Lebens Belgiens durch seine zahlreichen Kohlengruben, seine Hochöfen, seine Zinkwerke, Glashütten und weltbekannten Waffenfabriken.

Alle Produkte dieser Betriebe sollen nun dem Besucher der Weltausstellung vor Augen geführt werden. Beinahe zehn Jahre arbeitete man an der Verwirklichung der heutigen Ausstellung. Bereits 1897 rief man eine vorbereitende Kommission ins Leben. 1899 sagte die Regierung ihren Schutz zu und am 15. Juli desselben Jahres wurde die Aktiengesellschaft der Lütticher Weltausstellung gegründet. Das Ausstellungsgelände erheischte zur Instandsetzung zahlreiche öffentliche Arbeiten. Das Bett des Ardennenflüßchens Ourthe wurde gradgelegt, über dasselbe wie auch über die Maas sind neue Brücken geschlagen, ganze Stadtviertel umgestaltet. Ursprünglich war von einer Weltausstellung nicht die Rede. Man dachte vielmehr an eine Industrieausstellung wie die Düsseldorfer von 1902. Nach und nach gewann aber die Idee einer Worlds fair immer neue Anhänger. Die Beteiligung überschritt die gehegte Erwartung und das zunächst vorgesehene Gelände erwies sich zu klein; bedeutend größere Terrains mußten herangezogen werden.

In ihrer heutigen Gestaltung erhebt sich die Ausstellung in einem außerordentlich malerischen Rahmen im südwestlichen Stadtteil am Zusammenfluß der Maas und der Ourthe. Sie umfaßt vier Teile, von denen jeder ein besonderes Ganze bildet: am rechten Ufer der Ourthe die Ebene von Vennes, auf der bewaldeten Insel zwischen den beiden Flüssen der Park de la Boverie, an dem linken Ufer der Maas das große Gelände von Fragnée und endlich die Höhe von Cointe, von welcher man ein reizendes Panorama nicht nur über die ganze Ausstellung und die Stadt, sondern auch auf die beiden Täler der Ourthe und der Maas hat. Die neue, leider mit allzu großer Hast errichtete Brücke von Fragnée über die beiden Flüsse verbindet das Gelände gleichen Namens mit dem von Vennes und von diesem führen zwei Brücken über die Ourthe in den Park de la Boverie, während sich an die Fragnéebrücke der nach Cointe gehende Boulevard anschließt. Das ganze ergibt einen ungeheuren Park, dessen Vorderplan die Maas, dessen Hintergrund die waldigen Abhänge des Tales und die Hochebene von Herve bilden.

Die Lütticher Ausstellung ist vor allem eine nationalbelgische Jubiläumsausstellung zur Gedächtnisfeier der Revolution von 1830. Sie soll aber auch eine Schaustellung der neuesten Welterrungenschaften bilden. Unterricht und Erziehung, Kunst, Gewerbe und Kunstgewerbe, Industrie, Elektrizität, Acker- und Gartenbau, Sozialökonomie, Hygiene, Wohltätigkeitsanstalten, Frauenhandarbeit, Handel, Kolonialwesen, Heer und Marine, Sport usw. sind ebensoviele Sektionen derselben. Die Beteiligung des Auslandes ist eine sehr rege, wie uns ein Durchgang durch die Hallen zeigen dürfte.

Vor dem Eingang derselben haben Pariser Gärtner zierliche Blumenbeete angebracht und ihr Reiz dürfte das Unästhetische des Haupteingangsportals noch greller hervortreten lassen. Jedermann ist darin einig, die vier grünen Frauenfiguren, die den Turm über dem Portal schmücken, als eine Geschmacksverirrung hinzustellen. Diese schwerfälligen Figuren sind ein unschöner Abklatsch einer und derselben Statue; sie thronen auf einer Weltkugel, die ob ihrer Winzigkeit mit dem Sockel in keinem Verhältnis steht. Es scheint übrigens, als hätte man dem Besucher den Eintritt in die Hallen verbittern wollen. Links am Eingang haben wir die französische Sektion, ihr gegenüber die deutsche. Deutschland und Frankreich haben es sich angelegen sein lassen, ihre Hallen mit einer Monumentalfassade zu schmücken. Um Platz zu gewinnen, hat nun die Ausstellungsverwaltung für gut befunden, zwischen dieselben einen allzu massiven Pavillon für Kunstgewerbe zu konstruieren. Dadurch wird jegliche Perspektive abgeschnitten, der Durchgang erschwert und die Fassade der deutschen Abteilung völlig in den Hintergrund gestellt. Das ist um so bedauerlicher, als die Fassade der deutschen Abteilung auf architektonischem Gebiete wohl zu dem Besten gehört, was die Ausstellungsgebäude aufweisen. Die deutsche Abteilung wird allerdings mangels staatlicher Unterstützung hinter den reichlich dotierten französischen und belgischen zurückstehen, was aber an der äußeren Aufmachung fehlt, wird wohl der innere Gehalt ersetzen. Aus denselben Gründen mußte von der besondere Kosten verursachenden Aufnahme plastischer Kunstwerke in den deutschen Sälen des aus den alten Parkanlagen de la Boverie in reinem Louis XV.-Geschmack mit seinen weißen Mauern herausschauenden, in Stein erbauten Palastes der Schönen Künste abgesehen werden, dafür sollen aber doch eine Anzahl namhafter Werke deutscher Künstler dort vertreten sein.

Aber kehren wir zu den Hallen zurück. Um die deutsche Abteilung haben wir die Sektionen England, Vereinigte Staaten, China, Japan, Peru, Italien, St. Domingo. In den entgegengesetzten Hallen stoßen wir auf die anderen ausländischen Abteilungen: Niederlande, Rußland, Türkei, Oesterreich, Bosnien, Ungarn, Schweiz, Schweden, Griechenland und Luxemburg. Die bedeutendste Abteilung ist die belgische. Sie ist insofern interessant, als die ausgestellten Produkte zu Sammelgruppen vereinigt wurden. Gleich beim Eintritt in die Hallen steht die Bronzeausstellung, dekorative Künste, Juwelen, Möbel, Glaswaren; im Zentrum Kunstgewerbe, Textilindustrie, Berg- und Hüttenwesen, ferner Sozialökonomie und verwandte Branchen; dann rechts von den Hallen Buchhandel, Waffen, Musik, Heilkunde, Kriegswesen, Schiffahrt, Nahrungsmittelbranche, wissenschaftliche Apparate.

Trotzdem die Rieseninudstriehalle einen Flächeninhalt von 100,000 qm aufweist, konnten in ihr nicht alle Aussteller Platz finden. Deshalb wurden in den Gärten sowohl für verschiedene Länder als auch für einzelne Betriebe an die hundert Sonderpavillons errichtet, die der Gesamtausstellung ein besonderes Gepräge verleihen dürften. Einen überaus pittoresken Anblick gewährt Altlüttich, welches uns die alten Gebäulichkeiten der Stadt, so wie sie dereinst bestanden oder doch geplant waren, versinnbilden soll, und in welchem sich ein bunt bewegtes, genau dem Stil der alten Zeit angepaßtes Leben mit Tournieren rc. entwickeln wird. Für einen reichen Vergnügungspark mit arabischem und singhalesischem Dorf, sowie musikalische und theatralische Vorstellungen und nicht zuletzt zahlreiche Sportfeste wird gesorgt. Auch dürfte utile dulci verbindend, die Kolonialausstellung, namentlich der Pavillon des Kongostaates, großes Interesse erregen.

Das ist in Kürze eine Darstellung des Gebotenen oder, besser gesagt, des zu Bietenden; denn obwohl offiziell eröffnet, ist die Ausstellung noch nicht fertig. Deshalb soll man den Tag nicht vor dem Abend loben. Erst in einigen Wochen dürfte es sich lohnen, einen neuen Besuch zu wagen. Dann werden wir, jeder überschwänglichen Bewunderung und jedem systematischen Nörglertum gleich fernstehend, ohne Schminke dartun, in welchem Maße ihr Versprechen eingelöst die Lütticher Weltausstellung 1905.



Frühlingstage im Süden.

Von

M. von Ekensteen.

II.

Der grüne Donnerstag hat sich mit einer düsteren Regenmiene eingestellt; es platscht auf das Glasdach, es schlägt ganz rhythmisch an die Scheiben, die Berge sind in dichte, graue Schleier gehüllt und die Fremden am Frühstückstisch sind verstimmt und sprechen von beschleunigter Abreise. — Ei, warum denn die Köpfe hängen lassen, wenn der Himmel den Staub löscht? Stimmt nicht das graue Regenwetter so ganz zu den trüben Trauertagen? Ist's für die Lauen, die in der herrlichen Naturschöne ringsum so leicht den Kirchgang vergessen, nicht ein treibendes Agens, in die dunklen Gotteshäuser zu treten? Ist es nicht das rechte Wetter, um für Freunde und Verwandte daheim Einkäufe zu machen, oder — statt der flüchtigen Ansichtskarten Briefe zu schreiben? Wenn die Sonne lacht, eilt alles in die Umgebung, aber die Regentage fesseln uns an Lugano selbst. Da wandern wir plan- und ziellos durch das Gewirre enger Gassen, an alten, hohen Häusern vorüber und träumen Märchen in den schönen Laubengängen, bis uns die redeseligen Verkäufer mit ihren Schildpattwaren, den Olivenholzschnitzereien, Mosaiken, Karten, Bildern und Blumen locken und wir mit leichteren Börsen über den mercato den stilleren Stadtteilen zustreben. —

Heute ruft kein Glockenton zur Kirche; das Klingen und Dröhnen, das sonst aus den Glockentürmen fast ununterbrochen über Lugano hinschallt, ist verstummt; die Tage stiller Einkehr sind gekommen und die Kirchen sind nicht ganz so leer wie sonst. — Es berührt hier fast schmerzlich, so wenig Andächtige in den Gotteshäusern zu sehen; selbst der Bischof, eine stattliche, würdevolle Erscheinung, zelebrierte vor halbleeren Bänken, und die lebhaften kleinen Ministranten plauderten. Kinder liefen aus und ein, Marktfrauen lehnten ihre Rückenkörbe an die Gitter der

Seitenaltäre und zählten ihre Einnahmen, eine Unruhe, eine Hast, ein Lärmen war, daß man sich heimsehnte, um in Sammlung die Tage weher Betrachtung zu begehen. — Bei Tisch wunderten sich einige norddeutsche Gäste, „daß man von dem Feiertage im katholischen Lande so wenig merke"; ich konnte mich nicht enthalten, sie zu belehren, daß dem Katholiken die Bußtage eben keine Feiertage sind.

Die ganze Nacht strömte der Regen, der Karfreitag war trübe und kalt. In den Oefen prasselte das Feuer und der Hotelwirt befragte seine vollzähligen Gäste, ob sie Fastenspeisen wünschten! Ganze fünf, vier Damen und ein Herr, baten wir darum. Wie schwer die Menschen doch solch ein winzig kleines Opfer bringen!

In der hochaufstrebenden Kathedrale, die entgegen unserem Landesbrauch nicht schwarz sondern rot verhängt war, zelebrierte wieder der Bischof in goldstrotzendem Ornat; der Chor sang falsch, die dunkeläugigen Italienerinnen mit dem kleidsamen Spitzenschleier stiegen mit ihren Kindern auf die Bänke, um die Zeremonien besser verfolgen zu können und in das volltönende „Ecce lignum" klang's von der Straße her, durch das weitoffene Portal: „Maledetto! nòn una paròla di più, mascalzòne!" Ich schlich aus dem Dom und ging in gedrückter Stimmung den Quai entlang nach der alten Klosterkirche S. Maria degli Angioli. Ein einziger Beter saß darin, und das stille Düster gab so ganz die Stimmung und Sammlung der Kartage. Eine riesige Freske Luinis „Passionsgeschichte Christi" füllt die ganze Lettnerwand aus und in der ersten rechten Seitenkapelle ist eine sehr gut erhaltene Freske von Luini, die Madonna mit dem Jesuskind und dem Johannisknaben darstellend. —

Der Samstag wieder ganz in leuchtende Sonne getaucht; der See in wunderbarer grün-blauer Tönung, die Berghäupter mit Neuschnee geschmückt und darüber hin ein jubelnder Wind, der die Bäume biegt und die Blüten umherstreut zur Auferstehung des Herrn! —

Nach den Regentagen geht es auf steilansteigender Drahtseilbahn, zuletzt mit 60 Prozent Steigung, den S. Salvatore hinauf; alle Wagen sind angefüllt, aber es ist auch tatsächlich eine sehr lohnende Fahrt, wenn ich sie auch Nervösen nicht gerade empfehlen möchte. Die Restauration mit deutscher Bedienung an der Endstation ist gut und die Preise, wenn auch hoch, doch immerhin noch bescheidener als auf den Dampfern. In wenigen Minuten erreicht man den Gipfel; die Aussicht von der Plattform der Kapelle bietet ein großartiges Panorama. Vom schimmernden Kranz der Alpen hebt sich besonders die mächtige Gruppe des Monte Rosa vor dem bewundernden Auge ab und einen unvergleichlichen Kontrast bilden die leuchtenden Seen am Südabhang der Alpen; ganz besonders treten der Lago Maggiore und Luganersee hervor. Nach Süden schweift der Blick auf die oberitalienische Ebene, die sich in bläulichem Dufte verliert.

Die Ostertage sind voll in blendenden Glanz italienischer Sonne gehüllt; kein Lüftchen regt sich, keine Wolke am tiefblauen Himmel! Rings locken und rufen die Glocken und in feiertäglichem Schmuck steigen die zahllosen Fremden die steilen Straßen hinab den Kirchen zu. In der Kathedrale zelebriert der Bischof am schönen St. Antonius-Seitenaltar das Hochamt; aber der reiche Blumenschmuck, der in unseren Kirchen so feiertäglich stimmt, fehlt hier. Nur die Natur ringsum hat ihr Blumengewand angelegt; der Flieder, die Kamelien und Magnolien blühen üppig; an Hängen und in Gärten leuchtet es in bunter Farbenpracht. — Am Quai paradieren die duftigen Sommertoiletten, in Gondeln wiegen sich lachende, fröhliche Menschen und die Landleute im Festtagsstaat sitzen trinkend, schwatzend, gestikulierend unter den Laubengängen. — Auf den Straßen mit dem qualvoll-spitzen Steinpflaster, das nur auf den Granitgleisen für die Fuhrwerke etwas Schonung für die Füße und das Schuhwerk bietet, liegen Papierfetzen, Orangen- und Nußschalen, Lappen und allerlei Unrat, als sei es Wochentag und nicht das hehre Auferstehungsfest.

Auf den Dampfern ꝛc. sind an den Sonn- und Festtagen überall halbe Preise, auch findet da und dort eine festa popolare mit obligater Musik, Tanz im Freien, Singen und Lärmen statt, so daß man als Zerstreuung nur an eine Wagenfahrt denken kann. Das ist aber eine günstige Gelegenheit, die Rundfahrt um den San Salvatore durch ein herrliches Tal zwischen dem Salvatore und dem Monte Croce zu unternehmen. Ueberall grüßen malerische Dörfer und Kirchen von den Hängen herab, und das Singen und Klingen der Glocken jubelt laut durch die Einsamkeit, wie ein ununterbrochenes Hallelujah. Bei Figino erreicht man das Seeufer und in $1^1/_2$stündiger herrlicher Fahrt mit flinken, feurigen Pferdchen an all den lieblichen Strandorten vorbei, wovon ich ganz besonders Melide, Morcote und Brusino hervorheben möchte, wieder das schöne, unvergleichliche Lugano.

Ostermontag ging ich zum Amt, durch einen warmen, sommerlichen Morgen, nach der dämmerigen Kirche Maria degli Angioli, die von Fremden gut besucht war. Einen seltsamen Eindruck machen auch hier die allzulebhaften und wenig gesammelten Ministranten, die selbst den wunderlich mit einem kurzen, steifgestärkten Kittel mit blauem Schulterkragen gekleideten Mesner chokierten, so daß er beim Offertorium am Altar dem einen coram publico eine Ohrfeige versetzte! — Ich muß gestehen, daß mich diese Maßregelung fast noch mehr aus der Sammlung und Andacht riß als die südliche Lebhaftigkeit der Buben, denen hinter rotseidener Portière ein Kamerad schadenfroh ins Gesicht lachte. Auch störte die Sammlung beträchtlich der Rundgang des Mesners mit dem Klingelbeutel kurz nach der Wandlung und befremdlich wirkte die Absingung der Lauretanischen Litanei während des Amtes, zumal in so unkünstlerischer Bänkelsängerart. Welch ganz anderen erhebenden Eindruck macht doch ein Festgottesdienst bei uns in Deutschland! —

Lugano und der stolze Kranz von Bergen liegt in bläulichem Duft; ein unvergleichlich herrlicher Tag lacht schon in stiller Frühe über das Land; die Vögel jubeln, der Himmel blaut. Der schöne Dampfer Sempione zieht seine silbernen Furchen durch den grünen Wasserspiegel. An Bord ist jeder Platz besetzt; es geht an all den herrlichen Ortschaften mit den Bogengängen, Zypressen, Oliven und Glyzenenranken, an Carabbia, Melide und dem wundervollen Morcote vorbei, über Lavena, Ponte Tresa zu, wo man die hübsche Lokalbahn nach Luino besteigt und an der wildschäumenden Tresa in schöner, romantischer Gegend vorbei den Lago Maggiore erreicht. Ach! der Vielgenannte, Vielbesungene ist viel schöner und herrlicher noch als sein Ruf. Unvergleichlich ist die Fahrt nach Laveno, wo das Schiff den See durchquert, in Intra anlegt und dann das lachende Pallanza erreicht. Und nun weilt das entzückte Auge bald rechts vom Bug an den Gärten und Villen von Pallanza, bald links an den Borromeischen Inseln, der lauschigen, wohlgepflegten Isola Madre, der Isola dei Pescatore, wo saubere Fischerhütten eng aneinandergeschmiegt stehen, oder dem Glanzpunkt, der Isola bella, wo der Dampfer landet und nur wenige auf Deck bleiben, um nach Stresa weiterzufahren, das lieblich über den weiten Wasserspiegel herübergrüßt. — Wie schön ist hier der See, wie arm jedes Wort, das den unvergeßlichen Eindruck beschreiben möchte! Und wenn man überwältigt hinüberblickt, wo lieblich die Orte an den Höhen ragen und die mächtige Kette der schneebedeckten Alpen mit dem Simplon sich zum Himmel emporreckt, reißt die Prosa der Karten-, Muschel- und Korbgeflechthändlerinnen mit ihren lauten Anpreisungen der (übrigens hübschen) Waren, die man gern zu Geschenken kauft, einen aus der weltvergessenden Versunkenheit. — Im Gänsemarsch geht es zum unvollendeten großen alten Schloß mit seinen reichen Festsälen, schönen Gemälden und Wandteppichen, und dann durch einen dumpfen, übelriechenden Treppengang aufwärts zum herrlichen Garten mit den bekannten zehn künstlichen Terrassen. Orangen und Zitronen reifen an Spalieren und Aesten, riesige Agaven und Aloe recken ihre starren Blätter aus, Efeu in mächtigen Aesten hängt von den Terrassen herab, Zedern ragen hoch empor, der Bambus biegt sich rauschend und über den Muschelgrotten und Laubengängen ist ein Blühen und Duften wie in einem Märchenland. Korkeichen, gigantische Oleanderbäume, Magnolien und Kamelien, Kampferbäume und Azaleenbüsche, hochaufragende Rhododendren wechseln in bunter Mannigfaltigkeit und hinter der Orangerie wiegt sich melancholisch der Baum, den der große Napoleon unter allen anderen noch besonders berühmt gemacht hat. Hoch oben von der mit Statuen geschmückten Terrasse schweift weit der Blick über den tiefblauen, wundervollen See und wem es gegeben, der hebt ihn dann vom blauen, flimmernden Wasser, wo die bunten Segel treiben, empor zum wolkenlosen blauen Himmel, um dem überwältigt zu danken, der so viel Schönheit schuf.

Maiensonne.

Die Maiensonne küßt den Tau
Von zarten Lilienwangen,
In lichter Pracht strahlt Feld und Au,
Holdselig, traumbefangen.

Die Vög'lein jubilieren heut',
Sie können ja nicht schweigen,
Es klingt wie süßes Lenzgeläut
Von maiengrünen Zweigen.

Der Himmel ist so tief, so blau,
Rings atmet alles Wonne,
Dein Bild, Maria, heil'ge Frau,
Strahlt aus der Maiensonne.

Karlsruhe. Luise Bruhn.



Bühnen- und Musikschau.

Aus dem Konzertleben. Die Ortsgruppe München des Allgemeinen deutschen Musikvereins, die offenbar mit der Absicht sich konstituiert hat, für München das zu werden, was der Stammverein seit Jahren dem ganzen Reich gegenüber ist und getreulich auch zu bleiben sich bestrebt, hat während der Konzertsaison einen langen, ausgiebigen Schlaf getan. Das ist ihr indessen vielleicht noch leichter zu verzeihen als die Idee, nach Ostern, im Mai, wo alles konzertmüde und musiksatt ist, mit einer Aufführung Bachscher Werke herauszurücken; gerade der exzeptionelle Charakter der Aufführung hätte es verdient, daß er mit größerem und frischerem Eindruck auf die Hörer wirke, denn Mottl ist ein Bachdirigent par excellence. Der Porges-chor wie die meisten der Solisten waren der Sache wohl gewachsen, und das Programm: neben kleineren Werken die Kantaten „Der Himmel lacht, die Erde jubilieret", „Brich dem Hungrigen dein Brot" und der Doppelchor „Nun ist das Heil" brachte Seltengehörtes. Von Bach kann man zu Schiller, dem gefeiertsten Mann dieser Tage, eine Brücke legen. Auch ihn ist man in unnahbarer, olympischer Götterwolke zu feiern gewohnt, und doch tut sich die Größe und Menschlichkeit seiner Kunst nur jenen kund, die gelernt haben, ihn ohne diesen Glorienschein und ohne eingebildetes Entrücktsein in echter, schlichter Einfachheit kennen zu lernen. Welche Empfindung ergibt sich z. B. aus den Chorälen, wenn sie, wie dies bei Mottl der Fall ist, rein als Gefühlsäußerung interpretiert werden! Sterblich scheint uns der Meister nur dort, wo er seinem Zeitgeschmack bewußte Konzessionen machen mußte. Hierher zählen zuerst die „kolorierenden" Soloarien. Im großen ganzen aber ist Bach dem Volke erst noch zu gewinnen, und Felix Mottl, scheint's, ist einer, der den Weg hierzu weiß. Er führt weit ab von aller verstaubten Gelehrsamkeit und erhebt nicht historische Gesichtspunkte, sondern die ganz zeitlose unmittelbare Wirkung jedes echten musikalischen Gedankens zu seinem Ausgang. — Der Zufall ist ein frivoler Geselle. Er stellt neben dieses Konzert just einen einzigen — hoffentlich den letzten — Solistenabend der Saison. Ada Lingenfelder-Stoer ist ja gewiß eine Sängerin, die nicht die besten Mittel ganz geschickt zu verwenden und eine gewisse Charme des Vortrags an geschmackvoll gewählten Liedern zu zeigen vermag und der Pianist Wolfgang Ruoff ist bald auf jenem vielbeneideten Standpunkt angelangt, wo der Hörer nicht mehr auf einem mitschwingenden Nebennerv die Mühe nachfühlt, die der reproduzierende Künstler mit der Erlangung seiner Souveränität über das vorgeführte Werk hatte, — aber Nachzügler können nie mehr — wenn schon fast die späte Frühjahrssonne in den Konzertsaal scheint — auf volle Gunst und Aufmerksamkeit rechnen.

Vom Münchener Hoftheater ist nur über eine kleine intime Feier zu berichten, die auf der Bühne des Prinz-Regententheaters zwischen zwei Schillerakten bei geschlossenem Vorhang stattfand. Herr Oberregisseur Savits feierte nämlich sein vierzigjähriges Künstlerjubiläum und die Mitglieder des Hofschauspiels, an ihrer Spitze Intendant von Possart, ließen es sich nicht nehmen, dem verdienstvollen, unermüdlichen Jubilar ihre Sympathie zum Ausdruck zu bringen.

Eine sonderbare Blüte der Schillerfeier ist eine Anregung, die der Münchener Schriftsteller M. G. Conrad gelegentlich einer Festrede in Berlin gegeben hat. Derselbe zog eine Parallele zwischen Schiller und Wagner — an sich eine Gewagtheit, die wohl mehr einen redegewandten Schöngeist, als einen ruhig und objektiv Sehenden reizen kann, — und kam zu dem Schluß, die würdigste Schillerfeier für einen Deutschen sei es, die Bayreuther Wagnerfestspiele zu besuchen!! Die Sentenz würde am besten ohne Kommentar wirken, aber man muß doch darauf hinweisen, welch heillose Verwirrung sich auch in gescheiten Köpfen um ein bißchen Geistreichigkeit einstellen kann. Nun, Conrad hatte ja mit dieser kühnen Antithese seinen Schlager und mit ihm war jedenfalls der „Erfolg" des betreffenden Vortrags gerettet. Immerhin möchten wir aber der gegenteiligen Ansicht Raum geben, daß das willkürliche Herbeizerren von Wagners Namen zu einer würdigen Feier Schillers durchaus nicht nötig ist und daß die Wertschätzung beider Geistesheroen nicht die geringste Einbuße erleidet, wenn sie sich nicht auf gewaltsam ausgeklügelte Beziehungen ausdehnt. Wie Wagner einst sagte: „Seien wir froh, daß wir zwei solche Kerle haben!"

Die neue Lustspieloper, die Ernst von Wolzogen in Berlin eröffnet hat, brachte in ihren Eröffnungsvorstellungen als Novitäten „Das Urteil des Midas" und „Die Bäder von Lucca". Trotzdem die Operette entschieden „nach oben zu" reformbedürftig ist, scheint das Unternehmen nur einen geteilten Erfolg gefunden zu haben. Wolzogen, der vor wenigen Jahren noch so gepriesene Unternehmer des nunmehr gänzlich abgewirtschafteten Ueberbrettls, ist gerade wegen dieser Reminiszenz, die an seinem Namen hängt, nicht der rechte Mann für diese neuen, an sich nicht unzeitgemäßen Versuche; man vermutet unwillkürlich, er wolle seinen ersten Flugversuch nur von einer höheren Stufe aus wiederholen. Die Hauptsache bleibt aber die: Selbst das pfiffigste Literatentum wird nie einer kranken Kunstgattung auf die Beine helfen und neue Lebenskräfte zuführen können, der nur musikalisch beizukommen ist. Wir sind gar nicht so pessimistisch veranlagt zu glauben, der angestrebten, sehnsüchtig herbeigewünschten neuen Lustspieloper fehle es an entsprechenden schöpferischen Talenten. Was der Operette von heute ermangelt und die Oper zuviel hat, weiß jedes Kind. Aber es bedarf wirklicher Idealisten, die neben dem Können den Mut haben, die Hoffnung auf den momentanen Erfolg aufzugeben oder gar, für ihre gute Sache zu leiden. Das ist ab allen viel zu „unmodern", und im Wege rein geschäftlicher Spekulation läßt sich keine neue Kunstgattung schaffen.

Beethoven in Paris. Das große Pariser Beethovenfest, das in diesem Frühjahr unter Felix Weingartners Leitung gefeiert wird, ist nunmehr in allen Einzelheiten vorbereitet. Die Konzerte finden im Nouveau Théâtre statt, und schon heute sind fast alle Plätze für diese vier Tage vergriffen. Der deutsche Kapellmeister wird bei dieser Gelegenheit dem Pariser Publikum sämtliche neun Symphonien von Beethoven vorführen.

München. Hermann Teibler.

Kleine Rundschau.

Tunnelbrücken:

Um breite Flußläufe zu durchqueren, machen die Amerikaner keine darübergehenden Brücken, sondern sie bedienen sich des Tunnelrohres. Sie legen es aber nicht auf den festen Grund, da dieses zu kostspielig wäre und außerdem den Verkehr erschweren würde, sondern sie bauen es in den weichen Schlamm des Flusses. Unter dieses Riesenrohr werden starke Pfeiler gesetzt, die bis auf den festen Grund reichen und das Tunnelrohr gleich einer Brücke stützen. Die Herstellung einer solchen unterirdischen Brücke ist bedeutend billiger als ein Tunnel oder eine Luftbrücke und auch der Ausbau geht sehr schnell vor sich. Von diesen Tunnelbrücken verspricht man sich sehr viel für die Zukunft und wenn einmal der Plan eines Tunnels durch den Kanal zwischen England und Frankreich sich verwirklichen sollte, so wird wohl diese Art nicht ohne Berücksichtigung bleiben. J. G.

Der Verband kath. kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands mit dem Sitze in Essen a. d. R., welcher ca. 170 Vereine mit 17.000 Mitgliedern umfaßt, hält seine 28. Generalversammlung in diesem Jahre in den Tagen vom 11.—14. August hier ab. Der Kath. kaufm. Verein „Hansa", e. V., der gleichzeitig sein silbernes Jubelfest damit verbindet, wird die Vorbereitungen dazu treffen.

Berichtigung. Im Gedicht „Schiller" von Lor. Krapp Seite 217 des vorigen Heftes sind durch Druckversehen die zweite und dritte Strophe in umgekehrter Reihenfolge zu stehen gekommen. Die 3. Strophe „Denn wie ein Frühling" usf. soll an Stelle der 2. („Du sangst" ꝛc.) stehen und umgekehrt. Die Leser werden gebeten, bei der Lektüre dies frdl. zu berichtigen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstrasse 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 21. München, 21. Mai 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Konfession und höhere Schulen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn.

Von

Dr. jur. Brüning, Trier.

Der Frage der konfessionellen Zusammensetzung der Schülerzahl auf unseren höheren Schulen hat die katholische Presse in letzter Zeit vermehrte Aufmerksamkeit zugewandt. So hat die „Köln. Volkszeitung" (Nr. 594, 1904) sich mit den preußischen und (Nr. 755) württembergischen Schulverhältnissen, die „Augsburger Postzeitung" mit den bayerischen (Nr. 275), die „Allgemeine Rundschau" endlich (Nr. 2) mit den badischen befaßt. Eine zusammenfassende Betrachtung mag einiges Interesse bieten, zumal trotz der mannigfachsten Verhältnisse wir überall, in Nord und Süd, Ost und West, dieselbe unerfreuliche Erscheinung der Rückständigkeit der Katholiken finden.

Eine Tabelle möge kurz die nötigen Ziffern liefern. Es besuchten

	in Preußen 1902/03	Bayern 1900/01	Württemb. 1902/03	Baden 1902/03	Hessen 1900/01	Oldenb. 1903/04
	die Gymnasien:					
Evang.	58,984	5,686	6,169	2,194	2,071	708
Kath.	31,425	12,878	2,906	2,534	754	268
überh.	97,674	19,496	9,373	5,026	?	1,000
	die Realanstalten:					
Evang.	61,026	6,123	10,035	5,249	3,834	725
Kath.	10,375	7,114	2,307	4,395	1,161	25
überh.	76,793	13,961	12,699	10,385	?	762
Summa	174,467	33,457	22,072	15,411	8,729	1,762

Daneben seien die neuesten Zahlen (per I. XI. 04) für Elsaß-Lothringen gegeben: 5064 Katholiken, 4161 Protestanten, in Summa 10,015. Leider fehlt in der mir zur Verfügung stehenden Quelle eine Verteilung der Konfessionen auf humanistische und Realanstalten.

Am 1. Dezember 1900 nun waren nach der amtlichen Statistik des Reiches*) von je 1000 Einwohnern der evangelischen und katholischen Bevölkerung evangelisch in

Preußen	64,3	Baden	38,4
Bayern	28,6	Hessen	68,6
Württemberg	69,7	Oldenburg	78,1

Elsaß-Lothringen 22,1.

Bei den höheren Schulen erhalten wir wesentlich andere Ziffern, nämlich für

Preußen	74,1,	d. i. ein Plus für die Evangelischen von	9,8
Bayern	37,1,	„ „ „ „ „ „ „	8,5
Wttbg.	75,7,	„ „ „ „ „ „ „	6,0
Baden	51,8,	„ „ „ „ „ „ „	13,4
Hessen	75,6,	„ „ „ „ „ „ „	7,0
Oldenbg.	83,5,	„ „ „ „ „ „ „	5,4
Elsaß-L.	45,3,	„ „ „ „ „ „ „	23,2

In allen angeführten Staaten also hat der Protestantismus an der Schülerzahl einen höheren Anteil als an der Bevölkerung. Am höchsten ist der Gewinn desselben in den beiden überwiegend katholischen Ländern Elsaß und Baden mit 23,2 und 13,4. In Elsaß ist demnach der Gewinn größer als der Prozentanteil an der Bevölkerung (22,1). Wenn wir die Staaten ordnen nach dem Prozentsatz der evangelischen Bevölkerung (in dem obigen Sinne), so ersehen wir, daß, je größer der Hundertanteil des Protestantismus ist, desto kleiner seine Gewinnrate erscheint. Eine Ausnahme in dieser Skala macht lediglich Bayern.

Andere Ziffern finden wir, wenn wir nach humanistischen und Realanstalten teilen. Nehmen wir zunächst die ersteren. Da sehen wir unter 100 christlichen Schülern Protestanten in

Preußen	65,2,	mithin ein Plus für die Evangelischen von	0,9
Bayern	32,5,	„ „ „ „ „ „	3,9
Wttbg.	67,9,	„ „ Minus „ „ „ „	1,8
Baden	49,0,	„ „ Plus „ „ „ „	10,6
Hessen	74,0,	„ „ „ „ „ „	5,4
Oldenbg.	72,5,	„ „ Minus „ „ „ „	5,6

An den humanistischen Anstalten sind die Verluste der Katholiken demnach nicht so groß, wie die oben erwähnten Zahlen vermuten lassen könnten. Die Gewinnzahlen der Protestanten

---

*) Für Preußen sind berechnet die höheren Schulen der amtlichen Statistik des Unterrichtsministeriums ohne die Vorschulen. Bei Bayern sind die Ziffern dem statistischen Jahrbuch entnommen. Für Württemberg sind die Latein- und Realschulen mit in Betracht gezogen, ebenso eine Bürgerschule. Die badischen Zahlen sind dem statistischen Jahrbuch entnommen. Die Zahlen für Hessen und Oldenburg verdanke ich Privatmitteilungen aus Fachkreisen, ebenso diejenigen für Elsaß-Lothringen. Für die gefl. Mitteilung spreche ich auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aus.

sind überall — zum Teil bedeutend — kleiner als oben; in zwei Staaten ist der Verlust der Katholiken in der ersten Tabelle sogar in einen Gewinn umgeschlagen: in Württemberg nämlich und Oldenburg. Der Gewinn in Oldenburg ist jedoch nur ein scheinbarer; er liegt in den Ziffern des katholischen Gymnasiums in Vechta, welches 216 von den 268 katholischen Gymnasiasten beherbergt. Unter diesen aber befinden sich so viele Nicht-Oldenburger, daß der Gewinn bei deren Ausschaltung wohl ganz wegfiele. Allerdings würden die hier fortfallenden Schüler in Preußen den Katholiken zugute kommen.

Ungleich anders als die Gymnasialzahlen sind diejenigen der Realanstalten geartet: sie bieten ein geradezu trauriges Bild für den deutschen Katholizismus. Die den obigen entsprechenden Zahlen sind für

Preußen	85,4,	d. i. ein Plus für die Protestanten von	21,1
Bayern	46,3,	„ „ „ „ „ „ „	17,7
Wttbg.	81,5,	„ „ „ „ „ „ „	11,8
Baden	54,6,	„ „ „ „ „ „ „	16,2
Hessen	76,6,	„ „ „ „ „ „ „	8,0
Oldenburg	96,6,	„ „ „ „ „ „ „	18,5

Die allgemeinen Ziffern sind demnach allenthalben gestiegen, am wenigsten in Hessen (um 1) und Baden, wo ja allerdings an der allgemeinen Zahl nicht viel zu verderben ist (um ca. 3). Fast verdoppelt ist die Ziffer für Württemberg, mehr denn verdoppelt sind diejenigen für Preußen und Bayern, verdreifacht hat sich die Oldenburger Ziffer.

Sehr interessant ist ein Vergleich der Gymnasial- und Realziffern, sie divergieren zum Teil ungeheuer voneinander; am meisten in Oldenburg (über 24). Es folgen Preußen (ca. 20), Bayern (ca. 14) und Württemberg (ca. 13). Baden und Hessen zeigen nur kleine Differenzen (ca. 5 bzw. 2).

Als allgemeine Lehre aus den oben genannten Ziffern kann man ziehen: Im Besuche der höheren Schulen sind die Katholiken allenthalben in deutschen Gauen rückständig, das gilt insbesondere vom Besuche der realen Anstalten.

Woher kommt das? Die Gründe sind schon häufig genug erörtert, können aber nicht oft genug wiederholt werden:

Zunächst liegt ein Teil der Schuld an der nationalen Zusammensetzung der Katholiken Deutschlands. Wir haben viele polnisch und viele französisch sprechende Glaubensgenossen. Die ersteren prävalieren in Posen, Westpreußen und Oberschlesien. Gerade in diesen Provinzen finden wir die unglaublichsten Zahlen. So haben — ich entnehme die Ziffern der „K. V." Nr. 594 (1904) — an höheren Schülern

	evangelischer	bzw.	katholischer Konfession 1902/03
Schlesien .	9105	„	6965
Westpreußen	4750	„	1441
Posen . .	3359	„	2356.

Dabei handelt es sich um Provinzen, die überwiegend katholisch sind. Sapienti sat! Allerdings hat sich schon manches gebessert. So haben z. B. die Gymnasien in Schlesien 1902/03 fast gleiche Ziffern, nämlich 5103 evangelische und 5025 katholische Schüler, während im Jahre 1892 5016 evangelische und 3865 und im Jahre 1871 4475 evangelische und 3358 katholische Schüler vorhanden waren. Auch die Verhältnisse in Posen sind anders geworden. Während 1892 noch 2370 Gymnasiasten evangelischer Konfession 1496 Katholiken gegenüberstanden, sind die heutigen Ziffern 2618 und 2141. Von den Realanstalten wollen wir aber schweigen.

Auch in Elsaß-Lothringen ist eine Wendung zum Besseren eingetreten. Das ersieht man aus den Zahlen für

1874	mit 1471 katholischen	und 2254 evangelischen	Schülern und
1899	„ 4292	„ 3883	„

Aber normal sind die heutigen Ziffern noch lange nicht zu nennen.

Der anormale Zustand liegt ferner an der konfessionellen Qualität unserer Schulen. Den Nachweis zu liefern, daß in specie die preußische Regierung stets bestrebt war, katholische Neugründungen zu hintertreiben, dagegen bei Simultanschulgründungen immer Gevatter zu stehen, hieße Eulen nach Athen tragen. Wer sich darüber näher instruieren will, findet das reichhaltigste Material zusammengetragen in der Bachemschen Paritätsschrift.

Ein weiteres Moment liegt in der Lage der höheren Schulen, wenigstens zum Teil. In Nr. 755 der „K. V." vom 11. September 1904 wurde für Württemberg der Nachweis gebracht, daß von den 19 überwiegend katholischen Oberämtern 12, von den 45 meist evangelischen Oberämtern nur 19 ohne höhere Schule sind, daß ferner in Oberämtern mit unter 50 % Protestanten 9, in den anderen 41 höhere Schulen liegen. Allerdings ist ein Teil der Schuld auf die katholischen Gemeinden zu schieben, die keine höheren Schulen gründen. Aber Württemberg steht nicht allein da. Reisen wir nur zum Osten. Da finden wir in den Städten mit höheren Schulen — nach Kunze 1899 —

in Westpreußen (1900) ca.	224,000	Protestanten und
„	131,000	Katholiken, ferner in
Posen „	142,000	Protestanten und
„	173,000	Katholiken.

Aehnlich sind die Ziffern für Westfalen — an einer anderen Reichsecke — 448,000 Protestanten und 376,000 Katholiken. Das sind Beispiele aus Osten, Westen und Süden. Selbst die so günstig stehende Rheinprovinz hat unter 30 Kreisen mit über 90 % katholischer Bevölkerung 13 ohne höhere Vollanstalt — in Posen sind es 12 von 16.

Damit sind wir eigentlich schon zu einem weiteren Punkt gekommen: die niedrigere Frequenz der höheren Schulen ist auch abhängig von den Berufsarten, welchen der Katholik in Deutschland nachgeht. Speziell für Süddeutschland wird es gelten, daß die Katholiken prozentualiter mehr auf dem Lande leben als in der Stadt. So ist für Bayern die Zahl für 1895: 215 Städtebewohner katholischer Konfession auf 1000 Katholiken gegen 318 evangelische Städtebewohner ebenso berechnet.

Für ganz Deutschland berechnet die amtliche Statistik für

die Berufsklasse	der	Landwirtschaft	43,01 %	Katholiken
„	„	„ Industrie	34,57 %	„
„	„	des Handels	28,21 %	„
„	„	„ öffentlichen Dienstes	32,18 %	„

bei einem Bevölkerungsanteil von 36,54 Erwerbstätigen überhaupt. Dazu kommt, daß bei den Katholiken der Prozentsatz der weiblichen Erwerbstätigen den der männlichen stellenweise überwiegt — im Gegensatz zu den Protestanten. Dazu kommt ferner, daß in der Gruppe Industrie die sämtlichen Kategorien: Selbständige, Angestellte und Arbeiter für die Katholiken ungünstige Zahlen produzieren. Der Katholik ist demnach wirtschaftlich schwächer als der Protestant und darum nicht so kapitalkräftig. Für Baden sind hierfür in Nr. 2 der „A. R." (1905) außerordentlich wirkungsvolle Zahlen erwähnt worden.

Das sind allerlei Gründe; einen aber dürfen wir nicht verschweigen, und zwar nicht den unwichtigsten: das ist die stellenweise grenzenlose Gleichgültigkeit katholischer Eltern. Das Konservativsein hat gewiß manches Gute, aber es darf nicht übertrieben werden, am allerwenigsten hier. Darum soll, wer es kann, seine Söhne studieren lassen. Und da ist noch auf einen Punkt aufmerksam zu machen. Bei uns wird vielfach ein großer Wert seitens der Eltern oder wohlhabender Verwandten darauf gelegt, daß der Sohn „auf geistlich" studiert. Das macht dem frommen Sinne der Eltern p. p. alle Ehre, aber es gibt auch andere Berufe, in welchen der Mensch etwas leisten kann. Das sind zurzeit insbesondere die technischen Fächer, vor welchen die Katholiken eine geradezu unbegreifliche Scheu zeigen — vgl. oben die Statistik der Realanstalten. Wohin es auf diesem Gebiete noch kommen wird, wird die Zukunft zeigen: wir Katholiken werden auf dem Gebiete der Technik einfach ausgeschaltet werden. Und doch bieten gerade diese Fächer zurzeit so manches. Wie es aussieht, dafür folgende Zahlen. In den Jahren 1869/93 gingen von badischen höheren Schulen auf das badische Polytechnikum:

Studierende des Maschinenwesens:	123	Katholik.	208	Protest.
„ „ Ingenieurwesens:	119	„	176	„
„ „ Architektenwesens:	167	„	205	„
in Summa:	409	Katholik.	589	Protest.

Und das in einem überwiegend katholischen Lande. Dem Albertus-Magnusverein und den anderen Studienvereinen ist gerade hier noch ein weites Feld vorbehalten.

Im Anschluß hieran zum Vergleich einige Zahlen aus Oesterreich-Ungarn:

Oesterreich hat neben 90,99 % Katholiken 2,33 % Orthodoxe und 1,89 % Protestanten, letztere hauptsächlich in Niederösterreich, Böhmen und Schlesien. Unter den 66,990 Schülern der Gymnasien nun sind 55,431 Katholiken (84,5 %), 1037 Orthodoxe (1,5 %) und 1552 Evangelische (2,3 %); auf den Realschulen studieren 27,396 Katholiken (81,8 %), 98 Orthodoxe (0,3 %) und 1472 Evangelische (4,4 %), von insgesamt 33,467. Auch hier trotz des geringen Prozentsatzes der Protestanten dieselbe Erscheinung: die Katholiken unter dem Bevölkerungsprozent, die Protestanten darüber, insbesondere bei den Realanstalten.

In Ungarn endlich zählen % unter den bzw. der

	Gymnasiast.	Realschül.	Bevölk.
die Katholiken beider Riten	48,79	41,20	61,1
„ Orthodoxen	5,12	3,71	14,6
„ Evangelischen beider Bek.	25,44	16,19	19,4
„ Unitarier	0,81	0,33	0,4

Hier ebenfalls dasselbe Bild, wenigstens bei den Gymnasien: Katholiken unter, Evangelische über der Bevölkerungsquote. Bei den Realschulen gehen alle christlichen Konfessionen unter dieselbe herunter. Der Grund ist — auch für Oesterreich — die Beteiligung des Judentums am höheren Studium. Hierüber, auch über die vieles Interesse bietende Beteiligung desselben am höheren Studium in Deutschland, ein andermal.



Der deutsche Name im Auslande.

Von

Dr. Armin Kausen.

Wie wichtig Deutschlands Seegeltung für das politische Ansehen Deutschlands ist, wurde mir niemals so klar, wie während eines kurzen Aufenthaltes in Venedig zur Zeit der Anwesenheit des Kaiserpaares. Der Besuch eines europäischen Monarchen gehört auch in der Lagunenstadt nicht zu den Alltäglichkeiten. Wenn der Kaiser auf Deck war, wo ich ihn zweimal an einem Tage mit einem höheren Offizier auf- und abspazieren sah, war die „Hohenzollern" oft von einem ganzen Kranz von Gondeln umringt. Jeden Gruß erwiderte der Kaiser durch aufmerksamen Gegengruß. Das lebhafte Interesse, welches die venetianische Bevölkerung dem Kaiser und seiner unmittelbar vor dem Verkehrszentrum ankernden Yacht „Hohenzollern" entgegenbrachte, hatte also an sich nichts Außergewöhnliches. Ich stehe sogar nicht an, öffentlich festzustellen, daß die Schilderungen, welche offiziöse oder sonstige liebedienerische Federn von dem „begeisterten" Empfang und Abschied an die deutsche Presse übermittelten, stark übertrieben waren. Dem Empfang habe ich nicht beigewohnt, aber ich war in einer Gondel, die fast eine Stunde lang den Canal grande in seinen belebtesten Teilen hinauf- und hinunterpassierte, Zeuge der Abfahrt.

Von elementaren Ausbrüchen der Volksbegeisterung habe ich kaum eine Spur bemerkt. Selbstredend fehlte es an den Stellen, wo die offizielle Welt und wo auch die deutsche Kolonie zum Abschied versammelt war, nicht an Evvivas, Hurra- und Hochrufen. Aber die Volksmenge, die unterwegs über die zahlreichen Brücken und Brückenzugänge verteilt war, verhielt sich fast überall schweigend und bezeugte ihren Respekt durch Entblößen des Hauptes während der Vorüberfahrt des kaiserlichen Ruderbootes, das von zwei flotten Sportruderbooten flankiert war.

Diese Kaiserabfahrt durch Venedig unterschied sich von ähnlichen Szenen in anderen großen Städten genau so, wie eben diese durch breite Straßen und große Plätze unterbrochenen Städte sich von der Lagunenstadt unterscheiden, deren Straßen nur enge, finstere Gassen sind, deren pferde- und wagenloser Verkehr sich im übrigen auf dem großen Kanal und den unzähligen kleinen Kanälen abspielt. In Venedig gibt es nur einen Schauplatz für gewaltige Volksansammlungen und Volkskundgebungen: den Markusplatz. Daß also selbst ein mächtiger, weltberühmter Kaiser beim Verlassen Venedigs nicht auf das begeisterte Zujauchzen tausendköpfiger Menschenmassen rechnen kann, liegt in der Natur des Ortes begründet. Ueber die Zurückhaltung, die sich in dem mangelnden Willkommschmucke manches Palazzos am Canal grande kundgab, will ich keine Vermutungen aussprechen. König Eduard oder der Präsident der französischen Republik würde in dieser Hinsicht jedenfalls keine besseren Erfahrungen machen.

Aber eines kann ich aus persönlicher Wahrnehmung bestätigen: der gebildete Durchschnitts-Italiener spricht nur in Ausdrücken der höchsten Achtung vom Deutschen Kaiser und von Deutschland überhaupt. Die gleiche Beobachtung kann man machen, wenn man als unfreiwilliger Zeuge die Unterhaltungen gebildeter französischer Familien anhört. Von diesen Ausländern könnte mancher nörgelnde Deutsche noch etwas lernen. Trotz aller „zwar" und „aber" ist der Grundton der Urteile über „den Kaiser", wie er stets schlechtweg genannt wird, ehrliche, aufrichtige Anerkennung für das Großzügige, Weitausschauende im Wesen und Streben des Kaisers. Ueber die Fahrt nach Marokko spricht man im Auslande mit Bewunderung. Daß die Engländer von der wachsenden Geltung Deutschlands unter den seefahrenden Nationen nicht gerade entzückt sind, kann man ihnen nachfühlen. Daß aber die während der Kaisertage in Venedig sehr zahlreich anwesenden Engländer und Engländerinnen sich alle Mühe gaben, Vogel Strauß zu spielen und sich möglichst versteckt zu halten, fand ich lächerlich. Um so mehr amüsierte mich das Urteil eines sehr distinguierten, deutsch radebrechenden Engländers, der einer Gruppe von Deutschen, die im gleichen Hotel wohnten, auf dem Markusplatze klar zu machen suchte, daß die schmucken Matrosen der „Hohenzollern", des „Friedrich Karl" und des „Sleipner" durch ihr flottes, frisches Auftreten sein marinebegeistertes Herz ganz entzückten, daß aber diese Bemannung der „Kaiserschiffe" nur ausgewählte Leute seien, welche keinen Rückschluß auf die deutschen Durchschnittsmatrosen gestatteten. Das war der ungefähre Sinn der verklausulierten Anerkennung, und die umstehenden englishmen und english ladies stimmten eifrig zu. Daß die den Kaiser auf einer Auslandsfahrt begleitenden deutschen Seeleute zu den Elitetruppen zählen, versteht sich von selbst; aber von Kennern wird versichert, daß das Matrosenmaterial der deutschen Marine an Intelligenz, Schulung und allgemeiner Haltung von keiner anderen Flotte übertroffen wird. Es war eine Freude, die deutschen „blauen Jungens" auf dem Markusplatz und in den Hauptgeschäftsstraßen hellen Auges und frohen Mutes herumflanieren zu sehen, da und dort die neugierigen Fragen deutscher Damen und Herren willig und freudig beantwortend und mit Stolz ihre kleinen Einkäufe an Bord tragend. Das solide, gesittete Verhalten der deutschen Matrosen wurde allgemein sehr gerühmt.

Deutschland hat sich unter den Seemächten einen festen Platz gesichert. Daran zweifelt im Auslande niemand mehr, wenn auch der Neid und die Eifersucht Englands der Tatsache nur mit unwilligem Knirschen ins Auge sieht. Daß es um dieser Tatsache willen in absehbarer Zeit zu einem Seekriege Englands mit Deutschland kommen würde, glaubt im Ernste auch der kühl abwägende Engländer nicht.

Daß der deutsche Name heute im Auslande in hoher Achtung steht, muß jeder bezeugen, der sich etwas näher umgesehen und umgehört hat. Es ist auch nicht wahr, was unsere deutschen Chauvinisten glauben machen möchten: daß zu Bismarcks Zeiten Deutschlands Ansehen höher gestanden sei. Wer in den 70er oder 80er Jahren Paris besucht hat und im letzten Jahrzehnt seinen Besuch wiederholte, wird mir bestätigen, daß damals Deutschland gefürchtet und gehaßt war, während heute eine mehr oder minder leidenschaftslose Anerkennung des deutschen Namens und der deutschen Weltstellung vorherrschend ist. Deutsches Können hat sich in mehr als dreißigjähriger Friedensarbeit ein Ansehen gesichert, das der Waffenruhm allein ihm nicht in diesem Maße zu sichern vermochte. Der steigende Wohlstand und die maritimen Interessen brachten die Deutschen auch in erweiterte persönliche Beziehungen zum Auslande. Als Tourist und Reisegast genießt der Deutsche heute im Auslande eine ganz andere Stellung als noch vor zwanzig Jahren, als der Franzose und Engländer über jeden Deutschen im Auslande die Nase rümpfen zu können glaubten. Auch die deutsche Sprache wird nicht nur in Hotels, sondern auch an Bahnhöfen, Postanstalten ꝛc. des Auslandes heute mehr respektiert als früher. Ausnahmen bestätigen nur die Regel. In dieser sprachlichen Hinsicht sollten die Deutschen sich die Engländer zum Beispiel nehmen. Der Engländer setzt es als selbstverständlich voraus, daß im Auslande jedermann, der sein Geld verdienen will, auch seine Sprache verstehen muß. Er spricht grundsätzlich englisch und entschließt sich nur im äußersten Notfalle zu kleinen Zugeständnissen an die fremde Sprache. Dabei gibt es

heute viele Engländer, die nicht nur französisch und italienisch, sondern auch deutsch verstehen und sprechen. Worauf es ankommt, das ist das nationale Selbstbewußtsein, das sich in der Hochhaltung der eigenen Sprache ausdrückt. Der Engländer übertreibt dieses an sich berechtigte Gefühl oft bis zur krassesten Unhöflichkeit, ja Unart; aber der Deutsche übertreibt nach der umgekehrten Richtung, wenn er im Auslande die Minderachtung der deutschen Sprache als etwas Selbstverständliches voraussetzt. Mancher Franzose und Italiener, dem der biedere Deutsche sich in der fremden Sprache verständlich zu machen sich abquält, versteht plötzlich ganz leidlich das deutsche Ideom, sobald der hilflose Deutsche, halbwegs um Entschuldigung bittend, sich auf seine Muttersprache besinnt.

Aehnlich ist es mit dem Halten deutscher Zeitungen in ausländischen Hotels, die auf den internationalen Fremdenverkehr angewiesen sind. An englischen und französischen Zeitungen mangelt es niemals, wohl aber vielfach an deutschen. Warum? Der Deutsche ist zu bescheiden. Am bescheidensten ist allerdings immer wieder der deutsche Katholik, der sich selbst bei längerem Aufenthalte in ausländischen Hotels ꝛc. ruhig mit Zeitungen liberaler und protestantischer Richtung abspeisen läßt. Es mag ja richtig sein, daß das Publikum, welches auf jene Zeitungen Anspruch macht, an vielen Orten ein bedeutend stärkeres Kontingent der Besucher stellt. Aber die Auswahl an Blättern katholischer Richtung bleibt auf alle Fälle weit hinter dem Prozentsatz der katholischen Gäste zurück. Nachdrückliche Reklamationen führen regelmäßig zum Ziele. Es ist auch nicht richtig, daß die großen Zeitungen katholischer Richtung „wenig gelesen" werden. Zu meinem großen Vergnügen sah ich z. B. im Grand Hotel zu Gardone-Riviera (am Gardasee) die „Kölnische Volkszeitung" in den Händen mancher, die als Nichtkatholiken bekannt waren. Aber daß in diesem prächtigen, mustergültig geleiteten Hause, dessen heutige Ausdehnung fast einer kleinen Stadt gleicht, die deutsche Presse katholischer Richtung einzig durch das vornehmste katholische Organ vertreten ist, muß jeder katholische Gast als einen Mißstand empfinden. Das Uebergewicht des protestantischen Einflusses ist ohnehin gesichert und wird gewiß durch niemanden, der die Verhältnisse der deutschen Kolonie kennt, ernstlich gefährdet. Die deutschen Protestanten verfügen über ein an der Straße nach Fasano herrlich gelegenes Gotteshaus, das allerdings mehr einem phantastischen modernen Landsitz als einer Kirche ähnlich sieht und, wie mir ein protestantischer Kurgast versicherte, mehr von außen bewundert als im Innern besucht wird. Auch die deutsche Schule in Fasano zeugt von protestantischer Tatkraft. Für die deutschen Katholiken wird in einer alten Kapelle schräg gegenüber dem Grand Hotel, die eigens für diesen Zweck gemietet werden mußte, von einem deutschen Priester regelmäßig Gottesdienst gehalten. Die katholischen Kirchen der dortigen Gegend machen einen etwas vernachlässigten Eindruck, was um so mehr zu bedauern ist, als die zahlreichen protestantischen Besucher, welche teils aus Neugier, teils aus historischem Interesse oder Kunstsinn gerne in ein altes katholisches Gotteshaus eintreten, zu ungünstigen Vergleichen nur zu sehr geneigt sind. Die deutsche katholische Kapelle ist recht sauber hergerichtet, aber die gerahmten Papierbilder an den Wänden sind geradezu rückständig. Der alte Dom in Salò befindet sich seit dem Erdbeben von 1901, trotz der inzwischen notdürftig ausgebesserten Risse, in einem traurigen Zustande, und die so herrlich gelegene katholische Pfarrkirche von Gardone di sopra, von deren Aussichtsterrasse man einen so großartigen Blick auf die paradiesische Landschaft über den See hinaus bis in die Veroneser Gegend und bis zum Schlachtenturm von St. Martino (Solferino) genießt, ist im Aeußeren und Inneren recht wenig gepflegt. Das soll gewiß kein Vorwurf für den würdigen Pfarrherrn sein, den man milden Antlitzes durch die holperigen Straßen des Ortes und längs den gesegneten Weingärten schreiten sieht. Aber es will mir scheinen, daß der Sinn der Bevölkerung mehr auf den guten Ertrag der Weinberge, Limonengärten und Feigenbäume gerichtet sei, als auf ein die volle Würde des Katholizismus zur Geltung bringendes Gotteshaus. Es scheint den Leuten nicht schlecht, sondern eher zu gut zu gehen. Das schließe ich sogar aus der Ueberzahl von Bettlern, die oft zeilenweise am Wege stehen. Denn Betteln ist an gesegneten Fremdenorten immer noch das müheloseste Gewerbe.



Freiherr von Hertling

soll sich mit dem Gedanken tragen, seinen Lehrstuhl an der Münchener Hochschule zu verlassen. So wurde von verschiedenen Blättern berichtet. Die Nachricht dürfte nicht viel mehr als ein ballon d'essay sein. Wenigstens kann aus den Erörterungen, welche sich an den bekannten „Hochland"-Artikel anknüpften, kein stichhaltiger Grund für eine dahinzielende Absicht — von einem bestimmten Entschlusse ist überhaupt noch keine Rede — geschöpft werden. Auch diejenigen, welche den „Hochland"-Artikel als eine — abgesehen von allem anderen — politisch höchst inopportune Leistung beurteilten, würden es tief bedauern, wenn Professor Dr. Freiherr von Hertling aus dem Zwischenfalle so weitgehende Konsequenzen ziehen wollte. Der Leserkreis der „Allgemeinen Rundschau" wird mit dem Herausgeber in allem Wesentlichen den nachstehenden Ausführungen zustimmen, welche einer an die „Augsb. Postzeitung" gerichteten Zuschrift entnommen sind.

Frhr. v. Hertling ist durch sein parlamentarisches Mandat in der Ausübung seiner Lehrtätigkeit hier und da etwas behindert worden; seit dem Jahre 1898 haben ihn auch die römischen Missionen mehrfach während der Semestermonate von München ferngehalten. Alles in allem gerechnet, wird er von den 46 Semestern seiner Münchener Professorenzeit kaum mehr als fünf oder sechs an der Universität zu versäumen genötigt gewesen sein. 40 Semester lang hat er Vorlesungen mit wachsendem Erfolge gehalten. In großer Zahl sind Schüler von ihm herangebildet worden. Das Studium der Geschichte der Philosophie hat durch seine eigene literarische Tätigkeit, vornehmlich aber auch durch die von ihm angeregten wissenschaftlichen Arbeiten seiner Schüler, wesentliche Bereicherung erfahren. Seine Schüler sind bereits auf akademischen Lehrstühlen an Hochschulen und Lyzeen tätig. Vornehmlich im bayerischen Klerus sind die Doktoren der Philosophie in großer Zahl vertreten, welche unter Herrn v. Hertlings Führung und Leitung zur Promotion gelangt sind. Wie kann man über so offenkundige Tatsachen hinwegsehen?

Und ist v. Hertling nicht einer der vornehmsten Mitbegründer und seit nahezu dreißig Jahren der verdienstvolle Leiter der Görres-Gesellschaft. Frhr. v. Hertling vornehmlich ist es gewesen, der das Staatslexikon und das Römische Institut der Görres-Gesellschaft ins Leben gerufen hat. Die großen und feinsinnigen Artikel, welche er aus dem Bereiche der Staatsprobleme zum Staatslexikon beigesteuert hat, gehören zu dem Allerbesten, das in diesem großen Nachschlagewerke geboten wird. Noch in späten Zeiten werden sie das politische Denken und Handeln kommender Geschlechter in glücklicher Weise fördernd beeinflussen können.

Frhr. v. Hertling ist Politiker und Gelehrter zugleich. Wenn man will, mag man in seiner ganzen Lebensarbeit einen gewissen lehrhaften, akademischen Zug erkennen. Jede große politische Gemeinschaft darf sich beglückwünschen, welcher neben den erfolgreichen Praktikern auch begeisterungsfähige Doktrinäre sich anschließen und dienen, sofern sie nur den Quellen des Lebens nicht völlig sich entfremdet haben ...

Unter den Katholiken Bayerns und Deutschlands ist die Zahl derer nicht gering, welche lebhaft wünschen, Frhrn. von Hertling noch eine Reihe von Jahren hindurch in der Wissenschaft und als akademischen Lehrer eine segensreiche Tätigkeit entfalten zu sehen. Soll aber die bayerische Zentrumspartei ihrerseits die Empfindlichkeit auf die Spitze treiben und es darauf absehen, Frhrn. v. Hertling nicht nur für die bayerische Politik, sondern auch für das bayerische Universitätswesen zum toten Mann zu machen? Sie wird es nicht tun, des dürfen wir sicher sein.

In einer durchaus ruhigen Darlegung hat Dr. Eugen Jäger in Speyer in der „Köln. Volkszt." dem Wunsche nach ersprießlichem Zusammenwirken zwischen dem bayerischen Zentrum und Frhrn. v. Hertling Ausdruck gegeben. Diesem Wunsche schließen wir uns von ganzem Herzen an! Noblesse oblige! Das Wort gilt für Frhrn. v. Hertling wie für das bayerische Zentrum. Eine große, lebensvolle Partei kann einen ernsten Mahner ertragen, auch wenn er unbequem wird und nicht in jeder Beziehung das Richtige trifft. Eine bedeutende geistige Kapazität sich um solcher unbequemen Mahnung willen dauernd zu entfremden, würde unter gewissen Umständen mehr sein als ein politischer Fehler mittleren Schlages.





Die deutsche Arbeit.

So weit als Falken fliegen
Vom freien Sturm umsaust,
So weit sich Schiffe wiegen
Vom Ozean umbraust,
So weit als Menschen wohnen,
So weit der Adler kreist:
In allen Zungen und Zonen
Man deutsche Arbeit preist.

Wo deutsche Schlote rauchen,
Wo sich der Hammer hebt,
Wo die Maschinen fauchen,
Daß selbst die Erde bebt,
Wo unter deutschen Händen
Ein Pflug die Furche zog —
In allen Weiten und Wenden:
Die deutsche Arbeit hoch!

Ob sie mit Zang' und Hammer
Das Glück zu schmieden strebt,
Ob sie in stiller Kammer
Die Geistesschätze hebt,
Ob Eisen sie, ob Kohlen
Ans Licht der Sonne zog —
Bei Balken und bei Bohlen:
Die deutsche Arbeit hoch!

Sie, die da führt die Kelle,
Die kühn vom Mastbaum schaut,
Sie, die da Damm und Wälle
Zur Wacht und Wehre baut,
Die selbst auf Herrscherthronen
Getreu der Pflicht nachzog —
Wo Knecht und Kaiser wohnen:
Die deutsche Arbeit hoch!

So lang nach edlen Zielen
Sie strebt mit Ernst und Kraft,
So lang in Schweiß und Schwielen
Sie Glück und Segen schafft,
Sie, die da heil'ge Bande
Um Fürst und Völker zog —
Zu Wasser und zu Lande:
Die deutsche Arbeit hoch!

Köln. Hans Eschelbach.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die hohe Politik im Lichte Balfours und Tittonis.

Der englische Ministerpräsident Balfour und der italienische Minister des Auswärtigen Tittoni haben die Schleusen ihrer hochpolitischen Beredsamkeit aufgezogen. An der Themse wurde ein warnender, sogar drohender Ton gegenüber Rußland angeschlagen; am Tiber wurde eine Beruhigungsarie gesungen, in der nur eine höfliche Verwahrung wegen der Ausbeutung von Tripolis enthalten war.

Als im Londoner Parlament neulich die Marokkanische Frage zur Sprache kam, war die Regierung in ihrer Sprache sehr vorsichtig und streng sachlich, so daß die Auskunft vom Ministertische der deutschen Politik günstiger erschien als die Schachzüge des Herrn Delcassé, obschon letzterer doch als Vertragspart und vermeintlicher Bundesgenosse auf öffentliche Unterstützung gerechnet hatte. Als nun neuerdings die zentralasiatische Frage und insbesondere die Sicherheit Indiens zur Sprache kam, wich Lord Balfour von der üblichen diplomatischen Redeweise ganz auffällig ab und sprach über den russisch-englischen Gegensatz mit einer rückhaltlosen Deutlichkeit, als ob er einen volkstümlichen Aufsatz für ein Pennyblatt zu liefern hätte. Auch eine Folge der Niederlage vor Mukden! Nachdem Herr Balfour das bisherige Vordrängen Rußlands in Zentralasien, das England „notgedrungen" zugelassen, einer Betrachtung unterzogen, macht er einen kräftigen Kreidestrich und erklärt: Bis hierher und nicht weiter! Die Vorschiebung des russischen Eisenbahnnetzes auf afghanischen Boden würde England als eine direkt feindselige Haltung betrachten. Das ist eine sehr deutliche Warnung, sowohl für den russischen Zaren als für den Emir von Afghanistan. Bei der traurigen Lage, in der sich Rußland gegenwärtig befindet, könnte man der Drohrede wohl die aktuelle Bedeutung abstreiten, da Rußland anscheinend an einen Vorstoß gegen Indien in absehbarer Zeit nicht denken kann. Aber vermutlich hat doch Balfour eine bestimmte Veranlassung gehabt, so laut sein „Quos ego" nach Osten zu rufen. Die russische Politik zeichnet sich durch Vielseitigkeit, Zähigkeit und die Methode der langen Hand aus. In Hinterasien geschlagen, kann der russische Koloß noch ganz gut in Mittelasien seine Fangarme vorschieben und ein neues Stückchen vom Zukunftswege nach Indien in Beschlag nehmen. Die englische Regierung muß arg verstimmt sein gegenüber der Petersburger, und sie hat auch wohl Grund dazu. Denn England hat dem notleidenden Rußland große Dienste erwiesen: 1. durch die Nachgiebigkeit in der Huller Streitfrage, 2. durch die Gleichgültigkeit gegenüber der fortgesetzten Neutralitätsverletzung von seiten Frankreichs, das in der ganzen Reihe seiner Kolonien einen Freitisch für Roschdjestwensky bereit gehalten hat, ohne den es dem russischen Geschwader gar nicht möglich gewesen wäre, in anständiger Verfassung das Gelbe Meer zu erreichen. Vielleicht hat die englische Regierung für diese unschätzbare Passivität eine Gegenleistung in Zentralasien erwartet und nicht erhalten. Den Japanern wäre es wohl angenehm gewesen, wenn die britische Enttäuschung sich nicht bloß in der Balfourschen Verwahrung gegen eine afghanische Bahn, sondern in Taten zur Unterstützung Japans Luft gemacht hätte. Aber John Bull hat zu viel gesunden Egoismus, um ein opferwilliger Bundesgenosse zu sein. Japan ist in seiner Klage über den französischen Neutralitätsbruch — man könnte sagen: chronischen Neutralitätsbruch — zweifellos im Recht; aber es hat sich mit den leeren Ausflüchten Delcassés zufrieden geben müssen, weil England keine Lust hatte, den Bündnisfall für gegeben zu erachten.

Die hochpolitische Glocke in Rom hatte einen viel schöneren Klang. Herr Tittoni ist zufrieden. In den letzten Trinksprüchen wurde vielfach die klare Erwähnung des Dreibundes vermißt. Das hat nun Tittoni nachgeholt, indem er den Dreibund als kostbares Element für die Erhaltung des europäischen Friedens und als einen wichtigen Faktor der italienischen Politik pries. Er verteidigte ferner den Dreibund gegen die Behauptung, daß er Italien zu höheren Militärausgaben zwinge und überhaupt für Italien weniger vorteilhaft sei als für die beiden Kaisermächte. Offenbar hat Tittoni recht, wenn er sagt, daß Italien ohne den Dreibund noch stärker seine Wehrkraft hätte entwickeln müssen. Ohne den Dreibund würde überhaupt Italien sich als selbständige Großmacht nicht haben behaupten können, sondern in die Dienstbarkeit Frankreichs gesunken sein. Dann

hätte Frankreich die „Schwesternation" in Tripolis ebenso beiseite gedrängt, wie es in Tunis seinerzeit geschehen ist.

Die „Gerüchte" über die Verleihung der tripolitanischen Hafenkonzession an eine französische Gesellschaft erklärte Herr Tittoni freilich für unrichtig; aber die Bestimmtheit, mit der er das wirtschaftliche Erstgeburtsrecht Italiens in Tripolis betonte und auch dem Sultan zur gefälligen Beachtung empfahl, läßt vermuten, daß hinter dem Rauch dieser Gerüchte doch ein Feuerchen gesteckt hat. Wenn diesmal die Erstickung noch gelungen ist, so werden die verständigen Italiener nicht verkennen, daß sie das dem Rückhalt zu verdanken haben, den ihnen der Dreibund gegen das anspruchsvolle Frankreich gibt.

Tittoni erklärte ferner, daß Italiens Verhältnis zu Oesterreich durchaus nicht reparaturbedürftig gewesen sei, und sprach sich sehr optimistisch über den Fortgang der Reformaktion in Mazedonien und Albanien aus. Wir wollen hoffen, daß die Wirklichkeit nicht bloß jetzt, sondern auch andauernd dieser Rosaschilderung entsprechen möge. Das gegenwärtige Ministerium Fortis-Tittoni ist allem Anscheine nach guten Willens und tüchtig; es frägt sich nur, wie lange die ministerielle Mehrheit zusammenhält.

Der Kampf gegen das Großkapital.

Gegen den goldenen Stachel ist nicht leicht lecken. Im preußischen Landtage wird jetzt auf zwei Wahlstätten gerungen mit recht verschiedener ordre de bataille. Einerseits handelt es sich um den Schutz der Bergarbeiter gegen das koalierte industrielle Großkapital, anderseits um den Schutz des Mittelstandes gegen die Warenhäuser, welche die merkantile Waffe des Großkapitals darstellen. Im ersteren Falle hat unter dem Eindruck des Bergarbeiterstreiks die Regierung das soziale Reformwerk in die Hand genommen, während die konservative Partei sich bisher mit den nationalliberalen Vertretern der Großindustrie zur Bekämpfung des Regierungsentwurfes verbündet hatte. Im anderen Falle treten die Konservativen an die Seite des Zentrums für den Mittelstand ein, während die Regierung sich vorläufig aus Leibeskräften gegen die Verschärfung der Warenhaussteuer wehrt und dabei den Beifall der Liberalen findet.

Die zweite Lesung der Berggesetznovelle, die nach ausgiebiger Verzögerung jetzt auf die Tagesordnung kommen soll, wird eine ungewöhnliche dramatische Spannung aufweisen. Es muß sich da zeigen, ob die Regierung den Willen und die Kraft hat, ihre Vorlage in voller Folgerichtigkeit zu vertreten, und ob die konservative Partei sich zum rechtzeitigen Rückzug aus der kapitalistischen Sackgasse bewegen läßt. Von der Besichtigungsreise, die kürzlich die Kommission in das Ruhrrevier unternommen hat, braucht man sich nichts Gutes zu versprechen. Ein vorher angekündigter Spaziergang durch einige Gruben ist ein Divertissement, aber keine Forschung. Wenn die Herren wenigstens die ganze Dauer der gesetzlichen Schicht vor Ort bei den hauenden Bergleuten ausgehalten hätten, und zwar an Stellen verschiedener Temperatur, so würden wir ihnen schon eine gewisse Vermehrung der Erkenntnis zugetraut haben, auch wenn sie selbst keine Hacke und keine Kohle angefaßt hätten; aber im Vorbeigehen zwischen zwei Mahlzeiten kann man wirklich die Bedingungen des sanitären Arbeitstages und auch die sozialen Instinkte und Kräfte der Belegschaft nicht erforschen. Im übrigen wird auch im Landtage die Entscheidung, die bei den Konservativen liegt, weniger durch sachliche Studien oder tiefsinnige Beredsamkeit bestimmt werden als durch die Erkenntnis, daß die vorgeschlagenen Maßregeln nicht vereitelt werden können, weil sonst die Regierung den Reichstag anrufen werde. Wenn die Regierung von diesem Pressionsmittel, das übrigens ganz loyal ist, nicht den gehörigen Gebrauch macht, so wird die Arbeiterschaft der sozialdemokratischen Behauptung beistimmen, daß es ihr überhaupt nicht ernst gewesen sei.

Die bisherige Warenhaussteuer in Preußen hat sich als unfähig zur erstrebten Einschränkung dieser kapitalistischen Entwicklung erwiesen. Das Zentrum und die konservative Partei, die in diesem Fall nicht durch Arbeitgeber-Egoismus verblendet ist, wollen das Miquelsche Gesetz so ausbauen, daß es wenigstens etwas Wirkung erreicht. Die Regierung aber sträubt sich mit einer überraschenden Hartnäckigkeit, als ob das Gesetz überhaupt bloß als eine gewöhnliche Steuer gedacht gewesen sei und gar keine sozialpolitischen Tendenzen verfolgt habe. Es wäre leichtsinnig, wenn man sich von der Steigerung der Steuer, die jetzt vorgeschlagen ist, eine durchgreifende Abwehr des großkapitalistischen Einbruchs in das Gebiet des Kleinhandels versprechen wollte; aber es ist nicht berechtigt, daß die Regierung, nachdem sie den ersten Schritt veranlaßt hat, jetzt beim zweiten Schritt sich manchesterlich verneinend verhält. Es wohnen mehrere Seelen in ihrer Brust. Das Zentrum handelt treu und folgerichtig in beiden Fragen.



Die Ungarn wollen uns einen Gefallen tun.

Von

Heinrich Osel, Mitglied des Deutschen Reichstags.

Als die neuen Handelsverträge im Februar dieses Jahres seitens des Deutschen Reichstages beraten wurden, lachte der Reichskanzler vergnüglich vor sich hin, als ein Abgeordneter am Schlusse seiner Rede, demselben zugewendet, bemerkte: es sei sehr schlau vom Grafen Bülow gewesen, den österreichisch-ungarischen Handelsvertrag mit den übrigen sechs zu verkoppeln, denn den Vertrag mit Oesterreich-Ungarn allein hätte er nie vom Reichstag genehmigt erhalten. Der Reichskanzler wußte ja nur zu gut, wie richtig diese Bemerkung aus dem Reichstage war. Die vorhergegangenen Kommissionsberatungen hatten das bereits reichlich dargetan. Steht es doch fest, daß fast die Mehrzahl aller besonderen Verschlechterungen unserer neuen Handelsverträge erst durch den letztabgeschlossenen Vertrag mit Oesterreich-Ungarn hineingekommen sind. Wer die Zusammenstellung der Vertragssätze vergleicht, findet, daß gerade die für Süddeutschland und die Landwirtschaft bedeutungsvollsten Ermäßigungen der neuen deutschen Zölle erst Oesterreich-Ungarn gegenüber zugestanden worden sind. Hier stand ebenso die viel bekämpfte Viehseuchenkonvention neuerdings auf.

Und nun besteht Aussicht, daß wir die ganze Geschichte wieder los werden. Wie früher schon der ungarische Handelsminister, so hat am 5. Mai der „fungierende" Ministerpräsident Graf Tisza ja sehr vernünftig vom ungarischen Standpunkt aus zum Parlament gesprochen, um die Aussichtslosigkeit der Schaffung eines unabhängigen ungarischen Zollgebiets zu beleuchten. Er konnte auf die Bedeutung des österreichischen Marktes für ungarische landwirtschaftliche Produkte hinweisen und hätte ruhig noch anfügen können, daß Ungarn für sich nie imstande gewesen wäre, von Deutschland die agrarischen Vorteile herauszuschlagen, die Oesterreich-Ungarn erlangte. Auch ist es zweifellos richtig, wenn Tisza bemerkte, daß die schwach entwickelte ungarische Industrie immer die fremde, nicht nur die österreichische Konkurrenz zu fürchten hätte, wenn Ungarn als selbständiges Zollgebiet, unabhängig von Oesterreich, versuchen wollte, Handelsverträge abzuschließen, da es im Austausch der Begünstigung für seine landwirtschaftliche Ausfuhr den fremden Industrieerzeugnissen die Tür öffnen müßte. Industrieförderung hätte unter den nun einmal vorhandenen Verhältnissen nur den Charakter eines Treibhausgewächses. — Ganz besonders sollten die Ungarn von ihrem Standpunkt aus dem Minister dahin recht geben, daß bis zum 1. März 1906 sich kein selbständiges Zollgebiet und neue Handelsverträge dafür schaffen lassen. An diesem Tage aber treten die neuen Verträge, welche Deutschland abgeschlossen hat, in Kraft.

Vom deutschen Standpunkte aus, besonders aber vom Standpunkt unserer Landwirtschaft aus, begrüßen wir die Haltung der Ungarn. Sie erwerben sich ein Verdienst, wenn sie uns von dem neuen deutsch-österreichisch-ungarischen Handelsvertrag befreien, der sein Dasein nur den sechs übrigen Verträgen mitverdankt. Daß der Ministerpräsident sich für seine Wahrheit noch allenfalls Löcher in seine Haut von dem Abgeordneten Pozsgay machen lassen soll, ist ja nicht schön, aber in den neuen Vertrag mögen die Ungarn nur recht viele Löcher praktizieren.

Denkt man ferner an die Bestrebungen nach Schaffung eines mitteleuropäischen Zollgebietes, wie es sich vielleicht mit der Ausdehnung der amerikanischen Monroe-Doktrin auf das wirtschaftliche Gebiet um so rascher entwickelt, so ist eine Separation Ungarns, aus dem deutschen Wirtschaftsstandpunkt betrachtet, ebenfalls nicht zu bedauern, denn es fallen damit große Bedenken der deutschen Landwirtschaft weg. So sehen weite deutsche Kreise diesem Streit der uns sonst sympathischen Ungarn nicht bloß mit einem gewissen Gleichmut, sondern eher mit Befriedigung zu und haben gar nichts dagegen, daß die Ungarn siegen. Dann gibt es einen neuen deutsch-österreichischen und vielleicht auch einen deutsch-ungarischen Handelsvertrag, aber — so schlecht für Deutschland als der neue gemeinsame werden beide zusammen nicht.

Pariser Chronik.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Paris beherbergte in der ersten Maiwoche zwei Könige in seinen Mauern: den König von England und den König der Belgier. Beide Majestäten machen aber nicht viel Umstände. Das Hof- und Leibblatt der lebenslustigen sogenannten höheren Gesellschaftskreise, der „Gaulois", berichtet seinen Lesern haarklein von allem, was bei den Majestäten vorkommt. Er spricht von dem Milchkaffee und den weichen Eiern, von den Frühstücken bei Mistreß Stondish und dem Marquis de Breteuil, von der Gegenwart Eduard VII. auf den Wettrennen von Saint Cloud, wo der König auf einem „einfachen Strohstuhle" saß. Der „Gaulois" machte diese Bemerkung vielleicht nur, damit seine Leser nicht glauben konnten, daß der König den englischen Thron mitgebracht habe. Aber von den Konferenzen mit unseren Ministern schweigt sich das Blatt aus. Die letzten Nachrichten erzählen, daß Eduard VII. bei einem Freunde das Gabelfrühstück eingenommen, alsdann im Bois de Boulogne spazieren gegangen ist, in einem Restaurant der Rue Saint Honoré gespeist und den Abend in einem Boulevardtheater verbracht hat.

Sein Vetter und königlicher Kollege, der König der Belgier, hat auf die gleiche Weise seine Zeit verbracht und — „détail curieux" ruft der „Gaulois" aus — in einem benachbarten Saale des gleichen Restaurants wie der König von England gespeist.

Ernstere Blätter interessieren sich weniger für die Gastgebereien und sonstigen Zerstreuungen, welche sich der König von England gönnt, und sprechen weit mehr von dem politischen Ergebnis der Königsreise. Eine ganze Reihe Blätter hat sich durch die englischen Preßstimmen erwärmen lassen und nimmt die in England gemachten Versprechungen für bare Münze. Hellsehendere Leute halten dieselben für eitel Katzengold und machen ihre Landsleute auf die Gefahren der englischen Verlockungen und Hetzereien aufmerksam. So haben der Abgeordnete de Mahy und der ehemalige Admiral Bienaimé, Abgeordneter von Paris, ihre warnende Stimme erhoben.

Auch ein Enkel des berühmten Marschalls Viktor de Bourmont, des Siegers von Algier, der Graf Louis de Bourmont, macht sein Vaterland auf die Gefahren des englischen Einverständnisses und des Mißverständnisses mit Deutschland aufmerksam.

Unter dem Titel: „Zuerst wägen, dann wagen", veröffentlicht er in der „Verité française" einen Artikel, der Frankreich auf das Mißverständnis aufmerksam macht, auf englische Hilfe zählen zu wollen.

— „Gott sei es geklagt", sagt der Graf de Bourmont, „überall in der ganzen Welt haben wir stets Kolonien erworben, die das raubgierige England dann an sich gerissen hat. Dieses Volk hat uns nie vergeben, daß Karl X. Algerien erworben und daß wir es für uns behalten haben... Jaurès (der Sozialistenführer) nimmt für Deutschland das Wort, sein Genosse Clemenceau redet für England und Delcassé einmal für das eine, ein andermal für das andere, aber niemand redet für Frankreich."

„Erst neulich haben wir auf die gelbe Gefahr hingewiesen und gerufen „Aufgepaßt!" Die Leute, welche uns regieren, konnten das Ohr spitzen und Frankreich retten, indem sie Europa retteten. Wir hatten dasselbe Interesse als der Kaiser Wilhelm. Dies war eine gute Gelegenheit, um zu erlangen, was wir wollten, indem wir ihm ließen, was er will, und was er ohne uns nicht erlangen kann. Ein derartiges Einverständnis hätte zu unserer Wiederaufrichtung geführt und Europa von dem Drucke Englands befreit."

„Aber eine Politik von solcher Tragweite erfordert drei Worte: Können, Voraussehen und Wollen. . . .

Jene, welche den auf unseren Boden gekommenen ausländischen Souveränen zujauchzen, sollten schon aus Liebe zum Vaterlande sich aufmerksam fragen, was dieselben eigentlich hier tun wollen. —"

Diese Sprache des Enkels einer der ersten Marschälle der Restauration, des Bezwingers von Algerien, der siegreich die Mauern von Algier erstiegen, wird in England nicht gehört werden und in Frankreich leider wenig Widerhall finden. Sie zeigt jedoch der öffentlichen Meinung, daß es noch Franzosen gibt, die richtiges Verständnis für englisches Einverständnis und französisches Mißverständnis haben.

Die katholische Presse von Paris, besonders der altangesehene „Univers", die „Verité française", der „Peuple français" müssen hart um ihr Dasein kämpfen, besonders seitdem in „La Croix" ein Blatt erstanden ist, welches über Hilfsmittel aller Art zu verfügen hat. Die im Jahre 1845 erstandene geistliche Genossenschaft, der sogenannten Assumptionisten, hat „La Croix" gegründet und nahezu 50 Tagesblätter, Wochen- und Monatsschriften, Fachzeitungen und Kinderzeitungen herausgegeben, welche einen Erfolg haben, auf welchen ein nur von Laien geleitetes Blatt niemals zählen konnte. Der Erfolg ist von den verschiedensten Umständen bedingt, deren Aufzählung zu allerlei Erörterungen Anlaß geben könnte. Seit der Auflösung der Genossenschaft tritt ein reicher Baumwollspinner als Eigentümer auf.

So hat z. B. das Blatt mit einem Provinzblatte einen „Rosenkranz-Kreuzzug für Frankreich" eingeführt und Anfang Mai die folgende Note veröffentlicht: „Für den Monat April sind 1'283,365 Rosenkränze versprochen worden. Dieser Kreuzzug wurde im Jahre 1899 durch einen tapferen Christen organisiert, welcher in der Presse unter dem Namen der Rosenkranzgeneral bekannt ist". An und für sich ist ja das Beten eine ausgezeichnete Sache und verdient nur Lob, aber es ist nicht zu verstehen, welchen religiösen Zweck derartige schriftlich gegebene Versprechungen haben sollen, an welche eine allerdings bescheidene Einschreibgebühr geheftet ist. Man kann doch zu unserem Herrgott für sein Vaterland beten, ohne daß die Sache in Listen eingetragen werden muß oder gar in die Zeitung kommt.

Der Katholikenkongreß von Bourges hat seinerzeit auf diese Auswüchse, aber ohne Erfolg, hingewiesen.

Die Gefahren der Ostmarkenpolitik.

Von

Eugen Buchholz.

Die preußische Antipolenpolitik, euphemistisch „Ostmarkenpolitik" genannt, ist längst bankerott, das unterliegt keinem Zweifel. Trotzdem wird sie weitergeführt, weil man den groben Fehlgriff nicht eingestehen will. Die Ostmärker alias Hakatisten geben ihre Sache noch nicht verloren. Unerfindlich sind sie im Aushecken von Mitteln und Mittelchen, um die dem Deutschtum im östlichen Preußen drohende Gefahr zu beschwören.

Im Grunde genommen sind diese hakatistischen „Schutzmittel" Dinge, die der Gerechtigkeit, dem Rechtsstaate, der Zivilisation stracks zuwiderlaufen. Die dem Geiste der Konstitution widersprechende Ansiedlungspolitik mit ihren 450 Millionen Mark scheint auch anderswo die Begehrlichkeit zu reizen, man fordert bereits 50—100 Millionen Mark für die Ausdehnung dieser Politik auf den neuzuschaffenden Regierungsbezirk Allenstein, zu dessen Errichtung weniger wirtschaftliche und kulturelle Interessen (denn hierfür zeigt man sich in Preußen nicht so schnell bereit) Veranlassung geben mögen als vielmehr politische Zwecke. Man will inmitten der polnisch-protestantischen Masuren „Grenzwälle" gegen das Slawentum errichten und die loyale masurische Bevölkerung vor der drohenden nationalpolnischen Propaganda „schützen". Es steht jedoch zu befürchten, daß die Ausschließung der alteingesessenen Bevölkerung von der Kolonisierung gerade den entgegengesetzten Erfolg zeitigen wird.

Die ganze Germanisierungspolitik hat sich bisher als verfehlt herausgestellt. Die Schule dient nicht so sehr dem Unterricht und der Erziehung als dem herrschenden Systeme der Germanisation. Wohin das führt, hat die Wreschener Affäre vor einigen Jahren vor ganz Europa enthüllt.

Die armen Lehrer in polnischen Gegenden reiben sich auf, um den Anforderungen des Germanisierungssystems einigermaßen gerecht zu werden. Ungefügige oder auch nur verdächtige Elemente werden nach dem Westen verschickt oder gar, wie unlängst im Posenschen ein Fall vorgekommen, abgesetzt. Die Ostmarkenzulagen sollen die schwere Arbeit versüßen. Nun wirken jedoch gerade diese Zulagen zersetzend. Streber und Günstlinge erhalten sie, während die stille treue Arbeit oft leer ausgeht. Vergebens hat sich das Zentrum darum bemüht, die Ostmarkenzulagen allen Lehrern in gemischtsprachigen Gegenden in Gestalt eines erhöhten Gehaltes zu gewähren: Die Regierung will sich dieses politischen Werkzeugs nicht begeben. Der moralische Schaden, den das Beamtentum durch die Art und Weise der Gewährung oder Nichtgewährung von Ostmarkenzulagen erleidet, ist ein ganz ungeheurer, unberechenbarer. Die gerühmte altpreußische Beamtentugend weicht immer mehr, die treue Pflicht-

erfüllung macht der Jagd nach außerordentlichen Gratifikationen Platz, die Begehrlichkeit, der Neid erfassen auch andere Beamtenkategorien und so säet die Regierung selbst die Unzufriedenheit in Kreisen, die ihre festeste Stütze sein sollen.

Fast reindeutsche Gegenden sollen nach den beweglichen Klagen ostmarkenlechzender Beamten von der polnischen Agitation „bedroht" sein; ja man erzählt sogar, daß Beamte der reindeutschen Stadt Danzig bei der letzten Reichstagswahl für den Polen gestimmt hätten, um die Regierung durch das Anschwellen polnischer Stimmen zur Spendung der Ostmarkenzulage zu veranlassen.

Treffender als durch diese Mitteilung, für deren Richtigkeit wir uns nicht verbürgen wollen, kann die in Regierungskreisen herrschende Bangigkeit vor der „polnischen Gefahr" nicht gekennzeichnet werden.

Aehnlich verhält sich die Sache im geschäftlichen und wirtschaftlichen Leben. Der Pole ist von Jugend auf an Widerwärtigkeiten gewöhnt, er macht die harte Schule des Lebens durch, darf nicht auf fremde Gunst bauen, bleibt auf seine eigene Kraft angewiesen. Das deutsche Element dagegen erfährt von seiten der Beamten, des Militärs und der Behörden alle mögliche Bevorzugung. Reichliche Stipendien und Unterstützungen erhalten Schüler, Gewerbetreibende und Kaufleute, Aerzte und Rechtsanwälte. Die sonst überall gerühmte deutsche Tatkraft versagt bei dieser Verhätschelung. Deutsche Ausdauer und Intelligenz können sich auf dem künstlich hergerichteten Boden nicht bewähren. Dazu kommt, daß der polnische Geschäftsmann beide Landessprachen beherrscht. Bei der heute herrschenden Absonderung der Nationalitäten hat der Deutsche wenig Gelegenheit, polnisch zu lernen, und die Behörde tut ihrerseits wenig, um die Kenntnis dieser verpönten Sprache zu vermitteln.

Boykottiert wird auf beiden Seiten. „Kauft nur bei Polen", tönt es hüben, „Unterstützet nur Deutsche", tönt es drüben. Eine Partei hat der anderen nichts vorzuwerfen und die herzbewegenden Klagen der Ostmärker über polnischen Boykott und polnischen Fanatismus haben im Munde dieser Leute, die nur beständig denunzieren und nach neuen Ausnahmegesetzen rufen, keine Berechtigung.

Die preußische Antipolenpolitik hat also mannigfache Schäden im Gefolge, und der größte ist vielleicht die Verschärfung der nationalen Gegensätze, welche einen gesellschaftlichen Verkehr fast unmöglich macht und das Leben in vielen Gegenden der Ostmark ganz ungemütlich gestaltet.

Das Deutschtum hat von der Antipolenpolitik nicht nur keinen Gewinn, sondern Nachteile. Die Polen schließen sich immer fester zusammen, widmen sich, von der Beamtenlaufbahn zurückgedrängt, immer mehr dem Handel und Gewerbe und verdrängen dadurch die deutschen Handwerker und Kaufleute. Die Zerrissenheit der Deutschen, namentlich die unglückselige konfessionelle Spaltung, erschweren den Zusammenschluß ungemein. Indem die Regierung gegen die Polen Krieg führt, stempelt sie dieselben zu Martyrern. Die Folge hiervon ist, daß die Moralität der polnischen Bevölkerung trotz des ungünstig einwirkenden Schulsystems zunimmt. Ein starker gewerblicher und bäuerlicher Mittelstand ist entstanden, die Trunksucht unter der ländlichen Bevölkerung geht zurück, Wohlstand und intensive Bewirtschaftung nehmen zu und die so viel verschrieene „polnische Wirtschaft" macht sich weniger bemerkbar. Das alles ist zum großen Teil ein Ausfluß des Verfolgungssystems, das man auf hakatistischer Seite als „zielbewußte Abwehrpolitik" zu bezeichnen beliebt.

Für den Staat bildet die Antipolenpolitik eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Die Abneigung, ja der Haß gegen das Deutschtum oder vielmehr das „Preußentum" hat die breiten Schichten der Arbeiterbevölkerung und des Mittelstandes ergriffen, während man früher diese Erscheinung fast nur am Adel und der Intelligenz zu beobachten Gelegenheit hatte. Die nationalpolnische Bewegung hat in den letzten Jahrzehnten auch die als loyal geltende oberschlesische Bevölkerung erfaßt, ist überall allgemeiner geworden. Die Ansiedelungspolitik hat wohl aus einzelnen Bezirken das Polentum und, was in diesen Gegenden fast gleichbedeutend ist, den Katholizismus verdrängt, im großen und ganzen genommen hat sie keine bedeutenden Erfolge gezeitigt als höchstens die, daß die Erbitterung gewachsen und verschuldete polnische Gutsbesitzer für ihren Besitz hohe Summen eingesteckt haben.

Die Antipolenpolitik hat auf allen Gebieten Fiasko gemacht. Schule, Kaserne, Behörde und Aushungerungspolitik haben ebensowenig die Germanisierung gefördert als ungewöhnlich scharfe gerichtliche Ahndungen polnischer Preß- und anderer politischer Vergehen.

Wenn schon das Prinzip der Gerechtigkeit im modernen Staate so wenig berücksichtigt wird, dann sollte doch wenigstens das eigene Interesse, der Selbsterhaltungstrieb, vor Schaffung immer neuer Ausnahmegesetze zurückhalten. Leider scheint es keinen Halt auf der schiefen Bahn zu geben. Man führt den nationalen und wirtschaftlichen Krieg gegen eine alteingesessene Bevölkerung von mehreren Millionen mit wachsender Schärfe fort, verscherzt dadurch den Rest von Sympathien der polnischen Bevölkerung, und das in einer gefahrdrohenden Zeit, wo die Sammlung aller christlich gesinnten Elemente die Hauptaufgabe bilden sollte. Und dann wundert man sich noch über „polnische Unbotmäßigkeit", als ob Ausnahmegesetze und Zurücksetzung auf allen Gebieten gefügigere Staatsbürger heranzubilden geeignet wären.

Fort mit der Lateinscheu!

Von

Realschuldirektor J. Gaßner in Görz.

In Nr. 6 des ersten Jahrganges der „Allgemeinen Rundschau" lesen wir auf S. 88, Z. 4 ff.: „Für Italien, dessen Sprache ganz aus dem Latein herauswuchs, ist der großen Mehrzahl der Gottesdienstbesucher der Text der liturgischen Gesänge unschwer sofort verständlich, in Ländern anderer Zunge aber sind die (lateinischen) Gesänge nichts als eine unverstandene Tonreihe."

An diese Worte möchte ich anknüpfen, um einige Gedanken über die Scheu der deutschen Volksschichten vor dem Latein zum Ausdrucke zu bringen.

Im allgemeinen wird man mir zugeben, daß die früher so scharf gezogene Grenzlinie zwischen akademisch und nicht akademisch Gebildeten in unserem stark mit demokratischen und nivellierenden Tendenzen durchsättigten Zeitalter immer mehr verwischt wird. Der Abgeordnete der fünften Kurie Oesterreichs, der nur eine Volksschule besucht und durch Selbstunterricht zum gewandten Redner und gebildeten Mann sich emporgearbeitet hat, sitzt im Parlamente mit Universitätsprofessoren, Geistlichen und Rechtsgelehrten in demselben marmornen Prunkgemache und beim Delegationsdiner zwischen akademischen Größen mit Seiner Majestät an derselben Tafel. Mit Absicht steckt er die Speisen- und Sitzordnung dieses Diners zu sich und zeigt sie voll Selbstbewußtsein im Kreise seiner näheren Bekanntschaft herum — als Beweis seiner sozialen Ebenbürtigkeit mit den „auf Lateinisch Studierten".

Durch das Emporblühen zahlreicher lateinloser Schulen für höhere Bildung ist der Nimbus, der früher den Kenner des Lateinischen und Griechischen, der utraque lingua, in den Augen seiner ungelehrten und minder gebildeten Mitwelt umgab, zum guten Teile bereits verblaßt; die Welt weiß längst, daß man ein sehr tüchtiger Beamter, ein vielgesuchter Arzt, ein genialer Techniker werden kann, auch wenn man am Gymnasium im lateinischen Aufsatz immer etwas schwach gewesen war und horazische Oden und Satiren im Urtexte nur mehr mangelhaft versteht. Kurz, das Vertrauen in die Kenntnis des Lateins als des Palladiums höherer Geistesbildung ist in breiten Schichten der modernen Gesellschaft bereits erschüttert und wird so leicht nicht wieder sich herstellen lassen.

Aber weit entfernt, hieraus den banalen Schluß zu ziehen, daß die auf das Studium toter Sprachen verwendete Zeit und Mühe verloren sei und daß man mit dem Lateinlernen am besten ganz aufräumen würde, bin ich vielmehr dafür, daß das Studium des Lateins *auf eine viel breitere Basis gestellt* werde als bisher und daß man es *in veränderter, der modernen Unterrichtstechnik angepaßter Methode* jedem nach höherer Bildung Strebenden zugänglich mache.

Man unterscheide zwischen Latein und Latein. Die Kenntnis jenes Lateins, dessen sich Cicero in seinen Reden und philosophischen Abhandlungen, Sallust in seinem bellum Iugurthinum, Horaz in seinen Gedichten als Ausdrucksmittels bedienten, mag immerhin auf das Gymnasium als *Vollschule* der Bildung*) eingeschränkt bleiben. Jenes Latein aber, dessen Formenlehre und Syntax die sicherste Grundlage jeder grammatischen Schulung ausmacht, dessen elementarer Wortschatz in den romanischen Sprachen sich

*) „Mit Rücksicht auf die volle Entfaltung der Bildungsmittel, welche es vor den anderen Anstalten auszeichnet, könnte man das Gymnasium als die *Vollschule* bezeichnen." Willmann, Didaktik, 3. Aufl. II. Bd., S. 547.



lebendig fortentwickelt und in Hunderten deutscher Fremdwörter sich erhalten hat, jenes Latein, welches uns Katholiken innerhalb unserer Gotteshäuser sozusagen tagtäglich und von der Wiege bis zum Grabe so sympathisch umtönt, jenes von unserem christlichgermanischen Geiste durchsättigte Latein, wie es uns entgegenflutet aus der Imitatio Christi und aus den Schriften einer hl. Mechthildis und Gertrudis, sollte unter uns eine viel ausgedehntere Pflege finden, als das im verflossenen Jahrhundert der Fall war. Es sollte als die unerläßliche Grundlage aller höheren sprachlichen und grammatisch-logischen Schulung erkannt und anerkannt werden und daher in richtiger Begrenzung ehestens Eingang finden auch in die bisher lateinlosen höheren Schulen: in die Realschule, in die höhere Mädchenschule und in das Lehrer- und Lehrerinnenseminar. Die Kenntnis der Elemente des Lateins ist für jede höhere Schule notwendig zum Zwecke der Durchbildung des Sprachbewußtseins und der Grundlegung für den modernen Sprachunterricht. Romanische Sprachen oder Englisch lernen ohne jede Lateinkenntnis, ist nach meiner innersten, aus der lebendigen Erfahrung geschöpften Ueberzeugung sowohl vom sprachwissenschaftlichen als vom pädagogischen Standpunkte aus Unsinn, etwas ebenso Unvernünftiges, als wenn man jemandem zumuten wollte, er habe auf einen Baum zu klettern und sich daselbst wohnlich einzurichten, dürfe aber stets nur an den äußersten Zweigen und Aesten sich anhalten, niemals aber dessen Stamme nahekommen oder an diesen sich anlehnen.

Doppelt unvernünftig erscheint es, wenn man Schüler und Schülerinnen mit romanischer Muttersprache, also Italienern und Franzosen usw., auch an höheren Unterrichtsanstalten die Kenntnis des Lateins vorenthält. Wie soll z. B. ein Italiener das Italienische, dieses herrliche „Neulatein", jemals wirklich verstehen lernen ohne Zurückgehen auf das eigentliche Latein, abgesehen davon, daß auch die so reiche italienische Literatur ganz durchtränkt ist vom Geiste des Humanismus und der Antike?

Der liebe Gott hat mir vier frische, gesunde Mädchen geschenkt. Ihre Berufswahl wird ihnen vollkommen freistehen; aber unter allen Umständen müssen sie mir so viel Latein lernen, daß sie die Meßliturgie, die Psalmen und das Neue Testament in der Vulgata, die Nachfolge Christi, das Breviarium Romanum und die Preces Gertrudianae*) in der Ursprache lesen und verstehen können. Das werde ich in zwei bis drei Jahren leicht mit ihnen fertig bringen und sie brauchen deswegen sich noch keineswegs als Blaustrümpfe zu fühlen.

Sollte einem katholischen Lehrer und Chordirigenten etwas näher liegen als die Sorge, dahin zu gelangen, daß er eine einfache lateinische Inschrift an einer Kirche oder auf einem Grabdenkmal, daß er den Sinn und Inhalt der Meß- und Vespergebete wirklich verstehe? Sollte Aehnliches nicht auch von der katholischen Lehrerin, von der katholischen Klosterfrau gelten? Und sollte es denn bei der achtjährigen Schulpflicht, wie sie z. B. in Oesterreich besteht, gar so unmöglich sein, selbst den talentiertesten unter den Volksschülern (zumal den Ministranten) und den Volksschülerinnen (zumal den angehenden Chorsängerinnen) die Grundzüge der lateinischen Grammatik und wenigstens einiges Verständnis des so einfachen Kirchenlateins beizubringen?

*) Preces Gertrudianae sive vera et sincera medulla precum potissimum ex revelationibus BB. Gertrudis et Mechtildis excerptarum. Editio nova. Freiburg i. B., Herder. 1903. Wer Latein versteht und dieses goldene Büchlein noch nicht kennt, der sollte es, er sei Priester oder Laie, in seinem eigensten Interesse ehestens kennen und in dasselbe sich hineinbeten lernen, ohne sich durch anfänglich etwa auftauchende Abneigung gegen einzelne, uns Modernen nicht mehr recht geläufige Auffassungen dieser „mittelalterlichen" — im Grunde kerndeutschen und kernkatholischen — Mystik abschrecken zu lassen. Er wird dann bald diese lieblichen und herrlichen Ergüsse katholischer Andacht unseren modernen Gebetbüchern vorziehen.

Unsere vaterländische Denkmalpflege.

Von

Architekt Franz Jakob Schmitt in München, vormals Dombaumeister zu Sankt Stephan in Metz.

Die Zeit der Eroberungskriege von Napoleon I. war für unsere Kunstdenkmäler in Deutschland überaus schädlich und verhängnisvoll. Damals wurde der erzbischöfliche Metropolitandom des heiligen Martinus in Mainz von den am linken Rheinufer gebietenden Franzosen zum Stalle der Viehherden für die in deutschen Landen kämpfenden Truppen herabgewürdigt; das unter Erzbischof Willigis, dem Erzkanzler des Reiches, von der Mainzer Bürgerschaft 988 gegründete Sankt Maria zu den Staffeln mutwillig zerstört und damit gerade des Domes schlichteste Ostfront freigelegt. Im nahen Worms versteigerten die Franzosen das wertvolle Sankt Johannes der Täufer an des Domes Sankt Petrus Südseite auf Abbruch, heute existieren im Paulusmuseum von dem ehemaligen zehneckigen Zentralbaue nur noch einige romanische Säulen der äußeren Arkadengalerie. Im Sankt Peterstale des Siebengebirges brachen die Franzosen das dreischiffige Gotteshaus Unserer Lieben Frau der Zisterzienserabtei Heisterbach bis auf den Chor, Umgang und Kapellenkranz ab, damit sich billiges Baumaterial aus den schön bearbeiteten Quadersteinen für die neuen Werke der Festung Wesel am Niederrhein ergab. Unter den Waffen schweigen die Künste, der Sinn für die Monumente kam abhanden, so konnte denn im Jahre 1817 die vor dem Ostchore des Kölner Sankt Petersdomes befindliche doppelchörige Kollegiatstiftskirche Sankt Maria zu den Staffeln niedergelegt werden und dadurch nahm die heute mit Recht bedauerte Freilegung des gotischen Prachtbaues ihren Anfang. Beim hochinteressanten zehnseitigen Zentralbau Sankt Gereon brach man 1821 vor dessen Westfront den gewölbten Vorhof romanischen Stiles ab, nur um einen bequem gelegenen Waffenübungsplatz für das in einer nahen Kaserne befindliche Militär zu beschaffen. Im Jahre 1819 zerstörte man in Goslar am Harz die „Dom" genannte Kollegiatstiftskirche Sankt Simon und Judas, angeblich wegen Baufälligkeit; heute erinnert nur noch die romanische gewölbte Vorhalle der ehemaligen Nordfront an das von Gisela, Kaiser Konrads II. 1043 verstorbene Gemahlin, gegründete Gotteshaus. Die Sankt Gregorius Säulenbasilika der vormaligen Benediktinerabtei Petershausen gegenüber Konstanz am Bodensee ward 1825 niedergelegt, weil das im Kloster untergebrachte badische Militär einen geräumigen Kasernenhof nötig hatte. Auf der nahen Bodenseeinsel Reichenau wurde in Schopeln das festgebaute Schloß der Benediktineräbte abgebrochen, ebenso im Jahre 1812 die Pfarrkirche Sankt Johannes des Täufers und 1832 die durch Papst Leo IX. 1049 konsekrierte Sankt Adalbertsbasilika. Der Untergang dieser Bauwerke der ehemaligen Diözese Konstanz ist um so mehr zu beklagen, als die neuerliche Durchforschung der Säulenbasilika Sankt Georg in Oberzell, sowie der von Sankt Peter und Paul in Niederzell die merkwürdigsten Wandmalereien zu Tage förderten und solche wohl auch in den leider zerstörten Gotteshäusern vorhanden waren. Zu Kempten im bayerischen Algäu stand auf dem vormaligen Friedhofe der Stadtpfarrkirche Sankt Magnus die Kapelle des Erzengels Michael mit ihren wertvollen Wand- und Gewölbemalereien, sie wurden im Jahre 1857 entdeckt und bald nachher das kleine Monument zerstört!

Wohl hat unser Goethe sich bereits 1770 beim Anblicke des Straßburger Münsters Unserer Lieben Frau für die Gotik begeistert, doch war noch ein weiter Weg zurückzulegen bis Architekt Franz Mertens aus Düsseldorf die Resultate seiner Forschungen über den Ursprung der gotischen Baukunst im Jahre 1843 in der „Wiener Allgemeinen Bauzeitung" bekanntgeben konnte, bis Franz Kugler (1808—1858) die gebildete Welt mit der ersten Kunstgeschichte 1842 erfreute. Gleich nach seiner 1825 erfolgten Thronbesteigung veranlaßte König Ludwig I. von Bayern zur Weckung des Interesses für unsere Vorzeit die Gründung historischer Vereine in allen Kreisen des Landes und zwang durch seine im Gebiete der monumentalen Kunst gestellten Aufträge die Architekten, Bildhauer und Maler zum eingehendsten Studium der historischen Stile; da mußte die Technik der Freskomalerei, des Erzgußes und der Glasmalerei wieder entdeckt und ausgebildet werden, so kamen unserer Väter Werke zu Ehren. Preußens König Friedrich Wilhelm IV. blieb nicht zurück, ihm hatte als Kronprinzen bei der Rückkehr von Paris 1815 der Kölner Dom es bereits angetan, verglich er ihn doch mit den in Frankreich gesehenen Kathedralen; so wurde beim Beginne der Regierung des Monarchen 1840 die Vollendung des

rheinischen Wunderbaues eine festbeschlossene Sache. Friedrich Wilhelm IV. sandte den preußischen Architekten W. Salzenberg nach Konstantinopel, um die Sankt Sophienkirche und verwandte Monumente byzantinischen Stiles aufzunehmen, die Abbildungen erschienen im Jahre 1855 zu Berlin in einem Prachtwerke. Architekt Alexander Ferdinand von Quast (1807 bis 1877) wurde vom Könige zum Konservator der preußischen Kunstdenkmäler ernannt und wirkte Jahrzehnte in dieser Stellung überaus segensreich; ihm kam zu statten, daß er als hochgebildeter, weitgereister Baukünstler tatkräftig die Kunstforschung fördern konnte.

Gleichzeitig wirkte in Frankreich Architekt Eugène Emmanuel Viollet-le-Duc (1814—1879) als Inspecteur-Général des Edifices-diocesains, dem es seit 1854 mit seinem „Dictionaire raisonné de l'Architecture française du XI. au XVI. siècle" gelang, das bis dahin ungenügend erforschte Gebiet der gotischen Baukunst durch seine vollste Beherrschung der Konstruktionen und Formen zu erschließen. Erst jetzt konnten werktätige Meister wie Vinzenz Statz (1819—1898), Georg Gottlob Ungewitter (1820—1864), Friedrich Schmidt (1825—1891) und Heinrich Ferstel (1828—1883) wirklich im gotischen Stile schaffen, denn bis dahin hatte man mit Karl Alexander von Heideloff (1788—1865) die Gotik einzig nur als eine dekorative Kunst betrachtet. Nun wurden nach französischem Vorbilde auch in Deutschland von einigen Bischöfen Diözesan-Baumeister berufen, ihnen oblag die Ueberwachung und Restauration der Kultusbauten, die Pläne für Neubauten selbst zu entwerfen oder die anderer Architekten zu begutachten. So wirkte in der Erzdiözese Köln unter Kardinal Johannes von Geißel der königliche Baurat Vinzenz Statz und nach ihm der Verfasser des schönen Kölner Domwerkes, Franz Schmitz, welcher dann als Dombaumeister nach Straßburg am Oberrhein berufen wurde, wo er im Jahre 1894 verstorben ist; so wirkt seit längerer Zeit A. Güldenpfennig als Diözesan-Baumeister in Paderborn. Der Wiedererwecker des Norddeutschen Backstein-Rohbaues, Konrad Wilhelm Hase (1818—1901), war seit 1863 in Hannover Konsistorial-Baumeister und hatte als solcher alle evangelischen Kultusbauten zu begutachten; eine gleiche Stellung nahm für Württemberg Ober-Baudirektor Christian von Leins (1814—1892) ein, von ihm ist in Stuttgart die Johannis-Pfarrkirche am Feuersee in den Formen französischer Frühgotik zur Ausführung gebracht worden. Die alten Baudenkmäler des Königreiches hatten an Leins und Hof-Baudirektor Joseph von Egle (1818—1899), dem Erbauer der katholischen St. Marien-Hallenkirche Stuttgarts, begeisterte Fürsprecher und Restauratoren. Der Egle-Schüler Architekt J. Cades hat sich beim Werke der Inventarisation durch mustergültige Aufnahmen und Zeichnungen von Gotteshäusern Württembergs hervorgetan. Der Schwabe Friedrich Schmidt hatte als Kölner Domwerkmeister einen der zwei ersten Preise beim Wettbewerbe zum neuen Rathause in Berlin empfangen, kam 1858 als Lehrer an die Mailänder Kunstakademie, von da im Jahre 1860 nach Wien, um hier als Professor der mittelalterlichen Baukunst an der K. K. Akademie der bildenden Künste bis zu seinem 1891 erfolgten Ableben zu wirken. Der Restaurator von Sankt Stephan und nachmals in den erblichen Freiherrenstand erhobene Schmidt begründete die sogenannte „Wiener Bauhütte"; die 1867 hergestellten Aufnahmen und Zeichnungen seiner Schüler vom ehemaligen Schlosse der ungarischen Könige zu Vaida-Hunyad in Siebenbürgen gaben Veranlassung zur Restauration des merkwürdigen gotischen Baudenkmales. Die unter Leitung der Professoren Eduard van der Nüll (1812—1868), August Siccard von Siccardsburg (1813—1868), Theophilus Freiherr von Hansen (1813—1891), Heinrich Freiherr von Ferstel und Friedrich Freiherr von Schmidt durch die Architekturschüler als „Wiener Bauhütte" herausgegebenen Autographien haben der K. K. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale ihre auf Tafeln und Holzschnitten seit dem Jahre 1856 erschienenen Mitteilungen ermöglicht.

Die Gründung einer zweiten Technischen Hochschule des Königreiches Bayern ist bevorstehend, sie wird in Nürnberg, der im Norden gelegenen zweitgrößten Stadt des Landes, am richtigen Platze sein; ihr Arbeitsgebiet werden die vier Provinzen Ober-, Mittel- und Unterfranken sowie die Oberpfalz bilden. Nürnberg mit den interessanten Bauten und seinem Germanischen Museum bietet Anregung nebst Belehrung in Fülle, was für eine neuzeitliche Hochschule von höchster Wichtigkeit ist. Ihre Lehrer können, nach dem Wiener Vorbilde, die Kunstdenkmäler in Stadt und Land durch die Architekturschüler ausmessen und aufnehmen lassen, die sich daraus ergebenden nach Maßen aufgetragenen Zeichnungen dürften durch eine „Nürnberger Bauhütte" in Autographien dem kunstliebenden Publikum darzubieten sein, womit Freude und Liebe für die vorhandenen Kunstschätze des schönen Frankenlandes in weiteste Kreise getragen werden. Das gibt denn von selbst die trefflichste Unterlage für die Inventarisation der Kunstdenkmäler, welche in den Architekturprofessoren ihre naturgemäßen Bearbeiter gerade so finden wird, wie dies mit Erfolg bei der Technischen Hochschule in Darmstadt durch die Professoren Wagner, Marx, Rudolph Adamy und Georg Schäfer (1823 in Mainz geboren) für das Großherzogtum Hessen geschehen ist. Die Fachmänner stellen auch die ständigen Kunstpfleger in den einzelnen Kreisen des hessischen Landes und schon jetzt hat sich deren Sorge um Erhaltung der historischen Monumente als überaus nützlich ergeben. Was aber im kleinen Großherzogtum Hessen möglich ist, das dürfte im großen Königreiche Bayern ebenfalls von Vorteil und Gewinn sein.



Nachklänge von der Schillerfeier.

Von

Hermann Teibler, München.

Der Festesjubel ist verrauscht, und allmählich kommt man in die Lage, über die Art und Weise, wie Schillers Andenken im Jahre 1905 gefeiert wurde, ein Urteil zu fällen. München tat das Seine. Auch wenn man von dem Schillerzyklus im Prinz-Regenten-Theater absieht, der nicht populär werden konnte, so bleibt manch erhebender Moment übrig, der der guten Sache wohl gerecht wurde. Die städtische Feier im Kgl. Odeon litt zwar unter Prof. Dr. Weltrichs viel zu langer, unpopulär und zu literarhistorisch-kritisch gehaltener Festrede, aber das Meistersingervorspiel und Max Schillings wirklich begeisterte, weit über den Charakter einer Gelegenheitskomposition hinausreichende Hymne „Dem Verklärten" erhoben tatsächlich zu Feststimmung und Einkehr. Die Gedächtnisfeier des Hoftheaters, die Goethes Epilog zur „Glocke", eine ganze Reihe erfreulicherweise der kleineren Gedichte Schillers, dann die Phönizierinnenfragmente brachte, zeichnete sich durch ein freundliches Durchsichselbstwirken ohne gemachten Pathos und Bombast aus. Dem Hoforchester war wieder mit Wagners Huldigungsmarsch, Liszts Orpheus und der Gluck-Wagner'schen Iphigenienouvertüre ein so großer und schwerwiegender Anteil an der Feier zugefallen, daß es eines eigenen Schillerfestes fast entraten könnte. Die Vorfeier am Königsplatz konnte leider nicht der griechischen Kostüme entbehren — eines Irrtums, der füglich seit Schillers Lebzeiten durch den Respekt, den der Deutsche vor sich selbst und seiner inzwischen gewonnenen Weltstellung haben darf, beseitigt sein könnte. Warum sich zugunsten einer rein äußerlichen, nur „malerischen" Wirkung entnationalisieren? Gedenkt man noch der Schillerfeiern des Schauspielhauses, das für diesen ihm fernerliegenden Zweck jedenfalls viel guten Willen übrig hatte, ferner des Volkstheaters, der verschiedenen politischen und literarischen Fraktionen, der Schulen usw., so darf man schon die Ansicht aussprechen, daß für die Sache sehr viel getan und vielfach wohl auch wirkliche Begeisterung an der Arbeit war. Inzwischen sind auch von allen großen deutschen Städten, zumal von jenen, wo Schiller lebte und schuf — so z. B. Weimar, Stuttgart, Mannheim — Berichte über Schillerfeierlichkeiten eingelaufen. Es liegt in der Natur der Sache, daß deren Programm und Verlauf ein ziemlich übereinstimmendes, wiederkehrendes Bild gibt. Auffallend und doch etwas bezeichnend ist es, daß die gute Regel, die Possarts Festrede in Mannheim gab: Die beste Schillerfeier sind und bleiben gute Vorstellungen seiner Werke — eigentlich wenig betätigt wurde. Man hört viel von mangelhaften Aufführungen, und es wurde jedenfalls viel mehr gesprochen und viel besser musiziert als gemimt. Der Enthusiasmus war doch, soweit es die Oeffentlichkeit betrifft, etwas mehr überheizt als die kühlere, rechnende Begeisterung der Theaterdirektoren, die indessen doch den richtigeren Maßstab für die tatsächlich noch vorhandene Schillerliebe bedeutet. Was an dem Feste echt war, und inwieweit die Verherrlichung, die Schiller erfuhr, der Ueberzeugung entsprang, das werden wohl schon die nächsten Wochen und Monate zeigen. Wir für unseren Teil sind skeptisch und befürchten nicht nur eine passive, sondern auch eine aktive Reaktion auf all die Festesfreuden.

Eine kleine Betrachtung, die nicht wertlose Rückschlüsse ergäbe, ließe sich auch an die Teilnahme der Musik an dem Feste knüpfen. Die Neunte feierte natürlich an erster Stelle ihre ungeschwächten Triumphe. Zu einem vorübergehenden Wiederaufleben im Zeichen Schillers hat es auch der alte Romberg mit

seiner „Glocke" gebracht, deren lederne und „zwecklose Traurigkeit" wieder namentlich an kleineren Orten ihre Wirkung ausüben durfte. Daß besonders naive Gemüter auch zu Rossinis Tell-ouvertüre griffen, sei nur nebenbei erwähnt. Nirgends wurde dagegen der einst so populäre, unsäglich banale Schillermarsch wieder belebt, den im Jahre 1859 Meyerbeer zur damaligen Schillerfeier schrieb. Auch Bruchs große Chorwerke mit Schillerschen Worten blieben ziemlich unberührt. Dagegen fanden wiederholte Aufführungen von Brahms Nänie und Rheinberger (Bruchstücke aus der Wallensteinsymphonie) statt. Auch auf diesem Gebiet zeigte sich also schon wieder die unausbleibliche Wirkung des Richterspruchs der Zeit.

Deine große Liebe.

Ueber meines Lebens tiefes Meer,
Flog mein kleines Segelschiff einher.
Vor dem Sturme war der Himmel rot
Und im Grunde kauerte der Tod.
Hoher Fluten graue Einsamkeit
Und das Land viel tausend Meilen weit.
Dennoch — wie so stolz mein Segel strich!
Deine große Liebe führte mich!

M. Herbert.

Der gegenwärtige Stand der Spiritusbeleuchtung.

Von

H. Mankowski-Danzig.

Noch vor einem Jahrzehnt dachte wohl niemand daran, daß der Spiritus dem Petroleum, dem Gas und selbst der Elektrizität auf dem Gebiete der Beleuchtung Konkurrenz machen werde. Abgebrannter Spiritus in offenen Schalen leuchtet schwach, und wer hätte nur im Ernste daran denken mögen, daß der Spiritus als Leuchtstoff noch eine wichtige Rolle spielen werde!

Die Spirituslampe erobert sich immer mehr Räume, weil sie ein viel intensiveres, wenn auch etwas teureres Licht als Petroleum gibt. Teurer als das Spirituslicht gestaltet sich elektrische Beleuchtung, und das billige Gaslicht kommt nur für größere Städte in Betracht.

Die Möglichkeit der Verwendung von Spiritus zu Leuchtzwecken besteht seit Erfindung des Auerschen Gasglühlichtes. Der große Fortschritt, der durch diese Beleuchtungsart erreicht wurde, besteht darin, daß eine an sich nicht leuchtende, aber mit starker Hitzeentwicklung brennende Flamme unter Mitwirkung glühfähiger Körper (Glühstrumpf) zum Leuchten gebracht wird. Damit war auch die Möglichkeit gegeben, den Spiritus in Spiritusglühlichtlampen zur Beleuchtung zu benutzen.

Die ersten Spiritusglühlichtlampen kamen 1895 in Gebrauch und erregten wegen ihres herrlichen Lichtes lebhaftes Aufsehen. Alsbald machten sich Erfinder, Fabrikanten und Klempner daran, Lampen herzustellen, welche es mit der Petroleumlampe und den anderen Beleuchtungsarten erfolgreich aufnehmen konnten. Die ersten Versuche befriedigten, und 1903 erließ die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft ein Preisausschreiben, das drei Klassen von Lampen umfaßte. Die erste Klasse betraf Tisch- und Hängelampen mit Lichtstärken bis zu 80 Kerzen, die geruch- und geräuschlos brennen. Die zweite Klasse betraf Steh-, Hänge- und Wandlampen und Stallaternen, die durch Temperaturschwankungen und stärkeren Zug nicht zu stark beeinflußt werden und Lichtstärken bis zu 80 Kerzen geben dürfen. Die dritte Klasse betrifft zwei Reihen von Lampen, die von 40 bis 100 und mehr als 100 Kerzen Helligkeit besitzen und bei jeder Temperatur und Witterung brauchbar und sturmsicher sind.

Die eingereichten Lampen wurden von der Physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg und im Institut für Gärungsgewerbe in Berlin geprüft. Die Reichsanstalt in Charlottenburg erhielt von jeder Sorte drei Lampen, jede mit 4 bis 8 Glühgeweben versehen. Die erste Prüfung erstreckte sich gleich beim Beginn, die zweite nach einer Brenndauer von 100, 220 und 500 Stunden. Die erste Untersuchung hatte mehr wissenschaftliche Ziele im Auge.

Die Prüfung im Institut für Gärungsgewerbe zu Berlin erstreckte sich über die technische Herstellung und die Verwendung der Lampen im praktischen Leben. Von jeder Lampensorte wurden je sechs Stück geprüft bei einer Dauer bis auf 1000 Brennstunden. Bei diesen Proben wurde 90—95 volumenprozentiger Spiritus angewendet. Die Prüfung ergab sehr wertvolle Aufschlüsse, und aus einer Zusammenstellung der Ergebnisse ist ersichtlich, wieviel Spiritus jede Lampe bei einer Brenndauer von 1000 Stunden bei 13, 20—45 und 45—200 Kerzen verbraucht.

Nach der Erklärung der Preisrichter entsprach die Konstruktion der eingereichten Spiritusglühlichtlampen nicht allen billigen Ansprüchen. Es wurden aber doch mehrere Preise von 3000 und 1000 Mark bewilligt. Einen ersten Preis von 3000 Mark erhielt z. B. die Aktiengesellschaft für Spiritusbeleuchtung und -Heizung zu Leipzig. Der Amorbrenner dieser Gesellschaft erhielt auch den von Kaiser Wilhelm II. gestifteten Ehrenpreis als Zuschlag; dagegen wurde der von den preußischen Landwirtschaftskammern gestiftete Preis von 5000 Mark nicht verteilt, weil keine Lampe die gestellten Bedingungen erfüllt hatte. Es wurde aber den Verfertigern der Lampen gestattet, sie in verbesserter Gestalt am 1. Dezember 1904 einer erneuten Prüfung zu unterwerfen.

In den letzten Tagen des Dezember 1904 las ich nun in einer Zeitung, daß es den Chemikern nach mehrfachen Versuchen gelungen sei, den Spiritus durch Zusetzung eines Oeles selbstleuchtend zu machen. Durch diese Erfindung werde der Spiritus als Leuchtstoff eine erhöhte Rolle spielen. Der mit Oel versetzte Spiritus leuchte ungemein hell, und eine Brennprobe von 230 Stunden hintereinander habe keine Verharzung des Dochtes ergeben, woran früher alle Erfolge scheiterten. Man könne Lampen von 2 bis 2.50 Mark herstellen, und wenn die Spirituspreise infolge der hohen Kartoffelpreise nicht so hoch wären, würden schon jetzt die Spirituslampen die Petroleumlampen vielfach verdrängen.

Um nun zu erfahren, wie es mit der angeblichen Errungenschaft unserer Chemiker beim Leuchtspiritus stehe, wandte ich mich am 29. Dezember 1904 an die Zentrale für Spiritusverwertung zu Berlin und erhielt am 3. Januar 1905 folgenden Bescheid: „Die ersten Versuche, welche wir mit dem Erfinder zur Herstellung von Leuchtspiritus vor ungefähr zwei Jahren gemeinschaftlich angestellt hatten, befriedigten nicht. Wie weit das Verfahren neuerdings ausgebildet ist, vermögen wir nicht zu beurteilen."

Von der angeblich selbstleuchtenden Erfindung des Spiritus ist es aber wieder still geworden, und auch der neue ABC-Brenner der Petroleumlampen erfreut sich nicht des Beifalls, den er anfangs fand.

Im Geschäftsjahre 1903/04 sind in Deutschland rund 383 Mill. Liter Spiritus abgesetzt worden. Der Gesamtabsatz an denaturiertem Spiritus zu technischen Zwecken beläuft sich auf rund 100 Mill. Liter oder 11 Mill. Liter mehr als im Vorjahre. Dieser Mehrverbrauch ist hauptsächlich in der bedeutenden Verbesserung der Spiritusbeleuchtung zu suchen.

Das Spiritusglühlicht ist für Bureauzwecke und größere Räume vortrefflich, und so wird es wohl vorläufig in Ehren bleiben, bis eine neue Erfindung etwas Besseres bringt.



Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Die Saison der Gastspiele hat begonnen. Alljährlich, wenn die Konzertsäle anfangen verwaist zu sein und in den Theatern die Zeit der Novitäten und Neueinstudierungen einem ruhsameren „Abgesang" des seinem Ende zueilenden Betriebs Platz macht, hebt innerhalb der üblichen und erblichen Repertoirestücke eine plötzliche Konkurrenz um freie oder freiwerdende Fächer an. Auch in diesem Jahre scheint der alte Brauch aufs neue sich zu betätigen: Am Sonntag sang Frau Anna Verhunk vom Stadttheater in Breslau die Aïda; musikalisch sicher und fest, stimmlich durchaus annehmbar, gab sie eine unmittelbar packende, im Spiel von persönlicher Auffassung zeugende Gestaltung der abgespielten Rolle, die bis zum Schluß zu interessieren wußte; es gibt nur wenige Sängerinnen, die so eigenartig und selbständig ohne jede aufdringliche Betonung ihrer vom Bühnenusus abweichenden Meinung zu spielen wissen. — Eine Lohengrinvorstellung brachte Herrn Guth vom Hoftheater in Altenburg als König Heinrich — ein tüchtiger Sänger, der bei dieser Gelegenheit nur nicht die Eigenschaften seines Basses so recht darlegen konnte, denn dafür liegt die Rolle zu hoch. Doch imponierte er durch seine stattliche Erscheinung, die mit derjenigen Benders konkurrieren kann, und würde bei hinreichendem Einleben auf unserer Bühne sicher seinen Mann stellen. Frl. Helene Offenberg vom Hamburger Stadttheater ward im Verlauf des Abends eine so dramatisch erregte, volle Hingabe an ihre Rolle erkennen lassende Elsa, wie man es nach dem etwas befangenen, von säuerlicher Sanftmut getragenen Auftreten des ersten Aktes nicht erwartet hätte. Auch sie dürfte also, die nötigen Vorbedingungen vorausgesetzt, eine verwend-

bare Kraft für unsere Hofbühne sein, geeignet, manch übereiltes Engagement der letzten Zeit in wohltätiger Weise zu korrigieren oder eine der vorhandenen Lücken entsprechend auszufüllen. Es wäre angezeigt, die drei heute besprochenen Kräfte noch mehrfach zu erproben, ehe man zu weiteren Gastspielen übergehe.

München. Hermann Teibler.

* * *

Kölner Theater- und Konzertleben. Die Konzertsaison hat mit dem 11. und 12. Gürzenich- und einem Benefizkonzert für das Orchester nunmehr ihren Abschluß gefunden. Ueber die etwas freischaltende und -waltende Art, wie Steinbach die Missa solemnis und die 9. Symphonie an dem Beethoven-Abend (Palmsonntagskonzert) ausdeutete, waren Kenner und Laien sehr verschiedener Meinung. Dagegen hörte man über die Aufführung der Matthäus-Passion im Karfreitagskonzert nur Worte höchsten Lobes, indem es Steinbach meisterlich gelingt, das erstarrte Orchester wieder in Fluß zu bringen.

Die vereinigten städtischen Theater brachten den Schiller-Zyklus mit der Aufführung des „Demetrius"-Fragments und der „Glocke" in der szenischen Bearbeitung von Dingelstedt mit der Musik von Lindpaintner am Todestage Schillers glücklich zu Ende. Die dazu gestellten lebenden Bilder waren leider ein fragwürdiger Genuß. Allein das naive Publikum hatte seine helle Freude daran. Der Aufführung ging — merkwürdiger Fall! — die „Eroika" von Beethoven voraus, die unter Lohse vortrefflich gelang, und am Schluß sprach Lina Lossen, die nun doch nach München übersiedeln soll, den Goetheschen Epilog, dem eine Apotheose des Dichters folgte, bei welcher ein von Lohse sehr wirkungsvoll komponierter Chor über die Worte „Denn er war unser" gesungen wurde.

Tags vorher hatten die Kölner Zweigstiftung, die Ortsgruppe des Schiller-Verbandes deutscher Frauen und die Literarische Gesellschaft eine Schiller-Feier im Gürzenich in die Wege geleitet, bei welcher der Urenkel des Dichters, Freiherr von Gleichen-Rußwurm, die Festrede hielt. Das Ehepaar Milon-Doré, das früher dem hiesigen Schauspiel angehörte, deklamierte Schillersche Gedichte, und der Gürzenich-Chor sang unter Steinbach die von Brahms vertonte „Nänie" und einen Chor aus der „Glocke" von Busch.

Alsdann wurden Sonntag den 7. Mai im Gürzenich unter großer Beteiligung weiter Kreise die aus Spanien importierten Blumenspiele abgehalten. Die Blumenkönigin war diesmal Frl. Irene von Schellander aus Triest. Eine Auswahl der preisgekrönten Dichtungen wurde von Regisseur Osk. Borcherdt und Kammersänger Karl Mayer vorgelesen, während Freiherr Karl von Perfall die Namen der Sieger und Siegerinnen proklamierte.

Wir sind nun genötigt, den Sprung vom Erhabenen zum Lächerlichen zu machen, um das Kuriosum des Auftretens der Schlaftänzerin Magdeleine Givet in unserer heiligen Stadt erwähnen zu können. Nachdem sie zuerst in einer Abendgesellschaft eines Kunstmäcens ihren Hokuspokus losgelassen, trat sie auch im Neuen Theater auf und brachte ernste Männer zu tiefem Nachdenken darüber, was man in unserer marktschreierischen Zeit der exklusiven Gesellschaft und dem großen Haufen der Mitläufer, die immer dabei gewesen sein müssen, alles bieten darf. Dabei leistete sich der Schauspieler Siebert den Scherz, die „Künstlerin" damit zu äffen, daß er anstatt des „Zauberlehrlings" Heines „Götterdämmerung" vorsprach. Tableau! In Verlegenheit hat er Mamsell Magdeleine damit nicht versetzt, denn ihre nichtssagenden Attituden passen auf alles und auf nichts!

Besagter Herr Siebert liebt es überhaupt, die Leute etwas zu hänseln. Er hat bis jetzt Liebhaber gespielt und besonders in modernen Rollen Hervorragendes geleistet, doch will er nun in das Charakterfach übergehen. Er ist ein studierter Herr und es fehlt ihm weder an Intelligenz noch an Eifer, sich in das Fach einzuarbeiten. Das wird ihm jedoch etwas erschwert durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel. Wie Possart, ist er von untersetzter Figur, und sein Organ hat auch den Tenorklang. Dabei liebt er es, wie Kainz, seine Gebilde in fremdartiger Weise vorzuführen. Als er in der Tellvorstellung als Geßler in Begleitung seines Stallmeisters in Altdorf angeritten kam und vom Pferde stieg, warf er seine Kopfbedeckung mit einem Ruck zurück und da erblickte man einen konfiszierten, ratzekahl geschorenen Verbrecherkopf.

Daß es jetzt viele Leute gibt, die unseren Schiller nicht mehr mögen, weiß man; daß unsere Jugend aber noch für den Dichter schwärmt, darüber wurde man durch den Ansturm auf die Kasse bei den Schüler- und volkstümlichen Vorstellungen belehrt, der so enorm war, daß polizeiliche Hilfe requiriert werden mußte. Auch die Schillervorträge, die der Dramaturg der städtischen Bühnen im Gürzenich hielt, waren überaus lebhaft besucht. Inzwischen wird immer weiter geschillert. Wer der Feiern überdrüssig wurde, konnte ins Residenztheater flüchten, wo Charlotte Wiehé mit ihrem kleinen Ensemble gastierte und u. a. Schnitzers ins Französische übertragenen Einakter „Das Abschiedssouper" zur Aufführung brachte. Nachdem die pikante Dame das Feld geräumt, hielt die Operette mit der Novität „Neu-Heidelberg" ihren Einzug in das Theater in der Bismarckstraße.

Köln. Hermann Kipper.



Kleine Rundschau.

Die Kirchenbauten auf dem Lande.

Bei den Bauten auf dem Lande hat man früher meistenteils nur die praktische Seite berücksichtigt und sich wenig darum gekümmert, ob der Bau in seine Umgebung hineinpaßte oder nicht. Welcher Geist heute durch die preußische Staatsbauverwaltung weht, das lesen wir in einer Abhandlung des Zentralblattes der Bauverwaltung, verfaßt von dem vortragenden Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Geh. Oberbaurat Hoßfeld-Berlin. In bezug auf die Landkirchen sagt er: „Eine Dorfkirche darf nicht wie eine Stadtkirche aussehen, das Gotteshaus eines kleinbürgerlichen Gemeinwesens darf nicht den Anspruch erheben, einer Großstadtkirche gleich behandelt zu werden. Das Programm muß der Kirche schon von außen angesehen werden können. Für die Erscheinung der Kirche gilt ferner als oberstes Gesetz, daß sie sich ihrer weiteren und näheren Umgebung angemessen einfügt. Sie muß also in Größe und Verhältnissen, in Form und in Farbe in das Landschaftsbild sowohl wie in das Bild des Ortes, dem sie angehört und des Platzes, den man ihr einräumt, hineinpassen. Ihr Erbauer muß bei der Wahl der Baustoffe und der künstlerischen wie handwerklichen Kräfte stets mit den örtlich gegebenen Umständen rechnen. In all diesen Beziehungen ist ein sicheres Mittel zur Erreichung des Erwünschten der Anschluß an die heimische Ueberlieferung." Das klingt sehr erfreulich und hoffentlich wird man diese Grundsätze auch allgemein in der Praxis verwirklicht finden. Besonders sollte man der heimischen Ueberlieferung mehr Aufmerksamkeit schenken, denn nur zu oft geht mancher altertümliche Baustil unwiderbringlich verloren. — Es steht sicher zu erwarten, daß die Grundsätze auch auf die Schulen Anwendung finden, die sich bis dahin nicht eines zu großen künstlerischen Geschmacks zu erfreuen gehabt hatten. J. G.

Stahl- u. Moorbad König Otto-Bad b. Wiesau (bayer. Fichtelgeb.).

Mit Beginn der Sommersaison rüstet sich auch das König Otto-Bad b. Wiesau (bayer. Fichtelgeb.) zum Empfange seiner Gäste. Wie schon früher, so hat auch in diesem Jahre die überaus rührige Badeverwaltung bedeutende Renovationsarbeiten vornehmen lassen, so daß Kur- und Badehaus sich schmuck inmitten des wohlgepflegten Parkes präsentieren. Neben den seit Jahrhunderten berühmten und bewährten Stahl- und Moorbädern — die Quellen des König Otto-Bades gehören zu den stärksten des Kontinents — sind bereits im vorigen Jahre alle Arten elektrischer Bäder und Behandlungsmethoden eingeführt. In diesem Jahre steht auch den Kurgästen ein nett ausgestatteter Raum mit gymnastischen Apparaten zur Verfügung, so daß das König Otto-Bad, in dem jetzt 2 Aerzte tätig sind, allen Anforderungen entspricht, die an eine moderne Kuranstalt billigerweise gestellt werden können. Seine reichen Kurmittel dienen zur Behandlung von Gicht, Rheuma, Ischias, Frauenkrankheiten, Bleichsucht, Nerven- und Stoffwechselkrankheiten, Herzleiden usw. In den gemütlich ausgestatteten Fremdenzimmern läßt sich behaglich wohnen und sind die Pensionspreise bei der vorzüglichen Verpflegung sehr bescheiden zu nennen. Allen wirklich Erholungsbedürftigen sei daher das ruhige und idyllisch gelegene König Otto-Bad, dessen schöne Umgebung zu genußreichen Ausflügen reizt, auf das wärmste empfohlen. Wie uns mitgeteilt wird, ist der Besitzer des Bades, Herr Dr med. Becker, jederzeit gern zu kostenloser Auskunft bereit Die Sommersaison dauert vom 15. Mai bis Anfang Oktober. —h—.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, Österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 22. München, 28. Mai 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Der bayerische Liberalismus flüchtet unter das Schutzdach der „Staatsraison“.

Von
Dr. Armin Kausen.

Da die bayerischen Landtagswahlen, und zwar zunächst die Wahlmännerwahlen, in der ersten Hälfte des Juli stattfinden sollen, so rückt die offizielle Auflösung des Landtages und die Ausschreibung der Neuwahlen in nächste Nähe. Dieser Zeitpunkt wird daher auch über die große Tagesfrage, die **Wahlkreiseinteilung**, welche nach dem Scheitern des Wahlgesetzes nochmals durch die Regierung vorgenommen werden muß, die Entscheidung bringen.

Die Wahlkreiseinteilung ist der springende Punkt der Wahlfrage in Bayern, denn an ihr hat die liberale Partei die Wahlvorlage der Regierung scheitern lassen. Der ministeriellen Wahlkreisgeometrie verdankte der Liberalismus seit Jahrzehnten seine künstliche parlamentarische Stellung und damit seine bisherige Geltung im Staatsleben. Was der Liberalismus in Bayern auf der Grundlage des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechtes bedeutet, haben die letzten Reichstagswahlen ziffermäßig bewiesen, indem die liberale Partei im engeren Sinne nur den sechsten Teil aller Wählerstimmen auf sich vereinigte, während der heute zu einem unnatürlichen Augenblicksbündnis verkoppelte „Gesamtliberalismus“ etwa ein Fünftel der Wählerschaft repräsentierte. Man wird uns entgegenhalten, die liberale Partei habe sich ja auf die Verhältniswahl verpflichtet. Aber die Verpflichtung auf den Proporz ist zurzeit in Bayern genau so wohlfeil wie eine Schuldverschreibung an den Mann im Monde.

Der politische Kredit der liberalen Partei ist auf den Nullpunkt gesunken, seitdem in jenem Lager die Grundsätze von Treu und Glauben über Bord geworfen wurden. Ein Mann, der lange Zeit großes Ansehen in der Partei genoß, dem man sogar ein Landtagsmandat zugedacht hatte, der Bürgermeister von Neu-Ulm, Hofrat Kollmann, begründete in den jüngsten Tagen im „Neu-Ulmer Anzeiger“ seinen Austritt aus der Partei und verspottete bei dieser Gelegenheit das „lange Programm“, das „man zwar auswendig lernen, aber nicht ins Herz aufnehmen kann“. Es sei „ein in Worte destillierter Liberalismus“. Genau so haben nach dem letzten Landtage die Jungliberalen und Nationalsozialen über den Vulgärliberalismus geurteilt. Wenn sie jetzt mit ihrer sachlichen Kritik zurückhalten — persönlich machen die „Jungen“ sich den „Alten“ um so unbequemer, wie gewisse öffentliche Vorgänge in Nördlingen und anderswo beweisen —, so geschieht es einzig aus dem Grunde, den der Vorsitzende des jungliberalen Vereins in Würzburg, Ingenieur Friedrich, in einer Versammlung offen eingestand: „um die liberale Partei nicht noch mehr durch Zersplitterung zu schwächen“. Derselbe Redner wiederholte gleichwohl die Anklage, die liberalen Abgeordneten, welche das Wahlgesetz ablehnten, hätten nicht liberal gehandelt. In der liberalen Presse werden derartige Zwischenfälle totgeschwiegen, und man fährt fort, sein Publikum durch einen Wortliberalismus zu hypnotisieren, der ein förmlicher Hohn auf die reale Parteipolitik ist.

Da liest man landauf und landab in Artikeln und Versammlungsberichten die schönsten Phrasen vom allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrecht, das bei keiner Partei so gut geborgen sei wie bei der liberalen. Und gleichzeitig werden von derselben Partei und Presse die schärfsten Vorstöße gegen das **gleiche Wahlrecht** unternommen, indem man der Regierung zumutet, — um mit den Worten des „Berliner Tageblatt“ vom 11. Mai (Nr. 238, Morgenblatt) zu reden — durch „einen geschickten Eingriff“ wie 1869 das richtige Stimmenverhältnis herzustellen, mit anderen Worten: dem Prinzip des gleichen Wahlrechtes durch den Wahlkreisgeometer ein Schnippchen schlagen zu lassen.

Daß der Vulgärliberalismus kein Freund des gleichen Wahlrechtes ist, braucht man nicht erst durch den Leipziger Rechtsanwalt Hermann Martin zu erfahren, der vor kurzem dem „weitverbreiteten“ Wunsche Ausdruck gab, uns von der drückenden Last des demokratischen Reichstagswahlrechtes durch eine entschlossene Tat zu befreien. Die Münchener „Allgemeine Zeitung“ hatte seinerzeit einen systematischen Feldzug zur Diskreditierung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes ins Werk gesetzt, um sich erst dann, als der berüchtigte „staatsmännische“ Artikel zugunsten der Wiedereinführung ständischer Vertretungen auch im liberalen Lager als ein taktischer Fehlzug sondergleichen erkannt worden war, auf die bequemere Linie der Programmphraseologie zurückzuziehen.

Seitdem war man angesichts der nahe bevorstehenden Wahlen im liberalen Lager etwas vorsichtiger geworden. Doch Not bricht Eisen, und die Angst vor der neuen Wahlkreis-

einteilung hat die Schleusen jener „staatsmännischen“ Beredsamkeit wieder geöffnet, die mit vornehmer Verachtung auf Volksrechte und den Ausruck des Volkswillens herabschaut und hinter den bekannten Schlagworten von „Staatsautorität“ und „Staatsraison“ ihre reaktionäre, unter Umständen auch an den Absolutismus appellierende, scharfmacherische Gesinnung kaum notdürftig zu verbergen weiß.

Was in anderen liberalen Blättern nur mehr oder minder verschämt und verblümt angedeutet war, wurde von der auf ihre „staatsmännischen“ Qualitäten so stolzen „Allgemeinen Zeitung“ geradeheraus proklamiert: Bei der Wahlkreiseinteilung hat „die Staatsraison“ das letzte Wort zu sprechen, und zwar, indem sie einen „ausgleichenden Einfluß auf die Zusammensetzung des Landtags zum Besten des Landes ausübt.“ Wer mit der Phraseologie des Liberalismus im allgemeinen und des genannten Organs im besonderen vertraut ist, versteht ohne weiteres den Sinn dieses Appells an die Wahlkreisgeometrie. Aber die „Allgemeine Zeitung“ war sichtlich bemüht, sich auch minder Eingeweihten verständlich zu machen. Sie sprach offen aus, in wessen Wagschale die Regierung das „ausgleichende“ Schwergewicht ihres künstlichen Einflusses werfen soll. Nach einigen vorbereitenden Phrasen über die „Südwacht deutscher Kultur“, den „modernen Kulturstaat“ ist ausgeführt, daß die Regierung berufen sei, „das liberal-konservative Element, die Vertretung gerade der gewerbfleißigen, steuerkräftigen und staatspolitisch durchgebildeten Wähler in Stadt und Land“ durch die Wahlkreiseinteilung zu stützen und zu stärken. Auch noch eine weitere, sehr durchsichtige Andeutung wurde nicht verschmäht. Die Regierung soll nämlich auch des Umstandes eingedenk bleiben, daß „die Bevölkerung konfessionell stark gemischt ist“ und die Zentrumspartei „die eine und numerisch stärkere Konfession parteipolitisch sich dienstbar gemacht hat.“ Der Gedankengang ist leicht dahin zu ergänzen, daß folglich „die andere“, numerisch schwächere Konfession eine künstliche Stärkung durch die „Staatsraison“ mit Recht beanspruchen könne.

Diese Offenherzigkeiten werfen auf die Ehrlichkeit der landläufigen liberalen Wahlparolen und Wahlphrasen das grellste Licht. Es ist der reine Hokuspokus, wenn eine Partei, die am hellen Tage mit solchen Argumenten operiert, in der Wahlagitation die Toga des reinen, unbefleckten Liberalismus um die Schultern wirft und mit den Mienen eines unbestechlichen Volkstribunen für politische Gleichberechtigung aller Staatsbürger und vor allem für gleiches Wahlrecht, ja sogar für den „reinsten Ausdruck des gleichen Wahlrechtes“, den Proporz, in die Schranken tritt. Komödie über Komödie!

Aber wie stellt sich die bayerische Staatsregierung zu diesem Appell des für seine künstliche Machtstellung zitternden Liberalismus? Ist sie vorurteilsfrei genug, um sich den Versuchern ganz zu verschließen und das Wort, das sie in feierlichster Form dem Landtage gegeben hat, ohne jede nachträgliche Verklausulierung einzulösen? Keiner unserer heutigen Minister wird die Schuld eines förmlichen Wortbruches auf sich laden wollen, wie auch keiner sich mit der politischen Unmoral der „Allgemeinen Zeitung“ identifizieren wird, welche den mehr frivolen als lächerlichen Versuch unternahm, das gegebene Wort der Regierung als unverbindlich, der formellen Sanktion der Krone entbehrend, hinzustellen und so dem flagranten Wortbruch eine Hintertür zu öffnen. Es fragt sich nur, ob das gegebene Versprechen so ausgeführt wird, wie es von allen, auch von den Liberalen, seinerzeit verstanden wurde. Die zugesicherte Verkleinerung der Wahlkreise und Wahlbezirke (letztere Zusage ist inzwischen eingelöst worden), kann, wenn sie loyal ausgeführt werden soll, nicht vor dem einen oder anderen Wahlkreise Halt machen oder einen unnatürlichen Ausweg um desselwillen suchen, weil die liberale Partei sonst einige Mandate verlieren würde. Die künstliche Erhaltung des liberalen Besitzstandes gehört wahrlich nicht zu den Aufgaben des „Staates“. Wenn die großen Worte des Abg. Dr. Casselmann, der zugegebenermaßen letzthin in München war, um im Interesse seiner Partei der Regierung ein Ultimatum zu stellen, auch nur einen einzigen Minister ins Bockshorn jagen könnten, dann wäre es um die bayerische Regierung schlecht bestellt. Auf die teilweise hochsensationell aufgeputzten Gerüchte über eine Ministerkrisis, die sich in der ausschweifenden Phantasie einiger liberaler Reporter sogar schon zu Entlassungsgesuchen verdichtet hatte, soll hier nicht eingegangen werden. Schillernde Seifenblasen, die der nächste Augenblick zerstört und durch neue von anderem Farbenschimmer ersetzt, gehören nicht zu den Faktoren einer ernsthaften politischen Erörterung. Aus den sich oft bis zum absoluten Gegenteil widersprechenden kombinatorischen Ausstreuungen liberaler Blätter geht nur das eine bestimmt hervor, daß im Ministerrate über das Maß der dem Liberalismus bei der Wahlkreiseinteilung noch zu gewährenden Rücksicht verschiedene Meinungen bestanden, und daß der Minister des Innern, Graf Feilitzsch, in dieser Schonung des Liberalismus am weitesten zu gehen versuchte. Die Vermutung, daß der zweite protestantische Minister, Herr von Pfaff, der Nachfolger des Freiherrn von Riedel und gleich diesem ein alter Anhänger der liberalen Partei, an demselben Strick zog wie Graf Feilitzsch, hat alle Wahrscheinlichkeit für sich. Was über die Stellungnahme der übrigen Minister in der liberalen Presse erzählt wird, ist mehr oder minder Klatsch. Bezeichnend ist aber, daß man sich anfangs in die Vorstellung verbiß, der Ministerpräsident sei es, der mit allen Mitteln eine dem Zentrum günstige Wahlkreiseinteilung durchsetzen wolle, und daß nachher wie auf einen gegebenen Wink mehrere größere liberale Blätter mit komischem Ernste versicherten, nicht Freiherr von Podewils, sondern der Kultusminister Dr. von Wehner sei der Hauptwidersacher des Grafen Feilitzsch und geriere sich als Sachwalter des Zentrums. Schon aus diesen Andeutungen ist zu ersehen, wie wenig auf die wechselnden Tagesrapporte der liberalen Presse zu geben ist.

Die Zentrumspartei sieht der offiziellen Bekanntgabe der inzwischen im Ministerrate vom 20. Mai zum Abschluß gebrachten Entscheidung mit großer Nüchternheit entgegen. Sie kann sich keiner Illusion darüber hingeben, daß die Wahlkreiseinteilung den schwarz in schwarz gemalten angeblichen Befürchtungen der Liberalen selbst im günstigsten Falle nicht annähernd entsprechen wird. Der Liberalismus versteht sich auf den „Rummel“, und „a bissele Falschheit ist alleweil dabei“, auch wenn er die jämmerlichsten Notrufe ausstößt. Leider darf es als feststehend gelten, daß die Wahlkreiseinteilung dem Liberalismus nicht allzu wehe tun wird. Auch der von den Liberalen so oft geschmähte Ministerpräsident ist nur zu ängstlich bemüht, auch den leisesten Schein einer Brüskierung der liberalen Partei zu vermeiden. Es handelt sich jetzt einzig um das Höchst- oder Mindestmaß des dem Liberalismus zu belassenden wahlkreisgeometrischen Vorsprunges. Es werden der Korrekturen ohnehin nicht zu viele und nicht zu einschneidende sein. Aber selbst das höchste Maß dünkt der Begehrlichkeit des herrschgewohnten Liberalismus noch zu gering. Die Rolle, welche Graf Feilitzsch in diesem Dilemma gespielt zu haben scheint, könnte kaum eine peinlichere sein. Er ist es, der sich vor dem Landtage für die absolute Objektivität und Unparteilichkeit der von den Liberalen so leidenschaftlich bekämpften gesetzlichen Wahlkreiseinteilung verbürgt hat. Man hätte denken sollen, daß er bei der zugesicherten Korrektur der nochmals auf dem Verwaltungswege zu betätigenden Einteilung hocherhobenen Hauptes mit unbeugsamer Konsequenz die Richtlinie jener objektiven, unparteiischen Vorlage einhalten würde. Wer die Traditionen dieser letzten Säule des alten Regierungssystems kennt, wundert sich über die jetzt versuchte Schwenkung nicht im mindesten. Der greise Minister hat auch diese Belastungsprobe nochmals überdauert. Es ist ihm augenscheinlich gelungen, durch persönlichen Vortrag beim Regenten wieder Oberwasser zu gewinnen und durch „Verständigung“ die Krisis im Ministerrate zur einstweiligen Lösung zu bringen. Das Weitere wird sich nach den Wahlen finden. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Denn es stehen auch noch andere Dinge auf dem Kerbholz des Grafen Feilitzsch, Dinge, über welche im Landtage endlich einmal ein offenes Wort gesprochen werden muß. Das Maß des „Systems Feilitzsch“, das sich in den letzten Jahren durch einige kleine Scheinkonzessionen an die Parität im Beamtenkörper zu rehabilitieren versuchte, ist voll bis zum Ueberlaufen. Es gibt gewisse

Dinge, die sich auch durch Berufung auf die „Staatsraison" nie und nimmer rechtfertigen lassen.

Den „Vereinigten Liberalen" aber wünschen wir für die kommenden Wahlen die fortgesetzte kräftige Unterstützung der durch die „Allgemeine Zeitung" verkörperten Richtung. Die etwa von der „Staatsraison" entlehnten Krücken werden durch die gesteigerte Volksentrüstung über dieses Zerrbild einer Freiheitspartei reichlich aufgewogen werden. Das Ammenmärchen von der Hüterin des allgemeinen, gleichen Wahlrechtes ist abermals, und zwar im entscheidendsten Augenblicke entlarvt worden. Der Vulgärliberalismus gesteht seine eigene Ohnmacht ein, indem er sich unter das schützende Dach der „Staatsraison" flüchtet, die ihn vor der niedergehenden Lawine des Volksgerichtes retten soll. Nach den gewaltigen Anstrengungen zur Neuorganisation der Partei hätte man diesen kläglichen Bittgang zum Allvater „Staat" und diesen Recht und Gerechtigkeit mißachtenden Appell an den „Einfluß der Krone" kaum erwarten sollen.



Der Fall Fischer bis heute.

Von

Dr. A. Baumeister.

Seit langem wurde im protestantisch-kirchlichen Leben das Interesse nicht so erregt, weder so andauernd, noch so intensiv, wie durch den „Fall Fischer" und seine bisherige Entwicklung. Wenn die Zeichen nicht trügen und die eingeleitete große Aktion nicht wie ein blinder Schuß mit Geknall und Rauch verfliegt — was auch möglich wäre —, kann der weitere Verlauf noch interessanter werden, auch für Fernstehende.

Inzwischen ist durch den Märzbescheid der höchsten Behörde der preußischen Landeskirche, des Berliner Oberkirchenrats, der Fall nach einer Seite bereits erledigt, der weniger wichtigen, aber weniger angenehmen, nach der persönlichen Seite. Als Pastor Dr. Fischer die Gottheit Christi offen geleugnet hatte, erhob sich ein Sturm wider ihn, welcher das Brandenburger Konsistorium, die zuständige Behörde, in keine kleine Notlage brachte. Förmlich gehetzt von Beschwerden, Protesten, Bittgesuchen, die Absetzung des Pastors auszusprechen usf., sah es sich zu sofortiger Erledigung der Sache genötigt, und so verlor sich etwas von der Hitze und Erregung des Augenblicks in Sprache und Fassung des Bescheides, und Fischer wurde unter persönlich sehr spitzen, zum Teil kränkenden Bemerkungen aufgefordert, sein Amt niederzulegen. Fischer ist nun ein hochgeachteter Mann, fast 60 Jahre alt, seit mehr als 30 Jahren im Amte, schon 13 Jahre Pfarrer an St. Markus in Berlin, ist eifrig mitbeteiligt an der Redaktion des feinsten und besten — wie die „Chr. Welt" gesteht — liberal-theologischen Blattes, ist Synodalmitglied, und schließlich im Vorjahre bei Gelegenheit des Kantjubiläums von der Königsberger Universität mit dem theologischen Ehrendoktor ausgezeichnet worden. Persönlich kränkende Wendungen waren hier also nicht nur unklug, sondern total unberechtigt, ungerecht. Noch verletzender wirkte die amtliche Mitteilung dieses Bescheides an die Gemeindeältesten von St. Markus, die als die ersten „um ihres Aeltestengelübdes willen" mit Beschwerde und Einsprache gegen ihren Pfarrer beim Konsistorium vorstellig geworden waren. Als nun im März der Oberkirchenrat seine lang ersehnte Entscheidung oder Stellungnahme bekanntgab und ausdrücklich erklärte, daß „die (Konsistorial-) Verfügung sichtlich ihren Zweck verfehlte und in ihrer Fassung wie namentlich durch die Mitteilung ihres Wortlautes an die Gemeindeältesten über eine als seelsorgerlich gedachte Mahnung hinausging" („Chr. Welt" Nr. 13, Sp. 305), „war der Person Dr. Fischers volle Gerechtigkeit widerfahren und zugleich vor der Oeffentlichkeit dem Pfarrerstand das für seinen Beruf unentbehrliche Ansehen gewahrt" (v. Soden, „Chr. Welt" l. c.).

Die prinzipielle Seite des Falles ist damit keineswegs erledigt, selbst als die oberste Behörde von der Neuaufforderung an Fischer, sein Amt niederzulegen, Abstand nahm, sachlich also alles blieb, wie es vorher war. Die große Erregung, die scharfen Auseinandersetzungen von hüben und drüben, drehen sich eben um diese Frage, die, ihres persönlichen Charakters entkleidet, prinzipiell zur Erledigung gebracht werden soll: Kann ein im Amte stehender protestantischer Pastor die Gottheit Christi leugnen und zugleich im Amte bleiben?, oder, was dasselbe ist: sind die beiden Richtungen, orthodox und liberal, in der protestantischen Kirche gleichberechtigt?

Unter diesem Gesichtspunkt geht die Bewegung von seiten der Orthodoxen über Pastor Dr. Fischer hinaus und richtet sich gegen die liberalen Tendenzen in Theologie und Kirche überhaupt, wo immer sie sich Bahn gebrochen haben oder nahe daran sind, es zu tun. Es soll nun endlich einmal die seit langem peinlich empfundene, von steten Regungen des Mißtrauens und der schwersten Bedenken begleiteten Frage entschieden werden: ob das alte lutherische Bekenntnis vom Leben, Sterben, Auferstehen Jesu als des wahren Sohnes Gottes — die orthodoxe Theologie — allein, oder zugleich mit ihr, neben ihr, die Leugnung der Gottheit Christi in diesem Sinne — die liberale Theologie — als ebenbürtige, gleich heimatberechtigte Schwester in der Gemeinschaft der protestantischen Kirche zu gelten habe. Wir sagen „in diesem Sinne"; es ist durchaus nicht gleichgültig, auch nicht von vornherein ausgemacht, in welchem die Gottheit Christi geleugnet werde. Die Gottheit Christi in metaphysischem Sinne allein erschöpft das Prädikat „Gottheit Christi". Denn wenn Christus von sich sagt: „ich und der Vater sind eins"; „wer mich sieht, sieht auch den Vater", „der Vater ist in mir und ich im Vater" usf. (Joh. 10, 30; 14, 9; 14, 11), so sagt er von sich und dem Vater die Seinseinheit dem Wesen nach aus; ein bloß moralisches Vereinigtsein, die Einheit der Gesinnung, wie manche Vertreter jener liberalen Theologie interpretieren, behauptet zwar die „Gottheit" Christi dem Wort, aber nicht der Sache, nicht dem Sinne Christi nach.

Gehen wir nun zunächst etwas ein auf den Ausgangspunkt der ganzen Bewegung, auf die Rede des Pastors Dr. Fischer auf dem Deutschen Protestantentag in Berlin, 5. Oktober 1904.

Der Hauptgedanke der Rede ist, die zentrale Stellung Gottes, die Gottanbetung, in der Religion, in allen Formen, in denen sie sich äußert, zur theoretischen und praktischen Anerkennung zu bringen. Denn das religiöse Bewußtsein dieser zentralen Stellung Gottes ist nicht immer unmittelbar, nicht immer siegreich gewesen: vor die Gottheit traten Offenbarungen der Gottheit: Offenbarungstheologie und Offenbarungsreligion. Sie haben Gott selbst verdunkelt, Gott verdrängt, „ihr Buch, ihre Deutung ward oft genug an Gottes Stelle gesetzt". (Die Zitate nach Baumgartens „Monatsschrift" p. 174 f.)

So war's in der antiken Zeit, entsprechend antiker Weltauffassung. Für das moderne Bewußtsein daher ist diese ganze Offenbarungswelt versunken mit der antiken Weltansicht; von einer Offenbarung im alten Sinne kann nicht mehr die Rede sein; sie geht einfach in die uns unerschütterlich feststehende „Weltansicht" nicht mehr hinein. Das bekannte Wort von der „Wohnungsnot Gottes ist nicht frivol ..." usf.

Aber auch in der christlichen Epoche der Religionsgeschichte klärte sich die zentrale Stellung Gottes nicht; sie vermochte nicht, ihre Strahlen durch das auch jetzt sie umlagernde Gewölk uns zuzusenden; die Sonne der Gottanbetung, Gottverehrung, die strahlende, belebende Sonne des religionsbedürftigen, in Religion sich betätigenden Lebens war verhüllt; die Religion des Christentums war jesuzentrisch, nicht theozentrisch, Jesus stand vor Gott, steht bis heute vor Gott, Jesuanbetung vor Gottanbetung, Jesudienst vor Gottesdienst.

Daher ist die Jesuanbetung abzulehnen. „Jesus kann nicht Gegenstand der Religion, der Anbetung sein. Gottes- und Christuslehre ist nicht mit einander zu vermischen."

Mit dieser Stellungnahme sind zugleich die Richtlinien gegeben, nach denen die einzelnen Ausführungen Fischers zielen. Es ist durchaus nicht richtig und die Rede wird nur einseitig gefaßt, wollte man sie nur gegen die Positiven gerichtet sein lassen. Sie richtet sich ebenso, wenn nicht schärfer ablehnend, gegen diejenigen Vertreter liberaler Theologie, die auf halbem Wege stehen geblieben sind und bis zu diesen Konsequenzen weiterzuschreiten sich nicht entschließen, „nicht entschlossen sein" können, gegen die mittlere und gemäßigtere Partei der Liberalen. „Nur die entschlossensten Vertreter der modernen Theologie machten Ernst mit diesem Gedanken Jesu und dem natürlichen religiösen Bedürfnis, Gott in den Mittelpunkt des religiösen Verhältnisses zu stellen" ..., während von den Positiven anerkannt ist, daß sie zwar eine falsche, aber doch klare, bestimmt fixierte Stellung besitzen.

Mit diesen Aufstellungen hat Fischer den Boden der übernatürlichen Offenbarungsreligion völlig verlassen und den der

natürlichen, der Vernunftreligion betreten, den Boden der notwendigen Vernunftwahrheiten. Auf diesen möchte er die protestantische Theologie und Religionspraxis wieder gestellt sehen. Es ist der alte Rationalismus, die komplete Leugnung jedes Supranaturalismus, die nach langem Stoßen und Drängen in überraschend klarer, unverhüllter Form nun wieder zum Vorschein kommt. Selbst das theoretische Prinzip Lessings kommt wieder zu Ehren, das er 1777 in dem Schriftchen „über den Beweis des Geistes und der Kraft"*) aufstellte, das oft zitierte, oft widerlegte Wort: „zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden", womit Lessing nicht so sehr die Existenz, die Möglichkeit der Wunder, wohl aber ihre sichere Erkennbarkeit und Beweiskraft für Wahrheiten, die, ihrer Natur nach anderer Art, eine „μετάβασις εἰς ἄλλο γένος nötig machen."

Das ist auch der Standpunkt Fischers. Es schwindet jedes Wunder und Wunderbare aus Jesu Leben; Jesus selbst tritt wieder ein in die Reihen der Menschen, an die Stelle, die ihm gebührt; es entsteht die reine theozentrische, wunderlose Religion, „der Gottesglaube ohne Wunderglaube". Christus als Mensch, als höchste Naturoffenbarung Gottes, ist erst so „der wahre Odem Gottes", der die Menschheit belebt, in Wahrheit ihr Haupt — nicht ihr reales, in Wahrheit „ihr ideales Haupt", insoferne sich auf ihn die bewundernden Blicke aller Zeiten, aller Menschen richten, um selbst dann noch ihn zu ehren, zu verehren, von seinem Geiste zu empfangen, wenn sich die historische Existenz dieses Jesus als nichtig, als Irrtum, als Märchen herausstellen würde; übrigens werde die reale, „überragende Persönlichkeit Jesu im Hintergrund der Evangelien" es nicht hierzu kommen lassen!

Soweit die Rede des Pastors Dr. Fischer. Ohne Zweifel haben seine Erklärungen den Vorwurf der Halbheiten nicht zu fürchten, und Fischer selbst kann sich ruhig zu den „entschlossensten Vertretern der modernen Theologie" zählen, mit deren rationalistisch-negativen Prinzipien er in der Tat vollen, rückhaltlosen, rücksichtslosen Ernst gemacht hat.

Indem er in Kraft dieser Prinzipien den Offenbarungsglauben ablehnt und den Aus- und Umbau der Religion auf rein theozentrischer Grundlage postuliert, berührt er in dieser Verbindung von Negativem und Positivem das Ergebnis, zu dem bereits zwei Jahre vor ihm Karl Andresen in seinem Buche: „Ideen zu einer jesuzentrischen Weltreligion" (Leipzig 1902) gelangt ist. Ein Vergleich ist nicht ganz uninteressant. In diesem Buche heißt es p. 284: „Die Kraft des liberalen Protestantismus besteht darin, das „rechtgläubige" Christentum in seinen verderblichen Auswüchsen zu bekämpfen", und „eine geschichtliche Aufgabe erfüllt dieser damit, daß er die Unmöglichkeit der Dogmatik des Christentums für eine Religion der Zukunft nachweist" (p. 286). Diese Religion der Zukunft, die Weltreligion, ist nach Andresen konkreter, theistischer Monismus, kann aber, da der heutige liberale Protestantismus unfähig ist, sich zu solchen höheren positiven religiösen Vorstellungen emporzuschwingen, erst von kommenden Geschlechtern ihren Weiter- und Ausbau erwarten (p.286). Jedenfalls hat dieser zu geschehen im Hinblick auf Jesus, „bei dem die höchste und reichste Metaphysik und Ethik zu finden ist, über welche hinaus sich bis heute kein menschlicher Geist erhoben hat" (Vorwort p. IV) — wenn Jesus nämlich „aus der Dogmatik des Christentums herausgeschält" betrachtet wird (l. c.). Denn „nicht eigentlich Jesus ist Stifter der geschichtlichen christlichen Religion", vielmehr Paulus (ebenda). „Jesus hat keine Religion gestiftet und wollte das nicht" (ebenda). In diesem Sinne geht von Jesus, von seiner Persönlichkeit, seinem Tun und seinen Aussprüchen ein Glanz aus, welcher selbst im Staub des einstürzenden dogmatischen Christentums noch leuchtet" (ebenda). Jesus ist daher herauszuheben aus den pharisäisch-jüdischen Vorstellungen, in denen Paulus Jesus auffaßte (ebenda), und „im Rahmen einer unseren modernen Erkenntnissen entsprechenden Weltanschauung auf den universalen Boden der religiösen Entwickelung der gesamten Menschheit zu stellen" (p. 315). Eine in diesem Sinne um Jesus als Zentrum sich gruppierende Religion verliert das Partikuläre, sie wird universal, wird Weltreligion, wird „Universalchristentum" (p. 315).

Die kurze Skizze zeigt, daß der Hauptgedanke Fischers: Gottesreligion ohne Jesusreligion nicht neu ist, und selbst in einer „jesuzentrischen Religion", in einem Christentum ohne Christus Platz finden kann. Es ist nichts anderes, als, wie oben angedeutet, die Rückkehr zur Vernunftreligion, zur Religion der Vernunftwahrheiten. Fischer und Andresen, ausgehend von denselben Prinzipien und rücksichtslos ihren Konsequenzen folgend, müssen ja wohl auch am Ergebnis, am End- und Zielpunkt zusammentreffen. „Eine jesuzentrische Weltreligion, sagt Andresen (p. 297), fällt mit der „natürlichen Religion" zusammen, da sie auf der Offenbarung in der Natur, zu welcher auch unser uns gegebenes Innere gehört, fußt. Dabei überragt sie dieselbe, insofern sie in Jesus das persönliche Vorbild eines Idealmenschen hat." In diesem Sinn, Jesus als Gott abzulehnen, als „ideales Haupt", wie Fischer sagt, anzuerkennen, ist „jesulose theozentrische" Religion dasselbe, wie „jesuzentrische Weltreligion."

Die Bewegung, die von Dr. Fischers Rede ihren Ausgang nahm, führte alsbald in hellen Scharen Positive und Liberale auf den Plan. Beide waren erbittert, beide voll Unmut; jene über die lange mit steigendem Ingrimm getragene Duldung liberaler Tendenzen von oben, diese über das schonungslose Verdikt, das mit neuer Schärfe von positiver Seite über sie gefällt wurde. Beide geführt von Männern mit glänzenden Namen, und insbesondere die Liberalen voll Stolz auf ihre durch Geist, Talent, Wissen hervorragenden Führer im Streit; beide endlich angefeuert und bestärkt durch Aufrufe, öffentliche Erklärungen usf., deren Sprache zwar Feuer, aber nicht immer ein edles, verrät. Insbesondere die Erklärung des P. von Bodelschwingh für die Positiven hebt sich durch die äußerst erregte, verletzende Sprache gar nicht vorteilhaft unter anderen hervor, so daß Baumgarten, Kiel, in der Chronik seiner Monatsschrift (p. 173, Nr. IV, 1905) dieselbe ein „aufwiegelndes Manifest" nennen konnte.

Des Näheren enthält das Programm der Positiven zwei Hauptpunkte: Die liberalen Aufstellungen, wie Pastor Dr. Fischer sie in Berlin vertreten hatte, stellen eine Revolution in der protestantischen Kirche dar —, darum haben entweder die Liberalen ihren Austritt aus der Kirche zu erklären, oder die Positiven sind genötigt, mit den Scharen aller rechtgläubigen Protestanten sich von jenen zu trennen und eine von solchen Tendenzen ungestörte, von Elementen und Mächten anderer Natur unabhängige, eigene Religionsgemeinschaft zu formieren. Die Liberalen ihrerseits, so vielfältig nach Richtungen sie sich scheiden, erheben alle einmütigen, energischen Protest gegen die Verdächtigung, als hätten sie aufgehört, evangelische Christen zu sein; in Freiheit des Gewissens, das der Protestantismus jedem zuerkennt, haben sie gesucht, geforscht und das negative, bald mehr, bald weniger der positiven Lehre entgegengerichtete Resultat gefunden und publiziert. Nicht Revolution, vielmehr Konsequenz! Stürmisch, sehnlichst verlangen auch sie eine endliche Entscheidung. „Es muß endlich einmal Klarheit darüber verbreitet werden, ob wir als bloß geduldete, rechtlose Mietlinge, die zur Hintertür in den Schafstall gekommen sind, angesehen werden, oder als gleichberechtigte Vollbürger, die reden dürfen, weil sie und was sie glauben." So die Eingabe von 29 liberalen Berliner Geistlichen an den Oberkirchenrat. (Baumgartens Monatsschrift, p. 180 l. c.)

Der Kampf soll aber nicht auf dem Papier bleiben. Von beiden Seiten sind bereits Versammlungen gehalten oder angesagt worden: Von den Positiven in Berlin am 2. und 3. Mai, von den Liberalen, auf Initiative der „Christlichen Welt" und ihrer Freunde, zu Goslar für die Pfingstwoche. Sehen wir zu, wie die Dinge sich weiter entwickeln. Vielleicht trifft schon bälder ein, als erwartet, was Rocholl mit Schmerz und Trauer kommen sah, „daß die Kirche Augsburger Bekenntnisses in Deutschland weite Gebiete verlieren könne, welche im Glauben ihrer Väter durch Jahrhunderte gesegnet waren." (Luginsland, Leipzig 1903, p. 33).

*) Lessing, Werke, Stuttgart 1873, VI. Bd. p. 239 ff.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Hoflager von Metz.

Kulturkämpferische Mißgunst hat sogar spöttisch von einem „Konzil von Metz" gesprochen, weil vier Bischöfe den dort weilenden Kaiser umgeben durften. Die weltlichen Großen, die unter Vortritt des Reichskanzlers sich um den Herrscher versammelt hatten, kommen bei diesem „Witz" entschieden zu kurz. Die Sache ist einfach und klar für jeden, der die Neigung des Kaisers kennt, sein jeweiliges Hoflager bei gegebenem Anlaß recht mächtig und prächtig zu gestalten und namentlich in den Reichslanden, die in der deutschen Familie die jüngsten Kinder darstellen, möglichst viel von der Reichsherrlichkeit sinnfällig zu machen. Die deutschen Kardinäle Kopp und Fischer hatten den Auftrag, dem Kaiser zum Andenken an seine Palästinafahrt und zum Danke für die den deutschen Katholiken im Orient erwiesene Hochherzigkeit das Großkreuz des Ordens vom hl. Grabe feierlich zu überreichen. Ein liberales Blatt kommt nun auf den sonderbaren Gedanken, der Hl. Stuhl habe Metz als Schauplatz dieser Zeremonie ausgewählt, um dem kulturkämpferischen Frankreich einen Denkzettel zu geben. Aber wer die Fibel der Etikette kennen gelernt hat, ist keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß hier, wie in allen solchen Fällen, der Monarch über Zeit, Ort und Art der Zeremonie die Entscheidung trifft. Der Kaiser ist dabei natürlich seinem Geschmack gefolgt, nicht etwa von Nadelstich-Gelüsten gegenüber dem westlichen Nachbar geleitet worden. Es kann ihm nichts ferner liegen, als sich in die dortigen innerpolitischen Wirren auch nur mittelbar einzumischen. Erst recht nicht in dem gegenwärtigen Augenblick, wo unsere marokkanische Auseinandersetzung die sorgsamste Verhütung aller sonstigen Reibungen zur selbstverständlichen Pflicht macht, und die französische Regierung durch die Abordnung einer besonderen Hochzeitsdelegation nach Berlin sich besonders artig zeigt.

Die Ueberreichung des Ordens vom hl. Grabe ist zu einer erfreulichen Gewähr des konfessionellen Friedens in Deutschland geworden. Die begleitenden Reden des Kaisers und des Kardinals Kopp knüpften an die Palästinafahrt von 1898 an, die für die deutschen Katholiken eine kostbare Erinnerung bildet. Es fehlte damals nicht an Kräften, die aus dieser Fahrt eine protestantische Demonstration zu machen suchten. Der Kaiser aber trat nicht einseitig als summus episcopus der einen Konfession auf, sondern als paritätischer Monarch, und die Katholiken Deutschlands bekamen ihren reichlichen Anteil und die Schenkung der Dormitio, die durch die huldvolle Art der Uebergabe in ihrem hohen idealen Werte noch gesteigert wurde. Wenn es überhaupt dabei etwas zu bedauern gab, so konnte es nur das sein, daß es dem jetzt verewigten Weihbischof Dr. Schmitz von Köln nicht möglich wurde, gemäß seinem Wunsche als bischöflicher Präsident unserer Palästina-Vereinigung den Deutschen Kaiser in Jerusalem feierlich zu begrüßen; das Hindernis lag aber nicht etwa in Berlin. Seit jener Zeit hat die Gehässigkeit des Evangelischen Bundes und seiner Mitläufer in Deutschland leider erheblich zugenommen. Aber die Stellung des Kaisers zur katholischen Kirche ist unverändert geblieben; das dürfen wir aus den Worten und Handlungen von Metz mit Sicherheit folgern. Unseren Kulturkämpfern sind die kaiserlichen Lobsprüche auf den verstorbenen Papst, die Worte des Vertrauens und der Verehrung gegen den regierenden Papst, die Anerkennung der Wirksamkeit der Benediktiner usw. Dörner in den Ohren. Aber sie werden diesen Nachtrag und Kommentar zu der vielfach mißdeuteten Ansprache beim protestantischen Dombaufest gelten lassen und sich mit der Tatsache abfinden müssen, daß der Kaiser auf einer höheren Warte steht als auf der Zinne des Evangelischen Bundes.

Die „Frage" des Protektorats im Orient ist in diese Angelegenheit hineingezogen worden, obschon sie durch die Vorgänge in Metz gar keine Veränderung erfahren hat. Das Deutsche Reich beansprucht seit langem nichts mehr und nichts weniger als das Schutzrecht und die entsprechende Schutzpflicht über seine Staatsangehörigen im Orient. Diesem natürlichen Schutzverhältnis hat Frankreich bei der Handhabung seines herkömmlichen allgemeinen Protektorats Rechnung tragen müssen, und der Hl. Stuhl hat selbstverständlich keine Veranlassung, den deutschen Personen und Anstalten im Orient die Benützung der Vorteile des nationalen Protektorats irgendwie zu beschränken. Um so weniger, als Frankreich in neuerer Zeit, teils wegen seiner Liebedienerei gegen das schismatische Rußland, teils wegen der offiziellen Religionsfeindschaft, zur Erfüllung der dem fraglichen Recht entsprechenden Pflichten weniger befähigt und weniger gewillt erscheint. Aber Deutschland mischt sich nicht in die Angelegenheiten fremder Nationen. Es begnügt sich mit dem Schutze seiner Angehörigen und hat nichts dagegen, wenn die Franzosen sonst für den Schutz der katholischen Interessen im Orient nach Kräften tätig sein wollen. Ja, wir sind überzeugt, daß die deutsche Diplomatie im geeigneten Falle gern mit der französischen zusammenarbeiten würde. Denn es ist offenbar Torheit, der deutschen Regierung Sehnsucht nach dem allgemeinen Protektorate im Orient oder dem Hl. Stuhl den Gedanken der Uebertragung eines solchen allgemeinen Protektorats anzudichten.

Schließlich kommt noch der Gesichtspunkt in Betracht, daß die Verlegung derartiger Feierlichkeiten auf den reichsländischen Boden auf die Bewohner von Elsaß-Lothringen, besonders auf die dortigen Katholiken, einen günstigen Eindruck macht. In dieser Richtung wird gewiß — zum Entsetzen der Kulturkämpfer sei's gesagt — der bevorstehende Straßburger Katholikentag mit der kaiserlichen Politik zusammenwirken.

Vom akademischen Kulturkampf.

Der preußische Kultusminister hat mit den unzufriedenen Professoren ein Kompromiß geschlossen, bei dem die Zentralbehörde der nachgiebige und vertrauensselige Teil ist. Als einige akademische Behörden sich geneigt zeigten, den kulturkämpferischen Studenten die Bildung von Ausschüssen unter Ausschluß der konfessionellen Korporationen zu gestatten, griff der Kultusminister mit dem Erlaß vom 16. März ein, der die Genehmigung neuer Ausschußsatzungen bis auf weiteres der Zentralinstanz vorbehielt. Gegen diesen angeblichen Eingriff in die Selbstherrlichkeit der einzelnen Hochschulen wurde unter Vortritt von Göttingen eine große Demonstration der Professorenschaft ins Werk gesetzt. Die Regierung verteidigt sich bescheiden dahin, daß sie nur bis zur Ordnung der Angelegenheit auf der bevorstehenden Rektorenkonferenz gegen präjudizierliche Neuerungen habe vorübergehende Vorsorge treffen wollen. Nun hat die Rektorenkonferenz stattgefunden, aber auf die Ergänzung der Statuten in betreff der Ausschußbildung und der Stellung der konfessionellen Korporationen hat man verzichtet, und doch hat das Kultusministerium den angefeindeten Erlaß vom 16. März aufgehoben auf den gepflogenen Meinungsaustausch hin. Der Kultusminister erklärt nämlich, er habe aus den Verhandlungen der Konferenz „die vertrauensvolle Zuversicht gewonnen, daß es den akademischen Behörden gelingen wird, in der Angelegenheit der Studentenausschüsse auch ohne allgemeine Festsetzungen die Ordnung und den Frieden aufrecht zu erhalten und insbesondere die konfessionellen Verbindungen und Vereine gegen jede Beeinträchtigung ihrer vollen Gleichberechtigung zu schützen." Nun, mehr verlangen unsere katholischen Studenten nicht und wir auch nicht. Aber ob wir die „vertrauensvolle Zuversicht" des Kultusministers teilen können, muß uns erst die tatsächliche Probe lehren. Es gibt offenbar Senate, in denen die Gönner der kulturkämpferischen Studenten das Heft in der Hand haben, und wir fürchten, daß man dort an die Thümmel-Studenten Zugeständnisse machen wird, die der vollen Gleichberechtigung widersprechen und die konfessionellen Korporationen bei der allgemeinen Vertretung der Studentenschaft zurückzudrängen suchen. Dem ist nur vorzubeugen, wenn alle Beteiligten wissen, daß das Kultusministerium, auch ohne Erlaß vom 16. März, auf Grund seines allgemeinen, zweifellosen Aufsichtsrechtes gegen alle kulturkämpferischen Kunststücke sofort einschreiten wird. Aber das bisherige Verhalten des Kultusministeriums, dessen Tendenz uns sehr sympathisch ist, können wir beim besten Willen nicht für so stark und so geschickt halten, daß wir in „vertrauensvolle" Stimmung kämen. Unsere jungen Freunde werden in der Verteidigung ihrer akademischen Freiheit nach diesem „Friedensschluß" erst recht auf dem Posten sein müssen. Auch der Optimist kann nur einen neuen Versuch der Beruhigung in diesem Ausgange der Rektorenkonferenz erkennen.

Die Verwirrung im preußischen Abgeordnetenhause.

Da Graf Bülow abwesend war und seine Ressortminister sich sachlich trocken, aber nicht politisch kräftig aussprachen, so haben die Konservativen im preußischen Abgeordnetenhause geglaubt, auch bei der zweiten Lesung des Bergarbeitergesetzes ihre scharfmacherische Kraftprobe noch fortsetzen zu dürfen. Ihr Führer hielt dabei eine Rede, die geradezu die Sozialreform verleugnete. Graf Bülow hat viel einzurenken, und ob er es vermag, wird von Tag zu Tag zweifelhafter. Obendrein verrinnt die Zeit, die für ein Notgesetz des Reiches erforderlich ist. Wo bleibt die Autorität der Regierung?

Spiegelberg als Erzieher.

Von
Emil Ritter, Elberfeld.

Die Menschheit macht unheimlich große Fortschritte; in den letzten hundert Jahren sind wir hinsichtlich geistiger Kraft und seelischer Reife auf einem Standpunkte angelangt, der uns selber gerechte Bewunderung — oder eigentlich Verwunderung — abnötigt. Im Jahre 1781 veröffentlichte ein gewisser Friedrich Schiller ein Schauspiel, betitelt „Die Räuber". Beim damaligen Entwickelungsstande der Menschheit hielt es der Herausgeber für nötig, in einer Vorrede über sein Schauspiel u. a. folgendes zu sagen: „Nun ist es aber nicht sowohl die Masse meines Schauspiels als vielmehr sein Inhalt, der es von der Bühne verbannet. Die Oekonomie desselben machte es notwendig, daß mancher Charakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört. . . . . . Aber eben darum will ich selbst mißraten haben, mein Schauspiel auf der Bühne zu wagen. Es gehört beiderseits, beim Dichter und seinem Leser, ein gewisser Grad von Geisteskraft dazu: bei jenem, daß er das Laster nicht ziere, bei diesem, daß er sich nicht von einer schönen Seite bestechen lasse, auch den häßlichen Grund zu schätzen."

Daß dies der Dichter selber über sein Werk sagt, fällt um so mehr ins Gewicht, als der Verfasser sonst immer, im Bewußtsein seiner reinen Absicht und in künstlerischer Unbefangenheit, den Einfluß seines Buches zu günstig beurteilt. Freilich wagte man das Schauspiel dann doch auf dem Theater und wagt es auch heute noch, wenngleich man das „feinere Gefühl" der Tugend und die „Zärtlichkeit unserer Sitten" durch Streichung der allzu beleidigenden und empörenden Stellen schützt. Heute nun sind wir ganz unvermittelt zu einem solchen Grade von allgemeiner Geisteskraft emporgestiegen, daß wir nicht etwa „Die Räuber" ohne Streichungen den Erwachsenen zeigen können, nein, wir geben jetzt „Die Räuber" ohne jede Ausmerzung — Volksschülern von 13 Jahren in die Hand! Wir geben sie sogar als eine Stiftungsprämie, „deren Inhalt einen wohltätigen Einfluß auf die Empfänger ausübt und aus denen ein Mädchen Dinge lernen kann, die ihm für sein ganzes Leben von Nutzen sind." (Stiftungsstatut.)

Diese Stiftungsprämien wurden von der Schulverwaltung der Stadt Elberfeld ausgeteilt am 6. April d. Js. Allgemeiner noch wurde aber die geistige Reife, die dem Inhalte der „Räuber" gewachsen ist, anläßlich der Elberfelder Schillerfeier. Der Festausschuß beschloß, den besten Schülern aller Volksschulen die Werke des Dichters, der so laut und geräuschvoll gefeiert wurde, zu übermitteln, und man wählte dazu die vollständige Ausgabe der „Gedichte und Dramen" des Schwäbischen Schillervereins.

Nun könnte man gleich ganz allgemein fragen: was soll denn ein Kind mit der Mehrzahl der Dichtungen Schillers anfangen? Wieviele Gedichte außer den Balladen sind ihm denn verständlich? Was soll es mit einem „Wallenstein", einem „Don Carlos"? Wie faßt es das Götterliebesdrama „Semele" auf? Was ist ihm die Tragik der „Braut von Messina"? — Ein Freund schreibt mir soeben, er habe ein Büchlein mit den schönsten Balladen, der „Glocke" und dem „Tell" zur Verteilung bekommen. Das halte ich für die einzig vernünftige Gabe. Es hat auch keinen Sinn zu sagen: die Bücher sind für das spätere Leben. Warum teilt man sie da nicht gleich ans Volk aus, sondern läßt sie erst jahrelang unbenutzt lagern? Uebrigens ist der Einwand nur Ausrede; gibt man einem Kind eine Prämie, dann erwartet man, daß das Kind sein Buch liest.

Dieser Einwand oder diese Ausrede ist in einem Kampfe gefallen, der kurz nach den Schillertagen in Elberfeld entbrannte, und dessen Getöse bis an die Grenzen Deutschlands erklang. Die Veranlassung ist: ein katholischer Rektor hat aus der Schillergabe „Die Räuber" herausgeschnitten und das Buch dann den Kindern gegeben, zwei andere katholische Rektoren haben die Bücher einstweilen gar nicht ausgeteilt. Ich will mich also auch hier auf „Die Räuber" als auf die eigentliche Streitursache beschränken und weiterhin vorher alles nicht Grundsätzliche ausscheiden.

Die Handlungsweise des einen Rektors war nicht klug. Er hätte einfach die Bücher zurücksenden sollen, unter Angabe der Gewissensbedenken, die er gegen die Verteilung hatte. So hat es, wie ich jetzt höre, die Lehrerschaft in Viersen gehalten. Sein Vorgehen wurde auch von den katholischen Stadtverordneten mißbilligt. Jedoch muß man den ehrlichen Geist hochachten, der ihn dabei geleitet hat, und darin ist man ihm erst in einer Versammlung des Zentrumsvereins gerecht geworden. Der Mann war gewissenhaft, aufmerksam und auch mutig. Er konnte erwarten, daß die Sache in die Oeffentlichkeit gezerrt, daß seine edle Absicht verkannt, daß er zum Finsterling gestempelt würde. Uebrigens ist er als Lehrer hochgeschätzt, und selbst der Stadtschulrat, sein Gegner in der Sache, mußte ihn als Vorgesetzter loben. Auch die anderen beiden Rektoren, die die Bücher nur zurückhielten, zeigten Selbständigkeit und männlichen Mut, da sie doch hauptsächlich ihrem direkten Vorgesetzten gegenübertreten mußten. Ihnen ging ihre Verantwortlichkeit als Erzieher über das Beamtenbewußtsein. Den anderen Rektoren, die einfach die Bücher ausgeteilt haben, kann man natürlich keine Gewissenlosigkeit vorwerfen. Sie waren jedenfalls der Meinung, das Geschenk könne ihre Schüler nur günstig beeinflussen. Freilich, an ihrem pädagogischen Urteil muß man zweifeln; denn „die Räuber" sind keine Jugendlektüre.

Damit sind wir zum eigentlich Grundsätzlichen des Kampfes gekommen, der einerseits in der Stadtverordnetensitzung am 16. Mai, anderseits in der Generalversammlung des Zentrumsvereins am 18. Mai ausgefochten wurde, daneben natürlich in den Tagesblättern verschiedener Richtungen. In der Stadtratssitzung war es ergötzlich mit anzusehen, wie ein ehrsamer Bürger nach dem andern aufstand, um seiner Entrüstung, seinem Bedauern usw. feierlich Ausdruck zu geben. Besonders schmerzlich schien es ihnen zu sein, daß nun Elberfeld zum Gespött der „ganzen gebildeten Welt" wird. Wie gut kennzeichnet sich damit dieses Bildungsphilistertum! Für den, der nur etwas verständige Kenntnis von den „Räubern" hat, und der sich dazu die eigenen Worte Schillers ins Gedächtnis ruft, sind einzelne entrüstete Aussprüche mehr als lächerlich; sie sind ihm ein betrübendes Zeichen dafür, wie gedankenarm und dabei leichtfertig Leute vorgehen, in deren Händen die öffentlichen Angelegenheiten einer Großstadt liegen. Z. B. hat ein Herr, der selbst dichtet, gesagt: der sittliche Standpunkt dieses Rektors sei derselbe, wie der eines Lehrers, der sich vor dem nackten Arm eines Mädchens geniere. Solche Leute hätten für ihn nur pathologisches Interesse! Ein anderer: das Vorkommnis beweise, daß es hier Leute gebe, die von der Bedeutung Schillers keine blasse Ahnung hätten. — Sicher haben nur solche Leute diese Ahnung, die 13jährigen Kindern seine Dichtungen ohne Ausnahme in die Hand geben wollen! Daß alle diese Leute, mit Ausnahme der vier Zentrumsmänner, ganz selbstverständlich die an sich vernünftige pädagogische Maßregel als „Schändung des Dichters" brandmarkten, das hat wohl zum Teil der betäubende Festtrubel zu verantworten. Vom verantwortlichen Stadtschulrat hätte die Bürgerschaft aber wohl erwarten dürfen, daß er sachlich und eingehend begründete, inwiefern er als Pädagoge den ganzen Schiller für jene Kinder für geeignet halte. An die Mehrzahl der anderen Redner kann man diese Anforderung, die einerseits ein ziemliches Verständnis des dichterischen Kunstwerkes überhaupt und der Eigenart Schillers im besonderen, anderseits einige Einsicht in das Wesen der Jugenderziehung und Menschenentwicklung verlangt, ja nicht stellen. Selbst die liberale „Straßb. Post" muß gestehen, daß die einzigen vernünftigen Leute in der Sitzung — die Zentrumsredner waren. Und dabei verzichteten diese Stadtväter großmütig auf eine strafrechtliche Verfolgung des Räubers der „Räuber", weil es ihm jedenfalls an der „nötigen Einsicht" gefehlt habe! Es kann denn nicht mehr Wunder nehmen, daß sie sich der Tragweite ihres mit allen gegen die Zentrumsstimmen gefaßten Beschlusses, die Schulverwaltung zu veranlassen, daß sie die zurückbehaltenen Bücher über die Köpfe der beiden Schulleiter hinweg doch noch verteile, gar nicht bewußt waren.

In der Ueberzeugung, daß die Mehrzahl der katholischen Eltern mit den Rektoren einig gehe und ihren Kindern die ungeeigneten Bücher nicht aufdrängen lassen wolle, gestalteten die führenden Katholiken die schon vorher geplante Versammlung des Zentrumsvereins zu einer öffentlichen Versammlung, die den Charakter einer Protestbewegung trug. Etwa 1000 Männer waren anwesend und die entsprechende Resolution wurde einstimmig angenommen. Man mag einwenden, daß viele eben herdenmäßig ihren Beifall zu den Glanzstellen der Reden und ihre Stimme zum Beschluß gaben. Jedenfalls ist es erfreulich, daß sich trotz eiligster Vorbereitungen so viele Männer, zumeist schlichte Arbeiter, eingefunden hatten, einer ganz ideellen Sache zuliebe. Die meisten mögen die „Räuber" nicht kennen, mögen nie genötigt worden sein, sich von Spiegelberg erziehen zu lassen, aber sie setzten Vertrauen in die Lehrer der Jugend, sie waren gewillt, eine etwaige sittliche Gefahr von ihren Kindern abzuwenden.

Das ist der gesunde Kern der Bewegung, der zweifellos die deutschen katholischen Blätter, dem „Wuppertaler Volksblatt“ folgend, grundsätzlich zustimmen werden. Und unsere Presse nimmt darin einen sehr festen, wohlbegründeten Standpunkt ein; sie beweist mehr geistige Klarheit und Selbständigkeit als der „vorurteilsfreie“ Troß der gegnerischen Zeitungen (in Elberfeld sind es Freisinn, Nationalliberalismus und Sozialdemokratie!), der mit kritiklosem Verhimmeln Schillers den Höhepunkt der Bildung innezuhaben meint. Wie wenige den Dichter auch nur äußerlich kennen, beweist ihre gänzliche Nichtbeachtung der charakteristischen Vorrede zu den „Räubern“. Ich meine, darin hat Schiller selber unzweideutig ausgesprochen, daß er sein Drama Schulkindern nicht vorlegen würde. Das jüngst erwachte rege Interesse für „Erziehung durch die Kunst“ begrüße ich freudig; „die Kunst dem Volke!“, diese Parole hat schon meine eigene Tätigkeit stark beeinflußt. Auch ist es mir sympathisch, daß auf katholischer Seite in der letzten Zeit viel auf eine unbefangenere Würdigung literarischer Kunstwerke, und besonders auch der Klassiker, hingearbeitet wird. Es wird wohl niemand behaupten wollen, daß damit meine entschiedene Ablehnung Spiegelbergs als Jugendlehrer im Widerspruche stünde! Es ist ein Verdienst Karl Muths, wieder mit aller Schärfe betont zu haben, daß ein reifes Kunstwerk für reife Menschen ist, und daß die Jugendlektüre ihre genauen Grenzen hat. Uebrigens wird das selbst der heißeste Schillerverehrer nicht leugnen wollen, und kann er denn wohl vernünftigerweise in Abrede stellen, daß die „Räuber“ ein solches Kunstwerk für gereifte Menschen sind?

Auf die Schillerrundfrage des „Literarischen Echo“ haben verschiedene bedeutende Männer geantwortet: in der Jugend sei ihnen Schiller verekelt worden, erst in reiferen Jahren hätten sie ihn wieder „entdeckt“. Auch diese Tatsache zeigt, wie verkehrt in Elberfeld und an andern Orten gehandelt worden, und wie sehr unsere Stellung gerechtfertigt ist. Will man denn außer den Gymnasiasten nun auch den Volksschülern Schiller verekeln, indem man die Unmündigen geradezu zwingt, ihn zu lesen? Damit hätte man schon genug Unheil gesät, selbst wenn das sittliche Feingefühl der Kinder nicht verletzt würde durch einzelne Stellen. Und an Einzelheiten bleibt die Unreife haften, sie umfaßt das Ganze nicht. Wehe uns aber, wenn in unseren Kindern kein „Gefühl der Tugend“ mehr zu beleidigen, keine „Zärtlichkeit der Sitten“ zu empören wäre! Wehe dem künftigen Geschlechte!

Flieder.

Mein Herz pocht stark! Was mein Herz nur will?
Ringsum herrscht Friede und Schweigen;
So still ist die Nacht, so lautlos still,
Als hätte das Glück sie zu eigen!
Ganz leise nur fällt auf Strauch und Baum
Der nächtliche Tau hernieder —
Da naht er wieder, der alte Traum
Mit dem Duft von blühendem Flieder.

Der Flieder ist schuld! — Mein Herz war in Ruh,
Nun hofft es und wünscht es aufs neue,
Nun flüstert der Duft süße Kunde ihm zu
Von Sehnsucht und Liebe und Reue.
Ich liebe dich doch! Der Flieder ist schuld,
Ich ruf dich, Herzliebster, komm wieder!
Ich warte, ich harre in Ungeduld
Hier unter dem blühenden Flieder!

Köln. M. Bachem-Sieger.



Die Einführung von Abgaben auf den im Interesse der Schiffahrt regulierten Flüssen.

Von

Dr. Heubach, Direktionsrat im bayer. Verkehrsministerium.

I. Nach langem Kampfe ist in Preußen das Gesetz vom 1. April 1905, betreffend die Herstellung und den Ausbau von Wasserstraßen, zustande gekommen. Zu den am meisten umstrittenen Teilen des Gesetzes gehört dessen § 19, welcher lautet:

„Auf den im Interesse der Schiffahrt regulierten Flüssen sind Schiffahrtabgaben zu erheben.

Diese Abgaben sind so zu bemessen, daß ihr Ertrag eine angemessene Verzinsung und Tilgung derjenigen Aufwendungen ermöglicht, die der Staat zur Verbesserung oder Vertiefung jedes dieser Flüsse über das natürliche Maß hinaus im Interesse der Schiffahrt gemacht hat.

Die Erhebung dieser Abgaben hat spätestens mit Inbetriebsetzung des Rhein-Weser-Kanals oder eines Teiles desselben zu beginnen.“

Die Schiffahrtabgabe ist bekanntlich eine Gebühr, welche entweder nach der Tragfähigkeit oder nach der Nutzlast der Schiffe erhoben wird, und zwar lediglich für das Befahren einer Wasserstraße; sie soll dem Besitzer der Wasserstraße den Aufwand für die Herstellung und Unterhaltung dieses Verkehrsmittels ganz oder teilweise ersetzen. Diese Abgabe bildet daher einen besonderen Zuschlag zu den allgemeinen, eigentlichen Frachtkosten der Binnenschiffahrt, welche sich aus den Schleppkosten, aus den Kosten des Schiffsraumes (d. h. dem Entgelde für Stellung, Bedienung und Unterhaltung des Schiffes), endlich aus gewissen Nebenkosten (Hafenkosten, Werftgebühren, Versicherung u. dgl.) zusammensetzen.

Im Mittelalter wurden an zahlreichen Zollstätten außerordentlich hohe Schiffahrtabgaben erhoben, welche nicht nur die damals sehr geringen Kosten für die Unterhaltung des Leinrittes u. dgl. aufzubringen hatten, sondern in erster Linie den Gebietsherren als Finanzquelle dienten. So mußten im 14. Jahrhundert auf der kurzen Rheinstrecke von Koblenz bis Bingen (62 km) an 11 Zollstätten $11 \times 6 = 66\%$ des Warenwertes als Wasserzoll entrichtet werden; die Mainstrecke von Eltmann bis Wernfeld war mit 9 Zollstätten besetzt. Später trat eine allmähliche Herabsetzung der Abgaben ein und die Freihandelsära um die Mitte des vorigen Jahrhunderts führte dazu, daß auf den meisten Flüssen die Abgaben gänzlich aufgelassen wurden, allerdings zu einer Zeit, in der man keine Ahnung davon hatte, welchen Umfang die Ausgaben für Verbesserung der Schiffbarkeit unserer Ströme später erreichen sollten.

Mit den gewaltig anwachsenden Ausgaben für Zwecke der Binnenschiffahrt, insbesondere aber mit den zahlreichen Projekten künstlicher Wasserstraßen entstand jedoch neuerdings die Frage, ob der Staat so große Mittel ohne jedes Entgeld aufwenden könne, ob er nicht wenigstens einen Teil seines Aufwandes durch Schiffahrtabgaben decken solle. Ueber diese Frage, ob Schiffahrtabgaben finanz- und wirtschaftspolitisch berechtigt seien, wurde seit einigen Jahrzehnten ein heftiger Kampf geführt, bei dem indessen der Erfolg sich mehr und mehr auf die Seite jener neigte, welche Schiffahrtabgaben für zulässig erklären. Während noch in den 80er Jahren die Binnenschiffahrtabgaben höchstens auf Kanälen als zulässig galten, drang in den 90er Jahren die Auffassung durch, daß sie auch auf kanalisierten Flüssen erhoben werden können. Eine weitere wichtige Phase in dieser Entwickelung und einen gewissen Abschluß bildet das erwähnte preußische Gesetz vom 1. April 1905, welches die Erhebung von Schiffahrtabgaben auch auf jenen natürlichen Flüssen vorsieht, die im Interesse der Schiffahrt über das natürliche Maß hinaus verbessert oder vertieft werden.

Eine verfassungsrechtliche Kritik dieses wichtigen Schrittes vom Kanal und kanalisierten Fluß zum freien Fluß darf für eine andere Gelegenheit vorbehalten werden; hier soll vorerst nur versucht werden, ein allgemeines Bild der Abgabenfrage zu geben und die neueste Entwicklung dieser Frage als notwendiges Glied unserer wirtschaftspolitischen Gesamtentwicklung darzustellen.

II. Gegen die Einführung von Schiffahrtabgaben werden besonders folgende Gründe geltend gemacht:

1. Vor allem wird behauptet, daß diese Abgaben die deutsche Binnenschiffahrt, die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Produktion und dadurch wichtige Gebiete des deutschen Wirtschaftslebens auf das schwerste schädigen.

Es ist kein Zweifel, daß hohe Abgaben diese Wirkungen äußern würden; für niedrige Abgaben dagegen wird die Richtig-

keit dieser Behauptung — wie die späteren Angaben unter III, 1 ersehen lassen — nicht ohne Grund bestritten.

2. Ferner wird gegen die Abgaben geltend gemacht, daß man die bei Staatsbahnen selbstverständliche Forderung einer gewissen Rentabilität schon deshalb nicht auf die Wasserstraßen übertragen dürfe, weil bei den Eisenbahnen meist ein vollständiges Transportmonopol bestehe, während der Staat der Schiffahrt gewöhnlich nur den Weg zur Verfügung stelle.

Diese Beweisführung übersieht, daß man der Forderung einer gewissen Rentabilität der Staatseisenbahnen sehr wohl die Forderung gegenüberstellen kann, daß auch der Wassertransport, sowohl im ganzen, als auch in seinen einzelnen Teilen, nicht mit Verlust verbunden sei. Wenn es allgemein als selbstverständlich gilt, daß beim Wassertransport die Privatunternehmer für ihre Leistungen, d. h. für die Stellung des Schiffes und der Schleppkraft, einen Ertrag beanspruchen, warum sollte eine ähnliche Forderung der Allgemeinheit für ihre Leistung — Schaffung und Unterhaltung des Wasserweges — so ganz unerhört sein, auch dann, wenn sie sich auf das bescheidenste Maß beschränkt?

3. In Deutschland weisen die Gegner der Flußschiffahrtabgaben darauf hin, daß diese Abgaben nach Art. 54 der Reichsverfassung, dann auch nach Art. 3 der revidierten Rheinschiffahrtakte vom 17. Oktober 1868, sowie nach den Bestimmungen des Schlußprotokolles zu jenem Art. 3 unzulässig seien.

Wie schon erwähnt, soll die verfassungsrechtliche Seite der Frage vorerst unerörtert bleiben; nur darauf mag kurz hingewiesen werden, daß hydrotechnisch eine durch planmäßige Eingriffe der Wasserbaukunst innerhalb eines natürlichen, nicht oder nicht genügend schiffbaren Flußbettes im Interesse der Schiffahrt geschaffene tiefere Fahrrinne ebenso gut als künstliche Wasserstraße sich darstellt wie ein durch Wehr- und Schleusenanlagen aufgestauter und hiedurch künstlich vertiefter Fluß. Diese Fahrrinne bildet innerhalb des natürlichen Flußbettes einen künstlichen Weg für die Schiffahrt.

III. Für die Einführung von Abgaben auf Flüssen werden besonders folgende Gründe geltend gemacht:

1. Die Behauptung, die Binnenschiffahrt könne keine Abgaben tragen und verliere durch sie ihre Wettbewerbsfähigkeit gegenüber der Eisenbahn, wird als unzutreffend erklärt. So habe sich z. B. auf den Wasserstraßen der Mark Brandenburg trotz wiederholter Abgabenerhöhung ein sehr blühender Verkehr entwickelt; auch auf den großen natürlichen Wasserstraßen sei meistens der Frachtvorsprung gegenüber der Bahn so erheblich, (z. B. für 10 t Ruhrkohlen von Bochum nach Frankfurt 47 Mk. auf dem Wasser, gegenüber 65 Mk. auf der Bahn), daß er durch niedrige Abgaben nur unbedeutend verkürzt würde.

Bei der dem Vernehmen nach für den Rhein in Aussicht genommenen Abgabe von 0.04 Pfg. für ein Tonnenkilometer würde die Rheinschiffahrtabgabe für die Strecke Ruhrort—Mainz rund 1.10 Mk., bei Kohlen wahrscheinlich nur 0,55 Mk., für 10 t betragen, das oben angegebene Frachtenverhältnis also auf 47.55—48.10 Mk. zu 65 Mk. verändern.

2. Die Anwendung gleicher finanzpolitischer Grundsätze für Eisenbahnen und Wasserstraßen wird als eine Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit bezeichnet; es wird gesagt, daß es in Ländern, in denen die Wasserstraßen schon nach ihrer räumlichen Verteilung nur einzelnen Landesteilen nützen, und in denen wegen des Staatsbahnsystems eine abgabenfreie Binnenschiffahrt nicht als Regulator der Tarife von Privatbahnen notwendig erscheint, vom Standpunkte der gleichheitlichen Behandlung aller Landesteile unbillig sei, einerseits für den Ausbau einzelner Flüsse zu Zwecken der Schiffahrt große staatliche Mittel ohne jedes Entgelt zu verwenden, anderseits von den Staatseisenbahnen, deren Netz das ganze Land überzieht, eine Rente zu fordern.

Hiebei kommt auch in Betracht, daß bei Beurteilung von Schiffahrtprojekten in finanzieller Hinsicht besonders zwei Momente von Bedeutung sind, einerseits die Frachtermäßigung für die Interessenten, anderseits der Kostenaufwand des Staates. Für den Staat entstehen dadurch die Fragen, ob die Frachtersparnis der Interessenten und die von ihr erwartete Förderung der Volkswirtschaft nebst ihren Rückwirkungen auf die staatlichen Finanzen groß genug ist, um den erforderlichen, in der Regel bedeutenden Aufwand aus Mitteln der Allgemeinheit zu rechtfertigen; ferner, ob dieser Allgemeinheit nicht wenigstens ein bescheidenes unmittelbares Entgelt in Form mäßiger Schiffahrtabgaben zu sichern ist.

Die erste Frage läßt sich nicht allgemein beantworten. Wenn auch gerade auf dem Gebiete der Binnenschiffahrt oft versucht wird, die Bauwürdigkeit aller Projekte ohne weiteres als feststehend vorauszusetzen, so läßt sich doch leicht nachweisen, daß eine zutreffende Antwort nur auf Grund individueller Untersuchung gegeben werden kann. Individuelle Prüfung derartiger Projekte ist besonders deshalb unerläßlich, weil nicht nur ihre Kosten sehr verschieden sind, sondern auch ihre wirtschaftlichen Wirkungen.

So betragen die Frachtkosten für eine Tonne Ruhrkohlen:

	auf der Bahn	auf dem Wasserweg	Frachtersparnis durch den Wasserweg
von Bochum nach Frankfurt a. M.	6.50 Mk.	4.70 Mk.	28 %
" " " Würzburg	9.20 "	9.15 "	—
" " " Schweinfurt	9.40 "	12.— "	—
oder in anderen Verkehrsbeziehungen:			
von Bochum nach Ludwigshafen	7.90 Mk.	4.70 Mk.	40 %
" " " Straßburg	9.70 "	6.90 "	29 %
" " " Mülhausen (Elf.)	11.10 "	8.60 "	22 %

Die verbilligende Wirkung der Binnenschiffahrt ist sonach durchaus nicht überall gleich; sie nimmt schon auf den Oberläufen der Ströme ab, in noch viel höherem Grade aber dann, wenn die großen Ströme verlassen und kleinere Seitenflüsse benützt werden. Auch dort, wo die Wasserfrachten billiger sind als andere Verkehrswege, kann bei sehr hohen Anlagekosten für die Wasserstraße, im allgemeinen also bei künstlichen Schiffahrtwegen, die Lage die sein, daß die Wasserfrachten sich zwar für einen Kreis unmittelbarer Interessenten billig, für den Gesamtstaat aber sehr teuer stellen. Es darf bei diesen Fragen eben nicht übersehen werden, daß die Natur jene Verkehrsverhältnisse, die sie an großen Strömen schon um verhältnismäßig geringen Aufwand darbietet, sich an kleineren Flüssen oder an künstlichen Wasserstraßen nur um hohen, unter Umständen — wenn die zu erwartenden Verkehrsvorteile nicht entsprechend groß sind — nur um unverhältnismäßig hohen Preis sich abringen läßt.

3. Endlich wird es als Widerspruch bezeichnet, einerseits die Tarife der Staatsbahnen in den Dienst der staatlichen Wirtschafts- und Zollpolitik zu stellen, anderseits aber diese Politik durch vollkommen abgabenfreie Wasserstraßen durchkreuzen zu lassen. Die Vertreter dieser Auffassung erblicken in den Schiffahrtabgaben vor allem ein Hilfsmittel der Schutzzollpolitik.

IV. Diese Gründe und Gegengründe haben zweifellos vieles zur theoretischen Klarstellung der Abgabenfrage beigetragen, ob sie dagegen auch die wirkliche Entwicklung wesentlich beeinflußt haben, mag dahingestellt bleiben.

Mit Recht wurde auf dem IX. Internationalen Binnenschiffahrtkongreß zu Düsseldorf im Jahre 1902 darauf hingewiesen, daß es sich hier ebenso wie bei dem Streite um Schutzzoll und Freihandel um eine Frage handelt, welche die Theorie nicht endgültig zu lösen vermag, welche vielmehr je nach den realen politischen Verhältnissen der verschiedenen Staaten sehr verschiedene Lösungen finden kann.

Jedenfalls aber wird bei der Erörterung der Abgabenfrage der Umstand zu wenig in Betracht gezogen, daß theoretische Gründe gegenüber dem gewaltigen Drucke einer wirtschaftspolitischen Zeitströmung nicht viel auszurichten vermögen.

Die Wirtschaftsgeschichte zeigt, daß auch auf diesem Gebiete der Mensch mit seinem begrenzten Erkenntnisvermögen das absolut Richtige nicht mit voller Sicherheit zu treffen vermag, daß auch hier, wie auf vielen anderen Gebieten, ein zur Herrschaft gelangender Gedanke leicht zu Uebertreibungen führt, die dann wiederum eine Umkehr, oft sogar einen Umschlag in das Gegenteil und so gewissermaßen ein Pendeln um das absolut Richtige, das übrigens auch nicht für alle Zeiten unveränderlich feststeht, veranlassen.

Wie die Uebertreibungen des Merkantilismus notwendigerweise zu einem Umschlag in das Gegenteil geführt hatten, so mußte die Freihandelsbewegung und ihre in die Zeit von 1850 bis 1875 fallende Ueberschätzung abflauen, sobald man erkannte, daß es Länder gibt, deren höchste nationale Interessen durch unbeschränkte Freiheit der wirtschaftlichen Kräfte und durch das bei ihr zu fürchtende Auseinandergehen von Staatswirtschaft und Volkswirtschaft gefährdet werden; Länder, in denen die Entwickelung zum einseitigen Industriestaat mit seiner nervösen Hast des Wirtschaftens, seiner zunehmenden Ungleichheit der Güterverteilung, seiner ungesunden Anhäufung der Bevölkerung in

den Industriezentren nationale Gefahren befürchten läßt, die besonders dann eine sehr ernste Gestalt annehmen können, wenn ein Industriestaat sich auf die Ausfuhr nach solchen Gebieten stützt, welche von industriellen Konkurrenten gesperrt werden können. Diese Erkenntnis, deren Keime teilweise schon in den unerfreulichen Vorgängen bei der Krise der 70er Jahre zu suchen sind, und welche durch die ungünstige Lage der deutschen Landwirtschaft, besonders auch durch die Krise von 1901, gefördert wurde, mußte im Vereine mit der schon von Friedrich List vertretenen Auffassung, daß das Konsumenteninteresse nicht allein entscheidend sein dürfe, daß vielmehr das Produzenteninteresse unter Umständen wichtiger sei, die Rückkehr zu einem durch den heutigen Stand des Völkerrechtes und durch internationale Handelsverträge gemäßigten Merkantilismus herbeiführen, zu dem Wirtschaftsystem eines gesunden nationalen Egoismus, welches alle Kräfte den Interessen des Gesamtstaates unterordnet und überdies durch den Ertrag der Schutzzölle dem großen Geldbedarf der modernen Staaten entgegenkommt.

Im Zusammenhang mit diesen wirtschaftspolitischen Wandlungen stand es, daß der Unwille über den Mißbrauch, der mit den alten Wasserzöllen getrieben worden war — der offenbar heute noch vielfach nachwirkt und den Abgabengegnern in ihrem Kampfe gegen die viel harmloseren Abgaben der neuen Zeit als Bundesgenosse zur Seite steht — in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu der allmählichen Erleichterung der Abgaben führte, bis sie z. B. im Rheingebiete durch die Rheinschiffahrtakte im Jahre 1868 gänzlich aufgelassen wurden, also gerade zu der Zeit, in welcher der wirtschaftspolitische Grundsatz laissez faire, laissez aller das Ansehen eines Glaubenssatzes genoß.

Heute hat diese vielgerühmte Theorie ihre Zugkraft verloren. Ein Blick auf die wehrhaften Zollumwallungen der meisten Staaten. auf den Verteidigungskampf der Freihandelsidee in England, auf die zunehmende Bildung von Kartellen, Syndikaten und Trusts, also auf die Selbstbindung jener Kreise, welche früher für die Freiheit ihrer wirtschaftlichen Einzelkräfte eintraten, beweist dies besser, als Worte es vermöchten.

Diese Massenvereinigung industrieller und finanzieller Kräfte und der offene Kampf, den eine dieser Vereinigungen in der Hibernia-Frage gegen die preußische Regierung aufnahm, hat vielleicht in Norddeutschland das Bedürfnis verstärkt, die staatliche Macht gegenüber diesen Vereinigungen zu steigern, und ein geeignetes, der ganzen Zeitrichtung entsprechendes Mittel hiezu, wie auch zur Unterstützung der deutschen Landwirtschaft scheint in den Schiffahrtabgaben auf Strömen, wie auch in der Einführung des staatlichen Schleppmonopols auf gewissen Wasserstraßen, wie sie § 18 des eingangs genannten preußischen Gesetzes vorsieht, erblickt zu werden.

V. Was die Wirkung der Fluß-Schiffahrtabgaben anlangt, so ist klar, daß sie besonders jene Teile des Reiches, welche die großen deutschen Ströme für ihren Bezug oder Versand auf lange Strecken benützen, im allgemeinen also Süddeutschland, nachteilig beeinflussen. Allerdings würde nach den geplanten Abgaben die Belastung z. B. der nach Bayern gehenden Ruhrkohle nur 10—14 Pfg. für die Tonne, durchschnittlich also etwa 1 % der Transportkosten, wahrscheinlicher sogar nur 5—7 Pfg., betragen. Immerhin aber würde die Belastung bei einem Gesamtverkehre Bayerns mit dem Rhein- und Elbegebiet von rund 3'000,000 t und bei einer durchschnittlichen Abgabe von 10 Pfg. etwa 300,000 Mk. im Jahre betragen, die allerdings wohl zu einem nicht unerheblichen Teile von außerbayerischen Interessenten mitgetragen würden. Auch wird von den Befürwortern der Abgabe darauf hingewiesen, daß so niedrige Abgaben gegenüber den großen Schwankungen der Schiffsfrachten kaum fühlbar sein können. Zum Beweise werden die durchschnittlichen Rheinfrachten für Getreide von Rotterdam nach Mannheim angeführt, die nach den Angaben der Handelskammer zu Mannheim in den Jahren 1898—1903 4.23, 4.29, 3.97, 2.93, 2.73 und 3.86 Mk. für eine Tonne betrugen, also Schwankungen aufweisen, welche die geplante Abgabe um ein Vielfaches übersteigen.

Die Abgabe kann aber auch vorteilhafte Wirkungen für Bayern äußern. So nützt ein erhöhter Schutz der deutschen Getreideproduktion selbstverständlich auch der bayerischen Landwirtschaft; ferner kann eine Belastung der ausländischen Holzeinfuhr in das Rheingebiet den Wettwerb der bayerischen Forstwirtschaft und Holzindustrie in diesem wichtigen Absatzgebiete wesentlich stärken.

Alles in allem genommen, sind die Nachteile der Abgaben für Süddeutschland kaum so groß, wie sie vielfach angenommen werden. Daß die Mehrzahl der Vertreter des Freihandels und der unmittelbar berührten Interessenten, teils aus Besorgnis vor einer Verteuerung des Verbrauches und vor einer Verkehrsverschiebung vom Wasser- auf den Eisenbahnweg, teils wohl auch infolge der Befürchtung, die Abgabe nicht vollständig auf andere Schultern überwälzen zu können, entschiedenste Stellung gegen die Abgaben nimmt, ist selbstverständlich; anderseits dürfte die Mehrzahl jener, welche für Schutz der vaterländischen Arbeit durch Zölle eintreten, besonders dann, wenn sie sich die weitere Entwickelung der deutschen Handelspolitik in der Richtung denken, daß zum Ausgleiche der für Handel und Industrie sich ergebenden Nachteile differentielle Begünstigungen des inländischen Verkehres, sowohl auf eisenbahntarifarischem Gebiete, wie auch hinsichtlich der Schiffahrt (Art. 54, Abs. 5 der Reichsverfassung) eintreten, in der Lage sein, sich mit den Flußschiffahrtabgaben abzufinden.

Schülerrudern an bayerischen Mittelschulen.

Von

Dr. Ludwig Kemmer, München.

Am 28. Mai werden es fünfundzwanzig Jahre, seitdem am Gymnasium und am Realgymnasium zu Rendsburg der erste Schülerruderverein gegründet wurde. Gut, daß der Titel, den ich heute meinen Ausführungen voranstelle, nicht nur eine Aufforderung, sondern auch eine Feststellung erfreulicher Tatsachen enthält. Die Sicherheit, daß eine gute Sache gedeiht, gibt für die stille Feier dieses Erinnerungstages, der wichtiger ist, als er zu sein scheint, die rechte Stimmung.

Am 2. Mai sprach ich von dem Schülerrudern an deutschen Mittelschulen und klagte, daß nur auf einem bayerischen Flusse die Schülerboote einer Mittelschule laufen. Heute kann ich von dem Schülerrudern an bayerischen Mittelschulen sprechen. Und wenn auch der Plural „an bayerischen Mittelschulen" auf der kleinsten Mehrzahl, die es gibt, auf der Zahl zwei, beruht, erfreulich ist er doch.

Seit dem 2. Mai tragen zwei bayerische Flüsse, der Main und die Donau, die Boote zweier bayerischen Gymnasien.

An dem Tage, an dem ich beklagte, daß von allen größeren Flüssen Deutschlands nur die Donau noch kein Schülerboot trage, wurde in Straubing nach monatelangen Bemühungen der Herren Gymnasialassistenten Dr. Stocker und Zellerer, des Herrn Gymnasialrektors Welzhofer und des Herrn Rechtsanwalts Segl ein Schülerboot in Dienst gestellt.

Es ist ein Kahn und wird vermutlich dem Typ des Dollenboots entsprechen, das Prof. Hermann Wickenhagen für den Anfangsunterricht empfiehlt, da es in allen Teilen widerstandsfähig sei, durch seine Breite ein Wechseln der Plätze während der Fahrt ermögliche, eine verhältnismäßig einfache Ruderarbeit erfordere und trotzdem zur Aneignung der Kunst eines sicheren und schönen Schlages das geeignetste Gerät sei.

Wo die Mittel oder die Opferwilligkeit zur Anschaffung neuer Fahrzeuge vorhanden sind, wird es sich nach Wickenhagen empfehlen, eine Dollengig anzuschaffen, einen schlanken Bootstyp, der sich für den Anfangsunterricht und für Wanderfahrten besonders eignet.

Bei der Benützung eines Dollenboots rät Wickenhagen für die Kommandos und für die praktische Ausbildung der Mannschaft die „Vorschrift für den Bootsdienst in der Marine" zugrunde zu legen.

Schwere Boote wie die Dollenboote können nach seinem Urteil im Wasser und im Freien liegen bleiben. Die Kosten für ein Bootshaus fallen weg.

Die aus Mütze, Trikothemd, Kniehosen, Kniestrümpfen und leichten Schuhen bestehende Ruderkleidung ist billig. Die Turnschuhe sind auch im Boote die zweckmäßigste Fußbekleidung.

Die Bildung eines Schülervereins zu Ruderübungen bezeichnet Wickenhagen nicht als unerläßliche Bedingung, aber als das Regelmäßige. Er fügt hinzu: „Mit der Selbstregierung, welche die Schule den reiferen Zöglingen vertrauensvoll zugestand, hat sie fast überall gute Erfahrungen gemacht; ja, es will sogar scheinen, als ob dort die Verhältnisse sich am gesündesten entwickelt hätten, wo den Schülern das denkbar größte Maß von Freiheit gewährt worden ist. Natürlich mußte sich die Schule das Recht der Oberhoheit wahren, und inwieweit dies auszuüben sei, darüber konnten nur die jedesmaligen örtlichen Verhältnisse entscheiden." In Berlin vermitteln die Verbindung der Vereine mit dem Lehrkörper Lehrer, die von den Direktoren mit der Leitung der Vereine betraut worden sind.

Welche Erfahrungen man mit dem Schülerrudern in Preußen gemacht hat, habe ich schon neulich erwähnt. Hier noch ein paar Daten nach Prof. Wickenhagen: Im Jahre 1879 war die Pilgersche Schrift „Das Verbindungswesen an norddeutschen Gymnasien" erschienen und hatte mit ihrer Beleuchtung des schlimmen Einflusses, den die geheimen Verbindungen auf die Jugend ausüben, peinliches Aufsehen erregt. Am 28. Mai 1880 wurde der Rendsburger Schülerruderverein gegründet. Im gleichen Jahre wurden in den Verhandlungen der deutschen Philologenversammlung zu Stettin unter Hinweis auf das Vorgehen von Rendsburg Rudervereine als ein „wohltätiges und wirksames Mittel gegen geheime, auf verbotene Genüsse abzielende Verbindungen" warm empfohlen. Pilger hatte in seinem Buche als erste Quelle für seine Enthüllungen die westfälische Direktorenversammlung von 1878 genannt. 21 Jahre später beantwortete auf einer Direktorenversammlung derselben Provinz der Provinzialschulrat Dr. Hechelmann eine Frage des Oberpräsidenten nach der Schulzucht dahin, „sie sei allenthalben befriedigend; Zeichen von verbotenen, geheimen Verbindungen seien nirgends vorhanden. Es sei das nach Angabe der Direktoren der gesteigerten Pflege der Leibesübungen und der Gründung von Schülervereinen zu edlen Zwecken zu verdanken."

An bayerischen Gymnasien grassiert noch das Verbindungswesen. Die Kneipbücher der geheimen Verbindung, die vor einigen Jahren hier aufgehoben wurde, hätten einem bayerischen Pilger Stoff zu einem Buche liefern können. Germanischer Jugend ist nur mit germanischen oder dem germanischen Geiste entsprechenden Erziehungsmitteln beizukommen.

Das Mittel, das sich im Kampfe gegen die geheimen Verbindungen in Preußen bewährt hat, darf in Bayern nicht länger unbenutzt bleiben. Für körperliche Uebungen muß im Unterrichtsplane Platz geschaffen werden. Die „Erziehung" und Bildung, die unsre mit Recht das Griechentum hochhaltenden Gymnasien der Jugend geben, haben mit dem griechischen Erziehungsideal der Kalokagathia wenig gemein. Die Palästra muß auf Kosten der lächerlich übertriebenen, unfruchtbaren Stilübungen und der ebenso unfruchtbaren, ebenso übertriebenen Vielleserei neben dem Didaskaleion zur Geltung kommen. Auch die Forderungen der Mathematik müssen eingeschränkt werden. Die Versuche, das Gymnasium zu reformieren, haben bisher dazu geführt, daß die Geltung heischenden neuen Disziplinen in den Lehrplan hineingepreßt wurden. Dadurch sind wir immer weiter von dem Wege abgekommen, der zu der Kalokagathia oder wenigstens zur Erfüllung des Wunsches mens sana in corpore sano führt. Dieser Weg führt nicht nur durch staubige Schulsäle sondern auch über Turnplätze, durch die Wälder und über die Flüsse der Heimat.

Um die Hände, die sich zur Bestreitung der Kosten der Schul- und Sportboote öffnen, um junge, rüstige Arme, die diese Boote auf unsern Gewässern tummeln, wird Bayern hoffentlich nicht verlegen sein. Schwerer wird es sein, die Herzen zu öffnen, die sich bis jetzt der Forderung gleichmäßiger Ausbildung des Geistes und des Körpers unsrer durch das herrschende Unterrichtssystem verkümmerten Mittelschuljugend verschließen. Gutta cavat lapidem ist ein schlechter Trost; aber ich werde der in diesen Worten liegenden Mahnung folgen — saepe cadendo.



Ida Gräfin Hahn-Hahn.

(5. Juni 1805 — 5. Juni 1905.)

Von

H. v. Selbitz.

Gedenktage sind in der Mode. Fast vergeht kein Jahr, in das nicht das Jubiläum eines Dichters fällt. Die 25., 50. oder 100. Wiederkehr des Sterbe- oder Geburtstages weckt bei dem Freunde der Literatur auch Erinnerungen an den Dichter und läßt sein Leben und seine Werke wieder in den Vordergrund des Interesses treten. Freilich werden unsere Dichtergrößen nach Gebühr gefeiert. An den Orten, wo sie gewirkt, erstehen prächtige Denkmäler. Eine Gedenktafel ziert das Geburtshaus und die Ruhestätte des Sängers gilt als Heiligtum, das Verehrer reichlich schmücken. Zum Todestage Schillers hat es an Festartikeln in den Zeitungen nicht gefehlt. Neben Schiller verdient eine Frauengestalt unsere besondere Aufmerksamkeit, eine vollbürtige Dichternatur, die bedeutendste deutsche Schriftstellerin ihrer Zeit: Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Am 12. Januar waren 25 Jahre verflossen, als der Tod ihrem eigenartigen und vielgestaltigen Leben ein Ziel setzte. Ein ganzes Jahrhundert ist am 5. Juni verflattert seit der Geburt dieser edlen Frau. — An Produktivität kommt ihr nicht leicht ein Schriftsteller gleich. Nicht weniger als 48 Werke hat sie geschrieben, Romane meistens von zwei Bänden Umfang. Als sie 1835—37 mit vier Bändchen Gedichte an die Oeffentlichkeit trat, fand sie viele Verehrer, die sich noch mehrten, als 1838 ihr erster Roman „Aus der Gesellschaft" und bald darauf ihre „Reisebriefe" erschienen. Trotz ihres Doppeljubiläums wird Ida Hahn-Hahn in akatholischen Kreisen kaum Erwähnung finden. Seit ihrem Uebertritt zur katholischen Kirche wurden ihre Werke von der akatholischen Kritik einfach totgeschwiegen oder abfällig beurteilt. Um so näher steht die Gräfin uns Katholiken, und daß ihr Name mit ihren Werken fortleben wird, unterliegt keinem Zweifel.

Die Gräfin Hahn-Hahn war ein Charakter, wie er sich bildet im Strom der Welt, und in mehr als einer Beziehung ist sie das Muster einer christlichen Frau. Ihre Eltern konnten kaum einen durchgreifenden Einfluß auf die Erziehung ihrer Kinder ausüben. Der übermäßige Geldverbrauch des Vaters führte bald zur Zerrüttung der häuslichen Verhältnisse. Von frühester Jugend recht lernbegierig, eignete sich die temperamentvolle Ida zwar eine Menge Kenntnisse an, aber von gründlicher Durchbildung ihres Geistes, namentlich im Religionsunterrichte kann keine Rede sein. Doch suchte sie durch fleißige Lektüre jede Lücke in ihrem Wissen auszuwetzen. Namentlich ruhte die Gräfin nicht in ihrem Streben nach der Wahrheit.

Durch das Lesen katholischer Schriften insbesondere durch das Studium der Werke eines hl. Augustin, Thomas von Kempen, Fenelon und neuerer Theologen wurde sie mit den Grundsätzen und der Einrichtung der kath. Kirche betraut. Auf ihrer Orientreise in den Jahren 1843—44 lernte sie das segensreiche Wirken der kath. Mönche aus eigener Anschauung kennen. Nachdem sie immer mehr in den Geist des Katholizismus eingedrungen war, schrieb sie über die kath. Kirche: „Ich hatte schon öfters gefunden, es müsse schön sein, in ihr geboren zu sein. Nun, da ich die kath. Kirche in ihrer Glorie, d. h. in Liebe und Armut sah, da fing ich an, sie zu lieben."

Mit ihrem selbständigen Urteil verband Ida Hahn-Hahn einen energischen Willen. Unbekümmert um die Angriffe, die sie erwarten mußte, führte sie den längst gehegten Entschluß, katholisch zu werden, aus, indem sie 1850 in die Hände des Bischofs Emanuel von Kettler das Glaubensbekenntnis ablegte. In den beiden Büchern: „Von Babylon nach Jerusalem" und „Aus Jerusalem" begründet sie geistvoll ihren Austritt aus der protestantischen Kirche. Frei von jeder Menschenfurcht, jener törichten Furcht, des Guten wegen von anderen getadelt und verspottet zu werden, suchte die hohe Aristokratin das eine Notwendige und ließ sich durch nichts in ihrem Tun wankend machen.

Ida Hahn-Hahn war Frau und Mutter. Mit 21 Jahren vermählte sie sich mit Friedrich Hahn auf Basedow. Es war ihr leiblicher Vetter, dem sie auf Vorschlag ihrer Familie die Hand zum Lebensbunde reichte. Welche Auffassung sie über die Stellung der Frau zum Manne hatte, geht aus einer Aeußerung hervor, die sie in jenen Jahren tat: „Die Frau muß ihrem Manne, auch wenn er Unrecht tut, niemals zürnen, damit ihr Zorn sich nicht zwischen ihn und ihr Gebet stelle." Ihrem jugendlichen Gemahl aber müssen alle Eigenschaften zu einem glücklichen Eheleben gemangelt haben, denn obgleich Ida sich stets ihrem Gemahl fügte, betrieb er im dritten Jahre die Auflösung der Ehe. Während der Ehescheidungsprozeß schwebte, genas die Gräfin im Jahre 1829 einer Tochter, welche zum größten Schmerze der Mutter körperlich gelähmt und geistig unentwickelt blieb. Die unglückliche Mutter ließ ihrer „Toni" bei einer befreundeten Dame in Berlin eine sorgsame Pflege angedeihen. Sie war ihrem Kinde eine liebende Mutter, und alljährlich weilte sie einige Wochen bei ihm, bis es im Alter von 24 Jahren starb. Nach derartigen Enttäuschungen, nach solchem Mißgeschick dachte sie nie daran, sich wieder zu verheiraten. Ihr Verhältnis zu dem kurländischen Baron Adolf von Bystram muß man als ein inniges Freundschaftsbündnis ansehen.

Die Grabschrift des Fürsterzbischofs Vinzenz Eduard Milde im Stephansdome zu Wien lautet: „Wohltaten, still und rein gegeben, sind Tote, die im Grabe leben, sind Blumen, die im Sturm bestehn, sind Sterne, die nicht untergehn." In Mainz, wohin die Gräfin Hahn-Hahn nach ihrer Konversion ihren Wohnsitz verlegte, zeugt das Kloster vom guten Hirten von ihrem Wohl-

tätigkeitssinn. Aus eigenen und fremden Mitteln verschaffte sie einem Orden ein Heim, der sich mit der Rettung gefährdeter Mädchen befaßt. Als begeisterte Tochter der christlichen Caritas unterstützte sie die religiösen Frauenvereine und nahm sich besonders liebevoll der Kranken und Armen an. Ihre Einkünfte aus der Familie, sowie die reichlichen Einnahmen aus ihrer literarischen Tätigkeit stellte sie ausschließlich wohltätigen Zwecken zur Verfügung.

Die edle Frau, die bisher kaum einen Zwang in religiösen Dingen kannte, zeigte nach ihrer Konversion einen Eifer in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten, daß man sich wundert. Sie war durchdrungen von aufrichtiger Frömmigkeit. Täglich wohnte sie der hl. Messe bei und selbst im hohen Alter konnte man sie um sechs Uhr morgens auf ihrem gewohnten Platze finden. Wie alle Menschen, hatte auch sie die Tugend erkauft durch Mißgeschick.

Ihre Arbeitssamkeit nötigt dem genialsten Schriftsteller Staunen ab. Als sie sich 1860 wieder dem Roman zuwandte, erschienen rasch nach einander folgende „Erzählungen aus der Gegenwart": Maria Regina 1860, Doralice 1861, Zwei Schwestern 1863, Peregrin 1864, Eudoxia 1866, Die Erbin von Kronenstein 1869, Geschichte eines armen Fräuleins 1869, Die Glöcknerstochter 1871, Die Erzählung des Hofrats 1872, Vergib uns unsere Schuld 1874, Nirwana 1876, Eine reiche Frau 1877, Der breite Weg und die enge Straße 1877, Wahl und Führung 1878.*)

Der unermüdlichen Tätigkeit stellte sich in den letzten Jahren als schweres Hindernis die Schwäche des einen Auges entgegen, das ihr nach einer Operation im Jahr 1848 geblieben war. Sie mußte sich nun vorlesen lassen und ihre letzten Werke konnte sie nur diktieren. Mit welcher Geduld sie aber ihr Mißgeschick auffaßte, zeigt die Antwort auf einen teilnehmenden Brief: „Ich glaube fest, daß Gott in seiner Allmacht und Weisheit nach seinem Wohlgefallen durch beliebige Mittel Wunder wirken kann; ich glaube aber gar nicht, daß er mir mein Leiden geschickt hat, um mich in übernatürlicher Weise davon zu befreien. Vielmehr glaube ich sehr fest, daß er durch dieses Kreuz meiner armen Seele zu ihrem ewigen Heile verhelfen will. Ihn bitten, mir dieses Kreuz abzunehmen, bloß deshalb, weil es mir unbequem ist, kann ich unmöglich. Ich bin der Ewigkeit allzu nahe, um Irdisches zu erbitten. Vollkommene Vereinigung mit seinem Willen und ein glückseliges Sterbestündlein, das ist mein Gebet."

Das Alter ruhte schwer auf der edlen Dame. Als sie siebzig Jahre zählte, konnte sie sich nur mühsam fortbewegen. Im Dezember des Jahres 1879 stellte sich Herzerweiterung ein, der sie am 12. Januar 1880 erlag. Ihr seliges Ende läßt schließen, daß sie in Wahrheit den Frieden gefunden hat, den sie suchte.

*) Es ist ein nicht genug zu schätzendes Verdienst des Verlages von Jos. Habbel in Regensburg, die Werke der Hahn-Hahn in einer billigen Ausgabe den weitesten Kreisen wieder zugänglich gemacht zu haben.

Am Maienaltar.

Es zieht mich, Heil'ge, sehnend hin zu dir,
Ich suche jetzt nicht Felder und nicht Auen,
Am Maienaltar steh ich betend hier,
Der Seele Glück will ich dir anvertrauen.

Kein Klageton aus schmerzbewegter Brust,
Soll, heil'ge Mutter, deinen Frieden stören,
Du hast im Leid zu trösten mich gewußt,
Nun sollst du auch des Glückes Sprache hören.

Nicht Menschenneid will ich zum Zeugen weih'n,
Daß meine müde Seele nun genesen,
Du nur sollst mir Vertraute sein,
Das Glück aus meinen Augen lesen.

Sollst, Königin, die heil'gen Hände mir
Lichtspendend auf die heiße Stirne legen,
Im Unglück fand ich Zuflucht nur bei dir,
So gib mir auch im Glücke deinen Segen.

Karlsruhe. Luise Bruhn.

Wohltätigkeit!

Skizze von E. v. Reizenhofen, Wien.

Blumenkorso! Wie elektrisierend wirkte dieses Wort auf die vornehme Welt.

Wohltätige Damen und Herren hatten ein Komitee gebildet, für die Armen der Stadt sollte das Reinerträgnis des zu erwartenden Festes bestimmt sein. Wochenlang war alles in fieberhafte Aufregung versetzt, ganze Sitzungen über Kostüme, Wagenschmuck und Blumenarrangements wurden abgehalten, und die Frau Bankier und Hausbesitzerin Goldberg meldete sich zuletzt krank vor Aufregung und Arbeit im Dienste der Wohltätigkeit. Der Arzt mußte kommen und riet der nervösen Dame Schonung, und die Bankiersgattin schonte sich auch, nur um doch am Tage des Festes nicht zu fehlen! — — —

Im Hintertrakte ihres vornehmen Hauses wohnte auch eine Kranke, eine arme Witwe, die mit zwei Kindern sich bisher kümmerlich ernährt hatte. Nun lag sie elend darnieder, sie konnte nichts verdienen und mußte den Zins für die armselige Kellerwohnung schuldig bleiben. Das Stubenmädchen der Bankiersgattin hatte davon erfahren, es besaß ein echt christliches Herz und ging mit dem Gedanken um, die arme Witwe zu retten. —

Der Tag des Blumenkorsos kam. Vor dem Hause Goldberg hielt ein mit Chrysanthemen geschmückter Wagen und droben stand vor dem Spiegel die Bankiersgattin in wogende weiße Seide gekleidet, über und über mit Rosenknospen geschmückt. Um ihren Hals wand sich eine dreifache Schnur kostbarer, milchweißer Perlen, im Haar trug sie ein zierliches Hütchen aus Goldborten. Das Stubenmädchen musterte nochmals jede Falte, jede Rose, ob alles in Ordnung. Endlich wagte sie es auszusprechen, was sie vorhatte, und während sie ihrer Herrin den rosengeschmückten Sonnenschirm reichte, sprach sie:

„Gnädige Frau sind so edel, so wohltätig!" Die Bankiersgattin fühlte sich geschmeichelt. „Ich opfere mich im Dienste der Wohltätigkeit," sagte sie affektierten Tones. „Ich tue fast zu viel! Morgen werden die Zeitungen bringen, daß ich das Krankenbett verließ, um nicht beim Feste zu fehlen!"

„O gnädige Frau, weil sie so edel stets handeln, ich hätte eine große Bitte!"

Die Gnädige lächelte großmütig.

„Aha, Sie möchten gewiß den Korso sehen, Marie? Ich schenke Ihnen eine Eintrittskarte. Da!" —

„O gnädige Frau, meine Bitte ist größer!"

„Also rasch, ich muß fort!"

„In der Kellerwohnung im Hinterhause liegt eine kranke Witwe, sie kann den Zins nicht zahlen. Der Inspektor hat ihr mit Delogierung gedroht! Haben Sie Mitleid!" Die Dame fährt auf: „Hören Sie, Marie, mit solchen Sachen kommen Sie mir, das ist doch stark; wenn Sie nicht so geschickt wären, ich entließe Sie auf der Stelle! Wie können Sie mich mit solchem Bettelvolk belästigen. Das ist doch Sache des Inspektors!" Und hastig rauscht sie hinaus. — — —

Zwei Minuten später rollt der Wagen der Frau Goldberg davon, sie kommt gerade zum Beginn des Korsos; lächelnd begrüßt sie die Bekannten und erwidert die Blumengrüße, graziös wirft sie die Rosen und all die duftigen Kinder Floras. Da nähert sich ihr die Präsidentin.

„O Frau Goldberg, ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll; Sie sind gekommen trotz Ihres Leidens!"

„Alles für die Wohltätigkeit!" — — —

Zur selben Stunde steht ein armes Stubenmädchen an der Kasse des Sparvereins und läßt sich einen Teil des von seinem Lohn ersparten Geldes zurückzahlen, um der armen, kranken Witwe zu helfen!" — — —

Wohltätigkeit!



Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Frau Verhunk aus Breslau hat ihrer vorzügliche Aida nunmehr die Eleonore in Verdis Troubadour folgen lassen; leider nicht mit gleichbleibendem Erfolg. Man darf allerdings annehmen, daß viel an der Rolle selbst gelegen ist. Diese Bilderbogengestalt lebensecht zu machen, war wohl noch nie einer Sängerin gegeben, und anderseits wußte Frau Verhunk durch ihr reiches und individuelles Spiel manches besser zu gestalten, als es gedacht ist. Schuldig blieb sie der

Rolle nur eine exakte Durchführung der Koloraturen, die, je unglaubhafter sie sind, um so schöner gesungen werden müssen, um in ihrem Dasein wenigstens das ganz Unleidliche zu mildern. Die übrige Aufführung war trotz **Walters** hohem C, dem gewaltig aufgeregten Spiel des Frl. **Geiger** als Azucena und dem trefflichen Luna **Brodersens** nicht gerade das Entzücken herausfordernd. Das ist, im Hinblick auf Verdi selbst, bedauerlich; er ist einer der Wenigen, die neben Wagner der deutschen Bühne eine feste, nie versagende Zuflucht in allen Repertoirenöten sind. Und mit Recht: Welche Fülle von Musik liegt selbst im Troubadour niedergelegt! Heutzutage ist es für den zünftigen Musiker ja unpassend geworden, an dem Werk etwas Gutes zu lassen; das hindert nicht, in mancher seiner „verruchten" Arien oder Ensemblesätze mehr Musik, glühendere Empfindung und sicherere Erfindung anzutreffen als in manchem anspruchsvollen, fünfstündigen Novum. Aus diesem Grunde sind auch nicht die wahren Verwüstungen zu billigen, die der Rotstift in der Partitur der Oper angerichtet hat, besonders dort, wo die formale Entwicklung in Mitleidenschaft gezogen ist, und die Begeisterung des Publikums läßt fühlen, welche Dankbarkeit eine Neueinstudierung der Traviata wie des unvergleichlichen Meisterwerkes Falstaff finden würde.

Aus dem Konzertleben. Mit mannigfacher Verspätung kam der seit Anfang April angesagte Sonatenabend der Herren Professor **Schmid-Lindner** (Klavier) und **Heinrich Kiefer** (Cello) zur Ausführung. Die überragende Künstlerschaft beider vermochte auch im Mai noch zu zünden und ihre Wirkung zu tun, wenngleich der Saal nur mäßig besetzt war. Die Novität des Abends, eine Sonate von **J. B. Nicodé**, hatte nach Beethoven und Brahms einen schweren Stand und konnte in ihrer breiten Anlage und überzuckerten Romantik nicht dauernd fesseln. — Frau **Röhr-Brajnin** gab im Odeon ein sehr stark besuchtes Gesangskonzert ihrer Schülerinnen zu wohltätigem Zweck. Das riesenhafte Angebot des Abends läßt sich in einem anspruchslosen Generalbericht gar nicht bewältigen. Die Auftretenden bewiesen fast durchaus Konzert- resp. Opernreife und sangen unbewußt das Lob ihrer Meisterin, der zu so hervorragenden Lehrerfolgen nur zu gratulieren ist.

Geschäftliche Ausbeutung Richard Wagners in Amerika. Die schwere Gefahr, die die immer mehr um sich greifende geschäftliche Ausbeutung der Werke Richard Wagners in Amerika mit deutschen Künstlern für unsere deutschen Bühnen birgt, und z. B. gerade in München in den letzten Tagen eine Tenoristenkrisis gezeitigt hat, lenkt wieder die Aufmerksamkeit auf die Frage, ob denn auch tatsächlich diesen amerikanischen Aufführungen seitens der Unternehmer wie des Publikums irgendein kultureller, ethischer Wert beigelegt wird. Ein Korrespondent der „Hamb. Nachr." verneint diese Frage rundweg und erhärtet seine Ansicht durch eine Kritik, die „Parsifal" gelegentlich der Conriedschen Tournee in Council Bluffs (Jowa) gefunden. Dieselbe ist bemerkenswert, weil sie nicht etwa die Entgleisung eines Unverständigen bedeutet, sondern von der Freude an literarischen Clownssprüngen diktiert ist. Wir können uns nicht versagen, einige besonders markante Stellen hier anzuführen: „Der erste Akt spielt in einem dichten Wald, wo der alte Gurnemanz Pläne gegen die Regierung schmiedet." Er braucht zu seiner Erzählung „eine Stunde und fünf Oktaven". Der Todeskampf des Schwans macht einen Radau, „als ob Parsifal einen ganzen Hühnerhof ausgestohlen hätte". Der Gralstempel ist nach des Kritikers Ansicht ein „nettes Gebäude, etwas größer als die Bundespost in Chicago und weniger baufällig." Amfortas ist „ein schlechter Gastgeber, denn er hält eine Bande hungriger Ritter stundenlang hin mit seinem Gejammer über seine hohen Ausgaben. Parsifal ist verpflichtet, dabei zu stehen wie ein hölzerner Indianer vor einem Zigarrenladen." In der nächsten Szene „hat er aber bereits das Kollege absolviert und ist der Führer eines Fußballteams". Sehr schlecht ist der Kritiker auf Klingsor zu sprechen. Er ist ein „ins Deutsche übersetzter Mandarin, zettelt mit einem in ein Moskitonetz gehüllten Geist eine Verschwörung an, macht aus seiner Frontveranda ein Automobil und verschwindet". Der letzte Akt „spielt zehn Jahre später, und das Publikum sah auch zehn Jahre älter aus. Hier macht Kundry wieder einen wüsten Eindruck, hat ihren Gatten verloren und nimmt Wäsche ins Haus. Parsifal sieht, vom Krieg heimgekehrt (!) sehr schäbig aus und verflucht die Regierung in B-dur." Den Gesamteindruck faßt der Mann in folgende Worte: „Leute, die nicht denken, finden, daß Wagners Musik wie ein Donnerwetter klingt, oder wie wenn ein dicker Mensch in einen Haufen Blechgeschirr hineinfällt. Das ist ein Irrtum. Sie klingt ganz anders. Wie sie aber klingt, daraus ist noch kein Mensch klug geworden." Allen Respekt vor diesem stachlichten Witz! Wenn man aber bedenkt, daß seine Zielscheibe ein Kunstwerk ist, das einen großen Stolz unserer Nation bedeutet, und daß die besten deutschen Bühnen wehrlos um ihre besten Kräfte gebracht sind, um derartige Erfolge zu erzielen, so bleibt nach dem Spaß ein recht bitterer Nachgeschmack zurück.

Verschiedenes. Auffallend selten sind Frauen als Komponistinnen, ganz besonders als Opernkomponistinnen! Um so interessanter ist es, daß soeben zwei Italienerinnen sich mit großem Erfolg auf dem Operngebiet versucht haben. **Mimi Resasco** schrieb das Libretto zu der einaktigen Oper „**Liska**", das ihre Landsmännin **Jole Gasparini** in Musik gesetzt hat, und das in Genua im Politeatro Genovese bei seiner Erstaufführung vom Publikum mit großer Begeisterung aufgenommen wurde; wie weit dabei der Patriotismus mitspielte, ist nicht ganz leicht festzustellen. Auch anderwärts wird in nächster Saison eine „Frauenoper" zur Erstaufführung gelangen. Die berühmte Pariser Sängerin **Emma Calvé** hat ein Textbuch geschrieben, das **Isidore de Lara** vertonen wird. „**Nil**" nennt sich das Libretto, dessen Heldin die Göttin des Nils ist.

Ueber ein neues musikalisches „Wunder" berichten Londoner Blätter: Ein fünfzehnjähriger Knabe namens **George Williams** in Chingford hätte in neunzehn Tagen ein **Oratorium** geschrieben, dessen Text er selbst gedichtet, und dessen musikalischer Wert nicht unbedeutend sein soll.

Am 18. Mai feierte **Karl Goldmark**, der Komponist der „Königin von Saba", in Abbazia seinen 75. Geburtstag. Der greise Künstler will **noch** eine neue Oper in Angriff nehmen, sobald er ein gutes Textbuch findet. — In **Rom** ist **Mascagnis** „**Amica**" so gründlich durchgefallen, wie es ihm noch nirgends widerfahren ist.

Frau **Fränkel-Claus**, die bei uns in so guter Erinnerung stehende Künstlerin, hat in Leipzig unter Nikisch als **Brunhilde** und in Magdeburg unter J. Göllrich als **Isolde** sich einen sehr bedeutenden Erfolg ersungen. Gesanglich und darstellerisch ganz ausgezeichnete Leistungen werden ihr nachgerühmt. — Die „**Fliege**" von **Antony Mars**, deutsch von **Benno Jacobson**, ist im Residenztheater (Dresden) zur erfolgreichen Darstellung gelangt. — Bayerleins „Zapfenstreich" erlebte in diesen Tagen die hundertste Aufführung **in einer Saison** im Pariser Vaudeville-Theater. — Das einaktige musikalische Lustspiel „**Reklame**" von **Martin Jacobi** fand in der **Wolzogen-Oper** in Berlin eine sehr lebhafte Aufnahme. — An Stelle des aus Gesundheitsrücksichten zurücktretenden Direktors **Hofpaur** wurde Direktor **Leo Stein** in Bromberg zum Leiter des Stadttheaters **in Riga** ernannt.

In **Rothenburg** o. T. wird am Pfingstmontag, den 12. Juni, wieder das historische Festspiel „**Meistertrunk**" mit darauffolgendem Festzug und Feldlager zur Aufführung gelangen.

München. **Hermann Teibler.**

Briefkasten der Redaktion.

Verschiedene Reklamationen bezüglich des Inserates über den Weinprüfer „Probat" wurden der Firma Huberts in Breslau sofort übermittelt. Ein stichhaltiger Grund zur Zurückweisung lag nicht vor. In Fällen, wo eine solche angezeigt ist, wird ohne Rücksicht auf den materiellen Vorteil des Blattes jederzeit unnachsichtlich das Nötige veranlaßt werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 23. München, 4. Juni 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Was verdankt die Kirche Deutschlands dem hl. Bonifatius.

Zur Erinnerung an den 1150jährigen Todestag.

Von
Dr. Peter Anton Kirsch.

Im Spätjahre 741 entfiel kurz nacheinander das Zeichen der Herrschaft aus der todesmüden Hand der beiden Männer, welche die geistliche und weltliche Macht im Abendlande repräsentierten. Am 22. Oktober schloß zu Kiersi Karl Martell die Augen im Tode, und am 10. Dezember bestattete man die sterblichen Ueberreste Papst Gregors III. in St. Peter zu Rom. Gehört sein Pontifikat auch nicht zu den epochemachenden in der Geschichte des Papsttums, so darf jedoch nicht übersehen werden, daß in demselben mehr gesäet als geerntet wurde.

Ueber Karl Martell vermögen die späteren kirchlichen Schriftsteller kein günstiges Urteil zu fällen. Die objektive Geschichtsforschung hat aber die Aufgabe, auch seiner Bedeutung für die kirchliche Entwickelung gerecht zu werden. „Direkte Schädigung und indirekte Förderung gehen nicht selten von der gleichen Persönlichkeit aus; so war es bei Karl. Er hat die Kirche geschädigt, aber mindestens ebenso groß ist die Förderung, die sie durch ihn erfuhr.“ Den Friesenstamm konnte Willibrord nur durch Karls Schutz für den christlichen Glauben gewinnen. Nur durch ihn wurde dem Bonifatius die Gründung einer Kirche in Thüringen und Hessen ermöglicht, in welcher sich religiöses Leben ohne Störung zur Blüte entfalten konnte. Durch den Sieg Karl Martells bei Poitiers wurde die abendländische Welt und Kirche vor der Ueberflutung durch die Muhammedaner gerettet. Aber wie war der Zustand der Kirche in Karls eigenem Reiche? Wir wollen ihn nicht betrachten nach dem Bilde, welches Hinkmar von Rheims davon entwirft. Man könnte vielleicht der Meinung sein, er habe die Farben zu dick aufgetragen.

Sicher erscheint die Schilderung, welche Bonifatius im Jahre nach Karls Tod von der Lage der fränkischen Kirche macht, nicht übertrieben. Ist es auch ein Irrtum, wenn er im Jahre 742 die Behauptung ausspricht, es sei seit 80 Jahren im fränkischen Reiche keine Synode mehr abgehalten worden — denn die letzte vor Bonifatius scheint die vom Bischof Tetricus im Jahre 695 in Auxerre gehaltene Diözesansynode gewesen zu sein —, so wird daraus doch klar, eine wie völlig unbekannte Sache die Synoden nach und nach geworden waren. Die Frömmigkeit sei schon 60—70 Jahre in Verfall geraten, die kirchlichen Zustände würden nicht mehr den kanonischen Satzungen gemäß reformiert. Die bischöflichen Sitze seien augenblicklich großenteils von Laien eingenommen oder von Klerikern, die nur weltlichen Besitz in ihnen erblickten. Das Verderben gehe durch alle klerikalen Grade hindurch.

War die Organisation der Kirche bei den Stämmen rechts des Rheines von zwingender Notwendigkeit, so war nicht minder dringend die Reform der Kirche im jenseitigen Frankenreich. Die Lösung beider Aufgaben setzte sich Bonifatius zum Ziele und führte sie zu Ende in Gemeinschaft mit Rom.

Wie manchen treuen Prediger des Evangeliums aus den iroschottischen Mönchen hatten Deutschlands Gauen im beginnenden 8. Jahrhundert aufzuweisen, aber die einzelnen Glaubensboten hatten keine Fühlung untereinander, ihre Arbeit wurde nicht Gemeinschaftsarbeit, und es erblühten einzelne Christengemeinden, aber keine Provinzialkirchen. Mangel an organisatorischem Talente war die Ursache, daß so viel Opfermut, Selbstverleugnung und Hingebung so wenig Früchte trug.

Dieses organisatorische Talent wurde der deutschen Kirche geschenkt als Winfried-Bonifatius, der Sohn eines edlen sächsischen Grundbesitzers in Wessex, welcher bereits als Knabe einem Benediktinerkloster zur Erziehung übergeben, sich dem Ordensstande gewidmet hatte, England mit einigen Genossen verließ, um als Glaubensbote seine Schritte nach Deutschland zu lenken. Das Ziel seiner ersten Missionsreise war ein von englischen Missionaren bereits bebautes Feld: Friesland. Kurz nach Pipins Tod (16. Dezember 1714) hatte sich Radbod, kein Gönner der christlichen Prediger, weil er in ihnen Vorkämpfer der fränkischen Herrschaft sah, wieder seines friesischen Stammlandes bemächtigt, was für die friesische Kirche verhängnisvoll war. Willibrord mußte das Land verlassen, die Priester wurden verjagt, ein großer Teil der Kirchen wurde zerstört, überall erhoben sich aufs neue heidnische Heiligtümer. Damals traf Winfried in Friesland ein und ging direkt aufs Ziel los,

indem er eine Unterredung mit Radbod selbst suchte. Er muß dem heidnischen Häuptling durch sein Auftreten imponiert haben, denn es wurde ihm weder Aufenthalt noch Tätigkeit im Lande verwehrt. Die englischen Freunde Winfrieds dachten ihn bereits von Neubekehrten umgeben; aber wie die Dinge lagen, täuschte er sich nicht darüber, daß die Erntezeit für ihn noch nicht gekommen sei. Etwas hatte er doch gewonnen, sich nämlich eine möglichst eingehende Kenntnis der friesischen Zustände erworben. Im Jahre 716 (nach anderen 717) verließ er das Land wieder, um in seiner englischen Heimat bessere Zeiten abzuwarten.

Den Insassen seines Stammklosters Nhutscelle kam er erwünscht; der Abt war gestorben, und sie wählten den Rückkehrenden zu seinem Nachfolger.

Aber er lehnte ab, und bei der mißlichen Lage, in welcher sich das Kloster befand, weil außer ihm keiner der Mönche zur Abtswürde geeignet schien, half ihm sein Freund, der Bischof Daniel von Winchester, indem er einen Abt für Nhutscelle ernannte. Damit war ein Mann, der für eine große Tätigkeit geschaffen, nicht an einen engen Wirkungskreis gebunden und der Verpflichtung überhoben, um des Klosters willen in England zu bleiben.

Winfried wandte sich nicht wieder Friesland zu. Im Spätherbst 718 lenkte er seine Schritte, indem er gleichsam eine Wallfahrt durch das fränkische Gebiet machte, nach Rom. Alsbald nach seiner Ankunft hatte Winfried dem Papste Gregor II. seine Wünsche vorgetragen, aber dessen Entscheid verzögerte sich bis zum Maimonat des Jahres 719. Verlorene Zeit waren diese Wartemonate nicht; denn damals wurde zu dem Vertrauensverhältnisse der Grund gelegt, welches zwischen ihm und dem Papste zeitlebens bestand und für seine Arbeit von größter Bedeutung war.

Es war der 15. Mai 719, an welchem ihm der Papst Gregor die Ermächtigung zur Predigt unter den Heiden erteilte; damals hören wir statt Winfried zum erstenmal den Namen Bonifatius. Gar mannigfach sind die Erklärungen für diesen Namenswechsel. Weder war Bonifatius sein Kloster-, noch sein Taufname, noch hat er diesen Namen bei der Bischofsweihe erhalten, wie Willibrord bei seiner Bischofskonsekration in der römischen Cäcilienkirche am 22. November 695 den Namen Klemens erhielt. Sicher ist nur, daß ihn Winfried nach 717 und vor 719 selbst angenommen oder beigelegt erhalten hat.

Bonifatius hatte die Anweisung erhalten, sich nach Thüringen zu begeben, ein Beweis dafür, daß man in Rom vorläufig die kirchliche Organisation der deutschen Provinzen für wichtiger hielt als die Vollendung der Bekehrung Frieslands. Nach seiner Ankunft in Thüringen suchte er sich zunächst die Mithilfe der maßgebenden Stände, der Stammesgroßen und des Klerus bei der Durchführung der Reform zu sichern. Anderseits suchte er für die kirchliche Organisation des Landes die Zustimmung Karl Martells zu gewinnen, zu welchem Zwecke er sich persönlich an ihn wenden wollte.

Auf seiner Reise nach dort traf ihn die Kunde vom Tode des Friesenhäuptlings Radbod. Sofort eilte er den Rhein hinab in der frohen Hoffnung, dort in kürzester Zeit jetzt eine reiche Ernte eintun zu können. Drei Jahre lang war seine Wirksamkeit in Verbindung mit dem gleichfalls wieder nach Friesland zurückgekehrten Willibrord eine äußerst segensreiche. Als aber der alternde Bischof den jüngeren Freund durch Ordination zu seinem Nachfolger dauernd an Friesland fesseln wollte, scheiterte dieser Plan an des Bonifatius Widerspruch, welcher sein nächstes Berufsfeld im inneren Deutschland sah.

Nun begann er seine Tätigkeit in Hessen zu entfalten, in vorwiegend heidnischer Umgebung und in einer durch die immer wiederholten Sachseneinfälle schwer heimgesuchten Gegend. Aber gerade hier hatte er die ersten großen Erfolge seines Lebens zu verzeichnen. Bonifatius gewann die Herzen des Volkes im Sturme, weil er und die Seinen das elende Los desselben teilte Der Erfolg war bald so groß, daß er in Gemeinschaft mit Rom und Karl Martell an die kirchliche Organisation dieses Landes und des von ihm unvergessenen Thüringen denken konnte. In dem so neuerrichteten Bistum hoffte er einen Stützpunkt für die Ausdehnung seiner Missionsarbeit auf den sächsischen Stamm zu finden.

Die Folge eines Berichtes nach Rom über das bereits Erreichte war seine Berufung nach dort, woselbst er mit zahlreichen Gefährten im November eintraf und alsbald (am 30. November 722) die Bischofskonsekration erhielt.

Das Ideal des Bonifatius war die Missionstätigkeit, aber die Arbeit seines Mannesalters galt infolge seiner Bischofsweihe nun ganz der kirchlichen Organisation, und sicher war es viel wichtiger, daß ein reformierender Einfluß auf die verwilderte Kirche des Frankenreiches ausgeübt, als daß die Bekehrung der Sachsen und Friesen einige Jahrzehnte früher begonnen wurde. Bonifatius litt unter diesen Verhältnissen; aber was ihn so bedrückte „hat seiner Person eine die Jahrhunderte überdauernde Bedeutung gegeben".

Welchen Wert Bonifatius darauf legte, überall als der vom Papste Beauftragte zu erscheinen, erhellt am besten daraus, daß er sich nicht nur päpstliche Schreiben an den Frankenbeherrscher und die Thüringer, sondern sogar an die Sachsen erteilen ließ, worin er zum Glaubensboten unter ihnen bevollmächtigt wurde. In dem Geleitsbriefe, der ihm selbst zuteil wurde, war der doppelte Auftrag in kurzer Bestimmtheit enthalten: Mission und Reform im rechtsrheinischen Deutschland. Er kehrte mit dem Bewußtsein einer Erhöhung und Festigung seiner Stellung aus Rom zurück.

Im Frühjahre 723 hat er seinen Wirkungskreis mit bestimmten Zielen für seine künftige Tätigkeit wieder erreicht, und die Frage, um die sich nun alles drehte, lautete: Wie wird sich Karl Martell, welcher sich damals am Hofe in Valenciennes aufhielt, zu dem neuen Bischof stellen? Als nächste Aufgabe betrachtete es daher Bonifatius, den westlichen Teil des Reiches aufzusuchen und eine Besprechung mit dem Majordomus herbeizuführen. Wenn es richtig ist, daß der Empfang von seiten Karls zunächst ein kalter war, so hatte Bonifatius doch bei seinem Weggange die Anerkennung seiner bischöflichen Würde und einen Schutzbrief erlangt, durch welchen jede übelwollende Hinderung seiner Wirksamkeit verhindert wurde.

Schon im nächsten Jahre konnte er erfreuliche Nachricht nach Rom und England über die Fortschritte senden, welche sich in der Bekehrung der heidnischen Hessen zeigten und bereits in diesen Jahren gelangte der christliche Glaube in Hessen zu so festem Bestand, daß seine ständige Anwesenheit hier nicht mehr nötig erschien. Dies bestimmte ihn, seinen bischöflichen Sitz nach Thüringen zu verlegen, aber nicht ohne erneutes Empfehlungsschreiben des Papstes, ein Wunsch, den Gregor II. im Dezember 724 mit warmen Ausführungen an die Thüringer erfüllte.

Aber hier stieß Bonifatius alsbald auf Schwierigkeiten. Seit seinem Weggange hatte die christliche Sache in Thüringen keine Fortschritte zu verzeichnen, und nun stieß seine Aufforderung an die Großen des Stammes, der Pflichten des von ihnen längst angenommenen Christentums wieder eingedenk zu sein, auf Widerspruch. Und dieser Widerspruch ging in erster Linie aus von Priestern, die schon vor ihm in Thüringen ihre Wirksamkeit entfaltet hatten. Als Führer der Opposition werden Torchtwine, Berchthere, Eanbecht und Hunraed bezeichnet.

Bonifatius zögerte nicht, ihnen gegenüberzutreten und er behielt die Oberhand. Seitdem blieb seine bischöfliche Autorität in Mitteldeutschland unbestritten anerkannt.

Bonifatius stand damals in der Vollkraft des Mannesalters, eine machtvolle Persönlichkeit, welche überall Eindruck machte, „voll Mut und Ueberzeugungstreue, erfüllt von Begeisterung für die Sache, die er vertrat, noch gehoben durch die glücklichen Erfolge in Hessen, dabei ruhig und umsichtig, klar und wahr".

Jedoch mit der Ueberwältigung der kirchlichen Opposition waren noch nicht die mancherlei Schwierigkeiten gehoben, welche in Form von Mißbräuchen bei der Sakramentespendung, in dem reichlich wuchernden Aberglauben usw. noch zu überwinden waren. Hierbei war ihm die Unterstützung Gregor II. von großem Werte, der ihm auf alle Fragen klaren und möglichst sachgemäßen Bescheid gab.

Ueber alles ging dem Bonifatius und seinen zahlreichen Mitarbeitern im Weinberge des Herrn die Verkündigung des Evangeliums, und nichts charakterisiert den Geist, der sie dabei beseelte, mehr als die Niederschrift eines Mönches aus Fulda im 8. Jahrhundert: Durch deine Gebote werden die Seelen unterwiesen; wenn etwas krumm ist, du richtest es gerade; wenn etwas zu bessern ist, du machst es gut. Nichts ist mir teurer, nichts süßer, mehr als mein Leben bist du mir lieb.

Auf eine beinahe zehnjährige Arbeit konnte Bonifatius jetzt in Hessen, Thüringen, Ostfranken hinblicken, und diese Zeit hatte hingereicht, um diese Gebiete für immer Christus zu gewinnen. Die Kirche im mittleren Deutschland ist sein Werk.

„Seine Erfolge wirkten auch unmittelbar auf die allgemeine kirchliche Lage.... Daß sich die abendländische Kirche wieder um Rom zu sammeln begann, stärkte die Macht des Papstes den Griechen gegenüber."

Am 11. Februar 731 entschlief der väterliche Freund des Bischofs, Papst Gregor II., und am 18. März war die Inthronisation Gregor III. Sobald die Nachricht hiervon nach Deutschland gekommen, war Bonifatius darauf bedacht, daß der Personenwechsel auf dem Stuhle Petri auf sein Verhältnis zu Rom nicht störend einwirke und fertigte eine Gesandtschaft nach dorthin ab. Und auch des vollen Vertrauens Gregor III. erfreute sich Bonifatius, der bewährte Bischof. Mit der Energie eines neuen Herrschers war der Papst um die Hebung der Schöpfung des Bonifatius bemüht. Als dieser nun i. J. 732 bei der immer wachsenden Zahl der Christen die Last seines Amtes für seine Schultern allein zu schwer erklärte, stellte Gregor ihm nicht einen Gehilfen zur Seite, sondern er erhob ihn zur erzbischöflichen Würde mit dem Auftrage, in seinem Missionsgebiete eine ihm nötig erscheinende Anzahl von Bischöfen zu ernennen.

Man hat dieser Erhebung und der Erklärung des Bonifatius in neuerer Zeit allerlei unedle Motive unterzuschieben gesucht, deren Unhaltbarkeit sich für die vorurteilsfreie Geschichtsforschung ohne weiteres dartut.

Zur Konstituierung einer neuen Kirchenprovinz kam es jedoch noch nicht, weil Bonifatius sich der Schwierigkeiten, welche gegen dieses Projekt vorläufig sprachen, nur zu sehr bewußt war. So war er für die nächsten Jahre nur dem Namen nach Erzbischof.

Sein Appell an die Kirche seiner Heimat um Hilfe und Hilfskräfte verhallte nicht ungehört, und dankbar hat die Kirche Deutschlands die Namen eines Lul, eines Denehard, Burchard, Wiehtberht, einer Lioba, Chunihilt, Chunitrud und Thekla im Gedächtnis bewahrt. „Sie waren nicht allein Verkündiger des Christentums, sie zuerst machten eine höhere Anschauung des Lebens in Deutschland heimisch: die christliche Bildung, die sich so rasch in England entfaltet hatte, übertrugen sie in unser Vaterland. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß sie die Priester ersetzten, die je nach Wunsch die Taufe erteilten oder dem Wuotan opferten, so erscheinen die Zweifel, ob Bonifatius wirkliche Verdienste um Deutschland sich erworben hat, beinahe unbegreiflich." Diese Zweifel hat auf Grund eines Phantasiegebildes Werner in seinem Buche über „Bonifatius, der Apostel der Deutschen und die Romanisierung von Mitteleuropa" (Leipzig 1875) erhoben.

Durch die ihm aus England gewordene materielle Hilfe wurde dem Erzbischof zugleich die Gründung einer Anzahl neuer Klöster möglich. Das ältere Klösterlein zu Amöneburg wurde erweitert; an der Edder entstand Fritzlar; im Maingebiet, wo das Christentum schon länger als in Hessen Wurzel geschlagen hatte, wurden drei Frauenklöster, in Tauberbischofsheim, Kitzingen und Ochsenfurt, gegründet. (Schluß folgt.)

Ein Nachspiel zum Duellerlaß des Freiherrn von Asch.

Von

Dr. Armin Kausen.

Der verflossene bayerische Kriegsminister und die beiden Münchener liberalen Tageszeitungen werden den 25. Mai 1905 kaum zu ihren Ehrentagen zählen.

Die Vorgeschichte des Prozesses, der sich am 25. Mai vor dem Schöffengericht des Amtsgerichtes München I abspielte, darf als bekannt vorausgesetzt werden. In zwei Aufsätzen des ersten Jahrganges der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 18 und Nr. 20, Seite 243 ff. und Seite 267 ff.) ist über „den Duellerlaß des bayerischen Kriegsministers" und im Anschluß an verblüffende Vorgänge in der Kammer der Reichsräte über den „springenden Punkt" dieses Erlasses alles wesentliche gesagt worden.

Wer den Einzelheiten der bayerischen Politik etwas ferner steht, könnte zu der Ansicht kommen, es sei so viel Gras über die damaligen Vorgänge gewachsen, der nachträgliche Rücktritt des Kriegsministers sei auch eine so völlige Satisfaktion für die Abgeordnetenkammer gewesen, daß für den Abg. Dr. Heim kein Grund mehr vorgelegen hätte, den ganzen Fall vor Gericht nochmals aufrühren zu lassen. Daß diese Auffassung irrig ist, ergibt sich aus der Schwere der Vorwürfe, welche damals gegen den Abg. Dr. Heim erhoben wurden und sich in vielen Köpfen unausrottbar festgesetzt hatten. Diese Anklagen waren auch der Ausgangspunkt der in der Reichsratssitzung vom 3. August 1904 gegen Abg. Dr. Heim und das Zentrum gerichteten Kanonade.

Was für den Abg. Dr. Heim auf dem Spiele stand, wird auch dem Fernstehenden klar, wenn er die ehrenrührigen Anwürfe der von Dr. Heim verklagten Blätter vernimmt. Eine von den mitangeklagten „Münch. Neuesten Nachrichten" (Nr. 247) in ihrem Prozeßbericht gegebene Blütenlese aus den bezüglichen Artikeln der „Allgemeinen Zeitung" genügt zur Illustration:

Die „Allgemeine Zeitung" erhob gegen Dr. Heim den Vorwurf, er habe mit der Miene eines Biedermannes den Kriegsminister gefragt, habe mit seiner Fragestellung dem Kriegsminister einen Streich gespielt, der diesen unerwartet traf, so daß dieser die Täuschung, die Dr. Heim verursacht habe, nicht sofort vernichten konnte. Dr. Heim sei ein Schimpf für die mit ihm behaftete Partei. Er habe ein geheimes Aktenstück, das er nur auf verbotenem Wege erlangt haben könnte, gebraucht, sei dabei mit Fälschungen zu Werke gegangen, habe Bruchstücke aus dem Zusammenhang gerissen, ein Bubenstück begangen, sein Verhalten wachse sich immer mehr zu einem öffentlichen Skandal aus und zu einer unheilbaren Bloßstellung der Zentrumspartei, die jenen Heim zu ihren Führern zähle. Dr. Heim habe wider besseres Wissen unter Benützung eines gestohlenen Aktenstücks, das nur auf dem Wege eines großen Vertrauensbruchs in seine Hände gekommen war, gehandelt. ..... Sein Vorgehen sei unanständig, ein perfider Ueberfall, eine jedem parlamentarischen Anstand spottende Methode, undeutsche Hinterhältigkeit, lügenhafte Fragestellung gegenüber dem Kriegsminister. Die „Allg. Ztg." sprach von Dr. Heim als einer zweifelhaften Persönlichkeit.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" bedienten sich dem Sinne nach derselben Anklagen, gingen zwar im Gebrauche von Verbalinjurien eigener Prägung etwas haushälterischer zu Werke, druckten aber die wüsten Artikel der „Allgem. Ztg." als Preßstimmen ab. Daß Abg. Dr. Heim solche Maßlosigkeiten, die man nur einem Ehrlosen gegenüber ungestraft anwenden könnte, nicht ruhig auf sich sitzen lassen durfte, liegt auf der Hand.

Dr. Heim hat nun die Genugtuung, daß die angeklagten Redakteure Dr. Schmidt („Allgem. Ztg.") und Dr. Busching („Neueste Nachrichten"), in einem von dem Vorsitzenden, Oberamtsrichter Mayer, herbeigeführten Vergleiche auf Grund des Beweisergebnisses die vorbehaltlose Erklärung abgaben, sie könnten „aus Anlaß der von dem Herrn Privatkläger in der Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 19. Juli 1904 abgegebenen Aeußerungen gegen Herrn Dr. Heim weder in parlamentarischer noch in persönlicher Beziehung Vorwürfe erheben." Außerdem wurden von Dr. Schmidt noch ausdrücklich die in der „Allgem. Ztg." gegen Dr. Heim gebrauchten beleidigenden Aeußerungen zurückgenommen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die hochinteressante Beweiserhebung, die beinahe auch noch zu einer Vorladung des früheren Kriegsministers als Zeugen geführt hätte, näher einzugehen. Es genügt die Feststellung, daß die Beweisaufnahme sich zu einer glänzenden Rechtfertigung Dr. Heims gestaltete. Dies wird auch von politischen Gegnern Heims offen zugegeben, während selbst in höheren Offizierskreisen gar kein Hehl daraus

gemacht wird, daß der frühere Kriegsminister eine empfindliche Niederlage erlitten hat.

Abg. Giehrl meldete sich als Gewährsmann Dr. Heims, der demselben lediglich in seiner Eigenschaft als Korreferenten zum Militäretat erst unmittelbar vor der Kammersitzung die auf einwandfreiem Wege erlangten Aktenstücke übermittelte. Abg. Dr. von Daller bezeugte, daß er und die Zentrumsfraktion von dem Vorgehen Dr. Heims völlig überrascht wurden. Sowohl Daller als von Vollmar bekundeten, daß es das Recht der Abgeordneten sei, von solchen Geheimakten Gebrauch zu machen. Herr von Vollmar bezeichnete es sogar ausdrücklich als ein Verdienst Dr. Heims. Es entbehrte nicht eines gewissen pikanten Beigeschmackes, daß der sozialdemokratische Führer gewisse psychologische Beobachtungen am präzisesten schildern konnte, weil er sich beim Beginn der Rede Dr. Heims gerade in einem Gespräche mit der Kriegsexzellenz befand und mit den Worten: „Halt, da wird von mir gesprochen!" unterbrochen wurde.

Der Zufall spielt oft eine tückische Rolle. So war es dem Gegenanwalt Dr. Heims vorbehalten, das politisch wichtigste Moment des Prozesses so klar wie nur möglich herauszuschälen, indem er in seinem Antrage zur Ladung des früheren Kriegsministers den zwingenden Beweis lieferte, daß die im Landtage abgegebene bestimmte Versicherung des Ministers, sein Erlaß sei unmöglich die Ursache zu dem bald darauf folgenden Duell Seitz-Pfeiffer gewesen, mit den Akten des Kriegsgerichts Würzburg über den Fall Pfeiffer in unlösbarem Widerspruch steht. Nach diesen Akten ist Pfeiffer nach eigner Aussage durch eine Verfügung des Generalkommandos, welche den Inhalt des Geheimerlasses wiedergab, zum Duell veranlaßt, d. h. moralisch genötigt worden! Es ist demnach bewiesen, was der Exminister und seine Verteidiger so krampfhaft zu leugnen versuchten: der Geheimerlaß hat in seiner Wirkung ein tötlich verlaufenes Duell geradezu herbeigeführt. Alle Verklausulierungen ändern daran nichts, und es ist nur zu bedauern, daß die Akten des Kriegsgerichtes, von denen Justizrat Dr. Bernstein Einsicht nahm, vor den parlamentarischen Debatten nicht bekannt waren. Die Sache dürfte im nächsten Landtage noch ein Nachspiel haben. Jedenfalls ist der Grund, weshalb der Minister sich durch jenen Erlaß auf die Dauer unmöglich machte, aufs neue bestätigt und besiegelt. Oder gibt es wirklich Leute, welche harmlos genug sind zu glauben, der Exminister hätte als Zeuge die Akten des Kriegsgerichts entkräften können?

Für die unterlegenen liberalen Zeitungen ist der Fall in mehrfacher Hinsicht eine wohlverdiente Lehre. Es hat sich gerächt, daß sie sich im Juli v. J. in Gegensatz zu den liberalen Abgeordneten stellten, welche in der Kammer gegen den Minister Partei ergriffen und das geltende Gesetz gegen einen ministeriellen Geheimerlaß verteidigten. Daß der Prozeß einmal klar und deutlich das Märchen von dem wohlanständigen Tone der liberalen Presse und ihrer angeblichen Abneigung gegen persönliche Hetze widerlegte, wie dies unlängst schon in dem Prozesse Dr. Heims gegen die „Augsb. Abendztg." geschehen war, sei nur gestreift. Vom Standpunkte der liberalen Presse ist weit wichtiger das Folgende: Durch eine nun schon Jahre lang fortdauernde systematische persönliche Verdächtigung und Herabwürdigung Dr. Heims glaubten liberale und diesen sinnesverwandte Blätter das Ansehen und den bürgerlichen guten Ruf des bestgehaßten Gegners untergraben und vernichten zu können. Man hat gegen diesen Mann das Unglaublichste unternommen. Die gehässigsten Denunziationen nach oben und nach unten, in bezug auf seine amtliche Berufsstellung wie auf seine Tätigkeit als Aufsichtsrat und im Genossenschaftswesen, wurden versucht, auch seine materielle Uneigennützigkeit wurde in Frage gestellt. Hätte Dr. Heim seine Rechtfertigung nicht jedesmal „vor dem Kadi" erstritten, so wäre sein guter Name heute ein Ding, mit dem jedermann auf offenem Markte Fangball spielen darf. Seine Widersacher haben bis zur Stunde nur das Gegenteil von dem erreicht, was sie im Schilde führten: Die Popularität des Mannes ist mit jedem neuen, erfolgreich abgeschlagenen Angriff auf seine Ehre immer mehr gewachsen. Wer es nicht glaubt, hätte nur den kürzlich in der Pfalz abgehaltenen großen Zentrumsversammlungen beiwohnen sollen, in denen Dr. Heim als Redner auftrat. Auch wer die scharfe Tonart Dr. Heims nicht immer und überall gebilligt hat, wird zugeben müssen, daß in allen Kämpfen und Widerwärtigkeiten sein Ehrenschild blank und rein geblieben ist. Ob wohl jeder von seinen Gegnern bereit wäre, seine gesamte öffentliche Tätigkeit in ähnlicher Weise mit Röntgenstrahlen durchleuchten zu lassen?!

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das russische Geschwader in Ostasien vernichtet?

Eine amtliche Depesche aus Tokio meldet, das russische Geschwader sei vernichtet. Auch wenn die Hiobspost sich nicht ganz bestätigte und nur ein erheblicher Teil der russischen Schiffe in den Grund gebohrt wäre, ist damit die völlige Niederlage der Russen in Ostasien besiegelt.

Die preußische Berggesetz-Novelle durch ein Kompromiß gerettet.

Im letzten Augenblick ist es noch gelungen, die Weiche herumzuwerfen und den Zug der Berggesetz-Novelle auf ein freies Mittelgleise zu bringen. Kein Zusammenstoß und keine Entgleisung; nur der Waggon der konservativen Partei blieb infolge des Eigensinnes auf öder Strecke verlassen stehen.

An dieser Stelle ist von Anfang an betont worden, daß es sich bei diesem parlamentarischen Intrigenstück um mehr handelte, als um das übliche Feilschen wegen dieser und jener Einzelheit, nämlich um eine Kraftprobe der sozialreaktionären Kartellmehrheit des Landtages gegen die sozialreformerische Politik der Regierung und des Zentrums. Für den Grafen Bülow war dieser Vorstoß nicht weniger ernst, als für seinen Vorgänger Caprivi die Scharfmacherkampagne von 1894 unter Führung des Grafen Botho Eulenburg. Graf Caprivi siegte damals durch das Aufgebot der einzelstaatlichen Minister gegen den feindseligen Kollegen von Preußen; aber Caprivi fiel nach gewonnener Schlacht durch einen Partherpfeil, „als Sieger sterbend auf dem Schilde". Graf Bülow hat den Streit auf dem parlamentarischen Fechtboden ausgetragen und die Partie gewonnen, weil dem mittelparteilichen Flügel des alten Kartells der Mut zu dem Abenteuer ausging und das Zentrum wieder einmal seine erprobte Fähigkeit zum Sammeln einer rettenden Mehrheit erfolgreich betätigte.

Den Nationalliberalen, die überhaupt weniger von politischen Gelüsten als von dem Herreninteresse ihrer Parteigenossen vom Syndikat beeinflußt worden waren, muß man rühmend nachsagen, daß sie schon in der zweiten Lesung anfingen einzulenken. Die Freikonservativen dagegen hielten etwas länger bei der Scharfmacherfahne aus; aber in der dritten Lesung schwenkten sie „voll und ganz" in das Bülowsche Lager ab — unter Führung desselben Oktavio Piccolomini von Zedlitz-Neukirch, der bei der Einleitung des Ränkespiels die erste Rolle gespielt hatte. Freiherr v. Zedlitz ahmte den Fuchs am Weinstock recht ungeniert nach; als er entdeckt hatte, daß die Trauben zu hoch hingen, erklärte er sie für sauer. Er erklärte, es habe ja keinen Wert, auf einen Ministerwechsel hinzuarbeiten, da in unserem monarchischen Staat die Namen der Minister wenig zu bedeuten hätten. Man kann sich denken, wie angenehm den verratenen Freunden auf der Rechten dieses Eingeständnis geklungen hat.

Die Konservativen haben sich isoliert. Den Glauben an ihre Alleinherrschaft im preußischen Abgeordnetenhause haben sie erschüttert. Für jede andere Partei würde ein solches verlorenes va banque-Spiel verhängnisvolle Folgen haben. Aber im preußischen Staatsorganismus nimmt die konservative Partei als Vertreterin der Gentry, des Militärs und des Beamtentums eine absonderliche Stellung ein; es gehört zur geheiligten Tradition, daß ohne oder gar gegen sie auf die Dauer nicht regiert werden kann. Graf Bülow hat sich ja auch redlich bemüht, bis zum letzten Augenblick der konservativen Partei goldene Brücken zum Anschluß an das Kompromiß zu bauen und dem unvermeidlichen Zwiespalt möglichst die Schärfe und die störende Nachwirkung zu nehmen. Die Wunde wird bald vernarben — vorausgesetzt, daß nicht die Heißsporne im Herrenhause noch den Verband wieder abreißen. Man nimmt aber an, daß die konservativen Herrenhäusler auf die sofortige Revanche verzichten und die Regierung mit dem Gewinn heimziehen lassen werden.

Für die verbissene Stimmung der Konservativen war ein Zwischenfall im Reichstage sehr bezeichnend. Die dortige Mehrheit wollte, als die kritische dritte Lesung im Abgeordnetenhause bevorstand, die im Reichstage eingebrachten Parallelanträge, zu denen ein ausgearbeiteter Gesetzentwurf des Zentrums gehörte, alsbald auf die Tagesordnung setzen, um durch die Erörterung auf das Abgeordnetenhaus zugunsten der Reformbestrebungen einzuwirken. Eine solche „Einmischung" des Reichstages war natürlich den Kartellparteien nicht angenehm; es konnte sich also niemand wundern, wenn sie gegen diesen Vorschlag zur Tagesordnung sprachen und stimmten. Aber die konservative Fraktion des Reichstags ließ sich leider dazu hinreißen, dasselbe obstruktionelle

Mittel anzuwenden, das man ein paar Tage vorher den Sozialdemokraten mit Recht zum Vorwurf gemacht hatte: Die Rechte beantragte namentliche Abstimmung und ließ dann einen Teil ihrer Mitglieder sich entfernen, um so die Beschlußunfähigkeit herbeizuführen. Nachdem ein guter Kompromiß im Abgeordnetenhause zustande gekommen ist, braucht man die Vereitelung der Reichstagsdebatte an sich nicht sehr zu beklagen. Aber höchst bedauerlich ist es, daß den Sozialdemokraten, die immer wieder Obstruktion zu machen versuchen, ein schlechtes Beispiel geliefert worden ist, auf das sie sich bei künftigen Störungsgelüsten berufen werden. Die alte Geschichte: Die Sozialdemokratie profitiert am meisten von denen, die sich als ihre „Bekämpfer" und die berufenen „Staatsretter" aufspielen.

Das Zentrum stand vor der Wahl zwischen dem Handsperling des Landtages und der Dachtaube vom Reichstag. Es hat sein Geschick und seine Kraft für den Kompromiß im Landtage eingesetzt und dabei offenbar richtig gehandelt, auch im Interesse der Bergarbeiter. Denn erstens hätte die Regelung im Reichstage nur mit großer Verzögerung sich erreichen lassen, und zweitens war der Erfolg der Reichstagsaktion unsicher, da der Bundesrat nicht um Vorwände zur Versagung seiner Zustimmung verlegen gewesen wäre, wenn die Reichstagsbeschlüsse nur irgendwie von der preußischen Vorlage abwichen. Drittens aber, und das ist die Hauptsache, waren die Zugeständnisse, zu denen sich die Mittelparteien im Abgeordnetenhause bereit finden ließen, so weitgehend und wertvoll, daß tatsächlich in dem Kompromiß alles Wesentliche der Regierungsvorlage gerettet, ja in einzelnen Punkten noch etwas verbessert wurde. Natürlich will die sozialdemokratische Presse, die berufsmäßig alles Errungene schlecht macht, das nicht gelten lassen; aber die Arbeiter, die noch Augen haben, müssen doch erkennen und bekennen, daß die Regierung in diesem Gesetz ehrlich ihr Versprechen eingelöst hat und daß ein sozialpolitischer Fortschritt erzielt ist, der sowohl für sich wie als Präzedens von größter Bedeutung ist. Nebenbei verzeichnen wir es als eine angenehme Erscheinung, daß die Zentrumspartei auch im Abgeordnetenhause in die Rolle der ausschlaggebenden Fraktion gekommen ist und die Autorität des Staates und der Staatsregierung, die Graf Bülow als gefährdet hinstellte, durch ihr kluges und kräftiges Vorgehen hat retten können.

Die Bremse am Flottenverein.

Eine Vereinskrisis von großer politischer Bedeutung. Der Flottenverein ist eben kein gewöhnlicher Verein von unmaßgeblichen Staatsbürgern, sondern hat durch die Gunst und Beteiligung höchster und allerhöchster Kreise einen offiziellen Anstrich erhalten, der für die Leitung viel Ehre, aber auch eine außerordentliche Verantwortlichkeit mit sich bringt. Seitdem der Flottenverein von der allgemeinen Agitation zur konkreten übergegangen war und dem Flottenprogramm der Regierung ein eigenes, viel weitergehendes förmliches Programm entgegengesetzt hatte, galt er als eine agitatorische Nebenregierung, ja als die maßgebende Vertretung der entscheidenden Stelle. Die Maßlosigkeit der Vereinsagitation erschwerte nicht nur dem Staatssekretär der Marine seine Ressorttätigkeit, sondern wirkte sogar auf die auswärtige Politik störend ein, indem die Gegner Deutschlands in England nebst ihren Helfern in Frankreich und Nordamerika in dem Vereinsprogramm die erwünschte Fundgrube für Verdächtigungen gegen die deutsche Friedenspolitik hatten. Wie ein Reif in der Frühlingsnacht fiel nun auf diese großmächtige Agitation ein Telegramm des Kaisers aus dem Mittelmeer, das die Maßlosigkeit tadelt und besonnene Unterstützung der Regierungspolitik fordert. Darauf legten die Agitationsgeneräle Keim und Menges ihre Vorstandsämter nieder. Bei der hohen Gönnerschaft, die der Verein genießt, setzten natürlich sofort Ausgleichsbestrebungen ein. Der dekorative Vorsitzende wurde vom Kaiser empfangen. Der große Vereinstag fand dann unter der lebhaftesten Teilnahme des Königs von Württemberg in Stuttgart statt, und dort faßte man Resolutionen, aus denen alle Beteiligten Honig saugen konnten. Einerseits wurde der Anschluß an die Regierung betont, anderseits die Unabhängigkeit des Vereins und dann den beiden Generälen die Brücke zum Wiederanschluß gelegt. So wird nach außen das alte Gesicht gewahrt, aber die Vereinsleitung wird doch in Zukunft etwas mehr Vorsicht und Umsicht betätigen müssen. Die Bremse, die mit starkem Ruck angezogen war, ist freilich wieder gelockert worden; doch bedeutet eine solche Lockerung noch nicht, daß der Zug das frühere Tempo gleich wieder einschlagen soll. Wir wollen hoffen, daß die Warnung den doppelten Erfolg hat, erstens die Erledigung der bevorstehenden Flottenvorlage zu erleichtern und zweitens die Agitation der Deutschfeinde im Ausland, namentlich in England, etwas weniger ergiebig zu machen.

Eisenbahngemeinschaften — Betriebsmittelgemeinschaft.

Von

Adalbert Hauck, Oberregierungsrat in München.

Die Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens strebt mehr und mehr dem Großbetriebe zu. Diesem Gesetze vermag sich auch der mächtigste unter den modernen Betrieben, das Eisenbahnwesen, nicht zu entziehen.

Am 1. April 1897 haben sich die hessischen Eisenbahnen mit den preußischen Staatseisenbahnen zur preußisch-hessischen Betriebsgemeinschaft vereinigt. Die für die hessischen Finanzen überaus günstigen Wirkungen dieser Gemeinschaft haben auch anderwärts den Wunsch laut werden lassen, dem hessischen Vorgange zu folgen, und namentlich ist man im württembergischen Landtage nicht müde geworden, dem baldmöglichsten Abschluß einer Gemeinschaft mit Preußen das Wort zu reden, da mit dem Wunsche, wie es scheint, sich der Glaube paarte, es würden alsdann die reichen Ueberschüsse des preußisch-hessischen Betriebes auch nach Württemberg abströmen und die Möglichkeit schaffen, nicht nur die quälenden Bahnhofschmerzen in Stuttgart und anderen Orten zu stillen, sondern auch noch eine ausgiebige Verzinsung der in den württembergischen Eisenbahnen investierten Kapitalien zu inaugurieren.

Wäre diese Schlußfolgerung richtig, so würden es die mittleren und kleineren deutschen Eisenbahnverwaltungen nur schwer vertreten können, mit so großer Zähigkeit an der Selbständigkeit ihrer Eisenbahnen festzuhalten und den Abschluß von Betriebs- und Finanzgemeinschaften mit Preußen noch länger zu verzögern.

Leider zeigt sich indessen auch hier wieder die Wahrheit des Dichterwortes „von den leicht bei einander wohnenden Gedanken und den hart im Raume sich stoßenden Sachen"; denn eine nüchterne und exakte Untersuchung der Verhältnisse lehrt, daß die außerordentlichen Erfolge der preußisch-hessischen Gemeinschaft zu einem weit geringeren Teile auf die Ueberlegenheit des Großbetriebes als auf andere Faktoren zurückzuführen sind. Es sei nur erinnert an die reichen natürlichen Hilfsquellen Preußens, seinen See- und Binnenschiffahrtverkehr, seine volkreichen Städte und seine hochentwickelte Industrie, bei Hessen aber an seine günstige Lage an den großen internationalen Durchgangslinien und belebten Wasserstraßen. Der Reichtum des preußischen Landes an mineralischen Schätzen ermöglicht zum Teil auch eine billigere Betriebsführung als in Württemberg und Bayern. So muß beispielsweise Bayern für den Transport seiner Kohlen aus dem Ruhrgebiete bis zur Landesgrenze bei Aschaffenburg allein etwa 5 Mk. für die Tonne bezahlen, und es belaufen sich hierdurch die Gestehungskosten für die Lokomotivkohle um durchweg 5 Mk. für die Tonne höher als im preußisch-hessischen Eisenbahngebiet, ein Umstand, der allein für die bayerische Staatseisenbahnverwaltung einen Mehraufwand von jährlich etwa 4 bis 5 Millionen Mark im Eisenbahnbudget erfordert.

Diese Verhältnisse würden auch durch den Abschluß einer Gemeinschaft mit Preußen keine Verschiebung erfahren.

Allerdings können auch hiermit allein die großen Ueberschüsse der preußisch-hessischen Gemeinschaft noch nicht voll erklärt werden. Eine Vergleichung der preußischen und bayerischen Betriebsrechnungen ergibt vielmehr, daß die preußisch-hessische Gemeinschaft in einer Reihe von Ausgabepositionen im Verhältnisse zu den Einnahmen erheblich niederere Sätze aufweist als Bayern.

So wendet Preußen für den Kopf seines Personals jährlich nahe an 150 Mark weniger auf als die bayerische Staatseisenbahnverwaltung, obwohl gerade die höheren Beamten in Preußen finanziell ganz wesentlich günstiger gestellt sind als in Bayern. Das ausgedehnte Lokalbahnnetz Bayerns und seine sonstigen zahlreichen Linien mittlerer und geringer Verkehrsbedeutung, sowie die im allgemeinen reichere Ausstattung seiner Strecken mit Verkehrsstellen und Fahrgelegenheiten bringen es mit sich, daß Bayern im Verhältnisse zu seinen Einnahmen eine erheblich größere Anzahl von Zügen führt als Preußen.

Wäre der bayerische Betriebsetat mit verhältnismäßig gleichen Ausgaben für Lokomotivfeuerung, Personal, Stations- und Zugsdienst belastet, so würde der bayerische Betriebskoeffizient, der im Jahre 1903 ohne Pensionslast 71,75 Prozent betrug, sich um etwa 10 Prozent ermäßigen, damit nahezu auf die Höhe des preußischen mit 59,75 Prozent herabsinken und der Ueberschuß der bayerischen Staatsbahnen um volle 18 Millionen wachsen.

Es liegt auf der Hand, daß sich eine preußisch-süddeutsche Betriebs- und Finanzgemeinschaft kaum damit einführen könnte, daß sie dem Personal die Bezüge kürzen und dem Verkehr die Fahrgelegenheiten mindern würde; wollte aber dieser Schritt getan werden, so bedürfte es hierzu an sich keiner Gemeinschaft. Jedenfalls darf aber Bayern gerade im Interesse der Aufrechterhaltung seines eigenen Eisenbahnwesens auf dem eingeschlagenen Wege nicht noch weiter fortschreiten, sondern es wird ein wohlverstandenes Zusammenwirken der Regierung und des Landtages notwendig sein, um das bisherige unverhältnismäßige Anwachsen der Ausgaben fernerhin hintanzuhalten.

Angesichts der wenig günstigen Aussichten für das Zustandekommen einer etwaigen Vereinigung mit den süddeutschen Eisenbahnverwaltungen zu einer Betriebs- und Finanzgemeinschaft hat denn auch Preußen selbst zu einem derartigen Schritte bisher wenig Lust gezeigt; ist es ihm ja nicht einmal gelungen, dem mit unter der Leitung des preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten stehenden Reichseisenbahnnetz den Betriebskoeffizienten und die Rente der preußisch-hessischen Gemeinschaft zu sichern. Während letztere mit einem Betriebskoeffizienten von 59,75 Prozent und einer Verzinsung des Anlagekapitals von 7,14 Prozent wirtschaftet, beträgt der Betriebskoeffizient der Reichseisenbahnen 71,87 Prozent und die Verzinsung des Anlagekapitals 4,35 Prozent.

Wenn nun hiernach auch von dem Abschlusse einer Betriebs- und Finanzgemeinschaft nach dem preußisch-hessischen Vorbilde für die süddeutschen Staaten ein gleicher Erfolg nicht erwartet werden könnte, so ist doch anderseits nicht in Abrede zu stellen, daß durch einen Zusammenschluß der deutschen Eisenbahnverwaltungen auf manchen Einzelgebieten sehr erhebliche finanzielle Vorteile sich erzielen lassen würden und es haben sich deshalb neuerdings die Verwaltungen zusammengefunden, um auf einem Gebiete, auf dem zweifellos durch Vergrößerung des Betriebsbereiches solche Vorteile erreicht werden können, nämlich auf dem Gebiete des Fahrmaterialwesens, Ersparnisse herbeizuführen.

Heute werden täglich Tausende von Güterwagen leer in den Zügen befördert, nur um sie wieder ihrer Heimatbahn zuzuführen. Würde das ganze deutsche Eisenbahngebiet für den gesamten Güterwagenverkehr als ein einheitliches Netz behandelt werden können, so würde ein beträchtlicher Teil von Leerläufen und damit von Zugskosten, sowie eine große Zahl von zeitraubenden Rangierbewegungen erspart werden können. Ueberdies wären die deutschen Bahnen in der Lage, mit einem geringeren Wagenpark auszukommen und könnten dem alljährlich auftretenden Wagenmangel leichter begegnen. Es handelt sich also um ein Vorgehen, das nicht nur dem finanziellen Interesse der beteiligten Eisenbahnverwaltungen dienen, sondern auch in fühlbarer Weise dem allgemeinen Verkehre zugute kommen würde.

Wohl würde für die Erreichung dieses Zieles der Abschluß einer Güterwagengemeinschaft genügen; allein eine volle Freizügigkeit der Güterwagen hat zur Voraussetzung, daß die Wagen in jeder beliebigen Werkstätte des Gemeinschaftsgebietes repariert und der vorgeschriebenen Revision unterzogen werden können. Da nun die in den Werkstätten für die Unterhaltung der Güterwagen erwachsenden Kosten von den Kosten für die Unterhaltung der Lokomotiven und Personenwagen nicht ohne einen ganz unverhältnismäßigen Rechnungsaufwand mit der für eine Abrechnung erforderlichen Zuverlässigkeit ausgeschieden werden können, wurde ein Gemeinschaftsverhältnis zu konstruieren versucht, das sich auf sämtliche Betriebsmittel und den gesamten Werkstättedienst erstrecken soll.

Diese Gemeinschaft hätte neben der vollen Freizügigkeit der Güterwagen und einer großen Beweglichkeit des Lokomotiv- und Wagenparks den weiteren Vorteil im Gefolge, daß auch hinsichtlich der Beschaffung des Fahrparks und unter Umständen der Betriebsmaterialien selbst die kleinen Verwaltungen der Vorteile des Großbetriebes teilhaftig würden. Auch würde hiermit für alle Verwaltungen eine ganz erhebliche Minderung der Kosten für die Untersuchung der Wagen an den Uebergangsstationen und des großen Aufwandes für Rapportierung und Abrechnung Hand in Hand gehen. Diese Erleichterung bei der Untersuchung und Rapportierung der Fahrzeuge würde insbesondere auch das Tempo der Wagenzirkulation günstig beeinflussen.

Daß der Abschluß einer derartigen Gemeinschaft den einzelnen Verwaltungen gewisse Opfer an selbständigen Verwaltungsbefugnissen auferlegen würde, wie sie übrigens auch auf anderen Gebieten und selbst auf dem wichtigen Gebiete des Tarifwesens gebracht werden müssen, ist selbstverständlich; denn es liegt in der Natur der Sache, daß sich der wirtschaftlich Schwächere dem Stärkeren akkomodieren muß, wenn er von diesem Vorteile ziehen will, und es wird deshalb von der preußischen Verwaltung nicht verlangt werden können, daß sie auf die unbedingte Leitung der Gemeinschaft verzichtet, nachdem sie doch bei Hinzurechnung des dem Chef der preußischen Staatsbahnen unterstellten Reichsbahnnetzes über drei Viertel des gesamten deutschen Eisenbahngebietes verfügt und demnach in dem gleichen Verhältnisse an dem Gesamtrisiko der Gemeinschaft selbst partizipiert.

Nicht verkannt werden darf, daß es sehr schwierig sein wird, für die Verteilung der Gesamtkosten der Betriebsmittel und des Gemeinschaftsdienstes einen zweckmäßigen, gerechten und für alle Mitglieder gleichmäßig wirkenden Teilungsmaßstab zu finden und die Zuständigkeiten des zu errichtenden Gemeinschaftsorganes so abzugrenzen, daß die Selbständigkeit der einzelnen Verwaltungen auf allen übrigen Gebieten unangetastet bleibt, gleichwohl aber die Gemeinschaft nutzbringend wirken kann. Gelingt es aber, die in dem gestellten Probleme liegenden Schwierigkeiten zu überwinden, dann darf mit Sicherheit erwartet werden, daß eine derartige Gemeinschaft eine für alle Verwaltungen sehr ersprießliche und dem Gesamtverkehr nutzbringende Wirksamkeit wird entfalten können.

An Michelangelos Grab.

I.

Tief in Florenz, inmitten all der Pracht
Der stolzen Stadt, die du so hoch erhoben,
Liegt still dein Grab . . . Der milde Frühling lacht,
Wildwasser zieh'n, die von den Bergen toben.

Wie oft einst jauchztest du, wenn weich und mild
Der Frühling durch die goldnen Täler blühte!
Und königlich erschautest Bild an Bild
Gigantengroß du, schauernd im Gemüte!

Dann war es dir, in fernste Welt entrafft,
Als ob dich eine Macht zum Werke riefe,
Zu deines „David" jugendstolzer Kraft
Und deines „Moses" grüblerischer Tiefe!

O Spätgebor'ne wir! An deiner Gruft
Stehn schweigend wir vor deines Werkes Reinheit
Und schauen zwischen uns und dir die Kluft
Und trauern über unsrer Zeiten Kleinheit.

II.

An seinem Grab in Santa Croce steht
Die Trauer bleich, vorm Aug' des Schmerzes Binde.
— O Michelangelo, durch Pinien weht
Und Palmen immer noch der Hauch vom Winde.

O Michelangelo, der Frühling blüht —
Zu neuem Schaffen ruft er alte Geister.
Und unsrer Zeiten krankes, schwaches Lied
Und unsre müde Kunst braucht einen Meister.

Ach, daß dein Geist auf ewig uns verließ!
Sumpflilien schießen aus durchseuchtem Pfuhle
Und nennen sich die Kunst . . . Die Muse süß
— Einst Königin — jetzt wurde sie zur Buhle!

O, daß dein Geist im Sturmflug zu uns käm',
Durch faules Laub und Schlamm und Moder wetternd,
Lautgrollend — auf dem Mund ein Anathem —
Schwarmgeister richtend und zum Abgrund schmetternd!

Lorenz Krapp.

Wasmann und Haeckel.

Von

Dr. Karl Kaufmann, Weismes (Faymonville).

Seitdem das Kant-Laplacesche System, wonach die leblose Welt sich durch Rotationsbewegung bis zu ihrem jetzigen Zustand entwickelt hat, allgemein angenommen wird, ist immer wieder die Frage erörtert worden, ob dasselbe Prinzip der selbsttätigen Entwicklung nicht auch auf die lebenden Wesen unserer Erde anzuwenden sei. Die Konstanz- (Beständigkeits-) Theorie nimmt an, daß alle Gattungen und Arten organischer (lebender) Wesen direkt von Gott erschaffen wurden und Gott für die bis jetzt bekannten rund 800,000 Arten ebensoviele Schöpfungsakte setzte. Dem widerspricht die Deszendenz- oder Entwicklungstheorie, auch Evolutionismus genannt. Nach ihr haben sich die heutigen Gattungen und Arten lebender Wesen aus anderen entwickelt, die ihrerseits wieder auf eine größere oder geringere Zahl ursprünglicher Stammformen zurückzuführen sind.

Der Jesuitenpater Erich Wasmann, der in Gelehrtenkreisen ein großes und wohlverdientes Ansehen genießt, hat sich wiederholt für die Deszendenztheorie im weiteren, allgemeinen Sinne ausgesprochen. Sein letztes Werk „Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie" (1904 bei Herder, Freiburg i. Br.), welches in wissenschaftlichen Kreisen Aufsehen erregte und auch an dieser Stelle besprochen wurde (vgl. „Allg. Rundschau" 1905, Heft 5), bietet eine ausführlichere Darstellung einer theologisch, philosophisch und naturwissenschaftlich einwandsfreien Deszendenztheorie.

Die Gründe, die für eine allmähliche Entwicklung der organischen Arten sprechen, sind nach Wasmann folgende: Es ist ein allgemein anerkannter Grundsatz, daß Gott dort nicht unmittelbar in die Naturordnung eingreift, wo er durch natürliche Ursachen wirken kann. Diesen Satz verteidigt der klassischste aller Theologen, Thomas von Aquin (Summa c. Gent. 3. 77.), und vor ihm Augustinus (besonders in seinem Werk: de Genesi ad litteram). Lange bevor die vielgerühmte Kant-Laplacesche Kosmogonie aufkam, erkannten die hervorragendsten Kirchenlehrer, Augustinus und Thomas von Aquin, daß es einen großartigen und der Allmacht und Weisheit des allmächtigen Schöpfers würdigere Auffassung sei, wenn man annimmt, Gott habe in einem einzigen Schöpfungsakte die Urmaterie erschaffen und dann aus den Gesetzen, die er in das Wesen der Materie niedergelegt, den ganzen Kosmos selbsttätig sich entwickeln lassen. Ebenso scheint es der Allmacht und Weisheit Gottes mehr zu entsprechen, wenn er nur einige organische Urarten oder Urkeime schuf, aus welchen sich dann im Laufe der Jahrtausende alle anderen Pflanzen- und Tierarten entwickelten. Natürlich muß diese Theorie sich in gewissen von der Wissenschaft gesetzten Schranken halten; jedenfalls kann sie auf den Menschen keine Anwendung finden. Dieses aus der göttlichen Allmacht und Weisheit genommene Argument für die Deszendenzlehre findet eine mächtige Stütze an den Ergebnissen moderner Naturforschung. Die moderne Biologie hat erwiesen, daß gewisse Artenreihen des vegetativen (Pflanzen-) und sensitiven (Tier-) Lebens aus früheren, nicht mehr existierenden fossilen Arten entstanden sind, und Wasmann stellt dies auf seinem Spezialgebiet der Ameisen- und Termitengäste fest. In seinem oben erwähnten Buche gibt er hierfür neue Belege, die das Ergebnis langjähriger Studien sind. Wir sehen sogar, daß einige Insektenarten von anderen noch existierenden erheblich verschiedenen Arten abstammen. Letzteres trifft z. B. bei den Dinarda-Formen zu. Jedoch sind dies Ausnahmefälle, da wir uns gegenwärtig in einer Konstanzperiode befinden. Wasmann ist übrigens schon vor 20 Jahren in seiner Abhandlung über „die Entwicklung der Instinkte in der Urwelt" (vgl. Stimmen aus Maria Laach XXVIII [1885] 481) für eine Stammesverwandtschaft verschiedener Tierarten eingetreten, wenngleich noch nicht mit derselben Bestimmtheit wie heute. Die Konstanztheorie scheint unfähig, die unabweisbaren Ergebnisse moderner Forschung zu erklären. Diese deuten immer wieder auf eine Stammesgemeinschaft mehrerer Gattungen und Arten hin. Ein einfaches Ableugnen oder gar Ignorieren auf katholischer Seite hilft gegenüber den von der Entwicklungstheorie aufgestellten Tatsachen nichts. Die Zeit mit ihrer Wissenschaft und ihren Entdeckungen ist wie ein Rad, das unaufhaltsam weiter strebt. Man soll dem Rad nicht in die Speichen fallen, sondern ihm die richtigen Bahnen weisen und ihm immer wieder frischen Antrieb geben!

Auch die Entwicklungstheorie muß sich, wie Wasmann ausführlich darlegt, an gewisse Bahnen halten und innerhalb gewisser Schranken bleiben, wenn sie der Wahrheit dienen will. Ueber ihr steht die Philosophie, die Wissenschaft κατ' ἐξοχήν. Die Philosophie aber setzt der Deszendenztheorie zwei Grenzpunkte, die außerhalb des Bereiches dieser Theorie liegen — einen Anfangspunkt: Gott, und einen Endpunkt: der Mensch. Ein persönlicher, außerweltlicher Gott schuf die Urmaterie und auch das vegetative und das sensitive Leben mußte Gott höchstwahrscheinlich durch besondere Schöpfungsakte hervorbringen. Vollkommen ausgeschlossen ist ferner die Ausdehnung der Entwicklungstheorie auf den Menschen, denn Natur und Eigenschaften des sensitiven und intellektuellen Lebens sind einander so diametral entgegengesetzt, daß die zwischen ihnen liegende Kluft schlechterdings unüberbrückbar und eine Abstammung des geistigen Lebens vom tierischen einfach unmöglich ist. Die Naturforschung ihrerseits setzt der Entwicklungstheorie engere Schranken als die spekulative Philosophie. Sie weist die Hypothese der Abstammung aller Pflanzen und Tiere von einer einzigen organischen Urzelle entschieden zurück und kommt immer mehr zu der Annahme einer vielstammigen Entwicklung sowohl für das vegetative als für das sensitive Leben. Bezüglich der äußeren und inneren Ursachen der hypothetischen Stammesentwicklung erklärt die moderne Forschung, daß eine Entwicklung von neuen Arten nur dort möglich ist, wo die Stammzelle die Entwicklungsfähigkeit selbst besitzt und sich in einem der Entwicklung günstigen Milieu befindet.

Bleibt die Deszendenztheorie in jenen kurz angedeuteten Schranken, so hält sie P. Wasmann für durchaus annehmbar. Ja, durch sie zeigt sich die Weisheit und die Macht des Schöpfers, wie Wasmann treffend bemerkt, in noch herrlicherem Lichte, indem sie auch die Ausgestaltung der organischen Welt nicht durch fortwährendes Eingreifen in die Naturordnung, sondern durch die in die Natur selber gelegten Gesetze verwirklicht.

Wenn die Deszendenzlehre in ungläubigen Kreisen viel Schaden anrichtet und bei gläubigen Christen immer noch vielen religiösen Bedenken begegnet, so ist daran lediglich der Darwinismus schuld. Ohne die oben angedeuteten, von der gesunden Philosophie und einer zuverlässigen, sicheren Naturforschung gesetzten Schranken zu beachten, hat der Darwinismus die Entwicklungslehre zu religiös und wissenschaftlich unhaltbaren Theorien mißbraucht, die von der durch Wasmann vertretenen Deszendenztheorie himmelweit verschieden sind. Die erste dieser Theorien ist der nach seinem Erfinder Charles Darwin benannte Darwinismus im eigentlichen Sinne. Danach haben sich die Formen des vegetativen und sensitiven Lebens durch natürliche Zuchtwahl (natural selection) gebildet, d. h. die im Kampf ums Dasein zufällig überlebenden Individuen haben sich ganz allmählich zu neuen Arten entwickelt. Von diesem in der Wissenschaft bereits aufgegebenen Darwinismus sagt selbst der „Darwinist" R. H. Francé: „Die Selektion erklärt wohl, wie aus den verschiedenen Varietäten die passendsten überbleiben, aber sie scheint nicht die Ursache zu sein, welche die Varietäten hervorbringt. Ebenso erklärt die Selektion wohl, warum die einmal erstandenen zweckmäßigen Einrichtungen erhalten bleiben — aber sie erklärt nicht die Ursache, welche sie hervorbringt." (Breitenbachsche „Darwinistische Vorträge", Heft 12, S. 78.) — Die zweite Theorie des „Darwinismus" dehnt die Selektion auf den Menschen aus, so daß der Mensch dem Leibe wie der Seele nach nichts weiter als eine zufällig höher entwickelte Bestie ist, nämlich der Abkömmling irgendeines Affen. Der Engländer Huxley zog zuerst diese Folgerung aus dem Darwinistischen System (1863). Ihm schlossen sich 1868 Haeckel und 1871 Darwin selbst an.

Ein drittes System wendet die Selektionstheorie nicht nur auf den Menschen, sondern auf die ganze Weltordnung an. Dieser „Darwinismus" im uneigentlichsten Sinn wird nach seinem Hauptverfechter in Deutschland auch „Haeckelismus" genannt. Es ist eine ganze monistische, d. h. atheistische Weltanschauung, die Herr Professor Ernst Haeckel noch unlängst in seinen Berliner 1000 Mark-Vorträgen zum besten gegeben hat.

Seine Theorie ist sehr einfach: Es war einmal eine Urmaterie, die identisch ist mit der monistischen Gottheit des „Alleins". Aus dieser Urmaterie bildeten sich nicht nur die leblosen Weltkörper, sondern auch die organischen Wesen und zwar dadurch, daß die im Kampf ums Dasein zufällig überlebenden Wesen gerade immer die passendsten zur Erzeugung neuer Gattungen und Arten waren. Auf diese Weise entstanden aus der Urmaterie nicht allein die Pflanzen, sondern nacheinander auch alle höheren Tiere: zuerst Urtiere, dann auf dem Wege der kühnsten Stammbaumkunststücke die übrigen Klassen des Tierreiches bis hinauf zu den Vierhändern (Affen), und aus diesen schließlich der „Mensch" genannte Zweihänder. Voilà tout!

Das eine muß man dem Jenenser Professor lassen: er weiß der sogenannten „besseren Gesellschaft" zu imponieren. Er tritt keck auf und spricht über die größten in religiöser, wissenschaftlicher und sozialer Beziehung schwerwiegendsten Probleme ab. Bei Unterscheidungen und Einschränkungen verweilt er nicht lange. Diejenigen, die sich erlauben, anderer Meinung zu sein, behandelt er mit der souveränen Ueberlegenheit des voraussetzungslosen deutschen Professors und den mächtigsten Gegner seiner Theorie, das Papsttum, erklärt er einfach für den „größten Schwindel der Weltgeschichte". Das imponiert, wie gesagt, einem Auditorium von Bildungsdilettanten, Zeitungsgelehrten und Amateur-Philosophen, nicht aber den wahren Gelehrten. Diese rücken immer mehr von dem „großen Jenenser" ab, verwerfen seine Theorien und verurteilen seine „wissenschaftliche" Methode. So charakterisierte schon der bekannte Morphologe Wilhelm His mit scharfen Worten die Fälschung, welche Haeckel sich in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" (1. Aufl. 1868, S. 242) erlaubt hatte: Haeckel druckte daselbst, um die Aehnlichkeit des menschlichen Embryos mit demjenigen des Affen und des Hundes zu „beweisen", dreimal denselben Holzschnitt ab, was durch einen zufälligen Plattenfehler verraten wurde. Ueber Haeckels „Welträtsel", sein bekanntestes Buch, dessen billige Volksausgabe namentlich in sozialdemokratischen Kreisen zu hunderttausenden Exemplaren verbreitet wurde, urteilt der protestantische Kirchenhistoriker Looß folgendermaßen: „Ich glaube bewiesen zu haben, daß Professor Haeckel in dem von mir geprüften Kapitel seines Buches durch Verwertung elendester Schandliteratur, durch absprechendes Urteilen bei ärgster Ignoranz und durch einen Ton, der für wissenschaftliche Erörterungen, ja überhaupt unziemlich ist, gezeigt hat, daß er ein normales wissenschaftliches Gewissen nicht hat . . . Wer auf einem Gebiet wissenschaftlich erreichbaren Wissens mit solcher Gewissenlosigkeit zu urteilen und zu räsonieren vermag, dem kann man auf keinem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit Sorgfalt und ernste Wahrheitsliebe zutrauen."

Den neuesten Beweis für seine „Wahrheitsliebe" und sein „normales wissenschaftliches Gewissen" erbrachte Professor Haeckel in seinen Berliner 1000 Mark-Vorträgen, indem er den Jesuitenpater E. Wasmann zum Darwinisten machte! Eine klare und entschiedene Antwort hierauf ist Herrn Haeckel bereits in dem „Offenen Briefe" zuteil geworden, den Pater Wasmann am 2. Mai in der „Germania" und der „Kölnischen Volkszeitung" an ihn richtete.*) Zwischen Haeckel und Wasmann besteht so wenig Gemeinschaft wie zwischen Atheismus und Christentum.

*) Derselbe „Offene Brief" war von P. Wasmann auch für die „Allgemeine Rundschau" bestimmt. Der Druckabzug traf aber für das betreffende Wochenheft so ungünstig ein, daß die „Rundschau" den genannten Tagesblättern hätte nachhinken müssen. P. Wasmann schrieb am 27. April an die „Allg. Rundsch." u. a.: „Es ist fast unbegreiflich, wie Haeckel die Dreistigkeit haben konnte, auf jenes Buch („Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie") zugunsten seines „Darwinismus" sich zu berufen, obgleich ich seinen Haeckelismus in demselben aufs schärfste verurteilt hatte."

Der Gedanke.

Ich sprach zu dir: Und sollt ich dich nicht hassen?
Vor deinem Hauche mußten stets erblassen
All meiner Freuden rote Lebensrosen.
Und wer dich liebt, der muß den Tod erkosen.
In meine Jugend grußst du deine Fragen,
Und in den blonden Locken mußt ich tragen
Des Alters Ernst, der frühen Sorge Fäden,
Die Ahnungen des reifen Herbst, des späten.
Du gabst der Seele ein zu zeitig Wissen,
Du zogst ihr fort das weiche Schlummerkissen
Und triebst sie aufwärts deine goldnen Stufen,
Wo die Herolde mächt'ge Namen rufen,
Wo die Geschlechter ihre Runen ließen.
Die andren spielten noch auf Blumenwiesen,
Da mußt ich schon der großen Stimme lauschen,
Aus der die Lieder deiner Schwermut rauschen.
Und wollt ich je an meine Lippen heben
Den heißen Trank, den uns kredenzt das Leben,
Dann bliesest du den Schaum mir weg vom Munde
Und zeigtest mir den bitt'ren Satz im Grunde.
Du nahmst die Gegenwart mir aus den Händen
Um der Vergangenheit und Zukunft Spenden.

M. Herbert.

Neue deutsche Belletristika.

Von

Dr. Anton Lohr.

Es gibt einen Zeitgenossen, der Schiller für „überwunden" erklärte und kurz darauf hinging und eine Schillerbiographie schrieb. So geht's manchmal im Leben, und so etwas kommt auch in der Literatur vor. Zur Zeit, als der Naturalismus noch die erste Geige im Literaturkonzert spielte, zu Ende der 80er und anfangs der 90er Jahre, da wurde der historische Roman in Acht und Bann erklärt, für fertig bezeichnet, für ganz und gar abgetan. Denn wenn der ganze Wert eines Romans in der getreuen Wirklichkeitsabschilderung und in sonst nichts lag, wie konnte man dann bei der Darstellung einer entlegenen Zeit, die man bestenfalls aus Büchern kannte und nur durch die Brille oft subjektiver Geschichtsbaumeister, ein wahrhaftiges Kunstwerk liefern? Aber der Naturalismus ist jetzt tot, offiziell tot trotz der Erfolge eines Heijermans, Maxim Gorki und anderer, und der Subjektivismus und sein extremster Vertreter, die Neuromantik, erheben wieder ihr Haupt. Am Dichter interessieren uns nunmehr nicht so sehr die Objekte seines Schaffens, sondern vor allem er selber, seine Individualität, die Art, wie er etwas sieht, nicht was er sieht. Und siehe da: der historische Roman wird heute wieder mehr gepflegt als je.

So verliert sich der modernliterarische Proteus und große alte Naturalist August Strindberg jetzt immer wieder gern in historische Probleme, und auch Jakob Wassermann, der vielgenannte Verfasser der „Geschichte der jungen Renate Fuchs", dessen Kunstübung gleichfalls von der Hochflut des Naturalismus ihren Abfluß nahm, hat sich jetzt an einen großen historischen Gegenstand herangemacht. Alexander, Philipps Sohn, in dem makedonische Urwüchsigkeit, um nicht zu sagen Barbarenblut, sich mit griechischer Hochkultur einte, war schon der sagenhafte Held mittelalterlicher Riesenepen, deren Verfasser der junge, romantische Herrscher, der in tollem Siegeslauf die halbe Welt durchmaß, mächtig anzog. In Wassermanns Roman „Alexander in Babylon" (Berlin 1905, S. Fischer, 3.50 Mk.) ist es nun nicht der Kriegsheld Alexander, der an der Spitze seiner Phalanx zahllose asiatische Heerhaufen niederwirft, sondern der Alexander, der, von Eroberungen gesättigt, am Ziele angelangt scheint, der uns interessiert. Wir wollen sehen, wie er die hastig zusammeneroberten Länder kräftig ordnet und zu einem großen Ganzen zusammenschweißt, wie er die Kulturen des Ostens und des Westens, griechisches Wesen und griechische Philosophie mit den Religionen des Orients vereint. Und was schaut unser Blick? Asien, das uralte Kulturland, mit seinem grauenvollen Götzendienst, seiner schwülen, üppigen Sinnlichkeit, seinem entnervenden Genußleben, verkörpert in Babel, der Stadt voller Geheimnisse, Wunder und Schrecken, reckt sich auf und wirft seine Polypenarme um die Eroberer, um sie in tollem Taumel mit ihrem Herrscher hinabzuziehen in den Untergang. Der asiatische Sumpf ist durch das griechische Ferment aus seiner Ruhe aufgerüttelt worden und nun sucht er alles in seine Tiefe zu ziehen, bis er wieder auf seinem alten Trägheitspunkt angelangt ist. Der ganze Roman hat etwas Unausgeglichenes, Fieberhaftes, Erregtes an sich; durch ein fortwährendes Durcheinander und Nacheinander von unglaublichen Entbehrungen, Genüssen, Festen, Erregungen, Morden, Grausamkeiten, Orgien werden wir hindurchgepeitscht, ohne zu einem Genusse, zu einem künstlerischen Eindrucke zu kommen. Es ist dem Dichter, wie Alexander mit Asien gegangen: Der Stoff hat ihn verschlungen.

Ebenfalls in die alte Welt, und zwar in die biblische, ist G. A. Müller, der Verfasser der „Nachtigall von Sesenheim", gegangen mit seinem Werk „Drei Liebesnächte. Der Roman der Delila". (Leipzig 1904. F. Sachs. 2.50 Mk.) Rezept: Nimm den Bericht der Bibel von Simson und Delila her und putze ihn in modern sentimental-romantischer Weise, aber mit möglichst pikanten Zutaten auf! Innerlich wahr und historisch richtig ist keine der Personen erfaßt. Man hat durchaus das Gefühl, als ob es dem Autor mehr um eine pikante Lektüre als um psychologische Durchdringung seines Vorwurfs und künstlerische Zwecke zu tun wäre. Das Buch bedeutet denn auch literarisch nichts.

In eine noch krankhaftere Atmosphäre kommen wir mit dem neuesten Opus von Ricarda Huch: „Seifenblasen", drei scherzhaften Erzählungen, (Stuttgart 1905, Deutsche Verlagsanstalt, 3.50 Mk.) hinein. Es hat noch bis vor kurzem Leute gegeben, die Ricarda Huch, diese Neuromantikerin pur sang mit ihrer Märchenwelt, in der alles auf eine eigenartige Beleuchtung abgedämpft war, für die größte Dichterin der Jetztzeit erklärten.

Auch ich habe in ihren „Erinnerungen von Ursleu dem Jüngern", „Aus der Triumphgasse" und „Vita somnium breve" Proben eines starken und seiner Individualität bewußten Talentes gesehen. Aber schon zu ihrem vorletzten Buche „Von den Königen und der Krone" schüttelten viele ihrer Bewunderer gewaltig den Kopf und andere habe ich im Verdachte, den Roman großartig gefunden zu haben, weil sie keinen rechten Sinn darin entdeckten und sich daher sagten: „Wunderbar! Das verstehe nicht einmal ich!"

In den „Seifenblasen" aber hat sich die Dichterin noch energischer selber degradiert. Den größten Teil des Buches nimmt der „Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück" ein. Dieser eigenartige „Heilige" wird, weil zu etwas anderem untauglich, geistlich, worauf er wegen — nota bene: nicht trotz — unglaublicher Liederlichkeiten und Verbrechen, worunter seine sexuellen Velleitäten noch lange nicht die schlimmsten sind, von Stufe zu Stufe steigt, bis er schließlich Bischof wird, als welcher er an einer Indigestion — er hat sich bei Gelegenheit der Empfangnahme der Tugendrose(!), die ihm der Papst verliehen, — sit venia verbo — überfressen — stirbt, worauf er regelrecht kanonisiert wird. Wollte die Verfasserin mit ihrer Geschichte sagen, es könne solche Bischöfe geben oder wollte sie überhaupt nur katholische Priester und Einrichtungen lächerlich machen? Dann hätte sie es aber schon gescheidter anfangen sollen. Denn das Ganze geht ohne Verwendung von Psychologie in einer so willkürlichen, verzerrten Traumwelt vor sich, daß die Tendenz notwendig ihre Wirkung verlieren muß. Die zweite Geschichte, die in einem Nirgendwo des Mittelalters spielt, und die dritte, die eine geschmacklose Farce von einem toten und doch nicht toten Juden ist, an dessen Stelle eine Strohpuppe begraben wird, sind gleichfalls ohne literarische Qualitäten und berühren, zumal, da sie von einer weiblichen Psyche ausgehen, roh und widerwärtig.

Derselbe Vollromantiker, wie Ricarda Huch in ihrer besseren Zeit, ist auch **Friedrich Huch**, der uns neuerdings den Roman „**Wandlungen**" (Berlin 1905, S. Fischer, 3.50 Mk.) beschert hat. Nur hat er mehr modern-dekadente und naturalistische Einflüsse an sich erfahren. Seine Menschen leben ebenfalls nicht in der Realität, sondern in einer schleierhaften, duftumwobenen Phantasiewelt, handeln aber nicht so fast, wie bei Ricarda Huch, nach einer immanenten, in ihrer Märchensphäre liegenden Kausalität, sondern lassen dunkle Triebe, körperliche Einflüsse, Säfte des Blutes, angeborene Neigungen, ihre Schicksale bestimmen. Der Inhalt ist sehr dürftig: ein betagtes Ehepaar lebt sich bis zur vollen Trennung immer mehr auseinander, während zwei junge, säftevolle Menschen zu einander getrieben werden. Die Personen führen schöne, klingende Namen, lauschen krankhaft auf ihre Gefühle und träumen, statt zu handeln. Dekadente Nervenkunst, die nur dazu führt, für das pflichtenreiche, wirkliche Leben untauglich zu machen.

Eine bemerkenswerte Neuromantikerin ist auch **Sophie Hoechstetter**. Aus versehnten Blauaugen in einem präraphaelitischen Madonnengesichtchen schaut uns ihre Muse an. Im allgemeinen trägt zwar ihr neuestes Buch: „**Er versprach ihr einst das Paradies**" (Berlin 1904, Gebr. Paetel, 3 Mk.) realere Züge als die vorgenannten und könnte ganz gut, wenn es technisch geschickter gemacht wäre, als bessere Familienlektüre gehen. Aber das romantische Beiwerk, das mit allerlei Symbolik durchsetzt ist, und die frauenhafte, die Umrisse verwischende Darstellung geben dem Ganzen doch den Charakter des über der Wirklichkeit in einer Idealwelt Liegenden. Die Novelle behandelt das Schicksal einer Künstlerehe, die mit allem romantischen Liebeszauber eingegangen wird. Aber die Not des täglichen Lebens, der Kampf ums Dasein, werfen gar bald trübe Schatten in diese Liebesidylle; harte Arbeit und der Ehrgeiz des Mannes entfremden ihm bald die sensible, nur ihren Gefühlen lebende Gattin. Als es des Kindes wegen zu äußeren Differenzen kommt, da zieht die Frau heimlich mit ihrem Einzigen zu ihrer Schwester. Nach Jahr und Tag fallen aber in echt romantischer Weise die Schranken wieder, und Jakob kehrt zum Weibe seiner Jugend in alter Liebe zurück, zurück zu einer weniger stürmisch liebenden, aber mildverklärten deuxième jeunesse.

Kann man diesem echten Frauenbuch literarische Aspirationen nicht absprechen, so ist **Agnes Harders** Roman „**Irdische und himmlische Liebe**" (Leipzig 1905, E. Polz, 3 Mk.) eine echte, brave Familienlektüre vom alten romantischen Schlag. Wir lernen darin zwei junge Damen kennen, die in ihrer Art beide gleich vortrefflich und verehrungswürdig sind, von denen aber die eine, Ada, sich der „himmlischen Liebe", hier der Sangeskunst, freilich erst nach einer trüben Herzenserfahrung, zuwendet, während die andere, Liselotte, mehr hausmütterlich veranlagt ist und als Krönung ihrer „irdischen Liebe" einen herzensbraven Mann bekommt.

Mit dieser erfreulichen Konstatierung will ich für heute schließen; denn wollte ich fortfahren, müßte ich mein kritisches Instrument bei den nun folgenden Werken aus der Heimatkunst noch auf einen anderen Ton stimmen, was ich doch lieber auf ein andermal verschieben will.



Noch einmal Martin Greif.

Von

Laurenz Kiesgen in Köln.

Ueber Martin Greif habe ich in dieser Revue bereits gesprochen (I, 28); wenn ich heute nochmals zu dem gleichen Thema zurückkehre, so hat das einen speziellen, persönlichen Anlaß. Ich war nämlich zwischen der Niederschrift jener Zeilen und heute genötigt, mich ganz eingehend und längere Wochen mit Greifs Lyrik zu beschäftigen,*) und habe da eine Entdeckung gemacht, deren Mitteilung ich den Lesern jenes Aufsatzes zu schulden glaube, die aber auch sonst zum Verständnis Greifs beitragen will.

Um es kurz und bündig zu sagen: Ich hatte mich in einem Punkte geirrt. Nachdem ich ein Urteil des bekannten Literarhistorikers A. Bartels angeführt, der Greif „Mittelmäßiges", in den Gedichten „Trivialität", „gesuchte Einfalt" vorwirft und mit dem Worte schließt: „Er ist keine starke Persönlichkeit und besitzt wenig Selbstkritik", — schloß ich mich dem mit einem „leider" an: „Beide starken Bände enthalten manch Ueberflüssiges. Der eine und der andere, und besonders Greif selbst, mögen kein Gedicht missen; denn ganz wertlos ist natürlich keins; aber es wäre doch gut, wenn ein redlicher Freund Greifs Einwilligung erlangte, in der Auswahl seiner besten Gedichte, seien's hundert, seien's zweihundert, dem deutschen Volke die Hauptlinien seiner künstlerischen Arbeit zu zeigen."

Diese meine damalige Meinung hat seit der Zeit eine Umwandlung erfahren. Ich halte es für ehrlich, von dieser Umwandlung hier an der gleichen Stelle Zeugnis zu geben. Es wäre schon früher geschehen, wenn mich nicht allerlei Arbeit davon abgehalten hätte.

Nein, Greif ist nicht der, den Bartels rügt. Seine Gedichtbände enthalten nicht manch Ueberflüssiges, das drängte sich beim Studium der Gedichte, je länger, je mehr, mir auf. Schon aus der Länge der Schaffenszeit ist der stattliche Umfang der Gedichtbände hinreichend erklärt. Ein Dichter, den kein Amt hält, der ganz seine Kraft der Poesie widmen konnte, der er mehr als vierzig Jahre (die erste Auflage der Gedichte erschien 1868) treu diente, bei einem solchen kann von der Produktion des Trivialen und Mittelmäßigen keine Rede sein. So sehr hat ihn die Kritik, namentlich bei seinen Anfängen, nie verhätschelt, daß er sich erlauben konnte, ein Triviales oder Mittelmäßiges, oder aber gesuchte Einfalt unter die Gedichte einzuschmuggeln, damit der Umfang allmählich schwoll und dem Leser für sein Geld nun auch in der Quantität etwas geboten wurde. Nein, eine ehrliche und unbefangene Würdigung, die sich bei jedem einstellen muß, der Zeit und Wille genugsam auf Greif verwendet, wird einsehen, daß auch bei dem, was anfänglich einfach und simpel erscheint, gerade ein tieferes Aufblitzen der poetischen Intuition sich plötzlich einstellt, wenn die Stunde des Erlebens kommt. Auch bei scheinbaren Wiederholungen und Selbstanklängen ist die Tatsache zu beobachten, daß es sich bei Greif etwa wie um Aehnlichkeiten in der Landschaft handelt, wie wir eine Gegend mit dem Namen einer anderen belegen (Sächsische Schweiz!) und doch willig die eigentümlichen Reize jeder einzelnen anerkennen.

Aus diesem Grunde wird auch die in dem früheren Artikel erwähnte und gewünschte Auswahl kein befriedigendes Ergebnis haben und überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit sein. Wir wollen darum am Ganzen des Dichterwerks festhalten. Dagegen dürfte die vom Verlage angekündigte Auswahl für die Jugend, ihrem besonderen Zwecke entsprechend, Aussicht auf weite Verbreitung haben und für den Dichter die Eroberung manchen neuen Verehrers bedeuten.

*) cf. „Martin Greif" (Moderne Lyriker, Volksbücherei) Leipzig, Max Hesse. (Im Erscheinen.)



Wie steht es mit Greifs Mangel an Selbstkritik? Soweit sich dieser Vorwurf auf die Aufnahme von Gedichten beziehen soll, die einem größerem Leserkreise nur geringes Interesse abgewinnen könnten, scheint mir derselbe durch den obigen Einwurf genügend entkräftet. Aber die mangelnde Selbstkritik finden manche Kritiker auch in formalen Schwächen, alltäglichen Redewendungen, verbrauchten Reimen, sorglosen Feilungen. Ohne hier auf die Arbeiten Bayersdorfers (1872) und Lyons (1889) einzugehen, sei auf einen Aufsatz von Jul. Sahr (in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Dezember 1904) hingewiesen, in dem am Vergleich zwischen der ersten und siebten Auflage der Greifschen Gedichte mit Beispielen belegt wird, was es mit diesen Ausstellungen auf sich hat, so daß uns heute Sahrs Frage vollständig berechtigt vorkommt, die er bei seinen gehaltvollen Untersuchungen aufwirft: „Ob nun die törichte Legende von Greifs „Nachlässigkeit" in der fraglichen Form verschwinden wird? Hoffentlich! Nur böser Wille kann doch verkennen, daß Greifs Textesumgestaltungen und Verbesserungen einem feinen und strengen Kunstgefühl und einem hoch ausgebildeten Kunstverstande entspringen." Schade, daß wir die Beispiele „Im Waldgehege" und „Hoffnung im Herbst", wie sie Sahr nach der 6. und 7. Auflage nebeneinander stellt, des beschränkten Raumes halber hier nicht anführen können. —

Das ist es, was mir eine engere Bekanntschaft mit Greifs Lyrik sagte. Bei manchem unserer jungen Dichter, die sich beim Auftreten sofort der Sympathien der ganzen Kritik erfreuen, ist die längere Bekanntschaft nicht selten von anderer Wirkung. Oft hat man sogar das Gefühl, nur einem geschickten und brillant ausgeführten Feuerwerk beigewohnt zu haben und es bleibt von der ganzen Vorstellung nicht viel anderes übrig als der fatale Pulvergeruch und der Mißmut über gestohlene Zeit. Greif aber tut sich als ein milder, wahrhaftiger Stern ruhigen Lichtes jedem auf, und je länger sein stiller Glanz über unserem unruhigen Dasein leuchtet, desto mehr tröstet und beruhigt er das Gemüt.



Die „Kreuzesschule" in Oberammergau.

Von

Hermann Teibler, München.

In dem betriebsamen Dorfe im Ammertal wird in diesem Jahre wieder reges Leben herrschen. Im Passionstheater, an der Stätte seines internationalen Ruhmes, soll die „Kreuzesschule" während der Sommermonate fast allsonntäglich zur Aufführung kommen.

In seiner heutigen Gestalt, welcher Joseph Hecher die poetische Formung, Wilhelm Müller die begleitende Musik gegeben hat, stellt sich das Werk als ein geistliches Festspiel in sieben Handlungen und neun lebenden Bildern dar. Das Leben Davids wird in dramatisierten Szenen wiedergegeben, die Parallelszenen aus des Erlösers Erdengang gelangen in lebenden Bildern zur Vorführung, die vom Chorführer eingeleitet, von Chor und Orchester begleitet werden. Die „Kreuzesschule" hat sich langsam aus dem großen Passionsspiel, in welchem sie organisch enthalten war, entwickelt und selbständige Form angenommen. Ersteres hat seinen Bestand bekanntlich einem Gelübde der Oberammergauer im Pestjahre 1633 zu verdanken. Die erste poetisch selbständige Gestaltung erhielt die „Kreuzesschule" im Jahre 1811 durch Pater Weiß, im Jahre 1875, gelegentlich ihrer letzten Aufführung, wurde sie vom hochw. Pfarrer Deisenberger in Oberammergau überarbeitet.

Die bevorstehende Wiederbelebung, deren Hauptprobe wir gestern beiwohnten, dürfte wohl gleichzeitig die erste Aufführung derselben sein, die mit der Absicht vor sich geht, jene weiteren und weitesten Kreise für sich zu interessieren, welche zu dem Publikum des berühmten Passionsdorfes gehören. Der Zuschauer geht heute nicht mehr nach Oberammergau mit dem naiven Bedürfnis nach Erbauung; der Besuch der Passion gehört zur Mode, wie Bayreuth, Wiesbaden oder irgendein Saisonluxusort. Für die Veranstaltung der geistlichen Festspiele haben sich hieraus tief einschneidende Konsequenzen ergeben. Gilt es einerseits die ungeschminkte Naivität und Einfachheit der Spiele, schon um ihrer Entstehung willen, zu wahren, so ist man anderseits zu Konzessionen gezwungen an das Massenpublikum, das zum größten Teil an überfeinerten Kunstgenuß gewöhnt und gebildet ist und von diesem Standpunkt aus sein Urteil sich bildet. Bayreuth, das ich als Gegenbeispiel schon einmal anzog, bleibt in seiner Mitteilungsform ewig gleich und unveränderlich — Oberammergau muß stets in neuer, der schnell veränderlichen Gegenwart Rechnung tragender Weise an seine im großen Ganzen unverrückbaren Tradition anknüpfen. Es hat dem Ansturm einer Fülle von neuen Kunstfragen Stand zu halten, hat die Mode in den Bereich seiner Erwägungen einzubeziehen. Wir dürfen wohl ruhig sagen, es würde einen Rückschritt darin erblicken, einmal sich sagen lassen zu müssen, nicht der Zeit gefolgt zu sein, nicht das Erwartete gegeben zu haben. Die Geister, die man mit der Erweiterung der Passion zum Welttheater rief, wird man nimmer los, und man will es nicht. Die schlichte Erfüllung eines Gelöbnisses ist längst zum Quell eines Wohlstands, Ausnahmsrufes und künstlerischen Renommees geworden, den ein echter Oberammergauer um alles in der Welt nicht mehr missen könnte.

Mit derartigen Erwägungen betrat ich am 28., an einem strahlenden Maisonntag, das Passionshaus, das von einer dichten Schar erwartungsvoller Zuhörer besetzt war, und der Verlauf des vierstündigen Spiels gab denselben im ganzen wohl recht. Hechers Dichtung verrät Talent und ist sprachlich geschickt, mit fühlbarer Versenkung des Verfassers in den biblischen Stoff geschrieben. Aber sie ist — wenn wir den Urzweck der Passion, dem Volk zu dienen, im Auge behalten — wohl zu reflexiv und abstrakt gehalten. Die Betrachtung überwiegt die Handlung bedeutend und diese entwickelt sich fast immer erst am Schluß jeder dramatischen Szene. Da es zudem in der Natur des Ganzen liegt, daß das „Vorbild" in jenem Maße an Teilnahme verlieren muß, in welchem die Lebensgeschichte Christi an eindrucksvoller Macht gewinnt, so ergibt sich ein fortschreitendes Versagen der Dichtung eigentlich von selbst. Die lebenden Bilder wurden namentlich gegen den Schluß hin von immer größerer, wunderbarerer Gewalt. Ihr Eindruck war so deutlich erkennbar, daß man wohl sagen darf: Ein jedes vernichtete den Eindruck der vorhergangenen dramatischen Szene vollständig.

Wilhelm Müllers Musik ist nicht mit den gleichen Voraussetzungen geschrieben wie die Hechersche Dichtung. Sie setzt in ihrer Anlage vollständiges Sichbescheiden voraus. Der Komponist hat mit seinem kleinen Orchester nnd schwachen Chor einen schweren Stand den oft bedeutenden Wirkungen der Szene gegenüber. Ueber die Beteiligung der Musik an der Passion ließe sich unendlich viel sagen: Haben wir Volkskunst vor uns, so gebührte ihr ein viel entschiedeneres und gleichwertigeres Eingreifen. Hierüber hat sich schon Liszt in sehr offener Weise ausgesprochen, er, der in seinem „Christus" die Passion aller Passionen geschrieben hat. Müllers Musik ist in dieser Beziehung ein Schritt nach vorwärts, aber kein entscheidender. Kleine lyrische Stücke, wie Davids erster Gesang, der Harfenchor der Frauen, gelingen ihm, aber dem unendlich schweren, tragischen und doch erlösenden Grundzug des Ganzen gegenüber sucht er eine auch nur andeutende musikalische Entwicklung gar nicht entgegenzustellen. Die Formung ist gerundet, die Harmonisierung verständlich, die Instrumentation gelangt akustisch leider nicht zu der Wirkung, welche in ihr vorgesehen ist. Aber der Musik fehlt alles, was dem überragenden Stoff gegenüber angebracht wäre. In den Niederungen unserer landläufigeren Organistenliteratur fließt sie dahin, ruhig, gefällig, aber unpersönlich und nicht an den Vorwurf herankommend. Hat der Dichter dem Gefühl des Volkes zuviel zugemutet, so ist hier das Empfinden desselben nicht hinreichend wahrgenommen.

Die Aufführung selbst kann man wirklich zu den Erlebnissen zählen. Wollen wir die besten Leistungen der Darstellung hervorheben, so geschieht es mit Erwähnung des Chorführers, der seiner sehr schwierigen, anspruchsvollen Aufgabe mit voller Sicherheit und einem wunderbaren, herzlichen Pathos gerecht wurde; ingleichen bedeutend schien mir der ältere David und dessen Vater Jesse. Wo aber der Dilettantismus durchbrach mit seiner guten Meinung und seinem feurigen und überzeugten Aufgehen in der Sache, da mußte man sich fast noch mehr freuen wie an den besten darstellerischen Leistungen: denn da kam Zweck und innerster Geist des Spiels erst so recht zu jenem Standpunkte zurück, von welchem aus sie zu nehmen unserer Zeit leider gar nicht mehr gegeben ist. Ganz wundervoll waren die lebenden Bilder, zumal jene aus der Leidensgeschichte, und der Aufzug der nach Jerusalem mit der Bundeslade zurückkehrenden Juden ist ein so gewaltiges Bild, daß die mit etwas zuviel Leinwand hergestellte Herrlichkeit des Schlußbildes nicht mehr dagegen aufkommen kann.

Dies ist das heutige Oberammergau — immerhin ein Kunstwerk, das in seiner Eigenart nur einmal in solcher Größe erstehen kann und seiner pietätvollen Wahrung wert ist. Das

Ziel: Bannung aller in Betracht kommenden Künste unter Berücksichtigung des volkstümlichen Wesens der Passion wäre wohl die bewegendste Frage für die Weiterentwickelung der Spiele, für die wir den herzlichen Wunsch haben, daß ihre Kraft und ihre Reinheit immer und immer sich bewähren und alle Gegenwart überdauern mögen!

Morgengang.

Ich bin dem Tag vorangeeilt.
Zu jung noch war er, um der Schmeichelbitte
Der Mutter Nacht — er möge sie doch nicht
Verjagen — tapfer Widerpart zu halten,
Und doch zu alt schon, um sich ihrem Wunsch
Zu fügen.
Wie sie nun so stritten
Und immer stärker ward der lichte Held,
Erwartete des Kampfes sicheren
Erfolg ich nicht.
Den trauten Hügel strebte ich hinan,
Auf dessen abgeflachtem Scheitel
Des Tods vielwerte Saat dem Erntefest
Entgegenreift. — Noch witterten die Nebel
Den Weg querüber, schleiften durch
Das feuchte Gras, umschlangen schleierarmig
Die schlankgedrehten Pappeln
Und fingen sich
Im frischbetauten Silberlaub. —
Ich war am Traurigwerden. Nebel — Leben:
Vom einen bleiben wie vom andern — Tränen!
Wozu also — —?
Das Friedhofspförtchen klirrte; es
Erschloß sich seufzend. Das die Antwort?
Ich trat ein.
Ja, ihr habt's gut — ihr ruht, und ruhet sanft,
Und ruhet lang!
Wär's nicht für mich auch's beste,
Bei euch zu sein? . .
Da haftete mein Auge
Auf grauem Holzkreuz, dessen rechten Arm
Ein Spinnlein sich als Stützepunkt erkoren
Für sein Geweb; das hing so fest und sicher
Und war mit zartem weißem Reif bedeckt.
Nicht lang.
Da glitten an den dünnen glatten Tauen
Die Tropfen erdwärts, und das Netz ward trocken.
Die Sonne streifte es mit ihrem ersten Strahl.
Sie stieg empor. Wie war sie warm und hell!
Mißgünstig hatte sich die Nacht
Davongestohlen.
Sieh, nun kroch emsiglich hervor die Spinne
Und wob geschäftig weiter an dem Werk,
Und stählernfein erschien, was sie zustande brachte,
Und funkelte im Licht wie Demantfaden. —
Ich hadre nicht mehr mit dem Leben, nein!
Dank euch, ihr Toten! „Nütze deine Zeit!"
Rieft ihr mir — „Wirk', solang es Tag ist!"
Ruft mir mein fleißig Tierchen zu,
Und beide wißt ihr mich zu lehren,
Daß Einer ist, der alles trägt und hält! —
Mit neuem Mut durchhaucht, schreit' ich elastisch
Von dannen,
Dem Heut und dem Morgen entgegen.

Wilhelm Molitor.

Aphorismen.

Lobe am Kinde, was irgend zu loben ist. Selbst der Tadel sollte noch eine Ermutigung enthalten. Appelliere an den guten Willen, lasse stets den Glauben an deine Güte bestehen.

* * *

Es gibt keine größere Spötterin als die Weltgeschichte.

* * *

Alter Haß und alte Liebe werden nie ganz begraben.

* * *

Der revolutionäre Geist unserer Jugend ist durch pädagogische Mietlinge groß gezüchtet worden. M. Herbert.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Dem eigenen Triebe ebensowohl wie der Not gehorchend hat Generalmusikdirektor Mottl an Stelle der Erstaufführung von Kloses „Ilsebill", die durch Fräulein Morenas Krankheit unmöglich wurde, eine Neueinstudierung von Hektor Berlioz „Zerstörung Trojas" folgen lassen. Mottl hat die erste deutsche Aufführung des Werkes und damit die erste vollständige Aufführung desselben überhaupt im Jahre 1890 in Karlsruhe herausgebracht; er kann für sich in Anspruch nehmen, an Berlioz Werken ein zweiter Vater geworden zu sein. Ihm ist es zu danken, daß das eigentümliche Idiom des Meisters in seiner Totalität zuerst in Deutschland verstanden wurde. Dieser Geist voller künstlerischer Hingabe beherrschte auch die neueste Münchener Aufführung und verhalf derselben zu einer ganz bedeutsamen Wirkung. Die Kassandra der Frau Preuse-Matzenauer war von tief ergreifender Wirkung, alle Partner, bis auf Chor, Orchester und Ballett griffen mit voller Teilnahme ein. Leider fiel die Schlußwirkung etwas ab, für jeden aber, der imstande ist, seine Aufnahmskraft auf Berliozsche Kunst im voraus einzustellen, war der Abend ein wahres Erlebnis.

Münchener Residenztheater. Es ist eine ziemlich lange Zeit verflossen, seit unsere Referentenpflicht uns genötigt hat, das schmucke Rokokotheater am Max-Josephplatz zu betreten; sie war dem Andenken Schillers gewidmet, das ja eine wahre Massenreproduktion gezeitigt hat. Nunmehr hatten wir wieder einmal eine veritable Uraufführung und kein anderer als der vielgespielte und noch mehr überschätzte Oskar Wilde zeichnete als Verfasser des vorgeführten Stückes mit dem nicht ganz glücklich gewählten Namen „Ein idealer Gatte". Die Handlung ist eine neue Variation eines längst überjährigen, vielfach ausgebeuteten Stoffes. Der Unterstaatssekretär Sir Robert Chiltern hat seine glänzende Karriere mit einem Betrug, dem Verkauf eines Kabinettsgeheimnisses, begonnen. Nach Jahren droht ihn das Geschick zu ereilen. Eine gewissenlose Schwindlerin hat Beweise seiner Schuld in den Händen und will dieselben dem Lord nur zurückstellen, wenn er sich bereit erklärt, für ein neues Schwindelunternehmen einzutreten, an welchem die Dame selbst beteiligt ist. Chiltern verweigert dies und steht infolgedessen am Rande des Verderbens, um so mehr, als seine streng moralisch gesinnte Frau Mitwisserin des Ganzen wird. Da gelingt es seinem Freund Goring, mit Hilfe eines von diesem gefundenen Armbandes, die Erpresserin selbst als Diebin zu entlarven und — „die Sonne darf nun wieder scheinen". Der versöhnende Schlußakkord steht natürlich in Dur. Man sieht, das Ganze ist zusammengesetzt aus englischen Detektiv- und französischen Sensationsmotiven und der blasse, nüchterne und von außen kommende Zufall muß eingreifen mit der Pratze des Schicksals, um Sir Robert Chiltern und Sir Oskar Wilde aus ihren gesellschaftlichen und dramatischen Schwulitäten zu helfen. Bedeutend ist an dem Stück nur die wirklich geistvolle Führung des Dialogs, der voll ist von blendenden Paradoxen. Allerdings läuft er nur ganz oberflächlich neben der Handlung her, er gibt sich nicht aus ihr und tut seinerseits nichts zu ihrer Vertiefung. Das ganze Stück ist eine offene Nebeneinanderstellung von Geist und Banalität und kann auf alle Fälle nur verklausulierten Beifall oder ebensolche Ablehnung finden. In München war dank des vorzüglichen Spiels unter Basils trefflicher Regie das erstere der Fall. Schlechthin meisterhaft war Monnards Goring durchgeführt, der in Spiel und Maske so wunderbar vorhandenen Vorbildern der englischen Geldaristokratie nachgebildet war, wie man es kaum für möglich halten würde.

Aus dem Konzertleben. Die Nachzügler werden nicht alle. Unter dem anspruchsvollen Titel „Nationaldank für Richard Wagner" veranstaltete der Landesausschuß für die Richard Wagner-Stipendienstiftung zugunsten seiner Zwecke ein Konzert mit befremdlichem Programm, das zu mancherlei Bedenken Anlaß gab. Da las z. B. Direktor Schrumpf Wagners Leichenrede für Weber und der Lehrergesangverein sang darauf den von Wagner für diesen Zweck komponierten Bestattungschor. Nachdem auf diese Weise der große Romantiker nochmals sozusagen in effigie begraben worden war, legte Direktor Schrumpf zum zweitenmal den Grundstein des Bayreuther Festspielhauses mit der Vorlesung der bekannten Rede Wagners, wobei er mit den einleitenden Worten „Ich bin heute an einen Platz gestellt, wie ihn gewiß vor mir noch nie ein Künstler einnahm" allerdings auch für seine Person vollauf Recht hatte. Dieser Rede folgte aber nicht die historische neunte, sondern die dritte Symphonie von Beethoven, vom Hoforchester unter Mottl glänzend vorgetragen. Den Schluß

bildete das „Liebesmahl der Apostel", das der Lehrergesangverein unter Professor Viktor Gluths begeisterter Direktion in überaus edler, klangschöner Weise vortrug. Wir wollen nur hoffen, daß kein Naiver das Konzert besuchte mit der Absicht, Wagner in seinen Höhepunkten kennen zu lernen; er wäre kaum auf seine Rechnung gekommen.

Der Orchesterverein erfreute sich eines bedeutenden Erfolges mit der Aufführung zweier fast unbekannter musikalischer Einakter: Die reizende Jugendoper von Saint Saëns „La princesse jaune" (die gelbe Prinzessin), deren Musik in so espritvoller Weise das holländisch-japanische Doppelmilieu zu treffen und festzuhalten weiß, und die kleine, harmlos lustige, musikalisch überaus flott und witzig gehaltene Offenbachiade „Die Tante schläft" von Henri Caspers. Das Orchester unter der tüchtigen Führung von Prof. Heinrich Schwarz und Kapellmeister Hermann Abendroth war so vortrefflich wie die künstlerische Inszenierung. Von den auftretenden Künstlern verdient Frl. Helene Stägemann als gleich vornehme wie echt empfindende Künstlerin hervorgehoben zu werden.

In Würzburg hat unter Leitung von Hofrat Dr. Kliebert die Uraufführung eines neuen Oratoriums „Das letzte Abendmahl" von P. Hartmann von an der Lan-Hochbrunn mit großem Erfolge stattgefunden. Man rühmt dem Werk Einfachheit und Schlichtheit, wirklich religiöse Empfindung und entschiedene Absage an alle nur effektvolle Aeußerlichkeit nach.

Ueber die diesjährigen Wiesbadener Bühnenfestspiele liegen die verschiedensten Berichte vor, aus deren Inhalt die objektive Diagonale zu gewinnen überaus schwierig ist. Es wurden Werke gegeben, deren Wahl für so besondere Zwecke nicht sehr glücklich ist: Webers „Freischütz", der eine ganz sonderbare Ausstattung erfahren haben soll, Schillers „Jungfrau von Orleans", die man sehr wirkungsvoll herausbrachte, die aber durch eine speziell für diesen Zweck hinzukomponierte, dem Stoff nicht gewachsene Musik befremdete, Chelius Oper „Die vernarrte Prinzeß", deren Aufführung J. O. Bierbaum, den Verfasser des Librettos, zu einer energischen, überaus scharfen Richtigstellung herausforderte, und endlich Delibes reizendes Ballett „Coppelia", das allerdings auch in der besten Wiedergabe an solcher Stelle einiges Kopfschütteln erregen darf. Die Begeisterung, welche die früheren Wiesbadener Bühnenspiele erregten, vermissen wir diesmal durchweg. Populär sind sie nicht geworden und wollen es auch nicht werden; ihre glänzende Gestaltung und das äußere Drum und Dran scheinen es hauptsächlich zu sein, was sie dem weiteren Interesse immer wieder zuführt. Wieweit die Einflußnahme Höchstgestellter auf sie reicht, läßt sich nicht ermessen. Soviel ist sicher: Bei jedem Menschen, der mit dem Leben in Zusammenhang steht, ist Kunst Empfindungssache, und der allgemein herrschende Geschmack läßt sich nicht be- noch umstimmen. In solchen Fragen seiner und nur seiner Meinung zu folgen bleibt ein moralisches Recht eines jeden einzelnen. Sollten die Wiesbadener Festspiele eine propagandische Tat nach dieser Richtung bedeuten, so werden sie nie einen nachhaltigen Erfolg haben. Durch Chelius, Delibes und Schlar läßt sich der Deutsche nicht aus der Fassung bringen. Sind aber die Aufführungen lediglich dem Wunsche entsprossen, wie früher eine Stätte feinster Hofkunst abzugeben, so wird man sich vor ihrem „national-ökonomischen" Wert beugen müssen und ihren Bestand nur herzlich begrüßen dürfen vermöge ihrer wiedererweckten, außergewöhnlichen Art.

München. Hermann Teibler.

Vom Büchertisch.

„Pius X., seine Handlungen und seine Absichten." (Gedanken und Anmerkungen eines Beobachters.) Seit langem hat keine Publikation so großes Aufsehen erregt wie obige Broschüre, welche zuerst in Rom erschien und als direkt vom Heiligen Vater Papst Pius X. inspiriert bezeichnet wurde. Das Büchlein ist eine kostbare Fundgrube praktischer Anregungen für zeitgemäße Reformen in der Leitung der katholischen Kirche; insbesonders werden mit großer Sachkenntnis und Gründlichkeit Fragen der Erziehung und Ausbildung des Klerus behandelt. Die Kapitel über die obersten kirchlichen Behörden, speziell Kardinäle, Prälaturen und Nuntiaturen, haben allseits lebhafteste Besprechung gefunden. Es ist daher ein sehr dankenswertes Unternehmen der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg gewesen, daß sie uns eine vorzügliche deutsche Uebersetzung des Werkchens (Preis 1 Mark, zu beziehen durch alle Buchhandlungen) zugänglich gemacht hat. Unsere Leser werden gewiß nicht versäumen, das Büchlein ihrer Bibliothek einzuverleiben. —r.

Aus Bädern und Kurorten.

Neuenahr im Mai. Tausend fleissige Hände regen, helfen sich in munterem Bund, um all die Verbesserungen und Verschönerungen zur Vollendung zu bringen, welche unser schmucker Kurort in der diesjährigen Saison seinen Besuchern zeigen und zur Benutzung bereitstellen wird. Aus einer Tiefe von 376 m steigt ein neuer mächtiger Sprudel empor, dessen Gehalt an gelösten Stoffen ihn bei voraussichtlich erheblich wärmerer Temperatur in dieselbe Klasse von Heilwässern einreihen wird, wie seinen ruhmbedeckten älteren Bruder, den allbekannten „Grossen Sprudel", in dessen unmittelbarer Nähe die neue Quelle auch gelegen ist. Die Kurdirektion hat keine Opfer gescheut, das ihr gehörige Kurhotel ganz umfassenden Verbesserungen zu unterwerfen. Automatisch schliessende Pendeltüren verhindern jede Zugluft in den lichten, breiten, durch die Lincrustabekleidung doppelt vornehm aussehenden Flurgängen, zu welchen uns ein neuer elektrischer Fahrstuhl schnell und sicher hinbringt. Eintrittshalle, Erfrischungs- und Erholungsraum sind mit dem feinsten Geschmack der Neuzeit entsprechend eingerichtet, welchen sich das vollständig umgebaute Restaurations- und grosse Speisezimmer würdig anschliessen. Ein reizend gelegenes und höchst geschmackvoll ausgestattetes Damen- und das neue nicht minder anheimelnde Rauch- und Billardzimmer beschliessen die Reihe dieser in der Tat grossartigen Verbesserungen. Der Clou der neuen Saison ist das mit einem Kostenaufwande von einer Million Mark im heiteren Barockstil neuerbaute Kurhaus mit seinen Restaurations-, Konzert-, Theater- usw. Räumen. In einer Länge von 170 m zieht es sich gleich dem stattlichen Kurhotel gerade gegenüber am rechten Ufer der Ahr entlang. Auf weiten Marmorstufen steigen wir zu der ganz in Marmor gehaltenen Vorhalle empor, welche direkt zum grossen Theater- und kleinen Konzertsaal führt. Weiss, Gold und zartes Grün sind die Farben des Festsaales, welche ausserordentlich harmonisch aufeinander stimmen. Die Bühne ist durch einen eisernen Vorhang von dem über 800 Personen fassenden Zuschauerraum getrennt. Der nebenan liegende Konzertsaal hat etwas kleinere Masse; auch er macht in seinem hellen, mit Gold durchwirkten Kleide einen überaus eleganten Eindruck. An diese höheren Genüssen geweihten Stätten schliessen sich ahraufwärts die Restaurationsräume, und zwar zunächst die Säle, welche auf die langgestreckte, geschlossene und offene Veranda ausmünden. Talabwärts mit dem Blick auf die Landskrone befinden sich die lichten Lese-, Spiel- und Unterhaltungszimmer. Im Erd- und Kellergeschoss sind die Theaterkasse und die Garderobe nebst den dazu gehörigen Einrichtungen und die Wirtschaftsräume untergebracht. Soviel steht fest: Schön, fast zu schön ist diese neue Bereicherung der Monumentalbauten Neuenahrs; doch demnächst wird auch dieser in seiner Pracht vollendet dastehen und mit herzlichem Willkommen die freundlichen Besucher aufnehmen, welche ihm recht zahlreich gegönnt sein sollen.

Oberwaid bei St. Gallen. Eine Frühjahrskur gibt am sichersten die Grundlage zu dauernder Gesundheit. Gerade die Frühjahrssonne ist überaus wirksam. Ihre Strahlen beeinflussen am besten das kranke Nervensystem, Bleichsucht, Blutarmut und Stoffwechselkrankheiten. Milde Frühjahrsluft lässt frisches Blut entstehen. Schlechte Stoffe werden ausgeschieden, und was nicht durch Darm, Nieren oder Schweisssekretion entfernt wird, macht sich als Ausschläge, Flechten usw. bemerkbar. Konstitutionelle Krankheiten, Katarrhe, Dysämie, Frauenleiden, Rheumatismus, Gicht, Ischias, alles besonders als Winterleiden bekannte krankhafte Erscheinungen erfordern gerade im Frühjahr, im Wandel der Natur, besondere Aufmerksamkeit. Luft, Sonne, Höhenklima und eine individuelle Behandlungsweise müssen zusammenwirken, dass den chronischen Kranken Sommer und Sonne die volle Genesung bringe. Darum heisst es, rechtzeitig im Frühjahr mit der Kur beginnen, will man gute Frucht ernten! — Bei dem sehr oft plötzlichen unerwarteten Temperaturwechsel im Frühjahr darf der Kranke keinen Rückfällen ausgesetzt werden, und hierfür ist nach Ansicht erster balneologischer Autoritäten das gleichmässige, klare, reinluftige, voralpine Höhenklima am besten geeignet. Für Frühjahrskuren ist daher das so reizvoll gelegene Sanatorium Oberwaid bei St. Gallen unter der Oberleitung des bekannten Direktors Otto Wagner besonders geeignet. Zwei Aerzte und eine Aerztin verbürgen eine sach- und fachgemässe Aufsicht und Ausführung der Kurverordnungen. Alles Nähere besagt der reichillustrierte Prospekt, der gratis zugesandt wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, Oesterr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a.
Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 24. München, 11. Juni 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Pfingsten.

Der fünfzigste Tag nach des Herrn glorreicher Auferstehung war angebrochen. Es war die dritte Stunde des Tages. Die Zwölfe waren im Saale zu Jerusalem versammelt. Da erhebt sich ein gewaltiges Tosen wie von einer plötzlich erstehenden Windsbraut, über den Häuptern der Versammelten schweben feurige Zungen; sie werden erfüllt vom hl. Geiste und beginnen zu reden in fremden Sprachen. Das Werk, welches der Herr in den Herzen seiner Getreuen begonnen und mit seinem Tode besiegelt hatte, ward an dem denkwürdigen ersten Pfingsttage zu Jerusalem **vollendet und gekrönt** durch die Sendung des Geistes.

Pfingsten — das Fest der **Vollendung**! Sagt uns das nicht schon die Natur, die zu Pfingsten ihren Frühlingsschmuck vollendet hat und nun im schönsten Kleide sich zeigt? Stieg nicht die keimende, wärmende und treibende Kraft des Geistes im Frühlingsbrausen hernieder auch auf unsere Fluren und Auen, um sie aus dem starrenden Winterschlafe zu erwecken und in vollendete Schönheit zu kleiden?

Wo Gottes Geist weht, dort ist Vollendung. Zu verschiedenen Zeiten haben verschiedene Geister sich geltend gemacht im Menschenherzen, in der Wissenschaft, in der Weltgeschichte. Haben diese Geister alle die Vollendung gebracht? Wohl hat mancher Geist mit wütendem Brausen sich breit gemacht auf unserer Erde; aber sein Odem war gar oft verzehrende Glut und seine Frucht war Zerstörung.

Es frohlockte die Menschheit, als der **Geist der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit** seinen Triumphzug antrat; man erwartete die goldene Aera; wie Brüder sollten sich nunmehr die Menschen einander in den Armen liegen und des Lebens sich freuen. Aber welche Enttäuschung folgte diesen Erwartungen! Wohl war das Brausen dieses Geistes gewaltig, wie das Brausen des aufgeregten Meeres; aber statt Freiheit brachte er Knechtung, statt Brüderlichkeit Haß und Verfolgung, statt Gleichheit das Recht des Stärkeren. Die Menschheit, beseelt vom Geiste der sogenannten Menschenrechte, hoffte zu wandeln auf blumigen, mit Rosen bestreuten Pfaden der Lust, und sie mußte dafür waten im Blute — in rotem, triefendem Menschenblute!

Es brauste über die Erde hinweg der **Geist der Herrschsucht**, der Eroberungslust und Ländergier. Blendend und glänzend und weltbewegend trat er auf und verhieß denen, die dem Banner des Welteneroberers folgten, Ehre, Ruhm, des Lebens höchsten Preis. Seine Früchte aber waren: Leichen, Wunden, verwüstete, menschenleere Länder, rauchende Wohnstätten und der Fluch von Millionen Zertretener.

Von den alten Hedonikern angefangen, welche die ἡδονή, die Lust, als des Menschen höchstes Ziel bezeichneten, bis auf unsere Tage hat der **Geist der Sinnenlust** nicht aufgehört, sich geltend zu machen. Mit süßem, kosendem, aber um so gefährlicherem Zephirhauche hat er Tausende und aber Tausende umgaukelt und ihnen den Himmel auf Erden versprochen. Seine Früchte aber waren: entnervte Geschlechter, degenerierte Völker, endlicher Zusammenbruch infolge sittlicher Fäulnis und Verderbtheit.

Und die Geister, die in der **gottentfremdeten Wissenschaft** sich breit gemacht haben und breit machen — brachten sie etwa die Vollendung? Alle versprachen das reinste Licht, die lauterste Wahrheit, die höchste Erleuchtung; alle glichen in ihren Versprechungen **dem** Geiste, der gesagt hatte: „Ihr werdet Gott gleich sein!" Aber sie erwiesen sich als glänzende Irrlichter, die den Menschen auf Irrwege führten; ihre Früchte sind: Erniedrigung des Menschen bis zum Tiere im Materialismus; öde, glaubensleere Herzen, die nicht standhalten in den Stürmen des Lebens; Menschen, die der Verzweiflung anheimfallen, da die Wissenschaft allein ihnen keinen Halt geben kann. Wir sahen Männer, die himmelstürmend Gottes ewige Vernunft entthronen und ihr Licht an Gottes Stelle setzen wollten, wie sie von diesem erträumten hohen Thron herabstürzten gleich einem Blitz vom Himmel und im Fleische endeten; wir sahen Männer, die im stolzen Selbstgefühl Gottes Geist und Gnade verschmähten und behaupteten, sie könnten aus eigener Kraft mit stoischem Gleichmute alles ertragen, die aber beim ersten Anprall des hereinbrechenden Unheils zusammenknickten und in der Selbstvernichtung ihren traurigen Trost suchten und fanden.

Wollen wir in stiller Stunde in unserem eigenen Herzen Einkehr halten, so werden wir, wenn wir aufrichtig sind, be-

kennen müssen: auch in dem Mikrokosmus unseres Herzens haben verschiedene Geister im Laufe unserer Jahre sich breit machen wollen.

Wie viele Enttäuschungen, wie viel traurige Erfahrungen, wie viel Herzeleid wäre uns erspart geblieben, wenn wir stets Gottes Geist in uns hätten wehen und herrschen lassen! Gottes Geist bringt dem einzelnen die höchste sittliche Vollendung; er bringt der Wissenschaft das einzig wahre Licht; er bringt der Welt die Liebe und den Frieden. Veni sancte spiritus!

L. J. Biesendorfer.



Was verdankt die Kirche Deutschlands dem hl. Bonifatius?

Zur Erinnerung an den 1150jährigen Todestag.

Von

Dr. Peter Anton Kirsch.

(Schluß.)

Unter solcher Pflege erblühte inzwischen in Thüringen, Hessen und Ostfranken eine deutsche Provinzialkirche, welche alle übrigen Kirchenprovinzen des fränkischen Reiches an religiösem und an geistigem Leben weit übertraf. In diesen wurden Stifte von Aebten, die nicht lesen und nicht schreiben konnten, verwüstet; Bonifatius aber ließ die Klöster sich mehren, die zwar arm, desto reichere Sitze der Wissenschaft und Bildung waren. Während dort die Bischöfe in den weltlichen Angelegenheiten aufgingen, stand hier ein Mann an der Spitze, der mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit seine geistlichen Pflichten erfüllte. Hinreichend dient zur Charakteristik seines wissenschaftlichen Strebens, daß er noch als sechzigjähriger Greis auf die Vervollständigung seines Büchervorrates bedacht war. Er erbat sich aus seiner Heimat Kommentare zu den paulinischen Briefen und schreibt dabei an einen ehemaligen Schüler: „Ueberhaupt was Du in der Bibliothek etwa findest und wovon Du meinst, daß es mir nützlich sei, während ich es nicht kenne oder es nicht abschriftlich besitze, das unterlasse nicht, mir zu schicken."

Bonifatius schien um diese Zeit an einem Wendepunkt seines Lebens angekommen zu sein; die thüringisch-hessischen Kirchenverhältnisse waren geordnet, der päpstliche Auftrag erfüllt, und nun richteten sich seine Gedanken wieder auf seinen Lieblingsplan, die Missionsarbeit, welche er in Sachsen aufnehmen wollte. Er dachte auf Enthebung von seiner bisherigen Stellung und machte sich im Jahre 738 zum drittenmal auf die Reise nach Rom.

Gregor III. lehnte jedoch seine Bitte auf Verzicht des Erzbistums sofort und aufs entschiedenste ab. Im Vergleich zu dem, was Bonifatius in fünfzehnjähriger Tätigkeit erreicht hatte, sollte er zur Verwirklichung noch viel weitaussehender Pläne mitwirken. Er sollte die bayerische und allemanische Kirche reformieren, in Hessen und Thüringen neue Bistümer gründen. In Rom gab es damals eine zahlreiche deutsche Kolonie, Franken und Bayern und Angelsachsen, die sich bei den Gräbern der Apostelfürsten niedergelassen hatte, und aus ihr scharten sich eine Anzahl bewundernd um den großen Bischof, und gar manche erklärten sich bereit, an der Arbeit in Deutschland teilzunehmen. Es genügt auf den einen Namen Wynnebald hinzuweisen. Und gerade bei seiner Rückkehr aus der ewigen Stadt im Jahre 739 richtete der Fürst des Herzogtums Bayern, der Agilolfinger Odilo, an Bonifatius die Aufforderung, sich bei ihm einzufinden, welcher der Bischof mit Freuden folgte.

In der kürzesten Zeit gelang ihm Wichtiges, die Ordnung bayerischer Bistümer, sowohl hinsichtlich der Abgrenzung der Diözesen als der Wahl von Bischöfen. Vivilo erhielt das Bistum Passau. Gaubald wurde mit dem neubegründeten Bistum Regensburg betraut; auf den Stuhl des heiligen Rupert in Salzburg wurde ein gewisser Johannes erhoben; ein viertes Bistum wurde in Freising errichtet und dasselbe erhielt Korbinians Bruder Erimbert.

Die nächste Aufgabe des Bonifatius war die Visitation des bayerischen Klerus und die Entfernung untauglicher Elemente aus demselben. Hierbei mußte er sich freilich nur auf Festlegung der nötigen Gesichtspunkte beschränken, während die Lösung der Aufgabe den neu ernannten Bischöfen zufiel.

Die Beschlüsse einer bayerischen Synode, von welcher Jahr und Ort uns zwar unbekannt sind, weisen jedoch gleichfalls auf die nächsten Jahre nach der Reorganisation der Kirche Bayerns hin. Und Hand in Hand ging hiermit, wie überall, wo Bonifatius seine segensreiche Tätigkeit entfaltete, die Neugründung von Klöstern: Altaich, Benediktbeuern, das er eingeweiht haben soll u. a.

Bonifatius legte nach Erreichung dieses Zieles die Hände nicht ruhig in den Schoß; er ging an die Gründung neuer Bistümer in den hessisch-thüringischen Landen. Das hessische Bistum Buraburg übertrug er Witta, einem seiner angelsächsischen Gefährten. Als Bistum für Thüringen konnte nur die Stätte in Betracht kommen, welche schon längst eine Art Mittelpunkt für die Maingaue war, — Würzburg, mit welchem aus der Umgebung des Bonifatius derjenige Mann betraut wurde, der sich am besten zum Kirchenfürst eignete, — Burchard; und endlich Erfurt, welches vermutlich einem gewissen Dadanus als Sprengel zugewiesen wurde. Die Weihe dieser drei Bischöfe fand spätestens im Sommer 741 statt. „Damit war ein bedeutendes Ziel erreicht; dem Werke des Bonifatius in Mitteldeutschland war die Gewähr der Dauer verliehen."

Damals mindestens 65 Jahre alt, stand er in den Jahren, in welchen in der Regel das Lebenswerk des Menschen zum Abschluß kommt. Und doch begann für einen Bonifatius jetzt erst die Zeit der tiefgreifendsten Tätigkeit. Zwei Provinzialkirchen hatte er organisiert; nun wurde er berufen, die fränkische Kirche zu reorganisieren. Daß die Reform der fränkischen Kirche wichtiger war als alles, was er bisher erreicht, konnte er sich nicht verhehlen und sich bei seiner Kenntnis, die er vom fränkischen Klerus hatte, auch nicht die Schwierigkeiten verhehlen, die seinem Unternehmen erwachsen würden.

„Karlmann," so berichtet er bei Beginn des Jahres 742 an den Papst Zacharias, „der Herzog der Franken, berief mich zu sich und forderte mich auf, in dem Teil des Frankenreichs, der seiner Herrschaft untersteht, eine Synode zu halten. Und er versprach, daß er die Frömmigkeit in der Kirche, die schon lange Zeit, länger als 60 oder 70 Jahre, unterdrückt und zerstört ist, etwas reinigen und fördern wolle."

Bereits am 21. April 742 (nach anderen 743) fand die von Karlmann gewünschte Synode statt und wenn die Verwirrung in der Kirche mit der Auflösung des Episkopates begonnen hatte, so sollte auch die Besserung an diesem Punkte einsetzen. „Wir haben", erklärt Karlmann, „in den Städten Bischöfe aufgestellt und über sie als Erzbischof Bonifatius gesetzt, welcher der Abgesandte des hl. Petrus ist". Zur Weiterführung der Reform sollten fernerhin alljährlich Synoden in Gegenwart Karlmanns abgehalten werden. Mit der Besetzung der Bistümer sollte zugleich die Wiederanerkennung des Diözesanverbandes ins Leben treten. Jeder Pfarrer sollte seinem Diözesanbischof unterworfen sein und alljährlich ihm Rechenschaftsbericht über seine gesamte Amtsführung erstatten.

Die sämtlichen Beschlüsse hatten die Wiederherstellung der zerstörten Gliederung der ostfränkischen oder austrasischen Kirche und der Disziplin unter Klerikern und Gemeinden zum Zwecke.

Die Reformbeschlüsse der ersten deutschen Nationalsynode hatten genau genommen nur die Bedeutung eines Programms; in dem Augenblick, in welchem sie gefaßt wurden, ließ sich nicht bemessen, ob ihre Durchführung möglich sein werde. Trotz aller Schwierigkeiten, welche ihm die „Hinterlist falscher Brüder" mehr als die Schlechtigkeit der Heiden bereitete, über welche er in den Briefen an seine angelsächsischen Freunde rührende Klage erhebt, konnten seit dem Jahre 742 eine Anzahl fränkischer Bistümer neu besetzt werden: Utrecht, Metz, Verdun, Lüttich, Speyer.

Um diese Zeit führte die Spannung zwischen Odilo von Bayern und den Söhnen Karl Martells zum Kriege, welcher mit einem vollständigen Siege der Franken endete. Der fränkische Sieg hatte eine Veränderung der kirchlichen Einteilung Bayerns zur Folge. Damals wurde der westliche Teil des Nordgaus

von Bayern getrennt und in Verbindung damit steht die Gründung des Bistums Eichstätt, als dessen erster Bischof Willibald, der Bruder Wynnebalds, erscheint. „Man kann von einem kirchlichen Erfolg der Niederlage Odilos reden. Hätte er gesiegt, so würde sich die bayerische Kirche von den übrigen deutschen abgesondert haben. Das unterblieb nun; die bayerische Kirche wurde ein Glied der deutschen Gesamtkirche. Bonifatius übte Metropolitanrechte über sie."

Im westlichen Teil des Frankenreiches (Neustrien), welches Karl Martells Sohn Pippin zugefallen war, mußte Bonifatius seine Tätigkeit zunächst auf Rat und Unterstützung beschränken. Pippin stellte aus eigner Initiative die hierarchische Ordnung wieder her und Bonifatius lieh ihm bereitwillig seine Mithilfe, indem er die Erzbischöfe der drei Sprengel Rheims, Sens und Rouen konsekrierte.

Die Wichtigkeit dessen, was in den drei Jahren nach dem Tode Karl Martells (741) geschah, läßt sich kaum hoch genug anschlagen. Im Jahre 741 war der Verfassungsorganismus der Kirche nicht mehr vorhanden; das materielle Substrat für ihren Bestand, das Kirchengut, war ihr entrissen; eine große Anzahl von Bistümern war unbesetzt; andere kirchliche Aemter waren in Händen von Männern ohne jede kirchliche Gesinnung. In allen diesen Beziehungen haben Karlmann und Pippin, unterstützt von Bonifatius, die Ordnung wiederhergestellt. „Sie unternahmen eine Reform im großen Stil."

Grundsätzlich wurde die Reform der fränkischen Kirche in diesen drei Jahren vollendet, wenn auch an der Durchführung im einzelnen noch lange Jahre gearbeitet werden mußte und noch viele Schwierigkeiten zu überwinden waren.

Der kirchliche Zustand, der von Bonifatius im mittleren Deutschland, am Main und in Hessen, hergestellt war, bot das Vorbild für die Reorganisation der rheinischen Kirche, und von hier pflanzte sich die Reformbewegung nach dem westlichen Teile des Reiches. Die Wirksamkeit des Erzbischofs, soweit es die allgemein kirchliche Entwickelung betraf, fand mit der Reformsynode vom Jahre 747 seinen Abschluß.

Nicht große, weit aussehende politische Pläne beschäftigten ihn fürderhin. Sein Ziel war nur noch die Einführung gleichmäßiger kirchlicher Sitten bis ins kleinste und einzelnste; seine Tätigkeit war nun die verhältnismäßig beschränkte eines Diözesanbischofs, „seine Sorgen, die eines Greises, dessen Gedanken sich rückwärts auf das verflossene Leben richten". Große Dinge vollzogen sich damals in Kirche und Welt; Bonifatius nahm nicht mehr teil an ihnen. Er kehrte zu seinen Jugendplänen zurück.

Seitdem er Lul die Nachfolge in seinem Mainzer Sprengel gesichert sah (752), beschäftigte er sich mit den Vorbereitungen für eine Missionsreise nach Friesland, woselbst seit Willibrords Tod die Fortschritte des Christentums ins Stocken geraten waren. Im Frühjahr 754 traf er dorten ein und zeitgenössische Schriftsteller, z. B. Willibald und Eigil, rühmen die Größe des Erfolges, welchen er zu verzeichnen hatte. Den Winter von 754—55 verbrachte er in Deutschland, um beim beginnenden Frühjahr von neuem seine Missionstätigkeit unter den Friesen aufzunehmen. Es war seine letzte Missionsreise; am Flusse Borne wurde er von den Heiden erschlagen und erhielt die Krone des Martyriums am 5. Juni 755. (Nach neueren Forschern, wie Sickel und Oelsner, bereits 754. Bei dem Widerspruch zwischen der Mainzer und Fuldaer Tradition wird sich die Frage kaum endgültig entscheiden lassen.) Mit Bonifatius erlitten Bischof Eoban und die meisten seiner Begleiter den Martertod; später gab man ihre Zahl auf 250 an.

Bonifatius war ein Talent; die Gabe zu organisieren, war ihm verliehen. Er vermochte die Menschen an sich zu fesseln und sie deshalb zu beherrschen. Was alle die großen Männer seiner Zeit waren, war er „reiner und treuer und voller als alle." Er war ein gerader und wahrer Mann, der nicht sich bei seiner Arbeit suchte, sondern die Sache, der er diente. Rührend ist seine Treue, die er seinen Freunden und seinem Vaterlande bewahrte. Schon Jahrzehnte ist er der Heimat entrückt, und doch schreibt er: „Ich freue mich an den Vorzügen und dem Lobe meines Volkes, über seine Sünden und Schanden bin ich bekümmert und betrübt."

Eine durch keinen Zweifel erschütterte Glaubensüberzeugung, ein starkes Pflichtgefühl und eine peinliche Gewissenhaftigkeit traten in den Bund, mit einer seltenen Gabe zu leiten und mit der angeborenen Zähigkeit angelsächsischen Wesens. Auf solcher Unterlage gründete sich sein reicher Erfolg.

Dadurch, daß er den deutschen Episkopat zur Ueberzeugung brachte, die deutsche Kirche könne nur in enger Gemeinschaft mit Rom zur reichen Blüte gelangen, hat er das Fundament zur Einheit der mittelalterlichen Kirche gelegt.

„Ist, was er tat, zu tadeln? fragt der beste Kenner der deutschen Kirchengeschichte, der protestantische Kirchenhistoriker Hauck. Wer vom Standpunkt der konfessionellen Polemik aus die Geschichte der Vergangenheit betrachtet, gibt er zur Antwort, kann annehmen, daß ohne Rom die Entwickelung der mittelalterlichen Kirche eine geradere, gesündere Richtung innegehalten hätte, als sie es wirklich tat. Doch wer so denkt, sollte sich wenigstens darüber nicht täuschen, daß er von Möglichkeiten träumt, bei denen Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit sich mindestens die Wage halten. Welchen Gewinn hat die Wissenschaft, oder sagen wir, die Erkenntnis der Wahrheit von Träumen? Wir fragen lieber nach den Folgen, welche die kirchliche Einheit der mittelalterlichen Welt wirklich hatte. Und hier ist nicht zu verkennen, daß die Einheit der Kirche die Einheitlichkeit der abendländischen Kultur möglich gemacht hat. Was ist aber die abendländische Kultur anders als die Weltkultur? Wer sie in ihrem Werte zu schätzen weiß, wird schwerlich geneigt sein, den Erfolg zu beklagen, welchen die Tätigkeit des größten angelsächsischen Missionars in Deutschland gehabt hat."

Pfingstmorgen im Walde.

In Ehrfurcht steh'n die morgenfeuchten
Waldwipfel, rauschend, traumgebannt.
Von ferne zuckt ein Frührotleuchten
Durchs Land wie mächt'ger Opferbrand.
Wie Weihrauch steigt aus Wald und Garten
Der Rosen Duft zur Sonne kühn,
Es ruh'n in seligem Erwarten
Die Täler, die im Lichte glüh'n.

⁂

O Großstadt, die mich lang umfangen,
In der mein Herz erstarrt, versteint,
Durch deren Rauch und dumpfes Bangen
Kein pfingstlich Wetterleuchten scheint:
Von dir entronnen, heimgegeben
An meiner Heimat mächt'gen Wald —
Wie faßt mich an ein neues Leben
Und neuen Hoffens Glutgewalt!

⁂

Und wie dereinst in Kinderzeiten
Durchschreit' ich dich befreit, versöhnt,
Mein dunkler Wald, durch dessen Weiten
Der Ruf der Ewigkeit ertönt!
Du legst uns pfingstlichhohes Ahnen
Ins Herz, das nicht mehr stürmt und jagt;
Dein Friede, dünkt mich, will uns mahnen
Des Friedens, dem kein Ende tagt.

Scheßlitz bei Bamberg. T. Krapp.

Kleine Reichsbanknoten.

Von

H. Osel, Mitglied des Reichstages.

Am 19. Mai dieses Jahres sah der Reichstag wieder einmal das Schauspiel, wie das Festlegen auf eine Theorie der Objektivität des Urteils schadet. Es handelt sich um eine neue Vorlage, in welcher die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 und 20 Mark gesetzlich ausgesprochen werden soll. Den Gegensatz bilden die Reichskassenscheine, die das sogen. Papiergeld bilden und technisch nicht mit Gold gedeckt sein müßten. Bei uns aber sind sie mit den 120 Millionen Gold im Juliusturm tatsächlich gedeckt, denn der Wert unserer 50 und 20 und 5 Mark-Kassenscheine beläuft sich im ganzen seit 1890 auf eben 120 Millionen Mark. Die Reichsbanknoten sind im Gegensatz zum Kassenschein Schuldscheine. Sie müssen bis zu einem Drittel ihres Gesamtwertes Golddeckung haben. Tatsächlich aber ist der hierzu nötige Goldvorrat der Reichsbank stets ein größerer gewesen — bis zu 60 und 70 Prozent, ja sogar Ueberdeckung an Gold war vorhanden. Als Reichsbanknoten haben wir solche zu 1000 und zu 100 Mark. Höhere Noten als zu 1000 und solche zu 200 und 500 Mark kamen wegen mangelndem Bedürfnis überhaupt nicht zur Ausgabe. Die Summe derselben ist nur begrenzt durch die vorher erwähnte Vorschrift der Deckung des dritten Teiles ihres Wertes in Gold. Jedoch existiert ein anderes und absolut wirksames Mittel, die etwa gefahrbringende Höhe der Banknotensumme zu beschränken, nämlich die Vorschrift, daß die Reichsbank bei einem Notenumlauf über 470 Millionen Mark hinaus 5 Prozent Steuer zu entrichten hätte. Das wäre ein so „teures" Gold, daß hierin allein schon die an sich unbegrenzte Höhe des Notenumlaufs eben ihre Grenze findet.

Das neue Gesetz bezweckt nun keineswegs, etwa eine neue Stückelung der Reichsbanknoten unter gleichzeitiger Vermehrung der Notensumme überhaupt herbeizuführen. Es handelt sich einzig und allein um Einziehung eines kleinen Teiles der bisherigen 100 Marknoten und deren Ersetzung durch Noten zu 50 Mark und 20 Mark. Deren Umlauf läßt sich ebensowenig wie der höherwertiger Banknoten erzwingen. Wenn das Bedürfnis dafür nicht mehr vorhanden ist, so wandern sie von selbst der Reichsbank wieder zu, die ja stets zur Einlösung verpflichtet ist.

Die Theoretiker — es fanden sich Gold- und Silberwährungsmänner dabei Arm in Arm — ignorieren alle die oben erwähnten gesetzlichen Sicherheiten und steuerlichen Beschränkungen und klammern sich an die Behauptungen, daß man diese kleinen Banknoten dem Publikum aufzwingen und ihnen so den Charakter des neuen Papiergeldes geben wolle. Das hätte zur Folge, daß sie überhaupt nicht mehr aus dem Verkehr kämen und dafür das Gold verdrängten, das sich dann in der Reichsbank anhäufen würde. Dazu bemerkte der Reichsbankpräsident Koch im Reichstag u. a.: „Lord Goschen hat vor etwa 15 Jahren als damaliger Schatzkanzler in der Handelskammer zu Leeds eine Rede gehalten, worin er sagt: 30,000 Pfund in den Taschen des Volkes seien nicht so viel wert, wie 20,000 in der Bank von England." Das ist zweifellos richtig, denn die Bank kehrt die 20,000 Pfund so oft um, hilft damit so vielen und hat davon viel mehr Nutzen, als die hunderte Kleiner, auf die sich etwa die 30,000 Pfund verteilen. Anderseits aber übersehen die Gegner der kleinen Banknote eben — wohl geflissentlich — daß die Reichsbank sie umwechseln muß. Deswegen und wegen der wiederholt bewährten Drittelsdeckung und der Steuerbremse ist auch eine Limitierung, d. h. eine feste Begrenzung der neuzubildenden Banknotensummen, nicht nötig.

Was dann noch die Bedürfnisfrage anlangt, so ist dieselbe gerade seitens der Reichsbank völlig nachgewiesen, im übrigen auch aus dem Reichstag selbst wiederholt als vorhanden betont worden.

Die Reichskassenscheine zu 50 und 20 Mark würden dann — das ist der Wunsch des Hauses auch gewesen — einzuziehen und etwa in demselben Gesamtbetrag wie bisher durch 5- und 10-Markscheine zu ersetzen sein. Zweckmäßig wäre es, die beiden Gesetze über die neuen Banknoten und die neuen Kassenscheine zusammen zu behandeln oder, falls das nicht möglich ist, das neue Banknotengesetz nicht eher in Kraft treten zu lassen, als bis sein Vetter, das neue Kassenscheingesetz ebenfalls entschieden ist. Aber von Verschlechterung der Währung, von Zettelwirtschaft zu reden, ist hier kein Anlaß. Derartige Schwarzmalereien sind wohl theoretische Pinselversuche, die auf wirklichen Wert recht wenig Anspruch haben dürften.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Tu, felix Borussia, nube!

Die Hochzeit des deutschen Kronprinzen.

Als das Epigramm der felix Austria den Hochzeitsrat gab, zielte es auf die territorialen und politischen Vorteile, die sich aus den Ehebündnissen ergaben. Bei der jetzigen Hochzeit im preußischen Königs- und deutschen Kaiserhause fehlt die hochpolitische Mitgift vollständig. In noch höherem Maße als bei der Vermählung des regierenden Kaisers. Damals wurde freilich auch keine ausländische Prinzessin zur Anwartschaft auf den Kaiserinthron berufen, sondern eine Tochter des deutschen Landes; aber es kam doch insofern ein politisches Moment ins Spiel, als das beglückte Haus Schleswig-Holstein eine Art von Genugtuung für den Verlust der seinen Namen tragenden Landesteile erhielt. Diesmal ist eine mecklenburgische Prinzessin erwählt worden, und zwischen Schwerin und Berlin steht kein Schatten der Vergangenheit und keine Spekulation der Zukunft. Diese Heirat ist nichts anderes als ein wahres Familienfest, verklärt durch das Andenken an die Königin Luise und den gleichen mecklenburgischen Stamm, die dynastische Heilige Preußens. Als ein Familienfest des Herrscherhauses und des Volkes wird auch die Feier begangen. Am Tage der Einholung, am 3. ds. Mts., zeigte sich in der schönsten Weise die volkstümliche Natur des frohen Ereignisses. Die feiernde Volksmasse kümmert sich nicht um die Deputation der fremden Mächte und wälzt keine politischen Gedanken; sie will nur die erkorene Lebensgefährtin des Kronprinzen und ihre künftige Kaiserin und Königin herzlich begrüßen und wünscht nichts anders, als daß die beiden jungen Fürstenkinder ein glückliches und gesegnetes Familienleben führen mögen. Und gerade deshalb kann man von einer felix Borussia oder felix Germania reden. Das Hohenzollernhaus und das Deutsche Reich sind in der Lage, auf politische Nebenzwecke bei ihren Nuptialien verzichten zu können und dem einzigen Ziele der vernünftigen Familiengründung Folge geben zu dürfen. Deutschland hat ja auch seine äußeren und inneren Schwierigkeiten; aber wenn man den Vergleich zieht mit den Sorgen und Nöten, die in anderen großmächtigen Residenzen zu Hause sind, so stehen unsere Verhältnisse doch noch recht gut da.

Bisher sind die Feierlichkeiten ohne jeden Mißklang unter der herzlichsten Teilnahme des ganzen Volkes verlaufen. Hoffentlich erfüllen sich die Wünsche, die das ganze Volk ohne Unterschied der Parteien dem erlauchten Paare widmet: Seid glücklich an euerem frischen Herdfeuer, wachset und mehret euch und sorget dafür, daß auch künftig der Thron durch ein gesundes und edles Familienleben dem Volke einen behaglichen und vorbildlichen Anblick gewähre!

Es soll uns nicht im mindesten beirren, daß die Herzogin Cäcilie aus einem Staate stammt, der durch eine gewisse Engherzigkeit in konfessioneller Hinsicht hinter der Höhe der Zeit noch etwas zurückgeblieben ist. Schon die bisherige Entwicklung der Prinzessin scheint zu verbürgen, daß sie über die obotritische Beschränktheit weit hinausgewachsen ist, und ihre neue Stellung wird sie gewiß weiterführen zu dem Weitblick und der Unbefangenheit des Urteils, die zu einer vollkommenen Landes- und Reichsmutterschaft im paritätischen Staatswesen befähigen. Auch das katholische Deutschland stimmt in die Hochzeitslieder voll und herzlich ein.

Die vernichtende Seeschlacht.

Welch ein Gegensatz zwischen der frohen Feier in Berlin und der Verzweiflung in St. Petersburg! Verzweiflung ist das richtige Wort; denn der Zar hat seinen letzten Trumpf ausgespielt, seinen allerletzten, und den Stich sowie die ganze Partie verloren.

Das Aufgebot der zwei baltischen Geschwader und ihre glückliche Vereinigung zu einer numerisch sehr imposanten Flotte hatte wieder etwas Vertrauen erweckt, auch außerhalb Rußlands. Um so mehr, als man vielfach die klug berechnete Zurückhaltung Togos nicht richtig verstand. Roschdjestwensky wollte schon bei Hull japanische Torpedoboote gesehen haben, und nun fand er auf der ganzen halbjährigen Fahrt kein Fähnchen mit der aufgehenden Sonne. Auch bei Formosa, wo viele Stubenstrategen einen Kampf erwartet hatten, ließ sich Togo nicht sehen. Er hatte sich ruhig bei Fusan, an der Straße von Korea, auf die Lauer gelegt in der richtigen Berechnung: durch diese hohle Gasse muß er kommen! Nachträglich den russischen Admiral

der Tollkühnheit bezichtigen, weil er den gefährlichen Weg durch den Engpaß von Tschuschima genommen, ist ein leichtfertiges Urteil; der östliche Umweg um die japanische Inselwelt sieht auf dem Papier besser aus als in der Wirklichkeit, die mit jedem Kilogramm Kohlen rechnen muß. Wahrscheinlich wollte Roschdjestwenski den unvermeidlichen Kampf lieber mit frischen und vereinigten Kräften in der Koreastraße als mit geschwächten und verzettelten Kräften im Stillen Ozean versuchen. Es wäre begreiflich, wenn er wenigstens darauf gerechnet hätte, mit einem stattlichen Teil seiner starken Flotte den Durchgang nach Wladiwostok zu erzwingen. Das Wunderbare ist nun gerade, daß die russische Armada nicht bloß geschlagen, sondern vernichtet, mit einer unerhörten Gründlichkeit bis auf einzelne verschwindende Boten des Unheils teils versenkt, teils gekapert ist. Alle Schlachtschiffe bis auf einen alten Panzerkreuzer zu verlieren, und zwar nicht durch die force majeure des Wetters, wie einst bei Philipps Armada, sondern durch die überlegene Tüchtigkeit einer quantitativ nahezu gleichen Flotte des Feindes — das ist etwas Neues, das noch der näheren Erklärung bedarf. Vorläufig steht nur fest, daß Rußland auf der See nichts mehr zu sagen hat und nichts mehr zu sagen haben wird, mag auch der Kriegszustand noch jahrelang dauern. Daraus folgt ferner mit mathematischer Unerbittlichkeit, daß Rußland niemals, auch bei etwaigen Erfolgen des Landheeres nicht, seinen Gegner zu überwältigen vermögen wird. Der logische Schluß lautet: Rußland muß Frieden schließen! Natürlich sträubt sich noch der Petersburger Staats- und Kriegsrat, aber es ist doch ein kleines Vorzeichen zum Guten, daß Präsident Roosevelt offiziell und öffentlich sich als Ratgeber und Vermittler des Friedens vorgewagt hat. Man sollte denken, die neuen Unruhen in Rußland und nebenbei auch die neue Tätigkeit der Anarchisten bei dem Besuch des spanischen Königs in Paris müßten den schwachen Zaren doch endlich zu dem Entschluß des Rückzuges aus der verhängnisvollen Sackgasse bewegen.

Der Schluß des Reichstages.

In der Maienblüte seiner Sünden (der Beschlußunfähigkeit) ist der Reichstag dahingerafft worden. Er hoffte auf Vertagung und wurde plötzlich geschlossen. Die verbündeten Regierungen, so hieß es, trügen Bedenken gegen die einreißende Permanenz des Reichstages. Nach unserer Ansicht ist die Vertagung eine scheinbare und deshalb sehr ungefährliche Permanenz. Aber es hat ja sein Gutes, wenn zeitweilig reiner Tisch gemacht wird. Nur hätte die Regierung sich frühzeitig über ihre eigenen staatsrechtlichen Instinkte klar werden und dem Reichstage eine Galgenfrist zur letzten Ordnung seiner Hinterlassenschaft lassen sollen. Der Reichstag wird nicht rücksichtsvoll behandelt, weder von den oberen noch von den unteren Göttern. Klagen und Protestieren nützt freilich nicht viel, so lange der Reichstag sich die Blößen der chronischen Beschlußunfähigkeit gibt. Dieser traurige Zustand ist der Diätenlosigkeit zuzuschreiben; aber da steckt der circulus vitiosus: der Reichstag braucht Diäten, um zu einer regelmäßigen Arbeitsfähigkeit zu kommen, und er bekommt die Diäten nicht, weil er bei seiner zeitweiligen Arbeitsunfähigkeit der maßgebenden Stelle nicht genügend imponiert. Wenn ein so tüchtiger Präsident wie Graf Ballestrem nach langen Jahren der Sisyphusarbeit noch kein Heilmittel gegen dieses Elend hat finden können, so wird wohl noch keines gewachsen sein. Vielleicht rüttelt die herbe Erfahrung mit der plötzlichen Schließung die saumseligen Abgeordneten soweit auf, daß sie zu Anfang der neuen Herbstsession wenigstens solange Präsenz leisten, bis es gelungen ist, von den mühseligen Berichten und sonstigen kommissarischen Vorarbeiten das Wertvollste, z. B. zu den Pensionsgesetzen, dem Börsengesetz und dem Toleranzantrag, aus dem Papierkorb zu retten und für die Weiterberatung fruchtbar zu machen. Im übrigen muß jeder Unbefangene zugeben, daß der Reichstag trotz seines schleichenden Leidens und ungeachtet der zeitweiligen Obstruktionsversuche doch Jahr für Jahr ein stattliches Pensum solide aufarbeitet. Die Reichsmaschine bleibt doch in leidlichem Gang.

Das preußische Herrenhaus als Hemmschuh.

Die Reform des Berggesetzes ist jetzt vor die preußischen „Herren" gekommen, und wenn man nach der Generaldebatte urteilen wollte, so würden die im Abgeordnetenhause knapp unterlegenen Scharfmacher in der Pairskammer ihre Revanche am Grafen Bülow nehmen. Man rechnet aber doch bestimmt darauf, daß eine genügende Zahl von altkonservativen Herren die Klugheit der Tapferkeit besten Teil sein lassen werden und teils durch Fernbleiben, teils durch Zustimmung unter dem „Zwang der Verhältnisse" der Vorlage zum Passieren verhelfen. Es ist schon ein gutes Vorzeichen, daß man auf Abänderungen und Hin- und Herschieben verzichtet hat und kurzer Hand die Würfel über die ganze Vorlage werfen will.

Inzwischen hat sich das Herrenhaus die „Genugtuung" geleistet, über die noch ungeborene Reichserbschaftssteuer das schärfste Verdammungsurteil auszusprechen. Den vernünftigen Vorschlag, wenigstens etwas eventuelle Besonnenheit zu zeigen und für den ungünstigen Fall die Befreiung der Deszendenten und der Witwen zu fordern, würdigte die radikale Mehrheit nicht einmal der Abstimmung. Der fanatische Beschluß des Herrenhauses bedeutet nichts anderes als die rücksichtslose Zuspitzung des falschen Grundsatzes: das Reich darf nur die besitzlosen Klassen schröpfen, bei Leibe nicht den Besitz belasten! Vielleicht wirkt gerade diese schroffe Einseitigkeit und Selbstsucht aufklärend. Wenn die Regierung nicht geradezu Staatsstreichpolitik treiben will, so darf sie dem Reichstag mit einer so ungerechten und antisozialen Steuerreform, wie die beati possidentes des Herrenhauses sie vorschlagen, überhaupt nicht kommen. Schatzsekretär Frhr. von Stengel wird mit den geschmeidigen und schlauen Gegnern à la Rheinbaben einen schwereren Stand haben als mit den blindeifrigen Interessenpolitikern des Herrenhauses.

Pariser Chronik.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Paris schwimmt in einem Meer von Freuden, das heißt, das amtliche Paris, die Hoteliers, die Speiseanstalten und die Ladenbesitzer der großen und eleganten Straßenzeilen. Wir haben nämlich seit gestern einen königlichen Gast, der nicht wie der König der Belgier bloß Zerstreuung sucht, die er sich daheim nicht gönnen kann, sondern als wirklicher König auftritt und als solcher behandelt wird.

Die Majestät von Spanien ist gestern hier angekommen und wird heute in elegischer Weise von dem größten Teile der Presse begrüßt. Man scheint fast zu glauben, daß es jetzt keine Pyrenäen mehr gebe, obgleich die Geschichte beweist, daß es weder einem Bourbonen noch einem Napoleoniden gelungen ist, die Grenzscheide, welche Spanien von Frankreich trennt, niederer zu zu legen. Und diese Grenzscheide ist nicht allein eine geographische, sondern auch eine politische, mit welcher die Dynastien von Habsburg, Bourbon, Bonaparte, Savoyen, und abermals Bourbon, welche nacheinander den spanischen Thron innehatten, zählen mußten. Wurde nicht Philipp V., der erste Bourbone auf dem spanischen Throne, im Jahre 1720 in einen Krieg mit seinem alten Vaterlande Frankreich verwickelt, obgleich bei dessen Thronbesteigung das famose Wort „Es gibt keine Pyrenäen mehr" gefallen ist?

Der Empfang des Königs unterscheidet sich wenig von dem, welcher im Herbste 1903 dem italienischen Königspaare zuteil wurde. Es ist dasselbe Zeremonial, dieselbe Auffahrt, dieselbe Ausschmückung der Straßen und Plätze. Da in Frankreich bekanntlich alles mit einem Gassenhauer endigt, so hat man auch zu Ehren des königlichen Jünglings auf die Melodie: „Komm, Karline, komm" das Lied Viens, fonfonse, viens gedichtet (fonfonse ist Kosename von Alphons). Ein anderes Lied Viens nous voir Alphonse wird nach der Melodie „Diesen Kuß der ganzen Welt!" gesungen.

Der König ist der Gast des Palais des Auswärtigen, eines Riesenbaues, der sich in den Gärten des ehemaligen Palastes der Herzoge von Bourbon erhebt.

Am Abende seiner Ankunft wohnte er einem Gastmahle [illegible] dem Staatsoberhaupte an. Die zum Elysee-Palaste führenden [illegible]en, Plätze und Brücken waren prachtvoll beleuchtet und vo.. einer ungeheueren Volksmenge angefüllt. Den ganzen Tag hatten wir das prachtvollste Wetter. Heute morgen besuchte der König das Pantheon, die ehemalige Patronalkirche der Stadt Paris, die Basilika von Notre-Dame und das Stadthaus, und heute abend ist Galavorstellung in der Großen Oper. Das Festprogramm für die Königstage ist sehr überladen und muß der König eine sehr gute Gesundheit haben, um alles mitmachen zu können, was das amtliche Programm vorgesehen. Morgen, Christi Himmelfahrt, wird er einer stillen Messe in der Schulkapelle der Pfarrei von Sainte Clotilde beiwohnen und sich dann mit dem Staatsoberhaupte zu einer Heerschau nach Chalons in der Champagne begeben.

In seiner Eigenschaft als Bourbone begegnet der König auf Schritt und Tritt Baudenkmälern, Palästen, Museen usw., welche ihn an seinen königlichen Ahnherrn Ludwig XIV. erinnern, ja seine Wohnung selbst erhebt sich neben dem Palaste, welchen die Herzogin von Bourbon, eine natürliche Tochter seines Ahnherrn, erbauen ließ und welcher jetzt die Amtswohnung des Kammerpräsidenten bildet.

Eine royalistische Zeitung ist naiv genug zu behaupten, daß der dem Könige von Spanien bereitete Empfang auf die monarchischen Gefühle der Menge zurückzuführen sei und versteigt sich dabei zu den gewagtesten Schlüssen.

Leider ist ein starker Wermutstropfen in den Freudenbecher gefallen, als man vorgestern die Niederlage der russischen Flotte erfuhr. (Der vorliegende Pariser Brief war, wie auf den ersten Blick ersichtlich, vor dem mißglückten Bombenattentat auf den an der Seite Loubets nach Mitternacht von der Großen Oper heimkehrenden König geschrieben. D. R.).

Als im Juni 1867, am Tage der Preisverteilung der Weltausstellung im alten Ausstellungspalaste der Elysäischen Felder, die Nachricht der Erschießung des Kaisers Max von Mexiko eintraf, setzte diese Schreckensnachricht einen gewaltigen Dämpfer auf die Festfreude. Die Kaiserin zog sich mitten in der Zeremonie zurück und ganz Paris war von der Nachricht erschüttert.

Das Schicksal wollte, daß eine andere Schreckensnachricht gerade am Vorabende der Ankunft des jungen Königs von Spanien eintraf: die beispiellose Niederlage der russischen Flotte! Der von den Japanern errungene Seesieg kann dem der Engländer von Trafalgar an die Seite gestellt werden. Aber das Unglück der Russen hat die im Jahre 1867 verspürte Bewegung keineswegs hervorgebracht. Es trennen uns nur zwölf Jahre von dem Besuche der Russenflotte in Marseille und der Ankunft des Admirals Avellane zu Paris und nur neun Jahre von dem Triumphzuge des russischen Kaiserpaares hier zu Paris. Die Presse feierte damals diese Besuche in überschwenglicher Weise und brauchte das Beiwort „unvergeßlich" in allen Tonarten. Und jetzt, wo sich so plötzlich das russische Leid zu der spanischen Freud' gesellt hat, scheint die unvergeßliche Sympathie für Rußland die Feuerprobe nicht bestehen zu können. Man läuft mit Kind und Kegel dem spanischen Könige nach, bewundert die Ausschmückung der Feststraßen, die spanischen Uniformen, die Illuminationen und die Auffahrten, aber man kümmert sich wenig um die Schreckenstage vom letzten Samstag, Sonntag und Montag, welche die Kameraden des Admirals Avellane und die Schiffe des Russenkaisers durchzumachen hatten. Man sieht, daß es im Völkerleben oft gerade so zugeht wie im gewöhnlichen Menschenleben. „Hier wird gefreiet, dort begraben", sagt der deutsche Dichter.

Der Rückschlag wird jedenfalls kommen, sobald der königliche Jüngling von Spanien nach England abgedampft sein wird. Schon wird der Wert einer spanischen Allianz abgewogen, die gestern Abend beim Festmahle ausgetauschten Tischreden scheinen darauf hinzudeuten. Allerdings wäre für die wirklichen Interessen Frankreichs ein herzliches Einvernehmen mit Spanien weniger gefährlich und weit billiger als die so viel besungene russische Allianz. Früher sagte man, das Wort „nmöglich" sei nicht französisch. Wird man dasselbe auch von dem Worte „unvergeßlich" sagen können? Man wird die russischen Festtage von 1893 und 1896 bald vergessen und sich an das Greifbare zu halten suchen, welches die spanische Freundschaft mit sich bringen kann, sei es in Form der Erstellung von Schienenwegen durch die Pyrenäen, sei es in freundnachbarlichen Gesinnungen an den Gestaden der Meerenge von Gibraltar.

Das Bonifatiusjubiläum in Fulda.

4. bis 11. Juni 1905.

Von

Chefredakteur **Joseph Baum**.

In unserer glaubensschwachen Zeit, in der das moderne Heidentum immer weiter um sich greift und völlige Glaubenslosigkeit weite Schichten der Bevölkerung ergriffen hat, gewinnt das öffentliche und feierliche Bekenntnis des christlichen Glaubens und der treuen Anhänglichkeit an die hl. katholische Kirche eine ganz besondere Bedeutung, um so mehr, wenn eine große Menge von Gläubigen an dieser Kundgebung sich beteiligt. Ein solch erhabenes und erhebendes Schauspiel für christlich gesinnte Seelen bietet in dieser Woche die alte Bischofsstadt Fulda, wo am Grabe des hl. Bonifatius, des Apostels der Deutschen, Tausende und aber Tausende von nah und fern zusammenströmten, um die 1150jährige Wiederkehr seines Todestages festlich zu begehen.

Bischof Adalbertus von Fulda hatte den gesamten Episkopat von Deutschland und Deutsch-Oesterreich, sowie noch verschiedene Kirchenfürsten aus anderen Ländern, zu denen der hl. Bonifatius in Beziehung gestanden, zu dem Feste eingeladen. Nicht weniger als 37 Kirchenfürsten (3 Kardinäle, 6 Erzbischöfe, 19 Bischöfe und 9 Aebte) sind der Einladung gefolgt, und so sieht man denn bei diesem Feste eine so große Anzahl von hohen kirchlichen Würdenträgern vereinigt, wie man sie in Deutschland noch selten gesehen hat.*) Und ebenso außerordentlich zahlreich war die Beteiligung von seiten der Laienwelt. Alle Stände und alle Klassen der Bevölkerung waren vertreten: Fürsten und Grafen, schlichte Bauern, Handwerker und Arbeiter — alle beseelt von dem gleichen Gedanken, von dem Gedanken nämlich, dem Bischof Adalbertus in dem Hirtenschreiben an seine Diözesanen Ausdruck gegeben hatte mit den Worten: „Kommet zu diesem hehren Feste so zahlreich wie nur möglich, um zu danken, innig zu danken für das kostbarste Kleinod, das wir besitzen, den hl. katholischen Glauben, um zu danken, innig zu danken, für all den Segen, der durch den Glauben an Jesus Christus und seine Kirche dem Vaterland und uns wie unseren Voreltern zuteil geworden ist. Ja, kommt zum Grabe Eures Apostels, um öffentlich zu bekennen, daß Ihr entschlossen seid, unentwegt festzuhalten an dem eingeborenen Sohne Gottes, dem Heiland der Welt und an seiner Kirche, die er auf Petrus den Felsen gebaut hat.

Ja, kommt zum Grabe Eures Apostels, um feierlich zu geloben, daß nichts Euch trennen soll von Rom, von dem Statthalter Christi auf Erden, von dem Mittelpunkt der katholischen Einheit, mit welchem uns der hl. Bonifatius unauflöslich verbunden hat.

Ja, kommt zum Grabe Eures Apostels, um das Glaubensleben in Euch zu erneuern und zu stärken und von den Gnadenschätzen eifrig Gebrauch zu machen, welche die Huld des hl. Vaters uns gewährt hat. So wird die Festfeier zur Verherrlichung Gottes, zur Ehre unseres Apostels, zum Heil Eurer Seelen und zum Besten unserer ganzen Diözese gereichen."

Zur würdigen Vorbereitung der katholischen Bevölkerung auf das Fest war im Dome eine achttägige hl. Mission vorausgegangen, an der die Bewohner der Stadt, Männer und Frauen, sich so zahlreich beteiligten, daß die weiten Hallen des Gotteshauses bei jeder Predigt (morgens mittags und abends) überfüllt waren.

Feierliches Glockengeläute und Kanonendonner verkündeten in den frühen Morgenstunden des 4. Juni den Beginn des Festes, und alsbald entwickelte sich in den festlich geschmückten Straßen der Stadt ein reges Leben. Vom Bahnhofe her kamen fortwährend Prozessionen, die laut betend und singend zum Dome wallten. Um 10 Uhr begann das feierliche Pontifikalamt, welches Se. Eminenz Kardinal Kopp, Fürstbischof von Breslau, zelebrierte; die Festpredigt hielt Bischof Korum von Trier. Mit glänzender Beredsamkeit schilderte er das opfermutige Werk des Apostels, das uns alle zu innigem Danke verpflichte, zugleich aber

*) Der päpstliche Nuntius in München, Se. Erz. Erzbischof Caputo; 3 Kardinäle: Kopp-Breslau, Fischer-Köln, Katschthaler-Salzburg; 5 Erzbischöfe: Freiburg, Bamberg, München, Utrecht und Westminster (London); 19 Bischöfe: Limburg, Mainz, Rottenburg, Trier, Münster, Paderborn, Osnabrück, Kulm, Ermland, Augsburg, Straßburg, Metz, der Armeebischof, die Apostolischen Vikare von Sachsen, Dänemark, Schweden und Norwegen, die Weihbischöfe von Paderborn und Straßburg; 9 Aebte: Metten, Scheyern, Merkelbeck, Maria Laach, München, Salzburg, Monte Cassino (sämtlich Benediktiner), Oelenburg (Trappisten) und Mariastadt (Zisterzienser).



uns auch die Pflicht auferlege, treu auszuharren in der Arbeit auf dem Posten, auf den Gott jeden einzelnen gestellt hat. Mehr als zwanzig Bischöfe und Aebte wohnten dem Gottesdienste bei, den die Alumnen des Priesterseminars durch ihre wohlgeschulten Gesänge verherrlichten. Die Zahl der Gläubigen, die sich eingefunden hatte, war so groß, daß nicht nur das geräumige Gotteshaus bis auf den letzten Platz gefüllt war, sondern auch noch der große Domplatz dicht besetzt war. Für diese, außerhalb des Domes verbliebenen Gläubigen wurde eine besondere heilige Messe im Freien, auf einer Tribüne des Domplatzes, abgehalten. Wie groß aber auch die Menge war, und wie stark auch zeitweise der Andrang sein mochte, es herrschte über der hehren Versammlung der Geist andächtiger Ruhe und frommer Begeisterung für den großen Apostel und für den heiligen Glauben, den er unserem Vaterlande gebracht hat.

Den Glanzpunkt des Festes nach außen hin bildete die große Reliquienprozession, die am Sonntag, nachmittags 3 Uhr, vom Dome aus durch die Straßen der Stadt sich bewegte. In schier endloser Reihe zogen die katholischen Kongregationen und Vereine der Stadt, die höheren Schulen, die Studenten, die Mitglieder der Orden und Ordensgenossenschaften, die Alumnen des Priesterseminars und die Priester der Diözese Fulda betend oder singend dahin; dann folgten auswärtige Domkapitel, das Fuldaer Kapitel, nichtinfulierte Prälaten, der General der Franziskaner, Aebte, Weihbischöfe, Bischöfe, Erzbischöfe, der Bischof von Fulda, der Erzbischof von Freiburg (als Vorsteher der oberrheinischen Kirchenprovinz, zu der das Bistum Fulda gehört), dem das Metropolitankreuz vorangetragen wurde; Seine Eminenz Kardinal Fischer, Erzbischof von Köln; der Primas von Deutschland Se. Eminenz Kardinal Katschthaler, Fürst-Erzbischof von Salzburg. Dann folgten die Reliquien: das Haupt der hl. Lioba von P. P. Oblaten getragen, das Haupt des hl. Sturmius von P. P. Franziskanern getragen, die Bonifatiusbücher, der Stab, der Dolch, ein Teil der Tunicella und des Cingulums, ein Arm, zuletzt das Haupt des hl. Bonifatius von Dechanten getragen und von Malteserrittern als Ehrenwache begleitet. Den Reliquien folgte der hochwürdigste Offiziator Seine Eminenz Kardinal Kopp, Fürstbischof von Breslau, mit seinem Ministerium, der hohe Adel, besonders geladene hohe Herrschaften, der Generalvorstand und die Diözesanvorstände des Bonifatiusvereins, das Komitee, Mitglieder des Volksvereins, Deputationen auswärtiger Vereine und schließlich noch eine große Anzahl von Bürgern der Stadt. Eine Anzahl von Musikkapellen waren in den Zug, der mit seinen zahlreichen Fahnen einen herrlichen Eindruck machte, eingereiht. Bei der Rückkehr auf den Domplatz stellten die Träger der Reliquien mit diesen sich auf einer eigens dazu hergerichteten Tribüne auf und Se. Eminenz Kardinal Kopp spendete der zahllosen Menge den päpstlichen Segen, worauf die Prozession in den Dom einzog.

Einen recht schönen und anregenden Verlauf nahm auch die Festversammlung im Stadtsaale, die abends um 7 Uhr ihren Anfang nahm. Nachdem der hohe Herr Bischof von Fulda und Herr Oberbürgermeister Dr. Antoni die Versammlung mit kurzen Worten begrüßt hatten, hielt Herr Justizrat Dr. Schmitt-Mainz einen herrlichen Vortrag über den hl. Bonifatius, das leuchtende Vorbild des katholischen Mannes. Alsdann nahm Herr Landgerichtsrat Reichstagsabg. Dr. Gröber das Wort, um über die Organisation der deutschen Katholiken im 8. und im 20. Jahrhundert zu sprechen. Leider gestattet der Raum uns nicht, an dieser Stelle auf die beherzigenswerten Worte der Redner näher einzugehen. Auf alle, die sie gehört haben, machten die Reden einen tiefen und hoffentlich auch nachhaltigen Eindruck. Se. Eminenz Kardinal Kopp sprach das Schlußwort. Nach der Versammlung wurde auf dem Domplatze ein großes Feuerwerk abgebrannt, wobei die Fassade des Domes in großartiger Beleuchtung erstrahlte. Ein trauriges Nachspiel hatte das Feuerwerk in dem Brande, der den Helm des nördlichen Turmes zerstörte.

An den übrigen Tagen der Woche gestaltete die Feier sich in ähnlicher, etwas einfacherer Weise. An jedem Tage kamen Prozessionen aus je 2 Dekanaten der Diözese Fulda, einer der hochw. Herren Bischöfe feierte das Pontifikalamt. (Montags Se. Eminenz Kardinal Katschthaler-Salzburg, Dienstag Kardinal Fischer-Köln, Mittwochs der Erzbischof von München; Donnerstags wird der Erzbischof von Utrecht, Freitags der Erzbischof von Westminster, Samstags der Bischof von Augsburg pontifizieren.) Die Predigt hielt Montags der Bischof von Rottenburg, an den übrigen Tagen ein Benediktinerpater. An das Pontifikalamt schließt sich jedesmal eine Reliquienprozession innerhalb des Domes an. An drei Tagen wird nachmittags eine Pontifikalvesper abgehalten; an den anderen Tagen abends eine Andacht mit Predigt. Dreimal führt der Kirchenchor der Stadtpfarre das Oratorium „Der hl. Bonifatius" von Wiltberger auf, und ebenso oft werden musikalische Ovationen am Bonifatiusdenkmal veranstaltet. Am Montag abend fand ein großer Fackelzug statt, an dem sich alle katholischen Vereine beteiligten. An demselben Tage hielt auch der **Bonifatiusverein** seine Generalversammlung ab.

Besondere Feierlichkeiten sind endlich noch für den Schluß des Festes am Pfingstsonntage vorgesehen; zu diesen wird Seine Exzellenz der päpstliche Nuntius aus München nach Fulda kommen. Hochderselbe wird am Sonntag das Pontifikalamt zelebrieren. Nachmittags 4 Uhr wird dann das Jubiläum mit einer Pontifikalvesper feierlich geschlossen. Abends wird dem Nuntius eine Serenade dargebracht und die ganze Stadt beleuchtet werden.

Man darf also wohl mit Recht sagen, daß Fulda es verstanden hat, die Gedächtnisfeier an den Martertod des großen Apostels der Deutschen zu einer glanzvollen Kundgebung katholischen Geistes und dankbarer Liebe zu gestalten. Gewiß wird die Feier dazu beitragen, das Glaubensleben im katholischen Volke zu erneuern und zu stärken und das Feuer religiöser Begeisterung mächtig zu entfachen zur Ehre Gottes, zum Wohle der Kirche und zum Heile des geliebten deutschen Vaterlandes!



Klerus und wissenschaftliche Bildung.

Von Wilh. Kaehl, Pfarrer in Clotten a. M.

In Nr. 17. vom 23. April c. dieser Zeitschrift ist ein lesenswerter Aufsatz unter obiger Aufschrift veröffentlicht, dessen Ausführungen zeigen, daß der geehrte Verfasser von den besten Absichten beseelt ist; indes können wir dieselben in dieser Allgemeinheit, wie sie ausgesprochen sind, nicht ohne alle Entgegnung lassen, da man sonst auch leicht zuviel behaupten und über das Ziel hinausschießen könnte.

Zu den Gründen der Minderwertung des theologischen Studiums hätte gewiß auch der materialistische Zug der Zeit überhaupt, von welchem auch manche katholische Kreise mehr oder minder angekränkelt sind, genannt werden können.

Was nun zunächst die theologischen Examina angeht, sowohl diejenigen der Theologiekandidaten nach Abschluß ihres Trienniums, als die späteren Kuratexamina, so stellt Verfasser dieselben ganz allgemein als bloße Formalität hin, die mit mathematischer Sicherheit bestanden werden. Wer das so liest, muß den Eindruck gewinnen, daß allenthalben die Forderungen für diese Examina und die Art ihrer Abhaltung unter dem Nullpunkt stehen. Daß es einzelne Diözesen geben mag, für welche dieser Vorwurf nicht ohne Berechtigung ist, wollen wir ohne weiteres zugestehen, aber diese Verhältnisse sofort auf sämtliche zu übertragen, geht entschieden nicht an. Das wichtigste Examen für den Theologen ist bei uns in Preußen, wie wohl überall, das Subdiakonatsexamen, wie es in der Natur der Sache liegt. Tatsächlich fallen in demselben Kandidaten durch und müssen es wiederholen, oder es treten manche vor demselben zurück oder sind relegiert worden. — Daß es bei den späteren Kuratexamina solche gibt, denen auf ein Jahr, manchmal auf ein halbes Jahr ein wiederholtes Examen aufgegeben wird, sieht nicht danach aus, daß es jedesmal so ganz und gar glatt abgeht. Betreffs des Pfarrkonkursexamens, oder wie es bei uns heißt: Pfarrexamens, braucht man nur in verschiedenen kirchlichen Amtsblättern oder in Pastoralblättern nachzusehen, ob die dabei zu bearbeitenden Themata denen anderer Fakultäten etwa nachstehen. Daß aber bei den Theologen in der Tat Durchfälle vielleicht weitaus seltener vorkommen als bei anderen Disziplinen, wird nicht zum letzten wohl auch darin einen Grund haben, daß sie ihre Zeit eben weitaus mehr zum wirklichen Studium ausnützen und dadurch sich ein günstiges Resultat für ihre Prüfungen eher sichern, anstatt sich vor geistiger Anstrengung zu drücken und Allotria zu treiben, was meistens anderswo (wenn auch bei weitem nicht von allen) geschieht, wie man aus mancher Rektoratsrede und Aeußerung von Professoren der letzten Dezennien zur Genüge ersehen kann. Auch die Tatsache, daß es oft Theologen sind, welche Preisfragen auch anderer Fakultäten bearbeiteten und lösen, scheint wohl dafür zu sprechen, daß sie geistiger Anstrengung sich nicht entziehen. Dabei bleibt es sehr wohl richtig, daß bei uns manches verbessert werden kann und muß, wie es nicht minder aber auch bei den übrigen Fakultäten der Fall sein wird. Gründ-

liche wissenschaftliche Fachbildung ist, wie richtig hervorgehoben wird, ein unendlich wichtiges Erfordernis für die segensreiche Wirksamkeit des Priesters und Seelsorgers, und muß demselben von Universität und Seminar mitgegeben werden, um sie später in- und extensiv weiterzubilden. Ebenso ist es dem Priester heutzutage notwendig, mehr fast wie jedem anderen Berufe, auch in andern Dingen, z. B. Literatur, Natur- und Sozialwissenschaft nicht unbewandert zu sein, soll er seiner sozialen Stellung und den an ihn herantretenden Anforderungen voll und ganz genügen, um nicht einseitig und rückständig zu erscheinen. Kurzum, seine wissenschaftliche Fachbildung muß eine feste und allseitige sein, dann ist sie eben auch „zeitgemäß", d. h. so wie die Zeit es erfordert. Dieses Wort wollten wir deshalb gerne vermeiden, weil es zu denen gehört, welche heutzutage mancherlei schiefe Auslegung erfahren. Je gründlicher der angehende Theologe aus seiner Dogmatik und Kirchengeschichte die alten Irrlehren kennt, desto besser wird er auch gerüstet sein gegen die Angriffe der philosophischen Neuheiden, denn nil novi sub sole, und viele von den Irrtümern unserer Zeit waren schon bei den alten Ketzern, Gnostikern, Arianern, Pelagianern u. a. hervorgetreten. Und der alte, gute Dogmatikprofessor hatte sehr recht, seinen Zuhörern zu sagen: Wenn Sie den heiligen Thomas kennen, so sind Sie Theologen durch und durch. Nur hätte er besser dazusetzen können: Der heilige Thomas gibt uns nicht nur die Knochen, sondern auch die Brühe, d. h. wir haben seine Lehren nicht bloß auswendig zu lernen, sondern durchzuarbeiten und zu verdauen, dann sind wir auch für die modernen Einwendungen beschlagen und werden nicht wie jener arme Lukas Delmege beim ersten besten Einwand eines sogenannten Gebildeten gleich hängen bleiben. Daß bei der Behandlung der theologischen Fächer die aktuellen Zeitverhältnisse an ihrer Stelle ihre gebührende Berücksichtigung finden müssen, ist so selbstverständlich, daß es keiner weiteren Worte bedarf.

Erfreulich ist es, daß ein frischer Zug allenthalben durch unsere Reihen geht, und daß die vielfachen Angriffe, denen unsere Kirche gegenwärtig ausgesetzt ist, von neuem dazu dienen werden, den alten Satz Christi zu bestätigen: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube."



„Wozu eine neue Weltgeschichte?"

Von

Bruno Clemenz, Liegnitz.

Als ich die Ankündigung der „Illustrierten Weltgeschichte in vier Bänden, herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten", durch die Allgemeine Verlagsgesellschaft in München las, meinte ich dem neuen Unternehmen des verdienstvollen Verlages nicht allzu viel Erfolg versprechen zu können, da der Markt zurzeit mit historiographischer Literatur gesättigt sei. Dann besagte mir zunächst der bloße Titel, daß es sich nur um eine lediglich quantitative Bereicherung der weltgeschichtlichen Literatur handeln könne.

Die Durchsicht der zwei ersten Hefte des auf 40 Lieferungen (je 1 Mk., oder 4 Bände) angesetzten Werkes hat mich zu meiner Freude davon überzeugt, daß die erste Skepsis grundlos war.

Was will die neue „Weltgeschichte"?

Es ist Tatsache, daß geschichtliche Interessen zu den allgemeinsten der gebildeten Menschheit gehören. Bis in untere Schichten hinein empfindet man den Reiz, den die Geschichte auf Intellekt und Gemüt ausübt, und allenthalben verbindet sich mit der nicht lediglich von Neugierde getragenen Lektüre der Wunsch, einigen Gewinn fürs Leben von der „Lehrmeisterin des Lebens", wie sie Cicero nannte, davonzutragen. Die täglichen Anklänge und Wiederholungen historischer Reminiszenzen in Zeitschriften und Tagesblättern, in Parlament und Verein drängen ohnedies dazu hin. Allgemeine Bildung ist ohne historisches Fundament undenkbar!

Nun ist es aber Tatsache, daß es eine rein objektive „Geschichte" nicht gibt, und so reichhaltig die geistige Speisekarte für den Geschichtsfreund auch ist, so wenig wirklich Zuträgliches findet sich darunter für denjenigen, der nicht in der Lage ist, sich eine ganze Bibliothek geschichtlicher Werke anzuschaffen.

Erwidert man, daß wir schon „Weltgeschichten" in Fülle hätten, so antworte ich jetzt, nachdem ich die Absichten der Verfasser der neuen „Weltgeschichte" kenne, daß die Lücke noch ungeschlossen war, die sie ausfüllen will und wird.

Gehen wir die etwa in Betracht kommenden Kompendien durch!

Da nennt man natürlich Ranke an erster Stelle: leider stehen wir einem Torso gegenüber!

Der zählebige „Schlosser" ist eben erst in neunter Auflage und bis auf die Neuzeit ergänzt wieder auferstanden, aber die darin tonangebende Weltanschauung ist nur die eines Bruchteiles der Gebildeten!

Der ebenfalls neu aufgelegte „Becker" ist allerdings eine volkstümliche Darstellung und gut ausgestattet, aber für das katholische Volk voller Härten.

Lindner, Helmolt, Kämmel sind für denselben Leserkreis zu umfangreich oder zu wissenschaftlich.

Aber der vierbändige „Schiller"?

Ein vortreffliches Werk trotz mancher Mängel, aber jedenfalls viel mehr vom rücksichtslos protestantischen Standpunkte aus geschrieben, als das neue Werk vom katholischen es sein wird.

Endlich gar der katholische „Weiß" kann bei seinem Volumen nur in Bibliotheken stehen. — —

Also ist eine vom maßvoll katholischen Standpunkt verfaßte Weltgeschichte, die die Mitte hält zwischen trockenem Lehrbuch, das niemand „liest", und jenen Riesenwerken, die niemand kauft, gegenwärtig ein faktisches Bedürfnis!

In letzter Zeit ist viel über „reine Wissenschaft" und speziell über die Objektivität in der Geschichte gestritten worden!

Das eine sollte niemand vergessen: daß es in der Geschichte gar keine absolute Objektivität geben **kann**!

Wie der Begriff „Religion" in Nichts zerfließt nach Ausscheidung des Konfessionellen, so ist es geradezu unmöglich, Geschichte zu schreiben, ohne die Persönlichkeit einfließen zu lassen. Persönlichkeit aber ist Individualität, und die Weltanschauung ist es, die das A und O der Persönlichkeit bestimmt.

Um kurz zu sein: die neue Weltgeschichte wird **nicht tendenziös** die Wahrheiten und Lehren der Geschichte verdrehen; sie wird auch nicht konfessionelle Propagandaschrift sein, aber sie wird Gerechtigkeit widerfahren lassen denjenigen Partien der Weltgeschichte, die in anderen Werken bewußt oder unbewußt einseitig ausgebaut wurden, je nach der politischen, konfessionellen oder wissenschaftlichen Richtung des Verfassers.

Es muß demgegenüber unser Recht sein, zu betonen, daß eine vom katholischen Standpunkte geschriebene Weltgeschichte das Recht auf Existenz hat, indem neben schon vorhandenen Werken die katholische Linie vertreten wird!

Wie gerecht und maßvoll diese Note in der Darstellung mitklingt, das mag daraus erhellen, daß schon protestantische Blätter dem Werke ihren Glückwunsch auf den Weg gegeben haben!

Ein anderes hängt damit zusammen!

Man hat in letzter Zeit auch nach Gesetzen in der Weltgeschichte gesucht, aber vergessen, daß es kein anderes Grundgesetz gibt als es schon der französische Historiker Bossuet formuliert hat, daß **die göttliche Führung und Vorsehung überall erkennbar ist.**

Auch diesem Grundgedanken wird die neue „Weltgeschichte" wieder zu Ehren verhelfen.

Dabei soll, wie schon angedeutet, die Fassung und Ausdrucksweise volkstümlich sein, und dem entsprechen die vielen Abbildungen, bunt und schwarz, deren das ganze Werk nicht weniger als 1320 haben wird. Die ersten Hefte zeigen eigentlich zum ersten Male, wie man das Bild **organisch** dem Texte einfügt.

Hierbei möchten wir allerdings den Wunsch äußern, daß auch der Karte als Veranschaulichungsmittel ihr Recht gegeben werden möge.

Wir haben zwar erst wenige Seiten vor uns, und man könnte leicht vor übergroßen Erwartungen warnen.

Allein die Zusagen und Versprechungen des Verlages, der durch seine Veröffentlichungen bislang in jedem Lager Anerkennung gefunden hat und die Leistungsfähigkeit der katholischen Verleger in denkbar bester Weise präsentiert, läßt jeden Zweifel an der Ausführbarkeit des allein technisch schon hochgehenden Programms verstummen. Wer die Werke des Verlags: Literaturgeschichte von Salzer, Geschichte der katholischen Kirche von Kirsch und Luksch, Der Papst, die Regierung und die Verwaltung der hl. Kirche in Rom (sämtlich hervorragend illustriert), ferner die Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit von Grupp und das Kirchliche Lexikon von Buchberger ꝛc., wer nur eines dieser Werke kennt, der wird in die technische Seite des Unternehmens die größten Hoffnungen setzen dürfen!

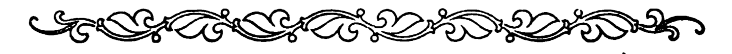
Und die textliche?

Widmanns „Geschichte des deutschen Volkes" ist in katholischen Kreisen ein vielgelesenes und wissenschaftlich bedeutendes Werk, so daß dieser Name auch die inhaltliche Garantie ganz zu verbürgen imstande ist. Die Mitarbeiter werden ohne Zweifel die Höhe der Widmannschen Geschichtsschreibung, die schon in den Anfängen recht bedeutend erscheint, anstreben und dem Ganzen Ehre machen.

So sind alle ursprünglichen Bedenken in ihr Gegenteil verwandelt, und es ist hier wohl der geeignete Ort, vom Standpunkt des deutschen Publikums aus dem neuen Werke ein „Glück auf" zuzurufen, besonders aber dem katholischen Publikum ans Herz zu legen, das Unternehmen durch zahlreiche Abonnements zu unterstützen.

Was der Inhalt bietet, wird später noch zu sagen sein. Heute sei nur hervorgehoben, daß der erste Band (von Progymnasialdirektor Dr. Fischer) das Altertum, der zweite (von Oberlehrer Dr. Felten) das Mittelalter, aber beginnend mit der Geburt Christi, der dritte und vierte Band (von Gymnasialdirektor Dr. Widmann) die neue und neueste Zeit darstellen wird; daß ferner die kultur- und universalgeschichtlichen Seiten der Welthistorie gegenüber der bisher vorherrschenden Kriegsgeschichte ausgebaut werden sollen, und daß endlich die wissenschaftliche Kritik — und gerade das zeigt schon die mit der französischen Revolution einsetzende Darstellung der ersten Hefte (IV. Band) — zielbewußt überall zur Geltung kommen wird.

Verfrüht wäre es, heute schon von Einzelnheiten zu reden. Sobald ein Band abgeschlossen sein wird, kann des Näheren auch darauf eingegangen werden. Inzwischen wünschen wir der neuen „Weltgeschichte" recht viele eifrige Leser!



Der Sprung auf die Bühne.

Von

P. Alois Pichler, C. Ss. R., Mautern (Steiermark).

Jos. Lorenz hat in seinem Artikel „Der Klerus und der moderne Kulturmensch" in Nr. 18 der „Allg. Rundschau" auch die Frage gestellt: „Warum versucht es denn kein katholischer Autor, den Sprung auf die Bühne zu wagen?" Die Frage ist verblüffend — für den Anfang. Erst bei weiterer Betrachtung gelingt es, ihr einen annehmbaren Sinn abzugewinnen. Will sie sagen, daß unsere Dichter das Drama nicht pflegen? Dies könnte sie nur dann, wenn Lorenz aus voller Unkenntnis heraus die Frage getan, oder wenn er seine Kenntnis aus gewissen Literaturgeschichten geschöpft hätte, die im Verschweigen des Katholischen das Menschenmögliche leisten. Als Typus möge die „Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart" von Paul Heinze angeführt werden. R. v. Muth ließ diesem Werke im Allgemeinen Literaturblatt, XII. Jahrg., Sp. 592 ff. eine eingehende Besprechung angedeihen. Hier heißt es mit Bezug auf unseren Gegenstand: „Es ist Methode in Heinzes Auslassungen: sie treffen vor allem katholische und österreichische Autoren . . . . es fehlt ein Autor, der so charakteristisch ist für seine Heimat und den Kampf der Geistesströmungen in Tirol wie Karl Domanig, ... dessen Drama „Der Gutsverkauf" einen so eigentümlichen Platz in der realistischen Tagesproduktion behauptet. . . . Die Popularität, Verbreitung, Einflußnahme eines Autors scheint Heinze überhaupt höchst gleichgültig. Er weiß nichts von den historischen Festspielen im Rheinlande. Daß Scalas „Hofer" und „Wirt von der Mahr" an mehr als 100 Orten Tirols unter beispielloser Teilnahme der Bevölkerung aufgeführt wurden, ist ihm wahrscheinlich ebenso unbekannt wie die Wiederbelebung der Autos im Wiener Arkadenhofe durch R. von Kralik, der freilich als Oesterreicher und Katholik doppelten Anspruch hat, ignoriert zu werden." Fr. W. Weber hat seinerzeit gewünscht, „Der Gutsverkauf" von Domanig möchte in jeder Scheune aufgeführt werden. In Wien und anderswo wurde der Versuch, dem Volke ein christliches Volksschauspiel zu bieten, vom Glück begünstigt. Eine schielende Kritik, welche nur die Schwächen des Anfanges, die Kinderkrankheiten des Unternehmens sehen wollte, hat jedoch alles verdorben. R. von Kralik sagt mit Wehmut: „Wir wollten damals an das Volk die Frage stellen: Wollt ihr wirklich eine große, erhebende Kunst? Und das Volk hat ja gesagt. Aber — das Ueberbrettl ist freilich bequemer, für alle Parteien." (Die Kultur, IV. Jahrg., S. 349.)

Lorenz weiß jedenfalls das alles. Er dachte aber nicht an ein christliches Volksschauspiel. Nach ihm sollten wir trachten, die bestehende Bühne, welche für ein überreiztes, blasiertes Publikum arbeitet, zu erobern. Wenn er frägt, warum kein katholischer Autor dies „versucht", so klingt die Frage freilich wieder übertrieben. Sind Eschelbach, M. Greif usw. nicht katholische Dichter? Der Versuch brachte stets nur vorübergehende oder gar keine Erfolge. „Der Tiroler Freiheitskampf" von Domanig verschwand vom Repertoire des Jubiläumstheaters in Wien, trotzdem ein Teil des Publikums dem Stücke große Sympathien entgegenbrachte. Es wurden Versuche gemacht, „Das Volksschauspiel von Dr. Faust, erneuert durch R. Kralik" auf die Bühne zu bringen. Umsonst! Hlatkys „Weltenmorgen" wurde von der Kritik drüben wie hüben glänzend besprochen. Zu einer Aufführung kam es nicht. Der Dichter hatte die Vorstudien zu einem „Weltenabend" schon vollendet. Sicher hätten wir ein Werk erhalten, in dem die Großartigkeit und Erhabenheit der christlichen Eschatologie, ihr Trost und ihr Schrecken in überwältigender Weise zum Ausdruck gekommen wären. Der Widerhall, den seine erste Dichtung fand oder besser der Mangel eines entsprechenden Widerhalls, drängte den Dichter auf andere Pfade.

Seine Muse wurde zur Walküre. „An der Schwelle des Gerichtes" und „Gedichte" sind gewaltige Kampfgesänge. Wie schimmernde Friedenstauben, die über ein Schlachtfeld fliegen, muten die wenigen zarten, innigen Lieder an, die da und dort eingestreut sind. Die gigantische Begabung des Dichters ist zu ungefüg und so mag sie sich manchmal im engen Kleide der Gedichte etwas unbeholfen ausnehmen, weil sie zu sehr eingezwängt ist. Hlatky hat eine einzigartige Kraft zu großer Kunst, zu monumentaler Poesie, zum Drama höchsten Stils. Seine Wucht vermag aber unsere Bühne nicht zu tragen. Sie ist für ganz andere Dinge eingerichtet.

Den Löwen unseres Theaters gilt der Stachelvers:

„Sie fanden eine Perle im Dung
Und machten ein groß Geschrei;
Sie boten das Kleinod dem Publikum
Und den ganzen Mist dabei."

Manchmal tun sie es auch ohne die Perle. Hier liegt zum großen Teil das Geheimnis des Erfolges. Sollte also der Sprung auf die Bühne erfolgreich sein, so müßte der katholische Dichter den Katholizismus und das Edelste der Poesie abstreifen, um — leicht genug zu sein. Das will er nicht. Sein schönstes Ideal ist zum Ausdruck gebracht in den Worten eines Osterfestspiels:

„Gott zu loben und zu ehren,
Auch eure Andacht zu vermehren,
Wollen wir hier ein Gedächtnis machen
Wohl von den höchsten göttlichen Sachen."

Darum will er die Tagesbühne dem Premierenpublikum überlassen. Darum ruft er nach dem christlichen Volksschauspiel. Ist es nötig, hier an die Bewegung zu erinnern, die jüngst durch P. Pöllmann in rascheren Fluß gebracht wurde. Kralik hat in der „Christlichen Frau" ein Anerbieten gemacht, welches das freudigste Echo verdient hätte. Eine Bearbeitung der Autos Calderons von seiner Hand wäre eine äußerst kostbare Bereicherung unserer Literatur.

So könnte noch manches dem Vorwurfe entgegengehalten werden, daß „wir geschlafen haben, alle geschlafen haben im tiefsten Schlafe". Mag er die Indolenz mancher Kreise der Theaterreform gegenüber treffen, in der falschen Verallgemeinerung ist er ungerecht.

Der Herausgeber verrät kaum zu viel, wenn er bei dieser Gelegenheit feststellt, daß Joseph Lorenz auf dem dramatischen Gebiete selbst produktiv tätig ist.

Joseph Lorenz bemerkt zu obigen Darlegungen P. Pichlers:

Ich gebe dem hochwürdigen Verfasser vorstehender Gedanken gerne zu, daß ich in meinem Aufsatze in Nr. 18 der „Rundschau" hyperbolische Wendungen gebraucht habe; doch möchte ich freundlich bitten, dieselben nicht zu sehr zu pressen und zu urgieren. Karl Domanig, Eschelbach und Greif sind mir wohlbekannt, R. v. Kralik leider weniger; ich bedauere nur mit P. Pichler, daß diese Namen nicht jenen Anklang in der dramatischen Dichterwelt gefunden haben wie vielleicht viel unbedeutendere Namen auf der gegnerischen Seite. Meine Ausführungen galten in erster Linie der Indolenz, die unleugbar in manchen katholischen Kreisen der Bühne gegenüber herrscht; anderseits wollte ich beklagen, daß man von keinem katholischen

Autor hört, der die Bühne wirklich erobert hat, wie Gerhart Hauptmann, Sudermann u. a. Daß auf unserer Seite schon viel früher mehr hätte geschehen sollen, daß es viele klerikale Kreise gab und noch gibt, in denen das Theater geradezu verpönt ist, und daß diese unsere Lässigkeit und Voreingenommenheit von unseren Gegnern ausgenützt wurde, wird kaum in Abrede zu stellen sein. Sed quid inter tantos, möchte ich oft ausrufen, wenn ich die Zahl der katholischen Dramatiker mit der Anzahl der akatholischen, indifferenten, sitten- und schamlosen „Dramenfabrikanten" vergleiche. Ist, prozentualiter gerechnet, unsere Beteiligung an dramatischen Arbeiten nicht so gering, daß scharfe Ausdrücke, wie ich sie in meinem Artikel brachte, am Platze sind, um die Indolenz und Gleichgültigkeit gegen das Theater empfindlich zu treffen?

Ich sprach vom modernen Kulturmenschen und hatte darum vor allem das moderne Theater im Auge, wie wir es in unseren größeren Städten besitzen. Daß infolgedessen Ausführungen über das „christliche Volksschauspiel" von meinem Thema abseits lagen, brauche ich kaum zu erwähnen. Freilich würde ich es als einen Triumph der christlich-dramatischen Kunst begrüßen, wenn sich die Pforten eines Hof- oder besseren Stadttheaters einmal auch einem christlichen, durchaus religiösen Stoffe für die Dauer öffnen würden. Aber bis dahin ist unter den heutigen Verhältnissen noch weit! Es hat sich, möchte ich sagen, ein förmlicher Ring gebildet, der spezifisch Katholisches oder Religiöses, ohne weiter zu prüfen, einfach zurückweist. Ob aber nicht unsere Indolenz und unser Vorurteil gegen die Bühne mitgeholfen hat, daß dieser Ring sich bilden konnte, das ist eine andere Frage. Ich glaube, es wäre schon ein nicht zu unterschätzender Vorteil, falls es uns gelingen sollte, wenn auch nicht spezifisch katholische oder religiöse Stoffe, so doch moralisch tadellose und von christlichen Ideen durchtränkte Theaterstücke auf die Bühne zu bringen. Die Schwierigkeiten verkenne ich nicht; aber wir dürfen uns nicht abhalten lassen, mit aller Kraft das Erreichbare anzustreben. Daß wir „himmelstürmend" das moderne Theater auf einen Ruck umgestalten werden, das dürfen wir uns nicht träumen lassen; aber ich halte den Versuch, und zwar den fortgesetzten, von allen befähigten Seiten unternommenen Versuch, dem von Gift infizierten Theaterorganismus eine kräftige Dosis gesunder Moral und positiv christlicher Ideen einzuimpfen, für eine ideale Pflicht. Wir müssen, wenn auch langsam, durchdringen und auch auf der modernen Bühne zu Worte kommen.

Der verehrte hochwürdige Herr P. Pichler möge also in mir keinen Gegner und Unterschätzer der katholischen Dramatiker sehen; er möge auch nicht glauben, daß ich „Dung mit Perlen" mengen will, indem ich christliche Ideen auf der modernen Bühne verkörpert zu sehen wünsche; ich bin ein überzeugungstreuer Gesinnungsgenosse des hochwürdigen Herrn und heiße jeden Mitarbeiter in der Reform des Theaters von Herzen willkommen.



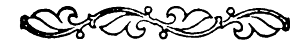
Im Park.

Stumm liegt der Park. Ein weicher Duft
Wogt durch die lichten Hallen,
Und jauchzend schmettert durch die Luft
Das Lied der Nachtigallen.

Es träumt der Teich. Es raunt im Ried.
Im Wasser wirre Kreise
Ein Taumelkäfer glänzend zieht,
Die Wellen plätschern leise.

Und stolze Schwäne streichen stumm
Vorbei. Die Finken kosen.
Im Park geht still das Märchen um
Und küßt die jungen Rosen.

Hans Eschelbach.



IX. Internationale Kunstausstellung in München.

Von
Dr. Felix Mader-München.

Soeben hat der Glaspalast seine Pforten den Besuchern geöffnet: Die bildende Kunst der meisten europäischen Länder hat sich versammelt, um von ihrem Wollen und Können Kunde zu geben.

Die Räume, in denen all die Kunstschöpfungen — bei 2300 Nummern — für diesen Sommer ihre Heimstätte gefunden, erfuhren nur die notwendigen Erneuerungen; im übrigen findet man das gleiche Arrangement wie bei den jährlichen Ausstellungen. Auch das große Vestibül hat sein vornehmes Gewand nur wenig verändert. Ein guter Teil der Plastik hat wie gewöhnlich hier Aufstellung gefunden.

Daß bei der großen Zahl von Kunstwerken die Plazierungsfrage nicht so gelöst werden kann, wie es den Bildern zu wünschen wäre, liegt auf der Hand: im Zeitalter der Ausstellungen und der künstlerischen Ueberproduktion muß man eine gelegentliche Ueberfüllung mit in Kauf nehmen.

Wer eine Kunstausstellung besucht, muß viele Sprachen verstehen; das ist natürlich auch hier der Fall. Nicht etwa deswegen, weil verschiedene Nationen vertreten sind: die Ideale der Kunst wären ja überall die gleichen. Das Schöne, Edle, Künstlerische kleidet sich zwar in verschiedene Erscheinungsformen, ist aber im Wesen unveränderlich und allgemein gültig. Man muß viele Sprachen verstehen, weil die Künstler, auch die ein- und desselben Stammes, so total verschiedene Kunstsprachen reden. Da gibt es Konservative — der Chauvinist nennt sie „Rückständige". Wir anerkennen ihr Recht, die künstlerische Sprache zu reden, die ihnen Muttersprache geworden ist. Vielerlei Sprachen zu sprechen, ist Geschäftssache, nicht Herzenssache. Es kommt nur darauf an, „Was" sie sagen, ob sie Gediegenes bieten. Sollten sie das nicht können? Wir anerkennen aber auch das Recht derer, die neue Wege gehen. Aber Technik allein tut's nicht. Technik ist noch nicht Kunst. Die Kunst soll die Prophetin des Schönen, Verkündigerin künstlerischer Ideen sein. So war es zu allen Zeiten und es würde sich an der Kunst selber rächen, wenn sie dies nicht mehr einsehen wollte. — So sind also die Künstler alle zu ihrem Recht gekommen: Idealisten und Naturalisten, manierierte Stilisten und Reklamekünstler, Aristokraten der Kunst und ausgesprochene Plebejer. Das Auseinandergehen der verschiedenen Richtungen ist durchgängig bei allen Nationen mehr oder minder scharf ausgeprägt wahrzunehmen.

Künstlerische „Ereignisse" darf man in der Ausstellung nicht suchen, keine Höhepunkte des künstlerischen Schaffens, keine Marksteine der Entwicklung: aber sehr viel Gutes und Schönes neben etlichem Unerfreulichen. Bei den ununterbrochen stattfindenden Ausstellungen und dem Mangel an großen Aufgaben läßt sich das gar nicht anders erwarten.

Die religiöse Kunst ist nur sporadisch vertreten; das Historienbild so viel wie gar nicht. Wir besitzen keine monumentale Kunst — besser gesagt: sie stellt nicht aus, kann teilweise nicht ausgestellt werden, und die Moderne ist ihr überhaupt nicht hold. Ein Gang durch eine so große Ausstellung ist daher etwas Anstrengendes: so viel Farbenprobleme, so viel Technik ohne Inhalt. Man muß also mit heroischer Selbstverleugnung sich hineinsehen in das „Wollen" der modernen Kunst, denn dies Wollen liegt manchmal so sehr jenseits des natürlichen Geschmackes, auch jenseits von aller Poesie.

Einen Ueberblick über die bedeutungsvollsten dieser Schöpfungen, die in 70 Sälen aufgesucht werden müssen, werden wir später bringen; die Ueberfülle des Materials ermöglicht eine zuverlässige bindende Zusammenstellung noch nicht.

Gleichzeitig mit der Internationalen Glaspalastausstellung wurde im Ausstellungsgebäude am Königsplatz die Ausstellung Lenbachscher Werke eröffnet.

Sie soll eine Gedächtnisausstellung sein: eine Hymne auf den Dahingeschiedenen. Die eigenen Werke halten ihm die eindrucksvolle Gedächtnisrede. Freilich sind sie nicht alle beisammen, die vielen Porträts, die er geschaffen. Zufälligkeiten spielen ja bei solchen Zusammenstellungen ihre große Rolle. In den vornehmen Sälen, die man ganz in des Meisters Art und Auffassung gehalten hat, findet man daher nicht ein erschöpfendes Bild des Wirkens und Schaffens Lenbachs, aber ein genügendes Bild. Namentlich kann man — und dies ist von höchstem Interesse — den Werdegang des Meisters genau verfolgen. In



es doch gelungen, die wenigen Jugendwerke Lenbachs, sowie zahlreiche Skizzen aus jener Zeit zu vereinigen; nur die Schackgalerie hat ihren Besitz nicht abgegeben. Da sieht man denn die „Landleute an der Feldkapelle bei nahendem Gewitter" (1858), den „Titusbogen" (1860), zwei prächtige Bauernköpfe (1860/61), die neben den Skizzen von dem „Sonnenfanatismus" erzählen, der Lenbach damals erfüllte, gemischt mit dem Einfluß der Pilotyschule. Obwohl in Lenbach von früh an ein energischer Naturalismus arbeitete, so verfolgt man doch in seinen frühesten Bildnissen deutlich das Nachwirken der glatten, süßlichen Eleganz des damaligen Porträts, man sieht weiterhin das Nachwirken der alten Meister bis allmählich die künstlerische Persönlichkeit Lenbachs zu Reife und Selbständigkeit kommt. Diese selbständig gewordene Meisterschaft schenkte uns jenen großen Schatz von Bildnissen, die immer klassisch sein werden, was die scharfe Erfassung der physiognomischen Erscheinung, die Plastik des Ausdrucks neben dem vornehmen künstlerischen Gewand betrifft. Man findet in der Ausstellung mehrere der Bismarckbildnisse, das Porträt Leos XIII. aus der Pinakothek, Porträte der Glieder des Kgl. Hauses und eine ganze Galerie von Zeitgenossen aus den verschiedenen Schaffensperioden des Meisters — beträgt doch die Zahl der Porträte bei zweihundert.

Natürlich wird die Ausstellung beim Publikum viel gegenständliches Interesse finden. Ihr größtes künstlerisches Verdienst scheint uns darin zu liegen, daß sie zeigt, welches die Entwicklung des größten modernen Bildnismalers war: seine Kunst ruht auf der Natur und der künstlerischen Tradition. Das ist ein Fingerzeig für die „moderne" Kunst, gegen die sich Lenbach wiederholt sehr scharf geäußert hat, welchen Weg sie einschlagen müßte, wenn sie eine aufsteigende Linie einhalten will.



Die Säkularausstellungen in Münchens Stadtmuseum.

Von

Ernst von Destouches.

In dem altehrwürdigen Museumsgebäude der Stadt, und zwar in den Lokalitäten der Maillinger-Sammlung dortselbst sind am 4. Juni zwei Ausstellungen eröffnet worden, welche dem Gedächtnisse zweier für Bayern und die Stadt München denkwürdiger Tage und Ereignisse ihrer Geschichte gewidmet und darum wohl geeignet sind, das ganz besondere Interesse aller Freunde der Vaterlands- und der Lokalgeschichte in- und außerhalb des Münchener Burgfriedens zu erregen.

Die erste dieser Säkularausstellungen gilt der 200jährigen Gedenkfeier der Sendlinger Bauernschlacht (Münchener Mordweihnachten 1705). Der Tod des bayerischen Kurprinzen Joseph Ferdinand (6. Februar 1699 zu Brüssel), welchen König Karl II. von Spanien zum Erben der spanischen Monarchie eingesetzt hatte, hatte den 1701 zum Ausbruch gekommenen spanischen Erbfolgekrieg mit veranlaßt, welcher den Kurfürsten Max Emanuel als Verbündeten Frankreichs sah. Die Niederlage der bayerisch-französischen Waffen am Schellenberge (2. Juli 1704) und die noch unglücklichere Schlacht bei Höchstädt und Blindheim (13. August 1704) hatten Max Emanuels und Bayerns Schicksal entschieden; er selbst war gezwungen, sein Land zu verlassen, das nun von den Kaiserlichen unter Administration gestellt wurde. Den namenlosen Bedrückungen, welchen das durch unerschwingliche Lasten verarmte, ausgesogene Land seitens der Kaiserlichen nun ausgesetzt wurde, die mit barbarischer Härte und Grausamkeit durchgeführte Aushebung von 12,000 Landeskindern, welche unter die kaiserlichen Regimenter in Italien gesteckt werden sollten, und die Kunde, daß die kurfürstlichen Kinder in die kaiserliche Gefangenschaft fortgeführt werden sollten, hatten jene bayerische Landeserhebung zum Ausbruch gebracht, welche für die Stadt München und das bayerische Oberland durch die Sendlinger Bauernschlacht ein so tragisches Ende fand.

Unter dem Rufe

„Die Kinder retten!"

d. i. die Kinder ihres Kurfürsten und Landesherrn) und

„Lieber bayerisch sterben,
Als in des Kaisers Unfug verderben!"

waren sie herabgezogen aus ihren heimatlichen Bergen, die treuen Söhne des Oberlandes und an jenem Christmorgen 1705 als Helden auf der Wahlstatt zu Sendling verblutet, während ihre Verbündeten und Anführer, die Münchener Bürger und beziehungsweise Ratsherren, Weingastgeber Johann Jaeger, Weingastgeber Johann Georg Khidler und Eisenhändler Sebastian Senser, sowie die beiden abgedankten kurbayerischen Offiziere Oberleutnant Johann Clanze und Leutnant und Adjutant Johann Georg Aberle auf blutiger Henkerbühne auf dem Marienplatz zu München geköpft und erstere beide auch noch gevierteilt worden sind.

Die Ruhmestat dieser Helden zu ehren und zugleich einen Prolog für die geplante Gedenkfeier derselben zu bilden, ist die Säkularausstellung im Stadtmuseum bestimmt, welche die hervorragendsten Persönlichkeiten, Oertlichkeiten und Ereignisse jener Zeit dem Besucher und Beschauer vor Augen führt.

Ihre erste Abteilung bringt die Bildnisse der kurfürstlichen Familie, vor allem jene des Kurfürsten Max Emanuel, seiner beiden Gemahlinnen Erzherzogin Antonie und Therese Kunigunde und seines Kurprinzen I. Ehe Joseph Ferdinand, sämtlich im Stile und Geschmack jener Zeit mit reichem allegorischem Beiwerk, so insbesondere das Schabkunstblatt von Johann van der Bruggen aus dem Jahre 1696, welches Max Emanuel und Therese Kunigunde auf dem Throne sitzend darstellt, während rechts von ihnen in den Wolken, umgeben von allegorischen Gestalten, der Kurprinz Joseph Ferdinand in einem mit Löwen bespannten Wagen erscheint. Ein Stich von Amling, gefertigt zu München im Jahre 1698, stellt den Kurprinzen in seinem sechsten Lebensjahre, also kurze Zeit vor seinem Tode dar. Weitere Stiche zeigen seine mütterlichen Oheime, Brüder der Kurfürstin Marie Antonie, die deutschen Kaiser Joseph I. (1705—1711) und Karl VI. (1711—1740), unter welchen Bayern so schwer die Fesseln der kaiserlichen Administration zu tragen hatte, welche in ihrem Namen von dem Grafen Karl Maximilian von Loewenstein-Wertheim ausgeübt wurde, der gleichfalls durch zwei Stiche vertreten ist, wie auch der bayerische Kanzler Franz Joseph von Unertl. Ludwig XIV. von Frankreich aber zeigt ein nach einem Gemälde von Mignard ausgeführter Stich. Damit der Beschauer sich nun zunächst in die einschlägigen Oertlichkeiten der damaligen Zeit vertiefen kann, zeigen ihm eine Landkarte den damaligen Umfang des Kurfürstentums Bayern, ein Plan die Stadt München und ihren Burgfrieden, Ansichten und Prospekte teils die Stadt selbst, teils einzelne Gebäude derselben, welche in der Geschichte der Mordweihnachten eine besondere Rolle gespielt, wie die Kirchen und der Friedhof zu U. L. Frau und St. Peter, der Marienplatz, das Rathaus, der Rindermarkt rc., endlich die Ortschaften in Münchens Umgebung, welche die Oberländer auf ihrem Zuge nach München berührt, wie das Gericht Au, Giesing, Thalkirchen, die Sitze Neuhofen und Sendling rc.

Der herrliche Kolossalstich von Mich. Wening vom Lager der bayerischen Armee bei Schwabing und Freimann unter Kommando des Generals der Kavallerie Grafen v. Arco am 1. Oktober 1701, welches gewissermaßen als Vorspiel und Einleitung zum spanischen Erbfolgekriege für Bayern angesehen werden kann, eröffnet die nun folgende große Reihe der Geschichts- und Schlachtenbilder aus demselben, deren Mittelpunkt, wie der der ganzen Säkularausstellung die verschiedenen Darstellungen der oberbayerischen Landeserhebung und der Münchener Mordweihnachten bilden. Wie „Schmid Balthes Mayer von Kochel seine Landsleute zum Kampfe aufruft", zeigt ein Holzschnitt nach dem Gemälde von Sporrer; „Die Erstürmung des Roten Turmes" nach Defreggers Gemälde, ebenfalls ein Holzschnitt, sowie eine Reproduktion der im Besitze des Kgl. Kommerzienrates Zettler befindlichen Lithographie von Peter Ellmer, betitelt: „Der Bayern Treue gegen Fürst und Vaterland", während das Pendant hierzu unter dem gleichen Titel die „Unglückliche Niederlage der patriotischen Landleute von Sendling und vom Isarwinkel bei dem Dorfe Sendling" bildet. Drei Reproduktionen in Stichen und Lithographien führen das Bild von der Sendlinger Bauernschlacht vor Augen, mit welchem Meister Wilhelm von Lindenschmit die Kirche zu Sendling al fresco geschmückt. Die historisch wert- und bedeutungsvollste, weil älteste und ganz gleichzeitige Darstellung der Schlacht aber befindet sich auf einem, wohl im Februar 1706, also höchstens sechs Wochen nach der Schlacht gefertigten Einblattdruck mit Stichen von Gottfried Rogg unter dem Titel „Kupffer der Neuigkeiten". Derselbe trägt die Unterschrift: „Die rebellischen Baurn werden Massacrirt. Zwischen München und Sendlingen am H. Christtag früh den 25 December", und zeigt im Vordergrunde die Niedermetzelung der nur mit Sensen, Dreschflegeln und Heugabeln bewaffneten Bauern. Rechts schaut aus den Rauchwolken das nahe Dorf Sendling mit seinem (spitzen) Kirchturm hervor; links erscheint München mit den Frauentürmen und im Pulverdampf der Rote Turm, den die Oberländer angreifen; im Hintergrunde deren heimatliche Berge.

Hochinteressant ist die „Compendiose Außlegung diß obigen Kupffers", welche folgenden Wortlaut hat: „. . . Die Massacre der bayerischen Rebellen bei Sendlingen, wo deren ein guter Theil niedergemacht worden; welche Bauern mit Hakken, Mist-Gablen und Messerlein an Peitschen gebunden, Sensen, Dresch-Flögel rc. etlich 1000 starck ankommen waren: Hatten auch bei sich einige Schützen; welche sie gleich verlassen, sind also die Bauern im Stich blieben, die dann erbärmlich sind zugerichtet worden. 3000 blieben auf dem Platz und etlich 100 wurden blessirt, an theils man noch in München curirt, wovon viele bereits gestorben, und noch theils dahinsterben; die curirten werden sogleich wieder nach ihren Gerichtern, woraus sie genommen und gezwungen worden, abgeschicket . . .

Nunmehr ist in München die Execution solcher Rädelsführer mit Köpffen und Viertheilen am Freitag den 29 Jänner 1706 der Anfang gemacht worden, und wird die hohe Obrigkeit allda und anderwärtig wider andere mehr der Justiz ein Vergnügen geschehen lassen."

Dieser letzte grausame Schlußpassus bezieht sich auf die oben erwähnte, damals bereits vollzogen gewesene Hinrichtung von Khidler, Senser, Clanze und Aberle, und auf die erst noch bevorstehende von Jaeger und dem Metzgermeister Matthias Kraus, welch beide wenige Wochen später am gleichen Tage, den 17. März 1706, ersterer zu München, letzterer zu Kelheim geköpft und gevierteilt worden sind. Ein unter diesem Kupfer angebrachter Lorbeerkranz mit einer Widmungsschleife in den schwarz und gelben Stadtfarben ehrt heute das Andenken an jene heldenmütigen Vaterlandsverteidiger.

Ebenso, nahezu gleichzeitig wie der erwähnte „Kupffer", ist das bekannte Votivbild von der Sendlinger Schlacht in der Kirche zu Egern am Tegernsee, von welchem eine Reproduktion in einem Stich von Bollinger vorhanden ist. „Conspiratio Bavarorum punitur" nennt sich ein anonymer, offenbar aus kaiserlichem Lager stammender Stich, welcher die Gerechtigkeit zwischen Trophäen sitzend, und im Hintergrunde München von Blitzen bedroht zeigt.

Hochinteressant ist dann das Original der „ex Commissione Administrationis Caesareae" dd° München, am 5. Februar 1706 erschienenen kaiserlichen Verordnung, welche also anhebt:

„Josephus, von Gottes Gnaden, Erwöhlter
Römischer Kayser, zu allen Zeiten
Mehrer des Reiches, Koenig zu Hungarn
und Böhaimb.

Nachdem sich nun im Wercke selbst bezeiget, was das so freventliche Vnternehmen deß rebellischen aufgestandenen Landvolks für ein Endschafft genomen, vnd Wir wohl Vrsach hätten, alle in Waffen begriffen geweste Gesellen, welche wider Vns zu Feld gezohen, auffsuchen vnd gegen jhnen mit der wol verdienten Todt-Straff, auch in Aschen-Legung deren Häusern und Haimeter verfahren zu lassen. So wollen Wir doch hierin abermalen Vnsere allerhöchste Güte der strengen Justiti vorziehen vnd hiemit in Krafft diß allen vnd jeden Burgeren und Bauren, auch abgedanckten bayerischen Soldaten, so sich wider Vns aufgeleinet, vnd von der geschwornen Treue meinaydig abgefallen, — einiger Haupt-Rädelsführer außgenommen, — die allergnädigiste Verzicht ihres gegen Vns geführten so boßhafften Vnternemmens mit seyn vnd die Vns zugefügte Belaydigung in Vergessenheit setzen. . . ."

Eine daneben hängende Kayserliche Verordnung vom 20. Mai 1710 betrifft die Einschleppung Pestilentzischer Seuchen. Von den Zeitbildern seien dann noch erwähnt das Cabinet de Conseil entre Louis XIV, le duc (électeur) de Bavière et le Mr. de Villeroy, — eine Satire auf die französisch-bayerische Allianz; — ferner die „Ausführliche Erzehlung deß sowohl Frantzösisch als Bayrischen widerrechtlich geführten Krieges wider Ihre Römische Kayserl. Majestät und Römisches Reich, von Märtin Haanenfeind, Schwartz-Wälder-Bauerns von Furtwang an dem sogenannten Hohlen-Graben", ein Porträtstich mit Spottgedicht in schwäbischer Mundart; weiter eine Abbildung der Schlacht bei Aidenbach nach dem Gemälde im alten Nationalmuseum. (Schluß folgt.)

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Münchener Hoftheater findet gegenwärtig, wie alljährlich um diese Zeit, eine Aufführung des „Ring des Nibelungen" statt, die als erste Probe zu den im August beginnenden Wagner-Festspielen zu gelten hat. Ohne Gäste geht es dabei nicht ab, denn unser Ensemble weist gegenwärtig zuviel Lücken auf, als daß bei uns der „Ring" ohne Zuzug von außen gegeben werden könnte. Im „Rheingold" interessierte besonders die neue Erda, Frl. Schröter aus Königsberg, die in der Tat eine gute Akquisition zu sein scheint. Ihr pastoser, gut tragender Alt ist in allen Lagen gleichgut klingend und trefflich ausgeglichen. Warten wir ab, was die Künstlerin uns im „Siegfried" zu sagen haben wird. — München ist momentan ohne Sieglinde! Gestern war für die Rolle Frl. Dönges aus Leipzig vorgesehen, die aber wieder durch Frl. Hilde Schöne aus Mannheim ersetzt wurde. Wir hätten also in diesem Falle nur kritiklosen Dank zu zollen. Herr Andreas Moers aus Leipzig ist uns als Siegmund nicht mehr fremd. Seine Stimme ist sehr baritonal gefärbt und es ist erstaunlich, wie er diese spezifisch melodisch überaus reiche Partie durch unnötige Naturalismen zu zerpflücken versteht. Er weiß der Rolle manchen hübschen, energischen Zug zu verleihen, aber im ganzen war dieses Wälsungenpaar von bemerkenswerter Nüchternheit und der Beifall daher diesmal erheblich schwächer wie sonst. Sehr angenehm berührte es, daß Grane, das sel'ge Roß, diesmal nicht in Aktion trat. Hoffen wir, daß es den wohlverdienten Ruhestand auch weiterhin ungestört genießen möge. Ueber den ganz unmöglichen Mondscheineffekt des ersten Aktes denken die Herren, die denselben hervorzuzaubern haben, vielleicht einmal nach. Wagner hat bekanntlich immer auf Wirkungen verzichtet, welche in ihren Voraussetzungen dem sogenannten „gesunden Menschenverstand" schnurstracks zuwiderliefen. Dazu gehört aber auch unser Walkürenmond mit seinen dreifach sich kreuzenden Strahlen.

Münchener Schauspielhaus. Etwas spät kam man mit einem Hartlebenabend, der der Erinnerung an den heimgegangenen Dichter geweiht ist, und die Wahl des „Programms" für diese stille Feier ohne Rede und Büste war nicht glücklich. Der Zweiakter „Angele" ist ein Jugendwerk, das sich bisher nirgends halten konnte, und auch in seiner pietätvollen Stelle als Objekt einer Gedächtnisaufführung nur das Böse verhinderte, nicht aber das Gute erbrachte. Ein so ekelhaft widerliches Thema, wie das dieses Stückes, dramatisch zu behandeln, darf höchstens einem ganz Großen beifallen, der es versteht, diesen Giftauswuchs mit Lachen niederzupeitschen, daß die Fetzen fliegen. Hartleben aber ist ein zu schwachherziger Satiriker, und seine Art ist nicht erlösender Hohn, sondern ein gequältes Herumexperimentieren, das den Stoff nicht niederzwingt. Wirklich voll guten Witzes ist dagegen die „Sittliche Forderung", eine treffliche Komödie der Gegensätze, so recht dem kleineren Talent Hartlebens angemessen, ohne Exkursionen ins Dramatische. An ihr hing denn auch schließlich der Erfolg des Abends, der angesichts des prächtigen Frühlingswetters mit wenig Begeisterung entgegengenommen wurde. Auch eine neue Tänzerin ist im Schauspielhause aufgetaucht namens Renate, die „musikalische Impressionen" gibt und zu ihrem Tanz singt. Die ganze Sache ist als einer der Versuche anzusehen, die schon öfter gemacht wurden, es der Duncan oder Madeleine in etwas veränderter, nicht ganz unselbständiger Form nachzutun. Fräulein Renate hatte nicht viel Glück mit ihrem Auftreten. Sie wurde ganz als überflüssige Nachzüglerin angesehen und vermochte nicht den Wunsch wachzurufen, ihre „Kunst" in München im Stile ihrer Vorgängerinnen auszubeuten.

Das Schlußwort zur Schillerfeier hatte Ernst von Possart, der im vollbesetzten Saale der „Jahreszeiten" einen Vortrag Schillerscher Gedichte hielt. Der unerreichte Sprachkünstler erzielte mit seinem überreichen Programm wieder bedeutende Wirkungen und fand endlosen Beifall seiner Zuhörer. Die Krone des Ganzen schien uns der ergreifende und technisch mit prachtvoller Virtuosität gesteigerte Vortrag der „Kraniche des Ibikus".

In Graz tagt gegenwärtig die Jahresversammlung des Deutschen Tonkünstlervereins. Seit Erweckung des verdienstvollen Vereins aus einer langen Zeit der Reaktion sind seine Jahreszusammenkünfte berühmt geworden durch die Fülle des Gebotenen, das nun seinerseits die Grenzen des Zulässigen schon wieder beinahe überschreitet. Natürlich spielen diesmal Künstler, die zu Graz in besonderer Beziehung stehen, die Hauptrolle: die Festoper „Don Quixote" ist von Wilhelm Kienzl, symphonische Werke bringen Paul Ertel und Guido Peters, Gesänge mit Orchester steuert Siegmund von Hausegger bei. Selbstverständlich fehlen auch die permanenten Namen der Vereinsgrößen nicht: Strauß, Mahler, Schillings und Reger. Es liegt in diesen groß angelegten Wanderversammlungen auch eine Gefahr. Man hat sie als eine Art offiziellen Bewertungsorgans anzusehen gelernt und es wird hierdurch eine gewisse, der trägen Oeffentlichkeit gegenüber volle Geltung erlangende Präjudiz geschaffen, die besonders jene Komponisten schädigt, die zu dem Verein keine Stellung finden können. Auch halten wir es nicht für gut, daß Künstlern, die mit ihrem Schaffen bereits durchgedrungen sind, der Verein immer wieder zur Verfügung steht, um ihre Werke mit jenem Glanz und unter jenen ganz außergewöhnlichen Bedingungen aufzuführen, deren gerade diese Leute entraten müßten und könnten zugunsten der „im Schatten" sich befindenden Jugend.

München. Hermann Teibler.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 25. München, 18. Juni 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Bayerische Wahlkreiseinteilung, gleiches Recht und Staatsraison.

Von
Dr. Armin Kausen.

Auch unter dem Ministerium Podewils scheint es in Bayern Staatsmaxime zu bleiben, daß der jahrzehntelang zu Unrecht in seiner herrschenden Stellung erhaltene, mit administrativen Mitteln parlamentarisch multiplizierte Liberalismus der Staatskrücke würdig sei. Was der Mischliberalismus mit allen seinen Hilfstruppen — an dem Maßstabe des allgemeinen, gleichen Wahlrechtes gemessen — in Bayern wert ist, hat die amtliche Wahlstatistik der letzten Reichstagswahlen vom Juni 1903 unbestechlich dargetan. Die Liberalen samt allen Bundesgenossen erreichten mit 165,496 nur 16,9 Prozent aller Wählerstimmen, während das Zentrum mit 422,641 Stimmen 43,3 Prozent aufbrachte. In 16 Jahren war der Liberalismus von einem Drittel auf ein Sechstel aller Stimmen zurückgegangen, denn 1884 und 1887 hatten die Liberalen bei den Reichstagswahlen noch 33,6 und 33,1 Prozent der Wählerstimmen. Die Liberalen suchen diese Erinnerungen gerne zu verwischen, namentlich in diesem Augenblicke, da sie bei der Erörterung der Ergebnisse der Wahlkreiseinteilung wieder einmal mit der Prätention hervortreten, als eine dem dreimal stärkeren Zentrum numerisch ebenbürtige Partei berücksichtigt werden zu müssen. Denn daß die Riesenanstrengungen, welche seit dem Fall des Wahlgesetzes zur Mobilmachung des liberalen Landsturms gemacht worden sind, an diesem Verhältnis etwas Wesentliches ändern könnten, glaubt auch der sprichwörtliche stärkste Mann nicht. — —

Die Urwahlen zum Landtag finden, genau so wie im Jahre 1899, am 10. Juli, die Abgeordnetenwahlen am 17. Juli statt. Ueber die neue Wahlkreiseinteilung ist durch die Veröffentlichung am 7. Juni der Würfel endgültig gefallen. Die getroffene Entscheidung ist inappellabel, aber die Kritik setzt um so schärfer ein. Heute beschränkt sie sich auf die Presse und dürfte auch hier vor dem Waffenlärm der Wahlschlacht bald verstummen. Aber das Nachspiel im Landtag wird nicht ausbleiben.

Die neue Wahlkreiseinteilung entspricht der Voraussage in Nr. 22 (S. 253 ff.) der „Allgemeinen Rundschau“: „Leider darf es als feststehend gelten, daß die Wahlkreiseinteilung dem Liberalismus nicht allzu wehe tun wird. . . . Es handelt sich einfach um das Höchst- oder Mindestmaß des dem Liberalismus zu belassenden wahlkreisgeometrischen Vorsprunges. Es werden der Korrekturen ohnehin nicht zu viele und nicht zu einschneidende sein. Aber selbst das Höchstmaß dünkt der Begehrlichkeit des herrschgewohnten Liberalismus noch zu gering.“

Genau so ist es eingetroffen. Daß die liberale Presse die handgreifliche Bevorzugung des Liberalismus nicht eingestehen will und sich schandenhalber sogar zu einigen milden Tadelsworten über angebliche Bevorzugung des Zentrums versteigt, ist eine gar zu durchsichtige Taktik. Es bleibt unvergessen, wie unmittelbar nach der Entscheidung im Ministerrate einige auswärtige liberale Blätter ihren Jubel über die Bekehrung des Ministers Feilitzsch, des Vaters der ominösen, von den Liberalen so leidenschaftlich abgelehnten „gesetzlichen“ Wahlkreiseinteilung, so unklug in die Welt posaunten, daß sie von der „Augsburger Abendzeitung“ zur Ordnung gerufen werden mußten.

„Lauter Zugeständnisse an das Zentrum“ soll nach liberalen Heften die neue Wahlkreiseinteilung enthalten. Warum? Weil die Regierung einen Anlauf genommen hat, um das himmelschreiende Unrecht der wahlkreisgeometrischen Totteilung des Zentrums oder — richtiger gesagt — der Katholiken da und dort aus der Welt zu schaffen. Selbst wenn der Anlauf im ganzen Lande konsequent, systematisch, grundsätzlich durchgeführt worden wäre, könnte man nicht von einer Verbeugung vor dem Zentrum, sondern nur von einer Verwirklichung der Rechtsgleichheit, der vollen Gleichberechtigung der Konfessionen und Parteien sprechen. So aber hat die Regierung sich aus Gründen einer „Staatsraison“, die sich mit der Wohlfahrt des Liberalismus zu decken scheint, auf einige Teilkonzessionen an Recht und Gerechtigkeit beschränkt und aufs neue vor der sogenannten „Partei von Bildung und Besitz“ ihre Verbeugung gemacht. Diese Feststellung mag für die, so es angeht, peinlich sein, aber die planmäßige Geschichtsfälschung der liberalen Presse zwingt dazu.

Wie stand denn die Sache? Was hat die Regierung dem Landtage und dem Lande versprochen? Graf Feilitzsch präzisierte am 19. Februar 1904 die Zusage der Königl. Staatsregierung dahin, daß dem im Gesamtbeschlusse beider Kammern vom 1. Juli 1902 enthaltenen Wunsche nach Bildung kleinerer Wahlkreise im Rahmen des geltenden Gesetzes Rechnung getragen werde. Nun war aber in jenem Gesamtbeschlusse ausdrücklich gesagt, daß künftig Wahlkreise für je einen Abgeordneten die Regel, solche für zwei Abgeordnete die Ausnahme sein sollten. Die aufgestellte Regel ließ sich im Rahmen des noch geltenden Wahlgesetzes nicht ausführen, da die Bildung von Wahlkreisen für je einen Abgeordneten gesetzlich auf 16 beschränkt ist — München ausgenommen. Nach dem Wunsche des Landtages und

nach der eigenen Vorlage der Regierung waren aber Wahlkreise mit zwei Abgeordneten unzweifelhaft als die zulässige Höchstgrenze festgelegt. Wollte man also der feierlichen Zusage nicht bloß dem Buchstaben, sondern auch dem Sinne nach entsprechen, so hätten neben 16 (bisher 8) einmännigen Wahlkreisen — abgesehen von München, das eine gesetzliche Sonderstellung einnimmt, und von Nürnberg, das einen zusammenhängenden Amtsgerichtsbezirk bildet — nur zweimännige Wahlkreise eingerichtet werden dürfen. Statt dessen sehen wir aber neben 43 zweimännigen (bisher 25), immer noch 16 dreimännige (bisher 20) Wahlkreise, und es gehört nicht einmal ein das Mißtrauen schärfender Argwohn dazu, um zu erkennen, daß bei der Neubildung dreimänniger Wahlkreise nur die Rücksicht auf liberale Mandate (Bayreuth, Hof) maßgebend war, während die gleiche Rücksicht bei anderen Wahlkreisen an dieser beliebten Dreizahl vorüberging. Speyer ist in dieser Hinsicht typisch. Ob es richtig ist, daß ein bekannter Bruchteil der Minister auf diesem Wege der Begünstigung des Liberalismus noch einige weitere Schritte geplant hatte, kann hier ununtersucht bleiben. Die sehr greifbaren Gerüchte über ernste Meinungsverschiedenheiten im Ministerium ließen sich kaum anders erklären.

Der Wahlminister hat sich zu sehr in die Karten schauen lassen, sonst würde er z. B. bei der Behandlung der bisherigen Dreimännerkreise anders verfahren sein. Ein Teil derselben ist handgreiflich zum Nutzen der Liberalen zerlegt (Zweibrücken, Ansbach, Neustadt a. Aisch). Von den übrigen wurde der größte Teil nicht zerlegt, weil, ein kleiner Teil zerlegt, obgleich dadurch parteipolitisch nichts geändert wird (Rosenheim, Pfarrkirchen).

Die System- und Grundsatzlosigkeit der neuen Wahlkreiseinteilung ließe sich nicht besser illustrieren. Wie steht es nun mit dem wahrscheinlichen Gewinn und Verlust der Parteien im einzelnen und in den verschiedenen Regierungsbezirken? Die Hauptbeschwerden des Zentrums erstreckten sich bekanntlich auf die Pfalz, wo die Katholiken jahrzehntelang totgeteilt waren und das Zentrum erst bei der letzten Landtagswahl durch ein Kompromiß mit den Sozialdemokraten dem liberalen Terrorismus vier Mandate abringen konnte; auf Oberfranken, wo nach dem Verhältnis der Wahlmänner 1899 dem Zentrum mindestens sieben Abgeordnete gebührt hätten, während es nur drei erhielt; auf Mittelfranken, wo der vom Geiste des Evangelischen Bundes geweckte furor protestanticus das frühere Kompromiß zwischen Konservativen und Zentrum in Weißenburg und Eichstätt zertrümmerte und durch ein konservativ-liberales Kompromiß die katholische Hälfte des Wahlkreises politisch zu entrechten suchte; endlich auf Schwaben, wo die Verkoppelung Immenstadts mit Kempten jeden Erfolg des Zentrums unmöglich machte. Die Regierung hat nun in Oberfranken durch Abtrennung der Wahlkreise Forchheim, Kronach und Staffelstein dem Zentrum zur Erringung von vier Mandaten die Arme frei gemacht. Ein gleiches geschah in Mittelfranken durch Ablösung der zwei Eichstätter Mandate. Ob die Abtrennung der zwei Immenstadter Mandate in Schwaben dem Zentrum Erfolg bringen wird, ist fraglich, da 1899 die Zahl der liberalen Wahlmänner in den zusammengelegten Bezirken noch überwog. Indessen scheint die lokale Zentrumspartei auf einen guten Erfolg zu hoffen und die nun beliebte Zweiteilung des bisher liberalen Wahlkreises Kempten einer Teilung in 3 + 1 vorzuziehen.

Die Nebenvorteile, welche z. B. namentlich in Oberfranken den Liberalen immer noch gegönnt sind, wären gering anzuschlagen, wenn der in den erörterten Provinzen angelegte Maßstab auch auf die unseligen Zustände in der Rheinpfalz Anwendung gefunden hätte. Aber hier versagte der Grundsatz des gleichen Maßes vollständig. Der Wahlkreisgeometer hat sich begnügt, dem Zentrum, das seiner Stärke nach Anspruch auf fünf Mandate hätte, nur ein Mandat in St. Ingbert aus dem Wahlkreis Zweibrücken herauszuschälen.

Nach dem letzten Kompromiß hatte das Zentrum je zwei Mandate in Speyer und Zweibrücken. Vorausgesetzt sogar, daß dem Zentrum in Speyer ein Mandat erhalten bliebe, verliert es in der Pfalz zwei Mandate sicher.

Die liberale Partei ist in der Pfalz unerhört bevorzugt, und zwar zum Schaden nicht nur des Zentrums, sondern auch der Sozialdemokraten, denen auch sonst am Zeuge geflickt wurde, wo es nur anging. Dabei war das Verhältnis der sozialdemokratischen zu den liberalen Stimmen bei den letzten Reichstagswahlen in der Pfalz 37,589 : 43,409.

Wie sich die Regierung bei der Verantwortung vor dem nächsten Landtage hinausreden will, ist einstweilen ein Rätsel. Daß die sozialdemokratische Presse gegen das Ministerium Podewils-Feilitzsch (hinter diese scheinbar harmonierenden Namen dürfte wohl ein dickes Fragezeichen zu setzen sein) Feuer und Flamme speit, kann angesichts dieser Tatsachen nicht wunder nehmen. Die Folgen dieser Entrüstung dürfte zunächst der Liberalismus am 10. Juli und 17. Juli verspüren.

Aber auch die (protestantische) mittelfränkische Gruppe der Bauernbündler hat allen Grund zur Verstimmung über die augenfällige Bevorzugung des Liberalismus. In Ansbach und Neustadt a. d. Aisch steht den protestantischen Bündlern der Verlust von zwei oder drei Mandaten bevor. Einen weiteren Verlust von einem Mandat in Weißenburg haben sie durch ihr voreiliges Kompromiß mit den Liberalen zur Verteilung der ihnen nun entrissenen Beute von Eichstätt selbst verschuldet. In der liberalen Presse (vgl. „Münch. Neueste Nachrichten" Nr. 269) wird dem bisherigen Abg. Beckh, dem Führer der bayerischen Konservativen, ganz offen der Stuhl vor die Türe gesetzt. Nur der mit dem bekannten Furor ganz erfüllte Nißler findet Gnade vor den Augen der liberalen Verbündeten. Diesen ist aber noch vor dem Essen der Appetit so sehr gewachsen, daß sie (vgl. das bereits zitierte liberale Blatt) auch in Rothenburg o. T. eines der beiden bisherigen bündlerischen Mandate an sich reißen wollen. Das Schönste an der Sache ist, daß der von seinen konservativen und bündlerischen Genossen so schmählich im Stich gelassene Abg. Lutz nicht geringe Aussicht hat, in Nördlingen trotz Kooperation von Liberalismus und Evangelischem Bund wiedergewählt zu werden.

Das letzte Wort über die Taktik der Regierung wird auf Grund der noch zu erwartenden Abgrenzung der Urwahlbezirke zu sprechen sein. Hier kann noch vieles zum Besseren, aber auch zum Schlimmeren gewendet werden.

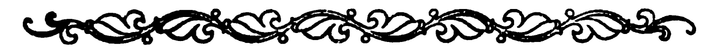
Der Wahlkampf wogt jetzt mächtig auf. Ein Glück, daß er nach wenigen Wochen sein Ende erreicht, denn der politische Anstand und der gute Ton leiden in solchen Zeiten am meisten bei denen Not, welche diese schönen Worte stets im Munde führen. Die liberale Presse klagt schon über „Denunziation", hat aber selbst mit dem Denunzieren angefangen, und zwar wegen einer Bagatelle, einer formalen Uebertretung des Preßgesetzes durch ein ohne Angabe des Druckers erschienenes Flugblatt.

Die Zentrumspartei steht wohlgerüstet da. Wenn man den entscheidenden Wahlkomitees und schließlich den Wahlmännerkollegien in letzter Stunde noch einen guten Rat geben darf, so ist es der: weniger Kandidaten aus dem geistlichen Stande zu wählen und lieber gebildete Laien aus verschiedenen Ständen in größerer Zahl in den Landtag zu schicken. Erfreuliche Anfänge nach dieser doppelten Richtung sind eingeleitet, aber es könnte noch mehr geschehen. Wohl ist die Erwägung nicht zu unterschätzen, daß das katholische Volk den durch den Antrag Moy und die liberale Musik zu diesem Antrage tief gekränkten Politikern aus dem geistlichen Stande ein Vertrauensvotum schuldig sei. Aber wenn selbst der Abgeordnete Domkapitular Dr. Pichler vor einem Zuviel warnt, sollte man daraus die naheliegende Lehre ziehen. Freilich ist ein Punkt auch diesmal nicht zu übersehen: Wo sind in der bayerischen Zentrumspartei die Sturmkolonnen der gebildeten Laien, welche die Arbeit und die Mühen des Wahlkampfes mit den Männern des werktätigen Volkes und den Geistlichen teilen? An Landtagskandidaten für sichere Wahlkreise wäre gewiß kein Mangel, aber wie steht es mit dem Kontingent an Rednern und Agitatoren? Soviel ist sicher, daß die liberale Partei namentlich in ihrem jüngeren Nachwuchs unter den gebildeten Ständen ein nicht nur relativ, sondern auch absolut weit größeres Aufgebot von tätigen Agitations- und Wahlarbeitern aufweist. Man mag die Leute als „Streber" einschätzen, die ein Mandat für den Landtag oder wenigstens für die Gemeinde in der Ferne winken sehen. Aber durch solche Betätigung werden die politischen Sporen wenigstens redlich verdient! —

Alldieweil ein blindes Huhn auch zuweilen ein Korn findet, herrscht jetzt einen Monat vor der Wahlschlacht mächtiges Gegacker im liberalen Hühnerhofe. Man verkündet einen „großen moralischen Sieg" („Münch. Neueste Nachrichten"), einen „vollständigen Sieg des Liberalismus über die Verdächtigungen, die gegen ihn mit dem Vorwurf des Wahlrechtsraubes erhoben worden sind" („Allgemeine Zeitung"). Was ist denn Großes geschehen? Nun, die liberale „Augsb. Abendzeitung" ist zu 60 Mk. verurteilt worden, weil sie zwei Zentrumsabgeordnete, welche die Liberalen öffentlich als Gegner des direkten Wahlrechtes bezeichneten, Lügner und Verleumder schalt. In diesem Prozeß haben die liberalen Abgeordneten Dr. Casselmann und Dr. Hammerschmidt beschworen, daß es der liberalen

Fraktion mit dem direkten Wahlrecht jederzeit Ernst gewesen sei, während u. a. der als Zeuge vernommene Herr v. Vollmar an der Hand von Tatsachen und zum Teil von Privaterlebnissen an der Stellung des deutschen Nationalliberalismus zum direkten Wahlrecht und an den Winkelzügen der bayerischen Liberalen die vernichtendste Kritik übte. Zunächst eine Frage: Kann denn der Abg. X beschwören, daß es dem Abg. Y mit dem direkten Wahlrecht Ernst war? Im Uebrigen: der Kasus macht mich lachen! Die beschworene Ueberzeugung der beiden Kronzeugen des Liberalismus in Ehren! Aber was hilft das „direkte" Wahlrecht ohne das allgemeine und gleiche? Gerade die „Allgemeine Zeitung" war es, welche förmliche Schmähungen des allgemeinen, gleichen Wahlrechtes zu Worte kommen ließ und der Empfehlung einer Ständevertretung ihre Spalten öffnete. In dem Artikel selbst war betont, daß „weite Kreise" ähnlich schlecht über das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht dächten. Und war denn der jüngste Appell der „Allgemeinen Zeitung" und ihrer liberalen Kolleginnen an die Staatsregierung, bei der Wahlkreiseinteilung die „Staatsraison" zugunsten der Stimmenminderheiten in die Wagschale zu werfen, kein Affront gegen dasjenige freiheitliche, gleiche, allgemeine Wahlrecht, das in allen Programmen des Liberalismus eine Rolle spielt? Auch des Abg. Dr. Casselmann berühmter Gang zum Wahlminister hat nicht der Sicherung des mit blinder Strenge durchgeführten gleichen Wahlrechtes gegolten, sondern einer sanften Schonung des Liberalismus ohne Rücksicht auf den unerbittlichen gleichen Maßstab der Wählerstimmen.

Herr Rechtsanwalt Hermann Martin in Leipzig ersucht um nachstehende Berichtigung: „In Nr. 22 der „Allgemeinen Rundschau" vom 28. Mai befindet sich in einem Aufsatz von Dr. Armin Kausen „Der bayerische Liberalismus flüchtet unter das Schutzdach der Staatsraison" die Behauptung, der Leipziger Rechtsanwalt Hermann Martin habe vor kurzem dem weitverbreiteten Wunsche Ausdruck gegeben, uns von der drückenden Last des demokratischen Reichstagswahlrechts durch eine entschlossene Tat zu befreien. Diese Behauptung ist unrichtig." Der Herausgeber bemerkt zu dieser Berichtigung, daß laut „Münch. Post", Nr. 111 vom 16. Mai 1905, „so zu lesen ist im Jungliberalen Jahrbuch, herausgegeben von Dr. Friedrich Goldschmit und Dr. Friedrich Siebert (1. Jahrgang, München 1904 bei Lehmann), Seite 23".



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Fürst Bülow.

Seit 15 Jahren lag die Titulatur „Fürst-Reichskanzler" in der Rumpelkammer. Jetzt rückt sie wieder in den aktiven Hausrat ein. Kaiser Wilhelm II. liebt es, von denjenigen Befugnissen, die ohne konstitutionelle Beschränkung der Krone zustehen, kräftig Gebrauch zu machen; Herr v. Caprivi war ar- und halmlos, wurde aber doch nach Fertigstellung der ersten Handelsverträge Graf; den Fürstentitel sich noch zu verdienen, machte ihm der Partherpfeil der Eulenburgs unmöglich. Bei dem dritten Reichskanzler, dem Fürsten Hohenlohe, war keine Standeserhöhung möglich, da er bereits auf der höchsten Stufe geboren war. Da der neue Zolltarif mitsamt den neuen Handelsverträgen ein noch schwierigeres Werk war als der von 1892, so lag eine Rangerhöhung für den bereits gräflich gewordenen Bülow in der Luft. Man sagt, Graf Bülow habe sich gegen die Fürstenwürde gesträubt, und das ist bei seiner realpolitischen Denkart wahrscheinlich. Aber der Mangel an fürstlichem Vermögen, der einen stichhaltigen Einwand hätte abgeben können, ist durch eine Millionenerbschaft, allerdings bürgerlichen Ursprungs, behoben worden. Inwieweit nun der neue Fürst auf einen fürstlichen Grundbesitz hinarbeiten wird, bekümmert uns nicht; bei der Kinderlosigkeit seiner Ehe ist ja die Zukunft des fürstlichen Hauses Bülow überhaupt dunkel. Die politische Bedeutung dieses kaiserlichen Huldbeweises liegt auf der Hand; sie wird auch dadurch nicht beeinträchtigt, daß er sich anläßlich der Vermählungsfeier auslöste. Der Kaiser ist offenbar sehr zufrieden mit seinem Reichskanzler und Ministerpräsidenten und wünscht urbi et orbi seine wohlgefällige Uebereinstimmung mit dem Kurse Bülow kundzutun. Orbi, dem Auslande, gewiß mit besonderer Beziehung auf die Marokko-Politik, die in der förmlichen Einladung des Sultans zu einer Konferenz in Tanger einen bedeutsamen ersten Erfolg erreicht hat. Urbi, dem Inlande, gewiß nicht ohne Rücksicht auf die schwebende sozialpolitische Streitfrage. Nach dieser Stellungnahme der Krone zugunsten des Grafen Bülow werden die konservativen Scharfmacher im Herrenhause vollends die Lust verloren haben, die von der Mehrheit des Abgeordnetenhauses aufgegebene Kraftprobe ihrerseits zu Ende zu führen. In dieser Einwirkung auf die bevorstehende Abstimmung des Herrenhauses liegt die aktuelle Bedeutung der Standeserhöhung. Ueberflüssig ist dieses Hilfsmittel nicht; denn die Sozialdemokratie hat neuerdings in der Presse und auf Versammlungen, zum Beispiel des Allgemeinen Bergarbeiterverbandes, das Mögliche getan, um den Scharfmachern in die Hände zu arbeiten, das Scheitern des Gesetzes zu begünstigen. Und leider ist in der Presse der christlichen Bergarbeiter auch gelegentlich in den Ton der Roten eingestimmt worden, als ob die schwebende Reform nur Steine statt Brot gebe und schlechter sei als gar nichts. Solche Trutzlieder nach der Melodie „Alles oder nichts" gefallen den Gegnern des Grafen Bülow. „Seht", rufen sie, „diese Leute sind niemals zufrieden, sie benutzen jedes Zugeständnis nur zu neuen Hetzereien, und die „Christlichen" sind nicht besser als die Sozialdemokraten." Hoffentlich geht das Reformgesetz, dank der gehobenen Autorität der Regierung, trotz dieser Torheiten und Bosheiten doch durch. Aber die christlichen Gewerkschaftsführer müssen doch Veranlassung nehmen, nach dem Rechten zu sehen. Dem klaren Tatbestand, daß dieses Gesetz bedeutende Vorteile für die Arbeiter bringt und die Regierungsversprechungen im wesentlichen einlöst, ja noch hie und da etwas zulegt, darf man doch nicht im blinden Eifer der wilden Popularitätshascherei ins Gesicht schlagen. Die Sozialdemokratie freilich beschimpft und bekämpft jedes Reformgesetz, mag es auch noch so gut sein, weil sie überhaupt keine Verbesserung der Lage der Arbeiter will, sondern nur auf die wachsende Unzufriedenheit spekuliert. Wäre die Bergarbeitergesetzgebung vor den Reichstag gekommen, so würde die starke Fraktion der Roten aller Wahrscheinlichkeit nach das Werk vereitelt und dann die Schuld daran auf das Zentrum geschoben haben. Wir wollen inzwischen die Auszeichnung Bülows als ein wirksames Zeichen der friedlichen Weiterentwicklung betrachten, sowohl der inneren als der auswärtigen Politik.

Der Rücktritt Delcassés.

Die Friedenshoffnungen verstärkt auch der Rücktritt des französischen Ränkeministers. Herr Delcassé war freilich seit seiner Schlappe im französischen Parlament nur noch ein kranker Hecht im Karpfenteich, aber sein Verbleiben im Amt bildete doch ein Moment der Unsicherheit, und als nunmehr durch die entschiedene Stellungnahme des Sultans von Marokko (kein einseitiges französisches Reformprogramm, sondern Regelung auf einer internationalen Konferenz!) die Dinge sich kritisch zuspitzten, wäre die weitere Geschäftsführung durch Herrn Delcassé wirklich gefährlich geworden. Nicht als ob während der Berliner Festtage schon Krieg in Sicht gewesen wäre; das waren französische Uebertreibungen. Aber Herr Delcassé war persönlich so stark engagiert in der einseitigen und rücksichtslosen Marokkopolitik Frankreichs und zugleich so eng verstrickt in eine Art von deutschfeindlicher Verschwörung mit dem Hauptsitz in London, daß er für eine friedliche Lösung der denkbar ungeeignetste Mann war. In französischen Blättern hat man ihn jetzt als den größten Dummkopf und frevelhaftesten Wagehals hinstellen wollen. Aber so schlimm war er doch nicht. Er hat antideutsche Politik getrieben, was die Franzosen ihm doch viel weniger übelnehmen sollten, als wir es tun. Er hat sich dabei einerseits auf die gewaltige Macht Rußlands verlassen, und diese Stütze ist ohne sein Verschulden elend zusammengebrochen. Er hat sich anderseits mit den englischen Ränkeschmieden sehr tief eingelassen, und als die Sache in Marokko zum Klappen kam, hat die englische Politik in ihrer bekannten Scheu vor gefährlicher Selbsttätigkeit ihm nicht diejenige tatkräftige Unterstützung geliehen, die er erhofft hatte. So wurde der vom französischen Standpunkt aus begreifliche Versuch Delcassés, in der Marokkofrage über Deutschland zur Tagesordnung überzugehen, undurchführbar. Alle verantwortlichen Minister Frankreichs ließen ihren Kollegen Delcassé in dem kritischen Augenblick fallen, und nun versucht Herr Rouvier als vorläufiger Verweser des Auswärtigen, ob sich mit Deutschland ein Ausgleich finden läßt ohne die für Frankreich demütigende internationale Konferenz. Die deutsche Diplomatie hat zunächst den Mächten ihre Zustimmung zu der Einladung des Sultans nach Tanger notifizieren lassen und kann nun in Ruhe abwarten, was an sie herankommt. Der Sultan von

Marokko wird schon verstehen, was es zu bedeuten hat, wenn der Auftraggeber des deutschen Gesandten zur Durchlaucht ernannt und der Auftraggeber des französischen Gesandten zum Privatmann degradiert wird.

Die Friedensverhandlungen zwischen Rußland und Japan.

Eine noch wichtigere Friedensbotschaft wurde der Welt gerade zu Pfingsten beschert, als auf die Anregung des nordamerikanischen Präsidenten Roosevelt sich Rußland und Japan bereit erklärten, Vertreter zu Friedensverhandlungen zu bevollmächtigen. Nachdem in Rußland auch neuerdings noch geflissentlich mit dem Säbel gerasselt war, kam manchem diese Nachgiebigkeit überraschend. Aber die Notwendigkeit des Friedens für das militärisch geschwächte und innerlich zerrüttete Zarenreich war doch zu stark, und als die Anregung des Präsidenten Roosevelt in die Oeffentlichkeit kam, konnte man schon aus formalen Gründen vermuten, daß er bei den ersten Anfühlungen auf Geneigtheit zum Einlenken gestoßen war. Jetzt beginnen freilich erst die Vorbesprechungen, und es ist noch nicht einmal ein Waffenstillstand ausgemacht. Die Forderungen Japans werden nach dem ungeheuren Seesieg recht groß sein, während der Zar, um seine erschütterte Autorität im Volke nicht ganz zu verlieren, sich bis auf das äußerste gegen die Preisgabe von altrussischem Boden, z. B. von Sachalin oder gar Wladiwostok, sträuben wird. Roosevelt hat nur als Anreger, nicht als Vermittler sich angeboten. Vielleicht übernimmt er aber doch im stillen eine vermittelnde Tätigkeit, und zwar besonders in dem Sinne, daß er Japan zur Mäßigung anhält. Der Einfluß der Vereinigten Staaten ist in dieser Beziehung sehr groß, weil Japan nach der Ausschaltung der russischen Macht wegen der Herrschaft im nördlichen Stillen Ozean sich mit den Vereinigten Staaten abzufinden hat. Mögen auch die Schwierigkeiten noch groß sein, es ist doch das Eis gebrochen, und wenn der Kriegsbaum nicht auf den ersten Streich fällt, so folgen weitere, nachdem Rußland mit dem Prinzip, erst nach einem Siege zu verhandeln, gebrochen hat.

Norwegen trennt sich von Schweden und entläßt seinen König.

Eine friedliche Revolution, ja man könnte fast sagen: eine freundliche Revolution, die man nur aus dem eigenartigen Staatsrecht und der noch absonderlicheren Geschlossenheit des norwegischen Volkswillens begreifen kann. Bei der Union von 1814 hatte man den Norwegern zu ihrer Beruhigung eine Verfassung gegeben, die nach einer Republik mit dem schwedischen König an der Spitze aussah. Was drei Storthings beschlossen, sollte auch ohne königliche Sanktion Gesetz werden. Als nun die langjährigen Selbständigkeitsbestrebungen der Norweger sich zu einem Gesetzbeschlusse über selbständiges Konsulatwesen verdichtet hatten, würden die Norweger diese Forderung auf dem Wege des Rechts haben durchsetzen können, wenn sie die Geduld zur Wiederholung des Beschlusses in zwei weiteren Legislaturperioden gehabt hätten. Aber sie wollten dem Könige auch das vorläufige Veto unmöglich machen, und zwar durch das nagelneue Mittel eines ministeriellen Boykotts. Der König fand in ganz Norwegen keinen Politiker, der unter Gegenzeichnung des königlichen Vetos die Ministerwürde übernommen hätte. Darauf sagte die Volksvertretung: Der König kann keine Regierung bilden, das Land muß aber regiert werden, darum bilden wir die Regierung, entlassen den König in Gnaden und bitten ihn, uns einen nachgeborenen Prinzen zur Füllung des leeren Thrones zu überlassen! Der eigenartige Streik dehnt sich jetzt auf alle im diplomatischen Dienst, auch im Konsulatdienst des Königs tätigen Norweger aus. Heer und Flotte in Norwegen folgt der parlamentarischen Regierung, und Schweden wird schwerlich einen Krieg beginnen, um den norwegischen Pfahl im Fleische sich zu erobern. Glücklicherweise geht dieser Sturm im skandinavischen Glase die anderen Mächte nichts an. Nur muß unser Kaiser dieses Jahr auf seine Nordlandsfahrt verzichten.



Der Bericht der Toleranzkommission.

Von

Domkapitular Dr. Pichler,

Mitglied des Reichstages und der Bayerischen Abgeordnetenkammer.

Die Toleranzkommission des Deutschen Reichstages hat ihre Beratungen über den vom Zentrum eingebrachten Gesetzentwurf, betr. die Freiheit der Religionsübung, am 11. Mai beendet und noch am nämlichen Tage den schriftlichen Bericht für das Plenum festgestellt. Die Beratungen nahmen diesmal unter der Leitung des Abg. Dr. Spahn nur 5 Sitzungen in Anspruch; dieselben standen bezüglich der ruhigen Objektivität und vornehmen Sachlichkeit der Diskussion denen der Kommission des Jahres 1901 durchaus ebenbürtig und würdig zur Seite. Doch ergab sich ein für die gegenwärtige kirchenpolitische Situation und das interkonfessionelle Verhältnis sehr bezeichnender Unterschied dadurch, daß 4 Parteien — die beiden konservativen Richtungen, die Nationalliberalen und die Wirtschaftliche Vereinigung — vollständig passiv sich verhielten, bei den Diskussionen zu allen Fragen schwiegen, bei den Abstimmungen gegen alle Anträge votierten.

Die Gründe für diese absolut ablehnende Stellung wurden im Laufe der Diskussion durch wiederholte kurze Erklärungen markiert. Namens der Konservativen erklärte Abg. Henning, für ihn und seine Freunde „sei der ganze Toleranzantrag unannehmbar, weil derselbe auf der Basis beruhe, daß die Staatshoheit gegenüber der Kirche ausgeschaltet werden solle; sie könnten nicht beitragen, das Band zwischen der Landeskirche und dem Staate zu zerreißen, deshalb könnten sie zu dem Antrage keine positive Stellung nehmen und würden gegen alles stimmen" (Off. Ber. d. K., S. 1). Etwas eigentümlicher ist die Auffassung der protestantischen Mitglieder der Wirtschaftlichen Vereinigung gefärbt, in deren Namen Abg. v. Damm betonte, er und seine Freunde „seien auf dem Standpunkte, daß alle Religionsgemeinschaften, welche sich mit der Stellung eines einfachen Vereins begnügen, volle Freiheit haben sollen; diejenigen aber, welche als anerkannte Religionsgemeinschaften große Privilegien vom Staate haben, müssen sich auch gefallen lassen, daß der Staat sich in ihre inneren Verhältnisse einmische, soweit er es für notwendig halte. Das Maß dieser staatlichen Einmischung sei durch die Landesgesetze geregelt." Er meinte, es wäre besser, die Beseitigung der durchaus nicht zu billigenden Beschränkungen der Religionsfreiheit durch eine Resolution des Reichstages auf dem Wege der einzelstaatlichen Gesetzgebung anzuregen; die Verhältnisse der nichtprivilegierten Religionsgemeinschaften sollten durch ein freiheitlicheres allgemeines Vereinsrecht geordnet werden. Diese Stellungnahme der Fraktion Stöckers ist um so auffälliger, als er sonst immer größere Freiheit und Selbständigkeit der Landeskirche verlangte.

Der freisinnige Abgeordnete Schrader hat bei Beratung der ersten Paragraphen, welche die individuelle Religionsfreiheit betreffen, in anerkennenswertester Weise mit sachkundigem Interesse mitgearbeit; er erklärte sich aber gegen die Bestimmungen des zweiten Teiles über die Freiheit der Religionsgemeinschaften aus grundsätzlichen und praktischen Bedenken; man könne in eine so große, in jahrhundertelanger Entwicklung herausgebildete Partikulargesetzgebung nicht durch wenige, ganz allgemeine Bestimmungen eingreifen, deren Tragweite nicht zu übersehen sei; wenn eine Aenderung im Verhältnis der privilegierten Kirchen zum Staate erfolgen solle, so könne man dieselben nicht einfach von einem großen Teile ihrer Pflichten gegen den Staat entbinden und dabei ihre Rechte gegen den Staat unberührt lassen.

Diese Erwägungen berührten die tiefgehendsten Gründe, welche auch in der öffentlichen Diskussion gegen den Toleranzantrag ins Feld geführt wurden. Auch die im Auftrag des Deutschen evangelischen Kirchenausschusses herausgegebene, von Konsistorialrat Moeller verfaßte „Denkschrift" hat diese Bedenken geltend gemacht und die Gefahr einer „Zertrümmerung der evangelischen Landeskirche" und einer vollständigen „Beseitigung der Rechtsgrundlagen" derselben durch diesen Antrag des Zentrums, der mit den katholischen Grundsätzen ganz unvereinbar sei, ins Feld geführt.

Namens der Antragsteller geben die Abgeordneten Gröber und Dr. Bachem eingehende Erklärungen ab, um die Auffassung des Zentrums über die Tragweite des Antrages darzulegen und damit eine Reihe von Einwänden abzuschneiden. Abg. Gröber betonte, nach der Anschauung des Zentrums müsse unter den in Deutschland gegebenen modernen Verhältnissen die Frage der Bildung von Religionsgemeinschaften möglichst vom Standpunkt der Freiheit aus geregelt werden. Der moderne konfessionslose Staat und seine Organe, deren Bestellung nach dem Gesetze vom 3. Juli 1869 von der Zugehörigkeit zu einer Konfession nicht mehr abhängig gemacht ist, seien zu einer Prüfung und Entscheidung über religiöse Fragen in keiner Weise berufen, soweit nicht allgemeine sittliche Verpflichtungen im Rahmen des allgemeinen Strafgesetzes eine solche Entscheidung fordern. Der Einwand, daß das Zentrum den Kirchen alle bisherigen Rechte und Privilegien erhalten, aber das damit notwendig zusammen-



hängende Aufsichtsrecht des Staates vollständig ausschalten wolle, sei durchaus unzutreffend. Die Privilegierung einzelner Kirchen und die Festlegung der Rechte und Pflichten des Staates gegen diese privilegierten Kirchen liege auf dem Gebiete des Landesrechtes und werde durch diese Bestimmungen nicht berührt. In Preußen würde also die Privilegierung der beiden Landeskirchen bleiben und ebenso die Rechte wie auch die finanziellen Verpflichtungen des Staates gegenüber der evangelischen und katholischen Kirche. Der Zentrumsantrag wollte für das Deutsche Reich nur das Minimum dessen festsetzen, was allen Religionsgemeinschaften — privilegierten wie nichtprivilegierten — an religiöser Freiheit gewährt werden müsse. Die freie Ausübung ihres Kultus muß jeder Religionsgemeinschaft als notwendiges Grundrecht vom modernen Staate gewährt werden. (Ber. S. 20.)

Geradezu Aufsehen erregte in der Kommissionssitzung vom 4. April eine scharf pointierte Erklärung des Abg. v. Vollmar, der ausführte, das Bemühen des Zentrums, die Konservativen zur ferneren Mitarbeit für den Antrag zu gewinnen, sei vergebens; er habe Anhaltspunkte dafür, daß auch die Nationalliberalen und Freisinnigen an der ferneren Arbeit betreffs Freiheit der Religions**gemeinschaften** sich nicht mehr beteiligen; es sei versucht worden, auch auf die Sozialdemokraten in diesem Sinne einzuwirken; es liege ein gewisses System in der Sache. Abg. v. Vollmar fügte bei, in weiten protestantischen Kreisen sei die Meinung vertreten, daß die protestantische Kirche den Schutz des Staates brauche, um gleichen Schritt mit der katholischen Kirche zu halten, daß sie in den Hintergrund gedrängt würde, wenn die katholische Kirche in vollen freien Wettbewerb treten könnte; das sei der eigentliche Grund, weshalb diese Parteien sich fern hielten. Diese Erklärung Vollmars ist im offiziellen Berichte (S. 21) festgelegt; ein Widerspruch dagegen wurde von keiner Seite erhoben.

Die Beschlüsse der Kommission wurden bei der ersten Beratung des Toleranzantrages im Jahre 1901 ausnahmslos mit sehr großer Mehrheit gefaßt; die Minderheit zählte meistens 2—3, nur in einem Falle 4 Stimmen. Diesmal setzte sich die Mehrheit nur aus den Vertretern des Zentrums, der Polen, der Freisinnigen Volkspartei (im ersten Teile auch der Freisinnigen Vereinigung) und der Sozialdemokraten zusammen. Im zweiten Teile ist der im ursprünglichen Entwurf enthaltene Begriff der „anerkannten Religionsgemeinschaft" beseitigt und statt dessen in § 9 ganz allgemein gesagt: „Religionsgemeinschaften, deren Lehren und Satzungen den Reichsstrafgesetzen nicht zuwiderlaufen, ist die freie und öffentliche Ausübung der Religion gestattet". In den Bestimmungen des ersten Teiles über die individuelle Religionsfreiheit trat eine wesentliche materielle Aenderung nur in § 4 ein, welcher jetzt auf Antrag der Sozialdemokraten lautet: „Gegen den Willen der Erziehungsberechtigten darf ein Kind nicht zur Teilnahme an einem Religionsunterricht oder Gottesdienst angehalten werden". Das Zentrum stimmte trotz schwerer Bedenken dieser Fassung zu, namentlich mit Rücksicht auf die Verhältnisse in Berlin und anderen großen Städten, wo der Widerstand sozialdemokratischer Eltern gegen den staatlichen Zwang zum Religionsunterrichte die schlimmsten Mißstände für Schule und Religionsunterricht herbeigeführt hat. Das Zentrum wollte in seinem Antrage nur den staatlichen Zwang zur Teilnahme am Religionsunterricht einer fremden Konfession ausschalten (Dissidentenfrage in Preußen).

Dem Kommissionsberichte ist durch den Abg. Gröber wieder eine „**Materialiensammlung**" beigegeben worden, welche in den amtlichen Drucksachen des Reichstages 312 Seiten umfaßt. Der erste Teil enthält Bestimmungen der deutschen Staatsverträge über die Freiheit der Religionsübung. Dann folgt das braunschweigische Katholikengesetz vom 29. Dezember 1902, die mecklenburgische Verordnung vom 5. Januar 1903, ferner Aktenstücke über die Anwendung der sächsischen Religionsgesetze und das Judengesetz vom 10. Juni 1904. Weitere vier Abschnitte bringen amtliche Aktenstücke über die religiöse Kindererziehung, die Verpflichtung zur Teilnahme am öffentlichen Religionsunterrichte in den Schulen, die Leistungen an andere Religionsgemeinschaften und die Freiheit der religiösen Orden und Vereine. Den Schluß bildet der Abdruck der Kundgebung des Deutschen evangelischen Kirchenausschusses gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes und der im Auftrag desselben Kirchenausschusses verfaßten Denkschrift gegen den Toleranzantrag.

Diese Materialiensammlung verfolgt einen doppelten Zweck: einmal soll sie zeigen, was auf dem Toleranzgebiete seit der ersten Einbringung des Antrages — 23. November 1900 — in verschiedenen deutschen Bundesstaaten durch die Gesetzgebung erreicht oder wenigstens mit Anträgen gesetzgeberisch angestrebt worden ist; wir haben damit gleichsam eine Toleranzbilanz für die deutschen Staaten in den Jahren 1901—1905; zweitens soll durch diese Aktenstücke die gegenwärtige Handhabung der Toleranz in verschiedenen deutschen Bundesstaaten beleuchtet werden.

An positiven Erfolgen auf dem Toleranzgebiete sind zu verzeichnen: a) das Katholikengesetz von Braunschweig vom 29. Dezember 1902, b) das mecklenburgische Toleranzgesetz vom 5. Januar 1903, betr. die öffentliche Religionsübung der Angehörigen der reformierten und der katholischen Kirche, c) das sächsische Gesetz vom 10. Juni 1904, betr. die israelitischen Religionsgemeinden, d) ein Erlaß des württembergischen Kultusministeriums vom 3. November 1904, betr. die Teilnahme von Dissidentenkindern am Religionsunterrichte in den öffentlichen Schulen, e) die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes. Dieses Gewinnkonto ist nicht unbeträchtlich, wenn auch größere Erfolge wünschenswert gewesen wären. Der größte Schritt ist in Mecklenburg geschehen, das grundsätzlich die Parität eingeführt und den bisherigen Charakter eines exklusiv protestantischen Staatswesens aufgegeben hat. Dabei ist freilich die Handhabung der Vorschriften vielfach bureaukratisch kleinlich geblieben. Das Katholikengesetz in Braunschweig bedeutet einen Schritt zur Besserung; selbst im Königreich Sachsen scheint man den Wunsch und das Bedürfnis zu empfinden, von der Tribüne des Reichstages aus künftig weniger scharf angeklagt zu werden.

Die Materialiensammlung ist um so wertvoller, als sie zum Teil Aktenstücke enthält, die sonst nicht leicht zugänglich sind, wie z. B. die schon genannte Denkschrift des Deutschen evangelischen Kirchenausschusses, die Verhandlungen über die Toleranzgesetze in den Landtagen von Braunschweig und Mecklenburg und die aus den amtlichen Protokollen entnommenen Verhandlungen der Kommission für das Bürgerliche Gesetzbuch, betreffend die religiöse Erziehung der Kinder. Die im fünften Teile gegebene Sammlung von Aktenstücken über Maßnahmen der evangelischen Landeskirche Preußens zeigt, wie systematisch und andauernd mit Benützung aller nur denkbaren Mittel darauf hingearbeitet wird, die gemischten Ehen zu überwachen und auf die Leute im Sinne der protestantischen Kindererziehung einzuwirken. Verschiedene Konsistorialerlasse aus dem Jahre 1890 u. ff. schreiben vor, daß in jeder Pfarrei eine Liste über die bestehenden Mischehen und die konfessionelle Erziehung der aus denselben hervorgegangenen Kinder geführt, daß bei jeder Visitation diese Listen eingesehen, und bei einem Domizilwechsel dem Geistlichen der neuen Gemeinde Mitteilung gemacht werde. Ein Erlaß des evangelischen Oberkirchenrates vom 11. April 1883 belehrt, daß eine auch in eidlicher Form bei Eingehung der Ehe gemachte Zusage über katholische Kindererziehung „nicht als vor Gott verbindlich anerkannt werden" könne; „schwankende Gemüter, welche gewohnt sind, die eigene Ueberzeugung nach einer höheren Autorität einzurichten, sind darüber zu belehren, daß in Preußen nach dem Willen der Obrigkeit die Kinder in der Regel der Religion des Vaters folgen sollen" (Mat. S. 154 und 151).

Einen wichtigen Behelf zur Begründung des Toleranzantrages bieten die deutschen Staatsverträge. Der Freundschaftsvertrag zwischen Deutschland und Costa Rica vom 18. Mai 1875 z. B. garantiert den in Deutschland wohnenden Costaricanern „die vollständigste Kultus- und Gewissensfreiheit und ungestörte Ausübung ihres Gottesdienstes" in Kapellen, Kirchen oder sonstigen Orten; der Freundschaftsvertrag zwischen Deutschland und Zanzibar vom 20. Dezember 1885 gewährleistet den Zanzibariten in Deutschland die unbeschränkte „freie und öffentliche Ausübung aller Kulte, das Recht der Erbauung gottesdienstlicher Gebäude und die Einrichtung von Missionen, welcher Art dieselben angehören möge". Hiernach hätten katholische Untertanen des Sultans von Zanzibar, welche in Sachsen sich niederlassen, unzweifelhaft größere religiöse Freiheit zu beanspruchen als die katholischen Untertanen des katholischen Königs von Sachsen genießen. Quousque tandem?

Abg. Gröber hat mit der mühsamen Zusammentragung dieses reichen Materials auch der Wissenschaft einen großen Dienst erwiesen. Wir haben den Wunsch, daß dieses Material von den Vertretern der katholischen Wissenschaft weiter bearbeitet werde, daß insbesondere die „Denkschrift" des Deutschen evangelischen Kirchenausschusses eine kritische Beleuchtung finden möge.

Schließlich sei dem Parlamentarier noch der dringende Wunsch gestattet, daß künftig auch auf katholischer Seite tüchtige und erfahrene wissenschaftliche Kräfte sich mehr den praktischen Fragen der Gegenwart widmen, um den Vertretern des katholischen Volkes ein verläßiges und vollständiges Rüstzeug für die parlamentarischen Kämpfe zu liefern.

Die Frauenbewegung in Ostdeutschland.

Von

H. Mankowski, Danzig.

Die drei östlichen Provinzen des preußischen Staates, nämlich Ost- und Westpreußen und Posen mit einem Flächeninhalte von rund 91,000 qkm und nahezu 5,5 Mill. Bewohnern haben viel Aehnlichkeit mit einander. Von 2 Mill. Einwohnern der Provinz Ostpreußen sind 13 vom Hundert Katholiken. In Masuren und in einem Teile des Ermlandes wird polnisch gesprochen. In der Provinz Westpreußen ist die Hälfte der Bewohner katholisch, und ein Drittel derselben spricht polnisch. Von 1,9 Mill. Einwohnern der Provinz Posen sind 68 vom Hundert Katholiken, und mehr als die Hälfte der Bewohner gehört zu den Polen. In allen drei Provinzen wird vorwiegend Ackerbau und Viehzucht getrieben, und infolge der von der preußischen Regierung inaugurierten Polenpolitik nimmt auch die Frauenbewegung in Ostdeutschland eine andere Gestalt an als im übrigen Deutschland.

Zum ersten Male hatten sich aus den genannten drei Provinzen im Oktober 1903 zu Bromberg über 40 auswärtige Damen als Delegierte von Frauenvereinen eingefunden. Auf der Tagesordnung stand damals eine Fülle von Beratungsgegenständen, die mehr oder weniger gründlich erörtert und erledigt wurden.

Natürlich nahm auf jenem ersten Frauentage die Organisation der Frauenbewegung in Ostdeutschland viel Zeit in Anspruch. Von der Gründung eines Verbandes für Ostdeutschland wurde zwar abgesehen, aber es wurde beschlossen, regelmäßig Ostdeutsche Frauentage abzuhalten, und zwar als nächsten Ort der Tagung im Jahre 1905 Elbing zu wählen. Auf jedem Frauentage soll ein Ausschuß von 6 Mitgliedern (aus jeder Provinz 2) gewählt werden, welcher die Geschäfte des nächsten Frauentages leitet.

In der zweiten Aprilhälfte ds. Js. erfolgte nun zu Elbing eine vorbereitende Versammlung für den im Oktober ds. Js. dort stattfindenden zweiten Ostdeutschen Frauentag, welche von der Vorsitzenden des Vereins, Fräulein Schulvorsteherin Martha Schnee zu Bromberg geleitet wurde. Die Dame meinte, die Zeit sei vorbei, in welcher die Frau ins Haus gehörte.

Die bittere Notwendigkeit habe die Frau gezwungen, sich eine Existenz zu schaffen und sich selbst ihr Brot zu verdienen. Daß die Frauenbewegung im deutschen Osten noch wenig Boden gewonnen habe, liege am mangelnden Verständnisse für die neuen Ideen.

Merkwürdigerweise gestand Fräulein Schnee, daß gerade die verheirateten Frauen der Frauenbewegung im deutschen Osten fernstehen. Die Schlagwörter von einer „Tyrannisierung der Frauen durch die Männer", von der „Knechtschaft des Hauses", der „Brutalität des Mannes" mögen also nach dem eigenen Geständnisse der Vorsteherin des Ostdeutschen Frauenbundes nicht so sehr im Schwange sein; denn sonst müßten ja die verheirateten Frauen die allerersten sein, die den Ostdeutschen Frauenbund als einen Rettungsanker in schwerer Not betrachteten. Der Sozialdemokrat Fischer hat sich erst neulich in den „Sozialistischen Monatsheften" dahin geäußert, daß die Abhängigkeit des Mannes von der Frau ebenso groß sei als umgekehrt. Die für die Tagung zu Elbing im Oktober in Aussicht genommenen Beratungsgegenstände sind sehr reich bemessen. Ich will davon nur zwei anführen: „Die Frau in der Landwirtschaft" und: „Die Bekämpfung des Alkoholismus". Die drei Provinzen treiben, wie schon gesagt, vorwiegend Ackerbau und Viehzucht, und da ist namentlich der erste Gegenstand der Beratung sehr wohl angebracht. Molkerei, Meierei, Gartenbau, Bienen- und Hühnerzucht usw. sind sehr wichtige Zweige der Landwirtschaft, und wenn die Frauen in ihnen gründlich Bescheid wissen sollen, so gehört zweifellos Kenntnis und Fleiß zu ihrem Betriebe. Inwieweit der Ostdeutsche Frauentag diese Kenntnisse vermitteln oder Mißstände abschaffen will, bleibt abzuwarten. Es kommen wohl nur größere landwirtschaftliche Betriebe in Betracht. Die vielen Tausende kleinerer Wirtschaftswesen werden wohl von der neuen Frauenbewegung unberührt bleiben, da sich hier jeder nach seiner Decke strecken will und muß.

Sehr zu begrüßen ist es, daß die Frauen den übermäßigen Alkoholgenuß bekämpfen wollen durch Belehrung und Aufklärung. Auf dem Gebiete des Schulwesens tritt der Ostdeutsche Frauentag natürlich (leider!) den Forderungen des Bundes deutscher Frauenvereine bei. Die Simultanschule soll erhalten werden, wo sie besteht; auch wünscht der Frauenbund, daß der Hebammenberuf durch gebildete Frauen übernommen werde. Wie sich der Ostdeutsche Frauenbund weiter entwickeln wird, ist noch nicht ersichtlich. Die Organisation hängt davon ab, wie sich der Bund deutscher Frauenvereine auf der in Danzig stattfindenden Generalversammlung zu der ganzen Organisierungsfrage stellt.



Konfessionsstatistik und der Altkatholizismus in der Schweiz.

Von

Dr. Jos. Schmidtner.

P. Krose, bekannt durch seine Artikelserie in den „Stimmen aus Maria-Laach" über „Die konfessionellen Verschiebungen in Deutschland im 19. Jahrhundert", veröffentlichte nunmehr in der nämlichen Zeitschrift (1905, Heft 2) den ersten Teil einer weiteren Abhandlung über „Konfessionelle Bevölkerungsbewegung in der Schweiz von 1850—1900". Wir entnehmen daraus eine interessante Angabe, um einige Bemerkungen daran zu knüpfen: sie betrifft die Altkatholiken oder, wie sie sich dort nennen, die Christkatholiken in der Schweiz.

Die amtliche Schweizer Konfessionsstatistik führt in ihrer Tabelle nur vier Gruppen auf: Protestanten, Katholiken, Israeliten, andere oder unbekannte Konfession. Nun war in der vorberatenden Kommission für die letzte Konfessionszählung vom 1. Dezember 1900 von den Kantonen Basel-Stadt und Argau der Antrag gestellt worden, es möge eine gesonderte Zählung der Altkatholiken vorgenommen werden. Die Bernische statistisch-volkswirtschaftliche Gesellschaft hatte sich diesem Antrage angeschlossen. Man hatte indes die Rechnung ohne — die Altkatholiken gemacht. „Der christkatholische Synodalrat richtete nämlich eine Eingabe an die Volkszählungskommission, worin er um Beibehaltung der bisherigen Zählart ohne Unterscheidung der Römisch-katholischen und Christkatholischen ersuchte. Diesem Verlangen wurde von seiten der Bundesregierung stattgegeben." (Krose a. a. O.)

Sonderbar, sehr sonderbar! Wer die Geschichte des Altkatholizismus einigermaßen kennt, dem fällt es schwer, in einem derartigen Gesuche nur den Ausdruck liebenswürdiger Bescheidenheit zu sehen. Es sind übrigens nicht die Schweizer Altkatholiken allein, die eine so eigentümliche „Scheu vor einer genauen amtlichen Feststellung der Zahl ihrer Konfessionsgenossen" an den Tag legen. Es zeigt sich in anderen Staaten ganz dieselbe Erscheinung. Welches wird nun der wahre Grund sein, warum die Schweizer Alt- oder Christkatholiken es verschmähen, auf der statistischen Tabelle unter eigener Etikette zu erscheinen?

Bekanntlich wurde, ähnlich wie in Deutschland, auch in der Schweiz der altkatholischen Bewegung von seiten der weltlichen Gewalt ein außerordentliches Maß von Wohlwollen entgegengebracht. Natürlich! Man schmeichelte sich eben hier wie dort mit der Hoffnung, am Altkatholizismus einen kräftigen Sturmbock gegen „Rom" gefunden zu haben. Es ging denn auch in den ersten Jahren der Abfall flott von statten. Bereits 1877 wurde die Zahl der Christkatholiken auf 73,000 veranschlagt. Das war seit den drei Jahren, da man sich auf der Oltener Konferenz als „christkatholische Kirche" konstituiert hatte, ein recht schöner und für die Zukunft vielverheißender Fortschritt. Wäre es in diesem Tempo bis jetzt weitergegangen, ob dann wohl jene Eingabe an die Volkszählungskommission nicht unterblieben wäre? Allein „hic res haeret". Die erste Sturmflut der Begeisterung für eine „romfreie katholische Kirche" war bald verrauscht. Die Schweizer Altkatholiken vermochten nicht einmal die im Jahre 1877 erreichte Ziffer zu behaupten; ihre Zahl ist gesunken, trostlos gesunken. Fr. v. Juraschek (Die Staaten Europas, Wien 1903) schätzt sie jetzt auf 40,000, eine Schätzung, die nach P. Krose noch zu hoch gegriffen ist. Es geht also mit dem Altkatholizismus auch in der Schweiz rapid abwärts. Die „schönsten" Zeiten sind eben endgültig für ihn vorüber, jene herrlichen Zeiten, wo — genau zwei Jahre, nachdem Döllinger in München die altkatholische Gemeinde begründet hatte — der „Große Rat" von Genf, um dem neuen deutschen Schisma auf schweizerischem Gebiete den Boden zu ebnen, für den katholischen Klerus die Zivilkonstitution erließ und auf Grund derselben von allen im Genfer Kanton fungierenden Priestern folgenden Eid forderte:

„Ich schwöre bei Gott, mich strenge an die konstitutionellen und legislativen Bestimmungen über die Organisation des katholischen Kultus . . . . . . zu halten und alle von Kanton und Bundesrat ergehenden Verfassungs- und Gesetzesverordnungen zu beobachten“.*)

Man mutete damit dem katholischen Klerus nichts mehr und nichts weniger zu als die Abschwörung des Katholizismus in die Hände seiner schlimmsten Feinde. Sein entschiedenes Nein auf ein so ungeheuerliches Ansinnen beantwortete der „Große Rat“ damit, daß er die 40 an den Kirchen des Genfer Kantons wirkenden Pfarrer und Hilfspriester des Rechtes, ein geistliches Amt auszuüben, für entsetzt erklärte.

Diese schönen Zeiten, wir wiederholen es, sind für den Altkatholizismus unwiderruflich vorüber. Die Liebe schweizerischer Kantonalregierungen zu ihrem Protektionskinde hat sich längst merklich abgekühlt; man sieht eben, daß man sich in ihm verrechnet hat.

Der Christkatholizismus hat denn auch seit geraumer Zeit Umschau gehalten nach — anderen Krücken. Ob sein heißes, durch schon viele Jahre fortgesetztes Bemühen, unter dem großen Dache des russischen Schismas ein, wenn auch bescheidenes Plätzchen zu finden, schließlich Erfolg haben wird oder nicht, bleibt vorerst abzuwarten. Wir ersehen aus diesen krampfhaften Anstrengungen nur das eine: auch der Schweizer Altkatholizismus kann sich nicht länger verhehlen, daß er mit unaufhaltsamen Schritten seiner Auflösung entgegeneilt. Bei dieser Lage der Dinge kann es uns allerdings nicht wundern, daß er keine Sehnsucht verspürt nach den mitleidlosen Zahlen der Statistik, die ihm als ebensoviele abwärts führende Stufen erscheinen müßten, auf denen er zu Grabe getragen wird.



Volksbibliotheken und Vortragsabende.

Von

Ludwig Müller-Schwabach b. Nürnberg.

Die Berliner „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ hat auch im Vereinsjahre 1904 wiederum eine äußerst rege Tätigkeit in Gründung von Volksbibliotheken und Abhaltung von Vorträgen entfaltet. Ihre Ausgaben für Bibliothekszwecke, die in den Jahren 1892—1903 die Summe von 235,578 Mk. betrugen, beliefen sich im vergangenen Jahre allein auf 65,688 Mk. Kaiser Wilhelm spendete der Gesellschaft wiederum 3000 Mk. Die Stadt Berlin überwies ihr wie seit einer Reihe von Jahren 300 Mk., Verlagsbuchhändler Mosse wie in den Vorjahren 1000 Mk. Dazu kommen zahlreiche Schenkungen von staatlichen und kommunalen Behörden, nicht weniger von geld- und einflußreichen Privaten. Auch im „nationalen“ polnischen Volksbibliothekenverein — um von anderen zu schweigen — herrscht reges Leben. Seit seiner Gründung bis zum Jahre 1904 hat er nicht weniger als 279,671 Mk. für seinen Zweck verausgaben können. Mit den Summen freilich, die unser Borromäusverein für seine Bibliotheken aufwenden konnte, können weder der polnische Verein, noch — nach eigenem Geständnisse — die Berliner Gesellschaft „aufwarten“. Laut drittem Heft der „Borromäus-Blätter“ hat nämlich der Bonner Verein seit seinem Bestehen bereits Bücher im Werte von viereinhalb Millionen Mark an katholische Bibliotheken verteilt. Der Jahresbericht für 1901 weist 68,000 Mk., der für 1902 weist 75,000, der für 1903 nicht weniger als 88,000 Mk. für Bücherausgaben auf.

Leider hat der Borromäusverein gerade im rechtsrheinischen Bayern seine allerwenigsten Freunde. Wir würden uns freuen, wenn unsere Zeilen in etwa dazu beitragen könnten, diese wenigen Freunde zu vermehren. Auch unserem Katholischen Preßverein, der mit der Gründung von Volksbibliotheken und Abhaltung von Vortragsabenden bereits so vielversprechenden Anfang gemacht hat, würden neue Sympathien, neue Gönner und neue Mitglieder gut tun. Wer gibt diesem 3000 Mk.? 300 Mk.? 1000 Mk.?

Die Zeitschrift der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ liegt vor uns. „Der Bildungsverein“, Hauptblatt für das freie Fortbildungswesen in Deutschland, lautete ihr Titel bis zum 1. April 1905. Von da an erscheint sie trotz ihres hohen Alters von 35 Jahren unter dem neuen Titel „Volksbildung“, „Zeitschrift für öffentliches Vortragswesen, Volkslesеanstalten und freies Fortbildungswesen in Deutschland“. Irgend einen Systemwechsel oder auch nur einen Wechsel in der Arbeitsmethode hat diese Titeländerung jedoch nicht zu bedeuten. Bloß erscheint die „Volksbildung“ nunmehr zweimal im Monat, während der „Bildungsverein“ nur einmal, am dritten Mittwoch jeden Monats, herauskam.

Laut diesen Organen erhielt die Berliner Gesellschaft — ganz abgesehen von den Vereinsbeiträgen in klingender Münze — allein an Bücherzuwendungen von Privaten sowohl als von Verlegern, bloß zwei Monate, März und April 1904 z. B. herausgegriffen: im Monat März 658 Bände und 110 Hefte, im Monat April 558 Bände und 575 Hefte. Für die „Heinrich Rickert-Stiftung“ „zur Begründung von Volksbibliotheken in wenig bemittelten Gemeinden“ gingen ein: im Monat März 572 Mk., im Monat April 503 Mk., so daß die Stiftung bis dahin eine Höhe von 17,100.20 Mk. erreicht hatte. Bei der Drucklegung des ersten Berichtes im Februar 1904 betrug das Stiftungskapital 16,025.20 Mk. Im Laufe des vergangenen Jahres gingen noch 1438 Mk. ein. Private, Lehrer-, Handwerker- und Bürgervereine haben diese Summen gespendet. Auch die Loge „Zum innigen Verein am Riesengebirge“ und die Halberstädter „Zu den drei Hammern“ hat beigesteuert. Ferner haben Gemeinde und Staat ihr Redliches zur Gründung von Volksbibliotheken beigetragen.

Die äußerst rege Tätigkeit der Gesellschaft zeigt sich übrigens schon in der einen Tatsache, daß sie vom 1. bis zum 31. März des bereits genannten, ganz willkürlich gewählten Jahres 1904 326 Bibliotheken mit 7540 Bänden begründet resp. unterstützt hat, vom 1. bis 30. April 128 Bibliotheken mit 3587 Bänden. Von den in Bayern unterstützten Städte- oder Dörferbibliotheken heben wir besonders hervor: Uffenheim (21 Bände), Zell (18 B.), Schw.-Gmünd (20 B.), Schwabach (12 B.), Fürth (114 B.), Buching (50 B.), Bischofsgrün (21 B.), Alzenau (32 B.), Ebersbrunn (36 B.), Odernheim (17 B.), Nordheim (50 B.), Ludwigshafen (50 B.), Mannweiler (19 B.) und Marktleuthen (28 B.).

Im ganzen hat die Gesellschaft, wie wir dem Protokolle der Sitzung des Zentralausschusses entnehmen, vom 1. Januar des Jahres 1904 bis zum 30. April 14,291.13 Mk. für Gründung von Bibliotheken vereinnahmt und 24,848.32 Mk. verausgabt. Die Mehrausgabe ist in den letzten Monaten des Jahres durchschnittlich noch größer und selbst in der ruhigeren Sommerszeit werden immerhin noch etwa 8000 Mk. pro Monat aufgewendet.

In das neue Vereinsjahr 1905 ist die Gesellschaft mit 8457 Mitgliedern eingetreten. Ende des Vorjahres waren es 7890. Neugegründet wurden im vergangenen Jahre 310 Bibliotheken mit 16,858 Bänden, unterstützt 2044 mit 39,540 Bänden. Ueberhaupt gibt die Gesellschaft nur das beste Beispiel, was Fleiß, Rührigkeit, Ausdauer, Opferwilligkeit betrifft. Auch sie hat aus kleinen Anfängen erst allmählich heranwachsen müssen. Sie hat in den Jahren 1892—96 z. B. im ganzen nur 156 Bibliotheken mit 9423 Bänden gegründet, während sie es in dem einen Jahre 1902 auf 318 mit 18,092 Bänden brachte, 1903 auf 321 Bibliotheken mit 19,231 Bänden. Dazu wurden noch 1902 nicht weniger als 1198 Bibliotheken mit 26,236 Bänden unterstützt, im Jahre 1903 schon 2017 Bibliotheken mit 33,775 Bänden. Die Gesamtzahl der neu begründeten oder bloß unterstützten Bibliotheken ist von 475 mit 17,897 Bänden in den Jahren 1892—96 auf 2884 mit 82,431 in dem einen Jahre 1904 emporgeschnellt.

Auch in Errichtung und Ausstattung von Wanderbibliotheken hat die Berliner Gesellschaft nur Nachahmenswertes geschaffen. Die Wanderbibliothek, so genannt, weil die Bücher, wenn jeweils ausgelesen, von einem Ort zum andern gesandt werden, wird in der Tat die Bibliothek der Zukunft für das platte Land werden. Sie vereinigt unbestreitbar die höchste Leistungsfähigkeit mit der größten Sparsamkeit. Auch hier hat man ganz klein angefangen. Wanderbibliotheken wurden 1901 zum ersten Male eingerichtet, 44 Bibliotheken mit 2200 Bänden. 1902 wurden schon 308 mit 15,306 Bänden, 1903 bereits 383 mit 18,888 Bänden neu in Umlauf gesetzt. Im vergangenen Jahre stieg die Zahl der neu errichteten Wanderbibliotheken auf 530 mit 26,333 Bänden, so daß die gesamte Wanderbibliothek am Ende des Berichtsjahres 40,203 Bände zählte.

Wer diese großen Ausgaben und die überaus reichlichen Zuwendungen ins Auge faßt, wird uns die freilich etwas vorwurfsvolle Frage nicht übel nehmen, die wir seinerzeit bei einem

*) Je jure devant Dieu de me conformer strictement aux dispositions constitutionnelles et législatives sur l'organisation du culte catholique, de la république (sic), et d'observer toutes les prescriptions des constitutions et des lois cantonales et fédérales“. (Mis Costa de Beauregard: Liberté etc.)

Artikel über den Bonner Borromäusverein stellten: „**Sollen wir Bayern mit der Gründung von katholischen Volksbibliotheken solange warten, bis uns die Berliner „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ auch in katholischen Orten zuvorgekommen ist?**“ Wenn diese Bibliotheken gründen können, nicht bloß in Städten, nein, in jedem Markte, in jedem Dörflein, warum sollen es dann wir nicht zuwege bringen?

Mangel an Geldmitteln ist sehr oft nicht der einzige und nicht der schwerwiegendste Grund! Man wende sich an den Preßverein, man schreibe an den Borromäusverein! Sie werden Mittel und Wege an die Hand geben. Aber jetzt im Sommer die Bibliothek gründen, damit im Winter alles fertig ist! Bei uns geht es oft gar sehr langsam! Und wenn irgendwie möglich, Preßverein und Borromäusverein! Auch an dieser Stelle sei kurz betont, was wir seinerzeit in der „Augsb. Postzeitung“ des weiteren ausgeführt haben (Nr. 97 vom 29. April 1905): „**Für uns deutsche Katholiken insgesamt steht und fällt die Volksbibliothek mit dem Borromäusverein, mit dem bei uns in Bayern der Preßverein Hand in Hand gehen soll!**“

* * *

Auch in Veranstaltung von Vorträgen entwickelt die Berliner Gesellschaft einen nur anerkennenswerten und nachahmungswürdigen Eifer. Laut Protokoll der Zentralausschußsitzung vom 21. Januar wurden im Etat für 1905 wieder 12,200 Mk. für „Vorträge und Agitation“ in den Etat aufgenommen.

Jetzt schon, in den Verbandsnummern vom Mai, werden die einzelnen Vereine aufgefordert, ihr „Vortragsprogramm für den kommenden Winter“ zu entwerfen. 205 Vorträge wurden im letzten Jahre auf Kosten der Zentralstelle gehalten. 12,921 Mk. wurden dafür ausgegeben. Was die Höhe des Honorars betrifft, so gibt uns z. B. der „Nachtrag zum Redner-Adreßbuch“ (Nr. 4) einigen Aufschluß: Schriftsteller Dr. Carpin verlangt „bei kleineren Vereinen 50 Mk., bei größeren 100 Mk. nebst Reisekosten II. Klasse“; Schriftsteller Professor Dr. Engel „zwischen 100 und 150 Mk. für jeden mit einer Reise verbundenen Vortrag je nach der Entfernung“ usf.

Das Honorar für die im Auftrage der Zentralstelle zu haltenden Vorträge zahlt die Zentrale. 20 sollten im letzten Jahre für die Generalversammlung und einzelne dringende Fälle vorbehalten bleiben, 200 den Vereinen zur Verfügung gestellt werden. Diese haben einen Kostenbeitrag von 15 Mk. und für Vorträge mit Demonstrationen außerdem 5 Mk. als Ersatz der Mehrkosten für den Transport der Apparate zu zahlen.

Alle Vereine, welche auf dergleichen Vorträge reflektieren, — die verschiedenen Vortragsgegenstände sind aus einem eigenen Adreßbuche ersichtlich — werden dringend gebeten, ihre Gesuche schon innerhalb der nächsten Woche einzureichen. Wünsche, die erst im Hochsommer oder gar erst im Laufe der Vortragssaison gestellt werden, heißt es, können nur ausnahmsweise berücksichtigt werden. —

Warum wir dies alles geschrieben haben? Und warum so ausführlich? Nur zu dem Zwecke, um vielleicht doch den einen oder den anderen bisher Unregsamen etwas aufzurütteln und manch anderem Gelegenheit zu geben, vom Gegner zu lernen. Und nochmals: Lernen wir vom Gegner!

Wir besitzen leider noch keine so großartig ausgebaute Zentrale wie die in Berlin, die auch 70 Serien von Lichtbildern gegen eine mäßige Leihgebühr den Mitgliedern zur Verfügung stellt. Aber wir haben wenigstens sehr viel versprechende Anfänge: in Preußen die Zentrale des Volksvereins, die auch Lichtbilder liefert und andere, in Landshut das Generalsekretariat des Preßvereins, in München die Geschäftsstelle des „Arbeiter“, in Ansbach die Zentrale der Bayer. Bauernvereine (Dr. Heim), die ihre Lichtbilderserien zum Teil sogar viel billiger ausleihen als die bekannte Firma Liesegang-Düsseldorf. — Freilich, Honorare mit 150 Mk., mit 100 Mk., mit 50 Mk. pro Vortrag können wir auch nicht geben. Danken wir Gott, daß wir der Männer viele haben, die ihr Geld, ihre Zeit und ihre Gesundheit zum Opfer bringen — um Gottes Lohn!

Aber früher mitteilen könnten wir's unseren Rednern, für welchen Tag wir ihrer bedürfen! Nicht erst in der letzten Woche und in den letzten Tagen! Man verhehlt es sich ja nicht, daß es Ausnahmen geben wird. In Notfällen wird auch jeder Redner ohne Zögern einspringen, wenn es irgend möglich ist! Es muß aber einmal öffentlich gesagt werden: dieses männermordende Hinausschieben bis zur letzten Minute, wie es in einzelnen Vereinen anders gar nicht üblich zu sein scheint, soll doch endlich einmal aufhören!

Und dann noch etwas! Die Reisekosten müssen auch auf unserer Seite ersetzt werden, jedem und jedesmal! Es ist durchaus nicht angängig, von vorneherein anzunehmen, daß der betreffende Redner „verzichtet“! Wer in unserem Vereinsleben nur einige Erfahrung besitzt, wird kaum leugnen können, daß sich hier vielfach — sowohl den Termin der Einladung als Reiseentschädigung betreffend — ein Gebrauch eingeschlichen hat, der dringend einer Aenderung bedarf, wenn die Sache selbst nicht Schaden nehmen soll! — Man höre uns mit der ewigen Klage auf, daß die Kirche viel segensreicher wirken könnte, vor allem auch auf sozialem Gebiete, wenn sie nur mehr Freiheit besäße. Es ist vollständig richtig, ja! Aber was helfen die Klagen? Zum wenigsten haben wir hier in Gründung von Volksbibliotheken und Abhaltung von Volksbildungsabenden vollkommen freie Hand. **Niemand verwehrt uns die Einführung von Borromäusvereinen, niemand die Gründung von Preßvereinen!** Hic Rhodus, hic salta!



Klerus und wissenschaftliche Bildung.

Von

Joseph Lorenz.

Ueber den von mir in Nr. 17 der „Allgemeinen Rundschau“ veröffentlichten gleichnamigen Artikel gingen mir verschiedene Zuschriften zu von hochw. Herren, die sich an der Allgemeinheit, in welcher der Artikel abgefaßt war, gestoßen haben. Es ist nun im Interesse unseres Standes eine heikle Sache, Details vorzubringen, welche die Wahrheit meiner Ausführungen erhärten könnten. Ich glaube, daß durch Anführung solcher Details mehr geschadet wird als genützt. Meines Wissens — und ich wäre froh, wenn ich das Gegenteil behaupten könnte — sind die theologischen Examina unbedingt zu leicht und sind die Maschen des Netzes so weit gezogen, daß, soweit meine Kenntnis reicht, ein jeder durchschlüpfen kann. Und das mußte einmal öffentlich gesagt werden, weil es unseren Stand in den Augen Andersdenkender nicht heben kann. Mir schwebte — es ist in Nr. 18 bereits betont, daß mein Artikel in erster Linie Verhältnisse meiner engeren Heimat Bayern im Auge habe — bei meinen Ausführungen in erster Linie und hauptsächlich **jenes** Examen vor, welches am Schlusse des zwei- oder dreijährigen Theologiestudiums abgelegt werden muß. Der Theologiekandidat studiert seine zwei bis drei Jahre Theologie, die Bevölkerung seiner Heimat weiß schon bei Beginn des Studiums: im Jahre . . . . wird die Primiz sein. Ich habe noch nie gehört, daß eine seit Jahren erwartete Primiz wegen Nichtbestehens einer Prüfung abgesagt oder verschoben werden mußte; dieselbe findet mit **mathematischer Gewißheit** (wenn nicht der Kandidat erkrankt oder umsattelt) in dem schon lange vorher bestimmten Jahre statt — ergo mußten doch die Kandidaten mit eben derselben Sicherheit ihre Prüfungen — und zuletzt auch die Hauptprüfung bestanden haben. Sollte es irgendwo in unserem weiten deutschen Vaterlande anders sich verhalten, so soll mich das herzlich freuen; ich bemerke aber, daß der Nachweis, es sei vielleicht in einem Zeitraum von 25 Jahren im ganzen weiten Deutschland ein paarmal eine Primiz wegen Nichtbestehens der Prüfungen verschoben worden, noch lange nicht den Beweis dafür liefert, daß unsere Prüfungen sehr schwierige sind.

Andere theologische Prüfungen hatte ich in meinem Artikel weniger im Auge. Das Resultat der Pfarrkonkursprüfungen wird (bei uns wenigstens) in **tiefstes Geheimnis** gehüllt entgegen dem Gebrauche der übrigen Fakultäten. Man erfährt nicht leicht, wieviele Einser, Zweier, Dreier und in Bayern auch Vierer, Fünfer und Sechser (!) herausgekommen sind. Warum verschweigt man stets die Resultate? Ich habe noch nie davon gehört, daß ein Kandidat zum **zweitenmal** den Pfarrkonkurs gemacht hat (möglich ist es ja, mir ist es aber nicht bekannt). Dessenungeachtet wird ein Prüfungskandidat nach dem anderen, nachdem er sich **einmal** der Prüfung unterzogen hat, Pfarrer oder bepfründeter Benefiziat: ergo müssen sie doch das **erstemal** bereits im Examen reüssiert haben.

Ein Herr glaubte die sogenannten Kuratexamina als Gegenbeweis anführen zu müssen und meinte, es käme da vor, daß dem einen Herrn die Kura nur auf ein Jahr oder gar nur auf ein halbes oder ein Vierteljahr erteilt werde. Das ist richtig. Ich möchte zwar lieber schweigen über die Art und Weise, wie Kuraexamina oft abgenommen werden; aber das muß

ich doch sagen: Wenn die Herren Kandidaten die Kura auf Grund des Examens auch nur für ein Vierteljahr bekommen haben, so haben sie eben doch bestanden, und das ist ja der springende Punkt meines Artikels. Daß die neueren Irrtümer oft nur der Abklatsch und die Neuauflage alter Häresien sind, weiß ich so gut wie der Hochw. H. Pf. Kaehl; mein Hieb in Nr. 17 galt jenen verknöcherten Professoren, die bis über die Ohren ins Alte verliebt sind und vor lauter Enthusiasmus für ihre vorsintflutlichen Deduktionen darauf vergessen, daß es auch neuere Irrtümer gibt, die ebenfalls behandelt werden wollen. Aehnlich ist es mit meinen Ausführungen St. Thomas betreffend. Es gibt Herren, die in Ekstase verfallen, wenn sie eine scharfe Distinktion des Doctor angelicus behandeln, die es aber versäumen, den in der Summa theologica enthaltenen Rüstzeug dem jungen Theologen als praktische, für die Jetztzeit passende Wehr mitzugeben. Auf solche Herren — und leider gab und gibt es solche — waren meine Ausführungen gemünzt.

Meine Ausführungen sollten keine Herabsetzung unseres Standes sein; ich freue mich, wenn dieselben nicht allseitig und allerwärts zutreffen sollten — ich wollte nicht wehe tun und verletzen, sondern ich wollte unseren Stand heben, indem ich den Finger an einen wunden Punkt gelegt habe. Wie kann aber geheilt werden, wenn es nicht gestattet ist, die Wunde zu berühren?



Ueber den Genuß lyrischer Gedichte.

Von

Christoph Flaskamp-Münster.

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben.
Goethe.

Wohl mancher liest Gedichte; wie er eben als Mensch der guten Gesellschaft so manches tut, das heißt, mit genau derselben Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit.

Die wenigsten Menschen lieben Gedichte; denn die wenigsten kennen und wissen ein Gedicht zu schätzen. Die Gedichte sind ihnen bekannt, aber nicht gekannt von ihnen. Und wahre Liebe setzt immer ein intimes Kennen, ein tieferes Verstehen voraus; daraus erst entspringt Wertschätzung und Zuneigung.

Ja, aber bei einem Gedichte gibt es — abgesehen von etwaigen poetischen Lizenzen und Kühnheiten, Archaismen, Versmaß und Reimstellung usw. — doch weiter nichts zu verstehen.

Ich sage auch: Nichts und — alles!

Ich wähle einen der besten deutschen Lyriker, Martin Greif, dessen scheinbare Einfachheit dem Verständnis geradezu entgegenkommt. Ich zitiere:

Erhellte Ferne.

Nach entladnem Wetterregen
Hat die Ferne sich erhellt,
Und der Alpen Zug entgegen
Siehst du einsam dich gestellt.

Die im Wolkenduft verschwammen,
Tief erblauend stehn sie da,
Und so eng geschart zusammen,
Wie sie nie dein Auge sah.

Von den wildgetürmten Massen
Hebt ein Dorf sich friedlich ab: —
Deinem Sehnen überlassen
Lehnst du still am Wanderstab.

Bei jedem poesiefähigen Menschen wird das Gedicht ein tiefes, nachhaltiges Gefühl auslösen.

Aber zu verstehen ist da doch nichts! Es ist ja ganz klar: Es zog ein Gewitter vorüber. Die Gegend ist wieder hell; die umhüllten Berge stehen wieder in sonnenblauem Duft, eines Dorfes Kirchturm und rote Dächer leuchten auf....

Doch habe ich schon zuviel erzählt; ein Kirchturm und rote Dächer kommen in dem Gedichte gar nicht vor. — Wer so liest, ist kein ABC-Schütze mehr, über die Buchstabenlehre hinweg ist er bereits zu den Begriffen vorgedrungen — ein ABC-Schütze der Kunst aber ist er gewiß noch!

Erhellte Ferne: Der Wind strich lau und leise, dann legte er sich, so früh schon müde, wieder schlafen in den weichen Blumenbetten des Sommers. Die flimmernde Luft lief wie feiner Silberhauch an den weißen Fronten der Nachbarhäuser empor über die heißen Dächer, spielte durch die Gardinen ins Zimmer hinein, daß Dielen und Pfosten, Bilder und Bücher ganz eigenartig lebendig wurden und anfingen zu reden mit den Märchenlauten des Lichtes, die süß sind wie Lerchenlieder. Und über die Häuser hinweg im dünnen Blauweiß der Luft hoben sich die ragenden Berge in klaren Linien und deutlichen Abständen. Das war am Vormittage.

Die Sonne stieg und brannte; sengende Hitze! Die Erde dunstete und dürstete dann; die Luft hing schwer und schwül und schwieg, wie ein Kranker im Fieber; nur manchmal zuckte sie leise auf. Es war dumpfe Stille überall wie vorm nahen Tode. Und dann — immer dichter dunkelte die Ferne; die Berge standen wie schwarze Richter, und Donnerworte stiegen wie aus ihrem tiefen Schweigen und rollten über die Tale fort, die gedrückt und ängstig unter düsteren Schatten lagerten. Und Donnerwort auf Donnerwort in lastenden Pausen, eine schütternde Predigt! Wie Gesandte Gottes, wie mahnende Propheten standen die Berge da, umleuchtet von seinem Zorne. Da fühlten die Tale die lastende Hand des Herrn und warteten und hofften in Demut und Reue. Und siehe, das Gewölk zerteilte sich und trieb im Sturme auseinander und Regen ergoß sich über brandige Fluren. Der Abglanz Gottes leuchtete, das Zeichen des Friedens wölbte sich über die Erde hin.

Und ein tiefes Gefühl lockt dich nun hinaus, über die feuchten Straßen vorbei an den Gärten hinaus ins freie Feld; eine Lerche steigt; tiefblau der Blick der Welt!

Alles ist verklärt von diesem süßen satten Blau der Luft; nicht mehr so scharf durchsichtig wie am Vormittage, ein unendlich ruhiger warmfeuchter Glanz liegt darüber, wie man ihn in den großen blauen Kinderaugen oder in den stillen lebenstiefen blauen Augen der Frauen genossen haben muß, um seinen Zauber zu fühlen. Nicht so scharf und weit dringt der suchende Blick des eigenen Auges hinein, der Zauber bannt ihn, aber um so voller, geheimnisinniger blaut es ihm zu und sättigt bis ins Herz.

So stehen die Berge, dichter in der dichteren Luft, in der magischen Bläue; und der Dörfer blankgescheuerte Dächer schauen von den Abhängen und aus den Schluchten wie buntes Spielzeug aus den weiten Wamstaschen des Knechtes Ruprecht.

Und du gehst und sinnst; du fühlst dich wie neu, wie reingewaschen von allem Staube, alle Poren atmen, alle Sinne sind wach und willig.

Du fühlst die Frische der Luft um alle Glieder, du spürst den starken Hauch des Bodens, den Duft der Blumen und Blüten, den Würzgeruch der Büsche und Bäume; du lauschest und träumst dem Singen steigender Vögel nach und dem zarten Tönen der Luft um jeden Halm; und als schmecktest du kühlen Wein, erfaßt ein tiefer seliger Rausch des Lebens all deine Sinne; deine Augen öffnen sich weit der ganzen Welt und deine Seele träumt von hier und dort, von nah und fern, von Leben und Tod und singt Nachtigallenlieder der Sehnsucht. — —

Das alles steht freilich nicht schwarz auf weiß in dem Gedichte, aber es liegt darin; sogar noch vieles mehr liegt darin, und es kommt bloß auf das empfängliche Gemüt, auf den wachen Sinn, auf die lebendige Phantasie an, ohne die ein Genießen so wenig möglich ist wie das Schaffen, um es zu schöpfen und zu genießen.

Um nicht für manche unverstanden zu bleiben und von vielen mißverstanden zu werden, will ich hierauf näher eingehen.

Ich sagte: alles, was ich vorhin beim Genuß des Greifschen Gedichtes mitempfunden habe, ist auch irgendwie darin enthalten, liegt darin verborgen, nicht eben in den einzelnen Worten, sondern in der Komposition des Ganzen, zwischen den Zeilen, wie man sagt, in der Stimmung, die darüber liegt und die sich im unendlichen Ober- und Untertönen voll wechselnder Farbe ausschwingt.

So wenig es Greif möglich war, dieses kristallklare Gedicht zu schaffen, ohne vorher das ganze Leben und Weben eines solchen Sommertages in sich aufgenommen, angeschaut und verklärt vom Glanze seiner eigenen Dichterseele angeschaut, zu haben, ebenso wenig ist ein voller Genuß des Gedichtes ohne die selbsttätig nachschaffende Phantasie, ohne die eigene Anschauung des Genießenden denkbar. Und für den Dichter gehört nicht selten eine mehr als hundertmalige Anschauung dazu, um aus jener Fülle des ganzen weitläufigen, weitschweifenden Stoffes, mag dies auch auf, selbst für ihn, noch so geheime Art vor sich gehen, die Momente zu finden, die sich zu dem einheitlichen Akkorde zusammenfügen, in dem die ganze Fülle und volle Stimmung der ursprünglich ungeheuren Anschauung lebt.

Darin gerade besteht das Geheimnis Greifscher, wie überhaupt jeder suggestiven Lyrik, daß sie in uns die Stimmung erzeugt, deren Tonschattierungen sie nur leise mitschwingen läßt; dabei von einer ungewissen Beleuchtung, die ja zufällig vorherrschen kann, von einem mystischen Halbdunkel zu sprechen, ist durchaus

verkehrt, wie man an diesem Gedichte sieht, wo selbst die verborgenen, das heißt verhüllt oder besser übertönt von dem Hauptakkorde, wo selbst diese Einzelnoten jede für sich, mehr oder minder scharf und klar hervorspringen.

Gleich durch den ersten Vers wird die Phantasie auf die Zeit vor dem Gewitter gelenkt; dann besonders durch die zweite Strophe: Die Berge standen vorher umrißrein in der durchsichtigen Morgenluft; die Gewitterstimmung ist ganz verwebt mit dem Gedichte, die umhüllten Berge usw. Dann die Wanderung; das Frische, Leuchtende und Klingende der Stimmung spricht deutlich aus den Versen, das satte Blau, die blanken Dächer usw.

Wollte das der Dichter? — Der Dichter will überhaupt nichts weiter, als seinem Impuls folgend wiedergeben, was seine Seele nach so und so vielfacher Anschauung oder Empfindung als reines Bild empfangen hat, und er tut nichts weiter, als daß er diese gewonnene innere Form durch die notwendige äußere verkörpert und zwar so, daß beide, wie Leib und Seele, eins sind.

So klipp und klar, wie oben geschildert, geht der Genuß ohne weiteres nicht vor sich. Zuerst ist vielmehr nur die Hauptstimmung da, der oder die Hauptakkorde; die einzelnen Töne und erst recht die Ober- und Untertöne kommen dem Genießenden nicht sogleich zum Bewußtsein; erst ein häufigeres und intensiveres Hinhorchen kann sie fassen, und so vervollständigt und verdeutlicht sich das Bild oder die Empfindung, was aber bei feinem Gefühl und bei reicher und lebendiger Phantasie häufig genug fast im gleichen Momente geschieht; eine solche wird übrigens aus dem Eigenen immer noch etwas dazu tun, das in dem Gedichte überhaupt nicht enthalten ist oder notwendig ergänzt werden muß, wird Gedanken, Gefühle, Erinnerungen rein persönlicher Art hineinverweben, in den meisten Fällen wohl mit um so größerem Genuß.

Daß ein Gedicht so genossen den poetischen Duft verliere, das werden nur solche Leute behaupten, für die Gedichte tote Dinge sind, wie ihnen auch die Meisterwerke der Plastik nicht viel mehr sind als behauene Marmorblöcke. Die Selbsttätigkeit des Genießenden ist eben unbedingtes Erfordernis für jeden wahren Genuß, und je umfassender und lebendiger sie ist, um so lebender wird auch das Kunstwerk.

Und einzig dem so Genießenden steht auch, einerlei ob Laie oder Kritiker, ein Urteil über Wert oder Unwert eines Kunstwerkes zu, nicht aber allen denen, die den ersten äußerlichen Eindruck mit aller Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit als entscheidend nehmen und einem unehrlichen Scheingenuß huldigen, gerade so, wie sie es ihren Mitmenschen gegenüber halten. Aber was ist denn da oft der erste Eindruck wert? Ich überlasse es jedem, den Vergleich zu übertragen: Nicht selten ist da das äußere Gewand und die Miene nur ein erbärmlicher Aufputz für eine Null: vergoldete taube Nüsse! Nur durch Sichhineindenken und Versenken lassen sich da die Unterschiede finden, und hast du einen edlen vollen Kern entdeckt, du mußt dich durch die Schale beißen, willst du ihn besitzen: nur so gewinnt Mensch und Mensch, Freund und Freund, Mann und Weib echtes wahres Leben für einander und wahre Liebe, und nur so gewinnt auch die Kunst Leben und Liebe!

Zum Schluß möchte ich noch eins von Greifs Gedichten anführen, das eine ähnliche Fülle und Weite der Anschauung und Empfindung birgt und das sicher vor manchem anderen einen Platz in unseren Anthologien hätte finden sollen, wie sich überhaupt bei ihm eine Unmenge solcher Gedichte findet, die sich nur mit den trieb- und traumseligen Wundern der Natur selbst vergleichen lassen, mit Blumen und Sternen, Wolken und Bergen, Mondlicht und Schneekristallen — ich fürchte in einem Leben mit der Aufzählung nicht zu Ende zu kommen. Ich möchte für das pathetische: Ja, es ... (in der zweiten Strophe) nur lieber lesen: Und es ... Bei Greif stören häufig solche Kleinigkeiten, die für unser Empfinden kaum noch möglich sind.

Oben.

Berge rings nach jeder Seite,
Berge zeigt dir jeder Blick,
Und doch flieht auch hier die Weite
In der Ferne Duft zurück.

Trotz der aufgetürmten Schranken
Zieht dich an das luftige Reich,
Ja, es bauen die Gedanken
Rüstig hoch und höher gleich.

Dorthin, wo auf Felsenstegen
Erde in den Himmel führt,
Kannst du jeden Traum verlegen,
Den die Sehnsucht dir gebiert.

Morgen auf der Heide.

Streiflichter fallen auf die Heide,
Die halb noch liegt in stillem Traum
In ihrem schlichten, braunen Kleide;
Der Morgen naht, man ahnt ihn kaum.

Des alten Klosters fromme Hallen,
Sie stehen schon im Morgenlicht,
Und heimlich ist der Tau gefallen,
Der glitzernd Blatt und Halm erfrischt.

Die Bienen schwirren hin und wieder,
Die Lerche hat nicht länger Ruh,
Und jauchzend trägt sie ihre Lieder
Ins Licht hinein, der Sonne zu.

Hans Eschelbach.

Südslawische Kunst.

Von
A. Schmalix.

Die südslawischen Nationen, Kroaten, Slowenen und Serben, besitzen zwar in ihrem an landschaftlichen Reizen so reichen Lande eine einzigschöne Volkspoesie, für die bildenden Künste aber war bei ihnen Jahrhunderte hindurch kein fruchtbarer Boden. Dies lag nicht etwa daran, daß die Südslawen des Sinnes für das Schöne und Erhabene von Natur aus ermangelt hätten oder daß es ihnen an individuellem Talent gefehlt hätte, gleich ihren Nachbarnationen, den Italienern und Deutschen, in Bildhauerei, Malerei und Architektur Hervorragendes zu leisten. Ein kräftiges, urwüchsiges, unverdorbenes Volk von Bauern, das mit unsäglichem Fleiße im harten Kampf mit den Elementen seine Nahrung dem vielfach steinigen Boden abringen mußte, führten die Südslawen erst als Soldaten und Seeleute der Republik von San Marco und dann als die berühmten Grenzer unter dem Doppelaar besser Flinte und Handschar gegen den osmanischen Erbfeind als Pinsel und Meißel zur Förderung der schönen, friedlichen Künste.

Als aber dann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der lange fühlbare Einfluß des der Lethargie verfallenen Islams gebrochen war, als ein maßvolles und berechtigtes Nationalbewußtsein erwachte, da sproß wie ein zartes Pflänzlein in den zauberhaften kroatischen Eichenwäldern auch schüchtern die Kunst empor, gefördert von patriotischen Männern, deren Spiritus rector Kroatiens „großer alter Mann“, die Säkulargestalt eines Josip Stroßmayer war. Prächtig erstand das neue Agram aus dem Schutte, in den das entsetzliche Erdbeben ganze Straßen gelegt hatte, der herrliche Dom daselbst und die wundervolle Kathedrale von Djakovar ragen mit ihren gotischen Türmen himmelwärts, und mit der Baukunst erwachte die Bildhauerei, mit dieser die Malkunst.

Und heute? Ich hatte Gelegenheit, jüngst in Agram die dortselbst am 23. April eröffnete Jubiläumskunstausstellung (veranstaltet zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Kroatischen Künstlergenossenschaft) zu besuchen, und ich muß gestehen, daß das, was ich dort sah, mich mit Staunen und Bewunderung, mit einem gewissen Neide erfüllte, insbesondere als ich — welch ein Kontrast! — acht Tage später die Ausstellung der Wiener Sezession betrachtete, die ihrerseits sehr verschiedenartige Gefühle über die Zukunftsentwicklung unserer modernen deutschen Kunst in mir wachrief.

Kostbare Juwelen in einem herrlichen Schrein! Die Jubiläumsausstellung ist in dem mächtigen Kuppelbau der Südslawischen Akademie der Wissenschaften, einem Werke des Dombaumeisters Schmidt, am Zrinyplatze untergebracht. Von herrlichen Gartenanlagen, die diesen schönen, wahrhaft großstädtischen Platz zieren, betritt man die Ausstellung, um zu sehen, wie weit es dem Menschen gelingen kann, mit seinen schwachen Kräften die Schönheiten der Natur abzubilden und sie auf der Leinwand wiederzugeben.

Die Künstler, die hier ihre Werke ausgestellt haben, gehören ausschließlich der kroatischen Nation an. Einige haben ihre Wohnsitze in Wien und Prag, zwei, Masa Jankovic und

Filip Konrad, in München, sämtliche übrige in Agram, Spalato, Zara und Vukovar.

Betrachten wir zuerst die Plastik. Ins Auge fällt sofort der Entwurf Ivan Meštrovics zu einem Vegadenkmal, welches durch die großstilige Manier, in der es ausgeführt ist, an den gewaltigen Rodin erinnert, ohne jedoch allerdings das große Vorbild auch nur entfernt zu erreichen. Die Symbolik des Entwurfes ist wenig verständlich, die Gruppierung der vielen Figuren viel zu gedrängt. Noch weniger wirkt des Künstlers „Conte Ugolino“. Um so hervorragender und die hohe Begabung Meštrovics deutlich vor Augen führend ist sein ergreifendes Werk „Muttersorge“, die Statue einer Mutter mit unsagbar kummervollen Zügen, das kranke Kind in den Armen haltend. Vielfach bewundert werden die zahlreichen Porträtbüsten des Agramer Meisters Rudolf Valdec. Besonders sollen die Büsten des verewigten Bischofs Stroßmayer eine sprechende Aehnlichkeit aufweisen. Die Krone seiner Schöpfungen aber dürfte sein „Cave criticum“ sein. In den markanten Zügen spiegeln sich Klugheit, Malice, Spott und Ueberlegenheit. Das hervorragendste Werk der Plastik auf der ganzen Ausstellung kann wohl Professor Robert Franges-Mihanovics, eines weit über sein Vaterland hinaus bekannten Künstlers, „Philosophia“ genannt werden, ein tiefempfundenes Relief. Aus der linken untern Ecke tritt ein Liebespaar hervor, während sich in wahrhaft großartiger Auffassung über ihm Figurengruppen entwickeln, die die Mutterliebe, die Arbeit, das Gebet, den ganzen Lebenszyklus bis zum Tode darstellen. Ein meisterhaft ausgearbeiteter Greis betrachtet diesen Reigen, sinnend über den Zweck des Lebens. Nicht minder vorzüglich ist des Meisters „Jesus mit dem Kinde“ und eine Plakette in Silber mit den Zügen der jugendlichen Tochter des Banus, der Komtesse Pejacsevich.

Bietet die Plastik viel des Guten, ja Hervorragenden, so wird dieselbe noch ganz bedeutend übertroffen durch die Malerei. Hier ist es besonders die Landschaftsmalerei, der sich die kroatische Künstlerschaft zugewendet hat. Dies ist kaum überraschend, nachdem die Adriaküste Szenerien von so mannigfacher Schönheit und so magischer Farbenpracht des Südens bietet, daß sie auch von jenen Gegenden Italiens, die von alters her das Ziel unserer wandernden Künstlerschaft bilden, nicht übertroffen, ja hie und da auch nicht erreicht werden kann.

Hier ist es Klemens Crncic, der mit seinen überaus zahlreich zur Ausstellung gebrachten Küsten- und Seelandschaften aus Dalmatien den besten Landschaftsmalern der Gegenwart an die Seite gestellt werden darf. Bei manchen Bildern zeigt sich der Einfluß Böcklins. Crncics „Sirocco“, seine „Brandung“, sein „Abend am Meer“, seine Motive von Ragusa und der Halbinsel Lapad — in wem möchten sie nicht Sehnsucht nach dem sonnigen Dalmatien wachrufen. Nach Crncic ist vor allem Tomislav Krizman zu erwähnen, der über 30 Gemälde, Skizzen und Studien, ebenfalls meist Motive aus Dalmatien, ausgestellt hat. Ihm schließt sich Emanuel Vidovic an, dessen treffliches „Requies“, sein Friedhof am Meere und seine Venezianer Lagunenbilder sehr zu loben sind. Auch dieser Künstler ist ungemein produktiv und hervorragend begabt. Recht Gutes haben ferner Oton Ivekovic („Mäher“, „Sensendengler“), Melkus Dragan („Abend“, „Waldessaum“) und Branko Senoa („Park“, „Garten im Mai“) geschaffen, letztere Bilder besonders fleißig und sonnig gemalt. Filip Konrads „Siesta“ und „Gebet in der Moschee“ sind ebenfalls zu loben. Noch viele andere gute Arbeiten wären zu erwähnen. Man kann eben sagen, daß bei der Agramer Ausstellung mit ganz geringen Ausnahmen sich alle ausgestellten Arbeiten weit über das Mittelmaß erheben, manche aber zu dem Besten gehören, was in den letzten Jahren geschaffen wurde.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

(22. Juni 1805 — 22. Juni 1905.)

In Nr. 22 vom 28. Mai (Seite 262 ff.) erschien ein von H. v. Selbitz verfaßtes Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstages der Gräfin Ida Hahn-Hahn. Da der Verfasser mit aller Bestimmtheit sowohl in der Ueberschrift als auch im Text den 5. Juni als Geburtstag angab, lag für die Redaktion keine Veranlassung vor, diese Angabe anzuzweifeln und zu kontrollieren. Nachträglich stellt sich heraus, daß nach den gleichlautenden Angaben verschiedener Literaturhistoriker und auch nach dem Herderschen Konversationslexikon (ebenfalls nach Brockhaus) Ida Gräfin Hahn-Hahn am 22. Juni geboren ist. Der Inhalt des Erinnerungsblattes auf S. 262 ff. verliert durch diese nachträgliche Korrektur des Datums nichts an seinem Wert.

Die Säkularausstellungen in Münchens Stadtmuseum.

Von

Ernst von Destouches.

(Schluß.)

Ein ganzes Kabinett füllen dann die 28 prächtigen Stiche von Jeremias Wolff in Augsburg von den hervorragendsten Schlachten und Belagerungen 2c. des spanischen Erbfolgekrieges in der Zeit von 1701—1710. Es sind dargestellt die Schlacht bei Carpi, 1701; die Eroberung Lüttichs, 1702; die Wegnahme Ulms, 1702; die Eroberung Bonns, 1703; die Einnahme Augsburgs, 1703; die Schlacht am Schellenberg, das Seetreffen von Malaga und die Belagerung von Landau, 1704; die Bestürmung von Huy, 1705; die Schlachten von Ramillies und Turin, 1706; die Belagerungen bzw. Eroberungen von Dendermonde, Barcellona, Brüssel, Ostende, Menin, Ath, Mailand, 1706; Neapel, Gaëta, 1707; Sardinien, Ryßel, 1708; Dornick, Mons, Douay, 1709, und Arien, 1710, sowie der Sieg von Oudenarde, 1708.

Die eine Wand des nächsten Kabinetts füllen die gleichfalls prächtigen Kupferstiche der Triumphpforten, welche die Stadt München zu Ehren der Rückkehr ihres Kurfürsten Max Emanuel aus der Verbannung (11. Juli 1715) vor dem Bürgersaal, beim Schönen Turm, im Tal, auf dem Marienplatz und bei der Residenz errichtet, und von dem Feuerwerk, welches sie ihm zu Ehren am selben Tage veranstaltet hat.

Nun folgen ein Autograph Plingansers, eine Darstellung der Totenfeier, welche die Zimmerleute der Vorstadt Au im Jahre 1830 auf dem Sendlinger Friedhofe veranstaltet, eine weitere des Stadtjubiläumsfestzuges vom Jahre 1858 mit dem Zuge der Oberländer und des Denkmals des Schmied von Kochel zu Kochel, sowie die Dichtungen „Die Sendlinger Schlacht“ von Sebastian v. Daxenberger, „Die Marbacher“ von Ernst v. Destouches und „Balthes, der Schmied von Kochelsee“ von Ulrich v. Destouches, letztere als Komposition von Fr. Dietler. Den würdigen Abschluß bildet dann eine Reproduktion in zehn Blatt des eben erst vollendeten herrlichen Kolossalrundgemäldes der „Sendlinger Schlacht“ von Anton Hoffmann, Karl Neumann und Jos. Krieger.

Endlich liegt noch in Schautischen auf ein Teil der vaterländischen Literatur, welche sich auf jene Zeit bezieht, oder speziell Ereignisse derselben zum Gegenstand hat, so Ertels Churbayerischer Atlas; die „Descriptio Historica utriusque Fortunae Maximiliani Emanuelis“; die Beschreibung der städtischen Ehrenbezeugung bei der Rückkehr dieses Kurfürsten nach München 1715; Baumgartners Polizeiübersicht; die „Denkmäler auf dem Münchener Friedhof“ mit jenem für die gefallenen Oberländer; Ulrich v. Destouches' vaterländische Erzählung „Lieber bayerisch sterben als kaiserlich verderben“; Fentschs Gedenkbuch auf das Stadtjubiläum 1858; „Münchener Bürgertreue“ von Ernst v. Destouches; Schäfflers „Oberbayerische Landeserhebung“; Lindenschmits „Geschichte der Sendlinger Schlacht“; Aug. Hartmanns „Historische Geschichte aus der Zeit der bayerischen Landeserhebung“; Professor Sepps „Bauernkrieg“, „Schmiedbalthes“, „Jägerwirth“, „Denkwürdigkeiten aus dem Isarwinkel“ und „Tausendjährige Kriegsgeschichte des bayerischen Oberlandes“ und endlich Hoffmanns „Führer durch das Kolossalrundgemälde“.

Die letzte Nummer endlich wird der Aufruf zur 200jährigen Gedenkfeier der Sendlinger Bauernschlacht zu München bilden, welcher dieser Säkularausstellung ihre eigentliche Signatur geben und zu jenen ernsten Weihetagen hinüber geleiten soll, an welchen das Bayerland und die Stadt München in tiefschuldigster Pietät jener Helden gedenken muß, die dereinst für ihr angestammtes Fürstenhaus und Heimatland und für die Stadt München auf der Wahlstatt und selbst auf blutiger Henkerbühne freudig ihr Leben gelassen!

Die weltgeschichtlichen Ereignisse, welche der Dezembermonat 1805 in sich geschlossen, sind nicht bloß für das Kurfürstentum Pfalz Bayern und seine Hauptstadt nicht spurlos vorübergegangen; ihre Folgen bezeichnen sogar einen der hervorragendsten Wendepunkte in beider Geschichte.

Nach der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz (2. Dez. 1805), in welcher Napoleon die Oesterreicher und Russen, deren Kaiser Franz II. und Alexander I. persönlich anwesend waren, besiegte, schloß derselbe am 26. Dezember 1805 mit Oesterreich Frieden zu Preßburg, durch welchen er seinem Verbündeten, dem Kurfürsten Maximilian Joseph IV. von Bayern, einen großen Länderzuwachs, (Tirol, Brixen, Trient, Hohenembs, Königsegge, Rothenfels, Tetnang, Langenargen, Lindau, Burgau, Augsburg, Ansbach 2c.) verschaffte, und außerdem die Erhebung des Kurfürstentums in ein Königreich stipulierte.

Am Neujahrstage 1806 wurde dann in ganz Bayern, und vor allem in der Haupt- und Residenzstadt München, in letzterer durch den Reichsherold zu Pferd, folgende Proklamation öffentlich auf allen Straßen und Plätzen verkündet:

„Proklamation:
Da durch die Vorsehung Gottes es dahin gediehen ist, daß das Ansehen und die Würde des Herrschers in Baiern seinen alten Glanz und seine vorige Höhe zur Wohlfahrt des Volkes und zum Flor des Landes wieder erreicht, so wird der Allerdurchlauchtigste und Großmächtigste Fürst und Herr, Herr Maximilian Joseph als König von Baiern und aller dazu gehörigen Ländereien hiemit feierlich ausgerufen, und dieses seinen Völkern allenthalben kund zu wissen gemacht.

Lange und glücklich lebe Maximilian Joseph, unser allergnädigster König. Lange und glücklich lebe Karoline, unsere allergnädigste Königin!

So geschehen und verkündet in der Königlichen Haupt- und Residenzstadt München am ersten Tage des Jahres Eintausend Achthundert Sechs."

Der Erinnerung an diesen für Bayern und München so denkwürdigen Tag ist die zweite Säkularausstellung gewidmet, welche gleichfalls aus den Beständen des Stadtmuseums und der Maillinger Sammlung veranstaltet und am 4. Juni eröffnet worden ist.

Die erste Nummer dieser Säkularausstellung zur 100jährigen Gedenkfeier der Erhebung des Kurfürstentums Pfalz-Bayern zum Königreich bildet das Porträt des ersten bayerischen Königs Maximilian Joseph I. im Königsornate nach Stielers Gemälde gestochen von C. E. Heß, und dasselbe Bild in Silber getrieben von dem berühmten Ziseleur Fr. Zeiler. Aus der Zeit von und um 1806 stellen den König und seine zweite Gemahlin Karoline dar: Oelbilder von Kellerhofen, Stiche von Rauschmayr, Sintzerich, Klauber und Lithographien aus der Inkunabelnzeit. An die Königsbilder reihen sich dann jene des Kur- bzw. Kronprinzen Ludwig und dessen Schwester Auguste Amalie, welche zwei Wochen nach der Proklamation, am 12. Jan. 1806 zu München in feierlicher Weise mit Eugen Beauharnais, dem Vizekönig Italiens, getraut worden. Auch des letzteren Porträt ist zu sehen.

An diese Fürstenbilder schließen sich dann drei große Stammbäume des Regentenhauses Wittelsbach und eine Darstellung des ersten und zweiten königlichen Wappens von Bayern, sowie eine Generalkarte der bayerischen Regenten- und Volksgeschichte, außerdem eine Ansicht von München aus der Zeit seiner Erhebung zur bayerischen Königsstadt.

Den Mittelpunkt dieses Kabinetts aber bildet ein unter dem Königsbildnisse ausgestelltes Originalexemplar der eingangs erwähnten gedruckten Königsproklamation.

Ihre Zeit schildern ferner große Tableaux des bayerischen Militärs und Schemata der Benennung und Uniformierung der Regimenter, sowie eine Darstellung der Insignien des kurz darauf am 1. März 1806 gegründeten Kgl. b. Militär-Max Joseph-Ordens.

Weitere Blätter stellen das Mittelstück der Beleuchtung, des Münchener Rathauses am 14. Januar 1806, sowie Allegorien auf die Erlangung der Königswürde dar.

Die sich anreihenden 18 Porträts von Staatsmännern und von Zeitgenossen jenes denkwürdigen Tages eröffnen jene des Ministers Grafen Montgelas und der Minister Graf Morawitzky Freiherrn v. Hompesch, v. Triva und Graf Toerring-Gronsfeld und folgen jene des Feldmarschalls Fürsten Wrede, des Generals Grafen Deroy, des späteren Justizministers Freiherrn v. Zentner, des Geheimrats Grafen Hegnenberg-Dux, der nachmaligen Bürgermeister v. Mittermayr und v. Utzschneider, des Polizeidirektors Baumgartner, des Präsidenten der Akademie Jakobi, des Kriminalisten Feuerbach, des prot. Kabinettspredigers der Königin Karoline, Schmidt, des Geistl. Rats und Erziehers des Kronprinzen Ludwig, Sambuga, des Straßen- und Wasserbaudirektors v. Riedl und endlich des bayerischen Geschichtsschreibers und Münchener Patriziers v. Westenrieder.

Den Beschluß bildet eine in einem Schautische aufgelegte vaterländische Literatur, bestehend teils in größeren Geschichtswerken, teils in Biographien Max Josephs I. rc., und zwar von Lang, Söltl, Schreiber, Schwann, Reidelbach rc. Somit dürfte auch diese Ausstellung geeignet sein, dem Besucher ein anschauliches Bild von jener für Bayern und München so denkwürdigen Jahreswende vor Augen zu führen; beide Säkularausstellungen zusammen aber dürften jedem Freunde vaterländischer Geschichte, jedem guten Bayer und Münchener ein freundliches Andenken hinterlassen!

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Kgl. Akademie der Tonkunst in München veranstaltete, einem früheren, in den letzten Jahren nicht mehr gepflogenen Brauch folgend, im Kgl. Residenztheater eine Aufführung von Humperdincks Märchenoper „Hänsel und Gretel", die vorzüglich verlief. Das ganz ausgezeichnet den Schwierigkeiten der komplizierten Partitur gerecht werdende Orchester leitete mit energisch zusammenfassender Hingabe Akademiedirektor Mottl persönlich. Die Darsteller auf der Bühne waren in ihren Leistungen zum Teil vollständig bühnenreif, so das naiv schalkhafte, mit silberheller Stimme gesungene Gretel der Frl. Keldorfer, Frl. Fernbacher als übermütiger, derber gezeichneter Hänsel, und die Knusperhexe, die in der brillanten Wiedergabe des Frl. Marek in fast ungeahnter Weise an Bedeutung und sogar Sympathie gewann. Die übrigen Mitwirkenden, Frl. Körber, Mouth, Waidenschlager und Herr Ravan, schlossen sich dem Ensemble mit bestem Gelingen an. Wahl und Durchführung des Stückes stellen dem an unserer Hochschule herrschenden Geist das beste Zeugnis aus.

Bedeutenden künstlerischen Erfolg errang auch Bernhard Stavenhagen mit einem Klavierabend mit Orchester, an welchem er vier Schüler seiner Meisterklasse der Oeffentlichkeit zuführte. Ein Konzert in Es-dur für zwei Klaviere von Mozart machte im Vortrag durch die Damen Scholl und Eichenberg zunächst noch einigermaßen den Eindruck akademischer Korrektheit; dagegen fand sich Herr Alfred Schröder mit dem G-dur-Konzert von Beethoven, das jede nur virtuose Behandlung so fürchterlich zu rächen pflegt, in glänzend geschmackvoller Weise ab und Fräulein Luise Gerlach bewies mit Liszts A-dur-Konzert lebensvolles, warmblütiges Erfassen des empfindungsvollen Werkes und virtuoses Können. Die überraschenden Leistungen der Auftretenden nötigte dem trotz der heißen Temperatur zahlreich erschienenen Publikum lebhaftesten Beifall ab.

Verschiedenes. Die Prager Maifestspiele, die einen Schiller-Zyklus mitumfaßten, fanden nun auch ihren glänzenden Abschluß, und zwar mit der Neunten unter Leo Blechs Leitung. Ein nicht endenwollender Beifall veranlaßte Direktor Naumann zu einer längeren Rede, in der er allen seinen Dank aussprach, die zum Gelingen dieser „nationalen Mission" beigetragen haben.

Das 7. Kammermusikfest in Bonn wurde unter zahlreicher Teilnahme eines von nah und fern zusammengeströmten Publikums und der Mitwirkung des Joachimquartetts und der Pariser Bläservereinigung aufs würdigste eingeleitet. — Den Höhepunkt des Grazer Tonkünstlerfestes bildete die 8. Symphonie von Bruckner. In Schillings Hymnus „Dem Verklärten" sang Loritz-München die Solopartie mit brillanter Stimme und hatte bedeutenden Erfolg. — Die nächste Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins findet in Essen statt. — Das erste Lausitzer Musikfest in Bautzen findet am 24. und 25. Juni statt. Es wird unter andern der „Elias" aufgeführt; hervorragende Künstler übernahmen die Solopartien. Professor Felix Berber wird ein Violinkonzert vortragen.

Der Oberbayer August Hudler, der seine Bildhauerlaufbahn in München begann, ist zum Vorsteher des Aktsaales der Dresdener Kunstakademie ernannt worden. — Im Pariser Nationalarchiv ist ein ganzes Bündel von Briefen des Dichters Max von Schenkendorf durch Zufall aufgefunden worden. Eine Ausgabe lyrischer Gedichte von Richard Wagner gibt in chronologischer Reihenfolge Fr. Glasenapp heraus. Den Gedichten soll nicht eine Stellung innerhalb der Literaturlyrik angewiesen werden, vielmehr sollen sie nur einen „Blick in das rein menschliche Innere des schaffenden Künstlers" eröffnen.

München. Hermann Teibler.

Aus Bädern und Kurorten.

Nr. 26 erscheint als **Propagandanummer** in erhöhter Auflage.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 26. München, 25. Juni 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Die Quintessenz der kirchlichen Reform.

Von

S. Albrecht.

Die Natur erneuert und verjüngt sich mit jedem Frühjahr. Da beginnt sie immer wieder gleichsam von neuem die Reform, eingedenk ihrer schnellen Vergänglichkeit. Alles, was irdisch ist, verliert eben schnell oder allmählich seine Form. Selbst das Eisen wird rostig und auch der Diamant nützt sich beim Gebrauche ab. Der Mensch ist von diesem Naturgesetze nicht ausgenommen. Wo Menschen sind, da geht es menschlich zu. Die Kirche besteht nur aus Menschen und ist für Menschen gegründet. Weil sie aus Menschen besteht, darum hängt sich gar manches Menschliche, Gebrechliche ihr an. Darum schon muß immer wieder gebessert und reformiert werden. Andererseits aber ist die Kirche für die Menschen; darum muß sie auch, um einen möglichst lebensvollen Einfluß auf die Menschen ausüben zu können, Rücksicht auf die menschlichen Wandelungen nehmen. Diese Wandelungen in der menschlichen Denk- und Lebensweise können gut, schlimm und neutral sein. Die Kirche muß sie entweder bekämpfen oder fördern, oder sie auch benutzen, um den Einfluß auf die Menschen wirkungsvoller zu gestalten. Das Wort Fortschritt spielte ja im ganzen verflossenen Jahrhundert eine große Rolle. Es wurde für Wandelungen gebraucht, die wirklich einen Fortschritt bedeuteten, aber auch für Wandelungen, die im Grund ein Rückschritt zum Schlimmen waren. Aber die Kirche darf sie nicht ignorieren, wenn sie das Seelenheil fördern oder hindern können. Mit einem Wort, die Kirche muß sich ständig reformieren.

Die ganze Kirchengeschichte bietet auf jeder Seite Beispiele, wie die Kirche sich mit dem Zeitgeiste, mit den Erfindungen und Wandelungen, mit Zeiterscheinungen und Zeitereignissen gut oder weniger gut abgefunden hat. Wir sehen, wie sie im Kampfe mit dem Zeitgeiste lag und denselben zu verbessern suchte, wie sie die Entdeckungen und Erfindungen benutzte, um ihren Einfluß zu erweitern und zu stärken; wir sehen aber auch, wie der Zeitgeist oft in die Kirche eindrang und sich wie Rost an die Einrichtungen festsetzte, so daß es scharfer Mittel, ja großer Stürme bedurfte, um das Uebel und seine Folgen zu fegen.

Wenn die Kirche trotzdem nicht unterging, sondern mehr und mehr wuchs und ihr inneres Wesen unverändert bewahrte, so zeigt sich dadurch, daß sie göttlichen Ursprungs ist und unter göttlicher Leitung steht und lebt.

Wenn wir nun den Kampf der Kirche gegen alles Böse, das sich ihr anzuhängen drohte, betrachten, so sehen wir verschiedene Reformer an der Arbeit. Da gab es solche, welche anstatt den Baum von den Auswüchsen zu befreien, die Axt an einen Ast oder gar an den Stamm selber legten; so entstanden Häresien und Schismen. Es gab auch solche, welche das Uebel richtig erkannten und den Baum richtig beschnitten, den Aesten die rechte Richtung gaben und alle Zeitmittel anwendeten, um das Wachstum zu fördern. Es gab und gibt aber auch eine dritte Sorte von Leuten, welche jede Reform ängstlich vermeiden wollen, um ja nicht das Wesen der Kirche anzutasten, welche alle Tradition, auch in den nebensächlichsten Dingen, für heilig halten und alle Erneuerung dem Hl. Geist überlassen wollen, der seine Kirche leitet und regiert.

Die Kirche hat nun in sich selbst das richtige Reformmittel; die Satzungen der Kirche schreiben dieses Mittel vor, ständig oder zeitweise, je nach dem Bedürfnis. Die Glaubens- oder Sittenlehre der Kirche festzustellen und festzusetzen, das ist Sache des Papstes oder der Konzilien im Verein mit dem Papst. Die kirchliche Praxis oder die kirchlichen Zuchtmittel für den Klerus und die Gläubigen festzusetzen, ist Sache der Bischöfe und der Synoden.

Wenn eines die Kirchengeschichte lehrt, so ist es das, daß das Kirchenleben dort in Aufschwung kam, wo die Kirchenreform stets in richtigem Fluß war und von den richtigen Faktoren vorgenommen wurde. Als ständige Reformmittel schreibt die Kirche Synoden vor; es ist dies das richtige Reformmittel, das wir in der Kirche schon in Anwendung von ihren ersten Tagen an sehen. So alt sie ist, so hat sie stets dieses Reformmittel mit dem größten Erfolge gebraucht und angewendet. Wo dieses Mittel in Vergessenheit geriet, da gab es Kollisionen und Reibungen, oder die kirchliche Zucht und Praxis und darum auch der kirchliche Einfluß nahmen dann eine schlimme Rück- und Abwärtsbewegung. Wo die Kirche auf dieses Mittel vergessen hat, da standen auch stets falsche Reformer und Reformatoren auf, welche in ihrem blinden Eifer oder in der Verblendung zu weit gingen und Falsches mit Wahrem vermengten und die Hauptsache mit Nebendingen verwechselten und schließlich Grundwahrheiten der Kirche antasteten. Es ist dies auch ganz erklärlich, wenn ein Fluß gehemmt wird, dann bricht er seitwärts aus, gräbt sich selber Kanäle und überschwemmt das Land. Wären frühzeitig Abflußkanäle geschaffen und das Flußbett reguliert worden, dann hätte nicht allein furchtbarer Schaden verhütet, sondern auch der größte Nutzen geschaffen werden können. Wenn die Kirche nicht selber für zeitgemäße Reform sorgt, dann treten Doktoren und Reformatoren auf, welche Verwirrung stiften. So gut es solche

Reformer auch oft meinen, sie stiften eben selten Gutes; denn wenn sie mit ihren Wünschen und Vorschlägen öffentlich hervortreten, wecken sie in anderen Menschen ähnliche Bestrebungen und Wünsche. Jeder glaubt dann etwas zu sehen und zu finden, was reformbedürftig ist, und das Endresultat ist Verwirrung und Unzufriedenheit. Das Reformertum wirkt wie alle derartigen Strömungen ansteckend. So gut also Vorschläge und Wünsche zur Kirchenreform in öffentlichen Blättern oft gemeint sind, so haben dieselben doch einen großen Nachteil und können oft Schaden anrichten. Man darf eben nicht vergessen, daß jeder einzelne Christ, und wenn er auch Professor der Theologie sein sollte, nicht als Leiter der Kirche bestellt ist und nur seine eigene Meinung und seine eigene Autorität zu Markt trägt, während die kirchlichen Vorgesetzten und Kirchensynoden auf den Beistand des Hl. Geistes rechnen können und dürfen. Merkwürdig bleibt eine Tatsache in der neueren Kirchengeschichte, daß Feinde der Kirche die Synoden fürchteten und darum zu verhindern suchten. So ist in Frankreich durch die Zusätze zum Konkordat jede Kirchensynode verboten; auch die oberrheinische Kirchenpragmatik hatte die Synoden verboten oder zum mindesten durch Staatskuratel sehr erschwert.

Wie kommt es nun, daß in Deutschland das Synodenwesen ganz eingeschlafen ist? Schuld daran war im vorvorigen und in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Autokratie der weltlichen Regierungen. Sie war eine Folge der Reformation und des 30jährigen Krieges. Die Reformatoren hatten ja den Fürsten alle Gewalt zugesprochen, und nach dem 30jährigen Kriege war das Volk zu geschwächt, um sich zu regen. Die Folge war die Autokratie der Regierenden und die weitere Folge war der Bureaukratismus, d. h. alles durch Reskripte vom grünen Tisch aus zu leiten. Von diesem Geiste sind wir auch heute noch nicht ganz befreit. Der Geist der Autokratie und des Bureaukratismus war in Deutschland auch in die Kirche eingedrungen. Dies ist um so erklärlicher, als die deutschen Bischöfe auch Regenten waren. Als nun 1848 die Revolution sich gegen diese Autokratie der Fürsten wandte, da entstand auch eine Bewegung in der katholischen Kirche gegen die kirchliche Autokratie und den kirchlichen Bureaukratismus. Man verlangte Synoden: es solle nicht mehr alles vom grünen Tisch der Ordinariate gemacht werden. Männer mit Namen vom besten Klang beteiligten sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an dieser Bewegung. Hirscher, Drey, Professor in Tübingen, Staudenmaier und Dieringer, dann Amberger und Philipps und endlich Feßler schrieben Broschüren über Synoden. Auch der alte Wessenberg war aus seiner Vergessenheit wieder hervorgetreten und hatte wieder einmal eine Broschüre geschrieben, die aber sehr wenig Eindruck machte. Der Kirchenrechtslehrer Philipps hatte seine Broschüre über Synoden auf Wunsch des Bischofs Weiß in Speyer geschrieben. Dieselbe ist heute noch klassisch auf diesem Gebiete. Sehr lesenswert sind auch heute noch die Broschüren von Amberger und Feßler. Der letztere war Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes in Brixen und später Bischof von St. Pölten. Seine Worte waren für Oesterreich zum Teil geradezu prophetisch; denn er hat mit klaren Worten den heutigen Kampf, die Los von Rom-Bewegung, vorausgesagt, wenn man die so notwendige Reform vergesse.

Diese Reformbewegung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gefällt uns viel besser, weil sie beim richtigen Punkte einsetzte und viel gründlicher und kirchlicher vorging, als die heutige. Unsere heutigen Reformer könnten von den damaligen sehr viel lernen. Und warum hat die damalige Bewegung so wenig Erfolg gehabt? Erstens sind so tiefgehende Zeiterscheinungen wie der Bureaukratismus sehr schwer zu überwinden. Er wäre auch in der kirchlichen Leitung in Deutschland sicher überwunden worden, wenn nicht der Kulturkampf dazwischen gekommen wäre. Er hat durch äußere Verfolgung nicht allein kirchliche Synoden unmöglich gemacht, sondern auch das erreicht, was langsam und schwer durch innere Reform erreicht worden wäre. Wir zehren auch heute noch von den Früchten dieses Kampfes, aber man merkt auch, wie jetzt nach Beendung des äußeren Kampfes die innere Reform wieder notwendig wird, und zwar notwendiger als jemals; denn gerade unsere Zeit bringt ja mit jedem Tag neue Wandelungen hervor, zu welchen die Kirche Stellung nehmen muß, wenn man nicht über sie zur Tagesordnung übergehen soll. Einige wenige Männer können heute unmöglich alles übersehen, das bei der Leitung der Kirche in Betracht gezogen werden muß. Man mag über die Broschüre „Pius X. Seine Handlungen und seine Absichten" denken was man will, eine Stelle halten wir für sehr wichtig. Sie lautet:

„Auch die kanonischen Dispositionen, die die Abhaltung von Diözesan- und Provinzialsynoden vorschreiben, müßten wieder in Kraft treten, da diese Versammlungen zur Entfernung von Mißbräuchen und zur Beobachtung der kanonischen Dispositionen sehr geeignet sind. Da es nicht möglich ist, die Diözesansynoden jedes Jahr und die Provinzialsynoden alle drei Jahre abzuhalten, wie das Konzil von Trient vorschreibt, so könnte man ja die ersteren alle fünf und die letzteren alle zehn Jahre ansetzen.

„Auch die äußere Form der Synoden müßte geändert werden. Heutzutage werden diese mit großem Apparate und nach vorausgegangenen langen Studien gefeiert und am Schlusse erscheint ein großes Buch, das alle möglichen Bestimmungen enthält. Das ist aber nicht notwendig.

„Die Synoden dienen ja zunächst nur dazu, vorhandene Mißbräuche abzustellen und die Ordnung in den Diözesen aufrecht zu erhalten. Wo keine besonderen Diözesanbestimmungen existieren, kann man ja solche festsetzen; aber im übrigen genügt es, daß die Synode die Beachtung der bereits bestehenden einschärft und die von einer Synode zur anderen eingerissenen Unordnungen abstellt." (S. 38 der Uebersetzung, erschienen im Verlag vormals G. J. Manz.)

Weil einzelne Männer alles das zur Leitung der Kirche Notwendige in unserer Zeit weniger als je übersehen können, darum genügen auch die Bischofskonferenzen, welche die preußischen Bischöfe zu bestimmten Zeiten in Fulda abhalten, für unsere Zeit nicht mehr. Man muß heute die Männer wieder hören, welche mitten im Leben, mitten in der Praxis und mitten im Kampfe stehen.

Wir können den Einwurf nicht begreifen, als ob die kirchlichen Behörden die Synoden deshalb fürchten, weil dieselben das Reformertum begünstigten. Die Synoden wären im Gegenteil sicher am meisten geeignet, demselben gründlich den Garaus zu machen, denn sie würden alle berechtigten Einwendungen unserer Reformer zunichte machen. Auch braucht man die Synoden schon deshalb nicht zu fürchten, weil sie eine wirklich kirchliche Einrichtung sind und nur das Beste leisten können und werden, wenn sie in kirchlichem Geiste und nach den Vorschriften der Kirche geleitet werden. Der Bischof ist der geborene Leiter der Synode; er hat das Recht, die Beschlüsse derselben zu sanktionieren oder nicht zu sanktionieren; sie hat also nur beratende aber nicht gesetzgebende Kraft. Gesetzgeber ist und bleibt in jeder Diözese der Bischof allein, wie der Papst für die Gesamtkirche. Die katholische Kirche hat ja eine wunderbare Verfassung. Regimen temperatum ex omnibus tribus formis (monarchia, aristocratia et democratia) propter naturae humanae corruptionem utilius est, quam simplex humana. Also schreibt kurz und treffend der gelehrte Jesuit Bellarmin von der Kirche. Frei übersetzt lautet der Satz: Die Leitung der Kirche ist nicht monarchisch, demokratisch oder aristokratisch, sondern wegen der Verdorbenheit der menschlichen Natur aus allen drei der Formen zusammengesetzt und darum nützlicher als eine von dreien. Darum dringen auch die Konzilien darauf, daß die Bischöfe den Klerus in moderierter Form an der Leitung der Diözese teilnehmen lassen. Ja es hat der Bischof das Recht, zu solchen Beratungen sogar auch geeignete Laien hinzuzuziehen.

In Kriegszeiten ist natürlich die Verfassung suspendiert, da hat nur einer zu befehlen. Darum begreift man auch, daß während des Kulturkampfes, wo die Bischöfe im Exil oder im Kerker weilten, eine monarchische Regierungsform an die Stelle der gemischten Form getreten war. An Stelle des staatlichen Kampfes gegen die Kirche ist heftiger geistiger Kampf getreten, der noch immer heftiger wird. Eine Synode kann nicht den praktischen Nutzen haben, wenn sie gleich ein ganzes dickes Buch von Kanones herausgibt, wie es die letzte Synode von Brixen getan hat. Allerdings sieht eine solche Synode einen ganzen Berg von Fragen vor sich, wenn sie nicht nach Vorschriften der Kirche alljährlich oder alle zwei Jahre abgehalten wird. Aber welchen Nutzen die Synoden stiften, das zeigen uns heute noch die protestantischen Synoden in Deutschland. Der heutige deutsche Protestantismus wäre in sich noch viel uneiniger und in sich noch zerrissener, als er in Wirklichkeit ist, wenn die protestantischen Behörden nicht so eifrig wären in der Abhaltung von Synoden. Was den Protestantismus zum Teil kirchlich zusammenhält und wirksam macht, das sind die Synoden.

Wir meinen, es ist gut vom Feinde etwas zu lernen, und in diesem Fall besonders, da die Synoden ursprünglich eine Einrichtung der katholischen Kirche waren.

Klerustage, Klerusvereine, die Inanspruchnahme der breiten Oeffentlichkeit durch Versammlungen und Preßartikel, um ein-

zelne kirchliche Reformen zu erzwingen, halten wir für Surrogate, die auch, wie alle solchen Ersatzmittel schlimme Nebenwirkungen haben können. Aber wenn echte Mittel fehlen, dann wird naturnotwendig zu Surrogaten gegriffen.

Die Synoden wären in der Hand der Bischöfe das kräftigste Mittel, auf den Klerus einzuwirken und nach außen besonders in gewissen Fragen größeren Einfluß zu gewinnen, wenn auch durch Synodenbeschlüsse gezeigt würde, daß der Klerus geschlossen hinter ihnen steht. Darum können wir nicht begreifen, wie die bischöflichen Behörden das Einberufen von Synoden fürchten sollten.



Die Schulprogramme der linksstehenden politischen Parteien im Lichte der objektiven wissenschaftlichen Pädagogik.

Von

Franz Weigl, München.

Wenn heutzutage von moderner Pädagogik die Rede ist, so bedeutet das für weite Kreise eine Stellungnahme in schulpolitischen Fragen, die kirchen- und religionsfeindlich ist, die auf die völlig verstaatlichte Volksschule mit simultanem Charakter abzielt und die in der ausschließlichen Fachaufsicht das Heil der Schule finden will. Lange genug haben uns ja auch die Schulmänner, alt- und jungliberalen, freisinnigen, bauernbündlerischen und sozialdemokratischen Couleurs, die moderne Pädagogik in diesem Sinne geschildert. Wer die Vertreter dieser Parteien im Parlament, in Versammlungen, in Lehrervereinen und in der Presse hörte, mußte der Meinung werden, daß sie die lautersten, objektivsten Verfechter der modernen Pädagogik seien und daß dementsprechend die objektiv wissenschaftliche Pädagogik sich auch völlig mit den von ihnen vertretenen schulprogrammatischen Forderungen decke.

Schon ab und zu haben sich nun in jüngerer Zeit — namentlich anläßlich des letzten preußischen Schulkompromißstreites über die Simultanschule — in katholischen Kreisen Stimmen gerührt, die darauf hinwiesen, wie die Grundsätze der linksstehenden Parteien in einzelnen prinzipiellen Fragen sich im Gegensatz befänden zu ruhig abwägenden Urteilen objektiver Autoritäten auf pädagogischem Gebiet. Dem, der sich mit der einschlägigen Literatur vertraut gemacht, konnte das nicht auffallend erscheinen; steht ja doch die moderne wissenschaftliche Pädagogik mit ihren Anschauungen in schärfstem Widerstreit mit den Forderungen, die von den einseitigen Tendenzpädagogen der sogenannten freiheitlichen politischen Parteien vertreten werden. Diese Tatsache in ihrem vollen Umfange einmal zu beleuchten, soll Aufgabe der folgenden Zeilen sein.

Als Vorbemerkung schicke ich noch voraus, daß nicht etwa katholische Autoritäten der jüngeren Zeit, wie Kellner, Stöckl oder Willmann, die man gar zu gerne ultramontaner Befangenheit beschuldigt, für den Stand der modernen Pädagogik ins Feld geführt werden, sondern daß die moderne Pädagogik an Herbart, an seinen protestantischen Epigonen Mager und Dörpfeld und an dem in weitesten Lehrerkreisen hochgeschätzten protestantischen Universitätsprofessor für Pädagogik Rein (Jena) gemessen werden soll. Es kommen auch nicht gelegentliche Aeußerungen dieser Männer zur Verwendung, sondern ihre Urteile, wie sie sich in ihren besten und ausgereiftesten Werken zu erkennen geben. Ein Zweifaches wünsche ich damit zu erzielen: Einmal größere Wertschätzung der modernen Pädagogik im katholischen Lager, zum anderen rechte Bewertung der sogenannten modernen Schulideen einseitiger Tendenzpädagogen. Mögen die Gegner, falls sie diese Ausführungen zur Antwort reizen sollten, in derselben Rüstkammer sich blanke Waffe holen, in der ich gewählt habe: bei der objektiven wissenschaftlichen Pädagogik.

Die grundlegende Forderung, die die linksstehenden Parteien im Namen der modernen Pädagogik und mit verächtlichem Seitenblick auf die übrigen „rückständigen" Schulpolitiker erheben, ist die Staatsschule. Auf dem Vertretertag der „nationalliberalen Jugend" im September 1904 zu Leipzig wurden bekanntlich „Richtlinien für ein jungliberales Schulprogramm" aufgestellt. Diese enthalten u. a. folgenden Passus: „Die allgemeine Volksschule ist eine weltliche Einrichtung, deren Leitung ausschließlich dem Staate zusteht." Die Altliberalen haben die Forderung in Form der „Verstaatlichung der Volksschule" in ihr Programm längst aufgenommen, die dann auch von den Bauernbündlern übernommen wurde. Die Sozialdemokraten erhoben sie unter der Devise: „Weltlichkeit der Schule; obligatorischer Besuch der öffentlichen Volksschulen."

Wie stellen sich nun die eingangs erwähnten pädagogischen Autoritäten zur Forderung der Staatsschule? Erfreulicherweise in völliger Uebereinstimmung durchaus ablehnend. Zwei Momente werden dabei besonders ins Treffen geführt. Zum ersten bedeutet die Staatsschule eine Vergewaltigung der übrigen Schulinteressenten. Diese sind Familie, Gemeinde, Kirche und Staat; wird einem dieser Teilinteressenten die Schule vollständig ausgeliefert, so erfolgt damit eine Rechtsverletzung gegenüber den übrigen Interessenten. Zum zweiten ist der Staat nicht geeigenschaftet dazu, die ausschließliche Leitung der Schule zu übernehmen.

Den erstgenannten Grund, die Rechtsverletzung, welche die Staatsschule bedeutet, hat in trefflicher Weise Professor Rein in seiner „Pädagogik in systematischer Darstellung" (1. Band, Die Lehre vom Bildungswesen, Langensalza, Beyer 1902, S. 505) dargelegt. Er schreibt dort: „Hat die geschichtliche Entwicklung uns die Wahrheit nahegelegt, daß die verwickelte Bildungsarbeit eines Volkes nur unter freier Mitarbeit der dabei interessierten Verbände gedeihen kann, so erwächst daraus die Aufgabe, nachzuweisen, wie die Ansprüche der verschiedenen Faktoren, die an dem Erziehungswesen ein natürliches Interesse haben, gegeneinander abzuwägen und vorurteilsfrei miteinander zu verbinden sind. Es heißt den Knoten nicht entwirren, sondern ihn einfach durchhauen, wenn ohne weiteres die Staatsgewalt auf den Thron gehoben und die Berechtigung der anderen Faktoren, an der Entwicklung des Schulwesens selbsttätig mitzuwirken, zurückgewiesen wird. Es kann dies nur geschehen unter Schädigung der Erziehungsinteressen selbst, die immer, wie alle geistigen Bewegungen, um so besser gedeihen, je mehr die hierfür tätigen Verbände sich an ihrer Förderung beteiligen können.

Das natürlichste Anrecht besitzt ohne Zweifel die Familie; dann kommen die Gemeinde, die Kirche und der Staat in Betracht. Zwischen den drei ersten Faktoren und dem Staat hat die Schulverfassung das rechte Verhältnis herzustellen, insofern sie den natürlichen Interessen jeder einzelnen Sphäre Veranlassung zum Hervortreten und hinlänglich freien Spielraum gewährt. Jede Verfassung, die den natürlichen Interessen nicht Rechnung trägt, wird Keime zu fortwährenden Streitigkeiten in sich tragen und niemals die Wärme eines wachsenden, gesunde Früchte zeitigenden Organismus bewahren.

Wenn wir auch den Staat als die höchste Form der menschlichen Gemeinschaft ansehen, so können wir ihm doch nicht eine solche Bedeutung beilegen, daß ihm gegenüber der einzelne Mensch oder eine Gemeinde, eine Korporation bedeutungslos wird, daß diese in ihrem Denken und Handeln sich der politischen Gemeinschaft so unterzuordnen hätten, daß die Entwicklung des individuellen Einzellebens in den kleinen Verbänden innerhalb des Staates ganz aufhören müßte. Vielmehr soll das Streben darauf gerichtet sein, dieses eigenartige, selbständige Leben und Treiben in den einzelnen, dem Staat zugehörigen Kreisen recht zu fördern und zu pflegen im eigentlichsten Interesse des Staatsganzen selbst."

Rein kann sich dabei auf keine geringere Autorität als Herbart berufen, der diese Gedanken in verschiedenen Schriften berührt hat, so z. B. in den Abhandlungen und Werken: „Ueber Erziehung unter öffentlicher Mitwirkung" (1810), „Ueber das Verhältnis der Schule zum Leben" (1818), „Ueber die gute Sache" (1819), „Ueber das Verhältnis des Idealismus zur Pädagogik" (1830). Zwischen Herbart und Rein finden wir besonders zwei Namen von gutem Klang, welche die Staatsschultheorie als vom wissenschaftlichen Standpunkte aus irrig kennzeichneten. Der rheinische Schulmann Mager hat in seiner „Pädagogischen Revue" (1848 Bd. XIX S. 413 ff.) „Bruchstücke aus einer deutschen Scholastik" veröffentlicht, in denen die Rechtsverletzung klargelegt ist, welche die Staatsschule bedeutet und ganz besonders Dörpfeld hat ein gut Teil seiner Kraft der Klärung dieser Frage gewidmet. Die Theorie der Schulverfassung hat vor ihm kaum eine gleich gründliche Erörterung gefunden. Drei bedeutende Werke sind aus seinen bezüglichen Studien hervorgegangen: „Die freie Schulgemeinde und ihre Anstalten auf dem Boden der freien Kirche und im freien Staat" (Gütersloh 2. Aufl. 1898), ferner „Die drei Grundgebrechen der hergebrachten Schulverfassungen nebst bestimmten

Vorschlägen zu ihrer Reform" (Ebenda 2. Aufl. 1898), endlich „Das Fundamentstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung" (2. Aufl. Ebenda 1897). In diesen sämtlichen Werken legt er dar, wie die rechte Schulverfassung niemals in der einseitigen Staatsschule gefunden werden könne. Nur ein Beispiel, wie er die Rechte der Kirche gegenüber der Staatsschule verteidigt, sei aus dem erstgenannten Werk (S. 81) angeführt. Dörpfeld schreibt dort: „Ein wirkliches Nationalunglück wäre ein reines, von allen Beziehungen zur Kirche losgerissenes Staatsschulwesen. Darüber sollte es unter Christen nicht vieler Worte bedürfen. Ist die Kirche überhaupt zu etwas nütze in der Welt, so ist sie auch den Kindern zu gut da; und ist es wahr, was sie behauptet, daß sie von Gott ist und nicht von Menschen, so muß sie für alle sittlichen Institute und Gemeinschaften so hochnötig sein wie für das Leben der Leiber die Luft. Will der moderne Staat ohne die Kirche Schule halten, erziehen und zwar den ganzen Menschen erziehen, so traut er sich mehr zu, als er vermag. . . . Der Staat kann der Schule viele treffliche Dienste leisten, aber Vater- und Mutterstelle kann er bei ihr nicht vertreten. Wer das doch glaubt, der steckt eben in einem Aberglauben." (Schluß folgt.)

Paul Deschanel.

Der französische Abgeordnete Paul Deschanel ist mit bedeutender Mehrheit zum Präsidenten des Ausschusses der auswärtigen Angelegenheiten gewählt worden.

Bei der Besitzergreifung des Präsidentenstuhles hat Herr Deschanel an seine Kollegen folgende Ansprache gerichtet:

„Ich bin tief gerührt von dem Vertrauen, das Sie mir soeben bezeugt haben. Ich werde mich dessen würdig zeigen, indem ich mich bestreben werde, in die Fußstapfen meines Vorgängers (Herrn Etienne, Minister des Innern) zu treten, welcher unsere Arbeiten in so berufener und herzlicher Weise leitete. Der Ausschuß wird dem Ministerium des Auswärtigen und dem Kolonialministerium seine getreue Mitarbeiterschaft gewähren. Zu gleicher Zeit wird er auch eine wachsame Kontrolle über unsere auswärtigen Angelegenheiten ausüben. Man hat manchmal dem Parlament seine Einmischung in auswärtige Angelegenheiten vorgeworfen. Im Gegenteil, man darf annehmen, daß diese parlamentarische Kontrolle und ihre Erfahrungen dem Lande große Dienste erzeigt haben. Wenn wir immer rechtzeitig benachrichtigt gewesen wären, hätten vielleicht gewisse Ereignisse eine andere Wendung genommen. Frankreich kann sich frei und offen mit aller Welt verständigen, weil es gegen niemand Hintergedanken hegt und weil seine Interessen sich mit denen der Zivilisation und des Rechtes decken. Ich bin überzeugt, der Dolmetscher Ihrer Gesinnung zu sein, indem ich den Wunsch ausspreche, die edle Initiative des Präsidenten der Vereinigten Staaten möge von Erfolg gekrönt sein und endlich der Welt den Frieden auf Grundlagen geben, die auf Billigkeit Anspruch machen können." —

Die Presse veröffentlicht die Ansprache, ohne dieselbe zu umschreiben. Paul Deschanel ist ein Staatsmann, der nicht allein die auswärtigen Angelegenheiten, sondern auch das Ausland genau kennt. Er ist im Jahre 1856 zu Brüssel geboren, wo sein Vater seit dem napoleonischen Staatsstreiche in der Verbannung lebte. Einen Teil seiner Studien hat er in Heidelberg zu gleicher Zeit mit dem Prinzen Viktor Napoleon gemacht. Beide Studenten wohnten damals in der Anlage zu Heidelberg; während der Prinz Viktor in einer Villa wohnte, die zu den Dependenzen eines großen Hotels gehörte, nahm der junge Deschanel Aufenthalt in der Familie eines Lyzeumsprofessors am Eingange des Schloßberges.

Nach beendeten Studien kam er nach Paris, wohin sein Vater aus der Verbannung zurückgekehrt war. Kaum 28 Jahre alt, wurde er von dem Bezirke Nogent le Rotrou, in der Landschaft des Orléanais, der Heimat des berühmten Staatsmannes Sülly, in die Kammer gewählt. Der Bezirk ist ihm 20 Jahre lang stets treu geblieben. Während der Parlamentslegislatur von 1898—1902 wurde er zum Kammerpräsidenten erwählt. Paul Deschanel ist nicht allein Staatsmann, sondern auch ein ausgezeichneter Schriftsteller, dessen nichtpolitische Arbeiten von etwas Schöngeisterei angehaucht sind. Er war Mitarbeiter an dem „Temps" und dem „Journal des Debats", zweien der angesehensten Organe der gemäßigt liberalen Richtung. In dieser Eigenschaft verkehrte er viel in den literarischen und politischen Salons, besonders in dem von Camille Doucet, dem Sekretär der Akademie, dessen Enkeltochter er vor mehreren Jahren heiratete. Durch diese Heirat ist er zu gleicher Zeit Schwiegersohn des Abgeordneten René Briu des leaders des linken Zentrums, geworden. Im Jahre 1899 wurde er an Stelle von Hervé, des Direktors des „Soleil", in die französische Akademie gewählt, so daß er zu den sogenannten „Vierzig Unsterblichen" zählt.

Paris. Wilhelm Fromm.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Marokkostreit und die Haltung Frankreichs und Englands.

Langsam geht es auch im elektrischen Zeitalter noch manchmal zu. Das marokkanische Knäuel braucht Zeit zur Entwickelung, und die russisch-japanische Vorbesprechung hat es erst recht nicht eilig.

Unser Sonntags-Offiziosus — wir meinen damit den Verfasser der Wochenrundschau in der „Nordd. Allg. Ztg." — entwirft von der bisherigen Stellungnahme der Mächte zum Konferenzvorschlage des Sultans in Marokko folgendes Bild: Deutschland hat die Annahme erklären lassen, Oesterreich-Ungarn, Italien und die Vereinigten Staaten haben ihre Zustimmung ausgesprochen unter der Voraussetzung, daß auch die übrigen beteiligten Mächte sich in gleichem Sinne äußern. Spanien will nach einer Madrider Depesche sich in derselben Richtung schlüssig machen. „Weniger klar (hier zitieren wir wörtlich) war die Reutersche Depesche über die Entschließungen Englands, doch scheint aus ihr hervorzugehen, daß die englische Regierung in ihrer Antwort auf die Mitteilung Marokkos Einwendungen gegen den Vorschlag erhoben hat. Ueber die Absichten Frankreich's liegt bis zur Stunde eine amtliche Kundmachung noch nicht vor. Hiernach ist im Augenblicke die Angelegenheit als noch in der Schwebe befindlich zu betrachten."

Daraus ergibt sich zunächst, daß die vielfach verbreitete Annahme, nur Oesterreich-Ungarn habe die Klausel des Beitritts der übrigen Mächte angewendet, nicht zutreffend ist. Wenn auch Italien und Nordamerika sich derselben Formel bedienen, so braucht man nicht auf eine auffällige Flauheit unserer nächsten Bundesgenossen zu schließen, sondern kann sich die Wendung als eine sachlich ungefährliche Rücksichtnahme auf die französischen Gefühle erklären. Um so auffälliger wäre es freilich, wenn England wirklich auf eigene Faust, ohne erst den Entschluß des meistbeteiligten Frankreichs abzuwarten, endgültig abgelehnt hätte. Bisher galt das als Tatsache, und sogar in Frankreich selbst hat man sich darüber gewundert, daß die Regierung von St. James französischer sein wollte als die Franzosen selbst. Auf deutscher Seite bemüht man sich anscheinend, den Engländern für den Fall, daß Frankreich sich zum Beitritt entschließt, eine Brücke bereit zu halten, indem man die Sache so auffaßt, als ob England zwar „Einwendungen" erhoben, aber noch nicht das letzte Wort gesprochen habe.

Die Leitung der auswärtigen Politik in Paris hat nun regelrecht Herr Rouvier als Minister des Aeußern und gleichzeitiger Ministerpräsident übernommen, indem er das Finanzministerium an Herrn Merlou abgab. Damit ist eine Unsicherheit in der Organisation der Regierung, die beunruhigend auf die öffentliche Meinung wirkte, endlich beseitigt. Aber die Nervosität der Pariser, die in der letzten Woche sich crescendo bemerklich machte, ist damit noch nicht gehoben. Sie hatte noch andere Ursachen als das Schwanken des Herrn Rouvier in der Amtswahl. Es wäre ja auch wunderbar gewesen, wenn die internationale Genossenschaft zur Hetze gegen Deutschland, deren Tätigkeit wir in den englischen, französischen und auch russischen Blättern während der letzten Jahre so oft bewundern konnten, nach dem Rücktritt ihres Genossen Delcassé sofort liquidiert hätte. Es zeigt sich jetzt klar, daß diese deutschfeindliche Gesellschaft ihren Hauptsitz in London hat und dort sich sehr hoher Patronage erfreut. Die Herren haben durch ihre Ausstreuungen es fertig gebracht, einen großen Teil der Franzosen in den Glauben zu versetzen, daß Deutschland durch Kriegsdrohung und im Bedarfsfalle durch einen (schon vorbereiteten) Krieg Frankreich zur vollen Abkehr von England und zum demütigen Anschluß an die deutsche Politik zwingen wolle. Die künstlich erregte abergläubische Furcht ging so weit, daß sogar ein französisches Blatt eine Spezialmission nach Deutschland geschickt hat, um über die deutsche — Mobilmachung Erkundigungen einzuziehen. Zu gleicher Zeit ist auch in einigen russischen Blättern wieder eine sehr boshafte Hetze gegen Deutschland eingeleitet worden, unter anderm mit der törichten Behauptung, daß Kaiser Wilhelm Rußland zur Fortsetzung des Krieges antreibe, um es vollständig sich verbluten zu lassen. Glücklicherweise scheint Herr Rouvier von diesen Machenschaften ganz unberührt geblieben zu sein. Aus der Uebernahme des Portefeuilles des Auswärtigen darf man wohl folgern, daß er einen friedlichen Ausgleich in der Marokkofrage für möglich hält. Auch bei einflußreichen

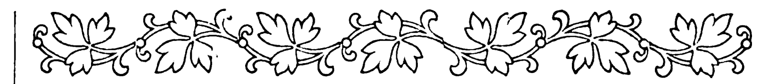
Parlamentariern zeigt sich nach wie vor Neigung, unter gewissen Voraussetzungen dem Konferenzvorschlage zuzustimmen.

Deutschland kann den Most ruhig sich ausgären lassen; denn die Stärke seiner Position beruht darin, daß es beim Scheitern der Konferenz die gewünschte freie Hand zu Sonderabmachungen mit dem Sultan von Marokko bekommt.

Vorläufig scheint England sich durch Uebereifer in eine schlechte Position gebracht zu haben. Das Abkommen mit Frankreich verpflichtet es freilich zur Unterstützung der französischen Politik in Marokko, aber nicht zu der scharfen selbständigen Stellungnahme gegen den Konferenzvorschlag ohne Abwarten der französischen Entscheidung. Die Londoner Regierung hat sich da mit Herrn Delcassé im Augenblick seines Sturzes noch vor der Oeffentlichkeit solidarisch gemacht. Das wird ihr, auch wenn sie den Rückzug noch finden sollte, nicht vergessen werden. Durch diesen Vorgang ist ganz klargestellt, daß Frankreichs Politik auf die Entzweiung von Frankreich und Deutschland hinausgeht. Es drängt sich natürlich der Gedanke auf, daß diese unfriedliche Taktik der Londoner Regierung im inneren Zusammenhange steht mit der Erklärung englischer Admiräle, die deutsche Flotte müsse durch einen Präventivkrieg vernichtet werden. Hoffentlich werden die englischen Wähler bei der nächsten Gelegenheit dafür sorgen, daß der Chamberlainsche Geist ausgetrieben und die große Macht des Weltreiches besonneneren Leuten anvertraut wird, die weder in wirtschafts- noch in hochpolitischer Hinsicht sich zu Abenteuern hinreißen lassen.

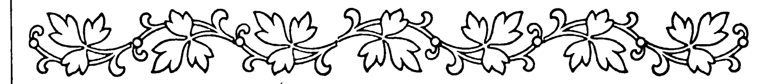
Russisch-japanische Friedensverhandlungen oder eine neue Schlacht?

Mit langsam abgemessenem Schritte ist bisher die Kriegsfurie in Ostasien einhergeschritten; leider scheint die Friedensgöttin ein noch bedächtigeres Tempo einschlagen zu wollen. Was Roosevelt vorgeschlagen und die beiden kriegführenden Mächte in süßsaueren Worten angenommen hatten, war ja nur eine unverbindliche, vorbereitende Fühlungnahme, ein vorläufiges „Beriechen", wenn man das derbe Volkswort in die Diplomatie einführen darf. Zu einem solchen informatorischen Meinungsaustausch hätte man den ersten besten Ort und die ersten besten Gesandten wählen können. Nachdem man nun auf der Ortssuche endlich bei Washington angelangt ist, scheinen auch gegen diese Residenz Roosevelts sich noch viele Bedenken geltend zu machen. Die gespreizte Umständlichkeit in hohlen Formalien könnte man ja ruhig zu dem übrigen diplomatischen Handwerkszeug legen, wenn nicht in der Mandschurei sich neuerdings Truppenbewegungen und Einzelkämpfe zeigten, die als Einleitung einer neuen großen Schlacht gedeutet werden könnten. Der Verdacht, daß die lange verschobene Schlacht jetzt beschleunigt werden solle, erhält weitere Nahrung durch die Proteste der russischen Generäle gegen den Abbruch des Krieges und durch die japanische Forderung nach einem Faustpfande, das nur in einem Stück altrussischen Besitzes bestehen könne. Bei der russischen Kriegspartei, sowohl der kämpfenden in der Mandschurei als der hetzenden in den Salons von Petersburg, scheint die alte Einbildung, daß „nunmehr" die Armee zum sicheren Sieg schreiten könne, noch immer in Blüte zu stehen, und es entspricht ganz dem Charakter des Zaren, wenn er in dem Kampf der Meinungen und Hoffnungen, der sich um ihn abspielt, laviert und zögert. Wenn die Japaner Umstände machen, so darf man das nicht auf Charakterschwäche, sondern nur auf Berechnung zurückführen. Von ihrem Standpunkt aus ist der Wunsch nach einem Tsuschimaerfolge zu Lande wohl zu verstehen. Sobald sie bis über die chinesische Grenze und das russische Amurgebiet vorgedrungen sind, können sie mit Fug und Recht in die Friedensbedingungen die Abtretung oder wenigstens die Schleifung von Wladiwostok aufnehmen. Das Gegengewicht gegen solche Wünsche bildet freilich das Kräfteverhältnis auf dem Kriegsschauplatz. Oyama wird gewiß nicht sofort losschlagen, wenn er nicht eines durchschlagenden Erfolges sicher ist; aber sobald er diese Sicherheit hat, wird er sich gewiß beeilen, um vor dem Zusammentritt der Friedensplauderer noch eine vollendete Tatsache zu schaffen. Die gespannte Lage ist wohl für keine andere neutrale Macht so unangenehm wie für Nordamerika und dessen Präsidenten, denn schließlich sind die Vereinigten Staaten als unmittelbare Nachbarn am Stillen Ozean am meisten daran interessiert, daß die japanischen Bäume nicht gar zu hoch und breit sich auswachsen. Herr Roosevelt hat sich bisher nur als Briefträger und Türöffner betätigt; er wird wohl zu einer energischen Vermittlertätigkeit sich entschließen müssen, wenn nicht die unmittelbare Verständigung bald in flotteren Gang kommt. Er hat „A" gesagt und sich dadurch den Dank der friedebedürftigen Welt verdient; aber er wird auch „B" sagen müssen, falls die Schwäche oder der Eigensinn den Fortgang seines Friedenswerkes gefährdet.



Der ganzen Postauflage dieser Nummer liegt der Postbestellzettel bei. Im eigenen Interesse der Postabonnenten bitten wir um unverzügliche Erneuerung des Abonnements.

Die bisherigen Verlagsabonnenten werden dringend gebeten, die beiliegende grüne Karte zu beachten und zustimmenden Falles mit Unterschrift versehen ohne Verzug (mit 3 Pfg.-Marke) einzusenden. Wenn ausser Ortsangabe und Namensunterschrift keine weitere schriftliche Bemerkung eingefügt wird, genügt das Drucksachenporto (3 Pfg.).



Professor Dr. Paul v. Schanz †.

Nachruf von Dr. Eberhard Dentler.

I.

Wie kam uns doch allen überraschend und schmerzlich die Kunde, daß Professor Schanz, der hochgeachtete und geliebte Lehrer der Dogmatik und Apologetik an der Universität Tübingen, der berühmte Gelehrte, lebensgefährlich erkrankt sei! Er, der nie Ermüdung gekannt und nie sich Ruhe gegönnt, der Mann der eisernen Arbeitskraft und der rastlosen Forschung sollte, so lautete die erste alarmierende Nachricht, durch eine an seinem Lebensmarke zehrende, wenig Hoffnung auf Erhaltung des kostbaren Lebens übrig lassende Krankheit (Magenkrebs) in seiner Tätigkeit jählings gehemmt, der Mann, der uns stets als Bild und Vorbild pflichttreuester Aktivität erschienen, sollte zur schmerzlichen und opfervollen Passivität der Leiden verurteilt sein! Doch die Liebe seiner treuen Schüler und Freunde hoffte noch immer, fast wider die Hoffnung, und betete, daß Gott uns den teuern Lehrer und den Glaubensverteidiger von erstaunlicher Gelehrsamkeit, auf den seine Heimatdiözese Rottenburg mit vollem Rechte stolz war, wieder gesund werden lassen und am Leben erhalten möge. Da kam auf einmal die Todesnachricht, die allem Hoffen ein Ende setzte. Am Abend des Himmelfahrtsfestes ist Professor Schanz, im Alter von nur 64 Jahren, sanft im Herrn entschlafen. Noch am gleichen Nachmittag hatte ihn Bischof von Keppler, der ihn hochschätzte, zum letzten Male besucht. Es gab sicherlich in der ganzen Diözese keinen Priester und keinen Theologen, dem diese Trauerkunde nicht durchs Herz gegangen wäre. Die größere Zahl war ja zu Füßen des seit fast 30 Jahren in Tübingen wirkenden akademischen Lehrers gesessen. Viele hatten seine Vorlesungen über neutestamentliche Exegese gehört, die er von 1876 an hielt, viele andere die über Dogmatik und Apologetik, welche Fächer er seit 1883 innehatte. Aber weit über die Grenzen Württembergs hinaus erregte die Nachricht Bedauern und Schmerz, in den Kreisen der deutschen und auch der ausländischen Theologen, die in Schanz eine Zierde und Leuchte der heiligen Wissenschaft erblickt, in den Reihen der Gelehrten der verschiedensten Fächer und Richtungen, die ihn als einen vollebenbürtigen Genossen gelehrter Forschung schätzen gelernt hatten und mit denen er vermöge seines ausgedehnten, vielseitigen Arbeitsgebietes in manchen Punkten speziell sich berührte, jedenfalls aber im eifrigen Streben nach Wahrheit und Wissen zusammentraf. Wenn in diesen Tagen der ersten Trauer um den Verblichenen, die vom Klerus wie eine Diözesantrauer empfunden wurde, zwei seiner alten Schüler sich trafen, so war ihre erste Rede: Schanz ist leider nicht mehr; ein schwerer Verlust; wer will ihn ersetzen, den Mann dieses universellen Wissens, der das ganze Feld der Theologie und Apologetik beherrschte! Galten diese Worte des Bedauerns auch zunächst dem Manne der Wissenschaft, so waren sie doch zugleich gesprochen in einem Tone, der vom Leide der Liebe durchzittert war. Denn merkwürdig, dieser

*) Professor Dr. v. Schanz war ein warmer Freund der „Allgemeinen Rundschau", der er schon beim Entstehen durch seine Mitarbeiterschaft treu zur Seite stand.

Mann kühler und nüchterner Gelehrsamkeit war nicht bloß allgemein geschätzt und verehrt, ja bewundert, er besaß auch die Herzen seiner Schüler. Er hatte sie gewonnen durch sein schlichtes, natürliches, gerades Wesen, durch seine gütige Art, mit der er jedem begegnete, für jeden Interesse bewies, jedem mit Rat und Beistand an die Hand ging. Alles an ihm war ungezwungen, trug den Stempel der Natürlichkeit und doch den einer edlen Würde. Die Hochachtung aber, die wir alte Schüler für ihn hatten, war uneingeschränkt und ausnahmslos. Er hatte sie jedem von uns abgenötigt durch seine wissenschaftliche Größe und Bedeutung. Und doch tat er äußerlich so wenig, um Eindruck zu erzielen. Einfacher, anspruchsloser konnte man nicht vortragen, als er es tat. Er redete immer im Konferenzton, ruhig, nie pathetisch. Was aber imponierte an diesem Vortrag, war die Freiheit, die man dem Lehrer anmerkte, die Freiheit, mit der er über den Stoff verfügte und jederzeit aus dem Schatze seines Wissens hervorholen konnte, was zur Begründung, Illustrierung geeignet war, die Gewandtheit auch in Rede und Entwicklung. Wie in seiner ganzen Lebenserscheinung, so war Schanz auch in seiner akademischen Vortragsweise frei von jeder Pose, abhold allem Gemachten, Affektierten, Manierierten. Ihm galt nur Wahrheit und Klarheit etwas, und hierfür schien ihm das einfachste Gewand gerade das beste. Dies schloß jedoch nicht aus, daß er in der Rede und namentlich in der Schrift eine edle, ja eine feine und gewählte Form seinen Gedanken geben konnte. Er riß nicht hin, aber er überzeugte, regte den Geist des Hörers zur Mitarbeit, zum Miterleben der Schwierigkeiten, zum Mitfinden der Lösungen an. Er wollte einführen in die verschiedenen Gesichtspunkte, von denen eine Frage zu betrachten ist, wollte durch Vorführung der abweichenden Anschauungen den Weg bahnen zu einer umsichtigen, alle Seiten berücksichtigenden Auffassung. Bei einem Lehrer wie Schanz, dem Manne der enormen Belesenheit, der alle Gegensätze kannte, dem keine Ansicht oder Aufstellung von irgendwelcher Bedeutung entging, sei sie aus der alten oder aus der neueren Zeit, für den keiner der verschlungenen Wege der Kritik ein Geheimnis war, konnte es zum voraus als sicher gelten, daß das Resultat, das er mit dem Schüler suchte und fand, ein wohl abgewogenes und auf einer sicheren Mittellinie sich haltendes war, vor allem orientiert an der Kirchenlehre, unberückt von gefährlichen Klippen, aber Rücksicht nehmend auf alles, was Rücksicht verdiente, was am Neuen beachtenswert war. Nicht selten, in freien Kontroversfragen, ließ der Dogmatiker auch sein Urteil in der Schwebe und begnügte sich, das Für und Wider beleuchtet zu haben. Schanz hielt sein Kollegienheft fortwährend auf der Höhe des Standes der wissenschaftlichen Untersuchung, berücksichtigte das Neue und Neueste. Das belebte die Aufmerksamkeit des Hörers, wie es auch den Lehrer selbst sichtlich anregte, ihn, wenn er den gleichen Gegenstand öfter behandelte, demselben immer neues Interesse abgewinnen ließ. Je länger man seine Vorlesungen hörte oder wissenschaftlichen Verkehr mit ihm pflegte, um so tiefer blickte man hinein in die Reichtümer seiner Gelehrsamkeit. Ich benutzte gerne die Gelegenheit eines Zusammentreffens mit ihm, um über einen schwierigen und wichtigen Gegenstand der Apologetik sein Urteil mir zu erbitten und ich war da immer erstaunt, wie ihm sofort die ganze wissenschaftliche Lagerung des Falles mit allen wesentlichen in Betracht kommenden Instanzen präsent war, mochte es sich handeln um eine kritische oder textkritische Frage der Heiligen Schrift, um eine naturwissenschaftliche Evolutionstheorie oder um einen Punkt einer modernen apologetischen Methode. Manchem mochte es auf den ersten Blick auffallen, wie ruhig und gelassen Schanz moderne Ideen beurteilte, die von anderen als gefährlich bezeichnet wurden; bei näherem Zusehen merkte man aber bald, daß er ein feines Gefühl hatte für den Punkt, bei welchem eine Idee oder Hypothese anfängt, in unfehlbaren Widerstreit mit dem Glauben zu geraten, bei dem sie aber auch sicher anfängt, wissenschaftlich unbeweisbar oder unwissenschaftlich zu werden. Diesen Punkt ließ er nicht überschreiten; im übrigen wahrte er sich und anderen Freiheit.

Die Umgangsformen des hochgebildeten Gelehrten blieben ebenso einfach wie der persönliche Glaube des großen Dogmatikers kindlich blieb. Wenn ein Niedrigergestellter mit ihm redete, so hatte er nicht das Gefühl, von der gnädigen Herablassung des Professors erdrückt zu werden, sondern das wohltuende Bewußtsein, daß er hier Vertrauen haben könne und es ihm leicht gemacht sei, sein Anliegen vorzubringen oder sich auszusprechen. Daß er eine starke Natur war, die vor keiner Arbeit, Mühe und Schwierigkeit sich ergab, das wußte man von jeher nicht anders. Im schönsten und hellsten Lichte aber erschien seine Willensstärke und zugleich seine echt christliche Ergebung während seines beschwerlichen Todesleidens. Es muß ihm, der mitten im freudigsten Schaffen stand, von allen Opfern das größte gewesen sein, daß er sich auf einmal durch die Krankheit lahmgelegt und durch den klar vorausgefühlten Tod an der Ausführung so mancher Pläne gehindert sah. Er brachte das Opfer mit christlichem Heroismus. Als ihm die Schwere der Krankheit zum Bewußtsein kam, verlangte er alsbald die Sterbesakramente. Der Dogmatiker, soll er lächelnd gesagt haben, muß sich auch beizeiten versehen lassen.

Schanz verlor selten seine leidenschaftslose Ruhe. Mochte ein Vertreter der radikalsten Bibelkritik oder ein unverbesserlicher Materialist oder Darvinist, oder ein anderer verbissener Feind der katholischen Religion die massivsten Angriffe gegen Christentum und Kirche unternehmen, der Tübinger Apologet trat zwar gleich auf den Plan, aber er tat dem Gegner fast nie die Ehre innerlicher Aufregung an. Er konnte ihm so gelassen als möglich erwidern: die Aufstellung ist radikal, aber auch radikal falsch, oder: die gezogenen Schlüsse sind völlig unberechtigt und unlogisch, oder: eine solche Behauptung hätte ich doch nicht mehr erwartet, oder in krassen Fällen: eine solche Ignoranz in katholischen Dingen ist heute für einen Universitätsprofessor doch nicht mehr verzeihlich. Der Hieb traf und saß viel sicherer und die sachlichen Gegengründe, die ihn begleiteten, machten ihn für Freund und Gegner viel wirksamer, als wenn der Apologet ein aufgeregtes Lamento über die grundstürzenden Irrtümer und die bösen Zeiten angeschlagen hätte. Schanz kannte und übte das nil mirari wie kein zweiter. Diese Impassibilität den raffiniertesten Angriffen gegenüber — sie bezog sich übrigens nur auf sein wissenschaftliches Herz, sein katholisch-gläubiges hatte sich eine feine Sensibilität bewahrt, ein echtes sentire cum ecclesia — war bei Schanz, abgesehen von seiner Naturanlage, großenteils daraus erklärlich, daß ihm, dem historisch durch und durch Bewanderten, überhaupt eigentlich nichts mehr neu war. Wenn ein Gegner wunder was Neues gegen das Christentum ins Treffen geführt zu haben meinte oder ängstliche Geister sich entsetzten über den unerhörten Vorstoß, wies Schanz kaltblütig darauf hin, daß schon Celsus oder Julian der Abtrünnige oder irgend ein anderer alter Feind des Christentums die Angriffswaffe gebraucht habe und daß schon Origenes oder Athanasius oder Augustinus dem Einwand begegnet sei. Solche gleichmütige Haltung meines alten Lehrers hat wiederholt ungemein beruhigend auf mich gewirkt. Ich sagte mir: Schanz, wenn er auch die Gefahr nicht unterschätzt, hat das sichere Gefühl, daß der Angriff nicht bloß dem Christentum noch nicht ans Leben geht, sondern entweder sich von selbst erschöpft oder recht wohl mit überzeugenden Beweismitteln abgeschlagen werden kann. Ebensowenig wie Schanz durch neue, wuchtige Bekämpfungen der katholischen Lehre aus der Fassung zu bringen war, ließ er sich so leicht mit fortreißen, wenn eine literarische Neuerscheinung moderne Mittel anpries, die Gegner viel sicherer zu gewinnen, als dies mit den traditionellen möglich sei. Auch da blieb er zurückhaltend. Ja so sehr er neue Formen der Apologetik zu würdigen wußte, konnte er doch einem angepriesenen Allheilmittel oder einer Richtung gegenüber, die sich zutraute, durch Verlassen der herkömmlichen Wege die Außenstehenden unfehlbar dem Glauben und der Kirche zuzuführen, pessimistisch erklären, daß seine bezüglichen Hoffnungen durch seine Erfahrungen stark herabgestimmt worden seien und er nicht mehr so leicht glaube, die Gegner, die von Offenbarung prinzipiell nichts wissen wollen, durch Gründe oder gar Konzessionen dafür zu gewinnen. Solch relativer Pessimismus eines so lange und glücklich in der Apologetik tätigen Gelehrten hatte auf jeden Fall das Recht auf Beachtung, umsomehr, als er gar nichts Lähmendes an sich hatte. Denn Schanz ließ nie einen Einwand unbeantwortet, der es verdiente, berücksichtigt zu werden, davon ausgehend, daß man die Wahrheit schützen müsse um ihrer selbst willen wie eine Königin und daß allen redlich sie Suchenden die Mittel zugänglich zu machen seien, sie durch das Gestrüpp der Irrtümer, Entstellungen und Anfeindungen hindurch zu finden.

Schanz war eine erstaunliche Arbeitskraft. Wer nur seine selbständigen Werke oder seine Hauptwerke sich ansieht, wird sich davon überzeugen, welche Arbeit darin steckt und welch eine Fülle von Literatur da verarbeitet und verwertet ist. Die Aufsätze, Abhandlungen, Artikel, Rezensionen, die er in den Fachzeitschriften (vorzugsweise in der Tübinger „Theologischen Quartalschrift", deren Mitherausgeber er war) und auch in populären Organen veröffentlichte, belaufen sich ins Unabsehbare. Keine katholische Zeitschrift wissenschaftlichen oder literarischen Charakters wollte mehr seiner Mitarbeit entbehren, jede neuerstehende womöglich im ersten Heft einen Beitrag von ihm bringen.

(Schluß folgt.)

Sommernacht.

Der schöne lichte Sommertag vergeht.
Ich möchte noch um frische Freude werben,
Darum weckt Trauer mir sein frühes Sterben
Und bangt mir vor der Nacht, die draußen steht.

Ihr Blick, ihr Atem macht die Augen müd;
Ich möchte noch so gern ein Weilchen wachen,
Mir ist, ich höre noch des Tages Lachen —
Bis wirrer Schlaf in allen Gliedern glüht.

Münster i. W. Christoph Flaskamp.

Heimatkunstbücher.

Von
Dr. A. Lohr.

Auch in der Literatur spielen Schlagwörter eine große Rolle. Den Schwachen, Naiven, Unselbständigen fesseln sie wie mit Schlangenblick und ziehen ihn unvermerkt in ihre Ringe. Ein solches Schlagwort lautet zurzeit „Heimatkunst". Und immer weiter, wenn auch stets loser, werden die Kreise, die es zieht. Ein paar glückliche Matadoren hat der Erfolg verhätschelt, und nun zieht's gar viele wie mit unwiderstehlicher Gewalt in die Heimatkunst hinein. Jeder möchte wie Frenssen eine Zugnummer à la „Jörg Uhl" schreiben oder von Scherl und seiner „Woche" propagiert werden wie Petri Kettenfeier Rosegger. Und das liebe Publikum fühlt sich großenteils von dieser neuen Modekunst auch sehr angezogen. Ist ja Heimatkunst doch vor allem der Gegensatz der Landkunst zur Stadtkunst; weht doch hier frische Waldluft und der Duft des Feldes und der Wiesen statt der muffigen Großstadtatmosphäre, und statt Moschus und Ylang-Ylang umfängt uns hier der zweifellos natürlichere und gesündere Duft landwirtschaftlicher Düngemittel. Und dann ist diese Heimatkunst auch viel moralischer. Und wenn etwas Schmutz halt doch unterlaufen sollte, so ist er eben auch natürlicher und weniger raffiniert, als man es von dem bösen Großstadtschmutz behauptet.

Diese als gesunde Reaktion auf die großstädtische Nervenkunst gepriesene Heimatkunst hat nun unleugbar viel zur Sanierung der literarischen Zustände beigetragen. Aber jetzt droht sie bereits wieder in den Händen kunstgewerblicher Schnellfabrikanten zum Unheil zu werden. Im wesentlichen der alte Bauernroman und das ländliche Genrestück, die jetzt durch den Naturalismus hindurchgegangen sind, sucht die Heimatkunst Menschen und Probleme vornehmlich als bodenständige Kinder und Produkte eines bestimmten landschaftlichen Milieus zu behandeln. Auch hier wird, wie beim Naturalismus, hauptsächlich auf Naturwahrheit gesehen, und gewöhnlich verlegt sich ein solcher Heimatkunstmann nur auf die Darstellung eines bestimmten Menschenschlags mit seiner Gegend oder einer genau abgegrenzten Provinz und ihrer Bewohner. So gibt's bekannte Leute, die schreiben nur steiermärkische oder holsteinische Geschichten oder solche aus dem Böhmerwald oder den bayerischen Alpen. Da sie selbst dem betreffenden Lande zu entstammen pflegen, so kennen sie seine Eigenart und die seiner Bewohner gewöhnlich schon von vornherein gut und erweitern durch fortgesetzte Beobachtung diese Kenntnis immer noch mehr, so daß sie innerhalb ihrer Grenzen fast genau wissen, wie jeder räuspert und spuckt.

Aber unter dem genau entsprechenden Aeußern verbirgt sich allzu oft nur eine gewöhnliche Unterhaltungsgeschichte alten Stils, bei der das rein stoffliche Interesse vorherrscht, oder eine wirklich zeitgemäße, interessierende Handlung, die aber zu wenig innerlich durchlebt ist, um künstlerisch zu wirken. Der Autor bleibt allzugern an der äußeren Naturtreue hängen; er würde es als einen Riesenfehler betrachten, wenn seine Romanbauern auch nur durch einen Hosenknopf von den entsprechenden wirklichen abwichen, aber ihnen wahrhaftiges Leben einzuhauchen und alle Eierschalen der Erfindung von den Gestalten zu entfernen, das wird leichthin übersehen. Und doch ist dies das Wichtigste, das Schöpferische an einem Werke, das, was den Dichter eben zum ποιητής macht. Und darum sage ich: hier liegt die Gefahr der Heimatkunst. Autoren wie Publikum übersehen da gar zu leicht die Hauptsache über einer mehr oder minder wichtigen Nebensache. Sie schauen, ob einer ein richtiger Tiroler in seinem Gehaben, Auftreten und Gedankenkreis ist, ob er aber ein wahrer, möglicher Mensch ist, das untersuchen sie nicht. In diesem Sinne kann die Heimatkunst zur Abirrung von der wahren Kunst führen. Der Mensch als solcher ist der Dichtung höchstes Ziel, nicht die Darstellung kultureller und landschaftlicher Eigentümlichkeiten. Kein großer Dichter war noch Heimatdichter im obigen Sinne; sie suchten alle im Individuellen das Typische, Allgemein-Menschliche zu entdecken. Und wer schließlich nur die Leute seines Landstrichs schildern kann und in der landschaftlichen Aufmachung seine Hauptstärke sucht, der mag viele Leser und manche Bewunderer finden — ein Künstler ist er nicht.

Solche Gedanken müssen einem unwillkürlich kommen, wenn man z. B. Artur Achleitners „Portiunkula" (Mainz 1904, Kirchheim & Co., Mk. 4.50) liest. Diese „Erzählung aus dem Hochland", wie der Untertitel lautet, gibt die Geschichte eines Rechtspraktikanten, der Franziskaner wird, im Hochgebirge Seelsorge tut, als Prediger an den Hof berufen wird, um zuguterletzt in dem Kloster, wo er einst am Portiunkulafeste sich für seinen Beruf entschlossen, sein „Portiunkula", seine endliche Heimstätte zu finden. Ein interessanter Vorwurf. Und recht geschickt und treu ist auch die Bergwelt mit ihren Bewohnern gezeichnet; selbst das Klosterleben scheint gute Beobachtung zu verraten und lebenswahr gezeichnet zu sein. Nur der Held hat kein rechtes Leben eingehaucht bekommen; er ist zu konstruiert und läßt die Drähte seines Mechanismus zu sehr durchmerken. Sein Schicksal ist nicht innerlich durcherlebt vom Autor; daher wirkt der Roman auch nicht wahr und weiß keinen künstlerischen Eindruck in uns auszulösen.

Geradeso geht's uns mit des gleichen Autors „Eiskaplan" (Mainz 1904, Kirchheim & Co., Mk. 3.50), der „Erzählung aus dem Hochgebirg" zubenamset ist. Das Hochgebirg mit seinen Tirolern und Tirolerinnen ist wieder prächtig geschildert und verrät die Hand des gewandten Gebirglerdarstellers. Aber der arme verschrobene „Eiskaplan"! Er ist dieselbe verstandesmäßige Konstruktion wie sein geistlicher Mitbruder aus dem Minoritenorden. Seine Entwickelung ist nicht nachgefühlt und psychologisch erfaßt; sie weiß uns daher weder etwas zu sagen, noch unsere innere Teilnahme zu erregen.

Etwas literarischer führt sich Holländer, der Verfasser des bekannten Entwicklungsromanes „Der Weg des Thomas Truck", mit seinem neuen Roman „Traum und Tag" (Berlin 1905, S. Fischer. 4 Mk.) ein. Hier haben wir ausgesprochen schlesische Heimatkunst, und zwar ist der Schauplatz des Romanes ein Dorf im Riesengebirge und seine Umgebung. Die dortigen Bewohner haben zwar keine sehr sympathischen Eigenschaften: sie sind rauflustig, geizig, trunksüchtig. Interessanter, ja teilweise sehr anziehend, sind die Exkursionen über Originale der Gegend, einen Arzt, einen Volksdichter und revolutionären Schullehrer. Hauptperson ist die geheimnisvolle junge Schloßkastellanin Kornelie Stillfried, die sich in einen verheirateten Geschichtsprofessor verliebt, aber weder ihrer Leidenschaft entsagen noch seinem Drängen folgen und dem Urteil der Welt Trotz bieten kann, sondern zwischen beiden Eventualitäten hin und herpendelt, bis sie sich einen Augenblick von ihrer Glut hinreißen läßt und dann in den Tod geht. Sonst interessieren noch der problematische Lehrer Lenz und der Pastor Röchtling. Widerwärtig ist nur die Szene, wo letzterer seinen katholischen Kollegen unter den Tisch sauft und dann „Noch einen katholischen Pfarrer, Herr Wirt!" kommandiert. Trotz prächtiger Einzelheiten ist auch bei Holländer die Entwicklung der Charaktere allzu lückenhaft. Man hat geradezu den Eindruck, als wolle er durch gute Episoden von den Hauptpersonen ablenken, in deren Art er sich doch zu wenig liebevoll versenken konnte, um sie uns psychologisch und menschlich befriedigend verständlich zu machen. So hinterläßt auch sein Buch keinen rechten künstlerischen Eindruck.

Dagegen sind wir um so angenehmer enttäuscht, wenn wir Ertls „Feuertaufe" (Leipzig, L. Staackmann, 4.50 Mk.), das Novellenbuch eines noch Ungewappelten, zur Hand nehmen. Diese Novellen enthalten einen starken Einschlag dessen, was man Heimatkunst nennt, ohne indessen strikte zu dieser Gattung zu gehören. Dafür entschädigen sie aber durch starke literarische Qualitäten. Die Geschichten, deren gemeinsamer Grundzug der reinigende Einfluß des Leides ist, behandeln alle interessante, originelle Stoffe und zeigen die Kunst des Verfassers, eine Handlung in die Wirklichkeit hineinstellen zu können, in hohem Maße. Ein feiner und durchaus nicht oberflächlicher Parallelismus zwischen Natur und Menschenleben und ein echt dichterisches Vermögen, den Gestalten seiner Phantasie Leben einhauchen zu

können, lassen uns das Buch mit wahrer innerer Anteilnahme genießen. In einigen der Novellen herrscht zwar teilweise eine etwas schwüle Luft, aber die Empfindung, die am Ende jedesmal ausgelöst wird, ist doch die tiefe moralische Ueberzeugung vom schließlichen Siege des Wahren und Guten und von der veredelnden Kraft tiefen Schmerzes.

Reine Heimatkunst sind dagegen die Erzählungen aus dem niedersächsischen und oldenburgischen Volksleben, die Ludwig Oldenburg unter dem Titel „Nu man to, Jan!" (Berlin 1905, Ernst Hofmann & Co., 4.50 Mk.) veröffentlichte. Im Gegensatz zum vorigen Werke überwiegt hier das kulturhistorische Moment über das künstlerische. Oldenburg steht auch an technischer Gewandtheit und leichter Suada hinter den meisten zeitgenössischen Belletristen zurück. Er ist etwas schwerflüssig, geradeso wie seine Sachsen. Aber die kennt er innen und außen wie sich selber und weiß sie in allen Lebenslagen und Berufsständen mit großer Anschaulichkeit zu zeichnen. Dazu genügen ihm oft wenige charakteristische Striche, namentlich wenn er seine Leute in dramatischen Konfliktsmomenten zeigt, an denen das Buch reich ist. Aber auch der Humor kommt zu seinem Rechte, ein gutmütiger, wirklich künstlerischer Humor, so daß auch dieses Buch alles in allem eine genußreiche Lektüre zu bieten vermag.

Im Banne niedersächsischer Heimatdichtung steht auch Bernhardine Schulze-Schmidts Roman „Magnus Collund, das Schicksal einer Liebe". (Dresden 1904. Karl Reißner. 4 Mk.) Mit Leben und Treiben des westfälischen Landadels und dem Zauber niedersächsischer Landschaft macht uns der Roman vertraut, der uns die Liebe des Predigtamtskandidaten und Hauslehrers Magnus Collund zur Baroneß Rixa aus dem verarmten Zweige derer von Brembt vor Augen führt. Trotz warmer Gegenliebe schreibt ihm das Fräulein, das sich schon als Pastorsfrau geträumt hatte, aber doch den Absagebrief, als sich Magnus bei seiner ersten Predigt blamiert und zum geliebten Lehrfache umsatteln will. Das verratene Herz sucht sie jedoch vergeblich zu beschwichtigen. Sie kann nicht vergessen. Zum Glück kommt nach jahrelanger Abwesenheit ihr Bruder, ein origineller Seebär, zu Besuch und heißt sie „nach Kanossa gehen". Sie sucht dann auch wirklich Magnus, der inzwischen Oberlehrer und Doktor der Philosophie geworden, wieder auf und bekennt ihm ihre Schuld, worauf er das reuige Baroneßchen wieder in Gnaden aufnimmt und schleunigst zu seiner Gemahlin macht. Bernhardine Schulze-Schmidt hat eine gute Dosis deutscher Sentimentalität vom Schicksal mitbekommen und weiß sich besonders liebevoll ins Gefühlsleben ihrer Helden und Heldinnen zu versenken. Dadurch wirkt sie stark aufs Gemüt des Lesers ein und weiß ihn eigentlich mehr zu bannen, als man es nach dem inneren Werte des Buches erwarten sollte. Der Roman dürfte trotz einiger Bedenken eine künstlerisch wertvolle Unterhaltungslektüre für gebildete Damen abgeben.

Bleiben wir noch weiterhin in dieser Gegend. Da fesselt uns gar bald die Gestalt des als wackeren niedersächsischen Landschafters bekannten Dichters Wilhelm Schaer, auch Heide-Schaer genannt. Seine letzte Erzählung „Der Schatz im Moor" (Goslar, F. A. Lattmann. 3 Mk.), ist zwar, rein literarisch genommen, eine einfache Unterhaltungslektüre ohne tieferen ästhetischen Wert. Vonhofs Wilhelm und Müllers Lene können sich trotz innigster Liebe nicht bekommen, weil der alte Starrkopf von Müller nicht mag; aber zum Glück für sentimentale Leser endet die Geschichte doch noch mit einer glücklichen Heirat. Der Wert der Erzählung liegt vor allem in der kulturhistorischen Darstellung der Moorkulturen und Entwässerungsarbeiten, wie sie in den letzten 20 Jahren in so großem Maßstabe vorgenommen wurden. Die neue Zeit pocht eben auch an die Türen der niedersächsischen Moorbauern, und wer sich in dummem Trotz, wie der alte Müller, gegen die neuen technischen Errungenschaften in der Bodenkultur sträubt oder sie verkehrt anwendet, der geht zugrunde. Wer sie aber richtig zu benutzen weiß, der findet einen „Schatz im Moor" wie Vonhofs Wilhelm, der durch Moorkulturen schlechtes Wiesen- in bestes Weizenland verwandelt.

Wir sehen aus dieser kurzen Wanderung durch die Gefilde der Heimatkunst, daß es hier allerhand achtunggebietende Leistungen gibt, und daß durch die stärkere Betonung der Landschaftsdichtung vielfach ein erfrischendes und gesundendes Moment in die Literatur hereingekommen ist. Andererseits ist aber auch nicht zu verkennen, daß die Heimatkunst zur literarischen Gefahr werden kann, wenn Leute, welche die Muse nur flüchtig geküßt, sie zur Modesache machen und die fehlenden literarischen Qualitäten ihrer Werke durch einen landschaftlichen Aufputz, in dem sie mit einiger Mühe bald Routine erlangen, auszugleichen suchen.

Stille.

Still stehen die Föhren
Und der Himmel blaut;
Keines Windes Laut
Ist heut zu hören. —
Duftende Nadeln sickern bloß
Und goldenes Licht
Durch die roten Stämme aufs grüne Moos. - -
Still! Störe die Stille nicht!
Laß in der Seele dir
Die Föhren erstehn!
Laß Licht und Luft und Duft dir hier
In die Seele wehn
Und die Stille, die Stille!

Illingen (Saar). Ernst Thrasolt.

Literarischer Brief.

Von

M. Herbert.

Was unserer Zeit mangelt — das sind die ganzen Menschen. Die Menschen, deren Worte dauernd und wirksam sind, weil sie mit ihrem Leben für diese Worte einstehen, weil ihr ganzes Wesen in jener Uebereinstimmung ist, aus der das Große, das Vollendete entsteht. Wir ermangeln der Klassizität.

Wir haben nur noch wenige, deren Worte uns ein Orakel sein können.

„Oraculum est voluntas divina hominum ore renuntiata!" sagt Seneca.

Den Menschen abgewandt und Gott hingegeben vernimmt der Mensch das Ewige —

Vom hl. Franz von Assisi heißt es: „Seine Zeitgenossen horchten aufmerksam auf seine Worte, damit keines ihnen entkam, denn sie wußten, daß unter diesen Worten doppelt und dreifach das Siegel der Tat und des Lebens stand. Alle glaubten ihm, wenn er sprach „Praeco magni Regis". „Ich bin der Herold des großen Königs."

Ach, wieviele sind heutzutage noch Herolde dessen, der „der große König" ist, der König der Wahrheit, des Lebens, der Schönheit, der Güte, der Reinheit, der Liebe, des Glückes, des Schmerzes und der Natur?

Wir sind unsere eigenen Herolde geworden und deshalb hat unsere Dichtung keinen weiten und hallenden Klang und deshalb fehlt ihr der Stempel des Ewigen und die Kraft der Jahrhunderte, welche das Sonnenlied des hl. Franz bis zu uns herübertrug mit seiner jauchzenden, gottbegeisterten Ursprünglichkeit.

Gerade weil unserem Zeitalter im großen und ganzen die Einheitlichkeit fehlt, weil wir uns nicht zu einem starken Glaubensbekenntnis, einem nationalen Stil, einer großen politischen Tat durchgerungen haben, weil wir an Zerrissenheit, Zweifelsucht und Vielwisserei kranken, tut es doppelt wohl, wenn man auf seinem Lebenswege einem Menschen begegnet, der es verstanden hat, die Einheitlichkeit der Dichtung und des Lebens treu und redlich zu wahren, der tut, was er sagt und sagt, was er tut, der das Ideal mit der Wirklichkeit verbindet.

Vielleicht schließen solche tiefe Redlichkeiten die himmelstürmende Leidenschaft, den Ikarusflug des Genius aus. Die irdische Hand, welche den Sonnenwagen lenken will, muß verdorren, und die gewaltige Heiligkeit eines Franziskus erstand nur einmal, seit Jesus Christus über die Erde ging.

Schlichtheit und gesunder Menschenverstand und jene tapfere Einfachheit, die ihre eigenen Grenzen kennt, gehören dazu, den einheitlichen Menschen zu schaffen, der sein eigenes Gebiet beherrscht.

Er kann ein Schützer, ein Wohltäter und ein sicherer Führer werden, er kann reichlich geben, weil er reichlich gesammelt hat; er kann wie Franzikus sagen: „Der Friede sei mit euch!", weil er selber den Frieden hat.

Einen solchen Menschen kenne ich in der westfälischen Dichterin Antonie Jüngst.



Antonie Jüngst gehört nicht zu denen, welche alte Tafeln zerbrechen, um neue an ihre Stelle zu setzen, sie ist das Produkt einer gesunden Entwickelung; organisch wuchs sie aus der literarischen Vergangenheit ihrer Heimat, sie stieg auf den ihr bereiteten Stufen empor, wie es immer die Reifen der Jahrhunderte getan haben.

Die Droste und ihr blinder Freund, Professor Schlüter, die stille und schweigsame Heidegegend des Münsterlandes, die tiefe Lebenspoesie Webers, die ernste, religiöse Auffassung ihres Volkes, strenge, einfache Erzieher und das Leben auf einem schwer historischen Boden sowie die Anschauung fremder und heimischer Kunst, dazu ein träumerischer Sinn, dem doch ein gutes Teil gesunden Humors und eine klare Lebensauffassung beigemischt sind, alle diese Faktoren schufen diese schöne und liebenswürdige Dichternatur, welche ihre Begabung zeitlebens als ein heiliges, gottgegebenes Pfand gehütet und nach Kräften damit gewuchert hat.

Niemals aber hat Toni Jüngst eine Pflicht des Lebens geringer geachtet als ihren Dichterberuf.

Ihre Weltanschauung ist eine tiefchristliche und das Christentum ist es, das die Halbheit ausscheidet und den ganzen, den ungeteilten Menschen schafft.

Wenn die blonde Westfälin heute in ihrem sechzigsten Jahre noch die Rosenblüte der Jugend auf den Wangen und den Glanz der ersten Frische in den Augen trägt, wenn ihre Haarflechten den goldenen Schimmer noch nicht verloren haben, so ist daran eben der Umstand schuld, daß sie zu den Starken und Ungebrochenen gehört, in deren Leben keine Lücken klaffen, zwischen dem, was sie als wahr erkannt, und dem, was sie tun. Wenn sie die Wohltätigkeit und Herzensgüte besingt, so darf sie das tun, weil ihre Tage reich sind an kleinen und großen Opfern für andere; wenn ihre Dichtung edel, klar, sanft, gottergeben und freundlich ist, so ist sie eben der Abglanz ihres wahrhaftigen Wesens.

Obgleich Toni Jüngst eine Menge schöner und formvollendeter historischer Epen schrieb, ist doch ihr eigentliches Element die sanfte Elegie und eine zarte, pastellartige Lyrik.

„Ein Bächlein schwätzt sich selig durchs Gelände," sagt Liliencron in einer seiner herrlichen Naturmalereien; ein solches Bächlein ist ihre Kunst, herzerfreuend, anmutig und ohne Falsch wie sie selber.

Die Modernen haben sich da und dort erlaubt, verächtlich von A. Jüngst zu sprechen; sie haben nicht eher Grund dazu, als bis sie so Tüchtiges, so Wahres, so ehrlich Erlebtes zu bieten haben, wie diese schlichte Frau es geboten hat.

Das mußte ich mir einmal von der Seele reden, denn in tiefster Seele ist mir die pietätlose Undankbarkeit zuwider, mit der man heutzutage alte, verehrte Bilder von ihren Sockeln stürzt, um den Götzen des eigenen „Ich" darauf zu stellen.

Die Alten und Vergessenen, die Weisen und Tiefsinnigen, die Frommen und Wahren einer unverdienten Vernachlässigung zu entziehen, darin liegt viel Anerkennenswertes. Ich habe es daher auch seinerzeit mit Freude begrüßt, als Habbel in Regensburg die nach ihrer Konversion geschriebenen Romane der Gräfin Hahn-Hahn neu herausgab. Jetzt liegen auch die „Bilder aus der Geschichte der Kirche" vor. Es sind kirchenhistorische Studien von nicht geringem Werte.

Soeben beendete ich die Lektüre des Lebens des hl. Augustinus.

Augustinus ist jener Heilige, der unserem modernen Empfinden besonders durch die gewaltige, seelische Entwickelung, welche er selbst in seinen Bekenntnissen bloßgelegt hat, nahekommt. Wir können das psychologische Werden dieses eminenten, aus Irrtum und Sünde sich emporringenden Geistes von Stufe zu Stufe verfolgen.

Es ist klar, daß ein solches Problem die Gräfin Hahn-Hahn als Konvertitin besonders tief berührte und beschäftigte, daher ist auch dieses Heiligenleben mit großer Liebe, eingehender Sorgfalt und Frömmigkeit behandelt. Das Buch ist voll großer und geistvoller Aussprüche. So sagt die Gräfin in dem am Aschermittwoch 1866 zu Mainz geschriebenen Vorwort: „Augustinus sagt in der „Stadt Gottes" Buch X, 5: „Zu Gott sollen wir diejenigen führen, die wir lieben. Er, der so unaussprechlich die Seelen liebt, verlangt nichts, als sie alle zur ewigen Schönheit und Wahrheit hin zu ziehen." Dann im Text: „O, daß wir gebrechlichen Menschen uns begnügen wollten, zu siegen, und uns doch nur nie einfallen ließen, zu triumphieren! Denn das ist der Punkt, wo der Schwindel des Geistes alle bedroht — Völker und Individuen." Und weiter: „Große Völker und Männer sind nie zu beklagen, weil sie Feinde haben. Diese tun den Dienst, den eine Dornenhecke am Rande des Abgrundes auf schmalem Pfade dem Wanderer tut; verletzt sie auch seine Sohlen und sein Kleid, so hält sie ihn doch auf dem rechten Wege."

Dergleichen „Lichtstrahlen" blitzen fast auf jeder Seite des Buches auf, das, wiewohl es einer verständnisvollen Kürzung bedurft hätte, doch eines unserer bestgeschriebenen Heiligenleben ist und eben auch zu jenen wertvollen Werken gehört, hinter denen eine starke und überzeugte Persönlichkeit gestanden hat.



Pariser Kunstausstellungen.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Von St. Stephan bis nach Pfingsten löst zu Paris eine Kunstausstellung die andere ab. Zuerst kommen die Ausstellungen der verschiedenen eleganten Klubs, welche als „petits salons" bezeichnet werden, dann kommen die der „Unabhängigen" und der anderen Neuerer auf dem Kunstgebiete. Zu Beginn der großen Saison, d. h. am 15. April und am 1. Mai, öffnen die beiden großen Salons ihre Tore, in dem sogenannten Großen Palais der Elysäischen Felder, das sich auf einem Teile des ehemaligen Ausstellungspalastes vom Jahre 1855 erhebt und gelegentlich der Weltausstellung von 1900 eröffnet wurde.

Als ob es mit diesen Ausstellungen nicht schon genug wäre, kommen jetzt auch Sonderausstellungen der Angestellten des Telephonnetzes, der Mittelmeerbahn usw. hinzu, ohne derjenigen zu gedenken, die den Werken eines besonderen Künstlers gewidmet sind, wie z. B. die gegenwärtig eröffnete Ausstellung der Werke Whistlers. Dieselbe ist in der großen Halle des Palastes der Schönen Künste untergebracht. Da die Werke dieses Künstlers, der in Amerika geboren, in England gemalt hat und in Paris berühmt geworden ist, Anspruch auf Originalität, aber auch auf Wunderlichkeit haben, so sind dieselben tagtäglich von sogenannten Kennern und hauptsächlich von Leuten umlagert, welche die Engländer als snobs und die Deutschen als Umstandskrämer bezeichnen. Die Nebel, das Grau in Grau erträgt man im November, man läuft ihm aber nicht nach, höchstens kann er eine Abwechslung bieten, wird aber selten ein Herz erfreuen. Da Whistler aber einmal Mode geworden, so läuft man seinen Werken nach, als ob es sich um Meisterstücke der Nürnberger Schule handelte.

Die Militärmalerei nimmt wie jedes Jahr den Ehrenplatz in dem Hauptsaale ein. Detaille hat ein Prachtgemälde ausgestellt, das für das Pantheon bestimmt ist, welches seit seiner Säkularisation als Ruhmeshalle Frankreichs dient. Das Gemälde ist eine Verherrlichung der Reiterangriffe der Armee. Die Kritik wirft dem Maler vor, sich allzusehr an die Genauigkeit der Uniformen gehalten zu haben, die wenig für eine Allegorie passe. Allerdings würden diese prächtigen Reitergestalten, diese bäumenden Pferde, diese flatternden Fahnen auf einem historischen Bilde besser angebracht sein, der Künstler malte aber auf Bestellung und mußte sich an den Willen der Auftraggeber halten.

Auch die Szenen aus dem Arbeiterleben sind ziemlich gut vertreten. Man sieht tanzende Jugend unter den Bäumen eines öffentlichen Gartens, Arbeiterfamilien, die ihren Sonntagsspaziergang machen. Der Maler Adler hat eine Leinwand ausgestellt, welche Arbeitergruppen zeigt, welche sich beim Morgengrauen zur Arbeit begeben.

Wirklich schön sind die zahlreichen Bilder des Provinz- und Landlebens, besonders das der Bretagne, wo Land und Leute pittoresk sind und das Talent jeden Malers in Versuchung führen.

Szenen aus der Revolutionszeit, welche noch vor einem Vierteljahrhundert auf den Ausstellungen so zahlreich waren, sind nur sehr spärlich vertreten. Eine Leinwand, welche den Einzug der „Göttin der Vernunft" in den Sitzungssaal des Nationalkonventes darstellt, wird viel begafft. Die „Göttin" ist trotz des Monats Dezember, in welchem die Vorstellung stattfand, völlig unbekleidet. Der betreffende Maler hätte vielleicht gut daran getan, ein ernst geschriebenes Geschichtsbuch zu lesen; er würde alsdann diese Szene nicht gemalt haben, welche in gewissen Werken den Lesern vorgemalt wurde, in Wirklichkeit in dieser Weise aber niemals stattgefunden hat.

Seit einigen Jahren tritt in den hiesigen Ausstellungen die spanische Schule ganz bedeutend hervor. Das Kolorit ist prachtvoll und die ganze Manier hält sich an die klassischen Ueberlieferungen. Eine ganze Plejade von spanischen Künstlern ist

in den beiden Salons vertreten und alle überraschen unsere Augen ausschließlich mit spanischem Leben und Treiben. Der Maler Casas von Barcellona hat ein Reiterbild des Königsjünglings ausgestellt, das wirklich famos ist. Man erkennt in dem königlichen Jüngling sofort einen Nachkommen der Philippe der spanisch-österreichischen Dynastie, während sein Blick auf seine bourbonische Abstammung hinzeigt. Auch die Bilder von Atalaya, Alcala, Carrera, Checa, Mezquita, Zuloaga ziehen das allgemeine Interesse auf sich. Diese Bilder zeigen bei einem großen Farbenreichtum eine echt spanische Harmonie, die für das Auge wohltuend ist.

Aber auch französische Künstler haben sich auf das „Spanische" geworfen und führen uns in Patios von kleinen Provinzstädten, auf den Gemüsemarkt von Sevilla, auf den Wochenmarkt eines Burgfleckens der Pyrenäen und scheinen zeigen zu wollen, daß sie für Kolorit, Licht und Sonne Verständnis haben.

Die französische Porträtschule ist, wie immer, sehr gut vertreten, dabei läuft aber viel Mittelmäßiges und auch viel Schmiererei unter. Einer ganzen Reihe von Porträtisten kommt es weniger auf die Gesichtszüge und den Ausdruck an als auf den Firlefanz der Kleidung und des Hintergrundes. Dies gilt besonders für die so zahlreichen weiblichen Porträts. Da werden die Schnürleiber, die Aermel, die Rockbesätze in allen Tonarten behandelt, das Gesicht und die Hände aber als Nebensache betrachtet. Ganz auffallend treten unter den Porträts die vielen orientalischen und exotischen Gesichtszüge hervor.

Der Kunstkritiker der „Italie" deutet auf eine weitere Eigentümlichkeit dieser Porträtmalerei hin und sagt, daß keines der ausgestellten Porträts die natürliche Farbe der Haare zeige, weil ungefärbte Haare in gewissen Kreisen ebenso selten seien wie eine weiße Elefantenhaut. Er fügt hinzu, daß Kleidung und Haltung derart seien, daß man nicht wisse, wo die Markgräfinnen aufhören und die Halbweltlerinnen beginnen.

Die Zahl der Nuditäten ist eine ganz erkleckliche. Alle Stellungen und Lagen, selbst die unmöglichsten, besonders von rückwärts gesehen, sind vertreten. Die Bilder Henners mit den rothaarigen und flachsfarbigen Mondscheingesichtern machen Furore. Dieser Elsässer Maler gehört zu den Künstlern, welche den größten, aber auch bestverdienten Erfolg haben.

Renaud hat auf seine Leinwand ein Sammelsurium der Meisterstücke von Rubens gezaubert, das wirklich vortrefflich ist. Die Meisterwerke der berühmten Rubens-Galerie des Louvremuseums haben ihm den Stoff zur Verherrlichung des Kölner Meisters geliefert; seine Arbeit ruft dem Betrachter alles das ins Gedächtnis, was der geniale Künstler an Großem und Schönem hervorgebracht hat.

Schließlich sei noch der wenigen Bilder gedacht, welche einen religiösen Gegenstand behandeln. Dieselben sind ausschließlich von französischen und englischen Malern. Die Rückkehr der heiligen Jungfrau vom Golgatha, Jesus den Töchtern Jerusalems begegnend, die Apostel Petrus und Johannes am Ostermorgen sind die bedeutendsten dieses Genres.

Heidepfad.

Ginster, Birken und Heidekraut
Träumend ins Weite blicken,
Während die Häher lachend und laut
Grüße herüberschicken.

Ganz verlassen liegt nun der Pfad,
Während die Blumen prangen,
Mit gehobenen Händen ist grad'
Das Glück hier vorüber gegangen.

Wohl dir, wenn du es ahnst und weißt!
Komm von den breiten Wegen:
Einsame Pfade führen zumeist
Immer dem Glück entgegen.

Hans Eschelbach.



IX. Internationale Kunstausstellung in München.

Von

Dr. Felix Mader-München.

Unser heutiger Besuch gelte den deutschen Malern. Wollen wir der Fülle des Gebotenen Herr werden, dann bleibt nichts übrig, als nach Kategorien einzuteilen: Das klingt zwar arg schulmeisterlich, aber einen sicheren Ueberblick gewinnt man auf diesem Wege.

Unsere Betrachtung gelte also in erster Linie der hohen, idealen Kunst, religiösen und profanen Charakters; sie ist, wie wir in unserem Vorbericht schon bemerkten, nur wenig zahlreich vertreten.

Etwas wie ein Programmwerk hat Fr. Kunz geschaffen, aber ohne allen doktrinären Beigeschmack, eine Huldigung an „Fra Angeliko". Dem kunstreichen Mönch von San Marco erscheinen in rosiger Dämmerungsstunde die Heiligen, welche sein begnadeter Pinsel am häufigsten gemalt hat: die Himmelskönigin, Johannes der Täufer, Dominikus, Agnes und Cäcilia u. a. Eine großzügige Szene, voll Schönheit der Typen und der Linien, frei von allen konventionellen Zügen! Auch die koloristische Sprache des Künstlers ist voll Eigenart und verleiht dem Bild eine eigene, weihevolle Stimmung: das Gemälde bedeutet eine vollwertige Kunstschöpfung von ausgesprochener Individualität. Die „Rückkehr von Monte Alverno" des gleichen Künstlers bildet ein Glied des Franziskuszyklus, an dem Kunz arbeitet und von dem er schon im vorigen Jahre eine poesievolle Szene geboten hat. Hier schuf er ein Freilichtbild von eigenartiger, duftiger Stimmung. Das Versunkensein des Heiligen in die vorausgehende Vision drückt sich tief und wahr aus. — Den Sturm auf dem See Genezareth schildert Diemer. Ihm handelte es sich in erster Linie um die dramatische Darstellung eben des Seesturmes, um das Licht- und Farbenspiel der bewegten Wellen, welches die so vielsagende Szene in Christi Schifflein mit in sich schließt: ein Problem, das der Künstler mit hohem Können behandelt hat. — Schmid-Breitenbach malte die Anbetung der Hirten im Anschluß an die ältere koloristische Weise, Schleibner eine feinempfundene liebliche Madonnengruppe; nennen wir noch die visionäre Szene von Stachiewicz „Erhörtes Gebet" und Kuschels Kreuzabnahme, letzteres ein Werk von nicht zu übersehender Eigenart, dann sind wir mit den religiösen Gemälden zu Ende. Nicht viel besser ist die Profankunst daran, soweit die großen idealen Gedanken in Frage kommen.

Stuck ist mit einer zweiten Bearbeitung der „Erinnyen" erschienen; der große Zug und die dekorative Kraft der Stuckschen Schöpfungen lebt auch in diesem Gemälde, aber innerlich zu erfassen vermag dasselbe kaum. Daran mag der antike, kalte Geist schuld sein, der darin lebt, aber auch das Bewußtsein, dessen sich der Beschauer nicht erwehren kann, daß man es mit einer allzu berechneten Malerei zu tun habe. — Einer der es am besten versteht, unmittelbar zu fesseln, ist der Dresdener Popp. Sein „Drama" zeigt, wie Arbeiter einen Kollegen wegtragen, der sich am Hochofen tödliche Brandwunden geholt. Die Szene ist so wahr und natürlich, ohne alle Beimischung von Pose oder Tendenz geschildert, daß sie zu wirklicher innerer Größe sich erhebt. Popps Palette verfügt über ernste, kraftvolle Farben. Welche Stimmung ergeben die wenigen Töne von Gelb, Blau und Violett! — An Exters Märchentriptychon sieht man, daß die Form nach dem Inhalt sich zu richten hat: duftige Märchen bedürfen des Pinsels des Feinmalers; die impressionistische Art Exters ist zu hart für diese zarten Phantasiegebilde. — Schäfers antike bzw. allegorische Kompositionen muten wegen ihrer koloristischen Haltung wie Entwürfe zu Gobelins an. — Schuster-Woldan betitelt eine farbig gut stilisierte Gruppe als „Leben"; man kann sich aber über den Sinn kaum klar werden. Das gleiche gilt von Erlers „Fremdlingen", ein Bild, dem ein großer Zug eigen ist; aber was stellen die Dinge im Hintergrund neben dem blauen Meer vor? — Eine Episode aus dem spanischen Erbfolgekrieg „Vor dem Roten Turm zu München" (Mordweihnacht 1705) von Lindenschmit dürfte das einzige „Historienbild" der Ausstellung sein. Von dem aktuellen Interesse abgesehen, besitzt das Bild tüchtigen künstlerischen Wert: man wird unmittelbar in die Stimmung jener schweren Tage versetzt. — Nennen wir noch A. von Wagners „Arena" und die „Ueberfahrt" von Schwarzschild, dann haben wir unser Gebiet erschöpft. Soll Hierl-Deroncos „Diana"

hierher gerechnet werden, so muß man sagen, daß das malerische Können unter dem Sujet Schaden leidet: dieses ausgezogene Modell ist zu hölzern und nichtssagend auf die Leinwand gekommen.

Reichhaltig und mit vortrefflichen Werken hat sich das Porträt eingefunden.

Da ist Samberger: seine Herrenbildnisse stehen auf der Höhe der ausdrucksvollen Porträtkunst des Meisters, was sprechende Charakteristik und vornehme malerische Haltung betrifft. Die Bildnisse von K. Blos besitzen viel Stil in Form und Farbe. Die sichere Erfassung im Ausdruck und ein großer Zug in der Auswahl des Wesentlichen berühren sehr sympathisch. Die Damenbildnisse von Papperitz verbinden mit stilvollem Kolorit anmutigen Ausdruck; das gleiche gilt von den Damenbildnissen, die Ritter, Ziegler, Schröder und Glücklich schufen. Ziegler erreichte trotz der Sparsamkeit seiner malerischen Mittel eine diskrete, dekorative Wirkung; ein Beweis, daß ein geschmackvoller Künstler in jeder Kunstsprache Gutes schaffen kann, aber man muß die Kunstmittel nicht zum Selbstzweck machen. Daß das Problem des Porträts auch auf impressionistischem Wege gelöst werden kann, sieht man an Fabians Damenbildnis: der Akkord schwarz, rosa, weiß und gelb ergibt eine eigene Tonharmonie, auch hatte der Künstler soviel Empfindung für die dekorative Aufgabe eines Gemäldes, daß er sein Porträt nicht für zehn Meter Entfernung malte, was unsere Impressionisten so gern tun, auch wenn ihre Bilder für gewöhnliche Wohnräume bestimmt sind. Gegen dieses Gesetz sündigte beispielsweise Exter in seiner Familiengruppe und in seinem viel zu schrillen Selbstbildnis. Viel Gutes haben die beiden Arbeiten von Müller-Schönefeld und Schwarzer, müssen aber auch in größerer Entfernung gesehen werden. Weißgerber tauchte seine Pinsel so in schwarz und wieder schwarz, daß man vor seinem Bild erschrickt. Andere Bildnisarbeiten fallen durch ihre gesuchten und gekünstelten Farbenprobleme auf, wie etwa jene von Spiro und Hummel, beide Berliner, wo man vor lauter weiß und grau ins graueste Elend sich versetzt fühlt; Kinderporträte namentlich eignen sich für solche Experimente ganz schlecht. Kraftvolle Tönung ist den Bildnissen Erdelts eigen mit ihren plastisch wirksamen Beleuchtungseffekten; ein ganz treffliches Herrenporträt von Röbbecke bedient sich der gleichen Mittel, ein ansprechendes Damenbildnis von Walter Thor ebenfalls.

Wir nennen ferner Knirrs Damenporträt, ein Werk von reicher diskreter Farbenharmonie und die prächtige stilvolle Frauengestalt von Halliday.

Ausdrucksvoller Ernst spricht aus Albrechts Bildhauer, feines Verständnis für Farbe und Form aus dem Damenbild Holmbergs, das er als Interieurmotiv behandelt hat. Pernats Frauengruppe interessiert durch ihre stilvolle Haltung und Langhorsts Familienstück durch lebensvolle Auffassung. Die Anmut und Unschuld der Kinderjahre schildert Sterner in einem Knabenbildnis: er hat die Alten zu Rate gezogen, was Auffassung und Arrangement betrifft und das war von großem Vorteil. Die beiden Mädchen von Scholz, sowie jenes von Zumbusch sind ansprechende Erscheinungen; bei G. Schuster-Woldan erscheint das Kolorit zu schwermütig für ein Kinderbild.

Schließlich erwähnen wir die tüchtigen Arbeiten von Oppler, Gussow, Huthsteiner, jene von Eichhof-Reitzenstein, Schachinger u. a., um zu zeigen, wie Vieles und Gutes auf diesem Gebiet geschaffen wird, geschaffen auf verschiedenartigen künstlerischen Wegen.

Unsere nächste Betrachtung wird dem Sittenbild und der Landschaft gelten.

Possarts Rücktritt.

Von

Hermann Teibler, München.

Ernst von Possart, der Intendant der Münchener Hofbühnen und des Prinz-Regententheaters, ist allerhöchsten Ortes um Enthebung von seiner Stelle eingekommen. Dieselbe wurde ihm vom 1. Oktober d. J. ab gewährt, so daß ihm noch die Leitung der diesjährigen Richard Wagner-Festspiele zufällt. Das Handschreiben des Prinzregenten anerkennt in wärmster und gnädigster Weise Possarts vielfache Verdienste.

Schon lange schwirrte das Gerücht von Possarts Abdankungsabsichten durch die Luft; so rasch und plötzlich dachte aber wohl niemand an die Erfüllung desselben. Was zu dieser unerwartet schnellen Lösung den Anlaß gegeben, entzieht sich der öffentlichen Kenntnis — nur Vermutungen kann man aussprechen. Im Theaterbetrieb aber war dem ständigen Besucher längst fühlbar, daß es dem komplizierten Apparat an tadelloser Funktion zu gebrechen beginne, daß die ordnende Hand nicht mehr mit der eisernen Energie von früher die zahllosen Fäden zusammenhalte.

Possart, der Bühnenkünstler, der Organisator und Regisseur ohnegleichen, geht jedenfalls ohne Angriff aus der Affäre; was dieser uns gegeben hat, war durchweg künstlerisch bedeutend und braucht keinen Vergleich zu scheuen. Die Institution des Prinz-Regententheaters (im künstlerischen Sinne), die noch immer in ihrem nicht mehr neuen Glanze wirksamen Mozartaufführungen sind seine ureigenen Schöpfungen; mit ihnen hat sich München gewiß einen internationalen Ruf erworben. Freilich wurde es bereits bemerkbar, daß die Erwerbung desselben leichter war als seine Erhaltung. Wenn in den letzten Jahren die Subventionsmittel auf das äußerste angespannt wurden, und im alltäglichen Bühnenbetrieb sich Lücke neben Lücke zeigte, so dürfte die Wurzel allen Uebels im Wagnerhaus zu finden sein. Wir freuten uns vor vier Jahren mit allen Besuchern des künstlerischen Erfolgs des ersten Festspieljahrs, haben aber vom ersten Tage an unseren Befürchtungen für das Repertoire der Hofbühnen stets Ausdruck gegeben, entgegen den wahrhaft überschwänglichen Lob- und Weihrauchreden unseres größten Lokalblattes, das damals in allem nur eitel Freude sah. Wer sich vom Eintreffen unserer Befürchtungen überzeugen will, braucht nur die Schauspielkritiken desselben Blattes während der letzten zwei Jahre nachzulesen.

Possart hatte sich eine Arbeitslast aufgebürdet, unter der die äußerste Willenskraft mit der Zeit zusammenbrechen mußte. Zu dem internationalen Ruhm und dem ihm folgenden Größenwahn unserer Wagnersänger hat das Wagnerhaus den Anstoß gegeben. So wurden plötzlich die Künstler immer leichter krank, immer weniger brauchbar für den Alltagsbetrieb, immer anspruchsvoller in ihren Forderungen. Folge: Besetzungsschwierigkeiten, unverhältnismäßig hohe Gagen für einzelne Kräfte zum Schaden eines qualitativ gleichguten Ensembles, beständiges Suchen nach „hoffnungsvollen“ und „billigeren“ Kräften. Da gab es denn Gastspiele über Gastspiele, und gerade in dieser Woche hatten wir an sechs aufeinanderfolgenden Opernabenden mehr als zehn Partien mit Engagementspetenten besetzt! Dieses Streben nach „Personalumsatz“ wurde von der geschäftlich beteiligten Seite in ganz unglaublicher Weise ausgenützt. Wie deren Vertretung förmlich der böse Geist des Hoftheaters geworden ist — das war bereits zum öffentlichen Anstoß und Aergernis gediehen. Die Weitherzigkeit der Intendanz wirkte ansteckend auf Künstler und Künstlerinnen. Man sah öffentlich Händedrücke tauschen, die mit gewissen privaten Urteilen nicht harmonierten.

Wer Possarts Klugheit und Einsicht kennt, der wird auch wissen, daß all diese Mängel und Mißstände seinem Auge sicherlich nicht entgehen konnten. Aber sie wuchsen so riesengroß an, wurden so häufig und fast zufällig in ihrem Auftreten, daß ihnen mit momentanen Maßnahmen nicht mehr entgegengetreten werden konnte. Unser Hoftheater ist heute noch ein gesunder Organismus, und unser Hofschauspiel — trotz aller übertreibenden Kassandrarufe — ist reich an vielleicht gar nicht zu ersetzenden Kräften, neben denen sich freilich oft das Minderwertige doppelt seltsam ausnahm. Aber der gesunde Organismus ist momentan in die heftige, aber sicher nicht gefährliche Krisis irgendeiner Krankheit gefallen. Daß diejenigen, die die ersten Anzeichen derselben nicht sehen wollten, jetzt am lautesten den scheidenden Intendanten verantwortlich machen wollen, ist nur natürlich. Freilich sollte man nicht seinen echten und guten künstlerischen Willen da in Zweifel ziehen, wo er schließlich nur das Opfer der Begrenzung alles Menschenkönnens wurde.

Wir wollen nicht die Erinnerung wachrufen an die Zeit, da die teure Dependance unserer Hofbühne in Bogenhausen noch nicht bestand, in kleinerem Rahmen erstklassige Wagneraufführungen im alten Hause stattfanden und ein schlagfertiges, hochbedeutendes Ensemble auf allen Gebieten während der Saison Außerordentliches leistete. Aber wir können uns beim besten Willen des Gefühls nicht entschlagen, daß das Zurückreichen auf diesen Status quo ante uns zwar unseren Ruf in Frankreich, Amerika und Australien kosten könnte, aber sicher die Remedur der Hofbühne Münchens als erstes deutsches Nationaltheater, das seine Zeit auf allen Gebieten versteht und ihr auf allen Gebieten gewachsen ist, zur Folge haben dürfte.



Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Das wichtigste Ereignis der Woche — Possarts Rücktritt — ist an anderer Stelle besprochen. So bleibt uns nur von den zahlreichen Gastspielen zu erzählen übrig, die in so erdrückender Fülle noch niemals in unserer Hofoper aufgetreten sind und an sich schon kein günstiges Omen bedeuten. Dies zeigt sich am deutlichsten in jenen Fällen, in welchen die Zwecklosigkeit des Ganzen so eklatant wird, wie dies beim Auftreten des Herrn Dr. Bannasch vom Stadttheater in Halle der Fall war. Sein Lohengrin und Tristan zeigen Spuren eigener Auffassung und die Höhe seiner Stimme hat einen gewissen Glanz: dem allen steht aber die große Tatsache völligen Unentwickeltseins und rein naturalistischer, gänzlich ungeschulter Kunstübung gegenüber. Recht glücklich bewährte sich wieder als Ortrud Frl. Schröter, als Nedda im „Bajazzo" Frau Verhunk. Der Gatte der letzteren, Herr Holzapfel gab als Canio stimmlich und in seinem etwas übertriebenen, aber sehr charakteristischen Spiel eine gute Talentprobe ab, die aber freilich für ein abschließendes Urteil nicht ausreicht.

Münchener Gärtnertheater. Die jüngste Novität war die burleske Operette „Die lustigen Nibelungen" von Rideamus, Musik von Oskar Straus. Das Stück parodiert nicht den Stoff der Edda, den Wagner benützte, sondern das Nibelungenlied; daß aber der Vergleich mit Wagner herausgefordert wird, ist selbstverständlich und vom Verfasser des Librettos auch provoziert. Straus ließ sich die ganz einzige Gelegenheit entgehen, Wagner zu parodieren und schrieb eine nur selten haftenbleibende Musik, locker und in ihrem Eindruck schnell verschwindend, wie das Ueberbrettl selbst, dessen erster Musikmeister der Komponist ja war. Kurz: der berlinische Witz des Stückes zieht nicht, und der Witz, den man erwartet, ist nicht darin zu finden. Die Aufführung war sehr gut und fand freundlichen Beifall, der indessen auch Widerspruch hervorrief.

Verschiedenes. Sherlock Holmes, ein Detektivdrama von Albert Bozenhard hatte im Magdeburger Viktoria-Theater einen glänzenden Erfolg. — Direktor Reinhardt in Wien brachte Hermann Bahrs „Sanna" zur ersten Aufführung und erntete reichen, nicht unwidersprochenen Beifall.

Giacomo Puccinis neueste Oper wird den Titel „Marie Antoinette" führen und die Lebensschicksale dieser Unglücklichen, zugleich die letzten Regierungsjahre Ludwigs XVI. von Frankreich behandeln. Das Libretto schreiben ihm wieder Giacoso und Illica. Die Uraufführung soll im Herbst in Turin stattfinden.

Sonzogno, der bekannte italienische Verleger und Besitzer des Teatro Lirico in Mailand, verpflichtete sich die beiden Direktoren Schubert (vom Tschechischen Theater in Prag) und Ludwig Heller (von der polnischen Oper) zu einer Reihe von Opernaufführungen; es sollen Smetana, Moniuszko, Statkowski, Noskowski und Paderewski zu Worte kommen. An den opernfreien Abenden finden Konzerte slawischer Komponisten statt.

In Perchtoldsdorf wurde eine vom dortigen Gesangverein errichtete Gedenktafel an jenem Hause angebracht, in welchem Hugo Wolf des öfteren geweilt hatte, und wo eine Reihe seiner Tonschöpfungen entstanden ist. — In Wien beabsichtigt man dem Walzerkönig Johann Strauß II. ein Denkmal zu errichten.

Arnold Bohs' dreiaktige Operette „Das vierblättrige Kleeblatt" fand im Bellevuetheater in Stettin einen durchschlagenden Erfolg.

München. Hermann Teibler.

Bücherschau.

Caligula und Cäsonia nennt sich ein Schauspiel in vier Akten von Friedrich Koch-Breuberg, welches soeben im Verlag von Josef Singer (Straßburg) erschienen ist. Das Werk behandelt die letzte Lebenszeit des Cäsars, als er sich nach hoffnungsvollen Anfängen zur grausamen Willkür seines Vorgängers Tiberius entwickelt hatte, und seine Neigung zur „Amazonentochter" Cäsonia, der ihr Glauben, ihn sich mit Hilfe eines Liebestrankes erzwungen zu haben, zum drohenden Verhängnis wird, und es schließt mit dem Tod beider unter den Dolchen der Verschwörer. In einem kurzen Vorwort an die Leser drückt der Verfasser dieses Dramas den Wunsch aus, dasselbe weniger als Bühnenwerk, denn als psychologische Studie aufgefaßt zu sehen. Tatsächlich ist indessen anzunehmen, daß es auf der Bühne sich in vollen Ehren behaupten würde; es bedürfte höchstens einer Auseinanderrückung der Geschehnisse und einer Erweiterung des Dialogs; dann würde auch Raum geschaffen für eine breitere und klarere Darstellung der Vorgeschichte des Schauspiels. Diese mehr praktischen Bedenken sind indessen durch des Verfassers erwähnte Erklärung überholt; als „Lesewerk" hat sein Caligula unbestreitbar Vorzüge in der knappen, ausdrucksvollen Sprache, der sicheren Wiedergabe des Milieus auch in Nebensächlichkeiten, und der kräftigen Herausarbeitung der Charaktere in wenigen, aber markanten Strichen. Auch die Figur der Cäsonia, die wohl am meisten eigene Züge und Zutat aufweist, fällt nicht durch wuchernde Romantik aus dem Ganzen, sondern fügt sich dem trefflich gesehenen Zeitbild auf das beste an. Dagegen ist durch ihre Persönlichkeit dem an sich wenig sympathischen Cäsarencharakter des kranken Caligula gegenüber ein Gegenwert geschaffen, der dem Ganzen zartere, intimere Züge verleiht und doch das Material zu einem echt dramatischen Konflikt gibt, dessen Lösung im vierten Akt auch in menschlich wirksamer Weise erfolgt — ein Ergebnis, das diesem spröden und ferneliegenden Stoff gegenüber ganz besondere Bewertung verdient, und eine entschiedene Vertiefung bedeutet, ohne daß das historische Moment darunter zu leiden hätte. H. Teibler.

Kleine Rundschau.

Eine Neuigkeit in bezug auf das Badewesen wurde in Starnberg am Ufer des durch seine landschaftlichen Reize weit bekannten bayerischen Voralpensees ins Leben gerufen. Am St. Bennotage (16. Juni) fand vor einem geladenen Publikum die feierliche Eröffnung mit Konzert statt. Den Männern, die das Undosa-Wellenbad — so nennt sich das mit seinen Zubauten ziemlich ausgedehnte Etablissement — geschaffen haben, schwebte wohl das „Stabilimento bagni" am Lido in Venedig vor Augen, und man muß sagen, daß ihnen die Absicht, den Badegästen des Würmsees die Illusion wirklicher Seebäder zu verschaffen, nach Möglichkeit gelungen ist. Das Undosa-Wellenbad bezweckt, worauf der Name hindeutet, die maschinelle Erzeugung künstlicher Meereswogen, deren günstige Einwirkung auf den gesamten menschlichen Organismus ja außer Frage steht und anderseits den Badenden viel Unterhaltung und Belustigung bietet. Die Idee hierzu stammt von dem Kgl. Geh. Hofrat Herrn Höglauer. Die Verwirklichung des Unternehmens ist ein Verdienst des diplomierten Ingenieurs Herrn Recknagel, der gemeinschaftlich mit den Architekten Herren Hönig und Söltner den Bau des neuartigen Maschinenwerks und der übrigen Anlage leitete. Ihm gelang es auch, eine Finanzgruppe zu interessieren, die die Leitung des Etablissements als Gesellschaft mit beschränkter Haftung übernommen hat. Ein geräumiges Bassin, auf solidem Pfahlrost konstruiert, erhält durch Seitentore stets frisches Wasser. Die Illusion des Seebades wird erhöht durch einen flachen, künstlichen Strand, der mit feinem Sande belegt und mit entsprechenden Dekorationen, wie Strandkörben 2c., ausgestattet ist. Gegen den See zu gewendet befindet sich ein geräumiges Maschinenhaus, starke Elektromotoren enthaltend, durch die drei riesige eiserne Zylinder in rhythmisch auf- und abgehende Bewegung versetzt werden, was den regelmäßigen, regulierbaren Wellenschlag erzeugt. Daß das Undosabad mit allen Anforderungen moderner Hygiene, mit Liegestätten für Luft- und Sonnenbäder, Räumen für Massage und Schwitzkastenbäder, sowie allem möglichen Komfort ausgestattet ist, bedarf bei einem in so großem Stil angelegten Unternehmen kaum der Erwähnung. Eine geräumige Terrasse mit Restaurant und Gartenanlagen gewährt einen prächtigen Ausblick auf See und Gebirge und wird umsomehr Zuspruch finden, als in Starnberg keine andere gastliche Stätte unbehinderte Aussicht auf den Würmsee bietet. Alles in allem kann das Undosabad als ein neuer Anziehungspunkt Starnbergs bezeichnet werden, dem wir alles Glück für sein ferneres Gedeihen wünschen. A. Schmalix.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a.
Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 27. München, 2. Juli 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Die Encyklika über die katholische Aktion in Italien.

Von

F. Neunkirchner.

Unser Volksverein für das katholische Deutschland ist der außerordentlichen Ehre teilhaftig geworden, durch eine besondere Encyklika des Hl. Vaters als Vorbild für die italienischen Katholiken empfohlen zu werden.

In der Tat bildet der Volksverein den praktischen Kernpunkt des päpstlichen Rundschreibens vom Pfingsttag 1905. Die liberale Presse freilich, auch die deutsche, sucht nach einem anderen Kernpunkt an der falschen Stelle. Sie will durchaus auf hochpolitische Sensation hinaus. Die Encyklika wird da als bahnbrechend für ein neues Verhältnis von Staat und Kirche in Italien, als volle Schwenkung zur Versöhnung mit den seit 1870 geschaffenen Tatsachen hingestellt. In Wirklichkeit aber trifft die Encyklika gar keine neuen Anordnungen über die Teilnahme der Katholiken an den politischen Wahlen und den gesetzgebenden Körperschaften, sondern beläßt es vollständig bei der Ordnung, die im Herbst vor. Js. begründet wurde: Fortbestand der Regel des non expedit, aber Zulässigkeit von Dispensen, wo die höchsten Interessen die politische Betätigung der Katholiken erforderlich machen. Andere glauben den Inhalt des päpstlichen Schreibens in die Formel fassen zu können: Es soll eine Zentrumsfraktion im italienischen Parlament begründet werden. Auch das ist eine schiefe Auffassung. Der Hl. Vater wünscht zweifellos eine katholische Parlamentspartei nach dem Muster des deutschen Zentrums; aber er hat zu viel Weisheit und zu viel praktischen Sinn, um diesen Baum zimmern zu wollen. Er will ihn heranwachsen lassen, und als fruchtbare Wurzel betrachtet und empfiehlt er den Volksverein nach Gladbacher Muster.

Die irrige Auffassung, als ob der Hl. Vater ein italienisches „Zentrum" aus dem Boden stampfen wolle, klammert sich anscheinend an den Ausdruck „soziales Zentrum". Das soll aber nicht Zentrumspartei bedeuten, sondern einfach: sozialer Mittelpunkt. Denn der Hl. Vater empfiehlt gerade den Volksverein als den Mittelpunkt der sozialen Betätigung, um den sich alle anderen Einrichtungen wirtschaftlichen Charakters, die praktisch unter verschiedenen Gesichtspunkten die soziale Frage lösen helfen, wie um das gemeinsame Einigungsziel herumgruppieren, so daß die nach den Zwecken obwaltende Verschiedenheit der Formen und Mittel ihren Ausgleich im gemeinsamen großen Ziele findet.

Was der Pfingstencyklika die höchste Bewunderung sichern muß, ist vor allem der praktische Sinn Pius' X., der sich so glänzend bekundet sowohl in dem tiefen Verständnis für die deutschen Erfahrungen, als auch in der geschickten Anpassung an die italienischen Verhältnisse.

Die katholische Bewegung in Italien ist jung, sehr jung, und leidet unter allerhand Kinderkrankheiten. Das heiße südliche Blut, die Neigung zum Theoretisieren und zur Prinzipienreiterei, eifervolle Uebertreibungen und persönliche Eifersüchteleien haben dort Reibungen und Störungen herbeigeführt, die uns nüchternen Zuschauern manches Rätsel aufgegeben und die kirchliche Autorität sehr oft zum Eingreifen, bald in strenger Rüge, bald in mütterlicher Belehrung, genötigt haben. Bei uns zu Lande hat sich die katholische Bewegung in stiller Harmonie mit der kirchlichen Autorität entwickelt, ohne daß Hirtenschreiben oder gar Verbote nötig waren. Man könnte sagen: Bei uns ist das Gleichgewicht zwischen der individuellen Selbständigkeit und der Autorität stabil geworden, während es in Italien noch labil ist. Papst Pius X. widmet in der Enzyklika diesem Verhältnis einen besonderen Absatz, welcher die wünschenswerte, vernünftige Freiheit und die selbständige Verantwortlichkeit der handelnden Katholiken gebührend hervorhebt. Die Hauptsache ist ihm aber offenbar die praktische Erziehung des katholischen Volkes zur Selbsttätigkeit unter der ungezwungenen, gleichsam selbstverständlichen Wahrung der kirchlichen Prinzipien und Ratschläge. Daher empfiehlt er, an Stelle der grauen Theorie und Systematik die Arbeit treten zu lassen, die frische und freie Betätigung in den verschiedenen Werken des Volkswohls, die praktische Beteiligung an den zahlreichen Kulturaufgaben. Bei dieser selbsterzieherischen Praxis soll freier Spielraum bleiben für die verschiedenen Neigungen, Verhältnisse und regionalen Tendenzen. Eine derartige Mannigfaltigkeit bringt aber die Gefahr der Zersplitterung mit sich, und dieser Gefahr will eben die Weisheit des Hl. Vaters begegnen durch das „soziale Zentrum", den Volksverein.

Das Wesen des deutschen Volksvereins hat der Hl. Vater so klar erfaßt, als ob er selbst im Wirkungsfelde dieser Einrichtung seine Erfahrungen gesammelt hätte. Er rühmt die Einfachheit seiner Organisation, die gerade für einen allumfassenden Verein der Vereine notwendig ist. Er freut sich über die Volkstümlichkeit und allgemeine Beliebtheit des Volksvereins und hebt besonders hervor, daß er keiner anderen Einrichtung hindernd in den Weg tritt, sondern vielmehr den einzelnen Sondereinrichtungen vorgeschulte Mitarbeiter zuführt und ihnen Kraft und Zusammenhalt gibt. Und das Beste, was er am Volksverein loben kann, ist die Zusammenfassung der Katholiken aller sozialen Klassen und Schichten, besonders auch der breiten Volksmassen, in gemeinsamer sozialer Belehrung, Propaganda und Organisation.

In der Tat, wenn es der Belehrung des Hl. Vaters gelingt, in Italien eine treue Nachbildung des deutschen Volksvereins ins Leben zu rufen, so ist dort für die Schulung der Katholiken der beste Grund gelegt. Und auf die Schulung, die allmähliche Vorbildung und Erziehung für die Betätigung der katholischen Volkskräfte im öffentlichen Leben, hat er es zunächst abgesehen. Darum empfiehlt er die Kleinarbeit, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, im Gegensatz zu der hochpolitischen Tätigkeit, die nicht das Fundament, sondern die Krönung des Gebäudes der katholischen Aktion bilden soll. So ist es auch ganz folgerichtig, wenn der Hl. Vater die Frage der eletti und elettori auf dem derzeitigen Stande beläßt und vielmehr den Katholiken empfiehlt, „sich in verständiger Weise auf das politische Leben vorzubereiten".

Pius X. zeigt sich als weiser Baumeister, denn er fängt von unten an zu bauen auf einer breiten und soliden Basis. Er zeigt sich auch als weiser Erzieher, indem er die praktische Arbeit, die vom Kleineren zum Größeren fortschreitet, als Bildungsmittel hinstellt. Und schließlich zeigt er seinen universalen Weitblick, indem er das Gute auf der anderen Seite der Alpen mit tiefem Verständnis erfaßt und geschickt auf die Verhältnisse Italiens anpaßt.

Was lehrt uns der Kampf gegen die katholischen Studentenkorporationen?

Von

August Nuß.

Noch immer hält das vielumstrittene Schlagwort „Akademische Freiheit" manche Leute in Atem; die einen, weil sie gerne wichtig tun und in eigennütziger Selbstüberhebung sich als die Führer einer „großen nationalen Bewegung" aufspielen möchten, die andern, weil sie, durch die Macht der Ereignisse gezwungen, denen die Heeresfolge nicht versagen wollen, die nach alter Tradition als die berufenen Vertreter einer unbedingt vaterländischen Gesinnung zu gelten das Vorrecht haben. Verhältnismäßig wenige nur sind aus vollster, innerer Ueberzeugung dabei, und gar manchem wird es gehen wie jenem Hochschullehrer, der gemeint hat, die akademische Freiheit sei eine leere Phrase, gleichzeitig aber es für notwendig hielt, diese akademische Freiheit seiner Sympathie zu versichern.

In den folgenden Zeilen sei lediglich die Antwort auf die in der Ueberschrift gestellte Frage gegeben: Was lehrt uns der Kampf gegen die katholischen Studentenkorporationen? Es soll, ohne daß über die neueren Geschehnisse referiert wird, eine kritische Würdigung einzelner Momente versucht werden, die dem Verfasser im Verfolg des ganzen Kampfes besonders aufgefallen sind.

Die beste Antwort auf alle Anfeindungen und Angriffe, welche die sog. Freiheitsapostel im Namen der „akademischen Freiheit" gegen die konfessionellen, d. h. katholischen Studentenvereinigungen richteten, ist von den letzteren dadurch gegeben worden, daß sie stetig und in letzter Zeit ganz abnorm gewachsen sind. An den verschiedensten deutschen Universitäten, so in Bonn, Würzburg, Straßburg, Freiburg i. B., Prag, haben sich die dort bestehenden katholischen Korporationen erheblich vermehrt, sowohl an Mitgliederzahl als auch an Zahl der bestehenden Verbindungen. Und wenn man sich fragt, woher dieser großartige und hocherfreuliche Zuwachs gekommen ist, so ist die Antwort nicht schwer: Die werbende Kraft des katholischen Gedankens ist es, die unsere katholischen Musensöhne um ein gemeinsames Banner schart. Kaum war der Fehdehandschuh hingeworfen, der zum Kampfe herausforderte, so war ein fast plötzliches quantitatives Aufblühen unserer katholischen Korporationen zu verzeichnen. Erwacht war die katholische Idee, die unbewußt alle Gesinnungsgenossen umspann, aufgegangen zu blühender Frucht war die Saat, die man früher in fruchtbaren Boden gesenkt. Das mehr abstrakte Etwas, das unsere kathol. Studentenkorporationen erstehen ließ und innerlich zusammenhielt, gewann nunmehr bei dem Gefühl, angegriffen und verletzt zu sein, konkretere Gestalt und greifbarere Formen. Die Gegner hatten gewissermaßen das katholische Prinzip herausgerissen aus dem sorglos-heiteren Studentenleben der katholischen Musensöhne, um es zum Gegenstand ihres Spottes und ihrer Angriffe zu machen. Da fühlten sich die Angegriffenen stark genug, um das Banner zu verteidigen, das sie vorher nur im heiteren Sonnenschein als Festpannier wehen sahen. Und die katholische Idee übte ihre Kraft nicht nur in der Erhaltung und Stärkung schon vorhandener Streitgenossen, sondern sie warb auch neue Kämpfer für die gute Sache.

Die Hilfe im gegenwärtigen Kampfe kam den katholischen Korporationen also nicht von außen, sondern von innen, durch das Solidaritätsgefühl aller angegriffenen Gesinnungs- und Streitgenossen. Daher wäre es eine Verkennung der Tatsachen, der eigenen Stärke und der Macht der katholischen Weltanschauung, wollte man hilfesuchend und bettelnd zu den Staatsbehörden aufblicken und sie bei jeder Gelegenheit anflehen, die katholischen Studentenkorporationen in ihre hilfreiche Hut zu nehmen. Die vorgesetzten Behörden, namentlich die Rektoren und Senate der einzelnen Hochschulen, müssen alle von ihnen genehmigten studentischen Vereinigungen, auch die katholischen, gegen rechtswidrige Angriffe schützen; denn so verlangt es Gesetz und Gerechtigkeit! Gewähren sie diesen Schutz, so tun sie nichts als ihre Pflicht und Schuldigkeit; versagen sie dagegen die Hilfe, so handeln sie pflichtwidrig und müssen von ihrer Aufsichtsbehörde dementsprechend angewiesen werden. Aus sich selbst heraus müssen unsere katholischen Studentenkorporationen arbeiten und für ihre Sache wirken. Von den Universitätsbehörden haben sie — von rühmlichen Ausnahmen abgesehen — kein besonderes Wohlwollen zu erwarten. Die meisten Behörden werden ihnen gegenüber nur ex officio den formalen Rechtsstandpunkt einnehmen. Mehr brauchen unsere Korporationen von Rektor und Senat nicht zu erwarten. „Man" hält sie ja für eine „unerfreuliche Erscheinung" oder sogar für „akademisches Unkraut". Deshalb darf man sich auch nicht darüber wundern, wenn an einzelnen Hochschulen unter den Auspizien der Universitätsbehörden gegen die katholischen Studentenkorporationen Chikanen vorkommen, die nicht direkt gegen die Statuten und Gesetze verstoßen, die aber ein Rektor sehr wohl verhüten könnte, wenn er die bedrängten Verbindungen nicht bloß „dulden" würde. Die Tatsachen haben auch bewiesen, daß manche Rektoren dem Anprall und steten, heftigen Drängen gewisser Hetzstudenten auf die Dauer nicht standhalten konnten und schließlich die Farbe wechselten oder doch zum mindesten eine sehr schwankende Stellung einnahmen. Man hat dann rasch einige, mehr oder minder gesuchte Anhaltspunkte gefunden, um im einzelnen Fall ein inkorrektes Verhalten einer katholischen Korporation zu konstruieren und dadurch den Frontwechsel resp. das „Schwanken" zu erklären. Unsere katholischen Studentenvereinigungen werden eben von den Behörden nur so hoch geschätzt und respektiert, wie sie sich selbst durch ihr Auftreten und ihre Haltung persönliche Achtung erringen. Die eigene, innere Stärke also, die Gemeinsamkeit der Lebensanschauung und der Interessen und die der Jugend eigene Begeisterung für ideale Prinzipien, das sind für die katholischen Studentenkorporationen die starken Wurzeln ihrer Kraft! Darum ist es nützlich und notwendig, daß sich die katholischen Korporationen im einzelnen und ihre Verbände im ganzen ihre altererbten Grundsätze bewahren und in geschlossener Einigkeit nach innen wie nach außen an ihrer organisatorischen Vollendung weiterarbeiten. Was sie geworden sind, das sind sie aus eigener Kraft geworden! Hätte der Sturm, wie er nun schon seit Jahresfrist über sie dahin braust, nur schwache Bäume getroffen, die schönen, kräftigen Eichen würden nicht mehr stehen, und der Sturm würde nur noch kahles, verdorrtes Geäst mühelos dahinpeitschen. Gekräftigt und neu erstarkt, ragen statt dessen heute

die Gipfel der Eichen stolz in die Luft und trotzen mit kräftigem Stamm allem Sturmesdräuen.

So mögen denn unsere katholischen Studentenverbände aus dem „Kampfe für die akademische Freiheit“ lernen, daß die gemeinsame Weltanschauung mit ihren gleichen Interessensphären einen triebkräftigen Keim in sich birgt, den niemand so leicht zu zerstören vermag. Mögen sie im Vertrauen auf ihre innere Kraft den Kampf weiterführen, dabei aber jene besonnene Zurückhaltung und Ruhe bewahren, die besonders den akademischen Behörden imponiert und diesen die Waffe raubt, die sie gegen die „unerfreulichen Erscheinungen“ an ihren Hochschulen gebrauchen könnten. Mögen die katholischen Korporationen stets in geschlossenen Reihen kämpfen und den Gegnern zeigen, daß nicht nur Haß und Neid die Einzelnen zusammenführen können, sondern daß auch die Begeisterung für gemeinsame Prinzipien einigende und werbende Kraft besitzt.

Diejenigen aber, welche nicht müde werden, das Schlagwort „Akademische Freiheit“ im Munde zu führen, und die im selben Augenblick diese Freiheit mit Füßen treten, mögen sich folgenden Gedankensplitter merken, den die „Fliegenden Blätter“ jüngst zum besten gaben:

„Gedankenfreiheit“ ist erreicht;
Sie herrscht heut' sonder Schranken.
Nur fehlen manchmal jetzt vielleicht
Der Freiheit — die Gedanken!



Die Schulprogramme der linksstehenden politischen Parteien im Lichte der objektiven wissenschaftlichen Pädagogik.

Von

Franz Weigl, München.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Das zweite Moment, daß der Staat auch nicht geeignet zur ausschließlichen Leitung des Schulwesens ist, wird von den angeführten Autoritäten ebenfalls übereinstimmend bestätigt. Herbart hat diesbezüglich in seinem „Umriß pädagogischer Vorlesungen“ einige treffliche Paragraphen (3. Abschn. § 331, 332) die also lauten: „Der Staat braucht Soldaten, Bauern, Handwerker, Beamte usw., und es liegt ihm an deren Leistungen. Eine Menge von Menschen, deren persönliches Dasein nur in engen Kreisen etwas bedeutet, überschauet er im allgemeinen bei weitem mehr, um den Schaden zu verhüten, den sie stiften könnten, als um ihnen unmittelbar zu Hilfe zu kommen. Wer etwas leistet, der wird hervorgezogen; der Schwächere muß zurücktreten; die Mängel des einen ersetzt ein anderer. — Der Staat prüft, was sich prüfen läßt, das Aeußere des Betragens und Wissens. Er dringt nicht ins Innere. Die Lehrer an öffentlichen Schulen können nicht viel tiefer dringen: auch ihnen ist mehr an der Summe des Wissens gelegen, die von ihnen ausgeht, als an den einzelnen und an der Art, wie jeder sein Wissen innerlich verarbeitet.“

Mager schreibt in seinen erwähnten Bruchstücken (im 1. Teil „Warum soll der Staat nicht Schulherr und warum sollen die Landesschulen nicht Staatssachen sein?“) folgendes: „Es ist klar, daß Religion und Bildung, oder vielmehr die Verbreitung beider und die Leitung dieser Verbreitung, wie sie dem Kirchen- und dem Schulregimente obliegt, schlechterdings nicht in solche feste und strenge Formen gebannt werden kann, wie sie die Staatsverwaltung verlangt und verträgt: wie die Seelsorge und das Erziehen und Unterrichten fremder Kinder wesentlich nur durch das Vertrauen möglich ist, welches den Geistlichen und Lehrern gegeben wird, so ist auch das Kirchen- und das Schulregiment dieses Vertrauens bedürftig und muß, um seine Pflicht zu tun, um Kirche und Schule ihrer Natur gemäß behandeln zu können, bei seiner Tätigkeit vieles nach seinem Ermessen, nach seinem besten Wissen und Gewissen tun, was eben nichts anderes heißt, als: es muß ihm ein viel größerer Spielraum gelassen sein, als irgend ein Verständiger der Staatsregierung und ihren Beamten einzuräumen Lust hat.“

Dörpfeld findet den Staat als ausschließlichen Schulherrn hauptsächlich deshalb schlecht geeigenschaftet, weil damit der innere Betrieb der Schule mit allen Einzelheiten, der gegenwärtig doch noch viel dem stillen Wirken des einzelnen Lehrers überlassen ist, zu sehr auch an das uhrwerkmäßige Getriebe des Staatsapparates geknüpft würde, und weil gleichzeitig die ruhebedürftige Kleinarbeit in der Schule auch dem Streit und Zank der politischen Parteien in den Parlamenten ausgeliefert werden müßte. Wie richtig Dörpfeld damit urteilte, zeigt Reins Schilderung der französischen Staatsschule in der von Napoleon I. eingeleiteten Organisation. „Alles, Schulbücher, Methoden, Personalien, Organisationen ꝛc. stand unter bureaukratischer Zentralleitung in Paris. Das Ideal wurde darin erblickt, daß der Unterrichtsminister an jedem beliebigen Tage, die Uhr in die Hand nehmend, genau angeben konnte, ob in allen Colléges aller Departements die Lehrer in dieser Minute bei dem Rezitieren oder Diktieren, bei der Lektüre oder der Grammatik stehen“ (a. a. O. S. 503).

So sind denn die auch auf Seite der „freien“ Pädagogen in letzter Zeit meist genannten Autoritäten schroffe Gegner des Grundprinzips der linksstehenden Parteien in Schulfragen. Da diese Politiker gar zu gerne alle diejenigen, welche mit der Staatsschule sich nicht befreunden können, als Reaktionäre bezeichnen, wollen wir noch ein Urteil Dörpfelds hersetzen, das ihnen sagen mag, wo die Reaktion in Wirklichkeit zu suchen ist. In dem schon erwähnten Werk: „Die freie Schulgemeinde ꝛc.“ S. 82 schreibt er nämlich: „Ein reines Staatsschulwesen ist ein Rückschritt in der Schulentwicklung und darum von Uebel.“

Im Anschluß an den eben beleuchteten schulprogrammatischen Punkt hören wir von den linksstehenden Parteien meist den Ruf nach der Simultanschule. Offen fordern dieselbe die Sozialdemokraten, offen auch die Jungliberalen, die in den erwähnten „Richtlinien“ aussprechen: „Das Staatsinteresse fordert für die Volks- und Lehrerbildung eine allen Bekenntnissen gemeinsame Schule (Simultanschule).“ Etwas vorsichtiger sind die Altliberalen, sie wollen nicht ohne weiteres alle Kinder in Simultanschulen stecken, fordern aber, „freie Entwicklung“ für dieselbe. Wie stellen sich nun zu dieser Frage die objektiven wissenschaftlichen Autoritäten? Wir finden auch hier eine ablehnende Haltung. Herbart und seiner Schule muß es hoch angerechnet werden, daß sie gegenüber all den verschwommenen Ideen, die in der Simultanschulfrage auftauchten, das Banner der konfessionellen Schulen hochhielten. Manchem mag ja doch noch ein Wort dieser freien Richtung auf pädagogischem Gebiet gegolten haben, der in den bezüglichen Aeußerungen der kirchlichen Autoritäten nur Herrschsucht und Unduldsamkeit gesehen hat. Ich will mich hier mit Anführung der zwei bedeutendsten Darlegungen über die Simultanschulfrage von seiten freier Pädagogen begnügen. Dörpfeld hat in einem Anhang zu dem Buch: Die drei Grundgebrechen ꝛc. ein „Gutachten“ veröffentlicht, das den Titel trägt: „Simultanschule oder Konfessionsschule — vergleichend betrachtet von rein pädagogischem Standpunkte aus.“ Ich muß mich außer einigen kurzen Hinweisen auf Dörpfelds Ausführungen auf Mitteilung des Ergebnisses beschränken, welches er aus seinem Gutachten, das jedem Simultanschulschreier gehörig unter die Nase gerieben gehörte, zieht.

„1. Die Simultanschule hebt die Einheit der Schule auf:
 a) in den persönlichen Verhältnissen;
 b) im Lehrplan;
 c) im Schulleben.

2. Durch die Simultanisierung gehen wertvolle Lehrstoffe verloren.[1])

3. Die Simultanschule hält
 a) den Fortschritt der neuen Pädagogik auf, nach welcher der Lehrplan ein einheitliches organisches Ganzes sein muß;
 b) sie hält auch die so notwendige Reform des Religionsunterrichtes in Schule und Kirche auf;
 c) sie vermindert die Freudigkeit der Lehrer an ihrem Berufe und droht somit den Lehrermangel zu vergrößern.

[1]) In den Ausführungen verweist D. auf Stoffe aus der vaterländischen und allgemeinen Geschichte, auf solche im Lesebuch, im Gesangunterricht, in der Schulandacht. Dazu bemerkt er: „Sollen diese Disziplinen vor konfessionell gemischten Schülern behandelt werden, so müssen alle diejenigen Bestandteile und Gesichtspunkte, welche dem einen oder andern Teil Anstoß geben könnten, ausgeschieden werden. Man entgegnet freilich, daß solche Stücke ja sämtlich dem Religionsunterricht zugewiesen werden könnten. Aber genügt denn eine einfache Verlegung?“ An anderer Stelle (die drei Grundgebrechen S. 56) meint er treffend: „Bei den konfessionslosen Schulen sagt der Zensor: Das ethisch Beste muß ausgeschieden werden, nur der Rest ist euer. Was wird da nicht alles über Bord fliegen müssen, wenn Juden und Neujuden, Deutschkatholiken und Freireligiöse, Materialisten und Atheisten sich ans Aufräumen begeben.“

4. Nicht die Konfessionsschule wollen wir, welche unter den bekannten alten Gebrechen und Mißständen seufzen muß; wir wünschen und erstreben diejenige, welche nach den Forderungen der Pädagogik[1]) eingerichtet und verwaltet wird.

5. Daß die Simultanschule vorzugsweise die Pflanzstätte der Intelligenz, der Toleranz und des Patriotismus sein soll, bestreiten wir entschieden, und gute Gründe[2]) stehen uns dabei zur Seite. —

Nicht die simultane Schule, sondern die konfessionelle, d. i. die einheitliche, ist die Normalschule."

Rein hat der Simultanschulfrage in seinem bereits angeführten Hauptwerk ebenfalls eingehend gedacht. S. 520 schreibt er: „Ob die konfessionelle oder die Simultanschule die bessere Schulform sei, hierüber kann allein die Fachwissenschaft, die Pädagogik, entscheiden. Hier in Kürze das Ergebnis.

Wenn die Schule wahrhaft erziehlich wirken will, so muß sie einheitlich sein. Je einheitlicher sie in ihrem Geiste ist, desto nachhaltiger die Wirkung. Je weniger einheitlich, desto minderwertiger. Eine gespaltene Glocke hat einen schlechten Klang, sagt Dörpfeld mit Recht. Auf einen bleibenden Erfolg kann nur da gerechnet werden, wo ein Geist alles durchdringt, Lehrplan und Lehrpersonen, Schulleben und Familienleben.

Worin liegt denn die Stärke der Jesuitenerziehung? In der Einheitlichkeit, Geschlossenheit, Konsequenz ihrer Prinzipien und ihrer Maßnahmen. Man mag die Ergebnisse ihrer Erziehungsweise verurteilen und verabscheuen wie man will — die Tatsache bleibt bestehen, daß sie bedeutende Erfolge mit ihrem einheitlichen System erzielten, so bedeutende, daß durch sie der Gang der Weltgeschichte ohne Zweifel stark beeinflußt worden ist.

Die pädagogische Normalschule kann also nur die einheitliche sein. In ihr ist alles von dem gleichen religiösen Geist, von der gleichen ethischen Grundanschauung getragen. Man kann nur da auf Erfolg in der jugendlichen Entwicklung rechnen, wo einheitliche Einwirkungen auf Denken, Fühlen und Wollen konsequent ausgeübt werden, wo alle beteiligten Erziehungsfaktoren in gleichem Sinne tätig sind — wo der Lehrplan als ein einheitlich geschlossenes Ganzes auftritt und die ausführenden Personen in einem Geiste arbeiten. Daher muß vom pädagogischen Standpunkt angesehen die sogenannte paritätische, d. h. die gespaltene Simultanschule, als Schulideal abgewiesen werden, weil sie dem pädagogischen Gesetz widerspricht, das ein einheitliches und einträchtiges Zusammenwirken aller Erziehungsfaktoren fordert. Sie kann nicht als Ideal angesehen werden, weil sie nicht nur einen Riß durch alle Personalverhältnisse — Schüler, Lehrer, Eltern — macht, sondern auch durch den Lehrplan, indem der Religionsunterricht isoliert und somit seine Verbindung mit den übrigen Bildungselementen abgeschnitten wird. Ferner erleiden die ethischen Fächer — Geschichte, Literatur und Gesang — in sich eine Schädigung, weil sie immer mit Rücksicht auf Angehörige verschiedener Konfessionen erteilt werden müssen."

(Schluß folgt.)

[1]) Als solche Forderungen nennt D. in den Ausführungen zu diesem Punkt u. a.: innigere Verbindung der Schule mit der Familie, Fachleitung (in den Kreisschulinspektionen), provinzielle Schulvertretung, Beseitigung der didaktischen Mängel bei Erteilung des Religionsunterrichtes, Vervollständigung des Lehrplanes.

[2]) Ich bedauere, hier nicht alle die trefflichen, mitunter mit köstlichem Sarkasmus gegebenen Gründe aus D.'s Gutachten herübernehmen zu können.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Spannung zwischen Frankreich und Deutschland.

Der neue Leiter der auswärtigen Politik Frankreichs betrachtet das biblische Wort vom Ja oder Nein nicht als verbindlich für die Diplomatie. Herr Rouvier hat eine sehr lange Note über die marokkanische Angelegenheit nach Berlin adressiert und an alle Großmächte abgeschickt; aber es fehlt die bestimmte Annahme oder Ablehnung des Konferenzvorschlages, so daß man nach diesen wohlstilisierten Betrachtungen über die Vorgeschichte und die verschiedenen Seiten der Affäre noch so klug ist wie vorher. Immerhin ist es eine Artigkeit von Herrn Rouvier, daß er als Anhängsel seiner Note den Mächten den Wortlaut des englisch-französischen Abkommens mitgeteilt und so eine despektierliche Unterlassungssünde des Herrn Delcassé gut gemacht hat. Diese Unterbreitung des Vertrages sowie überhaupt die Verbreitung der Note unter den Mächten bedeutet auch eine tatsächliche Annäherung an den deutschen Standpunkt der internationalen Regelung. Im übrigen ist die Bevorzugung des umständlichen schriftlichen Verfahrens kein gutes Zeichen. Der Kernpunkt der Streitfrage ist zurzeit der, daß Deutschland keine Sonderabmachungen, sondern den allgemeinen Interessenausgleich durch die Konferenz wünscht, während Frankreich dem Konferenzgedanken nur dann Geschmack abgewinnen will, wenn vorher eine Verständigung über die Tätigkeit der Konferenz erfolgt ist, letztere also eine Art von registrierendem, dekorativem Charakter erhält. Man kann darin eine „prinzipielle Meinungsverschiedenheit" finden, wenn man will; aber schließlich muß sich doch ein praktischer Mittelweg finden lassen, der Frankreich eine gewisse Garantie der Mäßigung gibt, ohne der Konferenz eine gebundene Marschroute aufzuzwingen. Solche geschlängelte Mittellinien entdeckt man aber nicht mit Tinte- und Portoverschwendung für „gründliche" Noten, sondern eher in mündlicher Aussprache. Hoffentlich kehrt man bald zu letzterem Verfahren zurück. Hat die Note Rouviers die Verständigung nicht gefördert, so hat sie allem Anscheine nach sie doch nicht verdorben. Deutschland kann eine Geduldprobe noch besser aushalten als das nervöse Frankreich. Dort jagen sich die tollsten Nachrichten über Kriegsvorbereitungen in Deutschland, über deutsche Hafenunternehmungen in Marokko rc. Wenn Herr Rouvier nicht imstande ist, durch einen schnellen Entschluß ein wirksames Antipyrin zu schaffen, so muß man das Fieber sich austoben lassen. (S. 305, 1. Sp., 16. Z. ist statt Frankreichs zu lesen: Englands.

Empfindsame Leute klagen darüber, daß durch das scharfe Auftreten Deutschlands die ganze versöhnliche Stimmung, die sich allmählich in Frankreich herausgebildet habe, wieder verloren gehe und die Annäherung der beiden Nationen um Jahrzehnte zurückgeworfen werde. Aber man wird die französische Volksseele wohl nach ihrer Eigenart betrachten und behandeln müssen. Die Aufmerksamkeiten, welche Deutschland und besonders sein Kaiser so häufig dem Nachbarlande erwiesen haben, sind doch nicht imstande gewesen, die deutschfeindliche Verschwörung zwischen London und Paris zu verhindern. Vielleicht ist es ganz heilsam, wenn den heißblütigen Franzosen einmal durch Tatsachen klar gemacht wird, daß unsere Artigkeit nicht der Schwäche entsprang, und daß weder der alte noch der neue Zweibund imstande sind, Deutschland zu der quantité negligeable zu machen, die Herrn Delcassé und seinen englischen Genossen vorschwebt. Es ist ein Geschwür aufgegangen; der Heilungsprozeß erfordert Zeit und Geduld. Diejenigen Franzosen, die augenblicklich von einer brutalen Herausforderung Deutschlands und einem Versuch der Demütigung Frankreichs reden, werden schließlich erkennen, daß niemand anders herausgefordert worden ist, als Deutschland durch die verwegene Politik des Herrn Delcassé und seiner Genossen jenseits des Kanals.

Die Verwirrung in Rußland.

Angesichts der Schlachtvorbereitungen in der Mandschurei soll Präsident Roosevelt auf den schleunigen Abschluß eines Waffenstillstandes gedrungen haben. Leider ist die Bestätigung der bezüglichen Mitteilungen ausgeblieben. Der schwache Zar wird schwerlich sich zu einem Gesuch um Waffenstillstand aufraffen können, da seine Umgebung ihm sagen wird, er verderbe durch eine solche „Demütigung" die Chancen für die Friedensverhandlungen. Inzwischen haben sich freilich die englischen Meldungen von einer bereits vollzogenen Umzingelung der russischen Armee auch nicht bestätigt. Ueberhaupt gehen die Dinge in der Mandschurei den ortsüblichen langsamen Schritt. Doch da im günstigsten Falle die Vertreter der beiden Mächte am 1. August in Washington zusammenkommen werden, und auf ihrem Programm noch nicht einmal die Waffenstillstandsfrage steht, so hat Oyama immer noch Zeit genug, das Glück der Landschlacht von neuem zu versuchen. Das Blut, das da vergossen werden muß, ist zu bedauern. Aber noch entsetzlicher ist das andauernde Blutvergießen in den russischen Städten. In Lodz und Warschau wiederholen sich fortwährend Straßenkämpfe, bei denen die Opfer wenigstens nach Hunderten, wenn nicht gar nach Tausenden zählen. Die revolutionäre Bewegung wächst nicht bloß an Zahl, sondern auch an Bösartigkeit. Während zuerst die aus- und aufständigen Arbeiter sich wehrlos niederknallen ließen, bauen sie jetzt häuserhohe Barrikaden und werfen Bomben nach nihilistischem Rezept. Die Technik der Empörung macht höllische Fortschritte.

Unterdessen beschäftigt man sich an der Zentralstelle in Petersburg mit der Einsetzung oder Auflösung von diesen oder jenen Behörden und Kommissionen, dem Manne gleich, der in



seinem brennenden Hause die Möbel hin- und herschieben läßt. Der Zar hat sich bereit finden lassen, eine Abordnung von Vertretern der Landschaften und Städte zu empfangen und geduldig recht energische Reformwünsche anzuhören. Seine Antwort bestand aber nur in allgemeinen Wendungen über seinen unerschütterlichen Entschluß, eine Volksvertretung zu berufen. Ueber die Zusammensetzung und die Vollmachten der Vertretung sagte er nichts Bestimmtes, und zum Ueberfluß ließ seine Regierung nachträglich die Presse verwarnen, daß sie aus den Kaiserworten keine demokratischen Folgerungen ziehen dürfe. Alles Halbheit, Unklarheit, Zickzack und Ratlosigkeit.

Der Umsturz in Norwegen und in Ungarn.

Die Norweger können zu den widerspenstigen Ungarn sagen: Seht, wir Wilde sind doch bessere Menschen! In Norwegen hat man den Kampf gegen die monarchische Autorität wenigstens in manierlichen Formen geführt. Im ungarischen Parlament aber hat man die Minister des apostolischen Königs nicht bloß ideell, sondern in der rohesten Realität angespuckt. Und es war ein Ministerium, das Kaiser Franz Josef ausgesprochenermaßen zur Anbahnung einer Verständigung, nicht zur dauernden Führung der Geschäfte berufen hatte, das nur einem Koalitionsministerium den Weg bahnen sollte. Der Monarch hatte überdies der Parlamentsmehrheit alles bewilligt, was sie verlangte, mit alleiniger Ausnahme der ungarischen Kommandosprache für das Heer. Und wegen dieses Punktes, den die Koalition selbst bislang in die zweite Linie gestellt hatte, hat man nun die Wege der Empörung beschritten. Denn Empörung ist es in der Tat, wenn die Parlamentsmehrheit dem Minister verwehrt, einen Erlaß des Königs zu verlesen, und wenn nach der ausgesprochenen Vertagung des Hauses durch den Monarchen noch „Beschlüsse" gefaßt werden. Und was für Beschlüsse? Steuerverweigerung und Rekrutenverweigerung! Für uns landesunkundige Zuschauer ist es rätselhaft, daß die liberale Partei, die so lange durch die Gunst des Monarchen am Ruder war, jetzt die Auflösung der Ordnung fördert, indem sie sich dem Mißtrauensvotum gegen das neue, von Tisza selbst befürwortete Kabinett anschloß. Kaiser Franz Josef hat freilich in Ungarn noch die nötigen Männer zur Bildung einer Regierung gefunden, während König Oskar in Norwegen keinen einzigen ministeriellen Mann auftreiben konnte. Aber das königliche Ministerium in Ungarn findet zurzeit keine stützende Partei im Parlament. Sogar die Partei der nicht-magyarischen Nationalitäten (im Volk die Mehrheit) hat die Mode des Mißtrauensvotums mitgemacht, indem sie der Regierung ihren magyarischen Charakter vorwarf. So viel geht aus dieser beispiellosen Unzuverlässigkeit der „Untertanen der St. Stephanskrone" deutlich hervor, daß die Dynastie Selbstmord verüben würde, wenn sie außer allem anderen auch noch die einheitliche Armee aus der Hand geben wollte. Es taucht da im Südosten die bitterernste Frage des Bestandes der österreichisch-ungarischen Monarchie auf, eine Frage, an der Deutschland in ganz hervorragendem Maße interessiert ist.

Aphorismen.

Von

M. Herbert.

Wer eine lebendige Pflicht hat, deren Folgen und eine große Aufgabe kennt, die er erfüllen muß, den werden die Enttäuschungen des Lebens angreifen, aber nicht überwinden.

* * *

Auch kleine Pflichten können einen großen Menschen erziehen.

* * *

Tiefe Liebe — das ist die Quintessenz aller Kraft.

* * *

Wenn dein Freund dein Freund ist, wirst du seine Liebenswürdigkeit kennen lernen, — sollte er durch eine unglückliche Fügung oder auch durch eine Verschuldung deinerseits dein Feind werden, dann wirst du seinen Charakter erfahren.

* * *

Vermeide die Menschen, bei denen du allzu deutlich werden mußt, um verstanden zu werden. Sie haben mit deiner Wesenheit wenig gemein.

* * *

Es gibt nur eine einzige Methode, sich mit den Menschen und dem Leben in Frieden auseinanderzusetzen, und die besteht darin, daß man nichts von ihnen erwarte und verlange.

Prinz Ludwig auf dem Bayerischen Binnenschiffahrtskongreß.

Am 18. Juni tagte in Bayreuth die 15. Hauptversammlung des Bayerischen Binnenschiffahrtsvereins. Dieser Name ist auf Anregung des Prinzen Ludwig, des unermüdlichen Protektors der Vereinsbestrebungen, an Stelle des „Kanalvereins" getreten. Der künftige König von Bayern hielt bei diesem Anlaß verschiedene Reden, deren Hauptinhalt bleibenden Wert hat und weiteste Verbreitung verdient.

Bei der Begrüßungsfeier (am Vorabend) führte Prinz Ludwig u. a. aus: „Ich für meinen Teil, der ich jetzt schon 60 Jahre alt bin, mache keinen Anspruch mehr darauf, es zu erleben, daß die ganze Großschiffahrtsstraße (durch Bayern) vollendet wird; aber freuen würde es mich immerhin, wenn ich wenigstens den Anfang derselben erleben würde. Das ist zunächst einmal der Anschluß von Offenbach — denn so weit geht die Großschiffahrtsstraße — bis Aschaffenburg. Ich zweifle nicht, wenn einmal Aschaffenburg erreicht sein wird, daß die Sache dann weitergehen wird, und sollte mir Gott ein langes Leben schenken, so wäre es ja immerhin nicht unmöglich, daß dann die ganze Großschiffahrtsstraße bis zur Donau vollendet würde und ich dieselbe erlebte. (Beifall.)

Was nun meine Person anbetrifft, so weiß ich, daß ich überall, wohin ich in Bayern komme, willkommen bin (Beifall), nicht nur in den altbayerischen Provinzen, sondern auch in den allerdings nicht mehr neu erworbenen Teilen — denn es sind ja nahezu 100 Jahre, daß die letzten an Bayern angegliederten Teile jetzt dem Königreich angehören und dazu gehört auch Bayreuth und die Bayreuther ehemals markgräflichen, zum Schluß königlich preußischen Lande.

Mein Bestreben ist kein einseitiges: ich wünsche, daß alle Berufsklassen und alle Berufsstände des Königsreichs gedeihen mögen (Beifall), nicht nur die Landwirtschaft, nicht nur die Industrie, nicht nur das Gewerbe und das Handwerk, sondern alle miteinander. Ebenso wie ich wünsche, daß die bayerische Volkswirtschaft gedeihe, so wünsche ich, daß die Volkswirtschaft des ganzen Deutschen Reiches gedeihe. (Beifall.) Es freut mich deswegen ganz besonders, daß auch aus anderen Teilen des Reiches und am meisten von unserem Nachbarstaat Württemberg Teilnehmer sich hierher bemüht haben. Meine Herren! Sie würden mich ganz falsch beurteilen, wenn Sie meinten, daß allein die bayerischen Interessen mich für die Großschiffahrt interessieren. Ich wünsche, daß alle Teile des Deutschen Reiches daran beteiligt werden, aber selbstverständlich wünsche ich, daß, wie in Norddeutschland und wie in dem benachbarten und uns befreundeten Oesterreich-Ungarn jetzt die Wasserstraßen vorwärts kommen, daß wir in Bayern nicht ausgeschlossen werden, sondern daß wir gleichfalls mittun. (Bravo!) Wenn das nicht der Fall wäre, würde für uns, die wir mitten im Kontinent liegen, die wirtschaftliche Lage noch viel schwieriger werden, und deshalb begrüße ich mit Freuden, daß allseits so viel Teilnahme an dem bayerischen Binnenschiffahrtskongreß sich zeigt — diesen Namen möchte ich dem Namen Kanalverein vorziehen; denn zunächst handelt es sich um die natürlichen Wasserstraßen, um den Main und die Donau, und erst in zweiter Linie um die Verbindung derselben."

Beim Festmahle erhob sich der Prinz zu nachstehenden interessanten Ausführungen: „Man möchte in gewisser Hinsicht verzweifeln, daß der Verein so wenig erreicht hat. Erreicht hat er ja, daß, wie richtig gesagt worden ist, seine Bestrebungen nicht mehr lächerlich gefunden werden, aber ich glaube, wir sollten nicht ganz schwarz in die Zukunft sehen. Nach dem neuesten Stande glaube ich endlich hoffen zu dürfen, daß der Staatsvertrag über die Fortsetzung der Mainkanalisation bis Aschaffenburg endlich zustande kommt. (Lebhafter Beifall.) Ich kann es nicht versprechen, aber ich glaube hoffen zu dürfen, und ich bitte, die Hoffnung nicht fallen zu lassen — es wird allerdings noch einige Schwierigkeiten haben und nicht die geringste Schwierigkeit ist die bezüglich der Binnenschiffahrtsabgaben. Wie Sie alle wissen, bin ich ein Gegner der Binnenschiffahrtsabgaben. (Beifall.) Ich möchte, daß auch auf den künstlichen Wasserstraßen keine Abgaben erhoben werden und selbstverständlich auf den natürlichen Wasserstraßen erst recht nicht. Es fragt sich nur, was man unter natürlichen und unter künstlichen Wasserstraßen begreift. Meiner Ansicht nach ist jeder Fluß, gleichviel ob er durch Längsbauten, Einengungen, Buhnen usw., oder ob er durch Querbauten, künstliche Aufstauung, was man gewöhnlich Kanalisation nennt, reguliert wird, ein Fluß nach wie vor und eine natürliche Wasserstraße und keine künstliche. (Lebhafter Beifall.) Ich habe das schon vor vielen Jahren behauptet. Eine andere Sache ist aber die, ob es zweckmäßig ist, auf diesem Standpunkt im äußersten Extrem stehen zu bleiben, und ob es besser ist, gar keine Wasserstraßen aus Prinzip zu bekommen, oder Wasserstraßen mit Auflagen, die nicht angenehm sind und die sobald als möglich wieder zu beseitigen sein würden, aber die immerhin so sind, daß der Verkehr nicht unmöglich und nicht zu sehr belastet wird. Als praktische Leute, glaube ich, können wir uns unter Umständen auf den zweiten Weg stellen. Sie alle wissen, welche riesigen Mühen es gekostet hat, die Zölle auf den Wasserstraßen, die ja in den früheren Jahrhunderten, als Eisenbahnen

noch gar nicht bestanden und die Landstraßen noch recht schlecht und auch mit Zöllen überlastet waren, welche riesige Mühe es gekostet hat, diese zu beseitigen. Also können Sie sicher sein, daß ich nur im alleräußersten Notfall dafür wäre, daß neue Auflagen errichtet werden; aber ich sage, unter Umständen besser so als gar nichts. Wir haben heute außer über diese Frage auch noch einiges sehr Interessante gehört über neue Hebewerke, und es war das ein interessantes Modell, das von verschiedenen Gesellschaften, u. a. auch von der Nürnberger, gestellt ist, in welchem gezeigt wird, daß man auf eine unglaubliche Höhe auf einmal Schiffe und zwar schwimmend von einer Haltung auf die andere heben kann. Die bis jetzt möglichen Hebungen reichen bei weitem nicht so weit. Das ist namentlich für Bayern, wo wir ein sehr koupiertes Land haben und wo ohne künstliche Hebewerke eine günstige Kanalverbindung, d. h. eine solche, die wirtschaftlich gut zu brauchen ist, nicht herzustellen ist, doppelt wertvoll. Endlich haben wir noch von den Quellenbächen im Frankenwald gehört, und da wurde die hochinteressante Frage der Stauweiher angeschnitten. Es ist kein Zweifel, daß man damit ungemein viel erreichen kann und ungemein viel erreicht hat. Ich möchte aber immerhin etwas davor warnen, die Hoffnung einzig und allein auf die Stauweiher zu setzen. Erstens ist die Sache nicht so ganz ungefährlich, denn wenn diese Weiher nicht ausgezeichnet gebaut und erhalten sind, können die größten Katastrophen vorkommen und sind schon vorgekommen, und zweitens wird man allerhöchstens erreichen, daß ein allmählicher Abfluß stattfindet, ein gewisser Ausgleich des Gefälls. Was aber die Kanalisation, d. h. den Ausbau des Flusses in Staustufen mit größerer Tiefe anlangt, das erreicht man mit Stauweihern nicht, das kann man nur bei großen Strömen.

Meine Herren! Wir sind hier so ziemlich im äußersten Norden von Bayern. Es wurde ja davon gesprochen, daß nicht viel Wahrscheinlichkeit bestehe, daß Bayreuth an eine Wasserstraße angeschlossen werde. Für die nächste Zeit und eine absehbare Zeit möchte ich das auch nicht für wahrscheinlich halten, aber, meine Herren, wenn man Wasserscheiden überwinden will, muß man hoch hinaufgehen und wir werden in Zukunft uns doch nicht begnügen mit der einzigen Verbindung von Bayern über den Rhein an die Nordsee, wir werden auch trachten müssen, an die Elbe und an die Weser zu kommen, und da wird Franken gewiß sehr beteiligt sein. (Bravo!) Indes, meine Herren, das ist Zukunftsmusik, trachten wir zunächst den Anschluß des rechtsrheinischen Bayerns an den Rhein zu erreichen und zwar mittels des Mains. Zunächst bis Aschaffenburg, dann bis Würzburg usw. Den Herren aber, die sich ebensowenig wie ich selbst die Geduld haben ausgehen lassen und die Hoffnung, daß wir das endlich doch erreichen werden, den Herren, die so viele Jahre treu zur Sache gehalten haben, den Herren allen vom Bayerischen Schiffahrtsverein sei das Glas gebracht."

Auf einem Ausfluge der Festteilnehmer ins Fichtelgebirge hielt Prinz Ludwig am 20. Juni in Berneck eine bemerkenswerte Ansprache. Er sagte u. a.: „Es sind 45 Jahre, daß ich nicht mehr hier war, aber ich habe Berneck nicht vergessen. Speziell hat es mich gefreut, den Ort und das Haus, wo ich damals gewohnt habe, wieder zu sehen. Es freut mich, daß man es in Berneck verstanden hat, auch den Anforderungen der Neuzeit zu entsprechen. In der Tat ist es eine sehr große Schwierigkeit, aber auch ein großes Glück, den Uebergang zu finden von der kleinen veralteten Hausindustrie zur modernen Industrie, und das ist ja hier geschehen. Es wäre ein Unglück für die Bevölkerung gewesen, wenn die Weberei nicht die Umwandlung zum industriellen Großbetrieb mitgemacht hätte. Das hat sich in der Uebergangszeit gezeigt, wo die Handweber bei Hungerlöhnen arbeiten mußten und doch nicht vorwärts kamen. Erst seitdem sich die Weberei der industriellen Entwicklung der Neuzeit angeschlossen hat, geht es ihr wieder gut. Es ist besonders ein Glück, daß sich die Großbauern ihren angestammten Besitz erhalten haben und die kleinen Leute in der modernen Weberei einen besseren Verdienst fanden und gut leben können. Möge es überall so sein!

Was die Gesinnung dem Königshause gegenüber betrifft, so habe ich ja nie daran gezweifelt, daß ich überall, wohin ich in Bayern komme, willkommen bin. (Großer Beifall.) Ich verlange ja diese äußeren Zeichen mit Flaggen und dergleichen nicht. Mir ist es viel lieber, wenn die Leute meine Bestrebungen, die ja gewiß nicht auf meine Person gerichtet sind, sondern dem ganzen Lande gehören, fördern und unterstützen. Wenn aber mit nicht übermäßigen Kosten auch äußerlich der Anhänglichkeit Ausdruck gegeben wird, so nehme ich das mit Dank an. Aber ich bitte für meine Person, möglichst wenig solche Aeußerlichkeiten gebrauchen zu wollen, sondern in meinem Streben, das Ihnen allen bekannt ist, mich zu unterstützen."

P. Heinrich Denifle †.

Von

Dr. Martin Grabmann, Eichstätt.

Als im Jahre 1274 Thomas von Aquin unerwartet durch den Tod mitten aus dem wissenschaftlichen Arbeiten herausgerissen wurde, da klagte die gelehrte Welt, und die Universität Paris gab in einem denkwürdigen Schreiben an das Generalkapitel des Dominikanerordens ihrer Trauer über den Heimgang des großen Denkers ergreifenden Ausdruck. An die großen Gestalten eines Thomas von Aquin oder Albertus Magnus erinnert auch P. Heinrich Seuse Denifle, der allzu früh durch den Tod von seiner glänzenden Gelehrtenlaufbahn abberufen wurde, an dessen Grabe auch die Wissenschaft trauert, an dessen Sarge gelehrte Akademien und Universitäten Kränze niedergelegt haben.

Mit P. Heinrich Denifle ist ein bahnbrechender Forscher auf den Gebieten der mittelalterlichen Kirchen- und Kulturgeschichte, der beste Kenner der gedruckten und besonders der handschriftlichen mittelalterlichen Literatur in das Grab gesunken.

P. Heinrich Denifle ist ein Sohn der Tiroler Berge, er ist zu Imst (Oberinntal) 1844 geboren, wurde 1861 Dominikaner in Graz, 1866 Priester, und setzte seine Studien im Thomaskolleg zu Rom und im Kloster St. Maximin (Frankreich) fort. Im Jahre 1870 wurde er Lektor der Philosophie im Dominikanerkloster Graz und zeichnete sich auch als Kanzelredner im Dome dortselbst aus. P. Denifle vertiefte sich vorerst in aristotelische Studien und eignete sich eine tiefgründige Logik und scharfsinnige Kritik an. Gar bald erweiterte sich der wissenschaftliche Arbeitskreis Denifles, er verwarf sich auf die Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter und hat durch eine Reihe von Schriften und Abhandlungen („Der Gottesfreund im Oberland und Nikol. v. Basel", 1875, „Bekehrung Taulers", 1879 usw.) und durch textkritische Ausgaben von Schriften Taulers und Heinrich Seuses eine förmliche Umwälzung herbeigeführt, eine Reihe historischer Irrtümer für immer beseitigt und seinen Forschungsresultaten allenthalben Geltung und Anerkennung verschafft. Für weitere Kreise wurden Denifles mystische Studien fruchtbar in dem schönen Buche: „Das geistliche Leben. Eine Blumenlese aus den deutschen Mystikern des 14. Jahrhunderts" (5. Aufl. 1904). Durch diese Quellenstudien über deutsche mittelalterliche Mystik erlangte P. Denifle eine große Vertrautheit mit den Handschriftensammlungen und Archiven Deutschlands und Oesterreichs und erwarb sich zugleich eine ganz seltene paläographische Schulung, die ihm später zu so vielen wertvollen Funden und Entscheidungen verhalf. Denifle hat auch ein mustergültiges paläographisches Werk: „Specimina palaeogr. Regestorum Roman. pontificum, 1888" ediert.

Eine Wandlung in Denifles Arbeitsgebiet trat ein durch seine Uebersiedelung nach Rom als Generaldefinitor seines Ordens (1880) und durch seine Ernennung zum päpstlichen Unterarchivar (1883). Da in Rom für die Geschichte der deutschen Mystik die Quellen spärlicher fließen, widmete sich nunmehr P. Denifle der Erforschung des mittelalterlichen Universitätswesens und veröffentlichte im Jahre 1885 sein meist auf ungedruckten Quellen beruhendes, ganz neue Ausblicke gewährendes Werk: „Die Universitäten des Mittelalters bis 1400, 1. Band", ein Werk deutschen Fleißes voll wuchtiger Gelehrsamkeit. Leider sind die folgenden Bände dieses Werkes nicht mehr erschienen; der rastlose Forscher wandte sich einem neuen Unternehmen zu, er gab im Auftrage der französischen Regierung das Chartularium und Auctarium Universitatis Parisiensis in sechs Folianten (1890 ff.) heraus, ein standard work, das noch nach Jahrhunderten für den Erforscher des mittelalterlichen Studienwesens das erste Quellenwerk sein wird.

Neben diesen großen Werken fand Denifle noch Muße, in dem von ihm gemeinsam mit P. Ehrle herausgegebenen „Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters" umfangreiche und abschließende Untersuchungen zur Gelehrtengeschichte des Predigerordens, zur Entwicklung der Sentenzenliteratur, über päpstliche Registerbände des 13. Jahrhunderts, über die Juristenuniversität Padua, über Meister Eckhart usw. zu veröffentlichen.

Aus seinen Forschungen über spätmittelalterliche Ordensgeschichte entstand in zwei mächtigen Bänden das Werk: „La désolation des églises, monastères, hôpitaux en France vers le milieu du XVe siècle" (1897—1899). Mehr als 1000 vatikanische Urkunden hat hier Denifle verwertet.

Während die gelehrte Welt den unermüdlichen päpstlichen Unterarchivar noch zu tiefst in seinen Studien über Universitäten- und Ordensgeschichte begraben wähnte, da verbreitete sich die Kunde, Denifle arbeite an einem Werke über Luther. Im Oktober 1903 erschien das mit größter Spannung erwartete Werk:

„Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung, quellenmäßig dargestellt I. Band". In vier Wochen war die starke Auflage dieses gewaltigen Bandes vergriffen. Der Eindruck des Werkes war ein unbeschreiblicher. Eine Reihe von protestantischen Gegenschriften erschienen. Denifle hat in der Schrift: „Luther in rationalistischer und christlicher Beleuchtung" seine Hauptgegner Harnack und Seeberg mit den siegreichen Waffen seiner unerbittlichen Logik und Kritik zurückgewiesen. Als der Sturm der Erregung sich allmählich legte, begannen die wissenschaftlichen Resultate dieses Werkes auch bei einsichtigen protestantischen Theologen und Historikern Beachtung und Würdigung zu finden. Denifles einzig dastehende Kenntnis der geistigen Strömungeu und Richtungen in den Jahrhunderten vor Luther setzte ihn in den Stand, des Reformators Entwicklungsgang und Lehre aus der Zeit heraus zu erklären und zu beurteilen.*)

Die erste Abteilung des 1. Bandes ist inzwischen in zweiter durchgearbeiteter Auflage erschienen, die zweite Abteiluug dieses Bandes erscheint demnächst in ganz neuer Form unter dem Titel: „Die abendländischen Schriftausleger bis Luther über Justitia Dei (Rom. 1, 17) und Justificatio. Ein Beitrag zur Geschichte der Exegese, der Literatur und des Dogmas im Mittelalter." Wie so viele seiner anderen Werke, ist auch Denifles Lutherwerk ein gewaltiger Torso geblieben.

Wenn wir uns fragen, welches die treibenden Kräfte und Ziele dieses Forscherlebens waren, wenn wir psychologisch Denifles Lebensarbeit erklären wollen, dann müssen wir auf seine ganz außerordentlichen intellektuellen und ethischen Eigenschaften hinweisen. Denifle besaß einen scharfen, durch aristotelische Studien gestählten Verstand und eine durchdringende, auch in den verworrensten Fragen sich leicht zurechtfindende Logik und dazu ein staunenswertes Gedächtnis. Mit dieser herrlichen Ausrüstung zum wissenschaftlichen Forschen verband sich eine eiserne Willenskraft und Ueberzeugungsfestigkeit, eine tiefreligiöse Gesinnung und eine treue Anhänglichkeit an die Kirche und an seinen Orden. Gerade bei den schwierigsten Fragen war Denifle in seinem Elemente, hier fand sein Spürsinn neue Dokumente, hier stürzten unter den Hammerschlägen seiner Polemik die stützenlosen Forschungsgebilde von manch anderen Gelehrten zusammen. Besonders wo Denifle Phrasen, Halbheit oder gar Unehrlichkeit fand, da konnte seine Feder sehr scharf und spitzig sein.

In seinem persönlichen Leben war Denifle eine anspruchslose, einfache, man möchte fast sagen, kindliche Natur. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, seine großen Studienreisen — er hat die Bibliotheken von Portugal bis Rußland durchforscht — brachten ihn mit Gelehrten verschiedener Länder und verschiedener Richtungen in Fühlung und Freundschaft. Denjenigen besonders, die durch ihr Arbeitsgebiet ihm näher standen, und die seiner Anregung sich erfreuen konnten — auch der Schreiber dieser Zeilen darf sich darunter zählen — wird Denifles Kerngestalt unverwischt im Gedenken haften als ein hehres Ideal wissenschaftlichen Forscherfleißes und als ein leuchtendes Vorbild mannhaften ritterlichen Eintretens für Wahrheit, Glaube und Kirche.

*) Einen interessanten Beitrag für die internationale Wertung von Denifles Lutherwerk bildet, wie der „Köln. Volkszeitung" (Nr. 512) aus Rom berichtet wird, die von der Universität Cambridge für die Promotion Denifles zum Ehrendoktor vorbereitete Formel, aus welcher evident hervorgeht, daß die seltene Auszeichnung sich auch ausdrücklich auf das „quellenmäßige" Lutherwerk bezog.

Im Gewitter.

Schon sank die Sonne hinterm Wald
In seltsam gelber Fieberglut,
Doch lastet schwere Schwüle noch,
Unheimlich still die Tiefe ruht.

Von fernher aber wuchtet, wirrt
Der Wolken ungestüme Flucht,
Und Blitze flammen, Donner drohn
Aus tiefer dunkler Himmelsschlucht.

Auf, meine Schmerzen, nun im Sturm,
Auf, aus der Seele tiefem Schoß,
Und ringt, bis ihr erschlagen seid,
Mir meinen Himmel wieder los.

Münster i. W. — Christoph Flaskamp.

Professor Dr. Paul v. Schanz †.

Nachruf von Dr. Eberhard Dentler.

II. (Schluß.)

Die Belesenheit des Tübinger Apologeten war immens, sie erstreckte sich auf viele Gebiete, auf zeitgenössische und alte, deutsche und ausländische Literatur. So war es denn kein Wunder, daß er in allen Fragen der Verteidigung des Glaubens ein gewichtiges Wort mitsprach und mit der Zeit sich das Ansehen eines Gelehrten von erstem Range erwarb. Einen für alle seine Verehrer wohltuenden Ausdruck fand diese Anerkennung dadurch, daß er beim fünften internationalen Kongreß katholischer Gelehrter zu München im Herbst 1900 zum Vorsitzenden der religionswissenschaftlichen Sektion erkoren ward. Er verdiente sich dabei durch sein Geschick, seine Ruhe und Unparteilichkeit, sowie durch die belehrenden und kritischen Bemerkungen, die er fast jedem Vortrag selbst hinzufügte, den Beifall und Dank der Teilnehmer. Von 1899/1900 bekleidete der Verblichene die Würde des Rektors der Universität Tübingen. Noch mag erwähnt sein, daß Gelehrsamkeit und rastloses wissenschaftliches Arbeiten Schanz nicht hinderten, fortwährend innige Fühlung mit dem Leben zu halten, an den katholischen Bewegungen reges Interesse zu betätigen, die katholische Presse tatkräftig zu fördern. Wenn er den ganzen Tag angestrengt geistig gearbeitet hatte, war er abends noch dafür zu haben, bei der Vereinigung einer katholischen Studentenkorporation als sehr geschätzter Gast zu erscheinen und an die jungen Geister ein anregendes Wort zu richten.

Professor Dr. Belser, Kollege des Verstorbenen und derzeitiger Dekan der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen, bezeichnete in einem Nachruf am Grab als dessen eigentlichen von der Vorsehung ihm bestimmten Lebensberuf die Apologetik und Dogmatik. Zu diesem sei er aufgestiegen durch drei Etappen: die gründliche dogmatisch-philosophische Vorbildung unter Kuhn, die ebenso gründliche naturwissenschaftliche Ausbildung und Erstehung dieses Professoratsexamens und endlich die Uebernahme der neutestamentlichen Exegese als Nachfolger Aberles mit Herausgabe der diesbezüglichen Werke. Damit ist treffend gewürdigt, welche ausgezeichnete Dienste dem Verstorbenen bei Bearbeitung der Apologetik insbesondere seine reichen theologisch-biblischen und seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse leisteten. Die beiden Hauptgebiete, auf denen heute die Apologetik sich zu betätigen hat, sind ja doch die Bibel, die tausendfach von der Kritik angegriffen und deren Irrtumslosigkeit als ein überwundener Standpunkt erklärt wird, und anderseits die Naturwissenschaft, die in ihren verschiedenen Zweigen gegen den christlichen Gottesglauben, die Lehre vom Ursprung des Menschen, von der Erde und dem Menschen als moralischem Mittelpunkt des Universums, vom Wunder usw. angerufen wird. Schanz war immer der Anschauung, daß auf diesen Feldern die gefährlichsten und die wichtigsten Schlachten zu schlagen seien, gefährlicher noch als die auf dem Gebiete der Philosophie und Spekulation, schon aus dem Grunde, weil jene Fragen für viel weitere Kreise Verständnis und unmittelbares Interesse darbieten. Die Hl. Schrift gegen die Kritik zu verteidigen und die Einwendungen der Naturforscher zurückzuweisen, konnte er sagen, sei heutzutage dringlicher, als alte Spekulationen in der früheren Breite und Behaglichkeit fortzuspinnen. Darin lag jedoch keineswegs eine grundsätzliche Geringschätzung der Philosophie und spekulativen Theologie. Schanz war ein zu allseitiger Gelehrter und Theologe und auch zu sehr Schüler Kuhns, um der Beiseitesetzung von Philosophie und spekulativem Eindringen im Bildungsplan des Theologen das Wort zu reden. Tatsächlich beschäftigte er sich auch selbst viel mit Philosophie, der älteren und der neueren. Kant und dessen Einfluß auf die moderne Theologie und Apologetik hat er speziell studiert. Kam es auch in Fragen der Philosophie und Spekulation zwischen ihm und neuscholastischer Seite zu Kontroversen, so wäre es doch verfehlt, diese für einen getreuen Maßstab zu nehmen zur Würdigung der Stellung unseres Gelehrten gegenüber der neuerwachten thomistischen Philosophie. Er hielt wohl einzelne scholastische Thesen, namentlich kosmologische, für nicht mehr vereinbar mit der heutigen Wissenschaft, war aber doch tief überzeugt von unverrückbaren Prinzipien der scholastischen Philosophie und ebenso der scholastischen Apologetik und stand dem neuen Aufschwung der christlichen Philosophie nach scholastischen Grundsätzen sympathisch, ja sogar tatkräftig fördernd gegenüber, wofür unwidersprechliche Beweise vorliegen. Er ließ sich aber auch nicht nehmen, an modernen Ideen manches brauchbar und berechtigt zu finden und für sie eine gewisse Freiheit zu beanspruchen. So konnte er es schwer ertragen, wenn sein Lehrer Kuhn, von dem

er immer mit größter Verehrung sprach, einer heterodoxen Lehre oder einer mit den Grundlagen der christlichen Philosophie absolut unvereinbaren Spekulation bezichtigt oder wenn überhaupt der deutschen Theologie der jüngeren Vergangenheit Wert und Verdienst abgesprochen wurde. Das litt er nicht, und er wies dann, den letzteren Punkt anlangend, hin auf die Schwierigkeiten, mit denen diese deutsche katholische Theologie zu ringen gehabt, und behauptete, daß sie trotz allem sich zu einer den Anforderungen der Zeit besser gewachsenen Wissenschaft herausgearbeitet habe als die Theologie gewisser romanischer Völker, die ihren Adepten nicht den nötigen Schutz und Rückhalt zu verleihen vermochte gegen die modernen Angriffe. Die Auffassung hatte gewiß ihre berechtigte Seite. Wer aber nicht durchweg mit ihr einverstanden ist, möge mir zugut halten, wenn ich in diesem Nachruf schon aus Gründen der Pietät nichts anderes darin erblicken will als einen schönen Zug der Solidarität des Verblichenen mit der katholischen Tübinger Schule und der deutschen Wissenschaft.

Die Exegese und Bibelwissenschaft beherrschte Schanz souverän. Er blieb, auch nachdem er sie mit dem Lehrfach der Dogmatik und Apologetik vertauscht hatte und im Dienste dieser Disziplinen verwertete, doch immer in ihr Meister und Auktorität und verfolgte aufmerksam ihren Fortschritt. Wie ich höre, trug er sich noch mit dem Plane, eine biblische Theologie zu verfassen, wozu er der rechte Mann gewesen wäre. Die vier von ihm veröffentlichten Evangelienkommentare sind hochbedeutsame Werke von dauerndem Werte. Dieses Urteil hörte ich noch vor kurzem aus dem Munde eines der ersten französischen Exegeten, der Schanz als Evangelienkommentator zusammen mit Maldonat nannte. Keiner, der exegetisch tätig sein will, kann diese exakt gearbeiteten Kommentare entbehren, die alte wie neue Erklärungen, katholische und protestantische, nicht bloß registrieren, sondern mit feinem Takte gegen einander abwägen. Man erhält ein Bild sowohl von der traditionell kirchlichen Auslegung wie von der durch die Kritik geschaffenen Lage. Der letzteren macht Schanz wenig Zugeständnisse von eingreifender Bedeutung, weder in bezug auf Autorschaft und Abfassungszeit, noch in bezug auf Ueberarbeitungen, verschiedene Traditionsschichten, spätere Zusätze. Die Tradition, die alte Bezeugung galt ihm als die in erster Linie zu befragende Instanz und, wenn so bestimmt und einmütig lautend wie über die Entstehung der Evangelien, wie namentlich über den Verfasser des vierten Evangeliums, als ausschlaggebend. Auf diesem Standpunkt blieb er auch allen neuerdings erfolgten Angriffen gegenüber. Daneben widmete er der inneren Kritik höchstmögliche Beachtung. Zur Erklärung des Verhältnisses der synoptischen Evangelien zueinander trat er früh für die Benützungshypothese ein, überzeugt, daß keine andere zum Ziele führe, beobachtete aber insofern eine Mittelstellung, als er sich auch Vorteile der Traditionshypothese aneignete, jeden Evangelisten aus dem ihm reichlich zu Gebote stehenden Material der eigenen Erlebnisse oder zuverlässiger Ueberlieferung schöpfen ließ. — Viel beschäftigte den Apologeten die Frage der Inspiration. Deren Begriff faßte er von Anfang an so den kirchlichen Entscheidungen entsprechend, daß er ihn in keiner Weise zu modifizieren nötig hatte, als Leo XIII. in der Encyklika Providentissimus jene nachdrücklich einschärfte und den katholischen Exegeten normative Weisungen erteilte. Bei allem Festhalten an der Lehre der Konzilien über Wesen und Sinn der Inspiration glaubte er aber doch, daß für den Exegeten noch genügend Spielraum sei, um auch dem menschlichen Faktor bei Entstehung der heiligen Schriften sein gebührendes Recht zuzuweisen und um den wissenschaftlichen Schwierigkeiten begegnen zu können. Betrachtete er als feststehend, daß die ganze Heilige Schrift mit allen ihren Teilen inspiriert, also ein Unterschied zwischen inspiriertem und nichtinspiriertem Inhalt nicht zulässig sei, so hielt er doch eine Unterscheidung zwischen Religiössittlichem und Profanem in der Hl. Schrift bei Anwendung des Inspirationsbegriffes für geboten.

Sein Hauptwerk, aufgebaut auf sämtlichen vorausgegangenen Studien, ist seine dreibändige Apologie des Christentums, in erster Auflage erschienen 1887/88. Die Vollendung der dritten Auflage bereitete er noch selbst vor, erlebte sie aber nicht mehr. Noch auf dem Todbette las er die Druckbogen und sagte, von einem Besucher dabei betroffen, in seiner ergebenen Ruhe: es wird bald heißen, der Verfasser ist während der Durchsicht gestorben. Der hervorragende Wert dieser Apologie mit ihren drei Teilen (Gott und der Natur, Gott und die Offenbarung, Christus und die Kirche) beruht auf ihrer Universalität und darauf, daß sie die naturwissenschaftlichen, die kultur- und religionsgeschichtlichen Probleme nicht weniger eingehend und sachkundig berücksichtigt als die biblisch-theologischen. Die Naturwissenschaft hatte Schanz früh geliebt und gepflegt und sie begleitete ihn wie eine erste Liebe durchs ganze Leben. Man muß es aus seinen Vorlesungen gehört haben, wie ihn die Natur anzog und wie er in ihrem Buche zu lesen verstand. Da erklärte er vieles auch verständlicher und anschaulicher als in seiner gedruckten Apologie, die, wie alle seine Werke, ziemlich hohe Anforderungen an den Leser stellt. Wie war er versiert und auf dem laufenden über die Deszendenztheorien, ihre verschiedenen Ausgestaltungen und jeweiligen Geschicke, über die Fragen der Biologie, des Lebens, seiner Formen und seiner Entstehung! Mit welcher Klarheit wußte er naturwissenschaftliche Ergebnisse wie das von der Unmöglichkeit der Urzeugung zu verwerten als Dinge, die die ruhige Forschung der Neuzeit gewissermaßen von selbst und ungesucht der christlichen Gotteslehre zum willkommenen Tribute gereicht! Wir lernten von ihm nie etwas anderes als Vertrauen zur Wissenschaft der Natur, trotzdem so viele ungläubige Vertreter derselben sie als ein Mittel gebrauchen möchten, das Christentum zu vernichten. Schanz war durchdrungen von der Ueberzeugung, daß durch den naturnotwendigen Prozeß der wissenschaftlichen Arbeit von selbst falsche Hypothesen ausgeschieden und überwunden werden, die Wahrheit aber sich durchsetze und ins Licht trete, und daß diese sichere natürliche Wahrheit nie der christlichen widersprechen könne. Die dreibändige Schanzsche Apologie schaut uns an wie ein Triumph des katholischen Christentums gegenüber der gesamten modernen Leugnung, Anfechtung, Bekämpfung und Bemängelung. Alle wichtigen Probleme, die Schöpfung, Christentum und katholische Kirche darbieten, sind hier aufgerollt und die Lösungen, die sich ergeben nach ernstesten und gewissenhaftesten Auseinandersetzungen mit ersten Vertretern der Wissenschaft auf den diversesten Gebieten, sie lauten dahin, daß unsere christkatholische Anschauung durchgängig die wahre und berechtigte ist, angefangen von unserer Gottes- und Schöpfungslehre bis zu dem den Bau krönenden Satze vom Primate und dem mit ihm verbundenen Privileg der lehramtlichen Unfehlbarkeit: alle unsere Positionen erweisen sich als vernünftig und wissenschaftlich begründet, bestätigt durch die Sprache der Welträtsel, garantiert durch das Wort der Offenbarung. Paul v. Schanz war eigentlich schon in seiner Person eine lebendige Apologie. Denn er kannte wie selten einer die sämtlichen Einwürfe der Gegner auf die Grundlagen und die einzelnen Wahrheiten unserer Religion. Anderseits war er zu ehrlich, um irgend einem Einwurf das Gewicht abzusprechen, das er ihm wissenschaftlich zuerkennen mußte. Nun hat er aber am letzten Tage seines Gelehrten- und Forscherlebens auch nicht eine Wahrheit unseres Glaubens, auch nicht ein einziges Wort der göttlichen Offenbarung als von den Gegnern widerlegt zugestanden und preisgegeben.

Ein Wort möchte ich noch anfügen über die Stellung, die Schanz einnahm zu neueren, besonders von französischer Seite ausgegangenen Bestrebungen und Versuchen, eine von der herkömmlichen verschiedene apologetische Methode einzuschlagen. Er hat diese Versuche, die sich an die Namen Ollé-Laprune, M. Blondel, Fonsegrive, Denis u. a. knüpfen, aufmerksam verfolgt, auch ihnen eine eigene Schrift gewidmet (Ueber neue Versuche der Apologetik, 1897). Die genannten Bestrebungen sind darauf gerichtet, die alte intellektualistische Apologetik, die in erster Linie mit den Wundern und Weissagungen operiert, als nicht mehr genügend und dem modernen Denken nicht mehr entsprechend, zu ersetzen (oder doch zu ergänzen) durch die sog. Apologetik der Immanenz, durch psychologische und moralische Beweise, durch die Berufung auf die Bedürfnisse des menschlichen Herzens, sein Ungenügen außerhalb der christlichen Wahrheit, das menschliche Wollen und Handeln. Schanz hielt immer fest an der Kraft und dem objektiven Wert der alten Vernunftbeweise. Aber er verkannte auch den Wert der psychologischen Argumente nicht. Er wollte darum nicht engherzig denen den Weg verlegen, die in guter Absicht auf eine viele moderne Menschen mehr ansprechende Weise für die Wahrheiten des Christentums gewinnen möchten. Wußte er auch wohl, daß der eine oder andere Vertreter dieser modernen Methode entschieden zu weit ging und nicht ungefährliche Bahnen beschritt, so war er doch im ganzen gegen die bezeichnete Richtung recht mild, ja nicht ohne Sympathie. Man mag in seinem weitgehenden Zugestehen der Bedeutung von Wille und Herz für das Zustandekommen der Glaubensüberzeugung eine Nachwirkung Kuhnscher Ideen erblicken.

In seiner Dogmatik bevorzugte Schanz die geschichtliche Methode vor der spekulativen. So entsprach es seinem Naturell, das positiv, empirisch und geschichtlich gerichtet war. So glaubte er auch seine Schüler am besten auszurüsten gegen die vorherrschenden Gefahren der Zeit. Sie sollten der Kritik Rede

stehen lernen auf die Einwendung, daß die Sätze unseres Glaubens erst im Laufe der Zeit durch wesentliche Veränderung des Ursprünglichen geworden seien, sie sollten auch Einsicht gewinnen in die wirkliche Entwicklung, die die katholische Theologie durchlaufen hat, und Termini der Lehrentscheidungen aus der Sprache der Zeit und den berücksichtigten Gegensätzen begreifen. Uebrigens hielt die bevorzugte Methode unseren Dogmatiker nicht ab, wie es katholisches Herkommen ist, von der fixierten Kirchenlehre seinen Ausgang zu nehmen. Auch seine vielbewunderte „Lehre von den hl. Sakramenten der katholischen Kirche" (1893) ist auf den eben bezeichneten Prinzipien aufgebaut. Gerühmt wird an ihr ein ebenso gründliches wie ausgedehntes Wissen, Vertrautheit mit der Väterlehre, Berücksichtigung der neueren protestantischen Autoren, ein korrektes und dabei in Kontroversen maßvolles Urteil. Das Buch setzt beim Leser eine ziemliche theologische Vorbildung voraus.

Nun ruht er, der edle Priester, der hochangesehene Gelehrte, der verdienstvolle wissenschaftliche Kämpfer um die Sache des Glaubens, dem Leibe nach bestattet, wie er es gewünscht, in seiner Heimatstadt Horb a. N. Der nimmerrastende Geist aber hat seine Ruhe gefunden in Gott, der denkbar höchste Lohn für alle seine Bemühungen um die Verteidigung der Lehre Jesu Christi.



Hermann von Lingg †.

(1820—1905.)

Von

Lorenz Krapp.

Am Sonntag den 18. Juni frühmorgens ist Hermann Lingg ruhig entschlafen. Es war nichts weiter mehr als ein Hinübergleiten aus einer stillen Traumwelt in eine andere Welt. Denn der junge bayerische Militärarzt, der gleich Lord Byron im Sattel des dahintrabenden Pferdes einst manchen Vers geschrieben, war längst zum müden, gebrechlichen Greis geworden, den seine Tochter, die treue Pflegerin, über alles Mißgeschick, das Lingg reichlich im Leben zuteil geworden war, und das ihn auch im Alter nicht verließ, hinweghob. Jahrelang vermochte sie es, das seine Tage verträumende und verplaudernde „Kind im Silberhaar", wie Alfred Beetschen ihn schön und wahr genannt hat, über den Tod seiner Gattin hinwegzutäuschen. Der Tod seines letzten Sohnes war der letzte Schlag, der den Alternden seinerzeit noch voll bei Bewußtsein traf.

Es lag eine herbe Tragik in diesem späten Tod des Mannes, der jugendfrisch einst gesungen hatte: „Nicht mir ein hohes Alter! — Nicht mir im Abendrot — Des Lebens letzten Psalter! — Nicht mir den Greisentod!" Der Letzte aus dem Kreis der Vertrauten um Geibel ging mit ihm dahin. Und auf der Linie Platen-Geibel liegt auch seine künstlerische Bedeutung. Ganz jene süße, gleitende Melodik der Sprache, das Verhaltene des Tonfalls, die ernste Schönheit und Klarheit der Idee. Seine Lyrik ist wie ein Strauß aus fernen Gärten. Da dunkeln nordische Sommernächte über den Seen der Hertha, der schwarze Tod kommt „vom Aegyptenland in roten Nebelschleiern", im Eichenhain hört er Attilas Schwert nächtens dröhnen. Eingefrorene Schiffe liegen im blutigen Nordlichtschein zwischen Eisbergen, und gleich darauf wieder tönt ein Schlachtlied der Kohorten. Lauter Töne, die unsere Lyrik von heute so seltsam fremd anmuten, die wir gar nicht mehr finden, obwohl ihr süßer Wohlklang uns ergreift und voll Heimwehs nach dieser Zeit kristallener lyrischer Formen macht.

Seine Dramen haben es über den Achtungserfolg Geibelscher Tragödien nicht hinausgebracht; um so mehr aber wirkte sein Epos „Die Völkerwanderung". Es hier zu zergliedern, ist unmöglich; ebenso auch, nur wenige Gestalten aus der Fülle der Personen herauszugreifen, die das Werk heraufbeschwört. Auch hier wieder jene Erscheinung, die den Nachklassikern und vor allem auch Geibel eigen war, daß nämlich alle Gestalten anmuten wie von gleichem Blut, aus gleichem Stamm, mit gleicher Persönlichkeit. Alle reden und handeln sie in der gleichen waffenfrohen, ins Heroische spielenden Art. Aber eine schärfere Differenzierung und Individualisierung der Gestalten war eben wohl bei der Fülle der Geschehnisse eine Unmöglichkeit.

Der letzten einer aus der Schar jener, welche, wie Raphael Mengs auf malerischem, so auf dichterischem Gebiete den Kult hellenisch angehauchter Ideenklarheit und den Kult der schönen Linie hochhielten, ist in ihm gestorben.

Antonio Rosmini.

Zum 50. Todestage. (1. Juli 1905.)

Von

Jos. Laurent.

Am Fuße des Montblanc kann man die ganze Größe und Herrlichkeit des Bergriesen noch nicht genug von der der Satelliten unterscheiden, zumal wenn düstere Morgennebel sein Haupt umwölken. Geduld! Vor den Strahlen der aufgehenden Sonne werden sie sich zerteilen, und auf einige Entfernung hin wird er seinen vollen Glanz, noch erhöht durch die Harmonie der Linien, entwickeln können. — Dieser prophetische Vergleich, den Kraus in der wundervollen Alpenwelt der französischen Schweiz als Schluß zu seinem Rosmini-Essay niederschrieb, schien nichts weniger als in Erfüllung zu gehen. Fast zwanzig Jahre sind seither verflossen, und Rosmini ist weiteren Kreisen Deutschlands eine ebenso unbekannte Größe wie vordem; und doch hatte Kraus den ganzen Reiz seiner Darstellung, durchglüht von einer Begeisterung und Liebe, wie sie ein Jünger seinem Meister gegenüber nur haben kann, hineingelegt. Der 50. Todestag bietet Veranlassung, das Leben dieses edlen und originellen Geistes wieder ins Gedächtnis zu rufen.

Antonio Rosmini-Serbati stammte aus einem hochadligen Geschlechte in Rovereto bei Trient. Schon auf dem Lyzeum der berühmten Konzilsstadt entschied er sich gegen die anfängliche Absicht seiner Eltern und trotz starker Neigungen für die Malerei zum geistlichen Stande. „Wenn ich", äußerte er eines Tages zu seinem Begleiter, vor einer raffaelischen Madonna stehend, „wenn ich zwei Leben hätte, würde ich eines der Malerei widmen. Am Ende aber ist das Leben doch zu kurz, um es etwas anderem zu widmen als der Liebe Gottes und dem Dienste des Nächsten."

Frühreif und einen eigenen Weg suchend — der Verkehr mit nicht Näherstehenden war ihm stets eine Ueberwindung —, bezog er die Universität Padua und trieb sowohl literarische und ästhetische, als philosophische und theologische Studien, sowie höhere Mathematik, wie seine noch erhaltenen zahlreichen Aufsätze aus dieser Zeit beweisen. Schon im zweiten Jahre trat er in eine scharfe Polemik mit seinem Lehrer, dem Sensualisten Baldinetti, und trieb ihn sehr in die Enge. Nach längeren Exerzitien und ohne vorherigen Besuch eines Seminars erhielt er am 21. April 1821 die Priesterweihe.

Man muß sich der geistigen und sozialen Lage der Halbinsel wenigstens in ihren Hauptmomenten erinnern, um sich in etwa ein Bild von der Gedankenbewegung zu machen, in die der Zwanzigjährige hineingeriet. Hier liegt unseres Erachtens der Schlüssel zum Verständnis für den Entwicklungsgang und die Bedeutung des Mannes. — Vollständige Stagnation des Geisteslebens: die Scholastik lag darnieder, und seit dem Scheiterhaufen Brunos und der Gefangenschaft Campanellas war kein selbständiger Philosoph mehr aufgetreten, bis durch französische Einflüsse der Sensualismus Condillacs seinen Einzug hielt und Galuppi, bis zum 60. Jahre Zollschreiber, als erster mit seinen Orakeln über Cartesius, Locke, Reid, Kant u. a. hervortrat und mehr Verwirrung als Einheit schuf. Ueber die soziale Lage des niederen Klerus und Volkes ist in den letzten Jahren eine Reihe von Publikationen erfolgt, daß sie im wesentlichen so ziemlich bekannt ist. Hier eine durchgreifende Aenderung zu schaffen, sah Rosmini als die zweite Hauptaufgabe seines Lebens an. Für sein äußeres Leben war von besonderer Bedeutung der politische Einheitsgedanke, der längst die Gemüter ergriffen, den verwirklichen zu helfen er nicht nur wünschte, sondern sich sogar eine Mission zugedacht glaubte. Dieser dreifache Einheitsgedanke ist das Grundelement, ohne das sich Persönlichkeit und Bedeutung des großen Roveretaners nicht richtig begreifen lassen.

Schon am 20. Dezember 1825 war er in der Lage, den Plan zur Gründung der fraticelli della carità vorzulegen, einer ungezwungenen Vereinigung von Weltpriestern zum Zweck der eigenen Heiligung und organisatorischer Liebestätigkeit, die, später auch für das weibliche Geschlecht eingerichtet, den gemeinsamen Namen eines Instituto della carità erhielt und bald eine Verbreitung sogar bis nach England fand. Die Romreise im Jahre 1828, bei der er die Bestätigung für sein Institut nachsuchte und 10 Jahre später bekam, brachte ihm die nähere Bekanntschaft mit dem Kardinal Capellari, dem späteren Gregor XVI., und dessen lebenslängliche hohe Protektion ein. Außer der liebevollen Aufnahme des Papstes hatte er sich eines unbeabsichtigten Komplimentes zu erfreuen. Pius VIII. zeigte ihm einen Aufsatz aus der Memorie di Modena mit den Worten:

„So muß in unseren Tagen geschrieben werden.“ „Ein leichtes Erröten seines Gastes verriet dem Papste den Autor.“

Mit tausend Masten segelte er nun hinaus auf das offene Meer; sein Stern war im Steigen begriffen. Aber nicht gar zu lange! Schon einige Jahre vorher war als die Frucht seiner unausgesetzten philosophischen Studien der „Nuovo Saggio“, seine Erkenntnistheorie, erschienen, die ihn in lebhafte Polemiken mit Mamiani, damals noch Anhänger Gallupis, des Destillators des französischen Sensualismus, Testa und vor allem mit Gioberti verwickelte. Eine Parallele bzw. Gegenüberstellung dieser beiden Männer muß man bei Paoli und in einzelnen Mitteilungen von Glanzstellen bei Kraus nachlesen. Eine solche würde, an sich schon interessant genug, diese Zeit unseres Philosophen und seine ganze Persönlichkeit überhaupt am besten charakterisieren. Hier müssen wir uns auf die Herausstellung der Entwicklung Don Antonios beschränken. Er hatte die Idee des Seins, das esse ideale indeterminato, als das Letzte und Erste in unseren Ideen erkannt, als das, was allen zugrunde liegt und ohne das nichts erkannt werden kann. Sie stammt wegen ihrer Unbestimmtheit, Ewigkeit und Unendlichkeit nicht aus der Erfahrung und kann auch nicht durch Abstraktion gewonnen werden. Sie muß also angeboren sein. Mit dieser angeborenen Idee des Seins verbindet sich nun infolge der Einwirkung eines äußeren Gegenstandes auf unser sinnliches Wahrnehmungsvermögen die Sensation. So ist aus der abstrakten Idee des unbestimmten Seins die Idee eines determinierten Gegenstandes geworden, die dann wieder durch Universalisation und Abstraktion zu den allgemeineren konkreten und abstrakten Ideen wird. Soweit sein Werk. Die Polemik mit Gioberti zwang ihn aber, seinen „ideologischen Psychologismus“, wie er ihn nannte, zu modifizieren und zum Realismus überzuschwenken. Ferner hat sie der theologisch-philosophischen Literatur ein goldenes Büchlein, die „Theodicea“ eingebracht, von der Werner im ersten Bande seines Werkes „Suarez und die Scholastik der letzten Jahrhunderte“ eine brauchbare Analyse geboten hat. Noch zu erwähnen ist der äußerst gehässige Angriff eines Pseudonymen Eusebio Christiano, der seine Rechtgläubigkeit und Liebe zur Kirche in Zweifel zog.

Da kam das Jahr 1848. Seitdem Döllinger und Kraus in ihren bekannten Werken diese stürmische Periode dargelegt, ist eine weitere Schilderung unnötig. Das ganze Schicksal Rosminis, das seiner Sendung als Gesandter Sardiniens durch Gioberti, den einstigen Gegner und damaligen Ministerpräsidenten, zum Zwecke von Konkordatsverhandlungen folgte, ließe sich a priori aus seinem bisherigen Entwicklungsgang erschließen: Er, der intuitive Denker aus dem stillen Stresa sollte die aufgeregten Wogen der Revolution niederwerfen! Die Treulosigkeit der piemontesischen Regierung brachte ihn in Verdacht beim päpstlichen Hofe und die Herausgabe seiner Cingue piaghe della Santa Chiesa und seines Costituzione schuf ihm ein Heer von Gegnern, die das Ansehen sowohl des Philosophen als ganz besonders des treuen Sohnes der Kirche stark erschütterten. Völlig vernichtet wurde es wenigstens in den Augen der großen Menge durch den Ausgang der Revolution und die Indizierung seiner letztgenannten Werke. Mit schlaffen Segeln lief er wieder in dem stillen Hafen seines Klosters ein. Seine ganze Tätigkeit war von jetzt ab nur mehr der persönlichen Heiligung, von der uns Paoli kostbare Züge hinterlassen hat, und dem Ausbau seines philosophischen Systems gewidmet. Sein Lieblingskind, das Instituto, hatte durch den äußeren Schlag sehr gelitten. Nur die Hoffnung auf seinen treuen Gott vermochte ihn noch hochzuhalten, bis er am 1. Juli 1855 seine edle Seele in die Hände ihres Schöpfers zurückgab.

Und Rosminis Vermächtnis? Italien ist längst ohne sein Zutun und sogar wider seine Pläne geeint, die soziale Lage des niederen Klerus und Volkes ist im wesentlichen dieselbe wie früher, und die italienische Philosophie ist nichts weniger als geeint; Kantianer, Hegelianer, Pessimisten, Positivisten und tausend andere Richtungen laufen wirr durcheinander. So sind alle seine Ideale unerfüllt geblieben, nur daß er auf allen drei Gebieten sein Menschenschärflein beigetragen hat, um gebrochenen Herzens zum Vater hinüberzugehen. Seine politischen Bestrebungen haben den streitenden Extremen vielleicht einige Mäßigung auferlegt und von weitem die Wege geebnet. Seine philosophischen Arbeiten haben den Wert eines originellen Geistes und haben die wissenschaftliche Tätigkeit in Fluß gebracht. **Allein** seine christliche Liebestätigkeit hat ihn überdauert;*) aber auch sie war nur ein Tropfen auf glühendes Eisen. Was sich aber aus dem Chaos dieser Arbeiten als Festes, Unvergängliches heraushebt, ist seine einzige Persönlichkeit. Der „Heilige“ Rosmini ist sein größter Ruhm. Und was sein Vollbringen zu wünschen übrig läßt, ersetzt uns sein Wollen. In der Tat braucht unsere Zeit sowohl in Deutschland als in Italien vor allem der großen, zusammenfassenden Gedanken; zunächst der harmonischen Vereinigung des Priestertums der Wahrheit und Liebe, jener „Augensterne des Christentums“, wie Kraus sie nennt, die allein die europäische Menschheit vor der ostasiatischen Gefahr dauernd zu retten vermögen, die einigende Arbeit an Ideal und Leben, Theorie und Praxis, die allein die Probe des Wahrheitsstrebens und fruchtreicher äußerer Tätigkeit ist. Wahrheit und Leben sind korrelate Begriffe, die, von einander getrennt, eitel Trug und Schein sind. Ferner das Streben der philosophischen Richtungen nach einer höheren Einheit, einem Standpunkte, der die Wahrheitsmomente einer jeden herauszustellen und zu verwerten geeignet ist. Und da muß naturgemäß mit der Grundlegung einer allgemein befriedigenden Erkenntnistheorie begonnen werden. Rosminis Wollen darf also auch uns noch als Ideal vorschweben. Ob in Deutschland oder Italien ein Vollbringer kommt? Wir wissen es nicht. Die göttliche Vorsehung scheint aber den endgültigen Sieg der Kirche noch weit hinausgeschoben zu haben.

*) Nach sicherem Vernehmen wird auch in Deutschland in nicht allzuferner Zeit eine Tochterstiftung erstehen.

Rote Rosen.

Dunkelrote, duftende Rosen,
Die in dem schlanken Kristallglas glühn,
Neigen die vollen Blumenkelche
Aus der Blätter verhüllendem Grün.

Kann ich eure Sprache wohl deuten,
Die ihr vom heißesten Sonnenkuß brennt;
Seid ihr ein Sinnbild glühender Liebe,
Die überwindet, was hemmet und trennt?

Saget mir nicht, daß der feurige Atem,
Der euch erschloß, auch dem Tode euch weiht!
Jetzt noch blüht ihr und duftet und leuchtet —
Die Welt ist so schön! — 's ist Rosenzeit!

Cöln. M. Bachem-Sieger.

Okkulte Geisteskräfte und Wissenschaften.

Von

H. Mankowski-Danzig.

So alt die Menschheit ist, so lange bemüht sie sich unter Aufbietung aller Kräfte, die geheimsten Vorgänge des Lebens, das Metaphysische, zu enträtseln; allein die tiefsinnigsten Denker stoßen bei ihren Forschungen auf unüberwindliche Schwierigkeiten, und kein Sterblicher vermag den über der Erscheinungswelt ausgebreiteten Schleier zu lüften, welcher die sichtbare von der unsichtbaren Welt scheidet. Der Mensch hat zwar die einzelnen Seelenkräfte klassifiziert und redet von einer geläuterten Vernunft, einem klaren Verstande, einem starken Willen und einem zarten Gemüte; doch über die letzten Ursachen der seelischen Vorgänge vermag er sich keine oder doch keine genügende Rechenschaft zu geben, so daß das von Weltschmerz und Resignation erfüllte Wort Du Bois': „Ignoramus et ignorabimus“ für alle Zeiten gelten wird.

Die geistigen und leiblichen Gaben sind bekanntlich sehr verschieden unter den Menschen verteilt. Neben dem Riesengeiste steht der Analphabet, der nicht einmal die wenigen Zeichen der Schriftsprache zu erfassen vermag. Niemand wird die **Entwickelungsfähigkeit** und **Bedürftigkeit** bestreiten wollen. Wie es aber Grenzen des Naturerkennens gibt, so sind auch der Entwickelung des Geistes Grenzen gesetzt, über die er nicht hinaus kann. „Niemand kann aus seiner eigenen Haut heraus“, heißt es im Volksmunde. Wer also auf der menschlichen Stufenleiter nicht oben steht, wird mit einer anderen Stelle vorlieb nehmen müssen, und die große Masse wird stets **unten** zu finden sein.

Alle Erziehung und aller Unterricht vermögen diesen Unterschied nicht auszugleichen, und vergebens bemüht sich der kleinere Geist, mit dem stärkeren Schritt zu halten. Dieser dominiert und feiert Triumphe, jener schaut ohnmächtig zu, und keine Kraft ist imstande, ihm im allgemeinen Wettlaufe um die Palme zum Siege zu verhelfen.

Da kommen nun aus dem Lande der Sensation Nachrichten über geradezu erstaunliche Errungenschaften auf dem Gebiete der geistigen Vervollkommnung. Laster werden spielend zu Tugenden verwandelt. Der Menschheit winkt eine neue Welt voll ungeahnten Glückes, hoher Vervollkommnung und unermüdlicher Ausdauer, und so wird gewiß jeder mit beiden Händen zugreifen und die Sonnenhöhen des Ruhmes und der eigenen Selbstbefriedigung erreichen wollen.

Das „New York Institute of Science“ zu Rochester hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Wissenschaft des Okkultismus der Oeffentlichkeit zu übergeben und neues Leben zu verbreiten. Der geneigte Leser wird gut tun, seine Erwartungen etwas niedriger zu spannen und die Botschaft vorsichtig aufzunehmen. Die anscheinend erste Nummer des „Magazin der Inspiration“ hat einen starken amerikanischen Beigeschmack und riecht sehr nach Reklame, um einen Kursus in Hypnotismus an den Mann zu bringen. Auf irgend eine Weise trat ich vor ein paar Jahren mit genanntem Institute in Korrespondenz, habe mich aber bisher trotz vieler Zuschriften nicht zum Bezuge des Kursus entschließen können, obgleich er nur 25 Mark kostet und noch ein ganz neuer Kursus in Hindu-Hypnotismus gratis verabfolgt wird.

Sehen wir uns das „Magazin der Inspiration“ etwas an. Ueber „subjektive Geisteskraft“ heißt es dort: „Die letzten Jahre des letzten Jahrhunderts hatten großen Fortschritt in Kunst und Wissenschaft aufzuweisen; aber keine derselben ist weiter vorgeschritten als die Psychologie. Während der letzten 25 Jahre haben sich einige der besten Denker (welche?) mit voller Energie einzig damit beschäftigt, die Wirkung und Macht der Geisteskräfte in ihrem Verhältnis zum Körper durch Studium, Experiment und Untersuchung zu ergründen. Der größte (!) dieser Forscher stellt die Hypothese auf, daß der Geist eine Doppelnatur besitzt, deren Sitz im Cerebrum oder großen Gehirn bzw. im Cerebellum, dem kleinen Gehirn am Hinterkopf, zu suchen ist. Die erstere bezeichnet er als objektiv. Sie enthält das Denkvermögen, Vernunft und moralische Fähigkeiten. Es bezieht sein Wissen durch die fünf Sinne. Den anderen Teil bezeichnet er als das subjektive „Gemüt“. Dieser Teil beherrscht die Funktionen des Körpers: das Atmen, die Zirkulation des Blutes, die Verdauung, den Stoffwechsel, die Verteilung der Speisen. Absonderungsorgane sowie Muskel- und Nervensystem sind auf denselben angewiesen. Er bestimmt die Menge sowie die langsamere oder schnellere Bewegung des Blutes in den verschiedenen Organen. Er kann daher auch Entzündungen erzeugen oder beseitigen. Ihm ist das Straffmachen oder Erschlaffen der Muskeln zuzuschreiben. Dies „Gemüt“ ist leicht zu beeinflussen. Wenn das objektive Gemüt schläft oder passiv ist, so ist es empfänglich für Einflüsse, glaubt an sie und handelt nach jeder Anweisung, die es erhält. Das subjektive Gemüt erhält seine Nachricht von den fünf Sinnen durch Uebertragung vom objektiven Gemüt (dem großen Gehirn) und von anderen subjektiven Gemütern durch Telepathie.

Diese Ansicht wird heute von den meisten Metaphysikern für richtig gehalten. Auf diese Doppelfähigkeit des Gemütes berufen sich die Anhänger der geistigen Heilmethode in ihrem Verfahren, die Krankheit zu vertreiben und dieselbe durch gesunde Stoffe zu ersetzen. Sie behaupten, daß jeder Körper schlummernde Kräfte enthält, die fast jede Krankheit, von welcher der Körper befallen wird, beseitigen können. Das, was gewöhnlich als Naturheilung bezeichnet wird, ist in Wahrheit nur eine Anstrengung des Körpers, sich durch das subjektive Gemüt von Krankheit zu befreien. Dieses Gemüt, welches die Funktionen des Körpers beherrscht, kann die Heilung fördern oder hindern. Die geistige Heilung beruht also auf zeitgemäßer Anweisung, welche dem subjektiven Gemüt erteilt wird, die Heilung zu vollziehen, indem es durch die Absonderungsorgane den Körper von toten und nutzlosen Stoffen befreit und genügend frisches, gesundes Blut besorgt, um diese zu ersetzen.

Suggestion ist ein Ausdruck, welcher gebraucht wird, um jede Art von Unterweisung zu bezeichnen, die dem subjektiven Gemüt erteilt wird. Diese Suggestion kann mündlich, geistig oder telepathisch gegeben werden. Wenn man sie sich selbst gibt, wird sie als Autosuggestion bezeichnet; oder sie kann durch andere gegeben werden, die entweder anwesend oder abwesend sind. Entfernung ist kein Hindernis. Heilung auf Entfernung, wenn sie telepathisch vorgenommen wird und Patient und Heiler geistig verbunden sind, ist ebenso wirksam und geht ebenso wirksam vor sich, als wenn sie nebeneinander säßen.

Nicht geringer sind die Resultate, welche die geistige Heilung auf intellektuellem Gebiet erzielt. . . . Jeder Gedanke, jedes Wort, jede Tat ist in den Windungen des Gehirns verzeichnet und lebt so lange wie das Gehirn besteht. Das subjektive Gehirn vergißt nie und kann unter gewissen Umständen gezwungen werden, jeden Vorteil des Lebens zu offenbaren.“

In vorstehenden Ausführungen wird eine Erklärung über die geheimsten Wechselwirkungen und Beziehungen zwischen Geist und Körper zu geben versucht. Man kann darüber verschiedener Ansicht sein und die Deduktionen des Autors als richtig oder irrig ansehen. Dies soll aber nicht der Zweck dieser Darlegungen sein. Es gilt vielmehr zu zeigen, wie die im Menschen verborgenen Kräfte entwickelt und zu nützlichen Zwecken benützt werden können. Der Verfasser behauptet weiter bei einer Besprechung über phänomenale Erscheinungen, daß die Wissenschaft nichts Uebernatürliches in der Natur oder dem Prozesse einer Sache erkenne, sofern man darunter etwas verstehe, was den natürlichen Gesetzen des Universums widerstrebe. Was sich außerhalb der von den Gelehrten anerkannten Gesetze zuträgt, liefere nicht den Beweis für das Uebernatürliche, sondern sei nur ein Beweis, daß die Gelehrten unwissend oder doch mit den Gesetzen, welche diese Erscheinungen beherrschen, unbekannt sind.

Nun, wenn die Wissenschaft auch nichts Uebernatürliches in der Natur kennt oder doch nichts kennen will, so gibt es dessenungeachtet doch Uebernatürliches, das der Mensch nie kennen wird, nie erkennen kann. Der Verfasser kommt später selbst auf übernatürliche Phänomene zurück, ohne die es nun einmal nicht geht.

Der Hypnotismus wird als eine Wissenschaft dargestellt, welche den Geist durchdringt, erweitert, hebt und reinigt. Der Hypnotismus wird als eine notwendige und nützliche Wissenschaft bezeichnet. Die hypnotische Kraft sei im Besitze jedes intelligenten Menschen, und wenn jemand behaupte, daß die Hypnose das Gemüt der Versuchspersonen schwäche, so sei dies ebensowenig wahr, als wenn behauptet werde, daß der natürliche Schlaf dem Geiste schädlich sei. Der hypnotische Zustand verleihe vollständige Ruhe und könne, mit den rechten Suggestionen verbunden, von unberechenbarem Werte sein. Niemand sei je durch Hypnotismus geistig oder körperlich geschädigt worden.

Diese Behauptung kann leicht widerlegt werden, und das „Magazin der Inspiration“ gibt die Schädigung des Hypnotismus an einer anderen Stelle auch zu. Dort heißt es: „Wer unsern Kursus bezieht, wird keinen Verdruß haben. Er wird nicht nur imstande sein, zu hypnotisieren, sondern er wird die Versuchsperson ebenfalls aufwecken können, die er oder ein anderer eingeschläfert hat. Wir garantieren dieses bestimmt und würden in keinem Falle einen Kursus anbieten, der für jemanden gefährlich werden könnte.“

Nach dieser Darstellung kann es also Hypnotiseure geben, die ihre eingeschläferten Opfer nicht mehr aus der Hypnose aufwecken können, wie dies vor einigen Jahren zu Insterburg der Fall war, wo bei einer hypnotischen Veranstaltung ein hoffnungsvoller Schüler einer höheren Lehranstalt in hypnotischen Schlaf versetzt wurde, aus welchem er nicht mehr erwacht ist.

Bedeutende Psychologen betrachten die Hypnose als eine unbefugte Einschläferung und Betäubung des bewußten menschlichen Willens. Alles aber, was unser Bewußtsein und seine Entwickelung lähmt, ist hinderlich und schädlich. Der Hypnotisierte befindet sich im Zustande der Hilflosigkeit und Unzurechnungsfähigkeit und nimmt da leicht Eindrücke in sein Seelenleben auf, die er im wachen Zustande zurückweisen würde. Alle Kultur schreitet dem höchsten Ziele der Entwickelung entgegen. Die Hypnose stellt aber keine Befreiung und Förderung des Ichs, sondern eine Einschläferung und Hemmung in der Entfaltung der Seelenkräfte dar. In der Erziehungskunst und Heilkunde sind zwar einzelne Vorteile durch die Hypnose erzielt worden. Bei genauerem Zusehen ist dies wieder auf Kosten des Seelenlebens geschehen.

In manchen Ländern sind deshalb Gesetze und Verordnungen gegen öffentliche hypnotische Vorstellungen erlassen worden. Dazu bemerkt das „Magazin“: „Wenn man ein Gesetz gegen die Ausübung des Hypnotismus erlassen würde und dasselbe mit der größten Strenge durchführen wollte, so könnte man doch höchstens verhindern, daß eine Person in die tiefen Stadien der Hypnose versetzt würde. Die leichteren Sta-

dien können nicht kontrolliert werden, und doch sind gerade diese für den Schüler die wichtigsten. Der individuelle Einfluß oder der persönliche Magnetismus steht gänzlich außerhalb der Kontrolle der Behörden."

Angesichts dieser Erklärung kann es wenigstens zur Beruhigung gereichen, daß niemand gegen seinen Willen hypnotisiert werden kann, wenigstens nicht in tieferen Stadien. Wer sehr empfänglich für Hypnotismus ist, kann unbewußt beeinflußt werden. Die Anhänger und Verfechter der Hypnose stellen jede Möglichkeit einer Schädigung durch Hypnose in Abrede. Dieser Ansicht widerspricht der französische Gelehrte Jounet auf das entschiedenste. Er erklärt, daß sich niemand von einer Person hypnotisieren lassen solle, die er in moralischer Hinsicht nicht als durchaus einwandfrei kenne. Nach Jounet hat die Wissenschaft den Beweis erbracht, daß die Hypnose eine mächtige Wirkung auf die Herztätigkeit auszuüben vermag, und daß ihr Einfluß auf den Puls noch lange nach Beendigung des hypnotischen Zustandes erkennbar bleibt. Wenn es auch noch nicht erwiesen sei, daß ein Hypnotiseur das Herz eines Menschen überhaupt zum Stillstande bringen könne, so könnten doch die Pulsschläge erheblich beeinflußt werden. Das hat Jounet durch Experimente festgestellt. Die Beeinflussung durch ihn ging bis zur äußersten Grenze der Vorsicht. Darum sei als sicher anzunehmen, daß der Blutumlauf und die wichtigsten Organe des Körpers durch die Hypnose aus ihrer Tätigkeit gebracht und ernstlich gefährdet werden können. Die Gefährdung der Gesundheit sei in einem höheren Grade wahrscheinlich, wie dies bisher angenommen worden.

Diesen Warnungen gegenüber nehmen sich die angeblichen Heilerfolge von Hypnotiseuren bei Rheumatismus, Zahnschmerz, Magenleiden recht sonderbar aus, und wie ein Phantasiestück klingt eine Erklärung des amerikanischen Dr. Quackenbos, der Sängern, Musikern, Schriftstellern und Schauspielern durch Hypnose zu Erfolgen verholfen haben will und Betrunkene nüchtern, Diebe ehrlich und aus Dummen gescheidte Leute gemacht hat. Ja, die Botschaft hör' ich wohl; allein es fehlt der Glaube.

Schließlich sei mir noch ein Wort über das Kristallschauen oder, wie man hellsehend wird, vergönnt. Das „Magazin" hält es für eine ausgemachte Sache, in die Zukunft zu sehen. Der Mensch sei fähig, die Geheimnisse der Zukunft zu enthüllen und zu schauen, was in weiter Ferne liege. Es gebe Methoden, wie man verborgene Dinge finden könne, und die Fähigkeit, zu sehen, was in entfernten Orten vorgehe, und zwar auf übernatürliche Weise, indem man Personen und Dinge hunderte, ja tausende Meilen entfernt sehe.

Dazu braucht man gar kein Doktor Faust zu sein oder, wie seinerzeit nach Art des Blumenmediums Anna Rothe, mit der Geisterwelt in Verbindung zu treten, sondern man bezieht für zehn Mark aus Klairvoyant Kristall Ko. zu Rochester ein Kristallglas und schaut es beständig an. Nach einigen Monaten werden, falls der „Seher" psychisch richtig veranlagt ist, im Glas Gestalten, die mehr und mehr bestimmte Formen annehmen. So hat eine sehr empfängliche Dame in Indianopolis Menschen, Häuser, Tiere im Kristall erblickt, die in weiter Ferne waren.

Ich habe die letztere „okkulte Wissenschaft" lediglich zur Erheiterung des verehrten Leserkreises mitgeteilt und will nach diesen Ausführungen nicht noch weiter auf den persönlichen Magnetismus, die Telepathie usw. eingehen. Der Hypnotismus mit allen seinen Begleiterscheinungen ist noch zu ungenügend aufgeklärt, als daß man darüber jetzt schon ein richtiges Urteil abgeben könnte. Was die wegen Kurpfuscherei angeklagten Dr. Schlesinger und Fräulein Kube zu Berlin und Schröter zu Tilsit mit ihrem persönlichen Magnetismus in der Heilkunst erreicht haben, ist durch die Gerichtsverhandlungen erwiesen, die alle drei zu hohen Geld- bzw. Freiheitsstrafen verurteilt haben. Ganz gewiß gibt es im Universum und im Seelenleben noch viele unbekannte Kräfte; aber wir kennen sie weder in der Gegenwart, noch werden wir sie je erkennen, wie Du Bois in seiner Hilflosigkeit ausruft. Der sie ins Weltall gelegt und sie zweckdienlich zu gebrauchen weiß, steht unendlich hoch über Zeit und Raum und läßt uns seine Allmacht, Weisheit und Güte nur ahnen, nicht verstehen; denn Gott wird nur von Gott verstanden.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. An der Oper hält der Gästekultus unentwegt an. Die trefflichste Akquisition unter allen, die wir bisher sahen, wäre wohl der Bassist Herr Gillmann aus Graz, der zwar noch lange kein Klöpfer ist, aber jedenfalls ein edles Organ und vornehme Singweise mit recht sicher erfaßtem Spiel — das bewies er als Sarastro und Daland — verbindet. Das Auftreten von Hermann Gura aus Schwerin und der Frau Emilie Herzog aus Berlin gehört zu den bereits üblichen Saisonerscheinungen des Frühsommers. Herr Holzapfel gab im „Holländer" als Erik eine recht wirksame Verkörperung des verschmähten Nordlandjünglings, die freilich ganz auf denselben Voraussetzungen basierte wie sein Canio. Frl. Wenger aus Graz vermochte als Senta und als Margarete mit ihren ziemlich ungleichen Mitteln einen ganz schönen Erfolg zu erzielen. Als Figaro trat auf Engagement Herr Fenten aus Mannheim auf; danach scheint Herr Zador aus Prag abgetan zu sein, was wir für kein schweres Unglück halten, denn er war nur um seines, nicht mehr auf dem früheren Höhepunkt stehenden Alberich willen berufen. Fenten hat das nötige elegant geschmeidige Auftreten ohne jede Derbheit und wird dem stimmlichen Umfang der Rolle durchaus gerecht. Als Mephisto und als Pogner gastierte Herr Poppe, ein Bassist des Rigaer Stadttheaters, und zeigte, daß er ein ganz routinierter Bühnenkünstler ist, aber unseren Ansprüchen doch nicht ganz genügt. — Frau Senger-Bettaque verabschiedete sich unlängst mit großem Glanz von unserer Bühne, und das Publikum konnte sich an Herausrufen nicht genug tun; immer wieder mußte die Künstlerin hervortreten und dankend winken. Einer Würdigung ihrer Künstlerschaft werden wir gelegentlich der Festspiele im Wagnerhaus, woselbst Frau Senger-Bettaque als Gast die Brünhilde und Isolde verkörpern wird, nachkommen. — Einen fast demonstrativ aussehenden Triumph bot das Publikum am Sonntag dem so gefeierten Shylock unseres Intendanten. Ernst von Possarts Ruhm als Schauspieler überdauert alle Krisen. Die Menge wich am Schluß nicht aus dem Haus, trotz eisernem Vorhang, trotz dem Nichterscheinen des Künstlers, trotz dreimaligem Verlöschen der Lichter. Erst dem Zureden einiger verständiger Logendiener gelang es, die Leute zum Fortgehen zu bewegen.

Münchener Residenztheater. „Gevatter Tod", ein Märchendrama in fünf Akten von Eberhard König, erlebte noch rasch vor Saisonschluß seine Erstaufführung. Es lieferte den Beweis, wie außerordentlich schnell die Gegenwart in jeder Hinsicht lebt und vergeht. Vor fünf Jahren waren Märchendramen, besonders Personifizierungen des Todes, an der Tagesordnung; heute ist der ganze Rummel, der sich immer mehr zur Eselsbrücke symbolischer und mystischer Gedänkelchen ausbaute, längst überwunden. Königs Drama bindet einen verworrenen, gequälten Tiefsinn an eine zuckersüße Romantik, an der man schon zu Wolfs und Baumbachs besten Zeiten langsam anfing genug zu haben. Die Idee des Ganzen ist: Der Tod ist eine freundliche Macht für den, der ihn furchtlos gehorsam verehrt, der Führer zum ewigen Leben, dessen Pforte er erschließt; für den Glaubenslosen, der ihm abtrünnig sein zu dürfen glaubt, wird er erst furchtbar, und ein Vernichter seines Lebens. König sagt also nur Altes in neuer Form, die nicht immer eigenartig und schön ist und nicht dieses Bombastes bedurft hätte, um eindringlich zu sein. Gespielt wurde das Stück sehr gut und mit fühlbarer Hingabe. Frl. Reubke tanzte sogar und Herr Basil sang. Der kleine Achtungserfolg überzeugt nicht für besondere Dauerhaftigkeit dieses ohnehin recht weich und kompromißfreundlich angelegten Gevatters Tod.

Verschiedenes. Die so viel angefeindete Parsifalaufführung des Amsterdamer Wagnervereins fand in vergangener Woche in aller Ruhe statt, und die Berichte von dort lauten sehr günstig. Die Vorstellung wird allerseits als künstlerischer Erfolg bezeichnet. Die Darsteller: Forchhammer (Parsifal), Breitenfeld (Amfortas), von Blas (Gurnemanz), Emil Holm (Titurel), Joachim Kromer (Klingsor), Madame Litwinne (Kundry) seien ganz hervorragend gewesen. — Eine Komödie in vier Akten von Hanns Leonhardt „Doktor Gotthelf Axt" wurde im Chemnitzer Thaliatheater mit einem Achtungserfolg zur Uraufführung gebracht. — „Der Lehrer von Seespitz", ein oberbayerisches Volksstück von Gg. Fischl, wurde vom Münchener Volkstheater zur Aufführung erworben.

München. Hermann Teibler.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, Österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 28. München, 9. Juli 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Zu den bayerischen Landtagswahlen.

Von

Dr. Armin Kausen.

Am 10. Juli wird die Hauptentscheidung in der bayerischen Wahlschlacht fallen. Hoffentlich zum letzten Male werden in Bayern Wahlmänner gewählt, welche dann am 17. die Abgeordneten zu küren haben. Die große Mehrheit des Volkes ist sich nur zu sehr bewußt, daß es diesen umständlichen, rückständigen indirekten Wahlmodus nur der liberalen Partei verdankt. Ohne den Unverstand der Liberalen würden in Bayern schon diesmal die Abgeordneten zum Landtage in direkter Wahl gewählt werden. Daß die Ablehnung des Wahlgesetzes ein schwerer Fehler war, gilt heute bis tief in die Reihen der liberalen Partei hinein als ausgemacht. Selbst die Wenigen, welche eigensinnig am Standpunkte der Fraktion festhalten, weichen der Erörterung über das heikle Thema am liebsten aus. Je näher der Wahltag heranrückte, um so klarer dämmerte auch den Halbblinden das Verständnis, daß der Liberalismus die ihm mit mathematischer Sicherheit bevorstehende wuchtige Niederlage hätte abwenden oder mildern können, wenn er das Wahlgesetz, welches den mit seiner eigenen Zustimmung und teilweise auf seine Anregung hin beschlossenen Grundsätzen entsprach, trotz etlicher unerfüllter Wünsche in der Wahlkreiseinteilung angenommen hätte.

Man braucht sich nur einen Augenblick zu vergegenwärtigen, wie alsdann in diesem Augenblicke die Wahlchancen stehen würden. Das Zentrum hätte jedenfalls weniger Mandate in Aussicht als jetzt; ebenso die Sozialdemokratie. Die Liberalen aber würden den Anteil erhalten, der ihnen nach der Stärke ihrer Wählerschaft gebührt, wahrscheinlich sogar noch mehr, denn ein liberal-sozialistisches Bündnis lag ja bereits so greifbar in der Luft, daß selbst vorsichtige liberale Zeitungen, wie das frühere „Weltblatt" am Rheine, offen davon sprachen und liberale Führer es expressis verbis herbeisehnten. Die widerwärtige Heuchelei gewisser bayerischer Blätter, welche kaum einen Tag vorübergehen lassen, ohne dem Zentrum die Sündhaftigkeit, den Königs- und Landesverrat der taktischen Eintagskoalition mit den Sozialdemokraten vorzuwerfen, ist kaum mehr der Widerlegung wert, nachdem dieselben Zeitungen sozusagen im gleichen Atemzuge das liberal-sozialistische Bündnis in Luxemburg gesegnet und der Sehnsucht nach einem gleichen Bündnis in Holland heißesten Ausdruck gegeben haben. Hier sei in Parenthese bemerkt, daß nur in wirklichen Notfällen schon für die Urwahlen ein Zusammengehen der lokalen Parteien zutage treten kann. Dies gilt z. B. für Augsburg, wo Zentrum und Sozialdemokratie schon 1899 die Mehrheit der Wähler hatten, aber durch die Kunst des Wahlbezirksgeometers nur eine verschwindende Minderheit an Wahlmännern erlangten.

Die heutige Konstellation der Parteien auf dem Wahlschlachtfelde ist lediglich die Frucht der verblendeten Taktik der liberalen Führerschaft. Stände das abgelehnte Wahlgesetz heute in Kraft, so würde das Zentrum den Wahlkampf wahrscheinlich in absoluter Isolierung zu führen haben. Nicht nur nach der sozialdemokratischen, sondern auch nach der konservativ-bündlerischen Seite wäre der Liberalismus bündnisfähig gewesen. Daß er nun auch die protestantischen Landbündler in Franken und in der Pfalz, die ihm bei der Erdrosselung des Wahlgesetzes größtenteils blinde Gefolgschaft leisteten, von seiner Seite weichen sieht, ist auch eine Folge der durch das Scheitern des Wahlgesetzes geschaffenen Lage. Aller Voraussicht nach wird man es erleben, daß die protestantischen Bündler eine Reihe von Mandaten aus den Händen der das Zünglein an der Wage bildenden Zentrumswahlmänner erhalten werden. Nicht nur in Franken, sondern auch in der Pfalz ist das Bündnis mit den Agrariern, auf das die Liberalen so bestimmt gerechnet hatten, in die Brüche gegangen. Der pfälzische Landbund, dessen Führer Stauffer sein Reichstagsmandat in Homburg-Kusel dem Zentrum verdankt, handelt nur konsequent, wenn er die eigennützigen Werbungen der Liberalen, die dem Landbunde den Reichstagswahlkreis Kaiserslautern entrissen, zurückweist und lieber die Hilfe vom Zentrum nimmt, dessen einzige Bedingung lautet, daß der Kandidat sich auf das von den Liberalen abgelehnte Wahlgesetz verpflichtet.

Zentrum und Sozialdemokratie verfolgen bei ihrer Kooperation keinen anderen Zweck, als eine Zweidrittelmehrheit für das Wahlgesetz zustande zu bringen. Nachdem die Wahlkreisgeometrie namentlich in der Pfalz diesem Streben ein Bein gestellt hat, wäre es nur ausgleichende Gerechtigkeit, wenn die Liberalen auch in der Pfalz durch völlige Isolierung im Schach gehalten würden.

Eine indirekte Folge der illiberalen Ablehnung des Wahlgesetzes sind auch die Schwierigkeiten, welche dem bisherigen fraktionellen Liberalismus von linksstehenden Gruppen der liberalen Wahlvereinigung drohen. Nicht nur, daß die Demokraten vollwichtige Entlohnung für ihre Wahlhilfe verlangen und infolgedessen dem nationalliberalen Dr. Andreae in Kaiserslautern den

Stuhl vor die Tür setzen, damit er dem Dr. Quidde aus München Platz mache; fast noch ungeberdiger trumpfen die Jungliberalen auf, die, wenn auch nicht über viele Wähler, so doch über viele nach einem Mandat lüsternen Redner und Agitatoren verfügen und am liebsten dem Altliberalismus die Mühe der Parteileitung ganz abnehmen möchten. Ueber die „jungliberale" Gefahr konnte man vor beiläufig zwei Jahren erprobte liberale Führer, wie den nunmehrigen Oberstlandesgerichtsrat Wagner (die blitzzugartige Schnelligkeit seiner zwei jüngsten Beförderungen und Versetzungen dürfte ein interessanter „Fall" des Justizetats werden) und Blätter vom Schlage der „Augsb. Abendztg." ziemlich offen ihre Meinung sagen hören. Inzwischen sind die Jungliberalen noch weit lästiger geworden, aber der Liberalismus kann die Plage nicht mehr abschütteln, und nur noch vereinzelt oder in verblümter Form wagt sich die Entrüstung über jungliberale Störenfriede hervor. So im Wahlkreise Donauwörth-Nördlingen, wo der offizielle liberale Kandidat und bisherige Abgeordnete, der protestantische Pfarrer Dr. Schmidt, den Jungliberalen Hader aus München, das Haupt eines Kreises unzufriedener Verkehrsbeamten, und zu allem Ueberfluß auch noch den Donauwörther Rektor Deschauer, der seiner Partei unlängst so unverblümte Wahrheiten sagte, in Konkurrenz treten sieht. Hoffentlich kommt das Zentrum in die Lage, im Zusammenwirken mit dem vernünftigeren Teile der konservativen Protestanten des Ries, den Liberalen und dem Evangelischen Bunde die Sorge um die beiden Mandate vollständig abzunehmen, und setzt vor allem den bisherigen konservativen Abgeordneten Lutz in die ihm von konfessionellen Hetzern abgesprochenen Rechte wieder ein. Lutz war in seiner Partei der einzige, der den Mut hatte, für das Wahlgesetz zu stimmen.

Dem durch eigene Schuld fast freundlos gewordenen Liberalismus ist doch noch ein treuer Freund geblieben: der liberale Bezirksamtmann und Urwahlbezirksgeometer, wie er einst im Buche stand und sich jetzt wenigstens noch in einer erklecklichen Zahl von Exemplaren zu behaupten sucht. Die „Allgemeine Rundschau" schrieb in Nr. 25, daß noch vieles von der Einteilung der Urwahlbezirke abhängen würde. Zwar verfügt die Ministerialverordnung, daß im ganzen Lande innerhalb der gesetzlichen Grenzen Urwahlbezirke mit drei Wahlmännern überall da zu bilden seien, wo durch weite Entfernungen vom Wahlorte besondere Belästigungen für die Bevölkerung entstehen würden. Daß nichtsdestoweniger in ganzen Wahlkreisen, wie in Kempten und Immenstadt, die schon früher durch scharfe Proteste angefochtene unnatürliche Bezirksgeometrie völlig unverändert bleiben würde, hatten selbst Pessimisten nicht erwartet. Gewitzigt durch die eigene Aufmunterung des Ministers im letzten Landtage läßt die Zentrumspartei noch in letzter Stunde einen förmlichen Hagel von Beschwerden niederprasseln und wendet sich, weil der Instanzenzug in der kurzen Frist nicht mehr einzuhalten ist, gleichzeitig an die Kreisregierung und das Ministerium. Es wird abzuwarten sein, wie diese Beschwerden verbeschieden werden. In Ellingen, Wahlkreis Eichstätt, wurde schon ein Erfolg erzielt. Inzwischen meldet die Presse täglich neue Fälle von krasser Benachteiligung der Katholiken, so neuerdings aus dem Wahlkreise Schweinfurt. Wenn Graf Feilitzsch nicht mit fester Hand die Mißgriffe der liberalen „Bezirksväter" redressiert, wird er im Landtage einen Sturm heraufbeschwören, dem auch der dauerhafteste Günstling der Götter nicht gewachsen sein wird.

Das Zentrum hat allen Grund, erhobenen Hauptes und voll Zuversicht in den Wahlkampf zu gehen. Daß es die Mehrheit wieder erlangen wird, daran zweifeln auch seine ärgsten Feinde kaum mehr. Die Wahlen dürften dem Zentrum auch eine größere Anzahl der schätzbarsten neuen Arbeitskräfte zuführen. Bei dieser Gelegenheit soll nicht unerwähnt bleiben, daß unlängst der Vorsitzende der liberalen Vereinigung in Ansbach, Kommerzienrat Krauß, in öffentlicher Versammlung dem Zentrum bezeugte, daß es eine ganze Reihe hervorragend routinierter Parlamentarier in seinen Reihen habe. Aus der Liste der bürgerlichen Kandidaten, die dem Landtage noch nicht angehörten, seien nur einige Namen herausgegriffen: die Reichstagsabgeordneten Speck und Osel, Dr. Matzinger, Bezirksamtsassessor Ankenbrand, Dr. Flemisch, Postexpeditor Nuffer, Arbeitersekretär Oswald, Bezirksgeometer Kanzler, Bezirksarzt Dr. Rauh, Bürgermeister Hofrat Strecker. Hocherfreulich ist auch der Wiedereintritt von Vertretern des **katholischen Adels** in die Landtagsfraktion. Die Begleitumstände der Bauernbundhetze hatten wie von selbst eine Ausschaltung der Adeligen herbeigeführt. Es wäre müßig, über die Opportunität dieses im Zentrum selbst peinlich empfundenen Zustandes nachträgliche Betrachtungen anzustellen. Freuen wir uns aufrichtig der Tatsache, daß die Plätze, welche ein Freiherr von Ow, ein Freiherr von Soden, ein Freiherr von Gagern noch zu Anfang der 90er Jahre in Ehren einnahmen, von einem gleichgesinnten tüchtigen Nachwuchs wieder besetzt werden sollen. Regierungsassessor Moritz Frhr. **von Franckenstein**, der für Augsburg II aufgestellt ist, Gutsbesitzer Frhr. **von Malsen**, dem ein Mandat in Staffelstein zugedacht ist, und die ferner noch aufgestellten Freiherren **von Freyberg**, **von Riederer**, **von Aretin** werden, wenn sie zum Siege gelangen, die niemals unterbrochene grundsätzliche Uebereinstimmung zwischen dem katholischen Adel und den übrigen katholischen Ständen in Bayern auch äußerlich zur Geltung zu bringen wissen. Der Sohn des ruhmreichen einstigen Zentrumsführers Georg Frhrn. von Franckenstein hat in einer Wahlrede auf dem Kobel bei Augsburg sein Programm dahin zusammengefaßt: „Ich werde den politischen Fußstapfen meines seligen Vaters nachgehen und seinen Wahlspruch ‚Wahr und treu!' als heiliges Vermächtnis festhalten." Und wenn die liberale Presse versucht hat, auf Herrn von Malsen einen Schatten zu werfen, indem sie ihn als Gesinnungsverwandten des „XX. Jahrhundert" und der sog. Krausgesellschaft hinstellte, so hat die bündige Erklärung, mit der Freiherr von Malsen von der Krausgesellschaft, der er niemals angehörte, sehr energisch abrückte, die Absichten seiner Widersacher in das Gegenteil verkehrt.



Die Schulprogramme der linksstehenden politischen Parteien im Lichte der objektiven wissenschaftlichen Pädagogik.

Von

Franz Weigl, München.

(Schluß.)

Ich glaube einer derartigen Verurteilung der Simultanschule aus eigenem nichts anfügen zu brauchen. Es sei nur noch Dörpfeld das Schlußwort in dieser Sache gegeben. In den drei Grundgebrechen (S. 59) sagt er, nachdem er den Charakter der Simultanschule nicht eben sehr vorteilhaft gefunden hat, folgendes: „Wenn nach einer 6000jährigen Kulturentwicklung **diese** „konfessionslose" Schule als das Ideal der Pädagogik gelten müßte, dann möchte doch Rousseaus Rat zu bedenken sein, ob wir nicht lieber unsere gesamte pädagogische Literatur verbrennen, mit Weib und Kind in die Urwälder gehen und die Kulturarbeit wieder von vorne anfangen sollen." Unsere linksstehenden Herren Schulpolitiker, die ihr höchstes Ideal in der Simultanschule erblicken, mögen daraus wieder entnehmen, wo denn eigentlich die **Reaktionäre** in den grundlegenden Schulfragen zu suchen sind.

Wir stehen nun bei der dritten grundlegenden Schulforderung der „freiheitlichen" Parteien, bei der **Fachaufsichtsfrage**. Die mehrfach erwähnten „Richtlinien" besagen: „Die Schulaufsicht muß durch Staatsbeamte im Hauptamt ausgeübt werden; als Schulinspektoren dürfen lediglich Fachmänner angestellt werden." Die Altliberalen erheben die gleiche Forderung in der Form: „Allgemeine Fachaufsicht!" und auch die Sozialdemokraten stimmen ihr zu. Was sagt nun hierzu die objektive moderne Pädagogik. Man muß hier unterscheiden zwischen Schulaufsicht und Schulleitung. Die **Schulleitung**, die es mit dem technischen Betrieb des Unterrichtes zu tun hat, die sich mit der methodischen Verarbeitung des Unterrichtes seitens des Lehrers beschäftigt, wird von ihr Fachmännern zugeschrieben. Prinzipiell ist dagegen wohl auch vom katholischen Standpunkt aus nichts einzuwenden. Wie sich freilich in nächster Zeit die Frage vom finanziellen Standpunkt aus lösen läßt, ist eine andere Frage. Man wird hier dankend anerkennen, was z. B. in Bayern schon durch das Institut der Kreisschulinspektion, mit hervorragenden Vertretern des Lehrerstandes besetzt, und durch die in Aussicht genommene Landesschulkommission, der auch Volksschullehrer angehören werden, geschieht. Es wäre wohl auch überlegenswert, wie analog den Landes- und Kreisschulkommissionen Bezirksschulkommissionen geschaffen werden könnten, in denen die Stimme des Volksschullehrers, zur Geltung käme.

Wenn nun aber die **Forderung der allgemeinen Fachaufsicht** erhoben wird, so widerspricht das dem Stand der objektiven Pädagogik. Diese Forderung geht darauf hinaus, die Kirche völlig aus der Schule zu verdrängen, wie die vom jungliberalen Parteitag beschlossene Fassung der These beweist. Ich will nicht

davon sprechen, wie die Schulaufsicht in dieser Form eben ganz auf dem Staatsschulgedanken sich aufbaut, sondern davon, wie sich in ihr eine Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit gegen die übrigen Schulinteressenten ausdrückt, die kein objektiv urteilender Schulmann gutheißen kann. Dörpfeld hat in seiner Arbeit: Die drei Grundgebrechen rc. als drittes Gebrechen der Volksschule den „Mangel einer gebührenden Mitwirkung des Lehrerstandes bei der Schulverwaltung" gekennzeichnet. Wer nun aber der Meinung wäre, D. fände in der „allgemeinen Fachaufsicht" das Heilmittel, ist stark im Irrtum. Die von ihm dargelegte und eingehend begründete Reform läuft vielmehr darauf hinaus, daß in der Beaufsichtigung der Schule möglichst gleichmäßig allen Interessenten Anteil gegeben wird. Für die Lokalschulgemeinde schlägt er vor[1]) einen Schulvorstand, der „aus dem Pfarrer, als Präses, zwei Familienvätern und dem Lehrer (bzw. dem Hauptlehrer)" bestehen soll und eine Schulrepräsentation, bestehend „aus einer angemessenen Anzahl von Familienvätern; Vorsitzender ist der Präses des Schulvorstandes, oder als dessen Stellvertreter der älteste Schulvorsteher". Bezüglich der ersten Einrichtung sagt er: „der Schulvorstand wird den Teil der Schulaufsicht übernehmen, welcher nur durch eine lokale Instanz besorgt werden kann und wozu auch in der Tat jeder wohlgesinnte verständige Familienvater befähigt ist, nämlich darauf zu sehen, ob der Lehrer treulich, pünktlich und fleißig seine Schuldigkeit tut und vor der Gemeinde so wandelt, wie es einem Erzieher der Jugend geziemt." Der Schulrepräsentation überweist Dörpfeld als Aufgaben: die Wahl des Lehrers und die Sorge für die Schuldotation. Aehnlich unter ständiger Beiziehung des Lehrers in der technischen Schulleitung baut er dann einen „Kreisvorstand" und eine „landschaftliche Schulsynode" auf. Ich möchte mich mit den Ausführungen Dörpfelds über diese Frage nicht ohne weiteres identifizieren[2]); die vorstehenden Angaben sollen nur seine Auffassung von der rechten Schulaufsicht kennzeichnen und dabei zeigen, wie sie wesentlich abweicht von der Forderung der „allgemeinen Fachaufsicht", die ausschließlich „durch Staatsbeamte im Hauptamt" und „lediglich durch Fachmänner geschehen" dürfe.

So zeigt sich denn ein modernes Schulideal der linksstehenden Parteien nach dem anderen als direkt den Forderungen einer objektiv wissenschaftlichen Pädagogik entgegenstehend. Was von den Schulprogrammen des weiteren übrig bleibt — ich nenne z. B. von dem Wahlprogramm der liberalen Partei in Bayern, das im Januar d. J. ausgegeben wurde: Besserung der Besoldungsverhältnisse der Lehrer, Förderung und Vermehrung der gewerblichen und landwirtschaftlichen Fachschulen im Interesse des Kaufmanns-, Handwerker- und Bauernstandes, durchgreifende Reform der Lehrerbildung, Trennung des niederen Kirchendienstes vom Schuldienst —, das alles vertritt die Rechte (Zentrum und preußische Konservative) teils ebensogut, teils in noch intensiverer Weise als die Linke.

Zum Schluß sei hier nur noch das Urteil hergesetzt, das Rein in dem mehrfach erwähnten Werk (S. 529 ff) über Liberalismus und Sozialdemokratie bezüglich der Schulforderungen dieser Parteien fällt: „Das Schulprogramm der liberalen Partei klingt sehr viel besser und sieht sehr viel schöner aus als das konservative, aber bei näherem Hinsehen verliert es an seiner Anziehungskraft. Fassen wir das Persönliche zunächst ins Auge, so ist deutlich erkennbar, daß die liberale Partei den Lehrerstand auch nur umschmeichelt, mit volltönenden Phrasen und großen Versprechungen ihn an sich zu ziehen sucht, um ihn für ihre Zwecke zu benutzen. Was aber hat der Lehrerstand schon von den großen Versprechungen erhalten? Noch verhängnisvoller aber ist für die liberale Partei ihr Schulideal, das direkt den Prinzipien des Liberalismus widerspricht. Sie merkt es nicht einmal, wie illiberal sie dabei wird. Während die Konservativen die kirchliche Konfessionsschule verfechten, sehen die Liberalen das alleinige Heil in der staatlichen Zwangsschule, die, von der Kirche losgelöst, als paritätische Simultanschule angepriesen wird. Nun kann man zugeben, daß unter gewissen Verhältnissen die Simultanschule statthaft ist, aber dagegen muß sich die Pädagogik mit aller Schärfe wenden, daß die Simultanschule als höchstes Ideal der Schulform angesehen werden soll, das zwangsweise von Staats wegen eingeführt werden müsse. ... Aus Indifferentismus gegen die Religion verzichtet die liberale Partei gern auf religiöse Jugendunterweisung, schiebt sie den kirchlichen Gemeinschaften zu und vergewaltigt damit alle, die die Möglichkeit einer einheitlich geschlossenen Jugenderziehung durch die Schule festhalten und die Schule nicht zu einer bloßen Lernanstalt herabgedrückt wissen wollen.

Eines gleichen Illiberalismus macht sich auch die sozialdemokratische Partei schuldig, wenn sie daran festhält, daß die öffentliche Volksschule, die natürlich die sozialdemokratische Zwangsschule ist, von allen Kindern besucht werden müsse."

So urteilt die objektive wissenschaftliche Pädagogik über die einseitige Tendenz-Pädagogik der linksstehenden politischen Parteien!

[1]) Vgl. a. a. O. S. 109 ff.

[2]) Die abweichenden Anschauungen im einzelnen zu erörtern, würde hier zu weit führen.



Die wahre Lage der Protestanten in Bayern.

Von

Ludwig Müller, Schwabach bei Nürnberg.

Die gegenwärtige Lage unserer evangelischen Mitbürger in Bayern wurde von protestantischer Seite, deren „Friedensliebe" eigens rühmend hervorgehoben war, in der „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 148) als eine äußerst triste, geradezu erbarmungswürdige geschildert. Die Stimmung in protestantischen Kreisen könne nicht pessimistischer sein, als sie ist, hieß es. Es sei keine Niedergeschlagenheit, dazu sei die Entrüstung zu groß, wohl aber eine Verbitterung ohnegleichen, die an allen Orten sich Luft mache. Kein Wunder, daß der Weizen des Evangelischen Bundes nirgends so blühe wie gerade in Bayern. Notwendige neue protestantische Pfarrstellen zu bewilligen, das habe ganz aufgehört. In diesen Klagetönen geht es fort.

Es ist da sehr interessant, zu hören, daß in der letzten Landtagssession vier protestantische Pfarrstellen mit zusammen 5115 Mk. Mehrkosten pro Jahr errichtet wurden, während für die katholische Kirche für den gleichen Zweck bloß 5059 Mk. bewilligt wurden, und daß des weiteren im Landtage eine Resolution vorgeschlagen und angenommen wurde, es solle zur Beseitigung des seelsorgerlichen Notstandes beider Konfessionen künftighin in ausgiebigerer Weise Vorsorge getroffen werden.

Am interessantesten aber ist es, daß die gleiche liberale „Augsburger Abendzeitung" in der gleichen Angelegenheit vor ein und einhalb Jahren so ungefähr das Gegenteil von dem schrieb (Nr. 326, 1903), was sie nun behauptet.

„Seit mehreren Jahren", hieß es dort, „tauchen hin und wieder in der Presse Erörterungen über die Lage der protestantischen Kirche in Bayern auf, in welchen gegen das Kultusministerium und namentlich gegen den derzeitigen Ministerialreferenten in protestantischen Kirchenangelegenheiten lebhafte Klagen erhoben werden. Dem Ministerialreferenten wird dabei Vernachlässigung der protestantischen Interessen zum Vorwurf gemacht und ihm hauptsächlich der gegenwärtige angeblich unbefriedigende Zustand der Kirche in die Schuhe geschoben ..." „Um einer Verwirrung der öffentlichen Meinung vorzubeugen, dürfte es an der Zeit sein, vom staatsrechtlichen Standpunkt aus die Pflichten und Aufgaben des protestantischen Kultusreferenten zu erörtern und zugleich auf das gegenwärtige Verhältnis der protestantischen Kirche zum Staat näher einzugehen. Es wird sich dabei ergeben, daß einmal die erhobenen Vorwürfe an die unrichtige Adresse gerichtet, dann aber auch, daß sie überhaupt unbegründet sind..."

In materieller Beziehung hat der protestantische Kultusreferent keine andere Stellung als die übrigen Ministerialreferenten. Es ist eine große Begriffsverwirrung, in ihm „die oberste Kirchenregierungsstelle der protestantischen Kirche" zu erblicken (siehe „M. N. Nachr." vom 19. Nov. 1904 Nr. 542) und von ihm „die Aufrechterhaltung, Vertretung und Förderung aller Rechte und Interessen der protestantischen Kirche" an höchster Stelle ganz in der gleichen Weise zu verlangen wie die Wahrung der staatlichen Hoheitsrechte. („M. N. Nachr." vom 9. Jan. 1902, Nr. 12.) ... Die Vertretung der Rechte und Interessen der protestantischen Kirche ist die Aufgabe des Oberkonsistoriums. Diesem ist verfassungsmäßig die Ausübung des Kirchenregiments, das sogenannte Summepiskopat, übertragen und es ist dabei sowie in der daraus hervorgehenden Leitung der inneren Kirchenangelegenheiten selbständig und vom Kultusministerium völlig frei und unabhängig... Soweit rein innerkirchliche Fragen in Betracht kommen, ist es notorisch, daß das Kultusministerium sich grundsätzlich nicht einmischt und die Sache vielmehr der allerhöchsten Stelle durchaus im Sinne der kirchlichen Oberbehörden vorträgt. ...

Allerdings erschöpft sich das Verhältnis des Staates zur Kirche nicht mehr in den aus der II. Verfassungsbeilage hervorgehenden Beziehungen, seitdem den Kirchen alljährlich durch das Staatsbudget sehr erhebliche Zuschüsse für ihre Zwecke zugewiesen werden. Es ist daher zuzugeben, daß die protestantische Kirche ein lebhaftes Interesse daran hat, daß an maßgebender Stelle ihren diesbezüglichen Wünschen und Anträgen möglichstes Wohlwollen entgegengebracht wird. In diesem Punkte scheint aber bisher nichts versäumt worden zu sein, denn wie ein Blick in das bayerische Budget zeigt, betragen im Budget für die 26. Finanzperiode die Zuschüsse für die protestantische Kirche — ungerechnet den sehr erheblichen Aufwand an Bauausgaben für kirchliche Gebäude — 2'730,945 Mark, demnach für den Kopf der protestantischen Bevölkerung 1 Mark 56 Pfennig. Dies ist eine Leistung, mit der Bayern sich sehr gut sehen lassen kann. In Preußen betragen z. B. die staatlichen Zuwendungen für den gleichen Zweck auf den Kopf der protestantischen Bevölkerung nach dem Etat für 1899 nur 74 Pfennig (siehe Schwarz, Der Staatshaushalt und die Finanzen Preußens, Bd. II § 69). Daß aber bei der Verteilung der staatlichen Gesamtaufwendungen für kirchliche Zwecke die protestantische Kirche gegenüber der katholischen nicht zu kurz kommt, beweist ebenfalls das Budget . . ."

So eine „geschätzte Seite" in der „Augsburger Abendzeitung" Nr. 326 vom November 1903. Nachdem sich nun seit dieser Zeit aber auch gar nichts ereignet hat, was zu der über alles großen „Entrüstung" und zu jener „Erbitterung ohnegleichen" und „an allen Orten" irgendwie berechtigen könnte, von der in Nr. 148 der gleichen „Augsburger Abendzeitung" die Rede ist, so bleibt die recht wohl bewiesene Behauptung der „geschätzten Seite" vom November 1903 bestehen:

„Die erhobenen Vorwürfe sind überhaupt unbegründet" ... „Das Budget beweist", daß „die Zuschüsse für die protestantische Kirche" in Bayern — pro Kopf 1 Mark 56 Pfennig gegen 74 Pfennig in Preußen — „eine Leistung sind, mit der Bayern sich sehr gut sehen lassen kann" und „daß bei Verteilung der staatlichen Gesamtaufwendungen für kirchliche Zwecke die protestantische Kirche gegenüber der katholischen nicht zu kurz kommt".

Wir bayerischen und deutschen Katholiken insgesamt könnten wirklich nur wünschen, daß unseren katholischen Glaubensgenossen überall in evangelischen Landen jene Gleichberechtigung zuteil würde, welche die Evangelischen in Bayern genießen. Es bleibt für uns bei dem, was unser Prinz Ludwig seinerzeit auf der Kaisergeburtstagsfeier der Offiziere des Beurlaubtenstandes aussprach:

„Die deutschen Katholiken verlangen ja nichts anderes als volle Gleichberechtigung mit den deutschen Protestanten und zwar vom Reiche, im Reiche und in jedem einzelnen Staate des Reiches, dieselbe Gleichberechtigung, deren sich in dem zweitgrößten Staate des Deutschen Reiches die Protestanten, obwohl eine Minderheit, der katholischen Mehrheit gegenüber erfreuen!"

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Marokkofieber gesunken.

Die Aufregung in Frankreich hat in der letzten Woche einer allgemeinen Beruhigung Platz gemacht, obschon die Diplomaten mit ihrem vorbereitenden Notenaustausch noch keineswegs zu Ende sind. Auf die lange Note des Herrn Rouvier hat Fürst Bülow eine eingehende Antwortnote folgen lassen, die in der Form natürlich sehr freundlich war, aber in der Sache festhielt an dem deutschen Grundsatz, die Reformfrage der Konferenz zu überlassen und demgemäß vorgängige Vereinbarungen unter einzelnen Mächten nicht zu treffen. Die deutsche Note lief also auf die einfache Empfehlung des Konferenzvorschlages des Sultans hinaus. Nun haben aber Rouvier und sein Ministerrat die Einladung zur Konferenz noch nicht formell angenommen. Herr Rouvier hat vielmehr noch ein neues Aktenstück verfertigt, das seine Offiziösen nicht als eigentliche Note, sondern vielmehr als Notizenaufstellung bezeichnen. Anscheinend hat er darin die beruhigenden Versicherungen, die ihm oder seinem Botschafter in Berlin bei den mündlichen Erörterungen gegeben worden sind, zu Papier gebracht und wünscht sich durch die Anerkennung dieses Protokolls eine Rückendeckung zu schaffen. Eine große Rolle in diesen Aufzeichnungen spielen vermutlich die Zugeständnisse, die Deutschland in Bezug auf die Sonderstellung Frankreichs wegen seiner algerischen Grenznachbarschaft gemacht hat. In Frankreich ist man überzeugt, daß Herr Rouvier und seine Kollegen sich schließlich doch zur Konferenzbeschickung entschließen werden. Die öffentliche Meinung Deutschlands, die bisher eine behagliche Ruhe bewahrt und dadurch sehr viel zur Beruhigung der Franzosen beigetragen hat, wird gewiß nicht pessimistischer sein. Von wesentlicher Bedeutung ist, daß die erregten Franzosen inzwischen kuriert sind von dem Verdacht, als ob Deutschland die Marokkofrage als Vorwand zum Kriege oder als Mittel zur Demütigung Frankreichs benutzen wolle. Nach dem Zusammentritt der Konferenz wird es wahrscheinlich auch noch kritische Augenblicke geben, da Frankreich natürlich von seinen vermeintlichen Vorrechten möglichst viel wird retten wollen und den englischen Ränkeschmieden mancher Anhaltspunkt geboten wird. Inzwischen kann aber Fürst Bülow mit dem bisherigen Verlauf seiner Marokkopolitik ebenso zufrieden sein, wie mit den jüngsten innerpolitischen Erfolgen.

Die Nachgiebigkeit des preußischen Herrenhauses.

Mit einem schönen Akkord ist die preußische Landtagssession zu Ende gegangen. Das Herrenhaus, das seiner Natur und Geschichte nach viel mehr Beruf zur sozialpolitischen Rückständigkeit hat als die konservative Partei in der gewählten Volksvertretung, ist schließlich viel besser gewesen als sein Ruf. Von der altpreußischen Erbweisheit, die dem Herrenhause von seinen Freunden gern nachgerühmt wird, war diesmal wirklich etwas zu spüren. Besonders in der Rede des früheren Ministerpräsidenten Grafen Botho Eulenburg, über dessen Bein bekanntlich Graf Caprivi im Jahre 1894 gestolpert ist, nachdem er im Ringkampf mit den Scharfmachern Sieger geblieben war. Graf Eulenburg hat in der Zwischenzeit offenbar viel gelernt; er erkennt an, daß das patriarchalische Verhältnis zwischen dem Arbeitgeber und der Arbeiterschaft nicht mehr zu halten ist, wenigstens nicht in den großindustriellen Betrieben, wo immer mehr die unpersönliche Kapitalassoziation als Arbeitgeber auftritt. Er erkennt also auch die Notwendigkeit von Arbeiterausschüssen als verbindendes und ausgleichendes Mittelglied an, und er denkt folgerichtig genug, um auch die geheime Wahl zuzugeben, da er nur solche Arbeiterausschüsse für wirkungsfähig hält, die das Vertrauen der Arbeiterschaft besitzen. Und zum Schlusse rief dieser einstige Bannerträger der Scharfmacher zur geistigen Bekämpfung der Sozialdemokratie durch ein einmütiges Vorgehen der anderen Parteien auf. Fürst Bülow konnte seine Zustimmung zu dem Sozialprogramm des Grafen Eulenburg aussprechen. Dieser Vorgang hat eine weitgreifende Bedeutung, da nunmehr der Versuch der konservativen Partei, der gegenwärtigen Regierung durch die „Scharfmacherei" ein Bein zu stellen, als gescheitert angesehen werden kann. Graf Limburg-Stirum, der alte Führer der Konservativen im Abgeordnetenhause, hat plötzlich sein Landtagsmandat niedergelegt und nur das Reichstagsmandat behalten. Angeblich der vorgerückten Jahre wegen; man vermutet aber nicht ohne Grund einen inneren Zusammenhang mit dem Fiasko des jüngsten konservativen Vorstoßes.

Das Stillegungsgesetz ist freilich an einer Aenderung gescheitert, welche die Herrenhauskommission getroffen hat; doch ist dieses Gesetz nicht so dringlich, daß es nicht noch bis zu einer weiteren Revision des Berggesetzes warten könnte. Das Gesetz betreffend die Mutungssperre, das dringlicher Natur war, ist vom Plenum des Herrenhauses unter Verleugnung der Kommission unverändert angenommen worden, ebenso wie das vorerwähnte grundlegende Bergarbeitergesetz. Das ist in der Tat ein großer Erfolg, wenn auch das letztere Gesetz vom Standpunkt des Zentrums noch manches zu wünschen übrig läßt.

In der jetzt geschlossenen Session hat die Regierung noch einen zweiten großen Erfolg gegenüber der konservativen Ueberlieferung errungen, nämlich durch die Verständigung über die Kanalfrage. Fürst Bülow müßte sehr vergeßlich sein, wenn ihm nicht bewußt bliebe, daß beide Male das Zentrum durch sein geschicktes Vorgehen den Ausschlag gegeben hat.

Zu der gemeinnützigen Tätigkeit des Zentrums in der Bergarbeiterfrage gehörte nicht bloß Geschmeidigkeit, sondern auch Tapferkeit, und zwar in noch höherem Maße als bei der ausschlaggebenden Vermittlung in der Zollfrage. Denn um dem sozialpolitischen Fortschritt in Preußen überhaupt die Tür zu öffnen, mußte das Zentrum dem unentbehrlichen Liberalismus im Abgeordnetenhause Zugeständnisse in Einzelheiten machen, die den befreundeten christlichen Arbeitern nicht lieb sein konnten und von den Sozialdemokraten mit raffinierter Hetzkunst ausgenützt wurden. Bei der bevorstehenden Ersatzwahl in Essen wird eine Probe darauf gemacht, wieweit die Verdächtigungen wirken. Eine große Partei, die ihrem Namen Ehre machen will, muß auch solche Gefahren riskieren, wenn das Volkswohl es erfordert. Inzwischen ist mit Freude festzustellen, daß die christlichen Bergarbeiter auf ihrem Gewerkschaftstage kräftig gegen die sozialdemokratische Agitation Stellung genommen und zu ihrem numerischen Wachstum auch die finanzielle Stärkung ihres Verbandes gefügt haben.

Die Wirren in Rußland.

Ein meuterndes Panzerschiff ist das neueste Geschwür am kranken russischen Staatskörper. Nachdem die Offiziere zum Teil ermordet, zum Teil zum Anschluß an die Empörer bewogen waren, fuhr das Schiff von Sebastopol nach Odessa, um dort sich das Nötige zu erpressen und die Revolution in der Stadt zu unterstützen. Ob die nachgerückte Flotte von Sebastopol die Meuterer zur unbedingten Uebergabe gebracht hat, ist noch nicht ganz klar gestellt, wenn es auch von Petersburg bestimmt versichert wird. Bei den letzten Nachrichten lag das fragliche Schiff mit einem anderen noch vor Odessa. In der Stadt selbst aber scheinen die Polizei und Landtruppen in blutigen Kämpfen das Feld behauptet zu haben, wie ja überhaupt bisher in den russischen Städten, sogar in Lodz und Warschau, die Soldateska keine Neigung zum Fraternisieren mit der aufsässigen Bevölkerung, dagegen um so mehr Neigung zu blutdürstigem Vorgehen gezeigt hat. Revoltierende Truppen hat man bisher nur in der Marine gesehen. Zweimal ernste Meuterei im Schwarzen Meere und schwächere Ansätze in Libau und Kronstadt. Bekanntlich ist es schwer, über die Vorgänge im Innern Rußlands zuverlässige Nachrichten zu erhalten; die englische Presse, die meistens den Neuigkeitsdienst vermittelt, pflegt die Einzelheiten arg zu übertreiben. Freilich, wenn man auch recht vorsichtig die gebotenen Abzüge macht, so bleibt doch eine erschreckliche Zahl von Zersetzungssymptomen übrig. Nur darf man bei der Betrachtung der russischen Wirren nicht außer acht lassen, daß in den revolutionären Bewegungen das System, die Zusammenfassung, die einheitliche Leitung und die zweckmäßige Verwendung der Kräfte fehlt. Die Nihilisten und die sonstigen Vertreter der „Propaganda der Tat" haben anscheinend keine führende Kraft, und der Zusammenhang zwischen den unzufriedenen Gebildeten und den Desperados aus den unteren Schichten, die Plünderung und Brandstiftung für den besten Teil der Revolution halten, scheint ganz zu fehlen. So kommt es in Rußland bald hier bald dort zu vereinzelten Konflikten, aber nicht zum Klappen im großen, zu einer entscheidenden Kraftprobe. Im Lande dieser Blinden ist der einäugige Tschin, die in ihrer Korruption eng verbündene Bureaukratie, noch immer König. Der Zar ist schwach, aber die Revolution ist auch noch schwach und zerfahren.

Auf dem Kriegsschauplatz in der Mandschurei sowie auf dem auserwählten „Friedens"-Schauplatz in Washington ist kein entscheidendes Ereignis eingetreten. Die neue Schlacht fährt fort, sich langsam vorzubereiten und die Friedensbesprechungen tun dasselbe in noch langsamerem Tempo.

Der Ausgang der Kammerwahlen in den Niederlanden.

Von

Peter Wirtz-Brüssel.

„Der Kampf, den wir führen, muß ein Kampf der Grundsätze sein, der nicht gegen die Personen und gegen die Interessen der Liberalen, sondern gegen den liberalen Begriff des Lebens und der Welt gerichtet ist. . . . Die liberale Partei ist nach ihrem Ursprung keine niederländische Partei, sondern sie ist aus der französischen Revolution entstanden. Diese Revolution hat manches Gute gebracht, aber als Revolution ist sie nicht zu billigen. „Weder Gott noch Herr", das war ihr Grundsatz. Der Liberalismus ist also gegen Gott. Auf politischem Gebiet stellt sich demnach die Frage so: Gibt es einen allmächtigen Gott, ja oder nein? Wenn ja, dann muß man Gott dienen in der Familie, im Staat und überall. Die Liberalen untergraben die Herrschaft Gottes; in der Kammer habe ich niemals ein Wort von der Autorität Gottes gehört. In der liberalen Partei ist der Vorschlag aufgetaucht, Geld nicht mehr den christlichen Schulen, sondern den Theatern zu spenden. Der Geist des Materialismus schwächt das Volk; die christlichen Sitten werden verdorben durch den Geist von Paris. Der heilige Geist muß gegen den Pariser Geist kämpfen, und das wird dem Volke zum Segen gereichen!" So sprach im Jahre 1901 der bisherige Ministerpräsident Dr. Kuyper in einer Wahlversammlung zu Sliedrecht. Seine Worte bildeten in etwa das Programm der christlichen Mehrheit während der nunmehr abgelaufenen vierjährigen Legislaturperiode der Tweede Kamer, und sie waren auch neuerdings bei den nun stattgehabten Neuwahlen der Wahlaufruf der Mehrheitsparteien. „Christlich" und „liberal", „ministeriell" und „antiministeriell" lautete auch heute wieder die Parole.

Um die holländische Politik voll und ganz zu verstehen, muß man zunächst kurz auf das kirchliche Gebiet hinübergreifen und erst recht die markante Persönlichkeit des Premierministers nicht aus den Augen verlieren. Als früherer protestantischer Prediger steht Dr. Kuyper auf streng calvinistischem Boden. Hinsichtlich der äußeren Organisation der Kirche aber huldigt er dem Prinzip der möglichsten Dezentralisierung. Jede einzelne Gemeinde solle völlig selbständig sein und in der Wahl ihrer Geistlichen sollen ihr keine Vorschriften von irgend welcher Behörde gemacht werden dürfen. Die reformierte Kirche solle „demokratisch, frei, selbständig in der Lehre, im Kultus und ihren Liebeswerken vollständig organisiert sein." Wiederherstellung des kirchlichen Einflusses ist nur möglich, wenn die reformierten Gemeinden instand gesetzt werden, selbst zu bestimmen, in welcher kirchlichen Gemeinschaft sie leben wollen. In diesem Sinne hat Dr. Kuyper jahrelang mit solchem Erfolg gewirkt, daß zahlreiche Gemeinden, namentlich auf dem Lande, sich „dem synodalen Joch" entzogen und nur solche Geistliche beriefen, die der Kuyperischen oder der sogenannten „doleerenden" Richtung angehörten. Unser Zweck ist es nicht, hier den Kampf der antisynodalen Kirchen gegen die Synoden zu beschreiben, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß gerade in diesem Kampfe Dr. Kuyper sich großen Einfluß gewann, sich aber zu gleicher Zeit auch viele Feinde schuf. Das spiegelte sich lange in der Parteilage der christlichen Fraktionen wieder.

Dr. Kuypers Partei ist die Antirevolutionäre. Dieser Name ist auf die eingangs dieser Zeilen geschilderten Grundsätze ihres Führers zurückzuführen. Sie ist aus den Grundideen der Lehre Stahls hervorgegangen. Genannte Lehre wurde durch Groen van Prinsterer auf niederländischen Boden verpflanzt. Beide sahen in der Volkssouveränität und deren Ausartung oder notwendigen Folge, der Revolution von 1789, die Verneinung der Hoheit Gottes, als des Ausflusses aller Hoheit; aber während Stahl seine Theorie in den Dienst der Fürstenallmacht stellte, erkannte Groen van Prinsterer dem Gottesgnadentum keine Berechtigung an, da er es als unerlaubt betrachtete, Fürsten zu höheren Wesen zu stempeln. Auf diesem Standpunkt steht auch Kuyper. Der aus der französischen Revolution hervorgegangene Liberalismus ist ihm eine zu bekämpfende politische Formel. — Derselben Ansicht sind die Christlich-Historischen. Wie ihr Name andeutet, halten sie streng an den Ueberlieferungen des Calvinismus fest. Sie sind in dem oben geschilderten Kirchenstreite stets Gegner Kuypers gewesen und im Jahre 1897 z. B. stimmten sie einfach gegen die Antirevolutionäre. Grundsätzlich sind die Christlich-Historischen auch Gegner der Katholiken. Ihre Partei ist ja politisch nicht sehr stark. Sie zählte in der bisherigen zweiten Kammer nur drei Mitglieder neben dreißig Antirevolutio-

näten. Immerhin muß man aber mit Freuden begrüßen, daß sie für den diesjährigen Wahlkampf ihre Sonderinteressen an den Nagel gehängt. — Die Katholiken, welche mit ihren bisherigen fünfundzwanzig Mandaten ungefähr das gleiche Programm verfolgen wie das deutsche Zentrum, haben ihnen allerdings ein schönes Exempel der Parteidisziplin gegeben, indem sie im Haag einstimmig für den bekannten christlich-historischen Prediger Dr. Fischer eingetreten sind. — Die Einigkeit unter den drei Mehrheitsparteien scheint übrigens heuer vollständig zu sein. Unter den Antirevolutionären bestand z. B. bisher unter der Leitung Savornin-Lohmanns eine sogenannte freiantirevolutionäre Fraktion, die, namentlich was soziale Fragen anbetrifft, mit Kuyper nicht immer einverstanden war. Auch dieser Zwist ist jetzt aus der Welt geschafft. Ja sogar die energischsten Vertreter der Dordrechter Synode von 1619 haben Kuyper eine versöhnende Hand gereicht. Einer ihrer Führer, der Prediger Buytendijk, ehemaliger Bekämpfer des heutigen Ministerpräsidenten, hat kürzlich eine Broschüre veröffentlicht, in welcher er dem Bunde aller christlichen Elemente das Wort redet.

Angesichts dieses festen Zusammengehens konnte man wohl hoffen, daß die Mehrheitsparteien aus dem Wahlkampf siegreich hervorgehen würden; allein man darf es sich nicht verhehlen, daß der Standpunkt ein schwieriger war. Die zweite Kammer zählte 100 Mitglieder; davon 58 ministerielle und 42 antiministerielle. Die Mehrheit betrug also nur 16 Stimmen. Die Verschiebung von 9 Mandaten genügte, um das Ministerium zu stürzen. Dazu kommt der Umstand, daß die finanzielle Lage des Landes eine kritische ist, und daß es auf die Dauer ohne Erhöhung der Zollgebühren kaum gehen wird. Der Holländer ist nun aber unverbesserlicher Freihändler, und diesen Umstand hat sich die Opposition zu nutze gemacht, um sich als finanziellen Retter des Vaterlandes aufzuspielen, ohne jedoch wohlweislich anzugeben, auf welche Weise sie dem Uebel abzuhelfen imstande wäre, sie, die doch durch ihre Wirtschaft vor 1901 den Staatskarren so arg verfahren hatte.

Zu gleicher Zeit arbeiteten die Liberalen emsig daran, ihre alten Streitigkeiten, die vor vier Jahren nicht zuletzt Schuld an ihrer Niederlage waren, aus der Welt zu schaffen. Man zählt nämlich in den Niederlanden Altliberale, von denen der freisinnige Dr. Treub seinerzeit sagte, sie seien „eine alte, abgelebte Jungfer, der man mit dem besten Willen kein Leben mehr einflößen könne", die Freisinnigen und die liberalen Demokraten. Die verschiedenen Wahlaufrufe wurden derart abgefaßt, daß außer dem Sturz der verhaßten „Klerikalen", kein abgerundetes, sich auf Einzelfragen erstreckendes Programm gegeben wurde. Die Freisinnigen und die Demokraten haben ein Wahlbündnis abgeschlossen, die Altliberalen gehen ihre eigenen Wege. Den Zankapfel bildet das allgemeine gleiche Stimmrecht, bezüglich dessen die ganze Opposition wie früher auch jetzt gespalten bleibt. Zur Durchführung desselben ist nämlich eine Verfassungsrevision notwendig. Von einer solchen wollen die Altliberalen nichts wissen. Die Freisinnigen dagegen möchten Artikel 81 der Verfassung dahin abgeändert sehen, daß er die Regulierung der Wahlfragen den Kammern überlasse und so die Einführung des allgemeinen Stimmrechts je nach den zeitgemäßen Umständen stattfinden könne. Die Sozialisten endlich wollen sofort das allgemeine gleiche Stimmrecht einführen.

Einer geteilten Minorität stand also eine streng geeinte Mehrheit gegenüber. Im ersten Wahlgang trugen denn auch die christlichen Fraktionen bedeutende Erfolge davon. Diese berechtigten für die Stichwahlen zu den besten Hoffnungen, zumal kein einziger Sozialist wiedergewählt worden. Leider hatten sich aber für die Stichwahlen die heterogensten Elemente „aus Haß" alles Christlichen zusammengewürfelt. Dr. Treub griff der „alten Jungfer" kräftig unter die Arme, und letztere gab dem ungestümen Sozialismus aus Wahlinteressen den Liebeskuß. So wurden denn 10 Altliberale, 24 Freisinnige, 11 liberale Demokraten und 7 Sozialisten gewählt. Die christlichen Fraktionen haben nur mehr 48 Mandate, und zwar 25 Katholiken, 15 Antirevolutionäre und 8 Christlich-historische. Es wird immerhin für die Liberalen ein Kunststück sein, mit 4 Stimmen Mehrheit zu regieren, die sie überdies nur haben, wenn sie, was jedenfalls unsicher ist, Hand in Hand gehen und den Sozialdemokraten bedeutende Zugeständnisse machen. Omnia semper pro Dominatione. Großen Schaden dürften sie angesichts der Einigkeit der Opposition nicht anrichten können. Der Sieg der Linken ist also ein Pyrrhus-Sieg, und das ist immerhin ein Trost in den peinlichen Umständen, unter denen es dazu kam, daß für die nächsten vier Jahre der Parole „liberal" hat weichen müssen die Parole „christlich"!

Mittagsschwüle.

Ueber Heide und Hügel brütet
Hochsommermittag schwer und fahl,
Schwüle Träume die Heide hütet,
Sengend küßt sie der Sonne Strahl.

Und die kleine, plätschernde Welle
Wird so müde im Sonnenschein,
Selbst der Bach, der träge Geselle,
Lallt wie im Traume und schlummert ein.

Grillen singen im stillen Grunde,
Ahnend geht es durch Rohr und Ried,
Daß gewaltig in nächster Stunde
Ueber die Heide ein Wetter zieht.

Hans Eschelbach.

Zum Kapitel „Kunst und Moral".

Von

Dr. Ferdinand Klein.

„Aus einigen Aeußerungen des Lebens, die hier und da einmal vorgekommen sind und Hinz und Kunz so ausbündig gefallen haben, eine Gepflogenheit machen, sie Moral nennen und als allgemein verbindlich zu verehren, ist ein Verbrechen am Leben." Also sprach der unlängst verstorbene Bohémien Peter Hille aus Berlin. Und viele andere sprechen es nach, mehr als viele. Moral ein überwundener Standpunkt. Sittlichkeit ein Popanz. Und Peter Hille fragt: „Leben, diese ausbündige lebendige Gabe, in der wir in frohem Wunder uns selbst Welt fühlen, wollen wir zustutzen!" Sich ausleben! Schrankenlos genießen! Wie es der Pseudoprophet Nietzsche lehrte. Die alten Tafeln zerbrechen, lustig vorwärts, jenseits von Gut und Böse! Das Evangelium der Kunst, jawohl, aber ohne jenes der Sittlichkeit. Seitdem der absolute Determinismus naturaler und sozialer Form das Gebiet von Kunst und Literatur erobert hat, hat die Sittlichkeit der Kunst nichts mehr vorzudiktieren. Die l'art pour l'art-Theoretiker aus Frankreich, deren Parole internationales Schlagwort geworden ist, haben es längst verkündet, Gautier und Flaubert und die anderen alle. Auch die Kunst muß voraussetzungslos sein wie die Wissenschaft. Natürlich, und wir sind bereits herrlich weit damit gekommen in Deutschland. Jüngst der Elberfelder Schillerskandal, und kurz vorher wünschte ein Kunstgelehrter der Rheinlande einem Kunstwerk der Düsseldorfer Ausstellung — wenn ich nicht irre, war es eine Skulptur Rodins — eine ständige Stelle auf dem Hausaltar jeder Familie; nicht jeder Lebemann würde das betreffende Werk in seinen Salon stellen. Die „Münchener Zeitung" hat gelegentlich des ministeriellen Eingreifens bei den „Saufspiel"-Aufführungen des Akademisch-dramatischen Vereins Artur Schnitzlers pornographisches Machwerk „Reigen" mit dem Hinweis auf seine „durch und durch sittliche Weltanschauung" verteidigt. Begreiflich, wenn schließlich auch Freunde des Goethebundes jammerten über den sich höher und höher türmenden Schmutz, der zum Himmel stinke, über die geistige Syphilis, die das deutsche Volk zu verseuchen drohe. Man begann wieder nach dem Kadi zu schreien und sich nach den Wohltaten der geschmähten Lex Heinze zu sehnen.

Man kommt eben nicht daran vorbei: will man die Volkssittlichkeit nicht preisgeben, dann darf man auch der Kunst keinen Freischein gewähren. Gegenüber der Theorie l'art pour l'art und deren rücksichtslosen Verfechtern gilt es, das absolute Recht der Sittlichkeit zu vertreten. Jene, die gegen alles „Moralpfaffentum" losziehen, mögen uns ruhig des Banausentums zeihen. Das können wir ertragen. Kunst und Moral heißt unser Schlagwort.

Sein Inhalt scheint so selbstverständlich. Und doch! Wenn man sich darüber verbreiten will, kommen aus allen Ecken und Enden unbequeme Schwierigkeiten herangekrochen. Für unsereinen ein heikles Thema! Man ist so leicht versucht, das Kind mit dem Bade auszuschütten; die Grenzlinien beider Gebiete entweder, je nach der engeren oder weiteren Auffassung der

Rechte der Kunst, zu verstärken oder zu verwischen. Ueberhaupt die rechte Mitte zu treffen! Man stößt so leicht an bei den eigenen Gesinnungsgenossen: den Hyperprüden, die meistens nicht von großer Sachkenntnis angekränkelt sind, geht man zu weit auch mit den geringsten und selbstverständigen Zugeständnissen, und denen, die immer mit Zugeständnissen an die „Zeitbedürfnisse", den Fortschritt, bei der Hand sind, scheint man rückständig, wenn man die ewigen Rechte des Sittengesetzes zu entschieden wahrt. So hat man, wenn man in dieser Frage das Wort ergreift, immer das unangenehme Gefühl eines, der es keinem recht machen kann. Nicht ohne Widerstreben leiste ich dem Ersuchen der Redaktion dieser Zeitschrift Folge, dieser verwickelten Frage wieder einmal näher zu treten. Nicht als ob ich Neues zu sagen hätte; eigentlich bloß, um der jetzt auch ins Deutsche übersetzten Schrift des Franzosen Sertillanges ein Geleitwort mit Randglossen mit auf den Weg zu geben.

Sie gehört entschieden mit zum — sagen wir zum Originellsten, was auf katholischer Seite über das Thema geschrieben wurde, wenn wir auch ihren Schlußfolgerungen nicht in alleweg beistimmen. Der Verfasser ist Dominikanermönch — man würde hinter den gewandten und sachverständigen Ausführungen nicht leicht einen Mönch vermuten, an dessen Klosterzelle sich all die Wellen brechen, welche die Oberfläche des modernen Geisteslebens kräuseln. Aber er kennt die Welt und versteht sie und urteilt demgemäß, wenn auch vom Standpunkte des Mönches. So erklärt sich der Beifall, den seine kleine, mehrmals aufgelegte Schrift gefunden hat; sie hat auch eine deutsche Uebersetzung immerhin verdient.*)

Eins berührt zunächst erfreulich: die breitere Grundlage, auf der er seine Ausführungen aufbaut, indem in dem Umfang seines Sittlichkeitsbegriffes nicht bloß das religiöse Moment Platz findet. „Die Sittlichkeit einer Handlung ist die Eigenschaft, die zwischen dieser Handlung und dem Zweck des menschlichen Lebens eine Uebereinstimmung erkennen läßt." Daher die doppelte Folgerung, daß der Mensch, der in der Vervollkommnung seines Wesens im Hinblick auf ein zu verdienendes ewiges Leben sein Lebensziel sieht, seine ganze Tätigkeit darauf hinrichten muß, während von den anderen, die nicht auf eine Belohnung in der Ewigkeit reflektieren, gefordert wird, „wenn sie nicht aufhören wollen, Menschen zu sein, irgend ein Ziel für ihre Tätigkeit gelten zu lassen und es über das persönliche Vergnügen und selbstsüchtige Interesse zu stellen." Daraus ergeben sich Schlüsse für die Kunstübung. „An sich betrachtet ist die Kunst in dem Sinne unabhängig, als sie ihren eigenen Gegenstand, das Schöne, hat, der von dem der Sittlichkeit, dem Guten, verschieden ist. Insofern aber die Kunst von dem Menschen ausgeübt wird, muß sie sich dem Sittengesetz des Menschen unterwerfen; sie ist der Sittlichkeit tributpflichtig." Aber wohl verstanden in der Weise, daß die Kunst sich die Moralität nicht als Ziel vorsetzt, sondern sie als Regel, als Grenze ansieht. Denn an sich — eine richtige Bemerkung — ist die Richtung nach einem höheren Ziel der Kunst nicht *wesentlicher* als jeder anderen geistigen Tätigkeit. „Die Kunst braucht keine Predigerin des Guten zu sein; aber sie darf auch nicht seine Feindin, sondern muß seine treue Dienerin sein; wenn sie nicht beten will, so unterlasse sie es wenigstens zu lästern."

Der Einfluß der Kunst auf das menschliche Gemüt wird mit Geist dargelegt. Sie ist die Erweiterung unserer Lebenstätigkeit auf jenen Gebieten, wohin uns die Muse versetzt, sie verpflanzt uns in ein neues Reich, verschafft uns einen neuen Genuß. „Wenn aber dieser Genuß ein gemeiner ist, wenn die Bewunderung sich auf das Niedrige richtet?" Es ist ein Irrtum gewisser Leute — bei uns hat ihn Hans Schmidkunz verbreiten helfen —, daß sie meinen, der Bereich der Kunst sei immer rein, da er aus idealen Formen bestehe, und die Kunst könne befreien, rechtfertigen, läutern, weil sie alles idealisiere. Wie jede menschliche, der Kontrolle entbehrende Tätigkeit kann sie in Fehler und Irrtum fallen und birgt wegen der Natur ihrer dem Bereich der sinnlichen Welt entnommenen Mittel eine Gefahr, kein Prinzip, der Entsittlichung in sich, für den, der in der Kunst nur die Kunst selbst sieht. „Die Kunst um der Kunst willen, das ist der auf die Aesthetik übertragene Epikuräismus." Er kann im Prinzip zu allem führen. „Epikur war ein ernster Mann; die Kunst um der Kunst willen ist auch ernst. Aber die Epikuräer! Aber unsere Maler! Sobald vor einer Macht, wie die menschliche Sinnlichkeit eine ist, die Schranken fallen, ist es aus mit ihr; sie muß sich in die schlimmsten Exzesse stürzen. Nun ist aber die Kunst um der Kunst willen die systematische Unterdrückung jeder Schranke, und die Sinnlichkeit ist die beständige Gefahr der Menschheit."

Man hört hier den Mönch sprechen. Den Mönch, der gegen die Auswüchse der Kunst besonders in Frankreich zu Felde zieht. Er ist kein Freund der Moderne. Er hat offenen Sinn für das in unsern Ausstellungen Gebotene. Nur gegen zwei Arten von Kunstwerken wendet er sich: die *direkt unmoralischen* und die *wenigstens gefährlichen* Werke. Die unmoralischen, deren Tendenz sofort in die Augen springt. Ich denke an solche, wie sie im letzten Jahrhundert in Frankreich Chaplin malte, dem die Kaiserin Eugenie gesagt hat: „Herr Chaplin, ich bewundere Sie, Ihre Bilder sind nicht nur unanständig, sie sind mehr." Oder wie sie Moreau schuf: „Gemälde, welche zarte und köstliche Phantasien alter Zeit und klassischer Verderbtheit darstellen", so wünscht sie sich der spleenige, übersättigte Held Jean des Esseintes in Huysmans, des Mönch gewordenen Zolajüngers verrücktem Roman „A rebours". Freilich, für Leute, die in Felicien Rops (der jetzt in Liebhaberausgaben eines Wiener Verlages den zahlungskräftigsten obersten Tausend wieder zugänglich gemacht wird) oder in Beardsley eine Offenbarung erblicken, gibt es keine unmoralischen Werke. Auch die Künstler selbst beabsichtigen solche nicht. Denn es heißt weiter: „Was wir offen unmoralisch nennen, scheint dem Urheber berechtigt oder höchstens frei zu sein. In gewissen Kreisen und unter gewissen Verhältnissen erleidet der sittliche Sinn seltsame Abweichungen."

Dann die Werke, die nichts an sich Unmoralisches darstellen, die jedoch aus dem einen oder andern Grunde eine Gefahr für den Zuschauer einschließen. Es handelt sich um die Zulässigkeit des *Nackten in der Kunst*, die so viel ventilierte Frage. Man muß gestehen, unser Verfasser stellt sich ihr unbefangen gegenüber, aber doch nur scheinbar. Er gibt zu: „Das Nackte ist an sich keusch wie die Natur und braucht das Dasein nicht zu verbergen. Es sollte sich ohne Scham unter dem Himmel zeigen können. Von demselben Standpunkt aus betrachtet, verhält es sich in der Kunst ebenso." Aber das christliche Dogma von der Erbsünde läßt die wirkliche Lage in anderem Lichte erscheinen. Was es lehrt, muß auch in der Kunst berücksichtigt werden. Die Schamhaftigkeit ist kein Vorurteil, sondern ein Zeichen des Adels, der in der menschlichen Seele nach ihrem Falle noch fortbesteht. Es ist nicht zu leugnen: das Nackte bietet unter gewöhnlichen Umständen Gefahr. Wohl mag der Künstler, der frühzeitig mit ihm vertraut wird, gegen seine Einwirkung abgestumpft sein. Aber das Publikum urteilt anders. „Stellt diese Leute vor eine Studie des Nackten. Was werden sie darin erblicken? Die Linie? Das Kolorit? Den Gedanken? Den Stil? Nein, sie werden vor allem das verwirrende Nackte sehen, und wenn ihre Einbildungskraft nur im geringsten der Sache zugeneigt ist, wird in ihrer Seele die Versuchung aufkeimen. Die Maler werden uns sagen, daß sie nicht für diesen Teil des Publikums arbeiten; aber da solche Leute tatsächlich vorhanden sind und die Mehrzahl ausmachen, wäre es vielleicht gut, dem ein wenig Rechnung zu tragen. Ist es weise, das, was nur für eine Auswahl paßt, allen vor Augen zu führen? Das ist eine Frage von Belang." Hat er vielleicht Unrecht? Wenn man — expertus loquor — das Durchschnittspublikum, das unsere jährlichen Bilderausstellungen besucht, Jahre hindurch beobachtet, wird man die angeregte Frage zweifellos als von Belang erklären müssen. Denn so Unrecht hatte der Verfasser eines bedeutsamen Aufsatzes über unseren Gegenstand in den „Grenzboten" nicht (62. Jahrgang, Nr. 44 und 45), als er feststellte, „daß die stoffliche Wirkung des geschlechtlichen Sinnenreizes dem Nackten weder im Leben noch in der Kunst genommen werden kann." Modifikationen freilich läßt der Satz, wie wir gleich sehen werden, doch noch zu.

Aber, meint P. Sertillanges weiter, wenn das Nackte auch gefährlich ist, so ist damit eine radikale Unterdrückung noch lange nicht gegeben; nicht alles, was gefährlich ist, kann ohne weiteres unterdrückt werden. „Die Kirche hat aus den Verzeichnissen des Index die schlüpfrigen Dichter von Rom und Griechenland gestrichen, „wegen der Eleganz der Form", wie sie sagt: ein augenscheinlicher Beweis, daß in ihren Augen nicht schon alles gegen die Kunstsachen gesagt ist, wenn man die Gefährlichkeit derselben konstatiert hat. Wenn die Kunst für das Leben nicht unentbehrlich ist, so ist sie ihm doch sehr nützlich. Alles ist von Wert,

*) L'art et la morale. Par le R. P. Sertillanges. Paris, Blond & Barral. (In der Sammlung Science et Religion, Etudes pour le temps présent.) Nach der 6. Auflage übersetzt unter dem Titel: *Kunst und Moral* von R. P. Sertillanges. Straßburg Le Roux, 61 S. Mk. 0.50. Auf dem Titelblatt fehlt die Jahreszahl, die französische Unsitte braucht man nicht nach Deutschland zu verpflanzen. Das französische R.(év.) P.(ère) war dem Uebersetzer, der im allgemeinen seine Sache gut gemacht hat, wohl unverständlich.

was uns erhebt; alles, was das menschliche Verständnis weckt, ist ein Verbündeter des moralischen Lebens. Wenn also das Nackte in der einen oder anderen Hinsicht eine Notwendigkeit der Kunst ist, so muß man es in dem Maße zulassen und diese bedeutungsvolle Sache nicht der Furcht vor einer Gefahr opfern, die jeder, wenn er will, beschwören kann." Das Studium des Nackten ist zunächst unerläßlich, es ist „die Hochschule der Kunst", daher kann man den Künstlern das Recht nicht absprechen, das Nackte zu malen, trotz der Uebelstände die darin liegen. Diese „dürfen in keiner Weise unter gewöhnlichen Umständen die freie Entwicklung einer kostbaren Kunst hemmen". Ja es wird selbst zugestanden, wenn auch mit Widerstreben, daß ein Künstler seine Studien verkaufen oder ausstellen kann. Doch hat die Sittlichkeit das Recht, ihre Bedingungen zu stellen. Weshalb aus einer Studie gleich eine pikante Geschichte fabrizieren?

Ganz richtig! So manches, was auch unter dem Namen großer Meister geht, würde weniger verfänglich sein, wenn nicht mit Absicht die Pikanterie gesucht wäre. Und leider dient der berühmte Name sehr oft dazu, Gegenständen öffentliche Daseinsberechtigung zu verleihen, die eher ins Extrakabinett gehörten. Es darf hier auf eine bedeutsame neueste Entscheidung des Reichsgerichtes*) hingewiesen werden, das das Urteil des Berliner Landgerichts aufhob, welches einen Kunsthändler von der Anklage des Vertriebs unsittlicher Bilder freigesprochen hatte, weil es sich um Nachbildungen wirklicher Kunstwerke handelte, z. B. Veroneses Leda mit dem Schwan. Das Reichsgericht betonte aber den relativen Charakter der Unzüchtigkeit, der einem Werke anhaften kann, mag es auch im Museum als Kunstwerk gelten. Und wie es mit der ungeschminkten Deutlichkeit mancher hochgepriesenen Renaissancebilder bestellt ist, kann man aus gewissen Beschreibungen in Heinses Roman „Ardinghello" ersehen.

Hatte oben unser Verfasser das Nackte die „Hochschule der Kunst" genannt, so motiviert er dies nachträglich durch den Hinweis auf die technische Schwierigkeit seiner Darstellung. Aber: „aus dem bloßen Grunde, daß das Nackte technisch schwieriger ist, darf ihm keine Wichtigkeit ersten Ranges beigelegt werden." Denn die Technik sei doch nur ein Werkzeug, darüber stehe die Inspiration, die Eingebung.

Die Frage, ob das Nackte der Inspiration günstiger und folglich ästhetisch den Vorzug habe, ist entschieden zu verneinen. Das wird durch eine geschichtliche Reflexion begründet, ähnlich, wie sie Dr. Luzian Pfleger in allerdings viel weiter ausholender Form voriges Jahr im „Hochland" angestellt hat. Es wird auf die gewaltigen Künstler der Renaissance verwiesen, auf Raffaels großartigen Faltenwurf, auf Michelangelo, dessen Moses höher stehe als sein David, dessen bekleidete Propheten und Sibyllen entschieden höher zu werten seien als die unbekleideten Figuren der Sixtina. Nicht als ob die überwältigende Kraft, die aus Michelangelos nackten Figuren spricht, nicht in hohem Maße bewunderungswürdig sei. „Seine entzückte Begeisterung über die Kunst des menschlichen Körperbaues ist so stark, daß sie auf den Beschauer übergeht, und man sieht dort nur Wunder der Wissenschaft und der schöpferischen Macht. Der gewollte Eindruck wird hervorgebracht, dieses Gefühl bemächtigt sich unser, und das Nackte verschwindet. *Aber wer bildet heute noch Nacktes nach der Art Michelangelos?* Unsere Aesthetik ist nicht mehr dieselbe. Der ideale Aufschwung, dieser geistige Hauch der Kunst, ist im Verfall. Die Stimme der Sinne spricht lauter." Unsere Künstler, die sich „ihrem Rechte gemäß" ganz an die Wirklichkeit halten, bieten uns nur eine Uebertragung der Wirklichkeit auf die Leinwand. „Das kann aber nicht keusch sein, das muß notwendigerweise anstößig wirken." Mit berechtigtem Sarkasmus werden die Alkovenstudien unserer Modernen, die mit den verschiedensten Etiketten beklebt sind, gekennzeichnet. „Es ist immer dasselbe Modell, schlaff oder lüstern, das unter dem Namen *Venus* Tauben liebkost, das als keusche *Diana* den Bogen hält, oder das sich stellt, als erwache es, wenn man ihm sagt, daß es *Aurora* heiße. Sind diese Gottheiten, zu fünf Franken für die Sitzung, ernst zu nehmen? Sie spielen ihre Rollen so gut sie können; aber man errät, daß sie ihre Kleider auf das nächste Möbel gelegt haben." Auf die Bemerkung eines Malers, daß das Nackte die allein wahre Kunst sei, weil das Gewand die Formen ändere, erfolgt die von diesem Gesichtspunkt sicher einwandsfreie Antwort: der Mensch der Natur ist nicht der Mensch der Gesellschaft, wenigstens nicht der zivilisierten Gesellschaft. Hiermit trifft der Dominikaner mit den Anschauungen unseres bedeutenden Kunsthistorikers Karl Neumann zusammen, der mit Vorliebe sein Augenmerk der Moderne zugewandt hat. In seinem glänzenden Buche über Rembrandt hält er die Auffassung dieses ersten aller Modernen von dem Nackten den Künstlern unserer Zeit gegenüber, und nachdem er auf die recht mäßige Verwendung des Nackten durch Rembrandt hingewiesen, fährt er fort: „Für den Künstler wird das Studium des Nackten für alle Ewigkeit als Grammatik der Form unerläßlich bleiben; aber dies beweist nichts für die Welt *außerhalb des Ateliers*. Und hierin ist Rembrandt moderner gewesen, als wir es heute sind. Die *Macht der Phrase* verblendet uns über die einfache Wahrheit, daß, wo das Leben das Nackte ausstößt und zudeckt, Kunst und Künstler nicht mit einem eingebildeten Besserwissen sich verschanzen dürfen, sondern den heilbringenden Bund mit dem Leben schließen müssen, aus dem zu allen großen Zeiten der Kunst ihm Wahrheit und die Kraft ihres Ausdrucksvermögens erwachsen ist."

An den eben berührten Gedanken knüpft P. Sertillanges die Bemerkung, daß der nackte Mensch der Kunst immer *entkleidet* erscheint. „Merkwürdig, daß diese einfache Unterscheidung unseren Künstlern noch nicht in den Sinn gekommen ist! Sie sehen nicht, daß das Nackte selbst in der Kunst nur unter der Bedingung durchaus transzendentaler Gedanken und Vorstellungen zulässig ist." Das heißt aber bei unserem Verfasser gerade so viel, als das Nackte direkt aus der Kunst verbannen. Nach all den oben gebuchten Zugeständnissen, deren weitgehender Bereich mitunter Verwunderung erregen konnte, treffen wir jetzt den Satz: „Selbst wenn es vollkommen ästhetisch, wenn es selbst der Gipfel der Kunst wäre, so könnten wir doch einem Manne, der auf die christliche Moral Wert legt, das Nackte nicht anempfehlen." Im Schlußwort ist die Abweisung noch schroffer gehalten, was sich etwas merkwürdig ausnimmt nach den Wiederholungen der erwähnten Konzessionen. „Christus hat das Fleisch verflucht", damit erledigt man die Frage, die für das gesamte Kunstschaffen von so eminentem Belang ist, nicht. Aus der Geschichte der religiösen Kunst schon hätte der Dominikaner lernen können, daß die Kirche gegen das Nackte, wo die historische oder sachliche Situation seine Darstellung verlangte, bis auf die neuere Zeit nie etwas einzuwenden hatte. Es muß als ein Mangel empfunden werden, daß er gerade auf dieses so wichtige Moment nicht eingeht: daher der schroff ablehnende Standpunkt, der alle „Zugeständnisse" als Sophisterei erscheinen läßt.

Hätte er nur aus der sehr feinen Unterscheidung von „nackt" und „entkleidet" weitere Folgerungen gezogen, wie sie J. Popp im Anschluß an Pflegers geschichtliche Ausführungen formulierte! (Hochland 1904, 11. Heft.) Auch nach meiner Ueber-

*) Ein anderes Urteil des Reichsgerichtes wird in dem kürzlich erschienenen Band der Entscheidungen des Reichsgerichtes unter der Frage: „Inwiefern können Kunstwerke unzüchtig sein?" mitgeteilt. Es handelt sich, wie wir den „Hamb. Nachr." entnehmen, um folgenden Fall: Die Strafkammer Berlin hatte einen Händler von der Anklage aus § 184 freigesprochen, der Postkarten mit Abbildungen üppiger nackter Frauen verkauft hatte. Diese Postkartenbilder waren Reproduktionen von Originalgemälden, die auf der vorjährigen Pariser Kunstausstellung ausgestellt waren. Aus der Tatsache der Zulassung zur Kunstausstellung entnahm die Strafkammer, daß es sich bei den Originalen um *Kunstwerke* handle, und kam dann weiter zu dem Ergebnis, daß, so wenig wie die Originale kraft ihrer Eigenschaft als Kunstwerk „unzüchtig" sein könnten, dieser Vorwurf gegen die Reproduktionen erhoben werden dürfe. Das Reichsgericht weist nun zunächst die sich in den Ausführungen der Strafkammer findende Unterstellung zurück, daß es generell den Grundsatz aufgestellt habe, auf „Kunstwerke" sei der Begriff des „Unzüchtigen" schlechthin anwendbar. „Wohl kann", so sagt das Urteil, „die künstlerische Tendenz und Wirkung eine derart vorwiegende sein, daß, was sonst in geschlechtlicher Beziehung als schamverletzend gelten müßte, durch die zum Ausdruck gebrachte Idee diesen Charakter verliert." Davon aber kann nach Meinung des höchsten Gerichtes keine Rede sein, daß jedes Werk der Kunst schon deshalb, weil es überhaupt eine Kunsttechnik aufweist und künstlerischen Zielen nachgeht, dem Bereich des Unzüchtigen entrückt sein müsse. Ein Kunstwerk „in des Wortes höchster Bedeutung wird freilich nicht unzüchtig sein, *wohl aber gibt es unzüchtige Werke der Kunst*." Das Reichsgericht will deshalb bei Bildnissen der vorliegenden Art untersucht sehen, ob die in ihnen vorherrschende künstlerische Idee durch das Grob-Sinnliche derart in den Hintergrund gedrängt ist, daß das Schamgefühl des Beschauers verletzt wird. Hier handle es sich um eine Massenfabrikation von Ansichtspostkarten, die, in Schaufenstern ausgestellt, für wenig Geld jedem Beliebigen, also nicht nur solchen, die sich einen Einblick in die französische Kunst verschaffen wollten, verkauft würden. Die Strafkammer habe also zu prüfen, ob die Darstellungen, die als Originalgemälde im Pariser Salon keinen Anstoß erregt haben mögen, in ihrer nunmehrigen Gestalt als Postkartenbilder, die auf der Straße jedem Vorübergehenden ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes und der Bildung zur Schau und zum Kauf feilgehalten werden, gerade durch diese Art der Darbietung den Charakter unzüchtiger Abbildungen angenommen hätten.

zeugung wird eine befriedigende Lösung der heiklen Frage an diese Unterscheidung anknüpfen müssen. Popp hat den symbolischen Charakter des Nackten im engeren Sinne des Wortes — d. i. wo dieser Zustand, weil natürlich wirkend und selbständig berechtigt, als etwas an sich Seiendes empfunden wird — betont und an einigen Beispielen nachgewiesen. „Dagegen liegt alles Anstößige, moralisch Anzufechtende, lüstern Wirkende auf dem Gebiete des Entkleideten; das Nackte im engeren Sinne kann keusch oder moralisch indifferent wirken; eine Diskussion des Zulässigen oder Abzulehnenden muß sich mit dem Entkleideten in der Kunst beschäftigen."

So können wir Sertillanges Schrift, trotz vieler zutreffenden Ausführungen, nicht als eine befriedigende Lösung der heiklen Frage betrachten. Wir sind mit ihm durchaus einverstanden in dem Vorgehen gegen die niederen Zwecken dienende Afterkunst der Moderne. Aber der Eifer, mit dem er das Nackte zuletzt aus der Kunst verbannt wissen will, erinnert zu sehr an seinen Ordensgenossen Savonarola. Alle „Zugeständnisse", deren Wert für sich immer bestehen bleibt, täuschen nicht darüber hinweg. Was der jetzige Bischof von Rottenburg, Paul von Keppler, im Jahre 1892 schrieb, weist einen richtigeren Weg: „Wir wollen keine falsche Prüderie; wir rauben der Kunst nichts von ihrer Freiheit. Ihr Recht, den Menschenkörper und auch das Nackte zu ihrem Studium und auch zum Gegenstande ihrer Darstellung zu machen, soll ihr belassen werden, mit der einzigen Einschränkung, die doch selbstverständlich sein sollte, daß dabei ein vernünftiger Zweck und keine unsittliche Absicht walte."

Der Satz wiegt eine Broschüre auf.

Eine viel zu wenig gewürdigte kulturelle und wirtschaftliche Gefahr.

Von

F. X. Hoermann, Kaiserslautern.

Im Verlaufe des russisch-japanischen Krieges wurde viel über die den Westen künftig bedrohende „gelbe Gefahr" geschrieben und die unerfreuliche Perspektive der Vernichtung der europäischen Kultur durch die „Barbarei des Ostens" an die Wand gemalt.

Ob eine derartige Gefahr in der geschilderten Größe besteht, wollen wir nicht behaupten und noch viel weniger untersuchen. Aber wir wissen, daß eine andere, vom Osten aus sich verbreitende gefahrvolle Erscheinung heute den Westen in ihren Folgen schlimmer als die einstigen Heereszüge der Hunnen und Vandalen bedroht: die Verwüstung der Riesenwälder im asiatischen und europäischen Rußland.

Unter der Ueberschrift „Eine Gefahr für Europa" brachte die „Illustrierte Rundschau" (1901, Nr. 15) einen den „Annales Forestières", einer der angesehensten forstwirtschaftlichen Zeitschriften der Gegenwart, entnommenen Artikel, in welchem u. a. ausgeführt wurde, daß sich die asiatische Wüste immer mehr gegen Europa ausdehne, d. h. daß das östliche Europa allgemach zur Wüste werde und auch das übrige Europa in bezug auf klimatische Verhältnisse ungünstig beeinflusse. Der Zustand der Steppen zwischen dem Uralgebirge und der Wolga werde immer trostloser. Die Forschungen Radloffs in Asien liefern den Nachweis, daß der ehemals üppige Pflanzenwuchs in den Gebieten von Chiwa, Kokan, Samarkand in unaufhaltsamem Rückgang begriffen sei, und daß die Wassermenge der Flüsse immer mehr abnehme. Die Ursache dieser Erscheinung sei die Entwaldung, die speziell in Südrußland eine ungeheuere Ausdehnung angenommen habe.

Wie Ost- und Mittelasien und der Süden Europas seiner Wälder beraubt wurde, so soll auch der Westen des asiatischen und der Osten des europäischen Kontinents dem gleichen die Vernichtung der materiellen Kultur in sich schließenden Schicksale verfallen. Die Folge wird eine neue Völkerwanderung nach dem übervölkerten Westen und über die Fluten des atlantischen Ozeans sein.

Die große Völkerwanderung, d. h. die Wanderungen und verheerenden Züge mongolischer und arischer Stämme nach dem europäischen Westen, war im letzten Grunde ein Ergebnis der im größten Stile betriebenen Walddevastation. „Nach den Mitteilungen von Franz von Schwarz über „Turkestan" (1900) und der von ihm weiter angeführten Reiseliteratur ist ganz Zentralasien vom Kaukasus im Westen bis zur Mandschurei im Osten ein einziges ungeheueres Ruinenfeld von großen Stadt- und vertrockneten Kanalanlagen, die an Großartigkeit selbst den Suezkanal, den Stolz des letzten Jahrhunderts, übertreffen."[1]) Die Völker, welche einst hier gehaust haben, wurden mit der langsamen aber stetigen Veränderung der klimatischen Verhältnisse, durch die Austrocknung und Versandung des Bodens infolge der im größten Umfange betriebenen Waldverwüstung aus ihren alten Wohnsitzen hinausgeworfen und drängten nach dem bewaldeten und noch nicht ausgebeuteten Westen.

Die eine internationale Gefahr darstellende Walddevastation nimmt, ungeachtet einiger kleiner Gegenmaßregeln, ihren Fortgang, und es ist ein Gebot der Selbsterhaltung der Völker und ihrer materiellen Kultur, der Frage der Erhaltung und Mehrung des Waldes ein ungleich intensiveres Interesse als bisher entgegen zu bringen. Diese Pflicht und Aufforderung gilt auch für das in bezug auf seine Wälder in einer relativ günstigen, aber durchaus nicht befriedigenden Lage sich befindende Deutsche Reich. Der Prozentsatz der deutschen Waldungen beträgt genau ein Viertel der gesamten Bodenfläche und ist damit von der Norm, nach welcher nicht weniger als ein Drittel des Landes mit Wald bestanden sein soll, noch sehr weit entfernt. Die erfreulichen Maßnahmen, welche die meisten deutschen Regierungen im Interesse des gefährdeten Waldes in den letzten Jahren ergriffen, haben dessen Minderung im 19. Jahrhundert noch nicht zum kleinen Teile ausgeglichen. So ist beispielsweise in Bayern der Prozentsatz der Waldungen von 42 Prozent im Jahre 1837[2]) auf 33 Prozent im Jahre 1900 herabgesunken. In dem einzigen Jahre 1897 wurden in Bayern nach amtlichen Erhebungen 8'235,378 ha abgeholzt und nur 5'305,761 ha aufgeforstet.

Die Folgen der Waldverwüstung, wie sie uns Geschichte, Erfahrung und wissenschaftliche Untersuchung zeigen, sind bekannt und lassen sich kurz in folgende Sätze zusammenfassen: Verschlechterung des Klimas bis zur Unbewohnbarkeit des Landes; teilweise Versumpfung des Bodens einerseits und anderseits meilenweite Austrocknung und Verhärtung desselben; schrofferer Gegensatz von Wärme und Kälte und damit für die Vegetation nachteilige Frühjahrs- und Herbstfröste; Versandung von ganzen Ländern, Abschwemmung und Ueberschwemmung; vermehrte und intensivere, d. h. durch keinen Widerstand gehemmte Stürme, Zunahme der Gewitter (Bildung von Gewitterherden), Hagelschläge und der Blitzgefahr. In einem ackerbautreibenden Innenlande bedeutet die völlige Devastation des Waldes die gänzliche Verarmung und den kommenden Untergang des Volkes; mit den Wäldern verschwinden die Menschen.

Möge die in der fortschreitenden Waldverwüstung liegende Gefahr nicht bloß von den Regierungen sondern auch von den gesellschaftlichen Kreisen immer mehr erkannt und der gedankenlosen und spekulativen Verheerung unserer Erde eine intensivere Gegenaktion gewidmet werden! Der derzeitige Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas, welche heute mit Rußland in der Waldverwüstung an der Spitze der Kulturstaaten stehen, hat angesichts der wachsenden Ueberschwemmungen erkannt, daß die Erhaltung und Mehrung der Wälder über die Zukunft der Republik entscheide. „Die Frage der Bewaldung und des Wasserkreislaufes", sagt er in seiner Botschaft vom 19. Dezember 1901, „sind vielleicht die wichtigsten inneren Lebensfragen für die Vereinigten Staaten."[3]) Möge für diese Lebensfragen auch unser deutsches Publikum ungleich mehr als bisher interessiert werden! Es handelt sich um unser Volk, um die Erhaltung der materiellen Grundlagen seiner Kultur!

[1]) Dr. G. Ruhland, System der polit. Oekonomie, I, 163.

[2]) Vergl. L. Zierl, Ueber Entwaldung und Holzteuerung 2c. 2c. München 1843. S. 22.

[3]) Verfasser dieses Artikels hat vor zwei Jahren eine kleine Schrift „Wald und Waldverwüstung" geschrieben, für welche er nach unsäglicher Mühe einen Verleger (Felix Dietrich in Leipzig) gefunden. Derartige Werke, hieß es sehr charakteristisch, finden im Publikum kein Verständnis und darum keinen Absatz. — Die auf Veranlassung des Ministerialdirektors Dr. H. Thiel von den preußischen Landesforstmeistern Schulz und Tiburtius geprüfte und warm empfohlene Schrift erscheint in diesen Tagen. Im Interesse der eminent wichtigen Sache, nicht des Verfassers, machen wir hier auf dieselbe aufmerksam.

Himmelsrosen.

Ich pflücke von meinem Rosenstrauch
Die allerschönsten täglich
Und schmücke mit ihrem Duft und Hauch
Mein stilles Heim unsäglich.

Ich winde die Rosen zum vollen Kranz
Der Jungfrau, der makellosen,
Und doppelt leuchten im Sonnenglanz
Die glühenden Himmelsrosen.

Mein Haupt ist weiß, mein Herz ist jung,
Als wär' ich gestern geboren;
Ich spüre des Adlers Erneuerung,
Im blauen Aether verloren.

Hoch schwebt und frei meine Seele hin
Auf lieblichen Rosendüften,
Zu singen der himmlischen Königin
Mein Lied in strahlenden Lüften.

Leo van Heemstede.

Als Klein-Eli starb. . . .

Von

Dr. H. Jos. Brühl-Münster.

Als Klein-Eli starb, ging ein schöner Sommertag zur Rüste. Die reifen Saaten leuchteten im Abendschein; das Spätrot durchfunkelte den dunklen Wald, und die Heide flammte im letzten Sonnenbrand.

Auf der Landstraße zogen weiß gekleidete Kinder, die sich mit Feldblumen geschmückt hatten und frische Maien trugen. Sie sangen die Strophe:

„Jedes Jahr kommt der Frühling, ist der Winter vorbei,
Der Mensch aber hat nur einen einzigen Mai;
Die Schwalben fliegen fort, doch sie zieh'n wieder her;
Nur der Mensch wenn er fortzieht, der kommt nimmermehr."

„Der kommt nimmermehr . . . ." leise im Windhauch verzitternd klang der Refrain.

Auf dem Park lag Märchenstimmung. Von den hohen Bäumen floß grüne Dämmerung. Leise plätscherte der Brunnen, und durch das dunkle Laub der Taxushecken schauten die Marmornymphen wie lebend hervor mit großen, stummen, staunenden Mädchenaugen.

Tote Ruhe herrschte in der Villa. In dem kleinen Erkerzimmer, das gegen Westen lag, waren die schweren Gobelins, die die Tageshelle gedämpft hatten, zurückgezogen.

Der weiche Ton des milden Abendlichtes erhellte den kleinen Raum und warf auf die bleichen Seidentapeten einen rosigen Schimmer.

Langsam, monoton ging der Schlag der Wanduhr.

Am Bettchen ihres todkranken Kindes saß Frau Ada von Bohlen. — So sah sie der dritte Abend. —

Die Dame mochte Anfang der Dreißiger sein. Aber sie hatte dem Leben in die Augen geschaut, dem großen, starken Leben, das bricht und aufrichtet. Davon zeugten die beiden tiefen Furchen, die nicht das Alter in die hohe Marmorstirne gegraben hatte.

Die weiße, wohlgepflegte Hand ruhte auf der blauseidenen Decke des Bettchens, und das Auge hing unverrückt an dem Köpfchen des Kindes, das in den weißen Kissen lag.

Feucht und wirr hingen die schwarzen Löckchen um das schmale Kindergesichtchen, das nur wie von feiner, durchsichtiger weißer Seide überzogen war, unter der die blauen Stirnadern hervorzubrechen schienen.

Klein-Eli schlief. Ihr Atem ging schnell und keuchend.

Jetzt schrack sie zusammen. Sie öffnete die Augen, und der müde Blick, darin ein letzter Lebensfunke irrlichterte, suchte die Tür.

Frau Ada neigte sich über ihr Töchterchen: „Er kommt, mein Liebling."

Mattlächelnd sank das Kind zurück und schloß die Augen....

Eine Wallung der verschiedensten Gefühle wogte in der Brust Frau Adas. Er, nach dem das Kind so sehnsüchtig verlangte, den sie haßte und verachtete, war einst ihr alles gewesen.

Die Erinnerungen, die sie so oft verscheucht hatte, kamen wieder.

Ein prachtvoller Julimorgen leuchtete über dem kleinen Badeorte, wo sie mit ihrer Mutter zur Erholung weilte.

Da sah sie ihn zum erstenmal auf den frischen Kieswegen des Kurparkes — den jungen, bildschönen Referendar Fred von Bohlen.

Die Nelken dufteten herb. Die Kapelle spielte Roquettes Liebe und Jugend duftendes Lied: „Noch ist die blühende, goldene Zeit . . . ."

Sie sahen sich an und lächelten. Ihre Herzen hatten sich gefunden . . .

Und wieder ein stiller Sommertag. An dem Orte, wo der Witwensitz ihrer Mutter lag, führte er sie zum Altare in dem Kirchlein, das unter Linden träumte.

Schöne, kurze Tage und Monde folgten. Klein-Eli kam, und die Freude wuchs.

Und dann war das Verhängnis gekommen. Es war Fastnacht. An diesen Tagen schreitet über der Großstadt Straßen, in deren feuchtem Asphalt die tausend grellzuckenden Flammen der elektrischen Bogenlampen flirrten, der Dämon der Verführung und weckt die Leidenschaften, die in der Brust der Menschen schlummern. — An der Seite einer schönen Maske vergaß Fred für einige Stunden die Treue, auf die sein Weib und sein Kind ein heiliges Recht hatten.

Die Ernüchterung kam und die Reue . . . aber zu spät.

Marmorkalt wies Frau Ada den um Verzeihung Flehenden zurück. Das Band zwischen ihm und ihr war zerrissen — auf ewig.

Die Scheidung wurde vollzogen. Das Gericht sprach ihr das Kind zu, und sie zog sich zurück in die einsame Villa an der Landstraße, um sich ganz der Erziehung ihrer Tochter zu widmen.

Drei Jahre waren seitdem vergangen. Frau Ada war strenger, ernster geworden.

Oft hatte Fred versucht, sich ihr wieder zu nähern. Umsonst. — Alle Briefe, die er ihr schrieb, warf sie ungelesen ins Feuer. Sie hatte alles vergessen, was er ihr einst gewesen war; sie glaubte es wenigstens.

Wenn Klein-Eli nach Papa, den sie nicht vergessen konnte, fragte, dann hieß es, er sei tot.

Aber einst hatte sie ihn gesehen, als sie in dem Stadtpark spielte.

Er saß auf einer Bank und betrachtete sie mit einem Blick, daraus Liebe und unsagbarer Schmerz sprachen.

Plötzlich hatte ihn Klein-Eli erkannt und wollte mit einem Jubelschrei auf ihn zuspringen.

Aber auch Frau Ada hatte den Herrn bemerkt, und ihr strenges Wort rief das Töchterchen zurück.

Da hatte sich der fremde Mann schnell gewendet und mit einem halbunterdrückten Aufschrei die Hände vor das Gesicht geschlagen.

Seitdem wurde der Park gemieden, und nie durfte Klein-Eli von dem, was sie gesehen hatte, sprechen. Aber die Szene grub sich tief, tief in das Herz des Kindes ein. Frau Ada wußte es.

Eine Peritonitis brach aus. Klein-Eli erkrankte. Frau von Bohlen scheute keine Mittel, das Kind am Leben zu erhalten.

Alles war umsonst. Unerbittlich, mit ehernem Schritt ging das Schicksal seinen Weg.

Heute Morgen hatte der Arzt mit einer bedeutsamen Bewegung gesagt: „Wenn das Kind Wünsche äußert . . ." Sie hatte stumm genickt.

Der Arzt war gegangen, seine Pflicht war erfüllt.

Frau Ada wußte, Klein-Eli, die alle Schmerzen so still für sich trug, hatte einen Wunsch, der tief in der Seele des Kindes brannte: ihn noch einmal zu sehen, den sie haßte, den sie hassen und verachten mußte . . .

Ein heftiger Kampf war in ihrem Innern aufgestiegen. Lange hatte sie dem heißen Verlangen ihres Töchterchens widerstanden.

Als aber nach dem Weggang des Arztes das Kind das Auge wie eine große stumme Bitte auf sie gerichtet hatte — sprechen konnte es nicht mehr —, da war sie an den Schreibtisch gestürzt und hatte mit zitternder Hand einige Worte auf einen



Bogen geworfen: „Eli stirbt; wenn Du sie noch einmal sehen willst, komme heute Abend." — —

Die elektrische Schelle gellte durch das Haus. Frau Ada fuhr zusammen. Sie hörte den leichten Gang der Dienerin.

Jetzt kamen Männerschritte die Treppe herauf. Sie kannte sie genau.

Eine heiße Blutwelle schoß ihr ins Gesicht. Aber nur einen Augenblick, und die Weltdame hatte die äußere Ruhe wieder gewonnen.

Das Dienstmädchen öffnete die Türe. Auf der Schwelle erschien ein vornehm gekleideter Herr, noch jung und schön. Aber der Zug schmerzvollen Ernstes in dem feinen Gesichte bewies, daß die drei Jahre nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren.

Mit einem schnellen, fast scheuen Blick überflog er das Zimmer.

Eine Sekunde stand er unschlüssig. Dann machte er eine Bewegung, als wollte er auf Frau von Bohlen zugehen.

Aber ein kalter Strahl aus den schönen Augen unter den dunklen Wimpern wies ihn zurück, und die harte Linie um den kleinen Mund sprach wie vor Jahren: „Niemals".

Stumm zeigte Frau Ada auf das Bettchen, und erschüttert sank Fred nieder am Sterbelager seines Kindes.

Klein-Eli erwachte. Wie ein flüchtiger Wintersonnenschein glitt ein Lächeln über ihr Gesichtchen. Mit den skelettartigen Fingern fuhr sie durch Freds dichtes Lockenhaar.

Dann, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, tastete sie nach der Hand der Mutter, und mit der letzten Anstrengung legte sie die kalte Rechte Frau Adas in die fieberheiße Hand Freds.

Frau von Bohlen ließ es willenlos geschehen.

Dieser Blick aus dem verglasten, brechenden Auge ihres Kindes, das sich hoch aufgerichtet hatte, war mächtiger als sie.

All ihr Stolz, ihr Haß, ihre Verachtung schmolzen zusammen.

Eine stille, große Feier überkam ihre Seele, wie in jener Stunde, da der Priester ihre Hände ineinanderlegte und über sie den Segen sprach zum Bunde für — ewig.

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust Freds.

Auch Frau Ada konnte kein Wort sprechen. Sie nickte stumm.

Das Kind versuchte zu lächeln. Dann sank es zurück in die Kissen. Ein letztes Röcheln. Klein-Eli hatte gelebt.

Das erstarrende Händchen ruhte auf den verschlungenen Händen der Eltern.

Die Uhr war stehen geblieben.

Durch die Scheiben flutete die letzte Glut des Abends und legte den Glanz der Verklärung auf die stumme Gruppe.

In schweren, dunkelblauen Tropfen sank die Sommernacht in das tauhelle Grün der silbernen Birken des Parkes.

Die Nachtigallen schlugen; die Rosen dufteten.

Wie fernes Summen kam das Abendläuten aus der entlegenen Stadt.

Feierstunde.

Ein Engel war heimgegangen, und zwei Herzen hatten sich wiedergefunden nach langer, schwerer Trennung.

Die große Stunde.

Des Tages Abschied, der im Westen lobt,
Läßt meiner dunklen Rosen Farben bluten.
Sie flammen auf, wie es die Seele tut,
Wenn heißer Liebe Ströme sie durchfluten.

Sie sind von ihres Königs Kraft berührt,
Sie stehen da in fremden Herrlichkeiten
Und lassen von den Schultern stolz und groß
Des Lichtes Purpurmantel niedergleiten.

Nun haben ihre Stunde sie durchlebt.
Sie tranken ihres Glückes Feuerfunken.
Und wenn sie sterben diese Sommernacht,
Dann sterben sie, noch von Erinnerung trunken.

M. Herbert.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Theater. Mit einer Aufführung des „Don Giovanni" beschloß das Residenztheater die Vorproben der für die Festspiele bestimmten Mozart-Opern. Frau Hensel-Schweitzer (Frankfurt) sang, wie schon im Vorjahr, die Donna Anna und schuf auch diesmal wieder Rühmenswertes. Den Masetto übernahm Herr Zador, gab ihn noch etwas unruhig, jedoch, wie zu erwarten war, sang er ihn ganz prächtig. Frau Preuse-Matzenauer hatte die Partie der Elvira übernommen, die ihr gar nicht gut liegt; Walter als Oktavio war vorzüglich, wie auch die übrige „Münchener" Besetzung Ausgezeichnetes bot. Der Beifall war groß und galt nicht nur den Darstellern, sondern auch Generalmusikdirektor Mottl, welcher die musikalische Leitung übernommen hatte.

Im Jubeljahr des „Don Quijote" veranstaltete auch unsere Hoftheaterintendanz eine Gedenkfeier für Cervantes. Wenn auch seine dramatischen Werke seinen Weltruf nicht begründet haben und heute meist veraltet sind, ist es doch nur natürlich, daß man dem Dichter des unvergänglichsten Ritterromans eine Huldigung auf der Bühne darbringt. Er kam zwar nur mit einem seiner Zwischenspiele zu Worte, doch hat er mit dieser Satire auf die damalige Zeit und das Theaterpublikum von anno dazumal uns auch heute noch ergötzt, und wir konnten, was so selten vorkommt, recht herzlich lachen. „Das Wundertheater" ist eines der besten Zwischenspiele, die Cervantes ein Jahr vor seinem Tode herausgab. Es wurde ganz vorzüglich gespielt; Wohlmuth als Besitzer des Wundertheaters sowie Frau Conrad-Ramlo als seine Gattin seien besonders hervorgehoben.

In einem Festspiel von Narcisso de Serra „Der Narr der Mansarde", das Prinzessin Ludwig Ferdinand aus dem Idiom ihrer Heimat in ein anmutiges, gewandtes Deutsch übertragen hat, kommt Cervantes Saavedra selbst auf die Bühne. Er als Armer, oft Hungernder, schöpft aus seiner eigenen Dichtung „Die Heldentaten des Ritters von der traurigen Gestalt" so viel Heiterkeit, daß er scheinbar ohne Grund unablässig aus vollem Halse lacht, warum ihn die Menge als „Narr" bezeichnet. Seine Schwester, in großer Sorge, holt Arzt und Pfarrer; aber, da sie kaum die gefürchtete Stube betraten, brechen auch sie in schallendes Gelächter aus; Nachbar und Nachbarinnen ergeht es nicht besser. Durch den Lärm angezogen erscheint der Inquisitor, kein Geringerer als Lope de Vega. Mit der Schnelligkeit eines Schwankes erkennt er, da ihm Cervantes das Manuskript reicht, den richtigen Wert der Dichtung und prophezeit ihm höchsten Ruhm.

Gespielt wurde das Ding sehr prächtig; Herr Basil hatte Gelegenheit, sich als Lacher auszuzeichnen. Von Lope de Vega selbst wurde „König und Bauer" neu einstudiert und vervollständigte so den genußreichen Abend.

Ein Bauernüberbrettl ist die neueste literarisch-dramaturgische Erscheinung, und der Gebirgsort Lofer im Salzburgischen ist die glückliche Heimat dieser gloriosen Neugründung. Die Sache lag eigentlich — auch ohne die Beihilfe des Herrn von Wolzogen — schon längst in der Luft. Schliersee, Tegernsee, Thiersee, Oberammergau — sie alle sind Zeugen der Tatsache, welch' mächtiger Bildungstrieb im Landvolk steckt, wenn es nur einmal die dauernde Gunst des Städters besitzt und es gelernt hat, gleich diesem jedwede Konstellation für sich auszunützen. Wenn die Städter heutzutage gerade in den komfortabelsten Gebirgsdörfern in Lederhose und Lodenrock mit nackten Knien herumlaufen — warum soll anderseits ein Brettl im Gebirge nicht einen Reiz besitzen, den eine ähnliche Gründung in der Residenz sich nicht beilegen kann? So denken die Findigen und machen damit sicherlich einen richtigen Kalkul. Tiefergehängt verdient es aber zu werden, daß ein vornehmes Blatt es wagt, über diese neueste Gründung folgendermaßen sich zu äußern: „Im Loferer neuen Bauerntheater steht auf der Devise: Die Hebung der geistigen Schätze aus der Verborgenheit, Förderung der nationalen Kultur, Erhaltung der Landestrachten, Sitten und Gebräuche, Streben nach Fortschritt auf dem Gebiete der dramatischen Kunst!" — Also beginnen die Bewohner der freien, herrlichen Alpenländer selbst Hand anzulegen an die Vernichtung der unberührten Schönheit ihrer Heimat.

Verschiedenes. Das erste Lausitzer Musikfest ist in Bautzen unter regster Beteiligung gefeiert worden. 550 Sänger und Musiker waren zusammengekommen und boten unter Kantor J. Biehlers Leitung sehr Erfreuliches. Das Festprogramm umfaßte Kompositionen von Robert Schumann, Mendelssohn, Mehul und Beethoven. Von fremden Künstlern wirkten

Felix Berber (München), Albert Fischer (Metz), Hans Nieten (Dessau) und Frau Geller-Wolter (Berlin) mit.

Die Bühnenfestspielschule in Bayreuth, die bisher von Dr. Kniese geleitet worden war, ist wider Erwarten von Frau Cosima Wagner aufgelöst worden.

Bernhard Stavenhagen ist zum Dirigenten des nächstjährigen schleswig-holsteinschen Musikfestes in Kiel ernannt worden.

Das Eidgenössische Sängerfest in Zürich wird in der Zeit vom 14.—18. Juli stattfinden. 10,000 Sänger aus allen Teilen der Schweiz beteiligen sich. Zürich allein stellt einen Festchor von 1200 Sängern und Sängerinnen, die, durch ein von 160 Musikern gebildetes Orchester unterstützt, am Abend des 13. Juli ein großes Begrüßungskonzert geben. Als Solisten wirken mit Frau Emilie Welti-Herzog, Ludwig Heß und Theodor Bertram. Die Hauptnummern des Konzertes sind: Tuba miram und Sanctus aus Berlioz' Totenmesse und Taillfer von Richard Strauß. Ein Konzert der Volksgesangvereine von 6000 Köpfen und ein Kunstgesangvereinskonzert, von 3500 Sängern vollführt, reihen sich den ersteren Darbietungen an. Für das Fest ersteht schon eine immense Festhalle am Ufer des Züricher Sees.

München. Hermann Teibler.



Kleine Rundschau.

Die 19. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft wurde am 29. v. M. in München durch ihren diesjährigen hohen Protektor, Se. Kgl. Hoheit den Prinzen Ludwig von Bayern, den bekannten Freund und Förderer der Landwirtschaft, in München eröffnet. Dem feierlichen Akte wohnte Se. Kgl. Hoheit der Prinzregent mit dem Kgl. Hofe, den Staatsministern und Vertretern der staatlichen und städtischen Behörden bei. Die in jeder Beziehung mit Geschick und Erfahrung arrangierte Ausstellung faßt auf der hierzu wie geschaffenen Theresienwiese das Riesenareal von 250.000 Quadratmetern und gibt, auf sämtliche Zweige der Landwirtschaft sich erstreckend, ein erschöpfendes und hocherfreuliches Bild der Fortschritte, die dieselbe auf allen Gebieten in den letzten Jahren in Deutschland gemacht hat. In vielerlei Abteilungen und Separatausstellungen zerfallend, gelangten in einer Stadt von Hallen, Zelten und Pavillons 325 Pferde, 867 Rinder, 324 Schafe, 553 Schweine, 170 Ziegen, alles wahre Prachtexemplare, zur Schau. Hieran schloß sich eine reichbeschickte Fischerei-, Geflügel- und Bienenzuchtausstellung, eine Ausstellung aller Arten von landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten (7920 Nummern), landwirtschaftlicher Erzeugnisse und Hilfsmittel (4145 Nummern), Obst- und Weinbau-, Gärtnerei-, Molkereiausstellung usw. Die reizend arrangierte Abteilung: Alpenwirtschaft mit völlig eingerichteten, zum Teil im Original hierher verbrachten Bauernhäusern aus dem Hochland, einer Gebirgslandschaft mit Almhütte nach den Plänen des bekannten Alpenfreundes Herrn Professor Kleiber in München hergestellt, übten eine besondere Anziehungskraft aus. In einer Manege von kolossalen Dimensionen wurden die Tiere den Preisrichtern vorgeführt und die wertvollen Prämien verteilt, die von Sr. Majestät dem Kaiser, den Mitgliedern des bayerischen Königshauses, verschiedenen deutschen Bundesregierungen, der Stadt München, Korporationen und Freunden der Landwirtschaft gespendet worden waren. Zahlreiche Kongresse, Sitzungen, Ausflüge in die Umgebung Münchens, darunter eine Einladung des Prinzen Ludwig nach seinem Gute Leutstetten, schlossen an die Ausstellung an, die bei prächtigem Wetter einen brillanten Verlauf nahm. Der Besuch war von auswärts, namentlich von Norddeutschland, ein außerordentlich reger, übt doch München, bekannt als gastliche Feststadt, stets eine besondere Anziehungskraft unter den deutschen Städten aus. — Die Tage vom 29. Juni bis 4. Juli dürften, wenn dies nötig sein sollte, auch in Bayern allgemein überzeugt haben, daß auch die Landwirtschaft mit dem Zeitgeiste geht, sich alle technischen Errungenschaften zunutze macht und bestrebt ist, durch eigene Kraft sich zu erhalten und weiter zu entwickeln. In anderer Beziehung aber zeigte die Ausstellung, daß Handwerk und Industrie aufs engste mit ihrem Gedeihen verknüpft sind, und daß das Sprichwort: „Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt" auch heute noch seine volle Geltung besitzt. A. Schm.

Jugenderziehung und Alkohol.

Wer Kindern alkoholhaltige Getränke gibt, der schädigt deren körperliches und geistiges Wohlbefinden. Dies erhellt aus verschiedenen Beobachtungen erfahrener Aerzte und Hygieniker. Ein in Nr. 11 und 12 der „Pädagogischen Blätter" (Organ des katholischen Lehrervereins in Bayern, München, bei B. Höfling) veröffentlichter Aufsatz von Dr. med J. Weigl nennt als Schädigungen des kindlichen Organismus, wie sie durch Alkoholgenuß verursacht werden, vor allem entzündliche Prozesse in den Verdauungswegen, Verdauungsschwäche, hartnäckige Magendarmkatarrhe mit Neigung zu Brechreiz und zu schwächenden Diarrhöen, Erkrankungen des Herzens und der Blutgefäße, der Nieren und der Leber usw. Der ganze Körper wird weniger widerstandsfähig, vor allem auch gegenüber Infektionskrankheiten, besonders gegen Tuberkulose. Durch die verderblichen Wirkungen des Alkohols auf das Nervensystem wird auch das mit letzterem in so innigem Kontakt stehende Seelenleben in Mitleidenschaft gezogen. Der jugendliche Alkoholiker zeigt Neigung zu starken Affekten, zu krankhaftem Mißmut, zu Hysterie, wie überhaupt zu krankhaften und abnormen Charaktereigenschaften; er, früher vielleicht lenksam und gutmütig, heiter und offen, wird mit der zunehmenden Giftwirkung eigensinnig, zornig und gewalttätig, mürrisch und verschlossen. Kein Wunder dann, daß, wie der Franzose Paul Garnier nachgewiesen, die Zunahme der Vergehen und Verbrechen parallel der Zunahme des Alkoholkonsums ansteigt. In Paris hat sich, dem steigenden Alkoholgenuß seitens der Jugend entsprechend, die Anzahl der jugendlichen Mörder seit 1888 versiebenfacht! Die jugendlichen Verbrecher sind größtenteils Kinder von Trinkern und selbst wieder Trinker. Solche traurige Beobachtungen sprechen eine beredte Sprache! Wer darum wirklich Liebe zur Jugend hat, der halte Bier und Wein von ihr fern. Die Schule muß in dieser Hinsicht natürlich mit gutem Beispiele vorangehen; daß Schülerfeste, Ausflüge u. dergl. alkoholfrei stattfinden müssen, ist nach dem Gesagten ohne weiteres klar. Möge aber auch das Elternhaus mit der falschen Gepflogenheit gründlich brechen, zur Belohnung für Wohlverhalten oder zur Erhöhung einer Festtagsfreude oder gar zur „Stärkung" den jungen Leuten geistige Getränke zu geben! E. Gutensohn.

Den ersten Hans Eschelbach-Abend

veranstaltete der Katholische Bürgerverein Kalk. Von einem eigens gebildeten Gesangschor wurden Männerchöre und gemischte Chöre vorgetragen, alles Eschelbachsche Lieder, von denen „Mein Lied" über achtzigmal, „Der Lenz" und „Ich und Du" fünfunddreißigmal komponiert sind. Sololieder für Herren und Damen, alles Texte von Eschelbach, wechselten ab mit dem Vortrag eigener Dichtungen durch den Dichter selbst. Auch eine Szene aus „Dornröschen" kam zur Aufführung. Zur Popularisierung Eschelbachscher Dichtungen könnten andere Städte dem Vorbilde Kalks folgen und im Winter ähnliche Eschelbach-Abende veranstalten; an Stoff fehlt es nicht, da Eschelbach der meistkomponierte deutsche Dichter der Gegenwart ist.

Arbeitsgesetzbuch.

René Prévôt bespricht im „Hochland" eingehend das französische Arbeitsgesetzbuch, welches sieben Bände umfassen soll und von denen die vier ersten Bücher durch den Handelsminister der französischen Abgeordnetenkammer vorgelegt sind. Die stoffliche Anordnung der einzelnen Teile ist folgende: Erstes Buch: Vereinbarungen über die Arbeit: 1. Lehrzeitvertrag, 2. Arbeitsvertrag, 3. Lohn, 4. Plazierung der Arbeiter. Zweites Buch: Reglementierung der Arbeit: 1. Kinder- und Frauenarbeit, 2. Arbeit der erwachsenen Männer, 3. Fremdenarbeit, 4. Hygiene und Ateliersicherung, 5. Arbeitsinspektion. Drittes Buch: Arbeitergruppierungen: 1. Koalitionen und Streike, 2. Arbeitersyndikate, 3. Produktionsgenossenschaften der Arbeiter. Viertes Buch: Gerichtsbarkeit, insbesondere die Schiedsgerichte: 1. Die sog. Prud'hommes, 2. Schiedsgerichtsräte, 3. Arbeitsräte. Fünftes Buch: Arbeiterversicherung: 1. Unfallversicherung, 2. Alters- und Invalidenversicherung, 3. Krankheits- und Todesfälle. Sechstes Buch: Arbeiterversorgung: 1. Versicherung auf Gegenseitigkeit, 2. Sparvereine, 3. Arbeiterwohnungen, 4. Verbrauchsgenossenschaften, 5. Kreditgenossenschaften. Siebentes Buch: Unterstützungen. J. G.

Päpstliche Hoflieferanten.

Die Inhaber der bestens bekannten Großweinhandlung C. & H. Müller in Flape (bei Kirchhunden, Westf.), welche sich durch Einführung der Afrikanischen Weine aus dem Kloster der Weißen Väter zu Maison-Carrée bei Algier in Deutschland, Oesterreich und Luxemburg verdient gemacht haben, wurden zu Hoflieferanten Sr. Heiligkeit Papst Pius X. ernannt.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 29. München, 16. Juli 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Kirchliche Einblicke und Ausblicke.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Dem einsichtigen Beobachter ist es klar, daß das Zusammenleben der Staatsbürger unter sich anders gestaltet ist in den rein katholischen Ländern, anders dort, wo eine Mehrheit oder erhebliche Minderheit von Bewohnern katholisch ist, anders endlich in jenen Strichen, in denen nur eine unbedeutende Zahl der Einwohner sich zu unserem Glauben bekennt. In rein katholischen Ländern bilden sich in der Bevölkerung Unterschiede in ihrer Stellung zum Glauben heraus, die aber alle das katholische Bekenntnis ins Auge fassen. Es gibt dort eifrige Katholiken, Laue und Gleichgültige und Kirchenfeinde, die, je nach Umständen, auch zur völligen Glaubenslosigkeit herabgesunken sind. Die Aeußerungen des dortigen kirchlichen Lebens haben, auch abgesehen vom Volkscharakter, eine andere Färbung im Laufe der Jahrhunderte erhalten, wie in anderen Ländern. Da ein Zusammenleben mit Andersgläubigen tatsächlich ausgeschlossen ist, so weicht die Auffassung über zahlreiche Fragen, die in das Gebiet der sogenannten bürgerlichen Toleranz einschlagen, ganz wesentlich von derjenigen in anderen Gebieten ab. Geht man zum Beispiel in Italien abseits der Fremdenstraße aufs Land und erkundigt man sich nach dem Bekenntnisse des Bauern, so wird er antworten: Jo sono cristiano, Ich bin Christ. Es wird ihm nie einfallen zu sagen: Ich bin Katholik, weil für ihn die Begriffe Christ und Katholik nicht nur zusammenfallen, sondern sich völlig decken. Andere Christen sind praktisch nie in seinen Gesichtskreis getreten, er kennt sie nicht, würde sich also höchlichst wundern, wenn man eine genauere Antwort von ihm erwarten würde. In Deutschland dagegen antwortet jedes Schulkind auf die Frage nach seinem religiösen Bekenntnis mit den Worten: Ich bin katholisch. Es tut das, weil ihm ganz genau bekannt ist, daß es, womöglich in seiner nächsten Nähe, auch noch andere christliche Bekenntnisse gibt.

Aus diesen und ähnlichen Beobachtungen ergibt sich für unbefangene Beurteiler lediglich die eine Tatsache, daß ein jedes Volk von seinem Standpunkte aus zu beurteilen ist, daß man sich vor Verallgemeinerungen hüten muß, die notwendigerweise zu groben Fehlschlüssen führen müssen, daß man zu beanstandende Dinge, die sich hier oder dort finden, nicht der Kirche als solcher oder ihrer Lehre zur Last legen darf. Die Lehre ist für alle Katholiken die gleiche, aber die tägliche Praxis des religiösen Lebens ist eine vielfach wechselnde.

In konfessionell gemischten Gegenden kann sich bei einigem guten Willen auf beiden Seiten ein durchaus erträgliches Verhältnis der Konfessionen untereinander herstellen lassen, wenn ein jeder zwar den Irrtum als solchen verwirft und nicht anerkennen darf, jedoch den nach seiner Meinung in gutem Glauben Irrenden mit christlicher Nächstenliebe behandelt und ihm durch tadelloses, sittliches und politisches Betragen ein gutes Beispiel gibt. Meistens ist es jedoch nicht so. Aus den verschiedensten Gründen wird die Berechtigung hergeleitet, die religiöse und die bürgerliche Freiheit der Katholiken von Zeit zu Zeit, wenn nicht ganz zu unterdrücken, so doch erheblich zu beschränken, so daß ein mehr oder minder scharfer Kriegszustand zum Ausbruch kommt. Und gerade in Deutschland und in einzelnen Teilen Oesterreichs haben die unberufensten Elemente — Evangelischer Bund, Los von Rom-Bewegung — die folgenschwersten Bewegungen hervorgerufen.

In einzelnen protestantischen Staaten des europäischen Nordens genießen die kleinen Minderheiten der Katholiken eine beneidenswerte Freiheit, wenngleich sie bei ihrer numerischen Schwäche irgendeinen maßgebenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten nicht ausüben können.

Während Frankreich von der Verfolgung der katholischen Kirche bis ins Mark hinein aufgewühlt und innerlich zerrissen wird, haben die inneren wie äußeren Unruhen Rußlands zu einer wesentlichen Milderung der schier unerträglichen Gesetzgebung gegen die katholischen Polen geführt. Dieselben fangen jetzt überhaupt erst an, so steht zu hoffen, staatsbürgerliche Rechte und Gewissensfreiheit zu erhalten.

Die Aeußerungen der Frömmigkeit angehend, haben wir hauptsächlich in Frankreich und zum Teil auch in Italien Zustände zu verzeichnen, die von jedem Freunde gesunder Kirchlichkeit aufrichtig beklagt werden. Die Sucht, neues zu erfinden, durch ungewöhnliches Aufsehen zu erregen, persönliche Einfälle der allgemeinen Gebetsübung aufdrängen zu wollen, haben die Feier des Kirchenjahres mit der Kirche oftmals ganz in den Hintergrund gedrängt. Daraus ergibt sich eine höchst ungesunde Stimmung des religiösen Empfindens, die, wie es sich bei dem Schwindel Leo Taxil-Diana Vaughan gezeigt hat, zu tief beklagenswerten Niederlagen sich verdichten kann. Die verschiedenen Versuche, derlei Dinge auch über die Grenzen zu schmuggeln und andere Länder damit unglücklich zu machen, sind zum größten Teile mit Nachdruck zurückgewiesen worden; doch findet sich auch in der deutschen Gebetbücherliteratur noch ein Wust von süßlichem, zum Teil ungesundem Stoff aufgehäuft, der den Wunsch nach

sparsamerer Erteilung der Druckerlaubnis für solche Erzeugnisse nur immer wieder von neuem anregt.

Die allgemeine Lage der katholischen Kirche in Europa ist keine besonders günstige, weil die Feinde sich täglich mehren und die Widerstandskraft der Katholiken wohl nicht in dem gleichen Maße überall gestählt wird. Immerhin läßt sich nicht leugnen, daß das Zeitalter des krassen Unglaubens und öden Materialismus seinem Ende entgegengeht, da auch in solchen Kreisen das Bedürfnis nach zufriedenstellender Auskunft über das Ziel und Ende des Menschen immer lebhafter wird, in denen man vor zehn Jahren sich noch mit völliger Glaubenslosigkeit brüstete. Daß der Katholizismus von dieser tiefgehenden Volksbewegung seinen Vorteil hat, ist unleugbar, und man kann sich nur darüber freuen. Aber die feste Gliederung der Katholiken in den einzelnen Ländern läßt noch sehr viel zu wünschen übrig, und dieser stellenweise völlige Mangel an Organisation der reichlich vorhandenen katholischen Kräfte muß als ein folgenschwerer Fehler bezeichnet werden. Ich kann hier die Gründe der beklagenswerten Zersplitterung, die namentlich in den romanischen Ländern Europas offenkundig vorhanden ist, nicht untersuchen, spreche aber mein volles Vertrauen auf eine baldige Besserung der Verhältnisse aus, für den Fall die Katholiken dieser Länder sich entschließen wollten, sich rückhaltlos der Leitung unseres Heiligen Vaters anzuvertrauen, dessen ganz besondere Fähigkeit zur Sammlung der versprengten Kräfte einem jeden Kenner seiner früheren bischöflichen und patriarchalen Laufbahn völlig bekannt ist.

In seiner höchst persönlichen Art, wie wir sie zu unserer Freude an Pius X. gewohnt sind, hat er in seinem jüngsten Rundschreiben an die Bischöfe Italiens allen kund und zu wissen getan, in welcher Weise die Zusammenfassung der katholischen Kräfte in Italien zu geschehen hat. Nachdem vor Jahresfrist die Opera dei congressi als nicht mehr zeitgemäß aufgelöst worden war, hat er fast zwölf Monate ins Land gehen lassen, bevor er einen entscheidenden weiteren Schritt tat. Wie viele haben in dieser Zeit gesagt und gedruckt, daß der Papst damals übereilt gehandelt habe und nun nicht wisse, was anfangen, nachdem er die alte Organisation zerstört habe. Pius X. ließ die Leute ruhig reden und verfolgte mit zäher Ausdauer den von ihm als richtig erkannten Weg. Und so steht zu hoffen, daß wir in Bälde wenigstens die Anfänge einer wirklich modernen Organisation der Katholiken Italiens sehen werden. Das eine Bedenken, es möchte die schnell entfachte Begeisterung der italienischen Katholiken, wie so oft schon, so auch dieses Mal sich als Strohfeuer erweisen, dürfte bei diesem Anlasse wohl nicht mit Ernst geltend gemacht werden können. Das eine läßt sich allerdings nicht ausschalten, daß nämlich zahlreiche Katholiken, indem sie über das zunächst gesteckte Ziel hinausschauen, sich schon den ausschweifendsten Hoffnungen für die Verwirklichung von Plänen hingeben, die Pius X. auch noch nicht entfernt in Erwägung gezogen hat, wenn er das je tun sollte.

Wenn die deutschen Katholiken sich in langsamer Entwicklung zu einer heute von allen bewunderten Einigkeit und Tatkraft selbst erzogen haben, so muß das hier mit dem größten Lobe verzeichnet werden. Wer jedoch daraus die Folgerung ziehen wollte, daß dieselben nunmehr, stolz auf das Erreichte, die Hände in den Schoß legen könnten, der vergißt die wichtige Lehre der Geschichte, daß es oft viel schwerer ist, das Errungene zu sichern und auszubauen, als überhaupt neues zu schaffen. In Oesterreich kann man ein hocherfreuliches Aufstreben des katholischen Gedankens und strichweise eine machtvoll geführte, von Erfolgen gekrönte katholische Bewegung bewundern, die, mehr als anderswo, von einer Fülle von Talenten auf dem künstlerischen und schöngeistigen Gebiete in bemerkenswertester Weise unterstützt wird. Eine reichlichere Ausnutzung der durch die Druckerpresse an die Hand gegebenen Machtmittel, eine großzügig durchzuführende, dringend notwendige Neuorientierung der seelsorgerischen Verhältnisse, eine Vertiefung des katholischen Gedankens im öffentlichen wie im Familienleben, Dinge, die schon zum Teil in die Wege geleitet sind, werden diesem Lande in absehbarer Zeit seinen Ruhmestitel als Stütze der katholischen Religion in Europa wieder verschaffen. Vorbedingung dafür ist, daß die Katholiken einzelner Gegenden untereinander aufhören, sich wegen höchst geringfügiger politischer oder sonstiger Unterschiede bis aufs Messer zu bekämpfen.

Wenn lange Jahrzehnte hindurch die Katholiken Europas sich an der Pflege von Kunst und Literatur nur sehr vereinzelt beteiligt hatten, so daß der Allgemeineindruck ein für dieselben höchst ungünstiger sein mußte, so hat sich hierin die Sachlage in der erfreulichsten Weise wesentlich gebessert. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Hoffnung berechtigt ist, in nicht zu langer Zeit eine Wiederbelebung katholischer Kunst und Literatur von anerkanntem Werte feiern zu dürfen. Nicht unwesentlich hat dazu der Umstand beigetragen, daß seit ungefähr einem Vierteljahrhundert die wissenschaftlichen Leistungen der katholischen Gelehrten sich in hartem Kampfe einen Platz an der Sonne erkämpft haben. Dadurch wurde das Selbstbewußtsein in weiten Kreisen auf das nachdrücklichste gestärkt und die Hoffnung wieder erweckt.

Wenngleich allerorten die berühmten Streiter für die katholische Sache nach und nach ins Grab gesunken sind, so sind die Katholiken darum nicht führerlos geworden. Neue Kräfte, geschult unter den Augen der zur Ruhe ihrer Väter beigesetzten großen Männer, haben die Erbschaft angetreten, die sie mit Aufbietung aller ihrer Fähigkeiten verwalten, jedoch nicht ohne sie den täglich auftretenden neuen Bedürfnissen unserer Tage anzupassen. Was in der Vergangenheit unter anderen Verhältnissen ausgezeichnete Dienste getan hat, wird nicht beibehalten in mißverstandener Pietät. Indem man die alten Waffen, die Siege erkämpft haben, in ehrender Weise aussondert und aufbewahrt, sie jedoch durch neue und bessere ersetzt, handelt man, wie die Verteidigung der Kirche es erfordert. Wer heutzutage zum Beispiel einen Schulkatechismus stereotypieren wollte, um von diesen unabänderlichen Platten stets neue Abzüge für die junge Welt machen zu können, würde sich auf das schwerste am religiösen Leben des Volkes versündigen. Im Flusse der pädagogischen Fragen unserer Zeit müssen die Anlage und der Wortlaut dieses wichtigsten Schulbuches der Welt stets einer jeden wahren und wirklichen Verbesserung offenstehen, so daß nur die größte Kurzsichtigkeit, die lumpige Ersparnis der Erneuerung des Drucksatzes für dieses kleine Buch den pädagogischen Vorteilen einer wohlüberlegten, reiflich erprobten, maßvollen Aenderung vorzuziehen imstande ist.

Wenn schon alle weltlichen Wissenschaften es sich zur strengsten Pflicht machen, jedes Bausteinchen in sachgemäßer Weise zu verwerten und ihren Betrieb zu verbessern oder gar zu verändern, wenn wohlbegründete neue Forschungen das dringend dartun, so muß die Königin der Wissenschaften, die heilige Theologie, sich erst recht keiner Vernachlässigung auf diesem Gebiet zuschulden kommen lassen. Altüberlieferte Methoden dürfen Achtung und Ehrung jederzeit beanspruchen, weil sie zu irgendeiner Zeit vollgültige Dienste getan haben; sie aber deswegen für unwandelbar erklären zu wollen, obschon die Zeiten über sie hinweggeschritten sind, hieße rückständig sein, und die Träger dieser Anschauungen würden damit, ohne es zu wollen, den Feinden der Kirche in die Hände arbeiten. Man braucht sich nur oberflächlich in Europa umzusehen, um vielerorts dieses, durch nichts gerechtfertigte Festhalten an einen abständig gewordenen Betrieb der Theologie zu bemerken und dessen wenig erfreuliche Folgen festzustellen. Die Zeiten sind zu ernst, um das Heil lediglich im Vortrage einzelner Fächer der Theologie zu erblicken. Auch die gesamte historische Theologie, die im kräftigsten Aufschwunge befindliche Exegese, die Auseinandersetzung mit den philosophischen und sozialen Problemen unserer Zeit und manche andere Fächer sind hundertmal wichtiger, als weitläufige und scharfsinnige Untersuchungen de locomotione et locutione angelorum und ähnliche Dinge. Daß in dieser Beziehung namentlich in Frankreich und Italien vieles sehr verbesserungsbedürftig ist, haben die literarischen Erscheinungen der letzten Jahre auf das eingehendste erwiesen.

Maßvoller, erleuchteter Fortschritt muß alles katholische Leben beherrschen. Die Katholiken müssen sich ebensoweit von der begeisterten Aufnahme jedes neuauftretenden, oft noch gar nicht begründeten „Ergebnisses" der Forschung fernhalten, wie sie sich vor der gefährlichen Behaglichkeit eines in früherer Zeit geschickt gebauten Nestes hüten müssen. Offenen Auges und scharfen Ohres sind alle Aeußerungen des geistigen Lebens zu verfolgen, und das sich aus ihnen ergebende, sorgfältig geprüfte Gute ist unserem Wissensschatze oder unserem Wissenschaftsbetriebe organisch einzugliedern. Die Scheu vor allem Neuen hat uns in früheren Jahrzehnten abgehalten, uns auf die Höhe zu schwingen. Wenn die Geschichte die Lehrmeisterin des Lebens ist, wie ein alter Klassiker sagt, dann müssen die Fehler der Vergangenheit uns lehren, wie wir es in Zukunft nicht mehr machen dürfen. Freilich ist es dazu notwendig, daß wir die Geschichte eifrig studieren und den Mut besitzen, die Nutzanwendungen zu machen. Die Richtlinie für die im wohlverstandenen Interesse des Katholizismus ausgeübte Tätigkeit muß darum stets in der Mitte zwischen dem sich oft überstürzenden Neuen und dem stellenweise mit zärtlicher Zähigkeit gepflegten Alten liegen, damit der unverrückbare Glaubens**inhalt** der katholischen Lehre keinerlei Schaden leide und die in allen Formen notwendige Predigt des Evangeliums innerhalb und außerhalb der Kirche keine unfruchtbare werde.

Die neueste Gestaltung der Finanzen des Reiches und der Bundesstaaten*).

Von

Dr. M. Wagner, Berlin.

Einem Vergleich der finanzstatistischen Nachweise der Bundesstaaten unter sich mit denen des Reiches stellen sich ganz erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Denn man muß bedenken, daß die von der Staatsverwaltung übernommenen Aufgaben für die einzelnen Bundesstaaten je nach dem Umfange des Wirkungskreises, der den Gemeinden, Kreisen, Provinzen, sonstigen Interessen- oder Zweckverbänden belassen bzw. übertragen ist, verschieden abgegrenzt sind. So befassen sich die mittleren und kleineren Staaten mit einer Reihe von öffentlichen Angelegenheiten, für welche in größeren Staaten die Provinzen, Regierungsbezirke, die Kreise zuständig sind. Die meisten Abweichungen haben die Gebiete des Schul-, Straßen-, Armen-, Irren-, Gesundheitswesens in den einzelnen Bundesstaaten aufzuweisen. Dies muß sich natürlich auch äußern auf die zur Deckung des Staatsbedarfs erforderlichen Einnahmen bzw. Schulden. Daher sind die Ausgaben ebenso wie die Einnahmen, insbesondere die Steuern, und die Schulden der einzelnen Staaten untereinander nur mit Vorbehalt vergleichbar. Wesentlich beeinträchtigt wird der finanzstatistische Vergleich durch die sowohl zwischen den Bundesstaaten, als auch zwischen Bundesstaaten und dem Reiche vorkommenden gegenseitigen Zahlungen, die sich bei der Darstellung nicht völlig ausgleichen lassen.

Will man einen Einblick in die Finanzen des Reiches und der Bundesstaaten bekommen, so muß man dies in Kauf nehmen. Schon eine äußere Betrachtung der Anlage der Finanzsysteme läßt die Schwierigkeiten eines genauen Vergleiches erkennen. Wir haben Staaten mit einfachem und mehr als einem Etat, selbst ohne Budget (Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz). Immerhin gewähren unter Berücksichtigung dieser Momente die neuesten „Vierteljahreshefte der Statistik des Deutschen Reiches" ein anschauliches Bild von der jüngsten Gestaltung der Finanzen des Reiches und der Bundesstaaten.

In den umfangreichen Tabellen werden wiedergegeben die Staatsausgaben, die Staatseinnahmen und wichtigere Bestandteile des Staatsvermögens sowie die Staatsschulden, und zwar auf Grund der Voranschläge 1904 und dann auf Grund der Rechnungen 1902. Die Durchführung einer Gegenüberstellung der finanzstatistischen Ergebnisse aus dem Vorjahre wird, soweit möglich, erstrebt. Dagegen konnten hierbei nicht berücksichtigt werden die Matrikularbeiträge und Ueberweisungen und damit auch die Gesamtsummen der ordentlichen Ausgaben und Einnahmen bei den Voranschlägen, weil hier das Reichsgesetz vom 14. Mai 1904 von Einfluß ist und eine Vergleichung der betreffenden Posten unmöglich macht.

Ausgaben, Einnahmen und Schulden der Bundesstaaten stellten sich folgendermaßen:

	nach den Voranschlägen 1904	nach den Rechnungen 1902	nach den Rechnungen 1901	mithin ergeben die Rechnungen 1902 mehr	mithin ergeben die Rechnungen 1902 weniger
	in Millionen Mark				
Gesamtausgaben:					
der Bundesstaaten	4 551	4696	4478	218	—
des Reiches	2 244	2474	2470	4	—
der Bundesstaaten u. d. Reiches	6 795	7170	6948	222	—
Gesamteinnahmen:					
der Bundesstaaten	4 537	4966	4766	200	—
des Reiches	2 244	2489	2653	—	164
der Bundesstaaten u. d. Reiches	6 781	7455	7419	36	—
Gesamtschulden:					
der Bundesstaaten	11 903	—	—	—	—
des Reiches	3 103	—	—	—	—
der Bundesstaaten u. d. Reiches	15 006	—	—	—	—

Demnach ergibt sich nach den Voranschlägen des Jahres 1904 insgesamt ein Betrag von je 6,8 Milliarden Staatseinnahmen und -Ausgaben und eine Schuldenlast von 15,0 Milliarden Mark.

*) Vgl. Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reiches, Heft II, 1905.

Jedoch ist zu bedenken, daß die Gesamtausgaben und -Einnahmen ganz erheblich beeinflußt sind durch eine Reihe von gegenseitigen Zahlungen, die zwischen Reich und Bundesstaaten, sowie zwischen einzelnen Bundesstaaten vorkommen und zum größten Teile nicht durch Barzahlung, sondern auf dem Wege der Abrechnung ausgeglichen werden. Insbesondere sind hierher zu rechnen die Matrikularbeiträge, die bei den Bundesstaaten als Ausgaben, beim Reich als Einnahmen angesetzt sind, ferner die Überweisungen, die bei den Bundesstaaten als Einnahmen, beim Reiche als Ausgaben erscheinen, weiter eine ganze Anzahl von Posten, welche mit der laufenden Verwaltung des Reiches bzw. der Bundesstaaten zusammenhängen. So zahlt beispielsweise das Reich an Preußen die Kosten der hydrologischen Versuchsanstalt, ferner einen Beitrag für das Seminar der orientalischen Sprachen, an Bayern Unterstützung für das Germanische Museum, an Baden Zuschüsse für Eisenbahnbau usw.

Will man zu den für Zwecke der Staatsverwaltung tatsächlich erhobenen Einnahmen und geleisteten Ausgaben gelangen, so müssen die Gesamtausgaben und -Einnahmen des Staates um all die erwähnten gegenseitigen Zahlungen gekürzt werden. Jedoch wird in der hier erwähnten finanzstatistischen Abhandlung davon abgesehen, weil eine vollständige zahlenmäßige Erfassung der in Frage kommenden Posten, namentlich aus den Abrechnungen der Verkehrsanstalten (Eisenbahn, Post und Telegraphie), sich nicht erzielen läßt.

Die bedeutendsten Zahlungen der erwähnten Art sind die Matrikularbeiträge und die Überweisungen. So wurden berechnet:

	nach dem Voranschlag des Reiches 1904	nach den Rechnungen der Einzelstaaten 1902
	Millionen Mark	
die Matrikularbeiträge auf . .	236,7	580,0
die Überweisungen	195,9	563,2
mithin Mehrbetrag der ersteren .	40,8	16,8

Den Hauptanteil an dem gesamten Staatsbedarf haben demnach Preußen und die Reichsverwaltung mit 2,8 und 2,2 Milliarden. Der preußische Etat ist also noch etwas größer als der des Reiches. Sodann folgt mit einem Sechstel des preußischen Bedarfes Bayern, Sachsen mit über einer Drittel-Milliarde. Mehr als 100 Millionen beanspruchen außerdem nur noch Baden, Württemberg und Hamburg. Die kleinsten Etats mit weniger als je 2 Millionen Mark Ausgaben haben Waldeck, Reuß ä. L. und Schaumburg-Lippe.

Unter den Einnahmen und Ausgaben stehen in erster Linie die ordentlichen, in weitem Abstand folgen die außerordentlichen. Dabei sind unter außerordentlichen Ausgaben nur solche einmaligen Ausgaben verstanden, die durch Einnahmen aus dem Grundstock oder aus Anleihen Deckung finden. Diese Deckungsmittel sind als außerordentliche Einnahmen behandelt.

Aus dem Vergleich der ordentlichen Ausgaben mit den ordentlichen Einnahmen ergibt sich im Jahre 1904 für das ordentliche Budget ein Defizit, im Reich ein Defizit von 5 Millionen, in den Bundesstaaten von 7 Millionen Mark. Ein Defizit von mehr als 1 Million Mark wiesen auf: Württemberg (2,6), Baden (12,2) und Elsaß-Lothringen (2,3). Einen Überschuß der ordentlichen Einnahmen über die ordentlichen Ausgaben von mehr als 1 Million Mark verzeichnen: Hessen (6,3) und Bremen (3,4). Diese ziffermäßigen Ueberschüsse hängen damit zusammen, daß die Ueberschüsse aus laufenden Mitteln früherer Jahre als ordentliche Einnahmen angesetzt sind.

Zu interessanten Ergebnissen kommt man durch einen Vergleich zwischen den Voranschlägen und den wirklich erzielten Rechnungsergebnissen desselben Jahres, der sich für das Rechnungsjahr 1902 ziehen läßt. So hat Baden nach dem Voranschlag ein Defizit von 7,2 Mill., einen Ueberschuß dagegen Oldenburg (1,5 Mill.), Bremen (3,5 Mill.). Die Rechnungsergebnisse 1902 weisen für Baden ein Defizit von 3,7 Mill. auf, während Ueberschüsse aufweisen: Preußen (180,8), Bayern (7,4), Sachsen (11,5), Hessen (2,9), Oldenburg (4,6), Sachsen-Koburg-Gotha (2,5), Bremen (4,5), Elsaß-Lothringen (4,2 Mill.). Für die Veranschlagung der ordentlichen Ausgaben und Einnahmen geben die Rechnungsergebnisse etwa der drei letzten Jahre und die besondere Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse einen ungefähren Anhalt. Dagegen fehlt es an einem solchen Maßstabe für die außerordentlichen Ausgaben und Einnahmen meist ganz. So erklärt es sich, daß auch im Jahre 1902 in den Bundesstaaten (ohne das Reich) diese Ausgaben mehr als das Doppelte des veranschlagten Betrages, nämlich 392 Mill. Mk. statt 164 Mill. Mk. erreichten.

Die Schulden des Reiches betrugen insgesamt zu Anfang des Rechnungsjahres 1904 3103,5 Millionen Mark

die der Bundesstaaten 11 902,9 Millionen Mark. Von diesen waren

	fundierte	schwebende
im Reiche	3 023,5	80,0[1])
in den Bundesstaaten	11 855,9	47,0
im Reiche und den Bundesstaaten	14 879,4	127,0

Die schwebenden Schulden treffen zehn Bundesstaaten. An erster Stelle steht in dieser Beziehung Hamburg mit 32,3 Mill. Mk. Dann folgt Baden mit 1,7, Mecklenburg-Schwerin mit 5,1, Anhalt mit 4,5 Mill. Mk. (Anhalt hat überhaupt nur schwebende Schulden kontrahiert). Gänzlich schuldenfrei ist Reuß ä. L.

Die fundierten Schulden haben, wie sich aus der folgenden Tabelle ergibt, zugenommen. Sie betrugen

	zu Beginn des Rechnungsjahres 1901	1902	1903	1904
	Millionen Mark			
im Reiche	von 2 316	auf 2 734	auf 2 734	auf 3 024
in den Bundesstaaten	„ 10 797	„ 11 259	„ 11 730	„ 11 856

Danach beträgt der Zuwachs:

	von 1901 auf 1902	von 1902 auf 1903	von 1903 auf 1904	von 1901 auf 1904
im Reiche	418	—	290	708
in den Bundesstaaten	462	472	125	1059
Zusammen	880	472	415	1767

Es muß jedoch dabei beachtet werden, daß der Zunahme der Staatsschulden auch eine teilweise Vermehrung des Staatsvermögens, namentlich der Eisenbahnen, entspricht.

Will man die Zahlenangaben über die fundierten Schulden in den einzelnen Staaten und die erforderlichen Ausgaben mit einander vergleichen, so kann dies nur mit Vorbehalt geschehen, weil die Verwendung, der die Staatsschulden dienen, durchaus verschieden ist. So nehmen Hamburg, Lübeck und Bremen Schulden auf hauptsächlich zum Bau von Verkehrsanlagen, die ganz erhebliche Einnahmen bringen. Bei den Eisenbahnstaaten sind in den Staatsschulden die Eisenbahnschulden, denen ein werbendes Vermögen gegenübersteht, nicht mit enthalten. Unter Ausscheidung der Eisenbahnschulden verbleiben von den 11,8 Milliarden Mark der Bundesstaaten nur 4,7 Milliarden Mark reine Staatsschulden. Dann sinkt der durchschnittliche Anteil an einzelstaatlichen Schulden pro Kopf der Bevölkerung von 210.33 Mk. auf 83.55 Mk.; die Ausgaben auf den Dienst der Anleihen unter Zugrundelegung des Verhältnisses der Gesamtschuld zur verbleibenden Restschuld von 8.58 auf 3.41 Mk.

Man kann daher unbedenklich sagen, daß die scheinbar hohe Verschuldung der Bundesstaaten tatsächlich ziemlich gering ist. Denn gerade bei den Staaten, welche die höchsten Kopfquoten an Staatsschulden aufweisen, ist der größte Teil der Schulden auf den Erwerb und den weiteren Ausbau der Eisenbahnen zurückzuführen. Fast durchweg gehen die Reinerträge des einzelstaatlichen Vermögens über den Bedarf für die Schulden hinaus, man kann daher von einer reichlichen Deckung des Schuldkapitals durch den Wert des Staatsvermögens reden.

Die Einnahmen des Reiches beruhen vorwiegend auf Zöllen und Steuern, auch Matrikularbeiträgen, in der überwiegenden Mehrzahl der Bundesstaaten dagegen bilden die Erwerbsanstalten die Haupteinnahmequelle. Nach den Voranschlägen 1904 setzen sie sich folgendermaßen zusammen:

	im Reiche		in den Bundesstaaten		in Reich und Bundesstaat.	
	Mill. Mk.	Proz.	Mill. Mk.	Proz.	Mill. Mk.	Proz.
Erwerbseinkünfte . . .	604,8	30,66	2806,5	63,64	3411,3	53,45
Steuern und Zölle . .	1046,2	53,02	632,2	14,34	1678,4	26,29
Gebühren, Sporteln rc.	12,5	0,63	193,0	4,38	205,5	3,23
Vergütungen aus der Reichskasse	—	—	64,0	1,45	64,0	1,00
Sonstige Einnahmen[2])	309,5	15,69	175,1	3,97	484,6	7,59
Ueberschuß a. früheren Jahren	0,1	0,00	30,8	0,70	30,9	0,48
Ueberweisungen a. der Reichskasse[2])	—	—	507,8	11,52	507,8	7,96
	1973,1	100,00	4409,4	100,00	6382,5	100,00

Dazu kommen an außerordentlichen Staatseinnahmen:

	im Reiche		in den Bundesstaat.		in Reich und Bundesstaat.	
	Mill. Mk.	Proz.	Mill. Mk.	Proz.	Mill. Mk.	Proz.
aus dem Grundstock .	—	—	4,8	3,75	4,8	1,20
aus Anleihen	257,0	94,83	95,8	74,84	352,8	88,42
aus sonstigen Staatsfonds[2])	14,0	5,17	27,4	21,41	41,4	10,38
	271,0	100,00	128,0	100,00	399,0	100,00

[1]) Ein Betrag von 40 Millionen vierprozentiger Schatzanweisungen ist im Laufe des Rechnungsjahres 1904 einzulösen.

[2]) Vergl. Reichsgesetz vom 14. 5. 1904. (Siehe auch oben.)

Eine zahlenmäßige Erfassung des Staatsvermögens ist nur für die wichtigeren Bestandteile desselben durchzuführen. Dementsprechend kann auch keine genaue Reichssumme gebildet werden. Die Angaben hierüber beziehen sich einmal auf „Ueberschüsse früherer Jahre, soweit darüber noch nicht verfügt ist“, ferner auf das verfügbare und das bereits festgelegte Staatskapitalvermögen, auf die Domänen, Forsten, Eisenbahnen. Der Domänenbesitz der Einzelstaaten beträgt 690 728 ha, der Besitz an Forsten 4 899 819 ha, davon die Hälfte in preußischem Besitz. Die Reichs- und Staatseisenbahnen haben eine Länge von 51,539 km (1903: 49 147, 1902: 48 344, 1901: 47 635 km) und ein Anlagekapital von rund 13 212 Millionen Mark (1903: 12 689, 1902: 12 330, 1901: 12 039). Daran ist Preußen mit 33 925 km bzw. 8379 Millionen Mark beteiligt.



„Noch jetzt würde sie, wenn sie es könnte ...“

Ein Wort zur konfessionellen Verhetzung.

Von

E. M. Hamann, Gößweinstein in Oberfranken.

Ich kam aus unserer Wallfahrtskirche, wo ich der Ansprache eines Priesters aus der Großstadt gelauscht hatte, der seinen Pfarrangehörigen die Bedeutung des Begriffes „Liebe“ auch zu Andersgläubigen und Andersgesinnten auseinandersetzte. Mir war das Herz bewegt von dem Eindrucke, der mich nicht loslassen wollte. „Ja“, sprach es in mir, „er hat recht: wer in der Wahrheit steht, hat doppelte Verpflichtung der Liebe.“

Die Post war gekommen und ich sah sie flüchtig durch. Da blieb mein Auge haften an einigen Stellen des Pfingstartikels eines nordischen katholischen Tagesblattes, der „Sächsischen Volkszeitung“: „Auch über die katholische Kirche in Sachsen wacht der heilige Geist.*) Beten wir, daß er die Herzen der Gläubigen mit dem Feuer der Liebe erfülle. — Zur Zeit des Kulturkampfes sprach Windthorst das Klagewort: ‚Wir verstehen uns nicht mehr!‘ ... Hermann von Mallinckrodt hat auf dem Totenbett das schöne Wort gesprochen: ‚Christen müßten sich doch über Christliches verständigen können!‘ Und doch scheint es, daß von berechnenden Hetzern eine Art Sprachenverwirrung herbeigeführt werden soll, um das gegenseitige Verständnis in religiös-sittlichen Angelegenheiten unmöglich zu machen. ... Was soll denn aus Deutschland werden, wenn diese konfessionelle Sprachenverwirrung fortschreitet? Der katholische Volksteil und der protestantische bestehen doch nun mal neben einander wie die rechten und die linken Gliedmaßen an einem Körper. Wir müssen zusammenleben, zusammenwirken, und deshalb müssen wir uns auch gegenseitig verstehen. Ist denn der heilige Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Brüderlichkeit und des Friedens von uns gewichen?“

So die katholische Botschaft aus dem Lande des Evangelischen Bundes und seiner oft mit unglaublichen Mitteln kämpfenden „Polemik“.

Jetzt eine Zeitung aus der Reichshauptstadt, bekannt vornehmen Gepräges, die sich bis vor kurzem im ganzen eines gemäßigten Tones gegen die katholischen Brüder beflissen hatte: die „Deutsche Warte“. Auch hier der leitende Pfingstartikel. Und aus ihm sprüht mir bald folgendes entgegen: „Sind wir wirklich auch innerlich dem wahren Christentum, der allumfassenden christlichen Liebe gewonnen? Nein, wir sind es noch nicht. ... Und in erster Linie ist es gerade die christliche Lehre selbst, die in unseren deutschen Landen den Menschen Veranlassung gewesen ist, sich zu bekämpfen und mit blutigem Haß zu verfolgen; und bis heutigen Tages ist der religiöse Friede, wie ihn Christus nicht bloß (!) predigte, sondern auch (!) im Herzen trug und tausendfach bekundete, nicht eingekehrt.... Wenn vor Jahren einmal von wohlmeinenden Führern eine Wiedervereinigung der beiden Kirchen für möglich gehalten wurde, so haben

*) Alles folgende gesperrt Gedruckte der Zitate war in den betr. Zeitschriften nicht unterstrichen.



sich in der letzten Zeit die Gegensätze von neuem verschärft, und besonders wird auch der Streit darüber geführt, wer der eigentliche Friedensstörer, wer der Angreifer und der Verteidiger ist. Nun, es mag eingeräumt (!) werden, daß jetzt (!) auch (!) die Männer der evangelischen Kirche scharfe Waffen und manchen scharfen Schlag führen, aber prinzipiell ist die katholische Kirche diejenige, die angreifen und erobern will, wie das ja in ihrem Wesen, freilich in ihrem Wesen wie es von den Menschen gestaltet wurde, begründet ist. — Doch ist es nicht natürlich, daß . . . die Menschen gerade hier, wo es sich doch für viele um höchste ewige Güter handelt, bestrebt sind, auch ihre Mitmenschen für die eigenen Ueberzeugungen zu gewinnen? Gewiß, dieser Kampf der Geister liegt in der menschlichen Natur, aber er soll nur mit geistigen Waffen geführt und, soweit dies möglich, auch ausgetragen werden, aber nicht mit Gewalt, mit wirtschaftlichen Machtmitteln, mit Haß und Verfolgung. Und gerade hier hat die Kirche, und vor allem die katholische Kirche, das erhabene Beispiel des Heilands, auf den sie sich doch als ihren Gründer beruft, verlassen, und noch jetzt würde sie, wenn sie es könnte, mit Feuer und Schwert ihr Bekehrungswerk fortsetzen und von neuem beginnen."

Es ist ganz klar, daß gerade dieser letzte außerordentlich tollkühne und außerordentlich oberflächliche Passus auf die katholische, nicht auf die lutherische, Kirche zielt; ohne Haarspalterei wird kein Leser einen anderen Sinn herausnehmen.

Kommentar? Er liegt nach dem obigen Gesamtzitat klar zutage.

Wie lange ist es her, daß ich an der Hand eines norddeutschen lutherischen Katechismus in der „Wahrheit" nachweisen konnte, wie Konfirmanden, Knaben und Mädchen, zur Beargwöhnung und Verachtung der katholischen Lehre und ihrer Anhänger gedrillt werden?

Wie lange ist es her, daß man in süddeutschen Städten Flugblätter, die von Haß und Verleumdung unserer Kirche strotzten, katholischen Familien unter die Haustüre schob?

Wie lange ist es her, daß man die seitdem gerichtlich verurteilten Graßmannschen Schmähungen auf den Sitzen der elektrischen Bahnwagen ausbreitete, in Fabriken an katholische Arbeiter verteilte?

Das alles liegt beschlossen innerhalb der jüngsten Zeit, und der trübe Strom wälzt seine Wellen immer höher, immer breiter und rascher dahin.

Vor reichlich einem Jahrzehnt war das Endresultat meiner Vergleiche zwischen dem, was man mich vom Katholizismus in der Jugend gelehrt, was man mir später von ihm gesagt hatte, und dem, was ich in Wirklichkeit an ihm fand, meine Rückkehr zur heiligen Mutterkirche gewesen. Seitdem machten viele die gleiche Erfahrung. Aber Ungezählte nehmen die Irrtumssaat weiter in sich auf, und so kommt es, daß die oben angeführte „Sächsische Volkszeitung" in dem betreffenden Artikel den Tatsachen entsprechend klagen durfte: „Die Vorurteile, die Gehässigkeit und Verbissenheit sind auch heute so gediehen, daß in den kritischen Dingen Deutsche die Deutschen nicht mehr verstehen. Beide Teile bedienen sich derselben Muttersprache; beide Teile legen sich sogar den Namen Christi bei, und doch finden die Klagen und Vorstellungen und Bitten der Katholiken bei ihren christlichen Brüdern taube Ohren — die klarsten Tatsachen und Gründe prallen an der Leidenschaft und den Vorurteilen wirkungslos, eindruckslos ab."

Und dabei setzte der Heiland dem ersten Gebote der Gottesliebe dieses gleich: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!" Und dabei predigte sein Lieblingsjünger Tag für Tag: „Kindlein, liebet euch unter einander!"

Und trotzdem wagen unsere lutherischen Brüder von unserer großen Gemeinschaft, von unserer heiligen Kirche vorauszusetzen, in blinder Hypothese zu urteilen: „Noch jetzt würde sie, wenn sie es könnte . . .!"

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die zünftige Konferenz gesichert, die rote Konferenz verhindert.

Am Samstag, den 8. Juli, ist endlich das große Werk des vorbereitenden Protokolls gelungen. Noch die ganze Woche hindurch hatte man mündlich und telegraphisch sich abmühen müssen an der Ziselierung der Ausdrücke in den Erklärungen, die zwischen Berlin und Paris ausgetauscht werden sollten, um den Franzosen die unvermeidliche Annahme der Einladung zur Konferenz zu ermöglichen. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister: im Gegensatz zu der sehr langen Note, die vorhergegangen, soll das Schlußprotokoll recht kurz ausgefallen sein. Die halbamtliche „Agence Havas" gibt ihren Inhalt in dem kleinen Satze wieder: „Frankreich stimmt der vom Sultan von Marokko vorgeschlagenen internationalen Konferenz zu, nachdem der zwischen Deutschland und Frankreich stattgehabte Notenaustausch ergeben hat, daß die Interessen jedes der beiden Länder voll gewahrt werden." Man kann wirklich nicht behaupten, daß damit viel Greifbares gesagt werde. Offenbar will man nicht alle Einzelheiten, die in den zahlreichen Besprechungen hüben und drüben abgemacht sind, an die Oeffentlichkeit bringen, ehe sie auf die Tagesordnung der Konferenz gelangt sind. Wenn man nachher zusammensitzt, wird sich das Weitere schon finden. Die Spannung zwischen den beiden Ländern ist durch die übereinstimmende Annahme der Einladung gehoben; hoffentlich wird sie nicht während der Konferenzarbeiten sich wieder einstellen.

Zu diesem diplomatischen Drama hat sich nun noch ein Satyrspiel gefügt. Die Sozialdemokratie verspürte das Bedürfnis, dem flackernden Lämpchen ihrer Agitation durch hochpolitisches Oel nachzuhelfen. Zu Ehren des internationalen Aushängeschildes, unter Ausnutzung der gegenwärtigen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland und zur Ausfüllung des Mangels an roten staatsmännischen Talenten in der deutschen Sozialdemokratie war beschlossen worden, den französischen Matador Jaurès in einer Berliner Versammlung als Champion des Völkerfriedens auftreten zu lassen. Am Sonntag, den 9. Juli, sollte die Weihe der roten Fahne als internationalen Friedenspaniers vor sich gehen. Die berufenen Diplomaten sind tatsächlich ohne jede Ueberstürzung am vorhergehenden Samstag handelseins geworden. Sie hätten also von vorneherein in Rechnung stellen können, daß sie die sozialdemokratische Demonstration vor ein fait accompli stellen und der großmächtigen Aktion den Charakter eines Epiloges geben würden. Aber Fürst Bülow beschloß trotzdem, die rote Friedensparade zu durchkreuzen und ihr die fremdländische Zugkraft abzuschneiden. Da jeder Ausländer für lästig erklärt und ausgewiesen werden kann, so hätte ein einfaches landespolizeiliches Verbot genügt, um Herrn Jaurès für Berlin mundtot zu machen. Es wurde jedoch ein viel umständlicheres, ungewöhnlich feierlicheres Verfahren gewählt. Fürst Bülow richtete einen besonderen Erlaß an den deutschen Botschafter in Paris, entwickelte darin ausführlich unter vielen persönlichen Artigkeiten für die Person des Herrn Jaurès und die französische sozialdemokratische Partei, daß er den Versuch der unmittelbaren Beeinflussung der auswärtigen Politik durch unsere staatsfeindliche Sozialdemokratie nicht dulden könne, und beauftragte den Botschafter, Herrn Jaurès von der Fahrt nach Berlin abzuraten, Fürst Radolin hat sich denn auch getreu der Aufgabe unterzogen, Herrn Jaurès die abwiegelnde Visite zu machen. Der erste Eindruck ist: viel zu viel Ehre! Wäre dieser „unlautere Wettbewerb" in der hohen Politik wirklich so gefährlich geworden? Hätte Herr Jaurès die Mauern des Auswärtigen Amtes umgeredet? Würde nicht vielleicht die gehaltene Rede eher verklungen sein als die verbotene? Und wenn schon das Verbot für notwendig erachtet wurde, weshalb ein so feierliches Verfahren, das Herrn Jaurès in den Glauben versetzen kann, er sei ein Sultan, und die sozialdemokratische Partei, sie sei eine kriegführende Macht? Man kann sich das eigenartige Vorgehen kaum anders erklären, als durch die Annahme, daß Fürst Bülow besondere Gründe hatte, der Empfindlichkeit der Franzosen oder ihrer Regierung durch eine schmeichelhafte Einhüllung des Verbotes Rechnung zu tragen. Die psychologische Einwirkung auf die Franzosen scheint auch geglückt zu sein. Herr Jaurès fühlt sich offenbar geehrt und antwortet sehr geschickt, daß er nicht als Franzose, sondern nur als Sozialdemokrat zurückgewiesen worden sei und seine Bestrebungen zugunsten der Annäherung der beiden Nationen unentwegt fortsetzen werde. Vielleicht hat das Lob, das der Reichskanzler Herrn Jaurès und seinen Genossen gespendet hat, die

unbeabsichtigte Wirkung, Herrn Jaurès um die leitende Stellung im französischen Parlament zu bringen. Das wäre im Interesse der auswärtigen Politik zu bedauern, da Herr Jaurès wirklich dem Frieden dient; für die innere Politik Frankreichs könnte es gute Folgen haben, da Jaurès den kulturkämpferischen Block verkörpert.

Ob die deutsche Sozialdemokratie das ungewöhnliche Vorgehen des Reichskanzlers zur Hebung ihres Ansehens und zur Auffrischung ihrer Agitation auszunutzen vermag? Vorläufig stellt sie sich ungeschickt an wie der Affe, der eine Taschenuhr gefunden. Vielleicht kommt die oft erprobte Unfähigkeit Bebels in Sachen der auswärtigen Politik dem Reichskanzler zu Hilfe, damit sein Vorgehen nicht in der inneren Politik unangenehme Folgen habe. Das Schlimmste wäre, wenn aus diesem Anlaß sich wieder die Neigung zur polizeilichen „Bekämpfung" der Sozialdemokratie entwickelte. Man mag ja allenfalls einmal mit einer blumenbekränzten Kanone auf Spatzen schießen; der Himmel bewahre uns aber vor einem solchen System.

Der Zentrumssieg in Donaueschingen.

Die Reichstagsersatzwahl in Engen-Donaueschingen-Villingen-Triberg endigte zum ersten Male seit 1871 mit einem glänzenden Siege des Zentrums, der schon deshalb von großer Bedeutung ist, weil der zu 83 Prozent katholische Wahlkreis fast immer liberal und nur einige Male durch fraktionslose Konservative (Freiherr von Hornsteiu, Fürst Fürstenberg) vertreten war. Die Nachwirkungen des Wessenbergianismus und der starke Einfluß der fürstlich Fürstenbergischen Verwaltung verhinderten jahrzehntelang einen Sieg des Zentrums. Endlich ist auch diese letzte Hochburg des Liberalismus auf dem Schwarzwalde gefallen. Mit den fragwürdigsten Mitteln war gegen den Zentrumskandidaten Duffner gehetzt worden, und der ganze Block, von der Bureaukratie wohlwollend unterstützt, stand vom rechten bis zum linken Flügel für den liberalen Oberschulrat Rebmann ein, der wegen seines radikalen Standpunktes in der Schulfrage sogar bei einem Teile der Sozialdemokraten Hilfe fand. Für das badische Zentrum ist der Sieg doppelt wichtig, weil er den Wahlkampf für die im Herbst zum ersten Male nach dem neuen Wahlgesetz in direkter Wahl stattfindenden Landtagswahlen verheißungsvoll einleitet.

Die holländischen Wahlen.

In Frankreich bilden die Sozialisten um Jaurès einen integrierenden Bestandteil der Regierungsmehrheit. In Holland bilden jetzt auch die sieben Sozialdemokraten in der hundertköpfigen Kammer das Zünglein an der Wage. Das Ministerium Kuyper, das bei der letzten Neubildung der ersten Kammer noch einen so großen Erfolg erringen konnte, hat bei der Neuwahl zur zweiten Kammer nur 48 Sitze behauptet gegen 45 Liberale und 7 Sozialdemokraten. Der katholische Flügel der Regierungsmehrheit ist rühmlich in der alten Stärke von 25 Mann zurückgekehrt; aber die engere protestantisch-konservative Partei des Dr. Kuyper hat bei den Stichwahlen infolge des Bündnisses der Liberalen und der Sozialdemokraten drei Mandate zu viel verloren. Vor einem gelb-roten Ministerium, wie es diesem Wahlbündnisse entsprechen würde, scheut die Königin noch zurück; der Versuch würde auch wohl bald kläglich scheitern. Es frägt sich nur, ob sich ein Teil der alten Regierungsparteien bereitfinden läßt, mit den Liberalen zusammen ein Kabinett zu stützen. Im gemeinsamen Interesse der Abwehr der Sozialdemokratie möchten wir wünschen, daß man die Liberalen zwänge, den Kelch ihres Bündnisses mit den Roten bis zur Hefe zu leeren.

Das französische Trennungsgesetz.

Die loi Briand, welche angeblich die Trennung von Staat und Kirche begründen soll, ist nun endlich von der zweiten Kammer verabschiedet worden und zwar mit der erheblichen Mehrheit von 341 gegen 233 Stimmen. Das Gesetz ist schlecht, sehr schlecht; aber es hätte noch viel schlechter sein können. Das ist nicht die ehrliche Scheidung nach der Devise „freie Kirche im freien Staat", sondern Aufhebung der Rechte der Kirche unter Aufrechterhaltung der Lasten und Beschränkungen, die das bisherige Gesetz als Korrelat der staatlichen Leistungen vorsah. Und doch muß man anerkennen, daß im Gegensatz zu den ersten Vernichtungsbestrebungen das vorliegende Gesetz der Kirche noch so viel Licht und Luft läßt, daß sie auf der Basis der Kultusvereine das Leben behaupten kann. Es frägt sich nun, ob der Senat, in dem Herr Combes das große Wort führt, den Milderungen, welche die zweite Kammer hier und da in dem grundstürzenden Plane angebracht hat, ohne weiteres zustimmen wird. Beschließt der Senat erhebliche Aenderungen, so ist es kaum möglich, das Gesetz noch vor den Neuwahlen im Juni 1906 in Kraft treten zu lassen. Die Kulturkämpfer scheuen aber die Neuwahlen, weil sie trotz der starken Mehrheit, die sie bei den letzten Wahlen errungen, eine Ernüchterung der Wähler in den Kirchen- und Schulfragen für möglich halten. Daher das Bestreben der Demokratie, die erst nach den letzten Wahlen aufgeworfene Trennungsfrage noch in der laufenden Legislaturperiode zu Ende zu führen, damit ja das Volk über diese Angelegenheit nicht mitreden kann. Wir deutschen Zuschauer wundern uns weniger über den kirchenfeindlichen Eifer des Blocks, als vielmehr über die Ruhe, die unter dem Gros der katholischen Bevölkerung herrscht.

Die Tragikomödie im Schwarzen Meer.

Sogar Ben Akiba würde den Reiz der Neuheit nicht vermißt haben, wenn er das erlebt hätte. Die ganze Flotte von Sebastopol verfolgt und umschließt den meuternden „Potemkin", tauscht Signale aus und fährt ohne Schuß von dannen, das Meuterschiff nebst einem gleichgesinnten Genossen ruhig vor Odessa liegen lassend. Das eine Schiff ergibt sich dann bald ohne ersichtlichen Grund und liefert die Rädelsführer zum Erschießen aus. Der „Potemkin" aber fährt noch eine ganze Woche brandschatzend auf dem Schwarzen Meere umher, vergeblich von Torpedobooten verfolgt, aber vorsichtigerweise niemals gefunden. Zweimal kommt der rebellische Panzer zum rumänischen Hafen Constanza, das zweite Mal lassen die Meuterer, die sich soeben noch als Bahnbrecher der Revolution aufgespielt hatten, Vorsicht der Tapferkeit besten Teil sein und gehen als Deserteure, die nicht ausgeliefert werden sollen, ans Land. So kann Rumänien einen Panzer, wie es selbst nie einen besessen hat, an Rußland zurückgeben. Inzwischen brechen in Rußland neue Unruhen aus und werden einzeln blutig erstickt. Dem Zaren führt man eine Abordnung von ergebenen Fridolinen zu, damit er eine Rede über die alten Grundlagen des russischen Staates halten kann, was ihm offenbar wie eine Tat vorkommt. Es gibt anscheinend in Rußland keine Kraft und keinen Saft mehr, weder bei den Meuterern noch bei den „Getreuen". Nur die Kosaken besorgen das Blutbad in den Straßen mit stetem Vergnügen.



Deutsche und polnische Katholiken.

Ein Beitrag zur Klärung und Verständigung.

Von

Eugen Buchholz.

Das Verhältnis zwischen deutschen und polnischen Katholiken in Preußen, zwischen Zentrum und Polen hat sich seit einigen Jahren derart verschlechtert, daß es nicht unangebracht erscheint, die Ursachen und Folgen dieser Zeiterscheinung klarzulegen.

Die deutschen Katholiken sagen: Ihr Polen tragt an der Entfremdung allein die Schuld, eure rücksichtslose Agitation, die heftige Sprache, welche die radikale Presse gegen das Zentrum führt, euer Einbruch in alte Zentrumswahlkreise mußten zum Bruche führen.

Die Polen antworten: Wir sind die Alten geblieben, nur das Zentrum hat sich verändert; es ist nicht mehr dasselbe wie zu Zeiten des hochseligen Windthorst, es geht heute mit der Regierung durch Dick und Dünn. Nicht wenige Zentrumsgeistliche germanisieren in der Kirche.

Wer hat nun Recht?

Die Wahrheit liegt wie gewöhnlich in der Mitte. In beiden Arten von Vorwürfen liegt manches Wahre. Die Schuld liegt auf beiden Seiten, oder besser gesagt, die Entwickelung der Dinge hat die Entfremdung, die in mancher Hinsicht unvermeidlich und vielleicht auch nicht besonders beklagenswert erscheint, mit sich gebracht.

Die Regierung sucht den deutschen Katholiken einigermaßen gerecht zu werden, ihnen entgegenzukommen, nicht so den polnischen. Diese bekämpft sie immer schärfer, behandelt sie als Bürger zweiter Klasse, sucht sie wirtschaftlich zu schwächen und zu entnationalisieren. Es ist nicht besonders verwunderlich, daß diese Politik die radikale Strömung unter den Polen begünstigen muß, zumal dieses Volk ohnehin einen leicht erregbaren, impulsiven Charakter besitzt.

Für die Antipolenpolitik macht nun die polnische Presse gewissermaßen auch das Zentrum verantwortlich, indem dieses seinen großen Einfluß nicht energisch genug zugunsten der Polen verwende oder manche Gelegenheit zur Verurteilung der Antipolenpolitik unbenutzt vorüberstreichen lasse. Das Zentrum vertrete in der Theorie wohl noch die Interessen der Polen, wenn auch nicht mit der früheren Wärme, in der Praxis jedoch, da wo beide Nationen zusammenwohnten, zeigten sich geistliche wie weltliche Zentrumsführer und -anhänger als entschiedene Gegner gerechter Forderungen, namentlich auf kirchlichem Gebiete. Eine

besonders schlechte Nummer in der polnischen Presse besitzen aus leicht erklärlichen Gründen die Lehrer.

Wie weit sich die polnische Presse gegen die deutschen Katholiken vergessen kann, beweist z. B. folgende Stelle aus einem vielgelesenen Posener Wochenblatte, das aus Anlaß des Beuthener Prozesses traurigen Angedenkens u. a. schrieb:

„Der Daitschkatholik ist für uns gefährlicher als der Hakatist, denn unter dem Mäntelchen der Glaubensgemeinschaft kann er wie ein gefärbter Fuchs leichter das Vertrauen des Volkes gewinnen."

Derartige Preßäußerungen sind nichts Seltenes, sie ließen sich beliebig vermehren; zwar entstammen sie meist der radikalen Presse, aber welche polnischen Blätter können sich heute der durch die Antipolenpolitik und die Wühlerei der Hakatisten hervorgerufenen oder doch verstärkten radikalen Strömung ganz entziehen? Die radikalen Blätter beherrschen zum großen Teile die Situation, sie zählen ihre Abonnenten nach Tausenden und Zehntausenden.

Es ist leicht erklärlich, daß die Zentrumspresse im Hinblick auf derartige Auswüchse sich in der Polenfrage mehr reserviert hält, weniger Wärme an den Tag legt und legen kann. Verhältnismäßig zeigt sie jedoch weit mehr Ruhe und Mäßigung als die polnische Presse. Man ist auch zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine langgeführte scharfe Polemik nichts bessert, niemanden bekehrt, sondern eher schadet. Ein Uebelstand ist das Nichtkennen der polnischen Sprache seitens der meisten in zweisprachigen Gegenden des Ostens wirkenden Zentrumsredakteure.

Die Aufstellung eigener polnischer Kandidaten in den alten Zentrumswahlkreisen Oberschlesiens hat natürlich viel böses Blut erregt. Es ist ganz selbstverständlich, daß jede Partei ihre Mandate bis zum äußersten verteidigt. Nun kann man es den Polen aber nicht gerade so sehr übel nehmen, wenn sie dort eigene Kandidaten aufstellen, wo ihnen gute Aussichten winken.[1]) In der Politik gibt es keine Dankbarkeit und eine andere Partei würde schwerlich anders handeln. Das schlesische Zentrum hat sich in Oberschlesien, als es noch mehr Einfluß auf die polnischen Massen besaß, des Volkswohles nicht energisch genug angenommen, den immer schwieriger werdenden nationalen und sozialen Verhältnissen nicht die gehörige Aufmerksamkeit, das nötige Verständnis entgegengebracht.[2]) Doch wo werden keine Fehler gemacht? Die radikale Bewegung in Oberschlesien soll erst zeigen, was sie zum Wohle des Volkes zu leisten im stande ist. Leere Versprechungen befriedigen auf die Dauer niemand.

Scharf zu verurteilen ist die demagogische Verhetzung der Massen in Oberschlesien. Eine so systematische Abschlachtung unbequemer Persönlichkeiten, wie z. B. die des Grafen Ballestrem, wegen einer privaten, jahrelang zurückliegenden Aeußerung: Man solle die polnischen Agitatoren aufs Maul schlagen — muß entschieden mißbilligt werden. Wer sich für diese Sache, wie auch für die Verhältnisse Oberschlesiens überhaupt, interessiert, der lese die Broschüre „Der Beuthener Prozeß" von Dr. Stephan. Allerdings geht die Broschüre in manchem zu weit, übersetzt auch nicht immer korrekt.

Das Zentrum ist doch der Hauptsache nach die Partei der deutschen Katholiken; dessen Bestand und Größe hängt nicht wesentlich von der Parteizugehörigkeit polnischer Wähler ab. Trotzdem muß natürlich die Partei auch ihre überwiegend polnischen Wahlkreise zu halten suchen und das wird ihr wenigstens zum Teil gelingen, wenn sie mehr Fühlung mit dem Volke unterhält, sich auf die gemäßigt polnische Katolik-Partei stützt und möglichst einwandfreie Kandidaten aufstellt.

Den veränderten Zeitumständen muß jedenfalls Rechnung getragen werden. Nachdem die Kräfte sich gemessen haben werden und ein ungefährer Maßstab der Stärke der einzelnen Parteien gegeben, müßte ein modus vivendi gefunden werden. Eine reale Politik wird die Empfindlichkeit beiseite schieben und dort Kompromisse anstreben, wo dieselben Vorteile versprechen. Natürlich immer unter Wahrung der Grundsätze.[3]) Die Wahlagitation müßte sich durchaus in gemäßigterer Weise abspielen, namentlich alles Persönliche ausscheiden, soll nicht der Sozialdemokratie noch mehr Wasser zugeführt werden.

Es ist sicher ein dem Zentrum von den Polen zu Unrecht gemachter Vorwurf, wenn dem Zentrum der neue Kurs verübelt wird. Die Zeiten haben sich eben geändert, der staatliche Kulturkampf ist zum großen Teile beigelegt und jede Partei muß mit den veränderten Zeitverhältnissen rechnen. Die Polen möchten im Zentrum lieber eine reine Oppositionspartei sehen. Wie wird aber den Wählern durch eine Opposition à tout prix geholfen? Die Wählerschaft will positive Resultate sehen. Ohne Zweifel wäre es leichter Opposition zu treiben, als gewissenhaft zu wägen und zu wagen und angestrengt zu arbeiten zum Wohle von Staat und Volk. —

Der empfindlichste Punkt, welcher den Riß zwischen deutschen und polnischen Katholiken so tief gemacht, ist die Seelsorge, die Germanisierung durch Geistliche.

Gibt es wirklich geistliche Germanisatoren? Ohne Zweifel mag es einzelne Geistliche geben, die germanisieren, ebenso wie es solche gibt, die polonisieren. Man braucht bei der Germanisierung den betreffenden Geistlichen gar nicht so niedrige Beweggründe wie Orden, fette Pfründen, Strebertum zu unterschieben, wie es mitunter die polnische Presse tut. Es mag an der subjektiven Auffassung der betreffenden Herren liegen. Manchmal können Bequemlichkeit, mangelnde Sprachkenntnis, nationale Abneignng die Beweggründe sein. In einem Falle dachte der betreffende Geistliche den polnischen Erstkommunikanten durch den deutschen Unterricht, durch Germanisierung, das Fortkommen im späteren Leben zu erleichtern. In manchen Gegenden mit weniger scharf entwickeltem nationalen Bewußtsein verlangen oder erlauben die Eltern, denen in dieser Frage überhaupt das Entscheidungsrecht zukommt, den deutschen Beichtunterricht und die Geistlichen mögen diesem Verlangen umso eher nachkommen, als ihnen die Arbeit dadurch erleichtert wird und an die in der Schule gelernten Religionskenntnisse angeknüpft werden kann.

Es kommt wohl auch vor, daß polnische Eltern, namentlich wenn sie in überwiegend deutschen Gegenden wohnen, unter sich polnisch, mit den Kindern aber deutsch sprechen. Solche Kinder beherrschen natürlich nicht ihre eigentliche Muttersprache und sie können auch nicht den Religionsunterricht in derselben mit Erfolg genießen. Aehnlich liegt die Sache bei Kindern, die aus sprachlich gemischten Ehen stammen.

Im ganzen genommen ist es naturgemäß und die kanonischen Bestimmungen schreiben es auch vor, daß die Kinder den Vorbereitungsunterricht zu Beichte und Kommunion in ihrer Muttersprache empfangen. Kann diese gerechte Forderung gewährt werden und wird sie dennoch aus nichtigen Gründen verweigert, dann liegt Gewissenszwang vor.

Aehnlich verhält sich die Sache mit den Predigten. Es sollte nicht schwer fallen, nach dem ungefähren sprachlichen Verhältnis die Predigtordnung zu regeln, wobei an manchen Orten die lokale und geschichtliche Entwicklung Berücksichtigung finden muß. Die übliche Redensart: „Ach, die Leute verstehen ja alle Deutsch", hat keine Berechtigung, denn einmal erscheint es zweifelhaft, ob die polnische Bevölkerung wirklich die ihr fremde Sprache vollständig beherrscht, und dann ist Gebet und Gottesdienst auch Sache des Herzens und Gemütes. Man kann es den Polen nicht verübeln, wenn sie sich des Rechtes auf die Muttersprache nicht entäußern, sich nicht freiwillig entnationalisieren wollen.

Hiermit soll aber keineswegs gesagt sein, daß nun hinter jedem auswandernden Polen ein polnischer Priester nachreisen muß, daß kleine, vorübergehend in deutschen Gegenden arbeitende polnische Gruppen nun das Recht haben, den Gottesdienst wie in ihrer Heimat zu verlangen. Wer ohne Predigt und Kirchengesang in polnischer Sprache nicht leben kann, der bleibe ruhig zu Hause. Er entgeht da vielen Lockungen und findet ebenfalls lohnende Beschäftigung. Die aus den östlichen Provinzen Preußens auswandernden Arbeitskräfte müssen nämlich wieder durch Saisonarbeiter aus Russisch-Polen ersetzt werden. Diese Saisonarbeiter sind, wie alle Slawen, religiös veranlagt, fröhlichen Temperaments und äußerst genügsam. Sie sind bei dem Mangel an Schulen und Geistlichen in ihrer Heimat jedoch unwissend. Arbeiten sie zufällig in polnischen katholischen Gegenden, dann beteiligen sie sich eifrig am Gottesdienste. In protestantischen Gegenden fühlen sie sich verlassen und oft auch in Gegenden mit deutscher katholischer Bevölkerung. Sie gehen nicht in die Kirche, verstehen es überhaupt erst nach mühseliger Aufklärung, daß auch ein Deutscher katholisch sein kann. Polnisch und katholisch, russisch und orthodox, deutsch und protestantisch, sind in ihren Augen ein und dasselbe.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Die Aufstellung von Zählkandidaturen in deutschen Gegenden, wie die Wahlagitation überhaupt, verfolgt nach der polnischen Presse den Zweck, das Volk politisch zu schulen und den nationalen Gedanken zu wecken und zu heben.

[2]) A. Napieralski, „Der ‚Katolik' und das schlesische Zentrum." Beuthen 1903.

[3]) Nachdem obige Worte niedergeschrieben waren, fiel dem Verfasser eine in schlesischen Zeitungen veröffentlichte Erklärung des von deutscher Seite aufgestellten und von polnischer akzeptierten Stadtpfarrers Abramski in die Hände, der bei der Landtagsersatzwahl für den Wahlkreis Oppeln kandidieren wird. Die Erklärung, welche sich mit den hier ausgesprochenen Ansichten deckt, schließt folgendermaßen: „Wir müssen mit der Tatsache, daß ein großer Teil der Katholiken Oberschlesiens anders denkt und fühlt, als ihre bisherigen Führer, die Geistlichen (und die deutschen Katholiken. D. Verf.) uns nunmehr abfinden und werden nur auf der Grundlage der Anerkenntnis einer außerhalb des Zentrums aber auf katholischem Boden stehenden gemäßigt polnischen Partei leichter in den einzelnen Fällen Kompromisse schließen können, die, da es sich doch um katholische Mitbrüder handelt, uns sympathischer sein dürften, als die auf die Dauer unmögliche, weil unnatürliche Verbindung von Katholiken mit zum Teil erklärten Feinden unserer heiligen Kirche gegen Katholiken. Daß wir bei einer derartigen Aktion keine Anerkennung finden werden, bei den Leuten, gleichviel ob Deutsche oder Polen, die in ihrem nervösen, antichristlichen Nationalitätendusel schon so weit gekommen sind, daß sie jeden, der einer anderen Nation angehört, am liebsten zum Frühstück verspeisen möchten, ist sicher. In jedem Falle aber können wir uns mit dem Bewußtsein trösten, daß wir das Beste gewollt, die Gerechtigkeit und den Frieden geliebt haben, wenn wir auch bei denen in Verruf kommen sollten, die sich als die alleinigen Pächter des Patriotismus gerieren, dabei aber nicht bedenken, daß gerade die beständigen erbitterten Kämpfe eine Gefahr für das Vaterland sind."

Heimatlied.

Wohl sah ich manchen stolzen Strom
Von steiler Felsenwand,
Wohl sah ich manchen ew'gen Dom
Und manch' gesegnet Land;
Doch immer zog es mich zurück,
Zurück in Sehnsuchtsqual
In allem Leid, in allem Glück
Zu dir, mein Heimattal.

O stilles Tal, o trauter Strom,
Wo frommer Friede wohnt,
Wo kühn die Burg und ernst der Dom
Am Rebenufer thront,
Wo Sang und Sage schön vereint
Noch treue Hüter fand;
Selbst Mond und Sonne heller scheint
In meinem Vaterland.

Wie ist dein Volk so frohgemut,
Wie klingt sein Lied so klar,
Die Männer stark, die Frauen gut,
Sind alle treu und wahr.
O Heimattal, o Waldeshöh'n
In froher Frühlingspracht,
Wie hat der Herr euch wunderschön
In weiter Welt gemacht!

Mir ist das Herz von Lieb so voll;
Zum Himmel will ich fleh'n,
Daß Gott in reicher Gnade soll
Auf meine Heimat seh'n,
Auf jede Hütte, jedes Tal,
Auf jede Felsenwand;
Gesegnet seist du tausendmal
Geliebtes Heimatland!

Köln. Hans Eschelbach.

Nochmals: Der Sprung auf die Bühne.

Zu dieser von Jos. Lorenz in Nr. 18 angeschnittenen, von P. Pichler und Jos. Lorenz in Nr. 24 fortgeführten Frage liegen der „Allgemeinen Rundschau" zwei neue Einsendungen vor.

P. Alois Pichler, C. Ss. R, Mautern (Steiermark), schreibt:

Die Frage der Theaterreform ist ein vielverzweigtes, dorniges Problem. Zur Lösung ist ein allseitiges, genaues, tiefes, klares Erfassen vor allem gefordert. Eine ruhige Debatte kann da mächtig fördern. Sie läßt überdies den wichtigen Gegenstand nicht von der Tagesordnung verschwinden, mag auch wohl da und dort schlummerndes Interesse wecken und wachem Interesse den Weg zur Betätigung weisen. Gut, daß Jos. Lorenz die Debatte angeregt hat. Noch besser, daß er mit seiner Arbeit selbst eine Instanz bildet wider die Frage: „Warum versucht es denn kein katholischer Autor, den Sprung auf die Bühne zu wagen?" Am besten, daß man ihn ob der Art seines Disputierens liebgewinnen muß. Damit ist der gerade Weg zur Verständigung angebahnt.

Das scharfe Messer des Operateurs muß sich damit begnügen, das Kranke zu entfernen. Die gesunden Glieder hat es zu verschonen. Nicht die Schärfe der Ausdrücke war es, was ich bei meinem Gegner aussetzte, sondern die falsche Verallgemeinerung. Letztere ist von Lorenz loyal zurückgenommen worden. Wenn ich seine „hyperbolischen Wendungen" preßte, so hatte ich einen guten Grund dazu. Muß es denen, welche mit dem Einsatz ihrer ganzen Kraft für die gute Sache arbeiten, nicht wehe tun, wenn derlei Wendungen den Anschein erwecken, daß wir sie ignorieren? Dieser Anschein ist nun glücklich zerstört.

„Prozentualiter gerechnet" ist unsere Beteiligung an dramatischen Arbeiten ohne Zweifel gering. In dieser Beziehung ist das „Sed quid inter tantos" vollkommen berechtigt. Aber wer sagt denn, daß wir prozentualiter rechnen müssen? Wie, wenn wir uns an das Sprüchlein hielten: Non numerandi sed ponderandi? Gott bewahre uns vor den „Dramenfabrikanten" und vor dem Fabriksschund, die dem Bedürfnis des Tages ihr Dasein verdanken! Die vielen, die den Thyrsus schwingen, ohne Bakchen zu sein, wollen wir gerne den Gegnern überlassen, wenn wir diesen Dramatikern von Profession auf unserer Seite Dramatiker aus Beruf entgegenstellen können. Hiefür scheint eine Gewähr just in den Schwierigkeiten zu liegen, welche der katholische Dramatiker überwinden muß. Nur wer stählerne Muskeln hat, schwimmt dem reißenden Strom entgegen.

Die Kontroverse hat etwas Wichtiges ins Licht gestellt. In Nr. 18 der „Allgemeinen Rundschau" standen die Fragen: „Sollte denn nicht auch einmal auf unserer Seite einer aufstehen, der einem Sudermann, Otto Ernst, Dreyer, G. Hauptmann usw. die Stange halten könnte? Haben wir überzeugungstreue Katholiken nicht dieselbe Bildung genossen, dieselben Vorstudien durchgemacht, wie jene? Soll dramatisches Talent einzig und allein auf der gegnerischen Seite vorhanden sein?" Erweckt das nicht die Vorstellung, als ob der Begabung und Leistung nach keiner der Unseren den Obengenannten „die Stange halten könnte"? So war es indes nach den Ausführungen in Nr. 24 nicht gemeint, sondern es bezog sich nur auf den äußeren Erfolg. Lorenz wollte „beklagen, daß man von keinem katholischen Autor hört, der die Bühne wirklich erobert hat, wie G. Hauptmann, Sudermann u. a." Wenn einmal zugegeben ist, daß sich „ein förmlicher Ring gebildet hat, der spezifisch Katholisches oder Religiöses, ohne weiter zu prüfen, einfach zurückweist", so hat jenes Nichterobern mit der Begabung und Leistung nichts zu tun, bzw. ist ein Rückschluß darauf unberechtigt.

Auch bei dieser wirklich beklagenswerten Erscheinung fehlt indes die tröstliche Seite nicht. Ich möchte sie andeuten mit dem nicht eben allzufeinen Worte des großen Görres: „Sie werfen unseren trefflichsten Schriftstellern vor, daß sie nicht gelesen werden und auf dem Lager verrosten. Allerdings, die Raupe stopft sich den langen Freßsack mit Blättern aus, und die Orange dient ihr höchstens, um ihren Unrat darauf niederzulassen."

Wir sind verschüchtert durch all den Inferioritätslärm. Ist es nicht, als hätten wir einen Zauberring an den Finger gesteckt, der uns unser Eigentum als wertlos, das fremde Gut als überaus kostbar erscheinen läßt? Es tut uns wahrlich not, daß wir uns dessen bewußt werden, was wir haben. Vergleichen wir nur herzhaft! Wenden wir die Sonde der Kritik drüben wie hüben an! Es wird sich ergeben, was S. Augustin in anderem Zusammenhange schreibt: „Pari motu exagitatum et exhalat horribiliter coenum et suaviter fragrat unguentum." Was der uns allzufrüh entrissene getreue Eckart unserer Literatur, P. Kreiten S. J., über die Trilogie Domanigs und den „Peter Mayr" von Scala gesagt hat, kann uns Mut machen. (s. St. a. M. L. Bd. 53, S. 175 ff. und S. 275 ff.) Vom „Andreas Hofer" des letzteren sagt der bekannte Germanist R. v. Muth: „Durch die Kraft der Charakteristik gewinnt S. einen Platz unter den ersten Dichtern unseres Volkes und diese Tragödie, in der ein heißer Puls schlägt, ist höchster Preise würdig, — höherer als all das schale Modezeug, das von Professions- und Kathederliteraten mit Grillparzer- und Schillerpreisen ausgezeichnet wird" (s. „Allg. Literaturblatt" 11. Jahrg. S. 446). Ob die Enkel dieses Geschlechtes „Die versunkene Glocke" ausgraben werden? Daß viele glühenden Herzens und erhobenen Hauptes in den „Weltenmorgen" schauen werden, scheint mir nicht zweifelhaft. Die Erneuerung der Mysterienspiele und des Volksschauspiels von Dr. Faust durch R. von Kralik halte ich zukunftsreicher als alles, was auf seiten der Gegner geleistet wird usw. usw.

Die Vergangenheit können wir nicht mehr zurückrufen. Die Bemerkung, „daß auf unserer Seite schon viel früher mehr hätte geschehen sollen", ist darum nicht unnütz. Sie soll uns zum Ansporn werden, durch rührigste Arbeit das Versäumte einzuholen. Gewiß sind viele bereit, dabei mitzuwirken. Sie wollen nur wissen, was sie zu tun haben.

Lorenz denkt an eine direkte Eroberung des modernen Theaters für das Christentum, wenn auch nicht „auf einen Ruck". Seinen persönlichen Bemühungen in dieser Hinsicht wünsche ich Gottes reichsten Segen. Sollen jedoch „wenn auch nicht spezifisch katholische oder religiöse Stoffe, so doch moralisch tadellose und von christlichen Ideen durchtränkte Theaterstücke" auf der Bühne

heimisch gemacht werden, dann ist die Beihilfe des Publikums unbedingt notwendig. Wie will Lorenz diese erringen? Die Seelsorger und das Theaterreferat in katholischen Blättern sollen das Volk „erziehen, daß es gegen sittenlose, glaubensfeindliche Stücke energisch Front macht", eventuell solche Dinge niederzischt. Hier möchte ich Bedenken vorlegen. Lesen jene, die ihrem Glauben und ihrem Schamgefühl von der Bühne her gemütsruhig schallende Ohrfeigen verabreichen lassen, katholische Blätter? Sind sie dem Einfluß des Seelsorgers zugänglich? Oder sollen wir diejenigen ins Theater schicken, die bislang ihm ferngeblieben sind, damit sie zischen? Würden sie da nicht mit ihrem Gelde Schlimmes unterstützen? Und das Zischen — wäre es nicht Reklame? Darf man übrigens so ohne weiteres Seelen einer Gefahr aussetzen? Lorenz hat selbst diese Gefahr in Nr. 18 mit psychologischem Scharfblick eindringlich geschildert. Der hl. Augustin ist sehr schlecht zu sprechen auf die Christen „modo cum illis theatra, modo ecclesias nobiscum replentes" (De civ. Dei l. I. c. 35). Er nannte die Theater seiner Zeit „animorum labem ac pestem" (ib. c. 33). Könnte das moderne Theater auf diesen Titel nicht Anspruch machen, da es ja „unsere katholischen Einrichtungen verhöhnt und Scham- und Sittenlosigkeit nach den neuesten französischen Mustern predigt". Wenn da „mancher gute Herr aus unseren Kreisen" sich bekreuzen möchte, wenn er von diesem „Theater" hört, kann man es ihm sehr verargen? Schlimm wird es erst, wenn dieses Theater als das Theater überhaupt angesehen wird.

Die Eroberung der modernen Bühne ersehne ich auch. Mir scheint sie indes nur auf indirektem Wege möglich. Dieser Weg geht über die Volksbühne. Da sollen die guten Herren aus unseren Kreisen mittun. Hiefür können die katholischen Blätter und die Seelsorger das Volk interessieren. So werden die schlechten Theater empfindlicher getroffen, als wenn wir ihnen das Geld zutragen und zischen. Der Artikel „Die religiöse und nationale Festbühne" von R. v. Kralik in der „Lit. Warte" kann hier wegeweisend werden.

Ich hätte noch unterschiedliches auf dem Herzen. Das sei verspart für den weiteren Verlauf der Debatte. Vielleicht kann Jos. Lorenz mich auf neue Mißverständnisse aufmerksam machen, die ich ebensogerne zurücknehmen werde, wie diesesmal. Jedenfalls bitte ich ihn, die Debatte weiterzuführen und mir zu verzeihen, wenn meine Formen nicht so fein sind wie die seinen.

* * *

Gottfried Karl läßt sich also vernehmen:

Die katholischen Geistesmänner haben in den letzten Jahrzehnten auf den verschiedensten Gebieten (Wissenschaft, Soziologie, Kunst, Literatur) mächtig vorwärtsgearbeitet. Die Belletristik ist seit den letzten fünf Jahren aus ihrer konservativen Harmlosigkeit ein ganz „moderner" frischer Junge geworden. Unsern heutigen belletristischen Betrieb hätte man vor zehn Jahren für eine Unmöglichkeit, für eine Beleidigung des katholischen Geistes gehalten. Heute sind wir glücklich, soweit zu sein. Unsere Bühnenleistungen von heute stehen tatsächlich unter dem Stand der Belletristik vor zehn Jahren. Es ist höchste Zeit, daß dieses Gebiet ins Auge gefaßt und in Angriff genommen wird. Wir haben bemerkenswerte Versuche aufzuweisen, sonst nichts. Wir müssen uns klar sein, um was es sich dreht. Beim Kampf um die neue belletristische Arbeit und Arbeitsweise handelte es sich nicht um Andachtsbücher und minderwertige Unterhaltungslektüre, sondern um das Höchste, was der dichterische Geist zu leisten vermag, um das Kunstwerk in der Belletristik, ohne Rücksicht auf ungebildete und künstlich verzärtelte Gemüter. Für das Kunstwerk als solches gibt es nicht Katholiken noch Protestanten noch Atheisten, jedes sittliche menschliche Schicksal in Lust und Leid muß erhebend, bildend wirken. Ein großes Motiv aus der heidnischen Germanenzeit oder aus den Schicksalen einer protestantischen Familie in seiner Echtheit und Ehrlichkeit muß den Katholiken ebenso ergreifen, wie ein Motiv aus dem katholischen Seelen- oder Völkerleben dem Nichtkatholiken Teilnahme und seelische Erhebung abzwingen muß. Nur darf nicht der Unfähige, der Parteifanatiker daran geraten, der objektive Seelen-Leben-Schicksalsgestalter, der rechte Künstler muß es sein. Auf katholischer Seite hat man sich das in bezug auf Theater noch nicht allgemein recht überlegt. Damit ist klar, daß nur Jos. Lorenz (Nr. 18) recht gehabt hat, der, wie aus dem Zusammenhang sofort hervorgeht, unter Bühne nur die allgemeinen, öffentlichen Bühnen unserer Höfe und Städte gemeint hat. Die Dilettantenbühnen, Vereinstheater, Passionsspiele, die Volksschauspiele des P. Pichler (Nr. 24) gehören nicht hierher. Auch da sollen es keine seelen- und bewegungslosen Szenen, soll es keine Pseudokunst sein; doch diese Kunst gehört in ein eigenes Kapitel. Das in Frage stehende Theater ist das Theater des Gesamtpublikums, wo nicht die Geschäfte einzelner Konfessionen, auch nicht Propagandaarbeiten für die katholische Kirche zu besorgen sind, also jede handgreifliche Tendenz — wo die Absicht über der Kunst steht — ausgeschlossen sein muß. Hier wird zum ganzen Volk mit seinen tausend Geistesrichtungen gesprochen und ihm alles Große und Bedeutende in Ernst und Scherz geboten, das jedes Menschenherz bewegt. Zu sagen, auf diesem Theater würden wir übergangen und totgeschwiegen, weil wir Katholiken sind, mag im allgemeinen eine gewisse Berechtigung haben, recht beweisen können wir es noch nicht, weil uns der Dramatiker katholischer Geburt noch fehlt, der, obwohl Genie und Künstler, doch zurückgewiesen worden wäre. Was P. Pichler auch nach dieser Richtung anführt, ist nicht beweiskräftig genug. Er weiß vier Namen. Eschelbach fällt weg, er ist Lyriker, kein Dramatiker, Domanig und Greif haben „gutes" geleistet, nicht „bestes". Erstklassige Leute sind sie nicht. (Anmerkung des Herausgebers: Aber im anderen Lager gibt es ein Dutzend, welche als Genies und Künstler weit unter Domanig und Greif stehen, denen aber alle Bühnen geöffnet sind.) Ich erinnere an Uhland, der in klassisch-schöner Sprache seinen „Herzog Ernst" geschrieben hat und als Konkurrent zu Greif und Domanig auftreten könnte. Die Bühne hat er nie erobert — obwohl er kein Katholik war und der Liebling derer, von denen es heißt, daß sie die Katholiken wegen ihres Glaubens verschmähen. Hlatky läßt P. Pichler selber fallen und sagt: „Seine Wucht . . . ist für ganz andere Dinge eingerichtet." So lang wir also selber im Schmollwinkel sitzen und im Wettkampf des Geisteslebens keine konkurrenzfähige Ware anbieten, dürfen wir nicht klagen. Daß uns Gott weniger Talente und Künstlerfähigkeit gegeben hat als anderen Leuten, ist einstweilen nicht zu glauben. Der Sprung auf die Bühne muß also gemacht werden.

P. S. Um wieder keinen Fremdkörper in unser Thema zu bringen, verweise man nicht auf die zweifelhaften Stücke, auf die „Unmoral" der heutigen Bühne. Das muß nicht sein, das kann anders sein, wenn sittlich und künstlerisch höher stehende Autoren etwas Besseres bieten. Die Theaterdirektoren nehmen, was sie bekommen, besonders wenn es dem Publikum zusagt. Diese letzten Gedanken gehören wieder in ein eigenes Kapitel.



Durch das Tyrrhenische Meer nach Neapel.

Von

Dr. M. Toll, Neapel.

Nur zu schnell waren die mir stets unvergeßlich bleibenden Tage des diesjährigen Eucharistischen Kongresses dahingeschwunden, dessen würdigen Abschluß die feierliche und alle Teilnehmer tief ergreifende Prozession in der Peterskirche bildete. Noch einmal durfte ich den Segen des Hl. Vaters empfangen, und dann kniete ich ein letztes Mal an der Confessio nieder, um mich und meine Schäflein in Neapel dem Schutze des Apostelfürsten zu empfehlen.

Durch Herrn Annifer, den liebenswürdigen Vertreter des „Norddeutschen Lloyd" in Rom, wurde ich auf die vor kurzem neu eingerichtete Linie Porto d'Anzio—Neapel aufmerksam gemacht, und da bei der jetzigen Jahreszeit eine Fahrt durch das blaue Tyrrhener Meer der Eisenbahnfahrt entschieden vorzuziehen ist und mich zudem die Aussicht lockte, die so wenig besuchten und doch äußerst interessanten Ponzainseln kennen zu lernen, war ich bald entschlossen.

Ein „Treno-Omnibus" der Linie Roma—Cecchina—Nettuno entführt mich also am folgenden Tage in aller Frühe der Ewigen Stadt, der ich noch lange wehmütig nachblicke, während der Zug langsam durch die Campagna dahinfährt.

Es ist ein eigenartiger Zauber, den die römische Campagna — diese unabsehbare Einöde — jedesmal auf mich ausübt. Wo zur Zeit der Römer prachtvolle Villen und bedeutende Städte, wie Gabii, Fidenae, Veji, ja noch bis in das späte Mittelalter hinein viele kleinere Ortschaften gestanden haben, da erblickt das Auge heute spärliche Mauerreste, die zum Teil umgebaut und notdürftig eingerichtet als Osterien und Hirtenwohnungen dienen. Noch sind die zahlreichen Hügelketten, die das wellenförmige Land nach allen Richtungen durchziehen, mit saftigem Grün bedeckt, und vereinzelte Rinderherden, die von Hirten zu Pferde bewacht werden, beleben das sonst so eintönige Bild. Die Campagna wurde zu verschiedenen Malen durch Goten, Vandalen und Longobarden verwüstet und später durch Normannen und

Sarazenen, sowie durch die eigenen Barone, die fast beständig miteinander Krieg führten, in das tiefste Elend gestürzt, aus dem sich das arme Land bisher noch nicht hat erholen können. Kaum ein Zehntel des gesamten Bodens ist mit Getreide und Wein bebaut, da wegen der Fieberdünste, die aus den vielen stehenden Gewässern aufsteigen und die Luft verpesten, das sonst so fruchtbare Land den größten Teil des Jahres hindurch unbewohnbar ist.

Mittlerweile tauchen in der Ferne dichte Pinienwälder auf, die sich an der Küste hinziehen, und bald erreicht der Zug das vorläufige Ziel der Reise: Porto d'Anzio.

Anzio, die uralte latinische Stadt Antium, auf einer felsigen Landzunge gelegen, wurde, der Sage nach, von einem Sohne des Odysseus und der Kirke gegründet. Erst nach langwierigen Kämpfen gelang es im Jahre 338 v. Chr. den Römern, Antium ihrer Herrschaft zu unterwerfen und durch Wegnahme der Kriegsfahrzeuge und vollständiges Verbot der Seeschiffahrt der Stadt ihre Bedeutung als Hafenplatz zu nehmen. Erst nachdem Antium der Lieblingsaufenthalt vornehmer Römer, die hier großartige Villen anlegten, geworden war und Kaiser Nero seiner Vaterstadt einen großen Hafen erbaut hatte, erholte es sich wieder nach und nach, bis es dann durch die Sarazenen wiederum vollständig zugrunde gerichtet wurde. Das heutige Anzio, das gegenwärtig ca. 3000 Einwohner zählt und ein beliebter Sommeraufenthalt der Römer geworden ist, besitzt einen durch Papst Innocenz XII. angelegten Hafen, der mit einem Leuchtturm versehen, aber leider der Versandung sehr ausgesetzt ist. Deshalb bedarf es auch heute der ganzen Geschicklichkeit des Kapitäns, um unser Schiff, den eleganten Salondampfer „Lampo“ der Società Napoletana, glücklich aus dem Hafen zu bringen.

Die Ausfahrt bietet malerische Blicke auf Anzio und auf das schön gelegene Nettuno mit seinem Kastell; in der Ferne wird der hochragende Monte Circeo sichtbar. Inzwischen hat der „Lampo“ das offene Meer erreicht; die See ist etwas bewegt, aber blau wie der Himmel, der sich über ihr wölbt. Noch eine Zeitlang bleibt die Küste sichtbar, dann verschwindet auch diese und, soweit das Auge reicht, erblicken wir das in seiner tiefblauen Färbung unvergleichlich schöne Mittelländische Meer. Nur dort in weiter Ferne, wo Himmel und Meer scheinbar zusammenfließen, durchschneiden, kaum sichtbar, einige Dampfer die Fluten. Ein kühler Seewind mildert die Glut der italienischen Mittagssonne, deren Strahlen sich in dem Blau der Wellen brechen. Während ich mich so ganz dem Zauber der unbeschreiblich schönen Fahrt hingebe, schwinden die Stunden unmerklich dahin, und schon passiert unser Schiff das zur Gruppe der Ponzainseln gehörende Felseneiland Zanone und bald darauf Palmarola, wo im Jahre 537 der heilige Papst und Märtyrer Silverius starb, der auf Befehl der Kaiserin Theodora durch Belisar dorthin verbannt worden war und jetzt als Patron von Ponza sehr verehrt wird.

Gegen 12½ Uhr erreichen wir Ponza, die größte der Pontinischen oder Kampanischen Inseln. Das alte Pontina, das zuerst von Griechen und später von Volskern bewohnt war, wurde im Jahre 312 v. Chr. von den Römern kolonisiert, die hier zahlreiche Spuren ihres Aufenthaltes hinterlassen haben. Die Insel gleicht tatsächlich einem großen Kaninchenbau, so zahlreich sind die aus der Römerzeit stammenden unterirdischen Gänge und Kellergewölbe, von denen einige ganz enorme Dimensionen aufweisen. Von den jetzigen Bewohnern der Insel werden dieselben zum Teil als Fundamente, Keller oder Zisternen verwendet, zum Teil auch als Wohnungen, denn tatsächlich sind nicht wenige der Insulaner wirkliche Höhlenbewohner. Das bedeutendste Denkmal römischer Energie und Arbeit auf Ponza bildet aber zweifelsohne der Aquädukt, der, in Form eines Hufeisens erbaut, 3000 Fuß in der Länge mißt und teilweise noch sehr gut erhalten ist. Man darf wohl annehmen, daß der gewaltige Bau hauptsächlich von Sträflingen ausgeführt wurde, da ja das alte Pontina den Römern als Strafkolonie diente. Auf diesem Felseneiland lebten und starben aber auch in der Verbannung manche wichtige Persönlichkeiten, die den Machthabern in Rom unbequem geworden waren. Unter diesen befanden sich Nero, der Sohn des Germanicus, und Agrippina, die Mutter des Kaisers Nero; während Julia, die Tochter des Kaisers Augustus, und deren Tochter Agrippina, die Aeltere, sowie Octavia, die Tochter des Claudius und Gemahlin des Kaisers Nero, auf die benachbarte Insel Pandataria — jetzt Ventotene — verbannt wurden. Auch die Christin Flavia Domitilla, eine Verwandte des Kaisers Domitian, starb in der Verbannung auf Ventotene.

Die Insel Ponza zählt auf einem Flächenraum von 7,3 km gegenwärtig zirka 4000 Einwohner, die sich hauptsächlich mit Weinbau beschäftigen. Dazu kommen dann noch für gewöhnlich gegen 4—500 Gefangene. Seitdem nämlich Italien das sogenannte progressive, durch den Irländer Crofton verbesserte, englische Gefängnissystem eingeführt hat, dient die Insel Ponza als Zwischenanstalt zur Unterbringung von Verurteilten, die schon einen Teil ihrer Strafe in strenger Haft verbüßt haben und nun in allmählichen Uebergängen der Freiheit entgegengeführt werden sollen. Die Gefangenen werden um 8 Uhr abends für die Nacht in kasernenartigen Gebäuden interniert; um 6 Uhr morgens erhält jeder von ihnen eine halbe Lira und bleibt dann für den ganzen Tag sich selber überlassen. Mit Ausnahme der Neapolitaner, die ihre Vorliebe für das „dolce far niente“ auch hier nicht verleugnen können, suchen, wie mir versichert wurde, die meisten durch Aushilfe in den Weinbergen einen kleinen Nebenverdienst zu erlangen. Bei guter Führung werden sie dann für gewöhnlich nach 2—3 Jahren in die Heimat entlassen, wo sie aber selbstverständlich noch für einige Zeit unter Polizeiaufsicht verbleiben. Die Anwesenheit dieser Gefangenen hat sicherlich viel dazu beigetragen, daß die niedliche Insel Ponza bisher noch nicht in den Kreis des Fremdenverkehrs gezogen worden ist, und man kann es daher den Bewohnern nicht verdenken, wenn sie schon seit längerer Zeit alle Hebel in Bewegung setzen, um die Insel von diesen hier und da doch unbequemen Gästen zu befreien.

Inzwischen hat unser Schiff seine Ladung, die zumeist aus riesigen, mit edlem Ponzawein gefüllten Fässern besteht, eingenommen, und bald dampfen wir wieder dem Süden zu, vorbei an den ebenfalls zur Ponzagruppe gehörigen Inseln Ventotene, das wie Ponza als Zwischenanstalt dient und San Stefano, wo bekanntlich vor einigen Jahren der Königsmörder Bresci als Galeerensträfling sein Leben beendete.

Vom fernen Süden grüßt jetzt die Insel Ischia mit dem hochragenden Epomeo herüber. Ischia! Wer denkt da nicht an das Erdbeben vom Jahre 1883, welches das liebliche Städtchen Casamicciola in einen Trümmerhaufen verwandelte. Heute erinnern nur sehr wenige Spuren an jenes traurige Ereignis und eine Wiederholung seiner furchtbaren Wirkungen ist nach menschlichem Ermessen kaum zu befürchten, da eine seither eingerichtete Erdbebenstation, die mit äußerst feinen Instrumenten ausgerüstet ist, auch die geringste Unruhe rechtzeitig anzeigen würde. Aber das Erdbeben von 1883 hat einmal den Strom der Fremden von Ischia abgelenkt und die meisten Touristen übersehen seither vollständig die liebliche „Garteninsel“, die unstreitig die schönste von allen Inseln des Golfes genannt werden muß. Es ist wahrlich ein einzig schönes Bild, das sich vor unseren Augen ausbreitet, während der Dampfer immer mehr der Insel sich nähert. Wir erblicken freundlich gelegene Städtchen, die sich teils an der Küste, teils an den grünen Abhängen hinziehen: Forio mit seinem reizend gelegenen Municipio, einem ehemaligen Franziskanerkloster und dem sagenumwobenen Kastell; Casamicciola mit seiner rebenbewachsenen Hügellandschaft und Ischia mit dem Kastell, das kühn auf einem schroff abfallenden Tuffelsen aufgebaut aus dem Meere emporragt. Vom Laub der Reben und der Obstbäume fast verdeckt lugen hier und da prächtige Villen und niedliche, weißgestrichene Häuser mit ihren orientalischen Dächern aus dem Grün hervor. Das ganze aber beherrscht, wie ein König, der Monte Epomeo, der sich inmitten seiner Vasallen, der Rebenkegel, zur Höhe von 789 Meter erhebt und fast bis zum höchsten Gipfel mit grünem Laub bekleidet ist.

Das Auge kann sich kaum trennen von diesem entzückenden Bilde, das, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne überflutet, goldigrot herüberwinkt, während unser Dampfer seinen Weg durch die blauen Wogen bahnt. Bald haben wir die langgestreckte Insel Procida passiert und schon winkt links der Leuchtturm vom Kap Miseno herüber. Der Süden hat bekanntlich nur eine kurze Dämmerung, und darum haben sich die Schatten der Nacht unversehens schnell herabgesenkt und den einsamen Strand von Baja, der einst der berühmteste Badeplatz der römischen Kaiserzeit gewesen, sowie das liebliche Städtchen Pozzuoli in Dunkelheit gehüllt. Wir passieren die dem Possilipo vorgelagerte Felseninsel Nisida, und vor uns liegt, aus der dunklen Umgebung sich scharf abhebend, der Vesuv, der aus zwei neugebildeten Oeffnungen seine feurigen Lavamassen ergießt. Es ist ein überraschend schönes Schauspiel, das mich voll und ganz für den Ausfall des herrlichen Panoramas entschädigt, welches die Einfahrt in den Hafen von Neapel bei Tage bietet — ein würdiger Abschluß meiner genußreichen Fahrt durch das Tyrrhenische Meer nach Neapel.



Kleinstadtsommerabend.

Sommerabend in den Kleinstadtgassen,
Die von altem lieben Brauch nicht lassen,
Lockt aus mauerengen dumpfen Stuben
Männer und die Frauen, Mädchen und die Buben,
Auf die Eichenbank vorm Haus die Alten,
Die von klugen Dingen Zwiesprach halten,
Auf den Treppenstein die lieben Kleinen,
Die noch nichts als ihre Freude meinen.
Junge Mädchenstimmen zart wie Geigen
Klingen hell zu einem Ringelreigen,
Und darein die Buben mit Alarm,
Denn sie spielen Räuber und Gendarm.

Ein Gewimmel krauser Blütenzweige
Ueber dichtbelaubte Hecken hängt
Aus den Gärten, die entlang die Steige
Um die Häuser ihre Blust gedrängt.

Aus den Gärten, aus den Gärten leise
Klingt so manche alte Liebesweise;
Aus der Lauben heimeligem Düster
Klingt so manches herzige Geflüster,
Und dann wieder Lachen und Gesang
Und dazwischen — klingling! — Gläserklang,
Bis dann — wie entseelt mit einem Mal —
Stille nur und Dunkel überall
Unterm traumnachtblauen Himmelszelt;
Nur ganz fern ein Hund zum Monde bellt.

Münster i. W. — Christoph Flaskamp.

Die Kölner Theater-Festspiele.

Die vereinigten Stadttheater haben mit dem 1. Juli geschlossen. Gäste kamen und gingen — wie es in der „Walküre" heißt —, die sich zumeist um die durch den Abgang der drei Liebhaberinnen, der Fräuleins Flora, Lossen und Monnard, erledigten Stellungen bewarben. Alsdann hatte man alle Hände voll zu tun mit den Vorbereitungen zu den Festspielen Da der Kölner praktisch angelegt ist, so suchte sich der Festspielverein bzw. die Vorstände durch Beschaffung eines Garantiefonds den Rücken zu decken. Und — wenn es sich um die Ehre der lieben Vaterstadt handelt — dann hat der Kölner immer eine offene Hand und es kommt ihm auf ein paar Märkelcher schon nicht an.

Es fanden sich denn ohne besondere Schwierigkeit Leute, die bereit waren, als Stifter tausend und mehr Mark à fonds perdu zu leisten oder als Patrone fünfundsiebzig und als Mitglieder fünfundzwanzig Mark herzugeben. Und auch die kunstgewogenen Stadtväter zeigten sich geneigt, einige „losse Groschen" — zwölftausend Mark — „vor die Kunz (Kunst) zu offeren (opfern)".

Als der Vorstand die Einladungen an die Opernsterne der Gegenwart zu erlassen sich anschickte, da bekam er manches „Körbchen". Denn erstlich war die gute Stadt Magdeburg uns mit ihren Maifestspielen zuvorgekommen. Und dann fürchteten sich manche Künstler vor der scharfen Kritik, die in Köln geübt wird, nicht vor der berufsmäßigen Kritik, die stets sachlich bleibt, sondern vor der Laienkritik! Und da dachte denn mancher, man könne ihm den Ruhmeskranz, den er sich daheim mit heißem Bemühen errungen, am Rhein zerzausen. Immerhin gelang es dem Vorstand noch, eine stattliche Anzahl hervorragender Künstler zu gewinnen. Für die sechs in Aussicht genommenen Opernaufführungen hatte man „Fidelio" und „Figaros Hochzeit", „Meistersinger" (zweimal), „Tristan und Isolde" und endlich Cornelius' „Barbier von Bagdad" und Strauß' „Feuersnot" gewählt. Die Klassiker Mozart und Beethoven dirigierte der in allen Sätteln gerechte städtische Kapellmeister Fritz Steinbach, während der Direktor der vereinigten Stadttheater Max Martersteig die Regie führte. Anna von Mildenburg von der k. k. Hofoper in Wien war als Leonore so ungünstig disponiert, daß man befürchtete, sie würde die Isolde gar nicht singen können, und deshalb unsere im Bade weilende Primadonna Pester-Prosky herbeitelegraphierte. Die Vorsicht war jedoch überflüssig, denn die Wiener Sängerin war in „Tristan" wieder völlig Herr über ihre große Stimme und bot in der Partie der Irin eine großzügige Leistung. Von ihrem Kollegen Erich Schmedes, der den Tristan vertrat, hatte man, mit unserem Heldentenor Gröbke verglichen, mehr erwartet. Die Tenorfrage machte dem Vorstand überhaupt das meiste Kopfzerbrechen; da man Ernst Kraus (Berlin) nicht haben konnte und der Münchener Knote abgelehnt hatte, mußte man sich mit dem jungen Berliner Tenoristen Karl Jörn begnügen; für Florestan reichte er nicht aus, aber als Walter Stolzing, den er hier zum ersten Male sang, und als Nurredin („Barbier von Bagdad") behauptete er sich mit Ehren. Die geschwätzige Fama will wissen, man stelle ihm nach. Um so besser war es mit den Bassisten bestellt, denn Knüpfer von der Berliner Hofoper war nicht nur ein spielgewandter Figaro, sondern ein prachtvoller Barbier. Auch Rich. Mayr (Wien) gewann sich als Minister (Fidelio), König Marke und Pogner durch schöne Stimmittel und gediegene Leistungen die Sympathien des Publikums, das für seine zwanzig Mark schon etwas beanspruchen zu dürfen sich einbildete. Als Gräfin (Figaros Hochzeit) eroberte sich Frau Gadski-Tauscher (New York), die man im letzten Augenblick noch erwischte, im Sturme die Gunst des einheimischen und auswärtigen Publikums. Ihr ebenbürtig zur Seite stand als Graf Th. Bertram, der aber als Hans Sachs so wenig disponiert war, daß man den Wiener k. k. Hofopernsänger Leopold Demuth ersuchen mußte, die Partie bei der Wiederholung der „Meistersinger" zu übernehmen. Er war etwas arg biedermännisch. Für des Grafen Susannchen hatte man unsere frühere Koloratursängerin Grete Forst (jetzt an der Wiener Hofoper) eingeladen, die zuerst etwas geräuschvoll auftrat — namentlich in dem Spiel mit dem Pagen, den Frau Belling-Schäfer von Mannheim recht liebenswürdig vertrat — dann sich aber eines besseren besann und ebenso reizend spielte und sang wie früher, als sie noch die Unsere war. Eine sehr angenehme Bekanntschaft machte man in ihrer Kollegin, der Altistin Hermine Kittel, welche als Marzelline („Figaros Hochzeit") und Magdalene („Meistersinger") kaum vermuten ließ, daß sie eine so hervorragende Brangäne sein würde. Hier sei auch gleich zweier tüchtiger Kräfte vom Metropolitan Opera House in New York erwähnt, des Baritonisten Otto Goritz, der als Pizarro und Kurwenal sich als stimmkräftigen Sänger und spielgewandten Darsteller empfahl, und des Tenorbuffos Albert Reiß, der als Basilio, David und Kadi durch seine vornehme Gesangskunst und sein taktvolles Spiel überraschte. Die beiden „Meistersinger"-Vorstellungen, in denen außer den bereits genannten Persönlichkeiten Beatrix Kernic vom Frankfurter Opernhaus das Evchen, Karl Nebe von der Kgl. Oper in Berlin den Beckmesser und unser stimmbegabter Liszewski den Kothner sangen, dirigierte Lohse. Wenn München uns nun auch keine Sänger überlassen konnte, so hatte es uns doch in Prof. Anton Fuchs einen Regisseur gesandt, der durch seine geschmackvolle Inszenierung namentlich der „Meistersinger" sich bei dem kunstverständigen Publikum in Respekt zu setzen wußte. Auf der Festwiese, wo sich mehrere hundert Menschen tummelten — die Chöre der Zünfte wurden durch den Liederkranz (143 Sänger) ausgeführt — verstand er die Massen trefflich zu gruppieren. Eingeschaltet sei hier noch, daß in „Fidelio" der Kölner Männergesangverein den Gefangenenchor übernommen hatte. Bei dem „Barbier von Bagdad" und „Feuersnot", die Strauß dirigierte, führte Oberregisseur Georg Dröscher vom Berliner Opernhaus die Regie. In „Feuersnot", in der Demuth den Konrad und Anna Krull vom Hoftheater in Dresden die Diemut sang, die sie bei der Uraufführung in Dresden kreiert hatte, wirkte der Berliner Knaben- und Opernchor, der schon bei mehreren Vorstellungen den hiesigen Chor verstärkt hatte, mit. Es würde zu weit führen, auch die Vertreter der kleinen Partien alle aufzuführen, denn es ist Zeit, daß wir zu Ende kommen. Das neue Theater war nicht immer, aber meist ausverkauft. Auch standen die hohen Preise nicht immer im Verhältnis zu dem Gebotenen. Manches war schön, manches hat man aber hier überhaupt besser gehört. Die Einnahmen betrugen ungefähr 80,000 Mk., während die Ausgaben sich auf 100,000 Mk. beliefen. „Et hätt" demnach, wie es in dem beliebten Kölner Karnevalslied heißt, „noch immer god gegange!"

Hermann Kipper.

Generalversammlung des „Deutschen Vereins für Volkshygiene."

Von

Dr. med. J. Weigl, München.

Unsere Zeit steht im Zeichen der Hygiene. Was die unsterblichen Forschungen des Altmeisters dieser Wissenschaft, des jüngsten Zweiges der Biologie, Max v. Pettenkofers, der Menschheit an Erkenntnis der eigenen Daseinsbedingungen gaben, soll Gemeingut aller Menschen werden. Verständnisvoll fördern Staat und Gemeinde jene Einrichtungen, welche der Gesamtheit des Volkes zu nutzen bestimmt sind, wie das Angebot gesunden Trinkwassers, Kontrolle des Lebensmittelmarktes, Reinhaltung des Städtebodens, Fürsorge für gesunde Wohnungen usw. Unsere ganze heutige Medizinalpolizei fußt auf den Grundsätzen, welche die Hygiene für die gesamten Lebensbeziehungen des Menschen als notwendig erkannt hat, um die gesundheitlichen Bedingungen für eine gedeihliche Entwicklung des Volkes zu erstellen. Aber eine wesentliche Ergänzung dieser öffentlichen Hygiene bildet die persönliche Gesundheitspflege. Denn was nützt es dem einzelnen, wenn er zwar die Maßnahmen allgemeiner Art zu seiner eigenen gesundheitlichen Förderung zur Verfügung hat, aber selbst gegen die Gesetze der Gesunderhaltung täglich verstößt? Hier nun durch Belehrung und praktische Anleitung helfend einzugreifen, ist die Aufgabe des Deutschen Vereins für Volkshygiene. In diesem Sinne bot die Generalversammlung für dieses Jahr in München eine Summe von Anregungen. Nachdem am Vormittag des Freitag, 7. ds., in der Sitzung des Zentralausschusses und in der von Geheimrat Dr. Boedicker glänzend geleiteten Mitgliederversammlung die internen Angelegenheiten und der Arbeitsplan für das kommende Jahr geordnet waren, einte Mitglieder und Gäste des Vereins am Nachmittag ein Rundgang durch hygienische Institute von Stadt und Staat. Unsere erstklassigen Anlagen des Volksbades und des Freibades mit Lichtluftbadeanlage, der Martinschule mit ihren hervorragenden Sondereinrichtungen der Schulküche, Krippe, der Lehrwerkstätten, der östliche Friedhof und die Kgl. Zentralimpfanstalt erregten andauernd das lebhafte Interesse aller vom hohen Norden, wie vom fernen Ost und West herbeigeeilten Gäste. Die öffentliche Versammlung am Sonnabend, 8. d. M., welche von vielen Hunderten — darunter zahlreichen bislang unserem Vereine Fremden — besucht war, nahm einen Verlauf, wie er kaum erhofft war, begrüßt und beglückwünscht von den hohen Vertretern des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, der Kgl. B. Staatsregierung, der Armeeverwaltung, der Vereine des roten Kreuzes und anderer gemeinnütziger Vereine. In fünf Vorträgen wurde eine Reihe neuer Gesichtspunkte und künftiger Aufgaben erörtert. Immer mehr weiten sich die Arbeitsfelder des Vereins. Und gerade die Kleinarbeit am einzelnen Menschen fordert — wie Dr. Beerwald, der verdiente Leiter der Zentralgeschäftsstelle aussprach — alle Kräfte aller derjenigen, die es gut meinen mit unseres Volkes körperlicher Erstarkung. Nur ungenügend vermag der Fernerstehende zu beurteilen, welchen Aufwand an Zeit und Mühen eben diese Detailarbeit beansprucht. In kurzen, markigen Zügen zeigte Dr. Weigl-München an Hand praktischer Erfahrungen, wie gearbeitet werden muß, um die persönliche Gesundheitspflege zum erstrebenswerten Ziele eines jeden Volksgenossen zu machen. Wie die blühendste Ortsgruppe der von dem unvergeßlichen Hans Buchner gegründete Verein für Volkshygiene in München ist, so kommt das von den vielen Vorträgen (gegen 200 in 4 Jahren!) und dem praktischen Wirken durch die Kochkurse u. a. Institute, welche diese Ortsgruppe ins Leben rief. Neben dem gesundheitsfördernden Wirken des Vereins ist es besonders das menschlich versöhnende Moment des Heraushebens der breiten Massen aus der Stumpfheit des Alltags empor zu den Höhen echter Nächstenliebe, was der Verein zu den unentbehrlichen Grundlagen unserer ganzen Volksentwicklung rechnet. Dadurch werden Imponderabilien in die breiten Massen hineingetragen, welche in der Volksseele feinste Widerklänge der Versöhnung mit einer gegebenen sozialen Mißlage ertönen lassen. Im Gegensatz zu der vielfachen Verunreinigung werden hier neutrale Berührungsflächen der Klassen und Stände geschaffen, welche in Zusammenhang mit der Hebung und Festigung der Volksgesundheit den notwendigen Gedanken der völkischen Zusammengehörigkeit stärken und den inneren kraftvollen Ausbau unseres deutschen Volkes fördern.

Harmonisch im ganzen und in allen Teilen verlief die Generalversammlung jedem Teilnehmer zur Freude. Möge sie ein neuer Baustein sein für unseres schönen Volkes körperliches Gedeihen zum Wohle des Vaterlandes!

Bücherschau.

Heilpädagogische Jugendfürsorge in Bayern. Wer sich auch nur oberflächlich mit pädagogischer Literatur befaßt, wird einer Flut von Schriften begegnen, die in verschiedenartigster Form die Segnungen der modernen Pädagogik anpreisen. Den vielen neuen Theorien gegenüber tritt natürlich die christliche Pädagogik sehr in den Hintergrund. Diese Erscheinung ist wohl erklärlich. Der moderne Pädagoge will vor allem nur Ideen produzieren und durch äußerliche Erfolge glänzen. Der christliche Pädagoge nimmt die unabänderlichen Grundsätze des Christentums zur Richtschnur und legt das Hauptgewicht auf die Rettung der unsterblichen Seele. Es liegt im Wesen der Sache, daß die Vertreter des christlichen Erziehungsgedankens mit ihren praktischen Erfolgen nicht paradieren wollen und in der Oeffentlichkeit dann gegen die Vertreter der modernen Erziehungsideen vielfach zurückgesetzt werden. In welch überschwenglichen Worten preist die moderne Welt das Erziehungssystem eines Rousseau und wie verächtlich geht sie an den Riesenerfolgen des Don Bosco-Werkes vorüber! Da ist es wahrhaftig an der Zeit, dem wahren Verdienste zur Anerkennung zu verhelfen. Auf dem Gebiete der heilpädagogischen Jugendfürsorge in Bayern hat das der rühmlichst bekannte pädagogische Schriftsteller Franz Weigl-München gründlich besorgt. In Heft I der von ihm herausgegebenen „Pädagogischen Zeitfrage," (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der Erziehung, Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung, München, Preis 60 Pf.) zeigt er zunächst, welch' hohe Bedeutung die Erziehung und Bildung der mit geistigen und körperlichen Defekten behafteten Kinder für diese selbst, sowie für die Eltern und die Gesellschaft hat. Das Urteil verrät den warmfühlenden Kinderfreund, aber auch den scharfblickenden Fachmann. Im II. Abschnitte bringt der Verfasser reiches, zum größten Teil neu zusammengetragenes statistisches Material über die Fürsorge für Schwachsinnige, Schwachbefähigte, Idioten und Kretinen, über Blinden-, Taubstummen- und Krüppelschulen, über die Fürsorge für sprachkranke, nervöse und blutarme Kinder. Diese Statistik weist nach, „daß der Hauptteil der zu leistenden Arbeit auf dem Gebiete der Erziehung und Bildung geistig oder körperlich defekter Kinder dem Wirken der christlichen Caritas überlassen bleibt. Den bayerischen Don Bosco-Gestalten geistl. Rat Wagner, geistl. Rat Probst, Superior Ringeisen ist ein ehrendes Denkmal gesetzt. Dem fühlenden Menschenfreund begegnen wir auch im III. Kapitel, worin allen, die es angeht, mit reichem Zahlenmaterial in eindringlicher Weise das ungestillte Elend und die daraus erwachsenden Aufgaben vor Augen geführt werden. — Möchten sich doch alle berufenen Freunde und Vertreter christlicher Pädagogik und Caritas in der prächtigen Schrift darüber orientieren, was uns in Bayern in bezug auf heilpädagogische Jugendfürsorge noch nottut. Möchten sie sich an des Verfassers Begeisterung erwärmen, damit der Ausbau des schönen Werkes mächtig gefördert werde. J. L.

Kleine Rundschau.

Die Rose.

Diese Königin der Blumen, die Blume der Liebe, war im Altertum besonders verehrt und beliebt. Von Interesse ist es, wie sich die Griechen die Rose entstanden dachten. Auf der Insel Cypern wohnte der Königssohn Adonis. Er liebte sehr die Jagd. Die sanftmütige Aphrodite warnte ihn oft vor den wilden Tieren des Waldes, aber er hörte nicht auf ihren Rat. Einmal verfolgte er einen Eber. Der Schuß verfehlte das Ziel, und Adonis wurde von dem Tiere zerrissen. Aus dem Blute des Königssohnes sprossen Rosen — zum Troste für die betrübte Aphrodite. — Bei den Römern war die Rose das Zeichen der Pracht. Sie durfte bei keinem großen Gastmahle fehlen. Wenn ein vornehmer Römer zu einem wichtigen Amte berufen wurde, so mußte er ein Ehrenmahl geben. Bei einem solchen Gastmahle, zu welchem sich der Kaiser Caligula eingeladen hatte, kosteten allein die Kränze von Rosen 30,000 Mark. Da es Winter war, so hatte man sich dieselben aus Aegypten kommen lassen. Den heimkehrenden Siegern wurden Rosen auf den Weg gestreut und Kränze von Rosen überreicht. Die Gräber der Verstorbenen wurden mit Rosen geschmückt, und das Andenken der Toten feierte man durch ein Rosenfest. Die Römer und die Griechen verfertigten aus dem Safte der Rosen allerlei Medikamente, welche heilbringend sein sollten. E. S.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. d. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

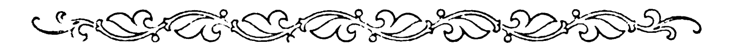
Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 30. München, 23. Juli 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Der Sieg des Zentrums bei den bayerischen Landtagswahlen.

Von

Dr. Armin Kausen.

Der 10. Juli 1905 war ein Tag des Gerichts. Die liberale Fraktion des bayerischen Landtages und ihre von blindem Zentrumshaß getriebenen Mitläufer aus dem Lager der Konservativen, Land- und Bauernbündler saßen auf der Anklagebank, um sich von der schweren Schuld zu reinigen, daß sie aus Parteieigennutz oder Unverstand das fortschrittliche Wahlgesetz zu Fall gebracht und das bayerische Volk gezwungen haben, nochmals den rückständigen, schwerfälligen Weg des indirekten Wahlsystems zu betreten. Wenn die liberalen Führer sich heute den Schaden besehen, so muß auch der Verbohrteste sich sagen: Was für Toren sind wir gewesen! Das Erquickendste an der furchtbaren Niederlage, welche der seit 1899 von 68 Mandaten auf 44 zurückgeworfene Liberalismus am 10. Juli 1905 abermals erlitten hat, ist die sonnenklare Feststellung: Die liberale Partei und die ihrer Parole folgenden Bündler haben ihr Schicksal selbst verschuldet. Die Liberalen appellierten von der Landtagsmehrheit an das Volk, und das Volk hat ihnen ein Urteil gesprochen, dessen durchschlagende Wucht selbst der größte Optimist im Lager der Wahlgesetzfreunde nicht mit Bestimmtheit vorauszusagen gewagt hätte.

Wer möchte heute in der Haut jener liberalen Führer stecken, die im letzten Landtage ihre Freunde in den Sumpf des 29. Februar lockten? In die Außenwelt dringt in den ersten Tagen nach der entscheidenden Wahlschlacht kaum ein Laut von jenen „Abrechnungen", die, wenn sie auch schon teilweise vorausgegangen waren, in der Folge unausbleiblich sein werden. Die neuen und „jungen" Kräfte der Partei werden im eigenen Interesse schon dafür sorgen, daß am verflossenen Altliberalismus nicht leicht mehr ein gutes Haar übrig bleibt. Denn nur auf dem Rücken des Altliberalismus kann der Jung- und Neuliberalismus sein Würfelspiel beginnen. Es ist keine üble Ironie des Schicksals, daß der bisherige Fraktionschef Wagner gerade in demjenigem Wahlkreise zu Fall kam, dessen Rettung der liberalen Fraktion Hauptmotiv für die Ablehnung des Wahlgesetzes gewesen war. Und die Sozialdemokraten hätten es in der Hand, vereint mit dem Zentrum auch den zweiten Fraktionsführer Dr. Casselmann „fliegen" zu lassen, wenn sie sich in Bayreuth auf die Seite der Bauernbündler schlügen. Auch der Durchfall der bisherigen liberalen Abgeordneten Stöcker, v. Leistner, v. Landmann, Sohn ist eine verdiente Strafe für ihre besondere Schuld am Fall des Wahlgesetzes. Daß im Lager des Bauernbundes gerade die Abgeordneten Dr. Gäch und Dirr ihre Kollegen drängten, auf den Leim der Wahlgesetzablehnung zu kriechen, ist notorisch. Es konnte deshalb gar nicht besser treffen, als daß auch sie Seite an Seite mit den Liberalen vom Sturm des Volksunwillens weggefegt wurden.

Die Urwahlen gestatten nur eine annähernd genaue Vorausberechnung der Mandate, welche den einzelnen Parteien zufallen werden. Der 10. Juli hat diesmal Konstellationen geschaffen, welche für die Liberalen, aber auch für die protestantischen Landbündler in Franken und in der Pfalz sowie für die Sozialdemokraten noch einige Mandate in der Schwebe lassen. Das Zünglein an der Wage bilden in den meisten Fällen die zwischen den konkurrierenden Parteien in der Mitte liegenden Zentrumsstimmen; da und dort handelt es sich aber auch um die Frage, ob Landbündler und Sozialdemokraten durch eine Eintagskooperation den Liberalismus noch gründlicher dezimieren werden. Der liberalen Partei kann also der 17. Juli noch größere Verluste bringen als der 10. Juli, während den übrigen Parteien nur noch Gewinn in Aussicht steht. Nach den übereinstimmenden Zählungen der Organe aller Parteien würde das Zentrum mit der stolzen Zahl von 101 Abgeordneten in den neuen Landtag einziehen. Das bedeutet einen Zuwachs von 17 Mandaten. Die Hundertzahl ist also jedenfalls erreicht oder überschritten. Es sei schon gleich vorausgeschickt, daß das Zentrum diese hohen Ziffern, wenn es dieselben auch als den natürlichen Ausdruck der momentanen, durch die Verblendung des Liberalismus geschaffenen Lage ansieht und des Besitzes froh ist, keineswegs als normales und reguläres Maß der künftigen Parteistärke betrachtet sehen will. Die Kassandrarufe der liberalen Presse, welche einen Sturz von der „schwindelnden Höhe" prophezeien, sind überflüssig und gegenstandslos. Dem Zentrum genügt der durch den Wahlausfall unwiderleglich erbrachte Beweis, daß es aus eigener Kraft schon nach dem alten Wahlgesetz trotz aller Zirkelkünste der Wahlkreis- und Urwahlbezirksgeometer die absolute Mehrheit zu erringen vermochte. Diese beträgt nach dem alten bestehenden Gesetz bei 159 Abgeordneten genau

80, nach dem neuen Wahlgesetz würde sie bei 163 Abgeordneten 82 betragen. Wenn das Zentrum nach dem neuen Gesetz, an dessen unveränderter Annahme nach Lage der Dinge kaum noch zu zweifeln ist, in direkter Wahl aus eigener Kraft und ohne „unnatürliche" Kompromisse — welche künftig in den kleinen, abgerundeten Wahlkreisen von selbst entfallen — etliche Mandate über die absolute Mehrheit von 82 erlangt, wird es sehr zufrieden sein. Es hat auch diesmal nach den ihm in den Schoß gefallenen Mandaten nicht gegeizt und ist von dem Bestreben, seine Ziffer in die Höhe zu treiben, so weit entfernt, daß es nötigenfalls leichten Herzens auf die eine oder andere Chance verzichten würde. Aber die Genugtuung über den überraschend großen Erfolg ist darum nicht minder groß, zumal es sich bei dieser Wahl in erster Linie lediglich um die Sicherstellung einer Zweidrittelmehrheit für das von den Liberalen und Bündlern abgelehnte Wahlgesetz handelte. Diese Zweidrittelmehrheit ist glänzend erreicht und wird durch eine Reihe von landbündlerischen und liberalen Kandidaten, welche sich vor der Wahl auf das Wahlgesetz geradezu verpflichtet hatten, noch verstärkt. Zu den ersteren gehört u. a. auch der von Haus aus liberale protestantische Pfarrer Schowalter, der den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" kein Unbekannter ist, hat er doch in Nr. 34 vom 20. November 1904 (Seite 437 ff.) einen Offenen Brief veröffentlicht, der wahre Keulenhiebe führt gegen die „heillosen Schwätzer, die sich als Führer des Liberalismus geberden." Herr Dr. Casselmann wird sich diesen Kritiker kaum als Fraktionsgenossen wünschen.

Die definitive Gruppierung der Parteien im neuen Landtage wird erst nach den Abgeordnetenwahlen festzustellen sein, und auch dann noch werden für die liberale Fraktion, für die bündlerische Gruppe der bisherigen Freien Vereinigung die Ziffern in Fluß bleiben, weil mancher sich über den Beitritt oder Nichtbeitritt zu der einen oder anderen erst später entscheidet. Mit diesem Vorbehalt läßt sich die künftige Stärke der Parteien etwa folgendermaßen berechnen: Zentrum 101 (bisher 84), Liberale 24 (44), Bauernbund 3 (6), Bund der Landwirte, Konservative und Mittelstandspartei 18 (13), Sozialdemokraten 11 (11), Demokraten 2 (1).

Unter den großen Erfolgen des Zentrums gehören diejenigen in Augsburg, Günzburg, Kempten und Immenstadt, Straubing und Regen, Schweinfurt, Kandel zu den erfreulichsten. Die liberale Presse jammert auf der ganzen Linie, daß die Hochburgen des Liberalismus in Schwaben und im Algäu gefallen sind. In Augsburger liberalen Kreisen herrscht händeringende Verzweiflung über den Sieg der vor der Wahl so wegwerfend verspotteten „schwarz-roten" Koalition. Daß die beiden früher zusammenhängenden Algäuer Wahlkreise dem Zentrum zufallen könnten, hat die liberale Partei sich nicht geträumt. Selbst Immenstadt glaubte man mit Hilfe der — entgegen den klaren Bestimmungen der Ministerialverordnung — unverändert gelassenen, den Liberalen auf den Leib geschriebenen Urwahlbezirkseinteilung dem Zentrum vorenthalten zu können. Daß aber auch die Hochburg Kempten, auf deren Vertretung der bisherige liberale Fraktionschef Jos. Wagner so stolz war, das Schicksal Immenstadts teilen muß, ist ein Schmerz, den in seiner vollen Tiefe und Schärfe nur verstehen kann, wer mit den Traditionen der alten liberalen Partei vertraut ist. Daß das Zentrum dem Bauernbund und den Liberalen die drei Straubinger Mandate entrissen und auch in Regen den bisher nur halben Erfolg über den Bauernbund zu einem vollen gemacht hat, ist von nicht zu unterschätzender Tragweite. Der Bauernbund ist in seinem Herzmark getroffen. Daß der bündlerische Wahlkreis Griesbach neben Anton Memminger den Hutzenauerbauer Eisenberger in den Landtag schickt, sei nur des Kuriosums halber erwähnt. Es ist für die politische Unreife der niederbayerischen Bauernbündler nur beschämend, daß der unterfränkische Führer Memminger und der oberbayerische Führer Eisenberger, die in ihren natürlichen Wirkungskreisen keinen Unterschlupf finden, in Niederbayern sich Mandate holen können. Wie lange noch? Der Zentrumssieg in Straubing und Regen markiert den unaufhaltsamen Niedergang der Bauernbündelei. Leider weilt ein Mann nicht mehr unter den Lebenden, dem es zu gönnen gewesen wäre, daß er die Wiedereroberung Straubings mitgefeiert hätte: Graf Konrad von Preysing, dem die Bauernbundhetze einen bleibenden Stachel ins Herz trieb. Wie Straubing und Günzburg, so ist auch Schweinfurt den vereinigten Bauernbündlern und Liberalen entrissen. Hocherfreulich ist der Sieg des Zentrums in Kandel, wodurch der vielfach verschobene Besitzstand der Parteien in der Pfalz für das Zentrum immer noch ein Plus von 1 (5 statt bisher 4) ergibt. In der Pfalz muß der Liberalismus die Kosten einer zu seinen Gunsten in die Wagschale geworfenen brutalen Wahlkreisgeometrie tragen. Von Rechts wegen! Terroristischer Druck erzeugt Gegendruck und treibt in der Pfalz die Parteien zusammen, welchen Liberalismus und Bureaukratie im Bunde ihr natürliches Recht abschnitten. Die Schlepperdienste, welche da und dort im ganzen Königreiche die Vollzugsorgane der Regierung dem Liberalismus zu leisten glaubten, indem sie, ein bindendes Versprechen des Ministers ignorierend, die lästigsten und unnatürlichsten Bezirkseinteilungen bestehen ließen oder neu konstruierten, sind der begünstigten Partei überall zum Unsegen geworden. Erst als die Urwahlbezirkseinteilungen bekannt geworden waren, ergaben sich wie von selbst manche lokalen Kompromisse, an die man sonst nicht gedacht hätte. Vereinte Selbsthilfe war hier die einzige Rettung der Geschädigten.

Die liberale Partei kann sich von ihrem Schrecken über die hereingebrochene Sturmflut kaum erholen und sucht in der Not des Augenblickes nach Strohhalmen der Hoffnung und des Trostes. Das ist menschlich, und menschlich ist es schließlich auch, wenn kleine Lichtblicke, die sich auch im ärgsten Unglücke noch erspähen lassen, zu strahlenden Morgenröten vergrößert werden. Dieser von einzelnen liberalen Organen unternommene Versuch ist lächerlich und bemitleidenswert zugleich. Stolz lieb ich den Spanier, aber dieser Hidalgostolz sollte doch nicht zur Umkehrung handgreiflicher Wahrheiten und zur Vergewaltigung von Tatsachen führen. Weil es nichts anderes zu bejubeln gibt, überschlägt sich die liberale Presse in anmaßender Prahlerei über den „großen Sieg" in Nürnberg und über die angebliche Niederlage der lokalen Zentrumspartei in München. Aber wie stehen die Dinge in Wirklichkeit? Der „Sieg" des „bürgerlichen Kartells" in Nürnberg — von welchem die Zentrumspartei sich ausschloß, indem sie Wahlenthaltung proklamierte — wandelt sich bei Licht besehen in eine Niederlage, welche nur durch die Künste der Urwahlbezirksgeometrie in einen Sieg gefälscht werden konnte. Die liberalen Blätter berufen sich auf die 150 Wahlmänner, welche sie den 107 sozialdemokratischen entgegenstellen konnten. Aber welches ist das Verhältnis der abgegebenen Wählerstimmen? Rund 22,000 sozialdemokratische gegenüber rund 15,500 der Kompromißparteien. Die sozialdemokratischen Stimmen, welche gegenüber der Wahl von 1899 um 4000 zunahmen, haben demnach die der Gegner bedeutend überflügelt. Aber trotzdem „Sieg" der liberalen Mischmaschliste, bestehend aus einem Nationalliberalen, einem Freisinnigen, einem Demokraten und einem Mittelparteiler! Die Wahl in Nürnberg wird von den Sozialdemokraten angefochten werden. Wenn die Beschwerden auch nur zum Teil berechtigt sind — Tausenden von Wählern soll die Abstimmung durch zu kurze Wahlzeiten unmöglich gemacht worden sein —, kann die Annullierung der Nürnberger Wahl kaum einem Zweifel unterliegen.

Wie steht es aber mit der von der liberalen Presse so bombastisch ausgebeuteten Tatsache, daß die Zentrumspartei weder in München I noch in München II im ersten Wahlgange auch nur einen einzigen Wahlmann durchbrachte, während die Liberalen 81, die Sozialdemokraten 88 erzielten? Die liberale Presse täte besser daran, über dieses Dokument der Schande mäuschenstill Gras wachsen zu lassen. Denn wir sehen hier ein klassisches Schulbeispiel liberaler Wahlzirkelkunst vor uns. Dem aufmerksamen Leser wird die Andeutung genügen, daß 14,172 Zentrumswähler 0 Wahlmänner, 14,558 liberale Wähler 81 Wahlmänner, 25,372 sozialdemokratische Wähler 88 Wahlmänner erzielten. Das Mißverhältnis schreit zum Himmel. Das Zentrum war durch den Wahlbezirksgeometer einfach ausgeschaltet. Ueber eine solche Gewalttat auch noch zu höhnen, ist ein Verbrechen. Das Zentrum hat in München I und II um 2800 Stimmen zugenommen. Erst die Nachwahlen brachten dem Zentrum die

ihm gebührende Wahlmännerzahl. Daß München I auch künftig durch zwei Zentrumsabgeordnete und drei Sozialdemokraten vertreten sein wird, ist die gebührende Quittung für das künstlich untergeschobene liberale Pluralwahlsystem.

In verschiedenen liberalen Blättern begegnet man jetzt dem bequemen Trostsprüchlein, in dem innerhalb zwölf Jahren auf ein Drittel herabgesunkenen liberalen Klub müsse künftig „die Qualität die Quantität ersetzen." Dabei fehlt es — selbst in so unpassender Stunde — nicht an verächtlichen Seitenblicken auf das „inferiore" Zentrum. Nun, warte man doch in Geduld die Fraktionsliste des Zentrums ab! Der alte Bestand und der neue Zuwachs an Kapazitäten wird die Qualität mit der Quantität in angenehmen Einklang bringen. Als neuen Träger der überragenden liberalen Qualität und Intelligenz hat die liberale Presse zweifellos den bekannten freisinnigen Reichstagsabgeordneten für Meiningen, Landgerichtsrat Dr. Müller, der in Hof gewählt wird, den Vorsitzenden der Landespartei, Freih. von Kreß in Nürnberg, den Weissenburger Bürgermeister Dr. Küffner, den aus der Berlichingen-Affäre her bekannten Lehrer Beyhl in Würzburg und den Münchner Jungliberalen Dr. Goldschmit im Auge. Aber was bedeutet dieser Ersatz angesichts der langen Verlustliste? Wie sich der liberale Mischmasch mit der energischen Verschiebung des Schwerpunktes nach links abfindet, mag seine Sorge bleiben. Personalienliberalismus, verhülle dein Haupt, dein letztes Stündchen könnte bald geschlagen haben!

Der Bauernbund in Niederbayern und Schwaben hat kläglich abgeschnitten. Wenn es dem Bunde der Landwirte in den überwiegend protestantischen fränkischen und pfälzischen Bezirken besser ergehen wird, so kommt hier ein Faktor in Betracht, den gewisse protestantische Bündler im letzten Landtage noch auf tausend Meilen von sich gewiesen hätten. Das Zentrum wird den Bündlern beistehen, eine Reihe von Mandaten den Liberalen abzunehmen, wenn die bündlerischen Kandidaten sich auf die Annahme des Wahlgesetzes verpflichten. Diese Konstellation ist im allgemeinen politischen und konfessionellen Interesse sehr zu begrüßen, weil sie eine Rückkehr zu der natürlichen Angliederung der Parteien bedeutet. Die protestantischen Konservativen haben stets Schulter an Schulter mit dem Zentrum gekämpft, bis die vom Evangelischen Bunde und den Wartburgleuten eingeleitete Katholikenhetze die Freundschaft zerstörte und hüben wie drüben Mißtrauen säete. Wenn die gegenwärtigen Wahlen auch nur einen erheblichen Teil der gläubigen Protestanten zu der Einsicht zurückführen, wo in Bayern ihre natürlichen Bundesgenossen, wo ihre unverbesserlichen Feinde zu suchen sind, dann hat der Wahlausgang etwas Großes erreicht. Lutz, der Repräsentant der versöhnlichen Richtung unter den Konservativen, der Mann, der öffentlich das ominöse Wort sprach: „Mag hetzen, wer will, ich hetze nicht mit", ist zwar in Nördlingen dem Ansturm der Liberalen und des Evangelischen Bundes unterlegen, aber auch Beckh, der Zweite des früher stets in einem Atem genannten Dioskurenpaares, ist unterlegen, und zwar einer ähnlichen, wenn auch konfessionell weniger ausgeprägten Koalition in Weissenburg. Ob Beckh aus dieser Niederlage etwas gelernt hat? Die „Ultramontanen" sind ihm stets verlässigere Bundesgenossen gewesen als diesmal seine eigenen Leute. Der offene Zwiespalt zwischen dem Erzkulturkämpfer Nißler und seinem bisherigen Wahlkollegen Beckh, hinter dem der konservative Landesausschuß und das Nürnberger Landesorgan stehen, könnte zu einem Heilungsprozeß führen, der die Konservativen lehrte, sich wieder auf ihre Traditionen zu besinnen. Diese Wendung der Dinge **wird** kommen, weil sie kommen **muß**, wenn die Konservativen nicht vom Strudel des Liberalismus verschlungen sein wollen.

Ueberhaupt läßt sich das Ergebnis der diesjährigen Landtagswahlen nur als ein **Uebergangsstadium zu neuen Verhältnissen** richtig einschätzen. Das Zusammengehen des Zentrums und der Sozialdemokratie galt lediglich der Sicherung des Wahlgesetzes. Ist dieses in den Hafen gebracht, so stehen die Parteien sich wieder mit der Schroffheit gegenüber, die durch ihre gegensätzlichen Programme auf dem Gebiete der Staatsgrundlagen, der religiösen und sittlichen Weltanschauung, namentlich auf dem eminent praktischen Gebiete der Schule bedingt ist. Die sozialpolitischen Ziele, welche Zentrum und Sozialdemokratie immer häufiger zusammenführen, bleiben davon unberührt. Die religiöse und sittliche Weltanschauung des Liberalismus ist derjenigen der Sozialdemokratie nahe verwandt, darum liegt der von verschiedenen Rednern und Organen des Liberalismus bereits offen proklamierte Zukunftsbund der „Blauen und Roten" geradezu in der Luft. In Würzburg war das Bündnis bereits zur Wirklichkeit geworden, und während die liberale Presse dem Zentrum Strafpredigten wegen seines Verkehrs mit der gottlosen und königsfeindlichen Sozialdemokratie hielt, marschierten in Würzburg Liberale und Demokraten Arm in Arm gegen das Zentrum. Wenn Leute wie Dr. Müller-Meiningen in der liberalen Partei die Führung übernehmen, wird die innere Annäherung an die extremste Linke nur gefördert und beschleunigt werden. Der Widerstand des Beamtenliberalismus und der Scharfmacherclique wird die Entwicklung nicht aufhalten. Auch in Bayern werden in den nächsten Jahrzehnten die Geister und die Weltanschauungen sich markanter scheiden. Mit Naturnotwendigkeit wird aus diesem Prozeß eine mittlere Gruppe hervorgehen, in der die Konservativen und die bisher sogenannten gemäßigten Liberalen, soweit ihre Verschmelzung mit dem Zentrum aus diesem oder jenem Grunde unerreichbar ist, sich zusammenfinden. Mit dem Zentrum wird diese Gruppe eine große staatserhaltende — wenn man will: konservative — parlamentarische Mehrheit bilden, auf welche jede besonnene Regierung sich stützen kann.

Das liberale Regierungssystem der letzten Jahrzehnte hat diesen natürlichen Entwicklungsgang mit allen Mitteln zu hemmen und aufzuhalten gewußt. Minister Feilitzsch war die Seele dieses Bremssystems, Crailsheim und Riedel haben das System verständnisinnig und zielbewußt, jeder auf seine Weise, unterstützt. Eine konservative Volksmehrheit mit einem liberalen Regierungs- und Beamtenapparat zu regieren, ist ein Kunststück, das nur einem wenig charaktervollen Personalienliberalismus gelingen konnte. Denn hätte der Liberalismus in Bayern stets und überall prinzipielle Farbe bekannt, dann wäre das System längst an den harten Kanten der Praxis und am empörten Unwillen des Volkes gescheitert. So aber paradierten liberale Minister und Beamte bei Gelegenheit mit „maßvoll" eingeschränkten konservativen Gesetzen oder Verwaltungshandlungen und erweckten vor allem nach oben hin allmählich den Anschein eines unparteiischen Regiments mit konservativer Grundstimmung. Auf diese Weise konnte es kommen, daß bei den wichtigsten Gesetzen die liberale Partei in Opposition zu liberalen Ministern trat, die aus ihrer eigenen Schule hervorgegangen waren. Die Fama will wissen, daß manchmal nach geschlagener Schlacht, wenn ein liberaler Minister sich den üblichen kleineren oder größeren Rückzug nach der liberalen Marschrichtung hin hatte abringen lassen, die sich begegnenden Auguren einander angelächelt hätten. —

Wird der 10. Juli zum Markstein einer **Wendung der Dinge in Bayern** werden? Die Hoffnung ist berechtigt, wenn das Zentrum in seiner heutigen Stärke den Mut finden wird, das „Landgraf, werde hart!" zur unerbittlichen Tat werden zu lassen. Der Minister, der sich in einer redseligen Stunde gerühmt haben soll, daß er das Zaubermittel kenne, auch die turbulenteste Opposition zum Abflauen zu bringen, indem man dem X einen neuen Weg oder eine Brücke, dem Y eine Lokalbahn, dem Z einen Zuschuß zum Lagerhaus oder eine Staatsunterstützung des Handwerks und Gewerbes als verheißungsvolle Fata morgana vorschweben oder auch Titel, Würden und Ehrenzeichen ihre besänftigende Wirkung ausüben lasse, sollte endlich einmal die Erfahrung machen, daß jeder Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht. Wenn die Aera Feilitzsch nach dieser Wahlschlacht nicht zu Ende geht, dann müßte man an Bayerns gutem Stern verzweifeln. Hunderte — um nicht mehr zu sagen — Beamte, die mit keinem Gedanken zum Zentrum gehören, würden erleichtert aufseufzen, wenn ein anderer Gebieter in das Ministerhotel an der Theatinerstraße einzöge, und nicht mehr bloß der Verstand und die kühle Berechnung, sondern das kein Ansehen der Person, der Konfession und der Partei kennende väterliche Herz die

am heutigen Minister so oft gerühmte Milde des Chefs der inneren Verwaltung bestimmte. Das Maß ist voll bis zum Ueberlaufen. Hätte Graf Feilitzsch sein dem Landtage gegebenes Wort bei der Wahlkreiseinteilung nicht nur dem starren Buchstaben, sondern auch dem Sinne nach loyal eingelöst, hätte er außerdem verhindert, daß viele seiner Beamten draußen im Lande die Intention des bekannten Erlasses über die Urwahlbezirkseinteilung in ihr Gegenteil verkehrten, so könnte er heute bei dem Strafgericht, das über den Liberalismus hereingebrochen ist, als Unparteiischer abseits stehen und sich rüsten, aufs neue die abgelehnte Wahlrechtsvorlage, sein ureigenes Werk, vor dem Landtage zu verteidigen und in den sicheren Port zu führen. Aber dieses Recht hat der Minister der künftigen Mehrheit gegenüber verwirkt. Ob seine Ministerkollegen sich mit ihm solidarisch erklären, ist ihre Sache. Wer über den Gang der Dinge etwas näher unterrichtet ist, weiß, daß ein großer Teil der Minister, darunter der Ministerpräsident, für eine loyalere Einlösung des Regierungsversprechens mit allem Nachdruck eingetreten ist. Daß der übermächtige Einfluß des Grafen Feilitzsch sich wirksamer erwies, kann die Wucht der Gründe, die für eine Ausschaltung dieses Widerstandes sprechen, nur verstärken. Komme man nicht mit dem billigen Einwand, der dem Zentrum so günstige Wahlausfall habe dem Grafen Feilitzsch und seinen Vorschlägen Recht gegeben. Nicht durch die Wahlkreiseinteilung, sondern trotz derselben und trotz der Urwahlzirkelkünste hat die Zweidrittelmehrheit, die der Minister zu verhindern suchte, sich durchgesetzt. Die Verantwortung für die skrupellosen taktischen Verbindungen, die von den Wahlrechtsfreunden zum Teil noch in letzter Stunde eingegangen werden mußten, trägt neben dem Liberalismus der Minister des Innern.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die beschworene Friedensgefahr.

Re bene gesta konnte Fürst Bülow vergnügt nach Norderney gehen. Der Ausgleich in der Konferenzfrage ist in Berlin durch das offiziöse Blatt, in Frankreich in feierlicher Parlamentssitzung veröffentlicht worden: Eine ausgetauschte Erklärung, die den Franzosen das Einschwenken zur Konferenz erleichtern sollte, und dann noch eine gemeinsame Erklärung, welche die Frage des Programms der Konferenz in der Weise löst, daß Deutschland und Frankreich zusammen dem Sultan die „Ratschläge" für das Programm erteilen wollen. Das letzte Aktenstück deutet schon an, daß die diplomatischen Verhandlungen, wenn sie auch mit der Annahme der Konferenzeinladung den kritischen Punkt überwunden haben, doch noch nicht zu Ende sind. Nachdem der Wortlaut der Erklärungen vorliegt, versteht man sehr wohl, daß die Stilisierung viel Schweiß und Zeit kosten mußte. Zunächst wollte Frankreich möglichst viel „Anerkennung" für seine schönen Verträge mit England und Spanien herausschlagen; in zweiter Linie wollte es auch die natürliche Sonderstellung, die sich aus seiner Grenznachbarschaft ergibt, von Deutschland anerkannt sehen. Im ersten Punkte hat man sich damit geholfen, daß Deutschland allen Vertragsrechten, ohne ihren Ursprung zu spezifizieren, seine Reverenz macht, aber mit dem bedeutsamen Vorbehalt: soweit sie den Grundsätzen der Souveränität des Sultans, der Integrität des Landes, der wirtschaftlichen Freiheit ohne jede Ungleichheit und der internationalen Vereinbarung der Reformen entsprechen. Damit hat Deutschland sich die Berechtigung gewahrt, der einseitigen Vorherrschaft Frankreichs entgegenzutreten. Auch durch die vorsichtig abgewogene Anerkennung des besonderen Interesses Frankreichs an der Grenzsicherheit und der Ordnung in seinem Nachbarlande werden diese Grundsätze nicht durchbrochen. Reibungsstoffe für die Konferenzverhandlungen stecken freilich noch in Hülle und Fülle in diesen diplomatischen Wendungen; doch ist zurzeit ersichtlich auf beiden Seiten der gute Wille vorhanden, und deshalb darf man wohl, um volkstümlich zu reden, die Hoffnung haben, daß die Herren, die über den Hund gekommen sind, auch über den Schwanz kommen. Herr Rouvier ergänzte im Parlament die Aktenstücke durch die vernünftige Erklärung, daß die fraglichen Verträge nur für die betreffenden Kontrahenten, nicht für Dritte Recht schaffen können und sollen.

Die große Mehrheit des Parlaments und der öffentlichen Meinung Frankreichs haben das Abkommen sehr freundlich aufgenommen, obschon doch die Annahme der Konferenzeinladung eine Nachgiebigkeit Frankreichs bedeutet. Ein unerwarteter Helfer erstand nachträglich dem friedlichen Rouvier in der Person seines abgesetzten Vorgängers. Herr Delcassé glaubte auf den Trümmern seines verwegenen Planes noch ein Pfauenrad schlagen zu müssen. Mit einer Geschwätzigkeit, die alten Weibern besser ansteht als alten Diplomaten, erzählte er einem Interviewer, daß er tatsächlich in Gemeinschaft mit England die Isolierung Deutschlands angestrebt und den Krieg nicht gescheut habe auf Grund der Uebermacht der englischen Flotte, die sowohl die Kriegs- als auch die Handelsflotte Deutschlands und dessen ganzen internationalen Handel vernichten würde. Der abgesetzte Leiter der französischen hohen Politik bekennt sich also offen als Bundesgenosse der kriegslustigen Engländer, welche die rechtzeitige Erdrückung der wachsenden deutschen Flotte öffentlich proklamiert haben. Habemus reum confitentem! Die Verschwörung gegen Deutschland, die man seit längerer Zeit schon aus verschiedenen Symptomen vermuten mußte, ist jetzt aktenmäßig nachgewiesen, auch vor der öffentlichen Meinung. Die leitenden Kreise wußten natürlich schon längst, was Herr Delcassé und seine englischen Genossen planten, und gewisse Aeußerungen unseres Kaisers im vorigen Jahre werden in dem jetzigen Lichte besser verständlich. Frankreich, das muß man dankbar anerkennen, hat sich entschlossen und klar von der Kriegspolitik Delcassés losgesagt. Ueber Englands Mitschuld und jetzige Stimmung herrscht noch keine rechte Klarheit. Wie weit war das offizielle England in die Kriegstreibereien wissentlich verstrickt? Haben Hof und Regierung von London die Absicht, der Entwicklung Deutschlands ein Bein zu stellen, nunmehr aufgegeben? Die beste Antwort auf diese Fragen könnten uns die englischen Wähler geben, wenn sie bei der nächsten Parlamentswahl den ganzen Chamberlainismus, sowohl den offenen als den maskierten, durchfallen ließen und die Krone zur Berufung eines liberalen Ministeriums nötigten, das nach der Geschichte und der Natur der englischen Parteien friedliche Wege einschlagen würde. Die Tatsache, daß neuerdings Lord Roberts seine Feldmarschall-Autorität für die Schaffung einer tüchtigen Landarmee in die Wagschale geworfen hat, braucht uns nicht weiter aufzuregen. Bei der eingewurzelten Abneigung der Engländer gegen den ernsten Militärdienst würden dort nicht mal ein Roon und Moltke ein Heer schaffen können, das sich auf dem europäischen Kontinent sehen lassen könnte. Aber es könnte uns nur recht sein, wenn England recht viel Geld auf seine Landmacht verwenden wollte, statt für dasselbe Geld weitere Kriegsschiffe zu bauen.

Vom Kriegsschauplatze.

Die Vorbereitungen zur großen Schlacht scheinen wieder in den dort landesüblichen Schneckengang zu verfallen. Unterdessen haben die Japaner für die bevorstehenden Friedensverhandlungen schnell ein anderes fait accompli beschafft: die Besetzung der Insel Sachalin. Nach der strategischen Ordnung der Dinge hätte es mit der Besetzung noch Zeit gehabt bis nach der Eroberung von Wladiwostok; aber die Politik empfahl ein schnelles Zugreifen, damit Japan mit dem Faustpfande eines Stückes altrussischen Bodens in die Verhandlungen treten kann. Zweifellos will Japan die Insel behalten, nicht wegen der dortigen Verbrecher-, sondern wegen der Fischkolonien und zugleich als Wachtposten gegenüber der russisch verbleibenden Küste. Auch von russischer Seite ist ein vorbereitender Schritt geschehen, aber von friedlicher Art: Herr Witte, der geschickteste unter den russischen Staatsmännern und angeblich ein Freund des Friedens, ist zum Bevollmächtigten bei der Friedensbesprechung ernannt worden. Darin darf man wohl ausgedrückt finden, daß der Zar jetzt die Besprechung ernst nimmt. Vielleicht hat die Nachricht von der Landung der Japaner auf Sachalin dazu noch mehr beigetragen als die Hiobsposten vom Schwarzen Meer, aus Moskau, aus dem Kaukasus und aus Polen.

Das schwarze Bayern und das graue Berlin.

Der überraschend großartige Wahlsieg unserer bayerischen Gesinnungsgenossen hat in dem ganzen norddeutschen Zentrum helle Freude erregt. Um so mehr, als das bayerische Zentrum fast den ganzen Erfolg aus eigener Kraft errungen und somit jetzt schon gezeigt hat, daß es auf die Sozialdemokraten, die freilich für die Zweidrittelmehrheit zur Wahlreform unentbehrlich waren, bei der Behauptung und Betätigung seiner durchschlagenden

parlamentarischen Mehrheit durchaus nicht angewiesen ist. In Bayern reicht freilich, wie die Erfahrung gezeigt, eine „kleine" Mehrheit des Zentrums nicht aus, um den liberalen und bureaukratischen Bann zu brechen; es muß eine sogenannte überwältigende Mehrheit vorhanden sein, um allen hohen und mittleren Machthabern die Regierungsfähigkeit und den Regierungswillen des Zentrums klar zu machen. Diese bahnbrechende Mehrheit hat das Zentrum jetzt zweifellos aus eigener Kraft. Herr Bebel, der in Bayern eine Gastrolle gab, hat in dankenswerter Offenherzigkeit einen Kampf auf Leben und Tod zwischen Zentrum und Sozialdemokratie in Aussicht gestellt. Obschon Herr Bebel eigentlich in dem Lande Vollmars nichts zu sagen hat, nehmen wir von seiner Ankündigung doch gern Akt und werden uns freuen, wenn die Wahlreform, welche die Beihilfe der Sozialdemokratie erfordert, in die Scheune gebracht ist und auf dem Stoppelfelde das frische Kampfspiel losgehen kann. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden bei der ersten Probe des allgemeinen und direkten Wahlrechts die Sozialdemokraten sich mit den Liberalen zu einem antiultramontanen Block zusammenschließen; aber gerade dadurch wird dem Zentrum die erwünschte Gelegenheit gegeben werden, sich als die einzig regierungsfähige Partei Bayerns durchschlagend zu bewähren.

Die vielbesprochene Rückwirkung des „ultramontanen" Sieges in Bayern auf die Reichspolitik wird sich nicht sofort in einer Aenderung des Berliner Kurses zu äußern brauchen, da ja das Berliner Zentrum zurzeit mit der Reichsleitung in den wesentlichen Punkten in Einklang steht. Aber es wird sich doch eine gewisse moralische Einwirkung geltend machen, und zwar in dem Sinne, daß die Umtriebe der Scharfmacher und Kulturkämpfer noch weniger Anhalt finden als früher, und überhaupt die Gefahr von Krisen und Konflikten zurückgedrängt wird. Nebenbei kann es auch nicht schaden, wenn die nachgeordneten Instanzen in Norddeutschland etwas richtigere Vorstellungen von den süddeutschen Volkskräften bekommen. Dann wird es z. B. sich nicht wiederholen, daß das offiziöse Blatt, die „Nordd. Allg. Ztg.", bei der Besprechnng der bayerischen Wahlen in der Wochenrundschau sich voll und ganz des liberalen Jargons bedient, als ob die Berliner Regierung mit dem bayerischen Liberalismus solidarisch wäre.



Aphorismen.

Von

M. Herbert.

Man müht sich im Leben ab um Menschen, die einem unglaublich langweilig und gleichgültig sind, — und den heißen Dank, welchen man anderen schuldet, kann man nicht betätigen.

* * *

Es gibt Leute, die benehmen sich, als ob sie in einem Hotel seien, wenn sie dich besuchen. Diese Sorte suche baldmöglichst loszuwerden. Wer nicht um deinetwillen kommt, hat nichts bei dir zu suchen.

* * *

Die halben Barmherzigkeiten der Menschen, in denen sie so stark sind, richten mehr Unheil an als die ganzen Hartherzigkeiten.

* * *

Die charitativen Vereine sind leider manchmal Anstalten, in denen die christliche Barmherzigkeit wie ein Hund an der Kette liegt und den Notleidenden anbellt.

* * *

In Sachen der Liebe sprechen Handlungen deutlicher als Worte, und doch lassen die meisten Liebenden sich durch Worte betören.

* * *

Im steigenden Alter, wenn wir mit vollem Bewußtsein leben und leiden, ist der Tod einer innigen Liebe in uns einer der furchtbarsten Prozesse. Man sage nicht: Die Liebe stirbt nicht. Leider ist das nicht wahr. Durch manche Handlungen des Geliebten muß sie getötet werden. Sie kann an seiner Kälte, seiner Härte, an seiner Selbstsucht zugrunde gehen. Aber ihr Sterben ist so furchtbar langsam und mit so entsetzlichen Kämpfen und Krämpfen verknüpft, daß es wohl besser wäre, sie wäre nie geboren worden.

Deutsche und polnische Katholiken.

Ein Beitrag zur Klärung und Verständigung.

Von

Eugen Buchholz.

(Schluß.)

Zur Verschärfung der Spannung zwischen deutschen und polnischen Katholiken trägt viel die Haltung der Regierung bei. Da der Kulturkampf gegen die Gesamtheit der Katholiken Deutschlands, beziehungsweise Preußens, als aussichtslos hat eingestellt werden müssen, führt man in den polnischen Landesteilen den Kampf, wenn auch in mehr schleichender Form, fort. Es handelt sich darum, die polnischen Katholiken zu vereinsamen und zu entnationalisieren. Da die Antipolenpolitik keine greifbaren Erfolge zeitigt, so wird versucht, die Germanisierung auf das kirchliche Gebiet zu verpflanzen. Man sucht die deutschen Katholiken von den polnischen Katholiken zu trennen und durch jene den Germanisierungsbestrebungen Geltung zu verschaffen. In der Provinz Posen z. B. setzen sich die deutschen Katholiken zum großen Teil aus Beamten zusammen, so besonders aus Lehrern, worunter viele polnischer Herkunft. Hier wird der Hebel angesetzt. Man agitiert in Vereinen und privatim für Einführung deutscher Predigten usw., die in keinem Verhältnis zum Prozentsatz der deutschen Katholiken stehen. Man sucht diesen Bestrebungen durch Vermittelung der hakatistischen Presse und der protestantischen Regierung Geltung zu verschaffen. Unbequeme Geistliche werden in der Presse angegriffen. Den Gegensatz zwischen Geistlichen und Lehrern trachtet man zu verschärfen und den Lehrerstand gegen die Geistlichkeit auszuspielen. — Demoralisierend kann die Annahme von Stipendien wirken, die der Ostmarkenverein katholischen Studierenden, angeblich sogar Theologen (?), zukommen läßt. Von den Stipendiaten wird ohne Zweifel vorausgesetzt, daß sie im Sinne des Hakatismus wirken werden.

Vor nicht langer Zeit wurde aus einer gemischtsprachigen Gegend Ostpreußens, wo den Geistlichen noch die Ortsschulinspektion belassen worden, gemeldet, daß die Lehrer über die Pfarrgeistlichen, also ihre Vorgesetzten, Bericht zu erstatten hätten darüber, wie viele Erstkommunikanten von den Priestern deutsch, wie viele polnisch vorbereitet werden. Zur Förderung der Germanisierung bestimmt die Regierung größere Summen, um dafür polnische Kinder mit deutschen Gebet- und Gesangbüchern, sowie anderen Büchern beschenken zu können. Um einen bessern Erfolg zu sichern, wird, wie ein neuerdings besprochener Fall beweist, hierzu gern die Mitwirkung von Geistlichen in Anspruch genommen. Zur Förderung von Germanisierungsbestrebungen, aber auch nur zu diesem Zwecke, scheut die Regierung keine Opfer.

Es entzieht sich der Oeffentlichkeit, inwieweit die Regierung auf die kirchlichen Behörden einzuwirken versucht. Man kann aus manchen in die Presse gelangten Notizen nur indirekt schließen, wie sehr die Regierung unsere geistlichen Behörden in bezug auf die polnische Bevölkerung drängt. Besonders der Erzbischof von Posen-Gnesen, der, obgleich er selbst für ganz unbedeutende deutsche Minoritäten wohlwollend sorgt, hat hierunter stark zu leiden. In der hakatistischen Presse und in Vorträgen hetzt man unaufhörlich gegen ihn, trotz seiner Krankheit.

In den Schulmessen für polnische Kinder darf nicht polnischer Gesang ertönen. In der Erlaubnis zur Leitung eines Waisenhauses durch Ordensschwestern wurde ausdrücklich als Bedingung gestellt, daß die Schwestern mit den Kindern (natürlich solchen polnischer Muttersprache) nicht polnisch sprechen dürften. Eine katholische Zeitung erhielt die Weisung, nichts darüber zu berichten, daß der visitierende Kirchenfürst in polnischen Gemeinden auch in dieser Sprache gepredigt. Von Vorträgen (religiös-sozialen Inhalts) in Arbeitervereinen wird ängstlich verschwiegen, daß solche auch in polnischer Sprache gehalten worden. In Berlin wurde gegen die Einführung polnischen Erstkommunikantenunterrichts ins Feld geführt, daß die Regierung die Ausbreitung der polnischen Sprache nicht haben wolle, und mit diesem ausdrücklichen Willen der Regierung müßten die geistlichen Behörden rechnen. Auch in der Rheinprovinz, wo die polnische Arbeiterbevölkerung in manchen Gegenden stark und ständig, wurde die Vorbereitung polnischer Erstkommunikanten in deren Muttersprache durch den Hinweis auf die Regierung abgelehnt.

Das nur einige wenige Fälle, aus denen der Druck hervorgeht, den die weltliche Behörde auch auf kirchlichem Gebiete auszuüben bestrebt ist. Hier ruht ein gefährlicher Konfliktsstoff. Hier ruht, wenn die Verhältnisse sich so weiter entwickeln, eine Gefahr für die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche in Preußen. Dem aufmerksamen Beobachter kann es ohnehin nicht entgehen, daß die Regierung bei der Präsentation von zu besetzenden Domherren- und Pfarrstellen in polnischen Gegenden sich fast ausschließlich von politischen Beweggründen leiten läßt. Geistlichen polnischer Nationalität, und mögen sie noch so verdient sein, bleiben die sogenannten besseren und einflußreicheren Stellen meist verschlossen.

Sicher kann man das nicht Gewährung von Religionsfreiheit nennen, wenn polnische Kinder den Religionsunterricht

in einer für sie fremden Sprache empfangen, am Gottesdienst mit deutschem Gesange teilnehmen *müssen*. In Rußland herrscht in dieser Beziehung jetzt größere Freiheit. Man muß sich darüber wundern, wie die Regierung noch immer nicht zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß ihre Germanisierungsbestrebungen keinen Erfolg davontragen, ja schädlich wirken. Bei diesem merkwürdigen Volke, bei dem Religion und Nationalität so eng verknüpft sind, würde die Germanisierung, wenn sie gelänge, eine merkliche Erkaltung des religiösen Eifers, wenn nicht teilweise Protestantisierung nach sich ziehen. Auch der Staat würde durch die Germanisierung von Polen, wie die Erfahrung in Einzelfällen schon jetzt lehrt, nur die Reihen der Umsturzpartei stärken! Dadurch, daß ein Volk seine nationale Sprache aufgibt, braucht es noch nicht seine Gesinnung aufzugeben, das lehrt z. B. die Haltung der Irländer den Engländern gegenüber.

Sollte die offene Germanisierung auf kirchlichem Gebiete wirklich einsetzen, dann würden Fälle sich zutragen, wie ein solcher angeblich im Kreise *Adelnau* (Provinz Posen) vorgekommen sein soll:

„Ein Kirchenstreik.

Posen, 18. Mai. Der „Goniec" meldet: Die evangelischen Polen im Kreise Adelnau, deren Zahl 20,000 (?) beträgt, beschlossen (?), die evangelischen Kirchen nicht mehr zu besuchen, weil die evangelische Geistlichkeit den polnischen Kirchengesang, die polnischen Predigten und die polnischen Grabreden durch deutsche ersetzt habe."

Die Nachricht klang zu sensationell, um wahr zu sein; es erfolgte denn auch eine bedeutende Abschwächung. Jedenfalls lägen derartige Fälle bei einer Bevölkerung mit mehr Nationalgefühl, als es die im Kreise Adelnau wohnenden (ausnahmsweise *evangelischen*) Polen besitzen mögen, nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. — —

Das Bestreben der Regierung geht also dahin, die deutschen Katholiken von den polnischen zu trennen. *Wir deutsche Katholiken sollen unsere polnischen Glaubensbrüder opfern, sie gänzlich preisgeben.* Dann wäre die Regierung geneigt, uns Zugeständnisse zu gewähren. Das ist der Sinn der Regierungspolitik.

Das ist nun nicht gut denkbar. An der Hand der Geschichte läßt sich nachweisen, daß der Bestand des Katholizismus in der „Ostmark" nur durch die Zugehörigkeit Posens und Westpreußens zur polnischen Krone oder, wie bei Ermland, durch die Verbindung mit diesem Land, andrerseits, wie bei Schlesien, durch die Verbindung mit dem Habsburger Kaiserstaate gerettet worden. Gerade die Deutschen (mit Ausnahme des Ermlandes) schlossen sich den religiösen Neuerungen an, während die Slawen dem altangestammten Glauben größere Treue bewahrten. Noch heute sind die Katholiken der Ostmark größtenteils Polen und das verhältnismäßig günstige Abschneiden bei der Konfessionsstatistik in Ostdeutschland rührt ohne Zweifel von der großen Fruchtbarkeit der slawischen Ehen her, welche selbst die zahlreiche Abwanderung und stellenweise Germanisierung reichlich aufwiegt.

Würde es gelingen, die Polen zu entnationalisieren, dann stände dadurch eine bedeutende Schwächung des Katholizismus zu befürchten. Würde die preußische Regierung sich wohl den deutschen Katholiken für Mitwirkung bei der Germanisierungsarbeit dankbar erweisen? Das ist nicht anzunehmen. Nur die Stärke flößt Achtung ein. Mit dem geschwächten Gegner pflegt man nicht viel Federlesens zu machen.

Die Gesinnung gegen uns Katholiken kann ohnehin nicht wohlwollend genannt werden. Zu dem in Worten ausgedrückten Wohlwollen stehen die Taten im Gegensatz.

Denken wir z. B. an die Provinz *Ostpreußen*. Die Katholiken der Provinz sind größtenteils deutsche Ermländer, deren patriotische Gesinnung über jeden Zweifel erhaben ist. Dem Bischof von Ermland wird selbst von gegnerischer Seite unentwegte Friedensliebe nachgerühmt. Trotzdem konnte der hochbetagte Herr bis jetzt nicht die Erlaubnis zur Niederlassung von Benediktinern an dem berühmten Wallfahrtsorte *Heiligelinde* erlangen. Der Evangelische Bund erhob nämlich bei dem Bekanntwerden der Absicht einen fürchterlichen Lärm und der Kultusminister ließ sich einschüchtern. Wohl liegt Heiligelinde in dem ganz überwiegend protestantischen Kreise Rastenburg, es grenzt jedoch unmittelbar an das katholische Ermland, gehört diesem auch seiner Entwickelung nach an und erhält von hier aus auch die Wallfahrer. Wie passend hätten gerade die kunstsinnigen Benediktiner in dem romantisch gelegenen, idyllischen Heiligelinde sich betätigen können; wird hier doch von Alters her die Kirchenmusik gepflegt und harrt das schöne Gotteshaus doch einer würdigen malerischen Ausschmückung. Nun verweigert man dem auch beim Kaiser hochangesehenen Kirchenfürsten die Erlaubnis zur *ersten* Niederlassung eines Männerordens und noch dazu aus dem berühmten Orden des hl. Benedikt! Hunderte von ermländischen Jünglingen wirken in fernen Klöstern, die Heimat hat keinen Nutzen von ihrer Arbeitskraft. — In den überwiegend *polnischen* Diözesen Posen-Gnesen und Kulm verbietet sogar ein Ausnahmegesetz die Errichtung von Männerklöstern.

Die deutsche Nationalität und der anerkannte Patriotismus schützt die Katholiken Ostpreußens also keineswegs vor Zurücksetzung. Wohl aber hielt der Evangelische Bund unlängst in Insterburg eine seiner bekannten Kampfesversammlungen ab, an der die Spitzen der Behörden, hohe Regierungsbeamte, ein Vertreter des Konsistoriums in amtlicher Eigenschaft u. a. teilnahmen und die Vorträge durch grobe unwahre Ausfälle gegen die Katholiken würzten. Protestantische Stadtvertre ungen verweigern den katholischen Bürgern hartnäckig die Einrichtung städtischer Konfessionsschulen, ja selbst ein Schullokal zur Erteilung des Religionsunterrichts wie in Lötzen, während das katholische Ermland gegen protestantische Minoritäten wohlwollend verfährt. Hieraus dürfte zur Genüge hervorgehen, daß auch die *deutschen* Katholiken in Preußen allen Grund zur *Wachsamkeit* haben.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß die *Feindschaft* zwischen deutschen und polnischen Katholiken ein großer Fehler wäre, ja fast dem Selbstmord gleichkäme. Ein *ideales* Verhältnis zwischen Angehörigen zweier Nationalitäten erscheint wohl überall da ausgeschlossen, wo das Nationalitätsgefühl beider Stämme sehr entwickelt ist. Ein erträglicher modus vivendi zwischen Kindern einer Kirche sollte doch wohl erreichbar sein.

Um dies *Ziel zu erreichen*, muß die *polnische Presse* in bezug auf die deutschen Glaubensgenossen einen gemäßigteren Ton anschlagen. Die heftige, leidenschaftliche, oberflächliche Schreibart hätte einer versöhnlichen, sachlichen Darstellung Platz zu machen. Artikel, wie der unlängst veröffentlichte: „Die Rache der Pharisäer-Partei" sind nur allzu sehr geeignet, die Kluft zu vertiefen. Dieser zum Teil auf Privatäußerungen gestützte Artikel stellt die Ungültigkeitserklärung der Wahl der polnischen Abgeordneten Brejski und Korfanty als einen Racheakt des Zentrums dar. Wir sind nicht in der Lage, die Behauptungen in dem Artikel über das Verhalten der Referenten zu prüfen. Jedenfalls muß der Ton der Ausführungen und die Verwertung gelegentlicher privater Aussprüche entschieden zurückgewiesen werden. Man kann den erwähnten Artikel wohl mit mehr Recht einen Racheartikel nennen, als die Ungültigkeitserklärung der Wahl auf „Rache" zurückzuführen sein soll.

Auch die Polen sind trotz ihres leidenschaftlichen Charakters und ihrer gereizten Stimmung den deutschen Katholiken *Rücksicht* schuldig. Sie sollten uns unser Eintreten für Recht und Gerechtigkeit, die wir auch für die Polen verlangen, durch ihre unqualifizierbaren Ausfälle nicht gar so schwer machen. Die ausgleichende Gerechtigkeit verlangt es, nicht nur Schattenseiten aus unserem Lager hervorzuheben, sie zu vergrößern, Unbilliges zu verlangen, Unbeabsichtigtes als bewußte Bosheit darzustellen, sondern auch neidlos und gerecht anzuerkennen, was anerkennenswert.*) So manches Mißverständnis würde sich aufklären, wollte man an maßgebender Stelle Aufklärung einholen. Um die eigene Sache zu fördern, ist es nicht notwendig, Mißtrauen und Abneigung gegen den vermeintlichen Gegner auszustreuen, die Zentrumspartei als die größte Feindin des polnischen Volkes hinzustellen. Namentlich die vielen Angriffe gegen deutsche Priester sollten erst auf ihren wahren Wert geprüft, bei Anlaß zu wirklichen Beschwerden der ordentliche Instanzenweg eingehalten werden, ehe man in Blättern, die im einfachen, vielfach urteilslosen Volke ihre Verbreitung finden, Brandartikel losläßt. Ebenso muß die systematische Untergrabung der Autorität von Geistlichen, nur weil sie am Zentrum festhalten (wie z. B. in Oberschlesien), verurteilt werden. Die Einseitigkeit, welche sich oft in der polnischen Presse, namentlich in bezug auf mißliebige Personen, geltend macht, müßte einer größeren Toleranz weichen, gegenteilige Meinungen ungekürzt abgedruckt, wohlwollend besprochen, berechtigten Forderungen der deutschen Glaubensgenossen zugestimmt werden.

Die *deutschen Katholiken* sollten der Beeinflussung seitens der weltlichen Behörde besseren Widerstand leisten, in kirchlichen Angelegenheiten nicht die Regierung und die hakatistische Presse in Anspruch nehmen, wie es in der Provinz Posen häufig geschieht. Die Erhebungen über die Anzahl der deutschen Katholiken müßten gewissenhafter ausgeführt, nicht einfach alle mehr oder weniger gut deutsch sprechenden Polen den deutschen Katholiken beigezählt werden. Durch die Anrufung der Regierung in kirchlichen Fragen handelt man den kanonischen Bestimmungen entgegen, begründet dadurch die Staatsomnipotenz auf kirchlichem Gebiete, was sehr unerwünschte Folgen nach sich ziehen kann.

Soll ein friedlicheres Verhältnis zwischen deutschen und polnischen Katholiken Platz greifen, dann muß auch seitens der deutschen Katholiken mehr Toleranz geübt werden. Es ist unbillig, von den Polen, namentlich in jenen Gegenden, wo das Nationalgefühl bis in die letzte Zeit nicht entwickelt war, zu verlangen, daß ihre Tätigkeit, ihre Verteidigung und Organisation sich genau in den Grenzen bewege wie vor Jahrzehnten. Dies hieße für die Polen sich selbst das Grab graben, denn in einer Zeit, wo der Kampf zunimmt und alles fortschreitet, bedeutet Stillstand — Rückgang, Auflösung. Ebensowenig kann man verlangen, daß das kirchliche Leben, das Vereinswesen der Polen u. a. sich genau in den Formen der deutschen Katholiken äußere. Mit der Bezeichnung „minderwertige Katholiken" sollte man zurückhalten. Vor einiger Zeit wurde in den Zeitungen über die religiöse Gleichgültigkeit und den Mangel an Charakterfestigkeit der Schlesier in der Fremde geklagt. Ein Geistlicher des Westens,

*) Die steten Nörgeleien nehmen sich um so ungerechtfertigter aus, als neuerdings bekanntlich selbst Pius X. die Organisation der deutschen Katholiken gelobt und sie als vorbildlich hingestellt hat.

der Gelegenheit zu Beobachtungen gehabt, machte den Vorschlag, die Schlesier enger an den Volksverein zu schmieden, ein schlesisches M.-Gladbach ins Leben zu rufen. Der Geistliche stellte die übrigens auch sonst bestätigte Tatsache fest, daß wie die übrigen Polen so auch die polnischen Oberschlesier, denen eben außer der Religion noch die Sprache als Schutzwehr gegen die Einflüsse der Umgebung dient, zähe am Katholizismus festhalten, was man von den deutschen Nieder- und Mittelschlesiern nicht sagen könne.

Sehr oft gelangen Aeußerungen von Geistlichen in die polnische Presse, die privatim oder von der Kanzel gegen die Agitation um Einführung von Andachten in polnischer Sprache gefallen sein sollen. Zugegeben, daß viele dieser Aeußerungen entstellt oder tendenziös zugestutzt sein können, so bleibt doch noch genug übrig, was auf Wahrheit beruhen muß, denn rein aus der Luft gegriffen können alle diese Beschwerden unmöglich sein. Derartige Unvorsichtigkeit und Taktlosigkeit ist nur zu sehr geeignet, bei dem leicht erregbaren, jedoch kirchlich gesinnten Volke böses Blut zu erregen. Bei der Gewährung bzw. Nichtgewährung polnischer Andachten*) sollte nicht der bloße Verdacht oder die Befürchtung maßgebend sein: die Andacht wird im Grunde genommen nur aus nationalen Rücksichten verlangt, sondern: sprechen Recht und Möglichkeit für die Gewährung der Eingabe, ist genügender Besuch des betr. Gottesdienstes sicher oder doch wahrscheinlich?!

Der nationale Chauvinismus, der sich auf polnischer Seite als hitziger, unchristlicher Radikalismus, auf deutscher als Alldeutsch-Tümelei und Hakatismus offenbart, ist in jedem Falle vom Uebel. Er läuft den Vorschriften der Gerechtigkeit und christlichen Nächstenliebe, den Interessen von Kirche und Rechtsstaat stracks zuwider, bietet dem Volke Steine statt Brot.

Man hat von seiten des Zentrums versucht, durch gemäßigte Preßorgane in polnischer Sprache den Radikalismus**) zu bekämpfen. Bis auf eine Ausnahme haben diese Zeitungsgründungen keinen Erfolg gehabt; noch am 1. April hat eine derartige Zeitung in Ostpreußen, die zwölf Jahre lang unter schweren Opfern gehalten worden, ihr Erscheinen eingestellt. Die polnische Presse bekämpft diese Erzeugnisse als verkappte Germanisatoren sehr energisch und — skrupellos. Sie pflegen auch nicht tief ins Volk einzudringen, es fehlt an Redakteuren, welche in diesem Geiste interessant und volkstümlich zu schreiben verstehen. Hoffen wir, daß Männer aus den Reihen der Polen selbst dem Radikalismus entschieden zu Leibe rücken werden — allerdings ist ein Erfolg bei der heutigen antipolnischen Politik kaum zu erhoffen. Ebenso mißtrauisch und ablehnend wie Zeitungsgründungen von deutscher Seite, verhalten sich die Polen auch Vereinen und Verbänden deutschen Ursprungs gegenüber, selbst wenn diese der polnischen Sprache volle Gleichberechtigung zusichern. Mit einem Worte, deutsche Katholiken haben auf die politischen und sozialen Bestrebungen der Polen keinen direkten Einfluß mehr.

Hieraus ergibt sich das Aufhören des früheren freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Zentrum und polnischer Fraktion von selbst. Als der Kulturkampf ganz Deutschland durchtobte, fühlten sich die Katholiken der verschiedenen Nationalitäten auch in **politischer Beziehung eins**: Die gemeinsame Gefahr, die Interessengemeinschaft ketteten sie fest zusammen. Heute liegen die Verhältnisse wesentlich anders, ein enges Zusammengehen von Zentrum und polnischer Fraktion erscheint nicht nur unerwünscht, sondern geradezu unmöglich. Das Zentrum entwickelt sich mehr in deutsch-nationaler, die Polen in **polnisch-nationaler** Richtung. Die Polen wollen nicht mehr als „Anhängsel" des Zentrums gelten, sie mögen teilweise andere Interessen haben als die deutschen Katholiken, sie sind begierig, eigene Parteipolitik zu treiben. Nach ihrer Meinung hat die Freundschaft mit dem Zentrum ihnen nichts genützt. Nun gut, mögen die Polen zusehen, wie weit sie aus eigener Kraft kommen. Wird ein Zusammengehen von Polen und Zentrum gewünscht, so möge hierum ersucht, von Fall zu Fall entschieden werden. Dem Zentrum kann unter Umständen eine Entäußerung des polnischen Ballastes nur angenehm sein.

In **kirchlicher Beziehung** wäre zu wünschen, daß deutsche und polnische Katholiken das Gefühl der religiösen Zusammengehörigkeit nicht verlören, daß sie als Kinder einer gemeinsamen Mutter Gerechtigkeit und Wohlwollen obwalten ließen, auf der Grundlage gegenseitiger Achtung ein möglichst gutes Verhältnis anstrebten und pflegten.

*) Man tadelt es, daß die Polen bei der Vertretung ihrer Forderung schroff zu Werke gehen. In der polnischen Geschichte findet man analoge Fälle, von denen ein recht bezeichnender hier Erwähnung finden mag: König **Wladislaus** IV. hatte den Papst Urban VIII. vergebens gebeten, den ihm sympathischen früheren Nuntius Visconti mit dem Kardinalshut zu dekorieren. Der Posener Bischof Szoldrski war 1642 in dieser Sache noch persönlich in Rom vorstellig geworden, indem er ausgeführt hatte, der König von Polen hätte wie andere Könige das Recht, für den, welchen er dazu als würdig erachte, den Kardinalshut zu erbitten und Erhörung zu finden. Hierauf erwiderte Urban VIII.: „Ich weiß nicht, ob er den andern gleich ist und ob man die erblichen Könige den wählbaren gleichstellen kann." Diese wie andere Nichtachtungen, die man den parteiischen Berichten des damaligen Nuntius Filonardi zuschrieb, erregten in Polen große Entrüstung. Der König ließ die Depeschen des Nuntius nach Rom auffangen. Man erfuhr daraus, daß der König in sehr unvorteilhaftem Lichte geschildert worden: das polnische Volk wurde als trunksüchtig und anarchisch hingestellt. Nun begab sich eine Deputation des Reichstages zum Nuntius, warf ihm sein Verhalten vor und erklärte, daß der König und das Land ihn **nicht mehr als Nuntius anerkännten**. An den Papst richteten die Reichsstände eine Beschwerde, in der ausgeführt wurde, daß die Majestät des polnischen Wahlkönigs bei den Polen in derselben (?) Ehre und Achtung stände wie die des Kaisers bei den Deutschen und daß sie im Schutze der Majestät ihres Königs **das Leben zu opfern** bereit wären. Sie gestatteten es nicht, den König zu mißachten und die Konstitution zu kritisieren, wie der Nuntius es getan, um dessen Abberufung gebeten werde, da ihn in Polen niemand mehr als solchen anerkenne. Durch die Erhebung Viscontis zum Kardinal würde der Papst sowohl den König als auch das ganze polnische Volk, das dem apostolischen Stuhle immer am ergebensten sei, sich verpflichten. Den Brief unterschrieben im Namen des geistlichen Senates der Primas, vier Bischöfe, im Namen des weltlichen Senates und des gesamten Adels verschiedene hohe Würdenträger und Edelleute. — Urban VIII. rief den Nuntius wohl ab, sandte für ihn jedoch keinen Ersatz und erteilte Visconti auch nicht den Kardinalshut. (Aus dem sehr umfangreichen Quellenwerke von Zaleski, Jezuici iw Polsce, Bd. II.)

) Wir behalten die übliche Bezeichnung „radikal" und „Radikalismus" bei, obwohl man die Strömungen des „jungen Polen" eigentlich korrekter „jungpolnisch**" nennen würde.



Die Frau und das pharmazeutische Studium.*)

Von

Hugo Raab.

Wie oft können wir heutzutage dem Ausspruche besorgter Eltern begegnen: „Wir müssen die Tochter etwas lernen lassen, damit sie sich später ihr Brot selbst verdienen kann, denn auf die Versorgung durch eine Heirat kann man sich bei den hohen Ansprüchen, die in unserer Zeit an die Mitgift eines Mädchens gestellt werden, nicht mehr verlassen."

Dieser Ausspruch gehört zu den markanten Zeichen unserer Zeit, und in richtiger Würdigung unserer heutigen sozialen Verhältnisse wird man ihm eine gewisse Berechtigung nicht versagen können. Handelt es sich hier doch um nichts Wenigeres als um den Lebensunterhalt und das Fortkommen der Frau, die auf sich allein angewiesen ist. Die wichtige Frage aber wird eben die sein, mit welcher Beschäftigung sich später die Frau ihr Unterkommen sicher stellen kann und auf welcherlei Art sie ihr Ziel mit wenigst möglichem Kostenaufwand erreichen wird.

Die Perspektive, die sich in dieser Richtung eröffnet, dürfte zurzeit freilich nicht die günstigste zu nennen sein. Denn nicht jeder Beruf sagt dem weiblichen Elemente zu, da ja schon die Natur selbst eine Gleichstellung der weiblichen und männlichen Kräfte nicht für alle Berufsarten zuläßt. Ferner hat die große Anzahl von Mädchen, die gezwungen sind, für ihr Fortkommen später selbst zu sorgen, eine enorme Konkurrenz geschaffen und einen solchen Andrang zu den in Frage kommenden Unterkunftsstellen gezeitigt, daß das Angebot an weiblichen Kräften in keinem Verhältnis mehr steht zur Nachfrage derselben. Dazu kommt dann noch der immer größer werdende Zugang der männlichen Jugend zu den Studienanstalten und den auf diesen basierenden Berufsstellen, wodurch natürlich das weibliche Element noch mehr in den Hintergrund gedrängt wird.

Angesichts dieser wenig rosigen Aussichten möchte ich es als einen Lichtblick bezeichnen, daß sich auf dem Gebiete des pharmazeutischen Berufslebens der Frau ein weites Feld des Unterkommens und der Versorgung eröffnen könnte. In richtige Bahnen gelenkt und vom Wohlwollen der Regierungen unterstützt, könnte das Projekt der Verwendung weiblicher Kräfte im Apothekergewerbe für viele Familien höchst segensreich werden, anderseits zugleich eine wirtschaftliche Misere des Apothekerstandes beseitigen helfen.

Der 18. Mai des Jahres 1904 ist in der Geschichte der Pharmazie ein kritischer Tag geworden, denn er brachte die neue Prüfungsordnung für Apotheker, die von einschneidender Bedeutung für den Apothekerstand geworden ist und teilweise schon recht unangenehme Folgen nach sich gezogen hat und immer noch nach sich ziehen wird. Diese für das ganze Deutsche Reich geltende Prüfungsordnung verlangt als Vorbedingung für den Eintritt in die pharmazeutische Laufbahn die Reife für Prima eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Oberrealschule an Stelle des bisherigen Zeugnisses über die wissenschaftliche Befähigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Ist nun schon vor dem Erlaß dieser Prüfungsordnung in den

*) Der Herausgeber möchte bei dieser Gelegenheit auf die von demselben Verfasser herausgegebene Broschüre über „Die Apothekenfrage im Deutschen Reiche" (vergl. das Inserat in der vorliegenden Nummer) ganz besonders hinweisen. Die Broschüre wurde im „Reichsmedizinalanzeiger" äußerst günstig beurteilt und warm empfohlen, ebenso von vielen anderen Blättern im In- und Auslande.

letzten Jahren eine Minderung des Zuzuges junger Leute zum Fache eingetreten, so muß die unausbleibliche Folge dieser neuen Bestimmung ein ganz gewaltiger Mangel an pharmazeutischem Hilfspersonal sein, wenn nicht anderweite Remedur geschaffen werden kann. Jeder mit den gegenwärtigen Apothekenverhältnissen Vertraute wird zugeben müssen, daß nur noch ein kleiner Bruchteil von jungen Leuten sozusagen kurz vor Torschluß auf das Absolutorium verzichten und sich dem Apothekenberufe zuwenden wird. Ein weiterer Nachteil der Prüfungsordnung vom 18. Mai 1904 liegt in der Bestimmung, daß die Servierzeit der Gehilfen vor dem Universitätsstudium von 3 Jahren auf nur 1 Jahr herabgesetzt wurde, wodurch eine weitere Reduzierung insbesondere der jüngeren pharmazeutischen Hilfskräfte eintreten muß. Bedenken wir ferner, daß ein Teil der Pharmazeuten nach Absolvierung ihrer Universitätsstudien sich der speziellen Chemie, der Nahrungs- und Genußmittelchemie und verwandten Sparten zuwendet, für den eigentlichen Apothekenbetrieb also verloren geht, so leuchtet ein, daß namentlich im jüngeren Gehilfenpersonal eine große Lücke in kurzer Zeit entstehen muß.

Es sind nun schon mannigfache Vorschläge zum Ausfüllen dieser Lücken gemacht worden, darunter hauptsächlich derjenige der Einführung einer zweiten Kategorie von Personal mit herabgesetztem Vorbildungsniveau. Abgesehen von verschiedenen anderen gegen diesen Vorschlag sprechenden Gründen möchte ich schon um der Gefahr willen, daß man in Apothekerkreisen diese billigeren Arbeitskräfte zum Schaden der älteren konditionierenden Pharmazeuten mit höherer Vorbildung in weitgehendem Maße in Anspruch nehmen könnte, von einer solchen Maßnahme entschieden abraten. Vielmehr glaube ich, daß der vorteilhafteste Ersatz für den Ausfall an männlichem Personal in der Erschließung des pharmazeutischen Studiums für die Frau auf Grund derselben Vorbildung, wie sie für das männliche Personal vorgeschrieben ist, zu finden sein wird. Diese redliche Konkurrenz der auf gleicher Bildungsstufe stehenden Frauen brauchte das männliche Personal in keiner Weise zu fürchten, einer Lohndrückerei durch ein pharmazeutisches Personal 2. Klasse würde ein wirksamer Riegel vorgeschoben und ein nicht geringer Teil der Fragen nach passenden Erwerbsquellen für die Frau würde eine denkbar günstige Lösung finden.

Gerade der pharmazeutische Beruf dürfte vor allen anderen Berufsarten der Frau am sympathischsten sein und ihrem ganzen Wesen und ihrer Konstitution durch die körperlich nicht zu sehr anstrengende Beschäftigung am meisten entsprechen. Umgekehrt auch wird die Frau infolge des ihr ureigenen Ordnungssinnes, ihrer Akkuratesse und Reinlichkeit für diesen Beruf mehr als für irgend einen anderen geeignet erscheinen.

Ja selbst dem Einwande, daß Zeit, Mühe und Geld, welche auf die Ausbildung verwendet wurden, verloren sein würden, wenn ein Mädchen später doch heiratet, kann hier begegnet werden, da das pharmazeutische Studium infolge seiner vielseitigen für das heutige Leben praktisch zu verwertenden Wissenschaftszweige gewissermaßen als Vervollständigung einer Institutsbildung angesehen werden kann, die auch einer verheirateten Frau stets von Nutzen und Wert sein wird. Außerdem aber tritt ja die Pharmazeutin schon in sehr jungen Jahren in den Genuß einer recht guten Besoldung, wie sie kaum eine andere Berufsart bei gleichalterigen Individuen aufzuweisen hat, so daß in vielen Fällen die aufgewendeten Mittel vor einer Verheiratung ganz gut wieder eingebracht werden können.

Sehen wir einstweilen von der für den Eintritt in den pharmazeutischen Beruf vorgeschriebenen wissenschaftlichen Vorbildung ab, so werden, was den Kostenaufwand während der Lehrzeit, die Stellung und die Einkommensverhältnisse der weiblichen Pharmazeuten anlangt, diese genau dieselben sein wie bei dem männlichen Personal, da ja auch die beiden Kategorien der gleichen Vor- und Ausbildung unterstehen. Wenn ich deshalb sage, daß heutzutage fast nirgends mehr ein sogenanntes Lehrgeld verlangt wird, daß in allen Fällen die Lehrlinge freie Wohnung, Licht und Beheizung, vielerorts auch freie Kost haben, so dürfte daraus hervorgehen, daß die während der Lehrzeit aufzubringenden Kosten keine zu großen und von vielen Familien leicht zu erschwingende sein werde.

Nach Absolvierung der dreijährigen Lehrzeit aber tritt der weibliche Pharmazeut wie der männliche in den Bezug eines monatlichen Salärs von 120—130 Mk., bei freier Wohnung, Licht und Beheizung, was einem Jahreseinkommen von wenigstens 1800 Mk. gleichkommen dürfte. Zwar kann nach den neuesten Bestimmungen der Pharmazeut schon nach einjähriger Servierzeit die Universität beziehen, unbenommen indessen bleibt es jedem, seine Konditionszeit vor der Universität auch noch länger auszudehnen, und hierin liegt die Möglichkeit, daß manche minderbemittelte Kandidatin sich Ersparnisse für das Universitätsstudium machen kann. Schließlich aber wäre es nicht einmal notwendig, daß alle weiblichen Pharmazeuten die Approbation zu erlangen streben. Gar viele könnten auf das Universitätsstudium verzichten, zum Teil weil manche die Absicht hegen mögen, sich später doch noch zu verheiraten, andernteils aber, weil auch bei dem Gehalte eines nichtapprobierten Pharmazeuten und den geringen Bedürfnissen der Frauen sich dieselben durch Ersparungen, durch Beitritt zu Pensions- und Unterstützungskassen, durch Versicherungen u. dgl. ein sorgenfreies Alter sichern können.

Freilich den vollkommensten Abschluß des pharmazeutischen Studiums soll auch für die Frau die Approbation als Apotheker für das Gebiet des Deutschen Reiches bilden, und diejenigen weiblichen Pharmazeuten, welche voraussichtlich beim Fache bleiben werden und die für das Universitätsstudium notwendigen Mittel aufbringen können, würden gut daran tun, die Approbation anzustreben. Es sind eben doch damit Rechte, Befugnisse und Vorteile verbunden, die auch für die Frau von sehr großem Werte sind. Dahin gehört z. B. das Recht der Erlangung einer Konzession zum Betriebe einer Apotheke, die Befugnis der selbständigen Führung einer Apotheke, die dadurch bedingte bessere gesellschaftliche und geschäftliche Stellung und die höheren Salärbezüge approbierter Pharmazeuten.

Wie bereits gesagt, kann das Universitätsstudium beginnen nach einer in Apotheken des Deutschen Reiches zugebrachten Gehilfenzeit von mindestens einjähriger Dauer und erstreckt sich auf einen Zeitraum von vier Halbjahren. Im fünften Halbjahre wird dann die eigentliche pharmazeutische Prüfung abgelegt, der eine weitere praktische Tätigkeit von zwei Jahren, darunter mindestens ein Jahr in Apotheken des Deutschen Reiches, zu folgen hat. Nach Ablauf dieser Gehilfenzeit erlangt der Kandidat auf seinen Antrag hin die Approbation.

Die Besoldungsverhältnisse approbierter weiblicher Pharmazeuten würden sich genau wie die des approbierten männlichen Personales gestalten. Das Salär würde sich bei freier Wohnung, Licht und Beheizung zwischen 150—180 Mk. monatlich bewegen, was einem durchschnittlichen Jahresgehalte von 2400 Mk. gleichkäme.

Nach diesen Erörterungen, die jetzt wohl kaum mehr einen Zweifel darüber übrig lassen dürften, daß es wünschenswert wäre, wenn die Frauen sich das Gebiet des pharmazeutischen Berufes nutzbar machen wollten, habe ich zunächst noch zu bemerken, daß, wie bereits von seiten der meisten deutschen Bundesstaatenregierungen, so besonders auch von seiten der Kgl. Bayer. Staatsregierung dem Eintritt der Frauen in die pharmazeutische Laufbahn kein Hindernis im Wege steht, soferne nur der auch von dem männlichen Personale geforderte Nachweis der wissenschaftlichen Vorbildung erbracht werden kann. Sohin wäre nun noch die Frage zu behandeln, welches wohl der geeignetste Weg sein möchte, auf dem ein Mädchen in den Besitz des verlangten Reifezeugnisses gelangen könnte.

Für die männliche Jugend ist in bezug auf Aneignung einer Gymnasialbildung gut gesorgt: Wir haben genügend Gymnasien und Realgymnasien gleichmäßig über das ganze Land verteilt; die Minderbemittelten können vom Schulgeld befreit werden, und zahlreiche Seminarien und dergleichen Institute gestatten es, die nicht am Platze ansässigen Studierenden billig unterzubringen. Anders aber verhält es sich in bezug auf die weibliche Jugend. Eigene staatliche Mädchengymnasien gibt es nicht, und wenn auch hie und da ein Privatinstitut sich mit der Vorbereitung junger Mädchen für das Gymnasialabsolutorium befaßt und in neuerer Zeit selbst einige humanistische und Realgymnasien im Deutschen Reiche Mädchen unter gewissen Vorbedingungen als Schülerinnen aufnehmen, so ist dies einerseits bei weitem nicht hinreichend, um genügenden Zugang von Frauen zum pharmazeutischen Studium zu bringen, anderseits dürften diese Arten von Vorbereitungen für die Erlangung des geforderten Reifezeugnisses für Mädchen nicht die zweckmäßigsten und jedenfalls auch zu kostspielig sein, um weiten Kreisen das Studium zu ermöglichen. Der Gedanke, den Frauen den Apothekerberuf zugänglich zu machen, kann nur dann greifbare Gestalt gewinnen, wenn wir der Frauenwelt mehr Möglichkeit bieten, sich die erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, und wenn wir darauf bedacht sind, auch in pekuniärer Hinsicht das Studium möglichst zu erleichtern. Ferner brauchen wir aus naheliegenden Gründen für die von auswärts kommenden Mädchen unbedingt Internate, und deshalb sind städtische Institute weniger zweckdienlich, während unsere von Ordensschwestern geleiteten Institute, wie z. B. die der Englischen

Fräulein, der Ursulinerinnen ꝛc. ꝛc., hierzu wie geschaffen wären und auch vor Privatinstituten unbedingt den Vorzug verdienten, da sie allein in der Lage sind, das Studium und die Verpflegung der Zöglinge auf die billigste Weise, wenigstens aber doch zu weit billigeren Preisen zu ermöglichen als jene.

Die einfachste und zugleich praktischste Einrichtung wäre nun die, daß man an diesen Instituten für solche Zöglinge, die sich dem Studium der Pharmazie zuwenden wollen, eigene Gymnasialabteilungen errichtete, in welchen der Lehrstoff eines Gymnasiums oder Realgymnasiums bis zur Prima behandelt wird. Da aber nach der Prüfungsordnung für Apotheker in gleicher Weise das Reifezeugnis eines humanistischen wie eines Realgymnasiums zulässig ist, so könnte man zweckmäßig die Ausbildung nach dem Muster eines Realgymnasiums vornehmen, da durch das Wegfallen des griechischen Unterrichtes und die dadurch bedingte Entbehrlichkeit einer Lehrkraft für die griechische Sprache wesentliche Kosten erspart und das ganze Unternehmen erleichtert werden könnte. Anderseits würde der stärker forcierte Unterricht in den naturwissenschaftlichen Fächern, den neueren Sprachen und der Mathematik, für welche Lehrgegenstände ja ohnehin schon die notwendigen Lehrkräfte vorhanden sind, den späteren Kandidatinnen der Pharmazie bei weitem nutzbringender sein. Neue Lehrkräfte wären somit nur für die lateinische Sprache zu akquirieren, und das dürfte, bis sich die Institute für dieses spezielle Fach ihre eigenen weiblichen Lehrkräfte selbst herangezogen hätten, auch keinen besonderen Schwierigkeiten begegnen.

Da wohl die meisten Eltern ihre Töchter bis zur letzten Volksschulklasse im Elternhause behalten möchten, so würde im allgemeinen der Unterricht so einzurichten sein, daß der ganze vorgeschriebene Lehrstoff in einem Zeitraume von drei bis vier Jahren bewältigt würde, was auch leicht durchzuführen wäre. Für solche, die ihre ganze Elementarschulzeit im Institute durchmachen, könnte das Pensum auch auf sechs Jahre verteilt, mit dem Gymnasialunterricht also früher begonnen werden. In einem durchschnittlichen Alter von sechzehn bis siebzehn Jahren könnten die Schülerinnen dann als Lehrlinge die pharmazeutische Laufbahn beginnen, mit längstens zwanzig Jahren würden sie schon in den Genuß einer recht respektablen Besoldung treten und von da ab sozusagen auf eigenen Füßen stehen.

Nicht übergangen dürfte hier noch werden, daß auch die Regierungen der Sache ihre Unterstützung angedeihen lassen könnten, dergestalt, daß sie den diesbezüglichen Instituten Privilegien erteilen möchten, wonach denselben das Recht zustände, ihren Zöglingen das Reifezeugnis für den Eintritt in die pharmazeutische Laufbahn zu erteilen, wenn dieselben die vor einer staatlichen Kommission abzulegende Schlußprüfung mit Erfolg bestanden haben.

Zum Schlusse möchte ich noch auf einen ganz eminenten Vorteil hinweisen, den einzig und allein der pharmazeutische Beruf der Frau gewährt, das ist die Familienangehörigkeit des weiblichen Pharmazeuten in allen seinen Stellungen, während der ganzen Zeit seines Wirkens. Was es heißt, nicht als reine Arbeitsmaschine betrachtet zu werden, außerhalb der Arbeit nicht auf sich allein angewiesen zu sein und verlassen in der Welt zu stehen, das, glaube ich, kann eine Frau wohl am besten beurteilen und schätzen. Welchen Gefahren ist ein junges Mädchen ausgesetzt, wenn es in seiner freien Zeit sich selbst überlassen und ohne Anschluß und Rückhalt dasteht? Welche Befriedigung hingegen muß es den Eltern gewähren, wenn sie die Tochter im Hause des Chefs selbst untergebracht, unter guter Obhut wissen!

Erwachen.

Vom schweren Duft der Sommernelken trunken,
Schläft in der Rosen weichem Bett der Wind,
Das Sonnenlicht in tropfenfeinen Funken
Durchs Blättergitter meiner Linde rinnt.

Des Lebens Pulse leiser, leiser beben,
Und was der Alltag wirkt und webt, zerrinnt;
Weit will die Flügel meine Sehnsucht heben,
Und Wunder werden wahr, die niemals sind.

Da schreckt mich auf der Ferne dumpfes Grollen —
Der Sturm erwacht, ein drohend Wetter naht.
Mein Traum zerflattert. Zu des Lebens Wollen
Ruft mich ein Gott, mich ruft ein Gott zur Tat.

Münster i. W. — Dr. H. Jos. Brüßl.

Hoch zu Wagen.

Eine Böhmerwaldidylle von Dr. Joseph Herbeck.

Sven Hedins Lebensziel war, Tibet zu durchwandern, und Bastians Ideal umfaßte einen Busch auf dem lackierten Hut für des Prinzregenten Geburtsfest, ein blaues silberbordiertes Fräckchen und eine weißlederne Hose. Des Knaben Morgenträumen, das Dante bedeutungsvoll nennt, war, zwei Bräunel zu lenken und den Gruß der Vorbeigehenden vom Kutschersitz aus zu erwidern. Das Roß nahm in seiner bescheidenen Zoologie die höchste Tierstufe ein, wobei ich ihm aller Wissenschaft zum Trutz nur recht geben mag, denn die Einreihung der Affen und Fledermäuse in die ersten zwei animalischen Klassen hat mich stets irritiert. Und sagt mir auch gleich ein schöneres und verständigeres Tier wie das Pferd! Um seine Träume ins Leben zu übersetzen, scheute er kein Opfer. Kaum war er aus der Schule, diente er als Stallbube bei einem Posthalter, dessen Wiesengründe die böhmische Grenze streiften, und da schon sparte er sich ein Geldchen zusammen. Und dann nach der Militärzeit wurde er Postillon, der zwischen dem letzten bayerischen Städtchen und dem Grenzdörflein verkehrte, und die erträumte Tracht war sein.

War er nun glücklich? Er grüßte freilich die Fußgänger vom hohen Kutschersitze, aber der Winter war nicht ganz nach seinem Sinn und Herzen. Brennt etwas auf den Backen diese Kälte an der oberpfälzischen Grenze, und bei dem unbeweglichen Sitzen wurden die Gliedmassen des Postillons völlig erstarrt. Zuletzt ward er fast neidisch auf die Fußgänger. Ach, der Nachtdienst bei jeder Witterung, bei Eissturm und blendenden Blitzen! Mit der Einrichtung der Welt war es doch übel bestellt. Keinem ging es nach Wunsch. Rentier zu sein wäre doch eigentlich das Schönste auf diesem Konglomerat von Humus und Urstein; aber was hilft die Sehnsucht, wenn, wenn . . .!

Das Kreuz war, daß er mehr Phantasie besaß als seine von anderen Richtungen zu dem Städtchen fahrenden Kollegen. Die ertrugen mit Geduld alle Widerwärtigkeiten ihres Loses; der Baptist tröstete sich mit seiner nachmittäglichen gigantischen Portion gepfefferten Schwartenmagens, der Hohentaler Fuhrknecht fühlte sich überhaupt nie von Gedanken belästigt, und derjenige, welcher die Verbindung mit der Lokalbahn bewerkstelligte, hatte soviel auf die Moidel am Weg zu achten, daß er kaum seiner Pferde Herr wurde. Wenn den Kollegen etwas in die Quere kam, so erhielten die Pferde einen überkräftigen Zuruf und damit basta.

Es war der 20. Januar. Bastian war fast den ganzen Tag auf dem Wege gewesen und fuhr nun dem oberpfälzischen Dorfe Stadlern zu. Er war ziemlich schlecht aufgelegt. Graue Schiebwolken drängten sich von allen Seiten her, Schnee lag zur Menge auf Stein, Wald und Flur, die scharfe Luft schnitt förmlich unter der Nase durch und Bastian fror um die Fußknöchel. Er hatte viel Aufträge besorgen müssen, und als er von Schönsee abfuhr, glänzten bereits die Lichter aus den verschneiten und verfrorenen Fenstern und mit eisigen Händen hatte er ein paar vollgepfropfte rupfene Säcke auf die Rückseite des ungeschlachten Postschlittens geschnallt und gebunden. Als er das Städtchen verließ, sah er einen Grenzaufseher mit seiner Verlobten spazieren

gehen, die alte Mesnerin holte ihre Wassereimer vom halbkristallisierten Brunnengrand, der pensionierte Oberlehrer und der Arzt gingen heim vom üblichen Tarock und besprachen die Wechselfälle des edlen Spieles, ein dick in Pelze vermummter Alkoholreisender war eben mit Extrafuhrwerk angekommen. Bastian mußte fort von den traulich knisternden Holzstückchen des Gasthofofens. Der Gasthofbesitzer hatte ihm etwas verspätet zum Namenstag gratuliert und ihm einen Riemen von zehn Knackwürsten in die Rocktasche gesteckt.

Nun ging's in die Schneeweiten hinaus. Als er Dietersdorf durchfuhr, erloschen schon da und dort die Lichter in den Hütten. Einsam wurde hinter Dietersdorf die eisige Straße. Kein Geräusch, außer dem, welches das Fuhrwerk verursachte; nur ab und zu das Fauchen eines Windstoßes. In der endlosen Höhe zerstreut zitterten einige Punkte bleichen astralischen Lichtes. Manchen hätte Furcht in dieser Verlassenheit angewandelt, die an die Tundren des asiatischen Nordens im Winter gemahnen konnte. Bastian mühte sich ab, auf seiner Taschenuhr die Zeit abzulesen und fand den Stundenzeiger auf der achten Ziffer. Er erinnerte sich, daß er als Kind um diese Stunde zu solcher Jahreszeit neben der Mutter dem Knistern des im Kachelofen brennenden Holzes zugehorcht hatte und daß um diese Frist die dampfende Buttersuppe auf den Tisch kam. Vater und Mutter lagen nun im Stadlerner Friedhöfchen. Ihn, den eisige Luft umgab, erwartete kein summender Ofen, keine Dampfwolken atmende Suppenschüssel. Wie ihn nur die traurigen Gedanken gerade heute am Sebastianstag so quälten. Er ertrug die entsetzliche Stille nicht länger und trieb die Pferde mit lautem Zuruf an. Die Bräunel griffen kräftiger aus und nun gelangte der Schlitten nach Stadlern. Nur einen Menschen sprechen hören! Er klopfte beim Koppenwirtshaus an.

„Ein Glas Bier wird mir wohltun oder ein Näpfchen Pimentlikör mich wärmen!"

Er klopfte zweimal, dreimal — kein Lebenszeichen. Niemand kam zu öffnen. Bastian sprang wieder aufs Gefährt und fort ging es der Grenze zu. Das Aechzen der Schlittenkufen hörte sich seltsam an in der ungeheuren Stille.

Als er zwischen dem Hüttenschlag und dem Jackelberg hinunterfuhr, glaubte er, eine Lichterprozession über die Schneefläche marschieren zu sehen; er dachte rasch an Schmuggler; als er aber die Augen rieb, sah er ein, daß er halb geträumt habe, halb schneeblind gewesen sei.

Endlich kam er heim. Das ganze Anwesen schlief; er brachte die Postsachen dem schläferigen Expeditor in sein Häuschen und in den Stall die Pferde, denen er Futter gab. Weil ihn arg fror, wollte er schauen, ob er nicht in dem fünf Minuten entfernten böhmischen Dörfchen noch ein Glas Ungarwein erhalten könne, womit er seinen Namenstag zu beschließen vorhatte. Aber der Weinschänker sperrte ihm die Türe vor der Nase zu, wünschte Bastian spöttisch ruhsame Nacht und sich sein Kommen zu gelegenerer Zeit.

Da sah er beim Heimwärtsgehen ein paar Fenster des österreichischen Zollamts erleuchtet. „Die Finanzer unterhalten sich noch", dachte er bei sich; „sie haben ein warmes Zimmer und rauchen ihre Kubas."

Dabei vernahm er, wie Gläser aneinandergestoßen wurden. Plötzlich öffnete sich ein Fenster, ein Lichterblitz schoß heraus, Bastian bemerkte ein Mädchen, das rasch, wie um frische Luft zu schöpfen, auf die Straße niederschaute. Dann schloß die Gestalt wieder das Fenster und die Vorhänge wurden zugezogen.

Nun wieder Stille, Nacht, Einsamkeit. Wahrhaftig eine Zähre in Bastians rotem, gehärtetem Gesicht! Jetzt hörte er, wie das Tor des Zollamtes aufgeschlossen wurde. Er sah neben sich ein junges, weibliches Wesen, welches ein gefülltes Glas trug und sagte: „Postillon! nehmt ein wenig Glühwein, Ihr bedürft desselben, denn es ist so kalt!"

Bastian war ganz verwirrt und kam nicht gleich zu einer Erwiderung; dann sprach er mit zitternder Stimme:

„Wie? Sie dachten meiner. Woher sind Sie? Was sind Sie?"

„Ich bin die Köchin der Finanzer in diesem Hause," sagte das Mädchen. „Als ich das Fenster öffnete, habe ich Euch unten gesehen; ich vermeinte, etwas Warmes würde Euch Vergnügen machen und habe die Herren um dieses Glas Glühwein für Euch gebeten. Es geht da drinnen heute hoch her und wahrlich nicht auf ein Glas Wein zusammen."

„Ich danke, schönes Mädchen!" Mit diesen Worten nahm er das Glas. „Köchin, wenn Ihr wüßtet, wie wohl mir Euer Mitleid getan hat!" sagte er, als er den Wein behäbig getrunken und das Glas dem Mädchen zurückgegeben hatte. Guten Abend wünschte die schöne Erscheinung und sie verschwand, die Türe hinter sich schließend.

Das mitleidige Mädchen hatte mit seiner Anwesenheit alle traurigen Gedanken des Postillons verscheucht. Er erinnerte sich nun, sie schon ein paarmal an jenem Fenster gesehen zu haben. Er dachte noch lange diesen Abend an sie, er spürte keine Kälte in seiner Kammer und in der Nacht träumte er von der zarten Wangenröte der hübschen Finanzerköchin.

Anderntags ging sein erster Weg über die Grenze; ein Fenster öffnete sich und eine Gardine wurde zur Seite geschoben, ein Köpfchen erschien und verschwand. Dann kam die Dienerin an die Türe, sie sagte ihm freundlich lächelnd guten Morgen, sein Herz klopfte und er wiederholte den Dank von gestern.

Von jenem Tage ab wurden sie einander befreundet. Gar oft öffnete sich jenes Fenster und ließ das Profil eines Mädchens gewahren. Dann wurde ein Gruß emporgerufen, das Köpfchen lächelte und erwiderte den Gruß.

Die Kameraden Bastians sagten, daß sie ihn nimmer kännten; er war faul geworden, er war kaum mehr von der Grenze hinwegzubringen; was gab es?

Das Geheimnis enthüllte sich, als eines Tages am Ende der Fastnacht Bastian einen bat, er möchte für ihn nach Schönsee fahren.

An diesem Tage gebarte sich Bastian vornehm, denn er heiratete jenes Mädchen, dessen Köpfchen seit Wochen er so gerne an dem uns bekannten Fenster der Finanzerei geschaut hatte. Als sie das Kirchlein zu Stadlern verließen, wo sie das große Ja gesprochen hatten, sagte die Neugetraute zu Bastian:

„Was denkst du? Weshalb redest du nicht?"

Was Bastian dachte, war deutlich in seinen Mienen zu lesen: das Bewußtsein, daß er an den langen Winterabenden, wenn er sich des Wetters Nöten aussetzen muß, keine Kälte mehr spüren wird, weil er jemand zu Hause weiß, der auf ihn bedacht ist und ihn erwartet. Ein kräftiger Händedruck und ein voller Blick in die treuen Augen war die einzige Antwort.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von

Dr. Felix Mader, München.

Ausstellungen ohne Ende! Wer das Glück hat, heute unter der Sonne zu wandeln, muß all das genießen und sich geistig assimilieren können und soll sich dabei den Magen nicht verderben!

Neben der Ausstellung im Glaspalast laufen zurzeit drei weitere kleinere Ausstellungen, die ausgesprochenes Interesse besitzen. Zunächst die Defreggerausstellung in der Galerie Heinemann. Das Lebenswerk des allverehrten Meisters kommt begreiflicherweise nicht erschöpfend zur Anschauung, aber doch recht umfangreich. Die historisch-patriotischen Gemälde aus Tirols Freiheitskämpfen fehlen bis auf „Speckbacher und sein Sohn" fast ganz: sie sind im Besitz der Galerien in Wien, Berlin, Dresden u. a., dagegen sieht man mit lebhaftem Interesse, wie den Meister diese große Zeit auch heute noch beschäftigt: „Die Einberufung zum Landsturm" hat er noch gar nicht vollendet; man darf das Bild als Vorspiel zu dem gewaltigen „Letzten Aufgebot" bezeichnen. Die Szenen aus dem Tiroler Volksleben, ernsten und heiteren Charakters, sind zahlreich vorhanden; ferner eine Reihe von anziehenden Porträten, unter denen wieder die Kinderbildnisse aus der eigenen Familie die meiste Sympathie erwecken: das Wesen des Kindes zu schildern, verstand der Meister in feiner, liebenswürdiger Weise. Was aber denjenigen, der den Künstler, nicht den Erzähler, zuerst studieren will, am meisten interessiert, das sind Defreggers Studien, die man sonst selten zu sehen bekommt. Sie geben Zeugnis für die künstlerische Gewissenhaftigkeit, mit der Defregger arbeitete: diese Interieurs, diese Hütten und landschaftlichen Folien, diese Beleuchtungsmotive hat er alle nach der Natur fleißig studiert. Auch in diesen Studien ist Defregger, was die Farbe betrifft, Stilist: warum sollte er es nicht sein? Die Modernen sind es auch, in anderer Weise und ohne es zu wollen. Und jede Weise hat ihr Recht, wenn sie was Gutes schafft, wie Meister Defregger.

Von Menzels Werken veranstaltete der Kunstverein eine bedeutende Kollektivsammlung. Auch einer von den Alten wie Defregger! Dem Entgegenkommen der Nationalgalerie in Berlin, des Großherzogs von Sachsen-Weimar, sowie verschiedener Privat-

besitzer haben wir's zu danken, daß die Zusammenstellung einen fast erschöpfenden Einblick in das große Lebenswerk des Meisters, wenigstens soviel der Maler in Frage kommt, bieten kann.

Mögen uns heute die Historien aus der preußischen Geschichte vielleicht weniger erwärmen, so gewährt doch ein Gemälde wie das „Flötenkonzert in Sanssouci" einen vollen künstlerischen Genuß. Diese Unmittelbarkeit in der Schilderung des Rokokomilieus! Diese weiche, träumerische Stimmung in dem vom Kerzenlicht erleuchteten Saal! Man glaubt, die intimen Melodien des Konzertes selbst zu vernehmen! Diesem hocharistokratischen Sujet steht das „Eisenwalzwerk" gegenüber. Welcher Gegensatz! Eine riesige Fabrikhalle, dunstige bläulichgraue Atmosphäre, Scharen von Arbeitern bei den verschiedensten Verrichtungen: welch nüchterner, prosaischer Gegenstand! Aber Menzel hat ihn durch die Weihe der Kunst gehoben; er hat in der Seele desselben gelesen und ihn uns auf die Weise innerlich nahegebracht. Neben solch großen Motiven schuf der Künstler eine Fülle von anmutigen köstlichen Aquarellen und Guaschen. Seien es Motive aus der Rokokozeit oder der Gegenwart entnommene Szenen oder auch nur ein Paar Vögel im Vogelbauer: des Meisters Auge sah in all diesen Dingen eine Welt von farbigen Reizen. Welch interessantes malerisches Landschaftsbild weiß er doch aus einem so mageren Motiv wie die „Berliner-Potsdamer Bahn" zu gestalten!

Menzel besaß ein außerordentliches Können. Er war aber auch unermüdlich in Studien. In der Ausstellung sprechen zahlreiche und beredte Zeugen dafür. So haben auch unsere alten Meister gearbeitet. Dem Kenner der heutigen künstlerischen Anschauungen ist es von besonderem Interesse, an Menzels Bildern, namentlich am Eisenwalzwerk zu beobachten, daß man zur Darstellung derartiger Motive keineswegs einer impressionistischen Spachtel bedarf, sondern daß man dergleichen auch in sauberem Vortrag und doch frisch und kraftvoll schildern kann. Alles in allem: ein großer Künstler; eine gesunde, natürliche, allgemein verständliche Kunst!

Im Studiengebäude des Nationalmuseums wurde eben eine Ausstellung für angewandte Kunst — Kunstgewerbe sagte man früher — eröffnet. Hier kommt also das Wollen der Modernen auf diesem Gebiete zur Aussprache. Die Einrichtung eines ganzen Hauses im Jugendstil wird uns gezeigt, ein Garten dazu; ein Friedhof mit modernen Monumenten sowie eine Reihe kunstgewerblicher Einzelarbeiten vervollständigen das Bild der Ausstellung.

Neue Offenbarungen werden nicht gegeben. Die dunkle Frage, ob das Suchen nach einem neuen Stil zu befriedigenden Resultaten führen werde, wird auch nicht weiter gefördert; aber das war ein guter Gedanke, all diese Dinge in den entsprechenden Räumen, für die sie bestimmt sind, also im Zusammenhang mit der Umgebung, aufzustellen. Das behagliche Studierzimmer, das diskret gestimmte Boudoir, das vornehme Schlafzimmer in Weiß und Grün besitzen viel Ansprechendes. Am meisten befreundet man sich mit jenen Möbeln, die in freiem Biedermeierstil gestaltet wurden. Die gesuchten, erzwungenen Formen eines Pankok, denen man zu sehr anmerkt, daß sie etwas Nochnichtdagewesenes bieten wollen, werden der Propaganda für den neuen Stil wenig nützen. Die Ausstattung der Räume mit Bildern im Simplicissimusstil ist natürlich auch nicht jedermanns Sache. — Im Garten fand eine Anzahl hübscher Bronzen und einige kleinere Brunnen Aufstellung. Von den Grabdenkmälern des Friedhofes zeichnen sich manche durch schlichte einfache Größe und innern Gehalt aus, etliche vertreten die Richtung des Bizarren und Gesuchten. Unter den kleineren kunstgewerblichen Arbeiten findet sich viel Schönes.

Die Ueberzeugung, daß wir einen lebensfähigen Zeitstil schon gefunden, wird durch die Ausstellung nicht begründet: aber alle Anerkennung denen, die rastlos streben! Wenn sie das Suchen und die Neuheit nicht zum Selbstzweck machen, mögen sie vielleicht zu günstigen Resultaten gelangen.

Die Düsseldorfer Festspiele des Rheinischen Goethevereins.

Von

Joseph Schneiders, Düsseldorf.

Kaum sind die Kölner Opernfestspiele verrauscht, so entfaltet Düsseldorf den ganzen poesievollen Zauber seiner Goethefestspiele zum siebenten Male unter der künstlerischen Oberleitung Max Grubes, des Oberregisseurs am Königlichen Schauspielhaus in Berlin.

In tropischer Hitze ein zahlreiches Publikum zu hohen Preisen den höchsten Kunstleistungen lauschend im festlich geschmückten Theater! Ueberall Feststimmung, vor, auf und hinter der Bühne! „Götz von Berlichingen", der theaterfremde, poesiestarke, auf den Brettern! Zwar stark beschnitten, aber von ebensolch tapferer Ritterlichkeit und urdeutscher Bravheit wie das szenenreiche, breitgearbeitete Goethesche Original. Ohne drehbare Bühne die schönsten und schnellsten szenischen Veränderungen, neue Dekorationen; besonders herrlich der stimmungsvolle Wald der nächtlichen Femerichter, der Kaiserliche Hof mit Springbrunnen und blühenden Rosen, die brennende Burg im wolkenschweren Hintergrunde. Stimmungsreize, an welchen der Leiter Max Grube und der Theatermaler Hacker gleichen Kunstanteil haben. Dazu das groß angelegte Zusammenspiel der einzelnen Darsteller, verbunden mit einer kunstvoll abgetönten Statisterie, ein Bild wunderbarer Farbenharmonie aus dem gärenden Mittelalter eines Götz! Und welch ein Götz! Adalbert Matkowsky übertraf sich selbst. Kraft, Energie! Gutherzigkeit als Gatte, Vater und Freund, überquellende Liebe als Bruder und Helfer in der Not. Dann dieses einzigartige Lachen in Freude, Schmerz und Groll — Natur! Gegen Götz fiel Otto Sommerstorff, ein Künstler von unverkennbarer Darstellungsintelligenz als Weislingen etwas ab. Der Darstellung fehlte die Frische der Empfindung, während sein Edelknappe Franz durch Rud. Christians eine Verkörperung von hinreißendem Temperaments- und Gefühlsausdruck erfuhr. Der Sickingen stand in der Darstellung Maximilian Werraks auf keiner hohen Kunststufe. Das Kolorit eines tatkräftigen Ritters war nirgendwo zu finden. Hans von Selbitz dagegen kam bei Adolf Klein in die richtigen Hände. Der polternde, renommierende Ton des trink- und würfellustigen Haudegens und holzbeinigen Kämpen geriet ihm großartig. Einer wie er, der den Königsleutnant neben Mephisto und Wallenstein spielt, hat das Maturitätszeugnis zur Darstellung bedeutender Charaktere mit auf die Welt gebracht. Das Prädikat „gut" verdient Elisabeth, die seelenstarke und warmherzige Gattin des „Götz", welche Frau Hedwig Arendt konsequent durchführte. Gleich dankbar brachte Fräulein Grete Egenolf die Maria als Schwester und liebende Braut zur Geltung. Eine geniale Zeichnerin außerordentlicher Seelenaffekte ist unstreitbar die Darstellerin der Adelheid von Walldorf, Frl. Emma Berndl. Erotische Leidenschaft, Furcht, Reue, Schreck, jeder Ton auf der Skala der menschlichen Seele steht der großen Künstlerin zu Gebote. — Vorzügliche Chargen stellten der Bauernanführer Sievers (Max Winter), Lerse (Krausneck), der Kaiserliche Rat (Zeisler), der Schreiber (Aug. Teschen), Martin (Ernst Wendt), Zigeunermutter (Frau Lucie Wendt), namentlich Georg (Frl. Sophie Wachner), und Hauptmann von Wanzenau (der drollige Franz de Paula), während auch die übrigen mehr oder weniger Wertvolles leisteten.

Schiller, Don Carlos, Spanien! Drei Superlative in einem Atem! Eine solch dramatische Riesendichtung von 5370 Versen, selbst wenn dieselben zum größten Teile von so reißendem Temperamentsstrome wie die Schillerschen sind, in den beschränkten Zeitrahmen eines Theaterabends zu zwingen, erfordert dramaturgische Erfahrung, und Max Grube hat sie bewiesen, obschon nach unserer Ansicht das Drama wohl hie und da gewonnen, aber, was es an szenischer und logischer Klarheit errungen, an manch schöner Perle edelster Schillerpoesie einbüßte. Die Hineinzerrung der Gestalt des fanatischen Großinquisitors, die Grube selbst mit zynisch-dämonischem Wohlbehagen wiedergab, beeinträchtigte die unheimliche Größe König Philipps nicht unwesentlich. Auch würde der Schluß des Stückes mit der Ermordung Posas im Kerker Don Carlos' von weit höherer dramatischer Wirkung gewesen sein als die Gefangennahme des Infanten vor Augen der Königin durch den Großinquisitor in Begleitung Philipps und Albas. Das Zusammenspiel sämtlicher Darsteller war von Meiningenscher Detailarbeit. Der Aufruhr der spanischen Volksmenge vor dem Palaste hingegen klang allzu matt. Auch der

hereinstürmende Offizier der Leibwache besaß zu wenig Aktionsgefühl für die Bedeutung der gefährlichen Erregung des spanischen Volkes. Hermann Paris, der Darsteller dieser kleinen, nicht unwichtigen Rolle, verstand es nicht, uns mit Furcht vor dem Kommenden zu erfüllen. Philipp (Adolf Klein, der Star der Festspiele) lag wie ein breiter Schreckensschatten über dem Drama. Er war das personifizierte Mißtrauen, der Fanatismus, die unbeugsame, willensstarke Grausamkeit, und wirkte oft durch Pausen, fast gleichgültig kalte Betonungen mehr als manch anderer durch pointierte Unterstreichung seiner fürchterlichen Gedanken — eine Meisterleistung ohne jede fremde Anlehnung aus einem Gusse! Der finstere Alba (Otto Eppens) war ebenso historisch-echt in Haltung und Tonfall, wie Schiller ihn gezeichnet hat. Marquis von Posa (Otto Sommerstorff) hatte wohl schöne Momente rhetorischer Art, während sonst der Mangel ursprünglicher Gefühlswallungen oft seltsam mit den Schillerschen Feuerworten kontrastierte. Er machte den Eindruck eines sich müde gelebten Menschen, so daß sein Ausruf: „Das Leben ist doch schön!" wenig glaubhaft klang. Don Carlos (Rud. Christians) gefiel am besten an den innigen Ausdruck verratenden Stellen der Dichtung, jedoch machte sich vielfach eine Ueberhastung wichtiger Pointen bemerkbar, welche der stürmische Infant, nach dem geistigen Gehalte zu urteilen, doch wohl überdacht haben mußte, und daher nicht herunterjagen konnte. Trotz dieser Fehler riß die ganze Leistung mit sich fort. Frln. Mahn als Elisabeth von Valois war eine liebenswerte, edle, junge Königin, ohne durch besondere Höhepunkte aufzufallen. Prinzessin von Eboli (Frau Luise Willig) war die liebesbedürftige temperamentvolle, von weiblicher Klugheit durchdrungene, schöne reuevolle Intriguantin, genial hingeworfen von der Inspiration des Augenblicks. Domingo fand einen feinen, dezenten Darsteller in Moritz Zeisler. Graf Lerma (Joseph Nesper), von Ferio (Max Winter) und die übrigen kleinen Rollen der Damen und Herren fanden passende Wiedergabe, namentlich Mercado, der Arzt, durch Karl Eichholz.

Die letzte Festvorstellung „Tell" reihte sich ihren Vorgängerinnen würdig an, was zwar auch vorauszusetzen war; denn ein Stück wie „Wilhelm Tell," das heute fast an jeder Provinzialbühne wirkungsvoll wiedergegeben wird und auf das empfängliche, edle, deutsche Gemüt mit den volkstümlichen Feuerversen Schillers immer einen bedeutenden Eindruck hinterläßt, mußte bei der technischen und regiekünstlerischen Reife Max Grubes eine unbedingte Steigerung des dramatischen Erfolgs bedeuten. Jedoch sind unsere Erwartungen nicht ganz bezüglich der Auffassung der hochwichtigen, einschneidenden Rütli-Szene erfüllt worden. Die Zusammenkunft der einzelnen Schwyzer war in eine gedämpfte Redefarbe getaucht, so daß manches verloren ging oder nicht zu der vom Dichter beabsichtigten Wirkung gelangte. Demselben Auffassungsfehler in der Szenenführung begegneten wir auch bei der Zwiesprache der heimlichen Femerichter im nächtlichen Walde im „Götz von Berlichingen." Die Wiedergabe des Tell durch Georg Reimers war eine achtunggebietende Leistung und bewies selbständiges Erfassen der Rolle. Die Apfelschußszene, der Beifallshöhepunkt aller Tell-Darsteller, fand auch durch ihn einen guten Verlauf, obgleich wir dieselbe von anderen Künstlern (z. B. Mitterwurzer) psychologisch feiner gesehen haben. Der Monolog in der hohlen Gasse gelang ihm, unterstützt von großartiger Dekorationsphantasie, außerordentlich gut. Besonders das unstete Hin- und Herwandern während des Sprechens hatte viel natürliche Geschmeidigkeit und realistische Wahrheit. Geßler (Adolf Klein) ließ bei seinem ersten Auftreten allzu wenig von der Grausamkeit des Tyrannen durchblicken in der Art des Redetons. In der hohlen Gasse, hoch zu Roß, lebte er voll und ganz in der Rolle des Gewalttäters. Der edle Hengst, das Leibroß des Landvogts, zog allerdings viel Aufmerksamkeit auf sich. Jeder fürchtete einen heimlichen Bocksprung. Freiherr von Attinghausen (Arthur Krausneck) entsprach der Würde seines Standes und war der edle, wohlmeinende Bannerherr, ein echter, treu zum Vaterlande haltender Schweizer. Desgleichen traf sein Neffe, Ulrich von Rudenz (Ernst Wendt), in jeder Situation, in Trotz, Hochmut, Liebe und zuletzt in vaterländischer Begeisterung den jugendlich-frischen Ton des Empfindens. Rühmend muß auch des Werner Stauffacher gedacht werden. Max Pategg zeichnete diese keineswegs leichte Partie mit glücklichen Charakterstrichen und erschöpfte den Inhalt vollkommen. Von mächtiger Wirkung war der Melchthal Georg Muratoris. Der Aufschrei der gefolterten Sohnesseele: „In die Augen, in die Augen, sagtet ihr?" war überraschend. Walter Fürst (Karl Greiner) füllte seinen Platz gut aus. Auch der Baumgarten (Otto Eppens) individualisierte sehr zutreffend den Verfolgten. Gertrud, Stauffachers Gattin (Frau Hedwig Arendt), Hedwig Tells Gattin (Frl. Grete Egenolf) wurden hübsch durchgeführt. Bertha von Bruneck gab Frl. Elfride Mahn in herzlicher, glaubhafter Weise. Ebenfalls gestaltete Frau Luise Willig die Armgart recht interessant. Die kleinen Partien fanden eine entsprechende Besetzung. Nur sei noch des Paricida (Sommerstorff) gedacht, da er aus dieser Rolle viel herausholte. Die Massenszenen gefielen allgemein, z. B. der Zwinglibau, in der hohlen Gasse der Hochzeitszug, der Chor der Barmherzigen Brüder waren schöne naturwahre Bilder. Alles in allem sind die Rheinischen Goethefestspiele kulturhistorische Augenblicksdenkmäler großer, deutscher Schauspielkunst und gemütstiefer, ewigschöner deutscher Poesie gewesen!



Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. „Augen rechts", Komödie in 3 Akten von John Lehmann, hatte bei recht guter Darstellung einen freundlichen Heiterkeitserfolg. Der Verfasser gibt einen nicht schlecht gesehenen Ausschnitt aus dem Vereinsleben eines Provinzstädtchens. Ein geschäftspatriotischer, streberischer Vizeobmann des Kriegervereins bringt die Mitglieder desselben völlig durcheinander in seinem selbstsüchtigen Streben, bis er als Verleumder gebrandmarkt den Kürzeren zieht. Das Beste des Stückes sind die Vereinsszenen, die manche gute Type zeigen und recht treffend den offenen und versteckten Kampf zwischen Patriotismus und Sozialismus darstellen, der sich dabei bewußt und unbewußt vollzieht; anderseits ist der maßgebliche Charakter des alten ehrlichen Amtssekretärs gründlich „vorbeigeraten" und eine gewisse schönrednerische Tendenz nicht abzuleugnen. Das Stück hat aber einen frischen Zug und bleibt sicherlich in der lebendigen Wiedergabe, die es im Schauspielhaus erfährt, wenn auch keine dramatische Offenbarung, so doch eine angenehme Unterhaltung für ein paar Hundstagsstunden.

Frau Senger-Bettaque verließ mit der zu Ende gehenden Saison unsere Hofbühne; mit ihr scheidet ein angesehenes Mitglied, dessen Ruf aufs engste mit den Wagnerschen Tondramen verknüpft war. Die Künstlerin hatte sich ursprünglich einem anderen Fach gewidmet und wuchs erst nach und nach in ihre Aufgabe, die Verkörperung der großen Wagnerschen Frauengestalten, wie Isolde, Brünnhilde, Venus, Ortrud, hinein. Damit, und mit dem Umstand, daß die Eröffnung des Prinz-Regententheaters gerade ihrer Art allen Vorschub leistete, begann ihre künstlerische Glanzperiode, die freilich ein gewisses Erstarren ihrer Auffassung zufolge hatte. Frau Senger-Bettaque stieß ihre außerwagnerschen Rollen (wie Fidelio, Frau Fluth) nach und nach alle ab und widmete sich, wie das eben in München nur zu leicht möglich war, immer mehr der Wagnerschen „Monumentalität", die ihrem Spiel schließlich etwas Gemachtes, Posiertes gab. Ihre Nachfolgerin soll Frau Burk-Berger werden, deren Gastspiel seinerzeit durchaus nicht mit so ungemischter Freude aufgenommen wurde, als daß eine sofortige Berufung unbedingt hätte folgen müssen. Jedenfalls steht uns nun wieder die Aussicht bevor, eine Werdende in allen Phasen ihrer Entwicklung verfolgen zu dürfen. Im Festspielhause wird die Künstlerin wohl noch nicht zu Worte kommen.

Hans Pfitzner hat mit Ende dieser Saison seine Stellung am Theater des Westens in Berlin niedergelegt. Er hat nach Uebereinkunft mit Direktor Prasch in nächster Spielzeit nur die Neueinstudierung zweier Werke übernommen, worunter die neue Oper Wolf-Ferraris: „Die vier Grobiane".

München. Hermann Teibler.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. — Telephon 3850. —

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 31. München, 30. Juli 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Auf zur Straßburger Katholikenversammlung!

Von
Gymnasial-Oberlehrer Karl Hoeber.

Die Vorbereitungen für die diesjährige Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in den Tagen vom 20. bis 24. August werden in allen Kommissionen mit Eifer und Ausdauer betrieben. Manche Arbeit ist schon glücklich erledigt, anderes muß noch getan werden. Nach dem Verlauf und Stand der bisherigen Besprechungen und Dispositionen dürfen die auswärtigen Besucher der Katholikenversammlung auf eine herzliche Aufnahme durch ihre Glaubensbrüder in Straßburg und im Elsaß rechnen. In allen Kreisen der katholischen Bevölkerung herrscht hier ein anerkennenswerter Opfersinn und volles Verständnis für die Bedeutung der Versammlung, der sie eine angenehme und freundliche Heimstätte bieten sollen. Man kann jetzt schon mit aller Bestimmtheit sagen, daß die heurige Katholikenversammlung hinter ihren Vorgängerinnen nicht zurückstehen wird.

Zunächst gilt dies von dem Arbeiterfestzug. Aus vielen Gauen des Elsaß und namentlich auch Lothringens, mit seiner zum Teil vortrefflich organisierten Arbeiterschaft, werden Tausende von Arbeitern sich in geschlossenen Reihen einfinden. Aber auch die angrenzenden Staaten Baden, Württemberg, Bayern, Hessen und die Rheinprovinz werden ihre Kontingente stellen. Einige Abteilungen wie die Schweizer und Schwarzwälder wollen, wie es heißt, in ihrer malerischen Landestracht auftreten. Nach Beendigung des Festzuges finden zu gleicher Zeit sechs große Arbeiterversammlungen statt, in denen namhafte Redner und um die soziale Fürsorge und Gesetzgebung hochverdiente Männer sprechen werden.

Die eigentliche Festhalle auf dem Feuerwehrübungsplatze am Steinring ist, wie die Tagesblätter schon gemeldet haben, seit mehreren Wochen vollendet. In den Pfingsttagen hat sie gelegentlich des 5. elsaß-lothringischen Sängerbundesfestes ihre Probe glänzend bestanden. Namentlich das gesprochene Wort dringt ohne allzugroße Anstrengung des Redners klar und vernehmlich durch den weiten Raum, der 75 Meter lang und 40 Meter breit ist und für ungefähr 10,000 Menschen Platz bietet.

Bei der Auswahl der Redner wurde darauf Bedacht genommen, daß in den öffentlichen wie den geschlossenen Versammlungen Männer aus möglichst vielen Ständen und Berufsklassen zum Wort kommen: Leute aus dem Volke, praktische Landwirte und Industrielle, Lehrer und Gelehrte, Parlamentarier, Welt- und Ordensgeistliche. Neben altbekannten Namen der im opfervollen Dienst um die katholische Sache ergrauten Führer und Kämpen werden auch bewährte junge Kräfte nicht fehlen.

Was der Straßburger Katholikenversammlung gerade bei der gegenwärtigen politischen Lage noch einen besonderen Akzent geben wird, ist die in Aussicht stehende Teilnahme französischer Katholiken. Daß manche Glaubensgenossen in unserem westlichen Nachbarlande, und zwar Laien wie Geistliche, schon seit Jahren die Standesorganisation und die Presse, die Schuleinrichtungen und die Seelsorge bei den Katholiken in Deutschland mit wachsendem Interesse verfolgen, ja sogar häufig an Ort und Stelle kennen zu lernen trachten, ist bekannt. Auch hat bei den letzten Katholikenversammlungen die Zahl der französischen Besucher stetig zugenommen; in Regensburg wurde ihnen gleich am ersten Abend eine besonders herzliche Begrüßung zuteil. Dieser Tage fand nun in Nancy eine stark besuchte Versammlung des Vereins jugendlicher Katholiken statt, die den Namen „Le Sillon" führen und unter diesem Titel auch eine gutgeleitete Zeitschrift herausgeben. Zu dieser Versammlung erschienen auch zahlreiche Elsässer und Lothringer und zwar in der Absicht, die Sillonisten für den Besuch des Straßburger Katholikentages zu gewinnen, damit diese dabei einmal die deutschen Katholiken in ihren Massenversammlungen und Ausschüssen und Delegationen an der Arbeit sehen.

In Straßburg haben in den beiden letzten Jahrzehnten schon eine Menge von Kongressen und allgemeinen Tagungen aller Art stattgefunden. Die günstigen Eisenbahnverbindungen, die schöne waldreiche Umgebung im Schwarzwald und in den Vogesen, welche nach langen und ermüdenden Reden und Debatten auch der Erholung eine angenehme Möglichkeit eröffnen, üben auf die Wahl der Stadt einen außerordentlich bestimmenden Einfluß. Und dazu kommt für die Besucher aus Alt-Deutschland noch etwas, was nicht gering angeschlagen werden darf, das ist die Fülle geschichtlicher, religiöser und patriotischer Gedanken

und Erinnerungen, die in den Herzen vieler Tausender aufleben, wenn sie den Namen Straßburg hören.

Katholiken Deutschlands! Gebt diesen Empfindungen auch dadurch Ausdruck, daß ihr euch zahlreich in Straßburg einfindet! Zeigt vor aller Welt, was eure Glaubenseintracht und eure Liebe zur Kirche und ihrem sichtbaren Oberhaupt vermag. Kein schöneres Beispiel christlicher Einheit könnt ihr gegenwärtig geben, als wenn ihr in dieser Zeit trauriger sozialer Zerklüftung mit einem starken Aufgebot aller Stände, der Reichen wie der Armen, der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer euch auf dem Boden Straßburgs brüderlich die Hand reicht zu ernster und begeisterter Arbeit für das Wohl des Vaterlandes und der Kirche.



Bayern nach den Landtagswahlen.

Von

Dr. Armin Kausen.

Der 17. Juli hat gehalten, was der 10. Juli versprach: die Abgeordnetenwahlen brachten dem bayerischen Liberalismus noch größere Verluste, als es nach den Wahlmännerwahlen scheinen konnte. Wenn der neue liberale Führer Dr. Müller (Landgerichtsrat in Aschaffenburg, nach seinem Reichstagsmandat Müller-Meiningen genannt) in einem höchst burschikos — um nicht mehr zu sagen — geschriebenen Artikel der „Frankf. Ztg." der liberalen Fraktion noch 30—32 Mandate zubilligen zu dürfen glaubte, so hat er um fast ein Dutzend zu hoch gegriffen, denn die Liberalen nennen heute genau 21 Mandate (bisher 44) ihr eigen. Selbst wenn die bisher trotz zahlloser Wahlgänge ergebnislos verlaufene, auf den Herbst vertagte Wahl in Neustadt a. H. schließlich doch noch zum Ziele führte, könnte die liberale Partei allergünstigsten Falles nur noch ein Mandat gewinnen. In Landstuhl, wo erst am 21. Juli im 13. Wahlgange die Wahl zustande kam, opferte der Bund der Landwirte in letzter Stunde seinen intelligentesten und schlagfertigsten Kandidaten, den bekannten liberalen protestantischen Pfarrer Schowalter, den Verfasser der Wahlrechtsbroschüre, dem Hasse des Nationalliberalismus. Als ein Exempel liberaler Kampfesweise verdient angemerkt zu werden, daß die „Münch. Neuesten Nachr." (Nr. 336) den so unbequemen Kandidaten als einen unbekannten „Pfarrer namens Schowalter" bezeichneten.

Das Zentrum hat am 17. Juli so glänzend wie möglich abgeschnitten. Mit 102 Mandaten fehlen ihm nur noch 4 Stimmen an der Zweidrittelmehrheit. Was das zu bedeuten hat, wird in der nationalliberalen „Augsb. Abendztg." vom 18 Juli unumwunden mit folgenden Worten eingestanden: „Es läßt sich nicht verkennen, daß heute das Zentrum als Majorität ganz anders in betracht kommt als vor Dezennien, daß das Landtagszentrum zur Bildung einer Zweidrittelmajorität zu irgend welchem Zwecke in Wirklichkeit gar nicht auf die sozialdemokratische Fraktion angewiesen ist. Es wird nach Umständen selbst über Zweidrittel der anwesenden Mitglieder gebieten und hat ad hoc seine Helfer bei den übrigen Abgeordneten und zwar nicht nur bei den ‚Sozis'."

Abweichungen von den Resultaten des 10. Juli brachten die Abgeordnetenwahlen einzig in der Pfalz. Dort hat die dem Liberalismus auf den Leib geschriebene Wahlkreiseinteilung sich an den Begünstigten furchtbar gerächt. Von 20 Mandaten der Pfalz sind 2 infolge der ergebnislosen Wahl in Neustadt noch erledigt. Von den übrigen 18 erlangten die Sozialdemokraten 6, das Zentrum 5, die Liberalen 3, der Bund der Landwirte 4. Bestenfalls könnte in Neustadt den Liberalen und Bündlern je 1 Mandat zufallen.

Den Liberalen wäre es auch im rechtsrheinischen Bayern noch ärger ergangen, wenn in einigen fränkischen Wahlkreisen nicht bindende Abmachungen zwischen den Bündlern und den Liberalen zu respektieren gewesen wären. So konnte namentlich der sonst so selbstbewußte und hochfahrende liberale Führer Dr. Casselmann sein Mandat in Bayreuth nur durch die Großmut des abgesägten bisherigen bündlerischen Abgeordneten Dörnhöfer retten, dem die Wiederwahl mit Hilfe der Gegner sicher in Aussicht gestellt war. Natürlich lärmt die liberale Presse über die „Unmoral" und „Perfidie" solcher Versuche, aber daß die liberale Partei in Augsburg die Wahlmänner der Zentrumspartei ihrem gegebenen Worte abspenstig zu machen versuchte, wird verschwiegen. Zweierlei Maß! Die ganze verzweifelte Lage der liberalen Partei läßt sich am besten aus der Vorberechnung erkennen, welche die „Augsb. Abendzeitung" am 14. Juli über die „Konstellation am Tage der Abgeordnetenwahl" veröffentlichte. In dem Artikel heißt es, „völlig sicher" seien für die Liberalen nur 11 Mandate. Zu diesen 11 rechnete aber das liberale Blatt auch die von den Sozialdemokraten angefochtenen Nürnberger Mandate und die bisher noch unentschiedenen Mandate von Neustadt a. H. Demnach hätte also der Liberalismus nur noch 7 oder, nach der Logik seiner eigenen Presse, höchstens 9 „völlig sichere" Mandate.

Dasselbe liberale Blatt gestand in dem zitierten Artikel, die vereinigten Bauern- und Landwirtebündler könnten, wenn sie die ohne jegliches Entgelt angebotene Hilfe des Zentrums annähmen, in Franken 21 Mandate an sich bringen und so zur zweitstärksten Partei in der Kammer werden, ja im Verein mit den 3 niederbayerischen Bauernbündlern, den 4 Konservativen und dem Nürnberger Mittelstandsmann eine Freie Vereinigung mit etwa 30 Köpfen bilden. So zu lesen in Nr. 193 der „Augsb. Abendzeitung"! Demgegenüber nimmt sich die bisher 20 Köpfe zählende Freie Vereinigung immerhin etwas mager aus.

Den 21 Mann starken liberalen Mischmasch in der Kammer stets und in allen Fragen unter einen Hut zu bringen, wird nicht ganz leicht sein. Altliberale, Jungliberale und Freisinnige werden dort zusammensitzen. Der freisinnige Abg. Dr. Müller spricht in der „Frankf. Ztg." wegwerfend von der Pfalz, die „in Fehde und Hader zerrissen war", und die „Augsb. Abdztg." läßt sich noch am 20. Juli aus Neustadt a. H. melden, daß „die Liberalen einige unsichere Kantonisten unter sich hatten". Sie hätte noch hinzufügen können, daß der eine liberale Kandidat, Dr. Bischof-Dürkheim, schon eine Konzession an eine „hadernde" Sondergruppe war. Im diesseitigen Bayern war es mit der Disziplin im liberalen Lager auch nicht überall gut bestellt. Jungliberale Treibereien wurden in der Presse mit offener Entrüstung an den Pranger gestellt.

Die Sozialdemokraten ziehen einstweilen 12 Mann hoch in den Landtag ein (bisher 11). Die Hoffnung, die vier Nürnberger Mandate in einer Nachwahl wieder zurückzuerobern, dürfte durch den Ausfall der Fürther Reichstagswahl, wo der Freisinnige Barbeck mit Hilfe auch der Konservativen und Bündler wiedergewählt wurde, etwas herabgestimmt sein. Barbeck erhielt 14,450 Stimmen, der Sozialdemokrat Segitz 13,600.

Der Zentrumsmehrheit mit 102 Mandaten stehen also vorderhand vier Gruppen mit 55 Mandaten gegenüber: 21 Liberale, 20 Bündler und Konservative, 2 Demokraten, 12 Sozialdemokraten.

In der Zentrumspresse ist an der Hand der Wahlziffern der strikte Nachweis geliefert worden, daß das Zentrum eine große, sichere Mehrheit aus eigener Kraft errang und über einen starken Stimmenzuwachs verfügt. An dieser Tatsache scheitern alle Versuche, die durchschlagende Wirkung des Zentrumssieges abzuschwächen, und dieser Tatsache wird auch die Staatsregierung wohl oder übel Rechnung tragen müssen, wenn es nicht zu den schärfsten Zusammenstößen mit einzelnen Ministern im Landtage kommen soll. Das Zentrum ist fest entschlossen, sich nicht wieder mit einigen glatten Redensarten abspeisen zu lassen. Eine gewisse Scharfmacherpresse hat bereits wieder nach alten Heften an den „Königsinstinkt" des Regenten appelliert, der seine Minister nicht fallen lasse, am wenigsten den Grafen Feilitzsch.

Ein großes liberales Blatt in München bereicherte das Lexikon des unfreiwilligen politischen Witzes durch den lapidaren Satz: „Nein, der Liberalismus ist in Bayern der einzige Träger des modernen Staatsgedankens, in ihm repräsentiert sich der moderne Staat." Auf einen ganz anderen Ton ist die Leier der schon mehrfach genannten

„Augsburger Abendzeitung“ gestimmt, die sich von jeher darin gefallen hat, den Münchener Kolleginnen das Konzept zu korrigieren. Sie schreibt sehr ruhig und resigniert:

„Der Liberalismus hat an dem Verbleiben bzw. Nichtverbleiben eines der jetzt im Amte befindlichen Minister durchaus kein so lebhaftes und dringendes Interesse, daß er sich veranlaßt sehen müßte, der Entfernung des einen oder anderen den Widerstand auch nur einer Druckzeile entgegenzusetzen. Man tut auch unrecht daran, gleich zum Aeußersten zu gehen und die Gefährdung des Kronrechtes der Ministeranstellung ohne Weiteres als gegeben zu erachten. Sicherlich muß das Recht der Krone, die Minister nach freier Erwägung der Tatsachen zu ernennen oder zu entlassen, unangetastet bleiben. Wenn aber die Krone in Berücksichtigung der Lage es in freier Entschließung für angezeigt erachtet, eine mehr oder minder ausgiebige Modifikation in der Zusammensetzung des Ministeriums vorzunehmen, so hat der Liberalismus keine Veranlassung, königlicher zu sein als der König, und sich dem zu widersetzen. Es gibt sogar sehr viele Liberale, die aus praktischen Gründen und im Interesse einer Beschleunigung der Entwicklung der Dinge den Wunsch hegen, daß diese Modifikation möglichst bald und in möglichst umfassender Weise erfolgen möge.“

Aehnlich äußerte sich am 13. Juli ein bayerischer Mitarbeiter des „Berliner Börsen Courier“, welcher meinte, das Kompromißministerium von Podewils sei nunmehr reif für den Abgang, die Liberalen würden ihm keine Träne nachweinen: „Besser ein unverblümt ultramontanes Ministerium, als ein solches, das nach der Pfeife Roms (!) tanzen muß, indes es nach außen hin den Schein der Unparteilichkeit erwecken will. Bayern wird somit der erste Staat in Deutschland werden, der ein stramm ultramontanes Regiment erhält. Hier wird man sehen, was die Schwarzröcke leisten werden, wenn sie die unumschränkte Macht in den Händen haben.“

Selbst der neue liberale Kammerführer Dr. Müller hatte in der „Frankf. Ztg.“ nichts dagegen einzuwenden, daß „Graf Feilitzsch nach der glatten Durchsetzung der Wahlrechtsvorlage wohl von selbst zur Ruhe geht und einem in den sonstigen Rahmen mehr passenden Minister des Innern Platz macht“. Um so drolliger berühren die Kraftanstrengungen einiger liberaler Blätter, zur Rettung des Grafen Feilitzsch die Krone in eine völlig unhaltbare Situation hineinzudrängen. Was manche Leute in Bayern nur denken und höchstens leise andeuten, hat ein sächsisches liberales Blatt, das „Leipziger Tageblatt“, am 10. Juli offen ausgesprochen: Der Prinz-Regent soll durch das Vetorecht der Krone das neue Wahlgesetz „verhindern“ und so den Liberalismus und „bayerischen Parlamentarismus“ retten!

Daß der Prinz-Regent nicht sofort nach den Wahlen einen Ministerwechsel herbeiführen würde, ließ sich voraussehen. Es entspricht durchaus den Gepflogenheiten bei Hofe, daß Graf Feilitzsch nach erstattetem Vortrage zur Tafel geladen und Finanzminister Pfaff in ähnlicher Weise ausgezeichnet wurde. Jeder Anschein, als folge die Krone einem Anstoße der Parteien, soll vermieden werden. Das ist geltende Tradition, die nur einmal durchbrochen wurde, als der frühere Kultusminister von Landmann einer Würzburger Professoren-Rankünе und dem Geschrei der liberalen Kammerminderheit stante pede durch die Minister Crailsheim und Feilitzsch geopfert wurde. Wer heute eine Wette darauf eingehen würde, daß die Lebensdauer des Ministeriums Feilitzsch nur noch nach Monaten zu berechnen sein wird, dürfte die Wette kaum verlieren. Eigentlich sollte man über diese Eventualität gar kein Wort mehr zu verlieren brauchen. Oder wäre vielleicht die Frage, ob in einem überwiegend protestantischen Lande ein „ultramontaner“ Minister des Innern durch den protestantischen Regenten gegen eine liberale Zweidrittelmehrheit gehalten werden könnte, überhaupt diskutabel? Es ist das eine Preisaufgabe, die jedes liberale Blatt gewiß spielend leicht lösen könnte. Einstweilen sind verschiedene Minister in Urlaub gegangen und die Krisis bleibt ungelöst.

Der furor protestanticus hat bei den Wahlen schlechte Geschäfte gemacht. Aber er ist schon wieder an der Arbeit, wie ein Vorgang im Wahlkreise Weiden beweist, wo die protestantischen Wahlmänner, wie uns die „Augsb. Abendzeitung“ (Nr. 198) erzählt, „nach vorher getroffener Verabredung“ einen weißen Zettel mit folgender Erklärung abgaben:

„Die weißen Zettel bedeuten: Die liberalen und agrarischen Wahlmänner des Wahlkreises Weiden-Sulzbach erklären im Namen ihrer Wähler, daß sie an der jetzt zu Recht bestehenden Verfassung entschieden festhalten; daß sie dagegen allen von der ultramontanen Kammermehrheit etwa durchzusetzenden neuen Verfassungsbestimmungen, soweit dieselben an der bisherigen völligen Gleichberechtigung der Konfessionen etwas ändern würden, keinen Gehorsam leisten werden“.

Welche Verhetzung muß vorausgegangen sein, um eine solche Verwirrung in den Köpfen reifer Männer anzurichten! Daß das Zentrum an den Rechten der bayerischen Protestanten niemals rütteln wird, versteht sich ganz von selbst. Aber in den Augen gewisser Leute wird die Parität schon verletzt, wenn die Katholiken ihre eigene Kirche von unwürdigen Fesseln befreit sehen wollen. Der Hintermann der protestantischen Wahlmänner in Weiden hat augenscheinlich von dem Gutachten läuten hören, das Domkapitular Dr. Ludwigs in Regensburg zu dem vom Kultusministerium ausgearbeiteten und den Bischöfen vorgelegten Entwurfe einer neuen Kirchenordnung verfaßt hat (bei Habbel in Regensburg als Manuskript gedruckt erschienen). In diesem Gutachten ist allerdings der Nachweis erneuert, daß das sog. Religionsedikt von 1818 (II. Verfassungsbeilage) in wesentlichen Punkten dem Konkordat von 1817 zuwiderläuft, und daß die neue Kirchengemeindeordnung mit ihrer weitgehenden Staatsvormundschaft die gesetzliche Bekräftigung eines Unrechtes gegen die Kirche sein würde.

Aber damit ist doch keineswegs gesagt, daß die Zentrumsfraktion sich mit der Absicht trägt, einen Sturm gegen die II. Verfassungsbeilage als solche zu unternehmen. Anderseits ist es gewiß sehr zeitgemäß, das bayerische Staatskirchentum wieder einmal in seiner ganzen Vorsündflutlichkeit vor den Augen der Zeitgenossen des „aufgeklärten“ 20. Jahrhunderts zu entrollen. Welch gellender Hohn liegt in der Tatsache, daß „liberale“ Zeitungen, welche für die schrankenlose Freiheit und Zügellosigkeit der Kunst und Wissenschaft nicht Lanzen genug brechen können, die mit den großen und kleinen Chikanen des Polizeistaates ausgerüstete Staatsaufsicht über die katholische Kirche und selbst über die kirchliche Kirche als unantastbares Recht des „modernen Staates“ verteidigen und von diesem veralteten Zopf kein Härlein „geopfert“ sehen wollen. Ja, das Wort bleibt wahr: Der vulgäre „Liberalismus“ ist die Partei der vollendeten Heuchelei. Freiheit, schrankenlose Freiheit für sich selbst, knechtende, knebelnde Unfreiheit für die Gegner!

Das Zentrum repräsentiert in seiner neuen Zusammensetzung eine Vertretung aller Stände. Dem Geburtsadel gehören vier Abgeordnete an, die sämtlich absolvierte Juristen sind: Regierungsassessor Freih. von Franckenstein in Regensburg und die Gutsbesitzer Freih. von Malsen in München, Freih. von Riederer auf Schönau, Kgl. Kämmerer Freih. von Freyberg auf Jetzendorf. Freih. von Riederer war früher im diplomatischen Dienst tätig und wurde u. a. bei Missionen an den päpstlichen Stuhl verwandt. Der Klerus ist durch 18 Abgeordnete vertreten, eine Zahl, die sich künftig wohl noch verringern wird. Neben etwa 30 Landwirten sitzen 14 Handwerker und Gewerbetreibende, 8 Kaufleute, 3 Arbeitersekretäre, 6 Schulmänner, 1 Arzt, 4 Justizbeamte, 5 Verwaltungsbeamte, 3 Zollbeamte, 3 Verkehrsbeamte, außerdem je ein Postbeamter und Geometer. An neuen Arbeitskräften wird im Zentrum kein Mangel sein. In einem früheren Artikel wurden schon mehrere bemerkenswerte neue Männer aufgeführt. Aus der großen Zahl seien heute nur noch vier herausgegriffen: Bezirksamtsassessor Dr. Einhauser in Laufen, Oberamtsrichter Bill in Furth i. W., Reallehrer Dr. Flemisch in München und Zentralsekretär Bühl in Ansbach. Das Zentrum wird diesmal fast alle wichtigen Referate zu besetzen haben. Die Liberalen zählen zum erstenmal seit langer Zeit wieder einmal einen Universitätsprofessor zu den Ihrigen, den Philologen Dr. Geiger aus Erlangen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die schwindsüchtige Regierung in England.

Das konservativ-unionistische Ministerium konnte man schon längst mit Recht zu den Schwindsuchtskandidaten rechnen, da bei den parlamentarischen Ersatzwahlen des letzten Jahres in einemfort seine Stimmenzahl sich verminderte und auch mehrere Mandate ihm verloren gingen. Jetzt ist in das Bild der schleichenden Krankheit ein schwerer Ohnmachtsanfall einzufügen. Das Ministerium hat eine parlamentarische Niederlage erlitten. Als der Kostenanschlag für die irische Landkommission zur Beratung stand, protestierte der Irländer Redmond gegen die Geschäftsführung der Regierung, die das irische Landgesetz erst in den letzten Tagen der Session eingebracht habe, und beantragte in herkömmlicher Weise eine Entscheidung des Hauses über seinen Protest, indem er die Herabsetzung der verlangten Summen um 100 Pfund Sterl. beantragte. Und siehe da, das Unterhaus nahm mit 3 Stimmen Mehrheit seinen Antrag an. Nach allen herkömmlichen Regeln des englischen Konstitutionalismus hätten nun der Rücktritt des Ministeriums, Auflösung der Kammer und Neuwahlen erfolgen müssen. Aber das Kabinett Balfour klammerte sich an die Macht, wie ja die körperlich Schwindsüchtigen sich auch an das Leben zu klammern pflegen. Die Regierungspresse macht allerhand Ausflüchte: es habe sich nur um eine Frage zweiten Ranges gehandelt, die Mehrheit sei nicht gebrochen, sondern nur überrumpelt worden, der Beschluß der Zufallsmehrheit werde sich durch die wirkliche Mehrheit redressieren lassen, usw. So will denn das Ministerium, nachdem seine Einpeitscher kräftiger ihres Amtes gewaltet, eine neue Abstimmung veranlassen, die ihm ermöglichen soll, wenigstens bis zum Herbst noch weiter zu wursteln. Diese Zähigkeit Balfours und seiner Genossen wird von einigen Blättern mit schätzbarer Offenherzigkeit auf die *auswärtige* Politik zurückgeführt. Es wäre nicht gut, heißt es da, die Erneuerung des Vertrages mit Japan und andere schwebende hochpolitische Angelegenheiten den Liberalen in die Hand zu liefern.

Das wird wohl vom gouvernementalen Standpunkt aus richtig gedacht sein, und gerade deshalb hat die englische Krisis für uns ein außerordentliches Interesse. Die gegenwärtige Regierung hat sich offenbar in mancherlei politische Abenteuer eingelassen, die man nicht gern ohne vorherige Regulierung den Augen und der Kritik der Gegner unterbreiten möchte. Die Beziehungen zu Japan bilden nicht den kritischen Punkt, sondern vielmehr diejenigen Dinge, die man als Zubehör der Delcasséschen Hinterlassenschaft bezeichnen kann. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß ein liberales Ministerium zwar nicht deutschfreundlich, aber doch friedensfreundlich auftreten und von all den Quertreibereien, die auf einen Konflikt zur Vernichtung der wachsenden deutschen Flotte abzielten, sich nicht bloß der Form nach, sondern auch sachlich fern halten wird. Darum bildet der englische Ministerwechsel die dringend wünschenswerte Ergänzung des französischen Ministerwechsels.

Das entscheidende Wort, das auch für den Frieden von Europa schwer in die Wagschale fällt, werden die englischen Wähler im Winter oder im nächsten Frühjahr zu sprechen haben. Vermutlich wird trotz seiner bisherigen Schwächeanfälle die gegenwärtige Regierung es dahin bringen, daß sie die Leitung der Wahlen in der Hand behält, und vielleicht wird sie auch noch das neue Wahlgesetz durchbringen, das auf Kosten ihrer irischen Gegner die Zahl der englischen Mandate vermehren soll. Aber dennoch darf man auf eine Niederlage der Unionisten rechnen. Ihr Ansehen ist schwer erschüttert. Wenn wir den Sieg der Liberalen wünschen, so geht uns dabei die innere Politik Englands nichts an, aber um so mehr die Durchbrechung des abenteuerlichen Imperialismus und der aggressiven Schutzzollpolitik, deren Prophet Joe Chamberlain ist — auch in seiner jetzigen Kulissenstellung ein für den Weltfrieden höchst gefährlicher Mann.

Das ratlose Rußland.

Herr Witte, der russische Vertreter, hat auf seiner Reise zur amerikanischen „Friedensstadt" nicht in Berlin, aber wohl in Paris vorgesprochen. Das brauchen wir ihm gar nicht übel zu nehmen. Nun wird uns aber ein Gegenstück zu dieser Fahrt in Aussicht gestellt durch die Preßnachricht, Zar *Nikolaus* wolle mit Kaiser *Wilhelm* zusammenkommen. Hoffentlich bewahrheitet sich das nicht. Es wäre gewiß förderlich für den Zaren, für Rußland und auch für den Weltfrieden, wenn der Zar mal aus seiner unglückseligen Abgeschlossenheit herauskäme und bei dem befähigtesten Freunde sich klaren Wein einschenken ließe; unser Kaiser würde ja auch den Wunsch nach einer Zusammenkunft nicht ablehnen können und wollen. Die sichere Folge einer solchen Begegnung in der jetzigen kritischen Lage würde aber die sein, daß die Feinde Deutschlands, sowohl die russischen als ihre Helfer in den anderen Ländern, die Schuld an allem Unangenehmen, was Rußland zustoßen wird, auf den Deutschen Kaiser schieben würden. Aehnlich wie man nach 1878 die Schuld an der Einbuße, die der russische Friedensvertrag von St. Stefano wegen des englischen Widerspruchs erleiden mußte, dem Fürsten Bismarck, dem ehrlichen Makler des Kongresses, auf seine breiten Schultern geschoben hat, so daß er bis zum Ende seiner Regierung die Schwielen spürte.

Will der Zar durchaus im Umherziehen Weisheit sammeln, so sähen wir ihn am liebsten den Spuren Wittes folgen und nach Paris ziehen. Dort treffen die Herren ja glücklicherweise nicht mehr den Ränkeschmied Delcassé, sondern den vernünftigeren Rouvier, der auch im Punkte der Anleihe Fachmann ist. Denn auf eine Anzapfung des westeuropäischen Kapitals läuft in jedem Falle die Geschichte hinaus. Deutschland hat aber nachgerade russische Papiere im Ueberfluß.

Herr Witte ist natürlich mehrfach interviewt worden und seine beschönigenden Auslassungen über die militärische und die innere Lage Rußlands werden von manchen als reine Wahrheit betrachtet. Aus dem Ruhstrat-Prozeß ist das Pokerspiel allgemein bekannt geworden; beim Pokern kann man auch mit schlechten Karten gewinnen, wenn man durch kühne Haltung den Gegner verblüfft. Herr Witte müßte von dem diplomatischen Spiel gar nichts verstehen, wenn er den faulen Stand der russischen Karten nicht so gut als möglich zu vertuschen suchte. Und wenn Herr Witte sagt, daß es in Rußland wohl Krawalle, aber keine richtige Revolution gäbe, so kann ein Doktorandus diese These schön verteidigen. Tatsächlich fehlt ja den Unruhen, in denen die russische Unzufriedenheit ihre Kraft vergeudet, die einheitliche Organisation, das systematische Zusammenwirken. Manche hatten erwartet, daß der *Semstwokongreß*, der zum 19. Juli in Moskau zusammentrat, sich als einigendes Haupt und Zentralleitung der revolutionären Kräfte auftun würde. Aber der Kongreß blieb loyal, obschon er tapfer gegen das Polizeiverbot seine Tagung durchführte. Er lehnte den ihm zugeschriebenen Beruf zu einer umstürzlerischen Konstituante ausdrücklich ab und begnügte sich mit einer scharfen Verurteilung der Scheinkonstitution des Ministers Bulygin. Sonach ist dort zu Lande der gute Rat wirklich teuer — nicht bloß für das offizielle, sondern auch für das revolutionäre Rußland. Ein *tüchtiger* Zar könnte wahrscheinlich auch jetzt noch alles wieder ins Lot bringen, aber *unseren* Kaiser brauchen wir selber.

Die Wahlen in Bayern.

Denken wir uns einmal den umgekehrten Fall: Ein „ultramontaner" Minister des Innern hätte seiner Partei durch Verteidigung der ihr günstigen Wahlkreisgeometrie sichtlich unter die Arme gegriffen, und darauf wäre das Zentrum halbiert, der Liberalismus aber mit nahezu Zweidrittelmehrheit in die Kammer zurückgekehrt. Wie würden die Wogen der Entrüstung und der Gischt des Spottes aufschäumen, wenn unter solchen Umständen das Zentrum noch den Mut hätte, die Beibehaltung dieses Ministers der elend geschlagenen Minderheit zu fordern? Der bayerische Liberalismus bringt aber so etwas in seinem ungenierten Machthunger fertig. Und dabei hat er sich stets als Verkörperung des wahren modernen Konstitutionalismus aufgespielt.

Bei den preußischen Altkonservativen schwärmt man bekanntlich für den absoluten König, allerdings mit dem stillen Vorbehalt, daß er „unsern Willen tut". Immerhin ist diese Partei nicht an die konstitutionelle Theorie gebunden. Trotzdem ist es wunderbar, daß die konservative „Kreuzzeitung" von Berlin die Vermutung ausspricht, der Regent werde „in einem *liberalen* Ministerium ein Gegengewicht gegen den fast ganz antiliberalen Landtag zu erhalten suchen". Ein ausgesprochenes liberales Parteiministerium würde ja unter den obwaltenden Verhältnissen eine Konfliktansage bedeuten. Es handelt sich aber nicht um eine knappe Mehrheit von wenigen Stimmen, die man vielleicht durch einen kräftigen Stoß zum Abbröckeln bringen kann, sondern um eine Partei, die bis nahe an die Zweidrittelmehrheit herangewachsen ist und nach aller menschlicher Berechnung als „unerschütterlicher Turm" dasteht. Einen *solchen* Stier kann man nicht bei den Hörnern fassen. Nach allen Regeln der praktischen Staatskunst, auf die sich ja die Konservativen in ihrer preußischen Erbweisheit sonst recht gut verstehen, muß ein modus vivendi gesucht werden. Am besten

und billigsten kommt man dahin, wenn die kompromittierten Parteiminister nach einer mäßigen Anstandspause um ihrer eigenen Gesundheit und der Gesundheit des Kabinetts Podewils willen in den „wohlverdienten" Ruhestand treten. Ohne eine derartige Erleichterung würde das ganze Ministerium auf die Sandbank geraten. Die Politik ist die Kunst des Möglichen; einen Grafen Feilitzsch zu halten, würde aber kein bayerischer Bismarck für politisch erachten.

In Belgien feiert man jetzt das 75jährige Staatsjubiläum. Der belgische Liberalismus hat viel Aehnlichkeit mit dem bayerischen, im Charakter wie in den Schicksalen. Er hat auch die Krone zu seinen Gunsten einzufangen gesucht, bald schmeichelnd, bald terrorisierend, bis er unter der kräftigen Entfaltung der katholischen Mehrheit ohnmächtig zusammenbrach. Auch das antiultramontane Kartell mit der Sozialdemokratie hat ihn nicht wieder auf die Beine bringen können, und die „Ultramontanen", die dort in demselben Jargon, das auch hier zu Lande üblich ist, als regierungsunfähige Feinde der Kultur verlästert wurden, haben schon jahrzehntelang die Geschicke des Landes in der ersprießlichsten Weise geführt. Sie halten den Rekord der politischen Langlebigkeit, weil sie bei aller Uebermacht nie die Mäßigung und die Gerechtigkeit außer Acht gelassen haben. Diese parteierhaltenden Tugenden werden unsere bayerischen Freunde nach wie vor gewiß auch bewähren und so wird hoffentlich ihnen auch eine majoritas aere perennior beschieden sein wie den belgischen Christlich-Konservativen.



Vom akademischen „Freiheits"-Kampfe.*)

Von

Pfarrer Dr. Wurm.

Seitdem zuletzt über den Kampf gegen die katholischen Studentenkorporationen an unseren Hochschulen berichtet ist (Nr. 13), haben die akademischen Freiheitshelden recht kräftig weiter in „Freiheit" gemacht. „Es ist nichts dagegen einzuwenden", schrieb einmal die „Vossische Zeitung", „daß die Katholiken Vereine und Verbindungen bilden, und nichts dagegen einzuwenden, daß der katholische Student katholischen Vereinen beitritt. Aber diese katholischen Vereine dürfen keine Studentenvereine sein." Warum nicht? — Darum nicht! „Es ist ferner nichts dagegen einzuwenden, daß die Studenten Verbindungen bilden, und daß auch der katholische Student sich an solchen Vereinen beteiligt (äußerst gnädig!), aber Studentenverbindungen dürfen keinen konfessionellen Charakter tragen und daher auch nicht katholisch sein." Warum nicht? — Darum nicht! Der nationalliberale Reichstagsabgeordnete, Dr. Böttger, zugleich Herausgeber der „Burschenschaftlichen Blätter" erklärte neulich im „Tag": „Den nichtkonfessionellen Verbindungen ist von den konfessionellen der Kampf aufgedrängt worden." Wie ist das geschehen? Den Beweis hat sich Dr. Böttger geschenkt. Derselbe belehrt uns auch über den Zweck der ganzen Hetze: „Grundsätzlich wollen die nationalen Studenten die konfessionellen Verbindungen verdrängen und ersetzen durch bessere Organisationsformen." Will man uns diese „besseren Organisationsformen" nicht erst einmal zeigen, bisher haben wir davon noch nichts gehört oder gesehen. Sind es vielleicht die Burschenschaften? Dann brauchte er doch bloß die katholischen Studenten einzuladen, zu diesen zu kommen, und nicht von einem „Ersatz" reden, der doch in sich schließt, daß etwas geschaffen werden soll, was noch nicht da ist. Uebrigens, wenn ich seit einiger Zeit das schöne Wort „national" lese, dann fällt mir immer ein, was vor einigen Monaten der „Reichsbote" der „Täglichen Rundschau" zurief, als sich die beiden mal in die Haare geraten waren: „Was nennt sich jetzt nicht alles national? Wenn man sonst nichts Positives mehr hat, muß das Wörtchen national die Blöße decken."

Den Mitgliedern der katholischen Korporationen ist es eigentlich nicht zu verzeihen, daß sie nicht mit aller Bereitwilligkeit, deren sie fähig sind, auf die Wünsche ihrer „nationalen" Kommilitonen eingehen. Diese meinen es doch nur gut mit ihnen. „Unsere Gewissensfreiheit, schrieb in den „Münchner Neuesten Nachrichten" ein stud. Lindenkohl, der als Vertreter der Technischen Hochschule zu München am Eisenacher Studententage teilgenommen hatte, ist nicht bedroht, aber die ihrer Mitglieder lassen die Verbindungen nicht aufkommen." Also ihr armen, geknechteten katholischen Studenten, heraus aus der Knechtschaft, dorthin, wo die goldene Freiheit euch winkt! Auch Dr. Böttger versichert: „Der Kampf wird in Wahrheit geführt im Interesse der national und unabhängig gesinnten Katholiken", und damit man es auch wirklich glaube, wiederholt er: „Darum mußte auch im Interesse der Katholiken dieser Feldzug für die akademische Freiheit geführt werden." Man denke sich: der Liberalismus als Vertreter der Interessen der Katholiken! Ist denn „rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht"? Wir Katholiken sind selbst noch Manns genug, unsere Interessen zu vertreten.

Interessant wurde die Sache zunächst in Charlottenburg. Hier hatte eine Studentenversammlung am 7. März eine recht lange Resolution gefaßt, durch die die beiden dortigen katholischen Korporationen „von den Einrichtungen und Veranstaltungen der Studentenschaft ausgeschlossen und ihnen die Rechte und Achtung studentischer Korporationen versagt" wurden. Die beiden Korporationen wandten sich hiergegen selbstverständlich an Rektor und Senat. Diese erblickten in dem „Versagen der Achtung studentischer Korporationen" einen Bruch des früher vom Ausschuß gegebenen Versprechens, daß die Frage der konfessionellen Verbindungen nur so verhandelt werden solle, daß dadurch der Friede und die Disziplin an der Hochschule nicht gefährdet würden, und eine Verrufserklärung anerkannter Korporationen und lösten deshalb den Ausschuß am 14. April auf. Es war ein liebliches Schauspiel, wie nun von beiden Seiten, von Rektor und Ausschuß, Erklärungen darüber in den Berliner Blättern veröffentlicht wurden. Es lief so ziemlich alles darauf hinaus: der Rektor sagt so, die Herren vom Ausschuß fassen das so auf, ergo haben diese Recht. Schließlich gab es, wie früher in Hannover, auch in Charlottenburg einen Streik. Statt an der von der Hochschule veranstalteten Schillerfeier teilzunehmen, unternahm die sonst von Deutschtum und nationaler Gesinnung triefende „Studentenschaft" einen großen Demonstrationszug zum Spandauer Bock. Schließlich hat man beiderseits erklärt, man habe sich nicht beleidigen wollen, und hat etwa beleidigende Ausdrücke zurückgenommen. Dann ist eine „Vertretung" der Studentenschaft gewählt worden, in der aber die katholischen Korporationen nicht vertreten sind.

In Hannover hatte man schon früher statt des aufgelösten Ausschusses einen neuen gewählt, von dem die katholischen Korporationen ausgeschlossen sein sollten. Da erließ der Kultusminister unter dem 16. März eine Verfügung, nach der alle neuen Ausschußsatzungen ihm zur Genehmigung zu unterbreiten seien. Ob eine solche Verfügung gerade praktisch war, ob man überhaupt in der ganzen Angelegenheit im Ministerium besonders klug vorgegangen ist, sei dahingestellt; das Recht zu einer solchen Verfügung hatte der Minister auf jeden Fall. Darob nun gewaltiges Geschrei über Unterdrückung der akademischen Freiheit, wobei man nur nicht daran dachte, daß das, was der Minister forderte, längst in Baden und Sachsen in Gebrauch ist, ohne daß sich je einer dadurch beschwert gefühlt hat. Eingaben der Senate von Göttingen, Marburg, Greifswald, Aachen wandten sich gegen die Ministerialverfügung und verlangten, daß der Ausschuß und seine Satzungen als eine rein örtliche Angelegenheit angesehen und behandelt werde. Die Göttinger meinten dabei, der Minister sei genötigt, bei seinen Entscheidungen „auf Momente hochpolitischer Natur Rücksicht zu nehmen, die außerhalb der Interessensphäre der Universitäten gelegen sind". Sonst, wenn dem Liberalismus etwas zu Gefallen gemacht wird, heißt es aber immer, im Ministerium wird nach Recht und Billigkeit entschieden. Von den katholischen Korporationen war nicht die Rede. Die Göttinger sagten aber: während bis vor kurzem der Grundzug des studentischen Lebens in Deutschland durchaus gesund gewesen sei, habe sich seit den bekannten letzten Ereignissen eine bisher ganz unbekannte Neigung zur Agitation bemerklich gemacht. Die katholischen Korporationen sind aber nicht erst „vor kurzem" entstanden, nicht einmal in Göttingen, also sind nicht sie es gewesen, die Ungesundes in das studentische Leben in Deutschland hineingetragen haben; das ist erst geschehen durch die Agitation, die sich aber gerade gegen die katholischen Korporationen richtet.

Eine eingehende Erörterung fand die Frage der Studentenausschüsse auf der Rektorenkonferenz, die vom 16. bis 19. Mai in Berlin gehalten wurde. Die „Nordd. Allg. Ztg." teilte den Wortlaut der Ansprache mit, die der Minister am Schluß der Erörterung gehalten hatte:

„Ich habe aus den Verhandlungen unserer Konferenz die vertrauensvolle Zuversicht gewonnen, daß es den akademischen

*) Anmerkung des Herausgebers: Neben Dr. Wurm, dem Redakteur der „Academia", wird auch Oberlehrer Karl Hoeber, der Redakteur der „Akademischen Monatsblätter", zu dieser Frage in der „Allgem. Rundschau" das Wort ergreifen.

Behörden gelingen wird, in der Angelegenheit der Studentenausschüsse auch ohne allgemeine Festsetzungen die Ordnung und den Frieden aufrecht zu halten und insbesondere die konfessionellen Verbindungen und Vereine gegen jede Beeinträchtigung ihrer vollen Gleichberechtigung zu schützen .... In der Voraussetzung, daß sich diese Erwartung erfüllen wird, will ich, um den Wünschen der Rektoren möglichst entgegenzukommen, von einer Ergänzung der Statuten in der bezeichneten Richtung absehen. Hiermit kommt denn auch der vielfach mißverstandene Erlaß vom 16. März d. J., der nur darauf berechnet war, präjudizierliche Maßnahmen zu verhindern, von selbst in Wegfall."

Das wurde vielfach als ein „Sieg der Magnifizenzen über die Exzellenzen" gefeiert; eine Zeitung drückte sich recht geschmackvoll aus, der Minister sei vor den Studenten zu Kreuze gekrochen. Wer „gesiegt" hat, kann uns höchst gleichgültig sein. Aber das ist sicher, die katholischen Korporationen sollen „gegen jede Beeinträchtigung ihrer vollen Gleichberechtigung" geschützt werden, und der Minister hat aus den Verhandlungen der Konferenz „die vertrauensvolle Zuversicht gewonnen", daß die akademischen Behörden das tun werden. Die Rektoren haben also, das ergibt der Zusammenhang, dementsprechende Zusicherungen gegeben, also auch ihrerseits die „volle Gleichberechtigung" der katholischen Korporationen anerkannt. Damit können diese zufrieden sein, und sie wissen, wo sie gegen den Terrorismus ihrer Gegner Hilfe finden werden. Von den akademischen Behörden darf erwartet werden, daß sie die volle Gleichberechtigung nicht bloß dem Buchstaben, sondern auch dem Sinn nach handhaben.

Einige Tage vor der Rektorenkonferenz fand in Weimar im Anschluß an die Schillerfeier wieder ein Hochschultag statt, wo die „Vertreter" der deutschen Studentenschaft abermals großartige logische Eiertänze aufführten. „Aus dem Bewußtsein ein Lernender zu sein und aus dem Prinzip der Selbsterziehung", so erklärte man, folgere für den Studenten die Pflicht, jede Absonderung nach parteipolitischen oder konfessionellen Gesichtspunkten zu vermeiden und ihr bei den Kommilitonen entgegenzutreten. Die akademische Freiheit schließe vor allem in sich die Freiheit, sich zu Vereinigungen zum Zwecke der Selbsterziehung zusammenzuschließen; Mißbrauch der Freiheit sei es aber, wenn man sich zu Korporationen konfessioneller Natur zusammenschließe. „Gegenüber den böswilligen Entstellungen, die die Eisenacher Resolution gegen die katholischen Verbindungen von klerikaler, und den übelwollenden und grämlichen Mißdeutungen, die sie leider auch von liberaler Seite erfahren hat", wie der „Hann. Courier" sagte, „stellte" der Verbandstag auch „fest", daß er nie beabsichtigt habe, bei irgend welchen Behörden die Auflösung der konfessionellen Verbindungen zu beantragen; wenn der Eisenacher Tag gesagt habe, er halte die Auflösung der konfessionellen Verbindungen für „erwünscht", so werde damit nur ein prinzipieller Standpunkt gekennzeichnet, weil der Verband derartige Korporationen für „nicht existenzberechtigt" und für „eine nationale Gefahr" ansehe.

Der „Hamburgische Korrespondent" meinte, das „Kunststück", im Namen der Freiheit gegen die Koalitionsfreiheit der katholischen Studenten zu protestieren, sei wiederum nicht gelungen. Die „Deutsche Tageszeitung" nannte die Erklärungen „Sophistereien" und die „Deutsche Warte" ein „Sophisma".

Wenn der „Verband deutscher Hochschulen" nicht beabsichtigt hatte, bei irgend einer Behörde die Auflösung der katholischen Korporationen zu beantragen, so hingen ihm eben die Trauben zu hoch. Er würde sich bei den Behörden ganz einfach einen Korb geholt haben, und diese hätten sagen können: was geht uns der „Verband deutscher Hochschulen" an? Aber daß tatsächlich vorher der Antrag gestellt ist, die katholischen Korporationen aufzulösen, werden die Herren wohl nicht bestreiten, es sei nur auf Hannover und Charlottenburg hingewiesen. Ueber den behaupteten „Mißbrauch der „Freiheit" schrieben kurz vor dem Hochschultag und an dessen Adresse die „Burschenschaftlichen Blätter":

„Es folgt zweifellos aus der akademischen Freiheit, daß sich die katholischen Studenten zu eigenen konfessionellen Korporationen zusammenschließen dürfen: das ist ihr Recht, das ihnen niemand nehmen kann. Und wenn daher in der (Eisenacher) Resolution ausgesprochen wird: „Der Verband (deutscher Hochschulen) ist der Ansicht, daß die Konfessionalität nicht die Grundlage für eine Absonderung in geschlossenen studentischen Korporationen sein darf ....", so geschieht damit trotz aller Gründe, die dafür sprechen, ein Eingriff in die akademische Freiheit derer, die das als freie akademische Bürger eben tun wollen."

Getreu den in Eisenach und Weimar gegebenen Weisungen geht man nun an den einzelnen Hochschulen daran, die katholischen Korporationen von den allgemeinen Studentenausschüssen auszuschließen. In Göttingen ist ein dahin gehender Beschluß vom Senat nicht genehmigt worden. Der Senat beklagte zwar mit dem Ausschuß „aufs tiefste das Bestreben nach konfessioneller Absonderung", erklärte aber, wenn gewisse Gruppen oder Arten von zugelassenen Vereinen grundsätzlich ausgeschlossen würden, so könne der Ausschuß nicht mehr als „Vertretung der gesamten Studentenschaft" anerkannt werden, und es müsse nach einer anderen Form der Organisation gesucht werden. Diese andere Form ist die: der Ausschuß löst sich auf, und es wird eine „Vertretung der Studentenschaft mit Ausschluß der konfessionellen Korporationen" gebildet. So macht man es denn auch in Göttingen, so hat man es schon vorher in Hannover, Aachen, Charlottenburg, Breslau, Danzig gemacht. Man wird abwarten müssen, wie die akademischen Behörden diese „Vertretungen" behandeln. In Charlottenburg möchte sie sich gern als Ausschuß der gesamten Studentenschaft aufspielen und die Funktionen des früheren Ausschusses übernehmen, aber der Rektor Prof. Dr. Miethe hat, als man ihm Statuten dafür einreichte, erklärt, daß er einen Ausschuß mit Ausschluß der konfessionellen Korporationen und ihrer Mitglieder auf keinen Fall genehmigen könne. Die Darmstädter Studentenschaft, deren Intoleranz allerdings nicht neu ist und sich schon öfter gezeigt hat, hat an den Rektor eine Eingabe gerichtet, worin es heißt, daß die beiden dort bestehenden katholischen Verbindungen als studentische Korporationen für sie nicht existieren und daß sie es deshalb auch ablehne, mit den katholischen Korporationen an irgend welchen studentischen Veranstaltungen teilzunehmen bzw. sie daran teilnehmen zu lassen. In Heidelberg ist der Antrag, die katholischen Korporationen vom Ausschuß auszuschließen, im Ausschuß selbst abgelehnt, da für Heidelberg kein Grund dazu vorliege.

Wunderbare Blüten treibt die Hetze. Die akademischen Ortsgruppen des Evangelischen Bundes in Berlin und Charlottenburg haben ein Flugblatt herausgegeben, in dem behauptet wird, sie seien nicht konfessionell! „Wenn derartiges auf katholischer Seite geschähe," meinte die „Kreuzzeitung", „würde man nicht verfehlen, von Jesuitismus zu sprechen. Doch der jesuitische Geist gedeiht nicht nur im römischen Lager." In Münster hat die Studentenschaft eine Schillerfeier veranstaltet; in dem Ausschuß dafür sitzt je ein Vertreter der vierzehn katholischen und der zehn „nichtkonfessionellen" Verbindungen, und besonders tätig in dem Ausschuß ist der Vertreter der katholischen Korporationen. Ergo: das ist katholische Mache, und flugs erklären die acht schlagenden Verbindungen: Wir machen nicht mit! In Halle soll ein Bismarck-Fackelzug stattfinden; das Präsidium des Zuges und damit die Festrede werden, wie das in Halle Gebrauch ist, ausgelost, und — o Tücke des Schicksals! — das Los fällt auf die katholische Verbindung „Silesia". Man sagt nichts, aber dann besinnt man sich, und Burschenschaften und Corps erklären: Wir tun nicht mit, wenn eine katholische Verbindung das Präsidium führt! In Aachen ladet der Rektor die Vorstände sämtlicher Korporationen zu einem kleinen Feste ein; friedlich und gemütlich sitzen Konfessionelle und Antikonfessionelle zusammen, und vielleicht haben die letzteren gemerkt, daß ihre katholischen Kommilitonen doch nicht so Wilde sind. Welch frevelhaftes Tun! Quos ego! Die nichtkonfessionellen Vertreter werden von ihren Verbindungen auf zehn Tage dimittiert! Was wird erst dem Rektor geschehen, der es gewagt hat, beide zusammen einzuladen!

Um Pfingsten herum halten viele Studentenverbände ihre Generalversammlungen. Der Vorort des Verbandes deutscher Hochschulen hat sich an die einzelnen Verbände gewandt, und so haben sie denn so ziemlich alle ihr Sprüchlein aufgesagt über „akademische Freiheit" und konfessionelle Korporationen, die einen heftiger, die anderen milder. Neues enthalten alle die schnell durch die Presse bekanntgegebenen Resolutionen nicht. Sie reden von der akademischen Freiheit, die hochgehalten werden müsse, vom deutschen Geistesleben, von konfessionellen Gegensätzen, von Pflanzstätten einer politischen Partei und ähnlichen, bekannten Dingen; um Phrasen ist man ja nicht verlegen. Die farbentragenden Turnerschaften wollen die konfessionellen Verbindungen bekämpfen „mit allen gesetzlichen Mitteln, soweit sie mit der akademischen Freiheit vereinbar sind" —, das läßt sich hören, hoffentlich wird es auch so gehandhabt. Der Wingolfbund, der seit Beginn der Hetze nicht mehr „konfessionell" sein will, „verwirft die Versuche, geistige Bewegungen innerhalb der Studentenschaft mit äußerer Gewalt zu unterdrücken, und begrüßt die auf den Zusammenschluß der national gesinnten deutschen Studentenschaft

gerichteten Bestrebungen des Verbandes deutscher Hochschulen". Der Vorsitzende des Verbandes alter Wingolfiten gab dazu in mehreren Zeitungen den Kommentar: sofern die konfessionellen Verbindungen „nationale Gesinnung betätigen", würden sie seitens des Wingolfs „stets die Anerkennung genießen". Es wird sich fragen, was der Wingolf unter „nationaler Gesinnung" und deren Bestätigung versteht. Zweifelt der Wingolf etwa an der deutschen Gesinnung der katholischen Studenten? Die organisierte **Finkenschaft** erklärte sich zwar als Gegnerin aller konfessionellen Verbindungen, lehnte es aber ab, den Kampf gegen sie in der bisher für gut befundenen negativen Art zu führen, sondern will „ungesunde Ideen" durch die Verkündigung „neuer inhaltsreicher Gedanken" bekämpfen.

An einem Übermaß von Logik leiden die Resolutionen alle nicht. Der „**hohe Kösener S.-C.-Verband**", der sich für die Blüte der deutschen Studentenschaft hält, erkennt zwar „jedem deutschen Studenten das Recht und die Freiheit zu, sich mit anderen auf dem Boden irgendwelcher Weltanschauung zusammenzuschließen", erkennt also ausdrücklich die Existenzberechtigung katholischer Korporationen an; trotzdem bekämpft er sie. Treffend bemerkt die „Königsberger Hartung'sche Ztg.":

„In den Resolutionen der Verbände der Corps und Burschenschaften werden gar hohe Töne angeschlagen. Indessen, wer die tatsächlichen Verhältnisse prüft, dem wird sich da ein seltsamer Widerspruch aufdrängen; der wird sich erstaunt fragen, woher gerade jene Korporationen den Rechtstitel herleiten, in dem Kampf für die akademische Freiheit und gegen die konfessionellen Verbindungen eine führende Rolle zu beanspruchen. Sie ziehen wider den Konfessionalismus im studentischen Leben, gegen konfessionelle Absonderung zu Felde und sie huldigen selbst in praxi — die Corps wohl ziemlich durchweg, die Burschenschaften im weitesten Umfange, ein sehr großer Teil der anderen studentischen Vereinigungen ebenso — dem Grundsatz konfessioneller Absonderung, indem sie sich gegen die jüdischen Kommilitonen hermetisch abschließen. Von den Korporationen, die jüdischen Studenten die Aufnahme verweigern, können sich die konfessionellen Verbindungen getrost alle Schulmeisterei verbitten. Was nützen die schönen Worte! Vom freien deutschen Geistesleben unserer Hochschulen spricht die Resolution der Corps, von der Erziehung zu vorurteilsfreien Bürgern die Resolution der Burschenschaften. Aber man betätigt selbst sein freies deutsches Geistesleben damit, daß man einer unfreien Geistesrichtung anhängt, die sich gegen die Gleichberechtigung der Konfessionen wehrt; man will vorurteilsfreie Bürger erziehen dadurch, daß man sich durch mittelalterliche Vorurteile fesseln läßt!"

Der „Hann. Courier" meinte, diese Resolutionen seien dem Zentrum auf die Nerven geschlagen. Weder dem Zentrum, noch den katholischen Korporationen, die der „Courier" ja nur meint. Diese sind nach wie vor ganz ruhig und werden ihren Gegnern nicht den Gefallen tun, etwas Unvorsichtiges zu unternehmen. „**Die technischen Studenten werden nervös**", hieß es vor einiger Zeit im „Tag". „Merkwürdig besonnen leisten die katholischen Korporationen, denen es doch schließlich an den Kragen soll, einen mehr passiven Widerstand." Auch die vielen Resolutionen schrecken sie nicht, die bringen ja nichts Neues. Wie die Verbände da sagen, haben die einzelnen, ihnen angehörenden Korporationen durchweg schon gehandelt. Es wurde etwas Aufhebens gemacht von der Resolution des Kösener S. C., weil hie und da eine Stimme laut geworden war, er werde nicht mittun. Aber wer nur etwas das Verhältnis der aktiven Corps zu den katholischen Korporationen kannte, wußte voraus, wie es kam. Ist denn nicht die ganze Hetzerei in Jena hervorgerufen durch die Corps mit ihrem verhöhnenden Umzuge am Aschermittwoch des vorigen Jahres?

Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß ich der Ansicht sei, die Hetze sei am Abflauen. Man hat vor einiger Zeit angekündigt, was bis dahin geschehen, seien nur Vorpostengefechte gewesen, der eigentliche Kampf werde noch kommen. Das Sommersemester war zu kurz, im Winter ist mehr Zeit. Die Auflösung einer katholischen Korporation so ohne weiteres ist vorläufig wohl nicht zu befürchten. Aber wehe, wenn sich eine auch nur das geringste zu schulden kommen läßt! Die Isolierung wird zunächst weitere Fortschritte machen. Gegen die müssen die katholischen Korporationen untereinander zusammenhalten.

Sie selbst dürfen keine Absonderung suchen, sondern müssen sich nach besten Kräften am allgemeinen studentischen Leben beteiligen, als Studenten mit gleichen Pflichten und gleichen Rechten. Deshalb müssen sie auch sehen, daß sie möglichst in den studentischen Ausschüssen vertreten sind. Wird ihnen das durch die Unduldsamkeit ihrer Kommilitonen **grundsätzlich** unmöglich gemacht, dann verliert ein von diesen gebildeter Ausschuß das Recht, sich als Vertretung der ganzen Studentenschaft aufzuspielen.*) Die Hochschulbehörde hat es dann eben mit zwei Gruppen der Studentenschaft zu tun. Wie lange übrigens diese „Vertretungen der Studentenschaft mit Ausschluß der konfessionellen Verbindungen" sich halten, wie lange die Corps und Burschenschaften dort friedlich zusammen sitzen werden, bleibt abzuwarten.

Zum Schluß noch einige **statistische Daten**. Katholische Korporationen gibt es gegenwärtig 151, davon in Deutschland 123, in Oesterreich 18, in der Schweiz 10. Farbentragend sind 80, davon 59 in Deutschland. Der Cartellverband der farbentragenden Verbindungen hatte im Juni in 50 Verbindungen 2247 Studierende, der Verband der Vereine in 44 Korporationen etwa 1800, der Unitas-Verband in 14 Vereinen 502, der sog. kleine C.-V. (farbentragend) in 8 Verbindungen 358. Dazu kommen noch 5 andere Verbände und 12 Korporationen, die keinem Verbande angehören. Die Zahl der studierenden Mitglieder aller Korporationen wird also weit über 5000 betragen. Neu eingetreten sind in diesem Sommersemester beim C.-V. rund 300, beim kleinen C.-V. 80, beim Unitasverband 104; vom Verband der Vereine ist mir die Zahl nicht bekannt, doch werden es auch über 250 sein.

Hetze und Angriff haben uns also bis jetzt noch keinen Schaden gebracht. Hoffentlich bleibt das so. Die katholischen Korporationen sind Sache des ganzen katholischen Volkes, und dieses kann auf die ganze Hetze nur eine Antwort geben: **Die katholischen Studenten in die katholischen Korporationen!**



„Freie deutsche Volkskirche".

Von

Jos. Coböken.

„Wenn der Protestantismus seine 350 Jahre durchlaufen haben wird, wird er sein, was heute der Arianismus und der Gnostizismus ist." Bischof **Dupanloup**.

Die evangelische Kirche ist in einem unaufhaltsamen Zersetzungsprozeß begriffen, der jetzt so weit vorgeschritten ist, daß er auch den eigentlichen Organismus bereits ergriffen hat. Die „Fälle" innerhalb der Pastorenkreise mehren sich in charakteristischer Weise und sind kaum mehr auseinanderzuhalten. Dem „Falle Fischer" ist der „Fall Bremen" gefolgt, dessen Konsequenzen noch gar nicht abzusehen sind. Der krasseste Unglauben bricht sich in protestantischen Theologen- und Laienkreisen immer weiter Bahn, und die evangelische Kirche befindet sich zurzeit in einer Krise, wie sie sie noch nicht zu durchleben hatte. Und da ist es gewissermaßen eine typische Erscheinung, die in der Geschichte der Völker manche Analogien aufweist, daß sie durch einen Kampf nach außen hin — in diesem Falle durch den „Kampf wider Rom" — der inneren Krise Herr zu werden gedenkt. Vom Untergange des römischen Weltreiches bis zum Zusammenbruch des zweiten französischen Kaiserreiches finden sich dafür zahlreiche Belege. Auch der aus dem genannten Grunde heraufbeschworene und immer aufs neue gepredigte Kampf wider Rom muß notwendigerweise zu einem **Sedan** führen!

*) Diesen Grundsatz vertritt auch der vom **preußischen Kultusminister** an die Technische Hochschule in Danzig gerichtete und den übrigen Technischen Hochschulen mitgeteilte **neue Erlaß**, dessen Wortlaut soeben in der „Nordd. Allg. Ztg." veröffentlicht wird: „Nach mir vorliegenden Berichten hat sich an der dortigen Hochschule neuerdings ein studentischer Verband auf nichtkonfessioneller Grundlage gebildet. Gegen derartige Vereinsbildungen von Aufsichts wegen einzuschreiten, liegt zwar im allgemeinen kein Anlaß vor; es muß aber vorausgesetzt werden, daß dabei jeder Schein vermieden bleibt, als ob es sich, gleichwie bei den Studentenausschüssen, um eine **organisierte Vertretung der ganzen Studentenschaft** handle. Dieser Gesichtspunkt ist in den von dem Senat der Technischen Hochschule genehmigten Satzungen des dortigen Verbandes schon insofern nicht festgehalten worden, als dem Vorstande dieses Verbandes die irreführende Bezeichnung Ausschuß beigelegt worden ist. Es finden sich aber auch sonst noch in den Satzungen verschiedene Benennungen und Wendungen, welche mit der vorbezeichneten, auch von der neulichen Konferenz der Rektoren der Technischen Hochschulen geteilten Auffassung nicht im Einklange stehen. Demnach erscheint eine Reduktion der Satzungen erforderlich, die indes mit Rücksicht auf den unmittelbar bevorstehenden Schluß des Sommersemesters bis zum nächsten Wintersemester zu vertagen sein wird."

Und in eben diesem Zeitpunkte dringt ein merkwürdiger „Aufruf“ in die deutschen Lande, der seit langem in der Luft lag, der kommen mußte, und der trotz aller Angriffe, die er gegen die katholische Kirche richtet, vielleicht etwas Gutes stiften könnte, wenn er nämlich gewissen protestantischen Kreisen die Ueberzeugung beibringen würde, daß der Protestantismus soviel mit sich selbst zu tun hat, daß er auf eine Betätigung gegenüber der katholischen Kirche Verzicht zu leisten gezwungen ist. Namens des „Deutschen Rechtsbundes“ richtet der sattsam bekannte Professor Lehmann-Hohenberg, früher in Kiel, jetzt in Weimar, eine „letzte Mahnung an die protestantischen Kirchen“, einen „Aufruf zur Abstimmung für deutsche Protestanten und Katholiken“. Daß dieses Flugblatt, das die schwersten Beschuldigungen gegen die katholische Kirche enthält, auch an Katholiken versandt wird, daß es sogar systematisch an katholische Gymnasiallehrer und andere Katholiken in besserer Lebensstellung gesandt ist, übersteigt eigentlich selbst das Maß dessen, was man von Herrn Lehmann-Hohenberg gewohnt ist.

Eine Doppelpostkarte, der noch ein besonderer Prospekt beigefügt ist, enthält auf dem einen Abschnitt folgenden Aufruf:

„Abstimmung

behufs Beseitigung der jede vernünftige Weiterentwicklung des Deutschtums verhindernden konfessionellen Zerspaltung des deutschen Volkes. Deutsche Männer und Frauen, Protestanten und Katholiken! Wie wollt Ihr, daß es werden soll? Wir müssen jetzt, da die Diener der protestantischen Kirche, Verbände wie der Protestantenverein und Evangelischer Bund mit ihren Halbheiten versagen, zur Selbsthilfe greifen, gebt Euren Willen kund! Sollen wir ewig durch Vorstellungen gefesselt bleiben, die der Kindheit der Menschheit entsprachen, die zwar der Poesie nicht entbehren, aber vor ernster Wissenschaftlichkeit nicht stand halten? Neuere Forschungen klären uns auf über die Entstehung der Evangelien und der Geschichte Jesu, und die Notwendigkeit der Weiterbildung der Religion tritt an uns heran. Wenn die Konfession die Religion verdrängt und so unleidliche Dinge vorkommen, wie die Famecker Kirchhofsangelegenheit und wie das Hineintragen des konfessionellen Zwistes in die Schulen und in die deutsche Studentenschaft, dann darf das so nicht weitergehen. Das deutsche Volk muß sich rühren, wenn es nicht in römische Geisteskechtschaft versinken soll. In Oesterreich und Frankreich ist der Kampf gegen Rom bereits in vollem Gange, wir dürfen da nicht zurückbleiben. Unseres großen Schillers Vermächtnis war die Gedankenfreiheit. Zu Pfingsten 1905 ist von Weimar aus angeregt worden, den Bekenntniszwang zu beseitigen und den Zusammenschluß in einer freien deutschen Volkskirche (Gemeinde) zu vollziehen und zwar spätestens bis zur 150. Wiederkehr von Schillers Geburtstag, also bis zum Jahre 1909. Nicht wie ich über Gott und die Welt denke, ist die Hauptsache, sondern wie ich mich in ihr für die Gesamtheit nützlich machen kann. Ein Christentum der Tat muß die Hauptaufgabe der geeinigten deutschen Volkskirche werden. Das ist aber nur möglich, wenn die reichen Mittel des Wissens der Gegenwart verwertet werden. Geben Zehntausend eine dahingehende Erklärung ab — sieht sich die Geistlichkeit gewissermaßen vor einen Generalstreik gestellt, wie kürzlich die Hochschullehrer gegenüber der akademischen Jugend — dann werden sie nachgeben müssen! Ein Teil von ihnen erwartet wohl bereits eine derartige Kundgebung aus dem Volke. Sollte aber wider Erwarten die geistige Selbständigkeit und Freiheit hartnäckig verweigert werden, dann kann nur noch der organisierte Massenaustritt aus der Kirche und eigene Gründung einer Freien deutschen Gemeinde helfen.“

Die zweite Karte enthält dann ein Abstimmungsformular, das folgende beiden Willenskundgebungen vorsieht: „N. N.

a) verpflichtet sich, aus der Kirche auszutreten, falls die Geistlichkeit am Bekenntniszwang festhält.

b) wünscht (ohne Austrittsverpflichtung) die Umwandlung der bestehenden Kirchen in eine Freie deutsche Volkskirche (Gemeinde).“

Jeder darf nur für sich selbst abstimmen, auch jugendliche Personen können sich beteiligen, sofern das Alter von **15** Jahren vollendet ist. Dieser Karte ist dann noch, wie erwähnt, ein weiterer Prospekt beigefügt, der u. a. folgende Sätze enthält:

„Wir fordern die gesamten deutschen protestantischen Kirchenvorstände auf, ungesäumt und mit aller Tatkraft daranzugehen, allen bisherigen konfessionellen Zwang, welcher Art er auch sei, aus den protestantischen Kirchen zu entfernen und diese zu einer freien reindeutschen Volkskirche (Gemeinde) zu vereinigen, in der die Freiheit jeder persönlichen Glaubensanschauung gewährleistet wird, und in der als gemeinsamer Wille die sittliche Erhebung und Volksveredlung im Vordergrunde steht. Wir verlangen dies aus religiösen und patriotischen Gründen. Schon zu lange haben wir darauf gewartet, daß die protestantische Geistlichkeit zu dieser Tat sich aufraffen würde. Aus ihren Reihen selbst ertönt jetzt der Klageruf: „Wie ein Fluch lastet auf unserem Stande der Vorwurf der Unwahrhaftigkeit!“ Untrennbar von der Unwahrhaftigkeit in der Kirche ist die Unwahrhaftigkeit im Rechts- und Staatswesen, und — was das Schlimmste ist: in der Schule! Sollen unsere Kinder uns denn dereinst fluchen dürfen, daß wir solche Zustände schweigend geduldet haben?

Die Unterzeichneten treten an die Kirchenvorstände heran in der Ueberzeugung, daß diese verpflichtet sind, das Wollen eines sehr großen Teils der protestantischen und selbst der katholischen Deutschen zu erfüllen und ihre geistigen Führer zu sein, und daß sie dieser Anregung bei reiflicher Ueberlegung Folge leisten werden. Sollten wir uns getäuscht sehen und keine genügende Gewähr erhalten, daß bis zur hundertfünfzigsten Feier von Schillers Geburtstage, also im Jahre 1909, die Umwandlung der protestantischen Kirche in eine Freie deutsche Volkskirche vollzogen ist, dann werden wir (wer denn? D. Verf.) insgesamt aus einer Kirche austreten, die in Wahrheit weder evangelisch, noch protestantisch, noch deutsch ist.“

Es ist dann des weiteren eine „Begründung“ beigefügt, die die „natürliche Entwickelungslehre“ als die Morgenröte einer neuen Weltanschauung bezeichnet. Und dann zieht Herr Lehmann-Hohenberg mit schwerem Geschütz gegen die katholische Kirche zu Felde:

„Rom glaubt bereits den Entscheidungskampf auf märkischem Sande jetzt wagen zu dürfen. Während in Oesterreich und Frankreich der Kampf gegen Rom bereits in vollem Gange ist, bleibt Deutschland noch zurück, ja vielmehr es befindet sich in einer gefährlichen Hypnose, und ihm droht die Gefahr, völlig unter die Macht Roms zu kommen. Am Papste aber sterben alle Völker. Roms Macht ist heute im Deutschen Reiche größer denn je, und niemals lähmte uns die unselige konfessionelle Zerspaltung mehr denn in der Gegenwart. Wir können kirchenprotestantisch nicht leben, sollen wir darum entsagen und römisch sterben? Nein, wahrlich nicht! Die studentische Jugend hat uns doch soeben ein herzerquickendes (!) Beispiel gegeben, wie man trotz Rom zur Einigung kommen und allen undeutschen Geist, allen Jesuitismus und Falschspieler-Liberalismus aufs Haupt schlagen und in seine Höhlen treiben kann. Roms Macht beruht auf unserem Verblendetsein und ist im Innern hohl und morsch. Die unfehlbare römische Papstkirche ist innerlich unwahr durch und durch, und darum morsch und faul, so daß sie zusammenbrechen muß, sobald ein scharfer Stoß gegen sie geführt wird. Mit Naturnotwendigkeit geht sie zugrunde an ihren eigenen Fehlern. Die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit war eine Kriegserklärung gegen Deutschland, nehmen wir die Fehde endlich in rechter Weise auf! Es folgte durch ein Jahrzehnt der Leo-Taxil-Schwindel mit seiner famosen bekehrten, wahrhaftigen Teufelsbraut Miß Diana Vaughan, die den päpstlichen Segen erhielt und die Unfehlbarkeit des Papstes dem Gelächter der ganzen Welt preisgab. Der Papst war aber auch der Beschützer der immer noch spukenden Liguorimoral, mit ihren zum Teil nicht wiederzugebenden Gemeinheiten. Jetzt versucht die Papstkirche mit dem Toleranzantrag den letzten Rest von Denkfreiheit im Deutschen Reiche auf eine über alles Maß hinterlistige und verlogene Weise zu unterdrücken. Jetzt ist's vorbei — rennen wir darum Rom jetzt endgültig über den Haufen! Wenigstens bei uns in Deutschland. Den Germanen eine Freie Volkskirche, die Papstkirche den Romanen! Dann erst werden wir frei, groß und stark werden für eine vernünftige Weltpolitik, und die darf nichts anderes sein als deutsche Kulturpolitik. An deutschem Wesen soll dereinst die Welt genesen!“

Selbst mit dem Evangelischen Bund ist der streitbare Ex-Professor nicht zufrieden. Er ist ihm anscheinend zu zahm:

„Unsere protestantischen Kirchen, Verbände wie der Protestantenverein und der Evangelische Bund hindern uns daran (sc. an der Bekämpfung der katholischen Kirche. Der Verf.) denn auch in ihnen herrscht immer noch Rom, geistige Unfreiheit. Wer mit einer solchen Armee, wie der Evangelische Bund sie hinter sich hat, den Feind nicht zu schlagen versteht, der weiß überhaupt noch gar nicht, wo der Feind zu suchen ist.“

Dann aber heißt es weiter: „Es ist nicht wahr, daß in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments und in den drei christlichen Hauptsymbolen (Bekenntnissen) Gottes Wort „lauter und klar“ zu erkennen gewesen ist, wie Kirchenbehörden es der Laienwelt weismachen. Die Kirche ist bisher gar nicht imstande gewesen, das Wahre zu finden, und

doch will sie verhindern, es zu suchen. Das protestantische Kirchenregiment steht dem katholischen an Wissensfeindlichkeit nicht nach.

„Bis zur hundertundfünfzigsten Wiederkehr von Schillers Geburtstag muß das deutsche Volk eine Tat, die Gründung einer Freien deutschen Volkskirche vollzogen haben."

Nicht ohne Vorbedacht ist die „Begründung" an dieser Stelle ziemlich ausführlich wiedergegeben, weil sie für sich selbst spricht. Wir haben es hier mit einer Bewegung zu tun, die für die katholische Kirche absolut bedeutungslos ist. Fest und unerschütterlich steht diese auf dem Felsen Petri, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen! Anders aber der Protestantismus. Er hat alle Ursache, sich mit Herrn Lehmann-Hohenberg und dessen Freunden zu beschäftigen. Der Umstand, daß in obigem Aufruf die natürliche Entwickelungslehre, wie sie Herr Lehmann-Hohenberg verstanden wissen will, auf den Schild erhoben wird, daß Pfleiderers „Entstehung des Christentums" an Stelle der Bibel gesetzt werden soll, daß endlich die Frage der „Formulierung eines deutschen(!) Glaubens" mit den Manen Schillers in einen Topf geworfen wird, zeigt deutlich genug, wohin die Fahrt geht. Neuheidnischer Wotanskult der Teutschen à la Lehmann-Hohenberg ist das angestrebte Ziel. Daß dabei in der evangelischen Kirche die Chancen infolge der liberalen Bewegung die denkbar besten sind, weiß Herr Lehmann-Hohenberg sehr wohl und deshalb richtet sich sein Hauptkampf gegen die katholische Kirche, obwohl, oder vielleicht gerade, weil er versichert, es sei völlig nutzlos, an sie heranzutreten. Selbst der Evangelische Bund ist dem neuen Religionsstifter noch nicht entschieden genug in der Bekämpfung der katholischen Kirche. Ein Dreschgraf, vom Antisemitischen ins Antikatholische übertragen, wäre wahrscheinlich mehr nach seinem Geschmack. Uebrigens wird sie ja nach seiner Versicherung an ihren eigenen Fehlern zugrunde gehen. Weshalb stürzt sich denn da Herr Lehmann-Hohenberg erst in Unkosten? Könnte er da seine schätzbare Arbeitskraft nicht besser anders betätigen?

Jedenfalls aber, und darauf legen wir besonders Gewicht, ist der Aufruf ein ernstes Zeichen der Zeit für alle gläubigen Kreise der protestantischen Kirche! Wann endlich werden diese, die doch gewiß das Beste ihrer Kirche wollen, einsehen, daß sie ihre besten Kräfte in einem völlig aussichtslosen Kampfe gegen Rom vergeuden, während in ihre eigenen Reihen sich der wahre Feind eingeschlichen und kaum zu heilende Wunden geschlagen hat? Wäre es nicht eine Betätigung wahren Christentums, wenn man endlich von diesem Kampfe abließe und Schulter an Schulter mit der katholischen Kirche kämpfte für die Imponderabilien des Christentums und gegen den modernen heidnischen Unglauben, ob er sich nun auf kosmopolitischer oder nationaler Grundlage aufbaut?



Der Vinzenz-Fürsorgeverein und die Stadtmission für Zugezogene.

Von A. Fuchs, Repetent, Paderborn.

Meine Ausführungen über die Seelsorge für die vom Lande in die Städte abwandernde Bevölkerung (Binnenwanderung und Seelsorge, „Allg. Rundschau" Nr. 5) waren schon geschrieben, als ich auf einen Lösungsversuch dieser Frage aufmerksam wurde, der die allgemeinste Beachtung verdient.

Der im Jahre 1902 in Dortmund als „Werk des Vinzenzvereins" gegründete „Katholische Vinzenz-Fürsorgeverein für Männer, Jünglinge und Kinder" hat seit einigen Monaten die „Dortmunder Stadtmission für zugezogene katholische Männer und Jünglinge" eingerichtet und erledigt diese seine neue Aufgabe in folgender nachahmenswerter Weise.*)

Auf Grund einer Vereinbarung mit der Polizeiverwaltung erhält der Vinzenz-Fürsorgeverein alle drei Tage seitens des Meldeamtes eine amtliche Liste der zugezogenen katholischen Männer und Jünglinge, und zwar für die gewiß niedrige Gebühr von 1 Pfg. pro Adresse. Hiermit erledigt sich der von Herrn Dr. Brüning gegen meine früheren Ausführungen gebrachte Einwand, die Benützung des Meldeamtes sei wegen der pro Adresse geforderten Gebühr von 25 Pfg. undurchführbar. (Letztere Gebühr wird offenbar nur erhoben, wenn eine einzelne Auskunft erteilt wird.)

Die Listenformulare werden dem Meldeamt vom Verein geliefert. Dieselben sind nur einseitig bedruckt. So ist der Geschäftsführer des Vereins, an den die Listen vom Meldeamt zunächst gelangen, in der Lage, dieselben beliebig zu zerschneiden und die Adressen nach den bestehenden Pfarreien bzw. Filialgemeinden zu ordnen, ohne die Namen für die einzelnen Bezirke noch einmal schreiben zu müssen, eine Arbeitsersparnis, die bei der großen Zahl der Adressen — in Dortmund waren es im November allein 400 — von wesentlicher Bedeutung ist. In jeder Pfarrei hat der Verein nun einen Vertrauensmann — soweit ich unterrichtet bin, sind dies meist Geistliche — an den der Geschäftsführer die für ihn in Betracht kommenden Adressen weitergibt. Der Vertrauensmann ordnet dieselben nunmehr unter Berücksichtigung von Stand und Alter nach den Vereinen, für die die Zugezogenen in Betracht kommen. Für jeden Verein fertigt er eine besondere Liste an, in die alle eingetragen werden, die für den Verein zu werben sind. Hinter der Adresse des Zugezogenen wird der Name des Vereinsmitgliedes eingetragen, das die Sorge für jenen freiwillig übernommen hat. Außerdem ist in der Liste noch Platz für den späteren Bericht dieses Mitgliedes über Erfolg oder Nichterfolg seiner Bemühungen gelassen. Ohne eine solche sorgfältig geführte Liste würde weder der Vertrauensmann imstande sein, im Gedächtnis zu behalten, wem er die einzelnen Zuwanderer anvertraut hat, noch würde sich der Erfolg oder Mißerfolg der ganzen Arbeit mit befriedigender Genauigkeit konstatieren lassen. Gelingt es einen Zugewanderten für einen Verein zu gewinnen, dann hat die Stadtmission des Vinzenz-Fürsorgevereins ihr Ziel erreicht. Es bleibt dann Sache des Vereins, das gewonnene Mitglied sich und dem kirchlichen Leben zu erhalten.

Welchen Erfolg die geschilderte Tätigkeit des Vinzenz-Fürsorgevereins haben wird, läßt sich nach einem Versuch von nur wenigen Monaten, in denen übrigens auch die Arbeit naturgemäß nicht auf der ganzen Linie sofort im vollem Umfange aufgenommen werden konnte, natürlich noch nicht mit Bestimmtheit feststellen. Doch ist dem Geschäftsführer von einzelnen Vereinen bereits berichtet worden, daß Aufnahmen von überwiesenen Zugezogenen stattgefunden haben; einzelne Vereine hatten des Sonntags eine Aufnahme von 10 bis 12 Mitgliedern und mehr zu verzeichnen.

Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß diese neue Stadtmission auch große Schwierigkeiten bietet. Wenn der Anfang auch vielverheißend erscheint, so darf zunächst nicht übersehen werden, daß der Neueifer gewöhnlich bald nachläßt und daß es auf die Dauer schwer halten wird, in den einzelnen Vereinen die nötige Zahl von Mitgliedern zu finden, die freiwillig sich der mühevollen Arbeit dieser Stadtmission unterziehen. Was die Jünglingsvereine angeht, so ist es wohl ziemlich sicher, daß deren Mitglieder in diesem Punkte versagen werden. Die angestellten Versuche bestätigen dies. Es fällt ja ohnehin so außerordentlich schwer, die jungen Leute der Sodalität zu erhalten und sie dauernd für dieselbe zu interessieren. Somit werden die Mitglieder der Männervereine die Werbung der zugezogenen Jünglinge mit übernehmen müssen. Da die ersteren aber zu 99 Prozent Männer der harten Arbeit sind, die ihre kurz bemessene Ruhezeit zur Erholung nötig genug haben und, soweit sie dieselbe im Dienst einer guten Sache freudig opfern, meist schon als Vinzenzbrüder, Vertrauensleute des Volksvereins oder in sonstigen Aemtern der katholischen Organisationen mit Arbeit sehr beladen sind, wird es wohl hier und da schwierig sein, für die Stadtmission die erforderlichen Kräfte zu bekommen.

Daß die Bemühungen um die Zugezogenen häufig erfolglos bleiben werden, wird leicht entmutigend wirken. Fast die Hälfte der vom Lande Abwandernden nimmt erfahrungsgemäß zunächst einen vorläufigen Aufenthalt in einer Großstadt, gewöhnlich bei einem Bekannten, um von dort aus Arbeit zu suchen, die sich aber sehr häufig nicht an dem Orte selbst bietet. Solche Zuwanderer mit nur vorläufigem Domizil werden nicht leicht für einen Verein zu gewinnen sein und die Bemühungen um sie werden meistens vergebliche bleiben.

Auch hat sich schon bei den bisher gemachten Versuchen gleich wieder herausgestellt, daß Industriearbeiter sehr selten zu Hause anzutreffen sind, zumal wenn sie keine eigene Wohnung, sondern nur eine Schlafstelle haben. Und selbst wenn sie zu Hause sind, sind sie nicht leicht zu finden, da in den Mietskasernen niemand den Zugezogenen kennt.

*) Der erste Vorsitzende des Dortmunder Vinzenz-Fürsorgevereins, Herr Lehrer Aug. Bücker (Turmstr. 6), der mir in zuvorkommender Weise das Material zu meinen Ausführungen lieferte, wird Anfragen über die sonstigen Ziele des Vinzenz-Fürsorgevereins, seine Statuten und seinen Zusammenhang mit den eigentlichen Vinzenzkonferenzen gerne beantworten.

Es ist also gewiß keine leichte Aufgabe, die sich der Vinzenz-Fürsorgeverein gestellt hat. Es liegen anderseits aber auch keine Schwierigkeiten vor, die sich nicht im Hinblick auf den großen zu erhoffenden Erfolg überwinden ließen. Wie stünden wir heute da, wenn wir eine solche Organisation für die Zuziehenden schon vor 30 Jahren hätten einrichten können. Was damals ganz unmöglich war, darf heute, wo auf den Kulturkampf ruhigere Zeiten gefolgt sind, wo sich unsere Arbeitskräfte gemehrt haben und unsere Organisationen erstarkt sind, nicht mehr länger hinausgeschoben werden. Es ist deshalb gewiß notwendig, daß in allen irgendwie in Betracht kommenden Städten alsbald Vinzenz-Fürsorgevereine gegründet werden, die dann mit einander in Verbindung treten müssen. Schon vor längerer Zeit wurden übrigens seitens der Vinzenzvereine in Witten, Bochum, Gelsenkirchen und Hagen die Statuten des Dortmunder Vinzenz-Fürsorgevereins erbeten, und es ist anzunehmen, daß an diesen Orten nicht bloß ein Vinzenz-Fürsorgeverein gegründet ist, sondern daß dort auch nach dem Vorbilde des Dortmunder Vereins die Stadtmission für die Zugezogenen in Angriff genommen wird. Möge denn die Paderborner Diözese, welcher bereits durch den Kölner Katholikentag ein besonderes Lob für ihre Bestrebungen auf dem Gebiete der Jugendfürsorge ausgesprochen wurde (Verhandlungsbericht, S. 450), mit gutem Beispiel vorangehen.

Aber wenn es nun auch bald zur Gründung von Vinzenz-Fürsorgevereinen in den größeren Städten kommen wird, so bleibt es doch vor wie nach wichtig, daß die Abwanderer von ihrer Heimat aus angemeldet werden, besonders wenn sie eben in Städte ziehen, wo kein Vinzenz-Fürsorgeverein unter Zuhilfenahme des Meldeamtes arbeitet. Aber auch wo dies der Fall ist, ist die besondere Anmeldung sehr wünschenswert, und der Dortmunder Vinzenz-Fürsorgeverein hält dies für wichtig genug, um in großen Annoncen in der Zentrumspresse alle in Betracht kommenden Eltern, Vormünder, Lehrer, Geistliche zur Anmeldung etwaiger Zuwanderer aufzufordern. Die polizeiliche Anmeldepflicht kann ja sehr leicht versäumt werden, weshalb die direkte Ueberweisung aus der Heimat der allein sichere Weg ist. Auch läßt sich ein Zuwanderer leichter gewinnen, wenn man über seine Verhältnisse von der Heimat aus einigermaßen orientiert ist.

Die Ueberweisung kann — darin ist Herrn Dr. Brüning beizupflichten — nur in kleineren Landgemeinden vom Pfarrer selbst erledigt werden, in größeren Pfarreien müssen die Vereine dies übernehmen. Wenn am Bestimmungsort noch kein Vinzenz-Fürsorgeverein besteht, ist die Ueberweisung an einen in Betracht kommenden Verein oder direkt an die Geistlichkeit zu richten.



Zur Aesthetik der Straße.

Von

Dr. Heinrich Pudor.

Vergleicht man die modernen Städte mit denen früherer Jahrhunderte, also etwa Altona mit Nürnberg, so wird man zugeben müssen, daß, soweit auch rein ästhetisch die letzteren den ersteren voranzustellen sind, in hygienischer Beziehung ein bemerkenswerter Fortschritt zu verzeichnen ist, denn die Straßen sind breiter und die Städte weiträumiger geworden. Man denke doch, wie man im Mittelalter selbst die großen gotischen Dome in Köln, Ulm, Freiburg in ein Chaos engräumiger Straßen eingebaut hatte, so daß man sich, wenn man zur Kirche aufblicken wollte, auf das Pflaster legen mußte. Aber, wie gesagt, ästhetisch schöner sind die Straßen und Städte durchaus nicht geworden; es fehlt an Stimmung, an Harmonie und zugleich an Individualität. Die alten Städte scheinen von Künstlern erbaut zu sein, die neuen von Bauunternehmern, und doch gibt es kaum etwas anderes, was als Volkskunst in gleich starker Weise intensiv und extensiv auf die Massen zu wirken berufen ist, als die Stadt und die Straßen, vorausgesetzt eben, daß sie die nötige künstlerische Qualität besitzen. Bleiben wir einmal bei der schon berührten Weiträumigkeit der Straße. Dieselbe ist von Wichtigkeit nicht nur in hygienischer Richtung, sondern in Anbetracht der Größe der Häuser auch in ästhetischer Beziehung. Die Genueser Architekten haben gewiß viel künstlerisches Geschick entwickelt in der Art, wie sie die Architektur der Genueser Paläste den engen Straßen Genuas anpaßten, aber trotz alledem wirkt der Mangel der harmonischen Verhältnisse zwischen der Größe des Hauses und der Breite der Straße ästhetisch unbefriedigend, abgesehen davon, daß die Schönheit der Architektur dieser Paläste nicht zur Geltung kommt, schon deshalb nicht, weil das Auge nicht den rechten Standpunkt zum Anblick gewinnen kann. Nach dieser Richtung wirkt eine moderne Straße, wie die Kölner oder Wiener Ringstraße, der Pariser Außenboulevard bedeutend besser. Das wichtige Verhältnis zwischen der Größe und Monumentalität der Häuser und der Breite der Straße darf man also in der Tat als eines der ersten Gesetze für die Aesthetik der Straße aufstellen. Mathematisch genau bestimmen läßt es sich wohl kaum. Es ist mehr oder weniger Gefühlssache. Für die Architektur der älteren Häuser Unter den Linden in Berlin und zwar zwischen Wilhelmsstraße und Friedrichstraße war diese berühmte Berliner Straße eher zu breit als zu schmal. Die Leipzigerstraße ebenda und mehr noch die Friedrichstraße sind zu eng, während bei der Potsdamerstraße das Verhältnis ziemlich richtig ist. Aehnlich bei der Andrassystraße in Budapest. Will man nun die Straßen so breit, wie es die moderne Hygiene verlangt — wir kommen darauf noch zurück —, anlegen, ist es nicht nur nötig, daß man die Höhe der Häuser entsprechend hinauftreibt, sondern eine gewisse Monumentalität des Stiles und die Errichtung von Türmen und Kuppeln an den Ecken der Querstraßen ist zum mindesten ebenso wichtig. Ein Haus z. B. mit vielen niedrigen Stockwerken wirkt weit weniger monumental als ein ebenso hohes mit wenigen hohen Stockwerken, und am meisten ins Gewicht fällt hierbei die Höhe des Erdgeschosses, des Sockels, des Portales. Wir sehen also, daß das wichtigste Kunstgesetz, das Gesetz der Harmonie, auch bei der Aesthetik der Straße das ausschlaggebende ist. Bei der Frage, daß eine Straße, um schön zu sein, nicht notwendig geradlinig zu verlaufen brauche und daß die rechtwinklige Straßenarchitektur der amerikanischen Städte und des deutschen Mannheim ästhetisch unbefriedigend wirkt, brauchen wir uns hier nicht aufzuhalten, da sie schon oft, z. B. von Ellen Key, behandelt worden ist. Doch wollen wir daran erinnern, daß eine Straße, je breiter sie ist, desto weniger das Abweichen von der geraden Linie verträgt. Breite Monumentalstraßen verlangen vielmehr auch bis zu einem gewissen Grade eine Längenausdehnung in gerader Linie. Dagegen ist es wünschenswert, daß der „Zug" der Straße hin und wieder unterbrochen wird und einen Ruhepunkt findet in Gestalt eines freien Platzes, wo sich gleichsam der ganze monumentale Gehalt der Straße sammelt, diese selbst „ausholt" und wo zugleich die Straßen zusammentreffen und sich ein Rendezvous geben. An solchen Plätzen muß auch die Monumentalität der Architektur sich steigern und ihren Höhepunkt finden, wie es z. B. in Berlin bei der Schloßfreiheit am Ende der Straße Unter den Linden der Fall ist, während am Pariser Platz die Monumentalität sich nicht in der wünschenswerten Weise steigert. Bekannt ist die fächerförmige Anlage der Stadt Karlsruhe, wo alle Hauptstraßen der Stadt an einem Platze, an dem das Residenzschloß steht, zusammenlaufen: doch entbehrt dieses letztere der gerade hier nötigen gesteigerten Monumentalität. Da nun auf einem solchen Platze die Flucht der Straßen einen Ruhepunkt und alle Straßen einen Sammelpunkt finden, ist es nötig, daß der Platz diesen Charakter zum Ausdruck bringt; dies erreicht man durch Anlagen inmitten des Platzes, wobei man aber sehr darauf zu achten hat, daß diese Anlagen nicht als Selbstzweck wirken, daß sie vor allem nicht zu dicht und nicht zu hoch mit Bäumen bepflanzt sind. Eine von großen, etwas abfallenden Rasenflächen umgebene Fontäne vermag diesen Zweck am besten zu erfüllen. Vergleiche hierzu die Bartholdi-Fontäne in Lyon. So sehr wir es für wünschenswert halten, daß der rein städtischen Kultur eine Natur- und Landkultur das Gleichgewicht hält, möchten wir davor warnen, den städtischen Charakter zu sehr mit ländlichen Bestandteilen zu vermischen — hygienisch kann es zwar nicht schaden, wohl aber ästhetisch. Beispielsweise wird nur zu häufig der Fehler gemacht, die Bäume in den Straßen zu hoch wachsen zu lassen und zu viel Strauchwerk anzubringen. Will man das Grün der Natur inmitten der Stadt haben, so möge man nach Belieben öffentliche Gärten und Parke anlegen, wie man es in London getan hat. Der Charakter der städtischen Straßen selbst aber darf nicht verwischt werden; eine Straße verlangt vor allem Luft, Licht, freien Raum — hohe Bäume sind da nicht am Platze. Eine Ausnahme von der Regel machen nur solche Straßen, welche an einem See oder an einem breiten Strom entlang führen, oder welche einen Park begrenzen, wie Park Lane in London, der Jungfernstieg in Hamburg, die Champs Elysés in Paris, die Promenade des Anglais in Nizza.

Neben den Plätzen aber, welche die Flucht der Straße unterbrechen, muß es im Zentrum der Stadt oder in den Zentren der Großstädte große freie Plätze geben, in denen das Häuser-

gewirr eines ganzen Stadtteils einen Ruhepunkt findet und wo der freie Raum triumphiert, wie es z. B. bei den Domplätzen in Mailand und Rom der Fall ist, während z. B. der Alexanderplatz in Berlin, wenn er auch ziemlich groß ist, diesen Zweck gar nicht erfüllt und selbst ein Gewirr von teils baulichen, teils gärtnerischen, teils straßenmäßigen Anlagen darstellt. In Berlin läßt man sich oft die Gelegenheit entgehen, Monumentalplätze zu schaffen: den großen neuen Dom hat man in einen Winkel an die Spree, das neue Kaiser-Friedrich-Museum auf eine Spreeinsel, zu der man den Zugang kaum finden kann, gebaut. Sinn für Weiträumigkeit und monumentale Großräumigkeit ist es, der der Reichshauptstadt mangelt. Man müßte dem Architekten eines solchen Gebäudes zugleich gestatten, die Anlage und Architektur der ganzen Umgebung zu bestimmen. Denn mit einem Gebäude ist es ähnlich wie mit dem menschlichen Auge: dieses erhält durch die Lider, die Wimpern und Brauen, jenes durch den Platz, auf dem es steht, und die Architektur seiner Umgebung erst seinen Ausdruck. König Ludwig II. hatte Verständnis von diesen Dingen, als er das Schloß Neuschwanstein baute. Auch die Renaissance-Italiener wußten etwas davon: die ganze Stadt Orvieto ist auf einem Felsen erbaut, und die Art, wie man in Rom die Hügel architektonisch auswertete, ist bekannt.

Wir kommen nun schließlich noch zur Straßenästhetik im engeren Sinne. Wir sprechen nicht in gutem Deutsch, aber in verständlichem Sinne von „schmucken" Straßen und meinen dabei, daß der schönste Schmuck der Straßen seine Sauberkeit ist. Bei den Mitteln der Straßenreinigung brauchen wir uns dabei nicht länger aufzuhalten; doch möchten wir anregen, daß die Gliederung und Ordnung des Straßenverkehrs, der zum Bilde der Straßen gehört wie das Haar zum Kopfe, auch nach dieser Richtung getroffen wird, daß der Lastfuhrwerkverkehr von dem Privatfuhrwerk, von beiden der Automobilverkehr und von allen diesen der der elektrischen Trambahnen, wenigstens auf den Hauptstraßen, gesondert wird. Eine moderne Straße müßte also von einer Seite zur anderen folgende Einteilung haben: Fußgänger, Radfahrer, herrschaftlicher Fahrweg, gärtnerische Anlage, elektrische Trambahn, Lastfuhrwerke, gärtnerische Anlage, Automobilverkehr, Reitweg, Fußweg. Hierdurch wird erreicht, daß der Verkehr der Lastfuhrwerke und elektrischen Trambahnen, welcher in der Mitte liegt, dem Blicke entzogen wird, und auf Auge, Ohr und Nase weniger beleidigend zu wirken imstande ist, zumal auf beiden Seiten gärtnerische Anlagen dazwischen liegen.

Daß die Straßenarchitektur im übrigen wesentlich durch die Architektur der Häuser bestimmt wird, liegt auf der Hand. Hierauf einzugehen liegt indessen außerhalb des Bereiches dieser kleinen Studie. Nur daran darf erinnert werden, daß die Architektur der Häuser eines Straßenzuges bis zu einem gewissen Grade harmonisch sein muß, trotz aller Verschiedenheiten im einzelnen. In Amerika ist es dem Besitzer eines Grundstückes gestattet, sein Haus nach Belieben fünf oder zehn Stockwerke höher zu bauen als das seines Nachbarn. Aber so brutal quantitativ äußert sich künstlerische Individualität nicht. Mit Recht ist in unseren europäischen Städten eine Grenze für die Firstlinie des Hauses einer Straße gegeben. Das künstlerische Genie hat trotzdem Gelegenheit sich auszuleben. Leider verkündet die Architektur unserer Großstadtstraßen mehr die Geschäftsklugheit des Bauunternehmers als irgendwelche künstlerische Absichten, geschweige Fähigkeiten. Das geht zumal in den modernen Vorstädten soweit, daß jeder homme esthetique angeekelt wird und für eine Gartenstadt Propaganda macht. Vielleicht würde es etwas helfen, wenn man den Putz verbieten würde, denn unter diesem mehr und mehr ein Surrogat der Plastik bildenden unkünstlerischen „Ausdrucksmittel", das nicht nur echtes Material vorspiegelt, sondern auch noch plastischen Ornamentschmuck „herunterrenommiert", leiden die Fassaden am meisten, zumal in unserem an Niederschlägen reichen Klima. Und nicht viel besser ist es mit der Oelfarbe. Auch hier muß die Ehrlichkeit der Materialverwendung wieder zur Geltung kommen; wenn Sandstein oder Granit oder Kalkstein zu teuer ist, so mag man die gebrannten Ziegel sehen lassen. Es ist just wie im Kunstgewerbe. Hier Lederimitation, dort Sandsteinimitation.

Endlich mag noch daran erinnert werden, daß, je enger eine Straße liegt, desto reicher in plastischer Hinsicht die Fassade der Häuser gestaltet werden muß, vgl. die Erkerarchitektur der engen Straßen der Renaissance. Bei großräumigen Straßen dagegen müssen die Häuser auch Flächen sehen lassen, nicht nur Linien und plastische Zierate. Mit dem Ornament wird ohnehin, besonders bei jenen Putz-Surrogatfassaden der Vorstädte, ein solcher Frevel getrieben, daß man wünschen möchte, die neue englische Ornamentfeindlichkeit käme zu uns herüber.

Zur Erntezeit.

Ein Erntelied. — Aus jungem Munde
Es jauchzend auf zum Himmel fliegt;
Das ist die traute Abendstunde,
Auf der geheimer Segen liegt.

Der Alte lauscht den Schnitterinnen,
Sein müdes Herz wird froh und weit,
Und lächelnd denkt in tiefem Sinnen
Er jetzt der eignen Jugendzeit.

Der Jugend denkt er und der Lieder,
Die er mit Nachbars Gretchen sang — —
Der Abend naht, der Tag sinkt nieder,
Bald kommt der Sonnenuntergang.

Köln. Hans Eschelbach

Bühnen- und Musikrundschau.

Georges Bizets Werke werden binnen kurzem nicht mehr die gesetzliche Schutzfrist genießen, nachdem seit dem Ableben des Meisters dreißig Jahre nunmehr verflossen sind. Unsere großen Musikverleger werden sich Carmen nicht entgehen lassen, und es steht zu hoffen, daß die bisher recht teuren Orchesterwerke ebenfalls in spielbaren und billigen Klavierbearbeitungen erscheinen werden. Bizets gesamtes Schaffen ist durch Carmen übermäßig verdunkelt worden. Auch seine älteren und kleineren Werke — die Roma-Suite, die Musik zur „Arlésienne" und „Djamileh", die Jeux d'enfants und die Ouvertüre „Patria" — bieten durchaus gesunde und originelle Musik voll entzückender Anmut und Formvollendung, die den Pflegstätten guter Hausmusik erobert werden müßte. Das Verhalten der Musikverleger „frei" gewordenen Werken gegenüber schließt gewöhnlich eine konzisere Kritik in sich ein als manches feinsinnige Erwägen des Aestheten. Der Streit über den Wert oder Unwert der Werke Meyerbeers und Rossinis wäre früher beendet gewesen, wenn dieselben früher an sich die Mißachtung der Verleger nach ihrem Freiwerden hätten erfahren können. Vierhändige Neuauflagen derselben wurden, trotz der durchgängigen Mangelhaftigkeit der betreffenden Originalausgaben, überhaupt nicht veranstaltet. Dieser herben Geschäftskritik werden Bizets Werke sicher entgehen, trotzdem der vierhändige Opernauszug heute nicht mehr so viele Freunde hat wie ehedem. Die Frage über den künstlerischen Wert derartiger, dem praktischen Bedarf dienenden Arrangements ist so leichthin nicht zu beantworten. Jedenfalls sind sie für den Musikliebhaber in der Provinz von so unschätzbarem Wert, daß der beliebte Vorwurf der Barbarei schon aus diesem einen Grunde zu hart und streng ist. Hat sich doch selbst ein so feiner Kopf wie Hugo Wolf, der sicherlich ein regsames Organ für alles Ungehörige besaß, immer wieder an den vierhändigen Bearbeitungen der Brucknerschen Symphonien erfreut. Die gleichen Reduktionen von Wagners Tondramen verwarf er. Im jahrzehntelangen Provinzleben während seiner Jugendzeit wären dem Schreiber dieser Zeilen die klassischen Kammermusikwerke soviel wie unbekannt geblieben, hätte er an der vierhändigen Petersausgabe derselben nicht eine schier unerschöpfliche Spenderin edler Genüsse gehabt. Freilich taugt für derartige Bearbeitungen nicht alles gleich gut. Opern und Chorwerke, desgleichen alle Werke, in denen das Klavier neben anderen Instrumenten eine entscheidende Rolle spielt, sind schwer zu übertragen und haben keine abgestufte Klangwirkung. Aber auch hier wäre durch Uebertragungen auf zwei Klaviere Hervorragendes zu erzielen. Alles andere besitzt ohnehin volles Daseinsrecht. Man urteile also langsam und gerecht in einer Angelegenheit, die erst einmal verdienen würde in ihrem vollen praktischen Wert hinreichend beleuchtet zu werden, und tue sie nicht am Tage mit hochmütiger Geberde als Barbarei ab, wenn man abends willens ist, sogenannte „subjektive" Auffassungen Wagnerscher Kunst auf einem in diesem Falle recht armseligen Konzertflügel bewundernd über sich ergehen zu lassen.

Verschiedenes. Die Schweizer Schillerstiftung zugunsten bedürftiger Dichter und Schriftsteller hat ein überraschendes Resultat ergeben; es ist bereits, mit den 50,000 Frcs. Staats-

beitrag, die Summe von 150,000 Frcs. als Anfangskapital beisammen, und man hatte seine Erwartungen auf höchstens 100,000 Frcs. gestellt gehabt. Das ist ein erfreuliches Ergebnis. — In Prag hat Direktor Angelo Neumann eine nachahmenswerte Reform für die Orchestermitglieder eingeführt. Es sollen alle Musiker, gleich welches Instrument sie bewältigen, ein „Spielhonorar" beziehen, und zwar für jede Oper oder Operette eine Krone und für jedes Konzert und jede Wagneroper zwei Kronen. Die in dieser Reform liegende Gleichstellung der Orchestermitglieder ist sehr zu begrüßen, denn sie genießt der Geringbesoldete ebenso wie der Konzertmeister.

München. Hermann Teibler.



Aus Bad Neuenahr.

In dem halben Jahrhundert, das seit Gründung des Bades verflossen, hat diese Heilstätte sich aus den bescheidensten Anfängen zu einem Weltbade ausgewachsen. Im Jahre 1859 betrug die Frequenz 200 Personen, in voriger Saison zählte die Kurliste ungefähr 12,000 Kurgäste auf. Die ersten Besucher waren meist kleine Leute, viele Westfalen, alsdann abgearbeitete Beamte usw. Allmählich fanden sich aber auch Großstädter ein; auch viele Holländer, Belgier, Engländer und — wenn auch nur vereinzelt — Franzosen. Unter dem energischen und weitblickenden Kurdirektor Felix Rutten wurde zunächst das Kurhotel erheblich vergrößert und ein neues Bäderhaus errichtet, die gärtnerischen Anlagen wurden bedeutend erweitert. Zur Unterhaltung der Gäste trugen nicht wenig die Konzerte der Kurkapelle (40 Musiker) bei, die vom Kapellmeister Irrgang jetzt geleitet wird. Es gab auch wohl Theatervorstellungen, die jedoch dem besseren Publikum nicht genügen konnten. Das einsehend, setzte Dir. Rutten es bei dem Verwaltungsrat der Aktiengesellschaft durch, daß ein neues Kurhaus, das auch den weitestgehenden Ansprüchen genügte, erbaut wurde. Der Architekt Osk. Schütz aus Köln, der mit der Anfertigung der bezügl. Pläne betraut wurde, hat seine Aufgabe mit großem Talent gelöst. Das Gebäude, das im Barockstil an dem Ufer der Aar erbaut ist, enthält große Restaurationsräume, die Lese- und Spiel(Billard)säle und ein Theater, das an Eleganz alles übertrifft, was man bis jetzt geschaffen hat. Das Foyer ist tatsächlich eine Sehenswürdigkeit. Man steigt zu demselben auf weißen, mit kostbaren Teppichen belegten Marmortreppen hinan. Die überaus geschmackvolle Innenausstattung haben die Kölner Firma Pallenberg und die Mainzer Firma Bembée geliefert. Die Leitung der Bühne ist dem Direktor der Koblenzer Bühne, Dörner, übertragen. Man gibt Opern, Operetten, Schau- und Lustspiele. Am besten besucht sind die Operettenvorstellungen. Das Personal, das Direktor Dörner aus der ehemaligen Residenzstadt Koblenz mitgebracht, ist zahlreich und leistungsfähig. In einem jungen Bayer, Gränitz, besitzt er einen Tenor, um den ihn manche größere Bühne beneiden möchte. Der junge, aussichtsreiche Baritonist O. Beck ist der Liebling der Damenwelt. Auch das Schauspiel besitzt in Frl. Kobold eine reizende Naive und in Herrn Mantius einen sehr begabten Liebhaber. — Neuenahr ist, wie bekannt, ein höchst solider Kurort; Halb- und Viertelsweltlerinnen werden dort nicht geduldet. Aber einen kleinen Flirt gönnt sich das schönere Geschlecht doch wohl mal gern. So 'n kleines, unschuldiges Baderomänchen ist doch eine artige Erinnerung! Neben dem neuen Theater besteht auch noch das alte in der Restauration Kreise. Es fehlen uns nur noch die Rennen, um mit Baden-Baden konkurrieren zu können. Da wir jedoch jetzt den Zirkus Althoff hier haben, so können sich die Sportsmänner einstweilen damit begnügen. Um eine Rennbahn anlegen zu können, müßten erst die Berge abgetragen werden, und das wäre denn doch zu kostspielig und auch zu schade, denn diese bilden den Hauptreiz des romantischen Aartales.

Hermann Kipper.

Bücherschau.

Das erste Eisenbahnsystem. Eine verkehrsgeschichtliche Studie von Otto Dresemann (Köln, J. P. Bachem, 120 S. Mk. 2.—) Am 5. Mai waren siebzig Jahre verflossen, seitdem der Betrieb auf der ersten kontinentalen Dampfeisenbahn für Personenverkehr eröffnet wurde, nämlich auf der Strecke Brüssel—Mecheln. In diesen 70 Jahren hat das belgische Eisenbahnwesen in bezug auf Dichtigkeit und gleichmäßige Verteilung der Bahnlinien wie auch hinsichtlich der Tarifgestaltung eine so günstige Entwicklung genommen, daß es schon deshalb eine besondere Aufmerksamkeit beanspruchen kann. Dazu kommt noch, wie Dresemann in der Einleitung seiner obengenannten Schrift hervorhebt, daß „Belgien mit England Europas erster Lehrmeister war im praktischen Eisenbahnbetriebe und Bahnbrecher nicht nur für eine systematische Anlage, sondern auch für den Staatsbahngedanken." Die vorliegende sehr interessante Arbeit verfolgt nun die erste Entwicklung des belgischen Eisenbahnwesens an Hand reichen Materials, welches zum großen Teil aus unveröffentlichten Akten des belgischen Eisenbahnministeriums sowie aus Zeitungen und Zeitschriften mühevoll gewonnen werden mußte. Nach einem Ueberblick über die vorbereitenden Schritte und ersten Gesetzesmaßnahmen auf dem Gebiete des belgischen Eisenbahnwesens führt die Schrift in die Erörterungen ein, die sich damals über die Frage: Staatsbahn oder Privatbahn? entspannen. Die finanziellen Ergebnisse, Verkehrsstärke und Tarifexperimente, ferner Baufragen, Betrieb und Betriebsmaterial, wirtschaftliche, soziale und politische Wirkungen des Eisenbahnverkehrs bilden den Gegenstand weiterer Kapitel, welche um so mehr Beachtung finden dürften, als im Rahmen der historischen Darstellung auch manche allgemeine Eisenbahnfrage berücksichtigt worden ist. Nicht ohne großes Interesse wird man in dem Kapitel über die Reaktion gegen die Eisenbahn von den in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts angestellten Versuchen lesen, der Eisenbahn mit einem Fortbewegungsmittel Konkurrenz zu machen, welches man als Errungenschaft der neuesten Zeit anzusehen gewohnt ist, nämlich mit dem Dampfstraßenwagen, dem Automobil. Das Schlußkapitel der dankenswerten Arbeit behandelt die Anknüpfung mit Preußen, welche nach mehrjährigen Bemühungen im Herbste 1843 durch Vollendung des Verbindungsgliedes zwischen dem belgischen Staatsbahnnetze und der inzwischen erbauten rheinischen Bahnstrecke Köln—Aachen verwirklicht wurde. Die wirtschaftliche und politische Bedeutung dieser Eisenbahnverbindung, auf welche die Schrift hinweist, fand die gebührende Würdigung schon bei den Feierlichkeiten anläßlich der Betriebseröffnung auf der Rhein—Scheldebahn, welche die Form einer Völkerverbrüderung annahmen. — Die Arbeit Dresemanns bildet ohne Zweifel einen wertvollen Beitrag zur Verkehrsgeschichte; als einer nicht nur interessanten Darstellung des vorbildlich gewordenen ersten Eisenbahnsystems an sich, sondern auch als einem Mittel zur Förderung des Verständnisses für allgemeine Eisenbahnfragen wäre dem Werkchen auch außerhalb der Fachkreise ein weiteres Lesepublikum zu wünschen, als es — leider — gewöhnlich Schriften aus dem Gebiete der Technik und des Verkehrswesens beschieden ist.

Dr. O. Thissen.



Kleine Rundschau.

Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst.

Zur Konkurrenz für einen Hochaltar in der kath. Pfarrkirche zu Stadtsteinach (O.-Fr.). Die Jury hat folgende Prämien ausgesprochen: Entwurf Motto „Roma" von Emil Wagner 200 Mk., Motto „Segen" von Valentin Kraus 100 Mk., Entwurf von A. Bachmann 100 Mk., Entwurf „Louis XV." von Ruthmann 100 Mk. — Die gleichzeitige Konkurrenz für ein Titelblatt erzielte folgendes Resultat: Entwurf „Grün" von H. M. Glatz 150 Mk., Entwurf „Kirche" von Joh. Kopp 150 Mk., „Am Kreuz" von Kitschker 150 Mk., „Kreuz" von Joh. Kopp 50 Mk., „Kreuzblumen" von Fritz Leguer de Latour 50 Mk., „Not" von Karl Kunst 50 Mk.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 32. München, 6. August 1905. II. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Bayerische Kirchengemeindeordnung.

Von
Domkapitular Dr. Pichler,
Mitglied des Deutschen Reichstages und der Bayerischen Abgeordnetenkammer.

Die bayerische Presse beschäftigt sich jetzt vielfach mit einem Gutachten, welches Herr Domkapitular Dr. Ludwigs im Auftrage des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Regensburg über den Entwurf einer Kirchengemeindeordnung erstattet hat. Dieses Gutachten — als Manuskript gedruckt — erregt um so mehr Aufsehen, als bisher der Entwurf der Kirchengemeindeordnung nicht publiziert worden und die Oeffentlichkeit daher in ihrem Urteil lediglich auf die Ausführungen des Verfassers angewiesen ist. Ich bin nicht in der Lage, über die projektierte Kirchengemeindeordnung selbst nähere Angaben zu machen; ich möchte im nachstehenden aus dem Gutachten von Dr. Ludwigs, dessen wesentlicher Inhalt durch vier Artikel der „Augsb. Postztg.“ weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden ist, nur *zwei Punkte* berühren, die mit von ausschlaggebender praktischer Bedeutung sind, und in denen meine Auffassung von der des Gutachters abweicht, ihr entgegengesetzt ist.

Für jeden Kenner ist klar, daß auf Grundlage der Bestimmungen der II. bayerischen Verfassungsbeilage eine Kirchengemeindeordnung nicht möglich ist, welche die Rechte und Ansprüche der Kirche halbwegs befriedigen könnte. § 64 des Religionsediktes erklärt „*als weltliche Gegenstände*“ u. a. „alle Bestimmungen über liegende Güter ꝛc., fahrende Habe, Nutzung, Renten, Rechte der Kirchen und kirchlichen Personen“. § 65 bestimmt: „In allen diesen Gegenständen kömmt der Staatsgewalt *allein* die Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit zu.“ Die bayerische Verfassung sichert allen Religionsteilen das Eigentum der Stiftungen und ihrer Renten; sie stellt das gesamte Stiftungsvermögen unter den besonderen Schutz des Staates, so daß es unter keinem Vorwande für andere Zwecke ohne Zustimmung der Beteiligten verwendet werden darf (Titel IV §§ 9 und 10). Dieselbe Verfassung nimmt aber die ganze Verwaltung des kirchlichen Vermögens als Recht des Staates in Anspruch, der Kirche ist nur ein Mitaufsichtsrecht gelassen. Man muß Dr. Ludwigs Recht geben, daß die letzteren Bestimmungen mit dem Rechte der Kirche, das aus dem Wesen des Eigentums ganz natürlich sich ergibt, in unlöslichem Widerspruche stehen. Auch seine Erörterungen über Konkordat und Religionsedikt sind vom kirchlichen Standpunkte nicht zu beanstanden. Anders ist es meines Erachtens mit zwei Punkten, die der Verfasser besonders betont.

1. Dr. Ludwigs erklärt, mit Annahme des Gesetzentwurfes würde für die Kirche nach verschiedenen Seiten hin eine conditio pejor geschaffen: was seither *verordnungsmäßig* geregelt war, würde in Zukunft mit dem ungleich höheren Ansehen, mit der Autorität, ja Majestät des *Gesetzes* umkleidet. Die „Augsb. Postztg.“ verweist auf die Geschichte, welche lehre, wie oft und leicht mißglückte Verordnungen und überhastete Entschließungen einzelner staatlicher Autoritäten außer Kraft gesetzt und modifiziert worden sind, wie schwer es dagegen sei, in dem, was einmal durch Gesetz festgelegt ist, erfolgreich Wandel zu schaffen.

Diese Ausführungen erwecken den Eindruck, als ob jetzt die ganze Verwaltung des Kirchenvermögens in Bayern nur auf einfachen Verordnungen beruhen würde, die jederzeit im Verordnungswege zurückgenommen und durch Bestimmungen ersetzt werden könnten, die den kirchlichen Grundsätzen entsprechen und der Kirche die freie Verwaltung ihres Vermögens gewähren. Das ist aber durchaus *irrig*. Wie schon erwähnt, beruhen die Verordnungen über die Verwaltung des Kirchenvermögens auf Bestimmungen der *Verfassungsurkunde* vom 26. Mai 1818. Die Verwaltung des Kirchenvermögens war in Bayern zu Anfang des vorigen Jahrhunderts rein staatlich organisiert, von 1817 ab war sie in die Hände der politischen Gemeinden gelegt; durch das revidierte Gemeindeedikt vom 1. Juli 1834 wurde sie den hierfür gebildeten Kirchenverwaltungen anvertraut, deren Zusammensetzung und Aufgabe in § 59 (resp. 94) *gesetzlich* geregelt ist. Diese gesetzliche Bestimmung des revidierten Gemeindeediktes ist in Art. 206 der Gemeindeordnung vom 29. April 1869 ausdrücklich aufrecht erhalten mit dem Beisatze: „Die in Gemäßheit des § 59 Abs. 3 und § 94 Abs. 5 des revidierten Gemeindeediktes gebildeten Kirchenverwaltungen sind berechtigt, die Kirchengemeinde in allen rechtlichen Beziehungen zu vertreten.“ Die weiter ergangenen Allerhöchsten Verordnungen und Ministerialentschließungen

sind nur in Ausführung dieser gesetzlichen und verfassungsmäßigen Grundbestimmungen erlassen; eine grundsätzliche Aenderung derselben kann nur durch Aenderung der Verfassung und der auf der Verfassung beruhenden Gesetze herbeigeführt werden. Das darf nicht übersehen werden, wenn man nicht „den Schwerpunkt der ganzen Sache“ — um mit dem Herrn Gutachter zu reden — „mißkennen und verrücken“ will.

2. Noch schärfer beurteilt Herr Dr. Ludwigs in seinem Gutachten einen zweiten Punkt, nämlich den dem ganzen Gesetze zugrunde liegenden Begriff der „Kirchengemeinde“. Er betrachtet die „Kirchengemeinde“ als ein nur vom bayerischen Staatskirchenrecht geschaffenes Novum; sie sei „für die katholische Kirche ein schlechterdings unannehmbares Etwas, ein deren festgegliedertem Organismus ganz unbekanntes fremdartiges Element“. „Zum Verfassungsrecht der Kirche steht diese ‚Kirchengemeinde‘ in kontradiktorischem, unversöhnlichem Gegensatz, weil die katholische Kirche sie nicht bloß nicht kennt, sondern kraft des Autoritätsprinzips . . als ein Stück Volksregiment dieselbe unbedingt ausschließt und perhorreszieren muß“ (S. 35). „Das ist der ex visceribus causae genommene und schlechthin durchschlagende Beweis für die Unvereinbarkeit der „Kirchengemeinde“ mit den göttlichen Grundlinien des . . Verfassungsrechtes der Kirche“ (S. 36).

Ich habe diese Sätze mit steigender Verwunderung gelesen und mich gefragt, ob nicht hiernach alle bayerischen Pfarrer und Bischöfe als ab officio suspendiert zu erachten seien, weil sie so wichtige Grundsätze der kirchlichen Verfassung seit Jahren ignorieren und übertreten. „Die Kirchengemeinde“ im Sinne der Kirchengemeindeordnung ist durchaus kein „Novum“; sie besteht bei uns seit Jahrhunderten tatsächlich; durch die oben angeführten Bestimmungen des Gemeindeediktes und der Gemeindeordnung ist sie auch rechtlich grundgelegt; die Bestimmungen des Landtagsabschiedes von 1892 über die Wahl der Kirchengemeinderepräsentation haben denselben Begriff zur notwendigen Voraussetzung. Hätte das Gutachten recht, so könnte kein Pfarrer sich als Vorstand der Kirchenverwaltung verpflichten lassen und die Funktion als solcher versehen, kein Ordinariat dürfte den Beschlüssen einer Kirchenverwaltung oder gar einer Kirchengemeindeversammlung seine Zustimmung erteilen und zu deren Ausführung mitwirken, geschweige denn einem Pfarrer gestatten oder gar veranlassen, eine Versammlung der Kirchengemeinde einzuberufen und in derselben den Vorsitz zu führen. Alles das ist seither in Bayern geschehen, ohne daß jemand gegen dieses „Stück Volksregiment“ als mit den göttlichen Grundlinien des kirchlichen Verfassungsrechtes in Widerspruch stehend protestiert hätte. Und so ist es nicht bloß in Bayern, sondern auch in den übrigen größeren deutschen Staaten, wo Gesetze über die Organisation der Kirchengemeinden unter ausdrücklicher oder stillschweigender Zustimmung der kirchlichen Oberbehörden geschaffen sind und gehandhabt werden.

Von einem kontradiktorischen Gegensatz zur kirchlichen Verfassung könnte nur dann gesprochen werden, wenn die „Kirchengemeinde“ im Sinne der protestantischen Kirchenverfassung als ein organisches, mitbestimmendes Glied des gesamten Kirchenregimentes im Gegensatze zur kirchlichen Hierarchie gedacht wäre. Davon ist aber in der Kirchengemeindeordnung keine Rede. Nach allem, was über die Kirchengemeindeordnung bisher bekannt geworden ist, erfaßt das neue Gesetz die „Kirchengemeinde“ nur bezüglich der Verwaltung des Kirchenvermögens und der Befriedigung der materiellen kirchlichen Bedürfnisse; es handelt sich lediglich darum, daß die kanonischrechtlich bestehende Pfarrgemeinde auch staatsgesetzlich zum bestimmten Zwecke der Verwaltung des Kirchenvermögens organisiert und als Rechtssubjekt anerkannt wird. Eine solche staatsgesetzliche Regelung der Kirchengemeinde haben seit Jahrzehnten die angesehensten Vertreter des katholischen bayerischen Volkes verlangt — ich nenne nur Dr. Ruland, Dr. v. Hauck, Dr. v. Daller und Dr. Schädler —, und sie konnten dieselbe verlangen, ohne mit den Grundsätzen der kirchlichen Verfassung in Widerspruch zu treten. Ich spreche dabei nur vom Begriff der „Kirchengemeinde“ als solchem, nicht von Einzelheiten der etwa vorgeschlagenen Regelung.

Der Herr Gutachter wirft übrigens das ganze Gebäude seiner Deduktionen selbst über den Haufen, wenn er schreibt: „Die katholische Kirche kommt erfahrungsmäßig auch im eigenen Interesse (denn sie weiß die richtige Staatskuratel vollauf und dankbarst zu würdigen) so weit entgegen als sie nur kann; dies in Vermögenssachen um so mehr, als diese zunächst nicht einen primären (zum Heilszwecke gehörigen) sondern nur sekundären (Mittel zu diesem Zweck) Teil ihrer gottgesetzten Aufgabe bilden, und obendrein diese Dinge nicht zu den dem apostolischen Stuhle reservierten sogenannten causae majores zählen, sondern im Einverständnis mit den Bischöfen des Landes von der Staatsregierung geordnet werden können“ (S. 38 und 39).

Ich schließe mit dem Wunsche, daß dem Landtage auf Grund dieses Einverständnisses zwischen Kirchenbehörden und Staatsregierung bald ein wahrhaft freiheitlicher Entwurf der Kirchengemeindeordnung vorgelegt werde; die Mehrheit des Landtages wird bei Erledigung desselben gewiß den Rechten keiner Konfession zu nahe treten.



Das Schreckgespenst eines „ultramontanen“ Ministeriums in Bayern.

Von

Dr. Armin Kausen.

Während ein Teil der liberalen Presse fortfährt, die Einführung eines „ultramontanen“, dem Zentrum genehmen Ministeriums geradezu als finis Bavariae, als den Untergang des „Kulturstaates“ Bayern und als eine Gefahr für das Reich auszumalen, haben verschiedene liberale Blätter ihre Taktik geändert und folgen den Spuren der in Nr. 31 (S. 363) zitierten „Augsb. Abendzeitung“. Sogar die „Münchner Neuesten Nachrichten“ lassen sich in Nr. 341 zu nachstehenden Sätzen herbei, die im schroffsten Gegensatz stehen zu manchem herzbrechenden Appell an die Krone, der in den Spalten dieses Blattes jahraus, jahrein zu registrieren war. Das liberale Blatt schreibt:

„Die Liberalen haben nicht den mindesten Grund, auch nur für einen Minister einen Finger zu rühren. ... Wir würden, so wie die Dinge liegen, den Tag begrüßen, an welchem eine Regierung, die versichert, nicht ultramontan zu sein, aber in ultramontanem Sinne handelt, durch Ultramontane unverfälschter Couleur ersetzt würde. Das Ministerium Podewils hat, als es im letzten Landtag den Drohungen des Zentrums nachgab, der parlamentarischen Herrschaft die Wege geebnet. Wenn es nach dem Ausfall der Wahlen der Krone die Bildung eines reinen Zentrumsministeriums empfehlen würde, so wäre das nur die Konsequenz jenes verhängnisvollen Entschlusses. Im übrigen kann und darf der L[illegible]alismus, der die Verfassung und damit die Kronrechte hoch[illegible] nicht grundsätzlich dagegen aussprechen, daß die Krone bei [illegible] Auswahl ihrer verantwortlichen Berater die parlamentarische Situation ernstlich berücksichtigt.“

Wie stolz und wie echt liberal der letzte Satz sich ausnimmt! Und doch straft eine jahrzehntelange Vergangenheit des bayerischen Liberalismus diese wohlfeilen Phrasen geradezu Lügen. Oder datiert die parlamentarische Machtstellung des Zentrums in Bayern erst seit gestern? Hat die liberale Presse sich nicht jedesmal wie rasend gebärdet, wenn das Zentrum auch nur mit dem bescheidensten Anspruch auf eine Berücksichtigung innerhalb der höchsten Regierungsstellen hervortrat? Entsprach es nicht den terroristischen, unduldsamen Instinkten des herrschsüchtigen Liberalismus, wenn „eine ernstliche Berücksichtigung der parlamentarischen Situation“ seit mehr als dreißig Jahren planmäßig vereitelt wurde?

Wenn liberale Blätter jetzt plötzlich das so lange mit giftigstem Spott übergossene Wort des sozialdemokratischen Führers von Vollmar zu dem ihrigen machen und gegen eine Uebernahme der verantwortlichen Regierung durch das Zentrum nichts mehr einzuwenden haben, so spielt ohne Zweifel eine Erwägung hinein, die man in intimeren liberalen Kreisen schon früher oft betonen hörte: Woher das Zentrum die geeigneten Leute nehmen wollte, da ihm der Zugang zu den höchsten Verwaltungsposten seit erdenklichen Zeiten systematisch verschlossen war? Die liberale Bureaukratie hat nie schadenfroher gelacht, als wenn man von der Eventualität eines homogenen konservativen Ministeriums

und Regierungssystems sprach. In der Tat, die staatlichen Bannerträger des liberalen Systems hatten gut vorgesorgt für die Ihrigen. Entweder hielten sie sich zur Bequemlichkeit für die Krone gleich einen coadjutor cum jure succedendi oder es stand auf den höheren Stufen der bureaukratischen Leiter gleich eine ganze Kolonne gelehriger Jünger zur gütigen Auswahl in Bereitschaft. Daß ein „Ultramontaner" auch nur in die Nähe eines Ministers vorrücken könnte, galt in Bayern als etwas so Unerhörtes, daß die liberale Presse wochenlang nicht zur Ruhe kam, als in dem neugebildeten Verkehrsministerium, also in dem politisch indifferentesten Ressort, ein schon vom Minister Grafen Crailsheim ausgezeichnet qualifizierter Beamter von zufällig „ultramontaner" Gesinnung Ministerialrat wurde. Und diese unwirsche Stimmung der liberalen Presse kehrte sich nicht im mindesten daran, daß auch damals das Zentrum die parlamentarische Mehrheit hatte.

Was die Fähigkeiten „ultramontaner" Staatsmänner in Bayern zur Bekleidung höherer und höchster Regierungsstellen anbelangt, so sollte der schadenfrohe Liberalismus es nur auf eine Probe ankommen lassen. Politiker, welche in den Parlamenten nicht nur in die großen Fragen entscheidend eingreifen, sondern auch in sämtliche Sparten der Staatsverwaltung Einblick gewinnen, stehen den Aufgaben der Regierung keineswegs wie hilflose Kinder gegenüber. Die einzige Schwierigkeit liegt vielleicht darin, daß wichtige Referate bisher in den Händen von Geistlichen lagen, welche für eine Regierungslaufbahn nicht in Betracht kommen können. Es fehlt nicht einmal an Leuten, welche der Ansicht sind, daß der bayerische Staat vielleicht besser dabei führe, wenn mit dem geltenden bureaukratischen System, das die wichtigste Aufgabe der Ministerien im Paragraphieren und Aktenschreiben erblickt und nur die Noten im juristischen Staatskonkurs dem Aufrücken im Staatsdienste zugrunde zu legen vorgibt, sobald als möglich gründlich aufgeräumt würde.

Wie die Zukunft Bayerns sich in liberalen Köpfen malt, konnte man aus der Schadenfreude ersehen, mit der liberale Blätter auf einen Artikel des Pariser „Temps" hinzuweisen für nötig hielten. Der „Temps" schrieb u. a.:

„Ohne Zweifel würde nichts knabenhafter sein, als in dem Erfolg der klerikal-partikularistischen Partei eine Gefahr für den Bestand des Kaiserthrones zu sehen, der seit 35 Jahren im deutschen Boden zu tiefe Wurzeln geschlagen hat, als daß man ihn ohne Illusion durch solche Zwischenfälle bedroht glauben könnte. Aber das Funktionieren des komplizierten Räderwerkes, das bei der gemeinsamen Existenz ins Spiel kommt, läuft Gefahr, mit einem klerikalen Ministerium weniger leicht zu werden. Ein solches Ministerium wird der Prinz-Regent nur im äußersten Falle auf sich nehmen. Aber er ist 84 Jahre alt, und man sagt, daß sein Sohn nicht alle seine Ideen teilt. Es kann also im Bundesmechanismus ein unangenehmes Knirschen geben. Das ist eine der möglichen, wenn nicht sicheren Folgen des Triumphes des Kartells; sie ist nicht die uninteressanteste."

Nun, es ist nicht das erste Mal, daß in der bayerischen Politik mit französischen Preßstimmen operiert wurde. Als die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" vor beiläufig vier Jahren die ungeheuerliche Anklage erhoben, am Hofe des Prinz-Regenten lasse die Pflege der deutschnationalen Gesinnung zu wünschen übrig, holte man auch einige ausländische Preßstimmen zu Hilfe. Aehnlich war es nach der Würzburger Flaggenaffäre. Und doch war damals noch das Ministerium Crailsheim am Ruder.

Das Hauptorgan der preußischen Konservativen, die „Kreuzzeitung", hat denjenigen liberalen Blättern, welche die selbstsüchtige Ausnützung der Macht des Zentrums in den grellsten Farben darzustellen beliebten, sehr drastisch heimgeleuchtet. Zunächst führt die „Kreuzzeitung" aus, der Liberalismus habe, als er im Reichstage die Macht besaß, seine eigene Gesetzgebungsära so gründlich ausgenützt, daß er bald auf den Aussterbeetat kam. Das Zentrum aber zeige im allgemeinen mehr Geduld und Selbstbeherrschung und werde auch wohl in Bayern von der politischen Erbweisheit der katholischen Kirche nicht ganz verlassen sein. Mehr als den Evangelischen lieb sein könne, werde es verstehen, sich in seinem Besitze einzurichten. Da es wirtschaftlich gerechtere Grundsätze habe als der Liberalismus, werde das Volk materiell bei ihm nicht schlecht fahren. Das konservative Blatt meint sodann, wenn die Liberalen sich darauf verließen, daß die idealen Interessen des Landes, namentlich Wissenschaft und Kunst, aller Voraussicht nach von diesem Landtage noch mehr vernachlässigt (?) würden als von dem vorigen, so beschränkten sich eben diese Interessen — auch unter den liberalen Wählern — auf einen so kleinen Kreis, daß sie bei Parlamentswahlen, vollends bei dem nun in Aussicht genommenen direkten Wahlsystem, ziffermäßig kaum in Betracht kommen. Wozu in Parenthese zu bemerken ist, daß Unterricht, Wissenschaft und Kunst in Bayern sich während der mehr als dreißigjährigen ausschlaggebenden Stellung des Zentrums in Bayern stets der ausgiebigsten Pflege und Förderung zu erfreuen hatten, was im letzten Landtage sogar von einem hervorragenden liberalen Mitgliede der Reichsratskammer bestätigt werden mußte.

Herzerquickend ist die Offenheit, mit der die „Kreuzzeitung" den liberalen Alleinpächtern von „Kunst" und „Wissenschaft" den Standpunkt klar macht: „Ja wir müssen es einmal gerade heraus sagen, daß die Art, in der manche liberale Kreise und liberale Zeitungen für Wissenschaft und Kunst eintreten, das verständige Publikum geradezu abschreckt. Während sie über das Pfaffentum in den Kirchen allen Schimpf und Spott ausgießen, züchten sie selbst ein Kunst- und Kulturpfaffentum, das an Dünkel, Heuchelei und Unbildung von keinem Pfaffentum der Welt übertroffen wird. Hinter jedem unwürdigen Diener der Kirche steht auch immer noch diese selbst und macht trotz aller Verzerrung ihren segensreichen Einfluß geltend. Hinter den Kunstpfaffen aber steht nichts und niemand — am wenigsten die Kunst selber."

Für wahre Kunst und Kultur und für die Interessen einer auf idealer Geisteshöhe stehenden, auch den Gegner achtenden Wissenschaft wird das Zentrum ohne Engherzigkeit, wie bisher, jederzeit eintreten. Aber zur Unterstützung eines unduldsamen Cliquen- und Ringsystems, mag es sich nun im Künstlertum oder an Hochschulen oder in Lehrerkreisen breit machen, wird das Zentrum niemals seine Hand leihen. Daß ein Minister einer terroristischen, gegen die Disziplin sich auflehnenden Professorenmache geopfert würde, wäre unter einem „Zentrumsministerium" ganz unmöglich.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit dem Zaren.

Als die Kunde von der Zusammenkunft der beiden Kaiser in die Oeffentlichkeit kam, war sie bereits vollendete Tatsache. Für die Heimlichkeit der Vorbereitungen und der Fahrten wird gewiß die Rücksicht auf die Sicherheit des Zaren maßgebend gewesen sein. Das Ereignis hat überraschend gewirkt. Hoffen wir, daß die guten Folgen schwerer wiegen werden als die unangenehmen Begleiterscheinungen oder Nachwirkungen. Das Nächste war eine erhöhte Tätigkeit in der deutschfeindlichen Lügenfabrik, die in London domiziliert ist und auch nach der Pensionierung des Genossen Delcassé das Geschäft in der bisherigen Weise fortführt. Was hat Kaiser Wilhelm auf seiner Sommerfahrt durch die Ostsee nicht alles angestellt! Den armen Zaren hat er zu der Zusammenkunft schonungslos genötigt; dann hat er ihm seine Ratschläge aufgezwungen; über den Inhalt der Ratschläge sind die Verleumder nicht ganz einig, aber ob sie so oder anders gelautet haben, schlecht waren sie jedenfalls. Hier heißt es, der Kaiser habe dem Zaren seinen alten Verbündeten Frankreich abspenstig gemacht; dort heißt es, er habe gesagt: Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Zweibund der Dritte! Mit der einen Behauptung hetzt man die Franzosen auf, mit der anderen die Japaner und die Dreibundmächte, mit beiden die Engländer. Aber dem Kaiser wird noch viel mehr angedichtet: auch ganz Skandinavien will er zu seinem Vasallen machen, und wer die Geschichte von 1870 in französischer Ausgabe gelesen hat, wird sich nicht darüber wundern, daß Kaiser Wilhelm einen Hohenzollernschen Prinzen auf den Thron von Norwegen setzen möchte! Um dieses Phantasiegebilde recht abschreckend zu gestalten, dichteten seine Väter ihm gleich noch den häßlichen Schwanz an, daß die Zustimmung des Zaren erkauft werden solle durch eine Gebietsabtretung zugunsten Rußlands. Auch damit war die schöpferische Kraft der Londoner Lügenschmiede noch nicht erschöpft. Die englische Admiralität beschloß, eine hübsche Flotte von einem Dutzend Linienschiffen und einem halben Dutzend Panzerkreuzern ihre diesjährige Uebungsfahrt ausgerechnet in der Ostsee machen zu lassen, die deutsche Küste entlang. In Deutschland regt man sich über diese Probe des britischen Taktes gar nicht auf; aber die englische Presse belehrte uns, daß wir die feindselige Absicht hätten, die Ostsee zu einem geschlossenen Meere à la Schwarzes Meer zu machen.

Gegenüber diesem gewissenlosen Treiben der englischen Presse sind die Erörterungen, mit denen die Franzosen die Kaiserbegegnung begleitet haben, ein entschuldbares Kinderspiel. Die guten Leute sind noch von dem Marokkohandel her nervös, und manche, die damals in richtigem Instinkt an der Beseitigung Delcassés mitgewirkt hatten, ergriffen gern die erste beste Gelegenheit, um sich von dem Verdacht der Liebedienerei gegen Deutschland zu reinigen. Bereits ist die französische Presse nach den ersten Blasenbildungen zu einer ruhigen und verhältnismäßig vernünftigen Betrachtung dieses Zwischenfalles zurückgekehrt. Nur hält man dort noch zähe an dem Glauben fest, den auch offiziöse Kundgebungen genährt haben, daß Kaiser Wilhelm die Zusammenkunft veranlaßt und den Zaren sozusagen gezwungen habe, die Fahrt nach Björkö anzutreten. Dies soll die Furcht der Franzosen vor einer Zersetzung des Zweibundes mildern. Abgesehen von der bestimmten Behauptung der mit dem Auswärtigen Amt in Beziehung stehenden deutschen Blätter, ist schon aus inneren Gründen mit Sicherheit zu folgern, daß unter den eigenartigen Verhältnissen, in denen sich der Zar zurzeit befindet, ihm die volle Freiheit der Entschließung gewahrt werden mußte. Jeder Unbefangene muß sich ja auch darüber klar sein, daß bei der gegenwärtigen Lage die Begegnung für das Ansehen und die Interessen des Zaren und Rußlands viel mehr Bedeutung hat als für die andere Seite.

Die Offiziösen an der Spree und an der Newa sagen, daß diese Wiederholung der hergebrachten periodischen Begegnungen der beiden persönlich befreundeten Herrscher der befreundeten Nachbarstaaten den aufrichtigen Freunden des Friedens nur sympathisch sein könne. In der Tat können die Freundschaftsbegegnung, die der schwergeprüfte Zar gefunden, und der gute Rat, der vielleicht damit verbunden gewesen ist, auf die Friedensverhandlungen nur vorteilhaft einwirken. Rußland wird freilich, um zum Frieden zu kommen, viel weiter nachgeben müssen, als wie Herr Witte bei seinen Bluffgesprächen in Paris zugeben wollte; aber hoffentlich sind die Russen doch nicht so ganz urteilslos, daß sie die Schuld an den unvermeidlichen Opfern schließlich dem kaiserlichen Besuch in Björkö zuschreiben wollten, während doch der Fortgang der japanischen Okkupation von Sachalin und das Vorrücken gegen Wladiwostok deutlich zeigen, von wo der Zwang zur Nachgiebigkeit ausgeht.

Die belgische Jubiläumsfeier.

Das Deutsche Reich hat eins gemein mit der katholischen Kirche: beide sind friedlich, werden aber systematisch von Hassern und Neidern als unfriedlich hingestellt und immer von neuem verdächtigt und verleumdet. Auch in Belgien haben sich Vorurteile und Lügen eingenistet. Deutschland hat niemals die Unabhängigkeit von Belgien gefährdet, wohl aber Frankreich. Der deutsche Sieg von 1870/71 war zugleich eine Erlösung Belgiens von seinem gefährlichsten Feinde. Seit 35 Jahren hat Deutschland trotz seiner großen Macht die Selbständigkeit der beiden niederländischen Staaten auf das gewissenhafteste respektiert. Aber wenn die Militärpartei in Belgien etwas durchsetzen will, z. B. die luxuriöse Befestigung von Antwerpen, so malt sie deutsche Eroberungsgelüste an die Wand. So hatte es seinen guten Grund und Zweck, daß unsere Regierung zu dem belgischen Jubiläum nicht bloß einen stattlichen Panzer, sondern auch einen tüchtigen Redner entsandte, den Gesandten v. Wollwitz, der in besonders kräftigen Worten die Unantastbarkeit des kleineren Staates als ein Axiom der deutschen Politik hinstellte. Darauf hat nicht bloß der Präsident des belgischen Abgeordnetenhauses den Kaiser Wilhelm als Bürgen der belgischen Neutralität gefeiert, sondern auch König Leopold der deutschen Flotte seine Höflichkeit bezeugt. Unser Gesandte sprach noch besonders die deutsche Sympathie für die belgische Schöpfung des Kongostaates aus. Manche Belgier empfinden ja zurzeit mehr die Lasten als den Vorteil dieses großen Pflegekindes ihres Königs. Aber zweifellos hat der Kongostaat einen großen Zukunftswert, und die Sympathien Deutschlands haben eine realpolitische Unterlage. Nicht umsonst hat Fürst Bismarck bei dieser Schöpfung Gevatter gestanden: Für den Weltfrieden ist es gewiß vorteilhaft, daß dieses riesige und zum Teil sehr begehrenswerte Stück von Afrika dem Wettstreit der großen Kolonialmächte entzogen und gleich seinem Mutterlande neutralisiert ist.

Die skandinavische Krisis.

Plebiszite sind seit der napoleonischen Aera aus der Mode gekommen. Komödien sind sie immer gewesen, sowohl in Frankreich als in Italien. Die Machthaber veranstalten nur dann ein Plebiszit, wenn sie des erwünschten Ausganges sicher sind. Nun hat der schwedische Reichsrat auf einmal diesen Apparat aus der Rumpelkammer herausgeholt. Er wollte der norwegischen Revolution nicht glatt zustimmen, sondern „schandenhalber" einige Umstände machen. Dazu gehörten die Forderung einer norwegischen Volksabstimmung, einige Grenzabmachungen und die Drohung mit dem blindgeladenen Revolver, d. h. mit einer Anleihe von 100 Millionen, die zum Kriege dienen könnten, aber nicht dazu dienen sollen. Das schwedische Ministerium hat diese Ausstaffierung seiner Scheidungsvorlage übermäßig ernst genommen und ist zurückgetreten. Die Norweger aber griffen die Plebiszitforderung gleich mit beiden Händen auf, denn damit war das Prinzip ihrer Empörung von Schweden anerkannt, und sie sind sicher, daß die Volksabstimmung eine fast einstimmige Genehmigung der unblutigen Revolution ergeben wird. Man sieht, die Trennung von siamesischen Zwillingen geht in der Politik viel glatter vor sich als in der Physiologie. König Oskar soll sogar einem Berichterstatter gegenüber es bereits für möglich erklärt haben, daß er einem seiner Söhne oder Enkel die Erlaubnis zur Annahme der norwegischen Krone geben würde, wenn das schwedische Volk diesen Wunsch habe. Die Sache läßt sich in der Tat so an, als ob die beiden Länder „schiedlich und friedlich" besser auskommen werden als bei der bisherigen formalen Vereinigung, die keine Harmonie der Interessen und der Gefühle aufkommen lassen konnte, weil den demokratischen Norwegern der König nicht als ihr Herrscher, sondern als der Vertreter des aristokratischen Schweden erschien. Angesichts solcher Schwierigkeiten können wir uns freuen, daß der Deutsche Bund mittels des nationalen Gedankens trotz aller Vorurteile und mancher anfänglicher Fehlgriffe die Kinderkrankheit der Einigung glücklich überwunden hat. Für unsere Eintracht bleibt schließlich nur die eine Gefahr des Kulturkampfes, die leider von den Bündlern und ihren Genossen neuerdings heraufbeschworen wird. Doch macht uns diese häusliche Gefahr weniger Sorge als die Krisis in der befreundeten Zwillingsmonarchie der Habsburger, wo das einigende dynastische Prinzip, obschon es durch Alter und Verdienste so hoch geheiligt ist, unter dem magyarischen Uebermut und der zisleithanischen Parteizerrissenheit schwer gefährdet ist.



Aphorismen.

Von

M. Herbert.

Sehr wenige Menschen halten eine ganz intime Bekanntschaft aus — wie sie z. B. die Ehe mit sich bringt.

* * *

Die große Zurückhaltung, welche in unserem Zeitalter eine Signatur des Verkehrs geworden ist und den geistigen Austausch im mündlichen Verkehr erschwert, läßt sich wohl aus den schlechten Erfahrungen an anderen, welche schon Generationen gemacht haben, erklären.

* * *

Die Macht vieler Menschen besteht nur darin, daß sie ein Auge für die Schwäche anderer haben.

* * *

Das Temperament des Idealisten ist gefährlich für ihn selbst und andere; denn aus der verwerflichen Ueberschätzung ihrer Mitmenschen fallen sie bei Enttäuschungen in den noch verwerflicheren Fehler der Unterschätzung — und da sie gewöhnlich auch Stimmungsmenschen sind, werden bei ihnen die schärfsten Urteile geboren.

* * *

Du mußt dich selbst in dein Werk hineingeben, oder es wird hohl bleiben.

* * *

Wenn man lange in der Luft des literarischen Lebens geatmet hat, dann ist es wahrhaft drollig zu beobachten, wie dieselben Erscheinungen sich wiederholen. So braucht z. B. nur ein Autor ein erfolgreiches, vielgelesenes, vielgekauftes Buch zu schreiben, und man kann sicher sein, daß eine Menge von Literaten sich erheben, welche versichern, daß es eine Schmach wäre um unser urteilsloses Publikum, daß das Buch ein wertloses Machwerk sei und daß man einfach nicht begreifen könne, was die Leute daran hätten.

Mein Kind.

I.

Dir trug ich meine Lasten,
Die Bürde mondenlang,
Weiht' dir des Tages Hasten,
Die Nächte schwermutbang.

Dir klagt' ich alle Leiden
Am düstern Kreuzaltar —
Heut' bring ich meine Freuden
Auf beiden Händen dar.

Heut' zünd' ich Opferkerzen
Und schenk' dir Blumenflor
Und heb' mit frohem Herzen
Mein Glück zu dir empor.

Mein Kleinod dir, mein Leben,
Mein Knöspkein rein und lind
Will ich dir heute geben:
Mein neugeboren Kind.

II.

In meinen Arm hast du gelegt
Nach Schmerzensstunden mir das Heil,
Lebendig für mich auferweckt
Der Schöpfungstage besten Teil.

An meine Brust hast du geschmiegt
Des Paradiesesgartens Zier:
Mein Herz, das dir zu Füßen liegt,
Gott Vater, dankt es dir.

III.

Zum Altar, wo das Kreuzbild ragt,
Trag' ich mein Kindlein heut';
Nicht ob dem Leidensbild verzagt,
Ob seiner Huld erfreut.

Mit Wasser heute durch sein Blut
Mein Kind gesegnet ist,
Fromm leg ich in des Kreuzes Hut
Den jungen neuen Christ.

Elise Miller.

Widerstreitet das öffentliche Hervortreten der Frau den Forderungen des Völkerapostels?

Von

P. Severus Raue, O. F. M., Eggenfelden, Niederbayern.

So gewiß neben verschiedenen anderen Ursachen vor allem die Umgestaltung des Erwerbslebens durch die Maschine eine Frauenfrage hervorrufen mußte,*) so erfreulich und lobenswürdig ist es, wenn sich die Töchter der katholischen Kirche enger zusammenschließen, um für ihren Teil diese wichtige Frage auf dem festen und aussichtsreichen Boden der katholischen Weltanschauung zu lösen. In der Erkenntnis, daß auch ihnen nicht alles nachgetragen werden könne, und das, was man selbst vermag, man nicht von anderen erwarten dürfe, haben sie eben ernstlich angefangen sich selbst zu rühren, nach dem richtig verstandenen Worte: „Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen". Daß dabei nicht immer alles im stillen vor sich gehen kann, ist klar.

Um so peinlicher ist es, wenn ihnen Katholiken selber hieraus einen Vorwurf machen, indem sie dieselben mit Stellen aus der Heiligen Schrift beunruhigen, die mit einem solchen öffentlichen Hervortreten, wie es bis jetzt die katholische Frau getan, absolut nichts zu tun haben. Letzteres durch eine nähere Betrachtung der betreffenden Stellen zu zeigen, ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Das Einzige nämlich, worauf man sich gegen das öffentliche Hervortreten der katholischen Frauen mit einem Schein, aber mit einem völlig leeren Schein von Recht zu stützen vermag, sind die beiden Stellen 1 Kor. 14, 35 f. und 1 Tim. 2, 11—15. In diesen beiden Stellen spricht aber der hl. Paulus, soweit es sich um ihren Endzweck und um ihren abstrakten, d. h. um ihren allgemeinen, stets und überall geltenden Offenbarungsinhalt handelt, lediglich den Ausschluß des weiblichen Geschlechtes vom Priestertum aus, sofern dieses nämlich auch die durch das Weihesakrament vermittelte übernatürliche Befugnis zum kirchlichen Lehr- und Hirtenamt in sich schließt (vgl. z. B. Matth. 28, 18—20). Daher die Erscheinung, daß die Theologen für den Ausschluß des weiblichen Geschlechtes vom Priestertum eben in diesen beiden Stellen den sogenannten Schriftbeweis finden. Somit kann durch diese beiden Stellen das öffentliche Auf- oder Hervortreten der Frau in keinem weiteren Sinne verboten sein, als dies heute auch allen männlichen Laien verboten ist.

Der Wortlaut der beiden Stellen ist folgender:

1 Kor. 14, 34: „Die Frauen sollen in den Versammlungen schweigen; denn es wird ihnen nicht gestattet zu reden, sondern untertänig zu sein (nach dem griechischen Urtext: sie sollen untertänig sein), wie auch das Gesetz sagt. (V. 35.) Wenn sie aber etwas lernen wollen, so mögen (sollen) sie zuhause ihre Männer befragen. Denn es ist schimpflich für ein Weib, in einer Versammlung zu reden."

1 Tim. 2, 11: „Die Frau lerne in der Stille in aller Untertänigkeit. (V. 12). Zu lehren aber gestatte ich der Frau nicht, noch auch über den Mann zu herrschen, sondern sich still zu verhalten. (V. 13). Denn Adam wurde zuerst gebildet, danach Eva, (V. 14) und Adam wurde nicht verführt (getäuscht), das Weib aber ward verführt (getäuscht) und war so in der Uebertretung. (V. 15). Sie wird das Heil aber erlangen durch Kindergebären, wenn sie verharrt (verharren) in Glaube und Liebe und Heiligung nebst Mäßigung." —

Was vor allem die auffallende Aehnlichkeit in der Form oder Fassung dieser beiden Stellen betrifft, so läßt diese sofort vermuten, daß dieselben in einem inneren geschichtlichen Zusammenhang stehen müssen und daß sie sich somit nicht nur gegenseitig erklären, sondern auch in ihrem Sinne beschränken.

Was sich nun hierüber namentlich auf Grund der Apostelgeschichte (18, 24—19, 1) und des 1. Korintherbriefes sagen läßt, ist ungefähr folgendes. Zunächst waren in den beiden griechischen und auf dem Seewege nicht sehr weit von einander entfernten Städten Korinth und Ephesus (dem Wohnsitz eben des auch mit der korinthischen Kirche in engster Beziehung stehenden Timotheus) die äußern und natürlichen Lebensverhältnisse und damit auch die Grundlagen für ideelle Bestrebungen ziemlich gleichgeartet. Ueberdies bestand zwischen den Christen dieser beiden Städte ein überaus reger wechselseitiger Verkehr, und die Verbindungen und Beziehungen zwischen diesen beiden Kirchen waren so eng und mannigfaltig, wie wir sie zwischen andern Kirchen des apostolischen Zeitalters nirgends auch nur annähernd finden. In diesen beiden Gemeinden nun entfaltete Apollo, ein Freund des hl. Paulus, eine auch von diesem hochgeschätzte Tätigkeit, die der Form und dem äußeren Glanze nach diejenige des Apostels weit übertraf. Apollo aber war von Priscilla, der Mitbürgerin und dem Ideal der Frauen sowohl von Korinth als von Ephesus, welche alle die große Verehrung des Apostels für diese Heilige kannten, in die Tiefen der christlichen Lehre eingeführt worden. So konnte es kommen, daß gerade in diesen beiden Kirchengemeinden andere Frauen in mißverstandener Nachahmung Priscillas ihrem wirklichen oder vermeintlichen Eifer für das Wort Gottes in einer Weise die Zügel schießen ließen, die ihnen anderswo gar nicht in den Sinn gekommen wäre. Auf diese Weise entstand aber für die Frauen dieser beiden Kirchen eine Gefahr von Hoffnungen und Vorspiegelungen, die nicht nur völlig aussichtslos sein mußten, sondern die sogar den Fortbestand und Ausbau der beiden jungen Kirchen selbst mit einer für den Apostel durchaus nicht zu unterschätzenden Gefahr bedrohten. Und diese Gefahr war um so größer, als ja das Christentum die Gleichwertigkeit der Geschlechter lehrte (Gal. 3, 28). Mußte diese Lehre die soeben erst aus dem Heidentum bekehrten Männer an sich schon aufs höchste befremden, so wurde dieses Befremden doppelt bedenklich durch das Verhalten der Frauen selbst. Verstiegen sich diese doch (bei der Plötzlichkeit ihres Ueberganges von der Sklaverei zur Freiheit, zu deren richtigem Gebrauch sie natürlich erst nach und nach erzogen werden konnten) unter Hintansetzung selbst der jetzt noch

*) Niemand hat dies anschaulicher und überzeugender dargetan als Elisabeth Gnauck-Kühne in ihrem unvergleichlichen Buche: „Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statistische Studie zur Frauenfrage." Berlin, Liebmann, 1904. IV u. 166 S. Zum Studium der Frauenfrage kann dieses höchst interessante und lehrreiche Buch nicht warm genug empfohlen werden.

schuldigen Rücksichten (vergleiche 1 Kor. 11, 16) auch auf anderen Gebieten als dem genannten zu Bestrebungen, die mit der Gleichwertigkeit der Geschlechter nichts mehr gemein hatten.

Bei einer derartigen Sachlage mußte der Apostel in diesen beiden besonderen und ganz konkreten Fällen den Offenbarungsinhalt unserer beiden Stellen natürlich mit allem ihm nur immer möglichen Nachdruck zur Geltung bringen. Und zwar mußte er dies nicht nur der Form nach — diese ist an anderen Stellen des 1. Korintherbriefes, der eben eine Art Strafbrief für die allgemein eingerissene Ungebundenheit sein sollte, noch viel schroffer —, er mußte es auch dem Inhalt nach. Daraus ergibt sich dann aber von selbst, daß sogar schon für die unmittelbaren Adressaten (geschweige für uns!) jede über den strengen Wortlaut hinausgehende Weiterung unserer beiden Stellen mit den Absichten des Apostels schon nicht mehr im Einklang stehen würde. —

Um nun auf seine Forderungen und die Gründe im einzelnen einzugehen, so spricht der Apostel im ganzen 14. Kapitel des 1. Korintherbriefes bloß von den Wundergaben der Weissagung und des Redens in fremden Sprachen — also jedenfalls nur von einem solchen Reden, das sich als göttliche Eingebung charakterisierte; und im Anschluß hieran gibt er Weisungen über die entsprechendste Verwertung dieser Gaben in den gottesdienstlichen Versammlungen; denn da er im ganzen Verlaufe des 14. Kapitels nur von diesen spricht, so können auch nur diese mit dem bestimmten (griechischen) Artikel in V. 34 gemeint sein. Daß er aber selbst für ein so sehr beschränktes Schweigegebot bloß an die öffentliche (d. i. amtliche) gottesdienstliche Versammlung denkt, gibt der Apostel deutlich zu erkennen, wenn er 11, 5 des nämlichen Briefes sagt: „Jede Frau, die mit unverhülltem Haupte betet oder weissagt, entehrt ihr Haupt“: wenn sie also in einer kirchlichen Versammlung von privatem Charakter mit verhülltem Haupte weissagt, entehrt sie ihr Haupt nicht. Man denke an die Erzählung seines Schülers Lukas über die Prophetin Anna! Gott verleiht ja seine Gaben nicht zwecklos (vgl. Apg. 2, 17 f.). Das Wort von der Entehrung („Beschimpfung“) des weiblichen Hauptes erklärt uns aber auch die Beschaffenheit des Grundes in V. 36, es sei schimpflich für ein Weib, in „einer“ Versammlung zu reden. In beiden Fällen will er offenbar nur die Auffassung wiedergeben, welche die damalige griechische Landessitte beherrschte und auf dieser beruhte. Oder wer möchte behaupten, daß der hl. Paulus es auch in unseren Gegenden und heute noch als schimpflich erachten würde, wenn eine Frau in der Kirche ohne Schleier erscheint? An die damalige Landessitte denkt er wohl auch bei dem Grunde in V. 34: Man erlaubt ihr ja auch in weltlichen Versammlungen das Reden nicht, sondern es zeigt sich auch in diesen immer noch dasjenige, was nach dem Bericht des „Gesetzes“ Gott der Eva als Strafe voraussagte. Durch das „Evangelium“, also innerhalb des Neuen Bundes, ist diese Strafe allerdings aufgehoben. Allein eine Beteiligung an der kirchenamtlichen, d. h. durch das Weihesakrament bedingten Lehr- und Hirtentätigkeit kann der Frau trotz der ja nur rein äußerlichen und nur teilweisen Aehnlichkeit mit den außerchristlichen Gepflogenheiten auch im Christentum „nicht gestattet“ werden.

In 1. Tim. 2 ist vor allem die Sorgfalt bemerkenswert, mit welcher der hl. Paulus gleich zu Anfang dem weiblichen Interesse für die Offenbarungswahrheiten entgegenkommt. Durch ihn soll es der Frau nicht im allermindesten verwehrt werden, sich sogar in alle Tiefen der theologischen Wissenschaft zu versenken, da diese ja keine Geheimlehre ist; und die ihrer Innerlichkeit entsprechende Stille oder „Ruhe“, auf die er sie verweist, würde ihr dabei gerade von besonderem Vorteil sein.

Was nun die Gründe für das Lehrverbot in 1. Tim. 2 betrifft, so sind diese wohl sicherlich ebenso wie in 1. Kor. 14 weit mehr als Analogien und Trostgründe denn als eigentliche Beweise aufzufassen. V. 13 nämlich sagt der Apostel: Obwohl das Weib zur Vervollkommnung des Menschen geschaffen wurde, so war gleichwohl der Mann auch als Mensch, und zwar dem ganzen menschlichen Wesen nach, also auch mit dem Vermögen sich selbst zu bestimmen, bereits vollständig fertig, bevor das Weib geschaffen wurde. Somit hat das Weib auch kein Recht, den Mann autoritativ zu bestimmen (im Urtext V. 12: authentein). Sie hat aber zu einer solchen autoritativen Bestimmung des Mannes selbst in religiösen Dingen auch keine Pflicht und somit für die Unterlassung derselben keine Verantwortung: dies scheint der Apostel sagen zu wollen mit der weiteren Bemerkung, daß Adam nicht „verführt“ oder „getäuscht“ wurde, nämlich von Eva nicht.*) Für die Schwere der Sünde Adams und somit (vgl. Röm. 5, 12) für die Erbsünde war die Mitwirkung Evas gewissermaßen soviel wie belanglos. Hat also in Adam der Mann sich selbst zur Sünde bestimmt, so mag er in endgültiger Weise nun auch sich selbst zur Heiligung bestimmen.

Das Schweigegebot gilt auch hier natürlich bloß für die obenbezeichneten gottesdienstlichen Versammlungen. Denn „zuhause“ braucht die Frau nach 1. Kor. 14, 35 nicht „still“ zu bleiben. Aber auch mit dem „Kindergebären“ an unserer Stelle selbst kann nichts anderes gemeint sein als die christliche Erziehung, durch welche eben die Frau nicht nur berechtigt sondern auch verpflichtet ist zu sorgen, daß auch (nach dem Griechischen) die Kinder in den vom Apostel angeführten Tugenden verbleiben. Die Grundlage für die Erziehung aber ist das Lehren. (Als Bedingung der Seligkeit will der Apostel das leibliche Kindergebären der Frau natürlich ebensowenig hinstellen als dem Manne das nach Jak. 3, 1 so verantwortungsvolle kirchliche Lehramt.) —

Werfen wir noch einen Rückblick auf das beiden Stellen Gemeinsame, so ist ausdrücklich nur die Rede von verheirateten Frauen, und gemeint bloß ein autoritatives Auftreten, und zwar in Gegenwart von Männern. Letzteres erhellt sowohl aus dem über das Stilleverhalten der Frau Gesagten wie aus der jedesmaligen Verbindung des Lehrens und der Herrschaft über den Mann bzw. des Lernens und der Untertänigkeit unter dem kirchlichen Lehr- und Hirtenamt (von der Unterwürfigkeit der Ehefrauen unter ihre Ehemänner spricht der Apostel anderswo).

Schon mit der Charakterisierung der vom Apostel gemeinten Versammlungen ist als einziger Stoff seines Redeverbotes der rein kirchliche als solcher, die Offenbarung, gekennzeichnet. Bekräftigt wird dies noch dadurch, daß er 1. Kor. 14 ausdrücklich nur vom Reden auf offenbar göttliche Eingebung hin spricht und aus den 1. Tim. 2 für sein Lehrverbot angegebenen Gründen.

Endlich läßt unsere ganze bisherige Betrachtung deutlich genug erkennen, daß der Apostel sein Rede- und Lehrverbot, soweit dasselbe über den darin enthaltenen allgemeinen Offenbarungsinhalt hinausgeht, lediglich als Vertreter der kirchlichen Regierung aufstellt. Besteht nicht das ganze 14. Kapitel des 1. Korintherbriefes aus lauter disziplinären Vorschriften? Und sagt er im 1. Briefe an Timotheus nicht ausdrücklich: „Zu lehren gestatte ich der Frau nicht“? So dehnt sich also auch unter diesem Gesichtspunkte sein Rede- und Lehrverbot nicht weiter aus als auf rein kirchliche Versammlungen und auf die rein kirchliche Lehre als solche.

Um also als Endergebnis unserer bisherigen Untersuchung statt vieler Beispiele ein einziges anzuführen: wenn das rednerische Auftreten einer Frau selbst auf einer Katholikenversammlung etwa aus anderen Ursachen unstatthaft werden könnte — durch den hl. Paulus wäre es nicht verboten. —

Aber warum verbot dann der Apostel nicht auch damals schon den männlichen Laien, was diesen heute genau ebenso versagt ist wie dem weiblichen Geschlechte? Der Grund liegt einzig und allein in dem für die damaligen Verhältnisse sehr begreiflichen Mangel an geeigneten Kandidaten für das Priestertum. Denn bekanntlich setzt jedes Sakrament für seine Empfänger die entsprechende Empfänglichkeit oder Befähigung voraus. Für das Weihesakrament aber ist diese Befähigung nicht bloß eine sittliche, sondern auch eine intellektuelle. Wie sollte diese aber im Entstehen der Kirche, da man die genügende Anzahl von Kandidaten des Priestertums nicht erst selber heranziehen und noch viel weniger nach Belieben auswählen konnte, erreicht oder bekannt werden? Da blieb offenbar nichts anderes übrig, als daß man jene männlichen Laien, welche neben der Neigung zum Priestertum auch die Befähigung hierfür zu besitzen glaubten, auf diese Befähigung erprobte. Waren sie genügend bewährt, so ließ man sie nach und nach zu den niederen Weihen zu, die zwar noch keinen sakramentalen Charakter hatten, aber gleichwohl als Vorstufen zum eigentlichen Weihesakrament nur Männern erteilt wurden, die eben dadurch in die Reihen des Klerus traten. In dieser Weise konnten und mußten dann die Kandidaten des Priestertums auf die im Weihesakrament zu erlangende Lehr-, Priester- und Hirtengewalt sich einüben („durch Lehren lernen“) und sich weiter erproben. Das öffentliche Auftreten und Lehren von männlichen

*) Von der Schlange jedoch wurde Adam ebensogut wie Eva getäuscht. Das wird nicht nur fast einstimmig von den Heiligen Vätern hervorgehoben, sondern folgt auch ganz deutlich aus 1. Mos. 3, 22 f. Daß also der hl. Paulus etwa an eine geringere Erkenntnisfähigkeit des Weibes gedacht habe, ist schon aus diesem Grunde völlig ausgeschlossen.



Laien bei den gottesdienstlichen Versammlungen der ersten Kirche war ein notwendiges Uebel, dessen man damals noch nicht entraten konnte, wenn anders man nicht auch die gegründete Hoffnung auf einen tüchtigen Priesterstand selbst aufgeben wollte. Mußte man sich doch in der damaligen Kirche wegen des gleichen Mangels an geeigneten Kandidaten nicht bloß hinsichtlich der einfachen Priester, sondern sogar der Bischöfe auch damit begnügen, vorschriftsweise (1. Tim. 3, 2) denselben bloß die Wiederverheiratung zu untersagen.

Wie wenig übrigens unsere beiden Stellen in den ersten Zeiten der Kirche mißverstanden wurden, ersehen wir daraus, daß damals das weibliche Geschlecht sogar in religiöser Beziehung in verschiedener Hinsicht eine viel weitere Lehrtätigkeit entwickelte als heute, und der Völkerapostel selbst ist es, der uns hieran erinnert in seinem Briefe an Titus (2, 3—5). —

Aus all diesem ist zu ersehen, wie wenig sich mit den beiden besprochenen Stellen aus dem hl. Paulus anfangen läßt gegen ein öffentliches Hervortreten der Frau in dem Sinne, wie es die katholische Frau bisher getan. Andere Stellen der Heiligen Schrift befassen sich mit demselben überhaupt nicht. Auch das kirchliche Lehramt hat sich, da diese Frage in der Vergangenheit im allgemeinen niemals aktuell war, niemals darüber geäußert. Soviel aber ist gewiß, daß dasselbe über den Geist der Schrift noch niemals hinausgegangen ist. Daß der Geist der katholischen Ueberlieferung vielmehr einer Beschränkung weiblicher Rechte nichts weniger als günstig ist, beweist mehr als zum Ueberfluß die Geschichte aller jener Zeitperioden, in denen die katholischen Ideale die Entwicklung der Kultur beherrschten.

Die katholische Kirche ist die Weltkirche — nicht nur, daß auch die irdischen Bestrebungen ihrer Kinder von ihrem Geiste durchdrungen und geheiligt sein müssen; sie ist auch für alle Menschen gestiftet. Kann es ihr da gleichgültig sein, ob durch die Zaghaftigkeit ihrer eigenen Kinder in einer so wichtigen Frage, wie es die Frauenfrage ist, die katholische Weltanschauung unter den Scheffel gestellt und so auch von dieser Seite aus von der modernen, d. i. neuzeitlichen Kulturentwickelung ausgeschaltet wird? Gibt doch gerade diese Eigenschaft, katholisch, der Frau erst den weiten Blick, das große Herz und den vollkommensten, ausdauerndsten Opfermut, um an der Lösung der sozialen Frauenfrage erfolgreich zu arbeiten.

Durch die vollkommene und wunderbare Harmonie des katholischen Glaubens mit der reinen Vernunft und Natur und durch seine unwillkürliche Reagierung gegen jede Verzerrung derselben ist gerade die wahrhaft katholische Frau auch am besten geschützt vor Uebertreibungen und Verirrungen nicht nur in ihrer Sache selbst, sondern auch in der Form und in der Art, wie sie dieselbe vertritt. Gewiß mag darum in vereinzelten Fällen auch für katholische Frauen eine Warnung vor Verletzung der gerade dem Weibe so natürlichen und vorteilhaften Bescheidenheit und Schicklichkeit am Platze sein können: aber unvergleichlich zweckmäßiger dürfte im allgemeinen ganz gewiß die ernste Mahnung sein, daß die katholische Frau, je mehr sie in der Oeffentlichkeit hervortritt, desto tiefer und allseitiger durchdrungen sei von dem Geiste jenes wahrhaft katholischen Glaubens, der da lebendig ist durch die gottgeweihte, alles Gegensätzliche versöhnende Liebe.

Wolken.

Wie trüb der Tag! — Ein Chaos grauer Wolken
Deckt festgeballt die Welt mit dunkler Hülle;
Kein Vogellied, kein Leben auf den Fluren,
Das Tal wie ausgestorben, leer und stille.

Die Nebeltropfen fallen schwer und leise,
Gespenstisch ragen rings die Weidenruten;
Die Pappeln stehn gleich fahlen Riesenschemen,
Bleifarben schleppt der Fluß die trägen Fluten.

Die Schwermut wandelt müd an seinen Ufern,
Der Wogen Rauschen klingt wie leises Weinen;
Und immer tiefer senken sich die Nebel
Aufs Tal. — Wird je die Sonne wieder scheinen?

Köln. M. Bachem-Sieger.

Reinliche Sonderung der ästhetischen und der religiösen Kritik.

Von

G. Gietmann, S. J., Exaten.

Das wäre so eine Friedensformel, um die literarischen Strömungen im katholischen Lager zu vermitteln. Bei jedem Werke der Kunst werde gesondert der Maßstab der Kunsttheorie und die Regel des Glaubens und der Sitte angelegt und, wenn es nötig sein sollte, das Urteil in zwei verschiedenen Prädikaten ausgesprochen. Waltet der Kritiker so in allen Treuen seines Amtes, so ist der modus vivendi in der Tat ganz annehmbar. Dennoch harren gar manche einschlägige Fragen noch der Lösung. Es ist damit wie mit der Trennung von Staat und Kirche in der modernen Welt, die ein ganz erträgliches, aber nicht eben ein ideales Verhältnis der beiden höchsten Gewalten bedingt. Auf dem Gebiete der Kunst bleibt zunächst die Hauptfrage offen: Ist die reinliche Sonderung der doppelten Beurteilung immer möglich? Nicht einmal bei der ganz abstrakten Betrachtung in allen Fällen. Sobald nämlich eine verkehrte und gefährliche Weltanschauung eine künstlerische Leistung ganz beseelt und durchsäuert, ist, allgemein gesprochen, nichts mehr gesund und wahrhaft förderlich. Diese oder jene Krankheit schadet der Nutzbarkeit eines Haustieres nicht; aber verseuchte Stallungen müssen einfach ausgeräumt werden, da eine Heilung des Uebels gar nicht zu hoffen ist, und praktisch sind weitgehende Vorsichtsmaßregeln nötig, um drohenden Schäden zuvorzukommen. Da nun aber die Gesundheit des Geistes und des Herzens vielmal mehr Wert hat, und die Unvorsichtigkeit der Menschen in dieser Beziehung ungleich größer ist, so erklärt sich die ängstliche Sorge des wahren Menschenfreundes, dem religiösen Schaden des Publikums vorzubeugen. Daher die alte weise Lehre der Pädagogik, daß man wirklich gefährliche Dichter und Künstler sparsam loben solle, versteht sich vor denen, die der Leitung und Erziehung noch in hohem Grade bedürftig sind. Aber die gedankenlose Menge sowohl wie die unvorsichtige Jugend nimmt nur zu oft Schaden infolge des begeisterten Lobes, das einem durchaus nicht harmlosen Künstler gespendet wird; in vielen Fällen hilft es nach einem solchen Lobe wenig, selbst einen entschiedenen Tadel folgen zu lassen; er verfängt nicht mehr, hat das Lob einmal Geist und Herz erobert. Nun handelt es sich aber bei der Kunstkritik in der Mehrzahl der Fälle um die Belehrung und Anleitung der wenig urteilsfähigen Menge. Kann da die „reinliche Sonderung" verschiedener Standpunkte immer vor Mißgriffen sichern? Ich kann es nicht glauben. Werden Frenssens „Jörn Uhl" und Hiltys „Glück" nicht auch deshalb von Katholiken soviel gelesen, weil man die Kunst in diesen Werken unklug gepriesen hat? Ja, unklug auch rücksichtlich des ästhetischen Wertes; doch davon spreche ich hier nicht. Die allgemeine Mahnung, der Leser müsse darauf gefaßt sein, einer Weltanschauung zu begegnen, die nicht die seinige ist, klingt dem frommen Wunsche gleich, es möchten doch alle Leser so gescheit und so prinzipienfest sein wie der Kritiker. Sintemal aber ein solcher Wunsch dem großen Publikum gegenüber eitel ist, so bleibt es immer wahr, daß trotz der scharfen Sonderung zweier Arten der Beurteilung noch viel Gefahr bleibt. Bei den genannten Werken und vielen anderen täte die katholische Kritik besser zu schweigen, wenn sie glaubt, im anderen Falle das Lob stark auftragen zu müssen. Es handelt sich ja nicht um einen erheblichen Ausfall für die geistige Bildung. Bei eigentlich klassischen Werken darf man etwas milder urteilen; aber die genannten und viele ähnliche sind weit entfernt, klassischen Wert zu haben. Die Kritik läßt sich augenscheinlich durch den Erfolg mancher Bücher geradezu bestechen, und bedenkt nicht, daß dieselben, sogar die Romane Colomas nicht ausgenommen, ihren Erfolg großenteils ganz anderen Dingen und keineswegs allein ihrem ästhetischen Werte verdanken. Die Erwähnung des letzten Namens schützt mich gegen den Vorwurf, als wollte ich derartigen Werken allgemein den großen literarischen Wert absprechen; aber man müßte blind sein, wollte man annehmen, daß gerade dieser bei dem Publikum durchschlagend sei. Vielmehr sind es immer zwei Dinge in erster Linie: der pikante Inhalt, oder der dem Zeitgeist (heutzutage vor allem dem realistischen und ungläubigen Zeitgeist) zusagende Grundton des Werkes. Das hat beides mit dem künstlerischen Werte viel weniger zu schaffen, als gewöhnlich angenommen wird. Die Kritik aber läuft nur zu oft dem Urteil des Publikums nach, statt ihm die Richtung zu weisen.

Um die richtige Sonderung des künstlerischen und des moralischen Urteils durchzuführen, wäre die völlige Klarheit

über das **Verhältnis** beider zu einander unerläßlich. Daß aber diese Klarheit überall vorhanden sei, ist sehr zweifelhaft. Solange man über den Wert der Tendenz im Kunstwerk und über die realistische Behandlung ganz unsittlicher Szenen verschiedener Meinung ist, werden alle Friedensformeln die entgegengesetzten Parteien nicht versöhnen. Mir scheint zur Lösung der ersteren Frage allerdings eine sehr einfache Erwägung vollkommen zu genügen. Denn eine gesunde Tendenz dem Künstler verbieten wollen (selbst dann, wenn er wirklich nur als Künstler aufzutreten gewillt ist), das heißt ihn nötigen wollen, das Höchste und Beste, was er hat, ja sich selbst zu vergessen und zu verleugnen. Kein wirklich großer Künstler ist je nach dieser engherzigen Marschroute der neueren Aesthetik seine Bahn gegangen. Und dennoch hört man in dieser Beziehung noch immer die seltsamsten Ansichten und Forderungen aussprechen. Wenn es sich aber um Werke handelt, die keineswegs einfach Kunstwerke sein wollen — und das sind noch lange nicht immer Werke von geringerem objektivem Werte —, so ist es noch weniger angebracht, eine ausgesprochene Tendenz zu rügen. Andersgläubige lachen mit Recht über uns, wenn wir nicht den Mut haben, uns so zu geben, wie wir sind. Die Frage der Tendenz kann einen vernünftigen Sinn nur dann haben, wenn man fragt, welcher Art die Tendenz sein und wie sie in das Kunstwerk hineingearbeitet werden müsse.

In dem zweiten Punkte, die sogenannte „Prüderie“ betreffend, ist eine allgemeine Formel, über die man sich einigen könnte, schwer zu finden. Doch einige Grundsätze sollten auch hier allgemein zugestanden werden: 1. um des Kunstgenusses willen, ohne andere wichtigere Zwecke, darf man sich und andere keiner ernsten Seelengefahr aussetzen, und 2. das Urteil über eine solche Gefahr sollte man nie **einseitig** dem Laien vorbehalten, da der Priester in erster Linie berufen ist, darüber zu entscheiden; am wenigsten sollte 3. das Gefühl derjenigen allein als maßgebend gelten, welche durch die berufsmäßige Beschäftigung mit Kunstwerken **aller Art** in Gefahr sind, andere Menschen nach sich allein zu beurteilen. Das Publikum, das um der bloßen Unterhaltung willen oder aus Neugier „pikante“ Sachen aufsucht, ist in wesentlich verschiedener Lage, und die Kunst arbeitet in der Mehrzahl der Fälle nicht für jene, sondern für dieses. Daraus ergibt sich die Schlußfolgerung von selbst.

Das Gesagte will zur Vermittlung der Parteien einen kleinen Beitrag liefern. Wohl werden solche Anschauungen hier oder dort als rückständig erscheinen; sie sind aber keineswegs leichtsinnig hingeschrieben, und es wird hoffentlich nicht, wie in der neuesten Zeit schon ausgesprochen wurde, schon darin eine Verwegenheit liegen, wenn man noch konservativ ist.



Der Sprung auf die Bühne.

Von

Joseph Lorenz.

Es gehört zwar just nicht zu den angenehmsten Gefühlen, sich in der Oeffentlichkeit zerzausen zu lassen; indes ich freue mich darüber, daß meine in Nr. 18 gegebenen Anregungen nicht ein nutzloser Schlag ins Wasser gewesen sind, daß von verschiedenen Seiten auf meine Aeußerungen ein Echo mir entgegentönt. Es ist mir das der Beweis, daß eine wichtige Frage angeschnitten wurde. Dieser Umstand, nicht etwa Lust am Widerspruch und Streit veranlaßt mich auch, die Debatte weiterzuführen.

Fangen wir an mit dem „Kreuzzeichen, das mancher gute Herr aus unseren Kreisen machen möchte, wenn er vom Theater hört“. P. Pichler meint, wir könnten das den „guten Herren“ auch nicht verargen mit Rücksicht auf die Qualität der modernen Theaterstücke. Gewiß — auch ich mache lieber das Kreuzzeichen, wenn ich „Gastons Hochzeit“, „Die Brüder von St. Bernhard“, den „Pfarrer von Kirchfeld“ und ähnliches auf dem Theaterzettel lese — niemand wird mich bei Aufführung solcher Stücke im Theater sehen. Aber ich sprach doch in Nr. 18 an der fraglichen Stelle (am **Eingang** meiner Ausführungen) vom Theater im **allgemeinen**. Ich behauptete und behaupte auch heute noch, daß es nicht wenige in unseren Kreisen gegeben hat und noch gibt, die das **Theater überhaupt** fürchten wie den lebendigen „Gottseibeiuns“, und die in ihrer Engherzigkeit mit dem Begriffe Theater a priori den Begriff von etwas moralisch Schlechtem oder doch moralisch Minderwertigem verbinden. Dieser Theaterfurcht, dieser Kreuzzeichenmacherei vor dem Theater, dieser alten, verschrobenen Zopfansicht hätte es ja bei einem Haar der Klerus in nicht bloß einer Diözese zu verdanken gehabt, daß ihm **offiziell** der Theaterbesuch überhaupt verboten worden wäre. Diesem horror vor dem Theater ist es zuzuschreiben, daß man von unserer Seite erst dann sich bemüht hat, für die Bühne zu arbeiten, nachdem die Gegner unsere Zurückhaltung weidlich ausgenützt hatten; als wir aufstunden, fanden wir die Plätze für Bühnendichter bereits besetzt und den Geschmack des Publikums verdorben. Leichter wäre es für uns gewesen, in jenen Zeiten zur Geltung zu kommen, da unsere Gegner erst anfingen, die Bühne ihren antikirchlichen und unmoralischen Tendenzen dienstbar zu machen, als jetzt, da bereits die labes et pestis sich auf der Bühne häuslich niedergelassen hat.

Wir brauchen das Publikum, wenn wir mit unserer Theaterreform durchdringen wollen. Das ist gewiß. P. Pichler hat seine Bedenken, wenn ich davon spreche, daß das Publikum durch die Seelsorger und Theaterreferenten erzogen werden müsse, Front zu machen, eventuell Unmoralisches sogar niederzuzischen und abzulehnen. Leider Gottes gibt es Hunderte, ja Tausende von Katholiken, die mit den Religionsfeinden und den frivolen Venusjüngern applaudierend mitwiehern, falls eine Zote über die Bühne kriecht oder ein Ausfall gegen die Religion gemacht wird. Ist diese elende Charakterlosigkeit nicht in höchstem Grade beklagenswert? Sollen diese nicht nach Möglichkeit erzogen, belehrt werden durch den Seelsorger und durch das Theaterreferat? Wäre es nicht besser, sie würden zischen und ablehnen, als daß sie mit applaudieren? Sind wir Katholiken es nicht wert, daß uns die Theaterdirektoren unmoralischen Schund vorsetzen, wenn eine große Zahl von uns das einfach hinnimmt und sich bieten und gefallen läßt? Freilich möchte auch ich nicht die Katholiken in schlechte Stücke schicken, damit sie dieselben niederzischen. Aber bei **Premièren**, wo man noch nicht sicher weiß, was kommt, würde es da nicht einen Eindruck machen, wenn **konstant** alle diejenigen, die noch moralisch und christlich denken und fühlen, jedesmal energisch protestieren und ablehnen, wenn dann die gesamte anständige Presse sich gegen solche Premièren aussprechen und, wie auf Kommando, alle christlich und moralisch denkenden Leute solche Stücke boykottieren würden? Ich denke dabei nicht bloß an die Katholiken allein, ich denke auch an positiv gläubige, die Moral achtende Charaktere bei den Protestanten. Gelänge es, das Publikum en gros so zu erziehen, die Theaterdirektoren müßten dann auf uns hören, wir wären eine **Macht**; einigen wir uns aber nicht, kümmert sich der Klerus, wie das bisher so vielfach der Fall war, nicht um das Theater, dann sind wir eine Null; ungläubige Philosophen (ich erinnere an die von Nietzsche'scher Philosophie angesteckten Dramen), Venuspriester und -priesterinnen, ja sogar perverse Naturen (vergl. „Hidalla“ von Wedekind) werden dann durch ihre Fabrikate uns das Theater verleiden für immer, dabei aber der Unmoralität und dem Unglauben einen Vorschub leisten, der gräßlich sein wird in seinen Folgen.

P. Pichler verweist auf R. v. Kralik und glaubt, die Reform sei nur auf **indirektem** Wege möglich. Ja Richard v. Kralik! Er ist ein Mann von erstaunlicher Vielseitigkeit: Er ist Komponist und Dichter; als Vers- und Sprachkünstler ersten Ranges ist er Lyriker und Dramatiker; er schreibt über Christus und die Heiligen, wie über Wotan und die alte deutsche Göttersage; Philosophie, christliche Mystik, Sokrates und Homer zieht er in das Bereich seiner Feder — vor allem aber ist Richard v. Kralik — ein **Idealist** erster Güte. Er selbst bekennt sich am Schlusse seiner Artikel über „religiöse und nationale Festbühne“ als einen solchen. Und die **dramatischen** Erfolge dieses genialen Idealisten? Sie sind im Vergleiche zu seinen Leistungen viel zu gering. Würde Kralik durch seine soziale Stellung und seine Konnexionen nicht manches erreicht haben, sein Idealismus hätte nicht einmal **die** Freuden auf der Bühne erlebt, die er wirklich erlebt hat. Erzählt er doch selbst, daß der Direktor des Burgtheaters ihm seine sämtlichen dramatischen Arbeiten zurückgesandt habe, und fügt mit rührender Bescheidenheit bei, daß er das dem Manne gar nicht verüble: „er selbst hätte es auch nicht gewagt, die Stücke eines als idealistisch, vielleicht sogar als klerikal und ultramontan bekannten Autors von der Kritik zerreißen zu lassen und dem Budget der Bühne eine unverantwortliche Wunde zu schlagen.“ v. Kralik ist so situiert, daß er seinem Idealismus huldigen kann, ohne auf Erfolg rechnen zu müssen; von **allen** katholischen Dichtern wird aber das kaum behauptet werden können. Mit einer wahren Gier bin ich über die mir von Herrn von Kralik selbst gütigst zuge-

sandten Artikel betr. „religiöse und nationale Festbühne" hergefallen; mit einem Seufzer und einem Herzen voll Wehmut habe ich sie weggelegt — soviel Genie, soviel Idealismus und verhältnismäßig so wenig Erfolg!

Gottfried Karl ist mehr Realist und hat, wie ich, die direkte Verbesserung unserer heutigen Bühne im Auge. Den Satz, daß die Theaterdirektoren nehmen, was sie bekommen, besonders, wenn es dem Publikum zusagt, möchte ich nicht allweg unterschreiben. Es gibt viel Voreingenommenheit in diesen Kreisen, und wie es einst vom Heiland hieß: „Kann denn von Nazareth auch etwas Gutes kommen?" so wird es auch heißen, wenn von unserer Seite, insbesondere, wenn von einem katholischen Geistlichen ein Stück zur Aufführung eingereicht würde: „Kann denn von dieser Seite auch etwas Gutes kommen?" Im übrigen, ob auf indirektem oder auf direktem Wege — der Sprung auf die Bühne muß gemacht, die Bühne muß von uns erobert werden. Einigen wir uns, treten wir, die wir das gemeinsame Ziel vor uns haben, in innigen geistigen Kontakt! Vergessen wir aber dabei nicht die Schwierigkeiten; wir selbst reden nicht von einem „Gange" sondern von einem „Sprunge" auf die Bühne und deuten dadurch an, daß wir uns die Schwierigkeiten nicht verhehlen. Gar mancher, ob Idealist, ob Realist, wird bei dem Sturm auf die Bühne auf der Strecke bleiben d. h. keinen Erfolg haben. Doch lassen wir uns nicht entmutigen; jeder auf seine Art, ob direkt, oder indirekt, erstrebe das hehre Ziel, aber unitis viribus, nicht mit Streit und kleinlichem Hader. Gutta cavat lapidem . . . der Sieg — die Bühne muß unser werden, wenn auch Jahrzehnte darüber vergehen, und wenn auch erst unsere Nachkommen die Früchte unseres Strebens ernten sollten! Der „Große" muß, wie M. Herbert zu sagen beliebt, einmal kommen; bereiten wir ihm den Weg und ebnen wir seine Pfade!



Das Tendenzschauspiel „Die Brüder von St. Bernhard".

Nach Eindrücken der Dresdener Aufführung von L. Remmo.

Weithin sichtbare Plakate mit Illustrationen prangen an den Anschlagsäulen Dresdens: „Ein Schauspiel aus dem Klosterleben (!) in fünf Aufzügen von Anton Ohorn, für das deutsche Volkstheater eingerichtet von Dr. Richard Fellner." — So betitelt sich das neueste Zugstück für unser dem beschaulichen und asketischen Leben meist verständnislos gegenüberstehendes Theaterpublikum. Die angedeutete Eigenart der großen Menge hinderte selbige jedoch nicht, allabendlich vom 1. bis 14. Juni anno Domini 1905 im dortigen Zentraltheater der Truppe des Deutschen Volkstheaters aus Wien zuzujubeln, da der Leitung dieses Musentempels das „Verdienst" gebührt, das Stück vom Boden der Los von Rom-Bewegung, der doch für derartige literarische Erzeugnisse besonders aufnahmefähig ist, auch in Deutschlands Gaue einzuführen. Von Dresden, wo der Autor den ersten Aufführungen bei frenetischem, etwa 30maligem Hervorruf persönlich beiwohnte, nimmt das Spectaculum seinen Siegeslauf nach Leipzig und anderen großstädtischen deutschen Bühnen, um sich für die Theaterdirektionen, die ihr „hochverehrliches Publikum" der Haupt-, Residenz- und Provinzialstädte kennen, in der saison morte ohne Zweifel von der „einnehmendsten Seite" zu erweisen.

Armer Schiller! Der Zyklus deiner idealen Werke, der im Anschluß an deinen 100jährigen Todestag im Königlichen Schauspielhause zu Dresden in diesen Tagen zur Aufführung gelangt, muß sich in derselben Zeit vor nur mäßig besetzten Bänken abspielen! Und das in demselben Dresden, das als die eigentliche Geburtsstätte seines zur Anerkennung sich durchringenden Dichtergenius gelten kann, und dies trotz aller Versicherungen der Festredner vom 9. Mai, die dankbare Nachwelt werde die Bahnen Schillerschen Geistes bis in die fernsten Jahrhunderte weiterwandeln! Bei solchen Erfahrungen möchte sich beinahe — auch in den höchsten Idealismus — beim Anblick der wankelmütigen Menge ein gut Teil Ovidscher Bitterkeit eindrängen: Odi profanum vulgus!

Bevor wir uns die Frage nach der Möglichkeit einer so auffallenden Erscheinung beantworten, müssen wir — wenn auch nur in gedrängter Kürze — vorerst den Inhalt des Bühnenwerkes nach dem Aufbau der 5 Aufzüge wiedergeben.

I. Akt: Im Speisesaal des Klosters.

Vergnüglich plaudernd und trinkend sitzen Patres und Fratres nach aufgehobener Tafel noch eine Weile beisammen; worauf die einzelnen allerlei Kurzweil bzw. Unterhaltung suchen. Während die eine Gruppe Karten spielt, wobei auch schon ein kräftiges Donnerwetter ertönt, erzählt ein Pater in einfältiger Weise den Umstehenden von seiner Vogelfalle im Garten, insonderheit über seine Freude, die er über das „Piep" des eingefangenen Vogels empfinde. Einige Ordensgestalten schreiten stumm wie die Peripatetiker, die Hände unter dem schwarzen Skapulier auf weißem Mönchskleide verborgen, einher; von ihnen lehnt einer die Einladung zum Kartenspiel mit der Motivierung ab, daß er kurz vor der Profeß seinen Geist nicht mit solchen Dingen beschweren wolle. Der Prior trägt die Maske des aufgeblasenen Ignoranten in wissenschaftlichen Dingen, der sich in einemfort über den Inhalt der Zuträgereien entrüstet, welche der Intriguant unter den Mönchen, Pater Simon, ihm in heuchlerischer Demut einbläst. Der Kleriker Frater Paulus, Träger der Hauptrolle, hat den höchsten Unwillen dadurch erregt, daß er bei der Lektüre deutscher Klassiker betroffen wurde, und daß er für eine Zeitschrift ohne vorherige Approbation einen Artikel „Ueber das Evangelium des Schönen in der Kunst" geschrieben hat. Dem Prior gegenüber, der darauf den Frater Paulus in lauernder Weise über dessen Lieblingsneigung aushorcht, leugnet letzterer nicht, Wielands „Oberon", Lessings „Nathan der Weise" und die Werke Goethes gelesen, sowie den angeführten Artikel geschrieben zu haben. Dem jetzo ausbrechenden Unwillen seines Priors über den „Freimaurer Lessing", den „Atheisten Goethe" und den „schlüpfrigen Wieland" setzt Frater Paulus in pathetischer Art seine Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne entgegen. Evangelium heiße „frohe Botschaft" und die Dichter verträten dieselbe durch das Gute in der Kunst. Als er Goethe als den Evangelisten dieser Kunst hinstellt, unterbricht der Prior entrüstet seinen Redestrom: „Bleiben Sie mir mit Goethe vom Halse!" und verbietet ihm fortan das Studium der Klassiker, ihm die Schriften der Kirchenväter als passendere Lektüre vor Ablegung der nahen Profeß empfehlend. Empört über diesen „Geisteszwang" macht Paulus seinem gepreßten Herzen bei dem ihm geistesverwandten Pater Meinrad Luft, ihm enthüllend, daß er nur auf Drängen seiner Mutter ins Kloster gegangen sei; letzterer sei es nur darum zu tun, in ihm einen Fürsprecher für ihre Seligkeit, „zu welcher er Stufen erbauen solle", zu erlangen. Pater Meinrad tröstet ihn damit, daß auch er nicht aus Beruf ins Kloster gegangen sei, denn er habe ursprünglich Jus studieren wollen; überhaupt treibe die meisten entweder die gute Versorgung oder die Mutter ins Kloster. Den Schluß der Exposition bildet eine aufregende Szene, worin ein Bruder vor dem Prior einen andern Bruder beschuldigt, letzterer habe ihm einen Brief aus seinem Schubfache genommen, welche Anklage dieser damit zu entkräften sucht, es sei ihm nur um das „Seelenheil" des Bruders zu tun gewesen; der Brief habe nämlich mit den Worten geschlossen: „Deine dich liebende Anna". Der Erklärung des Bloßgestellten, Anna sei seine Schwester, wird wenig Glauben geschenkt, vielmehr ihm vom Prior aufgegeben, den Beleidiger obendrein um Verzeihung zu bitten. Aber Pater Meinrad interveniert, indem er dem Prior vorhält, Abbitte zu leisten, sei in diesem Falle Sache des ungerechten Angreifers.

II. Akt: Im Elternhaus.

Ein Telegramm ruft den Bruder Paulus an das Krankenlager der Mutter. Bevor er jedoch eintrifft, ist die Krankheit bereits behoben und zwar, wie die als bigott charakterisierte Mutter annimmt, in Erhörung eines Gelübdes an die Mutter Gottes, wonach sie dieser auch ihre Tochter ins Kloster zu schicken versprach, falls sie wieder gesund werde. In der ersten Szene des zweiten Aufzuges teilt sie dies alles ihrem Manne, dem Drechsler Döbler, mit. Döbler erscheint uns als ungeschlachter, egoistischer Mensch, der weidlich über die versalzenen Knödel schimpft und das Tischgebet der Tochter „Wir danken dir, Herrgott, für die Gaben, die wir jetzt empfangen haben!" mit dem Hinweis darauf verspottet, daß, falls die versalzenen Knödel vom Herrgott geschickt worden seien, man sie „da oben sicher nicht gemocht habe". Mit dem Gelöbnis seiner Frau ist er jedoch einverstanden, nicht so sehr deshalb, durch den Eintritt der Tochter ins Kloster „zwei Fürbitter für die ewige Seligkeit zu haben", als vielmehr aus dem materiellen Grunde, weil er sich alsdann um die Versorgung der Tochter nicht weiter zu kümmern brauche. Vergebens sind die Tränen der Tochter Liesl, die keinen Beruf für den Ordensstand in sich fühlt; die Werbung ihres still Verlobten, eines ehrsamen Tischlers, Franz Richter, wird von den Eltern abgewiesen mit der abstoßenden Begründung, ihre Tochter sei bereits verlobt, sie sei Braut Christi; „sie könne sich doch nicht zweimal verloben"! Nun erscheint Frater Paulus auf der Bildfläche. Es kommt zu harten Auftritten, als dieser erklärt, die Mutter habe kein Recht über einen dritten ein Gelöbnis zu machen und zudem den Eltern vorwirft, sie möchten es bei dem einen Opfer, welches er gebracht, sein Bewenden haben lassen. Als er nun gar den auf der Herreise sich gelobten Entschluß verkündet, nicht länger mehr im Kloster bleiben zu wollen, konnte der Vater nur mit Mühe von Tätlichkeiten gegen den Sohn zurückgehalten werden. Schließlich löst sich der Zwist in Wohlgefallen auf, als die Schwester dem Rufe der Mutter folgen will, wenn ihr Bruder „geistlich" bleiben wolle. Diese Großmut rührt den Bruder; er verspricht, unter der Bedingung ins Kloster zurückzukehren, daß die Eltern die Liesl durch die Verheiratung mit Richter glücklich machen. —

III. Akt. Im Kapitelsaal.

Der Prior hält eine Ansprache, worin er zunächst des schwer erkrankten Abtes gedenkt. Dann fordert er zur Abgabe eines

Urteils auf, ob die Brüder Erhard und Paulus würdig seien, ihre Profeß abzulegen, oder ob sie noch einer längeren Prüfungszeit zu unterwerfen seien. Erhard wird ohne weiteres akzeptiert. Pater Simon spricht sich dagegen in gleisnerischer Rede gegen Paulus aus, der jedoch in dem ihm befreundeten Meinrad sowie in dem alten Pater Fridolin Verteidiger findet. Endlich dringt der alte Fridolin mit dem Hinweise auf die wahre Liebe durch. Die Beratungen sind schon ihrem Ende nahe, als sich plötzlich eine durch den Klosterförster Brinkmann herbeigeführte Episode abspielt. Brinkmann, der seines Postens, den er 40 Jahre lang inne hat, auf Betreiben des Paters Simon wegen angeblichen Ungehorsams und unkirchlichen Lebenswandels verlieren soll, dringt ungeachtet des Einspruchs der Brüder in den Kapitelsaal und verlangt Aufschluß über die harte Maßregel, da es ihm hart ankomme, seinen Wald verlassen zu müssen. In den sich hierüber erhebenden Tumult ertönen mit einem Male die Töne der Totenglocke: der alte Abt ist verschieden. Das vom Prior gebetete: „Requiem aeternam dona ei, Domine“ unterbricht den Streit der Parteien. Die Brüder ordnen sich zum Gebete des Offiziums in der Kirche, den Förster in dumpfer Verzweiflung zurücklassend.

IV. Akt. Im Klostergarten.

Die Patres ergehen sich im Klostergarten. Pater Prior und Pater Simon suchen bei den Mitbrüdern in abstoßender Weise für sich Stimmung zur bevorstehenden Abtswahl zu machen. Währenddessen treffen die Eltern des Paulus, sowie dessen Schwester Liesl und deren Verlobter im Kloster ein; es ist am Vorabend der feierlichen Profeß. Die Mutter weiß nicht genug Worte der Verwunderung über das schöne Kloster zu finden und gibt der Meinung Ausdruck, ihr Sohn müsse sich jetzt schon wie im Paradiese fühlen, während sich dieser aufstöhnend vor innerer Seelenqual auf einer Gartenbank niedersetzt. Drechsler Döbler ist voll des Lobes über die guten Speisen und Getränke des Klosters und amüsiert sich prächtig auf der Kegelbahn, unbekümmert um den Gewissenskampf des Sohnes. Noch einmal beschwören die Schwester und der zukünftige Schwager den Unglücklichen, zurückzutreten; sie beide würden doch nimmermehr von einander lassen. Mit dem Schmerzensausbruch: „Es ist zu spät, ich kann nicht mehr zurück!“ ergibt sich Paulus scheinbar in sein Schicksal, bis der abermals eindringende Klosterförster Brinkmann alle künstlich aufgespeicherte Ruhe bei ihm über den Haufen wirft. Der Klosterfrieden wird gestört, indem sich der aus seinem Waldrevier vertriebene Förster nach nochmaliger hartherziger Zurückweisung seiner Bitte hinter der Szene mit der eigenen Büchse erschießt.

V. Akt: In der Zelle des Pater Fridolin.

Voll Unruhe und Zweifel stürzte sich Paulus am Morgen der Profeßablegung in die Zelle des alten Fridolin, der ihm zu verstehen gibt, daß sich alle Novizen mehr oder weniger vor der Ablegung der Profeß in derselben Geistesverfassung befänden. Er möge nur dem Gedanken folgen, der ihm nach Absingung des „Veni creator Spiritus“ komme. Paulus eilt hinweg. Man beobachtet vom Fenster Fridolins aus, wie die Brüder zur Kirche ziehen. Das „Veni creator“ ertönt. Da stockt die heilige Handlung: Paulus hat die Ablegung der Profeß im entscheidenden Augenblick verweigert. Mit dem Rufe: „Nun fühle ich mich da drinnen wieder frei!“ sinkt er Fridolin in die Arme. Die Eintretenden stehen bestürzt; während der greise Fridolin ihn mit den Worten umfängt: „Gehe nur hin, Gott wird dich in der Welt schon weiter leiten!“ Mit dem Ausrufe des Pater Meinrad, der die meisten Aussichten zur Erhebung der Abtswürde hat: „Ich wollte, ich könnte mit dir gehen!“ senkt sich der Vorhang. —

Es ist kein Geheimnis, daß der Verfasser des geschilderten Machwerkes in der Figur des Frater Paulus sein eignes Konterfei zur Schau stellt. Der am 22. Juli 1846 zu Theresienstadt geborene Anton Ohorn, zur Zeit Literaturprofessor der Technischen Staatslehranstalten in Chemnitz, war nämlich mehrere Jahre hindurch Novize des Klosters Tepl, den er aber Valet sagte, weil er den „Geisteszwang“ des Klosterlebens nicht länger zu ertragen vermeinte, und er sich lieber dem „Evangelium des Wahren, Guten und Schönen“ widmen wollte. Als Schriftsteller hat er sich dann mit mehr oder weniger Erfolg in der Lyrik und Epik versucht. Sein Roman „Das neue Dogma“ (gegen das Unfehlbarkeitsdogma gerichtet), sein Epos „Der Ordensmeister“, sowie die Schrift „Los von Rom“ kennzeichneten schon vor seinem dramatischen Essay die Wege, die er in religiösen Dingen nach Verlassen des Klosters gewandelt ist. Bei der sensationslüsternen Menge sind bekanntermaßen gerade solche Existenzen besonders berufen, in klösterlichen Fragen ein Wort mitzureden, die selber dem Kloster ehedem angehört und ihm dann den Rücken gekehrt haben. Ist es nicht beschämend für das geistige Niveau derer, die ihre Kenntnis über klösterliche Einrichtungen am liebsten aus solchen Quellen schöpfen, statt in einer authentischen Darstellung der vollkommenen Nachfolge des göttlichen Erlösers, wie sie sich doch vielfach in heroischem Grade in der Befolgung der evangelischen Räte offenbart, ihren Durst nach Wahrheit zu löschen? Das Bedenklichste der wiedergegebenen Bühnenaufführung liegt aber darin, daß gar zu leicht der eine Fall eines für das Ordensleben Unberufenen als typisch für das gesamte Klosterleben aufgefaßt wird, daß man Trugschluß auf Trugschluß über die verhaßten Klöster zieht, die Bewohner derselben als hartherzige und ungerechte Banausen hinstellt, wodurch der leider bestehenden Zwietracht unter den Konfessionen neuer Zunder zugeführt wird.

Wir beschränken uns im Interesse des konfessionellen Friedens, der der gemeinsamen Wohlfahrt mehr denn je not tut, einzig und allein auf diese Seite der Betrachtung, ohne mit dem Dichter über den künstlerischen Aufbau des Dramas, die Einheit der Handlung, die Charakteristik der Personen, die Klosterdisziplin, die Erziehung des Klerus in eine Kontroverse einzutreten. Lediglich der an das Licht der Lampen gezerrte tendenziöse Stoff nötigt uns zur Abwehr. Zum Beweise unserer Auffassung, daß wir es mit einem Tendenzstücke zu tun haben, brauchen wir ja nur Preßstimmen anzuführen, die von Ohorn sicherlich nicht als parteiisch abgelehnt werden können. So schreiben die „Dresdner Nachrichten“ in ihrer Nr. 154 vom 4. Juni 1905 am Schlusse ihres Referates über die Première des Schauspieles „Die Brüder von St. Bernhard“:

„Trotz aller gegenteiligen Versicherungen des Dichters, trotz seines redlichen Bemühens, den mehr oder weniger anrüchigen Klosterelementen auch einige hochedle Mönchsgestalten gegenüberzustellen, ist schon aus dieser kurzen Inhaltsskizzierung eine antiklösterliche, um nicht zu sagen anti-römische Tendenz des Stückes deutlich ersichtlich, und diese war es wohl auch vorgestern in erster Linie — bei der gegenwärtigen scharfen Zuspitzung der konfessionellen Gegensätze kein Wunder! —, die dem Ohornschen Schauspiele im protestantischen Dresden einen fast beispiellosen, stürmischen Erfolg verschaffte, der sich in ungezählten begeisterungsvollen Hervorrufen des Dichters und der Darsteller kundgab.“ — Die Wochenschrift „Dresdener Rundschau“ bringt das Bildnis des Professors Ohorn und widmet dem theatralischen Ereignis einen Leitartikel (Nr. 23 vom 10. Juni 1905) mit der Ueberschrift: „Kloster oder Gefängnis“, worin sie bezeichnenderweise hervorhebt: „Daß bei uns keine Klöster mehr geduldet werden, ist unbedingt als eine Befreiung aus geistiger Verirrung zu preisen, da die heutigen Klöster zum großen Teile nichts sind als Gefängnisse, in die man Personen, meist im jugendlichen Alter, gegen ihren Willen einsperrt.“ — — Wenn Ohorn seinen Helden sich kurz vor Ablegung der Profeß gerade für Lessings „Nathan der Weise“ begeistern läßt, jenes Drama, das so fälschlich wie geflissentlich als Aushängeschild „religiöser Toleranz“ mißbraucht wird, so ist wohl die kritische Bemerkung am Platze, daß Lessing selbst von seinem Nathan schreibt: „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen!“ — Hiermit dürfte zur Genüge beleuchtet sein, worauf das Stück Ohorns hinausläuft und welche Wirkung es bei der großen Menge vollends durch die unkünstlerische und absolut nicht gerechtfertigte Hineinzerrung der Episode mit dem Klosterförster hervorrufen muß. Denn hier tritt der Pferdefuß der Tendenz für jeden am deutlichsten hervor.

Dem Herrn Literaturprofessor möchten wir am Schlusse ein altes Wort aus der Evangelienharmonie „Der Krist“, das einst Otfried der Mönch als Hauptgedanken in der Vorrede seines Werkes ausführte, zum Nachdenken in Erinnerung bringen:

„Die Rückkehr in das durch unsern Uebermut und Unmut verlorene Paradies geschieht auf dem Wege der Tränen und des Gehorsams!“ — —

Abend auf der Heide.

Die Sonne sinkt und leise wallet nieder
Aufs Heideland der Dämm'rung grauer Schleier,
Verklungen sind die Töne meiner Leier,
Noch eine Lerche trillert Psalmenlieder.

Ins Heidekraut laß ich mich lauschend nieder,
Wie traulich hallt zur stillen Abendfeier
Ein schwaches Zirpen noch vom fernen Weiher,
Ein süßer Traum umfängt die Seele wieder.

Nun wird es Nacht, die Töne sanft verklingen,
Am Himmel zieh'n die Sterne ihren Reigen
Und leise raunt es, wie von Engelsschwingen.

Wie still um mich — welch wundersames Schweigen, —
Mir ist, als höre ich das leise Klingen
Der Heideglöckchen, die im Tau sich neigen.

Cöln. Joh. Stader.

Münchener Sammlungen.

Von

Ernst von Destouches.

Am 24. August 1880 hat im ehemaligen Waffensaale des Landwehrzeughauses am Anger (St. Jakobsplatz 1/II) die Eröffnung der Maillingersammlung der Stadt München und zwar anläßlich des damals festlich begangenen 700 jährigen Regierungsjubiläums des Hauses Wittelsbach mit einer Jubiläumsausstellung stattgefunden. Somit ist dieselbe am 24. August 1905 in der Lage, ihr 25jähriges Jubiläum als öffentliche städtische Sammlung zu feiern. Die Sammlung, so genannt von ihrem Urheber, dem am 19. September 1884 verstorbenen Kunsthändler Joseph Maillinger, war in ihrem Hauptbestandteile von hervorragenden Kunstliebhabern und Geschichtsfreunden Münchens unter Unterstützung König Ludwigs II. für die Stadt München i. J. 1879 im Wege einer Prämienlotterie erworben und der Stadt schankungsweise im damaligen Wertanschlage von 100,000 Mk. überlassen worden und i. J. 1889 hatte die Stadt aus dem Nachlasse Maillingers eine weitere Folge seiner Sammlung käuflich erworben.

Um dem Stiftungszwecke und den Intentionen der Schankgeber bezüglich der Nutzbarmachung der Sammlung für das allgemeine Publikum insbesondere durch Veranstaltung öffentlicher Ausstellungen gerecht zu werden, wurden seit dem Jahre 1880 deren 27 der Oeffentlichkeit vorgeführt und am Sonntag, den 4. Juni hat nun die Eröffnung einer neuen solchen, der XXVIII., unter überaus großer Beteiligung stattgefunden. Dieselbe umfaßt 236 Katalognummern mit mehr als einem halben Tausend Einzelblättern, und zwar enthält diese Serie Karten, allgemeine Pläne und Ansichten der Stadt und solche ihrer einzelnen Straßen und Gebäude aus der Regierungszeit König Ludwigs I. (1825—1848).

Von den Karten des Königreichs seien erwähnt jene von Dr. Dobel (1829), von Riedl-Schleich (1830), von Weiland (1831) und die Schulkarte Bayerns von 1844. Näheres Interesse für den Münchener bieten die Karten des Isarkreises, jene des Isartales und der Staatsgüter Fürstenried, Schleißheim und Weihenstephan, die Uebersichtskarte der königlichen Jagdreviere im Leibgehege von München, dann eine ganze Reihe von Karten der Umgebung Münchens und ein Situationsplan und Längennivellement der Eisenbahn von München nach Augsburg (1839).

Die in allen Größen sich anschließenden zahlreichen Pläne der Stadt lassen deren bauliche Entwicklung während der Regierungsperiode jenes Königs, der sich zum Lebenszweck und Regierungsgrundsatz die Ausgestaltung Münchens zur schönsten und berühmtesten Stadt Deutschlands gemacht hat, so recht deutlich erkennen.

Ein anschauliches Bild hiervon, von diesem Emporblühen Münchens, gibt auch die nächste Abteilung, die allgemeinen Ansichten der Stadt, und zwar kann sich da von ihr der Beschauer ein Bild machen von allen Himmelsgegenden aus; denn er sieht München in Aquarellen, Stichen, Lithographien ꝛc. ebensogut von Föhring, Bogenhausen, Haidhausen und dem Gasteigberge als von Thalkirchen, Mittersendling und Oberwiesenfeld aus. In einem von Poppel 1843 gestochenen Panorama präsentiert sich ihm sogar die Gesamtansicht der Stadt, und in einer Ansicht eines Teiles von München aus der Vogelperspektive dasselbe aus dem Jahre 1848. Vor allem fällt hier die große, von Hofmaler Weiß aquarellierte Ansicht Münchens vom Gasteigberge aus in die Augen, welche im Vordergrunde links die Herzogin Auguste Amalie von Leuchtenberg in einer Equipage zeigt, indem sie ihren Sohn, der in der Uniform seines bayerischen Chevauxlegers-Regiments an der Spitze einer Patrouille eben des Weges geritten kommt, begrüßt.

In der dritten Abteilung, welche „Pläne und Details einzelner Gebäude, Gärten ꝛc." in sich begreift, bilden die Schöpfungen König Ludwigs I. die umfangreichsten und interessantesten Gruppen. Der Beschauer findet hier Außen- und Innenansichten der neuen Residenz, darunter die Freskogemälde im Festsaalbau, im Nibelungensaal, dann die von Schwanthaler entworfenen, von Stiglmaier gegossenen Standbilder der Ahnen des Hauses Wittelsbach im Thronsaal, letztere in Lithographien von Hellmuth. Zwei Kabinette allein füllen die Ansichten und Pläne der Allerheiligen-Hofkirche und deren Freskogemälde, nach Heß lithographiert von Koch, Engelmann, Schreiner ꝛc; anderthalb Kabinette die Pläne und Ansichten der von Ohlmüller und Ziebland erbauten Auer Kirche, wie auch die Ludwigskirche, die Bonifaziuskirche, die englische Kapelle, die Matthäuskirche, die Erzgießerei, die Staatsbibliothek, das restaurierte Isartor mit dem Neherschen Fresko von dem Einzuge Kaiser Ludwigs des Bayern, der Obelisk, die Kgl. Glasmalereianstalt, die neue Pinakothek, das Propyläenprojekt hier mit Detailansichten und Darstellungen vertreten sind. Weitere Kabinette enthalten sämtliche Freskenserien, mit welchen König Ludwig I. die Hofgarten-Arkaden geschmückt hat, die 1827—29 gemalten 17 historischen Fresken, in Lithographien von Ellmer; die 1830—1833 von Rottmann gemalten 28 Landschaftsfresken, in Aquarellen von Skell, und die 38 Originalkartons zu den 1841—1844 von Nilson in Wachsfarben ausgeführten Gemälden aus den griechischen Befreiungskämpfen, mit Kreide gezeichnet von P. Heß, so daß sich der Besucher vollständig in unseren gegenwärtig in so reicher Blütenpracht prangenden Hofgarten versetzt wähnen kann.

Noch seien hier die Pläne zur Umgestaltung der Fürstengruft bei St. Kajetan, zum Englischen Garten und zu Biederstein erwähnt.

Die letzte Abteilung, Ansichten einzelner Straßen, Gebäude ꝛc., führt in ein paar hundert Blättern dem Beschauer so ziemlich das ganze München der König Ludwigszeit vor Augen und mag es ihm da zum Bewußtsein kommen, daß auch das alte München, das sich gerade damals so gewaltig umzugestalten begann, seiner architektonischen Schönheiten, ja seiner intimen Reize sicherlich nicht entbehrt hat. Dafür liefern die zahlreichen „Folgen von Ansichten" von Kraus, H. Adam, Lebschée, Podesta, E. Kirchner, Metivier, Joh. Weiß, Bernhardt, Ludwig Lange ꝛc. den Beweis. Es hieße die ganze Stadt beschreiben, wollten hier alle ausgestellten Ansichten der Oertlichkeiten und Gebäude aufgeführt werden; nur einige der nicht mehr oder wenigstens in damaliger Gestalt nicht mehr existierenden mögen hier benannt sein, wie das Karlstorrondell als Exerzierplatz, das Angertor, das bürgerliche Zeughaus am Anger, der Sendlingertorplatz mit dem projektierten Rondell vor dem Tore, in dessen Mitte der Obelisk hätte zu stehen kommen sollen, die damals neue Isarbrücke, das Platzl mit dem Hofbräuhaus, der Stadtgraben vor der Herzog Maxburg, das Isartortheater, die Praterbrücke, der alte Brunnen im Stadtgerichtshofe (Augustinerstock), das Kosttor, das Prielmaiergäßchen, das Gasthaus zum Lettinger an der Isar, das Brunnhaus am Stadtbach unterhalb des südlichen Friedhofs, der Pechgarten, die Münchener Dult, das Isartor vor seiner Restaurierung durch König Ludwig, der alte Stadtturm am Viktualienmarkt, der Ruffini- und der Püttrichturm, der Einlaß, das alte Hofgartentor, die alte Schießstätte, der Griechische Markt bei der Salvatorkirche, das Bauerngirglwirtshaus an Stelle der Feldherrnhalle, die alte Hofapotheke, die Schmerzhafte Kapelle, der Falkenturm, der Goldene Hahn an der Weinstraße, der Goldene Hirsch an der Theatinerstraße, das Hotel Maulick an der Kaufingerstraße, die Goldene Sonne im Tal, der Paradiesgarten, das Löwenbräuhaus an der Nymphenburgerstraße, die Hochbrücke im Tal, der Kupferhammer am Glockenbach, das Brunnhaus in den heutigen Anlagen nächst dem Maximilianeum, der alte Stadtturm an der Herrnstr. ꝛc. — Aber auch sämtliche Vorstädte und Orte in der Umgebung Münchens in ihrer damaligen Gestalt sind vertreten, so die Au, Haidhausen, Harlaching, Menterschwaige, Grünwald, Großhesselohe, Schwaneck, Mittersendling, Thalkirchen, Maria Einsiedel, Untersendling, Laim, Nymphenburg, Menzing, Maria-Eich, Bogenhausen, Schwabing und besonders der Englische Garten mit all seinen Partien. Zu einem besonderen Vergleiche mit der Gegenwart, die ja unter dem Zeichen des Verkehrs steht, fordert aber die von Kraus farbig lithographierte Darstellung des „Eisenbahnbaues bei Lochhausen" heraus. —

Gleichzeitig mit dieser neuen Serienausstellung aus der Maillingersammlung sind die neuen Lokalitäten eröffnet worden, welche der seit 7. Jänner 1900 bestehenden städtischen Modellsammlung zu ihrer Erweiterung überlassen und unter Leitung des verdienstvollen Verwaltungsrates der städtischen Sammlungen Bruno Friedrich adaptiert und eingerichtet wurden. Auch diese Lokalitäten haben eine geschichtliche Vergangenheit, befand sich in ihnen doch vor Zeiten das Wachlokal der Bürgerwehr; später wurden sie der Feuerwehr überlassen und ein Teil derselben zur Hausmeisterwohnung eingerichtet. Nunmehr sind drei große Ausstellungssäle geschaffen und bei dieser Gelegenheit der Haupteingang in das Stadtmuseum durch das große Tor auf den St. Jakobsplatz verlegt worden, so daß nunmehr das ganze ehemalige bürgerliche oder Landwehrzeughaus Ausstellungszwecken der drei städtischen historischen Sammlungen dient.

Beim Eintritt durch dieses nunmehrige Hauptportal in den ersten Saal fällt der Blick zunächst auf die auf hohem Postamente von Kugellorbeer flankierte, überlebensgroße Büste Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten, modelliert und gestiftet von Bildhauer, Prof. Waderé, während links an der Stirnseite der Halle über einem von Professor Rudolf v. Seitz entworfenen Engelhalter mit dem bayerischen und Münchener Wappen eine Aufschrift „Saal der Wittelsbacher" darauf hinweist, daß in demselben die Modelle der 45 halblebensgroßen Statuen der regierenden Fürsten des Hauses Wittelsbach, welche die dem Marienplatz zugekehrte Hauptfassade des Hauberrisserschen neuen Rathauses schmücken werden, Aufstellung finden sollen. Die Hälfte dieser Modelle, unter ihnen jene des Kaiser Ludwigs des Bayern und der bayerischen Könige, sind denn auch bereits aufgestellt, außerdem noch die beiden Konkurrenzmodelle zum König Ludwig I.-Denkmal auf dem Odeonsplatze. Vom weiteren figürlichen Schmucke des neuen Rathauses sind ferner noch diesem Saale zugewiesen die Modelle des Stadtpatrons St. Benno, der acht Kreise des Königreichs, dann jene von Religion, Recht, Wissenschaft, Hygiene, Wehrstand, Nährstand, Kunsthandel, Armenpflege ꝛc., sowie ein den Stadtwappenschild haltender bayerischer Löwe. Zu besonderem Schmucke dienen diesem Saale dann noch das Modell der Siegesgöttin auf dem Friedensdenkmal und der Nike desselben. Ueber sechzig Münchener Bildhauer sind also allein in diesem Saale, wo Kunst und vaterländische Geschichte lehrreich ineinander greifen, mit Arbeiten vertreten.

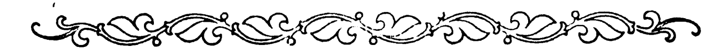
In der Mitte der zweiten Halle erhebt sich eine bis zum Spitzbogengewölbe reichende prächtige Palme, unter der hervorragende Arbeiten der Bildhauer Hirt und Ruemann (büßende Magdalena, David, Andromeda, die letzte der Niobiden, Friede und sitzendes Mädchen) Aufstellung gefunden. Links stehen die drei Konkurrenzmodelle von Zumbusch, Schilling und Brugger zum Nationaldenkmal König Maximilian II. an der Maximiliansstraße, sowie die Schillerbüste von Düll, welche den Mittelpunkt der Münchener Schillerfeier auf dem Königsplatze am 8. Mai 1905 gebildet hatte und nunmehr mit den Widmungsschleifen all der Lorbeerkränze geschmückt ist, die damals vor ihr niedergelegt worden waren. Rechts erhebt sich das große Modell zur St. Ursulakirche in Schwabing von Aug. Thiersch, jenes zur Stielerschule nach Hocheder von Elsner und jenes zu einer Schülerwerkstätte und Schulküche von Elsner, sowie der Kopf der Siegesgöttin auf der Friedenssäule in natürlicher Größe. In der dritten Halle endlich sind christliche Kunst, (zwei Kruzifixe, das Grabdenkmal für Erzbischof v. Thoma in der Frauenkirche von Waders ꝛc.), dann die Gedenktafel in der Schack-Galerie, Patrizierwappen, die Büsten und Medaillons bedeutender Männer (König Ludwigs I., v. Maffei, Hermann Schmid, Heß, Martin Schleich, Gabelsberger, Pfeuffer, Matthias Pschorr ꝛc.), dann das Eck- und Wahrzeichen am Kloiber-Eck und das Relief vom alten Stadtarchivgebäude untergebracht. Hieran schließt sich dann die bisherige Modellsammlung in dem so stimmungsvoll ausgestatteten ehemaligen Büchsen- und Kanonengewölbe an.

Seit der Eröffnung der zwei neuen Ausstellungen im Museumsgebäude am 1. Juni ds. Js. hat sich der Besuch derselben ganz gewaltig gesteigert, indem derselbe am Eröffnungstage selbst über 600 und seitdem selbst an gewöhnlichen Wochentagen 6—700 und im Monat Juni in den drei städtischen Sammlungen zusammen über 10,000 Personen betrug, und ist nur zu wünschen, daß dieses Interesse an Münchens historischen Sammlungen bei Einheimischen und Fremden für alle Zukunft in gleich erfreulicher Höhe sich hält.



Bücherschau.

Widmann, Dr. S. P., Geschichte des deutschen Volkes. 2. verbess. Aufl. Mit 9 Porträts. Paderborn 1905. F. Schöningh. 915 S. 8°. Brosch. Mk. 8.—. In dem Umfange und dem Tone, wie in diesem Werke die deutsche Geschichte dargestellt wird, dürfte es kaum ein zweites geben, das in so geschickter Weise die volkstümliche Darstellung auf wissenschaftlicher Grundlage trifft. Ich habe deshalb selten ein Buch in so verschiedenartigen Bibliotheken gefunden; ich fand es beim Historiker von Ruf, beim Publizisten, aber auch in der Hausbibliothek des Laien, der nur nebenher Zeit und Gelegenheit findet, geistige Kost aufzunehmen. Lehrer, die das Buch als Unterlage für den Geschichtsunterricht benutzten, gaben nur anerkennende Urteile ab. Man findet sozusagen stets, was man sucht. Wer die Fülle des durchzuarbeitenden Stoffes kennt, wird den Umfang des Buches noch mäßig finden. In der zweiten Auflage sind nur die Porträts neu; textlich ist nur gefeilt und der Faden — leider allzu dürftig — weiter gesponnen worden bis zur Gegenwart. Eine weitere Auflage wird um eine textliche Bereicherung, die die letzten zwei Jahrzehnte ausführlich schildert, nicht umhin können. Der Empfehlung bedarf das Buch in katholischen Kreisen nicht mehr. B. C.



Kleine Rundschau.

Briefmarder in Rußland.

So zuverlässig wie die deutsche Post ist die russische nie gewesen. In der gegenwärtigen Zeit jedoch übersteigt die Unzuverlässigkeit der russischen Post alles Maß. Gewiß spielen dabei politische Ursachen mit. Vor einiger Zeit wurde gemeldet, die amerikanische Botschaft in Petersburg lasse die amtlichen Postsachen durch eigene Kuriere nach Berlin bringen, worauf sie von der Berliner amerikanischen Botschaft weiter befördert würden. Dadurch solle verhindert werden, daß die russische politische Polizei Einsicht in die Korrespondenz nehme, was bereits vorgekommen sein solle. — Das klingt nicht unwahrscheinlich! Wußte doch ein süddeutsches Blatt zu berichten, daß eine Verordnung den höheren russischen Postbeamten nahelege, die ihnen verdächtig erscheinende ausländische Korrespondenz zu öffnen und, falls darin Staatsgefährliches enthalten, zu vernichten. — Und wenn der Inhalt harmlos, wird man dann nicht ebenfalls zur Vernichtung schreiten, um die Spuren der Eröffnung zu vernichten? In dem „Nowoje Wremja" beschwert sich ein Vaterlandsverteidiger vom Kriegsschauplatze darüber, daß die Soldaten der einzigen Freude, mit den Angehörigen korrespondieren zu können, beraubt seien, da mindestens zwei Drittel der Briefe spurlos verschwinden. Auf den Postämtern entschuldige man sich durch den Beamtenmangel und die Anhäufung der Korrespondenz aus Anlaß des Krieges. Die Beschwerde schließt also: „Wir bitten dringend da, wo die Ursache zu suchen, uns durch herzlichen Anteil die Möglichkeit zu gewähren, mit unseren zurückgebliebenen Familien zu korrespondieren, was man durch ein Gesetz selbst den Verbrechern nicht verwehrt." An einer anderen Stelle wieder werden die Klagen der Reservistenfrauen angeführt, deren Briefe ihren Männern nicht zugingen. — Die inneren Postverhältnisse Rußlands mögen uns weniger interessieren, in bezug auf den internationalen Postverkehr wäre es doch wohl Pflicht des Weltpostvereins, Rußland an seine Pflichten zu erinnern und Abhilfe zu heischen. Schreiber dieser Zeilen sandte an einen katholischen Priester der Residenz drei Briefe, von denen kein einziger angelangt ist. Eine Postkarte mit indifferentem Inhalt ist dem Adressaten zugegangen, eine andere, die auf die Briefe Bezug nahm, nicht. Ebenso scheinen Briefe, die Zeitungsausschnitte enthielten, nicht eingegangen zu sein, denn von keiner Stelle ist der Empfang bestätigt worden. Hieraus ersieht man, wie strenge die gesamte Auslandskorrespondenz kontrolliert und gemaßregelt wird. Auch von anderer Seite wird gemeldet, daß man keine Briefe mehr von Rußland ins Ausland sende, man begnüge sich mit Postkarten, die eine verhüllte Sprache führen, so z. B. schreibe man bei Bombenattentaten, daß die Apfelsinen flögen!! — Bei notwendigen und wichtigen Briefen nach Rußland unterlasse man es nie, sie einschreiben zu lassen. J. O.

Eine praktische Bedachung.

Die Baupolizei räumt jetzt unnachsichtlich mit dem in Norddeutschland so beliebt gewesenen Strohdach auf. Noch wenige Jahre und die malerischen Bauten werden uns nur eine schöne Erinnerung sein. Im Interesse des Landwirtes ist es aber sehr zu bedauern, denn besonders für den kleinen Bauern ist das Strohdach das beste und wohlfeilste. Das Material lieferten ihm die eigenen Felder, und wenn es einmal gelegt war, so hielt es Jahrzehnte hindurch, ohne daß eine Reparatur sich als notwendig erwies. — Die Pappe, zu welcher der Landmann jetzt in der Regel greift, ist für die nasse und stürmische Witterung Norddeutschlands gänzlich unpraktisch. Dem Bauern erwachsen auch dadurch viel größere Ausgaben, denn er versteht nicht mit solchen Dächern umzugehen. Das häufige Teeren wird ihm auf die Dauer langweilig und er unterläßt es nur zu gerne, was den baldigen Verfall des Hauses zur Folge hat. — Die strengen Vorschriften der Baupolizei mögen wohl ihre Berechtigung in großen, zusammenhängenden Dörfern haben, wo die Häuser dicht zusammenstehen und beim Ausbruch des Feuers eine schnelle Verbreitung zu befürchten ist. In kleinen, verstreuten Ortschaften oder gar auf Abbauten wäre es zu wünschen, daß die Baupolizei sich nicht so ängstlich an die Vorschriften halte. Der Bauer erleidet nicht nur eine erhebliche Mehrbelastung seiner ohnehin zahlreichen Ausgaben, sondern es wird auch der Ausbreitung einer volkstümlichen Bauweise Einhalt geboten. Die Feuersgefahr muß auch keine so sehr große sein, denn es gibt Dörfer mit lauter strohgedeckten Häusern, wo seit Menschengedenken kein Feuer gewesen ist. Treffend bemerkt dazu Dr. Hansjakob: „Man kämpft in unseren Tagen so sehr gegen die ebenso praktischen als malerischen Strohdächer der Bauernhöfe wegen Feuersgefahr. Und doch brennen heutzutage weit mehr Häuser mit Ziegeldächern nieder als ehedem mit Stroh gedeckte. Es brennt eben nicht leicht, wo nicht angezündet wird. J. G.

Druckfehler-Berichtigung: In einem Teile der Auflage der Nr. 31 ist Seite 363, 2. Spalte, ein bedauerlicher Druckfehler zu korrigieren. Es muß in der 39. Zeile statt „kirchliche Kirche" heißen: „kirchliche Lehre".

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 33. München, 13. August 1905. II. Jahrgang.

Die nächste Nummer der „Allgemeinen Rundschau" erscheint als Festnummer zur 52. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Strassburg. Nr. 34 und Nr. 35 werden in Strassburg vor der Festhalle gratis verteilt.

Inhaltangabe.



Nochmals „die Bayerische Kirchengemeindeordnung."

Von

Dr. Franz Jos. Ludwigs.

Es freut mich aufrichtig, endlich von einem berufenen und sachverständigen Manne zu einigen Worten der Beleuchtung und Verteidigung meines in bischöflichem Auftrage erstatteten Gutachtens durch einen Artikel in Nr. 32 der „Allgemeinen Rundschau" herausgefordert worden zu sein. Denn bis zur Stunde ist es hüben und drüben in der Tagespresse bei der Diskussion dieses Gegenstandes zu meiner Ueberraschung so zugegangen; als wäre, um mich eines von Joseph Görres bei solchen Anlässen gerne gebrauchten Bildes zu bedienen, „ein großer Hexensabbath allum angesagt".

Leute, die nachweislich das Gutachten entweder nicht oder doch nur bruchstückweise gelesen hatten oder es gar nur vom Hörensagen kannten, waren sofort mit ihrer Kritik bei der Hand. Je nach ihrer sonstigen Stellung im Leben wurde das Schriftstück und mit ihm sein Verfasser von den einen mit ungemessenen Lobeserhebungen, von den andern aber mit einer solchen Flut von wahrheitsverletzenden und zum Teil auch beleidigenden und ehrenrührigen Invektiven übergossen, daß der eigentliche Inhalt des Aufsatzes entweder gar nicht oder doch nur ganz oberflächlich zur Sprache kam. So sah ich mich schließlich, nachdem auch noch auf gestelltes Ersuchen ein Kampf mit offenem Visier abgelehnt worden war, gezwungen, ein für allemal allen anonymen Kritikern im „Regensburger Morgenblatt" zu erklären, daß ich für sie zu einer öffentlichen Unterhaltung über eine so ernste und schwierige Frage nicht zu haben, jedoch jeden Augenblick bereit sei, einem Opponenten, der mit Namen und Lebensstellung nicht hinter dem Berge halte, Red' und Antwort zu stehen.

Als solchen Gegner erkenne ich nun Herrn Dr. Pichler gerne an und füge bei, daß ich überzeugt bin, es werde ihm wie mir bei unserer Auseinandersetzung die Sache über alles gehen und selbst das offene Eingeständnis einer etwa nachgewiesenen Entgleisung kein zu schweres Opfer sein, wo es sich nicht so fast um persönliche Ehre, als um die Ehre der Wahrheit und deren definitive Klarstellung handelt. In diesem Sinne und mit dieser Ueberzeugung nehme ich gerne den hergeworfenen Handschuh auf und so heiße es wieder einmal: Hie Welf, hie Waiblingen! Welchem von uns beiden dann schließlich eine holde Hand den Preis als Helmzier zuerkennen werde, kann nur die Zukunft lehren und ist auch ganz gleichgültig, wenn nur die Wahrheit zum Siege kommt.

Also zur Sache! Um Zeit und Raum zu sparen, sei meinerseits kein Wort verloren über die beiden Kardinalpunkte, in denen wir vollkommen einig sind, nämlich:

1. Daß durch die §§ 64 und 65 der II. Verf.-Beil. „eine Kirchengemeindeordnung in Bayern nicht möglich ist, welche den Ansprüchen der Kirche gerecht würde", weil die K. Staatsregierung auf Grund der genannten Gesetzesstellen für sich das ganze Recht der Verwaltung des Kirchenvermögens in Anspruch nimmt und der Kirche bloß ein Aufsichtsrecht ohne Bestimmungs- oder Mitbestimmungsrecht zuerkennt;

2. daß „meine Erörterungen über Konkordat und Religionsedikt vom kirchlichen Standpunkte aus nicht zu beanstanden sind". Für diese ausdrückliche Konstatierung bin ich Herrn Dr. Pichler deshalb dankbar, weil damit dem in den letzten Tagen mir so und so oft gemachten ungerechten Vorwurfe der Garaus gemacht wird, als ob mein Gutachten die in den 70er Jahren von Dr. Rittler in Szene gesetzten Auslassungen wieder aufwärmen wolle, welche Max Seydel in einer Anmerkung zu seinem „Kirchen-Staatsrecht" mit gutem Humor einmal „Jubiläumsreden über das Religions-Edikt" nennt, Edmund Jörg aber mit noch besserem Humor kennzeichnete, als er mit mir nach Anhörung einer solchen anderthalbstündigen Rede nach Hause gehend die Unterhaltung mit den Worten begann: „Wie lange werden wir diese Kammerpredigten noch anhören müssen?" „Bei mir wird's nicht mehr lange dauern," erwiderte ich, und beeilte mich auch, eine gute Gelegenheit benützend, mich dem damaligen kirchlich-politischen Wirrwarr im „Ballsaale" der Prannerstraße zu entziehen. Jörg mußte noch aushalten, bis sein Mandat erlosch.

Jetzt zu den beiden Einwendungen, welche Herr Dr. Pichler gegen mein Gutachten erhoben hat! Selbstverständlich muß ich bei Prüfung und Widerlegung derselben etwas länger verweilen, hoffe aber doch dieselben mit verhältnismäßig wenigen Worten als nicht stichhaltig evident dartun zu können.

Der erste Einwand bezieht sich auf das von mir über das Eigentumsrecht der Kirche Gesagte und lautet wörtlich: „Diese Ausführungen erwecken den Eindruck, als ob jetzt die ganze Verwaltung des Kirchenvermögens in Bayern nur (in dem ankündigenden Artikel der „Donauzeitung" hieß es statt „nur" „bloß") auf einfachen Verordnungen beruhen würde, die jederzeit im Verordnungswege zurückgenommen und durch Bestimmungen ersetzt werden könnten, die den kirchlichen Grundsätzen entsprechen und der Kirche die freie Verwaltung ihres Vermögens gewähren. Das ist aber durchaus irrig" (das „irrig" von Dr. Pichler unterstrichen, die obigen Wörter von mir).

Das wäre freilich durchaus irrig, und zwar ein so gewaltiger Irrtum, oder noch besser eine so hochgradige Unkenntnis des bayerischen Staatskirchenrechts, daß der Entschluß des Herrn Bischofs von Regensburg, mich Ignoranten in vorwürfiger Sache zum Gutachter zu bestimmen, ebenso unbegreiflich wäre wie meinerseits die bodenlose Unverfrorenheit, den so heikeln Auftrag anzunehmen. Es wäre so, aber es ist nicht so, und deshalb muß ich, so peinlich es mich auch berührt, als Defendent meinem Herrn Opponenten sagen: Nego maiorem. Diese Antwort gehört, wie allen mit dem dialektischen Turnier Vertrauten bekannt ist, zu dem Verblüffendsten, was einem Opponenten passieren kann, und hat fast regelmäßig eine Lachsalve der Zuhörer zur unmittelbaren Folge. Wie die Dinge liegen, muß ich's aber sagen. Vous l'avez voulu Georges Dandin!

Mögen aber immerhin meine Ausführungen bei Herrn Dr. Pichler den Eindruck erweckt haben, nach meiner Meinung bestehe das ganze jetzt so viel umstrittene bayerische Staatskirchenrecht bloß, nur oder ausschließlich aus lauter leicht zu modifizierenden oder abzuschaffenden Verordnungen — ich kann auf Ehre versichern, daß jenes geheimnisvolle Etwas, welches man Kgl. bayerisches Staatskirchenrecht nennt, in einem ganz andern Bilde vor meinem Geiste steht. Da liegen als Fundament oder Grundlage, auf welcher alles andere ruht und fußt, die schon oben von Herrn Dr. Pichler, aber doch auch in meinem Gutachten wiederholt erwähnten grundgesetzlichen Bestimmungen der II. Verf.-Beil., auf welchen eine Anzahl von Gesetzen und gesetzlichen Bestimmungen sich aufbaut, an welche dann schließlich eine ganz erkleckliche Zahl von gewichtigen, minder wichtigen und auch unwichtigen oder überflüssigen Verordnungen sich anschließt, die den Prachtbau gleichsam krönen. So steht das Bild vor mir, und wie könnte es anders sein? Seit mehr als 40 Jahren bin ich Priester, länger als 30 Jahre davon im kirchlichen Lehramte tätig gewesen, sitze seit nahezu einem Vierteljahrhundert im Rate meines Bischofs, war nebenbei auch vier Jahre lang Mitglied der bayerischen Kammer der Abgeordneten und aktives Mitglied des Ausschusses für Untersuchung von Beschwerden wegen Verletzung der Verfassung, und sollte trotzalledem in dem Irrwahne leben, das bayerische Staatskirchenrecht bestehe nur aus Verordnungen!

Aber wie ist Herr Dr. Pichler zu seinem Eindruck gekommen? Habe ich den Eindruck vielleicht dadurch verschuldet, daß ich mich ungeschickt ausgedrückt habe? Das wäre ja möglich und vielleicht sogar in etwa verzeihlich, wenn man erwägt, daß ich das Gutachten in der so schwierigen Materie in knapp vierzehn Tagen abfassen mußte. Ich habe weder Zeit noch Lust, meine Arbeit selbst noch einmal durchzulesen. Aber das ist gewiß: Auf S. 11 des Gutachtens (und das ist die von Herrn Dr. Pichler angezogene Stelle) heißt es: „Was seither in Bayern verordnungsmäßig geregelt war, soll im Wege der Gesetzgebung festgelegt, soll eigentliches Staatsgesetz werden. Was schließt das in sich? Nach dem Entwurfe außer einigen anderen Dingen vor allem auch, daß usw." Ich frage: wozu dieses Einschiebsel, wenn nicht um anzudeuten, daß der Entwurf nicht bloß und ausschließlich mit der Erhebung verordnungsmäßiger Bestimmungen zu Gesetzen, sondern auch z. B. mit wiederholter Einschärfung oder Aufrechthaltung schon bestehender Gesetze sich befasse. Das weiter im einzelnen auszuführen, war durch den Zusammenhang nicht geboten oder veranlaßt. Aufgabe des Gutachtens war aber nicht etwa, Studierende über das Staatskirchenrecht zu belehren oder gar eine populäre Darstellung der einschlägigen Verhältnisse auszuarbeiten, sondern lediglich für den Bischof und sein Ordinariat unter einem ganz bestimmten Gesichtspunkte solche Fragen zu erörtern und zu prüfen, deren Lösung nicht ohnehin auf der Hand liegt und deshalb, zumal für Sachkundige, als selbstverständlich von der Darstellung auszuscheiden hatte.

Wenn dann ferner Herr Dr. Pichler am Schlusse dieses Abschnittes sagt: „eine grundsätzliche Aenderung kann nur durch Aenderung der Verfassung und der auf der Verfassung beruhenden Gesetze herbeigeführt werden. Das darf nicht übersehen werden, wenn man nicht den ‚Schwerpunkt der ganzen Sache' — um mit dem Herrn Gutachter zu reden — ‚mißkennen und verrücken will'," so steht auf S. 38 des Gutachtens zu lesen, daß § 64b der II. Verf.-Beil. Kern und Stern, weil Grundlage des mit dem Rechte der Kirche in schnurgeradem Widerspruch stehenden Systems des „Bayerischen Staatskirchenrechts" ist, und daß dieser Paragraph vor allem hinweggeschafft werden müßte, wenn dauernder Friede zwischen Kirche und Staat in Bayern herbeigeführt werden soll.

Daß trotz dieser ausdrücklichen Hinweise und Bezugnahme auf Gesetze und Grundgesetz bei Hrn. Dr. Pichler das Gutachten den Eindruck erweckt hat, das bayerische Kirchenstaatsrecht beruhe nach meiner Auffassung nur auf einfachen Verordnungen, ist mir einfach unerklärlich. Mit dem vorstehend Gesagten dürfte aber der erste Einwand Dr. Pichlers auf seinen Wert hinreichend geprüft und als nicht stichhaltig erwiesen sein.

Der zweite Einwand des Herrn Dr. Pichler versucht Bresche zu legen, in das, was ich auf S. 33—37 des Gutachtens gesagt habe über den totalen und peinlichen Gegensatz, welcher zwischen der den Katholiken Bayerns einseitig von der K. Staatsregierung durch den Gesetzentwurf zugedachten Gemeindekirchenordnung in Vermögenssachen einerseits und dem mit der Kirche Christi zugleich ins Leben getretenen großartigen, für alle ihre Zwecke also auch für die sekundären, speziell auch in Vermögenssachen, anderseits besteht. Hier — und das muß mit allem Nachdruck einmal betont werden — waren und sind mir in der Darstellung die Hände von zwei Seiten her gebunden. Denn zu genauerer Zeichnung des einen Gliedes der oben angedeuteten Parallele, nämlich dessen, was der Gesetzentwurf enthält, war ich durch den mir gewordenen bischöflichen Auftrag auf das Allgemeine und Prinzipielle angewiesen und beschränkt, weil zwei andere geistliche Räte über die Einzelheiten des Entwurfs zu referieren hatten. Als dann vollends mein Gutachten gedruckt werden sollte, war es für mich Pflicht der Diskretion, alles aus dem geschriebenen Texte zu entfernen, was von dem Inhalt des nur vertraulich zur Begutachtung (nicht etwa Mitbestimmung) den Bischöfen mitgeteilten Gesetzentwurfs über das Maß des in der Oeffentlichkeit durch die Presse bereits Bekanntgewordenen hinausgegangen wäre. Das ist nach dieser Seite hin der auch noch manches andere lichtende Tatbestand.

Für die andere Seite des obigen Vergleiches wäre es aber bare Unmöglichkeit gewesen, außer der Erinnerung an die Grundlinien kirchlicher Verfassung, wie sie die großen Theologen zeichnen, und dem einfachen Hinweise auf einige zurzeit als Koryphäen der kirchlichen Rechtswissenschaft gefeierte Hochschullehrer für einen Bischof und dessen Räte in einem Gutachten auf einzelnes einzugehen. Die zahlreichen, meist benützten Werke und Handbücher dieser Art, z. B. das ausgezeichnete von dem Domkapitular Dr. Krick in Passau verfaßte Handbuch, befinden sich ja ohnehin in aller Händen.

An einzelne Sätze dieses Passus meines Gutachtens knüpft nun Herr Dr. Pichler die Versicherung, er habe dieselben mit steigender Verwunderung gelesen. Warum mit Verwunderung, sagt er nicht, läßt darüber also jeden denken, was er will. Er habe sich aber gefragt, ob nicht hiernach alle bayerischen Pfarrer und Bischöfe als ab officio suspendiert zu erachten seien, weil sie so wichtige Grundsätze der kirchlichen Verfassung ignorieren und übertreten. Welche Antwort er sich darauf gegeben, sagt er wieder nicht. Hätte er aber mich gefragt (obschon mir so ein Gedanke nicht in den Sinn gekommen, viel weniger in die Feder geflossen ist), so hätte ich erwidert: Warum nicht gar? Weder das ius antiquum noch das ius novum et novissimum kennen eine Zensur dieser Art, ganz abgesehen von all den Voraussetzungen, mangels deren selbst eine a lege oder homine verhängte Kirchenstrafe nie inkurriert werden kann. Vor dieser Entgleisung hätte nach meinem Dafürhalten doch der Dr. iuris canonici den Herrn Kanonikus bewahren sollen.

Der Einwand selbst wird dann also formuliert: „Die „Kirchengemeinde" im Sinne der Kirchengemeindeordnung ist durchaus kein „Novum", sie besteht bei uns seit Jahrhunderten tatsächlich, durch die oben angeführten Bestimmungen

des Gemeindeedikts und der Gemeindeordnung ist sie auch rechtlich grundgelegt usw."

Darauf antworte ich ganz kurz: Distinguo: Die Kirchengemeinde ist kein Novum für das katholische Kirchenrecht, Nego. Denn für dieses ist sie es und dafür pflichten mir alle Theologen und alle Kanonisten jeder Konfession und jeder Observanz bei, wie ich schon in meinem Gutachten gesagt habe. Sie ist kein Novum für das bayerische Staatskirchenrecht, da muß ich, um alles kurz anzudeuten, sagen: Subdistinguo: Sie ist für dieses kein Novum, insofern als sie, wie aus den von Dr. Pichler angeführten und noch vielen andern Gründen hervorgeht, in allerlei von den Fachgelehrten selbst umstrittenen Formen und im Leben herumspukt: concedo. Sie würde nicht in neuer und stattlicherer Gestalt vor uns erscheinen, falls der Gesetzentwurf Gesetz würde: Nego.

Damit ist auch auf den zweiten Einwand des Herrn Dr. Pichler erwidert, was ich zu dessen Entkräftung resp. Berichtigung augenblicklich für notwendig halte, und deshalb soll es dabei auch einstweilen sein Bewenden haben.

Auf andere Dinge in dem Artikel des Herrn Dr. Pichler in Nr. 32, bei welchen mir der Kritiker mit dem Politiker oder Abgeordneten durchzugehen scheint, lasse ich mich grundsätzlich nicht ein, so verlockend es an sich auch wäre, seinen Worten einiges beizufügen, zumal bei dem ganz unverhofften Wandel der Dinge, welcher seit dem 5. Juli, als ich die letzten Zeilen meines Gutachtens niederschrieb, im Lande Bayern sich vollzogen hat.

Ich sage zum Schluß nur eines: Wer Augen hat zu sehen, der sehe und bedenke die Zeichen der Zeit! Jammerschade, daß unser früherer Zeichendeuter und weiser Runenleser, der als stiller Einsiedler von der hohen Trausnitz herab das Weltgewirre zu überschauen und mitunter auch von der Tribüne seines Landes herab dem „schönen, jungfräulichen Adolf" die Wahrheit zu sagen pflegte, nicht mehr da ist! Tempi passati, ich stand erst vor wenigen Wochen an seinem Grabe und sann nach über die fast unbegreiflichen irdischen Lebensschicksale des unvergleichlichen Mannes. Sogar die damalige „Augsburger Allgemeine" hat ihm einmal, mitten im Gewühle der Feldschlacht, das schöne testimonium ab hoste ausgestellt, „er stehe doch da unter den ‚Patrioten' wie der herrliche Martinsturm zu Landshut unter den Türmen und Türmchen in der Umgebung". Und seine Freunde? Sie haben den Einsamen und zuletzt fast Verlassenen damals nicht verstanden und nicht zu schätzen gewußt. Würde es zur Stunde anders sein, wenn er in den „Zeitläuften" der gelben Blätter in seiner klaren, die Ueberzeugung des vorurteilsfreien Zuhörers gleichsam mit stürmender Hand erobernden Weise seinen näheren Landsleuten wieder einmal sagen könnte, wo wir augenblicklich stehen. Ich weiß es nicht. Aber eins muß ich, die bekannten Worte des Dichters an die Florentiner etwas modifizierend, sagen:

O ihr Bayern, o ihr Bayern, was muß euren Sinn verkehren,
Daß ihr eure großen Männer andern überlaßt zu ehren?



Mariä Himmelfahrt.

Wie hehr und königlich die Sonne sank
Und noch des Tages letzte Gluten trank,
Wie sie von wundervollem Glanz durchloht,
Maria ihren Königsmantel bot.

Es hüllt sich ganz in seinen Purpur ein,
Die heilige Königslilie, licht und rein,
Die weiße Taube von der Schuld bewahrt,
Schwingt sich empor zur sel'gen Himmelfahrt.

Karlsruhe. Luise Gruhn.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Portsmouth hüben und Portsmouth drüben.

In dem nordamerikanischen Portsmouth beginnt jetzt der Meinungsaustausch über die Friedensbedingungen. In dem englischen Portsmouth bereitet man für den bevorstehenden Gegenbesuch der französischen Flotte Verbrüderungsfeste vor, die noch die Demonstrationen von Brest übertreffen sollen. Da die von Delcassé eingefädelte „Verbrüderung" eine Spitze gegen Deutschland hat, so sieht das europäische Portsmouth nicht so friedlich aus als das jenseitige. Aber man muß nicht gleich dem Hinterwäldler, der zum erstenmal das Theater besucht, alles für bitterernste Wirklichkeit nehmen, was da auf der Bühne deklamiert und gemimt wird.

Auch die Friedenskonferenz hat einen schauspielerischen Charakter bekommen. Japan freilich ist ohne besondere Pose nach Portsmouth gezogen; aber auf russischer Seite hat man ein theatralisches Entrée beliebt. Herr Witte hat als Regisseur und Hauptakteur Hervorragendes geleistet. Von Paris bis Portsmouth hat er Verblüffungsreden gehalten, sogar noch auf hoher See mittels des drahtlosen Telegraphen. Als er in Amerika landete, zog er aus der Brusttasche eine wohlpräparierte Ansprache, um die dortige Presse und die öffentliche Meinung in Stimmung zu bringen. Dann eine feierliche Szene im Rooseveltschen Empfangszimmer mit einem eigenhändigen Brief des Zaren an den Präsidenten, der den Makler mit Schmeicheleien zu bestechen suchte. Von drüben wird schon gekabelt, daß Herr Witte der volkstümliche Held des Tages sei. Inzwischen hat der Zar daheim die erste beste Gelegenheit wahrgenommen, um zu erklären, daß er „niemals einen schimpflichen oder des großen Rußland unwürdigen Frieden schließen" werde. So ein kräftiges „Niemals" à la Jules Favre macht sich auf der Bühne herrlich; in der prosaischen Realpolitik hat es keinen hohen Kurs. Bedeutsamer als dieser Verblüffungsapparat ist die Annäherung Wittes an die Matadoren des Geldmarktes sowohl von New-York wie von Paris; ob es zum Frieden oder zum weiteren Kriege kommt, neue Anleihen gibt's auf jeden Fall.

Wer klug ist, wird von dem jenseitigen Portsmouth nicht zu viel erhoffen, aber auch von dem diesseitigen nicht zu viel befürchten. Die Spannung der letzten Wochen hat bedeutend nachgelassen. Vor allem hat eine hochpolitische Debatte im englischen Unterhause beschwichtigend gewirkt. Auf die Schachtelsätze, in denen die englischen Staatsmänner zu reden pflegen, braucht man an sich keinen hohen Wert zu legen; aber im gegenwärtigen Augenblicke mußte sich zeigen, ob das wankende Kabinett und seine Partei durch das Anschlagen des chauvinistischen Tones sich die Wahlaussichten zu verbessern suchen oder auf dem friedlichen Wege gelassen dem Wahlschicksal entgegengehen wollen. Auch der ärgste Pessimist kann nicht bezweifeln, daß der wortführende Unterstaatssekretär des Auswärtigen nicht bloß friedlich und gegenüber Deutschland sehr korrekt gesprochen, sondern daß er auch die Hetzereien „Unverantwortlicher" verurteilt und gegenüber den Verdächtigungen der Deutschen in Schantung seinen Landsleuten ein ernstes Wort gesagt hat, das den Jingos und den Schutzzollfanatikern nicht gefallen wird: die deutschen Erfolge sollte man sich zum Ansporn dienen lassen, statt zum Anlaß für Klage und Schelten. Freilich ist zu beachten, daß der bevorstehende Wahlkampf in England nicht in alter Weise von den offiziellen Kräften der Regierung und der Opposition ausschließlich geführt werden wird, sondern daß voraussichtlich Joë Chamberlain nach seinen eigenen Rezepten und Methoden vorgehen wird. Und diesem heißblütigen Matador des schutzzöllnerischen Imperialismus ist allenfalls auch zuzutrauen, daß er die deutschfeindliche Stimmung zu schüren und auszubeuten suchen wird. Doch ist die Wahlagitation an sich nicht gefährlich; die Lage würde erst beunruhigend, wenn Herr Chamberlain für seine Person eine Mehrheit erlangte und mit dem gegenwärtigen Monarchen, der offenbar in der hohen Politik unternehmungslustig ist, die Geschicke des Weltreiches zu bestimmen hätte. Das ist aber durchaus nicht wahrscheinlich.

Die Nachricht, daß König Eduard bei seiner üblichen Reise nach Marienbad mit Kaiser Wilhelm zusammentreffen würde, hat an der Börse ebenfalls beruhigend gewirkt. Obschon wir unserem Kaiser sehr viel Gutes zutrauen, so halten wir es doch für ausgeschlossen, daß er den Charakter und die Neigungen seines

königlichen Oheims ändern könnte. Die Bedeutung der Zusammenkunft würde darin zu suchen sein, daß König Eduard die Absicht bekundet, zurzeit auf Deutschland und seinen Kaiser höfliche Rücksicht zu nehmen und die bestehende Spannung nicht weiter zu verschärfen.

Die Ostseefahrt des Kaisers Wilhelm.

Nach der Aufregung, welche die Kaiserbegegnung in Björkö in der ausländischen Presse hervorgerufen hat, macht der Besuch des Kaisers in Kopenhagen den Eindruck einer Idylle. Die geschworenen Deutschfeinde in London scheinen an dieser Fürstenbegegnung nichts auszusetzen zu haben. Sie hätten die freundnachbarlichen Besuche in Stockholm und in Björkö ebenso ruhig betrachten und ebenso ehrlich behandeln sollen. Der deutsche Kaiser hat die Ostseefahrt, die zunächst nur als Lückenbüßer für die politisch interdizierte Fahrt nach Norwegen geplant war, zur persönlichen Berührung mit all den drei anderen Ostseemonarchen benutzt. Der dänische Hof und das dänische Volk, die durch verwandtschaftliche und politische Beziehungen England nahe stehen, sind nicht zu kurz gekommen, und der Kaiser hat den Prinzen Karl, den Schwiegersohn der britischen und angeblichen Anwärter der norwegischen Krone, durch einen besonderen Besuch am letzten Tage auffällig ausgezeichnet. Wenn die törichte Fabel von einer Hohenzollernkandidatur für Norwegen überhaupt einer Widerlegung wert wäre, so läge sie in dieser Tatsache. Auch das gleichartige Märchen von dem deutschen Plane der Ostseeschließung wird durch den herzlichen Verkehr in Kopenhagen genügend beleuchtet. Dänemark ist der Inhaber derjenigen Meerenge, die als Verschlußstelle einzig in Betracht kommen könnte. Wenn Dänemark irgendeinen Anlaß hätte, eine lästige und gefährliche Zumutung dieser Art auch nur zu erwarten, so würde der Besuch in Kopenhagen entweder gar nicht erfolgt oder anders verlaufen sein.

Nachdem nun durch die Besuchsrundreise des Deutschen Kaisers die Verhältnisse an der Ostseeküste als wohlgeordnet erprobt und erwiesen sind, kommt die englische Flotte nun auch einmal in dieses hübsche Anhängsel des Weltmeeres. Unsere Offiziösen erinnern daran, daß der Plan einer solchen Uebungsfahrt schon im letzten Frühjahr gefaßt war, daß die hergebrachte Anzeige bei der deutschen Regierung erfolgt ist und daß also gegen diese Fahrt ebensowenig einzuwenden ist wie gegen die Uebungen der deutschen Flotte an der englischen Küste. Das ist richtig. Aber wenn man den Dingen auf den Grund geht, so wäre es von England taktvoller gewesen, nach den jüngsten Zwischenfällen, nachdem sogar englische Admiralitätslords von einem Präventivkampf gegen die deutsche Flotte geschrieben und gesprochen hatten und durch den Verleumdungsfeldzug der englischen Jingopresse die Gemüter erregt waren, von der Fahrt in die Ostsee abzusehen. Das ist nicht geschehen; die englische Marineleitung hat den deutschen Nerven großes Zutrauen geschenkt. Leider hat nun ein Teil der deutschen Presse sich doch als nervös bewiesen und auf die vermeintliche „Herausforderung" mit dem wirren Gerede von der Schließung der Ostsee geantwortet. Die „alldeutschen" Organe und gewisse Tendenzblätter, wie der fanatische „Reichsbote", bilden aber nicht die normale Vertretung der deutschen öffentlichen Meinung. Diese unrühmlichen Ausnahmen bekräftigen nur die Regel, und letztere geht dahin, daß Deutschland keine Furcht hat vor der englischen Erprobung des Fahrwassers in der Ostsee. Hoffentlich werden die englischen Blaujacken überall recht artig und sogar freundlich, aber ohne alle Liebedienerei und Zudringlichkeit empfangen. Es ist ja bedauerlich, daß einzelne deutsche Blätter herabgesunken sind bis fast auf den Standpunkt jener Engländer, die bei der letzten Uebung der deutschen Flotte von Spionage redeten. Dieser kleine Fleck auf dem Schilde des deutschen Selbstbewußtseins sollte uns Anlaß geben, fortan noch mehr als bisher eine würdige Ruhe zu bewahren gegenüber den Zwischenfällen, die von sensationslüsternen Leuten zur Aufregung der Gemüter benutzt werden. So schlecht steht es doch wirklich nicht um den europäischen Frieden und die Sicherheit Deutschlands, daß man bei jedem Windhauch in Angst geraten muß. Die bewährte Friedenspolitik unseres Kaisers und seines Kanzlers sollte uns doch etwas Selbstbewußtsein verschafft haben.

52. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Straßburg i. E.

Programm.

Sonntag, 20. August. Vormittags 9½ Uhr: Feierliches Pontifikalamt im Münster zur Anrufung des Heiligen Geistes. — Nachmittags 1½ Uhr: Festzug der katholischen Männer-, Arbeiter- und Gesellenvereine; daran anschließend: Festversammlungen in der Festhalle, im Sängerhaus, in der Exerzierhalle der Manteuffelkaserne, in der Markthalle (alter Bahnhof), im großen Aubettesaal und in der Markthalle an der Rabenbrücke. — Abends 8 Uhr: Begrüßungsfeier in der Festhalle.

Montag, 21. August. Vormittags 8 Uhr: Feierliches Pontifikalamt im Münster zu Ehren der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria. — Vormittags 9½ Uhr: Erste geschlossene Versammlung im Sängerhaus. — Nachmittags 2½ Uhr: Sitzungen der Ausschüsse im Sängerhaus. — Nachmittags 5 Uhr: Erste öffentliche Versammlung in der Festhalle. — Abends 8½ Uhr: Münsterbeleuchtung.

Dienstag, 22. August. Vormittags 8 Uhr: Feierliches Requiem im Münster für die verstorbenen Mitglieder der früheren Generalversammlungen. — Vormittags 10½ Uhr: Zweite geschlossene Versammlung im Sängerhaus. — Nachmittags 2½ Uhr: Sitzungen der Ausschüsse im Sängerhaus. — Nachmittags 5 Uhr: Zweite öffentliche Versammlung in der Festhalle.

Mittwoch, 23. August. Vormittags 8 Uhr: Feierliches Hochamt in der Jung St. Peterkirche nach der Meinung des Heiligen Vaters. — Vormittags 9½ Uhr: Dritte geschlossene Versammlung im Sängerhaus. — Nachmittags 2½ Uhr: Sitzungen der Ausschüsse im Sängerhaus. — Nachmittags 5 Uhr: Dritte öffentliche Versammlung in der Festhalle. — Abends 8½ Uhr: Gartenfest in der Orangerie, gegeben von der Stadt Straßburg.

Donnerstag, 24. August. Vormittags 7 Uhr: Heilige Messen in den verschiedenen Kirchen nach der Meinung des St. Bonifatiusvereins. — Vormittags 8 Uhr: Vierte geschlossene Versammlung in der Festhalle. — Vormittags 10½ Uhr: Vierte öffentliche Versammlung in der Festhalle. — Nachmittags 2 Uhr: Festmahl im Sängerhaus.

Programm der besonderen Versammlungen.

Samstag, 19. August. Abends 8½ Uhr: Zwanglose Zusammenkunft des St. Augustinusvereins zur Pflege der katholischen Presse im Sängerhaus, Kaiser Friedrich-Saal.

Sonntag, 20. August. Vormittags 11 Uhr: Generalversammlung des St. Augustinusvereins im Sängerhaus, Kaiser Friedrich-Saal.

Montag, 21. August. Nachmittags 2½ Uhr: Katholischer Missionskongreß im Festsaale des Sängerhauses; Versammlung der katholischen Handwerksmeister und Gesellen in der Turnhalle des Bischöfl. Gymnasiums, Am breiten Stein 2; Versammlung des Akademischen Piusvereins im Priesterseminar, Bruderhofgasse 2; Versammlung des Deutschen Lourdesvereins im Gesangsaale des Bischöfl. Gymnasiums; Versammlung des Katholischen Preßvereins für Bayern im Saale des Katholischen Lesevereins, Kellermannstaden 8. — Nachmittags 3 Uhr: Generalversammlung der katholischen Mädchenschutzvereine Deutschlands im großen Aubettesaal. — Abends 8½ Uhr: Festkommers des Verbandes der katholischen deutschen Studentenverbindungen (farbentragende) im Festsaale des Sängerhauses (nur gegen Eintrittskarte). — Abends 9 Uhr: Festversammlung der katholischen Lehrer Deutschlands in der Hauptrestauration in der Orangerie; Festversammlung des Verbandes der Windthorstbunde Deutschlands im Gesellschaftshause, Feggasse 7.

Dienstag, 22. August. Vormittags 9 Uhr: Generalversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland in der Festhalle. — Nachmittags 12½ Uhr: Konveniat der Innsbrucker Altkonviktoren und Mittagessen im „Rheinischen Hof", Bahnhofsplatz 7. — Nachmittags 2½ Uhr: Generalversammlung der Vinzenzvereine im Priesterseminar, Bruderhofgasse 2; Versammlung der katholischen Lehrer Deutschlands im Festsaale „Zum Ritter", Stephansplan 17; Versammlung der Priester der Anbetung im Kuppelhofe, Kuppelhofgasse 9; Versammlung des Priester-Abstinentenbundes in der Turnhalle des Bischöfl. Gymnasiums; Geschäftsversammlung des Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands im Tivoli (vor dem Schiltigheimertor); Versammlung der elsaß-lothr. Gruppe des Augustinusvereins im Saale des Kath. Kasinos, Blauwolkengasse 2/1. — Nachmittags 3 Uhr: Generalversammlung des Akademischen Bonifatiusvereins im Saale des Kath. Lesevereins, Kellermannstaden 8. — Abends 8½ Uhr: Festkommers des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands im Festsaale des Sängerhauses; Festkommers des Verbandes der wissenschaftlichen katholischen Studentenvereine „Unitas" in der Hauptrestauration in der Orangerie; Festkommers des Kartellverbandes der katholischen süddeutschen Studentenvereine im Gesellschaftshaus, Feggasse 7; Festversammlung des Verbandes der katholischen kaufmännischen Vereinigungen Deutschlands im Festsaale „Zum Ritter", Stephansplan 17.

Mittwoch, 23. August. Nachmittags 2½ Uhr: Sonderversammlung für die Mitglieder und Teilnehmer der Generalver-

sammlung aus dem französischen Sprachgebiet im Festsaale des Sängerhauses (Réunion spéciale pour les membres et les assistants de l'Assemblée générale du territoire de langue française à la salle de fête du Sängerhaus); Versammlung des Deutschen Priestervereins „Pax" im Priesterseminar, Bruderhofgasse 2; Sektionssitzung deutscher Präsides für Akademiker-Kongregationen und Studentenpastoration im Kath. Leseverein, Kellermannstaden 8; Geschlossene Versammlung des Komitees für römische Angelegenheiten im Gesellschaftssaal des Kath. Kasinos, Blauwolkengasse 2/1; Versammlung der Vorstände der elsaß-lothr. Borromäusvereine im Bibliothekzimmer des Kath. Kasinos, Blauwolkengasse 2/1.



Generalversammlung des Verbandes der katholischen kaufmännischen Vereinigungen Deutschlands.

Festprogramm zur 28. Generalversammlung des Verbandes und zur silbernen Jubelfeier des Katholischen kaufmännischen Vereines „Hansa", E. V., vom 11. bis 14. August 1905 in München:

Donnerstag, 10. August. Abends 8 Uhr: Zwanglose Zusammenkunft im Vereinslokale „Hotel Roth", Neuturmstr. 5/1.

Freitag, 11. August. Morgens 8 Uhr: Hl. Messe zur Anrufung des Heiligen Geistes in der Bürgersaalkirche, Neuhauserstraße 48. — Morgens 9 Uhr: Eröffnung der XXVIII. Generalversammlung im Festsaale des Kathol. Gesellschaftshauses, Brunnstraße 7. — Mittags 1 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im unteren Saale des Kathol. Gesellschaftshauses (Gedeck trocken 1 Mk. 50 Pf.). — Nachmittags 3 Uhr: Fortsetzung der Beratungen. — Abends 8 Uhr: Begrüßungsfeier im Festsaale des Kathol. Gesellschaftshauses (Herrenabend, kein Weinzwang).

Samstag, 12. August. Morgens 8 Uhr: Requiem für die verstorbenen Verbandsmitglieder in der Damenstiftskirche, Damenstiftsstr. 1. — Morgens 9 Uhr: Fortsetzung der Beratungen. — Mittags 1 Uhr: Gemeinsames Mittagessen, wie am Tage zuvor. — Nachmittags 3 Uhr: Fortsetzung der Beratungen. — Abends 8 Uhr: Münchener Kellerabend auf dem Salvatorkeller am Nockherberg (Dachauer Bauernkapelle, Schuhplattler usw.) Nach Schluß desselben stehen Trambahnwagen zur Verfügung.

Sonntag, 13. August. Morgens 9 Uhr: Sammelpunkt für die Fahnendeputationen im Kathol. Gesellschaftshause. — Morgens 9½ Uhr: Abfahrt zum Dome zu U. L. Frau. — Morgens 10 Uhr: Pontifikalamt, Festpredigt und Fahnenweihe, hierauf Fahrt zum Hotel „Vier Jahreszeiten", Maximilianstraße 4. Aufstellung der Fahnen. — Mittags 12 Uhr: Uebergabe des Damengeschenkes im Parterresaal des „Hotel Roth"; Frühschoppen. — Mittags halb 2 Uhr: Festessen im Hotel „Vier Jahreszeiten" (trockenes Gedeck 3 Mk. 50 Pf.). — Abends 8 Uhr: Festversammlung im Hotel „Vier Jahreszeiten".

Montag, 14. August: Morgens 9 Uhr: Treffpunkt im Kathol. Gesellschaftshause, sodann Besichtigung der Stadt in kleineren Gruppen unter Führung von Vereinsmitgliedern. — Mittags 2 Uhr: Abfahrt nach Starnberg (Rückfahrt 1 Mk. 50 Pf.), Treffpunkt 1¾ Uhr Sommerbahnhof, Arnulfstraße; Rundfahrt auf dem Starnberger See 1 Mk. 50 Pf. — Abends: Konzert und Tanz in Tutzing, „Hotel Simson". — Rückfahrt nach München.

Die vorliegenden Anträge umfassen folgende Gegenstände: 1. Lehrlingswesen und Fortbildungsschule; 2. Einführung der Handlungsgehilfenkammern; 3. Gesetzliche Regelung des außergerichtlichen Akkordverfahrens; 4. Anderweitige Regelung des Begriffes „Handlungsgehilfe"; 5. Privatbeamtenversicherung; 6. Sittlichkeitsbestrebungen; 7. Bekämpfung des Schmiergelderunwesens; 8. Sonntagsruhe; 9. Ueberwachung der Auskunftsbureaus; 10. Sommerurlaub für Angestellte; 11. Stellenvermittlung.

Italienische Streikbrecher und preußische Polizei.

Von

Dr. C. Sonnenschein, Elberfeld.*)

Beinahe verhaftet! Es war so sonnig klar, als ich herauffuhr an Arnenfeld und Hahnerberg vorbei nach Remscheid, und am mattschraffierten Himmel kein nennenswertes Wölkchen. Scharen von Ausflüglern, frische, wehende Winde und eine heitere Ruhe unter dem Schatten des Bergischen Waldes. Alles trippelt und wandert und zieht hinaus. Es ist Sonntag.

An Sonntagen ist man argloser als in der Woche und empfänglicher, tiefer, sinniger, menschlicher, ehrlicher. Und doch — oder gerade darum! — gefährlicher als sonst! Man diplomatisiert nicht und heuchelt nicht. Man sieht Menschen und nimmt sie als solche in ihrer Freude und in ihrem Leid. Man ist gerade und offen.

Ist das der Grund, warum ich beinahe verhaftet wurde? Die Sache kam so. Ich bemühe mich schon seit Monaten um die hiesigen italienischen Arbeiter. Im Wuppertaler Gebiet haben wir starke 5000. Diese armen Menschen haben rein niemanden, der sich ihrer annimmt. 350 Familien allein kenne ich, die ich im Laufe der Zeit, soweit eben eine sonst schon angestrengte Seelsorgstätigkeit es erlaubt, besucht habe und mit denen ich in Verbindung stehe. Die Leute sind für diese Freundschaft empfänglich und rufen bei mir in allen Dingen an, die sie an Leib und Seele drücken. Ist ein Kind krank, wird ihnen der Lohn geweigert, haben sie Ansprüche an eine Kasse, stirbt jemand von ihnen, wollen sie heiraten, hat der Alkohol, dieser entsetzliche „Freund" unserer Auswanderer, und das Messer seine Opfer gefordert — sie kommen zu mir und ich gehe hin. Kommt auch nicht selten vor, daß wir Makkaroni oder Polenta teilen. Die Menschen sind froh, daß sie einen Freund haben, bei dem sie in ihrer Muttersprache sich aussprechen können. Nicht alle, denn solche Massen bewältigen sich nicht im Handumdrehen, wo es auf individuelle Arbeit ankommt, und viele, viele sind von der Not und den Feinden der Kirche aufgehetzt und scheuen den schwarzen Rock etwas. Doch das wird schon kommen. Nun hatte ich Remscheid noch nicht besucht. Es mögen einige 20 Familien mit Kindern da wohnen, und ich beschloß mit einem Freunde, den Sonntagnachmittag hinzufahren. Ich höre von der Aussperrung und den armen italienischen Arbeitern, die man als Streikbrecher verwendet. Um so mehr Grund, einmal nach den Dingen zu sehen. Mein Gott, dieser Streikbruch! Die Leute werden von gewissenlosen Agenten zusammengeholt, man verspricht ihnen gute Löhne und verschweigt den Streik oder die Sperre. Hat man sie an Ort und Stelle, dann redet man ihnen zu, die deutschen Arbeiter wollten ihnen was, sie dürften sich bei Gefahr, der Lynchjustiz zu verfallen, nicht herauswagen, umstellt sie sorglichst mit Polizeiposten und schließt sie in ihrer Ignoranz hermetisch gegen jedes Wort der Aufklärung ab. So auch hier. Ein Teil der Leute kampierte in der Pracht des neuen Rathausbaues, in der ganzen Flucht der glanzvollen, noch unvollendeten Säle. Misere im Palast, wie so oft bei diesen armen Menschen, die unseren Bauspekulanten die noch unrentablen Häuser einheizen müssen. Ich frug den Polizeiposten, wo die Leute wären, und wurde freundlichst von ihm zum Eingange gewiesen. Der Aermste ahnte nicht, welch furchtbare Verantwortung er über dem Rathause von Remscheid zusammengezogen hatte. Ich hatte jedoch kaum einige Worte mit den Leuten getauscht, als der Hüter des Gesetzes zurückkehrte — ein Spion war eiligst zu ihm gelaufen — und mich ersuchte, die Aussprache einzustellen, ich „wiegele" die Arbeiter auf und das dürfe er nicht dulden. Er habe Befehl, mir das Bleiben zu verbieten. Gut. Darf ich denn überhaupt nicht mit den Leuten sprechen? Nein. Ich ging. Wie ich so die pompösen Wandelgänge und die breiten mit Holz verbrämten und geschützten Treppen dieses Palastes der Gerechtigkeit hinunterging, hatte ich so meine eigenen Gedanken. Wenn es mir als studiertem Menschen so ging mit dem „Aufwiegeln", wie mußte es dann unseren christlichen Gewerkschaftern erst gehen. Die Türe zum Gefängnis bleibt da ja ständig in Bewegung. Und was für ein herrliches Koalitionsrecht ist das, sagte ich zweitens, leise natürlich, denn noch war die Polizei in der Nähe. Denn was im Staate Remscheid geschieht, das wird wohl in ganz Preußen nicht zu den Raritäten gehören. Und weiter: Wenn du den Leuten das Gegenteil gesagt hättest, hättest ihnen Geduld gepredigt und sie schön bei

*) Aus meinem Tagebuch, 30. Juli 1905, Remscheid.

der Stange gehalten, daß sie gute und brave Kinder bleiben sollten und sich nicht um die bösen Kollegen draußen, weder die roten, noch die christlichen kümmern, ob man dir dann auch die Türe gezeigt hätte? Unternehmerchristentum hätte ich predigen dürfen, das Christentum der Solidarität, des Charakters, des Rechtes nicht. Wenn noch wenigstens die Leute ihre Lage gekannt hätten, dann wollte ich noch nichts sagen; in wirtschaftlichen Kämpfen steht eben Ansicht gegen Ansicht und die Leute waren frei, zu lassen, was sie wollten. Aber so ein Kampf, der der Ignoranz bedarf, ist doch etwas Unwürdiges. Und wie schlecht muß es um eine Sache stehen, wenn sie solch erbärmliche Mittel nötig hat. Eine Stadt, die ein so wundervolles Rathaus baut wie Remscheid, sollte sich dessen eigentlich schämen. Ich warf noch einen Blick auf diese stolzen Hallen und ging. Ob sie dort auch einmal das Bild dessen aufhängen werden, der die Februarerlasse geschrieben hat!



Zur Frage der konfessionellen Studentenvereinigungen.

Von

Dr. Vögele-Schönthal.

Am denkbar schroffsten äußert sich zu dieser Frage L. H. Thiele im Maiheft des „Türmers". Dieser geht davon aus, daß „Toleranz" gleichbedeutend mit Charakterschwäche sei, und daß man dieser Toleranz „das unaufhaltsame Anwachsen des Ultramontanismus" verdanke. Ob man denn nicht einsehe, frägt dieser Rufer im Streit entrüstet, „daß akademische Freiheit nur dort zur Herrschaft gelangen kann, wo ihre Gegner niedergeworfen sind". Es gehöre schon ein Uebermaß von Kurzsichtigkeit dazu, wenn man „die eigentlichen berufsmäßigen Hetzer, wie sie als Angreifer allein im Ultramontanismus zu suchen" seien, ruhig gewähren lassen wollte. Gegenüber dem Ultramontanismus gebe es nur ein wirksames Mittel: „Kampf bis aufs Messer".

Nur die „inkonsequente, stürmische, unreife Jugend" könne unser deutsches Volk noch aus dem einem Starrkrampf ähnelnden Zustand der Gleichgültigkeit und Schwäche gegenüber seinem schlimmsten Feind, dem Ultramontanismus, erretten und nur diese Jugend, die uns die politische Einheit gebracht, könne uns auch zur geistigen Einheit führen. — Wir waren höchst erstaunt, daß der sonst nobeldenkende und nicht engherzige Freiherr von Grotthuß einem so unlogischen und überaus engherzigen Elaborat in seiner angesehenen „Monatsschrift für Gemüt und Geist" die Spalten geöffnet hat. Wahrlich, aus den Zeilen des H. Thiele atmet weder eine Spur von Geist noch ein Funken von Gemüt.

Lauter und frecher hat noch nicht leicht einer zur Intoleranz und zum Kampf gegen eigene Landsleute und Mitchristen seine Stimme erhoben, und zwar ohne jegliche Begründung. Denn dies, daß die eigentlichen Hetzer und Angreifer allein im „Ultramontanismus" zu suchen seien, ist eine leere Behauptung. Thiele kann uns nicht einen einzigen solchen berufsmäßigen Hetzer und Angreifer im katholischen Lager mit Namen nennen, während wir ihm ein Dutzend solcher im protestantischen Lager mit Namen aufzählen können.

Thiele hat sich mit diesem Ruf zum „Kampf bis aufs Messer" selbst in die vorderste Reihe der Angreifer und Hetzer gestellt. Wahrlich, es gehört ein Uebermaß von Kurzsichtigkeit oder Haß dazu, um in seinen katholischen Mitbürgern und Mitstudenten „den schlimmsten Feind" zu sehen. Nur ein kurzsichtiger Kulturkämpfer kann diesen Kampf der studierenden Jugend gegen Freiheit und Toleranz „mit großer Freude und Genugtuung" begrüßen wie L. H. Thiele. Nur ein solcher kann hoffen, daß dieser Kulturkampf der Jugend „schließlich einer Neubelebung des gesamten Liberalismus die Wege bahnen", daß er „zur geistigen Einheit führen" werde, während er in Tat und Wahrheit das deutsche Volk immer mehr zerklüftet.

Was vernünftige und edeldenkende Menschen von diesem Studentenrummel denken, zeigt uns der Artikel eines „Akademikus" in der weitverbreiteten akatholischen „Neckarzeitung"*) (Nr. 168 v. 21. Juli 1905). Er sagt u. a.: „Die innere Unwahrhaftigkeit dieser Bewegung kündigt sich dadurch an, daß man zur selben Zeit den akademischen Behörden das Recht absprach, sich um interne Angelegenheiten der Studentenschaft zu kümmern und anderseits diese Behörden darum bat, gegen die konfessionellen Verbindungen vorzugehen." — Dieser allem nach nichtkatholische Akademikus fragt: „Woher stammt die Bewegung? Ehrlich gestanden habe ich das Gefühl, daß irgendwie ihre Wurzeln im ‚Evangelischen Bund' und in der jungliberalen Parteileitung ruhen, die beide einen Kreuzzug gegen Rom und einen Fischzug in ihre Kähne machen wollen. Das Wort, ‚akademische Freiheit' ist dabei für jeden Einsichtigen zum offenbaren Schwindel geworden, denn eine Freiheit, die man auf einen Teil beschränkt wissen will, ist keine Freiheit. — Da meinen wir doch, die Geschichte des Liberalismus lehre, daß er dort zugrunde geht, wo er Machtkämpfe bestehen will, dort scheitert, wo es ihm mit seinem ersten Prinzip: gleiche Lebensfreiheit für jeden, nicht mehr recht ernst ist. So stellt sich in Wirklichkeit dieser Freiheitskampf heraus als ein Verrat an dem Gedanken der Freiheit, die man mit Behörden und geschmackloser Brutalisierung totschlagen will." Damit ist die Quintessenz des Verbots der konfessionellen Verbindungen angegeben. Diese Formel der „akademischen Freiheit" bedeute eine Vernichtung der staatsbürgerlichen Freiheit. Dieser Akademikus der „Neckarzeitung" offenbart sich als ein scharf- und weitblickender Politiker, wenn er das Ziel dieses Studentenkulturkampfes nicht in einer Neubelebung des Gesamtliberalismus und nicht wie der verblendete H. Thiele in der Herbeiführung der geistigen Einheit, sondern in der Neubelebung des Zentrums und in einer Verhunzung der ganzen innerpolitischen Situation erblickt. Er führt diese Gedanken näher aus: man mache Märtyrer, man treibe politisch indifferente Katholiken, soweit sie konfessionelles Empfinden haben, mit Gewalt in Konfessionsverbindungen. Solche Kulturkampfsreden ältesten Stils, wie man sie jetzt wieder hören und lesen könne, seien nur Mörtel für den Zentrumsturm, der ihn noch fester mache. Wenn die Studenten Politik treiben und gegen konfessionelle Verbindungen hetzen wollen, so sollen sie sich auch einigermaßen vorbereiten und klar werden über das, was sie wollen. Das sei aber nicht der Fall; sie „verhunzen" vielmehr die innerpolitische Situation nach Kräften. Man müsse suchen, dem vorzubeugen und Bürger, Bauern und Arbeiter aufklären, was für ein gefährliches Spiel mit großem Orchester da vor sich gehe. Es sei noch ein Glück, „daß heute der junge Kaufmann und Arbeiter politisch vernünftiger und ruhiger denke als der Student, der sich an großen Worten berauscht und mit hellem Idealismus den größten Schwindel propagiert." Gottlob gibt es auch noch vernünftige protestantische Studenten und Männer, die mit dieser konfessionellen Hetze nicht mittun, die voraussehen, daß diese Studentenbewegung kein Ehrenblatt bildet in der Geschichte Deutschlands.

*) Diese Zeitung Württembergs erscheint in einer Auflage von mehr als 15,000 Exemplaren und ist die größte Zeitung des Unterlandes.



Die Gewerkschaftsbewegung im Saarrevier.

Von

A. von Sieben.

Ein bedauerlicher Zwiespalt macht sich seit Jahren in der Gewerkschaftsbewegung der katholischen Arbeiterschaft im Saarrevier bemerkbar. Hie katholische Fachabteilung — hie christliche Gewerkschaft: das ist der Schlachtruf, unter dem der eine Teil den andern bekämpft. Bekanntlich ist es hauptsächlich die Diözese Trier und in ihr vor allem das Saarrevier, wo neben Oberschlesien, einem Teil des Ermlandes und des Eichsfeldes die vom Verbande katholischer Arbeitervereine (Sitz Berlin) ins Leben gerufene sogenannte katholische Gewerkschaftsbewegung (Fachabteilungen) festen Fuß gefaßt hat. Der größte Teil der katholischen Arbeiterschaft des Saarreviers gehört dem Berliner Verbande an und bekennt sich nicht nur zu den katholischen Arbeitervereinen, sondern auch zu den mit diesen organisch verbundenen katholischen Fachabteilungen.

Ein weiterer bedeutender Teil der katholischen Arbeiterschaft ist in den christlichen Gewerkschaften organisiert, denen sich im übrigen auch vereinzelte Mitglieder der katholischen Arbeitervereine angeschlossen haben. Der Rest gehört überhaupt keiner Organisation an, abgesehen von der im Verhältnis zu den Mitgliedern der beiden erwähnten Organisationen verschwindenden

Zahl der Angehörigen der freien (sozialdemokratischen) Gewerkschaften.

Alle drei Organisationen, sowohl die Fachabteilungen, wie die christlichen Gewerkschaften, als auch die freien sind nun in letzter Zeit eifrig bestrebt, für ihre Ansichten Propaganda zu machen und vor allem die bisher noch nicht organisierten katholischen Arbeiter für sich zu gewinnen. Alle drei Organisationen haben in St. Johann (Saar) ihre Arbeitersekretäre. In St. Johann ist die Metropole, von wo aus Agitationsreisen durch das ganze Saarrevier und in die angrenzenden Gebiete unternommen werden. Ueberall werden Versammlungen abgehalten, Flugblätter verbreitet und Ortsgruppen gegründet. Neben dem mündlichen wirkt das geschriebene bzw. gedruckte Wort. Die Sozialdemokraten haben sich seit dem 1. Januar d. Js. in der in St. Johann erscheinenden „Saarwacht" ein eigenes Organ geschaffen. Ueberhaupt haben die Sozialdemokraten gerade in letzter Zeit eine lebhafte Agitation entfaltet, um nicht nur die nichtorganisierten, sondern womöglich auch die in anderen Verbänden organisierten Arbeiter für sich zu gewinnen.

Demgegenüber ist es die unabweisliche Pflicht aller derer, die es mit unseren Arbeitern wirklich gut meinen, dafür zu sorgen, daß die nichtsozialdemokratischen Organisationen weiter ausgebaut werden, und daß alle noch nicht organisierten Arbeiter für diese gewonnen werden. Von diesen nichtsozialdemokratischen Organisationen kommen aber für das Saarrevier lediglich die christlichen Gewerkschaften und die katholischen Fachabteilungen in Frage. Am besten wäre es, wenn diese beiden Organisationen sich zu einer verschmelzen würden. Wie das geschehen könnte, werde ich noch weiter unten darlegen. Leider ist aber an eine solche Verschmelzung vorläufig überhaupt noch nicht zu denken. Die beiden Organisationen befehden sich vielmehr gegenseitig auf die allerheftigste Weise. Das muß besonders jeden Katholiken höchst traurig stimmen, um so mehr, wenn er sieht, wie Geistlicher gegen Geistlichen, Bischof gegen Bischof ausgespielt wird. Es ist ein Schauspiel, an dem nur die Gegner der katholischen Kirche ihre Freude haben können. Ueberall ist man sich denn auch einig, daß es so nicht mehr weitergehen kann. Es muß unbedingt eine Aenderung eintreten, wenn nicht unsere katholische Sache, wenn insbesondere nicht unsere katholische Arbeiterschaft den schwersten Schaden leiden soll.

Im übrigen sind die Gegensätze zwischen den beiden Organisationen auch gar nicht zu groß, gar nicht so unüberbrückbar, wie dies von den Theoretikern beider Parteien immer dargestellt wird. Aber leider wird niemals das beiden Organisationen Gemeinsame, sondern vielmehr immer das Trennende betont, und dadurch wird dann immer neue Erbitterung in die sowieso schon erregten Gemüter hineingetragen.

Gemeinsam ist vor allem beiden Organisationen der Wunsch und das Bestreben, sämtliche katholische Arbeiter zu organisieren. Gemeinsam ist ferner beiden Organisationen der Wunsch, sämtliche katholische Arbeiter den konfessionellen katholischen Arbeitervereinen zuzuführen, nur will der Berliner Verband, daß die katholischen Arbeiter sich lediglich konfessionell organisieren, auch in rein wirtschaftlicher Hinsicht, und zwar in letzterer Beziehung in den sogenannten Fachabteilungen, während die christlichen Gewerkschaften eine Organisation in wirtschaftlicher Hinsicht auf interkonfessioneller Grundlage verlangen, nebenbei aber es ihren Mitgliedern nahelegen, sich je nach ihrer Konfession den bestehenden konfessionellen Arbeitervereinen anzuschließen. Aber auch der Berliner Verband, der zwar prinzipiell ausschließlich konfessionelle Organisationen, auch in wirtschaftlicher Beziehung, verlangt, läßt in der Praxis auch Arbeitervereine zu — und er zählt deren eine ganze Anzahl — die in wirtschaftlicher Hinsicht ihre Mitglieder den christlichen Gewerkschaften zuführen. Es sind dies insbesondere der Neisser und der Danziger Verband. Trotz dieser praktischen Inkonsequenz lehrt der Berliner Verband in der Theorie — vergl. die von demselben herausgegebenen „Leitsätze" — es sei die Pflicht der katholischen Arbeiter, sich auch in wirtschaftlicher Beziehung konfessionell zu organisieren, und das Gegenteil, die interkonfessionelle Organisation widerspreche nicht nur dem Fuldaer Pastorale, sondern auch der Enzyklika rerum novarum, und sei daher für den katholischen Arbeiter unerlaubt.

Diese Lehre ist es vor allem, die den Streit zwischen den beiden Organisationen zu einem so unversöhnlichen macht, da durch dieselbe den christlichen Gewerkschaften, wenigstens soweit deren katholische Mitglieder in Betracht kommen, direkt die Existenzberechtigung abgesprochen wird. Daher liegt es auf der Hand, daß die christlichen Gewerkschaften hiergegen mit aller Energie Front machen müssen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollen, und es ist nicht eher Friede und Versöhnung zwischen beiden Organisationen möglich, bis der Berliner Verband von dieser schroffen Betonung der alleinigen Erlaubtheit einer Organisation auf konfessioneller Grundlage, auch in wirtschaftlicher Hinsicht, Abstand nimmt. Er mag ruhig erklären, daß diese konfessionelle Organisation besser, zweckdienlicher ꝛc. als die interkonfessionelle sei. Das würde wenig bedeuten; denn dann würde er wenigstens die christlichen Gewerkschaften, wenn auch nicht als gleichwertig, so doch als existenzberechtigt erklären, und damit wäre dann ein Boden geschaffen, auf dem sich eine weitere Verständigung herbeiführen ließe. Dies dürfte dem Berliner Verbande um so leichter sein, als er ja, wie oben betont, in der Praxis diese Anschauung gelten läßt. Das gleiche gilt natürlich für die christlichen Gewerkschaften, auch sie können ganz ruhig betonen, daß die interkonfessionelle Organisation das Zweckdienlichere, dem Arbeiter Zuträglichere ist, aber auch sie müssen gleichzeitig anerkennen, daß der Arbeiter berechtigt ist, sich rein konfessionell zu organisieren. Mit der gegenseitigen Verketzerung wird gar nichts erreicht, dadurch wird die Kluft zwischen beiden Organisationen nur vertieft. Es ist auch keineswegs nötig, daß die eine Organisation die andere als gleichberechtigt anerkennt, sie sollen sich nur gegenseitig als berechtigt anerkennen. Daraus, daß eine jede sich selbst für die bessere, dem Arbeiter ersprießlichere erklärt, ergibt sich natürlich auch das Recht einer gegenseitigen Bekämpfung, eines Versuchs der einen, die Mitglieder der andern zu sich herüberzuziehen. Aber dieser Kampf, diese Propaganda untereinander und dritten gegenüber muß sachlich und auf erlaubte Weise, mit erlaubten Mitteln geschehen, nicht, wie dies jetzt vielfach geschehen ist, durch gegenseitige Beschimpfungen und Schmähungen. Jede Organisation muß die Ueberzeugung der andern achten und bei dem Kampf für ihre Sache Person und Anschauung des Gegners von einander trennen. Dadurch fällt jede gegenseitige Gehässigkeit fort, an Stelle des persönlichen Kampfes tritt der sachliche, und der Boden ist gegeben, auf dem, wenn auch vorläufig noch keine Verschmelzung, so doch der Anfang zu einem gemeinsamen Zusammenarbeiten möglich ist, das dann auf die Dauer, wenn es sich zeigt, daß beide Organisationen ihre im Grunde genommen gemeinsamen Ziele nur vereint erreichen können, notwendigerweise zu einer Vereinigung führen muß. Vor allem soll man aber mit dem Anrufen der Autorität einzelner Bischöfe, die bekanntlich in der Gewerkschaftsfrage geteilter Meinung sind, ein Ende machen. Beide Organisationen können in der Beziehung gewichtige Autoritäten für ihre Auffassung ins Feld führen, obwohl die der christlichen Gewerkschaften viel zahlreicher sind als die der katholischen Fachabteilungen. Insbesondere haben die christlichen Gewerkschaften fast das ganze Zentrum und fast die ganze Zentrumspresse auf ihrer Seite. Unsere hochwürdigsten Bischöfe sind, wie bereits erwähnt, geteilter Meinung. Man lasse sie daher am besten aus der Debatte, denn es muß auf den einfachen Arbeiter verwirrend wirken, wenn er immer hört, daß die eine Partei diesen, die andere jenen Bischof für ihre Ansicht reklamiert, und es ist auch ein wenig erfreuliches Schauspiel, das dadurch der weiteren katholischen und nichtkatholischen Oeffentlichkeit geboten wird. Die Arbeiter werden sonst schließlich zu der Ansicht kommen, keine von den beiden sich gegenseitig befehdenden und in den Bann tuenden Organisationen tauge etwas, und sie werden sich entweder von jeder Organisation fernhalten oder aber — was noch schlimmer wäre — den freien, sozialdemokratischen Organisationen zufallen.

Die übrigen Streitfragen zwischen beiden Organisationen, die Frage, ob die Arbeit eine Ware sei oder nicht, ob die Arbeiterfrage eine Rechtsfrage oder eine Machtfrage sei, und ob demgemäß der Streik erlaubt sei oder nicht, sind mehr nebensächlicher Bedeutung. Auf diesen Gebieten würde sich schon bei einigermaßen gutem Willen eine Verständigung herbeiführen lassen. Insbesondere gilt dies bezüglich der Zulässigkeit des Streiks. Wenn derselbe auch von den katholischen Fachabteilungen an und für sich verworfen wird, so lassen sie ihn doch als ultima ratio im wirtschaftlichen Kampfe zu, da auch sie das Recht der Notwehr anerkennen. Sie verwerfen ihn nur, insofern er ein gewöhnliches Kampfmittel ist. Aber in dieser Bedeutung wird er ja auch fast allgemein von den christlichen Gewerkschaften verworfen, diese betrachten den Streik ebenfalls als eine ultima ratio, wenn auch nicht in dem engen Sinne wie die Fachabteilungen. Er ist ihnen der wirtschaftliche Krieg, der aber erst dann erklärt werden soll, wenn kein anderes Mittel mehr zur Lösung von wirtschaftlichen Streitfragen übrig ist, oder wenn er allein zur Erreichung der als berechtigt anerkannten Forderungen zweckdienlich erscheint. Daß der Streik im allgemeinen ein zweischneidiges Schwert ist, und daß der Wert insbesondere des

Generalstreiks für die Arbeiter ein sehr problematischer ist, darüber sind sich nachgerade alle Sozialpolitiker einig, das wird selbst auf sozialdemokratischer Seite mehr und mehr betont.

Der Kampf zwischen den Anhängern der Fachabteilungen und der christlichen Gewerkschaften im Saarrevier hat aber noch einen weit tieferen Grund, als der Fernstehende oder derjenige, der sich mit den örtlichen Verhältnissen weniger befaßt hat, glauben mag. Die stärksten Stützen der Fachabteilungen, ihre Führer und Leiter sind ein Teil der katholischen Geistlichkeit, und zwar bildet dieser Teil die weit überwiegende Mehrheit des Gesamtklerus des Saarreviers. Diese Geistlichen sind vor allem deshalb so eifrige Anhänger der Fachabteilungen, weil sie der Ansicht sind, sich dadurch am sichersten ihren geistigen Einfluß auf die katholische Arbeiterbevölkerung zu wahren. Sie befürchten, daß die katholischen Arbeiter durch ihren Eintritt in die christlichen Gewerkschaften ihnen entfremdet werden und dadurch in religiöser Hinsicht Schaden leiden. Diese geistlichen Anhänger und Verteidiger der katholischen Fachabteilungen sind nicht, wie es so vielfach mit Unrecht behauptet wird, starre Fanatiker, die sich auf die von den an der Spitze des Berliner Verbandes stehenden Herren verkündeten Theorien eingeschworen haben und jeder anderen Ansicht unzugänglich sind, nein, es sind Männer, die die ganze Gewerkschaftsfrage nur von dem praktischen Standpunkte des Seelsorgers betrachten, der in der christlichen Gewerkschaftsbewegung eine Gefahr für das religiöse Leben des Arbeiters erblickt. Man mag diese Furcht als übertrieben oder gar als völlig unbegründet betrachten, aber sie ist nun einmal da, und mit dieser Tatsache muß gerechnet werden. Würden diese Geistlichen die Ueberzeugung gewinnen, daß ihre Furcht gegenstandslos wäre, so würden sie zweifellos der christlichen Gewerkschaftsbewegung nicht mehr das geringste Hindernis entgegensetzen, vielmehr ebenso eifrige Anhänger und Förderer derselben werden, wie sie jetzt deren Gegner sind.

Wollen also die christlichen Gewerkschaften, die zurzeit einen Eroberungsfeldzug im Saarrevier unternommen haben, wirkliche praktische Erfolge davontragen, so wird es ihre erste Aufgabe sein, das Vertrauen der katholischen Geistlichkeit, die sich zu den Fachabteilungen bekennt, zu gewinnen. Sie müssen der Geistlichkeit die Ueberzeugung verschaffen, daß es ihnen nicht darum zu tun ist, die Arbeiter ihrem Einflusse zu entziehen, daß sie vielmehr bestrebt sind, selbst noch diesen Einfluß zu stärken, indem sie ihre katholischen Mitglieder nach Kräften den von der Geistlichkeit geleiteten katholischen Arbeitervereinen zuführen und ihre Mitglieder immer wieder und wieder darauf aufmerksam machen, daß die gewerkschaftliche Organisation allein nicht genügt, sondern daß es die Pflicht der einzelnen ist, auch den konfessionellen Arbeitervereinen, wo immer solche vorhanden sind, beizutreten. Das ist die unumgängliche Vorbedingung für einen auch nur einigermaßen nennenswerten Erfolg der christlichen Gewerkschaftsbewegung. Das Vertrauen ist aber nicht eine Sache, die von heute auf morgen erworben wird. Es bedarf dazu vielmehr einer anhaltenden, andauernden systematischen Arbeit, die von ruhigen, einsichtsvollen und tüchtigen Männern zu leisten ist, nicht von Brauseköpfen, denen die Zunge durchgeht. Dafür wird aber auch der Erfolg um so schöner sein. Denn mit der Geistlichkeit werden gleichzeitig die diesen folgenden Arbeiter gewonnen sein. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß im Saarrevier die katholischen Arbeiter noch treu zu ihren Geistlichen stehen, daß sie ihnen volles Vertrauen entgegenbringen und auf ihr Wort hören. Die Geistlichkeit hat aber auch ein volles Anrecht auf dieses Vertrauen, sie hat es sich in jahrelanger, mühseliger und angestrengter Tätigkeit erworben. Die politischen Zustände im Saarrevier sind ja hinlänglich bekannt, die großen Hilger-Lehnen- und die Hilger-Krämer-Prozesse haben darüber auch in der weitesten Oeffentlichkeit die nötige Aufklärung gebracht. Wohl kaum in einer Gegend in unserem deutschen Vaterlande sind die politischen und religiösen Gegensätze so scharf wie gerade im Saarrevier. Wohl nirgends hat die katholische Arbeiterbevölkerung, insbesondere die Bergarbeiterbevölkerung so viele Bedrückungen und Verfolgungen wegen ihrer religiösen und politischen Ueberzeugung zu erdulden gehabt wie gerade im Saarrevier. Und in allen ihren Nöten haben die Arbeiter bei niemandem andern Hilfe und Unterstützung, Rat und Trost gefunden, als bei ihren Geistlichen. Diese haben sich stets mit allen Kräften, mit aller Aufopferung, deren sie fähig waren, der Sache der Arbeiter angenommen. Die Geistlichen haben sie verteidigt, haben die Arbeiter um sich geschart, haben sie in katholischen Arbeitervereinen organisiert, haben sie aufgeklärt und belehrt und in jeder Hinsicht für die Hebung auch ihrer sozialen Lage gesorgt. Die Geistlichen waren auch ihre Führer im politischen Kampfe, notgedrungen, denn es war ja sonst niemand da, der diese politische Führung übernommen hätte, da das gebildete Laienelement, wenigstens soweit es sich zur Zentrumspartei rechnet, nur schwach oder gar nicht vertreten war. Aus dieser jahrelangen gemeinsamen Arbeit, dieser Anteilnahme an Freud und Leid der einzelnen, hat sich dann das feste Band gewoben, das auch heute noch Geistliche und Arbeiter miteinander verbindet. Es ist daher sehr wohl begreiflich, wenn diese Geistlichkeit sich einer Bewegung gegenüber, von der sie eine Schmälerung oder gar Vernichtung dieses ihres berechtigten Einflusses befürchtet, teilweise ablehnend, teilweise zurückhaltend verhält.

Und das tut sie leider nicht ohne Grund. Denn es ist eine Tatsache, daß sich insbesondere in letzter Zeit in der Agitation der christlichen Gewerkschaften im Saarrevier ein Radikalismus geltend macht, daß in den Versammlungen derselben mitunter eine Sprache geführt wird, die jeder, der es mit unserer katholischen Arbeiterschaft gut meint, nur aufs tiefste bedauern und verurteilen muß. Vor allem ist dies der Fall, seitdem der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter in St. Johann (Saar) einen eigenen aus dem Ruhrrevier dorthin gekommenen Sekretär hat. In den Versammlungen herrscht vielfach eine Sprache gegen die katholischen Geistlichen, in einem Teile der Presse, speziell in den sich mit dem Saarrevier beschäftigenden und von dort herstammenden Artikeln des „Bergknappen" herrscht manchmal ein Ton, wie er kaum schlimmer in sozialdemokratischen Versammlungen und Blättern angeschlagen werden kann. Was soll man beispielsweise davon sagen, wenn in einem Artikel des „Bergknappen" „Aus dem Saarrevier" (Nr. 19 v. 13. 5. 05) die Anhänger der Fachabteilungen als „Lästermäuler" bezeichnet werden, als „Heuchler, die in ihren Versammlungen vor Frömmigkeit übertriefen", oder wenn, wie dies kürzlich geschah, ein auswärtiger Gewerkschaftsführer in einer Versammlung betreffend die Geistlichen, die für Fachabteilungen sind, erklärte, er bedauere, daß dieselben gesalbt worden seien, oder wenn man Geistlichen, die einer christlichen Gewerkschaftsversammlung beiwohnen wollen, einfach den Zutritt verbietet. Auf solche Weise werden doch die katholischen Geistlichen, die entweder ausgesprochen für katholische Fachabteilungen sind, oder die sich noch abwartend verhalten, und die zu diesen stehenden katholischen Arbeiter direkt vor den Kopf gestoßen, und auch die den christlichen Gewerkschaften günstig gesinnten und sie protegierenden Geistlichen müssen einem solchen Auftreten gegenüber stutzig gemacht werden. Dasselbe muß überhaupt bei jedem Katholiken, dem noch etwas an dem Ansehen seiner Geistlichen liegt, Verurteilung finden. Leider stehen solche Aeußerungen nicht vereinzelt da, ich könnte deren eine ganze Reihe anführen. Ich will dieselben aber dennoch nicht so strenge verurteilen, wie sie es verdienen. Als mildernden Umstand möchte ich vielmehr die Tatsache erwähnen, daß auch in den Versammlungen der Fachabteilungen und in den ihre Sache verteidigenden Organen, insbesondere im „Arbeiter" manches Wort gefallen ist, das die Anhänger der christlichen Gewerkschaften nur aufs tiefste verletzen kann, und das aufs schärfste zu mißbilligen ist. Hier gilt eben leider das Wort „peccatur intra muros et extra".

Ein weiterer Fehler, den die christlichen Gewerkschaften machen, besteht darin, daß sie es vielfach unterlassen, mit den katholischen Arbeitervereinen und den an ihrer Spitze stehenden Geistlichen Fühlung zu nehmen, daß sie diese Geistlichen, die jahrelang die ganze katholische Arbeiterbewegung geleitet haben, einfach ignorieren. Auch das ist ja aus der bekannten Stellungnahme dieser Geistlichen erklärlich, aber dennoch dürfte dies keineswegs außer acht gelassen werden. Die christlichen Gewerkschaften müssen notwendigerweise bestrebt sein, überall, wo sie Fuß fassen wollen, mit den Geistlichen beider Bekenntnisse Fühlung zu nehmen, die Geistlichen um ihre Mitwirkung ersuchen und ihnen umgekehrt alle Garantien dafür geben, daß die christlichen Gewerkschaften den katholischen Arbeitervereinen keinen Abbruch tun werden. Dadurch werden die Führer der christlichen Gewerkschaften auch ihrer Sache den besten Dienst leisten. Gelingt es ihnen erst, einige Mitglieder der katholischen Arbeitervereine für ihre Sache zu gewinnen, und bleiben diese Mitglieder nach wie vor auch treue Mitglieder der katholischen Arbeitervereine, dann wird von selbst nach und nach auch das Mißtrauen der betreffenden katholischen Geistlichen gegen die christlichen Gewerkschaften schwinden, und die Mitglieder innerhalb der katholischen Arbeitervereine werden selbst die besten Werber für weitere Mitglieder des Vereins werden und auch diese allmählich den christlichen Gewerkschaften zuführen. Dagegen müssen die katholischen Geistlichen in ihren Besorgnissen für ihren Einfluß auf das religiöse Leben der katholischen Arbeiter direkt gestärkt werden, wenn sie sehen müssen, daß in den Gemeinden, wo die christlichen

Gewerkschaften Eingang gefunden haben, im Vorstande derselben — wie das mehrfach vorgekommen — gerade solche katholische Arbeiter sitzen, die es mit der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten sehr ungenau nehmen, oder wenn, wie es in einer Gewerkschaftsversammlung in Schiffweiler („Neunk. Ztg." Nr. 135 v. 15. Juni 05) vorgekommen ist, der Vorsitzende der dortigen Gewerkschaftsabteilung erklären kann, er halte den katholischen Arbeiterverein für überflüssig und bedürfe dessen Mitgliedschaft nicht mehr, da er in der christlichen Gewerkschaft sei.

Die nächste Aufgabe der Leiter der christlichen Gewerkschaftsbewegung wird also darauf gerichtet sein müssen, das Vorkommen solch schwerer Verstöße zu verhindern. Dann aber werden sie weiter, wie ausgeführt, darauf bedacht sein müssen, in enge Fühlung mit den dem Berliner Verbande angeschlossenen katholischen Arbeitervereinen und ihren geistlichen Leitern zu gelangen, selbst auf die Gefahr hin, daß letztere jede Verbindung, jede Annäherung an die christlichen Gewerkschaften ablehnen sollten. Dann könnten sich die christlichen Gewerkschaften wenigstens sagen, daß sie ihrerseits alles zu einer Versöhnung Dienliche getan hätten. Ich würde als den geeignetsten Weg zur Anbahnung einer solchen engeren Fühlung, eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen beiden Organisationen eine Mitwirkung des Katholischen Volksvereins in M.-Gladbach betrachten. Eine von der dortigen Zentrale beauftragte, womöglich akademisch gebildete Persönlichkeit, die im Gewerkschaftskampf bisher noch keine prononzierte Stellung eingenommen hat, und die das nötige Wohlwollen beiden Organisationen entgegenbringt, müßte in einer der Saarstädte längeren Aufenthalt nehmen mit der Aufgabe, gleichzeitig im Interesse des Katholischen Volksvereins, wie im Interesse der Verschmelzung beider Organisationen tätig zu sein. Die Stellung dieses Herrn würde allerdings sehr schwierig sein, da er nicht nur in gewerkschaftlicher Hinsicht zu vermitteln hätte, sondern gleichzeitig bestrebt sein müßte, zu beiden Teilen der auch in lokalpolitischer Hinsicht gespaltenen Geistlichen — der eine Teil protegiert die alte „St. Joh.-Saarbr. Volksztg.", während der andere sich vor Jahresfrist in der „Saar-Post" ein neues Organ geschaffen hat — gute Beziehungen zu unterhalten. Die erste Bedingung einer fruchtbaren Tätigkeit würde die stritteste Neutralität zwischen beiden Gruppen sein, denn leider spielt auch diese Zeitungsfrage in der Gewerkschaftsfrage eine nicht zu unterschätzende Rolle, zumal die „Saar-Post" mit aller Schärfe für die christlichen Gewerkschaften eintritt, oft unter den verletzendsten Angriffen auf die Gegenseite, während die „St. Joh.-Saarbr. Volksztg." eine vermittelnde und versöhnende Haltung zwischen beiden Organisationen einnimmt. Diese Persönlichkeit müßte sich gleichzeitig mit den Gewerkschaftssekretären beider Organisationen in Verbindung setzen und sie veranlassen, jede verletzende Schärfe der anderen Organisation gegenüber zu vermeiden. Der Betreffende müßte endlich selbst der Reihe nach von Ort zu Ort — nach vorheriger Fühlungnahme mit der Geistlichkeit — Versammlungen abhalten, zu denen die Anhänger beider Organisationen einzuladen wären. In diesen Versammlungen müßte er sein Programm einer Verschmelzung beider Organisationen darlegen und dagegen erhobene Bedenken zerstreuen.

Meines Erachtens würde eine Verschmelzung beider Organisationen auf folgender Grundlage in die Wege geleitet werden können:

Es muß zunächst festgelegt werden, daß es die Pflicht aller katholischen Arbeiter ist, sich den bestehenden bzw. neu zu gründenden katholischen Arbeitervereinen anzuschließen, die ihrerseits sich wieder dem bestehenden Bezirksverband Saar des katholischen Arbeiterverbandes (Sitz Berlin) angliedern. Dieser Bezirksverband Saar wäre dann auf gleiche Weise zu organisieren, wie der ebenfalls dem Berliner Verband angehörige Neisser Verband und der Kulmer Diözesanverband (Danzig). Er würde also, wie bisher, an sämtlichen Zielen und sozialen Einrichtungen des Berliner Verbandes teilnehmen, allein ausgenommen die Fachabteilungen. Er müßte vielmehr, gleich dem Neisser und Danziger Verband seine sämtlichen Mitglieder den christlichen Gewerkschaften zuführen.

Ehe man aber daran gehen kann, ist es vor allem notwendig, die Aufgaben genau zu umgrenzen, welche einesteils den katholischen Arbeitervereinen, und welche andernteils den christlichen Gewerkschaften zufallen sollen. Und da muß vor allem der vielfach auftauchende Fundamentalirrtum beseitigt werden, als ob die katholischen Arbeitervereine lediglich religiöse Zwecke zu verfolgen hätten. Das ist nicht der Fall, und eine solche Behauptung würde direkt der Enzyklika „rerum novarum" widersprechen, die den katholischen Arbeitervereinen nicht nur die Pflege der Religion, sondern auch die soziale Hebung des Arbeiterstandes, die Sorge für die wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterbevölkerung zur Pflicht und Aufgabe macht. Und die hier von mir herangezogenen katholischen Arbeitervereine des Neisser Verbandes, und speziell des Kulmer Diözesanverbandes, pflegen denn auch in ausgiebigstem Maße nicht nur die religiöse Seite, sondern vor allem auch die soziale Seite im Leben des katholischen Arbeiters. Sie haben ihre Sparkasse, ihre Krankenkasse, ihre Krankengeldzuschußkasse und ihre Sterbekasse. In alljährlich im Winter stattfindenden sozialen Kursen werden die Arbeiter in der sozialen Gesetzgebung unterwiesen und durch eifrige Diskussionen zu Rednern herangebildet. In den monatlichen Vereinsversammlungen werden alle wichtigen, sozialen Fragen, alle den Arbeiter interessierenden Fragen der Gesetzgebung behandelt. Eine reichhaltige Bibliothek, die insbesondere auch die einschlägigen Schriften über die soziale Lage des Arbeiters, die betreffenden Gesetze ꝛc. enthält, gibt dem Arbeiter nicht nur Gelegenheit zur Erholung, sondern auch zur eigenen privaten Weiterbildung. So erfüllen diese katholischen Arbeitervereine in Wahrheit alle die Aufgaben, welche ihnen die Enzyklika „rerum novarum" vorschreibt. Daneben sollen aber die Mitglieder auf Wunsch der geistlichen Vereinsleiter den christlichen Gewerkschaften angehören, deren Aufgabe im Gegensatz zu den allen Arbeitern gemeinsamen Interessen, die ihre Vertretung in den katholischen Arbeitervereinen finden, die Vertretung der den einzelnen Arbeiterkategorien speziellen Berufsinteressen, der Lohnfrage in den einzelnen Berufen, der weiteren Fortbildung in diesen ꝛc. ist.

Auf diese Weise arbeiten dort katholische Arbeitervereine und christliche Gewerkschaften gemeinsam Hand in Hand, eins das andere stützend und empfehlend, eins das andere ergänzend, beide aber gemeinsam ein schönes Ganzes bildend.

Und fürwahr, ich meine was in Neisse und in Danzig möglich ist, sollte auch an der Saar nicht unmöglich sein. Ich meine, dieser Gedanke wäre doch wohl der Erwägung wert, um so mehr als auf dieser Grundlage sicherlich eine Einigung der jetzt in zwei Lager gespaltenen katholischen Arbeiter des Saarreviers zu erreichen wäre.

Sommernacht.

Ein zaubermächt'ger Vollmondschimmer
Spielt durch der Lindenwipfel Grün
Und malt ein golden Lichtgeflimmer
Auf moosbewachs'ne Pfade hin.
Und kühlen Windhauchs säuselnd Wandern
Nach langem, heißem Sommertag; —
Was wohl ein Wipfel mit dem andern
So leis zu flüstern haben mag?

Betäubend quellen süße Düfte
Aus Rosenhecken, blütenschwer,
Von Rosenduft geschwellt die Lüfte,
Die ganze Welt ein Rosenmeer;
Ein Hauch zieht kosend durch die Blüten,
Sie neigend, beugend ohne Ruh; —
Was lispeln sich die sonndurchglühten
Doch nur so traumhaft selig zu?

Und in dem gold'nen Zauberkreise,
Den rings die Vollmondnacht gespannt,
Da wandeln eng umschlungen, leise,
Zwei Menschenkinder Hand in Hand
Hinein in dieses Blüten-Eden,
In diese duft'ge Märchenpracht —
Was mögen sie wohl heimlich reden
In solcher holden Sommernacht?

Köln. M. Cachem-Sieger.

Katwyk.

Von

E. von Briesen.

Die Katten, der Ursprung der Bataver — so lautet die stolze Inschrift des Kirchensiegels von Katwyk oder, besser gesagt, der beiden Katwyke. Katwyk an See und am Rhein, jenes an der Mündung des alten Rheines, dieses zwei bis drei Kilometer oberhalb des Stromes gelegen.

In dem Kampf der Geschichtsforscher, von denen die einen die Bataverinsel als dem Namen nach aus uralter Zeit bestehend und erst in der Zeit nach Caesar von den Katten in Besitz genommen bezeichnen, die anderen aber behaupten, die sich darauf angesiedelten Katten hätten dem vom Rheindelta umspannten Lande den Namen Bataverinsel gegeben, stellten sich die Bewohner des Landes, die jetzigen Holländer, unzweideutig auf seiten der letzteren, was sich aus der Inschrift des obengenannten Kirchensiegels beweisen läßt.

Die Quellen des Für und Wider sind so dunkel und drehbar, daß ich mich nicht in diesen Kampf der Gelehrten mischen möchte, vielmehr einfach von dem erzählen will, was den Volksglauben über Katten und Bataver in den frühchristlichen Chroniken Hollands widerspiegelt. Es ist ja naheliegend, daß die bis zur Entwicklung eigener Schriftsprache sich mündlich von Vater auf Kind fortpflanzende Ueberlieferung ausgeschmückt und vielfach mit dem Gewand der Sage umkleidet wurde. Aber bei allen Völkern finden wir ja die Sage als Mutter des Heldenepos, als Förderin der Begeisterung, als Lehrmeisterin der Vaterlandsliebe.

Die holländische Sage erzählt: Bato, der Sohn eines in den Rheingauen lebenden Kattenhäuptlings, sei nach Entzweiung mit seinem Vater, von einem großen Teil des ihm anhängenden Volkes begleitet, rheinabwärts gezogen, um sich eine neue Heimat zu gründen. Bei einer Gabelung des Flusses, dem heutigen Nimwegen, seien diese Auszügler auf verlassenes Land oder besser auf verlassene Niederlassungen gestoßen, von denen sie Besitz ergriffen und sich vorschiebend bis an die Ufer der Nordsee ausgebreitet hätten. Die äußerste nordwestliche Vorschiebung erhielt den Namen Katwyk, den sie noch heute trägt. Es wird weiter berichtet, die dem Bato anhängenden Katten hätten ihrer neuen Heimat den Namen Bato-Insel gegeben und sich Bataver genannt. Auf alle Fälle findet sich die Wurzel der Worte Bato — Bataver noch heute in hessischen Namen und Ausdrücken, eine nicht zu unterschätzende Rückbeziehung, da man doch nicht glauben darf, das der Heimat treugebliebene Kattenvolk habe in seinen Sprachschatz Worte aufgenommen, wie Batte = Umschlag, batten = schlagen, Batate = Knollengewächs und die Namen Batten- oder Batenberg u. a. m., die von seinen abtrünnigen Kindern, welche sich sogar in der Fremde einen fremden Namen beigelegt hätten, erst auf Umwegen zurück nach Hessen gekommen wären. Also, um den Gedankengang noch einmal klar zusammenzufassen, entweder sind die angeführten Worte mit der Stammwurzel Bat hessisch-kattischen Ursprunges und von den sich auf der Rheindeltainsel niedergelassenen Stammgenossen bei der Benennung der Insel von Bedeutung gewesen, oder die dorthin ausgewanderten Katten haben sich den schon vorgefundenen Namen ihrer Ansiedelung beigelegt und das Wurzelwort Bat hat sich von dort nach Hessen verpflanzt. Letzteres scheint durchaus unwahrscheinlich. Mag auch die Ableitung Bataver von dem heldenhaften Bato nur eine schöne Sage sein, so entspräche die Ableitung von bat-ten-schlagen, sich durchschlagen, vielleicht eher der rauhen Wirklichkeit. Ohne ein Sichdurchschlagen haben gewiß die Auswanderer die Ruhe der neuen Heimat nicht erreicht, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sie die Erinnerung an überstandene Mühsale in dem Namen, den sie ihrer nunmehrigen Niederlassung gaben, lebendig erhalten wollten.

Die Bataver haben in der römischen Kaiserzeit eine große und wichtige Rolle gespielt, sowohl als Verbündete der Römer wie als deren Gegner in dem gewaltigen Aufstand des Civilis (68—71 n. Chr.). Daß es sich in beiden Fällen um kattische Bataver handelt, wird von niemand bestritten. Wenn nun aber die Inschrift des herangezogenen Kirchensiegels ausdrücklich betont, die Katten seien der Ursprung der Bataver, so legt das Volk doch einen besonderen Wert darauf, zu dokumentieren, der Ehrenplatz, den sich die Bataver in der Weltgeschichte sicherten, gebühre einzig und allein dem alten Stamme der Katten. So dürfen wir es auch nicht als Zufälligkeit betrachten, daß den Ortschaften Katwyk diese Siegelinschrift verliehen wurde.

Das schöne altholländische Wort Wyk läßt sich kaum in einer anderen lebenden Sprache erschöpfend wiedergeben. Es bezeichnet eine Art Bollwerk, es umfaßt die Begriffe: Damm, Schutzwehr, Rückhalt. So vielfach Wyk mit holländischen Ortsnamen verbunden ist, verknüpft sich mit dem jeweiligen Ort der Begriff der vorgeschobenen Schutzmauer gegen andrängende Gefahr, sei diese nun von feindlichen Volksstämmen oder von Naturereignissen zu erwarten. Daß dieses Wyk von den Katten errichtet wurde, bekundet sein Name. Es schob sich der Ort gleich einer Schutzmauer an dem einstmaligen Hauptausfluß des Rheines vor, die Verkehrsstraße oder, besser gesagt, die Schiff- und Heeresstraße nach Britannien beherrschend. Caligula erbaute hier die mächtigste Küstenfestung der alten Zeit, das Britenhaus. Fürwahr ein Ort, reich an Erinnerungen und reich an Ruhm! Nicht Menschenhand hat seine geschichtliche Bedeutung vernichtet, nur der elementaren Gewalt der Natur ist Katwyks Glanz zum Opfer gefallen. In dem für ganz Holland verhängnisvollen Sturm des Jahres 859 versandete der Ausfluß des Rheines; durch das den Sturm begleitende Erdbeben versank das Britenhaus in die Tiefe des Meeres. Furchtbar ist die Schilderung von den Schrecknissen jener Tage, die uns Hadrianus Junius, nach der Utrechter Chronik, macht, denen aber die Entstehung der jetzigen natürlichen Schutzwehr des Landes gegen die See, der Dünenkette, zugeschrieben wird. Indem die von den sich stauenden Wassermassen bedrohten Bewohner des Landes dem Rhein durch Herstellung des Leckkanales (i. J. 860) eine andere Richtung gaben, wurde Katwyk für immer seiner geographischen Bedeutung beraubt. Bekanntlich mündet dort nur noch ein unbedeutender kanalisierter Arm des Rheines.

Mich aber hat es mit der Liebe eines Kindes, dessen Vater draußen sein einsames Grab fand, nach Katwyk gezogen, die Stelle zu grüßen, wo unser herrlichster deutscher Strom seine Pilgerfahrt endet. Ein schmuckloses Grab ist ihm dort geworden, aber als unvergängliches Denkmal lebt die Erinnerung an seine alte Herrlichkeit bei der Bevölkerung fort, und der reichfließende Quell der Volksüberlieferung hat mich erquickt auf dieser Wanderung.



IX. Internationale Kunstausstellung in München.

Von

Dr. Felix Mader, München.

(Siehe Nr. 26.)

Das Sittenbild und die Landschaft hatten wir unserer Besprechung vorbehalten. Auch den Tiermalern müssen wir noch Aufmerksamkeit widmen.

Das Menschenleben ist so voll von Beziehungen, die das Gemüt in mannigfacher Weise ansprechen, daß auch die gegenwärtige Richtung, die als Gegenstand eines Bildes nur die Farbe anerkennen will, über solche Darstellungen nicht Herr werden wird. Die Palme hat sich vielleicht Firle mit seiner goldenen Hochzeit errungen. Da sitzt das Jubelpaar in der traulichen, altmodischen Stube auf grünem Kanapee: Kinder und Enkel, die Mädchen natürlich in weißen Kleidern, erscheinen zur Gratulation. Jedes hat seinen Spruch: die letzte der Hereingekommenen frischt eben nochmal ihr Gedächtnis aus dem sauber geschriebenen Original auf. Das ist alles so treuherzig und wahr geschildert. Als Maler bewährt sich Firle in der stimmungsvollen Wiedergabe des Zwielichts, der Licht- und Farbenerscheinungen in der freundlichen Stube. Echtler kommt gleichfalls als Interieurmaler: drei Putzarbeiterinnen, von denen eine im Sterben liegt. Manchem mag zu viel Pose in der Sache sein — das Leben bietet übrigens dergleichen Gegensätze —, aber jedenfalls liegt sehr viel malerisches Können in dem Bilde. Ein ähnliches Bild besitzt die neue Pinakothek von dem Künstler. Die Welt des Empire schildert Simm in zwei intimen Motiven: eines spielt in der Apotheke, das andere im Salon. Frisch, fein, mit liebenswürdigem Humor beherrscht der Meister auch diesmal sein ihm eigenstes Gebiet. Auch Defregger ermüdet nicht in der Schilderung seines Tiroler Volkes: die Zitherspielerin mit ihren kleinen Geschwistern ist eine allerliebste Gruppe; als Malerei betrachtet voll Leuchtkraft der warmen Töne auf goldigbraunem Gesamtton. Weiterhin nennen wir Gaissers Fischer: kräftige, charakteristische Gestalten in klarer, silbriger Farben-

stimmung. Rasch malt ähnlich, nur macht sich der Silberton seines Strandbildes noch weicher, flockiger. Er verfügt zudem über feine kompositionelle Rhythmik. Louyots diskret getöntes Fischermädchen und Ekenäs mit seiner lieblichen Gruppe im Kahn seien hier eingereiht! Ein Meister edler Form ist Knopf, auch seine Farbe besitzt etwas ernst Gediegenes. Seine Mädchengestalten sind daher von Süßlichkeit wie koketter Oberflächlichkeit weit entfernt. Frischen, sicheren Blick in die heimatliche Natur und kompositionelles Können dazu besitzt Kowalski-Mierusz. Seine Kirchfahrt wie der Wölfeüberfall sprechen dafür: wie klar und abgerundet stehen die Figurengruppen beidemal in der stimmungsvollen Landschaft! Das ist freilich alles nicht „neu", Kowalski wie die vorausgenannten Künstler haben immer so gemalt, wie sie jetzt malen, und so malt man eben nicht mehr! — Wo steht das geschrieben, daß man nur mehr impressionistisch oder nach der sonst jeweils neuesten Pariser Mode malen dürfe? Tizian und Rubens haben ihre Art auch nicht alle zehn Jahre geändert — und die Modernsten auch nicht!

Angelo Jank ist modern. Seine Jagdszene wurde für den Staat erworben. Mit der impressionistischen Flächentechnik bringt er es nur zu einer dekorativen Wirkung, aber großer Zug eignet dem Gemälde. Schade, daß unsere Künstler so wenig Gelegenheit haben, in monumentalen Malereien sich auszusprechen! Da würden die Ferntechniken aus den Ausstellungen allmählich verschwinden. Ein feines Interieur sandte Uhde: eine Damengruppe in dämmeriger Stunde am Klavier. Die „Scholle" bietet auch einige hierher gehörige Schöpfungen. Münzers Waldfest hätte man früher auf eine viel kleinere Leinwand gemalt und dabei die gleiche bzw. eine feinere Wirkung erreicht. Georgis Brotzeit schildert eine Gruppe von Landleuten, die sich zur Rast unter einem Baum niedergelassen haben, während auf den Feldern nebenan die Garben aufgeladen werden: die Beobachtung des Licht- und Farbenspieles, auch die Komposition läßt nichts zu wünschen übrig, aber die nötige Plastik erreichte Georgi mit seiner Flächenkoloristik eben doch nicht. Ein „Sitten"bild malte auch Putz (Scholle): Tingeltangelweiber „hinter den Kulissen". Putz kann viel. Schade, daß er sich solchen Stoffen widmet. Sein Bacchanale mußte auf Anordnung des Ministeriums nachträglich entfernt werden: diese Weiber sind nicht viel besser — trotz der koloristischen Qualitäten.

Mit ganz gediegenen Arbeiten erfreut uns Hans von Bartels. Das Beste ist sein Mäher: der mutet wie ein Millet an. Sonnenglanz und Morgenfrische spricht aus dem Bild. Und wie sicher steht die Silhouette des Mähers in der Landschaft! Maennchens Kinderszene im sonnigen Garten, Bertrands Dominikanerbruder beim Blumengießen, Messerschmitts Postszenen aus der guten, alten Zeit, Kaulbachs musizierende Nonne: lauter anziehende Motive mit dichterischem Blick ins Menschenleben. Das gilt auch für Lüben: der stille Friedhofwinkel mit der hübschen Kindergruppe hat nichts Gemachtes, Romantisch-Sentimentales an sich. „Veraltet" freilich ist so was. Schlesingers reizendes Bildchen „Kinder mit Hasen" gehört auch daher; aber verkauft wurde es. Das Interieur ist mit einer Reihe von guten Arbeiten vertreten: Rau und Felgentreff, Koch, Eckart, Stelzer, Bauck, Jentzsch, Müller-Lingke u. a. pflegen dieses Gebiet, Nißl, Bachmann u. a. ebenfalls mit Glück.

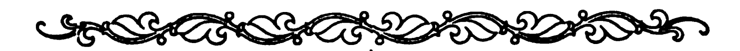
Nun zur Landschaft! Deren Zahl ist Legion. Wir können nur das am meisten Charakteristische skizzieren. Die ältere Richtung, welche die feinsten Tonstufen in der Natur beobachtet und in der Lösung der Linien sowohl wie im Farbenvortrag sich nicht mit skizzenhaften Andeutungen begnügt, sondern volle Abrundung erstrebt, wird durch die Namen Willroider, Andersen, Fink bedeutend vertreten. Tiefes Eindringen in die Stimmungsreize der Natur, in die weichen, duftigen Stimmungen unserer heimatlichen Gegenden spricht aus ihren Bildern. Ein großer Zug, etwas wie feierlich ernste Musik ist Sindings nordischen Landschaften eigen. Die beiden Compton haben etwas ihm Verwandtes. Die neuere Richtung, wie sie von Hoch, Küstner, Frank wohl am besten vertreten wird, setzt farbige Flächen mit wenig Modellierung nebeneinander, wie etwa bei einer Applikationssticktrei die farbigen Flecken nebeneinander stehen. Daß sich auf diese Weise feine dekorative Wirkungen und Stimmungen erreichen lassen, ist klar, aber die Motive müssen richtig gewählt sein: die weite Landschaft mit großen Linien und einfachen farbigen Stimmungen eignet sich am meisten. Strützels Isartal besitzt schon mehr Modellierung und Farbenplastik, Willes Eifellandschaft ebenfalls.

Ganz aparte Stimmungen wählt sich Pietzsch: Bleierne Melancholie spricht aus seinen Bildern; Herbst und Winter, womöglich in dunkler Abendstimmung, sind sein Gebiet. Wo da die Empfindung aufhört und die Manier anfängt, läßt sich schwer sagen. Gelegentlich vergreift er sich auch im Format. Das gleiche beobachtet man bei dem zur Scholle gehörigen Bechler. Im übrigen hat der Flachstil bei Landschaften seine Grenzen: Landschaft und Tapete ist zweierlei. Das Beste in dieser Art schuf jedenfalls Leistikow mit seinem Park. Trübgestimmte Melancholiker sind auch noch Kalckreuth, Königsberger u. a. Warme, sympathische Stimmungen sprechen dagegen aus den Landschaften eines Wirkner, Bayerlein, Wex, Horadam, und namentlich aus den feinen Arbeiten Canals. Urbans heroische Landschaften berühren etwas kalt; von Trübner ist nichts Bedeutendes da. Dagegen fesselt Sieck mit seinen köstlichen Kleinarbeiten nach der heimatlichen Natur. Sie muten wie zarte Lyrik an!

In der Schilderung der See zeichnen sich wie immer Kallmorgen und Schönleber durch Kraft der Stimmung aus Petersen ist am besten in seiner „Seenot", außerdem sieht man tüchtige Arbeiten von Diemer, Bachmann, Reder. Böhme malt in zwei Bildern die Farbenreize des südlichen Meeres mit scharfer Beobachtung und bedeutendem Können.

Die Tiermalerei hat sich in der Zügelschule zu seltener Höhe erhoben. Während Zügel selber nicht gerade eindrucksvoll vertreten ist, kommt in den Werken der Schüler die Kraft des Ausdruckes, die plastische Anschaulichkeit und intensives Farbenleben zur vollen Geltung.

Strützel, Junghans, Hayek erscheinen mit vortrefflichen Pferdestücken — Lietzmann gleichfalls. Als feinsinnige Schilderer des Gänse- und Entenvolkes erweisen sich Gräßel und Köster — nicht bloß als Erzähler, sondern auch als Maler. Schramm-Zittau bekundet sich in seinem Hühnerhof als echter Zügelschüler. Holz malt weniger impressionistisch. Seine Herde am Wasser besitzt etwas Stilvolles in der Abrundung des Motives und in der geschlossenen koloristischen Stimmung. Adams Kätzchen, die sich am Feuer wärmen, muten ebenso heiter an, wie Neuenborns Pelikane melancholisch. Trübner hat einen wahrhaftigen Esel konterfeit.



Bühnen- und Musikrundschau.

Die Wagnersaison im Prinzregententheater wird am Montag ihren Anfang nehmen. Sie geht das letztemal vor sich unter der künstlerischen Oberleitung Ernst von Possarts. Die zuletzt ausgegebene Voranzeige der Besetzung der einzelnen Vorstellungen, die wohl die endgültig maßgebende ist, zeigt im Vergleich zu den früheren Jahren im ganzen wenig Veränderungen. Erfreulich ist die Einschränkung der Zahl der Gäste, denn die Gewinnung eines ständigen einheimischen Ensembles ist unseres Erachtens die beste Gewähr für die dauernde, von keinem Zufall abhängige Güte der Vorstellung. Als Dirigent präsidiert natürlich Felix Mottl. Nikisch wird die „Meistersinger", Fischer nur einen „Ring" dirigieren. Für München neu wird die Isolde von Frl. von Mildenburg (Wien) und Karl Perron als Marke, ferner Frau Gadski als Brünnhilde sein. Herrn Holzapfel aus Breslau sehen wir als Froh. Erfreulich ist es, daß die Fricka ausschließlich von Frl. Huhn gesungen wird, ebenso wie wir die Teilnahme von Frl. Plaichinger (als Brünnhilde und Isolde) nur begrüßen können. Frau Bettaque, die ursprünglich für die Spiele noch vorgesehen war, ist vom Spielplan verschwunden. Ebenso wird Frl. Tordek nicht mehr die Eva singen. Eine kleine Unbegreiflichkeit ist die Besetzung des Hirten in „Tristan" durch Herrn Koppe; Hofmüller, der die Rolle nur einmal singen wird, ist in derselben schlechthin ohne Konkurrenz.

Gedächtnistage musikalischer Art bringt der August eine ganze Reihe. Einhundertzehn Jahre sind verflossen, seit Heinrich Marschner in Zittau das Licht der Welt erblickte. Sein Ruhm ist in den letzten beiden Jahrzehnten arg verblichen; Marschner ist eines der zahlreichen Opfer Richard Wagners geworden. Es ist noch nicht allzulange her, daß man den „Hans Heiling" mit zu den höchsten dramatischen Errungenschaften zählte. Sicherlich ist diese Oper — und das gleiche läßt sich wohl auch mit einiger Einschränkung vom „Vampyr" und „Templer und Jüdin" sagen — ihrer Zeit in der Darstellung stark und echt empfundener romantischer Züge vorausgeeilt, und sicher müßte, wenn Marschner-Pietät im Zuge der Zeit läge, mit diesen Werken noch mancher

Erfolg zu holen sein. Durchaus irrtümlich aber ist es, Marschner als das natürliche Bindeglied zwischen **Weber** und **Wagner** hinzustellen. Dazu ist er zu sehr und ausschließlich Epigone des ersteren. Den starken Sinn für das Dämonische und Grausige hat er aus zweiter Hand, eben von Weber her, und volkstümliche Töne schlägt er lange nicht mehr mit der Unmittelbarkeit seines großen Vorbildes an. Schon ein oberflächlicher Vergleich des „Hans Heiling" mit dem „Freischütz" kann davon überzeugen. Immerhin hat Marschner, der nun einmal einer bestimmten „Richtung" oder „Schule" angehört, für deren Bekräftigung sehr viel getan, wenn ihr Höhepunkt auch bereits vor ihm lag. Daher glauben wir auch nicht, daß sein Stern für immer verblichen sein soll. — Hundertzwanzig Jahre wird in den nächsten Tagen bereits **Friedrich Wieck**, der Vater Klara Schumanns, zählen. Als solcher wird er noch hie und da genannt, während man es fast vergessen hat, daß Wieck ein äußerst erfolgreicher und vor allem charaktervoller Klavierpädagoge war, der während der Zeit der grenzenlosesten Verflachung der pianistischen Kunst streng die künstlerischen Aufgaben des Instrumentes förderte. Seine Töchter **Klara** und **Marie** haben in dem Erbe, das sie nach ihrem Vater angetreten, und in der steten Betätigung der Anschauung des seltenen Mannes sein Andenken der dauernden Wertschätzung erhalten. — Ein „Außenseiter" im Vergleich zu Wieck ist der einst hoch gefeierte Pianist **Julius Schulhoff**, der dieser Tage seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hätte, wenn er noch unter den Lebenden weilte. Er war ein Mann der glänzenden Technik und des blendenden, aber äußerlichen Virtuosentums. Seine einst beliebten Klavierkompositionen gehören zum Genre der Salonmusik besserer Sorte.

Professor Wilhelm Weber, der Dirigent des Augsburger Oratorienvereins, gehört zu jenen seltenen Ausnahmserscheinungen innerhalb seiner Berufssphäre, die mit der Ausübung ihrer Tätigkeit in objektivster Weise nur ihrer künstlerischen Anschauung dienen. Weber hat schon so manchen in Deutschland unbekannten Namen daselbst eingebürgert und Künstlerrecht verschafft: eine Tätigkeit, die in unseren Zeitläuften, in welchen das modische Schlagwort alles bestimmt, doppelt segensvoll, allerdings auch doppelt schwierig ist. So verdanken wir dem ausgezeichneten Dirigenten, der über ein ausgezeichnet geschultes und nie versagendes Künstlermaterial verfügt, die Bekanntschaft mit **Enrico Bossi**. In der bevorstehenden Saison will Professor Weber die Legende „Der Kinderkreuzzug" (La Croisade des enfants) von **Gabriel Pierné** zur ersten Aufführung in Deutschland bringen. Die Uebersetzung besorgt der Dirigent wie gewöhnlich selbst, wie er denn auch stets bestrebt ist, durch erläuternde Einführung in die Werke aus seiner Feder sich ein vorbereitetes Publikum zu sichern. Das richtige Relief gewinnt dieses zielbewußte, nur der Sache dienende Streben erst, wenn man die in puncto Chorgesang herrschenden Verhältnisse des nahen und größeren München gegenüberstellt. Da täte ein Weber wahrlich not.

München. Hermann Teibler.



Bücherschau.

Historisches Jahrbuch. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft und unter Mitwirkung von Herm. Grauert, Gust. Schnürer, Karl Wegmann, Franz Kampers herausgegeben von Joseph Weiß, München, Kommissionsverlag von Herder & Co. Das Historische Jahrbuch der Görres-Gesellschaft steht im 26. Bande (je 4 Hefte); unter den deutschen periodischen Geschichtsblättern nimmt es eine führende, unter den katholischerseits herausgegebenen die erste Rolle ein. Neben der von v. Sybel ins Leben gerufenen „Historischen Zeitschrift" ist es für den Historiker, wie auch für den nur gelegentlich historisch arbeitenden Gelehrten oder Gebildeten tatsächlich unentbehrlich. Die Redigierung ist musterhaft zu nennen. An Zusammenfassungen, Uebersichten und Auszügen bietet das Historische Jahrbuch tatsächlich das Menschenmöglichste. Zur Charakterisierung eignet sich das 3. Heft des 26. Bandes ganz gut. Es enthält drei größere Studien, vier kleinere Beiträge, fünf große Rezensionen und Referate, eine orientierende Zeitschriftenschau, eine nahezu erschöpfende Novitätenschau mit vielen eingestreuten Anzeigen durch Historiker, endlich eine große Anzahl Nachrichten, darunter sehr wichtige Jahresberichte und Berichte über den Stand historischer Unternehmungen, wie der Monumenta Germaniae historica. Die großen Arbeiten sind: Der „gute Trunk" in den Lutheranklagen von Grisar, worin die Uebertreibungen zurückgewiesen, die historischen Belege zusammengefaßt werden; eine größere Studie beginnt Trumbült über das Thema: Wie wurde Elsaß französisch?, worin eingehende Nachweise über die Diplomatica in den im 16. Jahrhundert einsetzenden Abbröckelungsverhandlungen erbracht werden; zu dritt behandelt A. Zimmermann, S. J.: Karl II. und seinen Konflikt mit seinem unduldsamen anglikanischen Parlament — eine treffliche Beleuchtung der Schwierigkeiten, unter denen der erste König nach der englischen Republik regierte und besonders Behandlung der Zeit in Hinsicht auf die konfessionellen Verhältnisse in England. Die Novitätenschau ersetzt dem Historiker anderweite Informationen; kleine Notizen, Marken zu den bloß titelweise angeführten Schriften würden diesen Vorzug vollkommen machen. B. Clemenz.



Aus Bädern und Kurorten.

Herbst- und Obstkuren. Die Höhe des Jahres ist überschritten; langsam gehen wir dem Herbst entgegen. Viele Tausende ziehen in der Hochsaison, in der sogen. Reisezeit, „aus niederer Häuser dumpfen Gemächern, aus Bureau- und Gewerbesbanden, aus dem Druck von Giebeln und Dächern und dem Strassenleben der Grossstadt" hinaus in die Bäder, in die Sommerfrischen, in die Erholungsheime, auf Touren usw. Andere bleiben daheim und verlegen ihre Erholungszeit, ihre Ferien in die Herbstzeit, wo nicht alles so überfüllt als wie zur Hochsaison der sogen. Reisezeit. Unter der Glut der Juli- und Augustsonne reift die Traube, reift das köstliche Obst, und so verbinden viele Erholungsreisende ihren Herbstaufenthalt in Bädern und Sanatorien mit einer Obst- und Traubenkur, die in vielen Fällen, besonders bei Nervösen, bei Bleichsucht und Blutarmut, wie auch bei allen Stoffwechselkrankheiten, besonders heilwirkend ist. Ist doch wissenschaftlich nachgewiesen, dass die Obst- und Traubenkuren in Verbindung mit einer milden Licht-, Luft-, Sonnenbäder- und Wasserbehandlung am besten blutreinigend und anregend auf die Verdauungs- und Ausscheidungstätigkeit des Körpers einwirken. Schon die ältesten und mittelalterlichen Aerzte haben hohen Wert auf eine ausgiebige Obst- und Traubenkur gelegt. Wer im Herbst noch freikommen kann, verbindet viel Angenehmes mit dem Nützlichen. Auch der Herbst hat seine Reize. Wohl sind die Tage etwas kürzer, dafür aber ist die Luft reiner und nicht so überhitzt wie im Hochsommer, der Zudrang, die Ueberfüllung haben überall nachgelassen, und deshalb auch eine viel individuellere Behandlung wie in der Hochsaison.

Eine der prächtigsten, so recht zu Herbst-, zu Nachkuren, zu Obst- und Traubenkuren geeigneten Stätten ist unstreitig das altrenommierte Sanatorium Oberwaid bei St. Gallen, welches in diesem Jahre durch seinen neuen vortrefflichen Direktor (den früheren Direktor und Pächter der Bilzschen Naturheilanstalt und Mitarbeiter an „Bilz, Naturheilverfahren") Herrn Otto Wagner einen weiteren gewaltigen Aufschwung erfahren hat, indem das sehr geräumige Sanatorium bis auf den letzten Platz gefüllt war und ausserdem noch eine Anzahl Gäste in Privatwohnungen untergebracht werden mussten.

Sanatorium Oberwaid liegt in völlig geschützter Lage, gewährt einen prächtigen Ausblick über den Bodensee und die Appenzeller- und Vorarlberger-Alpen, und ist von grossen Anpflanzungen bester Obstsorten, mit welchen an der Kurtafel nicht gespart wird, umgeben. Zwei approbierte Aerzte und eine approbierte Aerztin, die reiche Erfahrungen in der Anwendung der Naturheilfaktoren besitzen, sind im Sanatorium Oberwaid tätig und wurden hier schon vielfach die besten Kurerfolge bei Krankheiten der verschiedensten Art erzielt. Alle modernen Kurmittel, wie Kohlensäurebäder, elektrische Lichtbäder, Bestrahlungen usw. sind vorhanden. Licht-, Luft- und Sonnenbäder können auf Oberwaid infolge der ausserordentlich geschützten Lage bis Ende Oktober genommen werden. Die inneren Einrichtungen sind zeitgemäss und bieten allen Komfort; elektrisches Licht, Zentralheizung, Billard und Lesesaal etc. ist vorhanden, so dass selbst den höchsten Ansprüchen Genugtuung wird. Im Sanatorium Oberwaid herrscht der vornehme Ton à la Dr. Lahmann, wie auch die Kurmethode nach dessen Grundregeln — Diät etc. — durchgeführt wird. Das Kurpublikum ist international und rekrutiert sich meist aus hohen und höchsten Kreisen. An guten Unterhaltungen, regelmässigen Musik-, Tanz- und Vortragsabenden sowie Gesellschaftsspielen etc. ist kein Mangel. Sanatorium Oberwaid ist daher ganz besonders für Herbst- und Nachkuren, für Obst- und Traubenkuren geeignet, und alle schwächlichen, erholungsbedürftigen, nervösen und bleichsüchtigen, sowie blutarmen und der Abhärtung bedürftigen Personen bietet sich hier Gelegenheit, noch eine wirkungsvolle Kräftigungs- und Abhärtungskur für die rauhe Jahreszeit vorzunehmen.

Alles Weitere besagt der ausführliche, reich illustrierte Prospekt, welcher auf Verlangen vom Sanatorium Oberwaid bei St. Gallen (Schweiz) gern gratis und franko zugesandt wird. Dr. H.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a.
Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 34. München, 20. August 1905. II. Jahrgang.

Zum deutschen Katholikentag in Straßburg.

Ich sah am Rhein dein Münster ragen,
O Straßburg, mächtig himmelwärts.
Der Nachhall aus vergangnen Tagen
Umbrauste feierlich mein Herz.
Der Strom im Dunkel mächt'ger Eichen,
Der Dom, von Sonnenlicht umblüht:
Sie wurden mir zum Bild und Zeichen
Für das, was heute uns durchglüht.

Denn wenn am großen deutschen Strome
Wir stehen heut', im Herzen eins,
Wenn Glockenklang von deutschem Dome
Hinuntertönt zur Flut des Rheins,
So wird uns das zu einer Kunde,
Die rings ertöne um und um:
„Wir stehn zum deutschen Völkerbunde,
Wir stehn zum deutschen Kaisertum!“

Und wenn wir still dann niederknieen
Hier im gewalt'gen, stolzen Dom,
So sollen unsre Herzen glühen
Entgegen dir, du Fels von Rom!
Ob rings um uns die Zeiten düstern,
Ob sich auch lockern andrer Reih'n:
In uns soll heiliges Verschwistern
Von Volkestreu' und Glaube sein.

Denn deutscher Volkessinn und Glaube,
Die unser Volk noch stets erlöst,
Sie stürzen nie der Zeit zum Raube,
Sie sind's, woran die Welt genest.
Die Zeiten fliehn — es donnern Stürme —
Rings Sturz und Wechsel nah und weit —
Doch sie sind Mauern uns und Türme,
Sind Bollwerk unsrer Einigkeit.

Lorenz Krapp.

Das Straßburger Lokalkomitee an die Katholiken Deutschlands:

Zum ersten Male soll die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Straßburg, der Hauptstadt Elsaß-Lothringens, tagen. Damit wird der sehnsüchtige Wunsch vieler Tausende von Katholiken im Reichslande selbst wie im ganzen deutschen Vaterlande erfüllt.

Was seit langen Jahren geplant wurde, was in der Stille gereift ist: es wird in diesem Sommer verwirklicht und, so Gott will, reiche herrliche Früchte bringen.

Die Katholiken des ganzen Deutschen Reiches sollen sich zu Straßburg brüderlich die Hand reichen zur Bekräftigung der Gemeinschaft im Glauben, zur Segensentfaltung der von Gott gestifteten Kirche und zur Pflege der geistigen, sittlichen und sozialen Güter, die wir dem Christentum verdanken.

Unter dem gnädigen Beistande der göttlichen Vorsehung wird die 52. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in den Tagen vom 20. bis 24. August stattfinden. Mit Zustimmung unseres hochwürdigsten Bischofs, unter der Mitarbeit des hochwürdigen Klerus und vieler Laien aller Stände hat das unterzeichnete Komitee im Einvernehmen mit dem Kommissar der Katholikenversammlungen, dem Grafen zu Droste-Vischering, die vorbereitenden Arbeiten unternommen und inzwischen nach Kräften gefördert.

Daß diese Arbeiten von einem glücklichen Erfolge begleitet sein werden, dafür bürgt uns der opferwillige, gastliche Sinn der katholischen Bürger unserer Stadt und unseres engeren Heimatlandes ebenso wie die freudige Zustimmung aller deutschen Katholiken zur Wahl des Ortes der diesjährigen Generalversammlung.

Wie die Scharen der Katholiken zum Gedächtnis des vor 1150 Jahren erfolgten Märtyrertodes des hl. Bonifatius an das Grab dieses glorreichen Apostels der deutschen Stämme gewandert sind, so mögen sie auch wie seither aus allen Gauen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zahlreich sich in Straßburg zusammenfinden, um in den Versammlungen und Ausschüssen alle Teilnehmer mit Glaubensglut zu entflammen und mit Glaubensmut zu erfüllen.

Schon von ferne wird der majestätisch gen Himmel ragende Turm unseres ehrwürdigen Münsters Sie alle willkommen heißen. Neben den religiös-kirchlichen Erinnerungen einer glanzvollen Vorzeit der Stadt Straßburg und der elsaß-lothringischen Lande werden auch wohlgelungene Schöpfungen der neueren Zeit Sie begrüßen, die der christliche Geist zur Pflege frommer Tugend und zur Förderung der höchsten menschlichen Ziele ins Leben gerufen hat.

Dies und die freundliche Gesinnung, die Ihnen aus dem Herzen unserer katholischen Mitbürger entgegenschlägt, möge Ihnen ein Antrieb sein zur regen Teilnahme an der 52. Katholikenversammlung, zur Fahrt in die „wunderschöne Stadt“.



Inhaltangabe.



„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt."

Von

Karl Hoeber, Seminardirektor.

Fast alle rheinischen Städte tragen Beinamen, die ihre geschichtliche Bedeutung und ihr Ansehen im Volke bezeichnen sollen, so das „heilige" Köln, das „goldene" Mainz und das „wunderschöne" Straßburg. Diesen Beinamen führt die Stadt Straßburg, wenn auch anfangs in lateinischer Form, schon seit der Humanistenzeit; in deutscher Sprache ist er bekanntlich erst durch das frische Soldatenlied im Sesenheimer Liederbuch seit dem 18. Jahrhundert im Volke verbreitet worden.

Ein solches Prädikat findet keine allgemeine Anerkennung, wenn es nicht durch die Tatsachen begründet erscheint. Und dies ist bei Straßburg der Fall. Schon im ausgehenden Mittelalter wurde es von Enea Silvio wegen seiner angenehmen Lage und der vielen hellen Wasserläufe, die die Stadt durchflossen, ein zweites Venedig genannt. An den Staden dieser zahlreichen Kanäle erhoben sich herrliche Bauten und in den Wassern spiegelten sich geistliche und bürgerliche Wohnhäuser, die sogar Königen als Heimstätten hätten dienen können. Längs den Befestigungsgräben, die die Stadt umzogen, waren viele Türme errichtet, von denen einige, wie die bei den Gedeckten Brücken, noch erhalten sind. Manche dienten gleichzeitig als Wachttore, sie wurden jedoch in späterer Zeit fast alle zerstört oder niedergelegt. Der Handel, den die freie Reichsstadt Straßburg mit anderen Orten des In- und Auslandes führte, war außerordentlich rege, und schier unaufhörlich fuhren die reichbeladenen Schiffe in die Stadt ein, und schwerbelastete Wagen brachten besonders zur Zeit der Messen viele und kostbare Handelsartikel in die Stadt. Die wohlhabenden Bürgersfrauen und ihre Töchter trieben in ihrer Kleidung und ihrem Schmuck einen unglaublichen Luxus, und vergebens eiferte der Münsterprediger Geiler von Kaysersberg gegen die „langen Schwentz", die „Baretlin mit Hahnenfederlin und silberin Kleinod", die „Hembder voller Felt", die „kostlichen Gürtel, seidin oder goldin". In den engen Straßen, die durch die „Uebergezimmer" und die vorgebauten Lauben noch dunkler wurden, stolzierte das junge Volk prächtig geschmückt einher, nicht selten entstand gar ein gefährliches Gedränge.

Doch diese Zeiten schwanden mit der Freiheit der Stadt. Ein neuer Geist drang in dieselbe ein, als sie in den Besitz Ludwigs XIV. überging. Vor allem offenbarte er sich in einer regen Bautätigkeit, die auch noch unter dem nächsten Herrscher anhielt. Damals entstanden die Festungswerke und Kanalanlagen Vaubans, aber auch manche Klöster und Paläste; unter den letzteren ist bei weitem der prächtigste das Bischöfliche (Rohan'sche) Schloß, das in der Folge zahlreiche gekrönte Häupter wie Napoleon I., die Kaiserin Josephine, Karl X., Ludwig Philipp beherbergen sollte. Glänzende Tage sah die Stadt gelegentlich der Vermählung Ludwigs XV., die per procura durch Ludwig von Orleans mit Maria Leszczinska in Straßburg vollzogen wurde. Zu Ehren der 14jährigen Marie-Antoinette, die hier den französischen Boden betrat, fanden gleichfalls große Feste statt, die Goethe bekanntlich sehr wirkungsvoll geschildert hat.

In der Schreckenszeit wurde durch die Jakobiner, an ihrer Spitze der berüchtigte Eulogius Schneider, manches Bau- und Kunstwerk mit Gewalt zerstört, das in dem gläubigen Mittelalter oder in der durch die französische Herrschaft herbeigeführten Wiederbelebung des Katholizismus entstanden war. Im Hause des Maire Dietrich aber erblickte als eine Verkünderin neuzeitlichen Geistes die weltberühmte Marseillaise des Rouget de l'Isle das Licht der Welt. — Mit dem Konsulat und seiner festen Regierung kam wieder frisches Leben und eine neue Glanzzeit in die terrorisierte Stadt, und mancher kühne General des ersten Kaiserreichs war aus den Reihen des Straßburger Volkes emporgestiegen. Unter Napoleon III., der 1836 in Straßburg seinen ersten Versuch zur Erlangung der Krone gemacht hatte, war Straßburg eine lebhafte Garnisonstadt, in der reger Verkehr und lustiges Leben herrschten; die von hier aus nach allen Ecken Frankreichs sich zerstreuenden Beamten und Militärpersonen verkündeten überall den Ruhm des freundlichen Elsaß und seiner wunderschönen Hauptstadt. Dann kam nochmals eine schwere Zeit über die Stadt, die des 70er Krieges und der Belagerung und Beschießung durch die deutschen Truppen. Damals ging, wie bekannt, die alte, viele unschätzbare Manuskripte und Bücher enthaltende Bibliothek und manches aus alter Zeit stammende Gebäude und Kunstwerk in Flammen auf.

Geraumer Zeit hat es bedurft, bis die Stadt sich von diesem Schlage erholte; doch jetzt ist mehr als ein Menschenalter vergangen, und wir dürfen getrost sagen, daß sie sich wie ein Phönix verjüngt aus den Flammen emporgeschwungen hat, und daß sie mehr wie je das Epitheton „wunderschöne Stadt" verdient. Denn, wenn wir das **heutige Straßburg** betrachten, welchen Anblick bietet es uns dar?

* * *

Unter den erhaltenen Werken der mittelalterlichen Zeit legen am deutlichsten vom Geist und Gemüt der Bevölkerung die Kirchen Zeugnis ab. Von diesen ragt sowohl durch die wundervolle Anlage wie durch die elegante Ausführung der einzelnen Teile am herrlichsten das Münster hervor. Sein 142 Meter hoher Turm gilt als Wahrzeichen Straßburgs und bietet an klaren Tagen eine großartige Aussicht auf die Stadt und die rheinische Ebene bis zu den blauduftigen Fernen der Vogesen und des Schwarzwaldes. Die Besucher der Katholikenversammlung werden nicht versäumen, mindestens die Plattform zu besteigen, von der man an sonnenbeglänzten Abenden tief unten die Plätze und Straßen in farbenprächtiger Beleuchtung liegen und darin das Gewimmel von Menschen und Wagen wie Riesenspielzeuge sich bewegen sieht.

Neben der romanischen Bauanlage der Krypta und des Chores ist am Straßburger Dom am meisten das gotische Langhaus und die Fassade mit dem einzigartigen Stab- und Maßwerk der Scheinarchitektur Erwins von Steinbach zu bewundern. Einen überwältigenden Anblick gewährt die letztere, wenn man an der altertümlichen Häuserreihe des Ferkelmarkts und der Korduangasse entlang heraufsteigt und mit einem Male die Portale, die prachtvolle Rose und den Turmriesen selbst vor Augen hat. Die Pläne des Münsters und seiner Teile — einige der Zeichnungen sollen noch unmittelbar von Meister Erwin selbst stammen —, werden im Frauenhaus am Schloßplatz aufbewahrt. Ein weiteres Kleinod des Domschatzes, die 14 Gobelins, deren Kunstwert auf je 100,000 Mk. geschätzt wird, werden während der Katholikenversammlung im alten bischöflichen Schloß aufgehängt, das ohnedies wegen seiner vielen künstlerischen Sammlungen und Sehenswürdigkeiten zum Besuche empfohlen sei. An der Südseite des Münsters befindet sich in einem besonderen Raum die weltbekannte astronomische Uhr. Das Tor ist flankiert von zwei sehr fein beseelten Bildhauerwerken, der „Kirche" und der „Synagoge". Die edle Haltung und der triumphierende Blick der Ecclesia und anderseits der unsagbare Schmerz der Synagoge, die in ihrer Verblendung das Heil nicht erkannt hat, sind von ergreifender Wirkung auf den Beschauer.

Die älteste Kirche Straßburgs ist St. Stephan mit ihrer sehr interessanten Grundrißbildung in Form eines T. Sie stammt aus dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts. Das Langhaus, eine ehedem dreischiffige Basilika, ist durch die Revolution arg zerstört und nur notdürftig wiederhergestellt. Zu dem Kirchen-

schatz von St. Stephan gehören überaus fein gearbeitete Wandteppiche, die die Legende der heiligen Odilia und ihrer heiligen Nichte Attala, der ersten Aebtissin von St. Stephan, darstellen. Gegenwärtig dient St. Stephan als Anstaltskirche des bischöflichen Gymnasiums und als Notkirche für die Pfarrkinder der im vorigen Jahre abgebrannten St. Magdalenenkirche. Diese war durch ihre schön gemalten Fenster und ihre herrlichen Altäre ein wahres Schmuckkästchen kirchlicher Kunst. Noch heute starren die verkohlten Seitenmauern und die verbrannten Sparren des benachbarten Waisenhauses in die Lüfte.

Noch in die ganz frühe kirchliche Zeit reicht das Gotteshaus von Alt-St. Peter zurück. Von der Kirche haben die Katholiken das Chor behalten, an das sie im 19. Jahrhundert eine gotische Kirche angebaut haben; die alte Kirche hingegen wurde nach dem zweiten Speyerer Reichstage den Protestanten überlassen. Besonders wertvoll sind in der katholischen Kirche die Flügel eines holzgeschnitzten Altars, auf dem Veit Wagner u. a. die liebliche Legende des hl. Maternus dargestellt hat.

Zwei architektonisch sehr interessante gotische Bauten, St. Thomas, worin sich das Grabdenkmal des französischen Marschalls Moritz von Sachsen († 1750) befindet, und die Jung-St. Peterskirche, welch letztere nach den Angaben des Karlsruher Gotikers Prof. Schäfer neuerdings bemalt worden ist, sind im Besitz der Protestanten.

Bemerkenswert ist, daß in der langen, langen Periode von der Glaubensspaltung bis in die allerneueste Zeit außer der kleinen St. Ludwigs- und der erwähnten Alt-St. Peterskirche kein Gotteshaus hier mehr erstanden ist. Aus den letzten Jahren stammt die katholische Jung-St. Peterskirche, an der die Verbindung von allen kirchlichen Baustilen auffällt. In ihrem Innern ist die wunderliebliche, aus feinstem weißen Marmor gemeißelte Rosa mystica, ein Werk des Münchener Professors Heinrich Waderé, ein kostbares Kleinod der plastischen Kunst. — Im gotischen Stile sind die Garnisonskirchen für die Truppen der beiden Konfessionen erbaut, von denen die protestantische Kirche durch ihre entzückende Lage zwischen Ill und Aar ausgezeichnet ist.

Von den profanen Bauten atmen einige noch völlig Geist und zeigen die Form des späten Mittelalters; so das ganz in der Nähe des Münsters gelegene Kommerzellsche Haus, in dem heute eine elsässische Weinkneipe (Stiftskeller) eingerichtet ist. In den engen Straßen der Altstadt hat sich manches reizvolle Werk erhalten, das des Aufsuchens und eingehenden Betrachtens wert ist. Am Gutenbergplatz das Hôtel du commerce mit einer überaus zierlichen Renaissancefassade, die in manchen Teilen an den Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses erinnert, Kauf- und Patrizierhäuser mit zierlichen Erkern und Holzornamenten, mit weitbogigen Toren und hohen Treppengiebeln und schön gegliederten Hofräumen. Wer sich ein Bild eines solchen alten Hauses machen will, werfe einen Blick in den noch erhaltenen „Rabenhof" (Schiffleutstaden 1) und die ehemalige Trinkstube der Schmiede (Langestraße 138). Den ursprünglichen Charakter läßt auch die stattliche Zeil der Gewerbslauben zwischen dem Gutenbergs- und Kleberplatz, eine Hauptverkehrsader der Stadt, noch heute nicht verkennen.

Das Aussehen des mittelalterlichen Straßburg verändert sich vollständig, wenn man auf die im 18. Jahrhundert errichteten Schloßbauten blickt, die als Aufenthalt oder Absteigequartier von Fürsten dienten, so das Hôtel d'Andlau, jetzt das Gouvernement; das Hôtel du Doyen du Grand Chapitre, heute Palais des Bischofs; das bischöfliche (alte) Schloß, in dem bis 1884 die Kaiser Wilhelms-Universität und danach die Landesbibliothek untergebracht war; heute dient es als Museum; das Hôtel de Klinglin, heute Palast des Statthalters; der Darmstädter und der Zweibrücker Hof, an dessen Rückseite die Bronzebüste des daselbst geborenen Prinzen Ludwig von Wittelsbach, des späteren Bayernkönigs Ludwig I., auf den Broglieplatz blickt. Alle diese Schloßbauten haben eine sehr symmetrische Anlage, eine regelmäßige Gliederung des Aufbaus und eine einheitliche monumentale Wirkung, Vorzüge, durch die namentlich die französische Schloßarchitektur des 17. und 18. Jahrhunderts charakterisiert ist.

Infolge der engen Einschränkung der Stadt durch die Festungsanlagen konnte sich Straßburg in der neueren Zeit nach außen nicht mehr ausdehnen. Durch die Festungserweiterung jedoch gewann sie 386 Hektar, das Zweidrittelfache ihres früheren Flächeninhaltes. Nun entstand rasch die Neustadt, in die auch der beliebteste Erholungspark der hiesigen Bevölkerung, die sog. Orangerie, einbegriffen wurde. Die prächtigen Busch- und Baumanlagen, die wohlgepflegten Gras- und Blumenbeete mit ihrer zarten Farbenabtönung locken täglich Tausende von Besuchern an, die unter den herrlich duftenden Pflanzungen lustwandeln. Der ganze Park ist für die an Volkszahl immer mehr zunehmende Großstadt die gesündeste und kräftigste Lunge.

Von hier aus kann man gleich den zweitgrößten Stadtpark, Contades genannt, besuchen, dessen schöne Baumalleen wie die Hallen einer gotischen Kirche erscheinen und durch die man auf den Helm des Münsters einen überraschenden Ausblick hat. Den Mittelpunkt der Neustadt bildet der Kaiserplatz. Auf drei Seiten ist er umgeben von dem Kaiserschloß, den Ministerien, der Universitäts- und Landesbibliothek und dem Landesausschußgebäude. Die Bibliothek wurde, zum Ersatz der bei der Belagerung Straßburgs zugrunde gegangenen, aus Geschenkwerken der ganzen zivilisierten Welt neugegründet und wird mit ihrer ca. 800,000 Bände betragenden Sammlung an Reichhaltigkeit nur noch von den Bibliotheken in Berlin und München übertroffen. In der Mitte des Kaiserplatzes wird das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. errichtet werden, das mit der Front der Universität am Ende der Kaiserstraße zugewendet sein soll. Von der Treppe des Kollegiengebäudes überblickt man eine Reihe von Kuppeln, von denen sich die der katholischen Jung-St. Peterskirche imposant vom Himmelsgewölbe abhebt.....

Wohl kaum eine zweite Stadt hat im Verlaufe von bloß drei Jahrzehnten so Hervorragendes geschaffen und eine solche Fülle monumentaler Bauten errichtet wie Straßburg. Manche derselben, wie die „Neue Metzig" am Hohen Steg, die Höhere Mädchenschule nebst dem dazugehörigen Direktorialgebäude, das gotische Reichspostgebäude seien nur dem Namen nach aufgeführt. Bleibt die Stadt auch fernerhin unter einer weitsichtigen Leitung und Verwaltung, so wird sie nach abermals drei Jahrzehnten, wenn erst die Verbindung mit dem neuangelegten Rheinhafen vollendet ist, nicht nur zu den schönsten, sondern auch zu den verkehrsreichsten und wohlhabendsten im Deutschen Reiche gehören.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Straßburger Erntefest.

„Was seit langen Jahren geplant wurde, was in der Stille gereift ist: es wird in diesem Sommer verwirklicht werden und, so Gott will, reiche, herrliche Früchte bringen." Dieser schöne Satz in der Einladung des Straßburger Lokalkomitees für unsere 52. Generalversammlung hat den Gegnern Kopfschmerzen gemacht. Sie fragten sich besorgt, was denn da in der wunderschönen Stadt eigentlich geerntet werden sollte, und ihre weisesten Auguren brachten es zu keiner höheren Erkenntnis, als daß die Zentrumspartei in Straßburg ihren Parteitag halte und die Elsaß-Lothringer in ihren Parteiverband eingliedern wolle. Darüber brauchen wir nicht böse zu sein; denn erstens bildeten diese gegnerischen Kritiken eine hübsche Reklame für den Straßburger Tag, und zweitens lag darin das Zugeständnis, daß Katholizismus und Zentrumspartei in Deutschland kongruente Größen seien. Im übrigen ist es bezeichnend für die Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit der Gegner, vielleicht auch für ihre eigenen Sitten, daß sie alle Dinge nur unter dem Gesichtswinkel der politischen Partei und der parlamentarischen Fraktion zu betrachten wissen. Nachdem bereits 51 Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands vor den Augen und Ohren urbis et orbis abgehalten worden sind, sollte man doch am Ende wissen, daß sie m e h r sind als ein politischer Parteitag, wie sie auch vor der Bildung der Zentrumspartei schon bestanden und geblüht haben. Die politische Partei, deren Hauptträger der katholische Volksteil Deutschlands ist, bildet einen Zweig an dem alten großen Baume der Betätigung der katholischen Weltanschauung.

Was in der Stille gereift ist und jetzt geerntet werden soll, ist etwas mehr, als der Zuzug etlicher parlamentarischer Mandate: es ist der offene Anschluß der Katholiken des Reichslandes an die Gemeinschaft ihrer altdeutschen Glaubensgenossen, die Bekundung und Bewährung der von Gottes Gnade gesetzten religiösen Einheit in der äußeren Gemeinsamkeit der Beratung und der Betätigung. Das förmliche Zusammengehen und Zusammenwirken war nicht eher möglich, bis alte Wunden vernarbt, alte Vorurteile erloschen waren. Der kluge Gärtner hat Geduld, bis die Sonne und die Zeit seine Früchte zur Reife bringen. Es wäre ja nicht schwer gewesen, schon vor Jahren eine Generalversammlung der Katholiken nach Straßburg auszuschreiben; aber man hat sich

gehütet, den Entwicklungsprozeß durch voreilige Eingriffe zu stören. Jetzt haben die berufenen Sachverständigen hüben und drüben die Frucht für gereift erklärt, und wir können uns hoffnungsfreudig zum Erntefest vereinen.

Wer soll ernten! Altdeutschland oder Elsaß-Lothringen? Beide von einander. Wir wollen die vor 35 Jahren dem Reichsverband angegliederten Brüder nicht für unsere Selbstsucht einfangen, sondern wir wollen uns mit ihnen verbrüdern. Wir hoffen, daß ihre Herzen sich den Glaubensgenossen im alten Deutschland zuneigen; aber wir bringen ihnen auch unsere Herzen und unsere Hände, unsere Erfahrungen und unsere Kräfte zur gemeinsamen Tätigkeit entgegen. Ob und wie diese Verbrüderung unter den Katholiken im Reich auf das politische Parteileben und auf den inneren Ausbau des Reiches überhaupt zurückwirkt, das wird sich nachher schon zeigen und dann zu besprechen sein. Vorläufig handelt es sich nur um die Einigung der lebendig-gläubigen Katholiken in ganz Deutschland, oder genauer gesagt um die Organisation der bereits vorhandenen Gedankengemeinschaft.

Die Oekonomie unserer Generalversammlungen geht bekanntlich dahin, möglichst abzuwechseln mit einer großen Versammlung in einem und einer kleineren im anderen Jahre. Die vorigjährige Versammlung der Mittelstadt Regensburg war als kleinere Veranstaltung gedacht; aber sie wuchs sich zu einer überraschenden Größe aus. Straßburg ist als Katholikentag ersten Ranges gedacht, und wir dürfen sicher sein, daß die Erwartungen nicht getäuscht werden. Heute lese ich schon in neidischen Berliner Blättern, daß die beteiligten Eisenbahnverwaltungen sich über 35 Sonderzüge geeinigt hätten. Man wird sagen, auf die Masse komme es nicht an. Abgesehen von sonstigen Wechselbeziehungen zwischen Quantität und Qualität ist es im vorliegendem Falle von großem Werte, daß die reichsländischen und die altdeutschen Volkskreise in recht breite und innige Berührung mit einander geraten. Die unmittelbare Fühlungnahme wird zum Nachreifen des in Straßburg gepflückten Eintrachtobstes sehr vorteilhaft sein.

Die Kaiserrede in Gnesen.

Kaiser Wilhelm hat bei seinem Empfange in Gnesen wieder eine seiner interessanten und bedeutsamen Ansprachen gehalten, die zwar in erster Linie der Ostmarkenpolitik gewidmet war, aber doch eine weitertragende, allgemein-politische Bedeutung hat. Der Kaiser legte den Hauptton auf die religiöse Freiheit der katholischen Polen und schilderte mit ergreifender Wärme die Szene seines letzten Abschieds vom hochseligen Papste Leo XIII. Daraus geht zu unserer Freude hervor, daß der Kaiser mit großer Pietät seines Verkehrs mit dem Oberhaupte unserer Kirche gedenkt, und daß er überhaupt großen Wert darauf legt, als gerechter und gütiger Schutzherr des katholischen Teiles seiner Untertanen sich zu bekennen und zu bewähren. Aus dem Inhalt und dem Ton der kaiserlichen Rede dürfen wir wohl folgern, daß die Bündler und die sonstigen Ränkeschmiede, die auf einen neuen Kulturkampf hinarbeiten, bei dem regierenden Herrn kein Gehör finden werden.

Nicht so ungemischt ist unsere Freude, wenn wir den Blick auf die Ostmarkenpolitik richten. Es darf ja nicht wundernehmen, daß der Monarch für diesen Teil der Politik seiner Regierung kräftig eintritt. Aber auch er weist freimütig auf einen wunden Punkt hin, nämlich auf den Mangel an Selbsthilfe und patriotischer Pflichttreue bei den deutschen Einwohnern der Ostmark, besonders bei den deutschen Landbesitzern, die nur zu gern von der künstlichen Preissteigerung durch die Güterkäufe der deutschen Staatskommission und der polnischen Privatbank sich einen klingenden Vorteil sichern und dann in angenehmere Gegenden ziehen. Wenn man dieser Erscheinung auf den Grund geht, so kommt man zu der Erkenntnis, daß schließlich in den Ostmarken nicht die staatlichen Gelder und die politischen Kraft- oder Kunstmittel den Ausschlag geben werden, sondern die innere Kraft und Tüchtigkeit der beiden mit einander ringenden Nationalitäten. Das deutsche Element verläßt sich leider zu sehr auf die sog. Staatshilfe, die trotz der großen Mittel nicht viel leisten kann.

Der Gesichtspunkt der Freiheit der katholischen Religionsübung, den der Kaiser in den Vordergrund stellt, ist nicht allein maßgebend. Abgesehen davon, daß die Praxis der Ansiedelungskommission und manche Bestrebungen des Ostmarkenvereins auf die Zurückdrängung des katholischen Bekenntnisses hinauslaufen, ist eine Beruhigung der Polen erst zu erzielen, wenn man alle Nadelstiche gegen ihre Sprache und ihr nationalen Gefühle und Sitten einstellt und zur Wahrheit macht, was der Kaiser so schön am Schlusse der Rede sagte: Deutschtum sei Kultur und Freiheit. Nur im freien Wettbewerb kann sich das deutsche Element gegenüber dem Polentum behaupten. Die freiheitsfeindlichen Maßnahmen sind bisher nur dem radikalen Polentum sichtbarlich zum Vorteil gewesen.

Die Zeremonienmeister des Friedens.

Mit ungeheuerer Umständlichkeit, nach zahllosen Empfängen, Vorstellungen und sonstigen Zeremonien sind endlich die russischen und japanischen Friedensbevollmächtigten um den Beratungstisch in Portsmouth zu der ersten „Arbeitsleistung“ gelangt, nämlich zu der Ueberweisung und Annahme des Schriftstückes, das die japanischen Forderungen enthält. Die russischen Bevollmächtigten nahmen sich dann einige Tage Zeit zur Prüfung und zur Einholung von Instruktionen und sie sollen jetzt auch schon ihre Antwort dem Gegner überreicht haben.

Den Japanern muß man zugestehen, daß sie Mäßigung und Geschick bewiesen haben. Geschick in der Form, indem sie z. B. statt der verhaßten Kriegsentschädigung die Erstattung der noch zu berechnenden Kosten forderten; gemäßigt in der Sache, indem sie auf Wladiwostok ganz verzichteten, weder die Abtretung noch auch die Schleifung forderten. Wenn überhaupt der Friede schon vor einer weiteren Kraftprobe zustande kommt, so wird es hauptsächlich dem Verzicht auf Wladiwostok zu danken sein. Natürlich reden die Russen wieder pessimistisch, um womöglich die Bedingungen herabzudrücken. Aber es ist doch ein gutes Zeichen, daß Herr Witte nicht gleich einen demonstrativen Protest losgelassen, sondern die Forderungen ruhig ad referendum genommen hat. Das bedeutet ihre Anerkennung als brauchbare Grundlage der Verhandlungen. Die Russen wollen anscheinend dahin streben, daß die Entschädigung möglichst wenig bares Geld kostet, daß die Abtretung Sachalins nur materiell, aber nicht in aller Form erfolgt und die Beschränkung der russischen Ostflotte möglichst milde bleibt. Man sucht also ernstlich nach mittleren Auswegen, und das läßt hoffen.



Vom Bistum Rom.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten.

In den letzten Tagen sind zwei Pfarreien im Innern der Stadt Rom unterdrückt und eine an der Stadtgrenze, in den Prati di Castello, ist neu errichtet worden. Daraus ersieht man, daß die seit längerer Zeit betriebenen Studien zur Ordnung der Pfarrverhältnisse der Ewigen Stadt nach und nach zum Ziele führen werden. Bei der großen Schwierigkeit der Sache an sich und der natürlich notwendigen Vorsicht, um keine persönlichen oder sachlichen Rechte von Bedeutung zu verletzen, wird die ganze Neuordnung um so besser ausfallen, je langsamer und bedächtiger man die günstigen Gelegenheiten des Freiwerdens einer Pfarre oder ähnliches abwartet, um schon lange gehegte Pläne in die Tat umzusetzen.

Schon unter Leo XIII. waren diese Studien begonnen worden, und Msgr. Gianuzzi, Domherr von St. Peter, hatte den Auftrag erhalten, eine Denkschrift über die gesamten Pfarrverhältnisse Roms auszuarbeiten. Es sollten nicht nur Vorschläge gemacht werden, wie die großen Ungleichheiten bezüglich des räumlichen Umfanges und der Seelenzahl der Pfarreien ausgeglichen werden könnten, sondern die Frage sollte auch untersucht werden, wie man das Ansehen der Pfarrer und der Pfarrkirchen selbst am besten heben könnte. Auf beinahe 80 Folioseiten legte der genannte Prälat das Ergebnis seiner Untersuchungen nieder, und Leo XIII. äußerte sich nach eingehender Kenntnisnahme sehr befriedigt darüber.

Unter Pius X. wurde die Angelegenheit auf das Eifrigste gefördert, und der Papst verlangte zunächst die Vorlage des Gutachtens Gianuzzis. Als er es gelesen hatte, ordnete er an, daß die ferneren Arbeiten sich durchaus in den von dem Gutachten vorgeschlagenen Bahnen bewegen sollen.

Was bezüglich der Zahl der Pfarreien, die in Zukunft in Rom bestehen sollen, beschlossen worden ist, entzieht sich zurzeit noch der öffentlichen Kenntnis. Die Rücksichten, die für die Veränderungen maßgebend sind, wurden seinerzeit in diesem Blatte besprochen. Das vielfach mangelnde Ansehen der Pfarreien und Pfarrer, von dem ich oben sprach, kann nur im Rahmen der besonders gelagerten römischen Verhältnisse verstanden werden.

Rom mit seinen zahllosen Kirchen und der großen und notwendigen Zahl der zur Verwaltung der Kirche berufenen Prälaten aller Gattung vermag das Volk nicht so wie anderswo zur Anhänglichkeit an die Pfarrkirchen zu erziehen. Das ist begreiflich, wenn wir einige Dinge kurz überlegen. Sieht man von verhältnismäßig wenigen Römern ab, so haben die meisten derselben zur Erfüllung ihrer sonn- und festtäglichen Pflicht des Kirchenbesuches einen kürzeren Weg zu einer Kirche, die nicht ihre Pfarrkirche ist. Nehmen wir zum Beispiel die Kirche des Campo santo Teutonico, die unmittelbar — keine hundert Schritte entfernt — neben der Pfarrkirche von St. Peter liegt. Der Umweg, wenn man bei so gelagerten Verhältnissen überhaupt von einem Umwege sprechen darf, fällt also, was den Zeitverlust angeht, gar nicht ins Gewicht. Da kann man denn beobachten, daß fast die gesamte Nachbarschaft jahraus, jahrein in den Campo Santo geht und nur an ganz großen Festen, die für St. Peter noch besonders etwas bedeuten, in diese Pfarrkirche. Die im Umkreise von Santa Maria sopra Minerva wohnenden Pfarrkinder haben zum allerwenigsten sechs Kirchen in unmittelbarster Nähe, worunter die Prachtbauten des Pantheons, von Sant' Ignazio und del Gesu. Die Pfarrkirche des Lateran liegt hart an der Stadtmauer; in der Nähe, also für fast alle viel bequemer, liegen San Clemente, Sancta Sanctorum und Sant' Antonio. Ich könnte in der Aufzählung ähnlicher Verhältnisse noch eine ganze Weile fortfahren, um zu zeigen, daß es mehr an den äußeren Umständen als an einer irgendwie vorhandenen Abneigung gegen die Pfarrkirchen liegt, wenn so zahlreiche Römer ihre Pfarrkirche nur in den seltensten Fällen zu besuchen pflegen. Daß dadurch eine genauere Bekanntschaft zwischen Pfarrer und Pfarrkind, soweit bei den Riesenpfarreien einer Großstadt überhaupt davon geredet werden kann, nicht erleichtert wird, liegt auf der Hand.

Weiterhin werden aber auch zahlreiche Gläubige mehr oder wenig ständig in eine andere Kirche, die nicht die nächste ist, gezogen, sei es, weil sie eine besondere Andacht zum Titelheiligen oder zu einem der dort beigesetzten Heiligen haben, sei es aus anderen Gründen. Unter den bekannteren Heiligen, die eine große Verehrung genießen, ist die heilige Franziska Romana in Torre dei Specchi, der heilige Aloysius in Sant' Ignazio, der heilige Ignatius in der Kirche al Gesù, die heilige Katharina in Santa Maria sopra Minerva und einige andere. Diese Zersplitterung der Angehörigen der einzelnen Pfarreien wird eigentlich nur in den sogenannten exzentrischen, das heißt den um die Altstadt in den letzten zwanzig Jahren entstandenen Gebieten vermieden, weil dort weit und breit oft nur eine einzige Kirche zu finden ist, wie fuori porta San Lorenzo oder im Quartiere Ludovici und in den Prati. Dort ist aber die Bevölkerung so zahlreich, infolgedessen die Seelenzahl der Pfarreien so groß, daß es dem Pfarrer ganz und gar unmöglich ist, auch nur einen kleinen Teil seiner Pfarrkinder im Laufe des Jahres kennen zu lernen.

Das Ansehen der Pfarrer, von denen unter 58 im ganzen 32 dem Ordensklerus und 26 dem Weltklerus angehören, leidet mehr als anderswo durch den Umstand, daß die beamtete und Ehren-Prälatur aller Grade, von den Bischöfen, Erzbischöfen und Kardinälen ganz zu schweigen, im Mittelpunkte der Kirchenverwaltung so zahlreich ist. Bei allen Veranstaltungen öffentlicher oder halböffentlicher Art, die sich nicht als besondere Feier einer Pfarrei darstellen, haben dementsprechend die im Range höher stehenden Prälaten auch den Vortritt vor den Pfarrern, die zudem nur von den wenigsten Festordnern persönlich gekannt sind. Im Volke, das ein feines Gefühl für solche Dinge hat, bildet sich dann vielfach der Gedanke aus, daß die Pfarrer Persönlichkeiten unteren Grades seien, denen man bei allen öffentlichen Veranstaltungen die letzten Plätze anweisen dürfe. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß man allgemein in Rom so denken würde, aber soweit ist die Sache doch schon durchgesickert, daß selbst Monsignore Gianuzzi in seinem großen Berichte davon Notiz genommen hat.

Zwölf der Pfarreien des Weltklerus sind Kapitelskirchen. In den meisten derselben ist nicht etwa ein Kanonikus Pfarrer, sondern einer der Benefiziaten, die in gewissem Umfange dem Kapitel auch in pfarramtlichen Fragen zu gehorchen haben. Man kann nicht sagen, daß diese Tatsache, die aller Welt bekannt ist, zur Hebung des Ansehens der Pfarrer beiträgt. Die bei solchen Verhältnissen gelegentlich nicht ausbleibenden Reibungen zwischen dem Pfarrer-Benefiziaten und den Domherren werden auch leicht bekannt, und wenn dann der Pfarrer nachzugeben gezwungen war, vermindert das naturgemäß seinen Einfluß in etwas.

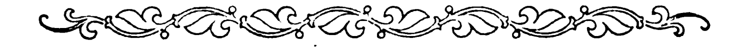
Nunmehr hat Monsignore Gianuzzi vorgeschlagen, um diesem durchaus ungesunden Zustande abzuhelfen, daß, wie es auch anderweitig vielfach der Brauch ist, einer der Domherren Pfarrverwalter werden solle. Bei einer ganzen Anzahl von Kanonikern stößt dieser Plan auf große Hindernisse, so daß es wohl schwer sein dürfte, die Zustimmung mancher Kapitel zu dieser Neuerung zu erhalten. Notwendig ist diese Zustimmung ja nicht, wenn der Papst als Bischof von Rom für seinen Sprengel eine solche Bestimmung erläßt, da er etwaige entgegenstehende Privilegien eines Kapitels als Papst außer Kraft setzen kann, weil das Privileg auch von einem Papste verliehen worden ist. Ein solcher Schritt wird aber erst geschehen, wenn alle anderen Vorstellungen zu keinem günstigen Ergebnisse geführt haben sollten.

Man kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß in absehbarer Zeit die Pfarrverhältnisse in Rom, auch bezüglich des persönlichen Ansehens und der gesellschaftlichen Stellung der Pfarrer, so geordnet sein werden, wie es unter den eigenartigen Lebensbedingungen Roms nur irgendwie möglich sein wird. Ob dabei auch die dringend notwendige Verminderung der dem Ordensklerus überwiesenen Pfarreien miteingeschlossen sein wird, steht allerdings noch dahin. Dabei kommen die Eigentumsfragen der Pfarrkirchen sehr in Rechnung, so daß in den meisten Fällen eine Verlegung der Pfarrei in eine andere Kirche stattfinden müßte. Daß der Papst ein solches Ueberwiegen der Ordenspfarreien für keinen idealen Zustand hält, weiß ich aus seinem eigenen Munde.

Eine weitere, höchst dankenswerte Verfügung hat der Papst über die vor jeder Weihe abzulegenden Prüfungen erlassen. Daß die bisherige Handhabung derselben — die man strenge von den Universitätsprüfungen in Philosophie und Theologie unterscheiden muß — äußerst schematisch war und bei der regelmäßigen Wiederkehr der Fragen, wie sie in einem ganz kleinen Handbuche standen, keine Gewähr für eine entsprechende Vorbildung boten, weiß ich aus eigener Erfahrung. Wer aber nicht in der Theologie promovierte, was für gewöhnlich allerdings nur ein kleiner Bruchteil war, brauchte keine weiteren Prüfungen abzulegen, wenn nicht etwa solche von dem Vorstande des Seminars oder Kollegs, in denen der Einzelne wohnte, gesondert angeordnet wurden.

Nunmehr bestimmt ein Motu proprio vom 21. Juli, daß alle zu Weihenden, gleichgültig ob sie dem Welt- oder Ordensklerus angehören, wobei die mit besonderen Privilegien ausgestatteten Jesuiten ausdrücklich miteingeschlossen sind, eine strengere Prüfung abzulegen haben. Nicht nur die mit dem Weihegrad besonders in Zusammenhang stehenden Lehren werden geprüft, sondern auch der Reihe nach die verschiedenen Traktate der Theologie. Für die Priesterweihe sind nur diejenigen von der Prüfung ausgeschlossen, die schon das Doktorat in der Theologie erworben haben. Eine besondere Verfügung des Kardinalvikars wird die Einzelheiten dieser wichtigen Bestimmung im einzelnen regeln.

Obschon das, was bisher für die Neuordnung der Diözese Rom geschehen ist, in kurzen zwei Jahren hat getan werden müssen, so ist es doch schon von tiefeingreifender Bedeutung und läßt voraussehen, daß in den nächsten Jahren auch die nicht wenigen anderen, zum Teil sehr schweren und wichtigen Fragen einer gedeihlichen Lösung werden entgegengeführt werden.



Ein Lehrbuch der Nationalökonomie auf katholischer Grundlage.

Von

Prof. Dr. Franz Walter, München.

Mit dem Erscheinen des ersten Bandes der Nationalökonomie aus der Feder des längst als scharfsinnigen Soziologen bekannten Jesuiten Heinrich Pesch*) scheint der sehnliche Wunsch der deutschen Katholiken nach einem auf dem Boden katholischer Weltanschauung stehenden systematischen Lehrbuch der Volkswirtschaftslehre seiner Erfüllung entgegen zu gehen. Längst wußten Freunde des Verfassers, daß er sich mit dem Plan eines derartigen Werkes trage, und mit Erwartung und Spannung sah man dem Erscheinen entgegen. Trotz eifriger theoretischer Arbeit auf sozialwissenschaftlichem Gebiet besaßen die Katholiken Deutschlands ein derartiges Werk noch nicht. Das geistvolle Buch von Ratzinger, „Die Volkswirtschaft und ihre sittlichen Grund-

*) Lehrbuch der Nationalökonomie von Heinrich Pesch S. J. Erster Band. Grundlegung. Freiburg i. B. Herder. gr. 8°. IX. u. 485 S. Preis brosch. 8 Mk.



lagen" (2. Aufl. 1895), das besonders nach der historischen Seite viel Wertvolles enthält, ist keine systematische Darstellung der Volkswirtschaftslehre und gibt sich auch als solche gar nicht: es will nur eine Reihe von Essays bieten, ohne systematische Anlage und ohne erschöpfende Behandlung des Stoffes, der der Volkswirtschaftslehre zufällt.

Für den Geist, der das ganze Werk durchzieht, ist bezeichnend das Vorwort. In pietätvollen Worten gedenkt der Verfasser des verstorbenen Bischofs von Mainz, Paul Haffner, der den Verfasser ermunterte, sein Können ganz in den Dienst der sozialen Reform zu stellen. Ihm ist darum das Buch gewidmet. Von den lebenden Nationalökonomen zollt Pesch besonders Adolf Wagner ehrende Anerkennung. „Seine Vorträge wie seine Schriften befriedigen vielleicht weniger die Neugierde, um so mehr aber den Geist; seine Werke sind wissenschaftliche Leistungen ersten Ranges, die in der Geschichte der nationalökonomischen Wissenschaft auf lange Zeit ihren Ehrenplatz bewahren werden." Weitgehende Achtung und vornehme Beurteilung auch der gegnerischen Anschauungen sind in der Tat in dem ganzen Buche zum Ausdruck gekommen. Der Verfasser darf mit Recht sagen: „Auch der Andersgläubige wird in dem ganzen Werke nicht ein einziges Wort finden, welches ihn verletzen könnte, gar manches dagegen, das ihm vielleicht von Nutzen sein kann. Mache ich niemals und nirgends aus meiner religiösen Ueberzeugung ein Hehl, so geht doch die Beweisführung, dem Stoff entsprechend, nicht von den katholischen Unterscheidungslehren aus, bleibt vielmehr durchweg in der Sphäre philosophischer, historischer, juristischer, volkswirtschaftlicher Erwägungen."

Das erste Kapitel ist betitelt: Natur und Mensch. Die philosophische Untersuchung ihres Verhältnisses ist für die Volkswirtschaftslehre von fundamentaler Bedeutung. Denn von der richtigen Erkenntnis dieses Verhältnisses wird es abhängen, die Frage nach dem Ziel der ganzen Volkswirtschaft zu beantworten. Der Verfasser will ja, wie das Vorwort (S. VIII) besagt, ein einheitliches System der Volkswirtschaftslehre aufbauen, dessen Besonderheit in der konsequenten Durchführung der anthropozentrisch-teleologischen Auffassung (der Mensch Subjekt und Ziel der Wirtschaft) besteht. Darum verbreiten sich die ersten Paragraphen über die Herrschaftsstellung des Menschen in der Natur, über die Arbeit als Mittel der Weltbeherrschung, über den Dienst der äußeren Natur — hier untersucht der Verfasser die Begriffe Gut und Wert — und über den Menschen als Herrn der Welt, nicht isoliert gedacht, sondern inmitten der Gesellschaft. Es fragt sich, durch welche Bande wird der einzelne Mensch mit seinesgleichen verknüpft. Die Ausführungen über das Prinzip der Solidarität sind für die Auffassung des Verfassers über das gesellschaftliche und volkswirtschaftliche Leben typisch. Meisterhaft wird in tiefphilosophischem Gedankengang die wechselseitige Bedingtheit des Glücks der einzelnen und der Wohlfahrt der Gesamtheit nachgewiesen (S. 30 ff.). Das ökonomische Prinzip (der zweckmäßigsten billigsten Produktion) erhält durch das Prinzip der Solidarität seine ethische Ergänzung und Bestimmtheit.

Mit Recht wird der crux der Nationalökonomen, der Wertfrage, die subtilste Behandlung zuteil, und die Schärfe und Präzision der Begriffsbestimmung, in welcher Pesch seine Stärke hat, ist hier vor allem von Vorteil. Die häufig beliebte Koordination der Begriffe Gebrauchs- und Tauschwert wird zurückgewiesen (S. 39). Die von Pesch eingehend behandelte Werttheorie ist eine teleologische, d. h. „Wesen und Größe des Wertes offenbaren sich letzlich in dem Verhältnis der Güter zu dem Zweck, für den sie da sind, nicht in den äußeren Ursachen, welchen sie ihre Existenz verdanken" (S. 54).

Eines der belehrendsten Kapitel ist das zweite, welches von der „Gesellschaft und Gesellschaftswissenschaft" handelt (S. 70 ff.). An der Spitze steht die genaue Bestimmung des Begriffes der Gesellschaft, der heutzutage so vielfach Verwirrung stiftet. Sodann wird das Verhältnis von Staat und Gesellschaft klargestellt. Die Gesellschaftswissenschaft wird nach ihrer historischen Entwicklung betrachtet. Während die römische Jurisprudenz für die Gesellschaftslehre keine besonderen Erträgnisse bot, konnte die mittelalterlich-christliche Spekulation über die Gesellschaft an verschiedene Gedanken der griechischen Philosophie anknüpfen, sie aber auch in wichtigen Punkten überholen (vergl. S. 73, wo die Vorzüge der christlichen Gesellschaftslehre hervorgehoben sind). Ausgebreitete Kenntnisse und Schärfe der Kritik bekundet Pesch in der Darstellung der modernen Soziologie und ihrer verschiedenen Richtungen. Alle kommen mehr oder weniger darin überein, daß sie auf einem extremen evolutionistischen Standpunkt stehen, den Anspruch, eine exakte Wissenschaft zu sein, erheben und als rein positive Wissenschaft nur den Erfahrungstatsachen Beachtung schenken, jede philosophisch-theoretische Erörterung gesellschaftlicher Fragen als Metaphysik ablehnen. Dieser Charakter tritt besonders an der revolutionistischen Soziologie hervor. Bei der Literaturangabe, die Pesch S. 77 gibt, wäre auch des Werkes von Eleutheropulos, Soziologie (Jena, G. Fischer, 1904) zu gedenken gewesen. Die neuesten Geschichtskonstruktionen und Entwicklungsschemen eines Lamprecht finden eine ebenso maßvolle als entschiedene Abwehr. Gegenüber der rein kausalen Betrachtungsweise, wie sie in der modernen Soziologie vorherrscht, betont Pesch auch die Notwendigkeit einer Verbindung mit der teleologischen. Dem Menschen und der menschlichen Gesellschaft bezeichnet das göttliche Sittengesetz den Weg zu den Zielen, die der Schöpfer unserem Geschlechte bestimmt hat. In dem göttlichen Sittengesetz erkennt darum auch der Nationalökonom wenigstens die höchste, wichtigste Norm für denjenigen Teil des Gesellschaftslebens, der den Gegenstand seiner Forschung bildet (S. 108). Mit der Ablehnung einer naturgesetzlich verlaufenden Entwicklung fällt auch die so viel beliebte Hypothese allgemeiner, für alle Völker gleicher und notwendiger Entwicklungsstufen. Eine gewisse Aehnlichkeit des Verlaufes mag bei verschiedenen Völkern infolge der Gleichheit der menschlichen Natur, der äußeren Bedingungen, infolge von Stammesverwandtschaft usw. vorhanden sein. Das wird auch Geltung haben von den sog. Wirtschaftsstufen. Dagegen wird die Konstruktion eines für alle Völker gleichen Schemas dem Reichtum der wirtschaftlichen Entwicklung nicht gerecht (S. 120). Daraus ergibt sich die wichtige Folgerung, daß die volkswirtschaftlichen Untersuchungen sowohl prinzipiell, d. h. mit Hinblick auf das Wohl des Volkes, als auch methodisch, insofern sie der Eigenart des einzelnen Volkes Rechnung tragen, einen nationalen Charakter haben müssen. Es ist interessant, wie gegenüber dem mehrfach unternommenen Versuch, in der Entwicklungsgeschichte die Völker möglichst herabzudrücken, Pesch die Bedeutung der kraftvollen Individualität betont.

Eine erhöhte Bedeutung gewinnt das Telos in der christlichen Auffassung. Der Gesellschaftszweck erscheint zugleich im Licht der Gottesordnung, an deren Realisierung zu arbeiten Sache des einzelnen wie der Gesellschaft ist.

An die Erörterung der Notwendigkeit schließt sich — ich meine in etwas künstlichem Zusammenhang — eine Analyse der Wesenselemente der Gesellschaft an. Diese Ausführungen zeichnen sich durch philosophischen Gehalt und durch große Klarheit des Ausdrucks aus. Was unter der Gesellschaft als Organismus zu verstehen ist, setzt Pesch (S. 138 ff.) mit Vermeidung der Uebertreibungen moderner Soziologen auseinander. Es ist und bleibt immer nur eine Analogie, wenn man von der Gesellschaft als Organismus spricht, d. h. eine teilweise Aehnlichkeit bei gleichzeitiger Verschiedenheit in mannigfacher Hinsicht. (S. 140.) Viel Unklarheit schafft Pesch auch durch die festumrissene Auffassung vom „Verband als Persönlichkeit" (S. 143 f.) aus der Welt. „Die Gesellschaft als ein Ganzes, als eine reale Einheit aufgefaßt, hat eine eigene Subsistenz, die von der Subsistenz ihrer einzelnen Mitglieder, insoferne diese als physisch und moralisch selbständige Menschen betrachtet werden, verschieden ist." (Ebd.)

Daran anschließend behandelt das dritte Kapitel die drei Grundpfeiler der Gesellschaftsordnung: Familie, Privateigentum und Staat. Hier hat der Verfasser auch seine reichen, historischen Kenntnisse zur Verwertung gebracht, um die seitens der Evolutionisten vorgebrachten Hypothesen zu prüfen und zurückzuweisen. Im Anschluß an Below wird die sog. Mutterrechtstheorie als unhaltbar erwiesen. Das Recht, über den Staat zu philosophieren, hat der Verfasser längst durch sein bereits in zweiter Auflage erschienenes Werk „Der christliche Staatsbegriff" dargetan. Die allgemeinen Grundsätze vom Wesen und Zweck der Gesellschaft werden hier auf die staatliche Gesellschaft angewendet. Es ist eine wahre Freude, dem Verfasser in der logisch zwingenden Entwicklung des Staatsbegriffes und Staatszweckes zu folgen. Der prinzipiell richtige und klare Standpunkt berechtigt und befähigt den Verfasser zu einer eingehenden Kritik des besonders von Rodbertus wissenschaftlich vertretenen sog. Staatssozialismus. (S. 166 ff.). In der Darstellung des Staatszweckes kommt Pesch auch auf die verschiedenen Arten der Gerechtigkeit zu sprechen. Er bemerkt hier (S. 165): „Neuerdings spricht man nicht selten von einer sozialen Gerechtigkeit. Der Ausdruck bezeichnet entweder ganz allgemein den Inbegriff aller Tugenden, welche innerhalb der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Lebens in Uebung treten, oder aber speziell die legale Gerechtigkeit." Ersteres scheint mir nicht ganz zutreffend zu sein. In so allgemeiner Bedeutung spricht man wohl von Gerechtigkeit, nicht aber von sozialer Gerechtigkeit. — Eingehend

prüft Pesch die Hypothese vom Urkommunismus am Grund und Boden. Er weist darauf hin, wie unter den Vertretern der historischen Wissenschaft ein bedeutender Umschwung der Anschauungen zuungunsten jener Hypothese eingetreten ist. In der Begründung des Privateigentumsrechtes kommt Pesch auch auf den von den heutigen Ethikern so gern unternommenen Versuch zu sprechen, das Privateigentum allein aus der **Persönlichkeit** des Menschen abzuleiten und als notwendige Ergänzung desselben, als das Werk individuellen Lebens, gewissermaßen die Erweiterung des leiblichen Daseins der Individuen zu bezeichen (Bluntschli). „Der Gedanke" bemerkt Pesch (S. 193), „ist nicht unrichtig, aber zu allgemein und unzureichend. Er bedarf noch der näheren Bestimmung aus den individuellen und besonders den sozialen Bedürfnissen des Menschen, um wirklich beweiskräftig zu werden, und überdies um jeder individualistischen Auffassung fern zu bleiben (das Eigentum als ‚verlängertes Ego')." Wir wären dem Verfasser dankbar gewesen, wenn er den berechtigten Kern aus dieser von ihm teilweise bekämpften Anschauung herausgeschält und die Berichtigung des Falschen in derselben vorgenommen hätte.

Als vorzüglich gelungen darf die Kritik der Arbeitstheorie, d. h. der Auffassung, der einzig zulässige Erwerbstitel des Privateigentums sei die Arbeit, bezeichnet werden (S. 193 u. 205). Er erblickt ein Hauptgebrechen in der sozialistischen Kritik unserer heutigen gesellschaftlichen Zustände darin, daß immer das Privateigentum bekämpft wird, wo die Auswüchse eines kapitalistischen Wirtschaftslebens gegeißelt werden sollten. Mit Recht will er an dem etwas vagen Begriff des Kapitalismus einige Unterscheidungen getroffen sehen. (S. 212). Dieser Begriff bedeutet entweder die heute vorherrschende Anwendung technischer Hilfsmittel oder die Auswüchse unseres Erwerbslebens. „Redet man vom Kapitalismus im verwerflichen Sinne, so denkt man speziell auch an jene maßlose Gewinnsucht, die in der kapitalistischen Produktion das naturgemäße Verhältnis vom Kapital und Arbeit völlig verkehrt hat." (Ebd.) (Schluß folgt.)



Zur Toleranz in Braunschweig.

Von

Richard Richardy.

Einstmals waren es der Handel und die Messen, welche **Braunschweigs** Namen weithin ins deutsche Land hinaustrugen. Aber die deutsche Hansa hat sich ein frühes Grab geschaufelt, und die heutigen Messen sind ein bißchen lustig Drängen und Treiben einer schaulustigen Jugend auf dem einst so bedeutungsvollen Altstadtmarkt. Gewiß, es gibt dabei nicht unbedeutende kaufmännische Geschäftsabschlüsse; aber es ist nur der schwache Widerhall verrauschter großer Zeit. Oder es war der Ruhm der Herzöge, der Stadt und Land in den Augen der Zeitgenossen erhob; der literaturfreundliche Heinrich Julius († 1613) und der große Kunstmäcen Anton Ulrich († 1714) beanspruchen einen ehrenvollen Platz in der deutschen Geistesgeschichte. Ehrenvoll gedenkt auch der Deutsche des Heldenherzogs Friedrich Wilhelm und seiner schwarzen Schar, einst die Furcht des Korsen und der Stolz der Besseren seines Volkes in trüber Franzosenzeit. Aber die welfischen Herzöge sind ins Grab gesunken und auf dem Throne Heinrichs des Löwen residiert ein preußischer Prinz. Es ist stiller geworden in Stadt und Land; man klagt dort, die preußische Eisenbahnpolitik habe Magdeburg und besonders Hannover, das niedersächsische Riesenkind, stark gemacht auf Kosten von Residenz und Herzogtum; es scheint auch etwas Wahres daran zu sein. Doch aus dieser — natürlich an der Größe früherer Zeit gemessenen — kleinstaatlichen Ruhe dringt ein lauter Notschrei und Anklageruf heraus ins Reich. Es geht heute ein **anderer** Schall von Braunschweigs Namen aus; das ist ein Wort mit hartem, rauhem Klang, das wie eine schrille Dissonanz hineingellt in das Singen und Sagen unserer Zeit von Humanität, Gewissensfreiheit und Fortschritt. „**Das klassische Land der Intoleranz**" — ein bitteres, aber gerechtes Wort für das Braunschweig an der Schwelle des 20. Jahrhunderts.

Die Frage nach **Ursprung und Werdegang** dieser Intoleranz ist historisch-braunschweigischer Art, wäre aber auch leicht zu einer verallgemeinernden Betrachtung des Verhältnisses von Katholizismus und Kleinstaat zu erweitern. Doch das wäre eine Sonderbetrachtung; an historischen Momenten sei nur kurz angedeutet, daß die Reformation schnell Eingang fand. Herzog Julius schloß alle „päpstlichen Irrtümer und Mißbräuche" vollständig aus. Die altehrwürdige Benediktinersiedlung in Helmstedt wurde „in unbegreiflichem Vandalismus" — more luporum sagt ein Augenzeuge — bis auf die Grundmauern zerstört; wie man gegen die Frauenklöster vorging, dazu hat uns letzthin **Nikolaus Paulus** einen interessanten Beitrag erbracht: Urban Rhegius und der Glaubenszwang in Braunschweig.*) Für die geringe Zahl der katholisch Gebliebenen brachen schwere Zeiten an. Die Regierung des edlen Anton Ulrich, der 1710 in Bamberg konvertierte, fällt wie ein Lichtstrahl in trübes Dunkel. Aber schon sein Sohn und Nachfolger erließ wieder drakonische Bestimmungen; es ist des „**Serenissimi gnädigstes Reglement**" (1768), das lange zu Recht bestand. Selbst das Revolutionsjahr 1848 brachte keine Freiheit. Erst das Jahr 1867 brachte ein neues Katholikengesetz und damit einige Milderungen des Reglements; es war das der Anfang einer Besserung, aber auch nur der Anfang; Wesen und Geist des Gesetzes waren dieselben geblieben. Mit diesem rückständigen Katholikengesetze trat Braunschweig in das neue Deutsche Reich ein; die deutschen Katholiken, bisher nur Volksgenossen, wurden ihm jetzt Reichsgenossen; man hätte füglich eine Besserstellung der Katholiken im Herzogtum erwarten können; aber wer so dachte, bewies eben, daß er den ultra-konservativen Charakter unserer protestantisch-norddeutschen Kleinstaaten unterschätzte.

Immerhin wurden der Katholiken mehr und mehr; 1871 gab es 7030 Katholiken, 1885 deren 12,588, 1900 deren 24,175; doch die Denkungsart des Landes blieb dieselbe. Das Land brachte es nicht über sich, die Katholiken als gleichgestellte Reichs- und Volksgenossen aufzunehmen; sie wurden — übrigens hat diese Präteritumcharakteristik noch ihren vollen **Präsens**wert — als ein Fremdkörper im kleinstaatlichen Volkstum empfunden, als eine dira necessitas. Sie waren und sind gut genug, die Domänen zu pflügen, die Triebräder der Industrie zu drehen, die Häuser zu bauen und sonst manches Nützliche zu leisten. Man sah und sieht mit Unbehagen, daß ihrer mehr und mehr werden — **und die Katholikengesetze bleiben.**

Das Reichstagszentrum versuchte den bedrängten Glaubensgenossen zu helfen und Braunschweig wanderte auf die Anklagebank des Deutschen Reichstages. 1902 kam anläßlich des Toleranzantrages und infolge des Druckes der öffentlichen Meinung — auch Abg. **Deinhardt** gestand im Bayerischen Landtag, daß man „in Braunschweig einseitig gegen die Katholiken vorgehe" — und wohl auch infolge eines bundesfreundlichen Kanzlerwinkes ein neues Katholikengesetz. In Rücksicht auf dieses erklärte der braunschweigische Bundesratsbevollmächtigte, Frhr. v. Cramm-Burgdorf, daß nach Annahme des neuen Entwurfes im braunschweigischen Landtage nur noch „**kleine Differenzen** bestehen werden, im ganzen aber eine **vollkommene Parität** in der Behandlung der Katholiken und der evangelischen Bevölkerung stattfinden werde". Herrliche Worte! Leider redet die rauhe Wirklichkeit eine **andere** Sprache. Das Gesetz hat den Katholiken keine wesentliche Besserung und Erleichterung ihrer Lage gebracht. Mit vollem Rechte konnte Abg. **Gröber** in seiner letzten großzügigen Toleranzrede seinen früheren Reichstagskollegen, den einsichtigen nationalliberalen Landgerichtsrat Kulemann zitieren, der über das Katholikengesetz 1902 geschrieben hatte, daß der Entwurf sich auf **recht untergeordnete Dinge beschränke** und von einer **wirklich durchgreifenden Reform sehr weit entfernt bleibe.**

Die vielen und gewichtigen Gravamina der Katholiken sind im Reiche mehr genannt als wirklich gekannt; im allgemeinen ist man — allerdings sehr mit Unrecht — geneigt anzunehmen, es sei doch auch in Braunschweig „wesentlich besser" geworden. Habe selbst erlebt, daß auf einer westfälischen Zentrumsversammlung einige durchaus richtig dargestellte Braunschweiger Details mit halb ungläubigem Gesichte aufgenommen wurden; man hielt es eben nicht für möglich. In Erinnerung ist sicherlich auch die 200-Markwette jenes Badenser Protestanten, welche vor einigen Monaten durch die Blätter ging; diese Wette hatte den Bodenburger Tauffall zum Inhalt; der Protestant hatte die Möglichkeit eines solch diluvialen Strafgesetzes bezweifelt. Die Nachfrage überzeugte ihn von der Existenz des Gesetzes und dessen praktischer Handhabung. Gewiß ist nun für den Fernerstehenden eine bessere Kenntnis der braunschweigischen Gesetzgebung wegen des umfangreichen Materials und der vielen Details ein schwieriges Ding. Aber aufklärende Arbeit muß geleistet werden. Die staatlichen Bestimmungen über die religiöse

*) Enthalten in der Studie „Luther und die Gewissensfreiheit." München 1905. Volksschriftenverlag.



Erziehung der Kinder aus Mischehen, über die Taufen, die Zulassung von katholischen Geistlichen, über Schule und religiösen Unterricht sind zu abnorm und zu schmerzlich zugleich, als daß sie weitesten Kreisen eine terra incognita bleiben dürften.*) Greifen wir heute einmal die Schulfrage heraus; sie ist ja die einschneidendste und ist überdies in den letzten Wochen wieder einmal in ein aktuelles Stadium getreten.

Das Schulgesetz stammt aus dem Jahre 1851, also aus einer Zeit, in welcher in deutschen Landen die Ansichten über Parität und Gewissensfreiheit noch äußerst reformbedürftig waren. Das Katholikengesetz 1902 hat keine wesentlichen Aenderungen gebracht. Nach dem Gesetz hat jede Gemeinde die Verpflichtung, eine evangelisch-lutherische Gemeindeschule zu unterhalten; nur diese evangelischen Schulen haben den Charakter von öffentlichen Schulen. Alle Eltern haben das Recht, ihre eigenen oder unter ihrer Vormundschaft stehenden Kinder in diese Schulen zu senden; evangelischen Eltern wie auch Andersgläubigen, also auch katholischen Eltern steht dieses Recht zu. Auch eine „katholische“ Erziehung gesetzlich katholischer Kinder in diesen evangelischen Gemeindeschulen hält der Staat für durchaus angängig!

Nun existieren aber auch katholische Schulen; diese tragen den Charakter von Privatschulen; die Unterhaltungskosten fallen den Katholiken zur Last. Die Schulen in Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt sind ältere Gründungen aus der Zeit des genannten Anton Ulrich (1708). Die Erlaubnis zur Gründung einer Schule in der Weserstadt Holzminden wurde 1868 gegeben, aber nur unter der Bedingung, daß niemals eine Beihilfe von Staat oder Stadt beansprucht werde. Unter ähnlicher Bedingung erhielt 1877 Harzburg, der weltbekannte Badeort mit der Kanossasäule, die ministerielle Genehmigung zur Gründung einer katholischen Privatschule. Gegenüber Holzminden und Helmstedt behaupten die älteren Schulgründungen Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt eine etwas günstigere Position; bei letzteren leisten Stadt und Staat — dankbar sei es anerkannt — namhafte Zuschüsse. Aber diese Beihilfen sind und bleiben eine Art Almosen und sind von einer vollen und strikten Gerechtigkeit weit entfernt. Es ist daher die finanzielle Lage der Katholiken in Sachen ihrer Privatschulen eine außerordentlich traurige, zumal wenn man bedenkt, daß die Gemeinden durchwegs arm sind, sich in der Hauptsache aus Arbeitern rekrutieren, daß die Lehrergehälter steigen und die Zahl der Schulkinder bedeutend wächst.

Besonders in der Residenz sind die Schulverhältnisse äußerst drückend. Die Zahl der Schulkinder ist dort sehr schnell gestiegen, von 800 im Jahre 1896 auf 1200 im Jahre 1905. Eine Summe von über 300000 Mk. hat für den Grunderwerb und die Schulbauten in ganz Deutschland gesammelt werden müssen, und zwar hauptsächlich in der Zeit, ehe der Staat eine Kirchensteuer genehmigt hatte. Letztere ist jetzt bei den Katholiken etwa fünfmal so hoch wie bei den Protestanten und muß in der Hauptsache für Schulzwecke verwandt werden. Infolge unablässiger Anträge und Petitionen wird den katholischen Schulen der Residenz von seiten des Staates eine jährliche Beihilfe von 7000 Mk. und von seiten der Stadt ein Zuschuß von 25 Mk. für jedes städtische Kind gewährt; aber die finanziellen Opfer bleiben dennoch außerordentlich groß und fast unerschwinglich, zumal mit den Schullasten andere wichtige soziale, kirchliche und caritative Arbeiten konkurieren. Darum hat sich denn seit Jahren die katholische Gemeinde um Uebernahme der Schule an das Ministerium und den Stadtmagistrat gewandt; aber das Ansinnen wurde — abgelehnt.

Ein letzter Versuch wurde vor einigen Wochen — im Monat Mai — unternommen; aber die Stadtverordnetenversammlung lehnte wiederum ab. Die Ablehnung erfolgte mit der Begründung, daß eine rechtliche und sittliche Verpflichtung zur Uebernahme nicht bestehe. Hinsichtlich der ersten Verpflichtung kann man ja zugeben, daß der Stadt durch die Landesgesetze in etwa die Hände gebunden sind; daß aber keine sittliche Verpflichtung bestehen sollte, dazu meinte selbst der Führer der sozialdemokratischen Fraktion des Stadtparlamentes, welche etwa ein Dutzend Mitglieder zählt: man könne einem Mitbürger katholischen Bekenntnisses nicht zumuten, seine Kinder in die evangelisch-lutherische Gemeindeschule zu senden. Derselbe Redner knüpfte allerdings daran die echt sozialdemokratische Forderung und Folgerung, die Gemeindeschulen in konfessionslose Schulen zu verwandeln. Natürlich teilte sein Antrag das Schicksal des katholischen Antrages. Charakteristisch war auch, daß ein besser gesinnter Stadtverordneter die Annahme einer Resolution beantragte, in welcher ausgesprochen wurde, daß die Forderung der Katholiken gerecht sei, daß aber die Uebernahme zurzeit abgelehnt würde, weil die Stadt nach den geltenden Landesgesetzen nur zur Unterhaltung evangelischer Gemeindeschulen verpflichtet sei. Aber auch diese schüchterne Resolution wurde — abgelehnt. Die Katholiken der Residenz sind wieder einmal um eine stille Hoffnung ärmer geworden. Sie müssen versuchen, die drückende finanzielle Belastung weiterhin auszuhalten, um mit Aufrechterhaltung ihrer Schulen dem Katholizismus die Basis seiner Zukunftsexistenz zu sichern. Es ist das eine mühsame Arbeit, zu welcher die ganze Energie und Zähigkeit des niedersächsischen Stammes gehört. Es ist auch ein bitteres Gefühl dabei, wenn sie ständig die prächtigen protestantischen Schulpaläste vor Augen sehen. Gewiß kann die Residenz stolz sein auf ihr Volksschulwesen, aber sie muß auch bedenken, daß die katholischen Steuerzahler Braunschweigs mit demselben Prozentsatz wie die Protestanten die evangelischen Schulen haben mitaufbauen und dieselben jetzt noch mitunterhalten müssen, außerdem noch die großen finanziellen Lasten für ihre Privatschule zu tragen haben. Diese Härte und Ungerechtigkeit wird durch Zuschüsse nicht gehoben; volle Gerechtigkeit wird verlangt und nicht ein Zehntel oder ein Zwanzigstel davon. Gleiche Pflichten, gleiche Rechte!

So die Lage der Katholiken in der Residenz; sie ist trüb genug; in den übrigen vier Städten mit katholischer Privatschule (Wolfenbüttel, Helmstedt, Holzminden und Harzburg) schaut es nicht weniger traurig aus. Und doch ist diese braunschweigische Pentapolis noch „besser“ daran — es gehört schon ein gewisser Humor zu diesem Komparativ — als die übrigen Städte und Ortschaften des Landes. Andere katholische Schulen existieren ja nicht. Neugründungen werden nicht gestattet. 1877 (!) ist zum letztenmal die ministerielle Erlaubnis gegeben; und doch hat sich in diesem Zeitraum die Zahl der Katholiken verdreifacht, aber die Tatsache geht spurlos an der Regierung vorüber. Man beachte auch, daß die letzte Gründungsgenehmigung 1877 noch unter welfischem Regime erteilt wurde; gewiß waren die Katholiken auch unter den Welfen nicht auf Rosen gebettet, aber eine Genehmigung wurde immerhin leichter erteilt als unter dem jetzigen Regime, dessen kalte ablehnende Art von einem welfischen Blatte vor Jahren einmal nicht ungeschickt mit dem Ausdruck „neubraunschweigisch“ bezeichnet wurde. Daß aber die Zulassung von katholischen Privatschulen ein schreiendes Bedürfnis ist, sollen einige Zahlen beweisen, welche wir der „Köln. Volkszeitung“ entnehmen, welche aber eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sind. Man zählt in Jerxheim etwa 40, in Frellstedt 60, in Offleben-Alversdorf 70, Blankenburg 80, Süpplingen 100, in Wolsdorf gar 120 katholische Kinder. Im letztgenannten Orte haben sich die katholischen Einwohner, wie auf dem letzten Katholikentag des Herzogtums in Helmstedt dargelegt wurde, an den Gemeinderat mit der Bitte gewandt, dieser möge sich für die Errichtung einer katholischen Schule verwenden. Der Gemeinderat aber antwortete ablehnend; er machte das Bedenken geltend, daß nach Jahrhunderten die katholische Bevölkerung in Wolsdorf, etwa infolge des in Zukunft vielleicht einmal eintretenden Aufhörens der dortigen Kohlenindustrie wieder verschwunden sein könne. Wir haben in Literatur und Kunst manche interessante und vielfach auch satirische Genrebilder von deutschen Dorfparlamenten kennen gelernt, aber ein Dorfrat, der nach Jahrhunderten rechnet, wenn es sich um Katholiken handelt, ist Ben Akiba zum Trotz sicherlich noch nicht dagewesen. Am schlimmsten aber sind wohl die Katholiken Schöningens betroffen. Seit 1893 haben sie wiederholt Gesuche an das Staatsministerium um Genehmigung einer Privatschule gerichtet, erhielten aber stets ablehnenden Bescheid; auch ein Gesuch an den Regenten des Landes hatte keinen Erfolg. Es „liegt ein Bedürfnis zur Errichtung einer katholischen Privatschule in Schöningen nicht vor.“ So erklärte das Ministerium im Jahre 1898, und es ist seinem Diktum treu geblieben — und 135 katholische Kinder müssen die evangelische Gemeindeschule besuchen. Wo geschieht dergleichen an den Protestanten in Bayern? Wir wären der „Wartburg“ recht dankbar, wenn sie uns ein bayerisches Schöningen ausmachen könnte; sie hat ja sonst recht feinen Spürsinn in braunschweigischen Dingen; schlug sie doch durch den Mund des Dekan Hermann in Heilbronn unlängst einen großen Lärm, daß

---

*) Wir verweisen auf die vorzüglich orientierende Broschüre von Cismontanus, Zur Lage der Katholiken im Herzogtum Braunschweig. Ein Beitrag zur Parität. Hildesheim, L. Steffen 1900, sowie auf unsere periodischen eingehenden Ausführungen in der „Augsb. Postztg.“.

die „Neckarsulmer Ztg." einige irrige Angaben über Braunschweig gemacht; sie mußte sich ob einiger Schiefheit aber von dem in braunschweigischen Verhältnissen ungleich kompetenteren Braunschweiger Zentrumsblatt in wenig Worten eine kühle und treffende Randkritik gefallen lassen.

Eine Aenderung in den bestehenden Schulverhältnissen ist nicht abzusehen. Die genannte Ablehnung in der Stadtverordnetensitzung der Residenz ist ein wenig verheißungsvolles Faktum. Die Regierung scheint am Schulgesetz von 1851 mit echt kleinstaatlicher Zähigkeit und mit echt niedersächsischer Konsequenz festhalten zu wollen. Sie glaubt genug zu tun, wenn sie den Katholiken die Pforten der evangelischen Schulen offen hält; mit Selbstgefühl kann sie auf die Tatsache — für die Katholiken schmerzlich genug — hinweisen, daß 171 katholische Kinder der Residenz die lutherischen Bürgerschulen besuchen. Warum sollen denn nicht auch die übrigen 1250 katholischen Kinder in den evangelischen Gemeindeschulen aufgehen? Wozu überhaupt eine katholische Schule? Auf diese Frage auch eine Antwort. Die katholische Schule ist in den Augen der Regierung ein „*zwar billigenswertes, aber nicht unentbehrliches Institut*". Ein sonderbarer Satz, aber doch recht inhaltsreich! Also einmal „*billigenswert*"! Gewiß ist das Wort hier vom Standpunkte der Kulturtendenz der Volksbildung genommen, und ist somit der Ausdruck — rühmend sei es anerkannt — einer für Schulzwecke recht interessierten und besorgten Regierungsgesinnung, welche die Traditionen großer Pädagogen, die im Lande Braunschweig lebten und starben, eines Joachim Heinrich Campe und Gotthold Ephraim Lessing, sorglich aufrecht zu erhalten bemüht ist. Dann aber das Nachwort: „*aber nicht unentbehrliches Institut!*" Da bricht denn wieder durch der Gedanke des *einseitigen evangelischen Staatskirchentums*, der Gedanke, daß eine solche Schule die Interessen der katholischen Kirche besorgt und eine Schwächung des Protestantismus bedeutet.

So Braunschweig an der Schwelle des 20. Jahrhunderts. So Majorität zu Minorität; so evangelisches zu katholischem Volkstum! So an der Oker — *wie anders an der Isar!* Es werden trübe Bilder, wenn wir von unserer preußischen Grenzwarte Ausschau halten nach den blau-gelben Grenzpfählen; trübe, traurige Kulturbilder; wenig ehrenvoll für ein Land mit so ruhmreichen Traditionen; für uns deutsche Katholiken schmerzlich und hart.

Die Genehmigung eines katholischen Geistlichen für *Blankenburg* hat sich begeben, nachdem wir obige Zeilen niedergeschrieben. Diese „Konzession", die Frucht jahrelanger Bemühungen, rückt die Intoleranz nur noch in helleres Licht. Man lese nur einmal, was die „Kölnische Zeitung" in dieser Hinsicht geschrieben. Es war das ein offenes wahres Wort. Ob es in Braunschweig fruchten wird? Wir möchten es verneinen; wie so manche andere freimütige Aeußerung aus protestantischem Lager, wird es in Braunschweig zu Boden gleiten wie ein verwehtes Blatt.

Noch ein Epilog! Es kommen die Korrekturbogen — und inzwischen hat sich der „*Fall Schöppenstedt*" ereignet. *Wieder eine Ablehnung!* Sie unterstreicht das im Blankenburg-Epilog Gesagte. Doch ein anderes Mal eingehender über „*Schöppenstedt in Braunschweig*"!



Die deutsche Frau und das Duell.

Von

Dr. Ludwig Steinberger, München.

In dem Aufrufe, den im Januar 1902 das Aktionskomitee der damals eben erst gegründeten Deutschen Anti-Duell-Liga erließ, hat sich dasselbe mit der Bitte um Unterstützung seiner Bestrebungen nicht nur an die durch den Duellunfug zunächst in Mitleidenschaft gezogene Männerwelt gewandt, sondern auch — ich zitiere den Wortlaut des erwähnten Aufrufes — „an die edlen deutschen Frauen, die berufen seien, Haus und Herz ihrer Gatten und Brüder zur Pflanzstätte echt deutscher Religiosität und Gesittung zu machen, und den Keim wahrer Gottesfurcht und Zucht in die Herzen ihrer Kinder und Kindeskinder zu legen." Dieser Appell, der schon seinem Wortlaute nach alle diejenigen Elemente des weiblichen Geschlechtes von der Betrachtung ausschließt, die sich durch ihre Moralpraxis oft gerade zu den vorzüglichsten Handlangerinnen des Duellteufels eigenschaften, ist als ein Ausdruck der richtigen Ueberzeugung anzusehen, daß auf dem in Rede stehenden Gebiete unsere deutschen Frauen und Jungfrauen den segensreichsten Einfluß auszuüben in der Lage sind. Die Tatsache, daß er bis jetzt noch nicht eingesetzt wurde, hat nicht etwa ihren Grund darin, daß dieselben in ihrer Mehrzahl Anhängerinnen des Duells wären, sondern in der unter ihnen weitverbreiteten Anschauung, daß die Duellfrage die Frau nichts angehe, sondern ausschließlich vor das Forum des Mannes gehöre, einer Anschauung, die zwar, weil recht wohl erklärlich, keinen Vorwurf verdient, wohl aber einer kleinen Berichtigung bedarf. Dagegen ist es recht wenig erfreulich, wenn im Ballsaal oder sonst in Gesellschaft manche junge Damen mit wahrer Bewunderung zu dem Herrn Kandidaten X. aufschauen, der ihnen von seinen Mensuren und von den „Blutigen", die er dabei ausgeteilt bzw. bekommen hat, so recht anschaulich erzählt und durch sein mehr oder minder einer Karbonade gleichendes Antlitz seiner Berichterstattung erhöhte Glaubwürdigkeit verleiht. Da „amüsiert" man sich natürlich besser, als wenn so ein Schulfuchs daherkommt und einen mit langweiligen Diskursen über Literatur, Kunst und ähnliches zu unterhalten sucht! Hat man auch ein wenig Phantasie daneben, so stellt man sich den streitbaren Herrn Kandidaten X. lebhaft als einen jener edlen mittelalterlichen Ritter vor, welche in klirrender Eisenrüstung, mit wallendem Helmbusch und natürlich mit offenem Visier — denn woher sollte sonst der Herr Kandidat, pardon Ritter X. die „Blutigen" in seinem Gesicht haben, auf die er so stolz ist — zum Tjost oder Buhurt stürmten. Den Kranz, der in jener Zeit dem Sieger im Turnei von zarter Hand gespendet wurde, müssen allerdings hier die Lobsprüche ersetzen, die unser Herr Ritter von seinen Tänzerinnen oder Tischnachbarinnen erhält. Tempora mutantur! Aber ich fürchte, den betreffenden Damen würde der Held, wenn sie ihn eingeschnürt in die spanischen Stiefel des Paukkomments auf der Mensur stehen sähen, nicht mehr als das Abbild eines Ritters *im allgemeinen*, sondern als dasjenige eines *ganz bestimmten* ebenfalls spanischen Ritters erscheinen, jenes Ritters, der den weltberühmten Strauß mit den Windmühlen ausfocht.[1]) Und dann — wie schade! — hat ein deutscher Gelehrter mit unbarmherziger Hand den schönen Wahn zerstört, daß das Duell auf dem Boden des mittelalterlichen deutschen Rittertums erwachsen sei.[2]) Einerlei; es bleibt doch auf jeden Fall „anregend" und „spannend" zu hören, wie wenigstens die *modernen* Ritter — oft nicht vom Geist — sich gegenseitig die Köpfe verklopfen, gleichviel was die Folgen sind! Nun, vielen der besagten Ritter könnte es nur angenehm sein, diese Gesinnungsgenossinnen der unreifen Hilde in Ibsens „Frau vom Meer", die den Zustand eines Todeskandidaten auch „so spannend" findet, auf Bällen und in Salons recht zahlreich zu treffen; denn da haben sie ja die prächtigste Gelegenheit, etwaige Mängel an literarischer und ästhetischer Bildung durch die Erzählung der auf dem Fechtboden vollbrachten Heldentaten — gewiß etwas viel Schöneres, besonders wenn die Rede auf die Nadeln, Knochensplitter und dergleichen kommt — zu verdecken. Doch Gott sei Lob und Dank steht, wie wir wohl annehmen dürfen, die Sache noch so, daß die oberflächlichen Gemüter, wie sie geschildert wurden, nur einen verschwindend kleinen Bruchteil der deutschen Frauenwelt ausmachen, der aber immerhin stark genug ist, dem Duellwesen einen gewissen Rückhalt zu bieten. Denn gar mancher junge Herr würde Schläger, Säbel und Pistole schön in Ruhe lassen, wenn er nicht wüßte, daß der Affe wahrer Ritterlichkeit — das Duell — zuweilen von zarten Händen gestreichelt und geliebkost wird, oder wenn er sich nicht vielleicht gar mit der kühnen Hoffnung trüge, auf diesem Wege ein weibliches Herz auf die Dauer zu erobern, einer Hoffnung, die allerdings nur äußerst selten in Erfüllung gehen dürfte, da ja auch das Interesse solcher wenig tiefgründiger Damen für den Duellanten *an sich* wohl kaum ein anderes sein wird als dasjenige, welches man gemeiniglich einem vorher recht grimmen, nun aber glücklich gezähmten Löwen oder Bären entgegenbringt.

Noch schlimmer und tief betrübend für denjenigen, der von den Aufgaben unserer Frauen und Mädchen den hohen, idealen Begriff Schillers[3]) hat, ist die Tatsache, daß es nicht nur Damen

---

[1]) Vgl. Georg v. Below, „Das Duell und der germanische Ehrbegriff," Kassel 1896, S. 30 und 36 ff.

[2]) Georg v. Below (jetzt Professor der Geschichte an der Universität Tübingen) in seinen beiden Schriften „Das Duell und der germanische Ehrbegriff" und „Das Duell in Deutschland", Kassel 1896.

[3]) „Würde der Frauen."

gibt, welche das Duell verteidigen — wäre es auch nur deshalb, weil ein Bruder oder ein Vetter oder sonst ein Verwandter einer schlagenden Couleur oder dem unter den staatlichen Duellzwang gebeugten Offiziersstand angehört — sondern auch solche, welche für Menschen schwärmen, die einen Gegner im Duell getötet haben.[1]) Ich kann mir kaum einen schrofferen Gegensatz zu dem echten weiblichen Empfinden denken, das schon von Natur aus der geschworene Feind von allem ist, was irgend einen Zug von roher Brutalität an sich trägt, und dessen Regungen auch die verblendetste Duellschwärmerin nie wird ganz unterdrücken können, so sehr sie sich auch bemühen mag, in diesem Punkte die Virago zu spielen. Würde sie z. B. bereit sein, die Konsequenzen ihrer Theorie in der Praxis zu ziehen, wenn sie in die Lage käme, einem Manne die Hand zum Lebensbund reichen zu sollen, der mit dem Kainszeichen eines Duell**mordes** — um Se. Exzellenz Herrn Generalleutnant von Boguslawski[2]) nicht allzusehr in Harnisch zu bringen, wollen wir lieber sagen: eines **privilegierten** Mordes — gebrandmarkt ist? Ich glaube nicht! **Hier** wird wohl unter **allen** Umständen und in **allen** Fällen folgender Ausspruch eines der Hauptträger der Antiduellbewegung seine Geltung behalten: „Die **wirklich** rein und keusch empfindende Jungfrau würde sich aufbäumen gegen die Vereinigung mit solchem Kämpfer für seine Ehre!“[3])

Es gibt aber außer der natürlichen Anlage noch andere Faktoren, welche gerade die edle Frau und Jungfrau zur absoluten Gegnerin des Duells machen müssen und machen. Da ist zunächst das **religiöse** Gefühl, das — wie wir Männer leider zu unserer Schande gestehen müssen — bei dem weiblichen Geschlechte eine viel eifrigere Pflege als bei uns findet, welches in der Regel in ihrem Herzen für die Duellschwärmerei keinen Raum läßt, wenn es freilich auch auf der anderen Seite nicht an Damen fehlt, die ebenso wie manche Herren im Widerspruch mit den Lehren des positiven Christentums Religiosität und Duellstandpunkt für vereinbar halten. — Zu jenen Faktoren gehört weiterhin die **Liebe**. Wie ich dies meine, wird man verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie oft schon der barbarische Brauch des Duells den Vater der Tochter ebenso gut wie dem Sohne, den Sohn der Mutter ebenso gut wie dem Vater, der Schwester den Bruder, den Verlobten der Braut, der Gattin den Gatten entrissen hat. Zur Beleuchtung dieser traurigen Wahrheit sei hier nur auf die Insterburger Tragödie des Jahres 1901[4]) hingewiesen, deren Schlußbild uns nicht bloß den gebeugten alten Vater, sondern auch die jammernde Braut am Grabe des dem grausamen staatlichen Duellzwang zum Opfer gefallenen Leutnants Blaskowitz zeigt. Die Vermutung, welche einer der neuesten literarischen Wortführer der Antiduellbewegung hinsichtlich der Braut des unglücklichen Offiziers an den traurigen Fall knüpft[5]), vermag ich nicht zu unterschreiben. Derselbe sagt nämlich: „Konnte Blaskowitz aus seinen Anschauungen (wohl besser gesagt: aus den Banden des ihn und alle Offiziere einengenden staatlichen Duellzwanges) so urplötzlich heraus? Und wenn er wirklich die Kraft und den Mut besessen hätte, sich rücksichtslos von ihnen frei zu machen, mußte er sich da nicht die zweifelhafte Frage vorlegen, ob ihn wohl noch seine Braut auch fernerhin so lieben, vor allem so achten würde, wie bisher? Ich trete der Dame, deren Schmerz sicher ebenso echt wie ihre Liebe gewesen ist, sicher nicht zu nahe, wenn ich behaupte, daß die Gefühle in ihrer Brust für den abgedankten Leutnant nicht dieselben gewesen sein würden, wie sie es für den aktiven Leutnant gewesen sind. Denn das ist gewiß, die junge, verwöhnte Dame hätte auf den Dorfschulmeister oder Kommis Blaskowitz nie ihre Aufmerksamkeit gelenkt. Sie, die Tochter eines reichen Großkaufmannes, wollte einen Mann von Stand, Rang und Ansehen haben. Sie lernte den Leutnant Blaskowitz kennen und dann erst lieben.“ Es wäre wirklich tieftraurig, wenn die Sache so stünde. Nein, ein **echtes** weibliches Gemüt wird im Gegenteil einen Mann um so höher achten, der, gewappnet mit der Kraft und dem Mute der **Ueberzeugung** — des Heiligsten, was der Mann überhaupt besitzt — ein zwar privilegiertes, aber deswegen um kein Haar minder verwerfliches Vorurteil ohne Rücksicht auf die Folgen über Bord wirft.

[1]) Below, „Das Duell in Deutschland,“ S. 62.

[2]) Boguslawski entrüstet sich in seiner Schrift „Die Ehre und das Duell“ (Berlin 1896) S. 70, 73, 74, 80 höchlich über diejenigen, welche das Duell mit Mord und Totschlag auf eine Stufe stellen.

[3]) C. von Rüts, „Die Duellgegnerschaft“ (Berlin 1902), S. 21.

[4]) Eine ausführliche Darstellung derselben siehe bei Curt Müller, „Moloch Ehre“ (Freiburg i. Br. und Leipzig 1903) S. 15 ff.

[5]) Curt Müller, „Moloch Ehre“ S. 18.

Endlich dürfte es noch ein Motiv geben, welches jede edeldenkende Frau und Jungfrau zur nachdrücklichsten Verurteilung und Befehdung des Duellunwesens veranlassen sollte. Gar oft, wenn wieder einmal eine schwere Duellaffäre von sich reden macht und wenn man sich nach dem Grunde des Zweikampfes erkundigt, wird einem mit Achselzucken geantwortet: „Cherchez la femme!“ In solchen Fällen handelt es sich um jene unwürdigen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes, welche ich oben als die vorzüglichsten Handlangerinnen des Duellteufels bezeichnet habe. Die Berechtigung dieses allerdings wenig ehrenvollen Titels wird wohl jedem einleuchten, welcher sich z. B. an die Ehetragödie von Springe[1]) erinnert, deren letzter Akt — das Pistolenduell zwischen Bennigsen und Falkenhagen (Januar 1902) — dem betrogenen Ehemann den Tod von der Hand des Buhlen seiner Gattin brachte. Welch schöne Aufgabe für die edlen Elemente unserer Damenwelt, das Unheil, das derartige Zerrbilder wahrer deutscher Weiblichkeit durch ihr unverantwortliches Betragen verschulden, durch energische Beteiligung am Kampfe gegen das Duell aufzuwiegen!

Die Wege zur Lösung dieser Aufgabe — einer Kulturaufgabe im wahrsten Sinne des Wortes — sind verschiedene. Mögen unsere deutschen Frauen und Jungfrauen in erster Linie den Duell- und Mensurhelden, welche mit der Erzählung ihrer Ruhmestaten Lobsprüche aus schönem Munde einzuernten hoffen, nicht mehr — wie bisher so manchesmal — ihr **Wohlgefallen**, sondern ihr entschiedenes **Mißfallen** — und zwar in **kräftiger Weise** — zu erkennen geben! Mögen sie ferner nicht bloß auf ihre Väter, Brüder, Gatten und Söhne im Sinne der anti-duellistischen Idee einwirken, sondern auch selbst dem Beispiel ihrer Geschlechtsgenossinnen in Galizien folgen, welche unter der Leitung der Fürstin Czartoryska eine **Damenliga** gegen das Duell ins Leben gerufen haben. Es wird ihnen dabei gewiß nicht an Führerinnen fehlen, welche ebensowenig wie die edle Baronin Berta von Suttner, deren Bestrebungen trotz ihrer leider Gottes sehr geringen Aussichten auf Verwirklichung jedenfalls die rückhaltlose Anerkennung eines jeden Menschenfreundes verdienen, durch den wohlfeilen Spott gewissenloser Witzlinge sich werden beirren lassen, denen es ja doch im Grunde nur darum zu tun ist, die Lacher auf ihrer Seite zu haben. So möge auch hier der Dichter Recht behalten, wenn er sagt:

„Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an!“

[1]) Vgl. darüber Curt Müller, „Moloch Ehre“ S. 21 ff.



Sommermittag im Walde.

Schweigend umfängt mich, o Wald, dein grünes, dämmerndes Dunkel,
Weckend im tiefsten Gemüt Saiten der Wehmut zum Klang.
Innige Andacht durchdringt meine Seele mit wonnigem Schauer,
Feierlich tönt der Choral rauschender Wipfel im Kreis.
Welch ein gewaltiger Bau voll himmelanstrebender Säulen,
Welch ein Gewölbe voll Pracht, wie sie kein Künstler ersann!
Arabesken, leuchtend im Schmucke der reichsten Vergoldung,
Zierlich geschwungen und fein glänzen auf bläulichem Grund,
Leuchtende Kreise glüh'n auf dem dunklen Teppich des Mooses,
Wo durch das schwankende Laub zittert der goldene Strahl,
Flüsternd die Blumen sich neigen vorm Hauch des göttlichen Odems,
Würzigen Duftes Arom schmeichelnd die Sinne umwallt.
Klar, wie ein leuchtendes Auge, bewimpert von düsteren Tannen,
Schlummert in felsiger Kluft ruhig der träumende See.
Aufwärts nun führt mich der Pfad zur steilen, felsigen Höhe,
Dort aus verwirrtem Gestrüpp ragt die zerfallene Burg.
Leuchtend wölbt sich, ein lichter Kristall, die Kuppel des Himmels,
Gießend auf Wälder und Flur Ströme von silbernem Glanz.
Schweigend ruht nun der Wald in des Mittags drückender Schwüle,
Ferne wie blaues Gewölk zieh'n sich die Alpen dahin,
Unter mir zittert und glüht ein zartgewobener Schleier,
Ueber mir leuchtet und flammt strahlend die Sonne herab.
Ahnungsvoll schauert die Seele und fühlt das verborgene Sehnen,
Das in der stummen Natur ringt nach Erlösung und Licht. —

Köln. Joh. Stader.

Eine Wallfahrt.

Skizze von Christoph Flaskamp, Münster i. W.

Ein Wallfahrtsort in der Jubelfeieroktav zu Ehren des Gnadenbildes, der schmerzhaften Mutter: Triumphbögen an allen Stadttoren, kranzumwunden, mit Willkommgrüßen und erbaulichen Sprüchen behangen, von bunten Papierfähnchen umflattert!

Und so in der ganzen Stadt: Girlanden quer von Haus zu Haus hoch in den Straßen, Kränze und fromme Inschriften an allen Fronten, Bäume und Sträucher, bunt von Blumen und Fähnchen, die Trottoirs entlang und Blumenstreu auf holprigem Pflaster.

Und die sonst so dorfstillen Straßen drängend voll von Fremden, von Wallfahrern, die weither herbeiströmten, Frauen in alten ländlichen Trachten, mit bunten Seidenröcken und gemusterten Schürzen, golddurchwirkten Hauben mit bunten Seidenbändern oder farbigen Kopftüchern, große goldene Kreuze am Halse vorn auf der Brust, große goldene Ringe an den Ohrläppchen; auch die Männer trugen vielfach kleine runde Ringe an den Ohren. Und dann die alten plumpen Fischbeinschirme, die aussahen wie unten zugebundene pluddrige Hosenbeine, und die großkörnigen klappernden Rosenkränze, die unförmigen gold- oder silberbeschlagenen Gebetbücher und die übervollen dickbäuchigen schwarzen Handköfferchen oder die quadratmetergroßen roten Taschentücher, in denen das Reisegepäck zusammengeknüpft war.

Und Jungfrauen in weißen Gewändern und Kränze auf dem Haargeknote, die auf ihren Schultern die Muttergottesstatue ihres Dorfes hergetragen hatten und deren Engelkleider zu ihrem robusten Körperbau, ihrem schweren plumpen Gang und zu ihren harten eckigen Gesichtern sich seltsam genug ausnahmen.

Und bei allen bestaubte Schuhe, bestaubte Kleider und bestaubte, von Schweißfurchen durchzogene Gesichter; nur die hitzegrauen Augen flammten in Begeisterung.

So strömte es in den Straßen hin und her, von und zur Gnadenkirche, unaufhörlich auf und ab.

Auf den Hauptstraßen vor jedem Haus stand eine Verkaufsbude: Devotionalien, Wallfahrtsandenken, Früchte, Backwerk, wie auf einem Jahrmarkt, und jedes Haus war ein Gasthof, Restaurant oder Kaffeeausschank.

Wir beide waren derweilen nach einem starken Morgenkaffee nach draußen gewandert um den Stadtwall, müde des neuartigen Schauspiels und des Stoßens und Staubens unter der ameisenkrabbligen Menge; wir fanden Stille und Kühle in einem großen Gasthofgarten mit hohen schattenden Bäumen und frisch gewässerten Blumen- und Rasenbeeten.

Weißt du noch, Geliebte?

Wir waren nicht aus Andacht und nach Wundern hergekommen, uns hatte nur die Neugier und die Schaulust, unser Amüsement hergelockt.

Und doch lag nun auch über uns etwas von all dem Feiergefühl, von all der Andacht und weihevollen Stimmung, die in den Straßen und Kapellen und in der Gnadenkirche nach oben zitterte wie Weihrauchduft aus den heißen Opferschalen der betenden und lobpreisenden Herzen; nur kam uns die Stimmung nicht aus der eigenen Brust, sondern lagerte außen um und über uns, zwar nicht wie etwas Schweres, Drückendes, aber wie etwas Fremdes, Unverwandtes, das keinen Teil an uns haben konnte.

Und wir sehnten uns nach Vergnügen und gedachten wieder fröhlich zu sein; wir versuchten gegenseitig den fremden Einfluß zu bannen und uns aufzuheitern, aber schon nach einigen Worten hörten wir immer wieder auf, — Glocken klangen, Gesang schallte herüber — bis wir anfingen uns verlegen zu fühlen, da jedes den Versuch des andern und sein stetes Mißlingen merkte. So wurden wir still und verschlossen unsere Herzen; und wenn wir uns mal anblickten, sah jedes den dunklen Schatten der Einsamkeit um die Augen des andern liegen.

So saßen wir noch eine Weile vor geleerten Gläsern und standen dann beide plötzlich auf, ohne eigentlich zu wissen, weshalb.

Die Stille war zu klaffend geworden, und wir mußten uns vergewissern, ob wir beide noch beisammen seien. Mir war es gewesen, als sei von Sekunde zu Sekunde ein größerer Raum zwischen uns entstanden, ich fühlte mich immer weiter entfernt, und dann hatte ich für einen Augenblick überhaupt vergessen, daß du mit da warst und mir gegenübersaßest. Da war ich denn aufgesprungen und auch du, als hättest du die gleiche oder eine ähnliche Empfindung gehabt.

Wir gingen langsam ohne Ziel weiter und kamen an eine Kapelle, die wir noch nicht gesehen hatten: die Jungfrau mit dem Jesuskinde im Glanz der Kerzen und Kränze. Und davor zwei alte schwätzende Wallfahrerinnen, die auf der Kniebank saßen und ihr mitgebrachtes Butterbrot auspackten.

Wir blieben sinnend und betrachtend stehen, du legtest deine Hand auf meine Schulter.

Wie köstlich du dann im Weiterwandern den Humor dieses Bildes mit den beiden übers ganze Gesicht hin seligen und gutmütigen idyllischen Alten empfandest!

Nun waren wir schon draußen vor der Stadt bei den ersten Gärten und verwunderten uns kaum darüber, etwas weiter an einem schmalen Fahrwege wieder eine Kapelle zu erblicken.

Hier war es ganz lärmstill; wir hörten nur wie weit, weit her das Getreibe in den Straßen, sonst nichts als ein dünnes Piepsen der Vögel in den Hecken, das Knarren eines Schiebkarrens und fern vorm Walde das Rollen eines Zuges und sahen den weißen Rauch ins Blaudunkel des Laubes sich verkriechen.

Das schwarze Gittertor der Kapelle stand weit auf, die beiden Flügel nach innen an die Wände gelegt: hohe bemalte Wände, ein schwungvoller Gewölbehimmel, marienblau mit goldnen Sternen, hohe bunte Fenster, durch deren Scheiben und Scheibchen die Sonne mit farbigem Strahlenpinsel bunte Fleckchen und Streifen auf Wand und Boden malte; sonst keine Bank, kein Bild, keine Statue — nur querdurch, etwa in der Mitte der Kapelle, vom Gewölbe herab bis auf die Bodenplatten ein grünlichdunkler Vorhang.

Niemand außer uns war in der Nähe.

Dahinter mußte wohl etwas ganz Geheimnisvolles, wunderbar Schönes verborgen gehalten werden.

Und doch zögerte ich sogar in den einladenden sonnevollen Vorraum einzutreten und den Vorhang zu berühren — und als ich schließlich mit den Fingerspitzen den Saum faßte, hatte ich das Gefühl so besonderer Gnade und Ueberraschung, daß ich ihn nur leise ein wenig hob: und wie versteint stand ich und starrte — auf eine schwarz verhangene Leichenbahre im grauen Dunkel des fenstervermauerten Kapellenchors, und auf dem schwarzen Tuche, wie Schlangen geringelt, lagen zwei graue Grabseile — —

Und du, Geliebte, standest hinter mir und warst mit einem leisen Aufschrei schon draußen, als ich den Vorhang zurückfallen ließ und dir nachging.

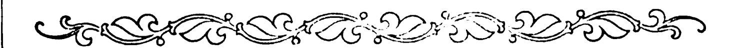
Erinnerst du dich noch?

Ich weiß, daß ich in diesem Augenblicke zum ersten Male ernstlich vor dem Tode erschrak, als hätte ich in sein leibhaftig grinsendes Gesicht gesehen, wieviel ich auch nachher darüber hinwegsprach.

Und ich weiß auch, Geliebte, daß nachher, als ich zum Fluß hinuntergegangen bin zur Badeanstalt und du allein warst, du da nochmals in der Kirche gewesen bist, und daß du, wie ich, plötzlich den wahren Sinn des ganzen Schauspiels dieser Wallfahrer, dieses wirre Gedränge, dieses Hasten, Gehen und Kommen, diese langen Züge von weither aus fremder Gegend, dieses Beten, Singen, Knieen und Verdemütigen verstanden hattest.

Und so hast du mich, dem erfrischt vom Bade die Laune wieder aufgestiegen war, den ganzen Abend immer noch angeschaut mit großen, stillen, bangen Augen. — —

Nun war es doch eine Wallfahrt geworden.



Bühnen- und Musikrundschau.

Im Prinzregententheater in München hat am 7. August die diesjährige Wagnersaison unter recht günstigen Auspizien ihren Anfang genommen. Daß in diesem Jahre die Konkurrenz von Bayreuth fortfällt und München der Schauplatz allerhand sportlicher und gewerblicher Versammlungen ist, hat natürlich auch auf das Wagnertheater seine Rückwirkung. Dazu kommt noch, daß Ernst von Possart die Spiele zum letztenmal leitet. Zu kritischen Betrachtungen geben die Aufführungen kaum einen besonderen Anlaß. Wir hatten bisher die Meistersinger, das Rheingold und die Walküre. Mottl ist fast ausschließlich Dirigent, und hinsichtlich der Besetzung macht sich das lobenswerte Bestreben geltend, möglichst mit heimischen Kräften auszukommen. Aber auch die Gäste: Reiß (London), Lohfing (Hamburg), Plaichinger und Kraus (Berlin) u. a. sind bereits

in München gut eingeführt. Neu war bisher nur Herr Holzapfel (Breslau) als Froh. Das Publikum setzt sich zum größeren Teil aus Fremden zusammen. Franzosen, Engländer und Amerikaner wiegen vor. Das Blatt, das in München alles am besten weiß, bestätigt, daß München selbst — begreiflicherweise — nur ganz schwach vertreten ist, und daß die früher bemerkbaren Erscheinungen aus der Künstler- und Literatenwelt gänzlich fehlen; kein übles Symptom für den Charakter, den die Festspiele langsam anzunehmen beginnen.

Im Münchener Kgl. Residenztheater gab es eine Hundstagspremière: Die Komödie „Die kleine Residenz" von Aloys Wohlmuth. Es ist ein satirisch gehaltenes Bild aus dem Getriebe einer „geadelten" Kleinstadt; durch Lug und Trug, Klatsch und Verleumdung wird die Existenz eines braven Mannes untergraben und er um Brot und Ehre gebracht. Wohlmuth weiß sehr bühnenwirksam und unterhaltend zu schreiben, so daß man darüber vergißt, daß die Farbe vielleicht ein wenig zu stark aufgetragen ist. Das Stück wurde prächtig und lebhaft gespielt und fand bei dem kleinen Publikum viel Interesse und herzlichen, anhaltenden Beifall.

Nürnberger Stadttheater. Mit vollen Segeln — oder sollte es nur ein voller Mund sein? — scheint das am 1. September zu eröffnende neue Stadttheater in Nürnberg ins Zeug gehen zu wollen. Direktor Richard Balder kündigt als Opernnovitäten an, außer Verdis „Falstaff": „Bruder Lustig" von Siegfried Wagner, „Salome" von Richard Strauß und „Der Moloch" von Max Schillings — zumeist also Werke, von denen wir bis heute nur wissen, daß sie geschrieben werden sollen, und die doch eher Blender nach außen sind, als daß sie den angemessenen Bedürfnissen Nürnbergs entsprechen.

München. Hermann Teibler.



Kleine Rundschau.

Der Erzbischof von München-Freising, Dr. Franz Joseph von Stein, feierte am 10. August in aller Stille sein goldenes Priesterjubiläum. Geboren zu Amorbach in Unterfranken am 4. April 1832, empfing Stein am 10. August 1855 durch den damaligen Bischof von Würzburg, Georg Anton von Stahl, die Priesterweihe. Nach zehnjähriger Tätigkeit in der Land- und Stadtseelsorge und als Religionslehrer begann er im November 1865 in Würzburg als außerordentlicher Professor seine Vorlesungen. 1871 zum ordentlichen Professor der Moral- und Pastoraltheologie ernannt, entfaltete er neben seiner Wirksamkeit als Lehrer eine reiche schriftstellerische Tätigkeit. Nach dem 1875 erfolgten Tode Bischof Reismanns blieb der Würzburger Bischofsstuhl drei Jahre lang unbesetzt. Endlich wurde Professor Dr. Stein am 19. Oktober 1878 von König Ludwig II zum Bischof von Würzburg nominiert, am 28. Februar 1879 von Leo XIII. präkonisiert und am 18. Mai desselben Jahres im Dom zu Würzburg zum Bischof geweiht und inthronisiert. Unter großer Freude seiner früheren und jetzigen Diözesanen feierte Erzbischof Stein im vorigen Jahre sein 25jähriges Bischofsjubiläum. In die erste bayerische Kammer berufen, nahm der Bischof von Würzburg in den Jahren 1894 bis 1896 wiederholt die Gelegenheit wahr, die Sache der konfessionellen Volksschule und der katholischen Wissenschaft zu verteidigen. Dabei widmet er seine ganze Kraft der Verwaltung der ausgedehnten Diözese. Die 19jährige Tätigkeit Steins als Bischof von Würzburg war eine durchgreifende und höchst segensreiche. Am 24. Dezember 1897 wurde Dr. Stein durch den Prinz-Regenten zum Erzbischof von München-Freising ernannt und durch päpstliches Breve am 12. Februar 1898 präkonisiert. Von Nuntius Lorenzelli am 17. April 1898 mit dem Pallium bekleidet, nahm er am 18. April Besitz von der Münchener Kathedrale und zog am 24. Juni in feierlicher Prozession in den Dom von Freising ein. Schon im nächsten Jahre präsidierte der neue Metropolit der Versammlung des bayerischen Episkopates in Freising, und einige Jahre später in Eichstätt. Wie als akademischer Lehrer so war v. Stein als Bischof unermüdlich tätig. Der Erziehung des Klerus widmete er seine besondere Aufmerksamkeit, die namentlich in der Einsetzung einer Seminarkommission und in der Erweiterung des Freisinger Priesterseminars sich zeigte. Das katholische Volk mahnte er zur Mäßigkeit, zu deren Pflege er die St. Johannisbruderschaft einführte. Wiederholt warnte er auch vor der schlechten Presse und vor der Verführung zum Abfall. Für die katholischen Vereine, in denen er so manch herrliches Wort gesprochen, bewies er stets großes Interesse. Am 7. Juli 1901 führte er die erste Aebtissin (seit der Säkularisation) in das von Tassilo III. gegründete Nonnenkloster auf der Chiemsee-Insel ein. Auch Kloster Ettal wurde wieder neu belebt. Volksmissionen fanden rege Förderung. So ist die Tätigkeit des Münchener Erzbischofes auf kirchlichem und caritativem Gebiete stets eine sehr rege gewesen.

Bad Orb im Spessart.

Bei den enorm gesteigerten Ansprüchen an die psychische und physische Leistungsfähigkeit des modernen Menschen und dem infolgedessen immer häufigeren Auftreten von Herzerkrankungen ist es erklärlich, daß sich das allgemeine Interesse in erhöhtem Maße den Herzheilbädern mit ihrer erfrischenden und heilenden Kraft zuwendet. Sind auch durch allzu optimistische Anpreisungen und Versprechungen nicht nur bei Laien, sondern auch bei Aerzten vielfach übertriebene Hoffnungen erweckt worden, so daß es nicht wundernehmen konnte, daß zahlreiche Gegner sich erhoben, so kann doch heute, nachdem man das Gebiet ihrer Wirksamkeit genauer umschrieben hat, kaum noch geleugnet werden, daß in den Kohlensäure-Solbädern ein hervorragender Heilfaktor für Erkrankungen des Herzens gegeben ist.

Zu den Bädern, welche vermöge der Zusammensetzung ihrer Quellen, ihrer Einrichtungen, ihrer Lage und örtlichen Verhältnisse für die Behandlung von Herzkrankheiten sich eignen, darf sich wohl in erster Linie Orb rechnen. Schon im Jahre 1852 schrieb Professor Virchow nach seiner Bereisung des Spessart: „Von besonderem Interesse sind die in neuerer Zeit auch ärztlich angewandten Quellen von Orb, welche mit einem hohen Kohlensäuregehalt aus der Erde hervorsprudeln. Die Analysen haben ergeben, daß die Orber Quellen denen von Kissingen im Kohlensäuregehalt vollständig gleichstehen." — Aber es bedurfte einer langen Reihe von Jahren, ehe das herrlich im Spessart gelegene Orb mit seinen vorzüglichen Heilquellen und seiner hübschen, gesunden Lage sich einen angemessenen Platz in der Reihe der Solbäder eroberte. Eine Frequenzzunahme an Badegästen, wie Orb sie in den letzten zehn Jahren alljährlich erfahren hat, dürfte indessen wohl wenigen Badeorten zuteil geworden sein. Und dieses rasche Emporblühen verdankt das Bad nicht etwa der Sonne fürstlicher Gunst, denn die hat über Orb nie mit besonderer Wärme geleuchtet; auch nicht der Anwendung von Mitteln, über deren oft recht zweifelhafte Güte man bei ihrer großen Anziehungskraft schon gern hinwegsieht; sondern der Vorzüglichkeit seiner Quellen und seiner gesunden Lage, wobei freilich auch die hervorragende Tüchtigkeit seiner Aerzte in Anschlag zu bringen ist, die, durch langjährige Erfahrung in Anwendung der Heilquellen bei Gicht, Rheumatismus, Herz- und Nervenleiden, Erkrankungen der Blutgefäße rc. unterstützt, auch da noch oft geradezu großartige Erfolge erzielten, wo die Hoffnung auf Geheiltwerden fast aufgegeben war.

Wie gelangt man denn nach Orb? wird mancher Leser fragen. Nun, das ist leicht gesagt: will man mit der Eisenbahn fahren, so gibt es nur einen Weg dahin, das ist die direkte Strecke Berlin—Frankfurt a. M. Kommt man vom Norden her, so führt der Weg durch die schönsten, sagenreichsten Partien unseres lieben deutschen Vaterlandes, der „Saale hellem Strande" entlang, vorüber an der Rudelsburg, an Eisenach mit seiner herrlichen Wartburg — wohl eine der prächtigsten romanischen Profanbauten; an Hersfeld mit den Ruinen seiner alten, berühmten Abtei, die leider, wie so manches andere ehrwürdige Denkmal frühchristlicher Zeit, von den Franzosen verwüstet wurde; an Fulda, in dessen herrlichem Dom die Gebeine des Apostels der Deutschen, des hl. Bonifatius, ruhen. Nachdem wir bei Elm die Wasserscheide überschritten haben, grüßt uns von seiner Berglehne herab das alte romantische Gelnhausen mit den malerischen Ruinen seiner von Friedrich Barbarossa erbauten und von ihm und seinen Nachfolgern oft bewohnten Burg. In Wächtersbach verlassen wir den Eilzug und in wenigen Minuten bringt uns die Orber Kleinbahn nach Bad Orb, wo wir, je nach unseren Ansprüchen, in dem großen, vor etwa fünf Jahren neu erbauten, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Kurhause und in einer Reihe guter Hotels oder in dem von Vinzentinerinnen geleiteten Kurhause St. Elisabeth, oder auch in einer der vielen Privatpensionen bald ein angenehmes, gemütliches Heim finden. Besondere Erwähnung verdient die im Jahre gegen 1200 Kinder verpflegende Kinderheilanstalt.

C. zur Haide.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a.
Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 35. München, 27. August 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Zur Frage der Vereinigung der russischen Kirche mit Rom.

Von

Eugen Buchholz-Wormditt (Ostpreußen).

I.

Ueber Rußland lagert eine unheildräuende Atmosphäre. Die Wirren im Innern und Aeußern haben den mächtigen Koloß an den Abgrund geführt. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so hat das letzte Stündlein des Zarismus geschlagen.

Die Nemesis der Geschichte spricht wieder einmal eindringlich und überallhin vernehmbar: Die größte Macht der Welt hat auf die Dauer keinen Bestand. Alles auf der Erde ist eitel, nur die Sonne der Wahrheit, mag sie auch zeitweise getrübt und verdunkelt erscheinen, ist unvergänglich.

Die an Polen und Uniten, an Sektierern und Juden, an edlen Söhnen des Vaterlandes verübten Greuel haben zum Himmel um Rache geschrien. Die Stunde der grausamen Vergeltung schlägt in einer Zeit, in der wirkliche Reformen, die durch die gebieterische Notwendigkeit gleichsam abgetrotzt worden, die Morgenröte einer besseren Zukunft anzukündigen scheinen.

Zu spät! Zu spät kommen die Gewährung der Religionsfreiheit, einer Volksvertretung. Die Knechtschaft hat in dem finstern Lande einen fanatischen Anarchismus gezüchtet, wie er in anderen kalten Ländern kaum möglich erscheint. Die Sünde macht den einzelnen Menschen wie die Völker unglücklich. Blut und Gewalt vermögen auf die Dauer kein Staatswesen zusammenzuhalten. Ein heidnisches vaterlandsliebendes Volk wird zur **Gottesgeißel** für ein christliches Weltreich, das ärger als die Heiden gegen die Kirche Christi gewütet hat.

Die Fäulnis des Staatswesens bleibt natürlich nicht ohne Rückwirkung auf die **russische Staatskirche** und umgekehrt. Zur Magd des absolutistischen Staates erniedrigt, vermag es die geknebelte russische Kirche nicht, Volk und Land zu beglücken. Eine eindringliche Warnung an die Schwärmer für nationale Kirchen! **Peter der Große** hat die russische Kirche ihrer Freiheit beraubt, indem er die Patriarchenwürde abschaffte, 1721 die hl. Synode und damit das Uebergewicht der Staatsgewalt und des Laienelements einführte. „... Dem wieder einen Patriarchen verlangenden Volke erklärte Peter: „Euer Patriarch bin **ich**!" ... Im Gesetze heißt es ausdrücklich: In der kirchlichen Verwaltung wirkt die **selbstherrliche Gewalt** vermittelst des von **ihr** gegründeten Synods. Seit dieser Zeit ist der Zar das eigentliche **Oberhaupt** der russischen Kirche ..." (Hist.-pol. Blätter Heft 2).

„Peter der Große bearbeitete nach einem Ausspruche König Friedrichs II. seine Untertanen, wie Scheidewasser das Eisen, und suchte sie durch Verbannung und Schafott, Knute und Kerker zur Zivilisation zu bringen. Durch seinen Despotismus legte er aber den Grund zu jenen in der Folgezeit im russischen Reiche so häufigen revolutionären Zuständen, welche die Russen bei der Ermordung Pauls I. mit dem schrecklichen Wort bezeichneten: **Der Mord ist unsere Konstitution**."*) — —

„Das Werk Peters war gewalttätig, nicht national, nicht christlich. Es war keine Umgestaltung, — das heißt ein allmähliches und geduldiges Ausrotten von Mißbräuchen, eine segensreiche Verbesserung der Mängel, so in jeder menschlichen Schöpfung unvermeidlich, sondern ein **gewalttätiger Umsturz**." So schrieb im Jahre 1856 der Jesuitenpater Fürst **Gagarin**, ein russischer Konvertit, in seiner Broschüre: La Russie sera-t-elle-catholique?**)

Schon an der Hand der damaligen Zeitereignisse, so namentlich des Anwachsens von revolutionären Ideen unter der russischen Intelligenz, die der Autor zum guten Teil auf die früher

*) Dr. Lüdtke, Geschichte der Kirche Jesu Christi, Danzig 1893.

) Deutsch 1857 zu Münster: Wird Rußlands Kirche das Papsttum anerkennen? Die russische Uebersetzung erschien 1858 bei A. Franks Buchhandlung (F. Vieweg) in Paris unter dem Titel: O primirenii ruskoj Cerkvi s rimskoju. Ebenfalls im Jahre 1858 ist dann in demselben Verlag zu gunsten der Union ein **umfangreiches russisches Werk, die Frucht einer 13jährigen Erwägung, im Drucke erschienen. Es führt den Titel: „**Von der Möglichkeit der Vereinigung der russischen Kirche mit der abendländischen, ohne Veränderung des orthodoxen Gottesdienstes**." Trotz vieler Bemühungen hat der Verfasser dieses Werk im In- und Auslande nicht auftreiben können. Es erschien jedoch 1861 bei Raimund Gerhard in Leipzig unter dem Titel: Kto prav? Wer hat Recht? Ueber die Vereinigung der morgenländischen mit der abendländischen Kirche — eine Verteidigung des Buches gegen eine 1859 in Moskau von Murajev herausgegebene parteiische Kritik desselben. Aus der Leipziger Broschüre läßt sich der Inhalt und hohe Wert des zu Paris erschienenen Buches unschwer erkennen und es wäre sehr erwünscht, wenn letzteres, bis auf die Neuzeit ergänzt, neu aufgelegt, vielleicht auch ins Deutsche und Französische übersetzt würde. Der Verfasser soll ebenfalls ein konvertierter russischer Fürst gewesen sein.

am russischen Hofe herrschenden Doktrinen Voltaires und den Einfluß ungläubiger deutscher Philosophen zurückführt — kommt Gagarin zu dem Ergebnis, daß Rußland nur zwei Wege bevorständen, entweder Annahme des Katholizismus, Anerkennung des Papstes als Oberhirt der allgemeinen Kirche oder Revolution:

„Rußland kämpft wider die Revolution — das ist seine Stärke, seine Ehre; jedoch zur selben Zeit führt es mit dem Katholizismus Krieg, es zerstört selbst mit der einen Hand, was es mit der andern schafft; in diesem Widerspruch ruht seine Ohnmacht. Um folgerichtig zu sein, um wirklich die Revolution zu bewältigen, verbleibt Rußland nur das Mittel, die Fahne des Katholizismus zu ergreifen und mit dem römischen Stuhle Frieden zu schließen."

Leider pflegte man in Rußland derartige Warnungen nicht zu beachten, katholische Verteidigungsschriften durften bisher im Zarenreiche nicht aufgelegt werden, während Schmähungen des Katholizismus, die Verbreitung unsinniger Vorurteile und Geschichtslügen, die man urteilslos protestantischen Quellen entnimmt, anstandslos die geistliche wie weltliche Zensur passierten.

Das Erstrebenswerteste, was den Katholiken Rußlands zunächst obläge, wäre die Gründung eines katholischen Wochenblattes in russischer ev. auch noch in deutscher Sprache, nebst eigener Buchdruckerei und Buchhandlung, und zwar in der Residenz. Es ist anzunehmen, daß sich in der Gegenwart einem solchen Unternehmen nicht mehr unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen würden. Eine derartige Gründung hätte die Aufgabe, den katholischen Standpunkt und die Popularisierung der kirchlichen Unionsbestrebungen dem großen Publikum gegenüber zu vertreten, da ja wissenschaftliche Publikationen ihr eng begrenztes Gebiet nicht zu überschreiten pflegen. —

Die dogmatischen Unterschiede zwischen den morgenländischen Kirchen und der abendländischen sind nicht so bedeutend, daß eine Vereinigung unmöglich erschiene, im Gegenteil beweist die Geschichte, daß bei einigem guten Willen eine Union wohl erreichbar ist, und was den gottesdienstlichen Ritus der orientalischen Kirchen anbetrifft, so würde der apostolische Stuhl denselben, wie in der Vergangenheit und Gegenwart, so auch für alle Zukunft voll gewährleisten.

Zunächst wäre der Primat des Papstes anzuerkennen. Aus der hl. Schrift, der Tradition, so namentlich auch dem Zeugnisse der griechischen Väter, läßt sich die Oberhoheit des römischen Bischofs über die ganze Kirche unschwer nachweisen; selbst Ritualbücher*) der Russen enthalten Stellen, die den hl. Petrus, den hl. Papst Leo als Oberhaupt der ganzen Kirche preisen, während die Griechen diese Zeugnisse aus ihren gottesdienstlichen Büchern ausgemerzt haben. Bis zu der im Jahre 1054 erfolgten endgültigen Trennung der Patriarchen Konstantinopels von Rom wurde bekanntlich der Primat des Papstes in der morgenländischen Kirche anerkannt, wenn auch seit den Zeiten eines Photius das Band zeitweise gelockert oder zerrissen schien. Als Großfürst Vladimir von Kiew nebst seinem Volke im Jahre 988 von Konstantinopel aus endgültig das Christentum annahm, erkannte die orientalische Kirche noch den Papst als Oberhaupt der Gesamtkirche an, ja die ruthenische (kleinrussische) Kirche hielt an der kirchlichen Einheit noch bis zum Ende des 11. Jahrhunderts fest, bis allmählich der verderbliche Einfluß der griechischen Mutterkirche siegte.

Ein fernerer strittiger Punkt ist der Ausgang des hl. Geistes. Die 1861 zu Leipzig erschienene, für die Union der Kirchen eintretende (bereits erwähnte) Schrift „Kto prav"? behauptet, daß die russische Kirche nicht die Irrlehre der griechischen Kirche vom Ausgange des hl. Geistes vom Vater allein übernommen habe, daß diese Frage in der russischen Kirche eine offene sei, ja es wird eine orthodoxe Schrift genannt, welche eine mit der katholischen Lehre übereinstimmende Ansicht äußere. Später wird ein in Deutschland in russischer Sprache erschienenes Werk über den Ausgang des hl. Geistes und den Primat des Papstes genannt werden; hier sei nur noch auf das dreibändige, in der Verlagsanstalt zu Regensburg erschienene Werk von Kardinal Hergenröther: „Photius, Patriarch von Konstantinopel. Sein Leben, seine Schriften und das griechische Schisma", ferner auf die von demselben Verfasser herausgegebene Schrift „Photii Constantinopolitani liber de Spiritus sancti mystagogia" hingewiesen.

Dann kommen die russischen Einwände gegen die „neuen Dogmen" der katholischen Kirche, wovon später noch die Rede sein wird. Es handelt sich hier um leere Einwendungen, denn

*) Die sog. Mineja.

wenn diese „neuen Dogmen" von der Unbefleckten Empfängnis Mariä und dem unfehlbaren Lehramt des Papstes, die beide auch aus griechischen Kirchenvätern beweiskräftig belegt werden können, hauptsächlich ein Hinderungsgrund für die kirchliche Wiedervereinigung sein sollten, aus welchen Gründen kam dann die Union vor der Dogmatisierung dieser Glaubenslehren nicht zustande? In der russischen Sprache befördern nun noch zwei ähnlich klingende Worte eine Begriffsverwechslung. Man verwechselt das Wort nepogrěšimost' (Unfehlbarkeit) mit bezgrěšnost' (Sündlosigkeit). Nach der Ansicht eines russischen Priesters, der für die Union arbeitet, ist auch das zuerstgenannte Wort nicht korrekt. Er tritt für das Wort bezošibočnost' ein, weil es sich bei der Unfehlbarkeit um eine (durch den hl. Geist bewirkte) Eigenschaft des Verstandes, die Unmöglichkeit, sich zu irren, handle, während in dem anderen Worte die Bezeichnung einer Eigenschaft des Willens, also einer ethischen Eigentümlichkeit enthalten sei.

Bei den verhältnismäßig nicht so bedeutenden dogmatischen Unterschieden wäre eine dauernde Wiedervereinigung der Kirchen des Orients mit Rom wohl schon längst zustande gekommen, wenn nicht die Glaubens-Tyrannei der früheren griechischen Kaiser, die Eitelkeit, Streit- und Herrschsucht der Patriarchen von Konstantinopel, der Byzantinismus, künstlich genährte Vorurteile gegen die Lateiner und andere Einwände, welche seinerzeit die unglückselige Spaltung hervorriefen, die Union immer wieder hintertrieben hätten. In den ersten Jahrhunderten der Türkenherrschaft hätte auch der Sultan, der die Patriarchenwürde dem Meistbietenden zu übertragen pflegte, eine Union nicht zugelassen, da er den Papst als seinen Hauptfeind betrachtete.

Schon im Jahre 1274 auf dem zweiten Konzil von Lyon wurde eine Union mit den Griechen vollzogen, hatte jedoch keinen Bestand. Auf dem Konzil zu Florenz 1439 kam ebenfalls eine Einigung zustande, die u. a. von dem griechischen Kaiser, dem Patriarchen von Konstantinopel und dem Metropoliten Isidor von Kiew genehmigt wurde. Schon damals wurde den Griechen angekündigt, daß Gottes Strafgericht sie treffen würde, wenn sie sich den gemeinsam getroffenen Vereinbarungen gegenüber wieder treulos zeigen würden. Bereits 1453 ereilte die Zuchtrute Gottes durch die Eroberung Konstantinopels das byzantinische Reich, und die griechische Kirche führte unter der türkischen Herrschaft ein überaus trauriges Dasein. Simonie und Erpressungen, Unwissenheit und Knechtssinn charakterisierten die griechische Geistlichkeit. Die einst so blühende griechische Kirche, deren sämtliche Patriarchensitze den Türken unterstehen, wäre heute fast ganz aufgerieben, wenn sie nicht bei den Slaven des Ostens einen Wirkungskreis gefunden hätte.

Als Metropolit Isidor, ein hochgebildeter und der Union treu ergebener Kirchenfürst, sich auf dem Heimwege nach Kiew, das damals nebst Ruthenien und Litauen zu Polen gehörte, befand, erließ er von der Hauptstadt Ungarns aus freudig bewegt ein Hirtenschreiben an seine Herde, in dem es heißt:*)

„Isidor, durch Gottes Gnade Metropolit von Kiew und ganz Ruthenien, Apostolischer Legat, entbietet allen Gläubigen Frieden und Segen. Jauchzet und freuet euch im Herrn, denn die beiden Kirchen des Orients und des Okzidents, die so lange Zeit hindurch in Entzweiung und Feindschaft sich gegenüberstanden, sind zur früheren Einheit, Liebe und zum Frieden zurückgekehrt! Begrüßet denn, ihr christlichen Völker, Lateiner und Griechen, und ihr alle, die ihr geistliche Kinder der Kirche von Konstantinopel seid, Ruthenen und Serben und Walachen, diese heilige Einheit in Freude des Geistes und mit Jubel! Vor allem bitte ich euch in Jesu Christo, dessen Gnade wir empfangen haben, daß keine Zwietracht mehr sei zwischen euch und den Lateinern, denn ihr seid alle Diener unseres Herrn Jesu Christi, getauft in seinem Namen. Desgleichen liebet auch ihr Völker des lateinischen Ritus die Christen des griechischen Ritus mit derselben Liebe, da ja auch sie durch dieselbe Taufe gereinigt sind wie ihr. . . ."

Isidor wurde bei seiner Heimkehr sympathisch begrüßt. In Moskau jedoch, das dem Metropolitansitz Kiew bis dahin unterstellt war, erging es ihm übel. Als der Diakon des Metropoliten nach der Liturgie von der Kanzel den Unionsakt zu verlesen begann, erhob sich Großfürst Vasil II. und schalt den Metropoliten

*) Aus „Die ruthenisch-römische Kirchenvereinigung, genannt Union zu Brest" von Weihbischof Dr. Likowski in Posen, übersetzt von Prälat Dr. Jedzink. Das Werk ist auf Grund eines sehr umfangreichen Materials anziehend und unparteiisch verfaßt und kann allen Unionsfreunden nicht dringend genug empfohlen werden. Die bei Herder in Freiburg erschienene Uebersetzung liest sich so fließend wie das Original.



laut einen falschen Hirten und Seelenmörder. Die Bischöfe des ganzen Großfürstentums, die bis dahin geschwiegen, schleuderten auf dies Beispiel hin den Fluch gegen die Florentiner Union. Der Metropolit nebst seinem Begleiter wurde im Kloster zu Tschudow eingekerkert, von wo er erst nach einem halben Jahre entkam. Er wurde jedoch weder am Fürstenhofe zu Twer noch beim Großfürsten von Litauen freundlich aufgenommen, verlor daher offenbar die Lust, noch länger in seiner Heimat zu wirken. Bald kehrte er an den päpstlichen Hof zurück.

Großfürst Basil ließ einen besonderen Metropoliten von Moskau wählen, für den er jedoch die Bestätigung des damaligen Patriarchen von Konstantinopel nicht erbat, weil dieser die Union angenommen hatte. Dies ist die erste kirchliche Trennung Moskaus von Kiew. Im Jahre 1588 wurde Moskau ein selbständiges Patriarchat, stand jedoch in Abhängigkeit vom Zaren.

Wenn nun auch die eilige Abreise des Metropoliten Isidor der Union nicht förderlich war, so fand dieselbe in Ruthenien und Litauen dennoch ihre rechtliche Einführung und wurde in die Kirchenbücher eingetragen. Die ruthenische Kirche blieb jedoch in der Zukunft Rom nicht beständig treu. Die meisten Metropoliten ließen sich von Konstantinopel aus einsetzen und betrachteten den dortigen Patriarchen als Oberhaupt.



Die Windthorstbunde, ihre Ziele und Aufgaben.

Von

Dr. H. Müser, Köln.

Wenn heute viel darüber geklagt wird, daß die junge Männerwelt sich sehr wenig interessiert für die Fragen des öffentlichen Lebens, so ist diese Klage, wie die tägliche Erfahrung lehrt, leider nur zu begründet. Spiel und Sport, Vereine aller Art nehmen das Interesse und die Gedanken der jungen Generation ganz in Anspruch; um die öffentlichen, die politischen Fragen und das, was mit ihnen im Zusammenhang steht, kümmert sie sich wenig oder gar nicht. Das ist bedauerlich; und die einsichtigen Führer aller politischen Parteien stimmen darin überein, daß der Gleichgültigkeit der jungen Männerwelt in politischen Dingen entgegengearbeitet werden müsse. Ganz natürlich! Jede Partei, die auf ihren Fortbestand und ihre Ausdehnung bedacht ist, muß für einen Nachwuchs sorgen. Und die Partei wird am ehesten auf ihren Fortbestand und eine günstige Entwickelung rechnen können, die es versteht, die junge Generation für sich zu gewinnen. „Wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft.“ Dieses Wort gilt auch in politischer Beziehung, heute vielleicht mehr denn je, und seine große und weittragende Bedeutung wird von keiner Seite mehr verkannt und unterschätzt. Allenthalben geben die Parteien sich Mühe, die jungen Leute in Vereinen zu sammeln, um sie dort mit ihren Zielen und Bestrebungen bekannt zu machen, sie für dieselben zu gewinnen und zu begeistern. Es sei nur hingewiesen auf die nationalliberalen Jugendbunde und daran erinnert, daß in den sogenannten freien Gewerkschaften die jungen Arbeiter schon früh für die Sozialdemokratie „erzogen“ werden.

Auch innerhalb der Reihen der Zentrumspartei hat man eingesehen, daß es nötig ist, die jungen Leute zu vereinigen, sie politisch im Sinne und Geiste des Zentrums zu schulen, sie zu begeistern und zu entflammen für die hehre Zentrumssache, sie heranzubilden zu charakterfesten Männern, zu überzeugungstreuen und opferwilligen Anhängern der Zentrumspartei, die gern und freudig bereit sind, einzuspringen in die Breschen, wenn die alten Kämpen, nicht besiegt aber ermüdet, sich vom Kampfe zurückzuziehen wünschen. Diese Aufgaben zu erfüllen sind die Windthorstbunde gegründet worden, die, heute ungefähr 100 an der Zahl, seit 5 Jahren in dem Verbande der Windthorstbunde Deutschlands vereinigt sind.

Manchen Bedrängnissen und Anfechtungen, auch aus den Zentrumsreihen, war das in Essen a. d. Ruhr im Jahre 1895 gepflanzte Reis ausgesetzt. Aber es ist ein Beweis für die Gesundheit und Kraft der den Windthorstbunden innewohnenden Idee, daß das Reis innerhalb eines Jahrzehntes zu einem starken Baum emporgewachsen ist, der seine Aeste über ganz Deutschland erstreckt. Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß während dieser Zeit hie und da in Bunden Fehler gemacht worden sind. Aber kommen solche nicht überall vor, wo Menschen, namentlich junge Leute etwas Neues erstreben und errichten, zumal wenn sie ohne Führung sind? Das waren die Kinderkrankheiten, die jede junge Institution durchzumachen hat, die überwunden werden mußten und überwunden sind besonders dadurch, daß sich erprobte Führer der Windthorstbunde angenommen und sie in die richtigen Bahnen gelenkt haben. Und so kann man jetzt wohl mit Recht sagen, daß die Bunde im großen und ganzen den Erwartungen, die man an ihre Gründung geknüpft hatte, entsprochen haben. Namentlich bei Wahlen haben sich mancherorts die Windthorstbunde sehr bewährt, indem ihre Mitglieder sich der Parteileitung zur Verfügung stellten, unter ihrer Führung die sehr wichtige Kleinarbeit leisteten und so zu einem nicht geringen Teil zu dem günstigen Ausfall der Wahl beitrugen. Und wie mancher junge Mann, der jetzt in öffentlichen Versammlungen als Redner auftreten kann, verdankt dies der im Windthorstbund erhaltenen Schulung! Das sind Tatsachen, die nicht geleugnet werden können. Und an lobenden Anerkennungen seitens hervorragender Zentrumsführer hat es namentlich nach der letzten Reichstagswahl nicht gefehlt.

Wie sehr nun auch anzuerkennen ist, daß die Windthorstbunde bisher vieles geleistet haben, so ist doch auf der anderen Seite nicht zu verkennen, daß manches in ihnen reformbedürftig war und ist. Das hat sich namentlich die Verbandsleitung, die am 1. April 1904 von Essen nach Köln verlegt worden ist, nicht verhehlt. In manchen Bunden wurden Dinge betrieben, die ganz außer dem Rahmen ihrer Aufgaben lagen; vielfach wurde plan- und ziellos gearbeitet, so daß man sich nicht zu wundern brauchte, wenn trotz aller Mühen und Anstrengungen der erwartete und gewünschte Erfolg ausblieb. Der Umstand, daß selbst manche Windthorstbunde sich nicht recht klar waren über ihr Ziel und ihre Aufgaben, gab der Verbandsleitung Veranlassung, auf dem 6. Vertretertage des Verbandes, der in den Tagen vom 17. bis 19. Juni ds. Js. in Köln stattgefunden hat, das Thema „Ziel und Aufgaben der Windthorstbunde“ behandeln und erörtern zu lassen. Da zwei hervorragende Redner, die Herren Abgeordneter Landgerichtsrat Marx und Dr. Sonnenschein, das Referat bzw. Korreferat übernommen hatten, von denen der eine mit der nüchternen Ueberlegung des praktischen Parlamentariers, der andere mit der feurigen Begeisterung der Jugend den Gegenstand behandelte, so konnte es nicht ausbleiben, daß etwas Vortreffliches geboten wurde. Die Frucht der an die Referate sich anschließenden Erörterung war die einstimmige Annahme der von Herrn Abgeordneten Marx ausgearbeiteten Leitsätze, die hier wörtlich angeführt seien, weil aus ihnen klar und deutlich für jeden ersichtlich ist, wofür die Windthorstbunde da sind, auf welchen Gebieten sie arbeiten und was sie erstreben sollen:

„Der Windthorstbund bezweckt nach den „Grundlegenden Bestimmungen“ des Statuts: 1. Die junge Männerwelt für Anteilnahme am politischen Leben im Sinne des Zentrums vorzubilden. 2. Der Zentrumspartei bei Wahlen und sonstigen Anlässen bereite Hilfskräfte zu stellen.

I. 1. Der Windthorstbund will also Vorbildung, Schulung — nicht das Betreiben selbständiger Politik. Das Zusammenwirken des Windthorstbundes mit der Parteiorganisation ist das Erstrebenswerte, daher eine Beteiligung der Windthorstbunde bei der Zusammensetzung der örtlichen Organisation zweckmäßig. Einberufung von Wahlversammlungen und Aufstellung von Kandidaten ist niemals Sache des Windthorstbundes. Gegen die Abhaltung von öffentlichen Versammlungen zur Besprechung politischer Fragen durch die Windthorstbunde ist in der Regel nichts einzuwenden; doch ist ein Einvernehmen mit der Parteiorganisation auch hierbei notwendig.

2. Der Schulung in politischen Fragen soll sich kein Stand entziehen. Neben den jungen Arbeitern und Handwerkern ist auch den jungen Kaufleuten, vor allem aber den akademisch gebildeten jungen Leuten die Beteiligung an den Bestrebungen der Windthorstbunde dringend anzuempfehlen.

3. Die Behandlung politischer und sozialpolitischer Fragen muß in erster Linie stehen. Die Besprechung anderer, insbesondere apologetischer Fragen ist mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse sehr empfehlenswert, soll aber nur durch sachkundige Fachmänner geschehen.

4. Die Schulung in politischen Fragen setzt beim Einzelnen eingehendes Studium der in Betracht kommenden Verhältnisse voraus. Neben der Benutzung der vom Volksverein für das kath. Deutschland herausgegebenen Broschüren und der Bibliothek desselben ist das Lesen politischer Zeitungen, Benutzung öffentlicher Lesehallen und Bibliotheken anzuraten, vor allem aber die Veranstaltung von Studienkursen. Die Mitglieder des Windthorstbundes sollen sich praktisch im Halten von Vorträgen, im Führen des Vorsitzes und des Protokolls bei Versammlungen üben.

5. Der Schwerpunkt der Vorbildung liegt neben den oben erwähnten Studienkursen in der Veranstaltung von Vorträgen

nach einem vorher festgelegten Plane. Zur Ordnung der sich an die Vorträge anschließenden Diskussion ist es erforderlich, daß mehrere Mitglieder sich vorher mit dem Gegenstand des Vortrages vertraut machen.

6. Gegenstand der Vorträge sollen praktische Fragen des politischen Lebens sein; namentlich ist die Behandlung sozialpolitischer Fragen in den Vordergrund zu stellen. Die Bedürfnisse der einzelnen Stände sind zu berücksichtigen.

II. Praktischer Hilfeleistung haben sich die Mitglieder der Windthorstbunde zu unterziehen:

a) bei Wahlen durch Verbreitung von Flugblättern und Wahlzetteln, Führen von Listen in den Wahllokalen, Agitation bei Säumigen, Uebernahme von Vertrauensmännerposten;

b) bei Versammlungen durch Verbreitung von Einladungen, Verteilung des Programms, Halten der Kasse, Tätigkeit als Ordner;

c) bei Verbreitung und Stärkung der Zentrumspresse."

Durch diese Leitsätze ist den Windthorstbunden eine Marschroute gegeben, die von ihnen zu verfolgenden Ziele sind ihnen bestimmt vorgezeichnet. Wir meinen, alle Angehörige der Zentrumspartei, auch die, welche bisher den Windthorstbunden und ihren Bestrebungen skeptisch gegenüberstanden, müßten die Erfüllung solcher Aufgaben, wie sie in den obigen Leitsätzen gekennzeichnet sind, mit Freuden begrüßen. Und wenn vielleicht einmal in einem Bunde etwas stürmischer vorgegangen werden sollte, als es den Aelteren lieb ist, so möge man bedenken, daß die Jugend in den Windthorstbunden vereinigt ist, und daß eben die Jugend ein feurigeres Temperament hat als das Alter. Wenn die Bedächtigkeit des Alters sich mit dem Feuer der Jugend in den Bunden zusammenfindet, dann wird sicherlich stets etwas Gutes erzielt werden. Man weise nicht hin auf bekannte Vorkommnisse im gegnerischen Lager, wo die Jugendvereinigungen stellenweise eine Gefahr für die Partei geworden sind. Das ist bei den Windthorstbunden nicht möglich. Sie sind sich wohl bewußt, daß sie, freilich unter Wahrung ihrer Selbständigkeit, nur der Partei dienen, nur tätig sein sollen in ihrem Interesse, zur Verbreitung ihrer Prinzipien und Ideale. „Bei uns gibt es keinen Gegensatz zwischen Jungen und Alten! . . . Ob alt oder jung — wir wissen uns eins in den Zielen, die wir verfolgen. Uns alle, Junge und Alte, umschließt wie ein unzerreißbares Band die unerschütterliche Ueberzeugung, daß nur in der Verwirklichung der Ideale der Zentrumspartei der politische und kulturelle Fortschritt, das Wohl von Kirche und Staat begründet ist." So kennzeichnete treffend in der gelegentlich des letzten Vertretertages der Windthorstbunde gehaltenen Festversammlung Herr Abg. Amtsgerichtsrat de Witt das Verhältnis zwischen Partei und Bunden. Und daß dieses Verhältnis immer so bleiben wird, dafür bürgt das bisherige Verhalten der letzteren, dafür wird aber auch von der Leitung gesorgt werden.

Da die Windthorstbunde für den Nachwuchs in der Zentrumspartei anerkanntermaßen von der größten Bedeutung sind, so sollten sie bei allen Zentrumsangehörigen Anerkennung und Unterstützung finden. Leider ist das nicht der Fall. Gewiß ist manches Vorurteil über die Windthorstbunde beseitigt worden, und mancher, der ihnen früher kühl gegenüberstand oder ihnen gar die Existenzberechtigung absprach, ist heute ein eifriger Verfechter derselben geworden. Aber immer noch nicht finden sie überall die Beachtung und Unterstützung, die sie in Anbetracht der von ihnen zu erfüllenden Aufgaben, wie sie oben geschildert wurden, nötig hätten und verdienten. Möchten daher bald alle Anhänger der Zentrumspartei den Bunden ihre moralische und materielle Hilfe angedeihen lassen, damit diese imstande sind, immer besser und eifriger zu agitieren und immer mehr Mitglieder zu gewinnen.

Die Agitation ist nötig, sollen die Windthorstbunde an Zahl wie an Kraft und Stärke zunehmen. Die jungen Leute kommen nur zum allergeringsten Teile aus eigener Initiative; die meisten müssen herangeholt, in die Vereinsversammlungen gebracht, über die Bedeutung der Bunde, ihre Ziele und Aufgaben aufgeklärt und so gewonnen werden für die Windthorstbundsache. Diese Agitationstätigkeit wird den Bunden erleichtert, wenn ihnen die Hilfe und Unterstützung der Parteigenossen zuteil wird. Zum größten Teil rekrutieren sich bis jetzt die Mitglieder der Windthorstbunde aus Angehörigen des Arbeiter-, Handwerker- und Kaufmannsstandes. Und zu deren Ruhm muß es gesagt werden, daß sie durchweg treue, eifrige und strebsame Mitglieder sind. Allgemein wird jedoch noch darüber geklagt, daß sich die jungen Leute aus den besser situierten, besonders den akademisch gebildeten Kreisen so sehr vom Bundesleben fernhalten. Woran das liegt, soll hier nicht untersucht werden. Es möge nur gestattet sein, ihnen zur Beherzigung warm zu empfehlen, was Herr Abg. Justizrat Trimborn in der oben bereits erwähnten Festversammlung sagte:

„Wer im Windthorstbund arbeitet, dient hohen Idealen. Die Jugend, die sich um diese Fahne sammelt, muß noch Ideale haben, noch lebensfrisch und gesund, noch der Begeisterung fähig sein. Ihr anzugehören, ist Vorzug und Ehre. Philister können wir nicht brauchen. Wer im Windthorstbund ein tüchtiges Mitglied werden will, dem öffnet sich ein weites Arbeitsfeld. Da gilt es, die christliche Weltanschauung im öffentlichen Leben verteidigen; sich apologetisch festigen; die politischen, wirtschaftlichen, sozialen Fragen, soweit sie aktuell werden, studieren; sich in der Vertretung der gewonnenen Ansichten schulen; da genügt die regelmäßige Zeitungslektüre nicht. Da heißt es: sich zusammensetzen, sich anregen, studieren; Studienzirkel bilden; Kurse mitmachen und zuletzt Vorträge halten; sich solchen Zielen und solcher Arbeit zu widmen, ist wahrhaftig auch des Schweißes der Gebildeten wert. Die Akademiker können hier noch viel lernen; wie traurig sieht es gerade bei ihnen vielfach mit den apologetischen Kenntnissen aus. Wie groß ist die Unkenntnis bei ihnen über die soziale Gesetzgebung, wie beschränkt oft ihre soziale Auffassung! Mancher Arbeiter beschämt sie da! — Auch die Uebung im Vortrag wird manchem recht gut tun! — Im Windthorstbund haben sie Gelegenheit etwas zu gewinnen, was für ihre Entwicklung, namentlich für die Bildung des sozialen Sinnes, von größter Bedeutung: die Liebe zum Zusammenarbeiten mit anderen Ständen; hier adeln sie sich durch das Opfer der eigenen Persönlichkeit. Das geht über Sport und Ruderklub. Darauf ruht Gottes Segen."

Von allen in Betracht kommenden Einzelstaaten des Reiches hat verhältnismäßig die wenigsten Windthorstbunde Bayern. Das ist sehr bedauerlich. Denn auch in Bayern ist eine politische Organisation der Zentrumsjugend wohl angebracht und nötig. Und wenn auch bei den jüngsten bayerischen Landtagswahlen das Zentrum glänzende Siege errungen hat, so darf das kein Grund sein, nunmehr ruhig die Hände in den Schoß zu legen und untätig zu sein. Gerade jetzt sollte man sich mit aller Energie auf die Ausgestaltung der Organisation innerhalb der Jugend werfen und überall, wo es angängig ist, Windthorstbunde gründen. Die Jugend ist berufen, dereinst das Erbe der Väter anzutreten; und wohl ihr, wenn sie dann imstande ist, die Verwaltung desselben so zu führen, daß sie dem Vaterlande und dem Volke zum Heil und Segen gereicht. Dies wird aber nur möglich sein, wenn die Jugend sich schon früh politisch schult und ausbildet, stets eingedenk des Dichterwortes:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo Bayern sich auch bezüglich der Zahl der Windthorstbunde den übrigen Einzelstaaten würdig an die Seite stellen kann.



Zur bayerischen Kirchengemeindeordnung.

Es konnte der „Allgemeinen Rundschau" nur erwünscht sein, wenn, wie bereits geschehen, die Meinungsverschiedenheiten zwischen den Herren Domkapitularen Dr. Ludwigs und Abg. Dr. Pichler (vergl. Nr. 32 und 33 der „Allgem. Rundschau") weiterhin auf dem Boden der politischen Tagespresse ausgefochten wurden, um so mehr, als sachlich kein neues Moment zutage trat. Da Herr Dr. Pichler in der „Allgem. Rundschau" zuerst das Wort ergriff, dürfte es nur recht und billig sein, wenn wir aus seiner kurzen Erwiderung auf die Ausführungen des Herrn Dr. Ludwigs in Nr. 33 der „Allgemeinen Rundschau" folgendes herausheben: Ich habe in meiner Kritik zwei Punkte betont. Erstens habe ich ausgeführt, daß der Abschnitt des Gutachtens über die „allgemeine Stellungnahme der Kgl. Staatsregierung" (S. 7—13) auf falscher Voraussetzung beruht, da es sich nicht darum handeln kann, „das bloße Verordnungsrecht im Wege der Gesetzgebung festzulegen" (S. 9). Herr Dr. Ludwigs will nun selbst hervorgehoben haben, daß ein „bloßes Verordnungsrecht" nicht besteht. Zweitens habe ich bemerkt, daß die von ihm als unvereinbar „mit den göttlichen Grundlinien des Verfassungsrechtes der Kirche" gezeichnete Kirchengemeinde in Bayern tatsächlich schon existiert; auch das gibt Herr Dr. Ludwigs zu, daß diese Kirchengemeinde „im Leben herumspukt". Am Schlusse bemerkt Herr Dr. Pichler u. a. noch, Herr Dr. Ludwigs betone jetzt selbst den „vertraulichen" Charakter des den Bischöfen mitgeteilten Gesetzentwurfs und die damit gegebene Pflicht der Diskretion.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Seid einig, einig, einig! (Zum Straßburger Katholikentag.)

Noblesse oblige! Seitdem von hoher Stelle das katholische Deutschland als Weltdozent bezeichnet, und von der höchsten Stelle die deutschen Einrichtungen, namentlich unser Volksverein und unsere Generalversammlung, als Muster hingestellt worden sind, dürfen wir uns den Luxus eines Stillstandes oder gar die Schlappe eines Rückganges durchaus nicht mehr gestatten. Diese Mahnung des Ehrgefühls wird unterstützt durch die Erwägung, daß mit jedem Erfolg, den die katholische Bewegung in Deutschland errungen hat, neue und größere und auch schwierigere Aufgaben zum Vorschein kommen. Nach dem Dichter wächst der Mensch mit seinem größeren Zwecke; jede Gemeinschaft soll desgleichen tun, und unsere katholische Gemeinschaft um so mehr, als von Tag zu Tag der Grimm und Eifer unserer zahlreichen Gegner ebenfalls wächst und zwar in sehr starker Progression.

Die Nachbarländer zeigen uns, wie schwer es ist, die Einigung der Katholiken zu einer andauernden Aktion zu begründen. Wir sind, Gott sei Dank, über die Fundamentierungsarbeiten hinaus; wir brauchen nur die Eintracht auszubauen und zu erhalten.

Welch ein Segen wäre es für das parteizerklüftete Oesterreich, wenn Christlich-Soziale und Katholisch-Konservative rechtzeitig eins geworden wären in einer allumfassenden katholischen Aktion? Welch wahrhaft staatsrettende Rolle könnten bei den jetzigen furchtbaren Wirren in Ungarn die treuen Katholiken durchführen, wenn sich dort auf Grund der religiösen, caritativen und sozialen Schulung und Erfahrung eine wahre katholische Volkspartei gebildet hätte, die etwas mehr sein würde als das fünfte Rad am wilden Koalitionswagen? In Italien, wo der Hl. Vater selbst sich so viel Mühe gibt um die Begründung einer allgemeinen katholischen Aktion, kommt man immer noch nicht um die Formation herum, immer noch nicht über den theoretischen Streit hinaus. Heiliger Eifer und menschlicher Eigensinn ringen um das idealste „Programm", und die gemeinsame Praxis bleibt dabei links liegen. In Frankreich endlich fehlt trotz dem grundstürzenden Kulturkampf auch noch die programmatische Vorbereitung zu einer umfassenden katholischen Aktion, weil die alten Meinungs- und Interessenverschiedenheiten in der Frage der Staatsform und die alte Gewöhnung des Mitlaufens an den Rockschößen dieser und jener Prätendenten oder Abenteurer den Gedanken einer selbständigen katholischen Volkspartei überhaupt nicht aufkommen lassen, als nur bei einigen wenigen Kennern des deutschen Vorbildes. Der Blick auf diese Nachbarländer muß uns warnen vor theoretischen Spitzfindigkeiten und programmatischem Eigensinn. Ansätze dazu gibt es auch bei uns, z. B. in der wichtigen Frage der gewerkschaftlichen Organisation, welche eine Richtung durch katholische Fachabteilungen in kirchlich korrekterer und prinzipiell besserer Weise zu lösen glaubt als die Praktik der christlichen Gewerkschaften. Derartige Divergenzen braucht man nicht gleich tragisch zu nehmen, da ein gesunder Volkskörper viel verträgt; aber an dem Tage, wo wir die Jahresbilanz aufstellen, dürfen wir auch vor solchen schleichenden Gefahren nicht die Augen verschließen. Das Allerbedenklichste bei der erwähnten Meinungsverschiedenheit ist die Erscheinung, daß da ein Teil dem andern die dogmatische und moralische Krankheit abzustreiten sucht. Solche Neigungen zur Verketzerung müssen von allen Einsichtigen im Keime unterdrückt werden; denn sie bringen für die Einheit des katholischen Volksteils in Deutschland die allerschlimmste Gefahr mit sich, nur noch schlimmer als politische oder taktische Divergenzen. Möge Gott verhüten, daß nicht ein vermeintlich „besserer" Katholizismus der Feind des guten Katholizismus werde.

Zur Erhaltung der katholischen Eintracht gehört auch der Ausbau. Das ganze katholische Deutschland muß es sein. Der Main ist längst keine Grenze mehr. Wie Norden und Süden innerlich und äußerlich eins geworden, in katholischen Gedanken und in der katholischen Betätigung, so mögen auch an der Westmark des Reiches die letzten Reste der Wälle und Gräben fallen, welche die geschichtliche Entwickelung zwischen Altdeutschland und Elsaß-Lothringen hatte entstehen lassen. Wir gehen nach Straßburg, nicht bloß um zu erobern, sondern auch um uns erobern zu lassen; es soll eine Eroberung auf Gegenseitigkeit sein, und nicht eine materielle, bei der Eigennutz mitspricht, auch nicht eine sog. moralische, die von Eitelkeit und Herrschsucht infiziert wäre, sondern eine ideale Eheschließung nach langer, treuer, geduldiger Probe- und Brautzeit, bei der beide Teile in der höheren Gemeinschaft reichen Segen finden, ohne etwas zu verlieren.

An der Bahre Windthorsts sagte der Kardinal Fürstbischof Kopp: Seid einig, einig, einig! Es war damals ein Wort zur rechten Zeit und ist es heute erst recht! Physische Schallwellen können auch von der höchsten Spitze des Straßburger Münsters nicht in alle deutsche Gaue hineindringen; aber die Presse und der Mund der heimkehrenden Pilger können in alle Hütten die Predigt der Eintracht tragen und die Mahnung, alle Kräfte des Katholizismus im ganzen Reiche zu konzentrieren zu gemeinsamer Verteidigung und gemeinsamem Schaffen. Ecce, quam bonum et quam jucundum!

Witte und die Gelben in Portsmouth.

Die Verhandlungen ziehen sich lang und länger hin. Einige Wetterpropheten wollen das als schlechtes Zeichen deuten. Wenn man die übliche Zeichendeuterei mitmachen will, so kann man eher sagen: Es läßt auf Neigung zur Nachgiebigkeit und auf Hoffnung schließen, wenn die Herren so geduldig verhandeln. Es tauchen ja auch aus der Umgebung der Bevollmächtigten immer neue Ideen über diesen oder jenen Mittelweg in den streitigen Punkten auf; die einzelnen Nachrichten an sich sind freilich nicht beglaubigt, aber aus dem Ganzen geht doch hervor, daß man eifrig sucht und noch das Richtige zu finden hofft. Dahin gehört z. B. der Gedanke, die Abtretung von Sachalin dadurch weniger beschämend zu machen, daß den Japanern die militärische Ausnutzung versagt und den Russen die wirtschaftliche Benutzung gewährt bleibt, oder der Vorschlag, die anstößige Kriegskostenentschädigung durch Verrechnung der mandschurischen Bahn und starke Vergütung für die Gefangenenpflege formell aus der Welt zu schaffen. Auf beiden Seiten sind tüchtige Diplomaten tätig; die Gelben zeichnen sich mehr durch ruhige Zähigkeit, Herr Witte mehr durch große Rührigkeit mit wohlbedachter Redseligkeit aus. Herr Witte hat sich sogar an die Sisyphusarbeit gemacht, die amerikanischen Millionär-Juden über das Schicksal ihrer Stammesgenossen in Rußland zu beruhigen, was wie eine Vorbereitung für eine gewaltige „Friedensanleihe" aussieht. Herr Witte arbeitet auch mit der „gelben Gefahr"; durch recht scharfe Ausmalung der politischen Vorteile, die Japan beansprucht, sucht er die neutralen Mächte gegen Japan eifersüchtig und mißtrauisch zu machen. Das wird freilich keinen Erfolg haben können. Eine Intervention ist 1895 möglich gewesen, hat aber schlechte Früchte getragen. Jetzt ist sie unmöglich und die Versuchung dazu ist auch nicht vorhanden, da die Forderungen Japans überall für gemäßigt erachtet werden. Warum soll man sich darüber aufregen, wenn ein Stück Ostasien aus den brutalen Händen Rußlands in die geschmeidigeren Hände Japans übergeht?

Flottenfeste in der Ostsee.

Erst die flackernde Entrüstung der alldeutschen Zionswächter über die Ostseefahrt des englischen Geschwaders und dann die Ankündigung, daß Extrazüge die neugierigen Deutschen zur Besichtigung der schwimmenden Herrlichkeit Englands bringen und mancherlei Festlichkeiten den Besuch verherrlichen sollen! Und dabei fährt König Eduard um seinen kaiserlichen Neffen herum und begnügt sich auf seiner Marienbader Kurreise mit einer Begrüßung des Kaisers von Oesterreich. In einer Begegnung des Königs mit unserem Kaiser hätte man ein Anzeichen finden können, daß auf englischer Seite nicht bloß korrekte, sondern auch freundliche Beziehungen wieder gewünscht werden. Aber wenn König Eduard keine Lust hat, so sagt man am besten auf berlinisch: Na, dann nich! Es geht auch so. Die englische Regierung hat sich ganz korrekt gehalten. Deshalb ist es ganz gut, wenn wir allzumal über den Flottenbesuch keinen Aerger oder gar Furcht zeigen, sondern die Schiffe und ihre Besatzung mit höflicher Ruhe aufnehmen. Besichtigung und geselliger Verkehr können auch nicht schaden; nur muß dabei das rechte Maß gewahrt und auch der Schein des Nachlaufens vermieden werden. Durch selbstbewußte Ruhe können wir bei den Engländern uns besser in Respekt setzen, als die Franzosen durch die Verbrüderungsfeste von Brest und Portsmouth, die schon jetzt als Komödien erscheinen.

Der 28. Kongreß des Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands.

Von

Karl Th. Schrembs-München.

Der Verband katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands (Sitz in Essen) mit über 17,000 Mitgliedern in 158 deutschen und 7 ausländischen Vereinen hielt vom 11. bis 13. August zum zweiten Male seine Generalversammlung in München ab, wozu in ausgedehnter und sorgfältiger Weise die Vorbereitungen vom katholischen kaufmännischen Verein „Hansa" e. V. in München getroffen wurden. Was in den letzten drei Wochen an Arbeit geleistet werden mußte, um dem Kongreß eine würdige Stätte und den Besuchern eine herzliche Aufnahme zu bereiten, vermag nur der zu beurteilen, welcher näheren Einblick hatte. Aber freudig nahm jeder die Mühen auf sich, galt es doch zu zeigen, welch frischer Lebenshauch durch den Verband und die Vereine weht, allen Anfeindungen einer mißliebigen Presse zum Trotz, welche gelegentlich des Kongresses in Fulda den Vereinigungen die Existenzberechtigung abzusprechen sich erdreistete.

Nimmt man die Tagesordnung für die Generalversammlung und die Ergebnisse der Beratungen zur Hand, so wird man gewiß zugeben müssen, daß der Verband in puncto Sozialpolitik hinter anderen rührigen Verbänden nicht zurückzustehen braucht.

Zum Kapitel Lehrlingswesen waren z. B. nicht weniger als zehn Anträge eingelaufen, welche sich in der Hauptsache mit besserer Ausbildung der Lehrlinge beschäftigten. — In der immer mehr an Schärfe zunehmenden wirtschaftlichen Konkurrenz ist es ein Gebot der Notwendigkeit, daß sich der Handlungsgehilfe und Handelslehrling eine umfassende und gediegene Bildung aneignet, um bewerbungsfähig zu bleiben; den Verbandsvereinigungen ist deshalb dringend zu empfehlen, keine Kosten zu scheuen, um Unterrichtskurse zu eröffnen und dadurch der oft grenzenlosen Unwissenheit und Gleichgültigkeit wirksam entgegenzutreten. — Ein Antrag fordert auch die gesetzliche Festlegung der Zahl der Lehrlinge, welche in einem kaufmännisch betriebenen Geschäft im Verhältnis zur Zahl der Angestellten beschäftigt werden dürfen; eine solche Regelung wäre nur zu begrüßen, denn notorisch wird speziell in dieser Hinsicht viel Mißbrauch mit Einstellung von Lehrlingen getrieben, und dieser Krebsschaden muß im Interesse der ganzen Kaufmannschaft beseitigt werden.

Das ganze in den Anträgen betr. Lehrlingswesen enthaltene umfangreiche Material wurde der sozialen Kommission des Verbandes zur weiteren Bearbeitung überwiesen.

Ueber das Genossenschaftswesen verbreitete sich im Auftrage der sozialen Kommission ein Redner in einem längeren Referate, verneinte dabei den so oft hervorgehobenen ethischen Wert des Genossenschaftswesens und bedauerte die schweren wirtschaftlichen Schädigungen, die dem Kaufmannsstande durch die genossenschaftliche Selbsthilfe erwachsen. Der schwere wirtschaftliche Kampf der Gegenwart solle mit gleichen Waffen ausgekämpft werden und deshalb die staatliche Bevorzugung der vielen handeltreibenden Genossenschaften aufhören, denn dieselbe bedeute einen schweren Rückschlag für andere Erwerbsstände.

(Anm. Speziell in dieser Frage dürften viele auseinandergehende Ansichten bestehen, denn es kommen hierbei doch schwerwiegende andere Faktoren in Betracht, welche nicht ohne weiteres den Interessen einzelner unterzuordnen sind.)

Zum Punkt Verhältnisse der Angestellten im Handelsgewerbe lag ein Antrag auf Schaffung von Handlungsgehilfenkammern vor, welcher aber zurückgezogen wurde, nachdem die Verbandsleitung erklärte, daß auf Grund eingezogener authentischer Informationen die Errichtung von Handlungsgehilfenkammern nicht möglich sei, vielmehr in den kommenden Reichsarbeitskammern besondere Abteilungen für kaufmännische Fragen eingerichtet werden sollen. (Dieser letztere Standpunkt deckt sich auch mit einer schon früher anläßlich der Frage der gesetzlichen Regelung der Arbeitszeit in den Kontoren in der „Allg. Rundschau" vertretenen Forderung. Anm. d. Red.)

Als wichtig sowohl für Prinzipale als Angestellte kamen mehrere Anträge zur Debatte, welche eine neue Fassung des § 63 des Handelsgesetzbuches forderten, derart, daß der Anspruch auf Gehalt und Unterhalt, welcher dem Handlungsgehilfen nach Absatz 1 des § 63 bei Verhinderung der Dienstleistung im Falle eines unverschuldeten Unglücks zusteht, durch eine Vereinbarung nicht aufgehoben werden kann. Es wurden in letzter Zeit in diesem Betreff von den Kaufmannsgerichten derart widersprechende Urteile gefällt, daß eine Klarstellung im Interesse der gesamten Kaufmannschaft als dringend geboten erscheint. Die Versammlung sprach sich denn auch zustimmend zu dem Antrage aus.

Für die allgemeine Gewährung von Sommerurlaub an die Angestellten trat der Kongreß ebenfalls ein, denn die neu gestählte Arbeitskraft der Handlungsgehilfen käme auch den Prinzipalen zu gute. Ebenso nahm der Kongreß eine Resolution an, wonach den Vereinen empfohlen wird, bei Gründung paritätischer Stellenvermittlungsanstalten, wie eine solche in Köln von den kaufmännischen Vereinen, der Handels- und Gewerbekammer und der Stadtverwaltung errichtet wurde, ihre Mitwirkung nicht zu versagen.

Zum Kapitel Konsumvereine hörte die Versammlung ein ausführliches Referat, welches im Auftrag der sozialen Kommission erstattet wurde. Die wirtschaftlichen, politischen und sittlichen Gefahren des Konsumvereinswesens, wie es sich namentlich in den großkapitalistischen Warenhäusern für Offiziere und Beamte darstellt, stehen in keinem Verhältnis zu den Vorteilen der Konsumvereine, ganz abgesehen von der toten Hand, welche dieselben infolge ihrer ungleich niedrigen Besteuerung für Gemeinde und Staat bedeuten. Die von der sozialen Kommission vorgeschlagenen Leitsätze für das Konsumvereinswesen, wie Eintragungszwang, gleiche Besteuerung wie der Einzelkaufmann, Belegung mit einer Umsatzsteuer, Verbot jeder Vergünstigung der Konsumvereine durch städtische und staatliche Behörden, Untersagung der Ausübung einer Tätigkeit von im Staats- oder Gemeindedienst stehenden Beamten oder Angehörigen des Heeres und der Marine in Konsumvereinen, sofern sie Vergütung dafür erhalten, Verbot des Wiederverkaufs von Waren seitens der Mitglieder 2c. wurden vom Kongreß gutgeheißen, desgleichen eine Resolution, wonach die Vereine aufgefordert werden, angesichts der nachteiligen Folgen der Konsumvereine für das kaufmännische Erwerbsleben nach Möglichkeit zur baldigen Verwirklichung der von der sozialen Kommission aufgestellten Leitsätze beizutragen.

Zum Punkt unlauterer Wettbewerb unterbreitete die soziale Kommission dem Kongreß gleichfalls mehrere Leitsätze zur Abstellung der vielen unbestreitbar bestehenden Mißstände, welche nach kurzer Debatte glatte Annahme fanden. Die Einführung von Handelsinspektoren wurde in einer Resolution wiederholt gefordert und in der Frage des außergerichtlichen Akkordverfahrens die Verbandsleitung veranlaßt, eine Eingabe betreffend die gesetzliche Regelung an das Reichsjustizamt zu richten. Zur Frage der Auskunftsbureaus wurde die soziale Kommission beauftragt zu erwägen, ob es nicht angängig wäre, daß 1. die Auskunftsbureaus bei Neugründung einer staatlichen Genehmigung unterworfen werden, 2. die öffentlichen Behörden die anerkannten Bureaus auf Ersuchen hin durch Material unterstützen möchten. Ferner wurden die Verbandsvereinigungen in einer Resolution veranlaßt, ein möglichst harmonisches Zusammenwirken mit den übrigen kaufmännischen Korporationen behufs Förderung der kaufmännischen Interessen anzustreben, und wo dies geschehen kann, zu solchen gemeinsamen Arbeiten die Initiative zu ergreifen. Betreffs des Schmiergelderunwesens forderte der Kongreß die ganze deutsche Kaufmannschaft in einer Resolution auf, gegen das Unwesen der Schmiergelder energisch Front zu machen.

Vorstehendes stellt in kurzen Umrissen die Tätigkeit des Kongresses auf sozialpolitischem Gebiete dar, abgesehen von noch einigen Anträgen, die mangels entsprechender Vertretung nicht behandelt werden konnten, und verschiedenen internen Verbandsangelegenheiten. — Alles zusammengenommen muß man sagen, daß die Generalversammlung ein gutes Stück Arbeit zu erledigen hatte, und die seitherigen schönen Erfolge des Verbandes berechtigen zu der Hoffnung, daß er auch künftighin weiterschreiten wird in der Entwicklung als ein nützliches Glied im Wirtschaftsleben unseres deutschen Vaterlandes zum Wohle der gesamten Kaufmannschaft. Schwer ist und täglich schwerer wird der Kampf auf allen Gebieten der Erwerbstätigkeit, und diejenige Organisation steht nicht auf der Höhe der Zeit, welche sich nicht an die Lösung sozialer Fragen heranwagt oder diese von einseitigem Standpunkte aus beurteilt, verfolgt und erledigt wissen will. Es ist deshalb umso mehr zu begrüßen, daß sich im Verband katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands uns eine Organisation präsentiert, welche infolge der glücklichen Vereinigung von Prinzipalen und Angestellten auf breitem Boden ihre Ziele erstrebt und nicht durch einseitige Interessenvertretung die Kluft erweitern hilft, die sich leider in unserer Zeit durch beiderseits allzu starke Hervorkehrung des eigenen Ichs zwischen Arbeitgeber und -nehmer aufgetan hat! Da soll der Verband vermittelnd wirken, die Gegensätze nach Möglichkeit auszugleichen suchen, und in dieser Aufgabe wird auch seine Stärke für die Zukunft liegen.



Gipfel-Sehnsucht.

Dort hinauf, zu ewig-weißen Höhen
Möcht' ich aus der Kleinlichkeit der Zeit;
Auf der höchsten Zinne einsam stehen
Mitten zwischen Welt und Ewigkeit.

Aus dem Tale, eng und festumschlossen,
Aus der Wiese buntem Blumenflor,
Durch der Arven letzte schwachen Sprossen,
Zu des Gletschers wildem Sturz empor.

Hoch vorbei an Felsen, zackig-harten,
Deren Turm und Mauer fest sich schließt,
Wo aus uneinnehmbar hohen Scharten
Rein und frei das Edelweiß mich grüßt.

Bis zum Gipfel, wo in blauen Weiten
Sich der Erde Alltagsleid vergißt,
Wo man ferne über Raum und Zeiten,
Gott und seinem Himmel nahe ist.

Nichts vom Lärm der Welt! nur voll, getragen,
Windesfang ob Firnen, einsam-weit;
Nur der Seele banges Flügelschlagen,
Zitternd stumm vor der Unendlichkeit.

Köln. M. Bachem-Sieger.

Organischer Zusammenschluß der katholischen Literaten deutscher Zunge.

Von

Jos. Gaßner, k. k. Realschuldirektor in Görz.

Der Dichter bedarf des Publikums ebensosehr wie das Publikum des Dichters. Ohne beständigen und lebendigen Kontakt mit der Volksseele keine wahre Volkskunst, keine Anfrischung und keine Fortentwicklung des künstlerischen Schaffens, der Produktivität. Der Erfolg ist Lebensäther, dessen kein Dichter und kein Künstler auf die Länge gänzlich entraten kann, er ist der Wind, der sein Schifflein vorwärts treiben muß.

Aber der Dichter bedarf nicht nur eines empfänglichen und das Empfangene ihm in anderer Form dankbar wieder zurückgebenden Publikums, der künstlerische „Produzent" nicht nur des „Konsumenten", wie der Lehrer der lauschenden Schülerschar, der Meister des verständnisinnigen Jüngerkreises; er bedarf ebensosehr und vielleicht noch mehr der Anregung und Förderung durch seinesgleichen, durch Gleichstrebende, Gleichgesinnte und Gleichgestimmte.

Als Grillparzer bei seinem Besuche in Weimar (1826) Goethe gegenüber sich über seine vereinzelte Stellung in Wien beklagte, antwortete ihm der Altmeister deutscher Dichtkunst, „daß der Mensch nur in der Gesellschaft Gleicher oder Aehnlicher wirken könne; wenn er und Schiller das geworden wären, als was die Welt sie anerkennt, verdankten sie es großenteils dieser fördernden und sich ergänzenden Wechselwirkung" (Grillparzer, Selbstbiographie). Diese Aeußerung des an Welt- und Lebenserfahrung so reichen Dichterfürsten wird von unseren heutigen katholischen Literaten und Literaturfreunden meines Erachtens viel zu wenig beachtet.

Wenn der Zusammenschluß und die Organisation auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit so nützlich, ja notwendig ist, warum leben dann nur unsere Dichter und Schriftsteller in ihrer splendide isolation, in vielfach auffallender Abgesperrtheit und Absonderung dahin? Hat denn z. B. unser Seeber einmal mit Leo van Heemstede von Angesicht zu Angesicht verkehrt, haben Paul Keller oder Hans Eschelbach oder Therese Keiter mit unserem Domanig, Hlatky, Kernstock oder unserer Anna Esser je auch nur eine Korrespondenzkarte gewechselt, sind Gietmann oder Baumgartner mit A. Salzer oder R. Kralik auch nur einmal eine Viertelstunde am gleichen Tische gesessen? Und hätten sich denn diese und andere ihnen geistesverwandte Persönlichkeiten bei persönlichem Zusammentreffen gegenseitig gar nichts zu sagen? Wäre von einem Aufeinanderplatzen ihrer Geister in lebhafter Konversation, in gemeinsamer Diskussion, von einer unmittelbaren Einwirkung von Persönlichkeit auf Persönlichkeit, vom lebendigen Kontakte ihres Geistes-, Gemüts- und Charakterlebens gar nichts Förderliches zu erhoffen? Sollte nicht auch auf unsere Poeten und Literaten ebensowohl das Sprichwort: „Gleich und gleich gesellt sich gern" als auch der Satz: „Ungleich und ungleich ergänzt sich" Anwendung finden? Sollte der Norddeutsche vom Süddeutschen, der Rheinländer vom Schlesier, der Westphale vom Tiroler und Schweizer, der Kritiker vom Dichter und umgekehrt in persönlichem Umgange nichts lernen, nichts gewinnen können?

Nach meinem Dafürhalten sollten alle auf dem Boden der katholischen Weltanschauung stehenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen deutscher Zunge zu einer strammen und einheitlichen Organisation sich zusammentun und periodisch wiederkehrende persönliche Zusammenkünfte veranstalten. Ich möchte auch gleich den Vorschlag machen, den ersten katholisch-literarischen Kongreß im Sommer 1906 in der deutschen Feststadt κατ' ἐξοχήν, in Salzburg, dem schönsten Fleck auf deutscher Erde, abzuhalten.

Einzuladen wären aber zu diesem Kongresse katholischer Schriftsteller und Schriftstellerfreunde deutscher Zunge auch die Künstler im engeren Sinne, die Musiker, Maler, Bildhauer, Architekten. Positiv gläubige Schriftsteller und Künstler protestantischer Konfession wären als Gleichgesinnte und Gleichstrebende herzlichst willkommen zu heißen. Auch die Gelehrten, die Männer der strengen Wissenschaft, wären keineswegs auszuschließen, sondern als Bundesgenossen auf das Freudigste zu begrüßen.

So könnte im deutschen Rom ein allgemeines, wenn auch vielleicht nach außen hin wenig auffallendes, katholisch-literarisches Stelldichein zustande kommen, auf dem einmal beides, Kunst und Wissenschaft, Nord und Süd und Ost und West in einem wirklich lebendigen und lebenspendenden, auf unser geistiges Erdreich neue Keime ausstreuenden Ideen- und Gedankenaustausch treten könnten. Meister Kralik, der universale Künstler und große Gelehrte, würde einer Versammlung von Schriftstellern, der auch Künstler und Gelehrte angehörten, prächtig zu präsidieren wissen. Und wem sollte im Anblicke der Hohenfeste von Salzburg, im Anblicke seiner großartigen Gebirgswelt, seiner herrlichen Baudenkmale aus einer glücklichen katholischen Vergangenheit, wem bei einem feierlichen Pontifikalamt im herrlichen Salzburger Dom, in einer Festversammlung der katholischen Geisteselite deutscher Zunge kein Verständnis aufgehen für die Größe und Schönheit katholischer Einheit und Einigkeit, keine Ahnung vom Zusammenhang alles katholischen Kulturlebens und Kulturstrebens? Wie sollte eine poetisch veranlagte Natur nicht neue Impulse, neuen Mut und neue Begeisterung mitnehmen aus einer solchen Natur, aus einer solchen Stadt, der Vaterstadt eines Mozart, aus dem concentus und consensus so vieler wackerer und edler Kommilitonen?

Daß unsere organisierte katholische Studentenschaft, die nichtfarbentragenden akademischen Körperschaften wie die farbentragenden, zum katholischen Feste eingeladen, und daß sie der Einladung en masse Folge leisten würde, halte ich für selbstverständlich.

Aber wer soll die Vorberatungen und Vorbereitungen in die Hand nehmen? Ich meine: zunächst die so rührige und um katholische Kunst und Wissenschaft bereits bestverdiente österreichische Leogesellschaft in Verbindung mit der hochangesehenen Görresgesellschaft. Und wer soll das Ganze bezahlen? Ich antworte: was er selber braucht, jeder selbst, und die allgemeinen Kosten großherzige Gönner und Freunde der katholischen Sache, vielleicht nicht in letzter Linie die, so durch den Verlag von Erzeugnissen katholischer Dichtung und Wissenschaft zu Wohlstand und Reichtum gelangt sind — pauci, sed leones!

Als nächstes praktisches Ergebnis der ersten Zusammenkunft katholischer Dichter, Literarhistoriker, Kritiker und Publizisten denke ich mir die Gründung einer ständigen Akademie katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen deutscher Zunge, die einen Austausch von Manuskripten und brieflichen Rezensionen in Gang zu setzen, die Abhaltung einer mindestens alle zwei oder drei Jahre stattfindenden Generalversammlung in einer größeren, katholisch-deutschen Stadt mit Aufführung mindestens eines bedeutenden dramatischen Werkes eines Mitgliedes, mit Rezitationen anderer Dichtungen durch den Dichter selbst oder durch berufene Vortragsvirtuosen usw. zu beschließen und die Organisation immer mehr zu festigen und nach innen wie nach außen auszugestalten hätte.

Auguftrofen.

Die Rosen des August! Ihr Duft ist süß
Und tief und leuchtend ihrer Kelche Glüh'n —
Wenn sie auf schwankem Stengel wehend sprüh'n
Gleich Sonnenfunken überm Gartenkies.

Die zweiten Rosen, die das Jahr gebar —
Die reife Liebe, seiner reifen Zeit!
O ihre königliche Herrlichkeit
Ist stolzer, reicher, als die erste war.

Sie stiegen aus des Wissens tiefem Schoß.
Sie wuchsen auf des Lebens Mittagsglut,
Als hoch in Flammen standen Kraft und Mut,
Da rangen sie sich aus der Knospe los.

Ich trage dir die zweiten Rosen zu
Daß die vollkomm'ne Schönheit ihrer Pracht,
Benetzt vom Tau der weichen Sommernacht,
Dich grüßen mag mit der Vollendung Kuß.

Sommerregen.

O Sommerregen! Einen goldnen Glanz
Hast von dem grauen Himmel du gebracht.
Jedweder Halm im weiten Wiesenplan
Ist eingetaucht in schimmernden Smaragd.
Topas und Amethyst sind ausgestreut,
Juwelenbunt steh'n leuchtend Strauch und Baum,
Und überm Donauflusse hoch sich spannt
Die Engelsbrück', des Regenbogens Traum.

Zum Eden können die Gedanken fließ'n,
Auf lauen Lüften lind und sommerweich,
Und dieses Lebens Härtigkeiten still
Zerschmelzen fühlen im Versöhnungsreich.
Es geht ein heil'ges Wachstum durch die Welt.
Die Eichen wiegen ihre Kronen breit,
Es schwillt die reife, goldne Frucht am Zweig
Das enge Menschenherz wird groß und weit.

M. Herbert.

Zwei neue Priesterromane.

Von
Dr. A. Lohr.

Der beispiellose Siegeszug der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert ist zu Beginn des 20. etwas ins Stocken geraten; der ungeheure materielle Aufschwung, den er gebracht, und der lange Jahrzehnte die große Zahl der Geister faszinierte, ist nicht mehr so bemerkbar geblieben. Ein Umschwung bereitet sich vor, nachdem die Kehrseite der Medaille sich vielfach recht unangenehm zur Geltung brachte. Die philosophischen Systeme des Materialismus, die der Naturwissenschaft entsprungen, vermochten den ewigkeitshungrigen Geist nicht zu befriedigen; auf der ganzen Linie der Philosophie geht's jetzt wieder idealistischen Bahnen zu. Auch die mit vielsagendem Lächeln so gern beiseite gesetzten Geisteswissenschaften mitsamt der Metaphysik holen den Vorsprung der sogenannten exakten Wissenschaften mit Siebenmeilenstiefeln jetzt wieder ein. Und nachdem aller materielle Aufschwung auf der einen Seite nur eine Schar vielfach skrupelloser Ausbeuter und Geldmagnaten geschaffen hat, deren Hand schwerer auf den Ausgebeuteten lastet als nur je die eines mittelalterlichen Herrn auf seinen Hörigen, auf der andern Seite aber eine unabsehbare Masse von Proletariern erzeugte, die in bewußtem Hasse gegen die Besitzenden eine stete Gefahr für die Gesellschaft bilden, zeigt es sich, daß die zivilisierte Menschheit in ihrem Streben nach dem Glück der größten Zahl nicht gerade einen staunenswerten Fortschritt gemacht hat. Ist ja doch trotz aller humanitären Einrichtungen und Wapperlgesetze die Not der Massen heutzutage noch immer ungeheuer. Und in dieser großen leiblichen Not und in der nicht selten noch größeren geistigen, die aus der Erfahrung geflossen ist, daß eine bloße Diesseitsphilosophie und der Glaube an einen Himmel auf Erden auf die Dauer nicht befriedigen können, ruft man wieder dringender und häufiger nach der Trösterin Religion, die mit ihrem Zauberwort von einer ewigen Vergeltung über alle Mühsale dieses Erdentums hinweghilft.

Die Religion steht wieder im Vordergrund des Interesses; das beweist die Literatur aller Kulturvölker. In Deutschland ist das nicht anders; und namentlich der Seelsorgerroman erfreut sich neuerdings besonderer Pflege. War aber bisher der katholische Priester, dessen Verkündigung eines Gottesreiches, das nicht von dieser Welt war, unangenehm für viele Ohren klang, in dieser Hinsicht der Gegenstand vieler Angriffe, so findet er jetzt in zahlreichen Romanen auch eifrige Verteidiger, die mit ihrem Eintreten für den Priester der Religion mehr oder weniger hervorragende Dienste leisten.

Der Roman ist heute zur großen Arena geworden, auf der Kämpfe heterogenster Art ausgefochten werden. Warum sollte auch ein katholischer Schriftsteller, statt eine langweilige Abhandlung, die niemand liest, zu verfassen, sich nicht des gleichen Mittels bedienen und in der gefälligeren Form des Romans einem größeren Publikum das darbieten, was er im Streite der Zeit zu sagen hat?

So dachte augenscheinlich auch der Domkapitular zu Limburg an der Lahn, Dr. Matthias Höhler, als er seinen „Roman eines Seminaristen"*) schrieb. Das Buch verfolgt in erster Linie einen eminent praktischen Zweck. Es will junge Leute, „die vom Gymnasium mit dem Vorsatze abgehen, sich dem Priesterstande zu widmen, dann aber auf der Universität oder auch sonst irgendwo in allerlei Verhältnisse verwickelt werden, die ihnen die Verpflichtungen des Priesterstandes zu schwer erscheinen lassen, .. anleiten, an ihrem Berufe nicht zu verzweifeln" und vor allzu raschem Umsatteln zu bewahren. Diesen Zweck sucht der Verfasser nun an der Geschichte des Theologiekandidaten Rudolf Edenberg zu erreichen. Dieser junge Herr geht nach dem Gymnasialabsolutorium nicht ins Seminar, wie es seine Angehörigen und väterlichen Freunde gewünscht hätten, sondern nach München auf die Universität. Dort verliebt er sich dann auch gleich trotz aller gegenteiligen Vorsätze in das reizende Klärchen Mayerhofen, die Tochter seiner Hauswirtin, einer verwitweten Regierungsrätin. Dadurch verliert er natürlicherweise allen Geschmack an der Theologie und macht sich schon mit dem Gedanken an eine Berufsänderung vertraut, als er durch die Vermittlung eines Freundes eine Hauslehrerstelle in Paris erhält, um fern von der Geliebten freier einen definitiven Entschluß fassen zu können. Dort erblaßt auch das Bild Klaras ein wenig; zur Entscheidung kommt es aber erst, als Klara und Rudolfs Mitschüler, Murten, miteinander auf dem Eise einbrechen. Murten ist tot, Klara wird zwar noch lebend herausgezogen, liegt aber an schwerer Lungenentzündung darnieder. Der Arzt hat sie bereits aufgegeben, als Rudolf auf ihre Bitte von Rennes aus, wohin er mit seiner Herrschaft verzogen war, an ihr Sterbebett eilt. Im Angesicht des Todes betrachtet sie nun ihren Unfall als Strafe Gottes und bittet Rudolf, ja seinem Berufe zu folgen und Priester zu werden. Er verspricht's, worauf ihr Zustand sich rasch bessert, und sie bald wieder gesundet. Rudolf, nun wieder völlig frei, kehrt über seine Heimat an der Mosel rasch nach Rennes zurück, von wo aus er dann nach kurzer Frist ans Germanikum nach Rom geht, wo er seine theologischen Studien, die er am Seminar zu Rennes neben seinem Amte als Hauslehrer liebgewonnen und eifrig betrieben hat, beendet und hierauf zum Priester geweiht wird.

Der Roman ist sehr warmherzig geschrieben und von Liebe zur Kirche erfüllt; seinem Zwecke dürfte er daher wohl entsprechen. Literarisch und vom reinen Kunststandpunkte aus ist dagegen nicht allzuviel Gutes von ihm zu vermelden. Die langen, nicht immer organischen Episoden und Auseinandersetzungen überwuchern und stören die Handlung, und lenken ab. Aber der Verfasser will eben seine Ansichten über den Kulturkampf, die Jesuiten, Universitäts- und Seminarerziehung der Geistlichen, Verhältnis von Staat und Kirche, die Zustände in Frankreich, Kirchengeschichtliches rc. auseinandersetzen. Die passen-

*) Bonn 1905. Verlag von P. Hanstein. 192 S. Preis 3 Mk., gebunden 4 Mk.



den Gelegenheiten zu solchen Aussprachen werden nicht selten eigens dazu künstlich herbeigeführt. So muß Rudolf auf der Reise nach Hause im Zuge von Frankfurt nach Koblenz den Rektor Fehrt treffen, damit des Verfassers etwas allzu konservative Ansichten über unsere jetzige Staatsschule zu unserer Kenntnis kommen. Die Bekanntschaft im Eisenbahnwaggon spielt überhaupt eine große Rolle. So lernt Rudolf seinen Freund Wildermann, der ihm so viele Dienste leistet, im Coupé kennen; ebenso, als Wildermann telegraphisch nach Hause gerufen wird, im selben Zuge noch die Familie Mayerhofen; im Zuge trifft er auch den amerikanischen Pfarrer Hope, der ihn durch die Schilderung des Werdeganges eines Priesters begeistert und ihm eine Empfehlung nach Paris mitgibt. Ein Ausflug auf den Starnberger See muß ferner arrangiert werden, damit Rudolf einmal den englischen Geistlichen Gowers trifft und aus dessen Munde des Autors Ansichten über den Katholizismus in England, das katholische Vereinswesen bei uns, seine Anschauung über die Kunst und das Obszöne und anderes mehr erfährt. Auch der Amerikaner Emberson taucht plötzlich auf, um dann in Klondyke recht viel Gold zu finden, womit er am Schlusse des Romans ein Asyl für Waisen und arme kleine Kranke gründet, dessen geistliche Leitung er unserm Helden Rudolf überträgt. Das komische Intermezzo mit der Schachteldame in der Eisenbahn ist zwar recht heiter und humorvoll, steht aber mit der Geschichte in keinem Zusammenhang; auch die Erlebnisse Rudolfs mit dem Irrsinnigen, ebenfalls im Coupé, die Erzählungen des bürgermeisterlichen Prügelpädagogen, im selben Zug, sowie die Rettung einer Verlornen, die sich in die Seine stürzen will, kann man ebenfalls nur als schmückende Einschiebsel betrachten. Weniger erfreulich aber will es einem erscheinen, wenn die endgültige Entscheidung des Helden auch von einem Zufall abhängig gemacht wird. Wären Murten und Klara nicht beim Schlittschuhfahren auf der Isar (!) eingebrochen, so wäre es ohne diese Katastrophe mindestens zweifelhaft gewesen, ob Rudolf Priester geworden.

So ist denn dieser Roman mit seinen Exkursen auf allerlei moderne Probleme entschieden interessant und namentlich für seinen Zweck gewiß brauchbar; in literarischer Hinsicht ist er indessen als Tendenzroman zu bezeichnen.

Wollte mich aber jemand fragen, ob ich Höhlers Roman oder Artur Achleitners neuestes Werk „Gregorius Sturmfried",*) ein „Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart", besser finde, so würde ich doch noch dem erstgenannten den Vorzug geben. Allerdings muß gesagt werden, daß Achleitners Hochlandroman technisch bei weitem besser und geschickter gemacht ist als der „Roman eines Seminaristen". Achleitner ist überhaupt ein literarischer Routinier. Das ist sein Vorzug, aber auch seine Schwäche. Er wird daher auch nie einen literarisch und technisch ganz schlechten Roman schreiben können, freilich aber auch kaum mehr einen sehr guten. Im Laufe der Jahre hat er im Konzipieren und Niederschreiben von Romanen eine derartige Gewandtheit und Geschicklichkeit erlangt, daß es ihm gar keine Mühe mehr macht, einen brauchbaren Unterhaltungsroman nur so aus dem Aermel zu schütteln. Er schreibt daher auch fröhlich immer zu, ohne sonderlich darauf zu achten, die Produkte seiner Muse auch zu vertiefen und wahrhaft künstlerisch auszuarbeiten. Seine Produktion ist denn auch von Jahr zu Jahr mächtiger angeschwollen, ohne daß von einem inneren Fortschritt etwas Nennenswertes zu bemerken wäre. So hat er im Jahre 1900 laut „Kürschner" fünf Romane geschrieben; 1901 gar sechs; 1902 wieder sechs; 1903 zwar „nur" zwei, aber 1904 schon wieder vier Romane. Bei dieser Produktionsmenge kann von innerer Durchdringung und restloser künstlerischer Bewältigung des Problems doch kaum mehr die Rede sein; da gelangen wir schon an die Grenzen der Kunst, dahin, wo das Kunsthandwerk beginnt. Dieses ist zwar auch nicht zu verachten und hat meistens einen goldeneren Boden als die reine Kunst. Aber wenn ich auch im allgemeinen das Schaffen Achleitners nicht anders als verdienstvoll bezeichnen kann, so bedaure ich es doch im höheren Interesse, daß der Autor nicht nach bleibenden Erfolgen energischer ringt.

Die Landschaftsschilderung, das Gebirglerische und Tirolische an dem Buche ist wieder, wie gewöhnlich, gelungen. Auch die Aufmachung der Geschichte verrät durchaus den geübten Autor. Ueber Pfarrer Sturmfried, den frommen und pflichtgetreuen Hirten einer größeren Gebirgspfarrei, bricht allerlei Widriges herein. Obwohl er an seiner Schwester Ottilie, die neben anderen Untugenden besonders die der Hoffart und Koketterie zieren, schon ein respektables Hauskreuz besitzt, brechen auch noch die modernen Uebel der „Los von Rom"-Bewegung, der mit der Einführung von Industrie verbundenen Sozialdemokratie, sowie eines eigenartigen, vom Advokaten Steinle vertretenen Reformkatholizismus über ihn und seine Rangdurer Schäflein herein. Schließlich wird aber auch das Ordinariat an ihm irre, als seine Schwester mit einem ehemaligen Heiligenmaler, der aber gar bald zum vollendeten Atheisten und zu einem wenig erbaulichen Charakter gediehen ist, durchbrennt und, nachdem sie ihr malender Galan im Stiche ließ, von Sturmfried als Reuige wieder im Pfarrhof aufgenommen wird und da Zuflucht und Unterkommen findet. Sturmfried wird nach Sumvig, dem höchstgelegenen Dorfe des Landes, versetzt, wo er, nahe der Schneegrenze in grausig schöner Umgebung, aber ebensowenig den Frieden findet. Denn hier gerät er ins letzte Problem hinein, das in Tirol zu lösen ist, ins nationale. Infolge eines Tunnelbaues hat sich da oben eine italienische Arbeiterkolonie angesiedelt, deren Seelsorge ihm von den Sumvigern sehr verübelt wird. Trotzdem geht's ihm aber hier besser als in Rangdur. Der Bischof kommt auf Visitation, weist die Beschwerden der Sumviger zurück und söhnt die Gegensätze aus. Sturmfried aber wird auf den Posten eines Stadtpfarrers befördert. Ottilie hat sich hier, wie aber psychologisch nicht recht klar gemacht wird, sehr zu ihrem Vorteil verändert. Bei einem Unglück im Tunnel infolge schlagender Wetter erweist sie sich als Heldin und pflegt dann nachher den schwerverwundeten Oberingenieur Walter mit voller Hingebung. An der Seite dieses trefflichen Menschen findet sie dann auch ihr Lebensglück.

Freilich besitzt von all diesen Gestalten kaum eine wahres, richtiges Leben, Fleisch und Blut; es sind Personen, die der Autor geschaffen hat, aber die es im wirklichen Leben so nicht gibt. Auch die berührten Probleme sind oberflächlich und ihrem wahren Wesen und ihrer Bedeutung wenig entsprechend behandelt. So ist der Zollbeamte und Los von Rom-Apostel Paprion eine wenig glaubhafte Figur; daß er lediglich um der schönen Augen Ottiliens willen die Kandidatur Sturmfrieds in den Landtag unterstützt haben soll, berührt wenig überzeugend. Die Wirkung der Los von Rom-Bewegung, der neueingeführten Industrie mit ihrer gleichzeitigen Heranziehung einer Arbeiterbevölkerung sowie der Ideen Steinles, wird dem Leser zu äußerlich und zu wenig plastisch vor Augen geführt.

Man kann den Roman einen anregenden und namentlich in seinen landschaftlichen Schilderungen tüchtigen Unterhaltungsroman nennen; man kann durch ihn aber weder einen klaren und richtigen Einblick und ein volles Verständnis für die in Tirol heutzutage im Vordergrunde des Interesses stehenden Probleme gewinnen, noch an hervorragender Psychologie und Menschendarstellung sich erquicken. Im Gebrauche der Zeiten ist der Verfasser des öfteren recht nachlässig, was ihm als Schüler eine schlechte Zensur eintragen würde. Namentlich gebraucht er gern das Präsens, wo man nach dem Zusammenhang ein Imperfekt erwartet. Sonst ist die sprachliche Seite des Buches nicht übel. Auch mancherlei italienische Vokabeln und Redewendungen kann man aus dem Werke sich aneignen.

Möchten die zwei folgenden Bände, die sich an „Gregorius Sturmfried" anschließen und zur Trilogie „Der Dorfpfarrer" sich entwickeln sollen, auch künstlerisch mehr befriedigen!

*) Mainz 1905. Kirchheim & Co., G. m. b. H., 443 S., 4 Mk., gebd. 5 Mk.

Zwei Wege.

Den alten Weg hat man verlassen,
Er steigt zu kühn am Berg empor,
Vorbei an kahlen Felsenmassen —
Den neuen Weg zieht jeder vor.

Der neue Weg, bequemer, breiter,
Führt um den ganzen Berg herum;
Der alte, gleich der Himmelsleiter,
Führt uns direkt ins Heiligtum.

Stuttgart. Thekla Schneider.



Wasserlilie.

Von

Emil Ritter.

Schweigend gingen wir den schmalen Waldpfad hinauf. Ich schwieg, weil ich unseren Weg genoß, und — weil es mir schwer ward, das rechte Wort zu finden, bei ihr, die mir so fremd und fern schien und die doch die Gespielin meiner Jugend war.

Warum sie schwieg, — ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, was in ihrer Seele vorging.

Nur einige Male blickte ich sie verstohlen an, und immer waren ihre großen, unergründlichen Augen auf den feuchten Erdboden gerichtet.

Ja, der Erdboden war feucht und weich, und die Luft war köstlich frisch; denn ein starker Gewitterregen war niedergegangen.

Ueberall zitterten kristallene Tropfen, und die Sonnenstrahlen brachen sich darin, daß sie demantgleich leuchteten.

Die Mücken tanzten in toller Lust, Käfer schillerten, und ein neuer, jubelnder Vogelchor hub an.

Ein so warmer, lebenswarmer Hauch lag in all dem; die Welt bot ihre volle Schönheit dar, — und dem Menschen ist es dann, als müsse er zum Entgelt dafür sich selber mit jedem Pulsschlage hingeben.

Wir waren da angekommen, wo der Weg nach links biegt.

Ich blieb stehen und trank die süße, reine Luft, und wie ein Atemzug entfloh es meinem Munde:

„O wie schön ist die Welt!"

„Nein!"

Es war mit einer weichen, dunklen Stimme, aber fest und entschieden gesprochen.

Ich sah sie überrascht und fragend an. Sie blickte den Weg zurück, den wir gekommen waren und sagte:

„Nein, die Welt ist nicht schön! — Was soll der Wald und der Sonnenschein, wenn man nicht glücklich sein darf!"

„Mädchen, warum sollst du nicht glücklich sein?"

„Frage lieber: warum sollst du nicht unglücklich sein?"

„Aber was ist's denn?"

Ein leiser Vorwurf lag in ihrem Blick, der flüchtig meinen Augen begegnete.

„Das könntest du wissen!"

Ich ging schweigend und gesenkten Hauptes weiter; sie folgte.

Ja, ich wußte, was es ist. Ich kannte ihren Vater zu gut, — der nicht ihr Vater war, und ich kannte ihre Mutter ebenso, die besser nie Mutter geworden wäre.

Ich konnte nur wünschen, sie möge in ihrem ganzen Selbst ihre Abstammung verleugnen. Wünschen! Aber ich glaubte nicht daran, daß es geschehen werde. —

Eine große Heidelichtung schnitt hier in den Wald ein.

Das Mädchen ging vom Wege ab, eine Strecke in das Heidekraut hinein und brach eine Königskerze, die dort blühte.

Ich blieb am Wege stehen.

Sie wandte sich um, und unsere Augen senkten sich ruhig ineinander, wohl zum ersten Male heute.

Die Lichtung war mit dichtem Erikagebüsch bewachsen. An jedem Zweige, an jedem Blättchen hingen viele, viele Wasserperlen, und die Sonne überflutete alles und schuf es zu einem großen, wunderbaren See, in dem es hier wie Silber und da wie Smaragd und dort wie Feuer zuckte.

Und mitten in diesem Meere stand sie, — in ihrem weißen Kleide, schlank und voll zugleich.

Ihr Antlitz war bleich, nur die Wangen ein wenig rosig, aber der Mund blutvoll. Wie ein wirkungsvoller, dunkler Rahmen umgab das reiche, glänzende Haar ihr Haupt.

Immer noch ruhten ihre Augen auf mir, ihre Augen, in deren Tiefe, wie über dem Heidemeer, ein Feuer loderte.

Ich hielt den Atem an. Meine Füße wollten nicht mehr stehen bleiben. Meine Sinne verwirrten sich, meine Hand streckte sich aus.

Ich machte einen Schritt, — nur einen. —

Und plötzlich dachte ich an die Wasserlilie, die schlank und weiß aus dem Grunde des silbergrünen Sees emporwächst, die mit ihrer Schönheit den Arglosen lockt, sie zu brechen, — die ihn aber versinken läßt und unter seiner Hand selber dahin zurückkehrt, woraus sie aufgestiegen, — in den Sumpf.

Ich ging schnell einige Schritte auf dem Wege weiter.

Ihr Kleid raschelte hinter mir. Ich wartete und wir schritten schweigend auf einem anderen Pfade abwärts.

Unten an der alten Birke sagte sie:

„Leb' wohl!"

Ich hielt ihre Hand fest. Sie schlug die Augen nieder, um zwei Tränen zu verbergen. Aber ich hatte sie doch gesehen.

Schnell sagte ich: „Adieu!" und ließ ihre Hand los. Ich konnte Tränen in diesen Augen nicht ertragen.

Sie war schon ein Stück weit gegangen, als mir unser Abschied zu eigentümlich schien. Um noch etwas zu sagen, rief ich:

„Hoffentlich sehen wir uns bald wieder!"

Ich fürchtete dieses Wiedersehen mehr, als ich es hoffte.

„Nein, nicht so bald! Ich gehe fort."

„Fort? — Wohin willst du?"

Ich sah ihr weißes Kleid noch zwischen den Bäumen schimmern.

„In die Welt!"

In den Sumpf, klang es in meinem Herzen nach.

Wasserlilie! Hätte ich sie an meiner Brust bergen dürfen. Aber — der Abgrund winkte. — —



„Oberammergau in Frankreich."

Von

Pierre Paulin.

Es gibt schon längst ein „französisches Bayreuth", wie Dr. L. Bräutigam das alte Orange in Südfrankreich genannt hat. Heute kann man aber auch von einem „französischen Oberammergau" sprechen. Wenn wir jedoch hier von Oberammergau reden, so dürfen wir uns nicht in die wunderschöne Welt der Alpen hineinträumen, sondern die Ortsbezeichnung nur als Spielgenus auffassen. Das französische Passionsspiel nennt sich nämlich kurzweg: „La Passion-Genre Oberammergau". In der herrlichen Hauptstadt der französischen Grenzmark, in der alten lothringischen Herzogsstadt **Nancy** wird dasselbe schon zum zweiten Male aufgeführt. Das Werk, das seit seinem Bestehen einen unerwarteten Erfolg errungen, ist keine Dilettantenidee, kein zweifelhaftes Jahrmarktsspiel, sondern großzügige, erhebende Kunst. Seine Entstehung und Entwicklung sind äußerst eigenartig und zeigen uns, was Religiosität selbst im modernen Frankreich noch vermögen.

Ein energischer Priester, Herr Pfarrer Petit, hat das Ganze ins Leben gerufen und meisterhaft organisiert. Materielle Gründe, die ungedeckten Baukosten der prächtigen romanischen St. Josephskirche in der gleichnamigen Pfarrei, bewogen den Geistlichen zu dem eigenartigen Schritte. Die Kunst spielte hier jedoch keineswegs die Rolle des Aschenbrödels, sondern veredelte durch ihren großen, glänzenden Erfolg den nutzenden Eifer für das Haus des Herrn. Zweimal, im Winter 1903 und im Frühjahre 1904, machte Domherr Petit die weite Reise nach Oberammergau, wo ihn liebenswürdige Gastfreundschaft in kollegialer Weise empfing. Der dortige Pfarrer gewährte dem französischen Kollegen alle Uebersetzungsrechte. Kaum zurückgekehrt, ging Herr Petit mit richtiger Hand ans Werk. In der kurzen Zeit von sechs Monaten hatte er alles organisiert. Er erbaute ein Theater, das dieses Jahr zweckmäßiger und größer umgestaltet wurde, gewann durch seine impulsiven Worte gegen 500 Spieler, ließ reiche Kostüme und Dekorationen anfertigen und vermochte in der knappen Zeit Chor, Musiker und Darsteller zu schulen. Das erste Spiel ging über die Bretter und der Erfolg war gesichert. So etwas hatten die Franzosen, die noch nicht in Oberammergau waren und auch nicht hinkommen, noch nicht gesehen. Die berufene Presse war voll des Lobes und trug die Nachricht des Erfolges von Ost nach West, von Norden nach Süden des Landes.

Die vorigjährige sommerliche Spielzeit genügte nicht und so wird denn diesen Sommer das Passionsspiel von neuem aufgeführt. Eine stets wachsende Menschenmenge zieht nun jeden Sonntag (die Passion wird jeden Sonntag von Juli bis September einschließlich gespielt) die sonst stille Rue Jeanne d'Arc hinauf, wo sich inmitten eines schattigen Parkes das Passionsgebäude erhebt.

Am 9. Juli fand die Eröffnungsvorstellung statt. In aller Frühe führte uns der Schnellzug aus Straßburg nach Nancy, der Stadt mit „den goldenen Toren". Ein klarer Himmel blaute über den Wasgaubergen und uns bangte schon vor der steigenden Hitze. Die Passion sollte nämlich den ganzen Morgen und den halben Nachmittag dauern. Nach zwei kurzweiligen Fahrstunden hielten wir im Herzen des alten Lothringens. Vertraut mit den Straßen, lenkten wir nach kurzem Morgenimbiß unsere Schritte durch die belebten Vorstadtstraßen dem Viertel der St. Josephspfarrei zu. Die Stadt bot schon ein reizendes, buntes Bild. Unter den vielen Fremden, die zum Festplatze zogen und schon in aller Herrgottsfrühe ihre stillen Dörfer verlassen hatten, bemerkten wir viele Soldaten, die in ihrer schmucken Uniform die langen Straßen belebten. Der Spielanfang war auf 9 Uhr festgesetzt. Da uns noch etwas Zeit verblieb, besichtigten wir noch den historischen Platz „de la Croix de Bourgogne", wo Karl der Kühne tot aufgefunden wurde. Ein doppeltes Kreuz kennzeichnet die Stelle, welche in dem alten Sumpfgebiet lag, das im 15. Jahrhundert die Nancyer Wälle umgab. Jetzt hat die wachsende Großstadt den Platz, der so tiefergreifende Bilder wachruft, eingeengt.

9 Uhr! Noch immer drängen neue Besucher in die große Theaterhalle, die 2000 Menschen fassen mag. Sie ist sehr praktisch gebaut und rechter Hand ganz zugemauert; nur gegen die Bühne zu ist sie durch Zelttuch gegen den Garten abgetrennt. Auf der linken Seite finden sich große Zwischenräume, die Luft und Licht einlassen. Das Dach besteht aus stufenweise einanderfolgenden hölzernen Verdeckungen.

In schiefer Linie steigt der Zuschauerraum hinter dem versteckten Orchester empor. Die Zuvorkommenheit des Spielleiters hatte uns einen ersten Platz in der Mitte verschafft, von wo aus man alles aufs beste beobachten konnte. Unerwarteterweise entdeckten wir noch einen guten, kunstsinnigen Freund, so daß wir mit gesteigerter Stimmung dem beginnenden Spiele des Orchesters lauschten.

Ernst und feierlich fluten die Töne zu uns herauf, doch wir können uns noch keinem rechten Genusse hingeben, da das lebhafte französische Publikum, das in erdrückender Menge die ganzen oberen Reihen füllt, unaufhaltsam fortplaudert. Da tritt der Chor gemessenen Schrittes aus den beiden Seitenportiken, die das Proszenium säumen. Der Lärm legt sich. Aller Augen richten sich gespannt auf die Bühne.*) Diese macht einen sehr günstigen Eindruck. Im Hintergrunde des Proszeniums befindet sich das Theater, dessen Innenraum ein Vorhang unseren Augen entzieht. Es ist einem griechischen Tempel ähnlich und dient hauptsächlich zur Vorführung der lebenden Bilder. Ueber den beiden Seitenportiken sind Balkone, von denen der zur Linken den Lithostrotos darstellt. Zwischen den einzelnen Portiken und dem Proszenium schauen wir in zwei malerische Straßen Jerusalems, während über dem Proszenium die Berge Jerusalems und ein Teil der Stadt aufsteigen. Der blaue, lachende Himmel überwölbt das Ganze, während wir unter gedeckter Halle sitzen, was wir erst am Nachmittage schätzen lernten. Dem Chore, der antikem Muster nachgeahmt ist und soeben zu je 12 Choreuten aus den Seitenhallen tritt, gehen der Chorführer und der Vorsprecher voran. Es sind außer den Führern lauter liebliche Mädchengestalten, deren Reiz die feine Kostümierung nur erhöht. Dem Publikum zugewendet, bleiben alle im Halbkreise vor dem Theater stehen; der Hauptsprecher spricht mit klarer, fester Stimme den packenden Prolog. Während der Chor dann seitwärts geht, steigt der Vorhang in die Höhe und wir schauen freudig das erste lebende Bild: „Die Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradiese." Was uns für einen Augenblick noch mehr fesselt als dies symbolische Bild ist der feingemalte Hintergrund mit seiner gelungenen Perspektive, so daß man wähnt, immer weiter schauen zu können. Nach dem ersten großartigen Eindrucke, den man so empfängt, beginnt das eigentliche Spiel. Es zählt 16 Akte in zwei Teilen. Der erste beginnt mit dem feierlichen Einzuge des Heilandes in Jerusalem und endigt mit seiner Gefangennahme im Oelgarten. Der zweite umfaßt die Zeit bis zu seiner glorreichen Auferstehung. Es würde uns zu weit führen, hier die einzelnen Akte nacheinander anzuführen. Abgesehen von kleineren Mängeln, die dem jungen, aber geistvollen Unternehmen noch anheften und mit der Zeit wohl schwinden werden, macht die ganze Ausführung einen imposanten, vollwertigen Eindruck. Unvergeßlich bleiben mir die herrlichen Szenen des Einzuges in Jerusalem, als Jesus, auf einem Esel reitend, durch die jauchzende Menschenmenge zieht. An 300 Personen, darunter über hundert hübsche Kindergesichter, die jubelnd ihre Palmzweige schwangen, füllten das Proszenium. Ueberhaupt war die Massenszenerie großartig, wie sie besonders auch bei den lebenden Bildern hervortrat. Diese gingen jedem Akte voraus. Das Alte Testament versinnbildlichte die Ereignisse des Evangeliums.

Der erste Teil war gegen Mittag beendigt. Der Körper verlangte nun einige Stärkung, für die eine 1½stündige Pause angesetzt war.

Punkt halb 2 Uhr wurde das Spiel fortgesetzt. Wir zogen nun mit Jesus durch Jerusalem, von Annas zu Kaiphas. Dann mußten wir die wilde Verzweiflung des Judas mitansehen, einen der bestgespielten und ergreifendsten Akte des Ganzen. Jesus steht dann vor Pilatus, vor Herodes und wird nach seiner Dornenkrönung zum Tode verurteilt. Nachdem der Heiland den Kalvarienberg betreten hat, erscheint der Chor, der bis dahin reizend farbige Mäntel getragen, in Trauerüberwürfen, die er nach dem Tode des Heilands gegen schwarze umtauscht. Die Kreuzigung und Kreuzabnahme folgen nun. Unter Blitz und Donner verscheidet Jesus. Leider störte ein plötzlich einbrechender Regenguß eine Weile den ruhigen Fortgang des Spieles, doch es dauerte nicht allzulange und das Spiel konnte wieder weitergeführt werden. Nach der Kreuzabnahme, die uns wie das Rubenssche Bild im Dome zu Antwerpen anmutete, wohnten wir der Auferstehung bei, die einen dreifachen Triumph darstellte. In einem Lichtmeere schwebend, erschien Jesus als Triumphator der Unschuld, der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit.

Es mochte etwa 5 Uhr sein, als der letzte Ton des Orchesters verklungen war. Donnernder Applaus lohnte die Passionsspieler, von denen sich die wenigsten einst einen Bühnenerfolg geträumt hatten; sind doch die Spieler samt und sonders Fremdlinge auf dem Gebiete der Schauspielkunst gewesen. Nur die bedeutendsten Darsteller seien hier kurz besprochen.

Die markanteste Persönlichkeit ist der Christusdarsteller. Die erhabene Rolle ist ihm, wie man sagt, auf den Leib geschnitten. Sein schöner Christuskopf mit den feinen Gesichtszügen bleibt einem unvergeßlich. Manchen dünkte er etwas zu klein, ich finde es nicht. In den Szenen vor Kaiphas, vor Pilatus, vor Herodes reiht sich seine hoheitsvolle Gestalt würdig in das Massenbild ein. Der Höhepunkt seiner Schauspielerkraft liegt für mich auf dem Leidenswege. Der Darsteller scheint uns hier selbst von der Tiefe der Leidensidee mitgerissen, sein Auge schaut so wehmütig und doch so entschlossen, daß der Zuschauer unverwandt das ergreifende Bild betrachten muß. Zudem besitzt der Christusdarsteller ein klares, wohlklingendes, vielleicht zu scharfes Organ. Indem ich hier überhaupt dieses Kapitel berühre, kann ich mich nur lobend äußern. Mit Ausnahme weniger hörte ich wohlgeschulte, klangvolle Stimmen. Der Chorgesang als Ganzes machte ebenfalls den besten Eindruck und erinnerte mich an deutschen Choral, wie er übrigens einem solchen ernsten Thema auch besser entspricht. Die einzelnen Stimmen des Chores, die vor den einzelnen Akten öfters vortrugen, kamen nicht so ganz zur Geltung, wenn auch der gesangliche Vortrag als solcher tadellos war. Doch wenden wir uns anderen Schauspielern zu. Unter den Männergestalten nennen wir noch Pilatus, Kaiphas und Judas. Pilatus gibt den römischen Charakter sehr gut wieder. Die wohlgebaute Gestalt des Hohepriesters sticht aber noch mehr hervor. Das hartnäckige, selbstbewußte Rabbinertum findet in ihm seinen höchsten Ausdruck. Die Palme gebührt jedoch dem Judasdarsteller. Dieser wollte mir anfangs in der Abschiedsszene zu Bethanien etwas manieriert erscheinen, im Laufe des Spieles aber, besonders in der einzigartigen Verzweiflungsszene, würdigte ich erst sein glänzendes Talent. Der Volksanschauung vom Verräter hätte seine Gestalt, sein irrer Blick, sein ganzes Spiel nicht besser entsprechen können. Unter den Aposteln ist sonst noch der hl. Petrus hervorzuheben, der mit rührender Naivität seine Rolle wiedergibt.

Was die Frauenrollen anbelangt, so treten dieselben im allgemeinen hinter den Männern zurück. Nach meinem Empfinden gab Maria von Magdala ihre Rolle am besten wieder, während mir die posierte Ruhe der Mutter Gottes fast das ganze Spiel hindurch fremd blieb. Etwas mehr Leidenschaftlichkeit, die doch jeder Mutter eignet, und die sich nicht nur in momentanen, durch den jeweiligen Akt geforderten Gefühlsausbrüchen äußert, dürfte sie, ohne ihre Würde zu verletzen, durch das ganze Spiel begleiten. Eine andere wichtige Bemerkung muß ich hier noch hinzufügen. Wie es mir seinerzeit im Elsässischen Theater in Straßburg aufgefallen ist, daß das Publikum bei den ernsthaftesten Stellen (ich meine im „VI. Gebot" von Julius Greber) widrig lachte, so habe ich dasselbe hier konstatieren müssen. In mehreren Akten, ich erinnere nur an die Verzweiflungsszene des Judas, befiel ein gewisses Publikum ein krampfhaftes Lachen, das volkstümlich gesprochen, wie die „Faust aufs Auge" paßte. Nur ein kräftiges Zischen, das die Leute auf das ungebührliche Benehmen aufmerksam macht, kann diesem im Momente abhelfen.

Abgesehen von solchen kleinen Unannehmlichkeiten, die man ja so oft in den Kauf nehmen muß, müssen wir das Nancyer Passionsspiel als ein „standard-work" von hervorragend künstlerischer Bedeutung bezeichnen. Es gereicht der französisch-lothringischen Bevölkerung, an ihrer Spitze Herrn Domherr Petit, zur größten Ehre, ein solches Werk instand gesetzt zu haben. Andere Städte vor Nancy, wir nennen Paris, wir nennen Troyes, hatten dasselbe erfolglos unternommen. Die Energie eines lothringischen Pfarrers hat es nun durchgesetzt, daß man in Zukunft auch von einem Nancyer Passionsspiel reden darf. Dem Oberammergauer Passionsspiele ist hierdurch keineswegs eine Konkurrenz geschaffen, da das französische Spiel von zehn zu zehn Jahren, 1905—1915, gespielt wird, und so mit Oberammergau, das 1910 ev. 1920 spielt, in einer Pause von je fünf Jahren alterniert.

Die vorliegende Schilderung dient nur dazu, die Besucher des Straßburger Katholikentages auf das großartige Unternehmen aufmerksam zu machen. Wer sich für französische Sprache und französisches Wesen interessiert, unterlasse es nicht, die nahe ostfranzösische Grenzmark mit ihrer prächtigen Hauptstadt zu besuchen. Der Schnellzug führt den Fremden in zwei kurzweiligen Fahrstunden über Zabern nach Nancy. Das Passionsspiel kommt, wie schon bemerkt, jeden Sonntag im August und September zur Aufführung. Es beginnt um 9 Uhr und dauert mit einer 1½stündigen Unterbrechung bis 5 Uhr etwa des Nachmittags. Die Plätze variieren im Preise von 2—10 Franken.*) Wer Näheres zu erfahren wünscht, wende sich an Herrn Pfarrer Scherrer, Courcelles a. Nied, Lothringen, Kreis Metz.

Der kleine Abstecher nach Nancy wird niemand reuen. Jeder Freund volkstümlicher Kunst wird dem neuen Passionsspiele seine Bewunderung nicht entziehen können.

*) Die Bühnenverhältnisse sind viel kleiner als in Oberammergau.

*) Eintrittskarten erhält man aber auch am Eingange der Festhalle, Rue Jeanne d'Arc 146, Nancy.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater in München. Der erste Zyklus der Vorstellungen hat nunmehr sein Ende erreicht. Sieben Wagner-Aufführungen in zehn Tagen — keine kleine physische Anforderung auch an den Referenten, der sich die heißen Augusttage in früheren Zeiten wohl etwas anders erträumen durfte. Der bisherige Verlauf der Festspiele hat zum mindesten dargetan, daß die ganze Welt, soweit sie im Zeichen der bis an Wagner vorgerückten Kultur steht, unsere Festspiele als einen nicht mehr zu umgehenden Faktor derselben anzusehen sich gewöhnt hat. Wie weit München selbst an den Früchten dieses Unternehmens zu zehren in die Lage kommt, ist freilich eine zweite Frage, die mit dem äußeren Glanz desselben nichts zu schaffen hat.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die alljährliche Wiederholung der Aufführungen — wenn anders man überhaupt davon sprechen kann, daß es gelungen ist, den richtigen Stil für die Werke, soweit das überhaupt möglich scheint, zu finden — nur noch in Kleinigkeiten von der einmal festgestellten Tradition abweichen können. Dazu trägt auch der Umstand bei, daß in durchaus erfreulicher Weise mehr als bisher von unnötigen Gastspielen Abstand genommen war. Das führte oft merklich zur größeren Geschlossenheit der Werke. Neben der bereits erwähnten Meistersinger-Vorstellung stand noch Siegfried an erster Stelle. Die Walküre, das Favoritstück des Ringes, war gut, aber nicht gerade hervorragend gelungen. In der Götterdämmerung brachte man das Publikum durch die Folgen eines durch nichts zu rechtfertigenden Gastspiels gleich zu Anfang um seine Laune. Eine Enttäuschung, die aber nicht schlimmer Natur war, brachte Tristan; die Vertreter der Titelrollen, Frau von Mildenburg (Wien) und Herr Burrian (Dresden) sagten ab und ließen Frau Thila Plaichinger und Herrn Knote das Feld. Von Gästen müssen noch Herr Kraus (Berlin) der stimmgewaltige Siegmund, Putlitz (Essen) als in der Erscheinung mächtiger Hagen, Herr Perron (Dresden) als aparter Marke — er faßte die bekannte Szene im zweiten Akt als eine Art Privatissimum mit Tristan auf —, Herr Lohfing als famoser Hunding und weniger sagender Daland genannt werden. Besucht waren die Festspiele bisher sehr gut; dieser Zweck drückt sich mit der Zeit ja auch immer mehr in den Vordergrund. Wir haben in dem Theater zweifellos ein Unternehmen, das dem momentanen Modegeschmack in glänzender Weise Rechnung trägt. Auf die Zukunft der Festspiele darf man mit Rücksicht auf bevorstehende Ereignisse gespannt sein. Es wäre sehr wünschenswert, wenn das Festspielhaus ein organischer Teil unseres Hoftheaterbetriebs würde und nicht dessen ärgster Gegner bliebe.

Das Münchener Schauspielhaus brachte als jüngste Novität ein Stück aus dem akademischen Leben von Ferdinand Wittenbauer „Der Privatdozent" betitelt. Es war wohl ein Zufall, daß diese Première ganz hart neben derjenigen der Komödie „Die kleine Residenz" von Alois Wohlmuth im Hoftheater stand. Schlagender konnten die Bestandteile des modernen Unterhaltungstendenzstückes nicht vor Augen gerückt werden. Hier wie dort stehen wir bestimmten Berufskreisen gegenüber, in deren Rahmen gegen die gute Absicht Klatsch und niederträchtige Interessenpolitik ausgespielt werden. Aber Wohlmuth bescheidet sich und ist dabei ein genauer Kenner dessen, was im Theater Wirkung macht. Wittenbauer bescheidet sich nicht und weiß vom Theatererfolg viel weniger: er überzeichnet bis zur Unleidlichkeit, er bringt zwei Liebesaffären in das Stück, die schließlich ihm selbst über den Kopf wachsen; er befleißt sich bei all der Unwahrscheinlichkeit einer philiströsen Gründlichkeit, die auf die Dauer fast peinlich wirkt. Dazwischen fehlt es natürlich nicht an Verdonnerungen bestehender Mißstände, die, zur Hälfte ins Publikum hinein gesprochen, immer das liebevollste Verständnis und dementsprechenden Beifall finden. So kam es denn auch zu einem großen, sicherlich nachhaltigen Erfolg, der übrigens hinsichtlich der Darstellung vollauf berechtigt war. Cola Jessen und Siegfried Raabe waren besonders hervorragend.

Verschiedenes. In Vevey fand vor über 10,000 Zuhörern die erste Festaufführung des „Winzerfestes" statt, welches seit 1889 nicht mehr gefeiert worden war. An der Aufführung des von René Morax gedichteten Festspiels (in Musik von Gustav Dore gesetzt) wirkten 1800 Personen mit, der Erfolg war ganz außerordentlich. Die Vorführung im Amphitheater unter freiem Himmel bei herrlichsten Wetter bot zahlreiche farbenprächtige poetische Szenen. — In Orange wurden die Festspiele mit Berlioz' Trojanern eröffnet; Eduard Colonne dirigierte.

München. Hermann Teibler.

Bücherschau.

Ein kirchliches Handlexikon gibt Dr. Michael Buchberger in Verbindung mit vielen Fachgelehrten bei der Allgemeinen Verlagsgesellschaft in München heraus. Ein theologisches Handlexikon — ein bequem am Schreibtisch zu benutzendes Werk also — war katholischerseits längst Bedürfnis. Es ist ein sehr verdienstliches, aber auch schwieriges Unternehmen. Zu einer Zeit, da die großen protestantischen Lexika in splendider Ausführung in Neuauflagen erscheinen, da ferner das gediegene Herdersche Lexikon in erweiterter Gestalt erscheint, und das Staatslexikon, herausgegeben von der Görres-Gesellschaft, abgeschlossen ist: zu solchem Zusammentreffen muß von einem Lexikon ganz besonders Gutes erwartet werden. — Die bisher erschienenen neun Hefte (im ganzen zwei Bände zu je zwanzig Heften, je 1 Mk.) lassen die Tüchtigkeit des Werkes schon genügend erkennen; jeder Artikel ist mit Buchstaben des Bearbeiters gezeichnet und jedem Hefte das Verzeichnis der Mitarbeiter und der Abkürzungen ihrer Namen beigefügt. Unter den Mitarbeitern sind durchweg Namen von großem und gutem Klang, zum mindesten bürgt der Name für gewährleistende Gelehrsamkeit (was auch anders als durch das „Dr." vor dem Titel verbürgt sein kann). — Im neunten Heft ist das Unternehmen bis zum Buchstaben C fortgeschritten; die Raumzumessung entspricht natürlich dem theologischen Standpunkte, und es ist — was bei dem Gesamtumfange von zwei Bänden erklärlich — auf Begriffliches besonderer Wert gelegt, das speziell Historische zusammengedrängt. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß das Heer kirchlich wichtiger Namen von Gelehrten, Kirchenvätern und Kirchenlehrern, Theologen, Päpsten und bedeutenden Klerikern rc. oft ausführliche geschichtliche Darstellungen erfordert. Ich nenne z. B. Calvin, Bonifatius, Cärularius. Bei Philosophen, Theoretikern, Kirchenlehrern rc. sind Leben, Lehre und Schriften in prägnanter Weise übersichtlich dargestellt. Bei geographischen Titeln ist, soweit als das in geschlossener Form möglich, auf die Christianisierung bzw. die kirchliche Verwaltung mit ausgiebiger Berücksichtigung der neuesten Verhältnisse eingegangen. Ferner sind, wo wünschenswert und zum Verständnis nötig, instruktive Abbildungen dem Texte eingefügt. Eben zu diesem Zwecke würde sich an manchen Stellen eine kleine Uebersichtskarte gut ausnehmen. — Das Gesamtbild des kirchlichen Lexikons ist demnach — soweit es fertiggestellt ist — ein modernes und zuverlässiges, Zutrauen hervorrufendes. B. Clemenz.

Jugenderziehung und Genußgifte. Den in der „Allgem. Rundsch." schon einige Male mit lobender Anerkennung besprochenen „Pädagogischen Zeitfragen" wird in verschiedenen Blättern das Zeugnis ausgestellt, daß sie die vordringlichsten Fragen immer so behandeln, wie es ihrer praktischen Lösung am vorteilhaftesten ist. Dies Lob ist wohl verdient. Das vorliegende Heft 3 ist ein neuer Beweis dafür. Es behandelt in dem Heftchen Dr. med. Jos. Weigl das Thema „Jugenderziehung und Genußgifte". Der Verfasser ist so recht dazu berufen, die Frage zu beleuchten. Er hat als Arzt und Hygieniker reiches Erfahrungsmaterial gesammelt. Ein großes Buch hätte er damit füllen können. Er hat sich aber im Interesse der Sache peinlichster Kürze beflissen. Dabei ist aber die Ueberzeugungskraft des Dargebotenen durchaus nicht zu Schaden gekommen. Dr. Weigl versteht es, die Folgen, welche die alkoholischen und koffeinhaltigen Getränke und der nikotinhaltige Tabak für die körperlichen Organe und geistigen Funktionen der Jugend unfehlbar bringen müssen, unwiderleglich nachzuweisen. Bei der Lektüre dieses Beweismaterials, das auch die neuesten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und Untersuchung noch berücksichtigt, merkt jeder vorurteilsfreie Leser, daß nicht etwa ein Fanatiker, sondern ein echter Menschenfreund sich in den Dienst eines zeitgemäßen Jugendschutzes gestellt hat. Das Alter ist aus dem Spiel gelassen. Als praktisches, zunächst erreichbares und unbedingt notwendiges Ziel ist festgesetzt: Schutz unserer heranwachsenden Jugend vor der Gifttrias Alkohol, Koffein und Nikotin in allen Formen. Möge das Büchlein bei allen, die es mit der Sorge für die heranwachsende Jugend ernst nehmen, die gebührende Beachtung finden, möge es namentlich den notwendigen Massenabsatz in den breitesten Schichten des Volkes finden. Das Werkchen soll in keiner katholischen Vereinsbibliothek fehlen und fleißig bei den Vereinsmitgliedern zirkulieren.

F. Lohrer.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: C. Joh. Oehninger in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, Oesterr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. — Telephon 3860. —

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 36. München, 3. September 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Der Straßburger Katholikentag.

Von

Seminardirektor Karl Hoeber.

„Wir sind am Schluß! Ohne unbescheiden zu sein, dürfen wir sagen: Unsere Arbeit ist von Erfolg gekrönt worden!" Mit diesen Worten eröffnete der Präsident des Lokalkomitees der diesjährigen Katholikenversammlung, Herr Dr. med. Burguburu, die letzte Sitzung des Vorstandes, in der das Soll und Haben verglichen und eine vorläufige Feststellung des finanziellen Ergebnisses gemacht werden sollte. Schon nach der Prüfung der Hauptposten des Budgets konnte der Schatzmeister die hochbefriedigende Eröffnung machen, daß die Unkosten der Generalversammlung gedeckt seien und daß auch nach der finanziellen Seite hin der Katholikentag mit einem Erfolg abschließe. Es lassen sich zwar noch nicht alle Einzelheiten übersehen, auch hat der Zwang der Verhältnisse in mehreren Kommissionen Ueberschreitungen der Voranschläge erfordert, im großen und ganzen aber sind die Ausgaben und Einnahmen im Gleichgewicht geblieben. Auch in dieser Finanztätigkeit hat sich die Umsicht und Vorsicht des Präsidenten des Lokalkomitees bewährt, auf dessen Verdienstkonto überhaupt zum guten Teil das Gelingen der Straßburger Katholikenversammlung zu setzen ist. Mit geradezu beneidenswerter Elastizität hat er es fertig gebracht, dreiviertel Jahre hindurch in sämtlichen Kommissionen mitzuraten und mitzutaten. Und das Geheimnis seiner Erfolge im großen und kleinen scheint mir das zu sein, daß er gemäß einem Grundsatze gehandelt hat, den Herr Justizrat Karl Trimborn beim hiesigen praktisch-sozialen Kurs (1898) in humoristischer Form betont und unterstrichen hat und den er mit schalkhaftem Lächeln in die weisheitsschweren Worte kleidete: „Was getan werden muß, muß auch getan werden!"

Und mit geschickter Hand wußte Dr. Burguburu in den einzelnen Kommissionen solche Leute als Mitarbeiter heranzuziehen, die pflichtbewußt und arbeitslustig sind. In allen Ausschüssen steht ja die Zahl der wirklich tätigen Arbeiter im umgekehrten Verhältnis zur Gesamtzahl der Mitglieder. Es sind immer und überall nur einige, die wirklich schaffen, ernst und ausdauernd schaffen, die anderen bilden die dekorative Garnitur. In der Preßkommission hat allein Professor Dr. Barth wochen- und monatelang eine Arbeit geleistet, bei deren Beurteilung man nicht übertreibt, wenn man sie als Riesenarbeit bezeichnet. Und so war es auch in der Fest-, Bau- und Ordnungskommission, auch darin arbeiteten Männer, die mit ihren größeren Zwecken wuchsen. Und zu all diesen Vorbereitungen kam zum Schluß der gastliche, gemütliche Sinn der Straßburger Bürgerschaft und last, not least die Gnade Gottes, so daß der große Wurf gelingen mußte. Es waren, man darf es mit berechtigtem Stolze sagen, herrliche, ereignisvolle Tage während der „Straßburger Festwoche", und man konnte wohl mit dem Dichter singen: „Den allersonnigsten Sonnenschein läßt uns der Himmel kosten."

Und diese leuchtende Augustsonne spendete nur Licht und Helligkeit, aber sie brachte — von wenigen Stunden abgesehen — keine drückende Hitze und keine lähmende Schwüle. So waren denn schon gleich am ersten Tage die Aussichten für das äußere Gelingen des Festes die denkbar günstigsten. Von allen Seiten strebten befrackte Herren und geschmückte Damen durch die reichbeflaggten und mit Tannengrün gezierten Staden und Gassen dem Münster zu, dessen ehrwürdige Hallen sich mit Tausenden von Gläubigen füllten, während auf dem hohen Chore die Mitglieder des Komitees und ihre erlauchten und geehrten Gäste Platz nahmen. Ein durch wohlgeschulten Gesang verschöntes Pontifikalamt zur Anrufung des Heiligen Geistes eröffnete die 52. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands. Als der Hochwürdigste Herr Bischof Dr. Fritzen den feierlichen Segen erteilt hatte und er darauf das Münster verließ, bildeten die Chargierten der katholischen Studentenkorporationen, deren 105 farbenreiche Banner einen prachtvollen Anblick darboten, ehrenhalber Spalier. Noch drängten sich die Menschenwogen auf dem Schloß- und Domplatze, da erscholl mit einem Male eine schmetternde Fanfare, und Spitzenreiter und eine Musikkapelle in altdeutscher Tracht eröffneten die Bannerfahrt des Verbandes der katholischen Studentenvereine. Von einer anderen Seite setzte sich die Auffahrt der Unitascoeten und die der süddeutschen katholischen Studentenvereine in Bewegung. Tags darauf veranstaltete der Verband der katholischen Studentenverbindungen eine glänzende Auffahrt, die gleichfalls viel bewundert ward.

Hunderte von Gästen hatten schon in den vorausgegangenen Tagen sich eingefunden, um auch an dem „Internationalen Kongreß für gregorianischen Gesang" teilzunehmen. Und nach der Eröffnung der Katholikentage wuchs der Menschenstrom unaufhörlich. Zehn Tage hindurch war es ein fortwährendes Kommen und Gehen von Teilnehmern aus nah und fern, ihre Zahl wird für die ganze Zeit auf hunderttausend geschätzt. Die meisten

Fremden aber brachte der erste Tag der Generalversammlung. Im ganzen liefen am Sonntag im Bereich der Reichseisenbahnen allein 119 Sonderzüge und davon kamen 33 im Straßburger Bahnhofe an, und mit ihnen die Gäste aus dem Elsaß und aus Lothringen nebst der benachbarten Rheinprovinz, aus Baden, Württemberg und der Pfalz. Es waren meist Leute, die dem Arbeiterstande angehören, Bergarbeiter, Landleute, Industriearbeiter, aus allen Altersklassen, — „wer zählt die Völker, nennt die Namen?" Zur Bekundung ihres Glaubens und der Solidarität ihrer Interessen formierten sie sich zu einem Arbeiterfestzug, einer Manifestation katholischer Ueberzeugung, wie sie mächtiger und imponierender kaum gedacht werden kann. Ueber 36,000 Mann nahmen an diesem Zuge teil, aufgestellt und wohlorganisiert durch den Leiter dieses ganzen Unternehmens, Herrn Buchhändler Hottenrott, und brachten dem Oberhirten der Diözese Straßburg, der, von zahlreichen geistlichen Würdenträgern und den Herren des Zentral- und Lokalkomitees umgeben, auf einer Estrade am Südportale des Münsters stand, eine begeisterte Huldigung dar. Mehr als 70 Musikkapellen waren in dem Zuge aufgestellt, 400 Fahnen belebten das großartige Bild. Es war von ergreifender Wirkung, zu sehen, wie diese Scharen katholischer Arbeiter in musterhafter Haltung durch die Straßen und Plätze der Stadt marschierten, allen voran die Arbeiter aus Basel-Stadt und -Land, sowie die aus Bern, und hinter ihnen eine Abordnung des deutschen Gesellenvereins in Paris, und dann aus den ländlichen Bezirken diesseits und jenseits des Rheines die vielen Landarbeiter, denen von der schweren Feldarbeit die Hände hart oder gar der Rücken gebogen war; aus dem Saarrevier die Bergleute in ihrer ernsten Kleidung, aus den Vogesentälern die Fabrikarbeiter, aus den größeren Orten der Straßburger Diözese die Männervereine, deren Mitglieder verschiedenen Erwerbständen angehören; und es war von ergreifender und zugleich erhebender Wirkung zu sehen, wie die Augen aller dieser Mannen aufleuchteten, als sie dem Bischof, unter dessen Auspizien der Katholikentag abgehalten werden sollte, ihren begeisterten Gruß zujubelten. Nach der Beendigung des Festzuges, der drei Stunden dauerte, fanden in zehn großen Sälen, offenen Hallen und Höfen die Arbeiterversammlungen statt, die besuchteste in der Festhalle, wo sich mehr denn 10,000 Menschen einfanden und wo neben den Präsidenten des Lokal- und Zentralkomitees der Weihbischof Frhr. Zorn v. Bulach eine gedankenreiche und sehr wirksame Ansprache an die Versammelten richtete.

Wiederholt hörte man sagen: Wenn in Straßburg 36,000 Mann zu dem Festzuge erschienen sind, so werden es im nächsten Jahre in Essen mehr als 70,000 sein, und Kenner der dortigen Verhältnisse bestätigen dies.

Darum ist es an dieser Stelle angebracht, einige Wahrnehmungen anzufügen, die für später nützlich sein mögen. Selbst wenn die aufsichtführenden Organe gewissenhaft ihre Pflicht und Schuldigkeit tun, läßt es sich nicht verhindern, daß einzelne Abteilungen des Zuges, wie beispielsweise in Straßburg durch die Trambahn, abgeschnitten und versprengt werden. Dadurch geraten auch die nachfolgenden Partien in Unordnung, bei der mangelhaften Ortskenntnis und gegenüber der sich stauenden Zuschauermenge ist ein Sammeln und Anschließen nicht mehr möglich, und die Folge ist, daß die Arbeiterversammlungen nur teilweise zustande kommen. Viele Leute sehen sich dadurch arg enttäuscht, sie werden verstimmt und mißmutig, und somit bleibt zuletzt bei allen ein peinlicher Eindruck zurück. Gegen solche Eventualitäten ist bei der großen Teilnehmerzahl an dem Festzuge nichts zu machen. Es gibt nur einen Ausweg: Beschränkung auf einzelne Abordnungen der Arbeiter- und Männervereine. Diesem Vorschlage muß in der Folge irgendwie nahe getreten werden, wenn man mit den Arbeiterversammlungen später nicht ein Fiasko erleben will.

Eine wahre Völkerwanderung wälzte sich am Sonntag abend zu dem Riesenbau der Festhalle, als die Begrüßungsfeier beginnen sollte. Dieser Introitus konnte als ein verheißungsvolles Vorzeichen für das weitere Gelingen des Katholikentages gelten. Die freundliche Stimmung der Besucher wurde gehoben durch meisterhafte Musik- und Gesangsvorträge, die von Professor Geßner geleitet wurden. Die von ihm komponierte Festhymne von Professor Barth und das Te Deum wurden sehr schön vorgetragen und ließen in ihrer Art die ernste und ideale Bedeutung der Generalversammlung erkennen. Die Einheit und Eintracht der Katholiken kam in den Ansprachen zum Ausdruck, die von Vertretern der verschiedenen Staaten des Deutschen Reiches, von Oesterreich, Italien, Belgien, Luxemburg und sogar von Brasilien gehalten wurden, und in den Glückwunschtelegrammen, die von treuen Katholiken der ganzen Welt eingelaufen waren.

Tags darauf wurden in der ersten geschlossenen Versammlung auf Vorschlag des Lokalkomitees die Präsidien gewählt, und zwar Erbprinz Alois zu Löwenstein zum ersten Präsidenten, und Oberlandesgerichtsrat Wellstein-Frankfurt und Graf Andlau-Stotzheim zu Vizepräsidenten. Diese Wahl zeigte sich als eine sehr glückliche; der Erbprinz gewann schon durch seine erste Ansprache alle Herzen, seine vornehme und bestimmte Haltung in allen schwierigen Lagen, die ein so verantwortungsreiches Amt mit sich bringt, sein offenes Glaubensbekenntnis und seine rastlose Aufopferung machten ihn bei allen Besuchern beliebt; und von seinen beiden Kollegen wurde er auf die beste und geschickteste Art unterstützt. Im ganzen wurden vier geschlossene Sitzungen abgehalten, daneben eine Reihe von Ausschußsitzungen, in denen die zur Generalversammlung gestellten Anträge beraten wurden. Einige derselben, die sich gerade auf die Lebensinteressen der Katholiken in Deutschland beziehen, sind alte Bekannte; die kehren immer wieder, weil ihre eminent praktische Wahrheit recht oft und eindringlich gesagt werden muß. Der Antrag zur römischen Frage hat heuer eine Ergänzung gefunden, auf die das Interesse aller Katholiken fort und fort gelenkt werden muß, solange die materielle Unterstützung des Heiligen Vaters von so vielen Zufälligkeiten abhängig ist und nicht etwas fester organisiert ist. Der betreffende Passus lautet: „Die Generalversammlung bittet alle deutschen Katholiken um nachhaltige und reichliche Unterstützung des Peterspfennigs, damit der Heilige Vater in der Lage ist, den Bedürfnissen der Kirche in möglichster Unabhängigkeit und in vollem Umfange gerecht zu werden." — Bei den betrübenden Nachrichten, die aus den großen deutschen Kolonien in Afrika zurzeit einlaufen und wonach die Werke der Missionen, die in jahrelanger opfervoller Arbeit und unter tausend Sorgen und Entbehrungen zustande gebracht worden sind, von den aufständischen Eingeborenen hinweggefegt werden, müssen die Katholiken mit besonderer Teilnahme die Empfehlung der zehn deutschen Missionshäuser lesen, in denen die Missionäre für unsere Kolonialgebiete herangebildet werden. Im zweiten Ausschuß wurden die vorliegenden Anträge von einer Reihe Fachleuten erörtert, und wenn es auch schwer gewesen sein mag, die getrennten Meinungen auf eine mittlere Linie zu bringen, so ist das Geleistete doch hocherfreulich und bietet den Arbeiterorganisationen für das nächste Jahr eine Fülle von Anregungen und Aufgaben. Unter den letzteren seien beispielsweise hervorgehoben die Fürsorge für Abwanderer vom Lande, die katholische Arbeiterpresse, der Rheinische Nikolaus-Schifferverband, die Bekämpfung des Alkoholismus und die Mitwirkung der Studierenden an der Arbeiterfortbildung. Im dritten Ausschuß sind es die caritativen Ausbildungskurse, die Fürsorge für die Krüppelhaften und die Beteiligung der studierenden Jugend an den Vinzenzvereinen. Zu diesem Antrage ergriff stud. iur. Alfons Scherer aus Straßburg das Wort und fand viel Beifall mit seinem Hinweis, daß das harte Geld dann seinen schönsten Schimmer bekomme, wenn auf ihm die dankbare Träne des Armen erglänze, und daß der Student, den so viele Genüsse in der Universitätsstadt lockten, im Verkehr mit den Armen Selbstüberwindung üben lerne. Und nun gar die ländliche Krankenpflege! Wie sehr liegt sie noch in manchen Gegenden im argen, namentlich da, wo keine Niederlassungen von Barmherzigen Schwestern sind! Der vierte Ausschuß, der die wissenschaftlichen und künstlerischen Bildungsfragen zu beraten hat, empfiehlt den katholischen Dozenten an den deutschen Hochschulen, „in steigendem Maße allgemeine Bildungselemente vom Standpunkte der katholischen Weltanschauung aus in Vorlesungen für Studierende aller Fakultäten zu behandeln und durch ihre Mitarbeit an dem nationalen Bildungswesen der Hochschulen bei den akademisch gebildeten Ständen aller Bekenntnisse eine bessere Erkenntnis und Wertschätzung des Katholizismus zu fördern." Auch empfiehlt er neben den Studienunterstützungsvereinen die Verbreitung und Förderung von Werken der theologisch-wissenschaftlichen Literatur.

Die öffentlichen Versammlungen nahmen einen erhebenden Verlauf, sie waren überwältigend und hinreißend. Sie waren fast immer von 5—6000 Menschen besucht. Neben dem Bischof und Weihbischof von Straßburg erschienen die Bischöfe aus der Nachbarschaft, so von Metz, Speyer und Luxemburg, und aus weiter Ferne der Bischof Dr. Stang von Fall River in Nordamerika, ferner die Aebte vom Oelenberg und von Emaus. Am Eröffnungstage sprach Bischof Dr. Fritzen als Oberhaupt der Diözese mit großer Wärme seine innige Freude darüber aus, daß die Sehnsucht so vieler Katholiken, in Straßburg einen Katholikentag abzuhalten, so glückverheißend erfüllt sei. Nachdem der Hl. Vater die Generalversammlung schon durch ein huldvolles Telegramm erfreut

und ihr seinen väterlichen Segen erteilt hatte, erschien in seinem Auftrage zur dritten und vierten Sitzung der apostolische Nuntius Carlo Caputo aus München. In lateinischer Rede würdigte er die Verdienste, die sich die deutschen Katholiken um die Pflege der höchsten geistigen und sittlichen Güter erworben haben, und fuhr danach fort: „Niemals genug des Lobes kann ich euch zollen, wenn ich euer Werk, davon die Annalen der katholischen Kirche seit einem halben Jahrhundert erzählen, in bezug auf die kluge Art und Weise seiner Ausführung ins Auge fasse. Wie ein wohlgeordnetes Heer seid ihr zur Zeit religiöser Wirrsale, da keine Hoffnung des Heiles sich zeigte, in heißem Kampf gestanden, bis endlich mit Gottes Gnade und unter dem Beifall der katholischen Welt sich alles zum Besseren wandte. In weniger sturmbewegter Zeit habt ihr als wachsame Vorposten der Kirche ruhige Zustände herbeigeführt, und nun in der Ruhe, überzeugt, daß den Streitern Christi der Muße zu frönen nicht erlaubt ist, schirmet ihr mit allem Eifer die ehrenvoll errungenen Güter, aber schärfet auch euere Waffen zu neuen Kämpfen, und alljährlich eilet ihr zu neuer Beschlußfassung zu diesen Sitzungen herbei, in welchen die einzelnen Truppenabteilungen, ich meine die überall blühenden Vereine, wie Bäche aus ihren Quellen heilsame Wasser zur Stärkung der Kraft herbeiführen. Deshalb seid ihr verdientermaßen geworden ein Schauspiel der Welt, den Engeln und Menschen, dessentwillen andere Nationen euch beneiden dürfen."

Nach dem Urteil kompetenter Männer, die seit vielen Jahren Besucher der Katholikenversammlungen sind, war die Auswahl der Redner und der Themata, die ihnen gestellt waren, sehr glücklich und zeitgemäß. Wie mächtig wußte Gröbers schwungvolle Beredsamkeit die Hörer zu packen, als er ihnen die Quellen und Segnungen des religiösen Lebens zeigte; wie feinsinnig und überlegen schilderte Prälat Albert Ehrhard die Bedeutung des Papsttums: bald war es, als ob ein genialer Maler in gewaltigen Freskobildern die Taten des Papsttums darstelle, bald als ob ein Dichter in markiger Sprache das Hohelied der Päpste singe, bald als ob die Halle in einen riesigen Hörsaal umgewandelt sei, worin ein beredter Meister seines Faches die Ergebnisse seiner Wissenschaft vortrage. — In den gegenwärtigen Zeitläufen, wo schon seit achtzehn Monaten in Südwestafrika ein blutiger Krieg gegen die Aufständischen geführt wird, mußte ein Vortrag über die religiös-sittliche und patriotische Pflicht, die auswärtigen Missionen zu unterstützen, auf ein besonders empfängliches und dankbares Publikum rechnen. P. Nachtwey, der Präfekt der süddeutschen Missionen, sprach als ein Kenner der kolonialen Verhältnisse, als ein in seinen eigenen, teils bedrohten, teils schon vernichteten Anstalten in Mitleidenschaft gezogener Kämpfer für den heiligen Glauben und hat sicher manches Herz warm gemacht und manches Urteil berichtigt und geschärft, so daß auch die koloniale Politik des Deutschen Reiches eine unbefangene Würdigung durch viele seiner Zuhörer erfuhr und eine einmütigere Stellungnahme des ganzen Volkes in diesen wichtigen Fragen angebahnt wird. Doch die Vorbedingung dieses einmütigen Zusammenwirkens ist der Friede der Konfessionen unter einander, deshalb schloß sich mit gutem Grunde eine Rede des Amtsgerichtsrats de Witt, der mit der ganzen Wortgewandtheit und Schlagfertigkeit des norddeutschen Parlamentariers sich über die dogmatische und die bürgerliche Toleranz verbreitete. Das Standesinteresse der sehr zahlreichen Zuhörerinnen berührte P. Auracher (O. Cap.). Sein Thema war die Frauenfrage. In der Betrachtung dieser heißumstrittenen Aufgabe unseres sozialen Lebens und Strebens wies er auf die verschiedenen Wege hin, die die moderne Frauenemanzipation eingeschlagen habe, und stellte ihnen die Wege und Ziele gegenüber, die der Frauenbewegung auf dem Boden des christlichen Sittengesetzes gestellt seien, durch das allein eine befriedigende Lösung der Frauenfrage erreicht werden könne. Ein moralisch gesundes Volk kann durch vernünftige Reformen auch ungewöhnlichen Schwierigkeiten, wie sie unsere rastlos schaffende und umgestaltende Zeit gebiert, mit Erfolg begegnen. Wie aber, wenn ein Volk durch Millionen von unmoralischen Bazillen, die seinen Sinnen zugeführt werden, verseucht und vergiftet ist? Ueber die Verbreitung der Unsittlichkeit in Wort und Schrift sprach in gediegenem, formvollendetem Vortrage Herr Geh. Oberjustizrat Roeren, der die gleiche Materie im Parlamente und in großen Versammlungen schon so mannhaft und energisch vertreten hat.

Die pièce de résistance auf dem Regensburger Katholikentage war die Rede des Luzerner Kanonikus und Theologieprofessors Dr. Meyenberg. Kein Wunder, daß man diesen verdienten Mann auch in Straßburg zu hören wünschte; und da er auf so vielen Gebieten des Wissens hervorragend tätig ist, so wurde ihm das Thema gestellt: „Die Pflicht der Anteilnahme der Katholiken an Wissenschaft und Kunst". Eine ursprünglich rednerische Kraft und eine bestrickende Bilderfülle offenbarte sich in diesem mehr als einstündigen Vortrag. Was sollte man mehr bewundern, den Philosophen oder den Exegeten, den Historiker oder den Aesthetiker? Diese Rede sei allen gebildeten Katholiken zur Lektüre und zum Studium dringend empfohlen. Gegen Herrn Meyenberg kann nicht leicht ein zweiter aufkommen. Ein Glück daher, daß es ein P. Liese war, der am Mittwoch abend den Schluß zu machen hatte. Seine Beliebtheit bei allen, die je seinen Worten gelauscht, seine aus der Fülle der Begeisterung strömenden Gedanken und sein den deutschen Katholiken so sehr am Herzen liegendes Thema über den Bonifatiusverein verschafften ihm auch trotz der vorgerückten Stunde und der geistigen Anstrengung der Besucher eine dankbare Zuhörerschaft. War in den genannten Vorträgen die religiöse und geistige Einheit der Katholiken zur Geltung gekommen, so brachte in der Schlußversammlung der schlesische Graf Oppersdorff, der sich im preußischen Herrenhaus durch sein herzhaftes Eintreten für die soziale Reformgesetzgebung verdient gemacht hat, auch die Einheit der Katholiken im sozialen Leben und Verkehr, in der harmonischen Ausgleichung der Interessen aller großen Berufsstände zum Ausdruck. Gegenüber einer solchen Kraft der Ueberzeugung, wie sie Graf Oppersdorff in der sozialen Gesetzgebung hegt, muß auch der verbohrteste Vertreter einseitiger Klasseninteressen verstummen. Einem solchen Redner glaubt man aufs Wort, daß er gern und mit Lust an der genannten Gesetzgebung, z. B. an einem neuen Wohnungsgesetz, mit weitem Blick und fachmännischem Urteil mitarbeitet.

Zwei große und starke Faktoren sind es, die das religiössittliche und das äußere materielle Wohl und Fortkommen des Christen und Bürgers bedingen und beeinflussen: die Kirche und der Staat. Aber das kann nur dann wahrhaft und nach allen Seiten erfolgreich geschehen, wenn diese beiden Faktoren in einem korrekten und einträchtigen Verhältnis zu einander stehen. Hierüber sprach Prof. Mausbach aus Münster. Seine Rede war streng wissenschaftlich angelegt und meisterhaft aufgebaut, und sie brachte überraschende Feststellungen, namentlich durch den Vergleich der Doktrinen, wie sie Augustinus, Thomas von Aquino und — Otto von Bismarck und Gladstone vorgetragen haben; eine solche consensio rerum politicarum, wie sie in diesen Gegenüberstellungen zutage trat, wirkte geradezu verblüffend. Des Redners Ausführungen waren durch manch feines Scherzwort gewürzt, im zweiten Teil wurde der Redner zu immer stärkerem Feuer des Vortrags hingerissen, das Ende war großartig!

Nach einer Schlußrede des Präsidenten und dem Segen der anwesenden Bischöfe ging die 52. Katholikenversammlung unter dem Absingen des ambrosianischen Lobgesanges auseinander. Mit dem begeisterten Rufe: Auf Wiedersehen in Essen! trennten sich die vielen Tausende.

* * *

Neben diesen Hauptversammlungen fanden zahlreiche Nebenversammlungen statt: so der Katholische Missionskongreß, die Zusammenkunft der katholischen Handwerksmeister und Gesellen, des Katholischen Preßvereins für Bayern, die Generalversammlung der Vinzenzvereine und die der katholischen Lehrer Deutschlands. Eine neue Einrichtung war die mit Rücksicht auf die Teilnehmer aus dem französischen Sprachgebiete abgehaltene Sonderversammlung in französischer Sprache. Der Bischof Benzler von Metz, der die Versammlung in französischer Sprache einleitete, schilderte die religiösen und sozialen Aufgaben der Katholiken und forderte seine Diözesanen zu eifriger Mitarbeit auf. Aus seinen Worten ersah man, wie er in der kurzen Zeit seiner bischöflichen Wirksamkeit mit dem Wesen des Lothringer Volkes bereits vertraut geworden ist, was auch die helle Begeisterung erklärt, mit der er überall da empfangen wurde, wo er sich während der Katholikenversammlung blicken ließ. Herr Kanonikus Collin besprach in längerer Rede die Lage unserer heutigen Gesellschaft, sodann die Heilmittel und die Mitarbeiter der sozialen Frage und dankte dem Komitee, daß es den französisch sprechenden Katholiken diese Sonderversammlung ermöglicht habe, die er von nun ab auf allen Katholikenversammlungen zu sehen wünsche. Dieser Wunsch wurde von den Zuhörern mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Eine sehr interessante und stark besuchte Versammlung war dann die des Volksvereins für das katholische Deutschland. Der Verein hat jetzt nahezu eine halbe Million Mitglieder und verdankt seine Erfolge sowohl seiner ausgezeichneten Leitung wie seinem klar durchdachten sozialen Programm. Seine Druckschriften wurden im vergangenen Jahre in 7½ Millionen Exemplaren verbreitet. Einen großen Wert legt er zurzeit namentlich

auf die Ausbreitung sozialer Konferenzen von Geistlichen und Laien, auf die Gründung sozialer Studienzirkel und Unterrichtskurse unter den jüngeren Leuten der verschiedensten Stände. Die Hauptreden, die in der Generalversammlung des Volksvereins gehalten wurden, zählten zu den besten und wirksamsten der ganzen Tagung. Es sprach Herr Rechtsanwalt Fehrenbach (Freiburg i. B.) über die soziale Tätigkeit des Volksvereins, Herr Gröber (Heilbronn) über die christliche Ordnung der Gesellschaft und Herr Justizrat Trimborn mit rheinischem Witz und bekannter Schlagfertigkeit für den Anschluß an den Volksverein.

An den beiden ersten Abenden des Katholikentages sorgten die verschiedenen Verbände der katholischen Studentenkorporationen für angenehme Zerstreuung und Erholung. Die katholischen Studentenkorporationen waren in den vergangenen Semestern schweren Angriffen und Bedrückungen ausgesetzt, sie haben in dem bisherigen Streit, wie es auch ein Beschluß des Katholikentages zum Ausdruck bringt, „eine ebenso gesinnungstreue wie ruhige Haltung" gezeigt und durften sich in den öffentlichen wie den geschlossenen Versammlungen der besonderen Sympathien der Redner und Zuhörer, namentlich auch des ersten Präsidenten erfreuen, der ihnen in seiner Eröffnungsrede warme Worte der Anerkennung widmete. Daß durch den Vorstoß unduldsamer Verfolger der katholischen Studentenkorporationen die Seele des katholischen Volkes getroffen ist, das konnte man an der demonstrativen Haltung der Versammelten merken, die jedesmal dann ihren Gefühlen Stimme liehen, wenn nur von fern auf den geplanten Boykott der katholischen Studenten hingewiesen wurde. Sollten also die Angreifer meinen, sie hätten es nur mit den Akademikern an den Hochschulen zu tun, so sind sie in einem verhängnisvollen Irrtum. Den akademischen Kulturkampf betrachtet das katholische Volk als auch gegen sich gerichtet und ist nach allem, was man in Straßburg sehen und hören konnte, entschlossen, den katholischen Studierenden zur Abwehr der ungerechtfertigten Angriffe den Rücken zu steifen und ihnen mit der ganzen energischen Wucht einer Volksüberzeugung beizustehen. Die gehässige und schnöde Behandlung der katholischen Studentenkorporationen greift die Ehre der Katholiken überhaupt an, und in solchen Fällen zeigen sich die Katholiken aller Stände solidarisch.

Wer am Montag zu dem Kommerse der farbentragenden Verbindungen keinen Zutritt mehr erhalten konnte, wer es vorzog, sich im Freien zu ergehen, dem bot sich ein seltenes Schauspiel durch die Festbeleuchtung, deren Mittelpunkt das im schönsten Lichterglanz erstrahlende Münster bildete. Mit seinen zahllosen Lichtern, die die Umrisse des einzig schönen Gotteshauses, namentlich die getreppte Pyramide, wundervoll aus dem Dunkel der Nacht hervortreten ließen, leuchtete es weithin in die Lande wie ein magischer Fanal. Wie manches Auge mag da von den Vogesen und dem Schwarzwald herabgeschaut haben in die Ebene und nach der Stadt, aus der die freudig schlagenden Herzen den Glaubensgenossen auf den Bergeshöhen ihre Grüße sandten.

Am Mittwoch abend fand in der Orangerie das von der Stadt Straßburg den Katholiken gegebene Gartenfest mit Beleuchtung des Sees und des Wasserfalles statt. Hatte die Stadt durch die Ueberlassung des Platzes für die Festhalle und durch die freundliche Begrüßung durch den Vertreter des Bürgermeisters schon ihr Entgegenkommen gezeigt, so erwarb sie sich vollends durch das schöne Fest in der Orangerie den aufrichtigen Dank der Besucher der Katholikenversammlung. Schon von 8 Uhr ab strömte eine große Menschenmasse nach dem blütendurchdufteten Park, der im weißen Lichte des elektrischen Lichtes wie ein Feengarten dalag. Rasch waren die Stühle am Seeufer sowie die reservierten Plätze auf der Terrasse besetzt, und durch die kühlen Alleen und dunklen Laubgänge wogte eine frohbewegte Menge unaufhörlich hin und her und ergötzte sich an dem tausendfältigen bunten Lichterglanze und dem bengalisch beleuchteten Wassersturz, über dem in einer Felsengrotte das Bild der Madonna von Lourdes erschien. Nach 10 Uhr kam der Weihbischof Frhr. Zorn v. Bulach mit dem Präsidenten der Katholikenversammlung und wurde von dem Vertreter der Stadt empfangen und auf einem Rundgang um den See begleitet.

* * *

Und nun noch ein Wort zur Presse! Für die Vertreter derselben war in mustergültiger Weise gesorgt. Ihre Plätze waren unmittelbar vor der Rednertribüne. Die kaiserliche Oberpostdirektion hatte eine Postfiliale in der Festhalle eingerichtet, Telegraph und Fernsprecher waren ununterbrochen im Betrieb. Noch niemals waren aber auch so viele Anmeldungen von Vertretern der inländischen und ausländischen Presse eingegangen als diesmal. Eine starke Kompagnie von Berichterstattern bekannter Zeitungen und Bureaus war bestellt, dem großen Publikum vom Verlauf der Katholikenversammlung zu erzählen. Nicht alle schienen es freilich mit dieser Aufgabe ernst zu nehmen. Der eine und der andere Preßvertreter hatte sich auf den bequemen Bänken wohl nur einen reservierten Platz sichern wollen, denn für sein Blatt hat er in all den Tagen „keinen Strich getan". Was aber die Berichte der Presse, und zwar in erster Linie der akatholischen, anbelangt, so muß man — von wenigen Ausnahmen abgesehen — offen sagen, daß sie noch sehr viel zu wünschen übrig lassen. Als ich einem Vertreter eines kulturkämpferischen Organs eine Aufklärung und Ergänzung zu dem, was er schrieb, geben wollte, lehnte er dies dankend mit dem Bemerken ab, er notiere nur das, was für den politischen Standpunkt seines Organs von Interesse sei. Auch ein Standpunkt! Aber nicht der der Objektivität und absoluten Wahrheitsliebe. Wenn man die Artikel der akatholischen Zeitungen durchliest, überkommt einen das Gefühl der Beschämung, und zwar der Beschämung für diese Presse, die es fertig bringt, zu einer Katholikenversammlung Vertreter zu entsenden, die von kirchlichen Einrichtungen, katholischer Weltanschauung, katholischen und theologischen Wissenschaftsgebieten, katholischen Personalien nichts oder wenig verstehen! Daher kommt es, daß sich solche Leute an unbedeutende Zwischenfälle klammern, denen sie eine ungebührende Bedeutung beimessen, wie beispielsweise dem Auftreten des früheren Landgerichtsrats und jetzigen Rechtsanwalts Stieve aus Zabern i. Els. Das Lokalkomitee hatte gar keine Veranlassung in seinem eigenen Interesse die von dem genannten Herrn beantragten Resolutionen „ängstlich geheim zu halten", sie wurden bekanntlich, wie schon anderwärts, a linea abgelehnt, weil sie mit einer Katholikenversammlung nicht im entferntesten etwas zu schaffen haben und genügend charakterisiert werden, wenn man sie kurz mitteilt: 1. Zur Erlangung des kostbaren nationalen Gutes der Glaubenseinheit den hl. Leo IX. zum himmlischen Schutzpatron des Deutschen Reiches zu erklären; 2. die sämtlichen im Deutschen Reiche vorhandenen Universitäten für Reichsuniversitäten zu erklären; 3. die soziale Gesetzgebung des Deutschen Reiches einheitlich-systematisch in Angriff zu nehmen und mit der Ordnung des Adelstandes zu beginnen.

Und gerade den ersten Antrag versuchte Herr Stieve im Anschluß an die Erörterung der Stellung des Papstes, ohne über diese letztere ein Wort gesagt zu haben, in die Debatte zu ziehen; daß dies geschäftsordnungsgemäß unzulässig war und daß der Präsident durchaus korrekt gehandelt hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Zwischenfälle ähnlicher Art können überall vorkommen, sie sind an sich völlig bedeutungslos und werden von vernünftigen Leuten mit einem mitleidigen Achselzucken erledigt.

Im ganzen war der Verlauf der 52. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands vollkommen befriedigend. Der versöhnliche Geist bei den Verhandlungen fand auch bei den Andersgläubigen Anerkennung. Und das, was viele annahmen, daß nämlich der Anschluß der katholischen reichsländischen Reichstagsabgeordneten an das Zentrum vollzogen werden sollte, erwies sich als Hirngespinst.

Wenn man am Tage nach der Generalversammlung durch die weite Halle schritt, die kurz zuvor noch von Tausenden gefüllt gewesen war und in der so erhebende und belehrende Worte gesprochen worden waren, so beschlich einen ein Gefühl, das der Franzose la mélancolie des lendemains nennt. Die langen Reihen der Stühle und Bänke machten einen stillen, eintönigen Eindruck. Einige Arbeiter waren mit dem Abräumen der Dekoration beschäftigt. Es wollte einem gar nicht in den Sinn, daß sich in demselben Raume so großartige Szenen abgespielt hatten. Und doch kann diese Melancholie nicht standhalten, wenn man an die Ergebnisse des Straßburger Katholikentages denkt. Der Strom der neuen Anregungen und der ausgezeichneten Lehren wird sich in alle Lande ausbreiten, die interessierten Kreise werden sie vernehmen und im Verlaufe des nächsten Winters in den Fachvereinen oder den geselligen Zirkeln besprechen und in die Praxis umsetzen zur Ehre Gottes und zum Segen des Volkes!

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Straßburger Tagung.

In einem Maße, wie es bisher noch nicht erhört, hat der diesjährige Katholikentag die öffentliche Meinung von Freund und Feind in Beschlag genommen, und ebenso hat kein vorhergegangener Katholikentag in solcher Fülle den Gegnern Anerkennung abgenötigt. Sogar Blätter, die den Kulturkampf zum Hauptgewerbe betreiben, müssen zugestehen, daß die Generalversammlung sich friedlich, national, schöpferisch und sogar — bei diesen Herren das größte Lob — modern gezeigt hat. Wie das im Streit der Parteien und der Bekenntnisse so üblich und bei den Kulturkämpfern ganz besonders beliebt ist, begleitet man das abgenötigte Lob mit allerhand Verdächtigungen und Beschimpfungen, die den Schreibern und den Lesern die bittere Pille versüßen sollen. Das Schönste in diesem Punkte leisten einige nationalliberale Blätter, die gerade die Mäßigung des Ultramontanismus als „Sturmzeichen" und als schlimmste Gefahr hinstellen. Demgegenüber drängt sich uns das Wort auf die Zunge: Oderint, dum metuant! Zur Liebe können wir die Herren Gegner nicht zwingen, zum Respekt haben wir sie schon gezwungen und hoffen es weiter zu vermögen.

Entschieden muß der geflissentlich verbreiteten Ansicht entgegengetreten werden, als ob in Straßburg neue Bahnen eingeschlagen seien. Das ist nicht der Fall; dieselbe Friedlichkeit in der Form, dieselbe Gesinnung der bürgerlichen und politischen Toleranz, dieselbe Bereitwilligkeit zu treuer Mitarbeit an den Aufgaben des Staates und der Gesellschaft, dasselbe Verständnis für die modernen Verhältnisse und Bedürfnisse hat auf den früheren Katholikentagen schon die Worte und die Handlungen bestimmt. Wer das leugnen will, der beweist damit nur seine Unkenntnis in den Angelegenheiten des katholischen Volksteils. Man hat sich auf seiten unserer Gegner, besonders unter dem Einfluß der stereotypen Hetzreden des Evangelischen Bundes und der wiederkäuenden Preßartikel über „ultramontane" Schrecklichkeiten seinen Popanz zurechtgedichtet, gegen den man mit Don Quixotscher Heldenhaftigkeit die Lanze einlegte. Es soll uns freuen, wenn man allmählich erkennt, daß der Gegner doch ganz anders aussieht, wie die Schlachtenbarden des Kulturkampfes à la Hoensbroech, Schwarz, Böhtlingk, Meyer 2c. ihn geschildert haben, und daß der angeblich so mittelalterlich rückständige und ganz unmögliche Ultramontanismus im Grunde ein Kerl ist, der in die Welt paßt. Diese Aufklärung unserer Feinde kann uns in gewisser Hinsicht unangenehm werden, da sie dann manche für uns sehr vorteilhafte Torheiten vielleicht unterlassen werden. Aber wir werden auch mit klügeren Gegnern schon fertig werden und wollen vor allem hoffen, daß in Deutschland, auch in Braunschweig 2c., der Toleranzgedanke infolge der Straßburger Tagung etwas mehr Boden gewinnt.

Deutschlands Kolonialschmerzen.

Den Kolonien sagt man einen kolossalen Zukunftswert nach; vorläufig spüren wir leider nur große Gegenwartsschmerzen. Den Zwischenfall bei Missum-Missum, wo deutsche und französische private Schutztruppen wegen verschiedener Berechnung der Längen- und Breitengrade etwas vorschnell geschossen haben, wollen wir noch gar nicht mitrechnen. Ernster ist die fortdauernde Reibung auf Samoa; noch viel ernster ist die jüngste Bluttat der Eingeborenen im Süden von Ostafrika, der Bischof Spieß und fünf von seinen Gehilfen zum Opfer gefallen sind. Es läßt sich noch nicht genau übersehen, wie weit die Wellen des Aufstandes dort reichen; aber die Regierung trifft mit Recht weitgreifende Vorsichtsmaßregeln. Der Vorgang im Osten des kostspieligen Weltteils wirkt um so empfindlicher, als wir in Südwestafrika noch keineswegs am Ende der Wirren angelangt sind. Der Personen- und Systemwechsel, der für letztere Kolonie soeben eingeleitet worden ist, kann freilich als ein Zeichen für die Ueberzeugung der Regierung von einer baldigen Wendung zum Bessern betrachtet werden, aber die Pessimisten können darin auch das Fiasko des Trothaschen Systems anerkannt sehen. Im allgemeinen überwiegt die Genugtuung über die Rückkehr zum obersten Zivilregiment in der Person des Herrn v. Lindequist, der zuletzt in der englischen Kapstadt Erfahrungen gesammelt hat. Ein Berliner Blatt faßt die verschiedenen traurigen Erscheinungen auf unserem ganzen Kolonialgebiet zusammen, um die Notwendigkeit darzulegen, daß einmal eine gründliche Nachprüfung und eine durchgreifende Reform unserer Kolonialpolitik eintreten müsse, hauptsächlich in der Richtung, ob unsere Assessoren mit ihrer landesüblichen Bureaukratie überhaupt die geeigneten Kolonisatoren seien. Wir möchten angesichts der offenbaren Mißerfolge des bureaukratisch-militärischen Systems die Aufmerksamkeit lenken auf die Rede des P. Nachtweih in Straßburg, der die „moralische Eroberung" als die Hauptsache bezeichnete, die Bekehrung und Erziehung der Eingeborenen für die christliche Gesittung und für die Arbeit. Die Spazierfahrt etlicher neugieriger Reichstagsabgeordneten nach Kamerun wird freilich die heikle Frage der richtigen Kolonialpolitik keinen Schritt vorwärts bringen. Wenn der Reichskanzler, der zurzeit über die eigenwillige Militärpartei wieder triumphiert zu haben scheint, gründliche Arbeit tun will, so sollte er eine Konferenz von wirklichen Sachverständigen berufen, und zwar unter gehöriger Beteiligung der erfahrenen Missionare beider Bekenntnisse, um den Uebelständen auf den Grund zu gehen. Hoffentlich nimmt die Marokkofrage, die durch die französischen Drohungen wegen der Gefangennahme und Festhaltung eines algerischen Händlers sich wieder etwas brennend gestaltet, nicht seine ganze Zeit und Kraft in Anspruch.

Die Friedensverhandlungen am kritischen Punkte. Die Reichsduma.

Bis diese Zeilen vor die Augen der Leser kommen, wird vermutlich die Entscheidung schon gefallen sein. In diesem Augenblick arbeiten die Vertreter in Portsmouth mit wohlberechneten „Vertagungen" ihrer Sitzungen, um den heimischen Regierungen und den guten Freunden die nötige Zeit zu lassen. Die Börse hat den Stillstand in den Verhandlungen natürlich mit einer „Ermattung" aufgenommen. Der politische Beobachter wird aber nicht überrascht sein. Denn nachdem die Friedenskonferenz die schwierigsten und strittigsten Punkte bis an das Ende verschoben hatte, war nichts anderes zu erwarten, als daß schließlich die letzten Gegensätze und die äußersten Bestrebungen der beiden Parteien in einer Krisis sich messen würden. Hoffnungslos ist die Lage nicht. Denn wenn eine der beiden Mächte schon zur unbedingten Unnachgiebigkeit in den kritischen Punkten entschlossen wäre, so würde man nicht in das System der Vertagungen getreten sein. Präsident Roosevelt kennt den Herzensgrund der beiden Mächte gewiß besser als die Urheber der ungünstigen Telegramme und er setzt seine Vermittlerarbeit rastlos fort. Neuerdings ist sogar der deutsche Reichskanzler ihm zu Hilfe gekommen, indem er dem Vertreter der Associated Preß mitteilte, daß der Kaiser und die Reichsregierung dringend wünschen, dem Risiko und der Unsicherheit, die mit jedem größeren Krieg verbunden seien, möge ein Ziel gesetzt werden, und daß sie deshalb die Bestrebungen Roosevelts mit lebhafter Sympathie begleiten. Die deutsche Politik würde sich schwerlich derartig exponieren, wenn sie nicht die ernste Hoffnung auf Verständigung hätte. Nachdem die Japaner nachgegeben haben in den empfindlichen Punkten der Herausgabe der internierten Schiffe und der Beschränkung der russischen Seemacht, handelt es sich nur noch um Sachalin und die Kriegsentschädigung, und da nach neueren Nachrichten sogar Japan unter Umständen die nördliche Hälfte von Sachalin fahren lassen will, so wäre im letzten Grunde nur noch eine schonende Form für eine erträgliche Entschädigung zu suchen. Der stärkste Halt für die Friedenshoffnung ist übrigens die Erwägung, daß Rußland sich vor allen Kulturmächten und vor allen — Geldgebern in das offenbare Unrecht setzt, wenn es nach dem weiten Entgegenkommen der Japaner den Frieden noch scheitern läßt. Diese verwegene Haltung wäre höchstens denkbar unter der Voraussetzung, daß die russische Regierung bereits zum Staatsbankerott sich entschlossen hätte. Eine viel beachtete Schrift von Martin, die soeben erschienen ist, stellt freilich den russischen Staatsbankerott als unvermeidliche Folge der Ueberschuldung bei mangelnder Leistungsfähigkeit hin. Das ist leider nicht unwahrscheinlich; aber Herr Witte und Genossen werden doch so klug sein, erst noch einen Riesenpump zu versuchen, ehe sie den Konkurs anmelden. Wer klug ist, überläßt den anderen diese bedenklichen Wertpapiere.

Inzwischen hat der Zar die Reichsduma begründet. Eine Volksvertretung im modernen Sinne von Westeuropa ist es freilich nicht, vielmehr eine Notabelnversammlung mit beratender Stimme, die aus teils ständischen, teils Zensuswahlen mit besonderer Berücksichtigung des landwirtschaftlichen Bevölkerungsteiles hervorgehen soll. Doch muß man anerkennen, daß diese Grundlage zur Erziehung und zur Erzielung wirklichen konstitutionellen Lebens wohl geeignet ist, wenn nur eine Anzahl von tüchtigen und treuen Männern in den „Vereinigten Landtag" gelangen.



Zur Frage der Vereinigung der russischen Kirche mit Rom.

Von

Eugen Buchholz-Wormditt (Ostpreußen).

II.

Die Union hatte aus verschiedenen Ursachen keine tiefen Wurzeln im Volke schlagen können, und der Verfall der ruthenischen Kirche, die Sittenlosigkeit und Unwissenheit der Geistlichkeit, die herrschende Simonie richteten die Blicke allmählich wieder auf Rom, da von Konstantinopel kein Heil zu erwarten stand. Die Jesuiten machten die Gemüter für die Unionsbestrebungen empfänglich. Schließlich beantragten die ruthenischen Bischöfe in Rom durch zwei Abgesandte den Anschluß an den Apostolischen Stuhl.

Wir verweisen nochmals auf das interessante und gediegene Werk Likowskis. Man lernt daraus, welche Fehler bei der Erneuerung der Wiedervereinigungsbestrebungen zu vermeiden wären. Das Werk zeugt von der Unparteilichkeit des Verfassers, der die Gleichgültigkeit leitender polnischer Persönlichkeiten gegenüber der Union und den Stolz der lateinischen Prälaten gegen ihre griechisch-unierten Amtsbrüder bitter beklagt. — Die Union wurde vom 6. bis 10. Oktober trotz einer schismatischen Gegensynode in Brest feierlich verkündigt und siegte erst allmählich nach Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten.

In der in der Kathedralkirche des hl. Nikolaus zu Brest verlesenen Erklärung heißt es u. a.: „ . . . Die Monarchie der Kirche Gottes ist nach dem Evangelium und den Worten unseres Herrn und Gottes Jesu Christi so gegründet, daß die Kirche Christi auf dem einen Petrus als Felsen stehend von einem regiert und verwaltet werden, daß an dem einen Leibe ein Haupt, in dem einen Hause ein Herr und Verwalter der göttlichen Gnadenschätze zur Leitung der Herde bestellt sein, für das Wohl aller sorgen und so diese Regierung der Kirche Gottes, von den Zeiten der Apostel begonnen, durch alle Jahrhunderte fortdauern soll. Alle Patriarchen haben zu jeder Zeit in Sachen der Glaubenslehre sowie in der Handhabung der geistlichen Gewalt, in der bischöflichen Gerichtsbarkeit und bei Appellationen sich an den einen Nachfolger des hl. Petrus gewandt. Dies ergibt sich aus den Konzilien und Kanones oder Rechtsregeln der hl. Väter; auch unsere slawischen Bücher, die in uralter Zeit aus den griechischen übersetzt sind, lassen dies genügend aus den Satzungen der hl. Väter erkennen, es bezeugen dies auch die älteren hl. Väter der orientalischen Kirche, welche diesen Stuhl des hl. Petrus, seinen Vorrang und seine Gewalt über die Bischöfe der ganzen Welt anerkennen.

Nicht minder erkannten auch die Patriarchen von Konstantinopel, von denen dieses ruthenische Land seinen Glauben annahm, die Oberhoheit des römischen Stuhles des hl. Petrus lange Zeit hindurch an, waren ihm unterworfen und empfingen von ihm den Segen. Oftmals fielen sie von ihm ab, vereinigten sich aber wieder mit ihm und gelobten ihm wieder Gehorsam; so wurde zuletzt auf dem Konzilium oder der Versammlung zu Florenz im Jahre des Heils 1439 durch den Patriarchen Joseph und den Kaiser in Konstantinopel, Johann Paläologus, dieser Gehorsam aufrichtig erneuert, indem man bekannte, daß der Papst in Rom Vater, Lehrer und Führer der ganzen Christenheit, der rechtmäßige Nachfolger des hl. Petrus sei. Auf derselben Kirchenversammlung zu Florenz war auch unser Metropolit von Kiew und ganz Ruthenien, Isidor, der uns diese Vereinigung des Patriarchats von Konstantinopel und aller dazu gehörigen Kirchen überbrachte und dies ruthenische Gebiet in diesem Gehorsam und in der Anerkennung des Vorrangs der römischen Kirche befestigte . . . . Von dieser kirchlichen Vereinigung fielen die Patriarchen von Konstantinopel wieder ab; aber für diese Sünde der Abtrünnigkeit und der Loslösung von der Kirchengemeinschaft fielen sie in die heidnische Gewalt der Türken, infolgedessen sie sich vieler Irrtümer und schlimmer Vergehen schuldig machten, die pflichtmäßige Leitung dieser ruthenischen Landesteile vernachlässigten und schmutzige Simonie verübten, so daß Häresien sich ausbreiteten und beinahe ganz Ruthenien beherrschten, die Gotteshäuser aber zu Grunde gingen und die Ehre Gottes geschändet wurde . . . .“

Es werden nun die Bemühungen erwähnt, welche die ruthenischen Bischöfe zur Beilegung des Schismas in Rom getan. Papst Klemens VIII. habe die Beibehaltung des Ritus und der Zeremonien den orientalischen Kirchen zugesichert.

Das Zartum hat die Union, welche auf das kleinrussische Volk so sehr veredelnd eingewirkt hatte, mit Feuer und Schwert, List und Tücke innerhalb der Grenzpfähle des heiligen russischen Reiches vernichtet. Katharina II., Nikolaus I., Alexander II., nicht minder die „hl. Synode“ haben sich durch die Unterdrückung der Union einen traurigen Ruhm erworben. Gefügige Werkzeuge fanden sie in den apostasierten Bischöfen Siestrzencewicz, Siemaszko, Luzynski und Popiel. Die Schilderung der Grausamkeiten, welche an den standhaften Uniten verübt worden, erweckt Abscheu, erregt aber auch Bewunderung über soviel Glaubenstreue.*) Im östlichen Galizien besteht die Union noch heute zu Recht.

Was zwei Konzile nicht erreicht haben, kann mit Gottes Beistand ein drittes erreichen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Menschheit und namentlich Rußland, durch die hereinbrechenden Trübsale mürbe gemacht, den Geist des hartnäckigen Widerspruchs und des Hochmutes aufgeben und in dem Felsen Petri jenes unerschütterliche Fundament erkennen werden, das allein in den Stürmen der Gegenwart Rettung gewährt.

Der ehrwürdige Bartholomäus Holzhauser († 1658) hat uns in seiner „Erklärung der Offenbarung des hl. Johannes“,**) die von berufener Seite die beste Auslegung, die je von der Apokalypse gegeben sei, genannt worden — die Vereinigung der griechischen mit der römisch-katholischen Kirche (Off. 3, 7—13), den Triumph der Kirche Christi und die größte Kirchenversammlung, die je stattgefunden (Off. 10, 1—11), in dem jetzt herannahenden sechsten Zeitalter vorausgesagt. Wohl verwirft die Hyperkritik unseres materialistischen Zeitalters, von der sich selbst einzelne theologische Kreise nicht freizuhalten vermögen, kurzerhand alle derartigen Weissagungen, entgegen der Mahnung des hl. Paulus (I. Thess. 5, 20, 21); der unparteiische Leser wird jedoch zugeben, daß in der Holzhauserschen Auslegung ganz besonders der Geist Gottes weht, daß man hier überraschende, geistreiche und inhaltsreiche Erklärungen der Zeichen der Zeit findet, wie sie dickbändige moderne Schriften nicht geben können. Rom hat dieser Erklärung der Apokalypse, wie jeder anderen, wohl keinen dogmatischen, jedoch einen historischen Wert beizumessen erlaubt. — Die gewaltigen Ereignisse, die sich vor unseren Augen in Ostasien abspielen, hätte die öffentliche Meinung noch vor zwei Jahren für unmöglich gehalten; und, wie es scheint, stehen wir erst am Beginne überraschender Umwälzungen.

Der Mehrheit der Russen war es bis jetzt nicht vergönnt, die katholische Literatur in ihren Originalausgaben kennen zu lernen, direkt aus den Quellen zu schöpfen. — Gegen die russische orthodoxe theologische Literatur der Neuzeit wird übrigens der schwere Vorwurf***) erhoben, daß man selbst vor Textfälschungen, absichtlichen Entstellungen und tendenziösen Erklärungen nicht zurückscheue, um die Zeugnisse der Kirchenväter zugunsten der Oberhoheit des römischen Bischofs aus der Welt zu schaffen.

Die so reichhaltige katholische theologische Literatur gibt über alle strittigen Punkte Aufklärung. Außer den bereits genannten Werken vom hochseligen Kardinal Hergenröther mögen den die Wahrheit Suchenden noch Ehrhard „Die orientalische Kirchenfrage“ (Wien 1899), und die Schriften des Jesuiten Nilles-Innsbruck, der selbst von Russen als Autorität auf dem Gebiete der orientalischen Kirchenkunde angesehen wird, ferner die gediegenen Werke aus der Patrologie, Kirchen-, Konzilien-, Dogmen- und Papstgeschichte des Herderschen Verlages in Freiburg (Breisgau) empfohlen sein.

Die für die Union der russischen mit der abendländischen Kirche eintretende, ausnahmslos im Auslande gedruckte neuere Literatur in russischer Sprache ist nicht gerade gering. Außer den bereits genannten Büchern mögen hier noch genannt werden eine 1888 zu Berlin erschienene Abhandlung über „Die Kirche“ von der Fürstin Volkonskaja;****) desgleichen von derselben Ver-

---

*) Vergl. Dr. Lüdtke, „Geschichte der Kirche Jesu Christi“. In polnischer Sprache erschienen in Lemberg über diesen Gegenstand „Die Zeiten Neros“, in Krakau „Die Geschichte der Vernichtung der kirchlichen Union in Weißrußland und Litauen“ von Prälat Dr. Chotkowski; letzterer gab auch „Briefe von nach dem Orenburger Gouvernement verbannten Uniten“ heraus.

**) Deutsch erschienen in der Verlagsanstalt zu Regensburg.

***) Vergl. das russische bei Herder erschienene Werk: „Die kirchliche Ueberlieferung und die russische theologische Literatur“.

****) Es ist in Rußland nichts Seltenes, daß Laien über theologische Fragen schreiben. Der bekannte General Kirejev, der Gönner der altkatholischen Sekte, ist Dr. theol. Die meisten Theologieprofessoren in Rußland gehören dem Laienstande an.

fasserin „Die kirchliche Ueberlieferung und die russische theologische Literatur", erschienen 1898 bei Herder in Freiburg (Breisgau). Ferner sind bei der Herderschen Verlagshandlung erschienen: „Der Ausgang des hl. Geistes und der Primat der allgemeinen Kirche" (1886) von Sergius Astaskov, „Der Protopresbyter Janyšev und die neue doktrinelle Krisis in der russischen Kirche" (1888) von Vasil Livanskij, „Der römische Papst und die Päpste der orthodoxen morgenländischen Kirche" (1899) von dem Barnabitenpater Tondini, „Antwort auf einige Fragen, betreffend die Rückkehr der Griechen in den Schoß der katholischen Kirche" (1889), eine Dissertation des Kardinals Mazelli auf Fragen, die Vladimir Solovjëv*) 1883 in der Zeitung „Rus" gestellt hatte. In Krakau erschienen 1904 eine russische Uebersetzung aus dem französischen Original von Vladimir Solovjëvs „Rußland und die allgemeine Kirche", ferner „Das Reich Gottes in der Welt", eine Apologie der katholischen Kirche aus der Feder eines unlängst bekehrten orthodoxen Geistlichen, und „Briefe an einen Orthodoxen von einem katholischen Theologen".**)

Letztere „Briefe" beantworten sehr gebräuchliche Einwände gegen den Katholizismus, so z. B. über den Jesuitismus, die Ablässe, das Papsttum, die Unfehlbarkeit des Papstes, den Altkatholizismus, Notwendigkeit eines autoritativen Lehramts.

In bezug auf die „neuen Dogmen" im Katholizismus heißt es u. a. in den „Briefen":

„Ihr haltet die Orthodoxie deshalb für wahr, weil sie alle alten Dogmen genau bewahrt und nichts Neues hinzugefügt hat, den Katholizismus dagegen deswegen für unwahr, weil er außer den auf den sieben allgemeinen Konzilen bestätigten, neue, der Urkirche unbekannte Dogmen hinzugefügt habe. Euer Einwand ist nicht neu, er wurde der Kirche schon tausendmal durch den Mund fast aller Häretiker gemacht. Die Arianer z. B. verwarfen die Definition des Konzils von Nicäa in bezug auf die Wesensgleichheit Gott des Sohnes mit Gott dem Vater, da dieses Dogma ihnen neu, der ursprünglichen Kirche unbekannt erschien. Etwas später, als auf dem Konzil zu Ephesus der allerseligsten Jungfrau Maria der Titel „Gottesgebärerin" zuerkannt wurde, protestierten die Nestorianer sogleich dagegen, als gegen eine gottlose, den alten Christen unbekannte Neuerung. Dieselbe Geschichte wiederholte sich mit den Monophysiten und anderen Häretikern. Indem sie sich alle von der wahren Kirche trennten, prahlten sie, als ob sie alle altchristlichen Dogmen genau bewahrten; sie alle zeihten die wahre Kirche der Erfindung neuer Dogmen.

Die Kirche jedoch beachtete deren Anschuldigungen nicht, sie setzte ihren Weg fort, entwickelte und erläuterte stufenweise die ihr anvertraute Lehre, wobei diese Entwickelung und Erläuterung der dogmatischen Lehre in der abendländischen Kirche auch heute noch vor sich geht, während in der morgenländischen Kirche seit der Zeit des siebenten allgemeinen Konzils ein Stillstand eingetreten und die Dogmatik im Laufe von mehr als tausend und hundert Jahren nicht einen Schritt vorwärts gekommen ist.

Dieser elfhundertjährige dogmatische Stillstand erscheint den Orthodoxen als ein großer Vorzug der morgenländischen Kirche, und mir dient er als ein deutlicher Beweis dafür, daß in der orthodoxen Kirche irgend eine Katastrophe vorgekommen sein muß, welche sie von dem ordentlichen Wege herab in den Zustand einer traurigen Erstarrung und unbegreiflicher Ohnmacht gestoßen hat. Die wahre Kirche soll nicht nur eine organische Fortsetzung der Urkirche sein, sondern auch mit ihr einige Aehnlichkeit besitzen. . . . Die morgenländische Kirche indessen befindet sich seit dem Bruche mit dem apostolischen Stuhle zu Rom in einer ganz unnormalen Lage und bereits naht das zwölfte Jahrhundert, seitdem sie kein allgemeines Konzil einberufen und keine allgemein kirchliche Handlung ausgeübt hat. . . ." —

*) Dieser größte russische Philosoph und Konvertit, auf den man in Sachen der kirchlichen Vereinigung große Hoffnungen gesetzt hatte, ist leider von einem frühzeitigen Tode ereilt worden. Einiges von seinen Schriften ist in Berlin im Verlage der Germania in deutscher Uebersetzung erschienen.

**) Von diesen und einigen anderen Büchern sind Verzeichnisse in russischer Sprache zu beziehen von der Polnischen Verlagsgesellschaft in Krakau. Bei mehreren derselben, die offenbar nicht von geborenen Russen verfaßt bzw. übersetzt worden, tadelt man das schlechte Russisch. Für die Sache selbst dürfte dieser Uebelstand von mehr nebensächlicher Bedeutung sein.

Ein Lehrbuch der Nationalökonomie auf katholischer Grundlage.

Von
Prof. Dr. Franz Walter, München.

(Schluß.)

Das vierte Kapitel ist überschrieben: Die Volkswirtschaft und ihr Organisationsprinzip. Hier bildet den Kernpunkt die Prüfung der Schmoller-Bücherschen Theorie, daß sich das Wirtschaftsleben in der Entwicklungslinie: Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft und Volkswirtschaft bewege, und daß die Volkswirtschaft erst mit dem modernen Staat in das Dasein getreten sei. Der Fehler dieser Theorie liegt darin, daß nur die genetisch-kausale Betrachtung, nicht aber die teleologische herangezogen wird. „Für Bücher liegt der Fortschritt mehr in der Verkehrsentwicklung, in der größeren Länge des Weges, welchen die Güter vom Produzenten bis zum Konsumenten zurücklegen, für Schmoller in dem Uebergang der Regelung des Wirtschaftslebens an eine höhere Instanz, in dem Eintreten eines neuen, höheren Subjekts, Trägers der wirtschaftspolitischen Gewalt." Während doch wenigstens im Anfang territorialer Staatsgebilde am Ausgang des Mittelalters nicht das Volkswohl, sondern das Machtstreben der Fürsten im Vordergrund stand. (S. 230). Es sind hier (S. 234 ff.) glänzend und scharf durchdachte Ausführungen geboten, die einen klaren Einblick in die Idee der Volkswirtschaft ermöglichen. Speziell gegen Bücher wenden sich folgende Sätze: „Die bloße verschiedene Verkehrsweite ist eben, für sich genommen, kein soziales und sozialrechtliches Prinzip, so wie es dem Begriff der Volkswirtschaft entspricht. Nehme ich lediglich auf die bloße Verkehrsweite Rücksicht, so wird tatsächlich, bei konsequenter Durchführung des Gedankens, die Weltwirtschaft als höchste Stufe der geschichtlichen Entwicklung sich genau so über die Volkswirtschaft erheben, wie diese über Stadt- und Hauswirtschaft. Demzufolge wäre derjenige ein Feind des geschichtlichen „Fortschrittes", der für den Schutz der nationalen Arbeit einträte, der das Gemeinwohl des eigenen Volkes dem internationalen Kapitalismus nicht zu opfern gedächte, der nicht mit vollen Segeln in den Industriestaat steuerte und statt dessen eine Vermittlung zwischen Industrie- und Agrarstaat erstrebte?" (S. 237).

Die scharfe Erfassung des Wesens der wirtschaftlichen Dinge, welche den Hauptvorzug des Werkes bildet, kommt vor allem in der Begriffsbestimmung der Volkswirtschaft zum Ausdruck (S. 243 ff.). Die vom Verfasser entwickelten Grundsätze über den Staat finden nunmehr ihre Anwendung auf jenen Teil des innerstaatlichen gesellschaftlichen Lebens, den wir Volkswirtschaft nennen. Mit Nachdruck betont Pesch den organisch-moralischen, sowie den sozial-rechtlichen Charakter der Volkswirtschaft und sieht sich darum in der Lage, gegen die atomistische, das privatwirtschaftliche Moment zu stark betonende Auffassung des Führers der sogenannten psychologischen Schule (in Oesterreich) Karl Menger Stellung zu nehmen (S. 245). Indem er den Zweck der Volkswirtschaft klarlegt, unterläßt er nicht zu betonen: Wenn die Volkswirtschaftslehre vom Reichtum handelt, so geschieht das in der Weise, daß der Reichtum als Mittel der gemeinsamen Wohlfahrt erscheint. Diese bleibt auch der maßgebende Gesichtspunkt, wenn es gilt, das Verhältnis von Volks- und Weltwirtschaft zu bestimmen. Mit Recht wird betont, daß die Weltwirtschaft im Unterschied von der Volkswirtschaft keinen sozialrechtlichen, sondern einen verkehrswirtschaftlichen Begriff darstellt. Eingehend auf das Organisationsprinzip der Volkswirtschaft stellt der Verfasser zuerst den Individualismus als derartiges Prinzip zur Diskussion. Er legt den philosophischen Ausgangspunkt desselben in den geistigen Bewegungen des ausgehenden Mittelalters bloß, um dann auf die wirtschaftliche Richtung desselben, wie er zunächst in der physiokratischen Freiheitslehre hervortritt, zu erörtern. Eine sehr

objektive Darstellung und Kritik der klassischen Nationalökonomie, die aus ihr die berechtigten Elemente heraushebt, reiht sich daran an (S. 269). Die Verdienste dieser Männer um die Wissenschaft sind unvergänglich. „Der Name der klassischen Autoren soll ihnen belassen bleiben. Ihr Verhängnis war es, daß in dem Augenblick, wo alles zur wissenschaftlichen Verselbständigung der Nationalökonomie hindrängte, die Philosophie des Tages ihren Forschungen die unentbehrliche theoretische Grundlage nicht zu gewähren vermochte, im Gegenteil, das durch die geschichtliche Entwicklung gebotene Freiheitspostulat bereits in falsche Wege zu leiten begonnen hatte. Von der religiösen, der politischen Freiheit sehen wir hier ab. Nur das eine möchten wir hervorheben: die persönliche Freiheit des Arbeiters ist nicht das Verdienst der Aufklärungsepoche, und die wirtschaftliche Freiheit, die sie proklamierte, gereicht ihr nicht zum Lobe." Ueberall zeigt es sich, daß Pesch mit der Materie vollständig vertraut ist, wie es ja nach seinem Werke „Freiwirtschaft oder Wirtschaftsordnung" erwartet werden durfte.

Dasselbe kann bezüglich der Darstellung des Sozialismus (S. 282 ff.) gesagt werden. Wenn Pesch im Anschluß an Georg Adler bei der begrifflichen Erfassung des Sozialismus sagt, der Sprachgebrauch mache heute kaum mehr einen Unterschied zwischen Kommunismus und Sozialismus (S. 285), da beide Ausdrücke einen Zustand weitgehender wirtschaftlicher Gemeinschaft im Leben der Nation bezeichnen, so vermag ich in dieser Auffassung dem Verfasser nicht zu folgen; denn der Sprachgebrauch hat nichts einzuwenden, wenn man von einem Kommunismus der ersten Christen zu Jerusalem oder einem Kommunismus der Klöster spricht, man würde sich aber wohl besinnen, hier auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch den Ausdruck Sozialismus anzuwenden. Die Darstellung des Sozialismus wäre keine erschöpfende, wenn nicht auch der Weltanschauung des modernen Sozialismus Beachtung geschenkt wäre (S. 307 ff.).

Nachdem so die irrigen Organisationsprinzipien des Wirtschaftslebens, der die Freiheit überspannende Individualismus und der die berechtigte Freiheit des Individuums verkennende Sozialismus (samt dem Anarchismus) eingehend gewertet worden, beginnt der Verfasser das System des christlichen „Solidarismus" zur Darstellung zu bringen (S. 351 ff.). Die Unterscheidungsmerkmale desselben treten auf diese Weise um so kräftiger hervor. Trotz der Verschiedenheiten, die sich von Land zu Land in den Anschauungen der katholischen Gelehrten über das Wirtschaftsleben, das Verhältnis des Staates zur Volkswirtschaft usw. finden, tritt die prinzipielle Einheit in der Auffassung des christlichen Solidaritätsgedankens in imponierender Weise zutage. Sehr schöne Gedanken enthalten die Ausführungen über Gerechtigkeit und Liebe (S. 372). So wichtig nun die Anerkennung der christlichen Prinzipien auch ist, so betont doch der Verfasser, daß für die Ausgestaltung der Volkswirtschaft nicht bloß die allgemeinen deduktiven Prinzipien gelten, sondern auch die konkrete geschichtlich gewordene Lage der Dinge eingehendste Berücksichtigung erheischt (S. 375). Scharf hebt sich der Solidarismus von dem Individualismus und Sozialismus ab. „Das Gesamtwohl ist ihm nicht lediglich Produkt eines Mechanismus, sondern das Ziel, auf welches alle verpflichtet sind, jeder in seiner Weise, die Autorität unmittelbar, die Bürger vor allem durch Unterordnung und Einfügung ihrer privaten Bestrebungen in das Ganze mit Rücksicht auf dessen Zweck" (S. 379).

Das fünfte und letzte Kapitel bringt den einzigen Terminus, den die Einleitung in die Nationalökonomie noch zu untersuchen hat, zur Behandlung, den der Volkswirtschaftslehre. (S. 402 ff.) Hierbei kommt es vor allem darauf an, das Material- und Formalobjekt dieser Wissenschaft scharf zu erfassen. Der Verfasser braucht nur die Summe seiner vorangehenden Erörterungen zu ziehen, um die Volkswirtschaftslehre als die Lehre vom materiellen Gemeinwohl oder von dem materiellen Wohlstand des Volkes zu bestimmen, sofern dieser als das Ziel der öffentlichen und privaten Tätigkeit sich ergibt. Für jeden Nationalökonomen und Sozialpolitiker sind besonders lesenswert die Ausführungen über die Volkswirtschaft als praktische Wissenschaft (S. 407 f.). Sie ist Wissenschaft, aber keine solche, die nur dem, was ist, nicht aber dem, was sein soll, nachgeht. Richtig wird das Verhältnis von Theorie und Praxis in der Volkswirtschaftslehre bestimmt. Dagegen stimme ich Pesch darin nicht ganz zu, wenn er (S. 409 f.) den Nachweis zu führen sucht, die Volkswirtschaftslehre sei lehrende Kunst und Wissenschaft zugleich. Sie ist, wie wir gesehen, eine praktische Wissenschaft, insofern ihre Lehrsätze Wichtigkeit für das praktische Verhalten besitzen. Ob man sie aber als eine „lehrende Kunst" bezeichnen darf, scheint mir zweifelhaft zu sein. Es scheint hier das Geltung zu haben, was Cathrein Moralphilosophie I[4],4 von der Moralphilosophie sagt: Sie „ist eine Wissenschaft, weil sie nicht bloß Regeln für das Handeln des Menschen aufstellt, sondern dieselben auch beweist und auf ihre letzten Gründe zurückführt. Ist sie auch eine Kunst? Nein, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Kunst und Wissenschaft begrifflich sich gegenseitig ausschließen."

Wer sich über die der Nationalökonomie eigentümliche Aufgabe klar sein will, muß auch ihre Stellung zu den Gesellschaftswissenschaften und zur Moral ins Auge fassen. Dies ist um so notwendiger, weil ihre Verselbständigung zu einer besonderen Wissenschaft schon im Sinne einer absoluten Selbständigkeit mißverstanden wurde. Der Verfasser behandelt diese grundlegenden Fragen, besonders die Stellung zur Moral S. 412 ff.; er gelangt zu dem auch für jeden Nationalökonomen annehmbaren Resultat, daß die Volkswirtschaftslehre zwar eine ethische Wissenschaft, aber kein bloßer Bestandteil der Moralwissenschaft im engeren Sinne ist (S. 423). Im Anschluß hieran würdigt Pesch die Ziele der „ethischen Richtung" in der Nationalökonomie. Mit einer knappen Untersuchung über die Gesetze der Volkswirtschaft (S. 443) und über die Methodenfrage (S. 459) schließt das Werk.

Man mag mit dem Verfasser in manchen Fragen nicht ganz einer Meinung sein, man mag beispielsweise den langen Auszug aus einem Motu proprio des Papstes Pius X. in einem Lehrbuch der Nationalökonomie überflüssig finden (S. 440 f.), so bedeutet das Buch, das das Wirtschaftsleben in den Gesichtswinkel der katholischen Weltanschauung stellt, doch eine hochwillkommene Bereicherung unserer nach dieser Seite nicht allzu reich ausgestatteten Literatur. Dabei macht der Verfasser bei aller Entschiedenheit des Standpunktes keineswegs in aufdringlicher Weise für seine Anschauung Propaganda, sondern bringt den guten Leistungen, von welcher Seite sie auch kommen, eine weitgehende Hochschätzung entgegen. Maßvoll und besonnen im Urteil weiß er auch in gegnerischen Anschauungen ein wertvolles Wahrheitskorn aufzufinden. Mit gespannter Erwartung sehen wir den beiden anderen Bänden des Werkes entgegen, die der Verfasser für die nächste Zukunft in Aussicht stellt.

Kreuz im Gebirge.

(Zu einem Gemälde von G. Woltze.)

Wo sich reckt in die Lüfte das Felsengewänd,
Das die Gemse kaum wagt zu betreten,
Da pflanzten sich gläubige Hände ein Kreuz,
Um in grausiger Höhe zu beten.

Du hörst nur der Adler, der jungen, Geschrei
Und im Windsaus das Wimmern der Fäße;
Hoch oben da ziehen die Wolken vorbei
Und verdunkeln des Himmelblau's Nähe.

Vereinsamt, bist du auf Stunden im Kreis
Das einzige menschliche Wesen,
Hast Muße vollauf, um im Buch der Natur
Und im Buche des Kreuzes zu lesen.

Was ergeht dir daraus ein gewaltiges Wort:
„Eh' sich Berge gestaltet und Erde,
Bin Ich!" — Falle nieder, du winzig Geschöpf,
Und verehr' des Unendlichen „Werde!"

Doch getrost! Such' als Kind, das Er väterlich liebt,
Du Ihm Treue mit Treu' zu vergelten!
Nimm das Kreuz im Gebirge als huldreichen Gruß,
Dir entboten vom Herrscher der Welten,

Und: umarme das Kreuz! Aus dem Schatten sein
Wollte Gott doch, daß nichts uns vertriebe!
Denn in ihm ist das Heil, in ihm ist der Sieg,
Im Kreuze die göttliche Liebe!

Wilh. Molitor.

Etwas über neue Bücher.

Von

M. Herbert.

Neulich kam mir das Buch der Gräfin L. Uxkull „Das Reich des Schönen" (bei Fontane, Berlin) in die Hände.

Auf der ersten Seite las ich folgende Naturbeschreibung:

„Mit Veilchen- und Anemonenduft durchtränkt streifte ihn der Atem des hier früh erwachenden Lenzes. Vor ihm lag die Landschaft in versöhnten Halbtönen zusammengeschmolzen. Die Sonne sank schon der See entgegen und dem Horizonte zu, dehnte sich diese, einem gespannten, taubengrauen Atlas mit rosigen und silberweißen Reflexen gleich.

In weichem Lichtgrün und Schwefelgelb ruhte der Himmel über der Flut; über dem nebelumsponnenen, fliederfarbenem Bergzuge, der in schöner Schmiegung das Meer umfaßt hielt."

Einige Seiten später heißt es in demselben Roman: „Sie kehrte zu ihrem Hunde zurück, der in der Pose einer Miniatursphinx mit starrem Glasblick zugeschaut hatte."

Ein solches Buch auszulesen, erschien mir ein Verbrechen am eigenen Stile.

Wie kann jemand, der sich so ausdrückt, ein richtiges Bild des Lebens geben? Ist das nicht genau so geschrieben, wie man nicht schreiben soll!

* * *

Einige Zeit später las ich in einem Buche Eberhards Freiherrn von Bodenhausen über „Die Farbe bei Gerard David".

Da hieß es unter anderem:

„Nicht die Wiedergabe der Wirklichkeit war den drei Farbengründen das Ziel, sondern die Reduktion der Naturphänomen auf gewisse Normen, in denen die Gesetzmäßigkeit der farbigen Naturerscheinung eine Formulierung findet. Aus dem Natureindruck wird die Organisation des Farbigen ähnlich herausgelesen, wie etwa ein Prinzip der Isokephalie lineare Erfahrungwerte in Bildwerte umsetzt."

Jeder Unbefangene wird mir zugeben, daß die Klarheit dieser Sätze zu wünschen übrig läßt, und daß diese Art Stil nicht den Eindruck des Ungekünstelten und Durchsichtigen macht.

Ich habe die zwei Beispiele herausgegriffen. Leider stehen sie für tausend andere. Man beginnt unsere schöne, einfache, durch Goethe, Platen, Lenau, Schiller und die Grimms geadelte Sprache in eine babylonische Verwirrung hineinzudrängen, aus der sie vielleicht nicht so rein und unberührt hervorgehen wird, als ihre tiefen Bewunderer und feurigen Liebhaber wünschen möchten.

Ueberhaupt haben wir gegenwärtig kaum einen oder zwei Stilisten, welche die Plastik und Prägnanz der Sprache, die richtige Bilderanwendung, die mit einfachen Mitteln und knappen, starken Worten erreichte Ausdrucksfähigkeit und die große Linienführung der Schwedin Selma Lagerlöf erreichen. Einige hier neugesammelte Christuslegenden sind in dieser Hinsicht wahrhaft klassische Muster.

Eine rechte Herzenserholung war mir auch Willy Pastors kleine Studie über „Homer". (Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.) Wie wunderbar mutet im Gegensatz zu dem geklecksten Naturfarbenbild der Gräfin Uxkull seine Allegorie des Ozeans an!

„Du stehst am Meeresufer, schaust hin über die blaue Unendlichkeit und hörst die Brandung. In breiten, stolzen Akkorden rauschen die Wellen heran, und jede einzelne tönt voll aus.

Ein verworrener Lärm füllt dein Gehör.

Dann aber glättet sich's. Wie friedliches Glockenläuten, so klar und einfach tönt dir die Brandung. Den schlichten Gesang eines einzigen, einigen Wesens meinst du zu hören.

Und eine Ahnung überkommt dich, was die Harmonie der Sphären ist, und welche Weise die Erde hineinsingt in diese Harmonie.

Das ist der Ozean — das ist Homer."

Diese von warmer Begeisterung und großer Anschauung und Auffassung getragene Sprache weht uns mit erfrischender Jugendlichkeit auf jeder Seite des Werkchens an.

Wie herrlich ist das, was es über die viel umstrittene Persönlichkeit Homers sagt:

„Nur weniges wußte man auszusagen vom Leben des Dichters, der Ilias und Odyssee geschaffen hatte; das wenige aber war bestimmt. Man bildete sein Antlitz. Das Antlitz eines reifen Mannes, der das Leben tief unter sich hat und es überschaut, der einfach und groß zu denken gewohnt ist, und dem das schlichte Denken schlichte Züge gab.

Einsamkeit umgab ihn, er war blind.

Wie jener alte Götterliebling der Sage hat er das Sehen verlernen müssen, um das Schauen zu gewinnen."

Das ganze Büchlein ist durchsetzt mit poetischen Bildern und anregenden Gedanken — mit begeisterten Worten weist es auf Hermann Grimms „Homer" hin.

Jemand, der Thode rühmen wollte, tat es neulich auf Kosten Grimms. Als wenn nicht zwei Arten Kunstgeschichte zu schreiben, neben einander bestehen könnten — als ob nicht — die gebildete Jugend Deutschlands Hermann Grimm und seinem lohenden Feuer, seinem glühenden Versenken — ihre Erziehung zur Kunst verdankte!

Zum Schlusse möchte ich noch von meinem neuen, etwas seltsamen aber überaus reichen Buche reden, das sich Paul Keller — unser katholischer Heimatsdichter, auf den wir so große Hoffnungen setzten, und aus dem man Frieden und Gesundheit trinken kann, wie aus dem heiligen Becher, der in seinem Werke vorkommt, geleistet hat. (Allgem. Verlagsgesellschaft München.) Er hat es das „Letzte Märchen" genannt und uns darin versprochen, wieder zum Kinde zu werden, und seine „arme kleine Seele" zu suchen, die „vor dem bleichen Tode, vor dem vielen Gelächter und dem vielen Geschrei im Lande, scheu geworden ist". Aber leider konnte Paul Keller nicht zum Kinde werden, denn er weiß erstaunlich viel von allen möglichen Dingen und im Handumdrehen wurde aus seinem Märchen eine Satire.

Und so hat er sein Versprechen nicht gehalten, denn die Satire ist so ziemlich das Unkindlichste, das existiert.

Er wußte ja auch gleich, daß er es nicht halten könne und sagte: „Meine Augen kann ich nicht mehr ändern."

Aber das andere hat er gehalten, seine Seele hat er uns gezeigt. Es ist ihm besser, als in all seinen vorhergehenden Büchern gelungen, sein Innerstes zum Ausdruck zu bringen, jene tiefe, eigentliche Wahrhaftigkeit, nach der alle wahren Poetennaturen mit so leidenschaftlicher Sehnsucht ringen und suchen. Und da und dort blitzt in seinem Buche jener feine, altmodische Humor auf, den unsere literarisch gesinnten Vorfahren an Jean Paul bewunderten, und den der vergessene Koch in seinem kleinen unsterblichen Buche „Prinz Rosa Stramin" gepflegt hat.

Zuweilen freilich wird der Autor sehr ketzerisch, er läßt z. B. den Herrn v. Stimpekrex, den Minister des Zwergenkönigs Juridibasufoturo sagen:

„Sie sind übrigens sehr im Irrtum, wenn sie meinen, daß Zeitungen mit Kultur etwas zu schaffen haben."

Prächtig ist seine Charakterisation der Krähennaturen, deren Wortschatz so beengt ist wie ihr Treiben. Ueberhaupt muß man an manchen Bemerkungen seine helle Freude haben, so famos treffen sie die Nägel auf die Köpfe. Auch die Naturbilder sind oft von schlagender Kraft — so läßt er „die Wälder vor Frost zittern".

Weniger können uns Neubildungen imponieren, wie der seltsame Satz:

„Sie schlug das Gesichtchen nieder."

Das erinnert an die Gräfin Uxkull.

Schön ist die Passage!

„Den ganzen Tag trinkt die Erde Himmelslicht, sie trinkt es mit Millionen Poren, sie trinkt es durch jeden hohlen Blumenhalm. Sie saugt es auf mit ihren blauen Augen, mit Meer und See; selbst in der Nacht, wenn Mond und Sterne scheinen, trinkt sie Licht, wie ein gesundes, viel hungriges Kindlein trinkt sie im Traum."

Geradezu entzückend ist die Einleitung zu dem Kapitel: „Die Fahrt ins Märchenland" — in diesen Worten ist poetische Wahrheit und tiefe Erfahrung und ebenso reizend ist die Geschichte von „Müllers Mariechen", mit dem der Dichter unbewußt als Kind im Märchenlande spielte und das Märchen vom „Staunen".

Wenn auch die Idee des Buches nicht neu ist — schon ein gewisser Engländer hat vor Jahrhunderten die Reise nach Lilliput vor Herrn Paul Keller gemacht — so sind doch eine Menge origineller Gedanken und Vergleiche darin — ja, das Ende ist voll packender Dramatik und man wird sagen müssen: ein ungewöhnliches Buch — eine anregende, eine lustige und zugleich ergreifende Lektüre.

Paul Kellers „Letztes Märchen" ist eines der wenigen Rezensionsexemplare, in welche ich meinen Namen schreibe, um es meiner Privatbibliothek einzuverleiben. Und wäre es nur um des einen Wortes willen: „O, wer nach langer Zeit nach Hause kommt, der ist immer scheu und das Herz ist ihm still und er kann nicht jubeln. Und wir waren soweit fort."



Die Sendlinger Bauernschlacht.

(Zum 200jährigen Gedächtnis an die tapferen Oberbayern, welche in der Weihnachtnacht 1705 im Kampfe gegen die Oesterreicher für ihren Fürsten gefallen).

I.

Gelöbnis.

Geplündert und ausgesogen
War Bayerns fruchtbarer Schoß,
Der Glaube an Rettung betrogen,
Der Sieger erbarmungslos.

Es lagen die Fluren zertreten
Am Inn und der Donau Lauf,
Doch hörte das Volk zu beten
Für seinen Fürsten nicht auf.

Da flog durch Dörfer und Weiler
Ein Ruf ins horchende Land,
Vernommen am stillen Meiler,
An steigender Alpenwand.

Die Kunde, gewachsen leise,
War bald zur Losung gedieh'n,
Da schwuren Männer und Greise
In Tränen auf ihren Knie'n:

„Sie sollen uns nimmer rühren
An unserer Hoffnung Stern,
Uns nicht aus München entführen
Die Kinder unseres Herrn!"

II.

An die heiligste Schutzpatronin von Bayern.

(Als Landsturmlied den Kämpfern von 1705 in den Mund gelegt.)

Mutter der Gnaden,
Du der Bayern starker Hort,
Schütz' vor feindlichem Schaden
Du uns durch Dein mächtig Wort!

Reinste der Frauen,
Führe Du Dein keusch Geschlecht,
Hüt' in unseren Gauen
Unsere Sitte, unser Recht!

Jungfrau, beschirme
Unsern angestammten Herrn,
Halte Trübsal und Stürme
Seinem alten Hause fern!

Die Du von ehe
Unser Schild in Nöten warst,
Deine heilige Nähe
Uns in Wundern offenbarst —

Die Du im Himmel
Herrlich thronest für und für,
Segne Du im Getümmel
Deiner Bayern Schlachtpanier!

Schlage, Du Starke,
Uns're blutigen Schlachten mit,
Wenn der Feind sich der Marke
Bayerns naht mit frevlem Schritt!

Die Du zum Staube
Gnädig neigst Dein Kronenhaupt,
Niemals wird uns der Glaube
An Dein mildes Herz geraubt.

Abend und Morgen
Grüßen laut durch Glocken Dich;
Alle Freuden und Sorgen
Teilst Du mit uns mütterlich.

III.

„Zum Nährer von 1705."

Die Bauern schwuren im Oberland
Die fürstlichen Kinder zu schützen;
Sie zogen hinab den Isarstrand
Und brachen sich Bahn mit kühner Hand:
Bis München drangen die Schützen.

Schon hatten sie eingerannt das Tor,
Die Brüder harrten aufs Zeichen,
Doch keine Rakete stieg empor.
Nicht lange, so stürmten Wachen hervor
Und zwangen sie fechtend zu weichen.

Jetzt fielen auch Reiter auf sie ein
Im Rücken und in der Flanke,
Fanfaren schmetterten wild darein.
„Wer wird der Nährer der Meinen sein?" —
Dem Mutigsten kam der Gedanke.

Erst aber als alle umzingelt schon,
Ergaben sie sich auf den Knieen,
Doch dreimal brach der Feind den Pardon;
Nur wenige ihrer kamen davon,
Die zeitig begannen zu fliehen.

Schmid Balthes schwenkte die Fahn' um sich
Die letzten Kämpfer zu grüßen,
Da bohrte ihn nieder ein Lanzenstich;
Im Kirchhof zu Sendling der Held verblich,
Die sterbenden Söhne zu Füßen.

Bald war die Kunde der Mordweihnacht
Von Weiler zu Weiler gedrungen,
Und mancher, der stand in der heißen Schlacht,
Sah sich, daheim zum Leben erwacht,
Von Weib und Kindern umschlungen.

Auch zog's zur Walstatt viele herbei,
Beraubt der nächsten Verwandten,
Zu suchen, wo der Vermißte sei,
Den bald auch mit einem gellen Schrei
Erstarrt im Schnee sie erkannten.

Wohl eine war geblieben zu Haus,
Schon nahe der Mutter Wehen,
Doch blickte sie nach der Ferne aus
Und frug die kehrten vom blutigen Strauß,
Ob keiner den Söldner*) gesehen.

Schon tagt es, als sich ein Ruf erhebt,
Der schien das Dorf zu durcheilen;
Vom Klang der Stimmen die Luft erbebt:
„Der Nährer ist da! Der Nährer lebt!" —
Die Nachbarn den Jubel teilen.

Ein jedes heran zum Glücklichen drängt,
Den nicht mehr die Wunden schmerzen,
Seit ihm am Hals die Söldnerin hängt,
Und ihn die Schar der Kleinen umfängt
Mit ihren pochenden Herzen.

Er hatte im Kirchhof zu Sendling dort
Mit unter den Toten gelegen.
Gerührt vernahm er der Seinen Wort —
„Zum Nährer" heißt es noch heute**) dort,
Als rief' es das Haus uns entgegen.

Martin Greif.

*) Kleinhäusler.
**) in Waakirchen.

Zweihundertjahrfeier der Erhebung des bayerischen Volkes.

Die großartigen Volksfeste zum Gedächtnis an die im Jahre 1705 so heldenhaft erprobte Bayerntreue begannen am 9. Juli in Gegenwart des künftigen Thronfolgers Prinzen Rupprecht mit einer prächtigen Gebirgsvolksfeier in Kochel, wo das Denkmal des „Schmieds von Kochel" steht. Mitte August wurde in Aidenbach in Anwesenheit des Prinzen Ludwig (siehe unten) die Erinnerung an die Schlacht bei Aidenbach gefeiert und in Kelheim das Denkmal für den von den Oesterreichern gevierteilten Befreier der Stadt, den Metzgermeister Matthias Kraus, enthüllt. Als Vertreter des Prinzregenten wohnte in Kelheim Prinz Alfons der vom Regensburger Weihbischof Freiherrn von Ow zelebrierten Festmesse auf dem Marienplatze bei und würdigte nach der Festrede des Herrn Realienlehrers Rieger in kurzer Ansprache den Opfermut des Helden Kraus. Am 20. August folgte die Enthüllung des Oberländer-Denkmals (dessen erzener Löwe von Reichsrat Ferdinand von Miller gestiftet ist) in Waakirchen bei Schaftlach, der Ortschaft, in welcher am Dreikönigstage 1644 Balthasar Mayr, der berühmte „Schmied von Kochel", der Held der Sendlinger Bauernschlacht, geboren wurde. Vom 2. bis 4. September findet die Feier in Tölz statt, als letzte vor der für Weihnachten geplanten großen Feier in Sendling. Festberichte sind nicht Aufgabe der „Allgemeinen Rundschau". Aber die Reden, welche der bayerische Thronfolger, Prinz Ludwig, als Vertreter des Prinzregenten in Aidenbach und Waakirchen gehalten hat, mögen als bemerkenswerte Dokumente der Zeitgeschichte an dieser Stelle verzeichnet werden. In Aidenbach, wo vor dem Festgottesdienste durch den Mund des Bischofs von Passau Klerus und Volk das Gelöbnis der Liebe und Treue zum Herrscherhause erneuerten und Kgl. Rat Heinrich Leher, der Chefredakteur des „Bayerland", (ebenso wie vorher in Kochel) die hochpatriotische Festrede hielt, ergriff Prinz Ludwig das Wort zu folgender Ansprache:

„Es ist nicht das erste Mal, daß ich hier bin, um den Dank des Hauses Wittelsbach auszusprechen für die Taten Ihrer Vorfahren. Vor 200 Jahren war das schlimmste Jahr in der bayerischen Geschichte. Kurfürst Max Emanuel war anfangs glücklich im Kriege, dann aber mußte er sein Land verlassen. Das bayerische Volk erhob sich, um die Kinder zu retten. Tausende von Bürgern und Bauern gingen in den Kampf, hier sowohl als auch in Sendling. Der Aufstand war anfangs von Glück begünstigt. Oesterreich plante, Bayern als selbständigen Staat verschwinden zu lassen, der Name Wittelsbach sollte aus der Geschichte gelöscht werden. Zehn Jahre lang dauerte es, dann zog der Kurfürst wieder ein und wurde mit großem Jubel empfangen. Hundert Jahre später war es, daß Bayern wieder zu seinen Ehren kam und die alte Königskrone wieder errang. Denn schon zu Zeiten der Karolinger und Agilolfinger trug Bayern die Königskrone. Jetzt — 200 Jahre nach jener Zeit — erfreuen wir uns glücklichen Friedens in dem neuen, fest geeinten Deutschen Reich, woran Bayern auch redlich Anteil genommen hat. König Ludwig war es, der nach den Siegen im großen Kriege dem König von Preußen die Kaiserkrone anbot. 20 Jahre sind es, seitdem mein hoher Herr Vater die Regentschaft führt. Seitdem herrscht im Lande Glück und Frieden. Auf meine Bitten wurde ich als Vertreter meines hohen Herrn Vaters zu diesem Tage hierher gesandt — ich habe darum gebeten, weil ich mit unvergeßlicher Dankbarkeit an die Taten der Bayern vor 200 Jahren mich erinnere. 200 Jahre sind eine lange und doch kurze Zeit in der Geschichte. Eines aber hat sich nicht verändert: die unvergängliche Treue des Volkes zum Herrscherhaus, die unverbrüchliche Treue des Herrscherhauses zum Volke. Auch einzelne Mitglieder des Herrscherhauses haben in der Armee für das Volk gekämpft. Ich schließe mit dem Wunsche, wie es vor Jahrhunderten gewesen ist, möge es für und für durch Jahrhunderte bleiben! Unveränderlich möge das Bild sein, das Volk und Fürst verbindet; daraufhin rufe ich hoch Bayern, Bayern hoch!"

Bei der Enthüllung des Denkmals in Waakirchen beantwortete Prinz Ludwig die begeisterte Festrede des Oberexpeditors Hierl (Schaftlach) etwa mit folgenden Worten:

„Als ich das Protektorat über den Denkmalverein übernahm, geschah es in dankbarer Erinnerung der Taten Ihrer Vorfahren. Etwa vor 200 Jahren, in der traurigsten Zeit Bayerns, als der tapfere Kurfürst Max Emanuel bei Beginn des spanischen Erbfolgekrieges anfangs siegreich, dann vom Glücke verlassen, kämpfte und genötigt war, das Land zu verlassen, da standen die Oberländer und ebenso die Unterländer auf, um ihm das Land zurückzugeben, seine Familie zu befreien und womöglich ihn zurückzubringen, damit er das Land von dem schwer auf ihm lastenden Drucke befreie. Es ging damals der Ruf durch die Gauen: „Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderben!" Dabei sind viele Bayern gestorben, aber verdorben sind die Bayern nicht, das hat König Ludwig I. gesagt: „Bayern, zu verderben seid ihr nicht!" So war es damals, so ist es jetzt und so wird es in Zukunft bleiben! Nachdem der Kurfürst nach 10 Jahren wiedergekommen, wurde er mit Freude von seinem schwerbedrängten Volke empfangen. Damit waren aber die Kämpfe um Bayerns Selbständigkeit noch lange nicht beendet, sie dauerten noch hundert Jahre. Es ist ganz falsch, zu sagen, wie es eigentlich so vielfach geschehen ist, zu Maximilians Zeit hätte das Haus zu bestehen aufgehört. Zu der Zeit regierte ja die Pfälzer Linie, ja ein Mitglied derselben hatte damals eine der mächtigsten Kronen inne, die schwedische, zu einer Zeit, als Schweden noch ein viel größeres Reich war als jetzt. Es freut mich ganz besonders, daß ich von der pfälzischen Linie abstamme, von der Linie Pfalz-Zweibrücken, die mit aller Macht sich dem Ländertausch widersetzt hat. Viele Jahre des Kampfes hatte noch König Max I. zu führen, bis es ihm gelang, Bayern wieder herzustellen. Es ist aber unvergänglich geblieben, aus jener Zeit die Treue des bayerischen Volkes zu seinem Fürstenhaus, die Treue des Fürstenhauses zu seinem Lande. Möge das auch ferner so bleiben, wie es die Jahrhunderte gewesen ist. Wir erfreuen uns, Gott sei Dank, schon jahrzehntelang eines dauernden Friedens, denn wir erfreuen uns der segensreichen Regierung meines geliebten Herrn Vaters, der schon 20 Jahre fast die Regierung hat. Bayern hat jetzt eine andere Stellung als vor 200 Jahren. Es ist nun mit der wichtigste und angesehenste Bestandteil des Deutschen Reiches, in dem der Grundsatz gilt, daß jeder einzelne Staat in seinem ganzen Umfange erhalten bleibt, daß jeder Staat für den anderen einsteht, zu seinem eigenen Nutzen und zum Nutzen des Ganzen. Ich habe vorher an die traurige Zeit erinnert, an die große Gefahr, die damals bestand, daß das uralte Stammland oder wenigstens ein großer Teil verloren gegangen ist. Das bayerische Volk hat es nicht gewollt, und die Linie, der ich angehöre, selbstverständlich auch nicht. Mögen nie mehr so schwere Zeiten über Bayern kommen, wenn sie aber kommen, mögen Fürst und Volk zusammenstehen und mit Ruhm und Ehren kämpfen. Den treuen Bayern sei von ganzem Herzen gedankt!"



Aphorismen.

Uebermäßiger Zwang macht viele Heuchler und noch mehr Revolutionäre.

* * *

Hoffnung und Verzweiflung sind verwandt. Von ersterer zur letzteren ist gar oft nur ein einziger Schritt.

* * *

Der Mensch ist grausamer gegen sich selbst als gegen andere. Wie oft drückt er nicht mit seinem maßlos rohen Willen die zarte Stimme des Gewissens nieder, die ihm Ruhe und Menschlichkeit zuflüstert.

* * *

Selbst das möglichst allgemein gesprochene Urteil eines Mannes kann zum Verräter seiner Gesinnung werden.

* * *

Die Natur in ihrem Wechsel ist für den Menschen ein Spiegel, in dem er seine eigene Unbeständigkeit und Wandelbarkeit sehen kann, wenn er gegen sich nicht blind sein will.

* * *

Jede nach der Ansicht des Sprechenden als objektiv hingestellte Anschauung ist in ihrem Entstehen subjektiv.

* * *

Es vermag nicht jeder von dem dargebotenen Glücke den richtigen Gebrauch zu machen; ein solcher darf also nicht klagen, wenn er es schließlich entbehren muß.

* * *

Ehrlich währt wohl am längsten und macht auch froh, bringt aber viele Unannehmlichkeiten mit sich, die jedoch nur die rauhe Schale zum süßen Kerne bilden.

* * *

Meistens kommen von den Guten die Schlechten, höchst selten oder nie aber von den Schlechten die Guten.

* * *

Bücher sind Freunde, aber auch Feinde.

* * *

Frost und Hitze sind der Tod der Blumen.

Hans Besold.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinz-Regenten-Theater. Seit unserem letzten Bericht hat eine Wiederholung der „Meistersinger" stattgefunden und wurde der zweite Ringzyklus durchgeführt. Allzuviel Erwähnenswertes haben diese Vorstellungen, die sich mit Ausnahme des „Rheingold" eines zwar nicht ausverkauften, aber sehr gut besuchten Hauses erfreuten, nicht erbracht. Die Meistersinger-Vorstellung dirigierte Artur Nikisch, der seit länger als zwanzig Jahren die Leitung dieses Kunstwerkes zu seinen Glanzleistungen zählt, in München aber natürlich nicht die volle Höhe seiner Meisterschaft darbieten kann, da es ihm an Zeit und Gelegenheit gebricht, um den nötigen, vollen Konnex mit Bühnenkräften und Orchester zu gewinnen. Das Evchen wurde diesmal von Frau Bosetti gesungen, deren weniger tiefe, als von entzückender Anmut getragene Leistung durch die unfehlbar sichere gesangliche Ausgestaltung der Rolle gekrönt wird. — Der Ring stand diesmal unter Hofkapellmeister Fischer und erfuhr die längstbekannte liebevolle und lebenswarme Wiedergabe, die diesem Getreuesten der Wagnersache mit Recht nachgerühmt wird. Den Wotan gab Leopold Demuth (Wien), der diese große Aufgabe zum erstenmal bei uns bis zum Schluß durchführte. Die männlich kräftige, etwas gedrungene Gestalt des Künstlers, sein kraftvolles und nur in der Vokalisierung manchmal etwas zu offen klingendes Organ vereinigen sich zu einer außerordentlich energievollen Auffassung dieses unfreiesten aller Götter. Zu voller Einheitlichkeit erwüchse die Wotansgestalt des Künstlers aber erst dann, wenn er kleine vorübergehende Rückfälle ins Lyrisch-Rührsame vermeiden würde. Seine Leistung ist durchaus respektabel und sympathisch, aber an harmonischer Ausgestaltung und lichter Hoheit erreicht sie den Konkurrenzgott unseres Feinhals nicht. Eine nicht ganz im durchgeführten Maße notwendige Neubesetzung, die leider auch auf Frl. Huhn verzichtet, erfuhr das Nornenensemble, das jetzt durch die Damen Blank, Morena und Burk-Berger vertreten ist; letztere scheint schon ihre Berufung in München angetreten zu haben. Durch diese Umbesetzung ist man wenigstens vor offenkundigen Gräßlichkeiten geschützt; um aber die Szene zu ihrer vollen poetischen Höhe zu bringen, müßte freilich einmal von Grund aus gearbeitet werden. Dasselbe gilt übrigens auch vom Walkürenensemble, dessen wilde Lustigkeit überzeugend darzustellen immer nur das Ergebnis sich stets erneuernder Arbeit sein kann. Hochverdient um den Ring machten sich wieder Thila Plaichinger als Brünnhilde und Herr Knote als Siegfried, der für Karl Burrian einsprang. Die übermäßige Arbeitsleistung des letzteren, die übrigens bisher ohne fühlbare Folgen an seiner Ausdauer vorübergegangen ist, läßt doch schon manche Befürchtungen bekannter Art für die kommende Saison wach werden.

Kgl. Residenztheater in München. Neben dem offiziellen Festzyklus in Bogenhausen haben wir auch einen inoffiziellen in unserm kleinsten Hoftheater, wo der scheidende Intendant Ernst von Possart noch einmal seine sämtlichen Glanzrollen von jetzt und einst Revue passieren läßt und in dem gewöhnlich sehr schlecht besuchten Haus stärkste Frequenz und lebhaftesten Beifall hervorzaubert. In dieser Woche kam Töpfers antiquiertes Lustspiel „Des Königs Befehl" neben Molières „Die gelehrten Frauen" an die Reihe. Possart war als alter Fritz ebenso von feinstem, fast philosophisch aussehendem Humor durchdrungen, wie er mit dem Chrysale, diesem Urbild aller Pantoffelritter, eine entzückende Charakterfigur schuf, welcher neben der köstlichsten Karikatur ein Grundton wirklicher Herzenswärme nicht fehlte. Im erstgenannten Lustspiel wirkte als neugewonnenes Mitglied unserer Hofbühne Frl. Lossen mit, die die resolute Baronesse Julie von Wendel recht lebendig und munter gab und vielleicht ein Gewinn für die Bühne sein wird, wenn es ihr gelingt, das aufregende Lampenfieber zu bezwingen.

Verschiedenes. Auf Burg Ehrenstein in Thüringen wurden vor einem freudig erregten, in Andacht lauschenden Publikum historische Volksschauspiele vorgeführt. Der Verfasser des Gänseliesel von Ehrenstein, Herr Hugo Greiner, hat kein vollwichtiges Kunstwerk geschaffen, aber die Handlung erweckt Interesse; die Sprache ist einfach, wie sie das Volk spricht, und die heiteren Szenen sind mit gutem Humor gemacht. Nur dem Volke und seiner Heranbildung zu reinen Freuden, zur Kunst und Empfänglichkeit für das wahre Schöne sollen diese Spiele gelten.

München. Hermann Teibler.

Jahrmarkt.

Von

Nanny Lambrecht.

Ein Medusenhaupt ist's und hundert, fünfhundert, hunderttausend Köpfe hat's — unzählige Köpfe! Drückt man zehn nieder, tauchen zwanzig wieder auf. Und jeder Kopf hat ein anderes Gesicht, und jedes Gesicht spiegelt eine andere Empfindung, eine andere Leidenschaft, ein verschämtes oder unverschämtes Wollen wieder!

Nicht mythologisch schreckhaft ist's — ach! Von der Vogelperspektive aus nimmt's sich vergnüglich aus und drängt und wogt und lärmt im bunten Gewühle des Jahrmarkts, im Banne des Karussells, im Wirbel der schrillen Drehorgelmelodien und im Glühlichte des Kinematographen. Lachende Gesichter, begehrliche Gesichter, die am Flitter und Glanze hängen, drohende Gesichter, die aus dem Gewühl auftauchen wie Meerungetüme aus schwarzen Fluten, gräuliche Gesichter, die in der schwankenden Masse untergehen, die das Gewühl verschlingt. Festfroh blitzende Augenpaare und daneben verknöcherter Unmut, und da und dort neidvolles Begehren und allüberall ein Rippenstoß, den wir quittieren müssen.

Und all diese Köpfe gehören auf einen Rumpf, und der Rumpf heißt Jahrmarktmensch!

Tärätätä!

Der Wind pfeift um die Budenwände. Die Leinwand bauscht sich auf, die Stangen klappern zusammen, der Ausrufer schreit in den Lärm der Stimmen, der Melodien, des Wagengerassels, der dicken Trommel — bumbum! Tärätä!

Neben ihm steht in gelassener Ruhe der Athlet, eine gedrungene Gestalt, und läßt seine Muskelstränge spielen.

„Sancho, der Athletenkönig! Wer wagt's, mit ihm zu ringen, dem stärksten Athleten Europas, Sancho, dem Preisringer, dem großen Unbesiegten, dem weltbekannten Sancho! Zum ersten Male hier! Herein, herein, herein, meine Herrschaften!"

Ein Riese zwängt sich durch die Menge der Schaulustigen. Mit zwei Schritten ist er auf dem Podium. Plump, riesig, ein bärbeißiger Trottel, so steht er vor dem kleinen geschmeidigen Athleten und stiert ihn dumm an, aber um seine Augen kräuselt sich ein böses Lächeln, krause Fältchen sind's, wie sie sich um eines Tigers Auge legen.

„Ich ring mit dir — haste Mut?"

„Na, nur mal rin!"

Der Kleine schlägt den Vorhang zurück, hinter ihm her trollt mit hängenden Armen und geballten Fäusten der Große. Lärmend drängt das schaulustige Volk nach aufs Podium hinauf zur Kasse.

Tärätätä!

Die Bretter knarren unter den Tritten der stürmenden Volksmassen, die Bude schwankt, der Wind rüttelt an den Stangen.

— — — — — — — Zwei Schritte weiter neue Attraktion!

Es klimpert und knittert um die blanken Messingstangen des Riesenkarussells. Perlchen, die im Scheine der Glühbirnen blitzen, strahlende Goldornamente und ein sprühendes Karfunkel auf den Samtstickereien. Ringelingelingtinktink!

Und sanft und leise dreht sich die Märchenherrlichkeit. Mit brausenden Registern faucht die elektrisch betriebene Drehorgel hinein. Da prickelt das automatische Leben in die weißen Pferdchen, die galoppieren, in die putzigen Schweinchen, die vor- und rückwärts wippen; und lachende Kinder darauf, große und kleine!

Und dann mitten in der Lust ein Ruck! Aus ist das Lied, aus der lustige Ritt! Enttäuschte Gesichter! „Schon?"

Hin sind zehn Reichspfennige für fünf Sekunden Lust, Glanz und Freude! Zu kurz war's, aber man kann's ja länger kaufen! Heda, noch zehn Reichspfennige!

Ringelingelingtinktink!

Die Perlchen blinken, die Goldornamente blitzen, und leise und sanft dreht sich die Märchenpracht! — — — —

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: C. Joh. Oehninger in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 37. München, 10. September 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Der Heilige Stuhl und der Orient.

Am 10. September 1904 (1. Jahrgang Nr. 24) veröffentlichten wir eine uns von sehr geschätzter Seite zur Verfügung gestellte Zuschrift aus Rom, die den obigen Titel trug. Die damaligen Ausführungen haben an interessierter Stelle erhebliche Beachtung gefunden und heute gehen uns von demselben Verfasser die folgenden Zeilen zu, die wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

Der apostolische Delegat von Konstantinopel, Msgr. Tacci-Porcelli, ist als Delegat der Propaganda, nicht des Staatssekretariates, dorthin gesandt worden. Seine Ernennung ist gewissermaßen nur als eine Aushilfe zu betrachten, damit die von Msgr. Bonetti gelassene Lücke sofort wieder ausgefüllt werde. Sobald die Delegatur zu einer diplomatisch anerkannten erhoben werden wird, dürfte durch eine Beförderung des jetzigen Delegaten auf einen erzbischöflichen Stuhl Italiens die Stelle für einen Berufsdiplomaten freigemacht werden. Die Anzeichen, daß die früher engen Bande zwischen der Delegatur und der französischen Botschaft fast ganz gelöst sind, waren in letzter Zeit so zahlreich, daß man sagen kann: Außer den rein gesellschaftlichen Beziehungen bestehen fast keine sonstigen mehr zwischen Msgr. Tacci-Porcelli und dem französischen Botschafter. Das ist ein Fortschritt, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Der französische Schutz der Katholiken des Türkenreiches hat tatsächlich aufgehört zu bestehen. Statt dessen sind die Botschafts- und Konsularbehörden Deutschlands und Italiens mit aller Macht bestrebt, denen, die ihren Schutz nachsuchen, denselben angedeihen zu lassen, wenn die Nachsuchenden die deutsche oder italienische Staatsangehörigkeit haben. Auch dort, wo religiöse Gemeinschaften aus Mitgliedern mehrerer Nationen bestehen, sind die bezeichneten Behörden bereit, einzugreifen, wenn nur wenigstens das eine oder andere Mitglied des Klosters deutsch bzw. italienisch ist.

Gegenüber dieser großen Zuvorkommenheit sticht das Verhalten der österreichischen Regierung sehr ab. Es hat in Rom peinlich berührt, daß von einer besonderen Bereitwilligkeit, katholische Interessen im Oriente auf besonderen Wunsch hin zu schützen, bei den österreichischen Behörden nicht immer etwas bemerkt werden kann. Man lese beispielsweise folgende Zuschrift, die dem Wiener „Vaterland" zuging:

„Im Leitartikel des „Vaterland" Nr. 219 vom 11. ds. Mts. heißt es nach der „Verité Française": „Auch die Konventualen haben sich dem Protektorate Italiens unterstellt."

Dieser Orden, der mit zirka 16,000 Mitgliedern zu den größten gehört und in Oesterreich-Ungarn fünf Provinzen besitzt, heißt hier allgemein „Minoriten" und führt diesen Titel z. B. in Wien seit 1224, also zwei Jahre vor dem Tode des Ordensstifters, des hl. Franziskus.

Uebrigens ist der Tatbestand, der in Ihrem Leitartikel nach dem zitierten Pariser Blatte erwähnt wird, unrichtig.

Unsere Niederlassung in Konstantinopel stand niemals unter französischem Protektorate, rief vielmehr stets bis vor beiläufig sieben Jahren den Schutz Oesterreichs an. Damals war es, als die türkische Regierung unserem dortigen Haus widerrechtlich ein Schulgebäude wegnahm. Der Präfekt der Mission, Pater Nazarenus (jetzt Guardian in Bologna), wendete sich an den österreichischen Botschafter Baron Calice, wo er kurz abgewiesen wurde, wonach er sich nach Wien wendete, beim Minister Grafen Goluchowski aber auch nichts ausgerichtet hatte und eine Audienz bei Seiner Majestät nicht bewilligt erhielt.

Nachdem dieses Missionshaus stets der Majorität nach aus Italienern besteht, beschlossen die dortigen Patres, eben in Zukunft ihren König um Hilfe zu bitten.

P. Laurentius Adamovsky,
Provinzsekretär der österreichisch-steierischen Minoriten."

Eine merkwürdige Kurzsichtigkeit prägt sich in dem Verhalten des Botschafters und des Ministers aus, da doch Oesterreich diese großen Interessen auf dem Balkan zu vertreten hat und im ganzen Orient nur an Ansehen gewinnen könnte, wenn es seinen Ueberlieferungen als katholische Vormacht unverbrüchlich treu bliebe. Ich glaube versichern zu dürfen, daß Vorsorge getroffen ist, auf daß sich ähnliche Intrigen so bald nicht wiederholen.

Einer der Jesuitenpatres von Zi-Ka-Wei, wo sich die berühmte Teifunwarte befindet, sendet der Civiltà Cattolica eine Korrespondenz, worin weitläufig von dem Plane der Errichtung einer Delegatur oder Nuntiatur in Peking gesprochen wird. Vor mehr als einem Jahre habe ich an dieser Stelle ausgeführt, daß es nur eine Frage der Zeit sei, wenn dieselbe eingerichtet werde. Jetzt wird im kaiserlichen Rate in Peking der Vorschlag des früheren Botschafters in Berlin, Liu-Hai-Hoan, beraten, daß man den Papst bitten solle, einen diplomatischen Vertreter nach China zu senden. Die chinesischen Würdenträger sind der Ansicht, daß, wenn alle Katholiken — Fremde wie Eingeborene — unter dem zukünftigen Nuntius ständen, sie mit diesem leicht fertig werden könnten, wenn es sich um Unruhen und Vertragsverletzungen handle. Der Papst hat kein Heer und keine Flotte, seine Einsprüche sind also durchaus platonischer Art, und den Mächten hat man den Wind aus den Segeln genommen, weil sie nicht mehr die Schutzherren der Christen sind.

Wenn die Kurie so einfältig wäre, wie die chinesischen Diplomaten sie nach dem Berichte aus Zi-Ka-Wei einzuschätzen

scheinen, so hätten die Zopfträger gar bald leichtes Spiel mit den Missionen und es würde keine zehn Jahre mehr dauern und das meiste, was die Missionäre mühevoll aufgebaut hätten, wäre verschwunden. In der Propaganda und mehr noch im Staatssekretariate verfolgt man diese Dinge mit scharfem Auge. Sollte es zur — im übrigen dringend notwendigen — Ernennung eines Delegaten in Peking kommen, so würde derselbe zunächst nur die Oberaufsicht, gewissermaßen die geistige Leitung aller Missionen zu besorgen haben. Von einer die Schutzstellung der einzelnen Mächte ausschaltenden Tätigkeit würde in keiner Weise die Rede sein. Ohne diplomatische Geheimnisse erörtern zu wollen, kann man mit ziemlicher Bestimmtheit versichern, daß die Entsendung eines Delegaten in einige Nähe gerückt ist, wenn anders nicht unvorhergesehene Ereignisse den Plan zunichte machen sollten. Daß es Deutschland und auch anderen Mächten nur angenehm sein könnte, mit dem Delegaten in Peking zu verhandeln, wenn es sich um aktive Ausübung des Schutzes bei bestimmten Gelegenheiten handeln würde, liegt auf der Hand. Zwischen dem Gesandten und dem Delegaten würden sich die Dinge wesentlich besser regeln lassen, als es bisher der Fall gewesen ist, weil der Delegat einerseits der Vertreter aller apostolischen Vikare und Präfekten und anderseits der anerkannte Vertreter der Kurie wäre. Man darf also annehmen, daß Deutschland beispielsweise diesem Plane in durchaus sympathischer Weise gegenübersteht, weil es dadurch auch seine eigene Stellung in China verstärkt und sein Schutzinteresse an den deutschen Reichsangehörigen in der Reihe der Missionäre in leichterer Weise zur Geltung zu bringen vermag.

Wie die Stellung der Kurie zu Japan sich gestalten wird, nachdem einmal der Krieg beendigt sein wird, läßt sich in keiner Weise vorhersehen.

Die vielfach umgehenden Gerüchte, als ob eine durchaus neue Orientierung in der kirchlichen Verwaltung der Heiligen Landes in absehbarer Zeit Platz greifen würde, sind mit großer Vorsicht aufzunehmen. Wenngleich die großen Mängel in der bisherigen, vollständig veralteten Organisation offenkundig sind, so ist das Problem doch ein so verwickeltes, daß man sich nur schwer entschließen wird, unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen hier die bessernde Hand anzulegen. Hoffentlich treten die besseren Zeiten bald ein, damit die nachdrücklichere Ausnützung der bedeutenden Mittel bald zur Tatsache werde.



Der Friede von Portsmouth.

Von

F. Neunkirchner, Berlin.

Die Botschaft von der Einigung der Friedensdelegierten in Portsmouth war für alle Welt erfreulich, aber für viele überraschend. Japan hat schließlich gegenüber der zähen Weigerung Rußlands auf jede bare Kriegsentschädigung verzichtet. Diese Wendung der Dinge mußte überall da, wo man sich gewöhnt hatte, Rußland als den niedergeworfenen Besiegten zu betrachten, rätselhaft erscheinen. Nach allem Vorhergegangenen hat man aber kein Recht, die Japaner für Feiglinge oder Tölpel zu halten. Unsere Offiziösen preisen die weise Selbstbeschränkung des Kaisers und der Regierung von Japan, und wenn man alles in allem nimmt, so muß man anerkennen, daß Japan besser tat, sich mit dem Sperling in der Hand zu begnügen, statt sich wegen der Milliardentaube auf dem Dache in weitere Gefahren und Unkosten zu stürzen.

Im ganzen kann man den Frieden dahin kennzeichnen: Rußland läßt den Japanern, was sie haben, aber es gibt keine Zulage. Die Japaner haben Korea, Port Arthur, die Südmandschurei und einen Teil von Sachalin regelrecht erobert. Diese Errungenschaften werden ihnen von Rußland nicht mehr bestritten. Damit ist das Inselreich Japan jetzt ostasiatischer Festlandsstaat geworden. Was Rußland so notgedrungen verschenkt, war allerdings (abgesehen von der südlichen Hälfte Sachalins) kein regelrechter russischer Besitz, und Japan wird mit den Koreanern und den Chinesen sich in der dort üblichen Weise „abfinden“ müssen. Diese Uebergangsschwierigkeiten vermindern aber nicht wesentlich den Wert des festländischen Gebietes für den numerischen, industriellen und politischen Kolonisationstrieb Japans. Es hat damit mehr erlangt, als es vor dem Kriege forderte; der mit vielem Blut erkaufte Besitz von Port Arthur gibt seiner Expansionspolitik einen außerordentlich festen militärischen Stützpunkt und zugleich die Gewähr, daß die russische Flotte wegen Mangels an einem eisfreien Hafen nicht wieder gleich- oder gar übermächtig werden kann, und wenn auch Sachalin nur auf seiner besseren (südlichen) Hälfte an Japan fällt, so liegt in dieser Abtretung von wirklichem russischen Besitz, abgesehen von den wirtschaftlichen Vorteilen, eine tatsächliche Anerkennung seiner Siegerstellung.

Nachdem diese Punkte erledigt waren, stellte sich die entscheidende Frage so: ob Japan wegen der gewünschten baren Kriegsentschädigung die Last und das Risiko der Fortsetzung des Krieges auf sich nehmen soll. Vielfach war die Ansicht verbreitet, daß es Rußland eigentlich nicht ernst sei mit seiner Drohung, den Frieden an der Geldfrage scheitern zu lassen. Die Staatsmänner in Tokio hatten aber offenbar die Ueberzeugung von der Entschlossenheit Rußlands gewonnen.

In diesen Blättern ist schon bei Beginn des Krieges hervorgehoben worden, daß Japan ein Zwerg ist im Vergleich mit dem kolossalen Rußland. In der Tat, Rußlands Stärke ist seine Masse, Rußlands beste Wehr ist die Wüste. Napoleon I. drang mit einem für die damalige Zeit sehr großen und stolzen Heere bis Moskau vor und vermochte die ungeheuere passive Widerstandskraft, die in der russischen Masse steckt, doch nicht zu überwinden. Woher sollte das verhältnismäßig kleine Japan die nötige Zahl von persönlichen und sachlichen Hilfsmitteln aufbringen, um durch die ungeheueren Steppen Asiens bis zum Mutterlande des Feindes vorzudringen und dort das Staatswesen soweit zu okkupieren, um die geforderten Milliarden herausschlagen zu können? Nebenbei war es auch noch gar nicht sicher, ob sich Lenewitsch glatt schlagen und zurückdrängen ließ. Doch sogar in diesem Falle hätte der passive Widerstand des ungeheueren Rußland dem anstürmenden Zwerge unlösbare Aufgaben gestellt. Zum mindesten hätte Japan das eroberte Gebiet in andauernder Kriegsbereitschaft besetzt halten müssen, und diese aufreibende Kräfteanspannung hätte wohl Milliarden gekostet, aber nicht eingebracht.

Als in Rußland die inneren Unruhen in flottem Gange waren, haben gewiß die Japaner gehofft, daß die Rekrutierung ins Stocken geraten und nicht bloß die aktive, sondern auch die passive Widerstandsfähigkeit des Zarentums wegen der gebotenen Konzentrierung aller Kräfte auf die Erhaltung des Thrones und der Ordnung gebrochen werden würde. Die soziale Revolution in Rußland hat aber nicht gehalten, was ihre Anläufe versprachen.

Herrn Witte wird nachgerühmt, daß er durch sein diplomatisches Geschick seinem Vaterlande die fraglichen Milliarden gerettet habe. Ob nicht vielleicht Herr Trepow durch seine rücksichtslose und erfolgreiche Verfechtung der Ordnung in noch höherem Maße um die Milliardenrettung sich verdient gemacht hat?

Im Jahre 1871 war Deutschland nach der Eroberung von Paris, der Besiegung aller französischen Heere und der Okkupation des wesentlichen Teiles von Frankreich in der Lage, den Frieden zu diktieren. Japan hatte diese Diktatorstellung noch nicht und durfte auch nicht auf ihre Erlangung rechnen. Darum mußte es dem Ultimatum Rußlands Rechnung tragen.

Die Hartnäckigkeit Rußlands in der Geldfrage wird wohl weniger auf das vorgeschobene Ehrgefühl, das sich ja durch eine Bemäntelung der Zahlung hätte schonen lassen, als vielmehr auf die ernste Gefahr eines Staatsbankerotts zurückzuführen sein. Anderseits ist es für das wirtschaftlich und finanziell aufs äußerste angespannte Japan ein schwerer Schlag, seine riesigen Kriegsaufwendungen ohne jeden Ersatz selbst tragen und verzinsen zu müssen. Eine gewisse Möglichkeit einer kleinen finanziellen Erleichterung liegt vielleicht in der Bestimmung des Friedensvertrages über die ostchinesische Eisenbahn, über die bisher nur eine unsichere telegraphische Nachricht eingelaufen ist. Danach soll Japan die Bahn geschenkt erhalten und zur Abfindung Chinas soll Rußland 75 Millionen Dollars zahlen; falls Japan die Bahn an China übergehen läßt, soll ihm (Japan) diese Summe, also 300 Millionen Mark zufallen.

Darin könnte jemand eine „versteckte Kriegsentschädigung" finden; jedoch wäre sie als solche sehr klein und obendrein mit einem Verzicht auf die Eisenbahn belastet, wozu sich das unternehmungslustige Japan schwerlich verstehen wird. Also wird dem aufstrebenden Inselvolke nichts anderes übrig bleiben, als sich durch eigene Betriebsamkeit und Sparsamkeit aus der wirtschaftlichen und finanziellen Misere hinaufzuarbeiten. Insoferne dient die Verweigerung der Entschädigung zur Eindämmung der „gelben Gefahr".

Der Theoretiker kann ja sehr schön die These verfechten, der Friedensvertrag sei eine Halbheit und berge eben deshalb die Gefahr einer neuen Kraftprobe in sich. Die Erfahrung lehrt, daß alle menschlichen Auseinandersetzungen, sowohl die mit Waffen und Tinte als auch die ausschließlich auf dem Papier erfolgenden, an Vollkommenheit und Endgültigkeit zu wünschen übrig lassen. An Konfliktsstoff würde es auch in dem Falle, daß Japan seine sämtlichen Forderungen durchgesetzt hätte, für die Zukunft nicht gefehlt haben. Erst recht nicht; denn die Revanchesucht der einen und der Uebermut der anderen Seite wären um so mehr gestiegen.

Fürst Bismarck ging 1871 von der Ansicht aus, das französische Volk werde niemals gutwillig auf sein Prestige verzichten und man müsse ihm deshalb soviel abnehmen, daß es künftig auch bei bösem Willen uns nicht gefährlich werden würde. Er konnte den Gedanken durchführen, weil der Gegner vollständig besiegt und einer Intervention anderer Mächte vorgebeugt war. Die japanischen Chauvinisten, die jetzt wegen des unzulänglichen Friedens die Flagge auf Halbmast stellen, werden sich bei ruhiger Ueberlegung sagen müssen, daß ihre weiteren Versuche zur vollen Hinauswerfung Rußlands aus Ostasien auch dann, wenn sie nicht an der massigen Widerstandskraft des feindlichen Kolosses abgeprallt wären, doch leicht eine Einmischung der Neutralen, vor allem der Pazifikmacht Nordamerika, hätten veranlassen können. Der Friede von St. Stefano, der die Halbheiten vermeiden wollte, wurde bekanntlich auf dem Kongreß von Berlin auf sehr bescheidene Halbheiten zurückgeführt. Wie das leidenschaftliche Volk und die besonnene Regierung in Japan sich auseinandersetzen, ist im übrigen nicht unsere Sorge. Für den Weltfrieden, der uns berührt, ist es gewiß besser, wenn Japan nicht allzu üppig wird und in Ostasien immer noch eine Art Gleichgewicht besteht.

Diesen Vorteil wollen nun einige Propheten dadurch fortdisputieren, daß sie ein exklusives russisch-japanisches Bündnis in Aussicht stellen. Hätte Japan eine solche Kooperation angestrebt, so würde es zum mindesten noch auf Südsachalin haben verzichten müssen. Und sicherlich hätte es bei einer solchen Spekulation nicht alsbald den neuen Vertrag mit England abgeschlossen, dessen praktische Spitze sich gegen künftige Ausdehnungsgelüste Rußlands richtet.

Der Verzicht auf die Kriegskosten bedeutet nicht die Beseitigung, sondern nur die Verschiebung der Finanzlast. Die Milliarden, die den russischen Schultern zugedacht waren, fallen jetzt auf die japanischen. Das ist für die deutschen Kapitalisten von Vorteil; denn bei Rußland sind wir mit riesigen Vorschüssen engagiert, die uns zu Nachschüssen veranlassen würden, während Japan England und Nordamerika zu schröpfen pflegt.

Präsident Roosevelt und Kaiser Wilhelm II. bezeugen sich gegenseitig ihre Mitarbeiterschaft an diesem Frieden. Wenn das amerikanische Staatsoberhaupt mit dem Ausgleich auf der Mittellinie zufrieden ist, so kann das deutsche Reichsoberhaupt es in noch höherem Grade sein.

Für die Katholiken, und nicht zuletzt für die deutschen, bringt die Rückkehr ruhigerer Verhältnisse in Ostasien die Mahnung mit sich, das Missionswerk unter dem aufstrebenden Mongolentum nach besten Kräften zu fördern. Das dortige Heidentum ist nicht von außen zu besiegen, sondern nur von innen zu überwinden.

Nachklänge zur Straßburger Katholikenversammlung.

Von

Dr. Armin Kausen.

Von den 52 Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands hatte noch keine sich einer relativ so objektiven und zum Teil auch anerkennenden Beurteilung in der gegnerischen Presse zu erfreuen, wie die eben verflossene in Straßburg. Ausnahmen bestätigen nur die Regel, und wenn zu den gehässigsten Ausnahmen diesmal die sozialdemokratische Presse vom Schlage des „Vorwärts" gehört, so bietet die fast nervöse Hast, mit der Bebel in einer am folgenden Sonntag abgehaltenen Versammlung die Wirkung des großartigen Schauspiels auf die arbeitenden Klassen zu neutralisieren versuchte, den Schlüssel dazu. Auch Bebels Straßburger Gegendemonstration, deren Bedeutung von einigen liberalen Blättern noch ärger übertrieben wurde, als von den sozialdemokratischen, war eine ungewollte Verbeugung. Jene liberale Presse aber verriet nur ihre eigene Ohnmacht, wenn sie mangels anderer Waffen gegen den Katholikentag sich mit der Bebelversammlung nahezu identifizierte, obwohl es auch in liberalen Blättern nicht an Stimmen fehlte, welche die verbrauchten Bebelschen Gemeinplätze nach ihrem wahren Werte einschätzten.

Die nachträglichen langatmigen kritischen Ergüsse eines Münchener liberalen Blattes könnten zu einer drastischen Erwiderung und Widerlegung reizen, aber die „Allg. Rundschau" ist nicht der Ort, Preßfehden mit Organen auszutragen, denen Genossen des eigenen Lagers wiederholt den Vorwurf machten, es falle ihnen schwer, „Wahres je zu sagen". Lieber hält man sich an die unmittelbaren Eindrücke, denen die Berichterstattung auch dieses Blattes sich in Straßburg selbst nicht entziehen konnte.

Der liberalen Presse ist die überschäumende Freude über die nach dem Zeugnisse des Reichs- und Landtagsabgeordneten Gerstenberger nur durch gröbsten Vertrauensbruch erlangte Augustinusvereinsrede des Abg. Dr. Pichler über die Lage in Bayern an und für sich füglich zu gönnen, wobei man, den Stiel umkehrend, mit der „Frankf. Zeitung" sagen kann: „Nach so schweren Erfahrungen tut ein bißchen Zerstreuung wohl". Aber ob die Freude — abgesehen von der wenig reinlichen Art des Erwerbs einer in geschlossenem Kreise gehaltenen Rede — von Dauer sein wird, ist sehr zu bezweifeln. Wenn schon, so hätte ein klügerer Taktiker mit der Rede vielleicht in einer kritischeren Stunde losgeschossen. Jetzt ist das Pulver verraucht, ehe der Landtag sich versammelt, und an den für die liberale Partei so betrübenden Ergebnissen der Landtagswahl ändert auch die schönste Schadenfreude über das vermeintliche Mißgeschick einer für gegnerische Ohren nicht bestimmten Rede nicht das mindeste. Wenn man gewisse im vertrauten Kreise gewagte Offenherzigkeiten liberaler politischer Größen über „hohe" und „höchste" Persönlichkeiten und über leitende Staatsmänner, im stenographischen Wortlaut fein säuberlich zu Papier gebracht, an die große Glocke der Tagespresse hängen wollte, könnte man vielleicht ganz andere „Sensationen" erzielen als mit den vertraulichen Wendungen Dr. Pichlers, die ein kühner Mann mit geradem Rückgrat zur Not auch vor der breitesten Oeffentlichkeit von sich geben dürfte, ohne deshalb als halber Catilina zu gelten. In liberalen geschlossenen Zirkeln hat man schon weit stärkeren Tabak geraucht.

Liberale Kreise in Bayern suchen bereits die Meinung zu erwecken, als sei die Ernennung des „gemäßigt-liberalen" Fürsten Ernst zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, des Hauptes der protestantischen Linie des Hauses Löwenstein, zum Präsidenten der bayerischen Reichsratskammer als Antwort auf die Rede Dr. Pichlers zu betrachten. Man vergißt dabei nur die Kleinigkeit, daß Fürst Ernst zu Löwenstein schon lange vor den Landtagswahlen, als der bisherige Präsident Graf Lerchenfeld seinen Rücktritt ankündigte, von liberaler Seite neben dem Freiherrn von Würtzburg als Kandidat genannt wurde. Man könnte also in der Ernennung höchstens eine Bestätigung der von Dr. Pichler beklagten vielvermögenden Einflüsse, nicht aber eine Folge seiner Rede erblicken, zumal in liberalen Zeitungen gerade am Tage der Ernennung mit unverkennbarer Tendenz hervorgehoben wurde, Minister Graf Feilitzsch, der vorher vom Regenten empfangen worden war, gedenke seinen Posten erst niederzulegen, wenn sein letztes Werk, das Wassergesetz, unter Dach und Fach sei. Der Minister sei, so wurde — vergleiche „Allgemeine Zeitung" Nr. 403 — mit auffallendem Nachdruck betont, von allerhöchster Stelle aufgefordert worden, unter allen Umständen auf seinem Posten auszuharren. Als Quelle wird die parteioffiziöse Liberale bayerische Korrespondenz angegeben.

Den Gedankengang der liberalen Presse braucht man nicht einmal zwischen den Zeilen herauszulesen; er liegt klar zutage. Lediglich des Kuriosums halber sei erwähnt, daß ein mit führenden liberalen Kreisen in Fühlung stehender weiser Thebaner die ketzerische Meinung aussprach, die Ernennung des gemäßigt-liberalen protestantischen Fürsten Löwenstein zum Präsidenten des Reichsrates sei nichts als ein — Beruhigungspulver für die bei den Wahlen Unterlegenen. Auch eine Auslegung!

Im übrigen gehört die alljährliche Versammlung des Augustinusvereins nicht zu den offiziellen Veranstaltungen des Katholikentages selbst, sondern wird lediglich bei Gelegenheit des Katholikentages abgehalten, um Männern der Presse und Parlamentariern Gelegenheit zum Gedankenaustausch zu geben. Die „politische" Rede Dr. Pichlers im Augustinusverein kann daher in gar keiner Weise als Beweis für den politischen Charakter des Katholikentages herangezogen werden. Man sollte meinen, noch nirgendwo hätte sich klarer als in Straßburg gezeigt, daß die Katholikentage keine politischen „Zentrumstage" sind und sein sollen, denn das Hauptkontigent der Besucher stellten doch die Elsaß-Lothringer selbst, die nicht zum Zentrum gehörten und den von vielen Gegnern in Aussicht gestellten Anschluß auch jetzt nicht vollzogen.

* * *

Nach dieser notgedrungenen Abschweifung beschränken wir uns auf die Wiedergabe einiger ausgewählter, besonders charakteristischer Zeugnisse akatholischer Blätter über den Katholikentag.

Sehr bemerkenswert ist das Urteil der „Kreuzzeitung", des Organs der preußischen Konservativen und Orthodoxen:

„Und eine gewaltige deutsch-patriotische Kundgebung war der Katholikentag trotz allem, was in demokratischen, liberalen usw. Zeitungen auch Gegenteiliges geschrieben wird. Vom Begrüßungsabende bis zur letzten Versammlung war eines der Hauptmotive der Reden das: „Wer treu zu seiner Kirche hält, der wird auch treu zu seinem Kaiser halten", und der stürmische Beifall, der solchen Aussprüchen jedesmal folgte, bewies deutlich, daß die Zuhörer sie durchaus ernst nehmen und mit ihnen übereinstimmten. Wenn man nun bedenkt, daß Hunderte von Elsaß-Lothringern und besonders elsaß-lothringischen Geistlichen anwesend waren, die sonst nur, wenn es gar nicht anders geht, sich der deutschen Sprache bedienen, denen der Begriff Deutsch auch trotz ihrer äußerlich vielleicht bekundeten Loyalität noch lange nicht ins Herz gedrungen ist, und auf deren „berechtigte Gefühle ihrem einstigen Vaterlande gegenüber" stets mit größter Zartheit Rücksicht genommen wird, dann muß man sagen, daß dieses scharfe Betonen des Grundsatzes: „Katholisch sein heißt innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle deutsch sein", eine nationale Tat des Katholikentages war, die sich eben nur eine solche Macht wie er gestatten konnte."

An anderer Stelle, in der „Innerpolitischen Wochenschau", schreibt dasselbe protestantische Blatt:

„Die Katholikenversammlung hat ohne Zweifel nach außen hin einen imponierenden Eindruck gemacht. Wir wollen auch nicht leugnen, daß wir Evangelische, soweit das rein äußerliche Moment in Betracht kommt, ihr in dieser Beziehung nichts an die Seite setzen können."

Die auf gläubig evangelischem Standpunkte stehende „Deutsche Tageszeitung", das Organ des Bundes der Landwirte, urteilt:

„Es wäre unbillig und unrichtig, wenn man leugnen oder verkennen wollte, daß die diesjährige Generalversammlung der Katholiken Deutschlands auch auf Angehörige anderer Konfessionen einen fast durchweg sympathischen Eindruck machen mußte. Bei Massenversammlungen, wie es die Katholikentage zu sein pflegen, müssen ja die Worte und Wendungen einigermaßen zugespitzt werden; wer aber gerecht urteilt, wird zugeben müssen, daß man auch in dieser Beziehung in Straßburg nicht zu weit gegangen ist. Im großen und ganzen war die Haltung der Versammlung durchaus würdig, und die einmütige Geschlossenheit der Ueberzeugung hatte für jeden, auch für den Fernerstehenden, etwas Imponierendes. Mit besonderer Befriedigung begrüßen wir den Ton konfessioneller Versöhnlichkeit und Friedensbereitschaft, der immer wieder durchklang und der Straßburger Tagung ihr besonderes Gepräge gab. Wir haben keinen Anlaß, daran zu zweifeln, daß diese freundlichen Aeußerungen aufrichtig gemeint gewesen sind. Selbst der Abgeordnete de Witt hat in seinen scharf zugespitzten Aeußerungen über die dogmatische Intoleranz wenig gesagt, was nicht jeder in seiner religiösen Ueberzeugung festwurzelnde Christ unterschreiben könnte. Vollkommen sympathisch war uns die kraftvolle und ernste Darlegung des Abgeordneten Roeren über die Notwendigkeit des Kampfes gegen die Unsittlichkeit in der Literatur und Kunst. Das, was der genannte Abgeordnete in Straßburg sagte, stimmt in vielen Punkten mit dem überein, was wir in jüngster Zeit mehrfach an leitender Stelle ausgeführt haben. Der Gesamteindruck des Katholikentages war befriedigend und versöhnend. Diesem Eindrucke scheinen sich auch die gegnerischen Heißsporne nicht ganz entziehen zu können; ihre Kritik ist wenigstens weit weniger scharf, als sie es in den früheren Jahren war."

Sogar der sonst so grimmige „Reichsbote" bequemt sich diesmal zu einer Anerkennung, wenn auch in bedingter Form:

„Diese jährliche große Kundgebung der Katholiken war diesmal so großartig und glänzend, wie keine ihrer Vorgängerinnen. Aber was mehr ist als der äußere Glanz, das war die überaus kluge und sorgfältige Inszenierung der ganzen Kundgebung. Alle Redner bemühten sich, einen möglichst guten, friedlichen, toleranten, kultur- und staatsfreundlichen, nationalen Eindruck namentlich in höheren und höchsten Kreisen hervorzurufen..... Es wäre wunderschön, wenn wirklich alles so wäre, wie es die Reden des Katholikentages darstellten; die meisten derselben haben uns sehr sympathisch berührt; wir haben uns über vieles, was dort gesagt wurde, von Herzen gefreut, und wenn wirklich der hier zum Ausdruck gekommene Geist die katholische Kirche erfüllt, so könnten wir Protestanten auf den meisten Gebieten Hand in Hand mit ihr gehen."

Die nationalliberale „Straßburger Post", deren Redaktion von jeher durch maßvolle, objektive Würdigung bei ruhiger, vornehmer Tonart dem Gegner gerecht zu werden suchte und diesem Grundsatze auch in ihrer mustergültigen Berichterstattung über den Katholikentag treu blieb, urteilte u. a. über die Rede Professor Ehrhards:

„Ehrhards mit stürmischem Beifall aufgenommener Vortrag hatte trotz reicher geschichtlicher Ausblicke und mancher das theologisch-wissenschaftliche Forschungsgebiet scharf streifender Betrachtungen die Aufmerksamkeit und Spannung der Zuhörer bis zum letzten Augenblick rege gehalten. Tatsächlich hatte Professor Ehrhard die Festhalle trotz seiner gegenteiligen Erklärung in einen gewaltigen Hörsaal verwandelt, so gewaltig, wie er noch keinem Theologieprofessor zur Verfügung gestanden hatte, und zwar nicht dadurch, daß er die Zuhörer, fast ohne daß sie es fühlten, immer wieder einen tieferen Blick in das Gebiet seiner Wissenschaft tun ließ, sondern dadurch, daß er bei ihnen eine Teilnahme und Begeisterung erweckte, die an den Enthusiasmus der akademischen Jugend beim Vortrage eines besonders beliebten Lehrers erinnerte."

Ueber die Rede des Abgeordneten de Witt urteilt der „Hamburgische Correspondent":

„Das war im ganzen eine sehr schöne Rede. Es wehte moderner Geist aus ihr, und ein überzeugter Protestant hätte sich versucht fühlen können, zu dem Redner hinzutreten, ihm die Hand zu schütteln und zu sagen: „Topp, das ist ein Wort, das soll gelten!" Die Unterscheidung zwischen dogmatischer und bürgerlicher Toleranz ist nicht neu.... Aber trotzdem hat diese jüngste Kundgebung etwas Bemerkenswertes, denn Herr de Witt hat nicht nur die alte Formel wiederholt, sondern er hat sie auch in einem Geiste begründet, der herzliche Sympathie erwecken muß, und das Ergebnis war eine Rede, die man fast Wort für Wort unterschreiben kann.... Mit solchen Leuten ist wohl auszukommen. Ein solcher Katholizismus und der Protestantismus können ohne jede Schwierigkeit friedlich miteinander leben, und vorausgesetzt, daß sie diese Prinzipien nun auch auf die Leute anwenden, die außerhalb der beiden Glaubensgemeinschaften stehen, können auch diese sich beruhigen."

Selbst die „Tägliche Rundschau", das eifrige Organ des Evangelischen Bundes, schreibt über die Rede de Witts, „daß man ihr in vielen Punkten zustimmen konnte", und bezeichnet „die fast moderne Rede" des Schweizer Professors Meyenberg als „sehr bemerkenswert". Ueber den Präsidenten, den Erbprinzen Löwenstein, urteilt die „Tägliche Rundschau":

„Die äußerst geschickte, auch mit Humor gewürzte Rede, mit der er den Vorsitz annahm, zeigte sofort, daß er für die Leitung so großer Versammlungen ausgezeichnet beanlagt ist. Wir Protestanten könnten uns jedenfalls Glück wünschen, wenn sich in der jüngeren Generation unseres evangelischen Hochadels endlich einmal ein Mann fände, der ähnlich wie der Prinz veranlagt sich mit der gleichen Begeisterung und Tapferkeit an die Spitze unserer großen evangelischen Bundesorganisation stellte."

Die nationalliberale „Augsburger Abendzeitung" läßt sich zu folgenden Feststellungen herbei:

„Der deutsche Katholikentag in der Hauptstadt des Reichslandes hat äußerlich denselben glänzenden Verlauf genommen wie seit Jahren. Mit einer schwer zu überbietenden Geschicklichkeit sind da die Rollen auf die geistlichen und weltlichen Führer verteilt. Alle spielen sie mit gleicher Hingebung und vollstem Erfolge, die Bischöfe und andere kirchliche Würdenträger so gut wie hohe Adelige und Parlamentarier. Alles klappt vorzüglich und „Unstimmigkeiten", wie sie noch auf den letzten

sozialdemokratischen Parteitagen vorkamen, gibt es auf diesen Zentrumstagen nicht. Man hat nicht unterlassen, zu wiederholten Malen starke deutschpatriotische Töne anzuschlagen. Man sandte die ausgezeichnetsten Redner auf die Tribüne, Männer wie Ehrhard, Auracher, de Witt, Meyenberg und Mausbach, kluge und feine Köpfe, die in Vorträgen, welche nach Form und Inhalt in ihrer Art Meisterstücke waren und rhetorisch außerordentlich wirkten, lauter Themata und Gegenstände behandelten, die die Gegenwart bewegen. Und die Redner behandelten zugleich solche Fragen als Männer unserer Zeit und in ziemlich modernem Geiste, den Anschauungen und modernen Unterströmungen unserer Tage weitgehend Rechnung tragend".

Ueber die Rede des Kapuzinerpaters Benno Auracher schreiben die liberalen „Münchener Neuesten Nachrichten":

„Die Rede des P. Auracher mußte auf alle einen tiefen Eindruck machen. Kein vernünftiger Mensch wird es dem Kapuziner verargen, wenn er vor allem die katholische Frau und die katholische Frauenbewegung ins Auge faßt. Aber kein Verständiger wird anderseits das tiefe soziale Verständnis und die begeisterte Hingebung dieses Mannes an seine soziale Mission verkennen wollen. Mag P. Auracher sonst denken, was er will: sehr vieles von dem, was er in Straßburg gesagt hat, können und wollen wir gern unterschreiben. Es war ein großer und nachhaltiger Genuß, der kunstvoll aufgebauten Rede zu lauschen. Und mag man gegen einzelne Forderungen mit Recht Einwendungen erheben: Es ist eine Freude, im sozialen Kampfe solchen Männern zu begegnen, auch wenn sie politisch zu unseren Gegnern zählen."

Der nationalliberale „Hannoversche Courier" meint, „daß sowohl nach der äußeren demonstrativen Wirkung als auch nach dem inneren Gehalt die diesjährige Veranstaltung bedeutsamer erschienen ist, als viele ihrer Vorgängerinnen".



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der überraschende Friedensschluß.

Der 29. August 1905, als Geburtstag des russisch-japanischen Friedens, wird ein historisches Datum werden. Für die Zeitgenossen ist nicht bloß das Ergebnis interessant, sondern auch die Eigenart des Zustandekommens. Gegenüber dem an den Börsen und weiterhin aufgetauchten Pessimismus war an dieser Stelle immer die Zuversicht auf eine Verständigung aufrecht erhalten worden, im Hinblick auf die gewichtigen persönlichen und sachlichen Momente, die auf einen Abschluß des männermordenden und geldverschlingenden Ringens drängten. In dem Punkte der Kriegsentschädigung, der zuletzt noch allein kritisch war, ist aber schließlich die Entscheidung anders gefallen, als die Gegner der Friedenshoffnungen erwartet hatten. Rußland stellte sich mit überraschender Zähigkeit auf den Standpunkt: „Keine Kopeke!" Präsident Roosevelt bemühte sich vergebens, Rußland zu einer mäßigen und obendrein noch als Rückkaufgeld für Nordsachalin maskierte Zahlung zu bestimmen. Der Zar blieb fest und sein geschickter Unterhändler Witte wußte den Japanern die Ueberzeugung beizubringen, daß Rußland die Verhandlungen scheitern und den Krieg fortdauern lassen werde, wenn Japan auf Kriegskosten bestände. Nun standen die japanischen Staatslenker an der Wahl, ob sie sich mit den erlangten territorialen Zugeständnissen ohne finanzielle Sauce begnügen oder wegen der verweigerten Milliarden noch das Risiko und die Lasten der Kriegsfortsetzung auf sich nehmen sollten. Der Mikado und sein „Rat der Alten" haben sich in „weiser Selbstbeschränkung" für den sichereren Weg entschieden.

Japan hat außerdem noch in drei Punkten seiner ersten Forderungsliste nachgegeben: die internierten russischen Schiffe sollen nicht an Japan fallen, die künftige Seemacht Rußlands in Ostasien soll keiner Beschränkung unterliegen und die nördliche Hälfte von Sachalin soll den Russen verbleiben. Die erstgenannten zwei Forderungen waren vermutlich vom Anfang an nicht ernst gemeint, sondern zum Zweck des Abhandelns „vorgeschlagen". Der Verzicht Japans auf den Norden von Sachalin hing offenbar zusammen mit dem Versuch, für die Kriegskostenentschädigung eine Maske zu schaffen, indem sie als Rückkaufsgeld für Nordsachalin etikettiert werden sollte. Nachdem Japan auf die Entschädigung überhaupt verzichtete, konnte es auf Nordsachalin nicht gut zurückkommen, da man wegen dieses an sich minderwertigen Landstückes doch nicht den Krieg fortsetzen konnte.

Die schließliche Nachgiebigkeit des arg erschöpften Japans ist noch eher zu begreifen, als die unerbittliche Hartnäckigkeit Rußlands in der Geldfrage. Einige vermuten, die verzweifelte Entschlossenheit Rußlands erkläre sich aus den Schwierigkeiten, denen Witte bei seinen Anfühlungen wegen neuer Anleihen in Paris und Newyork begegnet sei. Der Zar und seine Räte hätten erkannt, daß die weitere Belastung der russischen Finanzen mit einer oder gar zwei Milliarden zu gunsten Japans zu einer Katastrophe führen müsse, die im Vergleich mit der Fortsetzung des Krieges als größeres Uebel erscheine. Wenn diese Erwägung mitgespielt hat, so ist sie gewiß unterstützt worden durch die günstigen Berichte, die neuerdings das mandschurische Oberkommando geliefert hat. Die Japaner hatten zwar nach Anbahnung der Verhandlungen noch schleunigst den Vorstoß gegen Sachalin eingeleitet, aber sie hatten keine Aktion gegen Lenewitsch gewagt, und doch hätte ein Sieg in der Mandschurei ihre Forderungen in der wirksamsten Weise unterstützt. Jedenfalls durfte der Zar die Widerstandsfähigkeit, den Defensivwert seiner Armee noch recht hoch einschätzen. Man darf auch wohl annehmen, daß die russischen Staatslenker besser, als wir Zuschauer, unterrichtet waren über das Maß der Kraft und das Maß der Lust, das in Tokio noch zur Fortsetzung des Krieges vorhanden war. Genug, Rußland hatte bei seinem anscheinend so waghalsigen Ultimatum richtig gerechnet; das Va-banque-Spiel ist gewonnen worden.

Japan erhält kein bares Geld, aber doch neben den politischen Errungenschaften auch beträchtliche materielle Vorteile. So fällt ihm außer den russischen Anlagen in Dalny ꝛc. die ostchinesische Eisenbahn zu, für die es, wenn es sie an China überlassen wollte, sofort ein von Rußland gezahltes Abstandsgeld von 300 Millionen Mark erhalten kann. Die wirtschaftliche Ausbeutung von Südsachalin und der Küstengewässer, von Korea und Liaotung, die erbeuteten russischen Schiffe und sonstigen Kriegsmaterialien geben den Japanern den Trost, daß sie im Punkte der Kriegskosten doch noch viel billiger davonkommen, als die Russen, deren Opfer größer waren und deren Ersatz gleich Null ist.

Mit der Ausdehnung seiner Machtsphäre kann Japan wirklich zufrieden sein. Auch wenn man die Fortpflanzungsfähigkeit und die Betriebsamkeit des Inselvolkes noch so hoch einschätzt, so bieten doch Korea, die Südmandschurei mit der zugehörigen Halbinsel und Südsachalin einen Tummelplatz für überschüssige Personen und Waren, der auf mehrere Menschenalter ausreicht. Ob nicht am Ende die russischen Milliarden ein Danaergeschenk gewesen wären?

Der Deutsche Kaiser als Friedenspfleger.

Es ist im Grunde nicht gerade erhebend, wenn man sich auf das Zeugnis des Präsidenten Roosevelt berufen muß, um die Friedensliebe und die Friedenstätigkeit des Deutschen Kaisers vor aller Welt außer Zweifel zu stellen. Aber englische Hetzereien und französische Vorurteile haben es dahin gebracht. Bei der Nachricht vom Friedensschlusse wagte sogar ein so ernstes Blatt wie der Pariser „Univers" noch zu schreiben, der Plan Wilhelms II., der eine unbestimmte Verlängerung des Krieges im Osten so nötig gehabt, sei jetzt gescheitert. Derartige Verdächtigungen, die namentlich seit der Zusammenkunft von Björkö aufgeschossen waren, fallen nun platt zu Boden vor der Erklärung Roosevelts, daß Kaiser Wilhelm „in jedem Stadium bei der Bemühung, Frieden im Osten zustande zu bringen, mitgearbeitet habe". Sogar eingefleischte deutschfeindliche Blätter in England müssen die Vollwertigkeit dieses Zeugnisses anerkennen.

Ein weiteres Stück Friedensarbeit hat der Kaiser bei einer näherliegenden Angelegenheit geleistet. Die erst so kritisch aussehende Ostseefahrt der britischen Kanalflotte hat sich in der Tat zu einem netten Feste ausgewachsen. Nicht bloß hat Fürst Bülow dafür gesorgt, daß die blindeifrigen Stadträte von Swinemünde sich Knigges Umgang mit Menschen anschafften, sondern der Kaiser hat auch durch die Order, daß die deutsche Flotte zur Begrüßung der englischen Gäste sich einen Tag lang auf der Reede von Swinemünde zu ihr geselle, den Engländern eine Aufmerksamkeit erwiesen, die ebensosehr von Friedlichkeit als von Selbstbewußtsein zeugt. Bei politischen Höflichkeiten, namentlich wenn sie den selbstbewußten Briten gelten, muß Maß und Form klug abgewogen werden. Dies ist hier in sehr glücklicher Weise geschehen. Der Zufall fügte es, daß gleichzeitig bei der Flottenparade vor Swinemünde in dem nahen Stettin vor dem Kaiserpaare die Taufe des neuesten Riesen-Personendampfers auf der Werft „Vulkan" stattfand. Bei ganz normalen Verhältnissen würde gewiß der Kaiser den englischen Admiral dazu eingeladen und nachher dem englischen Geschwader seinen Besuch

abgestattet haben. Beides unterblieb aber, weil eine solche Intimität nicht recht in Harmonie gestanden hätte mit der aufenthaltslosen Durchreise des Königs Eduard durch Deutschland und dem ungehobelten Stil, dessen sich sein Privatsekretär bei dieser Gelegenheit befleißigte. Diese würdige und weise Beschränkung der Artigkeit scheint man auf englischer Seite ganz richtig verstanden zu haben. Die englischen Schiffsführer haben sich in der Ostsee bisher tadellos und mit biederer Höflichkeit benommen. Sowohl in Swinemünde, wo Admiral Wilson geschickt das Wort führte, als auch in Danzig, wo Kapitän Anson sogar frisch und frank den Stier bei den Hörnern faßte und erklärte, die einheimischen Zeitungen hätten ihm einen unfreundlichen Empfang in Aussicht gestellt, aber es sei ganz anders gekommen und sie wünschten alle ein freundschaftliches Zusammengehen der beiden Nationen, die in Zivilisation und Handel den Vorrang hätten. Bei einem Engländer gehört schon etwas Freimut zu dem Anerkenntnis, daß der friedliche Wettbewerb des aufstrebenden Deutschland in Industrie und Handel für England kein Stein des Anstoßes sein darf. Wir wollen hoffen, daß die wesentliche Besserung in der Sprache der englischen Presse anhält und auch das ganze Volk im Vereinigten Königreich aus den Vorgängen in der Ostsee einen besseren Begriff von der deutschen Art und der deutschen Gesinnung gewinnt. Aber aufpassen auf die weitere Tätigkeit der alten Haß- und Hetzgesellschaft müssen wir doch!

Der englisch-japanische Bündnisvertrag ist gerade vor dem Friedensschlusse erneuert worden, obschon er noch nicht abgelaufen war, und zugleich erweitert worden zu einem Verteidigungsbunde für den ganzen asiatischen Besitzstand der beiden Staaten von dem persischen Mittelmeridian nach Osten zu. Das heißt: Rußland hat zwei Gegner zu bekämpfen, wenn es wagen sollte, gegen Indien oder gegen den neuen Besitzstand Japans vorzugehen. Inwieweit der englische Einfluß mitgewirkt hat, den Mikado zur Genügsamkeit bei den Friedensverhandlungen zu bestimmen, ist noch nicht abzusehen. Für Deutschland ist der Vertrag nicht unangenehm. Er stützt den Frieden und warnt Rußland vor den britischen Lockungen.



Zur Frage der Vereinigung der russischen Kirche mit Rom.

Von

Eugen Buchholz-Wormditt (Ostpreußen).

III. (Schluß.)

Schon Gagarin berichtet darüber, wie in den fünfziger Jahren Stimmen für die Herstellung des Patriarchats laut wurden. Die heutigen inneren Wirren haben die russische Geistlichkeit ziemlich allgemein von der Notwendigkeit freiheitlicher kirchlicher Reformen überzeugt. Bemerkenswert sind die Worte, welche Direktor Sergius im April in der Petersburger geistlichen Akademie bei der Einführung des Archimandriten Michael aussprach. In einer Rede erklärte er, die russische Kirche stehe am Vorabend ihrer Befreiung von der Staatskontrolle und werde die frühere, ihr von Gott verliehene Freiheit baldigst wieder erlangen. Ein Petersburger Brief der Historisch-politischen Blätter (Heft 9 d. J.) über „die Reform der russischen Kirche“ berichtet u. a.:

„Gegen die Verstaatlichung der Kirche wendet sich die hiesige Geistlichkeit in ihrem Memorandum. Sie verlangt in demselben, „daß die Kirche frei werde von weltlichen Prinzipien, daß sie keine anderen Eingebungen und Befehle kenne, als die Eingebungen des hl. Geistes und die Befehle, die sich aus ihrer göttlichen Bestimmung ergeben.“ Sie frägt: Kann die in ihrer Selbstbestimmung und ihren Aeußerungen beschränkte Stimme der orthodoxen Kirche, die im Verdachte steht, weltlichen, staatlichen Zwecken zu dienen, den freien — aufrichtigen — überzeugten Stimmen der Prediger anderer Religionen widerstehen? Deshalb verlangt sie „die Wahrung der Selbständigkeit und Freiheit der Kirche von allem, was sie knechtet oder unter das äußerliche Joch der weltlichen Prinzipien und Zwecke zu bringen droht.“ Diese Freiheit könne sie nur durch ein Konzil und die Herstellung des Patriarchats erlangen.“ —

Eine ähnliche Sprache der Geistlichkeit und weltlicher Wortführer gegenüber dem Zaren, wie sie jetzt öfters geführt wird, wäre noch vor zwei Jahren undenkbar gewesen. Es bedeutet dieser Umstand jedenfalls einen Fortschritt, wenn auch einen erzwungenen. Die Tagespresse darf heute Themata anschneiden, deren Behandlung das System Plehwe im Keim erstickt haben würde.

So brachte im April das „Ruskoe Slovo“ eine Unterredung, welche Graf N. Tolstoj vor mehreren Jahren mit dem unlängst verstorbenen großen Slawophilen, Bischof Stroßmayer gehabt. Die Unterhaltung drehte sich um den bereits erwähnten Philosophen V. Solovjëv. Stroßmayer äußerte sich also:

„Seine (Solovjëvs) Ideen sind in vielem richtig, seine Bestrebungen sympathisch, aber ich glaube nicht, daß seine Träume über die Union der Kirchen bei der jetzigen Organisation der russischen Nationalkirche sich verwirklichen könnten... Sagen Sie, was bedeutet dieses ständige Uebersiedeln der Bischöfe von einem Sitze auf den andern? Diese Konsistorien mit Sekretären, welche dem Bischof nicht untergeordnet sind? Diese Bischöfe, in die Synode gerufen oder daraus entfernt nach der Laune einer weltlichen Persönlichkeit, welche das Recht besitzt, dem Herrscher über kirchliche Angelegenheiten Vortrag zu halten, trotz des den Vorrang einnehmenden Metropoliten Rußlands?

Für Rußland ist die Rückkehr zur kanonischen Organisation seiner Kirche erforderlich. Es braucht einen Patriarchen, der durch seinen Ruhm die Patriarchen des Orients überstrahlt, es braucht wirkliche, nicht nominelle Bischöfe, die an der Spitze der Kirchenprovinzen stehen, und eine Vermehrung der Diözesen. Rußland braucht lokale Synoden und ungehinderten gegenseitigen Verkehr der Bischöfe. Mit einem Worte: die herrschende Kirche braucht Freiheit....

Solovjëv ist der Erneuerung der Patriarchenwürde entgegen. Ich sage euch aber, ein Patriarch ist notwendig. Er ist notwendig zur Befreiung der russischen Kirche von der Willkür der Beamten; er ist notwendig zur Erhöhung des Prestiges der ganzen russischen Geistlichkeit, er ist deswegen nötig, damit der erste Hierarch der herrschenden Kirche nicht einen Schritt zurücktritt vor dem andersgläubigen armenischen Patriarchen oder einem weltlichen Beamten erster Klasse! Er ist notwendig zur Wiedergewinnung der Altgläubigen....

Ich glaube mit Leo XIII., daß eine Union möglich, ungeachtet der Verschiedenheit der Riten . . . .

Bei eurem erzbischöflichen Gottesdienste sah ich einen Diakon mit brennenden Kerzen, die er dem Oberhirten mit den Worten darreicht: „Möge dein Licht leuchten!“ Warum lasset ihr Russen, die ihr so religiös seid und den hl. Glauben in euren Herzen bewahret, nicht das Licht eurer Hirten leuchten, sondern bemühet euch, es auszulöschen? Seid konsequent: ihr glaubet, daß das Christentum Licht und Wahrheit ist — warum denn fürchtet ihr das Licht und die Wahrheit? Warum fürchtet ihr eure Hirten und lasset euch von ihnen nicht führen, sondern führet sie selber am Gängelbande?

Ich glaube an die Zukunft Rußlands und der slawischen Rasse: Zu diesem Zwecke jedoch muß sich Rußland erneuern, wiedergeboren werden im Lichte und der Wahrheit und das ganze Slawentum muß sich so enge wie möglich in der Einheit des Glaubens zusammenschließen.

Rußland ist berufen, den Grund hierzu zu legen, den Orient zur Vereinigung aller (morgenländischen) Kirchen mitzuziehen und durch den frischen Strom seines lebendigen Glaubens das Abendland zu beleben.“

Die politischen Ansichten Stroßmayers werden sicher auf Widerspruch stoßen. Wohl mag dem russischen Volke eine bessere Zukunft bevorstehen — und dies ist der innige Wunsch aller Volksfreunde — dem russischen Reiche in seiner jetzigen Zusammensetzung dürfte keine Zukunft erblühen. Ebensowenig ist an einen Zusammenschluß aller slawischen Völker zu denken; die Gegensätze innerhalb derselben sind zu groß, das lehrt schon die Gegenwart und selbst die Glaubensgemeinschaft würde diese Gegensätze nicht ganz fortzuräumen vermögen.

Unzweifelhaft fest steht jedoch, daß zunächst die große russische Kirche für die Union gewonnen werden muß, sollen die kleineren slawischen Nationen sich Rom anschließen. Ebenso kann man Stroßmayer in seinen Ansichten über die Wichtigkeit der Wiedereinführung der Patriarchenwürde beipflichten. Die russische Geistlichkeit wird durch diese Frage, wie die kirchlichen Zeitschriften beweisen, jetzt ganz in Anspruch genommen, und das mit vollem Rechte, denn ohne einen Patriarchen ist die Befreiung der russischen Kirche von der Staatsgewalt undenkbar. Die Frage einer Kirchenunion bleibt dabei unberücksichtigt und das dürfte auch das Richtige sein, denn die Annäherung muß stufenweise vor sich gehen, die gleich

zeitige Aufrollung der Unionsfrage könnte nur hindern. Von einem unabhängigen, kanonisch eingesetzten Patriarchen ist jedenfalls eher die Förderung der religiösen Wiedervereinigung zu erwarten, als von der staatskirchlichen hl. Synode.

Inzwischen hat der Zar es abgelehnt, in der jetzigen bewegten Zeit die Einberufung eines Konzils in Angriff zu nehmen. Die „Historisch-politischen Blätter" schreiben dazu:

„Durch die öffentliche Meinung, durch die dringenden Bedürfnisse der russischen Kirche und durch den ganz allgemeinen Abscheu vor dem Synod wird der Zar bald gezwungen sein, das Konzil zu gestatten. Uebrigens zeigt auch diese Resolution wieder die Macht des Zaren als Oberhaupt der Kirche .... Dem Zaren, *nicht* den Bischöfen steht es zu, die Zeit zu bestimmen, in der „die kanonische Beratung der Gegenstände des Glaubens" vor sich gehen soll." —

Seit Neujahr erscheint in Böhmen (Prag I. — 190) jährlich fünfmal in lateinischer Sprache eine Zeitschrift, der im Interesse der Annäherung zwischen den slawischen und der katholischen Kirche die weiteste Verbreitung zu wünschen wäre. Es ist dies: „Slavorum litterae theologicae. Conspectus periodicus." Bis Neujahr erschienen diese Hefte nur als Beilage zu „Casopis katolického duchovenstva."

Wie es in dem Programme heißt, will der „Conspectus" vor allem darauf hinwirken, die Streitigkeiten des Abendlandes und Morgenlandes zu zerstreuen, die vorgefaßten Meinungen zu beseitigen und dadurch die Streitfragen allmählich zu mildern und ganz aus der Welt zu schaffen.

„Wir wollen uns", so wird wörtlich ausgeführt, „bemühen, den erhabenen Intentionen der Hl. Cyrillus und Methodius folgend, welche dem slawischen Osten und Westen die wahre Gottesverehrung gebracht haben, jene bedauerliche Spaltung zwischen Orient und Okzident, den Ursprung so vieler Uebel, soweit es mit menschlichen Kräften zu erreichen ist, beizulegen und die Hindernisse für die Vereinigung zu beseitigen."

Bemerkenswert erscheint der folgende, in der Zeitschrift angeführte Ausspruch des gelehrten russischen Professors Nikolaus Glubokovskij:

„Die Kirchenspaltung ist infolge von menschlichen Meinungsverschiedenheiten entstanden und erhält sich, genährt durch gegenseitigen Verdacht und Mißtrauen, weiter fort aus menschlicher Hartnäckigkeit. Deswegen ist genaue Kenntnis, gerechtes Eingeständnis, freimütiges Anerkennen der beste Weg, um das tieftraurige Hindernis zu beseitigen. Schwierigkeiten, die hauptsächlich von Menschen herrühren, lassen sich durch redliches, menschliches Bemühen überwinden."

Aehnlich hat sich seiner Zeit Erzbischof Stadler ausgesprochen:

„Als Grundbedingung, das gute Einvernehmen zwischen den Getrennten herzustellen, erachten wir es, daß beide Parteien, die sich aufrichtig und von Herzen aussöhnen müssen, vor allem einander näher kennen und wechselseitig richtig verstehen: daß einer des anderen Ritus und alles, was darauf Bezug hat, die Festtage, Fasten und alle Zeremonien als Aeußerung der Frömmigkeit sorgfältig sich aneignet, mit Wohlwollen deutet, nach Gebühr hochschätzt und entsprechend ehrt."

Dieses Ziel gegenseitigen besseren Verständnisses verfolgend, hat Propst von Maltzew in Berlin schon mehrere liturgische Bücher der Russen zugleich mit einer deutschen Uebersetzung herausgegeben, um so zu dem prächtigen und heiligen Bau der Union, wie er selbst sagt, beizutragen. Die letzte dieser Publikationen, das vielbesprochene Buch Oktoich oder Parakletike, Gesänge nach den acht verschiedenen Tönen komponiert, enthaltend, ist auch von katholischer Seite sehr günstig rezensiert worden.

Dieses und vieles andere lernt man aus „Slavorum litterae theologicae" kennen, Neuerscheinungen der bulgarischen, kroatischen, polnischen, ruthenischen, serbischen, slowenischen, tschechischen, wendischen und besonders der russischen theologischen Literatur, deren Kenntnis auf anderem Wege viel mehr Umstände und Schwierigkeiten verursachen würde. Natürlich werden auch Werke in deutscher und in anderen Sprachen, die über die orientalische Kirchenfrage handeln, berücksichtigt.

Besonders zwei Punkte sind es, die der Zeitschrift eine mehr als gewöhnliche Bedeutung verleihen: Einmal das Erscheinen in lateinischer Sprache, das eine internationale Verbreitung ermöglicht, dann der Erscheinungsort (Prag) selbst. Gerade in Böhmen studiert man viel die slawischen Sprachen und Literaturen, besonders das Russische, hier gibt es auf diesem Gebiete tüchtige Kräfte und eine von der befreundeten tschechischen Nation herausgegebene derartige Schrift hat in Rußland bessere Aussicht auf Erfolg.*)

Dieser letztere Umstand wird bestätigt durch mehrfache Empfehlungen im russischen „Strannik"; auch deutsche, ruthenische und andere Fachblätter sprechen sich günstig über die Zeitschrift aus.

Den Verlegern entsprechender theologischer Werke in allen Sprachen wäre die Einsendung von Rezensionsexemplaren nach Prag anzuempfehlen, desgleichen an die „Novosti bogoslovskoj literatury" (Neuheiten der theologischen Literatur) in Moskau, die von K. M. Popov, dem Bibliothekar der dortigen geistlichen Akademie, herausgegeben werden.

Manchem unter uns wird es auch noch in anderer Weise möglich sein, zu „dem prächtigen und heiligen Bau der Union" ein Scherflein beizutragen. Gar viele Russen halten sich gerade in der gegenwärtigen unruhigen Zeit in den Grenzen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz auf, so namentlich in Städten mit Hochschulen oder an Badeorten. Die russische gebildete Jugend ist mehr oder weniger von revolutionären Ideen erfaßt. Aufgewachsen in einem finstern Lande, wo jeder freieren Regung das Verderben drohte, hat die russische Jugend durch die Lektüre einer revolutionären Geheimliteratur, die ihr durch das strenge Verbot der Behörden doppelt verlockend erschien, das Gift des Materialismus, der Sozialdemokratie und des Anarchismus in sich aufgenommen, sich förmlich daran berauscht. Hier auf neutralem Boden wäre es angebracht, den Verblendeten die Augen zu öffnen, sie auf die unwandelbaren Grundsätze des Christentums hinzuweisen, die jedes Verbrechen strenge verbieten, auch wenn ein anscheinend guter Zweck erstrebt wird. Man sollte die Ausländer veranlassen, die sozialdemokratischen Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nicht allein theoretisch zu studieren. Man zeige ihnen in der Praxis die Sozialdemokratie so, wie sie leibt und lebt, mit all ihrer Unduldsamkeit und Roheit, ihrer Lieblosigkeit und Unwahrhaftigkeit, dem Geiste des Widerspruchs und der Zersetzung — was alles bedingt wird durch die Verwerfung der Grundsätze des Christentums, der christlichen Nächstenliebe, der gottgewollten Standesunterschiede, der obrigkeitlichen Gewalt.

Weisen wir hin auf die gesunde soziale Tätigkeit der katholischen Kirche, die selbst den Gegnern Bewunderung einflößt, wie neuerlich wieder ein Ausspruch des berühmten Nationalökonomen Prof. Adolf Wagner beweist, der unter lebhaftem Beifall auf dem evangelisch-sozialen Kongresse folgendes aussprach: „Bedauerlich ist die Untätigkeit unserer evangelischen Kirche in sozialer Beziehung. Die katholische Kirche, diese große gewaltige Institution, möge hier einmal der evangelischen Kirche als Vorbild dienen."

Mögen die Russen etwas über die Wirksamkeit des Kath. Volksvereins, der jüngst bekanntlich selbst vom Vater der Christenheit belobt und als Vorbild hingestellt worden, namentlich der Zentrale M.-Gladbach erfahren, mögen sie einen Einblick in unsere Presse und Literatur gewinnen**), in die Schriften eines P. Pesch, Cathrein u. a. über die Undurchführbarkeit der sozialistischen Theorien, mögen sie die katholische Kirche kennen lernen, wie sie wirklich beschaffen ist, mögen sie endlich die Literatur über die Wiedervereinigung der getrennten Christen eifrig studieren, auch die soziale Gesetzgebung Deutschlands zu erfassen suchen — dann wird ihnen der Aufenthalt im Auslande wahrhaft von Nutzen sein und sie werden, zurückgekehrt in ihr Vaterland, dem erhabenen Werke der Union die Wege ebnen, die gesunden Grundsätze einer christlichen Sozialpolitik bei ihren Landsleuten verbreiten und hundertfältige Frucht erzielen können.

Menschlich gesprochen, sind die Aussichten für eine Verwirklichung der kirchlichen Union nach den Aussprüchen verschiedener Sachkenner auch im gegenwärtigen Augenblicke nicht

---

*) Aus diesem Grunde wird in vorliegender Abhandlung die Umschreibung des cyrillischen Alphabets durch das lateinische mit den entsprechenden tschechischen Akzenten bei Namen und Titeln beibehalten, da hierdurch das russische Alphabet korrekt bezeichnet werden kann und schließlich gerade diese Umschreibung bei den Russen am ehesten fakultative Annahme finden könnte.

**) Aufschluß über die reichhaltige kath. Literatur geben u. a. das sehr umfangreiche Bücherverzeichnis des Borromäus-Vereins (Sitz zu Bonn), die „Auswahl guter Bücher" aus dem Verlage von A. Opitz, Warnsdorf (Nordböhmen), „Kurzer Wegweiser in der apologetischen Literatur" von Herder in Freiburg und das „Auswahl-Verzeichnis guter und bevorzugter Bücher verschiedenen Inhaltes" von der Missionsdruckerei in Steyl, Post Kaldenkirchen (Rheinland).

besonders günstig.*) Jedoch kann die Zukunft, namentlich bei dem unberechenbaren Charakter der Slawen, auch auf kirchlichem Gebiete Ueberraschungen bringen. Die Geschichte der ruthenisch-römischen Kirchenvereinigung lehrt uns, wie gerade Persönlichkeiten, welche die Union am schärfsten bekämpften, wie beispielsweise Meletius Smotrzyski, deren eifrigste Anhänger geworden, nachdem sie sich von der Wahrheit hatten überzeugen lassen. Der Verfall Rußlands schreitet unaufhaltsam fort, sehnsüchtig blicken die Gutgesinnten nach einem sicheren Rettungsanker hin, und den bietet nur Rom. Für manche orthodoxe Kreise dürften politische Erwägungen zur Förderung der Unionsbestrebungen mitbestimmend sein, so z. B. der drohende „Abfall" von Millionen ehemaliger Uniten zum Katholizismus. Gern möchte man zwar heute das Toleranzedikt einschränken, es geht bei der zunehmenden Anarchie aber nicht mehr gut an.

Auch das kernrussische Volk steht dem Katholizismus nicht abgeneigt entgegen, wie z. B. manche Stellen der von Prälat Dr. Chotkowski in Krakau polnisch veröffentlichten „Briefe verbannter Uniten" beweisen. Mag Rußland nur die „volle Freiheit" des theologischen Gedankens gewähren (und es ist dazu genötigt), dann wird sich alles Uebrige finden.

„.... Der Vereinigung im Glauben muß die Vereinigung in der Liebe vorausgehen und nicht umgekehrt. Damit diese Vereinigung in der Liebe erfolgen könne, erscheint es unumgänglich notwendig, die gegenwärtig zwischen den erwähnten Kirchen bestehenden scharf-polemischen Beziehungen in christlich-irenische umzuwandeln, das heißt, es ist weniger feindselige Polemik und mehr liebevolles Verständnis bezüglich der Ausführungen des Gegners notwendig, entsprechend dem Prinzip: audiatur et altera pars.**) .... Leider begreifen viele diese einfache Wahrheit nicht; sie vergrößern die Glaubensstreitigkeiten und vergessen die Liebe. Und doch steht die Liebe höher als der Glaube (1. Kor. XIII., 13.) und höheres als die Liebe gibt es nicht, denn Gott selbst ist die Liebe (1. Joh. IV., 16.)." —

Doch, was würde all unser Mühen helfen, wenn uns der Segen Gottes fehlte: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, so arbeiten die Bauleute umsonst" (Ps. 126, 1). Ganz folgerichtig wendet sich der Christ, dem das erhabene Werk der kirchlichen Einheit am Herzen liegt, zu Gott, der die Geschicke der einzelnen Menschen wie der Völker lenkt. Leo XIII. hat durch Einführung der Novene zum hl. Geist nicht nur eine würdige Vorbereitung für das hohe Pfingstfest, sondern auch für die Vereinigung der getrennten Christen geschaffen. Man ist auch in Deutschland dabei, die von Leo XIII. laut Breve vom 26. Mai 1898 errichtete Erzbruderschaft von der Himmelfahrt Mariä — Hauptsitz ist die Kirche des griechischen Seminars der Anastasis (Auferstehung) in Kum-Kapu zu Konstantinopel — einzuführen***), um dadurch den Segen des Himmels für die Bekehrung des Orients herabzuflehen.

Unser regierender Hl. Vater Pius X. hat sich in einer Privataudienz vom 14. Dezember 1904 also ausgesprochen: „Ich segne die Gebete und guten Werke für die Bekehrung der Schismatiker und wünsche, daß die Erzbruderschaft sich auf der ganzen Welt verbreite, denn die Bekehrung der armen Schismatiker wird hauptsächlich durch das Gebet herbeigeführt werden." Und bei der Abschiedsaudienz, die Pius X. vor einigen Wochen dem maronitischen Patriarchen Huayek und dessen zahlreichem Gefolge gewährte, sprach er folgende Worte, die auf die ernsten morgenländischen Männer tiefen Eindruck hervorbrachten: „Der Besuch des Patriarchen der ehrwürdigen Maronitenkirche hat uns erfreut und gestärkt; möge diese Kirche, deren blühender Zustand uns sehr getröstet hat, eine Brücke sein zur Rückkehr für die im Schisma befindlichen orientalischen Kirchen zur gottgewollten Einheit der Kirche."

Auch die am Grabe des heiligen Bonifatius zur Feier des 1150. Jahrestages seines Martertodes versammelten Bischöfe Deutschlands haben bekanntlich in einem gemeinsamen herrlichen Hirtenschreiben vom 5. Juni die Notwendigkeit der kirchlichen Einheit überzeugend nachgewiesen und zu Gott gefleht um Aufhebung der Trennung unter den Kindern des heiligen Bonifatius in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens, im Glauben.

Wie kleinlich nimmt sich dagegen die Aeußerung eines protestantisch-orthodoxen Blattes aus, das die Erstrebung der christlichen Einheit ein „Phantom" nannte. O wie unbiblisch, wie unchristlich ist ein solcher Standpunkt!

Hat doch unser göttlicher Meister selbst am Vorabend seines Leidens in seinem hohepriesterlichen Gebete (Joh. Kap. 17) so innig zum himmlischen Vater gefleht, daß alle vollkommen eins sein mögen! Ist doch im gläubigen Volke und in der Kirche noch heute die Ueberlieferung lebendig, daß die Trennung unter den Christen einst aufhören werde, indem die ausdrücklichen Worte des Herrn, die zunächst wohl der Berufung der Heiden gegolten haben, noch der endgültigen Erfüllung harrten: „Auch noch andere Schafe habe ich, die nicht aus dieser Herde sind; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören, und eine Herde und ein Hirt wird sein." (Joh. 10, 16.)

*) Was könnte nicht ein wahrhaft katholisches Frankreich im Hinblick auf die Vorliebe Rußlands für französische Sprache und französisches Wesen zur Beilegung des Schismas beitragen!

**) Pisma katoličeskago bogoslova k pravoslavnomu, Seite 5, 6.

***) In der Diözese Ermland laut bischöfl. Reskript vom 16. März d. J. zur Einführung empfohlen. In den slawischen Diözesen Oesterreich-Ungarns verfolgt die ältere St. Cyrillus- und Methodius-Bruderschaft ähnliche Zwecke.

Crux ave, spes unica!*)

Zum Kreuze sah ich viele Völker kommen
Und ihre Ketten schüttelnd sah ich wallen
Viel wüste Scharen, von der Sünde Krallen
Gezeichnet, jede Brust von Angst beklommen.

Da nahten sie, verwettert und verschlissen,
Nach langer Fahrt, bedeckt vom Wüstenstaube,
Still zog vor ihnen eine weiße Taube
Als Weiser in den wilden Finsternissen.

Das Kreuz war leer. Und als die Schar sich staute
An seinem Fuße, lief wie Wogenschlagen
Erschreckten Meers von Reih' zu Reih' ein Klagen,
So schwer von Gram, daß meinem Herzen graute.

Und seine Stimme hob ein Greis zum Rufen:
„Er ist nicht da! Wir sind umsonst gegangen!"
Und wie das Bäumen wunder Riesenschlangen
Schwoll rings der Drang empor die stein'gen Stufen.

„Er ist nicht da! Wir lechzten in den Wüsten
Umsonst, gepeitscht von heißen Flammenruten!"
So heulten sie, gekrümmt von innren Gluten,
Und zähes Blut troff von zerfleischten Brüsten.

„Er ist nicht da, und trägt die einz'ge Quelle
In seiner Brust, die unsern Durst kann stillen!"
Und mächt'ger schlug aufbrandend und mit schrillen
Verzweiflungsschrei'n zum Kreuz die Menschenwelle.

Und wieder hört' ich aus der Menge kommen
Des Greises Stimme: „O, wir müssen sterben,
Doch unsre letzten Flüche sollt ihr erben,
Ihr, die ihr uns den Herrn hinweggenommen!"

Dann ward es still. Sie legten sich im Tale
Zum Sterben hin, wie Lämmer um den Hirten.
Und, stummen Tod im Aug', dem wahnverwirrten,
Hinstarrten alle nach dem Kreuzespfahle.

Und horch — ein Schrei aus tiefster Herzensfülle:
„Der Herr ist da — wir werden leben! leben!"
Am Kreuze hing's, wie lichter Wolken Schweben
Dann ward es stille, stille, friedlich stille ...

Franz Eichert.

*) Der „Allg. Rundschau" vom Verfasser überlassener Erstdruck aus dem im Herbste ds. Js. bei F. Alber, Ravensburg, erscheinenden 2. Bändchen seiner Kreuzlieder: „Kreuzesminne."



Prinzessin Adalbert von Bayern †.

Während das bayerische Volk in innigstem Verein mit dem erlauchten Königshause das Andenken der Getreuen von Sendling und Aidenbach ehrt, hat plötzlich und unvermutet der Todesengel Einkehr in der Königlichen Familie gehalten.

Am Sonntag, den 27. August noch weilte Se. Kgl. Hoheit Prinz Alfons in Miesbach, wo ebenfalls ein Denkmal für die gefallenen Oberländer enthüllt wurde. Vor Tausenden treuer Bayern, die zu dem Feste herbeigeeilt waren, nahm der königliche Prinz das Wort zu einer tief empfundenen Rede, in der er seiner Freude Ausdruck gab, als Vertreter seines hohen Oheims, des Prinzregenten an der Landesfeier teilnehmen zu können „für die Helden von 1705, für alle die wackeren Söhne, die allezeit dem Rufe folgten, unter dem weißblauen Banner begeistert hinauszogen in den Kampf für Fürst und Vaterland und, die altgerühmte bayerische Tapferkeit glänzend bewährend, auf dem Felde der Ehre den Heldentod fanden".

Und fast um dieselbe Stunde, als der Prinz mit Dankesworten aller jener gedachte, die, mit Siegeslorbeer heimgekehrt, im Laufe der Jahre zur großen Armee einrückten, da schloß die geliebte Mutter, J. K. H. Frau Prinzessin Adalbert, in Nymphenburg für immer die Augen. Nur ein ganz leichtes Unwohlsein hatte die hohe Frau am Tage vorher verspürt; niemand, am wenigsten sie selbst, maß ihm ernstere Bedeutung zu. So kam es, daß, Frau Prinzessin Alfons ausgenommen, die mit der Hofdame, Gräfin Tattenbach, am Sterbebette der Prinzessin Adalbert weilte, sämtliche Kinder und nächsten Anverwandten der Verstorbenen sich fern von München befanden: Prinz Alfons, wie erwähnt in Miesbach, Prinz Ludwig Ferdinand auf Einladung des Prinzregenten zur Jagd in Vorderriß, Prinzessin Ludwig Ferdinand mit Prinzessin Klara bei der Großherzogin von Modena auf Schloß Wildenwarth, Herzogin Isabella von Genua und Reichsgräfin Elvira von Wrbna im Auslande. Plötzlich trat Sonntag mittag 12½ Uhr eine Herzschwäche ein, die den unmittelbaren Hingang der edlen Fürstin zur Folge hatte. Ihr langjähriger Beichtvater, Prälat Dr. Kögel, hielt das Sterbegebet ab.

Prinzregent Luitpold und die übrigen Mitglieder des Königlichen Hauses trafen in kurzer Zeit in München ein, der Verstorbenen den letzten Scheidegruß zu widmen. Als die Fahne auf der Königlichen Residenz sich senkte, als am Mittwoch die Glocken zur Beisetzung der Prinzessin in der Wittelsbachischen Fürstengruft der St. Michaels-Hofkirche ertönten, da trauerte ganz München mit dem Königlichen Hause um den unersetzlichen Verlust; sind doch die Mitglieder der Adalbertinischen Familie den Münchenern wegen ihrer Wohltätigkeit und Leutseligkeit besonders ans Herz gewachsen.

Frau Prinzessin Adalbert war am 12. Oktober 1834 in Madrid als Tochter des Infanten Franz von Paula und der Infantin Luise von Spanien geboren und vermählte sich am 25. August 1856 mit dem Bruder des Prinzregenten, Prinzen Adalbert von Bayern, dem jüngsten Sohne König Ludwigs I. Seit 30 Jahren trug die hohe Frau den Witwenschleier. Seit dem Tode ihres Gemahls, mit dem sie in glücklichster Ehe gelebt, hatte sie sich fast ganz von der Oeffentlichkeit zurückgezogen und lebte nur der Wohltätigkeit und ihrer Kunst. Gleich ihrer Schwiegertochter, der Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand, war sie im stillen eine wahre Mutter der Bedürftigen und Kranken, und manche Träne, von der die Mitwelt nichts erfuhr, wurde durch die edle Frau getrocknet.

Als Künstlerin von außergewöhnlicher Begabung hat Prinzessin Adalbert Hervorragendes geleistet. Ihre Landschaftsbilder sprechen von einer tiefen Auffassungsgabe für die Natur, von einer gemütvollen Empfindung und einem Schönheitssinn, der ihrem südlichen Vaterlande so sehr zu eigen ist. Daß ihrem künstlerischen Wirken die Anerkennung nicht versagt blieb, beweist, daß der kgl. Pinakothek eines ihrer Gemälde einverleibt wurde. Es stellt die Tajobrücke in Toledo dar. Der Weg führt auf felsigem Grunde über die alte, aus der Maurenzeit stammende hohe Brücke. Drüben sieht man auf dem Granitberge die malerische Stadt mit der herrlichen, gotischen Kathedrale. In langen Windungen verliert sich in der Ferne der Tajo, im Hintergrunde werden die blauen Berge des kastilischen Hochlandes sichtbar. In späteren Jahren hat sich die Frau Prinzessin Adalbert mit Vorliebe der Porzellanmalerei zugewandt und noch vor zwei Monaten konnte man in einer Ausstellung der Dallmayerschen Kunsthandlung dahier Arbeiten dieses Genres von ihrer Hand bewundern. Der Münchener Kunst und ihren Vertretern brachte sie jederzeit das größte Interesse entgegen.

Se. Kgl. Hoheit, der Prinzregent schätzte seine Schwägerin ungemein hoch, und kein Sonntag verging, an dem er sie nicht in Nymphenburg besucht hätte. Die Münchener werden der hochseligen Verstorbenen, die nun an der Seite ihres Gemahls ruht, für alle Zeiten in Treue ein dankbares Andenken bewahren.

A. Schmalix.



Vom pädagogischen Kurs in Salzburg.

Von

Franz Weigl, München.

Der pädagogische Kursus, der in Salzburg unter Universitätsprofessor Hofrat Dr. Otto Willmanns Leitung eben zu Ende gegangen ist, bedeutet für das pädagogische Leben der katholischen Welt einen großen Schritt nach vorwärts. Alljährlich um die Zeit, da jeder gern sein Bündel schnürt, sammelt der protestantische Jenenser Universitätsprofessor für Pädagogik, Dr. W. Rein, eine Schar von wissensdurstigen Lehrern um sich, um sie in seine Theorien einzuführen. Viel Anregung ist von diesen Ferialkursen schon ausgegangen; namentlich die zweckmäßige Besprechung von wichtigen pädagogischen Zeitfragen auf wissenschaftlicher Grundlage war eine dankenswerte Eigentümlichkeit derselben. Was der katholische Lehrer dort aber vermißt haben wird, ist die Behandlung der Grundfragen unserer ganzen Erziehungskunst, die ja freilich auch für den Katholiken bei Rein nicht hätte befriedigend gegeben werden können, da sich doch wesentliche Unterschiede in der protestantischen und katholischen Auffassung ergeben.

So ist es ungemein dankenswert, daß ein „katholisches Jena" uns erstanden ist in der schönen Stadt Salzburg, in der „Stadt Otto Willmanns".

Daß es sich um ein hervorragendes katholisches Unternehmen handelt, bewies die Teilnahme, welche Seine Eminenz Fürsterzbischof Kardinal Katschthaler, Prälat Danner und viele Geistliche zeigten, daß es sich um ein hervorragendes pädagogisches Unternehmen handelte, beweist der Name Otto Willmann, der Stab der übrigen Dozenten und die große Zahl von Lehrern, die aus Oesterreich und Deutschland herbeigeeilt waren, um an wissenschaftlicher Pädagogik auf katholischer Grundlage sich zu laben. Ja, groß war die Zahl der Hörer; der Saal, der ursprünglich ins Auge gefaßt war, erwies sich für die 150 Teilnehmer als zu klein, und es ist immer erfreulich, wenn man in größere Räume auswandern, als in kleinere sich zurückziehen muß.

Das Programm war sehr gediegen und wurde auch glänzend erledigt. Mit Spannung wurde täglich Hofrat Willmann erwartet, der über „Die Logik als Hilfswissenschaft der Didaktik" vortrug. Er zeigte die Gleichwertigkeit der Logik mit der Psychologie, verwies auf die Vernachlässigung der ersteren und entwickelte von dem günstigen Standpunkt aus, den jeder Lehrende der Logik gegenüber einnimmt, von der Aufsatzlehre und den didaktischen Grundregeln aus, die Lehre vom Begriff, Urteil, Schluß, von den Formen und Operationen des Denkens sowie von den Denkgesetzen. Geistvoll sprach er sich über das viel mißbrauchte Wort Methode aus, sie treffend abwägend gegenüber der „Schablone" und der „Manier".*)

„Ueber pädagogische Psychologie" trug ein Mann vor, der sich im letzten Jahrzehnt durch seine Werke auf psychologischem Gebiet einen erstklassigen Namen errungen: Seminaroberlehrer L. Habrich-Xanten. Nicht die einseitige Vorstellungspsychologie der Herbartianer, nicht die noch unsicher tappende einseitig-experimentelle Psychologie legte der Redner seinen Ausführungen zugrunde, sondern die alte scholastische Lehre, entsprungen der „philosophia perennis". Dabei verwertete er aber alles Gute, was die Neuzeit uns geschenkt: Kinderpsychologie, Psychopathologie und Experimentalpsychologie.

Fakultätsdozent Rieser führte in seinen Vorlesungen über „Die Katechese im christlichen Altertum und in der Gegenwart" trefflich die Beziehungen durch, die zwischen heute und einst bestehen.

Trocken bietet sich das Thema „Die Hauptpunkte der deutschen Schulgrammatik vom praktischen Gesichtspunkte aus" dar, aber ungemein anziehend, eigentlich in acht groß angelegten Lehrproben wußte es der als Ethymologe wohlbekannte Universitätsprofessor Dr. J. W. Nagl-Wien durchzuführen.

Trefflich waren auch die historisch-pädagogischen Vorlesungen über Kindermann (von Dozenten Dr. P. J. Tibitanzl**) und über Dr. L. Kellner (von Dozenten Dr. Praxmayer). Eine dankenswerte Ergänzung bildete eine heilpädagogische Vorlesung: Ueber

---

*) Die Vorlesungen werden als Heft 4 der „Pädag. Zeitfragen" (Herausgeber F. Weigl, München, Verlag Lentner-Stahl, München) erscheinen.

**) Auch diese treffliche Vorlesung, in der viel unveröffentlichtes Material bekanntgegeben wurde, erscheint als ein Heft (Nr. 5) der „Päd. Zeitfragen".

die Methode des Taubstummenunterrichts von dem Direktor der Taubstummenanstalt in Salzburg, Angelberger.

Zwei Disputationen hielten die Teilnehmer außerdem noch wissenschaftlich und mehrere Ausflüge sowie eine Akademie in herzlicher Geselligkeit zusammen.

So darf denn wohl der Berichterstatter mit der Hoffnung schließen, daß im nächsten Jahr, wenn wieder der Ruf ergeht: Auf zum Altmeister der katholischen Pädagogik, auf zu unserem Willmann! sich recht viele finden, die der Einladung folgen und trinken von der Quelle, die da ewig sprudelt, von der „philosophia perennis", die zu wahren Salzburg anscheinend berufen ist.



Eine Sommeridylle am Wörthersee.

Von

Helene Schleicher.

„Salzburg" — ruft der Schaffner mit Stentorstimme — „Wagenwechsel — zur Gepäcksrevision!" Und bald stehen wir als arme Sünder vor dem Grenztyrannen, um unsere fleckenlose Unschuld zu beteuern. Bischofshofen, Golling, Selzthal geht die Fahrt weiter — wieder gibt es Wagenwechsel — dann noch einmal in St. Michael und zuletzt in Klagenfurt — wir sind in der Metropole des Kärntnerlandes. Für uns Stadtflüchtlinge hat das Städtlein mit seinem Lindwurmmonumente und anderen Schönheiten nicht allzugroßen Reiz — Monumente gibt es bei uns auch — wir wollten weiter nach dem gelobten Lande — an die Gestade des Wörthersees!

Pörtschach heißt die Losung, und dieses Fleckchen Erde hat es uns sofort angetan! Mit seinen aus dem Grün hervorleuchtenden Villen, mit seiner einzig schönen Strandpromenade bietet es ein Bild von unsagbarem Reize — Wald, Berge und See — wie oft noch findet sich dies so harmonisch vereint wie hier? Besonders bei Sonnenuntergang, wenn die Felszacken der Berge in rosigem Zauberlicht erglühen, Dobratsch, Mittagskogel und Mangart mächtig und gebietend aus der Dämmerung silhouettenhaft sich abheben — dann ist es am schönsten in Pörtschach.

Doch auch bei Tageslicht hat es seine Reize, nur in anderer Art. Dann herrscht auf der Seepromenade ein Leben und Treiben wie am Meeresstrande — die Musik spielt ihre schönsten Waldteufel-Weisen — auf dem Wasser wimmelt es von Kähnen, Segelschiffen und Dampfern. Das Ewig-Weibliche ist in seiner elegantesten Ausgabe vertreten — die schönen Wienerinnen stellen das Hauptkontingent. Die Mode letzten Datums zeigt sich in all ihren Variationen, Wunderwerke sind es an Spitzen, rauschender Seide, duftenden Geweben. Das farbenreiche Bild wird noch belebt durch die zahlreichen Offiziere im Urlaubskostüm, das ist in Uniform ohne Säbel und statt seiner den Spazierstock — österreichische Art! Auf der Terrasse bei Werzer schlürft man den braunen Lethetrunk in Gestalt von Eiskaffee, man flirtet, man lacht und scherzt — wie schön ist doch Gottes Welt!

Und drüben am anderen Ufer da winkt und lockt eine Zauberinsel — die Insel der Seligen — Maria Wörth! Wie ein Märchen liegt es da — die wenigen, enganeinander geschmiegten Häuser wie eine umgestülpte Schachtel Kinderspielzeug: das Kirchlein am Hügel mit seinem Spitzturme, mit seinen efeuumrankten altersgrauen Mauern, der Friedhof, rings umspült von schmeichelnden und kosenden Wellen — wahrlich, hier müssen die stillen Schläfer gut ruhen! Das Kirchlein ist uralt, hat interessante Altarbilder und Grabdenkmäler längst ausgestorbener edler Geschlechter. Gar schwer trennt man sich von diesem gottbegnadigten Erdenfleckchen — am Ufer geht es entlang und heiß brennt die Sonne auf den Scheitel — doch bald winkt eine Oase, wo es ausgezeichneten Käse gibt, in Dellach, in Hugelmanns Restaurant.

Velden ist wohl der Glanzpunkt des Wörthersees — hier vereinigen sich alle Reize in wirksamster Weise — die wunderbarste Lage, die unmittelbare Nähe der Fichtenwälder, moderne Hotels. Mitten im Orte liegt das alte Schloß, mit seinem interessanten Portal im Renaissancestile, seinem von Türmen flankierten Hauptflügel. Einstens hauste hier ein stolzes Rittergeschlecht — sic transit gloria mundi — jetzt ist es Etablissement Wahliß, für müde Fremdlinge eingerichtet, mit allem Komfort der Neuzeit, Elektrizität und anderen modernen Hilfsmitteln — den alten Rittern seinerzeit gänzlich unbekannt. Auf der Seeterrasse hat man wieder Befriedigung für Leib und Seele; Dobratsch und Mittagskogel begrüßen uns als alte Freunde und der See glitzert im strahlenden Sonnenlichte, ein Bild von lachender Schönheit. Der Fußpfad am Wasser entlang bietet viel Genußreiches — reiche Menschenkinder haben sich ringsum angesiedelt, und was der phantasievolle menschliche Geist im Vereine mit einer reich gesegneten Natur zu schaffen vermag, ist hier zur Vollendung gebracht. Die Landsitze des Herrn Neustadtl aus Wien sind Wunderwerke moderner Baukunst im Villenstil.

Krumpendorf — Wellengeflüster, Waldesrauschen, blühende Obstgärten — das ist das Charakteristische des anmutigen Oertleins, mit seinem Blick auf die Karawankenkette, die sich in ihrer ganzen Pracht präsentiert. Abermals grüßt vom anderen Ufer Maria Wörth — das Idyll — aus dem Grün hervor, ferner sehen wir die Prachtschlösser Grünwald, Bercht und Longo — feudale Edelsitze ersten Ranges.

Lenken wir unsere Schritte etwas ab vom Wörthersee, so kommen wir in eine nicht weniger schöne Gegend des Kärntner Ländchens. Wir fahren über Velden — bis Föderbach mit der Bahn, dann geht es per pedes über die etwas baufällige Brücke der Drau, dem mächtigen Strome, der seine schmutzig-gelben Wellen der Donau zulenkt. Ein Stündlein heißt es nun steigen — stets im Schatten, im Waldesgrün — Erdbeeren — Heidelbeeren löschen unseren Durst und so kommen wir — leichtbeschwingt wie ein Vogel — am Faakersee — unserem Ziele — an. Ein Fuhrmann wartet unser „fahr mich hinüber, schöner Schiffer" ist unsere Zauberformel — noch besser wirkt der ihm in die schwielige Hand gedrückte Obolus. Pfeilgeschwind rudert uns Charon zwar nicht in den Orkus — nein, zu dem Inselchen, das sich mitten im See erhebt — so weltfremd und abgeschieden vom Weltgetümmel. Hier ist es gut sein, hier laßt uns Hütten bauen, zum mindesten ein Mittagsmahl einnehmen — heißt unsere Losung. Erhaben schön ist hier der Rundblick, losgelöst von allem Irdischen — unmittelbar vor uns der Mittagskogel, mit seinen Felszacken und Rinnen, drüben am Hügel liegt die Ruine Finkenstein, das Kirchlein St. Canzian, einige wenige Landhäuschen, etliche Bauerngehöfte.

Und wir sitzen verträumt auf unserer Insel, fernab von all dem Treiben, von Menschenhaß und Leid. Doch alles hat ein Ende auf dieser Welt, so auch unsere Robinsonidylle — Charon setzt uns wieder über — wir klettern denselben Weg zurück — die Drau ist noch ebenso schmutzig wie am Herwege, die Brücke womöglich noch altersschwacher. Glücklich und wohlbehalten kommen wir trotz all den Fährnissen in Pörtschach an, voll der schönsten Eindrücke und Erinnerungen an den weltabgeschiedenen Faakersee.

Eine flotte Wagenfahrt nach Rosegg ist wohl der Glanzpunkt der Ausflüge. Es geht wieder am See entlang — vorüber am Wallerwirt durch Velden hindurch. — Bietet schon die lustige Fahrt mit den flotten Rößlein viel Genuß und eine Reihe von pittoresken Bildern — so sind wir geradezu entzückt über Rosegg selbst. Hier gibt es noch keine Hotels — nur ein bescheidenes Wirtshäuslein nimmt uns Fremdlinge gastlich auf, aber von unserer Holzbank aus sehen wir gar Wunderbares. Unmittelbar vor uns die Ruine Rosegg, deren Steine erzählen könnten von alten Glanzzeiten, von schweren Kriegsjahren, von verheerenden Feuersbrünsten — Napoleons Heere zerstörten einstens ganz Rosegg.

Auf dem Söller der Burg konnte man vor kurzem noch den entzückenden Rundblick genießen — nun nicht mehr, da das Gemäuer mit Einsturz droht. Wir mußten uns von unserem Observationsposten aus begnügen, das Bild in uns aufzunehmen und hatten — des Glückes genug! In die Weite schweift das Auge über eine grüne Ebene, durch die sich die Drau in Bogenlinien schlängelt — es ist das Rosental — so genannt, weil hier im Frühjahre unzählige Schneerosen blühen. Die Berge umsäumen das liebliche Tal, und schon haben Menschenhände das Werk unternommen, durch einen derselben einen Tunnel zu bauen, um die Fahrt nach Triest um die Hälfte abzukürzen. — Im Schloßparke tummeln sich sechzig Damhirschen und es ist ein Vergnügen, den graziösen Tieren zuzusehen. Wieder kehren wir nach Pörtschach zurück, doch unsere Tage sind gezählt. Noch eine sonntägliche Rundfahrt auf dem See, vorbei an Krumpendorf, an Maria Wörth, an Reifnitz und Seekirn — überall wird gesungen, gegeigt und getanzt, es ist, als wäre hier das irdische Jammertal — Erde genannt — ein Paradies!

In Maieregg landen wir zur Jause beim Klange der Fiedeln — kaum finden wir unter dem lustigen Menschenschwarme ein Plätzchen. Schon dämmert es bei der Heimfahrt — in Reifnitz tanzen sie den letzten Reigen, in Maria Wörth erklingen die Aveglocken und weihevoll wird unsere Stimmung. Alles schweigt und bewundert, nur ein biederer Kärntner unterbricht die auf Moll gestimmte Gemütsbewegung, indem er erzählt, daß letzthin hier fast eine Frau ertrunken wäre, nur am Haarschopf konnte man sie noch packen. Bei Nacht und Nebel kamen wir zu Hause an.

Abschiedsweh und dazu Seebeleuchtung, Feuerwerk, Coriandoliwerfen — es ist ein farbenreiches Bild, diese „Nacht in Venedig", diese Feuerräder und Sonnen, die bewimpelten Kähne am Strande, die lustigen Menschenkinder, Konfetti werfend — Fasching im Juli! Und der Mond schaut gedankenvoll dem Schauspiele zu, das ihm ins Handwerk pfuscht. „Muß i denn zum Städtele naus!" Früh 6 Uhr geht der Zug, der uns auf Umwegen heimbringt. Noch ein Abschiedsblick dem See, dem Kirchlein von Maria Wörth; dort grüßt uns noch die „Gloriette" hoch vom Berge, die Ruine Leonstein, und der See glitzert im hellsten Morgensonnenschein. Vorbei an Villach, an Dölsach, der Tiroler Grenze, Toblach, Franzensfeste usw. — haben wir geschlafen, mit offenen Augen geträumt? — München — alles aussteigen, heißt es — wir sind zu Hause!

Am Hafen.

Skizze von Marie Amelie v. Godin.

Kurze Zeit vor Sonnenaufgang ging ich von Opcina an den Molo San Carlo hinunter. Auf den Höhen war schon Licht, aber Triest und das Meer umhüllte noch das Grau des ersten Morgens. Im Hafen war fast alles ruhig: ein paar Matrosen trieben sich herum, ein paar Träger, und ein halbschlafender Vetturin bot mir seinen Wagen an — das war alles!

Vom Wasser wehte eine leichte Brise und die köstliche, salzige Frische der Seeluft schlug mir entgegen. Ich stand hart am Hafendamm und sah auf das Meer. Mir scheint, alle die vielen Tage, die ich die See gekannt und beobachtet habe, hat sie nie eine so wundersam schöne Farbe gehabt, als an diesem Morgen: es war ein tiefes, tiefes Azur, manchmal ins Violette spielend, manchmal wieder in ein herrliches, mattes und doch durchsichtiges Stahlgrün. Darüber hin flogen die Lichter und gaben der Adria Leben, gaben ihr Sprache, verliehen ihr ihren höchsten, lockendsten Reiz.

Ganz draußen schien jetzt schon die Sonne — wie sie das Wasser glitzern ließ und wie dies Flimmern und Leuchten das Meer wie mit einem Silberstreifen dem strahlend heiteren Himmel verband! Da, wo der Hafen ins offene Meer übergeht, waren ein paar Segel, das eine sattgelb, das andere rötlich. Hatte man sie angesehen und blickte dann wieder auf das Wasser, so schien es noch gleißender, noch lichtstrahlender als vorher.

Aber der Hafen selbst, von den umliegenden Höhen gegen die Sonne abgeschlossen, war noch immer im Schatten. Nur ganz wenige Strahlen tanzten auf den Wellen.

Schiff lag hier an Schiff — wirklich ein Wald von Masten und weil das Licht noch nicht darauffiel, so konnte man das eine noch nicht klar von dem nächsten wegkennen, man hatte nur das unbestimmte Gefühl, daß da wohl die 18,000 Schiffe und Barken verankert liegen müßten, die in Triest ihr Heim haben. — Der Hafen war wie ein dunkler Rahmen für das leuchtende Meer.

Ich sah in das Wasser zu meinen Füßen. Sachte schlugen die Wellen gegen die Dammsteine, leckten an ihnen empor mit jenem leisen Rauschen, das oft mehr sagt, als das tolle Brausen des Sturmes, weil es so seltsam geheimnisvoll ist.

Als ich dann den Blick vom Meere erhob, sah ich, daß die Alpen drüben im Morgenlicht flimmerten — die obere Stadt war schon glänzend beleuchtet, — jetzt auch das traumhafte Miramare und jetzt das ganze blendende, stolze Triest!

Rasselnd wurde der Anker eines kleinen Fahrzeuges in die Höhe gewunden, auf dem Lloyddampfer vor mir fing die Mannschaft an, Verdeck und Fenster zu waschen. „Venus, Trieste“ stand auf dem mächtigen Rumpf.

Eine Barke fuhr ein, keine 10 Schritte von mir, gerade dem Lloyddampfer gegenüber. Sie war grün angestrichen und bis an den Rand mit Gemüse und Früchten gefüllt. Die sehnigen, schönen Dalmatiner, die sie gelenkt und jetzt die Fracht an Land schafften, hatten nur blau und weißgestreifte Beinkleider und rote Schärpen an. Ein paar Händler schienen auf sie gewartet zu haben und nun zankten sie sich, bis sie handelseinig wurden.

Auf der Kommandobrücke der „Venus“ erschienen einige Offiziere — das Schiff sollte wohl bald abfahren. Kurz darauf kamen bereits die Reisenden, einige unter ihnen mit dem verstört ängstlichen Blick auf die See, der mich immer zum Mitleid und zu einer Art stolzen Selbstempfindens bringt, andere mit den selbstverständlichen sicheren Allüren des erfahrenen Passagiers. Zwischen der Menge hindurch drängte sich rasch einer der Lloydoffiziere. Ich ging auf ihn zu: „Wohin geht das Schiff?“

Er griff höflich an die Mütze „Nach Bombay, gnädige Frau!“

Die „Venus“ machte sich nicht allein reisefertig — noch zwei Lloydschiffe, noch viele kleinere Boote verließen heute Morgen Triest, aber auf der „Venus“ war ein solch buntes Treiben, daß ich meine Augen kaum von ihr wandte. Waren und Gepäck wurden an Bord geschafft, auf Deck spielten sich die Abschiedsszenen ab, die man auf Bahnhöfen, an Häfen so oft und schmerzlich miterlebt, und zwischen den Passagieren liefen in ihren weißen Kostümen die camerieri und suchten all den Forderungen nachzukommen, die von rechts und links, von hundert Seiten zugleich an sie gestellt wurden. Endlich war alles fertig, die Dampfpfeife an Bord heulte zwei-, dreimal und das Schiff setzte sich langsam und würdevoll in Bewegung. Ich blickte in die lichtblaue, schaumige Spur, die es im Meer zurückließ und dachte daran, daß diese Wasserstraße Indien mit Triest verbinden sollte. — Unsere kleine Erde! — Dann blickte ich ein letztes Mal auf die See, die sich jetzt wie flüssiges Gold, wie blitzendes, gleißendes Silber unter der Sonne dehnte in leiser, leiser Bewegung! —

Als ich mich von all dem Licht vollgesogen, ging ich der Stadt zu. Ein Surren drang aus ihren belebten Straßen zu mir. Das war nicht mehr das ruhige, friedvolle Triest des ersten Morgens, sondern die Stadt der Irredentisten, des sozialen Elends, die Stadt des frohen, mutigen, unternehmenden Handelsgeistes, Oesterreichs Sorge — und Hoffnung —; während ich am Meere gestanden, war Triest erwacht!



Ernte.

Aus vollem Säetuch flog die Saat
Weit übers braune Ackerland;
Nun liegt gehäuft die reife Mahd
Und drüber schwelt der Sonnenbrand.

Der Landmann, müd und schweißbedeckt,
Füllt seine Erntewagen voll;
Die Arme straff emporgereckt,
Beut dar er, was dem Land entquoll.

Schwer schwankt zum Dorf die Garbenlast,
Verstummt ist aller Sensen Sang;
Ein Weilchen hält der Bauer Rast,
Dann drischt er, zu der Flegel Klang.

Den besten Samen für das Land
Legt er fürs nächste Jahr bereit,
Bis wieder dann die schwiel'ge Hand
Die Saat in braune Furchen streut.

M. von Ekensteen.



Bühnen- und Musikrundschau.

Im Kgl. Residenztheater fand die Uraufführung eines Dramas, „Andrea del Sarto“ nach Alfred de Musset, frei bearbeitet von Paul Brann, unter gemäßigt freundlichem Beifall statt. Die Jugendarbeit Mussets, die zu Anfang der dreißiger Jahre keinen rechten Erfolg erringen konnte, hat hier eine späte Umarbeitung erfahren, deren Absicht anscheinend in erster Linie darauf gerichtet war, das Stück bühnenwirksam und effektvoll zu machen; darauf weisen die in theatralischem Sinne geschickt zugespitzten Aktschlüsse hin. Im ganzen konnte das Stück trotz dem ausgezeichneten und unmittelbar ergreifenden Spiel Monnards in der Titelrolle nicht recht erwärmen; dazu sind die beiden Helden und die Heldin dieser Ehebruchsgeschichte zu inkonsequent, zu sehr von der Schwäche regiert, und ihr Handeln läßt sich nur damit erklären, daß ihre Liebe gleichmäßig überhitzt ist; in so platten Worten sie zum Ausdruck kommt, in so sonderbarer, fast pathologischer Art bestimmt sie ihr Tun. Manchen Einzelheiten dürfte man einiges Interesse entgegenbringen, irgend eine wärmere Teilnahme konnten sich diese schwächsten aller Renaissancemenschen nicht erringen.

Heinrich Fidelis Müller, Domdechant zu Fulda, in weiten Kreisen als Komponist bekannt und geschätzt, ist am 31. August, mittags, einem Schlaganfall erlegen. Müller war am 23. April 1837 in Fulda geboren. Nach beendeten Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt bezog er daselbst das Priesterseminar und wurde am 21. Oktober 1859 zum Priester geweiht. Er war anfangs in der Seelsorge zu Fulda und Dermbach tätig. Die Stelle eines Domdechanten in seiner Heimatstadt bekleidete er seit 1902. Der Musik hatte sich der Verblichene schon seit seiner Jugend zugewandt. Seine Lehrer waren zuerst Georg Andreas Henkel, dann Musikdirektor Knoch und Dommusikdirektor Professor Nick. Müller blieb auch während seiner Tätigkeit als Seelsorger und

Pfarrer der Musik treu, und zwar pflegte er neben der kirchlichen Tonkunst auch das deutsche Volkslied und den volkstümlichen Männergesang. Sein erstes großes Werk war ein „Weihnachtoratorium“, das im Jahre 1879 entstand und einer Anregung durch die Oberammergauer Passionsspiele von 1871 sein Dasein verdankt. Müllers leitende Idee war dabei von der Erkenntnis diktiert, daß es idealer wäre, statt eines wirklichen gesprochenen Dramas lediglich religiöse Musik mit eingeschalteten lebenden Bildern zu geben. Die Durchführung dieser Idee gelang ihm in überraschend guter und erfolgreichster Art; allerdings bedeutet dieselbe nicht eine Erweiterung des Passionsspieles, sondern mehr eine Verquickung des Oratoriums mit pantomimischer Kunst. Einen gleich günstigen und einhelligen Erfolg fanden seine späteren Werke „Die Hl. Elisabeth“ und „Die Passion unseres Herrn Jesu Christi“. (Anmerkung des Herausgebers: Das Weihnachtoratorium wurde in über 2000, die Passion in 300, die „Hl. Elisabeth“ in 250 Orten aufgeführt.) Diesen folgte noch „Die Hl. drei Könige“, „Heiland“, „Emanuel“ (ein neues Weihnachtfestspiel), ferner Sammlungen geistlicher Lieder und Beiträge literarischer Art zur Pflege des Volks- und Kirchengesanges. Sein Hauptwerk, „Das Leben Jesu“, hat der Komponist unvollendet hinterlassen. Müllers praktische Tätigkeit ist besonders der Dommusik zu Fulda zugute gekommen und zeichnete sich durch unermüdliches Streben und organisatorisches Talent aus, die auch durch manche äußere Ehrung sichtbare Anerkennung fanden. Als Komponist zählte Müller zu den volkstümlichsten Tondichtern Deutschlands auf dem Gebiete religiöser Musik, der es ausgezeichnet verstanden hat, dem Geschmack der großen Menge entgegenzukommen, und dabei in Form und Inhalt eine edle, den religiösen Vorwürfen angemessene künstlerische Haltung zu bewahren. So darf man wohl sicher sein, daß das Andenken des Heimgegangenen noch lange in seinen Werken leben wird.

Felix vom Rath, ein den jüngeren Komponistenkreisen Münchens angehörender Tonkünstler, ist im Alter von 39 Jahren plötzlich in seiner Vaterstadt Cöln gestorben. Der Künstler hatte bereits eine völlig abgeschlossene und ans Ziel gelangte juridische Laufbahn hinter sich, als er sich vollständig der Musik widmete. Er war in allen Gebieten der Künste auf gleich hoher, oft überraschender Kenntnis stehend, ein ästhetisch durchgebildeter feiner Kopf, dessen reiches und vielseitiges Wissen ihm nur leider auch den ständigen Zweifel an seiner eigenen Kunst und die peinlichste Selbstkritik einflößte: eine jener modernen, problematischen Naturen, die ihre Neigung zur Kritik mit dem Zutrauen zu sich selbst bezahlen. Diesem Umstand mag es zuzuschreiben sein, daß der Künstler nur in äußerst bedachtsamer Weise schuf, und daß das Wenige, was er uns hinterlassen hat, keinen abschließenden Ausblick gestattet auf die künstlerische Charakteristik, die vom Rath mit der Zeit ohne Zweifel für sich gewonnen hätte. Eine überlegene, durchaus nicht nur äußerliche Feinheit und Sauberkeit ist seinen Werken allen zu eigen. Neben einigen Liederheften gab er eine Reihe vorzüglicher Klavierstücke, ein Klavierquartett und ein Klavierkonzert in B-moll heraus, welch letzteres weit bekannt wurde und sich durch besonderen Schwung auszeichnete. Felix vom Rath war einer der wenigen Künstler unserer Zeit, der die intimste Eigenart des Klaviers ohne die üblich gewordene orchestrale Wolke genau kannte und vielleicht auf diesem Gebiete alte Errungenschaften neu gewonnen und vermehrt hätte. Diese Hoffnungen hat ein unerwarteter Tod uns nun für immer entrissen.

Um die Urheberschaft des vielgesungenen Volksliedes „Ach, wie ist's möglich dann“, ist ein heftiger Meinungsstreit ausgebrochen. Die Ansichten sind geteilt, ob Lux, der Komponist der Oper „Der Schmied von Ruhla“, oder der vielbekannte Friedrich Kücken der Vater der Melodie ist. Untersuchungen haben nun ergeben, daß der ursprüngliche Text mit eigener Melodie schon vor Lebzeiten der beiden gesungen wurde. Die etwas unklare und phantastische Wilhelmine von Chezy, die Dichterin des Librettos von Webers „Euryanthe“ fand an dem Wortlaut des Liedes so viel Gefallen, daß sie ihm eine neue Fassung gab, die indessen keine Verbesserung bedeutete. Diesen Text hat Kücken komponiert, doch drang seine neue Weise, die im Jahre 1827 entstanden ist, erst dann ins Volk, wo sie sich bis jetzt in ungeschwächter Kraft erhalten hat, nachdem der um das Volkslied so hochverdiente Silcher die Melodie nochmals den volkstümlichen Ansprüchen gegenüber mit entsprechenden neuen Wendungen versehen hatte. Wie schnell sich dann das Lied verbreitete, geht aus der Tatsache hervor, daß es bei den Studenten von Jena und Tübingen bereits zu Anfang der 30er Jahre vollständig eingebürgert war.

München. Hermann Teibler.

Bücherschau.

Der Weltapostel Paulus. Nach seinem Leben und Wirken geschildert von Hofrat Dr. Franz H. Pötzl. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Regensburg 1905. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 664 S. 8°; mit 3 Kunstblättern, einer geographischen Karte und mehreren Registern. Brosch. Mk. 9.—. Das Buch ist eine aus berufenster Feder stammende große und moderne Biographie des Völkerapostels, dessen Wirken die ersten Jahrzehnte der Kirchengeschichte bestimmt. Auf Grund einer staunenswerten Literaturkenntnis und Belesenheit ist in freier Beherrschung des Stoffes das Nötigste, Wissenswerte und Interessante aus dem Leben und dem Lebenswerk des Hl. Paulus zusammengearbeitet. Was die Biographie anlangt, so ist der äußere Lebenslauf recht ausführlich geschildert, oft mit umständlichen und schwierigen Nachweisen, die sich jedoch dem Leser als solche kaum andeuten. Der Verfasser hat es nämlich trefflich verstanden, ein stilistisch erhebendes, im Ausdruck fesselndes Buch zu schreiben, das geeignet erscheint, Gelehrten und Laien zur Belehrung und zur Erhebung zu dienen. Das Wirken Pauli nimmt den größten Raum in Anspruch. Es handelt sich jedoch nicht, wie vielleicht einer vermuten könnte, um theologisch-kritische Darlegungen, sondern um erzählende abgerundete Bilder, die aber des zeitgemäßen reifen Untergrundes keineswegs entbehren. In Parenthesen oder Fußnoten findet sich mancher interessante Hinweis auf textkritische Doktorfragen, zweifelhafte Deutungen 2c. Der Ton der Darstellungen ist nirgends verletzend für Andersgläubige, nirgends polemisierend. Es ist des Verfassers Ueberzeugung, daß auch Protestanten das Buch ohne Bedenken lesen können. Bibliographisch ist das Buch musterhaft hergestellt. Ebenso verdient der würdige Bildschmuck, die gute, im Verlage von Karl Flemming in Glogau hergestellte Mittelmeerkarte und die typographische Ausstattung des Werkes alle Anerkennung. B. Clemenz.

Kleine Rundschau.

Sonnenfinsternis und Nervosität.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß herannahende Stürme und Gewitter auf viele Menschen einen nervösmachenden Einfluß ausüben. Aus meiner frühesten Jugendzeit erinnere ich mich, daß an gewitterschwülen Tagen stets meine Magennerven in Aufruhr gerieten. Aber Kopfschmerz und Uebelkeit schwanden, sobald die Unwetterwolken auch nur am Horizont heraufzogen. Daß ein so seltenes Naturereignis wie die letzte Sonnenfinsternis alle empfindsamen Gemüter erregt, ist wohl zu begreifen. Als ich durch das geschwärzte Glas die ersten Phasen der Verdunkelung bemerkte, war ich sehr freudig bewegt und belustigte mich recht darüber daß die runden Sonnenflecken auf dem Parkett, hervorgebracht durch die Sonnenstrahlen, welche durch das Laub der Fensterbrettpflanzen fallen, deutlich den Mondschatten zeigten und mehr und mehr sichelförmig wurden. Jedoch mit fortschreitender Verfinsterung wuchs in mir Unruhe und Gemütsdepression; es hielt mich keine fünf Minuten an einem Platz. Als dann die Sonne fahl und fahler schien, ging mein Atem förmlich fieberrasch, meine Hände zitterten und eine plötzliche Müdigkeit ließ mich auf einem Stuhl fest einschlafen. Kurz vor 4 Uhr aufwachend, fühlte ich mich ganz gesund und frisch, aber mein erster Blick galt dem Sonnenschein, um mich zu überzeugen, daß der Mondschatten verschwunden und der ungetrübte Glanz wieder hergestellt war. Eine Umfrage bei nervösen Bekannten ergab ähnliche Resultate und Beobachtungen. M.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: C. Joh. Oehninger in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a.
Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 38. München, 17. September 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Autorität und Freiheit.

Von
Sigmund Freiherrn von Pfetten auf Niederarnbach.

Zwischen diesen beiden scheinbaren Gegensätzen bewegt sich das moderne Leben. Die zunehmende Mißachtung der Autorität ist die wichtigste Ursache der Uebel unserer Zeit und der Gefahren, welche die gesellschaftliche Ordnung in unseren Tagen bedrohen. Die Tatsache zunehmender Mißachtung jeder göttlichen und menschlichen Autorität kann niemand in Abrede stellen, der unsere Zeitverhältnisse mit offenen Augen betrachtet.

Die Freiheit ist eine der edelsten Gaben, deren sich der Mensch erfreut; aber wie kein anderes Gut ist auch sie nicht gefeit gegen Mißbrauch und Unverstand.

Zahllos ist in der Tat der Mißbrauch, der mit dem Worte Freiheit zur Erschütterung und Untergrabung berechtigter Autorität getrieben wird.

Dabei ändert es an der Wirkung des unausgesetzt gegen die Autorität geübten Ansturmes nicht das geringste, daß weitaus die meisten Menschen, welche daran teilnehmen, durchaus nicht den Willen haben, berechtigter Autorität Abbruch zu tun, sondern vollständig in Unklarheit über die destruktive Wirkung dessen sind, was sie reden, schreiben und tun.

Es ist keine der leichtesten Fragen der Moralphilosophie, menschliche Freiheit und die mit der Ausübung jeder Autorität notwendig verbundene Willensherrschaft eines Menschen über den anderen in Einklang zu bringen, und auch hier kann es meine Aufgabe nicht sein, eine umfassende Abhandlung über dieses Thema zu schreiben.

Eine Tatsache der täglichen Erfahrung aber ist es, daß Ordnung in der menschlichen Gesellschaft nicht aufrecht erhalten werden kann ohne Autorität, und nicht minder Erfahrungssache, daß die richtig verstandene Freiheit des einzelnen am glücklichsten gedeiht unter der von einer strammen aber gerechten Autorität gewährleisteten Ordnung.

Die notwendige Voraussetzung einer befriedigenden Harmonie zwischen Autorität und Freiheit ist der Glaube an einen persönlichen, allmächtigen Gott.

Solange sich der Mensch nicht dazu verstehen kann, an einen persönlichen Gott zu glauben und ihn als den allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde anzuerkennen, bleibt als Quelle und als Vollzugsmittel der Autorität des einen Menschen über den anderen nichts anderes übrig als die Macht. Diese kann in geistiger oder materieller Ueberlegenheit ihren Grund haben. Von dem Moment an aber, wo der Beherrschte Zweifel zu hegen beginnt, ob eine Ueberlegenheit des Herrschenden tatsächlich vorhanden ist, ist der Unordnung Tür und Tor geöffnet.

Ich wüßte nicht, wie, rein menschlich betrachtet, der Wille des einen Menschen seinen Rechtsanspruch begründen könnte, über den Willen eines anderen zu herrschen.

Das Bestreben, menschliche Autorität aufrecht zu erhalten, ohne sie auf einen persönlichen Gott als ihren letzten Grund zu stützen, führt notwendig zu Kampf und Unfrieden und schließlich entweder zur Anarchie oder zur Despotie.

Die Autorität in der menschlichen Gesellschaft ist eine dreifache und in dieser dreifachen Form unbedingt notwendig zur Aufrechterhaltung der Ordnung.

Zuerst nenne ich die religiöse Autorität.

Wenn der Mensch die eigene Autorität über seinesgleichen nicht anders zu begründen vermag als durch Berufung auf göttliche Anordnung, dann bedarf er vor allem Sicherheit über die Existenz Gottes, über die Beziehungen Gottes zum Menschen und über den Inhalt des göttlichen Willens.

Diese Sicherheit kann ihm nur eine kirchliche Autorität gewährleisten.

Aus solchen Erwägungen heraus kann es uns Katholiken gewiß niemand, der ein offenes Auge für die Gefahren und Schäden unserer Zeit hat, verargen, wenn wir mit Gefühlen des Stolzes und der Befriedigung auf jene Autorität hinblicken, die wir in dem unfehlbaren Lehramte der katholischen Kirche verehren.

Ich halte es für einen der unglücklichsten Irrtümer unserer Zeit, daß so zahlreiche Männer, die berufen sind, als Koryphäen der Wissenschaft auch das Banner berechtigter menschlicher Autorität hoch zu halten, es nicht verstehen können, wie eine geoffenbarte göttliche Wahrheit mit der Freiheit wissenschaftlicher Forschung wohl vereinbar ist. Die Forderung freier Forschung beruht ja notwendig auf der Anerkennung, daß die Wissenschaft nicht im Besitze der vollen Wahrheit ist, sondern sie erst suchen muß. Sie ist in natürlichen Dingen gezwungen die gegebenen Tatsachen anzuerkennen.

Führen ihre Schlußfolgerungen zu Ergebnissen, welche mit den Tatsachen in Widerspruch stehen, so bleibt dem größten Gelehrten nichts anderes übrig, als an irgendeinen Fehler in seiner Schlußfolgerung oder deren Voraussetzung zu glauben.

So wird auch wahre Wissenschaft sich damit abfinden müssen, daß, wenn die Ergebnisse ihrer Schlußfolgerung mit der

geoffenbarten Wahrheit nicht übereinstimmen, eben auch irgendein Fehler vorliegt. Dieser Satz scheint mir mit wahrer Wissenschaftlichkeit durchaus nicht im Widerspruch zu stehen, sondern geradezu ein Axiom zu sein, ohne dessen Anerkennung ich mir wahre Wissenschaft nicht denken kann.

Für die großen praktischen Fragen des Schutzes menschlicher Autorität gegen Mißbrauch der Freiheit, möchte ich meinen, ist Klarheit über diesen Punkt von allerfundamentalster Bedeutung.

Die berechtigte und notwendige Autorität eines unfehlbaren kirchlichen Lehramtes ist daher kein Hindernis für die volle Berechtigung menschlicher Freiheit, sondern nur ein sehr notwendiges Korrektiv gegen deren Mißbrauch.

Ganz anders als die Aufgaben der kirchlichen lehramtlichen Autorität gestalten sich jene der Autorität des Staates.

Ihre wichtigste und erhabenste Aufgabe ist der Schutz der persönlichen Freiheit des einzelnen. Diese Behauptung mag vielleicht manchem gewagt scheinen, unrichtig ist sie nicht. Die Aufgabe des Staates ist bestimmt durch die Wohlfahrt der Gesamtheit seiner Angehörigen, und diese ist bedingt von der freien, aber wohlgeordneten Entfaltung der Kräfte der einzelnen. Wenn wir all den Zwang, welchen die Leitung der Staatsgeschäfte für den einzelnen mit sich bringt, näher ansehen, so ist sein Ziel das, die berechtigte freie Entfaltung der Kräfte des einzelnen vor Beeinträchtigung durch rechtswidrige oder schädliche Einflüsse zu schützen.

Wenn wir die verschiedenen Ressorts, denen die Leitung staatlicher Angelegenheiten obliegt, auf diesen Gesichtspunkt prüfen, so werden wir uns der Richtigkeit dieser Behauptung nicht verschließen können. Die Ressorts des Aeußern und des Krieges dienen der Aufgabe, die freie Entwicklung des Wohlstandes innerhalb der Landesgrenzen zu schützen und berechtigten Interessen der im Auslande lebenden Staatsangehörigen gleichen Schutz zu gewähren.

Bezüglich der Ressorts des Innern, des Kultus, der Justiz und auch des Verkehrs kann ohnedies kein Zweifel bestehen, aber auch das Finanzressort hat keine andere Aufgabe, als für die gesamten Staatszwecke die benötigten Geldmittel aufzubringen und zu verwalten. So sehen wir, daß die staatliche Autorität im wohlverstandenen Dienste der richtig aufgefaßten Freiheit des einzelnen steht.

Neben der kirchlichen und staatlichen Autorität steht die soziale Autorität, der wir auf Schritt und Tritt begegnen und ohne die das praktische Leben nicht denkbar ist.

In erster Linie steht hier die Autorität von Vater und Mutter.

Aehnlich wie nach dem modernen Stande der Naturwissenschaften die Zelle und das Protoplasma der Mittelpunkt organischer Entwicklung sind, so bildet die Autorität in der Familie den Ausgangspunkt für jede menschliche Autorität.

Neben der Familie begegnen wir der Notwendigkeit der Autorität im Haushalte, in der Werkstätte und überall da, wo eine größere oder kleinere Anzahl von Menschen zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Zieles tätig sind.

Wie wenig aber der Begriff der Freiheit des einzelnen als solcher der Unterordnung unter menschliche Autorität entgegengesetzt ist, geht daraus klar und unwiderleglich hervor, daß auch unter Verhältnissen, welche das Recht des einzelnen, eine Autorität auszuüben, vollständig ausschließen, freiwillig eine solche Autorität anerkannt, geachtet und ihr gefolgt wird.

Die Macht der Presse z. B. beruht auf dem tiefgewurzelten Bedürfnis des einzelnen Menschen, sich der Autorität anderer, die er für besser informiert hält, zu unterwerfen. Auch die oft zur förmlichen Tyrannei ausartende Autorität, welche wir mit den Worten „öffentliche Meinung" und „Mode" zu bezeichnen gewohnt sind, ist ein Beweis für das tiefe Bedürfnis der Menschennatur, sich menschlicher Autorität freiwillig zu unterwerfen.

Wer offenen Auges das menschliche Leben beobachtet, wie es ist, kann daher unmöglich einen unvereinbaren Gegensatz zwischen Autorität und Freiheit anerkennen. Die Mißachtung der Autorität, die ich als eine Grundlage der Uebel und Gefahren unserer Zeit bezeichnet habe, kann daher ihren Grund nur in falscher Auffassung des Begriffes der Freiheit und in falscher Betätigung des Freiheitsdranges haben.

„Man muß den Worten ihre Bedeutung wieder geben", hat der große Papst Pius IX. einmal gesagt, und in der Tat wird mit keinem Worte soviel Mißbrauch getrieben als mit dem Worte Freiheit.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit lauten die Schlagworte, mit welchen die französische Revolution die Grundsätze der Enzyklopädisten zur praktischen Geltung gebracht hat.

Nur die Worte Glaube, Hoffnung und Liebe bezeichnen den Weg, auf dem das Unheil gebannt werden kann, welches Staat und Gesellschaft bedroht.

Die Gefahren, welche die zunehmende Genußsucht einerseits und die schwindende Achtung vor der Autorität anderseits mit sich bringen, fordern zu ernster Abwehr heraus.

Aber sehr verfehlt wäre die Annahme, daß die große Zahl derjenigen, welche zurzeit durch Lehren und durch Handlungen destruktiven Zwecken dienen, auch tatsächlich den Willen haben, an der Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung mitzuarbeiten. Einen derartigen Willen, der geradezu als verbrecherisch zu brandmarken wäre, haben die allerwenigsten.

So wenig der durch Lebenserfahrung und die Lehren der Geschichte geschulte Beobachter diese Gefahren unterschätzt, ebensowenig entgeht ihm, wie groß in unseren Tagen die Zahl derer ist, die, unbefriedigt von dem Materialismus unserer Zeit, aufrichtig die Wahrheit suchen. Es gibt wirklich sehr viel edles, uneigennütziges Streben, und von einer großen Anzahl derjenigen, die anderen Zielen zustreben, als ich sie für richtig anerkenne, nehme ich keinen Augenblick Anstand ohne jede Einschränkung ihren aufrichtigen und guten Willen im vollsten Maße anzuerkennen.

Wir alle, die wir von der Wahrheit der katholischen Lehre fest und unerschütterlich überzeugt sind, erkennen in dem katholischen Glauben einen Akt göttlicher Gnade und wissen, daß er mit den Mitteln der menschlichen Vernunft allein nicht gefunden werden kann. Wir wissen aber ebenso, daß das Lehrgebäude unseres Glaubens weder im großen Ganzen, noch in den kleinsten Details mit der menschlichen Vernunft in dem geringsten Widerspruche steht.

Wir nehmen jede Mitarbeit Andersdenkender, welche auf Beseitigung erkannter sozialer Gefahren gerichtet ist, gerne an und beanspruchen von Andersdenkenden nur das eine, daß sie ohne Vorurteil und frei von Voreingenommenheit auch uns und den Lehren unseres Glaubens gegenübertreten.

Es ist notwendig, daß die Staatsgewalt alle ihr zur Verfügung stehenden Mittel aufbietet, um die Gefahren, welche sie und die Gesellschaft bedrohen, zu bannen. Dazu müssen auch alle, welche es ehrlich mit dem Volkswohle meinen, getreulich mitwirken.

O möchte doch der wunderbare Aufbau der Lehren der katholischen Kirche in immer weiteren Kreisen klar erkannt werden! Die katholische Lehre über die Erschaffung des Menschen, über seine Aufgabe in diesem und in einem ewigen Leben, über den Sündenfall und die Erlösung, über die Rechtfertigung, über die Kirche mit ihren Gnadenmitteln und die Heiligung des Menschen ist so schön und erhaben, daß sie einerseits der tiefsten Gelehrsamkeit eines Theologen den reichsten Stoff zu wissenschaftlicher Arbeit und immer tieferem Eindringen in die erhabenen Geheimnisse bietet, anderseits aber für den schlichten Verstand eines einfachen, ungebildeten Mannes in voller Klarheit ein abgerundetes und wohlverständliches Bild dessen geben, was er über die Ziele und Aufgaben seines Lebens notwendig zu wissen braucht, wenn er nicht dem gleichen Weltschmerze ausgesetzt sein soll, der sich so oft kund gibt in dem Ignoramus et ignorabimus der ungläubigen Wissenschaft.

Bei dem Baue des Nordostseekanals hat seine Exzellenz der Herr Staatssekretär Dr. v. Bötticher öfter Anlaß genommen, der Feier des katholischen Gottesdienstes, wie er unter vereinter kirchlicher und staatlicher Beihilfe in den Arbeiterbaracken ermöglicht wurde, beizuwohnen, und es wurde mir erzählt, daß er seine Befriedigung über diesen Gottesdienst wiederholt offen ausgesprochen und insbesondere über eine Pfingstpredigt anerkennend sich geäußert hat, wie sehr er darüber staune, wie tief-philosophische Gedanken in schlichter Weise den einfachen Arbeitern vorgeführt wurden.

Allen, welche ernstlich die Besserung unserer Verhältnisse anstreben, kann es nur empfohlen werden, den Versuch zu wagen, in Geist und Verständnis dieser Grundlehren einzudringen. Nur sie bieten den Weg, auf dem die scheinbaren Gegensätze zwischen Autorität und Freiheit, Pflichterfüllung und Lebensgenuß ihren berechtigten Ausgleich finden.

An die verehrlichen Abonnenten.

Das zu Ende gehende dritte Quartal umfaßt vierzehn Nummern, so daß Nr. 40 die letzte des Quartals sein wird. Von dieser Nummer ab wird die ‚Allgemeine Rundschau' das Datum des Samstag (statt Sonntag) tragen. Die Auslieferung zur Post erfolgt von dann ab künftig am Freitag (bisher Mittwoch), die Auslieferung für den Buchhandel (nach Leipzig) am Donnerstag (bisher Dienstag). Abgesehen von der größeren Aktualität, welche durch den späteren Redaktionsschluß gesichert ist, wird so jeder Unterbrechung des regelmäßigen Postbezuges beim Quartalsübergang künftig vorgebeugt. Die Neuordnung entspricht auch einem Wunsche der Postverwaltung. Die Postzustellung erleidet zu Beginn eines neuen Quartals keine Unterbrechung mehr. Das vierte Quartal wird ordnungsmäßig dreizehn Nummern, der Jahrgang ausnahmsweise 53 Wochennummern umfassen. Die letzte Nummer des Jahres trägt das Datum des 30. Dezember.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Aufruhr als Friedensfeier.

Während im russischen Kaukasus eine Mordbrennerei im Gange ist, deren Sachschaden bereits nach wenigen Tagen auf 400 Millionen Mark geschätzt wurde, hat sich in der japanischen Hauptstadt ein Aufruhr abgespielt, der an Schrecklichkeit und an Dauer hinter den russischen Vorbildern zurückblieb, aber doch ungleich mehr Beachtung in der ganzen Welt fand. Japan war in weiten Kreisen zu einem „Musterland" moderner Zivilisation emporgeschraubt worden, und nun sieht man mit einem Male, daß auch diesem Volk nil humani alienum ist, daß auch die angeblichen „Preußen des Ostens" mal eine Revolution machen können, und zwar eine, die mehr ist als ein Verbrechen, nämlich eine Dummheit ersten Ranges. Die Tumulte in Tokio sind sehr ernst gewesen, denn sonst hätte die Regierung nicht den Belagerungszustand über ihre Hauptstadt verhängt; aber sie sind schnell unterdrückt worden und haben also den Bestand des Thrones und der Regierung und auch die Inkrafttretung des vereinbarten Friedens nicht verhindern können. Und doch können die Russen und alle sonstigen Gegner des aufstrebenden Landes sich ins Fäustchen lachen. Denn diese tollen Straßenkrawalle haben das Ansehen Japans, das Vertrauen auf Japan schwer geschädigt, und das ist keineswegs eine nur moralische Einbuße, sondern bedeutet die Erschwerung und Verteuerung des Kredits.

Man kann ja zugeben, daß auf die überraschende Nachgiebigkeit der japanischen Regierung aus dem stark angespannten Selbstbewußtsein des Volkes eine Reaktion erfolgen mußte. Heftige Preßartikel, entrüstete Reden und ein Sturmlauf gegen das bestehende Ministerium würden niemanden verwundert haben. Aber daß auch Leute, die als reife Politiker im Lande der aufgehenden Sonne gelten, ein Telegramm an den Marschall Oyama abschicken, um ihn zur Fortsetzung des Krieges auf eigene Faust aufzufordern, und in der kritischen Lage des Vaterlandes den sengenden und brennenden Pöbel auf Ministerhäuser und christliche Kirchen loslassen, das zeugt doch von einer bedenklichen Dünne der japanischen Kulturschicht.

Die schnelle Beilegung des Aufstandes schiebt man nicht bloß der Machtentfaltung, sondern auch der Beredsamkeit der Regierung zu. Der leitende Minister Graf Katsura soll eine wunderbare Wendung der Stimmung herbeigeführt haben, als er einer Versammlung von Politikern und Preßleuten den Inhalt des Friedensvertrages mit seinen politischen und materiellen Vorteilen für Japan auseinandersetzte. Warum hat die Regierung erst gesprochen, als das Unglück schon geschehen war? Bekanntlich haben die japanischen Bevollmächtigten am 29. August den überraschenden Verzicht auf Nordsachalin und die ganzen Kriegskosten in Portsmouth verkündet; die Reinschrift der Vereinbarungen erforderte dann noch sechs Tage; erst am 5. September fand unter Kanonendonner und sonstigen Geburtstagsfeierlichkeiten die Unterzeichnung des Friedensvertrages in vier Exemplaren statt. In dieser Zwischenzeit war ein diplomatisches Stillschweigen nicht mehr nötig; die japanische Regierung hätte sofort durch Wort und Schrift ihrem Volke mitteilen sollen, was errungen ist und was nicht errungen werden konnte, welche Gründe für die Nachgiebigkeit maßgebend waren, und was Japan jetzt zu hoffen und zu tun hat. An der rechtzeitigen Aufklärung hat es offenbar gefehlt; denn sonst wäre der Tumult nicht gerade nach Ankunft der Depesche von der feierlichen Unterzeichnung der Reinschrift losgebrochen. Die Lehre, die sich aus diesem Zwischenfall ergibt, hat auch für die alten Kulturländer Bedeutung: mit angenehmen Dingen darf man das Volk vielleicht überraschen; aber wenn unangenehme Sachen das Volksgemüt bedrohen, dann muß man nach Möglichkeit schonend vorzubereiten und aufzuklären suchen und gerade in den Tagen der Enttäuschung von den modernen Hilfsmitteln der Volkserziehung umfassenden und klugen Gebrauch machen. (Si parva licet componere magnis, sollten auch u n s e r e Regierungen im Punkte Fleischteuerung mehr zur Aufklärung und Beruhigung tun.) Ferner ersieht man aus dem Aergernis von Tokio, wie gefährlich es ist, den Chauvinismus und nationalen Größenwahn bei den Volksmassen aufflammen zu lassen. Offenbar waren die Japaner durch die Siegesnachrichten, die ihnen fortwährend in der schmeichelhaftesten Sauce serviert waren, zu der Ansicht gelangt, daß Rußland platt zu Boden liege und Japan das ganze Ostasien in der Hand habe. In der leichtfertig angefachten Hurrastimmung begriff das Volk nicht, warum der Mikado und sein Rat der Alten mit dem Sperling in der Hand sich zufrieden gaben. Eine weitsichtige Regierung sollte in solchen Fällen rechtzeitig einer Unterschätzung des Gegners und einer Ueberspannung des Selbstbewußtseins vorbeugen.

Das bedenklichste Zeichen bei diesem Fieberausbruche in Japan ist die Zerstörung von 10 christlichen Kirchen und einer europäischen Schule. Der Haß gegen die F r e m d l i n g e und gegen das C h r i s t e n t u m ist also auch in Japan noch nicht erloschen. Ueber die Tiefe und den Umfang dieser alten Gehässigkeit des heidnischen Mongolentums müssen wir noch nähere Nachrichten abwarten. Die Europäer werden sich gewiß nicht abschrecken lassen, am wenigsten die opferwilligen Missionare; aber es ist doch gut, wenn man weiß, was da unter der Asche brennt, um die nötige Vorsicht mit der Tatkraft zu verbinden. Sehr heilsam ist auch die Erkenntnis, daß der Firniß der Verstandeskultur nicht ausreicht, um ein Volk zu zivilisieren, sondern daß Japan erst eine wirkliche Kulturmacht sein wird, wenn das Christentum, d. h. das Christentum in einer wirksamen Form, das Land durchsäuert hat.

Aus den Mitteilungen, die Graf Katsura zur Beruhigung seiner Landsleute gemacht hat, ist nebenbei zu ersehen, daß die Straße von La Perouse zwischen Sachalin und dem Festlande zwar frei bleiben, aber doch die Anlage von Befestigungen an der Küste von Sachalin nicht verwehrt sein soll. Hoffentlich entsteht über diesen Punkt nicht schon ein Auslegungsstreit. Ueberhaupt wäre es wünschenswert, daß der volle Wortlaut des Friedensvertrages schon jetzt veröffentlicht würde, ohne daß die Welt auf die Ratifikation warten muß, für die noch eine Frist von 50 Tagen vorgesehen ist. Die Ratifikation ist ja doch nur eine Formalie, da die Fortsetzung des Krieges auch beim schlechtesten Willen nicht mehr möglich ist. Wollte einer der beiden Staaten sich jetzt wieder unter irgendeinem Vorwande zurückziehen, um abermals das Waffenglück zu versuchen, so würde das eintreten, was die blindwütigen Japaner in Tokio schon jetzt ohne Grund vermutet haben, nämlich eine Stellungnahme der neutralen Völker zuungunsten des unfriedlichen Teils. Um alle mildernden Umstände gelten zu lassen, muß man den unzufriedenen Japanern die Erinnerung an 1895 zugute halten; damals haben tatsächlich Rußland, Frankreich und Deutschland den Japanern die Früchte ihres Sieges über China empfindlich verkürzt und, wie wir heute offen zugestehen können, zum Vorteil des lauernden Rußland zu sehr verkürzt. Jetzt aber gab es keine antijapanische Koalition, und am wenigsten hat Deutschland sich um eine Herabdrückung der japanischen Forderungen bemüht. Wollen die Japaner mit den Weißen abrechnen, so können sie sich nur an England halten, das ihr Bundesgenosse war und in dem neuen Vertrage Japan noch enger an seine Interessen gefesselt, aber dabei doch nichts zur Milderung des russischen Ultimatums getan hat.

Die Krisis in Ungarn.

Zum 15. September steht die Wiedereröffnung des Parlaments in Budapest bevor, und leider ist in der Zwischenzeit die Spannung zwischen den gesetzgebenden Faktoren nicht gemildert, sondern vielmehr noch verschärft worden. Die Koalition will nicht nachgeben; sie hat sogar beschlossen, das Ministerium Fejervary in Anklagezustand zu versetzen. Fejervary scheint aber

vor dieser Drohung nicht zu zittern, sondern geht mit einer bemerkenswerten Ruhe den vorgezeichneten Weg weiter. Er hat erklärt, so lange die Geschäfte des Landes führen zu wollen, bis eine parlamentarische Regierung möglich sei. Sein Ministerium hat in der Zwischenzeit nichts getan, was nach unseren Begriffen eine parlamentarische Anklage begründen könnte; die Koalition muß also ihre Anklage mit dem bloßen Dasein dieses Kabinetts begründen, was im Grunde auf eine Beugung des Kronrechts der Ministerernennung hinausläuft. So spitzen sich die Gegensätze immer mehr zu; die liberale Partei erweist sich in ihrer Selbstauflösung, die verblüffend schnell hinter der Wahlniederlage eingetreten ist, vollständig unfähig zu jeder Ausgleichsarbeit, was sowohl auf die Kraft, als auf die Tugend dieser bisher allein herrschenden Partei ein jämmerliches Licht wirft. Leider müssen wir auch sagen, daß die katholische Volkspartei, die allerdings erst in jugendlichem Werden steckt, jede selbständige Tätigkeit in dieser Krisis vermissen läßt. Das Ministerium Fejervary hat sich aber nicht auf die Erledigung der laufenden Verwaltungsgeschäfte beschränkt, sondern einen beachtenswerten Versuch zur Entwirrung des Knotens gemacht, indem es die Erweiterung des Wahlrechts zur Erörterung stellt.

Ueber die Wirksamkeit eines solchen Schachzuges läßt sich außerhalb des betreffenden Landes schwer ein sicheres Urteil fällen; aber man sollte denken, daß die Parole der Wahlrechtsreform wohl geeignet sei, um die Sympathien der großen Masse der bisher entrechteten Bevölkerung für die Krone und gegen die parlamentarische Oligarchie der magyarischen oberen Klassen zu gewinnen. Die Wahlen in Ungarn werden tatsächlich von einer kleinen Minderheit betätigt und obendrein auch mit den skrupellosesten Künsten der Bestechung und des Terrorismus durchgeführt. Dieser Zustand ist auf die Dauer nicht haltbar. Wenn die Regierung Ernst macht mit dem Aufgebot der bisher vergewaltigten Nationalitäten und sozialen Schichten gegen die anspruchsvollen Mandatinhaber von einer kleinen Minderheit Gnaden, so muß ihr der Sieg schließlich bleiben; aber schwere Kämpfe wird es in dem bisher an Bevormundung gewöhnten Lande doch erst noch kosten. Offenbar rechnet Fejervary damit, daß die Koalition bei ernstem und zähem Vorgehen der Regierung entweder im ganzen einlenken oder sich zersetzen werde und daß dann auf parlamentarischem, friedlichem Wege sich die Lage entwirren lasse.

Bischof Franz Leopold von Leonrod †.

Von

Dr. Felix Mader.

In der Leonrodkapelle des altehrwürdigen Domes zu Eichstätt schloß sich soeben die Gruft über der sterblichen Hülle des Bischofs Franz Leopold von Leonrod. — Die Familie der Leonrods stand zur Diözese und zum Hochstift Eichstätt von alten Zeiten her in enger Beziehung: eine große Zahl von Kanonikern gab sie dem Domstift, Pfleger den hochstiftischen Aemtern, vom Hofmeisteramt abgesehen, das die Familie innehatte. Endlich war es einem Sprossen des altadeligen Hauses bestimmt, den Bischofsstuhl des hl. Willibald zu besteigen.

Bischof Leonrod war ganz Eichstätter. Von einem zweijährigen Studium der Philosophie am Germanikum abgesehen — dasselbe fiel in die Jahre 1846—1848 — vollendete er seine humanistischen und theologischen Studien in Eichstätt als Zögling und Alumnus des von dem späteren Kardinal Karl August von Reisach gegründeten Diözesanseminars. Nachdem er 1851 die Priesterweihe empfangen hatte, war es wieder die Eichstätter Diözese, in der er sich der Seelsorge widmete: zuletzt als Domprediger und Religionslehrer am Kgl. Gymnasium in Eichstätt. Dann kam eine Unterbrechung dieser Beziehungen durch die Uebernahme der Pfarrei St. Zeno bei Reichenhall, aber sie dauerte nur von 1859—1867. Am 19. März dieses Jahres wurde Franz Leopold von Leonrod in der Kathedrale zu Eichstätt als Bischof konsekriert — er zählte damals 40 Lebensjahre.

Bischof Franz Leopold besaß alle Eigenschaften, die dem Träger des bischöflichen Amtes vonnöten waren: ohne Gelehrter im engeren Sinne des Wortes zu sein, verfügte er über eine solide philosophische und theologische Bildung; impulsive mit Klugheit und Wohlwollen gepaarte Tatkraft lenkten seine Verwaltungstätigkeit, und sein im besten Sinne des Wortes vornehmes Wesen verbunden mit imponierender äußerer Erscheinung entsprach in wahrhaft idealer Weise der Würde des bischöflichen Amtes. Mit den Verhältnissen der Diözese war Bischof Leonrod glücklicherweise im vorhinein genau vertraut, und so gestaltete sich seine langdauernde Regierung zu einer sehr segensreichen.

Eine merkwürdige unverwüstliche Arbeitsfähigkeit war Bischof Franz Leopold eigen. Die Visitation seiner allerdings nicht zu großen Diözese nahm er selber vor: wiederholt erschien der Bischof von Pfarrei zu Pfarrei, und diese Besuche, Festtage für die Gemeinden, eroberten ihm die Herzen der Diözesanen. Die Volksmissionen, die katholischen Vereine und was immer zur Hebung des religiösen und sozialen Volkswohles beitragen konnte, fand seine ausgesprochene Sympathie und lebhafte Unterstützung: hatte er doch schon als Domprediger den Vinzentiusverein in Eichstätt begründet. Häufig bestieg der Bischof selber die Kanzel, namentlich alljährlich in der Fastenzeit, um mit seiner zündenden, eindrucksvollen Beredsamkeit die christliche Wahrheit zu verkünden; bei den Visitationen predigte er täglich, wohl auch mehrmals des Tages, wenn Filialen besucht wurden. Das kirchliche Leben stand daher, da der Bischof von einem gleichgesinnten Klerus unterstützt wurde, in bester Blüte. Die Errichtung katholischer Gemeinden in den ehemaligen Ansbachischen und Nürnbergschen Gebieten: in Gunzenhausen, Altdorf, Feucht, Pappenheim, Wassertrüdingen usw. fällt in die Zeit seiner Regierung.

Als Bischof Leonrod den Stuhl des hl. Willibald bestieg, übernahm er von seinen beiden Vorgängern ein sorgenvolles Erbe: das Diözesanseminar und das damit verbundene Lyzeum. König Ludwig I. hatte dem Bischof Karl August von Reisach die Befugnis zur Errichtung eines Bischöflichen Lyzeums in Eichstätt gegeben und demselben Gleichberechtigung mit den übrigen bayerischen Kgl. Lyzeen erteilt. Diese Gründung, verbunden mit jener eines Seminars, stellte der Diözese eine große finanzielle Aufgabe. Bischof Leonrod übernahm diese Sorge mit eifervoller Pietät und die bezüglichen Verhältnisse gestalteten sich während seiner Regierung successive immer zufriedenstellender. Neben der materiellen Frage war es Bischof Leonrod ebensosehr darum zu tun, das wissenschaftliche Ansehen der Anstalt auf bedeutsamer Höhe zu erhalten. Es ist bekannt, daß das Eichstätter Lyzeum ein Hort der Thomistischen Richtung in Philosophie und Theologie war, weshalb es sich in den Tagen des Kulturkampfes einer hochgesteigerten Frequenz seitens der norddeutschen Kleriker erfreute.

Bischof Leonrod besaß auch feines Kunstverständnis. Wer die kunstgesegnete Bischofsstadt an der Altmühl besucht und den prächtig restaurierten Dom, den unvergleichlich schönen Kreuzgang durchwandert, der erfährt, daß Bischof Leonrod der Veranlasser und die Seele dieser Unternehmungen war; alles ging da durch seine Hand und es geschah nichts, was er nicht geprüft hätte. In gleicher Weise interessierte er sich für die künstlerische Ausstattung der übrigen Kirchen seiner Diözese. Die Gründung eines Diözesanmuseums in den allerletzten Jahren krönten gleichsam seine Tätigkeit auf diesem Gebiete und er selber wendete testamentarisch seinen Besitz an Kunstwerken dem Museum zu.

Die Bestrebungen der Cäcilienvereine auf dem Gebiete der Kirchenmusik fanden die lebhafteste Unterstützung des Bischofs — war ja Witt selber einige Zeit Domkapellmeister in Eichstätt. Für die kirchliche Paramentik sorgte er durch Errichtung eines Paramentenvereins, die schon 1871 erfolgte. Daß Bischof Leonrod in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung die damaligen einseitigen Anschauungen über kirchliche Kunst, die den Werken des 17. und 18. Jahrhunderts feindlich gesinnt waren, in diskreter Weise zur Geltung kommen ließ, wird niemand mißverstehen; sein feiner Geschmack ließ ihn später den veränderten Auffassungen in diesen Fragen volles Verständnis entgegenbringen.

Prinzipientreue und konziliantes Wesen bezeichnen das Verhältnis Leonrods zum Mittelpunkt der Gesamtkirche einerseits, zur Staatsregierung anderseits. Zur Zeit der Infallibilitätswirren stand Bischof Leonrod mitsamt seinem Klerus treu auf kirchlich-prinzipiellem Standpunkt und vertrat denselben auch in einer Reihe von öffentlichen Kundgebungen: die Sympathien des Ministeriums Lutz erwarb er sich dadurch begreiflicherweise nicht, sonst aber verstand es Bischof Leonrod, mit der Staatsregierung in bestem Einvernehmen zusammenzuarbeiten.

In der Eichstätter Bischofsreihe gehört Franz Leopold von Leonrod zu jenen Bischöfen, die die längste Regierungsdauer aufzuweisen haben. Sie war gesegnet, diese Regierung; mit aufrichtiger Trauer sahen die Diözesanen die vornehme apostolische Gestalt ihres Bischofs ins Grab sinken: die Tausende, die um die Gruft standen, erfüllte das Bewußtsein, daß ein bedeutender Kirchenfürst nicht mehr ist, und sie riefen ihm, dessen Lebenswerk ein Werk des Friedens war, nach ins Grab: Friede!

Borgesius' Drahtpuppen.

(Zur Lage in Holland.)

Von

Peter Wirtz.

Die Niederlande haben wieder ein neues Ministerium. Erst sechs Wochen nach den an dieser Stelle gewürdigten Wahlen für die Tweede Kamer sind die Namen der neuen Minister im Staatscourant erschienen. Das neue Kabinett zählt sachlich nicht mehr acht, sondern neun Minister. Der für einen Mann zu weitläufige Waterstaat wurde durch Schaffung eines Handels-, Industrie- und Ackerbauministeriums erleichtert.

Königin Wilhelmine stieß bei Bildung des Ministeriums auf eine Reihe Schwierigkeiten. Sie hat seit Beginn der Krise darauf bestanden, daß für die einzelnen Aemter nur solche Männer gewählt würden, deren politische Vergangenheit dafür Bürgschaft biete, daß ihre Ernennung nicht den Grund zu einer dauernden und jede ersprießliche Tätigkeit von vornherein vereitelnden Verstimmung und Erbitterung der einen oder anderen Partei legen würde. Vielmehr müsse das neue Kabinett aus Elementen bestehen, welche die Kraft und den aufrichtigen Willen hätten, eine Brücke über die zwischen den beiden Parteien gähnende Kluft zu schlagen. Die Königin zeigte sich mit gutem Recht so vorsichtig. Man darf nämlich nicht vergessen, daß die momentane Parteilage nicht dazu angetan ist, die liberal-sozialistischen Bäume in den Himmel wachsen zu lassen. Die Opposition geht eng geschlossen vor. Sie zählt 48 Mitglieder von 100. Die 52 Mandate starke Mehrheit teilt sich, abgesehen von 8 Sozialdemokraten, in die verschiedenen nichts weniger als einigen Schattierungen des Liberalismus. Das von Goeman Borgesius gebildete Kabinett, welches offiziell den Namen des Premierministers de Meester trägt, wird also einerseits mit der tatkräftigen Opposition, anderseits mit den innerparteilichen Zwisten seiner Getreuen zu rechnen haben.

Den christlichen Fraktionen macht er denn auch jetzt schon zarte Andeutungen. Schreibt doch das jüdisch-liberale „Handelsblad: „Alle Minister sind geschickte Leute. Sie werden begreifen, daß die Aufgabe des Ministeriums nicht notwendigerweise darin besteht, die konservative Partei herauszufordern." Aus Geschicklichkeit hat wohl auch Goeman Borgesius davon abgesehen, sich selbst ein Portefeuille zuzuschustern; denn er hat in den letzten vier Jahren mit einer seltenen Leidenschaft den Anführer im Kampfe gegen Dr. Kuyper gespielt. Um diese schroffen Gegensätze in etwas abzurunden, hätte der geschickte Altliberale recht gerne einige Minister des früheren Kabinetts, so als Kolonialminister von Idenburg, Justizminister Loeff, Kriegs- und Marineminister Borgansius und Ellis beibehalten. Selbstverständlich waren diese Herren um ihre persönliche Würde zu sehr besorgt, um sich zu solchem Kompromiß herzugeben. Zu spät scheinen die Herren Altliberalen eingesehen zu haben, daß eine negative Zerstörungspolitik sich in Wahlreden recht schön ausnimmt, in der Praxis aber viel Kopfbrecherei bereiten kann. Vor den Wahlen war auch kein gutes Haar am Ministerium Kuyper und seiner Mehrheit und nach denselben wären vier bedeutende Mitglieder derselben würdig, mit dem politischen Genius Goeman Borgesius am selben Tisch zu sitzen! Warum? Doch nur weil dieser Herr einsieht, daß es mit ihnen besser gegangen wäre. So ganz ohne war das Kuypersche Regime also doch nicht.

Von demselben mit Brio im Stich gelassen, mußte sich der alte Politikus mit allen fortschrittlichen und demokratischen Elementen kompromittieren. Zu welchem Kuhhandel es da gekommen ist, wird uns die nächste Zukunft lehren. Jedenfalls schreibt aber jetzt bereits der „Haagsche Courant", daß Veegens das Kolonialportefeuille nicht angenommen hätte, falls er nicht die Sicherheit gehabt, daß in ein paar Jahren die Verfassungsrevision und prinzipielle Förderung des allgemeinen Stimmrechts vorgeschlagen würde." Das neue Ministerium, dessen Mitglieder meist der radikalen Partei angehören, schwimmt also in radikal-sozialistischem Fahrwasser. Die liberalen Blätter heben allerdings hervor, daß es sich lediglich um ein Geschäftsministerium handelt. Damit werden sich aber die Herren Demokraten nicht begnügen, sie, die aus Haß gegen die christlichen Fraktionen an der Wahlurne ihre eigenen Grundsätze mit Füßen getreten. Und gibt de Meester mit seinen Kollegen dieser Strömung nach, verliert er die Stütze der Altliberalen. Ein Artikel des altliberalen „Utrechtsche Dagblad" ist in dieser Hinsicht vielversprechend. Das Blatt schreibt: „In Wirklichkeit haben wir als Minister nur Drahtpuppen, deren Drahtzieher Goeman Borgesius ist. Vier Jahre lang hat Borgesius seine Augen nicht von der Ministerbank abwenden können, wie der Sozialist Troelstra sagt, und nun zieht er sich in die Kulissen zurück in dem Moment, wo er sich auf die Bank setzen wollte; er möchte herrschen wie eine Art verborgene Majestät, und den Ministern ihre Akte diktieren, ohne für dieselben verantwortlich zu sein. Kann sich ein Mann, der nur ein wenig um seine Würde besorgt ist, zu einer solchen Rolle hergeben?"

Wenn seine besten Freunde dem neuen Kabinett solche Glückwünsche mit auf den Weg geben, braucht man wohl kein Prophet zu sein, um dasselbe als totgeboren hinzustellen, auch abgesehen von anderen Schwierigkeiten, wie der finanziellen Lage des Landes. Holland ist in Not. Wie werden dieselbe verscheuchen die Puppen des Drahtziehers Borgesius?

Zweihundertjahrfeier der Erhebung des bayerischen Volkes.

Die Gedenkfeste zur Erinnerung an die Fürstenhaus und Volk in Altbayern eng aneinanderkettenden Kämpfe vor 200 Jahren, welche in der Sendlinger Bauernschlacht zunächst so unglücklich endeten, haben am Sonntag, 3. September, mit einer großartigen oberbayerischen Volksfeier in Tölz für den Herbst vorläufig ihren Abschluß gefunden. Im Winter wird in Sendling noch eine erhebende Kundgebung folgen, wahrscheinlich am Jahrestage der Mordweihnacht selbst. In Tölz war, wie vorher im niederbayerischen Aidenbach, Prinz Ludwig, der künftige König, als Vertreter seines Vaters, des Prinz-Regenten, persönlich erschienen. Nach dem Festgottesdienst, an dem auch der Prinz teilnahm, fand vor dem Geburtshause des damaligen geistigen Führers der tapferen Oberländer, des späteren Münchner Weinwirtes Johannes Jäger, der erste Teil des Festaktes statt. Der greise Prof. Dr. Sepp, ein geborener Tölzer, hielt die Festrede. Von einer Tribüne nahm Prinz Ludwig die Huldigung des prächtigen Festzuges entgegen. Ein Teil der 52 Vereine erschien in historischer Tracht. Vor dem renovierten Marienstift an der Isarbrücke folgte der zweite Teil des Festaktes. Auf die Huldigungsansprache des Bürgermeisters Faist antwortet Prinz Ludwig etwa wie folgt:

„Meine lieben Landsleute! Wie vor einigen Wochen nach Aidenbach, wo viele Tausend Niederbayern ihr Leben für ihr Land und für ihren Kurfürsten gelassen haben, so bin ich auch als Vertreter meines hohen Vaters, des Prinz-Regenten, hierher gekommen, um den Oberländern, den Oberbayern, die bei Sendling ihr Blut verspritzten, den herzlichsten Dank des Regenten und des ganzen Königlichen Hauses für die Treue der Bayern zum angestammten Fürstenhause zum Ausdruck zu bringen. Schwere, furchtbare Zeiten waren es damals: der Kurfürst nach tapferem Kampfe genötigt, das Land zu verlassen, die Kurfürstin und die kurfürstliche Familie in Feindeshand, Bayern sollte als selbständiges Land zu existieren aufhören und das Haus Wittelsbach seiner Stammlande beraubt werden. Die Linie Ludwigs des Bayern, die Bayern regierte, wurde der Kurwürde beraubt und diese der Pfälzer Linie übertragen, nachdem 150 Jahre vorher die Würde der pfälzischen Linie genommen und der bayerischen übertragen worden war.

Der Aufstand des Volkes ist mißlungen, aber die Erinnerung daran ist geblieben, und es ist nur zu wünschen, daß niemals mehr eine ähnliche Gelegenheit kommen möge, daß das bayerische Volk seine Treue gegen das Herrscherhaus auf solch blutige Art betätigen müßte. Wenn es aber sein sollte, so zweifle ich nicht daran, es wird gerade so gehen wie vor 200 Jahren.

Ich selber, ein direkter Nachkomme des Kurfürsten Max Emanuel, des tapferen Helden, habe heute die Uniform eben des Leibregiments Max Emanuels angelegt, die Uniform des Regiments, das mir der höchstselige König Ludwig nach dem zwar unglücklichen, aber mit Ehren bestandenen Feldzuge von 1866 für meine persönliche Auszeichnung verliehen hat, des Regiments, dessen Inhaber zu sein ich nun so viele Jahre die Ehre habe.

Die Treue für Max Emanual hat sich bewährt. Er kehrt nach zehn Jahren zurück, mit Freude von seinem Volke empfangen. Und 100 Jahre später ist sein Nachfolger König von Bayern geworden. Ich sage ausdrücklich nicht: erster König von Bayern, denn schon zu Zeiten der Karolinger, und wahrscheinlich auch der Agilolfinger, haben Wittelsbacher die Königskrone getragen. Wie Professor Sepp ganz richtig bemerkt hat, ist Bayern das älteste Königtum.

Den treuen Bayern, dem ganzen Volk, Stadt und Land, Ober- und Unterland, sei nochmals von ganzem Herzen gedankt, allen, die gerade so Bayern sind wie ich selbst. Es ist der Stolz des Hauses Wittelsbach, daß es, so weit man denkt, mit dem Volke zusammenhängt, und es ist höchst wahrscheinlich, daß es vor 1500 Jahren mit den Bayern in dieses Land gekommen ist.

Die unwandelbare Treue von Fürst zu Volk, von Volk zu Fürst, wie sie so lange schon bestanden, so möge sie noch viele hundert Jahre bestehen. Zum Zeichen unserer Zusammengehörigkeit stimmen wir ein in den Ruf: Unser vielgeliebtes Vaterland Bayern lebe hoch! hoch! hoch!" (Begeisterter Zuruf.)

Zum Zusammenschluß der katholischen Literaten.*)

Von

Emil Ritter.

In Heft 35 der „Allgemeinen Rundschau“ gibt Realschuldirektor Jos. Gaßner eine Anregung, die voraussichtlich durch ihre Hoffnungsfreudigkeit und ihre Bestimmtheit in den angefügten Vorschlägen viele Leser bestechen wird. Es ist ja auch nicht ausgeschlossen, daß die Anregung irgendeine begrüßenswerte Frucht tragen wird; wie der Plan aber jetzt ist, weist er unverkennbare Mängel auf, gründet sich zum Teil auf ganz irrige Voraussetzungen, erregt überhaupt in verschiedenen Richtungen Bedenken, mit denen man nicht zurückhalten darf.

Gaßner sagt: „Nach meinem Dafürhalten sollten alle auf dem Boden der katholischen Weltanschauung stehenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen deutscher Zunge zu einer strammen und einheitlichen Organisation sich zusammentun und periodisch wiederkehrende persönliche Zusammenkünfte veranstalten.“ Zunächst: wer soll zusammenkommen bzw. sich zusammentun? Die Schriftsteller im Nebenamte allein können wohl kaum in Betracht kommen. Bei ihnen kann ja von einer Berufsorganisation nicht die Rede sein und ein Kongreß von ihrer Seite dürfte kaum über ein angenehmes, anregendes Beisammensein hinauskommen. Die katholischen Tagesschriftsteller haben ihre vorzügliche Organisation im Augustinusverein. Die wissenschaftlichen Schriftsteller finden, soweit sie des Anschlusses bedürftig sind, solchen in der Görres- und Leogesellschaft, die auch ihre Zusammenkünfte haben. Es bleiben also schließlich die Berufsschriftsteller, deren Werk über das Tagesbedürfnis hinausgeht, die Dichter und Dichterinnen. Und diese hat ja auch Gaßner, nach den angeführten Namen zu urteilen, zunächst im Auge. Wir müssen hier vor allem bedenken, daß wir außerhalb der Pressewelt einen ausgesprochen katholischen Schriftstellerstand von einigermaßen nennenswerter Stärke gar nicht haben. Wenn wir genau scheiden, bleibt eine verhältnismäßig kleine Gruppe von Literaten, die keinen eigentlichen Stand bilden, sondern als abgeschlossene Persönlichkeiten in der modernen Literatur stehen. Gaßner nennt u. a. Keller, Eschelbach, Heemstede, Keiter, Kralik und sagt: „Und hätten sich denn diese und andere ihnen geistesverwandte Persönlichkeiten bei persönlichem Zusammentreffen gegenseitig gar nichts zu sagen?“ Ich kann mir gut vorstellen, daß z. B. M. Herbert einem Zusammensein mit Kralik außerordentlich viel verdanken und daß Kralik aus einem Zwiegespräch mit Herbert erfrischt hervorgehen könnte. Ich kann mir aber weder Herbert noch Kralik in ihrer Eigenschaft als Schriftsteller auf einem Kongreß denken, eine Gelegenheit, bei der doch stets der Massentrubel und die Hast jeden geistigen, tieferen Austausch ersticken muß. Wenn zwei unserer Dichter aus ihren Werken herausfühlen, daß sie sich gegenseitig etwas zu geben haben, werden sie sich zu finden wissen, sie werden aber kaum auf einen Kongreß hoffen. Bei einer allgemeinen Diskussion könnte auch nichts herauskommen. Entweder müßte sie sich um praktische oder um grundsätzliche künstlerische Fragen drehen. Wie schon gesagt, sind aber zu wenig praktische Interessen der kleinen katholischen Schriftstellergruppe gemeinsam, und einer praktischen Organisation stehen außer dem Mangel an Teilnehmern noch innere Schwierigkeiten entgegen, auf die ich noch zurückkommen werde. Um künstlerische Fragen in Form einer Diskussion erörtern zu können, dazu fehlt uns leider noch völlig die Klarheit und Sicherheit, ja jede bedeutende Vorarbeit in den heutigen ästhetischen Problemen. Wohin sollte z. B. eine Diskussion zwischen Handel-Mazzetti und Heemstede führen, die doch in ihrem künstlerischen Programm auf verschiedenen Sternen stehen? Ueberhaupt bringt man derartige Fragen auf Diskussionsart keinen Schritt weiter.

Gaßner schlägt dann vor, auch Musiker, Maler, Bildhauer, Architekten, Gelehrte zuzulassen, und daß die „organisierte katholische Studentenschaft zum katholischen Feste eingeladen und daß sie der Einladung en masse Folge leisten würde“, hält er für „selbstverständlich“. Damit wäre dann allerdings der Charakter des Kongresses als äußerlich festliche Kundgebung besiegelt und für die künstlerische Befruchtung bliebe wenig Raum.

Vielleicht denkt Gaßner weniger an die Förderung des literarischen Schaffens, als an eine anregende Abwechslung für die Schriftsteller selbst, für die schaffenden Menschen. Das ist ein sehr begreiflicher Wunsch und wer von unseren Schriftstellern machte das nicht gerne mal mit! Muß aber dazu ein eigener Kongreß einberufen werden? Läßt sich eine solche Zusammenkunft nicht etwa als eine Nebenveranstaltung der Katholikentage machen, ganz ungezwungen und wie die Leute sich gerade finden? (Diese Teilnahme der Kunstwelt könnte den Katholikentagen nur zuträglich sein und sie mit mancher neuen Idee befruchten.) Und ist nicht vorerst eine bessere Ausnützung des katholischen Pressevereins im Interesse der Schriftsteller einer Organisation vorzuziehen, die nur sehr schwache Aussichten auf einen wirklichen Nutzen hätte? Vor allem die katholische Presse brauchen unsere Schriftsteller in materieller Hinsicht, und der Augustinusverein dient ja auch den Zeitungen, wenn er den Mitarbeitern dient. (Vielleicht findet sich demnächst Gelegenheit, das hier Angedeutete weiter auszuführen.) So ist das Gute einer Organisation und der Kongresse sehr fragwürdig, die Nachteile können aber recht bedeutend sein. Ich will nur zwei Punkte erwähnen.

Unsere katholische Literatur, die endlich im Aufblühen begriffen ist, wird sich viel schwerer Eingang und Achtung auf nichtkatholischer Seite verschaffen, wenn sich die Dichter in einem konfessionellen Verbande zusammentun. Wir werden dadurch das System der Absperrung, des Totschweigens nur begünstigen. Wer sich in seiner Eigenschaft als Künstler einer ausgesprochen katholischen Vereinigung anschließt, setzt das Interesse aufs Spiel, das ihm außerhalb der katholischen Kreise entgegengebracht wird. Deshalb braucht der Schriftsteller nicht darauf zu verzichten, seine religiöse Ueberzeugung in seinen Werken klar und natürlich auszudrücken, das hat mit einer konfessionellen Organisation nichts zu tun. Man darf nun nicht schließen, daß ich konfessionelle Vereinigungen verwerfe. Sie sind meistens von Nutzen, ja notwendig. Wer aber die gegenwärtige Lage der katholischen Literatur, oder sagen wir besser der literarischen Betätigung der deutschen Katholiken bedenkt, wird mir darin zustimmen, daß die von Gaßner vorgeschlagene Einrichtung mehr schaden kann als nützen.

Zweitens: wir brauchen in der Literatur eben viel mehr eigenartige Persönlichkeiten, als feste Organisationen. Ich habe schon erwähnt, daß uns der mittlere Schriftstellerstand, der in den nichtkatholischen großen Verbänden die Masse ausmacht, ganz fehlt. Was in dieser Schriftstellermasse wirklich katholisch ist, kann recht gut seinen Platz im interkonfessionellen Verband behalten; denn es handelt sich hier meist um materielle oder äußere Standesinteressen. Die Beziehungen solcher Schriftsteller müssen auch fast immer interkonfessionell sein. Und die Persönlichkeiten unter den katholischen Literaten soll man nicht gleich wieder in eine „Organisation“ einpressen wollen. Materiell ist ihnen damit nicht geholfen, es sind ihrer zu wenige, und künstlerisch mögen sie ruhig ihre eigenen Wege gehen, möglichst eigene Wege. An solchen Pfadsuchern fehlt es uns noch, nicht aber an organisierten Durchschnittsleuten.

*) Zu dieser in Nr. 35 angeschnittenen Frage erhielt die „Allgem. Rundschau“ schon unmittelbar nach Erscheinen des Heftes mehrere Zuschriften, jedenfalls ein Beweis, daß der Vorschlag großes Interesse erregte. Heute sei einem Gegner der Gaßnerschen Anregung das Wort erteilt. Es liegen auch bereits bemerkenswerte zustimmende Urteile vor, u. a. von Paul Keller, der an den Herausgeber wie an den Verfasser in diesem Sinne schrieb.

Einzige Hoffnung.

Laß sie schaukeln deine Hoffnung
Auf dem weiten Ozean,
Wann die Träume deiner Jugend
Tauchen in die Wasserbahn.

Stürme brausen wild und wütend
Uebers Land in schneller Flucht. —
Laß sie brausen, balde landet
Auch dein Kahn in sichrer Bucht.

Diese Hoffnung glänzt noch immer
Sonnenhell auf deiner Fahrt;
Einzig nur bist du geblieben,
Schönste Hoffnung, froh und zart.

Hans Pesold.



Analyse und Synthese im Geistesleben der Gegenwart.

Von

Hofrat Dr. Otto Willmann-Salzburg.

Es sind zwei Kunstausdrücke der Logik, die wir zum Gegenstand einer Besprechung zu machen vorhaben, antiken Ursprungs wie die Logik selbst, ausgeprägt in den Hallen und Alleen des Lyzeums, des athenischen Gymnasions, wo Aristoteles lehrte. Aber die Heimstätte der beiden Wörter scheint eine andere, ihr Ursprung ein noch älterer zu sein. Sie bedeuten: Auflösung und Zusammensetzung, und diese Operationen dürften früher an mathematischem Materiale vollzogen und terminologisch fixirt worden sein, als an logischem. Es ist ein Ausspruch des Pythagoreers Archytas, eines älteren Zeitgenossen Platos und hochberühmten Mathematikers, überliefert, in welchem jene Ausdrücke in weit ursprünglicherem Sinne als bei Späteren verwendet werden. Er lautet: „Vermöchte es jemand, alle Arten (der Dinge) in ein und dasselbe Prinzip aufzulösen und daraus wieder zusammenzusetzen und zusammenzufügen, so erscheint er mir als der Weiseste und als teilhaft aller Wahrheit, und als Inhaber einer schönen Warte, von der aus er Gott erkennen kann, und wie dieser alle Dinge nach Gegensätzen und Ordnungen gegliedert hat". Der altertümliche Ausdruck verbürgt die Echtheit des Ausspruches, der uns Analyse und Synthese zugleich im Lichte religiöser Spekulation zeigt.

Was hat nun ein solches mathematisch-logisch-theologisches Begriffspaar mit dem Geistesleben der Gegenwart zu tun? Was frägt dieses nach einer solchen „schönen Warte", zu der wir, die Dinge zerlegend, aufsteigen, von der wir, sie wieder zusammensetzend, Ueberblick gewinnen?

Das Gebiet, in welchem die Ausdrücke Analyse und Synthese heute am gangbarsten sind, ist das Lehrgeschäft. Es sind zunächst Unterrichtsmethoden, welche damit bezeichnet werden. Im Sprachunterrichte wird analysiert, um aus den Worten den Sinn herauszuarbeiten, aber auch um die Satzteile und Wortarten des Textes zu klassifizieren. Von einer sprachlichen Synthese sprechen wir zwar nicht, wohl aber von einer „Komposition", was dasselbe besagt; die Anwendung von Wortarten, Satzteilen, Regeln beim Sprechen oder Schreiben ist eine Synthese. In der Schulmathematik erscheint die Analyse zunächst bei der Lösung von Aufgaben; es werden deren Voraussetzungen zerlegt und die unbekannten durch die bekannten bestimmt. Aber auch die Beweise der Schulmathematik sind analytisch, weil sie auf früher Festgestelltes zurückgreifen und zeigen, daß der Lehrsatz auf begründeten Voraussetzungen beruht. Synthetisch dagegen ist der Lehrgang der Schulmathematik, welche z. B. in der Raumlehre von Punkten, Linien, Linienpaaren usw. ausgeht und diese Elemente in immer steigender Komplikation verfolgt. Aber auch alle Anwendung von Lehrsätzen und Formeln, alles Konstruieren ist synthetisch, weil dazu etwas herangebracht, zugefügt wird. In den übrigen Lehrfächern ist der Unterricht analytisch, wenn er von Tatsachen zu deren Ursachen, vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Aeußeren zum Inneren, zum Wesen der Sache vorgeht, synthetisch aber bei der entgegengesetzten Denkbewegung. Wer z. B. die Sprachlaute so erklärt, daß er sie vergleicht, in Gruppen zusammenfaßt, ihren Ursprung aufzeigt und so schließlich das System derselben gewinnt, verfährt analytisch; wer aber von den Sprachwerkzeugen ausgeht, die verschiedenen Möglichkeiten der Lauterzeugung nachweist und schließlich die Sprachlaute in die so gewonnenen Kategorien einreiht, verfährt synthetisch.

Diese Bemerkungen können darauf führen, daß Analyse und Synthese dem allgemeinen Interesse nicht so fern stehen. Was uns als Induktion und Deduktion geläufig ist, ist nichts anderes als Analyse und Synthese. Die Induktion steigt vergleichend und verallgemeinernd vom Gegebenen, von der Erfahrung zu umfassenden Bestimmungen, Begriffen, Gründen, Sätzen, Gesetzen auf; und die Deduktion leitet aus allgemeineren Bestimmungen besondere ab, baut auf Gründe Folgerungen, verfolgt Ursachen in ihre Wirkungen, Gesetze in ihre Anwendungen. Von beiden Ausdrücken hat nun ohne Frage der erstere heute einen besseren Klang als der letztere. Erfahrung, Vergleichung, gesichertes Aufsteigen auf breiter Basis — davon hört man lieber als von Ableiten und Folgern, wobei ja Voraussetzungen bestehen und Fehlgriffe stattfinden können. Baco von Verulam hat ja die Induktion, also die Analyse, als die einzig zulässige Methode hingestellt; Descartes erklärte ebenfalls die Analyse als die Methode der Forschung und wies die Synthese der Lehrdarstellung zu; August Comte sieht in der Gewinnung von Generalisationen auf Grund von empirischem Material das Charakteristische der „positiven Philosophie", welche damit die Luftschlösser der Metaphysiker, die aus allgemeinen Begriffen deduzierten, glücklich beseitigt habe. Daß vielfach ein bedenkliches Deduzieren sich geltend gemacht hatte, ist nun nicht zu leugnen; es ist jenes Konstruieren, welches man Hegel und Schelling und deren Schulen mit Recht zum Vorwurfe macht. Den Anfang dazu aber machte Kant, der an seinen Kategorien Erkenntnismittel zu besitzen glaubte, bei denen von jeder Erfahrung abgesehen werden könne, weil sie vor aller Erfahrung in unserem Geiste lägen. Mißgriffe der Art mußten die Deduktion, die Synthese, in Verruf bringen und das Ansehen der Induktion, der Analyse, erhöhen.

So kann man sagen, daß im Geistesleben der Gegenwart die Analyse vor der Synthese bevorzugt ist. Es besteht die Neigung, sich nur von ihr leiten zu lassen und stehen zu bleiben, wo sie versagt. Ein Beispiel kann die Psychologie bieten. Als das, worauf es ankomme, gilt heute die Analyse der psychischen Erscheinungen in elementarste Vorgänge, und da dies in der Psychologie der Sinne am ehesten erreichbar ist, wird diese mit Vorliebe gepflegt. Früher fand die Analyse ein Gegengewicht an der synthetischen Betrachtung, die auf dem Begriffe der Seele fußte und zugleich die höheren Seelenfunktionen und den ganzen Menschen im Auge behalten ließ. Heute ist schon von einer „Seelenlehre ohne Seele" die Rede; was vordem als Prinzip und Stützpunkt der Synthese angesehen wurde, ist zum „Hilfsbegriff" herabgesetzt worden. Analog hat man in der Physiologie oder Biologie die Analyse der Lebensvorzüge in Elementaraktionen, und deren Zurückführung auf mechanische und chemische Prozesse als die eigentliche Aufgabe angesehen und den Begriff des Lebens in ähnlicher Weise ausgeschaltet wie den Seelenbegriff, damit aber auch auf die alle analytische Untersuchung ergänzende Synthese verzichtet. Allein gerade auf diesem Gebiete ist ein Umschwung im Gange. Die Mahnungen K. E. von Baehrs, das Lebewesen als bedingt durch einen inneren Zweck aufzufassen und seine Betätigungen aus der „Zweckstrebigkeit", nicht aus mechanisch-chemischen Ursachen allein zu erklären, haben Anklang gefunden, so daß der Analyse eine auf diesen Begriffen fußende Synthese zur Seite zu treten beginnt. Auch in der Psychologie wird die von der Gesamtheit der psychischen Erscheinungen ausgehende Betrachtung ihre Stelle wiedergewinnen, und damit deren Träger, die Seele, und die darauf fußende Deduktion ihre Stelle wiedererobern.

Ein Uebergewicht der Analyse über die Synthese tritt uns heute auch in dem Wissensbetriebe überhaupt entgegen. Die immer fortschreitende Spaltung der Wissensgebiete, die Sektorenbildung im Kreise der Wissenschaft hängen mit dem Zurücktreten der Synthese hinter der Analyse zusammen. Man unterläßt es, synthetisch von dem Begriffe der Wissenschaft auszugehen und vergißt ganz, daß die Alten dieselbe in einem noch weiteren und tiefer begründeten Begriffe befaßt dachten: der Weisheit, als der Synthese von Erkennen und Handeln. Man geht den Sektoren nach, weil man das Zentrum vernachlässigt: die allgemeine Prinzipien- und Wissenschaftslehre, die Metaphysik. Sie hat einen synthetischen Charakter, da sie vom ersten Prinzip auszugehen angewiesen ist, wie sie denn geschichtlich bei den Alten diesen Weg eingeschlagen hat: vom Urgrunde zu den Mittelbegriffen: Ideen, Formen, Zwecken usw. von diesen zu den Erscheinungen; die Namen Parmenides, Plato, Aristoteles können diese Phasen bezeichnen. Welche Mißgriffe ihre Synthesen in Verruf gebracht haben, wurde vorher angedeutet; eine besonnene Anknüpfung an die Spekulation der alten und christlichen Denker kann uns die scheinbar abgestorbene Zentralwissenschaft wiedergeben, womit der analytischen Forschung in den Einzelgebieten die unerläßlichen durch Synthesis zu findenden Leitbegriffe zuwachsen würden.*) Gibt man diesem Gedanken Raum, so klingt das Wort von der „schönen Warte" nicht so absonderlich. Es ist einer von den Aussprüchen der Vorzeit, von denen Goethe sagt, daß sie „uns mit fremder Stimme in ein höheres Leben rufen".

Wir ließen uns unser Begriffspaar von der Unterrichtslehre erklären, und wir können auch die Weisung, welche diese

*) Vgl. des Verfassers Abhandlung: „Die drei Hauptprobleme der Metaphysik" in Scholae Salisburgenses, Heft IV, herausgegeben von S. Danner. Salzburg, Katholische Vereinsbuchhandlung 1905.

über die Anwendung von Analyse und Synthese gibt, verallgemeinern: „Analyse, wenn nötig; Synthese, wenn möglich,"*) d. h. Ausgehen von der Erfahrung, dem Gesichtskreise, dem Gegebenen, wo es gilt, die Basis zu sichern; aber Betrachtung von den herrschenden Höhepunkten, von lichtspendenden Prinzipien aus, wenn die Verarbeitung des Stoffes diesen weit genug entgegengeführt worden ist.

*) Die Begründung in des Vfs. „Didaktik" II² § 71.



Denkmäler der Tonkunst in Bayern.

Von

Hermann Teibler, München.

Nachstehende Zeilen haben lediglich den Zweck, mit Nachdruck auf ein groß angelegtes, vaterländisches Unternehmen hinzuweisen, das so recht geeignet ist, die Liebe zur Kunst unserer Heimat und unserer Altvordern zu wecken und zu steigern, einen Einblick zu geben in deren geistige Werkstätte, und die Früchte ihres Strebens auch der Gegenwart noch nutzbar zu machen.

Als im Jahre 1892 im Verlag der Weltfirma Breitkopf & Härtel ein von einer hierfür eingesetzten preußischen Kommission herausgegebener Band von „Denkmälern deutscher Tonkunst" erschien, war hierdurch in Bayern jenen Kreisen, die sich mit der Frage der Wiederbelebung älterer Tonwerke durch Neuherausgabe derselben im Sinne der praktischen Bedürfnisse unserer Zeit befaßt hatten, ein lebendiges Beispiel gegeben. Der von Philipp Spitta entworfene Plan zur Herausgabe der Denkmäler hatte Bayern natürlich nicht mit jener Vollständigkeit berücksichtigt, die seiner glanzvollen musikalischen Vergangenheit entsprochen hätte; der umfassende Charakter des Unternehmens erforderte strenges Sichbescheiden im einzelnen.

Während die Herausgabe der „Denkmäler" alsbald wieder ins Stocken geriet, nahmen die gleichen Bestrebungen, dank der unausgesetzten Tätigkeit des Musikgelehrten Dr. Adolf Sandberger, in Bayern immer festere Form an. Eine Sichtung des Materials hatte ergeben, daß eine nur einigermaßen entsprechende Vollständigkeit nur dann erreicht werden könnte, wenn sich die bayerischen Denkmäler der Stammausgabe als ein in sich selbstständiges Werk anschlössen. Im Jahre 1899 nahm eine zu diesem Zweck („zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Bayern") gegründete Gesellschaft ihre Tätigkeit auf, und ein Jahr später wurde von den beiden Kammern der Volksvertretung der erbetene Staatszuschuß bewilligt. Noch im gleichen Jahre schritt man zur Tat: Es erschien, von Dr. Adolf Sandberger redigiert, der erste Band der bayerischen Denkmäler, der ausgewählten Werke Felice dall' Abaco erster Teil. Jetzt liegt bereits eine ganze Reihe stattlicher Foliobände der Sammlung vor, die, schon typographisch wahre Meisterwerke, hier zum Teil näher gewürdigt werden sollen.

Evaristo Felice dall' Abaco wurde 1675 in Verona geboren und starb nach einem infolge der politischen Begebnisse recht bewegten Leben als Kammerkonzertmeister und kurfürstlicher Rat 1742 in München. Heute kennt man kaum mehr den Namen des Mannes. Dieser erste Band seiner Werke kann es in Anspruch für sich nehmen, nicht nur diesen Namen, sondern auch die Werke selbst zur klingenden Auferstehung zu bringen. Man wird über die reine Schönheit der ohne besondere Schwierigkeit aufführbaren Sonaten und Concerti da chiesa in Staunen geraten und in — Schreck über die Erkenntnis, daß die allgemeine Wertung auch in der Musik immer wieder an wenigen Schlagworten hängen bleibt, die die Mode vorschreibt und die Trägheit beibehält. Abacos Werke gelten in ihrer rein literarhistorisch genommenen Art als der „reinste, hoheitsvolle Typus der zur vollen Reife gelangten italienischen Kammermusik". Uns in unseren der arg vernachlässigten und auf Fehlwege geleiteten Praxis zugewendeten Anschauungen will freilich das Hauptverdienst dieser Sandbergerschen Neuausgabe darin erscheinen, daß hier der gebildete Musikfreund auf absolutes Neuland geführt wird mit der Möglichkeit, nicht nur zu sehen und zu erkennen, sondern auch durch persönliche Ausführung zu genießen.

Zwei Bände — der Erste des zweiten, sowie des vierten Jahrganges — sind einem noch Unvergessenen: Johann Pachelbel (1653—1706), dem einstigen Organisten zu St. Sebald in Nürnberg, und je in einem Anhange auch seinem Sohn Wilhelm Hieronymus, der in späteren Jahren (von 1725 an) die gleiche Stelle einnahm, gewidmet. Des überaus fruchtbaren, vielseitigen und ernsten Meisters, der einer der letzten und bedeutendsten der vorbereitenden Vorläufer J. S. Bachs war, ist nicht nur in seiner Eigenschaft als Orgelmeister, die uns wohl vor allem seinen Namen erhielt, gedacht; einen der Bände füllen seine Klavierwerke. Den biographischen Teil der Herausgabe hat wieder Dr. Sandberger besorgt, im übrigen lag die Neuherausgabe in der Hand des Musikforschers Dr. Max Seifert. Das Material, das hier — zum Teil sogar in einer Bearbeitung für modernen Gebrauch — neu zugänglich gemacht wird, ist zu reich und vielseitig, um auch nur oberflächlich angedeutet zu werden, und es bedarf dessen nicht, weil jeder ernstere und gutwillige Musikfreund diese Fundgrube von wahren Schätzen für die Hausmusik nicht unbenutzt lassen wird. Auch die Orgelwerke sind infolge der noch beschränkten Pedalverwendung ohne Schwierigkeit und mit Genuß am Klavier spielbar.

Des zweiten Jahrganges zweiter Band bildet den ersten Teil der ausgewählten Werke von J. K. Kerll (1627—1693), der abwechselnd als Organist in München und Wien wirkte. Der von Dr. Sandberger edierte Band enthält neben einer eingehenden biographisch-kritischen Einleitung, der ein prächtiges Porträt beigegeben ist, diverse Werke für Klavier und Orgel (am Klavier leicht spielbar!), neun geistliche Konzerte für mehrere Singstimmen (mit Begleitung), eine Sonate für zwei Violinen und Viola da gamba und in einem Anhang wieder verschiedene Stücke zu modernem Gebrauch eingerichtet. Kerlls Musik mutet in ihrer schlichten, einfachen Art zunächst etwas herb an. Welch reiche Anregung man aus ihr schöpfen kann, wenn man durch eingehenderes Befassen ein Profil aus ihr gewinnt (und an solcher Vertiefung tut es heutzutage besonders not), das beweist der Ausspruch eines durchaus verläßlichen modernen Musikforschers, der in Kerlls „drangvoller Natur ein Stück Berliozschen Temperaments" findet.

In ein auffallender Weise recht wenig betretenes Gebiet führt der erste Band des dritten Jahrganges. Er enthält Sinfonien der pfalzbayerischen Schule (Mannheimer Schule) und führt zunächst Werke von Johann Stamitz (1717—1757), Franz Xaver Richter (1709—1789) — von diesem ist ein prächtiges Porträt beigegeben — und Anton Filtz (1725—1760) vor. Herausgeber dieser prächtigen Sammlung, die durch angefügten Klavierauszug zu jedem Laien spricht, ist Dr. Hugo Riemann, der in der Einleitung in einem thematischen Verzeichnis nachweist, daß die Mannheimer Schule an nahezu 500 Sinfonien hervorgebracht hat! Von ihnen ist freilich kein Takt bis auf heute lebendig geblieben, wohl aber ist in ihnen der Ursprung der noch heute geltenden Form der Sinfonie zu sehen, die Haydn aufgenommen und Beethoven zur höchsten Ausbildung gebracht hat. Das Werk füllt also eine Lücke aus, die jeder einigermaßen denkende Musiker längst empfunden haben muß; aber zum erstenmal wird hier Gelegenheit gegeben, ein Entstehen zu beobachten, dessen Wirksamkeit aus einer ganz vergessenen Epoche heraus bis in unsere Tage reicht.

Weit zurück führt der zweite Band desselben Jahrganges. Er gibt Werke des Kontrapunktisten Ludwig Senfl (1492—1555) wieder, und zwar in diesem ersten der ihm gewidmeten Bände das große Magnifikat und 12 Motetten. Senfl starb ebenfalls als Hofkapellmeister in München. Seine Werke waren bisher nur in zeitgenössischen Drucken und handschriftlich (besonders die Münchener Staatsbibliothek besitzt zahlreiche Proben) vorhanden. Die schwierige Herausgabe hat der Münchener Musikgelehrte Dr. Kroyer übernommen, unterstützt von Adolf Thürlings, der eine Abhandlung über Geburtsort und Herkunft des Komponisten beitrug. Beigegeben ist eine Abbildung der Hagenauerschen Senflmedaillen. Der in alten Schlüsseln gesetzten Partitur ist eine „moderne" Zusammenziehung der Stimmen in zwei Zeilen und kleinen Stich unterlegt. Des Katholiken Senfl geistliche Gesänge waren für seine Zeit von unendlich tiefer Konzeption und wurden der Ausgangspunkt und die Anregung von Luthers Bestrebungen um das deutsche Kirchenlied. In seinen Tischreden preist letzterer den Komponisten über die Maßen.

Der letzte mir vorliegende Band, der zweite des vierten Jahrgangs, enthält ausgewählte Klavier- und Orgelwerke von Christian Erbach (1573—1602), gestorben als städtischer Organist zu Augsburg, und Leo Haßler (1564—1612), einstiger Organist des Grafen Oktavianus Fugger in Augsburg, der „erste deutsche Meister, der sich nicht mehr an niederländischem, sondern an italienischem Beispiel bildete". Herausgegeben und kritisch erläutert, sowie mit Beispielen zu modernem Gebrauch versehen,

sind diese Werke, in denen auch kleinere Stücke von ganz intimem, entzückendem Reiz vorhanden sind, von Ernst von Werra. Ein Anhang bietet auch zwei Orgelsätze von Jakob Haßler.

Es konnten hier nur die bis zum Jahre 1903 edierten Bände erwähnt werden. Ein erschöpfendes Bild der einstigen hohen Blüte der Tonkunst in Bayern geben sie natürlich nicht, aber sie lassen langsam ahnen, welch mühevolle aber herrliche Aufgabe sich die Herausgeber gestellt, welch reiches Gebiet ihr Eifer der staunenden Mitwelt erschließt, welche Fülle von künstlerischem Schaffen hier dem Staub der Bibliotheken entrissen und dem Leben wiedergegeben werden soll. Einen so hohen Sieg deutschen Gelehrtenfleißes die Denkmäler darstellen, ihren Hauptwert möchte ich doch in der Darstellungsart finden, die es ermöglicht, das wiedergewonnene Material nicht nur für einen neuen Tod zu beleben, sondern den Lebenden zugänglich zu machen. Die Gegenwartskunst zu verstehen ist eine schwere Aufgabe, die nur derjenige zu lösen vermag, der sich mit der Vergangenheit abzufinden weiß. Sie gibt erst den richtigen Maßstab. Aber „es ist unmöglich, reine Eindrücke von alten Werken zu erlangen", sagt Grunsky in seiner Musikgeschichte, „wenn man nicht die heutigen in Entfernung hält und eine Zeitlang sich ausschließlich mit jenen beschäftigt". Dann aber wird aus dem oberflächlich gleichartigen sich ein subjektiver Zug um den andern losschälen, und man wird Menschen und Individualitäten vor sich haben mit eigener Anschauung und eigenem Ausdruck — just wie es heute ist. Und manch schönes und ruhsames Gefühl wird der gesteigerten Erkenntnis des Werdens und Wesens der Tonkunst entspringen, — ein Gefühl, das uns im tollen Hasten und Drängen, in der geschäftlichen Veräußerlichung und krampfhaften, unnatürlichen Verinnerlichung der Tonkunst von heute schier fremd geworden ist. So seien denn die zahlreichen musikliebenden und -treibenden Leser, die gerade diese Blätter aufzuweisen haben, auf die „Denkmäler" hingewiesen. Nicht um diesen zu dienen, sondern ihrer eigenen künstlerischen Anschauung und ihrem musikalischen Geist. Dem Werk aber, diesem großartigen Beispiel von deutscher Gelehrsamkeit und deutschem Idealismus, wünschen wir frohen Fortgang und glückliche Vollendung. Möge es das Verständnis der Gegenwart wecken und fördern für das, was wir der Vergangenheit schulden, und möge es lehren, aus dieser Vergangenheit die Gegenwart erkennen und verstehen zu lernen!



Vollmondlicht.

Rosig von schneeigen Gipfeln grüßend
Schied schon lange der Sommertag;
Glanzlos wie ein geschlossenes Auge
Liegt der See ohne Wellenschlag.

Ueber den schweigenden Fluten brütet
Nächtliches Dunkel, ahnungsschwer;
Ferne nur, von des Horizonts Grenze
Strahlet ein Lichtschein zu uns her.

Ein Lichtschein? ein Stern? er wächst, er wird heller,
Er steigt und schwillt aus den Wassern hervor;
Jetzt reißt er sich los und märchenhaft glänzend
Schwebt ruhig der Vollmond am Himmel empor.

Nicht Nacht mehr und Dunkel! Sein zaubrischer Schimmer
Ergießt sich verklärend weithin durch das Land,
Und eine juwelenglitzernde Straße
Baut über die Wogen er hierher zum Strand.

Er zeigt uns den Weg, die Segel schwellen,
So komm, mein Liebling, steig ein, steig ein!
Wir fahren auf goldig-leuchtenden Wellen
In die schimmernde Ferne, ins Glück hinein!

Cöln. M. Bachem-Sieger.

Die kirchlichen Kunstschätze Italiens.

Von
Dr. Paul Maria Baumgarten.

Die Klagen über die Verschleuderung kirchlicher Kunstschätze in Italien sind uralt und täglich werden sie aus dieser oder jener Veranlassung erneuert. Was die Fremden nicht schon alles aus Italien herausgeschleppt haben in den letzten dreihundert Jahren, ist gar nicht zu sagen. Und trotz dieses zeitweise systematisch betriebenen Raubbaues steckt aller Orten noch so viel Herrliches und Schönes, oft an den verstecktesten Orten und von den wenigsten beachtet, daß man sich wundern muß über die geradezu unerschöpfliche Fruchtbarkeit dieses kunstgesegneten Landes.

Wenn nicht die Hauptschuld, so tragen doch viele Kreise des Klerus eine große Schuld, wenn man einmal die Rechnung aufmachen wollte, bezüglich der Verschleuderung von Kunstgegenständen wirklichen Wertes. Daß es böser Wille wäre, der zur Veräußerung von Kunstwerken verleitete, ist bei Geistlichen von vorneherein ausgeschlossen. Daß es dagegen nicht selten ein etwas ausgebildeterer Geschäftsgeist ist, der im Interesse der Anschaffung einer grell bemalten Statue aus Carton-pierre oder eines neuen Meßgewandes der Versuchung unterliegt, mit der der Antiquitätenjude an den Pfarrer herantritt, soll nicht geleugnet werden. Dafür ließen sich nicht wenige Beispiele beibringen.

Geht man der Sache auf den Grund, so erkennt man, daß der völlige Mangel an Kunstverständnis und die Unkenntnis auch nur der Grundlinien der künstlerischen Entwicklung Italiens den einzelnen zur leichtherzigen Hingabe eines bedeutsamen Stückes verleitet, wenn dafür ein Entgelt winkt, das nach seiner Ansicht für die Kirche wertvoll oder wünschenswert ist. Auf dem Seminar haben die Herren keinerlei Anleitung erhalten, weil keiner der oft sehr wenigen Professoren imstande war sie zu geben. Um einschlägige Literatur anzuschaffen, fehlte die Anregung; war sie da, so fehlten bei der notorischen Armut der italienischen Priester die Mittel. Es blieb also alles beim alten und das Alte wurde als wertloser Kram beiseite geschafft oder verachtet zum Gerümpel geworfen. So ging es auf dem Lande fast immer, und auch heute sind die Dinge nicht sehr viel besser geworden. Selbst in den größten Städten Italiens teilt der Priester häufig die „Kunst"anschauungen der großen Menge, das will besagen, daß er überhaupt kein Verständnis für solche Dinge hat.

Aber, hört man entgegnen, die italienische Regierung hat doch etwa 15 Bände herausgegeben, in denen alle diejenigen Gebäude aufgezählt werden, die wegen ihres Wertes zu Nationalmonumenten erklärt worden sind. Die Regierung hat doch in allen Bezirken einen Ausschuß eingesetzt, der sein ganzes Gebiet absuchen mußte, um alle Gegenstände, die wegen ihres künstlerischen Wertes der obrigkeitlichen Beaufsichtigung und der Erhaltung bedürfen, in sorgsam geführte Verzeichnisse aufzunehmen. Und von Zeit zu Zeit muß der amtlich bestellte Konservator sich davon überzeugen, ob die Kunstwerke noch an Ort und Stelle und in gutem Zustande der Erhaltung sich befinden.

Gewiß, theoretisch ist das recht schön und diese Anordnungen haben auch allerlei Nutzen geschaffen. Aber im großen und ganzen sind es doch nur die Meisterwerke ersten Ranges, die sich dieser dauernden, liebevollen Fürsorge der Regierungsorgane erfreuen. Es gibt zahllose Orte, in denen der Ausschuß vor Jahrzehnten einmal gewesen ist, als das Verzeichnis angelegt wurde, und seit jener Zeit hat sich niemals wieder jemand blicken lassen, um nach dem Rechten zu sehen. Die Pfarrer und Bürgermeister haben in der Zwischenzeit gewechselt, oft mehrere Male, und heute weiß kein Mensch mehr etwas davon, daß es in dem Orte Kunstwerke von Wert gibt, auf deren Erhaltung die Regierung besteht.

Da nun die Händler aus Erfahrung wissen, daß sie in den weltentrückten kleineren Orten am ehesten ein Geschäftchen machen können, so haben sie sich seit langen Jahren mit Vorliebe auf die Ausplünderung dieser Kirchen geworfen und, von den Pfarrern unterstützt, zahllose Dinge in den Kunsthandel bringen können. Durch eine Summe Geldes geblendet, die zu dringend nötigen Anschaffungen für die Kirche verwendet wurde, gab man leichten Herzens eine alte zerrissene Stickerei, ein Holzschnitzwerk, eine Truhe, einen nicht mehr gebrauchten schadhaften Kelch, ein vom Alter geschwärztes Bild, einen kupfernen Weihwasserkessel und ähnliche Dinge, ohne deren eigentlichen Wert zu kennen, preis, zum Schaden für das künstlerische Erbteil der Pfarrei und der Diözese.

Filippo Crispolti erzählte im „Cittadino di Genova" folgende wahre Geschichte. In einer Gemeinde Oberitaliens hatten die

weltlichen wie geistlichen Ortsbehörden in Verbindung mit einer Anzahl Laien eine Summe Geldes zusammengebracht, um eine neue Kirche zu bauen, da die alte, schlecht im Stande gehaltene, ihnen nicht mehr gefiel. Als Bauplatz war der Standort der alten Kirche ins Auge gefaßt, die also niedergerissen werden sollte. Alles war im besten Gange und eben sollten die Arbeiten beginnen, da wurde die Regierung auf das Vorgehen aufmerksam, und im letzten Augenblick wurde die ehrwürdige Pfarrkirche zum Nationalmonument erklärt, womit ihre Erhaltung gesichert war. Man hatte es hier mit einem höchst merkwürdigen Bauwerk aus dem zwölften Jahrhundert zu tun, das einem Neubau mit Gipsverzierungen und grellen, bunten Farben hätte weichen sollen.

Im „Giornale di Roma“ erzählt einer, der sich auskennt, daß er in Neapel in einer der hervorragendsten Basiliken auf einem durch prachtvollen Marmor und wertvolle Mosaiken höchst bedeutsamen Altar schmierige Statuetten von Gips, die mit ihren affenartigen Gesichtszügen inmitten von Papiergirlanden die armen Seelen im Fegfeuer darstellen sollten, gesehen habe. Den niederschmetternden Eindruck dieser Zehnerlkunst werde er nie vergessen. In einer anderen Kirche derselben Stadt sah er, wie ein Meisterstück von Giuseppe Ribera durch ein Farbendruckbild der Madonna von Pompeji verdeckt wurde, um die in fünfzehn Medaillons die Geheimnisse des Rosenkranzes dargestellt waren. „Sie waren so gezeichnet, daß jener Verwegene, der so die Religion mit diesem wirklichen Schundzeug entweihte, die Exkommunikation als Strafe verdient hätte.“

Derartiger Dinge könnte man tausende aufzählen, wodurch erwiesen würde, wie der Klerus in seiner überwiegenden Mehrheit mit dem Volke die gleichen Anschauungen über schön und nicht schön hat. Daraus ergeben sich dann die tief beklagenswerten Folgen der Vorliebe für angezogene Gliederpuppen, aus denen man Heilige, ja sogar die Königin der Heiligen, macht. Wenn es noch wenigstens Statuen wären, könnte man ein Auge zudrücken, aber diese Gliederpuppen werden, je nach Bedarf, in den verschiedensten Stellungen verwendet, auf den Altar gehoben, in Glaskästen eingeschlossen, bei Prozessionen umhergetragen und aller mögliche Unfug wird damit getrieben. „Alles das“, sagt der genannte Schriftsteller, „ist trostlos . . . Es ist, wie man sieht, ein wahrer Kreuzzug notwendig, an dem wir uns alle beteiligen müssen, die Bischöfe zunächst . . . und dann besonders die Zeitungen.“

Die vielfachen Anregungen zur Besserung der Verhältnisse, indem man dem Klerus eine entsprechende Ausbildung in Kunstgeschichte gebe, haben bisher kein Ergebnis gezeitigt. Meines Wissens besteht in keinem italienischen Seminar ein Kolleg für Kunstgeschichte, dessen Besuch obligatorisch und in der Prüfung ausgewiesen werden müßte durch ein Minimum von erlangten Kenntnissen. Es gibt Bischöfe, die sich um das künstlerische Erbteil des Sprengels wirkliche Verdienste erworben haben; aber einzelne unter so vielen, was will das besagen? Ob der von Don Clemente Barbieri in der Palermitener Zeitung „Sole“ angeregte Feldzug, die italienischen Seminare in dieser Beziehung aufzurütteln, Erfolg haben wird, muß deswegen bezweifelt werden, weil weitaus die meisten Seminare, mit der größten materiellen Not kämpfend, nur das Allernötigste zu leisten imstande sind. Wo will man da die Mittel hernehmen, um eine neue Professur einzurichten? Und wenn man es wollte, wo sind die geeigneten Professoren für dieses Fach? Sie sind einfach nicht da.

Aus dieser Not vermag nur die vom Papste geplante Schaffung von Zentralseminaren heraushelfen. Wenn durch gemeinschaftliche Beiträge der Bischöfe einer Region eine solche große Anstalt geschaffen wird, so werden die Mittel auch leichter da sein, um eine Professur für Kunstgeschichte, die sich mit Patrologie, Archäologie oder Kirchengeschichte leicht verbinden ließe, zu errichten. Freilich wäre die rechtzeitige Beauftragung eines tüchtigen jungen Geistlichen, damit derselbe diese Materie gründlich studiere, Vorbedingung zur Ausführung eines solchen Planes.

Im übrigen darf nicht vergessen werden, daß von seiten der Regierung die Aufsicht eine ebenso geringe ist, wie von seiten der Bischöfe. In den letzten Monaten gab es fast eine ständige Rubrik im „Giornale d'Italia“, wo von Diebstählen, heimlichem Verkauf von Kunstgegenständen und anderen Durchstechereien gesprochen wurde, durch die der staatliche, nicht der kirchliche Bestand an Kunstsachen empfindlich geschädigt wurde. Peccatur intra muros et extra. Auf beiden Seiten liegt ein großes Maß von Schuld vor, das dadurch nicht kleiner wird, daß man es nach Möglichkeit zu vertuschen sucht.

Stimmungsbild.

Nach stürmischem Tage
Tiefdunkele Nacht;
Am einsamen Fenster
Mein Auge noch wacht.
Versunken jed' Sternlein,
Erloschen jed' Licht,
Gespenstische Nebel
Nur ballen sich dicht.

Dumpf lastet das Schweigen;
Kein Laut, kein Ton,
Als wär' mit dem Sturme
Das Leben entflohn.
Dem Schlag meines Herzens
Gibt Antwort nur
Im morschen Gebälke
Die Totenuhr.

A. Jüngst.

Scutari in Albanien und der Scutarisee.

Von

A. Schmalix.

Die Zeitungen meldeten von schrecklichen, andauernden Erdbeben, die Scutari, die Hauptstadt Türkisch-Albaniens, zum großen Teil in Trümmer gelegt haben. Auch in Süddalmatien zeigten sich Erderschütterungen, die großen Schaden anrichteten und u. a. in Cattaro die alten, so malerischen venezianischen Stadtbefestigungen zerstört haben.

Süddalmatien mit den angrenzenden montenegrinischen und türkischen Bezirken scheint, wie Agram und Laibach, ein Zentrum für Erderschütterungen zu sein, die sich, wenn auch in sehr langen Perioden, wiederholen; wurden doch im Jahre 1667 die beiden Städte Ragusa und Castelnuovo fast gänzlich zerstört. Scutari, das in den letzten Tagen besonders heimgesucht wurde, die einstige Residenz des illyrischen Königs Gentius, türkisch Schkodra, slavisch Skadar genannt, ist vielleicht die einzige große Stadt, die bis vor kurzem in unserem Erdteil fast gänzlich außer jedem Verkehr gelegen war und von Fremden bis in die neueste Zeit herein nur äußerst selten besucht wurde. Und doch ist Scutari vielleicht eine der interessantesten Städte Europas und seine Lage an einem der größten und schönsten Alpenseen wahrhaft entzückend, ja von geradezu überwältigender Großartigkeit.

In der allerletzten Zeit vor dem Erdbeben ist Scutari, wohin die Reise noch vor einigen Jahren äußerst beschwerlich und kostspielig, ja gefährlich war, bedeutend leichter zugänglich und darum auch mehr besucht worden. Erstlich, weil Fürst Nikita von Montenegro sein Möglichstes tut, sein herrliches Alpenland der Touristik zu erschließen, durch das jetzt eine gute Straße zum Scutarisee führt, und anderseits der ungarische Rittmeister a. D., Herr Anton Magyar, der in Zelenika an der Bocche von Cattaro eine reizend gelegene Pension besitzt, in Vereinbarung mit den montenegrinischen und türkischen Behörden Gesellschaftstouren nach Scutari arrangiert hat, die jedem Besucher Dalmatiens aufs beste empfohlen werden können.

Es war im Herbste des vorigen Jahres das zweitemal, daß ich, letztgenannte Gelegenheit benützend, die geheimnisvolle albanesische Hauptstadt wiedersah, die ich das erstemal von Medua aus auf unwegsamen Gebirgspfaden nach vielstündigem, anstrengendem Ritt erreicht hatte, begleitet von drei berittenen türkischen Gendarmen (Zaptiehs), die mir wegen der Räubergefahr beigegeben wurden. Diesmal ging die Reise bequemer und billiger, etwas weniger romantisch zwar, aber darum nicht minder genußreich vor sich.

Früh morgens hatte der Dampfer die Riva von Cattaro verlassen, die unvergleichliche Bocche, deren Schilderung ich mich hier leider begeben muß, durchfahren und unterhalb der Kanonen der Punta d'Ostro und des Inselforts Mamula die Adria erreicht. Nun ging die Fahrt längs der steil abfallenden Küste, während in den tiefblauen Fluten da und dort weiße Medusen auftauchten und die munteren, zutraulichen Delphine, Wassersäulen aufspritzend, unseren Bug umspülten. Wir passierten das malerische Städtchen Budua, die Bezirke von Postrovici und Spizza, Oesterreichs neueste Erwerbungen mit den Hauptorten San Stefano und Castellastua, um endlich in Sutamare, einem kleinen Küstenorte, anzuhalten, über dem sich die ehemaligen türkischen Felsenfestungen Njehaj und Ratce, 1877 von den Montenegrinern in Trümmer geschossen, erheben. Ein Trabakel mit albanesischen Seeleuten, von kühnem, kriegerischen Aussehen in malerischer Tracht mit weißer, fezähnlicher Lammfellmütze er-

wartet uns und bringt uns nach zweistündiger Fahrt nach dem kleinen, aber guten Hafen von Pristan. Ein einfaches Gasthaus nimmt uns auf. Der Wirt, ein Montenegriner in der allgemein üblichen prächtigen Nationaltracht, den Handjar und zwei riesige Armeerevolver im Gürtel, begrüßt uns mit der seinem Volke eigenen freundlichen Vornehmheit. Niemand hat je montenegrinischen Boden betreten, der nicht mit der größten Achtung von jenen kühnen Bergbewohnern gesprochen hätte. Jeder Bauer hat den Stolz und die Gemessenheit eines spanischen Granden. Nie wurde dort ein Fremder bestohlen oder betrogen, nirgends in der Welt wird Gastfreundschaft und Gastrecht heiliger gehalten, als in diesem Lande. Mit 17 Jahren erhält der Montenegriner das Recht des Waffentragens und verliert es nur, im Falle er sich einer unehrenhaften Tat schuldig macht. Dann ist er ein äußerlich Gezeichneter, ein rechtloser Fremder im eigenen Vaterlande. Aus diesem Grunde ist auch nirgends die Sicherheit der Person und des Eigentums größer als im Reiche des Fürsten Nikita Pietrowitsch. Kein Fremder braucht trotz des drohenden Aussehens der Bewohner einen Ueberfall oder eine Gewalttat zu fürchten, keinem Einheimischen fällt es ein, Türen zu verschließen. Es gibt im Lande kein Kriminal, kein Zuchthaus, keine Strafrichter; Streitigkeiten unter einzelnen seiner Untertanen schlichtet der Fürst in eigener Person nach Patriarchenweise, denn selbst dem geringsten Montenegriner steht zu ihm der Weg jederzeit offen. In allen Gasthäusern ist die Verpflegung, soweit es die Mittel des Landes vermögen, eine gute und überall herrscht große Reinlichkeit. Nach einem schmackhaften Mittagsmahl, zu dem man vorzüglichen Gebirgswein und Zigaretten bekommt, fahren wir auf guter Straße nach Antivari, außer Dulcigno dem einzigen größeren Orte, den Montenegro am Meere besitzt. Eine italienische Gesellschaft ist dort zurzeit mit dem Baue eines neuen Hafens beschäftigt. Antivari, überragt von Trümmern einer türkischen Festung, zeigt mit seinen Minaretts ein überraschendes Bild. Mächtige Ruinen liegen zwischen verwilderten Gärten und türkischen Friedhöfen. Gleich hinter der kleinen Stadt erhebt sich mit seinen riesigen Felswänden der 1597 Meter hohe Rumija. Die Stadt ist seit alten Zeiten der Sitz eines katholischen Erzbischofs, dessen bescheidene Residenz im Kriege von 1877 das Hauptquartier des Fürsten Nikita bildete.

Die Sonne senkte sich blutrot ins Meer, die Felsgebirge mit ihren letzten Strahlen magisch beleuchtend, als wir gegen Abend nach Pristan zurückfuhren und uns durch ein erfrischendes Bad an der seichten Küste und ein gutes Nachtlager in reinlichen Betten für die Strapazen des kommenden Tages stärkten.

Morgens 5 Uhr erwartete uns ein bequemer Jagdwagen, mit mutigen, kräftigen Pferden bespannt und von einem geübten und verläßigen montenegrinischen Kutscher geführt. Gleich nach Pristan führt der Weg, ziemlich steil aufsteigend durch Wälder und Gärten, die abwechseln mit uralten Olivenpflanzungen. Er schlängelt sich zwischen den fast senkrecht aufsteigenden Felsen hindurch, so daß wir die Sonne erst nach 8 Uhr zu Gesicht bekommen. Tief unter uns erglänzt — ein herrlicher Anblick — der Meerbusen von Antivari. Bald erreichen wir das türkische Dorf Fugjemile und steigen dann über die unzähligen Windungen der vorzüglichen neuen Bergstraße, vorbei an den alten türkischen Wachthäusern von Rbnyak und Crni Krs zum vielumstrittenen Sutorman-Sattel auf in einer Höhe von 945 Metern. Wir sehen hier die Ruinen der Festung Sutorman, die von den Türken 1877 tapfer verteidigt wurde. In einer kleinen Schenke bekommen wir um einige Kupfermünzen Eier und Slivovic. Nun senkt sich die Straße herab zum fruchtbaren Vrpazar-Tal, wir erblicken die mächtige Doppelspitze des Lovcen und, nachdem wir das Dörfchen Boljovje passiert haben, bekommen wir den Ort Vrpazar selbst zu Gesicht. Noch eine scharfe Krümmung und es erscheint in unbeschreiblicher Farbenpracht der ungeheuere Spiegel des Scutarisees. Wir überschreiten eine großartige neue Brücke und der Wagen hält vor dem freundlichen Gasthause der Gospodja Elena, wo wir bereits telegraphisch ein Mittagessen bestellt haben. Nachdem wir gesättigt, erwartet uns am flachen Ufer ein eigenartig gebauter türkischer Kahn „Lundra" genannt und bringt uns an Bord der prächtigen montenegrinischen Staatsjacht „Obot", deren Kapitän Gospodin Chotsch, ein echter Montenegriner, uns mit Handschlag willkommen heißt.

Pfeilschnell führen uns die flinken Schrauben hinaus in den See, der mehr einem Meere gleicht, als einem Binnengewässer. Welche Feder könnte ihn beschreiben? Wer den Bodensee, den Genfersee, den Gardasee und in Ungarn den großen Plattensee gesehen, wird alle ihre Schönheiten dem Scutarisee nicht gleichsetzen können. Man vereinige alle vier zusammen und man hat nur einen schwachen Begriff von den landschaftlichen Reizen dieses den europäischen Touristen soviel als unbekannten albanesischen Gebirgssees. Schwarz und düster erheben sich über hellgrünen-saftigen Wiesen die Felsgebirge der Crnagora im Nordosten. Im ausgesprochenen Kontrast dazu ragen über den glitzernden Fluten der fast endlosen Wasserfläche die Schneegipfel und schimmernden Gletscher der albanesischen Alpen in das tiefblaue Firmament. Uns völlig unbekannte Alpenblumen bedecken die Wiesen am Ufer, auf denen Rinder mit riesigen Hörnern, langhaarige Schafe und fremdartig gestaltete Ziegen weiden. Den See selbst, dessen Grund äußerst ungleich ist, bedecken oft auf viele Quadratkilometer Millionen der herrlichsten Seerosen. Es ist ein Panorama ohnegleichen. Welche Genüsse winken hier und im albanesischen Hochland den Touristen kommender Zeiten! Heute freilich kann man in letzteres noch schwer gelangen. Weglose Wildnis der Natur, Mangel jeglicher Zivilisation, Unsicherheit der politischen Verhältnisse und Räuberbanden bilden derzeit noch unüberwindliche Hindernisse für den Bergsport. Ungefähr in der Mitte des Sees passieren wir die türkische Grenze und erreichen bald den Ausfluß des Sees, die Bojana, die in die Adria mündet und zeitweise von Dampfern befahren wird. In gewaltiger Ausdehnung liegt vor uns die Stadt Scutari. Häusergruppen wechseln ab mit weitläufigen Gärten und Rasenplätzen, durch die sich steil aufsteigende, holperige Gassen ziehen. Dutzende größere und kleinere türkische Friedhöfe liegen dazwischen, unzählige Minaretts ragen zum Himmel, doch sind die mehr als hundert Moscheen selbst meist unbedeutend, wenn auch oft traulich und malerisch und selbst den Christen zur Andacht stimmend. Ueber dem Gewirr all dieser Gassen erhebt sich eine weitausgedehnte, aber längst nicht mehr moderne Festung, deren Kanonen die Riva beherrschen. Unsere Jacht legt an, wir besteigen wieder eine Lundra und betreten vor dem türkischen Zollamte das Ufer. Die Formalitäten, die sonst ziemliche Zeit in Anspruch nehmen, sind bald mit Hilfe des Dragomans des österreich-ungarischen Konsulats erledigt. Nur der Paß wird uns abgenommen, zur Polizeidirektion gebracht, dort einer genauen Prüfung unterzogen und uns dann durch einen Beamten im Hotel wieder zugestellt, nicht ohne eine anständige Gebührenquittung. Für ein paar Piaster (1 Piaster = 21 Pfg.) führt uns ein türkischer Kutscher, dem einige halbwüchsige Jungen mit Stecken in der Hand vorauslaufen, mittels welcher sie die wogende Volksmenge auseinandertreiben, durch enge, schmutzige Gassen mit schauderhaftem Pflaster zum Hotel. Es gehört einem Serben. Wir setzen uns auf die hübsche Veranda, wo uns Kaffee und Zigaretten serviert werden. Eine Art von orientalischem Maskenzug zieht an uns in mannigfaltigen Trachten vorüber. Türkische Beamte in elegantem schwarzen Gehrock, den Fez auf dem Haupte, angesehene Bürger und Kaufleute mit Kaftan und Turban. Die ernsten, sympathischen Gesichter zieren ein paar schöne, ehrliche Augen, oft mit unbeschreiblich melancholischem Ausdruck. Es ist, als ob die ganze türkische Nation traure ob des immer mehr und mehr erbleichenden Glanzes des Halbmondes. Unter sie mischen sich trotzige, bis an die Zähne bewaffnete Albanesen, die weißen Pluderhosen und kurzen Jacken mit viel verschlungenen, schwarzen Bändern verziert, christliche Bauern und Bäuerinnen von den Ufern der Bojana, Kutzowalachen, Serben, türkische Geistliche und Theologiestudenten mit weißen Turbans, Offiziere und Soldaten verschiedener Regimenter, die in ihren ziemlich sauberen und kleidsamen Uniformen und mit wettergebräuntem Antlitz einen guten Eindruck machen, mohammedanische Frauen in langen, schwarzen Mänteln, das Gesicht mit einem weißen Mousselinschleier verhüllt, handelnde Juden, schwarzhaarige Spaniolinnen, reich mit Goldschmuck geziert, zerlumpte Bettler und Eseltreiber, Melonen- und Limonadeverkäufer, kreischende Kinder, verfolgt von den herrenlosen Hunden, die die Straßen bevölkern. Hier vernimmt man alle Sprachen, und trotzdem scheinen sich alle zu verstehen, so daß man von dem Lärm und dem Durcheinander ganz schwindlig wird.

Die Häuser selbst sind völlig schmucklos, ganz oder teilweise aus Holz gebaut. Nur Staatsgebäude, Moscheen oder die Wohnungen der Konsuln machen hiervon eine Ausnahme. Bei Regenzeit gleichen die Gassen Gießbächen und fußtief ist auf den ungepflasterten Plätzen der Kot. In zahlreichen armseligen Läden und Buden werden Früchte, Hammelfleisch, getrocknete Fische und andere Lebensmittel verkauft. Der einzige Luxus, den sich die Bevölkerung zu gönnen scheint, ist der Tabak und der Kaffee, die gerne zusammen genossen werden. Scutari ist der Sitz eines türkischen Wali (Statthalters), in der Zeit meiner Anwesenheit Hilmi Paschas, eines hochintelligenten, feingebildeten Mannes und tüchtigen, in Deutschland ausgebildeten Soldaten. Auch residiert in Skutari ein katholischer Bischof und befindet sich dort

ein Franziskanerkloster, dessen große, aber architektonisch nicht bemerkenswerte Kirche jetzt eingestürzt ist. Die Katholiken genießen Religionsfreiheit, erlangen aber so wenig als die übrigen „Ungläubigen" das Recht, im Staate oder in der Armee dienen zu können. Doch geht es ihnen unter der schlechten Wirtschaft meist nicht bezahlter Beamten auch nicht übler als den Moslems. Die Hauptsehenswürdigkeit Scutaris aber ist der Basar, einer der bedeutendsten in der europäischen Türkei. Die Kaufläden und Garküchen bilden ein wahres Labyrinth, in dem man sich ohne Dragoman kaum zurechtfinden kann. Hier sehen wir die fleißigen türkischen Handwerker bei ihrer Arbeit, und zwar nimmt jedes Gewerbe eine eigene Gasse ein. Am interessantesten aber sind die Läden, in denen die herrlichen Teppiche, feinen Webereien, Shawls, prachtvolle Gold- und Seidenstickereien, kunstvoll gearbeitete Waffen, Kupferschmiedarbeiten, Parfüms und Spezereien usw. verkauft werden. Der Türke ist das Muster des ehrlichen, soliden Kaufmanns. Er bietet seine Ware nicht an, bevor er nach dem Preis gefragt wird. Er überfordert niemand, läßt aber nicht mit sich handeln, sondern setzt sich, sobald dies der Käufer versucht, ruhig wieder auf sein Polster nieder und betet in seinem Koran weiter, ohne sich auf weitere Gespräche einzulassen. Ganz anders der spanische Jude, der Grieche oder Armenier, bei dem man die Ware unter Umständen um den zehnten Teil des geforderten Preises haben kann.

Bei Sonnenuntergang verstummt in Scutari das Straßenleben plötzlich. Der Muezzin singt auf dem Turm der Moschee sein Abendgebet, die Moslems neigen sich nach Osten und nehmen an den vielen öffentlichen Brunnen ihre religiösen Waschungen vor. Abends und in der Nacht ist jedes Leben ausgestorben und höchstens ein reitender Gendarm patrouilliert da und dort durch die öden Straßen, den Karabiner auf den Schenkel gestützt.

Um 11 Uhr vormittags fährt der „Obot" wieder von Scutari ab und trifft gegen halb drei Uhr in der montenegrinischen Station Plavnica ein. Von hier aus kann man mit der Automobil-Post nach Podgorica, der bevölkertsten Stadt Montenegros, in fruchtbarer Ebene gelangen und über Danilograd und den weltberühmten Wallfahrtsort Vostrog, in dessen Kloster sich das Grab des hl. Ivan befindet, die Handelsstadt Niesic erreichen. Wir aber setzen unseren Weg mit dem „Obot" nach Rjeka, der Hafenstadt am nördlichen Ufer des Sees fort, die von der Türkei auf dem Berliner Kongreß an Montenegro abgetreten wurde. Vrpazar verlassend bemerkt man eine wundersame Veränderung des Landschaftsbildes. Der Dampfer fährt vorbei an der Insel Lesendra mit einer alten türkischen Festung. Dahinter erstreckt sich die gebirgige Halbinsel Karijina. Der See wird hier immer seichter. Laubwälder, sumpfige Wiesen, Moore ziehen an uns vorüber, merkwürdigerweise abwechselnd mit felsigen Inseln, die auf dem Wasser zu schwimmen scheinen. So weit das Auge reicht, gewahren wir nun wieder Flächen von gelben und weißen Seerosen, durch die sich flußartig ein schmaler Wasserstreifen hinzieht, den unser Kiel durchfurcht. Plötzlich erheben sich aus den seichten blütenbedeckten Wasserflächen gewaltige Felsberge, deren Gipfel mit vielleicht nie von einem Menschen betretenen Wäldern bedeckt sind und einen mächtigen Kontrast zu der Umgebung bilden. Am Ufer sind die Festungsruine von Zsabjak und einige türkische Dörfer sichtbar und nun sind wir am vorläufigen Ziele unserer bizarren Reise um den Scutarisee, in Rjeka.

Die kleine Stadt, eigentlich nur ein großes Dorf, ist nur an Marktagen, wo die Landleute der Gegend zusammen kommen, belebt, sonst still und ruhig. Ein bestellter Wagen des „Grand Hotel" in Cetinje führt uns über bewaldete Berge und felsige Rücken hinauf ins montenegrinische Hochland. Nochmal werfen wir einen Blick auf den schon ferne von uns liegenden Scutarisee, umrahmt von den Schneehäuptern der albanesischen Alpen.

Nach vierstündiger, äußerst interessanter Fahrt langen wir in der Residenz des Fürsten Nikita, in Cetinje an, das nicht viel mehr als 1200 Einwohner zählt, nichtsdestoweniger aber der Sitz aller staatlichen Behörden, der Vertreter der auswärtigen Mächte usw. ist. In dem „Grand Hotel", einem einstöckigen Häuschen, das dem Fürsten gehört, findet man eine Verpflegung, die sich oft manches wirkliche „Grand Hotel" zum Muster nehmen dürfte. Ueber Njegosch, den Stammsitz des Fürstenhauses, geht dann andern Tages die Fahrt die großartigen Serpentinen des Lovcen hinab. Der prachtvolle Blick über die ganze Bocche von Cattaro, die gleich einer riesigen Reliefkarte unter uns liegt, die Aussicht auf die Felsgebirge der Crivoscie und über die Halbinseln Lustica und Krtole hinaus auf das offene Meer bildet einen würdigen Abschluß unserer an Naturschönheiten so überreichen Fahrt. Noch einmal auf wenige Minuten zeigt sich hier fern im Süden ein blauer Streifen. Es ist wieder der Scutarisee, den wir gestern verlassen haben. Etwas oberhalb von Cattaro beim Fort Vermac begrüßt uns der erste österreichische Posten, ein gebräunter Ungar in engen Pantalons, der hier an der äußersten Grenze des Reiches getreue Wacht hält.

Hier war noch vor nicht langer Zeit die europäische Kultur zu Ende. Heute aber reist man in Montenegro sicher und verhältnismäßig bequem, und alles geschieht dort, um die Crnagora zu einem beliebten Ziel der europäischen Touristenwelt zu machen. Dadurch wird auch Scutari dem Besuche der Fremden mehr und mehr erschlossen, und wenn die Eisenbahn fertiggestellt sein wird, die Fürst Nikita mit Hilfe einer italienischen Gesellschaft zu bauen gedenkt, hat auch die Reise in die Hauptstadt türkisch Albaniens, einst ein Abenteuer, nicht mehr Schwierigkeiten, als wenn man etwa von Wien nach Neapel fährt.



Die Generalversammlung der Görresgesellschaft

wird, wie schon seit längerer Zeit bekannt, vom 3. bis 5. Oktober in **München** stattfinden. Kürzlich ging ein Aufruf durch die Presse, in welchem die in München wohnenden Mitglieder des Vorstandes zu der Versammlung einladen und der Hoffnung Ausdruck geben, daß dieselbe „sich zu einer bedeutsamen Manifestation des geistigen Lebens unter den deutschen Katholiken gestalten werde".

Soeben ist auch die Einladung an die Mitglieder der Gesellschaft versendet worden, welche das **Programm** der Versammlung enthält: Dienstag, 3. Oktober, nachm. 3 Uhr Vorstandssitzung; abends 8 Uhr Begrüßung. Mittwoch, 4. Oktober, 9 Uhr Pontifikalmesse in der Domkirche zu U. L. Fr.; 10 Uhr Erste allgemeine Sitzung. Eröffnung. Bericht des Generalsekretärs. Freie Diskussion über die Aufgaben der Görresgesellschaft und die Interessen der katholischen Gelehrtenwelt; nachm. 3 Uhr Sektionssitzungen. Donnerstag, 5. Oktober, 8 Uhr Requiem für Joseph v. Görres in der St. Ludwigskirche; 9—11 Uhr Sektionssitzungen; 11½ Uhr Zweite allgemeine Sitzung; 6 Uhr Festmahl. Die sämtlichen Versammlungen finden im Hotel Bayerischer Hof, Promenadeplatz 19, statt. Um Auskünfte und wegen Wohnungen wolle man sich an Herder & Co., München, wenden. Anmeldungen neuer Mitglieder und Teilnehmer können sowohl hier wie beim Generalsekretär Dr. H. Cardauns, Cöln, Altenbergerstraße 9, erfolgen.

Wissenschaft und Leben, schließt der oben erwähnte Aufruf, dulden keinen Stillstand. Immer wieder erwächst daraus dem denkenden Katholiken die Aufgabe, mit den neuen Forderungen der Zeit die ewig gültigen Sätze des Glaubens in Einklang zu bringen. Ideenaustausch unter Gesinnungsgenossen, persönliche Berührung zur Beseitigung etwa bestehender Differenzen und Mißverständnisse, erneute Begeisterung für die hohen Ziele einer von gläubigem Geiste geleiteten wissenschaftlichen Tätigkeit, das ist es, was wir von der diesjährigen Generalversammlung der Görresgesellschaft hoffen.

☛ Der **Postauflage** der heutigen Nummer ist beigelegt ein **Probeexemplar** der vom Bonifatiusverein der Erzdiözese Prag herausgegebenen Zeitschrift: **Sankt Bonifatius**, redigiert von P. Alban **Schachleiter**, O. S. B., Prag, Abtei Emaus.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: C. Joh. Lehninger in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 39. München, 24. September 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Die katholische Reformationsforschung in protestantischer Beleuchtung.

Von
Dr. Ferdinand Klein.

Einen Beitrag zum Kapitel „Katholizismus und Wissenschaft" bezwecken die nachfolgenden Zeilen. Sie beanspruchen vor allem deshalb einige Beachtung im eigenen Lager, weil sie über anerkennende Kritik aus Gegners Munde berichten.

Es handelt sich um die höchst beachtenswerte Schrift des Gießener protestantischen Theologen Dr. Walther Köhler „Katholizismus und Reformation". (Kritisches Referat über die wissenschaftlichen Leistungen der neueren katholischen Theologie auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte. Vorträge der theologischen Konferenz zu Gießen. 23. Folge. Gießen, A. Töpelmann 1905, 88 S., Mk. 1.80). Der Schrift liegt ein Vortrag zugrunde, den Köhler am 29. Juni 1905 auf der Gießener theologischen Konferenz gehalten hat; in erweiterter Form, mit Anmerkungen und Erläuterungen ist er hier der Oeffentlichkeit übergeben. Es ist ein kritisches Referat, im guten Sinne, und als übersichtliche Zusammenstellung, auch rein stofflich betrachtet, für uns Katholiken sehr belehrend. Belehrender noch durch die mitunter sehr interessante Beurteilung der einzelnen Leistungen, durch die anerkennenswerte Offenheit, mit der der Kritiker das Gute, das er findet, lobend hervorhebt. Und dieses Gute ist nicht wenig. Das war aber nicht anders zu erwarten von Köhler, dessen ruhige und vornehme Objektivität so vorteilhaft absticht von der leidenschaftlichen Parteilichkeit vieler Fachgenossen.

Nicht als ob wir mit allem, was er sagt, einverstanden wären. Auch der objektiv sein wollende, nüchterne Kritiker hat seinen festen Standpunkt, von dem aus er seine Rundschau anstellt; seine religiöse Ueberzeugung, für die er eintritt. Das versteht jeder Einsichtsvolle und wird abweichende Urteile verstehen und sie nach dem Maßstab seiner eigenen Ueberzeugung bewerten und korrigieren. Auch für Köhler ist Heinrich Denifle der Luthertöter und sein Werk „ein Pamphlet schmutzigster Art." Und um vorerst einige andere, für uns weniger erfreuliche Urteile hervorzuheben: Döllingers Lutherartikel im Kirchenlexikon ist ein „Schmähartikel"; dessen dreibändiges Werk über die Reformation wird zu einem „Jugendwerk" gestempelt, obschon Döllinger bei dessen Veröffentlichung — 1846 — auf eine zwanzigjährige akademische Lehrtätigkeit zurückblicken konnte; ein 47jähriger dürfte aber weder nach kanonischer noch nach gewöhnlicher Schätzung im Jugendalter stehen. Dann wird Janssen scharf hergenommen, seine und Döllingers Tendenz hervorgehoben, die nachgerade typisch geworden sei, dazu kommt eine nähere Erläuterung: „Es ist — man übersieht das leicht — Tendenz im objektiven Sinne; subjektive Tendenz, der dolus, die bewußte Absicht der tendenziösen Mache liegt Janssen und Döllinger fern — es fragt sich nur, was in diesem Falle das Schlimmere ist. Denn eine derartige im guten Glauben gebotene Reformationsgeschichte zeigt die schlechthinige Unfähigkeit des Verständnisses und der Nachempfindung dieser Epoche und ihres Trägers bei jenen Autoren."

Nun, wir wollen mit dem Kritiker darüber nicht rechten, denn eine Einigung wäre nicht zu erzielen; aber auch jene, die den Mängeln der Janssen-Döllingerschen Werke sich nicht verschließen, werden diesen Tadel zu weitgehend finden und auch den ferneren Satz in seiner allgemeinen Fassung bestreiten: „Das also ist die Gefechtslinie für die moderne katholische Forschung zur Reformationszeit: glanzvoller Abschluß des Mittelalters, Depravation im 16. Jahrhundert, wurzelnd in Luthers verderbter Theologie, der sein Leben entsprach." Doch wird Janssens Geschichtswerk eine trotz allem bedeutende Leistung, ein „großes Werk" genannt und betont: „Janssen hat für die Reformationszeit die christliche Kulturgeschichte geschaffen, er hat in glänzendem Wurfe durchgeführt, was seitdem — und gewiß nicht durch ihn allein — kirchenhistorische Gemeinforderung geworden ist: Demokratisierung der Wissenschaft". Aber auch von Denifle heißt es: „Wir werden von Denifle ebenso sehr lernen, wie wir von Janssen gelernt haben, um so mehr, als der Autor selbst in der zweiten Auflage seines Buches seinen Grimm und Haß zugunsten sachlicher Erörterung hat zurücktreten lassen. Zahlreiche Korrekturen am Texte der Weimarer Lutherausgabe, der Nachweis des kompilatorischen Charakters der angeblichen Vorlesungen Luthers über das Richter-

buch bleiben unantastbar, vor allem aber hat Denifle — und ihm ist in verschiedenen Aufsätzen der Jesuit Grisar zur Seite getreten — das Problem: der junge Luther neu aufgerollt. Was auf protestantischer Seite nur Adolf Hausrath in einem Essay herausgehoben hatte, wurde von Denifle in aller Schärfe neu betont und begründet. Der junge Luther nach seiner Selbstschilderung ist unhistorisch, er ist nicht der unzufriedene, am Mönchtum mäkelnde, in Fasten, Beten und Kasteien in ständiger Gewissenszerknirschung sich verzehrende Augustiner, nein, er hat sich im Mönchtum wohlgefühlt, den Frieden dort gefunden, erst später ihm den Rücken gekehrt."

Die Arbeiten katholischer Verfasser, welche Themata aus der internen katholischen Geschichte des 16. Jahrhunderts behandeln, werden von Köhler fast durchweg als tüchtige, wissenschaftliche Leistungen betrachtet. Sie beweisen vor allem eines: „Der Katholizismus des 16. Jahrhunderts ist nicht eine brüchige Masse gewesen, und nicht erst die Jesuiten haben sie wieder fest gemacht." Hohes Lob wird der katholischen Quellenpublikation gespendet. „Die katholische Forschung steht hier auf der Höhe der Zeit, sie hat sich angeschlossen der in den Monumenta Germaniae begründeten, seitdem in zahlreichen universalen wie territorialen Kommissionen ausgebauten Methode der Sammlung und Verarbeitung der Quellen. Und den Hintergrund dieser ganzen Forschung bildet die nicht genug zu preisende wissenschaftliche Großtat Leos XIII., die Erschließung des vatikanischen Archivs, von Leos Nachfolger, Pius X., ausdrücklich bestätigt. Wenn auch gerade auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte hier und da ein wenig zurückhaltend verfahren wird, so kann doch von einer tendenziösen Verheimlichung von Akten keine Rede sein, dafür bürgt schon die edle Persönlichkeit des Archivleiters Franz Ehrle, dessen Liberalität jeder Besucher des vatikanischen Archivs zu rühmen weiß, und der, wie mir ein Kenner der Sachlage versicherte, in Anregung und Förderung der privaten wie Sozietätsarbeiten mehr tut, als gemeinhin in die Oeffentlichkeit dringt." Die Quellenpublikationen der Görresgesellschaft, allen voran die Akten des Trienter Konzils, werden als Musterleistungen gepriesen, auch die „erstklassige" Leistung des Herderschen Verlags in Druck und Ausstattung des großen Konzilwerkes rühmend hervorgehoben.

Erst auf dem Gebiete jener Arbeiten, die von Natur aus polemisch angelegt sind, hält Köhler mit scharfem Tadel nicht zurück; Proben davon wurden schon angeführt. Die apologetische Tendenz katholischer Historiker findet nicht seinen Beifall. Besonders nicht da, wo es sich um die dogmenhistorischen Voraussetzungen der Glaubensspaltung handelt. Was er über Ablaß und Reue sagt, kann man sehr bezweifeln. Wenn ihm die letzten bedeutsamen Artikel von N. Paulus über die mittelalterliche Reuelehre bekannt gewesen wären, würde er sich schwerlich so rückhaltlos zu der Harnack'schen These von der mittelalterlichen Durchschnittsfrömmigkeit im Bußsakrament mit seiner „Galgenreue" bekennen. Und das „Drehen und Wenden", das er den zahlreichen Arbeiten von Paulus über das Ablaßwesen vorwirft, kann man mit viel größerem Rechte seiner Kritik vorhalten. Die Bedeutung von Paulus für die Reformationsgeschichte ist aus der Köhler'schen Schrift klar ersichtlich. Die weitausgreifende, vielseitige, tief schürfende, dabei bei allen polemischen Fragen die vornehme Ruhe des wahrheitsliebenden, objektiven Historikers wahrende Forschungsarbeit des Münchener Gelehrten hat ihm nicht bloß im katholischen, sondern auch im protestantischen Lager unbestrittenes Ansehen verschafft. Daß er die Fabel von Luthers Selbstmord endgültig erledigte, hat man ihm nicht vergessen, und in Kreisen, wo mehr die Ruhe der Wissenschaft als der ungezügelte Parteifanatismus vorherrscht, hat man manches von ihm gelernt. Köhler hebt das gebührend hervor. So hat Paulus „ganz richtig" gesehen, daß die Reformation einen neuen Kirchenbegriff geschaffen hat, er hat „mit vollem Recht" die Gewissensfreiheit den Reformatoren abgesprochen, er hat „das Märlein von Luthers Selbstmord in der katholischen Publizistik wissenschaftlich unmöglich gemacht", „stets auf den Unfug der Ablaßklamanten hingewiesen, auch Tetzels Treiben nicht nur beschönigt". „Seine Arbeiten sind schließlich alle fördernd, auch die mit stark apologetischer oder aggressiver Tendenz. Probleme liegen auch in ihnen, aber man wird doch von Studien, die trotz aller Gelehrsamkeit und Selbständigkeit auf Janssenscher Linie liegen, besonders unterscheiden dürfen solche, die teils jeder konfessionellen Zuspitzung entbehren, teils unbekannte, neue Fragestellungen bringen, teils mit beidem zugleich die Wissenschaft der Reformationsgeschichte fördern. Daß Paulus wie kein Zweiter die protestantischen wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiete verfolgt, in bald populären, bald fachwissenschaftlichen Referaten sie beurteilt und bekanntmacht, selten ohne sachgemäße Ergänzungen, ist noch das Geringste. Er kennt die Reformationsgeschichte, kennt auch Luther und aus dem Wissen wachsen die Probleme." „Als ein Muster vorurteilsfreier katholischer Geschichtsforschung" wird Spahns „Cochläus" betrachtet und dem Würzburger Professor Merkle wird für sein Auftreten gegen Denifle und Berlichingen warmes Lob gespendet und die „höchst erfreuliche Offenheit" gepriesen, mit der Aloys Schulte in seinem bekannten Buche „Die Fugger in Rom" den Ablaßhandel verurteilt. Es ist ein offenes Wort Köhlers, das wir ihm ebenso hoch anrechnen, als es ihm von vielen seiner Glaubensgenossen verargt werden wird: daß die katholische Forschung vor Ueberschätzung des Protestantismus und vor Unterschätzung des mittelalterlichen Katholizismus bewahre. „Der Katholizismus des Mittelalters ist viel labiler und mannigfaltiger gewesen, als daß er in die Luthersche Gleichung: = Werkdienst ohne Rest aufginge".

Solche, von rühmlicher Vorurteilslosigkeit zeugende Aussprüche anzuführen wird uns auch Köhler nicht verübeln können, obschon er es (S. 39) nicht gerne zu sehen scheint, wenn auf katholischer Seite irgendwelche der katholischen Auffassung entgegenkommende Aeußerungen protestantischer Autoren hervorgehoben werden. Auch protestantischerseits läßt man sich die Gelegenheit nie entgehen, günstige Aussprüche aus Gegners Mund sorgfältig zu registrieren. Mit Genugtuung verzeichnen wir die im Anschluß an eine akademische Rede des Kopenhagener Professors Erslev erfolgte Feststellung, daß die moderne Kultur keine Tochter der Reformation ist. „Gerne, und nicht nur in populären Schriften, führt man die moderne Kultur im weitesten Sinne, paritätischen Staat mit Gewissensfreiheit, freie Wissenschaft, kurz die gesamte ungehemmte Entfaltung wirtschaftlicher und sozialer Kraftzentren auf Luther zurück. Die katholische, reformationsgeschichtliche Forschung leistet dem gegenüber einen sehr wertvollen, weil sehr richtigen Bremserdienst." „Die moderne Kultur mit ihrem Emanzipationsgelüste von nicht nur theologischer, sondern christlicher Bevormundung wurzelt nicht in der Reformation, sondern in Humanismus und Aufklärung. . . ." Mit solchen Sätzen desavouiert Köhler „Historiker", wie den Grafen du Moulin-Eckart und seinen Würzburger Vortrag über „Luther und das deutsche Kulturleben", oder Max Lenz, der in einem 1891 bei der Lutherfeier des Evangelischen Bundes zu Berlin gehaltenen (jetzt wieder veröffentlicht in Nr. 18 der „Deutschen Bücherei", Ausgewählte Vorträge und Aufsätze von Max Lenz, S. 11 ff.) Vortrag über „Humanismus und Reformation" emphatisch verkündet, daß „nicht nur unser Staat, sondern auch unsere Dichtung und Philosophie, jegliche Wissenschaft und die Muttersprache selbst, alle die großen Güter, welche den Kern unserer Nationalität ausmachen, auf protestantischem Boden wuchsen". In wie viel Schulbüchern, von anderen, selbst wissenschaftlichen Werken abgesehen, sind nicht ähnliche Gedanken vertreten?

Um so erfreulicher berührt die Offenheit Köhlers, dem nur zu wünschen ist, daß er kein passer solitarius unter seinen Glaubensgenossen bleibe, und daß seine verständigen Ausführungen wohlwollende Aufnahme finden. Auch uns ist aus dem Herzen gesprochen, wenn er sagt: „Man sollte suchen, vom Gegner zu lernen, sollte den Kampf, so schwer es auch mitunter werden mag, auf das höhere Niveau des Kampfes der Geister um die Wahrheit hinaufheben, mit Unbefangenheit und Freudigkeit an allem Ringen nach Erkenntnis."

Zum Schlusse noch eines: Die Schrift ist interessant geschrieben und stellenweise fast fesselnd zu lesen. Nicht von jeder Schrift eines deutschen Professors kann man das sagen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das kaiserliche Ideal der „frohen Eintracht".

Eine neue Blüte am fruchtbaren Strauch der kaiserlichen Beredsamkeit! Zu Koblenz hat der Kaiser sein Ideal der deutschen Eintracht und friedlichen Schaffensfreude in packenden Worten und in dem schönen Bilde seiner mit mannigfaltigen Räumen und zwei Kapellen versehenen Stammburg den Gästen des Provinz-Festmahls vorgeführt. Der hohe Redner beleuchtete die Eintracht sowohl von der politischen als von der konfessionellen Seite; er sprach als Föderalist und als frommer Christ, der das Gemeinsame über das Unterscheidende stellt. Die Treue zu dem angestammten Landesfürsten betrachtet er als Grundlage der Reichstreue, und die Treue gegen das Bekenntnis hält er für wohlvereinbar mit dem konfessionellen Frieden in dem toleranten Nebeneinander des Kultus und in dem gemeinsamen Aufblick zu dem einen Erlöser und Vater. Der Kaiser fordert nicht eine kalte, äußerliche Einheit, sondern die „frohe Eintracht", die das Volk in sich festigt und befähigt, in freudiger Schaffenslust die große Kulturaufgabe zu lösen, die ihm die Vorsehung in der Welt bestimmt hat: „nach innen geschlossen, nach außen entschlossen".

Die dritte Seite der Eintrachtsfrage, die soziale, hat der Kaiser bei dieser Gelegenheit nicht berührt; aber es ist ja aus anderen Kundgebungen hinreichend bekannt, wie sehr ihm die Ueberwindung der sozialen Gegensätze und Reibungen durch eine ausdauernde Reformpolitik am Herzen liegt. Wir dürfen kühn sagen, daß keine andere Partei dem Eintrachtsgedanken nach all den drei Richtungen hin so viel tatsächliche Förderung geleistet hat wie die Zentrumspartei. Auf dem Gebiete der sozialen Reform war sie die erste, die zäheste und die erfolgreichste Arbeiterin. Das Prinzip des gesunden Föderalismus als beste Stütze der Reichseinheit hat sie schon vertreten, als der liberale Zentralismus als allein national galt und jede Sympathie für die Gemächer, Kemenaten und Säle verschiedener Größe als reichsfeindlich gescholten und befehdet wurde. In diesem Punkte ist ja allmählich eine erfreuliche Wendung eingetreten; das Mißtrauen, das die einheitsstaatlichen Strömungen, namentlich in Süddeutschland, erregt hatten, ist nach und nach geschwunden, und zwar in demselben Maße, wie der Einfluß des Zentrums auf die Reichspolitik zunahm; zugleich konnte das Zentrum den tatsächlichen Beweis liefern, daß es (nicht trotz, sondern wegen seiner Schonung der berechtigten Eigentümlichkeiten der Glieder) hervorragend befähigt war, dem Reichsganzen zu verschaffen, was ihm gebührt.

Noch ärger haben auf dem kirchenpolitischen Gebiete Vorurteile und Verleumdung gegen das Zentrum gewütet. Noch heutzutage sind die wirklichen Feinde des konfessionellen Friedens Tag für Tag rastlos bemüht, in Wort und Schrift den Vorwurf der Friedensstörung auf das Zentrum abzuwälzen und im andersgläubigen Volke den Aberglauben zu verbreiten, das Zentrum gefährde die protestantische Religionsfreiheit. Der Kaiser tritt dieser Ansicht hier nicht zum ersten Male entgegen. Seine Koblenzer Rede weist selbst auf die Gnesener Rede hin, indem er seinen Dank ausspricht für die patriotischen Worte, mit denen der Kardinalerzbischof von Köln auf den Inhalt der Rede von Gnesen eingegangen war. Zwei Kapellen im Reichshause, so daß beide Bekenntnisse in Eintracht nebeneinander ihren Gottesdienst einrichten mögen — dieses kaiserliche Ideal zu verwirklichen, sind alle Katholiken Deutschlands bereit, wie sie nicht bloß durch Worte, sondern durch ihr tatsächliches Verhalten seit Entstehung des Zentrums, auch sogar durch den vielverleumdeten Toleranzantrag, bewiesen haben. Von den Protestanten Deutschlands ist aber leider nur erst ein Teil bereit zur Unterstützung ihres Kaisers in diesem Punkte; der andere Teil, der noch im Banne des Evangelischen Bundes steht, will der katholischen Kapelle nicht den gleichberechtigten Platz neben der evangelischen Kapelle gönnen und betrachtet die letztere nicht als Gotteshaus, sondern als Trutzkirche. Wir dürfen sagen, daß der Straßburger Katholikentag ganz im Sinne der Koblenzer Kaiserrede verlaufen ist; ob die Generalversammlung des Evangelischen Bundes desgleichen tun wird, bleibt abzuwarten.

Die Fehler der deutschen Kolonialpolitik.

Reichsgerichtsrat Spahn, der hochverdiente Führer der Zentrumsfraktion, hat vor seinen Wählern in Bonn eine umfassende Rede über die internationale und nationale Lage gehalten, deren Beachtung allen Freunden und erst recht den Feinden nicht warm genug empfohlen werden kann. Er kam dabei auch auf unsere Schmerzenskinder, die Kolonien zu sprechen und erinnerte gegenüber den Schwankungen und Schwierigkeiten unserer Kolonialpolitik an das Programm, mit dem Windthorst und das ganze Zentrum seinerzeit an diese Aufgabe herangetreten sind: sie wollten eine christianisierende und kultivierende Kolonialpolitik. Neuerdings wird angesichts der Nackenschläge, die wir hier und dort erfahren, viel über die einzelnen Mißgriffe auf diesem Gebiete geschrieben und gestritten: über den Mangel an Einheitlichkeit und Stetigkeit in der Kolonialpolitik, über Bureaukratismus und Militarismus, über Empfindlichkeiten und Eifersüchteleien, über Frivolitäten der Händler, Vielregiererei der Assessoren, Ausrottungsedikt der Generäle, über den Tropenkoller in verschiedenen Formen, über unvorsichtige Erteilung von Konzessionen und Zurückhaltung des deutschen Kapitals 2c. Man kommt zum Kern des Uebels, wenn man alles zusammenfaßt in die Frage, ob und wo wir den idealen Gesichtspunkt der Verbreitung der christlichen Kultur hintangesetzt haben. Man hat mehr an das Land und dessen eilige Ausbeutung gedacht, als an das eingeborene Volk und dessen Erziehung zu einem nützlichen Gliede der großdeutschen Gemeinschaft. Wenn wir zu der mühsamen, geduldigen, christlichen Kulturarbeit zurückkehren, werden wir mehr auf die Förderung der Missionen sehen müssen als auf Entfaltung Trothascher Schneidigkeit. Der Weg der friedlichen Eroberung wird vielleicht länger sein, aber er wird sicherer zum Ziele führen und auch billiger, selbst dann, wenn das Reich etwas bares Geld für die Missionen und die zugehörigen Wohlfahrtseinrichtungen verwendet.

Die Krisis in Ungarn.

Vor 30 Jahren wurde der zisleithanische Ministerpräsident Graf Hohenwart durch den ungarischen Kollegen Andrassy gestürzt. Jetzt hat sich Zisleithanien revanchiert: der tapfere Fejervary, der die magyarische Oligarchie in Ungarn zu brechen suchte, ist vom österreichischen Ministerpräsidenten v. Gautsch „untergraben" worden. Fejervary und der Minister des Innern, Cristoffy, hatten natürlich das Panier der Wahlreform nicht eigenmächtig, sondern nur mit königlichem Plazet entfaltet. Als sie aber die Unterschrift des Monarchen für die einzubringende Vorlage einholen wollten, war die Stimmung umgeschlagen. Gewiß, es war ein kühnes Unternehmen, gegen die hartnäckigen superos des Magyarentums den Acheron der breiten Schichten der anderen Nationalitäten und des „gewöhnlichen" Volkes in Bewegung zu bringen; aber es war auch ein genialer Versuch zur Lösung des Knotens, der nach kräftiger Durchführung die Stephanskrone nicht bloß jenseits der Leitha volkstümlich gemacht hätte. Daß die bisher herrschende magyarische Minderheit ihre ganzen Einflüsse am Hofe spielen ließ, um den Monarchen ängstlich zu machen, ist selbstverständlich; schwerer zu verstehen ist aber, daß sich Herr v. Gautsch und mit ihm angeblich der auswärtige Minister Graf Goluchowski so verzweifelt in die Bresche geworfen haben, um die Herrschaft der erklärten Feinde des Deutschtums und der Reichseinheit zu retten. Der politische General Fejervary und sein Moltke Cristoffy wollten freilich etwas unternehmen, was den neuzeitlichen Sitten in den habsburgischen Landen durchaus widerspricht: sie wollten eine Frage gründlich lösen, statt Flickwerk für den augenblicklichen Notbedarf zu treiben; sie wollten der Krone eine große, reformatorische, fortschrittliche Mission zuschieben, statt sie in demütigenden Verhandlungen mit den parlamentarischen Worthelden und in der ewigen Ernennung von Verlegenheitsministern ihre Autorität verschleißen zu lassen; sie wollten, um derbe zu werden, das Durchfressen an Stelle des Durchfrettens setzen, das seit dem Sturze Hohenwarts als höchste Blüte der Wiener Staatskunst gilt. Jetzt ist das traditionelle System der Unschlüssigkeit und der Halbheit wieder einmal gerettet. Der Rücktritt des nach dortigen Begriffen zu tapferen Ministeriums war schon vor Wiedereröffnung der Kammern am 15. September angenommen worden; ein neues Ministerium war aber noch nicht ernannt; darüber soll erst noch „verhandelt" werden mit der magyarischen Fronde. Also abermalige Vertagung des Parlaments bis zum 10. Oktober. Hier und da hatte man die Hoffnung, daß die Krone wenigstens die Gewißheit erhalten habe, die Koalition werde infolge des Schreckschusses der Wahlreform in dem kritischen Punkt der Kommandosprache nachgiebig sein. Aber davon ist nichts zu spüren. Die Stellung der Koalition ist ja auch nach dem Rückzug der Krone stärker als vorher. Das einzige, was die Koalition nachdenklich stimmen könnte, wären die Massendemonstrationen zugunsten des allgemeinen Wahlrechts; aber die waren doch noch recht matt. Es müßte eine wunderbare Wendung in zwölfter Stunde eintreten, wenn nicht die Autorität der Krone und die Einheit der Armee bei diesem Polterabend in die Brüche gingen. In Oesterreich-Ungarn gilt der Spruch: „Doch weiter kommt man ohne ihr" (scil. Bescheidenheit).

Einer der Aerzte um das kranke katholische Frankreich.

Von

Prof. Dr. Sägmüller, Tübingen.

Wenn dem kranken katholischen Frankreich durch Bücher und Schriften voll von Ratschlägen geholfen werden könnte, wäre es schon lang kuriert. Es tut einem förmlich weh, durch all die verschiedenen Schriften über: „Konkordat", „Trennung von Kirche und Staat", „Die Fehler der französischen Katholiken", „Die republikanischen Katholiken", „Sollen wir uns trennen?" „Die Allianz zwischen Kirche und Staat", „Die Katholiken und die Wahlen von 1906" usw. den warmen, besorgten Herzschlag der Autoren für das arme, unglückliche Vaterland und für die verfolgte, niedergeknebelte Kirche durchzufühlen, mit dem Bewußtsein zugleich, daß am Ende doch alles umsonst ist.

Keiner aber hat sich wohl mehr in die vorliegenden schweren Probleme hineingearbeitet als Yves le Querdec, niemand anders, als der durch seine wissenschaftlichen Arbeiten bestbekannte Professor Dr. G. Fonsegrive am Institut catholique in Paris. Er hat einen ganzen Zyklus von einschlägigen Schriften erscheinen lassen: Lettres d'un Curé de campagne, 11 e mille; Lettres d'un Curé de canton, 6 e mille; Le journal d'un Evêque. Première partie: Pendant le Concordat, 4 e mille; Deuxième partie: Après le Concordat, 3 e mille; Le fils de l'esprit (Roman social), 5 e mille. Mehrere dieser Schriften sind bereits in das Italienische und Englische übersetzt worden.

Es gibt fast keine irgend in Betracht kommende Frage, die hier nicht berührt wäre. Zum Beweise dessen eine kleine Skizze des Inhalts der Bücher.

In den „Lettres d'un Curé de campagne" schildert der Pfarrer von Saint Julien in Briefen an einen Konfrater seine kühle Aufnahme als neuernannter Pfarrer dieses Ortes, seine Pfarrkinder vom Marquis bis zum letzten Bauern herunter, seine Bemühungen, die Pfarrei sittlich-religiös zu heben und zwar außer durch die Tätigkeit in der Kirche, namentlich durch soziale Tätigkeit, so vor allem durch Sorge für die heranwachsende Jugend in Jünglings- und Jungfrauenvereinen, für die hygienischen Zustände im Dorfe mit Hilfe von Schwestern, durch Veranstaltung und Gründung von landwirtschaftlichen Vorträgen und Vereinen. Politisch anerkennt der Pfarrer die Republik, was er namentlich durch Beflaggung am Nationalfest beweist. Bei alledem hat er den stärksten Widerstand seitens des monarchistisch gesinnten Marquis, eines im alten Gleise weiter amtierenden Nachbarklerus und schlechter Elemente in der Pfarrei zu erfahren. Die Sache kommt zuletzt vor den Bischof. Dieser aber anerkennt das pastorale Verfahren des Pfarrers von Saint-Julien und befördert ihn zum Schluß als Kantonalpfarrer nach St. Maximin, damit er dieses Städtchen ebenso religiös emporbringe, wie zuvor das Dorf Saint Julien.

Wie das geschah, darüber belehren uns die „Lettres d'un Curé de canton". Auch hier wieder lernen wir zunächst die ganze Pfarrei kennen, die fetten, nicht viel glaubenden Bourgeois und die arme, sozialdemokratische, religionsfeindliche Arbeiterbevölkerung. Auch hier wieder wird die Arbeit in der Kirche durch soziale Tätigkeit unterstützt, durch Gründung von Darlehenskassen für die Arbeiter und kleinen Geschäftsleute, von Jünglingsvereinen, Lesevereinen, durch Bemühung um Sonntagsruhe für den Arbeiter, durch Vorträge in den Vereinen namentlich über die soziale Frage. Bei einem Aufstand der streikenden Fabrikbevölkerung aber wird der vermittelnde Kantonalpfarrer von Sozialdemokraten in das eisige Wasser eines Fabrikkanals gestoßen und stirbt an der darauffolgenden Schwindsucht.

Wäre das nicht geschehen, würden wir unsern Pfarrer zum Bischof aufsteigen sehen. Seine Stelle vertritt nun ein anderer Unbekannter. Er legt seine Ideen dar in dem „Journal d'un Evêque". Da ist vor allem die Rede von Reform des theologischen Studiums in den Seminarien, von Reform des Klerus überhaupt, von Erziehung der weiblichen Jugend in den Klöstern, Religionsunterricht, politischer Tätigkeit des Klerus usw. Der zweite Teil des „Journal d'un Evêque" versetzt uns in die Zeit nach der Aufhebung des Konkordats mit den Kapiteln: La suppression du budget des cultes; Les mesures de sauvegarde; La persécution; La liberté reconquise; Le nouveau Concordat anno 1929, nachdem die Aufhebung 1923 erfolgt war.

Aber die Rettung Frankreichs kann nicht durch den Klerus allein erfolgen. Auch die Laien müssen mitarbeiten. Schon der Curé de campagne wurde unterstützt durch einen Maler aus Paris und seine Frau. Dem Curé de canton leistet die treuesten Dienste ein Arzt Vervier, der sich zuletzt mit einem braven Fräulein, Fulvie Legrand, die nach dem Tode der Mutter zunächst Klostergedanken hatte, vermählt. Wie sich aber Yves le Querdec die von ihm so oft betonte Mitarbeit der Laien an der Wiedergeburt Frankreichs näherhin denkt, das bringt er zur Darstellung in dem sozialen Roman „Le fils de l'esprit". Da unternimmt es ein junger Adeliger, Norbert de Péchanval, in dessen edle Seele der Pfarrer von Saint-Julien seine uns bekannten Ideen tief eingesenkt, inmitten einer in den alten Theorien mumifizierten monarchistischen Aristokratie, bei tüchtiger Bewirtschaftung seines eigenen Gutes, durch Verbreitung ökonomischer und moderner Kenntnisse unter dem Landvolk, Teilnahme an dessen Nöten und Bestrebungen, gutes religiöses Beispiel usw. die Bauern mehr und mehr zu gewinnen und zuletzt sogar die Wahlen zu beeinflussen. Angesichts der Wahl des guten Kandidaten erklärt die sterbende Madame Vicomtesse de André, die bisher schärfste Gegnerin des von Norbert Péchanval eingeschlagenen Verfahrens: „Nous sommes vieux. Nous nous en allons. Nous n'avons pas su. Nous n'avons rien compris au monde, aux choses. C'est vous qui avez raison." Und von der Toten weg ging Norbert in die Morgendämmerung hinaus. „Bei jedem Schritte, den er tat, fühlte er, daß er sich mehr und mehr vom Tode entfernte und dem Leben entgegenging. Und in dem milchweißen Morgenhimmel, durch die leichten Nebel, die aus dem Tale aufstiegen, sah er wie dereinst unter einem Kranz von goldenen Haaren unschuldig blickende blaue Augen, die ihm leuchtend entgegenlächelten." Es sind die Augen der Lehrerin an der Dorfschule, einer edlen Jungfrau, die im staatlichen Lehrerinnenseminar den Glauben verloren, ihn durch den Dorfpfarrer, Norbert und seine Schwester Yolanthe aber wiedergewonnen, der sich Norbert verlobt, der er aber beim Widerstreben seines Vaters vorläufig noch hatte entsagen müssen. Wir denken: ein zweiter Band sollte das edle Paar vereinen und weitere Wege zur Regeneration Frankreichs weisen.

Das ist eine kurze Skizze des in diesen fünf Bänden Enthaltenen, ein trockener Hinweis nur auf die vielen geistreichen Gedanken von Yves le Querdec. Er hat um dieser seiner Ideen willen vielen Beifall, aber auch vielen Widerspruch gefunden, wie das die Vorrede zum vierten Band genau schildert. Der Bischof von Nancy, der bekannte große Redner Turinaz, nannte Fonsegrive um seiner Ideen willen einmal einen „Semipelagianer". Ich denke aber, mehr will Fonsegrive auch nicht sagen als: Aide-toi et Dieu t'aidera. Die Katholiken Frankreichs müssen sich selbst helfen, wie die deutschen Katholiken es auch getan. Es werden dann hüben und drüben vom Rhein noch Zeiten kommen, wo man die Katholiken um Hilfe anrufen wird von Seiten her, die jetzt noch die Macht haben und sie vielfach gegen die Katholiken — brauchen. Darum Kopf hoch!



Aus dem Inhalt der nächsten Nummern:

Die äthiopische Bewegung.

Von

Dr. Diepenhorst, Essen.

Während das Ende des südwestafrikanischen Aufstandes noch gar nicht abzusehen ist, kommen aus unserer ostafrikanischen Kolonie bedenkliche Nachrichten. Schon seit längerer Zeit wollten die Meldungen über den aufrührerischen Geist der dortigen Eingeborenen nicht verstummen trotz aller offiziösen Ableugnungen.

Es gewinnt immer mehr den Anschein, als ob die ganze Welt der Schwarzen von einer Gärung ergriffen wäre. Vielleicht werden die Engländer dadurch belehrt, daß man nicht ungestraft die Solidarität der Weißen gegenüber den Schwarzen mißachtet. Schon die Kaffernkriege begannen stets aufs neue, wenn die Europäer unter sich im Streite waren. Engländer und Buren standen den Kaffern gleich unversöhnlich gegenüber und suchten sich ihrer als eines unversöhnlichen Feindes zu wehren. Die Buren traten ihnen am meisten entgegen. Aber kaum hatten sie sich ihrer entledigt und das Land kultiviert, als sie von den Briten verdrängt wurden, was zur Gründung des Oranjefreistaates und der Transvaalrepublik führte. Schon im ersten Unabhängigkeitskriege der südafrikanischen Republik (1880/81) bedienten sich die Engländer der Hilfe der Schwarzen, die sie mit modernen Gewehren bewaffneten. Die erlittenen Niederlagen suchten sie den Buren dadurch heimzuzahlen, daß sie fortgesetzt schwarze Stämme gegen die Buren aufhetzten, gleichwie sie früher die Indianer gegen die französischen Rivalen in Amerika aufgehetzt hatten. Sollten sie an den sich häufenden Aufständen in den deutschen Kolonien ganz unbeteiligt sein? Die südafrikanische Republik lag infolge von englischen Ränken immer wieder im Kriege mit den Eingeborenen, und sie würde mit ihnen viel besser fertig geworden sein, wenn diese nicht von den Engländern stets modern bewaffnet gewesen wären. Im letzten Unabhängigkeitskrieg nahm Chamberlain im Parlament ganz ungeniert für England das Recht in Anspruch, auch Kaffern gegen die Buren zu verwenden. Gewiß sprach es allen Grundsätzen der Zivilisation Hohn, Schwarze in den Kampf gegen Weiße zu senden, doch konnte Englands Handlungsweise niemand überraschen. England hat eben die Befolgung der Gesetze der Humanität und des Völkerrechts immer nur von anderen verlangt, niemals aber sich selbst auferlegt. Allein England spürt schon jetzt, daß keine Burenmacht mehr die Schwarzen zwischen Oranje und Limpopo im Zaum hält. Sie haben sich in das eigene Fleisch geschnitten.

Seitdem erst ist eine Bewegung unter den Schwarzen, die man eben den Aethiopismus nennt, gefährlich geworden. Das anfänglich nur von Missionskreisen beachtete Freiheits- und Fortschrittsbestreben der Schwarzen, das ursprünglich nur auf die kirchliche Selbständigkeit gerichtet war, hat seit dem Burenkriege politischen Charakter angenommen. Schon seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts kam es vor, daß eingeborene Prediger, getrieben von dem Drange nach Selbständigkeit in der Mission wie in allen religiösen Angelegenheiten, aus ihrer Kirchengemeinschaft austraten, um eine eigene, eine nationale Kirche zu gründen. Unter ihnen war Mokone, der sich und seine Anhänger „Aethiopier" nannte. Erst James Dwane, der sich mit amerikanischen Negerkirchen in Verbindung setzte, wußte die äthiopische Bewegung auszubreiten. Charakteristisch für diese Bewegung war schon damals die Stelle im Kirchengebet: „Gib, daß unser Land nicht das Erbe anderer Völker werde, sondern daß es sei das Erbe unserer Kinder." Heute ist diese Bewegung über die äthiopische Kirche hinausgewachsen; heute erhebt sie in dem Wahn, daß man den Weißen gleich, wenn nicht überlegen sei, sogar den Ruf: Afrika den Afrikanern. Ueber ein halbes Dutzend teils englisch, teils afrikanisch und teils mehrsprachig geschriebener Blätter machen dafür Propaganda. Und kann etwas den Wandel der Dinge nach Vernichtung der Burenmacht greller beleuchten als die Entstehung eines „Transvaalbundes zur Wahrung der Eingeboreneninteressen" (Transvaal Native Vigilance Association) auf burischem Boden? Das Organ des Bundes ist zweisprachig und wird an die Häuptlinge versandt. Es ist das „Auge der Schwarzen" (Leihlo La Babathso), welches vorläufig natürlich Loyalität heuchelt. Wie man aber in Wahrheit denkt, beweist deutlich ein Eingesandt aus diesen Kreisen an die „Rand Daily Mail": Die farbige Bevölkerung ist hier ganz ebenso wie in Asien tapferer, mutiger, beherzter als die weißen Leute. Nehmen Sie als Beispiel den Krieg im fernen Osten. Was jetzt in Ostasien geschieht, kann sich in wenigen Jahren auch hier wiederholen". Woher haben die Schwarzen diese Kenntnis der Dinge im fernen Osten? Die schnelle Verbreitung von Nachrichten durch den ganzen schwarzen Erdteil hat schon oft Sturm erregt. Auf die Erklärungen dafür kann hier nicht eingegangen werden. In dem vorliegenden Falle sind die Meldungen von den Ereignissen auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatze jedenfalls durch die Beziehungen übermittelt, welche seit altersher zwischen der afrikanischen Ostküste und Indien bestehen. In Natal leben mehrere Tausende dieser Inder, die im Innern des Landes Handel treiben. Auch ist der Verkehr Indiens mit dem nördlichen Teil der afrikanischen Ostküste uralt; ostafrikanische Steuerleute waren es, die Vasco da Gama 1492 den Weg nach Indien zeigten. Die weiße Rasse sollte es nicht unbeachtet lassen, daß die Flutwelle japanischen Triumphes über Asien längst hinweg schon in den schwarzen Erdteil eingedrungen ist. Wie anstachelnd muß auch hier die Nachricht wirken, daß der Weiße nicht unbesiegbar ist! Denn allgemein vom Weißen, nicht vom Russen spricht man.

Schon vor vier Jahren schrieb die äthiopische „Voice of Missions": „Wie die Briten jetzt die Buren besiegt haben, so wird auch die Zeit kommen, wo die Farbigen die Weißen in die See treiben und die Briten nach der Themse zurückpeitschen werden." Für wie gefährlich die Engländer die Gärung in Afrika halten, geht aus der Begründung hervor, die sie für das Verhalten der Kapregierung gegenüber den Herero geltend machten: „Man müsse auf die große Zahl der Schwarzen in Afrika Rücksicht nehmen". Hiermit ist natürlich dies Verhalten nicht zu entschuldigen; denn je länger sich die Niederwerfung des Hereroaufstandes hinzieht, umsomehr werden auch hierdurch die wahnsinnigen Hoffnungen der äthiopischen Bewegung genährt und gestärkt.

Die gesetzliche Einführung des Zehnstundentages für Arbeiterinnen.

Von

Dr. Bernhard Franke, Berlin.

Es scheint, daß die vielerörterte Frage der Herabsetzung der gesetzlich zulässigen täglichen Arbeitszeit für Fabrikarbeiterinnen von 11 auf 10 Stunden nunmehr ihrer Lösung um ein beträchtliches Stück näher gerückt ist. Wenigstens sind die notwendigen Voruntersuchungen, die eine so tief in die wirtschaftlichen Existenzbedingungen der gewerblichen Arbeitgeber und der Arbeiterschaft einschneidende Maßnahme, wie sie die Einführung des zehnstündigen Maximalarbeitstages darstellt, jetzt abgeschlossen. Die Reichsregierung ist mit dankenswerter Gründlichkeit vorgegangen. Auf Ersuchen des Reichskanzlers hatten sämtliche Beamten der Gewerbeaufsicht in ihren Bezirken zu ermitteln, wie lange am 1. Oktober 1902 die tägliche Arbeitszeit und die Mittagspause der in den Fabriken und diesen gleichgestellten Anlagen beschäftigten Arbeiterinnen dauerte; ferner, in welchem Umfange am Sonnabend und an den Vorabenden der Festtage ein früherer Arbeitsschluß als 5½ Uhr nachmittags bestände? Außerdem sollten die Fabrikinspektoren sich gutachtlich darüber äußern, ob es zweckmäßig und durchführbar sei, die gesetzlich zulässige tägliche Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen von 11 auf 10 Stunden herabzusetzen, die gesetzlich vorgeschriebene Mittagspause von 1 Stunde auf 1½ Stunden zu verlängern und endlich noch, ob es sich empfehle, den Arbeitsschluß am Sonnabend und an den Vorabenden der Festtage auf eine frühere Stunde als 5½ Uhr nachmittags zu verlegen? Das infolge der Aufforderung des Reichskanzlers eingegangene Material ist vom Reichsamt des Innern verarbeitet und vor kurzem veröffentlicht worden. Einen Auszug aus dieser Bearbeitung und die Wiedergabe der Hauptergebnisse der Erhebungen der Fabrikinspektoren bringt die Aprilnummer des vom Kaiserlichen Statistischen Amte herausgegebenen „Reichs-Arbeitsblattes", wodurch die Kenntnis von den tatsächlichen Verhältnissen in bezug auf die Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen weiteren Kreisen vermittelt wird, denen ein Studium der weniger leicht zugänglichen und umfangreichen Drucksache des Reichsamtes des Innern nicht möglich ist.

Die Fabrikinspektoren fanden am Erhebungstage, dem 1. Oktober 1902, im ganzen 813,560 Arbeiterinnen in 38,706 gezählten Betrieben. Von diesen 813,560 Arbeiterinnen über 16 Jahre entfielen nicht weniger als 348,538 oder 42,9% auf die Textilindustrie. Hinsichtlich der Dauer der täglichen Arbeitszeit stellte sich heraus, daß mehr als die Hälfte aller Arbeiterinnen in fast zwei Dritteln aller Betriebe eine Arbeitszeit von 10 Stunden

und weniger hatten, nämlich 434,005 Arbeiterinnen (53,3 %) in 25,075 Betrieben (64,7 %). Dagegen hatten 379,555 Arbeiterinnen in 14,053 Betrieben eine Arbeitszeit von mehr als 10 Stunden.

Die Tatsache, daß ein so großer Teil der Fabrikarbeiterinnen sich schon jetzt des zehnstündigen Arbeitstages erfreut, kann im Interesse der Arbeiterinnen nur freudigst begrüßt werden. Allerdings liegen in einzelnen Industrien die Verhältnisse für die Fabrikarbeiterinnen wesentlich schlechter, als es die Durchschnittszahlen für die Gesamtheit erkennen lassen. Nimmt man die Zahlen für diejenige Industrie, welche weitaus die meisten Arbeiterinnen beschäftigt, die Textilindustrie, allein, so ergibt sich, daß von den 348,538 Arbeiterinnen dieses großen deutschen Gewerbszweiges am Erhebungstage nur 29,2 % eine Arbeitszeit von 10 Stunden und weniger hatten, dagegen 70,8 % der Arbeiterinnen täglich 10 bis 11 Stunden beschäftigt wurden, wenn auch die gesetzlich zulässige Höchstzahl von vollen 11 Stunden nur selten angetroffen wurde. Am günstigsten ist die Dauer der Arbeitszeit für Arbeiterinnen in den polygraphischen Gewerben, wo nicht weniger als 96,5 % aller Arbeiterinnen den zehnstündigen Maximalarbeitstag hatten.

Die Fabrikinspektoren stehen einer etwaigen weiteren Beschränkung der gesetzlich erlaubten Beschäftigungsdauer für Arbeiterinnen in der überwiegenden Mehrzahl sympathisch gegenüber. Von 84 Gutachtern empfehlen 66 grundsätzlich die gesetzliche Einführung des zehnstündigen Arbeitstages, und zwar 22 von 28 preußischen, 7 von 8 bayerischen, 6 von 13 sächsischen, die sämtlichen aus Württemberg, Baden und Hessen und den übrigen Bundesstaaten, ausgenommen Sachsen-Meiningen, Sachsen-Weimar und Braunschweig, von denen ablehnende Gutachten eingingen. Im ganzen sind 18 Fabrikinspektoren gegen eine gesetzlich eingeführte Verkürzung der Arbeitszeit. Es ist nicht uninteressant, die Bezirke kennen zu lernen, für welche sich die betreffenden Fabrikinspektoren gegen eine Herabsetzung der Beschäftigungsdauer für Arbeiterinnen aussprachen. Dieselben sind folgende: Ostpreußen, Frankfurt a. O., Pommern, Oppeln, Magdeburg, Sigmaringen, Oberpfalz, Bautzen, Annaberg, Chemnitz (Regierungsbezirk), Dresden, Freiberg, Aue, Plauen, Zwickau, S.-Weimar, Braunschweig, S.-Meiningen. Die Gründe, die in den Berichten der Aufsichtsbeamten für oder gegen die Verkürzung der Arbeitszeit angeführt werden, sind die bekannten. Die Befürworter des zehnstündigen Maximalarbeitstages verlangen eine Herabsetzung der täglichen Beschäftigungsdauer für die Arbeiterinnen einmal wegen der schwachen körperlichen Verfassung der Frau, die eine die Gesundheit und Nervenkraft aufreibende Fabrikarbeit auf die Dauer nicht ohne erhebliche Schädigung ertragen kann und wegen des Mutterberufes der Frau. Sie weisen ferner darauf hin, wie wertvoll eine kürzere Arbeitszeit im Interesse der Erhaltung des Hausstandes, der Pflege des Familienlebens, der Erziehung der Kinder, überhaupt für die körperliche, geistige und sittliche Entwicklung der gesamten Arbeiterschaft sein würde. Erfreulich ist, daß so zahlreiche Fabrikinspektoren eine Herabsetzung der Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen im allgemeinen auch vom Unternehmerstandpunkte aus als empfehlenswert und durchführbar ansehen. Sie machen ganz richtig darauf aufmerksam, daß nicht nur im gesundheitlichen Interesse der Arbeiterschaft, sondern auch vom wirtschaftlichen Standpunkte der Unternehmer aus diejenige Regelung der täglichen Arbeitsdauer am vorteilhaftesten ist, welche es dem Arbeiter ermöglicht, während der ganzen Zeit seiner Beschäftigung eine gleichmäßig angespannte Tätigkeit zu entwickeln. Der beste Beweis hierfür ist die Tatsache, daß schon jetzt zahlreiche Unternehmer freiwillig die tägliche Arbeitszeit unter die zugelassene Höchstdauer von 11 Stunden herabgesetzt haben. Die Freunde der Verkürzung der Arbeitszeit hoffen, daß der den Unternehmern entstehende Verlust an Arbeitszeit durch erhöhte Leistungsfähigkeit ganz oder wenigstens zum Teil wieder ausgeglichen wird. Es ist ja richtig, daß in vielen Fällen bei kürzerer Arbeitszeit eine intensivere Tätigkeit zu erzielen wäre; aber schließlich bleibt für die Frage der Kompensation durch erhöhte Leistungsfähigkeit ausschlaggebend der Umstand, in welchem Umfange die gewerbliche Produktion von der Leistung der menschlichen Arbeitskraft abhängig ist oder inwieweit sie auf vorwiegend maschineller Arbeit beruht. Es liegt auf der Hand, daß in Betrieben, in denen sich die Mitwirkung der menschlichen Arbeit auf die Ueberwachung und Bedienung von Maschinen beschränkt, eine Verkürzung der Arbeitszeit nicht so leicht oder überhaupt nicht durch intensivere Tätigkeit ausgeglichen werden kann wie etwa in den Betrieben, in denen die Handarbeit noch eine große Rolle spielt.

Eine andere Frage ist, ob nicht eine gesetzlich geforderte Herabsetzung der Arbeitszeit der Arbeiterinnen zu einer Lohnverminderung führen würde. Diejenigen Gewerbeaufsichtsbeamten, die sich für den zehnstündigen Maximalarbeitstag aussprechen, halten eine Lohnherabsetzung infolge der Einführung der gedachten Vorschrift nicht für wahrscheinlich. Vor allem die Akkordarbeiter haben eine Lohnminderung nicht zu befürchten, weil sie ja durch größeren Fleiß die gleiche Arbeitsleistung verrichten und somit auch die gleiche Lohnhöhe erreichen können wie früher. Was die im Zeitlohn beschäftigten Arbeiter angeht, so dürften diese ebenfalls keinen Lohnausfall erleiden, wenigstens keinen dauernden, da der bekannte Mangel an Arbeiterinnen schon die Unternehmer zu einer entsprechenden Erhöhung der Löhne veranlassen würde. Außerdem ist zu bedenken, daß die Arbeiterschaft auch schon selbst dafür sorgen würde, daß eine dauernde erhebliche Lohnminderung nicht einträte. Auch Entlassungen von Arbeiterinnen dürften infolge der Einführung des zehnstündigen Arbeitstages in nennenswertem Umfange wohl nicht zu befürchten sein, um so weniger, weil die Frauenarbeit sich ja für die Fabrikanten bedeutend billiger stellt als die Beschäftigung von Männern.

Die Gegner des zehnstündigen Maximalarbeitstages für Arbeiterinnen erheben den Einwand, die Verwirklichung der gedachten Maßnahme bedeute eine Verteuerung der Produktion, welche die deutsche Industrie in dem scharfen Konkurrenzkampfe mit dem Auslande erheblich schädigen würde. Dieser Behauptung wird man aber mit Recht entgegenhalten können, daß eine derartige mögliche Schädigung jedenfalls in keinem Verhältnisse stehen dürfte zu den großen und segensreichen Wirkungen, die eine Verkürzung der Arbeitszeit für die gesamte Arbeiterschaft haben würde. Im übrigen: ob die Verteuerung der Produktion eine Schmälerung des Unternehmergewinnes im Gefolge haben wird, hängt doch in erster Linie von der zukünftigen Gestaltung der Marktpreise ab. Selbst, wenn diese nicht lohnende sein würden, bleibt immer noch die Wahrscheinlichkeit, daß eine durch Verkürzung der Arbeitszeit bewirkte Verteuerung der Produktion den Anstoß zu neuen technischen Verbesserungen der arbeitsparenden Maschinen geben wird.

Man braucht bei einer Befürwortung der gesetzlichen Einführung des zehnstündigen Arbeitstages für Arbeiterinnen nicht zu verkennen, daß durch eine derartige gesetzgeberische Maßnahme für manche Industrien schwierigere Produktionsbedingungen geschaffen würden. In manchen Gewerbszweigen, z. B. in der Textilindustrie, würde die Herabsetzung der Arbeitszeit der Arbeiterinnen auch eine Verkürzung der Beschäftigungsdauer der männlichen Arbeiter nach sich ziehen. Aber die ungünstigen Wirkungen für die Unternehmer könnten durch zweckmäßige und liberale Uebergangsfristen auf ein geringes Maß reduziert werden. Wenn schließlich mehr und mehr der zehnstündige Arbeitstag auch für männliche Arbeiter zur Einführung gelangte, so würde dadurch ebenfalls ein Kulturfortschritt erreicht sein.

Abschied.

Uebern Garten in die Ferne,
Wo die blauen Berge ragen,
Schweift der Blick so gern hinüber
In des Sommers Scheidetagen;
Wenn die Blätter an den Bäumen
Sich schon gelb und rostbraun färben,
Durch die stillen Lüfte zittert
Schon ein Hauch vom großen Sterben;
Wenn der Abendsonne Strahlen
Alles wie in Purpur tauchen,
Daß geblendet sind die Sinne,
Daß geblendet sind die Augen
Von der letzten goldnen Schönheit,
Ehe noch das Herz beklommen,
Eh' die Nebel und die Stürme,
Die Novembertage kommen —
Daß die Lust schon bald wird enden,
Herz, du darfst dir's nicht verhehlen —
Sieh, schon rüsten Gräberblumen
Sich zum Feste Allerseelen!

M. Ells.

Ein ernstes Buch.*)

Von

Dr. C. Sonnenschein, Elberfeld.

Es ist Zwielicht, trauliches Halbdunkel. In Gedanken sitze ich am Fenster. Nur mit halbem Ohr lausche ich dem Gewirr von Stimmen und dem grellen Gesang, der zu mir aufsteigt.

Enge, weißgetünchte Höfe, durch den schmalen Spalt ein Ausblick auf die Straße dahinter, an morschen Stangen einige Fetzen Wäsche, unten der unermüdliche Webstuhl des alten Gottfried, ein paar bergische wüste Flüche dazwischen und das Lärmen der Kinder auf dem glänzenden, bucklig gepflasterten Hofe: die Umgebung. 's sind Ferien.

Die Ferien in der Großstadt sind ein trauriges Kapitel. Sie schreiben in das Tagebuch so vieler Familien schlechte, sehr schlechte Noten. Sie sind der Unfähigkeitsnachweis der Pädagogik so mancher Mütter und Väter. Während der Schulzeit hat der Besuch der Schule das Haus entlastet und diese Lücke zugedeckt. In den Ferien tritt das Versagen des Hauses in erziehlicher Hinsicht unverhüllt an den Tag.

O, ich will darüber nicht richten. Woher soll das Haus denn die erzieherische Kraft haben, die ihm niemand gegeben! Die Maschine hat die Frau als Mädchen ins Getriebe der Arbeit gerissen. Ihre frauliche Bestimmung wurde nicht gepflegt. Ihr weiblicher Zartsinn, die innere Befähigung, Seelen zu sehen, zu beobachten, zu lieben, zu leiten, zu erziehen, ist im Staube des Fabrikhofes, im feinen Staube des Ateliers, der Nähstube, in der parfümierten Luft des Basars und des Geschäftes verflogen und weggewischt. Und während der Erwerb an der Seele zehrte, wo war da jemand, der gab? Leben, Geist, Interesse, Liebe, Seele gab? So wurde die Familie.

Nun sie wächst, stiebt sie geistig auseinander. Es ist ein Zusammensein von Menschen, eine Sammlung von Kindern um zwei große Menschen, die für sie arbeiten, kein seelischer Mittelpunkt, kein Verstehen, kein innerer Zusammenhang. Es gibt dieser seelenlosen Familien in jedem Hause welche. Schau nur die Kinder an den Türen. Zerstobene Menschenkinder, die nach Seele und Geist und innerem Leben suchen und, da der Herd des Hauses erloschen ist, in alle Winkel fahren, um das Glück von dort draußen „heim"zuführen.

Und doch sollte im Heime ein lichtes Feuer brennen, sollte dort der Haltepunkt, der seelische Mittelpunkt liegen, an dem alle Kräfte neuen Impuls leihen und neue Bestimmung empfangen könnten.

Ja, das Buch hatte recht, in dem ich still für mich blätterte; es sprach so tiefernst, es schaute so klar, es faßte das Problem so energisch und so scharf, es lebte so aus der Tiefe katholischen Gemütes, es wies ohne Schwanken auf die Fehler, es zeigte klar und diskutierte Heilmittel und rettende Wege. Ein Buch, das nicht verzagt, Gott Dank, ein gutes Buch, im besten Sinne des sonst so biedermeierischen Wortes.

Das Buch, das mir im gestrigen Abenddämmern Gedanken wie diese auslöste, behandelt vornehmlich eine der reichen Aufgaben des Hauses, eine „Elternpflicht" in der schärfsten Bedeutung des Wortes. Es stammt aus der Feder einer Frau, auf die wir stolz sein können, so fraulich tief, so mütterlich zart, so geistig energisch behandelt sie den Gegenstand. Frau Gnauck-Kühne hat neulich bei der Rezension dieses Werkchens gemeint, hier zeige sich, daß unsere Frauen anfingen diszipliniert zu arbeiten. Ein gut Stück gedanklicher Disziplin liegt in der Tat vor.

Was soll ich aus diesem Gang von Gedanken als Probe herausgreifen? Ich will die Verfasserin da zitieren, wo sie die neuen Saiten der Frage anschlägt und mit zugreifender und doch sicherer Hand die Klänge des modernen Empfindens in die Akkorde glaubensschwerer, alter, wunderbarer Melodien hineinflicht und hineinströmen läßt. Sie soll uns auch selbst sagen, was sie mit dem Buche will.

„An dich, du lieber kleiner Walter", beginnt das Geleitwort, „habe ich bei der Abfassung dieses Buches immer wieder denken müssen. Das große Staunen in deinen klaren Kinderaugen hatte es mir angetan. Es forderte die Loslösung eines Gedankens nach dem anderen — um der Liebe zur Unschuld willen."

„Um der Liebe zur Unschuld willen", das ist überhaupt leuchtend über das Buch geschrieben, das die Eltern darüber belehren will, wie sie heute die Frage der Herzensreinheit behandeln sollen. Die Verfasserin hat das in schöner Reihenfolge in sechs Abschnitten getan: im ersten die Grundbegriffe auseinandergesetzt, vor allem die statistische Beleuchtung dieser Frage gegeben, im zweiten die erziehliche Arbeit des Hauses, im dritten die Einwirkung religiös-sittlicher Gedanken, im vierten die langsame Heranbildung eines Wissens um diese Dinge, im fünften die Prägung des Charakters und im sechsten schließlich die „Rettung" besprochen, die da einsetzen muß, wo die organische Arbeit einen Sprung hatte oder nicht gelang. Das aktuellste, schwerste und zarteste Kapitel ist das vierte, das wir von jeder Mutter möchten gelesen, überdacht, empfunden wissen. Es ist mit wirklich ausnehmender Feinheit des Gefühls und wohl auch durch die Reihe sicher und fest geschrieben.

„Leider verstehen, so heißt es da an einer Stelle, viele Mütter und noch mehr Väter es nicht, das Vertrauensverhältnis zu ihrem Kinde zu entwickeln oder nur zu bewahren. Wenn das Kind bei der Lebhaftigkeit und dem Wechsel der kindlichen Ideen seine Fragen an die Mutter richtet, wie oft hört es da nicht die Ermahnung, ruhig zu sein, das ewige Fragen zu lassen! Wie oft werden die Kinder von oben herunter behandelt, um aller möglichen Kleinigkeiten willen zurechtgewiesen, in die Enge getrieben, oder — was das Einschneidendste ist — verspottet und als allzu unmündig behandelt, von tyrannischer Strenge gar nicht zu reden. Die Folge ist dann Entfremdung, Sichzurückziehen, Fernegehen — Irregehen. Wie ganz anders, wo Vater und Mutter nichts Lieberes kennen, als sich mit ihren Kindern im zutraulichen Geplauder zu ergehen, natürlich, ohne sich an vorlautem Wesen von ihrer Seite zu belustigen."

Dieses zutrauliche Geplauder, das zarte Eingehen auf die Fragen des Kindes ist so überaus wichtig gerade in den Dingen, von denen das Buch handelt. Die Eltern sind berufen, ihren Kindern durch eine rechte Aufklärung die wissende Reinheit zu vermitteln, die das moderne Kind mitten im Wehen der Sünde zum Charakter erzieht.

Sie allein sind als die ersten dazu befähigt und berufen. Die Schule leiht nur die Fäden zur Verarbeitung, vornehmlich im Religions- und im naturgeschichtlichen Unterricht. Es ist Sache des Vaters, der Mutter, diese Fäden zu ergreifen und sie zu verwerten . . . Die Schule muß die Aufklärung, von wichtigen Ausnahmefällen abgesehen, aus erziehlichen Gründen entschieden ablehnen. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler ist dazu persönlich nicht vertraut genug.

Es muß aber eine rechte Aufklärung sein. Die Verfasserin hat herrliche Worte dafür, in welchem Lichte und in welch seelischer Höhenlage diese Vermittlung stattfinden soll.

„Das natürliche Staunen des Kindes muß in Gefühlen der Liebe und Dankbarkeit untergehen. Daraus kommt ihm dann, zuerst mehr ahnend, in der Folge immer unmittelbarer das Verständnis für den engen Zusammenhang der Familie, für die Liebe zwischen Vater und Mutter, zwischen Eltern und Kindern und den Geschwistern untereinander. Um diese Wirkung zu erzielen, bedarf es keiner „Wissenschaft", keiner „schönen Rede". Diese Wirkung hängt allein von dem Licht ab, in dem diese Erkenntnis dem Kinde vermittelt wird, von dem Ton, der sie dem Gefühl des Kindes nahebringen muß. Je inniger der Ton bei den schlicht einfachsten Worten ist, desto sicherer die segenbringende, unverlierbare Wirkung in der kindlichen Seele. Mütterlichen Ernst und mütterliche Herzensinnigkeit treffen hier ohne eigentliche Anleitung das Richtige."

Darum sind auch die praktischen Muster bloße Beispiele. Aber reizend, diese drei Geschichtchen von den fragenden Kinderaugen und der unschlüssigen, sich rasch fassenden Mutter, die das Händchen in ihre Hand legt und still abends so ganz weich und feierlich, so ganz in Stimmung und religiöser Feinheit mit ihrem Kinde ernste Dinge bespricht.

„Als ich geendet hatte, heißt es am Schlusse der einen Erzählung, fühlte ich zwei Aermchen sich um meinen Hals schlingen und mein kleiner Junge preßte sich mit einem „liebe, liebe Mutter, wie hab' ich dich lieb", an mich."

Und so geht es in diesem Buche weiter in kritischer Darstellung der Dinge, die uns nottun, und in belebender Wärme eines Glaubens, der aufbaut. O würden das doch unsere Frauen lesen, sagte ich mir, als ich das ernste Buch zuschlug, ich meine, es müßte heimischer werden in unseren Familien. Das Vertrauen, dieses unwägbare, unfaßbare, zerfließende Ding, das von Seele zu Seele geht, würde unsere Umgebung ganz umgestalten.

O laßt uns wieder einmal Seelen erfassen und erziehen lernen, ihnen nahe sein, sie warnen, sie lieben, ihnen helfen. Dann fürchten wir auch nicht mehr wie bisher die „wilden" Ferien.

So träumte ich in den Abend, den hinabgesunkenen, hinein, als sich eben der letzte der Störenfriede zu den Seinen verlaufen hatte. Nun war's stille und Zeit zum Denken — über ein ernstes Buch.

---

*) E. Ernst: Elternpflicht. 1905. Butzon & Bercker (Kevelaer). Brosch. Mk. 2.—, gebd. (Salonband) Mk. 3.—.

Flammender Herbst.

In Farbentönen, wie noch nie
Des Malers Hand gemischt,
Glüht einmal noch das Leben auf,
Bevor's im Tod erlischt.
Es flammt in Gelb, in Rot und Braun,
Von Purpur überhaucht,
Und scheint in eine duft'ge Flut
Von zartstem Blau getaucht.

Aus allen Tälern loht's empor,
Von allen Höhen bricht's
Und leuchtet aus dem dunklen See
Im Widerschein des Lichts,
Als ob's in immer neuer Kraft
Sich nie erschöpfen könnt',
Und ist der Wunderblüte doch
Nur kurze Frist vergönnt.

Je heller nun im Sonnenglanz
Die goldnen Funken sprühn,
In desto schnellern Schlägen muß
Der Lebenspuls verglühn.
Ein Dräun des grimmen Nord von fern,
Ein Odemzug der Nacht —
Und in des Todes mattem Grau
Verlöscht die Märchenpracht.

A. Jüngst.

Warum gehen wir nach Italien?

Eine Ferienfrage von Prof. Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br.

Viele Monde hindurch trocken, staubig, glühend heiß! Welch köstlich Ding ist nun ein linde rieselnder Regen, während die weißlichen Nebelschleier die Berghöhen umziehen! Wie trinken die Matten unter dem Waldessaume das frische, erquickende Naß! Wem durch der Wochen lange Reihe trockene, dürre, mitunter staubige Schulweisheit die tägliche Nahrung gewesen, der kommt sich vor, wenn er, in einem Alpenhochtal eingeregnet, mehr denn vierzehnhundert Meter über den Dunstqualm der Ebenen, über den Lärm der Stadt hinausgehoben ist, wie ein Stück Gartenland, auf das in stillbeglückter Muße ein reinigendes, kühlendes, kräftigendes Labsal aus gesegneten Höhen niedertaut.

Wohlig ergeht es sich zu zweien durch die wolkenverhüllten Einschnitte des Großen St. Bernhard, hinab in das sonnbeglänzte Tal, wo am Zusammenfluß des Buthier und der Dora Baltea, auf den Ruinen der altrömischen Augusta Praetoria Salassorum, eine schmucke Perle, mit Rebengirlanden eingefaßt, das reizende Städtchen Aosta ruhet. Mit wonnigen Gefühlen wandern die Zweie durch die Porte Romane, die aus massigen Quadern gefügten Reste der antiken Porta Praetoria von Aosta. Sinnend bleibt man stehen unter dem Triumphbogen des Augustus, der, in den zwanziger Jahren vor Christus errichtet, das Andenken an die Siege des Imperators über die Alpenvölker, namentlich die keltischen Salasser, verewigen sollte. Einen ergreifenden Eindruck macht der Anblick eines Kruzifixes, das, wahrscheinlich aus unserem 15. Säkulum stammend, unter dem Scheitel des Bogens angebracht ist. Die gewaltigen Steine, deren feine Bearbeitung, zumal an den zehn Säulen mit den prächtigen korinthischen Kapitellen, gar leicht das Zeitalter des Mäcenas erkennen läßt, dienen nun seit Jahrhunderten dazu, das Holz des Gekreuzigten zu tragen. Vielleicht schreibt sich davon der Sprachgebrauch des Volksmundes her, der den Augustusbogen, eines der schönsten und denkwürdigsten altrömischen Bauwerke in Italien, „le Saint Voult" nennt.

Wir versäumen nicht, das Geburtshaus des größten Sohnes von Aosta zu besuchen, des heiligen Anselm von Canterbury, der gleich einem der himmlischen Geister mit leuchtender Fackel am Eingange des Wunderbaues steht, wie wir die Universität der christlichen Scholastik bezeichnen dürfen. Nun zur Ruhe! Schon schlummert die Stadt, vom Silberlicht übergossen, das von den fernen, mondbeglänzten Gletschern niederfließt.

Der Rückweg führt uns wieder über den Großen St. Bernhard. Goldenes Leuchten wogt über den Alpentälern. Auf der Paßhöhe, um das gastliche Hospiz der Augustinerchorherren (2467 m), weht die Abendkühle. Andern Tages lacht ein strahlender Sonntagsmorgen ob den Schroffen und Schluchten, und es enthüllt sich in der Hochalpenwelt eine Herrlichkeit, von der ein Wanderer, der über das Steingeröll im Nebeldüster schreitet, sich keine blasse Vorstellung bilden kann.

Der Sonntagnachmittag, den ein Gottesfriede verklärt, bringt uns bis Sion, der Hauptstadt des Kantons Wallis. Der ansehnlichste Ort im oberen Rhonetal, verdient Sion-Sitten mit den drei Burgen Tourbillon, Valeria, Majoria namentlich wegen der alten Kathedrale Notre-Dame de Valère und wegen der liebreizenden Theodulkirche einen eigenen Besuch jedes Geschichtsfreundes. In Sitten trennen sich unsere Wege. Bruder Johannes zieht nach dem Genfer See; der Schreiber dieser Zeilen wandert dem Gemmipaß zu.

Nun bin ich allein, wie verloren in der Großartigkeit der Seitentäler, die ihre Sturzbäche der Rhone zusenden. Zwei stille Begleiter nur haben sich mir angeschlossen: ein Heft des frühvollendeten Dichters Georg Frhrn. von Dyherrn und Eduard Mörikes ‚Maler Nolten'. Der Schwabe übertrifft den Schlesier in dem, was die heutige vornehme Welt, die dem Kulte des Feminismus huldigt und deren Gott Goethe heißt, den Zauber der Poesie nennt. Der Schlesier aber (geb. 1. Januar 1848 zu Glogau, gest. als Konvertit den 27. Septbr. 1878) hat vor dem Schwaben die frische Natürlichkeit, die gesunde Ursprünglichkeit voraus, die uns aus seinen Hochlandsgeschichten entgegenduftet und entgegenfunkelt. Was werd' ich beginnen, frag' ich mich unter der Gemmiwand, den „grawsamen Felsen, die bis zum Himmel steigen und feind erschrockenlich anzusehen", wie Sebastian Münster schon 1550 meinte — was werd' ich anfangen in der großen Stille, in der überwältigenden Erhabenheit? Da ruft mir eine der bergesfrischen Gestalten Dyherrns in das Ohr: „Wo Gedanken hernehmen! D' Gedanken nimmt man nit her, wie ein' Weck'n — die Gedanken kommen von allein, die klugen wie die dummen."

Und sie sind mir wieder gekommen an einem Regenmorgen, die Gedanken, über die ich vormaleinst im Kreise froher Kommilitonen geplaudert habe. Warum gehen wir eigentlich nach Italien? So hielten wir Rat; es ist schon lange her. Warum zieht es den Nordländer, und allen voran den Deutschen, wie mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Lande des Sonnenscheins, des Lorbeers und der Myrten, der Goldorangen im dunkeln Laube?

Der Mann, der im Mai des Jahres 1800 an der Spitze von 35,000 Kriegern über die Schneefelder des Großen St. Bernhard geritten, auf Aosta zu, Napoleon I., hat später auch seine Betrachtungen darüber angestellt: Warum gehen wir nach Italien? Auf dem Felseneiland, wohin die Briten die ihnen unbequemen Eroberer bringen, auf der Insel St. Helena hat Napoleon über sein verfehltes Leben nachgedacht. Unter seinen Aufzeichnungen steht die Bemerkung: „Die Grenzwehren der Staaten bilden Bergketten oder große Flüsse oder große Wüsten. So ist Frankreich durch den Rhein — wir sind stolz und froh, hier einschalten zu dürfen: durch den Vogesenwall —, Aegypten ist durch die Wüsten Libyens und Arabiens, Italien ist durch die Kette der Alpen verteidigt."

Warum gehen die Feldherren nach Italien? Warum hat Hannibal vermutlich den Kleinen St. Bernhard überschritten? Warum zogen lange vor Napoleon die Heere der Longobarden (547), Bernhard, Karls des Großen Oheim, mit fränkischen Truppen (773), Berthold v. Zähringen (1166) mit einem Teile der Streitmacht Friedrich Barbarossas über unseren Großen St. Bernhard? Die Antwort legt sich nahe. Das Land hinter der Alpenmauer, wo Kopf und Herz ehedem der Welt daheim gewesen, es scheint mit seinen Gartenhainen dazu bestimmt, den Lorbeer um Cäsarenstirnen, um die Schläfen der Welteroberer liefern zu sollen. Und den Lorbeer sucht der Krieger. An Italien aber muß er denken, wenn die Weltherrschaft ihm im Sinne liegt.

Warum geht die große Mehrzahl der heutigen Italienfahrer über die Alpen? Recht viele sind es, die in den Gefilden, wo die Zitronen blühen, die feinsten, süßesten Erzeugnisse für ihre Tafel suchen, den Marsala von Trapani in der Nordwestecke Siziliens, den Moscatello von Syrakus, die Apfelsinen aus der Conca d'Oro zwischen Palermo, Monreale und dem Monte Pellegrino. Die Leute reisen, ach, nach Italien, und sie finden ein Land, das vielen Staub, geringen Schatten und großen Durst verleiht!

Sie reisen; aber sie verdienen es nicht, Italien zu sehen. Sie können es auch bequemer haben. Nach ihren Tafelfesten können sie auf billigen und teuren Kupferstichen die Ruinen des römischen Kaiserberges, des alten Palatin, die Aquädukte der Campagna, die berühmtesten Bellezze der Galerien „bewundern“. In der Tat, italische Luft zu atmen ist die Sorte Menschen, die wir meinen, nicht wert. Und triffst du den modernen Günstling des Glückes auf den Bahnhöfen von Mailand, Florenz, Rom, Neapel, Messina, Girgenti, zwischen den Koffern und Köfferchen, den Schächtelchen und Schachteln seiner Damen; begegnest du einer rauschenden Gesellschaft in den Museen und Gemäldesammlungen der Kunstmittelpunkte, wo sie dann, alt und jung, vornehmlich von dem Nackten sich entzückt finden, da gewahrst du sofort: Eine Kunst, die man nach Italien mitbringen muß und ohne die sich die Reise nach dem Lande der Schönheit nimmer lohnt, die Kunst des stillen, sinnenden Schauens vor den Werken unsterblicher Größe, seliger Hoheit, heiligen Andachtsfriedens — diese Kunst ist den Silber- und Goldfürsten versagt und verschlossen. Zwar, sie gehen auch nach Italien; aber, vom eitlen Modetand und was dran hängt abgesehen, wissen sie wahrlich nicht, warum man nach Italien geht.

Die Beweggründe der begeisterten, der vom Hauche der Musen angewehten Italienfahrer finde ich in einem kleinen Gedicht angedeutet, das, aus fremden Strophen zusammengestellt, die seltsame Ueberschrift trägt: „Wie — So — Drum“.

„**Wie** unter Tiburs Bäumen
Der Dichter sinnend saß
Und unter Blütenträumen
Der Jahre Flucht vergaß;
Wie ihn die Ulme kühlte,
Und wie sie, stolz und froh,
Um Silberblätter spielte,
Die Flut des Anio:

So, Freund, ist's jetzt noch drüben!
Auch unser Herz erfuhr
Das Wirken und das Lieben
Der sonnigen Natur!
Dort ist's, wo sich im Schönen
Ein Göttliches verhüllt,
Und wo des Herzens Sehnen,
Sein Ahnen wird erfüllt.

Drum such' in Tiburs Tale
Den düftereichen Hain,
Und trink aus goldner Schale
Den heiligen Götterwein!
Dort lächelt unveraltet
Das Bild des Himmels dir,
Und selige Jugend waltet
Dort über dir wie mir!“

Was sollen die Verse? Die Phantasie, das ist der Sinn, lockt ihren Jünger nach Italien, und wenn sie ihn, die ewig junge Göttin, an eines der wonnigsten Plätzchen geführt hat, unter die Kaskatellen des Aniosflusses beim alten Tibur, beim heutigen Tivoli, da belehrt die Göttin den Zögling, indem sie ihn frägt: Hier, in dem lauschigen, paradiesischen Winkel, der mit den Reizen von weiland Eleusis und mit der geträumten Herrlichkeit von Elysium wetteifern kann, spürst du da, warum du nach Italien gegangen bist? Unter Lorbeeren und Myrten, im Schatten des Granat- und Pomeranzenbaumes, während ein Zephir durch hundertjährige Oliven haucht, im Angesichte des Sibyllentempelchens, das seine wundervolle Grazie von den Felsen grüßen läßt — weißt du nun, du Träumer, weshalb man nach Italien geht?

Er ist feierlich und mildernst, der deutsche Eichenwald, und wie kraftvolle Würzen, gesunde Freuden taut es von den Schwarzwaldtannen. Aber die Farben der Bilder, die ein Virgilius mit dem Griffel, ein Tizian und Raffael mit dem Pinsel gemalt hat, sie trinkt dein Auge; die leuchtenden Gluten in den Gesängen eines Dante Alighieri kostet dein Gemüt voll und rein doch nur in der Heimat des Sonnenscheines, in der Heimat der Kunst und Dichtung, im ausonischen Lande.

Ein Augenblick sei noch den alten Sängern geschenkt! Auf einer Fahrt von Palermo nach Taormina, Catania und Syrakus ward ich einst, flüchtig wie's die Reise fügt, mit einem freundlichen Kollegen von Palermos Hochschule bekannt. Er spendete dem Fremdling einen Tropfen von der Labe, die als das Köstlichste gepriesen wird des Köstlichen, was die alte Griechenstadt Syrakus erzeugt. Es war echter Moscatello, den man freilich in den Weinbehältnissen der Herbergen und Hotels nicht soll finden können. Angeregt durch den süßen Nektar, schweift die Phantasie zum alten Homer zurück. Der herrliche Sänger schildert, ich glaube in der Odyssee (VII, 112—126), die Gärten des Alkinous. Neben anderen Wundern erzählt er auch folgendes: In Alkinous' Lustgefilden wachsen Reben, die gleichzeitig Blüten, grüne Früchte und Trauben bringen, reif zum Keltern. Solch einen Weinstock, sagten ehedem die Philologen, gibt es in keinem irdischen Weingarten; ihn hat die poetische Lizenz gepflanzt, um den Wonneort Nirgendheim zu verschönern. Nun aber, wird versichert, ist Homers Pflanze die Rebe des echten Moscatello, die heute noch in den Kalksteinbrüchen, den berühmten Latomien von Syrakus gedeiht, und die sich, wie die Feigenbäume, mit Blüten und mit Früchten zugleich schmückt.

Wer einen Spaziergang nach Syrakus macht, kann sich überzeugen, ob die Angaben zutreffen. Indessen, das mag minder reizen. Hat ein Wandersmann Italien von den Alpen bis hinab unter den Aetna durchstreift, dann weiß er Antwort auf die Frage, die wir im Ferienplaudertone verhandeln. Wir gehen über die Alpen und durch die Apeninnen, wir ziehen bis zum Fuße des Aetna, wir gehen nach Italien, um in herrlichster Natur uns zu erfreuen, um die Wunder der Kunst, die unter dem hesperischen Himmel emporgediehen sind, heiße die Kunst Poesie oder Bildnerei, Malerei, Architektur, verstehen, besser und besser verstehen zu lernen. So sind wir gewiß, daß Kopf und Herz nicht bloß ruhen von des Alltags Mühen, sondern daß wir in der Ferienzeit wieder kräftig werden und reicher für die gottbeschiedenen Arbeitswochen.

Einen Grund, weshalb wir, denen St. Peters Dom „ein zweiter Himmel in den Himmel steigt“, nach Italien wallfahrten, nennen wir gar nicht ausdrücklich. Gewiß, das Sonnengold und Azurblau des Himmels ob Latium streut seinen Zauber auch in unser Herz! Auch wir lauschen entzückt dem silbernen Tonfall von Marons Versen, den stolzen, majestätischen Perioden von Tullius. Auch uns trägt Michel-Angelos Feuergeist, ob er uns die Sprüche der Sibyllen deutet oder ob er den Spruch des Weltgerichtes erhallen läßt, über alles Irdische hinweg, himmelan. Gewiß, wir sehen in dem, was flacher Weltsinn „mönchische Philosophie“ schelten mag, wir sehen eine heilige Wahrheit in „Maler Noltens“ Gedanken: „Sehnsucht muß nun einmal das Element des Künstlers sein: ist die Kunst denn etwas anderes als ein Versuch, das zu ersetzen, was uns die Wirklichkeit versagt?“ Aber wir nehmen diesen Gedanken, nach dem Sinne des großen Augustinus, ganz umfassend. Mit Sehnsucht verlangen wir nach der Italienfahrt, mit schwellender Freude unternehmen wir sie. Wissen wir dort doch die Stätte, von der aus durch Jahrhunderte die alte Welt bewegt worden ist mittels der Gewalt des Schwertes, von der aus die neue Welt bewegt wird, seit bald zwei Jahrtausenden, durch die Macht der Schönheit nicht bloß, welche die Sehnsucht zeugt, sondern durch die Kraft der Wahrheit, die alle Sehnsucht stillt!

Wir gehen nach Italien, weil Rom, weil die ewige Roma, der Mittelpunkt der Geister, Italien zur Heimat der glaubenden, hoffenden, liebenden Herzen macht. — —

Jedermann, vor den übrigen aber dem jugendfrohen, für die Schönheit und Wahrheit glühenden Jünger der Wissenschaften, wünsche ich, nachdem er die goldenen Saatkörner in die Furchen gelegt, aus denen ihm die Lebensernte sprießen soll, als wonnigen Lohn treuer Pflichterfüllung — eine Fahrt nach Italien!



Die 12. Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst

findet am Dienstag den 3. Oktober 1905 in München statt. Dieser Beschluß dürfte jenen Mitgliedern, welche auch der auf den 4. und 5. Oktober anberaumten Generalversammlung der Görresgesellschaft anzuwohnen gedenken, nicht unwillkommen sein. Die Aneinanderreihung der Versammlungen dieser beiden Gesellschaften, welche sich der Förderung von Wissenschaft und Kunst widmen und innerlich durch dieselben Ideale verbunden sind, wenn sie auch getrennt, jede auf ihrem Gebiete, arbeiten, dürfte nicht ohne geistigen Gewinn bleiben, da sie die gegenseitige persönliche Berührung und den Gedankenaustausch zwischen den Männern der Wissenschaft und der Kunst erleichtert. München bietet heuer außergewöhnlich bedeutsame Kunstausstellungen. Die übrigen Anregungen, welche München dem Künstler und Kunstfreund bietet, bedürfen keiner besonderen Erwähnung. Wenn also die Teilnehmer an der Generalversammlung heuer nicht jene festlichen Stunden erwarten dürfen, welche sie im vorigen Jahre in Trier genossen, so werden sie dennoch nicht unbefriedigt von München scheiden, da ihrer auf der Versammlung wichtige Beratungen und Entscheidungen harren und es in den Mußestunden an Kunstgenüssen nicht fehlen wird. Dienstag, den 3. Oktober, 9 Uhr vormittags, beginnt die Generalversammlung im Spiegelsaale des Hotels „Bayerischer Hof“, Promenadeplatz 19.

Die Wallfahrt.

Märchen von M. Herbert.

Es war der große Gnadentag, der Tag von den sieben Schmerzen Mariä.

In der Alten Wallfahrtskirche auf dem Pöstlingberg bei Linz an der Donau stand in den goldenen Stuckwolken über dem Hochaltar das allverehrte Gnadenbild. Die schmerzhafte Mutter hielt im Schoße den Leichnam unseres Herrn, ihres geliebten Sohnes und schaute mit tief geneigtem Antlitz weltvergessen auf die roten Todeswunden dessen, den sie einst als holdseliges Kindlein glückstrahlend in den Armen gewiegt.

Rings das Schiff, die Kapellen und die Gänge hingen voll von Votivbildern, welche mit rührenden und kindlichen Stimmen erzählten von all dem, was die schmerzhafte Mutter im Laufe der Jahrhunderte an den Ihrigen getan. Sie hatte ihres Amtes als Fürbitterin gar eifrig gewaltet.

Sie hatte das Gebrest der Seele und des Körpers geheilt, sie hatte mit ihren milden Händen verwundete und sündige Herzen vor ihren Sohn gebracht.

Sie hatte unzählige Gnaden herabgetragen zu dem wartenden Volk.

Sie war an die Betten sterbender Kinder getreten und hatte dem Tode geboten, zurückzuweichen; sie hatte das Fieber vertrieben, die Versuchung verjagt, die Wunde geschlossen und den Verzweifelnden getröstet. Sie hatte den Schiffer aus den Donauwellen gerettet, dem im dunkeln Walde Verirrten geleuchtet und den im Gebirge verstiegenen Jäger heimgebracht zu Weib und Kind.

Sie hatte die Lawine gelenkt, den Bergsturz aufgehalten und die Hütten vor Blitzschlag behütet.

Aber ihre größten Taten hatte sie zu den Zeiten der Pest verrichtet, — damals war sie die einzige und letzte Hilfe gewesen.

Als das Volk sterbend und hoffnungslos in Spitälern und Kirchen lag, als Leichenhaufen in den Straßen sich türmten und niemand wagte, die Toten zu begraben, da war sie zu Gott gegangen und mit dem Heere ihrer Engel war sie wiedergekehrt, war über die Straßen der Stadt Linz geschwebt und hatte durch ihre reinigende Gegenwart die Seuche vertrieben.

Ueber ihr am Kirchengewölbe war es gemalt, was sie damals getan, sie brauchte nur die Augen zu erheben, dann sah sie wieder die bleichen Sterbenden und darüber aus dem Gewölk niedersteigend sich selbst als Trösterin und Mutter aller Gnaden.

Aber sie hob die Augen **nicht**. Sie schaute nieder auf den toten Sohn, dessen Leichnam weiß und langgestreckt auf ihren Knien ruhte, und weinte, weinte schon seit Jahrhunderten.

Ja, — sie weinte und doch hörte sie all die Gebete, welche in ihrem Heiligtum aus den morschen Kniebänken zu ihr emporgesendet wurden, unablässig, inbrünstig, — vertrauensvoll und gläubig.

Sie sah die kleinen Kerzlein, welche ihr zu Ehren auf den großen kupfernen Pfannen aufgesteckt wurden, diese flackernden Lichter, welche von der Hoffnung, von der Liebe und vom menschlichen Schmerz entzündet worden waren.

Mit vollen Händen streute sie Erhörungen und Gewährungen aus, denn wie hätte sie es nicht lieben sollen das brave, gläubige und starke Volk, das seine Heimat am rauschenden Donaustrom und in den tiefen dunkeln Wäldern seiner Berge hat und das heraufklimmt zum steilen Pöstlingberg, wenn wirkliche Not der Seele und des Körpers es wegtreibt vom harten Tagewerk. — —

Auf den geraden, in den Fels gehauenen Stufen, die emporführen zur letzten Höhe, auf der die Wallfahrtskirche thront, stieg ein ungleiches Paar.

Am Arm eines starken, hochgewachsenen wäldlerischen Bauern hing ein junges, gelähmtes Weib.

Die Kleider saßen lose auf der gebrechlichen Gestalt. Die schmalen Hände, welche den Rosenkranz hielten, waren wächsern, blutlos. Das Gesicht, das wohl hübsch gewesen war, schaute klein und schmerzverzogen aus dem schwarzen, langgezipfelten Tuche.

Die farblosen Lippen bewegten sich unablässig im heißen, brennenden Gebet.

Man sah es dem Bauer an, wie schwer es ihm hielt, seinen an kräftiges, unbekümmertes Ausschreiten gewöhnten Gang dem langsamen Trippeln der Kranken anzupassen.

Es lag wie verhaltener Zorn, wie mühsam eingedämmte Ungeduld auf seinen starken, tiefgebräunten Zügen, denen eine derbe Schönheit eigen war.

In den Augen und auf der Stirn des Mannes flammte beim ununterbrochenen Stöhnen der Kranken wohl ein kurzes, drohendes Wetterleuchten auf. „Mußt nöt so wehleidig sein, Monerl!" mahnte er, — aber bemüht, nicht hart und rauh zu sprechen. Er konnte die Frau nicht verstehen — niemals hatte er irgendeinen Schmerz gehabt —, dennoch betete er mit ihr. Aber sie fühlte, wie schwer ihm dieses sorgliche Stützen, dieses langsame Gehen, dieses Ausruhen auf jeder Stufe wurde.

„Schad is, daß wir heunt kemma soan, heunt wär's gut zum Flößen", sagte er nur einmal, da sein kühnes, blaues Auge hinabschweifte über die breiten, wogenden Fluten der enteisten Donau.

Die Frau antwortete nicht. Mit der gesteigerten Empfindungsfähigkeit der Kranken fühlte sie das große Opfer, das der Mann seiner Naturanlage entgegen ihr brachte, fühlte, daß er ungern, widerwillig und voll innerlichen Zornes über den versäumten Arbeitstag da neben ihr ging.

Ihre schlaffen Augenlider röteten sich von zurückgehaltenen Tränen.

Ach nur einmal wieder stark, gesund, arbeitsfähig und mutig sein — so sehnte sie sich, — einmal wieder droben auf der Alm bei den Kühen sein und aus voller Brust herausjodeln. Heilige Mutter Gottes, du mußt's ja kennen, wie's bei uns steht. „A krankes Wei und — a g'sunder Mo — sell is koa Ding net. Mach mi gesund zur Arbeit — o Maria, Mutter aller Gnaden." So schrien und baten die Gedanken in ihr, während die kranke Brust keuchte und kochte vom seit Jahren ungewohnten Aufstieg.

Endlich stand sie tief aufseufzend auf der obersten Stufe vor der Wallfahrtskirche. Aber der Blick in die von Sonnenherrlichkeit überflutete weite, stolze Landschaft tat ihr wehe, blendete und schmerzte die Augen, welche so lange im geschlossenen Zimmer an gedämpftes Licht gewöhnt waren. Schwer und lastend hing sie am Arme ihres Mannes.

„Laß uns einigehn zur Himmelsmuatter", bat sie mit ihrer verlöschenden Stimme. „Die Boaner tragen mi nimmer."

„Hast denn gar koa bissel Freud mehr am Gebirg?" fragte er, „schau doch, Moni, — jedes Zackerl kannst unterscheiden in dera klaren Luft."

„Mich friert, — kalt is!" jammerte die Kranke.

Erschöpft sank sie in der engen, unkommoden Kniebank zusammen, so bleich und geschmerzt, daß sie dem weißen Gesicht der Gnadenmutter droben glich.

Als sie da saß und betete, verrichtete auch der Xaveri eine kurze Andacht. Dann flüsterte er: „Woast, Monika, i geh jetzt grad hinüber in d' Wirtschaft für a Stehmaßl, — weil i so an sakrischen Durst verspür. Nachher komm i di holen!"

„Scho recht!" gab die Frau zurück und wendete den Blick nicht vom Altar.

Der Veri atmete hoch auf, als er das kranke Weib, die enge Kirche und all das bittere Wehtum hinter sich hatte. Stattlich schritt er dahin. Keck saß ihm der grüne, leuchtende, mit Gamsbart und Adlerflaum geschmückte Filz am Ohr, silberne Münzen glänzten in Menge an Weste und Janker, an der Uhrkette hing ein Georgitaler auf die breite Brust.

„San z'widere Leut, die Kranken", dachte er, — „gut is — gesund soan und jung!"

Fast hätte er einen Juchzer getan, so wohl war ihm.

Im Wirtshaus traf er einige bildhübsche Linzerinnen und frische Burschen aus dem Inntal, da gab's G'spaßeln und allerhand Kurzweil, — da flog die Zeit und der Veri vergaß sein Elend und sein Gebrest.

Indessen hielt die Monika Zwiesprach mit der Schmerzensmutter. Zuerst betete sie das Salve Regina, dann das Magnificat und das Memorare, zuletzt kam sie auf das Anliegen ihres Lebens.

„Woaßt Himmelsmuatta! Viel guat is er — der Xaveri —. Ganz selten tut er aufbegehren. Aber er möcht fei a Wei, wo resch und fesch is in der Arbeit und mit den Ehehalten, und dös lange G'frett is ihm z'wider. An Buben möcht er a — der Xaveri — an Erben auf'n Hof.

„Sell fehlt ihm. Wenn du mi g'sund machen wolltest, allergütigste Jungfrau oder — die Moni seufzte tief und schmerzlich — — „oder sterben lassen —. I moan allweil, der Xaveri hält's nimma lang aus. Er kimmt auf Abweg, schaut nach die Dirnen, sitzt nachts im Wirtshaus — und trinkt und spielt. Nöt um meinetwillen — aber um den Xaveri muß es anders wern, ganz anders."

Es war eine schläfrige Luft in der Kirche; Weihrauchduft lagerte noch über allen Dingen vom Amt her. Der Kopf der inbrünstigen Beterin sank nieder auf das Pult — Schlummer und Schwäche hatten sie überwältigt.

Im Traume ward der Monika kund, daß die Gnadenmutter ihre Bitte vernahm.



Im Traume ward es der Kranken vergönnt, einen Blick in die himmlischen Gefilde zu tun; da saß die heilige Dreifaltigkeit in strahlenden Gewändern auf goldenen Wolken — ganz wie es in Linz auf der Dreifaltigkeitssäule zu sehen ist, — und vor die dreieinige Gottheit trat die himmlische Fürsprecherin mit dem Gebet der Monika.

Gott Vater hörte freundlich und gütig zu. Dann winkte er einem der großen Seraphim, die auf seine Befehle wartend standen, das Gesicht mit den Flügeln verhüllend. „Bringe mir das Schicksalsbuch der Menschen!" sprach Gott Vater.

Da war der Engel auch schon verschwunden und kehrte ebenso schnell zurück: In seinen Händen trug er das wunderbare Buch. Es schimmerte von seltenen Perlen, das waren die Tränen, die um fremdes Leid vergossen wurden, es strahlte von unschätzbaren Diamanten, das waren Büßerzähren, es blinkte wie der Mond in stillen Nächten von der Liebe und Aufopferung, die in der Stille und Verborgenheit lebten und vergingen, es leuchtete wie die Sonne und dieser Glanz war gewirkt aus dem Lächeln unschuldiger Kinder, reiner Jungfrauen, großer Heiliger und derer, die in Frieden mit Gott und der Welt starben.

„Schlage den Namen Monika auf!" gebot Gott Vater dem Engel — „und sage mir, was geschieht, wenn sie gesundet?"

Da las der Engel: „Wenn die Monika gesundet, wird sie doch nie so stark werden, wie der Xaveri sie braucht. Der Xaveri wird alleweil unzufriedener werden, alleweil rastloser. Er wird nach fremden Weibern schauen und den Hof abwirtschaften, bis er vergantet. Und die Monika wird allweil weinen."

„Und wenn sie stirbt?" fragte Gott.

„Wenn sie stirbt, wird der Xaveri ein gesundes Weib heimführen und gesunde Kinder werden die Beiden haben. Er wird Freud' haben an der Arbeit — daheim bleiben und seine Sach' betreiben!"

„Was möchtest nun, Monika — gesund werden oder sterben?" fragte die Gottesmutter.

„I möcht sterben", erwiderte die Kranke — „i fürcht mi nimmer davor. I moan — es müßt viel Glück sein zu sterben."

Als der Xaveri in die Kirche trat, kniete die Monika noch am Pult. Aber sie regte sich nimmer. In sich zusammengesunken kauerte sie und auf ihrem Gesicht war ewiger Friede.



Bühnen- und Musikrundschau.

Die Münchener Wagner-Festspiele im Prinz-Regenten-Theater haben nunmehr ihren Abschluß erreicht. Ein äußerst zahlreiches Fremdenpublikum blieb ihnen bis zum Schluß getreu. Die Besetzung war fast ausnahmslos mit Münchener Kräften, bzw. solchen Gästen bestritten, die in diesen Rollen bereits als ständig wiederkehrende Künstler bekannt sind. Durchaus neu in großen Wagnerrollen war bloß Frau Johanna Gadski vom Metropolitantheater in Newyork, welche die Isolde und die Brünhilde des letzten Zyklus sang. Die Forderung Wagners, daß Mimik und Spiel mit der Musik stets Hand in Hand gehen sollen, befolgt Frau Gadski nur allzu gründlich; wenigstens hatte man immer den Eindruck der ausgeklügelten Pose vor sich und der Eindruck freier und impulsiver Empfindung wollte sich nicht einstellen. Die Stimmbehandlung der Künstlerin ist vollendet zu nennen, kann aber die Schäden, die dem Organ bereits anhaften, nicht mehr ganz verdecken. Die Vorstellung der „Götterdämmerung" war insofern von besonderem Interesse, als in ihr der scheidende Intendant Ernst von Possart vom Prinz-Regenten-Theater, das ja seine Schöpfung ist, Abschied nahm. Er wurde denn auch stürmisch gerufen, blieb aber unsichtbar, und mancher im Publikum wurde um eine Hoffnung ärmer. Nur die für diesen Fall vorhandene Büste Wagners wurde gezeigt.

Die Mozart-Festspiele im Residenztheater erfreuen sich eines guten Besuches und die Besetzung der ersten beiden Abende, „Figaros Hochzeit" und „Cosi fan tutte", ist die längst übliche. Das, was man künstlerische Sammlung nennt, läßt dieser jähe Sprung von Wagner zu Mozart freilich nicht zu, und so zeigten sich am ersten Abend allerhand kleine Lücken und Versehen. Immerhin waren die heimischen Künstler auf ganz respektabler Höhe. Was die zierliche Frau Bosetti, Feinhals, der Unverwüstliche, und in „Cosi fan tutte" Bauberger leisten, ist durchaus vorbildlich und ganz im Geiste des Meisters geschaffen. Wundervoll, in klarster Durchsichtigkeit läßt Mottl den instrumentalen Teil der Partitur erstehen. Auch „Don Giovanni" verlief recht eindrucksvoll, obwohl es auch hier nicht ganz ohne störende Nebenerscheinungen abging. Das Beste bot das in seinen Leistungen oft gewürdigte Trifolium Feinhals-Geis-Bosetti, dem sich als eine überraschend gute Elvira Frl. Koboth anschloß. Frau Bettaques Nachfolgerin, Frau Burk-Berger, gab die Donna Anna in sehr ungleicher Weise; darstellerisch nicht einheitlich erfaßt, gesanglich neben guten Momenten auch Mindergelungenes, einmal sogar eine derbe Entgleisung bietend. Ganz verzeichnet war Zadors Masetto. Dank der Umsicht Mottls verlief auch dieser Abend im ganzen recht lebendig und fand den reichsten Beifall des vollbesetzten Hauses.

Verschiedenes. Paul Heyse wird die Gedichte Hermann Linggs in kritischer Auswahl nebst einigen biographischen Ausführungen gesammelt herausgeben. — Siegfried Wagners neue Oper „Bruder Lustig" wird zurzeit in Hamburg einstudiert; Anfang Oktober findet die Uraufführung statt, bei welcher der ganze Stab Wagner-Bayreuth zugegen sein wird.

An neuen Stücken bringt der kommende Winter eine reiche Auswahl; ob viel Gutes darunter, wird uns die Zeit lehren. Maxim Gorkis neuestes Werk „Die Barbaren" ist aus dem Leben der Intelligenz gegriffen und behandelt die gegenwärtigen Zustände in Rußland. Das Stück soll in Moskau zur Aufführung gelangen. — Berlin bringt „Der Schwur der Treue" von Oskar Blumenthal; Adam Bayerlein kommt dort mit seinem Bauerndrama „Der Großknecht" zu Worte. In Hannover gelangt Felix Philippis neues Schauspiel „Der Helfer" zur Uraufführung, und in Prag hat Angolo Neumann das Märchenspiel „Rosa Margarethe" von Bodo Wildberg zur allerersten Darstellung angenommen. — Von Arthur Schnitzler wird die neue, in Musikerkreisen spielende Komödie, betitelt „Zwischenspiel", im Wiener Burgtheater gegeben werden. Ebenso gelangt „Die große Haube" von Rudolf Ritter in Wien zur ersten Aufführung. — Im Leipziger Schauspielhaus wurde am 9. September Walther Harlans fünfaktiges Lustspiel „Das Mantelkind" gegeben und mit freundlichem Beifall aufgenommen. — Das Raimundtheater in Wien erzielte mit der Erstaufführung des Dramas „Irdische Richter" von Robert Weils einen äußerlichen Erfolg, während in Berlin Franz Servaes mit seinem Stück „Jungfrau Ambrosio" kein Glück hatte.

München. Hermann Teibler.

Die Berliner Theater-„Saison", die dramatische und musikalische, ist im Gange. Nach der Zahl der vorhandenen und noch projektierten Theater müßte das Kunstbedürfnis der Berliner ungemein gestiegen sein. Zu dem im vorigen Jahre neu begründeten „Lustspielhaus" und der Oper im „Nationaltheater" kommt nun noch eine „Komische Oper" an der Weidendammer Brücke. Direktor Franz Bonn, der vielseitige Virtuos in allen freien Künsten, hat das vom Unglück verfolgte „Berliner Theater" gründlich umbauen lassen und will etwas ganz Apartes daraus machen. Viel Wohlwollen bringt ihm eine gewisse Klique nicht entgegen, denn schon jetzt wird an dem Unternehmen herumgenörgelt, angeblich, weil Franz Bonn eine allzu selbstherrliche Natur sei. Aehnlich ergeht es der „Komischen Oper". Es ist ein tüchtiges Kapital — man spricht von 630,000 Mark — in das Unternehmen gesteckt. Aber bei den modernen Anforderungen an Ausstattung und Personal will das nicht viel heißen. Und doch wäre zu wünschen, daß eine gute Oper neben der Königlichen festen Fuß in Berlin faßte. Das „Theater des Westens" hat es mit wechselndem Glücke versucht und beispielsweise mit Ferraris „Neugierigen Frauen" einen wohlverdienten Erfolg errungen, dem leider nur der klingende Lohn fehlt. Das Publikum will sich nicht so weit hinaus — das Theater liegt in Charlottenburg — gewöhnen; die Spekulation auf den „vornehmen Westen" ist mißglückt, weil eben der Westen sich in Berlin selbst zu amüsieren pflegt.

Die Berliner Theaterverhältnisse bieten augenblicklich überhaupt ein etwas verworrenes Bild. Es war wirklich der „Winter unseres Mißvergnügens", die verflossene Spielzeit. Endloser Aerger und Krach in Permanenz. Viktor Laverrenz hatte an den Frankfurter Linden die „Deutsche Volksbühne" gegründet. Es war eine gute Bühne, die gleich mit einigen starken Erfolgen einsetzte. Aber die Preise waren absolut zu niedrig und nach wenigen Wochen standen die Aktien auf Pleite. Es war der Anfang einer Reihe von Mißgeschicken für das Berliner Bühnenleben. Paul Lindau, der erfahrene Theatermann, hat das „Deutsche Theater" übernommen. Er wandelte von einem Unheil zum andern. Mißgriffe in der Auswahl der Stücke, ungleichmäßige, zum Teil recht mangelhafte Kräfte brachten die Bühne der Schumannstraße an den Rand des Verderbens. Paul Lindau

will von nun ab nicht mehr den Direktor spielen. Er trat zurück und benutzte seinen Einfluß wenigstens dazu, daß die Gesellschaft die Schauspieler mit 40,000 Mark entschädigte.

Ein Theaterkrach sans gêne und sans phrase war aber das Opernunternehmen des bekannten Ueberbrettlgenies Ernst von Wolzogen. Die Kritik geriet in einen ordentlichen Zornparoxismus, so unter aller Kanone waren die Leistungen dieses Ensembles und die aufgeführten „Werke" waren womöglich noch schlechter. Dieses leichtsinnig und ohne genügende Sachkenntnis begonnene Geschäft flog mit einem furchtbaren Knalleffekt in die Luft. Aber die Spuren schrecken offenbar nicht ab. Wir leben eben in einer neuen Gründerperiode, soweit die Bühne in Betracht kommt. Vorläufig ist Max Reinhardt der Theater-Strousberg, nur mit dem Unterschiede, daß er vor diesem Gründergenie den Erfolg voraus hat. Das „Neue Theater" wollte nicht recht reüssieren, bis Reinhardt es in die Hand bekam. Hier konnte er seine dekorativen Künstlerträume von verständnisvollen Meistern der Kunst in die Wirklichkeit übersetzen lassen. Es ist in der Tat sehenswert, wie er mit raffinierten modernen Dekorationskünsten, die viel aus dem Gebiete des Impressionismus und der Sezession herübergenommen haben, unbestreitbare und unbestrittene Erfolge zu erzielen wußte. Der „Sommernachtstraum" ist in dieser vortrefflichen Ausstellung zu Anfang dieser Spielzeit zum hundertsten Male aufgeführt worden — vor einem Hause, das so vollbesetzt war wie bei einer Première.

Max Reinhardt will nun das „Deutsche Theater" in diesem Stile reformieren. Das „Kleine Theater" hat er abgegeben und gedenkt sich nur noch den größten Aufgaben zu widmen. Hoffentlich bleibt er nicht am Aeußerlichen — der Dekoration — hängen. Was seiner Bühne bisher fehlte, waren deklamatorische Kräfte für klassische Rollen. Aber woher nehmen? Selbst im „Sommernachtstraum" störten die naturalistischen Allüren seiner „hochmodernen" ersten Kräfte. Kann er noch diese Klippe umschiffen, so wird ihm unzweifelhaft auch der Erfolg treu bleiben.

Nennenswerte Novitäten hat es in dieser Spielzeit noch nicht gegeben. Das in den Spuren des Residenztheaters wandelnde „Trianontheater" brachte ein nach Pariser Art papriziertes Lustspiel „Das Ende der Liebe" des Italieners Roberto Bracco heraus, eine an die Grenzen komplizierter Ehebrüche dicht streifende Cochonnerie, die sich weder an Geist noch an Unverschämtheit mit dem neuen Schlager des Residenztheaters „Die Höhle des Löwen" messen kann; hier wird als unerhörte Neuheit ein „viereckiger" Ehebruch dramatisch verarbeitet. Die „Kultur" hat einen rasenden Drang nach der Gosse bekommen. Das Metropoltheater bringt als Jahresrevue mit allen Raffinements der Schneiderkunst und der elektrischen Ueberraschungen: „Auf ins Metropol!" Doch diese Briefe sollen ja eigentlich nur von Kunst handeln — verzeihen Sie gütigst!

Berlin. Ernst Konrad.

Theater- und Konzertleben am Rhein. In den vereinigten Kölner Stadttheatern hat die Winterkampagne am 1. September ihren Anfang genommen. Die Oper, die gleich mit schwerem Geschütz angerückt ist, brachte St. Saëns „Samson und Dalila" mit dem neuen Tenor Theod. Konrad und der neuen Altistin Juana Heß, die beide gut aufgenommen wurden, dann „Die Zauberflöte" in altgewohnter Besetzung, endlich die Wagnerwerke „Holländer" und „Walküre", in denen die zukünftige Primadonna Alice Guszalewitsch sich als engagiertes Mitglied vorstellte. Das Schauspiel begann gleich mit einer Novität „Der Kaiserjäger", und brachte dann weiter „Gespenster", „Probekandidat", „Glück im Winkel", „Rosenmontag" und als erste Klassikervorstellung „Egmont" mit der Beethovenschen Musik. Das „Klärchen" spielte Lotte Sarrow, welche die Nachfolgerin von Lina Lossen sein soll, und den „Egmont" Theo Becker, dem die Helden zufallen sollen. Um ein Urteil über die Ankömmlinge abgeben zu können, muß ich, wie der findige Figaro — noch mehr hören und auch sehen. Um sich Kräfte heranzubilden, nachdem das Konservatorium seine Schauspielschule eingehen ließ, hat Direktor Max Martersteig eine solche Bildungsanstalt neu errichtet, die er am 10. September mit einem Vortrag über Ziele und Zwecke eröffnete. Ferner hat er ein Abonnement auf Schauspielnovitäten eingerichtet. Das ist ja alles schön und gut, vorläufig brauchen wir aber im Schauspiel einige sympathische Mitglieder, für die sich das Publikum interessieren kann. Oper und Schauspiel haben in den Herren von Wienetal und Kienscherf neue Regisseure bekommen. Wie bei Goethe, sind die Regisseure jetzt für die laufende Woche verantwortlich und demnach „Wöchner". Das Residenztheater in der Bismarckstraße unterhielt seine Gönner während der Sommermonate mit alten und neuen Operetten. Als ein vielversprechendes Talent tat sich hier Erna Bach (Frl. von Perfall) hervor, die auf dem hiesigen Konservatorium ihre Ausbildung erhielt. In der Wintersaison will Kommissionsrat Hasemann, der die Direktion wieder allein führt, vornehmlich das moderne französische Schau- und Lustspiel pflegen. Das Sardousche Schauspiel „Moderne Kleinstädter" (Les bourgeois de Pont-Arcy), das am ersten Abend vorgeführt wurde, ist nicht mehr ganz neu, indem es bereits 1878 in Paris seine Uraufführung erlebte. Die sehr gut vorbereitete Aufführung ließ feststellen, daß Hasemann bei seinen Neuengagements wieder Glück hatte. Die „Modernen Kleinstädter" wurden abgelöst von „Die kleinen Nachbarinnen" (Les petites voisines), Schwank in drei Akten, frei nach dem Französischen des Raymond und de Gassyne von Hans Rötter.

Das Konzertleben ist von seinem kurzen Sommerschlummer noch nicht erwacht, aber die Zeitungen bringen schon allerlei Mitteilungen, was man zu hoffen und fürchten haben wird. Man munkelt von einem neuen Oratorium von Wohrsch, einem Totentanz, das im Gürzenich seine Uraufführung erleben soll. Wenn dieser gesungene Totentanz ebenso ergreifend ist wie der gemalte, den man jüngst im Kölnischen Kunstverein ausgestellt fand, dann mag's drum sein. Dieses Kunstwerk hatte ein für die Kunst zu früh verstorbener junger Kölner namens Winkel geschaffen, der mit der Zeit vielleicht an seinen Landsmann Leibl herangereicht hätte. Allein — es hat nicht sollen sein.

Köln. Hermann Kipper.

Kleine Rundschau.

Ein neuer Marienhymnus.

Das in Nr. 36, Seite 430, der „Allgemeinen Rundschau" zum ersten Male veröffentlichte Gebet „An die heiligste Schutzpatronin von Bayern" (in dem Zyklus: „Die Sendlinger Bauernschlacht" von Martin Greif) hat den bereits rühmlichst bekannten Komponisten Simon Breu, Lehrer an der Kgl. Musikschule in Würzburg, zu einer Vertonung begeistert, die bleibenden Wert haben dürfte. Der Komponist hat seine Tonschöpfung keineswegs ausschließlich als vaterländischen Marienhymnus bei der 200jährigen Erinnerungsfeier gedacht. Es soll vielmehr unter Weglassung der 5. und 6. Strophe ein Marienlied von dauerndem Werte auch für den allgemeinen Kirchengebrauch sein. Da die Komposition (Ausgabe für einstimmigen Volkschor mit Begleitung) in der nächsten Nummer 40 der „Allgemeinen Rundschau" zum Abdrucke gelangt, werden die musikverständigen Leser Gelegenheit erhalten, sich selbst ein Urteil über die Tonschöpfung zu bilden. Derselben wird von fachkundiger Seite nachgerühmt, daß sie den warmen, innigen, gläubig-inbrünstigen Volkston vorzüglich getroffen und ein Lied geschaffen habe, das bestimmt sei, in dem Herzen und im Munde des katholischen Volkes fortzuleben. In Nr. 40 wird gleichzeitig mit dem Abdrucke der Komposition eine biographische Skizze über Simon Breu erscheinen, der sich durch zahlreiche Liederkompositionen, zuletzt durch das preisgekrönte Kinderlied, bereits einen klangvollen Namen verschafft hat.

Die **Gesamtauflage** (20000) dieser Nummer enthält folgende **Beilagen:**

einen **Prospekt der Gesellschaft für christliche Kunst**, betreffend die Zeitschrift „Die christliche Kunst",

einen **Prospekt der Koeselschen Buchhandlung**, betreffend die Zeitschrift „Hochland",

eine farbige **Postkarte** behufs gütiger Mitteilung von geeigneten **Adressen**, an welche Gratis-**Probenummern** gesandt werden könnten.

Der **Postauflage** liegt ferner der **Postbestellzettel** für das IV. Quartal bei.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: C. Joh. Oehninger in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

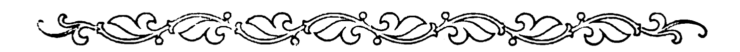
Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 40. München, 30. September 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Zur Münchener Generalversammlung der Görresgesellschaft.

Von
Dr. Max Jansen, München.

Der Vorstand der Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland hat beschlossen, die diesjährige Generalversammlung vom 3. bis 6. Oktober in Bayerns Hauptstadt zu veranstalten. Die Görresgesellschaft ist vor kurzem in ihr dreißigstes Lebensjahr eingetreten. In Koblenz, der Geburtsstätte Josephs von Görres, 1876 begründet, hat sie bereits im Jahre 1879 hier in unserer Stadt getagt. Damals wurde besonders lebhaft die Erinnerung an den Mann wachgerufen, welcher der Gesellschaft seinen Namen gegeben hatte; denn von München aus hatte der gefeierte Gelehrte, erwärmt durch die Gnade des Glaubens, gerüstet mit den Waffen der Wissenschaft, seinen tiefgehenden Einfluß auf alle diejenigen geübt, welche in den Bannkreis seiner Worte oder Schriften traten. Wie herrlich stand damals noch die Erinnerung an diesen einzigen Mann vor den Augen dankbarer Schüler! Und wenn sie nun die Gegenwart am Ende der siebziger Jahre damit verglichen! Da mochten ihnen die Worte einfallen, mit welchen der Erzbischof Gregorius von München-Freising am 10. Januar 1876 das Entstehen der Görresgesellschaft begrüßt hatte: „Wenn es auch in unseren Tagen nicht an Männern fehlt, welche mit Geist und Talent, mit Beredsamkeit, aufopfernder Hingebung und unbeugsamem Mute die Sache des Rechtes und unserer heiligen Kirche vertreten, so ist es doch gewiß, daß die Reihe dieser Männer sich immer mehr lichtet und daß gerade jene Kreise, welche in erster Linie berufen wären, im gegenwärtigen Kampfe der Geister ihre Stimme zu erheben für die Sache Gottes und der Kirche, entweder gänzlich schweigen oder geradezu eine feindselige Haltung einnehmen. . . . Könnte die Görresgesellschaft ein Mittel mehr werden, um in den gelehrten Kreisen katholische Gesinnung anzuregen und zu pflegen, um Männer der Wissenschaft heranzubilden, denen Glauben und Wissen kein unlösbarer Widerspruch, die auch bei der größten Fülle von Kenntnissen sich des Glaubens nicht schämen und aus ihrer inneren Ueberzeugung kein Hehl machen, so würde sie gewiß das ganze katholische Deutschland sich zum Danke verpflichten!" Der Oberhirt hatte recht. Schwer war der Druck, mit dem der Kulturkampf auf dem katholischen Deutschland lastete, und mancher, der im Begriffe stand, sich als Gelehrter einen bedeutenden Namen zu machen, der unter anderen Umständen eine Zierde deutscher Hochschulen geworden wäre, zog sich entmutigt aus der akademischen Laufbahn in einen anderen Beruf zurück. Hier zu helfen, begabten Männern das Warten auf eine Professur zu ermöglichen und gelehrte Publikationen zu veranstalten, war der Zweck der Görresgesellschaft. Daß sie ihn erfüllte, zeigte sich, als mählich der Kulturkampf zu Ende ging. Die deutschen Bundesstaaten erklärten sich bereit, wieder treue Katholiken als Hochschullehrer zu berufen. Da war es doch hauptsächlich der Aufmunterung durch die Görresgesellschaft zu danken, wenn es überhaupt noch katholische Gelehrte gab, die, mit all dem Rüstzeuge wissenschaftlicher Forschung ausgestattet, sofort in die verantwortungsvollen Aemter eintreten konnten. Auch in der Folgezeit hat die Görresgesellschaft nie versagt, wenn es galt, wirklich befähigten Katholiken das Emporsteigen zur wissenschaftlichen Laufbahn zu ermöglichen. Freilich hat sie, ihrem Programm getreu, alle Halbbildung, wenn sie nur mit katholischem Taufschein gedeckt werden sollte, verschmäht; erst pflegte sie eine Leistung zu fordern, bevor sie zu ferneren verhalf. Der schöne Lohn für diese teils materielle, teils ideelle Unterstützung ist denn auch nicht ausgeblieben. Noch ist ja nicht alles gut, und wir haben noch viele sehr berechtigte Wünsche. Aber ein Blick auf die katholischen Männer, die jetzt an unseren Hochschulen tätig sind, genügt, um hier die Fortschritte erkennen zu lassen, welche nicht zum geringsten Teil den Bemühungen der Görresgesellschaft und ihres Präsidenten zuzuschreiben sind. Damit nicht genug! Die Görresgesellschaft hat auch das Historische Institut zu Rom ins Leben gerufen und ermöglicht jungen Gelehrten den Aufenthalt in der ewigen Stadt, damit sie hier Herz und Geist erfrischen und stärken können an den Schätzen der Kunst und Wissenschaft, die dort in reichster Fülle vorhanden sind. Das philosophische und historische Jahrbuch der Görresgesellschaft sind Ruhmestitel für die katholische Wissenschaft; auch in den Kreisen Andersgläubiger ist ihr hoher wissenschaftlicher Wert wiederholt anerkannt worden. Daneben ist noch eine Reihe wissenschaftlicher Publikationen nur durch die finanzielle Unterstützung der Görresgesellschaft ermöglicht

worden — kurz die Gesellschaft hat während der 30 Jahre ihres Bestehens ihr Programm zur Wahrheit gemacht, sie hat bewiesen, daß hervorragende Gelehrte, exakteste Forscher auch gute Katholiken sein können, daß Glaube und Wissen nicht Gegensätze sind, sondern in einem tief angelegten Gemüte sich zu harmonischem Klange vereinen. Hat der Glaube denn je die wissenschaftliche Freiheit gefährdet, wie Gegner so oft erklären? Wenn der große Papst Leo XIII. sich nicht fürchtete, für Gelehrte aller Konfessionen das Vatikanische Archiv zu erschließen und den Gegnern, wie es Aengstlichen scheinen mochte, manche Waffe zu liefern, so hat bisher auch kein katholischer Gelehrter Bedenken getragen, die Tatsachen, welche er da verzeichnet fand, genau so zu buchen wie ein andersdenkender Kollege. Sind ferner die katholischen Gelehrten, denen das Gedeihen der Görresgesellschaft am Herzen liegt, auf bestimmte wissenschaftliche Anschauungen durch die Kirche festgelegt worden? Da geben die wissenschaftlichen Kämpfe zwischen Gelehrten von gleich treuer katholischer Gesinnung die beste Antwort.

Leider verfügt nun die Görresgesellschaft nicht aus sich heraus über die Mittel, um Unterstützungen gewähren zu können, sie selbst ist wiederum auf die Unterstützung durch die deutschen Katholiken angewiesen. Der Mitgliedsbeitrag (10 Mk. jährlich) und besonders der Teilnehmerbeitrag (3 Mk.) ist nun so niedrig, daß jeder einigermaßen gestellte Katholik hier helfend mitwirken könnte. Bedauerlicherweise begegnet man heute sehr oft der Vorstellung, als ob gegenwärtig, da die schlimmsten Härten des Kulturkampfes beseitigt sind, nichts mehr zu geschehen brauchte; katholische Gelehrte würden jetzt schon selbst ihren Weg und auch überall Gelegenheit finden, ihre Arbeiten zu veröffentlichen. Andere wenden gar ein, man erhalte eigentlich kein entsprechendes Aequivalent für den Beitrag. Wir glauben doch, daß jedem, der für das Leben der Gegenwart ein feines Empfinden besitzt, das Unberechtigte solcher Anschauungen klar wird. Wer hat nicht in den letzten Semestern den Ansturm der Gegner auf unsere katholischen Studentenkorporationen mit wachsender Besorgnis verfolgt? Und kann sich eine Hetze, die 1901 gegen katholische Gelehrte recht kräftig einsetzte, nicht bald wiederholen? Hier heißt es für jeden, der die Bedeutung der Wissenschaft für die Gegenwart kennt, einer Gesellschaft beizuspringen, die auch den Katholiken die äußeren und inneren Vorteile der Wissenschaft zuführen will. Wissenschaftliche Forschungen und Veröffentlichungen aber sind unbedingt nötig, auch wenn sie viel Geld kosten und dabei nur einen kleinen Kreis von Fachgelehrten interessieren. Die Forschungen selbst sind wohl nur für wenige, aber die Ergebnisse werden dann in tausend populären Schriften auch einer größeren Menge zugänglich. Darum muß die Forschung genau wissenschaftlich sein, wenn schließlich die reine, lautere Wahrheit in die Massen dringen soll. So kommt es auch, daß die Görresgesellschaft viele Geldmittel für Zwecke gebraucht, die Mitgliedern und Teilnehmern nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar zugute kommen. Möge daher jeder in weitherziger Gesinnung seine opferfreudige Teilnahme für diese katholische Gesellschaft bekunden.

Die Generalversammlungen der Görresgesellschaft haben fast jährlich bald im Osten, bald im Westen, dann im Süden, dann im Norden stattgefunden. Ueberall hat man ihnen Verständnis entgegengebracht. So wird denn auch München nicht zurückstehen, und auch in seinen gastlichen Mauern wird, wie die Liste des Lokalkomitees ausweist, eine stattliche Schar von Männern um das Banner der Görresgesellschaft sich vereinen; aber, so hoffen wir, auch aus ganz Bayern und aus dem weiten Deutschen Reiche werden zahlreiche Männer herbei eilen, die entweder selbst wissenschaftlich tätig sind oder doch für das Gedeihen der Wissenschaft ein Herz haben. Sie alle sind herzlich willkommen, willkommen besonders aber auch die, welche die Gelegenheit ergreifen wollen, um als Mitglieder oder Teilnehmer der Gesellschaft neu beizutreten. Möge niemand besorgen, daß die Görresgesellschaft irgendwelchen anderen katholischen Vereinen eine Konkurrenz mache. Sie bebaut, darin wohl ähnlich dem Albertus Magnusverein, den Acker der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Aber der Albertus Magnusverein hat mehr die Aufgabe, geeigneten jungen Leuten das Studium überhaupt zu ermöglichen, während die Görresgesellschaft direkt die Wissenschaft fördern, vertiefen und in erster Linie Gelehrte heranbilden will. Wer also einer dieser Gesellschaften als Mitglied beitritt, arbeitet für das Wohl und das Ansehen der Katholiken im Reiche; wer aber eben es kann, der möge Herz und Hand für beide große Gesellschaften öffnen.

Darum auf denn, ihr Gelehrten und Lehrer, Geistliche und Laien, Beamte und Kaufleute, lasset uns der Görresgesellschaft zeigen, daß es in München und Bayern Männer gibt, welche in Wort und Tat ihre Uebereinstimmung mit dem großen und erhabenen Ziele der Görresgesellschaft bekunden: auf katholischem Standpunkte und in katholischem Sinne wissenschaftliches Leben nach allen Richtungen hin zu wecken und zu fördern. Die Görresgesellschaft ist programmäßig kein bloßer Gelehrtenverein, sie rechnet auf die Unterstützung aller Katholiken. Möge denn auch ein zahlreicher Besuch des Pontifikalamtes zu U. L. Fr. am 4. Oktober (9 Uhr) und der daran anschließenden allgemeinen und Sektionssitzungen im Festsaale des „Bayerischen Hofes" von dieser Unterstützung lebhaftes Zeugnis ablegen. In dieser Hoffnung rufen wir allen, die aus Stadt und Land herbei eilen, als frohen Willkomm ein herzliches „Grüß Gott" zu.



Die politische Lage in Bayern.

Randglossen zur Landtagseröffnung.

Von

Dr. Armin Kausen.

Mit berechtigter Spannung sieht die politische Welt den Verhandlungen des neuen Landtages entgegen. Die ersten Tage nach dem 28. September sind der Erledigung mehr oder minder formaler Dinge vorbehalten. Von der Thronrede erwartet man ebensowenig Sensationelles wie von der Budgetrede des neuen Finanzministers, dessen Erbschaft nach den von seinem Vorgänger fast restlos erschöpften fetten Jahren der sogenannten Ueberschüsse nicht gerade beneidenswert ist.

Daß es im Oktober schon bald zu einer größeren Debatte über die veränderte politische Lage kommen wird, ist zweifellos. An Gelegenheiten dazu wird es nicht fehlen. Die veränderte Lage findet ihren prägnantesten Ausdruck in der neuen Physiognomie des Hauses. Die liberale Partei, die aus den Wahlen von 1893 noch mit 68 Mandaten hervorgegangen war, ist von 44 im Jahre 1899 auf nunmehr 21 herabgesunken, während das Zentrum von 84 auf 102 stieg. Die agrarische Freie Vereinigung verfügt über 20, die Sozialdemokratie über 12, die demokratische Partei über 2 Mandate. Selbst wenn von diesem katastrophenartigen Zusammenbruche des Liberalismus eine aus der notgedrungenen Koalition des Zentrums mit der Sozialdemokratie resultierende Quote in Abzug gebracht wird, bleibt die Tatsache eines unaufhaltsamen, rapiden Rückganges der liberalen Partei bestehen. Ebenso feststehend ist die Tatsache, daß das Zentrum aus den Bauernbundwirren nur neu gekräftigt hervorgegangen ist und heute trotz dem vereinten Ansturm des Liberalismus und des Evangelischen Bundes mächtig erstarkt dasteht. Kein Zentrumsführer gibt sich auch nur der leisesten Täuschung darüber hin, daß die heutige Mandatsziffer, die an die Zweidrittelmehrheit herangrenzt, bei der nächsten Wahl, wenn sie auf der Grundlage des direkten Wahlrechtes und der gesetzlichen Wahlkreiseinteilung stattfindet, nicht völlig erhalten bleiben kann. Aber die genaue Prüfung der Wahlziffern hat ergeben, daß dem Zentrum aus eigener Kraft eine Mehrheit von 92 bis 94 Mandaten sicher gewesen wäre. Ungefähr dieselbe Mandatsziffer hatten die Liberalen dem Zentrum auf der Grundlage des gescheiterten neuen Wahlgesetzes zugemessen. Mag daher auch die heutige Konstellation der Parteien im Landtage eine vorübergehende sein, die Staatsregierung kann sich hinter dieses Provisorium nicht verschanzen, wenn sie dem Liberalismus noch länger Avancen machen will. Kein bayerischer Minister wird sich der Einsicht entziehen, daß das Zentrum auf absehbare Zeit

hinaus in Bayern eine starke Mehrheit haben wird. Auch ein künftiges Bündnis der Liberalen mit den Sozialdemokraten wird daran nichts Wesentliches ändern. Denn diese naturgemäße Entwicklung der Dinge würde die von wahren Vaterlandsfreunden beider Konfessionen herbeigesehnte große Koalition aller konservativen Elemente im Lande mit Naturgewalt zusammenschweißen.

Das unnatürliche Bündnis der protestantischen Konservativen mit den Liberalen ist ohnehin unmittelbar nach den Wahlen in die Brüche gegangen, und heute, nachdem der konservative Wahlverein den Abg. Nißler als Verräter aus der Partei ausgeschlossen hat, stehen die Dinge bereits so, daß der in Weißenburg neben Nißler gewählte liberale Bürgermeister Dr. Küfner bei einer Ersatzwahl, die durch seine Uebersiedelung nach Kaiserslautern bedingt sein könnte, möglicherweise dem am 17. Juli unterlegenen konservativen Führer Beckh zu weichen hätte. Die Liberalen würden in diesem Falle die Freie Vereinigung mit 21 Mandaten an die Stelle der zweitstärksten Partei vorrücken sehen. Ob die Liberalen Nürnberg behaupten könnten, wenn etwa die dortigen Wahlen kassiert werden, ist mehr als fraglich.

In jedem anderen Lande würde unter solchen Parteiverhältnissen ein Regime, das noch mit tausend Kanälen und Fäden mit dem Liberalismus zusammenhängt, einfach unmöglich sein und dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen. Der umgekehrte Fall unter einer liberalen Zweidrittelmehrheit wäre geradezu undenkbar. Wenn es in Bayern bisher dem Zentrum gegenüber anders gehandhabt wurde, so ist die — Gutmütigkeit der Katholiken nicht von jeder Mitschuld freizusprechen. Breite katholische Kreise haben sich von der planmäßig und raffiniert suggerierten Fiktion, als sei ein „Ultramontaner" in leitender Staatsstellung der Quadratur des Zirkels gleich zu achten, unbewußt mitanstecken lassen.

Soll diese Suggestion nach den Wahlergebnissen des 10. und 17. Juli noch fortdauern? Um ihr ein Ziel zu setzen, bedarf es keiner sogenannten „Ministerstürzerei", keines Konfliktes mit dem Kronrecht der freien Ministerwahl, keiner Budgetverweigerung und ähnlicher Kraftmittel. Denn — abgesehen von anderem — wer garantiert schließlich dafür, daß „etwas Besseres nachkommt"?

Es ist eigentümlich genug, daß gerade in der Zeit, als das angebliche „Ruhebedürfnis" des Regenten, das jeden Personenwechsel ausschließen sollte, zur stereotypen Redensart geworden war, der Reihe nach sämtliche Ministerposten mit Ausnahme desjenigen des Grafen Feilitzsch neu besetzt wurden. Aber die große Mehrheitspartei behielt das Nachsehen. Die „Farbe" des Ministeriums rückte vielleicht um einige Nüancen nach rechts, jedoch das vorwiegende Kennzeichen blieb jener bayerische „Beamtenliberalismus", der nach Bedürfnis auch konservative Manieren anzunehmen versteht.

Die Beseitigung eines einzelnen Ministers ist schließlich von untergeordneter Bedeutung, wenn das von diesem geschaffene System erhalten bleibt. Gewiß kann es vorkommen, daß ein Minister wie z. B. Graf Feilitzsch vermöge einer viertelhundertjährigen Tradition ein System bedeutet, dessen tausendfältige Finessen mit der Person größtenteils zu Boden fallen. Der Abschied eines solchen Ministers wäre ein großer Gewinn nicht nur für die einzelne Partei, sondern für das Ganze. Wie Graf Feilitzsch seinen Wunsch, das im nächsten Jahre winkende silberne Ministerjubiläum noch zu erreichen, gegen das schonungslose Mißtrauen einer so bedeutenden Kammermehrheit realisieren zu können glaubt, ist sein Geheimnis. Aber auch der Rücktritt dieses Staatsmannes, den eine unerbittliche Feder einmal den „bösen Geist Bayerns" genannt hat, würde für das Zentrum nur die Hinwegräumung eines Hindernisses bedeuten, aber keinen positiv fördernden Erfolg. Wie heute die Dinge stehen, würde wohl zunächst ein kleinerer „Feilitzsch" in entsprechender Verdünnung dem großen, zähen und zielbewußten nachfolgen.

Mit anderen Worten: Ministerwechsel allein können die politische Misere in Bayern nicht kurieren, solange die systematische Deklassierung der politischen und parlamentarischen Mehrheit fortdauert. Hier muß der Hebel angesetzt werden. Das Zentrum darf kein Mittel unversucht lassen, um sich die Anerkennung und Beachtung als politischer Faktor, ohne den und gegen den in Bayern auf lange Zeit hinaus nicht regiert werden kann, zu erzwingen. Das Zentrum ist eine reale politische Macht, die man durch windige Phrasen von „Inferiorität" u. dgl. nicht lahm legen kann. Wem diese durch den Volkswillen gestützte reale Macht nicht behagt, muß dennoch mit ihr rechnen, wenn er nicht vorzieht, den bayerischen Staub von den Füßen zu schütteln.

Das Zentrum braucht sich das blöde Gerede von der „Inferiorität" nicht länger gefallen zu lassen. Seine positiven Leistungen auf allen Gebieten der Gesetzgebung und Staatsfürsorge dürfen sich sehen lassen. Auch in den akademisch gebildeten Kreisen mehrt sich sichtlich der aufstrebende junge Nachwuchs. Mehr als bisher muß vor dem ganzen Lande klargestellt werden, daß alle Verdienste und Fortschritte, die man dem heutigen „Kulturstaate" Bayern und seiner Entwickelung in den letzten drei Jahrzehnten nachrühmt, nur durch die Mitwirkung der vielverlästerten „schwarzen Mehrheit" ermöglicht wurden. Die Phrase von der Kunst- und Bildungsfeindlichkeit des Zentrums ist bei Lichte besehen eine wohlfeile Tendenzlüge, die auch durch gelegentliche minder geschickte Redewendungen des einen oder anderen Deputierten nicht bewiesen werden kann. Halte man sich doch mehr an die Sache als an die Form! Das Zentrum hat vielleicht den einzigen Fehler gemacht, daß es sich seiner Bewilligungen für Zwecke der Landwirtschaft, des Mittelstandes und der kleinen Leute, überhaupt seiner wirtschaftlichen und sozialen Verdienste bisher lauter gerühmt hat als der nicht minder reichen Zuwendungen für Schule und Unterricht aller Grade, für Wissenschaft und Kunst, für sämtliche Gebiete der Kultur und nicht zuletzt auch für die Lebenshaltung ihrer Träger. Da werden, um das Zentrum zu einer Partei von Böotiern und Banausen zu stempeln, kleine Zwischenfälle, wie die einmalige politisch-taktische Verweigerung des Kunstzuschusses von 100,000 Mark oder die Ablehnung irgendeiner Professur, an der dieser oder jener ein besonderes Interesse hatte, zu brutalen Attentaten auf Kunst und Wissenschaften gestempelt, aus Mücken Kamele gemacht. Aber die Millionenbewilligungen für ähnliche Zwecke beliebt man vornehm zu übersehen.

Die Zentrumsfraktion vereinigt in ihrer heutigen Zusammensetzung alle Stände in einer fast mustergültigen Weise. Vom Adel bis zur Arbeiterschaft ist jeder Stand ausgiebig vertreten, und die Zahl der akademisch Gebildeten ist relativ größer als bisher. Glaube man jedoch nicht, daß die Kammermehrheit deshalb weniger den Insulten einer skrupellosen liberalen „Kritik" ausgesetzt sein wird. Ein von Verachtung des Parlamentarismus überquellender Artikel des sich liberal nennenden „Schwäbischen Merkur" gibt schon einen Vorgeschmack. Man schilt bereits über die „Tonart", bevor auch nur ein Ton an der Prannerstraße laut werden konnte. Und das in einem Augenblick, da man selbst im liberalen Lager wachsendes Unbehagen empfindet über die knabenhafte Art, mit der liberale Blätter einzelnen mißliebigen gegnerischen Abgeordneten fast Tag für Tag die Fensterscheiben einzuwerfen sich abmühen.

Das Zentrum hat in dieser Session eine hohe bedeutsame Aufgabe vor sich, die Aufgabe nämlich, die Bahn frei zu machen für eine konsequent durchgeführte konservative Aera, für eine christliche Staatspolitik auf moderner Grundlage unter Beobachtung und sorgfältiger Pflege aller Errungenschaften eines gesunden Fortschritts. Wenn Bayern einmal nach den Grundsätzen des Zentrums regiert wird, kann „jeder nach seiner Fasson selig werden", solange er nicht in die Rechtssphäre anderer eingreift. Dies gilt von religiösen und politischen wie von wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Gebieten. Parität und wahre Toleranz werden im Zentrum stets die stärkste Stütze haben, und die bayerischen Protestanten würden, allen Unkenrufen gewerbsmäßiger Friedensstörer zum Trotz, auch künftig von sich rühmen können, daß sie nirgendwo im Deutschen Reiche besser gebettet sind als in Bayern.

* * *

In der beginnenden Landtagssession steht natürlich die Wahlgesetzreform im Vordergrunde. Sie war der Angelpunkt der Wahlentscheidung und die Hauptursache der heutigen Zusammensetzung der Volksvertretung. Es ist anzunehmen, daß die Staatsregierung die Initiative denjenigen Parteien überlassen wird, welche die Verpflichtung auf die von den Liberalen abgelehnte Vorlage zur Wahlparole gemacht hatten. Und so dürfte denn der berühmte Feilitzsch-Entwurf in der Ausschußfassung samt der Feilitzsch-Krazeisenschen Wahlkreiseinteilung alsbald als Initiativantrag wieder auf der Bildfläche erscheinen. Auf die Liberalen wirkt jede Erinnerung an die Wahlreform wie das böse Gewissen. Wie ganz anders könnte die liberale Partei heute dastehen, wenn sie ungeachtet einiger unabwendbarer Verschiebungen und Verluste ihr gegebenes Wort gehalten und einem wahrhaft fortschrittlichen direkten Wahlrecht die Bahn frei gemacht hätte!

In der ersten Bestürzung über die Katastrophe des 10. und 17. Juli war die liberale Presse aller Schattierungen darin einig, daß der glatten Erledigung des Wahlgesetzes nun auch von den dezimierten Liberalen kein Widerspruch mehr entgegengesetzt werde, wenn auch der Proporzantrag nochmals als Paradestück vorzuführen sei. Aber die Katze läßt das Mausen nicht, und so beginnen schon wieder liberale Stimmen laut zu werden, welche eine neue Gefährdung der Wahlreform heraufzubeschwören versuchen. Man erinnert daran, daß ein Teil der Reichsräte „schon 1902 und 1904 nur ungern seine Bedenken unterdrückte und im stillen froh war, als nichts zusammenging", bezweifelt zwar, ob diese Gruppe gewillt und genügend stark sei, der Reform neuerdings ernstliche Hindernisse zu bereiten, suggeriert aber dann der Reichsratskammer ein anderes Mittel, wie die Kastanien, an denen die Liberalen sich so jämmerlich die Finger verbrannten, abermals aus dem Feuer geholt, der Wahlreform neue Steine in den Weg gewälzt werden könnten. Nichts einfacher als das! Die Reichsratskammer braucht nur „die gesetzliche Wahlkreiseinteilung aus dem Gesetz zu streichen und die Wahlkreiseinteilung auch fernerhin der Regierung zu überlassen" („Augsb. Abendzeitung", Nr. 264 vom 23. September). Man entblödet sich nicht, dem Zentrum trotz der abschreckenden Erfahrungen, die es soeben erst mit ministerieller Wahlkreisgeometrie und gouvernementalen Urbezirkskünsten gemacht hat, die Zustimmung zu solchen Plänen zuzumuten und jeden Widerspruch schon im voraus als Beweis negativer Begeisterung für die Wahlreform überhaupt zu signalisieren. Sonst pflegt, wer einmal auf dem Glatteis zum Krüppel geworden ist, jeder neuen Berührung mit der Gefahr aus dem Wege zu gehen. Freilich trägt der freundliche Berater hier nicht seine eigene Haut, sondern die der Reichsratskammer zu Markte. Ob eine ins Gewicht fallende Anzahl von Reichsräten geneigt sein wird, dieser Rattenfängerpfeife zu folgen? Wir bezweifeln es sehr.

War doch selbst der hoch aufschäumende Jubel der liberalen Presse über die Ernennung des „liberalen" protestantischen Fürsten Ernst zu Löwenstein zum Präsidenten der Kammer der Reichsräte fast nur ein Eintagsvergnügen. Denn die abkühlende Nachricht, die Würde sei vorher mehreren hochstehenden katholischen Reichsräten vergeblich angeboten worden, ist unwiderlegt geblieben.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß diese Ernennung nun etwa als ein Akt staatsmännischer Klugheit und als ein Zeichen tieferen Verständnisses für die Imponderabilien der Volksseele zu werten sei. Hätten die verantwortlichen oder unverantwortlichen Ratgeber der Krone mit bewußter Tendenz einen „liberalen" Protestanten an die Spitze des Herrenhauses vorgeschoben, um einen schneidenden Gegensatz zu dem erdrückenden Volksvotum des 10. Juli zu markieren, so hätte darin allenfalls der Versuch eines energischen politischen Schachzuges, einer Kriegserklärung an die Zweidrittelmehrheit der Abgeordnetenkammer gelegen.

Aber nach der jetzigen beschwichtigenden Auslegung bleibt eigentlich nur ein zur Mißdeutung geradezu herausfordernder Fehlzug übrig. Und wie diese Ernennung gedeutet worden ist, dafür liefert z. B. die „Kölnische Zeitung" vom 5. September einen klassischen Beweis, indem sie der Sache nach dem Ausfall der Wahlen eine nicht geringe politische Bedeutung beimaß und die Ernennung geradezu als Antwort auf die — nur durch groben Vertrauensbruch veröffentlichte — Straßburger Rede Dr. Pichlers hinstellte. Wörtlich schrieb die „Kölnische Zeitung": „Wenige Tage nach der Veröffentlichung dieser Rede hat der Prinzregent von Bayern einen liberalen Protestanten zum ersten Präsidenten der Reichsratskammer ernannt. Das hatten die bayerischen Ultramontanen nach dem Ausfall der Landtagswahlen nicht erwartet."

Mittlerweile scheint mehr als ein Wehrmutstropfen in den Freudenbecher gefallen zu sein, denn am 15. September las man in der „Augsburger Abendzeitung": „Wir haben von Anfang an der Ernennung eine besondere politische Bedeutung nicht beigemessen und von all den die Wichtigkeit der Sache mehr oder weniger übertreibenden Kommentaren zu dieser Angelegenheit, wie sie zum Teil auch in liberalen Blättern erschienen sind, keine Notiz genommen."

Fünf Tage vorher hatte der Berliner „Reichsbote" sich die unerhörte Insinuation erlaubt, der Regent wähle mit Vorbedacht Protestanten zu seiner Umgebung, weil ihm „aus der Geschichte seines Hauses bekannt sei, welches Unheil ultramontane und jesuitische Hofleute über Krone und Land gebracht haben". Wenn jemals, so gilt wohl hier für die in Betracht kommende Umgebung das alte Wort: „Gott schütze mich vor meinen Freunden!" Es ist noch nicht lange her, da las man an ähnlichen Stellen einer vom Geiste des Evangelischen Bundes erleuchteten Presse die bittersten Klagen über systematische Mißhandlung der Protestanten durch die bayerische Staatsregierung. Den Reim darauf mag sich jeder selbst machen. „Bald so, bald so, wie's trefft!"



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Ersatzwahl in Essen.

Ein alleinstehender Baum auf freiem Felde erregt viel mehr Aufmerksamkeit als ein gleichartiger Bestandteil des Waldes. Eine Ersatzwahl verfällt leicht der Ueberschätzung. Der Riesenwahlkreis Essen mit seiner besonderen Zuspitzung der sozialen und parteipolitischen Gegensätze gehört gewiß zu den interessantesten und auch zu den gewichtigsten Kreisen des Reiches; aber es hält doch vor der nüchternen Kritik nicht Stand, wenn man im Eifer des Ersatzwahlstreites ihn als den ersten und maßgebenden, als Prototyp der Wahlkreise hinstellt und sozusagen aus dem Kaffeesatz von Essen die Zukunft der ganzen deutschen Parteikonstellation prophezeien will. Das Zentrum hat schon einmal das Essener Mandat verloren gehabt und ist doch nicht zugrunde gegangen, ja nicht einmal zur Wiedereroberung unfähig geworden. Die Sozialdemokratie würde auch dann noch nicht allmächtig werden, wenn ihr durch die verbissenen „Nationalen" das Essener Mandat zugeschanzt würde; wenn nun die rote Partei auf ihrem Delegiertentage zu Jena schon wegen der Tatsache, daß sie in Essen diesmal 6000 Stimmen mehr aufgebracht hat, in einen wahren Siegesrausch und einen Taumel des Entzückens geriet, so kann man daraus ersehen, daß der Sozialdemokratie die Stimmen- und Mandatverluste bei dem sonstigen halben Dutzend Ersatzwahlen wie ein Alp auf dem Herzen lagen.

Der erste Wahlgang in Essen hat seinen regelrechten Verlauf gehabt. Das Zentrum hat seinen Besitzstand behauptet, und das will unter den obwaltenden Verhältnissen schon viel besagen. Die „Nationalen", d. h. die Gegner des Zentrums aus den bürgerlichen Parteien, haben Stimmen verloren; sogar wenn sie die christlich-soziale Sonderkandidatur zu ihren Gunsten in Rechnung stellen, müssen sie noch einen Verlust von 800 zugestehen. In Wirklichkeit ist der Verlust viel größer, da keineswegs alle Christlich-Sozialen für den „nationalen" Kulturkampfskandidaten zu haben gewesen wären. Und diese antiultramontane Mischpartei hatte ernstlich gehofft, ihren Kandidaten in die Stichwahl und dann mit Hilfe der Sozialdemokratie in den Reichstag zu bringen. Fortan werden für den Essener Wahlkampf nur die Antipoden Zentrum und Sozialdemokratie ernstlich in Betracht kommen.

Die Sozialdemokraten haben 5700 Stimmen mehr aufgebracht als bei der Hauptwahl von 1903. Das ist bedauer-



lich, aber nicht überraschend. Seit 1903 sind 12,000 Wähler zugezogen, fast lauter Arbeiter, und zwar in der Mehrzahl **protestantische** Arbeiter. Von dem katholischen Anteil des Zuzugs entfielen obendrein noch sehr viele auf das **polnische** Element, das gegen die Zentrumspartei einen eigenen Kandidaten aufgestellt hatte. Es war also von dem Zuzug für die Roten sehr viel, für das Zentrum wenig zu holen. Dazu kamen die Nachwirkungen des Bergarbeiterstreiks und die raffinierte Ausnutzung der Enttäuschung, welche die Berggesetznovelle vielen christlichen Arbeitern bereitete. Die sozialdemokratischen Agitatoren setzten systematisch ihre ganze Kraft und Skrupellosigkeit daran, den Arbeitern vorzumachen, daß das Zentrum bei der Berggesetzgebung in Preußen sie „verraten" habe. Zieht man alle Umstände in Betracht, so kann man sich nur freuen, daß es der wackeren Arbeit unserer dortigen Freunde gelungen ist, trotz alledem einen Vorsprung von rund 7000 Stimmen vor der Sozialdemokratie zu behaupten.

Auf Grund dieses Vorsprunges wäre der Sieg des Zentrums in der Stichwahl gesichert, wenn die ausgefallenen Parteien sämtlich Wahlenthaltung übten. Aber nach den Vorgängen von 1903, wo der Sozialdemokrat bei der Stichwahl die Unterstützung von 10,000 „nationalen" Kulturkämpfern gefunden, ist nicht einmal die volle Neutralität zu erwarten, obschon die **auswärtige** Presse den Nationalliberalen sogar zur positiven Unterstützung des Zentrumskandidaten geraten hat. Die **örtliche** Führung der „Nationalen" hat sich nur zu der Parole der Wahlenthaltung aufgeschwungen mit dem matten Zusatz: wer doch zur Wahl gehe, möge für das Zentrum stimmen. Die **Polen**, die dort ganz in radikalen Händen sind, werden trotz des gemeinsamen Glaubensbekenntnisses dem Arbeiterkandidaten des Zentrums keine Hilfe leisten; ihre Parole lautet Wahlenthaltung, und die Praxis wird mehr den Roten Vorteil bringen. Anerkennung verdient es, daß die Christlich-Sozialen schnell und entschieden die Parole zugunsten des Zentrums ausgegeben haben.

Wir hoffen zuversichtlich, daß die Zentrumspartei zu den paar tausend Stimmen, die sie aus den anderen Lagern erhalten wird, noch so viel Reserven heranzuziehen vermag, um das Uebergewicht über die Sozialdemokratie plus 10,000 „Nationalen" und Polen zu behaupten. Sollte es anders kommen, so hätte das Zentrum nur ein Mandat von seinen hundert verloren, die Kulturkämpfer aber hätten die schwere Schuld an einem glänzenden Triumph der revolutionären Sozialdemokratie auf sich geladen.

Der sozialdemokratische Parteitag von Jena.

Er war nicht so interessant wie der große Zanktag von **Dresden**, aber doch interessanter als das katzenjämmerliche Stilleben in **Bremen**. In Jena wurde zweierlei festgestellt: 1. daß die rote Partei immer mehr zu einer Partei **Bebel** geworden ist, die unter der geistigen Diktatur dieses alten Führers steht und also mit den Vorzügen und Fehlern der Persönlichkeit Bebel solidarisch wird, und 2. daß Herr Bebel seine Führeraufgabe dahin auffaßt, die radikale, **revolutionäre** Taktik, den Klassenkampf zur Erringung der **politischen Macht** in Fortbildung der Dresdener Mehrheitsbeschlüsse allein maßgebend zu machen. Nieder mit den Revisionisten und Gemäßigten! das ist die Parole. In Dresden waren die **theoretischen** Revisionisten abgetan worden; in Jena wurden die **praktischen** Revisionisten, die zur positiven Arbeit geneigten **Gewerkschaftsführer** in das Bebelsche Prokrustesbett gezwängt. Das Literatengezänk wurde in eine verschwiegene Kommission verwiesen und dann kurzer Hand ohne Debatte durch eine wohlpräparierte Verkleisterungsresolution erledigt, damit man Raum und Zeit gewinne für die Disziplinierung der Gewerkschaftler. Dieses Erziehungsverfahren lief aus in den fulminanten Beschluß, daß die **gewerkschaftliche** Organisation ebenso wie die politische den Zweck hat, den **Massenstreik** vorzubereiten für den Fall, daß das allgemeine Wahlrecht oder die Koalitionsfreiheit angetastet werden. „Massenstreik" ist ein Euphemismus für den Generalstreik, den ein Genosse als Generalunsinn gekennzeichnet und den Bebel selbst bislang bekämpft hatte. In seiner ebenso beredten wie unklaren Empfehlung dieses „Kampfmittels" tat Herr Bebel so, als ob es sich nur um eine vierzehntägige Hungerprobe handle. Die besonneneren Genossen stellten klar, daß der Massenstreik nur als Einleitung zum **Straßenkampf** einen Sinn haben kann. Aber dadurch ließ sich die Mehrheit nicht stören: Herr Bebel hatte ihnen ja versichert, daß schon ganze Bataillone und Regimenter sozialdemokratisch seien und überhaupt die deutsche Armee noch weniger pflichttreu sein würde als die russische. Auf solches Gerede hin beschloß man eine Resolution, die nur den Scharfmachern Freude bereitet! Der waghalsige Parteitag von Jena macht wirklich den Eindruck einer Kinderschar, die im blinden Uebermut mit dem Feuer spielt. Diese Art von Bebelscher Eintracht wird nicht allzulange vorhalten. Zunächst wird es den **christlichen** Gewerkschaften gewiß den Wettbewerb erleichtern, daß die „freien" Gewerkschaften förmlich und feierlich zu **politischen** Rekrutierungsanstalten erklärt sind und die wirtschaftliche Hebung des Arbeiterstandes beiseite geschoben ist.

Der Konflikt in Ungarn.

Während die **skandinavischen** Zwillinge nach langen Verhandlungen in Karlstad über ein schiedlich-friedliches Nebeneinanderleben sich verständigt haben, schlägt der Zwist im **habsburgischen** Reichshause jetzt in lebenden Flammen auf. Nachdem Kaiser Franz Josef dem herrschsüchtigen Magyarentum das Ministerium Fejervary und seine bahnbrechende Wahlreform geopfert hatte, hofften manche Optimisten auf friedliche Annäherung. Aber die letzten Dinge wurden schlimmer als die ersten. Die Krone, die vielleicht durch das Ausbleiben jedes Entgegenkommens enttäuscht war, entschloß sich zu einem kräftigen Auftreten. Den fünf Führern der Opposition wurden vom Monarchen fünf Bedingungen als eine Art Ultimatum vorgelesen und sie nach einer landesväterlichen Vermahnung zur weiteren Verhandlung an den Grafen Goluchowski verwiesen. Für diese kurze Abfertigung rächten sich die Magyaren, indem sie zunächst den Grafen Goluchowski als Nichtungarn perhorreszierten und dann dem Grafen Cziraky, dem neuen Vertrauensmann der Krone, ein leeres Nest zurückließen, als er wegen längerer Besprechung mit dem Kaiser eine halbe Stunde zu spät zum Stelldichein kam. Alsbald begannen in Pest die Straßendemonstrationen gegen „Wien"; einige Schreier nannten auch den Gegner beim rechten Namen: Nieder mit der Dynastie! Gegen die magyarischen Demonstrationen gehen neuerdings die Sozialdemokraten mit Massenkundgebungen für das allgemeine Wahlrecht vor. Während so in Ungarn die Verwirrung auf den Gipfel steigt, erfreut sich Herr v. Gautsch im österreichischen Reichsrat eines warmen Empfangs. Er hat nämlich in Abrede gestellt, daß er die Krone zum Verzicht auf die ungarische Wahlreform veranlaßt habe; dadurch hat er die aufsässige Sozialdemokratie entwaffnet und erntet ungeschmälert den Beifall der anderen Parteien für den schönen Satz im königlichen Ultimatum, daß der Ausgleich nicht einseitig durch ein ungarisches Gesetz, sondern nur durch gemeinsamen Beschluß **beider** Staaten der Monarchie abgeändert werden kann. — Sonderbar, daß man das Ultimatum nicht **vor** der Preisgebung Fejervarys gestellt hat!



Die entsetzliche Katastrophe in Kalabrien

hat das Mitgefühl der ganzen zivilisierten Welt erregt. Zahlreiche Ortschaften sind zerstört, ungezählte Familien obdachlos und dem ärgsten Elend preisgegeben. Die Notleidenden und Unglücklichen in Süditalien haben ganz besonderen Anspruch auf die werktätige Unterstützung ihrer katholischen Glaubensgenossen in aller Welt. Der Heilige Vater, **Papst Pius X**, ist mit einem glänzenden Beispiel vorangegangen, indem er sofort eine halbe Million Lire für die Opfer des Erdbebens spendete und alle Nuntien und apostolischen Delegaten zur Sammlung von Gaben aufforderte. Die deutschen Katholiken haben es sich stets zur Ehre angerechnet, ihren notleidenden Brüdern mit rascher Hilfe beizuspringen. Unter den Lesern und Leserinnen der „Allgemeinen Rundschau" befinden sich gewiß viele, denen eine Spende für die Unglücklichen in Kalabrien kein allzu großes Opfer sein würde. **Wer rasch gibt, gibt doppelt.** Der unterzeichnete Verlag erklärt sich bereit, Spenden zu sammeln und mit dem Verzeichnis der Geber auf dem geeignetsten Wege **dem Heiligen Vater übermitteln** zu lassen. Ueber die eingegangenen Spenden wird in der „Allgemeinen Rundschau" genaue Rechenschaft erstattet werden.

Verlag und Redaktion der „Allgemeinen Rundschau".

Dr. Armin Kausen.

Der sozialdemokratische Parteitag in Jena.

Von
Dr. M. Wagner, Berlin.

Die bürgerlichen Parteien haben, so rief Bebel, der oberste aller Genossen, in seinem bekannten Rededuell mit dem Reichskanzler aus, soviel schmutzige Wäsche zu waschen, daß sie sich gar nicht an die Oeffentlichkeit wagen können. Das war nach dem „Jungbrunnen" in Dresden. Und wie sieht es heute nach den Tagen von Jena aus? Ein Meisterstück der Strategie, so möchte man die Vertuschungskünste der Beschwichtigungshofräte von Jena nennen, kämen sie nur nicht aus den Reihen derselben Genossen, die immer wieder pathetisch ausrufen, sie brauchten die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen. „Das Vertuschen und Komödiespielen in der Sozialdemokratie muß endlich einmal aufhören", dieser Wunsch des alten Bebel im Trianonsaal zu Dresden hat wieder einmal das Schicksal so vieler Wünsche und Prophezeiungen aus seinem Munde geteilt. Die „Partei der absoluten Offenheit", wie der „Vorwärts" einige Tage vor Jena die Sozialdemokratie nannte, hat dieses Dogma von der absoluten Offenheit zu den übrigen Reliquien in das Arsenal der Partei gelegt und verehrt es als einen Ueberrest vergangener Pracht und Herrlichkeit. Schon der Begrüßungsartikel des „Vorwärts" atmete nicht wie in früheren Jahren den Ton schwülstiger Ueberhebung. Er erinnert daran, daß die Partei den „ernstesten Kämpfen mit den gewaltmächtigen Vertretern des regierenden Verbrechens entgegengeht". Und resigniert bemerkte Franz Mehring:

„Wir wollen in diesem Begrüßungsartikel jedes Gefühl der Bitterkeit unterdrücken und uns nicht dabei aufhalten, daß ein nicht geringer Teil der Parteipresse den Streit auf das Gebiet des kleinlichsten persönlichsten Haders hinabzuziehen versucht und unsere Beweggründe in einer Weise verdächtigt, die wir uns gern versagen, näher zu kennzeichnen. Wir sehen darin nur eine Bestätigung der traurigen Tatsache, daß der theoretische Sinn in einem großen Teile der Partei bis auf den Gefrierpunkt gesunken ist."

So erwartete man denn allgemein, daß es schon bei dem ersten Punkte der ursprünglich festgesetzten Tagesordnung zu einem Zusammenstoß der Kämpfer auf beiden Seiten, zu einem „Literatengezänk" kommen könnte. Doch die Vertuschungshofräte taten eilige Arbeit, sie bannten den Zusammenstoß der „ethisch-ästhetischen Belletristen" und der „historisch-ökonomischen Kirchenväter" hinter die verschlossenen Türen der geheimnisvollen Kommission. Und mit schwerer Schuld und ebenso schweren Aktenbündeln beladen wandelten Kurt Eisner und Franz Mehring, das „psychologische Rätsel" Bebels, vor das Gericht des Großinquisitors. In geschickter Inszenierung stellt dann zunächst Bebel diejenigen kalt, deren heißes Verlangen eine Diskussion über „Weltpolitik und Sozialdemokratie" fordert. Schon in seiner Begrüßungsrede machte er seinem Herzen über dieses Thema Luft und gibt das Versprechen ab, später dem Parteitag zu sagen, wie man am besten die Diplomatenkünste durchkreuzen und den Taktstock im internationalen Völkerkonzert schwingen kann. Und der Vorsitzende fand mit seinem Vorschlage, zunächst die Frage der Parteiorganisation zu beraten, eine ansehnliche Majorität. Wenn böse Jungen lästerten, es sei dies geschehen, damit die Gemüter der feindlichen Brüder sich etwas abkühlen, so ist dies natürlich eine Verleumdung, die vor dem Kodex der sozialdemokratischen Ehre nicht standhalten kann.

Oede und langweilig begannen dann die Verhandlungen, zumal v. Vollmar sein Referat über die Aenderung der Organisation mit einem äußerst trockenen Tone begann. Nur die „Vorwärts"-Frage konnte ein allgemeineres Interesse wachrufen. Der alte Liebknecht flößte mit der Wucht seiner Persönlichkeit als Chefredakteur so viel Respekt ein, daß man ihn unangetastet ließ. Seit seinem Tode ist die Unzufriedenheit der Berliner Genossen mit dem „Vorwärts" noch größer geworden. Mußten sie doch die bittere Enttäuschung erleben, daß zwei Redakteure, die sie als radikale Elemente in die Redaktion gewählt hatten, gar bald in das verhaßte Lager der Revisionisten überliefen. Und nun wartet ihrer die fürchterliche Abrechnung. Sie auf die Straße werfen, das können wir nicht, so meint Bebel, das tun nur bürgerliche Verleger. Und doch zeigt sich die Sozialdemokratie überall da, wo sie als Arbeitgeber auftritt, gerade so wie die sonst so viel geschmähten bürgerlichen Arbeitgeber.

Die ganze Organisation soll in Zukunft verstärkt werden und mehr als seither dem Prinzip der Zentralisation angepaßt werden. Die Partei will es eben den Gewerkschaften nachmachen, die viel größere finanzielle Erfolge aufweisen können. So muß der Parteibericht eine Minderung der Mitgliedsbeiträge konstatieren. Früher war die agitatorische Tätigkeit viel idealer als jetzt. Darum muß die Partei sich zur Anstellung von Parteisekretären in den einzelnen Landesteilen entschließen, zumal die Erfolge der Sozialdemokratie erfreulicherweise auch die Gegner auf den Plan gerufen haben. Der bisherige „Vertrauensmann" ist ad acta gelegt. Die Wahlkreise sollen einen Wahlverein ins Leben rufen, dessen Vorstand die Verbindung mit den obersten Instanzen der Partei aufrecht erhalten soll. Die direkten Beiträge der Wahlkreisorgane fließen nunmehr an die Zentralkasse. Den Bezirks- und Landesverbänden werden noch einige Kompetenzen ganz untergeordneter Natur gelassen.

Die Debatte über die **Maifeier** lieferte wiederum den Beweis, daß sich zwischen der Partei und den Gewerkschaften allmählich ein sehr schroffer Gegensatz herausgebildet hat, der nicht wegzuleugnen ist. Einige Tage vor dem Jenaer Parteitag schrieb der „Typograph":

„Es ist in diesen Spalten schon öfter die Haltlosigkeit der zukunftsstaatlichen Phantastereien der Sozialdemokratie beleuchtet worden. Man könnte nichts dagegen haben, wenn die Verfolgung der sozialrevolutionären Ziele auf die Anhänger der sozialdemokratischen Partei beschränkt bliebe. Die Verseuchung der gewerkschaftlichen Organisationen durch die Utopien des Sozialismus ist jedoch leider schon so weit vorgeschritten, daß es dagegen schwerlich ein heilendes Serum gibt."

Das war eine deutliche Sprache, die den Sozialistenführern in Jena schauerlich in die Ohren klingen mußte. Die berauschenden Worte „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will", haben ihre Zugkraft auch auf die sozialistischen Gewerkschaften eingebüßt. Sie wollen die Reise nach dem Lande Utopia nicht mitmachen, sondern lieber praktische Gewerkschaftspolitik betreiben, wie es die englischen Gewerkschaften schon lange tun. Fünfzehn Jahre sind seit der ersten Maifeier, dem „Weltfeiertag des Proletariats" verflossen. Und was ist seitdem geschehen? Die Partei ist gewachsen, und in demselben Maße, in dem die Partei gewachsen, hat die Teilnahme der organisierten Arbeiter an der Maifeier abgenommen. Auf dem diesjährigen Gewerkschaftskongreß zu Köln wurden nur einzelne Stimmen laut, welche die strikte Durchführung der Maifeier forderten, die Mehrheit lehnte sie ab mit der Begründung, es könne nicht Aufgabe der Gewerkschaften sein, sich in die Politik einzumischen, ihre Aufgabe sei vielmehr, nach der wirtschaftlichen Hebung der arbeitenden Klassen zu streben, die Opfer der Maifeier stünden in keinem Verhältnis zu dem moralischen Vorteil, der ihnen immer von den Führern der Partei vorgepredigt werde. Und diese Taktik, man kann es nicht leugnen, hat die Gewerkschaften groß gemacht. Als machtvolle Organisationen mit bereits $1^1/_4$ Mill. Mitgliedern und wohlgefüllten Kassen treten sie in die Arena des wirtschaftlichen Kampfes. Sie sind der Partei über den Kopf gewachsen. Daher galt es, sie in Jena behutsam und zart anzufassen. Die „blutige" Rosa Luxemburg verscheuchte zwar den Engel des Friedens, den man so sehnlichst herbeiwünschte. Auch der Genosse Fischer schmollte in seinem Referat zwar etwas mit unaufhörlichen Klagen, die politischen Ideale seien im Verschwinden begriffen gegenüber den Vorteilen, die der siegreiche Organisationsgedanke den Gewerkschaften gebracht habe, allein er mußte sich wohl oder übel, wohl auf höheren Wunsch, dazu bequemen, die Friedensglocken zu läuten und den Gewerkschaften die Hand zur Versöhnung entgegenzustrecken. So bedingungslos unterwarfen sich denn aber nicht die alten Gewerkschaftsführer Legien und Schmidt. Sie, welche einen Einblick bekommen haben in die Schwierigkeiten der Kleinarbeiten, wissen, daß die Gewerkschaften nach dem Ideal der Parteiführer bald zugrunde gehen müssen. Wenn auch schließlich ein Friede auf der mittleren Linie, für die Arbeitsruhe am 1. Mai einzutreten, „wo die Möglichkeit vorhanden ist, die Arbeit ruhen zu lassen", geschlossen wurde, so hat die Debatte doch gezeigt, daß der Kampf zwischen Gewerkschaften und Partei auch in Zukunft andauern wird. Das eine ist jedenfalls sicher, wenn irgendwo die sozialdemokratische Partei eine verwundbare Stelle hat, so ist es da, wo sie sich mit den Gewerkschaften berührt.

Noch schärfer prallten die Gegensätze aufeinander bei der Diskussion über den **politischen Massenstreik**. Daß die sozialdemokratische „Dreimillionenpartei" in Deutschland keinen allzu großen Einfluß auf die Gesetzgebung hat, das hat ihr noch kürzlich Jaurès gesagt, und das konnte man auch jetzt wieder an ihrer Stellung zum politischen Massenstreik erkennen. Wer aber erwartet hatte, klipp und klar von dem Referenten Bebel zu hören, welcher Mittel sich die Sozialdemokratie zur Durchführung des politischen Massenstreiks bedienen wolle, der konnte nicht auf die Rechnung kommen. Bebel redete sozusagen die Versammlung in einen Machtdusel

hinein, daß man gar nicht mehr ernstlich an die Diskussion über die Durchführbarkeit des gefährlichen Experiments dachte. Seine Resolution ist nicht eine direkte Empfehlung des Generalstreiks, sie will lediglich die stete Rüstung zur Inszenierung des Generalstreiks durch die organisierte Arbeiterschaft. Da ruft ihm sein Genosse Heine entgegen: „Wenn ihr sie im Zaum habt!“ Bebel pariert den Schlag mit dem Hinweis, wie wenig Heine die Gefühle der Massen kenne. Unmittelbar darauf muß er beklagen, daß viele Gewerkschaftsführer von dem Generalstreik nichts wissen wollen und über die Partei höhnen. Ihnen ruft er zu: „Ihr geht einen verhängnisvollen Weg, der zum Abgrund führt.“ Mit den „Anarchosozialisten“ hält Bebel fürchterliche Abrechnung. Er scheut sich nicht ihnen zu sagen, sie seien geistig verkommen. Etwas Neues brachte das ganze Referat Bebels nicht, obwohl es fast vier Stunden dauerte. Es waren weiter nichts als die alten Phrasen, die man schon längst aus den Verhandlungen der internationalen Kongresse und aus der Parteipresse kennt. Man konnte weder Klarheit schöpfen über den Begriff des politischen Streiks, noch über die Voraussetzungen seiner Anwendbarkeit oder über seine Durchführung. Blutig rot malte Bebel und noch mehr die Genossin Rosa Luxemburg die Revolution an die Wand. „Leben wir nicht im Jahre der glorreichen russischen Revolution?“ so ruft sie aus und schließt mit einem flammenden Aufruf: „Zum Kampf!“ ihre kriegerische Fanfare. Und wie gerne hätte man die alten besonnenen Gewerkschaftsführer hinweggebannt. Der viel angegriffene Robert Schmidt fragte sehr richtig: „Wann wollen wir eigentlich den Massenstreik anwenden, bei welcher Gelegenheit und aus welchem Anlaß?“ Er hält den politischen Massenstreik für ein Phantasiebild und seinen Anführer Bebel für einen „brillanten Reitergeneral auf dem Paradefeld der politischen Parteien, aber diese brillante Attacke wird im Ernstfalle in tausend Atome zerschellen“. Und Bömelburg fragt, wann denn endlich Bebel einmal darauf eingehen werde, wie ein solcher Streik zu gestalten sein wird. Bebel weiß darauf nur zu erwidern, Revolutionen würden überhaupt nicht gemacht, sie entstünden dadurch, daß den Volksbedürfnissen nicht Rechnung getragen werde. Die Revolution dokumentiere sich nicht durch die Mittel, die sie anwende, sondern durch die Ziele. Es habe nie eine Volksbewegung gegeben, in der die Massen so aufgeklärt gewesen seien wie in der modernen sozialistischen Bewegung. Wer nun aufgeklärt ist über die ganze Inszenierung des Streiks, der mag sich melden. Bei der Abstimmung über die Bebelsche Resolution ergab sich auch wiederum, daß die Gewerkschaftsführer die Ansicht haben, der Generalstreik gehöre unter die Rubrik Generalunsinn, denn sie stimmten gegen diese Resolution. Bebel und auch die übrigen Parteirevolutionäre sind im Innersten ihres Herzens wohl kaum so überzeugt von der Durchführbarkeit des politischen Massenstreiks, allein „Endzweck ist Unsinn, Bewegung ist alles“. Bedauerlich bleibt, daß durch das Vorpredigen solcher anarchistischer Experimente auch den Arbeitern anderer Parteirichtung die Vorteile des Parlamentarismus verleidet werden müssen.

Nun ist der Parteitag geschlossen mit einer Apotheose auf den russischen Revolutionär Kasprzak, und die Welt ist nicht aus den Angeln gehoben. Im Zwielicht der Kommission sind alle Schwierigkeiten, die die Oeffentlichkeit irgendwie zu scheuen hatten, erledigt worden.

„Ach Gott, wie einem die Tage
Langweilig hier vergehen!
Nur wenn sie einen begraben,
Bekommen wir etwas zu sehen.“

So wird wohl mancher Genosse mit Heine gesungen haben. Wie auf einem Hoftheater wurde alles zur Zufriedenheit heruntergespielt. Das „Komödiespielen“ hat nicht aufgehört, nein, es hat noch kräftiger als ehedem eingesetzt. Als die Griechen in Ketten lagen, da ließen sie sich von ihren Philosophen Vorträge über die Freiheit halten. Ganz stimmt der Vergleich für die Sozialdemokratie ja nicht. Allein es ist ein Zeichen für ihre innere Schwäche, wenn sie es so nötig hat, mit ihrer weltzertrümmernden Macht zu protzen. Denn es ist nun einmal nicht wegzuleugnen, daß seit Dresden Tage innerer Zerrissenheit und Mißerfolge bei den Reichstagswahlen liegen.

Wenn wir die Ergebnisse des Parteitages einmal daraufhin prüfen, was er geleistet hat für die wirtschaftliche Hebung der Arbeiter, so ist das Ergebnis ein trauriges. Die wenigen Punkte betreffend soziale Fürsorge wurden im Handumdrehen erledigt, für eine ausgiebige Diskussion über soziolpolitische Fragen hat der Parteitag der Sozialdemokratie keine Zeit, aber trotzdem bleibt sie „die Arbeiterpartei“.

König Herbst.

Es kommt der Herbst mit schnellem Schritt gegangen,
Nur zögernd läßt der Sommer ihm die Macht:
Dein Blick ist viel zu trüb und traumumhangen,
Die schöne Erde ist verwöhnt von meiner Pracht.

Da reckt der Herbst die hohen stolzen Glieder,
Er teilt die Wolken schnell mit kühner Hand,
Sein goldumsäumter Mantel wallt hernieder
Und zeigt sein purpurüberflutetes Gewand.

Er wirft den Mantel um die Schulter, sich zu schmücken,
Und steht von gold'nem Lichte glanzumflossen da,
Jetzt wird er auf sein Haupt die Krone drücken,
Es grüßen ihn die Berge fern und nah.

Und leise raunt es heimlich in den Bäumen:
Wißt ihr denn auch, was neues nun geschah,
Jetzt hört der Jubel auf, wir können selig träumen,
Denn der Regent, der König Herbst ist da.

Karlsruhe. Luise Bruhn.



Der Geleitsbrief des Kaisers Sigismund für Huß.

Von

Dr. Peter Anton Kirsch.

Die vielumstrittene Frage über den dem Magister Johannes Huß ausgestellten kaiserlichen Geleitsbrief wird in der freidenkerischen Frankfurter Halbmonatsschrift „Das freie Wort“ in eigentümlicher Beleuchtung wiederum aufgerollt; ihre Ausführungen hat sich auch die „Frankfurter Zeitung“ zu eigen gemacht. Es wird darin Klage geführt über eine „Verbesserung“, welche in dem Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht von Eckertz, neubearbeitet von Direktor Dr. Devichsweiler (25. Aufl. 1903), in einem auf Johannes Huß bezüglichen Satze zu finden ist. Dieselbe soll typisch für das moderne Streben unserer Zeit sein. In der älteren Ausgabe habe es geheißen: „Auf eine Ladung erschien er zu Konstanz mit einem kaiserlichen Geleitsbriefe; er wurde trotz desselben verhaftet, vor die Kirchenversammlung geführt und, als er hier sich weigerte, seine Lehre zu widerrufen, als Ketzer verurteilt und mußte 1415 den Feuertod sterben.“ Die „Verbesserung“ in der 25. Auflage stellt sich nun folgendermaßen dar: „Auf eine Ladung erschien er zu Konstanz mit einem kaiserlichen Geleitsbriefe, der ihm aber nur Schutz und Sicherheit für die Reise gewährte; er wurde verhaftet usw.“ Im Anschlusse hieran wird die bewegliche Klage erhoben: „Welchen Gründen entspringt nun diese veränderte Darstellung und welchen Erfolg wird sie haben? Der neue Herausgeber hat wahrscheinlich (! v. V.) ein solches Uebermaß von Taktgefühl, daß er einen Kaiser nicht als eidbrüchig darstellen möchte; denn zweifelsohne beeinträchtigt dies das Ansehen der kaiserlichen Majestät ganz allgemein, bei den Menschen freilich nur, die über den Gang der Geschichte weniger unterrichtet sind. Wie wird nun die neuere Darstellung auf die Jugend wirken? Es wird ihr nicht mehr erzählt, daß ein Kaiser so schwach war, sich durch die Macht der Geistlichkeit zum Eidbruch verleiten zu lassen, sondern daß er selbst so niederträchtig gewesen ist, diesen Meineid mit Vorbedacht und in vollem Bewußtsein seiner Hinterlistigkeit ausgeführt zu haben. Er erscheint gerechtfertigt — aber auf Grund der Jesuitenmoral! Vor dieser Rechtfertigung ist Kaiser Sigismund jedoch zu schützen. Eidbrüchig wurde er zwar unter dem Drucke der geistlichen Seelsorger, aber so hinterlistig und tückisch, wie ihn die modernste Geschichtslehre darstellen will, ist er doch nicht gewesen. Für unsere deutsche Jugend ist die neueste Lesung jedenfalls ein Gift, das ihr nicht gegeben werden darf. Besser steht immer noch ein Kaiser da, der selbst schwach und unentschieden unter dem Drucke der Verhältnisse sich zum Eidbruch hinreißen ließ, als ein Mann, der zielbewußt mit

gemeiner Tücke einen Meineid leistet. Für unsere moderne Geistesrichtung ist die angeführte Art der Geschichtsverbesserung recht bezeichnend."

„Wahrscheinlich" gehört dieser Reklamant auch zu „den Menschen, die über den Gang der Geschichte weniger unterrichtet sind", sonst würde er solch unverständliches Machwerk nicht zusammengeschrieben haben. „Wahrscheinlich" ist ihm der Wortlaut des Geleitsbriefes noch niemals unter die Augen gekommen, sonst würde er sich nicht in einem solch unwissenschaftlichen Phrasengeklingel gefallen. Hätte er sich ihn einmal angesehen, so würde er die Unhaltbarkeit seiner Deduktion alsbald eingesehen haben, ganz zu schweigen davon, daß er betreffs des augenblicklichen Standes der Frage wissenschaftlich völlig im Finstern tappt.

Der Geleitsbrief, welcher unter dem 18. Oktober 1414 in Speier lateinisch und deutsch ausgestellt worden war, ist nur noch in ersterer Abfassung vorhanden. Nach der üblichen Einleitung lauten die in Betracht kommenden Stellen in der Uebersetzung: Ehrwürdige, Erlauchte, Edle und Getreue, wir empfehlen euch allen und jedem einzelnen mit allem Nachdruck den ehrenwerten Magister Johannes Huß, Baccalaureus der hl. Theologie und der freien Künste Magister, so er Gegenwärtiges vorzeigt, bei seiner demnächstigen Durchreise vom Königreich Böhmen nach dem allgemeinen Konzil in der Stadt Konstanz, da wir ihn auch in unsere und des hl. Reiches schützende Obhut genommen haben. Wir wünschen, daß ihr ihn bei einer etwaigen Einkehr freundlich aufnehmet, liebevoll behandelt und in allem, was den schnellen Fortgang und die Sicherheit seiner Reise betrifft, zu Land und zu Wasser ihm gegenüber Bereitwilligkeit zeigen wollt und sollt, und ebenso ihn mit seinen Begleitern, Pferden, Felleisen, Gepäck und sonstigen Gegenständen bei jeglichem Paß, Hafen, bei allen Brücken, Grenzmarken, Landstrichen usw. ohne Zahlung irgendwelcher Abgabe, irgendwelchen Wegegeldes, Zolles oder sonstiger Auflage unter gänzlicher Beseitigung jeglichen Hindernisses hinziehen, sich aufhalten, verweilen und frei zurückkehren lasset und ihm und den Seinigen, so nötig, für sicheres und ungehindertes Geleite sorgen wollet und sollet zur Ehre und zum Ansehen unserer königlichen Majestät."

Nach diesem Wortlaute ist für jeden Vorurteilsfreien klar, daß durch diesen Brief nur politisches Geleite verbürgt werden soll, daß er nichts anderes als einen Reisepaß darstellt, wodurch Huß die Vorteile einer sicheren und billigen Reise verschafft und die sonst üblichen Scherereien und Abgaben erspart werden sollten. Sigismund selbst gibt nirgends das Versprechen freien Aufenthaltes und freier Rückkehr, sondern nur die Anweisung an die Stände und Beamten des Reiches und an die Landesgewalten, den Magister Huß frei verweilen und zurückkehren zu lassen. Dies kann aber nur den einen Sinn haben: für den Fall nämlich, daß er wieder auf dem Rückweg zu ihnen komme. Sehr treffend bemerkt der protestantische Kirchenhistoriker Karl Müller, selbst wenn wir die Wendung auf Sigmund beziehen würden, so könne sie „doch nur formelhaft" sein und „es scheint ganz unmöglich, daß mit einer so beiläufigen Wendung die schwerwiegende Zusage gegeben würde, daß der König ihn in jedem Falle vor der kirchlichen Strafgewalt schützen wolle".

Unmöglich konnte und sollte dieser Geleitsbrief, noch überhaupt irgendeiner jemanden gegen den Urteilsspruch seines ordentlichen Richters, den er selbst angerufen und anerkannt, dem er sich freiwillig gestellt, wie Huß immer und immer wieder betont, wenn er ausruft: „Frei bin ich hierher gekommen; hätte ich es nicht wollen, nicht dieser König da (Sigismund) und auch nicht jener dort (Wenzel) hätten mich hindern können", schützen wollen. Bei einer solchen Annahme müßten sich die widersinnigen Sätze vereinigen lassen: „Du bist meines kräftigsten Schutzes sicher, damit du zu deinem ordentlichen Richter reisen und dich frei vor ihm verantworten kannst. Sein Urteil mag aber lauten, wie es will, es trifft dich nicht."

Daß Sigmund dem böhmischen Reformator das Geleite gebrochen habe, ist eine längst aufgegebene Behauptung, wie sie einst Aschbach, Schwab, Krummel u. a. vertraten. Zwar ist vor beiläufig zwanzig Jahren Lindner wieder zu den älteren Ansichten zurückgekehrt und hat den Geleitsbrief als gerichtlichen Schutz für Hin- und Rückreise, wie gegen Prozeß und Verhaftung aufgefaßt. Dem Druck des Konzils weichend, habe Sigismund dem böhmischen Reformator, den er gar nicht für einen Ketzer gehalten, das Geleite gebrochen, da man ihm jetzt erklärt habe, daß einem Ketzer das Geleite nicht gehalten zu werden brauchte. Also eine Ansicht, wie sie sich mit der des Frankfurter Organs für Freidenkertum deckt. Lindners Schüler Uhlmann schließt sich in einer eigenen Arbeit (1894) dem Urteil seines Lehrers an und ihm in einer Besprechung von dessen Schrift auch Loserth. Allein Uhlmann muß sich von Karl Müller im Jahre 1898 folgende kräftige Abfuhr gefallen lassen: „Ich finde bei Uhlmann so viel oberflächliche Arbeit und falsche Urteile und in den entscheidenden Punkten so wenig Verständnis, daß ich die ganze Arbeit von vorne anfangen möchte."

Bereits vor Karl Müller hatten Pelzel, Lechler, Hefele den Geleitsbrief lediglich für einen Reisepaß erklärt, während Helfert, Henke, Palacky der Ansicht waren, daß er wohl gerichtliche Bedeutung gehabt, aber er habe nicht gegen Verurteilung und Hinrichtung als Häretiker schützen können. Anderseits behauptete Höfler, der Geleitsbrief habe Huß wohl vor Verhaftung bewahren können, sei aber wirkungslos geworden, da Huß die Behauptung wagte, er sei ohne Geleite nach Konstanz gekommen. Berger hinwiederum vertrat die Ansicht, Sigismund habe nur Sicherheit auf der Reise und öffentliches Verhör zugesichert, keinesfalls aber seinen Schutz, wenn Huß sich dem Urteil des Konzils nicht unterwerfe. Er hat daher das Geleite nicht gebrochen, erscheint aber tadelnswert, da er nicht alles getan, um Huß, der im Vertrauen auf ihn gekommen, zu retten, um nur nicht seine Stellung dem Konzil gegenüber zu gefährden. Hans Prutz betont in den Onkenschen „Einzeldarstellungen zur Allgemeingeschichte" sehr energisch: „Allen späteren Anklagen gegenüber muß denn auch konstatiert werden, daß Sigismund nach Lage der Dinge und nach dem geltenden Rechte nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat. Auch das Konzil hat den für sein Verfahren einmal maßgebenden Rechtsboden nicht verlassen." .... „Juristisch handelte Sigismund korrekt, genau dem Buchstaben des Gesetzes gemäß." So kommt auch in der neuesten Untersuchung über die Frage K. Müller zu dem einzig richtigen Resultate, daß der Geleitsbrief als von rein politischer Natur oder als Reisepaß Huß gegen rechtmäßige Gewalt, also gegen Verurteilung durch das Konzil jedenfalls nicht schützen konnte und nicht schützen wollte. Es geht demnach durchaus nicht an, dem Kaiser Sigismund auf Grund des Geleitsbriefes Eidesbruch dem böhmischen Reformator gegenüber vorzuwerfen.

Allein getrennt hiervon erhebt sich die andere Frage, ob die wiederholten mündlichen Zusagen, die der Kaiser dem Magister Huß gemacht, nicht mehr enthielten als der Geleitsbrief. Sigismund hatte Huß, der nicht als Häretiker, sondern wegen Verletzung der kirchlichen Disziplin dem kirchlichen Strafurteil verfallen war, zur Reise nach Konstanz bestimmt und ihm verheißen, daß er hier in außergerichtlicher Verhandlung seine Rechtgläubigkeit erweisen solle. Es liegt kein Grund zum Zweifel vor, daß Sigismund seine kaiserliche Macht auch in diesem Sinne betätigt hätte. Allein die Verwirklichung der Absicht des Kaisers wurde durch Huß selbst in mannigfachen Fehlern durchkreuzt.

Ein Hauptfehler war es vor allem, daß er vor Ankunft des Kaisers nach Konstanz ging und sich in Unterhandlungen mit den Konzilsvätern einließ. Zudem war der Geleitsbrief erst ausgestellt, nachdem Huß längst von Prag abgereist war (29. Sept. 1414) — nämlich am 18. Oktober — und ist ihm jedenfalls nicht vor seiner am 3. November 1414 erfolgten Ankunft in Konstanz zu Händen gekommen. Der Kaiser aber hielt erst am 24. Dez. spät in der Nacht seinen Einzug in die Stadt, wo das Konzil tagte. Inzwischen war aber Huß bereits fast einen Monat wegen angeblichen Fluchtversuches zunächst (28. November) in der Wohnung eines Konstanzer Domherrn und seit 6. Dezember in dem Dominikanerkloster in gerichtlichen Verwahr genommen worden. Als der Kaiser nach seinem Eintreffen davon vernahm, hat er zuerst es ausgesprochen, daß es ein schwerer Fehler des böhmischen Reformators war, so lange vor seiner Ankunft nach Konstanz zu gehen. Und selbst ein Kanonist tat die Aeußerung: Er (Huß) hätte gut daran getan, in Nürnberg den König zu erwarten. Und trotz dieser eigenen Verschuldung des Huß hat Sigismund die Hände nicht untätig in den Schoß gelegt, sondern er hat sofort Protest gegen die Verhaftung des Reformators einlegen lassen und mit Rücksicht auf seine mündlichen Versprechungen dem Geleitsbrief selbst den Sinn eines gerichtlichen Schutzbriefes unterlegt, den er nie und nimmer hatte. Der Kaiser versuchte also das Aeußerste für die Freilassung des Magisters. Gegen die Intention und Absicht Sigismunds hatte sich der Reformator bereits in gerichtliche Verhandlung eingelassen, und nachdem das

geistliche Gericht das Schicksal des Huß vollständig in Händen hatte, würde ein Widerstand dagegen nach mittelalterlichem oder richtiger nach kanonischem Rechte die schwersten Folgen gehabt haben. Hier trifft also die Schuld in erster und einziger Linie Huß selbst bzw. sein unbesonnenes Vorgehen. Zudem beruft sich der Reformator während der Verhandlungen gar nicht auf den kaiserlichen Schutz, sondern er betont hundertmal fast in theatralischem Affekt, daß er sich dem Gerichte freiwillig unterstellt habe. Und zudem empfing Sigismund schließlich von dem ganzen Auftreten des Huß, dem er entschieden wohlwollend begegnet war, einen tief verstimmenden Eindruck.

Ich möchte demnach nicht einmal die Behauptung mancher aufrecht erhalten, der Kaiser habe auf Grund seiner mündlichen Zusagen zum mindesten moralisch nicht korrekt gehandelt, als er Huß fallen ließ; denn nach meiner Ansicht könnte dieser Vorwurf nur dann Geltung haben, wenn der Reformator durch voreiliges Handeln den kaiserlichen Arm dem geistlichen Gerichte gegenüber nicht gelähmt hätte. Insofern trägt er an seinem tragischen Schicksal die erste Schuld und machte dem Kaiser die Erfüllung seiner mündlich gegebenen Versprechen selbst unmöglich.

Nachsommer.

Wie klar und heiter glänzt des Himmels Bläue,
In linder Luft die Sommerfäden schweben,
Wie Purpur glüht das Laub der wilden Reben,
Des Lenzes Farbenpracht ersteht aufs neue.

Ob reiches Farbenspiel das Aug' erfreue,
Der bunte Schimmer birgt erstorb'nes Leben;
Nur welke Blätter kann der Herbst uns geben,
Erwartend, daß der Sturm sie bald zerstreue.

Nicht lange währt's und all der bunte Flitter
Liegt dürr und welk, vom Windeshauch zerstoben;
Der Nord zerstört des Waldes laubig Gitter.

Die Tanne nur, mit grünem Schmuck umwoben,
Trotzt Schnee und Eis und Sturm und Ungewitter,
Ein Bild der Hoffnung, zeigt sie stumm nach oben. —

Köln. Jos. Stader.

Der Kampf um die Tierseele.

Von

Prof. Dr. K. Stölzle, Würzburg.

Betrachtet man die verschiedenen, heute einander befehdenden Anschauungen über die Tierseele, so kann man in der Tat von einem Kampf um die Tierseele sprechen. Der Streit dreht sich um die Grundlagen. Ist überhaupt Tierpsychologie möglich? Muß man nicht vielmehr an ihre Stelle Nervenphysiologie setzen? Und wenn es wirklich eine Tierseele gibt, welche Fähigkeiten kommen ihr zu? Leistet sie dasselbe wie die Menschenseele? Hat sie Abstraktionsvermögen, kann sie also Begriffe bilden, Urteile fällen, Schlüsse ziehen, ihre Gedanken durch eine Sprache ausdrücken? Kurz, hat das Tier Intelligenz? Oder kommen alle seine Handlungen auf Rechnung des Instinktes? Oder reichen neben Instinkt Sinneswahrnehmung, Gedächtnis und Fähigkeit, Assoziationen zu bilden, aus, um die tierischen Handlungen restlos zu erklären? All diese Fragen haben zu verschiedenen Antworten und Parteistellungen geführt. Welche Antwort ist die richtige? Auf welcher Seite ist die Wahrheit? Darüber will die Tierpsychologie uns belehren. Soll das in gründlicher Weise geschehen, so sind drei Dinge nötig: Scharfe Analyse der psychologischen Begriffe, kritische Prüfung und vorsichtige Deutung der Tiergeschichten und endlich allseitige Berücksichtigung der Literatur. Diese wesentlichen Erfordernisse finden sich freilich oft nicht beisammen. Wo die genaue Tierkenntnis vorhanden ist, fehlt es nicht selten an der nötigen psychologischen Schulung, und wo diese zu Gebote steht, vermißt man die entsprechende Kenntnis des naturwissenschaftlichen Details. Umsomehr muß man es begrüßen, wenn die genannten drei Erfordernisse glücklich in einer Person zusammentreffen, wenn der Tierpsycholog Naturforscher und zugleich Philosoph und in der philosophischen und naturwissenschaftlichen Literatur gleich zu Hause ist. Ein Tierpsycholog solcherart ist ein zuverlässiger Führer in dem Streit der Meinungen. Diesen Vorzug besitzt der wohlbekannte Jesuitenpater E. Wasmann, der, auf dem Gebiete der Insektenbiologie eine unbestrittene Autorität, jene philosophische Schulung besitzt, wie sie jedem Jünger Loyolas der Orden als Mitgift auf den Weg gibt. Der Name Wasmann bedeutet in der Tierpsychologie ein Programm, eine spezielle Richtung. Gegenüber der Vermenschlichung des Tieres, wie sie in der Vulgärpsychologie in zahllosen wissenschaftlichen und populären Schriften herkömmlich ist, tritt Wasmann für eine kritische Tierpsychologie ein, welche dem Tier die Intelligenz abspricht, ihm aber Instinkt im engeren und weiteren Sinne zuschreibt. Wahrt Wasmann nach dieser Seite dem Tiere das rechte Maß von psychischen Fähigkeiten, so vertritt er anderseits mit Scharfsinn das Recht der Tierpsychologie gegen die neuesten Versuche, die Existenz einer Tierseele zu leugnen und die Tiere als bloße Automaten zu betrachten. Diesen Standpunkt hat Wasmann in einer ganzen Reihe von Schriften seit Jahren festgehalten. Sehen wir von den früheren Schriften: „Der Trichterwickler, eine naturwissenschaftliche Studie über den Tierinstinkt, 1884", ferner: „Die zusammengesetzten Nester und gemischten Kolonien der Ameisen 1891" ab, so kommen hier besonders drei Werke in Betracht. Die Schrift: „Instinkt und Intelligenz im Tierreich, ein kritischer Beitrag zur modernen Tierpsychologie" (1897 in erster, 1899 in zweiter, 1905 in dritter, stark vermehrter Auflage erschienen) legt die psychologischen Prinzipienfragen dar.

Als eine anschauliche Illustration zu diesen psychologischen Prinzipien ist die Schrift zu betrachten: „Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Tiere" (1. Aufl. 1897, 2. Aufl. 1900). Neues Beweismaterial für die in den genannten Schriften vertretenen Grundsätze enthält die hauptsächlich für zoologische Fachkreise bestimmte Studie: „Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen" (Zoologika Heft 26, 1899), worin besonders auch Bethes Reflextheorie, die den Bienen und Ameisen psychische Fähigkeiten absprechen wollte, mit überlegenem Scharfsinne zurückgewiesen wird.

All diese Schriften Wasmanns haben allseitige Beachtung gefunden bei Freunden und Gegnern und zwar nicht bloß in Deutschland, sondern auch im Ausland. Beweis dafür ist das Erscheinen einer englischen Uebersetzung von „Instinkt und Intelligenz" (2. Aufl.) und einer ebensolchen von den „Vergleichenden Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Tiere". Beweis des allgemeinen Beifalls ist auch der Umstand, daß in kurzer Zeit von „Instinkt und Intelligenz" eine dritte Auflage notwendig wurde. Auf diese Neuerscheinung wollen wir die Leser heute kurz hinweisen. In zwölf Kapiteln nimmt Wasmann zu all den einschlägigen Fragen Stellung. Schon die Kapitelüberschriften geben einen Begriff von dem reichen Inhalt der Schrift: „1. Vulgäre oder wissenschaftliche Tierpsychologie, 2. Instinkt und Intelligenz nach der heutigen Zoologie, 3. Was ist Intelligenz, was Instinkt? 4. Prüfung einiger Einwendungen (von Forel, Ziegler, Wheeler), 5. Die allgemeinen Sinnesbilder und das Abstraktionsvermögen, 6. Intelligenz und Sprache, 7. Ein einheitlicher Maßstab für die vergleichende Tierpsychologie, 8. Die mechanische Reflextheorie und das Instinktleben der Tiere, 9. Die verschiedenen Formen des Lernens, 10. Verstandesproben einiger höheren Tiere, 11. Ist eine vergleichende Psychologie möglich? 12. Die monistische Identitätstheorie und die vergleichende Psychologie." Die Kapitel 8, 10, 11 und 12 sind in der dritten Auflage neu hinzugekommen. Auch der „kluge Hans" in Berlin hat seine Würdigung erfahren. Ueberall hat Wasmann Ergänzungen angebracht und sich mit seinen zahlreichen Gegnern auseinandergesetzt. Besonders ist auch die amerikanische Literatur beigezogen worden. Die Experimente der Thorndike, Kinnamann und anderer, welche zeigen, daß die höheren Tiere keine Schlüsse machen, sind gebührend berücksichtigt. Die Ausführungen Wasmanns wirken durchweg überzeugend. Klarheit der Darstellung, der jeder Gebildete leicht folgen kann, Reichtum an zuverlässigen Beobachtungen, scharfe kritische Analyse der psychologischen Begriffe, behutsame Deutung der Tiergeschichten, genaue Literaturkenntnis — diese Vorzüge machen auch diese neue Auflage des Wasmannschen Buches zu einer Perle in der tierpsychologischen Literatur der Gegenwart.

Herbst.

Von

Emil Ritter.

Er ist der einzige, der auf der kleinen Station den Zug verläßt.

Der Beamte am Bahnsteig legt vor dem vornehmen Fremden grüßend die Hand an die rote Mütze, und halb neugierig, halb verständnisvoll blickt er ihm nach.

Eberhardt Wendt vermeidet die Straßen des Ortes. Er kennt die einsamen Seitenwege, zwischen Blumenrabatten und Gemüsebeeten.

Dort geht er her, und wer ihm begegnet, der grüßt ihn scheu und betroffen und dreht sich noch einmal um nach dem Manne mit dem schleppenden Schritt, mit dem starren, düsteren Ausdruck im Gesichte, der an den Tod erinnert.

Hinter dem letzten roten Backsteinhause tritt Eberhard Wendt auf die weißglänzende Landstraße.

Er nähert sich dem großen Gebäude mit vielen vergitterten Fenstern und einem schweren, eisenbeschlagenen Tore.

Im Eingang, an dessen Dämmerung sich das Auge erst gewöhnen muß, tritt ihm der graubärtige Portier entgegen.

„Guten Tag, mein Herr, mit was kann ich dienen?"

Wie aus einem Grabe hallt seine tiefe Stimme durch den hohlen Gang.

„Ich möchte den Herrn Direktor sprechen!"

Müde und gebrochen ist der Ton der Antwort. Er paßt zu dem vorgebeugten Haupte, das unter dem dunklen, welligen Haare viele, viele Silberfäden trägt.

Der Portier führt ihn eine breite Steintreppe empor. —

Plötzlich gellt von fernher ein langgezogener Schrei, dem ein zweiter dumpfer wie eine Antwort folgt.

Eberhard Wendt bleibt unwillkürlich erschrocken stehen.

Der Portier lächelt.

„Gehen Sie nur ruhig weiter, die sind alle wohl verwahrt."

„Es ist nämlich," fügte er nach kurzem hinzu, „vor wenigen Tagen ein Neuer gekommen, der sehr stark tobt".

Sie stehen vor einer Türe mit einem weißen Schildchen: Direktor.

„Gehen Sie nur durch dieses erste Zimmer!"

„Ich danke Ihnen, ich weiß schon Bescheid hier."

Aus dem zweiten Zimmer tönt auf sein Klopfen ein langsames, deutliches „Herein!".

„Guten Tag, Herr Direktor!"

„Ah, guten Tag, mein lieber Herr Wendt!"

Herzlich schüttelt ihm der alte Arzt, der in seinem ganzen Wesen etwas Sicheres, Vertrauenerweckendes hat, die Hand.

„So, nehmen Sie zunächst Platz, und dann — wie geht es Ihnen?"

Der Direktor schiebt einen Sessel heran. Er selbst setzt sich vor seinen Schreibtisch.

„Ich danke, aber wie geht es — ihr!"

Als fürchte er sich vor seiner eigenen Frage, so langsam und stockend spricht er sie aus.

Ein tiefer Schatten lagert sich auf das Gesicht des Direktors.

Er nimmt seine Feder und zeichnet sinnlose Figuren auf ein weißes Papier, um nicht in die angstvoll forschenden Augen vor sich sehen zu müssen.

„Ja, Herr Wendt, der Menschengeist, sein Licht und Dunkel, liegt nicht in unserer Hand. Solange eine Seele noch lebt im Körper —. Aber ich habe nun eine jahrelange Beobachtung und Erfahrung, und so schmerzlich es mir ist, so muß ich Ihnen sagen, daß die Hoffnung bei Frau Wendt immer geringer wird!"

Eberhard Wendt umkrampft die Lehne seines Sessels. Ein verhaltenes Stöhnen entringt sich ihm.

Der Direktor sitzt schweigend, tief über sein Papier gebeugt.

Langgezogen, grell, schauerlich ertönt wieder der ferne Schrei des Wahnsinnigen.

Nun hebt der Direktor seinen Blick zu Eberhard Wendt empor, den Blick, der in die dunkelsten Tiefen des Menschenelends gedrungen ist.

„Ich will Sie nicht mit Trostworten belästigen, Herr Wendt, ich weiß, daß sie nicht lindern können. Die Zeit wird Sie Ihr Weh verwinden lassen. Seien Sie überzeugt bei uns wird alles geschehen, um Ihrer Gattin das furchtbare Los zu erleichtern."

Ohne den Kopf zu erheben, fragt Eberhardt Wendt leise: „Wann kann ich sie heute einmal sehen?"

„Schon in einigen Minuten. Ich werde Sie an ein Fenster führen, das nach dem kleinen Garten geht. Dort macht sie immer ihren Spaziergang."

Eine dumpfe Pause. Nur der kurze, keuchende Atem Eberhard Wendts geht.

Es ist eine unheimliche Stille, weil immer wieder der wahnsinnige Laut durch die Gänge schallt.

Der Direktor will sie unterbrechen.

„Sie kommen alljährlich auf den nämlichen Tag, Herr Wendt? Ich glaube das beobachtet zu haben."

„Ja, — es ist der Geburtstag unseres Kindes — unseres einzigen, toten Kindes."

Seine Stimme ist fast erstickt vor Schmerz.

Er erhebt sich plötzlich.

„Lassen Sie mich sie sehen, Herr Direktor, kommen Sie!"

„Ich fürchte, Sie werden zu erregt sein."

„Nein, kommen Sie! Ich werde mich bezwingen."

Der Direktor führt ihn in sein Privatzimmer, an ein offenes Fenster.

Drunten liegt ein kleiner, wohlgepflegter Garten mit Blumenbeeten und weißen Kieswegen. Der Duft der letzten Herbstblüten schwimmt zu ihm herauf. Von den Bäumen flattern braune Blätter auf die Rasenplätze.

Ein grauer, warmer Nebel liegt über der Erde. —

Da durchzuckt es plötzlich Eberhardt Wendt am Fenster.

Der Kies knistert unter einem Fuß. Ganz langsam naht eine Frauengestalt.

Sie ist schlank und fein geformt, in ihrem dunklen anschließenden Kleide.

Lose frisiert umgibt das reiche Haar ihr blasses Gesicht.

So kennt er sie. Aber in den großen braunen Augen, die sonst im Glück strahlten, das irre, heiße Flackern kennt er nicht.

Sie bleibt stehen. Er muß einen Schritt zurücktreten, weil er sonst seine Beherrschung verlieren würde.

Sie hat die Hände über dem Busen gekreuzt und blickt vor sich hin. Dann neigt sie den Kopf tief herab, als halte sie etwas in ihren Armen und wolle es küssen. —

So küßte sie ihr Kind. —

Er wankt zu dem Tisch in der Mitte des Zimmers und stützt sich schwer darauf.

Er sinkt auf den Teppich nieder und preßt die Stirne gewaltsam an die Tischkante.

Ein dumpfer Wehlaut, — er kann nicht weinen.

Dann wird er ruhiger.

Er will sie noch einmal sehen. Er kehrt ans Fenster zurück.

Dort ist ihr dunkles Kleid, unter einem niedern, kahlen Stamme.

Sie wendet sich um und läßt sich auf ein Knie nieder. Sie streckt die Arme aus nach etwas, das nicht da ist. Und ein verwirrtes, wehes Lächeln huscht über das weiße Gesicht.

Er kann es nicht mehr ertragen.

Fort drängt es in ihm.

Er möchte sinnlos und planlos durch die Welt flüchten, nur fort von dem Schrecklichen.

Im Vorzimmer erwartet ihn der Direktor.

„Herr Wendt," sagt er und schaut besorgt in sein von Schmerz entstelltes Gesicht, „dürfte ich Sie auf den Nachmittag in meine Familie einladen!"

„Ich danke Ihnen, Herr Direktor," stößt er abgerissen hervor, „aber es ist, — ich kann nicht, nein! — Verzeihen Sie! Ich muß fort! — Ich weiß nicht, ob ich vor meiner Abreise noch einmal kommen kann! — Leben Sie wohl!"

Der Direktor drückt teilnehmend seine Hand und geleitet ihn zur Türe. —

Eberhard Wendt ist wieder auf der Landstraße. Er verläßt sie und geht quer über die Wiesen und Stoppelfelder.

Drüben ist der Wald. Er tritt unter die Bäume und eilt immer noch weiter.

Dann bleibt er aufatmend stehen. Er fährt sich mit der Hand über die Stirne. Es ist ihm, als träume er.

Der Oktobernebel ist verschwunden, als habe ihn die warme, alles überstrahlende Sonne zu lauter Licht verklärt.

Silbern zittern die Gottesfäden in der Luft.

Der Waldboden ist mit dem farbenglühenden Laubteppich bedeckt.

Und dennoch, trotz Licht und Wärme und Glanz, geht es durch das Geäst, durch die Erde, durch die Luft wie ein erster Winterschauer. —

Eberhard Wendt hat sich an eine alte Buche gelehnt.

Seine Erinnerung führt ihn zu andern Herbsttagen zurück, an denen die Sonne nicht so wehe tat, an denen der Waldboden nicht so blutigrot, so drohend brannte.

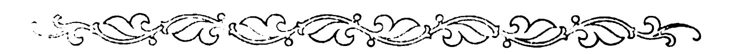
Das war. — —

Er beugt sich nieder, als wolle er jemand küssen, — wie sie.

Er streckt die Arme aus nach etwas, das nicht da ist, — wie sie es getan.

Da schlägt er die Hände vor das Gesicht und schluchzt aus der Tiefe seiner Seele. —

Und leise taumeln über ihm die toten Blätter vom Baume.



Der Rücktritt Ernst von Possarts.

„Indem Ich Ihrem Wunsche um Versetzung in den dauernden Ruhestand vom 1. Oktober ds. Jrs. an willfahre, bringe Ich Ihnen für die langjährigen, mit Treue und Hingebung geleisteten Dienste Meinen Dank und Meine vollste Anerkennung zum Ausdruck. Mit lebhaftem Bedauern sehe Ich Sie aus dem Amte und von der Stätte scheiden, an der Sie über ein Lebensalter in verschiedenen Stellungen, aber immer mit außerordentlichem Erfolge gewirkt haben. Ihre glänzenden Leistungen als darstellender Künstler und Ihre unübertroffene Regiekunst sind weltbekannt. Die unvergleichliche Neuinszenierung der Meisterwerke Mozarts, die Schaffung des Prinzregententheaters und die Ausgestaltung der dortigen Festspiele zu einem künstlerischen Unternehmen von internationalem Rufe sind Taten, die Ihnen immer unvergessen bleiben und die, wie Ich hoffe, für die deutsche Kunst und die Kunststadt München einen dauernden Gewinn bedeuten werden."

Dies sind die Worte, mit denen Prinzregent Luitpold von Bayern in einem Handschreiben das bereits im Mai eingereichte Rücktrittsgesuch des Intendanten der Münchener Hofbühnen genehmigte. Sie sprechen in einfach schlichter Weise über die Verdienste des scheidenden Generalintendanten mehr, als es eine ausführliche Biographie könnte. Nur auf besonderen Wunsch des Landesherrn hatte Ernst v. Possart noch in diesem Jahre die Wagnerfestspiele im Prinzregententheater und die Mozartschen Opern im Residenztheater geleitet. Nun ist am 28. September der Tag gekommen, wo der größte Bühnenkünstler unserer Zeit in seiner Glanzrolle als Shylok Abschied nehmen wird von den Brettern, die die Welt bedeuten, Abschied von dem Schauplatze seines langjährigen Wirkens, vom Münchener Publikum, das Possart vergötterte, ihn, dem freilich auf manchem Gebiete auch die Tadler nicht gefehlt haben. Doch heute sei von nichts anderem die Rede als von dem Bühnenkünstler Possart.

Wenn einer, so ist Ernst v. Possart ein self-made-man. Vom einfachen Buchhändlergehilfen zum Generalintendanten der bayerischen Hofbühnen, zum Kgl. Professor und Kgl. Geheimen Rat hat ihn sein Genie, seine rastlose Tätigkeit befördert. Am 11. Mai 1841 in Berlin geboren, hatte er den Buchhandel erlernt, fühlte aber frühzeitig seine eminente Begabung für die Bühne. Schon sein erstes Auftreten auf dem Liebhabertheater Urania ließ den zukünftigen Star der Bühnenwelt ahnen. In den Jahren von 1861—1864 wirkte er mit Erfolg an den Bühnen von Berlin und Breslau, bis er im letzteren Jahre unter dem kunstsinnigen König Ludwig II. als erster Charakterdarsteller an die Münchener Hofbühne kam, die, eine fünfjährige Unterbrechung abgerechnet, seitdem sein Wirkungskreis blieb. Im Jahre 1873 wurde er Oberregisseur, 1878 Professor und Direktor des Schauspiels. Nachdem er 1887 seine Entlassung genommen und unvergleichliche Triumphe in Amerika gefeiert hatte, kehrte er 1892 nach München zurück, wurde Direktor, 1895, nach Perfalls Rücktritt, Intendant der Kgl. Hoftheater.

Nun erst war ihm die erwünschte Gelegenheit gegeben, seinen rastlosen Eifer, seine geradezu bewundernswerte Energie, seine Fachkenntnisse und Erfahrungen auf allen Gebieten des Bühnenwesens praktisch zu betätigen. Unter ihm wurde das Hoftheater einer gründlichen Renovation unterzogen und alle Neuerungen in bezug auf Bühnentechnik und möglichste Sicherheit wurden zur Anwendung gebracht, was bei der veralteten Bauart keine geringen Schwierigkeiten hatte. Possart zeigte sich als Meister im Organisieren und Reorganisieren, auf dem weiten Gebiete der Kunst und Musik wußte sein schöpferischer Geist stets das Beste und Schönste zu finden und mit feinem Geschmack suchte er erzieherisch auf das Publikum zu wirken. Possart war als Intendant kein Mann, der sich von Kritikastern, von den vielen Leuten, die es besser machen zu können glaubten, beeinflussen ließ. Er ging seinen geraden Weg, stets seinem eigenen Ermessen und seiner Erfahrung folgend. Er war es, der Shakespeare in seiner ganzen Größe erfaßte und der uns seine Dramen in ihrer ursprünglichen Reinheit zur Aufführung brachte, befreit von jeder Schlacke, die frühere Mimen ihnen angeheftet. Die Shakespeare-Bühne, die Possart am Hoftheater einrichtete, ist ein Verdienst des Münchener Generalintendanten, das ihm nicht hoch genug angerechnet werden kann. Wenigen Besuchern des Münchener Hoftheaters ist es ferner bekannt, daß die „Ahnengalerie", die Aufstellung der Porträts früherer Intendanten, Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, welche an der Münchener Hofbühne wirkten, sein Werk ist. Nicht viele Theater besitzen eine derartige wertvolle Sammlung, und so erinnert denn unser Hoftheater mit seinen stilvoll vornehmen Wandelgängen lebhaft an die berühmte Comédie française in Paris.

Auch als Intendant bot Possart dem Publikum noch den hohen Kunstgenuß, ihn als Charakterdarsteller bewundern zu können. Man wird kaum zu viel sagen, wenn man seine Glanzrollen, wie Franz Moor, Richard III., Shylock, Mephistopheles, Hamlet und Napoleon als den Gipfel der Meisterschaft bezeichnet, die in der Darstellung überhaupt nur erreicht werden kann. Das war nicht die Effekthascherei, die unnatürliche Uebertreibung, das Gekünstelte, was so vielen Schauspielern innewohnt. Man fühlte sich aus der Gegenwart gleichsam herausgerissen, das waren die Personen, dargestellt bis zur Vollendung, wie sie die Autoren zeichneten. Man hat Possart auch in seinem Wirken viel mit Napoleon verglichen, den er, fast könnte man sagen, mit mystischer Echtheit zu spielen verstand. Ja, er besaß in seinem Fache, in seinem rastlosen Streben etwas von napoleonischer Energie, von napoleonischer Zähigkeit und napoleonischem Ehrgeiz, vielleicht auch napoleonischer Rücksichtslosigkeit, wenn sie dem von ihm gewollten Besten der Bühnenkunst diente.

Possart ist eine geradezu unübertreffliche Dialektik zu eigen, und in aller Erinnerung sind wohl auch seine Rezitationen. In dieser Beziehung wird uns aber Possart, der ja seinen Wohnsitz in München behält, auch in Zukunft erhalten bleiben. Seine größten Werke fallen in die letzten Jahre seines Wirkens, wo unter seiner Aegide in Bayerns Hauptstadt das Prinzregenten-Theater erstand. Damit hat Possart Bedeutendes geleistet, den Ruf Münchens als erstklassige Kunststadt auch ferner zu erhalten. Tausende von Fremden kommen alljährlich dorthin, die Schöpfungen Wagners in vollendeter Darstellung zu bewundern. In dem ein so reizendes Milieu bildenden Residenztheater entriß Possart durch die Festaufführung und treffliche Neuinszenierung der Mozartschen Werke dieselben der bei vielen drohenden Vergessenheit. Nicht unerwähnt bleibe endlich seine rege Tätigkeit für den Witwen- und Waisenfonds der Angestellten der Kgl. Hofbühnen, als dessen Protektor ihn das technische Personal ernannte.

So sei denn auch hier dem genialen Künstler, der 41 Jahre seines Lebens seine ganze Kraft an die Entwicklung der Münchener Hofbühne setzte, zu seinem Abschiede von den Brettern ein herzliches Lebewohl gesagt. Possart wird nicht vergessen werden, nicht in München und Bayern, nicht in Deutschland und dem Auslande als einer der größten Bühnenkünstler unserer Zeit!

A. Schmalix.

Aphorismen.

Die ärgsten Stümper sind die schärfsten Kritiker

* * *

Nichts ist so schlimm für dich, als wenn du deine Zeit nicht genußreich mit dir selber verbringen kannst, denn es gibt gar viele Tage im Leben, an denen die anderen dir fehlen werden.

* * *

Das Leben besteht aus Konzessionen. Die Unbiegsamen müssen an seinen Härten zerschellen, denn die Gesetze des Lebens sind unerbittlicher und unbeugsamer als der stärkste Menschenwille.

* * *

Wer nicht verzeihen und entschuldigen kann, muß vereinsamen.

M. Herbert.



Bühnen- und Musikrundschau.

Die Mozartfestspiele im Kgl. Residenztheater in München haben nunmehr ihr Ende erreicht; sie bestanden aus je zweimaliger Aufführung der Opern „Figaros Hochzeit", „Cosi fan tutte" und „Don Giovanni". In Nr. 39 dieses Blattes haben wir die ersten drei Aufführungen besprochen, und es erübrigt nur noch der Wiederholungen zu gedenken, soweit Neubesetzungen in Betracht kommen. Da haben wir zuerst „Cosi fan tutte". Die Rolle des Guglielmo, in welcher Gura der Jüngere schon seit Jahren an unserer Bühne Bürgerrecht besitzt, sang zum erstenmal Herr **Brodersen**. Seine sehr offene Tongebung klingt im kleinen Residenztheater nicht immer sehr vornehm; aber er sang die Partie mit außerordentlicher Sicherheit und verriet außer musikalischem Geschmack auch eine gewisse Dosis von Humor; daß dieser exotische Fremdling aber schließlich doch ein vermummter Offizier bleibt, das hätte Herr Brodersen durch eine gewisse Haltung noch etwas mehr, als es geschehen ist, zu betonen gehabt. Die letzte „Don Giovanni"-Vorstellung brachte in Herrn **Egenieff** aus Newyork — der übrigens mit dem früher angezeigten Herrn **Kleidorff** identisch ist — einen ganz neuen, unbekannten Vertreter der Titelrolle; er beherrschte sie auch im Ensemble tadellos; aber seine sonstige Auffassung war just das Gegenteil von dem, was uns der gerade in dieser Rolle über jedem Vergleich stehende **Feinhals** zu geben weiß — ein kriechender, fast schleimiger Intrigant mit gleisnerisch-demütigem Wesen und stets gekrümmtem Rücken. Die Aufführung war das letzte Mozartfestspiel unter **Possarts** Oberleitung; da wirkte denn diese unnötige Neubesetzung, die mühevoll Errungenes leichten Herzens vernichtet, mit der doppelten Kraft symbolischer Reminiszenz. Von Frau **Burk-Berger**, die wieder die Donna Anna sang, glauben wir immer weniger, daß sie imstande ist, Frau Bettaque zu ersetzen. Noch ist einer Umbesetzung Erwähnung zu tun: die Rolle der Elvira, die kürzlich Frl. **Koboth** mit so überraschendem Gelingen herausbrachte, sang Frau **Preuse-Matzenauer**, die sich ganz vergeblich mit der ihr viel zu hoch liegenden Partie quälte. Die letztgenannte Dame und Herr **Sieglitz** sind jetzt an unserer Oper die Gegenpole; während erstere bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit herausgestellt wird, scheint dem beliebten Bassisten das Schicksal bestimmt zu sein, bei lebendigem Leibe „abgesägt" zu werden. Frau Preuse-Matzenauer erwächst dadurch ein großer Schaden, denn es bleibt ihr immer weniger Zeit, ihrer schönen Stimme eine charakteristische darstellerische Vertiefung beizugeben; und wenn man für Sieglitz keine Rollen mehr übrig hat, so liegt darin unter anderem ein Urteil über unser Repertoire; denn daß Sieglitz ein Rollengebiet besitzt, das ihm an unserer Bühne keiner wegsingen könnte, das weiß wohl niemand besser als Felix **Mottl** selbst.

In Augsburg, scheint's, genießt man noch aus dem Vollen. Direktor **Häusler** zeigt im Spielplan des Stadttheaters für 1905/6 an Neueinstudierungen und Premieren an: 32 Opern (!!!), 12 Operetten, 37 dramatische Werke, 4 Balletts und Ausstattungsstücke, und außerdem, wie ein bescheidenes Notabene besagt, „sämtliche Neuheiten von Blumenthal, Halbe, Sudermann, Hauptmann" ꝛc. Das klingt ja, als ob sich die deutschen Bühnenliteraten zu einem Fabriksbetrieb zugunsten des Augsburger Stadttheaters zusammengeschlossen hätten. Hoffen wir, daß das Theater ein Zehntel seines Versprechens in vornehmer Weise löst; dann brauchte Augsburg die Konkurrenz mit dem München der letzten Jahre nicht allzusehr mehr zu befürchten. Wenn aber das schreckliche Plakat Anstalten macht, Wort zu halten, dann, Wanderer, lasse dir raten: Meide das Augsburger Stadttheater!

Die jüngste Oper Ermanno Wolf-Ferraris, „**Die vier Grobiane**" wurde soeben in der deutschen Textbearbeitung (Wiederum von unserm Mitarbeiter Herrn **Hermann Teibler** besorgt. Anmerkung des Herausgebers) beendet. Der abermals **Goldonische** Stoff wurde diesmal in seiner italienischen Fassung vom Komponisten selbst und **Giuseppe Pizzolato** geschaffen; er spielt wieder zur Rokokozeit in Kleinbürgerkreisen; die altitalienischen Masken sind nicht wieder eingeführt, die Handlung ist von überschäumender Lustigkeit und konfliktreicher, wie dies bei den „Neugierigen Frauen" der Fall war. Originell ist, daß die Vertreter der vier Grobiane sämtlich dem — Baßschlüssel unterworfen sind. Die Oper wird bei **Joseph Weinberger** in **Wien** erscheinen.

München. **Hermann Teibler.**

Kleine Rundschau.

Der neue Marienhymnus von Simon Breu kann aus technischen Gründen erst in Nr. 41 der „Allgemeinen Rundschau" zum Abdruck gelangen. Gleichzeitig erscheint eine Würdigung des Komponisten aus der bewährten Feder **Ignaz Griebls**.

Kirchliche Kunst.

Mit der allmählich wieder frei werdenden Kirche hat auch die wahre Kunst und das Kunstgewerbe, deren Hort sie ja zu allen Zeiten gewesen ist, einen erfreulichen Aufschwung genommen. Welch gediegene Werke, erinnernd an die Schöpfungen der Meister des Mittelalters, in unseren Tagen wieder erstehen, davon bieten die Arbeiten einen Beweis, die die Herren **F. Harrach & Sohn**, Kgl. Hofsilberarbeiter und Ziseleure in München, für die neu erbaute Kirche in Blaichach hergestellt haben. Vorige Woche war in den Räumen der Gesellschaft für christliche Kunst, Karlstraße 6, ein von genannter Firma gefertigter Reliquienschrein für den Hochaltar ausgestellt. Nach den Plänen des Herrn Oberbaurat **Höfl** wurde derselbe in edelstem romanischen Stile kunstvoll in Messing getrieben. Zwischen sechs Säulen aus rotem Marmor sind 4 sehr schöne Reliefs von **Alois Miller** in getriebener Silberarbeit angebracht, die hauptsächlichsten Begebenheiten aus dem Leben des Heilandes darstellend: Taufe, Abendmahl, Kreuzigung und Auferstehung. Vor dem Tabernakel, den ein aus Silber gearbeiteter Phönix krönt, steht ein Kruzifix in meisterhafter romanischer Emaille- und Goldschmiedearbeit gefertigt. Im Harrachschen Atelier sahen wir in gleicher Arbeit zwei Seitenaltäre, mit schöner Goldmosaik in den Nischen. Sie werden noch Gemälde auf Metall erhalten, die, wie die Engelsfiguren auf der Innenseite der Tabernakeltüren des Hochaltars, von dem Kunstmaler **Gundermann** ausgeführt sind. Alle drei Altäre sind mit echten Amethisten, Karniolen, Achaten, Opalen, Malachit, Lapislazuli, Amazonensteinen und Bergkristallen aufs reichste verziert. Nicht zurück gegen diese Arbeit steht die im gleichen Stile in origineller Verbindung von getriebenem Messing und grauem Marmor hergestellte Kanzel, sowie zwei sehr schöne romanische Kandelaber mit Tiergestalten, neun Paar Altarleuchter und 3 Kanontafeln. Zieht man in Betracht, daß die Firma diese Kunstgegenstände zu einem geradezu erstaunlich billigen Preise liefert, so kann man den Pfarrangehörigen von Blaichach nur Glück wünschen zu ihrer neuen Kirche, die wohl eine Zierde des Algäus zu werden verspricht. Schm.

Auch eine Statistik!

Mit dem künftigen 1. Dezember wird im ganzen deutschen Zollgebiet die übliche Volkszählung vorgenommen werden. Es ist dies in erster Linie eine Maßregel, die finanziellen und administrativen Gründen dient. Sie dient aber auch als Basis zu verschiedenen sehr interessanten Statistiken. Vielleicht ließe sich bei dieser Gelegenheit in einzelnen ländlichen und industriellen Bezirken eine andere Statistik bewerkstelligen, die an Wichtigkeit und Interesse anderen nicht nachsteht, ich meine eine Statistik über die Lektüre. So hat, wie der „Arbeiter" (München) in Nr. 29 mitteilt, das statistische Amt der Stadt **Dresden** in 87 Haushaltungen Inventaraufnahmen gemacht, deren Ergebnisse im „Reichsarbeitsblatt" veröffentlicht wurden. Auffallen muß in der nachstehenden Tabelle, schreibt der „Arbeiter", das Fehlen religiöser Bücher und sehr interessant wäre eine Rubrik über Zeitungsabonnements gewesen. Es ergaben sich aus dieser Stichprobe, wie das Blatt weiter meldet, folgende Tatsachen, die wohl keine große Verallgemeinerung zulassen, aber immerhin von Interesse sind. In 16 Haushaltungen fehlte jedes Buch; bei den übrigen fanden sich

in 63	Haushaltungen,	politische Schriften	mit 25	Werken,
„ 52	„	Literatur einschließlich Musik	„ 37	„
„ 45	„	Gesundheitspflege	„ 14	„
„ 41	„	Juristische Bücher	„ 19	„
„ 36	„	Unterhaltungsschriften	„ 15	„
„ 32	„	Geschichte	„ 11	„
„ 28	„	Naturwissenschaften	„ 13	„
„ 24	„	Wörterbücher usw.	„ 10	„
„ 16	„	Technik	„ 15	„
„ 16	„	Romane	„ 11	„
„ 9	„	Volkswirtschaft	„ 6	„
„ 8	„	Antireligiöse Schriften	„ 4	„
„ 6	„	Fremdsprachliche Lexika	„ 6	„
„ 4	„	Geographie	„ 4	„

Wenn dem Staate sehr daran liegt, wie es um den Wohlstand und die Familie der einzelnen Bürger steht, und er behilflich ist, soviel in seinen Kräften ist, diesen Wohlstand zu heben, so muß ihm sicher auch daran gelegen sein, wie es um das geistige Wohl, besonders der minder günstig gestellten und interessanten Arbeiterbevölkerung bestellt ist. Eine eventuelle Besserung und Förderung des Bildungsgrades des arbeitenden Volkes kann nur ins Werk gesetzt werden, wenn etwaige Schäden aufgedeckt und bekannt sind.

J. Jacoby, Fels.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: C. Joh. Oehninger in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 41. München, 7. Oktober 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Noch einmal die Quintessenz der Kirchenreform.

Von
S. Albrecht.

Man wundert sich, daß die Heilsarmee in dem spottsüchtigen, ungläubigen Berlin festen Fuß gefaßt hat, trotz all des Lächerlichen und Komödienhaften, das ihr anhaftet. Anfangs trieb man Ulk mit ihr und jetzt muß man mit ihr rechnen. Und die Lösung des Rätsels? Ihre Liebeswerke haben selbst den religiös so kalten Berlinern Respekt und Achtung abgerungen. Diese Tatsache regt zum Nachdenken an.

Der Deutsche Kaiser soll erklärt haben, der Protestantismus habe in einigen Jahrhunderten durch seinen Kulturfortschritt den Katholizismus in Deutschland überwunden. Die katholische Kirche als solche kann nicht untergehen, aber in ihren einzelnen Teilen hat sie nicht diese Verheißung. Es ist darum möglich, daß der Protestantismus wirklich Sieger bleibt in Deutschland. In einem Lande kann die katholische Kirche im Ringen mit anderen Konfessionen unterliegen. Welcher Faktor wird nun in Deutschland den Sieg herbeiführen? Darauf ist die gleiche Antwort zu geben, welche auch den Erfolg der Heilsarmee in Berlin erklärt: Die Werke der christlichen Liebe, die schönsten Blüten wahrer Kultur werden den Kampf entscheiden.

Durchdringen wir uns von dieser Ueberzeugung mehr und mehr. Siegen wird diejenige Konfession, welche die höchsten und umfassendsten Leistungen und Erfolge aufweisen kann. Die konfessionelle Hetze schadet uns lange nicht so viel wie die Leistungen der inneren Mission, und unsere gewandtesten Polemiker und gelehrtesten Theoretiker nützen lange nicht so sehr wie unsere Männer der Tat, der Organisation und praktischen Leistungen. Wir sagen damit durchaus nicht, wir brauchten keine Wissenschaft, keine Theorie, wir brauchten keine Verteidiger; Theorie und Wissenschaft müssen stets die Basis bilden, aber entscheidend wirken die Werke, die positiven Leistungen und Erfolge. Darauf schaut das Volk; diese wirken auf die Volksseele. Exempla trahunt — verba movent — gilt besonders in unserer hastigen Zeit, wo man so schnell vergißt, weil das gesprochene und geschriebene Wort in Masse auf den Menschen einstürmt. In der politischen Arena mußte der Liberalismus, trotz seiner reichen Hilfsmittel an Geld und Geist, trotz Presse und Professoren, die für ihn tätig sind, unterliegen. Warum? Weil er arm und unfruchtbar an positiven Leistungen war. Das Volk schaut auch weniger auf die schönsten Worte; es richtet sich lieber nach dem, was es sehen und greifen kann. Nicht anders ist es auf dem religiösen Gebiet.

Von diesem Gesichtspunkte aus begrüßen wir auch freudigst die praktischen Kurse, wie die Katechetenkurse und die sozialen Kurse. Diese sind die Hochschulen der praktischen Leistungen. Was wollen dieselben? Sie wollen mit dem Alten, Ererbten, so weit es nicht mehr in unsere Zeit paßt, aufräumen und die praktische Tätigkeit mit unsern Zeitverhältnissen in Einklang bringen. Nur fortgeschritten auf diesem Wege! Man klagt so oft, daß die Arbeit der Seelsorger in unseren Tagen so wenig fruchtbar sei. Haben vielleicht die Sakramente, das Wort Gottes, die Wirkung eingebüßt? Es wäre Frevel, dies anzunehmen. Also liegt es an uns Menschen. Sind die Seelsorger schlechter, lauer, untätiger geworden? Auch sicher nicht. Nein, die Verhältnisse sind andere geworden, viel komplizierter, die nächste Gelegenheit zu Uebergenuß, zur falschen Aufklärung, sind viel leichter und vermehrt. Ergo! Wir müssen die Praxis diesen Verhältnissen anpassen, wir müssen unsere Kräfte verdoppeln, ja oft verzehnfachen. Um anderweit Kräfte zu sparen und wirksamer zu machen, müssen wir alle modernen Errungenschaften auf technischem und geistigem Gebiet ausnützen, sie in unseren Dienst stellen. Das Hergebrachte, das Altväterliche, so weit es in unsere Zeit nicht mehr paßt, so weit es zu schwerfällig oder zeitraubend ist, muß weichen und praktischen Einrichtungen Platz machen. Soll man es für möglich halten, daß man sich z. B. bei geistlichen Behörden gegen die Einführung der Schreibmaschine und die Einstellung des Telephons sträubt — nur weil dies gegen die „heilige" Tradition ist? Soll man es für möglich halten, daß ein Stadtpfarrer Anträge seiner Kapläne auf passendere Aenderung der Gottesdienstordnung einfach mit den Worten ablehnt: „Unter mir wird nichts geändert! Die Alten haben ihre Gründe gehabt, warum sie dies so und nicht anders eingerichtet haben."

Er ist leider nicht vereinzelt, dieser Stadtpfarrer, der so redet! Das sind noch Kleinigkeiten, die als Illustration dienen mögen! Es ist ja recht, daß man an dem Althergebrachten festhält, aber wenn es wirklich einmal veraltet ist, dann soll man damit aufräumen. Wie vieles gäbe es in unserer Zeit zu reformieren! Wir haben in unserm frühern Artikel darum Diözesan- und Provinzialsynoden verlangt, damit dies auch in von der Kirche festgesetzter und gewollter Weise geschehe.

Aber damit man nicht den Kirchenbehörden einen Vorwurf machen kann, sollen die Seelsorger vorerst selber überall Hand anlegen, wo dies möglich ist, und damit dies möglich ist, soll man Konferenzen organisieren. Wie wollen die Seelsorger ein Recht haben, Synoden zu verlangen, wenn sie selbst nicht die vor-

geschriebenen Konferenzen halten! Auf diesen Konferenzen kann manche kleine Reform besprochen und angebahnt werden. Aber vor allem kann und soll auf diesen Konferenzen an die oberen Kirchenbehörden die Bitte gerichtet werden, Diözesansynoden wieder regelmäßig einzuführen. Auch kann auf diesen Konferenzen den Kirchenbehörden der Beweis erbracht werden, daß die Seelsorger würdig sind, in Diözesansynoden berufen zu werden, und auch willens sind, nach den kirchlichen Vorschriften und der Absicht der Kirche mitzuraten zum Besten der katholischen Kirche und zum Heile der Seelen. Auf den Konferenzen kann man am besten praktisch beweisen, daß es nicht das sogenannte Reformertum ist, welches zu diesem Wunsche treibt, sondern der ehrliche Wille nach dem Wunsche des Hl. Vaters — alles in *Christo neu zu machen*. Es ist sicher ein erfreuliches Zeichen, daß solche Seelsorgerkonferenzen immer mehr und mehr sich bilden, aber es gibt an vielen Orten noch Lücken. Wenn diese Konferenzen miteinander sich vereinen und vereint die Bitte an die kirchliche Behörde richten, die *altkirchliche Synodenform* wieder aufleben zu lassen, so wird sicher keine Behörde diesem Wunsche widerstehen.

Warum schrieben wir diesen Artikel? Nun einfach, weil unserem früheren Artikel wohl Beifall gezollt, aber auch der Vorwurf gemacht wurde, wir hätten keinen praktischen Weg gezeigt. Diesen Vorwurf durften wir nicht auf uns sitzen lassen. Wo ein Wille ist, ist auch immer ein Weg. Daß der Wille vorhanden ist, das ist sicher, und darum muß auch der Weg gefunden werden.

Zum Schluß wollen wir noch ein Wort des *alten Hirscher* anführen. Wenn wir auch mit seinen Reformvorschlägen, die er in einer Broschüre niedergelegt hatte, nicht einverstanden sind, so hatte er doch in folgendem Wort, das er zu seiner Verteidigung schrieb, nicht ganz unrecht:

„Ein Grund, warum ich mich der derzeitigen kirchlichen Strömung nicht angeschlossen habe, war die Wahrnehmung, daß man den kirchlichen Aufschwung zu sehr auf *bureaukratischem* Wege suche. Es mag sein, daß eine große Korporation lediglich *kommandiert* werden muß, wenn sie zusammenhalten soll. Aber ein kirchliches Leben, wie es in der ersten christlichen Zeit war, ist eben etwas höchst Anziehendes und ganz geeignet, einen Phantasten (wie man mich bezeichnet hat) zu betören."



Zur Verständigung in der Gewerkschaftsfrage.

Von

Jos. Laurent.

Wer die Gewerkschaftskämpfe, besonders im Saarrevier, mit eigenen Augen angesehen hat, kann es nur begrüßen, daß von dieser Stelle, Nr. 33, Seite 390, ein energischer Mahnruf zur Verständigung und zu friedlichem Zusammengehen der Parteien ergangen ist. Ueber den kleinlichen Interessensphären geht der Blick für das Ganze verloren, und dieses Ganze ist doch von so erdrückender Wucht, daß alle Kräfte zur Einigung aufgeboten werden müssen. Denn die Uneinigkeit, wie sie bis jetzt zwischen „christlich" und „katholisch" eingerissen ist, kann vor allem nur der roten Gefahr Vorschub leisten. Ueber die Art und Weise der Einigung hat A. v. Sieben beherzigenswerte Winke gegeben und besonders die beiderseitigen Mängel als die notwendigste Grundlage zur Gewissenserforschung und Verständigung wirksam aufgewiesen. Aber das sofortige Eingehen aufs Spezielle findet stets geteilte Parteien[1]), und da, wie er selbst sagt, die Lösung des Problems voraussichtlich noch etliche Zeit ausstehen wird, dürfte das zuerst zu erstrebende Ziel eine gründliche Selbstbesinnung und Klärung des Blickes sein.

Das ewig flutende, vielgestaltige Leben läßt sich nun einmal nicht an den grünen Tisch binden; es muß selbst seinen Weg gehen, und an uns liegt es nur, die allgemeine Richtung mit aller Kraft zu unseren gemeinsamen Gunsten zu lenken. *Denn das Leben erschöpft sich nicht in den Einzelerscheinungen der Oberfläche, sondern als Ganzes in den Unter- und Tiefenströmungen, die dem leichtfertigen Auge und den im Pulverdampf des Kampfes Stehenden verborgen, in ihrer ganzen Tragweite nur dem Ewigen gegenwärtig sind, deren Ziel und Zweck aber von uns stets aufgesucht und im Gesichte behalten werden muß. Das ist die große Perspektive des Lebens*, aus der die führenden Geister die Zeiten von je regiert, deren auch wir uns bemächtigen müssen, soll unser Arbeiten nicht der Lebensweise der niederen Klassen gleichen, aus der Hand in den Mund.

Was soll nun die Gewerkschaftsfrage, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet? Wir gedenken in einer der nächsten Nummern den springenden Punkt unserer sozialen Entwicklung und damit „Werden und Vergehen im Sozialismus" herauszustellen, und es wird sich zeigen, daß dieselben Momente, welche jene Bewegung hervorgetrieben haben, auch in der vorliegenden Frage wirksam sind.

Der Sozialismus ist uns die genau echte Uebertragung der neuzeitlichen Geistesentwicklung auf die breiten Massen, und eine Stellungnahme zu dieser entscheidet auch die Beurteilung jenes. Wer in ihr nur eitel Trug und Selbstüberhebung sieht, wird auch die sozialistische Bewegung, von einigen Brotfragen abgesehen, verdammen müssen. Der Christ aber, der da weiß, daß der Geist Gottes wehet, wo er will, wird sich kaum zu dem Glauben verstehen können, daß all das fieberhafte Arbeiten im Dienste der modernen Ideen ganz und gar gegen die allwaltenden Pläne der göttlichen Vorsehung sein sollte. Wenn ihm auch jetzt noch die volle Einsicht in die inneren Zusammenhänge dieses Weltgeschehens abgeht — Er, der Ewige, Unendliche wird sie verstehen, zu würdigen und zum endlichen Siege des Wahren und Guten zu führen wissen. Und welches sind diese unsichtbaren, wertvollen Zusammenhänge, die alle Berücksichtigung verdienen?

Der unverkennbarste Zug des neuzeitlichen Geisteslebens ist der Drang nach Freiheit von den Schranken der Autorität. Gegen die entschiedenen Uebergriffe dieses Strebens braucht man heute kein Wort mehr zu verlieren. Es hat sich in seinen praktischen Konsequenzen in Wissenschaft und Leben selbst gerichtet, und das energische Ringen um eine feste Direktive des Lebens zeigt bereits das Aufsteigen einer neuen besseren Zeit. Von verschiedenen Seiten, zuletzt von dem Evolutionisten Bölsche, dem bekannten „schöngeistigen Naturforscher" und seinen Stilisten[2]), ist auf die gänzliche Rückständigkeit des Sozialismus im Punkte Weltanschauung aufmerksam gemacht worden, und so wird er auf die Dauer seinen wissenschaftlich längst begrabenen Materialismus aufgeben müssen. Während er noch in den breiten Massen einen rapiden Aufschwung nimmt, dürfte es Sache der Christlich-Sozialen sein, ihm unter Einbeziehung seiner Wahrheitsmomente in den eigenen Gedankenkreis nicht nur in der Front entgegenzuwirken, sondern ihn auch in der Flanke zu überflügeln und zu umgehen. Man weiß genugsam, was alles an das Gelingen dieses Planes geknüpft ist. Aber gelingen wird er nur, wenn dem berechtigten Freiheitsverlangen des deutschen Arbeiters genügend Rechnung getragen wird. Es ist theoretisch vielleicht nichts schwerer, als die Berechtigung klar und richtig herauszustellen; aber praktisch erweist sie sich von Fall zu Fall bedeutend leichter. Wir möchten darum zur Vermeidung von Parteiungen von einer Spezifizierung absehen und uns mit dem Hinweis auf den Cardo des Problems begnügen.

Welche von den in Rede stehenden Parteien ist zu dessen Lösung am meisten befähigt? Darüber kann kein Zweifel sein, wenn die „Christlichen" das durch Herrn v. Sieben richtig aufgewiesene Bedenken beseitigen, ob sie nicht am Ende ganz zur roten Fahne überschwenken.

Zunächst ihre starke Seite. Unzweifelhaft stehen sie *mit ihrer Selbständigmachung des Arbeiters ganz in der Entwicklungslinie des modernen Geistes.* Es ist die alte Klage der „Katholischen", daß sie meist die alten, ausgewirtschafteten Männer zu ihrer Vereinigung zählen, zumal da, wo die Sozialdemokratie stark vertreten ist. Das junge Volk, diejenigen, auf welche es im Grunde ankommt, laufen entweder wild oder werden rot. Und das ist nur zu erklärlich. Endlich der Schule entwachsen, wollen die jungen Burschen selbst über sich verfügen und scheuen fast instinktiv zurück vor der alten unliebsamen Autorität. Gerade genug, daß sie sich ihr in der Kirche noch beugen müssen. Und da kommen die Genossen, die auch noch hiervon dispensieren. Hier sind die „Katholischen" unzweifelhaft im Recht, wenn sie von der energischen Betonung des religiösen Faktors alles Heil erwarten. Denn daß in erster Linie nicht die Brotfrage, sondern Religion, Lebensanschauung das treibende Moment des Sozialismus sind, hat sich klar gezeigt, nachdem die christlichen Organisationen fast die

[1]) Die Stellungnahme der beiderseitigen führenden Organe kann als Beweis gelten.

[2]) „Münchener Neueste Nachrichten": „Pfingstbetrachtung."



gleichen wirtschaftlichen Vorteile geboten haben wie der Sozialismus. Das Erste und Letzte also, womit die Christlich-Sozialen arbeiten müssen, ist die Religion, und das Ziel die auf jede Weise mögliche Durchdringung der Arbeiter mit der christlichen Weltanschauung. Daß die „Katholischen" dies in erster Linie tun und darauf ihre ganze Kraft gründen, liegt auf der Hand. Noch vor einigen Tagen erklärte mir die Seele der „katholischen" Bestrebungen im Saarrevier voll Zuversicht, daß diese Idee sie auch zum Siege führen werde. Es fragt sich nur, ob die Art und Weise der religiösen Erziehung in allweg die richtige ist, und welche Partei die meiste Aussicht hat, dem Ideal am nächsten zu kommen. Die bisherigen Andeutungen dürften darüber keinen Zweifel lassen. Fraglos wäre das „katholische" Ziel das momentan erstrebenswerteste; aber der unabweisbare Gang der Zeiten scheint für die Dauer anders zu entscheiden. Wo der Geistliche die direkte Hand in der Leitung der christlichen Arbeiterorganisationen hat, scheuen die freieren Elemente — und um sie geht doch eigentlich der Spaß — naturgemäß zurück. Da fühlen sie sich nicht ganz unter sich und glauben nicht frei von der Leber weg reden zu können. *Man täusche sich nicht über den Zug der Zeit, und nur dessen geschickte Verwertung verbürgt einen durchschlagenden, dauernden Sieg.* Was zuerst in der Gewerkschaftsfrage zu erstreben ist, ist eine Einigung von „Katholisch" und „Christlich" auf die beiderseitigen starken Seiten zu einem einheitlichen christlich-sozialen Programm, das geeignet ist, alle Vorteile des Sozialismus in wirtschaftlicher und persönlicher Beziehung mit den ewig gültigen Forderungen des Christentums zu verbinden. Nur so scheint uns die rote Gefahr für alle Zukunft trotz ihrer einstweiligen Fortschritte überwunden. Wie dies im einzelnen zu geschehen hat, kann nur der Gang der Ereignisse nahe legen; uns lag bloß daran, das Problem in die neuzeitliche Lebensperspektive einzurücken und die Blicke weiterer Kreise auf diesen bisher wohl zu wenig beachteten Punkt hinzulenken.

Vorstehende Zeilen waren bereits geschrieben, als mir von verschiedenen maßgebenden Stellen die gleiche Ansicht geäußert und von den führenden Organen bereits Schritte zur Einigung gemeldet wurden. Sie bleiben gleichwohl unverändert stehen, weil sie das Ganze in den zeitgeschichtlichen Zusammenhang rücken und die geeignete Richtschnur zu weiterem Handeln zu geben scheinen. Das sei noch hinzugefügt, daß *wir uns mit keiner Partei identifizieren, sondern es mit den „Katholischen", insofern sie das religiöse Moment energisch betonen, und mit den „Christlichen" als den besonnenen Trägern der Zeitströmung halten*, die berufen scheinen, die sozialistischen Fluten in das ihnen zustehende Bett zu leiten. Vor allem gilt es, daß die Geistlichen nur unsichtbar die Zügel in der Hand halten und die direkte Leitung den Arbeitern selbst übergeben ist. Dann wird auch die Religion bei etwaigen Mißgriffen nicht so leicht kompromittiert. *Als Leitstern diene uns aber in allem das schöne Wort des hl. Augustinus: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.*

Die Post und die Unsittlichkeit in der Presse.

The Catholic fortnightly Review von St. Louis, die Arthur Preuß herausgibt, ist ganz unzweifelhaft die geistig am höchsten stehende sozialpolitische und religiöse Zeitschrift in ganz Amerika. Sie ist gedacht als Organ, das den englisch sprechenden Katholiken die deutsche Auffassung von Religion, Sittlichkeit, politischer Lauterkeit und echt römisch-katholischer sozialer Tätigkeit vermitteln soll. Durch unermüdlichen Eifer hat der Gründer und Herausgeber die Zeitschrift auf die Höhe gebracht, auf der sie jetzt anerkanntermaßen steht. Einer der Fäden, die im Texte der Zeitschrift nie abreißen, ist der Kampf gegen die schamlose „gelbe Presse", gleichgültig ob sie protestantisch oder — was leider auch vorkommt — katholisch ist. In dem jüngsten Hefte (Nr. 16 vom 15. August) werden einige erfreuliche Nachrichten über den Kampf gegen die Unsittlichkeit in der Tagespresse mitgeteilt. Zunächst wird versichert, daß die französische Provinzialpresse in Kanada sich machtvoll aufbäumt gegen die hauptstädtische Presse, die vorgibt katholisch zu sein, aber den schmutzigsten Anzeigen Aufnahme gewährt. Daß Msgr. Stang von Fall River, der am Katholikentag von Straßburg teilgenommen hat, und andere Seelenhirten diesen Kampf führen, ist selbstverständlich. Wenn aber nunmehr auch die *amerikanische Postverwaltung* eingreift, so muß man das als eine so erfreuliche Tatsache bezeichnen, daß wir nur wünschen möchten, die deutschen Postverwaltungen würden sich diesem außerordentlich strebsamen Verfahren anschließen. Es heißt darüber in einem Zitat aus dem Church Progress: „Vor nicht langer Zeit wurden zwei Tageszeitungen dieser Stadt (St. Louis) vom Generalpostmeister benachrichtigt, daß, wenn nicht gewisse verachtungswürdige medizinische Anzeigen sofort aus ihren Spalten verschwinden, die Blätter von der Postbeförderung ausgeschlossen werden würden. Weiterhin wurde der Postmeister von St. Louis angewiesen, darauf zu achten, daß der Befehl mit aller Strenge ausgeführt würde. Diese Handlungsweise des Generalpostamtes . . . ist ein überzeugender Beweis für die Gefahren, denen die Kinder ausgesetzt sind, die die Spalten der Zeitungen nach Belieben durchstudieren können. Die Bilder und die Abfassung dieser Anzeigen sind oft der Ausgangspunkt von sünd- und lasterhafter Lebensführung. Es ist darum dem Postamte hohes Lob zu zollen, diese Anzeigenschweinerei dadurch in den Bann zu tun, daß es den solchen Lesestoff enthaltenden Zeitungen die Mitbenutzung der Postbeförderung verweigert." Ob unsere deutsche Postgesetzgebung so vernünftig abgefaßt ist, daß sie dem Reichspostmeister oder dem bayerischen Verkehrsminister so viel Gewalt gibt, um die Post nicht zum indirekten Mitschuldigen an der geistigen und moralischen Versumpfung des Volkes zu machen, weiß ich nicht. Sollte diese Möglichkeit vorhanden sein, so wäre es gut, wenn die oberste Behörde Schritte in dieser Richtung unternehmen würde, weil auch in deutschen Großstädten der Gestank der Anzeigenteile zahlloser Blätter ein unerträglicher geworden ist. Was den sittlichen Schmutz an den Bahnhöfen anbelangt, so steht es in Norddeutschland zurzeit besser als in Süddeutschland.

Heinz Sarter.



Nach den Jubelfesten in Belgien.

Von

Peter Wirtz, Brüssel.

Seit Monaten ist Belgien aus den Festlichkeiten nicht mehr herausgekommen. Und man muß gestehen, daß man es allenthalben versteht, die fünfundsiebzigste Gedächtnisfeier der Unabhängigkeit des Landes in würdiger Weise zu begehen. In dem kleinsten Dörfchen wie in den größeren Städten, überall, wo auch nur ein Odem Lebens weht, wurde das Unabhängigkeitsfest mit seltenem Prunk gefeiert.

Da hatten wir, zum Beginn der Feste, ein internationales Wettschießen, zu dem sich Schützen aus aller Herren Länder eingefunden. Daran reihten sich die Besuche des Königs in unseren Provinzstädten. Trotz der großen Hitze dieses Sommers hat der siebenzigjährige Monarch nicht gescheut, sich den Mühen langer offizieller Festlichkeiten zu unterziehen. In allen Hauptstädten der neun Provinzen wurde er in festlich geschmückten Straßen von jubelnder Menge begrüßt, und selbst *der* Teil des Volkes, dem die Herren Sozialdemokraten ans Herz gelegt, der Feier fernzubleiben, ließ es sich nicht nehmen, König Leopold, der auf dem Knotenstock mühsam dahinschreitet, donnernde „Vive le Roi!" entgegenzurufen. So war's die Monde Juli und August lang, so blieb's bis Ende September.

Den Glanzpunkt des Festes bildete allerdings die Nationale Woche in Brüssel. Die genaue Wiederherstellung des Ritterturniers, so wie es dereinst auf dem Brüsseler Rathausplatz unter dem Vorsitz des Herzogs Philipp von Burgund zu Ehren des Grafen Charolais abgehalten wurde, führte uns in die Periode der heroischen Kämpfe zurück, die Belgien jahrhundertelang für seine Freiheit lieferte. Der historische Umzug, der dreimal in den Straßen Brüssels seine Pracht entfaltete, zeigte uns die Fortschritte, die das kleine Volk besonders in den letzten fünfundsiebzig Jahren gemacht. Das patriotische Fest, zu dem sämtliche offizielle und nicht-offizielle Körperschaften geladen waren und in dem die reizendsten Toiletten mit den blitzendsten Uniformen wetteiferten, behielt trotz seiner steifen offiziellen Etikette einen Anstrich volkstümlicher Festesfreude, zu der der kleine, vier Jahre alte Prinz Leopold, Sohn der bayerischen Prinzessin Elisabeth, der sich auf der offiziellen Bühne neben seinem Großonkel und Paten breit machte, nicht wenig beitrug, besonders als letzterer den Sprößling der Menge zeigte. Das „Menneke" hat im Nu alle Herzen erobert. Alles, was da inmitten des

goldenen Schimmers des Guten und Schönen geredet wurde, verbot uns, als Störenfried aufzutreten und auch die Mängel der verflossenen drei Vierteljahrhunderte aufzudecken. Wir hatten ja auch keine Zeit dazu; denn schon zogen in unendlichen Reihen die aus allen Winkeln des Landes herbeigereisten Vereine zu Tausenden mit Fahnen und Fähnlein vorüber und grüßten die gebückten, bald hundertjährigen Greise, die im blauen Kittel dort im Sessel lehnten und sich kaum mehr der Tage erinnerten, wo sie vor fünfundsiebzig Jahren für die heute gefeierte Freiheit fochten.

Und immer neue Feste, immer neue Attraktionen fesselten unsere Aufmerksamkeit. Allgemeine Illuminierungen der Städte, militärische Paraden, Gondelfeste und Feuerwerke in allen Orten des Landes bildeten ebensoviele Zugnummern für die jodelnd dahinwogende Menschenmenge.

Alle diese Festlichkeiten haben aber keinen so starken Eindruck gemacht wie die Antwerpener Festwoche oder, besser gesagt, die „deutsche Woche" der belgischen Jubelfeste. Der „Kaiser Karl der Große", Deutschlands prächtiges Kriegsschiff, hielt im belgischen Hafen Wache, derweil in der Stadt die Feste programmäßig verliefen. Selbst deutschfeindliche Blätter konnten nicht umhin, die Rede des deutschen Gesandten, der da sagte: „Wir wollen ein starkes Belgien!" fröhlich zu begrüßen. Es freut sie alle, die Belgier, von so starkem Nachbar zu vernehmen, an der Neutralität dürfe nie gerüttelt werden. Mehr als jahrelange Bemühungen trug jener Festabend zur engeren Verknüpfung der Freundschaftsbande Belgiens zu Deutschland bei.

Unterdessen fährt die Lütticher Weltausstellung fort, von nah und fern nach Belgien fremde Besucher heranzuziehen. Manch einer, der bisher das kleine Land nicht gekannt, durfte sich davon überzeugen, daß man dorten froh und glücklich lebt, und daß, trotzdem nun schon seit mehr denn zwanzig Jahren eine positiv katholische Regierung das Ruder führt, von dem vermeintlichen reaktionären Elend nichts zu vermerken ist. Jetzt, wo mit den ersten Blättern, die welk vom Baume fallen, die letzten Klänge der Jubeltrompete in alle Winde zerstoben werden, sei es uns gestattet, Belgien zu seinen bisherigen Erfolgen Glück zu wünschen, aber auch daran zu erinnern, daß noch viele Mängel abzuschaffen und mächtige innere Feinde zu bekämpfen sind. Möge es nicht auf den errungenen Lorbeeren einschlummern, sondern weiter kämpfen zur würdigen Vorbereitung der Jahrhundertfeier, wenn in einigen Wochen verklungen sein werden des Freudenjahres letzte Jubelklänge.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Zentrumssieg in Essen.

In der Stichwahl hat der Zentrumskandidat Giesberts mit 41,799 Stimmen gesiegt über den Sozialdemokraten, der 37,524 Stimmen erhielt. Der Wahlkreis ist also behauptet worden mit einem Stimmenüberschuß von 4275. Im Jahre 1903 betrug bei der Stichwahl der Ueberschuß der Stimmen 6484. Wenn man hiernach die Verschiebung in den dortigen Kraftverhältnissen berechnen will, so ergibt sich allerdings ein Vorrücken der Sozialdemokratie und ihrer kulturkämpferischen Mitläuferschaft um rund 2200 Stimmen. Aber diese Tatsache ist nicht so schrecklich, wie sie aussieht. Denn in dem ersten Wahlgange hatte bekanntlich die Sozialdemokratie sich um rund 6000 Stimmen aufgeschwungen, während damals der Zentrumskandidat nur einen Zuwachs von 500 aufweisen konnte. Also der Vorsprung des Zentrums schien damals um 5500 Stimmen vermindert zu sein. Wenn nun bei der Stichwahl die Verminderung des Vorsprunges nur noch 2500 beträgt, so bedeutet das eine Wiederaufbesserung der Zentrumsposition und einen Rückschlag für das rote Stichwahlkartell um 3000 Stimmen.

Wie erklärt sich das? Erstens ist das Zentrum fähig gewesen, stärkere Reserven heranzuziehen als die Sozialdemokratie. Letztere hatte schon für den ersten Wahlgang, um nicht die „Nationalen" an die zweite Stelle rücken zu lassen, ihre letzten Mannen heranschleppen müssen, während in den Zentrumsreihen, wo man keine Angst wegen der relativen Mehrheit hatte, noch manche langsame Wähler ihre werte Kraft für den zweiten Wahlgang aufgespart hatten. Zweitens ist anzuerkennen, daß von den „Nationalen" dieses Mal nicht ganz so viele wie 1903 sich zu Stichwahlgenossen des Sozialdemokraten gemacht haben. 1903 gab es solche Verräter an der nationalen Treue gegen 10,000, diesmal nur gegen 9000. Die Wendung zum Besseren ist nicht groß, aber immerhin ein Anhaltspunkt für die Hoffnung, daß die Kraft der traurigen Parole „Lieber rot, als schwarz!" ihren Höhepunkt überschritten haben möge.

Immerhin hat noch mehr als die Hälfte der „Nationalen" sich auf die sozialdemokratische Seite geschlagen, und von der kleineren Hälfte sind nur wenige Tausend Stimmen dem Zentrumskandidaten zugute gekommen. Das ist bedauerlich, aber die Tatsache hat auch ihre gute Seite. Sie zeigt, daß das Zentrum das Essener Mandat nicht den „Nationalen", sondern nur der eigenen Kraft verdankt. Alle anderen Wahlkreise in Deutschland, wo die industrielle Arbeiterschaft auch nur annähernd so stark vorwiegt wie in Essen, sind den Sozialdemokraten längst rettungslos verfallen. Einen derartigen Wahlkreis zu behaupten, ist keiner anderen bürgerlichen Partei möglich als dem Zentrum, weil die katholischen Arbeiter eine viel größere Widerstandskraft gegen die sozialdemokratische Verführung zeigen als die protestantischen. Das ist ehrenvoll für den Katholizismus und zugleich ermunternd für alle diejenigen, die an der Sammlung und Schulung des katholischen Volksteils zu arbeiten haben.

Auf der anderen Seite ist es beschämend für den Evangelischen Bund und dessen Helfer, daß so zahlreiche Träger des „nationalen" Aushängeschildes sich aus wildem Katholikenhaß zu Schildknappen roter Stichwahlkandidaten erniedrigen. Eine offiziöse Stimme meinte, die bürgerlichen Parteien möchten allzumal bei der Einleitung und Durchführung des Wahlkampfes die nötige Rücksicht nehmen, damit nicht im Stichwahlfalle das Zusammengehen gegen die Sozialdemokraten gar zu sehr erschwert würde. Sehr schön; aber das Hindernis steckt dort, wo man noch der Parole huldigt: Lieber rot als schwarz. Sollte bei diesen Kulturkämpfern allmählich die Erkenntnis durchbrechen, daß zur Abwehr des Umsturzes auch mit dem katholischen Volksteil Waffenbrüderschaft geschlossen werden müsse, so wäre gewiß das Zentrum überall mit wahrhaft nationalem Pflichteifer dabei. Je mehr die Solidarität der gesetzestreuen Parteien gegen die revolutionären durchdringt, desto mehr würden auch die Ersatzwahlen erleichtert und die sittlichen Gefahren der Stichwahlen vermindert.

Der Lohnkampf in Berlin.

Gegen 40,000 Arbeiter in der Reichshauptstadt feiern augenblicklich. Ein paar Hundert traten wegen geringfügiger Lohndifferenzen in den Streik; darauf wurden mit der Erklärung, daß die Betriebe wegen des Stillstandes der vom Streik betroffenen Abteilungen nicht fortgeführt werden könnten, gegen 30,000 Arbeiter in den großen elektrischen Werken ausgesperrt, und dann schlossen sich etliche Tausend Arbeiter nach und nach in dem sogen. Solidaritätsstreik den kämpfenden Genossen an.

Wir haben da wieder die beängstigende Erscheinung, daß kleine Lohnstreitigkeiten sich zu einem Riesenkampf auswachsen können. Ferner bestätigt sich die alte Erfahrung, daß das Streikfieber allzu leicht die Autorität der gewerkschaftlichen Führer vernichtet. Die Schraubendreher und Lagerarbeiter, welche die Lawine in Gang gebracht haben, wurden von den (sozialdemokratischen) Gewerkschaftsleitern vergeblich ermahnt, sich mit den halben Zugeständnissen zu begnügen, die ihnen auf ihre Lohnforderungen gemacht waren. Aber sie folgten den unverantwortlichen Worthelden, die zum radikalen Kampfe ums Ganze aufforderten. Als nun die Aussperrung von etwa 30,000 anderen Arbeitern angedroht war, da nahmen nicht etwa diese 30,000 die Entscheidung in ihre Hand, sondern überließen es der geringen Minderzahl von Schraubendrehern und Lagerarbeitern, ihrerseits über das Schicksal aller zu entscheiden. Nun brachte man auch noch Sympathie- oder Solidaritätsstreiks in Gang, ohne daß eine gründliche Prüfung und bedächtige Beratung über die zu erwartenden Vor- und Nachteile stattgefunden hatten. Der Gedanke, die Maschinisten und Heizer der Berliner Elektrizitätswerke in den Kampf zu ziehen und durch die Lahmlegung der Beleuchtung und der elektrischen Motoren, auch des Straßenbahnbetriebes, eine Pression auszuüben, hatte gewiß etwas Bestechendes; aber so weittragende Beschlüsse darf man doch nicht in einer Nachtversammlung von 180 Teilnehmern ohne Debatte und ohne Zettelabstimmung improvisieren. Bisher ist denn auch dieser gefährlichste aller Sympathiestreike mattes Stückwerk geblieben; die Licht- und Kraftstromlieferung hat sich mit Hilfe von Feuerwehrleuten aufrecht erhalten lassen, ebenso der hauptsächliche Straßenbahnbetrieb.

Diese Bemerkungen sollen nicht über die streitigen Forderungen oder über die Notwendigkeit der Aussperrung aburteilen, sondern nur darauf hinweisen, wie dringend die Organisation der Arbeiter der Vervollkommnung bedarf nach der Richtung hin, daß die Entscheidung nicht bei den Schreiern liegt und nicht in

stimmungsvollen Volksversammlungen übers Knie gebrochen wird, sondern daß die Begehrlichkeit und die Kampflust der Arbeiter sich allezeit beugen vor dem Einspruch der sachverständigen Führer. Selbstbeherrschung und Disziplin, auch die Disziplin des Stillstehens und des Nachgebens, müssen ausgebildet werden, wenn die guten Früchte der Koalitionsfreiheit gemehrt, die bitteren Folgen der unbesonnenen „Kraftproben" vermindert werden sollen. Dazu gehört aber auch, daß die Führer der Arbeiter sich frei halten von parteipolitischen Tendenzen, vor allem vor dem revolutionären Zwecke, für die der rote Parteitag von Jena die „neutralen" Gewerkschaften in Beschlag nehmen wollte.

Ein Glück für Berlin ist es, daß die beteiligten Arbeitgeber sich nicht auf den Herrenstandpunkt stellten, den Geheimrat Kirdorf soeben in Mannheim noch rücksichtslos verfochten hat: überhaupt nicht mit den Arbeiterorganisationen zu unterhandeln. Man hat bereits verhandelt unter dem Vorsitz eines Unparteiischen, und wenn diese Anfühlung auch ergebnislos verlaufen ist, so ist doch eine neue Verhandlung mit besserem Erfolge zu erwarten.

Friedliche Symptome.

Als solche werden in der Tagespresse gebucht: die Verständigung über das Marokko-Programm, die Reise des russischen „kommenden Mannes" über Paris und Berlin, die Zusammenkunft des italienischen Ministers Tittoni mit dem deutschen Reichskanzler in Baden-Baden. Daraus folgert man Wiederherstellung der guten Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland, verstärkte Annäherung an Rußland, Auffrischung des Dreibundes, Mattsetzung des englischen Ränkespiels. Die Hoffnung beflügelt die Kombinationsgabe. Ueber das erlaubte Maß geht es wohl freilich hinaus, wenn man Herrn Witte als Geburtshelfer der Marokko-Verständigung und als Fabrikanten eines russisch-französisch-deutschen Dreibundes feiert. Aber auch ohne dies kann man mit der Entwicklung der Dinge zufrieden sein. Das Programm der Marokko-Konferenz, das soeben veröffentlicht ist, bringt keine Ueberraschungen, wahrt die Gleichberechtigung Deutschlands und die Kontinuität der internationalen Vormundschaft und trägt den französischen Gefühlen insofern Rechnung, als das algerisch-marokkanische Grenzgebiet aus der internationalen Rechtssphäre ausgeschieden wird. Daß Rußland nicht von England sich einfangen läßt, ist nicht allein der Person Wittes, sondern hauptsächlich der Logik der Tatsachen, insbesondere des neuen englisch-japanischen Bündnisses, zu danken. Der italienische Minister des Auswärtigen ist uns stets willkommen, wenn er nach Deutschland kommt, und wir nehmen gerne an, daß die Begegnung von Baden-Baden den Dreibund stärken, die Verhandlungen der Konferenz erleichtern und die englischen Zersetzungsbestrebungen abwehren helfen wird. Aber es wäre gut, wenn zu mündlichen Besprechungen mit den italienischen Staatsmännern möglichst selten Veranlassung vorläge.



Viel Lärm um nichts.

Von

G. Gietmann, S. J., Exaten.

Der harmlose Aufsatz „Reinliche Sonderung der ästhetischen und der religiösen Kritik" („Allg. Rundsch." 1905, Nr. 32, S. 379 f.) hat von seiten eines Ungenannten im „Hochland" (12. Heft S. 766 ff.) den heftigsten Angriff erfahren, damit nicht „dergleichen Aeußerungen von gegnerischer Seite als die allgemeingültige katholische Auffassung zitiert würden". Die Ausführung selbst, daß eine völlige Scheidung der ästhetischen und der religiösen Kritik nicht immer möglich sei, wird als eine für ernsthafte katholische Kritiker selbstverständliche Wahrheit hingestellt. Es ist sehr erfreulich, daß der Ungenannte eine solche Erfahrung feststellt; ich habe sie nicht gemacht, ohne daß ich darum z. B. dem Kritiker, dem ich die Formulierung des beanstandeten Grundsatzes entlehnt habe, die Ehre nehmen möchte, als ernsthafter Kritiker zu gelten. Zum Glück schien es mir besser, ihn nicht zu nennen; sonst hätte ich jetzt auch noch mit ihm zu tun. Leider aber habe ich dem Aufsatz meinen Namen vorgesetzt, und so muß ich den Angriff des Ungenannten aushalten.

Die Meinungsverschiedenheiten beruhen, wie mir gesagt wird, im wesentlichen auf der höheren oder geringeren Meinung, welche der betreffende Kritiker von seinem Leserkreis hat; ich aber denke von diesem allzu gering. So habe ich also zunächst das Publikum durch eine verächtliche Beurteilung beleidigt. Aber wenn, wie zugestanden wird, es dem Kritiker nicht immer möglich ist, die beiden Maßstäbe, den ästhetischen und den religiösen oder moralischen, reinlich zu sondern, so wird es der großen Mehrzahl der Leser wohl auch nicht möglich sein. Daraus ziehe ich den Schluß, daß man sich auf ein gefährliches Gebiet begibt, so oft man bei einem Werke der Literatur oder der Kunst, wie die hier in Frage kommenden, genau bestimmen will, inwieweit es künstlerisch fördernd, oder aber sittlich und religiös schädigend wirken könne. In diese Lage kommt der Kritiker immer und immer wieder, weil zahllose literarische Leistungen entweder in sittlicher Beziehung gefährlich oder von Unglauben, religiöser Zweifelsucht oder Gleichgültigkeit und allerhand verschrobenen Lebensanschauungen durchsetzt sind. Nun ist es ja wahr, daß eine ausgiebige Darlegung der nicht immer offenkundigen Gefährlichkeit eines Werkes im allgemeinen die Gefahr entfernen oder vermindern kann. Aber wie oft hält man es für unnötig, auf die unchristliche Weltanschauung eines Schriftstellers nachdrücklich aufmerksam zu machen, wie oft würde man von vielen gar nicht einmal verstanden, wollte man das verborgene, vielleicht aber nicht minder gefährliche Gift bestimmt aufweisen, und wie oft wird auch nach Lesung einer solchen Kritik das bedenkliche Buch begierig gelesen, die vorhergehende Warnung aber vergessen werden! So bleibt es immer eine heikle Sache, für ein solches Buch die Leser zu erwärmen oder zu begeistern, in der Hoffnung, durch einige vorausgehende Warnungen alle Gefahr gehoben zu haben. Wieviele Zeitungen, Zeitschriften, Romane und Gedichtsammlungen gehen jetzt nicht durch unberufene Hände, erfüllen den Kopf mit schiefen Anschauungen und das Herz mit schlechten Empfindungen und Neigungen! Sie richten gar manchesmal Sitte und Glauben zugrunde. Bezüglich der schamlosen Kunst beginnt man es in weiten Kreisen zu erkennen, wieviel Unheil sie anrichtet; die gefährliche Literatur hat ein unschuldigeres Aussehen. Beide aber locken durch den Firnis der „Kunst" an sich, nehme man die Kunst nun im engsten oder im weitesten Sinne. Das Lob einer „Kunst", die nichts weniger als unbedenklich ist und das gespendete Lob oft gar nicht verdient, umtönt wie Sirenengesang die Ohren der Jugend. Wie sollte sie nicht begierig nach all dem Schönen ausgreifen, die Kunst in erster Linie bei Autoren suchen, die unsere Weltanschauung nicht teilen, es als selbstverständlich ansehen, daß man nur so wahre Bildung erwerben könne? So ergibt sich also die Verlegenheit des Kritikers, wenn er über derartige Werke zu urteilen hat, da er fürchten muß, durch das Lob der „Kunst" zu sittlichem oder religiösem Schaden anderer Anlaß zu geben. Soll er für das bißchen Kunst ernste Seelengefahren heraufbeschwören? Oder soll er sich den Vorwurf zuziehen, die zeitgenössische Literatur nicht zu kennen, da sie nun einmal zu einem großen Teil der erwähnten Klasse angehört?

Der ungenannte Gegner im „Hochland" findet das letztere unausführbar, die Forderung unerträglich und verübelt es mir bitter, daß ich dem weisen Schweigen für gewisse Fälle das Wort rede. Wie, so sagt er, wenn nun auch „Andersdenkende" unsere katholische Literatur totschwiegen? So schlimm ist die Sache denn doch nicht. Wer zwar anders, aber verständig denkt, achtet vielmehr den Katholiken, der so denkt und handelt wie er selbst, der dafür hält, daß Bücher, die der Sitte und dem Glauben Gefahr drohen, mit großer Maßhaltung zu empfehlen sind, zumal in mehr oder minder populären Kritiken. Wir unserseits dürfen es einem Andersgläubigen praktisch nicht verargen, wenn er einmal aus Gewissensgründen unsere Bücher nicht berücksichtigt. Wir werden ihm vielleicht darzutun suchen, daß er irre. Ein anderes Totschweigen aber ist leider auf protestantischer und katholischer Seite nicht selten im Gebrauch und dies verdient aufs schärfste gerügt zu werden. — Doch nun kommt der Verlust für die Geistesbildung, wenn dieser und jener Roman nicht besprochen würde! Da gestehe ich ganz offen, daß ich dafür kein Gefühl habe. Es wird heute so viel als klassisch, als für die allgemeine Bildung unerläßlich, als nach Form und Inhalt vortrefflich hingestellt, daß einem schwindelt bei dem Gedanken: Muß ich das alles wirklich lesen, um als Gebildeter zu gelten? Zudem findet man sich beim näheren Zusehen oft bitter enttäuscht und tröstet sich über den Verlust der Zeit nur mit der erneuten Einsicht, wieviel wir den wahren Klassikern verdanken. Das Bestreben, die gedankenlosen Lobhudeleien in manchen Kritiken über katholische Bücher aus der Welt zu schaffen, kann man gewiß nur billigen; wenn dafür aber die Empfehlung bedenklicher Schriften von Andersgläubigen auf die Tagesordnung gesetzt und gute katholische Bücher ihrem Schicksal überlassen werden sollen, so muß dagegen doch entschiedene Verwahrung eingelegt werden. Es haben schon andere darauf hingewiesen, daß wir auf dem Wege sind, das Eigene gegen das Fremde ungebührlich herabzusetzen.

Alles dies möchte ich keineswegs als Angriff auf bestimmte Persönlichkeiten angesehen wissen; solche Angriffe sagen mir wenig zu, und es täte mir leid, wenn irgendein Kritiker oder eine Zeitschrift mir in dieser Voraussetzung zürnen wollte.

Der Ungenannte im „Hochland" beschuldigt mich weiter, die Kritiker durch Mißtrauen beleidigt zu haben. Da ich meinen verehrten Gegner nicht kenne und selbst keine bestimmten Gegner im Auge gehabt habe, die ich persönlich hätte treffen wollen, so kann ich um so freier antworten. Die Erscheinung ist doch heute nicht selten, daß ein Mann, der selbst mit keinem größeren Werke vor die Oeffentlichkeit getreten ist, dennoch ohne die geringste Zurückhaltung und auf weiten Gebieten das Recht der freiesten Kritik beansprucht. Kann einem da zugemutet werden, trotz aller gegenteiligen Erfahrungen gar kein Mißtrauen mehr zu hegen? Sollte eine vielgelesene Zeitschrift, wie das „Hochland", nie die Erfahrung gemacht haben, daß durchaus achtbare Leser mit einigen ihrer Kritiken, ihrer Bilder oder ihrer Erzählungen nicht zufrieden waren? Wollte sie aber die Urteile solcher Leser verachten, ist das nicht auch ein Mißtrauen? Ein nicht in unbestimmter Allgemeinheit ausgesprochenes Mißtrauen, sondern ein solches, das ganz bestimmte Personen trifft? Der Ungenannte selbst spricht gegen mich ja das Mißtrauen oder vielmehr die ausdrückliche Anklage aus, daß ich mit meinen Anschauungen unter Katholiken eine Sonderstellung einnehme. Warum muß ich denn gleich vor der ganzen Zunft der Kritiker angeklagt werden? Lasse man doch einem andern auch einmal die Freiheit einer Meinungsäußerung.

Desgleichen werde ich vor dem ganzen Laienstand angeklagt. Das ist heute ein heikles Kapitel. Ehe ich zur Sache komme, will ich zunächst die Beleidigung, deren ich mich schuldig gemacht haben soll, abwehren. Ein Schriftsteller, der dem „Hochland" sehr nahe steht, hat einmal geschrieben: „Es ist notwendig, daß das katholische Laientum die Literaturgeschichtschreibung (desgleichen die Aesthetik) nicht wie bisher gänzlich dem Klerus überlasse. . . . Gerade der katholische Priester wird sich nur ausnahmsweise gewissen Seiten der schönen Literatur gegenüber unbefangen fühlen. Wie leicht wird sein Urteil in bezug auf die in poetischen Werken eine so große Rolle spielende Erotik einseitig und unduldsam!" Hier wird doch auch ein Mißtrauen, diesmal gegen den Klerus, ausgesprochen, das gewiß meine Beleidigung gegen die Laienwelt aufwiegt. Dem Priester wird das korrekte Urteil über die Liebespoesie abgesprochen und aus diesem Grunde sogar die volle Befähigung, eine Literaturgeschichte zu schreiben! Die Gefährlichkeit oder Ungefährlichkeit der erotischen Dichtungen zu beurteilen, dazu ist der Priester in erster Linie befähigt; das muß im allgemeinen zugestanden werden, wenn wir nicht alle Verhältnisse auf den Kopf stellen wollen. Die ästhetische Würdigung hat aber wesentlich die viel notwendigere sittliche zur Voraussetzung. Täte aber darin der Priester vielleicht einmal zu wenig, nun, so könnte ebensowohl der Laie, was viel schlimmer wäre, darin zuviel tun. Sind also jene Worte nicht auch eine Beleidigung des Priesterstandes? Vergleichen wir nun damit die einzigen Worte meines Artikels, die mich hier schuldig machen können: „Man sollte das Urteil über die ernste Seelengefahr, welche ein gefährliches Buch herbeiführen könnte, nie einseitig dem Laien vorbehalten, da der Priester in erster Linie berufen ist, darüber zu entscheiden." Das heißt doch nur, dem Priester das Mitsprechen in einer Sache zuerkennen, welche zu seiner eigensten Befugnis gehört. Ueber Seelengefahren urteilt der Priester, wie über Leibesgefahren der Arzt. Nein, das ist keine Beleidigung des Laienstandes, nimmermehr. Oder wird man etwa sagen, der bloße Hinweis darauf setze schon ein unberechtigtes Mißtrauen voraus? Allein der äußere Anlaß, auf diesen Punkt hinzuweisen, liegt nicht so fern. Einer gehässigen Erwähnung von Beispielen und Namen will ich mich enthalten. Sicher aber kommt es gegenwärtig nicht so selten vor, daß diese und jene Laien über moralische, religiöse und kirchenpolitische Dinge mit ausdrücklichem Widerspruch gegen das Urteil achtbarer Theologen das entscheidende Wort — unbeschadet natürlich der kirchlichen Autorität — beanspruchen. Damit können sie dann und wann praktisch Recht, aber doch sehr leicht auch Unrecht haben. Sei dem wie ihm wolle; es soll gegen hochverdiente Männer nicht abermals eine „Beleidigung" ausgesprochen werden. Allein nicht dem Laien, sondern dem Priester pflegt der Mensch die Seelenwunden bloßzulegen, die ihm eine unvorsichtige Lektüre geschlagen hat, und pflegt er es zu eröffnen, wenn er dem religiösen Schiffbruch nahe ist. Die Erfahrung des Priesters in diesem Punkte fordert daher gebieterisch Beachtung. Dem Klerus fehlt es, allgemein gesprochen, auch keineswegs an der erforderlichen Kunst- und Literaturkenntnis. Die in der oben angeführten Klage festgestellte Tatsache, daß es ganz überwiegend Priester sind, denen wir Deutsche eine katholische Behandlung der Literaturgeschichte und Aesthetik zu verdanken haben, ist meines Erachtens Beweis genug. Aus naheliegenden und nicht verwerflichen Gründen mögen die Laien so mühsame und so wenig materiell lohnende Arbeiten großenteils den Priestern überlassen haben. Wird aber der Dank für eine so opfervolle Tätigkeit der Priesters nun der sein, daß man Steine auf den Priesterstand wirft, selbst aber über ein winziges zurückprallendes Steinchen sich erzürnt, gleichviel, wer der Ungenannte im „Hochland" ist? Schließlich soll ich auch noch gewissermaßen jenen Priestern, welche anders denken als ich, die Befugnis zur freien Aeußerung aberkennen und (wenigstens einschließlich) „die gesamte Literatur- und Kunstkritik" mir vorbehalten wollen. Viel Lärm um nichts!



Zum Zusammenschluß christlicher Literaten.

Von

Joseph Lorenz.

Emil Ritter hat in einer Entgegnung auf die Anregung des Realschuldirektors Joseph Gaßner seine Bedenken gegen einen Zusammenschluß katholischer Literaten geltend gemacht.

Vor allem kann ich Ritters Worte: „Unsere katholische Literatur wird sich viel schwerer Eingang und Achtung auf nichtkatholischer Seite verschaffen, wenn sich die Dichter in einem konfessionellen Verbande zusammentun", nur unterschreiben. Katholische Literatur, katholische Lyrik, katholisches Theater, schließlich auch noch katholische Malerei und katholische Musik — damit kommen wir um keinen Schritt vorwärts. Um Himmelswillen, soll denn die Wunde, die durch die Glaubensspaltung in Deutschland verursacht wurde, immer wieder neu aufgerissen werden, soll der schroffe Gegensatz schließlich jede Faser unseres poetischen Fühlens und Dichtens und Malens und Musizierens auch noch durchzittern? Haben wir denn gar keine Einigungspunkte mit positiv Gläubigen anderer Konfession, daß wir unbedingt exklusiv eine Vereinigung katholischer Literaten anstreben müssen? Die Ideale eines Jenseits dort, wie bei uns; der Glaube an Christus und die Offenbarung dort, wie bei uns, der Dekalog dort, wie bei uns. Sind das keine Säulen und Grundfesten, auf denen sich eine christliche, positiv gläubige Literatur aufbauen kann? Muß denn der Hader über einzelne Glaubenspunkte, die Tendenz auf der einen wie auf der anderen Seite immer wieder — sit venia verbo — bei jedem Knopfloch herausschauen? Also nicht eine exklusive Vereinigung katholischer Literaten, sondern eine Vereinigung aller positiv gläubigen und christlichen Literaten wäre anzustreben. Durch Exklusivität treiben wir gar manche, die auf positiv-christlichem Standpunkte noch stehen, in das andere Lager hinüber. Freilich weiß ich wohl, daß der eigentliche Grund der Absonderung bisher wahrlich nicht auf unserer Seite lag, sondern bei denen zu suchen ist, denen der Grundsatz gilt: Catholica sunt, non leguntur! Die Kluft hat sich in neuester Zeit von dorther noch erweitert. Aber auf unserer Seite sollte wenigstens ohne Not nichts geschehen, was als eine zielbewußte Ausdehnung der trennenden Schranken gedacht werden könnte.

Würde die Vereinigung auf breiterer Basis erfolgen, dann wäre Ritters Bedenken über die geringe Zahl von katholischen Literaten, die als wirkliche „Persönlichkeiten" in Betracht kommen, hinfällig. Die Zahl der in Betracht kommenden Persönlichkeiten würde dann eine unbedingt größere sein.

Im übrigen möchte ich die geringe Zahl nicht als einen Grund gegen den Zusammenschluß ins Feld führen: „Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur." Um den kleinen, bescheidenen Kern könnte sich mit der Zeit ein Ansatz bilden, der achtunggebietend in der literarischen Welt dastünde; so lange aber der Kern nicht gebildet ist, warten wir auf den Ansatz und Zuwachs umsonst.

Ritter betont in seiner Entgegnung zu sehr die gegenseitige Anregung und Förderung, die sich die Literaten durch ihren Zusammenschluß geben könnten; ich glaube es ihm, daß sich manche Literaten einander wenig zu sagen und zu geben haben; ich will es ihm auch glauben, daß durch Diskussionen wenig oder nichts erreicht wird; ich bin auch der Ansicht, daß durch Festlichkeiten, wie Gaßner sie vorgeschlagen hat, künstlerische gegenseitige Befruchtung eher gestört als gefördert wird. Aber der Nutzen, den die Literaten gegenseitig von einander schöpfen können, ist

nicht der **einzige** Nutzen, der aus einem Zusammenschluß resultiert. Es ist auch der Nutzen noch ins Auge zu fassen, den wir durch einen Zusammenschluß den **Andersdenkenden**, den **Gegnern** gegenüber haben. Den einzelnen ignoriert man, über das Werk eines einzelnen geht man schweigend zur Tagesordnung über; anders, wenn hinter dem einzelnen eine geschlossene Organisation steht. Diese kann nicht ignoriert, sie muß wenigstens bekämpft werden, und Bekämpfung ist bereits — Reklame, ist Sorge für Verbreitung.

Der einzelne positiv gläubige Dichter, der etwas geschaffen hat, kann sich allein schwer helfen; die Organisation aber hebt ihn in die Höhe, würdigt seine Werke, tritt für ihn ein, sorgt für deren Verbreitung; das gibt dem einzelnen Mut zu weiterem hoffnungsfreudigem Schaffen. Wie machen es unsere Gegner? Erscheint ein Werk eines der Ihrigen, sofort wird die Reklametrommel auf der ganzen wohlorganisierten Linie in Bewegung gesetzt, die ganze Kritik ist in Bewegung, um in wohlgesetzten Phrasen das Werk anzupreisen, wenn es auch gar oft nicht sehr preiswürdig ist. — Das ist die Stärke der Organisation, des Zusammenschlusses. Und bei uns? Schreibt einer irgend etwas, so hat häufig der eine Kritiker das auszusetzen, ein anderer jenes; jeder will seine Gescheitheit leuchten lassen, um etwas zu bemängeln — kritisieren ist ja stets leichter als selbst schaffen — der Mangel an Korpsgeist und an Organisation hat schon manches treffliche Talent entmutigt, so daß es die Feder weglegte und schwieg.

Wir sind ja, wenn ich es offen sagen darf, in mancher Beziehung, gerade weil uns die Organisation mangelt, nicht einmal in rein katholischen Kreisen zur Geltung gekommen. Wenden wir unseren Blick auf das Theater! Alle katholischen Kreise sind darüber einig, daß etwas geschehen muß zur christlichen Reform des Theaters. Kralik, P. Pichler, Dr. P. Schmidt, Hemsteede, P. Ansgar Pöllmann usw. — alle plädieren für eine Theaterreform. Der letztere hochwürdige Herr hat einen trefflichen Gedanken angeregt, nämlich mit dem jeweiligen Katholikentag dramatische Mustervorstellungen zu verbinden und so Propaganda für eine Reform des Theaters zu machen. Es kam der Straßburger Katholikentag. Vom modernen Theater und seinem üblen Einfluß war fast nicht die Rede, von einer Verwirklichung der herrlichen Idee P. Pöllmanns erst recht nicht. Warum? Ja, weil wir **nur einzelne Personen** sind, die noch dazu einander zur rechten Zeit als echte Kleinigkeitskrämer in den Haaren liegen und die von einander nicht viel wissen wollen; wären wir ein Ganzes, wären wir organisiert, dann würden wir eine Macht bedeuten und unsere Ideen würden besprochen werden; sie würden Anklang finden und mit der Zeit auch realisiert werden. Wie in bezug auf das Theater, so ist es auch in bezug auf unsere gesamte literarische Tätigkeit.

So kann ich Ritters Entgegnung nicht vollständig beistimmen. Organisation auf breiter Basis ist notwendig nicht so fast, um uns gegenseitig zu fördern — Persönlichkeiten und Pfadsucher werden und müssen auch in der Organisation Persönlichkeiten und Pfadsucher bleiben —, sondern um als eine Macht dazustehen, als ein **Damm** gegen die antichristliche Strömung in Kunst und Literatur.



Literarischer Brief.

Von

M. Herbert.

Der viel umstrittene Roman aus dem Donaulande der Freiin von **Handel-Mazzetti** „Jesse und Maria" hat nun im „Hochland" seinen Abschluß gefunden, und zwar bildete das Ende den Höhepunkt dieses machtvollen Werkes. Die Freiin von Handel-Mazzetti hatte bereits in dem Roman „Pater Helmbergers denkwürdiges Jahr" den Beweis nicht bloß eines großen Talentes, sondern auch den einer hervorragenden Künstlerschaft gegeben.

Mit dem Roman „Jesse und Maria" hat sie mein damaliges Urteil vollauf bestätigt. Sie verfügt über eine Kraft, wie sie unter den österreichischen Schriftstellerinnen nur noch Emil Mariot, die große Malerin der Leidenschaft, aufzuweisen hat. Sie hat eine Fülle der Phantasie, einen Reichtum der Bilder, eine Gestaltungsfähigkeit, die alles weit überragt, das letzthin im historischen Roman auf katholischer Seite geleistet wurde.

Dazu ist ihre Kenntnis der Zeit — sie schildert geistliche und weltliche Zustände im Anfang des 17. Jahrhunderts in Oesterreich — geradezu intuitiv; — sie lebt und webt mitten in dieser Bevölkerung des alten Pechlarn und sie kennt Anschauung und Ausdrucksweise jener Zeit, als sei sie von damals. Ihr Wortschatz, ihr Reichtum an Wendungen streift ans Klassische, und dabei besitzt sie eine drastische Naivität, die den Eindruck des Geschauten und Lebendigen noch erhöht.

Aber bei diesen wunderbaren Vorzügen hat sie einen schweren Fehler — sie liebt es, die Grenzen des Erlaubten zu überschreiten —, die sinnliche und derbe Ausmalung naturalistischer Dinge, und zwar in einem Grade, den die Ausgestaltung des Zeitbildes nicht erfordert, und der die Arbeit als Kunstwerk direkt schädigt. Selbst die Stücke Shakespeares, dessen Freiheiten man mit den Ansichten seines Jahrhunderts entschuldigte, ist sparsamer gewesen mit anstößigen Szenen, als diese junge Dame aus der Aristokratie unserer Zeit. Für Viele werden diese Derbheiten ein besonderes Lockmittel sein. Anderen und Besseren werden sie die herrliche Arbeit verleiden. Viele werden sie vor der Jugend verschließen, und mit Recht. Vielleicht wird die Verfasserin doch noch zu der Ueberzeugung kommen, daß man mit nichts vorsichtiger sein soll als mit Schilderungen der Sinnlichkeit, schon der Aesthetik zuliebe. v. Handel-Mazzetti ist eine männliche Schriftstellerin, obgleich ihr die tiefen, weichen Töne weiblichen Mitleides auch zu Gebote stehen.

Ebenso männlich wie die österreichische Aristokratin gibt sich die westdeutsche Novellistin und Kritikerin **Nanny Lambrecht**, die scharfen Verstand und tüchtiges Wissen mit einer heißblütigen Phantasie verbindet. Auch Nanny Lambrecht, deren literarischen Essays man oft und öfters begegnet, ist eine verhältnismäßig neue Erscheinung auf dem katholischen Parnaß. Sie besitzt ein gutes, treffendes und scharfes Urteil bei einer kleinen Neigung zum Lehrhaften, Trockenen und Pedantischen. Ihre Sammlung von Erzählungen aus der Eifel und der Wallonie, unter dem Titel „Was im Venn geschah" gesammelt und bei Fredebeul & Koenen in Essen herausgegeben, haben mir's angetan. Sie kennt und liebt das Land, das Volk, die Sprache — sie schildert die Natur und verwebt ihre Stimmungen in die Ereignisse. Nanny Lambrechts Schilderungen der Leidenschaft, der Liebe, der Schuld, der Reue, der Sühne sind oft von schäumender Kraft und eindrucksvoller Prägnanz. Freilich ist ihr Talent nicht sehr weitschauend, nicht sehr schöpferisch, nicht großartig wie das der Handel-Mazzetti, aber es hat Eigenart und Selbständigkeit. Nanny Lambrecht versteht es, in kurzen, starken Zügen den Inhalt eines Menschenschicksals wiederzugeben. Typisch für ihre Art sind die beiden Novelletten „Was im Venn geschah" und „Armseelchen"; es ist glühende Farbe und tragische Wirkung in diesen kurzen Geschichten.

Eine interessante Gabe ist die im Nachlaß der **Freiin v. Brackel** gefundene Autobiographie „Mein Leben", welche bei J. P. Bachem (Köln), dem langjährigen Verleger der verstorbenen Schriftstellerin, erschien. Allerdings ist das Beiwort interessant mehr in relativem Sinn zu nehmen, denn man merkt es diesen Blättern allzu sehr an, daß sie für die Oeffentlichkeit bestimmt sind. Das psychologische Moment tritt in den Hintergrund, wir erfahren nichts von seelischen Vorgängen — Bekenntnisse sind diese Memoiren nicht, sondern nur eine Silhouette, der Schattenriß eines prächtigen Charakterkopfes. Allen Büchern, welche die Wirklichkeit eines Menschendaseins schildern, haftet ein intimer Reiz an, der jede noch so phantasievolle Erfindung überbietet. Auch in dem Leben der Freiin von Brackel findet sich viel Ansprechendes, so die Schilderung des Familienlebens auf Schloß Welda. Auch der äußere Entwicklungsgang der westfälischen, in weiten Kreisen so geliebten Schriftstellerin muß uns ja anregen und fesseln; allein mir scheint, man hätte dieses Buch durch Briefe und Gedichte, die man hätte einschieben sollen, reicher und wertvoller gestalten können. In der vorliegenden Fassung gibt es über die innerliche Entstehungsart der Werke und die dichterische Entwicklung der bedeutenden Frau nur ungenügende und wenig erschöpfende Aufklärung. Es mag das mit der verschlossenen Westfalenart zusammenhängen und vielleicht auch mit einer gewissen vornehmen, aristokratischen Reserve, die aber nicht am Platze ist, wenn man ein psychologisch interessiertes Zeitalter befriedigen will. Immerhin wird das Buch auch in der jetzigen Form vielen ein teures Andenken an die edle Tote sein.



An die heiligste Schutzpatronin von Bayern.

Vaterländischer Marienhymnus von **Martin Greif**,*)

für einstimmigen Volksgesang mit Klavier- oder Orgel- (Harmonium-) Begleitung komponiert von **Simon Breu**.**)



*) Als Landsturmlied den Kämpfern von 1705 in den Mund gelegt; vgl. Nr. 36 der „Allgemeinen Rundschau".

**) Der Marienhymnus wird im Verlage der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg demnächst erscheinen und zwar Ausgabe A für gemischte Stimmen ohne Begleitung, Ausgabe B für einstimmigen Volkschor mit Klavier- oder Orgel- (Harmonium-)Begleitung.

Simon Breu.

Von

Ignaz Griebl, Würzburg.

Gerne komme ich dem freundlichen Ersuchen der „Allgemeinen Rundschau" nach, über den Komponisten des nebenstehenden innigen Marienhymnus „An die heiligste Schutzpatronin von Bayern", meinen lieben Landsmann Simon Breu, einige biographische Notizen zu schreiben.

Simon Breu ist allen Musikern und Musikfreunden unseres engeren und weiteren Vaterlandes und darüber hinaus nicht fremd. Seine Wiege stand an den Ufern des Inns, im Grenzort Simbach. 1875, im Alter von 17½ Jahren, erhielt er nach erfolgreichster Vorbereitung bereits staatliche Anstellung als Hilfslehrer in Hengersberg, Neustadt a. D. und Straubing. Musik pflegte er von je mit besonderer Vorliebe. Am letztgenannten Orte widmete er sich unter Leitung seines ehemaligen Lehrers, des kgl. Seminarlehrers Aloys Edenhofer, drei Jahre lang dem eifrigsten Studium der Musiktheorie. Nebenbei leitete er den „Straubinger Liederkranz" und brachte ihn zur schönsten Blüte. Dem Drange, musikalische Gedanken aufzuzeichnen, hatte er sich schon frühe hingegeben; durch theoretische Anweisung bei Edenhofer und durch die Praxis als Dirigent erhielt seine Schaffenskraft neue Nahrung. Schon aus dieser Zeit (1875—85) stammen schöne Marienlieder und trefflich gearbeitete Männerchöre u. a. 1885 wurde er an die Würzburger Taubstummenanstalt berufen. Trotz aufreibender Tätigkeit im Dienste der armen Viersinnigen, denen gerade jenes Organ fehlt, das Breu durch seine gemütstiefen Lieder so zu bezaubern versteht, fand er Zeit sich seiner geliebten Musik zu widmen. Angesehene Würzburger Gesangvereine gewannen ihn bald als Dirigenten. Nach des Domkapellmeisters Emil Schmitts Tod (1885) wählte ihn der angesehene „Würzburger Sängerverein", den er inzwischen zur höchsten Blüte führte, zum Chormeister. Eben kommt die Nachricht, daß ihn dieser Verein, der nunmehr 225 Aktive zählt, zum Dank für seine zwanzigjährige Tätigkeit zum Ehrenchormeister ernannt hat. 1889, nach dem Tode des bekannten Kirchleinkomponisten Valentin Becker, trug ihm auch der „Akademische Gesangverein Würzburg" die Chormeisterstelle an, und bereits 1894 erhielt er von diesem Verein, in dem zahlreiche seiner Lieder die Uraufführung erlebten, das Ehrenphilisterium. Im gleichen Jahre folgte er dem ehrenvollen Rufe an die Würzburger K. Musikschule, wo er seitdem als Lehrer für Chorgesang und Klavier wirkt. Seit dem Jahre 1900 ist er im Auftrage des K. Kultusministeriums neben dem Direktor der K. Musikschule, Hofrat Dr. Kliebert, auch als Visitator des Musikunterrichts an den Mittelschulen Nordbayerns tätig. Ungezählte Gesangvereine haben ihm die Ehrenmitgliedschaft verliehen, und mit den Lorberkränzen und Schleifen, die er sich als Komponist und Chormeister errungen, könnte man Säle füllen.

Breu erblickte von jeher die Hauptaufgabe des Männergesangs darin, das deutsche Volkslied zu pflegen und in mustergültiger Form vorzuführen — eine Forderung, die bekanntlich der Kaiser in seiner Rede beim Frankfurter Sängerwettstreit so unzweideutig zum Ausdruck brachte. An der Verwirklichung dieser Idee arbeitet Breu als Chormeister und Komponist seit mehr als zwei Jahrzehnten, und manch schönen Sieg konnte unter Breus Führung das schlichte Volkslied über den Kunstgesang davontragen.

Als Komponist ist Breu mit seinen Schöpfungen niemals aus dem Rahmen seines Könnens getreten, und gerade in dieser Beschränkung auf das ihm ureigenste Gebiet der volkstümlichen Tondichtung liegt seine meisterhafte Kraft und das Geheimnis seiner Erfolge. Seine Kompositionen greifen unmittelbar ans Herz durch die seelenvolle Empfindung, durch die Gemütstiefe und die unmittelbare Sprache der Natur! Seine Weisen fesseln den unbefangensten Zuhörer, der gesunde, frische Zug reißt Sänger und Zuhörer fort! So, wie er selbst, ist seine Kunst: einfach, schlicht, natürlich.

Nicht weniger als acht preisgekrönte Kompositionen schenkte uns Breu, nämlich: 1. Das Verbandslied des Kartellverbandes der Deutschen Universitätsgesangvereine (offizielles Lied!); 2. „Mein Heimatland"; 3. „Frühling am Rhein"; 4. „Maienzauber"; 5. „Mein Moselland"; 6. „Deutsches Flottenlied"; 7. „Wenn die Buben Steckenpferd reiten"; 8. „Deutsche Wälder, deutsche Heimat". Es lohnt sich zu einigen dieser Preischöre Näheres zu sagen. Der in Deutschland und Amerika in jedem Verein gesungene „Frühling am Rhein" hat Simon Breus Ruhm als Männerchorkomponist begründet. Auch der vielgerühmte Kölner Männergesangverein brachte diesen Chor gelegentlich eines Besuches im Kgl. Schlosse in München Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzregenten nebst Chören von den bayerischen Komponisten Rheinberger und v. Perfall zum Vortrag. Mit seinem „Mosellied" hat sich Breu einige Flaschenkisten des köstlichsten Moselweines erkomponiert. Er trug unter 2000 Kompositionen beim Trarbacher Wettstreit den Sieg davon. Der gute Preistropfen hat ihn in der Folge noch zu manch' prächtigem Liedlein begeistert; freilich haben ihm seine lieben Freunde von einem gut Teil der gepriesenen Begeisterungsflüssigkeit gerne geholfen. Heute hat kein Preisstöpselein mehr die Moselgeister zu verschließen! Mit dem Kinderlied „Wenn die Buben Steckenpferd reiten" hat Simon Breu erst im Vorjahre bei dem Preiswettbewerb der „Woche" über 9000 Konkurrenten aus dem Felde geschlagen und einmal statt der Lorberkränze und Weinkisten eine kräftige Postanweisung erhalten. Sein Chor „Sonntag ist's" wird im schönen Frankenlande auswendig gesungen. Er ist wohl eines seiner populärsten Lieder. In den Wäldern der Rhön, auf den Spaziergängen bei Würzburg tönte uns ungesehen das herrliche „Sonntag ist's" von einer fröhlichen Wanderschar aus den Waldwegen entgegen. Freudig blieben wir stehen und lauschten der verhallenden Volksweise. Daß das Volk sein Lied aufgenommen hat, und daß seine Kunst im Volke lebt und fortleben wird, erfüllte den Komponisten mit innigster Freude. Das sind wohl die schönsten Lorberkränze, die nicht welken! — Für dieses weitverbreitete, in abertausend von Exemplaren verkaufte Lied hat der junge Komponist seinerzeit bare 15 Mark erhalten!

Was soll ich von seinen zehn „Puppenliedern" sagen? Kinder und Eltern haben ihm in überschwänglichster, treuherzigster Weise begeisterte Briefe hierüber geschrieben! „Bitte, bitte, noch mehr, geliebter Herr Professor!" ist der Schlußrefrain aller Zuschriften. Diese herzigen Lieder haben namentlich auch in England Verbreitung gefunden. Mit besonderem Glück hat sich Simon Breu auch auf dem Gebiete des Studentenliedes betätigt. Das „Deutsche Kommersbuch" von Prof. Dr. Karl Reisert (Verlag von Herder in Freiburg) enthält in seiner letzten (8.) Auflage sieben Breusche Weisen, köstliche, immer wieder angestimmte Lieder. Ich nenne nur: „Die schönste Frau vom Rheine", „Nun trinket Valet", „Gedenke, o wie weit", „Zum Gedächtnis" u. a. Desgleichen sind in der in der deutschen Männergesangsliteratur als mustergültig angesehenen Liedersammlung des Badischen Sängerbundes, Heft IX, drei neue Männerchöre („Deutsche Wälder, deutsche Heimat," „Und als mein Schatz aufs Wandern ging" und „Ewig liebe Heimat") aufgeführt — Perlen des deutschen Männergesanges. Humoristische („Maikäfer", „Katzenballade" von W. Zipperer), ernste (die „Spielmannslieder", dem Niederländischen Malkasten in Würzburg gewidmet, „Frau Jugend", „Trostspruch"), religiöse Gesänge (op 64 mit Orgel), ferner eine Menge Kleinkompositionen in harmloser Festspiel- und Weihnachtsmärchenmusik zeugen von Breus unermüdlicher Schaffenskraft. Bei den Schillerfeiern dieses Jahres wurde dessen „Schillerhymne" zu Prof. Dr. Steinmüllers wirkungsvollem Schillerfestspiel in vielen höheren und niederen Schulen Deutschlands (auch bei der öffentlichen Münchener Schillerfeier) gesungen. Dessen patriotisches Lied „Mein Bayerland" wurde vom K. Staatsministerium den Schulen Bayerns zur Anschaffung empfohlen und demnächst erscheint zur Zentenarfeier des Königshauses in Bayern ein von Alf. Krämer gedichteter Hymnus „Mein Königshaus". Bei Stürtz in Würzburg erschienen in jüngster Zeit mehrere gern gesungene Kompositionen für Gymnasialchöre und die neuesten Männerchöre, darunter das schlichte Lied „Heute noch". Daselbst ist auch ein Jugendliederbuch in Vorbereitung. Ein zündendes Lied von sozialpolitischer Bedeutung ist Breus Hymnus „Die deutsche Arbeit" von Hans Eschelbach. (Der Text erschien zuerst in der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 21 d. J. S. 245.) Es ist verwandt als Prolog zu dem Werk: Praktische Sozialpolitiker aus allen Ständen rc. von J. H. Schütz (Köln, Neubner).

All diese Musenkinder Breus haben wertvolle Texte zur Grundlage, alle sind frei von jeglicher Trivialität, alle rein, edel. In allen Liedern tritt das melodische Prinzip als das Herrschende in der Singstimme in die Erscheinung bei einer stets Begleitung bleibenden Mitwirkung des Klaviers. Breus Partituren zeigen den erfahrenen Musiker in der Verwendung bescheiden auftretender Orchesterbegleitung zum Gesange. Jedes seiner Lieder kommt aus dem Herzen und geht zum Herzen; Breus ästhetische Anschauung ist, allen und jedem etwas Leichtfaßliches zu sagen!

Wie auf den Einzelnen wirken Breus Kompositionen auch auf die Masse. Wo ein Lied Breus auf dem Programm steht, gibt's Stürme von Beifall, und das Würzburger Publikum hat den Liebling Breu als Chormeister schon oft zum Nachgeben gezwungen. Der seiner verstorbenen Mutter gewidmete, einzig schöne Chor: „Lied in der Fremde", der von ca. 4000 Sängern unter des Meisters Leitung beim X. Fränkischen Sängerfest 1904 gesungen wurde, zwang auch die Sänger zu jubelnden, nicht endenwollenden Beifallsbezeugungen! Die Sängermasse war hingerissen, eins mit dem Meister, und die Wirkung des Liedes war eine derartig überwältigende, daß Tränen standen! Auf die Sänger übt Breu einen geradezu faszinierenden Eindruck aus, und mit kleinen, kaum sichtbaren Mitteln entlockt er der Schar alle Nüancen der Gewalt und Welt des Liedes.

Als Gesangslehrer an den Mittelschulen gilt von ihm das Wort eines Rektors: „Breu hat ein meisterliches, außergewöhnliches Geschick, die Jugend für den Gesang zu begeistern! Seine Gesangstunden an den Gymnasien sind Feier- und Weihestunden für die studierende Jugend."

So versteht es Breu, Liebe zur edlen Musika, zum deutschen Lied überall zu wecken, so versteht er, sich ins Herz zu singen, und wir zweifeln nicht, daß auch das jüngste Kind seiner Muse im Verein mit den tiefsinnigen Worten Martin Greifs seinen Weg finden wird in die Kirchen und Schulen zur Verherrlichung der Patrona Bavariae und zur Andachtserhebung und Erbauung aller Gutgesinnten!

Kartoffelernte.

Heute morgen kam der Pflug,
 Brach die früchteschwangern Schollen:
Zahllos, für ein Jahr genug,
Quollen aus dem Grund die Knollen.

Heute mittag ist ein Schwarm
Kräft'ger Frau'n, voll Glut die Wangen,
Hut und Henkelkorb am Arm,
Plaudernd aus dem Dorf gegangen.

Langsam kriecht nun über's Land
Die gebückte bunte Reihe,
Emsig wühlen Hand an Hand
Durch den Lehm sie und die Kleie.

Manchmal reckt sich eine schwer
Hals empor und hintenüber,
Wenn ein graues Kranichheer
Lautlos klafternd reist vorüber.

Beißend schwelt der Brandgeruch,
Glimmig knistern Kraut und Quecken, —
Bis der Herbst sein Nebeltuch
Breitet über alle Hecken.

Westfälische Jugend.

Hastig schreitende Kinderfüße,
 Weit aus dem Kirchspiel, lehmbodenschwer,
Schämig-schüchterne Morgengrüße
Blitzen aus großen Augen her.

Eines dem andern dicht auf den Hacken,
Stolpert vorüber die hurtige Schar,
Hochrot vom Laufen die blutvollen Backen,
Heiß schlägt der Dampf aus dem strohblonden Haar.

Einmal fliegen noch rückwärts die Köpfe,
Dann sind die Sieben verschwunden im Holz:
Stolpert nur weiter, ihr lieben Geschöpfe,
Werdet der Heimat Stützen und Stolz!

Münster i. W. Friedr. Castelle.



Platzangst.

Von

Friedrich Koch-Breuberg.

So vor zwanzig Jahren enthielt das Konversationslexikon noch nicht einmal die Erklärung des Wortes Agoraphobie.

Schon damals gab es Aerzte, die sich eingehend mit dem Studium der Krankheit befaßten, aber in das große Publikum drang keine Kenntnis von ihrem Vorhandensein.

Noch heutzutage begegnet man wirklich Gebildeten, deren Verständnis für Erscheinungen auf dem Gebiete der Neurasthenie beschämend enge begrenzt ist.

Auch ich wußte nichts von Platzangst und verwunderte mich sehr, als mir einst — so ein paar Jahre nach dem Feldzuge — der Anblick des Exerzierfeldes ein Unbehagen erzeugte, das nicht mit dem üblichen Gefühle der Leutnants verwandt schien.

Es verlor sich wieder, zumal der Wille es nicht anerkannte, nicht aufkommen ließ, doch — plötzlich nach Jahren trat es mit Vehemenz auf.

Beim Reiten über große Ebenen drehte sich manchmal die ganze Welt so sonderbar um mich, daß ich erschreckt wie ein Sonntagsreiter die Mähne erfaßte und die Augen schloß.

Da erzählte ich das abends dem Bataillonsarzt — einem strebsamen jungen Manne — und er antwortete: „Das gibt ja die schönste Agoraphobie!"

Vorerst wußte ich nicht, was das sei, und mag wohl ärgerlich und heftig entgegnet haben, doch der Mann behielt recht. Noch zwei Jahre hindurch vermochte ich es, die Anfälle lediglich durch das Wollen zu beherrschen; dann aber, als Umstände, die ich nicht für möglich gehalten hatte, mir außerdem die Nerven erschütterten, brach die eigentliche Krankheit aus und sie blieb mir in verschiedenen Abstufungen seit 18 Jahren eine Gefährtin, die ich seither so manchem, der nicht an Agoraphobie glauben will, angewünscht habe.

Schon einmal versuchte ich es, über die Platzangst zu schreiben, aber vornehmere Blätter werden nicht von den Straßenpassanten gelesen und — das ist für uns Neurastheniker vom Uebel.

Platz machen — namentlich an der Häuserreihe — ist das Erfreulichste, was uns begegnen kann. Vor Hochstehenden, die keinen Begriff vom Platzschwindel haben, weicht man ja noch gerne aus und nimmt sich ein wenig zusammen, aber die Masse bringt einen schon hundertmal des Tages zur Verzweiflung.

Daß ich mich stets freue, wenn mir Kunde über Leidensgenossen zukommt, ist selbstverständlich. Seit meinem ersten Versuche, die Agoraphobie feuilletonistisch auszuschlachten, kam mir ziemlich viel statistisches Material zu. Vornehme Damen bezeugten, daß sie eine asphaltierte Straße nicht mehr überschreiten können; ich erfuhr, daß Offiziere vorzeitig den Zylinderhut hervorsuchten, weil ihnen der Anblick einer Wiese unerträglich geworden war, sogar Kaufleute vergaßen das Rechnen, wenn vor ihren Augen sich ein menschenleerer, breiter Platz auftat.

Erst gestern befragte mich ein Vater über den Zustand seines zwanzigjährigen Sohnes — eines deutschen Hünen, aber ich bin kein Arzt und bin schon auf jenem Höhepunkt der Neurasthenie angelangt, auf dem man boshaft gegen die Gesundheit wird.

Uns Neurasthenikern ist die lärmende, hastende Neuzeit ein Greuel. Ja — wenn das Fabrikgetöse nur zehn Minuten wie der Lärm in Nibelheim im „Rheingold" währte, wenn ein Wagner es in Form gebracht hätte — aber auf uns wirkt es wie eine das Weltall durchschallende Dissonanz.

Aus Volkskreisen habe ich noch nie Mitteilungen über Erkrankungen an Agoraphobie erhalten, trotzdem bin ich fest überzeugt, daß die Krankheit heutzutage unter der mit den Händen arbeitenden Menschenklasse vertreten ist.

Wie müßte sich aber ein Militärarzt bei der Aushebung verhalten, wenn ein stämmiger Mensch anträte und sagte: „Ich leide an Platzschwindel."

Aeußere Kennzeichen gibt es nicht und keine Krankheit aller Zeiten hätte je den Simulanten ein so weites Feld geboten.

Die Geschichte der Agoraphobie kann nicht weit zurückdatieren. Als ich ein Knabe war, bildete die Nervosität noch eine Art Vorrecht vornehmer Damen, und Paul de Kock verwendete sie manchmal recht possierlich in seinen Romanen. Heutzutage gibt es schleiertragende Köchinnen, deren Nervensystem durch den Lärm der Hafendeckel erschüttert erscheint.

In den Schriften eines Jung-Stilling, eines Körner fand ich Dutzende von Geistergeschichten, die man jetzt in das Gebiet der Hysterie, der Hypnose, der Autosuggestion usw. verweist. Wir sind eben über alle Erscheinungen der Psyche eingehender unterrichtet. Auffällig bleibt mir, daß bei Nervengesunden mediumistische Anlagen vorkommen können. Daraus schließe ich, daß eine Nervenerkrankung wie die Agoraphobie mit dem psychischen Zustande eines Menschen gar nichts zu tun hat.

Wie erwähnt, fand ich Historisches noch nie über die Platzangst. Im Mittelalter wären wir jedenfalls für Besessene erklärt worden und man hätte uns den Prozeß gemacht. Vielleicht würde sich Theophrastus Paracelsus unser angenommen haben und, weil das Mittelalter auch seine Vorzüge besaß, wäre es möglich, daß es uns doch nicht gar so schlecht ergangen wäre.

Uns fehlt ein platzschwindeliger Fürst. Frau von Krüdener hatte Alexander I., Friedrich Wilhelm IV. machte auch seine Studien, Rudolf II. ging schon ins Aschgraue und so fände ich psychopathologische Fürsten in Menge, aber der mit der Platzangst fehlt. Ueber Nacht würden wir modern und voranschreitende Hofchargen wankten hin und her, an den Universitäten würden Professoren mit steifstem Rückgrat eine Fakultät des Platzschwindels beantragen.

Das denkfaule Publikum müßte seine Ansicht ändern und Goethes Ausspruch: „Eines schickt sich nicht für alle," würde wertlos, denn wie die Konskribierten bei der Musterung, wünschten sich dann alle Audienzbefohlenen plötzlich vom Platzschwindel befallen zu sein.

Uebrigens haben wir auf dem Gebiete der Psychologie schon ähnliches erreicht, denn bei Gericht wird jeder Lump unter die Lupe eines von seiner Wissenschaft allzu überzeugten Sachverständigen gezerrt. Nur recht viel Wissenschaft und recht viel Vererbung, denn hätte Zola den Mörder Jaques nicht so interessant gezeichnet, die Damen würden sich nie mit der „menschlichen Bestie" befaßt haben. Hätte er den ekelhaften Balg von Kind in „page d'amour" nicht so hyperhysterisch ausgestattet, das langatmige Buch mit dem rauchumflorten Paris und der gut geschilderten mère Fétu, der's wie plomb im Leibe kollert, wäre nie gelesen worden.

Bis zu Zola gelangte ich, ohne die Beschreibung der Agora-

phobie zu finden! Für belletristische Verwertung ist der Stoff zu spröde, denn zwei Liebende, die nur deshalb miteinander promenieren, weil sie es allein eben nicht wagen, dürften selbst für den modernsten Geschmack ungenießbar erscheinen.

Was nun unsere Aerzte betrifft, so sind deren Anschauungen und Heilmethoden natürlich grundverschieden. Der eine ruft nach der Gießkanne, der andere warnt vor ihr und wieder ein anderer rät zur Hypnose. Eine Suggestion währt aber nicht ewig und — sollte sie unwirksam werden, wenn man gerade inmitten der Place de la Concorde steht, so hole der — — — Arzt rechtzeitig eine Droschke — — habe ich vielleicht sagen wollen.

Dann hat man es mit Pillen versucht, aber die ruinieren den Magen und, weil er gewissermaßen den Ofen unseres Körpers darstellt, bin ich überzeugt, daß ein saftiges Filet als besseres Heizmaterial zu gelten hat.

Jeder Agoraphobist tut gut daran, sich selbst zu beobachten. Nach langjähriger Selbstbeobachtung steht für mich fest, daß die Sehnerven und wohl auch der nervus acusticus erkrankt sind, daß namentlich bei den ersteren eine Perversität in der Empfindung beim Schauen eingetreten ist, und zwar so, daß horizontal und vertikal sich verschoben haben.

Der normale Mensch unterliegt dem Gefühle des Vertikalschwindels. Leute, die nach dem Volksglauben Katzengehirne verspeist haben, wie Dachdecker, Bergfexen usw., gehören auch nicht zu den Normalen, sonst würde halb Wien auf dem Stephansturme die Jause einnehmen.

Wir Agoraphobisten empfinden aber beim Anblicke einer ununterbrochenen Horizontallinie das Gefühl des Entsetzens, das sich bis zu hochgradigem körperlichen Mißbehagen steigert. Die Knie zittern, Palpitationen treten auf, man sucht nach einem Grashalm oder nach einer verlorenen Stecknadel, um nur einen Halt zu gewinnen.

Ein Arzt gab mir den Rat, während solcher Anfälle an ihn und die Versicherung, daß mich kein Schlagfluß treffe, zu denken; aber das ist leichter gesagt als getan.

Am häufigsten ereignen sich die Anfälle im grellen Sonnenschein und im Mondlichte. Man sucht dann nach einem Schatten, wie Peter Schlemihl, und folgt willenlos der nächstbesten Person, deren Rücken als Anhaltspunkt dient. Es sind aber die Töchter Evas stets der Ueberzeugung, daß man ihnen aus anderen Gründen folge, und meistens bleiben sie mitten in der Straße stehen, um gretchenhaft den Faust auch zu sehen. Na — da entkeimt meinen Lippen gewöhnlich ein Ausruf, der die Betreffende an das Gerupftwerden von sonst gebratenen größeren Vögeln erinnern dürfte.

Wie jeder Nervenkranke, ist der Agoraphobist leicht gereizt und ärgert sich, wenn sein Zustand vom lieben Nächsten nicht begriffen wird. Da das trotz aller modernen Wissenschaft sehr häufig der Fall ist, fehlt es dem Kranken nie an Aufregungen, die ihm die Denkfaulheit oder Rücksichtslosigkeit anderer bereitet.

Selbst Leute, die über die Art des Leidens unterrichtet sind, sagen so leichthin: „Ah, wenn man will, überwindet man alles!"

Es ist aber gerade eine Erscheinung der Krankheit, daß momentan der Wille unterbunden wird. Möglich, daß bei jüngeren Patienten und bei rechtzeitiger Erkenntnis lediglich durch Konzentration des Willens noch Heilerfolge erzielt werden, und ich selbst habe der Sache durch Forcieren zu begegnen gesucht, weil ich sehr genau weiß, was das Wollen vermag.

Aber gewöhnlich predigt man tauben Ohren und — wie ich schon angedeutet habe — kommen auch die in Betracht. Damit will ich sagen, daß es eine Erkrankung des nervus acusticus gefährlichster Art geben soll. Trifft ein überraschender schriller Laut z. B. das linke Ohr des Patienten, so stürzt er rapid nach Rechts zusammen und umgekehrt. Selbstverständlich bedürfen ähnlich Erkrankte steter Beaufsichtigung.

Ueberanstrengungen des nervus acusticus kommen im Felde und in den Opernhäusern vor, aber auch im bierfreudigen München sind sie nicht ausgeschlossen. Eine Automobilwoche und die den ungezählten Biersalons den braunen Saft zuführenden Fuhrwerke übertreffen alle Ohrenschrecken unseres Planeten. Gegen ähnlichen Lärm schützt nicht einmal die deutsche Polizeibaumwolle

Bekanntlich stopft sie sich der Schutzmann in den Beginn des Gehörganges, wenn akademisch gebildete Jünglinge allzuviel im Kruge studiert haben.

Wie kann aber die alles bedenkende Polizei den Agoraphobisten und den Neurastheniker schützen? Ah, man erziehe das Volk zur Rücksichtnahme auf den Nebenmenschen und entziehe ihm nicht die Achtung vor der Autorität, die im besprochenen Falle ein alle Rüppel zurecht weisender Schutzmann darzustellen hat.

Hoffen wir also, denn die Zukunft wird uns ein entfesseltes, durch und durch gebildetes Volk mit idealen Schutzleuten bringen!

Dann erst — — vielleicht A. D. 2005 — — mag es auch uns Platzbeängstigten erträglich ergehen, denn die geradlinigen Straßen werden von ungezählten Denkmälern und Brunnen kirchhofsähnlich bedeckt sein und ein gebildeter Polizist wird rufen: „Platz für einen Platzschwindeligen!"

Doch — mir däucht — — das nach Besitz und Ehren lüsterne Menschengeschlecht könnte um 2005 derart nervenabgerackert sein, daß der normale Allgesunde von heutzutage samt allen Aerzten und Sachverständigen im Panoptikum der Zukunft wie ein Ichthyosaurus den Neurasthenikern gezeigt werden wird.

Spätherbst.

Ein letzter Schimmer Abendrot,
Ein letztes Zwitschern in den Hecken,
Die Welt weitum tiefstill und tot,
Kein Ruf mehr, sie noch zu erwecken.

Lautlos der Wald, farblos das Feld,
Endlos die dunkeln Himmelsräume. —
Nun geh zur Ruh, du Wunderwelt
Lachender, leuchtender Sommerträume.

Münster i. W. — Friedr. Castelle.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Possartwoche könnte man die abgelaufene Woche nennen, in welcher der seit langem besprochene Wechsel in der Besetzung des Postens eines Intendanten der Kgl. Hofbühnen vor sich gegangen ist: Ernst von Possart, der Scheidende, verabschiedete sich vom Publikum in einer auf beiden Seiten so herzlichen warmen Weise, daß man hier wohl von ganz menschlichen Empfindungen reden kann. Die Vorgänge, die sich hierbei abspielten, zu schildern, übersteigt die Aufgabe dieses Blattes; aber es sei bemerkt, daß das Hoftheater Ovationen von so stürmischer, wahrhaft elementarer Gewalt wohl noch nicht gesehen hat. Die Ereignisse vollzogen sich nach einer Vorstellung des „Kaufmann von Venedig", in welcher Possart in seiner Glanzrolle als Shylock zum letzten Male auftrat.

Am Abend vorher ging an gleicher Stätte Webers „Freischütz" in Szene, dessen völlige Neuausstattung und Inszenierung ebenfalls eine — zudem überaus notwendige — Abschiedstat des scheidenden Regisseurs Possart war. — Er hat eigentlich selbst das jetzt so beliebte Wort von „Glanz und Prunk" geschaffen, und in der Tat ist sein neuer Freischütz eine glänzende Leistung, wert einer — Meyerbeerschen Musik. Dieser „Freischütz" mit seiner tumultuösen Festwiese, seiner brillanten Lagerszene, seiner turbulenten Wolfsschlucht hat äußerlich alles Volkstümliche abgestreift und verträgt seine Musik nicht mehr — oder aber das Umgekehrte ist der Fall; die Mitregie des Komponisten war eben ausgeschlossen. So läßt sich das Ganze wohl als das Aeußerste von Darstellungskunst bezeichnen, aber unserem Herzen wurde das Werk damit nicht näher gebracht. Der Abend war für das, was Possart konnte und wollte, und für die nunmehr abgeschlossene Regieepoche überaus charakteristisch, und an ihm begannen denn auch bereits die oben erwähnten Ehrungen. Wenn diese Zeilen in Druck gehen, hat der neue Intendant, Freiherr v. Speidel, bereits Besitz ergriffen von seinem neuen Beruf.

Im Volkstheater, das sich bekanntlich auch gerne, wenn auch mit sehr wechselndem Geschick, über seinen eigentlichen Zweck hinaus auf literarisches Gebiet wagt, hat unter der Aegide des literarischen Vereins „Phöbus" zwei Dramen „Saul" und „Prinzessin Hilde" von Lion Feuchtwanger herausgebracht. Der Verfasser, ein kaum 20jähriger Jüngling, fand mit seinen vielredenden und dabei so wenig sagenden Werken wenig Gegenliebe, denn der Abend hielt die Richtung von verhinderter Zuneigung zu beförderter Abneigung ein. Auch wer in den Stücken sporadische Spuren von Talent eingekapselt finden will, muß zugeben, daß mit so verfrühter Flucht in die Oeffentlichkeit niemandem ein Gefallen geschieht und damit nur der ohnehin nicht in voller Gesundheit erblühenden modernen Bühnenliteratur in ganz zweckloser Weise noch mehr dürre Aeste aufgepfropft werden.

Die erste Opernpremière der beginnenden Saison hat am 20. September die Hofoper zu Berlin herausgebracht. Es ist die Oper „Das Fest auf Solhaug" von Wilhelm Stenhammer. Der Komponist hat sans façon die bekannte Ibsensche Dichtung als Libretto benützt, nur einige Streichungen sind angebracht, die indessen noch lange nicht ausreichen, um der Dichtung die für eine Oper nötige Knappheit zu verleihen. Stenhammers Musik hält sich frei von allen den bekannten, längst zur Formel gewordenen Nordicismen und ist äußerst wirkungsvoll instrumentiert, verrät aber nicht das Vorhandensein einer spezifisch musikalisch-dramatischen Begabung und bewegt sich in dieser Beziehung auf zu gleichmäßig ebenen Bahnen. Verschiedenen übereinstimmenden Berichten zufolge brachte es das Werk zu einem unbestrittenen, freundlichen Achtungserfolg.

Verschiedenes. Eine neue Gattung Konzerte, die er Orchester-Kammermusik-Konzerte nennt, wird in diesem Winter E. N. von Reznicek in Berlin einführen. Es kommen dabei hauptsächlich ältere Werke in der kleinen Besetzung Mozartscher Symphonien in Betracht, die in unseren riesigen Konzertsälen und in der direkten Nachbarschaft moderner Werke immer mehr Schaden genommen haben. — Das neueste Drama von A. Ohorn „Unlösbar“ gab dem Chemnitzer Stadttheater die seltene Gelegenheit, mit der Uraufführung einen großen Lokalerfolg zu machen; gleich großen Erfolg hatte im Leipziger Stadttheater Heinz Torotes Drama „Ich lasse dich nicht“. — Das Charlottenburger Schillertheater wird von Prof. Littmann in München erbaut werden. — Die Münchener Konzertsaison beginnt in diesem Jahre schon am 5. Oktober mit einem Liederabend der Sängerin Otti Hey.

München. **Hermann Teibler.**



Stürme.

Skizze von Eugen Mack, Tübingen.

Sie kommen wie von ungefähr, still, mit sanftem Wehen, die Luft erzittern machend, lauter, mit mächtigem Schall, mit tosendem Gebrause, mit klagendem Heulen, die Stürme, die Geißler der Natur. Oft über Nacht, — vor Stunden blickte der Himmel noch klar, beschienen vom Silberglanz des Mondes; das über uns thronende, sternbesäte Firmament dehnte sich wie Meeresfläche, — haben sie die gewaltigsten Wolkenmassen heraufgeführt. Dunkel und düster ward es, Stürme strichen über die Berge. Die Laden schlugen an die Fenster. Es wogte um die vier Mauern. Sie wurden umlagert und umkämpft von den rasch anstürmenden Feinden des Friedens. Sie entwanden der Ruhe, der Königin der Nacht, das Szepter, sie trugen ihre Losung weiter, die Losung von mächtigem Gepolter und greulichem Wirrwarr.

In einer solchen Sturmnacht erwacht der Förster. Er weiß, in den Forsten walten wütende Mächte, denn des Wildbachs Tosen wird überdonnert vom Grollen des Windelementes. Den Förster ruft die Pflicht aus seiner Behausung, der Wald ist in Gefahr, ihr soll im Lauf des Tages gesteuert werden.

Noch sind die Fluren in tiefstes Dunkel gebettet, doch der fast Fünfundsiebzigjährige verläßt mit seinen zwei Rüden das Forsthaus. Mählich steigt der Morgendämmer auf, dann ringt der Morgen lange mit der Nacht, ihre letzten Dunkelstreifen zu verscheuchen. Die Sturmbraut wird in ihrer wilden Leidenschaft nicht zur Ruhe gebracht. Der knechtende Sturm fährt ausdauernd über das von keinem warmen Sonnenstrahl getroffene Land, — wetternd und wimmernd.

Seinen breitkrämpigen Hut tief über die Stirne hereingedrückt, schreitet der Förster auf vielgekrümmten Feldwegen dem Wald zu. Dort an der Ecke hat man jüngst abgeholzt, vereinzelt stehende Föhren verbinden jetzt nur noch den Hochwald und das kleine Gehölz mit einander; in dieser Richtung geht der Förster. 's ist ein mühsamer Gang für ihn, oft muß er innehalten, um nur zu Atem zu kommen vor dem entfesselten Wind.

Die Waldecke ist erreicht. Was der Förster jetzt erlebt, ist ein großartiges Schauspiel in der Natur: Waldsturm.

Bei solchem Anblick muß der Mensch staunen vor des Weltenkönigs Wettermacht, wie Gott mit starker Hand den Wald schlägt und die hochstämmigsten von dessen Kindern niederschmettert in tiefen Grund. Da ist es, als ob der Herr wieder und wieder rufe: Ich stürze die Erhabenen von ihrem Throne. Ihr Erdgeborenen, was strebet ihr zu den Wolken hinan!

Sausend, einem erzgewappneten Heere gleich, das Legionen füllen, wie von fliegenden, schnaubenden Rossen geführt, eilt der Sturm zum Angriff auf den Wald. Aufschreit der Forst, der Kampfruf schallt über die Wipfel, Stamm neigt sich gegen Stamm, und in vereintem Bund kämpfen die Bäume gegen den frechen Dränger, der sich eine Gasse bahnen will durch den gefriedeten Wald. Stamm um Stamm biegt sich, erhebt sich; es pfeift, rauscht, stöhnt, ächzt.

Tausende von Blättern und Nadeln werfen die Föhren, Eichen und Tannen von sich, unnötigen Ballast in der wilden Schlacht. — Wieder ein Schrillen und Schwirren. Der erste Angriff ist zurückgeworfen. Noch ein Echo schallt aus der Tiefe des Waldes. Die Krähen, die in den Furchen des Ackerfeldes ein Versteck gesucht, fliegen wieder auf.

Ruhe, Todesstille —, aber Ruhe vor einem neuen Sturm. Wind und Wald sammeln neue Kraft.

Jetzt wagt sich der Förster in das Revier hinein. Der Weg ist mit Geäst und Laub bedeckt. Entsetzliches Unheil hat der Sturm im ehrwürdigen Waldesdom angerichtet.

Horch! Außen tost es wieder. In den Wipfeln der Bäume ein Krachen. Neuer Sturm. Plötzlich dreht er sich. Das bedeutet den Tod und die Niederlage so mancher Riesen im Hochwald. Auf allen Seiten bersten Stämme, hierhin und dorthin fallend. Ein Notschrei und Hilferuf dringt durch den besiegten Wald. Krachend stürzt vor dem Förster eine Eiche nieder. Er entsetzt sich, — wäre er zwei Schritte weiter vorn gestanden, ob er noch lebte?

Die Rüden bleiben stehen, keinen Schritt weiter. Es ist vergeblich, vorzudringen. Auf einem anderen Weg, der erste ist nicht mehr gangbar, sucht der Förster den Ausgaug.

Am Waldsaum setzt er sich auf einen Strunk und wirft noch einmal seinen Blick auf den Kampf. Der Sturm wettert weiter. Der Wald bietet das Bild eines Besiegten. Verzweifelt lehnen sich die Stämme im Vordertreffen auf die nächste Reihe zurück, und diese, der Wucht erliegend, sucht Hilfe bei der andern. So wogt der Wald, den Wellen des sturmgepeitschten Meeres vergleichbar.

Ist des Waldes Kraft auch gelähmt und erschlafft, seine Stimme schweigt auch jetzt nicht. Der Sturm mengt seinen dumpfen Ton dazwischen, und nun klingt sie gewaltiger als Glockenklang, lauter als Wogenschlag durchs ganze Revier, die große Sturmessymphonie. Es ist des Sturmes Siegessang, ein mächtiger, dann getragener und endlich ersterbender Choral.

Vom Wald klingt eine Weise nach, der Jammerruf und das Klagelied um die gefallenen Riesen, doch auch Friedenslied zugleich.

Immer noch sitzt der Förster auf dem Strunk, tief versenkt in das, was er gesehen. Es ist ein majestätischer Anblick gewesen. Die Sturmjagd war unheilvoll, erhaben und ruft schmerzvolle Erinnerungen an seine Stürme nach. Er hat glücklich mit seinem Weib im Forsthaus gelebt, man hat sie gesargt, als von den beiden Blondköpfen der jüngste noch in der Wiege lag, der andere erst „Mutter“ lallte. Die Buben sind groß geworden. Sie haben die Universität bezogen, — dann ist der Krieg gekommen. Sie hätten nicht ausziehen müssen, sind freiwillig gegangen, haben das Vaterland und ihren König geliebt, für Deutschland eine große Zukunft erhofft. Im Vater kämpften Stolz und Schmerz, als er das Regiment, in dem seine Söhne standen, ausziehen sah. Nach dem Tag von Sedan hat nur noch einer geschrieben und: „Max steht auf dem westlichen Flügel, er wird bald selbst schreiben“. Aber dann haben ja beide nicht mehr geschrieben, sie sind nimmer zurückgekehrt. Auf einem Rasen in Welschland ein Kreuz, unten ruhen Helden und — sie.

Das waren stürmische Zeiten gewesen für den Förster, sie haben Furchen zurückgelassen auf seiner Stirn. In einigen Tagen hat er fünfundsiebzig Sommer erlebt; wie viele Stürme? Er sinnt, Friede verklärt seine Züge: Halt aus, mein Herz, in Sturmeskampf, auf daß du schlagest nach Stürmen sturmerprobt.

Für die Opfer der Erdbeben in Süditalien

sind bei der „Allgemeinen Rundschau“ eingegangen:

Verlag der „Allgemeinen Rundschau“ München . . .	Mk. 30.—
Frau M. K., München	„ 6.—
Th. Rosendahl, Marxloh	„ 5.—
H., München	„ 15.—
Aug. Schreiner, München	„ 1.50
K., Fl.	„ 10.—
stud. jur. J. K.	„ 2.—

Weitere Gaben werden gerne entgegengenommen und mit den vorstehenden an den Hl. Vater übermittelt werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: C. Joh. Oehninger in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

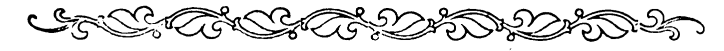
Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 42. München, 14. Oktober 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Statistisches zu den Wahlen in Baden.

Von

Dr. jur. Brüning, Trier.

Die bisherige zweite Kammer in Baden wurde gebildet von 25 Nationalliberalen, 23 Zentrumsangehörigen, 6 Demokraten, 2 Freisinnigen, 1 Antisemiten und 6 Sozialisten. In ununterbrochenem Besitze der einzelnen Parteien waren von den 63 Mandaten nur 20, nämlich 8 des Zentrums und 12 nationalliberale. Die übrigen 43 Sitze haben Vertreter verschiedener Parteiangehörigkeit gehabt.

Das neue Wahlgesetz sieht eine andere Einteilung der Wahlkreise vor; unter den neu zu wählenden 73 Abgeordneten befinden sich 24 städtische gegen 20 in der früheren Zusammensetzung. Verhältnismäßig ist also das städtische Element ebenso berücksichtigt wie früher.

Die Zusammensetzung der einzelnen Wahlkreise ist, wenn man sie von der konfessionellen Seite betrachtet, so bunt wie bisher. Das liegt zum guten Teil an der geschichtlichen Entwicklung des Staates, der, aus kleinen Anfängen langsam sich entwickelnd, in der napoleonischen Aera künstlich abgerundet wurde: altbadisch-durlachische Lande mit protestantischer Bevölkerung waren schon gemengt mit altbaden-badischen mit katholischer Mehrheit.

Dazu traten nun bischöfliche Gebiete von Straßburg, Konstanz, Basel usw., altösterreichischer Besitz im Breisgau; eine Menge abteilichen, reichsstädtischen und reichsritterschaftlichen Besitzes, der pfälzischen Gebiete nicht zu vergessen. Dieses Durcheinanderwerfen von allen möglichen Besitzungen spiegelt sich deutlich wieder in der konfessionellen Zusammensetzung des Landes sowohl wie der einzelnen Landesteile und Wahlkreise. Doch die Verteilung der Konfessionen ist eine außerordentlich ungleiche: während die katholische Mehrheit teils dicht zusammen eine Anzahl Wahlkreise ohne weiteres beherrscht, teils in ansehnlichen Minderheiten von der protestantischen Bevölkerung überflügelt wird, sind rein protestantische Wahlkreise kaum vorhanden, dagegen gibt es eine große Anzahl von Bezirken, in welchen die Protestanten mit 50—70 % überwiegen.

Das Gesagte möge aus folgender Tabelle hervorgehen. Es

überwiegen die	Katholiken	Protestanten	
mit 50— 60 % in	1	18	Wahlbezirken
„ 60— 70 % „	7	12	„
„ 70— 80 % „	6	5	„
„ 80— 90 % „	6	1	„
„ 90—100 % „	16	1	„
in Summa in	36	37	Wahlkreisen

Die politische Stellung der Katholiken, welche zur Wahl gehen wollen, ist daher eine günstige, sofern man aus diesen Ziffern Folgerungen ziehen will, nicht zu nennen. Zwar besitzen sie eine Anzahl „konfessioneller Hochburgen" — 28 über 70 % — gegenüber nur 7 der Protestanten, aber wenn man bedenkt, daß es sich um ein Land handelt, welches über 60 % katholische Einwohner zählt, so ergibt sich ohne weiteres, daß das Ueberwiegen der Evangelischen in dem bei weitem größeren Teile der gemischten Bezirke den Katholiken nur von Nachteil sein kann, dies umsomehr, als ja das bekannte Blockabkommen existiert, dessen Spitze gegen das Zentrum gerichtet ist.

Fragt man sich nun, wie voraussichtlich diese einzelnen Bezirke sich zur Wahl stellen werden, so kann darauf selbstredend eine positive Antwort nicht gegeben werden; man ist vielmehr auf eine Art politischer Wahrscheinlichkeitsrechnung angewiesen. Die früheren Wahlresultate aus Baden heranzuziehen, geht — wenigstens allgemein — aus einem doppelten Grunde nicht an: einmal, weil früher unter einem anderen Systeme, dem indirekten, gewählt wurde, dann auch, weil jeder Vergleich der früheren und jetzigen Bezirke unmöglich erscheinen muß infolge der bei Vermehrung der Bezirke unvermeidlichen Grenzverschiebung der Wahlbezirke untereinander. Der einzige Faktor vielmehr, der mit einiger Zuverlässigkeit in der Rechnung angewandt werden kann, ist die Zahl der bei den letzten Reichstagswahlen auf die einzelnen Parteien entfallenen Stimmen.

Nun erhielten im Jahre 1903 an Stimmen

die Nationalliberalen	103,530	31,4 %	mit 4 Abg.		28,6 %
das Zentrum	134,159	40,7 %	„ 7 „		50,0 %
die Sozialdemokraten	72,300	21,9 %	„ 3 „	=	21,4 %
die Demokraten	5,790	1,8 %	„ 0 „		0,0 %
die Freisinnigen	3,428	1,0 %	„ 0 „		0,0 %
die Konservativen	10,266	3,1 %	„ 0 „		0,0 %
die Antisemiten	30	0,0 %	„ 0 „	=	0,0 %

Während die beiden Prozentziffern der Sozialisten ungefähr übereinstimmen, gehen die Nationalliberalen etwas darunter. Das Zentrum hebt seine Ziffer bei der Abgeordnetenziffer bedeutend; die Prozentsätze der kleinen Parteien verschwinden in ihr.

Zum Vergleiche seien hier die Prozentziffern der Landtagsparteien eingeschoben (1901/03):

Natlib.	39.67	der Abgeordn.	Demokr.	9.53	der Abgeordn.
Zentr.	36.50	„ „	Freisinn	3.18	„
Sozdem.	9.53	„ „	Antis.	1.59	„

Doch zurück zu den Reichstagswahlziffern! Wir sehen, daß relativ am meisten Stimmen auf die Kandidaten des Zentrums sich vereinigten. Wenn man nun, wie das in übersichtlicher Weise der badische sozialistische Abgeordnete E. Eichhorn getan hat,*) die Ziffern der einzelnen Gemeinden aussondert und aus diesen des weiteren die neuen Wahlkreise zusammenfügt, so kann man sich ein ungefähres Bild des Wahlausfalles machen. Eines allerdings können wir aus jenen Ziffern nicht ersehen: den eventuellen Wahlausfall in Städten mit mehr als einem Abgeordneten. Denn heute wird nach § 30 des Landtagswahlgesetzes vom 24. August 1904 jeder Abgeordnete in einem besonderen, also räumlich getrennten Wahlkreise gewählt. Früher war dem nicht so; da wählte jeder Wähler Mannheims z. B. 3 Abgeordnete, während heute Mannheim in 5 Bezirke mit je 1 Abgeordneten geteilt ist.

Trotz des erwähnten Mangels — es kommen in Betracht Mannheim (5), Karlsruhe (4), Freiburg (3), Pforzheim (2) und Heidelberg (2 Mandate) sind die Zahlen, wie Eichhorn sie bringt, interessant genug, Berücksichtigung zu verdienen.

Da sehen wir nun folgendes. Das Zentrum hatte

	absolute bzw.	relative Mehrheit	
bei 100—90 % Kath. in	14	1	Bezirken
90—80 „ „ „	5	—	„
80—70 „ „ „	3	2 (1 Stadt)	„
70—60 „ „ „	1	6 (6 Städte)	„
60—50 „ „ „	1	—	„
50—40 „ „ „	—	2	„

Dagegen lassen sich für die Nationalliberalen folgende Ziffern festlegen. Sie hatten

	absolute bzw.	relative Mehrheit	
bei 100—90 % Kath. in	—	1	Bezirken
90—80 „ „ „	—	1	„
80—70 „ „ „	—	1 (1 Stadt)	„
70—60 „ „ „	—	—	„
60—50 „ „ „	—	—	„
50—40 „ „ „	3	1	„
40—30 „ „ „	4 (1 Stadt)	8 (2 Stadt)	„
30—20 „ „ „	—	—	„
20—10 „ „ „	1	—	„
10—0 „ „ „	—	—	„

Die Sozialisten beginnen erst bei einem Katholikensatz von 50—40 % eine Rolle zu spielen; sie haben die

absolute Mehrheit in 5 Bezirken (5) mit 50—40 % Katholiken
„ „ „ 4 „ (3) „ 30—20 „ „

ferner die

relative Mehrheit in 7 Bezirken (5) mit 50—40 % Katholiken
„ „ „ 1 Bezirk „ 10—0 „ „

Die Konservativen endlich haben in einem Bezirke mit 30—20 % Katholiken die relative Mehrheit.

Sicher sein dürften dem Zentrum diejenigen Kreise, in welchen es nach obigem im ersten Wahlgang auf die absolute Mehrheit rechnen kann: es sind das 24 Sitze. Von den Mandaten, bei welchen eine relative Mehrheit in Frage kommt, sind zwei als mehr oder weniger unsicher zu betrachten, nämlich die in der Kategorie 50—40 % befindlichen Durlach—Ettlingen und Mosbach. Beide Bezirke jedoch wären erringbar durch ein Zusammengehen mit den Konservativen. Es wäre ja auch ein Versagen des Blocks nicht ganz undenkbar, zumal bislang die Konservativen im badischen Landtage wenig Genuß von liberaler Freundschaft gehabt haben und die zurzeit ganz ausgeschaltet sind. Wohl zu erringen dagegen wären von den „relativen" Kreisen noch Meßkirch—Stockach (95,5 % Kathol.), Villingen—Donaueschingen (77,5 %) und Stadt Freiburg (69,8 %) mit im ganzen 5 Mandaten. Die noch restierenden städtischen Mandate wiesen 1903 folgende Ziffern auf:

Offenburg	955 Ztr.,	605 Lib.,	646 Sozd.	bei 2778 Berechtigten
Baden	883 „	811 „	473 „ 115 Dem.	„ 3227 „
Rastatt	630 „	330 „	336 Sozd., 86 Dem.	„ 1851 „
Bruchsal	1011 „	550 „	493 Sozd., 225 Dem.	„ 2785 „

Auch hier ist es also der Mühe wert, ernstlich Eroberungsversuche zu machen.

*) Das neue Landtagswahlrecht, 2. Aufl., Karlsruhe 1904.

Von der nationalliberalen Liste, die oben aufgestellt ist, sind für das Zentrum Donaueschingen—Engen und Bonndorf—Waldshut eroberbar, insbesondere nach dem schönen Erfolge bei der Nachwahl im Reichstagswahlbezirke im vergangenen Jahre. Die Stadt Konstanz wird wohl im liberalen Besitze bleiben.

Wie auch die Wahl ausfallen mag, eines ist sicher: keine Partei wird die absolute Majorität erringen. Dafür, daß sie nicht in nationalliberale Hände kommt, werden die Bundesgenossen mit der Ballonmütze schon sorgen: Mannheim, Karlsruhe, Pforzheim und Durlach dürften ihnen fast ganz zufallen.



Zur Lage in Bayern.

(Vom Herausgeber.)

Im neuen Landtage ist es bisher verhältnismäßig ruhig zugegangen. Daß die mit den 2 Demokraten einstweilen 23 Mitglieder zählende Liberale Vereinigung unter Dr. Casselmanns Führung durch weiße Zettel gegen die von den anderen Parteien mitgewählten beiden Präsidenten aus der Zentrumspartei (Dr. v. Orterer, Hofrat Fuchs) demonstrierte, konnte die Welt nicht aus den Angeln heben. Die nächststärkste Fraktion der Agrarbündler und Konservativen hat den ersten Schriftführer (Gutsbesitzer Prieger) gestellt, die übrigen Schriftführer (Oberlehrer Wörle, Regierungsrat Frank, Frhr. v. Malsen) gehören dem Zentrum an.

Die liberale Presse machte viel Wesens daraus, daß als Referent für den Etat des Ministeriums des Innern Dr. Heim, als Korreferent Herr v. Vollmar bestellt wurde. Früher war der liberale Führer Dr. Casselmann Referent, Dr. Heim Korreferent. Nun, ganz ohne politische Spitze dürfte dieser „Schachzug gegen den Wahlminister Grafen Feilitzsch" gewiß nicht sein. Graf Feilitzsch scheint übrigens seine früher oft erprobte Nervenruhe verloren zu haben, sonst hätte er sich gegen eine mißverstandene Bemerkung Dr. Heims in der Notstandsdebatte kaum so erregt zur Wehr gesetzt.

Nach der zweitägigen Debatte über ländlichen Notstand, die sich vorwiegend um die schlimmen Folgen der Dürre in der Pfalz drehte, und nach einer dreitägigen Redeschlacht über die von den Sozialdemokraten und Liberalen tendenziös aufgebauschte „Fleischnot" begann am Mittwoch den 11. Oktober das große Redeturnier über die von allen Seiten eingebrachten Wahlrechtsanträge. Die „Allgemeine Rundschau" wird das Fazit aus den Debatten noch zu ziehen haben.

Gewissermaßen als Vorspiel zu diesen Kämpfen ließ der Wahlminister die amtliche Wahlstatistik veröffentlichen, die von der liberalen Presse mit einem mitleiderregenden Jubelgeschrei begrüßt wurde, weil sie beweisen soll, daß das Zentrum zu Unrecht seine 102 Mandate innehabe, ja nicht einmal die einfache Mehrheit ehrlich verdiene. Man stützte sich dabei auf den Prozentsatz der Urwählerstimmen, von denen dem Zentrum 43,6, den Liberalen 25,7, den Bündlern und Konservativen 9,9, den Demokraten 0,5, den Sozialdemokraten 18,1 Proz. zugerechnet sind. Daß aber die Statistik selbst mit Sperrschrift hervorhebt, diese Stimmenzahlen gestatteten „leider keinen sicheren Rückschluß auf die Zahl der diesen Parteien angehörigen Wähler, also die Stärke dieser Parteien", weil jeder Wähler seine Stimme nicht bloß einfach, sondern für mehrere — je nach der Größe seines Urwahlbezirkes für drei bis sieben Wahlmänner — abzugeben hat, wurde in der liberalen Presse als völlig nebensächlich behandelt. Die Wahlstatistik selbst bezeichnet als wesentlichsten Maßstab für die annähernde Schätzung der Stärke der Parteien die Zahl der Wahlmänner, welche für das Zentrum 57,9 Proz., für die Liberalen nur 18,9 Proz. beträgt. Die Zahl der Wahlmänner des Zentrums stieg von 5167 (51,4 Proz.) im Jahre 1899 auf 5817 (57,9 Proz.); die Zahl der liberalen Wahlmänner sank von 2220 (22,1 Proz.) auf 1903 (18,9 Proz.). Daß die geringe Wahlbeteiligung in den bombensicheren Zentrumswahlkreisen die Gesamtzahl der Urwählerstimmen stark beeinflußt, braucht hier nur angedeutet zu werden. Wie ungeheuerlich die behördliche Wahlkreiseinteilung das Wahlglück zu korrigieren imstande ist, zeigt diesmal das Beispiel Nürnbergs, wo die Liberalen mit 61,228 Stimmen die 88,669 Stimmen der Sozialdemokraten niederwarfen.

Es war ergötzlich zu sehen, wie unangenehm die liberale Presse durch die von Dr. Jäger und Dr. Pichler mit Unterstützung der ganzen Zentrumsfraktion eingebrachten großen wirtschaftspolitischen Anträge berührt wurde. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" beeilten sich zu bemerken, daß

„die meisten hervorragenden Anträge, soweit sie nicht das Prinzip der Gewerbefreiheit durchbrechen, auch liberale Forderungen" seien. Abwarten! Drollig nimmt sich daneben die Unterstellung der „Augsburger Abendzeitung" aus, daß es bei der Mehrzahl der Anträge dem Zentrum nicht um die praktische Durchführung zu tun sei.

* * *

Aus einem der angesehensten Organe des protestantischen Lagers ist ein interessantes Urteil zu verzeichnen. Man liest darüber in der „Kölnischen Volkszeitung", Nr. 826 vom 6. Oktober u. a.: Zur konfessionellen Lage äußert sich Professor Dr. Rade (Marburg) in der „Christlichen Welt" (Nr. 40, 5. Oktober) in sehr bemerkenswerter Weise. Nachdem er die konfessionelle Stimmung in der protestantischen Bevölkerung „geschildert" hat, ohne zu „urteilen" oder zu „klagen", fährt er fort:

„Gerade die Unfaßbarkeit der römischen Gefahr steigert ihre Wirkung auf die Phantasie und ergreift immer mehr auch die rein politisch viel weniger leicht als konfessionell zu erregende Masse. Man kann um des inneren Friedens willen nur wünschen, daß der sogenannte Ultramontanismus, wie wir Protestanten ihn im Zentrum organisiert sehen, Gelegenheit fände, ja durch den Gang der Politik irgendwo gezwungen würde, seine Grundsätze auszuleben in praktischem Regiment. Das Stück Deutschland, wo dies geschehen müßte, ist Bayern. Es scheint uns überaus kurzsichtig, wenn Protestanten, oder sagen wir lieber Akatholiken, die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes in Bayern befürworten, wonach es dort eine ausschlaggebende Zentrumsmehrheit im Landtag gibt, aber eine interkonfessionelle Regierung. Im Interesse der Klärung der konfessionellen Situation kann man nur wünschen, daß das Zentrum lieber heute als morgen die verantwortliche Leitung des bayerischen Staates übernimmt. Rein würde ja das Experiment auch dann nicht verlaufen, weil Bayern noch immer der Bundesstaat im Reiche bliebe und gewisse Rücksichten auf die protestantischen Verbündeten und die Gesamtverfassung zu nehmen hätte; aber das Gebiet, innerhalb dessen die Zentrumsregierung sich frei bewegen könnte, ist groß genug, um eine interessante Demonstration zu gestatten."

„Wir haben", schreibt die „Kölnische Volkszeitung", „gar nichts gegen dies ‚Experiment' einzuwenden, und die Antwort auf seinen Vorschlag vom 5. Oktober hat ihm bereits Dr. Kausen in seiner „Allgemeinen Rundschau" vom 30. September gegeben. Dort schreibt er nämlich in einem Artikel über die politische Lage in Bayern:

„Das Zentrum hat in dieser Session eine hohe bedeutsame Aufgabe vor sich, die Aufgabe nämlich, die Bahn frei zu machen für eine konsequent durchgeführte konservative Aera, für eine christliche Staatspolitik auf moderner Grundlage unter Beobachtung und sorgfältiger Pflege aller Errungenschaften eines gesunden Fortschrittes. Wenn Bayern einmal nach den Grundsätzen des Zentrums regiert wird, kann „jeder nach seiner Fasson selig werden", solange er nicht in die Rechtssphäre anderer eingreift. Dies gilt von religiösen und politischen wie von wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Gebieten. Parität und wahre Toleranz werden im Zentrum stets die stärkste Stütze haben, und die bayerischen Protestanten würden, allen Unkenrufen gewerbsmäßiger Friedensstörer zum Trotz, auch künftig von sich rühmen können, daß sie nirgendwo im Deutschen Reiche besser gebettet sind als in Bayern."

Die Grundsätze des Zentrums über Toleranz hat Reichstagsabgeordneter de Witt in Straßburg auseinandergesetzt, und in einem Staat, der nach ihnen regiert wird, werden es die Protestanten sicher besser haben, als es in Mecklenburg und einigen anderen Staaten die Katholiken haben. Wenn es zum konfessionellen Frieden beitragen kann, daß die Katholiken auch durch die Tat zeigen, daß ihre toleranten Grundsätze nicht nur auf dem Papier stehen, so mache man das „Experiment". Dem Herausgeber der „Christlichen Welt" macht der Vorschlag alle Ehre, und wir erblicken auch hierin wieder ein Zeichen, daß er ehrlich und aufrichtig den konfessionellen Frieden liebt. Aber was würde der Evangelische Bund, was der „Reichsbote" sagen? Würden die nicht durch den bloßen Gedanken, das Zentrum solle die „verantwortliche Leitung des bayerischen Staates" übernehmen, aus dem Häuschen geraten?

Freilich, wären alle gesinnt wie Prof. Rade, so wäre es leicht, den konfessionellen Frieden zu erhalten; sicherlich würde die „konfessionelle Stimmung" der Protestanten eine weit bessere sein, als sie jetzt ist. — —

Uebrigens gelüstet es das Zentrum in Bayern gar nicht nach einer „konfessionellen Regierung" im Sinne Prof. Dr. Rades. Das Zentrum bescheidet sich gerne mit einer „interkonfessionellen Regierung", in welcher die große Mehrheitspartei nach Maßgabe ihrer Stärke berücksichtigt wäre. Jahrzehntelang hatten wir in Bayern trotz katholisch-konservativer Kammermehrheit eine liberale Regierung nach protestantischen Heften.

Die Brünner Tage.

Von

Redakteur Franz Eckardt in Brünn.

Kein Geringerer als unser Franz Grillparzer hat das Wort geprägt, daß der Mensch „durch Nationalität zur Bestialität" gelange, d. h. daß ein Mensch, dessen einziges Ideal sein Volkstum ist, zur Bestie werden kann. Hätte es eines Beweises für die Richtigkeit dieses Wortes noch bedurft, in Brünn wäre er in den ersten Oktobertagen vollgültig geliefert worden. Da diese Tage an sich und in ihren Begleiterscheinungen auch bei Nichtösterreichern Interesse erweckt haben und Beachtung verdienen, und ein ganz eigentümliches Licht auch auf die katholische Bewegung in den Sudetenländern werfen, sollen sie in diesen Blättern eine, wenn auch nur großzügige Schilderung finden.

In keinem Kronlande Oesterreichs sind die Deutschen so sehr von der Slawisierung bedroht wie in der Markgrafschaft Mähren, wo sie nur etwa 30 Prozent der Bevölkerung ausmachen und nicht wie in Böhmen und Schlesien in geschlossenen Sprachgebieten wohnen. Es gibt in Mähren nur einen einzigen reindeutschen Gerichtsbezirk (Römerstadt), alle anderen sind gemischtsprachig, wenn auch mehrere eine bedeutende deutsche Mehrheit haben. Deutsch erhalten haben sich bis jetzt trotz des Zuströmens tschechischer Arbeiter und Gewerbetreibender die größeren Städte, welche deutsche Gründungen und deutsche Kulturzentren sind, und diese vor allem deutsch zu erhalten ist die schwere Aufgabe der mährischen Deutschen.

Deutsch erhalten will man vor allem die Landeshauptstädte Brünn und Olmütz. Brünn, mit fast ganz tschechischem Hinterlande, wies bei der jüngsten Volkszählung (1900) bereits 38,000 Tschechen auf bei einer Einwohnerzahl von 110,000. Bei dem Zuzuge vom Lande, angelockt durch die Eisen- und Webwarenindustrie, nimmt das Tschechentum immer mehr zu. Und da ist es wohl erklärlich, wenn die Deutschen Brünns und Mährens alles vermieden sehen wollen, was dieser Tschechisierung noch Vorschub leisten könnte. Anderseits ist es das Hauptstreben der tschechischen Parteiführer, die Landeshauptstädte, besonders aber Brünn, in ihren Besitz zu bekommen. Es werden da große finanzielle Opfer gebracht, um Häuser anzukaufen, Filialen von tschechischen Bank-, Fabrik- und anderen Anstalten Prags zu errichten, um auf diese Weise die Zahl der Zensuswähler und die Zahl der tschechischen Intelligenz (Staats- und Privatbeamte) zu vermehren.

Um die nationale Eroberung Brünns zu beschleunigen, haben die Tschechen der Regierung nahegelegt, ihnen in Brünn eine Universität zu errichten als Preis für das Aufgeben der Obstruktion im Reichsrate. Sie behaupten natürlich, es handle sich bei ihnen ausschließlich um ein kulturelles Bedürfnis, da die Prager tschechische Universität ihnen nicht mehr genüge. Wir schalten hier die Frage aus, ob es bei dem bedrohlichen Anwachsen des gebildeten Proletariates nicht besser wäre, den Zugang zu den Mittel- und Hochschulen zu erschweren, wodurch außerdem dem Handel und dem Gewerbestande der ihnen jetzt schon mangelnde Intelligenznachwuchs wieder zugeführt werden könnte, und nehmen einmal an, daß es bei den Tschechen sich tatsächlich um Befriedigung eines kulturellen Bedürfnisses handle. Warum aber wollen sie dann nicht diese Kulturbedürfnisanstalt in einer der aufblühenden tschechischen Städte errichtet haben? Kremsier, Proßnitz, Prerau sind äußerst günstig gelegene Städte, die im Besitze einer Hochschule Olmütz schnell überflügeln würden. Dort wäre auch jede nationale Reibung, für die ja die heißblütige Jugend nur zu sehr empfänglich ist, von vornherein vermieden, dort würden nicht Kämpfe mit Deutschen die Jünglinge vom Studium abhalten. Viele der blühendsten und berühmtesten Universitäten in Deutschland und England befinden sich ja auch nicht in den Landeshauptstädten. Aber all solcher Hinweis war bisher nicht imstande, die Tschechen von ihrem Postament Brünn abzubringen. Daraus folgt aber wohl, daß es ihnen nicht so sehr um Befriedigung eines kulturellen Bedürfnisses, als um die Erreichung eines national-politischen Zweckes in erster Linie zu tun ist.

Angesichts dieser Lage darf man sich nicht wundern, daß auch die Deutschen die mährische Universitätsfrage als nationalpolitische Angelegenheit behandelt wissen wollen. Der mährische Landtag hat bereits vor Jahren einen Ausgleichsausschuß eingesetzt, dem auch die Universitätsfrage zugewiesen wurde, d. h. zum nationalen Ausgleich gehört neben der Wahlreform-, der Schul- und Landesordnungsfrage auch die Universitätsfrage. Nun haben, wie oben gezeigt, die Tschechen (welche, nebenbei gesagt,

den Ausgleichsausschuß nun schon zum zweiten Male gesprengt haben) die Universitätsfrage aus dem Ausgleichskomplex herausgerissen und sie dem Ministerium als Extraforderung vorgelegt, und da im Staatsvoranschlage für 1906 für die „Aktivierung je einer deutschen und tschechischen Universität in Mähren durch Annuitätszahlungen vorgesorgt" wird, so war den Deutschen klar gemacht, daß das Ministerium Gautsch bereit sei, den Tschechen eine Universität in Mähren zu errichten. Damit nun diese Hochschule nicht nach Brünn komme, war es — vom nationalen Standpunkte aus — nötig, der Regierung zu zeigen, daß die Deutschen Oesterreichs es als ihre gemeinsame Angelegenheit betrachten, Tschechisierungsanstalten von Brünn fernzuhalten.

Das war die Ursache, das war der Zweck des zum 1. Oktober nach Brünn einberufenen Deutschen Volkstages. Seit Wochen wurde an seiner würdevollen Durchführung gearbeitet, er sollte eine großartige deutsche nationale Demonstration werden. Anfangs von den Tschechen nicht beachtet, wurde er bald Gegenstand ihrer Sorge; sie mußten sich sagen, daß der Volkstag seinen Zweck erreichen werde, wenn er überhaupt zustande komme. Um ihn zu hintertreiben, verfielen sie auf das längst gewohnte Mittel: sie kündigten in den letzten Septembertagen einen großen Tschechischen Volkstag in Brünn ebenfalls für den 1. Oktober an. Unsere politischen Behörden sind seit Jahren gewohnt, in solchen Fällen beide nationalen Veranstaltungen zu verbieten, um nationale Ausschreitungen zu verhindern. Diesmal machte Statthalter Graf Zierotin von diesem Mittel nicht Gebrauch, sondern gestattete auch das Abhalten des Tschechischen Volkstages am selben ersten Oktobersonntag.

Jetzt war bei den Tschechen „Holland in Not". In der kurzen Zeit bis zum 1. Oktober mit der in den großen Volksmassen unverständlichen Universitätsfrage eine der deutschen Veranstaltung würdige Trutztagung zustande zu bringen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Darum ließ man den zuerst angegebenen Zweck in der Oeffentlichkeit fallen und plakatierte in Brünn und den Vororten*) die Aufforderung: „Tschechen, beweisen wir am Sonntag, daß Brünn tschechisch ist!" Diese Aufforderung, unterstützt durch alle tschechischen Zeitungen, die sich nicht scheuten, die niedrigsten nationalen Leidenschaften des ungebildeten Volkes aufzupeitschen, zog, und tatsächlich kam am Samstag (30. Sept.) und Sonntag so viel tschechisches Volk aus den Vororten und den benachbarten Landgemeinden zusammen, daß Brünn an diesen Tagen vielleicht 50,000 (statt 38,000) Tschechen beherbergte.

Den Verlauf des Volkstages darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Die Sensation des Deutschen Volkstages war, daß die christlich-soziale Partei nicht nur ein sehr warm gehaltenes Begrüßungsschreiben des Bürgermeisters Dr. Lueger, sondern auch als Redner den Abgeordneten Schreffl, Obmann des 16,000 Mitglieder zählenden Tiroler Bauernbundes, schickte, und daß im Namen des Zentrums (Katholische Volkspartei) der Obmann Abg. Dr. Kathrein in einem Begrüßungsschreiben sich ebenfalls gegen die Errichtung einer tschechischen Universität in Brünn aussprach. Damit war festgelegt, daß sich alle deutschen Parteien, vom Zentrum bis zu den Alldeutschen, in dieser nationalen Frage geeinigt hatten. Dieser eminente nationalpolitische Erfolg wird weder durch die Ausschreitungen des tschechischen Pöbels noch durch die Wutausbrüche der tschechischen Presse und Abgeordneten beeinträchtigt, wohl aber durch die abermalige Lahmlegung des Reichsrates, der gerade jetzt in einmütigster Entschlossenheit sich hinter die Krone in der ungarischen Frage hätte stellen müssen. Leider mußte er unter dem Eindruck der Brünner Tage geschlossen werden, ohne daß er nur zu einem Antrage und einer Abstimmung über das Verhältnis zu Ungarn gekommen wäre. Zu den Erfolgen ist jedenfalls neben der Verschärfung der nationalen Gegensätze auch zu rechnen, daß jetzt Brünn überhaupt keine Universität bekommt, weder eine tschechische, noch eine deutsche.

Jene Volksmassen, welche von dem tschechischen Nationalrat (einer Vereinigung der Parteiführer) nach Brünn berufen worden waren, um den tschechischen Charakter der Landeshauptstadt zu manifestieren, hatten auch jene Elemente mit in die Stadt gebracht, welche als ihren Abschaum jede Fabriksgroßstadt beherbergt: Leute, welche nichts zu verlieren haben und um Bier und Schnaps für alles zu haben sind; Leute aber auch, die in dem anarchistischen Hasse gegen allen Besitz, in der Zerstörungswut keine Grenzen kennen. Umschmeichelt von den Parteiführern (hatte doch Abg. Dr. Baron Praschak die Geschmacklosigkeit, den Statthalter mitten in der Nacht um Schutz dieses Gesindels gegen die Polizei zu bitten und die Krawallmacher dann noch mit Bratci-Bruder zu begrüßen), begann diese Rotte mit der Störung des Fackelzuges am Vorabend und richtete dann an drei Abenden ein Zerstörungswerk an Glasscheiben, Gaslaternen, Schulgebäuden usw. an, das einem Schaden von mehreren hunderttausend Kronen gleichkommt. Schließlich mußte zum Schutze des Menschenlebens und des Eigentums Militär die ganze Stadt besetzen und mit Kugeln, Kolben und Bajonetten den Mob in seine Vororthöhlen zurücktreiben und von der Stadt fernhalten. Daß dabei auch ein Menschenleben vernichtet wurde, ist beklagenswert; aber schließlich ist's fast ein Wunder, daß nicht mehr Menschenleben in diesen Schreckenstagen vernichtet wurden.*) Daß Abgeordnete aller tschechischen Parteien an dem Leichenbegängnisse dieses einen Opfers teilnahmen, zeigt, daß sie mit den Exzedenten gemeinsame Sache machen, daß sie sich moralisch mitverantwortlich fühlen für die Bestialität, welche durch fast vier Tage die ganze Stadt beherrschte.

Einen ganz besonders charakteristischen Schritt hat die tschechisch-katholische Partei Mährens („Katholische Nationalpartei" nennt sie sich) mit dem Brünner Deutschen Volkstage begründet. Im November findet bekanntlich in Wien ein Allgemeiner österreichischer Katholikentag statt, an dem als Redner auch zwei Mitglieder dieser Partei teilnehmen wollten. Nun veröffentlicht ihr Parteiorgan „Hlas" den Beschluß der Parteileitung, daß sich die katholische Nationalpartei nicht an diesen Katholikentagen beteiligen werde: 1. Weil den Tschechen in Wien von zuständiger Seite der nötige tschechische Gottesdienst verweigert werde. (Ist eine kolossale Uebertreibung. Das hätten die Tschechen übrigens mit dem Fürsterzbischof Kardinal Gruscha auszumachen, der wohl seine guten Gründe hat, übertriebene Forderungen der Tschechen abzulehnen. Uebrigens ist diese „schmachvolle Behandlung der tschechischen Katholiken in Wien" ja nichts Neues, wird also für die plötzliche Absage bei den Haaren herbeigezogen). 2. Weil die Christlichsozialen an dem Deutschen Volkstage teilgenommen haben, und 3. weil selbst das Zentrum sich gegen eine tschechische Universität in Brünn ausgesprochen hat. Diese beiden letzten Gründe haben weder mit dem Katholizismus als solchem, noch mit dem Katholikentage etwas zu tun und sind um so — — sonderbarer, als sich die Katholische Nationalpartei nicht nur mit ihrem „Hlas" und ihren Anhängern, sondern sogar mit einem Redner (Obmann des Katholischen Bauernbundes Samalik) an dem Tschechischen Volkstage aktiv beteiligt haben. Man sollte doch denken, daß den deutschen Katholiken dasselbe Recht nationaler Betätigung zusteht wie den tschechischen Katholiken. Es sei hervorgehoben, daß die beiden christlichen deutschen Parteien nicht gegen eine tschechische Universität als solche, sondern nur gegen deren Errichtung in Brünn sind.

Man darf nun begierig sein, wie sich die beiden mährischen Landesbischöfe zu dieser Entschließung der Katholischen Nationalpartei stellen werden. Was hat überhaupt eine politische Partei mit dem unpolitischen, ausschließlich mit gemeinsam-katholischen Angelegenheiten sich befassenden Katholikentage zu tun? Die Katholiken sollen sich doch in Wien nicht als Nationalpolitiker, sondern als Katholiken versammeln, beraten und betätigen. Der Wiener Katholikentag wird freilich durch die Abstinenz der Tschechen keine sonderliche Einbuße erleiden, denn ihre beiden

*) Die Brünner Vororte sind fast ausschließlich tschechisch und beherbergen nebst einigen Villenbesitzern meist das Brünner Fabriksproletariat und vor allem jenes arme Volk, welches in dem teuern Brünn nicht wohnen kann. Dieser tschechischen Einwohnerschaft wegen werden die Vororte auch nicht mit Brünn zu einer Großgemeinde vereinigt, obwohl sie teilweise schon ganz mit der Stadt zusammengewachsen sind. Ihre Einbeziehung würde in kurzer Zeit die Deutschen in Brünn in die Minderheit drängen. Zu allen nationalen Demonstrationen haben die tschechischen Parteiführer in dem Volk der Vororte die nötige Mannschaft, die leicht zu haben ist, um den tschechischen Charakter Brünns auf den Straßen zu erweisen.

*) Der Tischlergehilfe Pawlik aus Urhan erhielt, als die Infanterie unter einem Steinhagel vor dem slawischen Vereinshause die Straße säubern mußte, einen Bajonettstich in die Leistengegend, wurde in diesem Vereinshause von einem Zahnarzte verbunden und verblutete auf dem Transport ins Krankenhaus, wo er kurz nach seiner Ankunft starb. Die Wunde war nicht absolut tödlich, der Tod wurde aber dadurch unausbleiblich, daß der verbindende Arzt es unterließ, die durchschnittene Arterie zu unterbinden. Der Tote wird von der tschechischen Presse als nationaler Märtyrer gefeiert, der unschuldig zu dem Stich gekommen sei. Als man ihn aber im Krankenhause entkleidete, fand man in den Taschen dieses „Unschuldigen" drei große Steine und ein offenes großes Taschenmesser! An seinem pomphaften Leichenbegängnisse beteiligten sich etwa 15,000 Personen, am Grabe hielten fünf Abgeordnete und der Chefredakteur des „Hlas", Augustinermönch P. Thomas Schillinger, Reden.

Redner sind leicht zu ersetzen, und die Beteiligung der Tschechen ist an allen gemeinsamen Katholikentagen stets nur sehr gering gewesen, da die Tschechen ja seit einer Reihe von Jahren schon eigene „tschechoslawische" Katholikentage veranstalten. Auf welche Abwege aber der nationale Fanatismus führen kann, zeigt gerade dieser Beschluß der Katholischen Nationalpartei, deren spiritus rector ein Kanonikus des Brünner Domkapitels ist.

Wer die Verhältnisse des Katholizismus in Oesterreich recht beurteilen will, darf an den Brünner Tagen und ihren Begleiterscheinungen nicht achtlos vorübergehen.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Bülow docet.

Als das Programm der Marokkokonferenz vereinbart war, glaubte Fürst Bülow das heiße Eisen der deutsch-französischen Annäherung schmieden zu sollen. Während sonst seine Pforte den Ausfragern verschlossen bleibt, empfing er jetzt zwei publizistische Sprachrohre hintereinander. Natürlich zwei französische; denn auf die Erziehung der Franzosen war es abgesehen. Fürst Bülow versteht im Parlament schön zu plaudern und im Salon hübsch zu sprechen. Die Erklärungen, welche er den Ausfragern in die Feder diktierte, sind tadellos. Aber einen großen Erfolg hätten wir all dieser liebenswürdigen Beredsamkeit doch nicht versprochen — wenn nicht Fürst Bülow schließlich eine überaus wirksame Unterstützung gefunden hätte bei Herrn Delcassé, dem kaltgestellten Gegner. Der Gedankengang Bülows war kurz folgender: Die Spannung, die bestanden hat, ist nicht durch Deutschland, sondern durch Delcassé verschuldet worden, der Deutschland isolieren und verletzen wollte; Deutschland hat keine Hintergedanken gehabt, die Vereinbarung über Marokko ist in gegenseitigem Vertrauen erfolgt, also soyons amis! Wenn diese Worte bei den Franzosen Eindruck machen sollten, so mußten sie erst die Prämisse anerkennen, daß Deutschland den Zwist nicht veranlaßt und nicht auszubeuten gesucht habe. Dafür hat nun der verärgerte Herr Delcassé unwillkürlich gesorgt, indem er zu seiner Verherrlichung und zum Tort für seinen Nachfolger der Welt mitteilen ließ, daß er zum Kriege mit Deutschland bereit gewesen sei, und zwar mit Hilfe Englands, das sich zur Besetzung des Nordostseekanals und des Kieler Hafens, sowie zur Landung von 100,000 Mann in Schleswig-Holstein bereit erklärt habe. Bezeichnenderweise zweifelt niemand daran, daß Herr Delcassé in dem letzten Ministerrate dieses blutrünstige Programm entwickelt hat. Es gilt also für ausgemacht, daß seine Politik auf den Krieg mit Deutschland ausging. Ferner wird allgemein geglaubt, daß er von England aus in dieser herausfordernden, waghalsigen Politik bestärkt worden ist. Aber es bleibt zweifelhaft, ob das offizielle England sich in dieser heiklen Angelegenheit vorgewagt oder nicht vielmehr mit landesüblicher Vorsicht unverantwortliche Agenten vorgeschickt hat. Letztere könnten ja Herrn Delcassé, der offenbar von der Kriegskunst nichts versteht, den Unsinn vorgeredet haben, daß die englische Flotte im Handumdrehen Kiel und Kanal fortnehmen und mit ganzen 100,000 Mann Schleswig-Holstein erobern würde. Herr Delcassé hat angeblich geglaubt, daß die englische Regierung ihm sofort, wenn er es nur wünscht, diese Zusicherung schriftlich geben würde; außer ihm hat wohl kein Politiker der englischen Regierung einen solchen unvorsichtigen Altruismus zugetraut.

Man sieht schon hieraus, daß sich der Partherpfeil des entlassenen Ränkeschmiedes nicht bloß gegen seinen Nachfolger richten sollte, sondern auch gegen England richtet. Zur Erklärung dieses Vorgehens wird berichtet, daß Herr Delcassé seinen Sturz dem „Verrate" Englands zuschreibe, das ihn erst in das deutschfeindliche Ränkespiel verstrickt und dann im kritischen Augenblick habe fallen lassen. Die Londoner Presse antwortet tatsächlich auf die starke Anzapfung mit einer Zurückhaltung, die sonst nicht ihre Manier ist. Es scheint fast, als fürchte man dort, daß der verärgerte Mann noch weitere Geheimnisse aus der Ränkeschmiede verraten könnte. Wenn auch die offiziellen Minister Englands sich vorsichtig im dunklen Hintergrunde gehalten haben werden, so könnte doch leicht auf andere hervorragende Persönlichkeiten ein unangenehmes Licht fallen.

Die 100,000 britischen Söldner, deren Kriegstüchtigkeit aus dem Burenkriege noch hinreichend bekannt ist, haben in Schleswig-Holstein und in Berlin viel mehr Heiterkeit als Furcht erregt. Die britische Flotte ist gewiß ein formidabler Gegner, aber auch nur die schwimmende Flotte. Wenn Herr Delcassé und seine Freunde wirklich geglaubt haben, daß die Befestigungen von Kiel und dem Nordostseekanal angesichts der englischen Flotte in Trümmer fielen und Schleswig-Holstein noch leichter zu erobern sei als Transvaal, so ersieht man daraus, daß das „erzbereite" Geschlecht von 1870 noch nicht ganz ausgestorben ist. Die nachträgliche Sezierung des Kriegsgespenstes scheint uns gerade deshalb sehr nützlich, weil sie den letzten Rest der Illusion vom Spaziergang à Berlin ausräumen hilft. Das Leibblatt des Herrn Delcassé ist der Eideshelfer Bülows geworden.

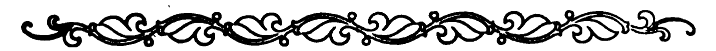
Fürst Bülow hat nun auch noch an die Franzosen die positive Einladung gerichtet, künftig hübsch mit Deutschland zusammenzugehen, wobei sowohl die französische Kolonialpolitik als auch die allgemeinen politischen Interessen beider Länder und der ganzen Kulturwelt trefflich fahren würden. Diese Einladung habe kein zustimmendes Echo in Frankreich gefunden, sagen die Berichterstatter. Vermutlich hat auch der Reichskanzler nicht erwartet, daß Frankreich sich alsbald in seine Arme stürzen werde. Solche freundliche Worte können nur langsam ihre erzieherischen Kreise ziehen. Die Hauptarbeit müssen nach und nach die Tatsachen leisten. Man hat ja auf deutscher Seite manchmal schon geglaubt, daß sich das Herz Frankreichs mittels impulsiver Höflichkeiten erobern ließe. Dabei ist die Enttäuschung nicht ausgeblieben. Wir können das Abflauen der Rachegedanken und der Vorurteile in Frankreich nicht besser fördern, als wenn wir jeden Schein des „Nachlaufens" vermeiden, aber in der selbstbewußten Ruhe immer freundlich und als gute Nachbarn stets hilfsbereit bleiben, und zwar hilfsbereit ohne Ueberreichung einer Rechnung. Die Bülowschen Erklärungen betrachten wir nicht als einen neuen Versuch übereilter Werbung, sondern vielmehr als das zeitgemäße Bestreben, den Stachel der jüngsten Mißverständnisse möglichst auszuräumen und den guten Willen Deutschlands klarzustellen.

Von besonderem Interesse ist das System des europäischen Gleichgewichtes, das Fürst Bülow hier entwickelt. Er greift sonst nur auf Bismarck zurück; diesmal macht er eine Anleihe bei Caprivi, der seinerzeit das proklamierte russisch-französische Bündnis als Wiederherstellung des Gleichgewichts begrüßte. Fürst Bülow betrachtet auch die zwei großen „Bündnisse" (Dreibund und Zweibund) als die gleichberechtigten Brennpunkte der kontinentalen Friedensellipse. Als Ergänzung läßt er die „Freundschaften" gelten, und zwar auch solche Freundschaften, die von der einen Bundesgruppe in die andere hinübergreifen: also die italienisch-französische Freundschaft segnet er ebensogut wie die deutsch-russische, und gegen die Freundschaft Frankreichs mit England hat er auch grundsätzlich nichts einzuwenden. Die Theorie des europäischen Gleichgewichts hat durch diese Zusammenfassung des Bündnissystems mit dem Freundschaftssystem eine bemerkenswerte Erweiterung erfahren. Hoffen wir, daß die Praxis auch davon profitiert.

Zickzackkurs in Ungarn.

Die Stephanskrone hat wieder auf Fejervary und Kristoffy zurückgegriffen, deren Wahlrechtsprogramm hängt wieder als Damoklesschwert über der magyarischen Oligarchie. Diese Wendung hat sofort ein halbes Wunder gewirkt: die neue Vertagung des Parlaments, und zwar eine gründliche Vertagung bis zum 19. Dezember, ist von der Opposition mit überraschender Ruhe hingenommen worden. Natürlich ist gegen diese angebliche Verletzung der Verfassung geredet und protestiert worden. Aber wie zahm war das alles im Vergleich zu den Kundgebungen bei der Rückkehr der oppositionellen Führer vom „Ultimatum" in Wien! Es ist weder eine Straßendemonstration versucht worden, noch die Durchsetzung der Ministeranklage im Parlament. Offenbar hat die Erkenntnis, daß die Krone auf das allgemeine Wahlrecht, den Appell an die wirkliche Mehrheit des Volkes, doch noch nicht endgültig verzichtet habe, die Koalition zu einer bedächtigen Taktik veranlaßt. Man will die Brücke zu neuen Verhandlungen nicht abbrechen. Das Auftreten des Herrn v. Gautsch im österreichischen Reichsrat wird wohl dazu beigetragen haben, daß man die Drohung mit der Wahlreform trotz der jüngsten Schwenkung noch ernst nimmt. Hoffentlich läßt sich die Krone nicht verleiten, diese Waffe aus der Hand zu legen, ehe nicht ein solider Friede geschlossen ist. Am besten wäre es freilich, wenn man gleich die Radikalkur durchführte; denn selbst bei einer vorläufigen Nachgiebigkeit in der Kommandosprache würde die Herrschsucht der magyarischen Minderheit, die sich in der Koalition kristallisiert hat, doch bald wieder zu Konflikten mit der österreichischen Hälfte und mit den Interessen des Gesamtreiches führen.

Der ungarische Katholikentag, der für die nächste Woche vorgesehen war, ist wegen der politischen Wirren bis zum Mai vertagt worden. Eine Vorsichtsmaßregel, die bei dem Mangel an politischer Einheit und Entschlossenheit gewiß klug war, aber doch die bedauerliche Unfähigkeit der katholischen Partei Ungarns zu einer selbständigen Aktion bloßlegt. Wenn Ungarn ein kräftiges Zentrum hätte, wie wir es besitzen, welche große Rolle als Retter des inneren Friedens und der Monarchie könnte es jetzt spielen? Als fünftes Rad am Wagen fremder, kirchenfeindlicher Parteien mitzulaufen, das ist wirklich keine Ehre für den katholischen Namen. Das soll kein Vorwurf für das dortige katholische Volk sein. Nicht jedem Lande ward ein Windthorst gegeben, der selbst erhaben war über die Einseitigkeiten der einzelnen Klassen und Stände und auch das Volk zu einer großzügigen Gemeinsamkeit ohne Eigensinn und Eigennutz zu erziehen verstand.



Nach der 12. Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst.

Von

Prof. Dr. Joseph Schlecht.

„Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst hat sich zu einem segensreichen Faktor im christlichen Kunstleben Deutschlands entwickelt; sie muß sich aber noch weit blühender gestalten. Sie wird es, wenn ihr der ursprüngliche große Zug bewahrt bleibt, der persönliche Dinge fernhält, Meinungsverschiedenheiten in einzelnen Dingen nicht über Gebühr betont und dem Ganzen zu Liebe auch einmal auf eine Lieblingsidee verzichtet. Dieser große Zug möge die folgenden Verhandlungen durchdringen."

Mit diesen Worten schloß der rastlos tätige Schriftführer der Gesellschaft, Kanonikus Staudhamer, seinen diesjährigen Rechenschaftsbericht, und der laute Beifall, der seinen warmen Worten folgte, zeigt, wie sehr sie den Teilnehmern der Versammlung aus dem Herzen gesprochen waren.

An Fährlichkeiten hat es im abgelaufenen Jahre wahrlich nicht gefehlt. Schärfste Kritik ist sowohl an der Gesellschaftsleitung des Vorstandes als an der Haltung und Redaktion der Zeitschrift „Die christliche Kunst" geübt worden. Der Generalversammlung gingen Verlautbarungen in der Tages- und periodischen Presse voraus, die wie ein Geplänkel der Vorposten anmuten mußten. Der und jener meinte, diesmal müsse es zum Klappen kommen.

Aber die erwartete große Schlacht ist nicht gefolgt. Der Generalversammlung war Gelegenheit geboten, ihre Ansicht bei der Neuwahl der statutengemäß ausscheidenden Vorstandschaftsmitglieder zum Ausdruck zu bringen. Auch der angefeindete Redakteur der Zeitschrift konnte getroffen werden, weil er der Neuwahl unterstand. Wie schon voriges Jahr in Trier, sah man auch diesmal von dem Wahlmodus der Akklamation ab. Es wurde mit Zetteln ohne Namensunterschrift gewählt. Und wie in Trier entschied sich die Generalversammlung nicht etwa mit überwiegender Mehrheit, sondern einstimmig (die zwei anwesenden Oppositionsredner natürlich abgerechnet) für die bisherigen Vorstandschaftsmitglieder. In diesem Ausgang darf der Gesamtvorstand doch wohl, ohne sich zu überheben, ein Vertrauensvotum erblicken in dem Sinne, daß er bisher die Gesellschaft auf dem rechten Wege geleitet hat, und die angeblichen Sumpfpfade, in die der Karren geraten sein soll, wie Dr. Drerup sich ausdrückte, in der Phantasie voreingenommener und schlecht unterrichteter Kritiker bestehen. Werden diese Nörgler trotzalledem fortfahren unverlangte Ratschläge zu erteilen, für die nun einmal weder Dank noch Zustimmung zu erwarten ist?

Eigentlich haben wir dieses Resultat schon vor der Generalversammlung gewußt. Wenn der Mitgliederstand der Gesellschaft von 3436 im Vorjahre in diesem Jahre auf 4640 gestiegen ist, so kann dieses doch nicht dahin gedeutet werden, daß die Leitung der Gesellschaft die hohen Ziele aus dem Auge verloren hat, zu deren Erreichung sie gegründet worden ist; und wenn von diesen beinahe alle — 3648 — die mehr laut als hart angegriffene Zeitschrift „Die christliche Kunst" halten, so ist dieses wiederum kein Zeichen dafür, daß die Zeitschrift sinn- und kopflos redigiert werde. Welch scharfer Protest erhob sich sofort dagegen aus dem Schoße der Versammlung, als Dr. Drerup die Bedeutung der Zeitschrift herunterzudrücken versuchte. „Wir hatten bisher weder die Absicht noch die Empfindung, Abonnenten eines Bilderbuches zu sein", versicherte Domkapitular Dr. Zimmern. Es steckt in der Tat in ihr eine große Fülle des Schönen, sie setzt ein reiches geistiges Kapital in Umlauf, sie trägt Begeisterung für wahre Kunst — religiöse wie profane — in Kreise hinein, die durch Ungunst der Verhältnisse diesen Bestrebungen bisher ferne stehen mußten.

Wir sollten uns freuen, ein solches Organ zu besitzen, und mit allen Kräften uns bemühen, es auszubauen und zu vervollkommnen, es selber lesen und in möglichst viele Hände zu bringen trachten. Dem hochverdienten Redakteur gebührt ganz besonderer Dank für seine große Mühe und für die geistige Energie, mit der er allen übelwollenden Tadlern zum Trotz die sichere ruhige Haltung nie verloren hat.

Gewiß ist das Ideal noch nicht völlig erreicht, dazu sind die Mittel auch noch nicht zulänglich, aber die Redaktion ist auf dem rechten Wege und darf sich durchaus nicht davon abdrängen lassen. Vorwärts mit Gottes Hilfe!

Es waren schöne Worte, mit denen Kanonikus Staudhamer in der Generalversammlung sein Programm darlegte, Worte, die nicht oft genug wiederholt werden können.

„Zweck der Zeitschrift ist Förderung der Kunst in christlichem Geiste. Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sollen sein: Vor allem Propaganda für die Künstler durch Verbreitung und Erklärung ihrer Schöpfungen; durch Aufklärung über das Kunstschaffen; durch Erregung der Anteilnahme an ihrem Wirken; durch eifrige Pflege der christlichen Kunst, die den Höhepunkt der Kunsttätigkeit bildet. Sodann Förderung der Künstler durch Artikel, die geeignet sind, die Kenntnisse der Künstler über die christliche Auffassung der heiligen Gestalten und Geschichten zu erweitern und zu vertiefen; die Tages- und prinzipiellen Fragen über Kunst richtig zu lösen; in den christlichen Ideenkreis tiefer einzuführen; Irrwege als solche zu kennzeichnen; die Hochschätzung des eigenen Berufes bei den christlichen Künstlern durch Zusammenschluß zu pflegen. Aber auch Förderung der Kunstfreunde hat sich unser Organ zur Aufgabe gestellt. Diese wird erreicht: durch Einführung in die zeitgenössische Kunst; durch objektive Beleuchtung aller Perioden der alten Kunst in ihren besten Leistungen; durch Einführung in das Wesen der alten Stile und Kunstschulen; durch Aufdeckung des geistigen und technischen Werdegangs der Kunstwerke."

„Demgemäß muß sich der Inhalt der Zeitschrift gestalten. Er ist durch den Zweck umschrieben und besteht in folgendem: Vertretung der Gesellschaft und ständige Berichterstattung über alles, was sie betrifft; Abhandlungen über alte Meister und hervorragende Schöpfungen aus allen früheren Kunstepochen, die stets durch gute Abbildungen erläutert sein müssen. Auszuschließen wäre, was nur kultur- oder kunsthistorisches Interesse besitzt, aber keinen speziellen Wert für die lebende Kunst und das Kunstschöne hat, also (besondere Fälle ausgenommen) das rein Archäologische. Besonderer Nachdruck wird gelegt auf die Besprechung der Werke lebender Künstler; Einführung in ihre individuelle Art, Biographisches usw. mit Abbildungen."

„In Text und Bild ist die neue Kunst stärker heranzuziehen als die alte. Nicht vergessen darf werden: Kirchliche Kleinkunst; religiöse Kunst für das Haus; Einrichtungsgegenstände, die das Kunsthandwerk berühren; Mitteilungen über alles, was das heutige Kunstleben betrifft: Ausstellungen, Konkurrenzen, Ankäufe, Neubauten usw."

„In allem sei unser Ziel: Positive Arbeit für die vom christlichen Geiste getragene Kunst. Streng sachliche Behandlung des Stoffes. Vermeidung unfruchtbarer Polemik. Gerechte Würdigung einer jeden wahrhaft künstlerischen Strömung."

„Unter strenger Einhaltung der in diesem Entwurf enthaltenen Richtpunkte wurde der Inhalt der Zeitschrift derart festgesetzt, daß in jedem Jahrgang ungefähr ein Drittel des textlichen Inhalts und der Illustrationen auf die alte Kunst treffen sollte, ein zweites Drittel auf die religiöse Kunst der Gegenwart und das letzte Drittel auf die Profankunst der Gegenwart. Jedermann sieht ein, daß bei einer solchen Stoffeinteilung die religiöse Kunst der Gegenwart gegenüber dem weiten Gebiet der alten und der Fülle der Profankunstwerke der Gegenwart weitaus am besten fährt. Eine nähere Begründung des Programms wäre wohl überflüssig, kann jedoch leicht nachgeholt werden. So ist es z. B., um nur eines zu erwähnen, gewiß nicht nötig, auf die Wichtigkeit des Verständnisses der alten Kunst für alle gebildeten Kreise, insbesondere auch für Klerus und Verwaltungsbeamte hinzuweisen. Auch sehen die christlichen Künstler gewiß ein, daß es nicht eine Schmälerung, sondern eine weitschauende Förderung ihrer Interessen ist, wenn auch die Profankunst berücksichtigt wird. Die Entwicklung einer gesunden christlichen Gegenwartskunst kommt sonst nicht rasch genug vorwärts, und eine ausgiebige Verbreitung unserer Ideen in den Kreisen der gebildeten Laien und eine Einführung der Zeitschrift in eben diesen Kreisen ist kaum zu erwarten."

Der erste Band der neuen Zeitschrift liegt seit kurzem abgeschlossen vor und zeigt, wie weit die aufgestellten Grundsätze sich verwirklichen ließen. Kanonikus Staudhamer gab hierüber sehr dankenswerte Aufschlüsse.

„Was die Ausführung des dargelegten Programms betrifft, so weiß sich der Redakteur allein verantwortlich, und es fällt ihm nicht ein, sich hinter Vorstandschaft oder Verlag bergen zu wollen, um so weniger, als ihm in dankenswertester Weise volle Bewegungsfreiheit gelassen wurde."

„Als das Programm aufgestellt, der Zuschuß der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst bestimmt und die geschäftlichen Abmachungen getroffen wurden, da war der Umfang der Zeitschrift auf nur 16 Seiten pro Heft und auf nur 10 Hefte pro Jahrgang in Aussicht genommen. Der Verlag leistete aber das Doppelte. Im Oktober vorigen Jahres erschien das erste Heft und heute liegt Ihnen der erste Jahrgang und Heft 1 des zweiten Jahrganges vor. Der erste Jahrgang enthält 378 Abbildungen, nämlich 366 Abbildungen im Text und 12 Sonderbeilagen. Unter letzteren waren 10 in Mehrfarbendruck ausgeführt, ferner 1 Gravüre und 1 Mezzotinto. 5 Mehrfarbendrucke waren nach alten Kunstwerken hergestellt; die übrigen 7 Sonderbeilagen machten mit Werken neuer Künstler bekannt. Im Text waren viele ganzseitige Bilder. Von den 378 Abbildungen sind 150 dem Jahrtausende umfassenden Gebiet der religiösen und profanen alten Kunst entnommen; 130 gehören der neuen religiösen Kunst und 88 der neuen Profankunst an. Von den 150 Abbildungen aus der alten Kunst gehört nur ein verschwindend kleiner Teil der Profankunst an, alles andere dem religiösen Ideenkreis. Die Illustrationen aus der alten Kunst wurden erst vom sechsten Heft an vermehrt, als sich die Notwendigkeit ergab, die Kunstwissenschaft in ihrem vollen Umfange heranzuziehen."

„Den literarischen Inhalt ersehen Sie aus dem Inhaltsverzeichnis des ersten Jahrganges. Hier nimmt die Berichterstattung über das gegenwärtige Kunstleben naturgemäß einen breiten Raum ein."

„Es wird darauf hingearbeitet, die Schäden, die ein Teil der modernen Kunstkritik an sich trägt, ferne zu halten. Bei der Ueberfülle des Stoffes galt es, das unseren Zwecken zunächst liegende und allgemein interessierende unter Zurückdrängung anderer Gebiete zu bevorzugen. Gerechte Wünsche werden wenn möglich und so bald als möglich berücksichtigt; es gilt eben nur einem Ziele, es gilt einem Ideale: der Kunst, der christlich erfaßten Kunst und ihren Vertretern."

Das ist ein wohldurchdachtes Programm, wie es schöner und reichhaltiger schwerlich hätte gefunden werden können. Trotzdem ist der Zeitschrift der herbe Vorwurf der Programmlosigkeit gemacht worden. Diese durch nichts gerechtfertigte Beschuldigung beruht doch wohl auf einem Mißverständnis, zu dem allerdings die Titelüberschrift flüchtigen Lesern Veranlassung bieten konnte. Sie fragen: was haben Porträts, Landschaften, Stilleben, Tiere mit der christlichen Kunst zu schaffen?

Diese Kritiker verwechseln eben christlich mit religiös und meinen, es dürfte nichts Weltliches, nichts Profanes, nur Heiliges und Himmlisches in diesen Blättern zur Sprache und zur Darstellung kommen. Aber so war es nie gemeint seit den Tagen, da wir die Gesellschaft ins Leben riefen. Diese Ausschließlichkeit wäre ein großer Fehler, ein Schaden für beide Teile, für Künstler und Kunstfreunde, derselbe Fehler, der den Geistlichen aus der profanen Oeffentlichkeit hinausweisen und in die Stille seines Heiligtums verbannen will. Die christlichen Ideen müssen hinausgetragen werden unter die Massen, müssen laut gepredigt werden zu jeder Stunde, ob gelegen oder ungelegen, und in jeder Form, ob weltlich oder geistlich. Indes wäre es vielleicht besser gewesen, wenn eine dementsprechende, etwas weitergehende Bezeichnung für die Publikation gewählt worden wäre, etwa schlechthin „Die Kunst" oder, da der Name schon einmal vorhanden ist, „Unsere Kunst".

Uebrigens ist nachgerade der Sachverhalt so geklärt, daß niemand sich mit gutem Gewissen in einem Irrtum befinden kann. Ebensowenig als nach alledem, was geschrieben und gesagt worden ist, die Gesellschaft mit beschränkter Haftung mit der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst noch verwechselt werden kann. Auch über sie ist in der Generalversammlung gesprochen worden; auch sie ist nützlich, ja notwendig und hat schon viel Gutes geleistet. Das empfinden am allermeisten dankbaren Herzens die dem Verbande angehörigen, selbständig schaffenden christlichen Künstler, denen hier eine Gelegenheit zur Ausstellung und zum Absatz ihrer Werke geboten worden ist. Sie sind es, die auch ihre Mappe um keinen Preis missen wollen, durch die sie sozusagen eine Ausstellung vor Tausenden von Augen alljährlich veranstalten können. Und wie prächtig, wie eindrucks- und bedeutungsvoll sind die Werke, die uns in der Mappe heuer wiederum vor Augen geführt worden sind und die an Dr. Felix Mader einen feinsinnigen Erklärer gefunden haben! Viel des Lehrreichen, Neuen und Anregenden boten auch die Entwürfe im Wettbewerb, wie solche z. B. für eine neue Kirche in Milbertshofen während der Generalversammlung ausgestellt waren. Die Einrichtung dieser Konkurrenzen hat sich trefflich bewährt.

Und nun noch eines! Wie alljährlich, hat die Gesellschaft auch in diesem Jahre wieder ihr Scherflein beigetragen, um armen Kirchen, denen ihre Mittel künstlerischen Schmuck nicht gestatten, zu einer Ausstattung zu verhelfen, die der Weihe des Gotteshauses würdig ist. Es ist dies die größte und idealste unter den Veranstaltungen der Gesellschaft, möge sie ja nicht außer Uebung kommen! Aus den Höhen, zu denen das Opfer emporsteigt, fließt auch des Segens Fülle hernieder. Auch das hat die heurige Generalversammlung wiederum bekundet.

Zwischen Trümmern.

Röter wird der Herbstessonne Schimmer,
Still und einsam ist die weite Trift.
Vor mir ragen grünumrankte Trümmer —
Einst ein landberühmtes Frauenstift.

Und die morschen Reste hat umsponnen
Abendsonnenschein und Traumesweh'n,
Wo einst wandelten die schwarzen Nonnen,
Seh' zwei Liebende ich lächelnd geh'n.

All der reiche, reiche Himmelssegen,
Den erflebt die fromme Nonnenschar,
Sink' herab — ein goldner Gnadenregen —
Glückbescherend auf das junge Paar.

Dr. H. Jos. Grüßl.

Ein neuer Bauernroman.

Von

Joseph Lorenz.*)

„Hilf, was helfen mag", dachten sich wohl die Herausgeber der „Münchner Neuesten Nachrichten" und ließen zur Zeit der Landtagswahlen in Bayern einen Bauernroman „Andreas Vöst" von L. Thoma, dem bekannten Mitarbeiter („Peter Schlemihl") des „Simplizissimus", erscheinen. Besser hätte Thoma seinen Roman als Bauernbundroman bezeichnet. Der Liberalismus wollte im Verein mit dem Bauernbund in den Landtag einziehen; „Glacéhandschuhe" und „Lederhosen" hatten sich brüderlich verbunden, um das böse Zentrum unterzukriegen — dieser löblichen Absicht verdankt der Roman sein Dasein. Nun, diese Absicht ist vereitelt worden, auch Thomas Roman hat nichts geholfen; damit aber doch die Arbeit Thomas nicht das Los der Tageszeitungen teile, erschien sie in Buchform.

Wir stehen hier einem Tendenzroman erster Güte gegenüber. Das böse Zentrum ist verkörpert in dem Pfarrer Baustätter von Erlbach. Wahrlich ein Musterexemplar einer Karikatur à la Simplizissimus! Wenn Thoma doch nur eine gute Seite an dem Pfarrer gelassen hätte! Man sagt, es sei ein gewöhnlicher Fehler der Anfänger in der literarischen Tätigkeit, daß sie aus dem Bösewicht ihres Romans oder Dramas einen Erzschurken machen, an dem gar kein gutes Härchen mehr zu finden ist; Thoma ist zwar kein Anfänger, aber in seiner blinden Wut gegen das „Schwarzwild" hat er sich zu diesem großen Fehler hinreißen lassen. Der Pfarrer ist rechthaberisch, zornmütig, rachsüchtig, heuchlerisch, fanatisch, er treibt Erbschleicherei; er verfolgt mit blinder Wut den Helden des Romans „Andreas Vöst"; er sammelt die schlimmsten und bedenklichsten Elemente seiner Pfarrangehörigen um sich, um den verhaßten Bauernbündler zu verderben, und wird endlich zum bewußten, aber

*) Um Verwechslungen vorzubeugen, wird bemerkt, daß der Autor nicht identisch ist mit Herrn Kooperator Joseph Lorenz in Peiting.



außerordentlich **plumpen Urkundenfälscher.** Diese plumpe Fälschung, die weder von noch lebenden Augen- und Ohrenzeugen, noch vom Bezirksamtmann, noch vom Rechtsanwalt, noch vom Ordinariat aufgedeckt wird (alle diese Behörden scheinen mit Blindheit geschlagen), ist wohl in der Erfindung des Romans die schwächste Seite; wir hätten eine solche Naivität bei Thoma nicht vermutet. Daß nebenbei noch andere Geistliche ihr Teilchen abbekommen, daß der Vorgänger des Pfarrers Baustätter, der sein Brevier nicht betete und freigeistig war, als Ideal hingestellt wird, daß der Kooperator des Ortes als unpraktischer Theoretiker und als frömmelnder Zelot verewigt wird, daß ein Theologe auftritt, der seinen Berufskampf durchficht gegen die Voreingenommenheit seiner Anverwandten, bis er in den Armen seines „Traudchens" glücklich wird, daß besoffene Bauern den geistlichen Herrn „Maul halten" zuschreien in öffentlicher Versammlung, und daß all dieses Thoma mit sichtlicher Freude und Behaglichkeit breittritt, ist bei einem Mitarbeiter des „Simplizissimus" und bei der bekannten „Vorliebe" des Thoma für den Klerus nicht zu verwundern.

Doch wir wollen nicht in den gleichen Fehler verfallen, den Thoma begangen hat, indem wir an seinem Werke auch kein gutes Haar mehr lassen, wie er das an seinem Pfarrer Baustätter getan hat. Die Gerechtigkeit fordert es, anzuerkennen, daß, so verfehlt auch die Anlage des Romans ist wegen der plumpen, undenkbaren Urkundenfälschung, die im Mittelpunkte der Handlung steht, doch Thomas längst bewährte Kraft in der Darstellung von Bauerncharakteren auch dieses Mal nicht versagt hat. Thoma weiß, wie der Bauer lebt und denkt und fühlt, und darum stellt er wahre Gestalten uns vor Augen. Der Sühneversuch vor dem Beigeordneten im Beisein des Lehrers, die Bauernbundversammlung, die Figuren des „Geitner, Hierangl und Haberlschneiders", sowie des Helden „Andreas Vöst" selber sind von packender Lebendigkeit und drastischer Wahrheit. Würde Thoma nicht voreingenommen sein, sobald er daran geht, geistliche Personen zu zeichnen, so würden wir von ihm auch echte, der Wahrheit entsprechende Figuren aus dem Klerus verkörpert sehen; aber die Tendenz verdirbt alles, sie blendet sein Auge und sein Urteil, und das ist bei den sonstigen Fähigkeiten Thomas zu bedauern.



Belletristische Neuerscheinungen.

Von

Dr. **Anton Lohr.**

Eine bekannte und gescheite nordische Schriftstellerin hat das 20. Jahrhundert bei Gelegenheit einmal das „Jahrhundert des Kindes" genannt. Nicht mit Unrecht. Denn man hat eingesehen, daß die Zukunft der Jugend gehört, und daß man, um die Zukunft zu besitzen, die Jugend gewinnen muß. Daher die verdoppelte und verdreifachte Aufmerksamkeit, die man heute Erziehungsfragen und Unterrichtsproblemen zuwendet! Die Richtung, die man dem jungfrisch ins Leben trippelnden Kinde durch die Erziehung gegeben, behält es ja gemeiniglich das ganze Leben bei; und der Stempel, den die Jugendunterweisung einem Menschenkind aufgedrückt hat, wird erfahrungsgemäß fast nie mehr verwischt.

Was Wunder, wenn jetzt die Pädagogik einen neuen, ungeahnten Aufschwung genommen hat und in Romanen und Dramen Erziehungssujets fashionabel geworden sind! Einer der bekanntesten Erziehungsproblematiker in der schönen Literatur ist wohl Otto Ernst, der ehemalige Hamburger Volksschullehrer und Verfasser von „Flachsmann als Erzieher" und „Asmus Sempers Jugendland." Er liebt es besonders, mit den lustigen Geißelhieben des Spottes und der Satire über alle diejenigen herzufallen, die seiner Ansicht nach das heilige Amt des Erziehers mißbrauchen oder sonst mit Bosheit, Dummheit, Unwissenheit und ähnlichen lieblichen Eigenschaften ans Erziehen herantreten. Und wenn Otto Ernst des öfteren dabei übertreibt und übers Ziel schießt, wer wollte dem Satiriker gram darüber sein? Das bringt nun mal das Genre so mit.

Auch Ernsts neuestes Werk schlägt wieder hier ein. Es ist „**Der süße Willy,**"*) die Geschichte einer netten Erziehung", benamset und erzählt mit teils wirklichem und teils forciertem Humor die Geschichte einer Erziehung, wie sie nicht sein soll, aber, leider Gottes, nur zu oft ist. Schuld daran sind die Eltern in ihrer albernen Affenliebe. Der süße Willy ist ein rechtes „Früchtl", dem eine öftere Verordnung von ungebrannter Asche auf die Verlängerung seines Rückens so nötig wäre wie das tägliche Brot, der aber dafür von Eltern und Tanten aufs dümmste verhätschelt wird. Natürlich sind zuerst Ammen und Dienstmädchen, später Lehrer und Erzieher nur rohe und dumme Personen, welche die phänomenalen Geistesgaben und Charaktereigenschaften des süßen Willy schnöde verkennen. Und Willy lohnt dieses Vertrauen auch entsprechend: er quält seine Erzeuger, so gut er es vermag. Und das Endresultat ist auch, daß er ein unausstehlicher, blöder Geck und Parasit wird. Aber Fortuna lächelt ihm, da er ja die Eigenschaft, gegen die selbst Götter vergebens kämpfen, in hohem Maße besitzt.

Tief und bedeutend ist das Büchlein nicht; aber Eltern, die auch so „süße Willys" ihr eigen nennen, dürften es doch mit vielem Nutzen lesen.

Von ganz anderer Art ist der mir vorliegende russische Militärroman „**Das Duell**"*) von A. Kuprin. Auch er verfolgt erzieherische Tendenzen und zwar volkserzieherische. Er will durch wahrheitsgetreue Schilderung der russischen Heereszustände diese bessern und heben. Daß er dabei nicht übertrieben hat, scheint aus der Adresse hervorzugehen, die dem Verfasser nach der Angabe des Waschzettels von russischen Offizieren übersandt und worin ihm gedankt wurde „für die wahrheitsliebende, von patriotischem Geist diktierte Kritik der Heereszustände". Diese Zustände sind nach dem Roman aber derartig, daß wir Deutsche trotz Bilse und Beyerlein „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" singen können. Für diese russische Offiziersgesellschaft, wie sie sich da uns im Dienste, im Kasino und zu Hause zeigt in all ihrer geistigen, sittlichen und materiellen Misère, in der entwürdigenden Art, wie sie den gemeinen Soldaten behandelt und behandeln läßt und wie sie selbst gegenseitig miteinander verkehrt, kann man nur die durchgreifendste Regeneration oder eine heilsame Säuberung durch japanische Kugeln wünschen.

Der Titel des Romans könnte einen falschen Begriff vom Inhalte geben. Das Duell spielt nämlich darin nur eine ganz nebensächliche Rolle, indem der Held der Erzählung, der Unterleutnant Romaschow, den das öde, entnervende Garnisonsleben rasch herunterbringt und schließlich in ein ehebrecherisches Verhältnis mit der sinnlichen, berechnenden Frau eines Kameraden treibt, im Duelle mit dem Gatten seiner Geliebten fällt. Auf dem Grunde dieses Einzelschicksals wird uns dann das ganze Leben und Treiben des Regiments, und indirekt der russischen Armee, geschildert. Für Interessenten ist der Roman jedenfalls von hohem kulturellen und sozialen Wert. Künstlerisch ist er zwar allzu sehr in Einzelschilderungen verzettelt, aber der Verfasser versteht gut zu beobachten, zu charakterisieren und darzustellen. Eine Familienlektüre ist der Roman nicht, da unsittliche Verhältnisse und Vorgänge mit allzugroßer Ungeniertheit erzählt werden. Die Uebersetzung zeigt manche stilistische und sprachliche Mängel, befriedigt aber im ganzen.

Volkserzieherisch und sozialethisch in höherem Sinne ist auch der Roman „Un divorce" des berühmten französischen Akademikers und Psychologisten Paul Bourget. Er steht wohl an erster Stelle in der gesamten belletristischen Jahresproduktion Frankreichs im Jahre 1904. Nun liegt er auch in der Uebersetzung von W. Eggert-Windegg dem deutschen Leser in seiner Muttersprache vor. „**Ehescheidung**"**) hat der Verdeutscher seine Uebertragung betitelt. „Eine Ehescheidung" hätte er dem Buchstaben und dem Sinne nach genauer übersetzen müssen. Denn nur einen einzigen speziellen Fall mit ganz individuellen Personen führt uns der französische Meister vor, um seine These zu erweisen, daß das natürliche Gesetz mit dem religiösen in der Forderung der Unauflöslichkeit der Ehe übereinstimmt, und „daß, wenn die Unlösbarkeit der Ehe einmal gebrochen ist, es keinerlei **menschliche** Gründe mehr gibt, die eine Grenze setzen". Freilich ist der Fall, den der Autor zur Verfechtung seiner These gewählt hat, durchaus kein Ausnahmefall und die auftretenden Personen sind keine Ausnahmsmenschen. Aber der Verfasser hat es verstanden, sich vor Uebercharakterisierung ebensowohl wie vor tendenziöser Typisierung fernzuhalten. Gerade dadurch, daß er ein wahrscheinliches Einzelschicksal mit sicherer Individualisierung und psychologischer Glaubwürdigkeit darstellt, erhebt er den Einzelfall zum Typischen. Denn in der gleichen Lage werden Leuten mit ähnlicher Geistesverfassung, wie der wieder gläubig ge-

*) Leipzig 1905. L. Staakmann. 56 S. 1 Mk.

*) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 258 S. gebd. 3 Mk.

**) Mainz 1905. Kirchheim & Co. 8°. 436 S. Brosch. 3.50 Mk., geb. 4.50 Mk.

wordenen Madame Darras und dem edel veranlagten, aber neuzeitlich ungläubigen Monsieur Darras die gleichen Kämpfe und gleichen Leiden bevorstehen. Und wenn wir der kunstvoll aufgebauten und folgerichtig durchgeführten Handlung bis zu Ende folgen und die bei den gegebenen Anlässen vorgebrachten Gründe für und gegen die Unlöslichkeit der Ehe auf uns wirken lassen, empfangen wir einen starken Eindruck von der sozialen und ethischen Notwendigkeit der Unlösbarkeit der Ehe und von der Uebereinstimmung des natürlichen mit dem religiösen Gesetze. Bourget hat mit dem Romane nicht nur eine künstlerische, sondern noch viel mehr eine patriotische und moralische Tat getan und gezeigt, daß jene Länder ihren Völkern einen schlechten Dienst erweisen, welche die Ehescheidung und Wiederverehelichung erleichtern und ermöglichen. Die Uebersetzung, eine fleißige Arbeit, liest sich im ganzen angenehm; im einzelnen habe ich bei der Vornahme von ein paar vergleichenden Stichproben manche falsch übersetzte Stellen entdeckt. So heißt »Des arbustes plantés à même des bacs« nicht „Sträucher, die an Krücken gingen," sondern etwa „in Holzkübel (Holzkisten) direkt eingepflanzte Sträucher"; »où j'ai grandi« nicht „wo ich wurde" u. a. m. Wenig sorgsam ist Eggert-Windegg in der Wiedergabe von Adjektiven: „scientifique" übersetzt er mit „kathedermäßig", „innombrables" mit „manche", „délicat" mit „geschleckt" usw. Bedauerlich bleibt auch, daß er öfters für den Zusammenhang wichtige Sätze und Satzteile wegläßt, wie z. B. S. 28, 30, 31 usw. Doch das wird sich alles bei einer Neuauflage, die dem Buche wohl sicher ist, leicht beheben lassen.

Nun noch ein wichtiges deutsches Originalwerk! Es sind Adolf Bartels' „Römische Tragödien",*) die eben als fünfter Band seiner „Gesammelten Dichtungen" erschienen. Der stattliche Band enthält die drei Dramen „Die Päpstin Johanna", „Catilina" und „Der Sacco", die Bartels schon in jungen Jahren, von 1891—1894, verfaßte, aber seitdem im Pulte schlummern ließ.

In der Vorrede, in der er seiner Gewohnheit nach auch gleich eine Selbstkritik der Dramen gibt und mit allem literarhistorischen Beiwerk garniert, versichert er uns, daß die drei Dramen der „Intention" nach „sicher zu dem größten gehören, was meine Generation im Drama versucht hat". Das kann man entschieden gelten lassen. Zu einer Zeit, wo gerade der Naturalismus überwucherte, versuchte Bartels wieder im Anschluß an sein übermäßig bewundertes Vorbild Hebbel das hohe historische Drama neu zu beleben und dem deutschen Idealismus im Drama, wie es ähnlich Klasen hier in München unternahm, zu seinem Rechte zu verhelfen. Dabei wandelt er in der Wahl der Probleme durchaus die Bahnen seiner Zeit. Die Fabel von der Päpstin Johanna benutzt er, um die Frage der Frauenemanzipation zu behandeln. „Catilina" verkörpert das soziale Problem an einem bedeutsamen historischen Vorwurf. Im „Sacco" ist es das allgemeine Kulturproblem, das an einem historischen Paradigma aus der Renaissance beleuchtet wird. Geschickt im Aufbau ist „Die Päpstin Johanna"; auch sonst hat das Stück Kraft und Schwung. Die Hauptszene am Schlusse mit dem Tode der Heldin fällt freilich ab. Bei „Catilina" sieht man den Wald vor Bäumen nicht recht. Die oft gelungenen Einzelzüge und breiten Ausmalungen von Szenen überwuchern und erdrücken die schwache Haupthandlung. Der „Sacco" (Plünderung Roms 1527) aber ist vollends nur ein historisches und kulturelles Gemälde aus der Gärungszeit der Renaissance und Reformation, das in fünf fast ganz selbständige historische Bilder auseinanderfällt. Der Vers ist überall ungezwungen gehandhabt und die Sprache edel und sorgfältig, besonders im „Sacco". In der „Päpstin Johanna" und im „Sacco" zeigt sich zwar in der Durchführung die Konfession des Autors recht bemerklich, wie das naturgemäß bei jeder Individualität der Fall ist; Bartels besitzt aber dabei bedeutenden historischen Sinn und keine engherzige Auffassung. Als ernster Künstler zeigt er sich auch darin, daß er moralisch Anstößiges und sittlich Verkommenes — alle drei Stücke spielen in sittlich verseuchten Uebergangszeiten — so zu schildern weiß, daß es trotz aller Realistik doch nicht verführerisch oder frivol wirkt.

Für „sehr bemerkenswerte Versuche" auf dem Gebiete des historischen Dramas hält Bartels selber seine drei Tragödien. Wir wollen ihm das „sehr" vielleicht schenken und die „Versuche" als hohen Wechsel auf die Zukunft betrachten oder als wertvolle wegweisende Anregung für einen Kommenden, der in die Bartelsschen Silberschalen der Intention und sicheren Technik auch noch die Goldäpfel der dramatischen Ausführung legen kann. Leute mit weiten literarischen Interessen, die die literarische Entwicklung verfolgen wollen, dürfen sich das Buch kaum entgehen lassen.

*) München 1905. G. D. W. Callwey. 8°. 505 S. Brosch. 5 Mk.

Der Kranke.

Wie lange ist das schon,
Daß Frühling war;
Daß unter meinem Fenster hier
Das Wasser hell vorüberfloß,
Daß ich mit dir — und dir — und dir
Und mit euch allen Glanz und Glück genoß?

Nun hör ich unten stets die Flut
So dumpf hinschleichen ohne Schaum
Und tropfenweise wie mein Blut;
So rollt es oft durch meinen Traum
Schwarzrot und schwer und hohl wie Rufe
Gedämpfter Trommeln fernher oder wie
Am weichen Grund das Klopfen ferner Hufe —
Und immer meines Blutes Melodie.

Vor meinem Fenster knirrt nun braun und matt
Vom fahlen Wind geworfen Blatt um Blatt;
So starben mir die jungen Stunden weg,
Und wie die Wellen wandern unterm Steg.
Und kalt und starr nun meinem Sinn
Scheint alles Leben wie im Traum,
So todverhüllt — oft weiß ich kaum,
Ob nicht auch ich schon längst gestorben bin.

Christoph Flaskamp.

Die wissenschaftlichen Vorträge des Kathol. Frauenbundes.

Von

Marie Amelie von Godin.

Immer mehr und mehr nimmt die Frauenfrage, die Frauenbewegung das öffentliche Interesse in Anspruch, zieht immer weitere Kreise.

Selten setzt sich eine neue Idee, eine neue Auffassung ohne Kampf durch — das gilt auch hier!

Noch wird auf der ganzen Linie gefochten, und was uns die Bewegung an Vorteilen und Nachteilen, an Gutem und Schlimmem gebracht, läßt sich noch nicht überblicken oder genau abwägen. Wo mit so viel Feuer und Begeisterung ins Zeug gegangen wird, da liegt die Gefahr nahe, jedes Maß zu überschreiten; es bedarf einer großen, nimmermüden Umsicht und Klugheit, die uns Menschen im Feuer meistens verloren geht, um ein solches Ringen und Streben stets richtig zu leiten. Das ist sicher bei der Frauenbewegung, namentlich was ihre extremen und extremsten Vertreterinnen betrifft, nicht immer gelungen.

Ebenso gewiß wie manche Verirrung lassen sich aber schon vielerlei Früchte der Frauenbewegung feststellen. Viel Notwendiges, viel Nützliches hat sie bereits erreicht, viel Vorzügliches angeregt, und zu diesem Vorzüglichen ist ohne Zweifel die Forderung einer besseren Schulung der Frau zu rechnen.

Es wird heute wohl nur mehr von den Allerkurzsichtigsten bestritten, daß eine große Anzahl von Frauen durch die veränderte wirtschaftliche Lage unserer Zeit zum Erwerb ihres Lebensunterhaltes gezwungen und darum auch berechtigt ist.

Wenn dies kaum mehr bestritten wird, so wird auch ein Zweites heute beinahe allgemein verlangt: ein solides, umfassendes Wissen für die wohlhabende, also nicht auf den Erwerb angewiesene Frau der höheren Stände.

Vor allem ist sicherlich jedem Mädchen die Ausbildung für die praktischen Pflichten der Hausfrau vonnöten. Es kann nicht genug betont werden, wie eine Fertigkeit auf diesen Gebieten auch in unseren Tagen noch so sehr als je zuvor von einschneidender Wichtigkeit ist; denn wenn eine Häuslichkeit ein Heim sein soll, muß sie eine geschickte und erfahrene Gattin und Mutter behaglich zu machen verstehen. Wichtig ist auch, daß sich unsere Mädchen im Verkehr sicher und anmutig bewegen lernen. Aber das genügt heute nicht mehr. Auch nicht mehr ein oberflächliches und halbes Allgemeinwissen.

Unsere Brüder und Söhne genießen jährlich zu Tausenden die Vorzüge einer ausgezeichneten Hochschulbildung — wer studiert heute nicht! Wollen also die Frauen nicht immer mehr und mehr

zum Spielzeug für ein paar müßige Stunden oder gar zur ausschließlichen Versorgerin des eheherrlichen Magens herabsinken, so muß ihr bisheriger Unterricht ergänzt und verbessert werden.

Die Kirche hat die Frau von der Geliebten und Sklavin des Mannes zu seiner Gefährtin, zur gleichberechtigten, wenn auch freilich zum Gehorsam verpflichteten Herrin seines Hauses erhoben. Diese Stellung kann das Weib nur dann einnehmen, wenn es auch geistig ebenbürtig neben dem Manne steht.

Solange die Mehrzahl der Männer ungebildet war, solange verschlug es weniger, wenn auch die Frauen nichts wußten — aber jetzt ist es anders, jetzt muß nachgeholt werden, was in den letzten Jahrzehnten, in den letzten Jahrhunderten an der Mädchenschule vernachlässigt worden, bis die Frau auch ihrer Bildung nach wieder auf der Höhe des Mannes ist. Dann kann sie ihren Beruf als Gattin und Mutter wieder ganz und in seinem edelsten Sinne erfüllen.

Man sage also nicht, das moderne Streben der Frau nach Wissen widerspreche irgend der kirchlichen Auffassung. Gab es je gelehrte Frauen, so sind sie sicher unter den Nonnen und Heiligen des Mittelalters und selbst der späteren Zeit zu finden: man denke nur an eine hl. Gertrud, eine hl. Theresia, eine Hroswitha von Gandersheim. Nennt die Kirche denn nicht auch die hehrste Frau des Christentums „Sitz der Weisheit".

Die Männer, welche sich über gelehrte Frauen so entsetzlich aufregen, haben ein Zerrbild vor Augen und denken an Damen in unweiblicher Tracht, die über ihren Büchern Kinder und Hauswesen vergessen. Der Schrecken ist nicht ganz so unbegründet, obwohl es zweifellos schlimmer und menschenunwürdiger ist, Kind und Haus um Kleider, Sport oder um weltlicher Vergnügungen willen zu vernachlässigen als um Kunst und Wissenschaft. Nur jenen Frauen, die studieren, um davon zu leben, nur denen ist das Studium berechtigterweise Hauptsache — allen anderen ist es ein Mittel, um ihre höchsten Pflichten vollkommen erfüllen, ihre höchsten Ziele erreichen zu können.

Ist es denn im Ernste zu glauben, daß eine unwissende Frau, deren Erfindungsgabe sich mit der Verbesserung ihrer Kochrezepte erschöpft, deren Interessenkreis nicht über ihre vier Wände hinausreicht oder sich höchstens noch auf Stadtklatsch erstreckt, oder eine andere, deren Hauptvertraute die Schneiderin, deren Lebensfreude ein oberflächlicher, nichtssagender Verkehr ist, wirklich der Mittelpunkt eines Heimes sein kann, in dem der Gatte Stärke und Freude für seine Berufspflichten, Verständnis und Würdigung der Schwierigkeiten seines Strebens findet?

Und für die Frau selbst! Wie schmerzlich ist es für sie, sich von dem ausgeschlossen zu fühlen, was ihres Gatten höchste Freude, sein edelstes Interesse ist; wie unendlich bitter für die Mutter, wenn sie merkt, daß ihr der Sohn, den sie mit nimmermüder Liebe aufgezogen, geistig entwächst. Sie muß ihn der Schule überlassen und fühlt, daß der Einfluß derselben stetig zunimmt, während ihr eigener schwindet. Wissenschaft und Kunst nehmen Herz und Sinn des Knaben gefangen, und die Mutter kennt und versteht den Reiz des Lernens nicht, sie weiß nur, daß die Wißbegierde gefährlich werden kann und ihr Kind vielleicht vom rechten Pfade ablenken wird. Wo sie leiten, führen, anspornen, für alles Gute und Schöne begeistern sollte, da kann sie nur warnen. Wie häufig antwortet ihr dann der Sohn: „Mama, das verstehst du ja gar nicht, das weißt du gar nicht", und weil sie fromm ist, liegt die Gefahr nur zu nahe, daß er in seiner Unerfahrenheit Frömmigkeit mit Unwissenheit identifiziere, „weil sie das alles nicht'weiß, drum ist sie fromm geblieben".

Wenn also das Zimmer der Mutter nicht wie in alten Zeiten etwa das Gemach der griechischen Frau bloß mehr ein Aufenthaltsort für unmündige Kinder sein soll, sondern wenn der Gatte dort auch fernerhin Anregung und Unterstützung seiner Ideen, der heranwachsende Knabe eine weise, verständige Leitung finden — wenn also die Mutter Mittelpunkt der Familie bleiben soll, dann muß sie eine der Bildung des Mannes ebenbürtige Bildung erhalten.

Also — gebildete Frauen für das Haus, gerade weil die Familie, die Pflichten der Gattin und Mutter etwas so ungemein Edles und Schönes sind.

Jene Männer, die in ihrer Frau keine Gefährtin, nur eine Haushälterin suchen, mögen sich trösten, es wird immer Frauen geben, wie es auch immer Männer gibt, denen ein höheres Wissen nicht zugänglich ist, unter denen können sie dann ihre Auswahl treffen.

Es handelt sich, wie gesagt, für die Frau um ihre heiligsten Güter, um die uneingeschränkte Hochschätzung ihres Mannes, um das Vertrauen, nur zu oft um die Seele ihrer Söhne.

Der Soldat kennt den Feind, gegen den er kämpfen soll, so lehre man auch die Frau den Feind kennen, mit dem sie um ihre Kinder ringen muß — ohne das Verständnis der Gefahr, ohne die nötige Ausrüstung wird sie ihn nicht besiegen können.

Außerdem! Jedes Wesen hat das Recht auf möglichste Vervollkommnung. Dies Recht ist zugleich eine Pflicht. Christus hat das Gleichnis von den vergrabenen Talenten nicht etwa nur zu den Männern gesprochen. Die Frau wird gewiß zur Verantwortung gezogen werden, wenn sie ihre höchste Seelenfähigkeit, ihren Verstand verkümmern läßt oder ausschließlich auf Dinge lenkt, die seiner nicht würdig sind. Wenn er hingegen richtig ausgebildet wird, so werden all ihre anderen Gaben, ihr Herz, ihr Gemüt dadurch ebenfalls entwickelt und erhoben, weil Wissenschaft und Kunst auf unsere ganze Seele einwirken, auf das Edelste, das wir auf Erden haben, auf Wahrheit und Schönheit hinlenken.

Die gebildete Frau wird weniger verschwommen fühlen, weniger instinktiv gutmütig handeln als ihre ungebildete Schwester, dafür aber im Urteil und in der Tat weiter, nachsichtiger und wahrhaft gütiger werden. Sie wird zu einer ganzen Persönlichkeit ausreifen, und das kommt wieder der Familie zugute.

Die Frauen wollen und sollen also lernen, nicht um sich auf eigene Füße zu stellen (glücklich jene, die es nicht müssen), sondern um ihren hehrsten Beruf, der ihnen jetzt so oft bei all ihrem Streben nach Vervollkommnung als Schranke vor die Augen gehalten wird, nicht nur aufopfernd, sondern auch wirksam erfüllen zu können.

Welch großen und heilsamen Einfluß wahrhaft gebildete Frauen dann nicht nur auf ihre Familie, sondern auch auf die geistige Entwicklung ihres Volkes, auf Künste und Wissenschaften nehmen, das zeigt die Geschichte von Aspasia bis zur Rahel.

Es hat immer einzelne wahrhaft gebildete Frauen gegeben, daß aber die Segnungen eines tüchtigen Unterrichts einer vielseitigen, höheren Schulung allen zugänglich werden, die Verlangen danach tragen — dies Bestreben ist neu!

Der Kath. Frauenbund in München hat diesem allgemeinen Bedürfnis und Verlangen Rechnung getragen, hat wissenschaftliche Kurse für Damen eingerichtet und dafür die ersten Kräfte der Münchener Hochschule gewonnen. Es ist das erste Unternehmen dieser Art von katholischer Seite und darum nicht freudig genug zu begrüßen.

Diese wissenschaftlichen Kurse bezwecken nicht etwa eine berufliche Ausbildung, sondern eine Erweiterung des Allgemeinwissens, sind aber so eingerichtet, daß sie sehr wohl als Grundlage für ein späteres eingehendes Studium dienen können.

Privatdozent Dr. theol. et phil. Ernest Lindl wird z. B. über die vorchristlichen, religiösen und kulturellen Zustände lesen, mit besonderer Würdigung der Stellung der Frau im Altertum. Privatdozent Dr. Ferdinand Birkner spricht über den vorgeschichtlichen Menschen und seine Kultur, mit besonderer Berücksichtigung Bayerns.

Damit ist der Untergrund für ein späteres, eingehenderes Studium der Geschichte geschaffen und wohl auch das Verständnis für unendlich viele Fragen erschlossen, die gerade auf diesem Gebiete heute Gelehrtenwelt und Tagespresse beschäftigen und in gebildeten Kreisen der Gegenstand leidenschaftlicher Erörterungen geworden sind.

Dr. H. Weiß in seiner Vorlesung über Kultur- und Charakterbilder aus der bayerischen Geschichte wird vielen Gelegenheit geben, eine empfindliche Lücke ihres Wissens auszufüllen oder die Erinnerungen aus den ersten Geschichtstunden der Kindheit aufzufrischen und zu ergänzen. Kirchengeschichte, I. Teil, „das christliche Altertum", wird Prof. Alois Knöpfler lesen. Gerade der Kirchengeschichte kann das unreife Kind unmöglich das nötige Interesse und das richtige Verständnis entgegenbringen. Gerade hier tut Vertiefung unserer Schulkenntnisse not, wo wir fast täglich angegriffen werden, wo unsere Unwissenheit nicht nur uns und anderen, sondern den Interessen unserer hl. Kirche schaden kann.

Dr. Hermann Dimmler liest „über die psychologischen Grundlagen des höheren Geisteslebens" und „System der Psychologie", I. Teil: Erkenntnis; mit besonderer Berücksichtigung der praktischen Aufgaben des Lehrens und Lernens. Selbstverständlich werden diese beiden Kurse nicht etwa nur für Lehrerinnen von Interesse sein, sondern in erster Linie auch für jede Mutter, die ihre Kinder mit Verständnis für ihre individuelle Eigenart erziehen und zu tüchtigen Menschen heranbilden — dann aber auch überhaupt für jeden, der seinem Nebenmenschen helfend, ratend, verstehend zur Seite stehen will. Hier gilt wirklich der so oft mißverstandene und mißbrauchte Satz: "Tout comprendre c'est tout pardonner." Wer die Menschen aus ihren seelischen Eigentümlichkeiten heraus begreifen lernt, wird gewiß milde urteilen, anderseits wird er aber auch seinen eigenen Weg sicherer und verständiger gehen können.

Professor Freiherr von Hertling wird in seiner Vorlesung „Gesellschaft und Staat" seinen denkenden Zuhörerinnen sicher Gelegenheit bieten, in dies heute oft besprochene und umstrittene Verhältnis Einblick zu bekommen und sich ein Urteil zu bilden.

Dr. Hermann Grauert mit seinen Vorlesungen über Dante, Dr. J. Schick mit seinen Interpretationen von Shakespeares „Hamlet" und Professor Dr. Berthold Riehl mit seinen Vorträgen über deutsche Kunst der Renaissance vertreten Literatur- und Kunstgeschichte. Besonders zu begrüßen ist das Thema, welches sich P. Expeditus Schmidt gewählt hat, nämlich „Die Hauptströmungen der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert von Heine bis Hauptmann." In unseren Tagen, in denen der Büchermarkt mit Werken verschiedenster Art überflutet wird, ist es gewiß sehr nützlich und notwendig auf das Wertvolle aufmerksam gemacht, vor dem Schädlichen und Unbedeutenden gewarnt zu werden. Vergangenheit lehrt bekanntlich die Zukunft kennen, d. h. wenn wir uns im Studium der Literatur der letztvergangenen Jahrzehnte das Urteil gebildet haben, werden wir das Neuerschienene, wenn es schlecht ist, mit geringem Schaden, wenn es gut ist, mit größerem Nutzen lesen können.

So wird jedem, welcher Geschmacksrichtung er sei, viel Anregendes, viel Interessantes geboten. Die Bedingungen sind überdies noch leichter als beim Volkshochschulverein, nämlich 10 Mk. für den ersten Kurs, 1 Mk. für jeden weiteren, und 30 Pf. Platzgebühr bei jedem Besuch. Die Karten werden in der Hofmusikalienhandlung von Bauer in der Maximilianstraße 5 verkauft.

Man bedenke wohl, daß es etwas ganz anderes ist, als Kind die notwendigsten Tatsachen und Daten der Welt- und Kunstgeschichte auswendig zu lernen, oder als erwachsener Mensch, wenn Urteil und Verständnis durch das Leben gereift worden sind, wieder an das Studium heranzugehen. Es ist ein großer Genuß, der Verkettung von Ursachen und Wirkung nachzuspüren, Vergleiche zwischen unserer Zeit und der Vergangenheit ziehen zu können und Kunst und Literatur nicht mehr vom Standpunkt des unmündigen Kindes urteilslos bewundern oder scheuen, sondern als fertiger Mensch abschätzen und mit Freude durchkosten zu können.

Es gilt zu zeigen, daß die katholischen Frauen der Wissenschaft und Kunst durchaus nicht so gleichgültig und geringschätzend gegenüberstehen, als oft gerne behauptet wird, und daß Frömmigkeit und Pflichttreue sehr wohl mit Bildung und solidem Wissen zu vereinen sind.



Bühnen- und Musikrundschau.

Beginn der Münchener Saison. Wahrhaftig, wir sind so weit — noch früher, als es bisher der Fall war, setzt er ein, zumal die Anzeigetafeln der Konzertarrangeure zeigen schon für die nächsten Tage eine erdrückende Fülle erfreulicher und — unnötiger Genüsse an. Wäre doch die gesamte Kritik beseelt, das Ihre zu tun im Interesse eines vernünftigen Maßes: sie wäre der erste und berechtigteste Faktor dazu und könnte, wenn sie einmal fest entschlossen wäre, das Wertvolle von dem Vielzuvielen und Unnötigen zu sondern, zuerst den Anstoß geben zu einer Verhinderung des Ueberangebotes und der Aufzucht musikalischen Proletentums. Doch alle diese Hoffnungen haben sich bisher als trügerisch erwiesen, und immer noch hat die neue Saison die vorhergehende geschlagen, und so wird's wohl auch in diesem Jahr bleiben; die ganze Kulturmenschheit sieht es als eine Lebensnotwendigkeit an, in diesem Musiksumpf zu waten. Sei es drum! Um so sicherer wird ein Umschwung erscheinen, und die Aenderung der Dinge wird von unten herauf kommen; wir halten die vernünftige Pflege guter und echter Hausmusik, wofür freilich erst wieder der rechte Sinn erwachen müßte, für das beste Mittel, dem Genuß im Hören seine behaglichste und am meisten vertiefende Form zurückzugeben.

Mit dem neuen Intendanten Freiherrn von Speidel ist nach den Aufregungen, die der Abzug Possarts mit sich brachte, auch im Kgl. Hoftheater zu München wieder volle Ruhe eingezogen. Bei der Vorstellung der Bühnenmitglieder erwähnte derselbe, daß die nächsten Wochen seinem vollen Einarbeiten in noch unbekannte Aufgaben dienen werden und somit fürs nächste nichts Neues und Entscheidendes zu erwarten ist. Gewiß in ihrer Bescheidenheit nur tüchtige Worte, die übrigens von der auswärtigen Presse in der glücklichsten Weise vervollständigt sind. Dieselbe weiß nämlich zu berichten, daß Intendant von Speidel die Annahme der Berufung davon abhängig gemacht habe, daß die angewachsene Schuldenlast der Hofbühnen vor seinem Amtsantritt vollständig getilgt werde und daß die Ernennung der Direktoren für Oper und Schauspiel erst nach gewonnenem völligen Einblick in den Betrieb und seine Notwendigkeiten erfolgen soll. Dieses Streben nach reiner Wirtschaft ist ebenso sympathisch wie die Absicht, die Erfahrung zum Lenker der Geschicke zu machen; das läßt für die Zukunft nur Gutes hoffen.

Kgl. Residenztheater in München. Das Oktoberfest brachte, allerdings ziemlich verspätet, eine Schwanknovität mit sich, deren Aufnahme ins Repertoire allerdings schon vor zwei Jahren, zu welcher Zeit das Stück auch an anderen Bühnen durchfiel, beschlossen war. Sie heißt „Der Taubenhof" und Jerome K. Jerome hat sie auf dem Gewissen. Auf eine Kritik des Stückes, das von Anfang bis zum Ende dem bekannten, einzigen unerlaubten Genre angehört, können wir verzichten; schade war's um das fast durchweg vorzügliche Spiel der Mitwirkenden. Es ereignete sich bei dieser Aufführung der seltene Fall, daß nach den Aktschlüssen nicht eine Hand zum Beifall sich rührte — lautlos sank der traurigste aller Schwänke in den Orkus der Zurückgewiesenen hinab.

Im Münchener Schauspielhaus ging es zu gleicher Zeit viel lebhafter her. Dort war man daran, Otto Julius Bierbaum einen lärmenden Erfolg zu bereiten, gelegentlich der Uraufführung seiner beiden Einakter „Das Cenacle der Maulesel" und „Die Schlangendame", die zusammen wieder den Kollektivtitel „Stilpe" tragen. Stilpe, der geistreiche Lump, ist ja der Held eines Romans und die Nebenperson einer Novelle desselben Verfassers, aus denen diese Einakter zurechtgezimmert sind. Der Erfolg, den Bierbaum seinerzeit gerade mit diesen Werken hatte, durfte ihn nicht bestimmen, ihn neuerdings fruktifizieren zu wollen; einen guten Witz erzählt man nicht zweimal und man bespiegelt sich nicht in seinem eigenen Können. Den Titelhelden spielte Hans Lackner ganz ausgezeichnet. Wieviel wirkliche Freude an dem öden Geistreichtun bei dem starken äußeren Erfolg mit beteiligt war, wage ich nicht zu entscheiden.

Verschiedenes. In Frankfurt a. M. hat es sich ereignet, daß ein Stück „Stürme" eines 18jährigen Nürnberger Primaners, namens Siegmund Neumann, mit ganz hübschem Erfolg zum ersten Male aufgeführt wurde. — In Bremen wurde eine Oper des Italieners Alfonso Rendano, namens „Consuelo", mit freundlichem Erfolg zum ersten Male aufgeführt; das Werk leidet an einem ungünstigen Libretto, welches Francesco Cimmino nach einem Roman von George Sand zurechtgemacht hat. Dagegen läßt die Musik nur eine günstige Meinung für die Zukunft dieses Komponisten zurück.

München. Hermann Teibler.

* * *

Uraufführung am Karlsruher Hoftheater. Am 3. Oktober erlebte „Blanscheflur", ein Minnedrama von Albert Geiger, am hiesigen Hoftheater seine Uraufführung. Das Drama zerfällt in zwei Teile: Maifest und Blanscheflur. Im heiteren Maimonat ist der Fürst von Parmenien, Rivalin, als Gast zu König Marke nach Cornwallis gekommen. Marke veranstaltet Turniere und Festlichkeiten zu Ehren des lieben Gastes. Rivalin gewinnt die Minne Blanscheflurens, der schönen Schwester des Königs. Niemand, auch Marke nicht, weiß um ihre Liebe. Doch nur von kurzer Dauer ist ihr Glück, denn die räuberischen Iren fallen ins Land ein. Sie werden zwar zurückgeschlagen, aber Rivalin wird bei dem Kampfe schwer verwundet. Der Arzt Nikodemus, den der König rufen läßt, gibt an, ihn nur dann heilen zu können, wenn der Kranke unbedingte Ruhe genießt. Da aber naht das Unglück vonseiten der Geliebten, von Sehnsucht verzehrt, von Angst gepeinigt, schleicht sie auf den Rat ihrer Milchschwester Goswina des Nachts als Aerztin in sein Zelt, um ihn zu sehen und durch ihre Anwesenheit zu stärken. Jedoch den stürmischen Bitten Rivalins vermag sie nicht zu widerstehen. Der Liebeswonne folgt jähe Ernüchterung. Rivalin wird von den Dienern tot in seinem Zelte aufgefunden. Blanscheflur aber eilt in ihrem Schmerze zu ihrem Bruder und bekennt sich als die Mörderin des Geliebten. Aber Marke, der sonst so gütige, verstößt sie in seinem Schmerze um den toten Freund und die verlorene Ehre. Da erbarmt sich der treue Marschall Rual der Verstoßenen, die sein Herr geliebt, und zieht mit ihr und der teuern Leiche heim nach Parmenien. Geigers „Blanscheflur" ist eine der besten dramatischen Leistungen seit langer Zeit. An Stimmungswerten ist das Drama reich. Rührend ist z. B. das Lied des Burgwärtels mit Hornbegleitung am Schlusse des ersten Teiles. Auch die übrigen Lieder, die nach Art der Minnesänger mehr gesungen als gesprochen wurden, haben unseren vollen Beifall. Die Sprache ist poetisch und wohlklingend, Eigenschaften, die auch Geigers übrige Schöpfungen haben. Von unmotivierter Sinnlichkeit, besonders in der Zeltszene, von der hyperkluge Lokalkritiker sprachen, konnten wir nichts bemerken; im Gegenteil wirkt das Werk trotz pessimistischen Anstrichs entschieden moralisch. Das Drama, dem vom Publikum lebhafter Beifall gespendet wurde, dürfte seinen Weg auch noch auf andere Bühnen finden.

Karlsruhe i. B. Jul. Dettling.

* * *

Theater- und Konzertleben am Rheine. In Köln, der heiligen Stadt, da gewöhnt man sich leicht das Schenken an, das da von altersher so gang und gäbe war. So stiftete Professor Isidor Seiß, der ganz plötzlich einem Gehirnschlag erlegen war, testamentarisch Hunderttausende seinen Kollegen am Konservatorium, seinen Schülern, den Volksschullehrern und Lehrerinnen, den Wohltätigkeitsanstalten usw. Er war ein Sachse, in Dresden geboren, wo man mehr zum Nehmen als zum Geben geneigt sein soll. Allein, wie gesagt, in Köln gewöhnt man sich an das Schenken. Wie viel Tausende sind nicht schon in den Nachsitzungen der samstägigen Konzertchen der seit 1812 bestehenden Musikalischen Gesellschaft beim Glase Wein in dem Konservatoriumssaale verschenkt oder gestiftet worden! Seiß

hat die Hunderttausende auch nicht mit seiner Kunst, mit Unterrichten oder gar mit Komponieren verdient. Gott Amor, der kleine Schäker, hatte den Mammon ihm gespendet. Das kam so: Seiß hatte eine Schülerin, die ihn liebte, und deren Vater war ein Millionär. Es kommt wohl öfters vor, daß Schülerinnen ihre Lehrer, besonders ihre Musiklehrer, lieben, aber doch selten, daß sie diese heiraten und ihnen einige Hunderttausende als Mitgift in die Ehe mitbringen. Und Isidor, so war der Rufname Seiß', wußte wie Shylok das Kapital klug zu mehren, so daß aus den Hunderttausenden eine Million und vielleicht noch etwas mehr wurde. Das Schicksal war ihm weniger hold als der kleine Liebesgott, denn früh verlor er die Gattin und in Geistesnacht siechte sein einziger Sohn dahin. — Zur selben Zeit, da das Konservatorium eine Trauerfeier für den Heimgegangenen inszeniert hatte, führte das sogenannte Strindberg-Ensemble das zwei Abende füllende Doppeldrama des schwedischen Dichters „Totentag" auf: eine schauerliche Ehestandskomödie!. Solche Sachen sind geeignet, dem Pessimismus, von dem alle Welt heute angekränkelt ist, noch mehr Nahrung zu geben. — Das beste Heilmittel gegen die Schwarzseherei ist die Kunst, die heitere Kunst. Diese Ansicht scheint auch Kommissionsrat Hasemann zu haben, indem er in seinem an der Bismarckstraße gelegenen Residenztheater allerlei lustigen Schnickschnack aufführen läßt, wie „Die Juxheirat", „Die Generalkomteß" und dergleichen mehr. Auch die Oper hat ein Einsehen und hat „Die neugierigen Frauen" und „Die lustigen Weiber von Windsor" wieder auf den Spielplan gebracht. — Das Schauspiel hingegen hat den Ehrgeiz, modern, hochmodern sein zu wollen. Die pessimistischen Komödien, die vor der Aufführung mit Tamtamschlägen angepriesen werden, verschwinden dann in der Regel nach wenigen Aufführungen geräuschlos hinter den Kulissen. Dem Kölner fehlt es an Geschmack für diese haut-goût-Dramen. Die vielen fremden Elemente, die nach dem mächtig aufblühenden Köln eingewandert sind, finden sich an den sogenannten literarischen Abenden im Alten Theater ein und finden die gräulichsten Dinge „entzückend". — Wahr ist es, daß der Kölner wie der Rheinländer überhaupt mehr musikalisch als literarisch veranlagt ist. Und noch eins: er liebt die Baukunst und baut gerne und läßt es sich was kosten. Dadurch ist Köln jetzt auch eine schöne Stadt geworden, in der sich's prächtig leben läßt. Das gönnen uns die Nachbarstädte nicht und graben uns das Wasser ab, wo sie nur können. Sie möchten uns über den Kopf wachsen. In Düsseldorf hat Louise Dumont ein neues Theater nebst obligater Schauspielschule errichtet. Barmen hat sich ein neues Theater von unserem Karl Moritz bauen lassen. Konzertschule und Musikhallen haben die westfälischen Städte jetzt alle. Die Söhne und Töchter der roten Erde haben — so brüsten sie sich — nicht mehr nötig nach Köln zu kommen. Auch Konservatorien gibt es jetzt da und dort. In diesen Talentkeltereien werden nun eine Unmasse von Sängern, Geigern, Pianisten und Organisten gezüchtet, die alle gehört sein wollen. Das hat zur Folge, daß man mit Konzerten überschwemmt wird. Diese Ueberschwemmung bringt den Gebern und auch den Besuchern eine bittere Enttäuschung: leere Säle und statt Einnahmen Schulden.

Köln. Hermann Kipper.

* *

Eine Uraufführung am Düsseldorfer Stadttheater. „Die Sünde Davids", Drama in drei Akten von Stephen Phillips, nach der autorisierten Uebersetzung für die Bühne bearbeitet von Dr. Schlismann-Brandt. Stephen Phillips neuestes Stück als Uraufführung auf den Düsseldorfer Brettern! Statt der Themse vernahmen diesmal der Rhein und die Düssel den Geniengesang des hervorragendsten lebenden Vertreters des modernen englischen Dramas. Oberst Mardyke vom Parlamentsheer im englischen Bürgerkrieg, bejahrter Kriegsmann und strenggläubiger Puritaner, nahm nach dem Tode seines Freundes dessen alleinstehende Tochter Mirjam, eine warmblütige Französin, in sein Haus, ließ sie durch seine Schwester Martha erziehen, gab ihr aber nicht nur den Vater, sondern beging die Unvorsichtigkeit, auch den Gatten der Herangereiften gleichzeitig zu schenken. Auf Rushlands Schloß, dem Besitze Mardykes, tagten die Offiziere des „Heiligen Heeres", um den jungen Leutnant Joyce, der sich an einer Jungfrau verging, wegen dieses Verbrechens abzuurteilen, konnten aber nicht einig werden, ob über Joyce das Todesurteil verhängt werden sollte, als plötzlich tönende Hörner den Befehlshaber Hubert Lisle meldeten, der den Ausschlag gab und den Frevler des Todes schuldig erklärte. Lisle verschwur sich dabei in heiliger Entrüstung, Gott möge die schwerste Strafe über sein Haupt kommen lassen, wenn er sich je selbst in ähnlicher Weise verginge. Er ahnte nicht, wie nahe er dem Falle war, als ihn Mardyke der Obhut seiner schönen jungen Frau als Gast anvertraute. Mirjam kredenzt Lisle den Willkommbecher, er trinkt Zaubergluten der sündigen Wonne, kämpft vergebens wider seine Natur, als während eines Gewitters ein Schuß fällt. Mirjam erfährt auf ihre Frage, daß es der Todesschuß für Joyce gewesen, und den Grund, warum Lisle das Urteil vollstrecken ließ. Sie findet das Urteil allzuhart, ist aber später ihrer nicht Herr und bekennt dem in blühender „Romeo und Julia"-Poesie redenden Hubert Lisle: „Ich harrte deines Kommens". Inzwischen vergeht sich der alte Mardyke, geärgert durch das müßiggängerische Lautenspiel Mirjams und ihren Mangel an Häuslichkeit, so weit, sie tätlich anzugreifen und ihr das Handgelenk so wüst zu drücken, daß Lisle die Flecken bemerkt. Zur selben Zeit kommt Nachricht, das Schloß Bollingbrook müsse in Feindeshand verbleiben, wenn nicht sofort ein kühner Kriegsmann, von einer gefährlichen Stelle aus, sein Leben wage. Schnell wie David beschließt Lisle, wie jener weiland Urias, den alten Mardyke in den Todeskampf zu senden. Mirjam wird wie Bathseba des Mächtigeren Weib. In dem fünf Jahre später spielenden Akt stirbt das Kind der Sünde, der kleine Hubert. Lisle entdeckt, durch den Jammer Mirjams gerührt, er habe vor fünf Jahren am gleichen Tage den Oberst in den sicheren Tod gesandt, dies sei die Strafe Gottes. Obwohl Mirjam in edler Wallung von dem Mörder ihres ersten Gatten nichts wissen will, gelingt es doch der bestechenden Suada Lisles, die Zürnende zu versöhnen. — Die zwei ersten Akte zeigen talentvolle Anläufe eines poesiereichen jungen Dramatikers. Der letzte Akt ist total undramatisch, bühnenschwach wie eine umgearbeitete Romandichtung. Von einem Konflikte in höherem Sinne merkt man nichts, jedoch ist Phillips insofern Gerhard Hauptmann über, als dieser die Verirrungen des Blutes in seinem Fuhrmann so roh malt, daß er Henschel gleichsam vor den Augen seiner sterbenden Frau ein Liebesverhältnis mit einer verkommenen Magd führen läßt, während Stephen Phillips die Gewissenskämpfe der Opfer der Verirrungen betont. Direktor Ludwig Zimmermann sorgte für ein tadelloses Ensemble, bestgestimmteste Dekorationskunst und Dr. Schlismann-Brandt für eine einwandfreie Korrektur der schlechten Uebersetzung durch Nachdichtung.

Düsseldorf. Joseph Schneiders.

Kleine Rundschau.

Der Deutsche Charitasverband hielt unter dem Vorsitze von Monsignore Dr. Werthmann (Freiburg) in Dortmund seine 10. Hauptversammlung ab. Der Herr Präsident sprach über Notwendigkeit, Verbreitung und Tätigkeit des Charitasverbandes. Westfalen gebühre das Verdienst, im Jahre 1891 den ersten Anstoß zu diesen charitativen Bestrebungen gegeben zu haben. Die Zeitschrift für die Werke der Nächstenliebe im katholischen Deutschland zähle gegenwärtig 5200 Abnehmer. In zehn Krankenkursen wurden im letzten Jahr 235 Pflegerinnen ausgebildet. Die Zahl der Krankenbesuche betrug 31,000. Dankbar sei anzuerkennen, daß die Vertreter der evangelischen Charitas den Bestrebungen des Verbandes näher treten und sie unterstützen wollten. Es wurde der Zusammenschluß der charitativen Vereine in jeder Stadt zu einem Lokalverband empfohlen, damit eine intensivere Tätigkeit entfaltet werden könne. Landesrat Horin (Düsseldorf) sprach über Abhaltung von Charitaskursen. Generalsekretär Dr Pieper M.-Gladbach befürwortete soziale Unterrichtskurse für Arbeiter. Gleichzeitig mit dem Charitasverbande tagten unter zahlreichem Besuche der Priesterabstinentenbund und das Katholische Kreuzbündnis. Da im letzten Geschäftsjahre die Einnahmen hinter den Ausgaben (60,000 Mk.) des Charitasverbandes zurückgeblieben sind, möchten wir die pekuniäre Unterstützung desselben dem doch sonst so opferwilligen katholischen Deutschland aufs wärmste empfehlen.

Dr. B.

Deutsche Lebensversicherungsbank, Aktiengesellschaft in Berlin. In der Zeit vom 1. Januar bis 1. Oktober 1905 wurden 4267 Anträge mit einer Versicherungssumme von Mk. 8645,900.— eingereicht und 4008 Policen mit einer Versicherungssumme von Mk. 7797,800.— neu ausgefertigt. Der Versicherungsbestand hat die Höhe von 82 Millionen überschritten.

Für die Opfer der Erdbeben in Süditalien

sind bei der „Allgemeinen Rundschau" eingegangen bisher Mk. [illegible]
Frz. Kappel, Artern . . . . „ 10[illegible]
A. S. . . . . „ [illegible]
Summa: Mk. [illegible]

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: C. Joh. Oehninger in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 43. München, 21. Oktober 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Die Satzung für die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Von

Justizrat Dr. Porsch,

Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses.

Von befreundeter Seite sind mir die Nummern 35—40 der Münchener Wochenschrift „Das Zwanzigste Jahrhundert" (vom 27. August bis 1. Oktober 1905) zugesandt worden. In zwei Artikeln „Zum Katholikentag 1905" der beiden ersten Nummern wird unter anderem darüber geklagt, daß Lokalkomitee und Vorstand der Straßburger Generalversammlung einen Antrag der Münchener Krausgesellschaft gegen die Vermengung von Religion und Politik zur Verhandlung gar nicht zugelassen haben. Durch diese Ablehnung seien die Vertreter der Krausgesellschaft erst mit einer Tatsache bekannt geworden, die ihnen sowie vielleicht den meisten Katholiken Deutschlands bisher entgangen war, nämlich mit einer in Regensburg erfolgten wesentlichen Veränderung der Satzungen der Katholikentage, die dort in der dritten geschlossenen Versammlung durch die Bemühung der Herren Dr. Porsch und Dr. Bachem ohne Debatte en bloc angenommen worden seien.

In vier weiteren Artikeln der vier letztgenannten Nummern wird das dann des näheren ausgeführt unter dem schönen Titel: „Krausgesellschaft München. Die neuen Satzungen der Katholikentage. Ein Anschlag auf die Freiheit der Katholikentage, geschehen zu Regensburg 1904." Es werden alle Bestimmungen der alten und neuen Geschäftsordnung, jetzt Satzung genannt, verglichen. Es werden sogar redaktionelle Verstöße derselben (§ 4 und 16) gerügt, welche gar nicht existieren, weil auch hier der Kritiker die Geschäftsordnung mißversteht. Die eigentliche Klage geht dahin, daß das Werk „drei wichtige Modifikationen in den §§ 4, 14 und 16" enthalte; diese ganze Rechtsverschiebung gehe dahin, „die Macht und Freiheit der Katholikenversammlung auf ein Minimum zu reduzieren und dieselbe ganz der Leitung und Vormundschaft des Zentralkomitees unterzuordnen." Als „Wissender" desselben habe der Präsident des Regensburger Katholikentages, welcher dem Schreiber dieser Zeilen denkbar nahe steht, „jede Diskussion" über die von diesem Komitee beantragte Statutenänderung „zu verhindern" und eine Annahme derselben en bloc ohne Besprechung der einzelnen Veränderungen „in unparlamentarischer Weise" zu erzielen sich bestrebt. Die Ausführungen kommen nach einer Reihe von beleidigenden Angriffen bald gegen das Zentralkomitee, welches das Vertrauen der deutschen Katholiken „schmählich mißbraucht" habe, bald gegen einen „kleinen Kreis von Männern", welcher „das Ansehen des Zentralkomitees und der in ihm vertretenen hohen Namen mißbraucht" habe, zu dem Schluß: „Es ist ein öffentliches und gemeinsames Interesse aller Katholiken Deutschlands, daß ihre jährlichen Generalversammlungen volle Selbstbestimmung und Beratungsfreiheit besitzen, und daß das Treiben einer Clique, welche sich die Beherrschung der Katholikentage erschleichen will, entlarvt und zuschanden gemacht wird. Wir rufen den Katholiken Deutschlands zu: Wachet auf und gebet acht, daß euer Vertrauen nicht ferner mißbraucht und euere Freiheit nicht ferner umgarnt werde."

Mit wachsendem Erstaunen habe ich diese Artikel eines Mannes gelesen, welcher in seinem Wesen anscheinend mit einer Fülle von Vorurteilen gegen Angehörige des Zentrums einen vollständigen Mangel an Kenntnis der Formen parlamentarischen Verfahrens und an Kenntnis der Tradition unserer Katholikenversammlung verbindet.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, mich mit einem solchen Kritiker in eine Polemik einzulassen. Ich müßte dazu einen Ton anschlagen, den ich mir nicht zumuten will. Es ist auch nicht notwendig, die Katholiken Deutschlands vor der Stimme eines solchen Rufers zu warnen. Aber nachdem eine Reihe von Blättern, fast ausschließlich liberaler Richtung, die beleidigende Anklage übernommen haben, auf dem Regensburger Katholikentage seien die Rechte unsrer Generalversammlungen in den wesentlichsten Punkten verkürzt worden und zwar in unparlamentarischer Weise und unter beabsichtigter Verhüllung dieses Zieles, scheint es mir allerdings notwendig zu sein, diesen Angriffen gegenüber die Wahrheit festzustellen und zwar unter Verzicht auf jede Polemik. Der Präsident des Regensburger Katholikentages ist der Mittelpunkt dieser Angriffe. Deshalb will gerade ich hier in möglichster Kürze darlegen, welche Aenderungen die §§ 4, 14 und 16 bringen, und wie die neue Satzung fertig gestellt worden ist.

Die Katholikentage sind nicht mehr Delegiertentage, auf welchen nur besonders zu legitimierende Abgeordnete stimmberechtigt sind, sondern jeder, welcher behauptet, katholisch zu sein und X X zu heißen, erhält eine Mitgliedskarte auf diesen Namen gegen Erlegung der Gebühren ohne weiteres ausgestellt. Das kann mißbraucht werden und deshalb bestimmte in § 4 die alte Satzung:

„Sind Männern, welche notorisch in ihrem öffentlichen Wirken und Auftreten eine akatholische Gesinnung an den Tag legen, Legitimationskarten erteilt worden, so kann das Lokalkomitee oder der Vorstand der Generalversammlung verfügen, daß die Namen derselben in dem Mitgliederverzeichnis nicht aufgeführt werden. Auf Verlangen ist ihnen der für die Legitimationskarte bezahlte Betrag zurückzuerstatten.

Ueber etwaige Beschwerden gegen die Beschlüsse des Lokalkomitees oder des Vorstandes entscheidet die Generalversammlung in geschlossener Sitzung."

Dagegen bestimmt die neue Satzung:

„Ist einem Manne, welcher in seinem öffentlichen Wirken und Auftreten eine akatholische Gesinnung an den Tag legt, eine Mitgliederkarte erteilt worden, so kann das Lokalkomitee oder der Vorstand der Generalversammlung ihm die Mitgliederkarte entziehen. Der für dieselbe gezahlte Betrag ist in diesem Falle zurückzuerstatten.

Ueber Beschwerden gegen solche Beschlüsse des Lokalkomitees entscheidet endgültig der Vorstand der Generalversammlung."

Durch die neue Satzung ist allerdings der geschlossenen Generalversammlung die Entscheidung über solche Beschwerden entzogen. Aber das machte die Entwicklung der Generalversammlung notwendig. Die sogenannten geschlossenen Versammlungen finden jetzt vor hunderten und tausenden Mitgliedern, vor dutzenden von Zeitungsberichterstattern und unter der Aufmerksamkeit unserer gesamten Presse statt. In einer solchen Oeffentlichkeit über die akatholische Gesinnung, über das öffentliche Wirken und Auftreten eines einzelnen Mannes verhandeln, das ist ein einfaches Ding der Unmöglichkeit. Nicht um die Rechte der Versammlung zu kürzen, sondern im Interesse eines etwaigen Beschwerdeführers selbst ist diese Aenderung getroffen worden, die sachlich auch ganz belanglos sein dürfte. Denn meines Wissens ist bisher noch nie eine Mitgliedskarte entzogen worden; keine der Stellen, welche ich darüber befragte, wußte sich auf einen solchen Fall zu erinnern. Hoffentlich kommt er auch in Zukunft nicht vor.

§ 14 der alten Satzung besagte nur, wie die einzelnen Ausschüsse zu konstituieren seien. Er besagte nichts, ob und wie über die Ausschußberatungen an die geschlossene Generalversammlung zu berichten sei.

Die neue Satzung fügt deshalb den neuen Absatz hinzu:

„Ueber die in jedem Ausschusse angenommenen Anträge erstattet der Vorsitzende desselben in der geschlossenen Generalversammlung einen das Wesentliche der Beratung enthaltenden gedrängten Bericht."

Dieser Absatz will in keiner Weise das Beratungsrecht der geschlossenen Versammlung auf die von den Ausschüssen angenommenen Anträge beschränken. Wenn der Ausschußvorsitzende über die gedruckt vorliegenden Anträge referiert, dann muß er naturgemäß zum mindesten auch erwähnen, welche von diesen Anträgen abgelehnt worden sind. Inwieweit dabei über den Inhalt der Debatte zu berichten ist, unterliegt, wie seit jeher, dem Ermessen des Referenten. Der Ausschuß kann ihn ausdrücklich beauftragen, über eine Debatte ausführlich zu berichten. Es ist auch jedes Mitglied der Generalversammlung geschäftsordnungsmäßig berechtigt, einen im Ausschuß beratenen und abgelehnten Antrag in der geschlossenen Generalversammlung wieder aufzunehmen. Es wird also niemand durch den neuen Absatz in seinen Rechten gekränkt. Es ist aber schon sehr oft vorgekommen, daß die Ausschußberatung selbst den Antragsteller von der Haltlosigkeit seines Antrages überzeugt hat. Es ist nicht abzusehen, weshalb man dem Referenten die Pflicht auflegen soll, auch die Einzelheiten solcher Debatten mitzuteilen.

Die wichtigste Aenderung soll § 16 der Satzung enthalten. Die alte 1872 in Breslau angenommene Satzung bestimmte:

„Das Lokalkomitee und der Kommissar der Generalversammlung prüfen die vor Eröffnung der Generalversammlung eingelaufenen Anträge und besorgen, soweit tunlich, deren Drucklegung."

Seit Krefeld 1898 ist an Stelle des Kommissars das Zentralkomitee wieder getreten.

Nach diesem Wortlaut war das Lokalkomitee berechtigt, alle Anträge, welche ihm nicht tunlich erschienen, von der Drucklegung auszuschließen und zurückzuweisen. So ist es auch immer gehandhabt worden. Dementsprechend heißt es in dem alten Leitfaden für das Lokalkomitee zur Vorbereitung der Generalversammlung ꝛc. (abgedruckt z. B. im Sten. Bericht von Köln 1894, S. 22, § 7): „Die Rednerkommission hat ferner im Einvernehmen mit dem Kommissar der Generalversammlung die einzelnen einlaufenden Anträge zu prüfen, über deren Zulässigkeit ein Urteil abzugeben ꝛc." Also auch auf Grund der alten Satzung hätte der Antrag der Krausgesellschaft in Straßburg von vornherein zurückgewiesen werden können.

Ein Rechtsmittel gegen einen solchen Beschluß des Lokalkomitees gab es nicht. Es ist also nichts geändert und verschlechtert, sondern nur, entsprechend der stetigen Praxis der Katholikentage, die oben mitgeteilte Bestimmung des § 16 juristisch präziser gefaßt und es ist ein bisher nicht bestehendes Rechtsmittel neu hinzugefügt worden, wenn es in der neuen Satzung heißt:

„Das Lokalkomitee und das Zentralkomitee beziehungsweise seine (d. h. des Zentralkomitees) Vertreter prüfen gemeinschaftlich unter Zuziehung von Vertretern derjenigen katholischen Vereinigungen, welche sich die Förderung der auf der Generalversammlung behandelten Interessen zum Ziel gesetzt haben, die an die Generalversammlung eingelaufenen Anträge, und entscheiden darüber, ob sich dieselben nach Inhalt und Form zur Beratung auf der Generalversammlung eignen.

Gegen die Ausschließung eines zur Beratung auf der Generalversammlung für ungeeignet erachteten Antrages kann der Antragsteller, wenn er Mitglied der Generalversammlung ist, die Entscheidung des Vorstandes der Generalversammlung anrufen; der Vorstand entscheidet endgültig."

Man sollte meinen, daß die Generalversammlung froh sein kann, wenn ihr die Verhandlung über einen Antrag erspart wird, den das Lokalkomitee, das Zentralkomitee und der Vorstand der Katholikenversammlung für ungeeignet erachten.

Selbst in einem Parlament hat nicht jeder einzelne Abgeordnete das Recht, Anträge zu stellen und deren Beratung zu verlangen. Es wird dazu in der Regel noch eine größere Anzahl von Antragstellern verlangt. Wie ich oben schon hervorgehoben habe, ist der Katholikentag aber gar nicht einmal ein Delegiertentag. Auch hinsichtlich der Antragstellung muß gegenüber der leichten Erlangbarkeit der Mitgliedskarte eine Möglichkeit bestehen, den Katholikentag und seine Würde zu schützen. Diesen Schutz fand man seit Dezennien in der Möglichkeit, untunliche Anträge zurückzuweisen; es ist davon seit jeher Gebrauch gemacht worden, ohne daß bis jetzt darüber jemand Lärm geschlagen hätte.

Gewiß sind diese der Leitung der Katholikentage eingeräumten diskretionären Befugnisse rein theoretisch betrachtet sehr weitgehender Art. Aber sie sind notwendig und sie sind möglich, so lange die Leitung der Katholikentage das Vertrauen der zu ihrer Kirche treuhaltenden Katholiken Deutschlands genießt, und solange sie dieses rechtfertigt. Sie würde es gefährden und verlieren, wenn sie mit ihren Befugnissen Mißbrauch triebe in Entziehung von Mitgliedskarten oder in Zurückweisung von Anträgen, ebenso wie der Präsident der Versammlung deren Vertrauen einbüßen würde, wenn er mit der ihm notwendig zuzusprechenden diskretionären Befugnis, einem Redner das Wort zu entziehen, je Mißbrauch treiben wollte.

Dabei steht die Leitung der Katholikentage unter der beständigen Kontrolle der Oeffentlichkeit. Jeder, der sich von ihr durch Zurückweisung eines Antrages oder sonst beschwert fühlt, findet für seine Beschwerden bereitwillig Raum in der zahlreichen antikatholischen Presse und er bekommt da selbstverständlich immer recht.

Das ist der Inhalt des „Anschlages auf die Freiheit der Katholikentage, geschehen zu Regensburg 1904."

„Es erübrigt die Frage, wie diese Neuerung durchgeführt wurde und wer der Urheber dieses **Staatsstreiches** war."

Schon gelegentlich der Neißer Versammlung hatte das 1898 neu ins Leben gerufene Zentralkomitee am 31. August 1899 — ich zitiere nach den Protokollen — beschlossen, einen Neudruck der Geschäftsordnung zu veranstalten, da sie mehrfache Veränderungen durch die Beschlüsse der Generalversammlung erfahren hat. „Zuvor jedoch sollen Abzüge desselben durch das Neißer Lokalkomitee den Mitgliedern des Zentralkomitees behufs nochmaliger redaktioneller Prüfung übermittelt werden."

Gelegentlich der Bonner Versammlung beschloß das Zentralkomitee am 2. September 1900 „die Beschlußfassung über die Neufassung bis zur nächsten Zentralkomiteesitzung auszusetzen". Die Abänderungsanträge sollten den Komiteemitgliedern vorher womöglich gedruckt bekannt gegeben werden.

Am 28. Dezember 1900 zu Mainz wurden eine Reihe von Abänderungen in Geschäftsordnung und Leitfaden beschlossen, eine Subkommission sollte der nächsten Sitzung des Zentralkomitees die entsprechend geänderte Geschäftsordnung bzw. den Leitfaden vorlegen. Das Zentralkomitee hat in Osnabrück am 25. August 1901 die einzelnen Punkte geprüft und festgestellt. In seinem Bericht hierüber sagte der Präsident des Zentralkomitees, Graf Droste, auf der Katholikenversammlung zu Osnabrück am 26. August 1901 (Stenogr. Bericht S. 96) u. a.:

„Es ist nicht möglich, heute noch ein fertiges Druckexemplar vorzulegen; wir werden das nachholen und Sie werden die nun abgeänderte Geschäftsordnung sowie den Leitfaden in dem stenographischen Berichte finden, der ja nach unserer Generalversammlung Ihnen allen zugestellt wird. Materielle Aenderungen haben nicht stattgefunden."



Eine weitere und eingehendere Revision der Geschäftsordnung wurde nach der Kölner Generalversammlung 1903 von dem Abg. Gröber veranlaßt, zunächst durch eine Besprechung in der „Kölnischen Volkszeitung", sodann durch formulierte Anträge, welche er dem Justizrat Custodis, dem Vorsitzenden des Kölner Lokalkomitees, vorlegte. Custodis selbst arbeitete gleichfalls Abänderungsvorschläge aus und von dem Mitgliede des Zentralkomitees Franz Brandts in M.-Gladbach lief ein wichtiger Antrag in derselben Richtung ein. Ueber die weitere Behandlung dieser Sache besagt das Protokoll der Sitzung des Zentralkomitees zu Mainz am 29. Dezember 1903:

„VI Die vorliegenden Anträge der Herren Brandts, Custodis und Gröber auf Abänderung der Geschäftsordnung für die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands und des Leitfadens für das Lokalkomitee werden einer Subkommission, gebildet aus den Herren Justizrat Karl Custodis-Köln, Verleger F. X. Bachem-Köln und Dr. Pieper-M.-Gladbach überwiesen mit dem Auftrage, die Anträge zu sichten, in Druck zu legen, den Mitgliedern des Zentralkomitees mit der Bitte um deren Gutachten zu übersenden, diese gesammelten Gutachten nebst den Anträgen nochmals den Mitgliedern des Zentralkomitees zur Kenntnisnahme zu überreichen und auf Grund dieser Gutachten und unter Zuziehung der Antragsteller die Anträge als Vorschläge zu formulieren, die einer Sitzung des Zentralkomitees zu unterbreiten sind. Dem Lokalkomitee für die Generalversammlung zu Regensburg wird anheim gegeben, unter Berücksichtigung der gestellten Anträge nötigenfalls eine interimistische Regelung der durch die Anträge berührten Geschäfte der Generalversammlung zu treffen, soweit dies innerhalb der geltenden Geschäftsordnung und des Leitfadens statthaft ist."

Diese Sitzung des Zentralkomitees, welche vom frühen Morgen bis zum späten Abend dauerte, fand am 20. August 1904 in Regensburg statt. Ein über dieselbe aufgenommenes Protokoll besagt:

„VIII. Das Zentralkomitee erklärt sich nach dem früheren Usus, der unter anderem im Jahre 1871 eingehalten wurde, für kompetent, die in der letzten Sitzung des Zentralkomitees zu Mainz beratene Abänderung der Geschäftsordnung der Generalversammlungen zu beschließen und in der geschlossenen Generalversammlung zur en bloc-Annahme durch den Präsidenten vorschlagen zu lassen. Der Name „Geschäftsordnung" soll durch „Satzung" ersetzt werden.

In mehrstündiger Beratung wird die Abänderung der Satzung beschlossen (vergleiche Anlage); die Abänderung des Leitfadens für das Lokalkomitee soll in der Ende Dezember zu Frankfurt a. M. stattfindenden Sitzung des Zentralkomitees beschlossen werden. Dieser Beschluß erfordert nicht die Genehmigung der Generalversammlung."

In der geschlossenen Versammlung zu Regensburg am 23. August 1904 teilte darüber in seinem Bericht namens des Zentralkomitees Graf Droste mit, daß das Zentralkomitee sich einen Entwurf der neuen Satzung durch Parlamentarier und sonstige auf diesem Gebiet sehr geübte Kräfte habe ausarbeiten lassen und diesen Entwurf einer gründlichen Bearbeitung unterzogen habe; der Entwurf liege bereits gedruckt vor und werde zunächst dem Ausschuß vorgelegt und sodann der Sanktion der Generalversammlung unterstellt; er hoffe, daß die Versammlung den Wünschen des Zentralkomitees entsprechen und die vorgeschlagenen Aenderungen sanktionieren werde. (Stenogr. Bericht S. 322).

Hierauf sagte der Präsident des Katholikentages, dessen Interesse in der sachgemäßen Erledigung der Geschäfte liegt, (Stenogr. Bericht S. 326):

„Eine sehr große Tat ist die Fertigstellung der Neuredigierung der Geschäftsordnung. Sie hat eine außerordentliche Mühe gemacht, was man ihr vielleicht gar nicht so ansieht, wenn man die Paragraphen in die Hand bekommt. Sie ist sehr genau vorbereitet worden. Wir haben am letzten Samstag hier eine lange Reihe von Stunden darauf verwendet, um das durchzuberaten. Herr Graf Droste hat sich dahin geäußert, daß der Druck noch nicht fertiggestellt ist, sondern es ist erst der Korrekturbogen vorhanden; die Verteilung wird also erst heute Abend oder morgen stattfinden können. Nun möchte es aber doch zweifelhaft sein, ob der Ausschuß in der Lage sein wird, diese ganze, lange Geschäftsordnung durchzuberaten. Ich würde es auch, offen gestanden, gar nicht zweckmäßig finden; denn diejenigen Herren, die die Geschäftsordnung vorbereitet haben, waren nur ein kleiner Kreis und es waren ausschließlich Herren, die auf dem Gebiet unseres Versammlungswesens schon sehr viel Erfahrung haben. Bei aller Hochachtung vor der Arbeit unseres Ausschusses möchte ich doch meinen, daß bei einer Zufallsmajorität, die sich dann etwa einstellen könnte, es dort nicht geraten ist, ein solches einheitlich durchgearbeitetes Werk im einzelnen zu debattieren. Ich würde daher ganz unmaßgeblicher Weise vorschlagen — d. h. der Ausschuß ist ja vollständig souverän —, daß vielleicht der Ausschuß, wenn er sich auch über die einzelnen Paragraphen äußert, schließlich en bloc das annimmt, was vorgeschlagen ist, und daß wir es dann auch in der geschlossenen Versammlung so machen. So ist wenigstens verfahren worden bei der Geschäftsordnung, die auf der Katholikenversammlung in Breslau im Jahre 1872 vorgelegt worden ist. Auch dort ist eine en bloc-Annahme erfolgt. Es geschieht auch niemand ein Unrecht; denn wer bei genauem Studium der Sache später findet, daß es nicht ganz seinem Geschmack entspricht, der ist ja in der Lage, für das nächste Jahr in Straßburg einen Antrag vorzubereiten. Es ist jedenfalls immer mißlich, wenn eine sorgfältig vorbereitete Sache plötzlich umgeändert werden soll. Mein unmaßgeblicher Vorschlag geht also nochmals auf en bloc-Annahme im Ausschuß. Die Herren können, sobald die Geschäftsordnung verteilt ist, im Ausschusse sehen, was zu machen ist."

Mit Bezug auf diese Aeußerungen des Präsidenten sagte am Schluß dieser geschlossenen Versammlung der Abg. Dr. Karl Bachem (Sten. Ber. S. 352):

„Meine Herren! Die Sitzungen des Ausschusses sind geschlossen. Inzwischen ist uns neuerdings durch das Präsidium, wie Sie vorhin gehört haben, ein weiterer und zwar sehr wichtiger Antrag überwiesen worden, nämlich der Antrag, welcher dahin geht, die revidierten Satzungen für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands vorzuberaten und hernach der Generalversammlung darüber Bericht zu erstatten. Es ist also notwendig, daß die Verhandlungen des Ausschusses wieder eröffnet werden. In meiner Eigenschaft als bisheriger Geschäftsführer des Ausschusses teile ich mit, daß diesen Nachmittag ½3 Uhr in demselben Lokale wie gestern, also in dem dafür angewiesenen Zimmer des Lyzeums, die Fortsetzung unserer Beratung stattfindet über diesen Antrag und ich lade Sie alle freundlichst ein, dieser Beratung beizuwohnen."

An der Ausschußsitzung habe ich nicht teilgenommen; ich kann über dieselbe also nicht berichten. In der geschlossenen Versammlung des folgenden Tages (Mittwoch) referierte (Sten. Ber. S. 393) Dr. Bachem:

„Die Herren werden sich erinnern, daß gestern dem Ausschusse der Auftrag gegeben worden ist, die Geschäftsordnung vorzuberaten. Der Ausschuß ist in eine Verhandlung über die Geschäftsordnung eingetreten und hat beschlossen, bei ihnen zu beantragen, die Geschäftsordnung en bloc anzunehmen. Es wurde berichtet, daß die Geschäftsordnung unter maßgebender Beteiligung von erfahrenen Praktikern unserer Generalversammlung auf das Sorgfältigste vorbereitet sei und es ist naturgemäß nicht wohl möglich, in einer großen Versammlung die einzelnen Paragraphen durchzuarbeiten. Ich glaube daher auch Ihnen empfehlen zu sollen und tue das namens des Ausschusses, en bloc die Geschäftsordnung anzunehmen."

Darauf fragte der Präsident des Katholikentages (Sten. Ber. S. 394) die Versammlung: „Wünscht einer der Herren das Wort?"

Und als das nicht der Fall war fuhr er fort:

„Das ist nicht der Fall. Dann darf ich annehmen, daß die Versammlung dem Antrage des Ausschusses auf en bloc-Annahme der Geschäftsordnung zustimmt."

Dem widersprach niemand. Der Präsident schloß also:

„Ich stelle das fest."

Nachdem der Präsident festgestellt hat, daß niemand aus der Versammlung widerspricht, erübrigt sich hierdurch die Vornahme einer nochmaligen Abstimmung, weil eben die ganze Versammlung einstimmig ist. Das ist parlamentarisch korrekt. So wird z. B. im Preußischen Abgeordnetenhause jetzt immer verfahren.

Aehnlich ist auch 1872 bei Feststellung der alten Geschäftsordnung der Katholikenversammlungen vorgegangen worden. Die Düsseldorfer Generalversammlung 1869 hatte dem damaligen Zentralkomitee den Auftrag gegeben, eine neue Geschäftsordnung zu entwerfen. 1871 in Mainz wurde dieser Entwurf der Sektion für Formalien zur Vorberatung übergeben (Sten. Ber. S. 49). Demnächst wurde in der geschlossenen Versammlung mit der Einzelberatung begonnen, nachdem der Präsident Baudri erklärt hatte (S. 116):

„Sie wissen alle aus Erfahrung, daß die Diskussion von Geschäftsordnungen eines der langwierigsten und sogar langweiligsten Geschäfte ist. Ich möchte Sie deshalb bitten, daß nur diejenigen Gegenstände etwa zur Sprache gebracht werden, die von einiger Bedeutung sind, daß es nicht bloße Formalien sind, an denen wir uns zu lange aufhalten. Ich bitte Sie, dieses zu berücksichtigen und wenn nicht erhebliche Bedenken bei den einzelnen Paragraphen auftauchen, lieber das Unbedeutendere beiseite zu lassen, damit wir rasch durchkommen, da wir noch sehr viel des Wichtigeren vor uns haben."

Es entspann sich nun eine sehr lange Debatte schon über die Ueberschrift. Nach der Abstimmung hierüber glaubte der Präsident, daß nun verschiedene Paragraphen würden danach

abgeändert werden müssen. Er beantragte deshalb, den Entwurf an den Ausschuß zurück zu verweisen, um die Aenderungen vorzunehmen und darüber zu referieren (S. 123); das geschah. Ueber die erneuten Ausschußverhandlungen referierte am folgenden Tage Frhr. Felix v. Loë (S. 204):

„Sie haben gestern den Entwurf einer neuen Geschäftsordnung beraten, und der Beschluß hinsichtlich des Titels war die Veranlassung, den Entwurf an den Ausschuß zur nochmaligen Revision zurückgehen zu lassen. Der Ausschuß hat gestern die Beratung vorgenommen und kam auf Grund eingehender Erörterungen einstimmig zu der Einsicht, daß mit der Veränderung des Titels in dem ganzen System der bisherigen Statuten eine Aenderung eingetreten sei, daß diese Aenderung in den Statuten auch in einer einheitlichen Form wiedergegeben werden müsse, und daß es unmöglich sei, für eine so große Versammlung wie die Generalversammlung diese Aenderung in einer Weise vorzunehmen, welche die Einheit wahrt. Deshalb beantragt der Ausschuß hiermit bei der Generalversammlung die Abänderung dieser Geschäftsordnung im Sinne des gestern in Betreff des Titels von der Generalversammlung gefaßten Beschlusses und mit sorgfältiger Berücksichtigung der bestehenden Vereinsgesetze durch das Zentralkomitee, dessen Mandat bis 1872 zu verlängern sei, vornehmen und der nächsten Generalversammlung vorlegen zu lassen."

Der Präsident stimmte dem zu. Die Versammlung könne unmöglich eine größere Abänderung vornehmen. Er bäte nur, dem Zentralkomitee dafür gewisse Wünsche als Richtschnur mitzugeben. Solche Wünsche wurden verschiedentlich geäußert. Frhr. v. Ketteler z. B. wünschte (S. 205), „daß wir unsere Geschäftsordnung nicht gar zu bureaukratisch einrichten, daß man namentlich dem Präsidium möglichste Freiheit gönnt. Unter Katholiken braucht es gar nicht so exquisit bureaukratisch herzugehen." Endlich beschloß aber die Versammlung auf Vorschlag des Domkapitulars Marx-Trier auch diesem mündlichen Aeußern von Wünschen ein Ende zu machen; sie könnten schriftlich dem Zentralkomitee eingesendet werden." (S. 206).

Diesem Auftrage entsprechend hat das damalige Zentralkomitee durch seinen Präsidenten, Fürsten Karl zu Löwenstein, der 1872 zu Breslau tagenden XXII. Generalversammlung eine abgeänderte Geschäftsordnung zur Beschlußfassung unterbreitet. Der Referent der Sektion für Formalien, der dieses auch im Zentralkomitee war, Fürst Isenburg, referierte in der geschlossenen Sitzung (Stenogr. Bericht S. 225) lediglich: „Dann ist die Geschäftsordnung beraten worden" — ob auch in der Sektion der Versammlung, wurde nicht mitgeteilt —, und bat den Vizepräsidenten der Sektion den Bericht und (unveränderten) Antrag des Zentralkomitees vorzulesen.

Nachdem dies geschehen war, erklärte der Präsident der Katholikenversammlung, Frhr. zu Franckenstein (S. 230):

„Meine Herren! Ich glaube, daß eine Diskussion über die einzelnen Paragraphen nicht notwendig und jedenfalls heute nicht möglich ist. (Bravo!) Die Kommission (d. h. das Zentralkomitee) hat sich anerkennenswerte Verdienste dadurch erworben, in so schneller Zeit diese Geschäftsordnung hergestellt zu haben. Sollte im Laufe der Zeit das Bedürfniß eintreten, einen oder den andern Paragraphen zu ändern, so kann es bei späterer Generalversammlung geschehen. Ich mache deshalb den Vorschlag, die Geschäftsordnung, die eben verlesen worden ist, per Akklamation anzunehmen."

Diesem Vorschlage des Präsidenten entsprechend, wurde die Geschäftsordnung ohne jede weitere Diskussion angenommen.

War schon unter den viel kleineren Versammlungsverhältnissen der Jahre 1871 und 1872 eine Einzelberatung der Geschäftsordnung nicht durchführbar, so war das noch weniger der Fall auf der großen Versammlung von 1904. —

Das ist die wahre Geschichte des „Staatsstreiches", welcher die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands entrechten sollte.

Ungefähr dasselbe, was die Artikelserie des „Zwanzigsten Jahrhunderts" darüber enthält, hat in einer Versammlung der Krausgesellschaft zu München am 6. September d. J. der Lyzealprofessor a. D., Dr. Otto Sickenberger, in einem Vortrage ausgeführt, wie ich bayerischen Blättern entnehme, die mir gleichfalls von befreundeter Seite zugesandt worden sind. Danach scheint der Inhalt des Vortrages nur noch etwas unfreundlicher gewesen zu sein. So soll z. B. Herr Sickenberger nach übereinstimmenden Berichten liberaler Blätter (z. B. „Augsburger Abendzeitung" vom 7. September) gesagt haben: Die Bemerkungen des Präsidenten der Regensburger Versammlung, daß bei der En bloc-Annahme ja niemand ein Unrecht geschehe, da jeder, der bei genauerem Studium der Sache etwas an der neuen Satzung auszusetzen habe, für den nächsten Katholikentag in Straßburg einen Antrag vorbereiten könne, sei „Geflunker und eine bewußte Täuschung der Versammlung, da er (der Präsident) gewußt habe, daß nach der neuen Satzung die Generalversammlung gar nichts mehr machen kann". Nach einem Berichte der „Augsburger Postzeitung" fiel hierbei aus der von kaum 40 Personen besuchten Versammlung der Zwischenruf „Schuft". Die „Allgemeine Zeitung" bestritt das zwar, nach ihr soll der Zwischenruf „Schluß" gelautet haben, die „Postzeitung" aber hielt den „Schuft" aufrecht unter Zeugenbenennung.

Es ist mir nicht recht klar, warum man sich erst die Mühe gibt, den Zwischenruf „Schuft" zu bestreiten. Denn wenn der Präsident einer Katholikenversammlung das ihm von dieser entgegengebrachte Vertrauen durch eine „bewußte Täuschung" erwidern würde, wie Herr Sickenberger sie behauptet, dann würde ein solcher Präsident allerdings ein wahrhafter Schuft sein. Also nicht erst der anonyme Zwischenruf, sondern der Lyzealprofessor a. D. Dr. Sickenberger als Redner der Krausgesellschaft hat den Präsidenten des Regensburger Katholikentages als einen Schuft dargestellt. Diese Beschimpfung mag zu den andern gelegt werden, welche öffentliches Wirken einbringt. Selbst politische Gegner haben aber bisher die persönliche Ehrenhaftigkeit des Gegners nicht angegriffen; das blieb einem Glaubensgenossen von der Krausgesellschaft vorbehalten.

Die „Augsburger Abendzeitung" vom 8. September hat in einer Besprechung dieser Versammlung die Erwartung ausgesprochen: die Zentrumspresse werde den Sickenbergerschen Vortrag zu widerlegen suchen. Sie möge dann aber auch die wahren Gründe der Statutenänderung angeben; man werde dann vielleicht erfahren, „daß die neuen Satzungen nicht zuletzt den Reformkatholiken ihr Dasein verdanken."

Das trifft nun allerdings ganz und gar nicht zu. Bei der ganzen Neuredigierung der Satzungen sind die „Reformkatholiken" nirgendwo irgendwie überhaupt nur in Frage gekommen.



Die dreitägige Wahlgesetzverhandlung im Bayerischen Landtage.

Von

Dr. Eugen Jäger, Mitglied des Reichstages und des Bayer. Landtages.

Das preußische Volk dürfte sehr froh sein, wenn es das Wahlgesetz hätte, das dem bayerischen Volke nicht genügt, weil es nicht freiheitlich genug ist. Während in Preußen und Sachsen nach dem Dreiklassensystem gewählt wird und die Stimmabgabe öffentlich sein muß und die Regierung die Wahlkreise einteilt, während Lübeck und Hamburg ihr Wahlrecht verschlechtern, haben wir in Bayern schon seit 1881 das geheime Wahlrecht, während das allgemeine und gleiche Wahlrecht bei uns noch älter ist. Die Wahl der Abgeordneten geschieht durch Wahlmänner, also indirekt, und die Staatsregierung teilt, wenn auch innerhalb gesetzlicher Schranken, die Wahlkreise ein. Seit Jahren erstrebt nun das Volk das direkte Wahlrecht und das Zentrum verbindet damit den fast noch dringenderen Wunsch, daß die Wahlkreise gesetzlich festgelegt werden, damit nicht, wie der freisinnige Abgeordnete Herz vor etwa 30 Jahren schon im Landtag sagte, die Regierung das Recht habe einen großen Teil der Kammersitze schwarz oder rot zu polstern. Dieses Recht hat die Regierung seit fast 40 Jahren ununterbrochen ausschließlich zugunsten des Liberalismus und Protestantismus ausgeübt, in einseitiger parteiischer Weise. Der Liberalismus nahm es als selbstverständlich hin, daß die Regierung ihm Helotendienste leistet und verlangt dies noch heute. Mit der zunehmenden inneren und äußeren Schwäche des Liberalismus gelang es endlich vor vier Jahren im Landtag, einen aus 14 Punkten bestehenden Vertrag zwischen der Regierung, sämtlichen Parteien und den beiden Kammern auszugestalten, der ohne jeden Widerspruch von allen Beteiligten einstimmig als Grundlage des künftigen Wahlgesetzes anerkannt wurde. Diese Grundlage war vor allem die direkte Wahl, Verkleinerung der Wahlkreise, mit einem, höchstens zwei Abgeordneten, und gesetzliche Festlegung dieser Wahlkreise. In Zentrumskreisen sagte man damals schon, daß die Liberalen zum Schluß eine Ausrede finden würden, um die Wahlreform zu Fall zu bringen, und daß diese Ausrede die Wahlkreiseinteilung

sein werde, denn bei kleinen Wahlkreisen kommt der Liberalismus nicht zu der künstlichen Stärke, zu der die Regierung ihm durch große Ur- und Hauptwahlbezirke bisher planmäßig verholfen hatte.

Als innerer Grund kommt noch dazu, daß der Liberalismus durch seinen „Kulturkampf" die Katholiken immer mehr abgestoßen und durch seine Vernachlässigung der Volksinteressen überhaupt die großen Massen von sich weggetrieben hat. Als die Mächte der Zukunft erweisen sich immer mehr Zentrum und Sozialdemokratie; der Liberalismus bewahrt sich nur noch künstlich eine schwache Position, indem er hierzu das protestantische Gruseln vor „der römischen Gefahr" benutzt. Als die Regierung dem vorigen Landtage das neue Wahlgesetz auf Grund der 14 Punkte vorgelegt hatte, verlangten die Liberalen zunächst die Beseitigung der Bestimmung, daß bei mehr als zwei Kandidaten schon die relative Mehrheit genüge, wenn sie ein Drittel der abgegebenen Stimmen betrage. Die Liberalen hatten selbst diese Bestimmung beantragt, und nun sollte sie fallen, weil die Liberalen inzwischen durch die Reichstagswahlen (1903) erkannt hatten, daß sie bei den Stichwahlen, die mit der absoluten Mehrheit gegeben sind, fast allein noch Geschäfte machen. Sozialdemokraten und Zentrum gaben nach; nun aber verlangten die Liberalen als weiteres Opfer die Auslieferung einiger Wahlkreise, auf die sie nach der neuen Einteilung wahrscheinlich hätten verzichten müssen. Diese Einteilung, von der Regierung vorgelegt, ist im allgemeinen objektiv, wenn auch das Zentrum in der Pfalz schlecht dabei wegkommt und lange nicht die ihm nach seiner Wahlziffer gebührende Vertretung erhält. Zentrum und Sozialdemokraten weigerten sich nun, in der Wahlkreiseinteilung Zugeständnisse zu machen, weil diese Einteilung sonst ganz zusammengebrochen wäre. Der Minister des Innern entdeckte damals wieder sein liberales Herz, indem er im Ausschuß erklärte, über das Verlangen der liberalen Partei ließe sich reden! Am 29. Februar 1904 lehnten nun die Liberalen und Bauernbündler das Wahlgesetz ab und brachen damit ihr vor zwei Jahren feierlich gegebenes Wort. Die nötige Zweidrittelmehrheit war also nicht erreicht, und damals schon wurde den Liberalen erklärt, Zentrum und Sozialdemokratie würden alles tun, um bei der 1905 bevorstehenden Neuwahl sie womöglich aus allen ihren Sitzen zu vertreiben. Um sich zu retten, beantragten die Liberalen kurz vor Schluß des Landtags noch die Einführung der Verhältniswahl, den sogenannten Proporz. Dieses Wahlsystem ist das gerechteste bei Kaufmanns- und Gewerbegerichten, empfiehlt sich auch für kleinere Staaten, wie die Schweizer Kantone, ist aber für größere Staaten mit ihren verschiedenen Gruppen der Groß-, Mittel- und Kleinstädte und mit den historisch gewordenen Ständen durchaus unpassend. Das beste ist hier ein Wahlsystem mit kleineren Wahlkreisen von einem bis zwei Abgeordneten, das den einzelnen Parteien die richtige Vertretung der mannigfachen Interessengruppen im Rahmen des Gesamtprogrammes ermöglicht. Der Proporz wurde selbstverständlich vom Zentrum abgelehnt und die Bauernbündler merkten nicht einmal, daß er bei den heutigen Verhältnissen sehr leicht zu einem Selbstmord für die Landbevölkerung werden kann.

Ehe das Wahlgesetz in Beratung kam, als man dessen Schicksal bereits kannte, erklärte die Staatsregierung auf Wunsch der Zentrumspartei, die sie daran erinnerte, daß auch sie sich auf die vierzehn Punkte verpflichtet habe, am 19. Februar 1904: bei Ablehnung des vorliegenden Entwurfs werde sie im Rahmen des geltenden Gesetzes kleinere Wahlkreise machen, da das Verlangen nach solchen allgemeiner Wunsch der Parteien und der beiden Kammern des Landtages sei. Dieses Versprechen wurde nur mangelhaft gehalten. Allerdings wurden die großen Wahlkreise geteilt, aber in einer Weise, in der wieder eine Begünstigung des Liberalismus liegen sollte. Ebenso erging es mit den Urwahlbezirken für die Wahlmänner, obwohl ein Erlaß des Staatsministers des Innern vom 11. April 1905 die Verkleinerung der Urwahlbezirke auf dem Lande den äußeren Verwaltungsbehörden vorgeschrieben hatte, damit auch der Landbevölkerung, wie bereits früher der städtischen, die Wahl möglichst erleichtert werde. Besonders dieser Erlaß wurde so mangelhaft ausgeführt, daß man schon von einem geheimen Erlaß des Ministers v. Feilitzsch sprach, der die Bezirksamtmänner zur mangelhaften Ausführung des öffentlichen Erlasses veranlaßt habe.

Die Landtagswahl fand am 10. Juli statt und warf fast die ganze Hilfsaktion, die Herr v. Feilitzsch den Liberalen geleistet hatte, über den Haufen. Mit einer noch nie dagewesenen Energie erhob sich das Volk, um an den Wahlrechtsräubern für das vorenthaltene Recht Rache zu nehmen. Mit 102 Mann, darunter etwa 95 aus eigener Kraft, zog das Zentrum in den Landtag ein, zur Zweidrittelmehrheit für ein neues Wahlgesetz fehlen ihm nur noch vier Stimmen, aber die 12 Sozialdemokraten ersetzen das. Der Liberalismus war von neuem geschlagen. 1893 hatte er noch 68 Sitze, die Wahl von 1899, bei der schon Zentrum und Sozialdemokraten — aus Notwehr gegen die ministerielle Wahlkreiseinteilung — teilweise zusammengingen, warf die liberale Partei auf 44 Sitze herunter und die jetzige Wahl ließ ihr knapp 22. Auch die Bauernbündler sind etwas geschädigt und haben 20 Mann.

Abrechnung mußte gehalten werden und das Zentrum hätte den Gefühlen seiner Wähler nicht entsprochen, wenn es diese Abrechnung nicht bei erster Gelegenheit vollzogen hätte. Es brachte den abgelehnten Antrag, der auf den obenerwähnten 14 Punkten beruht, sofort wieder ein. Die Sozialdemokraten verlangten von der Regierung ein neues Wahlgesetz mit der Verhältniswahl, dem gleichen Wahlrecht für alle volljährigen Staatsbürger, auch für die Frauen, ohne Steuerleistung (Zensus). Dieser Antrag ist eine Verbeugung vor dem sozialdemokratischen Prinzip und hat auch den Zweck, die außerbayerischen Genossen zu beruhigen. Die liberale Partei brachte gleich zwei Anträge; der erste will die Verhältniswahl auf Grund der jeweiligen Volkszählung, beseitigt die Steuerleistung, knüpft das Wahlrecht an das 25. Lebensjahr und die sechsmonatliche Staatsangehörigkeit. Falls dieser Antrag abgelehnt würde, beantragten die Liberalen ein anderes Wahlgesetz, das dieselben Bedingungen der Wählbarkeit enthielt, für jeden Abgeordneten einen Wahlkreis vorschrieb (wobei sich der Landtag in Kirchturminteressen auflösen würde) und der die Einteilung der Wahlkreise der Regierung überlassen will mit der stillen Hoffnung, daß der Liberalismus dabei wie bisher begünstigt werde. Vom 11. bis 13. Oktober wurde nun darüber beraten. Die Redner des Zentrums bewegten sich in aufsteigendem Tone. Oberstlandesgerichtsrat Geiger eröffnete die Debatte und begründete in seiner ruhigen, sachlichen Weise das Mißtrauen der Partei gegen die Regierung. Landgerichtspräsident Lerno führte diesen Gedanken in eingehender Begründung weiter, worauf Dr. Heim in einer seiner besten und wirkungsvollsten Reden noch einmal alles zusammenfaßte und dabei auch in trefflicher Weise mit den Liberalen abrechnete. Was er im Namen des Zentrums dem Ministerium und besonders dem Wahlminister vorwarf, besteht in den folgenden drei Punkten:

1. Die versprochene Teilung der großen Viermänner-Wahlkreise, die mit der Absicht gemacht waren, die Katholiken zu erdrücken, ist ohne jedes Prinzip geschehen, wobei man deutlich die Absicht erkennen konnte, die neue Einteilung solle den wankenden Liberalismus stützen;

2. der Minister hat sich gefallen lassen, daß sein Erlaß vom 11. April 1905, der die Urwahlbezirke auf dem Lande zu verkleinern befahl, von den untergebenen Beamten wenig beachtet wurde;

3. die Veröffentlichung der Urwahlbezirke ist fast überall erst an dem letzten gesetzlich zulässigen Termin, acht Tage vor der Wahl, erfolgt, wodurch den Benachteiligten das Beschwerderecht tatsächlich entzogen wurde.

Es müsse doch möglich sein, meinte Dr. Heim mit Recht, im Rahmen der gesetzlichen Schranken in jedem Amtsbezirk Urwahlbezirke von 3, höchstens 4 Wahlmännern zu bilden, wenn auch ausnahmsweise da und dort ein 5männiger Bezirk vielleicht übrig bleibe. Statt dessen bildet die Zahl der Bezirke mit 5 und mehr Wahlmännern immer noch ein Dritteil sämtlicher Urwahlbezirke und es besteht daher der dringende Verdacht, daß die äußeren Behörden im Sinne des Ministers gehandelt haben, wenn sie die Verkleinerung der Urwahlbezirke nur lässig und teilweise vornahmen.

Die Liberalen kamen bei der Debatte stark ins Gedränge; besonders wurde ihnen der 29. Februar 1904 vorgehalten, als der Tag, an welchem sie sich die jetzige Wahlniederlage geholt. Auch das „Bündnis zwischen Schwarz und Rot" wurde klargestellt. Zentrum und Sozialdemokratie erklärten, was jeder Kundige schon wußte: das Bündnis beschränkte sich auf ein taktisches Zusammengehen einzig zur Beseitigung der Gegner des neuen Wahlgesetzes. In der Tat hätte das Zentrum sich den Vorwurf machen lassen müssen, es sei ihm mit dem Wahlgesetz nicht Ernst, wenn es anders gehandelt hätte. Jetzt schon hat die liberale Partei in einem Trambahnwagen Platz und Vollmar erklärte ihnen, wenn sie wieder so handelten, wie am 29. Februar, könnten sie in einer Droschke heimfahren. Der Sozialdemokrat Segitz beleuchtete auch den Nürnberger

„Freisinn", der hier im Landtag für ein freies Wahlgesetz schwärme und in Nürnberg aber einem Arbeiter erst dann das Bürgerrecht gebe, wenn er 15 Jahre bei demselben Arbeitgeber gearbeitet habe! Niemand — selbstverständlich außerhalb des Hauses — glaube daher den Liberalen, daß sie ernstlich für das direkte und allgemeine Wahlrecht seien. Mit dem jungliberalen Abgeordneten Goldschmit-München-Wunsiedel ging der Sozialdemokrat Ehrhart besonders ins Gericht. Auch die Freude der Liberalen an der soeben veröffentlichten Wahlstatistik wurde beleuchtet. Aus dieser Statistik entnahmen ihre Redner, das Zentrum habe bei der Landtagswahl bloß 43 Prozent der Stimmen gehabt und daher eine viel zu starke Vertretung im Landtage. Rechnen schwach!! Die Herren übersehen nämlich, meist wohl mit Absicht, daß das Zentrum in einer sehr großen Anzahl von Urwahlbezirken keine Gegner oder nur schwache Gegner hat, daß in den sicheren Bezirken überhaupt die Wahlbeteiligung von jeher gering ist, weil es eben keinen Kampf gilt. Daher hat das Zentrum stets erklärt, wenn es der Verhältniswahl zustimmen werde, müsse der Wahlzwang hinzu. Von diesem aber wollen die Liberalen nichts wissen, denn er wäre ihr völliger Niedergang. Aus Anlaß jener Wahlstatistik rief Dr. Heim den Liberalen zu: „Täuschen Sie sich nur ruhig so weiter, uns kann es recht sein!"

Auf liberaler Seite sprachen besonders Casselmann und der neugewählte Müller-Hof. Des ersteren Reden sind im Landtag schon längst bekannt und mit den Reden des zweiten wird es bald ebenso gehen: es ist immer derselbe eiserne Bestand aus einem Kulturkampf-Romane, der im Brustton der schwersten Anklage gegen das Zentrum vorgetragen wird. Die Grundlage ist stets, daß die katholische Geistlichkeit durch Gewissensdruck dem Zentrum die Wahlstimmen der „blöden, gedankenlosen" Masse zuführe. Zur Abwechslung wurden dieses Mal Beichtstuhl, Syllabus und die Pfarrersköchin (diese war ein Inventarstück des verflossenen Abg. Wagner-Kempten) weggelassen. Dagegen brachten beide Redner das Gebetbuch von Keller, das Müller-Hof schon im Reichstag benutzt hat, hier wie dort mit demselben Heiterkeitserfolge. Mit besonderer Freude weisen diese liberalen Redner auch darauf hin, wenn sie da und dort einen Katholiken entdeckt haben, der nicht zum Zentrum gehört; als ob ihnen das etwas nützte!

Höhere Gesichtspunkte finden sich in den Reden der Liberalen nicht und die Länge dieser Reden, ein bis zwei Stunden, im Brustton, mit Pathos und der Pose des Siegers vorgetragen, entschädigt nicht für den Mangel an geistigem Gehalt, zeigt aber den tiefen Abstand zwischen dem ehemaligen wirklichen, jungen und dem jetzt alt gewordenen Liberalismus, den Unterschied zwischen den Vorfahren und den Epigonen. Daher rief Dr. Heim den Herren zu: „Ihnen die Reden, uns die Mandate."

Was die Regierung betrifft, so haben die beiden Minister, Frhr v. Podewils und Minister des Innern, Graf v. Feilitzsch, nicht gerade glänzend abgeschnitten. Der Minister des Innern erklärte, er lasse sich die Einteilung der Urwahlbezirke vorlegen; daraus wurde, und gewiß mit Recht, geschlossen, daß ihm diese Einteilung wenigstens bei den kritischen Bezirken vor ihrer Veröffentlichung bekannt war und daß er trotzdem nicht für Abhilfe der Beschwerden gesorgt habe. Alle Entschuldigungen des Wahlministers täuschten nicht darüber hinweg, daß die Absicht bestand, den Liberalen auch diesmal Wahlhilfe zu leisten.

Das Zentrum hat von jeher verlangt, daß die Regierung einzig nach der Gerechtigkeit die Einteilung vornehme, nicht für das Zentrum, aber auch nicht für die anderen Parteien, damit im Landtag der unverfälschte Wille des Volkes zum Ausdruck komme. Das hätte die Regierung machen können, hat es aber nicht getan. Freiherr v. Podewils erklärte selbst, die Einteilung der oberfränkischen Wahlkreise sei nach dem Verhältnis der bisher dort abgegebenen Stimmen und der Konfessionen geschehen; Graf Feilitzsch erklärte, das Zentrum sei in Franken zu seinem Recht gekommen (von der Pfalz sagte er das nicht). Damit gab der Minister zu, daß das Zentrum bisher (seit mehr als dreißig Jahren) durch die Wahlkreiseinteilung ungerecht behandelt worden ist. Hätte die Regierung ohne Rücksicht auf die Parteien nur nach objektiven Gesichtspunkten eingeteilt, so hätte sie das schwere Unrecht, das sie seit Jahrzehnten der großen Mehrheit des Volkes zugefügt hat, wieder gut gemacht. So aber hat dieses Volk sich gegen den Willen der Regierung die Landtagsmehrheit erobert, indem es die Gerüste, mit denen der Wahlminister den wankenden Turm des Liberalismus zu stützen suchte, in Trümmer gerissen hat. Die Regierung hätte, was ihr auch Dr. Daller sagte, nach dem bisherigen Gesetz in jedem Regierungsbezirk zwei Einmänner-Wahlkreise schaffen und die anderen Bezirke für zwei Abgeordnete einteilen können. Damit hätte sie die Vereinbarung des abgelehnten Wahlgesetzes eingehalten und niemand hätte sie tadeln können; selbstverständlich hätten auch die Urwahlbezirke auf drei, höchstens vier und fünf Wahlmänner verkleinert werden müssen.

Bei der Abstimmung am Freitag abend erhielt der Antrag der Sozialdemokraten auf Einführung der Verhältniswahl nur die Stimmen der Antragsteller und des Bauernbündlers Eisenberger. Auch der liberale Antrag auf die Verhältniswahl wurde abgelehnt; in den Ausschuß kommen zur Weiterberatung dagegen der Antrag des Zentrums, der das abgelehnte Wahlgesetz wiederholt und der Antrag der Liberalen, der ein diesem ähnliches Wahlgesetz will. Die Ueberweisung dieser beiden Anträge an den Ausschuß erfolgte einstimmig, was als gutes Zeichen für den weiteren Fortgang betrachtet werden kann.

Als Ergebnis der Verhandlungen ist festzustellen: Das Zentrum hat dem Mangel an Vertrauen gegen die Staatsregierung und besonders gegen den Minister Grafen Feilitzsch durch seine sämtlichen Redner und durch den Schlußredner Dr. Daller ehrlichen und energischen Ausdruck gegeben. Das Zentrum erkennt wohl an, daß Graf Feilitzsch eine hervorragende Arbeitskraft ist und sich im Gebiete der Verwaltung große Verdienste um Land und Volk erworben, sowie daß er besonders in den letzten Jahren den Anregungen des Zentrums häufig zur Verwirklichung geholfen hat. Diese Anerkennung entbindet das Zentrum aber nicht von der Pflicht, die parteipolitische Tätigkeit des Wahlministers mit aller Entschiedenheit zu verurteilen. Das Zentrum ist sich bewußt, daß es die Minister weder ernennt noch absetzt, und die Kronrechte sind ihm heilig. Das Zentrum ist sich aber auch bewußt, daß es als Vertretung des Volkes und besonders der Mehrheit des Volkes das Recht und die Pflicht hat, der Regierung Vertrauen oder Mißtrauen kund zu geben und vorkommenden Falles die Folgerung daraus zu ziehen. Die Liberalen haben durch ihren Hauptredner Casselmann den Grafen Feilitzsch auffallend geschont und ihre Angriffe besonders gegen Baron Podewils gerichtet, der ihnen aber die Gefolgschaft versagte. Die Sozialdemokraten werden für das abgelehnte Wahlgesetz, wie es das Zentrum einbrachte, stimmen und damit ist die verfassungsmäßige Zweidrittelmehrheit gesichert. Auch die Bauernbündler haben erklärt, in diesem Sinne stimmen zu wollen, denn auch sie sind durch die letzte Wahl gewitzigt. Notwendig ist weder ihre Zustimmung, noch die der Liberalen. Von besonderer Wichtigkeit ist noch die Erklärung der Sozialdemokraten, sie würden keinem Wahlgesetz zustimmen, das die Wahlkreiseinteilung der Staatsregierung überlasse, wie es die Liberalen beantragen.

Die Regierung hat durch den Grafen Feilitzsch noch am letzten Tage erklärt, sie wünsche das Zustandekommen eines Wahlgesetzes und stehe noch heute auf dem Boden jenes Entwurfes, den sie dem letzten Landtage vorgelegt habe; sie werde im Wahlgesetzausschuß ihre Stellung vertreten und entsprechende Anträge stellen. Dieser letztere Satz widerspricht dem ersten, denn der von der Regierung vor zwei Jahren eingebrachte Entwurf deckt sich mit dem jetzigen Zentrumsantrage, der dem Ausschusse überwiesen wurde. Wozu also zu diesem Entwurfe noch weitere Anträge stellen? Sollte das Spiel, das Graf Feilitzsch im Wahlgesetzausschuß vor zwei Jahren zugunsten der Liberalen begonnen hat, fortgesetzt werden? Die Entscheidung liegt, neben der Regierung, auch bei der Kammer der Reichsräte und die liberalen Redner haben deutlich gezeigt, daß sie von der Reichsratskammer Unterstützung zur Verböserung des Wahlgesetzes hoffen. Dort wird der Hebel eingesetzt werden. Die Reichsratskammer aber hat vor vier Jahren in voller Einmütigkeit dieselben 14 Punkte angenommen, die von den Parteien, der Abgeordnetenkammer und der Regierung gemeinsam beschlossen waren und deren Ausgestaltung in dem abgelehnten Regierungsentwurf und in dem jetzt wieder eingebrachten Zentrumsantrag enthalten ist. Das Zentrum hegt daher zu den Herren Reichsräten das feste Vertrauen, daß sie den Vertrag, der einerseits zwischen den Parteien der Abgeordnetenkammer, anderseits zwischen der Abgeordnetenkammer und dem Reichsrate und der Staatsregierung in Form jener vierzehn Punkte abgeschlossen worden ist, einhalten werde, wie es von Gentlemen und Edelleuten zu erwarten ist. Die letzten Wahlen und besonders die letzten Kammerverhandlungen haben die ganze Unhaltbarkeit des jetzigen Wahlgesetzes gezeigt. Schaffe man, soweit es möglich ist, den Frieden durch die gemeinsame Mitwirkung zum neuen Wahlgesetz, und zwar zu jenem, das auf dem Vertrage der Parteien, der beiden Kammern und der Regierung beruht, und das jetzt fast die gesamte zweite Kammer hinter sich hat.



Weltrundschau.

Von
Fritz Nienkemper, Berlin.

Der hochpolitische Klärungsprozeß.

Herrn Delcassé gebührt Dank; nicht für seine Tätigkeit im Dienst, aber für seine Plauderhaftigkeit a. D. Durch die „Enthüllungen" seines „Matin" ist ein Gärungs- und Klärungsprozeß in Gang gekommen, der für die deutsche Politik nur förderlich sein kann.

Unsere Offiziösen hatten zuerst kräftig auf den Busch geklopft, indem sie gründliche Auskunft verlangten, welche „verantwortlichen oder unverantwortlichen Faktoren" Herrn Delcassé seinerzeit in den Glauben versetzt hätten, daß ihm die Kriegshilfe Englands gegen Deutschland zugesichert sei. Inzwischen ließ die englische Regierung der deutschen spontan die vertrauliche Mitteilung zugehen, daß die Frage eines Beistandsangebotes an Frankreich seitens Englands niemals entstanden sei, daß Frankreich niemals um Beistand nachgesucht habe und daß England niemals einen solchen angeboten habe. Diese Auskunft war ja sehr schön, aber sie bezog sich natürlich nur auf das offizielle England, wie es durch die verantwortlichen Minister vertreten wird. Daß die englischen Minister sich vorzeitig kompromittiert hätten, war überhaupt von keinem ernsthaften Politiker für wahrscheinlich gehalten worden. Trotzdem lenkten die deutschen Offiziösen nach dieser Erklärung in bemerkenswerter Weise ein. Zunächst stellten sie fest, daß bei der Form, in der die Enthüllungen gemacht worden seien (in einem Zeitungsartikel), es der diplomatischen Courtoisie nicht entsprochen haben würde, wenn die deutsche Regierung von der englischen oder französischen Regierung Erklärungen verlangt hätte. Ferner wurde angedeutet, daß man von der französischen Regierung überhaupt keine Erklärung erwartet habe, da von Beginn an festgestanden, daß die (jetzt!) maßgebenden Kreise in Frankreich zu den Enthüllungen keinerlei Beziehung hatten und daß letztere daher jeder Bedeutung für die in den letzten Monaten erzielte Gestaltung des deutsch-französischen Verhältnisses entbehrten. Dann wurde bemerkt, daß die spontane Erklärung der englischen Regierung „ebenso loyal, wie sie gegeben wurde, aufgenommen worden ist", und nebenbei die „loyale Gesinnung" erwähnt, „die wir den Absichten der französischen wie der englischen Staatsmänner gerne entgegenbringen". Schließlich wird festgestellt, daß Volk und Presse in Deutschland den Vorfall mit großer Ruhe und „bewundernswerter Gelassenheit" aufgenommen haben. Diese Sprache ist höflich, aber auch, soweit England in Betracht kommt, nicht mehr. Trotz der Kühle ergibt sich aber aus dem offiziösen Artikel, daß man die peinliche recherche de la paternité der famosen Kriegsallianz nicht fortsetzen will, wenigstens vor der Oeffentlichkeit nicht.

Wie erklärt sich diese Zurückhaltung nach dem ersten kräftigen Schreckschuß? Für dieses Rätsel wie für manche andere, die noch übrig geblieben, findet der uneingeweihte Untertanenverstand keine Lösung als in der Annahme, daß König Eduard seine höchsteigene Hand im Spiele gehabt. Wir haben ja hier auch schon mehrfach auf den hochpolitischen Tatendrang des englischen Monarchen hingewiesen. In der inneren Politik kann sich die englische Krone nicht betätigen, ohne sofort den eifersüchtigen Widerstand der alternativ regierenden Parteien hervorzurufen. Ueberdies erfordern die innerpolitischen Angelegenheiten viel Studium und Mühsal, während die hohe Politik den Dilettanten wie ein interessanter Sport und ein anregendes Hazardspiel vorkommen mag. Jedenfalls hat König Eduard durch seine Reisen und Begegnungen, auch durch die Nichtbegegnung bei der letzten Fahrt nach Marienbad, der Vermutung persönlicher Politik weiten Raum gegeben. In einer angeregten Stunde kann sehr wohl von Kriegsmöglichkeit und Kriegsplänen gesprochen worden sein, und gerade die 100 000 englischen Söldner, die zum Staunen aller Fachmänner Schleswig-Holstein besetzen sollten, deuten auf eine gehobene Plauderei von ausgesprochenen Nichtmilitärs hin. Wenn solche Unvorsichtigkeiten vorgelegen haben, so ist es ganz erklärlich, daß König Eduard keine Sehnsucht nach einer Begegnung mit seinem kaiserlichen Neffen hatte. Nicht ganz klar ist freilich die wahrheitsfeindliche Grobheit, mit der sein Privatsekretär die Sache so darstellen wollte, als ob diese Begegnung von deutscher Seite erbeten und stolz abgeschlagen worden sei. Vielleicht kommt es noch, wenn Herr Delcassé in seiner zornigen Gesprächigkeit fortfährt, zu weiteren Enthüllungen über die Geheimgeschichte dieser kritischen Momente. Vorläufig genügt uns das bisherige Material, denn es ist zweifellos, daß Herrn Delcassé die Ueberzeugung beigebracht worden, England sei zu einem Allianzkriege gegen Deutschland bereit, und daß diese Ueberzeugung, die Herr Delcassé förmlich und feierlich im Ministerrate vertrat, nicht aus der Luft gegriffen sein konnte, sondern auf Worte oder Handlungen von Engländern, die Herr Delcassé für maßgebend hielt, zurückzuführen ist. Dadurch wird vor aller Welt klargestellt, daß England der Herd der Friedensgefahr ist, wo nicht bloß Admirale über den Krieg gegen Deutschland reden und schreiben, sondern auch Verführer eines eitlen französischen Ministers tätig sind.

Ebenso wertvoll ist der Klärungsprozeß für die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich. Bei dem französischen Publikum war auch nach der Einigung über das Marokko-Programm noch ein Stachel zurückgeblieben; viele ließen sich einreden, daß der deutsche Wolf ein ganz unschuldiges Lämmlein brutal vergewaltigt habe. Jetzt erkennen sie, daß die anscheinend so harmlose Abmachung mit England nach der Absicht Delcassés und seiner englischen Gönner auf eine Vergewaltigung Deutschlands hinauslaufen sollte. Das Ansehen des friedlichen Rouvier und der Respekt vor der deutschen Politik sind offenbar vereint gestiegen. Deshalb darf man freilich nicht gleich von einer deutsch-französischen Freundschaft reden, wohl aber von einem neuen Ansatz zu allmählicher Besserung der Beziehungen.

Die Radikalisierung des Polentums.

In Wahlsachen ist die Zentrumspartei etwas verwöhnt. Der Erfolge ungemischte Freude ist keiner sterblichen Partei beschieden. In Kattowitz-Zabrze ist ein Mandat, das schon 1903 verloren gegangen, jetzt abermals verloren gegangen; überraschend war nur die arge Gründlichkeit der örtlichen Niederlage. Man übertreibt das Unglück, wenn man sagt, das dortige Zentrum habe seit 1903 von seinen Anhängern über 10,000, mehr als die Hälfte, eingebüßt. Unter den Stimmen, die 1903 der Zentrumsveteran Letocha erhielt, befanden sich mehrere Tausende von Konservativen und Halbliberalen, namentlich von der sogenannten Berg- und Hüttenpartei, die damals nicht für den freisinnigen Kandidaten stimmen mochten. Immerhin werden gegen 5000 von polnisch sprechenden Wählern, die 1903 noch für Letocha stimmten, zu dem Radikalpolen par excellence, Herrn Korfanty, übergelaufen sein. Weitere 5000 Wähler hat dieser zugkräftige Held des politischen Radaus dem sozialdemokratischen Kandidaten abgeknöpft und so bereits im ersten Wahlgang die absolute Mehrheit erlangt. Diese doppelte Quelle des Zuwachses ist bezeichnend. Herr Korfanty hat nicht bloß die nationalen, sondern auch die wirtschaftlich-sozialen Leidenschaften der Massen aufgestachelt. Er griff das Zentrum nicht bloß wegen der hakatistischen Politik an, die das Zentrum bekämpft, sondern auch wegen der angeblich volksbedrückenden Zoll- und Agrarpolitik, die allerdings ein Verdienst des Zentrums bildet. Der Sieg Korfantys beweist einerseits, daß die polnische Bevölkerung in ihrem ungeschulten Triebleben immer mehr den extremsten Hetzern verfällt, und anderseits, daß die christlich-konservative Richtung im Polentum immer ohnmächtiger wird, die ganze Politik des polnischen Volksteiles vorläufig dem wilden Radikalismus verfallen ist. Die gemäßigte Katolik-Partei unter den oberschlesischen Polen scheint zur Ohnmacht zusammengeschmolzen zu sein. Dieser Umstand ist von wesentlicher Bedeutung für die Versuche, ein Wahlkompromiß zwischen der Zentrumspartei und den vernünftigeren Polen in Oberschlesien zustande zu bringen. Wer früher schon gezweifelt hat, ob sich durch Vermittlungskandidaturen und überhaupt durch Nachlaufen etwas erreichen ließe, wird jetzt erst recht zweifeln. Pfarrer Kapitza war als Versöhnungskandidat aufgestellt und hat doch vollständig versagt. Den örtlichen Parteigenossen soll man nicht von der Ferne das Konzept korrigieren oder gar diktieren wollen, am wenigsten unter solchen Verhältnissen von eigenartiger Schwierigkeit. Wir fürchten, daß sich nicht durch kunstvolle Machenschaften, sondern nur durch die allmähliche Erziehung des irregeführten Volkes zum Verständnis für die praktische Politik das Uebel heilen läßt. Die polnischsprechende Volksmenge, die durch die hakatistische und die sozialistische Verhetzung leidenschaftlich erregt ist, verlangt nach einer geschirrzerschlagenden Opposition, und die kann ihr das Zentrum nicht bieten, ohne seine Grundsätze und seine heiligsten Interessen zu verleugnen. Das Zentrum muß bleiben, was es ist und wie es ist, wenn auch in Oberschlesien einige Mandate zeitweilig verloren gehen. Gerecht gegen die Polen, aber nicht liebedienerisch. Die deutschen Katholiken bilden den unentbehrlichen Grundstock seiner Kraft. Wenn die Fraktion etwas kleiner wird, so bleibt sie wenigstens rein. Wenn man bei Vermittlungskandidaturen nicht sehr vorsichtig ist, so kommen Fremdkörper in die Fraktion, die mindestens lästig, oft gefährlich werden. Halte man alle Kräfte frisch und alle Hände frei für den Zeitpunkt, wo der Hakatismus und sein Gegenstück, der polnische Radikalismus, sich ausgetobt haben!

Zur Finanzlage in Bayern.

Von

Karl Speck, Reichstags- und Landtagsabgeordneter.

Mit Herrn v. Riedel ist auch die Zeit der Ueberschüsse aus dem bayerischen Staatshaushalt verschwunden. Das römische beneficium inventarii existiert nicht mehr, am wenigsten für die Hinterlassenschaft eines Finanzministers, und so mußte denn Herr v. Pfaff die Riedelsche Erbschaft mit allen ihren Konsequenzen übernehmen, ein nicht beneidenswertes Los, das dem neuen Chef der bayerischen Finanzverwaltung wohl schon manche sorgenvolle Stunde bereitet hat und noch mehr in Zukunft bereiten wird.

Die ganze Trostlosigkeit der Finanzlage in Bayern wird am besten gekennzeichnet durch den Hinweis auf die Tatsache, daß bisher die Ergänzung des ordentlichen Etats aus den zur Verfügung stehenden Erübrigungen der Vorjahre erfolgen konnte, für die XXVIII. Finanzperiode aber der Bedarf an ordentlichen Ausgaben nur unter Zuhilfenahme einer Anleihe in der Höhe von rund acht Millionen erfolgen konnte, einer Summe, die noch dazu aller Voraussicht nach keineswegs ausreichen wird, vielleicht sogar auf den doppelten Betrag erhöht werden muß. Denn abgesehen davon, daß einzelne Ausgabeposten, z. B. der Pensionsbedarf, im Etat zu niedrig veranschlagt erscheinen, ist der ominöse § 14 des Finanzgesetzes, durch welchen der Gesamtbedarf an ungedeckten Matrikularbeiträgen für die kommende Finanzperiode mit Ausnahme eines noch vorhandenen Restes von rund zwei Millionen auf die Anleihe verwiesen wird, nur zu sehr geeignet, an Stelle der bisherigen Ueberschußwirtschaft eine Schuldenwirtschaft in den bayerischen Staatshaushalt einzuführen. Wenn aber schon die erstere nicht den Grundsätzen einer gesunden und gerechten Finanzpolitik entspricht, so muß die letztere jeden Vaterlandsfreund mit banger Sorge erfüllen, selbst wenn es sich, wie in der Begründung zu § 14 gesagt wird, nur um eine vorübergehende Maßregel handelt.

Der Etatsvoranschlag geht von der Annahme aus, daß „vom Jahre 1906 an der Gesamtbetrag der Matrikularbeiträge im Reiche jenen der Ueberweisungen nicht mehr übersteigen wird". Auf welche Tatsachen sich diese Annahme stützt, wird nicht gesagt. Es steht aber zu befürchten, daß man sich in dieser Beziehung einem allzugroßen, unbegründeten Optimismus hingegeben hat. Denn ob die Sanierung der Reichsfinanzen, von welcher man alles Heil zu erwarten scheint, schon in der kommenden Reichstagssession erledigt werden kann und ob diese Sanierung, wenn sie wirklich zustande kommt, den Erwartungen vollständig entspricht, die man im bayerischen Finanzministerium bei Aufstellung des Etats auf sie gesetzt hat, ist doch außerordentlich zweifelhaft. Aber auch wenn es gelingen sollte, die Finanzreform im Reiche diesen Erwartungen entsprechend auszugestalten, so werden trotzdem in den nächsten beiden Jahren die noch rückständigen gestundeten Matrikularbeiträge im Gesamtbetrage von 70 Millionen fällig, von denen auf Bayern rund 8 Millionen treffen, für welche aber im bayerischen Budget vorerst ebenfalls „kein Raum" ist, welche also, da eine weitere Stundung vonseiten des Reichs wohl nicht in Aussicht steht, durch Anleihe aufgebracht werden müssen.

Die Aufgabe, ein derartig bilanziertes Budget der Volksvertretung vorzulegen und vor derselben zu vertreten, ist eine außerordentlich undankbare, und an einer scharfen Kritik der zur Ausgleichung des Etats gemachten Vorschläge wird es voraussichtlich nicht fehlen. Aufgabe der Volksvertretung muß es aber unter den gegebenen Umständen sein, nicht nur Kritik zu üben, sondern auch die weitestgehende Sparsamkeit auf allen Gebieten walten zu lassen, um wenigstens den Anleihebedarf auf das möglichst geringe Maß herabzudrücken. Das neuerdings populär gewordene Wort von der „systematischen Schuldentilgung", das bisher zu dem eisernen Bestand des derzeitigen Reichsschatzsekretärs gehörte, finden wir auch in der Etatsrede unseres Finanzministers. Selbstverständlich ist der Gedanke an sich im Interesse einer gesunden Finanzwirtschaft nur zu begrüßen; manchem mag es aber etwas deplaziert erscheinen, ihn ausgesprochen zu hören zu einer Zeit, wo man weder im Reich noch in Bayern in der Lage ist, den ordentlichen laufenden Staatsbedarf aus den laufenden Einnahmen zu decken, sondern zu diesem Zwecke zu außerordentlichen Mitteln greifen muß.

Die einzige Aussicht auf Besserung der bayerischen Finanzen liegt einmal in einer Besserung der finanziellen Lage des Reichs, dann aber in dem alsbaldigen Zustandekommen der bayerischen Steuerreform. Diesen beiden großen Aufgaben muß jetzt die ganze Kraft unseres neuen Finanzministers gewidmet sein, und neben der Schaffung neuer Einnahmequellen für das Reich erwartet das bayerische Volk in erster Linie, daß er auch im Reiche auf tunlichste Sparsamkeit hinwirke und die bayerische Steuerreform möglichst beschleunige. Das Tempo, in welchem diese wichtige Arbeit im Schoße des Ministeriums fortschreitet, dürfte doch vielleicht ein etwas zu langsames sein. Denn wenn der erste der in Aussicht gestellten 3 Teile der Denkschrift über diese Reform jetzt erst „nahezu fertig" ist, besteht die Gefahr, daß der Landtag in dieser Session überhaupt nicht mehr in den Besitz dieser Denkschrift gelangt. Das Reformwerk selbst aber würde dann auf weitere 2 Jahre, also bis zum Jahre 1909 hinausgeschoben, zur Freude des Großkapitals und der Grundstückspekulanten, die ja wohl beide die Zeche bezahlen müssen, zum Schaden aber des mittleren und kleineren Besitzes.

Spätherbst.

Es geht nun Mutter Natur zur Ruh'
Und schließt ihre herrlichen Augen zu,
Sie sehnt sich nach himmlischen Träumen.
Die weißen Lilien, so zart und rein,
Sie schlummern sanft und selig ein
Wie die Vögelein auf den Bäumen.

O schlaft nur ruhig, der Schöpfer wacht,
Und ein Morgen strahlt in goldener Pracht,
Es kommt ja der Frühling wieder.
So reißt auch der Tod nur das irdische Band,
Doch die Seele lebt in dem ewigen Land
Und singt ihre Sonnenlieder.

Karlsruhe. Luise Gruhn.

Nachklänge zur Generalversammlung der Görresgesellschaft.

Von

Dr. Max Jansen, München.

Als im Juni dieses Jahres die Münchener Mitglieder der Görresgesellschaft zur Vorbereitung der 25. Generalversammlung, die in Bayerns Hauptstadt tagen sollte, zusammentraten, standen sie unter einem leichten Druck. Politische Dissidien zwischen dem Präsidenten der Gesellschaft, Freiherrn v. Hertling, und dem bayerischen Zentrum waren z. T. mit unerquicklicher Schärfe wochenlang in der Presse erörtert worden, und so stand zu befürchten, daß ängstliche Gemüter, die sonst gern mitgetan hätten, sich von der Beteiligung zurückziehen würden. Im großen und ganzen hat der Besuch der letzten Generalversammlung diese Befürchtung entkräftet. Wohl fehlten Männer, deren Erscheinen infolge alter Beziehungen zur Görresgesellschaft beinahe Pflicht gewesen wäre; hinwiederum aber haben andere, welche in der politischen Auffassung zweifellos eine Abweichung bedeuten, sich bei dieser Tagung die Hände gereicht, durchdrungen von dem Bewußtsein, daß Wissenschaft und Politik auseinandergehalten werden müßten. So bekundete der Katholizismus auch hier wieder, daß er kein starrer Koloß sei, in dem es Reibungsmöglichkeiten gar nicht gäbe, sondern nur, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit doch so groß sei, daß alle Jünger der Wissenschaft auch bei sonst abweichenden Anschauungen sich gern um das Zeichen des hl. Athanasius, welches der große Görres vorangetragen, vereinigen.

Mußte man denn überhaupt Besorgnisse hegen? Sie ergaben sich hauptsächlich wohl aus der Erwägung, daß viele Kreise die Görresgesellschaft von ihrem Präsidenten nicht würden zu trennen wissen. In der Tat: die Namen Hertling und Görresgesellschaft sind aufs engste mit einander verknüpft. Justizrat Dr. Bachem sprach es am Begrüßungsabend aus, daß die Görresgesellschaft ohne den Freiherrn von Hertling gar nicht gedacht werden könne. Wir kommen damit zu einem Thema, welches in vertrautem Kreise oft erörtert worden ist und auch am unrechten Orte, auf einer Sektionssitzung der letzten Tagung, angeschnitten wurde, dem Ausgleich zwischen den Präsidialbefugnissen und der großen Menge der Mitglieder. Prälat Dr. P. M. Baumgarten und Prof. Dr. Büchi warfen die Frage auf, ob nicht eine Reorgani-

sation der Gesellschaft ins Auge zu fassen sei, damit die Mitglieder den Vorstand in nachdrücklicherer Form zur Beachtung ihrer Wünsche veranlassen könnten. Rechte und Pflichten seien gar zu ungleichmäßig verteilt. Ein Tropfen demokratischen Oeles tue der Leitung dringend not. Der Generalsekretär der Gesellschaft, Dr. Cardauns, hielt den Ort und die Zeit zu dieser Aussprache für wenig geeignet, bemerkte aber sachlich ganz richtig, wie schwer, ja unmöglich es sein würde, die Tausende, welche aus Opferwilligkeit gern ihren Beitrag leisteten, zu einem Urteil, noch dazu zu einem sachgemäßen Urteil heranzuziehen. Auch Prälat Dr. Franz hielt eine Reorganisation für ganz unnötig. Schon heute sei es jedem, dem wirklich das Gedeihen der Görresgesellschaft am Herzen liege, möglich, seine Wünsche laut vorzubringen; er selbst habe das getan und die besten Erfolge gehabt. Auch wir versprechen uns von einer Verfassungsänderung wenig Vorteil. Ein an Zahl kleiner Vorstand mit einem energischen Vorsitzenden, der sich seiner Verantwortung voll bewußt ist, leistet gewöhnlich mehr als der große und schwerfällige Apparat einer steten Befragung der Tausende von Mitgliedern, die von dem, was not tut, doch oft gar nicht unterrichtet sind. Es genügt, Männer von gleich erprobter wissenschaftlicher Tüchtigkeit wie katholischer Gesinnung im Vorstand zu haben; und nach dieser Richtung hin dürfen wir, meine ich, zufrieden sein. Jeder, der den Präsidenten während der früheren Tagungen der Görresgesellschaft und auch letzthin wieder hat reden hören, wird bemerkt haben, wie hoch er seine Ziele steckt, wie er ohne Menschenfurcht seine Ueberzeugung ausspricht, und der Eingeweihte weiß auch, daß derselbe Mann tatkräftig und erfolgreich wiederholt für die Verwirklichung seiner Anschauungen eingetreten ist. Trotzdem war eine sachliche Kritik zu begrüßen; sie ist besser als verärgertes Beiseitestehen. Und deshalb würden wir uns freuen, wenn der Präsident wie heuer so auch in Zukunft reichlich Gelegenheit zu offener Aussprache geben wollte.

Ueber die äußeren Vorgänge auf der Generalversammlung hat die Tagespresse längere oder kürzere Berichte gebracht, so daß ein näheres Eingehen darauf sich hier erübrigt. Aus den gedankenreichen programmatischen Worten, mit denen Freiherr von Hertling die Versammlung einleitete, heben wir nur den Satz heraus, daß die mannigfachen Funde im alten Orient (Babel-Bibel) die Aufgabe der alttestamentlichen Bibelexegese wahrscheinlich verändern würden; bisher habe die Forschung namentlich in nichtkatholischen Händen geruht; hier heiße es, sich rechtzeitig zu rüsten, und für die Görresgesellschaft sei es eine wichtige Aufgabe, hier die Waffen so zu schärfen, damit grundlose Angriffe auf die Hl. Schrift entweder abgewehrt oder auf ihre wahre Bedeutung zurückgeführt werden könnten. Es sei deshalb die Schaffung einer orientalischen Sektion geplant. Hierzu glaubte Privatdozent Dr. Drerup die, wie es schien, von allen Seiten gebilligte Anregung geben zu sollen, diese Sektion sofort zu einer althistorischen auszubauen; denn die ganze alte Geschichte mit ihren geistigen und religiösen Vorstellungen würde heutzutage von modernen Historikern als Waffe gegen das Christentum benützt. Hoffen wir also, daß die nächste Generalversammlung uns den sichtbaren Erfolg solcher Pläne und Anregungen vorweise.

Beklagt wurde von dem Präsidenten, daß die Görresgesellschaft sich bisher noch nicht zu einem Mittelpunkte gelehrter katholischer Juristen und Naturwissenschaftler habe auswachsen wollen. Daraus erklärt sich denn auch der Vorwurf des Justizrats Dr. Bachem, daß in den populär-wissenschaftlichen Vereinsgaben der Görresgesellschaft gemeinverständliche Aufsätze über zeitgemäße Fragen so selten erschienen. Möchte diese Anregung unseren Juristen und Naturwissenschaftlern genügen! P. Erich Wasmann versprach schon, das Seinige zur Abhilfe beizutragen.

Noch eine Anregung, welche Prälat Dr. Franz bei der Besprechung des Historischen Instituts der Görresgesellschaft in Rom gab, verdient die vollste Beachtung. „Unter Anerkennung der erfreulichen Tätigkeit des römischen Historischen Instituts drückt die historische Sektion den dringenden Wunsch aus, daß für das Institut in Rom ein eigenes Arbeitsheim geschaffen werde.“ Ich glaube, daß die Befürchtung, die Stipendiaten der Görresgesellschaft in Rom könnten aus anderen Instituten (Bibliotheken) einmal hinausgewiesen werden, wohl etwas zu schwarz gemalt war; aber richtig ist der Gedanke, daß die Gesellschaft ihren Stolz dareinsetzen müsse, gerade in Rom mit einem eigenen Arbeitsheim vertreten zu sein. Der Schreiber dieser Zeilen, der, wenn auch nicht als Stipendiat der Görresgesellschaft, wiederholt in Rom war, hat selbst jedesmal die Sehnsucht nach einem solchen Heim empfunden. Er gab deshalb dem Gedanken Ausdruck, daß man vorerst durch Vergrößerung der Wohnung des Institutsleiters hier Abhilfe schaffe. Zwei Räume zur Aufnahme der Bibliothek mit entsprechenden Arbeitstischen würden bis auf weiteres genügen.

Bemerkt mag hier noch werden, daß auch in der Philosophischen Sektion eine Anregung gegeben wurde. Prof. Dr. Dyroff hielt eine Inventarisierung aller auf die Geschichte der Scholastik bezüglichen Handschriften für eine der Gesellschaft würdige Aufgabe. Das wurde allseitig zugestanden; aber anderseits auch die enorme Schwierigkeit dieser Aufgabe betont, so daß es wahrscheinlich bei der Anregung verbleiben wird.

Noch ein Wort über den wissenschaftlichen Gewinn der Tagung. Jeder, der die Generalversammlung mitgemacht hat, wird mir bestätigen, daß wirklich gearbeitet wurde. In den beiden Haupttagen wurde wissenschaftlich eine Reihe der schwierigsten Fragen angeschnitten, die an das Aufnahmevermögen der Hörer oft hohe Anforderungen stellten. Um so mehr ist anzuerkennen, daß die meisten Teilnehmer so treu ausgehalten haben. In allen Vorträgen, welche ich anzuhören Gelegenheit hatte (einen habe ich selbst gehalten), wurde eine Summe eigener Arbeit, eine Fülle neuen Materials geboten. H. Finke legte sehr viel Neues über den Untergang der Tempelherren vor, P. Grisar behandelte scharfsinnig die problematische Natur Luthers, J. Weiß ließ neues Licht auf Gaspar Thürriegel fallen; ich selbst machte auf einige unbekannte Daten aus der Geschichte der Fugger aufmerksam. Einen sehr tiefgreifenden Vortrag hielt auch Prof. Günther aus Tübingen über Legendenbildung. Erhebend war während der Sitzung unserer Sektion besonders der Moment, als H. Grauert ergreifende Worte des Andenkens dem zu Pfingsten verstorbenen Dominikanerpater H. Denifle widmete. Die Reinheit und Unbeugsamkeit, die vor nichts zurückschreckende Wahrheitsliebe, aber auch die Leidenschaftlichkeit des Mannes, die den Erscheinungen der Wirklichkeit nicht immer gerecht wurde, traten uns hier lebenswarm vor das Auge. Die Irrtümer, denen selbst der geniale Forscher unterlegen ist, müssen uns zur Vorsicht mahnen; wir können nicht allem, was er geschrieben hat, zustimmen, namentlich nicht in der Form, in der er geschrieben hat; aber alles in allem war er eine große Erscheinung, welche die Wissenschaft auf lange hinaus befruchten wird. Er hat auch der Görresgesellschaft bedeutende Anregung gegeben. Und darum wird er besonders in unserem Andenken fortleben.

Ohne Mißton ist die Generalversammlung beschlossen worden. Sie hat allen die Ueberzeugung gefestigt, daß wir mit dem alten Programm stets neue Erfolge erringen werden. Die Görresgesellschaft wird auch weiterhin ihre Aufgabe darin sehen, Gelehrte zu vereinigen, welche in der Handhabung der Forschungsmethoden genau auf der Höhe andersdenkender Gelehrter stehen. Sie beabsichtigt auch nicht eine Absonderung der katholischen Gelehrten von ihren Kollegen. Auf der einen Seite will sie ihren Freunden einen Rückhalt geben, wenn sie an bestimmten Punkten, wo es die Wissenschaft allein nicht tut, auch katholisches Empfinden zur Geltung bringen, und dann will sie eben nicht so sehr katholische Wissenschaft als Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Und unsere Gegner, die uns so gerne rückschrittliche Gesinnung vorwerfen, werden doch das nicht als etwas Schlechtes ansehen. Aber etwas braucht die Görresgesellschaft auch fernerhin: die ideelle und materielle Unterstützung aller Katholiken. Möchten recht viele, welche Geld zu stiften haben, sich der Anregung des P. Duhr erinnern, daß gerade die Görresgesellschaft Stiftungen notwendig gebrauchen könnte. Möchten in dieser Richtung unsere Freunde ein kleinwenig von den Amerikanern lernen! Jedenfalls der Görresgesellschaft ein kräftiges Vivat, Floreat, Crescat!

Zu Adalbert Stifters 100. Geburtstage.

(23. Oktober.)

Skizze von E. M. Hamann-Gößweinstein i. Oberfr.

Kein Adler, sondern eine Taube mit fleckenlosem, silberschimmerndem Gefieder, in strahlendem Morgenlichte über der Erde schwebend: das ist ein Symbol der Dichtung Stifters.

Nicht das seines Lebens. Dessen Entwicklungsweg hat weit mehr Unebenheiten aufzuweisen, als man gemeinhin anzunehmen pflegt: das Auf und Ab der Entscheidungen und Betätigungen eines nicht weniger als dreifachen Berufes; die Kämpfe, Enttäuschungen, Bitternisse einer scheiternden, nie vergessenen Jugendliebe; das vergebliche Aufringen gegen schier ununterbrochene materielle Sorgen und Nöten; beim Niedergange seines Daseins eine Reihe unmittelbar aufeinander folgender

schwerster Beraubungen durch den Tod; schließlich, nach andauernden künstlerischen Erfolgen und großer Berühmtheit, ein fast plötzliches Vergessenwerden, dazu ein langwieriges körperliches Leiden, dessen endliche Unerträglichkeit ihm, dem positiv gläubigen Katholiken, der den Selbstmord immer als „etwas Schauerliches, Unsittliches, als eine unverzeihliche Feigheit und Erbärmlichkeit" erachtet hatte, die Mordwaffe gegen seine eigene Existenz in die Hand drückte.

Und dabei steht das Bild Stifters in der Phantasie der meisten literarisch Gebildeten und Halbgebildeten als das eines Typs poetisch-humaner Behaglichkeit, dessen Lebensströmung zwischen engen, sanften Ufern, blumenumsäumt, blütenüberdacht, sonnen-, mond- und sternenbeglänzt dahinfloß; der daher auch die Welt seiner Muse nur in duftige Engen einzufrieden wußte; der Sonne, Mond und Sterne, Blumen, Blüten und alles fröhliche Gewimmel des kreatürlichen Kleinlebens mit Vorliebe schilderte und es mit den stillen Schicksalen stiller Menschen mehr oder weniger lose verband — aus dem einfachen Grunde, weil er für anderes: für Gewaltiges, auch Vernichtendes, in Natur und Menschheit keinen erfahrenen Sinn hatte.

In Wahrheit floh Stifter zur Poesie, um Schwierigkeiten, Qualen, die das Leben ihm bot, zu vergessen, nicht um sie künstlerisch auszulösen. Kein Wunder daher, daß er in seiner Dichtung die Sonnenseite des Daseins aufsuchte; und auch begreiflich, wenngleich gewissermaßen bedauerlich, daß er die stürmischen, die schroffen, die unbarmherzigen Konflikte fast pedantisch-systematisch umging. Daß er sie nicht gekannt, daß er sie daher absolut nicht verstanden habe, ist keineswegs anzunehmen. Im Gegenteil läßt sich nachweisen, daß, wie er die Natur auch in ihren mächtigen Zusammenhängen und Offenbarungen intim beobachtete und gewissenhaft erforschte, er auch die Tiefen und Untiefen der Menschen- und Völkerseele intuitiv und zielbewußt zu lesen verstand. Für letzteres haben wir sogar handgreifliche Zeugenschaft in seinen Briefen. Wiederholt bekunden diese, daß er, um mit Janssen zu reden, die großen Bewegungen des öffentlichen Lebens mit tiefer Gemütsbeteiligung verfolgte, die darin treibenden Kräfte mit feinem Verständnisse erfaßte und beurteilte. — Bezüglich der Eigenart des historischen Romans stellte er strenge, tiefgründige Gesetze auf, zu deren entsprechender Erfüllung seine eigene Begabung allerdings, wie das „Witiko" zeigt, nicht ausreichte. „Das Geschichtliche", betonte er, „muß so treu angeeignet werden, daß Dichter und Leser in der Luft jener vergangenen Zeiten atmen und die Gegenwart für sie nicht ist; dies allein gibt Wahrheit. Aber zu dem ist nicht das historische Wissen allein genug — dies gäbe nur ein hölzernes Gerippe; sondern das historische M i t l e b e n — dieses gibt den Gestalten Fleisch und Blut. Selbst die erfundenen Figuren müssen in die Zeit passen, daß der Leser sie nicht wegzudenken vermag. Diese Aneignung der Vergangenheit als eines jetzt mitlebenden Teiles des Dichters ist das Schwerste. Es setzt große historische Vorarbeit, inniges Eingehen und Liebe zur Vergangenheit des Menschen und Vergessen seiner selbst voraus. Das Leichteste ist daran die Verklärung des Stoffes zu einem Schönheitsbilde, welches den Menschen entzückt und erhebt — ich sage das Leichteste, weil es in der Seele des Dichters ohne sein Zutun waltet und webt. Freilich für den, in dem es nicht waltet, ist es das Schwerste; oder es ist ihm geradezu unmöglich."

Seine Bewunderung, seine Liebe zielte im tiefsten und letzten Grunde auf den Menschen und das ewig Menschliche. Aber wie er lange sich in erster Linie als Maler gefühlt hatte, so war und blieb er in erster Linie ein Malerpoet, ein Sänger der Natur. Wir wissen von ihm selber, daß er seit Kindheitstagen fast ausschließlich mit der Natur umgegangen war; daß er sein Herz an ihre Sprache gewöhnt hatte; daß er diese Sprache liebte, „vielleicht einseitiger, als es gut ist." Freilich war es eine Natur, die über ein empfängliches Gemüt wie das seine absolute Herrschgewalt ausüben mußte. „Daß Stifter zum hervorragendsten Naturschilderer geworden," bemerkt sein Biograph Alois Raimund Hein mit Recht, „ist außer der seinem Genius eigenen Begabung vornehmlich dem Umstande zuzuschreiben, daß er inmitten einer Naturumgebung das Licht des Daseins erblickte, welcher in ihren machtvollen Zaubern etwas so Gefangennehmendes, etwas so Unentrinnbares eigen war, daß sich ein zur Poesie und zur stillen Betrachtung neigendes Gemüt diesem magnetischen Einflusse unmöglich entziehen konnte. Wenn wirklich ein Dichter aus der Einsamkeit, Unschuld und gelassenen Stille dieser Wälder hervorging, so mußte es ein Sänger der Waldespracht, sein Hauptwerk mußte das Epos des Naturlebens sein. Dessen Sprache mußte duftig sein, wie das Blühen der keuschen Höhenblume; aus ihrem klaren Rhythmus mußte uns das Murmeln des Felsenquells grüßen, und die Wesenheit seiner Dichtungen mußte unsere Seele beruhigen und klären wie der Blick in eine milde, sonnenerfüllte Landschaft."

Dieser Ur-Heimütz der Stifterschen Muse war das Städtchen Oberplan im Böhmerwalde. Aus dem Häuschen eines Leinwandwebers und Flachsbändlers führte der Weg des künftigen Dichters in die Welt äußerer und innerer Erfahrungen. Jene knüpften sich an wenige Marksteine und Daten. Von edelfrommen und klugen Eltern in fröhlichem Geschwisterkreise erzogen, kam der Knabe auf die Benediktinerschule zu Kremsmünster, wo seine Liebe zur Natur sich noch erweiterte und vertiefte, die zur Kunst und Wissenschaft erwachte und kraftvoll keimte. Der Jüngling lebte auf der Universität Wien in erlesenem Freundeskreise dem Schönen, Guten und Wahren, der Pflicht fachberuflichen und allgemeinen inneren Aufbaues. Der Mann wirkte vornehmlich in Adelskreisen der Kaiserstadt als hervorragender Privaterzieher und -Lehrer; zugleich betätigte er sich als ziemlich gesuchter Maler, dessen Wollen, Auffassung und Begabung allerdings an der technischen Unzulänglichkeit, an dem Mangel durchgreifender Schulung in etwa Schiffbruch litt. Erst 1840 trat er mit dem „Kondor" als Autor zum ersten Male an die Oeffentlichkeit, obwohl er seit der Jugend im Dienste der Dichtkunst gestanden war. Das einzig schöne „Haidedorf" z. B., das erst im obengenannten Jahre seinen Abschluß fand, hatte er bereits als Gymnasiast begonnen. Nun folgten die einzelnen Teile der „Studien", deren Titel der Maler im Dichter ausgesucht hatte, Schlag auf Schlag. 1844 erschienen die ersten zwei Bände mit den fünf Erzählungen: „Der Kondor", „Feldblumen", „Das Haidedorf", „Der Hochwald" und „Die Narrenburg"; 1847 die beiden weiteren mit: „Die Mappe meines Urgroßvaters", „Abdias", „Das alte Siegel" und „Brigitte"; 1850 die beiden letzten mit: „Der Hagestolz", „Der Waldsteig", „Zwei Schwestern" und „Der beschriebene Tännling". 1853 brachte „Bunte Steine" in 2 Bänden; 1857 den bürgerlichen Roman „Nachsommer" in 3 Bänden; 1865, 1866, 1867 die historische dreibändige Erzählung „Witiko". — Inzwischen war der Dichter 1848 ständig nach Linz übergesiedelt, im selben Jahre als Landesschulrat und Schulinspektor für Oberösterreich in den Staatsdienst und, nach vielfachen Enttäuschungen innerhalb dieses Amtes, 1865 in den Ruhestand getreten. Am 28. Januar 1868 starb er.

Stifter wollte als das Hauptwerk seines Lebens den „N a c h s o m m e r" angesehen wissen. Von seinem subjektiven, autobiographischen Gesichtspunkte aus mochte er recht haben, denn dieses kulturell interessante Buch — an sich langatmig, obwohl nicht so weitschweifig und tödlich redselig wie „Witiko" —, diese raffiniert feine, in ständig mattschimmernden Silbertönen gehaltene Filigrandarstellung „vergeistigten Wohllebens" gestaltete sich in der Tat, übereinstimmend mit dem Streben und Bekenntnisse des Dichters, zu einem Depositum „alles Tiefen, Vornehmen, Starken, Geistigen, Reinen und Einfachen, das während der Arbeit sein Gemüt erfüllte", ja wir dürfen hinzufügen: das überhaupt ihm Wesen und Sein durchdrang, solange er sich von den Mühen, Beschwerden und Gewaltsamkeiten der Erdenpilgerfahrt abseits verhielt. Der objektive Beurteiler aber muß an die Spitze der Stifterschen Gesamtschöpfung die „S t u d i e n" stellen, mit deren künstlerischer Bedeutung selbst die als Kinderlektüre gedachten, aber wegen ihrer überaus intimen Tiefgründigkeit sowie ihrer reichlich stark erzwungenen Absichtlichkeiten auch für die vorgeschrittenere Jugend noch kaum verwendbaren „B u n t e n S t e i n e" nur annähernd verglichen werden können.

Schon während und gleich nach der Veröffentlichung der „Studien" zeigte sich das Gewirr der Meinungen über diese einzigartige Erscheinung, die in der Folge unsere hervorragendsten Novellisten (Heyse, Keller, Storm, Jensen ꝛc.) auf das nachdrücklichste beeinflussen sollte. Hier bekundete sich eine Originalität dichterischer Empfänglichkeit besonders für die Naturstimmung, schwungvoller und doch klarer Phantasie, religiös tiefen Geisteslebens, kinderreiner und zugleich eindringlicher, überschauender Naivität, wie sie den Nachempfindungsbereiten, den ästhetisch zugänglichen Weltfernen und Weltflüchtlingen unmittelbar in die Seele sprechen, an die verborgensten Herzfasern rühren mußte. Anderseits schienen gerade jene Sturmjahre, jene Aussaatzeiten revolutionärer Ideen der ungeeignetste Webstuhl für dieses gelassene Ausspinnen feinster poetischer Fäden, für dieses zwingend sinnierende Ausdenken minutiöser Themen eines so zarten und gehaltenen wie reichen lyrisch-epischen Einschlags. In der Tat hatten derzeit, wie heute, die Lauten und Gewaltsamen, die einzig der Aktualität Unterstellten nichts oder wenig übrig für die Muse Stifters, und selbst manche Feinsinnige unter den „Modernen" damals und jetzt wußten und wissen ihn nicht zu fassen. Die ihm Kongenialen aber, zu denen während seiner Blütezeit, im Gegensatze zu uns, sehr viele der „Jungen" zählten, umbrausten den Lebenden bis

kurz vor seinem Tode mit ihrem Jubel, ihrer andächtigen Bewunderung, bauen ihm dieser Tage noch Altäre in begeisterungflammenden Herzen.

Wo die Objektivität zum intuitiven und geschulten Verständnisse tritt, wird das Urteil sich dahin gestalten, daß Stifter ein starkes Talent in gewollt enge Beschränkung bannte; daß die Schicksale seiner Menschen in gewollt sanften Bahnen sich bewegen; daß ein übermächtiges Naturgefühl ihn bisweilen bewog, die Helden seiner Erzählungen in staffagenartige Beleuchtungen zu rücken; daß seine in mehr als einer Beziehung Unausgeglichenheit der Begabung und der Selbstzucht ihn, den genialen Stilisten, nicht selten zu nachlässiger, verwaschener, unlogischer Diktion verführte; daß er aber dennoch nie erreicht wurde in der Kunst, den leisesten Herzschlag der großen Mutter aufzufangen und wiederzugeben, die duftigsten, ätherischsten Schleier über dem Bilde der Natur zu heben und in die Lüfte flattern zu lassen, das Bild selbst aber in unberührter Schöpfungsschönheit zu übermitteln: selten in überwältigender Totalität, sondern meist in kleinen, zu vollendeter Ganzheit geformten Ausschnitten. Auch die Träger seiner Handlung sind gut gesehen, plastisch gezeichnet, nur daß sie abseits vom rauschenden Lebensstrome, meist wie in weltabgeschiedenen Oasen oder auf Inseln der Seligen, wandeln. Dabei alles aufgebaut auf die Basis einer erhabenen, echt christlichen, echt katholischen Lebensauffassung, mit jener unverschwommenen Kraft der Wahrheit, der Keuschheit, der Liebe und des künstlerischen Bewußtseins, die in der Vereinigung mit Gott gründet und der die Kunst in unmittelbarem Gefolge der Religion steht. „Beide", schrieb er, „bringen, wenn sie sind was sie sein sollen, das Göttliche; die Religion bringt es an sich, die Kunst im Gewande des Reizes". Kein Wunder, daß er von dieser Warte aus, ähnlich wie Schiller und doch wieder ihm völlig unähnlich, die Kunst als Erzieherin des Menschengeschlechtes proklamierte: „Die Kunst geht allen jenen Dingen des Daseins, die nur Mittel sind, als menschlicher Selbstzweck voran, und die Völker gelangen einzig durch diesen Durchgangspunkt zu ihrer Kultur. Das ist so wahr, daß selbst das Höchste, was die Menschen mit Gott verbindet: die Religion, in allen ihren Arten und Abarten des Kultus bis zum Christentum sich in kein schöneres Gewand zu hüllen vermochte als das der Künste, und daß der letzte höchste Ausdruck des Göttlichen: das Christentum, auch die Künste in ihrer edelsten Gestalt um sich versammelt, ja gerade allein die höchsten und bewunderungswürdigsten Blüten der Kunst aus frommen Herzen erzeugt hat."

Ihm war daher der wahre Dichter auch ein Priester der Menschheit. Demütig erachtete er selbst sich dieses Amtes als unfähig. Aber die Mit- und Nachwelt durfte und darf ihm die hohe Würde, die er sich selber absprach, zuerkennen auf Grund seines eigenen Zeugnisses, das er jedem echten Kunstwerke ausstellte und das auf seine eigene Dichtung in ihren vollkommensten Aeußerungen geht: „Alles durch die wirkliche Macht der Kunst Geschaffene wirkt, als eine der reinsten Blüten der Menschheit, nach allen Zeiten und entzückt, solange die Menschheit nicht ihr Köstlichstes, die Menschheit, weggeworfen hat."

Todesahnen.

Was lockst du mich, braungoldiger Wald,
Mit deinen leuchtenden Farben,
Dem satten Rot, dem tiefen Braun,
Von Tannen begrenzt, so herrlich zu schau'n;
Ich muß ja entsagen und darben!

Ich kann nicht, wie sonst, mit raschem Schritt
Durchstreifen das reiche Gelände.
Von ferne muß ich bewundernd seh'n
Wie goldene Sonne untergeh'n;
Mit mir auch geht es zu Ende!

Vielleicht liegt morgen schon, welk und matt,
Dein leuchtender Schmuck an der Erde.
Bedarf es doch eines Frostes bloß
Für dich und für mich als Todesstoß; . . .
Doch mir spricht der Frühling sein „Werde".

Hanns Gisbert.

Die Ausländer in der IX. Internationalen Kunstausstellung in München.

Von

Dr. Felix Mader, München.

Die moderne Kultur hat auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst starke Nivellierungen gezeitigt. Diese Empfindung drängt sich dem Besucher einer großen Kunstausstellung nachhaltig auf. Es soll damit natürlich nicht gesagt sein, daß die nationalen Nüancen ganz gestrichen wären, aber man findet viel Gemeinsames. Für den künstlerischen Höhestand der einzelnen Länder kann die Ausstellung nicht als Maßstab gelten, da die Zusammenstellung der Kunstschöpfungen häufig durch Zufälligkeiten bestimmt wird. „Epochemachende" Werke findet man in der westlichen Hälfte des Glaspalastes ebensowenig wie in der östlichen; dergleichen vermöchte auch Raffael und Rubens einem übersättigten Zeitalter nicht zu bieten.

Nun zu den einzelnen Gruppen! Modehansen preisen stets das „Neueste" als das Beste; dies wußten die älteren Künstler unter den Spaniern und ließen deshalb ihre Arbeiten daheim. Soll man's ihnen verübeln? Unter den vorhandenen Bildern zieht Benedito Vives mit seiner großen Szene aus Dantes „Hölle" (VII. Gesang), das Triptychon von Chichano, Alvarez Salas Wallfahrerbild am meisten Aufmerksamkeit auf sich. Urquiola y Agniore erweist sich in seiner Bildnisgruppe als tüchtiger Franzosenschüler.

Mit vielen und gehaltvollen Werken ist Italien vertreten. Der moderne Kolorismus verdrängt auch hier allmählich die ältere Malerei mit ihren zuweilen etwas billigen Theatereffekten; gelegentlich merkt man auch Segantinis Einfluß. Wie überall versündigen sich die Jungen zur rechten Zeit durch gesuchte und gekünstelte Farbenprobleme. Mit Vorliebe pflegen die Oberitaliener die Landschaft, daher häufige Alpenmotive. Carcano, Carozzi, Cairati, Fragiacomo, Sartorelli schildern in kraftvoller Auffassung die heimatliche Natur. Märchenzauber liegt über Vitalinis Dolomitentriptychon. Die figürliche Malerei tritt gegen die Landschaft zurück: Grossos „Hl. Familie", so großes Können sie auch zeigt, vermag den Nordländer nicht zu gewinnen. Rizzi, Chini, Serra, Morbelli haben tüchtige Arbeiten gesendet.

Charakteristisch, aber nicht immer sympathisch, spiegeln sich die modernen Bestrebungen bei den Schweizern. Die gekünstelte Naivetät, wie sie in Amiets vierschrötigen Jungfrauen uns entgegentritt, stößt direkt ab. Girons „Schwingfest" ist doch wohl für den Gegenstand im Format zu groß. Hodlers Freskenkarton zur Schlacht von Marignan charakterisiert den aufs Große, Markante gehenden Zug des Künstlers vorzüglich. Bei den Landschaften finden sich zuviel Experimente: mit lauter Indigoblau oder Spinatgrün, noch dazu ohne Formenmotive kann man keine Landschaft gestalten; eine musikalische Komposition von solch geringem Umfange der Töne würde man höchst ledern finden.

Frankreich ist in der Kunst Herrin und Führerin wie in der Frauenmode. Man würde aber enttäuscht sein, wollte man bei der französischen Gruppe wesentlich höhere Offenbarungen erwarten wie bei den übrigen. Die Alten erschienen mit teilweise akademischen Arbeiten, — von den Jungen haben etliche den Maßstab für das, was Schönheit, Form und Geschmack heißt, verloren, genau wie überall. Einige Marktware in „keuscher" Nacktheit fehlt selbstverständlich nicht; verschiedene Bildnisse gehören gleichfalls in dieses Genre. Elegante Mache, glänzende Oberfläche fehlt bei den Franzosen nie.

Die ältere Art vertritt Lefebure mit seiner „Magdalena unter dem Kreuze", Mercié mit einer sympathischen Madonna, Bouguereau, Morot Maxence u. a. Unter den Jüngeren sind verschiedene mit ganz vortrefflichen Werken vertreten. Abys „Vesperbrot" bedeutet ein feines Stück Impressionismus: vollabgerundet in Form, Gruppierung und Gesamtstimmung. Vols Frauenbildnis besitzt ähnliche Qualitäten, Roll und Thomas geben ebenfalls duftige Impressionen, die dem Pastell verwandt sind. Sie bilden ein Bindeglied zu dem koloristischen Flachstil, den die Franzosen mit größerer Eleganz und pikanter als ihre Nachahmer beherrschen. Typisch für diese Art ist Blanche mit seinen Damenbildnissen, Tourne, Thomas, Prinet, Bollon und Beraud in seinem prächtigen „Vorbeimarsch". Im Gegensatz hierzu arbeiten die Friant, Cottet, Simon, Hochard im Illustrationsstil.

Die belgische Abteilung bietet wenig Charakteristisches: sie ist nur ein Zweig am Baum der französischen Kunst. Meuniers



„Arbeiter am Hochofen" interessieren am meisten. Da ist klare Komposition, energische Typik, ernste Sachlichkeit, stilistische Strenge. Die „Parze" von Levegne würde jedermann für den leibhaftigen Satan halten, wenn's nicht darunter stünde. Im übrigen denkt man vor dem Bilde an Rubens'sches Leibergewühl. Die Uhde-Imitation von Smits kann nicht für geglückt gelten.

England und Schottland haben nur in mäßigem Umfange ausgestellt. Die Damenbildnisse von Lavery, Brown, Henry, Sauter stellen sich die gleichen koloristischen Probleme wie ein Blanche, aber zurückhaltender, trüber als der Franzose malen sie, namentlich Lavery. Die wärmsten Akkorde findet Brown. Unter den Landschaftern herrscht zumeist die Manier der Schotten: weiche, neblige Gesamtstimmung mit verschwimmenden Konturen.

Amerikas Kunstschöpfungen sind nur Reflexe der englisch-französischen Schule. Man sehe sich nur die Dame von Chase an: das ist Blanche oder Lavery! Maurer, Hartwich, Marc Ewen u. a. sind gut vertreten.

Gediegene, dem Experimentieren abholde Künstler besitzt Holland. Die Interieurs eines Israels, Briet, Josselin de Jong erinnern freilich an die Schule der Alten, aber wie solid, wie abgerundet und ansprechend muten diese Arbeiten an! Die Landschaft hat bei den Holländern immer liebevolle Pflege gefunden; auch heute noch. Was Steelink, Meulen, Gorter, Zwart bieten, ist voll poetischer Stimmung. Im Seestück zeichnen sich Mastenbröck, Comte und namentlich Mesdag aus. Die Impressionisten Schildt und Rink muß man sich eigens ansehen; sie bieten keine unfertigen Skizzen als vollendete Kunstwerke an, sondern haben ihre Bilder vollkommen ausgeführt. Torrop geht wie immer Sonderwege: diesmal als Impressionist und Pointilist.

Ernst, melancholisch tritt Schwedens Kunst vor uns. Sensation, Nervenkitzel darf man da nicht suchen, aber ernste, innerlich wahre Kunst in Fülle! In der Landschaft erscheint sie am meisten charakteristisch. Die strenge Poesie, die Stimmungshoheit der nordischen Natur spricht aus den Bildern eines Rosenberg, Tirėns, Bergström, Hulgren, Johannsen voll Unmittelbarkeit und Kraft. Akessons Porträt ist sehr tüchtig. Muß man's nicht bedauern, daß der Nordländer die Kunstsprache der Franzosen spricht? Cederströms großes Historienbild besitzt viele Vorzüge. Cronsbergs „Eros"! — Worüber sinnt der Genius, während er in das leuchtende Feuer schaut, das man ihm auf dem Opferaltare entzündet? Ueber alles Unglück und Weh, das er schon über die Welt gebracht? Oder über die Gemeinheit, die das Ideale so häufig mit Füßen tritt und sich doch den Namen „Liebe" beilegt? Rosens „Sphinx" vermag den erschütternden, dämonischen Eindruck, den es will, nicht hervorzubringen, ungleich mehr tut dies Lindbergs „Herbst".

Die Kunst Dänemarks ist der schwedischen verwandt. Das Gefühl stiller, friedvoller Einsamkeit spricht aus den Landschaften eines Kragh, Pedersen, Agersnap, Lespersen. Intime Feinmalerei pflegt Holsoe; Irminger und Tornoe gehen verwandte Wege, während Larsen und Tuxen als geschmackvolle Freilichtmaler sich präsentieren.

Die äußersten Säle des Westflügels haben die österreichischen Gruppen in Besitz genommen und — von den Ungarn abgesehen — in eigenartige hellgraue Töne gekleidet. Die künstlerischen Richtungen sind aber auch hier mannigfaltige.

Eine Reihe gediegener Schöpfungen sandte die Wiener Künstlergenossenschaft. Temples Duellszene, Kossaks Kriegsbild beweisen, daß das Historienbild nicht für immer abgetan ist. Pippich, Jungwirth, Koch, Larwin, Suppantschitsch u. a. erscheinen mit bedeutenden Arbeiten. Egger-Lienz scheint von Uhde beeinflußt: der Künstler wird aber besser tun, seine eigenen Wege zu gehen. — Im Hagenbund wird zumeist gestrichelt und punktiert à la Klimt. Verschiedene dieser Dinge haben dekorativen Reiz, wie die Bilder Grafs, Goltz, Kanopa, Bamberger u. a. Die fade „Tänzerin" von Hampel ist für gesunde Menschen nicht genießbar. — Eine ähnliche Physiognomie zeigt die Sezession, nur etwas weniger Manieren. Die Namen Stöhr, Novak, König, Tichy müssen hier genannt werden. Eine Reihe ansprechender Bilder sieht man bei den Böhmen. Szenen von so poesievollem Gehalt, wie Hynais und Rosek sie malen, sieht man gerne. Preislers Farbensprache besitzt viel Reiz. Schikaneder, Svabinsky, Ullmann, Uprka sind trefflich vertreten.

Die Ungarn sprechen vor allem französisch; doch fehlen auch einheimische Akzente nicht. Thormas frische Eisenbahnszenen, Polls intime Landschaften, das Herbstbild von Glatz, Knopps Damenbildnis und die Interieurs von Hegedüs und Bihari mögen zum Besten gehören. Mit dem manierierten Symbolismus, den Frisch in seiner religiösen Komposition pflegt, ist nichts anzufangen.

Eine wunderliche Mischung von barbarischer Stilisierung und modernem Naturalismus stellt die kleine polnische Ausstellung dar: viel Plakatkunst und häßliche Motive! Mehoffer ist wohl der Talentierteste, aber auch noch unausgesprochen.

Das sind die Ausländer auf unserer Internationalen: sie geben weder dem Optimisten noch dem Pessimisten das Wort, aber den Wunsch legen sie nahe, es möge der Kunst vergönnt sein, allzeit aus gesunden, klaren Quellen zu schöpfen!



Zur Klarstellung.

In dem Aufsatze von Herrn Dr. Joseph Schlecht „Nach der 12. Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" in Nr. 42 der „Allg. Rundschau" (S. 498) wird gesagt, daß sich die Generalversammlung „einstimmig (die zwei anwesenden Oppositionsredner natürlich abgerechnet)" für die bisherigen Vorstandschaftsmitglieder entschieden habe. Als einer der „Oppositionsredner" bemerke ich, daß ich mich der Abstimmung mit lauter Erklärung enthalten habe. Die aus der „einstimmigen" Wahl gezogenen Folgerungen sind aber auch um deswillen unhaltbar, weil

1. eine andere als „einstimmige" oder nahezu einstimmige Wahl bei dem beliebten Wahlmodus gar nicht möglich ist, da sich die opponierenden Stimmen notwendig zersplittern müssen angesichts der Unmöglichkeit für die Mitglieder, sich vorher zu besprechen; es werden nämlich die Namen der vorgeschlagenen Herren erst im Augenblicke der Wahl bekanntgegeben und dann sogleich die vorgedruckten Stimmzettel ausgeteilt; — weil

2. eine große Zahl von Mitgliedern, namentlich auch aus den Kreisen der Münchener christlichen Künstlerschaft, der Generalversammlung bei dieser Unmöglichkeit richtiger Wahl von vornherein fernbleibt. Es stimmten 48 Herren ab — bei einer Mitgliederzahl von 4640 kaum mehr als ein Prozent.

Dr. P. Expeditus Schmidt.



Für die Opfer der Erdbeben in Süditalien

sind bei der „Allgemeinen Rundschau" eingegangen bisher Mk. 80.—
K. B., München . . . . „ 10.—
Summa: Mk. 90.—

Für die Redaktion verantwortlich: In Vertretung: C. Joh. Oehninger in München.
Für den Inseratenteil: C. Joh. Oehninger in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 44. München, 28. Oktober 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Religion, Kultur und Arbeit:

Elemente des Missionswerkes bei den Heiden.

Von

P. Jos. Kösters, S.V.D., Missionshaus St. Gabriel.

Im „Hochland", 7. Heft, 2. Jahrgang, findet sich ein Artikel aus der Feder des bekannten Weltreisenden Eugen Wolf über Deutsch-Südwestafrika. Der Verfasser spricht da mit anerkennenswerter deutscher Ehrlichkeit „ein offenes Wort" über die Zustände in dieser unserer Kolonie und besonders über die Ursachen des bedauerlichen Krieges. Es dürfte vieles recht beherzigenswert sein von dem, was Wolf über die Kolonisierung des Landes schreibt. Indem er jedoch auch auf die Besprechung der dortigen Missionspraxis übergeht und Grundsätze für eine echte, gediegene Missionierung der Neger aufstellt, betritt er ein Gebiet, das einer Bearbeitung noch recht bedürftig ist. Die katholische „Missionslehre" als systematische Wissenschaft liegt noch in den Windeln.

Bei der freundlichen Gesinnung, die der Verfasser des gen. Artikels stets für das Missionswesen an den Tag legte, wird er gewiß damit einverstanden sein, wenn wir zu seinen Ausführungen hiermit einige Ergänzungen geben, welche zur Verhütung falscher Auffassungen über katholische Missionspraxis nötig zu sein scheinen.

1. Vor allem muß im Auge behalten werden, daß ein jeder gläubige Christ die Missionierung der Heiden als ein Apostolat ansieht mit überweltlichen Zielen und Mitteln. Man mag noch so nobel denken über „die reichen Dienste, die uns der Missionar leistet", man mag in den schönsten Hymnen „den außerordentlichen Nutzen" preisen, den er als „Pionier für die Eröffnung fremder Länder" und als „Forscher auf den Gebieten der Geographie und Geologie, Ethnologie und Sprachwissenschaft gebracht hat" und ihm dafür die „höchste Achtung und Anerkennung" zollen, — den Missionar aber hat man damit noch lange nicht begriffen. Es scheint notwendig zu sein, nachdrücklich gegen diese Verflachung seiner welterhabenen Sendung Stellung zu nehmen. Der göttliche Auftrag, von welchem jeder Missionar im letzten Grunde seine Legitimation hernimmt, lautet: „Gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie" und diese „Lehre" ist keine andere als „die frohe Botschaft", das Evangelium, das die rettende Gottesherrschaft wieder herstellt und den seit Jahrtausenden verirrten Völkern „den Weg, die Wahrheit und das Leben" bringt. Diese Aufgabe ist oberstes Leitmotiv des ganzen Missionswerkes, wonach der Wert aller — natürlichen und übernatürlichen — Mittel zu bemessen ist.

Es versteht sich dann von selbst, daß es mit dem uralten Grundsatz: Ora et labora auch in Afrika seine Richtigkeit hat und nicht etwa die Umstellung nötig ist: Labora et ora. Denn zweifelsohne faßt der Ausdruck „Ora" in seinem weitesten Sinne — religiöse Belehrung, Gebet, Sakramente, Gottesdienst, religiös-sittliche Leitung — gegenüber dem „Labora" die vorzüglichsten, wirksamsten und universellsten Mittel in sich, die zu dem eigentlichen Ziele führen. Die „Arbeit" selbst nimmt ihren übernatürlichen, welterhabenen Wert aus dem vorhergehenden „Gebet". Es ist deshalb wohl nicht die Aufgabe der Missionare, „aus dem Eingeborenen zuerst einen Arbeiter zu machen, der schreinern, schlossern oder mauern kann, der Bäume pflanzen, Wege bauen und Kulturpflanzen zu behandeln versteht", und ihm obendrein noch einige „ganz geringe Dosen von Religion" so nach und nach zu verabreichen. Gegen diese Auffassung der Missionsaufgabe haben mit Recht schon seit Jahren protestantische Missionstheoretiker gekämpft, und Merensky hat in seiner preisgekrönten Schrift: Wie erzieht man die Neger zur Arbeit? mit scharfer Abweisung egoistischer Kolonialbestrebungen dasselbe negativ ausgedrückt mit den markanten Worten: „Der Missionar hat nicht die Aufgabe, Eingeborene zu Arbeitern der weißen Ansiedler zu machen." Gegen diese Verkennung der Missionsaufgabe wendet sich auch die von Warneck in der „Allgem. Missionszeitschrift" so oft angegriffene sogen. „römische Mission" mit ganzer Entschiedenheit. Von den Aposteln her bis auf unsere Tage ist sie sich bewußt geblieben, jenes Reich verbreiten zu müssen, „das nicht von dieser Welt ist". Ein hl. Bonifatius, dessen „römische Gesinnung" aus allem, was er tat und schrieb, hervorleuchtet, hat wahrlich die zentrale Bedeutung des Gebetes und der Gebetsstätten im Missionswerke hinreichend betont, und alle wahrhaft gläubigen Christen jubeln ihm dafür in diesen Tagen ihren Dank zum Himmel empor. Das Bild, nach welchem uns die Vorstellung des hl. Franziskus Xav. geläufig geworden, ist das des lehrenden und taufenden Missionars. Und alle die Edlen, welche im Laufe der Jahrhunderte als Gesandte der Kirche Gottes an den fernen Gestaden Afrikas landeten, haben es als ihre erste und heiligste Aufgabe angesehen, Christum den Gekreuzigten zu predigen zur Vergebung der Sünden. Es dürfte schwer sein, von irgendeiner Gruppe derselben nachzuweisen, daß sie diesen Zweck ihrer hl. Sendung weniger bestimmt ins Auge gefaßt hätte als z. B. die beiden ersten protestantischen Missionare in Südwestafrika Hahn und Kleinschmidt, deren müh-

sames Beginnen im Jahre 1842 die „Allgem. Missionszeitschrift" (5. Jahrg., S. 389) so erbaulich beschreibt.

Daß die katholischen Missionare unserer Zeit von diesem Ziele auch nur eine Hand breit abgewichen wären, beweisen ebensowenig die nun leider zerstörten Ackerbau- und Handwerksschulen der Oblatenpatres in Südwestafrika als z. B. die blühende Jesuiten-Universität in Sikawei (China). Wer mit einigem Verständnis die Berichte der ersteren liest, wie sie wiederholt im vorigen Jahre in der „Kölnischen Volkszeitung" erschienen sind (vgl. z. B. Nr. 376, 45. Jahrg.), muß sich sagen, daß auch auf diesen Schulen der praktischen Arbeit, die übernatürliche Schulung: „Das Gebet" im vorhingenannten Sinne, das Hauptmittel ist, wovon die dort wirkenden Missionare die „Bekehrung und Bildung der Schwarzen erwarten". Wenn protestantische Missionare, die vielleicht in der Nähe wohnen, ohne einen Blick ins Innere zu tun, solche „römische Burgen" als „auf Sand gebaut erachten", weil dort nur „Dressur" und Arbeit herrsche, (cf. „Allgem. Missionszeitschrift", Jahrg. 14, S. 162—164), wenn ferner wohlwollende Reisende für einige Tage als Gäste in der Missionsstation verweilen und später lobend die geordnete Arbeit, zu welcher die schwarze Jugend dort angeleitet wird, in ihren Berichten hervorheben, so beweist dies alles nicht, daß die Missionare die Lösung ihrer eigentlichen Aufgabe nicht vor allem mit religiösen und übernatürlichen Mitteln erstreben. Letztere verbergen sich naturgemäß dem Auge des Fremden und selbst der Missionär läßt sie nicht selten wegen ihrer Selbstverständlichkeit in Mitteilungen, welche für die breite Oeffentlichkeit bestimmt sind, gegenüber den anderen, mehr äußerlichen Missionsmitteln zurücktreten. Stets aber bleiben die Weisungen des Herrn maßgebend: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das Uebrige wird euch zugegeben werden" und: „wenn ihr in ein Haus kommt, so saget zuerst: Friede sei diesem Hause", „meinen Frieden — aber — gebe ich euch, meinen Frieden hinterlasse ich euch, nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch."

2. Mit dieser Betonung des übernatürlichen Charakters, welcher dem Missionswerk sowohl im Ziele als auch in den vorzüglichsten Mitteln wesentlich ist, soll nun durchaus nicht die Bedeutung, welche die Arbeit im Missionsbetriebe hat, verkannt werden. Es mag protestantische Missionstheoretiker gegeben haben, welche die erzieherische Bedeutung der Arbeit unterschätzt haben; natürlich waren sie bei den Ansiedlern und Reisenden als die Vertreter der ärgsten Schwärmerei verschrieen. (Vgl. z. B. Schlettwein, der voriges Jahr als Führer der südwestafrikanischen Ansiedler mündlich und schriftlich seine Ansichten in Deutschland vertrat, ferner „Kölnische Zeitung" Nr. 838, 1904. Fr. v. Hellwald: Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart.) Katholischen Missionaren ist unseres Wissens kaum jemals ernstlich dieser Vorwurf gemacht worden. Aber durchweg finden wir auch bei den Protestanten eine vernünftige Würdigung der Arbeit als eines unentbehrlichen Missionsmittels. Auf den Missionskonferenzen in Halle, Basel und Berlin haben die Protestanten schon am Ende der 80er Jahre bestimmte Stellung zu dieser Frage genommen, und wir könnten uns im allgemeinen den damals aufgestellten Grundsätzen anschließen, wenn nur die Mittel ins Auge gefaßt wären, durch welche der Schwarze „in seinem Interesse" zur regelrechten und christlichen Arbeit zu erziehen ist. Denn daß alles das von selbst sich aus dem „einmal erfaßten christlichen Gesetze entwickeln sollte," ist ja gut und schön; aber das christliche Gesetz wird eben von den Naturvölkern niemals eigentlich erfaßt werden, wenn nicht gleichzeitig mit der Kraft des Evangeliums die Selbstzucht wirkt, welche in der Arbeit liegt. Um nur ein Beispiel anzuführen: Zu den dunkelsten Nachtseiten des Heidentumes gehört die Polygamie. Sie widerstrebt so sehr dem Gesetze Christi, daß die katholische Kirche nie aus irgendwelchen Opportunitätsgründen einen zeitweiligen Kompromiß mit ihr schließt. Sie gehört aber auch zu den Hauptquellen des ganzen Elendes, dem die Schwarzen überantwortet sind. Wie sollte nun der sittlich tief geschwächte Neger die Kraft finden, das Gesetz Christi bezüglich der Ehe zu umfangen, wenn er nicht neben den Uebungen des Glaubens auch die Selbstüberwindung anwendet, zu welcher ihn die körperliche Arbeit stärkt? Dazu aber bedarf es der Anleitung, der Ueberwachung, der höheren Auktorität, die ihm zwar liebevoll, aber doch auch energisch zur Seite steht. Ob das nun in geschlossenen Missionsschulen und Stationen geschieht, wo alles dieses sich eher verwirklichen läßt, oder durch Einwirkung auf die außerhalb der Stationen lebende Bevölkerung, ist an sich gleichgültig. Sicher ist, daß es geschehen muß und daß diese Arbeitserziehung am wirksamsten bei der Jugend einsetzt. Es werden also selbst auf die Gefahr hin, der „Dressur" und „französischen Erziehungsmethode" beschuldigt zu werden, die katholischen Missionare nach wie vor an dem Programm festhalten, das die ersten Oblatenmissionare in Südwestafrika sich gleich zu Beginn ihrer Wirksamkeit vor Augen hielten.

„Als im Jahre 1896," so berichtet P. Robert Streit, „die ersten Oblatenmissionare sich in Windhoek niederließen, stellten sie als Grundprinzip ihrer Missionierung die Erziehung zur Arbeit und religiösen Uebung auf. Dessen waren sie sich klar, daß ein Missionsunternehmen ohne diese Grundbedingung ein Schlag ins Wasser gewesen wäre. Was nützt es, dem Schwarzen einen christlichen Namen zu geben und nicht die christliche Gesinnung? Wozu ihn lehren, christliche Worte zu sprechen und nicht christliche Werke zu tun? Ihn unterweisen, um das tägliche Brot zu bitten und nicht anzuleiten, es sich im Schweiße des Angesichtes zu verdienen? Deshalb war es der Missionäre erstes Beginnen eine Handwerker- oder Industrieschule ins Leben zu rufen."

Voraussetzung bei dieser Missionstätigkeit in der Erziehung zur Arbeit ist allerdings: die selbstlose Liebe zu dem armen Volke, das nur durch das „ora et labora" zu seinem zeitlichen und ewigen Glücke sich emporringen kann. Will die Mission dieses Rettungswerk durchführen, dann muß sie freilich, wie Wolf in seinem „Hochland"-Artikel sagt, aus dem Schwarzen einen Arbeiter machen, einen möglichst zuverlässigen Arbeiter, der auf seiner eigenen Scholle sitzt und sich nicht beirren läßt durch Lockungen, die an ihn herantreten, sein Geld in eitlem Tand, oder Schnaps, oder übermäßigen Luxusgegenständen los zu werden, einen Arbeiter, der, indem er die Missionsschule besucht, „lesen, schreiben und rechnen lernt". Das „Wort Gottes" aber muß freilich nicht „dann erst nachfolgen", sondern gleichzeitig mitwirken, wenn nicht die ganze Erziehung eine wirkliche Abrichtung werden soll, ohne übernatürlichen Wert und moralische Festigkeit.

3. Unter der Voraussetzung, daß das ora et labora in richtiger Abschätzung erkannt und angewandt wird, wolle man auch die Erfolge der Mission nicht gar so niedrig taxieren. Würde man sie allerdings berechnen nach dem materiellen Nutzen, den die Kolonie dem Mutterlande gebracht, so wäre die Missionstätigkeit eines hl. Bonifatius und seiner Gefährten fast erfolglos zu nennen, und der hl. Benediktiner Augustin, der England bekehrte, würde mit Unrecht als glorreicher Missionär in der ganzen Kirche Gottes gefeiert. Worauf bei der Abwägung des Erfolges mit Recht geschaut wird, ist: Wahres Christentum und wahre Kultur! Indessen wollen auch diese beiden Begriffe nicht so scharf von einander getrennt sein. Wie Warneck in seinem Werkchen: „Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur" meisterhaft darstellt, gehen die Lebensnerven beider ineinander über. Kultur ohne wirkliches und wahres Christentum kann wohl eine glänzende Schale sein, aber ohne Kern, sie verdorrt und wird sich über kurz oder lang in glänzende „Unkultur" verwandeln. Anderseits treibt wahres Christentum auch zur wahren Kultur, wenn auch nicht gerade immer zu den europäischen Formen der Kultur. Wie es nun mit der erzielten „christlichen Kultur" in den Heidenmissionen steht, davon weiß manche Seite in unseren gediegensten Missionsschriften Rühmliches zu erzählen. Es besteht freilich in (gewissen) Kreisen gegen solche Erzählungen eine eigenartige Skepsis, und es darf auch gegenüber den Missionaren der Wunsch ausgesprochen werden, nur sorgfältig geprüfte Tatsachen und Erfolge zu berichten. Es wäre aber eine ungeheuere Anschuldigung, die sich durch nichts rechtfertigen ließe, wenn man den Missionaren ganz allgemein den Vorwurf machte, als wenn sie mit falschen und künstlich gefärbten Berichten die Gönner und Freunde der Mission täuschten. Wenn sie mehr edle Züge und erquickende Zustände von ihren neuen Christen und Christengemeinden zu berichten wissen als die Reisenden und Ansiedler, so kommt dies nicht etwa bloß daher, weil ihnen „die Liebe das Auge getrübt hätte", sondern weil sie viel inniger mit ihren bekehrten Christen vertraut sind und in manches eingeweiht werden, was dem Auge eines anderen Weißen stets verschlossen bleibt, zuweilen auch daher, weil nicht immer Uebereinstimmung der Auffassung besteht zwischen Missionaren und anderen Weißen über das, was zur christlichen Kultur und zum christlichen Leben gehört, oder gar eine Blüte desselben darstellt. Liest man z. B. manche Berichte der Missionare aus Uganda, Tanganika, Madagaskar und auch aus Südwestafrika und anderen Gebieten, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, als wäre unter der Schale unserer europäischen Kultur nicht immer so viel christlicher Kern verborgen, als wir es bei manchen schlichten armen Negervölkchen finden, das die Segnungen des Christentumes in sich aufzunehmen beginnt. Dabei werden allerdings unsere Missionäre dieselbe Erfahrung machen, welche die edlen iroschottischen Mönche seinerzeit in Deutschland

machten, ohne zu verzweifeln: Spuren heidnischer Gesinnungen und Gebräuche werden sich noch lange im Lande halten, auch wenn schon der größte Teil des Volkes christlich wäre. Der Uebergang des Volkes vom Heidentum zum Christentum vollzieht sich noch weit langsamer als der einer einzelnen Seele, die dem Götzendienste sich entwindet und zum Leben des Glaubens emporringt. Deshalb ist es verständlich, wenn z. B. vor 20 Jahren in Dahome noch an allen Ecken einer längst missionierten Stadt Tonfetische bemerkt wurden und nach den vertraulichen Aeußerungen des Bischofs Carrier „das Christentum bei den Negern nicht tief sitzt". Wir Deutsche brauchten wohl noch längere Zeit, als bisher die Neger in Anspruch genommen haben, bis uns das Christentum endlich einmal „tief zu sitzen begann" und wie lange hat's gehalten? Wenn nicht fortwährend ernste Anstrengungen gemacht würden und Gottes Vorsehung mit manchen noch ernsteren Fügungen nachhälfe, was würde aus unserem „tiefen Christentum" werden?

Beschließen wir unsere Gedanken in Südwestafrika, von wo wir ausgegangen. Nach Leutweins Ansicht, der sich auf einen Brief Witbois, des Hottentottenführers stützt, ist religiöser Wahn die Hauptursache des neu entbrannten Krieges. Gibt es da einen besseren Vertreter des christlichen Mutterlandes als den friedlich kämpfenden Missionar? Diese Erkenntnis lag gewiß zugrunde, als Fürst Bülow sich an den Missionsinspektor Hausleiter in Barmen wandte mit der Bitte um die Dienste der Mission in dem südwestafrikanischen Konflikte. Gewiß würde auch die katholische Mission, deren Oberer sich mit General von Trotha seinerzeit auf einem photographischen Bilde so freundschaftlich zusammenfand, und deren Mitglieder — Priester und Laienbrüder — in edlem Patriotismus während des Krieges getreulich die mit ihrem Stande vereinbarlichen Dienste der Regierung und den Soldaten widmeten, mit viel mehr Erfolg ihre Kraft dem großen Werke des wahren Friedens weihen können, wenn sie hüben und drüben allenthalben die verdiente Würdigung und Unterstützung fände. Genau dasselbe gilt auch von allen anderen deutschen Kolonien an der West- und Ostküste Afrikas.

Wahres Interesse für das Volk, das sich dem deutschen Schutze anvertraut hat, edle, christliche Liebe, die, geleitet von erhabenen Zielen, das Missionswerk trägt und auch im deutschen Volke werbend tätig ist, und weiter Blick, der sich an den ewigen Zielen des Missionswerkes mißt, können auch in jenen umfangreichen Gebieten in absehbarer Zeit Oasen christlicher Kultur und christlichen Lebens schaffen, und von einem solchen Boden darf auch das christliche Mutterland süße und heilsame Früchte hoffen, bessere als die bisher verkosteten.



Die wirtschaftspolitischen Anträge der bayerischen Zentrumsfraktion.

Von

Dr. Eugen Jäger, Mitglied des Reichstages und des Bayer. Landtages.

Seit 1893 hat die bayerische Zentrumsfraktion bei Beginn einer neuen Legislaturperiode, also beim Zusammentritt des auf sechs Jahre gewählten neuen Landtages, stets eine Reihe von wirtschaftspolitischen Anträgen gestellt. Die kleineren Anregungen oder solche, die spezieller Art sind, erfolgen bei den einzelnen Etats, die Anträge zu Beginn einer neuen Wahlperiode umfassen mehr die größeren Fragen von grundsätzlicher Bedeutung, deren Lösung nicht in einem Landtag geschehen kann, sondern sich teilweise wenigstens über die drei Landtage der Wahlperiode verteilt. Auch beim Zusammentritt des jetzigen Landtages hat die Zentrumsfraktion wieder eine Reihe solcher Anträge eingereicht. Ein Ueberblick auf die drei nun vorliegenden Reihen von Anträgen möge hier gestattet sein.

Das Jahr 1893 stand unter dem Zeichen einer starken Bewegung im Bauernstande, die bei den Wahlen teilweise bedenkliche Wege eingeschlagen hatte. Das Zentrum suchte die berechtigten Grundlagen dieser Bewegung zu fassen und die Abhilfe derselben in die richtige Bahn zu lenken. Diese Bahn war die Organisation der Selbsthilfe und deren Unterstützung dann durch Staats- und Reichshilfe. Dazu kamen noch Forderungen auf anderen Gebieten. Wir sehen bei Wiedergabe jener Anträge von jenen Punkten ab, die für die große Oeffentlichkeit von geringerer Bedeutung sind, wenn sie auch für einzelne Verhältnisse große Wichtigkeit haben, wie die bessere Wahrung der Forstrechte, die Bereitstellung von Nutz- und Brennholz für den Lokalbedarf, ehe man den gesamten Holzertrag auf den großen Markt gibt u. a. Was das Zentrum damals beantragte, war vor allem die staatliche Unterstützung der Raiffeisenvereine unter Wahrung ihrer Selbständigkeit. Die Unterstützung sollte geschehen durch Vorschüsse zur ersten Einrichtung und durch Schaffung einer Geldvermittlungsstelle für die in einem Revisionsverband zusammengeschlossenen Vereine. Damals bestanden in Bayern etwa 500 Raiffeisenvereine; weitaus die meisten in der Pfalz und in Unterfranken. Es ist wesentlich ein Verdienst der Zentrumspartei, wenn auch die Mitwirkung anders gesinnter Personen dankbar anerkannt wird, daß die Organisation des landwirtschaftlichen Personalkredits durch den genossenschaftlichen Zusammenschluß der Bauern im Rahmen der einzelnen Gemeinden auf Grund der Solidarhaft und unter voller Annahme der bewährten Grundsätze Raiffeisens in dem bayerischen Bauernstand in den abgelaufenen zwölf Jahren eine starke Verbreitung gefunden hat. Mit einem Verständnis, das dem Bauern, und besonders dem bayerischen Bauern außerhalb der blauweißen Grenzpfähle nicht allseitig zugetraut worden war, hat die bäuerliche Bevölkerung den Gedanken genossenschaftlicher Selbsthilfe angenommen und verbreitet. Die Zahl der Raiffeisenvereine dürfte jetzt wohl 3000 übersteigen. Tausende von freiwilligen Hilfskräften arbeiten nun auf diesem so dankbaren Gebiete, das neben der Hebung des Personalkredits auch die Vertreibung des Wuchers, die Hebung der wirtschaftlichen Kenntnisse, die Pflege besserer Betriebsweisen und allmählich auch die ländliche Wohlfahrtspflege umfaßt. Dazu kommt die starke Ausbreitung der christlichen Bauernvereine mit ihren Preßorganen und der Zentralstelle in Ansbach.

Ein weiterer Antrag bezweckte die Errichtung einer staatlich geleiteten Viehversicherung nach dem Muster der staatlich geleiteten Immobiliarbrand- und Hagelversicherung. Die Viehversicherung ist auf Grund von Ortsvereinen ins Leben getreten und ihr hat sich bald eine Pferdeversicherung angeschlossen. Der weitere Antrag, die Mobiliarbrandversicherung ebenfalls auf dem Boden der freien Konkurrenz, also ohne Monopolisierung, staatlich zu organisieren, scheiterte an dem Widerstande der Staatsregierung und besonders auch an inneren Schwierigkeiten. Die beantragten Maßregeln gegen die gewerbsmäßige Güterzertrümmerung kamen nicht zur Reife, da man nach eingehender Beratung die Zeit zu einem gesetzgeberischen Eingreifen noch nicht für gekommen erachtete und von der Ausbreitung der Raiffeisenvereine eine heilsame Wirkung auch auf diesem Gebiete erwartete, eine Hoffnung, die sich bewährt hat. Die Revision der Steuergesetzgebung, die ebenfalls beantragt wurde, im Sinne einer progressiven Besteuerung besonders des kapitalistischen Großbesitzes und Großbetriebes mit Entlastung der mittleren und kleineren Betriebe, fand ihre Ausgestaltung in der Revision der Einkommen-, Kapitalrenten- und Gewerbesteuer, die zusammen dem Staate eine Mehreinnahme von 2½ Millionen zuführten und eine wünschenswerte Entlastung der Mittel- und Kleinbetriebe brachten, ohne die Großbetriebe, die inzwischen unter dem bisherigen Schutz einer mäßigen Gewerbesteuer mächtig herangewachsen waren, höher zu belasten, als dieses in Preußen, Sachsen, Hessen und anderen Staaten bereits der Fall ist. Die Ermäßigung der Grundsteuer konnte erst 1904 einigermaßen erreicht werden. Von großer Bedeutung für die Landwirtschaft war auch der weitere Antrag, zur billigen Deckung des bäuerlichen Realkredits eine staatliche Hypothekenbank zu gründen. Der Antrag fand seine Ausgestaltung durch die Landwirtschaftsbank, die auf dem Grundsatze des genossenschaftlichen Zusammenschlusses beruht, allerdings nicht in der öffentlich-rechtlichen Form wie die preußischen Landschaften und leider in der Beschränkung auf die Landwirtschaft. Das Vorbild der Antragsteller waren die Landesbanken der Rheinprovinz und die Landesbanken einiger österreichischen Kronländer, besonders Böhmens und Oberösterreichs. Diese Banken sind Landesanstalten und pflegen besonders den Realkredit der kleinen und mittleren Besitze und Gewerbe in Stadt und Land. Die Bayerische Landwirtschaftsbank hat mit jenen aber das gemeinsam, daß sie das Geld im allgemeinen zu den Selbstkosten ausleiht, der sehr mäßige Gewinn kommt den Genossenschaftern, die zugleich Schuldner der Anstalt sind, zugute. Das Verbot des Terminhandels mit Getreide an der Börse, das jene Anträge ebenfalls enthielten, ist bald darauf durch die Reichsgesetzgebung erfolgt und die ebenfalls verlangte Abschaffung der Staffeltarife erfolgte bekanntlich als Zugeständnis Preußens an den Süden und Westen für Annahme des russischen Handelsvertrages.

Die Anträge bei Beginn des neuen Landtages von 1899 verlangten — wieder von weniger bedeutsamen Punkten abgesehen — die Revision der Grund- und Haussteuer und eine höhere Besteuerung für *Bau- und Spekulationsgelände*. Die erste Forderung wurde nicht erreicht; zur Erfüllung der zweiten brachte die Regierung 1903 den Gesetzentwurf ein, der die hochwertigen Baugelände in der Nähe der größeren Städte, Badeorte und industriellen Mittelpunkte mit einer Steuer nach dem gemeinen Werte — *Grundwertabgabe* — belegte. Er wurde in der Reichsratskammer mit einer Stimme Mehrheit abgelehnt. Die Besteuerung *des unverdienten Wertzuwachses*, die ebenfalls in dem Zentrumsantrag lag, war im Landtag 1902 mit eingehender Begründung noch besonders beantragt worden, hatte aber damals keine Mehrheit gefunden. Im darauffolgenden Landtage stimmte die ganze Zentrumspartei dem Antrage zu, er fand aber bei der Regierung noch keine Gnade. Immerhin wurde durch diese Aktion soviel erreicht, daß der „*unverdiente Wertzuwachs*" parlamentsfähig geworden ist, daß die Forderung, ihn zu besteuern, in Oesterreich und Baden von den Christlichsozialen und dem Zentrum im Parlament aufgenommen wurde und daß einige preußische Städte, unter denen besonders Frankfurt a. M. und Köln zu nennen sind, diese Steuer inzwischen eingeführt haben. Die erneute Forderung einer staatlich geleiteten *Mobiliarbrandversicherung* scheiterte wieder, ebenso das Verlangen nach Bildung von *Rentengütern* für den landwirtschaftlichen Mittel- und Kleinbesitz. Die Verhältnisse liegen in Bayern ganz anders wie in Ostelbien, und wenn auch der Referent keine bloße Uebertragung dieser Einrichtung, sondern eine Anpassung an die süddeutschen Verhältnisse beantragt hatte, so schien der Gedanke doch noch nicht genügend gereift. Die Zentralkasse für *gewerbliche Genossenschaften* wurde im Landtage 1903/04 erreicht und hat das Genossenschaftswesen im Gewerbe schon sehr erfreulich gefördert. Das verlangte *Straßengesetz* ist in Vorbereitung, das *Lokalbahnnetz* hat sich, wie beantragt wurde, weiter entwickelt, das Verlangen aber, daß die *deutschen Eisenbahntarife für Mehl* gegenüber dem Getreide erhöht werden — einer der wichtigsten Punkte, um unserer Landwirtschaft den Absatz der über das Land zerstreuten *Mittel- und Kleinmühlen* zu sichern —, scheiterte an dem Widerstande der preußischen Staatsbahnverwaltung und des ostpreußischen Großgrundbesitzes; auf diesem Gebiete muß noch energisch gearbeitet werden.

Die Anträge, welche die Zentrumsfraktion (unter Führung der Abgeordneten Dr. Jäger und Dr. Pichler) am 7. Oktober 1905 eingereicht hat, umfassen 31 Punkte. Wir beschränken uns auch hier auf die wichtigsten. Zunächst soll wieder die gewerbliche *Güterzertrümmerung* hintangehalten, in Verbindung damit sollen Maßregeln zur leichteren *Ansiedlung von landwirtschaftlichen Arbeitskräften*, wo es sich als notwendig erweist, getroffen werden. Der Bauernstand soll eine förmliche *Berufsorganisation durch Landwirtschaftskammern* erhalten, allerdings nicht nach dem preußischen Vorbilde, sondern so, daß der *gesamte* Bauernstand dabei gleichmäßig vertreten ist. Das Verlangen nach Errichtung einer staatlich geleiteten *Mobiliarbrandversicherung* kehrt wieder, nun aber als *Monopolanstalt*, also mit Ausschluß der privaten Versicherung. Die Reichsgesetzgebung läßt das zu und immer mehr hat sich die Ueberzeugung gefestigt, daß die Anstalt nur auf diesem Boden lebensfähig ist. Man hofft daher, daß die Staatsregierung nun ihre Bedenken fallen läßt. Die bisherige Baupolitik des Staates, das *Wohnungsbedürfnis* seiner *Beamten*, *Bediensteten* und *Arbeiter* durch Geldvorschüsse zum wo möglich genossenschaftlichen Wohnungsbau zu befriedigen, soll fortgeführt werden, ferner soll eine *staatliche Wohnungsaufsicht* als Krönung und notwendige Ergänzung der auf Anregung des Zentrums eingeführten gemeindlichen errichtet werden, jedoch mit Schonung des flachen Landes. Dazu kommt eine staatliche Kasse, die nach Bedürfnis durch Vorschüsse den Bau von Kleinwohnungen erleichtern soll, wie dies jetzt z. B. mit so großem Erfolge, besonders durch Unterstützung des *genossenschaftlichen* Wohnungsbaues, die Versicherungsanstalten im *Rheinland* und *Hannover* tun. Das Ganze soll in einem *Wohnungsgesetz* seine Krönung finden, von dem zu fordern ist, daß es auch das so wichtige *Enteignungsrecht* neu regelt. Bei seinen Anträgen zur Wohnungsfrage von 1899 hatte das Zentrum bereits ein neues Zwangsenteignungsgesetz beantragt, sowie die *Festsetzung* von *Mindestvorschriften für Gesundheit und Sittlichkeit*, die Regelung des *Schlafgängerwesens*, die Aufstellung von *Wohnungsinspektoren* und die finanzielle Unterstützung von Genossenschaften, die den Bau von Wohnungen der minderbemittelten Stände bezwecken.

Da die Staatsregierung die Vorlage einer Denkschrift über die Reform der direkten Steuern in Aussicht gestellt hat, so unterbleiben diesmal Anträge auf allgemeine Steuerreform. Die *allgemeine progressive Einkommensteuer*, die der Finanzminister neuerdings als das Ziel erklärte, findet nicht allgemeinen Beifall beim Zentrum. Jedenfalls wird sie nicht nach dem Muster Preußens eingeführt werden. Der Grundsatz der preußischen Steuerreform von 1892, die *gemeindlichen Lasten* in erster Linie auf die Grund- und Hausbesitzer und die Gewerbetreibenden zu werfen, kann nicht allgemeine Billigung finden; denn wenn auch die moderne Städteentwicklung die Vorteile eines wachsenden Gemeinwesens zunächst den Grundbesitzern durch eine oft kolossale Wertsteigerung ihrer Gelände in den Schoß wirft, so gilt das nicht für das flache Land und gilt auch nicht für jene zahlreichen Mittel- und Kleinstädte, die teilweise gar nicht, teilweise sehr langsam sich entwickeln. Daher klagen in Preußen die Grund- und Hausbesitzer da und dort mit Recht über Ueberbürdung. Die preußische Steuerreform hat die *Kapitalrenten* beziehenden Klassen, die doch in den höheren Stufen gewiß sehr leistungsfähig sind, von der Beitragspflicht zu den Gemeinden allerdings nicht ausgeschlossen, aber diese Pflicht erst in zweite Linie gesetzt. Die Kapitalrenten können zu den Lasten einer Gemeinde erst dann beigezogen werden, wenn die Realsteuern nicht genügen und die Gemeinde daher Zuschläge zur staatlichen allgemeinen Einkommensteuer erheben muß.

Die Verschiebung der bayerischen Steuerreform bis zur Vorlage der in Aussicht gestellten Denkschrift und der sich dann erst anschließenden Gesetzentwürfe gibt den hochbewerteten Bau- und Spekulationsgründen und den Interessenten des unverdienten Wertzuwachses noch eine — vom Landtag nicht gern gesehene — Schonzeit. Bis zur in Aussicht stehenden Steuerreform verlangt das Zentrum aber einstweilen eine weitere Ermäßigung der Grundsteuer, eine Ermäßigung der *Miethaussteuer* durch Abzug von 10 Prozent des Mietertrages für Unterhaltungskosten, Einführung einer *Steuer auf Kraftfahrzeuge*, soweit dieselben nicht gewerblichen Zwecken dienen, Abänderung des Art. 23 Abs. 1 des Gewerbesteuergesetzes vom 9. Juni 1899, dahingehend, daß die Umsatzsteuer in nachfolgender Weise abgestuft werde: a) bei einem jährlichen Umsatze bis zu 100,000 Mk. von 1/2—1 Prozent, b) bei einem jährlichen Umsatze bis zu 200,000 Mk. von 1—1 1/2 Prozent, c) bei einem jährlichen Umsatze bis zu 300,000 Mk. von 1 1/2—2 Prozent, d) bei einem jährlichen Umsatze bis zu 400,000 Mk. von 2—2 1/2 Prozent, e) bei einem jährlichen Umsatze bis zu 500,000 Mk. von 2 1/2—3 Prozent, f) bei einem jährlichen Umsatze bis zu 1'000,000 Mk. von 3—3 1/2 Prozent, g) bei einem jährlichen Umsatze über 1'000,000 Mk. von 4 Prozent — also eine *Erhöhung der Warenhaussteuer*.

Zur besseren Durchführung des Gesetzes über die *landwirtschaftlichen Unfälle* sollen durch die Kreisvertretung Kontrollärzte aufgestellt werden. Bei den beantragten Verkehrsverbesserungen auf dem Lande ist auch an die weitere Einführung von *Kraftwagen für den Personen- und Güterverkehr* gedacht. In einer besonderen Denkschrift soll die Staatsregierung die Erfahrungen auf dem Gebiete des *bayerischen Heimat- und Armenwesens* darlegen im Vergleiche zu den Verhältnissen in den deutschen Nachbarstaaten. Die Regierung soll ferner im Bundesrate dahin wirken, daß die Bestimmungen des Gesetzes gegen den *unlauteren Wettbewerb* erweitert und insbesondere das Ausverkaufswesen gesetzlich geregelt, Bestimmungen zur Sicherung der *Forderungen der Bauhandwerker* getroffen, der *Befähigungsnachweis* zunächst für die selbständige Ausübung des *Baugewerbes* eingeführt, die Haltung und Anleitung von *Lehrlingen* in Handwerksbetrieben nur solchen Personen gestattet werden, welche die Meisterprüfung bestanden haben, Bestimmungen über die Abgrenzung zwischen *Fabrik und Handwerk* getroffen, eine schärfere Handhabung und Erweiterung der Bestimmungen gegen Hausierhandel und Detailreisen sowie gegen Wanderlager und Wanderauktionen durchgeführt, der Kleinhandel mit Bier (Flaschenbierhandel) der Konzessionspflicht unterstellt und vom Nachweis eines vorhandenen Bedürfnisses abhängig gemacht, eine *einheitliche Regelung der Weinkontrolle* auf Grund des Gesetzes vom 21. Mai 1901 für das ganze Reich nach dem Vorgange Bayerns herbeigeführt, den wiederholten Beschlüssen des Reichstages auf Errichtung von *Arbeitskammern* und *Verleihung der Rechtsfähigkeit an die Berufsvereine* Folge gegeben, Bestimmungen gegen die Auswüchse des *Automobilsportes* getroffen und die *Haftpflicht* der Auto-

mobilbesitzer durch Errichtung einer Zwangsgenossenschaft geregelt werden unter Außerbetrachtlassung jener gewerblichen Kraftfahrzeuge, welche nach ihrer Konstruktion eine gewisse Höchstgeschwindigkeit nicht übersteigen können; endlich soll die Regierung dahin wirken, daß eine Mitwirkung des Reiches stattfinde zu einer internationalen Klarstellung der landwirtschaftlichen Verhältnisse, besonders zur Einrichtung eines zuverlässigen internationalen Nachrichtendienstes über Produktion und Preisbildung von Getreide und Vieh; im Vereine der deutschen Eisenbahnverwaltungen soll sie dahin wirken, daß die Tarife für Mehl und Malz dem Wertverhältnisse dieser Waren gegenüber dem Getreide entsprechend erhöht werden.

Es ist ein reiches Feld, das die bayerische Zentrumspartei in den letzten zwölf Jahren bearbeitet hat, und wenn auch nicht alle Anregungen durchgeführt sind, so bedeutet das, was erreicht wurde, doch für weite Kreise eine kräftige wirtschaftliche und sozialpolitische Förderung. Das Zentrum wird auf diesem Wege weitergehen und hofft, daß die Staatsregierung, die bisher schon im allgemeinen den Anregungen des Zentrums zu entsprechen bestrebt war, auch künftig die Mitwirkung dazu nicht versagen werde. Die Sozialdemokratie hatte 1893 ebenfalls wirtschaftliche Anträge gestellt, allein bei der Eigenart der Partei konnten dieselben nur beschränkten Einfluß üben. Die Anträge des Bauernbundes kranken meist daran, daß sie, wie manche der liberalen Partei, ein absolutes Unverständnis für die finanzielle Lage des bayerischen Staates zeigen, besonders aber den hohen sittlichen Wert der Selbsthilfe und die hohe wirtschaftliche Bedeutung der Organisation dieser Selbsthilfe vollständig ignorieren. Die liberale Partei war nicht in der Lage, der Tätigkeit des Zentrums etwas Nennenswertes an die Seite zu stellen. Heute noch gilt von ihr das Wort, das ihr Führer Dr. Aub in der Sitzung des Landtags vom 25. Februar 1899 sagte: Die Partei habe in wirtschaftlichen Dingen keinen Parteizwang. Auch das Zentrum hat in diesen Dingen wie in allen anderen keinen Parteizwang; was ihm aber seine Stärke gibt, ist die gemeinsame christliche Weltanschauung und das Streben, dieselbe nach allen Richtungen, auch in der Wirtschaftspolitik, auszugestalten: das ist der Zentrumsgedanke. Die Worte Dr. Aubs waren nur eine Maske dafür, daß bei der liberalen Partei das einigende und grundlegende Band besonders in den sozialen und wirtschaftlichen Fragen gänzlich fehlt. Die Klage einer liberalen Zeitung, daß die Partei mit dem Aufkommen der wirtschaftlichen Fragen zurückgegangen sei, hat daher eine große Berechtigung, ist aber auch die beste Begründung für das wirtschaftspolitische Vorgehen des Zentrums und der beste Beweis für die Notwendigkeit des Zentrums im Interesse des Vaterlandes.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Erfolg des Zentrums bei den badischen Landtagswahlen.

Das Großherzogtum Baden ist nur ein kleines Stück Welt, aber ein schönes und interessantes. Einst das „Musterländle" des Liberalismus, jetzt dessen Siechenhaus. Der Rückgang der nationalliberalen Herrlichkeit und des langsam-sichern Sichemporarbeitens der nova potentia im neuen Reiche, des Zentrums, hat sich nirgendwo anders in so schöner Reinkultur beobachten lassen. Eine ganz neue Phase in diesem Ringkampf der Parteien schien die badische Wahlrechtsreform nunmehr zu begründen. Die erste Probe mit dem allgemeinen und direkten Wahlrecht hat aber nicht eine so einschneidende Umwälzung gebracht, wie man vielfach erwartet hatte. Allerdings ist noch fast ein Drittel der Mandate von den Launen der Stichwahl-Fortuna abhängig; doch wenn nicht helle Wunder dazwischen kommen, wird im neuen Hause keine Partei die absolute Mehrheit haben. Das Zentrum wird ihr sehr nahe kommen, denn es kehrt auf jeden Fall in verstärkter Quote zurück und wird wohl die relativ stärkste Partei im Hause sein, auch wenn man den Block, die Wahlgemeinschaft der Nationalliberalen, Freisinnigen und bürgerlichen Demokraten, als eine einheitliche Gegenpartei in Rechnung stellen will. Besagter Block hatte bisher 33 von 63 Stimmen, also die Mehrheit; er wird sie nicht wieder erreichen, da er nur 16 Mandate im ersten Wahlgange errungen hat und von den 23 Stichwahlen doch nicht 21 gewinnen kann. Der langen Wahlkämpfe kurzes Ergebnis wird also sein: weiterer Niedergang des Liberalismus trotz der krampfhaften Blockbildung; weiteres Anwachsen der Zentrumspartei; daneben ein mäßiges Anwachsen der sozialdemokratischen Fraktion, die zu dem bisherigen halben Dutzend von Mandaten höchstens noch ein halbes Dutzend gewinnen kann und hinter ihrer Stimmenzahl bei den Reichstagswahlen erheblich zurückbleibt.

Unsere Freunde von der badischen Zentrumspartei haben ihr Ziel, die feste, absolute Mehrheit, noch nicht erreicht, aber eine hoffnungsvolle Etappe auf dem Wege dahin. Es fällt besonders ins Gewicht, daß sie 28 Mandate gleich im ersten Wahlgange sich gesichert haben, während dem Block dabei nur 16 zufielen. Die absolute Mehrheit beträgt 37; also ist das Zentrum nur für 9 Mandate auf Stichwahlglück und Zukunftsarbeit angewiesen, der Block aber für 21. Es müßte sonderbar zugehen, wenn unsere wackeren Freunde nicht bis zur nächsten Wahl bei rastloser Fortsetzung ihrer Arbeit zur eigenen Mehrheit kämen. Jedenfalls ist es ausgeschlossen, daß der Block oder gar der Nationalliberalismus allein ihnen den ersten Platz wieder abjagen könnte. Voraussichtlich werden bei den nächsten Wahlen die Sozialdemokraten die gefährlichsten Wettbewerber sein, und daraufhin wird gewiß von langer Hand die Organisation und Agitation einzurichten sein. Vorläufig muß das badische Zentrum sich mit der Zertrümmerung der alten Blockmehrheit und der Verhütung einer künftigen Kulturkampfmehrheit genügen lassen. Und das ist ja auch schon viel. Vielleicht ist es sogar für die Zentrumsfraktion im badischen Landtag bequemer und förderlicher, wenn sie zunächst nur die relative Mehrheit und nicht etwa eine knappe absolute Mehrheit hat. Mit einem Ueberschuß von ein paar Stimmen läßt sich ein Land mit eingerosteten liberalen Ueberlieferungen und einer liberalen Bureaukratie nicht in einem Ruck umgestalten. Wir sehen ja in Bayern, wieviel Schwierigkeiten sogar eine bis nahezu 2/3 steigende Zentrumsmehrheit hat. Schritt für Schritt! Das erste Erfordernis, eine Abwehrmehrheit gegen den kulturkämpferischen Liberalismus, ist sicher erreicht. Das Zweite, was erstrebt werden muß, ist eine positive Mehrheit, und die kann sich bei gutem Verlauf der Stichwahlen vielleicht aus dem Zentrum und den Konservativen bilden, weshalb denn auch unsere Freunde für mehrere Stichwahlkreise die Parole der spontanen Unterstützung des konservativen Kandidaten ausgegeben haben. Die Annäherung zwischen Zentrum und Konservativen ist für das ganze Deutschland von großer Wichtigkeit; der Evangelische Bund weiß das auch und richtet seine Hauptanstrengung darauf, die protestantischen Konservativen gegen das Zentrum einzunehmen.

Der Wechsel im preußischen Handelsministerium.

Dieses Ereignis hat nichts Aufregendes: eine verbrauchte Kraft wird durch eine frische ersetzt. Herr Möller, jetzt von Möller mit erblichem Adel, war als eine Art „Landsmannminister" im doppelten Sinne gedacht: als Industrieller sollte er den Großindustriellen, als alter nationalliberaler Abgeordneter der nationalliberalen Partei ein Wohlgefallen sein. Aber die nationalliberale Partei ästimierte ihn nicht, und die hohen Herren von der Industrie und den Banken behandelten ihn gehässig und verächtlich. Das Fiasko in dem Hibernahandel und die Hilfsbedürftigkeit in der Bergstreikkrisis legten den Gedanken nahe, daß ein unbelasteter neuer Mann die Sache besser machen könne. Herr Möller war wohlmeinend, was sich besonders in der Gewerbepolitik erfreulich gezeigt hat, aber er hatte nicht die geschickte und feste Hand eines Staatsmannes. Sein Nachfolger Dr. Delbrück ist aus der Zunft der preußischen Verwaltungsbeamten hervorgegangen, hat aber einige weitere Erfahrung im Danziger Kommunaldienst gesammelt. Man sagt ihm höhere Eigenschaften als die bureaukratische Routine nach; möge er sie bewähren sowohl in der eigentlichen Sozialpolitik als besonders in der Fürsorge für den Mittelstand und der Eindämmung der Kartellmacht.

Skandinavien und Oesterreich-Ungarn.

Schiedlich-friedlich haben nun die siamesischen Zwillinge im hohen Norden ihren modus vivendi gefunden. Das Karlstader Abkommen ist von beiden Gesetzgebungen genehmigt worden und in Rechtskraft getreten. König Oskar hat dem verlorenen Sohn einen Nachruf auf Nimmerwiedersehen gewidmet, und er ist so klug gewesen, auf das Angebot der Krönung eines Bernadotteschen Nachgeborenen nicht einzugehen. Jeder neue König von Norwegen hat einen schweren Stand; ein Prinz aus Schweden hätte den allerschwersten, da er stets dem Verdachte schwedischer Einflüsse oder gar Tendenzen ausgesetzt wäre. Die Norweger sind arm und knickerig; trotzdem hat ihr Storthing für den Zukunftskönig 750000 Kronen ausgesetzt, woraus man

sieht, daß auch ein Menschenalter nach Errichtung der Französischen Republik das monarchische System noch sehr hoch geschätzt wird. Natürlich ist in dem demokratischen Völkchen auch eine republikanische Agitation hervorgetreten; doch wird sie schwerlich dem ausersehenen Prinzen Karl von Dänemark den Weg zum neuen Throne verlegen. Nur sollte er auf der Forderung einer Volksabstimmung bestehen; denn eine imposante Mehrheit der Urwähler ist das einzige Mittel, um die Krone etwas zu stabilieren. Viel Unternehmungslust gehört ja noch immer dazu.

In dem habsburgischen Reiche ist die innere Krisis noch längst nicht so weit. Die Krone kämpft dort einen wahren Verzweiflungskampf gegen die magyarische Koalition, die auf Umwegen dasselbe Ziel erstrebt wie die norwegischen Frondeure, die Loslösung des ungarischen Staates und der militärischen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Gemeinsamkeit mit Zisleithanien. Die neueste Phase in dem Konflikt ist die Reaktivierung des Ministeriums Fejervary-Kristoffy mit seinem Wahl- und sonstigen Reformprogramm. Man sagt, daß diese rückgreifende Bewegung in der Zickzackpolitik die Bedeutung habe, es solle nunmehr auf jede Verhandlung mit der Koalition verzichtet werden und dafür der Versuch einsetzen, auf das ministerielle Programm eine neue Mehrheit zu sammeln, entweder im gegenwärtigen Landtag oder bei dessen Versagen durch Neuwahlen. Zu dem Zwecke sei nicht bloß die von Kristoffy geplante Erweiterung des Wahlrechts, allerdings mit einigen Einschränkungen, sanktioniert worden, sondern auch eine Reihe von zugkräftigen wirtschaftlichen und sozialen Reformen. Das klingt sehr schön, und es war ja auch seinerzeit schon damit gerechnet worden, daß schließlich auf das Programm Fejervarys zurückgegriffen werden müßte. Aber die zwischenliegende Schwankung hat den Respekt der Gegner und das Vertrauen der anderen bedenklich erschüttert. Es kommt nun alles darauf an, ob die Krone fest bleibt, so daß Fejervary sich die nötige Autorität allmählich wieder erringen kann. Ohne ernste Zwischenfälle wird es schwerlich abgehen. Es handelt sich darum, die herkömmliche Herrschaftspartei zu depossedieren und den ganzen Staat Ungarn auf eine neue Basis zu stellen. Das ist eine Riesenarbeit, die nicht mit Glacéhandschuhen und auch nicht in einem Tage, nicht mal in einem Jahre durchzuführen ist. Der greise Kaiser Franz Josef wird da zum Schlusse seines opferreichen Lebens vor eine Aufgabe gestellt, die eigentlich seiner milden Natur wenig entspricht. Möchten nun wenigstens alle österreichischen Politiker, die Polen eingeschlossen, sich der Pflicht bewußt sein, die Bekämpfung der wahrhaft reichsgefährlichen magyarischen Koalition nach allen Kräften zu unterstützen.



Die Etatsdebatte im Bayerischen Landtage.

Von

Bened. Hebel, Mitglied der bayer. Abgeordnetenkammer.

Der dreitägigen allgemeinen Debatte über die Wahlgesetzanträge, die sich mehr und mehr zu einer Besprechung der innerpolitischen Lage in Bayern auswuchs, folgte in der abgelaufenen Woche die Generaldebatte zum Etat. Sie setzte sehr ruhig und sachlich ein mit einer reinen Finanzrede des Herrn Abgeordneten Dr. Pichler. Durch zweieinhalb Stunden wußte er die Aufmerksamkeit des vollbesetzten Hauses und der überfüllten Tribünen zu fesseln. Ohne alle Parteipolemik behandelte er kritisch die Rechnungslegung, schilderte die Finanzlage, machte Bemerkungen zu einzelnen Etats und gab eine Fülle von Anregungen. Nach einer solchen Rede taten sich die beiden folgenden Redner schwer. Herr v. Vollmar wie Dr. Casselmann sprachen sehr bedächtig fast unsicher; sie sind im Reiche der Zahlen nicht so zu Hause wie Dr. Pichler. Besonders Herr Dr. Casselmann war gar nicht mehr zu kennen, und er scheint sich dessen auch bewußt gewesen zu sein, denn er betonte seine „friedliebende“ Gesinnung. Erst als er zum Kultusetat kam, wurde er etwas lebhafter und wollte die Kulturfreundlichkeit des Zentrums mit Worten Freiherrn v. Hertlings bezweifeln, um dann zum Schluß noch scharf gegen den Herrn Ministerpräsidenten Frhrn. v. Podewils loszulegen, indem er einen Antagonismus im Ministerium behauptete und verlangte, das gesamte Ministerium solle zurücktreten und so Klarheit schaffen. Mit Recht betonte demgegenüber am folgenden Tage Herr Abg. Speck (Ztr.), daß dies doch ein eigentümliches Verlangen sei von einer Partei, bei welcher die Zahl im umgekehrten Verhältnis stehe zur Kraft der Lungen. Die Liberalen und Herr Dr. Casselmann speziell können sich immer noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß sie streng genommen keinen Einfluß auf die Politik mehr haben. Was den sachlichen Teil der Rede Specks betrifft, so war sie das für die Reichsfinanzpolitik, was die Rede Dr. Pichlers für die bayerische Finanzpolitik war. Sie war sehr sachlich, zeugte von gründlicher Kenntnis des Materials und der Verhältnisse und ließ es auch an Deutlichkeit nicht fehlen, wo es sich darum handelte, den Standpunkt des Zentrums in der Reichsfinanzreform zu fixieren: Erhaltung der Matrikularbeiträge als einer der Grundsäulen des föderativen Charakters des Reiches und Uebung weiser Sparsamkeit.

Was man ursprünglich nicht erwartet hatte, sollte sich dennoch einstellen: ein dramatischer Vorgang von hochpolitischer Bedeutung. Wie gesagt, hatte Dr. Casselmann den Ministerpräsidenten persönlich angegriffen. Er hatte das schon öfters getan. Er und seine Freunde können den Sturz Crailsheims immer noch nicht verschmerzen, und Frhr. v. Podewils muß, weil Nachfolger, schuld sein an diesem Sturze. Dabei hatte Casselmann einen Ton angeschlagen, der geradezu verletzend war: bald mit Drohungen, bald mit Hohn und Spott, bald mit zudringlichen Fragen. Nun riß dem Ministerpräsidenten endlich die Geduld. Am Schlusse sachlicher Ausführungen über sein Ressort ging er plötzlich und ziemlich unvermittelt zu Herrn Dr. Casselmann über und gab die aus den Tagesblättern bekannte Erklärung ab, in welcher er nicht so fast die Angriffe des liberalen Führers selbst als vielmehr die Art und Weise dieser Angriffe auf das schärfste zurückwies. So etwas hatte man vom bayerischen Ministertische noch nicht gehört, und dabei mußte sich der „Meister des guten Tones“ sagen lassen, daß seine „Art von Polemik ihm (dem Minister) für die Zukunft jede Diskussion mit Dr. Casselmann unmöglich mache, da er (der Minister) nicht gewillt sei, auf das tiefe Niveau herabzusteigen oder sich hinabziehen zu lassen, auf dem Dr. Casselmann sich bewegt habe“. Damit ist, wie die „Allgemeine Zeitung“ richtig urteilt, „der Bruch zwischen Ministerpräsident und Liberalen unheilbar“ geworden. Dr. Casselmanns geniale Leitung hat die Liberalen schon sehr bald in eine Sackgasse geführt. Und dabei ist Freiherr v. Podewils, wie die gleiche „Allg. Ztg.“ bemerkt, „zweifellos alles, nur kein Klerikaler.“ Es befinden sich darum auch die liberalen Zeitungen, allen voran die „Augsb. Abdztg.“, sehr im Irrtum, wenn sie meinen, das Zentrum stimme über dieses Ereignis ein „Freudengeheul“ an und rede vom Ministerpräsidenten als „unserem“ Podewils. O nein! Da hat's noch gute Wege! Wenn das Zentrum eine Freude empfindet, ist es höchstens die, daß das, was das Volk vom Liberalismus noch übrig gelassen hat, sich selbst zerstört.

Am vierten Tage fing die Debatte an, sich zu verflachen. Von der Rede des Abgeordneten Sartorius ist vielleicht bemerkenswert das rückhaltlose Bekenntnis zur Gewerbefreiheit, das er für die Liberal-Freisinnigen ablegte, von der des Abg. Müller (Soz.) die Erklärung, daß die Sozialdemokraten auch mitgehen, wenn sich alle Parteien zum Sturze des Ministeriums zusammentun und „da oben eine ganze Garnitur von schwarzen Männern“ eingesetzt wird.

Dagegen hielt der Herr Verkehrsminister v. Frauendorfer wieder eine hochpolitische Rede, die das Interesse des Hauses in hohem Maße fesselte. Sie brachte die Gewißheit, daß eine Betriebsmittelgemeinschaft nur zustande kommt, welche „sich auf föderative Grundlage stützt und wo alles ausscheidet, was die Selbständigkeit der Einzelstaaten beeinträchtigen könnte“. „Wir lassen uns von deutschnationalen Gedanken leiten, werden aber auch nicht vergessen, was wir uns in Bayern selbst schuldig sind.“ Dem (von Württemberg) vorgelegten Plane eines Gemeinschaftsamtes war ein zentralisierender Zug aufgeprägt, der dem Grundgedanken des Reiches widerspricht. Darum hat Bayern neue Vorschläge gemacht. Die Einführung der vierten Wagenklasse müsse aus betriebsökonomischen und kulturellen Gründen abgelehnt werden. Der Minister fand vielen Beifall, und zwar von allen Seiten des Hauses. Er war in dieser Beziehung also glücklicher als sein Kollege von der Finanz am Tage zuvor, der mit seinen Ausführungen über die Reichsfinanzreform und selbst über die progressive Einkommensteuer, zu der er sich bekannte, durchaus nicht allgemeinen Beifall, sondern vielfach Bedenken und Kopfschütteln fand, namentlich beim Zentrum.

Der letzte Tag der Debatte brachte zunächst zwei Ministerreden. Graf v. Feilitzsch suchte sich der Angriffe zu erwehren, welche verschiedene Redner auf sein Ressort gemacht hatten. Den Vorwurf jedoch, daß beim Staatsbauwesen vielfach das Geld zum Fenster hinausgeworfen werde, vermochte er nicht zu ent-

kräften. Zwangsenteignungs- und Straßengesetz sind in der Vorbereitung ziemlich weit gediehen. Das gleiche versichert Kultusminister v. Wehner bezüglich der Kirchengemeindeordnung, während die Ablösung der Komplexlasten noch nicht so weit gefördert ist. Für die Universitäten hält er gegenüber den Ausführungen des Abg. Prieger fest an der Freizügigkeit, unseres Erachtens mit vollem Rechte. Zum Schluß bestieg nochmal Herr Dr. Hammerschmidt das hohe Roß der Politik, sowohl der äußern, deren Unsicherheit er beklagte, wie der innern, die er dahin beurteilt, daß das Zentrum in hellem Jubel sei über die Abfertigung Dr. Casselmanns durch den Ministerpräsidenten, und daß das Ministerium bereits nicht mehr Geschäftsministerium, sondern wenigstens in einzelnen Mitgliedern nur Vollstreckungsorgan des Zentrumswillens sei. Daß im Zentrum „heller Jubel" herrsche, ist aber gar nicht wahr, und die übrigen Bemerkungen sind eigentlich doch recht naiv. Gleichwohl ließ der Herr Ministerpräsident sich nochmals zu einer Erklärung bestimmen, wonach das Ministerium nach wie vor seine oberste Pflicht darin erblickt, über den Parteien und Parteitendenzen zu stehen. Weniger glücklich war Frhr. v. Podewils in seinen Bemerkungen über die Behandlung der äußeren Politik in den Landtagen. Herr Präsident Dr. v. Orterer säumte denn auch nicht, in höflichster Form zwar, aber entschieden und nachdrücklich, die Rechte des Landtages zu wahren, und bemerkte, es müßte der Sache des näheren nachgegangen werden. Damit schloß die fünftägige Debatte, welche sich im großen und ganzen auf der Höhe hielt und in politischer Beziehung dahin Klarheit gebracht hat, daß die Liberalen so ziemlich isoliert und jetzt auch, aber durch eigene Schuld, vom Ministerium getrennt sind. Wenn nun die liberalen Zeitungen ärgerlich sind und die „Münchner Neuesten Nachrichten" nach dem „Schutz der Minoritäten" jammern und rufen, so ist das ja begreiflich, kann uns aber nicht rühren. Der Liberalismus hat in der Zeit seiner Macht (unter Bismarck und Lutz) für die Minorität nicht nur keinen Schutz, sondern Hohn und Spott gehabt. Er erntet, was er gesät.

Allerseelen.

Wie ruht ihr Toten sanft vom irren Wallen,
Und stille Engel hüten euer Los —
Ihr seid vom grünen Lebensbaum gefallen
Als reife Frucht in eures Schöpfers Schoß.

Nicht kränken euch verwirrende Gedanken,
Und selig schaut ihr, was ihr treu geglaubt.
— Um meine Seele düstre Zweifel ranken
Und heben zischelnd natterngleich ihr Haupt.

Die heil'gen Gluten meiner Brust verlohten,
Mein lichter Glaube ward ein blasser Wahn.
Der Abgrund gähnt. Reicht mir die Hand, ihr Toten,
Und führt zum fernen Ziel mich eure Bahn.

Münster i. W. H. Jos. Grüßl.

Ueberm Grab.

Die Linde neigt sich schweigend und trauervoll
Einst auf den Hügel, wo still mein Kreuzlein steht,
Und bleiche Rosen blüh'n und verblühen
Ueber dem Grab mir beim Abendläuten.

Manchmal im Maien, da klagt wohl im Abendlicht
Mädchensang selig durch goldene Lüfte her,
Süß und versonnen, wie einst, da mir auch
Bebte die Seele in jungem Lieben.

O Glück, o Liebe, Rosen und Mädchensang,
Wo seid ihr einstens? . . . Ach, nur ein Kreuzlein wacht
Dann noch beim Toten, und dunkle Zypressen
Rauschen und rauschen: „Vergessen! Vergessen!"

Bamberg. Lor. Krapp.

Stimmen zur Reform des Religionsunterrichtes.

Von
Richard Warning.

Unter diesem Titel hat Dr Rein in Jena eine Sammlung von 12 Aufsätzen über Reform des Religionsunterrichtes herausgegeben. Die Aufsätze sind knapp und klar gehalten, wohl disponiert und gegliedert, manche haben die Form von Leitfäden. Die Verfasser sind mit Ausnahme eines einzigen, P. Zillig, Volksschullehrer in Würzburg, protestantisch; Zillig ist katholisch.

Ich las das Schriftchen mit großem Interesse. Ich gestehe, auch einige Anregung daraus empfangen zu haben, und bin dafür aufrichtig dankbar. So z. B. gebe ich Beyhl in Würzburg bis zu einer gewissen Grenze Beifall, wenn er künstlerische Gestaltung des Religionsunterrichtes verlangt; wenn Beyhl aber mit souveräner dichterischer Freiheit biblische Stoffe behandeln will, so kann ich ihm als Katholik natürlich nicht folgen.

In den meisten Fällen habe ich eine ablehnende Stellung einnehmen müssen.

Die Verfasser stehen nicht auf dem Boden der übernatürlichen Offenbarung, Zillig gibt keinen positiven Anhaltspunkt zur Beurteilung seines Standpunktes. So verlangt Henke Einführung in die Kenntnis einer geschichtlichen Religion, die für die Kulturentwicklung der Menschheit von hervorragendem Einfluß gewesen ist.

Pfleiderer redet von biblischen Sagen; die autoritative Bedeutung der biblischen „Sagen" ist nach ihm ein Vorurteil, analoge Sagen der außerbiblischen Religionen und die deutschen Volksmärchen werden mit den biblischen Erzählungen in eine Linie gestellt.

Die Religion wird nur als Erziehungsmittel und Befriedigung des religiösen Gefühls betrachtet. Als Erziehungsmittel wertet sie Zillig am höchsten, Rißmann bleibt mit der Würdigung ihres erziehlichen Einflusses zurück.

Wenn man von Erziehung redet, muß Klarheit herrschen über die Natur des zu Erziehenden (Objekt der Erziehung) und Ziel der Erziehung. Nach katholischer Lehre ist Objekt der Erziehung der Mensch, der aber durch die Erbsünde verwundet ist; Ziel der Erziehung ist für uns Katholiken, auf gut deutsch ausgedrückt: die ewige Seligkeit. Von beiden weiß das Büchlein nichts.

Nach einem übernatürlichen und ewigen Ziele, nach katholischen Unsterblichkeitsgedanken sucht man umsonst. Als Ziel der Erziehung wird Frömmigkeit, dann ein religiös-sittlicher Charakter, dann wieder die Erfüllung des Wortes Jesu: „werdet vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist" angegeben.

Nirgends ist ausgesprochen, daß Jesus Christus der wesensgleiche Sohn Gottes ist. Zillig nennt ihn „das Haupt der Gemeinschaft der Gottessöhne."

Lulu-Devrient sagt: „Die Enge und Einseitigkeit, die in Jesu den Wundertäter und Gottessohn betont, schwächt seine Wirkung auf die modernen Menschen ab . . . Wenn seine Taten Wunder im landläufigen Sinne waren, können sie weder sittlich noch religiös für unsere modernen Begriffe wirken; sittlich und religiös aber möchten wir ja die Jugend beeinflussen." Wir wissen nun auch, was wir unter der Redensart „sittlich-religiöse Erziehung" zu denken haben.

Daß natürlich von einer Erlösung durch Christi Tod und Leiden, Sakramenten nirgends eine Rede ist, ist klar. Ebenso ist nach diesen Umständen von vorneherein anzunehmen, daß der Bibel der übernatürliche Charakter abgesprochen wird; man muß ihr „selbständig" gegenüberstehen. „Urkunde der göttlichen Erziehung der Menschheit" ist der höchste Titel, der ihr beigelegt wird.

Glaubenswahrheiten gibt es keine. Darum wird auch nie ein Glaubenszweifel bei diesem Religionsunterricht entstehen. Die kirchlichen Katechismen können nur als historische Dokumente betrachtet werden. Pfleiderer sagt: „Die kirchliche Apologetik läßt sich in solider Weise nur dadurch erreichen, daß der wesentliche Einklang der evangelischen Frömmigkeit mit Vernunft und Gewissen, mit autonomer Wissenschaft und Sittlichkeit nachgewiesen wird." Willmann sagt in seiner Didaktik II, S. 154, 2. Auflage richtig: „Die Theologie fußt weder auf Erfahrung noch auf der Spekulation, sondern auf der Autorität", nämlich auf der Autorität des sich offenbarenden Gottes.

Zillig lehnt die entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise für die Volksschule und, wie mir scheint, überhaupt für die Religion ab. Andere hingegen verlangen sie, wie Rißmann und Meyer.

Böhmel betont die Kirche als Organon der „Erlösungstätigkeit“ Christi, L. Meyer warnt jedoch vor dem „Cyprianischen Irrtum von der Kirche“. Gemeint ist jedenfalls die Schrift des hl. Cyprian über die Einheit der allgemeinen katholischen Kirche.

Fast alle Autoren sind der Meinung: der Katechismus ist aus der Schule zu verbannen und dem Konfirmationsunterricht zuzuweisen. Der Stoff zum Religionsunterrichte soll aus der Bibel, vorzüglich aus den Propheten, dem Neuen Testamente und der Kirchengeschichte genommen werden. Auch die Nibelungensage, Schillers „Tell“, Casparis „Schulmeister und sein Sohn“ sind wertvoll, „wertvoller als die Briefe Pauli und manche Geschichten der Bibel“, meint Beyhl. Dr. H. Holtzmann schreibt: „Der in der Staatsschule erteilte Religionsunterricht wird im Unterschied vom kirchlichen Unterricht (Konfirmandenunterricht) seinen Schwerpunkt dorthin verlegen, wo die christlichen Konfessionen noch verhältnismäßig in Fühlung miteinanderstehen, also in den biblischen Geschichtsunterricht.“ Bis auf eine gewisse konfessionelle „Färbung“ soll also auch der Religionsunterricht simultan sein. Man muß sich hierbei erinnern, daß Beyhl in seiner bekannten Broschüre den Geistlichen für unfähig hält, Religionsunterricht zu erteilen.

Das Mittel der religiösen Erziehung soll Erfahrung und Erlebung sein, gewonnen im Umgange mit religiösen Persönlichkeiten, wie die Propheten, Jesus, Paulus, Luther, auch Lessing, Kant, Herder es waren; Beyhl hält sie wenigstens dafür.

Durch solche Erfahrung soll die „innere Autorität aufgerichtet werden“. Diese „innere Autorität“ ist wohl nichts anderes als die „unbedingte sittliche Wertschätzung“, die auf die Philosophie Kants gegründet ist. Willmann urteilt über die Subjektivierung der Moralprinzipien Kants sehr streng. In einem Schriftchen des protestantischen „Vereins für entschiedenes Christentum“ heißt es, meiner Ansicht nach ganz richtig: „Ehe deine Erfahrungen mit dem Worte Gottes stimmen, mußt du dem Worte Gottes glauben und durch Glaubensgehorsam deinen Gott ehren.“

Daß für einen so geschilderten Religionsunterricht auch unsere Schulen anders organisiert werden müßten, ist zu erwarten. „Der Religionsunterricht der Volksschule muß vom Drucke der Kirche und der Bureaukratie erlöst werden. Die Aufsicht steht dem Bezirksschulinspektor zu“ schreibt Dr. Renkauf in Lapidarstil.

Mit dem Vorstehenden ist die Sammlung genügend charakterisiert. Eine Darlegung der abweichenden katholischen Anschauungen halte ich für unnötig.

Nur könnte man vielleicht noch fragen: Welches Interesse haben solche Stimmen und geplante Reformen für uns Katholiken? Sehr großes. Katholiken und Protestanten leben untereinander. Das hat einmal zur Folge, daß eine fortwährende gegenseitige Beeinflussung stattfindet. Mir scheint in der Gegenwart, daß bei dieser Beeinflussung sogar wir bei weitem mehr empfangend als gebend uns verhalten. Da ist es doch notwendig, daß wir die Art des zu uns herüberwehenden Geistes kennen, um zu wissen: sollen wir annehmen oder ablehnen? Dann müssen wir mit unseren Brüdern im täglichen Leben verkehren. Da ist es doch von weittragendster Bedeutung für die Beurteilung: „Wie sind sie religiös erzogen?“ Und endlich hat meistens der Irrtum auch ein Körnchen Wahrheit, und das Körnchen kann im rechten Boden zum fruchtbaren Keime werden.

Das Schriftlein ist verlegt bei Hermann Beyer und Söhne, Langensalza, 54 S. 75 Pf.

Herbst.

Blutrot rankt sich Weingelock
Um die morsche Parkkapelle;
Bei des Zwielichts Rätselglanz
Zuckt im Weiher Well' an Welle, —
Wilder Ente rauhen Schrei
Hör ich übers Wasser hallen
Und der Pappel gelbes Laub
Ist in meinen Schoß gefallen. —
Welkes Herzblatt, kalt und feucht,
Darf kein Strahl dich mehr erwärmen?
Nein! Schon heult der Nord sein Lied
Vom Vergehn und Menschenhärmen. — —

München. Anna de Crignis.

Hofrat Dr. Otto Willmann.

Von

Anton Steeger, Landshut.

Diesen hervorragenden Gelehrten und Schulmann dürfen wir gewiß den größten Pädagogen unserer Tage nennen, ohne Widerspruch erfahren zu müssen. Sowohl in den Reihen der Gymnasiallehrer und der Lehrer an den Volksschulen, als auch in den Kreisen der Hochschullehrer findet Willmann unbedingte Anerkennung.

Otto Willmann wurde am 24. April 1839 in der Comeniusstadt Lissa als Sohn eines Kreisgerichtsdirektors geboren; nach dem Gymnasialabsolutorium bezog er im Herbste 1857 die Universität Breslau, wo er Mathematik, Naturwissenschaften, Philologie und Philosophie studierte. 1859 vollendete er an der Berliner Universität seine Studien. Böck, Moriz, Haupt, Bopp, Weber, Trendelenburg waren hier seine Lehrer. 1862 wurde er in Berlin zum Doktor der Philosophie promoviert, 1863 legte er das Examen für das höhere Lehramt ab und ging im Herbste nach Leipzig, um die Herbartsche Philosophie und Pädagogik näher kennen zu lernen, und wurde hier zunächst Elementarlehrer, indem er in der Zillerschen Uebungsschule in der untersten Klasse sechsjährige Kinder unterrichtete. Im folgenden Jahre wurde er Lehrer an der Erziehungsschule Barths, eines strengen Herbartianers, und wirkte zugleich als Instruktor im Zillerschen Seminar. Er hielt in den Jahren 1863, 1865 und 1867 mehrere öffentliche Vorträge, welche gedruckt wurden und Willmanns Name bekannt machten.

Im Jahre 1868 wurde Willmann nach Wien berufen. Die Stadt Wien hatte zur Fortbildung der Wiener Lehrer und zur Hebung des Schulwesens ein Pädagogium gegründet. Der Gemeinderat wählte damals den Direktor des Lehrerseminars zu Gotha, Dr. Friedrich Dittes zum Direktor des Pädagogiums. Zu denen, welche als befähigt für den Posten in Frage kommen konnten, gehörte auch Willmann. Allein er meldete sich nicht. Er nahm aber neben Dittes eine Stelle als Ordinarius und Oberlehrer an und wurde selbständiger Leiter der Uebungsschule. Sie stand mit dem Pädagogium in innigster Verbindung und pflegte ausschließlich den praktischen Schulunterricht. Willmann hatte 14 Stunden am Pädagogium, 21 Stunden an der Uebungsschule zu erteilen. Diese stieg durch das ausschließliche Verdienst Willmanns von 13 Schülern im Jahre 1868 auf 100 Schüler im Jahre 1870. Willmann war Meister im Unterricht und erzielte glänzende Resultate und erweckte bei Eltern, Schülern und Lehrern das eifrigste Interesse für die Uebungsschule. Diese großartigen Erfolge erregten die Eifersucht des Direktors, und Dittes brachte es durch seine leidenschaftlichen und gehässigen Angriffe gegen den ihm weit überlegenen Schulmann dahin, daß Willmann unter voller Anerkennung seiner Verdienste vonseiten der maßgebenden Kreise Wien verließ. Minister Strehmayr verlieh ihm sogar eine Professur an der Prager Universität.

Ueber Willmanns Tätigkeit am Pädagogium spricht sich der Wiener Bürgerschuldirektor Hein, obwohl ein Freund des Dr. Dittes, höchst begeistert aus. Er nennt seine Vorlesungen musterhaft, rühmt seine Liebenswürdigkeit gegen seine Schüler, seine Noblesse, seinen freundlichen Verkehr mit den Kleinen, seine vornehme Erscheinung, seine gewinnenden Manieren. Hein stellt Willmann weit über Dittes und sagt: „Wäre Willmann anstatt Dittes zur Leitung des Pädagogiums berufen worden, stünde der Unterricht in Wien gewiß auf idealerem Standpunkte.“ Nachdem Willmann Wien verlassen hatte, gingen die pädagogischen Leistungen der Anstalt weit zurück. Dittes aber, dessen Anstalt nie der Fuß eines Geistlichen betreten sollte, war Alleinherrscher und das radikale Schulprogramm hatte keinen überlegenen Gegner mehr.

In Prag hielt Willmann Vorlesungen über Philosophie und Pädagogik, welche stets gut besucht waren, auch von Professoren, Lehrern und Geistlichen. Alle Vorträge waren erfüllt und getragen von der einheitlich geschlossenen Weltauffassung, die auf dem festen Grunde der Philosophie ruht, und aus allem sprach die starke Persönlichkeit, der sittliche Charakter. 1876 gründete Willmann das pädagogische Seminar, in dem er seine Hörer befähigte, die Theorie im praktischen Unterrichte zu verwerten.

Daneben reiften die großen wissenschaftlichen Arbeiten durch weitausgreifende Forschungen. Von seinen wissenschaftlichen Werken wollen wir in erster Linie seine beiden epochemachenden Werke nennen: „Didaktik als Bildungslehre nach ihren Be-



ziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung" (3. Auflage 1903), und „Geschichte des Idealismus" (1894 bis 1897).

In diesen beiden Werken lernen wir Willmanns pädagogische Grundsätze kennen. Schon seine Didaktik verrät allenthalben den philosophischen Denker und den innerlich gläubigen Christen; seine „Geschichte des Idealismus" aber bekundet ganz offen, daß er völlig auf dem Standpunkte der katholischen (neuthomistischen) Philosophie steht.

Unter Didaktik versteht Willmann eine selbständige Wissenschaft neben der Pädagogik, sie ist ihm Bildungslehre, welche das soziale Element besonders berücksichtigt. Willmann setzt die Didaktik in Beziehung zur Sozialforschung; gegenüber den Pädagogen der Aufklärungszeit, welche die Aufgabe der Jugendbildung als eine individuelle betrachten und nur das binäre Verhältnis von Erzieher und Zögling gelten lassen, anerkennt Willmann nur die Sozialpädagogik, welche allen sozialen Faktoren der Familie, der Gemeinde, der Kirche und dem Staate gerecht wird und die gesamte Bildung berücksichtigt, wie sie sich von Generation zu Generation vererbt. Die Individualpädagogen, wie Herbart, sind deshalb einseitig, weil sie die historisch soziale Seite des Bildungswesens und der Bildungsarbeit ignorieren. Ueber Willmanns Didaktik herrscht einmütige Anerkennung. Hochegger, Ueber Indiv. und Soz. Päd. S. 29, sagt: „Willmann hat zum erstenmal in ausführlicher, wissenschaftlicher Darstellung den Versuch gemacht, der Pädagogik durch Betonung des sozialen Gesichtspunktes neue Perspektiven zu eröffnen." Dr. Greifenrath schreibt in den „Frankf. zeitg. Broschüren": „Das Werk will durchdacht sein, wiegt aber auch ganze Zentner pädagogischer Dutzendliteratur auf."

Das „Wiener Vaterland" schreibt: „Das großartig angelegte und herrlich durchgeführte Werk bezeichnet einen Höhepunkt in der Entwicklung der wissenschaftlichen Darstellung seines Gegenstandes", und der Jesuitenpater Pesch schreibt in den „Stimmen aus Maria Laach": „Die Stellung des Werkes gegenüber den bisherigen Bearbeitungen desselben Gebietes, die souveräne Benützung der gesamten, auch der protestantischen Literatur, die Erfahrung und Einsicht des Verfassers, die Bezüge auf Religion, Geschichte und soziales Leben, die Verwertung aller neuen Errungenschaften für Didaktik, das Endziel einer echt christlichen Geistesbildung, verbunden mit der wahren Humanität, die auf eine wirklich harmonische und natürliche Ausbildung der sämtlichen Fähigkeiten des Menschen gegründet ist, das sind die unverkennbaren Vorzüge, welche die Willmannsche Didaktik an die Spitze der neueren pädagogischen Literatur stellen."

Es erübrigt uns noch kurz ein klassisches Urteil über die „Geschichte des Idealismus" anzuführen.

Ueber dieses Werk schreibt der bekannte Universitätsprofessor Dr. Eucken in Berlin in der Wissenschaftlichen Beilage der „Münch. Allg. Ztg." in einer längeren Rezension u. a. (Nr. 204, 1898): „Willmanns Leistung darf von vornherein auf eine gespannte Aufmerksamkeit rechnen. Sie ist das Werk eines auf seinem speziellen Gebiete, der Pädagogik, hochverdienten und allgemein anerkannten Gelehrten, sie ist zugleich nicht bloß ein individuelles Bekenntnis, sondern der Ausdruck einer geschlossenen prinzipiellen Ueberzeugung, ein energischer Versuch, eine einheitliche Philosophie der Geschichte im Sinne eines streng kirchlichen Katholizismus an der ganzen Ausdehnung des Stoffes durchzuführen. Es geschieht das in großem Stile und in markiger, bilderreicher Sprache, es geschieht mit energischer Logik und ohne alle Scheu vor Menschen und Meinungen. Und bei aller Entschiedenheit ist das Werk keine Tendenzschrift, die Untersuchung dient nicht außer ihr liegenden Zwecken, sondern sie entwickelt sich aus einer zwingenden inneren Notwendigkeit, aus der tiefsten Ueberzeugung einer ernsten, auf die höchsten Ziele gerichteten Persönlichkeit. Das wird den Leser auch dort mit Respekt erfüllen, wo die eigene Ueberzeugung zu weiter Abweichung zwingt. Derartiger erweckender und die Geister zum Kampf aufrufender Werke bedürfen wir aber heute dringend gegenüber der vorherrschenden Trägheit und Stumpfheit in Prinzipienfragen. So müssen wir schließen mit dem Ausdruck höchster Achtung vor diesem Lebenswerke eines ehrlichen und tapferen Mannes, einer lauteren und tiefgründigen Seele."

Willmanns Idealismus ist der echt christliche Idealismus, er ist die christliche Weltanschauung und lehrt uns nicht bloß das Leben begreifen, sondern auch den Tod, nicht bloß die Zeit verstehen, sondern auch die Ewigkeit. Willmann anerkennt die reale Welt als vollberechtigtes Daseinselement, ihren Stützpunkt aber hat sie in der idealen.

Wir müssen uns leider versagen, näher auf Willmanns Pädagogik einzugehen. Aber schon das Gesagte beweist, daß Willmann Glänzendes geleistet auf dem Gebiete der theoretischen und praktischen Pädagogik, daß er — obwohl überzeugter Katholik — auch in nichtkirchlichen Kreisen als wissenschaftliche und pädagogische Autorität anerkannt wird. Möge der große Pädagog, der jetzt in Salzburg lebt, noch lange der pädagogischen Wissenschaft und Praxis erhalten bleiben.



Kardinal Fischer über den konfessionellen Frieden und die Aufgaben der Katholiken.

Nach den Ausführungen des Diakonus Brausewetter im „Tag" soll der Evangelische Bund den Kampf wollen, aber mit der Tendenz des konfessionellen Friedens Die Rede des Superintendenten Meyer-Zwickau war indes eine waschechte Hetzrede. Wie sie Frieden stiften soll, ist uns unerfindlich. Das Zentrum verunglimpfte der Herr Superintendent aus allen Kräften und meinte, die papistische Luft in Deutschland müßte unsere Brüder auf der Rechten von jeder Freundschaft mit Rom zurückhalten. Dieser Tage hat sich auch Se. Eminenz der Kardinal-Erzbischof von Köln Dr. Fischer über den Frieden zwischen Staat und Kirche und zwischen den Konfessionen geäußert, und zwar in Düsseldorf aus Anlaß der Feier des 100 jährigen Bestehens der Maximilianspfarre. Heute sei das gute Einvernehmen zwischen Kirche und Staat eine gebieterische Pflicht, denn nur die Religion könne die Leidenschaften zügeln, die auf den Umsturz hinarbeiteten. Ebenso not tue uns der Friede unter den Konfessionen. Aber auf der Versammlung eines Bundes, der sich nach dem Evangelium nenne, habe man ohne Bedenken den Zankapfel der Zwietracht unter die beiden Konfessionen geworfen und in maßloser Weise gegen den katholischen Teil der Nation geeifert. Man habe die Katholiken als verkappte „Welsche" dargestellt, die auf den Ruin des Vaterlandes bedacht wären. „Man könnte es nachgerade lächerlich finden, wenn aus solchem Munde uns deutschen Katholiken das Deutschtum abgesprochen wird, den deutschen Katholiken, die zum weitaus größten Teil kerndeutschen Stämmen angehören: die Westfalen, die Alemannen und Schwaben, die Ostfranken, die Bayern und erst recht die Rheinländer." Aber dieses Gebaren sei nicht bloß lächerlich, sondern auch höchst bedenklich und gefährlich, da man bei derselben Gelegenheit sich nicht gescheut habe, auch die Reichsregierung offen anzufeinden und sogar gegen den Kaiser Beschuldigungen zu erheben.

Se. Eminenz protestierte gegen die Insinuationen des Evangelischen Bundes, meinte indes, daß sie den Katholiken weder die Freude am Vaterlande und die Liebe zum Kaiser beeinträchtigen, noch auch das redliche Bemühen verleiden könnten, mit dem vernünftig denkenden Teil der evangelischen Bevölkerung weiter in Frieden zu leben.

Die Jubelfeier der Marianischen Kongregation für jüngere Herren gebildeter Stände in Aachen gestaltete sich durch die Teilnahme Sr. Eminenz des Kardinal-Erzbischofs zu einem großartigen Fest, bei dem Gedanken ausgesprochen wurden, die allgemeine Verbreitung verdienen. Diese Kongregation hat Männer heranbilden helfen von festem Charakter und unerschütterlicher Ueberzeugung, die für Wahrheit und Recht gegen Schein und Lüge gekämpft haben, die Ehrlichkeit in Handel und Wandel aufrecht erhielten, Nächstenliebe übten und in aufopferungsvoller Hingabe an Staat und Kirche von niemand übertroffen wurden. Deshalb konnte der Oberbürgermeister von Aachen, Philipp Veltman, mit Recht sagen, daß auch der Kaiser, der in Aachen ausgesprochen, welch großen Wert er auf die Erhaltung der Religion lege, und die Staatsregierung mit Genugtuung auf das Fest der Kongregation schauen würden. Der Kardinal sagte u. a., daß die Mächte des Umsturzes und des Unglaubens das Erbe unserer Väter bedrohten und daß es daher die Pflicht jedes Katholiken sei, es zu verteidigen. In einer Arbeiterversammlung beklagte es Se. Eminenz, daß so viele katholische Arbeiter nicht in christlichen Gewerkschaften organisiert wären. Im großen und ganzen sei die katholische Arbeiterwelt gut, man könne ihr vertrauen, aber doch wären schon viele von gefährlichen Ideen angesteckt. Der sozialdemokratische Kongreß in Jena beweise, wohin diese Ideen führten. Der Kardinal empfahl die Gründung weiterer Vereine nach dem Vorbild von Köln, Düsseldorf und Krefeld.

Dr. Versen.

„Der Sprung auf die Bühne."

Von

P. Al. Pichler, C. Ss. R.

Diese Zeilen möchten in friedlicher Weise die Diskussion mit Joseph Lorenz zum Abschluß bringen. Am besten dürfte dies durch eine ruhige Darlegung des Standes der Frage zu erzielen sein.

Joseph Lorenz hat uns in lebhaften Farben den enormen Seelenschaden vor Augen geführt, der durch das moderne Theater angerichtet wurde und wird. Die labes et pestis hat sich auf der Bühne häuslich niedergelassen. Der Geschmack des Publikums ist verdorben. Die Gunst der Majorität des Publikums ist dem Theaterdirektor gleichbedeutend mit größeren Einnahmen, größerem Erfolg. Das Majoritätsprinzip wird auf diesem Boden nicht zu durchbrechen sein. Ist nun gegründete Aussicht vorhanden, die Majorität des Tagespublikums auf direktem Wege zum Boykottieren der schlechten Stücke zu erziehen?? Solange mir nicht das Kunststück gezeigt wird, wie der Seelsorger direkt auf jene einwirken soll, die sich seinem Einfluß entziehen, wie der katholische Theaterreferent jene belehren soll, welche seine Ausführungen nicht lesen, darf man mir einen Zweifel nicht übelnehmen.

Auch das in Nr. 32 vorgeschlagene Premierenexperiment kann ich nicht ohne Fragezeichen lassen. Das Geld des Zischers klingt doch in der Theaterkasse genau so wie das des Klatschers? Ist das Urteil, ob ein Stück schlecht ist, immer so leicht, daß man es ohne weiteres dem gewöhnlichen Theaterbesucher beim ersten Sehen zutrauen kann? Wirkt ein schlechtes Stück weniger schlecht, wenn es das erstemal aufgeführt wird? Werden die Gutgesinnten beim Niederzischen des schlechten Stückes in der Majorität sein? Wenn nicht, wird dann das Zischen nicht zur Reklame?

Wie man sieht, habe ich nicht ein allzu großes Vertrauen auf die Mittel zur Reform des Theaters, welche Joseph Lorenz anrät. Mit ihm anerkenne ich indes die Gefahr, die im Bühnenelend liegt. Mit ihm ziehe ich aus dem Vorhandensein der Gefahr den Schluß, daß der Klerus die heilige, strenge Pflicht hat, diesem Uebel möglichst zu steuern.

Unsere Uebereinstimmung geht noch weiter. Das Sichbekreuzen und das Warnen genügt nicht. Wer vom Trinken schlechten Wassers abmahnt, aber nicht gutes herbeischafft, hat für Durstige in den Wind geredet. Eine gute Bühne wird damit zum Erfordernis der Seelsorge in unserer Zeit. Die dramatische Kunst muß in den Dienst der Ideale treten.

Mehr als sonderbar wäre es, wollte jemand unter uns sich dieser Erkenntnis verschließen und „das Theater überhaupt fürchten wie den lebendigen ‚Gottseibeiuns'." Wären lauter gute Stücke aufgeführt worden, so hätte niemand etwas einzuwenden gehabt gegen das Theater und niemand hätte an ein Verbot des Theaterbesuches für den Klerus gedacht. Man hatte dabei nur das bestehende Theater im Auge.

Die Indolenz mancher Kreise gegenüber der Theaterreform beklage ich ebenso wie Joseph Lorenz. Ich frage zugleich nach der Ursache. Viele werden auf den Vorwurf der Indolenz mit Recht antworten: Ja, was sollen wir denn tun? Können wir eine gute Bühne aus dem Boden stampfen? Sollen wir Dramen schreiben? Zeigt uns, wo wir anfassen sollen; wir sind gerne bereit das Unsrige zu tun! Uns ist die Ratlosigkeit entsetzlich.

Diese Ratlosigkeit kommt wohl in den meisten Fällen vom Nichtwissen um die Bestrebungen, die auf eine Theaterreform abzielen. Hat unsere Kritik in entsprechender Weise darauf hingewiesen? Wo sie davon Notiz genommen, hat sie es hier und da dem Senfkörnlein zum Vorwurf gemacht, daß es nicht schon jetzt ein gewaltiger Baum geworden. So wurde an manchen Orten das Gefühl erzeugt, es sei nicht der Mühe wert, sich für das einzusetzen, was auf diesem Gebiete von katholischer Seite geleistet wurde. Darum mußte in der Debatte gezeigt werden, daß wir statt des Sumpfgebräues, vor dem wir warnen, klares Quellwasser bieten können.

Nun erhebt sich die Frage, ob wir dem Tüchtigen auf unserer Seite direkt die bestehende Bühne erobern, oder ihm eine eigene Bühne schaffen, bzw. die Vereinsbühne oder ähnliche Ansätze zur Volksbühne ausgestalten und so auf die bestehende Bühne indirekt Einfluß nehmen sollen.

Joseph Lorenz ist viel idealistischer als Kralik, wenn er den ersten Weg für gangbar hält. Auch die größten katholischen Sozialpolitiker werden es sich nicht zutrauen, durch Reden in sozialdemokratischen Versammlungen die Mehrheit der Sozialdemokraten für die christlichen Prinzipien gewinnen und so die gegnerische Organisation übernehmen zu können. Die außerhalb der Organisation Stehenden mußten und müssen zu reger sozialer Arbeit zusammengeschlossen werden und so konnte und kann man indirekt auf die Gegner einwirken. Aehnlich verhält es sich bei der Presse. Wird es bei der Bühne anders sein?

Sonach erscheint mir nur der zweite Weg zielführend. Hier werde ich mich solange an R. von Kralik halten, bis ich einen besseren Führer finde. Der „Idealist erster Güte" hat jahrelang unter scheinbaren Mißerfolgen ein großes Werk vorbereitet, das dauernden Segen zu wirken berufen ist. Kraliks Arbeit beginnt jetzt Früchte zu zeitigen. Man hat in Wien an maßgebenden Stellen eingesehen, daß man ihn nötig hat. Von vielen Seiten ergeht an ihn die dringende Bitte, er möge wieder Festspiele inszenieren. Hoffentlich kann in nicht zu ferner Zeit über die Aufführung solcher berichtet werden. Dies wäre ein Beitrag zur Frage, wie in unserer Sache Positives geleistet werden kann und soll. Mit der Lösung dieser Frage ist der Indolenz der Gutgesinnten der Boden entzogen und sie wird von selbst verschwinden.

Diese Bestrebungen werden gewiß von Jos. Lorenz freudig begrüßt. Ich wünsche den seinigen besten Erfolg, so sehr ich auch an der Ausführbarkeit zweifle. So ist kein Hindernis für ein praktisches Zusammenarbeiten, mögen wir auch in der Theorie auseinandergehen. Wenn Joseph Lorenz „innigen geistigen Kontakt" derjenigen fordert, die zum gleichen Ziele streben, sagt er etwas sehr Gutes. Aus diesem Kontakt könnte sich am leichtesten jene Organisation ergeben, die von Stara, Kralik, Pöllmann usw. angestrebt wird. Innerhalb der Organisation könnten dann die einzelnen Kräfte richtig verwertet werden in weiser Arbeitsteilung. Eine feste Organisation dürfte mit der Zeit an manchen Orten auch die Aufführung schlechter Stücke auf dem bestehenden Theater verhindern und damit guten oder wenigstens indifferenten Platz machen können.

Vielleicht hat unsere Diskussion dieser Idee einige Freunde zugeführt. Wenn ja, dann war sie nicht nutzlos. Ein „Zerzausen" des Gegners war von meiner Seite in keiner Weise beabsichtigt.

„Hart ist der Weg, so dir wie mir.
Gib mir die Hand! Gern geb ich dir
Die Hände alle beide."

* * *

In Nr. 29 der „Allg. R." hat Herr G. Karl in unsere Debatte eingegriffen. Zum Teil sind seine Bemerkungen schon erledigt. Von den öffentlichen Bühnen sagt G. Karl: „Hier wird zum ganzen Volk . . . gesprochen und ihm alles Große und Bedeutende in Ernst und Scherz geboten." Bei solchen Behauptungen ist es wirklich schwer, ernst zu bleiben. Wir lesen: „Die Theaterdirektoren nehmen, was sie bekommen, besonders wenn es dem Publikum zusagt." Das ist es ja. Der Theaterdirektor kennt sein Publikum:

„Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe! . . ."

G. Karl stellt auf die eine Seite die öffentliche Bühne, auf die andere „die Dilettantenbühne, Vereinstheater, Passionsspiele, die Volksschauspiele des P. Pichler". Als Artunterschied bei dieser Klassifikation fungiert die — „handgreifliche Tendenz", also eine Eigenschaft, welche bei einzelnen Individuen beider Arten vorkommt und bei anderen Individuen beider Arten nicht vorkommt.

Wer verlangt denn, daß der katholische Künstler nur spezifisch katholische Motive verwerte, daß er nie das Schicksal eines Atheisten zum Vorwurf nehme? Er kann hier geradeso den vergänglichen Schleier der Tatsachen durchsichtig machen für die Sterne der ewigen Wahrheit, wie anderseits dem Atheisten als Künstler ein spezifisch katholischer Stoff eine Hülle sein kann, die er durchscheinend machen will für das Medusenhaupt der schrecklichsten Verneinung. Jeder Stoff wird dem echten Künstler zur Selbstdarstellung und damit auch zur Darstellung seiner Welt- und Lebensanschauung dienen. Jeder sieht die Sache mit seinem Auge und von seinem Standpunkte aus.

Hat der Katholik die rechte Welt- und Lebensanschauung, dann muß es ihm ceteris paribus viel leichter sein, „objektiver Seelen-Leben-Schicksalsgestalter" zu werden als anderen. Objektivität nehme ich hier als das Gestalten nach den inneren Gesetzen des gewählten Vorwurfes. Sollte indes unter Objektivität jenes Waschlappentum verstanden sein, das vor jedem entschiedenen künstlerischen Ausdruck der katholischen Weltanschauung zurückschreckt und ihn als Parteifanatismus brandmarkt, dann lehnen wir sie ab.

Gewiß kann nur ein Künstler ein Kunstwerk schaffen. Wen G. Karl als Künstler anerkennen will, das ist seine Sache. Ich kann ihn nicht zwingen, Eschelbach für einen Dramatiker, Domanig und Greif für „erstklassige Leute" zu halten. In einem Satze über Hlatkys Dichterkraft hätte ich das Objekt emphatisch an die Spitze gestellt. G. Karl nahm es als Subjekt und ließ mich das Gegenteil von dem sagen, was ich sagen wollte. Wie wenig ich geneigt bin, Hlatky fallen zu lassen, mag das eben erscheinende Büchlein „Prinzipienkämpfe" zeigen. Ich bin überzeugt, daß wir auf belletristischem Gebiete kein Werk haben, das eine solche Bedeutung besitzt wie der „Weltenmorgen" auf dem Gebiete der dramatischen Poesie.

Eines scheint mir sicher zu sein. Wir werden mit der Theaterreform kaum warten dürfen, bis der Dramatiker katholischer Geburt aufsteht, den G. Karl als „Genie und Künstler" anerkennt.

Epigramm.

Laut preisen Frauen uns die freie Liebe!
Doch, dieser Bastard ist nicht jene Macht,
Die — unbesiegbar — glaubend, tröstend, duldend —
Der Gottheit Odem — alles überwindet,
Was Schweres ihr die Schickung zugedacht, —
Die — Hand in Hand mit felsenfester Treue —
Uns Männer zwingt, zu knieen vor dem Weibe!

Rüdesheim a. Rh. Heinrich Brogsitter.

Ein Momentbild.

Nach einem wahren Erlebnis gezeichnet von Th. Korte.

Abendruhe. — Still und friedlich wie ein schlummerndes Kind, zugedeckt vom Himmelblau, das sich in seiner regungslosen Fläche spiegelt, liegt der Kanal, durch den im heißen Sonnenlicht die schweren Torfschiffe gleiten und seine schmutzig-gelben Wellen aufwühlen. Ein Volk Enten patscht am Ufer im Sand, sucht sein Abendbrot und schnattert aufgeregt durcheinander. „Hüt, hüt, hüt" ruft jemand. Der Enterich hebt den Kopf, lauscht, bohrt nochmal den Schnabel tief in den Schlamm, stößt ein paar Lockrufe aus und läuft seinem Volke voran, die ganze Gesellschaft watschelt eilig hinterdrein, den Häusern zu, die links vom Kanal jenseits der breiten Fahrstraße liegen.

Arbeiterhäuschen sind es, eins wie's andere, mit kleinen Fenstern und einer grünangestrichenen Tür. In den Vorgärtchen blühen weiße Nelken, Jelängerjelieber neben Kartoffeln und Bohnen, und wo es besonders üppig ist, neigt ein Rosenbusch seine blütenschwere Krone. Die grüne Bank neben der Haustür erzählt vom Feierabend guter und zufriedener Menschen, wenn das Hämmern und Rasseln der großen Schiffswerft, das am Tage dumpf herübertönt, verstummt ist.

Aus den kleinen Gitterpförtchen lugt hie und da ein blonder Kinderkopf: „Kommt Vater noch nicht?" Schon längst tönte die Signalpfeife der Werft.

Rechts vom Kanal dehnt sich die Ebene — weit, — endlos schier. Wie ein weißes Band zieht die Landstraße hindurch. Vereinzelt tauchen an ihrem Rande rote Ziegeldächer aus grünen Büschen, sonst scheint die weite Fläche braun und dürr. Erstorben? O nein. Schon reckt die Erika ihre grünen Spitzen, bald breitet sie ihren rotleuchtenden Blütenschleier über die stille Flur, dann redet die herbe Poesie der Heide ihre wundervolle Sprache zu dem, der sie versteht. Und in der Tiefe weben die geheimnisvollen Kräfte, die den Torf bereiten, des Moorbauern größter Reichtum.

Fern, wo die durchsichtige Himmelskuppel auf der Erde ruht, ging die Sonne schlafen. Die Flammengluten, die sie im Scheiden am Himmel entzündete, sind erloschen, nur ein goldrosiger Streifen säumt den Horizont und erblaßt allmählich. Ein feiner, weißer Nebelduft zieht über die Ebene. In dem Grasrand, der die Fahrstraße vom Kanal trennt, zirpt die Grille und in einem Gärtchen singen Kinderstimmen von „der milden Blum', der milden Blum', dem König seine Tochter!"

Da zerreißen grelle Mißtöne den Abendfrieden. Wüstes Johlen und Singen. Auf der Straße, die zu dem Städtchen führt, nahen schwankende Gestalten, zwei Arbeiter, eng umschlungen, mit der freien Hand den kleinen Blechkessel, der ihre Mittagskost enthielt, schwingend, gröhlen sie in widerlicher Lustigkeit.

Ach Gott! Heute ist Zahltag drüben!! — — — —

Jetzt haben sie die Wohnhäuser erreicht. Der Eine bleibt stehen und macht sich von dem Gefährten frei. Sein stierer Blick ruht auf dem Häuschen vor ihm, dessen Fensterscheiben mit den blütenweißen Gardinen dahinter blitzen vor Sauberkeit. Ein paarmal schüttelt er den Kopf, dann wendet er sich wieder dem Genossen zu. Er droht ihm mit den Fäusten, mit unartikulierten Wutschreien stürzt er sich auf ihn. Aus ist's mit der Freundschaft!

Die Tür des Häuschens springt auf. Ein junges Weib erscheint auf der Schwelle. Aufstöhnend schlägt sie die Schürze vor's Gesicht, als sie die Streitenden sieht. Ach Gott, sie hat es ja gewußt, daß es ihr Mann sein mußte, der in solchem Zustand heimkommt, ihr Mann und jener Andere, sein böser Geist, der ihn immer wieder in das Laster zieht, von dem er sich — oh so gern! — frei machen möchte. Sie weiß auch, wie er den Verführer haßt, wenn der Rausch vorbei ist, glühend haßt — und hat doch nicht die Kraft, ihm zu widerstehen.

Hitziger wird der Streit.

Ein Gedanke durchzuckt die Frau: Wenn beim Anblick des Hauses, in dem sie so glücklich sein würden ohne des Mannes unselige Leidenschaft, der Haß emporgeflammt ist und den letzten Rest von Vernunft verzehrt!

Sie läßt die Schürze sinken, angstvoll starrt sie zu den Beiden hinüber. Sie sieht, wie ihres Mannes Hand unsicher nach der Tasche tastet. Das Messer! Das unselige Messer steckt dort. Hilf, Himmel, es wird etwas geschehen, das nie wieder gut zu machen ist!

Mit einem Aufschrei stürzt die Frau vorwärts. Sie wirft sich zwischen die Streitenden, sie klammert sich an ihren Mann, flehend und beschwörend. Er achtet nicht auf sie und sucht sie abzuschütteln. Aber sie läßt nicht los. Da trifft sie ein Faustschlag, daß sie zurücktaumelt.

Einen Augenblick steht die Frau, Verzweiflung im Blick.

Das Messer! Das Messer! Jetzt hat er's gefunden. Die Klinge blitzt in der Luft, aber der Stoß geht ins Leere; der Arm, der ihn führt, ist zu unsicher. Der Gegner sucht es ihm zu entwinden, hin und her schwanken die beiden.

Die Frau fliegt ins Haus zurück, gedankenschnell kehrt sie wieder, in ihren Armen ein Kind, ein hilfloses Geschöpfchen, kaum sechs Monate alt. Sie drängt sich in den erhobenen Arm und hält dem Manne das Kind entgegen. Das lacht, als es den Vater sieht, und greift jauchzend nach dem struppigen Bart. Der Mann stutzt, — er starrt in das rosige Gesichtchen. Der erhobene Arm sinkt — in weitem Bogen fliegt das Messer in den Kanal, daß das Wasser hoch aufspritzt. — Der Vater nimmt sein Kind in die Arme und geht ins Haus. Den Gegner trifft kein Blick mehr.

Die Frau folgt, sie zittert noch, und in ihrem erblaßten Antlitz liegt die bange Frage: „Wird er das Kind auch sicher halten?"

Aber in ihren Augen leuchtet die Hoffnung. Sie sieht auf die rosigen Fingerchen, die sich vertrauensvoll in des Vaters Bart klammern. Dies winzige Händchen wird die Kraft haben, den Vater von dem Wege fortzuziehen, der sie alle ins Elend führt.

Der andere Arbeiter schwankt weiter. Aber er gröhlt nicht mehr, und man sieht, daß er sich müht, seinem Gange Festigkeit zu geben.

Dann verschwindet auch er in einem der Häuser.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Alles ist wieder wie vorher.

Wo die Sonne versank, leuchtet der Abendstern und irgendwo beginnt eine Nachtigall zu schlagen.

Leise erst, zarte, wundersüße Flötentöne, dann Jubeln und Jauchzen. — — —



Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hoftheater. Nach längerer Pause haben wir wieder einmal über eine Neueinstudierung zu berichten: am Montag brachte man Calderons Schauspiel „Der Richter von Zalamea" heraus. Man kann solche Exkursionen in das Gebiet des vorklassischen Dramas gewiß gutheißen, solange sie nicht Tendenz werden. In Calderons Drama trägt die Verantwortlichkeit für ein gutes Gelingen hauptsächlich der Darsteller des Dorfrichters, und Herr Jacobi erschöpfte diese Aufgabe dank seiner vorzüglichen künstlerischen Qualitäten; es gelang ihm denn auch, vom Ende des zweiten Aktes ab, wärmstes Interesse für den weiteren Verlauf des Dramas zu erwecken und wach zu halten. Die übrigen Darsteller, mit Ausnahme eines recht verfehlten

Don Lope, waren angemessen, auffallend dürftig dagegen war die Kostümierung.

Das Münchener Schauspielhaus hat uns wieder eine Erstaufführung gebracht. Diesmal handelte es sich um das anderwärts anscheinend mit gutem Erfolg aufgeführte dreiaktige Schauspiel „Die Juden" von Eugen Tschirikow, deutsch von Georg Polonsky. Der Bezeichnung als Schauspiel darf man hier allerdings nicht ganz vertrauen, denn in erster Linie treten wir einer ganzen Reihe ziemlich langatmiger Gespräche entgegen, die uns zwar ziemlich ausführlich über die Lage des Judentums in Rußland und die unter den Juden selbst herrschenden politischen Differenzen berichten, aber recht wenig Material für ein Schauspiel hergeben. Das Schicksal Lijas, der Tochter des Uhrmachers Leiser Fränkel, das wohl den genannten und bestrittenen Namen eines Dramas decken soll, kam, der Darstellung des Mädchens durch Camilla Gerzhofer zufolge, viel zu wenig zur Wirkung, und die Judenverfolgung, die im letzten Akt dieselbe Wirkung tut wie ein brutaler Fußtritt in einen Ameisenhaufen, vernichtet einfach den Knoten, löst ihn aber nicht auf. Als ein Spiegelbild bestehender Zeitläufte interessiert das Stück, besonders wenn eine so liebevolle Inszenierung wie die hiesige unter Stollberg es uns näher bringt; aus dem Drama ist schon deshalb nichts zu holen, weil es keinen natürlichen Mittelpunkt hat und im besten Falle vorzügliche Kräfte an lauter Episodenwerk verzettelt werden.

Die Konzertwoche. Die gegenwärtigen Musikdarbietungen gleichen in ihrer ruhelosen Aufeinanderfolge und ihrem so oft ganz ergebnislosen Verlauf dem Vorpostengefecht bei einem Manöver — es macht viel Lärm, aber man hört's fast heraus, daß blind geladen ist. Das ist bedauerlich; denn von allem Beginn an wird das Angebot größer wie die Nachfrage, und der Hörer verliert nur gar zu bald seinen guten Willen. Es kann nicht alles „erstklassig", wie das schöne Wort lautet, sein; die Grenze nach unten, wie sie in vergangener Woche bei uns erreicht wurde, läßt aber den Wunsch erwachen nach einer künstlerischen Polizei, die dafür zu sorgen hätte, daß das Publikum für sein Geld angemessen bedient werde.

Wollen wir von jenem „Liederabend" ganz schweigen, der von den Anwesenden zum größten Teil als ein Ulk aufgefaßt wurde und auch demgemäß verlief, so bleibt immer noch manches bestehen, das der Oeffentlichkeit hätte vorenthalten bleiben sollen und seinen Bestand nur der freundlichen Nachhilfe eines kleineren oder größeren Kreises von Freunden und Bekannten verdankt. Dahin gehört das erste Auftreten einer „süddeutschen Damen-Kammermusik-Vereinigung", deren Darbietungen zumeist weit weg von aller Kammermusik waren, und auch ein „Eichendorff"-Abend eines Liedersängers, der übrigens ein recht interessantes, wenn auch ziemlich einseitiges, den Vorwurf bei weitem nicht erschöpfendes Programm aufgestellt hatte, gehört dem Genre des „Ueberflüssigen", weil Unzulänglichen an. Das läßt sich durch Lorbeeraufgebot nicht vertuschen. Zu den „positiven" Künstlern, die wir bisher hörten, zählen von der Spezies der Sänger und Sängerinnen Joseph Loritz, der diesmal mit den herrlichsten inneren und äußeren Mitteln eine Reihe Lisztscher Lieder so prächtig sang, daß er der nachfolgenden, nicht ganz glücklichen Auswahl Plüddemannscher Balladen eine schwere Konkurrenz damit bereitete; Robert Kothe mit dem traulichen Vortrag einer neuen Folge deutscher Lieder, gesungen zur Laute; Otti Hey als stimmlich nicht allzusehr hervorragende Vertreterin einer äußerst entwickelten Vortragskunst. Sehr im Vordergrunde stand auch das Pianistentum, voraus der längst erklärte Liebling des Münchener Publikums, Alfred Reisenauer, der Tonpoet par excellence, unbeschadet mancher plötzlicher selbstherrlicher Exkursionen; der noch in der Entwicklung zur Persönlichkeit stehende Amerikaner Buddeus und ein unbekanntes, aber künstlerisch überaus hochstehendes Künstlerpaar — Hans Hermanns und Marie Hermanns-Stibbe —, das Originalwerke für zwei Klaviere mit eminentem künstlerischem Feinsinn und technischer Ueberlegenheit zum besten gab. Ein größeres Konzert veranstaltete die Ortsgruppe München des Allgemeinen Deutschen Musikvereins zur Erinnerung an den jüngst verstorbenen Tondichter Felix vom Rath. Das Konzert war sehr würdig und ließ nur bedauern, daß des Komponisten weitaus bedeutendstes Werk, das Klavierkonzert, mangels eines Orchesters nicht berücksichtigt werden konnte. In der Tonhalle, dem ehemaligen Kaimsaal, hatten wir bisher eine Erinnerungsfeier an den zehnjährigen Bestand des Orchesters, das in der kurzen Zeit so unentbehrlich und zu einer künstlerischen Notwendigkeit geworden ist. Die Volkskonzerte, volkstümlichen Kammermusik-Konzerte und Arbeiterkonzerte scheinen in diesem Jahre einen weiteren Ausbau zu erfahren.

München. Hermann Teibler.

Kleine Rundschau.

Der Fall Nieuwenhuis und anderes.

Die elftägige Einsperrung des ehemaligen Pastors und jetzigen „Anarchisten" Domela Nieuwenhuis in Köln wird von der holländischen Presse noch fortgesetzt in erregter Weise besprochen. Das Verbrechen des Mannes besteht bekanntlich darin, preußisches Gebiet betreten zu haben, obwohl er vor 15 Jahren einmal ausgewiesen worden war. Ein Berliner Rechtsanwalt hatte dem Holländer aber versichert, daß das mit der damaligen Ausweisung verknüpfte Verbot, preußischen Boden zu betreten, seit 5 Jahren nicht mehr gelte. Trotzdem wurde er zu 5 Tagen Haft verurteilt, die aber durch seine elftägige Gefangenhaltung als verbüßt betrachtet wurden. Er wurde schließlich gar noch 2 Tage länger festgehalten. Französische Zeitungen, besonders „Temps" und „Humanité" äußerten sich sehr entrüstet, und selbst deutsche Blätter sind der Meinung, daß die Kölner Polizei einen Mißgriff getan habe. In Holland verstimmt die Angelegenheit um so mehr, als ihr die Ausweisung des Berliner Berichterstatters des „Allgemeenen Handelsblad", Cats, kurz vorherging. Letzterer soll den Minister Podbielski durch die Bezeichnung „grapenmaker" beleidigt haben. Man hat diesen Ausdruck mit Hanswurst übersetzt, er bedeutet aber im Holländischen etwas weit weniger Schlimmes, nämlich Schäker oder Schwerenöter. Augenblicklich verbreitet die holländische Presse unter der Spitzmarke „Deutsche Barmherzigkeit" die Nachricht, daß ein Holländer, der bereits 25 Jahre in Deutschland gewohnt und hier sein tägliches Brot verdient hatte, als lästiger Ausländer über die Grenze gesetzt worden sei, weil er krank geworden und dadurch genötigt war, um eine kleine Unterstützung zu bitten. Solche Vorkommnisse sind nicht geeignet, die Sympathien in Holland für Deutschland zu vermehren. Und das wäre wünschenswert, zumal die holländischen Behörden deutsche Gäste sehr rücksichtsvoll behandeln, zuweilen sogar zu rücksichtsvoll. Außerdem hat das kleine Holland das Gefühl, von dem großen Preußen über die Achsel angesehen zu werden. Dr. B.

Ein belgisch-holländisches Bündnis?

Seit zehn Jahren ist die Nachricht von dem Projekt eines Wirtschafts- und Defensivbündnisses zwischen Belgien und den Niederlanden mindestens fünfmal von der ausländischen Presse verbreitet worden. An dessen Möglichkeit kann aber nur glauben, wer weder die Handelssysteme beider Länder, noch den Charakter der von den Mächten auf der Londoner Konferenz 1831 garantierten Neutralität Belgiens kennt. Wie wäre ein praktisch wirksames Zusammengehen zweier Staaten auf wirtschaftlichem Gebiete möglich, von denen der eine das Schutzzoll-, der andere das Freihandelssystem anwendet? Ehe eine Wirtschaftsgemeinschaft sich herstellen ließe, müßte eine Einigung in dieser Frage erfolgen. Wenn das Ministerium Kuijper länger am Ruder geblieben wäre, so würde man wohl in Holland auch dem Freihandelssysteme zu Leibe gegangen sein. Und mit Recht. Denn es vertritt und schützt die Interessen der Amsterdamer und Rotterdamer Großhandelsleute, keineswegs aber die Interessen des ganzen Landes. Südholland zumal geht unter der Herrschaft des Freihandels immer mehr zurück. Von dem jetzigen liberalen Ministerium ist keine Besserung auf diesem Gebiete zu erwarten. Und deshalb ist auch ein Wirtschaftsbündnis mit dem protektionistischen Belgien unmöglich. An eine militärische Gemeinschaft der beiden Länder kann gleichfalls nicht gedacht werden, denn die Londoner Konferenz hat dem 1831 zur Unabhängigkeit gelangten belgischen Staate eine derartige Beschränkung seiner Bündnisfähigkeit und Bündnisfreiheit auferlegt, daß eine Verbindung der beiden Heere zu gemeinsamer Betätigung ausgeschlossen bleibt. Es müßte denn erst die Neutralität Belgiens beseitigt werden. Dr. B.

In einem Teile der Auflage von Nr. 43 hat sich ein bedauerlicher Druckfehler eingeschlichen. In dem Gedicht von Hanns Gisbert „Todesahnen" soll es im letzten Verse heißen: „Doch mir spricht der Frühling kein (statt „sein") Werde". — Bei dieser Gelegenheit sei auch ein Druckversehen aus Nr. 42 richtiggestellt. In dem Karlsruher Theaterbericht muß es heißen: „Die Lieder werden nach Art der Minnesänger mehr gesprochen als gesungen."

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: C. Joh. Oehninger in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 5860.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 45. München, 4. November 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Der Deutsche Kaiser über die politische Lage.

Von

F. Neunkirchner, Berlin.

Bei seinem Besuch in Dresden und bei der Moltkefeier in Berlin hatte Kaiser Wilhelm mehrfach Veranlassung, öffentlich das Wort zu ergreifen, und wie es seinem impulsiven Charakter und seiner urwüchsigen Beredsamkeit entspricht, hat er die Gedanken und Stimmungen, welche die hochpolitischen Zeitläufe in ihm erweckt, freimütig hervorleuchten lassen. Natürlich sind die europäischen Gegner des Deutschen Reichs und seines Kaisers alsbald zur Ausbeutung der Kaiserworte geschritten. Das gehört zu ihrem Geschäft; hätte der Kaiser die sanfte Flöte geblasen, so würden sie von Schwäche oder gar von Heuchelei gesprochen haben; jetzt erklären sie den ernsten Ton des Wächterhornes für eine Herausforderung à la Napoleon. Der Zufall der Gleichzeitigkeit mit den erschütternden Nachrichten aus Rußland brachte es mit sich, daß auch manche Freunde und Neutrale in den Kaiserworten mehr Beunruhigendes fanden, als darin lag.

Die species facti ist folgende:

In der ersten Rede zu Dresden führte der Kaiser aus: Bei der vertrauensvollen Mitarbeit der deutschen Fürsten und der willigen Unterstützung des Volkes sei es leicht, „den Hemmnissen in der Welt entgegenzutreten"; und man könne „der Zukunft mit Ruhe entgegensehen". Das klingt doch wahrlich nicht beunruhigend. Es heißt dann weiter, dieser Sommer habe „schwere Arbeit" gebracht, namentlich für den obersten Reichsbeamten — was gewiß keine überraschende Enthüllung ist. An diese rückschauliche Bemerkung knüpft sich die Fortsetzung des vorhergehenden Gedankens: „Wenn so das Deutsche Reich sich entwickelt, wie ich vorhin skizzierte, dann können wir ruhig mit aufgeschlagenem Visier und freiem deutschem Mannesmut, wie er verliehen wird durch ein ruhiges und gutes Gewissen, einem jeden ins Auge blicken, dem es belieben sollte, uns auf unserer Bahn entgegenzutreten und uns bei der berechtigten Betätigung unserer Interessen zu stören." Das ist die offene und selbstbewußte Defensive, aber es klingt nichts Agressives durch.

In der zweiten Rede von Dresden findet sich der Satz: „Wir leben in einer Zeit, in der jeder wehrhafte junge Deutsche bereit sein muß, für das Vaterland einzutreten." Ein ernstes Wort, jedoch nicht drohend und nach der „schweren Arbeit" des letzten Sommers auch nicht überraschend.

Der Trinkspruch bei der Moltkefeier zu Berlin führt denselben Gedanken in prägnanter Fassung, man möchte sagen in militärischer Plastik so aus:

„Wie es in der Welt steht mit uns, haben die Herren gesehen. Darum das Pulver trocken, das Schwert geschliffen, das Ziel erkannt, die Kräfte gespannt und die Schwarzseher verbannt. Mein Glas gilt unserem Volk in Waffen."

Behufs richtiger Schätzung ist zu beachten, daß der Kaiser seine Mahnung zur Wehrbereitschaft begründet mit dem, was „die Herren gesehen haben", also mit den bekannten kritischen Vorfällen der letzten Zeit, nicht mit Geheimnissen der Zukunft, und daß er die „Schwarzseher" schließlich zurückweist.

Mit der ernsten Auffassung paart sich eine feste Zuversicht: Deutschland muß und kann durch seine starke Wehrkraft den Frieden sichern.

Aus den Worten des Kaisers ist zu erkennen, daß die Erfahrungen des letzten Jahres einen sehr starken Eindruck auf ihn gemacht haben. Daran kann man weiter die Vermutung schließen, daß die Wirren noch nicht zu einem vollständigen, gründlichen und allseitigen Abschluß gelangt sind. Wäre das der Fall, so würde der kaiserliche Redner gewiß ein Wort der Befriedigung haben einfließen lassen.

Ein französisches Blatt sagt mit Recht, daß die Spitze der Rede sich nicht nach Frankreich, sondern nach England richte. In der Tat erscheint unser Verhältnis mit Frankreich nach dem Abkommen über das Marokkoprogramm hinreichend geklärt und gebessert. Was England angeht, so ist die offizielle Politik der verantwortlichen Stellen in korrekten Beziehungen, aber es bleibt offenbar noch ein trüber Bodensatz „unverantwortlicher" Bestrebungen zurück. Ein englisches Blatt war offenherzig genug, zu behaupten, die Worte des Kaisers seien vom Aerger über eine neue diplomatische Niederlage diktiert; in Petersburg sei nämlich bei dem Wettbewerb um die russische Freundschaft die deutsche Diplomatie von England ausgestochen worden. Ob irgendeine

Tatsache die Mutter dieser Behauptung ist, könnten nur die Eingeweihten sagen; aber der Wunsch ist jedenfalls der Vater, und das Bestreben, Deutschland zu isolieren und durch eine feindselige Koalition zu bedrohen, ist nicht zugleich mit Herrn Delcassé verschwunden. Der Staatssekretär **Brodrick** hat dieser Tage alle Zwistigkeiten zwischen den beiden Regierungen und auch das „Märchen" von den 100,000 Eroberern Schleswig-Holsteins abgeleugnet; er sowohl wie verschiedene Parlamentarier haben lebhaft für den Frieden zwischen beiden Völkern gesprochen. Das ist sehr schön, aber es reicht nicht über den Rahmen der offiziellen Politik der verantwortlichen Instanzen hinaus. Immer bleibt noch die Frage offen, ob diejenigen Einflüsse, die Herrn Delcassé zum Glauben an die englische Bereitschaft zum Kompagniekrieg geführt haben, noch jetzt tätig sind, sei es in Petersburg oder sonstwo. Solange diese Frage nicht überzeugend verneint worden ist, muß man auch mit der Gefahr rechnen, daß auf der bevorstehenden **Marokko-Konferenz** gegen die deutsch-französische Vereinbarung Minen gelegt werden könnten.

Zieht man diese Umstände zur Erklärung der Kaiserrede mit heran, so kann man freilich etwas „Beunruhigendes" finden; aber das liegt in dem Bestande der anti-deutschen Verschwörung, deren Liquidation leider noch aussteht, nicht in den Worten, die offenbar den in Paris begonnenen Klärungsprozeß sichern und erweitern wollen, indem sie den Ränkeschmieden die Kraft und Entschlossenheit Deutschlands klar machen.

An die deutsche Politik überhaupt und an unseren Kaiser insbesondere wird vom Auslande, namentlich von Frankreich, immer wieder die Anforderung gestellt, sie sollen sich einer stillen Zurückhaltung befleißigen, um ja nicht den Verdacht zu erwecken, daß Deutschland die anderen Nationen „demütigen" und eine Rolle als europäischer Diktator spielen wolle. Nun, wenn die Tatsachen von 35 Jahren, die doch den klaren Beweis einer Beschränkung der deutschen Macht auf ihre eigenen Interessen in lückenloser Reihenfolge liefern, den Argwohn und die Hetzereien noch nicht haben ausrotten können, dann wird es durch ängstliches Stillschweigen auch nicht gelingen. Eher könnte man den Spieß umdrehen und sagen, wir hätten durch vielfache Artigkeiten und liebenswürdige Worte die Nachbarn verwöhnt, ohne bei den Gegnern etwas zu erreichen.

Wenn das Verständnis für die friedlichen und freundlichen Absichten Deutschlands nicht zum Durchbruch kommen kann und die Höflichkeiten mit Drohungen beantwortet werden, dann bleibt nichts übrig, als das kraftvolle Selbstbewußtsein im internationalen Anschauungsunterricht geltend zu machen. Also ein Wort über Deutschlands Wehrfähigkeit kann im geeigneten Augenblick sehr heilsam wirken. Nur muß es klar und kurz, kräftig und klug bemessen sein, wie es in der letzten Rede des Kaisers der Fall war. Und vor allem ist die häufige Wiederholung zu vermeiden, sowohl in den freundlichen als in den warnenden Worten; je seltener, desto wirksamer. Die Worte dürfen nur die sparsame Würze der Tatsachen sein.

Wie kommt es, daß das Deutsche Reich das Schicksal der katholischen Kirche teilt, trotz der fortgesetzten Bekundung der Friedensliebe stets der Anmaßung, der Herrschsucht, der Unersättlichkeit, der Hinterlist und aller sonstigen Untugenden der Unfriedlichkeit beschuldigt und daraufhin bedroht und bekämpft zu werden? Das gäbe dankbaren Stoff für eine volkspsychologische Abhandlung. Jedenfalls paßt auf beide das Wort: Viel' Feind', viel' Ehr'! Solange Deutschland in politischer, militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht die hohe Stellung behauptet, welche ihm Fleiß und Glück beschieden, wird es Neid erregen, und der Neid wird sich hier oder dort zu Argwohn und Haß verdichten. „Willst du nicht, daß dich die Dohlen umschrei'n, mußt du nicht Knopf auf dem Kirchturm sein."

Zur Liebe kann Deutschland niemanden zwingen, wohl aber zum Respekt. Gegenüber dem englisch-französischen Abkommen, das über die Rechte und Interessen der deutschen Großmacht versuchsweise zur Tagesordnung übergehen wollte, ist die Respekterzwingung mit Erfolg durchgeführt worden. Hoffentlich räumen die warnenden Worte des Kaisers den letzten Rest der jüngsten Träume von Isolierung und Demütigung Deutschlands aus.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das blau-rote Bündnis im badischen „Musterländle".

In der vorigen Rundschau war ausgeführt worden, daß unsere badischen Freunde mit dem Ergebnis des ersten Wahlganges zufrieden sein könnten. Auf das Stichwahlglück, das erfahrungsgemäß sehr tückisch ist, hatten wir keine Hoffnungen gesetzt; in der Tat haben die Stichwahlen dem Zentrum kein weiteres Mandat gebracht. Die Partei vermochte nur noch drei mittelbare Gewinne den vereinigten Gegnern zu entreißen, nämlich 3 weitere Mandate den Konservativen zu verschaffen, um damit den Grundstein zu einer evangelischen antiliberalen Partei zu legen. Die Zusammensetzung der neuen Kammer ist nun so:

Zentrumspartei 28 Mitglieder (früher 23); Nationalliberale Partei 23 (früher 25); Sozialdemokraten 12 (früher 6); Demokraten 5 (früher 6); Freisinnige 1 (früher 2); Konservativen 4 (früher 1).

Also keine Zentrumsmehrheit, aber doch ein Vorrücken des Zentrums an die erste Stelle trotz des Stichwahlunglücks. Auch keine christlich-konservative Mehrheit, aber doch ein tüchtiger Schritt vorwärts zu diesem Ziele. Rückgang der Stärke bei allen Blockparteien, am bedeutendsten bei den Nationalliberalen selbst, die in Anbetracht der Vermehrung der Kammersitze wenigstens 30 Mandate hätten erringen müssen, um den gleichen Anteil zu behaupten. Wenn der Block auch nach den Wahlen zusammenhält, besitzt er immer nur 29 Stimmen von 73, also nur eine Stimme mehr als das Zentrum allein, während der Block früher 33 von 63 Stimmen hatte. Außer den beiden Parteien der Rechten hat die Sozialdemokratie leider eine beträchtliche Verstärkung, geradezu eine Verdoppelung erfahren (von 6 auf 12 Mandate), obendrein die ausschlaggebende Stellung zwischen der Rechten und dem Block. Diese Errungenschaften verdankt der Block dem **Liberalismus**, und damit kommen wir auf den Kernpunkt der Stichwahlbewegung.

Eine politische Partei lebt und gedeiht nicht bloß von der eigenen Tugend, sondern auch von den Fehlern der Gegner. Der badische Liberalismus, der „angestammte" Herrscher im Musterländle, hat sich nun eine verhängnisvolle Blöße gegeben. Als er in der Hauptwahl nur 16 Mandate errungen hatte, flüchtete er in die Arme der Sozialdemokratie, um mit deren Wahlhilfe auf Gegenseitigkeit noch einige Stichwahlmandate zu retten. Mit diesem kompromittierenden Bündnis wollte man das Zustandekommen einer Zentrums- oder christlich-konservativen Mehrheit verhindern. Dieser Zweck ist allerdings für den Augenblick erreicht worden; im Landtage von 1905 bilden dank der liberalen „Staatsretter" die Sozialdemokraten das Zünglein an der Wage und nicht die Konservativen. Aber wie wird es bei den nächsten Wahlen stehen? Wenn wir unsere Phantasie anstrengen, um das beste Mittel zur Sicherung einer künftigen christlich-konservativen Aera auszudenken, so können wir nichts anderes finden als diesen moralischen Selbstmord des „nationalen" Liberalismus in Baden. Hätten unsere Freunde jetzt eine knappe Mehrheit errungen und die alte nationalliberale Partei wäre ihr innerlich gefestigt, wenn auch äußerlich vorläufig zurückgedrängt, mit blankem Schilde und reinen Händen gegenüber stehen geblieben, so wäre offenbar die Zukunftsaufgabe für die rechte Seite viel schwieriger gewesen, als sie jetzt ist.

Die Berufung auf das angebliche rot-schwarze Wahlbündnis in Bayern verschlägt nicht. Das war ein durch die Natur der Dinge herbeigeführtes Zusammengehen zu einem einzelnen Zwecke, nämlich der Durchsetzung der Wahlreform, für die eine Zweidrittelmehrheit notwendig war. Dabei hat sich keine Verstärkung der Sozialdemokratie, geschweige denn die Beförderung derselben auf eine ausschlaggebende Stellung ergeben. Die badischen Liberalen haben aber die Umsturzpartei, die bei den Hauptwahlen aus sich allein nur sehr wenig erreicht hat, zu einem maßgebenden Faktor in der allgemeinen Landespolitik gemacht, so daß alle wirklich staatserhaltenden Kräfte sich zu dem Wunsche gedrängt fühlen müssen, es möge bald sich Gelegenheit geben, diesen Mißgriff wieder auszugleichen, so oder so.

Der Block hat seine bisherige Mehrheit auch mit der Hilfe der Sozialdemokratie nicht zu retten vermocht; die Nationalliberalen haben nicht bloß für die Gegenwart mehrere Mandate verloren, sondern auch ihre Zukunft verloren. Wenn das Zentrum infolge des blau-roten Kompagniegeschäfts der Verzweiflung etwas langsamer vorwärts kommt, so doch nach menschlichem Ermessen um so sicherer.

Rußland in Krämpfen.

Ist das nun die regelrechte, systematische Revolution, der wirkliche Anfang vom Ende? Oder unterscheiden sich diese Massenstreiks und Tumulte in den Großstädten nur quantitativ von den bisherigen Verpuffungen des revolutionären Geistes? Das ist schwer zu sagen. Rußland ist eine Welt für sich, deren Naturgesetze draußen nicht gründlich erkannt sind und meistens falsch verstanden werden. Zudem sind die Nachrichten aus Rußland zurzeit noch dürftiger und unsicherer, als sie bei normalen Zeitläufen schon zu sein pflegen. Vor allem fehlt den Zuschauern außerhalb der vergitterten Fenster der Einblick in die Zuverlässigkeit der Armee, von der schließlich die Entscheidung abhängt. Die vereinzelten Meldungen über die Teilnahme von Offizieren an revolutionären Versammlungen und von der Abneigung der Soldaten gegen das Schießen genügen nicht als Grundlage eines allgemeinen Urteils. Tatsache ist, daß einerseits der Ausstand als politisches Kampfmittel eine Ausdehnung und Wirkung erreicht hat wie bisher niemals, und daß anderseits bei den Machthabern sich ein unsicheres Zaudern bemerklich macht. Wenn Trepow noch der alleinige und unumschränkte Machthaber wäre, so würden auf den Straßen schon Ströme von Blut geflossen sein. Aber was von Kämpfen berichtet wird, sind überraschende Kleinigkeiten im Verhältnis zu der Größe der Gefahr. Daß hinter der Unentschlossenheit der Staatsgewalt die Furcht vor Truppenmeuterei stecke, ist nicht eher anzunehmen, als bis bestimmte Beweise für die Auflösung der Heereszucht vorliegen. Wahrscheinlicher ist, daß der Zar in nicht mehr ungewöhnlicher Ratlosigkeit noch schwankte zwischen Trepow und Witte, zwischen dem alten System des Niederkartätschens und dem Gedanken, durch weitere halbe Zugeständnisse die Unzufriedenheit zu beschwichtigen. Die Unsicherheit ist in solchen kritischen Augenblicken das Schlimmste, wie die Geschichte der französischen und anderer kleinerer Revolutionen gelehrt hat. Obendrein hat diesmal die Volksbewegung eine feste und sehr breite Grundlage in dem Eisenbahnerstreik, dessen schwere Wirkungen die Gefährlichkeit dieser wichtigen Klasse von Beamten und Arbeitern bei mangelnder Zucht abermals klarstellen. In Holland und Ungarn ist der Versuch des Eisenbahnerstreiks leicht überwunden worden, in Italien mit großer Schwierigkeit, aber schließlich doch. Daraus darf man jedoch keinen Schluß ziehen für die eigenartigen Verhältnisse in Rußland.

Inzwischen kündigt der offiziöse Telegraph ein kaiserliches Manifest an, durch welches Graf Witte zum Ministerpräsidenten ernannt, die Erweiterung der bürgerlichen Freiheiten, die Schaffung einer gesetzgebenden Duma und die Ausdehnung des Wahlrechtes zugestanden werde. Das wäre ein großer Erfolg des Aufruhrs. Man wird Tatsachen abzuwarten haben.

Wenn Herr Witte es wagt, seine Hand in den Hexenkessel zu stecken, seinem Vaterlande über diese Krisis hinwegzuhelfen versteht, so wird er nicht bloß als Rechenkünstler und Diplomat, sondern als der größte Staatsmann und Erretter Rußlands gepriesen werden. Er muß freilich mit seiner Ehre und seinem Leben va banque spielen. Jedenfalls kann man es ihm nicht übelnehmen, wenn er sich nicht auf Halbheiten einläßt, sondern erst die volle wirkliche Gewalt unter Ausschaltung der Nebenbuhler und die Sicherheit für die feste Haltung des Selbstherrschers verlangt. Inzwischen muß man sich vor voreiligem Urteil hüten in der Erwägung, daß die unruhigen großen Städte doch nur ein kleiner Teil des russischen Kolosses sind.

Die Beilegung des lippischen Thronstreites.

Wer in dem kleinen Lippe-Detmold das landesväterliche Scepter führt, ist an sich ziemlich gleichgültig. Aber der dortige Thronstreit hatte sich zu einer schlimmen „Frage" ausgewachsen, wie eine winzige Wunde bei schlechter Behandlung die Gefahr einer Blutvergiftung herbeiführen kann. Jetzt ist das ganze Aergernis mit einem Schlage abgetan. Das Reichsgericht hat gesprochen, und das Urteil ist nicht bloß beruhigend für das Rechtsbewußtsein der Gegenwart, sondern auch so erschöpfend, daß für absehbare Zeiten keine Wiederkehr eines lippischen Thronstreites zu erwarten ist. Außer dem regierenden Grafen Leopold von Biesterfeld sind auch seine Kinder, seine Oheime und deren Kinder für vollkommen erbberechtigt und thronfähig erklärt worden.

Das Reichsgericht hat natürlich rein nach rechtlichen Gesichtspunkten, ohne Rücksicht auf die Politik entschieden. Wenn sein Urteil zugunsten der Bückeburger ausgefallen wäre, hätten die Einsichtigen auch diesen Entscheid rückhaltlos anerkannt. Aber vielleicht wäre doch nach den vorhergegangenen Zwischenfällen alsdann bei der großen Masse etwas zurückgeblieben von dem leider erweckten Argwohn, daß Macht vor Recht gehen könne. Darum betrachten wir es als einen glücklichen Zufall, daß das Recht gerade derjenigen Seite zugesprochen werden konnte, die dem Volke als die schwächere und bedrängte erschien. Man kann also von einem sichtlichen Triumph des Rechtes sprechen, der überall klärend und beruhigend wirken wird. Um so mehr, als sowohl die bückeburgische Gegenpartei wie auch der Kaiser selbst, dessen Name leider zu sehr in diesen Streit geraten war, sofort die volle Konsequenz des Urteils in versöhnlicher Weise gezogen haben.

Die Moral der Sache ist, daß man Thronstreitigkeiten in den Bundesstaaten nicht einem Schiedsgerichte, sondern dem Reichsgericht zur Entscheidung nach allen Regeln der Rechtsprechung überweisen soll. Einige meinen, man solle ein Gesetz in diesem Sinne erlassen. Vielleicht hat das seine Schwierigkeiten; doch jedenfalls muß man in künftig vorkommenden Fällen sofort denselben Weg beschreiten, der sich in diesem Falle bewährt hat und dessen Eröffnung ein besonderes Verdienst des Reichskanzlers Fürsten Bülow bildet.

Die heutige Sozialdemokratie und der Anarcho-Sozialismus.

Von

Dr. F. Diepenhorst, Essen.

Das goldene Zeitalter, das eine blinde Tradition bisher in die Vergangenheit legte, liegt vor uns, hatte St. Simon verkündet. Aufhören der Klassenkämpfe und des materiellen Elends, Gleichheit in allen wesentlichen Lebensbeziehungen — das ist das mindeste, was die Welt von der Annahme der neuen Lehre zu erwarten hat, die so „mit den edelsten Idealen des menschlichen Herzens, mit seinen geheimsten Ahnungen und Hoffnungen zusammenhängt" (Lorenz Stein). Aber Prophezeien ist immer eine mißliche Sache. Auf die Dauer ist es unmöglich, daß eine große, ja die größte politische Partei, die mitten im Geisteskampfe der Gegenwart steht, auf einem Programm aufgebaut ist, das wir teils als tatsächlich falsch, teils als innerlich unlogisch erkennen. Dazu kommt, daß inzwischen mit der fortgeschrittenen Entwicklung neue wirtschaftliche und politische Fragen aufgetaucht sind, die ebenfalls einer programmatischen Regelung und politisch-parlamentarischen Behandlung bedürfen.

Weite Kreise der Sozialdemokratie sind längst zu der Erkenntnis gelangt, daß ein solcher Zustand auf die Dauer unhaltbar ist und daß dem Uebel durch eine Programmänderung begegnet werden muß. Schon kurz nach der Annahme des jetzigen Programms in Erfurt 1891 setzten die Bestrebungen auf eine Revision ein, und zwar an dem Punkte, der zweifellos als der schwächste und falscheste des ganzen Programms angesehen werden muß, an der Agrarfrage. Schon 1894 stellten auf dem Frankfurter Parteitag Vollmar und Schönlanck den Antrag auf Aufstellung eines besonderen agrarpolitischen Programms. Aber trotz mancher Anträge ist es bis heute noch nicht zu einer Aenderung gekommen. Immerhin aber hat die Aufrollung dieser Frage die Veranlassung gebildet, eine Revision des gesamten Programms ins Auge zu fassen: die Parteitage in Hannover und Lübeck bilden die Etappen auf diesem Wege. Daß diese Versuche ergebnislos verlaufen mußten, folgt schon aus der orthodox-intransigenten Natur der Partei. Bebel erklärte in Hannover in einem umfassenden Referate über die Grundanschauungen, daß kein Grund zu einer Aenderung vorliege, und mit 216 gegen 21 Stimmen bei einer Stimmenthaltung beschließt der Parteitag eine Resolution, in der der erste Absatz lautet: „Die bisherige Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft gibt der Partei keine Veranlassung, ihre Grundanschauungen über dieselbe aufzugeben oder zu ändern". Zwar erklärte zwei Jahre später in Lübeck derselbe Bebel genau das Gegenteil, als er sagte, daß er nicht glaube, daß das jetzige Programm noch längere Jahre ungeändert erhalten bliebe, aber zu der versprochenen Ausführung einer Revision, zu deren Vorarbeiten sogar eine Kommission eingesetzt werden sollte, ist es bisher nicht gekommen.

Abgesehen davon, daß einer grundsätzlichen Aenderung der Marxistischen Grundanschauungen der Partei und des Programms etwa im Sinne Bernsteins oder Davids, wie diese sie in ihren Büchern geäußert haben, noch ganz erhebliche Schichten der Partei entgegenstehen, würde auch eine solche Programmänderung immer nur etwas Aeußerliches sein; ein Scheinmittel, um Kreise in einem theoretischen Kompromiß zu einer Gemeinschaft zu ver-

binden, die in Wirklichkeit Berge von Gegensätzen scheiden. Alle die Tatsachen und Wirtschaftsvorgänge, welche die theoretischen Grundlagen der Partei mit der Zeit durch ihre andersartige Entwicklung als irrig erwiesen haben, bringen in gleichem Maße auch die Unmöglichkeit mit sich, auf die Dauer die praktischen Ziele der Sozialdemokratie als politischer Partei in der alten Weise zu verwirklichen. Die Partei hat in ihrer äußeren Zusammensetzung und in ihrer inneren Entwicklung keineswegs mehr so den reinen Klassencharakter einer Arbeiterpartei, wie es ausdrücklich das Programm verlangt. Anderseits hat sich mit der Aenderung der gesamten Struktur des Gesellschaftsorganismus auch die Struktur der Arbeiterklasse selbst wesentlich verschoben. Dem muß Rechnung getragen werden, und hier hilft nicht das rein äußere und im Grunde genommen verlogene Mittel einer Programmänderung und Programmrevision, hier vollzieht sich die Entwicklung der Parteistruktur von selbst in ganz organischer Weise, entsprechend der Struktur der Klasse, auf der sie sich gründet.

Als die Grundlage des Programms in den großen Marxistischen Werken gelegt wurde, da mag noch die politische Forderung berechtigt gewesen sein, diese als Proletarier zu einer Partei mit gemeinsamen Interessen zusammenzuschweißen. Inzwischen ist aber die Entwicklung ganz andere Bahnen gegangen. Und wie die theoretischen Grundpfeiler des sozialdemokratischen Lehrgebäudes hinweggeschwemmt worden sind, so ist auch die politische Organisation der Partei nicht mehr haltbar, da die tatsächliche Entwicklung sie überholt hat. Schon können wir deutlich sehen, wie sich langsam aus dem die Gegenwart stets umhüllenden Nebel der unentwirrbaren Einzelerscheinungen die Linien lösen, welche die neue Struktur der Gesellschaft zeigen, sowohl innerhalb der Personengemeinschaft, die man früher schlechtweg Bourgeois nannte, wie auch innerhalb der Personengruppe, der man den Kollektivnamen der Proletarier gab.

Am einschneidendsten und kennzeichnendsten sind jedoch die Aenderungen, die sich innerhalb der Arbeiterklasse selbst inzwischen vollzogen haben; sie haben zu einer völlig neuen Struktur geführt, auf welche die Marxistische Methode, alle Arbeiter über einen Leisten zu schlagen, nicht mehr paßt. Daß auch innerhalb der Arbeiterklasse verschiedene wirtschaftliche Gruppen vorhanden sind, haben die Theoretiker des Sozialismus und auch der Sozialdemokratie stets selbst gewußt. Daß aber diese organisch höchst bedeutsame Scheidung zum Fluche der Partei zu werden droht, das ahnte Kautsky kaum, als er des langen und breiten auseinandersetzte, wie sich die organisierten gelernten Arbeiteraristokraten von den gewöhnlichen Arbeitern schieden. An dieser Stelle ist nun der Umstand entscheidend, daß die extrem-revisionistischen Bestrebungen in der Sozialdemokratie, welche die ganze Natur der Partei umzugestalten geeignet wären, nicht regellos in dieser oder jener Gruppe nach subjektivem Ermessen walten, sondern daß objektiv besondere Wirtschaftsklassen mehr zur revolutionistischen, die anderen mehr zur revolutionären Politik neigen, daß sich also die organische Struktur der Arbeiterklasse in der Form des Kampfes wiederspiegelt, genau so wie eine bedeutende und unerschütterte Grundlehre des Marxismus sagt. Es liegt eine Tragik darin, daß heute oder morgen die Führer der Partei zugestehen müssen: entweder geben wir diese Lehre auf, oder wir leugnen bewußt diesen tatsächlichen Zustand. Bisher haben sie das letztere vorgezogen. Aber immer machtvoller ringen sich die Tatsachen zur bewußten deutlichen Erkenntnis durch, daß die Entwicklung dahin geht, die innerlich vorhandene Gliederung der Arbeiterklasse, die sich immer schärfer abhebt, auch in einer Aenderung des politischen Kampfes zum Ausdruck kommen zu lassen. Die Sozialdemokratie, so wie sie heute ist, ist keine vorübergehende Erscheinung; sie wird sich vielmehr in den Kreisen halten, aus denen heraus sie sich gebildet hat und aus deren Erforschung ihre wissenschaftliche Begründung aufgebaut ist: aus den Kreisen der dem Unternehmer so ziemlich auf Gnade und Ungnade verfallenen unorganisierten Arbeiter, Taglöhner und „unzufriedenen" Elemente, aus den Lumpenproletariern und Nihilisten.

Dagegen verlangt nachdrücklich die Entwicklung der gewerkschaftlich organisierten Arbeiteraristokratie und des sogenannten Bildungsproletariats nach einem Ausdruck dieser wirtschaftlichen Entwicklung in einer Partei, die als starke sozialistische Reformpartei ihre wirtschaftlichen Interessen in schärfster Weise durch positive Sozialpolitik vertritt. Diese Partei wird stets sozialdemokratisches Blut in ihren Adern haben; anderseits muß sie dagegen als positive Reformpartei der schroffste Gegner von Revolutionarismus, Klassenkampf, Internationalität und Staatsfeindschaft, prinzipieller Opposition usw. sein.

Aber außer dieser Reformpartei ist der Sozialdemokratie vor kurzem eine neue erstanden. 3000 wackere Genossen der Parteizentrale Berlin sind zu ungetreuen Mitläufern geworden und von dem offiziellen Wege abgewichen. Alle Versprechungen und Bemühungen, die Abtrünnigen in das alte Parteilager zurückzuführen, sind bisher vergeblich gewesen. Die anfangs an den Tag gelegte Gleichgültigkeit der getreuen Genossen ist in ihr Gegenteil umgeschlagen.

Die Feenpalastversammlung macht eine ernste sachliche Beachtung und Betrachtung erforderlich; man kann die Tatsache nicht einfach aus der Welt leugnen. Was besagt nun die gefaßte Resolution? Ihrem Wortlaut nach verwirft die Resolution, in Anlehnung an den revisionistischen Sprachschatz, „die dogmatische Auffassung des Marxismus, des historischen Materialismus", behauptet, der Klassenkampf sei „kein politischer, sondern ein wirtschaftlicher und psychologischer". Als Allheilmittel will sie „den Generalstreik" einführen. Das alles sind durchweg mit der Grundauffassung der Sozialdemokratie und der jahrzehntelangen praktischen, opferfreudigen Betätigung der Genossen unvereinbare Ansichten. Die Resolution stellt in der Tat einen Abfall von der Partei, eine Verdammung ihrer taktischen und sonstigen Grundsätze, eine Lossage vom parlamentarischen Kampf dar. Schon auf dem Parteitag in Jena wollte diese anarcho-sozialistische Gesellschaft ihre Sache behaupten. Als Kläger wollte sie auftreten und die großmächtigen Parteiführer vor die Alternative stellen: entweder setzt ihr eure Versprechungen vom Zukunftsstaat bald in die Wirklichkeit um oder unsere Vereinigung wird mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen aus dem alten Lager ziehen. Doch es ist den Neulingen nicht gelungen, in Jena der offiziellen Partei ein Jena zu bereiten. Es war gleich vorauszusehen. Ihr Parteiführer Friedeberg ist nicht einmal zu Worte gekommen; man schwieg alle Redner der kecken Gesellschaft einfach tot und führte an, daß die Ursache zu dieser Neugründung in den Berliner Verhältnissen allein zu suchen sei. Die offizielle Partei wird sich hinterher wenig mehr um diese Reformer kümmern, die sich aus den Radikalsten unter den Radikalen zusammensetzen. Sie werden dasselbe Ende haben wie einst die Revisionisten nach der Tagung in Dresden und die ganze Angelegenheit wird nur einen kleinen dunklen Punkt in der Chronik der sozialistischen Partei hinterlassen. Aber diese Erscheinung besagt aufs neue nur zu deutlich, daß es an allen Ecken und Enden im sozialdemokratischen Lager brodelt und kocht. Eine weitere Bedeutung wird man dieser ganzen Sache nicht zuschreiben dürfen, denn das Ziel der Partei zu erstreben liegt nicht in der Hand von Einzelkräften. Die Möglichkeiten der Entwicklung werden durch den Zwang der Wirtschaftsvorgänge sich selbst durchsetzen und die Richtlinien der Zukunft dem Theoretiker weisen. Nicht umgekehrt. Für uns heißt es nur, den Gang der Entwicklung möglichst früh erkennen, um darauf hinzuwirken, damit nicht ungemessene Kräfte unseres Wirtschaftskörpers in falscher Betätigung nutzlos vergeudet werden. Das aber ist zum Teil durch die falschen Lehren der Sozialdemokratie geschehen, die sowohl geistige wie materielle Kräfte unseres Volkes in einer Richtung zur Betätigung gebracht haben, die unserer Volkswirtschaft und unserem politischen Leben schädlich gewesen sind. Gegen diese unheilvollen Bestrebungen der sozialdemokratischen Partei, die in radikal-revolutionärer Weise unsere heutige Volkswirtschaft und unseren Staatsorganismus zerstören möchte — gegen diese Seite des sozialdemokratischen Parteiwesens hat sich hauptsächlich die Art des politischen Kampfes der bürgerlichen Parteien zu richten. Und dieser revolutionär-kulturfeindliche Charakter ist auch nicht eine zufällige vorübergehende Begleiterscheinung der Sozialdemokratie; dem einen Flügel wird er immer anhaften. Deshalb wird auch der Kampf gegen die Partei des Klassenkampfes immer notwendig sein, obwohl sich innerhalb der Partei Strömungen zeigten, die diesen kulturgefährdenden Klassenkampfscharakter abgelegt haben.

Wie diese Entwicklung verläuft, steht noch dahin. Das deutsche Volk aber hat großes Interesse daran, diesen Prozeß sich ruhig entwickeln zu lassen. Was inzwischen nottut, ist die Belehrung und Aufklärung über den unheilvollen und innerlich unhaltbaren Charakter der heutigen Sozialdemokratie und ihre Bekämpfung in Wort und Schrift.

Landwirtschaftskammern.*)

Von

Sigmund Freiherrn von Pfetten auf Niederarnbach.

Eben lese ich unter den neu eingebrachten wirtschaftlichen Anträgen des Zentrums die Forderung beruflicher Organisation des Bauernstandes durch Errichtung von Landwirtschaftskammern in den einzelnen Regierungsbezirken.

Gestatten Sie einem Manne, der über zwei Jahrzehnte die Landwirtschaft praktisch betreibt und ebensolange der Vertretung öffentlicher, insbesondere landwirtschaftlicher Interessen seine Tätigkeit widmet, bezüglich dieser Forderung einige Erwägungen der Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu unterstellen.

Die Errichtung von Landwirtschaftskammern in den einzelnen Regierungsbezirken wird hier als ein Mittel gefordert, um ein Ziel zu erreichen, das ich als ein erstrebenswertes gerne anerkenne.

Den Wunsch, die Berufsstände zu organisieren, halte ich für vollberechtigt, und in den besonderen Schwierigkeiten, die einer Organisation des Bauernstandes entgegenstehen, darf kein Grund erkannt werden, auf die Verfolgung dieses Zieles zu verzichten. Aber die Errichtung von Landwirtschaftskammern in den einzelnen Regierungsbezirken halte ich für kein hierzu geeignetes Mittel, ja ich gehe noch weiter: Ich sehe darin ein Hemmnis der gesunden Fortentwicklung der landwirtschaftlichen Interessenvertretung in Bayern und ein Gefährdung wichtiger Interessen des Bauernstandes.

Die Errichtung von Landwirtschaftskammern stellt für das große Gebiet des preußischen Staates einen Ansatz dar zu einer Organisation landwirtschaftlicher Interessenvertretung, wie sie im Bereiche des preußischen Staates vorher nicht vorhanden war. Dieselbe wurde daher mit Recht in Preußen als ein wesentlicher Fortschritt für die landwirtschaftliche Interessenvertretung betrachtet. Ein einleitender Schritt zu berufsständischer Organisation des Bauernstandes ist sie auch in Preußen nicht.

Berufsständische Organisation wird überhaupt nicht mit einem Gesetze gemacht. Das Gesetz kann nur den Boden bereiten, auf dem sich eine lebenskräftige Organisation selbsttätig entwickeln kann. Ein Gesetz, welches solchem Zwecke dienen will, darf aber nicht damit anfangen, die vorhandenen Gebilde zu stören oder gar zu zerstören, sondern muß suchen, auf vorhandenen Grundlagen weiterzubauen, bestehenden guten Einrichtungen neue Stützen zu geben, Hindernisse gedeihlicher Fortbildung zu beseitigen.

Wir haben in Bayern im Landwirtschaftlichen Verein eine Organisation, welche nach einer fast hundertjährigen, ruhigen und sorgsam gepflegten Fortbildung den bäuerlichen Interessen eine Reihe von sehr hoch anzuschlagenden Vorteilen bietet. Ich nenne — die einheitliche Gesamtleitung, den Anschluß der Vertretungskörper an die Organe der Staatsverwaltung, den teils organisch, teils durch eine langjährige praktische Arbeit, ohne vorgeschriebene Formen hergestellten Verband mit den zahlreichen landwirtschaftlichen Spezialvereinen und mit Anstalten der verschiedensten Art, endlich auch den Modus vivendi, welcher sich zwischen den Organen des landwirtschaftlichen Vereins, dem System der Raiffeisen-Vereine und andern Organen landwirtschaftlichen Geschäftslebens in einer sehr befriedigenden Weise gebildet hat.

Auch ein weiteres Moment von hervorragender Tragweite darf hier nicht unerwähnt bleiben; ich meine die engen Beziehungen, welche sich insbesondere im Laufe der Jahre in erfreulicher Weise zwischen dem Landwirtschaftsrate und den beiden Kammern des Königreiches entwickelt haben. Dem Landwirtschaftsrate gehört nicht nur eine Anzahl von Reichsräten an, sondern man war auch bestrebt, hervorragende Mitglieder der Abgeordnetenkammer in den Landwirtschaftsrat zu wählen. Diese persönlichen Beziehungen, welche zwischen dem Landwirtschaftsrate einerseits und den beiden Kammern des Landtages anderseits erzielt wurden, sind für die Gesamtorganisation der landwirtschaftlichen Interessenvertretung von der allerwichtigsten Bedeutung.

Der landwirtschaftliche Verein ist auf Freiwilligkeit begründet und in dieser freiheitlichen Organisation erblicke ich einen wesentlichen Vorzug, auf den wir nicht leichthin verzichten sollen. Bei der letzten Revision der Vereinsstatuten war man sich darüber klar, daß die offizielle Vertretung der landwirtschaftlichen Interessen durch einen freiwilligen Verein zwei Schwierigkeiten mit sich bringt:

Erstens konnte eine gesetzliche Verpflichtung der Organe der Staatsregierung zur Anhörung von Vereinsgutachten nicht statuiert werden; zweitens wurden Zweifel laut, in welcher Weise die landwirtschaftlichen Interessen solcher Gemeinden wahrzunehmen wären, in welchen der landwirtschaftliche Verein keine oder nur wenige Mitglieder zählt.

In der ersten Richtung wurde auf dem administrativen Wege die erwünschte Garantie für Anhörung der Vertretungskörper des landwirtschaftlichen Vereins seitens der Organe der Kgl. Staatsverwaltung in weitestgehendem Maße geboten. Wenn wir berücksichtigen, daß keine Regierung sich in ihren Maßnahmen einer Interessenvertretung unterordnen kann, so liegt es auf der Hand, daß dem Streite darüber, ob die administrativen Zusicherungen des Gehöres, wie sie dem landwirtschaftlichen Verein in bestimmtester Weise gegeben sind, genügen oder nicht, praktisch nicht jene Tragweite zukommt, welche die Frage theoretisch zu beanspruchen scheint. Wenn landwirtschaftliche Interessen in berechtigter, maßvoller und sachlich begründeter Weise wahrgenommen werden, wird ihre Vertretung auch ohne Gesetz sich Gehör verschaffen; bestehen aber in einem dieser Punkte wesentliche Mängel, dann wird auch ein gesetzlich gewährleistetes Gehör den erwünschten Erfolg nicht haben.

Bezüglich des zweiten Bedenkens suchen die gegenwärtig gültigen Statuten des landwirtschaftlichen Vereins durch die Einführung des Instituts der Vertrauensmänner der Gemeinden Abhilfe zu schaffen und solche ist auch durch diese Einrichtung gewährleistet. Ich bedauere es tief, daß die Einrichtung sich bisher nicht eingebürgert hat, aber diesem Mangel kann jederzeit abgeholfen werden und wird abgeholfen werden, wenn die Gemeinden selbst regeres Verständnis für landwirtschaftliche Interessenvertretung bekunden.

Die Landwirtschaftskammern werden diesen Mangel an Gemeinsinn, den nicht nur ich, sondern jeder tief beklagen muß, der sich für die Organisation des Bauernstandes interessiert, leider auch mit in Kauf nehmen müssen. Ihre Errichtung zerstört den Verband, welcher jetzt für die Vertretung der landwirtschaftlichen Interessen des gesamten bayerischen Staatsgebietes im landwirtschaftlichen Verein besteht. Sie trennt die landwirtschaftliche Interessenvertretung in acht Korporationen, welche unter sich in keinem organischen Verbande stehen.

Diese acht Einzelorganisationen werden nicht abgegrenzt nach Gesichtspunkten, die in den wirtschaftlichen Bedürfnissen des Bauernstandes liegen, sondern nach der Gestaltung von historischen Grenzen territorialer Natur, welche jeder Begründung in wirtschaftlichen Interessen entbehren.*) Der landwirtschaftliche Verein legt z. Zt. dem Bauernstand nahezu keine Kosten auf und der geringfügige Beitrag beruht auf freiwilligem Beitritt zum Verein. Landwirtschaftskammern setzen notwendigerweise eine Umlagenerhebung für gemeinschaftliche Zwecke voraus. Auch in den Landwirtschaftskammern wird der intensivste Teil der Arbeit, die zu bewältigen ist, im Bureau oder am grünen Tisch gemacht werden müssen.

Wenn bei der Errichtung der Landwirtschaftskammern und bei den Neuwahlen in dieselben etwa der Gesichtspunkt besonders hervorgekehrt wird, neue Männer in die Vertretung zu wählen, so wird es vielleicht lange Zeit dauern, bis wieder ähnliche vertrauensvolle Beziehungen angebahnt werden, wie sie z. Zt. zwischen den Mitgliedern der Vertretungskörper des landwirtschaftlichen Vereins und den Staatsbeamten in den einzelnen Organen der Staatsverwaltung bestehen.

Der landwirtschaftliche Verein bietet bei der statutenmäßigen Neuwahl seiner Organe den Landwirten des Königreiches im weitestgehenden Maße die Möglichkeit, solche Männer zu wählen, welche das Vertrauen ihrer Berufsgenossen genießen und verdienen. Dieselben sind auch in der Lage, in der Leitung der Vertretungskörper etwa erwünschte Aenderungen vornehmen zu können. Die Organisation des landwirtschaftlichen Vereines aber bringt es mit sich, daß solche Auswahl eine zielbewußte und an die bisherige Praxis anknüpfende sein wird.

Die Einführung von Landwirtschaftskammern bricht mit allen hergebrachten Traditionen und überrascht in einer Zeit, die so dringend wie die unsere einer ruhigen Weiterentwicklung des bestehenden Guten bedarf, mit einer vollständigen Umwälzung des Bestehenden und stellt neue Männer vor neue Aufgaben, ohne ihnen die altbewährten Mittel zur Erfüllung dieser Aufgaben an die Hand zu geben.

*) Der Aufsatz ging der Redaktion sofort nach Publikation der Anträge zu. Der Herausgeber.

*) Wenn die Möglichkeit eines Zentralorgans vorausgesetzt sein sollte, so kann das keinenfalls der gegenwärtige Landwirtschaftsrat sein, sondern es müßte ein neuer Vertretungskörper aus Wahlen der Landwirtschaftskammern gebildet werden.



Religiöse Charaktererziehung an den Gymnasien.

Von

Dr. **Hoffmann**, München.

Die Klagen, daß die Studenten, welche aus unseren bayerischen Gymnasien, insbesondere den großstädtischen, hervorgehen, dem kirchlichen Leben vielfach entfremdet seien, daß gar manchen ein wahrhaft religiöser Geist abgehe, mehren sich. Wenn auch hier, wie es so oft geschieht, übertrieben und verallgemeinert wird — waren doch von den heurigen Primizianten unserer Erzdiözese 5 ehemalige Absolventen **eines** Münchener Gymnasiums —, so bleibt die Sache selbst in dieser Einschränkung eine bedenkliche Erscheinung, die auch die Zukunft der katholischen Kirche nicht wenig berührt; denn diese Leute werden ihr einmal als Beamte oder in sonst einflußreichen Stellungen entweder indifferent oder gar feindlich gegenüberstehen und so auf weite Kreise einwirken, nicht wenige werden skrupellos gemischte Ehen eingehen und auch ihre Kinder der katholischen Religion entziehen. Es gilt als Grundsatz, daß die Kenntnis der Ursache eines Uebels zur Heilung desselben viel beiträgt; in einzelnen Fällen kann diese aber derart sein, daß sie schwer zu erreichen sein wird, wenn sie auch offenkundig vorliegt, so daß sie mehr beklagt als gehoben werden kann. Für die Erscheinung, daß unsere Gymnasien zu wenig religiös gefestigte Charaktere hervorbringen, verhält sich die Sache zum großen Teil wie zuletzt angegeben. Dennoch glauben wir, daß bei einem energischen Zusammenwirken aller beteiligten Faktoren manches gebessert werden kann. Zu diesem Zwecke wollen auf ausdrückliches Ersuchen der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" folgende Zeilen der breiteren Oeffentlichkeit Aufschluß über die Verhältnisse zu geben versuchen, welche den Erfolg unserer Tätigkeit in Frage zu ziehen vermögen.

Die Ursachen nun, weshalb mit der religiösen Schulung am Gymnasium nicht der erwünschte Erfolg erzielt wird, weshalb insbesondere an den großstädtischen Gymnasien zu wenig religiös-sittliche Charaktere herangebildet werden, liegen, abgesehen von den allgemein menschlichen Voraussetzungen, in den Verhältnissen der Schule, speziell des Religionsunterrichtes, und in der Atmosphäre, in welcher die Schüler außerhalb der Schule sich befinden.

Das Gymnasium soll die ihm anvertraute Jugend **erziehen** und hierzu hat es in der Tat „den Vollbesitz der Bildungsmittel; es kann den obersten, den sittlich-religiösen Zwecken der Bildung nicht bloß durch Religionslehre, sondern auch durch Literatur und Geschichtsunterricht von namhafter Ausdehnung und Mannigfaltigkeit dienen; es besitzt besonders in seinem Sprachunterrichte schätzbare Mittel zur inneren Gestaltung und vermag dabei mit Kenntnissen und Fertigkeiten mancher Art auszustatten. Mit Rücksicht auf die volle Entfaltung der Bildungsmittel, welche es vor den anderen Anstalten auszeichnet, könnte man das Gymnasium als die Vollschule bezeichnen" (Willmann, Didaktik II. 505). Erfüllt nun das Gymnasium in der Jetztzeit diese Erwartung? Es kann dieses nicht bejaht werden; Zustimmung muß vielmehr finden, was Roth in seiner Gymnasialpädagogik S. 1 sagt: „Wenn ich anders recht sehe, so kann man die verschiedenen Klagen über das Nachlassen unserer gelehrten Schulen in ihrer Wirksamkeit in den wenigen Worten zusammenfassen: das Gymnasium erzieht nicht mehr." Den Hauptgrund haben wir darin zu erblicken, daß auf die Bildung des Verstandes, auf die Vermittelung von Kenntnissen in einseitiger Weise das größte, wenn nicht das einzige Gewicht gelegt wird. Wohl werden die Bildungselemente, welche materiell der Unterricht enthält, unvermerkt bei vielen Schülern noch Frucht bringen, doch es fehlt eine systematische Ausnützung derselben, ja manche Lehrer weisen eine solche Aufgabe ausdrücklich zurück: es sei ihr Beruf zu unterrichten, nicht zu erziehen. So unterläßt es das Gymnasium bereits in der natürlichen Ordnung, die Schüler zu gesinnungstüchtigen Charakteren heranzubilden, welche sich durch ein edles Gemütsleben sowie durch Konsequenz und Energie des Handelns auszeichneten, es hält nicht, was es verspricht, „das Bild einer idealen Menschlichkeit, einer allseitig harmonisch ausgestalteten Persönlichkeit" hervorzubringen.

Wird endlich die Bildung der Schüler zu religiösen Menschen, die von einer christlichen Weltanschauung beherrscht sind, ins Auge gefaßt, so leistet der Unterrichtsbetrieb am jetzigen Gymnasium offenbar noch weniger. Es fehlt schon im allgemeinen an einem einheitlichen Zusammenarbeiten der Vertreter der einzelnen Fächer, insbesondere findet die Religionslehre nur wenig Unterstützung: sie wird als eine Disziplin betrachtet wie jedes andere Fach. Und doch, soll der Religionsunterricht seine Aufgabe, die Schüler zu Menschen zu erziehen, die christlich denken und handeln, voll und ganz erreichen, dann müßte er eine zentrale Stellung einnehmen; der Weltanschauung, welche er begründen will, müßten sich die anderen Lehrfächer konformieren; seine Lehren und Impulse müßten in ihnen Widerhall und Bestätigung finden. Darin lag die Macht der Schulen früherer Tage, welche von den Jesuiten und anderen geistlichen Genossenschaften geleitet wurden. Von der Jetztzeit dürfte gelten, was der schon angeführte Protestant Roth klagt: „Dem Humanismus ist Gott beim Werke der Erziehung überflüssig, wenn er auch den Unterricht in der Religion als hergebrachten Brauch noch bestehen läßt. Der Lehrer der Sprachen, der Mathematik, meist wohl auch der Geschichte, meidet es, in seinen Lehrstunden Gott zu nennen, und, wo er den Sünder zurechtweisen muß, auch ein großes Unrecht Sünde zu heißen; die Schüler könnten wohl am Ende meinen, ihr Lehrer habe sich dem Pietismus ergeben. Der Religionslehrer mag in seinem Unterrichte so sprechen — —" S. 79.

Der gesamte profane Unterricht wird somit ohne besondere religiös-sittliche Einwirkung auf die Schüler bleiben; in einzelnen Fällen wird er sogar dazu benützt, positiven Glauben und christliche Gesinnung zu untergraben. Doch könnte der Religionslehrer nicht den lebendigen Zusammenhang zwischen den weltlichen Fächern und der christlichen Religion herstellen? Bei großer Erfahrung und Geschicklichkeit wird er einiges ersetzen; indes wird ganz naturgemäß seine Arbeit mangelhaft bleiben und viele Lücken haben. Es ist demnach der Religionslehrer in seiner Tätigkeit für eine religiöse Erziehung der Schüler auf sich allein angewiesen, nicht selten wird ihm sogar entgegengearbeitet, wenn auch unbewußt durch zu weitgehende Verherrlichung des rein menschlichen Handelns und der heidnischen Gebräuche und Zustände. Die Ideen und Lehren, welche er vorzutragen und für deren Verwirklichung er einzutreten hat, finden vielfach in den Herzen der Schüler keine Assoziation, sondern begehren als etwas Fremdes Eintritt und Geltung.

Könnten aber trotz dieser Voraussetzungen nicht günstigere Resultate erzielt werden? Liegt nicht doch ein Teil der Schuld, daß aus unseren Gymnasien so wenige religiös gefestigte Charaktere hervorgehen, auch am Religionsunterrichte? Bei Beantwortung dieser Frage steht im Vordergrund die Person des Lehrers, sodann ist der Lehrstoff, der bearbeitet werden muß, zu berücksichtigen, nebst dem Buche, nach dem er zu geben ist.

Es wird von allen Seiten zugestanden, daß die Stellung des Religionslehrers am Gymnasium, überhaupt an einer Mittelschule, eine außerordentlich wichtige und schwierige ist. Notwendig ist zunächst, daß derselbe nicht bloß in der Theologie ein festes Wissen besitzt, sondern daß ihm auch weitgehende allgemeine Kenntnisse zur Verfügung stehen, die er im Religionsunterrichte verwerte und damit den Gesichtskreis, welchen die Schüler besitzen, mit christlichem Lichte durchleuchte und so bei ihnen die Grundlage einer christlichen Weltanschauung lege. Eine Vermittelung einzig dessen, was das Lehrbuch bietet, wäre eine nicht genügende Ausrüstung des Schülers. Doch nicht minder als dieses ist für den Religionslehrer erforderlich, daß er einen psychologischen Blick und pädagogischen Takt besitze. Für keinen Lehrer hat es solche Bedeutung, daß er den Schüler genau kenne, nicht um vielleicht seinen Neigungen und Schwächen Rechnung zu tragen, sondern um dieselben zu bekämpfen, um eine Festigkeit des Charakters und der religiösen Gesinnung zu erziehen. Gerade zu einer solchen individuellen Einwirkung auf seine Schutzbefohlenen fehlt dem Religionslehrer vorzüglich an großstädtischen Schulen die Möglichkeit: die Zahl der Schüler ist zu groß, und die Gelegenheit, den einzelnen außerhalb der Schulzeit in seinem Tun und Treiben zu beobachten, ist selten. Die Mitteilungen der Eltern aber, wenn überhaupt solche erlangt werden können, sind oft parteiisch, bisweilen sogar direkt trügerisch. Damit geht dem Religionslehrer ein wichtiges Erziehungsmittel ab — die genauere Kenntnis des Schülers.

Die religiöse Charakterlosigkeit aber begründet der Religionslehrer unmittelbar, der Rücksicht nimmt auf die Lebens- oder gar politischen Anschauungen in der Umgebung des Schülers und nach ihnen die Beurteilung katholischer Lehre und die Forderungen hinsichtlich des religiösen Lebens gestaltet. Der Schüler muß vielmehr die Ueberzeugung gewinnen, daß sein Lehrer die Grundsätze der Religion für heilig und unantastbar hält und sie nicht, sagen wir einmal nur, nach Bedürfnis dehne; er muß sehen, daß derselbe mit Begeisterung an die Lehren und Prinzipien der Kirche herantritt, daß er an ihnen nicht, einer jetzt nicht ganz seltenen Methode folgend, nörgelt und ohne Veranlassung das

katholische, Sachen und Personen, zugunsten des Fremden herabsetzt; ist der Schüler zu diesem Bewußtsein gekommen, dann wird auch eine freimütige Darstellung von Dingen in der Geschichte der Kirche, die nicht gebilligt werden können, bei ihm keine Geringschätzung der Religion erzeugen und ihn an seiner Kirche nicht irremachen.

Mit Freude und Liebe weiter muß der Religionslehrer vor seine Schüler treten, alle Morosität und vorzüglich jegliche Ungerechtigkeit fernhalten. Verzeiht der Student seinem Lehrer am wenigsten eine parteiische ungerechte Behandlung, so stellt er in diesem Punkte die weitestgehende Forderung an den Vertreter der Religion. Es ist überflüssig, dieses alles hier weitläufig zu erörtern; wir wollen nur sagen: Mit der Achtung und Zuneigung zum Religionslehrer steht und fällt bei vielen Schülern auch die Achtung und Liebe zur Religion. Sie wissen nicht zu unterscheiden zwischen der Sache und der Person.

Ein besonders schwieriger Punkt, der in der Großstadt noch mehr Bedeutung erhält, ist die Gewöhnung der Schüler an die gewissenhafte Erfüllung der religiösen Uebungen, so daß diese nicht zwangsweise und oberflächlich vollzogen werden, sondern aus heiligster Ueberzeugung und daß sie ein Herzensbedürfnis befriedigen. Es ist hier eine große Sorgfalt umso notwendiger, als der Schule keine weiteren religiösen Mittel mehr gelassen sind als die hl. Messe und Predigt an Sonn- und Feiertagen und der drei- oder viermalige jährliche Empfang der hl. Sakramente. Alles andere, wie hl. Messe an Werktagen, Marianische Kongregation wurde der liberalen Forderung: Nicht zuviel Religion in die Schule! und protestantischem Vorurteil gegen katholische Religionsübung zum Opfer gebracht. Das übriggebliebene Wenige recht nutzbringend zu gestalten, muß der Religionslehrer all seine Kraft einsetzen. Der Erfolg, der hier erzielt wird, darf wohl als ein Hauptkriterium für seine Tüchtigkeit gelten.

Von dem Religionslehrer wird es demnach unter normalen Umständen großenteils abhängen, ob das Gymnasium religiöse Charaktere erzieht. Wie weit nun unsere (d. h. insbesondere der Münchener Religionslehrer) Kraft der Erreichung dieses Zieles nicht gewachsen sein sollte, also unser Unvermögen — an unserem guten Willen dürfte niemand zweifeln — an dem beklagten Mißstande mitschuld ist, steht mir nicht zu, zu untersuchen. Schlimm würde es sicherlich sein, wenn ein Priester lediglich in Rücksicht auf den „Professor" und vielleicht noch die Ferien, welche die Schulordnung gewährt, sich zu diesem Posten drängte, und doppelt schlimm, wenn die zuständigen Stellen nur auf Empfehlungen, welche weniger die Tüchtigkeit als andere Umstände berücksichtigten, unter den Bewerbern die Auswahl träfen.

Noch sei darauf hingewiesen, daß in der Kammer der Abgeordneten und in der Oeffentlichkeit der Vorschlag gemacht wurde, eine Prüfung einzuführen für solche, die sich diesem Berufe zuwenden wollen; diese könnte offenbar nur die wissenschaftliche und theoretische Seite betreffen. Wir möchten diesen Vorschlag unterstützen, müßten jedoch auch fordern, daß neben dem Ausfalle des Examens nicht minder berücksichtigt würde, ob der Kandidat die praktischen Forderungen, wie sie oben gestellt wurden, zu erfüllen vermöge. (Schluß folgt.)

Novembertag.

Ein flüchtiger Gruß des Morgenrotes Winken —
Der Sonne silbern Leuchten wird ein Raub
Der Wolkentrübe. Graue Nebel sinken
Wie schwere Tränen in das tote Laub.

Zag hebt das Leben seine müden Lider;
Langsam und schwer geht seiner Pulse Schlag.
Ein Frösteln sinkt auf jede Freude nieder.
Den Nebeln schleichen bange Träume nach.

Das weite All in einem fahlen, feuchten
Schwermutdurchbebten Dämmerdunkel schwimmt.
Irrlichterngleich nur dann und wann ein Leuchten
Von einem Flämmchen, das auf Gräbern glimmt.

Münster i. W. Dr. H. Jos. Grühl.

Steuerideen.

Von

Friedrich Koch-Breuberg.

„Herr Kadett, das Jahr 64 war fast noch besser als 59! Schauen S' mein Arm an! Der Strich von 59 hat 1200 Gulden eingetragen, aber der von 64 hat mir gleich 1800 Gulden eingebracht!"

So erzählte mir die Mutter der Kompagnie, als ich vor vielen, vielen Jahren in ein bayerisches Infanterieregiment eingetreten war. Den Aermel des dicken Feldwebels schmückten sechs Galons, die wir gemeinhin Striche benannten. Unteroffiziere und „Gemeine" durften nach dem Gesetze der Wehrpflicht für irgendeinen Konskribierten genügen und erhielten hierfür je nach dem Gewölke des politischen Himmels eine größere oder kleinere Summe.

Der reiche Bauernsohn des damaligen Niederbayern, der vielleicht schon mit der Autorität Spaß getrieben hatte, bereicherte mit recht ansehnlichen Summen die Brief- (Dienst) Tasche des altbayerischen Kapitulanten.

Und — — da sucht man nach einer Steuerquelle!

Die Zahlen der Statistik sind mir nicht zur Hand, doch könnte man jährlich nach Abrechnung der steuerbefreiten Eltern sicher über 100,000 glückliche Väter je nach der Höhe ihres Einkommens in Ansatz bringen. Es hat sich aber Moltke im Reichstage gegen eine Wehrsteuer ausgesprochen.

Bismarck ließ sich durch Falk zum Kulturkampfe bewegen, was sicher nicht einwandfrei selbst für einen Bismarckschwärmer erscheint, und ich sehe gar nicht ein, warum jede Tat und jeder Ausspruch eines Gefeierten als infallibel erklärt werden muß.

Da es niemandem einfällt, die Stellvertretung oder, wie es früher in Bayern hieß, das „Einsteherwesen" wieder einführen zu wollen, so kann von einem Schaden für die Volksmoral keine Rede sein.

In verschiedenen Staaten Europas bestehen Wehrsteuern, und man kann nicht behaupten, daß sie geschadet hätten.

Preußen ist mit Recht auf die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht stolz. Dem System widerspricht scheinbar das Wesen einer Wehrsteuer, und ich verstehe vollkommen, daß Männer wie Moltke der Idee ablehnend begegneten, jedoch hätte eine Besteuerung der Eltern dienstbefreiter Söhne an sich gar nichts mit dem System zu tun.

Hier handelt es sich um Familien, die sich eines großen pekuniären Vorteils erfreuen. Man glaube nur nicht, daß es in Deutschland keine Menschen gibt, die mit freudigen Gefühlen das „Untauglich" vernehmen.

Gott sei Dank — wir sind dennoch das Volk, in dem der Träger des bunten Rockes trotz des schmählichen Kampfes gegen die Autorität die meiste Achtung genießt.

Wenn wir Veteranen von 1870 auch nicht so geehrt werden, wie Napoleon I. seine alten Krieger wahrhaft verhätschelte, so suche ich doch vergeblich nach dem Staate, in dem in ähnlichem Falle mehr geschehe. Das Pensionsgesetz läßt auf sich warten, weil die Mittel fehlen.

Nun gut — man besteuere die von der Dienstpflicht Befreiten und die Mittel werden vorhanden sein.

Da sucht man nach indirekten Steuern und denkt an den Tabak, weil der ein Genußmittel sei. Als ich 1870 am Maaskanal bei Sedan stand, warfen unsere Leute den Gefangenen Zwieback und Zigarren zu, und die wohlgemeinte Gabe fiel ins Wasser, aus dem vermittels von wellenerregenden Steinwürfen sie dann herausgefischt wurde.

Nun bemerkte ich stets, daß der Tabak von den Franzosen, obwohl sie entsetzlich ausgehungert waren, bevorzugt wurde! Wer nicht raucht und wem Tabak kein Bedürfnis ist, der versteht einfach davon nichts.

Weil ich viele Jahre in Oesterreich zubrachte, bin ich ein entschiedener Gegner des Monopols geworden. Als kurze Begründung erzähle ich einen Vorfall, denn ich jedoch tausendfach illustrieren könnte.

In München werden augenblicklich Dalmatiner Zigaretten österreichischen Ursprungs zu sehr billigem Preise und von verhältnismäßiger Güte geraucht. Deshalb betrat ich im Juni die Spezialitätentrafik zu Salzburg und verlangte die Marke.

„Dalmatiner Zigaretten? — — ?? — O, die dürfen wir nicht verkaufen! Die werden speziell fürs Ausland gemacht!" wurde mir geantwortet.

Außerdem verschleißt Oesterreich an der deutschen Grenze

vorzügliches Kraut, was — läßt mich nicht jede Logik im Stiche — den Schmuggel begünstigt!

Ein Staat, der derlei zuläßt, kann von seinen Angehörigen kein Verständnis für deutsche Reellität verlangen. Wir Bayern speziell lassen uns noch heutzutage trotz des Verlustes unserer besten Provinz übervorteilen und grinsen demütig, wenn man uns in taktlosester Art zu einer Andreas Hofer-Feier oder gar nach Braunau, wo der freie Geist Plingansers über die Grenze lugt, einladet!

Imitiert Herr von Stengel das österreichische Tabaksmonopol mit der Moral dortiger Ausübung, dann mag er auch die Haussteuer auf 55 % erhöhen lassen und mag alle Lieblichkeiten, denen ein Bewohner Oesterreichs ausgesetzt ist, nachahmen!

Es ist nicht alles Gold, was glänzt, in Deutschland, aber das Orientalische bleibe uns fern! Man besteuere polternde Studenten, rücksichtslose Menschen, Automobilunfälle, Kanarienvögel, Klaviere, fette Möpse, die uns die Luft verpesten, und Strebergelüste, die Charaktere verseuchen, dann — ja dann — wird und muß der Staatssäckel strotzen!



Versammlung der Ausschußmitglieder des Katholischen Frauenbundes.

In Köln tagten am 24., 25. und 26. Oktober die Ausschußmitglieder des Katholischen Frauenbundes. Sämtliche 25 Zweigvereine waren vertreten.

Am Begrüßungsabend hieß Frau Prof. Hopman (Köln), I. Präsidentin, die Gäste herzlich willkommen. Domkapitular Dr. Blank sprach im Namen des Kölner Zweigvereins, Professor Mausbach (Münster) im Namen der auswärtigen Mitglieder den Dank aus. Justizrat Trimborn wies auf das wachsende Verständnis auch in der Männerwelt für die Frauenfrage hin und wie dieselbe auf dem Katholikentag von einem Ordensmanne so warm vertreten worden sei. Er äußerte dann in launiger Weise seine Befürchtung, die Männer seien zwar eingeladen worden, sie würden jedoch bald wieder verdrängt werden. Die Delegierte Münchens (Anmerkung des Herausgebers: Frau Dr. Ammann) wies darauf hin, daß gerade der Rat einsichtsvoller Männer so unentbehrlich sei für die Frauenbewegung. Die katholischen Frauenbündlerinnen hätten darin einen großen Vorzug vor den ersten Vorkämpferinnen der Frauenfrage. Das erkennen sie dankbar an und wollen den Rat der Männer nicht missen. Ein zweiter Vorteil des Kath. Frauenbundes läge in der Organisation und Zentralisation, wodurch jeder Zweigverein gestärkt und eine energische zielbewußte Arbeit ermöglicht werde. — Hierfür sei man der Zentrale Dankbarkeit schuldig. Solidarität unter den Frauen, treues Festhalten an der Zentrale und Einigkeit müsse die Parole bleiben.

Am folgenden Vormittag versammelten sich die Delegierten der Zweigvereine, die Repräsentantinnen der angeschlossenen Vereine und die übrigen Ausschußmitglieder. Herren, besonders Geistliche, waren auch erschienen.

Die I. Vorsitzende, Frau Prof. Hopmann, gab einen hochinteressanten Bericht über die Tätigkeit der Zentrale und hob in eindringlichster und überzeugender Weise die Notwendigkeit und den Nutzen der Zentralisation hervor. Es wurden seit der Generalversammlung in Frankfurt 17 neue Zweigvereine gegründet. Welche stille, geduldige Arbeit, welche Ueberlegung verlangte dieses nicht vom Vorstand, um so vieles zu überwinden, was hindernd im Wege stand. Die Generalsekretärin schrieb über 2000 Briefe, versandte über 50,000 Drucksachen. Dieses Letzte erklärt sich, wenn man bedenkt, daß die Verhandlungen der letzten Generalversammlung in ca. 4000 Exemplaren, die Rede von Professor Mausbach über den Frauenbund in 6000 Exemplaren verschickt wurden. Dazu kommen die „Stimmen aus dem Frauenbund", ein Separatabdruck aus der „Christl. Frau", welcher monatlich sämtlichen Mitgliedern des Bundes zugesandt wird. Die Mitgliederzahl beträgt heute fast 8000, mit anderen Worten: die Zahl hat sich in einem Jahre verdoppelt. — Im Laufe des Jahres wurden die drei Abteilungen (wissenschaftliche, caritative und soziale) mit ihren Sektionen gebildet, ein Arbeitsprogramm hierfür ausgearbeitet, Wanderkurse abgehalten, Eingaben abgefaßt ꝛc. ꝛc. Man mußte diese Arbeit der Vorstandschaft und der Generalsekretärin (Freiin von Carnap) wirklich bewundern.

Letztere berichtete sodann über die Tätigkeit der Zweigvereine. Diese wies eine erstaunliche Mannigfaltigkeit auf. Unsere Frauen haben die Augen offen für die Bedürfnisse ihrer Zeit; auf allen Gebieten ist gearbeitet worden: Milchküchen, Kinderhorte, Fürsorge für die schulentlassenen Mädchen, Kochkurse bezeugen, daß die Arbeit recht mütterlich bleibt —, Fürsorge für Gefährdete und Strafentlassene, Krankendienst, Hauspflege bekunden, daß die Caritas zu ihrem Rechte kommt — Arbeiterinnenvereine, Dienstboten- und Ladnerinnenvereine usw. beweisen, daß die soziale Frage kein unbekanntes Feld für die Tätigkeit unserer Frauen ist. Durch soziale Kurse und Vorträge suchen sie sich immer besser hierfür auszubilden. Kurz, an gutem Willen, Lernbegierde und Tatkraft hat es nicht gefehlt.

Sodann wurde ein Normalstatut für die Zweigvereine eingehend besprochen und angenommen. Präses Lausberg-Köln sprach nun in musterhafter Weise über das Thema: „Was hat der Frauenbund zunächst an sozialen und caritativen Werken in die Hand zu nehmen?" Bedauerlich war nur, daß die Zeit den Redner zwang, sein Referat stark zu kürzen.

Man möge neue Kräfte für die soziale Arbeit werben, jedoch mit größter Diskretion, um nicht schon Bestehendes zu schädigen und niemand zu überbürden. Mädchenerziehung, Jugendschutz, Fürsorge, Wöchnerinnen- und Hauspflege, Ausbildung von Dienstboten, Verwaltung und Neugründung von kath. Arbeiterinnenvereinen und Sorge für die Heimarbeiterinnen sei Arbeit eines jeden Zweigvereins — man müsse ergänzen, wo etwas fehlt, und die Damen des Frauenbundes in den Dienst schon bestehender Vereine stellen.

Ein gemeinsames Mittagsmahl brachte Erholung und gestärkte Kräfte für die sehr interessante Nachmittagssitzung, worin Fräulein Huber, Boppard, die Vorsitzende des Katholischen Lehrerinnenvereins, ein großzügiges und tief durchdachtes Referat über die Mädchenbildung erstattete. Die Diskussion zeigte deutlich, welches Interesse das Thema erweckte und wieviel Verständnis für die so wichtige Frage vorhanden war. Fräulein Molsberger berichtete dann über die berufliche Ausbildung der jungen Mädchen und zeigte neue Wege hierzu. In erweiterter Form wird der Vortrag demnächst erscheinen und ist zu hoffen, daß derselbe weite Verbreitung findet.

Verschiedene Anträge betreffend Vereinsorgan, Abgaben usw. wurden daraufhin erledigt, andere einer Kommission überwiesen.

Der Donnerstag brachte die Sitzungen der wissenschaftlichen, sozialen und caritativen Abteilungen, in denen teils Beratungen gepflogen wurden, teils das Arbeitsfeld den einzelnen angewiesen wurde.

Besonders hier kam es zu einem eingehenden Gedankenaustausch — und man kann mit wahrer Freude auf diese Stunden zurückblicken.

Die Referate lagen ja dieses Jahr in Köln wie voriges Jahr in Frankfurt in bewährten Händen und es wurde beide Male Vorzügliches geboten. Die Diskussion stand aber diesmal auf einem weit höheren Niveau als vorigesmal. Sie war ein wahrer Maßstab des Fortschrittes im erfreulichsten Sinne des Wortes. Sie zeugte von praktischer Erfahrung, gepaart mit tiefem Verständnis, Suchen nach dem Rechten, redlichem Streben zu lernen, und immer wieder trat das warme Herz der Frau und ihr feines Gefühl hervor. Diese durch die Religion und wahre Verstandesbildung geleitete Intuition der Frau, welche ein Teil ihrer Stärke ist, wird die katholische Frauenbewegung schnell und sicher vorwärts führen, und es ist zu hoffen, daß die nächste Generalversammlung, welche in München stattfinden wird, auch weiteren Kreisen den Beweis hierfür liefern wird. Keine der Vertreterinnen der 25 Zweigvereine bereute ihre Reise, alle kehrten mit neu belebtem Enthusiasmus in die Heimat zurück, bereit, das Gelernte nach Kräften und Umständen in die Tat umzusetzen.

München. Frau Ellen Ammann.

Splitter.

Die fallenden Blätter gleichen dem überschwänglichen Lobe der Menschen; je reichlicher sie den Boden bedecken, um so eher werden sie zertreten.

* * *

Wer allzuviel dir seine Verschwiegenheit versichert, dem ist nicht zu trauen; das Bedürfnis, diese Tugend mit der Lampe gleichsam zu beleuchten, entspricht einem schlechten Gewissen.

Omar.

Wanderschaft.

Die Wolken wandern am Himmel her,
Von Meer zu Land — von Land zu Meer —

Und hinter ihnen, auf brausender Bahn
Treibt sie der Sturmgeselle an!

Jagt sie, treibt sie, mit flatternder Hand,
Von Land zu Meer — von Meer zu Land

Jagt sie, treibt sie, immerfort, immerzu —
Sie wandern — wandern — ohn' Rast und Ruh.

Seele, Seele! was treibst du daher,
Wild und weit ist des Lebens Meer

Und hinter dir, auf brausender Bahn
Treibt dich das Schicksal, das ewige, an;

Jagt dich, treibt dich — mit höhnender Hand;
Seele, sieh zu! Fern ist das Land!

Jagt dich, treibt dich! immerfort! immerzu!
Du, Seele, mußt wandern, ohn' Rast und Ruh,

Mußt wandern — wandern ohn' Ruh und Rast —
Bis du dein Kreuzlein zum Sterben hast!

L. Kerner.

Belletristische Neuerscheinungen.

Besprochen von Dr. A. Lohr.

Wir haben es in unserer aufgeklärten Zeit doch schon recht weit gebracht. Unsere sozialen Zustände sind durch das Zusammenwirken staatlicher, gemeindlicher und genossenschaftlicher Faktoren an dem Punkte angelangt, daß man denen Recht geben muß, die da im Brusttone der Ueberzeugung behaupten: Wer heutzutage noch verhungert, der hat es nur sich selbst zuzuschreiben! Sind wir aber deshalb dem gesellschaftlichen Ideale näher gekommen? Gibt es jetzt einen größeren Prozentsatz Glücklicher und Zufriedener als ehemals? Ich fürchte von verschiedenen Seiten ein bedenkliches Schütteln des Kopfes als Antwort auf diese Frage.

Die große Maschine unserer staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen geht zwar tadellos ihren Gang, aber bei näherem Zusehen erkennt der aufmerksame Beobachter doch, daß täglich, ja stündlich eine Unzahl von Existenzen und pochenden Menschenherzen fühllos von den Riesenrädern dieser gewaltigen Maschinerie zertreten oder zerrieben werden. Das ist manchmal ein Schauspiel zum Herzzerreißen für den Zuschauer, besonders, wenn es ihm mit solch packendem Realismus und solch echtem Können vor Augen geführt wird, wie es Emil Ertl in seinem soeben in 2. Auflage erscheinenden Novellenbuch „Opfer der Zeit"[1]) tut.

Ich habe an dieser Stelle bereits einmal Gelegenheit gehabt, auf desselben Verfassers „Feuertaufe" aufmerksam zu machen. Es freut mich nun, meine Leser mit einem weiteren Werke Ertls bekannt zu machen, das ganz besonders tiefes Verständnis für die Fehler und Gebresten unserer Zeit zeigt, ohne die Lichtseiten dieser Verhältnisse zu übersehen. Die erste der drei künstlerisch wie menschlich bedeutenden Novellen des Buches ist „Der tote Punkt" betitelt und behandelt die Geschichte des sein ganzes Leben lang goldtreuen Buchhalters, der schließlich doch strauchelt und daran zugrunde geht. Herr Ehrhardt ist in Ehren grau geworden. O, welche Ideale von Ehrlichkeit und Treue schwebten ihm einst vor! Aber dann trat das harte Leben an ihn heran und er mußte sehen, daß in dieser bösen Welt nicht die Tugend gilt und Ansehen verleiht, sondern nur das Geld. Virtus post nummos! können unsere heutigen Satiriker wahrlich ebensogut wie der alte Horatius Flaccus ausrufen. Und wie unser Buchhalter dann erleben mußte, wie jeder geriebene Gauner mit dem Besitze des Mammons sofort die öffentliche Achtung erwarb und eine Menge Leute vor ihm katzbuckelten, die vorher keinen Deut für ihn gehabt hatten; wie er sah, daß sein Chef Goldmann, mit dem er auf der Schule einst den letzten Gulden geteilt, durch schlaue Spekulationen und nicht immer einwandfreies Geschäftsgebaren Millionär wurde, während er gerade soviel verdiente, daß er kaum seine drei Töchter gut erziehen, geschweige denn ordentlich versorgen und für sich noch etwas erübrigen konnte, — da kam dem durch sein ganzes Milieu mürbe Gemachten der immerhin begreifliche, wenn auch nicht entschuldbare Gedanke, durch eine geschickte Malversation das böse Schicksal auch einmal ein bißchen zu korrigieren. Die Unterschlagung der 40,000 Gulden gelingt ihm auch ganz gut; technisch kommt er tadellos über den „toten Punkt" hinweg. Aber mit furchtbarer Konsequenz kommt ein anderer „toter Punkt" zum Vorschein: das böse Gewissen, das ihn in immer größere Angst und Aufregung hineintreibt. Und wenn ihn auch der Arm der irdischen Gerechtigkeit nicht erreicht, eine höhere Gerechtigkeit läßt ihn das Geld wieder zurücksenden und sich mit dem Revolver aus der Welt schaffen. Diese echte Zeiterscheinung, wie sie der vorliegende Fall verkörpert, hat Ertl in seiner Darstellung und psychologischer Vertiefung erschütternd gezeichnet; kleine Unwahrscheinlichkeiten und einige rhetorische Beigaben fallen gegen den allgemeinen Wert des Stückes wenig ins Gewicht. Die zweite Novelle „Sandoos Briefe", die im Gegensatze zu den beiden andern nur lose mit dem Wiener Milieu des Buches zusammenhängt, behandelt gleichfalls ein echtes „Opfer der Zeit." Ein Maler und seine geliebte Sandoo unterdrücken den Zug ihres Herzens und gehen auseinander; er, weil er eine reiche Partie machen kann; sie, weil sie es seiner Kunst schuldig zu sein glaubt und weil er ihr vormacht, er liebe die andere mehr als sie. Beide täuschen sich aber; sie kommen über den Verrat ihrer Liebe nicht hinweg und gehen daran zugrunde. Trotz des peinlichen, stark erotischen Stoffes gelingt es dem Autor, am Schlusse eine echt tragische Stimmung im Leser auszulösen. Die etwas abgedroschene Technik der Briefform steht im vorliegenden Falle dem Stoffe nicht schlecht an.

Mit der letzten Novelle „Familie Martin" sind wir wieder vollständig in Wien. Dieses Stück behandelt das außerordentlich zeitgemäße Problem des Bildungsproletariats. Alles will ja heutzutage studieren, obwohl die Aussichten überall recht trübe sind, auch für diejenigen, die wie unser Held Karl Martin mit Glanz abschneiden, d. h. nur dann, wenn sie kein Geld haben. Wenn sie den nötigen Mammon ihr eigen nennen, dann können sie's freilich weit bringen, wie Karls Mitschüler Louis Ohrensteiner zeigt. Mit Karl aber springt die rauhe Wirklichkeit nur um so ärger um. Karls Vater, der arme, schwindsüchtige Schuster Martin, ist infolge der Konkurrenz mit den billigen Fabrikwaren mit seinem Handwerk ganz heruntergekommen und brauchte die Unterstützung seines Sohnes. Der hat nun 15 oder 16 Jahre lang studiert, mit Auszeichnung das Gymnasium absolviert, ebenso seine altphilologischen Examina auf der Universität und seinen Doktor gemacht, hat aber infolge der schlechten Konjunktur recht wenig Aussicht, bald staatlich angestellt zu werden. Er will sich nun sonstwie sein Brot zu verdienen suchen. Aber nirgends kann man den ganz in seinen griechischen und lateinischen Schriftstellern lebenden, für die moderne Welt unbrauchbaren jungen Mann, der kein Verständnis für die Wirklichkeit und ihre Bedürfnisse hat, brauchen. Und das Ende von der Geschichte ist, daß die ganze Familie Martin untergeht: Vater und Mutter sterben im Elend, letztere auch noch in geistiger Umnachtung; die Tochter, eine Lehrerin, fällt in Schande und der studierte Sohn läßt sich vom Zuge überfahren. Ist die Schilderung dieses tragischen Schicksals auch teilweise etwas übertrieben, im Grunde fühlt man die tieftraurige Wahrheit des Ganzen und die Schäden unseres Bildungswesens. Professor Straub und Fabrikant Dobler, zwei markante Gestalten unserer Geschichte — sie verkörpern geradezu den unerquicklichen Zustand, der darin besteht, daß der eine in seinem Horaz, seinem Griechisch und Latein völlig aufgeht und das Verständnis für unsere Kultur und ihre Bedürfnisse verliert, der andere aber in dem altsprachigen Zeug nur „Quatsch" sieht, das die Leute untauglich fürs Leben macht. Ertl behandelt die beiden Seiten mit großer Objektivität. Der Professor sieht schließlich beim tragischen Ende seines Lieblingsschülers wenigstens ein, daß die lateinische und griechische Grammatik doch nicht die Hauptsache im Leben ist, während der Fabrikant bei seiner Ansicht verbleibt und in seinem Wiener Jargon herausplatzt: „Was soll dann einer mit den alten Klassikaner anfangen, ich bitt Sie! Geld verdienen muß ein junger Mensch können, darauf kommt's an im Leben. Alles andere ist Kohlrabi!"

[1]) Leipzig 1905. L. Staackmann. 303 S. Brosch. 3.50 Mk.

Eine ganz andere Individualität wie in Ertl, der zwar auch dichterische Phantasie und Freude an schönen Formen bekundet, aber trotzdem auf dem Boden der Wirklichkeit bleibt und scharf um sich schaut, tritt in Karl Hauptmann, dem Bruder Gerhart Hauptmanns, vor uns. In seinem neuen Skizzenbuch „Miniaturen“[1]) verlassen wir das Reich der „festgegründeten, dauernden Erde“ und fahren mit vollen Segeln ins Land der Phantasie hinein. Alle die Gestalten und Bilder in diesen Skizzen haben ihr Leben nicht aus der Wirklichkeit durch das schöpferische Genie des Dichters empfangen, sondern sind lediglich den Träumen des Autors entsprungen. Phantasien sind diese „Miniaturen“, wie die jeweilige Stimmung sie eingab, ähnlich wie ein impressionistischer Maler Skizzen hinwirft, wenn ihm etwas Auge oder Phantasie anregt. Und in diesen Künstlerträumen sind Menschen und alle andern Geschöpfe ganz im Banne der Natur und ihrer Gesetze, von ihr erfüllt, ihr folgend und willenlos anheim gegeben. Eine eigenartige, pantheistische, wohl nur von sehr wenigen goutierte Auffassung. Stofflich bieten die Stimmungsbilder sehr wenig; der Märchenstil, die gespreizte, geschwollene Sprache, der und jener hübsche Zug in der eigenen Psychologie des Buches, manche farbenprächtige Bilder aus stimmungsvollen Märchenlandschaften, die oft mehr als eigenartige Phantasie, die pantheistische Naturschwärmerei sind das Wesentliche an den Miniaturen. Mir macht diese Kunst einen entschieden krankhaften, gespreizten Eindruck. Trotz redlichen Bemühens ist es mir nicht gelungen, zu einem künstlerischen Genusse der Sächelchen vorzudringen. Sie scheinen mir auch keinem zwingenden künstlerischen Bedürfnis entsprungen.

Von Karl Hauptmann zu Hanns von Zobeltitz ist ein weiter Schritt. Vom modernen, sensitiven Stimmungsmenschen zum fröhlichen Autor der „guten“ alten Schule. „Das Tagebuch einer Hofdame“[2]) bietet uns der routinierte Romancier diesmal. Diese Hofdame ist ein munteres Menschenkind und erzählt meist flott und amüsant, manchmal auch mit rührender Sentimentalität von ihren und anderer Leute Seelenkämpfen, bis sie am Schlusse ihren Professor Eberhard und ihr Bruder Fritz, natürlich strammer Leutnant bei den Garde-Ulanen, eine wirkliche und veritable Prinzeß bekommt. Da gibt's dann am Ende zwei Hochzeiten und alles verläuft so rührend, wie es ein braver Backfisch nur wünschen kann. Der Roman, der noch dazu in der altbeliebten Tagebuchform abgefaßt ist, wird sicher die höhere weibliche Jugend und etliche andere Leute aufs höchste befriedigen. Trotzdem, und obwohl er nur eine Unterhaltungslektüre sein will, ist er fesselnd geschrieben und, wenn auch konventionell, psychologisch nicht übel. Auch einige Brocken Italienisch und sonstige Kleinigkeiten kann man daraus lernen, nur in das etwas unglücklich ausgefallene Shakespearezitat S. 211 ist das Druckfehlerteufelchen ziemlich stark geraten. Moralisch ist der Roman ganz einwandfrei.

Zum Schlusse noch ein Werk, das etwas weniger harmlos ist als das vorhergehende, wie der verehrte Leser gleich merken wird. Es sind die Marterln und Votivtaferln des Tuifelemalers Kassian Kluibenschädel[3]) zu Nutz und Frommen der verehrlichen Zeitgenossen herausgegeben von Rudolf Greinz. Wer sich an den drolligen und urwüchsigen Marterln der echten Tuifelemaler in Tirol und anderswo schon erlabt hat, der wird diesen Naturmenschen ob der Derbheit und rustikalen Einfalt ihrer „Verse“ schwerlich gram sein. Diese Lederhosenpoeten wollen auch niemand was Uebles und sind meistens ganz kreuzbrave Mitbürger. Anders steht die Sache schon mit „Tuifelemalern“ à la Greinz. Der ist weniger naiv und steckt sich in Lederhose und Gebirgsjoppe nur, um unter dieser biederen Maske und der rauhen Knittelversform allen Mitmenschen, die er nicht mag, rüde Grobheiten und abgründige Bosheiten an den Kopf zu werfen. Neben vielem andern ist es besonders die parlamentarische Vertretung der Katholiken und die katholische Geistlichkeit, die dieser Tuifelemaler mit fast an den Herrn der Unterwelt erinnernder Giftigkeit verhöhnt. Die Verse sind ebenfalls diabolische Knittelreime und verrenken einem fast die Zunge, wenn man sie laut lesen will. Ich habe soviel Vertrauen zu dem guten Geschmacke meiner gebildeten Zeitgenossen, daß sie den Ausspruch des Streifbandes, den das Buch trägt: „Für die Reisesaison läßt sich schwer ein passenderes (!) Vademekum denken“ Lügen strafen und diese Art von Marterln ihrem geschmacklosen Tuifelemaler Kassian Kluibenschädel überlassen.

[1]) München 1905. Georg D. W. Callwey. 255 Seiten broschiert 3 Mark.
[2]) Berlin, J. W. Bobach u. Co. 202 S.
[3]) Leipzig 1905. L. Staackmann. 98 S. 3 Mk.

Die neue Verordnung.

Ein Geschichtchen von Anton Schott.

Aus der Station Bärnthal fährt eben der Personenzug 736 ganz zur bestimmten Zeit aus, und der diensthabende Stationsvorstand steht noch ein Weilchen am Gleise und schaut der davonrollenden, pfauchenden und dampfenden Masse nach und beneidet ein ganz klein wenig die Reisenden, die sich da in aller Welt können herumkarren lassen, während er, der Stationsvorstand, an sein Bahnhöfchen gebunden ist und an das ewige Einerlei der hin- und zurücklaufenden Züge und die nichts weniger als anregende Kanzleiarbeit.

Mittendrin aber kehrt er sich hastig um und schlendert gemächlich der Amtsstube zu, um die Klingel abzustellen, deren Geklimper einen weniger gleichmütigen Mann mit der Zeit nervös machen könnte. Darauf stopft er sich eine Pfeife und läßt sich behaglich an seinem Schreibtische nieder, um die angekommene Post durchzustöbern.... Amtssachen? Der Schinder soll diesen verzweifelten Amtsschimmel holen, der sonst nichts zu tun zu haben scheint, als lediglich zu schreiben, zu schreiben und wieder zu schreiben und das gleiche von jedwedem in seinem Bereiche atmenden Christenmenschen zu fordern! ... Ansichtskarten! Das ist ganz etwas anderes. Na, wer mag denn so beiläufig seiner gedenken? ... „Herzlichen, amtsbrüderlichen Gruß von Kuno Schuster und Spießgesellen, die sich zu einem vergnüglichen Stündchen zusammengefunden.“ ... Na ja, solche Leute haben es eben gut. Schuster! der Kerl ist auf der Schulbank nichts weniger als ein Kirchenlicht gewesen und sitzt jetzt trotzdem in wunderschöner Stellung in der Stadt, wo er außer seinen Dienststunden Gesellschaft und Unterhaltung in Hülle und Fülle findet, während er heraußen hockt in der einsamen Oede und besten Falles mit dem Stationspersonale, dem Pfarrer und dem Schulmeister eine Tarockpartie machen kann.... Edi Fischer! So, der lebt auch noch? ... „Vorläufig die kurze und trockene Nachricht, daß ich zur Betriebsdirektion versetzt worden bin und gestern meinen neuen Posten angetreten habe. Nächstens mehr.“ .. Nicht schlecht! Zur Betriebsdirektion versetzt! Wie heißt das Sprichwort wieder? Die — dümmsten Bauern kriegen die größten Erdäpfel. Wahrhaftig! Der Mensch hat entschieden mehr Glück als Verstand. Zur Betriebsdirektion einberufen oder versetzt, was so ungefähr ein und dasselbe sagt! Ein paar Jährlein, und — der Mensch ist in Gott weiß was für einer hohen Stellung, während er ... Ah was! Dawider läßt sich vorläufig nichts tun, als unter der Hand auch so ein bißchen strebern....

Es klopft, und der Lagerdiener kommt herein.

„Herr Stationsvorstand, das Faß Carbolineum für den Krämer fängt zu sickern an, und ... und im Lager stinkt es deswegen wie die Pest.“

„So? Ja, was hat denn der ... diese Krämerseele, daß das Faß nicht abgeholt wird? Meint er denn, wir ... Maier!“ ruft er zur Türe hinaus, und gleich darauf kommt der Stationsdiener herbeigehastet.

„Sie wünschen?“

Laufen Sie sofort zu dem ... Krämer und sagen Sie, er soll das Faß Carbolineum sofort holen! Verstehen Sie: sofort!“

„Jawohl, Herr Stationsvorstand.“ Und er verschwindet wieder, und auch der Lagerdiener geht.

Was sich der Mensch mit solchen Saumsalen Tag für Tag ärgern muß! Aber dieser Krämerseele will er den Standpunkt klarstellen, sobald sie auf der Bildfläche erscheint. Das ginge gerade noch ab, daß das ganze Lager verpestet würde! Was ist denn an Amtssachen da?

Mit unnachahmlicher Nachlässigkeit öffnet er Umschlag um Umschlag und schaut die amtlichen Aufträge durch, die zumeist ganz alltägliche Angelegenheiten betreffen und nach einer ganz abgenutzten Schablone gearbeitet sind. Gleichmütig legt er ein Stück um das andere zur Seite, und nur eins liest er zweimal durch und schüttelt immer und immer wieder den Kopf.

„An alle p. t. Stationsvorstände! Es ergeht hiermit die strikte Weisung, daß von nun ab alle Berichte, Eingaben usw. lateinisch zu schreiben sind. Hiervon sind sämtliche unterstellte Beamte sofort zu verständigen. Die Betriebsdirektion.“

Ja, um Gottes willen! Was wollen denn diese Leute? Was denken sie sich denn eigentlich? Was ...

Er liest wieder und nochmals, aber die Verordnung wird dieserhalb um kein J-Tüpfelchen anders.

Aergerlich wirft er das amtliche Schriftstück auf den Tisch, macht ein paar respektwidrige Bemerkungen und geht, die Pfeife auszuklopfen. Wo diese Schrulle nur hinzielen mag? ... Aber

plötzlich kommt es ihm wie eine gewaltige Erleuchtung, und er tut einen langgezogenen Pfiff. Da mag der Hase im Pfeffer liegen.

Das liebe Oesterreich ist nach und nach mit Fleiß, Mühe und Sorgfalt in ein respektables babylonisches Türmchen verwandelt worden, wo einer den andern nicht mehr recht versteht, und da will man gewiß so eine Art Staatsvolapük schaffen. Nun, der Gedanke ist wenigstens halbwegs entschuldbar, obgleich es ungleich nähergelegen wäre, die deutsche Sprache zu dieser Würde zu erheben. Er wenn in der Betriebsleitung säße, er hätte sicher so geraten, zumal er damit erstens seiner Muttersprache die ihr gebührende Ehre angetan hätte und zweitens diese ihm doch am geläufigsten wäre. So aber sitzt er nicht in der Betriebsleitung wie dieser Glückspilz, dieser Edi Fischer, und deswegen hat er sich einfach an den hochweisen Ukas der vorgesetzten Behörde zu halten.

Er zündet die Pfeife an und geht in seine Wohnung, Nachschau zu halten, ob sich nicht etwa trotz aller Nachlässigkeit und Unachtsamkeit in solchen Stücken doch noch dieser oder jener lateinische Schmöcker aus der seligen Gymnasialzeit erhalten; für den Anfang könnte solches Zeug gewiß nicht zu verachten sein. Er sitzt wohl noch ziemlich fest im lateinischen Sattel, aber semper aliquid haeret. Bravo! Es geht ja noch. Na, damit hat ihm die hochweise Betriebsdirektion keinen argen Possen gespielt. Ganz entschieden nicht.

In währendem Suchen klaubt er an lateinischen Brocken zusammen, was sich seinem Kopfe und seinem Gedächtnisse noch erhalten, und ist sichtlich zufrieden. Zum Glücke findet er auch in irgendeiner mit abgenutzten Bürsten und weggeworfenen Büchern zur Hälfte gefüllten Kiste in der Rumpelkammer den alten Schultz und ein dickleibiges Wörterbuch, staubt beide gehörig ab und trägt sie in die Amtsstube, wo er ihnen in irgendeiner stillen Ecke ein Plätzchen anweist.

So! Er ist nun bereit, sämtliche Amtsschriften im neuen Staatsvolapük zu führen, und ... Ja, daß er nicht etwa darauf vergißt, die Amtsschriften mit Datum und Einlaufsnummer zu versehen und einzutragen, wie es sein muß.

Bim—trrr! Bim—trrr! .. Was ..? Richtig, das Signal des Lastzuges 93. Ah, das irrt ihn vorläufig nicht. Bis der daherkriecht, ist die ganze Schreiberei zu Ende. Und er schreibt und raucht dabei in aller Gemütsruhe.

Da pocht es an die Türe. Zum ..! „Herein!"

Ein Bahnwächter mit schmierigem, abgewetztem Dienstrocke und sehr konkavem Nasenrücken tritt hundemäßig-unterwürfig ein.

„Gut Murgen, pane Stationsvurstand!"

„'n Morgen. Ist etwas vorgekommen, Krrr ... Krschetschmarsch?" Der Name dieses Christenmenschen will ihm nie recht über die Zunge, trotzdem die wohl schon daran gewöhnt sein könnte.

„Ja wuhl, pane Stationsvurstand."

„Was denn?"

„Meld' ich dienst ... dienstwiderlich, daß iste bei Kilometer 116 von die 736er Zug Gos gesturben worden."

„Was?"

Der Wächter wiederholt seine Meldung nochmals, und mittlerweile enträtselt sich der Stationsvorstand der Rede dunklen Sinn: Bei Kilometer 116 hat der Zug 736 eine Geiß getötet. Na, also! Was läßt sich aber da machen?

„Ist das Gleis oder der Bahnkörper beschädigt?" fragt er.

„Kennt mi nix, aber Gos iste beschädingt. Gehörte Bergschneider, und schimpfte Schneider wir Ruhrspatz."

„Gut; ich fertige den Bericht gleich aus. Sonst nichts?"

„Sunst nix. Fit Ihne Gutt!"

Der Stationsvorstand schneidet ein paar Grimassen und reibt sich seine durch des Wächters Rede arg beleidigten Ohren, und dann setzt er sich an den Schreibtisch, um sofort den Bericht zu schreiben und den Vorfall zur Anzeige zu bringen.

Er rückt sich ein Blatt Papier zurecht und fängt an: Löbliche ...

Ja, du verzwirnte Gewohnheit! Jetzt geht's nicht mehr: Löbliche und so weiter. Jetzt muß lateinisch geschrieben werden und da heißt es ... Na, schau! Wie einem doch allerhand abfällt! Was sagt denn das Wörterbuch dazu? ... Laudabilis, praedicandus. Und Betriebsdirektion? Directio ... Aber Betriebs-?

Er beginnt, sich hinter den Ohren zu kraueu. Es mag Verschiedenes unter dem Monde geben, wovon sich der und jener nichts träumen läßt, und es mag auch Verschiedenes in der deutschen Sprache, insonderheit im Amtsstile stecken, was sich nicht so glattweg in klassisches Latein bringen läßt. Klassisch! Himmel, wenn es nur halbwegs flott ginge! Am besten ist es, er schreibt die Geschichte erst deutsch auf und überträgt dann. Und er schreibt: Löbliche Betriebsdirektion! Die Station Bärnthal meldet hiermit diensthöflichst, daß der Zug Nr. 736 bei Kilometer 116 eine Ziege überfahren und getötet hat. Gleis und Bahnkörper sind unbeschädigt, doch soll der Eigentümer der Ziege ungehalten sein. ... Reicht für eine dienstliche Meldung, und die Sache wäre hiermit auch vorläufig erledigt, wenn ... diese elendige Verordnung nicht erflossen wäre.

Wie aber in des Himmels Namen mag dies lateinisch lauten?

Er sinnt und grübelt und blättert im Wörterbuche, bis der Lastzug Nr. 93 kommt, und er sinnt, grübelt und blättert wieder, als der seine Fahrt fortgesetzt. Mit gutem Willen soll alles gehen, sagt man, und mit gutem Willen bringt der Stationsvorstand nach hartem Mühen auch die Uebersetzung zustande: Betriebsdirectio praedicanda! Statio Bärnthal nuntiat diensturbane, ut tractus 736 interfecisse capram. Orbita et corpus bahni sunt integer, sed possessor caprae maledicit. ...

„No tak!" macht er es nachher, die tschechisch-deutsche Redeweise des Bahnwächters Krschetschmarsch nachahmend. „Gehte famos. Gehte sehr gut: Ist lediglich, wie sich's einer angelegen sein läßt! Wer weiß überhaupt, ob man bei der Betriebsdirektion ein solches Latein schreibt! Na, mir soll einer kommen!"

Er faltet das Blatt zusammen, steckt es in den Umschlag und läßt das Aktenstück gleich mit dem nächsten Zuge befördern.

Was sie darauf sagen werden?

Den zweiten Tag aber kommt schon der Bescheid.

An den Herrn Stationsvorstand in Bärnthal! Es ist gelungen, Ihren Bericht von vorgestern zu übersetzen, und wird morgen die kommissionelle Erhebung gepflogen. Im übrigen wird nachdrücklichst erläutert, daß die Berichte deutsch zu schreiben sind, daß jedoch lateinische Lettern dazu verwendet werden sollen. Die Betriebsdirektion.

„Alle dreiunddreißigtausend und noch einige!" fährt der Stationsvorstand auf, als er das Schriftstück gelesen. „Das ist, das ... sieht einer scheußlichen Blamage ... ähnlich. Aber ich frag', ich frag': Warum schreibt man das nicht gleich? Du Malefizgespiel! Und was ich mich geplagt habe ..! So! Vom Fischer auch eine Karte? Na, was schreibt denn dieses ausgewachsene Lämmchen? ... Lieber Freund! Deine unglückliche Unfallsanzeige ist mir zur Uebersetzung zugekommen, weil sie sonst niemand verstanden. Aber ich habe den Zusammenhang gleich erraten und das Rätsel gelöst. Ein kleines Mißverständnis eben, an dem lediglich die unklare Ausdrucksweise des Beamten die Schuld trägt, der die bezügliche Verordnung zu Papier gebracht. Also fortab wieder deutsch, aber ... weil in Oesterreich ... in lateinischen Lettern. Gruß!"

„Du ver ... "

Und gleich darauf fliegen Schultz und das lateinische Wörterbuch unter den Tisch.



Bühnen- und Musikrundschau.

Das Kgl. Hoftheater brachte am Sonntag die Erstaufführung der dramatischen Symphonie „Ilsebill, das Märchen vom Fischer und seiner Frau" von Friedrich Klose. Bisher wurde das zwischenaktlose, fast drei Stunden währende Werk nur gelegentlich einer Tonkünstlerversammlung in Karlsruhe aufgeführt; dort wie hier war Felix Mottl der begeisterte Anwalt desselben. Die Aufführung des Werkes, dessen große szenische Ansprüche glänzend gelöst waren, hatte beim Publikum einen bedeutenden, großen Erfolg, trotzdem es durchaus nicht leicht war, sich rasch damit abzufinden, daß der Schwerpunkt des Werkes durchaus auf den musikalischen Teil und ins Orchester verlegt ist. Das Buch behandelt das bekannte gleichnamige Grimmsche Märchen, dem es allerdings alle gesunde, leicht-humorvolle Naivität nimmt, ohne eine wirkliche dramatische Vertiefung herbeiführen zu können. Sprachlich lehnt sich der Verfasser des Gedichtes, Hugo Hoffmann, mit fast sklavischer Abhängigkeit an das Vorbild Richard Wagners. Die durch die drei Wünsche der Fischerin hervorgerufenen Bühnenbilder geben fast keine Handlung und das Wenige in umständlichster, gestrecktester Form.

Friedrich Klose ist ein eminenter Könner und das Orchester, dem er auch das Klavier beifügt, ist ihm ein allzeit gefügiges Ausdrucksmittel. Prinzipiell mag man es ja bemängeln können, daß er dem schlichten Märchenstoff mit einer riesengroßen Pathetik entgegengetreten ist, aber sicher wird man ihm zugestehen müssen, daß die Art und Weise, wie er als Musiker sich zu der Handlung stellt, etwas durchaus Eigenartiges an sich hat. Die

Steigerung des Märchenhaften in der Aufeinanderfolge der Bilder ist ihm glänzend gelungen; allerdings kommt er gerade hierdurch erst während der beiden letzten Bilder in die Lage aus dem vollen zu geben und das anzubringen, worauf es ihm ankam. Die mächtige Waffenweihe in der vom Orkan umtobten Kathedrale ist ein grandioses symphonisches Tonbild voll schauerlicher Phantastik, und das letzte Bild bringt uns einen warm poetischen Ausklang des Werkes, in dem der schlichte Begriff des Märchens eigentlich zum erstenmal wohltuend zum Ausdruck gelangt. Indessen fehlt Klose doch die Persönlichkeit des Erfinders. So spielend leicht er mit den technischen Mitteln umspringt, so wenig ist es ihm gelungen, mit einer greifbaren musikalischen Erfindung zu arbeiten. So nimmt er denn während des ganzen Werkes bereits vorhandene alte Themen und Melodien zu Hilfe, was gegenüber der unbegrenzten technischen Kunst einen gewissen Widerspruch bedeutet. Als Ganzes betrachtet, kann man dem Werk als einer Reihe groß angelegter musikalischer Stimmungsbilder volle Bewunderung gewiß nicht versagen — ein Schritt des Weiterkommens des musikalischen Dramas in die Zukunft ist es nicht und es wird wohl immer eine interessante Ausnahmserscheinung bleiben, die in ihrer grundsätzlichen Stilvermengung mehr verwirrend als aufklärend wirkt.

Für die Aufführung, die erst nach vielen Zwischenfällen und auch dann nur mit Notbesetzung der Hauptrollen zustande kam, hatte man das möglichste getan, um die schwierigen Aufgaben zu lösen. Daß der reiche Stimmungsgehalt des Werkes in szenisch wirkungsvollster Weise unterstrichen werden konnte, ist ein großes Verdienst des Oberregisseurs Prof. Fuchs, das um so höher anzuschlagen ist, als er anscheinend doch zumeist nur mit bereits vorhandenem Material zu rechnen hatte. Den Fischer gab Herr Pauli aus Karlsruhe in stimmlich annehmbarer Weise, aber ohne besondere Charakteristik. Mit der Ilsebill fand sich Frau Burk-Berger so lange gut ab, so lange ihr Organ standhielt. Alle anderen, bis auf Oels, der sich offenes Mißfallen mitten in der Szene holte, hielten sich tüchtig. Orchester und Chöre unter Mottls genialer Leistung waren ausgezeichnet, und es war nur gerecht, daß das Erscheinen des Dirigenten vor dem Vorhang am Schlusse der Aufführung mit großem Jubel begrüßt wurde.

München. Hermann Teibler.

„Baldurs Tod", Musikdrama in drei Akten von Cyrill Kistler, Dichtung des Freiherrn Dr. von Sohlern, bedeutete wiederum ein musikalisches Ereignis für die Provinzen Rheinland und Westfalen bei der Uraufführung am 26. Oktober im Düsseldorfer Stadttheater, denn von nah und fern war man hingeeilt, der Première dieser interessanten, schon vor ca. 20 Jahren komponierten Oper beizuwohnen. Der Lichtgott Baldur, Odins Sohn, hatte Walhall verlassen und Nana, eine Erdenjungfrau, zur Braut erkoren. Loki, der Böse, erfährt von der den Metkessel rührenden allwissenden Wala, daß derjenige, der Odin zuerst von dem Tranke zu trinken gebe, Baldur töten werde. Odin aber hat auf den Rat der Wala, um seinen Sohn Baldur vor allem Verderben auf der Erde zu schützen, alle Pflanzen gesegnet, jedoch die Mistel trotz seiner Allwissenheit vergessen. Diese Schwäche bildet den Knoten der dramatischen Handlung. In der Maske eines alten Weibes gelingt es Loki, den Göttervater mit dem verderbnisschwangern Walabräu zu stärken. Dem verschlagenen Ränkeschmied ist es nun ein kleines, Hödur, den Bruder Odins, zu veranlassen, ihm zur Verwirklichung seines Mordplanes behilflich zu sein. Der blinde Hödur läßt sich von Loki nach Asgard führen, denn dort soll zur Feier der Wiederkehr Baldurs, der Nana, seine Braut, und die Erde auf Odins Geheiß verlassen, um wegen seiner irdischen Liebe dem Walhallagewaltigen Rede zu stehen, unter anderem auch ein großes Speerwerfen vor sich gehen. Bevor aber Baldur und der listige Loki mit Hödur eintrifft, beschließt Odins Weib, Frigga, den Tod Nanas, weil sich die Irdische frevelnd unterfangen, einen jungen Gott zu minnen. Odin, der streng paritätisch ist, will unter solchen Umständen auch den Tod Baldurs. Zürnend Odins Spruch, verläßt Frigga mit den Göttinnen den Saal. Nun beginnt das Wurfspeerspiel, denn der verlorene Sohn Baldur ist zurückgekehrt. Auch er beteiligt sich am Spiel, bis Loki den blinden Hödur verlockt, den aus der Mistel gefertigten Speer auf Baldur zu schleudern. Baldur stirbt, Walhallas Verfall, der Götter und Asen Tod und Heilands kommendes, ewig dauerndes Reich prophezeiend. Baldurs Leiche wird heraus- und der inzwischen verstorbenen Nana Leichnam von irdischen Leidtragenden hereingetragen. Eine Wolke trennt die Götter von den Menschen, man hört wieder den durch die ganze Oper gehenden, der Liturgie entnommenen Melodienreiz. Odin fühlt nun auch das längst Geahnte nahen, nachdem ihn die erscheinenden drei Nornen bereits darauf vorbereitet. Walhallas Säulenhallen schwinden. Aus dämmerbleichem Lichte steigen die Wölbungen der christlichen Kirche, Glockengeläute und Gesang der Gläubigen. Vom nebelduftumwallten Hochaltare glänzt das Siegerbild des Gekreuzigten als eine hehre Statue auf magisch blauem Grunde. Odin grüßt erschüttert den nahenden Heiland. Die knieende Gemeinde hebt anbetend und flehend die Hände zu Christus empor, während ein Chor von Engeln sein weihevolles „Ehre sei Gott in der Höhe" vernehmen läßt. — Die Oper ist ganz im Wagner-Stil komponiert, reich an Anklängen an den Großen in Bayreuth, oft von fesselnder orchestraler und dramatischer Bewegung, namentlich im ersten Akt. Sie hat nur unter anderem den Fehler, nicht zwanzig Jahre früher an das Lampenlicht gekommen zu sein, dagegen aber den Vorzug, zu dem Bedeutendsten zu gehören, was das Epigonentum bis jetzt zu zeitigen vermochte. Die Klangwerte sind besonders in der Darstellung des Frühlings von erstaunlicher Frische, die Chöre lebendig und ansprechend. Ein großer Melodienreichtum ist in Baldurs Tod von Kistler vielleicht absichtlich vermieden worden, einmal, weil es zu der kräftigen Grundstimmung der Göttersage sich wenig eignen würde, dann aber auch, weil zur Entstehungszeit der Oper die Spieloper und mit ihr jeder liedartige Charakter in der Komposition allgemein verpönt war. Der letzte Akt hat allerdings musikalische Breiten, woran die sonst recht poetische Stabreimdichtung von Sohlerns nicht ganz ohne Schuld sein dürfte, indem die Handlung hier im Schleppenkleid einherwallt. Die vorzüglich inszenierte und mit nur ersten Kräften besetzte Oper fand eine wohlverdiente begeisterte Aufnahme. Der Komponist wurde nach jedem Aktschlusse gerufen. Am Schlusse zog er den Textdichter v. Sohlern, Regisseur Fiedler und Kapellmeister Fröhlich unter tosendem Beifall mit auf die Bühne.

Das neue Schauspielhaus in Düsseldorf wurde am 28. Okt. abends 6½ Uhr festlich eröffnet. Dasselbe wurde nach dem Entwurf des Architekten Bernh. Sehring-Berlin im Stile Ludwigs XVI. von der Firma Boswau & Knauer innerhalb des Zeitraumes eines Jahres, mit dem Haupteingang nach der Karl Theodorstraße liegend, auf das geschmackvollste zur Ausführung gebracht. Die Form des Innern ist größtenteils amphitheatralisch und enthält trotz der Intimität des Zuschauerraumes fast 1000 Sitzplätze. Stark geschwungene Galerien, erhöhte Direktions- und Regielogen steigern den anmutigen Charakter des Interieurs. Die beschränkte Größe des Bühnen- und Zuschauerraumes ist von den günstigsten Einflüssen auf die Akustik, ein Vorteil, der nicht nur dem Konversationston der modernen Dichtung, sondern auch noch ganz besonders dem dahinströmenden Flusse der leidenschaftlichen Affekte des klassischen Dramas, wie die Aufführung von Hebbels „Judith" bewies, zugute kommt. Unter den Weihefestspielklängen aus Rich. Wagners „Parsifal" harrte die festlich gestimmte Menge der Lapidarstil-Tragödie Friedr. Hebbels entgegen.

Düsseldorf. Joseph Schneiders.

Für die Opfer der Erdbeben in Süditalien

sind bei der „Allgemeinen Rundschau" eingegangen bisher Mk. 90.—

F. H. in P.	„ 3.—
J. B. in S.	„ 10.—
M. N. in München	„ 5.—
Summa:	Mk. 108.—

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 46. München, 11. November 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Der neue Kurs im „Vorwärts“.

Von
Dr. F. Diepenhorst, Essen.

Die Redaktionsräume des „Vorwärts“ sind ausgeschwefelt; Bebel und Singer haben eine fürchterliche Musterung abgehalten; die sechs ethisch-ästhetischen Redakteure sitzen endlich auf dem Pflaster. Das Manifest des Parteivorstandes und der Preßkommission ist erschienen, es ist ebenso lang wie langweilig, eine lendenlahme Verteidigungsschrift gegen den Protest der Sechs, welche sich nicht wie Hausdiener behandeln lassen wollten, die man auf einer Unterschlagung ertappt hat. Im Hintergrunde steht Franz Mehring und streicht sich wohlgefällig den Bart, denn sein Weizen blüht, die blutige Rosa erscheint in deutlichen Umrissen am Horizont, taucht ihre große Feder in die schwarze Tinte und schreibt ihre Artikel, die jetzt endlich im „Vorwärts“ Unterschlupf finden werden. Artur Stadthagen, der Vielgeschwätzige, der bisher kleinlaut in einem Hinterstübchen der Redaktion saß, am Federhalter kaute und als richtiger Winkeladvokat den Leserinnen des „Vorwärts“ Ratschläge in Alimentensachen gab, rückt in die vorderen Räume, darf mit Schere und Kleistertopf hantieren und seiner Sehnsucht nach der ruppigeren Tonart frei die Zügel schießen lassen. Einige bisher als Veilchen im Verborgenen blühende Genossen hat man sich schnell aus der Provinz verschrieben als Ersatz der sechs ausgesperrten Redakteure, und über dem Ganzen schwebt, die Hände zum Segen ausbreitend, das Dioskurenpaar Bebel-Singer. Der Betrieb kann weitergehen.

Die Verteidigungsschrift des Parteivorstandes gegen die bösen Anschuldigungen der Herren Eisner und Genossen ist dazu bestimmt, der Genossenschaft draußen im Lande, den drei Millionen sozialistischer Reichstagswähler, der großen Herde der Zukunftsstaatsbürger, Aufklärung zu geben über die Gründe, weshalb die Berliner Parteimachthaber so schimpflich mit ihren Brüdern in der Lindenstraße umsprangen, weshalb die Partei, die fortwährend die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Munde hat, die es nicht vertragen kann, wenn im fernen Afrika ein diebischer Nigger einen Hieb mit der Nilpferdpeitsche erhält, weshalb diese Partei ihren eigenen Trabanten den Maulkorb umschnallt und ihre eigenen Kulis mit Fußtritten regaliert.

Die Genossen draußen im Lande, die auf die Weisheit des sozialistischen Hauptquartiers in Berlin schwören, werden das Blatt enttäuscht aus der Hand legen und sich fragen: Ist das alles? Sie werden vergebens in den sechs Spalten des Manifestes vom 31. Oktober nach einem zwingenden Grunde für die Maßregelung von Männern suchen, die doch immerhin ihre Arbeitskraft in den Dienst der Partei gestellt, die zu ihrem Teil redlich dazu beigetragen haben, ganz im Sinne ungezählter Parteibeschlüsse die Unzufriedenheit der Massen zu erregen gegen „Kapitalismus“ und „Militarismus“, „Ausbeutung“ und „Klassenjustiz“ und gegen all die anderen Greuel des Gegenwartsstaates zu wettern und zu fluchen, wie es ihre Schuldigkeit war. Den Genossen im Lande und allen außerhalb des Berliner sozialistischen Machthaberringes stehenden Gläubigen wird es schwer eingehen, daß die Lehren der Partei für einen Konvent machthungriger Streber und für die beiden ersten lebenslänglichen Konsuln Bebel und Singer keine Geltung haben sollen, aber sie werden und müssen das Verstandsopfer bringen und sich unter die Knute beugen. Man wird es machen wie die Männer von Teltow—Beeskow, die am Sonntag zusammenkamen, sich entrüsteten und über Parteiverrat jammerten, man wird einige Körbe von Resolutionen fassen, hin und her auch in der sozialistischen Lokalpresse lärmen und dann wird alles wieder gut sein. Unter den Gemaßregelten befindet sich auch einer, der ein Reichstagsmandat bekleidet, Dr. Gradnauer; ob er wohl mit seinen Leuten noch weiterhin auf derselben Bank sitzen will?

Wer sich die Mühe nimmt, dem wahren Ursprung dieses sozialistischen Jena nachzuspüren, findet ihn übrigens außer in dem alten Widerstreit zwischen Opportunisten und Radikalen in der verbreitetsten aller menschlichen Schwächen, in der persönlichen Eitelkeit. Die jahrelang verletzte Literateneitelkeit all jener schreibseligen Genossen, die ihren Gedankenschweiß im „Vorwärts“ unterzubringen wünschen und immer wieder abgewiesen wurden — hat doch die alte „Vorwärts“-Redaktion sogar einmal dem gewaltigen Bebel ein Manuskript zurückgeschickt —, verdichtete sich schließlich zu allgemeiner Unzufriedenheit in „Großberlin“ und zu einem Komplott, als dessen Opfer jetzt die sechs Gemaßregelten in den Staub sinken.

Die Zahl der Genossen, die gerne in die „gehobenen Stellungen“ einrücken wollen, die der „Vorwärts“ zu vergeben hat, die das Blatt umschwärmen wie die Fliegen einen Honigtopf, die nicht immer bloß Flugblätter verteilen, sondern auch einmal literarisch für die Partei tätig sein und sich irgend ein Aemtchen ergattern wollen, die Zahl dieser Aspiranten ist sehr groß, aber die Zahl der Stellen beim „Vorwärts“ und Zubehör ist schließlich begrenzt und darum kann nicht jeder Bewerber berücksichtigt werden. Also fort mit den Leuten, die durch jahrelange Arbeit beim Zentralorgan der Partei sich eine gewisse Sicherheit in der Vertretung der sozialdemokratischen Theorien erworben hatten und die wirklich im Vertrauen auf diese Sicher-

heit anfingen, sich für unentbehrlich zu halten und nicht immer einschwenkten wie die Unteroffiziere! All das Geschwätz vom Gegensatz zwischen der ethisch-ästhetischen und historisch-ökonomischen Richtung in der sozialistischen Parteipresse kam nur auf, weil man einen Knüppel brauchte, den man den sechs jetzt Gemaßregelten zwischen die Beine werfen wollte.



Die Wahlreform in Oesterreich.*)

Von

Redakteur Franz Eckardt in Brünn.

Bevor der Reichsrat geschlossen wurde, um dem Landtage Platz zu machen, gab es im Abgeordnetenhause eine — der Zahl der Redner nach — große Debatte über die Reichsratswahlreform. Während sich bisher nur die Christlichsozialen und die Sozialdemokraten als unbedingte Anhänger des allgemeinen und gleichen, selbstverständlich auch geheimen und direkten Wahlrechtes bekannt hatten, traten bei dieser Debatte auch die Katholischkonservativen für das allgemeine Wahlrecht ein, gegen welches sich außer den Großgrundbesitzern eigentlich nur noch die liberalen (!) Parteien, welche, mögen sie deutsch oder slawisch sein, ihre Volksmandate fast alle verlieren würden, und die Polen, die dann eine große Zahl Mandate an die Ruthenen abgeben müßten, sträuben. Man kann aber trotz dieses Sträubens sicher auf eine Mehrheit für das allgemeine Wahlrecht im Abgeordnetenhause rechnen.

Als nun jüngst die Landtage zu einer kurzen Session zusammentraten, veranstalteten in den meisten Landeshauptstädten die Sozialdemokraten imposante Demonstrationen für das allgemeine Wahlrecht, so daß auch die Landtage nicht umhin können, sich mit dieser Frage eingehend zu beschäftigen. In den nachfolgenden Zeilen soll aber nur von der Wahlreform für den Reichsrat gesprochen werden; denn die Verhältnisse in den einzelnen Kronländern sind zu verschieden, als daß die Wahlordnung für die Landtage in einem einzigen Aufsatze besprochen werden könnte.

Heutzutage kann sich wohl kein Politiker, wenn er nicht in Standesvorurteilen unheilbar verbohrt ist, mehr der Einsicht verschließen, daß ein Volk, welchem der Staat die allgemeine Schul-, die allgemeine Steuer- und die allgemeine Wehrpflicht auferlegt, auch das allgemeine Wahlrecht zu beanspruchen berechtigt ist, eine Berechtigung, welche von unserer liberalen Reichsverfassung vollständig negiert wird. Die Volksvertretung sollte nach dem Wortlaut der Verfassung eine reine Interessenvertretung sein, welche in die vier Kurien des Großgrundbesitzes, der Handels- und Gewerbekammern, der Städte und der Landgemeinden geteilt wurde. In Wahrheit ist sie aber, vielleicht mit Ausnahme der Kurie des Großgrundbesitzes, nie eine reine Interessenvertretung gewesen, und wenn Gegner des allgemeinen Wahlrechtes sagen, daß dieses ja den bestehenden Verfassungsgesetzen widerspreche, so vergessen sie, daß diese bestehenden Gesetze ihren Zweck vollständig verfehlt haben. Außerdem ist in diese Gesetze ja schon Bresche geschossen worden durch die Einführung der V. Kurie, der allgemeinen, welcher 72 Mandate zugewiesen wurden und in welcher in allen jenen Kronländern, die für ihre Landtagswahlen in den Landgemeinden das direkte Wahlrecht eingeführt haben, nach dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechte gewählt wird. Es ist also seit Badeni den vier Interessenkurien eine allgemeine Volkskurie angefügt. Richtiger und dem Geiste der Verfassung entsprechend wäre es gewesen, wenn man diese V. Kurie zur Interessenvertretung des Arbeiterstandes gemacht hätte.

Wenn man nun auch — und das ist die Ansicht gar vieler Politiker — das allgemeine Wahlrecht als eine berechtigte Forderung der großen Massen des Volkes und nicht etwa nur der Arbeiterschaft anerkennt, so soll damit noch nicht gesagt sein, daß man sich unbedingt auch für das gleiche Wahlrecht einsetzen müsse. Man darf vor allem nicht übersehen, daß das Wahlrecht ja kein angeborenes Recht ist, sondern eine öffentliche Funktion, und deshalb muß bei Erteilung dieser Funktion darauf Rücksicht genommen werden, wer die Funktion auszuüben hat und wie sie geregelt werden muß.

*) Der vorstehende Artikel war schon vor der amtlichen Ankündigung der Wahlreform in der „Wiener Abendpost", den letzten Demonstrationen in Wien und den Ruhestörungen in Prag geschrieben. Der Herausgeber.

Nun muß vor allem der reichsdeutsche Leser dieser Zeilen, dem das allgemeine und gleiche Wahlrecht schon in Fleisch und Blut übergegangen ist, bedenken, daß in Oesterreich ganz andere Verhältnisse herrschen als im Deutschen Reiche und in Frankreich, in welchen Ländern allein das allgemeine und gleiche Wahlrecht unverkürzt eingeführt ist. Diese beiden Staaten sind national einheitlich (der geringe Prozentsatz der Slawen im Osten und der Franzosen im Westen des Deutschen Reiches kann wohl außer Rechnung bleiben) und haben den großen Vorzug, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse und die durchschnittliche Volksbildung in allen Bundesstaaten bzw. Departements ziemlich gleichmäßig sind. In allen übrigen konstitutionellen Staaten ist das allgemeine Wahlrecht in irgendeiner Hinsicht beschränkt; selbst in England, dem konstitutionellen Musterlande, besteht heute noch das Haushaltungsstimmrecht; in anderen Staaten hat man die Seßhaftigkeit zur Bedingung des Wahlrechtes gemacht, in Belgien das Pluralsystem eingeführt, welches wir ja auch mit der V. Kurie Badenis bekommen haben.

In Oesterreich, welches mit acht Nationalitäten zu rechnen hat, muß man auch bei der Wahlrechtsfrage auf die nationalen Verschiedenheiten Rücksicht nehmen. Abg. Dr. Ebenhoch, dieser besonnene, leidenschaftslose konservative Parteiführer, konnte nicht umhin, in seiner großen Parlamentsrede für die deutschen Alpen- bzw. Erbländer der Monarchie das Erstgeburtsrecht in Anspruch zu nehmen. Er hatte dadurch allerdings bei den Tschechen Unwillen hervorgerufen, aber den Deutschen in Oesterreich das Erstgeburtsrecht abzustreiten, wagten doch selbst die Tschechen nicht. Die Lust nach Vorrechten ist den Deutschen ja längst ausgetrieben, um so tatkräftiger werden sie aber darauf bestehen, daß ihnen die jetzigen Rechte nicht genommen und daß sie in ihrem nationalen Besitze geschützt werden.

Anderseits muß aber auch auf die kulturellen Verschiedenheiten Rücksicht genommen werden. Man vergleiche z. B. das reindeutsche Oberösterreich mit 0,2 % Analphabeten mit Galizien, das nur 48 % des Lesens Kundige aufweisen kann; man stelle neben den hochgebildeten Niederösterreicher den Gebirgsbauer Dalmatiens; man messe mit dem geistig regen Italiener Triests den ruthenischen Landarbeiter an der Grenze Rußlands; oder — um in einem einzigen Kronlande zu bleiben — man vergleiche den südmährischen Weinbauer mit dem durch Schnaps degenerierten Kohlenarbeiter Mährisch-Ostraus. Wenn der Staat die Macht des Wahlrechtes gibt, dann sollte er zuerst das Verständnis für diese Macht geben; denn wer zu einer öffentlichen Funktion berufen ist, muß die Befähigung dazu nachweisen können. Wo diese Befähigung fehlt, fallen die Wählermassen politischen Gauklern anheim. Sollen also alle großjährigen Männer das Wahlrecht erhalten, so hat der Staat erst die Pflicht, ihnen auch eine gleiche Durchschnittsbildung zu verschaffen. Ist das nicht möglich, so ist auch das gleiche Wahlrecht nicht berechtigt. Daß der Staat in dieser Hinsicht viel versäumte und verschuldet hat, ist Tatsache, ändert aber an der großen, kulturellen Verschiedenheit in den einzelnen Kronländern nichts.

Wenn man in Oesterreich das Wahlrecht ändern will, muß man mehr als in anderen Staaten mit dem Großgrundbesitze, mit dem historischen Adel rechnen, der hier eine ganz andere und wichtigere Rolle spielt als in irgendeinem anderen Staate. Sein Privilegium ist daher auch nicht so ohne weiteres zu ignorieren, wie es die demokratischen Parteien zu tun für recht halten. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß das Privilegium des Großgrundbesitzes auch bei einer modernen Wahlordnung beibehalten werden müßte. Im Gegenteil. Es wird verschwinden müssen, wofür man den Adel vielleicht durch eine Reform des Herrenhauses entschädigen kann. Es gibt aber unter dem österreichischen Adel, der zum größten Teile deutsch ist, Männer genug, die auch bei dem allgemeinen Wahlrechte Mandate des Volkes erhalten werden, wie jetzt Prinz Alois Liechtenstein einen Arbeiterbezirk Wiens aus der städtischen (III.) Kurie vertritt.

Das allgemeine Wahlrecht wird kommen, schon in kurzer Zeit kommen, ob aber auch das gleiche, das ist sehr die Frage. Es gibt sehr viele Anhänger des Pluralsystems und des Proporzes, durch den man besonders nationale Minderheiten zu Worte kommen lassen möchte; andere wieder, und das sind besonders die Christlichsozialen, wollen das Wahlrecht an eine bestimmte Seßhaftigkeit knüpfen und verlangen die Wahlpflicht, um den bis jetzt geübten Terrorismus der Sozialdemokraten bei den Wahlen zu brechen.

Sehen wir hier von der Frage des gleichen Wahlrechtes ab und untersuchen wir die Folgen des allgemeinen Wahlrechtes, das ja kommen muß.

„Die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder," so heißt der namenlose Staat diesseits der Leitha, gewöhnlich

Oesterreich benannt, hatten bei der letzten Volkszählung 1900 rund 25,600,00 Einwohner. Wenn man nun durchschnittlich auf 50,000 Seelen je einen Abgeordneten rechnet, so würde der neue Reichsrat (da man die rund 500,000 Nicht-Oesterreicher abrechnen müßte) aus 502 Abgeordneten bestehen, gegen 425 jetzt. Diese 502 würden sich nach einer im großen Ganzen als richtig anzuerkennenden Aufstellung der Prager „Politik" (Nr. 186) auf die in Oesterreich lebenden Nationalitäten folgendermaßen verteilen:

	Einwohner	Abgeordnete
1. Deutsche	9,170,939	178
2. Tschecho-Slawen	5,955,397	118
3. Polen	4,259,152	83
4. Ruthenen	3,375,576	67
5. Slowenen	1,192,780	24
6. Serbo-Kroaten	711,380	14
7. Italiener	727,102	14
8. Rumänen	240,479	4
Zusammen	25,632,805	502

Ganz genau können diese Zahlen natürlich bei Wahlen nicht erreicht werden, kleine Minderheiten werden aber nicht zur Geltung kommen können. So werden die rund 120,000 Tschecho-Slawen in Niederösterreich, die auf zwei Mandate Anspruch hätten, keinen Abgeordneten ihrer Nationalität wählen können, wodurch von der oben genannten Gesamtzahl der Tschecho-Slawen schon zwei abzurechnen sind. Aehnlich wird es den Deutschen in den Sudetenländern, in Steiermark, Galizien und Bukowina ergehen, aber, wie gesagt, die obigen Zahlen werden sich nicht viel von der Wirklichkeit entfernen.

Was diese Zahlen aber bedeuten, wird erst klar, wenn man sie neben die Zahlen der jetzigen Abgeordneten stellt:

	Jetziger Reichsrat	Zukünft. Reichsrat
1. Deutsche	207	178
2. Tschecho-Slawen	81	118
3. Polen	71	83
4. Ruthenen	11	67
5. Slowenen	20	24
6. Serbo-Kroaten	12	14
7. Italiener	18	14
8. Rumänen	5	4
Zusammen	425	502

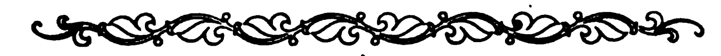
Während im jetzigen Reichsrate die Slowenen (2—6) mit 125 Abgeordneten in der Minderheit sind, werden sie beim allgemeinen Wahlrechte mit 306 Abgeordneten den Reichsrat beherrschen, und während heute die Deutschen mit den Italienern und den Rumänen eine Mehrheit von 230 Stimmen bilden könnten, werden sie beim allgemeinen Wahlrechte nur etwas mehr als ein Drittel der Abgeordneten haben und mit Italienern und Rumänen zusammen nur 39% des Abgeordnetenhauses ausmachen. Das jetzige numerische Uebergewicht verdanken die Deutschen nur den privilegierten Kurien des Großgrundbesitzes (41 Mandate deutsch) und der Handelskammer (12 Mandate deutsch); würde man diese 53 Mandate abziehen von den 207, so blieben auch jetzt den Deutschen nur 154 Volksmandate. Es ist daher erklärlich, daß gewisse deutschnationale Parteien sich gegen das allgemeine Wahlrecht sträuben. Heute gehören die Deutschen zehn verschiedenen Klubs an, es ist also eine große Schwierigkeit, sie zu einer gemeinsamen Aktion zusammenzubringen, und darum üben sie heute auch nicht den Einfluß aus, der ihnen zukommt und den sie ausüben könnten. Verschwinden die privilegierten Kurien und werden alle Abgeordneten als Vertreter des Volkes sich fühlen können und müssen, so ist eher eine Einigkeit unter ihnen zu erzielen, es ist dann zu hoffen, daß die Parteispalterei aufhört und etwa nur vier Klubs übrig bleiben, welche, in einem parlamentarischen Verbande (nach Art der heutigen deutschen Gemeinbürgschaft) vereint, stark genug wären, um ein Regieren gegen die Deutschen, ein brutales Unterdrücken der Deutschen in Oesterreich unmöglich zu machen. Mit der materiellen Vorherrschaft der Deutschen in Oesterreich wäre es dann freilich aus, wenn auch ihre geistige und kulturelle Vorherrschaft bleiben würde.

Die obigen Zahlen decken aber auch unbarmherzig den galizischen Skandal auf. Während die 4,300,000 Seelen jetzt 71 Abgeordnete haben, also schon auf 61,000 Seelen je einen, müssen sich die 3,400,000 Ruthenen mit 11 Vertretern ihrer Nationalität begnügen, d. h. es kommt bei den Ruthenen ein Abgeordneter erst auf 310,000 Seelen. Die Polen, d. h. die Schlachta, haben also eine fünfmal stärkere Vertretung im Abgeordnetenhause als die im selben Kronlande lebenden Ruthenen. Da wundert man sich dann freilich nicht, daß der Schlachzize als Sprecher Galiziens sich im Reichsrate bei der jüngsten großen Debatte als Gegner des allgemeinen Wahlrechtes aussprach.

Die kleineren Nationalitäten werden beim allgemeinen Wahlrecht fast dieselbe Anzahl Mandate haben wie jetzt, kommen auch weniger in Betracht.

Nun betrachten wir zum Schlusse noch die katholischen, die positiv christlichen Parteien auf deutscher Seite. Heute zählt das Zentrum (katholische Volkspartei) 29, die christlichsoziale Vereinigung 25 Abgeordnete, zusammen 54. Schlössen sie sich zu einer „Christlichen Gemeinbürgschaft" zusammen, so wären sie jetzt schon die an Zahl stärkste deutsche Partei im Abgeordnetenhause. Beim allgemeinen Wahlrechte würden in Niederösterreich von 56 Mandaten sicherlich 50 an die Christlichsozialen fallen, ganz Oberösterreich würde mit Ausnahme der Landeshauptstadt Linz (1 Mandat) an das Zentrum mit 14 Mandaten fallen, von den 18 deutschen Mandaten Steiermarks kämen 10, von den 5 deutschen Kärntens mindestens 3, von den 9 deutschen Tirols sicher 8 und von den 2 Vorarlbergs bestimmt alle 2 an die Christlichsozialen, während aus Salzburg 2 dem Zentrum zufallen würden. Es kämen diese beiden Parteien also zusammen 89 Mann stark in den Reichsrat, wobei noch außer acht gelassen ist, daß auch in Böhmen, Mähren und Schlesien noch vereinzelte Mandate für die Christlichsozialen gewonnen werden könnten. Man darf also annehmen, daß dann eine „Christliche Volkspartei" aus Christlichsozialen und Zentrum, die sich wohl von selbst mit der Zeit in eine christlichsoziale Partei verschmelzen würde, von 90 Mann ins Abgeordnetenhaus einziehen würden. Weitaus mehr als die Hälfte aller deutschen Mandate würde in christlichen Besitz kommen.

Hatten wir oben gesehen, daß auch beim allgemeinen Wahlrecht ein deutschfeindliches Regieren nicht möglich sein wird, so zeigen uns die letzten Berechnungen, daß auch eine religions-, eine christentumfeindliche Regierung nicht möglich sein wird, zumal sich in religiösen und sittlichen Fragen die katholischen Parteien der Slawen mit den deutschen christlichen Parteien verbinden würden.



Der Kampf wider die sog. gelbe Presse in Amerika.

Von

Arthur Preuß,

Redakteur u. Herausgeber der Catholic Fortnightly Review in St. Louis.

Die „Allgemeine Rundschau" hat in ihrer Nummer 41 vom 7. Oktober in sympathischer Weise von dem Kampfe Notiz genommen, den wir deutsche Katholiken in den Vereinigten Staaten wider die geisttötende und sittenverderbende Tagespresse, die man hier die „gelbe" nennt, seit Jahren unter immer schwierigeren Umständen führen. Es ist ein überaus schwerer und, ich fürchte, fast hoffnungsloser Kampf.

Die „gelbe" Presse mit ihren sensationellen Schaudermärchen, ihren sotadischen Ehebruchs- und Verführungsgeschichten, ihrer frechstirnigen Verachtung der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Anstandes und ihrem systematischen Bestreben, alles, auch das Edelste und Reinste, in den Kot zu ziehen, ist leider kein exotisches Gewächs auf amerikanischem Boden. Sie ist vielmehr der lebenswahre Spiegel unserer Kultur, oder ich sollte lieber sagen, Unkultur. Sie ist so, wie sie ist, weil das Publikum, zunächst das der Großstädte, wo diese Sumpfpflanze am üppigsten gedeiht, — sie so haben will. Es gibt in New York, Chicago, St. Louis und andern Städten auch noch anständige Zeitungen; aber ihr Absatz und Einfluß nimmt von Jahr zu Jahr ab.

Es ist charakteristisch für den Uebergang der amerikanischen Kultur vom Puritanismus in die geistige und moralische Zerfahrenheit unsrer Tage, daß das erste „gelbe" Journal, die „N. Y. World", ursprünglich als ein von Predigern geleitetes Kirchenblatt (religious newspaper) zur Reform des öffentlichen Lebens, besonders des politischen, ins Leben trat. Das ist kaum ein Menschenalter her. Heute vertritt dasselbe Blatt die Dollarwut und Sensationssucht in einem Stile, der nur noch von den journalistischen Dreckgeburten eines William Randolph Hearst über-, oder soll ich lieber sagen: untertroffen wird.

Hearst, zurzeit Kandidat für das Bürgermeisteramt von Groß-New York, kam vor etwa zehn Jahren als unternehmungs-

lustiger und kapitalkräftiger kalifornischer Millionärssohn in die östliche Metropole und stellte der damals schon bedenklich im „gelben" Fahrwasser schwimmenden „World" im New York „Journal" ein Konkurrenzblatt an die Seite, das in puncto Sensation und Schmutz alles bisher Dagewesene überbot. Optimisten prophezeiten, diese Art von journalistischem Abdeckertum werde sich keine zwölf Monate halten können. Das Gegenteil traf ein. Hearst „machte" mit dem „Journal" Millionen und begann, dadurch ermutigt, bald das ganze Land mit Schmutzlappen von ähnlichem Gewebe zu überschwemmen. So entstand in Chicago der „American" (den „Examiner" in San Francisco hatte Hearst schon früher erworben und in ein „yellow newspaper" umgewandelt), in Los Angeles der „Examiner" und, um der Konkurrenz die Spitze zu bieten, lenkten die meisten anderen Zeitungen des Ostens und Westens allmählich in dieselbe Bahn. So haben wir heute in den Vereinigten Staaten eine Großstadtpresse, die uns vor der ganzen Welt zur Schmach gereicht.

Daß solche Lektüre auf die breitesten Massen des Volkes schädlich wirken mußte, war von vornherein allen Einsichtigen klar. Und so hat denn der Kampf gegen die „gelbe" Presse schon gleich, vor acht oder zehn Jahren, eingesetzt. Zunächst beschränkte er sich auf Kanzelwarnungen, bischöfliche Gelegenheitskundgebungen und Proteste in den anständig gebliebenen Tage- und besonders Wochen- und Monatsblättern, speziell den katholischen. Später nahmen einzelne Vereine, insonderheit deutsche katholische, in ihren Tagungen dagegen Stellung. Neuerdings ist es, wie die „Allgemeine Rundschau" ja ihren Lesern bereits mitgeteilt hat, auch zu vereinzelten Maßnahmen der Bundespostbehörde gegen den immer weiter um sich greifenden Unfug gekommen.

Leider haben alle diese Mittel bislang wenig oder gar nichts genützt. Die „gelbe" Presse blüht üppig weiter, und die Zahl ihrer Organe vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Es ist, als wäre das Lesepublikum, besonders der Großstädte, vom Taumel erfaßt und könne sich an Greuelgeschichten und Unzuchtsberichten gar nicht satt lesen. Selbst die gute Presse muß, um ihre Leser nicht zu verlieren, Dinge drucken, welche sie vor zehn Jahren mit Abscheu von sich gewiesen hätte. Als ehemaliger Redakteur einer von Katholiken herausgegebenen größeren Tageszeitung rede ich hier von bitterer Erfahrung.

Leider ist auch unter uns Katholiken der Geschmack so verdorben und die Sensationsgier dermaßen geweckt, daß unsere Glaubensgenossen, statt die besseren Blätter zu unterstützen und auf Gründung katholischer Tageszeitungen in englischer Sprache hinzuarbeiten (es besteht bei einer katholischen Gesamtbevölkerung von ca. 12,000,000 im ganzen Lande keines!), vielfach die „gelben" Journale halten und mit ihren Leistungen so zufrieden sind, daß man förmlich angestaunt wird, wenn man dieselben verurteilt und von der Notwendigkeit eines kräftigen Gegengiftes redet. Sogar der Klerus ist, Gott sei's geklagt, zum Teile verseucht!

Die verschiedenen Anläufe zur Gründung einer katholischen Tagespresse in der englischen Landessprache sind denn auch alle — der letzte in Buffalo noch vorigen Winter — im Sande verlaufen. Nicht einmal 60,000 Dollars konnten zusammengebracht werden, obwohl man wiederholt an das katholische Volk des ganzen Landes appellierte. Es ist eben kein Interesse, kein Bedürfnis, keine Begeisterung fürs Ideale mehr da.

Der dies schreibt, hat sich oben zu den deutschen Katholiken Amerikas gerechnet. Er ist von Geburt kein Deutscher, ist niemals in Deutschland gewesen und kennt das Land seiner Väter nur aus Büchern und vom Hörensagen. Aber er ist einer jener Deutsch-Amerikaner, die, obwohl schon in zweiter Generation Amerikaner, Altdeutschland lieben und die deutsche Sprache reden und hochschätzen. Hier spricht er als Amerikaner und betont diesen Umstand deshalb, damit ihn keiner der obigen Darstellung halber als Schwarzseher und Gegner Amerikas verschreie. Die Verhältnisse liegen genau so, wie ich sie beschrieben, vielleicht noch etwas schlimmer.

Wenn es die „Allgemeine Rundschau," die ja auch hierlands manche Leser zählt, interessiert, will ich gelegentlich gern auf dieses Thema zurückkommen. Für heute habe ich den Rahmen eines Aufsatzes fast schon überschritten.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Fortdauer der russischen Unruhen.

„Himmelhoch jauchzen — zu Tode betrübt." Das kaiserliche Manifest vom 30. Oktober wurde erst in den Hauptstädten mit frenetischem Jubel begrüßt, dann aber kroch wieder der Frost des Mißtrauens und des Hasses über die Frühlingsblüten. Es wurde weiter gestreikt, tumultuiert, geplündert, geprügelt, geschossen. Die sozialrevolutionäre Partei wollte nach wie vor aufs Ganze gehen: Sturz des Zarentums und soziale Republik. Die liberale Partei, die mit den Zugeständnissen des Zaren fürs erste wohl hätte zufrieden sein können, versagte bei der Herstellung der Ordnung, zum Teil wohl aus Mangel an Organisation und Mut, zum anderen Teil aber offenbar aus Mißtrauen gegen Witte. Das Mißtrauen richtete sich nicht bloß gegen die Redlichkeit Wittes, der als früherer Diener des Autokratentums verdächtigt wurde, sondern auch gegen die Fähigkeit, die verheißenen Reformen durchzuführen. In dieser Hinsicht fiel besonders ins Gewicht, daß Witte zwar den Rücktritt Pobjedonoszews, des altstockrussischen Oberprokurators des hl. Synod, durchgesetzt hatte, aber nicht den Rücktritt Trepows, der bisher die revolutionären Anläufe mit rücksichtsloser Energie im Blute erstickt hatte. Das Verbleiben dieses gefürchtetsten Vertreters des Polizeiregimentes nährte die Besorgnis, daß der Zar sich noch nicht endgültig entschieden habe und nach der Beseitigung der Not von Witte wieder zu Trepow und der Großfürstenpartei zurückschwenken könne. Es wurde nun auch behauptet, daß Trepow und Genossen selbst hinterlistig für die Fortdauer der Wirren sorgten, damit sie durch die Behauptung, Witte habe die versprochene Wiederherstellung der Ordnung nicht leisten können, den Zaren von seinem neuen Günstling wieder abspenstig machen könnten. Immerhin sind es auffallende Tatsachen, daß mehrfach angebliche Parteigänger des Zarentums Aufzüge rc. veranstaltet haben, obschon unter den obwaltenden Verhältnissen doch Ruhe die erste Bürgerpflicht war, und daß vielfach Judenmassakres in Szene gesetzt sind, namentlich im Süden, welche den Tendenzen der Revolution nicht entsprachen; verkleidete Polizisten sollen sich an diesen nicht mehr ungewöhnlichen Metzeleien, die mit verlockenden Plünderungen verbunden sind, beteiligt haben. Inzwischen hat Graf Witte mit einer Masse von beschwichtigenden Kundgebungen die gärende Volksseele zu beschwichtigen gesucht; die durchschlagende Tat blieb freilich immer noch aus. Das Einzige, was bisher erreicht worden, ist die teilweise Wiedereröffnung des Eisenbahnbetriebes; den streikenden Eisenbahnern sagte Witte die Erfüllung aller ihrer Forderungen zu, und damit ist in diese gefährliche Vorhut der Revolution wenigstens vorläufig Bresche gelegt. Graf Witte ließ wiederholt versichern, daß er Tag und Nacht an der Fertigstellung der versprochenen Reformgesetze und der Amnestie arbeite; was aber zum Vorschein kam oder im einzelnen beleuchtet wurde, trug den Stempel der vorsichtigen Halbheit, so daß die radikalen Schreier es nicht schwer hatten, die Befriedigung zu verhindern. Sehr bezeichnend ist auch, daß Graf Witte als Ministerpräsident immer noch in partibus fungiert, da er bei der Suche nach brauchbaren Arbeits- und Schicksalsgenossen den einen Korb über den anderen erhalten hat. So kommt Rußland auch nach dem angeblich „befreienden" Manifest des Zaren aus dem Hangen und Bangen in schwebender Pein nicht heraus. Wären die Zugeständnisse des Selbstherrschers etwas früher erfolgt oder wären sie jetzt wenigstens in den entscheidenden Punkten sofort als vollendete Tatsache unter sofortiger Einsetzung eines allein herrschenden Ministeriums vor das Volk getreten, so hätten die revolutionären Zuckungen nicht wochenlang fortdauern können. Das doppelte Unglück für Rußland ist, daß es in dieser kritischen Zeit einen Selbstherrscher mit weiblicher Seele hat und daß zur Durchführung der nötigen Gegenrevolution von oben bisher kein anderer Mann als Witte entdeckt ist, der wohl als Finanzmann und Diplomat, aber nicht als ein staatsrettender Herkules respektiert wird.

Die ansteckende Wirkung des russischen Aufruhrs.

Die internationale revolutionäre Sozialdemokratie ist durch die Erfolge ihrer russischen Genossen in eine sehr gehobene Stimmung versetzt worden. Die deutsche Sozialdemokratie hat allerdings zu viel Respekt vor der deutschen Staatsgewalt, als daß sie in Nachäffung der Russen ihr Glück auf der Straße suchte. Ihre Führer kühlen ihr Mütchen vorläufig in dem ungefährlichen Kampf gegen sechs revisionistische „Vorwärts"-Redakteure, die man unter Anwendung der „kapitalistischen Machtmittel der brutalen Brot-

herren" auf das Pflaster fliegen ließ. In Oesterreich aber haben die Sozialdemokraten sich zu Kraftproben auf der Straße hinreißen lassen, und zwar unter der Parole des allgemeinen und gleichen Wahlrechts. In Wien fing der Tumult an, in Prag, wo der tschechische Mob mitmachte, nahm er sehr ernste Formen an. Nach unseren deutschen Sitten würde man die Ruhestörer erst gründlich zu Paaren getrieben haben, ehe man ihnen beschwichtigende Versprechungen gönnte. Die österreichische Gemütlichkeit hat aber ihre eigene Taktik und so ließ denn Frhr. von Gautsch abends verkünden, daß er schon dem nächsten Reichsrat eine weitgehende Wahlreform vorlegen werde. Dagegen ist sachlich nichts einzuwenden; aber mußte man der Sozialdemokratie die Möglichkeit schaffen, diese Reform als eine Frucht ihres gewalttätigen Auftretens hinzustellen?

In Wirklichkeit dient das revolutionäre Treiben der volkstümlichen Erweiterung des Wahlrechts nicht zum Vorschub, sondern eher zum Fallstrick und Hemmnis. Von Ungarn aus ist durch das Ministerium Fejervary der Stein ins Rollen gekommen. Bekanntlich hat aber Kaiser Franz Joseph nur mit schwerem Herzen seine Zustimmung dazu gegeben, daß die Demokratie gegen die unerträglich gewordene Oligarchie ausgespielt werde. Wenn sich nun das allgemeine Wahlrecht schon vor seiner Durchführung als zersetzendes, ruhestörendes, revolutionäres Element zeigt, so wird der Widerstand gegen die Reform wachsen, sowohl am Hofe als in den bürgerlichen Parteien. Das friedenstörerische Auftreten der österreichischen Sozialdemokraten war also nicht bloß überflüssig, sondern sogar zweckwidrig, wenn man den angeblichen Zweck der Beförderung der Reform ins Auge fassen will. Aber die Leiter der Sozialdemokratie haben ja überhaupt nicht Volksrechte oder Volkswohl im Auge, sondern nur ihre Parteizwecke, und die fordern, daß die Unzufriedenheit gesteigert, also das Volk möglichst tief in sittliches und wirtschaftliches Elend getrieben werde.

Es ist sehr gut, daß gerade jetzt die internationale Sozialdemokratie ihren revolutionären Charakter nicht bloß in Reden und Resolutionen, sondern auch in Taten zutage treten läßt. Das beleuchtet grell die vaterlandsverräterische „Taktik" der badischen Liberalen, die sich nicht gescheut haben, die Sozialdemokratie zur ausschlaggebenden Partei im badischen Landtag zu machen. Die amtliche „Karlsruher Zeitung" schwingt sich jetzt endlich auch zu einer Verurteilung des blau-roten Wahlbündnisses auf, allerdings in Worten, denen man die alte Liebe und die neue Verlegenheit deutlich anmerkt, aber doch mit so viel Deutlichkeit, daß dadurch unser Urteil bestätigt wird: der badische Liberalismus hat durch dieses Vorgehen zwar einige Mandate für die Gegenwart gerettet, aber seine privilegierte Stellung, sein politisches Erstgeburtsrecht im Musterländle, für alle Zukunft eingebüßt.

Der schwer bepackte Reichstag.

Zu dem späten Termin des 28. November einberufen, soll der Reichstag in der nächsten Tagung ein Pensum bewältigen, wie es ihm kaum jemals in solcher Masse und Schwere gestellt war. Schon allein die Reichsfinanzreform, die ein ganzes Bündel der schwierigsten Steuergesetze enthält, erfordert eine Riesenarbeit. Dazu noch ein Flottengesetz, das die wichtige Frage des Deplazements, der Vergrößerung der geplanten und zukünftigen Linienschiffe und Panzerkreuzer lösen will. In dem Etat werden die finanziellen Folgen des Flottengesetzes und die sonstigen Verstärkungen der Wehrkraft, die nach der Kriegsgefahr des letzten Sommers nicht allzu bescheiden sein werden, bedenkliche Schatten werfen. Wenn man den Umfang der Arbeit betrachtet, so muß man auch in Betracht ziehen, daß die sozialdemokratische Fraktion sich vorgenommen hat, „noch ruppiger" zu sein, als sie bisher schon war. Nette Aussichten für die Volksvertreter! Und leider bei der Regierung kein Verständnis, keine Rücksichtnahme auf die schwerbelasteten Arbeiter im Weinberge des Vaterlandes! Einberufung zu einem unvorteilhaften Termin; keine vorzeitige Bekanntgabe der wichtigsten Entwürfe zur Erleichterung der Vorstudien; keine Diäten! Ueber die Reichsfinanzreform sind bisher nur offiziöse Andeutungen erfolgt, die mehr als Rätsel wie als Aufklärung wirken. Daß das Deplazement der Schiffe auf die englische Höhe gebracht werden soll, hat man schon verkündet, aber gerade das hätte man lieber verschweigen sollen, um nicht den Engländern den rechtzeitigen weiteren Wettbewerb zu ermöglichen. Der Reichstag kann das Pensum nur bewältigen, wenn wochen- und monatelang wenigstens 200 nichtsozialdemokratische Abgeordnete anwesend sind. Wenn die Regierung den Volksvertretern das zumutet, müßte sie doch endlich Diäten bewilligen, die das finanzielle Opfer der dauernden Anwesenheit in Berlin erschwinglich machen. Aber in diesem Punkt rührt sich nichts. „Diesen Kerls" wird viel zugemutet, aber nichts gewährt.

November.

O die trüben Herbstestage,
Wenn die Nebel früh mit feuchten
Schleiern unsrer Sonne Leuchten
Decken und mit grauer Klage!

Müßsam durch des Abends Dämmern
Flackern rot die Gaslaternen.
Aus den ungewissen Fernen
Dröhnt geheimnisvolles Hämmern.

Grabeskälte sinkt aus Lüften
Dir erschauernd um die Glieder . . .
Singt es nicht wie Kirchhofslieder?
Starbst du schon und frierst in Grüften?

Köln-Sülz. Laurenz Kiesgen.

Erziehung des Klerus.

Von

Joseph Lorenz.

I.

Wenn die Erziehung überhaupt eines der edelsten, aber auch schwierigsten Werke ist, so ist sicher die Erziehung zu einem nach Rang und Pflichten so exzeptionellen Stande, wie es der Priesterstand ist, ein Werk von ebenso eminenter Wichtigkeit wie Schwierigkeit. Von dem Gelingen oder Nichtgelingen dieses Erziehungswerkes hängt das Wohl und Wehe nicht bloß des Priesterkandidaten selbst, sondern auch das der Gläubigen ab. Der unrechte Mann an der Spitze eines Priesterseminars kann ein Unheil für eine ganze Diözese werden. Die Kirche hat deshalb von jeher der Erziehung des Klerus ihr besonderes Augenmerk zugewendet und hat durch genaue Vorschriften, insbesondere auch durch das Concilium Tridentinum, dieselbe geregelt. Eine der Hauptsorgen eines jeden Bischofs ist stets die Sorge um die Erziehung und die Heranbildung des Klerus gewesen; das Seminarium, die Pflanzschule des Klerus, ist und bleibt sozusagen der „Augapfel" jedes wahrhaft katholischen Kirchenfürsten. In den folgenden Ausführungen, welche vom Gesichtspunkte bayerischer Verhältnisse aus geschrieben sind, sollen ein paar Gedanken über „klerikale Erziehung" einem weiteren Kreise nahegelegt, einige Mißstände berührt, einige Befürchtungen ausgesprochen werden, nicht um zu nörgeln und zu tadeln, sondern um die Aufmerksamkeit der berufenen Kreise auf dieses wichtige Gebiet zu lenken.

Wenn ich im folgenden von Erziehung rede, so möchte ich für dieses Mal den Begriff von „erudire", unterrichten, also die szientifische Heranbildung nicht mit einbeziehen. Die oft ventilierte und von verschiedenen Autoritäten verschieden beantwortete Frage, ob der Klerus wissenschaftlich an der Universität oder am Lyzeum, d. i. an den bischöflichen Lehranstalten, herangezogen werden solle, liegt infolgedessen nicht direkt im Bereiche meiner Ausführungen. Ich verstehe in meinem Falle unter Erziehung des Klerus „die bewußte, nachhaltige Einwirkung der Vorgesetzten durch Belehrung, Gewöhnung und Beispiel auf den Priesterkandidaten, um dessen Charakter und Sitten zu einer solchen Entwicklung zu bringen, daß er als späterer Seelsorger dem Urbilde des priesterlichen Wirkens, dem Heilande gleiche."

Das erste Grund- und Haupterfordernis, ich möchte sagen die conditio sine qua non für eine gedeihliche klerikale Erziehung ist die absolut freie Standeswahl des Priesterkandidaten. Ist es bereits bedenklich, der Jugend in der Wahl eines weltlichen Berufes nicht volle Freiheit zu gewähren, so ist es, da es sich um die Wahl des geistlichen Berufes handelt, geradezu verhängnisvoll, wenn von irgendeiner Seite mit rauher Hand in die freie Selbstbestimmung eingegriffen wird. Kandidaten, die ohne freie Wahl, gedrängt durch äußeren Einfluß, den Priesterstand ergreifen, werden nie und nimmer ein entsprechendes Erziehungsobjekt sein; ihr Herz wird ein unfruchtbarer Boden bleiben, bei dem man froh sein darf, wenn er nur kümmerliche, und nicht sehr schlimme Früchte hervorbringt. Ein in das aeternum sacerdotium, in das für immer und ewig verbindliche Priestertum hineingezwungener Kandidat wird ein unglücklicher Mann bleiben; wenn auch St. Augustin sagt: „Wenn du nicht berufen bist, so

mache dich berufen" — praktisch wird aus diesem „Sich-berufen-machen" in den seltensten Fällen etwas Ersprießliches resultieren.

Haben nun unsere neueren Zeitverhältnisse nicht Zustände geschaffen, die eventuell geeignet sind, die freie Standeswahl zu beeinflussen und manch Unberufenen veranlassen könnten, die Schwelle des Priestertums zu überschreiten?

Es ist eine Eigentümlichkeit unserer Zeit, daß sich eine Unzahl Berufener und Unberufener an die sogenannten „gebildeten" Berufe herandrängt. Die Gymnasien sind überfüllt; Parallelkurse über Parallelkurse werden gebildet; neue Gymnasien werden errichtet; Hunderte von Primanern verlassen jedes Jahr, das Reifezeugnis in der Tasche, die höheren Bildungsanstalten; selbst das emanzipierte weibliche Geschlecht macht dem starken Geschlechte in gebildeten Berufen Konkurrenz. Wo aus mit der Unsumme von Gebildeten? — Während vor 20 und 30 Jahren die Aussichten noch verhältnismäßig günstige waren, sind sie heutzutage in den meisten gebildeten Berufen geradezu trostlose geworden. Wo ist die Fakultät, die nicht schon gewarnt hätte, ihr Studium zu ergreifen; wo der Stand, der nicht über schlechte Anstellungs- und Avancementsverhältnisse klagen würde? Von der Wüste trostloser Aussichten hebt sich als Oase das theologische Studium ab. Sind zwar die Hoffnungen für den Theologen auch nicht allzu glänzende; sind auch die „fetten Pfründen" in manchen Diözesen dünn gesät; in den meisten Fällen hat man doch nach vollendetem Studium eine sofortige Anstellung und ein halbweg auskömmliches Einkommen, das sich ja später mehren wird, zu erwarten. Was liegt da näher, als daß mancher, weil er nicht weiß, welches weltliche Fach er ergreifen soll, sich sagt: „Ich werde Theologe — da hab' ich doch mein Brot und mein Auskommen." — Theologie — Brotstudium! Unseren modernen Zeitverhältnissen, der Ueberfüllung aller Fächer haben wir's zu danken, daß die Gefahr der Herabwürdigung des erhabensten Studiums zum prosaischen Brotstudium eine tatsächliche geworden ist. Könnten wir in den Herzen mancher Theologiekandidaten forschen nach den Motiven, welche sie bewegten, dem Priesterstande sich zuzuwenden, so würde das „Versorgungs- und Brotmotiv" vielleicht eine größere Rolle spielen, als wir denken. Die Gefahr ist um so größer, je ärmer der Kandidat ist, und je weniger Mittel ihm zu Gebote stehen, ein anderes Fach zu ergreifen. Gar mancher hat sich vielleicht während der Vorbereitungszeit sagen müssen: „Ich fühle wenig oder keinen Beruf zum Priester." Aber seine Mittellosigkeit, gepaart mit einem etwas schwachen, nicht energischen Charakter, bewirkte, daß er sich fortschleppen ließ Jahr für Jahr bis zum entscheidenden Momente, da er beim Empfang der höheren Weihen sich binden mußte fürs Leben. Ein ehrwürdiger, sehr erfahrener Priestergreis äußerte sich einmal folgendermaßen: „Wenn ich Geld genug hätte, so würde ich jedem unbemittelten Theologiekandidaten so viel zur Verfügung stellen, daß er, wenn er wollte, ein anderes Fach ergreifen könnte, damit ja keiner gezwungen die Schwelle des heiligen Priestertums überschreite." Der Ausspruch, so sonderbar er erscheinen mag, hat manches für sich.

Der freien Berufswahl hinderlich ist oft auch die Beeinflussung vonseiten der Wohltäter, Eltern und der Verwandten. Man möchte es nicht für möglich halten, aber es kommt nicht bloß einmal vor, daß selbst Priester, die einen Studenten unterstützen, an die Unterstützung die Bedingung knüpfen, daß der studiosus Geistlicher wird; in dem Augenblick, da der junge Mann sich in freier Entscheidung einem anderen Berufe zuwenden will, versagt die unterstützende Hand. Es kann ja gewiß jeder sein Geld aufwenden, wie er will; aber es dürfte in einem solchen Falle doch die Frage am Platze sein: „Wird die Unterstützung besser verwendet, wenn ich durch dieselbe einen erzwungenen Beruf veranlasse oder wenn ich einem jungen Manne helfe, daß er ein braver Beamter wird?" Gar mancher, der in einem weltlichen Berufe unserer Sache viel Nutzen bringen könnte, wird als durch die Not „gepreßter" Geistlicher der katholischen Sache mehr schaden als nützen. Die Tatsache, daß die Wahl eines weltlichen Berufes, der ja objektiv minder erhaben ist als der Priesterstand, unter Umständen subjektiv für den einzelnen wie für die Gesamtheit der bessere Teil sein kann, will manchem einseitigen Kopfe auch heute noch nicht völlig einleuchten. Wechselt ein Priesterkandidat seinen Beruf, so wird gerne das berüchtigte Wort vom „Ausspringen" gebraucht und mit diesem Worte oft ohne weiteres der Begriff einer macula verbunden, während der energielose Charakter, der ohne Beruf sich in den Priesterstand einschmuggelt, „ausgehalten" hat und vorläufig in Ehren dasteht — die macula folgt dann leider oft hinterher in seinem Priesterleben.

Daß Eltern, Geschwisterte und Verwandte, wenn es sich um die Frage des geistlichen Berufes handelt, nicht immer die objektivsten Ratgeber sind, ist gewiß; in manchen Fällen ist es nicht einmal ideale Liebe und Begeisterung für den Priesterstand, welche diese veranlaßt, dem studierenden Sohn, Bruder oder Vetter zur Wahl des geistlichen Berufes zuzureden, sondern — schnöder Eigennutz und Selbstsucht treibt sie zum öfteren an, den Kandidaten auf den ehelosen und kinderlosen Priesterstand hinzudrängen, damit sie von ihm Nutzen ziehen und ihre Kinder einmal die lachenden Erben des geistlichen Herrn Bruders oder Vetters sein können. Gar mancher Priester, dem seine allzeit bedürftigen Anverwandten die Börse nie voll werden lassen, muß sich für einen halben Martyrer ansehen, während die lieben Verwandten sich darüber freuen, daß sie eine Melkkuh haben, „die für sie geistlich geworden ist"; gar manche wüste Szene, die sich nach dem Tode des Priesters am offenen Sarge und Grabe unter den erbenden oder nicht erbenden Verwandten schon abgespielt hat, dürfte den Beweis dafür liefern, welche „ideale" Intentionen dieselben verfolgten und verfolgen, indem sie zur Wahl des geistlichen Standes drängten oder drängen.

Manche sind auch der Ansicht, die freie Wahl werde beeinträchtigt durch eine einseitige fortwährende Seminarerziehung. Man sagt, die jungen Studenten kommen ins Seminar, wachsen innerhalb der vier Mauern auf, sehen nie das weltliche Leben und Treiben, können also nie eine freie Wahl treffen; sie gleichen dem Pferde, das in der Arena innerhalb vier Wänden eingeritten wird, das aber dann, wenn es ins Freie kommt, „durchgeht". Man muß in Behandlung dieser Frage sehr vorsichtig sein. Vor allem muß als unverrückbare Forderung festgehalten werden: Wegen der eminenten Wichtigkeit einer vollständigen, durch Gewohnheit stabil gewordenen asketischen Schulung sollte der Priesterweihe ein zwei- bis dreijähriger Aufenthalt im Seminar vorausgehen. Wenn wir dann behaupten, es sei nicht notwendig, daß man von der Pike auf im Seminar erzogen werde, ja es gebe sogar manche Charaktere, für die es besser wäre, wenn sie auch das Leben außer dem Seminar in der Welt kennen lernen würden, damit sie sich frei entscheiden können, so soll dadurch auf jene, die stets im Seminar gewesen sind, kein Stein geworfen werden. Das Seminar hat musterhafte Priester hervorgebracht und wird sie auch in Zukunft hervorbringen. Aber die Charaktere sind verschieden, und was für viele gut ist, ist es nicht im gleichen Maße für alle. Nehmen wir die Erziehung, wie sie beim bayerischen Klerus Usus ist! Der junge Student kommt mit 13—14 Lebensjahren ins Seminar; dort wird er (in manchen Diözesen) bereits mit einem langen schwarzen Rock oder Talar angetan; ja selbst während der Ferien muß er (wieder nicht überall, sondern in manchen Diözesen) sein geistliches Kleid herumtragen, oft nicht zur Erbauung des Publikums. So junge Kerlchen wissen sich nämlich gar selten so zu benehmen, wie es das geistliche Kleid vorschreibt. Es muß z. B. ein sehr putziger Anblick gewesen sein, als irgendwo einmal so ein Junge mit seinem langen schwarzen Rocke coram publico sich auf den Kopf stellte! Dem Ansehen des geistlichen Klerus und Standes nützt so was gewiß nicht, wie man auch schließen kann aus der Aeußerung eines „schnarrigen Berliners", der auf einen jungen Studenten im geistlichen Kleide hinwies mit den Worten: „Was treibt sich da man für ein ‚geistliches Junges' auf der Straße herum!" Man sollte so junge Studenten nicht zwingen, in den Ferien ein Kleid zu tragen, dessen Würde sie nie repräsentieren können. Der Student wächst heran, er absolviert das Gymnasium, immer im geistlichen Gewande einherschreitend, wenig anderes sehend als die vier Mauern seines Seminars, auch während der Ferien durch das Gebot, das geistliche Kleid zu tragen, an jeder freien Bewegung gehindert. Nun tritt er ins Priesterseminar über; das geistliche Kleid wird noch länger, die Mauern werden noch höher und mancher geht seinem Ziele entgegen, ohne sich recht zum Bewußtsein zu bringen, daß seine künftige Tätigkeit sich nicht innerhalb der Seminarwände, sondern in der offenen freien Welt abspielen soll. Das Ziel ist endlich erreicht, der Kandidat ist Priester und nun muß er hinaus in eine Welt, die ihm bisher fremd gewesen ist; Reize und Lockungen treten ihm gegenüber, die er bislang kaum gekannt hat. Ist's zu verwundern, wenn der eine oder andere die Freiheit nicht ertragen kann?

Wäre es nicht besser gewesen, wenn ein solcher, bevor er sich für immer gebunden hat, Gelegenheit gehabt hätte, sich selbst zu erproben in der Freiheit, und wenn er seine Berufswahl erst getroffen hätte, nachdem er diese Probe bestanden? Man wolle mich nicht mißverstehen! An viele mag diese Schwierigkeit nie herantreten, obwohl sie von der Pike auf im Seminar gewesen

sind, für manche mag während der Seminarzeit, insbesondere während der Ferien, Gelegenheit zu einer solchen rechtzeitigen Probe geboten worden sein; aber manche Charaktere wird es geben, die in diese Schwierigkeit geraten. Man urgiere darum nicht diese Seminarerziehung von der Pike auf! Man sage auch nicht, ich sei der Ansicht, der Priesterkandidat soll vorerst sich austollen, das Leben genießen und dann schön brav ins Seminar zurückkehren und „gut" tun. Nein! Er soll das freie Leben nicht kennen lernen, um sich auszutollen und sich in den Strudel zu stürzen; er soll es kennen lernen, um sich rechtzeitig zu prüfen; wer bei dieser Prüfung die Erfahrung macht, daß er sich mit fortreißen ließ, daß er charakterlos sich weggeworfen hat, der möge ja auf Grund dieser Erfahrung dem geistlichen Stande ferne bleiben, wenn ihm nicht eine außerordentliche Berufungsgnade zuteil wird!

Es wird keinen so enragierten Freund des ständigen Seminarlebens geben, der mir nicht zugeben wird, daß es Charaktere gibt, für die es besser wäre, wenn ihnen vor den Weihen, wenn auch nur ein Jahr, Gelegenheit geboten wäre zur freien Prüfung ihres Berufes außerhalb des Seminars. Besser vor den Weihen weg vom Priesterstand, als nach den Weihen das Unglück eines verfehlten Berufes.

Gewiß ist, daß vonseiten derjenigen, die berufen sind, den Klerus zu erziehen, selten oder nie gefehlt wird durch Anwendung von Zwang in bezug auf die Berufswahl. Der Fehler liegt auf anderer Seite; er liegt darin, daß man zu viel Nachsicht und Rücksicht hat und manchen Kandidaten fortschleppt hinein in das Heiligtum des Priesterstandes, obwohl man sich sagen muß: „Er ist nicht oder wenig geeignet; er ist nicht oder kaum berufen." Man sagt: „Ja, was soll denn der Herr Kandidat beginnen, wenn wir ihn zurückweisen," vergißt aber dabei, daß der Eintritt in den Priesterstand für einen solchen Unberufenen das Unseligste ist, was er überhaupt beginnen kann. Man redet vielleicht vom Priestermangel und von der ohnehin ungenügenden Zahl der Weihekandidaten, denkt aber nicht daran, daß leider Gottes auch „Nullen" Zahlen sind und daß die Zahl allein es nicht ausmacht. Ich nenne eine solche Nachsicht eine Grausamkeit: eine Grausamkeit gegen den Kandidaten, den man unglücklich macht fürs Leben, eine Grausamkeit für die christliche Gemeinde, der man einmal einen solchen Herrn zum Seelsorger geben wird, eine Grausamkeit gegen unseren Stand, den man der Gefahr aussetzt, kompromittiert zu werden durch Unwürdige und Unberufene. Die Frage: scisne illos dignos?, welche der Bischof an den Direktor des Seminars richtet, bevor er zur Weihe der Kandidaten schreitet, ist eine schwerwiegende. Nicht bloß einmal ist sie aus Schwachheit, aus unpassender Nachsicht, unrichtig beantwortet worden.

Kandidaten, die keinen Gehorsam und keine Subordination kennen, die Neigung zu Trunksucht und Ausschweifungen zeigen, die keinen Ernst in ihren Studien und Pflichten haben, die die asketischen Anforderungen, die im Seminar gestellt werden müssen, gering achten und nicht erfüllen, sollten mit unerbittlicher Strenge zurückgewiesen werden. Wer trotz der Fesseln des Seminarlebens sich nicht fügt, wird später sich ebensowenig fügen; wer vor den Weihen nicht entspricht, wird nach denselben noch weniger entsprechen. Es ist in einem öffentlichen, auch Laien zugänglichen Blatte nicht der Platz, ins Detail einzugehen und spezielle Vorkommnisse anzuführen; aber das möge man mir glauben, daß ich die Begründung für die Forderung der Strenge nicht erst aus den Fingern saugen müßte, sondern daß ich, wenn ich wollte, imstande wäre, im Detail zu belegen. Videant consules, ne quid detrimenti capiat ecclesia Dei ex nimia benignitate et indulgentia!

Spätherbstesnacht.

Spätherbstesnacht. Des Mondes Strahlen legen
Sich silbern auf das weite Feld,
Und meine Sehnsucht geht auf stillen Wegen
Durch diese schlafbefangne müde Welt.

Geheimnisvoll und leis die Quellen rauschen:
Du Menschenkind, es endet alles Leid,
O, lerne nur der innern Stimme lauschen,
Sie singt das Lied von einer bessern Zeit.

Heidelberg. Luise Bruhn.

Religiöse Charaktererziehung an den Gymnasien.

Von

Dr. Hoffmann, München.

(Schluß.)

Nach dem Religionslehrer kommt der vorgeschriebene Lehrstoff und das Lehrbuch in Frage. In Bayern wird während der 9 Jahre seiner Gymnasialzeit dem Schüler derselbe Stoff aus der Religionslehre dreimal dargeboten in sogenannten konzentrischen Kreisen: das erstemal in zwei Jahren nach dem kleinen Diözesankatechismus, dann in drei Jahren nach dem Katechismus von Deharbe und nochmals in der nämlichen Zeit nach dem Lehrbuche. Dazu kommt in den unteren Klassen die biblische Geschichte, in der 6. bis 8. die Kirchengeschichte. Für die 9. ist die Apologetik bestimmt. Viele Ausstellungen sind nun gerade in der Neuzeit an diesem Lehrstoffe im einzelnen und der Art seiner Behandlung und Vermittelung an die Schüler gemacht worden. Hier will man vielfach alles Unheil begründet sehen. Es ist weder in unserer Intention noch im Rahmen dieser Arbeit gelegen, auf diese Anschauungen näher einzugehen; wir möchten nur folgende Sätze aufstellen, zu denen wir nach mehrjähriger Erfahrung gekommen sind. Es besteht kein Zweifel, daß der Religionsunterricht in den unteren Klassen sich einfacher und dem Schüler naturgemäßer geben ließe, als es an der Hand des vorgeschriebenen Katechismus geschieht; das Deharbesche Buch sodann bietet gleichfalls durch seine scholastische Form und Ausdrucksweise dem Schüler der mittleren Stufe viele Schwierigkeiten und enthält zudem gar manches, was schadlos wegbleiben könnte. Das Lehrbuch wiederholt größtenteils, an manchen Stellen wörtlich, den Deharbeschen Katechismus, nur daß es die Form von Frage und Antwort fallen läßt. Es bietet somit dem Schüler nichts Neues, sondern führt ihm das, was er schon früher kennen gelernt hat, aufs neue vor, nur in einem etwas anderen Gewande und bei den meisten — nicht allen — Partien mit größerer Ausführlichkeit und Tiefe. Wir kennen die Verschiedenheit in der Beantwortung der Frage, was für den Religionsunterricht am Gymnasium mehr zu empfehlen sei, eine wissenschaftliche Behandlung des Stoffes oder Anschluß an den Katechismus; wir wissen auch, daß in den letzten Jahren ein Mann (Grimmich), dessen Schrift: „Der Religionsunterricht an unseren Gymnasien" ein gewisses Aufsehen erregt hat, das Lehrbuch an den bayerischen Gymnasien allen in Deutschland sonst gebrauchten vorzieht: dennoch sähen wir es lieber, wenn eine mehr wissenschaftliche Form unserem Lehrbuche zugrunde läge. Unter allen Umständen aber sollten Partien wegbleiben, welche nur ganz Bekanntes oder lediglich eine Aufzählung von Punkten enthalten, wie es bei dem Abschnitte über die Sittenlehre vielfach zutrifft, welcher übrigens fast durchaus zu sehr kasuistisch gehalten ist. Würde alles Ueberflüssige und was nur der formellen Vollständigkeit wegen dasteht, fortfallen oder doch entsprechend gekürzt werden, dann würde mehr Zeit verbleiben, wichtige Partien der Kirchengeschichte eingehender zu behandeln und andere Fragen, welche mit dem religiösen Leben im Zusammenhange stehen und die für den Schüler zum Stein des Anstoßes werden können, zu besprechen. Es mag jedoch dem Religionsunterrichte ein Buch zugrundegelegt werden, welches nur immer, ausschlaggebend wird sein, wie der Lehrer es zu behandeln versteht, ob er fähig ist, dem toten Buchstaben Leben einzuhauchen und seine Ausführungen interessant und anregend zu gestalten.

Es wurde in letzter Zeit auch die Frage erörtert, ob nicht die Bibel, vielleicht auch das eine oder andere Buch von einem Kirchenvater, oder Auszüge aus deren Schriften sowie Stücke von den herrlichen Poesien der Kirche in den Religionsunterricht hereingezogen werden sollten. Wir selbst haben wiederholt dem das Wort geredet. Jedoch ist dieses nicht in dem Sinne zu verstehen, als ob in der Erklärung dieser Literatur der Religionsunterricht bestehen dürfte, nein, dieser darf nicht anders gegeben werden, als mit Benützung eines systematischen Leitfadens. Hiebei ist darauf zu sehen, daß die wesentlichen Punkte von den Schülern auch der obersten Klassen memoriert und so sein geistiges Eigentum werden; je mehr dieses schon von Anfang geübt wurde, desto leichter wird sich der Schüler oben tun. Nebenbei soll zur Erbauung und gleichsam zur Erholung dem Schüler der letzten Klasse ein Einblick in die genannte Literatur geboten werden. Nicht aber wird das erstrebte Ziel erreicht, wenn einfach ein Kapitel in deutscher Uebersetzung gelesen wird; mit Benützung des Urtextes — bei der hl. Schrift genügt die Vulgata — vielmehr sollten nach den Regeln der Exegese einige

Partien behandelt werden, wobei das Hauptgewicht weniger auf philologische Kleinarbeit als auf die erhebenden und erbaulichen Gedanken gelegt würde. Damit könnte der Schüler einen Einblick in eine Seite seiner Religion erhalten, die ihm sonst unbekannt bliebe, die aber bei richtiger Behandlung gewiß sein Interesse finden wird.

An dem beklagten Manko des Religionsunterrichtes glaubt man auch den Umstand mitverantwortlich machen zu müssen, daß die Schüler insbesondere für das Absolutorium „die Religion lernen müssen" und daß Noten gegeben werden. Damit werde die Religion in dem Empfinden des Schülers degradiert und ihm verleidet. Für die Berechtigung dieser Anklage haben wir persönlich auch nicht die geringste Erfahrung gemacht; es könnte das Gerügte wohl nur dann zutreffen, wenn der Nachdruck auf ein mechanisches Auswendiglernen gelegt würde; dieses dürfte wohl nirgends geschehen. Von dem aber, was geistiges Eigentum des Schülers geworden ist in den Lehren und Wahrheiten der Religion, den einen oder anderen Punkt in Form eines Aufsatzes zu behandeln, kann weder für die Religion noch für den Schüler entwürdigend sein; wir können dieses bei dem besten Willen nicht einsehen, haben auch bei unseren Schülern nie eine Abneigung dagegen gefunden, ausgenommen sind die, welchen alles Studium eine Last war. Sodann ist wohl zu beachten, daß die Religion einen gegebenen positiven Inhalt hat. Wie soll einmal der Schüler im späteren Leben von seinem Glauben eine Ueberzeugung an den Tag legen, wie nach demselben leben, wenn er dessen Lehren gar nicht kennt? Dieses aber kann nur dann der Fall sein, wenn er in seiner Jugend sie nicht bloß mit dem Gefühle aufnimmt, sondern auch zu einem festen Wissen macht.

Ueberschauen wir das Gesagte, dann ergibt sich, daß an dem Lehrstoff, dem Buch und der dadurch bedingten Methode manches gebessert werden könnte und sollte; es zeigt sich jedoch auch, daß hier keineswegs der Hauptgrund gefunden werden kann, weshalb der Religionsunterricht am Gymnasium nicht allerwegs das leistet, was man wünschen mag. Die Ursachen dieser betrübenden Tatsache liegen vielmehr größtenteils außerhalb der Schule, und dadurch, daß sie bei der Beurteilung meistens außer Beachtung blieben, ist man ungerecht geworden gegen Sache und Personen. Ich will im folgenden kurz unsere Hauptgegner bezeichnen.

Da ist es vielfach die Gleichgültigkeit, welche im Elternhause gegen die Religion, insbesondere die praktische Betätigung derselben, herrscht. Wenn der Sohn sieht, daß es der Mutter nicht allzusehr am Herzen liegt, am Sonntage wenigstens einer hl. Messe anzuwohnen, wenn es z. B. als ganz selbstverständlich gilt, daß, für den Fall die Familie einen Ausflug macht, der Gottesdienst auf die Seite gesetzt wird, wenn der Student weiß, daß der Vater seit Jahren nicht mehr die heiligen Sakramente empfängt, wo sollte da der Eifer beim Sohne Nahrung empfangen? Verba docent, exempla trahunt! Dazu kommt, daß gerade in der Großstadt in nicht wenigen Familien, die wohl katholisch sein wollen, eine förmliche Abneigung besteht gegen alles spezifisch Katholische wie Bücher, Zeitungen, Vereine 2c. Der Junge hört zu Hause über all dieses eine abfällige, bittere Kritik und sie wird in der Regel bestimmend sein für seine Weltanschauung. Dementsprechend ist die geistige Nahrung in solchen Familien: Indifferente oder geradezu katholikenfeindliche Bücher und Zeitungen, welche einen verdeckten oder offenen Kampf führen gegen das positiv Christliche, vorzugsweise Katholische, die Romane ins Haus tragen, wie „Andreas Vöst", die das, was der Religionslehrer als Glaubenslehre der Kirche den Schülern vorgestellt hat, zu erschüttern und lächerlich zu machen suchen. Zum Teil lesen die Schüler dieses alles selbst, zum Teil lernen sie es kennen aus dem, was erzählt wird. Wie kann unter diesen Umständen in der Schule eine entschieden katholische Gesinnung grundgelegt werden?

Die Entwicklung schreitet nach der schlimmen Seite hin weiter: Schon frühzeitig, sehr frühzeitig wird bei vielen Studenten die Sittlichkeit untergraben. Es ist der Einfluß der Großstadt, wie ich ihn nicht näher schildern will, welchem bereits die Kinder ausgesetzt sind. Die Leser der „Allgemeinen Rundschau" sind hierüber nicht ununterrichtet, haben ja doch die hier erschienenen Artikel von Dr. Ludwig Kemmer grelle Streiflichter auf die sich in Wort und Bild breitmachende Sittenlosigkeit und ihre Folgen für die Jugend geworfen. Wie gar manches Studentlein, welches noch in den Kinderjahren steht, ist bereits mit den schlimmsten Sünden vertraut, während seine Mutter in ihm noch einen Engel der Unschuld sieht! Es mußten in den letzten Jahren an einzelnen Gymnasien Knaben von 10—12 Jahren entlassen werden, welche sich Reden und Handlungen hatten zuschulden kommen lassen, die den Lehrerrat in Staunen setzten. Die Leidenschaft wächst naturgemäß und zehrt an den Kräften des Leibes und der Seele. Daß hiebei schon frühzeitig der natürliche Sinn für die Religion und die übernatürliche Gnade verloren gehen, daß eine solche Kindernatur austrocknet, vielleicht schon Abneigung, ja Haß gegen die Religion in sich aufnimmt, wird niemanden überraschen.

Einen der schlimmsten und verderblichsten Feinde aber haben wir an den sogenannten Froschverbindungen, diesen „Pestbeulen" an unserem Gymnasialkörper. Es ist das Bewußtsein, in direktem Gegensatze zu den Forderungen der Schule, den Mahnungen des Religionslehrers zu stehen, der übermäßige Genuß des Alkohols und Nikotins, der in letzter Zeit besonders hervortretende Stich ins Unsittliche, welcher hier sich bekundet wie bei der jeunesse dorée der Großstadt, die eine Depression des Leibes und der Seele hervorrufen und die auch den letzten Rest eines eifrigen religiösen Lebens ersterben machen. Wer die Verheerungen dieser Ausartung von einer Autorität geschildert haben will, besehe sich die Broschüre des Nervenarztes Dr. F. X. Müller „Die geheimen Schülerverbindungen", ein Schriftchen, das wir in den Händen aller Eltern von Studenten wünschten. Die Zahl der Teilnehmer an diesen Verbindungen ist überraschend groß; es dürfte kaum zu hoch gegriffen sein, wenn wir sagen, daß $^3/_4$ aller Schüler von der 5. Klasse an aufwärts ihnen angehören; der ehemalige Kultusminister von Müller erzählte, daß ihm, als er Polizeidirektor war, die Namen von 23 solcher Verbindungen, die nebeneinander existierten, bekannt geworden seien. Es wird mancher erstaunt sein, daß man diesem Treiben trotz der schärfsten Erlasse der obersten Unterrichtsbehörde nicht Herr werden kann. Die Ursachen dieser Erscheinung sind zahlreich: Es ist der Schutz, den überhaupt namentlich die Großstadt derartigen Dingen bietet, die Verlogenheit und Heuchelei der Mitglieder der Verbindungen, die Unterstützung, die sie bei den Angehörigen von Korps und Burschenschaften finden, deren Pflanzschule sie bilden, die Gönnerschaft, der sie in noch weiteren Kreisen sich zu erfreuen haben, — hat doch kein Geringerer als Dr. Casselmann im letzten Landtage zu ihrer Verteidigung solenne Reden gehalten —, nicht zum mindesten aber trägt die indirekte Begünstigung durch die Polizei dazu bei, welche so ziemlich regelmäßig versagte, wenn es sich um die Aufhebung von gemeldeten Zusammenkünften handelte. Die Schüler aber, die einer solchen Verbindung angehören, sind einer religiösen Einwirkung fast gänzlich unzugänglich. Zudem wird das religiöse Empfinden systematisch ausgerottet; die gemeinsten Witzblätter mit ihrer niedrigen Beschimpfung alles Katholischen, vorzüglich der Personen, welche dasselbe im öffentlichen Leben vertreten, bieten die Vorlage zu eigenen Versuchen in der Karikatur. Durch Anleitung zur Lüge und Heuchelei wird ohnedies schon der natürliche Charakter verdorben. Diese Leute üben nun auf ihre Mitschüler, soweit diese überhaupt zu beeinflussen sind, eine schlimme Wirkung aus und tragen ihre Abneigung gegen die Religion ungeniert zur Schau. Söhne aus bekannt katholischen Familien belegen sie nach berühmten Vorbildern mit dem Namen „der Katholische".

Ist das Gymnasium endlich absolviert, dann tritt ein Teil dieser Verbündler in ein Korps oder eine Burschenschaft ein; für sie gibt es ein kirchliches Leben überhaupt nicht, die anderen bleiben „wild", doch fehlt auch ihnen die Kraft und Begeisterung für die Verwirklichung des religiösen Ideals; ihre Schwingen sind erlahmt; vielleicht daß das Leben einen Teil davon heilt!

Diese Umstände machen die Hauptursache aus, daß der Religionsunterricht am Gymnasium, insbesondere der Großstädte, die Früchte, welche man erwarten möchte, nicht bringt. Sie bilden ein derartiges Gegengewicht, daß auch die beste Lehrordnung und der tüchtigste Religionslehrer dasselbe nicht zu paralysieren vermögen. Auf das Elternhaus aber ist in den meisten Fällen kein Verlaß, sei es, daß Vater und Mutter selbst getäuscht sind oder daß auch sie bei der Täuschung der Schule mithelfen. Darum muß es die Aufgabe aller sein, welche wünschen, daß unsere Gymnasien mehr religiös gefestigte Charaktere erziehen, an der Besserung des Milieus zu arbeiten, in dem die Schüler sich bewegen und leben, an der Ueberwindung des allgemeinen religiösen Indifferentismus, der öffentlichen Unsittlichkeit; die berufenen Faktoren aber haben die heilige Pflicht, alles aufzubieten, um die Pestbeulen an dem Gymnasialkörper, die geheimen Schülerverbindungen, zu beseitigen. Dann, wenn die Atmosphäre, die unsere Schüler umgibt, rein und gesund ist, wird sicherlich die Wahrheit und sittliche Macht der christlichen Lehre sich auch in den Herzen der studierenden Jugend siegreich bewähren.

Der Blick.

Ein Blick, der deiner Lieb' gestohlen
Verirrt' zu einer andern sich.
Ein Gegenblick aus glühen Kohlen
Erregte und verwirrte mich.

Im Schuldbewußtsein der Gefühle
Ging wogenhoch der Seele See,
Da trieb es mich zur Waldesmühle
In deine reine, keusche Näh'.

Ich blickte still beim Räderrauschen
Dir in des Auges klares Blau,
Und in dem Schauen und dem Lauschen
Lag Friedensruh und Himmelstau.

Obgleich dem bösen Bann entronnen,
War mir's, du ahntest mein Vergehn.
Zu weinen hätt' ich fast begonnen . . .
Ich mußte vor dir niedersehn.

Düsseldorf. Joseph Schneiders.

Ein edler Lutheraner im „Kulturkampfe".

Von

Chefredakteur Paul Siebertz.

„Wir gehen rapide unserem Untergang entgegen" sagte am 6. Februar 1870 der Geh. Oberregierungsrat a. D. und Mitglied des preußischen Herrenhauses, August Kröcher, zu dem seinerzeitigen Führer der preußischen Konservativen und nachmaligen protestantischen Mitgliede der Zentrumsfraktion, Ernst Ludwig von Gerlach, dessen Lebensbild uns soeben auf den Büchertisch gelegt wird*). Und als dann Kröcher weiterhin „die Situation als hoffnungslos" bezeichnete, da entgegnete ihm der glaubensstarke, von hohen Idealen zeit seines langen und arbeitsreichen Lebens getragene Parlamentarier, daß „untergehen für eine gute Sache Lebensinhalt und Lebensglück genug sei."

Der „Kampf", für den aber Ludwig von Gerlach stets sich zu begeistern vermochte, war ein Ringen positiv christlicher Grundsätze und Anschauungen mit dem zu jener Zeit auch in preußischen Regierungskreisen unter Bismarcks Aegide sich immer mehr breitmachenden Unglauben und dem rapiden Verfalle inneren kirchlichen Lebens. In diesem Kampfe fand man den begeisterten Streiter aus der Zeit deutscher Befreiungskriege immer noch mit dem Idealismus der Jugend auf den Schanzen, auch dann, als das „Dach sollte gewölbt werden über dem einigen Deutschen Reiche". Und da es scheinen wollte, als ob die Mannen, die er seither geführt hatte in der konservativen Partei, ihn verlassen hätten, da schrieb die „Magdeburger Zeitung" unterm 9. Februar 1870 mit Recht: „Wenn man glaubt, daß der Chef der pietistisch-konservativen Partei, Herr von Gerlach, seine Mannschaften verloren habe, so irrt man sich. Der Chef ist es nur allein, der den Mut hat, seine Fahne öffentlich auszustecken, während die anderen in verbittertem Schweigen verharren und nur, wenn sie unter sich ganz einig zu sein glauben, Farbe bekennen."

So war es. Der Mut kraftvoller Ueberzeugung beseelte in hohem Grade diesen protestantischen Edelmann, welcher von niemanden sich übertreffen ließ an Treue gegen sein Königshaus, aber auch in allen Lebenslagen treu und unerschütterlich zu seinem Glauben sich bekannte. Der nichts so sehr haßte, als schwächliche Nachgiebigkeit gegen den sogenannten „Geist" einer irregeleiteten Zeit; welcher nichts so sehr bedauerte, als daß nicht die gläubigen Christen der leider getrennten Bekenntnisse sich aufrafften zu gemeinsamem Vormarsche gegen den Feind des Gottesglaubens und des positiven Kirchentumes. Dessen ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet war, das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den getrennten Brüdern zu wecken und zu stärken, um so ihnen Macht und Einfluß zu verschaffen gegen jene Elemente, welche Thron und Altar mit gleicher Heftigkeit bedrohten.

Was könnte wohl zeitgemäßer, was lehrreicher sein in unsern Tagen, als den Lebensweg eines solchen Mannes zu verfolgen! Denn es gibt nichts, was uns heute mehr not tut, als den Streit der Konfessionen zu begraben; als uns zu fühlen wie gleichberechtigte Kinder, die mitsammen zu sorgen haben für des Vaterlandes Wohl, die vereint zu stärken haben seine Macht, seinen Einfluß, seine Größe. Freiheit gebe man den verschiedenen Bekenntnissen, damit ein jedes auf seine Weise die ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Tat mache, durch welche es menschliche Glückseligkeit zu fördern und wahre Religiösität tief in die Herzen seiner Anhänger zu pflanzen sucht. Man beseitige ungerechte Ausnahmegesetze und unwürdige Beschränkungen, um zu sehen, wie in freier Entfaltung der Kräfte Großes wird geleistet werden zur Regeneration der Gesellschaft, zur Gesundung krankhafter Zustände und zur Blüte wirtschaftlicher und politischer Kraft und Macht.

Das waren die Gedanken, welche Ludwig von Gerlach beseelten; in ihnen gewannen die Ideale seiner Lebensauffassung greifbare Gestalt.

In keiner Epoche seines segensreichen Wirkens tritt das mehr hervor, als in den letzten sieben Jahren seines Greisenalters, da er mit der abgeklärten Ruhe reifer Erfahrung beobachten mußte, wie man das neugegründete Deutsche Reich auf die Irrwege einer Politik der Verfolgungen gegen jedes positive Kirchentum trieb.

Diese Erscheinung dürfte es rechtfertigen, wenn wir vor allem Ludwig von Gerlachs Lebensbeschreibung nach Untersuchung der Stellungnahme durchforschen, die er zu den Ereignissen seit 1870 einnahm. Eine Unsumme der interessantesten Tatsachen erregt hier unsere Aufmerksamkeit, und so manches Wort des greisen Parlamentariers aus jener Zeit verdient es, der Vergessenheit entrissen und unsern Tagen zur warmen Beherzigung vorgehalten zu werden.

Besonders das Vatikanische Konzil mußte naturgemäß damals die Geister in Spannung halten, besonders dann, als eine kleine Anzahl katholischer deutscher Hochschullehrer sich mit allem Nachdruck gegen das Unfehlbarkeitsdogma erklärte. Gegen jenes Dogma, welches die Unfehlbarkeit des Stellvertreters Christi natürlich nur für jene lehramtlichen Entscheidungen stipulierte, welche den Glauben und die Sitten betreffen, welches dagegen alle Fragen der Kirchenverwaltung und -disziplin gänzlich unberührt ließ.

Der Münchener Stiftsprobst Döllinger stand damals im Vordergrunde des Interesses als einer der lautesten und bedeutendsten Rufer im Streite gegen das Vatikanische Konzil. Ihn besuchte von Gerlach am 28. Juli 1869 in München, und über den Eindruck, welchen Döllinger auf den hervorragenden Lutheraner machte, finden wir in dessen Tagebuch folgenden Vermerk:

„Nach seiner Erscheinung ist Döllinger ganz Gelehrter, nicht Staats- oder Parteimann; ich hatte den Eindruck von Oberflächlichkeit. In unsern Gespächen warnte ich vor liberal-ungläubigen Allianzen. Ich machte geltend, daß auf dem Schlachtfelde nur zwei Armeen, nicht drei, auf einander losschlagen könnten, und empfahl überall, ohne merkbaren Anklang, vertieftes praktisches Bewußtsein in dem, worin wir als Konfession einig seien, mit Vorbehalt des Streites, der dann erst recht fruchtbar sei."

Am 29. Juli schreibt dann v. Gerlach nach einem einstündigen Spaziergange mit Döllinger in sein Tagebuch: „ich vermißte (bei Döllinger) das spezifisch-katholische Bewußtsein."

Wie sehr hatte doch der gläubige Lutheraner erkannt, welch schlimme Wege der Münchener Gelehrte zu wandern sich anschickte! Den Grund dieses Abirrens erkannte v. Gerlach wohl auch so klar, wie sein Freund Graf Cajus Stolberg, welcher ihn am 7. März 1870 aus Dresden schrieb:

„Der Schwindel, durch welchen der unglückliche Döllinger und mit ihm manche sonst hochgefeierte Schriftgelehrte im Hochmute ihres Wissens sich hinreißen lassen, ist sehr traurig für sie, und mich freut es besonders, daß du, lieber Ludwig, ihn gewarnt hast."

Von geradezu rührender Bescheidenheit, die ein hervorstehender Charakterzug Gerlachs ist, zeugt es, wenn er in seinem Tagebuch zu diesen Worten Cai's bemerkt:

„Diesem Urteil über Döllinger mich anzuschließen, verbietet mir mein Gewissen und die Demut meiner Unwissenheit,

*) Ernst Ludwig von Gerlach. Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken 1795—1877. Herausgegeben von Jakob von Gerlach. Zwei Bände mit 11 Bildern und einer Faksimilebeilage, 543 und 526 Seiten. Verlag von Fr. Bahn, Schwerin i. Meckl. 1903. Preis 17 Mk. 50 Pfg.

obschon ich auch meine schweren Bedenken gegen Döllinger habe."

Diese Bedenken wurden sicherlich nicht gehoben, als gelegentlich eines großen Lutheraner Konventes, welcher vom 8. bis 10. Juni 1870 in Leipzig tagte, der Präsident dieses Konventes — Oberkonsistorialrat und Reichsrat Harleß aus München — sich „sehr scharf gegen Döllinger als einen charakterlosen, unzuverlässigen Menschen" erklärte.

„Am 17. Juli", so notiert sich v. Gerlach später, „erfolgte die französische Kriegserklärung und am 18. sprach der Papst in Rom die Vertagung des Konzils und die Bestätigung der Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit aus, unter Regengüssen, Donner und Blitz; es wurde so dunkel, daß ihm ein Wachslicht gebracht wurde, vor dem er ablas: „Nos sacro approbante concilio illa ita decernimus statuimus atque sancimus uti lecta sunt"."

Der Stolz so manches Gelehrten bäumte sich gegen dieses Dogma auf und wollte sich nicht unterwerfen: allen voran Döllinger. Mit tiefem Schmerze schrieb diesbezüglich der edle v. Gerlach am 31. März 1871 in sein Tagebuch:

„Döllinger soll nun definitiv abgelehnt haben, sich dem vatikanischen Infallibilitätsdogma zu unterwerfen. Wäre ich Döllinger, so könnte ich auch eine unterwerfende Erklärung nicht abgeben. Aber Gewissenspficht würde es mir sein, mich so zu verhalten, daß die Ungläubigen sich meiner nicht freuen und auf mich sich nicht berufen könnten. Bei jeder Gelegenheit würde ich zu Pio nono mich bekennen und ihm dienen, soweit es mein Gewissen erlaubte, feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln und zu ihm stehen in seinen Kämpfen, so daß seine ungläubigen und unkirchlichen Gegner mich als den Seinigen behandeln müßten; und das alles, während er mich exkommunizierte."

Wahrlich, dieser gläubige Protestant hatte eine hochideale Auffassung von der Zusammengehörigkeit des Hirten und der Herde zur Zeit des Sturmes! So Mancher wird in unseren Tagen diese Worte nicht zu lesen vermögen ohne tiefe Rührung; ohne aus ihnen praktische Nutzanwendnugen für sich und andere zu ziehen.

Döllinger aber unterwarf sich nicht und am 7. April 1871 wurde er vom Erzbischof von München-Freising förmlich exkommuniziert.

Wie so ganz anders war das Verhalten eines anderen hervorragenden Gelehrten jener Zeit, des berühmten Historikers Johannes Janssen. Ihn besuchte v. Gerlach am 24. Juli 1871 in Frankfurt a. Main, und bei dieser Gelegenheit kam die Rede erklärlicherweise auch auf das vatikanische Konzil und Döllinger. Hierüber finden wir in v. Gerlachs Tagebuch u. a. folgende Aufzeichnungen: Janssen habe, so sagte er, „zum Konzil gestanden wie der Bischof von Mainz, die Opportunität der Infallibilitätserklärung bezweifelnd, aber nun aus vollem Herzen sich unterworfen." Die Döllingerianer hielt Janssen „für ganz ohnmächtig"; „kein Bischof sei auf Döllingers Seite". Und dann warf Janssen die bedeutungsvolle Frage auf: „Ob Döllinger wohl bete?" um im Anschluß hieran treffend zu bemerken: „Döllinger halte wohl die Gelehrten gleich den Propheten für mehr als Könige und Priester."

Von dieser Unterredung mit Janssen bemerkt v. Gerlach in seinem Tagebuch: „Das objektiv-substantielle Wesen der katholischen Kirche trat mir in seinem heiteren zufriedenen Wesen lehrreich und erfrischend entgegen."

Wenige Tage darauf hatte v. Gerlach Gelegenheit, auf der Bahnfahrt von Augsburg nach München sich „lehrreich" zu unterhalten mit einem Kooperator Heinrich Rupp aus Rottenburg in Niederbayern. In Gerlachs Tagebuch vom 5. August 1871 lesen wir hierüber:

„Er war ein Schüller Döllingers, aber er hatte keine Neigung für dessen Schisma, nicht einmal so weit, es für wichtig zu halten; er schob es, milde und voll Achtung für Döllinger, auf Stolz."

Von diesem bayerischen Landgeistlichen aber bemerkt v. Gerlach sehr anerkennend: „Mir erschien der noch nicht vierzigjährige Mann freundlich, ruhig, nicht Proselyten machend, aber nicht weltlich oder gar frivol. Er setzte die Kirche, fest vertrauend auf ihren Bestand, als in ihrer Wahrheit unanfechtbar sich in der Welt behauptend, voraus."

Ueber das Unfehlbarkeitsdogma unterhielt sich v. Gerlach auch am 20. August 1871 in einer mehrstündigen Unterredung mit dem Bischof Hefele von Rottenburg (Wttbg.), welcher erklärte: „Das vatikanische Dogma habe er schließlich angenommen, weil er vor der Alternative gestanden, die Kirche oder sich selbst für unfehlbar zu halten. Er habe ersteres vorgezogen." Den altkatholischen „Bischof" Reinkens charakterisierte Hefele „sehr substantiiert aus eigener Bekanntschaft" als einen „Windbeutel"; „so habe Reusch, der jetzt auch altkatholischer Professor in Bonn ist, selbst ihn bezeichnet." Die Jesuiten, sacré coeur usw. seien Hefele „nicht sympatisch" gewesen, konstatiert von Gerlach, um dann von Bischof Hefele zu sagen:

„Er machte durchaus den Eindruck ehrlicher Gewissenhaftigkeit und brüderlicher Katholizität, und mehr eines Professors, was er so lange gewesen, als eines Bischofes" . . . . . „Er gab sich als von jeher einen Gegner ultramontaner Uebertreibungen, fügte aber gleich bei, . . . daß dies jetzt zurücktreten müsse."

„Zurücktreten" müßten jetzt derartige untergeordnete Meinungsverschiedenheiten, so hatte v. Gerlach am 13. August 1871 auch schon dem Konstanzer Kreisgerichtsrat Reinhold Baumstark gegenüber betont, damit „die Einheit der Streiter der Kirche nicht gestört werde." Denn allseits rüstete sich der „Liberalismus und die ihm ergebene preußische Regierung zum Hauptkampfe gegen Rom, zum Vernichtungsfeldzug gegen die katholische Kirche.

Diese Entwickelung der Dinge hatte v. Gerlach schon längst vorausgesehen und sie erfüllte ihn selbst dann mit tiefer Sorge, als die erfreulichsten Nachrichten vom deutsch-französischen Kriegsschauplatze des edlen Patrioten Herz höher schlagen ließen. Ergreifend kommt dies in seinem Tagebuch zum Ausdruck, als er doch der Freude so voll war über des deutschen Heeres kraftvollen Siege bei Sedan.

„Für mich waren diese Tage, von denen ich den 3. bis 5. September in Wollenschier. . . . zubrachte", so schrieb er, „der Höhepunkt der schmerzlichen Zerrissenheit meines Innern. Einerseits ringsum Freude und Dank — wohl berechtigt — und auch in mir, Dank besonders für des Frevlers Napoleons definitiven Fall, für die Bewährung der Armee und die Neubefestigung unseres Thrones, anderseits die grundungerechte Bismarksche Politik in ihrem stürmischen Siegesrausch, und der düstere Blick in die Zukunft unserer Sünden — und niemand, der tröstlich mit mir fühlte. Und doch den unheilvollen Sieg des revolutionären Liberalismus im Innern Preußens und Deutschlands, wie er schon damals vor Augen stand und seit dem unaufhaltsam fortschreitet, — den sah ich. Aber wer hätte damals die darauffolgende Mißhandlung der römischen Kirche und die demokratisierende Zersetzung der evangelischen Kirche vorausgesehen, "die jetzt 1874, von Schritt zu Schritt sich vollzieht?"

Die ersten Ausblicke auf künftige Verfolgungen der Kirche machten sich schon geltend zu Beginn der Tagung des neuen Deutschen Reichstages. Hierüber berichtet v. Gerlach in seinem Tagebuch wie folgt:

„Gleich der erste Reichstag verstieg sich zu einem Beschlusse, der arge Ungerechtigkeit und Torheit in seinem Schoße barg. Am 30. März 1871 brachte die Mehrheit folgenden Satz in die Adresse an den Kaiser: „Die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren." Also ein im Verhältnis christlicher Völker untereinander (dessen Prinzip nicht abstrakte Isolierung sondern brüderliche Gemeinschaft ist) unmögliches Ansinnen; zunächst sollte es den Kaiser abhalten, des vergewaltigten Papstes, des Kaisers wiederholten Zusagen gemäß, sich anzunehmen. Und gleichzeitig wies der Reichstag den Antrag zurück, in die Adresse die Befürwortung derjenigen Kirchenfreiheit, die in Preußen schon bestand, für das ganze Deutsche Reich aufzunehmen, — beides erste Hindeutungen auf die für 1872 bevorstehende Verfolgungen der Kirche."

Diese Verwerfung des Nichtinterventiontsprinzips durch den Protestanten v. Gerlach war in dessen streng rechtlicher Gesinnung tief begründet. Ihn schmerzte es ungemein, daß man dergestalt den Kaiser abhielt, seine „wiederholten Zusagen" zu halten und in dieser Stimmung notierte er sich am 25. April noch eine Meldung der „Germania", welche unter gleichem Datum erzählte, „der Herzog von Ratibor habe einer Maltheserversammlung in Schlesien berichtet, wie der Kaiser in seiner Antwort auf die schlesisch-westfälische Maltheseradresse, überreicht in Versailles im Februar d. J. durch den Freiherrn von Schorlemer, zu diesem und ihm, dem Herzoge, gesagt habe, er, der Kaiser, sehe in der Okkupation von Rom einen Gewaltakt und eine Anmaßung Italiens und werde nach der Beendigung des Krieges in Gemeinschaft mit den andern Fürsten Schritte dagegen in Betracht ziehen."

Die vom Kaiser in Aussicht gestellten „Schritte“ gegen die Okkupation Roms unterblieben auf Drängen der liberalen Mehrheit des Reichstages — die angekündigten Kämpfe wider die Kirche und positives Christentum setzten dagegen mit aller Macht ein. Und diese Tatsache brachte den gläubigen Protestanten v. Gerlach in nähere Berührung mit den Führern der neugegründeten Zentrumsfraktion.

Schon am 8. Dezember hatte v. Gerlach die Bekanntschaft des Hannoverschen Exministers Windthorst gemacht, welcher als Führer an der Spitze der parlamentarischen Vertretung des katholischen Volkes stand. Windthorst hatte v. Gerlach im Gasthof besucht und ihm eine Reichstagswahl in Hannover in Aussicht gestellt, zu deren Annahme v. Gerlach sich bereit erklärte. Seine Neigung, gewählt zu werden, und dann im Parlament seinen Mann bei den beginnenden Kämpfen für Glauben und Kirche stellen zu können, war bei v. Gerlach so groß, daß sie ihn laut Tagebuch an Elihus Worte aus dem Buch Hiob (32, 19 u. 32) erinnerte: „Ich bin der Rede so voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängstet. Siehe mein Bauch ist wie der Most, der zugestopft ist und die neuen Fässer zerreißet. Ich muß reden, daß ich Odem habe; ich muß meine Lippen auftun und antworten.“ (Forts. folgt.)

Nacht und Morgen auf dem Meere.

Wir waren abends in Queenbourgh in See gestochen und eilten zielbewußt dem Festland zu. In der Ferne sahen wir die Lichter der Hafenstadt verlöschen und untergehen, und bald trieben wir allein auf offenem Meer. Nur schwer faßte ich den Entschluß, mich in die Kajüte zu verfügen, und auch jetzt hielt es mich nicht lange in dem engen Verschlag. Hier zu bleiben in der erstickenden Luft, während draußen sich mir die Wunder zeigen wollten, die einst aus Gottes Schöpferfaust entflogen, empfand ich wie eine Sünde wider den Geist und freudig folgte ich dem Ruf des Herrn der Welt zur Offenbarung. Hastig warf ich die Kleider um und kam auf Deck. Keusche, lautere Nacht auf dem nordischen Meere! Eine feine, herbe Luft legte sich um meine feigen, fröstelnden Glieder, kein sinnlicher Mondschein trübte die strenge Reinheit der Sterne, die wie Eis am Himmel glitzerten, ein blutroter Streifen bezeichnete im Westen die Stelle, wo die Sonnenfackel verglomm. Und während Segler und Dampfer geheimnisvoll an uns vorüberschlichen und in dem gespensterhaften Halbdunkel wie unser eigenes treues Schiff die Pforte zur Ewigkeit zu suchen und nicht zu finden schienen, lauschte ich dem schwermutsvollen Rauschen und sann und sann und verlor mich und verschrieb mich tiefer Einsamkeit. Noch schien im Westen Gottes Purpurmantel zu leuchten, als ich mich, selbst gereinigt und geläutert in dieser lauteren Nacht, auf einer Bank zum Schlummer neigte.

Ich schlief sanft und fest. Keine lähmende Schlaftrunkenheit konnte beim Erwachen meinen Geist in Fesseln legen, und rasch erhob ich mich und eilte auf das höhere Vorderdeck, wo ich allein blieb. Noch war kein Land zu sehen; unabsehbar dehnte sich vor mir in seiner uferlosen Fläche das Meer, das Reich, in dem die Sonne nicht untergeht, die Unendlichkeit. Weithin glänzte es vor mir in seiner schillernden, unbestimmbaren Farbe, der lockenden Farbe des Unbekannten. Ich erschrak; denn namenlose Sehnsucht umfing mich, mich hinunterzustürzen in dieses nie geahnte Land, und als nun im Osten die Sonne wie der Wagen des Elias höher stieg und ein gewaltiger Wind vom Land her aufstand, da vergaß ich, vergaß ich alles, was mich an die Erde hätte ketten können, und schrie zum Himmel um die Kraft und Fittiche dieses Riesen, daß auch mein Geist wie der seine das All ausfüllen und dem unendlichen Weltgeist zufluten könnte.

Die schrille Schiffsglocke, die die Langschläfer weckte, weckte auch mich aus meinen gefährlichen Träumen und gab mich einer nüchternen Wirklichkeit zurück; bald fühlte ich auf dem Festland unter mir sicheren Boden. R. v. Godin.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hoftheater in München. Die Ereignisse gehen jetzt einen äußerst ruhigen Gang. Weder die Oper noch das Schauspiel geben Veranlassung zum Besuch der Theater, es sei denn, daß man sich der nicht gerade angenehmen Aufgabe unterziehen müßte, neuengagierte Mitglieder bei Uebernahme alter Repertoirerollen zu besprechen. Nachdem diese „Neuen“ aber zumeist nicht auf Empfehlung der Kritik an unsere Hofoper gekommen sind, so sind diese Besprechungen an sich gar nicht mehr geeignet, irgend einen Einfluß ausüben zu können. Inwiefern dieses gegenwärtige Stadium bei schwächsten und zum Teil unmöglichen Leistungen zur Wiedererweckung der einstigen durchaus gesunden Verhältnisse dienen soll, ist uns bisher schleierhaft geblieben.

Münchener Schauspielhaus. Die letzte sehr literarische Novität der Bühne war die Uraufführung des fünfaktigen Schauspiels „Die Andere“ von Hermann Bahr. Es ist ein sexuell-psychologisches Problemstück, dessen Führung für die große Oeffentlichkeit indessen um so weniger verständlich ist, je mehr aus ihm die Kenntnis intimen Seelenlebens spricht. Ein Impresario hat mit rüder und suggestiver Gewalt eine Geigerin zu der Seinen gemacht; später ist er ihr aus den Augen gekommen und sie sucht sich von dieser Macht vergebens zu befreien. Kurz bevor sie die Frau eines Professors werden will, an den sie sich mit ängstlicher Furcht klammert, taucht der Impresario wieder persönlich auf und erweckt wieder die „Andere“ in ihr. Brutal nützt er ihre Kunst aus, veranlaßt sie zu einem Betrug an dem Professor, bis sie, an Leib und Seele gebrochen, in tiefstem Elend verkommt. An ihrem Sterbebette stehen sich die beiden Männer zum erstenmal gegenüber, und auch hier bleibt der Impresario noch Sieger über sie. — Mit der geistreich-feuilletonistischen Führung, die Bahr dem Stück gegeben hat, fand man sich ab. Das überflüssige Bild von Armeleuteelend, das der Verfasser im fünften Akt aufrollte, ließ aber die Stimmung des Publikums nicht unbeeinflußt, und über den früheren freundlichen Beifall gewann die Ablehnung die Oberhand. Die Aufführung war, wie die Inszenierung, glänzend zu nennen, besonders soweit es Frl. Marberg, Frau Müller und die Herren Jessen und Lackner betrifft.

Die Konzertwoche. Neben den Solistenkonzerten, die in diesem Jahr geradezu Legion werden, haben sich inzwischen auch die großen Orchesterkonzerte wieder eingeführt. An erster Stelle derselben steht das „Allerheiligen-Konzert“ der Kgl. Akademie, das unter der tiefgreifenden und energievollen Leitung Felix Mottls eine wunderschöne Aufführung von Bachs Hoher Messe herausbrachte. Die monumentale Größe des Werkes liegt zuerst in den Chören, deren technischer und geistiger Inhalt denn auch vollständig herausgehoben wurde. Aber auch die Solisten standen auf voller Höhe und das einheitliche Bild wurde nicht, wie es früher öfter gerade bei diesem Anlaß der Fall war, durch minderwertiges unterbrochen.

Auch das Kaimorchester hat seine weitverzweigte Tätigkeit wieder aufgenommen. Georg Schneevoigt hat die Erbschaft nach Weingartner in überaus glücklicher Weise angetreten. Die Volkskonzerte werden wieder von Peter Raabe in umsichtiger Weise geführt, nur sollte er sich in seinen Programmen von dem Vorbild Schneevoigts möglichst frei zu machen suchen, und die volkstümlichen Kammermusikkonzerte haben durch die Zusammenstellung eines Streichquartetts aus dem Kaimorchester eine abermalige Erweiterung erfahren. Ein Orchesterkonzert veranstaltete auch noch Herr Walter Armbrust aus Hamburg, der sich als besonnener Dirigent an längst bekannten Werken bewährte, aber besondere, mit diesem Konzert verbundene Absichten wurden nicht deutlich. In demselben spielte Fräulein Wanda von Trzaska technisch überlegen, aber sehr derb Liszts A-dur-Konzert. — Die Kammermusik war bisher vertreten durch die Böhmen und die Brüsseler, über die Neues nicht zu sagen ist; ferner durch ein neugebildetes Trio einstiger Schüler der hiesigen Akademie, der Herren Schroeder, Sieben und Stoeber, das vorläufig einen guten Wechsel auf die Zukunft ausstellte, und endlich durch einen Sonatenabend der Herren Stavenhagen und Berber, der in wundervoller Ausführung neben Werken von Bach und Beethoven auch eine neue, zweisätzige Sonate von Anton Beer-Wallbrunn brachte, die neben voller Formschönheit auch ein bewegtes, geistiges Innenleben bewies, und lebhaftesten Beifall fand. — Aus der Schar der Sängerinnen ist zuerst Susanne Dessoir zu erwähnen, die ihre Spezialität: schalkhafte Oberflächlichkeit jedenfalls mit bedeutender Virtuosität beherrscht, Bea von Dessauer, deren Corneliusabend mit allerbesten Absichten vielleicht doch etwas zu

hoch für das derzeitige Können der Dame griff, und Else Widen, die mit ihren Vorträgen so günstig wie immer wirkte, ohne durch bemerkenswerte Vorzüge besonders aufzufallen. — Ein Eichendorff-Abend, der von der Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Musikervereins veranstaltet wurde, fiel besonders durch den neuen Gesichtspunkt seiner Veranstaltung und die prachtvolle Begleitungskunst Hans Pfitzners auf, während die Vortragenden, Frau Sophie Rikoff und Herr Zador, durchaus nichts Außergewöhnliches boten. — Aus der Reihe der Pianisten endlich ist Thekla Scholl zu erwähnen, die sich wieder als ein im rüstigen Vorwärtsschreiten begriffenes Talent dokumentierte.

München. Hermann Teibler.

Theater- und Konzertleben am Rhein. Nachdem unsere drei Theater schon seit dem 1. September die Bewohner der alten Colonia mit Schauspielen, Opern und Balletten unterhielten, hat jetzt auch der alte Gürzenich seine Pforten geöffnet. In dem ersten Gesellschafts-(Gürzenich) Konzert hatte Rheinlands größter Sohn, Beethoven, das erste Wort mit seiner ersten Sinfonie in C-dur — das letzte der Münchner Max Reger mit seiner Sinfonietta. Wenn Reger seine op. 90 Sinfonietta eine kleine Sinfonie nennen darf, so kann man die Lüneburger Heide als eine Piazetta, ein Plätzchen, bezeichnen. Mutatis mutandis hätte man Reger nach der Aufführung seiner Sinfonietta ungefähr das Gleiche sagen können, was die Schröder-Devrient nach der ersten Tannhäuser-Aufführung in Dresden äußerte, als sie Wagner umarmte: „Du hast zwar eine greuliche Musik geschrieben," stammelte sie unter Freudentränen, „aber ein Genie bist du doch!" Auf mich macht die Sinfonietta den Eindruck wie eine dramatische Dichtung Hebbels, wo sich Ungeheuerliches, Rohes, mit Zartem und Holdseligem paart. Der Kuriosität halber sei erwähnt, daß zwischen den beiden Polen, in denen die beiden Sinfonien sich bewegen, eine Arie aus dem Rossinischen Stabat mater, von Frau Gadski-Tauscher mit Verve gesungen, das wetterwendische Publikum in gelindes Entzücken versetzte.

Die Oper brachte als erste Novität d'Alberts „Tiefland". Wäre die einfache Handlung nicht ungebührlich in die Breite gezogen, so könnte man sich an der melodiösen Musik bedingungslos erfreuen. In Mozarts „Don Juan" ließ man die Titelrolle zum erstenmal von unserem Clarence Whthice, einem Kunstsänger ersten Ranges, singen. In der Darstellung ist der Künstler, ein Amerikaner, meist gelassen, um nicht lässig zu sagen. Hier zeigte er jedoch in der ersten Hälfte der Oper, daß er auch sehr agil sein kann. Nach der Champagner-Arie, bei der er, wie es jetzt Mode bei den Don Juan-Sängern ist, die Handschuhe zuknöpfte, wurde er selbst auch zugeknöpft: er verfiel wieder in sein gewöhnliches Phlegma.

Für das Schauspiel hat man ein Novitätenabonnement eingerichtet. Das scheint sich zu bewähren. Denn es gibt ja viele Leute, die gerne dabei gewesen sind, wenn etwas Besonderes geschieht. So war denn das alte Theater bei des alten Björnsterne-Björnson ödem Schauspiel „Doglau" gut besetzt, ebenso bei dem dritten Novitätenabend, wo man zwei Stücke sah. „Ninon von Lenclos" von Ernst Hardt gefiel, weniger sprach „Beningens Erlebnis" von P. von Keyseling an, bei dem man eben recht wenig erlebt. Bei den Wiederholungen dieser Vorstellung wurde noch ein Einakter „Hortense" zugegeben, der von einem jungen rheinischen Dichter Hans Fritz von Zwehl herrührt. An dem vierten Novitätenabend sah man das Lustspiel „Sein Alibi" von Fritz Wolters, in dem gezeigt wird, was eine Notlüge allerlei Unangenehmes nach sich ziehen kann, ein Thema, das Benedix in „Das Lügen" schon vor Jahren viel gewandter und amüsanter behandelt hat. Daß die Maler keine Historien mehr malen und die Dichter keine mehr schreiben — wer weiß das nicht! Aber es gibt Ausnahmen. Der Dichter des historischen Dramas „Zar Peter", das am fünften Novitätenabend den Abonnenten vorgeführt wurde, Dr. Otto Erler, ist ein Lehrer und lebt in Dresden. Wenn man es auch nicht wüßte, daß der Dichter ein Jugendbildner ist, man würde es bald daran merken, wie er seinen Stoff vorträgt. Die Charaktere Peters des Großen und seines schwächlichen Sohnes Alexei sind gut getroffen, aber die Weiber, die kennt unser guter Doktor nicht. Er faßt die beiden Kaiserinnen so vorsichtig an, wie man das in Gymnasien und höheren Töchterschulen zu tun bemüßigt ist, um die jungen Gemüter nicht auf unpassende Gedanken zu bringen. Zar Peter und sein Sohn wurden von Hans Siebert und Emil Lindner trefflich dargestellt. Direktor Martersteig hatte das Stück sehr geschickt und wirkungsvoll inszeniert.

Unsere Nachbarstädte Aachen, Barmen, Dortmund, Elberfeld, Essen und Düsseldorf sind rüstig am Werben, sowohl in ihren Theatern als auch in ihren Konzertsälen. In Düsseldorf ist das neue Schauspielhaus unter Direktion von Louise Dumont (wie schon in Nr. 45 berichtet) mit Hebbels „Judith und Holofernes" eröffnet worden. Das Haus interessierte bei dieser ersten Vorstellung eigentlich mehr als die Darstellung. Direktor Ockert scheint es dagegen gelungen zu sein, für das neuerbaute Haus in Barmen ein tüchtiges Personal zusammenzustellen. Ehe ich meinen Bericht schließe, sei auch noch von unserm Kölner Residenztheater die Rede. Kommissionsrat Hasemann gibt jetzt jede Woche eine Neuigkeit. Am besten schlug noch das Lustspiel „Der Vielgeprüfte" ein, in dem es sich um einen Referendar handelt, der mehrere Male durch das Assessorexamen gesaust ist. Hasemann ist jetzt selbst ein Vielgeprüfter, da er trotz aller aufgewandten Mühen das Theater nicht recht in Gang bringen kann.

Für den kommenden Sommer plant Köln eine große Kunstausstellung; es werden schon Sitzungen abgehalten, da kann es ja nicht fehlen.

Köln. Hermann Kipper.

Bücherschau.

Grupp, Georg, Kultur der alten Kelten und Germanen. Mit einem Rückblick auf die Urgeschichte. München 1905. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. 319 S. gr. 8°; Brosch. Mk. 5.80.

Es ist ein für den Historiker naheliegender Gedanke, Kelten und Germanen, zwei Brudervölker, die sich zeitlich und räumlich berühren, kulturell nebeneinander zu stellen. Aber die Aufstellung des Problems ist auch diesmal schon eine Leistung. Wir sagen von vornherein, daß die Ausführung aller Anerkennung würdig ist. Der Verfasser hat sich längere Zeit mit der Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit abgegeben und wurde offenbar dabei auf dieses Gebiet gedrängt. Sehen wir uns die Darbietungen auf ihren historischen Wert an, so finden wir, was Grupps Werke von jeher charakterisiert: Grupp ist Liebhaber des Details. Seine Ziele sind nicht weltumspannende Perspektiven, nicht geschichtsphilosophische Ausweitungen des Stoffes, noch auch spekulative Deutungen im Sinne der Modernen in der Weltgeschichte. Er hat sozusagen Freude am einzelnen und verfolgt nebenher mit Vorliebe die literarischen Grundlagen. So ist er auch diesmal wieder in seiner detaillierenden Manier Meister, der uns mit einem ungeheuren Vorrat von geschichtlichen Elementen bekannt macht. Die feinste Gliederung schafft eine in kleine Kapitel geborgene Ernte vom Felde eifriger bibliographischer Tätigkeit. Aber auch ein anderes verdient Anerkennung. In dem ersten einleitenden Teile ist die europäische Urgeschichte, ferner das heutige Wissen von den Indogermanen (bekanntlich sehr problematisch) dargestellt, eine Leistung, die um so beachtenswerter ist, als sie sich auf die neuesten Forschungen stützt. — Endlich noch ein Lob der reichen, lehrhaften Ausstattung durch 165 Abbildungen. B. C.

P. Baumgartner S. J., und seine Kritiker. Dem Verfasser der „Geschichte der Weltliteratur" ging aus Wien folgendes Schreiben zu: „Mit aufrichtigem Bedauern haben die Gefertigten Kenntnis genommen von den Angriffen, welche der V. Band Ihrer Geschichte der Weltliteratur in einem katholischen Literaturorgan jüngst erfahren hat. Wohl wissen wir, daß ein solches Vorgehen Ihre Verdienste nicht zu schmälern und Ihre durch ein Menschenalter bewährte rastlose Arbeit im Dienste der deutschen Literatur nicht zu lähmen vermag. Doch ist es uns ein Bedürfnis, Ew. Hochwürden unsere volle und rückhaltlose Anerkennung, ja unsere Bewunderung auszudrücken für die Lebenszeit, die Sie unserem Volke gewidmet haben. Seien Ew. Hochwürden überzeugt, daß der aufrichtige Dank aller objektiv Urteilenden Ihr Lohn sein wird. Es sei aber den Gefertigten zugleich gestattet, energisch Einsprache zu erheben gegen die in der katholischen Literaturbewegung eingerissene Unsitte, daß ganz unberufene, jugendlich unerfahrene Leute sich zu Richtern über die Arbeiten gereifter, im Dienste der katholischen Literatur ergrauter Männer aufwerfen und dabei noch ihre Waffen dem gegnerischen Lager entlehnen. In aufrichtiger Hochachtung und Verehrung Dr. Richard von Kralik, Eduard Hlatky, Franz Eichert, Dr. Karl Domanig."

Für die Opfer der Erdbeben in Süditalien

sind bei der „Allgemeinen Rundschau" eingegangen bisher Mk. 108.–

K. A. Ludwigshafen . . . . „	4.–
Ungenannt in Fürth . . . . „	10.–
Summa: Mk.	122.–

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 47. München, 18. November 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Randglossen zum russischen Wiedergeburtsprozeß.

Von
Kurt von Blankenau.

Nach den neuesten Nachrichten aus Rußland scheint die Ebbe einzutreten. Nur über das ehemalige Königreich Polen ist neuerdings das Kriegsrecht verhängt worden; in den übrigen Teilen des Riesenreiches denkt Graf Witte auf normalem Wege die Ruhe erreichen zu können. Finnland, das seine besonderen Schmerzen hatte, ist durch weitgehende Rückgewähr der früheren Sonderrechte anscheinend befriedigt. Der polnischen Nationalität ist keinerlei Zugeständnis gemacht worden. Schon dieser Umstand deutet darauf hin, daß die revolutionäre Bewegung im Zartum Polen nicht nationaler, sondern sozialer Natur ist. Unsere Hakatisten versuchen freilich, die dortigen Unruhen und das dagegen verhängte Kriegsrecht für ihre Zwecke zu verwerten, indem sie einen großpolnischen Aufstand mit Beteiligung der deutschen Polen an die Wand malen und das englische Gerede von der Einmarschbereitschaft deutscher Regimenter blindeifrig weitertragen. Was in Russisch-Polen Skandal macht, ist vorläufig nur Sozialdemokratie und Pöbel. Hoffentlich hält sich das eigentliche polnische Volk auch weiterhin von den Abenteuern fern, bei denen für seine nationale Zukunft nichts zu profitieren ist. Dann beschränkt sich die Mitleidenschaft Deutschlands — abgesehen von den wirtschaftlichen Störungen — auf die ansteckende Kraft, die suggestive Wirkung der russischen Wirren für die deutsche Sozialdemokratie. Dauert nun das Abflauen der revolutionären Bewegung in Rußland fort, so wird der Tatendrang der deutschen Sozialdemokratie sich auch schon wieder legen. Gegenüber dem Vorschlag der tapferen Genossen von Breslau, am Buß- und Bettage den ersten Versuch mit Straßendemonstrationen zu machen, hat ja sogar die radikalste Parteipresse die Vorsicht für den besten Teil der roten Tapferkeit erklärt.

Hat nun Graf Witte wirklich der revolutionären Hydra die zahlreichen Köpfe abgeschlagen und die Beruhigung des Landes erreicht? Soll die Meuterei in Kronstadt, die so gefährlich aussah, der Anfang vom Ende der Revolution anstatt des Zarentums sein? Wer klug ist, betrachtet die Erscheinungen in Rußland immer nur als vorläufig. Wer weiß, was morgen wird — angesichts dieser gärenden Masse und dieses ränkereichen Hofes mit der schwachen Spitze?

Zunächst ist es eine erfreuliche Ueberraschung, daß der impressionistische Zar an Witte festgehalten hat trotz der andauernden Hiobsnachrichten. Ja, der Zar hat nach Pobjedonoszew und Großfürst Wladimir auch noch seinen geliebten Trepow geopfert, allerdings unter Ernennung zum Palastkommandanten, also unter einer Art Dispositionsstellung. Doch scheint gerade die Abberufung Trepows von seinem gewaltigen Posten als Petersburger Polizeidiktator einen großen Eindruck im Volke gemacht zu haben. In der Tat liegt darin der Sieg Wittes über die Gegenrevolution, wenigstens ein vorläufiger Sieg. Denn zur Erklärung der jüngsten Vorgänge ist festzuhalten, daß Witte es nicht bloß mit der Revolution von unten, sondern auch mit einer Revolution von oben zu tun hatte. Er gibt in einem seiner vielen Communiqués selbst an, daß die Behörden Unruhen inszeniert haben. Ja, er hat in seinem neuen Ministerrat sogar eine genaue Untersuchung über die amtlichen Anstifter von Tumulten und Massakres beschließen lassen. Er will also dem Tschin, dem in seinen alten Macht- und Erwerbsstellungen bedrohten Beamtentum, entschlossen an den Kragen gehen, um sich selbst den Gehorsam des Apparates für die Zukunft zu sichern.

Ob ihm das gelingt? Den aktiven Widerstand, wie ihn viele Behörden durch die Organisation von Ruhestörungen und Plündereien rc. jetzt betätigt haben, kann er leichter und schneller beseitigen als die „passive Resistenz" nach dem Muster der italienischen und österreichischen Eisenbahner. Damit kommen wir auf den ersten der „springenden Punkte" bei dem russischen Umwandlungsprozeß. Der neue Wein ist schon da, aber noch keine neuen Schläuche. Das **Beamtentum**, das in dem alten System groß geworden ist und darin nicht bloß seine Behaglichkeit, sondern auch seine Erwerbsquelle gefunden hat, wird nicht mit einem Schlage zu einem willigen und fähigen Apparat einer konstitutionellen Verwaltung. Es wird Herrn Witte schon schwer, für die **Spitzen** der Behörden neue Männer mit wahrem Reformgeist zu finden; sogar sein Ministerium hat er vorläufig aus strebsamen Geheimräten der alten Schule bilden müssen. Wie lange wird es dauern, bis die breiteren Schichten der mittleren und unteren Beamtenschaft soweit mit neuen Kräften durchsetzt sind, daß der alte Geist überwunden wird, sowohl die alte Bosheit als der alte Schlendrian?

Und mit der Erziehung eines neuen Beamtengeschlechtes ist es noch nicht getan. Das **ganze Volk** muß erst für das neue Verfassungsleben erzogen werden. Die Fortdauer der Unruhen

sollte dem Zaren den Beweis liefern, daß das Volk für die Freiheiten noch nicht reif und noch nicht würdig sei. Eine wirkliche Reife war und ist auch noch nicht vorhanden. Früher sagte man, die Verfassung Rußlands sei die Autokratie, gemildert durch den Meuchelmord; künftig wird es wohl heißen: die moderne Konstitution, gemildert durch die bureaukratische Bevormundung.

In den alten Kulturstaaten klagt man oft über das „Parteitreiben", und Herr v. Miquel hat sogar im Interesse seiner Carrière die Behauptung aufgestellt, daß die Parteien sich überlebt hätten. Aber wenn man die Auswüchse des Parteilebens beklagen oder beschneiden will, so darf man doch seine Vorteile, seine Dienste für das öffentliche Leben und die Staatsgeschäfte nicht übersehen. Die Organisation, welche das hergebrachte Parteileben gibt, ist unentbehrlich für die geordnete, ruhige und fruchtbare Betätigung des Volkswillens. Für Rußland ist augenblicklich die Hauptschwierigkeit der Mangel einer solchen Organisation, welche die Volkskräfte auffassen, ordnen, erziehen und in geregelte Wirksamkeit setzen könnte. Nur die sozialrevolutionären Elemente haben eine gewisse Organisation über sich; aber auch sie ist beschränkt und zersplittert, wie wir gesehen haben an der Zusammenhanglosigkeit der verschiedenen Putsche nach Zeit, Ort und Ziel. Eine große und kräftige Einheit schienen die Eisenbahner beim letzten Ausstand bilden zu wollen, aber diese gefährliche Organisation ist durch die erfolgten Zugeständnisse aufgelöst oder wenigstens vorläufig ausgelöst. Nun gibt es aber keinen Staat, der so buntscheckig ist in seiner materiellen, geschichtlichen, territorialen, wirtschaftlichen und sozialen Gliederung wie Rußland; selbst Oesterreich kann mit dieser Mannigfaltigkeit der Länder, Völker und Kasten nicht konkurrieren. Bisher war der Respekt vor dem Zaren und seinen Beamten das einzige Bindungsmittel. Sobald dies fortfiel, entstand die chaotische Gärung, die uns so viele Rätsel aufgab. Auf dem gänzlichen Mangel an Organisation, dem hilflosen Individualismus beruhte es auch wohl, daß Graf Witte keinen Politiker aus dem Volke für die Bildung seines Ministeriums finden konnte.

Der atomistische Zustand der Gesellschaft mit seiner Rat- und Hilflosigkeit machte die Revolution unfähig zu einem systematischen Vorgehen, zu einer positiven Schöpfung als Ersatz für das bekämpfte Regiment. Das Schlagwort von der „sozialen Republik" zündete nicht in weiten Kreisen, weil man nichts von den Grundlagen einer solchen funkelnagelneuen Staatsordnung erblicken konnte.

Die Desorganisation bei den Unzufriedenen hat vorläufig das Zarentum gerettet. Aber wenn die neue Ordnung auf Grund des Manifestes vom 30. Oktober dauernd und fruchtbar werden soll, so muß Witte als Erzieher die Kristallisation der bisher amorphen Volkskräfte begründen. Mit dem Zusammentritt der Reichsduma wird die Aufgabe nicht gelöst sein, sondern vielmehr, um in der Volkssprache zu reden, das dicke Ende nachkommen. Mag die Duma so oder anders gebildet werden, ein Chaos wird sie zunächst sein, und bis sich aus dem Tohuwabohu ein politisches Gebilde mit Hand und Fuß und Kopf gestaltet, kann es noch manche Rückschläge, manche Putsche und Unruhen, vielleicht sogar eine alles vorläufig wieder vernichtende Katastrophe von oben oder von unten geben.

Man hat die gegenwärtigen Wirren in Rußland mit Frühlingsstürmen verglichen. Wenn es wirklich ein Frühling ist, so läßt er sich sehr rauh an. Als einziges Schneeglöckchen steht Graf Witte noch allein mit seinem vorläufigen Erfolg des Nachlassens der Kämpfe. Es ist zwar etwas gesät worden, aber es keimt und sproßt noch nichts. Ueber die Periode der gefährlichen Nachtfröste ist man auch noch keineswegs hinaus.

Das russische Menschengemisch läßt sich nicht durch ein paar Manifeste über Nacht umformen, sondern es muß aus dem alten Rock heraus- in den neuen hineinwachsen. Das geht nicht ohne Geduldprobe und auch nicht ohne Verdauungsstörungen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Polen als Prügelknabe in den russischen Wirren.

In ganz Rußland wird Zuckerbrot verteilt, nur das ehemalige Königreich Polen bekommt die Peitsche zu kosten. Wenn man nun erst Polen mit Finnland vergleicht, so wird die ungleiche Behandlung erst recht schreiend. Finnland hat zum Lohn für seine gelegentlich bis zu Mordtaten gesteigerte Aufsässigkeit seine ganzen alten Sonderrechte sofort wieder bereitwilligst erhalten; Polen wird dagegen, obschon es gewiß nicht unartiger war als Finnland, mit dem Kriegsrecht und einer Strafpredigt voll Drohungen heimgesucht. Die sämtlichen neuen Freiheiten will Graf Witte dem polnischen Reichsteile vorenthalten, wenn die Bevölkerung nicht von ihrer nationalen „Verblendung" lasse.

Graf Witte behauptet in seinem Communiqué, die Polen griffen die Integrität des russischen Reiches an und arbeiteten in „unverschämter" Weise auf die Trennung hin. Aber, was er zum Beweise anführt, ist nichts anderes als ein Streben nach Autonomie **innerhalb** des russischen Reiches; ein Seitenstück zu der gnädig behandelten finnischen Agitation. Die polnischen Führer im ehemaligen Königreich haben sich danach sogar in der jetzigen politischen Fieberhitze nicht weiter verstiegen als zu der Forderung einer ähnlichen staatlichen Selbstverwaltung wie sie ein Bundesstaat im Deutschen Reiche haben würde, wenn er zugleich den Kaiser als Landesherrn hätte. Derartige Autonomieforderungen kann man vielleicht ablehnen, aber nicht für Hochverrat erklären und in eine Linie mit den früheren Insurrektionen stellen. Tatsächlich haben die polnischen Führer trotz ihrer angestammten Heißblütigkeit neuerdings keinen Versuch gemacht, die Schwäche der russischen Regierung zu einem neuen Befreiungskampfe auszunutzen. Was im Königreich Polen an Tumulten und Straßenkämpfen geleistet ist, kommt nicht auf Rechnung der nationalpolnischen Partei, sondern vielmehr der dortigen Sozialdemokratie. Graf Witte aber wirft absichtlich diese beiden verschiedenen Gruppen in einen Topf, um einen Vorwurf zu einer grimmigen Ausnahmepolitik in den zehn polnischen Gouvernements zu haben. Mordbrennerei und Meuterei werden temporum habita ratione mit väterlicher Langmut behandelt; aber wer im alten Polenlande die polnische Sprache wieder einführen will, wird unter die alte Knute genommen.

Warum und wozu? Unsere deutschen Hakatisten sind in ihrem Polenkoller blind und ungerecht genug, um auch in die Mißhandlung der ausländischen Polen sich einzumischen. Das paßt den englischen Deutschfeinden in den Kram; denn deren Preßtreiben geht zurzeit dahin, der deutschen Politik und besonders dem Deutschen Kaiser alle möglichen Einmischungs- und Bevormundungsgelüste nachzusagen. Durch einen Brief des Kaisers an den Zaren, durch diplomatische Einflüsse in Petersburg und sogar durch die Drohung mit einem Einmarsch bereitgestellter deutscher Truppen in Russisch-Polen sollte Rußland gezwungen werden, scharf gegen sein Polen vorzugehen. Natürlich lauter Lüge; aber semper aliquid haeret, und das erst recht, wenn sogar deutsche Blätter erklären, Preußen könne eine Emanzipation des Polentums an seiner Grenze nicht dulden.

Graf Witte wird natürlich unter den ungeheueren Schwierigkeiten, die er zu überwinden hat, nicht um die Ratschläge der deutschen Hakatisten sich kümmern, sondern **russische** Politik treiben. Und leider gehört die Mißhandlung der unterworfenen Nationalitäten, namentlich der Polen, zu dem alten Inventar der moskowitischen Staatskunst. Damit ist noch längst nicht aufgeräumt. Es ist möglich, daß Graf Witte gegenüber seinen kraftpolitischen Gegnern einmal zeigen wollte, daß er auch eine eiserne Hand haben kann. Es ist auch möglich, daß er glaubt, bei den eigentlichen Russen sich populär zu machen, wenn er scharf gegen die verhaßten Polen vorgeht. Höfische und demagogische Rücksichten können zusammengewirkt haben, um ihm diesen Heldenkampf gegen die polnischen Windmühlen zu empfehlen. Nur aus Nebenabsichten und Hintergedanken läßt sich dieser Vorstoß erklären, der sachlich unberechtigt und geradezu provokatorisch ist.

Hoffentlich tun ihm die Polen nicht den Gefallen, eine Kraftprobe herauszufordern. Wir haben es ja wiederholt beklagen müssen, daß die Polen sich immer mehr in das radikale Fahr-



wasser treiben lassen und zuviel von Utopien reden, statt sich auf die Verfechtung ihres unbestreitbaren Sprach- und Kulturrechtes in einwandfreien Maßen und Formen zu beschränken. Aber der Gerechtigkeit halber muß lobend anerkannt werden, daß sie sich durch die verlockende Gelegenheit, die sich neuerdings in den äußeren und inneren Katastrophen Rußlands zu bieten schien, nicht zur Wiederholung alter Vergangenheiten haben hinreißen lassen. Man sollte denken, daß bei der augenblicklichen Lage, die sich als Ebbe der revolutionären Bewegung kennzeichnet, für alle vernünftigen Politiker die Versuchung als abgetan gelten muß, selbst wenn die russischen Machthaber es auf Provokationen anlegen. Was die sozialrevolutionären Elemente in Polen treiben, dafür kann man freilich die nationale Gesellschaft nicht verantwortlich machen. Vielleicht wird bei dieser Gelegenheit es allen Heißspornen à la Korfanty hüben und drüben neuerdings zum Bewußtsein gebracht, daß die Scheidelinie zwischen den nationalen und den sozialistischen Bestrebungen und Gruppen ja nicht verwischt werden darf.

Die spanische Woche in Berlin.

König Alfons von Spanien ist eine Woche in Berlin und Umgegend gewesen. Auch Bürgermeister und Rat der Hauptstadt haben den jungen Monarchen feierlich empfangen; aber dann hat die Bürgerschaft mit ihm keine Berührung mehr gehabt. Von Deutschland hat der König nur das Militär und Jagdwesen kennen gelernt und auf diesen beiden Gebieten hat er allerdings recht strapaziöse Erfahrungen gemacht, deren glückliches Ueberstehen die beste Ansicht über die Gesundheit des früher schwächlichen Jünglings rechtfertigt. Ob König Alfons zwischen all den Paraden, Jagden und Festen noch Zeit gefunden hat, sich unter den Prinzessinnen nach einer Lebensgefährtin umzusehen, weiß man noch nicht. Vielleicht hat er in Wien und München etwas mehr Zeit frei für die vorläufige Brautschau. Eine politische Bedeutung hat der Besuch eigentlich nicht; höchstens könnte man in ihm den Beweis finden, daß Spanien trotz seiner natürlichen Rücksichtnahme auf das benachbarte Frankreich doch nicht auf die politische Selbständigkeit und Allseitigkeit verzichten will. Das wäre ja auch für die Marokkokonferenz ganz gut. Denn neuerdings haben zwei englische Minister sogenannte Friedensreden gehalten, die so mit gewissen Spitzen versehen sind, daß man den Eindruck nicht los wird: die Periode der deutschfeindlichen Ränke ist noch nicht abgeschlossen.

Vorspiel zu dem preußischen Schulkampf.

Der preußische Landtag, der zum 5. Dezember endlich einberufen ist, soll bekanntlich das Problem der Schulunterhaltungspflicht lösen, das mit der Frage der Konfessionalität der Volksschule unlöslich verbunden ist. Aeußerlich sieht die Sache sehr vereinfacht aus, seit die Konservativen und Nationalliberalen im Abgeordnetenhause ein sogen. Kompromiß geschlossen haben über die Grundzüge dieser Schulgesetzgebung, denen das Zentrum in wohlwollender Neutralität sich gegenüberstellen konnte. Aber dieses durch den Beschluß des Hauses sanktionierte Abkommen wollen die Nationalliberalen nicht mehr einhalten. Infolge der kulturkämpferischen Agitation ihrer „Jungen" haben sie abschwächende Resolutionen gefaßt und verlangen nun vom Staatsministerium, daß es ihrer geliebten Simultanschule die Tür weiter öffne, als im Kompromiß vorgesehen war. Die Regierung hat schon der nationalliberalen Partei den Vorzug zuteil werden lassen, daß sie den ersten Entwurf der konfessionellen Paragraphen einsehen und begutachten durfte, während nicht einmal die Konservativen, geschweige denn das Zentrum dieser Ehre teilhaftig wurde. Nun gestattet sich das Staatsministerium eine zweite Durchsicht des Entwurfs. Sofort erhob sich in der liberalen Presse ein Entrüstungssturm, weil nicht neuerdings mit den nationalliberalen Führern verhandelt worden sei. Die Regierung erklärte darauf kühl, sie habe seit Schluß des Landtags überhaupt mit den Führern aller Parteien nicht verhandelt. Die Liberalen fahren trotzdem fort, mit der Wiederholung der Agitation von 1892 zu drohen, falls man ihren Wünschen nach Simultanschulen nicht stattgebe. Eine arge Anmaßung dieser Minderheit, die sich vermißt, unter Bruch des Vertrages der Regierung und den Konservativen das Gesetz zu diktieren. Das ist die Nachwirkung der Katastrophe von 1892! Es wäre ein wahres Unheil für die ganze innere Politik, wenn die Regierung sich abermals schrecken und unter der liberalen Drohung sich zu der Erklärung bewegen ließe, das Gesetz in keinem Falle mit dem Zentrum machen zu wollen. Man wird sehen, wie weit die Angst vor dem — Evangelischen Bunde geht!

Vom Bayerischen Landtag.

Von

Bened. Hebel,

Mitglied der bayerischen Abgeordnetenkammer.

Die bayerische Abgeordnetenkammer hat in den drei Wochen, welche seit meinem letzten Berichte über die allgemeine Etatsberatung verflossen sind, fleißig gearbeitet. Es wurden dabei mehrere kleine Etats erledigt, von welchen ich nur den des Kgl. Hauses (Zivilliste) und des Aeußeren erwähnen möchte. Die Aeußerungen des Ministerpräsidenten Frhrn. v. Podewils über die Kompetenz des Landtages, in der äußeren Politik des Reiches mitzureden, wurden nicht weiter verfolgt. Man ließ es bei der Wahrung dieses Rechtes, wie sie durch den Präsidenten Dr. v. Orterer erfolgt war, bewenden. Dagegen fragte der Referent, Abg. Wörle an über das Befinden Sr. Majestät des Königs Otto. Und das Haus erhielt die traurige Antwort, daß dasselbe genau so sei wie vor zwei Jahren, ohne jede Veränderung. Das treue bayerische Volk wird also im nächsten Jahre sein Jubiläum, daß Bayern seit hundert Jahren ein Königreich, unter dem schmerzlichen Eindruck feiern müssen, daß sein König in unheilbare Geistesumnachtung gehüllt ist. Es fällt damit ein tiefer dunkler Schatten auf die Feier. Aber nur um so fester und treuer wird das Bayernvolk zusammenhalten. Und gerade in diesen Wochen ist ein neues festes Band um dasselbe geschlungen worden: durch die Verstaatlichung der Pfalzbahnen.

Es ist ja das eine teure Sache! 237¾ Millionen sind für das kleine Bayernland wahrhaft keine Kleinigkeit, und man hätte es vielleicht zur rechten Zeit und mit entsprechenden Maßregeln billiger haben können. Aber man muß auch sagen: gegenüber dem Fusionsvertrag, der die Rechtsgrundlage für die Forderungen der Aktiengesellschaften bildete, ist immerhin noch eine Ersparnis von mehr als 8 Millionen und darum, wie der Minister meinte, ein „erträgliches Geschäft" gemacht worden. Und wenn man sich auch meines Erachtens keiner Täuschung hingeben darf darüber, daß der Staat nach der Uebernahme noch manche und vielleicht viele Millionen wird opfern müssen, um den ganzen Betrieb dem der rechtsrheinischen Staatsbahnen gleichzustellen, so darf man doch auch nicht außer acht lassen, daß es dem Staat noch weniger gut anstehen würde als den Aktionären, 6—8 Prozent Dividenden einzustecken. Auch dürfte zu beachten sein, daß die beiden Netze, zu einem vereint, wirtschaftlich rentabler sich gestalten lassen. Doch es fällt ja nicht die finanzielle Seite allein ins Gewicht!

Wie schon angedeutet, hat die Sache eine eminent politische Bedeutung. Dr. Pichler bemerkte in der Einleitung zu seinem ausgezeichneten Referate über Gesetzentwurf und Denkschrift: Wir stehen vor der Beratung eines Gesetzentwurfes von großer finanzieller und politischer Bedeutung für Bayern. Es ist gar kein Zweifel, daß die vereinigten Netze ein bedeutendes Gegengewicht bilden gegen die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft, eine weitere Schutzmauer gegen die „Reichseisenbahngemeinschaft". Zu dieser Ueberzeugung kommt man um so mehr, als es in der Pfalz nicht an Ansätzen gefehlt zu haben scheint, welche als Frucht den Verkauf der Pfalzbahnen an die preußisch-hessische Gemeinschaft gezeitigt hätten. Wenn Abg. Dr. Hammerschmidt gegenüber einer diesbezüglichen Anklage des Abg. Ehrhart (Speyer) betonte, ein derartiger Antrag in einer nationalliberalen Versammlung sei abgelehnt worden, so ist es schon bezeichnend genug, daß er überhaupt gestellt wurde und gestellt werden konnte. Doch man kann darauf schließlich wenig Gewicht legen. Die Hauptsache ist, daß um Bayern und Pfalz ein neues festes Band geschlungen wurde. Die Bevölkerung der Pfalz, und namentlich das Pfalzbahnpersonal, das mit seinen Angehörigen 5 Prozent der Bevölkerung ausmacht und mit der ganzen Bevölkerung aufs innigste verwachsen ist, wird es außerordentlich wohltätig und freudig empfinden, daß ihre Eisenbahnen nun auch Kgl. bayerische Bahnen sind, daß so recht auch auf diesen die Zusammengehörigkeit der beiden Landesteile immerfort vor die Augen tritt und zum Bewußtsein kommt, und daß nun um so mehr und um so wahrer das alte Wort gilt: Bayern und Pfalz, Gott erhalt's!

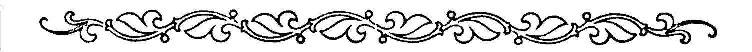
Nicht finanziell, aber politisch ebenso wichtig oder noch wichtiger für das bayerische Volk war die Beratung der dritten Woche; Gegenstand derselben das Wahlgesetz. Die Sache ist so bekannt und so oft behandelt worden, daß ich mich ganz kurz fassen kann. Nachdem der Ausschuß in zwei Sitzungen den

Antrag Daller und Genossen, welcher sich mit dem Regierungsentwurfe bzw. dem abgelehnten Gesetze, aber einschließlich der sog. „relativen Mehrheit" deckte, angenommen, die Anträge der Liberalen dagegen (welche besonders die „absolute Mehrheit" beseitigen, die Wahlkreiseinteilung der Regierung überlassen und immer nach der Volkszählung geändert wissen wollten) abgelehnt hatte, lag die Sache im Plenum klar und wurde in drei Sitzungen erledigt. Zwar ließen es die Liberalen auch hier nicht an Versuchen fehlen, die Basis des Gesetzes zu verrücken und Dinge hineinzubringen, welche eine wesentliche Abweichung von den mit der Regierung und der Reichsratskammer vereinbarten 14 Punkten bedeuteten. Abg. Dr. Müller-Hof meinte sogar, die neue Kammer und namentlich die neuen Abgeordneten seien an das Abkommen vom Jahre 1902 nicht mehr gebunden und die Liberalen hätten sich die „Prüfung" des Gesetzes vorbehalten. Aber wie? Wenn sich die Kammer der Abgeordneten nicht mehr für moralisch gebunden hält, ist dann die Kammer der Reichsräte und die Regierung noch moralisch gebunden? Der Gesetzentwurf wurde das vorige Mal doch von der Abgeordnetenkammer und nicht vom Reichsrat oder der Regierung abgelehnt! Den Liberalen war offenbar nicht recht wohl bei der Sache; man konnte auch jetzt noch an ihrem ernsten Willen zweifeln! Daher die Versuche, dem Gesetze durch Herabsetzung des Wahlalters eine „breitere Basis" zu geben, den Verfassungseid herauszunehmen usw. Demgegenüber hatte das Zentrum eine klare, feste Stellung. „Wir stehen auf dem Standpunkte der 14 Punkte, welche seinerzeit von beiden Kammern und von der Regierung angenommen wurden und auf welchem seinerzeit der Regierungsentwurf beruhte und jetzt unser Antrag aufgebaut ist. Und eben weil wir das Gesetz ernstlich wollen, darum halten wir fest an dieser Grundlage und an unserem Gesetzentwurf." So erklärte Dr. Schädler namens der Zentrumspartei! Darum hielt diese auch unerbittlich fest an den zwei wichtigsten Punkten: der relativen Mehrheit und der gesetzlich festgelegten Wahlkreiseinteilung; sie mußte daran festhalten, wollte sie dem Gesetze nicht neue Gefahren bereiten.

Die Regierung hatte von Anfang an durch den Mund des Ministers Grafen von Feilitzsch erklären lassen, daß sie ernstlich an dem Zustandekommen des Gesetzes mitarbeiten wolle. Gleichwohl, und das ist politisch bedeutsam, sprach das Zentrum nochmals und mit aller Schärfe durch den Mund des Abg. Dr. Schädler dem Minister sein Mißtrauen aus. Der Minister hatte sich in der ersten Lesung dahin geäußert, daß man dem Zentrum namentlich in Oberfranken durch die letzte Wahlkreiseinteilung zu seinem „Rechte" verholfen habe. Demgegenüber fragte Dr. Schädler, wie man denn das bezeichnen müsse, was der Minister seit Jahrzehnten am Zentrum geübt habe. Nach 30jährigem Unrechte soll man jetzt auf einmal an Gerechtigkeit und Gerechtigkeitsgefühl glauben? Wo sich der Rost der Ungerechtigkeit so tief in den Schild eingefressen, soll man diesen nun jetzt und für alle Zukunft für blitzblank halten? Und dazu die famose Umdeutung des ministeriellen Erlasses bezüglich der Wahlbezirkseinteilung durch Bezirksamtmänner, denen der Minister nicht steuern konnte oder nicht steuern wollte — entweder eine Farce auf die Gerechtigkeit oder ein Zeichen der Ohnmacht. Das ganze Zentrum teilt heute noch den Standpunkt, dem unterm 11. Oktober Abgeordneter Geiger Ausdruck gegeben, es teilt die Empfindung des tieferschütterten, ja mangelnden Vertrauens. Der Minister meinte freilich, er wisse gar nicht, was Dr. Schädler eigentlich habe! Die Regierung wolle doch eine gesetzliche Wahlkreiseinteilung und das Zentrum auch; man sei also in diesem Punkte einig, und wenn das Gesetz zustande komme, dann sei die Vergangenheit mit ihren Konsequenzen ausgelöscht! Also Freundschaft zwischen Zentrum und Feilitzsch! Da täuschte er sich gründlich. Das konnte der Minister auch gleich wahrnehmen bei Art. 8, Wahlbezirkseinteilung betreffend. Das Zentrum begnügte sich absolut nicht mit seiner Erklärung und mit seinem „tunlichst", und erst als der Minister die vom Abg. Ruedorffer gegebene präzise Interpretation seiner Erklärung für „ganz richtig" erklärte, war das Zentrum zufrieden. Man sah: es traut ihm nicht mehr.

Das Gesetz wurde schließlich mit 146 Stimmen, d. h. von allen anwesenden Abgeordneten angenommen. Die Liberalen und Konservativ-Bündler gaben noch die Erklärung ab, daß sie sich ihre definitive Abstimmung für die dritte Lesung vorbehalten in der Erwartung, daß das Zentrum betreffs der „relativen Mehrheit" noch nachgeben würde. Vielleicht setzen sie aber ihre stille Hoffnung auf die Reichsratskammer. Aber wohl umsonst! Denn was sollte die Reichsratskammer veranlassen, sich mit sich selber in Widerspruch zu setzen? Sie werden also wohl in den saueren Apfel beißen und für das Gesetz stimmen müssen, auch mit der „relativen Mehrheit". Vor zwei Jahren hätten sie es billiger haben können. Die furchtbare Sprache der letzten Wahlen tut ihre Wirkung. Es besteht also die freudige Gewißheit, daß das bayerische Volk bald ein Wahlrecht haben wird zum Landtag, um das uns alle anderen deutschen Stämme beneiden dürfen; so freiheitlich, so fortschrittlich ist es. Ob dann die Vorwürfe vom „zurückgebliebenen Bayern", vom „reaktionären", „freiheits-, fortschritts- und kulturfeindlichen" Zentrum verstummen werden? Ich glaube es nicht! Es gibt ja so viele, namentlich unter denen von „Bildung und Besitz", die sich von der „Phrase" nähren und beherrschen lassen, die sich nicht die Zeit oder nicht die Mühe nehmen, über den Rand ihres Leibblattes hinauszuschauen, die Tatsachen zu beobachten und sich dann selbst ein Urteil zu bilden.

Als interessanter Vorgang sei zum Schluß bemerkt, daß der Abgeordnete Dr. Heim eine Petition um das Frauenstimmrecht zur Hinübergabe auf „Würdigung" beantragte und daß hierfür außer den Sozialdemokraten und ein paar Liberalen auch 22 Zentrumsmitglieder stimmten. Das Gros des Zentrums bleibt also bei seiner prinzipiell und scharf ablehnenden Haltung gegenüber dem Frauenstimmrecht. Ob es nicht doch kommt? Ich erinnere nur an die Vorgänge beim Vereinsgesetz!



Uniformexperimente.

Von einem Offizier.

Nirgends hat man bessere Gelegenheit, unser Uniformwesen kennen zu lernen, als im Kaisermanöver. Die Bilder, die man dort sieht, namentlich bei der Parade, sind schon mehr als farbenprächtig: sie sind überbunt. Wie werden diese strahlenden Kavallerieregimenter im Ernstfalle zusammengeknallt werden! Ein einziger Kürassier bietet ja schon auf 500 Meter ein Ziel, das man wegputzt, falls man kein Schlumpschütze ist. Kürassiere als Patrouillenreiter sind eine contradictio in adiecto. Aehnlich ist es mit den Husaren auf ihren traditionellen Schimmeln. An die Farbenpracht der feudalen Reiterregimenter wagt man sich aber nicht heran. Dafür experimentiert man desto mehr beim Fußvolk herum. Uniformen aus mausgrauem Tuch konnte man hie und da im Kaisermanöver sehen. Aber die Kragen waren rot geblieben. Dadurch wird der Vorteil wieder illusorisch. Die ganze Uniform muß grau sein! Der Säbel wird jetzt brüniert. Das hat sich gar nicht bewährt, denn er wird bald wieder blank. Nun soll er gebläut werden. Ich frage, warum hat man uns überhaupt mit diesem Scheusal von Säbel beglückt? Besonders die berittenen Offiziere können ein Klagelied davon singen. Bei einem Sturz nach links mit dem Pferde drückt ihnen der Säbelkorb unfehlbar ein paar Rippen ein. Der marschierende Offizier muß ihn meist in der linken Hand tragen. Das ist höchst lästig. Der alte Degen war viel leichter und angenehmer. Gebraucht wird die jetzige Plempe im Ernstfalle ja nie. Deshalb hat man vorgeschlagen, dem Zugführer ein Gewehr oder einen weit und gut schießenden Revolver zu geben. Das mag für südwestafrikanische Verhältnisse praktisch sein, für europäische aber nicht. Denn nicht mit dem Schießen darf sich hier der Offizier abmühen, das hat gar keinen Zweck, sondern seine Aufgabe besteht darin, seinen ganzen Zug, seine Schützenlinie im Auge und in der Hand zu behalten und vorwärts zu reißen. Die Schießerei würde ihn daran vollkommen hindern. Ein genialer General a. D. hat kürzlich im „Tag" gar den Vorschlag gemacht, den Leutnants ein Sponton aus Olims Zeiten in die Hand zu geben. Das könnten die Leutnants bei Gelegenheit auch als Gebirgsstock und zum Springen über Gräben benützen. Hilf Himmel! Warum nicht lieber gleich eine Hellebarde? — Eigentlich müßte man auch den Helm brünieren oder bläuen, denn er blinkt genau so wie der Säbel. Um das zu verhindern, gibt man ihm einen Ueberzug. Welch eine unerträgliche Gluthitze entwickelt sich dann aber in Sommertagen unter der Dunstkiepe.

Man wird nicht eher aus der äußerst kostspieligen und bisher ganz zwecklosen Experimentiererei herauskommen, bis man sich dazu entschließt, eine Felduniform ohne alles Bunte und Blanke herzustellen. Der menschlichen Eitelkeit, der man aus psychologischen Gründen Rechnung tragen zu müssen glaubt, kann man ja durch eine Garnisonuniform gerecht werden, die meinethalben noch etwas bunter sein mag, als sie es heute schon ist!

Vom Sterbelager des Darwinismus.

Von

Prof. Dr. R. Stölzle, Würzburg.

Als vor etwa 30 Jahren der Botaniker Wigand sein großes Werk gegen Darwin: „Der Darwinismus und die Naturforschung Newtons und Cuviers" (1876) veröffentlichte und der Begründer der Entwickelungsgeschichte K. E. von Baer*) 1876 eine einschneidende Kritik in der großen Abhandlung: „Ueber Darwins Lehre" erscheinen ließ, da gingen diese und andere Gegenschriften gegen Darwin klanglos unter. Der Darwinismus feierte einen wahren Triumphzug; denn Darwin hatte nicht bloß, so glaubte man, das Problem der Deszendenz der Arten, er hatte auch das Problem der Zweckmäßigkeit in einer Weise gelöst, die den Schöpfer überflüssig machte. Der Darwinismus empfahl sich als eine höchst wahrscheinliche naturwissenschaftliche Hypothese, er empfahl sich noch mehr als Vollendung einer rein mechanischen Welt- und Naturanschauung. Aus diesen Gründen behauptete sich der Darwinismus trotz aller Angriffe in sieghafter Stellung. Erst im letzten Jahrzehnt machten sich in Naturforscherkreisen Stimmen geltend, welche die Beweiskraft der Darwinschen Aufstellungen in Zweifel zogen. Diese Stimmen sind nicht weniger geworden, im Gegenteil die Opposition gegen den Darwinismus wird immer lauter, die Gegner treten immer zahlreicher auf den Plan. Während aber in den Kreisen des großen Publikums der Darwinismus noch immer als unerschüttertes Dogma hingenommen wird, ist gerade aus der Mitte der Naturforscher heraus der Einspruch gegen das, was man Darwinismus nennt, immer lebhafter geworden.

Von dieser heute immer mächtiger hervortretenden Strömung in der naturwissenschaftlichen Welt gibt uns der bekannte Naturforscher und Apologet E. Dennert, der Verfasser des Buches: „Bibel und Naturwissenschaft" (4. Aufl.) und der Herausgeber der Zeitschrift: „Glauben und Wissen" (3. Jahrgang) Kunde in den zwei Schriften: „Vom Sterbelager des Darwinismus, 2. Aufl., 4.—6. Tausend 1905", und „Vom Sterbelager des Darwinismus, Neue Folge", 1.—3. Tausend 1906 (Stuttgart, Max Kielmann). Begleiten wir den Verfasser auf seiner Rundschau, in der er uns den heute tobenden Kampf um den Darwinismus vor Augen führt, zunächst aus der Zeit von 1898—1902, und dann aus den Jahren 1902—1904.

I. Verdikte über den Darwinismus aus der Zeit von 1898—1902.

Unter den Forschern, welche dem Darwinismus kritisch gegenübertraten, steht in erster Linie der Straßburger Zoologe Prof. Dr. Goette mit einem Aufsatz „Ueber den heutigen Stand des Darwinismus" (1898). Als die Quintessenz desselben kann der Satz gelten: „Die Abstammungslehre oder Deszendenztheorie, die von Lamarck herrührt, aber erst durch Darwin in den weitesten Kreisen bekannt wurde, hat seitdem eine immer breitere und sicherere Grundlage gewonnen. Darwins eigene Lehre von den Ursachen und dem Verlauf der Deszendenz, was man allein den Darwinismus nennen darf, hat dagegen an Ueberzeugungskraft und Ansehen zweifellos verloren." — Auch Botaniker kommen zu einer völligen Absage an den Darwinismus auf Grund experimenteller Forschungen, so Korschinsky und Haberlandt in Graz. Letzterer lieferte den direkten experimentellen Nachweis, daß ein Organ plötzlich und ohne die Darwinschen Prinzipien entstanden sei. Wenn aber diese Erscheinung einer plötzlich auftretenden Aenderung im Laufe der Einzelentwicklung eintreten kann, dann ist nicht einzusehen, weshalb sie nicht auch im Laufe der phylogenetischen (Stammes-) Entwicklung so eintreten soll (ohne Zuchtwahl und Kampf ums Dasein). Den Botanikern und Zoologen gesellt sich auch ein Paläontologe zu, also ein Vertreter jener Wissenschaft, von der man immer die schlagendsten Beweise für den Darwinismus erwartete. Aber auch diese Stütze erweist sich als hinfällig. Der Paläontologe Steinmann bezeichnet die Frage nach den wirkenden Ursachen der Entwicklung als ungelöst und fährt dann fort: „Ueber diesen Punkt sind die Ansichten wohl zu keiner Zeit so auseinander gegangen wie gerade heute. Die Zeiten haben längst aufgehört, wo die Darwinschen Erklärungen in naivem Vertrauen für das Alpha und Omega der Abstammungslehre angesehen wurden. Nicht nur sind die Anhänger Darwinscher Ideen unter sich gespalten, auch die Auffassung Lamarcks tritt, begünstigt von den Ergebnissen historischer Forschung, kühner und anscheinend berechtigter hervor als früher, teils in altem, teils in neuem Gewande. Was dem einen als der maßgebende Faktor in dem Werdegang der Organismen gilt, wird von anderen als quantité négligeable angesehen oder gar für den größten Irrtum des Jahrhunderts erklärt. In diesem Widerstreit der Meinungen bildet allein das Prinzip der Deszendenz den ruhenden Pol." Unter den Gegnern Darwins darf insbesondere der frühere Tübinger Zoologe Eimer nicht vergessen werden, der zu ganz bedeutsamen, Darwin und Weismann ganz entgegengesetzten Anschauungen über die Entstehung der Arten kam. Ja, sogar Darwinianer müssen, wenn auch widerwillig, die kritische Situation zugestehen, in die der Darwinismus geraten ist. Der Zoologe Professor Dr. F. von Wagner schreibt 1900: „Es läßt sich nicht verkennen, daß in den ernsten Fachkreisen die frühere Begeisterung beträchtlich gesunken ist und ein Skeptizismus mehr und mehr Platz greift, der vielfach Neigung verrät, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Das fin de siècle findet demnach den Darwinismus nicht in stolzer Siegerhaltung, sondern in Abwehrstellung gegen neue Widersacher." Und dann: „Es scheint in der Tat so, als ob der Darwinismus gegenwärtig einer Krisis entgegengehe, und daß deren Ausgang kaum noch zweifelhaft sein könne." Sogar sozialistische Schriftsteller, wie Curt Grottewitz, äußern Zweifel an der Richtigkeit der Darwinistischen Lehre. „Es ist kein Zweifel, sagt der eben Genannte, daß eine Reihe Darwinistischer Anschauungen, die heute noch allgemein verbreitet sind, zu unhaltbaren Mythen herabgesunken sind. Allerdings ist die Hauptlehre Darwins — die Entstehung neuer aus vorhandenen Arten — vollständig unangreifbar, aber im übrigen sind selbst recht bedeutsame Prinzipien, die der Meister in der Entwickelung der Organismen zu erkennen glaubte, kaum noch aufrecht zu erhalten." Ganz besonders scharf ist mit dem Darwinismus Fleischmann, der Erlanger Zoologe, ins Gericht gegangen in einem eigenen Buche: „Die Darwinsche Theorie" (1903). Aber auch Schüler Haeckels, wie der Berliner Anatom Oskar Hertwig, nehmen gegenüber dem Darwinismus eine skeptische Haltung ein. Hertwig schreibt einmal: „Nun ist aber gewiß die Entstehung der Organismenwelt aus natürlichen Ursachen ein außerordentlich verwickeltes und schwieriges Problem. Durch eine Zauberformel ist dasselbe ebensowenig zu lösen, als es ein Allheilmittel, brauchbar für jede Krankheit, gibt. Indem Weismann die Allmacht der Naturzüchtung verkündet, sah er sich gleichzeitig zu dem Geständnis genötigt: „Wir können den Beweis, daß eine bestimmte Anpassung durch Naturzüchtung entstanden ist, für gewöhnlich nicht leisten," das heißt nichts anderes als: Wir wissen in Wahrheit nichts von dem Ursachenkomplex, welcher die bestimmte Erscheinung hervorgerufen hat. „Ohnmacht der Naturzüchtung" läßt sich daher mit Spencer entgegnen. An diesem wissenschaftlichen Streit, mit dem das vergangene Jahrhundert schloß, muß man wohl unterscheiden zwischen Entwicklungslehre und Selektionstheorie. Beide stehen auf einem sehr verschiedenen Grund und Boden. Denn mit Huxley können wir sagen: „Wenn die Darwinsche Hypothese auch weggeweht würde, die Entwicklungslehre würde noch stehen bleiben, wo sie stand." In ihr besitzen wir eine auf Tatsachen beruhende Errungenschaft unseres Jahrhunderts, die jedenfalls mit zu ihren größten gehört." Ebenso wie Hertwig an der natürlichen Zuchtwahl zweifelt, hat er seine Bedenken gegenüber dem sogenannten biogenetischen Grundgesetz, einem Hauptbeweisstück des Darwinismus. Er faßt seine Ansicht so zusammen: „Ontogenetische (d. h. also in der Einzelentwicklung Stadien geben uns daher nur stark abgeänderte Abbilder von phylogenetischen (d. h. stammesgeschichtlichen) Stadien, wie sie in der Vorzeit einmal existiert haben können, entsprechen ihnen aber nicht ihrem eigentlichen Inhalt nach." Hier äußert sich also ein Schüler Haeckels, ein angesehener Forscher, recht resigniert über den Darwinismus. Dagegen greift den Darwinismus Dr. Gustav Wolff in der Schrift: „Beiträge zur Kritik der Darwinschen Lehre" (1898) in der schärfsten Weise an.

Wolff bekämpft besonders den Hauptpfeiler des Darwinismus, die Selektion. Er weist darauf hin, daß bisher kein

*) Ueber Baers Stellung zur Deszendenzlehre und zum Darwinismus. Vgl. mein Buch: K. E. v. Baer, 1897, S. 195—298.

einziger experimenteller Beweis für die Existenz der Auslese in der Natur erbracht worden sei. „Daß eine Auslese des Besseren stattfindet, ist nicht selbstverständlich, sondern bedarf des Beweises.“ Wolff spricht geradezu von einem Ende der darwinistischen Herrschaft. Alle diese Zeugen, die wir bisher aufgeführt haben, sprechen nicht für den Darwinismus. Auch die große Versammlung der Naturforscher im Jahre 1901, welche Vorträge über „den gegenwärtigen Stand der Deszendenztheorie“ auf die Tagesordnung gesetzt hatte, war im wesentlichen dem Darwinismus nicht günstig. De Vries vertrat seine Mutationstheorie unter Ablehnung des Darwinismus. Zur Entstehung der Arten ist „keine Reihe von Generationen, kein Kampf ums Dasein, keine Elimination (Absonderung) der Untauglichen, keine Auslese erforderlich“. Die Arten entstehen plötzlich und ohne Uebergänge, mit einem Sprunge unabhängig von der Umgebung. Ebenso rückt auch der Paläontologe Koken von Darwin ab. Er erklärt: „Die rein paläontologische Methode hat uns mehr von Darwin entfernt, als in den ersten Jahrzehnten nach dem Erscheinen seines Werkes für möglich gehalten werden konnte.“ „Nur sehr selten haben sich Uebergänge von Klasse zu Klasse direkt nachweisen lassen.“ „Irgendeine fossile Form, die als Uebergang vom Wirbeltierstamm zu einem anderen Phylum (Stamm) gedeutet werden könnte, ist bisher nicht gefunden.“ „Scharf getrennt reichen alle großen Phyla (Stämme) bis in das Cambrium (die älteste Lebewesen aufweisende Erdzeit) zurück.“ „Das darwinische Prinzip der Selektion ist nicht das einzige, das in Betracht kommt, und scheint nicht das wichtigste zu sein. Oft vermissen wir in der paläontologischen Geschichte den Hinweis auf das Eingreifen des Kampfes ums Dasein, und anderseits heben sich Richtungen der Entwicklung heraus, welche nicht in Beziehung zum Nutzen stehen, in einigen Fällen zu einer Schädigung der sozialen Bedingungen führen.“ Neben diesen deutlichen Absagen an den Darwinismus steht vereinzelt der denkschwache Ziegler als orthodoxer Darwinianer.

Dennert kommt nach Abhörung dieser Zeugen zum Schlusse: „Die Deszendenzlehre wird heute von fast allen Naturforschern als eine berechtigte Theorie anerkannt. Zwar ist es trotz gegenteiliger Behauptungen noch nicht gelungen, sie als unzweifelhaft zu erweisen, allein es läßt sich doch nicht leugnen, daß sie eine einleuchtende Erklärung für eine Reihe von sonst weniger verständlichen Problemen und Tatsachen bildet.

Demgegenüber wird heute auf der ganzen Linie der Darwinismus, d. h. die Lehre von der natürlichen Auslese im Kampfe ums Dasein, zurückgedrängt. Die meisten Naturforscher erkennen seine Geltung überhaupt nicht mehr an, und die, welche sich zu diesem Standpunkt noch nicht hindurchgearbeitet haben, müssen wenigstens zugeben, daß die Darwinsche Erklärung eine untergeordnetere Bedeutung hat, als man ihr früher zuschrieb.

An die Stelle der Darwinschen Prinzipien sind mehr und mehr Gedanken getreten, die einmal den vor Darwin schon aufgestellten Prinzipien der Gewöhnung und des Gebrauchs (Lamarck) entsprechen, die anderseits aber den inneren Entwicklungsgründen eine weitgehende Bedeutung zusprechen. Damit ist die Anerkennung verbunden, daß die Entwicklung keine lediglich mechanistische gewesen ist.“

Damit ist das Verhör der Zeugen aus den Jahren 1898 bis 1902, welche vom absterbenden Darwinismus erzählen, beendet. Dennert setzt die Vernehmung fort in einem zweiten Bändchen. Darüber berichten wir in einem weiteren Artikel.

Aphorismen.

Keine Undankbarkeit, wie hart sie auch sei, gibt dir das Recht, ein harter Mensch zu werden.

* * *

Gütig sein, heißt vornehm sein. Die Güte ist die Oberhofmeisterin des Herzens.

* * *

Wenn du sehr oft mit anderen in ernstliche Differenzen gerätst, ist es Zeit, eine Gewissenserforschung zu halten.

* * *

Der Frieden ist ein so hohes, fast überirdisches Gut, daß du große Opfer der Eigenliebe bringen sollst um seinetwillen.

M. Herbert.

Zum Zusammenschluß der katholischen Literaten.

Von

Leo van Heemstede.

Zu diesem Thema möchte auch einer der in den bisher erschienenen Artikeln wiederholt zitierten und seit vielen Jahren auf engere Fühlung und Vereinigung homogener Kräfte hinarbeitenden Schriftsteller einige Worte vorbringen.

Herr Realschuldirektor Gaßner fragt: „Warum leben unsere Dichter und Schriftsteller in vielfach auffallender Abgesperrtheit und Absonderung, in ihrer splendide isolation dahin? Haben sie sich gegenseitig nichts zu sagen? Würde eine gemeinsame Diskussion, das Aufeinanderplatzen der Geister nicht befruchtend wirken?“

Ich habe ein Ja und ein Nein in petto.

Gewiß, es wäre ein idealer Zustand, wenn ein guter Teil der katholischen Schriftsteller sich in einem Mittelpunkt zusammenfände, um gemeinschaftlich an der großen Aufgabe: die Veredlung der literarischen Bestrebungen, die Erweiterung und Erhöhung des gesteckten Zieles, die mit der ethischen Hand in Hand gehende ästhetische Vervollkommnung, zu arbeiten.

Aber ein so günstiges Geschick hat nur in den seltensten Fällen verwandte Seelen zusammengeführt; die Vereinsamung war wohl von jeher der meisten Dichter Los, und zwar keine freiwillige oder splendide, sondern eine aus Mangel an splendiden Mitteln erzwungene Isolierung. An dem Fleck, wo die stürmischen Wogen des Lebens das Schifflein des einzelnen hinwerfen, bleibt dieser in der Regel kleben, um dort trotz aller Sehnsucht nach dem schönen, fruchtbaren Schaffenslande, das in weiter Ferne winkt, zum unverstandenen griesgrämigen Sonderling oder zum Philister unter Philistern zu werden. Kaum regt sich in ihm noch hin und wieder das Verlangen, aus dem niederen Dunstkreis von einem Adler zu den Wohnungen der Olympier emporgetragen zu werden. Er wird nicht einmal gerne an seinen Dichterberuf erinnert, denn das ist gewöhnlich die Einleitung, um ihn zum Besingen irgendeines festlichen Ereignisses im Vereins- oder Familienzirkel zu veranlassen. Er hat sich längst damit abgefunden, nur in der Einsamkeit der Natur oder seiner vier Wände mit der Muse Zwiesprach zu halten; im Verkehr mit den himmlischen Mächten allein weint er den zusammengestürzten Luftschlössern und den verflüchtigten Illusionen eine stille Träne der Wehmut nach.

Da reißt nun plötzlich der liebenswürdige Herr Direktor aus Görz alle Wunden, die uns einst die Sehnsucht schlug, wieder auf, indem er uns die Einladung zugehen läßt, nach Salzburg, dem schönsten Fleck auf deutscher Erde, zu kommen und dort mit Künstlern und Gelehrten eine Tagung zu halten, wovon er sich und uns den schönsten Erfolg verspricht.

Du lieber Himmel, wie gerne wären wir bereit, dieser Einladung zu folgen und unsere besten Kräfte daranzusetzen, um all die guten Vorschläge, die da gemacht werden, ausführen zu helfen! Aber was läßt Shakespeare den Jago sagen? „Tu' Geld in deinen Beutel!“ Und was antwortet der Dichter mit dem Volksmund? „Kick ens an der Fenster erus, wann doh geine Kopp häß!“ Der geehrte Herr legt ja selbst den Finger an den kranken Nerv, indem er fragt: „Und wer soll das Ganze bezahlen?“ Worauf die Antwort lautet: „Was er selber braucht, jeder selbst, und die allgemeinen Kosten großherzige Gönner, vielleicht nicht in letzter Linie die Herren Verleger!“ Wer lacht da? Ich will den ehrenwerten Stand der katholischen Verleger keineswegs herabsetzen, es sind sogar einige sehr noble Herren darunter, aber zu dem Ansinnen, das Herr Direktor Gaßner an sie stellt, werden wohl die meisten den Kopf schütteln. Und die Dichter und Künstler erst, wo sollen sie das Geld zu den kostspieligen Reisen hernehmen?! Denn bei der einen Reise nach Salzburg im Sommer des Jahres 1906 würde es nicht bleiben dürfen; wer ernten will, muß alljährlich seinen Acker pflügen und mit frischer Saat bestellen.

Vielleicht läßt sich ein anderer Modus finden, um die beherzigenswerte Anregung des Herrn Direktors Gaßner praktisch zu verwerten; hören wir erst, was Herr Kollege Ritter einzuwenden hat.

Er ist der Meinung, daß bei einem literarischen Kongreß, wie Gaßner ihn plant, und bei einer allgemeinen Diskussion über künstlerische Fragen nichts herauskommen wird. Wenn zwei unserer Dichter sich gegenseitig etwas mitzuteilen haben, werden sie sich auch ohne Kongreß zu finden wissen.

Ich muß ihm durchaus beipflichten. Eine Diskussion über literarische oder künstlerische Fragen würde schwerlich ein praktisches

Resultat liefern. Wo tiefgehende, grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten über die ästhetischen und ethischen Anforderungen der Kunst und Poesie bestehen, da lassen diese sich nicht im Handumdrehen auf dem Wege kontradiktorischer Auseinandersetzungen beseitigen. Der Dichter, der diesen Namen mit Recht trägt, ist mit seiner künstlerischen Ueberzeugung nicht minder innig verwachsen als mit seiner religiösen, beide lassen sich nicht voneinander trennen, noch weniger ausziehen und wechseln, wie ein Kleidungsstück. Unter uns katholischen Schriftstellern kann indes von prinzipiellen Gegensätzen in der Hauptsache keine Rede sein; wer sich zu einer freieren, mit dem Wesen des Katholizismus nicht vereinbaren Weltanschauung bekennt, scheidet aus dem Kreise der katholischen Schriftsteller aus. Bei uns kann es sich nur um strittige Punkte von untergeordneter Bedeutung handeln.

Wenn Ritter meint, daß Enrica Handel-Mazzetti in ihrem künstlerischen Programm auf einem anderen Sterne sich befindet als meine Wenigkeit, so irrt er sich. Wir leben beide gemeinsam und im allerschönsten Einverständnis auf unserem irdischen Planeten, und wenn die schriftstellerischen Erzeugnisse meiner hochverehrten Freundin hin und wieder einen stark realistischen Erdgeschmack haben, der mir und anderen eben zu stark ist (siehe M. Herberts Urteil über Jesse und Maria in Nr. 41 dieser Zeitschrift) so tut das unserer Wertschätzung der genialen Künstlerin keinerlei Abbruch. Wir haben uns längst brieflich gefunden und verständigt und zur Anknüpfung persönlicher Bekanntschaft würde es der Vermittlung eines literarischen Kongresses nicht bedürfen. Wir Dichter verstehen und vertragen uns im allgemeinen recht gut untereinander; wenn nur die Kritiker und Nörgler uns fern bleiben wollten, die alles besser wissen und aus ihren Plusquamperfektum-Regionen geringschätzig auf unsere imperfekten Leistungen niederblicken. Wir bedürfen der Bevormundung wirklich nicht so dringend, meine Herren, wir stehen schon auf eigenen Füßen!

Ritters Vorschlag, die Zusammenkünfte als Nebenveranstaltungen der Katholikentage stattfinden zu lassen, ließe sich schon eher hören, wenn man nicht zu befürchten hätte, daß die Poesie unter der Wucht der Dinge, womit der Katholikentag sich schon zu befassen hat und die von Jahr zu Jahr noch anwachsen, erdrückt würde. Es werden dort schon so viele Nebenveranstaltungen und Kommerse abgehalten, daß für die ruhige, eingehende, fruchtbare Behandlung literarischer Fragen kaum ein Stündchen en petit comité zu erübrigen wäre. Es war ein glücklicher Zufall, der mich auf der Katholikenversammlung zu Dortmund im Jahre 1896 zu später Abendstunde mit den verehrten Kolleginnen Ferdinande von Brackel, Antonie Jüngst und Antonie Haupt zusammenführte, und wir haben die günstige Gelegenheit redlich zu einem gemütlichen Plauderstündchen ausgenützt, als Resultat die Frucht einer dauernden Freundschaft einheimsend, aber dergleichen literarische Kränzchen werden sich auf vorherige Bestellung schwerlich arrangieren lassen.

Auf einen speziell für uns zugeschnittenen Kongreß mit dem daran sich knüpfenden Wortschwall wollen wir Dichter, die mehr zum stillen Sinnen als zum lauten Debattieren im Journalistenklub geneigt sind, gerne verzichten, wenn man uns nur in unseren Werken zu Worte kommen lassen wollte!

Bei den Katholikenversammlungen könnte z. B. am Begrüßungsabend ein redegewandter Poet einen begeisternden Prolog vortragen und an den folgenden Abenden sollten statt der vielen bierseligen Kommerse Theatervorstellungen stattfinden, ein Gedanke, den P. Pöllmann neuerdings angeregt hat, nachdem er schon früher, z. B. anno 1893 zu Würzburg, zur Tat geworden war. Auch für die Katholikenversammlung in Breslau im Jahre 1886 waren theatralische Genüsse in Aussicht genommen. Die Herren Studenten hatten sich eine Abschrift von meiner damals noch nicht im Druck erschienenen Tragödie „Boleslaus" geben lassen; leider fanden sich die zur Darstellung des Stückes ausreichenden Kräfte nicht vor. „Dramatische Mustervorstellungen", wovon die Rede war, lassen sich nicht vom Zaun brechen, man wird sich anfangs mit geringeren Leistungen begnügen müssen. Wir Dichter werden schon zufrieden sein, wenn uns öfters die Gelegenheit geboten wird, unsere Stücke aufgeführt zu sehen. Wir könnten manches daraus lernen, besonders wie wir es anfangen müssen, um unsere groß angelegten Bilder einem engeren Rahmen anzupassen.

Aber das sind alles fromme Wünsche, und Herr Lorenz, der in Nr. 41 der „Rundschau" zu dieser Frage spricht, hat vollkommen Recht: einzelne Personen vermögen nichts, es muß irgendeine Organisation ins Leben gerufen werden.

Nicht die Dichter jedoch sind es, die eines Kongresses und regelmäßig wiederkehrender mündlicher Aussprache so dringend bedürften, wir haben Gelegenheit genug, uns über unsere Ansichten und Ziele zu äußern und zu verständigen.

Die Organisation muß, wenn sie der katholischen Literatur dienen soll, von anderer, potenter, einflußreicher Seite ausgehen. Es muß sich ein Kreis kunstliebender Kapitalisten, worunter natürlich auch die Herren Verleger, bilden, die sich der Dichter annehmen, die den aufstrebenden Talenten als Bahnbrecher und Führer vorangehen, die ihre Manuskripte zum Drucke befördern, ihre Stücke zur Aufführung bringen, ihnen eine gesicherte, wenn auch bescheidene Existenz verschaffen.

Der Rat, den man mir einmal im Scherze gab, ist gar so übel nicht. Man greife zum allermodernsten Mittel und gründe zur Förderung der katholischen Literatur eine Aktiengesellschaft. Hundert Aktien zu 1000 Mark oder tausend zu 100 Mark werden sich doch wohl unterbringen lassen. Damit wäre ein schöner Fonds gelegt.

Es mag eine contradictio in adiecto, eine höchst paradoxe und exotische Idee sein, den Tempel der Poesie auf Aktien neu errichten oder ausbauen zu wollen. Originell und neu ist der Gedanke jedenfalls, und da alles Moderne gefällt, hoffe ich, daß auch dieser Vorschlag einer meiner guten Freunde Anklang finden und in Erwägung gezogen werden möge!



Ein edler Lutheraner im „Kulturkampfe".

Von

Chefredakteur Paul Sieberz.

II.

Am 25. April 1871 nahm von Gerlach zuerst an einer Fraktionssitzung des Zentrums teil, zu der ihn August Reichensperger abholte. Ueber diese Sitzung bemerkt er in seinem Tagebuch:

„Ich wurde sehr fetiert zwischen Windthorst und Mallinckrodt, von Windthorst bevatert und zum Worte verholfen; ich empfahl Allianz — mit mir und den mir Gleichgesinnten auf der Basis der fundamentalen Einigkeit, die immer wieder hervortreten müsse. Es wurde mir entgegnet, daß sie diese Einigkeit schon betätigt hätten, indem sie mit den von Hans Kleist geführten Konservativen geholfen, die Regierungsvorlagen in der hannoverischen Schul- und den hessischen evangelischen Kirchensachen abzuvotieren, daß sie aber keine Erwiderung von den Konservativen erfuhren. Ich wurde zum Ehrenmitgliede mit dem Rechte der Teilnahme an ihren Sitzungen votiert. Es waren unter den Mitgliedern welfischgesinnte evangelische Hannoveraner. Der Ton des Ganzen war nicht verletzend für einen Preußen, doch sprach sich in anständiger Form eine tiefe und gründliche Verachtung der von Bismarck so tief heruntergebrachten konservativen Partei aus."

An dieser Fraktionssitzung nahm auch Freiherr Wilderich von Ketteler teil, von dem Gerlach bemerkt, daß er von ihm „besonders freundlich begrüßt" worden sei. Dieser Episode erinnert sich v. Gerlach in seinen Tagebuchaufzeichnungen vom 10. Oktober 1871, wo er vermerkt, daß er den Abend verlebt habe mit dem Grafen Udo Alvensleben, „der sich sehr ausstreckt nach Katholizität und Gemeinschaft mit Rom." Dieser Graf Alvensleben erzählte nämlich an jenem Abend, „wie der jetzige Bischof von Mainz, (Emanuel von Ketteler) als flotter angehender Referendar, Biertrinker, Schläger, mit im Duell abgehauener Nasenspitze und deshalb in der Kälte geschont, vor dem Schlosse in Münster von ihm im Reiten exerziert und wie dessen Bruder Wilderich damals eine viel geistlichere Haltung als der nachmalige Bischof gehabt habe."

Unter dem gleichen Datum verzeichnet v. Gerlach auch eine Meldung der „Magdeburger Zeitung" vom 10. Oktober, laut welcher Bismarck bei dem Friedensdiner in Frankfurt a. M. in einem Gespräch über die schweren Aufgaben eines Kultusministers den vatikanischen Wirren gegenüber gesagt habe: „Das Schlimmste an einem Kultusminister ist, daß er nicht vergessen kann, welcher Konfession er angehört und daher immer Partei bleiben wird; mir wäre ein Jude als Kultusminister der liebste." Und des weiteren erinnert bei dieser Gelegenheit die „Magdeburger Zeitung daran, daß 1848 die liberalen Führer wirklich den Juden Kasch in Königsberg als Kultusminister in Aussicht genommen hatten. „Es ist schwer," bemerkt hierzu v. Gerlach, „etwas — — — Miserableres sich auszudenken."

An den Sitzungen der Zentrumsfraktion nahm v. Gerlach für die Folge sehr regen Anteil, eine Tatsache, die von Bis-

marck sehr ungnädig aufgenommen und übel vermerkt wurde. Dies betonte v. Gerlachs Freund und parlamentarischer Mitkämpfer Bindewald in einem Briefe, datiert Berlin, 16. Febr. 1872, in welchem er schrieb: „Zu dem akuten Charakter der Kämpfe der letzten vierzehn Tage (endigend mit der Votierung des Schulaufsichtsgesetzes) hat, wie unsere katholischen Freunde meinen, Ihr neuerliches Erscheinen in der Zentrumsfraktion am meisten beigetragen. Der Mann des Erfolges sieht darin — und hoffentlich nicht mit Unrecht — eine Brücke für ein Zusammengehen der Konservativen mit dem Zentrum, was ihn erklärlicherweise außer sich bringt. Wie schön, wenn unsere eidevant-Freunde Sie gerufen und Sie bei den Konservativen erschienen wären wie bei den Schwarzen! Daß Windthorst und Mallinckrodt sich mit Ruhm bedeckt, geben selbst die Gegner zu. Die letzte Rede des unbeugsamen Cato (M.) soll allgemein einen mächtigen Eindruck gemacht haben. Mit ihm zusammen machen Sie, wegen Ihres Besuches bei den Schwarzen, die Runde durch die Zeitungen, sogar in förmlichen Leitartikeln."

Daß die Konservativen bei dieser Beratung des Schulaufsichtsgesetzes auf seiten des Zentrums standen, verdroß Bismarck sehr. „Dadurch sei die konservative Partei als Stütze für ihn unbrauchbar geworden", erklärte Bismarck später, nachdem er schon am 6. März 1872 von diesem Gesetz gesagt hatte: „es hat seine übertriebene Wichtigkeit erst durch den uns ganz unerwarteten Widerstand der konservativen Partei evangelischer Konfession erhalten". Die Konservativen aber sprachen sich mit Recht gegen dieses Gesetz aus, weil es den wohlbegründeten Einfluß der Kirche auf die Schule geradezu illusorisch machte und nur geeignet war, der religions- und konfessionslosen Schule Vorschub zu leisten. „Unheilvoll" nannte v. Gerlach im Jahre 1874 sehr treffend dieses Gesetz, „unheilvoll nach der nunmehrigen Erfahrung in einem weit höheren Grade, als ich und mit mir wohl die meisten damaligen Gegner des Gesetzes fürchteten."

Das „Triumphgeschrei" der Freunde Bismarcks über dessen Sieg in der Schulaufsichtsfrage vergrößerte v. Gerlachs Sorge und in seinem Tagebuch vom 14. März 1872 bemerkt er, voll heiligen Ernstes: „Die Frage, ob ich meine Schuldigkeit getan und nicht zu lange geschwiegen habe, drückt mich sehr." Als dann aber noch die „Magdeburger Zeitung", dieses „bismarckisch nationalliberale, eminent kirchenfeindliche Blatt" unterm 5. Mai 1872 berichtete, „der Generalsuperintendent Schultze (einer der ausgezeichnetsten evangelischen Prediger) habe bei Einführung eines Superintendenten in Belgern in seiner Rede mit Beziehung auf das Schulaufsichtsgesetz gesagt: Die Kirche habe als Mutter für ihre Tochter, die Schule, einen höchst respektablen Freier, den Staat, gefunden, das müsse ihre Freude und Ehre sein" — da schrieb v. Gerlach tiefbetrübt in sein Tagebuch: „Es ist doch recht schwer, mit unserer Landeskirche in Verbindung zu bleiben."

Im Reichstage kamen nun die Anträge gegen den Jesuitenorden zur Beratung, aus welcher am 19. Juli das unterm 4. Juli 1872 erlassene Jesuitengesetz hervorging, von dem v. Gerlach sagte, daß es „aller maßlosen Polizeiwillkür und Härte Tür und Tor öffnet." v. Gerlach stand auf seiten des Rechtes und der Jesuiten. In seinem Tagebuch bedauert er sehr und macht es Bismarck zum Vorwurf, daß derselbe in den „wilden Tagen" des 15. und 16. Mai „die Leitung des Reichstages ganz aus den Händen gab und sich von dem Sturm der Feinde der (römischen) Kirche beiseite stoßen ließ." Und als sehr „treffende" Bemerkung bezeichnet v. Gerlach eine Aeußerung der „Germania", welche gleich zu Anfang der Reichstags-Jesuitendebatte schrieb: „Geht es uns (Katholiken) an den Kragen, so geht es euch (gläubigen Evangelischen) an den Kopf."

Einer interessanten Episode aus diesen Tagen erwähnt v. Gerlach in seinem Tagebuch unterm 20. Februar 1873. Lasker, sonst einer der lautesten Rufer im Streite gegen die Kirche, stellte sich dem parlamentarischen Gegner v. Gerlach vor, welcher ihm sagte: „Sie haben bei mir im Kredit, daß Sie im Reichstag gegen das Jesuitengesetz gestimmt haben." „Mein Gewissen hat es so gefordert", entgegnete Lasker. „Dann nehmen Sie von mir, dem Greise, die Mahnung an, auf diesem Wege zu bleiben", sprach darauf der fast achtzigjährige Protestant v. Gerlach zu dem Israeliten Lasker. In dieser Frage waren sich beide darüber einig, daß dem katholischen Volksteile sein Recht gewaltsam geraubt werde!

Gegen diese Verfolgungen der Kirche protestierten die in Fulda am 20. September 1872 versammelten Bischöfe, indem sie laut Gerlachs Tagebuch in einer Denkschrift „das Unrecht, das die katholische Kirche durch Bismarck erleidet, treffend nachwiesen". August Reichensperger überbrachte diese Denkschrift im Auftrage des Erzbischofs Paulus Melchers von Köln am 21. Oktober dem glaubensstarken evangelischen Mitkämpfer v. Gerlach. Ueber Mittag blieben die beiden berühmten Parlamentarier in traulicher Aussprache beisammen und v. Gerlach schrieb hierüber in sein Tagebuch; „Er (August R., der sehr viel sprach und schrie) unterschied sich scharf von seinem Bruder Peter; dieser sei ein Gallomane, unästhetisch, er dagegen Anglomane und Gotiker. Er verurteilte sogar die heutige Peterskirche in Rom und hielt es mit der alten, im 16. Jahrhundert abgerissenen. Die Kunst müsse auch Staat und Politik restaurieren, sagte er (nicht vielmehr umgekehrt?). Von Zopf- und Stock-Römertum kam bei ihm nichts vor. Das Mittelalter mit seinem göttlichen „von oben" bis hinab in das kleinste Ornamentik der Gotik, hatte ihm sein Herz gewonnen. Die Baukunst war ihm der Mittelpunkt aller Kunst. Auch unsere norddeutschen Backsteinbauten ehrte er als viel Idee leistend mit schwachen Mitteln. Sehr hoch stellte er die englischen Gotiker und Künstler. Gegen die Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts — in welcher Richtung die Medicäer und die Päpste so schwer gesündigt haben, war sein ganzes Streben gerichtet."

Trotz dieser Freundschaft mit den Führern der Zentrumspartei war v. Gerlach sehr wenig mit denselben zufrieden ob ihrer Haltung zu den neuen „abscheulichen" Kreisordnungsprojekten der Regierung, in welchen er den Anfang zur „gründlichen Revolutionierung des Vaterlandes" erblickte. Er, der streng gesinnte Monarchist, konnte es nicht verstehen, daß das Zentrum in dieser Frage nicht gegen Bismarck opponierte und er fand in diesem Verhalten einen „Mangel an Idealität".

Diese Kreisordnungsprojekte verstimmten v. Gerlach so sehr, daß er unterm 14. November 1872 seinem Tagebuch die Aeußerung eines Herrn v. Rochow (welcher den Krieg 1866 noch als preußischer Gardeulan mitgemacht hatte) einverleibte, daß „in Preußen und dem neuen Deutschen Reiche nur noch Objekte des göttlichen Zornes zu erblicken seien, denen man den Untergang wünschen müsse".

Nur seine unbegrenzte Liebe zum Vaterlande, welches er vor allen inneren Stürmen und Drangsalen gar zu gerne bewahrt gesehen hätte, ließ ihn wohl in dieser Zeit mehr und mehr erkennen, wie notwendig das Zusammengehen aller positiv gläubigen und königstreuen Elemente wäre. Und da sich nun auch im preußischen Herrenhause eine überwältigende Mehrheit für die neue Kreisordnung zeigte, da schrieb er am 8. Dez. 1872 gleichsam als politisches Glaubensbekenntnis in sein Tagebuch: „Mein Beruf ist jetzt, Verbindung zu stiften zwischen den deutschen Ultramontanen und den preußischen Konservativen."

Diese Notwendigkeit des Zusammenschlusses drängte sich ihm um so mehr auf, als ihm sein Freund Bindewald unterm 12. Januar 1873 aus Berlin schrieb: „Hier überstürzen sich die Sachen vom Schlimmen zum Schlimmsten. Roon wird die Bismarckſche Kirchenpolitik noch verschärfen — — und meint damit Gott einen Dienst zu erweisen."

Am 15. Januar erfuhr v. Gerlach seine Wahl zum Landtagsabgeordneten für den Siegkreis, woselbst der dort angesessene Graf Alfred Stolberg hätte gewählt werden sollen, aber ihm, „als vom Zentrum empfohlen", „Platz gemacht" hatte.

Im Abgeordnetenhause griff dann v. Gerlach auch sogleich frisch in den Kampf ein, welcher sich in der Hauptsache gegen die „damals neu eingebrachten nachherigen Maigesetze und gegen die brutale Bismarck-Falksche Katholikenverfolgung" richtete. In gewissem Sinne noch mehr aber schmerzte ihn die von Falk und Herrmann (dem Präsidenten des evangelischen Oberkirchenrates) unternommene „Demokratisierung des evangelischen Kirchenwesens, nämlich „dessen Gründung auf das ‚Gemeindebewußtsein, (wie Falk sich ausdrückte), d. h. auf die Kopfzahl". Dem Könige warf v. Gerlach diesbezüglich am 16. Januar vor, daß er im Begriffe stehe, durch diese „Uebergabe der evangelischen Kirche an die Kopfzahl" sein Kirchenregiment in einem Umfange auszuüben, „wie es nie ein Papst in der römischen Kirche gewagt hat". Er betonte bei dieser Gelegenheit ferner, es müsse dem Könige und seinen Ratgebern „ihre heilige Pflicht eingeschärft werden", „mit dem säkularisierten Kirchengute auch sein Kirchenregiment festzuhalten und seine daraus fließenden heiligen Obliegenheiten zu erfüllen."

Jedenfalls erwähnte v. Gerlach auch dieser seiner Auffassung der kirchenpolitischen Situation, als er am 3. Februar 1874 eine längere Unterredung mit der verwitweten Königin in dem „weiten, leeren, prächtigen" Schlosse zu Charlottenburg hatte. In seinem Tagebuche vermerkt v. Gerlach hierüber, die Königin-Witwe sei „sehr offen und mitteilend und voll Widerwillen

gegen das, was jetzt geschieht, insbesondere gegen Bismarcks — den sie seit Jahren ignoriere — Politik, vorzüglich in Kirchensachen."

Aus diesen Tagen registriert v. Gerlach in seinem Tagebuche auch eine sehr pikante Erzählung seines Freundes von Thadden, welcher ihm berichtete, er sei, „als Bismarck sich verloben wollte, auf Verabredung mit Bismarck bei dem alten Puttkamer in Reinfeld gewesen, als Bismarcks Werbebrief gekommen sei. Da sei Puttkamer zornig im Zimmer auf- und abgelaufen: Wie kann der Mensch um meine Tochter anhalten (das einzige Kind!), ich kenne ihn ja gar nicht. Es ist mir wie dem Ochsen, dem der Fleischer das Beil vor den Kopf schlägt!"

Die innerpolitische Lage bereitete dem greisen Parlamentarier immer größere Sorgen, so daß er in sein Tagebuch schrieb: „Die Lage der Dinge ist so, daß selbst meine Empfindung in die Tiefe dieses Jammers nicht hineinreicht." Die Verfolgung der Kirche nahm immer schärfere Formen an und naturgemäß spornte sie den gläubigen Protestanten zu immer engerer Vereinigung mit der Zentrumsfraktion an, in welcher er noch die einzige Vertreterin kirchlicher Interessen erblickte. (Schluß folgt.)



Der Heldenstrauß.*)

(Zur Erinnerung an die Sendlinger Bauernschlacht 1705.)

Hier ist der Helden Stätte,
Hier losch ihr Leben aus,
Alljährlich um die Wette
Schmückt sich ihr Todtenbette
Mit lichtem Ehrenstrauß.

Wohl ist sein Stiel gebunden
Aus Reisern, rauh und hart,
Denn rund um ihn gewunden
Sind Waffen, dort gefunden;
Der Strauß in Eisen starrt.

Doch Kränze auch umweben
Das alte Kämpfermal,
Umher ihm Ampeln schweben:
Ein Licht für jedes Leben,
So mißt sich ihre Zahl.

Sobald die Sterne steigen,
Dringt weit ihr Schein hinaus,
Dem Land das Grab zu zeigen —
Erst mit der Sterne Reigen
Verbleicht der Heldenstrauß.

Martin Greif.

*) Der alte Brauch, dem das Gedicht die Entstehung verdankt, könnte wohl für die Gedenkfeier wieder erweckt werden.



Die Plastik in der Münchener Internationalen Ausstellung.

Von

Dr. Felix Mader, München.

Das Zeitalter der Denkmäler begründet der Plastik jedenfalls einen günstigen Boden, soweit die Quantität der Monumente in Frage kommt; ob auch für die Qualität, das ist eine wesentlich andere, von anderen Faktoren beeinflußte Frage. Wenn man die Werke der Bildhauer, die der Glaspalast diesen Sommer umschloß, betrachtet, wird man rückhaltlos anerkennen müssen, daß nicht wenig „geniale Zuckungen bedeutender Geister" — um in der Sprache moderner Phrasenmeierei zu reden — sich konstatieren lassen, „Ekstasen der Seele, die mit offener Hand den Zuschauern geboten werden", „positive, sichtbare, dem Innenleben abgerungene Werte" — also in normaler Sprache: bedeutsame, gehaltvolle Schöpfungen. Betrachtet man sie dem Gegenstand nach, so fühlt man lebhaft, wie die Künstler mangels bestimmter Aufträge manchmal in Verlegenheit sein müssen, was sie schaffen sollen. Panes et Circenses, ruft der „Schaupöbel" — auf deutsch: „Was Neues!" Aber woher das Neue nehmen? Zeus, Apollo, Eros — alles schon dagewesen! Glücklich, wer ein Grab- oder Ehrendenkmal oder ein Porträt zu schaffen hat! Schaut man auf das „Wie", so zeigt sich, daß die künstlerische Ausdrucksweise der Plastik in zwei Richtungen sich scheidet: in die strengere, stilisierende und in die naturalistisch-malerische. Erstere hat viel für sich, namentlich wenn es sich um unbekleidete Gestalten handelt. Gerade solche werden durch den Stil in eine höhere Atmosphäre erhoben, was unter allen Umständen höchst wünschenswert.

Die religiöse Plastik war wenig, am besten bei den Deutschen vertreten. Balthasar Schmitt erhebt sich in seiner Pietà, deren Original die Paulskirche in München schmückt, zu erhabener Größe. Der Schmerzensmann von Valentin Kraus, ein ebenso formenschönes wie vertieftes Werk, würde unseres Erachtens an starkem Eindruck gewinnen, wenn der Künstler nach Weise der deutschen mittelalterlichen Meister die Ausführung in Holz mit Bemalung statt des kalten weißen Marmors gewählt hätte. Die schöne Gruppe wurde vom Staat angekauft. Das theatralische, manierierte Kruzifix des Prager Bildhauers Amort vermag nicht zu erwärmen. Die Gruppe von Lang für die Erlöserkirche in München, „Christus und Thomas", ist nicht ohne Kraft, aber immerhin etwas hart, steinern ausgefallen.

Die Zahl der Profandenkmäler war Legion. Zunächst die öffentlichen Denkmäler, Brunnen und Standbilder! Sehr reizvoll gestaltet sich die Rotkäppchengruppe von Düll und Pezold für den neuen Wolfsbrunnen in München. Eine stilvolle edle Schöpfung ist auch das Denkmal für den Komponisten Raff, von dem Sand die Figur der „Musik" ausstellt. Rodins „Denker" gehört auch in das Gebiet der Denkmalskunst. Wären die Gedanken dieses Mannes so groß, als seine Muskeln stark sind, dann wären sie sehr bedeutend: aber man kann's dem etwas stupid dreinschauenden, an der Hand saugenden Kerl nicht recht glauben, daß er ein großer Denker sei. Wenn man in Michelangelos Bahnen wandeln will, muß man dessen Geist besitzen, aber Rodin ist eben nicht Michelangelo.

Die Grabplastik erfreute uns mit zwei formenschönen Schöpfungen Waderés, namentlich aber versteht es Schreyögg mit großer, ernster Sprache den Schmerz der Trennung auszusprechen. Auch Barths Trauergenius ist ein edles Werk.

Unter den Porträtwerken fanden sich viele vorzügliche Leistungen. Schreyögg, Wagner, Wirsing, Drexler, Seyler, Behn zeichnen sich unter den Deutschen aus. Bei den Italienern nennen wir Reduzzi, Trentacoste, Rescaldini, Canonica, der mit seinem gelblichen Marmor der Wachsfigur allzu nahe kommt, u. a. Bei den Niederländern de Haen, Wandscheer, Samuel mit einer reizenden Mädchenbüste. Sucharda, Pagels, Rathausky erweisen sich als treffliche Meister des Kinderbildnisses.

Die freie, bestimmungslose Gruppe sucht sich alle möglichen, zuweilen auch unmöglichen Motive und Probleme.

Meuniers „Hafenarbeiter" ist eine Gestalt voll Wahrheit und Größe. Man meint vor einer Watteaufigur zu stehen, wenn man Lefebüres „Sommer", eine Dame mit breitem Strohhut und stilvollem Rokokogewand vor sich hat. Segoffins Tänzerin spricht von raffinierter Technik.

Die Epigonen des seligen Herkules gedeihen immer noch in der Welt und in der Kunst: Siegwart, Leibküchler, Obermaier verherrlichen das Kraftmeiertum. Recht hübsch ist Wolleks Tamino und Pamina, Liebermanns Pan und Krokodil nicht weniger, Nisses Gänseliesl weiß sich allgemeine Sympathie zu erwerben. Schwartze schuf mit ihrem singenden Chorknaben eine gediegene, von frischem Leben erfüllte Büste. Ligetis finster brütender Mönch und Vogls Pilgerchor gehören ins Gebiet des Theaterdonners. Heinemanns vom Gewissen gejagter Kain entbehrt nicht des Eindrucks, dagegen geriet Bonnesen mit seinen vor Abels Leiche hockenden Stammeltern nahe an die Karikatur. Direkt häßlich und abstoßend bildet Edelmann sein „Urweib"; solch stumpfsinnige Scheusale bringt nur die Kultur, nicht die Natur hervor. Etwas noch Stärkeres leistet Kafka mit seinen leibhaftigen Mumien: Kitzel für moderne Nerven — und das in der österreichischen Abteilung, wo man für hypersensitive Nerven die feinsten grauen Töne als Wandbespannung gewählt hat. Als ausgesprochener Manierist tritt Metzner vor uns. Sein die „Erde" symbolisierender Athlet nimmt eine solch verkünstelte Stellung ein, daß sie nur ein Kautschukmensch nachmachen könnte; außerdem kennt er nur verhuzelte Körper. Es geht doch nichts über gesunde Nüchternheit!

Hiermit glauben wir die charakteristischen Momente der plastischen Ausstellung namhaft gemacht zu haben: alles Gute im einzelnen zu verzeichnen, würde über den Rahmen unserer Aufgabe hinausgehen. Im übrigen erweckte die plastische Abteilung des Glaspalastes denselben Eindruck, den man in den Bildersälen gewann: unsere Kunst verfügt über viele Talente, leistet viel Bedeutendes, aber man muß von Herzen wünschen, daß sie nie Sklavin von Sensation und Mode werde.

Abende in Florenz.

Skizze von Lorenz Krapp.

Wer Rom in seiner ganzen Hoheit und Tiefe erfassen will, muß es im Schimmer der Morgenröte durchwandern, — wer das heitere Neapel, muß es sehen im lachenden Mittagslicht, — wer die zwei Städte der Toten, Pisa und Ravenna, muß hindurchgehen zwischen Nacht und Dämmerung, in jenem abendlichen Halblicht, wie die Erinnerung und die Vergangenheit es lieben. Aber auch Florenz hat seine eigenste Stunde: die Stunde des Abendlichts. Abend ist es ja geworden mit der königlichen Stadt der Medizeer, der Tag ihrer Größe hat sich längst geneigt. Und Carducci hat recht: „eine Witwe in altem, brokatnem Kleide“ ist aus ihr geworden, die „vergangenen Tagen nachsinnt und nachweint“. Was soll die heutige Industrie von Florenz bedeuten neben Mailand, Turin, Genua, Rom? Sie ist längst überflügelt. Was soll der politische Einfluß von Florenz? Seine Rolle als Hauptstadt der Italia unita hat es abtreten müssen an Rom, und eine Provinzhauptstadt wie andere ist aus ihm geworden. Nicht mehr la fiorenta ist es unter den italischen Großstädten; längst ist Mailand an seine Stelle gerückt, das in Handel, Industrie, Bank- und Börsenwesen heute das Attribut der „blühenden Stadt“ verdient.

Aber doch hat Florenz noch immer seinen alten magischen Reiz, der den, der einmal dort war, stets wieder hinzieht. Ein Vierfaches ist der Grund: die Landschaft, die Vergangenheit, die Kunst und sein Menschenschlag. Nicht alles daran ist stichhaltig: die Landschaft ist wohl ein einziges Blütenfeld, aber arm an großen, stolzen Linien; und sein Menschenschlag bietet mit dem weichen Teint und den feinen Details in den Gesichtern der Frauen und Kinder wohl viel Reizvolles, aber die Bedeutsamkeit des Typus, die charakteristischen Linien fehlen.

Aber das alles wird einem kaum mehr bewußt, wenn man am Abend auf der Piazza Michelangelo mit der gewaltigen Bronzestatue von Michelangelos David oder droben im wundervollen Fiesole auf der Terrasse des alten, halbverfallenen Franziskanerklosters steht und einem der Sonnenuntergänge des Südens zusieht. Zwischen Pinien und Zypressen und blühenden Gärten liegt sie dann da, die alte königliche Stadt, und wie eine Königskrone funkeln im Abendrot die Zinnen des Bargello, ihres alten Wahrzeichens.

Und seltsame Gestalten glaubt man dann wandeln zu sehen durch die leuchtenden Straßen .... Schwert und goldblitzenden Schild tragen die einen, und Fahnen mit heiligen Bildern die andern. Schlachtenlärm und Todesröcheln vermischt sich mit dem süßen Rufen und Singen, mit dem Wallfahrer in endlosen Prozessionen schreiten ... Sturz und Neuerbauen drängt sich hier und macht diese Stadt zu dem, worüber Dante, der Heimatlose, nach Ravenna Vertriebene, klagte (Purgatorio, 6. Gesang):

„Wie oft schon, seit ich denke, hast Gesetze,
Hast Münzen, Aemter, Sitten du gewechselt
Und umgewandelt alle deine Glieder!“

Ja, was hat sie nicht alles geschaut, diese Stadt, deren Entwicklung so gewaltig und vorbildlich einwirkte auf alle Länder, so daß man sie „das Ei der modernen Welt“ nannte! Welche Gegensätze birgt nur der alte, dunkle Konvent von San Marco in sich! Hier liegt die Zelle Savonarolas, des düsterragenden Feuergeistes, und wenige Schritte davon die Zelle Fra Angelicos, den sie il beato, den Engelhaften, nannten! Ist es uns nicht, wenn wir in die Heimstätte Savonarolas treten, als müßte er noch vor uns stehen, Glut im Auge, das Banner in Händen, mit dem er durch die glänzende, von allem Luxus der Cäsarenzeit berauschte und übersättigte Stadt zog, den Schrei auf den Lippen: „Nos autem praedicamus Christum Crucifixum!“ Tauchen nicht die Tage vor uns empor, da seine Scharen durch Florenz zogen, Kinder mit Blütenkränzen an der Spitze, von Haus zu Haus wandernd und die „Vanità“, das „Anatema“ sammelnd, worunter sie die alten heidnischen Werke, die sinnlichen Gemälde, all den süßen, sündigen Prunk verstanden, mit dem ein überreiches Volk sich zu einem Leben der Trunkenheit und des Genusses umgab? Auf der Piazza beim Bargello sehen wir den Scheiterhaufen flammen, in dem all diese leuchtende Pracht den Flammen übergeben wurde, und um das Feuer der „Vanità“ herum schreiten Kinder und Greise, Ratsherren und Priester unter heiligen Gesängen den Reigen. Und der Jubelschrei durchtönt die Luft: „Viva Cristo! Viva Firenze!“

Ein anderes Bild! In den kahlen Dormitorien der Mönche von San Marco steht Fra Angelico. Und unter seiner bleichen, asketischen Hand hervor erblühen an den Wänden der Zellen Bilder, in denen die ganze Süße und der mystische Friede dieses Gottbegeisterten ruhen. Wie auf einer Wolke von weißen Blüten schwebt die Himmelsherrin, in silberhellem Kleid, neben ihr der König der Jahrtausende, Milde und Glorie im Antlitz, von Attributen der Herrlichkeit umgürtet. Und während Savonarola mit stürmischen Rufen draußen über die Straßen zieht, Blitze im Auge und Wolken des Zornes auf der Stirne, schaut das kindesreine Auge des engelhaften Bruders Offenbarungen unsterblicher Kunst zu sich niedersteigen.

Wieder wechselt das Bild! Da naht Michelangelo und hinter ihm die Schar seiner Schüler. Aus dem toten Marmor springt das Bild Davids, des Jugendschönen, Jugendgewaltigen. Da naht Sandro Botticelli mit der Frische seiner knospenhaften Primaverekunst, Domenico Ghirlandajo, der Verherrlicher der Medizeer, Andrea del Sarto, der Beherrscher des leuchtenden Kolorits, Donatello mit seinem wundervollen Ritter Georg von Orsanmichele. Und durch die dichte Schar gleitet flüsternd, Medisance auf den Lippen und gewinnendes Lächeln im Aug', der galante Boccaccio, und schreitet bleich, verschlossen, eherne Starrheit im Gesicht Macchiavelli, der Führer und Verführer der Könige . . .

Und wieder kommen grausigere Bilder. Die Verschwörung der Pazzi gegen die Medizeer sehen wir. Während des Hochamts lauern die Verschworenen im Dom, und wie der Priester die Hostie zur Wandlung erhebt, stürzen sie vor und erdolchen die stolze, edle Blüte des Medizeerstammes, den jungen, schönen Giuliano. Aber aus dem verruchten Geschlecht der Pazzi steigt eine Lilie empor, strahlend in Reinheit und Süße, Magdalena de' Pazzi, die Heilige . . .

Doch das Abendrot verglüht, die Straßen versinken im Dunkel, die schimmernden Bilder erlöschen. Und die weiße, staubige Straße von Fiesole her steigen wir nieder, gesättigt und die Seele übervoll von all der Schau.

Und das Florenz von heute in seiner tiefen, berückenden Schönheit sehen wir jetzt auf diesem Gang. An blühenden Gärten mit verkrüppelten Eichen und wildwuchernden Rosen, die über die alten, grauen Steinmauern sich beugen, geht unser Weg vorbei. Olivenpflanzungen dehnen sich links von uns den Abhang hin, und ihre schweren, saftvollen, weißlichgrünen Blätter scheinen erstarrt, weil der Windhauch sie nicht zu rühren vermag. Mit ihren Bronzehämmern schlagen die Türmer drunten in der Stadt an die Glocken, und das Abendläuten dringt windverweht zu uns her aus den dunkelnden Straßen, zwischen denen die elektrischen Bogenlampen aufleuchten . . .

O Florenz! Du magst die Witwe im brokatnen Kleide sein, die über ihre Vergangenheit trauert, auch im Witwenkleid noch bist du schön. Und kein Wechsel der Zeit kann dir deinen alten Ehrennamen rauben: Du bist das „schöne Florenz“, Firenze la bella.

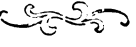


Rheinfahrt.

Goldiges Abendsonnengluten
Malt auf des Rheins kristallenen Fluten
Eine rosig leuchtende Bahn;
Und in dem Funkeln und Plätschern und Wogen,
Wie von den Strahlen mitgezogen,
Schaukle ich träumend im leichten Kahn.

Leise ein fernes Angelusläuten,
Klänge: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“
Tönen verhallend und süß an mein Ohr;
Und mit den glitzernden Wellen schwanken
Meine sehnenden Glücksgedanken
Bis an des Himmels strahlendes Tor!

Köln. M. Bachem-Sieger.



Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hoftheater in München. Herr Hermann Rosenberg aus Düsseldorf erledigte in dieser Woche ein Gastspiel auf Engagement mit zweifelhaftem Gelingen. Er spielte in „Maria Stuart" den „Mortimer" und fand in dieser Rolle anfangs freundlichen Beifall, der später abflaute, denn nur zu bald stellte es sich heraus, daß der Gast die Qualitäten, die für unsere Hofbühne nötig sind, nicht besitzt. Sein Organ ist trocken, seine Sprache nicht modulationsfähig und sein Spiel dort, wo er überhaupt Ansätze dazu macht, teils primitiv, teils unnötigerweise übertrieben. In Dreyers „Die Siebzehnjährigen" gab er den Kadetten Frieder mit besserem Gelingen, denn die Not des noch in den Kinderschuhen steckenden Spiels wird hier beinahe zur Tugend. Da Herr Storm einen besseren Nachfolger und Herr Salfner zum mindesten keinen geringeren braucht, so ist mit Sicherheit zu sagen, daß Herr Rosenberg derzeit vollständig fehl am Ort war.

Die Konzertwoche. Wir hatten in den letzten Tagen zwei große Orchesterkonzerte, die beide Novitäten zu Gehör brachten: im ersten Akademiekonzert hörten wir eine sinfonische Episode von Ernst Böhe „Odysseus Heimkehr", die dieselbe Klarheit und technische Ueberlegenheit aufweist, wie seine früheren Werke, aber nachgerade den Mangel einer tiefergreifenden Erfindung immer auffallender ins Licht treten läßt. Im zweiten Kaimkonzert hörten wir eine neue sinfonische Dichtung des Finnen Jean Sibelius „Eine Sage", die sich im Gedankenkreis der musikalischen Märchen Dvoraks bewegt und durch ein nordisches Orchesterkolorit mit persönlichem Einschlag auffällt. Die Kammermusik war durch den ersten Abend des Münchener Streichquartetts vertreten, das neben Werken von Beethoven und Haydn ein sehr interessantes Streichquartett von Sgambati bot, dessen reiche technische Kunst einen weiten Raum übrig läßt zur Entfaltung einer überaus warmen, echt südländischen Melodik. Auch der gefeierte Geiger Franz Ondricek pflegt nicht ganz im Dienste seiner allerdings überragenden Technik aufzugehen. Er spielte diesmal Sonaten von Beethoven und Brahms und das Violinkonzert op. 8 des jugendlichen Richard Strauß, und mit ihm errang sich auch Fräulein Stefanie Barth, seine Partnerin am Flügel lebhaften Beifall für die vollendete Lösung ihrer ernsten Aufgabe. — Das Ehepaar Staudigl erschien ebenfalls wieder einmal mit einem Lieder- und Duettenabend, dessen Programm nicht uninteressant war, während die künstlerischen Darbietungen von Gisela Staudigl doch schwermütige Erinnerungen an bessere Zeiten erweckten. Ihr Gatte versteht es, das Erwecken derartiger Reflexionen derzeit noch zu umgehen. — Die Sängerin Cornelie Tenes hatte sich mit dem Pianisten Clarence Bird zu einem gemeinschaftlichen Konzertabend vereinigt; die Fähigkeit beider Künstler sind aber dermalen noch zu eng umgrenzt, um Wirkungen besonderer Art möglich zu machen; der Sängerin scheint das Konzertpodium noch immer eine feindliche Macht zu bedeuten, der gegenüber es ihr versagt ist, alle die Mittel auszuspielen, die ihrer kleinen Altstimme vielleicht sonst zu Gebote stehen, und der Pianist besitzt zwar ein gewisses Maß von Empfindung, doch steht er technisch noch keineswegs auf der Höhe eines Virtuosen. — Auf das Novitätenkonzert, das Anton Dreßler zusammen mit Prof. Schmid-Lindner veranstaltete, kommen wir nächstens ausführlich zurück. Eine Besprechung der zahlreichen Novitäten des Abends würde aus dem Rahmen dieses Berichts herausfallen. Im Jahreszeitensaal ließ sich die Sängerin Gabriele von Kranz hören, die eine Gedenkfeier zu Mozarts 150. Geburtstag veranstaltete und sich dabei der Mitwirkung eines Teils des Kgl. Hoforchesters zu erfreuen hatte. Die Orchestergaben unter der hingebenden und umsichtigen Leitung von Prof. Heinrich Schwartz waren denn auch das Erfreulichste an der Sache. Die Sängerin besitzt einen überschlanken Sopran von seltener Höhe, ihre Koloratur ist noch unausgeglichen, zudem scheint sie unter dem Zwang einer gewissen Scheu vor dem Publikum zu stehen.

Die beiden durchaus erfreulichen Klavierabende der Woche veranstalteten Karl Roesger, der in einem Brahmsabend sich als technisch hochbedeutender, objektiver, aber lebenswarmer Pianist bewährte, und eine jugendliche Schülerin Stavenhagens, Luise Gerlach, deren lebendiges und eigenartiges persönliches Empfinden, mit bereits sehr großer Kunstfertigkeit gepaart, schon jetzt die Dame als eine der wenigen Auserwählten erkennen läßt.

München. H. Freund.

Berliner Theaterbrief. Die Saison hat nun längst ihre Sensationen, sogar einen Premièrenskandal, wie er unter den Cliquen als beliebter Sport geübt wird. Wenn es in diesem Tempo weiter geht, wird es ohne Zweifel interessant werden. Was dabei für die Kunst abfällt, bleibt vorläufig Nebensache.

Der Münchener Frank Wedekind bringt ein nicht ganz neues Genre wieder in Aufnahme: den Satanismus, der, wie der Spottvogel, auf alles pfeift, alles „verungeniert" sehen möchte, mit eiserner Stirne seine Hirngespinste als ein neues Evangelium verkauft und sich diabolisch freut, wenn das Publikum auf solche Frechheit ratlos hineinfällt. Dergleichen Späße fanden im Simplicissimus, bei den elf Scharfrichtern und in der unselig entschlafenen „Insel" eine Freistatt. Wenn „Hidalla" trotz alledem zum Sensationsstück, am Ende gar zum Kassenstück sich auswächst, so wüßten wir kein besseres Barometer für den augenblicklichen Tiefstand des Berliner Theaterlebens.

Der Wedekindsche Edelanarchismus will die Menschheit — so sagt er — körperlich und geistig zur Höhe führen. Ein Verein zur Züchtung edler Menschen spielt die erste Rolle in „Hidalla". Das Rassenprinzip ist die Lösung aller Menschheitsfragen. Der Prophet Hetmann, der das Rassenprinzip predigt, ist aber grundhäßlich, so „schön" seine Seele sich selbst auch vorkommen mag. Hetmann versagt sich der Liebe und duldet Folterqualen. Die Menschheit will sich nicht von ihm beglücken lassen — sie hält ihn für einen Clown. Da geht er hin und erhängt sich.

Gemütvolle Kritiker finden in Hetmann-Wedekind Erlöserinstinkte. Möchte nur das Publikum geradeso urteilen wie das Volk im Stücke — und in dem Clown den Clown erkennen. Einen bissigen, bösartigen Clown sogar, dem es Vergnügen macht, moralische Peitschenhiebe ins Parkett hineinzufeuern. Solches aber muß man gesehen haben — man geht eben hin, sieht sichs an und läßt sich peitschen, schon darum, weil Wedekind den Hetmann selber spielt. Warum soll er nicht? Molière und Shakespeare haben auch ihre eigenen Charakterrollen gespielt. Bloß waren sie nebenbei Dramatiker, was man von Wedekind, dem Karikaturisten, nicht sagen darf.

Hermann Sudermann ist mit seinem neuen Stück „Stein unter Steinen" im Lessingtheater nicht zu einem Erfolg gekommen. Er versuchte es mit einem durch starken Ueberschuß an Gefühlen gesänftigten krassen Naturalismus. Die vielbeliebte Berliner Verbrecherwelt gab den Schauspielern dankbare Aufgaben. Ihnen galt der Beifall am Schluß, für den sich komischerweise Herr Sudermann bedankte. Merkwürdig ist an dem Stück, daß der tragische Held gar kein Verbrecher ist. Er hat in der Notwehr Totschlag begangen, das Gericht hat ihn trotzdem verurteilt. Und nun kommt er als „Verbrecher" aus dem Zuchthaus und kann nirgendwo unterkommen: etwas für den Verein zur Förderung entlassener Strafgefangener. So falsch wie die ganze Grundlage der Handlung sind die Hauptpersonen gezeichnet. Verbrecher als „Edelmenschen" — das sind wirklich Edelsteine unter Steinen. Es gibt bloß keine!

Nach vielem hin und her ist mit einiger Verspätung Ferdinand Bonns Berliner Theater eröffnet worden. Das Märchenstück „Andalosia" soll von einem jungen Schweizer Dichter Namens Florian Endli sein, den Ferdinand Bonn sehr gefördert habe. Ueberall wurde indessen gemunkelt, Bonn stehe dem Stücke erheblich näher, was uns bei dem zum Romantischen neigenden Charakter des neuen Berliner Theaterpaschas nicht sehr wundernehmen würde. Von dem Stück schweigt jedes Sängers Höflichkeit. „Geld macht nicht glücklich, wenn es in die verkehrten Hände kommt. Viel kostbarer ist ein gutes, treues Herz." Das wird in einer teilweise burlesken Reimsprache vorgeführt. Das Publikum benahm sich nicht sehr reserviert, namentlich Bonns Feinde machten sich stark bemerklich. Die Clique stirbt hier vorläufig noch nicht aus. Uebrigens fordert Ferdinand Bonn die Kritik geradezu heraus, wenn er auf allen Gebieten seine geehrte Person in den Vordergrund stellt. — Die auf Andalosia folgenden Kean-Vorstellungen, die Bonn als trefflichen Schauspieler zeigen, sind übrigens gut besucht.

Max Reinhardts Deutsches Theater ist mit Kleists „Käthchen von Heilbronn" am 20. Oktober eröffnet worden. Hier wird der Faden des „Neuen Theaters" weitergesponnen: Stilvolle Dekoration und möglichste Vertiefung der psychologischen Auffassung — auch Reinhardts Verehrer geben dies zu, aber — der Hauch des modernen Realismus ist zu rauh für den Schmelz solcher Märchenwerke. Weniger Kunst — mehr Naivität — das wäre des Dichters Gestalten heilsamer.

Berlin. Ernst Konrad.

Bücherschau.

Unser Bayerland. Vaterländische Geschichte volkstümlich dargestellt von O. Denk und J. Weiß. In zirka 15 halbmonatlichen Lieferungen. Mit 15 ein- und mehrfarbigen Tafeln sowie über 500 Textbildern. Vor mir liegt die erste Lieferung des prächtigen Werkes, welches von der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft als Festgabe dem bayerischen Volke zum hundertsten Wiegenfeste des Königreiches gewidmet ist. Ich habe mit herzlicher Freude von der gewinnenden Art Kenntnis genommen, wie in diesem Hefte zuerst die geographischen Verhältnisse als grundlegender Faktor für geschichtliches Werden zur Darstellung gelangen. Sodann wird das erste halbe Jahrtausend bayerischer Geschichte streng nach wissenschaftlichen Grundsätzen, aber in durchaus volkstümlicher Weise behandelt. Der Wohllaut der Sprache, das tiefe patriotische Empfinden müssen jedem empfänglichen Leser zum Herzen sprechen. Auch für uns Männer der Historikerzunft, die wir uns oft mühsam durch dickleibige Werke mit zahllosen Anmerkungen hindurcharbeiten müssen, bietet eine solche Lektüre einen angenehmen Genuß. Ich stehe nicht an, dem Buche die herzlichste Empfehlung mit auf den Weg zu geben und ihm einen frohen Willkomm in allen bayerischen Familien zu wünschen. Was dem Werke zur besonderen Zierde gereicht, ist der reiche, sowohl nach wissenschaftlichen wie künstlerischen Gesichtspunkten ausgewählte Bilderschmuck. Dabei ist auch für den Laien alles deutlich erklärt, jeder Inschrift auf alten Steinen ist die Erklärung beigefügt. Ich weiß nicht, ob das Buch bis Weihnachten vollendet sein wird. Jedenfalls würden die bis dahin erschienenen Lieferungen, auf den Weihnachtstisch gelegt, diesen hervorragend zieren und den Beschenkten eine dauernde Freude bereiten. Der Preis von 60 Pf. für die Lieferung ist bei der prächtigen Ausstattung sehr mäßig. Dr. Max Jansen.

Theorie und Praxis in der Moral. Von Prof. Dr. Franz Walter. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. Paderborn 1905, Ferd. Schöningh. 122 S. gr. 8°; brosch. 2 Mk. — Die Schrift enthält den erweiterten Wortlaut der Antrittsrede, die der Verfasser bei der Uebernahme der Moralprofessur an der Universität München zu Beginn des Wintersemesters 1904/05 hielt, und ist den „Freunden im Elsaß" gewidmet. Prof. Walter hat ein Jahr in Straßburg amtiert. Was den Inhalt anlangt, so ist das Buch eine Ueberschau der sozialen, künstlerischen, wissenschaftlichen, pädagogischen Fragen mit Beziehung zur Moral. „Die katholische Moraltheologie ist geradezu die Moral der edlen Menschennatur und Christenwürde. Sie kann in Wahrheit ohne Uebertreibung von sich sagen: Nil humani a me alienum puto, denn alles, was wahrhaft menschlich und menschenwürdig ist, was des Menschen und der Menschheit oberste Lebensaufgabe berührt, gehört vor das Forum der christlichen Moral; sie trägt den Ehrennamen „Moral der Menschenwürde" mit vollem Recht." Das ist das Motiv und auch Ergebnis der fesselnden Darstellungen des vielgestaltigen Kulturlebens vom Standpunkte der christlichen, katholischen Morallehre. Dabei sehen wir die Wege und Moralformen abweichender Art und lernen sie in ruhiger, leidenschaftsloser Weise beurteilen. Das Endergebnis kann die tröstliche Lehre aussprechen: Theoretische und lebenspraktische Moral harmonieren oder besser: sollen harmonieren, denn die Voraussetzungen sind dafür vorhanden. Die gehaltvolle Arbeit sei allen Freunden gründlicher Morallektüre empfohlen. Der reiche Literaturapparat ermöglicht tieferes Weiterarbeiten. B.

Mutterpflicht und Kindesrecht. Ein Mahnwort von Dr. Eugen Neter. Verlag der Aerztlichen Rundschau in Münschen. Preis 1 Mk. 20 Pf. Beim Großvertrieb durch Frauenvereine 50 Pf. Mahnungen von tiefer Wahrheit sind es, die der Mannheimer Kinderarzt Dr. Eugen Neter an die Mütter richtet. Wenn er mit einer Entschiedenheit, wie sie nur heilige Ueberzeugung verleihen kann, dafür eintritt, daß die Kinder von der Mutter selbst genährt werden, so dient er auch gleichzeitig mit überzeugenden Beweisen, die seiner Aufforderung den gewichtigen Rückhalt geben. — In klarer, volkstümlicher, also allgemein verständlicher Weise wendet sich Dr. Neter gegen die bestehenden Vorurteile des Selbststillens und entwaffnet die Gegengründe, ob sie nun von unbekömmlicher, gänzlich fehlender Milch oder von Milcharmut sprechen! Dabei gibt das Buch Ratschläge über die Prüfung und die Behandlung der Ammen und der Kinder, und räumt auch hier mit veralteten Vorurteilen gründlich auf. Das Buch, dem der in der Kinderfürsorge rühmlichst bekannte Berliner Kinderarzt und Privatdozent Dr. H. Neumann empfehlende Worte rückhaltslosester Anerkennung mit auf den Weg gibt, schließt mit der Mahnung, die auch hier wiederholt sei: Bietet eurem Kinde die Brust! Gleichsam ein zweites Mal werdet ihr dann Mutter eueres Kindes; durch die Geburt gebt ihr dem geliebten Wesen das Leben, durch das Darreichen der Brust erhaltet ihr es ihm und gebt ihm Kraft und Stärke, sein Leben erfolgreich gegen Unbilden zu verteidigen; ihr schenket ihm dort das Leben, hier die Gesundheit.



Kleine Rundschau.

Ein Uebermensch.

Mancher möchte behaupten, daß die Ideen Nietzsches von der Selbstherrlichkeit des Individuums nur in ungebildeten Köpfen Unheil anrichten könnten. Der Fall des Universitätsprofessors Dr. Theodor Beer in Wien beweist das Gegenteil, und wir wissen aus eigener Erfahrung, daß gerade in „höheren" Kreisen die Selbstsüchtlinge und Genußmenschen sich die Lehren Nietzsches zunutze machen. Sie halten sich für berechtigt und befähigt, für jede Tat ihre eigenen Richter zu sein, und brauen sich eine Lebensphilosophie zusammen, die an krassem Egoismus und an Frivolität nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Die Verführung eines unschuldigen Mädchens verursacht ihnen keine Gewissensbisse, denn höher als das zeitliche und ewige Schicksal eines solchen Geschöpfes steht ihnen ihr Recht, das eigene Wohlbehagen auf Kosten, ja mit Zerstörung des Glückes eines anderen zu erkaufen. So ist es auch zu verstehen, daß der Wiener Universitätsprofessor Dr. Beer dem Vater des einen minderjährigen Knaben, den er mißbraucht hatte, auf das Verbot des weiteren Verkehrs mit dem Kinde erwiderte: „Ueber den Verkehr mit Ihren Kindern haben nur ich und Ihre Kinder zu entscheiden". Eine unglaubliche Frechheit! Ich würde auf dem Rücken dieses Subjekts den dicksten Stock zerprügelt haben, den ich hätte finden können. Selbsthilfe tut in solchen Fällen not. Der Wiener Professor, der, obwohl verheiratet, zwei Knaben (Söhne angesehener Wiener Rechtsanwälte!) verführt und verdorben hat, wurde statt zu zehn Jahren Zuchthaus zu drei Monaten einfachen Kerkers verurteilt, und nachdem er seinen Millionen die Kaution von 200,000 Kronen entnommen, ist er sofort auf freien Fuß gesetzt worden. — — — Dr. B.

Die 22. Jahresversammlung des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke wurde kürzlich in Münster i. W. abgehalten. Derselbe hat bis jetzt 30 Anstalten zur Fürsorge für Trunksüchtige gegründet. Gegen diese Trinkerheilstätten herrscht noch ein ebenso allgemeines wie unbegründetes Mißtrauen. Niemand braucht sich vor ihnen zu fürchten, denn die Behandlung der Kranken — und das sind die Trinker — ist dort eine sehr sachgemäße, milde und heilsame. Wer auch nur noch einen Rest von sittlicher Kraft besitzt, kann in ihnen durch Belehrung, Ordnung und Arbeit geheilt werden. Das mögen sich besonders ängstliche Frauen gesagt sein lassen, die davor zurückscheuen, ihre kranken Männer diesen Anstalten anzuvertrauen. Sie entschließen sich häufig erst dann dazu, wenn es zu spät ist. Ein Redner der Versammlung warnte vor den schwindelhaften Heilmitteln gegen Trunksucht, z. B. vor dem Cozapulver. Gänzliche Enthaltsamkeit von allen alkoholischen Getränken sei wie zur Gesundung so auch zur Gesunderhaltung das einzige Erfolg versprechende Mittel. Erfreulicherweise haben die Bestrebungen des „Deutschen Vereins für Gasthausreform" immer bessere Resultate aufzuweisen. Derselbe sorgt vor allem auch für gute Ersatzgetränke. Wer diese kennen lernen will, dem empfehlen wir Beilage zu Nr. 8 vom 15. Oktober, der von Dr. W. Bode herausgegebenen Zeitschrift „Gasthaus-Reform" (Verlag des Vereins für Gasthaus-Reform in Weimar). Dr. B.

Für die Opfer der Erdbeben in Süditalien

sind bei der „Allgemeinen Rundschau" eingegangen bisher Mk. 122.—

F. B., Dülmen	„ 3.—
Ungenannt, Landshut	„ 20.—
Summa:	Mk. 145.—

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz.-Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 48. München, 25. November 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Das Nackte in der Kunst.

Von
G. Gietmann S. J., Exaten.*)

Keine Seite der Kunst wird von sittenlosen oder irregeleiteten Künstlern und Kritikern so widerlich und liederlich behandelt wie die Nacktheit. Sie wird mit frecher Schamlosigkeit vor aller Augen ausgestellt und mit Dithyramben gefeiert. Fast sollte man glauben, an der Kunst sei nichts Schöneres als die „holde Nudität“. Wir Christen und Katholiken haben allen Grund, hier das Walten eines Geistes zu erkennen, der mit der guten Sitte die schöne Kunst zugleich verderben will. Seit die Aktstudien und die öffentliche Darbietung von Aktfiguren überhand genommen hat, erfüllt auch die schwüle Luft der Ateliers die Museen unserer Ausstellungen. Der Künstler selbst schließt sich ab und geht nicht mehr unter die Menschen; er kennt deren Anatomie besser als ihr tätiges Leben und ihren lebensvollen Charakter. Und das geschieht in einer Zeit, die das Prinzip des Realismus auf ihre Fahne geschrieben hat. Aber in diesem Punkte gilt es nicht; aller Sitte gebildeter Völker zum Spott, muß die Auskleidung von Mann und Weib mit zu der unumgänglichen Aufgabe der Kunst gehören.

Dem bösen Zeitgeist und seiner schmählichen Tendenz gegenüber ist die gerechteste Entrüstung die erste Pflicht des wahren Kunst- und Menschenfreundes. Das Publikum in seinem besseren Teile müßte seine Verachtung gegen den Schmutz in Wort und Bild lauter kundgeben und die Ausgeschämtheit gewisser Künstler öffentlich rügen. Die bei der Ausstellung von Kunstwerken verantwortlichen Ordner und Leiter sollten Aktfiguren und was diesen täuschend ähnlich ist, mit Entschiedenheit fernhalten und nicht Anlaß geben, daß mit jeder Ausstellung die Schlechtigkeit sich aufdringlicher gebärde. Nicht zum wenigsten sind aber die Kritiker berufen, durch ein freies und entschlossenes Wort das Böse zu unterdrücken. Nur weil sich der lüsterne oder abgestumpfte oder irregeführte oder endlich um Geld und Gunst werbende Künstler nach allen Seiten zur Genüge gedeckt weiß, wagt er alles. Wohl mancher mag sich dabei auch einreden, daß er der Gesellschaft keinen erheblichen Schaden zufüge; es wäre aber zu wünschen, daß er von anderen aus seiner Gedankenlosigkeit aufgerüttelt und an seine Verantwortlichkeit gemahnt, beziehungsweise von seiner ärgerlichen, rein tendenziösen Mache abgeschreckt würde.

Es kommt mir oft schwer begreiflich vor, wie auch wohlgesinnte katholische Kritiker so sichtlich darauf hinarbeiten, die Nacktheit in der Kunst in möglichst weiten Grenzen zu rechtfertigen, wo dann Mißverständnisse aller Art zu höchst bedenklichen Auffassungen der Frage beim Publikum Anlaß geben werden. Setzen wir einmal voraus, der Kritiker bewege sich mit Sicherheit auf der schmalen Grenze, die Erlaubtes und Unerlaubtes, Schönes und Widerwärtiges von einander trennt, kann man denn vernünftigerweise erwarten, daß auch der Leser ohne Wanken die mathematische Linie einhalte? Ich wage das verrufene „Schweigen“ auch hier aus guten praktischen Gründen vorzuziehen, in einer Sache nämlich, wo nicht nur die genaue Ausdrucksweise schwer, sondern vor allem die Gefahr groß ist, der Leser werde durch irrige Verallgemeinerung sich selber täuschen, statt durch eine auf der Nadelspitze stehende Theorie sich belehren zu lassen. Das Eingehen auf die Beschreibung künstlerischer Nuditäten scheint mir schon an und für sich nicht ohne Bedenken. Es ist zwar notwendig, um die genannte Grenze scharf zu ziehen, aber man verfehlt dabei das Ziel. Im Einzelfalle kommt ja doch dem auf die schwankende Erfahrung gestützten Urteil ein Teil der Entscheidung zu. Der Kritiker selbst wird natürlich seine eigene Erfahrung zumeist befragen, die, wie leicht zu erraten ist, mit der Erfahrung des unvorbereiteten, ungewohnten, oft unfähigen oder unvorsichtigen Publikums wenig übereinstimmt. Wird also nicht mancher von den gewöhnlichen Liebhabern der Kunst oder den Gaffern in unseren Museen willkommenen Anlaß nehmen, sich einen Grundsatz zurecht zu legen wie diesen: „Es gibt eine Menge Nuditäten, an denen die landläufige Sitte Anstoß nimmt, obwohl sie sich durch hohen Kunstwert auszeichnen, und wenn auch von vielen anderen nicht das gleiche behauptet werden kann, so muß man sich doch eben durch Betrachtung der „keuschen“ und der „unkeuschen“ Nudität selbst erst das Urteil bilden; kurz die eine wie die andere ist meiner vollen Aufmerksamkeit wert.“ Und so sagt sich dann vielleicht ein Mann oder eine Frau, ein Jüngling oder eine Jungfrau, die für die Entscheidung einer solchen Frage nicht einmal die erste Befähigung mitbringen, aber desto fester glauben, „in

*) Anmerkung des Herausgebers: Der bekannte Aesthetiker, der in Gemeinschaft mit J. Sörensen die bei Herder in Freiburg erschienene fünfbändige „Kunstlehre“ herausgab, von der vier Bände aus seiner Feder stammen, ist jedenfalls hervorragend legitimiert, zu dieser heiklen Frage das Wort zu ergreifen. Um die peinlichen Erörterungen nicht unnötig auszudehnen, folgt dem Gietmannschen Aufsatze gleich eine dasselbe Gebiet berührende Ausführung des Freiburger Universitätsprofessors Dr. Karl Braig, der als intimer Freund von Franz Xaver Kraus zu seiner Verwahrung zweifellos in erster Linie berufen und berechtigt ist.



unserer Zeit" über alle Kunstwerke, berühmte und berüchtigte, mitsprechen zu sollen.

Diese allgemeinen Betrachtungen sind auch allgemein aufzufassen. Ich möchte aber noch besonderen Bezug nehmen auf einen Artikel von Dr. Alois Wurm über das Thema der Nuditäten. Er nimmt darin ausdrücklich Stellung gegen die Behandlung derselben Sache in Gietmann-Sörensen „Kunstlehre" IV, S. 125 ff. Darin liegt für mich ein ungesuchter Anlaß zum Widerspruch, sodann in dem Umstande, daß die „Warte", in welcher der beregte Artikel steht, überhaupt sehr energisch bemüht ist — wenn ich mir einen Scherz erlauben darf — die Tenne von dem literarischen Jesuitismus rein zu fegen. Es ist vielleicht gut, wenn in einer Frage von Belang einmal eine Antwort gegeben wird. Dies soll indes nicht etwa einen heftigen Streit, sondern nur eine Auseinandersetzung mit Herrn Dr. Wurm rechtfertigen.

Das zugrunde gelegte Prinzip, Gott habe den Menschen gut gemacht, und die Darstellung des Nackten sei unbedenklich, **wenn** die gefährliche Erregung der Sinnlichkeit vermieden werden könne, dieses Prinzip ist uns gemeinsam. Es brauchte das gar nicht einmal von Wurm hervorgehoben zu werden; befremdend ist aber, warum gegen den angeführten Text, das Wort „unbedenklich" noch besonders ausgezeichnet wird, als ob darauf und **nicht** auf die beigefügte Bedingung der Nachdruck zu legen sei. Allein Wurm will gerade das „unbedenklich" für viele Fälle gegen Sörensen festlegen, der die Verwirklichung der genannten Bedingung mit so zahlreichen Fragezeichen versieht. Das Endergebnis bei Wurm hat ein doppeltes Gesicht. Wenn man die am Ende seines Aufsatzes aufgestellten sieben „wenn" zusammen nehmen soll, um ein gegebenes Kunstwerk zu rechtfertigen, so ist ein nennenswerter Unterschied zwischen den beiden Darlegungen nicht vorhanden, und man sieht nicht, warum Wurm polemisiert, und warum sowohl er als sein lobender Kritiker in der „Köln. Volkszeitung" die Neuheit oder besondere Richtigkeit der Behandlung betonen. Schon allein die Zahl der (eventuell) zu erfüllenden so schweren Bedingungen würde zeigen, wie **selten** der Kritiker sich zufrieden geben werde. Wir stellen das ausdrücklich fest. Aber die sprachliche Form weist freilich darauf hin, daß **jede** der aufgestellten Bedingungen, wenn erfüllt, die Nudität erträglich machen solle. Zu Anfang ist zwar eine Warnungstafel ausgehängt, „die von den unserigen abweichenden Eindrücke einzelner Bildwerke nicht über den Kreis der zugehörigen Art des Nackten auf den der ganzen Gattung auszudehnen". Aber ich möchte nun wissen, warum am Schluß der Leser dennoch wieder veranlaßt wird, sich zufrieden zu geben, wenn z. B. die Körper „gut stilisiert oder sonst streng behandelt sind". Doch lassen wir den Streit über den Ausdruck. Jedenfalls kann ich es nicht zugeben, wenn wirklich, wie die Worte besagen, schon die Stilisierung allein den Anstoß entfernen soll. Ein besonderes Gewicht wird S. 4 für die Stilisierung und Idealisierung auf die Spannung der weichen Körperteile gelegt. Ich meine nun, daß die Spannung der Haut viel mehr mit den Lebensjahren und anderen Umständen als mit der Stilisierung und Idealisierung zu tun hat. Das früheste und späteste Alter zeigt meist Schlaffheit der Haut; es kommt aber auch sonst Schlaffheit und Spannung unter anderen Einflüssen vor. Die vielleicht eine größere Kraft und Gesundheit bedeutende Spannung ist mit einer stark sinnlichen Wirkung der Nacktheit recht wohl vereinbar. Das zweite „wenn" bei Wurm fordert, daß „die künstlerische Lösung eines körperlichen Problems das Interesse beherrschend auf sich ziehe". Der sinnliche Eindruck mag dadurch geschwächt werden; aber ich kann nicht zugeben, daß ein Interesse für die Lösung eines körperlichen Problems die Betrachtung oder die Darstellung völliger Nacktheit schlechthin gefahrlos und erlaubt mache. Selbstverständlich kann ein genügender Grund für den Anatomen, Arzt, Künstler und bisweilen für den Kunstkritiker vorliegen; aber im allgemeinen ist es durchaus unerlaubt, aus Interesse an „körperlichen Problemen" Kunstnuditäten mit Muße und Interesse zu betrachten; das ist ebenso gefährlich, als einen funkensprühenden Brand in einer strohgefüllten Scheune zu schwingen.

Der verehrte Gegner wird hier gleich entgegenhalten, er habe nur von „Ausgewachsenen und Ausgereiften" behauptet, daß für sie in den angeführten und den übrigen Fällen die Gefahr gehoben sei (S. 2). Gut, warum heißt es denn nun aber am Schluß (und ähnlich schon an derselben Stelle) in größter Allgemeinheit: „Die öffentlichen Darbietungen von Kunstwerken mit nackten Darstellungen sind erlaubt, wenn . . ." Diese Ausdrucksweise macht in Verbindung mit dem ganzen Ton des Aufsatzes — um auch dies gleich hier zu bemerken — die Auffassung notwendig, daß für die breitesten Massen des Volkes die Ungefährlichkeit des Nackten in der Kunst unter den genannten Bedingungen behauptet werde. Dazu stimmt, daß die „Warte" ihren Leserkreis nicht zum wenigsten in „**Lesezirkeln, Vereinen, Studentenkorporationen usw.**" sucht. Sie will diesen ihren Lesern also eine Anleitung geben, wie sie sich in der Frage des Nackten theoretisch und praktisch stellen sollen; auch praktisch, darum wird, offenbar damit man vergleichen lerne, mit dem Finger auch auf ganz lüsterne Bildwerke gedeutet. Der Mißbrauch dieser Anleitung durch Unberufene liegt aber so nahe, daß ich mich für eine solche Behandlung der Frage nicht begeistern kann.

Da der Meinungsunterschied, wie anfangs bemerkt wird, in der Frage gipfelt, ob es der Kunst möglich sei, die naheliegende Gefahr nackter Darstellungen auszuschalten, so müßte meines Erachtens eben diese Gefahr erst in ihrer vollen Größe gewürdigt werden. Wurm verweist uns nun (S. 5), von „philosophischen Deduktionen und dogmatischen Erörterungen auf die alles entscheidende Erfahrung, nach der die Gefahr zu beurteilen sei; das Votum der Laien sei aber in dieser Frage nicht geringer und in gewisser Hinsicht höher anzuschlagen als das der Priester." Aus den philosophischen Deduktionen möchte ich doch eine berühren. Das Auge ist unser schärfster Sinn; was durch das Auge eingeht, reizt ungleich stärker als das Gehörte. Daraus ergibt sich die ganz besondere Gefahr, welche die entkleideten Figuren mit sich bringen, zumal wenn der Eindruck durch die Farbe verstärkt wird. Nicht einmal alle Heiden wollten sich daher eine Nacktheit gefallen lassen wie die der knidischen Venus, die bei Wurm (S. 4) recht glimpflich wegkommt: die Koer zogen bekanntlich eine bekleidete Statue desselben Künstlers eben wegen der Bekleidung vor. Dies bedeutet doch wohl soviel, daß das Bild für unsere öffentlichen Ausstellungen um so mehr zu verwerfen ist.

Man kann aus dem angeführten psychologischen Grunde einen Unterschied machen zwischen der Poesie und den bildenden Künsten. Wenn der Dichter Gestalten beschreibt oder von anstößigen Vorgängen eine kürzere Erwähnung tut, macht er selten den starken Eindruck wie der bildende Künstler, dessen Darstellung an dem Sinne nicht ebenso flüchtig vorübergeht. Selbst die Plastik ist kälter, weniger einschmeichelnd als die Kunst der Farbe. Bei der Malerei ist es eben das Kolorit, welches das Auge mehr als die Zeichnung gefangen nimmt. Daß sich die Verhältnisse bisweilen zuungunsten der Poesie und der Plastik umkehren, will ich nicht leugnen, da die Wirkung jener auf die entzündbare Phantasie größer sein und diese durch grobe Körperlichkeit aufdringlicher wirken kann. Mehrere sehr unverdächtige Aesthetiker, wie Vischer und Schasler, finden sich jedoch veranlaßt, die Nacktheiten der Malerei zu verbieten, wenn sie auch die der Plastik für zulässig erachten. Die Inkonsequenz, welche immerhin in dieser Nachsicht für die Plastik liegt, erklärt sich aus der weit verbreiteten irrigen Annahme, die Darstellung der ganzen Körperform gehöre zum **Wesen** der Bildnerei. Vergleiche übrigens zu dieser Frage „Kunstlehre" IV. S. 200 ff.

Am wenigsten aber sind die „theologischen Erörterungen" so leichter Hand abzuweisen. Die Lehre des Christentums kennt die Erbsünde und deren Folgen. So natürlich es nun ist, daß der Unglaube, wenigstens in der Theorie, kein anderes Hindernis für die Darstellung des Nackten sieht als den durch Gewohnheit zum Gesetz gestempelten „Anstand", so natürlich ist es andererseits, daß die christliche Betrachtung der Frage von der Tatsache der Erbsünde ausgeht. Gott hat den Menschen recht gemacht; gewiß, aber wir wissen auch, daß der Mensch sich selbst schlecht gemacht hat. Der menschliche Leib ist nunmehr ein Leib der Sünde, der Verweslichkeit, des Todes. Infolge davon ist die Gebrechlichkeit des Menschen in Dingen, die dem niedrigsten Triebe schmeicheln, unbeschreiblich groß, und **danach** bemißt sich die nötige Vorsicht in diesen Dingen. Die christliche Fragestellung ist in unserem Falle von der neuheidnischen himmelweit verschieden. Eine Versöhnung läßt sich da nicht hoffen; wollten wir Zugeständnisse machen, so zögen wir uns nur den Vorwurf der Halbheit zu. Was folgt also? Soll unsere Antwort auf die Frage sofort diese sein: eine Ueberwindung der Gefahr ganz entblößter Kunstgebilde ist unmöglich?

Zur Verneinung der Frage ließe sich erinnern, daß der Leib nach der Sünde nicht anders gestaltet ist als vor derselben, daß seine Formen immer noch schöner sind als die der anderen Lebewesen auf dieser Erde, und daß er immer noch eines höheren seelischen Ausdrucks fähig bleibt. Man kann dem aber auch entgegenstellen, daß der Mensch nach Gottes bestimmter Weisung sich bekleiden soll, und daß die Kultur damit anfängt, daß der Mensch seine Blöße verhüllt. Das ist entschieden die gemeingültige Regel, auch für die **Nachbildung** der Wirklichkeit, und schon darum muß das Ueberhandnehmen der Nuditäten in der Kunst als unnatürliche Entartung bezeichnet werden. Man kann

einwenden, daß die Nudität in der Kunst viel unwirksamer sei als im Leben. Halbwahr oder mehr als halbwahr ist dieser Einwand in der Tat; nur sollte nicht übersehen werden, ein wie mächtiges Schutzmittel gegen die Sünde im gesellschaftlichen Leben die natürliche Scham und der anerzogene Anstand ist. Vielleicht läßt sich mit demselben Rechte sagen, daß doch der verschämten Unschuld ein Bild eher Anlaß zur ersten Sünde wird als eine Versuchung des gesellschaftlichen Lebens, eben weil die erwähnten günstigen Umstände dort im allgemeinen versagen. Auf alle Fälle gehört der Blick auf derlei Bildwerke zu den lockendsten Reizen für das eine oder das andere oder beide Geschlechter zugleich. Dagegen läßt sich auch keinerlei Erfahrung, welche einen günstigeren Schluß gestattete, beibringen. Allerdings, daß ein ernster Zweck, ein fester Wille und die Gewohnheit mit Hilfe der Gnade gegen Gefahren sicherstellen können, ist unzweifelhaft. Dies sind aber Voraussetzungen, die bei „öffentlichen Darbietungen" von Kunstwerken im allgemeinen nicht gemacht werden dürfen. Und auf diese zielt doch unsere ganze Frage, wie Herr Wurm es auch selbst ausspricht; wir untersuchen, was für die künstlerische Darstellung und für die Empfehlung von Kunstwerken als gewöhnliche, normale Richtschnur zu gelten habe. — Wurm behauptet mit andern, die Erfahrung des Laien sei wohl noch eher denn die des Priesters als entscheidend zu betrachten. Dabei denkt er offenbar nur an die persönliche Erfahrung des Priesters; es fragt sich aber viel mehr, wer die allgemeine Gebrechlichkeit des menschlichen Willens in der vorliegenden Sache besser beurteilen könne. Hier hat nun der Priester zwei Vorteile voraus: er ist durch seinen Beruf verbunden, Fragen, welche die Sittlichkeit betreffen, sorgfältiger zu studieren, und, was viel mehr ist, er hat Gelegenheit, die aufrichtigsten Selbstbekenntnisse der Menschen entgegenzunehmen. Der theoretische und praktische Maßstab liegt somit in seiner Hand. Es wäre unsinnig, dem Laien ein verständiges Urteil über Gewissensfragen abzusprechen; warum aber gegen alle Wahrheit die Kompetenz des Priesters herabgedrückt werden soll, sehe ich nicht ein; es ist vielmehr gerade des Priesters heilige Pflicht, in so intimen Angelegenheiten der Menschheit sein Votum geltend zu machen. Auf die persönliche Erfahrung des einzelnen darf nicht allzuviel Gewicht gelegt werden; sonst haben wir bald gar keinen Maßstab mehr; denn es wird immer nicht wenige geben, die mit mehr oder minder Recht behaupten, die Gefahren nicht zu kennen, von denen sie andere reden hören, oder die wohl gar, bescheiden genug, die selbst empfundene Schwäche bei anderen nicht voraussetzen. Die ersteren werden, wie nicht selten zu lesen ist, entrüstet ausrufen: Aber hier kann doch niemand Anstoß nehmen! Wer hier etwas sieht, der sucht das Böse u. dgl. Die andern werden nachsichtig und beschönigend auf die Harmlosigkeit der Unschuld und den reinen Blick des Reinen hinweisen. In beiden Fällen fürchte ich, daß wir es mit Redensarten zu tun haben, die durch ihre Einseitigkeit nur gefährlich werden können. Wenn vielleicht noch die nationale Sitte oder Eigenart mit in Rechnung gezogen werden soll, so ergibt sich für Deutschland nur eine größere Notwendigkeit, Rücksicht und Vorsicht walten zu lassen.

Herr Dr. Wurm hat seine Anschauungen noch unter fünf weiteren, durch jenes „wenn" eingeführten Gesichtspunkten gruppiert. Er will möglichst umfassend vorgehen und durch Teilung des Stoffes größere Klarheit erzielen. Gern möchten wir ihm ins einzelne folgen und hatten es bereits wirklich getan, aber es ist doch beinahe dieselbe Antwort auf alles zu geben. Wirklich neue Gesichtspunkte, die unsere Schwierigkeit in anderem Lichte zeigten, sind kaum gefunden; trotz der äußerlich eingehenden Untersuchung wird nirgends der Beweis versucht, daß die Nacktheit dem ästhetischen Genusse günstig sei. Und doch genügt es nicht darzutun, daß in manchen Bildern der störende Eindruck des Nackten abgeschwächt werde. Dies wollen wir im allgemeinen willig zugestehen. Dies hat die „Kunstlehre" IV weit genug ausgeführt. Eine andere Frage ist es aber, für wen der Eindruck sich so weit abschwäche, daß an eine sittliche Gefahr nicht mehr zu denken sei. Doch sicherlich nur für den, der die höheren Betrachtungsmomente fest und beharrlich im Auge zu behalten vermag. Wie viele sind deren nun in der breiten Masse der Dilettanten? Es heißt z. B.: „Oeffentliche Darbietungen von Kunstwerken sind erlaubt, wenn bei den einzelnen Figuren das geistige Element (Kindeslust, Unschuld, Frauenhoheit, Energie usw.) über das körperliche gebietet", oder: „Edle Seelenstimmung, starke Naturstimmung, rhythmische Bewegung" usw., genügen, wenn sie vorherrschen. Was hat denn die Frauenhoheit mit der Nacktheit der Erscheinung zu tun? Was die Kraftäußerung, die Naturschönheit, die dramatische Bewegung? Die Griechen pflegten die Hoheit der Juno und die Allmacht des Zeus nicht so darzustellen. Phidias bildete selbst die Aphrodite nicht wie die späteren Künstler. Wenn aber Canova uns nackte Figuren des Kaisers Napoleon und seiner Schwester darbietet, so machen diese nur um so weniger den Eindruck der Kraft und Hoheit. Wie kann die Würde durch das, was an die Niedrigkeit des Menschen am stärksten gemahnt, gehoben und geadelt werden? Selbst der gigantischen Kraft, die durch ihre Größe die Betrachtung mächtig emporzieht, haftet in unserem Falle leicht etwas Rohes, Wildes, an den Naturmenschen Erinnerndes an. Gibt es etwa keine anderen Mittel, Hoheit, Unschuld und Energie zu veranschaulichen, als Größe und Schönheit in ihrer Blöße? Wurm sagt zur Naturstimmung: In der hohen ruhigen Festtagstimmung von Böcklins „Gefilden der Seligen" empfinde man gar nicht, daß man nackte Frauenleiber vor sich habe. Wozu stehen sie denn aber in ihrer ganzen Natürlichkeit da, wenn sie nicht ebendadurch den Schmuck der Landschaft abgeben sollen. Die überästhetische Deutung Wurms ist schon an sich eine gar so gütige Nachsicht gegen den Künstler; die unterästhetische Betrachtung von Tausenden aber wird auf alle Fälle anders geartet sein. Es sind im allgemeinen nichts als schöne Illusionen, wenn vorausgesetzt wird, der Mittelschlag unserer Museumsbesucher teilten Wurms Entzückung vor einzelnen dieser Bilder, oder auch es seien diese Werke bloß aus einer ähnlichen Entzückung des Künstlers geboren. Nein, der Künstler sah vollkommen klar die Nacktheit, die er malte; wir sollen sie auch sehen, und die Mehrheit der Betrachter sieht sie ganz gewiß. Das ist die kühle Wahrheit der Sache. Dramatische Szenen endlich, und hätten sie noch soviel Bewegung, verstoßen durch ihre Nacktheit meist gegen alle Lebenswahrheit; die Roheit kann so allerdings versinnbildet werden; aber gerade das Dramatische (das in der Voraussetzung allherrschend sein soll) kann durch die Ablenkung des Blickes auf etwas ganz Fremdartiges nur verlieren.

Aus dem Gesagten erhellt, inwieweit ich dem Verfasser und Herrn Kiesgen in der „Kölnischen Volkszeitung" zugeben kann, die Frage sei hier vielleicht zum ersten Male richtig aufgefaßt worden. Ich finde es nicht. Denn erstens: die „ausgereiften Leute, denen die öffentlichen Darbietungen gelten, sind keineswegs in der Mehrzahl fähig, sich zu jenen ästhetischen Betrachtungen zu erheben, welche bei Wurm alles erklären müssen. Zweitens: der Schwäche der gefallenen Menschennatur ist überhaupt viel zu wenig Rechnung getragen. Drittens: die sittliche Entschuldigung der Nuditäten, wenn sie gelänge, wäre noch keine ästhetische Rechtfertigung; es müßte gezeigt werden, nicht allein wie wir über das Störende wegsehen, sondern wie wir aus demselben ästhetischen Genuß schöpfen könnten. Die Frage ist zugleich eine sittliche und eine ästhetische. Viertens: der Weg, wie in Einzelfällen die Nacktheit gerechtfertigt oder entschuldigt werden könne, war längst vorgezeichnet; Wurm hat allerdings eine ziemlich lange Reihe von Beispielen und einige äußere Umstände herangezogen, aber kaum tiefere Gründe aufgewiesen. Fünftens: seine Begeisterung für manche der besprochenen Bilder kann ich nicht teilen, auf die Gefahr hin, daß es einem Mangel an Verständnis zugeschrieben werde. Ich mache daraus kein Hehl, daß nach meiner Ansicht mit allen Nuditäten zusammen der Kunst wenig genützt wurde; Ausdruck und Seele im ganzen hat in demselben Maße verloren, wie das Fleisch verherrlicht wurde. Zu dem Verfall der modernsten Kunst hat wohl nichts mehr beigetragen als die krankhafte Vorliebe für „pikante" Darstellungen. Die sittliche Gefahr, welche durch die Frechheit der Kunst herbeigeführt wurde, hat in weiten Kreisen schwere Bedenken erregt. Wem dürfte man es verübeln, der unter solchen Umständen jede völlige oder sehr aufdringliche Entblößung überhaupt aus der Kunst verbannt wünschte?

Berechtigter wäre dieser Wunsch gewiß, als das Bemühen, zumal in unserer Zeit, zur Entschuldigung möglichst vieler nackten Kunstgestalten gesuchte Erklärungen aufzustellen.

* * *

Unter dem Titel **„Franz Xaver Kraus und das Nackte"** schreibt Universitätsprofessor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B., der „Allgemeinen Rundschau":

Ueber „Unsere Stellung zum Nackten in der Kunst" — so lese ich nachträglich in Nr. 521 der „Münch. Neuesten Nachrichten" (Morgenblatt) — hat Prof. Dr. Otto Sickenberger in der „Kraus-Gesellschaft" einen Vortrag gehalten, der auch „die Berechtigung des Nackten im Leben" erörterte. Der Kern des Vortrages: daß die Kunst die Aufgabe habe, „das Volk wieder mit dem Nackten vertraut zu machen"; daß „die Kinder an den Anblick des Nackten gewöhnt werden müssen"; daß, allem Klerikalismus zum Trotze, dafür „Propaganda" zu

machen sei usw. — verdient absolut keine Berücksichtigung. Auch die exzessiv liberalen Sprüche von Dr. Gebert, daß die Kunst „souverän", daß das „Schöne" nicht am Maßstabe des „Sittlichen" zu messen sei u. dgl., können füglich auf sich beruhen. Das alles sind Entlehnungen aus sehr alter Weisheit, die dadurch, daß die Entlehnungen mit minderer Begabung gemacht werden, wenig an Ueberzeugungskraft gewinnen dürften.

Die Bosheit könnte, wenn sie von solchen Anläufen in der „Kraus-Gesellschaft" hört, zur Annahme kommen, diese Leute würden demnächst nach dem Beispiel der Vorführung im „Wittelsbacher-Garten", über welche die „Münch. Neuesten Nachrichten" in Nr. 529 vom 13. November so eingehend berichten, auch „mit einem Akt-Ringkampf vor die Oeffentlichkeit treten". Die Kämpfer hätten da wohl durchweg „im Ganzakt", nur mit „einer Art von Badehose" bekleidet, vor gemischtem Publikum zu erscheinen.

In dem erwähnten Berichte heißt es wörtlich: „Künstler und Kunstkenner, ein starkes Kontingent von Künstlerinnen, äußerlich erkennbar durch ihre echt ‚malerischen' Trachten, Turner und Athleten bildeten den Hauptbestandteil des Publikums. Ganz vorne an den 1½-Mark-Tischen hatten sich mehrere Professoren niedergelassen." — Man wird auch kaum zu weit gehen, wenn man die in der gleichen Nummer der „Münch. Neuesten Nachrichten" für Künstler und Kunstfreunde angepriesenen „künstlerischen Freilichtaufnahmen weibl. Körper" als eine Realisierung obiger Ziele betrachtet. In der darauffolgenden Nr. 542 vom 21. November desselben Blattes las man abermals eine auffällige Anzeige von weiblichen Aktstudien in sechs Gruppen. Die Titel unter 6 und 7 lauten bezeichnenderweise: „La moralité du Nu" und „En Costume d'Eve".

Was würde Franz Xaver Kraus zu den Entgleisungen in der Krausgesellschaft sagen, die, wenn sie nicht häßlich wären, lächerlich genannt werden könnten?

Einmal traf ich den Kranken in großer Erregung an. Er hatte Arbeiten eines Theologen vor sich, der sich mit Sexualitäten und Nuditäten zu tun machte. Kraus meinte: Ich selber bin wahrlich nicht prüde, und ich weiß, was echte Kunst ist und was sie bieten darf; wenn aber jemand ohne zwingenden Beruf sich mit „solchen Geschichten" abgibt und er tut es vielleicht aus spekulativen Gründen — damit seine Elaborate besser „ziehen" möchten —, dann ist er ein durch und durch verächtlicher Mensch. Kraus sprach sich noch weit schärfer aus. Aber ich will den Rest seiner Worte lieber unterdrücken. Auch die obige Aeußerung führe ich selbstredend nicht an, um eine Nutzanwendung auf bestimmte Personen zu machen. Aber die Aeußerung ist jedenfalls ein Beweis dafür, wie Kraus im allgemeinen über „solche Geschichten" dachte.

Also was würde Kraus von der „Kraus-Gesellschaft" jetzt wohl urteilen? Er würde sagen: „Daß die Leute fort und fort meinen Namen mißbrauchen, könnt' ich durch die Gerichte verhindern lassen, und das würd' ich am Ende auch wählen, wenn ich es nicht verabscheute, mich in gewisse Händel einzulassen."



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Enthüllungs- und Eintrachtsfest in Nürnberg.

Unter den zahlreichen Feierlichkeiten, die bereits zur Einweihung von Denkmälern des hochseligen ersten Kaisers stattgefunden haben, nimmt das jüngste Enthüllungsfest zu Nürnberg eine ganz hervorragende Stelle ein. Der Gedenktag wurde zu einem bedeutungsvollen Verbrüderungstag. An dem Denkmal Kaiser Wilhelms I. in der alten bayerischen Stadt trafen sich die kaiserliche Familie, die Familie des Prinz-Regenten von Bayern und die badischen Herrschaften. Kaiser Wilhelm II. ging in dem Trinkspruch beim Festmahl in seiner packenden Beredsamkeit wieder über den konventionellen Rahmen solcher Festansprachen hinaus auf das historisch-politische Gebiet und erinnerte an die gemeinsamen Schicksale und Bestrebungen der Bayernherzöge und der Burggrafen von Hohenzollern im Mittelalter, um die gegenwärtige Gemeinsamkeit der Hohenzollern und der Wittelsbacher unter dem Panier des Reiches zu verherrlichen. Die Idee der brüderlichen Eintracht der deutschen Fürstengeschlechter, die der Kaiser so beredt vertrat, soll natürlich als Vorbild und Hort der Eintracht der deutschen Stämme gelten. Die Teilnahme des großherzoglichen Paares von Baden, das mit dem Hohenzollerngeschlechte durch nahe Verwandtschaft und auch durch geistige Beziehungen innig verbunden ist, bestärken den Eindruck, daß hier die Mainbrücke noch etwas verbreitert und verschönt wurde. „Es war ein großer nationaler Festtag," sagte der Kaiser. Er ließ ihn ausklingen in das Gelübde, festzuhalten am Gottvertrauen. Der Kaiser hatte kurz vorher, bei der Rekrutenvereidigung, in Anwesenheit des Königs Alfons ebenfalls ein Bekenntnis des Glaubens und der Gottesfurcht abgelegt, indem er erklärte, er wolle fromme Soldaten haben, deren Generalissimus der Gekreuzigte ist. Derartige Bekenntnisse werden freilich von den Sozialdemokraten mit Spott und von den liberalen Bundesgenossen derselben mit verlegenem Lächeln aufgenommen; aber dem christlichen Volk beider Bekenntnisse, politisch gesprochen dem Zentrum und den Konservativen, gereichen sie zu großer Erbauung und zum Trost gegenüber den antichristlichen Strömungen der Zeit. Eine herzliche Eintracht im Deutschen Reiche zwischen den Häuptern und den Gliedern, über dem Reichsapfel das Kreuz nicht als bloßer geschichtlicher Zierat, sondern als wirksames Zeichen und höchstes Kleinod der Staatslenker und Staatsbürger — das ist ein Ideal, das die Kräfte aller Guten zu frischer Betätigung lösen kann.

Es ist ein Unglück für Deutschland, daß die kirchlichen Wirren einen großen Teil des Volkes der großen nationalen Vergangenheit im Mittelalter entfremdet haben. Wir freuen uns ganz besonders über jedes Kaiserwort, das die alte kaiserliche Zeit mit dem Denken und Empfinden der Gegenwart wieder verknüpft und so dazu beiträgt, die nationale Kontinuität in Deutschland wiederherzustellen.

Der Tod des Großherzogs von Luxemburg.

Auch der Heimgang des 88jährigen Großherzogs Adolf von Luxemburg, Herzogs von Nassau, berührt das Kapitel der deutschen Fürsteneintracht. Der Verewigte gehörte zu den Depossedierten von 1866. Er schloß aber zu Anfang der achtziger Jahre seinen Frieden mit dem Sieger von 1866 und mit den vollendeten Tatsachen. Seit 1890 fand er Ersatz für sein auf dem Altare des neuen Reiches geopfertes Stammland in Luxemburg, das mit Deutschland in Zolleinheit steht. Seinem Sohne und Nachfolger, dessen Schwester mit dem Erbgroßherzog von Baden vermählt ist, wird es noch leichter sein, die Katastrophe von damals zu vergessen und den Anschluß an die jetzt 40jährige Neuordnung der Dinge auch mit stachelfreiem Gemüt zu vollziehen. — Dabei drängt sich die Frage auf, ob die „welfische Wunde" nicht auch schon vernarbt sein würde, wenn Fürst Bismarck vor zwanzig Jahren ruhig dem Sohne Georgs V. den Einzug in das ererbte Braunschweig gestattet hätte. Inzwischen haben ja auch Annäherungen durch Heiraten zwischen der depossedierten hannoverschen Familie und den regierenden Häusern stattgefunden. Um so eher könnte man jetzt daran denken, unter Verzicht auf alle überflüssigen Formeln, dem Welfengeschlecht in Braunschweig einen Ersatz für das Verlorene zu gewähren. Die sogenannte welfische Agitation in Hannover kann man nicht vorschieben; die Thronbesteigung in Braunschweig würde sie jedenfalls nicht verschärfen, sondern vielmehr zum schnelleren Einschlafen bringen.

Die Rundreise des Königs Alfons von Spanien.

Der junge Herrscher des alten, einst so mächtigen und immer noch ehrwürdigen und bedeutenden iberischen Reiches ist von Berlin nach Wien, von dort nach München gereist. Während der Empfang am deutschen Hofe von kameradschaftlicher Herzlichkeit war, trat bei dem habsburgischen und dem wittelsbacher Hofe die familiäre Gemütlichkeit, die sich aus den engen verwandtschaftlichen Beziehungen ergab, mehr in den Vordergrund.

An den Besuch in Berlin hat sich ein politisches Nachspiel geknüpft, das leider nicht erbaulich ist. Ein mangelhaft verbreitetes Berliner Blatt, das zur Erregung der Aufmerksamkeit in alldeutschen und kulturkämpferischen Extravaganzen machen muß, hatte aus dem kombinierten Haß gegen den Fürsten Bülow und den Katholizismus sich zu einem groben Ausfall verstiegen, indem es eigenmächtig dem Könige die Hand einer deutschen Prinzessin versagte, damit nicht „der klerikale Hauch des Landes Loyolas und der Fanatismus der Inquisition" in unsere Prinzessinnengemächer dringe. Diese Roheit eines belanglosen Blattes hätte nicht viel ausgemacht, wenn nicht unglücklicherweise die spanische Presse, verleitet durch eine Pariser Depesche, den tollen Ausfall als eine Leistung unserer offiziösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" verbreitet hätte. Anscheinend hat man in Berlin den Verdacht, daß diese Fälschung nicht auf ein Versehen, sondern auf die Hinterlist der bekannten deutschfeindlichen Clique (Stammhaus in London, Filiale in Paris) zurückzuführen sei. Das bloße Klagen über die oft erprobte Perfidie dieser publizistischen Franktireurs tut es freilich nicht; man muß sich allerorts darüber klar werden, daß die sog. nationalen

Fanatiker, die zugleich den Kulturkampf betreiben, in ihrer gewissenlosen Ausgelassenheit eine Gefahr bilden, sowohl für die Ehre Deutschlands als für seine Politik. Auch die in sensationellen Roheiten gegen das Ausland arbeitenden Witzblätter gehören in diese schädliche Gesellschaft. Das deutsche Volk hat jetzt soviel lauernde Feinde ringsum, daß es sich wirklich etwas mehr zusammennehmen muß. An der Sozialdemokratie ist Hopfen und Malz der nationalen Gewissenhaftigkeit verloren; aber das staatstreu gesinnte Volk sollte alles verschmähen, was seinen Leidenschaften und groben Trieben schmeicheln will auf Kosten der vaterländischen Interessen.

Die neuen Flottenforderungen.

Im Jahre 1900 wirkte die zweite Flottenvorlage, die eine Verdoppelung forderte, sehr überraschend. Die gegenwärtigen Marinevorlagen stellen zwar auch große Anforderungen, aber man ist nicht peinlich überrascht, sondern hat vielfach sogar ein Gefühl der Erleichterung, daß es nach dieser politischen Krisis nicht noch schlimmer gekommen ist. Anerkennung verdient vor allem, daß die Regierung nicht durch die Augenblicksstimmung sich hat verleiten lassen, das Bautempo zu beschleunigen. Die Flottenschwärmer sind darob sehr enttäuscht und verlangen stürmisch eine affenartige Geschwindigkeit in der Herstellung der geplanten Schiffe, obschon doch die Ueberstürzung nicht bloß wirtschaftlich, sondern auch in militärisch-technischer Hinsicht sehr gefährlich ist. Der Plan der Regierung bringt sowieso schon eine beträchtliche Mehrbelastung der Ingenieure und der Werften mit sich. Denn es werden gefordert: 1. Sechs neue große Kreuzer für die Auslandsflotte, von denen jährlich einer aufgelegt werden soll; 2. eine Verdoppelung des Baues von Torpedobooten (jährlich zwei Divisionen statt bisher eine); 3. für Erprobung und Beschaffung von Unterseebooten jährlich 5 Millionen; 4. Vergrößerung der Ausmessungen, der Armierung, der Maschinen und der Besatzung für die noch schwebenden Schiffsbauten. Punkt 1 stellt die angekündigte Wiederholung einer im Jahre 1900 zurückgestellten Forderung dar. Damals waren außer den 6 großen auch noch 7 kleine Kreuzer für die Auslandsflotte gefordert; an Stelle der kleineren Kreuzer traten jetzt die Mehrforderungen in Punkt 2 und 3. Die pièce de resistance in diesem Menü ist Punkt 4. Die Schiffe sollen so vergrößert und verstärkt werden, daß ein Linienschiff fortan 36 1/2 statt bisher 25 1/4 Millionen, ein großer Kreuzer 27 1/2 statt bisher 19 1/3 Millionen kostet. Das erhöht die Kosten des schwebenden Bauplanes um 228 Millionen; dazu treten die höheren fortlaufenden Ausgaben für die verstärkte Besatzung. Der ordentliche Marineetat wird bis 1910 um durchschnittlich je 15 Millionen jährlich steigen, so daß er 1910 um 76 Millionen höher stehen wird als jetzt. Um mindestens 76 Millionen; denn wer weiß, was für Mehrlasten das „bahnbrechende" Vorgehen Englands uns in den nächsten fünf Jahren noch bringen wird. Die Begründung beruft sich auf die jüngsten politischen Ereignisse, und die fallen allerdings schwer ins Gewicht für alle Vorschläge, die eine Sicherung der deutschen Küsten und des deutschen Handels vor den englischen Ränkeschmieden anstreben. Sogar in den Kreisen der Freisinnigen Volkspartei regt sich die Erkenntnis, daß es ohne starke Flotte nicht mehr geht.

Graf Witte atmet auf.

In Rußland wurde vorige Woche eine zweite Auflage des Eisenbahnerstreiks versucht; aber die erkünstelte Wiederholung wollte nicht gelingen. Eine zweite Erleichterung für Herrn Witte scheint der Semstwokongreß zu bilden, der soeben in Moskau eröffnet ist. Man drängt dort freilich auf entschiedenere Absage von der alten Reaktion, aber es bekundet sich doch ein beträchtliches Maß von Vertrauen zu der Witteschen Aktion. Die Beruhigung Rußlands schreitet allem Anschein nach langsam, aber stetig fort, so daß die Gefahr eines Rückfalles in die Militärdiktatur erheblich gemindert ist und die Börsen wieder in die Hausse gehen. Um so auffälliger erscheint die Ausnahmemaßregel gegen die polnischen Landesteile. Der „Regierungsbote" will freilich die Verhängung des Kriegsrechts mit Redensarten von separatistischen Bestrebungen der Polen rechtfertigen; aber irgendeine faßbare Tatsache vermag er nicht anzuführen. Es bleibt bei dem, was hier in der vorigen Nummer gesagt wurde.

Wenn die deutschen Offiziösen nun darüber klagen, daß die deutschfeindliche Preßclique die Lüge von einer Einmischung Deutschlands in die russische Polenpolitik hartnäckig verbreitet, so müssen wir unbeschadet unserer Entrüstung über diese politische Brunnenvergiftung doch die frühere Bemerkung wiederholen: durch die Maßlosigkeit des deutschen Hakatismus wird den internationalen Ränkeschmieden ihr arges Gewerbe sehr erleichtert. Und hier sind nicht bloß die Zeitungsschreiber des unbesonnenen Fanatismus schuldig, sondern leider auch offizielle Politiker.

Ein edler Lutheraner im „Kulturkampfe".

Von

Chefredakteur Paul Siebertz.

III (Schluß).

Am 6. Februar 1873 befand Herr von Gerlach sich wieder „als Gast" in einer Fraktionssitzung des Zentrums, zu welcher nunmehr seine Stellung sich dahin entwickelte, daß er „formell ihr Gast blieb und materiell ihr Glied wurde".

Gemeinsam mit diesen seinen politischen Freunden bekämpfte er mit der größten Zähigkeit Bismarcks Kirchenpolitik. In besonders hervorragender Weise geschah dies in fünf Reden, welche später von Friedrich gesammelt herausgegeben wurden und die Bismarck so sehr erzürnten, daß er v. Gerlach — der doch Pate seines Sohnes war — kaum mehr anders „als möglichst leicht" grüßte. v. Gerlach aber ließ sich durch diese Anfeindungen nicht beirren, da ihm „die Klarstellung des scharfen Gegensatzes gegen Bismarck-Falk als Gewissenssache wichtig" war. Aus dieser Gesinnung heraus nannte er auch am 9. Mai 1873 die letzte dieser „fünf Reden" einen „Protest-Schlachtruf gegen Bismarck-Falk."

Einen wahrhaft schönen Ausspruch des Zentrumsführers Windthorst, der ungemein dessen innig-gläubigen und friedfertig-versöhnenden Standpunkt kennzeichnet, notierte sich v. Gerlach in seinem Tagebuch unterm 18. Februar 1873 wie folgt: „Windthorst erzählte mir den Tod seines einzigen Sohnes unter der Pflege einer barmherzigen Schwester in Osnabrück nach Empfang der Sterbesakramente und sprach sich gründlich und innig dahin aus, wie einem solchen Ende entgegenzugehen ihm ein und alles sei. Dann, wie er meist unter Protestanten gelebt und wie er fest hoffe, mit seinen protestantischen Freunden jenseits ewig vereinigt zu sein."

Kann es bei solchen Gesinnungen des Führers der Zentrumsfraktion wundern, daß am 16. Mai desselben Jahres der Lutheraner Geheimrat Bruel (der ebenso wie v. Gerlach zum Zentrum stand) einen ihn begrüßenden Toast mit dem Gegentoast beantwortete: „Der künftigen evangelischen Mehrheit des Zentrums"! So sehr waren diese wahrhaft großen Männer durchdrungen von dem Gefühle der Zusammengehörigkeit der positiv christlichen Konfessionen gegenüber den anstürmenden Gewalten des Unglaubens! Dies betonte v. Gerlach auch wieder, als er vom 9.—11. August 1873 auf einer Erholungsreise in Bern einen wadtländischen, reformierten Geistlichen, M. de Mestral, besuchte, von dem er schrieb, daß derselbe „mindestens ebensowohl als der Lutheraner Bruel und ich Platz fände in der Zentrumsfraktion." Und als v. Gerlach dann auf der Rückreise am 13. August in Konstanz den als gewandten Publizisten bekannten badischen Kreisgerichtsrat Baumstark besuchte, welcher „als Streiter für die Kirche durch Wort und Schrift so entschieden, mutig und tätig" war, „als man es nur wünschen kann", aber „doch so antijesuitisch-ultramontan", da trat der Protestant v. Gerlach ihm entgegen und bat ihn, „die Einheit der Streiter der Kirche nicht zu stören".

Unter solchen Führern erhob sich das katholische Deutschland zu mannhaftem Widerstande gegen die ungerechten Bedrückungen seiner Kirche und deren Diener. Nie war vorher das religiöse Leben in solcher Blüte gestanden wie jetzt; allüberall schöpfte die Kirche aus diesen Verfolgungen neue Kraft und wahrer Bekennermut beseelte allerorten das gläubige Volk. Sehr charakteristisch für diese „Erfolge" des „Kulturkampfes" sind die Aufzeichnungen v. Gerlachs über sein Zusammensein mit „dem lieben Janssen" (vom 22.—25. August 1873 zu Frankfurt a. M.). „Janssen", so notiert sich v. Gerlach, „trat fester auf als 1871. Ueberall findet man die Katholiken gesteigert durch die Verfolgung zu freudigem Siegesmute. . . . Nur wenn Bismarck abginge, sagte er (Janssen) in seiner Siegerstimmung, könnten die „alten, faulen Zustände" wieder eintreten. Als sicheres Zeichen des Aufblühens der Kirche nannte er die Frequenz des Empfanges der Sakramente und die Zunahme der Liebeswerke. Der Bischof (Blum) von Limburg, zu dessen Diözese Frankfurt gehört, sei erstaunt gewesen über den kirchlichen Fortschritt der Stadt, den er bei seiner letzten Anwesenheit wahrgenommen habe."

In solcher Zeit mitkämpfen, tätig mit eingreifen zu können, gereichte v. Gerlach zu großer, „mit Verwunderung gemischter Freude". Er pries sich glücklich, daß er, so alt, „doch noch zu solchen Erfahrungen, Zeugnissen und Kämpfen berufen" sei. Und als er am 4. November in seinem Siegener Wahlkreise wiedergewählt wurde, da schloß er sich mit Bruel wieder dem Zentrum

an. Diesmal verabredeten Bruel und v. Gerlach, der Fraktion „nur als ‚Hospitanten', nicht förmliche Mitglieder" beizutreten. Doch war dies nur „Sache der Form", denn sie „übten alle Rechte der Mitgliedschaft und trugen alle Lasten mit".

Gleich anfangs dissentierte jedoch v. Gerlach in der Fraktion, als dieselbe „fast einstimmig" gegen das preußische Dreiklassenwahlsystem Stellung nahm und er für dieses System eintrat.

Sehr bezeichnend für den freiheitlichen und fortschrittlichen Geist, der im Zentrum herrschte, ist v. Gerlachs Konstatierung, daß er „allein der Fraktion gegenüberstand und einen Bruch mit ihr als möglich ins Auge faßte". Doch hatte die Sache „keine weiteren Folgen" und sein Verhältnis zur Fraktion blieb ungetrübt. Man kannte eben damals so wenig wie heute einen Abstimmungszwang in der Zentrumsfraktion und überließ dem Gewissen und der Einsicht eines jeden Mitgliedes seine Stellungnahme zu den schwebenden Fragen.

Für das selbst von ihm als „sehr roh" bezeichnete Dreiklassenwahlsystem votierte v. Gerlach, weil er in ihm einen „Rest von Ständetum" sah und er „ein göttliches Element im Ständetum" betonte. Als sehr erfreuliche Erscheinung bezeichnete von Gerlach am 3. Dezember 1873 in seinem Tagebuche, daß er in nahe Verbindung gekommen sei mit dem ihm schon lange bekannten Charité-Prediger Schulze. Von demselben erwähnt er lobend: „Schulze steht entschieden und korrekt Bismarck gegenüber und mit vollem Herzen zu dem Rechte der katholischen Kirche, was mir unter den Evangelischen fast nirgends vorkommt. Keiner der evangelischen Geistlichen in Berlin stand mir so nahe als er."

Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit der gläubigen Christen beider Bekenntnisse wurde wieder recht lebhaft in von Gerlach wach gelegentlich der Beratungen des Zivilehegesetzes, gegen welches er auf das Entschiedenste Stellung nahm. Dies brachte ihn am 17. Dezember in einen scharfen Konflikt mit Bismarck, der unter anderem darüber höhnte, daß v. Gerlach Friedrich II. den Beinamen „des Großen" versagt habe. Diesbezüglich bemerkte nun v. Gerlach in seinem Tagebuche: „Nach meiner Erinnerung war in und nach den Freiheitskriegen König Friedrich II. nicht populär, namentlich nicht bei den Liberalen (z. B. bei Leuten wie E. M. Arndt) und seine Bezeichnung ‚der Große' ungewöhnlich; so namentlich im Blücherschen Hauptquartier und in unserer und der Grolmannschen Familie. In den Freiheitskriegen wehte ein anderer Geist als der Voltairische."

Am 20. Dezember 1873 trat v. Gerlach „noch scharf auf gegen den Skandal, daß das Zivilehegesetz ohne alle Begründung en passent das Ehehindernis zwischen Juden und Christen und die Pflicht des christlichen Vaters, sein Kind taufen zu lassen, abschafft, was auf keine Weise in dieses Gesetz hineingehörte." Doch war der Kampf vergebens, wie Gerlach klagt; selbst das Zentrum „ließ ihn im Stich". Windthorst aber sagte zu ihm privatim: „Wenn einmal Trennung von Kirche und Staat, dann auch ganz". Dem gläubigen Protestanten aber tat dieser Gedanke bitter wehe und trauernd schrieb er unterm 20. Dezember in sein Tagebuch: „Soll ich mich vorbereiten in meinem Innern und Gewissen auf den Untergang des evangelischen Gottesdienstes im preußischen Staate für mich — und sogar der evangelischen Kirche daselbst überhaupt? Wir werden hart gestraft für Luthers lose Reden (die der lichtfreundliche Prediger Richter aus Mariendorf neulich vergnügt auf die Tribüne brachte): Die Ehe ist ein weltlich Ding, wie kaufen und verkaufen usw."

Das Zivilehegesetz wurde am 23. Januar 1874 gegen die Stimmen des Zentrums votiert, worauf Pastor Dressel unterm 3. Februar in einem Briefe aus Brügge v. Gerlach gegenüber anerkannte, das Zentrum sei wahrhaftig ein „Zeuge für Freiheit, Recht und Kirche", so daß es denen, „die jetzt Deutschland regieren, nicht gelingen werde, dem Christentume ein Ende zu machen". Aber, so fügte der lutherische Pastor bei: „Es wird ihnen gelingen, die evangelische Kirche in ihrer jetzigen Gestalt zugrunde zu richten. ... Die Zivilehe wird ihr den Rest geben und die Planken des Schiffleins lösen."

Dafür, daß der König selber mit den Bestimmungen des Zivilehegesetzes nicht einverstanden war, spricht wohl am beredtsten die in Gerlachs Tagebuch unterm 4. Januar 1875 vermerkte Tatsache, daß er den Militärs, die sich mit der Zivilehe begnügen, sein Mißfallen ausdrückte. Infolge dessen sollen in Magdeburg 24 Unteroffizier-, Feldwebel- usw. Paare auf einmal kirchlich kopuliert worden sein.

Und am 28. März 1875 registrierte v. Gerlach eine Erzählung des Regierungsrates von Dörnberg aus Magdeburg, der aus sicherster Quelle wissen wollte, „Bismarck habe sich von Varzin aus schriftlich gegen das Zivilehegesetz erklärt; die Zivilehe treffe die römische Kirche nicht, wie Frankreich und die Rheinprovinz beweise. Alle Minister, außer Falk, Camphausen und Achenbach, hätten accedo beigeschrieben, worauf Falk erwiederte, dann müsse er die Kabinettsfrage stellen. Darauf habe Bismarck nachgegeben, wahrscheinlich (so meint v. Gerlach) weil er gefürchtet hat, Falks Abschiedsgespräch würde den schon schwankenden König vollends irre machen."

Abgesehen von dem Zivilehegesetz war auf der ganzen Linie der Kampf gegen alles Kirchentum in seiner größten Schärfe entbrannt. „Die direkte Verfolgung der katholischen Bischöfe durch Prozesse, Auspfändungen und Gefängnis war nun im vollen Gange", schrieb v. Gerlach am 1. März 1874. Mehr wie je stand v. Gerlach jetzt treu zu seinen katholischen Freunden. Von den Verhandlungen über die neuen Maigesetze bemerkte er, daß sie einen „erdrückend gräßlichen Totaleindruck" in ihm hinterlassen hätten. Sie seien beherrscht gewesen von „Unwissenheit, Ungerechtigkeit, philisterhaft aufgeklärtem Liberalismus und frivoler Nichtachtung der Heiligtümer des Glaubens." „Es ist entsetzlich," so schrieb er am 6. Mai in sein Tagebuch, „wie ich jetzt genötigt bin, täglich 5—6 Stunden mitanzuhören, mit welcher rohen Frivolität die Mehrheit ihre Frevel vollzieht .... Die Bismarck-Falkschen Untaten drücken mich wie ein Alb." Selbst der König habe „über die Katholikenverfolgung geklagt, man könne nun nicht weiter gehen," verzeichnet v. Gerlach am 20. Juni unter Bezugnahme auf Mitteilungen, die ihm der Geheime Justizrat Krüger über eine Adienz des nachmaligen Hofpredigers Stöcker beim Könige gemacht hatte. Nur die Ratgeber des Königs klagte darum v. Gerlach an, als er am 7. August in Rohrbeck dem dortigen Pastor Gielen und dem Superintendenten Pätz aus Königsberg auseinandersetzte: es seien „zunächst des Königs durch vierthalbhundert Jahre immer geübten und anerkannten Kirchenregierungsrechte auch ferner als bestehendes Recht anzuerkennen", aber es seien auch „dem Könige seine auf diesen Rechten haftenden Pflichten ins Gewissen zu schieben (zumal die Säkularisation des Kirchengutes sonst Kirchenraub sei), namentlich die allgemeine Pflicht, die Kirche nach ihrem Rechte und ihren Bekenntnissen zu regieren".

Wegen der Kollision dieser Maigesetze mit seinem Gewissen suchte v. Gerlach den Abschied aus dem Staatsdienste nach, welchem Gesuche auch durch folgende Kabinettsorder vom 31. Juli 1874 entsprochen wurde:

„Auf Ihr Gesuch vom 8. Juli d. J. will ich Ihnen die von Ihnen erbetene Entlassung aus dem Amte eines Ersten Präsidenten des Appellations-Gerichtes zu Magdeburg und eines Mitgliedes des Staatsrates hiermit bewilligen.

Wildbad Gastein, den 31. Juli 1874.

(gez.) Wilhelm.

(gez.) für den Justizminister Falk."

Kein Wort der Anerkennung lohnte diesem Edelmanne im wahrsten Sinne des Wortes seine sechzigjährigen treuen Dienste für des Staates Wohl. Er hatte sich durch seinen geraden und ehrlichen Widerstand gegen die politischen Maßnahmen der Regierung zu sehr verhaßt gemacht! Von seinen Kollegen am Appellationsgerichte aber erhielt er eine schön ausgestattete Anerkennungs- und Abschiedsadresse überreicht, bei welcher Gelegenheit er noch betonte, daß er „nicht wegen hohen Alters" seine Verabschiedung nachgesucht habe.

Am politischen Leben aber nahm der wackere Kämpe jetzt fast noch lebhafteren Anteil wie früher. Denn immer gehässiger sprach aus allen Maßnahmen der von einer „liberalen" Majorität gestützten Regierung das Bestreben, mit allem positivem Kirchentume gründlich aufzuräumen. Geradezu mit Entsetzen sah v. Gerlach dieses Unheil mit an. So schrieb er von den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses im März 1875: „Am 10. März im Unterhause der wilde Raubantrag der Altkatholiken, sie einzusetzen in den Mitbesitz der katholischen Kirchen. Brüllender Haß gegen den Papst und gegen Rom, auf der Seite dieser Feinde Virchow und — Falk; grausig anzuhören! ... Wie soll das enden? fragt man und ich habe keine andere Antwort als: mit Zerstörung unserer evangelischen Kirche und als dem einzigen Lichtpunkte, mit Siegen der Römer." Tief klagend aber bemerkte er weiter: „Kein evangelischer Geistlicher tritt in unserem Abgeordnetenhause auf seiten des Rechtes und der Kirche." Wie bitteren Schmerz mußte ihm das verursachen, nachdem er erst am 6. September 1874 wiederum die „tapferen Bekenntnisse und übernommenen Leiden der römischen Bischöfe und ihrer Getreuen" bewundernd hervorgehoben hatte!

In diese Märzkämpfe des Jahres 1875 griff v. Gerlach mit der Frische eines Jünglings ein. Am 12. März standen laut seinem Tagebuche „die Skandale auf ihrem Höhepunkt". „Ohne ein Wort, ohne einen Funken von Glauben oder Geist" sah er hier den glühenden Kirchenhaß der „liberalen" Majorität bei der Beratung des Kultusetats wahre Orgien feiern. Und als dann am 16. März die Debatte über das Brotkorbgesetz einsetzte, da griff v. Gerlach die Regierung in so wuchtiger Rede an, daß Windthorst während derselben „bloß zitternde Unruhe an Bismarck bemerkt haben wollte". Diese „Brotkorbdebatte" wurde auch am 18. März noch fortgesetzt. „Es ging wieder, wie jetzt oft, wild und tumultuarisch her. Bismarck erschien wieder — blaß, aufgedunsen, wie es mir erschien, und trieb den ‚Krieg gegen Rom' in feindseliger Sprache in immer rücksichtslosere Extreme .... Er steigt völlig in die Arena der parlamentarischen Klopffechterei mit ihren Spitzen und Anzüglichkeiten herunter. Alles unter stürmischem Beifall der ‚kulturkämpferischen' Mehrheit, inklusive ihrer radikal-ungläubigen Glieder." Also charakterisiert v. Gerlach sehr treffend diese Debatten und das Verhalten Bismarcks bei denselben.

Trotz aller tapferen Abwehr wurde eine nach der anderen dieser „kulturkämpferischen" Vorlagen Gesetz. „Die rohe profane Masse bildet die Armee der Regierung", klagte v. Gerlach am 10. Mai 1875; „Ströme von Gottlosigkeit und Demoralisation müssen sich über das Land ergießen. Bruel war abwesend. Außer ihm tritt in allen diesen Kämpfen als Verteidiger der Kirche kein Evangelischer auf. Es gilt: glauben! Ich ermahne in diesem Sinne die anderen, kämpfe aber in mir selbst mit verzagendem Unglauben."

Auch in den Reihen des Zentrums schien man fast verzagen zu wollen ob der Heftigkeit des Kampfes. Es war sogar, wie v. Gerlach bemerkt, „in der Partei die Frage aufgekommen, ob man bei unserem beständigen Unterliegen nicht besser täte, die parlamentarischen und Zeitungskämpfe lieber aufzugeben, aber allseitig und wie man mir sagte, mit energischer Zustimmung des Papstes, war beschlossen worden, gewiß mit großem Rechte, den Krieg in der bisherigen Art fortzusetzen."

Und diesem segensreichen Beschlusse zufolge leistete die kleine, aber wackere und von hohen Idealen getragene Schar auch fernerhin den Knebelungsversuchen Bismarcks und der liberalen Partei tapferen Widerstand: bis zum endlichen Siege. Bismarck, der gewaltige Staatsmann, dessen Leben so reich an Erfolgen gewesen, sah seine Macht zerschellen am Felsen Petri. Und die Erkenntnis seiner Ohnmacht bewog ihn dann endlich, die Hand zum Frieden hinüberzureichen, zu jenen, deren Charakterstärke sich nicht beugen konnte vor Ausnahmegesetzen schärfster und entehrendster Art; in deren vorderster Reihe als einer der gewaltigsten Gegner kämpfte: der Lutheraner Ludwig von Gerlach.

Leider erlebte der Edle den Triumph des Sieges nicht mehr. Ein Herzschlag endete am 18. Februar 1877 die Tage seines reichbegnadeten Erdenwallens, und in tiefer Trauer legten seine ungezählten Verehrer und Freunde ihm den letzten Tribut treuen Gedenkens auf sein Grab im alten Domkirchhofe an der Elisabethenkirche in Berlin.

Wehmütig berührt in unseren Tagen das Gedenken an diesen Mann, dessen Herz voll war der Liebe und des Verlangens nach friedlichem Nebeneinanderarbeiten der leider im Glauben getrennten deutschen Brüder. Immer wieder betonte er „die Einheit", „die der Herr selbst gestiftet, und die stärker sei als die Differenz". Dieser Gedanke durchzieht als Leitmotiv sein ganzes Leben und Wirken; ihn immer wieder auszusprechen und mahnend seinen Freunden und Gegnern zuzurufen, war ihm erste Gewissenspflicht. Und gewiß würde er heute lauter und eindringlicher als je diesen Mahnruf durch die deutschen Lande erschallen lassen.

Verstehen wir ihn! Beherzigen wir die goldenen Lehren, welche in den Blättern seines Tagebuches eingegraben stehen mit unvergänglichen Lettern! Wir wollen lernen aus Gerlachs Leben; ihn nachzuahmen suchen in seiner Entschiedenheit, seiner Charakterstärke und nicht zum wenigsten in seiner Friedensliebe. Reichen wir die Hand hinüber all denen, welche berufen sind zu tatkräftiger Mitwirkung an jenem Friedenswerke, das allein die sichersten Garantien bietet zum Gedeihen und zur Wohlfahrt des Vaterlandes.

Im Gleichklang.

Welt: das ist ein ewig Wandern,
Ist ein Strom von dem, was ist —
Schau um dich, sieh deine andern,
Forschend, wer du selber bist.

Und so siehst du denn: im Leben
Bist du nie — nur du allein,
Bist von Gleichem stets umgeben
Und saugst neue Nahrung ein.

Laß dein Herz im Gleichklang klopfen:
Ob du kleiner, größer, groß,
Bist du doch im Meer ein Tropfen,
Tropfen unter Tropfen bloß.

Münster i. W. — Christoph Flaskamp.



Ein Shakespearekenner.

Von

Adolf von Brügge.

Wenn bei unsern Gegnern ein hervorragendes Werk irgend welcher Art erscheint, wird die ganze gebildete Welt Deutschlands darauf aufmerksam gemacht und zum Kaufen förmlich gezwungen. Man mag es nennen, wie man will: Neben allem Geschäft herrscht doch ein reges geistiges Leben. Und bei uns? Vor über zwanzig Jahren hat Emil Mauerhof ganz hervorragende Briefe über Hamlet veröffentlicht. Er ist unbeachtet geblieben, und nur auf gegnerischer Seite haben einige Angegriffene ihn mundtot machen wollen. Stolz hat er seinen Schmerz verbissen und ist zum Menschenverächter geworden, selbstbewußt, grob, nur seine Anschauung in allweg für die einzig vernünftige haltend. Zu Anfang dieses Jahres hat er seine Briefe zusammen mit Aufsätzen über Macbeth und Othello herausgegeben unter dem Titel: Shakespeareprobleme, und m. W. ist noch keine berufene Kritik auf unserer Seite erfolgt. Große, tiefe Stille!

Es ist hier nicht der Ort, mit Mauerhof betreffs einiger Punkte in eine Polemik einzutreten. Für die Shakespeareforschung von hervorragender Bedeutung, kommen die strittigen Punkte für die breite Leserwelt kaum in Betracht.

Zunächst findet sie hier einen Mann, der in der Shakespeareforschung alt geworden ist, einen Fachmann, der, in der Kleinarbeit zu Hause, doch nur die großen, leitenden Ideen aufweist, der es versteht, dem Leser nicht dieses und jenes Neue zu sagen, sondern der ihn lehrt, ganz anders in die Welt zu sehen und ganz anders in seinem Shakespeare zu lesen. Ten Brink ist auch in katholischen Kreisen rühmlichst bekannt geworden; auch er schöpft aus dem Vollen, ist kein philologischer Kleinkrämer und liebt auch das Großzügige. Aber Shakespeare lebt dort lange nicht so ursprünglich wie in der Darstellung Mauerhofs, und dies bewirkt vor allem die feine Exegese der einzelnen Szenen. Geradezu großartig ist in Macbeth die Darstellung der Mordszene S. 27—35. Ungezwungen und selbstverständlich tut sich hier, sowie im Othello und besonders im Hamlet, Shakespeares Weltanschauung vor uns auf. Alles, was von berufener und noch mehr von unberufener Seite über die Konfession Shakespeares geschrieben worden, verschwindet hinter dieser grandiosen Darstellung. Besonders Hebbels eigenartige und von gewissen Leuten gern nachgebetete Ansicht über die Stellung des Briten zum sogenannten Weltdrama findet hier eine glänzende Widerlegung aus der Wurzel heraus. Nirgends merkt man einen dogmatischen Standpunkt, und am ehesten möchte man Mauerhof nach den saftigen Schimpfereien für einen Schopenhauerianer halten. Nur so ganz allmählich und nebenbei wächst Shakespeares Weltanschauung heraus als die echt christliche, und gegen Schluß merkt man auch, daß dies die seinige ist. Eine solche Arbeit wirkt, rein religiös betrachtet, obwohl von nichts weniger als von Religion die Rede ist, m. E. weit mehr als die mühsamen und aufdringlichen Auseinandersetzungen anderer. Dazu kommt der Stilist ersten Ranges, flott, geistreich und sich dem Inhalt trefflich an-

passend. Sogar seine Grobheiten möchte man ihm verzeihen, wie man auch die Ausfälle eines Schopenhauer immer wieder gerne liest, weil sie geistreich und unübertrefflich sind. Ueberhaupt haben wir in Mauerhof in mancher Hinsicht einen katholischen Schopenhauer, besonders als Polemiker. Wer die dickleibigen Bände der Karl Werder, Karl Frenzel, Löning, Fischer usw. und ihre Empfehlung durch die Presse etwas kennt, wird den Groll eines hervorragenden Shakespearekenners begreifen und seine Schimpfereien verzeihen können. Die Epitheta haben eine Parallele nur in denen, mit welchen der Frankfurter Philosoph Schelling, Hegel und die Philosophieprofessoren bedenkt. Aber wenn man liest, daß ein Vining Hamlet für ein Mädchen und dies für sein großes Geheimnis hält, wenn man hört, wie dieser amerikanische Unsinn als des Rätsels langgesuchte Lösung angepriesen wird, dann kann man ihm nicht mehr zürnen; es ist zu begreiflich.

Zu weit scheint Mauerhof uns aber bisweilen zu gehen, wo er seine Ansicht vertritt. Es ist Sache der Shakespearekritik, zu seinen Aufstellungen über die Rache, Hamlets Aufgabe, seinen Wahnsinn, die Geistererscheinung und die Familie des Polonius Stellung zu nehmen. Vielleicht werden wir selbst sie später einer eingehenden Kritik unterziehen und ihnen die eigenen Anschauungen in positiver Begründung gegenüberstellen. Hier genüge es, darauf hinzuweisen, daß bei Stellen, deren Diskutierung allein schon die Selbstverständlichkeit von Mauerhofs Ansicht in Frage stellt, die Brandmarkung anderer Anschauungen als „barer Blödsinn" nur beleidigen kann. Zudem merkt der unparteiische Leser bisweilen sofort, daß es bloß ein Streit um Worte ist. Sogar die verblüffend neue Ansicht, daß der Othello nichts weniger als die Tragödie der Eifersucht sei, sondern ein Kampf des Menschen um seine Menschenwürde, scheint uns nur eine Vertiefung der bisherigen Auffassung, allerdings eine ungemein wertvolle. Aber auch deshalb dürfen wir Mauerhof nicht gram sein. Wer kann Stoß und Rückstoß, wer seine inneren Erlebnisse und die letzten Triebkräfte seines Entwicklungsganges so genau abwägen, um Recht und Unrecht schön sauber herauszustellen.

Das sind alles nur Nebensächlichkeiten, die bei einer Neuauflage leicht ausgemerzt werden können. Das Ganze ist ein großer, fast genialer Wurf, und die gelegentlichen Ausblicke beweisen, daß er noch mehr und noch besseres leisten könnte; die größere Noblesse käme von selbst. Im ersten Jahrgang des „Hochland" hat Mauerhof auch einen Aufsatz über Maeterlinck, den Dichter der Nervenverstimmung, geliefert, ein glänzendes Ding, das ebenso den feinen Essayisten wie den tüchtigen Kenner auch der neuesten Literatur verrät. Wenn man diese Kraft in die katholische Bewegung um das Theater hineinziehen und zu Wort kommen lassen wollte, dann würden die „Sprünge auf die Bühne" aufhören und die Strömung in vernünftigere Bahnen geleitet werden. Das aber ist das Elend jeder katholischen Reform: Hundert Schreier und ebensoviele Mißgriffe, und wer will es der Autorität verargen, wenn sie Gute und Schlechte in einen Topf tut und die Sache von selbst ausgären läßt oder gar verdammt?

Feierabend.

Auf dem weiten Häusermeere
Glänzt der Abendsonne Gold.
Durch die Stille eine schwere,
Letzte Lebenswoge rollt.

Wie mit einem Schlag verbrandet
Ist die wildbewegte Flut.
Meine müde Seele landet
Ihres Tagwerks reiches Gut.

Glückgeschaukelt fliegt mein Nachen
Dem ersehnten Hafen zu.
Zwischen frohem Kinderlachen
Stehst holdselig grüßend du.

Eine letzte, leichte Welle,
Freudig knirscht mein Kiel im Sand,
Zum Willkomm auf trauter Schwelle
Reichst du lächelnd mir die Hand.

Munster i. W. Friedr. Castelle.

Literarischer Brief.

Von

M. Herbert.

In seinen wundervollen Stanzen à la Malibran schreibt Alfred de Musset vierzehn Tage nach dem Tode der berühmten Sängerin: O oui — il est trop tard pour parler encore d'elle — (vielleicht ist es zu spät, zu reden noch von ihr). Es liegt eine bittere, fast tragische Ironie in diesen Worten und heutzutage, da wir noch viel, viel schneller leben als zu Mussets Zeiten, ist es vielleicht auch schon zu spät, von einem Buche zu sprechen, das bereits vor Jahresfrist erschienen ist — und doch möchte ich es wagen —, besonders da es sich um Verse handelt, deren feinziselierte Form sie für die Dauer bestimmte.

Die katholische Kritik hat bereits seit einiger Zeit eine tief bedauerliche Schwenkung gemacht, sie hat die Taktik ergriffen, die Erzeugnisse des eigenen Lagers entweder totzuschweigen oder mit einer gewissen Verächtlichkeit zu behandeln; sie ist ins feindliche Lager übergegangen und hat in das große Tutehorn von der Minderwertigkeit katholischen Schaffens gestoßen. Nun gibt es bekanntermaßen nichts Unwürdigeres als ein Herabsetzen der eigenen Familie. Einer späteren Literaturgeschichtschreibung wird dieses klägliche Symptom unserer Zeit klar vor Augen treten und die Schuldigen werden das Odium, das sie auf sich geladen, nicht abschütteln können.

So ist — wie so manches andere — auch das schöne Buch der westfälischen Dichterin Hedwig Dransfeld, „Erwachen", in unseren maßgebenden Blättern nur einer flüchtigen Würdigung unterzogen worden. Das einzige Organ, das sich des Buches kräftiger annahm, war meines Wissens die Familienzeitschrift „Alte und Neue Welt" im Verlag von Benziger-Einsiedeln.

Hedwig Dransfeld ist eine Könnende, aber auch zugleich noch eine Werdende, Ringende, eine reiche, entwicklungsfähige Natur, voll Kraft und Feuer. Schon jetzt handhabt sie die dichterische Form in meisterhafter Weise, dabei quellen ihre Gedanken so reich und ungesucht, daß der Ausdruck sich gleichsam von selbst zur Künstlerschaft rundet. Sie ist eine Schülerin der Droste, die tiefsinnige, der Natur schwärmerisch hingegebene Seele, das Grüblerische, die feine und originelle Beobachtung kleiner Dinge eignet ihr wie jener anderen stillen Tochter des Heidelandes — und doch ist die Dransfeld ein selbständiger Geist und im innersten Wesen zur Modernen gehörig. Es gibt in ihrer Sammlung manches Gedicht, das in tiefer Versunkenheit von einer weltfernen, in sich eingesponnenen Klosterfrau zu stammen scheint, andere atmen Leidenschaft, Lebensfreude und eine starke Anteilnahme an der sozialen Entwickelung unserer Zeit.

Wir haben es also mit einer reichen, vielumfassenden Natur zu tun — vielleicht einer solchen, deren Feld die Welt ist. Noch ist die Richtung nicht entschieden. Erwachen enthält viel Tastendes, Unsicheres, Fragendes, Suchendes, ja Zweifelndes, aber ein keimkräftiger, gesunder Boden ist vorhanden. Möge das Leben gütig sein und das reiche Versprechen, das hier gegeben wird, zur höchsten Vollendung geleiten und fördern. Wer manche ihrer Gedichte liest, wird mir zustimmen — das ist reich und heiß flutendes Leben einer jungen, starken Dichterpersönlichkeit.

Töten wir dieses Leben nicht; pflegen, lieben, fördern wir es! Seien wir verständnisvoll und warmherzig gegenüber dem Wachsenden, Treibenden, das in unserer katholischen Literatur emporstrebt. Denn vor allem andern braucht der Künstler die Güte der Anerkennung seiner Gesinnungsgenossen, sie ist sein Lebenselixier.

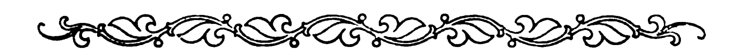
Ja, an allen Ecken und Enden blüht und treibt es jetzt bei uns. So ist mir z. B. auch das kleine Buch, die Sammlung schwäbischer Volkserzählungen von Maria Batzer der Beweis eines lebensvollen und selbständigen Talentes, freilich nicht eines ausgereiften. Die Verfasserin greift scheinbar noch ohne Wahl nach jedem sich bietenden Stoffe, hält alles und alles der Beobachtung wert. Dieser Standpunkt hat seine Berechtigung, führt aber notwendigerweise auch zum Banalen und Minderwertigen hinab. Nicht jedem Motiv lassen sich künstlerische Seiten abgewinnen.

Maria Batzer hat Verwandtschaft mit Hermine Villinger. Wahrscheinlich ist sie viel auf Wegen der Barmherzigkeit gegangen und hat ihre Studien unter den Armen und Aermsten gemacht. Sie besitzt Humor und ein Ohr für die oft so ausdrucksvolle Sprache des Volkes, sie schaut unter die Oberfläche, aber noch fehlt es am sicheren Weitblick und an dem großen Zuge des Dichters, der das Alltägliche zum Symbol erhebt.

Auch unsere katholischen Verleger haben einen Schritt vorwärts getan. Vor zehn Jahren noch wäre wahrscheinlich Hedwig Dransfelds „Erwachen“ kaum in einem katholischen Verlag erschienen, ebensowenig wie jemand den Mut gehabt hätte, ein Unternehmen wie „Hochland“ ins Leben zu rufen.

Einen großen Fortschritt bedeutet auch das neue, eminent künstlerisch ausgestattete „Evangelienbuch“, das in Habbels Verlag in Regensburg erschien und dessen vom höchsten Standpunkt aus gewähltes Bildermaterial ein Unikum bieten dürfte. Diese Bilder gehören fast ausschließlich alten Schulen an, italienische, niederländische, deutsche und französische Meister werden uns meist in solchen Werken vorgeführt, die wenig oder gar nicht in weiteren Kreisen bekannt sind, so daß dieses herrliche Werk gleiche Bedeutung hat für die einfache, fromme Seele, die aus den Tiefen des Gotteswortes schöpfen will, wie für den anspruchsvollen Kunstkenner und Kunstliebhaber.

Die Stiche — 355 an der Zahl — sind weich und von großer Vollendung, der Druck ist von prachtvoller Deutlichkeit und Klarheit. Die Bilder sowohl als der Text sind mit Erläuterungen von dem bekannten Kunsthistoriker Prof. A. Weber versehen, dessen im Zeitungsstil gehaltene Vorrede leider wenig zu dem erhabenen Inhalte des Werkes paßt.



Europäische und japanische Kunst

auf der Lütticher Weltausstellung 1905.

Von

Dr. Vögele-Schönthal.

Im Vergleich zum Palais de l'art ancien befriedigte der Besuch des Kunstpalastes, in dem die modernen Künstler der verschiedenen Länder, besonders Belgiens und Frankreichs, ausgestellt hatten, verhältnismäßig wenig. München, überhaupt Deutschland war weder nach Zahl noch nach Auswahl genügend vertreten. Wenn auch einzelne treffliche Statuen und mehrere technisch vollendete Gemälde uns in die Augen fielen, so war doch der Totaleindruck der, daß die moderne Kunst im Vergleich zu der älteren es mehr auf Sensation und Sinnenkitzel abgesehen hat und dabei ideenärmer geworden ist. Wenn einst über die im Dome von Parma ausgeführten Kuppelfresken Correggios, bei denen mehr die Füße und unteren Partien der Figuren hervortreten, während Gesicht und Oberleib stark verkürzt kaum sichtbar sind, der boshafte Witz gemacht worden ist, Correggio habe hier ein Froschragout gemalt, so hatten einzelne Künstler im Lütticher Palais des Beaux-Arts eine „Fleischschau“ dem Publikum geboten. Bei solchen Ausstellungen ist es interessant, wenn auch nicht immer erfreulich, auch das Publikum näher zu betrachten. Ich hörte, wie in einem größeren Saale zwei Deutsche zu einander sagten: „Hier liegt eine weiße, dort eine rote (sc. Frauensperson)“. Diese Lebemänner besahen sich bezeichnenderweise nur zwei Nuditäten in dem Saale, während sie andere schönere und wertvollere Gemälde in demselben Saale keines Blickes würdigten. — Auch eine Graßmannbroschüre in Farben fehlte nicht: ein Mönch war nämlich neben eine entkleidete Dirne gemalt. Da haben doch Teniers und die älteren niederländischen Meister die Versuchung des hl. Antonius mit viel mehr Geist, Poesie und Anstand darzustellen gewußt! Ein Kunstwerk darf eine Tendenz haben, aber tendenziös (einseitig, gehässig) sollte es niemals sein. — Was die im Palais des Beaux-Arts vertretene moderne Plastik betrifft, so waren die Goldelfenbeinstatuen und Marmorfiguren aus der Glanzzeit der griechischen Kunst keuscher.

Ungleich mehr befriedigt wurde der Besucher der Lütticher Weltausstellung vom Palais de l'art ancien. Wir können das Urteil, das eine große französische Zeitung gefällt hat, nur bestätigen, daß nämlich dieser Palast der alten Kunst allein schon die weite Reise von Paris oder Deutschland nach Lüttich gelohnt habe. Prachtvolle Reliquienbehälter, herrliche Werke der Goldschmiede- und Juwelierkunst, schöne Gobelins, liebliche, kunstvolle Statuen, in deren Gesichtsausdruck vielfach feinste seelische Empfindung gelegt war, auch kostbare Altäre und kunstvoll gestickte Paramenten entzückten das Auge. Wir hätten nur gewünscht, daß die van Eycks, die Begründer der flandrischen Malerschule, Memling, der mit so viel Anmut, mit so feiner technischer Vollendung und so farbenfrisch zu malen verstanden, der die wunderbar schönen miniaturartigen Oelbildchen auf den Ursulakasten in Brügge gezaubert hat, und andere hervorragende nordische Maler entsprechend vertreten gewesen wären.

In ästhetischer Beziehung verdienen dieser Palast der alten Kunst und die Ausstellung Japans die höchste Anerkennung. Japan hatte keinen eigenen Pavillon, sondern in der großen Ausstellungshalle mit und neben anderen Ländern ausgestellt. Die japanische Ausstellung präsentierte sich wie ein großer, langer Schmuckkasten, in dem alles zum Kaufen reizte. Dieses aufstrebende talentvolle Volk versteht nicht bloß meisterlich die Kriegskunst, sondern nicht weniger gut die Künste des Friedens. Ein charakteristisches Merkmal für den Japaner ist seine volle Farbenfreudigkeit und sein Sinn fürs Kleine, Minutiöse. Die Architektur, die ins Große und Hohe geht, ist nicht sein Fach, schon deshalb nicht, weil seine Heimat wegen der vielen Erdbeben mehrstöckige Gebäude nicht duldet. Neben der Liebe für das Meer und dessen schöne Buchten und für die heimatlichen Wälder hat er eine scharfe Beobachtungsgabe für die Gräser, Blumen, Käfer, Vögel und die kleineren Tiere. Die Lebensgewohnheiten des Japaners lenken ihn von selbst hin auf die Beobachtung des Kleinen und Minutiösen. Die Zucht der Seidenraupe sowie die Tee- und Reispflanzungen verlangen liebevolle Behandlung bis ins einzelne und kleine. An den japanischen Kunstwerken ist die leuchtende, intensive Pracht der Farben und die Feinheit und Sicherheit der Zeichnung gleich bewundernswert. Wer diese herrliche Bemalung von Wandschirmen, Fächern, Tapeten usw. gesehen hat, wird sie nicht mehr so leicht wieder vergessen. Wie naturfrisch, wie reizend sind die Blätterzweige, Blumen, bunten Vögel und reichgekleideten Menschen auf den Porzellangefäßen, Fayencen oder glasierten Tonarbeiten dargestellt! Eigentümlich sind den Japanern zwei besondere Arten von Porzellangefäßen: 1. solche, welche mit schwarzem oder rotem Lack und darauf angebrachter Bemalung ganz überzogen sind und 2. solche, welche mit Zellenschmelz überdeckt sind. Ueberhaupt hat die Lackindustrie neben der Bronzeindustrie in Japan einen hohen Grad der Vollendung erreicht. In den technisch vollendeten Schnitzereien aus Elfenbein und Holz offenbaren sich die unerschöpfliche Phantasie und der köstliche Humor dieses Inselvolkes mehr als auf irgend einem anderen kunstgewerblichen Gebiete. Der Japaner ist ein Schalk, der manches aus dem täglichen, privaten wie öffentlichen Leben in satyrischer Weise darzustellen versteht. Aber Geschmacklosigkeiten, wie sie die europäische Kunstindustrie da und dort aufweist, habe ich in der japanischen Ausstellung keine entdecken können. Während europäische Künstler vielfach in der Darstellung von Nuditäten schwelgen, meidet der Japaner die Darstellung des Nackten. Wir wissen nicht, was ihn davon abhält: ein gewisses natürliches Anstandsgefühl oder der malerische Sinn, die Liebe zur Farbe, die Freude an farbigen Gewändern oder vielleicht beides zusammen.

Trudchen.

Sie schläft. — Gönnt ihr die Friedensruhe
In ihrem unbefleckten Kleide,
Andächtig kniet vor ihre Truhe,
Sucht Trudchen auf der Himmelsweide.

Des Herbstes letzte Rosen schmücken
Die goldgelockten, weichen Haare.
Zürnt nimmermehr den Todestücken,
Ein Engel schläft auf früher Bahre.

Der Winter zieht vom Alpenfirne
Ins Tal und peitscht mit Frost die Erde.
Nicht rauscht der Sturm um ihre Stirne,
Sucht Trudchen an des Friedens Herde.

Der Lenz wird wieder Hörner blasen
Und flöten an der Grabesstätte
Und grünen lassen einen Rasen
Ob ihrem viel zu frühen Bette.

Tübingen. Eugen Mack.



Weihnachtbücherschau 1905.

Von
Dr. Armin Kausen.

I.

Wenn man alljährlich seit 23 Jahren vor dem großen Geschenkfeste, das zugleich als das Haupterntefest des Buchhandels bezeichnet werden darf, über den Stand und allmählichen Fortschritt des sogenannten katholischen Büchermarktes Appell gehalten und das Ergebnis dieser prüfenden Umschau einer stetig wachsenden Zahl von Lesern vermittelt hat, dann verfügt man über eine nicht unerhebliche Summe von guten und schlimmen Erfahrungen. Dem jungen Kritiker, und wäre er auch noch so belesen und durch hohe Gaben des Geistes und Charakters zu seinem wichtigen Amte besonders berufen, geht wenigstens dieser eine Vorzug ab.

Hat man sich daran gewöhnt, die Gegenwart an der Vergangenheit und umgekehrt zu messen, so beurteilt man die Vergangenheit und die, welche noch in den Schuhen der älteren Tradition stecken, gerechter und vielleicht wärmer, ihre Mängel milder und wohlwollender. Man weiß die unsagbaren Schwierigkeiten zu würdigen, mit denen die sogenannte katholische Literatur und ihre Schildträger zu kämpfen hatten — zu einer Zeit, als die Vorbedingungen und Hilfsmittel des äußeren Erfolges die denkbar dürftigsten waren und der Weg der katholischen Schriftsteller und Verleger meist durch Wüsten, Steppen und Oedland führte, als vielleicht gerade die besten geistigen Kräfte durch den aufgedrungenen Kampf um die heiligsten Güter abgelenkt oder völlig lahmgelegt wurden.

Die Verhältnisse sind allmählich andere und bessere geworden. Wohlstand, Bildung und Bildungstrieb haben sich auch im katholischen Volksteile mächtig gehoben und der Drang nach neuem Schaffen und neuen Formen ist da und dort so stark geworden, daß manchmal das richtige Maß überschritten wird und an Stelle der früher beklagten Einseitigkeit, Versumpfung und Verknöcherung eine unter Umständen weit bedenklichere Gefahr getreten ist: Verwässerung der Grundsätze, die Sucht, durch fragwürdige Kompromisse Brücken ins feindliche Lager zu schlagen, nach dem Lobe der Gegner zu geizen, die ernsteren und strengeren Brüder und damit eigentlich die ganze Tradition von Jahrzehnten zu verleugnen.

Stillstand ist Rückschritt, und der jetzt auf allen Gebieten des Geisteslebens sich regende und vorwärts drängende Fortschritt kann, wenn in den rechten Bahnen gehalten, für die katholische Welt zum Jungbrunnen ganzer Generationen werden. Aber auch der Fortschritt will *erstritten* und *erarbeitet* sein. Der bloße Entschluß und die Handhabung der Phrase genügen nicht, noch weniger die mehr oder minder geschickte Nachahmung fremder Vorbilder, die stets den Beigeschmack der Similikunst behalten wird. Wo das Neue kein schnell und wohlfeil erworbenes oberflächliches Blendwerk, sondern auf tiefgegrabenen Fundamenten mit ehrlichem Schweiß aufgebaut ist, wird es von vorneherein auch bei der alten Schule mit ihrem Sinn für Gründlichkeit und Bedächtigkeit seltener dem Mißtrauen begegnen. Nichts hat manche an sich erfreuliche Bestrebungen in der neueren Literatur mehr in Mißkredit gebracht als das wortschnelle, hochfahrende, lieblose, wegwerfende, absprechende Urteil junger Anfänger über das Können und die Eigenart literarischer und wissenschaftlicher Persönlichkeiten, deren Ruf schon festgegründet war, als jene noch oder noch nicht in der Wiege lagen. Jede Zeit hat ihre Weise, und auch in der Literatur gibt es eine Pietät, die ihre Aufgabe nicht darin erblickt, Gräber zu schaufeln, damit der Platz für die Jugend frei werde.

Auch vor einem anderen Fehler kann heutzutage nicht oft genug gewarnt werden. Viele von denen, welche der Bücherkritik älteren Stiles gerne unkritischen Sinn, Verwechslung von Gesinnungstüchtigkeit mit geistiger und künstlerischer Größe vorwerfen, sind jetzt auf die Methode verfallen, neue Namen und neue Berühmtheiten über Nacht aus dem Boden zu stampfen und als fertige, ausgereifte non plus ultras, als nie dagewesen, einzigdastehend hinaufzuloben, ehe das Lesepublikum sich noch recht besinnen konnte. Man tut neuen großen Talenten keinen Gefallen, wenn man sie auf eine schwindelnde Höhe stellt, auf der unmöglich ihres Bleibens sein kann. Ueberhaupt sollte der höchste Superlativ in der Kritik eine seltenere Auszeichnung werden, damit er nicht allen Kredit verliert.

Mancher wird meinen, diese Ouvertüre einer Weihnachtbücherschau lasse für die Ausbeute derselben wenig Gutes erhoffen. Im Gegenteil! Das oben Gesagte beweist nur, daß Leben, Streben und Bewegung herrscht, und wenn der Wettbewerb zuweilen in eine Geltendmachung des Ellenbogenrechtes ausartet, so ist es Sache der besonnenen Kritik, einer p. p. Leserwelt, ohne welche ein Erfolg nun einmal nicht möglich ist, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Die Alten nicht verachten und die Jungen in ihrem Streben nicht verkennen, das Gute und Schöne in jeder Gestalt fördern und unterstützen, das sei und bleibe der Wahlspruch auch im Literaturleben der Katholiken.

Die Vorsicht und die Not der Zeit zwang uns jahrzehntelang, mehr vielleicht als unserer Fortentwicklung nützlich war, fremde Produktion als Kontrebande zu beargwöhnen und uns fast ausschließlich auf die eigenen vier Pfähle zu beschränken. Die anderen können uns daraus um so weniger einen Vorwurf machen, als sie die sogenannte katholische Literatur stets systematisch und grundsätzlich als Luft behandelten und in ihrer eigenen Literatur die konfessionelle Brunnenvergiftung als Sport betrieben. Es ist ein Zeichen steigenden Kraft- und Selbstbewußtseins, daß gerade auf unserer Seite mit dieser Ausschließlichkeit mehr und mehr gebrochen wurde, indem in literarischen Revuen auch der fremden Produktion die verdiente Beachtung geschenkt wird. Es kann indessen nicht der Zweck dieser Artikel sein, auch im anderen Lager Umschau zu halten. Der mit so drückenden Schwierigkeiten kämpfende und oft nur mit den größten Opfern sich über Wasser haltende *katholische Büchermarkt* verdient ganz besonders bei der *Auswahl von Weihnachtfestgeschenken* die *nachdrücklichste Unterstützung*.

Auf allen Gebieten, von den Kinder- und Jugendschriften bis zu hochstehenden poetischen und belletristischen, populärwissenschaftlichen und wissenschaftlichen Werken bieten die meisten katholischen Bücherverlage eine so reiche Auswahl, daß man auch bei verwöhnten Ansprüchen in bezug auf splendide äußere Ausstattung und Bilderschmuck niemals in Verlegenheit kommt. Zahlreiche literarische Wegweiser, Ratgeber und Kataloge, die überall leicht und ohne große Kosten zu haben sind, machen jede Ausrede, als sei die katholische Literatur eine Blume, die im Verborgenen blüht, hinfällig. Viele Katholiken, insbesondere gebildete Katholiken, sollten sich nur endlich die von industriellen akatholischen oder „neutralen" Buchhändlern kultivierte Phrase von der „Rückständigkeit" des katholischen Büchermarktes abgewöhnen und selbst zuschauen lernen. Durch Unverstand und Gleichgültigkeit gehen dem katholischen Buchhandel jährlich Millionen verloren. Um nur ein einziges Beispiel herauszugreifen: *Herders Konversationslexikon*, dessen fünfter Band jetzt abgeschlossen vorliegt, sollte in keinem wohlhabenden und gebildeten katholischen Hause fehlen. Und dennoch lassen immer noch gläubige Katholiken sich durch blendende Reklamen oder zungenfertige Unterhändler den „Meyer" oder „Brockhaus" aufschwatzen, um dann gelegentlich zu entdecken, daß der teuer erstandene Cicerone im katholischen Hause katholische Ueberzeugungen und Traditionen nicht nur schlecht behandelt, sondern („Meyer") geradezu mit Füßen tritt. Aehnlich geht es mit Werken der Weltliteratur und Kunstgeschichte, mit naturwissenschaftlichen, geographischen und ethnographischen Schriften, Klassikerausgaben, Romanen, Erzählungen und Gedichtbänden, mit Zeitschriften und Revuen. In manchen akatholischen Kreisen weiß man über den Stand unserer Literatur und periodischen Presse oft besser Bescheid als in vielen katholischen.

Die Herdersche Verlagshandlung in Freiburg (Breisgau) hat auch im verflossenen Jahre als unermüdlicher Pionier des geistigen Fortschritts der Katholiken Großes geleistet. Der soeben die Presse verlassende Weihnachts-Almanach ist an sich schon — in seiner prächtigen Ausstattung mit Vollbildern und Druckproben — ein sprechender Zeuge dieser rastlosen Aufwärtsbewegung. Noch mehr gilt dies von der Jahresproduktion des Riesenverlages, die an dieser Stelle nur in bezug auf solche Werke zu berücksichtigen ist, die als Geschenkwerke gelten können.

Herders Konversationslexikon, von dem schon oben die Rede war, hat die hämischen Prophezeiungen seiner Widersacher glänzend zuschanden gemacht und steht bereits am Anfang des sechsten Bandes, so daß der Abschluß des acht Bände umfassenden gewaltigen Werkes immer näher rückt. Es steht außer Zweifel, daß 1907 Herders Konversationslexikon abgeschlossen vorliegen wird. Es wäre eine Schmach und Schande für die deutschen Katholiken, wenn sie „ihrem" Konversationslexikon nicht diejenige *durchschlagende* Geltung und Wirkung verschafften, die es in jeder Hinsicht verdient. Wir haben allen Grund, stolz zu sein auf diese Schöpfung kühnen Unternehmungssinnes, welche ein Ehrendenkmal geistiger Regsamkeit und Spannkraft darstellt und sich mit allen ähnlichen Darbietungen anderer Lager messen kann, ja sie in mancher Hinsicht übertrifft. Wem die Urteile katholischer Organe und Autoritäten über den Hochstand dieses Lexikons nicht genügen, der mag sich von akatholischen Kritikern, die sich mit größter Anerkennung, ja Bewunderung aussprachen, belehren lassen. Es liegen die schmeichelhaftesten Urteile der „Frankfurter Zeitung", der Münchner „Allgemeinen Zeitung" und auch ausgesprochen protestantischer Organe über die verschiedenen Bände vor. Ueberall wird als Vorzug gerühmt, daß trotz der Wahrung des streng katholischen Standpunktes niemals intolerante oder polemische Spitzen gegen Andersgläubige zu beklagen sind, während andererseits auch letztere viel Neues in dem Lexikon finden würden. Sehr bemerkenswert sind die jüngsten objektiven Ausführungen des „Deutschen Reichsanzeigers" über den vierten Band. Das Blatt betont, daß Herders Konversationslexikon mit seinen acht Bänden mit demselben wissenschaftlichen Apparat arbeitet wie die 16- bis 18bändigen von Meyer und Brockhaus, aber den geringeren Umfang durch eine „*bewundernswerte*" *Konzentration* ermögliche. Ein nicht gewöhnliches Verständnis für die Bedürfnisse des neuzeitlichen Lesers wird von demselben Kritiker rühmend anerkannt. Man muß in der Tat staunen über die Schnelligkeit und Vielseitigkeit, mit der alle modernen Entwicklungen sozusagen bis auf die letzte Stunde sorgfältig registriert sind. Der Preis von M. 100 für das komplette Lexikon von acht Bänden (gebunden) ist so mäßig, daß nur die

Zuversicht eines Riesenabsatzes denselben rechtfertigen kann. In jedem „besseren" katholischen Hause, in jeder Vereinsbibliothek und Lesehalle muß in Zukunft Herders Konversationslexikon vor allen andern Büchern zu finden sein.

Die großangelegte „Geschichte der Weltliteratur" von Alexander Baumgartner, S. J., von der jetzt der fünfte Band (die französische Literatur) abgeschlossen vorliegt (geb. M. 15.—), hat in Organen und von Autoritäten, deren Sachverstand schlechterdings nicht anzuzweifeln ist, soviel uneingeschränktes Lob erfahren, daß Ausstellungen, die von einzelnen Seiten gemacht wurden und werden, an dem Gesamtbilde nichts Wesentliches ändern können. Auch dem fünften Bande wurde reichste Anerkennung zuteil. Man lese nur das Urteil der „Wochenschrift für klassische Philologie". Der sechste Band wird die Literaturen der Italiener, Spanier, Portugiesen und der übrigen Romanen behandeln.

Was der Herdersche Verlag auf dem Gebiete der Kunst und Archäologie bisher geleistet hat, ist bekannt. Man braucht nur an Fäh, „Geschichte der bildenden Künste" (M. 25.—), Franz, „Handbuch der Kunstgeschichte" (M. 11.—) und „Geschichte der christlichen Malerei" (3 Bände, M. 39,—), Kraus, „Geschichte der christlichen Kunst" (2 Bände, M. 40.—), Gietmann und Sörensen, „Kunstlehre" (5 Bände, M. 36.20), an die Werke von Beissel, Wilpert, Steinle, Geiges, sowie an die „Freiburger Münsterblätter" zu erinnern. Was uns bisher fehlte und von vielen vermißt wurde, war ein für weitere Kreise und vor allem auch für die studierende Jugend geeigneter, von Anstößigem sich freihaltender „Bilderatlas zur Kunstgeschichte". Diesem Bedürfnis wird durch den Atlas Herder, dessen erster Teil (Altertum und Mittelalter) mit 76 Tafeln und 720 Bildern fertig vorliegt, während der zweite Teil sich unter der Presse befindet, in geradezu mustergültiger Weise entsprochen. Das Bildermaterial ist von überraschender Reichhaltigkeit und verrät auf Schritt und Tritt die Hand des zielbewußten Führers. Die technische Ausführung der Bilder ist tadellos und von bester Wirkung. Der niedrige Preis von M. 8.— (broschiert) für den ersten Band (Querfolio) erleichtert die Anschaffung.

Ein wertvolles Quellenwerk bietet Ludwig Pastor in dem nun vorliegenden ersten Bande der „Ungedruckten Akten zur Geschichte der Päpste" (geb. M. 10.—). Wer Pastors „Geschichte der Päpste" (der vierte Band steht unmittelbar vor der Ausgabe) besitzt, kann die „Ungedruckten Akten", welche eine aus Raummangel zurückgestellte Ergänzung der Aktensammlung am Schlusse der einzelnen Bände darstellen, füglich nicht entbehren. Pastor hat durch diese Publikation der Wissenschaft einen neuen großen Dienst geleistet.

Die „Wanderfahrten und Wanderfahrten im Orient" des geistreichen und kunstsinnigen Bischofs von Rottenburg, Dr. Paul Wilhelm von Keppler (mit 177 Abbildungen und 3 Karten geb. M. 11.50) bedürfen unserer Empfehlung nicht mehr. Das prächtige Buch hat sich selbst Bahn gebrochen, so daß bereits eine 5. Auflage nötig wurde. Eine gleich günstige Aufnahme dürfte dem neuesten Buche desselben Autors („Aus Kunst und Leben" mit 6 Tafeln und 100 Textbildern, gebunden M. 8.40) sicher sein. Bischof Keppler schreibt einen glänzenden Stil und weiß den Leser unmittelbar zu fesseln. Sein reiches Wissen, sein weiter Blick und sein freimütiges Urteil kommen auch in den abwechslungsreichen 10 Abschnitten des neuen Buches zu voller Entfaltung. Sehr bemerkenswert ist u. a. sein Urteil über die moderne Kunst und ihre Auswüchse.

Eine abgeschlossene „Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus" hat uns trotz der zahlreichen Schulausgaben einzelner Werke bisher gemangelt. W. Lindemann hat seinerzeit den Grund dazu gelegt. Die jetzt von Prof. Dr. Otto Hellinghaus veranstaltete Bibliothek kann man aber als 2. Auflage von Lindemann nicht gelten lassen, denn es wird etwas völlig Neues geschaffen. Die neue Herdersche Bibliothek deutscher Klassiker mit Lebensbeschreibung, Einleitung und Anmerkungen ist auf 12 Bände (jeder Band geb. M. 3.—) berechnet. Bisher liegen Schillers Werke in 3 Bänden vor; jeder Band ist mit einem Bildnis Schillers geschmückt. Die sehr geschmackvolle, solide und elegante äußere und innere Ausstattung ist in unserer Zeit ein wichtiges Hilfsmittel, um ein Buch namentlich auch in der jüngeren Welt beliebt zu machen. Der Herausgeber war bei der Sichtung des Stoffes nicht engherzig. Auch Schillers Jugenddramen sind aufgenommen; nur die wenigen wirklich anstößigen Stellen wurden weggelassen. Dr. Hellinghaus verwahrt sich ausdrücklich gegen eine falsche Prüderie. Schillers Lebensbild aus seiner Feder ist in seiner Art ein Meisterwerk. Auch die Einleitungen zu den Gedichten und zu den einzelnen Dramen gehören zu dem besten, was neuere Pädagogen auf diesem Gebiete geleistet haben.

Wildermanns „Jahrbuch der Naturwissenschaften" mit 28 Textbildern und einem Generalregister der fünf letzten Jahrgänge (geb. M. 7.—) erreichte den 20. Band (1904—1905). An dieser wertvollen Fundgrube des fortschreitenden Wissens auf allen Gebieten der Naturwissenschaft einschließlich der Mechanik und Technik sollte kein Gebildeter vorübergehen. Hier sei gleich erwähnt, daß Dr. Plüß' „Unsere Bäume und Sträucher" (mit 124 Bildern M. 1.10) in 6. Auflage erschienen ist.

Mit erhöhtem Interesse wendet man sich im Todesjahre P. Joseph Spillmanns der reichen Auswahl seiner bei Herder erschienenen Werke zu. Spillmann gehörte unter den neueren Autoren zu den produktivsten. Die fast 20 Jahre lang geführte Redaktion der „Katholischen Missionen" gab den Anstoß zu vielen seiner Schriften, namentlich zu den großartigen illustrierten Reisewerken „Durch Asien", „Rund um Afrika", „In der neuen Welt", „Ueber die Südsee" und zu den 20 Bändchen Jugenderzählungen „Aus fernen Landen", von denen wieder 4 Bändchen in neuer Auflage erschienen sind: „Huronenhäuptling" in 6., „Bruder Yang" in 4., „Marienkinder" in 9., „Kämpfe und Kronen" in 6. Auflage. Die fünfbändige „Geschichte der Katholikenverfolgung in England" (Die englischen Märtyrer seit der Glaubensspaltung), welche Spillmann durch die Vollendung des bisher fehlenden 3. und 4. Bandes (M. 6.— und M. 5.20) noch vor seinem Tode zu einem würdigen Abschluß brachte, hat dem Historiker viele Angriffe der Gegner eingetragen. Aber seine ehrliche Objektivität, die auch vor Schattenseiten des damaligen Klerus die Augen nicht verschloß, kann im Ernste nicht angezweifelt werden. Als geschichtlicher Erzähler von packender Lebenswahrheit und künstlerischer Originalität wußte er auch den sprödesten Stoff zu durchgeistigen und interessant zu machen. Der aus seinen englischen Geschichtsstudien hervorgegangene zweibändige historische Roman „Die Wunderblume von Woxindon" steht, rein künstlerisch genommen, am höchsten. Aber auch „Lucius Flavius", „Tapfer und treu" (die 4. Auflage ist erst kürzlich erschienen), „Kreuz und Chrysanthemum", „Wolken und Sonnenschein" (sämtlich zweibändig), sowie „Der schwarze Schumacher" und „Ein Opfer des Beichtgeheimnisses" erheben sich, abgesehen vom historischen Gehalt, hoch über den Durchschnitt der heutigen Unterhaltungslektüre. Die letztgenannte Erzählung hatte schon wegen ihres Gegenstandes einen starken Erfolg zu verzeichnen. Der Plan, Spillmanns Gesammelte Romane und Erzählungen in einer billigen Volksausgabe zu vereinigen (14 Bände in Leinenband à M. 2.— stehen in Aussicht), kann nur auf das lebhafteste begrüßt werden. Die uns bis jetzt vorliegenden Bände der Volksausgabe, von denen „Lucius Flavius" zugleich die fünfte Auflage erreichte, sind bei gutem Papier und scharfem Drucke auch in Einband und Schnitt sehr gefällig ausgestattet. Bischof Keppler sagt in seinem Geleitwort mit Recht: „Spillmanns Erzählungen gehören zu jenen, welche man nicht lesen kann ohne reichsten Gewinn für Geist, Herz und Seele. . . . . Die Spillmannbände sollen . . . . sich als gute Hausfreunde des katholischen Volkes überall einbürgern."

Konrad Kümmels volkstümliche Erzählungen „An Gottes Hand" (6 Bändchen, geb. à M. 2.20) erfreuen sich stets wachsender Beliebtheit, so daß von den „Adventsbildern" schon die 4. Auflage, von den „Verschiedenen Erzählungen" die 3. Auflage nötig wurde.

In 2. durchgesehener Auflage liegt als prächtiger Geschenkband „Ein wahrer Robinson" oder die Abenteuer Owen Evans vor, nach dem Englischen von M. Hoffmann bearbeitet von P. Anderdon S. J. (mit 1 farbigen Titelbild und 3 Vollbildern, geb. M. 3.—). Der Bilderschmuck ist eine neue Bereicherung des stattlichen Buches.

Der Kreis der bei Herder erschienenen Dichtungen erfährt eine dankenswerte Erweiterung durch die „Gedichte" von Ansgar Albing (geb. M. 2.80), dem Verfasser der Romane „Moribus paternis" und „Der Pessimist", und durch die Dichtungen Hans M. Grüningers „Aus den Bergen der Heimat" (geb. M. 2.20). Albings „Gedichte" verraten viel Formensinn und eine hohe Auffassung. Grüningers Muse wandelt meist schlichtere Wege und liebt neben ernsten Motiven auch heiteren Scherz. Joseph Seebers großzügiges herrliches Epos „Der ewige Jude" (geb. M. 3.20) erlebte die 8. und 9. Auflage.

Unter dem lockenden Titel „Abende am Genfer See" bietet der Jesuit Jakob Overmans eine aus dem Polnischen M. Morawskis übertragene, in den gesellschaftlichen Unterhaltungston gekleidete, geistvolle Apologetik der wichtigsten Lehren des Christentums. Ein sehr zeitgemäßes Buch! (geb. M. 2.80).

In zweiter unveränderter Auflage erschien P. Meschlers eindrucksvolles Buch „Das katholische Kirchenjahr" (geb. M. 9.50). Zwei früher dem Verlage von Jos. Roth in München angehörende Werke sind das prächtige „Orate" des gelehrten Benediktiners Dr. Odilo Rottmanner (mit Goldschnitt M. 6.—) und die in fließendes Deutsch übertragenen „Psalmen" (geb. M. 2.40).

Eine Auswahl der schönsten Stellen aus Alban Stolz' Werken, besonders für die reifere Jugend und ihre Freunde, bietet Oberlehrer Heinrich Wagner unter dem Titel „Edelsteine aus reicher Schatzkammer" (mit dem Bildnis von Alban Stolz, geb. M. 2.40). Das schmucke Bändchen dürfte mit seiner urwüchsigen geistigen Kost viel Nutzen stiften in unserer verweichlichten Zeit. Die Werke Alban Stolz' verdienten weit mehr bekannt zu werden. Die billigen Volksausgaben von „Kompaß" und „Besuch bei Sem, Cham und Japhet" (geb. je M. 2.60) erschienen abermals in neuer Auflage.

Kein Geringerer als Dr. Georg Frhr. von Hertling hat sich an die Aufgabe herangemacht, „Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus" (Buch I—X) ins Deutsche zu über-

setzen und, mit einer Vorrede und Einführung versehen, dem Verständnisse deutscher Leser nahe zu bringen. Das auch sprachlich hochinteressante wunderbare Buch eignet sich außerordentlich als Festgeschenk für gebildete Katholiken und namentlich auch für die reifere studierende Jugend. Die klare, einfach schöne, fließende Uebersetzung erhöht den Genuß. Das Werk des großen lateinischen Kirchenvaters gehörte bisher zu denen, die viel genannt, aber weit weniger gelesen werden. Die deutsche Ausgabe von Hertlings (geb. M. 3.—), welche sich wegen ihres Formates und des biegsamen Einbandes leicht in der Tasche tragen läßt, ist geeignet, diesem Mangel abzuhelfen.

In 3. und 4. Auflage liegt vor „Unsere Schwächen", Plaudereien von P. Seb. von Oer, der sich hier als Menschenkenner und trefflicher Berater erweist (geb. M. 2.—), in 4. Auflage A. von Doß' beherzigenswerte Gedanken und Ratschläge „Die weise Jungfrau" (geb. M. 3.60), in 3. vermehrter Auflage endlich Dr. E. Geradaus' „Kompaß für den deutschen Studenten", Wegweiser durchs akademische Leben mit einem Geleitbrief von Prof. W. Köhler und zwei Anhängen: Heerschau (über die deutschen katholischen Studentenkorporationen) und Studienplänen (geb. M. 2.40). Der letztgenannte Studentenkompaß sollte in katholischen Familien weit mehr bekannt sein. Manche Eltern, die sich um den studierenden Sohn sorgen, werden aus diesem „Kompaß" Trost schöpfen und mithelfen, das Buch in die Hände möglichst vieler Studierenden zu bringen.

Da vom Studententum die Rede ist, sei an dieser Stelle auch die 9. Auflage des Deutschen Kommersbuches (bearbeitet von Dr. Reisert) (geb. M. 4.80) und das neue Ergänzungsheft zur Klavierausgabe „Deutsche Lieder", ebenfalls von Dr. Reisert besorgt (M. 3.—), empfehlend hervorgehoben.



Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hoftheater in München. Eine ziemlich matt verlaufene Erstaufführung war die des dreiaktigen Lustspiels Klein-Dorrit, welches Franz von Schönthan nach der Vorlage des bekannten gleichnamigen Dickensschen Romans zurechtgezimmert hat. Eine nähere Besprechung des Stückes halten wir schon deshalb nicht mehr für nötig, weil es vermutlich schon bald in der Versenkung verschwinden wird. Dickens in Schönthanscher Verwässerung ist just nichts Erfreuliches und der Lustspielautor hat dieses Geschäft sehr gründlich besorgt. Jeder, der nur ein Werk Schönthans kennen gelernt hat, kennt aber das laue Wohlbehagen, das er bei seinem Publikum zu erwecken versteht, und das vorzeitige Abhandenkommen desselben, gewöhnlich noch vor dem letzten Akt, der, wie bei den modernen Operetten, meist überflüssig ist. Ganz so verlief auch die Erstaufführung von Klein-Dorrit, und es mutet als ein ganz komischer Luxus an, daß man sich in der Titelrolle sogar eine Doppelbesetzung geleistet hat. — Einen sehr erfreulichen Theaterabend brachte uns die Neueinstudierung von Nicolais jugendfrischer Oper „Die lustigen Weiber von Windsor". Das Werk sollte schon deshalb zum eisernen Bestand unserer Hofbühne zählen, weil es das natürliche Bindeglied bildet zwischen Lortzing und Wagner, die beide in ihren musikalischen Lustspielen in München besonders liebevolle Pflege finden. Regisseur Wirk hat mit der früheren überraschend ledernen und stimmungslosen Inszenierung gründlich aufgeräumt und Dekorationen geschaffen, die dem deutlichen romantischen Zug des Werkes wohl anstehen. Aber auch in die Szene selbst hat er Leben, Bewegung und Natürlichkeit gebracht, so daß man in diesem Fall mit Recht sagen kann, daß die Oper erst jetzt erhalten hat, was ihr zukommt und nötig ist. Die Besetzung war nur in der Rolle des Falstaff dieselbe geblieben. Hier hatte man sich wieder an der längst bekannten, bedeutsamen Leistung Sieglitz' zu erfreuen. Alle anderen Rollen waren neu besetzt: Frau Bosetti sang die Frau Fluth mit ihrem ganzen Uebermut und virtuosen Gesangstechnik und ohne eine sie umgebende Walkürenwolke. Ihr leidenschaftlich eifersüchtiger Ehegemahl war bei Herrn Bauberger sehr gut aufgehoben. Das zweite Paar vertraten Frau Preuse-Matzenauer und Herr Poppe, die „süße Anna" und ihren erhörten Anbeter Fräulein Tordek und Herr Holzapfel, und die beiden verschmähten Freier Herr Geis und Herr Hofmüller. — Frische Lustigkeit war bei allen zu finden und reichte sogar hinunter bis ins Orchester, wo Herr Hofkapellmeister Fischer mit einer für seine Verhältnisse sehr bemerkenswerten strammen Frische seines Amtes waltete.

Die Konzertwoche. Orchesterkonzerte von besonderer Bedeutung hat es in dieser Woche nicht gegeben. In der Tonhalle fand das dritte Abonnementskonzert unter Georg Schneevoigt und mit der solistischen Mitwirkung von dessen Gattin statt und war durchaus Beethoven gewidmet. Die Aufführung der beiden Hauptwerke (G-dur Klavierkonzert und vierte Sinfonie) verlief sehr ersprießlich und führte die Hörer auf ganz bekannte Wege. — Peter Raabes Volkssinfoniekonzert brachte schon zum zweiten Male in unserer jungen Saison Tschaikowskys vierte und als eine besondere, in diesem Konzerte nicht erwartete Delikatesse Orchesterlieder von Gustav Mahler, neben anderen Gesängen, vorgetragen von Frl. Födransberg. — Unter den kammermusikalischen Darbietungen steht der Abend eines bisher unbekannten tschechischen Quartetts aus Prag, das sich Sevcik-Quartett nennt, obenan, in dessen Programm neben Beethoven und Dvorak ein ganz neuer Name, Rudolf Glière, mit einem Streichquartett vertreten war. Das Werk verwendet durchaus slawisches Themenmaterial und ist klangfrisch und gefällig gehalten. Der Komponist hat die löbliche Gewohnheit, seine Sätze abzuschließen, wenn ihm nichts mehr einfällt, und erzielt dadurch einen sehr knappen Aufbau. Rätsel gibt das Quartett keine auf. Das Quartett ist übrigens von durchaus nicht alltäglicher Qualität und vorzüglich eingespielt. Im Saal machte sich etwas wie slawisch-nationale Begeisterung bemerkbar, eine Ausnahmserscheinung, der man als solcher ja freundliches Gastrecht gewähren kann. — Der Pianist Emil Sauer trat mit dem üblichen großen Erfolg auf und ließ wieder alle jene hervorragenden Eigenschaften spielen, die ihn zu einem der größten, den virtuosen Standpunkt betonenden Künstler machen; in dieser Beziehung steht er wirklich an der Grenze des überhaupt noch Erreichbaren. Mit einer Sonate eigener Komposition hatte er weniger Glück, es sei denn, daß man das Werk von demselben Standpunkte aus beurteilen wollte, wie den Komponisten selbst. — Die neue Walkersche Orgel im Odeonsaal vorzuführen unternahm der in München schon bekannte Karl Straube von der Thomaskirche in Leipzig. Straubes Programm umfaßte nur Werke von Buxtehude und Bach, und sie waren in technischer Beziehung so wundervoll beherrscht, wie ihre Wiedergabe an Klarheit der Disposition nichts zu wünschen übrig ließ. Inwieweit die modernen technischen Errungenschaften in ihrer Anwendung auf alte Meister diesen selbst zum Vorteil gereichen können, das bleibt eine Frage, für deren Beantwortung immer der persönliche Geschmack mit einstehen muß. Sicher ist es, daß die neuen Kunstmittel unter Umständen auch verhängnisvoll werden können. — Von dem bereits im letzten Bericht erwähnten Konzert Dreßler-Schmid-Lindner ist nachzutragen, daß das Programm sowohl im gesanglichen wie im pianistischen Teil in München lebenden Komponisten gewidmet war. Den Eindruck wirklich künstlerischer Persönlichkeiten in dem Sinne, wie er in diesem Blatte bereits vermerkt worden ist, gewann man nur bei Ludwig Thuille und Max Reger. August Reuß und Julius Weißmann sind Durchschnittstalente mit mehr angelernten als eigenen Fähigkeiten. Ihren Werken fehlt immer das, was man innere Notwendigkeit nennt. Kurt von Wolff, obwohl jedenfalls der jüngste unter ihnen, will, wie seine Goethestoffe merken lassen, am höchsten hinaus, bleibt aber am tiefsten in seinem Wollen stecken. Gelangen jene zumeist bis zu einer beiläufigen Liebenswürdigkeit, so tut sich in seinen Werken eine schreckliche Kluft auf zwischen Tiefsinn und Impotenz. Es waren also sehr unterschiedliche Eindrücke, die den jedenfalls sehr guten Absichten dieses Konzertes entsprachen. — Von den verschiedenen Violinmeistern, die in dieser Woche auftraten, wären zu erwähnen Adolf Rebner, der in einem Konzert mit Mitwirkung des Kaimorchesters sich als derselbe ernste Künstler erwies, als welchen ihn bereits sein vor wenigen Wochen stattgehabtes erstes Konzert zeigte, und Willy Burmester, der seine bedeutende, rein künstlerische Fähigkeit leider durch die ewige Wiederholung seiner längst bekannten Repertoirestücke selbst nicht zu jenem Ansehen bringt, wie er es wohl leicht erreichen könnte. Stürmischer Beifall blieb ihm und seinem pianistischen Partner Willy Klasen aber auch diesmal treu.

München. Hermann Teibler.

Für die Opfer der Erdbeben in Süditalien

sind bei der „Allgemeinen Rundschau" eingegangen bisher Mk. 145.—

Dr. med. J. Jung und Frau, Köln . . . . . . „ 8.—

(In dank. Erinnerung an herrl. Reiseeindrücke 10 Lire)

Summa: Mk. 153.—

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 49. München, 2. Dezember 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Sind die Behörden gegen Schmutzinserate machtlos?

Von

Geh. Justizrat und Oberlandesgerichtsrat Roeren,

Mitglied des Reichstages und Preußischen Abgeordnetenhauses.

Gegen die pornographischen Annoncen ist ein öffentlicher Aufruf gerichtet, den letzthin der von Otto v. Leixner zu Berlin gegründete „Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Schrift und Bild" erlassen hat. In dem Aufruf wird gefordert:

1. daß gegen bestimmte ausländische Firmen von Ofen-Pest, Genua, Paris, die in den Witz- und Wochenblättern ihre Photos, Modellaufnahmen, Kunst- und Scherzartikel u. dgl. annoncieren, Anklage erhoben werde, da der Beweis vorliege, daß auf Grund dieser Anzeigen jede unreife Person für 50 Pf. oder 1 Mk. die obscönsten Bücher und Bilder scheußlicher Unzuchtsszenen beziehen könne;

2. daß die Regierung Mittel finde, das weitere Inserieren dieser Firmen in deutschen Blättern zu verhindern;

3. daß auch gegen die Blätter, die solche Anzeigen aufnehmen, vorgegangen werde.

Niemand wird leugnen, daß es sich hier um einen Mißstand handelt, gegen den sich der Unwille des sittlich fühlenden Publikums schon längst gerichtet hat, und der, wenn er so fortdauert, einen furchtbaren Schaden an der heranwachsenden Jugend und unserem ganzen Volksleben anrichten muß. In jeder Nummer der meisten unserer Witz- und illustrierten Blätter wimmelt der Inseratenteil von Anzeigen dieser Art, die übrigens keineswegs nur von ausländischen Firmen, sondern viel zahlreicher noch von inländischen sog. „Kunstverlags"-Anstalten herrühren. Außerdem haben fast alle jene Firmen aus Paris, Antwerpen, Pest usw. hier im Inlande, in München, Leipzig, Berlin, ihre Geschäftsniederlagen, von denen aus zur Umgehung der etwa gegen sie verhängten Postsperre die Bestellungen effektuiert werden. Alle diese Anzeigen lassen deutlich ihren pornographischen Charakter erkennen, und Bestellungen, die auf Grund derselben gemacht sind, haben durchweg den direkten Beweis erbracht. Die regelmäßigen Zusätze in den Anzeigen, „nur für Künstler und Kunstfreunde", „nur für Erwachsene", „nur für Eheleute" u. dgl., dienen lediglich zur Reklame und zur blöden Täuschung der Behörden, die sich diesen Hohn nicht bieten lassen sollten. Jeder, der bestellt, erhält geliefert, der Pennäler und Kommis, wie der „Künstler" und der „Kunstfreund". Ob der X Y, der bestellt, ein Mäcen oder noch ein halb erwachsener Junge ist, kann der Lieferant nicht wissen und ist ihm völlig gleichgültig. Wird nur der Preis gezahlt durch Voreinsendung oder Nachnahme, dann spielt die Persönlichkeit und Kunstfreundschaft des Empfängers der annoncierten Schmutzsendung keine weitere Rolle. Dies alles ist bekannt und nicht am wenigsten der Behörde, die zur Aufrechthaltung von Ordnung und Sitte berufen ist. Daß trotzdem ein solches Treiben sich unbehindert breit macht, erklärt sich einzig aus der unerhörten Lässigkeit, mit der behördlicherseits auf diesem Gebiete vorgegangen wird. Neuer Mittel, wie der Aufruf sie verlangt, bedarf es in diesem Falle nicht. Hier bietet § 184 St. G. B. in seiner vor 5 Jahren neugeschaffenen Nr. 1 eine genügende Handhabe, um dem unsauberen Annoncenwesen wirksam beizukommen. Er bestimmt:

„Mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark oder mit einer dieser Strafen wird bestraft, wer:

1. unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen feilhält, verkauft, verteilt, an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt oder anschlägt oder sonst verbreitet, sie zum Zwecke der Verbreitung herstellt oder zu demselben Zwecke vorrätig hält, **ankündigt oder anpreist,**

2. usw. . . ."

Die gesperrt und fett gedruckten Worte enthalten die Abänderungen an der früheren Fassung des § 184, welcher lautete:

„Wer unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen verkauft, verteilt oder sonst verbreitet, oder an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt oder anschlägt, wird mit Geldstrafe bis zu 300 Mark oder mit Gefängnis bis zu 6 Monaten bestraft."

Hiernach war neben der Herstellung und Feilhaltung auch die Ankündigung und Anpreisung der Schriften und Bilder straffrei. Es konnte daher die Annonce an sich, selbst wenn durch sie die unzüchtigsten Schriften angekündigt und angepriesen wurden, nicht verfolgt werden. Der Tatbestand des § 184 war vielmehr nur dann gegeben, wenn die Anzeige selbst sich ihrem ganzen Inhalte nach als eine „unzüchtige Schrift" im Sinne des § 184 qualifizierte, d. h. also, wenn in der Anzeige selbst der unzüchtige Inhalt der Schrift angegeben oder das Bild beschrieben war. Diesem Mangel abzuhelfen ist die neue Fassung des § 184 bestimmt. Es soll fortan die Annonce als solche getroffen werden, unter der

einzigen Voraussetzung, daß sie sich auf unzüchtige Schriften und Bilder bezieht, und die frühere Einschränkung auf den Fall, daß sie sich inhaltlich als eine unzüchtige Schrift darstellt, soll damit beseitigt sein. Deshalb ist nach der neuen Bestimmung in Nr. 1 die bloße Ankündigung oder Anpreisung unter Strafe gestellt. Zum Tatbestand gehört daher lediglich, daß die Schriften oder Bilder, die angekündigt werden, unzüchtig sind, einerlei, ob der unzüchtige Charakter derselben aus der Annonce selbst mehr oder weniger deutlich hervorgeht oder verschleiert ist. Nun aber ist Tatsache, die in zahllosen Fällen festgestellt ist, daß hinter den oben bezeichneten Annoncen, wie „Photos", „Aufnahmen nach dem Leben" u. dgl., die unsittlichsten Machwerke stecken. Die Leser und Besteller wissen es nicht minder als die Behörden und die Inhaber oder Leiter der Blätter, die diese Ankündigungen aufnehmen. Und dennoch geschieht nichts. Jede Nummer dieser Blätter strotzt unbehindert weiter von Schmutzinseraten und die Verseuchung unserer Jugend greift in erschreckender Weise immer weiter um sich. Hier könnte geholfen werden, das Gesetz bietet die Handhabe, aber sie wird nicht ergriffen. Und das ist um so weniger begreiflich, als gerade die Nr. 1 im § 184 damals im Reichstage ohne Widerspruch und mit erdrückender Majorität angenommen worden ist.



Zu G. Gietmanns S. J. Aufsatz „Das Nackte in der Kunst"*)

möchte ich, da eine sachliche Auseinandersetzung in dieser Zeitschrift (cf. A. S. 595) weiter nicht beliebt wird, nur ein paar persönliche Punkte richtig stellen.

P. Gietmann bringt mich in Berührung mit einer angeblichen Tendenz der „Warte", „die Tenne von dem literarischen Jesuitismus rein zu fegen". Was die „Warte" angeht, so mag sie sich selbst vertreten, wenn es ihr gefällt. Was aber mich betrifft, so wird mir der Vorwurf der Jesuitenfeindlichkeit offenbar deshalb gemacht, weil ich eine Lehrmeinung des P. Sörensen, eines Ordensgenossen Gietmanns, abgelehnt habe. Gegenüber solchem Vorgehen kann es nicht schaden, wenn ich einmal erkläre, daß nicht leicht ein anderer Jesuitenschüler ein so lebhaftes Bewußtsein von dem haben kann, was er den Vätern der Gesellschaft Jesu verdankt, wie ich. Wenn aber infolge meiner Lebens- und Denkentwicklung mein Ideenkreis sich nicht mehr völlig mit dem der Gesellschaft deckt, so wird man mir auch nach den Grundsätzen der Gesellschaft das Recht der persönlichen Ueberzeugung nicht verkümmern wollen. Fordert man doch auch von mir und jedem anderen soviel Selbstdisziplin und Noblesse der Gesinnung, um die prinzipiell verschiedenen Ueberzeugungen anderer (wie es in unserem Fall trotz mancher Uebereinstimmung im besonderen diejenigen Gietmanns sind) als solche zu nehmen und zu achten. Ich möchte daher meinen, wir sollten da, wo eine Ueberzeugung sich ausspricht, nicht gleich an „Tendenz", wo eine Anschauung mit Ruhe abgelehnt wird, nicht gleich an einen „Angriff", wo eine „freiere" Auffassung ehrlich und ernstlich zur Diskussion gestellt wird, nicht gleich an ein schwächliches „Paktieren mit dem Geist der Welt" denken. (Ich sage denken, da P. Gietmann das nur andeutet.) Oder traut mir mein verehrter Gegner nicht den Mut zu, jede Anschauung, sei sie „fortschrittlich" oder „rückständig", zu vertreten, sobald sie meine Ueberzeugung geworden ist? Dann müßte ich mich allerdings schämen, Männer wie P. Lingens und P. Rinz, P. Gatterer und P. Noldin (die Welt kennt sie nicht) zu Lehrern gehabt zu haben!

Zum zweiten habe ich über die Intention meiner Ausführung einiges zu bemerken. Gietmann gibt S. 596 als meinen Zweck an, „eine Anleitung zu geben, wie sie (die Leser der „Warte") sich in der Frage des Nackten theoretisch und praktisch stellen sollen; auch praktisch, darum wird, offenbar, damit man vergleichen lerne, mit dem Finger auch auf ganz lüsterne Bildwerke gedeutet". Ich muß gestehen, dies hätte ich von P. Gietmann, der mir von der „Kunstlehre" her als sorgfältiger und liebenswürdiger Polemiker vor der Seele steht, nicht erwartet. P. Gietmann kennt doch meinen ausgesprochenen Zweck („wie Hr. Wurm es auch selbst ausspricht" S. 597) und gibt ihn selber an: „Wir untersuchen, was für die künstlerische Darstellung und für die Empfehlung von Kunstwerken als [für den Bildungsgrad der Ausstellungsbesucher, „Warte" S. 2] gewöhnliche, normale Richtschnur zu gelten habe". Näher bezeichnet, war es meine Absicht, eine ernste Diskussion (S. 16) über diese Frage anzuregen, welche mit dem zu erhoffenden größeren Einfluß der Katholiken auf das Kunstleben, speziell Ausstellungswesen eine akute werden wird (cf. „Warte", S. 2). Wenn man also meinen ausgesprochenen Zweck kennt, warum dann einen anderen verborgenen argwöhnen und mühsam herausdestillieren? Wenn ich ferner eingangs in einem eigenen Absatz (S. 2) als das ins Auge zu fassende Publikum „die breite Oeffentlichkeit der ausgewachsenen und, wie natürlich, bis zu einem gewissen Grade gebildeten Welt, wie sie die Ausstellungen zu besuchen pflegt" ein für allemal bestimme, ist es dann erlaubt, infolge des Fehlens dieser umständlichen Bestimmung an einer Stelle daraus „die breitesten Massen des Volkes" zu machen? Und das, wiewohl ich unmittelbar nach der beregten Rekapitulation durch den Ausdruck „erwachsene katholische Welt" jene Bestimmung zurückrufe! Wo blieb hier die gewohnte Besonnenheit des sonst so entgegenkommenden Aesthetikers? Allerdings beruht der „notwendige" Schluß Gietmanns zugleich noch auf einer anderen Voraussetzung, nämlich auf „dem ganzen Ton des Aufsatzes".

Das ist mir rätselhaft. Wird man mir eine Stelle angeben können, an der ich die Sachlichkeit aufgegeben, andere in ihrer persönlichen Ueberzeugung gekränkt hätte? Und wenn der verehrte Pater meiner „Entzückung vor einzelnen dieser Bilder" die „kühle Wahrheit der Sache" gegenüberstellt, so mag er in der Einsamkeit seiner Zelle darüber nachdenken, ob er den Lesern der „A. R.", die meinen Aufsatz nicht kennen, damit den wahren Eindruck vom Ton desselben vermittelt hat. Werden sie eine Vorstellung davon erhalten, wie ich mit Ernst und Entschiedenheit eine ganze Reihe von Bildwerken als unzulässig ablehne, wie ich auch mit den „starken sinnlichen Instinkten vieler Menschen" rechnete? Werden sie vermuten, daß diese „Anleitung", „für die breitesten Massen" mit den Sätzen schließen konnte: „Möge man jeden Satz streng, aber auch unvoreingenommen prüfen. So nützen wir der Sache, die zwar nicht die bedeutendste, aber immerhin bedeutend genug ist, um ernstlich und eingehend erwogen zu werden?"

Es scheint, daß meine Bemerkung zu Böcklins „Gefilden der Seligen": man empfinde gar nicht, daß man nackte Frauenleiber vor sich habe, auf Gietmann den Eindruck einer schwärmerischen „Entzückung" machte. Aber nicht aus einer juvenilen Ueberschwänglichkeit ging sie hervor, sie hat vielmehr eine wohldurchdachte ästhetische Theorie zum Hintergrunde, die ich nicht versäumte, sofort in den Worten anzudeuten: „Durch die Kunst sind sie zu notwendigen Gliedern eines großen harmonischen Ganzen geworden." Aus dieser wie anderen Andeutungen, sowie aus dem Fehlen der Rücksicht auf die sogenannte „Motivierung" des Nackten hätte P. Gietmann wohl schließen können, daß hier etwas anderes zugrunde lag als eine „überästhetische" „Entzückung". Vielmehr ist ein Grundproblem der Aesthetik, nämlich die Umschmelzung des Wirklichen in der organisch gestaltenden Anschauung der Künstlerindividualität in seinem Kernpunkt berührt. Ueber diesen Punkt mehr zu sagen, geht hier nicht an.

Was aber eine andere „kühle Wahrheit", nämlich die von der „unbeschreiblichen" Größe der niedersten Triebe anlangt, so verkenne ich in meinem Aufsatz deren Bedeutung und Stärke keineswegs. Nur besteht eine Differenz in der psychologischen Gradbestimmung. Diese könnte zwar in wissenschaftlicher Weise durch empirische Feststellungen unter Berücksichtigung von Rasse, Stamm, Stand, Familie, Klima, Nahrung ꝛc., freilich nicht bloß auf Grund der Verbrecherstatistik erfolgen. Da aber eine solche wissenschaftliche Feststellung nicht vorliegt, da ferner mit dem Dogma der Erbsünde nicht weiter zu kommen ist als bis zur allgemeinen Erfahrung, daß die sinnlichen Instinkte im Menschen relativ stark sind, so steht eben hier eine in ihren Tausenden von Werdemomenten nicht mehr kontrollierbare Ueberzeugung einer nicht minder unkontrollierbaren gegenüber. Daraus wird P. Gietmann wohl schwerlich Anlaß nehmen, meiner ausdrücklichen Bestimmung von Zweck und Publikum seine gefolgerte oder durch Verwischung von Unterschieden entstandene („ähnlich" 596) zu substituieren. Und dies um so weniger, als mein Aufsatz bestimmt war für eine Zeitschrift, die ausgesprochenermaßen „nicht auf die breiten Volkskreise" wirken will, sondern ausschließlich in den Reihen „der Gebildeten" ihr Publikum sucht, eine Zeitschrift, die

*) Nr. 18, S. 595 ff. der „Allgemeinen Rundschau".

sich selber ein literarisches „Fachblatt“ nennt (s. die „Ankündigung“ im Oktoberheft der „Warte“!).*)

Herr Gietmann bestimmt freilich das Publikum der „Warte“ anders als diese selbst. „Diese (meine) Ausdrucksweise,“ sagt er, „macht... die Auffassung notwendig, daß für die breitesten Massen des Volkes die Ungefährlichkeit des Nackten unter den genannten Bedingungen behauptet werde. Dazu stimmt, daß die „Warte ihren Leserkreis nicht zum wenigsten in Lesezirkeln, Vereinen, Studentenkorporationen usw. sucht“. Also die „Warte“ sucht nach P. Gietmann ihren Leserkreis in gewissen Gruppierungen der breitesten Massen des Volkes. Die „Warte“ selber erkärt ausdrücklich: nicht in „den breiten Volkskreisen“, sondern bei „den Gebildeten“. Sie gibt sich für ein literarisches „Fachblatt“, P. Gietmann gibt sie für ein Massenblatt aus. Wie kommt er dazu? Auf demselben Wege, auf dem er von meinem ausgesprochenen Zweck und Publikum zu seinem gefolgerten gelangte. „Lesezirkel, Vereine“ gibt es mindestens auch für die breitesten Volkskreise. Also ist die vorhergehende ausdrückliche Ausschließung dieser Volkskreise „notwendig“ irreführend und zu korrigieren. Sollen wir dem verehrten Pater ob dieser seltsamen Logik gram sein? Gewiß nicht! Aber gestehen muß ich immerhin, daß ich nach der etwas autoritativen Ankündigung: „Es ist vielleicht gut, wenn in einer Frage von Belang einmal eine Antwort gegeben wird“, (offenbar nachdem man solange geduldig zugesehen), auf derartiges nicht gefaßt war.

Es bleiben aber noch die kath. Studentenkorporationen. P. Gietmann scheint sie („dazu stimmt“) den „breitesten Massen des Volkes“ zuzurechnen. Das ist nicht sein Ernst. Die Bemerkung zeugt nur von einer etwas flüchtigen Arbeit. Aber es ist wahrscheinlich, daß er besonders unter diesen jungen Leuten die „Unberufenen“ sucht, denen meine vermeintliche „Anleitung“ verderblich werden könnte. Ich vermute sehr, der Herr Pater kennt den Typus des heutigen deutschen Akademikers nur von einiger Entfernung. Mehr zu sagen halte ich für überflüssig.

Ich bedauere wirklich, daß ich genötigt war, einem Mitglied der von mir so dankbar verehrten Gesellschaft das Obige zu bemerken. Aber es ist nicht meine Schuld.

München. Dr. Alois Wurm.

*) Anmerkung des Herausgebers: Die Stellen, auf welche P. Gietmann sich bezieht, lauteten in der von „Redaktion und Verlag der ‚Warte‘“ unterzeichneten „Ankündigung“ (Heft 1, VII. Jahrgang, Oktober 1905) wörtlich: „Möchten die Kreise, denen die Warte vor allem und am liebsten dienen will, es sich aber ebenso angelegen sein lassen, auch ihrerseits alles zu tun, was deren Verbreitung fördern kann; noch ist hierin erst ein kleiner Teil des Möglichen geschehen. In Lesezirkeln, Vereinen, Studentenkorporationen usw. hat die „Warte“ noch immer nicht die Verbreitung gefunden, die ihr schon kraft ihrer Vergangenheit gebührt.“ Ferner: „Was von Literaturerscheinungen aus Vergangenheit und Gegenwart für unsere Universitätsjugend, für die Lehrerschaft, die Beamten, Geistlichen und für jeden über die Schulbildung hinaus Strebenden als wissenswert in Betracht kommt, werden wir pflegen.“ — Bei dieser Gelegenheit sei ein kleines Druckversehen im Aufsatze P. Gietmanns richtig gestellt. Seite 597 in der 3. Zeile des 2. Absatzes ist aus der „Kölnischen Volkszeitung“ ein Wort des Herrn Laurenz Kiesgen zitiert, wonach „die Frage hier vielleicht zum ersten Male richtig aufgefaßt (es soll heißen „angefaßt“) sei. In der Besprechung Laurenz Kiesgens (Literarische Beilage Nr. 42 vom 26. Okt., Seite 324) lautet die einschlägige Stelle: „Im vorliegenden Hefte findet sich ein wichtiger Aufsatz von Dr. Alois Wurm: Unsere Stellung zum Nackten in der Kunst, in dem dieses heikle Thema in einer ruhigen, sachgemäßen Weise behandelt und die Frage „nicht gelöst, aber richtiger angefaßt“ wird.“

Gedanken und Splitter.

Von Edgar Mühlen.

Das Menschenleben ist eine Prüfung. Wer die schweren Fächer gleich anfangs fertig macht, wird ein leichteres Ende haben. Wer dagegen das Schwierigste für den Schluß aufspart, sehe zu, daß er nicht von der großen Ermattung bezwungen werde. Wehe dem, der durchfällt! Er ist für immer durchgefallen. Eine Wiederholung der Lebensprüfung gibt es nicht.

*

Das Meer der Leiden, Prüfungen und Unglücksfälle ist nie so tief, daß der Mensch den Anker der Hoffnung nicht mehr mit Erfolg auswerfen könnte.

* * *

Es kommt im Leben nicht bloß auf positives Handeln an, — auch Leiden ist Arbeit, Tat. Das jüngste Gericht wird zeigen, daß mitunter unbekannte Menschen auf Erden mehr getan als solche, in denen die Welt große Helden pries.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Steuerbukett des Reichsschatzsekretärs.

Die „große“ Steuerreform präsentiert sich in der Höhe von 225 Millionen. Sie imponiert mehr durch die Masse als durch die Schönheit. In der liberalen Presse erhebt man gern den Vorwurf, Frhr. v. Stengel habe nicht „großzügig“ gearbeitet. Freilich, er konnte es auch nicht. Großzügig hätte sich eine allgemeine Reichssteuer auf das Vermögen oder das Einkommen ausgenommen; aber nur auf dem Papier, da sie nach Lage der Dinge durchaus undurchführbar. Frhr. v. Stengel hat nur eine Reichserbschaftssteuer oder, genauer gesagt, einen Reichsanteil an der Erbschaftssteuer durchzusetzen vermocht, und auch das allem Anschein nach nur mit sog. Hängen und Würgen. Die übrigen 170—180 Millionen hat er auf den wiederholt abgegrasten Feldern der Verbrauchs- und der Stempelsteuern mühsam zusammensuchen müssen. Solches Kratzen in allen Ecken ist vielleicht ergiebig, aber nie großzügig.

Als Eklektiker hat Frhr. v. Stengel nicht bloß auf die Bier- und Tabakpläne der Aera Miquel, sondern sogar auf die Quittungs- und sonstigen Stempelpläne der Aera Bismarck von der Wirtschaftsreform von 1879 zurückgegriffen. Die alten Ladenhüter zu modernisieren, hat er versucht, jedoch nicht erreicht. Bei der Biersteuer erscheint das bißchen Staffelung zugunsten der kleineren Brauereien nur als dekoratives Beiwerk gegenüber einem Mehrertrage von 60 Millionen jährlich, der eine Verdreifachung des norddeutschen Malzzolles bedingt und bei einer Erhöhung der Produktionskosten um $1\frac{1}{2}$ bis 2 M. für das Hektoliter gewiß zu kleineren Gemäßen oder höheren Preisen führen muß. Bei der Tabaksteuer ist ihm die sozial- und wirtschaftspolitisch erwünschte progressive Belastung nach dem Werte des Stoffes oder Fabrikats auch nicht geglückt; er ist bei der Gewichtssteuer hocken geblieben mit der ungenügenden Unterscheidung zwischen Blätter- und Rippentabak. Die Papiersteuer zu rbesonderen Belastung der abscheulichen Zigaretten bildet einen lichten Punkt in diesem grauen Bilde, aber nur einen Punkt.

Daß er aus der alten Zitrone der Stempelsteuern noch über 70 Millionen sich herauszupressen traut, ist verblüffend. Die größere Hälfte soll freilich auf den Güterverkehr fallen: 41 Millionen Frachturkundenstempel unter Schonung der gewöhnlichen Landfuhren und der Kleinschifferei. Der Personenverkehr soll nur mäßig bluten: 12 Millionen aus dem Fahrkartenstempel, der bei dem Billetpreis von 2 M. anfängt mit 5 Pf. und nur bis 40 Pf. bei den teuersten Billets steigen soll. Da muß man fragen: Wenn schon der Verkehr besteuert werden soll, warum dann in der Form des lästigen und bei seiner gebotenen Einfachheit immer ungerechten Stempels, warum nicht vielmehr in einer direkten Belastung der Verkehrsunternehmungen? Letztere brauchten dann nicht nach den Bruttoeinnahmen besteuert zu werden, was für die weniger rentablen Eisenbahnen ꝛc. drückend wäre, sondern man könnte die Rentabilität in irgendeiner Form zum Maßstabe nehmen und den Unternehmern die zur Deckung erforderlichen Tarifänderungen überlassen. Die Automobilsteuer von $3\frac{1}{2}$ Millionen ist ein Ding für sich, das manchem verlockend erscheint; aber dieses Röslein hat auch versteckte Dornen. Wenn man überhaupt zwischen Luxus- und Gebrauchswagen unterscheiden kann, dann wollen wir lieber gleich alle Luxusfuhrwerke besteuern, mögen sie nach Pferd oder nach Benzin duften. Die Quittungssteuer (Fixstempel von 10 Pf. auf alle Quittungen von 20 M. bis 00) ist das jämmerlichste Blümchen im ganzen Steuerbukett; wegen der lumpigen 16 Millionen kann man doch nicht dem ganzen Volke die Last der Kleberei und nebenbei die damit verbundenen Gefahren zumuten.

Etwas Neues bietet nur der letzte Abschnitt, die Erbschaftssteuer. Damit greift das Reich zum ersten Male in das Gebiet der nach der Leistungsfähigkeit abzustufenden Abgaben von Erwerb und Besitz. Der Widerstand einzelner Bundesstaaten, namentlich des preußischen Finanzministers, war offenbar nicht leicht zu überwinden. Man mußte Kompromisse schließen. Einerseits haben die widerstrebenden Herren sich große Kompensationen ausbedungen: das ganze Steuerbukett mußte ihnen zuliebe, obschon es ein Sammelsurium ist, als „organisches Ganzes“ eingeführt werden, d. h. die Erbschaftssteuer soll nur bewilligt werden, wenn der Reichstag die Belastung des Massenverbrauches und des Massenverkehres annimmt; ferner soll der beweglich gestaltete Anteil des Reiches an der Erbschaftssteuer

(höchstens 2/3) als Ersatz gelten für die Klausel Franckenstein, d. h. der Reichstag soll sein eigenes Recht dahin beschneiden, daß er künftig nicht mehr als 24 Millionen „ungedeckter" Matrikularbeiträge ausschreiben darf. Auf der anderen Seite hat man die Erbschaftssteuer selbst ganz eigenartig gestaltet: es ist keine reine Reichs- oder Landessteuer, auch keine Ueberweisungssteuer im alten Sinne, sondern eine Zwittersteuer, von der jeder Staat wenigstens ein Drittel für sich selbst behält. Für die ärmeren Einzelstaaten wäre es freilich besser, wenn die ganze Erbschaftssteuer in die Reichskasse flösse und von dort als Ueberweisung nach der Kopfzahl zurückströmte. Die Einbehaltung eines Anteils im erhebenden Staate hat aber auch ihr Gutes, da sie auf die gerechte Einschätzung hinwirkt. Ueber diese Formen wird sich also wohl reden lassen, jedoch nicht über die angeknüpften Bedingungen. Der Reichstag wird sich durch das Gerede vom „organischen Ganzen" in seiner Amendier- und Auswahlfreiheit nicht behindern lassen, und die Forderung des Verzichtes auf die Klausel Franckenstein wird sogar Frhr. v. Stengel selbst wohl als aussichtslos erkennen.

Dem Reichstage und vor allen dem Zentrum liegt die außerordentlich schwierige Aufgabe ob, 1. die neuen Steuern auf das nach gründlicher Prüfung als wirklich notwendig erkannte Maß zu beschränken und 2. die Auswahl und die Ausgestaltung der Pläne so zu treffen, daß der Grundsatz der Schonung der schwächeren Schultern gebührend gewahrt wird.

Die bevorstehende Tagung hat eine ungeheuere Arbeitslast zu bewältigen. Wie das Pensum in einem halben Jahre bei drohender Obstruktion und bei fortdauerndem Mangel an Diäten erledigt werden soll, ist noch gar nicht abzusehen. Wohl dem, der kein gewissenhafter Reichstagsabgeordneter ist!

Die Flottendemonstration gegen die Türkei.

Die Feinde Deutschlands behaupten stets, daß wir unsere Nase in alles steckten. Aber Deutschland übt sehr häufig eine kluge Zurückhaltung. Das Gerede von Einmischungsversuchen in Norwegen war ebenso gegenstandslos wie die Lüge vom Einmarsch in Russisch-Polen. In Kreta hat die deutsche Politik seinerzeit die Flöte auf den Tisch gelegt. Folgerichtig ist Deutschland auch der Flottendemonstration ferngeblieben, welche jetzt die für makedonische Reformen schwärmenden Mächte gegen den passiven Widerstand des Sultans unter der nominellen Führung des gutmütigen Oesterreich in Szene setzen. Ein Glück, daß wir nicht dabei sind. Denn dieses Zwangsverfahren gegen die Türkei verspricht viel Gefahren, aber bei einiger Zähigkeit des goldenen Horns verzweifelt wenig Erfolg. Was macht sich denn der Sultan aus der „friedlichen" Einschließung von Mytilene oder sonst einem fernen Hafenplatz? Wenn die Mächte den türkischen Handel unterbinden, so schädigen sie mehr ihre eigenen Weltgewerbetreibenden als die Paschas in Konstantinopel. Die Forcierung des Bosporus und die Besetzung von Konstantinopel wäre freilich ein zweckmäßiges Mittel; aber wer gönnt denn Konstantinopel einem anderen? Hoffen wir, daß der Sultan ein menschliches Rühren verspürt und durch eines der landesüblichen Scheinzugeständnisse den Mächten einen ehrenvollen Rückzug ermöglicht. Die englische Politik, die neuerdings so ungeheuer intrigant geworden ist, steckt auch hinter diesem Abenteuer. Eigentlich hätte aber das unionistische Ministerium in London, das zurzeit im innerpolitischen Todeskampf liegt, zunächst im eigenen Lande genug zu tun.

Sammlung und Zersetzung in Rußland.

Als ein Element der Sammlung und Ordnung hat sich der Semstwokongreß erwiesen, dessen Beschlüsse eine Stärkung der Position Wittes bedeuten und auch für die friedliche Lösung der polnischen Frage Beiträge geliefert haben. Zu gleicher Zeit hat aber in Sebastopol eine Meuterei getobt, die an Umfang und Dauer noch die Kronstädter übertraf und die Auflösung der Manneszucht in dem Heere und der Flotte Rußlands erschrecklich groß erscheinen läßt. Die Verbrüderung ganzer Regimenter mit der sozialrevolutionären Partei bleibt ein sehr gefährliches Symptom, wenn auch die Meuterei an dem betreffenden Ort wegen Mangel an geeigneten Führern vorläufig wieder erlischt. Die sozialistischen Revolutionäre haben längst mit einer Wiederholung ihrer großen Aktion gedroht. Je mehr Aussichten sie haben, daß die Truppen das Gewehr umdrehen oder wenigstens nicht schießen, desto größer ist natürlich der Anreiz zu einer neuen Kraftprobe. Die fortdauernde Verzögerung in der Ausführung der versprochenen Reformen wirkt in derselben Richtung. Es kann also trotz der Semstwobeschlüsse noch zu schlimmen Weihnachtsgeschenken und Neujahrsüberraschungen kommen.

Zur Reichsfinanzreform.

Von

Karl Speck, Mitglied des Reichstages und der Bayerischen Abgeordnetenkammer.

I.

„Donnerwetter ja!" Diesen Ausruf höchsten Erstaunens konnte Staatssekretär Graf Posadowsky nicht unterdrücken, als er in der Zolltarifkommission den Antrag der Konservativen und Zentrumsabgeordneten betr. die Mindestsätze für landwirtschaftliche Produkte zum ersten Male zu Gesicht bekam. Und manch einer mag mit diesem Ausrufe seinem gepreßten Herzen Luft verschafft haben, als in den Tagesblättern die ersten authentischen Nachrichten über den Inhalt der in Aussicht genommenen Reichssteuerreform erschienen. Fürwahr, Herr von Stengel versteht es, kräftig zuzugreifen! Der gesamte Inhalt der betr. Vorlagen ist ja noch nicht bekannt, aber das, was für die breiten Volksschichten in erster Linie von Interesse ist, die Art und Höhe der neuen Steuern, ist bereits veröffentlicht und hat allenthalben berechtigtes Erstaunen hervorgerufen, nicht nur wegen der ziffermäßigen Höhe der in Aussicht genommenen Steuerbelastung, sondern besonders deshalb, weil von dem sozialen Gedanken der stärkeren Heranziehung der leistungsfähigeren Schultern bei diesen Steuervorlagen außerordentlich wenig zu spüren ist. Die in unseren Regierungskreisen nun einmal herkömmliche Tendenz, das erhöhte Steuerbedürfnis des Reichs durch starke Heranziehung der großen Volksmassen zu befriedigen, tritt auch bei dieser „Reichssteuerreform" klar zutage. In dem Steuerbukett, das dem Reichstage demnächst zugehen wird, ist die Blume, welche eigentlich den Mittelpunkt des Ganzen bilden sollte, die Reichserbschaftssteuer, als bescheidene Knospe am Schlusse beigefügt, während sich Bier- und Tabaksteuer in unangenehmer Weise breit machen. Dazu kommt dann noch ein Frachturkundenstempel, eine Quittungssteuer, eine Kraftwagensteuer und schließlich zur Krönung des Ganzen eine Fahrkartensteuer, welche man, offenbar um die „schonende Rücksicht auf die wirtschaftlich Schwachen", deren man sich so gern rühmt, praktisch zu betätigen, auch für die III. und IV. Wagenklasse eintreten lassen will. Man muß wirklich den Mut bewundern, der dazu gehört, mit solchen Steuervorschlägen vor den Reichstag zu treten, und es wird interessant sein zu verfolgen, in welcher Weise dieselben in der Volksvertretung begründet werden.

Es läßt sich gegen die beabsichtigte gründliche Neuregelung unseres Reichssteuerwesens im gegenwärtigen Zeitpunkte schon das prinzipielle Bedenken erheben, daß wir zwar neue Handelsverträge mit einer ganzen Anzahl von Staaten abgeschlossen haben, daß aber die Neuregelung unserer handelspolitischen Beziehungen zum Auslande noch keineswegs abgeschlossen und das Mehrerträgnis aus dem neuen Zolltarif durchaus ungewiß ist. Bei Prüfung des Bedürfnisses nach Erschließung neuer Einnahmequellen scheint man jetzt in das entgegengesetzte Extrem verfallen zu sein wie früher, als der Vorgänger des Herrn von Stengel sich bei Beratung der letzten Flottenvorlage die neuen Steuern vom Reichstag förmlich aufdrängen ließ, weil zur Einführung derselben angeblich durchaus kein Bedürfnis vorlag. Zur Illustrierung dieses Verhaltens sei darauf hingewiesen, daß man kurze Zeit nachher, trotz der neuen Steuern, gezwungen war, zum Aushilfsmittel der „Zuschußanleihe" zu greifen, also den ordentlichen Etat durch Anleihen zu balanzieren. An Stelle dieses früheren unbegründeten Optimismus ist nun ebenso unberechtigter Pessimismus getreten. Wenn man z. B. die Mehreinnahmen aus dem neuen Zolltarif nach Abzug der Beträge für die Witwen- und Waisenversorgung auf nur 25 Millionen veranschlagt, so ist dies entschieden zu niedrig gegriffen. Das Doppelte dieser Summe dürfte, wenn einmal die Uebergangszeit überwunden ist, doch wohl der Wirklichkeit etwas näher kommen.

Bei dieser Unsicherheit der Grundlage, auf welcher operiert werden soll, ist aber doppelte Vorsicht vonnöten und erscheint neben der äußersten Sparsamkeit bei Bemessung der Ausgaben Vorsicht bei eventueller Bewilligung neuer Mittel dringend geboten.



Aus der „Wissenden" Werkstatt.

Von

E. M. Hamann, Gößweinstein i. Oberfranken.

Wer sind die „Wissenden" unter den Lebenden? Die dessen großem Rätsel bewußt ins Auge schauten und schauen; die auf den Grund der Dinge zu sehen strebten und streben; die den Menschen in seiner Schwäche und Kraft, im Guten und Bösen kannten und kennen; die Sünde und Sünder unterscheidend voneinander trennen, jener den Krieg bis aufs Messer erklärend, diesem gegenüber in Demut an die eigene Brust schlagend.

Wer sind die „Wissenden" unter den Dichtern? Die das alles in ihre eigenste Kunstsprache umsetzen, aus einem heiliglühenden Herzen schöpfend.

Aber auch solche gibt es unter diesen, die zuzeiten ihrer Erkenntnis und der aus ihr herausgewachsenen Mission vergessen: begabte Wissende, die den uns allen anhaftenden Menschlichkeiten des Schwankens und Irrens noch derart unterstehen, daß sie wiederholt als Halbwissende täuschen und schaden.

Vor mir liegt eine Reihe belletristischer Werke, deren Lektüre mir die obigen Gedanken weckte; Bücher, die von „Wissenden unter den Lebenden" gelesen sein wollen, um annähernd gerechte Würdigung zu erfahren. Nur streifen kann ich sie hier, nur da und dort ein Schlaglicht aufsetzen.

Unter den „Wissenden" der lebenden katholischen Prosaepiker Deutschlands steht M. Herbert obenan. Sie kennt und liebt den Typ Mensch; sie hat die Kraft und den Mut, das Individuum Mensch in seinem wahren Wesen zu offenbaren. Aber immer mit Mäßigung, mit jener straffen Selbstzucht, die ein Hauptmerkmal des wirklich gereiften Künstlers ist. Ihre letzte Veröffentlichung beweist das von neuem: der Roman „Ohne Steuer" (Köln a. Rh., Bachem, geh. M. 3.—). Er zeigt uns eine Ehe hochgesinnter Charaktere, die nach jahrelangem Glücke unglücklich zu werden drohen, aber der schweren Gefahr entgehen durch den reinen Adel des Weibes, durch die — ethisch allerdings etwas unbefriedigende — Umkehr des Mannes. Wir blicken in eine zweite Ehe, deren einer Teil krasse männliche Eitelkeit und Selbstsucht personifiziert, dessen anderer Teil bei wenigen, mehr äußerlichen Unzulänglichkeiten das Joch persönlicher Tyrannei und gesellschaftlicher Verkennung, die Qualen verschämter Armut mit echt weiblichem Heroismus trägt. Der Tod naht als Befreier, erklärt dies stille Heldentum zu so leuchtender Größe, daß diese den Schuldigen, den endlich Reuigen in die Kniee zwingt. Im Mittelpunkte der Handlung steht eine glänzend begabte Frau, die, vom einst schrankenlos geliebten Gatten verlassen, ihre zwei Knaben von fremder, bäuerischer Hand erziehen läßt, während sie selbst, zur Deckung ihres bedürfnisreichen Unterhaltes, in den Dienst der radikalen Frauenbewegung tritt und trotzdem ihre Aufnahme in die vornehmen Zirkel der Großstadt ermöglicht. Steuerlos ergibt sie sich einer neu erwachenden Leidenschaft. Ohne Gott, ohne sogar die natürliche Liebe zu ihren Kindern, scheitert sie an der von ihr selbst verschuldeten Enttäuschung. Mit sicherer Hand sind die Haupt- und Nebenpersonen gezeichnet, die Forderungen der Idealrealistik befriedigt.

Dieser huldigt ebenfalls L. Rafael, die als Lyrikerin, Epikerin und Novellistin einen ersichtlichen Exzelsior-Weg zu verzeichnen hat, auch in ethischer, in religiöser Beziehung; letzteres nach der positiven, der katholischen Seite hin. Von ihr erschien soeben eine Reihe markiger westfälischer Bauernnovellen: „Vom alten Sachsenstamme" (Leipzig, C. F. Amelang, geh. M. 2). L. Rafael ist gut daheim auf der roten Scholle. Sie schafft Gestalten von Fleisch und Blut, verleiht ihnen, ohne Karikierung, alles Wesenhafte jener knorrigen, zähen Stammesart. In der Ausmalung spart sie nicht die kräftigen Farben, scheut sie nicht die roten Lichter, die düsteren Schatten. Aber ihr gesunder, aufs Wuchtige zielender Sinn weiß dennoch, künstlerisch und moralisch, das Gleichgewicht zu halten, auch hart an Schroffen und Abgründen vorüber.

Ueberaus zart, durchsichtig fast ist die Seele (ich brauche absichtlich dieses Wort) einer Prosadichtung, die ich mit tiefer Bewegung las: „Peregrina. Ein Buch des Lebens von Miriam Eck" (Berlin, Schuster & Loeffler 1905, geh. M. 2.50). Die Seele des Buches ist die der Verfasserin, und diese Seele hat „Schwingen voll Licht". Dennach müssen sie den Flug durch die Wirren der Welt nehmen, und irdischer Staub droht sie zu trüben. Moralstrenge Leser, auch manche milde, werden entscheiden: „Er hat sie getrübt." Robuste werden fragen und antworten: „Schwingen voll Licht? Vielleicht. Aber auch Schwingen voll Nervosität." Viele Objektive werden urteilen: „Schwingen einer edlen, schönen, aber krankenden Seele." Ich sage: Die edelsten, schönsten Seelen sind es, welche unter dem eigenen und dem Geschicke der Gesamtheit bis zum Schmerze, oft bis zu dessen Uebermaß leiden. Beide, Schmerz und sein Uebermaß, gehören in das Bereich der Pathologie. Insofern zählen wir alle, die wir schwer am Leben tragen, zu den Kranken, zu jenen, deren Erlöser sich der Heiland nennt. Miriam Eck, die auch dem katholischen Lesepublikum bekannter wurde, weil sie in einzelnen ihrer literarischen, ihrer künstlerischen Lebensäußerungen uns auffallend nahe kam, ist durchglüht von Liebe zu allen Mitleidenden, auch zu Ihm, der jedes Leid zu heilen weiß. Ein Klagelaut der Sehnsucht durchzieht das ganze Buch: nach Gottesliebe, nach Menschheitsliebe, nach Einzelliebe. Der Grundton ist süße Reinheit. Doch andere Töne schwingen daneben; und unter ihnen einer, der mißverstanden werden kann und — muß. Nicht von allen; von vielen gewiß. Auch aus diesem Tone spricht zweifelsohne das Erfahrungsleben, aber auch dieses spricht bisweilen eine ungewisse, eine mehrdeutige Sprache. — Weil Peregrina so tief schürfte, darum irrte sie, da ihr der einzig sichere Führer gebrach. Sie irrte, aber sie verlor sich nicht. Engel umhüteten ihre holde Seele, beschirmten sie vor dem tiefen Fall — —. Miriam Ecks Buch muß intim empfunden werden, auf daß man es verstehe. Es muß intimst verstanden werden, auf daß man es überhaupt verstehe. In dem Einleitungsgedichte sagt die Autorin zu „Peregrina": „Leb' für alle! Rede wenigen!" Das letzte wird voraussichtlich geschehen. Aber diese Wenigen können nimmer vergessen, daß einmal, einmal nur, gerade so zu ihnen geredet worden ist.

Auffallend starknervig und blutkräftig erscheint neben dem obigen Werke George Moores „Esther Waters", deutsch: „Arbeite und bete" (Egon Fleischel, Berlin, geh. M. 6.—), der reichlich komplizierte Roman eines Mädchens aus dem Volke, das halb aus Unkenntnis, halb aus jugendlichem Leichtsinne fällt, sich aber dann zu einer Heldin tüchtiger, frommer Arbeit aufringt.

George Moore, als katholischer Ire geboren, galt früher mit Recht als Vaterlandsverächter und Katholikenfresser schlimmster Sorte. Wie sehr er sich in dieser Hinsicht umgewandelt hat, zeigt die in diesem Jahre (ebenfalls bei Egon Fleischel) unter dem Gesamttitel „Irdische und himmlische Liebe" veröffentlichte Neubearbeitung der Romane Evelyn Innes und Sister Teresa. Kein Wort des Hasses gegen die Kirche und ihre Träger; vielmehr deutlich ausgesprochene oder zwischen den Zeilen zu lesende Anerkennung, ja Zugehörigkeit. Und Liebe, glühende Liebe sogar zu Irland. Der Roman, besonders der erste Band, bietet, was man starke Kost zu nennen pflegt. Aber er ist, zumal psychologisch, hochinteressant; desgleichen künstlerisch bedeutend. Die Heldin, Tochter eines irischen „fanatischen" Musikers, liefert sich aus Hunger nach künstlerischer Selbstbetätigung und gebender Liebe einem schöngeistigen Lebemanne aus, durch dessen verständnisvolle Hilfe sie als Sängerin zu verdientem Ruhme gelangt. Während seine Leidenschaft für sie sich immer mehr zu edlerer Neigung abklärt, löst sie sich allmählich von ihm, begeht Treubruch, sinkt tiefer und tiefer. Aber neben dem Hunger nach äußerem, sinnlichem „Glück" steht wachsend der Hunger nach Läuterung, nach vollkommener Keuschheit. Ihr Weg nach, durch, über Babel führt endlich ins Kloster. Auch hier fallen sie Kämpfe an. Die Sehnsucht nach der Freiheit der Welt treibt sie einmal fast zu heimlicher Flucht. Aber sie bleibt dennoch. Mit heiterem Lächeln nennt sie sich später einen gebrochenen Geist, bezeichnet das Leben im Willen Gottes, einerlei ob im Himmel oder auf der Erde, als das Hauptbedingnis all unseres Seins. — Das Werk enthält Obszönitäten, die nicht zuletzt wegen ihrer absoluten Ueberflüssigkeit anekeln. Da sie aber den Kern nicht ausmachen; da Schilderung und Charakteristik der Erzählung an Kraft und Feinheit ihresgleichen suchen; da verblüffende Menschen- und Lebenskenntnis die Darstellung beherrscht und der Zug nach dem Ewigen doch immer wieder sieghaft hervortritt, kann man diese eigenartige Schöpfung gewiegten Psychologen, aber nur diesen, wohl empfehlen.

Verschiedene ethische bzw. religiöse Entgleisungen enthält auch der sonst beachtenswerte Roman „Kinder der Seele" von Irma Goeringer (ebenda 1905, geh. M. 3.—). Die Verfasserin möchte den folgerichtigen Schicksalsgang einer Frau aufweisen, die, jung und glücklich vermählt, sich für die Mutterschaft seelisch und geistig gründlich vorbereiten, dann ihren Knaben zum edlen Ausnahmemenschen erziehen will. Die gerade hier erlebte Enttäuschung läßt sie den Hauptteil ihrer fördernden Liebe zwei fremden Kindern zuwenden, schließlich sogar auf Kosten ihres Sohnes, dem sie die Braut: das eine ihrer „Seelenkinder", durch

die (an sich ziemlich törichte) Ermöglichung einer Berufswahl abwendig machen hilft.

Höher steht „Ihres Vaters Tochter“ von Lulu von Strauß und Tornay (ebenda 1905, geh. M. 3.50). Die dichterische Vollkraft, welche wir an den rhythmischen Schöpfungen dieser Autorin schätzen lernten, tritt in diesem Buche freilich nicht annähernd gleichwertig hervor. Motivierung und Lebensauffassung gehen zuweilen ins Verschwommene; sogar die „neue Ethik“ reckt ihr wirres Haupt herein. Sonst aber ist es ein stimmungsreiches, alles andere als oberflächliches Buch. — Inhalt: Eine Tochter idolisiert ihren verwitweten Vater, bis sie kurz nach dessen Tode seine Untreue gegen ihre Mutter erfährt. Da stößt sie ihn aus dem Heiligtum ihrer Erinnerung, gerät aber selbst auf den gleichen Irrweg, den er einst gegangen, wird jedoch durch die sittliche Willensenergie des geliebten Mannes vor der blutroten Sünde bewahrt. Die Selbsterkenntnis führt ihr nun in höherem Sinne den Toten wieder zu, durch den sie, indirekt, noch ein ruhiges Glück findet.

Von der Akademie Goncourt preisgekrönt wurde „Die Kinderschule“ (La Maternelle) von Léon Frapié (deutsch bei Egon Fleischel, geh. M. 3.50). Das fälschlich als Roman bezeichnete Werk ist eine Art Kinematograph, der uns die Typen des Pariser Kinderproletariats in lebensvoller Beleuchtung vorführt, unter den gewinnenden Begleitakkorden innerer Anteilnahme seitens der (erdachten) Erzählerin. Umrahmt wird das ganze von einer sehr losen, eigentlich recht unkünstlerischen „Handlung“: eine gebildete Waise, Inhaberin des Universitätsreifezeugnisses, geht aus Not als Aufwärterin in eine vorstädtische Kinderbewahranstalt und erregt dort das Interesse des Herrn „Inspektors“. Zum Schlusse eröffnet sich ein etwas vager Ausblick auf die Ueberschiffung der Heldin aus dem Meere sozialen Elends in den Hafen des Ehestandes. — Der Wert des Buches besteht in der gemütvollen Schilderung dieses Kinderlebens: seiner Leiden, seiner furchtbaren Gefahren, seiner oft unsagbar rührenden Einzelzüge. Die Darstellung ist ihrem Charakter nach französisch, aber derart, daß auch Deutsche aller Stände daraus für ein bereits geschultes Interesse an der Volksentwicklung schöpfen können.

Zum Schlusse ein Wort über Gustav Frenssens Neuestes: „Hilligenlei“, d. i. Heiliges Land (Berlin, Grote, geh. M. 5.—). Ich hoffe daß es sehr viele stark enttäuschen wird. Für mich konnte es dies insofern nicht, als ich schon bald nach Ausbruch des Jörn Uhl-Sturmes aus einer gewissen, nicht ins Oeffentliche reichenden Erfahrung heraus mir sagen mußte, daß Frenssen zunächst den Weg des Hochmutes einschlagen werde (als Autor, versteht sich). So Arges hatte ich freilich nicht erwartet. — Auch „Hilligenlei“ zeigt die Klaue des Löwen. Aber im ganzen ist es nur ein schwächlicher, zugleich krasser Abklatsch von den „Drei Getreuen“ und „Jörn Uhl“, mit karikierender Betonung und Vermehrung der dort zu findenden romantisch naturalistischen und rationalistischen Momente, ja, mit auffälligem Stich ins ausgesprochen Unsittliche. Das epische Gespinst aber dient nur als Umhüllung des Frenssenschen Christusbildes, übermittelt in der „Handschrift“ des Helden. In diesem „Leben des Heilands, nach deutscher Forschung dargestellt: die Grundlage (!) deutscher Wiedergeburt“ (!!) will Frenssen außerordentlich ernst genommen werden. Ein Kind könnte ihn widerlegen. Eine ungeheuerliche Vergötterung der großen deutschen Wissenschaft und des kleinen individuellen Ich trägt und vernebelt diese Ausgeburt einer dennoch unwissenschaftlichen Phantasie. — Der zum Halbwissenden herabgesunkene Frenssen wird fürs erste uns kaum etwas als „Wissender“ zu sagen haben.

Stimmen zur Reform des Religionsunterrichtes.

Als Nachtrag zu dem Aufsatze in Nr. 44 (Seite 523) der „Allgemeinen Rundschau“ 1905 diene folgendes: Im genannten Aufsatze war nicht beabsichtigt, Herrn Volksschullehrer Zillig persönlich einen feindlichen oder gleichgültigen Standpunkt gegenüber der übernatürlichen Offenbarung beizumessen. Die protestantischen Verfasser der „Stimmen“ haben mit Ausnahme von Böhmel einen dogmenfreien Standpunkt mehr oder minder deutlich ausgesprochen. Darum wurde bei Herrn Zillig eine klare Aussprache des katholisch-kirchlichen Standpunktes vermißt, besonders weil auch dieser Standpunkt bei pädagogischen Fragen des katholischen Religionsunterrichtes nicht gleichgültig ist.

Richard Warning.

Pädagogik.

Von

Bruno Braun.

Für alle gebildeten Kreise ist die „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“ von Interesse, für alle Schulkreise von Wichtigkeit. Sie erforscht bekanntlich die deutsche Schulgeschichte systematisch und gibt seit 15 Jahren — zuerst mit ausschließlich selbst aufgebrachten Mitteln, jetzt mit Unterstützung des Reiches — umfangreiche Publikationen heraus unter dem Titel: „Monumenta Germaniae Paedagogica.“ Die kleineren Beiträge und Vereinsberichte erscheinen in den „Mitteilungen“, größere Abhandlungen in den „Beiheften“ und die urkundlichen Hauptarbeiten in der „Monumenta Germaniae Paedagogica.“ Die Gesellschaft zählt zurzeit 1100 Mitglieder, obwohl sie mindestens das Zehnfache zählen sollte.[1]) Aus den Veröffentlichungen des laufenden Jahres seien einige hervorgehoben.

Die „Gruppe Bayern“ der Gesellschaft hat (als 8. „Beiheft“) einen „Ueberblick der geschichtlichen Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens in Bayern bis zur Gegenwart“[2]) vom Kgl. Seminardirektor und Kreisscholarchen Joseph Heigenmoser in München. Der „Ueberblick“ gibt in kurzen Abschnitten Gründung, Entwicklung, Schicksale und Ausbreitung der Institutionen im Zusammenhange an und ist sehr instruktiv. Aus der Einleitung ist zu ersehen, daß der Inhalt § 1 einer Denkschrift über das höhere Mädchenschulwesen in Bayern ist. Der Ueberblick lehrt, daß Bayern sehr reichhaltige Bildungsanstalten für Mädchen besitzt, zum Teil solche, um die es mancher deutsche Gau beneiden kann. — In dem dritten Hefte der diesjährigen „Mitteilungen“ findet sich an erster Stelle eine methodologische Studie von Dr. Franz Thalhofer in München über „Die katechetischen Lehrstücke des Mittelalters.“ Die bisherigen Studien haben den Verfasser davon überzeugt, daß Material vorhanden ist, um die Anfänge und die Ausgestaltung der katholischen Katechismen in dem Zeitraum von ca. 1450—1550 quellenmäßig und kritisch darzustellen. Ueber Anlage, Vorarbeiten und Arbeitsmethode führt er weiteres aus. Eine zweite Abhandlung betrifft „Die katechetischen Arbeiten des Kaspar Calvör“ von Abt Dr. K. Knoke. — In den letzten Monaten erschienen mehrere Bände der „Monumenta Germaniae Pädagogica“ und zwar Bd. XXX „Das Oesterreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias 1.,“ von Karl Wotke, k. k. Gymnasialprofessor in Wien. Dieser erste Band bietet Texte und Erläuterungen. Es sind dies sämtliche Verordnungen, die unter Maria Theresia erschienen sind. Die Stellung Felbigers, des Reformators des österreichischen Schulwesens, wird durch diese scharf und wahr beleuchtet. Der Anteil der Kaiserin an den Bildungswerken war nicht gering: „So stattet dieser Band zugleich eine alte Ehrenschuld Oesterreichs an diese große Frau ab.“ — Durch den XXXIII. Bd. derselben Publikationen „Die Schulordnungen des Großherzogtums Hessen 3.“, wird das Werk vollständig (Bd. XXVII und XXVIII enthalten den 1. und 2. Teil), das in authentischer Weise und erschöpfend die legislativen Materialien der großherzoglich hessischen Schulgeschichte darbietet. Verfasser dieser hochachtbaren Forscherleistung ist Dr. theol. et Dr. phil. W. Diehl. Der vorliegende Band enthält die zusammenfassende und darstellende Arbeit über das Volksschulwesen, offenbar der schwierigste Teil für den Verfasser, ein interessanter für den Leser. Es wird zunächst eine geschichtliche Uebersicht der Entwicklung gegeben, und dann werden die Schulordnungen, die sich auf die Volksschule beziehen, chronologisch geboten. Dem Ganzen ist ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein sorgfältig gearbeitetes Register beigefügt, die die Benützung wesentlich erleichtern. In Bibliotheken sollten diese Publikationen nirgends mehr fehlen.

Eine andere große Veröffentlichung „Das Encyklopädische Handbuch der Pädagogik“ von Prof. W. Rein in Jena, ist in zweiter Auflage bis zum dritten Bande vorgeschritten; es erschien Band III, erste Hälfte[3]) (Französischer Unterricht — Geschichtsunterricht). Die meisten Artikel, durchweg von Autoritäten ihres Gebietes verfaßt, sind erschöpfende Mono-

[1]) Anmeldungen an Prof. Dr. H. Fechner, Berlin SW. 48, Friedrichstr. 229. Jahresbeitrag 5 Mark.

[2]) Die Publikationen erscheinen im Verlage von A. Hofmann u. Komp., Berlin.

[3]) Langensalza. H. Beyer u. Sohn. In diesem Verlage erscheinen seit vielen Jahren die Broschüren „Magazin der Pädagogik“, die sich von ähnlichen Publikationen vorteilhaft durch wissenschaftlichen Wert unterscheiden. Nahezu 300 Nummern wurden ausgegeben.

graphien und betreffen sowohl historische wie systematische Pädagogik. Das ausländische Schulwesen ist mit „Französischem Unterricht", „Französischem Schulwesen" und „Finnländischem Schulwesen" vertreten. Die Neuauflage möchte nur etwas rascher fortschreiten. — Prof. Rein ist der Gründer der „Pädagogischen Gesellschaft", die für ihre Mitglieder sehr instruktive Literaturnachweise nebst Kritik in wissenschaftlich geordneter Weise herausgibt. Erschienen sind bereits zwei Hefte, für deutsche Literatur und für Theologie.[1]) Vorbereitet werden die Hefte für Geschichte (1906) und Geographie. Sie geben dem Besitzer eine nahezu erschöpfende Uebersicht nebst allem bibliographischem Zubehör. — Das Quellenstudium der klassischen Pädagogen seitens der angehenden und sich fortbildenden Lehrer ist jetzt fast eingebürgert: die neueren Bestimmungen weisen überall auf diesen Urgrund der Lehrwirksamkeit hin. Eine der trefflichsten „Sammlungen" solcher pädagogischer Schriften erscheint seit Jahren im Verlage Ferd. Schöningh in Paderborn, herausgegeben von (weil. Dr. J. Gansen), Dr. A. Keller und Dr. B. Schulz. Die Art und Weise der Herausgeber mit Biographien, Erläuterungen und erklärenden Anmerkungen übertrifft Aehnliches bei weitem, so daß die weitere Verbreitung selbstverständlich erscheint. Als XXX. Band ist Johann Amos Comenius Didactica magna (von Wilhelm Altemöller, Seminardirektor in Colmar i. E.) erschienen, eine tadellose Edition mit lehrreichem Zubehör. Derselbe Verlag gibt deutsche und ausländische Klassiker für den Schulgebrauch und für Privatstudium heraus, die, ähnlich angelegt, wohl zu den besten Ausgaben der Gegenwart gerechnet werden müssen. Ganz besonders soll die gute, den hygienischen Anforderungen entsprechende Ausstattung (Druck, Papier, Farben) hervorgehoben und namentlich anerkannt werden, daß der Versuch gemacht worden ist, dem guten Texte gute Illustrationen beizufügen, was durchaus anregend auf die Schüler wirkt und deshalb der Nachachtung empfohlen werden kann. Von „Ausländischen Klassikern" erschienen letzt als achter und neunter Band „Sophokles Aias" (von Prof. Dr. Schmitz-Mancy) und „Sophokles König Oedipus" (von dems.). Den Fachlehrern sind die kurzen aber ausreichenden Erläuterungen gewiß recht erwünscht. — Die bedeutendste historisch-pädagogische Erscheinung des Jahres dürfte Alfred Heubauers „Geschichte des deutschen Bildungswesens seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, I. Band: Bis zum Beginn der allgemeinen Unterrichtsreform unter Friedrich dem Großen 1763 ff"[2]) bleiben. Denn solche Werke, wie das vorliegende nach seiner Vollendung sein dürfte, erscheinen nach den Erfahrungen nur höchst selten, sie bilden wirkliche „Marksteine" in der Literatur der Wissenschaft. Die Bildungsgeschichte zusammenfassend und auf der Grundlage der bewegenden Faktoren zu schreiben, ist nur selten (in Bruchstücken) gelungen wie hier. Das Zeitalter der Standes- und Berufserziehung bietet dem Ueberblick so disparate Erscheinungen, daß ein aus der Tiefe und Fülle der Spezialgeschichte aufsteigender Kopf dazu gehört, das einzelne im Zusammenhalt mit einander zu behandeln. Das ist hier geschehen. Dazu sind große Gebiete neuer Forschungsergebnisse getreten, ferner Berichtigungen, Klarstellungen und gründliche Darstellungen. Beachtenswert scheint die währende Berücksichtigung der politischen Verhältnisse; die Schulpolitik erfährt nicht zum mindesten eine scharfe, aktenmäßige, wahre Beleuchtung, und die Geschichte der geistigen Strömungen ist in diesem Ausschnitt zu dem Gelungensten zu rechnen, das darüber geschrieben worden. Es ist ein Grundstein für eine wissenschaftliche Geschichte der Bildung und der Pädagogik, die die Vertreter dieser Wissenschaft so lange schon entbehren. Man beglückwünscht sich zu diesem Werke! — Eine Brandschrift der letzten Tage verdient noch ein Wort; L. Gurlitt hat in seiner neuesten Reformschrift „Der Deutsche und seine Schule"[3]) zu fast allen schulreformatorischen Tagesfragen Stellung genommen — in seiner offenen, ehrlichen Art, die die Vertuschung und selbst die diskrete Bemäntelung scheut, verabscheut. Nachgerade empfinden die besten Erzieher und Lehrer so wie Gurlitt, wenn sie auch über die Auswege aus Drill und Kaserneninspektion, die schon anfängt, im In- und Auslande zweifelhafte Früchte zu tragen, oft anders denken werden wie er. Erwähnt sei nur, daß wir seine Ansicht über die konfessionelle Schule nicht teilen, sondern gerade entgegengesetzt wollen. Aber die Sehnsucht nach liebevoller, um „Zeugnisse" unbesorgter Erziehung teilen wir mit ihm und möchten diese Wirkung seines Buches gern ins Tausendfache multipliziert sehen. Der Deutsche hat nicht mehr die beste Schule! Das muß jetzt bemerkbar werden.

[1]) Dresden. Bleyl & Kämmerer.
[2]) Berlin 1895. Weidmannsche Buchhandlung.
[3]) Berlin 1905. Wigandt & Grueben.

Leben.

O Leben, du ziehst in verschlungener Bahn
Vorbei mit quälendem Rosen,
Du reichst, verhüllt von lichtem Flor,
Die dunkelsten der Rosen.
Manch einer trägt köstlich Rosenöl
In klassischer Schale vorüber —
Ein anderer schwelgt in schwülem Duft
Und vergißt seinen Jammer drüber.
Ein dritter hat ein Knösplein rot
Im seidnen Gürtel prangen — —
Dem vierten und den meisten sind
Nur Dornen aufgegangen!

Ich lüfte keck den Schleier zart
Und sehe Menschen sich winden
Hügelauf, hügelab und talentlang,
Bis sie meinen Blicken entschwinden:
Vorüber die Sünde, im trunkenen Aug
Verzehrende, gleißende Funken.
Vorüber die Armut, hohlwangig und bleich,
In sich zusammengesunken,
Vorüber der Reichtum mit Perlen und Samt,
Mit güldener Orden Glänzen —
Vorüber der Tod, den die Liebe belebt
Mit grünen, unsterblichen Kränzen.

München. Anna de Crignis.



Von Reimen und Rhythmen.

Von
Max Behr.

Als im Vorjahre der „Münstersche Musenalmanach" zum ersten Male erschien und ob seiner anspruchslosen Frische und Ungezwungenheit manch beifallsfreudigen Willkomm fand, da nannten fast alle Besprechungen neben ein paar erquickend kräftig und sicher angepackten Gedichten von Theodor Voigt und H. J. Brühls schimmernden Poemen einen Namen vor allem, und der hieß Christoph Flaskamp. Um so mehr als der junge Westfale gleichzeitig im nämlichen Verlage (Alphonsus-Buchhandlung, Münster) ein eigenes Bändchen Lyrik unter dem ungemein kennzeichnenden Titel „... frommer Freude voll" herausgab; da war so viel weicher, klarer Klang, so viel reife Güte, daß es einen bei der Jugend des Verfassers doppelt wundernehmen mußte. Man konnte bei manchen Gedichten mit ihren sanften, rieselnden Lauten, ihrer verhaltenen, nur im Schwung der Rhythmen sich schaukelnden Sehnsucht von ferne an Gustav Falke denken. Und hie und da waren schlichte Worte, die mit fast Greifscher Knappheit allen Ueberschwung und Ueberfluß von sich fern hielten. Ein leise vibrierender, dunkler Unterton redete von verborgenem Leben in der Seele des Dichters, von einem Werden, Wachsen und Kämpfen, das zur Reife gebändigt werden will. Der Titel des bald folgenden Versbuches „Parzival" (Alphonsus-Buchhandlung, Münster, M. 1.80) weist darauf hin, daß dieses Suchen dem Suchenden etwas rasch und allzu deutlich betont ins Bewußtsein trat. Liegt nicht schon in der Benennung der Sammlung ein Hauch von Pose? Doch ist das Bändchen im ganzen und absolut genommen wertvoller als der Erstling, einen Fortschritt zu Neuem, zu neubewältigten Möglichkeiten bedeutet er aber kaum. Gedichte wie das Einleitungspoem „Dem Leben" sind Worte, vers- und reimgewandt behandelt, nicht mehr. Es tut einem recht leid, zu beobachten, wie manche einmal gefundene Form, die bei ihrem ersten Auftreten organisch aus der Stimmung herausgewachsen ist, im „Parzival" wieder ausgebeutet und leerer Klang wird. Die neuen Gedichte haben ihren Wert für den Verfasser, insoferne er durch ihre Abfassung

seine Formen geklärt und von Härten gereinigt hat; bis auf wenige haben sie damit ihren Zweck vollkommen erfüllt. Diese wenigen zerstreuen allerdings die Befürchtung, daß auch Flaskamp schon angefangen hat, sich selbst zu imitieren. Möge er durch strenge Selbstzucht der Hoffnungen würdig werden, die wir vertrauensvoll auf ihn setzen.

Dem Schlesier Richard Kranz wird es nicht so leicht gemacht, Erfolge zu erringen. Man spürt fast aus jedem seiner Gedichte das ehrliche, ernste Ringen, einen Stoff in eigener Art zu bewältigen, ihn selbständig zu gestalten, und empfindet unwillkürlich Achtung vor einem solchen Streben, das dem Alltag sich entwinden will. Vielleicht würde wärmere Anerkennung ihn beschwingter machen zu freiem und sicherem Flug. Auf die kleine Sammlung „Aus deutscher Seele" hat Kranz eine Auswahl seiner Gedichte, die „Bildhaften Phantasien" folgen lassen. (Liebau i. Schl., Förster & Wedel.) Mehr und mehr arbeitet er sich aus der gesuchten Originalität mancher seiner Erstlinge zu einer Schlichtheit hindurch, die zum Grundton eine tiefe, etwas melancholische Gemütsinnigkeit hat. Natürlich kommt diese Neigung zum Wesentlichen auch der Form zugute: sie wächst mit dem Inhalt mehr und mehr zu einem fest ineinander gefügten Ganzen zusammen. Hier wird die Stimmung nicht gestört von überflüssigen, seelisch nicht verarbeiteten Gefühlchen, die an mancher anderen Stelle schon durch gezierte Form sich ankündigen. Die Stücke, die epischen Charakter tragen, treten hinter den rein lyrischen zurück. Mir scheint Kranz dann in seinem Element zu sein, wenn er eine der Natur oder menschlichen Beziehungen — des Vaters zum Kinde, des Mannes zum Weibe — abgewonnene Empfindung von einem immanenten Pathos durchtränkt in einfachen Zeilen vorträgt.

Das Prinzip der schlichten, klaren Form ist in den Gedichten eines anderen Schlesiers, in der Sammlung „Ueber der Scholle" von Paul Barsch (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.), auf die Spitze getrieben. Diese Poesien sind der Sprache nach wie Aehren, die leicht und frei sich über dem Acker wiegen, denen man nicht anmerkt, daß sie aus schwerem, dunklem Erdboden emporgewachsen sind. Man wird selten einen unreinen Reim, noch seltener ein hartes, störendes Wort bedauern müssen. Die gestaltende Konzentration von innen heraus bleibt freilich oft hinter der äußeren Formgebung zurück. Auch den größeren Reichtum an seelisch-persönlichem, eigengeartetem Leben haben die Kranzschen Poesien für sich. Aber es ist doch wunderbar, wie ruhig und zart viele Gedichte anheben, wie sie anschwellen zu einer Frage, einer Erwartung, einem Affekt und dann wieder zurücksinken — leise und ergeben — in die Lösung des Rätsels, den Frieden, die Resignation. Ich will aus dem vielzitierten „Mittag" nur die Schlußzeilen hierhersetzen, um das beruhigende Ausklingen zu veranschaulichen:

Nur Täuschung war's — die Schlange neigt
Sich still zurück, der Mittag schweigt.

Wie Traum liegt's auf dem Blumenflor,
Und Frieden ist es wie zuvor.

Hier geht die Technik ganz in der feinen Kunst der Steigerung und Abschwächung auf. Auch dann ist das der Fall, wenn die Linie eine anders gestaltete, ungebrochene ist, wenn sie ebenmäßig zu- oder abnimmt, z. B. von leichtem Mut zu schmerzlicher Unruhe oder von objektiver Gegenständlichkeit zu seelischen Erregungen fortschreitet. In der Zartheit dieser Uebergänge scheint mir Barschs reifste Kunst verarbeitet zu sein.

Die äußere Ausstattung von einigen der besprochenen Bücher läßt den lobenswerten Eifer erkennen, mit dem die katholischen Verleger dem modernen Geschmack entgegenzukommen suchen. Aber man sollte dann doch die sehr rentable Mehrausgabe nicht scheuen und einen tüchtigen, selbständigen Künstler beiziehen. Imitationen, die in Linienführung und Farbenzusammenstellung so ungeschickt pseudomodern sind wie die Umschlagzeichnung zu Flaskamps „Parzival", schrecken ein halbwegs gebildetes Auge ab, statt es anzulocken. Wie vornehm und gediegen wirkt daneben der Umschlag, den die Allgemeine Verlagsgesellschaft dem Bändchen von Barsch mitgegeben hat!

Weihnachtbücherschau 1905.

Von

Dr. Armin Kausen.

II.

Der Verlag von J. P. Bachem in Köln bietet in diesem Jahre zwei Neuheiten, die wegen ihrer unmittelbaren Beziehung zur Geburt des Welterlösers sich in ganz hervorragender Weise zu Weihnachtfestgeschenken eignen: das prächtige Madonnenalbum von Rothes und das liebliche Jesu-Kinderbilderbuch. In beiden sind Jesus und die allerseligste Jungfrau der Mittelpunkt des Bilderschmuckes. Aber Dr. Walter Rothes behandelt den erhabenen Gegenstand vom Standpunkte des Kunstgelehrten für ein dem höheren Kunstverständnis zugängliches Publikum, während Elisabeth Forster ihre poetischen Legenden und W. Rohm die zugehörigen entzückenden bunten Bilder „Vom lieben Jesuskind" dem naiven Kindergemüt, der christlichen Jugend vom vierten bis zehnten Lebensjahre zugedacht haben.

Das neue Kinderbilderbuch mit seinen vielfarbigen Kunstdrucken, seinen schlichten, rührenden Versen, seinem gefälligen Einbande (geb. M. 3.—) wird Tausenden eine willkommene Bereicherung in der Auswahl von Festgeschenken sein, nicht nur zur Weihnachtzeit, sondern das ganze Jahr hindurch.

Der überraschend billige Preis der „Madonna" von Dr. Rothes (in vornehmem Salonband mit Goldpressung und feingetöntem Deckenbild M. 5.—) sichert diesem wertvollen Buche eine weite Verbreitung. Dasselbe wird auch über die Kreise der eigentlichen Gebildeten hinaus lebhaftes Interesse erwecken, denn das Verständnis für die Marienverehrung in der Kunst aller christlichen Jahrhunderte ist schon vermöge des fast allenthalben wirksamen vergleichenden Anschauungsunterrichtes in Kirche und Haus mehr oder minder zum Gemeingut des Volkes geworden. Um so dankenswerter ist der von Dr. Rothes unternommene, oft mühsame, aber bestens geglückte Versuch, durch Sichtung und Klassifizierung des tausendfältigen Materials die Mariendarstellung im Laufe der Zeiten, bei den verschiedenen Völkern und durch die wechselnden Richtungen und Schulen, sowie auch nach ihrer Art und ihrem Gegenstande systematisch zu gliedern und zu veranschaulichen. Kein irgendwie hervorragender Madonnenkünstler dürfte übergangen sein, auch charakteristische Werke neuerer Meister sind in so trefflicher Auswahl vertreten, daß ein Vergleich, sowohl was technisches Können, als was Würde und Wärme des Ausdrucks anbelangt, gewiß nicht zu ihrem Nachteil ausfällt. Daß aus den verschiedensten Perioden auch minder Befriedigendes vorgeführt wird, erfordert die Objektivität und schärft den Blick für die Vorzüge anderer Darstellungen. Die nicht weniger als 159 Abbildungen (118 Text- und 10 Einschaltbilder) sind durchweg von vorzüglichster Wirkung. Bei einer zweiten Auflage wären vielleicht einige Reproduktionen (namentlich gilt dies beispielsweise von Raffaels „Madonna di Sisto", Seite 64) durch bessere und schärfere zu ersetzen, die Zahl der prächtigen Einschaltbilder mit ihrem weichen und warmen Sepiaton um das eine oder andere zu vermehren. Der Gesamteindruck des Rothesschen Madonnenbuches ist ein äußerst günstiger. Dasselbe dürfte geeignet sein, auch zur Wertschätzung der christlichen Kunst und ihrer Meister und Jünger nicht wenig beizutragen.

Unter den übrigen Neuheiten des Bachemschen Verlages sind die Lebenserinnerungen der leider im Januar aus dem Leben geschiedenen Freiin Ferdinande von Brackel („Mein Leben", mit 12 Bildern und zwei Handschriftproben, Salonband M. 3.50) an erster Stelle zu nennen. Das hochinteressante Buch, von dem im Laufe des Jahres schon so viel die Rede war, daß eine besondere Würdigung sich erübrigt, sollte in den Händen aller sein, die aus den Romanen der Brackel Unterhaltung und geistige Erhebung schöpften. Daß die Verfasserin den Mut hatte, ihre Eigenart auch da, wo sie „bürgerlichem" Empfinden vielleicht nicht immer zusagt, zu offenbaren, gibt dem Buche eine Eigenart, die mit dem Grundzuge der meisten Brackelschen Romane völlig parallel läuft. Daß dieselben sich ungeminderter Beliebtheit erfreuen, beweisen die vielen nötig gewordenen Neuauflagen. In 22. Auflage erschien „Die Tochter des Kunstreiters" (Salonband M. 5.75), ein Roman, dessen Meisterschaft allgemein anerkannt ist, in 9. Auflage „Daniella", (Salonband M. 7.50) vom Liter. Handweiser s. Z. den sozialen Romanen Spielhagens an die Seite gestellt, gleichfalls in 9. Auflage „Am Heidstock" (Salonband M. 5.75) mit seinem frisch pulsierenden Volksleben, in 4. Auflage „Im Streit der Zeit" (Salonband M. 8.—), diese in die Kunstform des Romans gekleideten packenden Erinnerungen an die religiös-politischen Kämpfe der jüngsten Vergangenheit. Auch Brackels „Gedichte" (Goldschnittband M. 4.50) erlebten eine neue Auflage (die fünfte), während die Novelle „Prinzeß Ada" (Salonband M. 4.50) erst kürzlich in fünfter, „Der Spinnlehrer von Carrara" (Salonband M. 4.25) in vierter Auflage erschien.

Daß M. Herberts Romane und Novellen für so viele nicht nur ein vorübergehender Genuß, sondern eine Quelle nachhaltiger geistiger Anregung sind, liegt in der Eigenart der Verfasserin begründet. Schon der äußere Umstand, daß jedes neue Buch M. Herberts eine ganze Fülle geistreicher, aus tiefer Lebenserfahrung und Menschenkenntnis quellender Aphoris-

men darbietet, beweist, daß neben der Künstlerin und Dichterin die Denkerin steht. Manchmal hat man die Empfindung gehabt, daß M. Herbert der Reflexion vielleicht etwas zuviel Spielraum lasse, aber es sind doch immer nur kurze Sätze und Sentenzen, die den Gang der Handlung nicht stören. Es ist auch das Recht einer seltenen Frau, eigene Wege zu gehen, wenn diese Wege zu hohen Idealen führen. Langeweile empfindet man bei der Lektüre Herbertscher Romane oder Novellen nie. Wenn jemals, dann ist das oft mißbrauchte Epitheton „fesselnd" bei ihr angebracht. M. Herbert schildert keine Dutzendmenschen, keine Schablonenhelden. Hochmoderne Fragen und Probleme verleihen unmittelbar oder mittelbar ihrem ganzen Schaffen und den Gebilden ihrer Erzählungskunst eine aktuelle Färbung. Man braucht nur an die drei größeren Novellensammlungen der letzten Jahre, „Marianne Fiedler" (Salonband M. 3.50), „Von unmodernen Frauen" (Salonband M. 5.—), „Ein Buch von der Güte" (Salonband M. 5.—), zu erinnern. In diesen neunzehn Novellen ist eine ganze Galerie von lebenswahren Seelengemälden aus den verschiedensten Lebens- und Berufskreisen aufgerollt. Aber überall spürt man die scharfsinnige Beobachterin und feinnervige Gedankenleserin, die den intimsten psychischen Vorgängen und Zusammenhängen nachgeht und durch rein künstlerische Mittel starke erzieherische Wirkungen erzielt. Das ist ein Vorzug, der auch M. Herberts neuestem Buchroman „Ohne Steuer" (Salonband M. 4.25) nachzurühmen ist. Die Lehre, daß ein Menschenschicksal, auch bei den günstigsten äußeren Vorbedingungen, ohne gediegene Grundsätze und ohne eine gefestigte Weltanschauung den Weg der Befriedigung und des Glückes nicht findet, ist durch die verschlungenen Fäden eines frisch und anziehend entwickelten, figurenreichen Romans hindurch überzeugend begründet und besiegelt.

Von den früheren vielgerühmten Romanen M. Herberts erschienen „Jagd nach dem Glück" (Salonband M. 4.25) und „Das Kind seines Herzens" (Salonband M. 4.25) in fünfter Auflage. Der prächtige Gedichtband „Einsamkeiten" (geb. M. 3.—), dessen gedankentiefe, von blühendstem Formenreichtum getragene Poesie hoch über dem Tagesniveau steht, erlebte die zweite Auflage, der hoffentlich bald eine weitere folgen wird.

Von Don Luis Colomas' Werken liegt im Bachemschen Verlage ein neues Bändchen vor, die Novelle: „Hinter den Kulissen" sonst unter dem Titel „Die Spätzin" bekannt. Colomas' liebliche Novelle „Verrechnet" (geb. M. 2.50) hat in demselben Verlage schon die vierte Auflage erreicht. Der berühmte spanische Jesuit, dessen charakteristisches Porträt eine willkommene Ergänzung der hochinteressanten Biographie aus der Feder des mit spanischen Verhältnissen innig vertrauten Uebersetzers J. Caspari ist, versteht die seltene Kunst, auch verfängliche Dinge und gewagte Situationen mit jener gesunden kritischen Nüchternheit zu behandeln, welche die reinigende Kraft in sich selbst trägt. Diese ungeschminkten Schilderungen aus dem Leben der spanischen Gesellschaft verraten auf jeder Seite den gründlichen Kenner, der aus unerbittlicher Erfahrung heraus der Welt den Spiegel vorhält. Colomas' „Hinter den Kulissen" (geb. M. 2.50) ist ein Buch für reifere Leser und verdient weite Verbreitung.

Ein neuer Band von R. Fabri de Fabris wird gewiß viele Leser und noch mehr Leserinnen finden. Die Verfasserin von „Was die Blumen erzählen", welche unter dem Decknamen Angelika Harten einen großen Teil der bei Bachem erschienenen reizenden Erzählungen für junge Mädchen und mehrere Märchenbücher geschrieben hat, bewährt auch in den siebzehn herzerfrischenden Geschichten und Bildern „Von der Wanderstraße" ihre gemütvolle Eigenart. Der stattliche Salonband kostet nur M. 3.50.

Im 6. Jahrgange erschien der aus Aufsätzen und Erzählungen der Unterhaltungsbeilage der „Kölnischen Volkszeitung" zusammengestellte schmucke rote Kalikoband (geb. M. 3.—) „Für Mußestunden", eine abwechslungsreiche Sammlung aus den verschiedensten Gebieten des Wissens und der Welt.

Itha von Goldeggs prächtiger Roman aus der österr. Gesellschaft, „Das Märchen vom Glück", früher zweibändig, jetzt in einem dicken Bande (geb. M. 8.—) vereinigt, erlebte die fünfte Auflage.

Prof. Alb. Gockels Buch über „Das Gewitter" hat bereits beim ersten Erscheinen das Interesse weiter Kreise erregt. Was die wissenschaftliche Forschung und Beobachtungen zuverlässiger Laien über die ebenso furchtbare wie erhaben-schöne Naturerscheinung bisher zutage förderten, ist dem allgemeinen Verständnis nahe gebracht. In der jetzt vorliegenden zweiten, bedeutend vermehrten Auflage mit 5 Kunstdruckbeilagen und 37 Textabbildungen (im Originalband M. 6.—) sind mehrere Kapitel auf Grund neuerer Forschungen völlig umgearbeitet; der Frage des Hagelschießens und dem Photographieren von Blitzen wurden eigene Abschnitte gewidmet.

Bachems illustrierte Jugendschriften sind nunmehr zu einer Bibliothek von 30 Bänden angewachsen. Eine herrliche Reihe historischer Gemälde, die jedes Knabenherz erfreuen muß! Auch der äußeren Ausstattung nach gehören diese Drei-Markbände in rotem Kaliko mit farbigem Deckenbild und je vier farbigen Einschaltbildern zu dem Vornehmsten, was die Jugendschriften-Literatur heute aufzuweisen hat. Rob. Münchgesang, der eigentliche Begründer und Hauptmitarbeiter der Sammlung, hat, mit „Spartacus" beginnend, bis „Unter dem alten Dessauer" achtzehn Bände beigetragen. Diesmal tritt als frische, bewährte Kraft Ad. Jos. Cüppers zu den übrigen. Cüppers hat gleich zwei Erzählungen beigesteuert, die eine, „Hanani", aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems, die andere, „Die Priesterin der Vesta", aus dem ersten christlichen Jahrhundert. Beide Erzählungen gehören zu den spannendsten und farbenreichsten der ganzen Sammlung. Wilhelm Rohm hat wieder prächtige Bilder dazu geliefert, ebenso auch zu dem dritten neuen Bande, dem 30. der Sammlung, „Goldene Sporen", einer sehr wirkungsvoll durchgeführten Erzählung aus der Mitte des 13. Jahrhunderts von J. von Garten.

Von Bachems illustrierten Erzählungen für Mädchen liegt der 22. Band vor: „Die Familie des Admirals", von E. Meunier, aus dem Französischen übertragen von F. von Barmen, eine sehr interessante Erzählung, deren besonderer Reiz in dem ungewohnten Milieu liegt, welchem die schönen Bilder von W. Rocage jr. sich vortrefflich anpassen. Wie die meisten (nämlich 18) der früheren Bände, von „Wildfangs Kinderjahre" angefangen, kostet auch dieser neueste Band in prächtiger Kalikodecke mit Farbendruckbild M. 2.50, während die für angehende junge Damen bestimmten vier größeren Bände (Fräulein Uebermeer, Eine wilde Rose usw.) in Ganzleinenband M. 4.— kosten.

Die billigen Jugenderzählungen (für Kinder von 9 bis 14 Jahren) des Bachemschen Verlages — jedes Bändchen mit vier Bildern und in Halbleinen gebunden M. 1.20 — sind mittlerweile bis zum 32. Bändchen gediehen. Vier neue Bändchen kamen in diesem Jahre heraus. Zwei Erzählungen der Freiin v. Brackel, „Wem gehört die Palme?" und „Talisman", eröffneten den Reigen, „Der Schützling des Soldaten" und „Sparpfennige" von Lorenz Heitzer bilden ein weiteres Bändchen, ebenso „Mutters Romreise" und „Am schönen Strand der Mosel" von A. Maidorf je ein Bändchen.

Die einander ergänzenden, auch in der äußeren Ausstattung wie Zwillingsschwestern behandelten zwei Goldschnittbändchen (je M. 4.—) „Die ratende Freundin" (Mitgabe für junge Mädchen beim Eintritt ins Leben) von Marie von Lindemann und „Ernste Stunden für junge Mädchen", herausgegeben von Klara Rheinau, machten neue Auflagen nötig. Das ältere Lindemannsche Werkchen hat die 10., das jüngere der Rheinau die 2. Auflage erreicht.

Der Verlag von **Kirchheim & Co. in Mainz (München)** bietet in diesem Jahre als seine bedeutendste und vornehmste Neuheit das in 20 Lieferungen à M. 1.50 erscheinende Prachtwerk in Großfolio: „Die Bibel in der Kunst". Es ist ein einzigartiges Unternehmen, keineswegs eine zusammenhängende illustrierte Bibel, sondern eine zwanglose Reihe von größtenteils alttestamentarischen Szenen, 97 mit vollendeter Technik ausgeführte Gravüren nach Bildern von 26 hervorragenden modernen Künstlern aus allen Kulturländern. Berühmte Namen, wie Jos. Israels, Max Liebermann, Fritz von Uhde, Rochegrosse, Sascha Schneider, Segantini, Gérome, Tissot, Repin, sind vertreten. Ein abschließendes Urteil wird erst nach Vollendung des ganzen Werkes möglich sein. Aber schon die bisherigen Lieferungen nötigen zu bewundernder Anerkennung des Gesamteindruckes, wenn man auch über Einzelheiten verschiedener Meinung sein kann. Der den einzelnen Szenen in schöner Schrift gegenübergestellte erläuternde Begleittext ist der neuesten Bibelübersetzung des Jesuiten Augustin Arndt entnommen.

Von Kirchheims „Weltgeschichte in Karakterbildern" (herausgegeben von den Universitätsprofessoren Dr. Kampers, Dr. Merkle und Dr. Spahn) wurden binnen Jahresfrist wieder vier neue Bände ausgegeben. (Geb. je M. 4.—).

Universitätsprofessor Dr. Gustav Schnürer in Freiburg (Schweiz) hat sich durch sein streng objektives, quellenmäßiges Charakterbild „Franz von Assisi" (Die Vertiefung des religiösen Lebens zur Zeit der Kreuzzüge) ein wirkliches Verdienst erworben, denn die Gestalt des großen Armen von Assisi war unter den Händen derer, die ihn als Vorkämpfer des religiösen Subjektivismus gegen allen Dogmenzwang zu reklamieren versuchten, zu einem Zerrbild geworden. Schnürer hat mit sicheren Strichen diesen Wahn zerstört. Seine knappe, gemeinverständliche Studie zeigt Franz von Assisi als demütigen Sohn der Kirche, ohne im Konflikt seines Idealismus mit den Gelehrten seines Ordens irgendetwas zu bemänteln. 73 zum Teil sehr wertvolle Illustrationen zieren den Band.

General Karl von Landmann, der frühere Direktor der bayer. Kriegsakademie, der sich durch seinen „Napoleon I." in der Galerie der „Karakterbilder" bereits rühmlichst einführte, stellt den großen österreichischen Feldherrn und Staatsmann „Prinz Eugen von Savoyen" in den Mittelpunkt seines neuen Charakterbildes, das „Die Begründung der Großmachtstellung Oesterreich-Ungarns" zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts zum Gegenstande nahm. Ritter von Landmann hat seine Aufgabe glänzend gelöst: große Gesichtspunkte, klare Darstellung, knappe Form zeichnen seine Arbeit aus. Der Text ist durch 103 Abbildungen anregend belebt. Der Deutsche Kaiser hat jüngst in Potsdam die Rekruten an das Vorbild des Prinzen Eugen erinnert, der, als Kaiser Leopold ihm den Marschallstab überreichte, seinen Soldaten das Kruzifix vorhielt mit den Worten: „Dieser soll unser Generalissimus sein!" Der Vorgang dürfte in weiten Kreisen besonderes Interesse für das Charakterbild des Prinzen Eugen geweckt haben.

Ein bedeutsames Charakterbild „Beethoven“ (Die Zeit des Klassizismus) entwirft der als Komponist und Musikschriftsteller bekannte Mainzer Prof. Dr. Fritz Volbach. (Mit 4 Beilagen und 63 Abbildungen.) Die sehr interessante, großzügige Studie will, wie der Verfasser in der Vorrede betont, weniger eine Biographie des großen Meisters sein, als vielmehr seine Aufgabe im kulturhistorischen und philosophischen Sinne erfassen. Statt einer ausführlichen Darstellung der äußeren Lebensumstände stellt der Verfasser das Beethovensche Kunstwerk als solches in den Mittelpunkt seiner Darstellung, versucht es in seiner Beziehung zur Zeit und zum Leben darzustellen, es aus dem Zeitgeist heraus zu erfassen und seine fortschrittliche Tendenz zu ergründen und zu begreifen.

Unter dem Titel „Kaiser Maximilian I.“ entwirft Privatdozent Dr. Max Jansen ein auf umfassende archivalische und Literatur-Studien gestütztes Bild einer wichtigen Epoche der deutschen Geschichte, die durch den Untertitel „Auflösung des Reiches. Neues Kulturleben“ knapp gekennzeichnet ist. Dr. Jansen beherrscht den Stoff so gründlich, daß man sich seiner Führung auch da gerne anvertraut, wo sich aus seinen klar und sicher begründeten Urteilen völlig neue Gesichtspunkte ergeben. Die hochinteressanten kulturgeschichtlichen Schilderungen des zweiten Teiles bereiten jedem Gebildeten einen wahren Genuß; dem intelligenten Kaufmannsstande bietet namentlich der damalige Wettstreit um die Führung im Welthandel manche Anregung. 80 zum Teil seltene Illustrationen beleben den Text.

Arthur Achleitner, der früher einmal andere Wege einschlug, tritt in den letzten Jahren als wirkungsvoller Anwalt des Katholizismus und des katholischen Priesterstandes hervor Sein „Eiskaplan“ und seine „Portiunkula“ haben verdiente Anerkennung gefunden, wenn es auch an Bemängelungen nach der rein künstlerischen Seite nicht gefehlt hat. Als glänzender Erzähler und Schilderer hat Achleitner einen Ruf, der durch seine Darstellungen aus dem Priesterleben der Gegenwart nur befestigt werden konnte. Sein hohes Talent tritt auch in dem auf drei Bände berechneten „Gregorius Sturmfried“ hervor, dessen erster und zweiter Band, „Der Dorfpfarrer“ und „Der Stadtpfarrer“ (geb. je M. 5.—) in einem dritten Bande „Kanonikus Sturmfried“ ihren Abschluß finden sollen. Die zweimalige Beförderung des Helden gibt Achleitner Gelegenheit, die Verhältnisse und Schwierigkeiten der heutigen Seelsorge auf dem Lande, in einer mittleren österreichischen Universitätsstadt und schließlich im letzten Bande in der Reichshauptstadt aufzurollen. Einen rein künstlerischen Maßstab darf man an diese Zeitbilder nicht anlegen. Vielleicht ließen sich auch einige Langatmigkeiten in der Erörterung theologischer Fragen vermeiden. Aber im großen und ganzen hinterlassen die beiden vorliegenden Bände den Eindruck der Befriedigung. Manche Einzelzüge sind meisterhaft entwickelt und von unmittelbarer Lebenstreue.

Künstlerisch höher im Werte steht Achleitners „Jerusalem“, ein Zeitbild aus der heiligen Stadt (Salonband M. 4.50). Der Verfasser entwirft ein farbenprächtiges, plastisch greifbares Bild der Stadt Jerusalem und der heiligen Stätten und schildert in erschütternden Szenen die häßlichen Konflikte um den Vorrang am heiligen Grabe. Die schwierige Aufgabe und die Verdienste des Franziskanerordens und des Stadtpfarrers P. Urban werden in das hellste Licht gerückt. Die Schlußschilderung der rohen Vergewaltigung der mutigen Franziskaner durch die leidenschaftlichen Griechen hinterläßt einen tiefen Eindruck.

Noch eine kurze allgemeine Bemerkung: Von vielen wird es als Geschmacklosigkeit empfunden, daß der Verlag auf seinen buchhändlerischen Prospekten Achleitner in der Paradeuniform des Geheimen Hofrates vorführt. Bei Titeln, denen kein Amt entspricht, ist das mindestens ungewöhnlich. Wohin käme die Schriftstellerwelt, wenn das Nachahmung fände!

In vorzüglicher, feinsinniger Uebertragung hat Walther Eggert-Windegg dem deutschen Publikum den berühmten Roman Paul Bourgets (Mitglied der französischen Akademie) „Ehescheidung“ (Salonband M. 4.50) zugänglich gemacht. Paul Bourget ist zweifellos einer der hervorragendsten und geistreichsten französischen Romanciers der Gegenwart. Seine im Rahmen einer vielverschlungenen Handlung mit zwingender Logik entwickelte Widerlegung aller für die Auflösbarkeit der Ehe vorgebrachten Truggründe stempelt daher den Roman zu einer epochemachenden Erscheinung.

Johannes Jörgensens „Der jüngste Tag“ (geb. M. 3.50), aus dem Dänischen übersetzt von Bernhard Mann, und „Parabeln“ (geb. M. 1.50), übersetzt von Henriette Gräfin Holstein-Ledreborg, haben bei ihrem ersten Erscheinen großes, berechtigtes Aufsehen erregt. Auch die akatholische Kritik konnte dem geistvollen dänischen Dichter, der sich vom glaubenslosem Radikalismus nnd frivoler Leichtlebigkeit zu ernster katholischer Weltanschauung bekehrte, die Anerkennung ehrlicher Ueberzeugung und ungeminderter dichterischer Größe nicht versagen. Beide Bände liegen jetzt in zweiter Auflage vor.

In zweiter Auflage erschien auch Konrad von Bolandens historische Erzählung „Otto der Große“ (geb. M. 5.—), in 19. Auflage Dr. Mousangs „Officium divinum“, neu bearbeitet von Dr. Joseph Selbst (geb. M. 3.— bis M. 6.—).

Eine Besprechung der Neuheiten des Verlages von **J. Habbel in Regensburg** sei schon deshalb unmittelbar hier angereiht, weil die oben besprochene „Bibel in der Kunst“ eine vergleichende Gegenüberstellung der bei Habbel erschienenen illustrierten Prachtbibel nahelegt. Die sowohl hinsichtlich der technischen Ausführung und des künstlerischen Gehaltes und Wertes als auch wegen ihrer Bedeutung für die religiöse Erbauung und Erhebung als geradezu herrlich und mustergültig zu bezeichnende Habbelsche Bilderbibel hat mit dem Kirchheimschen Werke nicht einmal leise Berührungspunkte, denn selbst die sonst kaum zu vermeidende Verwendung des einen oder andern gleichen Bildes in beiden Werken ist dadurch ausgeschlossen, daß bei Kirchheim nur Bilder moderner, bei Habbel nur solche älterer Meister gewählt wurden. Die Habbelsche Prachtbibel ist etwas völlig anderes und dient einem weit allgemeineren Zwecke. Das alte Testament, das den Künstlern der Kirchheimschen „Bibel in der Kunst“ die meisten Vorwürfe bot, ist ganz ausgeschieden. Der Titel lautet darum auch: „Die vier heiligen Evangelien“ (mit 350 Abbildungen nach älteren deutschen, französischen, italienischen und niederländischen Meisterwerken). Das Vorwort, die Anmerkungen und der kunstgeschichtliche Anhang stammen aus der Feder des geistl. Rates und Lyzealprofessors Dr. G. Anton Weber, dessen fleißige und wertvolle Arbeit hohe Anerkennung verdient. In den Erläuterungen sind die neuesten Forschungen berücksichtigt. In schönem, großem, klarem Druck auf kräftigem Kunstdruckpapier ist der Text der vier Evangelien nach der Uebersetzung von Allioli wiedergegeben. Der Bilderschmuck muß das Entzücken des Kunstkenners wie des Laien hervorrufen. Die weiche und doch außerordentlich scharfe Wiedergabe der Bilder stellt eine Leistung des Kunstdruckes dar, die sich kaum mehr übertreffen läßt. Mit Ausnahme von Rubens und Tiepolo findet man wohl alle namhafteren älteren Meister vertreten. Von der Hervorhebung einzelner Namen und Werke kann hier füglich abgesehen werden. Alles in allem ist die Habbelsche Prachtbibel ein Werk, das ein kostbares Familienstück jedes katholischen Hauses zu werden verdient. Der Preis von M. 25.— für das in Kaliko mit Goldpressung gebundene Großfoliowerk ist als ein äußerst billiger zu bezeichnen. Für höhere Ansprüche ist durch eine Luxusausgabe von M. 35.— vorgesorgt.

Die Romanbibliothek von Berlepsch ist vom Verfasser dieser Zeilen beim ersten Erscheinen aufs lebhafteste begrüßt und in ihrer fortschreitenden Entwicklung stets warm empfohlen worden. Jetzt, da die Bibliothek in einer stattlichen Reihe von 60 Bänden abgeschlossen vorliegt, sei die Empfehlung dieser spannenden Romane, für deren Sittenreinheit jede Gewähr besteht, nochmals wiederholt. Die zehnte und letzte Serie umfaßt in sechs Bänden interessante amerikanische Romane von Clay, Holmes, Wenborn, Conklin und anderen. Die schmucken roten Leinenbände kosten einzeln M. 1.50.

Die schon im vorigen Jahre begonnenen billigen Ausgaben der zweiten Serie von Ida Gräfin Hahn-Hahns Gesammelten Werken ist nun auch zum Abschluß gelangt. In 15 Bänden liegen die apologetischen und historischen Schriften der Hahn-Hahn in geschmackvollen hellen Einbänden abgeschlossen vor. (Von Babylon nach Jerusalem; Aus Jerusalem; Die Liebhaber des Kreuzes, 2 Bände; Die Martyrer, 2 Bände; Die Väter der Wüste; St. Augustinus; Leben der hl. Theresa von Jesus, 2 Bände; Vier Lebensbilder.) Jeder Band kostet einzeln M. 2.—, die ganze zweite Serie zusammen im Vorzugspreis M. 22.50.

Großer Beliebtheit erfreut sich mit Recht die Familienbibliothek „Für Herz und Haus.“ Diese hübschen Leinenbände sind so billig (à M. 1.—), daß der Habbelsche Verlag nur bei einem starken Absatz auf seine Kosten kommen kann. Dabei ist es keineswegs leichte Dutzendware, sondern wertvolle literarische Kost für „Herz und Haus“. Die 16 Bände der 2. und 3. Serie umfassen Erzählungen von Anton Schott („Dickel, der Flank,“ und „Moni“), von Theo Kroczek („Schicksalsschläge,“ „Im roten Sarafan“), Joseph Bayerlein („Mit gelähmten Schwingen“), H. von Schreibershofen („Sennorita Dolores“), G. von Schlippenbach („Jugendschuld“ und „Verblutet“), Arthur Achleitner („Das Bähnle,“ illustrierter humoristischer Hochlandsroman), Antonie Jüngst („Wege und Ziele“), A. Gaus-Bachmann („Der Gänsedoktor“), Fanny Willmann („Isabel“), Maximilian Schmidt („Aus Dorf und Stadt“), Ferdinande Freiin von Brackel („Frühlingsrausch und Herbststürme,“ „Nur eine kleine Erzählung“), Doris Freiin von Spättgen („Pars diaboli“).

Schließlich sei aus dem Habbelschen Verlage noch eine billige Ausgabe des berühmten Sienkiewiczschen Romans „Quo vadis“ (Deutsch von Sonja Placzek) erwähnt. Bei einem Umfange von 753 Seiten kostet der elegant gebundene Roman nur M. 2.—. Auch die im vorigen Jahre bereits gewürdigten meisterhaften „Oberpfälzischen Geschichten“ von M. Herbert — besser gesagt Charakterbilder — (geb. M. 2.—) seien als gediegene Unterhaltungslektüre in Erinnerung gebracht.

* * *

Ueber hochdeutsche Ausgaben von Fritz Reuter ist unter den „Plattdeutschen“ ein arger Streit entbrannt, in den wir uns nicht weiter einmischen wollen, zumal auch die bewegtesten Proteste das Erscheinen solcher Ausgaben, nachdem Reuters Werke mit Ablauf der Schutzfrist „frei“ geworden sind, nicht mehr verhindern können. Freuen wir uns lieber aufrichtig, daß wenigstens ein erheblicher Teil der herrlichen Schöpfungen, des goldenen

Humors — denn die poetischen Werke werden niemals mit voller Wirkung ins Hochdeutsche übertragen werden können — einem breiteren Leser- und Hörerkreise zugänglich wird. Denn es gibt, nicht bloß in Süddeutschland, nur zu viele, welche an Fritz Reuters Werken bisher achtlos vorübergingen, weil sie ihnen eine unverständliche Sprache redeten oder zu reden schienen. Unter den hochdeutschen Ausgaben von Fritz Reuters „Ut mine Stromtid" (eleg. geb. M. 5.—) zeichnet sich die im Verlage der **Hinstorffschen Hofbuchhandlung** in **Wismar** (Mecklenburg) erschienene von O. Heidmüller zweifellos dadurch aus, daß die Eigenart des Dichters mit ängstlicher Pietät insoweit gewahrt ist, als nur der erzählende Text hochdeutsch ist, während die ohne völlige Verflachung unübersetzbaren plattdeutschen Dialoge in ihrer köstlichen Urwüchsigkeit erhalten blieben.

An masurischen Seen.

Von

Prof. Hermann Paur, Burghausen a. S.

Stumm liegt der stille, große Hauptplatz des freundlichen Städtchens Lötzen in der warmen Vormittagssonne und nichts verrät, daß wir uns im östlichsten Deutschland, nicht weit von der russischen Grenze, im Masurenlande, befinden. Die schlichten Häuser, das den Platz säumende Viereck grüner Bäume, die künstlerisch wertlose, nüchterne Kirche, sie könnten alle auch wo anders sein, nur in keiner Provinz alter und origineller Kultur. Aber auch als Neuland hat dies keine bezeichnenden Züge; abseits und farblos dämmert das Städtchen, nicht im Licht der großen Kulturbrennpunkte, nicht im Schatten der Kulturlosigkeit.

„Ja, da haben sich schon mehr Leute gewundert, hier eine solche Buchhandlung zu finden," sagte die gut orientierte und belesene Verkäuferin, als ich von der Karte des masurischen Seengebietes aufblickend das stattliche Lager überschaute. Aber diese gute Novellistik, von der wir für alle Fälle ein paar Bändchen einstecken, finden wir wo anders auch; nicht so die Karte, zu der wir, passionierter Kartenleser, wieder zurückkehren. Wenn drei Kanadier oder auch drei junge Leute aus den U. S. A. drei Wochen Zeit haben, so kommt es vor, daß sie in einem der leichten, tragbaren Indianerkähne in das Gewirr von Seen und Verbindungskanälen einlaufen, das in ungeheurem Bogen, eine treue Parallele zum Seenkranz rings um die Ostsee, den großen Einbruch der Hudsonsbai säumt. Da schlagen sie abends ein Lager, bereiten ein Mahl, rauchen eine gesprächsame Pfeife und fahren am nächsten Tage weiter. Auch wir haben, unendlich zugänglicher, ein solches Netz von Flüssen und Seen in Norddeutschland. Das Unfertige, das unbestimmt ineinander Verschmelzende dieser Wasserstraßen bildet ihren Reiz, der, über das rein Landwirtschaftliche hinausgehend, die wirtschaftlichen Bedenken so vieler, großer Wasserflächen mit so geringem Nutzwert vergessen macht. Uebrigens haben sie, zumal in der Nähe von Berlin, ihre Ernte: sie tragen, ungepflügt und unbesät, Eis und Schilf, und das Eis wird sogar mit dem Pflug, der es in Platten schneidet, geerntet.

Wie um die nordamerikanischen Seen die Romantik des Indianers, so schwebt um unsere norddeutschen die Romantik des Slawentums: verschollene Kulte und verschollene Greuel, stille Winkel als letzte Zufluchtsplätze, kundige Fischer und fremder Dialekt, seltsamer Volksglaube und Reste von Trachten und Sitten. Aber wie selten, wenn überhaupt je, wird das von uns ausgenützt! Freilich, die Berliner kennen Spree und Havel, diese beiden Wasserparadiese, von denen zumal der Süddeutsche selten eine richtige Vorstellung hat; aber die weiten Fahrten durch dies stille und merkwürdige Wasserreich, mit gelegentlichem Biwak, mit erneuerter Verpflegung in einem größeren Ort, — man hört nie davon. Und was für schöne Orte liegen an diesen Seen, alte Städte wie Mölln und Ratzeburg, Burgen des deutschen Ordens und romanische Kirchen in Preußen und Nordposen oder in Schwerin ein Schloß wie aus einem Märchen! Wo der Amerikaner sein Boot, um einen Katarakt zu umgehen, tragen muß, — die „Portages" der Trapper und Holzleute, der „Lumbermen" —, da helfen bei uns die Schleusen, und die seltsame vorhistorische Richtungsänderung der großen Flüsse unserer Tiefebene, die den Hauptstrom oft zum Nebenstrom macht, der noch wie einst von Ost nach Westen fließt (z. B. die Warte, Netze u. a.), indes der Hauptstrom sich nordwärts wandte, hat die Herstellung von Verbindungen zwischen Fluß und Fluß und zu den Seen schon vorgezeichnet mit dem deutlichsten Wink für den späteren Menschen, den die Natur hier zu erwarten, ja einzuladen schien.

Vom Marktplatz zu Lötzen führt eine Straße nach einigen Minuten über eine Brücke, und da halten wir Umschau, bis unser Dampfer kommt. Denn wir können es nicht verhehlen, wir predigen Wasser und trinken Wein, wir reden uns warm für Rudern und Segeln im eigenen Boote und nehmen das Dampfschiff. Aber wir verfolgen ja andere Zwecke, und was wir uns selbst versagen, das empfehlen wir wenigstens andern. Sage man nicht, an der Kanalbrücke von Lötzen sei nichts zu sehen. Da schaut dicht vor uns hinter Mauern und Parkbäumen der Giebel eines malerischen Schlößchens hervor, und der Kommandant der Festungsartillerie, der da wohnt, sieht aus seinen Fenstern über den weiten Löwentinsee, den zu erblicken wir ein paar hundert Schritt am Bahngleise hingehen, das hier über die mehrfach befestigte Landenge zwischen den Seen läuft. Der Friede einer weiten und stillen Wasserfläche und der Gedanke an die Straßensperre gegen den Einbruch mobilisierter Kosaken und „Armeedragoner" kämpfen in unserer Phantasie. Fiat pax! Da am Landungssteg warten schon die Mitreisenden, keine Masuren, von denen die Masurka stammt wie von den Polen die Polka — dem Minus an eigentlicher Kulturleistung entspricht bei diesen Slawen ein Ueberschuß von Temperament —, sondern harmlose Ausflügler, lauter Deutsche, Mütter und Kinder in der Ueberzahl. Der kleine Junge, der neben mich zu sitzen kommt, als wir das stark gefüllte Dampferchen besteigen, wird mit seinen zappelnden Beinen der Sauberkeit meines Anzugs gefährlich; dem braven Schulmädchen auf der andern Seite, angehendem Backfisch mit sittsamem Zopf, wird nicht ohne ein mißtrauisches Lächeln das Kuchenpaket anvertraut. Onkel Karl und Tante Frieda sind Jason und Medea unserer Argonautenfahrt. Zwischen München und Starnberg ist es just ebenso.

Inzwischen ist der Dampfer aus dem Kanal heraus in ein weites Wasserbecken geglitten, den Kissainsee, der nur durch Einschnürfungen vom Dargainen- und Mauersee getrennt ist. Die dunkle, aber niedere Waldlinie, die das Ufer säumt, das Graublau des Wassers, wogendes Schilf und ziehende Wolken — das ist alles. Aber wem das nicht genügt, dem ist nicht zu helfen. „Und blauen Himmel und Sonnenschein", sagt Uhland dazu. Das Schiff nähert sich dem Ufer, wo ein langer Brettersteg durch das Röhricht führt, ein halbes Dutzend Leute steigen aus, überschreiten die Wiese, verschwinden im lockenden, geheimnisvollen Wald. Wie schön das alles ist, eben weil es gar nichts Besonderes ist! Denn das Masurische kennen zu lernen, müßten wir wochenlang bleiben, die einsamen Buchten durchstöbern, in stillen Seewinkeln und schweigendem Wald Umschau halten, bis wir nicht nur die Sprache der Menschen und ihres Treibens Regel und Unregelmäßigkeit, sondern auch der Tiere Gewohnheiten und Wechsel und des Himmels wandelbar Gesicht in allen Tiefen erkundet hätten. Das zu tun aber laden wir andere ein, nachdem uns andere Ziele nur einen Blick in diese Gewässer zu tun vergönnen; nur der Columbus dieser neuen Welt wollen wir unsern Lesern sein. Auch vor Columbus hatten ja schon Leute den Weg nach Amerika gefunden.

Das Guanahani aber unseres masurischen Meeres erreichen wir ein halb Stündchen später, wenn das Schiff an der Insel Upalten anlegt. Nur diese Namen, von denen Gumbinnen, Trakehnen, Wirballen, Rominten auch dem Süddeutschen bekannt, verraten, daß wir an der Grenzzone des Deutschtums sind. Den Mitfahrenden ist alles geläufig; in Gruppen schlagen sie einen Waldweg ein; denn schöner Laubwald deckt die ganze Landungsstelle — und ihnen folgend, kommen wir in kaum fünf Minuten zum Gasthaus, dem „Krug".

Hier ist es gar hübsch; der Münchner mag an den „Aumeister" im „Englischen Garten" denken, um ein Bild von der Szenerie zu erhalten. Ein paar runde Tische mit eisernen Klappstühlen, ein Dutzend langer hölzerner mit ebensolchen Bänken, ein Bierausschank, alles im Schatten schöner, mächtiger Bäume. Das niedere, alte, ein wenig nach fremdem Volkstum anmutende Haus paßt trefflich in die harmlose Idylle; freundliche Leute tragen gutes und billiges Essen auf und man bringt wieder einmal einen Mittag zu, wie man ihn liebt. Die „Rückkehr zur Natur", in manchem Gebirgsdörfchen schon bei guter Kost und guten Menschen gefeiert, hat uns diesmal in verhältnismäßige Ferne geführt. Aber man ist nie zu lang unterwegs gewesen, wenn man am Ziele zufrieden ist.

Ein Rundgang um die Insel, fast immer durch Wald, ist bald beendet. Schöne Bäume und üppiges Gras, in dem das Vergißmeinnicht seine blauen Sterne aufgehen läßt, Schilf und weiter Blick über den See und ähnliche Ufer ist alles, was zu sehen ist. Man wird an die stillen Vorgebirgsseen der süddeutschen Hochebene erinnert. Nur haben diese masurischen

Seen keinen Voltz oder Schleich gefunden, wie auch kein Steub sie beschrieben, kein Scheffel sie besungen hat. Nur der Geograph und die Ansichtskarte nehmen sich dieser größten Binnengewässer Deutschlands an. Der Verkehr, von Touristenfahrten abgesehen, meidet ihre Fluten, wie auch die der Alpenseen, von denen einzig der Bodensee einen wirklichen Gütertransport kennt. Ein solcher größeren Stils findet auf Seen überhaupt nur im nördlichen Amerika statt, wo eine unglaubliche Entwicklung der Städte und Schiffe, der Besiedelung und Industrie noch lange kein Ende absehen läßt. Chicago, die zukünftige Hauptstadt der Vereinigten Staaten! . . . wohin führen uns Gedanken und Träume? Komm', schlichtes Dampferchen, und führe uns wieder nach dem stillen Städtchen Lötzen zurück und habe Dank, daß du uns einen glücklichen Tag vermittelt!



Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hoftheater in München. Für die laufende Woche ist wieder einmal der „Ring des Nibelungen" angesetzt, dessen zwei erste Abende inzwischen schon absolviert wurden. Wie seit einigen Jahren schon, so ist die Münchener Hofoper auch diesmal nicht in der Lage, die Besetzung des gewaltigen Werkes ganz mit eigenen Kräften durchzuführen. Ganz so bös wie jetzt sah es allerdings noch nicht aus. Denn wir haben weder einen Siegfried noch eine Brünhilde, weder einen Siegmund, noch eine Sieglinde und ebensowenig einen Alberich und Fafner zur Verfügung. Die hierdurch notwendig werdende Aushilfe war in der Aufführung der Walküre von Frau Plaichinger als Brünhilde besorgt, hinsichtlich des Wälsungenpaares machte man von dem so beliebt gewordenen Auskunftsmittel Gebrauch, bei den Stadttheatern in Augsburg und Freiburg um wohlwollende Aushilfe anzuklopfen. Ersteres schickte uns Frl. Nissen als Sieglinde, und wenn es sich bewahrheitet, daß diese junge, in Stimme, Person und Spiel noch überschlanke und auf der Bühne ganz dem Zufall preisgegebene Sängerin erst seit wenigen Wochen auf der Bühne steht, so hatten wir es in diesem Falle wenigstens mit einer starken Talentprobe zu tun, die die Berufenen vielleicht veranlaßt, die Entwickelung der vielversprechenden Kraft im Auge zu behalten. An Herrn Otfried Hagen aus Freiburg, den wir übrigens auch als Erik im „Fliegenden Holländer" sahen, können wir derartige Erwartungen nicht knüpfen. Seine Stimme leidet an einer gewissen Brüchigkeit und hat sehr wenig tenoralen Charakter, sein Spiel hängt an der Schablone und es fehlte dem trotzigen Nordlandjäger, wie dem von Mißwende verfolgten Wälsungenhelden an jeder, auch nur versuchten Charakterzeichnung. Frau Plaichinger hörten wir als Brünhilde schon in besserer Disposition. Mottl hat natürlich alles fest zusammengehalten, aber ein leises Bedauern überfällt einen doch, daß die vielen, die sich eine solche Vorstellung mit großen Opfern und sogar mit durchwachten Nächten erkauft haben, mit nichts anderem regaliert werden als einer anständigen Durchschnittsleistung.

Die Konzertwoche. Die große Flut hat sich in dieser Woche etwas abgeebbt. In der Tonhalle spielte man im vierten Abonnementskonzert als höchsten Trumpf das Auftreten der gefeierten Altistin Tilly Koenen aus, deren großer, leuchtender Alt und bedeutende Gestaltungskraft wieder das Publikum enthusiasmierten. Das übrige Programm schwamm wieder ganz im klassischen Fahrwasser, in dem man sich sehr wohl zu befinden scheint, nachdem man pflichtschuldigst in den beiden ersten Abenden einige moderne Hindernisse überwunden hat. Mit etwas gutem Willen müßte es doch zu erreichen sein, daß die zweimalige Aufführung eines Werkes wie Schuberts C-dur Sinfonie, wie wir sie diesmal innerhalb einer Woche im Kaimsaal und in der Akademie zu genießen hatten, unmöglich gemacht wird. Mit einer direkten Verständigung wäre da allen Beteiligten gedient. — Das diswöchentliche Volkskonzert war eine fast wörtliche Wiederholung des jüngsten Beethovenabends. — Im Akademiekonzert hörten wir unter Mottl noch die Ouvertüre „Römischer Karneval" von Berlioz, die in dieser überschäumend lebendigen Wiedergabe einen ganz wundervollen Eindruck hinterließ. Die als Novität des Abends angeführte Serenade für Bläser von Walter Lampe wurde bereits im vorigen Jahre von demselben Ensemble unter des Komponisten eigener Leitung in einem Bläserabend aufgeführt. Der durch den Klangcharakter erreichte Stimmungszauber, der auffallend romantische Zug des Ganzen, mit kleinen modernen Bizarrerien durchsetzt, drang diesmal wieder deutlich hervor. Es kann aber nicht verschwiegen werden, daß die Aufführung im kleinen Museumssaal einen viel intimeren Reiz hatte und eine geschlossenere Wirkung hervorbrachte als die Wiederholung im Odeon, wo das Werk sich in förmliche Brocken zerlegte und zerflatterte. Von Solistenkonzerten wäre nur das der Sängerin Martha Ruben zu erwähnen, das seine beste künstlerische Stütze in der persönlichen Teilnahme von Max Reger als Begleiter hatte, und den Klavierabend von Mark Hambourg, der sicherlich nicht zu den blind reproduzierenden Künstlern gehört, in puncto Fingerfertigkeit vielleicht sogar einen Rekord geschaffen hat, aber alles bis zur Unleidlichkeit verdirbt durch die unfeine Brutalität seines Anschlages. Ein Ereignis für sich war das Wiedererscheinen Siegfried Wagners in München. Derselbe hat unserer Stadt nach dem Mißerfolg seiner Oper „Herzog Wildfang" grollend den Rücken gekehrt und vielleicht bedeutet seine Rückkehr eine einschneidende Aenderung des zwischen München und Bayreuth bestehenden Verhältnisses. Siegfried Wagner trat zwar nur in einem übrigens ein glänzendes gesellschaftliches Bild bietenden Wohltätigkeitskonzert zum Besten des Vereins für Krankenfürsorgestellen auf, wo er Bruchstücke aus seinen Opern „Herzog Wildfang", „Kobold" und „Bruder Lustig" dirigierte. Wir würden gerne von dem Rechte Gebrauch machen, Wohltätigkeitsaufführungen nicht zu besprechen, aber ein dem Konzert vorhergegangener Appell an die Deutschen, Siegfried Wagner zu lieben, der übrigens für das Auftreten Wagners durchaus nicht von der beabsichtigten Wirkung war, zwingt uns zu sagen, daß wir an dem Abend von der weiteren Entwicklung der Siegfried Wagnerschen Kunst durchaus keine erhebenden Beweise erhalten haben, und daß nur unsere Ansicht bestätigt wurde, die in Richard Wagners Sohn nur eine künstlerische Tageserscheinung von völliger Belanglosigkeit sieht. Wenn es Leute gibt, die, von unglaublicher Engherzigkeit befallen, es nicht für möglich halten, daß in diesem Falle ein abfälliges Urteil ehrlich gegeben sein könne, so sollten sie wenigstens mit dieser Ansicht aus eigenem Interesse etwas zurückhaltender sein.

München. Hermann Teibler.

Kleine Rundschau.

Eine sehr interessante Atelierausstellung hat Frl. Emy von Briesen in Düsseldorf veranstaltet. Eine solche Ausstellung besitzt stets eine besondere Anziehungskraft, weil sie sich vor dem intimen Milieu der künstlerischen Werkstatt aufbaut; in diesem Falle kommt noch hinzu, daß es eine Künstlerin von seltener Vielseitigkeit ist. Der obere Saal des prächtigen Atelierhauses umfaßt eine reiche Sammlung von Oelgemälden. Man findet darunter Porträts von ausgesprochener charakteristischer Schlagkraft — darunter das mit warmherziger Pietät gemalte Bildnis der verewigten Mutter der Künstlerin —, Kircheninterieurs, Landschaften, Tierstücke, vor allem aber Werke christlich-religiöser Art, die ihr Gepräge oder, besser gesagt, ihre Weihe durch die daraus hervorleuchtende eigene fromme Gläubigkeit ihrer Schöpferin erhalten. Zu den bedeutendsten Bildern dieser Art gehört die heilige Veronika mit dem Schweißtuche. Mit verklärtem Auge und durchgeistigten Zügen blickt die ideale Frauengestalt hinaus über die sich vor ihr weit ausbreitende, in sanften Linien gewellte Landschaft. Der untere Saal ist den Zeichnungen und Radierungen eingeräumt. Bei einer Reihe hervorragend schöner Blätter verschwistert sich die Dichterin der bildnerisch schaffenden Künstlerin, so daß Werke entstanden, getragen von harmonisch ausklingender Poesie. Auch der Humor gepaart mit einer außerordentlich sicheren Beobachtungsgabe, kommt bei Frl. von Briesen zur Geltung. Die Ausstellung wird von den ersten hiesigen Gesellschaftskreisen besucht und hat ihrer Urheberin reiche künstlerische Anerkennung gebracht. A. K.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a.
Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 50. München, 9. Dezember 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Der Zopf des Mandatsverlustes bei Beförderungen.

Von
Kurt von Blankenau, Berlin.

Kann man sich vernünftigerweise ausdenken, daß einer von den Wählern des Herrn Abg. Spahn etwas dagegen hätte, wenn der Erwählte in seiner richterlichen Laufbahn um eine Stufe vorwärts kommt? Auf der Reise von Leipzig nach Kiel nimmt er neben dem alten Hausrat auch das alte Vertrauen seiner Wähler mit; denn sie hatten ihn nicht wegen seiner Amtsstellung am Reichsgericht, sondern wegen seiner persönlichen Tugenden gewählt, und die leiden nicht unter dem Aufrücken im Staatsamt.

Aber es steht geschrieben (Artikel 21 der Reichs- und Artikel 78 der preußischen Staatsverfassung), daß der Abgeordnete, der in ein Amt von höherem Rang oder höherem Gehalt eintritt, seines Mandats verlustig geht und dasselbe „nur durch neue Wahl wieder erlangen" kann. Für den beamteten Abgeordneten steht also neben der Rose ein Dorn. Letzterer sticht aber nicht bloß ihn, sondern auch seine Wähler: eine Nachwahl mit viel Kraft-, Zeit- und Kostenaufwand, die in der Regel nichts anders ist als eine leere und lästige Formalität.

Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort. Eine Bestimmung, die in den Kinderjahren des Konstitutionalismus ihren Sinn und Zweck haben mochte, wird von der einen Verfassung aus der anderen abgeschrieben und mit fatalistischem Gleichmut ewig weiter ertragen.

In Ländern mit parlamentarischem Regierungssystem wird der Wähler von der Tendenz geleitet, daß seine Partei, wenn sie die Mehrheit erlangt, das Ministerium bilden soll. Wird nun dieser Wunsch einer Wählerschaft erfüllt, so zwingen doch einige Verfassungen die ernannten Minister, sich erst einer Neuwahl zu unterziehen. Hat er bei der Nachwahl in einem kritischen Kreise Unglück, so ist auch die Ministerherrlichkeit zu Ende. So kann der Zufall oder die Laune einer Handvoll Leute im einzelnen Wahlkreise Schilda-Schöppenstedt bestimmend werden für die Zusammensetzung der Regierung einer Großmacht.

Diese höchste Zuspitzung des Neuwahl-Gedankens geht freilich uns nichts an. Wenn hierzulande ein Abgeordneter Minister wird, so ist das eine seltene Ausnahme, zu deren Feier man sich allenfalls eine Wiederholung des Wahlaktes gefallen lassen kann, und zwar um so eher, als der Minister in der Regel auf das Mandat verzichten wird, um wenigstens äußerlich „über den Parteien zu stehen". Von erheblicher Bedeutung ist aber für uns die Frage, ob das gewöhnliche Aufrücken eines beamteten Abgeordneten in eine höhere Rang- und Gehaltsstufe die Vermutung rechtfertigt, daß er das Vertrauen seiner Wähler verloren habe. Als Beobachter seit der Reichsgründung habe ich viele Beförderungen und viele Nachwahlen beobachtet, auch manche Streitigkeiten über die Begriffe „höherer Rang" und „höheres Gehalt", aber ich erinnere mich nicht, daß die Wähler einen Beförderten gerade wegen der Beförderung hätten durchfallen lassen. Warum sollten sie auch? Wer einen Beamten zum Volksvertreter wählt, der rechnet ja von vornherein mit der Wahrscheinlichkeit, daß dieser Mann gemäß seinen Fähigkeiten und Leistungen vorwärts kommt in seiner Berufslaufbahn.

Der alte Artikel beruht im Grunde auf der Ansicht: „Die Beförderung verdirbt den Charakter." Als grüner Jüngling habe ich auch mal geglaubt, die oppositionellen Abgeordneten seien die einzig richtigen und die anderen seien überflüssige Pagoden. Mittlerweile hat nicht bloß der einzelne, sondern auch die Gesamtheit des staatstreuen Volkes die konstitutionellen Kinderkrankheiten überwunden und sich klar gemacht, daß der Volkstribun nicht ausschließlich zum „unentwegten" Herunterreißen, sondern mindestens ebensosehr zur positiven, aufbauenden Arbeit für das Gemeinwohl berufen ist. Nur die Sozialdemokratie als revolutionäre Partei kann zum Vertreter keinen Mann gebrauchen, der als Beamter mit der bestehenden Staatsordnung moralisch und materiell in Solidarität steht.

Früher mag es ja erklärlich gewesen sein, wenn man die Staatsgewalt als die gefährlichste Circe betrachtete und fürchtete. Für bestechliche Charaktere kommt aber jetzt die schlimmste Versuchung von ganz anderer Seite. Wir sehen, daß Ministerialdirektoren sich zu Straßenbahndirektoren befördern lassen, daß die haute finance der hohen Bureaukratie die strebsamsten Elemente fortschnappt, und daß die großen Syndikate mehr Ruhm und Gehalt zu vergeben haben als der Fiskus. Soll die Beförderung den Abgeordneten unbrauchbar machen, dann müßte auch der Eintritt oder Aufstieg in der immer stärker sich ausbildenden Hierarchie des Privatbeamtentums eine Nachwahl bedingen.

Gedacht als Garantie demokratischer Unabhängigkeit, kann der fragliche Artikel ein Machtmittel des Ministers gegen die Opposition werden. Werden in kritischen Zeitpunkten beamtete Führer oder Redner ihm unbequem, so braucht er sie nur zu befördern, um auf einige Monate ihre Stimme und ihren Einfluß los zu werden.

Umgekehrt kann auch ein Schuh daraus werden. Ein Führer der positiven Partei müßte bei einem eintretenden Revire-

ment von Rechts wegen nach seinen Fähigkeiten und Verdiensten befördert werden. Geschieht es, so wird eine unersetzliche Kraft der gesetzgeberischen Werkstatt entzogen. Es liegt also der Anreiz vor, die Beförderung des tüchtigen Mannes zu unterlassen oder wenigstens zu verschieben.

Um auf den vorliegenden Fall zurückzukommen, so wäre es wohl zu begreifen, wenn bei manchen Parlamentariern das Bedauern über die unfreiwillige parlamentarische Muße des nunmehrigen Oberlandesgerichtspräsidenten Spahn sich zu dem Wunsche verdichtete, die entscheidenden Beschlüsse aufzuschieben, bis der mit den großen Finanzfragen so tief verwachsene Führer des Zentrums wieder da ist.

Von welcher Seite man auch den Artikel 21 bzw. 78 betrachtet, es ist kein rechter Sinn und Zweck darin. Man sollte den Zopf bei der ersten Gelegenheit abschneiden. Höchstens könnte noch den Vorsichtskommissaren nachgegeben werden, daß beim Eintritt eines als Laien gewählten Abgeordneten in den besoldeten Staatsdienst das Mandat erlösche. Dann wären wenigstens diejenigen Wahlkreise, die einen Beamten wählen, davor gesichert, daß sie die aufsteigende Tüchtigkeit ihres Vertreters mit der lästigen und kostspieligen Formalität einer Neuwahl von Zeit zu Zeit büßen müßten. Vielleicht lassen die Wähler des Abg. Spahn, die ohne sachlichen Grund eine Zeit lang ihrer Vertretung beraubt sind und dann noch wegen der selbstverständlichen Wiederwahl strapaziert werden, eine Petition gegen diesen alten, eben nicht ehrwürdigen Zopf vom Stapel.



Zur Reichsfinanzreform.

Von

Karl Speck, Mitglied des Reichstages und der Bayerischen Abgeordnetenkammer.

II.

Die Erschließung neuer Steuerquellen hat im Reich weit größere Bedenken als in den Einzelstaaten. Die Finanzwirtschaft der letzteren beruht im wesentlichen auf direkten Steuern, deren Forterhebung jeweils von der Zustimmung der Volksvertretung abhängig ist. Im Reich dagegen werden die einmal bewilligten Steuern forterhoben, bis ihre Erhebung durch ein Reichsgesetz, zu dessen Gültigkeit aber selbstverständlich die Zustimmung des Bundesrates notwendig ist, wieder ausgeschlossen würde. Diesem Bedenken müssen auch die neuen Steuervorschläge, die inzwischen dem Reichstag zugegangen sind, begegnen. Aus diesem Grunde erscheint es unbedingt notwendig, vorerst das Bedürfnis nach neuen Steuern in unanfechtbarer Weise festzustellen und unter Berücksichtigung der höchstmöglichen Einkünfte aus dem neuen Zolltarif, aber auch unter Abstrich aller nicht unumgänglich notwendigen Ausgaben und gleichzeitiger Erhöhung verschiedener offenbar zu niedrig veranschlagten Einnahmeposten das Minimum des Mehrbedarfes zu finden. Auf dieser Grundlage kann dann erst an die weitere Frage herangetreten werden, ob und inwieweit dieser Mehrbedarf durch neue Steuern zu decken sei.

Der Begriff der „unumgänglich notwendigen" Ausgaben wird ja je nach der subjektiven Anschauung des Beurteilers immer ein mehr oder weniger weit gehender sein. So erachten es die einen für die Ehre und das Ansehen des Reichs als unumgänglich notwendig, daß wir womöglich in allen Erdteilen und Meeren uns festsetzen und „deutsche Kultur" in allerdings nicht immer ganz einwandfreier Weise unter den unzivilisierten Völkern verbreiten. Andere dagegen glauben, es empfehle sich für das immerhin noch nicht reiche deutsche Volk, mit seinen verhältnismäßig bescheidenen Mitteln hauszuhalten und dieselben vorerst einzig und allein zur Stärkung seiner Wehrkraft zu Wasser und zu Lande zu verwenden. Diese scheinen mir die Klügeren zu sein. Denn daß es uns an offenen und versteckten Feinden nicht mangelt, das haben die Ereignisse der letzten Monate zur Genüge bewiesen. Diesem Gefühl suchen ja auch die Mehrforderungen für die Flotte Rechnung zu tragen. Doch besteht auch hier die Gefahr, daß man allzu rasch den Spuren anderer Mächte in bezug auf die Vergrößerung des Deplacements folgt und nun nicht nur die neu angeforderten Schiffe, sondern auch die Ersatzbauten sofort nach diesem neuen Plane herstellen will, der ganz erhebliche Mehrkosten verursacht. Dazu kommt die mit Vergrößerung des Tonnengehaltes notwendig werdende Vertiefung des Nord-Ostseekanals, Verbreiterung der Docks usw. Und alles dies, obwohl man auch an den maßgebenden Stellen noch nicht weiß und selbst in englischen Marinekreisen Zweifel darüber bestehen, ob diese Riesenschiffe sich bewähren werden. Etwas mehr Vorsicht in dieser Frage wäre jedenfalls bei uns am Platze. Den Interessen und Aufgaben des Reichs würde es daher keinen Abbruch tun, wenn man sich endlich einmal mit dem Gedanken befreunden könnte, daß es unbeschadet unseres Ansehens sehr wohl möglich wäre, an die Einstellung der südwestafrikanischen Kampagne zu denken und überhaupt mit den Aufwendungen für die Kolonien etwas sparsamer vorzugehen, daß aber auch unsere Wehrkraft nicht gefährdet wäre, wenn man bezüglich der Vergrößerung des Deplacements der Schiffe sich, ebenso wie in England, vorerst mit einem Versuche begnügen würde. Der Erfolg wäre die Einsparung mehrerer hundert Millionen für die nächsten Jahre und damit eine erhebliche Entlastung unseres Reichsetats, eine Entlastung, die voraussichtlich die Erschließung neuer Steuerquellen vollständig überflüssig machen würde, jedenfalls aber reichliche Mittel erschließen würde zur Erfüllung dringender kultureller und sozialer Aufgaben im Reiche selbst. Hier sei nur erinnert an die dringende Notwendigkeit, denjenigen Bevölkerungsklassen, welche auf feste Gehaltsbezüge angewiesen sind, vorab den Hunderttausenden von mittleren und unteren Beamten, die unter der beständigen Steigerung der Lebensmittel- und Wohnungspreise schwer zu leiden haben, ein auskömmliches Einkommen zu gewähren. Gelänge es dem Reichstag, auf Sparsamkeit in den vorbezeichneten beiden Richtungen hinzuwirken, dann könnte dieses Bedürfnis nicht nur im Reiche sondern auch in den Einzelstaaten befriedigt werden. Die letzteren wären aber auch noch in der Lage, dringenden Forderungen auf anderen Gebieten, namentlich zugunsten der Landwirtschaft, mehr als bisher gerecht zu werden.

Neben einer solchen Sparsamkeit bei den Ausgaben kommt aber auch noch eine Erhöhung der Einnahmeposten in Frage. Abgesehen von der zu niedrigen Veranschlagung der Mehreinnahmen aus dem neuen Zolltarif wäre eine solche Erhöhung berechtigt bei den Verbrauchssteuern, wo insbesondere das Erträgnis der Maischbottichsteuer um 6—7 Millionen erhöht werden könnte, wenn der Bundesrat endlich der berechtigten Forderung des Reichstags auf Beseitigung der Ausfuhr- bzw. Denaturierungsprämie zustimmen wollte. Es handelt sich hier, im Gegensatz zur Einrichtung des Kontingents, um eine tatsächliche „Liebesgabe"; solche noch weiter zu verteilen, verbietet aber dem Reiche der klägliche Zustand seiner Finanzen. Voraussichtlich läßt der Reichstag die Beratung der Steuergesetze nicht vorübergehen, ohne seine Forderung in dieser Beziehung nachdrücklich zu wiederholen. Aber auch die Reichsstempelsteuern haben im laufenden Jahre so hohe Erträgnisse geliefert, daß sie eine Erhöhung für 1906 sehr wohl ermöglichen. Diese würde, da es sich um eine Ueberweisungssteuer handelt, eine budgetmäßige Entlastung der Einzelstaaten mit sich bringen. Endlich verspricht auch der Anteil des Reichs an den Erträgnissen der Reichsbank eine über das Etatssoll hinausgehende Einnahme. Auf alle bezüglich der Etatsaufstellung noch weiter in Frage kommenden Einzelheiten näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es galt nur auf die für den Reichstag bestehende Notwendigkeit hinzuweisen, die Bedürfnisfrage vor der materiellen Würdigung der neuen Steuerprojekte eingehend zu prüfen, um der Gefahr zu begegnen, die in der eventuellen Bewilligung allzu reichlicher Mittel liegen könnte.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die deutsche Thronrede und der europäische Friede.

Bei der Eröffnung des Reichstages wurde sozusagen eine Weltrundschau von höchster Stelle veranstaltet. Die Ankündigung der bereits bekannten Vorlagen für den Reichstag trat in den Hintergrund gegenüber den inhaltsschweren, tiefernsten Sätzen über die internationale Lage. Die Thronrede unterschied in bedeutsamer Weise zwischen den „korrekten" Beziehungen zu allen Mächten und den freundlichen Beziehungen zu den meisten Mächten. Nach unserer Erinnerung ist es das erstemal, daß in einer deutschen Thronrede zu Friedenszeiten erklärt wurde, es stecke nicht überall hinter den korrekten Beziehungen die Freundschaft. Auf den Ursprung dieses Mangels an Freundlichkeit wies die Thronrede recht deutlich hin, indem der Kaiser die „Neigung" beklagte, Angelegenheiten, die auch das Deutsche Reich angehen, unter Beiseiteschiebung des letzteren zu erledigen. Damit ist klar und zutreffend die Wurzel und der Zweck der von Delcassé und seinen englischen Genossen inszenierten Marokkoaffäre gekennzeichnet. Die Thronrede erhebt gegen die Politik, welche auf die Isolierung und Demütigung Deutschlands hinausgeht, Anklage vor der ganzen friedliebenden Welt und fügt die bestimmte Erklärung hinzu, daß Deutschland zwar sehr friedliebend, aber auch wehrhaft genug sei, um sich Angriffe auf seine Würde und seine Interessen nicht gefallen zu lassen.

Wenn ausländische Blätter sagen, es handle sich bloß um die Stimmungsmache für die neuen Flotten- und Steuerforderungen oder um einen Ausfluß des kaiserlichen Temperaments, so sind das willkürliche Ausflüchte gegenüber der Wucht der Kundgebung. Die Vorlage der Regierung bedürfe nicht eines solchen hochpolitischen Sukkurses, und die Thronreden sind keine persönlichen Improvisationen, sondern allseitig und sorgfältigst vorbereitete Staatsaktionen. Fürst Bülow hat es für notwendig und nützlich gehalten, un chat un chat zu nennen und den friedensgefährlichen Ränkeschmieden in feierlichster Form eine Verwarnung zu erteilen. Zur Erklärung dieses Vorgehens können wir uns nur an die kritischen Vorgänge im letzten und im laufenden Jahre erinnern. Aber wir dürfen auch annehmen, daß hinter den Kulissen noch mehr Dinge geschehen oder im Werke sind, die dem Publikum noch verborgen bleiben, aber den berufenen Wahrern der deutschen und der Friedens-Interessen Anlaß zu besonderen Maßregeln geben.

Als die Marokkokonferenz und ihr Programm vereinbart waren, wurde hier hervorgehoben, daß das dicke Ende noch hinterher komme. Allem Anschein nach hat man versucht, in den bevorstehenden Verhandlungen zu Algesiras eine Beiseiteschiebung Deutschlands durch eine englisch-französisch-spanische Koalition, möglicherweise unter Zuziehung Italiens, vorzubereiten. Daß Oesterreich an der fragwürdigen Flottendemonstration gegen die Türkei sich so rückhaltlos, sogar an leitender Stelle beteiligt, während das Deutsche Reich seine Flöte auf dem Tische liegen läßt, führen viele auf die Unterredung zurück, die König Eduard mit dem verbündeten österreichischen Kaiser hatte, als er unter demonstrativer Vermeidung unseres Kaisers durch Deutschland nach Marienbad reiste.

Wenn die Thronrede die vorläufige Vereinbarung mit Frankreich lobend verzeichnet und trotzdem so ernste Töne anschlägt, so ergibt sich daraus, daß die Lage durch den Rücktritt Delcassés noch nicht geklärt ist und das gefährliche Spiel nach Ausscheiden dieses Partners noch fortgesetzt wird. Dazu stimmt auch die Erscheinung, daß die zur Verleumdung und Verhetzung Deutschlands verschworene Presse gerade in den letzten Monaten mit ungeschwächtem Eifer ihren Feldzug fortgesetzt hat und noch fortsetzt.

In England hat sich ein Versöhnungskomitee von hervorragenden Männern gebildet. In dessen erster Tagung sowie in den Sitzungen eines männlichen und weiblichen Klubs sind treffliche Worte des Friedens gesprochen worden, teilweise als Wechselreden zwischen der englischen Gesellschaft und der deutschen Botschaft. Sehr schön; doch was nützt das alles, wenn die Presse durch ihre wohlberechneten Lügennachrichten fortfährt, des Volkes schlechte Triebe zu wecken, und wenn die friedensfeindliche Ränkeschmiede in den königlichen Gemächern ihr Heim hat.

Eine weise und tatkräftige Regierung müßte dem hochpolitischen Sport ein Ziel setzen. Aber die fehlt in dem Lande, wo das persönliche Regiment überwunden sein soll. Das unionistische Ministerium Balfour wankt und ist vermutlich schon zurückgetreten, wenn dieses Blatt den Weg zum Leser zurückgelegt hat. Es brach allmählich in sich zusammen wegen der Uneinigkeit in der Zollpolitik und der Indolenz seines Leiters Balfour, der gegenüber der kräftigen Persönlichkeit Chamberlains seine Position nicht zu behaupten vermochte. Wenn Campbell-Bannermann jetzt ein liberales Ministerium zur Auflösung und Wahlleitung bildet, so erleichtert er den gespaltenen Unionisten die Wahlarbeit, da sie statt des positiven Programms den Kampf gegen den Liberalismus und besonders gegen Home Rule vorschieben können. Da die Liberalen in der irischen Frage immer noch uneinig sind, ist ihr Erfolg noch zweifelhaft. Höchstens werden sie eine schwache Regierung bilden können. Daraus erklärt es sich wohl auch, daß die Liberalen der hohen Politik des Königs keinen ernsten Widerstand zu leisten wagen und Lord Rosebery sagar zur Sicherung seiner Regierungsfähigkeit sich förmlich von dem Verdacht der Deutschfreundlichkeit reinigen zu müssen glaubte.

Bei dieser Sachlage ist es begreiflich, daß die deutsche Thronrede sich nicht mit geduldigem Abwarten begnügt, sondern gegen die schleichende Friedensgefahr offen und entschieden Front macht. Es war ein fester Griff ins Wespennest.

Das neue preußische Schulgesetz.

Der Entwurf des Gesetzes betreffend die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen ist soeben veröffentlicht worden. Nachdem im Jahre 1892 durch die „März-Katastrophe" der Versuch eines allgemeinen Schulgesetzes gescheitert war, wagte man sich an die Lösung dieser Aufgabe nicht mehr heran, obgleich die Verfassung schon vor mehr als 50 Jahren den Erlaß eines allgemeinen Schulgesetzes vorgesehen hatte. Es wurde „fortgewurstelt" auf Grund der alten Schulrechte, deren Quintessenz in allen organisatorischen und technischen Punkten die Vollmacht des Kultusministers war. Auf dem sonst üblichen Wege der Verordnungen war aber die Unterhaltungspflicht nicht zu regeln, und gerade sie wurde einer Neuregelung immer dringender bedürftig, da das Herkommen die Lasten vielfach auf die schwachen Schultern legt und die stärkeren Schultern daneben frei ließ. Die Konservativen und die Zentrumspartei forderten ursprünglich die Ausführung des bezüglichen Verfassungsartikels, also ein allgemeines Schulgesetz nach der Art des 1892 geschilderten Zedlitzschen Entwurfes. Bei der Aussichtslosigkeit dieses Wunsches erklärten sie sich schließlich bereit, auch zu Spezialgesetzen mitwirken zu wollen, soweit diese ihren grundsätzlichen Forderungen, namentlich in Sachen der religiösen Erziehung, keinen Abbruch täten. Als nun die Unterhaltungsfrage in Angriff genommen wurde, stellte sich alsbald heraus, daß mit dem Wegfall der konfessionellen Schulsozietäten und der Rechtspersönlichkeit der einzelnen Schulen, wie ihn die geplante Kommunalisierung der Volksschulen mit sich bringt, eine wesentliche Garantie für den konfessionellen Charakter der Schulen fortfallen würde, also vor der Uebergabe an die simultanen Gemeindebehörden die konfessionelle Gliederung und die Ordnung des Religionsunterrichts geregelt werden müßte. So wuchs das Schulunterhaltungsgesetz sich doch zu einem kondensierten Schulgesetz aus. Da nun im Jahre 1892 eine liberale Volksbewegung die Katastrophe herbeigeführt hatte, wurde jetzt von vornherein auf die Heranziehung der nationalliberalen Partei der größte Wert gelegt. Es gelang auch im Frühjahr zwischen der Regierung, den Konservativen und der nationalliberalen Fraktion ein Kompromiß über die Grundzüge des Gesetzes zustande zu bringen und in einem Beschluß des Abgeordnetenhauses sanktionieren zu lassen. Das Zentrum gehört nicht zu den Unterzeichnern des Vertrages; seine Zurückhaltung war aber mehr aus taktischen Gründen, als aus prinzipiellem Widerspruch hervorgegangen. Die Grundzüge entsprachen nicht den Idealen des Zentrums, aber sie boten doch soviel Garantien für die Erhaltung der konfessionellen Schule und die religiöse Erziehung der Kinder, daß man ein tolerari posse aussprechen konnte. Die nationalliberale Fraktion hatte den bezüglichen Forderungen der Konservativen nur deshalb Rechnung getragen, weil das Zentrum marschbereit zur Seite stand und die gefürchtete „konservativ-klerikale Mehrheit" jeden Augenblick sich bilden konnte. Gegen diese Nachgiebigkeit der nationalliberalen Fraktion erhob sich nun aber ein Sturm im eigenen Lager; die Jungliberalen insbesondere verlangten stürmisch mehr Entwicklungsfreiheit für die Simultanschule, die sie als Vorposten der religionslosen Schule leidenschaftlich verehren. Die Parteiführer gerieten zwischen zwei Feuer; sie durften freilich wegen der „klerikalen Gefahr" sich nicht förmlich von dem Kompromiß lossagen, aber sie erstrebten doch unter Drohartikeln ihrer Presse neue Verhandlungen über die konfessionellen Grundlagen, um noch etwas mehr für die Simultanschule herauszuschlagen.

So ist per tot discrimina rerum der Entwurf entstanden, der jetzt veröffentlicht wird. Unter der Voraussetzung, daß die Nationalliberalen der vorliegenden Fassung zugestimmt haben, darf man auf einen positiven Ausgang hoffen. Denn soweit wir sehen, ist der Grundsatz des Kompromisses, wonach die konfessionelle Schule die Regel und die Simultanschule nur die in einzelnen Landesteilen herkömmliche Ausnahme bilden soll, beibehalten und nur das einzige neue Zugeständnis gemacht worden, daß in diesen abweichenden Landesteilen (d. h. im alten Herzogtum Nassau und einigen Städten) die alten Simultanschulen nicht bloß beibehalten, sondern auch in dem bestehenden Verhältnisse zu den dortigen konfessionellen Schulen neue errichtet werden dürfen. Dieser Bestimmung wird der schlimmste Zahn dadurch ausgebrochen, daß auch in diesen Simultanschulgegenden ebenso wie in den übrigen Landesteilen der konfessionellen Minderheit das Recht auf eine Konfessionsschule gewahrt wird, wenn die Vertreter von 60 Kindern in den kleineren, 120 Kindern in den größeren Gemeinden es verlangen.

In dem Kompromiß vom Frühjahr war auch vorgesehen, daß in den polnischen Landesteilen aus „nationalen" Gründen die Simultanschule zulässig sein sollte. Das war ein Stein des Anstoßes für das Zentrum. Er ist jetzt beiseite geschoben, indem das Gesetz für die Provinzen Posen und Westpreußen überhaupt nicht gelten soll. An sich ist diese neueste Ausnahmebehandlung der gemischtsprachigen Provinzen bedauerlich; die Verständigung über die Schulordnung für die übrigen Provinzen wird aber dadurch erleichtert.

Das Schiff ist freilich noch nicht im Hafen. Es bleibt abzuwarten, ob nicht die liberalen Kulturkämpfer wieder Lärm schlagen und die nationalliberale Landtagsfraktion in gewohnter Schwachheit abermals vertragsbrüchige Anwandlungen bekommt.



Vom Bayerischen Landtag.

Von

Dr. Robert Einhauser,

Mitglied der Bayerischen Abgeordnetenkammer.

Seitdem die „Allgemeine Rundschau" das letzte Mal vor drei Wochen über den Gegenstand berichtet hat, sind in der bayerischen Abgeordnetenkammer wieder manche wichtige Entscheidungen gefallen. Zunächst genehmigte sie umfangreiche Postulate der Eisenbahnverwaltung für Ergänzungs-, Erweiterungs- und Neubauten. Alsdann bewilligte sie zur Linderung der Elementarschäden in der Pfalz, in Oberbayern und Schwaben die Gewährung unverzinslicher Darlehen bis zur Höhe von 700,000 M., wovon allein 600,000 M. für die Pfalz bestimmt sind.

Ein sozial-politisch wichtiges Kapitel, das den Landtag schon in früheren Tagungen wiederholt beschäftigte, schnitten die sozialdemokratischen Anträge über Arbeiterschutzbestimmungen in den staatlichen Betrieben und ein ergänzender Antrag des Zentrumsabgeordneten Schwarz über die Erhöhung der Mindestlöhne an Orten mit teurer Lebenshaltung an; sie werden Gegenstand ernster Prüfung sein müssen. Bei der ihrer Ueberweisung an den Ausschuß vorhergehenden Debatte hat neben andern der neugewählte Zentrumsabgeordnete Oswald als Wortführer der christlichen Gewerkschaften den Standpunkt einer gesunden Realpolitik mit Geschick vertreten.

Bei der am 24. November aufgenommenen Generaldebatte zum Justizetat behandelte der liberale Abgeordnete Pfarrer Dr. Schmidt aus Nördlingen unter Zustimmung der nachfolgenden Redner aus den übrigen Parteien in eingehenden Ausführungen die Ursachen der vielen Meineide und beklagte mit Recht die „Eidesnot", die Leichtherzigkeit und Leichtfertigkeit, mit der Aussagen vor Gericht unter Eid abgegeben werden. Als Ursache der „Eidesnot" bezeichnete er die gesetzlich gebotene Häufigkeit der Eidesleistung und die vielfach zu beobachtende bedauerliche Formlosigkeit der Eidesbelehrung und Eidesabnahme durch die Richter; mit Recht wies er auch darauf hin, daß das eidesmündige Alter von 16 Jahren viel zu nieder gegriffen ist, und daß die Abnahme und Trübung des religiösen Bewußtseins nicht minder wie der Unglaube hierbei eine wesentliche Rolle spielen. Zu seinen beachtenswerten Vorschlägen über eine würdigere Form der Eidesabnahme, die unseres Wissens in von Dr. Schmidt vorgeschlagener Weise schon da und dort in Bayern geübt wird, mag ihm wohl als Vorbild vorgeschwebt sein das Verfahren seiner württembergischen Nachbargerichte, bei welchen bei jeder Eidesabnahme der Richter wie die Zeugen und die Zuhörer sich von ihren Plätzen erheben.

Weiterhin ergab die Generaldebatte zum Justizetat die erfreuliche Uebereinstimmung aller Parteien und der Staatsregierung in der Forderung nach weiterer Heranziehung des Laienelementes, und zwar aller Kreise der Bevölkerung zur Rechtsprechung. — Es ist unmöglich, im Rahmen dieser Besprechung aller prinzipiell wichtigen Gegenstände zu gedenken, welche bei dieser Justizdebatte aufgegriffen worden sind. Die Frage der Einführung von Gemeindegerichten für Bagatellsachen in Zivilstreitigkeiten, die vor vielen Jahren von Zentrumsabgeordneten, in der letzten Session wiederholt vom Abgeordneten Sir (Z.), gefordert worden war, griffen die Sozialdemokraten wieder auf. Von größter Bedeutung für das Geschäftsleben, insbesondere für unsere hypothekarischen Kreditverhältnisse, sind die eingehenden Erörterungen des Abg. Oberstlandesgerichtsrats Geiger (Z.) über die Eigentümer-Hypotheken und die nach dem neuen Grundbuchrecht eintretende Umwandlung der bisherigen Kautionshypotheken usw. in solche. — Für ein besseres, gemeinverständlicheres Deutsch amtlicher Bekanntmachungen plädierte Baron Freyberg (Z.), wobei er eine Ausschreibung eines Amtsgerichts über die Anlegung des Grundbuches verlas. Der Herr Justizminister selbst erklärte, daß die Diktion wenig glücklich sei und den Anforderungen der Gegenwart nicht entspreche. Allerdings dürfte das Gericht — oder richtiger die Gerichte, denn die Bekanntmachung erging in gleicher Form auch von anderen Gerichten — an der Redaktion dieser Bekanntmachung unschuldig sein, wie man fände, wenn man dem Ursprung dieser Bekanntmachung nachgehen wollte. Bemerkenswert ist noch, daß der Zentrumsabgeordnete Hofstädter im Gegensatz zu verschiedenen anderen Rednern zugunsten des neuen Justizpalastes in München sich aussprach und sich den ruhigen, sachlichen Darlegungen des Ministers anschloß.

Das bedeutungsvollste Ereignis der letzten Wochen und der ganzen Session ist aber zweifellos der glückliche Abschluß der Abstimmung über den Entwurf eines neuen bayerischen Landtags-Wahlgesetzes. Der Entwurf des neuen Wahlgesetzes wurde in der Fassung des Zentrumsantrags mit Zustimmung der Staatsregierung unverändert von allen Parteien einstimmig angenommen. Dem Entwurf haben nicht bloß die Sozialdemokraten, sondern auch die Bauernbündler und wider Erwarten die Liberalen beigestimmt. Zwar wäre das Gesetz auch ohne Bündler und ohne Liberale gemacht worden, allein mit der Zustimmung der Liberalen ist doch eine ganz neue Situation geschaffen: es besteht umso begründeter Anlaß zur Hoffnung, daß der Gesetzentwurf nunmehr auch die Zustimmung der anderen gesetzgebenden Faktoren, der Reichsratskammer und der Krone finden wird. Der nunmehr angenommene Entwurf beruht auf den seinerzeit zwischen der Staatsregierung und den beiden Kammern des Landtags unter einstimmiger Billigung aller Parteien vereinbarten 14 Punkten; an dieser Grundlage, insbesondere an den zwei wichtigsten Punkten, der nach längerem Kampf damals auf Wunsch der Liberalen eingefügten relativen Mehrheit und der gesetzlichen Wahlkreiseinteilung, hat das Zentrum zäh und unerbittlich festgehalten und damit dem Zustandekommen des Gesetzes aufs beste vorgearbeitet. Die Selbständigkeit und das freie Urteil der ersten Kammer soll durchaus nicht bestritten werden, aber es wird niemand leugnen können, daß durch das einstimmige Votum der Abgeordnetenkammer, das die Zustimmung der Regierung gefunden hat, der Reichsratskammer die Stellung zum Gesetzentwurf auf der seinerzeit auch von ihr gebilligten Grundlage wesentlich erleichtert ist. Während man in anderen Bundesstaaten, so in dem großen Preußen, nach dem veralteten Dreiklassen-Wahlsystem und öffentlich wählt, hat Bayern schon seit 1881 das geheime Wahlrecht und noch länger schon das allgemeine und gleiche Wahlrecht; jetzt soll es endlich auch das direkte Wahlrecht erhalten und die gesetzliche, jeder Regierungswillkür entrückte Wahlkreiseinteilung. Damit wird es ein für alle anderen Bundesstaaten vorbildliches Wahlrecht erhalten.

Gegnerischerseits hat man dem Zentrum aus dem zähen Festhalten an der relativen Mehrheit den Vorwurf gemacht, daß es dabei nur sein Parteiinteresse im Auge habe, während es sich doch nur darum handelte, an den zwischen Staatsregierung und den beiden Kammern des Landtags vereinbarten Richtpunkten der Wahlrechtsreform unverbrüchlich festzuhalten, um von vornherein die Möglichkeit neuer Differenzen auszuschließen. Ob das Zentrum bei der relativen Mehrheit Geschäfte machen wird, ist eine ganz andere Frage und aller Voraussicht nach nicht zu bejahen, wie auch ein sozialdemokratischer Redner es als durchaus ungewiß bezeichnete, welcher Partei das System der relativen Mehrheit Vorteil bringen wird. Denn das ist sicher, daß das System der relativen Mehrheit die Parteienzersplitterung verhindern oder doch

reduzieren wird; es wird sich schließlich um die Verteidigung oder Bekämpfung der christlichen Weltanschauung handeln, so daß die Gegner der positiven Weltanschauung, d. h. der gläubigen Katholiken und Protestanten, schon im ersten Wahlgang sich zum Block des liberal-sozialdemokratischen Bündnisses zusammenfinden werden. Und dabei wird dieses Bündnis nicht geschlossen werden lediglich zu wahltaktischen Zwecken, wie dies im Sommer 1905 in dem einen oder anderen Wahlkreis in Bayern zwischen Zentrum und Sozialdemokratie geschah zur Sicherung der für die Wahlreform nötigen Zweidrittelmehrheit, vielmehr wird dieses Bündnis, die Wahlzeit überdauernd, gemeinsamer parlamentarischer Arbeit dienen und damit den von liberalen Wortführern, z. B. Naumann, schon immer gehofften Zusammenschluß verwirklichen.

Auf Grund der vorausgegangenen eingehenden Ausschußberatung gestaltete sich die Debatte über die Novelle zum Hundegebührengesetz sehr einfach. Die Vorlage, welche eine Erhöhung der Hundegebühr in einer Anzahl größerer Gemeinden vorsah, hat mit Unrecht da und dort viel Staub aufgewirbelt. Sie wurde von der Abgeordnetenkammer abgelehnt und von der Regierung zurückgezogen. Die Abweisung durch die Volksvertretung erfolgte, weil die vorgesehene Aenderung des Gesetzes und die den Gemeinden zugesicherten Vorteile sehr geringfügig gewesen wären und weil man der für 1910 in Aussicht genommenen Ueberweisung der Hundesteuer an die Gemeinden überhaupt nicht vorgreifen wollte. Man hätte auch anführen können, daß das Gesetz verschiedene juristische Mängel, die sich beim Strafvollzug geltend machen, aufweise, die bei einer Revision auch beseitigt sollten werden. Endlich würde wohl auch die Abstufung der Gebühren nach Gemeinden, statt durchweg nach der Größe der Ortschaften, mit Recht angefochten werden können.

Zum Schluß möchten wir einer Aeußerung gedenken, die im Laufe der letzten Wochen wiederholt auf sozialdemokratischer Seite gefallen ist, dahin lautend, daß es in der Menge gewaltig gäre, und daß es nur der eisernen Disziplin der Sozialdemokratie zu verdanken sei, daß wir in Deutschland noch ruhige Zeiten hätten und nicht, wie in Oesterreich und besonders in Rußland, Aufruhr herrsche. Dieser Aeußerung liegt wohl eine Ueberschätzung der sozialdemokratischen Führer zugrunde. Nicht der „eisernen Disziplin" der Sozialdemokraten verdanken wir in Deutschland die verhältnismäßig größere Ruhe, sondern dem Umstand, daß die sozialpolitischen Zustände nicht denen in Rußland gleichen und daß bei uns selbst ein großer Teil der Arbeiterschaft aufgeklärt genug ist, um sich nicht auf den Standpunkt des kulturfeindlichen „Klassenkampfes" oder (richtiger gesagt) Klassenhasses zu stellen.

Wollen wir hoffen, daß die Führer der Sozialdemokratie nie die Probe abzulegen haben, ob sie einer zu revolutionären Taten bereiten Menge gegenüber noch ihre Autorität behaupten können.



Vom Sterbelager des Darwinismus.

Von

Prof. Dr. R. Stölzle, Würzburg.

II. Neue Folge.

Dennert setzt seinen Bericht über die Krisis im Darwinismus fort. Er leitet ihn ein mit der Erklärung: „Einen klaren und exakten Beweis für die Entwicklungslehre werden wir niemals gewinnen; aber wir dürfen an sie glauben. Vor allem wird das Wesen der Entwicklung, ihr Modus, wohl stets verborgen bleiben. Niemals aber werden wir dabei auskommen können, ohne die Annahme von Triebkräften, welche die Lebewelt von innen heraus gleichsam instinktiv zu höherer Gestaltung nötigten. Mannigfach werden dabei die Kräfte gewesen sein, welche diese Triebkräfte in ihrer Wirkung auslösten, manche haben wir schon erkannt; aber wenn wir hierbei in Zukunft den echten darwinischen Prinzipien der Auslese und des Kampfes ums Dasein überhaupt noch irgend eine Bedeutung werden einräumen können, so ist es die von vernichtenden Regulatoren, nicht aber von schaffenden Kräften. Sie sagen uns nicht, weshalb es diese Formen von Lebewesen gibt, sondern, weshalb es jene nicht gibt. Ganz selbstverständlich haben sie dann aber auch für uns eine ganz untergeordnete Bedeutung. Und deshalb dürfen wir ihren Namen auch nicht auf den viel weiteren und umfassenderen Namen Deszendenztheorie übertragen. In diesem Sinne wird es vielleicht einer nicht zu fernen Zukunft vorbehalten sein, auszurufen: „Der Darwinismus ist tot! Es lebe die Deszendenzlehre!" Den Reigen der neuen Zeugen gegen den Darwinismus eröffnet Pauly mit einem Vortrag: „Wahres und Falsches in Darwins Lehre". Von Darwins Lehre sagt er: „Nicht so allgemein erkannt ist die Tatsache, daß ein anderer Teil seiner Lehre die Probe der Tragfähigkeit nicht bestanden hat und im Umbau begriffen ist, das ist die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl." Besonders bekämpft Pauly den Darwinismus, weil er die Zweckmäßigkeit nicht zu erklären vermag. Pauly erklärt das Prinzip der Zuchtwahllehre für unbrauchbar, weil es ohnmächtig ist, weil der Organismus selbst die produktiven und regulativen Fähigkeiten besitzt, seine Zweckmäßigkeiten direkt zu erzeugen, wie es das Leben erfordert, dessen Bedürfnisse nicht warten können. Pauly bezeichnet als wahr am Darwinismus die Idee von der Wandelbarkeit der organischen Formen, als falsch die Lehre vom Kampf ums Dasein und der natürlichen Zuchtwahl. Bemerkenswert im Prozesse kontra Darwin und Genossen ist auch das Urteil von Professor Reinke, dem bekannten Verfasser des schönen Buches: „Die Welt als Tat", der auch in seiner „Einleitung in die theoretische Biologie" zur Deszendenzlehre und zum Darwinismus Stellung nimmt. Die Selektion leugnet Reinke nicht ganz, aber es gibt nach ihm nur wenige Formen der Artbildung, auf die gegenwärtig noch Darwins Annahmen uneingeschränkt zutreffen. Die Selektion kann nie die Entstehung, den Anfang von etwas Zweckmäßigem erklären, höchstens in einer beschränkten Zahl von Fällen seine Fortbildung innerhalb mäßiger Grenzen. Dadurch aber, daß Reinke ein Hauptprinzip des Darwinismus in seiner Bedeutung herabdrückt, hat er den eigentlichen Darwinismus getötet. Die schwere Krisis im Darwinismus stellt eine Diskussion in der Wiener philosophischen Gesellschaft im Winter 1901/02 ins hellste Licht. Professor Kassowitz erkennt die Krisis im Darwinismus an; früher Anhänger des Selektionsprinzips, ist er nunmehr Gegner desselben geworden; den Kampf ums Dasein nennt er einen recht nebulosen und schwankenden Begriff. Weniger schroff stellt sich dem Darwinismus Wettstein, Botaniker, gegenüber. Er spricht zwar dem Darwinismus nicht alle Wirksamkeit ab, beschränkt ihn aber doch auf ein kleines Gebiet. Dagegen behauptet Professor Hatschek ohne Beweis eine gewisse Berechtigung der Selektion. Breuer, der Schlußredner, betont besonders die Teleologie und hält sie durch Selektion für unerklärbar. Für mich persönlich muß ich zugestehen, daß ich nie glauben konnte, irgend eine der großen organischen Zweckmäßigkeiten sei aus den Voraussetzungen der Selektionstheorie begreifbar." Den Unwert des Selektionsprinzips betont auch der berühmte Berliner Botaniker Schwendener 1902. Er äußert sich: „Die Lehre von der Bildung neuer Formen durch fortgesetzte Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein steht .... auf schwachen Füßen; sie vermag beweiskräftige Tatsachen, die notwendig zu ihren Gunsten gedeutet werden müßten, nicht beizubringen." Und wieder: „Der ganze, anfänglich mit wahrer Begeisterung aufgenommene Versuch, dem menschlichen Willen, der bei der künstlichen Zuchtwahl die Erfolge bedingt, in der freien Natur den Daseinskampf als Analogon mit gleichen, wenn auch unbewußt summierenden Wirkungen an die Seite zu stellen, kann daher als gelungen nicht bezeichnet werden." Ueber die heutige Geltung des Darwinismus läßt sich ein anderer, ebenfalls hochangesehener Botaniker, Professor Goebel so vernehmen: „Sehen wir uns in der heutigen botanischen Literatur um, so finden wir, daß der eigentliche Darwinismus, d. h. die Richtung, welche der natürlichen Zuchtwahl die Hauptrolle bei dem Zustandekommen der Anpassungen zuschreibt, in Deutschland wenigstens fast keine Vertreter mehr hat." All die genannten Forscher sind trotz ihrer mehr oder weniger ausgesprochenen Gegnerschaft gegen den Darwinismus Anhänger der Deszendenzlehre. Das gilt auch von dem bekannten Jesuitenpater Wasmann, der sich zur Deszendenzlehre bekennt, aber den Darwinismus entschieden ablehnt. Auch der konsequenteste Darwinist der Gegenwart, Weismann, sieht sich zu einem Zugeständnis gezwungen, das für den Darwinismus vernichtend ist. Weismann schreibt nämlich: „Direkt beobachten aber läßt sich der Vorgang der Naturzüchtung nicht, dafür geht er wohl immer zu langsam vor sich und dafür ist unsere Beobachtungsgabe weder umfassend noch fein genug." „Das Ueberleben des Passendsten läßt sich in der Natur einfach deshalb nicht konstatieren, weil wir nicht im voraus konstatieren können, was das Passendste sein wird. Deshalb also mußte ich Ihnen

den Vorgang der Naturzüchtung an erdachten statt an beobachteten Beispielen klar machen." In dieser Aeußerung erblickt Dennert mit Recht das Geständnis, daß an eine erfahrungsmäßige, induktive Beweisführung der Selektion gar nicht zu denken ist. Diese rein dogmatisch-deduktive und auch nicht an einer einzigen Stelle des Werkes naturwissenschaftlich-induktive Behandlung der ganzen Frage ist nach Dennert das sprechendste Zeugnis für die Schwäche der Darwinschen Hypothese. Daß wir aber dieses Verfahren bei dem bedeutendsten noch lebenden Darwinianer beobachten, ist ganz gewiß ein Beweis für die Berechtigung unserer Anschauung, daß wir am „Sterbelager des Darwinismus" stehen. Ein weiteres Zeichen für den Niedergang des Darwinismus ist ferner die Aufstellung neuer Deszendenztheorien, welche auf ganz andere Weise als Darwin die Entstehung der Arten erklären. Eine solche, die heute viele Anhänger zählt, ist die Mutationstheorie von de Vries. Dieser Botaniker kommt zum Schluß, „daß ganz allgemein die Selektionslehre als unbefriedigend betrachtet wird." Für den Darwinismus ist die neue Lehre von de Vries ein schwerer Schlag, wenn auch de Vries nicht ganz konsequent die Selektion in gewissem Sinne festhält. Wenn eine Sache bedroht ist, muß man sie verteidigen. Wenn nun eine ganze Apologie für den Darwinismus erscheint wie Plates Buch: „Ueber die Bedeutung des Darwinschen Selektionsprinzips und Probleme der Artenbildung" eine solche darstellt, so darf man daraus schließen, daß der Darwinismus schwer angegriffen und seine Position bedenklich geworden ist. Das gesteht auch Plate zu, wenn er sagt: „Es ist nicht zu verkennen, daß die Wertschätzung des Darwinismus gegenwärtig im Sinken begriffen ist." Plate will demgegenüber beweisen, „daß der Darwinismus kein überwundener Standpunkt ist, daß die Selektion zwar nur ein Faktor neben anderen in der Entwicklung der organischen Welt, aber ein überaus wichtiger ist." Nach Dennert ist Plate freilich die Entkräftung der wichtigsten Einwände gegen den Darwinismus nicht gelungen. Mit vollem Recht weist Dennert die Anmaßung Plates zurück, der Theologen und Philosophen das Urteil über den Darwinismus abspricht, während er doch selbst den Darwinismus schließlich ins Gebiet der Naturphilosophie verlegen muß, um ihn überhaupt noch zu retten. Gegenüber dieser im Wesentlichen mißlungenen Apologie des Darwinismus steht wieder das Zeugnis eines Botanikers, des Professors Dr. E. Fischer, der für die Deszendenzlehre eintritt, der Selektion aber für die Neubildung von Arten in der Natur nur eine geringe Bedeutung beimißt. Während Zeugen wie Fischer zu den Artikeln „Vom Sterbelager des Darwinismus" wohl passen, scheint das nicht der Fall zu sein mit den „Gemeinverständlichen darwinistischen Vorträgen und Abhandlungen, herausgegeben von Breitenbach". Dennert rechtfertigt die Besprechung derselben, denn sie zeigen mit größter Deutlichkeit, zu welchen Mitteln die Darwinianer greifen müssen, um das „sinkende Schiff" zu flicken. Er bespricht besonders Errera: „Ueber die Darwinsche Theorie mit Berücksichtigung einiger neuerer Untersuchungen" und Francé: „Weiterentwicklung des Darwinismus", der sogar den eigentlichen Kern des Darwinismus, die Selektionslehre, preisgibt. Ueberhaupt hebt Dennert die zahlreichen Widersprüche der Darwinisten gut hervor. Beweisen diese nach Dennert wenig glücklichen Verteidigungen des Darwinismus, daß es um den Darwinismus kritisch steht, so wird diese Sachlage auch bestätigt durch immer mehr neue Versuche, die Entstehung der Arten ohne Selektion zu erklären. Zu diesen Versuchen gehört auch Friedmann: „Die Konvergenz der Organismen" 1904, der eine empirisch begründete Theorie für die Abstammungslehre geben will und hauptsächlich mit Homologie-, Analogie- und Konvergenzprinzipien arbeitet. In derselben Richtung gegen den Darwinismus bewegt sich ein Buch, das besonders den Kampf ums Dasein ablehnt. Das ist Peter Kropotkin: „Gegenseitige Hilfe bei der Entwicklung." Die zahlreichen Nachweise, die der russische Anarchist erbringt, geben eine ganz andere Ansicht von dem Leben in der Natur und berechtigen zu dem Satze: „Nicht der Streit, sondern die Liebe ist der Vater der Dinge."

Damit ist Dennerts Buch zu Ende. Zweck dieser Berichte war der Nachweis, daß trotz aller Anerkennung, welche die Deszendenzlehre als solche erfahren hat, doch ihre spezielle Art, der Darwinismus, mehr und mehr in wissenschaftlichen Kreisen verlassen wird; war der Nachweis, daß die Naturforschung der letzten Jahre immer mehr darauf hinweist, daß die Zufallsprinzipien des Darwinismus ein großer Irrtum sind. Dieser Nachweis ist Dennert gut gelungen.

Erziehung des Klerus.*)

Von

Joseph Lorenz.

II.

Es ist eine nicht selten gehörte Klage, daß ein verhältnismäßig nicht geringer Prozentsatz der jungen Geistlichen, kaum daß sie das Seminar verlassen haben, zu kränkeln beginnt und für schwierige seelsorgliche Arbeit unbrauchbar wird. Und das ist der Fall, trotzdem in der Neuzeit dutzende von hygienischen Vorschriften schon bei dem Baue von Seminarien eingehalten werden müssen, trotzdem das Wort „Hygiene" den geistlichen wie weltlichen Behörden, die offiziell über Seminarien zu wachen haben, stets auf den Lippen schwebt. Man möchte meinen, daß da, wo die Hygiene so sehr betont wird, doch auch ein besseres hygienisches Resultat erzielt werden müßte. Ich bin der letzte, der an den Vorschriften für „Gesundheitslehre" mängeln wollte — aber fast scheint es, wie wenn sich die Sorge für die Gesundheit zu einer förmlichen „hygienischen Wut" in manchen Kreisen auswachsen würde. Omne nimium vertitur in vitium: Die übermäßige Betonung der Hygiene erzieht auch ein hypersensitives und übermäßig empfindliches Geschlecht; die Hygiene mit ihren tausenderlei Vorschriften schafft auch allerhand Bedürfnisse, deren Mangel den an dieselben Gewöhnten Unannehmlichkeiten und Unpäßlichkeiten bereitet; die stete Sorge, die hygienischen Vorschriften zu befolgen, befördert das ständige Reflektieren auf das körperliche Wohlbefinden und mindert die Resistenzfähigkeit und den Mut, irgend etwas zu unternehmen, was eventuell der Gesundheit schädlich sein könnte. Die Seelsorge auf dem Lande wie in der Stadt erfordert aber resistenzfähige, kräftige Naturen. Gar mancher Beamte, der über die Tätigkeit des Geistlichen die Nase rümpft und meint, was haben denn die Priester gar zu tun, würde sich schön bedanken, wenn er aus seiner warmen Stube heraus müßte bei jeder Witterung, um oft die weitesten, beschwerlichsten Wege auf die Filialen, auf die Gottesäcker und zu Krankenbesuchen zu machen; gar mancher, der vielleicht den Priester um sein „Nichtstun" beneidet, würde gerne wieder zu seiner Arbeit zurückkehren, wenn man ihn, wie den Priester, mitten in der Nacht bei wüstem Schneegestöber und eisigem Winde aus dem Bette ein paarmal herausgetrommelt hätte, um einem Sterbenden beizustehen. Und wie würde mancher von den Herren seufzen, wenn er die körperliche und geistige Anstrengung eines stunden- ja tagelang währenden Beichthörens ertragen müßte! Ein kurzer Blick auf die Tätigkeit des Priesters überzeugt davon, daß an die Gesundheit und Resistenzfähigkeit desselben große Anforderungen gestellt werden. Durch übertriebene Hygiene wird dieselbe nicht gehoben. Aber sie könnte gehoben werden durch eine mehr „spartanische Erziehung!" Man braucht nun dabei nicht gleich an die „schwarze Suppe" der Spartaner und andere Annehmlichkeiten einer solchen Erziehung zu denken. In erster Linie, meine ich, wäre es am Platze, die Seminaristen pflichtgemäß an eine entsprechende Gymnastik zu gewöhnen. In den Knabenseminarien wird durch obligates Turnen, Schwimmen usw. dafür gesorgt und die Jungen verschaffen sich ohnehin gerne Bewegung. Anders aber sieht es in den Priesterseminarien aus. Hier ist der tägliche Spaziergang, von dem sich überdies noch so und so viele „drücken", die einzige körperliche Bewegung. Das ist unbedingt zu wenig. Ich weiß nun wohl, daß sich manche gymnastische Uebungen für die Herren im langen Talar nicht mehr schicken, aber es gibt noch Uebungen genug, die zur Stählung des Körpers und zur Erhöhung seiner Resistenzfähigkeit beitragen können. Ich bin überzeugt, daß manche Schwächlichkeit, manche Nervosität gehoben würde, wenn auch in dem Priesterseminar obligat (ich betone dieses Wort) auf entsprechende Gymnastik ein Gewicht gelegt würde.

Die körperliche Erziehung muß überhaupt mehr auf Abhärtung abzielen. Das Wort „Luxus" soll der Klerus nicht kennen; die Erziehung, die dem Kandidaten so und soviel Bedürfnisse angewöhnt und ihn zum Luxus in Speise und Trank, Wohnung und Kleidung führt, ist sicher eine ungeeignete. Luxus und apostolische Einfachheit sind zwei nicht miteinander zu versöhnende Begriffe. Gewiß soll den Kandidaten eine vollauf genügende, kräftige Hausmannskost gereicht werden; aber man verbanne besondere Gerichte vom Seminartisch; man dulde kein Auflehnen, wenn das eine oder andere Gericht nicht gerade jedesmal nach dem Geschmack des einzelnen ist; man lasse nicht, wie das irgendwo vorkam, die Herren den Speisezettel machen! Die

*) Vgl. den ersten Artikel über das gleiche Thema in Nr. 46, S. 576.

Herren kommen hinaus auf das Land, wo sie beim besten Willen des Pfarrherrn oft mit einem Tisch vorlieb nehmen müssen, der an Auswahl und insbesondere an Frische der Speisen (im Sommer ist frisches Fleisch am Lande oft schwer zu beschaffen) dem Seminartisch nachstehen wird. Sind sie verwöhnt, so sind Unzufriedenheit und Differenzen mit dem Pfarrherrn die Folge. — So sonderbar es klingen mag, so ist es doch nicht überflüssig zu erwähnen, daß der Gebrauch von Parfüms, Odeurs und anderen luxuriösen Gigerlnecessaires in Seminarien nie geduldet werden soll; so was überlasse man den *Modesalons*; in ein *Priesterseminar* gehören derartige Dinge nicht. Ich könnte von einem Fall berichten, in welchem ein Kandidat geschniegelt und gebügelt, duftend von feinstem Parfüm, „Lackstiefel" an den Füßen zu den heiligen Weihen angetreten ist. — Was soll man dazu sagen?!

Die Erziehung zur apostolischen Einfachheit und zur Vermeidung des Luxus hat auch eine *soziale* Bedeutung. Gewiß soll und muß der Geistliche standesgemäß leben und wohnen, das erfordert die Würde seines Standes! Aber der Luxus, den man in Kleidung, Wohnungsausstattung und in anderen sogenannten Lebensbedürfnissen bei manchem Geistlichen findet, geht über die standesgemäßen Erfordernisse nicht gar zu selten hinaus. Man vergesse nicht, daß der Priester nicht allein für die parfümduftende, luxuriöse hautevolée da ist, sondern auch für den schlichten, einfachen Mann aus dem Bürger- und Arbeiterstande. Luxuriosität muß den armen, einfachen Mann abstoßen. Da mag mancher junge Herr, der als eingebildeter Soziologe aus dem Seminar kommt, sich später als weltenrettender, menschenbeglückender Vereinsorganisator und Redner gerieren — nicht die Worte tun es allein; exempla trahunt; der Mann aus dem Volke will einen einfachen, apostolischen Priester vor sich sehen; dem glaubt er, dem vertraut er; Luxuriosität wird ihn stutzig machen und ihn leicht davon überzeugen, daß das Leben des Priesters nicht seinen Worten entspricht. Man hat einmal gesagt: „Der Kapuziner wird die soziale Frage lösen"; mag das auch eine Phrase sein, *die Wahrheit* steckt in dem Worte doch, daß nicht der an Luxus gewöhnte und im Luxus lebende Priester sozial entsprechend wirken wird, sondern der zwar standesgemäß, aber *einfach* lebende Priester.

Ich bin kein Anti-Alkoholiker; vernünftiger, mäßiger Gebrauch von alkoholhaltigen Getränken wird nicht schaden. Jedoch möchte ich, daß in den Seminarien die Priesterkandidaten zur äußersten *Mäßigkeit* angehalten werden. Kandidaten, die zu wiederholten Malen Neigung zu übermäßigem Alkoholgenuß gezeigt haben, sind unbedingt zu entfernen; der Priesterstand kann keine Säufer und Trunkenbolde brauchen; die meisten Skandale, die in unseren Kreisen vorkommen, sind auf übermäßigen Alkoholgenuß zurückzuführen. Mögen die Seminarvorstände in diesem Punkte scharfe Augen haben und jene Herren, die sich in den Ferien, da sie sich einigermaßen frei bewegen können, als Wirtshaussitzer und Trinker zeigen, unbarmherzig aus den Reihen der Priesterkandidaten streichen! Viel Unheil wird dadurch verhütet werden.

Der Beruf des Priesters ist es, in der Welt zu wirken. Er muß sich infolgedessen auch in den höheren, ja höchsten und besten Kreisen eben so gut bewegen können, wie in anderen. Doch auch das muß durch Gewöhnung erst gelernt und anerzogen werden. Fehlt dem Priester die nötige Routine im Verkehr, so spielt er oft eine lächerliche Rolle, die mit der Würde unseres Standes sich nicht verträgt. Deshalb sollte in den Priesterseminarien auf einen besseren Ton im Verkehr, auf ein den Anstandsregeln entsprechendes Benehmen unbedingt Gewicht gelegt werden. Wir wollen keine Salongeistlichen; aber den Seminarjargon, von dem ich früher schon einmal gesprochen, dulde man unter keiner Bedingung; die fundamentalen Vorschriften des Anstandes beim Essen, beim Begrüßen, bei der Begleitung eines Höhergestellten usw. müssen geübt und gewöhnt werden. Unsere Zeit urteilt soviel nach dem Aeußeren: ein linkischer Priester oder gar einer, der sich — und solche gibt es — in seinen Bauernmanieren noch gefällt und meint, dieselben seien schön und populär, wird Anstoß erregen: bös Gesinnte werden ihn verachten, gut Gesinnte werden ihn im Interesse des Standes und der katholischen Sache bedauern. (Schluß f.)

In den drei letzten Nummern des Jahrganges, also mit Nr. 51 beginnend, erscheint aus der Feder des Herrn Lyzealprofessors Dr. A. Dürrwaechter in Bamberg ein Aufsatz „Zum hundertjährigen Bestehen des Königreichs Bayern". Wir lenken schon heute die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese bemerkenswerten großzügigen Ausführungen.

Der Ritter und der Tod.*)

Ein Ritter heimwärts reitet
Im hellen Mondenschein,
Der ihm zur Linken gleitet,
Will ihm nicht sichtbar sein.

Den Klepper auf der Straße
Lenkt seine Knochenhand,
Indes im Stundenglase
Verrinnt der letzte Sand.

Die Tritte von den Hufen
Der Ritter nicht vernimmt,
Der Eule fernes Rufen
Ihn heut' zum Sinnen stimmt.

Nichts regt sich sonst im Walde,
Im Tal herrscht längst schon Ruh',
Er zieht auf stiller Halde
Der Burg in Träumen zu.

„Ein Grabgewölb', verschwiegen,
Was hab' ich da zu tun?" —
„„Schon morgen wirst du liegen,
Wo deine Väter ruhn."" "

Martin Greif.

*) Noch ungedruckt.

Ein Wort zu dem jüngsten „Lebens- und Charakterbilde" Goethes.*)

Von

E. M. Hamann-Gößweinstein i. Oberfr.

Fast jeder literarisch gebildete Katholik Deutschlands kennt Baumgartners wuchtiges Buch: „Goethe. Sein Leben und seine Werke." Wer es wirklich kennt, wird es zu ehren wissen. Vielleicht mit Einschränkung. Denn auch unter den literarisch gebildeten überzeugten Katholiken Deutschlands gibt es nicht wenige, die eines an dem Baumgartnerschen Monumentalwerke beklagen: daß dem Autor öfters der — sagen wir: „heilige" — Zorn über die noch heiligere Güte hinweggegangen ist.

Die so denken, werden nach Lesung der „ein anziehendes Charaktergemälde" versprechenden Ankündigung des Prälat Dr. Fischerschen Buches sich in letzteres mit verdoppeltem Interesse versenken. Ihr Urteil wird voraussichtlich verschieden ausfallen. Das meine lautet knapp: Edle Motive, aber in deren Befolgung jeweiliges Hinausschießen über das Ziel; wohltuende Wärme, philosophische Durchdringung, tüchtige, wenngleich nicht völlig einwandfreie Stoffbeherrschung, hie und da (zumal in der ersten Hälfte) flüchtiger Stil.

Neues über das Leben und Wirken Goethes konnte der Verfasser kaum bringen; er hat es auch nicht getan. Als durchaus neu aber bezeichnet er selbst die seinem „Napoleon" und jetzt seinem „Goethe" zugrunde gelegte philosophisch-metaphysische Betrachtungsweise des *Grundwesens* eines hervorragenden Menschen, kurz: die „*Philosophie der großen Persönlichkeiten*", in der sich die drei bekannten Methoden harmonisch einen sollen: die historische, die psychologische und die philosophische.

Im Vorworte betont Prälat Dr. Fischer, daß er sich eigentlich Goethe (wie jedem Menschen) gegenüber eines sittlichen Urteils enthalte, da die Moralität das Innerlichste des Menschen

*) „*Goethes Lebens- und Charakterbild*, mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion. Von Prälat Dr. *Engelbert Lorenz Fischer*, Geh. Kammerherr Sr. Heiligkeit des Papstes. Mit acht Abbildungen. Groß 8°. VII und 117 S. Einfache Ausgabe: 4 Mk., Prachtausgabe: 6 Mk. Leipzig 1905. Verlag von Heinrich Schmidt & Karl Günther.



sei und zu ihrer richtigen Schätzung eine Gott allein mögliche vollständige Kenntnis seiner psycho-physischen Verfassung und aller seine Handlungen beeinflussenden äußeren Umstände gehöre. Welche Vorsicht die Uebung dieser an sich lauteren Milde fordert, beweist nach meiner Ansicht der Passus auf S. VII, der im Hinblicke auf Goethe besagt, man könne „auf der höchsten Stufe geistiger Kultur stehen und doch gegen die christliche Religion und speziell gegen deren katholische Auffassung (!) sympathisch gesinnt sein". Nach unserer positiv christlichen, positiv katholischen Stellungnahme zu der großen Kulturfrage müssen wir aber doch daran festhalten, daß die höchste Stufe geistiger Kultur für den aus der christlichen Kultur Hervorgegangenen nicht nur eine „sympathische Gesinnung gegen das Christentum", sondern dessen volle Besitzergreifung und -behauptung in sich schließt!

Prälat Dr. Fischer glaubt allerdings und sucht diese seine Meinung gewinnend zu beweisen, daß Goethe im Laufe seiner komplizierten religiösen Entwicklung ein „überzeugter Christ" geworden sei (S. 100). Er liefert jedoch, meines Erachtens, gleich (S. 101) einen Gegenbeweis, indem er zugibt, Goethe sei über das (von ihm abgelehnte!) Dogma des dreipersönlichen Gottes im Irrtume befangen geblieben. Mit Goethe „fest überzeugt" von der „Einheit und Persönlichkeit Gottes", von der „göttlichen Vorsehung" und von der „Unsterblichkeit" können bekanntlich auch Nichtchristen (wenngleich gerade keine „dezidierten") sein.

Auch betreffs des moralischen Moments in Goethe scheint mir der Verfasser bisweilen etwas rasche Schlüsse zu ziehen. Wenn er z. B. eine eheliche Verbindung Goethes und Friederike Brions als „Unmöglichkeit" erklärt, so heißt das kurzweg, aber doch wohl zu kühn geurteilt; desgleichen wenn er die Freundschaft Goethes und Charlotte von Steins als eine „nie (!) über die Grenzen der Sitte hinweggehende" bezeichnet. Antastbar däucht mir die Logik im folgenden Satze (die Unterstreichung ist in eben diesem Zitat von mir): „Denn nicht nur Goethe, auch sie war anders geworden, vor allem älter und damit kühler und infolgedessen rücksichtsloser". Ueber die langjährige wilde Ehe Goethes mit Christiane Vulpius fällt kein einziges die Sünde kennzeichnendes Wort. Bemerkt sei nebenbei, daß Goethes „rascher Entschluß" zur Heirat Christianes nicht allein auf deren mutvolles Auftreten in der ziemlich drolligen Franzosenaffäre zurückzuführen ist, sondern zum mindesten ebenso sehr auf Napoleons bekannte, kurz vorher im Gespräche mit Goethe gefallene Aeußerung über des Dichters häusliche Verhältnisse.

In bezug auf den Künstler Goethe heißt es S. 29: „Seine Dichtungen (also alle!) waren sowohl dem Inhalt als der Form nach durch und durch natürlich, darum auch durch und durch wahr und vollendet" — eine reichlich starke Behauptung, wenn man nicht „vollendet" (wie auch „allseitig") im Sinne des Verfassers relativ zu nehmen hat. Wenn ja, dann erhält Prälat Dr. Fischers Schlußurteil über den größten deutschen Dichter erst die richtige Beleuchtung: „Ein vielseitiger, allseitiger Mann — ein vollendeter Mensch!"



Weihnachtbücherschau 1905.

Von

Dr. Armin Kausen.

III.

Im Verlage der **Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München**, ist der schon während seines ersten gekürzten Abdruckes im „Hochland" viel umstrittene Roman „Jesse und Maria" von E. von Handel-Mazzetti ungekürzt in Buchform erschienen (zwei elegante Bände geb. M. 10.—). Vielleicht hätte der Roman nicht stückweise in Monatsabständen veröffentlicht werden sollen. Ein Kunstwerk muß aus einem Guß in die Erscheinung treten, und „Jesse und Maria" ist mehr als andere Romane, bei denen der erzählende, unterhaltende Zweck in den Vordergrund tritt, eine hoch zu bewertende literarische Kunstleistung, ein kulturhistorisches Zeitgemälde voll wuchtiger, unmittelbarer Kraft, von genialem Wurf, großzügig ausgearbeitet. Einzelne Szenen und Wendungen, welche im „Hochland" selbst minder prüde Gemüter befremdeten, treten im Rahmen des abgeschlossenen Werkes mehr zurück. Auch die von einigen, hüben wie drüben, als anstößig gerügten konfessionellen Schroffheiten lassen im Gesamtbilde weit mehr den Ausgleich empfinden, der in der Verteilung des Schattens nach beiden Seiten hin liegt. Nichtsdestoweniger soll nicht ungesagt bleiben, daß ohne jedes Zugeständnis an eine falsche Prüderie einzelne Stellen auch in der Buchausgabe weit mehr retouchiert werden könnten, ohne daß die Lebenswahrheit dabei zu kurz käme. Gewiß ist „Jesse und Maria" keine Jugendlektüre, aber die Grenzlinie des „gereiften" Lesers läßt sich namentlich heutzutage in der Praxis so schwer ziehen, daß ein wenig zuviel Rücksicht besser ist als zuwenig. Dies gilt allerdings für Zeitschriften, in welche auch Unberufene leichter einen Blick werfen, mehr noch als für Bücher. Wenn oft gesagt wird, der größte Teil unserer studierenden Jugend sei ohnehin schon so „abgebrüht", daß ihm gewisse Dinge nicht mehr schaden können, so ist dies ein Scheineinwand, denn jene „Abgebrühtheit" ist nicht der Normalzustand, sondern die bedauerliche Folge eines Zeitgeistes, der unter dem Vorwande des Kampfes gegen falsche Prüderie an Grundpfeilern der christlichen Weltanschauung rüttelt.

Der Name Antonio Fogazzaro spielte in der jüngsten Zeit eine große Rolle in einigen katholischen Blättern. Man stritt darüber, ob Fogazzaros neuester Roman „Der Heilige" an grundstürzenden, dogmatische Lehren der Kirche in Frage stellenden Tendenzen kranke. Gewiß kann man kein Urteil fällen, ohne den ganzen Roman gelesen zu haben. Aber auch von begeisterten Verehrern des Dichters, die den Roman gelesen haben und dessen bleibenden Kunstwert in hohen Tönen feiern, werden im einzelnen, wenn auch nicht in dem angedeuteten Maße, Bedenken erhoben und Vorbehalte gemacht. „Der Heilige" ist der letzte Band einer Romantrilogie, deren erster und zweiter Teil schon vor einiger Zeit in guten Uebersetzungen bei Kösel erschien. Der von Gagliardi übersetzte und mit einer Einleitung versehene erste Roman „Die Kleinwelt unserer Väter" (geb. M. 4.50) erforderte bereits eine zweite Auflage. Der zweite Roman „Die Kleinwelt unserer Zeit" ist von Max von Weißenthurn übersetzt (geb. M. 4.50). Beide Romane haben Fogazzaro auch in Deutschland einen großen Ruf verschafft. Man hat ihn wegen seiner plastischen Heimatkunst, seiner die Tiefe der Volksseele erfassenden Kleinmalerei den italienischen Frenssen genannt. Fogazzaro ist ein Dichter von seltener Begabung, aber ihm, der von positiv gläubigem Boden ausging, kann man nichts Besseres wünschen, als daß er Frenssen, der sich immer mehr in unklare rationalistische Schwarmgeisterei verirrt, in religiösen und ethischen Fragen möglichst fremd und unähnlich bleibe.

Einen eigenartigen Genuß bereitet „Das Pilgerbuch" (geb. M. 4.—), das Johannes Jörgensen dem Andenken des hl. Franziskus von Assisi gewidmet hat. Der berühmte dänische Konvertit hat alle die alten Städte und Stätten aufgesucht, welche der Fuß des Heiligen auf seinen apostolischen Wanderungen betrat. Was der Dichter uns bietet, sind keine trockenen oder „frommen" Schilderungen, sondern seelisch verarbeitete und durch ernste Begeisterung verklärte individuelle Eindrücke. Wer in einer Stunde der Sammlung das von Gräfin Holstein-Ledreborg fließend übersetzte Buch zur Hand nimmt, wird fast auf jeder Seite neue Anregung finden.

Zwei Romane von René Bazin, „Die blaue Krickente", übersetzt von R. und E. Ettlinger (geb. M. 3.50) und „Schwester Pascale", übersetzt von H. von Reuß (geb. M. 4.—) hat der Köselsche Verlag der deutschen Leserwelt zugänglich gemacht. René Bazin ist trotz seines christlichen Standpunktes auch bei seinen französischen Landsleuten als Romanschriftsteller sehr beliebt. Seine „Krickente" ist ein Kabinettstück echter, gemütstiefer Heimatkunst und kann auch der reiferen Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden. „Schwester Pascale" (der französische Titel würde sich mit „Die Verlassene" nur annähernd treffen lassen) wird als ein Zeitroman gerühmt, der den Leser mitten in die kirchenpolitische Bewegung Frankreichs hineinstellt und mit hoher dichterischer Kunst ein in seinem Ausgange erschütterndes Menschenschicksal darstellt. Auch der letztgenannte Roman wird noch vor Weihnachten vorliegen.

Leo Balet, dessen Roman „Im Banne der Berufung" (geb. M. 3.50) in lebhaften Farben den schweren Kampf zwischen einer Jugendliebe und der immer stärker wirkenden inneren Bestimmung zum geistlichen Stande vor Augen führt, ist etwas überschwänglich als der holländische Sheehan bezeichnet worden. Was nicht ist, kann noch werden. Jedenfalls hat man es mit einem starken Talente zu tun. Daß die Geliebte, als Chei sich ihr entzieht, wahnsinnig wird, ist ein so starker Effekt, daß man fast den Eindruck einer etwas künstlichen Lösung gewinnt. Die Uebersetzung von Else Otten liest sich glatt und fließend wie ein Original.

Karl Domanigs „Kleine Erzählungen aus Tirol" (geb. M. 3.50), welche wegen der schlichten und doch künstlerisch bedeutenden, vorzüglich charakterisierenden Art der Darstellung mit Recht große Anerkennung fanden, sind bei Jos. Kösel in zweiter Auflage erschienen.

Bernhard Wiemans „Er zog mit seiner Muse" (geb. M. 3.50) soll nicht übersehen werden. Wenn auch nicht allen allen gefallen dürfte, ist die künstlerische Gestaltungskraft des Autors anzuerkennen.

Der Verlag von **Benziger & Co. in Einsiedeln (Waldshut, Köln)** ist den weitesten Kreisen als Herausgeber der „Alten und Neuen Welt" geläufig. Dieses nun schon im 40. Jahrgange erscheinende illustrierte katholische Familienblatt hält sich auf bemerkenswerter Höhe und verdient die wärmste Empfehlung. Der Bilderschmuck ist vorwiegend von künstlerischem Wert; ein großer

Teil der Illustrationen trägt aber auch durch möglichst rasche Vermittlung von Tagesvorgängen und Tagesberühmtheiten dem herrschenden Geschmack Rechnung. Ein- und mehrfarbige Kunstbeilagen verleihen dem abgeschlossenen Bande einen erhöhten Wert. Der abwechslungsreiche Text berücksichtigt alle Gebiete und die besonderen Bedürfnisse aller Leserschichten, auch der Frauenwelt und sogar der Kinder. Der neueste Jahrgang wurde durch einen prächtigen, modernen Roman von A. Hruschka („Weltmenschen") sehr glücklich eingeleitet. Natürlich fehlen auch andere beliebte Namen nicht, wie von Oertzen usw. Die stattlichen roten Bände der „Alten und Neuen Welt" gehören zweifellos zu den willkommensten Festgeschenken.

Im Benzigerschen Verlage hat ein Prachtwerk von zeitgeschichtlicher Bedeutung für die ganze katholische Welt zu erscheinen begonnen. Ein früherer Zögling des heutigen Papstes, und gleich ihm in Riese geboren, Msgr. Dr. Angelo Marchesan, Professor der Literatur am Priesterseminar in Treviso, übernahm die Aufgabe, ein Leben Pius' X. zu schreiben, das durch wahrheitsgetreue, quellenmäßig sichere Anführung der Tatsachen, in frischer, lebendiger, kunstgerechter Darstellung, unterstützt durch eine reiche Zahl trefflicher Illustrationen, die liebenswürdige und erhabene Gestalt des neuen Papstes ins volle Licht setzen soll. Das Werk erscheint in zwölf Lieferungen von je 48 Seiten à M. 1.60 und wird erst im nächsten Jahre abgeschlossen vorliegen. Der italienische Urtext wurde von dem Benediktiner P. Kolumban Artho ins Deutsche übertragen. Wer neben den bisher erschienenen deutschen Lieferungen die denselben vorauseilenden in italienischer Sprache zur Hand nimmt, wird sich überzeugen, daß in diesem Werke in der Tat ein Material zusammengetragen ist, das bisher in keiner Lebensbeschreibung Pius' X. so erschöpfend zu finden ist. Das ganze Milieu, in welchem Pius X. seine Jugend und die verschiedenen Stadien seines mühereichen Lebens verbracht hat, lernt man durch getreue Vorführung und Charakteristik der Oertlichkeiten und Personen mit greifbarer Deutlichkeit kennen. Zahlreiche Briefe und Dokumente aus den verschiedensten Lebenszeiten und Stellungen des Papstes erhöhen den Wert der Darstellung. Mit besonderer Liebe und Sorgfalt ist die Geburtsstadt Riese im Lichte von einst und jetzt behandelt. Etwa 500 Illustrationen begleiten den Text; dazu kommen noch 20 Einschaltbilder und ein farbiges Porträt, zu dessen Original Pius X. dem Maler Szoldatics eigens gesessen hat. Auch die technische Ausführung — in Papier, Typen und Illustrationsdruck — ist eine so hervorragende, daß man dem Benzigerschen Verlage zu diesem Prachtwerke nur Glück wünschen kann.

Der dreibändige historische Roman „Sturmflut" von Heinrich Sienkiewicz (geb. M. 18.—) wird allen Verehrern des polnischen Dichters einen hohen Genuß bereiten; bringt er doch seine ganze Eigenart in kraftvoll entwickelter Handlung, in dramatisch bewegten Szenen zu vollstem Ausdruck. Die Uebersetzung wurde wieder in mustergültiger Weise von E. und R. Ettlinger besorgt. Schwormstädt und Stachiewicz lieferten bemerkenswerte Illustrationen und Studienköpfe. Einzelne Bilder haben künstlerischen Wert.

Zwei neue Erzählungen von Anton Schott, „Der Bauer im Gefild" (geb. M. 3.—) und „Unter dem Banner von Bogen" (geb. M. 4.—) bedürfen kaum noch der Empfehlung. Anton Schott hat seine besondere Art, Menschen und Dinge dem Leser vertraut zu machen. Oft genügt ein Wort, eine Redewendung, um eine bestimmte Vorstellung von den auftretenden Personen zu erwecken. In dieser knappen Charakteristik bewährt Schott eine Meisterschaft, die auch den vorliegenden Erzählungen, sowohl der historischen als derjenigen aus dem Waldlerleben eigen ist.

Ein Bändchen mit drei gut illustrierten Erzählungen von A. J. Cüppers „Der Brandstifter", „Der Prozeßbauer", „Ein Glückstraum" (geb. M. 3.—) kann als Festgabe für jung und alt nur warm empfohlen werden. Cüppers versteht spannend zu erzählen, seine Stoffe sind aus reicher Lebenserfahrung geschöpft, und jede Geschichte hat, wenn auch unaufdringlich, ihre Moral, selbst die des zu hoch strebenden Luftschiffers Hollenberg.

In würdigem, dem Gegenstande angepaßtem Gewande legt der Benzigersche Verlag zwei „Bücher aus Rom" des dänischen Konvertiten Johannes Jörgensen vor: „Römische Mosaik" (geb. M. 4.80) und „Römische Heiligenbilder" (geb. M. 4.20). Beide sind mit mehreren Illustrationen und mit einem Porträt des Dichters geschmückt, der „Mosaik" auch mit einer sehr interessanten Selbstbiographie einleitet, während den „Römischen Heiligenbildern" eine literarische Studie über den Autor aus der geistvollen Feder von E. M. Hamann vorausgeschickt ist. Hamann bemerkt mit Recht, daß Jörgensen nicht nur in unserer literarischen, sondern auch in unserer religiös-kulturellen Bewegung ein Faktor ist, mit dem in zunehmendem Maße zu rechnen sein wird. An seiner frischen, ursprünglichen Darstellung der für ihn neuen Eindrücke kann katholisches Denken und Fühlen sich geradezu verjüngen und veredeln, von Schlacken reinigen. Wie die „Römische Mosaike", so gestalten sich auch die „Heiligenbilder" zu einer Verherrlichung der katholischen Kirche, und zwar in einer Darstellung von ungewöhnlicher Schönheit und seltenem poetischem Reiz. Wir haben uns daran gewöhnt, manche Dinge in ausgetretenen Gleisen behandelt zu sehen. Um so erquickender wirkt die Originalität eines Jörgensen.

Georg Baumbergers anziehenden und gemütvollen Volks- und Landschaftsbilder aus Tirol unter dem Titel: „Questa la via" (geb. M. 4.—) wurde in zweiter illustrierter Ausgabe aufgelegt, wodurch der Verlag vielen Wünschen entgegenkam.

Von Benzigers „Naturwissenschaftlicher Bibliothek", deren frühere Bändchen von Prof. Dr. Stölzle in Würzburg als zuverlässiger Führer in den behandelten Fragen aufs wärmste empfohlen wurden, sind neu erschienen: Nr. 5 und 6 „Die Pflanze in ihrem äußeren Bau" von Prof. P. Martin Gander (mit 117 Illustrationen, geb. M. 3.—) und Nr. 7 „Die Uhren" von Prof. P. Fintan Kindler (mit 65 Illustrationen, geb. M. 1.50). Die vorherigen 4 Bände behandelten „Die Erde", „Den ersten Organismus", „Die Abstammungslehre", „Die Bakterien" (sämtlich von Prof. P. Martin Gander, mit je 28 Illustrationen, geb. à M. 1.50).

Schließlich seien außer den hübschen billigen Heftchen „Ernst und Scherz fürs Kinderherz" auch noch Benzigers Neue Bildchen für den Weihnachtstisch empfohlen. Unter diesen Serien von bunten Bildchen findet man reizende Sachen zu erstaunlich billigen Preisen. Auch einige neue Wandbilder in prächtiger farbiger Ausführung (nach Deschwanden) eignen sich zu Festgeschenken (à 80 Pf.).

Kausens „Neue Weihnachtgrüße", herausgegeben unter Mitwirkung von A. J. Cüppers, J. v. Dirkink, M. v. Ekensteen, Minna Freerichs, M. Herbert, Friedr. Koch-Breuberg, M. Ludolff-Huyn, Ant. Schott (**Verlag von Dr. Armin-Kausen in München**), sind, wie kaum bemerkt zu werden braucht, ein einzig zu diesem Zwecke gewidmetes Geschenkbuch (Eleganter Salonband mit Weihnachtsemblemen und goldgesterntem Blauschnitt M. 3.—). Die Presse hat die „Neuen Weihnachtgrüße" glänzend besprochen. Es seien nur einige Proben kurz zitiert. Der „Büchermarkt" schreibt: „Eine Sammlung herrlicher Weihnachtserzählungen, zu der eine Anzahl unserer bedeutendsten kathol. Schriftsteller Beiträge geliefert haben." Das „Düsseldorfer Tagblatt" urteilt: „Wir haben lange kein Büchlein mehr zur Hand genommen, das uns in jeder Hinsicht so gefallen hätte." Dr. Max Pfeiffer läßt sich im „Bamberger Volksblatt" vernehmen: „Einmal ein Weihnachtsbuch, das man befriedigt und erhoben aus der Hand legt. Das sind Geschichten, wie sie das reiche Leben auf seinen wechselvollen Blättern selber schreibt. Wo das Liebesthema mitspielt, ist es in eigener Art auf sozialem oder historischem Hintergrunde verwertet. Man kann das Buch, das sich in geschmackvoller Ausstattung darbietet, rückhaltlos für jeden Weihnachtstisch empfehlen; jeder, auch der auf Kunstwert Anspruch machende Leser, findet seine Rechnung."

Aus der **Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg** liegen wieder eine größere Reihe empfehlenswerter Neuheiten vor. Der Prachtleinenband (M. 11.40) „Der Weltapostel Paulus", nach seinem Leben und Wirken geschildert von Hofrat Prof. Dr. Franz Xaver Pölzl, eignet sich ganz vorzüglich als Geschenk für Priester und tiefer veranlagte gebildete Laien. Der berufene Autor hat auf streng wissenschaftlicher Grundlage eine gemeinverständliche, allseitige Charakteristik des Völkerapostels gegeben. Die Schilderung der Kulturzustände in den vom hl. Paulus durchwanderten Ländern erleichtert das Verständnis. Drei farbige Kunstblätter, eine geographische Karte und mehrere Register sind dem Werke beigegeben.

Ein gutes Buch für Eltern, Lehrer und Seelsorger ist das von Geistl. Rat Martin Mühlbauer verfaßte „Führe die Kinder zu Maria!" (Ein Hauptmittel zur Erleichterung und Sicherung der christlichen Kindererziehung.) Aus der ganzen Methode der Unterweisung spricht der als Priester und Schulinspektor erfahrene Fachmann (geb. M. 4.50). In zweiter verbesserter Auflage, besorgt von P. Rup. Lottenmoser S. J., erschien das prächtige Geschenkbuch „Heilige Vorbilder für die christliche Jungfrau in der Welt" von Georg Patiß S. J. (elegant geb. M. 4.50).

Freunde einer würzigen, ursprünglichen, auch der heiteren Laune nicht entbehrenden Poesie sei G. M. Schulers zweite Gedichtsammlung „Aus meinem Garten" (Salonband M. 4.80) sehr ans Herz gelegt. Wer Schulers erste Gedichtsammlung „Etwas für dich" kennt, wird dem Urteil zustimmen, daß die neuen Blüten und Früchte aus Schulers Garten noch farbensatter, reifer, formvollendeter gediehen sind. Ein reiches Gemüt, das nur aus dem vollen zu schöpfen braucht, spricht aus dieser Fülle von poetischen Gaben jeglicher Gattung. Auch die den Schluß bildende Erzählung zeugt von vielseitiger Begabung.

Ein putziges Ding ist das Tierepos „König Nero" von Franz Xaver Müller, vom Dichter selbst als „Hofgeschichte" betitelt, alldieweil der böse Kampfhahn Heißsporn samt dem Kater Hinz, welche den Marder zur Vernichtung des Friedenshahnes Frühauf gedungen haben, dank der Wachsamkeit Neros, des Hofhundes, selbst dem Marder zum Opfer fallen. (In steifem Umschlag M. 1.—.)

In 3. Auflage erschien Moritz Schmitz' „Deklamatorium ernster, religiöser und humoristischer Gedichte und Vorträge" (M. 2.40); in wesentlich erweiterter und von A. Arnhard neu bearbeiteter 2. Auflage Fanny Frühwein sehr empfehlenswerte „Festgrüße zu mannigfachen Gelegenheiten".

Dr. Plüß' 200 „Rätsel aus Naturgeschichte und Geographie" (kart. M. —.75) bieten der Jugend nützliche Belehrung in Form anregender Unterhaltung.

Die Manzsche Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek ist bereits bis zum 24. Bande fortgeschritten, gewiß ein Beweis für das vorhandene Bedürfnis und die gute

Aufnahme in weiten Kreisen. Der Zweck, der Jugend und dem Volke auf christlicher Grundlage fußende Naturbeobachtungen und Naturkenntnisse in gefälliger, anziehender Form und moderner Ausstattung zu bieten, ist durch die bisherigen Bände glücklich gefördert worden. Der Preis von M. 1.70 für jeden dieser eleganten Leinenbände ist ein sehr wohlfeiler. Von den neueren und neuesten Bänden seien erwähnt: „Auf der Fuchsjagd" von Franz Neureuther (20 Illustrationen), „Das Mikroskop und seine Anwendung" von P. R. Handmann S. J. (52 Illustrationen), „Unschuldig Verurteilte in Tier- und Pflanzenwelt" von J. A. Ulsamer (23 teils farbige Illustrationen), „Gewerbefleiß im Insektenstaate" von Rektor Joh. Bendel (15 Illustrationen), „Lichtscheues Gesindel" von Richard Borgmann (29 Illustrationen), „Leuchtende Pflanzen und Tiere" von Dr. Sebastian Killermann (25 Illustrationen), „Die Tierwelt unserer Süßwasser-Aquarien", von Dr. Friedrich K. Knauer (30 Illustrationen), „Königin Sonne und ihr Hofstaat" von P. Hermann Hofbauer, C. SS. R. (36 Illustrationen).

Schließlich sei aus dem Manzschen Verlage auch noch die zurzeit von Seminarpräfekt Joseph Segerer redigierte vortreffliche und inhaltreiche illustrierte Jugendzeitschrift „Efeuranken" in Erinnerung gebracht. Die 25 Jahrgänge bilden eine stattliche Reihe von Geschenkbänden (Originalleinenband à M. 4.80). Der Name „Efeuranken" hat einen guten Klang. Was Otto von Schaching schuf und Dr. Alfons Planer fortsetzte, wird auch fernerhin sorglich gepflegt.

Ein auf katholischer Grundlage gegenwärtig einzigdastehendes pädagogisches Unternehmen ist die Broschürensammlung von **F. Weigl, „Pädagogische Zeitfragen"** (buchhändlerischer Vertrieb E. Stahl jun., München; Abonnement für den neuen, vergrößerten Jahrgang auf 3 M. ermäßigt, bei der Ausgabestelle: Weigl, München, Erhardtstr. 30). Der vorliegende 1. Jahrgang umfaßt zwei Broschüren vom Herausgeber über Heilpädagogik (60 Pf.) und Schulbankkonstruktion (60 Pf.). Einen interessanten Beitrag lieferte der Altmeister der Pädagogik, Universitätsprof. Dr. O. Willmann, über das Verhältnis von Psychologie und Logik zur Pädagogik (40 Pf.). Die volkshygienische Studie von Dr. med. J. Weigl über Erziehung und Genußgifte (40 Pf.) hat in drei Monaten vier Auflagen erlebt, und von den Vorlesungen über Kindermann, den großen katholischen Bischof, den Vater des modernen Handarbeitsunterrichtes (80 Pf.) von Dozent Dr. Tibitanzl war nach drei Wochen eine zweite Auflage notwendig. Eine vorzügliche Klarstellung der von seiten mancher Buchhändler und Verleger und von religionslosen Lehrervereinigungen erzeugten Misere in der Jugendschriftensache samt einer praktischen Führung durch das Gebiet der Jugendliteratur mittelst eines beigegebenen mustergiltigen Kataloges bietet das letzte Heft. Es ist betitelt: „Vom modernen Elend in der Jugendliteratur" (80 Pf.) und verfaßt von dem auf diesem Gebiete bekannten Lehrer Joseph Lohrer. Die größere Zahl der erschienenen Arbeiten wendet sich also über den Kreis der Fachpädagogen hinaus. Weigls „Zeitfragen" verfolgen familien- und volkserzieherische Tendenzen, so daß die Ermöglichung billiger Beschaffung (durch das Abonnement) sehr zu begrüßen ist.



Vom Büchertisch.

Ein seltener Erfolg! Der preisgekrönte Roman „Friede den Hütten" von M. von Ekensteen wird nun auch in französischer Uebersetzung erscheinen. Der Verleger der vlämischen Ausgabe hat den Auftrag zu einer Uebersetzung ins Französische erteilt.

Illustrierte Weltgeschichte, herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Fetten. München 1905, Allgemeine Verlagsgesellschaft. Band IV: Geschichte der neuesten Zeit. 520 S. (Lieferungen 1—11 je 1 Mk.) Der vierte Band — im Erscheinen der erste — der neuen populären Weltgeschichte liegt nun abgeschlossen vor. Jedem kann man mit gutem Gewissen sagen: Dieses Geschichtswerk gehört fortan zu den besten und zu den echten Werken deutscher Wissenschaft! Was bietet dieser Band? Er enthält eine Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, beginnend mit der französischen Revolution und reichend bis zur russischen. Ich nenne für die Zeitgemäßheit des Werkes nur einige Kapitel: Die Darstellungen des Burenkrieges, der amerikanischen Vorgänge und Wandlungen und die wirklich sehr gelungene des Weltkrieges 1904/05 zwischen Rußland und Japan, sowie der aus diesem Kriege hervorgegangenen politischen Verschiebungen. Vortrefflich sind alsdann auch die Skizzen der weltbedeutend gewordenen Persönlichkeiten, wie Wilhelm I., Bismarcks, Wilhelm II. „des Hochherzigen", Chamberlains. Nicht besonders breiter Raum kommt bei dem allem dem kulturgeschichtlichen Moment zu, das mehr gelegentlich gestreift wird, um dann im Schlußwort, das sich zu schwunghaftem Tone steigert, vertreten ist. Die Geschichtsschreibung der Zukunft wird, so scheint es, gerade genug an den einschneidenden politisch-kriegerischen und diplomatischen Vorgängen zu tun haben. Die Darstellung ist überall klar und fesselnd, die Grundtendenz der Wahrhaftigkeit des Historikers nirgends verkennbar; sie spricht sich in zwei Motiven aus: dem nationalen und dem christlichen. Wir finden in diesem einen Bande nicht weniger als 22 Bildertafeln in wundervoller moderner Farbentechnik. Dazu kommen 9 Beilagen als Faksimiles von Briefen, Denkschriften, Manuskripten: endlich die große Menge von Textillustrationen. So möge der treffliche Band recht vielen zur Weihnachtsfreude werden. B. Clemenz.

Paul Keller richtet sich im Vorwort seines neuesten Werkes: „Das letzte Märchen" (Allgem. Verlagsgesellschaft, München) an die „Verwunderten", und in der Tat, dieses Buch wird bei denjenigen, die sich glücklich durchgearbeitet haben, Kopfschütteln erregen. Er wollte die „Verwunderten", diejenigen, die sich ihre feine, zarte Kinderseele bewahrt haben, in das goldene Reich der Märchen hinabführen, in das Kinderland, wo das unwissende und fröhliche Lachen wohnt — und was wird daraus? — Eine blutige, unterweltliche Satire auf gewisse oberweltliche Zustände und Lächerlichkeiten, die dem Dichter und wohl auch manchen anderen Leuten wider die Haare gehen. Kellers Idee ist vortrefflich und seine Vorrede sehr schön, voilà tout! Die ganze Ausführung total verfehlt! Er vergißt, daß das Kinderland auf ganz behutsamen und leisen Sohlen will beschritten werden, daß eher alles andere als die Satire in ihm zu Hause ist und daß die realistische Laterne all seinen feinen Zauber zum Erblassen bringt. Warum bleibt der Dichter, der den schönen stillen Roman „Die Heimat" schrieb, nicht auf diesem ihm ganz zu eigenen Gebiete der Heimatkunst? Da liegt seine Begabung, da sollte er sich vertiefen. Der „Waldwinter" mit seinen Schablonenmenschen, die kein Fleisch und Blut haben, einige wenige ausgenommen, war schon ein Schritt abwärts und das letzte Märchen wieder einer. Es ist zu bedauern, wenn das erste Werk eines Dichters zugleich sein schönstes und reifstes ist.

L. Kerner.

Mein Liebling.

Ein Mündlein wie Rosen,
Zwei Aeuglein voll Licht,
Zwei Wänglein zum Kosen,
Ein Engelsgesicht.

Blond' Härlein voll Sonne,
Ein Glorienschein,
Ein Lachen voll Wonne,
Mein Liebling ist dein.

Zwei Aermlein wie Marmor,
Zwei Füßlein dazu,
Ein strampelnder Amor,
Mein Liebling bist du.

Stuttgart. Elise Miller.

Zum Gedächtnis der Sendlinger Schlacht.

Von
Dr. Joseph Friedrich Abert, München.

Von goldner Treue hörten wir oft singen und sagen. Viel alte Lieder und Mären künden davon und vergilbte Pergamente. Noch stehen Malsteine der Treue.

Unfern vom Weltstadtgetriebe Inner-Münchens, da, wo die Straße scharf ansteigt gegen Sendling hinauf, liegt abseits des Weges ein stilles Grab. Im mauerumgürteten Friedhof von Sendling. Mit grünen Tannzweigen ist es bedeckt. Trauernd neigen sich drüber die Eschen. Und drunten schlummern achthundert Tote. Von Bauerntreue gibt es beredte Kunde. Zweihundert Jahre sind nunmehr dahingefahren, seit man den Leichenhügel türmte. Wer sinnend dran hält und im Geist die Brücke schlägt zurück zu jenen Zeiten und Gestalten, dem entrollen sich wenig lichte und heitere Bilder.

Maximilian II. Emanuel herrschte in Bayern, der Held der Türkenkriege. Frühzeitig hatte das Glück dem ehrgeizigen Fürsten die Hand gereicht. Die Heirat mit Maria Antonia, der Tochter Kaiser Leopolds I. und Nichte des kinderlosen Königs Karl II. von Spanien, hatte ihm die ersten Aussichten auf das Erbe der spanischen Monarchie geboten. Diese Hoffnungen hatten sich zur Gewißheit gesteigert, als Karl II. am 28. November 1698 Max Emanuels Sohn, den bayerischen Kurprinzen Joseph Ferdinand, testamentarisch zum Thronfolger einsetzte. Da, auf der Sonnen-

Höhe der Erfolge, ging das Glück von ihm. Der Kurprinz, dem die Königskrone sicher war, starb im Februar 1699 zu Brüssel. Aus Max Emanuels erster Ehe war kein Sohn mehr da. Intrigenspiel und Kampf um die spanische Krone begannen aufs neue. Philipp von Anjou, der Enkel Ludwigs XIV. von Frankreich, und Kaiser Leopold I. waren die Rivalen. Max Emanuel trat auf Frankreichs Seite. Wer wollte drüber mit ihm rechten? Jäh zur Tiefe geschmettert, klammerte er sich dort an, wo er am ersten Halt und Rettung erwartete. Der Sieg der Oesterreicher bei Blindheim-Höchstädt (13. August 1704) trieb ihn über den Rhein.

Bayern war dem Feinde offen. Die Donau entlang und Isar aufwärts schweiften Kroaten und Panduren. Des Kurfürsten zweiter Gemahlin Therese Kunigunde hatte man das einzige Rentamt München gelassen; als sie im Frühjahr 1705 ihre Mutter in Venedig besuchte, besetzten die Oesterreicher auch die Hauptstadt und wehrten der Kurfürstin die Rückkehr zu ihren Kindern. In München nahm ein kaiserlicher Statthalter Residenz. Immer drückender lastete die aufgezwungene Herrschaft auf dem unglücklichen Land. Die Steuern nahmen eine fast unerschwingliche Höhe an; die junge Mannschaft ward zu den kaiserlichen Fahnen gepreßt; die Soldateska fühlte sich Herr im Lande.

Da begann sich's zu regen im Volk. Die Bauern in der Oberpfalz machten den Anfang; am Inn und an der Isar folgten sie nach. Nur um München und im Oberland herrschte noch die Ruhe vor dem Sturm. Da tauchte Mitte Dezember 1705 das Gerücht auf, man wolle die kurfürstlichen Kinder von München wegschaffen nach Oesterreich. Wie ein Sturmruf zog es durchs Oberland. Die Liebe zum gefährdeten Herrscherhaus einte sich dem lang verhaltenen Groll gegen die Unterdrücker.

Der Vorbereitungen zur Erhebung waren wenig, zu wenig. Beim „Jägerwirt" in München ward zuerst der Plan besprochen am 15. Dezember. Beratungen in Königsdorf und im Franziskanerkloster zu Tölz folgten. In der Hauptstadt warb Jaeger für die Befreiung, in den Gerichten waren die Pfleger und Richter tätig. Doch ehe man nur den Adel gewonnen, bevor man zu einträchtigem Plan sich zusammengetan und die Verbindung mit den „Landesverteidigern" im Unterland hergestellt hatte, waren die Isarwinkler bereits auf dem Marsch gegen München, die Fürstenkinder zu befreien und die Hauptstadt zu erlösen.

Schäftlarn war Sammelpunkt gewesen. Dort hatten sie Mathias Mayer zum Hauptmann erkoren. Etwa 2500 Mann stark rückten am Abend des 23. Dez. die Oberländer isarabwärts; nur 500 Schützen waren darunter. Dreschflegel und Sense bildete die Bewaffnung der anderen. Unter sich selbst uneins, nur durch die Tölzer Schützen stetig vorwärts gedrängt kamen sie vor München an, in der Christnacht 1705. Es war auf der Wiese unterhalb Sendling. Daß Verrat lauerte in der heiligen Nacht, daß der Pfleger Oettinger von Starnberg den ganzen Plan aufgedeckt, ahnte keinem. Zwar war das verabredete Zeichen aus der Stadt ausgeblieben; doch bereits hatten die Bauern den roten Turm an der Isarbrücke bestürmt und genommen. Da, als eben der Morgen graute, sprengten österreichische Reiter über die Isarbrücke heran vom Korps des Generals Kriechbaum. Von der anderen Seite griff ein Ausfalltrupp des Obersten de Wend an. Der schlecht bewehrte Bauernhaufe kam zwischen zwei Feuer und wich gegen Sendling zurück. Auf der Wiese am Fuß der Sendlinger Höhe begann nun ein Würgen und Morden. Dreimal ward Pardon gegeben; dreimal brach man die Zusage und schoß in die wehrlosen Massen. Heiß vom Blut dampfte die Erde. Zum Friedhof am Berghang, so erzählt man, zog sich der Kampf. Dort soll der Schmiedbalthes von Kochel die letzten um sich gesammelt haben und in heldenhaftem Ringen gefallen sein.

Ob Schmiedbalthes wirklich existiert, ob er nur ein Gebilde der Volkssage, darüber wogt heute noch der Streit der Meinungen. Der Glaube an große Männer ist nicht an einzelne Namen gebunden. Sie alle waren Helden, die dort kämpften und verblichen, auch wenn ihre Namen nicht ehernen Tafeln eingeritzt sind.

Blutig war der Oberländeraufstand damit unterdrückt. Wenige Tage später traf die Unterländer bei Aidenbach ein ähnliches Schicksal. Das Land blieb besetzt. Den Kurfürsten traf die Acht. Erst 10 Jahre später, 1715, konnte er wieder in die Mitte seiner Getreuen zurückkehren. — — —

Ein eigenartig Denkmal richtete man vor Zeiten alljährlich in der Christnacht am Grabe auf. Die alten Waffen trug man dort zusammen, den Kämpen eine Trophäe; und heller Lichterschein kündete weithinaus die Stätte der Toten. Nicht mehr flammen die Feuer ins Land. Aber wenn in der Weihenacht die Glocken rufen zur Mette, dann soll der Vater den lauschenden Kindern erzählen vom Heldentod der Oberländer, auf daß sich's einpräge ins empfängliche Herz und die Treue nicht aussterbe auf Erden.

Nr. 32.

Ein Straßenbild von Nanny Lambrecht (Alea Ruth).

Breite Flockensterne wirbeln durch die weiße Winterluft. Sie häufen sich um die Laternenpfähle und häkeln sich in den Mauerfugen eines roten Backsteinbaues fest. Das ist die Strafanstalt; eine glatte, unfreundliche Fassade, vergitterte Fenster, und weiter kein Zeichen von Wohnlichkeit.

Ein fahles Gesicht drückt sich an die verstaubten Scheiben. Ein wirrer Blick folgt den Passanten. Sie ziehen die Schultern hoch und frieren. Der Mann in der Zelle friert nicht; aber ein Frösteln kriecht ihm bis in die Haarwurzeln hinein. Das ist die Kälte, die ihm von innen herausbricht, das ist die Zellenluft. Die wirkt dumpf und feucht und zum Gähnen erschlaffend.

Hinter dem Manne rasselt die Türe auf.

„Heda, Nr. 32! Runter zum Straßenkehren!"

Der Aufseher schürft neben dem Strafgefangenen her. Durch die halboffene Hoftüre prasselt ein Flockenwirbel herein und läßt die langen, grauen Kittel der Sträflinge aufwirbeln. Schweigend, mit gesenkten Köpfen folgen sie dem Aufseher. Auf dem Vorplatz ein kurzer schnarrender Befehl, die Besen rasseln über den Schnee hin — langsam in abgemessenen Strichen. Weit holen die düsteren Männer aus, aber in ihrem Schaffen liegt keine Freude, kein Lebensmut. Es ist Strafarbeit, und das verbittert, das beschämt sie. An dem Schilderhäuschen lehnt der Aufseher, die Hände im Mantel, den scharfen Blick starr auf den Gefangenen. Das ist das Gängelband der Disziplin, das diese ungefügigen Männer leitet. Sie murren nicht, aber eine Gewalttat, ein Austoben ihrer inneren Ohnmacht würde sie entlasten, und befreit könnten sie atmen. Hier war keine Zellenluft, die Freiheit lag vor ihnen; freie Menschen mit dem stillen Scheine des Friedens in den hellen Blicken drängten vorüber — so nahe, daß an ihrem Kleiderärmel das Sträflingsgewand vorbeistrich. Ein Hauch von Leben und Frohsinn ging von ihnen aus. Und scheue Blicke flogen zu den Gefangenen. Einer blieb gar stehen und starrte in die schamvoll geneigten Gesichter. Kein teilnahmsvoller Blick. Warum auch? Sträflinge!

Von der Straße herüber schleicht ein zerlumptes Kind, die rotgefrorenen Hände unter der Schürze, in dem blassen Gesichte die Linien des Hungers. Mit der Gier des Kindes, dem jeder Fund wertvoll erscheint, wühlt es in dem Müll. In die Schürze rafft es einige Brotreste und lächelt. Auch ein paar bunte Lappen sucht es heraus und ist glückselig. Das ist schon ein Reichtum, wenn man hungern muß; dann duckt es zusammen und schleicht weiter bis zum nächsten Laternenpfahl. Der steht dem Vorplatz schräg gegenüber. Einer der Sträflinge ist ihm mit weiten Besenstrichen schon nahe. Wenn der nur einmal aufblicken wollte! Vielleicht hatte der Hunger. Ein paar Brotkrusten konnte sie abgeben — ein Armer dem andern! Nach seinen Begriffen gabs keine härtere Strafe als Hunger. Seit der Vater weggereist war, hatten sie immer Hunger. Wenn er noch lange blieb, mußten sie betteln, und das war hart. Sie waren keine Bettler. Das Kind ist altklug und grübelt.

An einem Herbstmorgen war der Vater fort. Die Mutter sagte ihnen mit verheulten Augen, er sei auf der Suche nach Arbeit; nach drei Monaten könne er zurück sein. Das war lang, derzeit konnten sie verhungern. Aber schließlich waren die armen Gefangenen noch schlimmer daran. Gestohlen hatten sie wohl schon alle. Wenn man nichts zu essen hat, mußte man's stehlen. Es war besser als betteln; denn wenn man nicht gerade ertappt wurde, brauchte man sich nicht zu schämen. Wenn Vater Arbeit fand, hatte er 's Stehlen nicht nötig. Im Gefängnis verlor man die Ehre — sie sahen auch gar nicht nett aus, die Sträflinge! Es war doch besser, daß Vater nicht ans Stehlen kam.

Nun flog gar ein Schneeball auf den Vorplatz. Der düstere Mann vor ihr sah mit wütendem Blick auf. Da erstarrte das Kinderkörperchen. Mit den steifen Fingern klammert es sich an den Laternenpfahl, mit großen, erschrockenen Augen stiert es zu dem Manne im Sträflingsrock.

„Vadder!"

Das leise, wehe Stimmchen zuckt in ihn hinein. Mit einem Ruck hält er inne. Die Arme schlottern ihm herab. Da steht sein Kind, zerlumpt, verhungert und wirft ihm die Brotkrume hin. Die Not hat ihn zum Dieb gemacht. Vor seinem ewigen Richter konnte er sich rechtfertigen, vor dem fragenden Kinderblick bebt er zurück. Ein Kinderherz ist unnachsichtiger als ein Gottesherz.

Die Scham schließt ihm die Augen.

„Fertig! Antreten!" schnarrt der Befehl.



Da schrickt das Mädchen zusammen und drückt sich scheu und verschämt an den Laternenpfahl.

Jetzt wußte es, wohin der Vater gereist war — und nun mußte es wohl zum Bettel.

Die flatternden Kittel verschwinden in dem Gefängnistor. Der Riegel rasselt vor. In dem Wintermorgen steht ein frierendes Kind — und weint.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hoftheater in München. Die Ringaufführung, deren beide erste Teile wir bereits in der letzten Nummer besprochen haben, hat inzwischen ihren Abschluß gefunden. Neu war für München Herr Kraus aus Berlin als Siegfried. Die glänzenden gesanglichen und sprachlichen Eigenschaften des Künstlers feierten natürlich wieder jene Triumphe, deren Zeuge wir bereits in Bayreuth gewesen sind. Daß der Künstler aber immer ein volles Einleben in die Rolle zeigte, in dem Sinne, daß alles in ihm förmlich zur echten Natur geworden sei und kein leiser theatralischer Zug sich dabei mehr zeigte, läßt sich bestreiten. Neu war auch der Mime des Herrn Sieder aus Mannheim. Mit der gesanglichen Leistung konnte man wohl zufrieden sein, ein so hübsches Material steht speziell für diese Rolle nur selten zur Verfügung, dagegen fehlt es dem noch am Detail und der Geste an bestimmten Ausdruck. Frl. Plaichinger stand an den beiden letzten Abenden wieder auf voller Höhe. Immerhin war aber zu bemerken, daß der Beifall am letzten Abend reservierter als sonst klang.

Das Prinzregententheater stand kürzlich der Münchener Dramatischen Gesellschaft zur Verfügung, die daselbst Ibsens „Peer Gynt" zur Aufführung brachte. (Da die Dramatische Gesellschaft sich der Existenz der „Allgemeinen Rundschau" nicht erinnerte, bedauert die Redaktion von einem Berichte über die Aufführung absehen zu müssen.)

Im Gärtnertheater war vorige Woche Konrad Dreher eingezogen, und zwar, wie immer, nicht ohne einige Novitäten. Diesmal hatte die Sache besonderes Interesse, denn die Neuheit stammte von Ludwig Thoma, von dem man immerhin einiges zu erwarten berechtigt ist. Beim „Schusternazi" kam allerdings der Anspruchsloseste nicht auf seine Kosten und es wird eine immer deutlichere und fatalere Erscheinung, die auf die trostlosen literarischen Verhältnisse unserer Zeit ein sehr helles Licht wirft, daß heutzutage relativ kleine Erfolge schon das Recht zu geben scheinen, möglichst tief herabzusteigen. Was an der angeblichen Posse gut war, das war Dreher und Ludl zu danken, alles übrige kann, soweit es nicht die Wiedergabe des Werkes betrifft, als totales Unvermögen bezeichnet werden.

Die Konzertwoche. Das Programm des letzten Kaim-Konzertes war wieder modernen Charakters. An der Spitze stand die sinfonische Richtung „Sarka" von Smetana, ein in seiner Linienführung überaus einfaches Werk, das sich aber gerade deshalb um so deutlicher zu seinem dichterischen Vorwurf stellt und schon in seinem rein musikalischen Gehalt sehr viel zu geben hat und aufrichtig zu sprechen weiß. Das schon im Vorjahre angekündigte „dramatische Tongedicht" von Walther Lampe, das unter des Komponisten Leitung ebenfalls seine erste Aufführung erlebte, macht zunächst einen etwas unklaren, verworrenen Eindruck und gibt einen deutlichen Einfluß von Brahms viel besser zu erkennen wie die Absichten des Komponisten selbst. Die Orchesterwirkung ist wuchtig, ohne durch die Ausbeute bestimmter klanglicher Effekte aufzufallen. Auch durch die formale Entwicklung des Werkes geht gegen das Ende zu ein auffallender Riß. Immerhin steht hinter dem Werk eine selbständige Persönlichkeit und es ist erfreulich zu konstatieren, daß dieselbe künstlerisch nicht berührt zu sein scheint vom jüngsten Münchener Komponistenkollegium. An Stelle der angesagten, aber erkrankten Gesangssolistin spielte Konzertmeister Erhard Heyde technisch hervorragend, aber mit etwas zu kleinem Ton die Sinfonia espagnola von Lalo. Gesang war im übrigen die Devise der Woche. Da hörten wir Gertrud Fischer, die sich als eine ernst zu nehmende, begabte Konzertsängerin erwies und mit „Max Reger am Klavier" erschien; ferner Frau Henrike Gound-Krafft, die einen hübschen, aber ziemlich kleinen Sopran ihr eigen nennt und einen ziemlich kurzen künstlerischen Atem hat, aber immerhin auffallendes Geschick in der Beherrschung solcher Stoffe, die das Zierliche, Anmutige und Neckische betonen. Tiefer reicht's freilich nicht. Das Interesse des Abends gehörte übrigens einer Manuskript-Violinsonate ihres auch als Begleiter rühmlich tätigen Gatten Robert Gound, der sich der ausgezeichneten Mitwirkung des Geigers Richard Rettich versichert hatte, welch letzterer leider den Münchenern ganz aus den Augen gekommen ist. Die Sonate ist ein freundlicher Beitrag zur Violinliteratur im Sinne älterer Durchschnittsromantik; große Kraft der Gedanken ist ihr nicht nachzurühmen, wohl aber eine interessante Verwertung des thematischen Materials; dabei ist Gound kein Grübler. Ein Nachlassen des natürlichen Flusses und Ueberhandnehmen von Verlegenheitskombinationen ist nur im letzten Satze nachweisbar. — Hier kann auch gleich des Wiedererscheinens der Geigerin Herma Studeny Erwähnung getan werden, die sich zu einer bedeutenden Vertreterin ihres Instrumentes entwickelt hat, während die Pianistin Lilly Rezabek nach wie vor nicht ernst genommen werden kann, nicht nur trotzdem, sondern auch weil sie die Sonate op. 101 von Beethoven spielte. — Auch das Auftreten der mutigen Wolf-Propagandistin Hedwig Schweicker gab keinen Anlaß neuer Züge in ihrer Kunstausübung Erwähnung zu tun. — Lieder zur Gitarre, Laute und zum Spinett konnten wir in dieser Woche an vier Abenden hören. Man ist also scheint's am besten Wege, auch diese ohnehin gebrechliche Kunst wieder dem Untergang zuzuführen. Am ernstesten wird sie jedenfalls von Anna Zinkeisen genommen. Hier war der Charakter harmloser Hausmusik gewahrt und nur das humoristische Element zu wenig betont. Das Publikum blieb denn auch bei aller Freundlichkeit recht kühl. Sven Scholanders Kunst ist so durchaus eigenartig und in der Persönlichkeit begründet, daß sie immer ihren eigenen Weg gehen wird. Elsa Laura von Wolzogen endlich, die sich einer auffallenden Aehnlichkeit ihres Vortrages mit dem von Yvette Guilbert rühmen kann, neigt doch recht auffallend nach dem Brettl, und vielleicht wird es auf diese Weise dem Namen Wolzogen vorbehalten bleiben, an sich wenigstens die Erinnerungen an dasselbe zu knüpfen. Sie holte sich übrigens unter den drei Letzgenannten den Preis und sah sich dadurch sogar zur Veranstaltung eines zweiten Liederabends veranlaßt.

München. Hermann Teibler.

Kleine Rundschau.

Ein systematischer Verleumdungsfeldzug

gegen einen der hervorragendsten Vertreter der Elektrotechnik hat vor dem Münchener Schwurgericht seine Sühne gefunden. Der früher an den Städtischen Elektrizitätswerken zu München angestellte Ingenieur Will hatte gegen seinen Vorgesetzten Stadtbaurat Uppenborn ein förmliches Netz von Intrigen gesponnen. Das Aergste leistete er sich in einem obskuren alldeutschen Wiener Blatte, das er zahlreichen deutschen Fachgenossen Uppenborns in die Hände zu spielen wußte. Hätten die Ausstreuungen gegen Uppenborn auch nur zum Teil auf Wahrheit beruht, so wäre Uppenborn als Ehrloser in seinem Stande unmöglich geworden. Der anständige Teil der Münchener Presse nahm vor der Schwurgerichtsverhandlung von den skandalösen Anwürfen Wills, in welche auch der erste Bürgermeister und der Magistrat bis zu einem gewissen Grade verwickelt waren, überhaupt keine Notiz. Sowohl der Magistrat als auch der in seiner Ehre so schwer geschädigte Stadtbaurat bestanden, obgleich der Angeklagte schon im Laufe der ersten Verhandlungstage klein beigab, auf Durchführung des Prozesses, welcher zu einer glänzenden Ehrenrettung Uppenborns führte. Der Staatsanwalt schilderte die Riesenarbeit, die ihm der Prozeß gemacht, aber der Erfolg sei, daß Uppenborn fleckenlos dasteht. Die Geschworenen sprachen den Angeklagten Will der verleumderischen Beleidigung schuldig, billigten ihm aber mildernde Umstände zu. Das Urteil des Gerichtshofes lautete auf zwei Monate Gefängnis.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 51. München, 16. Dezember 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Zum hundertjährigen Bestehen des Königreichs Bayern.

Von

Lyzealprofessor Dr. A. Dürrwaechter.

I.

Am Neujahrstage des Jahres 1806 um 10 Uhr des Morgens zog eine glänzende Reiterschar durch die Straßen Münchens. Der Landesherold Joseph von Stürzer, begleitet von einer Abteilung der prächtig montierten Bürgerkavallerie, rief unter Trompeten- und Paukenschall den bisherigen Kurfürsten Maximilian Joseph als „König von Bayern und aller dazu gehörigen Länder“ aus. Ein neues Königreich hatte die weltumstürzende und weltaufbauende Hand des korsischen Giganten geschaffen, und in einer Reihe von glänzenden Tagen, von Festspielen und Konzerten, militärischen Schaustellungen und Triumphzügen, die dem Geburtstage des neuen Staatengebildes folgten, freute er sich selbst an einer Schöpfung, die nicht wie so viele andere durch ihn wieder zerstört werden oder seinem Sturze folgen sollte.

Allerdings war das, was sich an diesem 1. Januar vollzogen hatte, der Abschluß einer unheimlich rasch geschrittenen Entwicklung, wo unter dem wirbelnden Ansturm eines neuen Geistes und unter der wuchtigen Faust eines anderen Attila das Tausendjährige verging im Zusammenbruch der längst morsch gewordenen Stützen eines überlebten Staates und in dem anscheinend jählings eintretenden Versinken einer uralten, greisenhaft gewordenen Kultur. Nichts mehr schien Bestand zu haben und zu behalten, als in dieser Sterbestunde weltgeschichtlicher Einrichtungen das heilige römische Reich deutscher Nation in Trümmer sank, und der Geist der Revolution, der fanatisierten Neuerungssucht, ihm Stück für Stück die Reste seiner Einrichtungen und Ideen in die Tiefe des Gewesenen folgen ließ.

Und doch, so jählings das kam, Staub wurde nur, was innerlich längst zerbröckelt war, und was nicht zerbröckeln konnte, lebte in neuen Formen auf. Und so wahr es ist, daß Fremdherrschaft und kühlste Politik das Königreich Bayern am 1. Januar 1806 geschaffen haben, nicht weniger wahr ist die Tatsache, daß es entstehen mußte und daß es als wertvolle Individualität unverwüstlicher deutscher Kraft erstand.

Daß es entstehen mußte, dafür lag wirklich in jenen Tagen etwas wie eine Notwendigkeit vor. Die großen Meister der diplomatischen Kunst wirken viel mehr, als man glaubt, mit dem, was ihnen gegeben ist, und der bayerische Bismarck jener Tage, Montgelas, beherrschte das Geheimnis, im richtigen Augenblicke richtige Folgerungen zu ziehen. Er machte, um ein vulgäres Wort zu gebrauchen, aus der Not eine Tugend. Denn in Not, in Notwehr befand Bayern sich schon seit langen Jahren. Neben den führenden Großstaat des alten Reiches war ein zweiter getreten, und sein unwiderstehlich wachsender Schatten hatte den letzten Glanz der Kaiserkrone im Norden verdunkelt. Zum Entgelt dafür aber hatten die Habsburger im Süden Ausgleich zu suchen begonnen. Bayern, das unter dem Schutze der Kaiserkrone zu leben meinte, war das Objekt der politischen Spekulationen Josephs II. und Franz II. geworden, so daß seit drei Dezennien alles politische Gewebe in Wien immer wieder den Einschlag sehen ließ, den südlich der Donau gelegenen Kern des uralten Herzogtums Bayern zur österreichischen Provinz zu machen. Es war ja die Zeit der nacktesten Interessenpolitik, wo man Polen im Todeskampf erhielt, um es teilen zu können, wo die Gelöbnisse bei der Kaiserkrönung in Frankfurt nur mehr leerer Prunk waren, und das Gebet für den Kaiser im Reiche längst aus keinem Begeisterung fühlenden Herzen mehr kam. Ein deutsches Nationalgefühl war das Eigentum der wenigsten, und auch die Ueberflutung des Reiches durch die Revolutionsheere weckte es nicht, sondern ließ die Interessenpolitik nur noch schärfere Züge annehmen. Im Basler Frieden war Preußen, wie von Wien ausgehende Schmähschriften sagten, zum Judas am Reiche geworden und sah hinter dem papierenen Wall seiner Demarkationslinie ruhig zu, wie alles Unwetter eines wilden Krieges über dem deutschen Süden sich entlud, und die gierigen Heere der Morreaus und Jourdans Frankens, Schwabens und Bayerns Gefilde verwüsteten. Oesterreich aber, das zwei Jahre später im Frieden von Campo Formio selbst sein Schlachtfeld zwischen Rhein und Main und Inn im Stiche ließ, hatte sich Entschädigung durch bayerisches Gebiet, durch das Gebiet des Bundesgenossen, ausbedungen, und diese Entschädigung blieb ein Ziel auch des diplomatischen Kampfes, den sein Minister Thugut in Petersburg und auf dem Kongreß von Rastatt führte. So war Bayern nicht nur der Schauplatz des Krieges gewesen, es schien, als sollte es auch trotz der Waffenbrüderschaft mit Oesterreich die Kosten desselben bezahlen, auch dann noch, als wenige Stunden ostwärts seiner Hauptstadt bei Hohenlinden die Entscheidung in einem neuen opfervollen Kriege gefallen war.

Da gewährte ihm der Gang nach Paris die Stütze, deren es zu seiner Erhaltung bedurfte. Was die französische Politik schon 60 Jahre vorher angestrebt hatte, war Napoleon jetzt zu schaffen imstande: ein größeres Bayern, um Habsburg in Schach zu halten. Was aber damals, wo der Traum von dem Imperium noch die Seele des bayerischen Kurfürsten Karl Albert er-

füllen konnte, verschmäht worden war, das wurde jetzt begierig ergriffen, wo die harte Wirklichkeit in Montgelas einen Verstand fand, der das nahe Ende des Imperiums mit kühler, meisterlicher Berechnung ins Auge faßte. Aus dem Gefüge der Schöpfung Ottos des Großen ward ihr eigenartigster Ausdruck, das geistliche Fürstentum, entfernt und, ehe noch die nüchterne Note des Grafen Stadion am 6. August 1806 das offizielle Ende des Reiches verkündete, war es bereits eine sinnlose Ruine geworden. Neue Staatengebilde hatten von seinem Reichstag nur noch einen unverständlichen Rumpf übrig gelassen, die Osthälfte des deutschen Südens, wo Fürstenhut, Inful, Stadtzinne, Grafenkrone und Ritterwappen seit Jahrhunderten des Reiches wechselvollstes Mosaik gebildet hatten, war dem mächtigsten und dem ältesten der hier vorhandenen Staatswesen, Bayern, angegliedert worden, und vor dem Bilde der Königskrone verblaßten hier rasch die alten Symbole einstigen reichsherrschaftlichen Daseins.

Eine Schöpfung Napoleons war äußerlich der neue Staat und doch innerlich mehr als eine solche. Denn wer in die historischen und geographischen Vorbedingungen desselben einzudringen versucht, der wird bemerken, daß seine Entstehung eine historische Wiedergeburt und ein geographisches Sichfinden bedeutet.

Nicht freilich eine historische Wiedergeburt in dem Sinne der Franzosenschwärmer jener Tage, die mit Dalberg in Napoleon einen zweiten Karl den Großen begrüßten, in ihm den Wiederhersteller des Königreichs Thassilos feierten und dadurch, daß sie sich ihrer germanischen Abstammung uneingedenk als Bojer fühlten, der Keltomanie ein unpatriotisches Opfer brachten. Aber in dem Sinne war es doch die Wiederkehr des Gewesenen, als tatsächlich jahrhundertelang das bayerische Herzogtum wie ein Mittelstaat unter den kleineren, vor und nach ihnen, sich hier im deutschen Südosten erhalten, und von dem Fichtelgebirge bis über den Saum der Alpen hinaus das Szepter seiner Fürsten gewaltet hatte. Diese historische Festigkeit Bayerns hat aber einen geographischen Untergrund. Denn als ein kleines, aber nicht weniger begreifliches Pendant zu Rußland, Preußen und dem immer wieder erstehenden Donaustaat, der heute Oesterreich-Ungarn heißt, ist auch das bayerische Staatswesen da erwachsen, wo weite ebene Flächen ohne den Wall des Gebirges sich breiten und die politische Ausdehnung einer auf ihnen fußenden Macht erleichtern. Bayern ist der Staat der schwäbisch-bayerischen Hochebene, des zu ihr sich neigenden Jura und der an denselben sich drängenden Stufenländer. Es ist der Staat, der den Schlüssel zum wichtigsten der Alpenpässe in die Länder des Südens bewahrte, der gegen den am weitesten vorgeschobenen Posten der Slavenwelt auf der dunkeln Völkerscheide des Böhmerwaldes die Wache tat und an Main, Regnitz und Altmühl die Straßen zum Vorstoß gegen das vielgestaltige politische Wesen der Franken und Schwaben besetzt hielt. Es war nur die Bilanz von Jahrhunderten, welche der stürmische Drang einer gestaltenwollenden Zeit zog, als er Bayern alte, natürlich gegebene Wege aufs neue wies. Denn da nun der Posten der Wittelsbacher am Rheine, der zuletzt doch nur ein Anlaß für Bayerns Herrscher gewesen war, ihre Kräfte in uferlosen Aufgaben zu vergeuden, verloren ging, trat an die Stelle einer haltlosen Zersplitterung die von selbst sich bietende Abrundung zur kompakten, vom Saume der Alpen bis zum Fuß des Thüringerwaldes aufgeschlossenen Länderreihe. Bayern war so ein Königreich geworden, ehe es die Krone von 1806 erhielt und, wenn diese Krone auch von der eisernen Hand des Korsen in der Rotglut der Revolution geschmiedet wurde, so war ihre Form doch aus alter Zeit gegeben.

Seitdem sind hundert Jahre vergangen, und das neu geschaffene Königreich hat die Probe für sein Zurechtbestehen abgelegt, in stürmischem Eifer zunächst und unter schweren Opfern, die gefordert und geleistet wurden. Aus einem bajuwarischen Staate sollte ein bayerischer, aus einem katholischen ein paritätischer geschaffen werden. Aus einem Lande vorwiegend nur kirchlicher Bildung und bäuerlicher Kultur sollte eines werden, das die Ansprüche der neu gewonnenen Industriezentren, der annektierten Städtekultur, der mächtig sich regenden profanen Geistesrichtungen befriedigen wollte. Oder, um es mit einem Wort zu sagen: Aus einem Staate des 16. Jahrhunderts sollte ein modernes Staatswesen geschaffen werden. Es geschah in einer friedlichen, von der Regierung in Szene gesetzten Revolution, die alle Härten und Willkürlichkeiten einer solchen an sich hatte und trotzdem, wie man von der Warte der Geschichte aus bestätigen muß, Bayern damals gerettet hat.

Auch mir gefällt der Geist nicht, der sich da breit machte, noch der Mann, der den ganzen Feuereifer eines Josephs II. mit der harten Rücksichtslosigkeit eines Napoleon vereinigte. Tiefe und sittlicher Ernst fehlte dem Grafen Montgelas. In der Seele dieses Aufklärers war kein Verständnis für den Wert des Ueberlieferten, für die Unvergänglichkeit religiöser Kräfte, und was er an Idealen hatte, deckte sich, um eines seiner Worte zu gebrauchen, mit der „Pflicht für die Erhaltung des Ganzen zu sorgen". Er glaubte an die Zauberkraft des Polizeistockes auch über die Menschenseelen, weil er die Seelen zu gering veranschlagte, und er ließ in der vollen Einseitigkeit eines Ideologen es geschehen, daß eine Kultur, die er nicht kannte, mit Füßen getreten wurde. Noch heute erheben in Bayerns Gauen Ruinen genug die schwere Anklage, daß er dem „Fieber der Zeit", der Säkularisationswut, nicht bloß das Krankhafte und Abgewelkte, sondern auch das Blühende und Gesunde geopfert hat. Und wenn die Krypta des Freisinger Doms noch heute von der Gestaltungsfülle der romanischen Zeit erzählt, wenn der Martinsturm in Landshut stehen geblieben, bayerischen Fürsten und bayerischem Bürgertume zu hohem Angedenken, und wenn die Klosterkirche von Ebrach heute noch eine berauschende Symphonie von Farben und Linien ist, so ist das ganz gewiß nicht das Verdienst des Grafen Montgelas.

Aber das ist Montgelas Verdienst, daß er dem Neuen Rechnung trug, daß er den zum neuen Königtum reifenden bayerischen Staat mit dem neuen Leben und den neuen Kräften der Zeit erfüllt hat. Wenn auch nicht ohne die Mitarbeit einer eifrigen Beamtenschaft und nicht ohne die oft ausgleichende Milde eines liebenswürdigen Herrschers, so ist er es doch vorzugsweise gewesen, der für Bayern an der Schwelle des 19. Jahrhunderts das geleistet hat, was dereinst an der Schwelle des 17. Jahrhunderts der Herzog Maximilian I. in ähnlich rastloser Vielgeschäftigkeit tat. Wohl jagte ein Gesetz das andere und wurden Verordnungen von Verordnungen gedrängt und verdrängt. Aber so nervös auch die Hast anmutet, in der sie erflossen sind, so zäh blieben sie doch dem Ziele treu, das durch sie angestrebt wurde: der Ausdehnung moderner Staatsreformen auf alle Gebiete des Staatslebens, der Umwandlung aller mittelalterlichen Art in Schule, Verwaltung, Justiz und Kriegswesen, der Schöpfung eines über der bunten Masse der bayerischen, schwäbischen und fränkischen, der geistlichen, fürstlichen, reichsstädtischen und ritterschaftlichen Landesteile stehenden zentralisierten Staatskörpers nach französischem Muster, der sozialen Gleichstellung der Untertanen und der Förderung und freiheitlichen Entwicklung ihrer Erwerbszweige. Der Aberglaube jener Zeit des Rationalismus und der Revolution, Menschen und Staaten aus der Retorte der Theorie hervorzaubern zu können, hier ist er wirklich nicht ohne Erfolg geblieben, nur daß dabei noch Kräfte tätig waren, die als historische und geographische Gesetze jenseits von allen Systemen stehen, und daß die Schöpfung einer ausgeklügelten Theorie durch den Kitt des Blutes, das die Untertanen des neuen Staates auf den Schlachtfeldern vergossen, ihre innigste Verbindung erhielt.

Damit haben diejenigen, die nach jener Theorie nur dazu da waren, um regiert zu werden, ihre erste selbsttätige Mitarbeit geleistet. In fast einem Jahrzehnt der schwersten Kriege hat das Heer des neuen bayerischen Staates die Feuertaufe erhalten und rühmlich bestanden, erst unter den die Völker zusammenzwingenden Fahnen des korsischen Attila bis zu jenen Wintermonden, wo auf den Schneefeldern Rußlands auch 30,000 Bayern ein eisiges Grab fanden, dann in nationaler Begeisterung, als in dem zweitägigen Ringen bei Hanau die Bayern Napoleon den Rückhalt in Süddeutschland und den Zuzug aus Italien benahmen, als sie weiterhin in den todesmutigen Angriffen bei Brienne, bei La Rothière, bei Bar und Arcis sur Aube die Verwelschung und das Undeutsche an der Politik des bayerischen Staatsmannes abwuschen und die Möglichkeit gaben, mitten durch die Klippen der Wiener Kongreßverhandlungen hindurch das neue Königreich der Hauptsache nach intakt zu erhalten.

Das Königreich Bayern war dadurch in dem neuen Deutschen Bunde der bedeutsamste Mittelstaat geworden und trat am 2. Februar 1817 in seine zweite Aera ein.

Es ist das Datum des Sturzes des Grafen Montgelas. Der Bismarck Bayerns gleicht seinem späteren, größeren Pendant im Reiche auch darin, daß er die Zeichen der Zeit nicht verstand und diese noch für sein rationalistisches, autokratisches und französelndes System in Anspruch nehmen wollte, als bereits Nationalgefühl, Volksfreiheit und religiöse Einkehr zu den treibendsten Kräften im deutschen Leben geworden waren. Im Rahmen dieses deutschen Lebens aber wird es stets des neuen Königreichs Bayern unvergänglicher Ruhm bleiben, daß man innerhalb seiner Grenzen zuerst diesen Kräften eine freie Bahn eröffnete und so Bayern zu dem machte, was es ein Biograph Ludwigs I. genannt hat, „eine geistige Großmacht". Stets auch wird es zu den interessantesten Kapiteln der Geschichte gehören, wie der Romantiker Ludwig I. das Werk des Aufklärers Montgelas im Sinne ganz

anders gewordener Zeitideale fortgeführt und umgestaltet hat, wie er das tat, was Platen an ihm rühmt:

Ins Wappenschild uralter Sitte
Fügst du die Rosen der jüngsten Freiheit,

wie er Bayern als deutsche Individualität bereichert und fortgebildet hat. Noch während der Regierung Max Josephs I., aber schon unter dem vorwaltenden Einflusse des Kronprinzen, kündigten sich die Taten an, an denen jene Worte Platens abgelesen sind: Die Herstellung einer neuen kirchlichen Ordnung, die Schaffung der ersten und freisinnigsten Volksvertretung eines deutschen Staates, die energische Vertretung deutschen Nationalgefühls und der Aufschwung deutscher Kunst und Kultur, Dinge, welche Bayern in einem idealen Sinne an der Spitze der deutschen Staaten zeigen.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Reichstagsverhandlungen über die auswärtige Lage.

Die Adressen an den Monarchen sind in den deutschen Parlamenten aus der Mode gekommen. Das ist nicht zu bedauern; denn bei der kunstgerechten Veranstaltung eines Echos auf die Thronrede gibt es in der Regel viel Geschrei und wenig Wolle. Die Erisäpfel geraten dabei besser als die Eßäpfel, wie u. a. die Erinnerung an die „große" Adreßdebatte von 1871 mit ihrem vorgeschobenen „Prinzip" der unbedingten Nichtintervention beweist. Im Falle eines Kriegsausbruches oder einer unmittelbaren Kriegsgefahr kann freilich für eine parlamentarische Adresse der rechte psychologische und politische Moment gekommen sein. Der Ernst der gegenwärtigen Lage ist aber von Kriegsnot noch sehr weit entfernt. An das Schwertziehen wird noch längst nicht gedacht; Deutschland schlägt nur ein wenig mit der Hand auf den Tisch, um gewisse unruhige Elemente zur Ruhe und Rücksicht zu mahnen. Der Deutsche Reichstag hat ganz recht daran getan, daß er auf die Feierlichkeit einer Adresse verzichtet und sich damit begnügt hat, durch den Mund der Etatsredner der verschiedenen Parteien seine Zustimmung zu der auswärtigen Politik der Regierung kundzugeben.

Natürlich mit Ausnahme der Sozialdemokratie. Von Herrn Bebel und seiner Gefolgschaft hat ja kein Sachkundiger etwas anderes erwartet als einen leidenschaftlichen Erguß des Hasses gegen den Kaiser, die Regierung und das ganze nationale Empfinden und Streben. Herr Bebel hat einen sehr intelligenten Kopf; aber er leidet unter der Halbbildung, und zwar mit zunehmendem Alter und Selbstbewußtsein immer mehr. Von des Zweifels Blässe nirgends angekränkelt, redet er mit unaufhaltsamen Fluß und Schwung über alle Dinge, und am „schönsten" über die, welche er nicht versteht. Ein englisches Blatt kennzeichnet diese Rhetorik der galligen Selbstgefälligkeit sehr treffend dahin: das englische Sprichwort „Recht oder Unrecht — mein Vaterland!" habe Herr Bebel so übersetzt: „Wer hat Unrecht? Immer mein Vaterland!" In der Tat ist das der Kern der ganzen langen Rede des Sozialistenführers: alles, was die deutsche Politik tut oder sagt, alles ohne Ausnahme ist falsch und schlecht; aber alles, was unsere Feinde gegen uns sagen, das ist unbesehen wahr und gut! Demgemäß stellt Herr Bebel die Dinge einfach auf den Kopf: wenn Frankreich mit Hilfe Englands sich anschickte, Deutschland aus Marokko hinauszuschieben, so war das durchaus keine Provokation; aber wenn der Deutsche Kaiser, nachdem er lange vergeblich auf eine Mitteilung des Marokko-Abkommens gewartet hatte, in Tanger den Boden des Sultans betrat, so war das nach Bebel eine Provokation. Wozu baut das Deutsche Reich sich eine Flotte, die gleich der französischen und russischen Flotte zweiten Ranges sei und der Weltmachtsflotte Englands niemals gleichkommen kann? Die englischen Hasser und Hetzer sagen: um die britische Flotte anzugreifen! Und Herr Bebel betet diesen Unsinn im Reichstage nach, zur hellen Freude aller unserer Gegner! Seine Rede gipfelt dann in dem Wunsche, daß es dem Kaiser Wilhelm gehen möge wie dem Zaren Nikolaus, daß dem Deutschen Reiche dieselben inneren und äußeren Schicksale beschieden sein mögen wie dem russischen. Und diesen Mann halten zahlreiche Deutsche für einen Beglücker des Volkes! Den herostratischen Unfug macht durchaus nicht alles mit, was unter der sozialdemokratischen Fahne marschiert. Aber wer wagt gegen Herrn Bebel und die zurzeit herrschende „revolutionäre" Fieberstimmung in der Partei sich aufzulehnen? Wie stark die rote Diktatur ist, sieht man u. a. daran, daß die sechs hinausbeförderten Redakteure des „Vorwärts", von deren Aktion mancher eine große Parteikrisis erwartet hatte, de- und wehmütig zu Kreuze gekrochen sind. Der einzige, der gegen den hochverräterischen Wahnsinn à la Rosa Luxemburg und Bebel ein Gegengewicht des An- und Verstandes bilden könnte, Herr v. Vollmar, scheint sich bis zu seinem Lebensende aufsparen zu wollen.

Fürst Bülow wies die Entstellungen und Drohungen Bebels kräftig zurück. Das war notwendig, damit nicht etwa das Ausland, in dem die Unkenntnis der deutschen Dinge arg verbreitet ist und sorgsam gepflegt wird, auf den Gedanken komme, man dürfe Deutschland ruhig kränken, da Herr Bebel nicht zugeben werde, daß die deutschen Regimenter marschieren.

Dem Auslande gegenüber setzte Fürst Bülow auch im Reichstage die Aktion fort, welche die Thronrede begonnen hatte: die kräftige Warnung vor einer Fortsetzung der deutschfeindlichen und friedensgefährlichen Ränkepolitik. Die französischen Blätter tun sehr verwundert, daß Fürst Bülow immer noch auf das erste, kritische Stadium der Marokkoangelegenheit zurückkommt, das doch durch die Entlassung Delcassés und die Zugeständnisse Rouviers abgeschlossen sei. Eine Etappe ist noch kein Abschluß. Fürst Bülow würde gewiß etwas reden, wenn er des glatten Verlaufs der Konferenz von Algesiras sicher wäre. Im übrigen muß jeder, der die Entwicklung der Geister und der Verhältnisse mit Unbefangenheit verfolgt, den Eindruck gewinnen, daß schon jetzt das entschlossene öffentliche Auftreten Deutschlands der Friedenssicherheit in Europa zum Vorteil gereicht.

Der Wechsel im englischen Ministerium.

Sir Campbell-Bannerman hat nach vieler Mühe ein liberales Kabinett zusammengebracht. Die Blätter beider Parteien begrüßen das mit Freude. Nach unserem Gefühl hat die konservativ-unionistische Partei am meisten Anlaß zu diesem Gefühl; denn sie hat ihre Agitationskraft für die nahe bevorstehenden Wahlen wesentlich dadurch gestärkt, daß sie der Verantwortlichkeit und der Verpflichtung zur Entrollung eines positiven Programms enthoben worden ist und als Opposition die Blößen ihrer Eintracht leichter verdecken kann. Campell-Bannerman hat eine kunstvolle Sammlungspolitik getrieben, indem er in seinem Kabinett allen Flügeln und Strömungen innerhalb der bisherigen Opposition eine Vertretung besorgte, sowohl den Imperialisten als den Feinden der Expansionspolitik, sowohl den Home-Rulern als den alten und neuen Einheitschwärmern. Das Ministerium des Auswärtigen hat er des lieben Friedens halber sogar dem Imperialisten Grey geben müssen, der im Verein mit Asquith die „Führung" des Premiers Bannerman zu einer nominellen machen wird. Lord Rosebery bleibt persönlich noch in Reserve, ist aber durch seinen Schwiegersohn und mehrere Freunde vertreten, so daß ihm die Erbschaft gesichert erscheint. Man rechnet damit, daß die neue Regierung bei den Wahlen nur eine schwache Mehrheit erhalten und die Iren wiederum im Parlament eine maßgebende Rolle spielen werden. Die neue Regierung hat in der auswärtigen Politik kein neues Programm; aber doch ist von ihr ein Vorteil für den Frieden zu erwarten, da die liberale Partei den hochpolitischen Sport des Königs nicht mit derselben Nachgiebigkeit wie die bisherige unionistische Regierung sich frei entwickeln lassen wird. Wenn keine Weiche umgelegt wird, so wird doch hoffentlich die Bremse angezogen.

Die Annahme des französischen Trennungsgesetzes.

Es ist den Kulturkämpfern in Frankreich gelungen, das Trennungsgesetz noch vor dem Ablauf des Jahres durch den Senat zu peitschen. Die widersprechende Minderheit war allerdings für französische Verhältnisse auffallend stark: 103 gegen 179. Die unveränderte Annahme im Senat war nur zu erzielen unter dem Druck der Wahrscheinlichkeit, daß bei einer Verzögerung über den 1. Januar hinaus die große Frage in den Wahlwirren und ihren Folgen untersinken könnte. Ein Teil der Kulturkämpfer hat das Gesetz nur unter dem Vorbehalt angenommen, es bald möglichst zu „verbessern", d. h. zum Schaden der Religion und der Freiheit zu verschärfen. Infolgedessen ist es auch sehr schwer, die Frage nach den nächsten Wirkungen des Gesetzes zu beantworten. So wie es jetzt lautet, läßt es den französischen Katholiken noch eine gewisse Möglichkeit, sich zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu organisieren. Aber wenn die vorgesehenen „Kulturvereine" einen hoffnungsvollen Anlauf machen, haben sie zu fürchten, daß man bald die Gesetzesparagraphen, die ihre Wirksamkeit ermöglichten, abändert und aufhebt. Also kann man zunächst nur von einer vorläufigen Probe sprechen. Das drückt der ganzen Lage den Stempel der größten Unsicherheit auf. Es bleibt abzuwarten, ob die kirchlichen Autoritäten und die Führer des katholischen Volkes schon vor den Wahlen klärende und entscheidende Maßregeln ergreifen können.

„Uncle Sam" im Panamasumpf.

Von

Arthur Preuß, Herausgeber und Redakteur der „Catholic Fortnightly Review" in St. Louis.

Als vor zwei Jahren die Yankees den schlafmützigen Kolombianern widerrechtlich die Landenge von Panama wegnahmen, geschah die unerhörte Gewalttat bekanntlich unter dem Vorwande, daß der geradezu unerträglich gewordenen Verzögerung im Bau des für Amerika, ja für die ganze zivilisierte Welt so wichtigen Isthmuskanals endlich unter allen Umständen ein Ende gemacht werden müsse.

Die Art, wie es geschah, war für den Charakter und die Methoden des in Theodor Roosevelt verkörperten biederen „Uncle Sam" ungemein bezeichnend. Die Sache litt auch nicht den mindesten Aufschub! „The dirt must fly!" war die von Washington ausgegebene Parole, und man scheute selbst die Inszenierung eines Bogusrevolutiönchens und die Aufrichtung einer opera bouffe-Republik nicht, um zum Ziele zu gelangen.

Kriegsminister Taft — der „logische Präsidentschaftskandidat" der Republikaner, falls „Teddy" Roosevelt auf seiner Ablehnung des „dritten Termins" beharrt — hat kürzlich in einer zu St. Louis gehaltenen Rede gegen diesen „dreckigen" Ausdruck (The dirt must fly" heißt wörtlich: „Der Dreck muß fliegen!") protestiert. Das ändert aber an der Tatsache nichts, daß die Phrase aus des Herrn Präsidenten höchsteigenem Munde stammt. Als ihm seinerzeit das Professorenkollegium der Universität Yale wegen seines ungerechten Vorgehens wider Kolombia Vorhaltungen machen zu müssen glaubte (allzu energisch waren diese Vorhaltungen allerdings nicht, trugen vielmehr rein „akademischen" Charakter), da ließ ihnen Herr Roosevelt triumphierend die Botschaft zugehen: „Tell them I am going to make the dirt fly on the Isthmus!"

Zwei Jahre sind seitdem vergangen, und wie steht's mit dem Kanalbau heute?

Getan ist anher sozusagen nichts. Nicht mal über den Plan der Ausführung hat man sich geeinigt!

Die Mehrzahl der zur „Kommission der beratenden Ingenieure" gehörenden „Sachverständigen" gibt unumwunden zu, daß die Vollendung des „ungeheueren Werkes" (vor zwei Jahren sprach man davon wie von einer lumpigen Bagatelle) im besten Fall mindestens fünfzehn bis zwanzig Jahre in Anspruch nehmen, und daß der Spaß, statt der veranschlagten 140, die Kleinigkeit von 250 bis 300 Millionen Dollars kosten dürfte.

Der endgültige Bericht der Ingenieure, auf den Roosevelt so große Hoffnungen setzte, ist noch nicht an die Oeffentlichkeit gedrungen; aber so viel gilt als sicher, daß die „sachverständigen" Herren sich nicht haben einigen können; und das ist für das ganze Unternehmen recht fatal.

Um so fataler, da wegen der schlechten gesundheitlichen und wirtschaftlichen Zustände (die bisher angeworbenen kaukasischen Arbeiter waren nicht zu halten, und man wirbt jetzt Neger und Kulis an), auf dem Isthmus bis jetzt an der Fortführung des von Frankreich im Stich gelassenen Werkes so gut wie gar nichts geschehen ist.

Wie es scheint, hat sich die Mehrheit der Ingenieurkommission für einen sogenannten Flut- oder sea-level-, gegen einen Schleusen-Kanal entschieden. Hier und da ist sogar die Rede von einem „durch Panama zu grabenden Bosporus". „Das klingt ungemein stolz", bemerkt dazu eine unserer angesehensten Tageszeitungen; „aber bei genauerem Zusehen stellt sich dieser Bosporus als nichts weiter denn eine 150 Fuß breite Gracht dar, durch welche sich ein moderner Großdampfer von den Dimensionen des „Baltic" oder der „Amerika" schwerlich würde durchschleppen lassen. Zudem geht's ohne eine Riesenschleuse nicht ab. Dieselbe soll zu Miraflores angebracht werden. Wollen wir uns wirklich eine Mehrauslage von hundert Millionen Dollars aufladen und die Vollendung des Kanals um mindestens sieben oder acht Jahre hinausschieben, einzig um des Vergnügens willen, statt eines gewöhnlichen dreischleusigen einen neumodischen Flutkanal mit nur einer Schleuse zu besitzen?"

Direkt gegen das Projekt eines Flutkanals spricht sich General Abbot im Engineering Magazine aus. „Alle Ingenieure", sagt er, „die von praktischer Kanalarbeit überhaupt etwas verstehen und die Panamafrage eingehender studiert haben, stimmen darin überein, daß ein mit allen modernen Verbesserungen ausgestatteter Schleusenkanal einem Flutkanal bei weitem vorzuziehen ist. Weshalb sollen wir also zehn oder gar ein Dutzend Jahre verschwenden und ungezählte Millionen vergeuden, um einen Plan auszuführen, der nach allen Erfahrungen der letzten dreieinhalb Dezennien höchstens einen gewissen sentimentalen Wert im Hirne eines Lesseps gehabt haben mag?"

Kurzum: entschieden ist nach zweijährigen Beratungen und Untersuchungen noch nicht einmal die Art des zu grabenden Kanals; getan, nach allen Bramarbasiaden, noch weniger. Das ganze Unternehmen ist über das von der französischen Untersuchungskommission anno 1890 konstatierte Stadium auch nicht um eines Fingers Breite hinaus, und sogar hochpatriotische Blätter (damit sind natürlich nicht die „Jingoes" gemeint; die haben überhaupt keine „Lichtblicke"!) vom Schlage der New-Yorker Evening Post (20. November) seufzen betrübt: „Einerlei, wie der Präsident und der Kongreß sich schließlich über die Frage einigen mögen, soviel steht fest: wir sind von einer zielbewußten, erfolgverheißenden Inangriffnahme des Kanalbaus heute genau soweit entfernt wie je; dank Herrn Roosevelts ungestümem Vorwärtsschieben (strenuous driving) zappeln wir elendiglich im Panamasumpf wie ein verendender Aal im tiefen Schlamm.*)

*) Eben (24. Nov.), da ich im Begriffe bin, diesen Aufsatz zur Post zu geben, lese ich in den Tagesblättern unter dem Titel: „Steht ein neuer Panamaskandal bevor?" allerlei Enthüllungen, welche die Sache noch schlimmer gestalten. Die Kanalkommission hat, wie es scheint, schwere Schulden gemacht und verlangt vom Kongreß für die nächsten sechs Monate zu den bereits gemachten Bewilligungen noch 16 weitere Millionen. „Es steht zu erwarten, daß der (zurzeit noch nicht zusammengetretene) Kongreß die Kommissäre zur Rechenschaft ziehen wird, da sich schon viele Senatoren und Abgeordnete dahin ausgesprochen haben, daß die Kommission ihre Befugnisse auf finanziellem Gebiet weit überschritten habe. Außer ihren Kontrakten von 9 Millionen schuldet die Kommission noch anderthalb Millionen Dollars für bereits angekauftes Material ... Viele Kontraktoren stehen am Rande des Bankerotts, weil sie ihr Geld nicht eher erhalten können, bis der Kongreß weitere Millionen auswirft. Man erwartet, daß der Präsident vom Kongreß zur Entlassung der Kommissäre aufgefordert werden wird; nach dem Gesetze muß jeder Bundesbeamter, der mehr Geld ausgibt als ihm zur Verfügung steht, entlassen und dazu noch bestraft werden, usw." Es kann noch schön werden. „Das ist der Fluch der bösen Tat!"

Auf öder Flur.

Es liebt die Welt nur loses Spiel
Und eitel Flitterglanz,
Hat, argen Sinns, ihr hohes Ziel
Vergafft, verloren ganz.

Sie treibt am Wege sich herum
Und fragt nach Jenem nicht,
Der niederschaut vom Kreuze stumm,
Den Tod im Angesicht.

Sie zerrt im wüsten Bacchanal
Die arme Jugend mit
Und achtet nicht der Blumen Qual,
Die roh ihr Fuß zertritt.

O arge Welt, du öde Flur,
Trostlosen Jammers voll,
Wüßt' von den Menschen Einer nur,
Wer dich erlösen soll?!

Die höchste Liebe, ach, sie fand
Nur Undank, Hohn und Spott —
Wann lösest du vom Kreuz die Hand,
Du großer, starker Gott!?

Leo van Heemstede.



Erziehung des Klerus.*)

Von

Joseph Lorenz.

II. (Schluß.)

Es ist hier vielleicht der Platz, auch über die Erziehung zum Verkehr mit dem andern Geschlechte ein paar Bemerkungen zu machen. Der Priester ist und bleibt zum Zölibate verpflichtet. Mit Argusaugen wacht das katholische Volk darüber, ob der Priester sich in dieser Beziehung keine Blößen gibt; mit höhnischer Freude registrieren Andersdenkende jede Tatsache, die auch nur einen Schein von Verletzung des Zölibates seitens der Priester begründen kann. Daß unter diesen Verhältnissen ein besonderes Augenmerk auf diesen Punkt bei der Erziehung des Klerus gerichtet werden muß, daß dem jungen Kleriker bestimmte und streng einzuschärfende Direktiven für den Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht gegeben werden müssen, ist selbstverständlich. Diese Direktiven müßten die kluge Mitte halten zwischen Prüderie und förmlicher Scheu vor dem Frauengeschlecht einerseits und zwischen unnötigem, allzu freiem und ungeniertem Verkehr mit demselben anderseits. Es müßte den Kandidaten immer wieder eingeprägt werden, daß sie schon mit Rücksicht auf die böse Welt Damengesellschaft nicht suchen und nicht pflegen, sondern im Gegenteil nur soviel mit dem anderen Geschlecht verkehren sollten, als es ihr Beruf und der gesellschaftliche Anstand verlangt. Im besonderen möge darauf geschaut werden, daß der Priesterkandidat im Verkehr mit den Frauen nicht durch Nachäffung gewisser Gigerlallüren sich den Anstrich eines vollendeten Weltmenschen zu geben sucht; bei Wahrung aller Anstandsformen darf doch eine gewisse Würde und vornehme Zurückhaltung Frauen gegenüber nicht außer acht gelassen werden. — Heutzutage, wo fast jeden Monat irgendein Priester-Skandalroman erscheint, wo man sich nicht entblödet, den Priester als lockeren Zeisig sogar auf die Bühne zu bringen, heutzutage, wo in den weitesten Kreisen ein unleugbares Vorurteil gegen den Zölibat der Priester besteht, ist doppelte Vorsicht geboten und sind die Kandidaten so zu erziehen, daß auch der Schein des Schlimmen vermieden wird. Hierher gehört auch — ohne daß wir dadurch der Ehre unseres Klerus im entferntesten nahetreten wollen, eine gewisse Oberaufsicht der kirchlichen Behörden, die über die Auswahl jener Person zu wachen haben, welche den Haushalt des Priesters führen soll. Das kanonische Recht enthält klare und bestimmte Vorschriften über das Alter, den Charakter, die moralischen Qualitäten derjenigen Personen, die dem Hauswesen des Priesters vorstehen. Möge über die Einhaltung dieser kanonischen Bestimmungen allseits gewacht werden; manche Vorurteile werden dann fallen, manches dumme Gerede, manche Herabsetzung des priesterlichen Standes wird dadurch verhindert.

Ein sehr wichtiger Punkt in der klerikalen Erziehung ist die Erweckung der Liebe zu geistiger Beschäftigung, der Liebe zum Studium und zu den Büchern. Die meisten jungen Geistlichen kommen hinaus auf das flache Land, vielleicht in ein armseliges Bauerndorf, das ihnen keine Unterhaltung, keine geistige Anregung bietet. Wenn sie auch durch den Beruf vielfach in Anspruch genommen sind, so wird es doch noch manche Stunde, manchen Nachmittag geben, an welchem sie keine besondere Beschäftigung haben. Wehe dem jungen Priester, der es nicht versteht und der sich nicht daran gewöhnt hat, sich selbst zu beschäftigen! Wehe dem, welchem die Bücher nicht liebe Freunde geworden sind! Die Zeit will verbracht werden, und ist es nicht das Studium, sind es nicht die Bücher, denen man die Zeit widmet, dann sind es gar oft andere Dinge, mit denen sie vertrödelt und tot geschlagen wird. Es donnern die Ordinariate gegen die frequentia cauponarum, gegen die Wirtshaushocker und Spielratten. Alles vergeblich! Es gibt Herren, die es nicht gelernt haben, sich mit sich selbst zu beschäftigen; das Studium war ihnen während ihrer Vorbereitungszeit bereits eine lästige Qual; kaum daß sie frei geworden, haben sie dann das Studium an den Nagel gehängt, Spielkarte und Bierkrug sind ihnen lieber geworden als Hl. Schrift und wissenschaftliche Bücher, und so bleiben sie des Wirtes beste Kundschaft, solange nicht die Liebe zum Studium wieder in ihnen erwacht, was freilich äußerst selten der Fall ist. Sie versumpfen und verbauern. Pflicht der Seminarleitung ist es, den Priesterkandidaten Anregung zu geben, sie für das Studium zu begeistern, ihnen auch das Studium anderer, der Theologie ferner stehenden Disziplinen je nach individueller Anlage und Neigung nahe zu legen — ihre Pflicht wäre es aber auch, Herren, die dem Studium grundsätzlich abhold sind und kaum das Notdürftigste sich aneignen wollen, durch Verschiebung der Weihen, durch Durchfallenlassen in den Prüfungen erst anzuspornen, und wenn auch das nichts helfen sollte, sie einfach zurückzuweisen. Ein Priester ohne Lust und Liebe zu dem Studium und zu geistiger Beschäftigung wird nie und nimmer seinen Platz ausfüllen.

So sehr aber auch die Liebe zum Studium und zur Wissenschaft in der Erziehung des Klerus betont werden muß, so ist sie doch nicht das einzige; ein Punkt, möchte ich sagen, überragt sie noch — es ist das die Durchbildung in der christlichen Askese.

Es hieße Sand in eine Sandwüste tragen, wenn wir uns weiter verbreiten wollten über die Wichtigkeit der Askese für den Priester. Bände sind darüber geschrieben worden, jede Pastoraltheologie betont dieselbe; Erlasse der Päpste und Bischöfe legen die Askese dem Priester nahe. Sie ist für ihn so wichtig wie ein Lebenselement, wie das Wasser dem Fische. Die Reformer sind gewaltig auf dem Irrwege, wenn sie glauben, die Askese missen und sie durch Wissenschaftlichkeit ersetzen zu können. Solange die Selbstheiligung des Priesters und eine ersprießliche seelsorgliche Tätigkeit das Werk der Gnade Gottes sind, ebenso lange wird der Priester die Uebung der Askese, die ihn im Gnadenstande erhält und sein Wirken heiligt, nicht entbehren können. Es fehlt auch in den Seminarien gewiß nicht an Ermahnung und Anregung zur Uebung der Askese; die Hausordnung selbst schreibt tägliche asketische Uebungen vor. Aber was nützt die Anregung und die Hausordnung, wenn in manchen Seminarien die Energie fehlt, um die Durchführung dieser asketischen Uebungen und die Gewöhnung an dieselben von allen zu erzwingen und eventuell Kandidaten, die sich nicht fügen wollen, zu entfernen? Wir könnten Aeußerungen von Seminaristen über Asketik anführen, die an Despektierlichkeit wahrlich nichts zu wünschen übrig und tief blicken lassen; Aeußerungen, die in früherer Zeit nicht einmal von den eigenen Kollegen wären geduldet worden: Die Herren, welche sich so despektierlich gegen die Askese ausgesprochen, kamen aber doch zu den hl. Weihen. Was soll aus dem Priesterkandidaten werden, der nicht einmal durch den Zwang der seminarlichen Hausordnung zur Uebung der Askese sich bewegen läßt, wenn er erst das Seminar verlassen hat?

Die Erziehung zum Gehorsam hängt eng mit der Askese zusammen, insofern, als eben der Gehorsam nur einen Wert und eine Dauer haben kann, wenn er auf asketischer Grundlage sich aufbaut. Wer je mit unserer modernen Jugend zu tun hatte, der wird nicht leugnen können, daß ein eigener Zug der Selbständigkeit, um nicht zu sagen Unbotmäßigkeit, durch dieselbe geht, es weht allerorts etwas „sozialdemokratische" Luft, durch die auch unsere Jugend beeinflußt wird. Die häusliche und gesellschaftliche Erziehung hat den Grund zu dieser Erscheinung gelegt. Auch die Priesterseminarien sind von diesem Zuge der Zeit nicht verschont. Man glaube aber ja nicht, daß durch Nachgiebigkeit gegen die Kandidaten etwas erreicht wird. Die wesentliche Grundregierungsform in der Kirche ist und bleibt die hierarchisch-monarchische, und wer Diener der Kirche werden will, muß seinen Eigenwillen brechen und sich fügen lernen. Ideen der Auflehnung gegen Vorgesetzte, Pläne von einem „sich einigen", um gegen die berufenen kirchlichen Regierungskreise Front zu machen, passen nicht in den Rahmen der kirchlichen Verfassung.

Jeder Weihekandidat hat unmittelbar vor der Priesterweihe seinem Bischofe in feierlicher und ganz besonderer Weise „Gehorsam" zu versprechen, und darum muß er auch zum strikten Gehorsam erzogen werden. Ob nicht in manchen Seminarien zu viel Milde, Nachgiebigkeit und Konnivenz geübt wird? Fast scheint das der Fall zu sein, wenn man hört, wie junge Herren, kaum dem Seminar entwachsen, ihren Pfarrvorständen gegenüber sich benehmen — da ist oft keine Spur von Gehorsam und Unterwürfigkeit, oft nur eigenwillige Selbstbestimmung, die zuweilen zur förmlichen Unbotmäßigkeit wird. — Will die kirchliche Behörde die ursprüngliche Regierungsform wahren, so müßte sie auf Erziehung zum striktesten Gehorsam bestehen und müßte Auswüchsen mit aller Energie entgegentreten.

Die Erziehung des Priesterkandidaten soll ferner eine Erziehung für die Praxis sein. Wir wollen die Theorie nicht über den Haufen werfen, und meine Ausführungen über „Klerus und wissenschaftliche Bildung" mögen ein Beweis dafür sein, daß ich die theoretisch-wissenschaftliche Durchbildung als die Grundlage betrachte, auf der sich die Praxis aufbauen muß. Aber die Praxis darf, besonders in den letzteren Jahren vor der Weihe,

*) Vgl. den ersten Artikel über das gleiche Thema in Nr. 46, S. 576.

nicht außer acht gelassen werden. Ich bin nun weit entfernt, irgendeinem Vorstand eines Priesterseminars zu nahe zu treten; allein ich habe die Ansicht, daß die Vorstände der Priesterseminarien nicht bloß Männer der Wissenschaft und Frömmigkeit, sondern auch Männer sein sollen, die selbst einmal eine geraume Zeit in der praktischen Seelsorge tätig gewesen sind. Leider Gottes ist das nicht überall der Fall — gerne steigen Herren zu solchen Stellungen auf, die sich durch besondere wissenschaftliche Tüchtigkeit als Professoren ausgezeichnet haben, oder solche, die von der Pike auf als Seminarpräfekten gedient haben; nicht gar zu oft trifft man Direktoren der Priesterseminarien, die selbst längere Zeit Hilfspriester oder gar Pfarrer gewesen sind. Und doch könnte ein solch praktischer Mann — seine wissenschaftliche Befähigung vorausgesetzt — aus dem Schatze seiner eigenen persönlichen Erfahrungen den Kandidaten oft viel bessere, praktisch auch öfter zu verwertende Ratschläge und Verhaltungsmaßregeln geben als der gelehrte Professor und ewige Seminarpräfekt, der die praktische Seelsorge oft nur aus Büchern und vielleicht höchstens noch aus dem Beichtstuhle kennt. Ob nicht diese Anregung einer Erwägung seitens der hochwürdigsten Herren wert wäre?

Während früher seltener Kandidaten aus besseren Ständen sich dem Priesterberufe widmeten, ist das erfreulicherweise in der neueren Zeit, wenn auch nicht sehr häufig, so doch öfters der Fall. Es liegt nun die Gefahr nahe, daß man solchen Kandidaten in besonderer Weise im Seminar entgegenkommt und sie anders behandelt als die Herren vom gewöhnlichen Stande. Unterschiede machen bei der Erziehung riecht immer nach parteiischer Voreingenommenheit und ist stets de malo; in unserem Falle ist es aber ganz und gar unberechtigt. Wie sagt der Heiland? „Non vos me elegistis, sed ego elegi vos — Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich euch." Also nicht der liebe Herrgott muß froh sein, wenn ein Generals- oder Beamtenssohn oder ein Baron und Freiherr sich herabläßt und gnädigst sich bewogen fühlt, den Priesterstand zu erwählen; sondern er, und sei er selbst ein Königssohn, muß froh sein, daß der liebe Gott ihn erwählt hat. Das ist der dogmatisch-unverrückbare Standpunkt, der auch in der Seminarerziehung durch Rücksichtsmeierei nicht verschoben werden darf. Ob man in diesem Punkte stets allerorts korrekt gehandelt hat? Ob man nicht für höhere Beamtens- und Privatierssöhne Ausnahmen gemacht hat, die nicht zu rechtfertigen waren? Man bedenke wohl, daß man durch solche exzeptionelle Maßnahmen nichts anderes schafft als Unzufriedenheit und Erbitterung. Das gemeinsame Leben im Seminar erfordert gleiche Rechte und gleiche Pflichten für alle.

Zum Schlusse meiner Ausführungen, die ja bei der Beschränktheit des Raumes nicht erschöpfend sein wollen und können, möchte ich es nicht unterlassen, gestützt auf das Urteil erfahrener Männer, zu behaupten, daß die Erziehung des Klerus mit dem Seminarleben noch nicht als abgeschlossen zu betrachten ist. Der junge Neomyst kommt bei seinem Eintritt ins Berufsleben in eine andere Sphäre, und er hat nun das, was ihm im Seminar anerzogen worden ist, in der Praxis zu üben. Dazu braucht er die ratende, helfende, wohlwollende Führung eines erfahrenen Mentors, der ihm in der Person seines Pfarrvorstandes beigegeben ist. Ich weiß wohl, daß manche junge Herren, sich selbst überschätzend, einen solchen Mentor entbehren zu können glauben. Das ändert aber an der Sache nichts. Drei Faktoren müssen zusammenwirken bei der Erziehung des jungen Priesters nach dem Seminarleben: der Neomyst, der den nötigen Gehorsam und die nötige Bescheidenheit hat, um sich erziehen zu lassen. Gott sei es geklagt, daß manche Herren glauben, mit dem Verlassen des Seminars seien sie der erziehlichen Autorität des Pfarrers enthoben und sie hätten genug getan, wenn sie die „spaltzettelmäßig" treffenden seelsorglichen Verrichtungen entsprechend geleistet hätten; im übrigen habe der Pfarrer kein Recht, befehlend, warnend und korrigierend in ihr Privatverhalten einzugreifen. Von solchen Ansichten müßten die Herren bereits im Seminar gründlich kuriert werden. Ferner gehören zu einer solchen Erziehung Pfarrherren, die szientifisch und moralisch geeignet sind, Belehrer und Vorbilder für junge Hilfspriester zu sein. Es wird demnach bei Besetzung der Pfarreien, welche statusmäßige Hilfspriester haben, auch die Frage zu erwägen sein, ob der Petent um die betreffende Pfarrei auch geeignet ist, erziehlich auf die ihm unterstellten jungen Priester einzuwirken. Zum dritten gehört zu einer solchen Erziehung ein hochwürdigstes Ordinariat, das dem Pfarrer zur Seite steht, falls der junge Herr sich nicht fügen will, und das mit voller Energie den Grundsatz festhält: Der Pfarrer ist der berufene „Forterzieher" des jüngeren Klerus. Wenn von dieser Seite den Herren zu leicht nachgegeben wird, wenn deren Wünsche um Versetzung oder um selbständige Posten stets bereitwilligst erfüllt werden, so kann von der so notwendigen Forterziehung nach dem Seminarleben keine Rede sein. Das aus dem Seminar ins Freie versetzte Pflänzchen muß gehegt und gepflegt, begossen und beschnitten werden, bis es an seinem neuen Standort Wurzel gefaßt und sich eingelebt hat. Der Gärtner, der das zu besorgen hat unter Oberaufsicht der höheren geistlichen Behörden, ist und bleibt der Pfarrvorstand.

Mögen meine Darlegungen, die ich mit den besten Intentionen der Oeffentlichkeit übergebe, beherzigt werden; sie werden dann nicht zum Schaden des Klerus ausfallen, sondern unsern Stand heben.



Die Wiener Beschlüsse kathol. Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschösterreichs.

Der in Nr. 35 (S. 415) der „Allgem. Rundschau" von Herrn Realschuldirektor Gaßner in Görz gemachte Vorschlag hat sich bei der am 19. November zu Wien in den Räumen der Oesterreichischen Leo-Gesellschaft abgehaltenen Zusammenkunft katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschösterreichs zu einem offiziellen Beschlusse verdichtet. Die Zusammenkunft fand während des V. Allgemeinen Oesterreichischen Katholikentages statt. Weitaus die Mehrzahl aller katholischen Autoren Deutschösterreichs war, wie aus Wien berichtet wird, vertreten. Ein engeres Komitee (Regierungsrat Dr. Karl Domanig, Franz Eichert, Sophie Görres, P. Harasser, Eduard Hlatky und Dr. Richard v. Kralik) hatte Vorschläge beraten und ausgearbeitet, an die sich äußerst anregende Verhandlungen anknüpften. Alle Beschlußanträge wurden einstimmig angenommen. Direktor Gaßners Vorschlag betreffend eine Zusammenkunft katholischer Autoren deutscher Zunge in Salzburg stand an dritter Stelle auf der Tagesordnung. Da die „Allgemeine Rundschau" mit der Vorgeschichte des Antrages verwachsen ist, sei der bezügliche einstimmige Beschluß vorab mitgeteilt. Derselbe lautet zum Antrage „Schriftstellerkongreß in Salzburg":

Wir halten es für notwendig, einen engeren geistigen Zusammenschluß der katholischen Schriftsteller deutscher Zunge anzustreben und stimmen dem Vorschlage des Herrn Direktors Gaßner bei, im Jahre 1906 eine Zusammenkunft aller katholischer Autoren Deutschlands und Oesterreichs, und zwar womöglich im Anschlusse an die Salzburger Kurse, zu veranstalten. Wir betrauen mit der Durchführung dieses Vorschlages das in Wien bestehende engere Komitee des Katholischen Schriftstellerverbandes."

Aus den übrigen einstimmigen Beschlüssen seien folgende allgemeine Punkte hervorgehoben:

Die katholischen Literaten protestieren dagegen, daß die öffentlichen Mittel der Kunstpflege fast nur der Unterstützung der negativen, destruktiven Richtungen zugewendet werden.

Sie fordern die christlichen Preßorgane auf, die katholische Literatur mehr als bisher, systematischer und zweckbewußter zu beachten, nicht um sie unbedingt zu loben, sondern um sie immerwährend in Evidenz zu halten.

Auch durch die Schule kann die katholische Literatur gefördert werden. Hier wird ebenfalls mindestens die Gleichberechtigung in den Lesebüchern, Literaturgeschichten, in den Lehrer- und Schülerbibliotheken zu verlangen sein. Zunächst mögen auch hier die katholischen Mitglieder des Lehrstandes an Volks-, Bürger-, Mittel- und Hochschulen vorangehen.

In bezug auf das Theater beglückwünschen die katholischen Autoren den niederösterreichischen Landtag zu seinem hochsinnigen Entschlusse, einen jährlichen Preis für heimische Dramatik auszuschreiben. Sie hoffen, daß dies Beispiel auch die Stadt und den Staat zu ähnlichem anregen wird.

Was in bezug auf die Dramatik durch Preisausschreibungen bereits rühmlich begonnen wurde, kann auch auf das Gebiet der Lyrik und des Epos ausgedehnt werden.

Endlich erwarten die katholischen Autoren, daß bei Vergebung von Pensionen und Unterstützungen, Ehrengaben 2c. aus Stiftungen die bisherige Nichtberücksichtigung von katholischen Schriftstellern einer gerechten Beurteilung weiche.

Am bemerkenswertesten sind wohl die Wiener Beschlüsse über „unsere Stellungnahme zu den neuen Strömungen innerhalb der katholischen Literaturbewegung":

1. Es entspricht gewiß einem Bedürfnisse der Heutzeit, daß entgegen der früher geübten Abschließung die gebildeten Katho

liken auch über die literarischen Strömungen im gegnerischen Lager auf dem Laufenden erhalten werden; wir verwahren uns aber dagegen, daß diese Objektivität in katholischen Organen auf Kosten der eigenen Literatur geübt wird, indem man zwar die literarischen Aeußerungen einer glaubensfremden Weltanschauung respektvoll registriert, anderseits aber gleichwertige Leistungen katholischer Autoren kaum einer flüchtigen Erwähnung würdigt.

Und wenn allerdings bei literarischen Urteilen nicht Rücksichten auf die Person und die gute Absicht des Verfassers maßgebend sein dürfen, so hat nun aber die berechtigte Reaktion gegen den alten Unfug nicht selten dem geraden Gegenteile Platz gemacht: einer offenkundigen Geringschätzung verdientester Autoren und jenem absprechenden, jugendlich apodiktischen, um nicht zu sagen terroristischen Tone, der uns verwundert fragen läßt, ob hier der Freund oder der Gegner am Worte ist. Auf solche Weise wird unseres Erachtens die behauptete Inferiorität der Katholiken nicht behoben, vielmehr das Publikum zur Mißachtung katholischer Autoren förmlich herangebildet, diesen selbst die Schaffenslust verleidet und das einzige Absatzgebiet für katholische Literatur immer noch mehr eingeengt....

2. Nachdrücklichst verwahren wir uns dagegen, daß unzweifelhaft glaubens- und sittengefährliche Schriften nur wegen ihres angeblichen ästhetischen Wertes in katholischen Blättern — zuweilen fast ohne Einschränkung — gelobt oder ausführlich besprochen und so dem katholischen Lesepublikum unter dem Vorwande der Erziehung zum Kunstverständnisse förmlich aufgedrängt werden: auch für die ästhetische Wertung darf die katholische Glaubens- und Sittenlehre nicht außer acht bleiben und zu weitgehende Konnivenz in dieser Hinsicht ist unseres Dafürhaltens weder erlaubt noch mit unserer Selbstachtung vereinbar.

3. Die Gepflogenheit mancher Kritiker, literarische Werke allein schon wegen ihrer katholischen Tendenz abzulehnen, können wir nicht gutheißen; „Tendenz", die sich im Rahmen der künstlerischen Gestaltung bewegt, darf selbst nach dem Urteile von Gegnern, vielmehr als kunstförderndes Element betrachtet werden. Und wir halten an der Ueberzeugung fest, daß nur durch kraftvollste Auswirkung der Eigenart gerade des katholischen Dichters, nur durch planmäßige Hebung der poetischen Schätze, die unerschöpflich in den Tiefen der katholischen Weltanschauung liegen, eine Wiedergeburt der echten, großen Kunst angebahnt werden kann.



Zum Nackten in der Kunst.

Von

Domkapitular Dr. Zimmern, Speyer.

Die Aeußerungen der Herren Gietmann S. J. und Prof. Dr. Braig in Nr. 48 der „Allgemeinen Rundschau" haben mich angeregt, mir gleichfalls eine Bemerkung über das Nackte in der Kunst hier zu erlauben. Als erstes Beispiel einer völlig nackten Statue der Aphrodite gilt bekanntlich die Aphrodite von Knidos des Praxiteles. Die Aphroditefigur im Westgiebel des Parthenon von Phidias kann hiergegen als Einwand nicht vorgebracht werden, da sie nicht als selbständige Freistatue behandelt ist, sondern als Bestandteil einer Gruppe auf den Knieen der Thalassa sitzt, als Meergeborene. Um die Aphrodite als Meergeborene darzustellen, konnte ja der Meister sie wohl kaum mit Kleidern versehen. Sie hätte sonst wie eine aus dem Wasser Gezogene dagesessen. Außer diesem Falle erscheint jedoch die Aphrodite bei Phidias immer bekleidet, so z. B. im herrlichen Fries der Cella des Parthenon. Da thront die Aphrodite im Kreise der Olympischen, ebenso ernst und würdevoll bekleidet wie Demeter, Pallas und Hera.

Lübke nennt in seiner Geschichte der Skulptur die Aphrodite von Knidos „eine kühne Neuerung". Und Schnaase bemerkt in seiner Geschichte der bildenden Künste über diese Neuerung: „Praxiteles soll der erste gewesen sein, der es wagte, die Venus, welche früher bekleidet dargestellt war, ganz zu enthüllen." Und er fügt auf der folgenden Seite (238. B. 1.) hinzu: „es war mit derselben der Anfang einer Richtung gegeben, welche von dem göttlichen Ernst und der Erhabenheit des altgriechischen Sinnes weit abführen mußte. Auch unter den von Praxiteles ausgeführten Bildsäulen der Venus wird übrigens noch eine bekleidete erwähnt, welche die Bewohner der Insel Kos der nackten Venus, die nachher nach Knidos kam, vorzogen, weil sie dies für sittlicher hielten. Man sieht, daß das Auge an diese Darstellung noch nicht gewöhnt war."

Die Männer von Kos mußten, wie Lübke (S. 164) bemerkt, wegen ihrer Bevorzugung der bekleideten Aphrodite „manchen Spott erfahren". Die Spötter waren offenbar die damaligen Leute vom Antilexheinzerummel. Die Männer von Kos erhielten jedoch ihre Genugtuung in einem Epigramm des Hermodor:

Siehst du der schaumgeborenen Göttin knidisches Bild an,
Sagst du, diese beherrscht Götter und Menschen zumal.
Schaust du jedoch der Kekropier speerfrohe Pallas-Athene,
Sprichst du, ein Rinderhirt weigerte dieser den Preis.

Das Epigramm bedarf keiner Auslegung. Der „Rinderhirt" stellt sich deutlich genug vor.

Wie weit der Geschmack des „Rinderhirten" von dem göttlichen Ernst und der Erhabenheit des altgriechischen Sinnes abführen mußte, gesteht Overbeck in seiner Geschichte der griechischen Plastik (Buch IV, S. 4 u. 24): „allerdings muß anerkannt werden, daß, und zwar in ganz besonderem Maße in Athen.... die heiligen Bande des Familienlebens in dem wachsenden Verkehre mit den Hetären sich lockerten, die Sitten unter Ueppigkeit, Prunksucht, Leichtsinn und Leidenschaftlichkeit krankten, daß eine gefährliche Halbkultur mit ihrer Seichtigkeit und Blasiertheit die Massen ergriff, und die schlichtgläubige Religiosität der Väter der Zweifelsucht, dem Unglauben, ja dem Spott zu weichen begann; wohl muß zugestanden werden, daß durch solche Einflüsse alles künstlerische Schaffen von der Bahn der früheren Erhabenheit und Großartigkeit herabgedrängt wurde".

Während Overbeck an der Mediceischen Venus des Kleomenes, vor deren „großen Vorzügen" er zwar das Auge nicht verschließen möchte, dennoch hervorhebt, daß an dieser Statue „jede Motivierung der Nacktheit vollständig aufgegeben ist," daß ihr „aufgerichtetes Haupt", ihr „freundlicher Blick in die Ferne jeden Rest von Naivetät und Unbewußtheit zerstört", daß dieser Blick „etwas eminent Selbstgefälliges, Herausforderndes hat und in Verbindung mit der Haltung der Arme nur ein kokettes Spiel ist", und „in weiterer Verbindung mit dem leisen Einziehen des Unterleibes und mit einem unbeschreiblichen, aber sehr deutlichen Zuge in der Bewegung des Mundes, namentlich der Unterlippe, sogar etwas Lüsternes hat", — während nun Overbeck so die Mediceische Venus als „das endliche Produkt einer langen Entwicklungsreihe", aber nicht als einen Fortschritt über die Venus des Praxiteles, sondern als „ein Zeugnis der Entartung des Geistes der Kunst betrachten muß" — findet er an der knidischen Aphrodite, obgleich Praxiteles sie nach dem Modell der Phryne oder Kratina gebildet habe, dennoch Charakterzüge, welche diese knidische Aphrodite, obgleich er sie für den „Ausgangspunkt" dieser Entwicklung zur Entartung gelten läßt, zugleich als ein Zeugnis für die bessere alte Zeit der Kunst erscheinen lassen.

„Die Nacktheit der Göttin", schreibt Overbeck, „war durch das Bad motiviert, Aphrodite war aufgefaßt, als ob sie sich eben bereite in die Flut hinabzusteigen." „Von einem Beschauer weiß die Göttin selbst nichts, nur ein unwillkürliches, recht weiblich schamhaftes Gefühl lenkt die Bewegung ihrer rechten Hand, das Haupt ist nicht emporgerichtet, das Auge schaut nicht hinaus in größere oder geringere Entfernung, sondern das Haupt ist zur Seite gewandt und das Auge ist der (linken) Hand gefolgt, die das letzte Gewandstück gleiten läßt."

Wenn es nun in der „Krausgesellschaft" zu München sich kürzlich („Neueste Nachr." Nr. 521) um die Berechtigung des Nackten in Kunst und Leben handelte, und „ob es durchaus verpönt sein soll, die Kleidung zuweilen abzulegen, um der Natur ihre Rechte zu geben", so erteilt nicht bloß Phidias, sondern auch sogar die Aphrodite von Knidos darauf die Antwort. Diese Aphrodite entkleidet sich nicht, „um der Natur ihre Rechte zu geben", nicht pour passer le temps, nicht zur öffentlichen Schaustellung; „von einem Beschauer weiß die Göttin nichts", sie legt ihre Kleidung ab nur ganz für sich allein zu einem vernünftigen Zweck und benimmt sich dabei wie jede sittsame Frau oder Jungfrau. Es fiele ihr im Traume nicht ein, sich nackt öffentlich ausstellen zu lassen. Sie würde dagegen als eine mehr wie „kühne Neuerung", protestieren. So liefert sogar die berühmteste unter allen nackten Venusstatuen einen Beitrag zur Beurteilung des Nackten in der Kunst und zur Verurteilung der in jener Versammlung der „Krausgesellschaft" verfochtenen Ansichten über diese Frage des Nackten in Kunst und Leben, indem sie durch ihr ganzes Benehmen zeigt, daß auch sie an eine solche Schaustellung nicht gewöhnt ist.

Dr. Leo Mergel, Bischof von Eichstätt.

Von

Franz Bellhuber.

Ein Sohn des hl. Benediktus ist bestimmt, der 74. Nachfolger des Begründers und ersten Bischofes der Diözese Eichstätt, des hl. Willibald, zu sein, der vor zwölf und einem halben Jahrhundert im schlichten Gewande des Benediktiners von der Wiege des Benediktinerordens Monte-Cassino in die Gegend an der Altmühl kam und das heutige Eichstätt zu seinem Bischofssitze machte. Mit allgemeiner Freude und ungeteilter Hingabe begrüßt die Diözese Eichstätt ihren neuen Oberhirten; ist er ja selbst ein Sohn dieser Diözese, geboren in Rohrbach (9. XII. 1847) an der Grenze von Schwaben und Mittelfranken, einem Orte, der seit alter Zeit zur Diözese Eichstätt gehört. Seine humanistischen Studien machte er am Gymnasium in Eichstätt und war während derselben Zögling des dortigen tridentinischen Knabenseminars. Seine philosophischen und theologischen Studien fielen in eine Zeit, in welcher für das bischöfliche Lyzeum in Eichstätt eine Periode hoher Blüte anbrach, indem die damaligen Dozenten Dr. Ernst, Dr. Stöckl, Dr. Morgott, Suttner einen Ruf genossen, der weit über die Grenzen der Diözese hinausging. Aus den Händen seines Vorgängers auf dem bischöflichen Stuhle, des H. H. Bischofes von Leonrod, empfing Mergel am 23. März 1873 die Priesterweihe. Sein erster Seelsorgsposten war Gnadenberg bei Neumarkt in der Oberpfalz, von wo ihn das Vertrauen seines Oberhirten nach Rom sandte, damit er dort theologischen Studien obliege. Nachdem Johannes Mergel in Rom zum Dr. iur. can. promoviert war (die theologische Fakultät der Universität Würzburg ernannte ihn soeben zum Ehrendoktor), kehrte er in seine Heimatdiözese zurück, um als Subregens die Leitung des Diözesanknabenseminars zu übernehmen; doch zwang ihn leider bald Krankheit, diesen arbeitsreichen Posten aufzugeben. Als Kooperator und Katechet in Ingolstadt und später als Religionslehrer an der dortigen Lateinschule erwarb sich der allzeit freundliche und eifrige Seelsorger die Liebe und das Vertrauen weiter Kreise, die ihn mit Bedauern scheiden sahen, als er im Jahre 1882 als Novize ins Kloster Metten eintrat. Als Ordensmann legte er am 1. Januar 1887 die feierliche Profeß ab und wirkte unter seinen Mitbrüdern als Magister der Dogmatik und des Kirchenrechtes für die Ordenskleriker; am Mettener Gymnasium erteilte er, außer der Religionslehre, Unterricht in der spanischen und italienischen Sprache und war 11 Jahre lang Direktor des bischöflichen Knabenseminars, bis ihn das Vertrauen seiner Ordensgenossen zum Nachfolger des verstorbenen Abtes Benedikt Braunmüller berief durch die Abtwahl am 25. Juni 1898. Die Predigt bei seiner Benediktion zum Abte hatte, trotz seines hohen Alters und seiner sonstigen vielen Arbeiten, Bischof Leonrod von Eichstätt übernommen, mit welchem den hohen Prälaten für die Folge dauernde Freundschaftsbande verknüpften. Nun hat das Vertrauen Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten den Abt des Klosters Metten als Nachfolger des Bischofs von Leonrod nominiert, und Se. Heiligkeit Papst Pius X. im geheimen Konsistorium am 11. Dezember die Ernennung kanonisch bestätigt. Wenige Wochen zuvor, als der nunmehrige Bischof als Präses der bayerischen Benediktiner kongregation im Kloster Plankstetten (Diözese Eichstätt) weilte, um dort die kanonische Visitation vorzunehmen und zugleich durch Einführung der neuen Statuten den Grund zu einer schon länger angestrebten Uniformität in den Klöstern der bayerischen Kongregation zu legen, betete er nach seiner hl. Messe mit den Schulkindern das vom Kapitelsvikariate vorgeschriebene Gebet um glückliche Wiederbesetzung des verwaisten Bischofsstuhles. — Möge es ihm vergönnt sein, viele Jahre den Stab des hl. Willibald zu führen; Volk und Klerus kommen ihm mit vollstem Vertrauen und mit treuer Hingebung entgegen, und glücklicherweise hat der hochselige Bischof Franz Leopold seinem Nachfolger eine so wohlgeordnete Diözese hinterlassen, daß das onus episcopale für den neuen Oberhirten ein iugum suave sein wird, welches er viele, viele Jahre tragen möge.

Die Sylvester-Nummer 53, das letzte Heft des Quartals und des Jahrganges, erscheint am 27. Dezember als „Propaganda-Nummer" in einer garantierten Mindestauflage von 40,000 bis 50,000 Exemplaren. Die erste Nummer des neuen Jahrganges gelangt am Mittwoch, den 3. Januar 1906 zur Ausgabe.

Weihnachtbücherschau 1905.

Von

Dr. Armin Kausen.

IV. (Schluß).

Aus dem Verlage von **Benziger & Co. in Einsiedeln (Waldshut, Köln)** sind noch einige Neuheiten nachzutragen, welche erst in den letzten Tagen eintrafen. Von Ad. Jos. Cüppers liegt außer den Volkserzählungen „Der Brandstifter" usw. auch ein Band Novellen vor, dem die erste, „Samum", den Taufnamen gab. Es sind durchweg tief erfaßte und wirkungsvoll herausgearbeitete seelische Konflikte, die Cüppers in diesen Novellen ans Licht stellt (geb. M. 3.—).

Auch ein hübsch ausgestattetes Bändchen mit Gedichten und Sprüchen von P. Joseph Staub, O. S. B., „Flocken und Funken" (in Goldschnitt M. 2.40), ein Heftchen „Weihnachtsspiele für Mädchen" von Marie Keiser und das neueste achte Bändchen der bereits angelegentlichst empfohlenen naturwissenschaftlichen Bibliothek, „Naturwissenschaft und Glaube, Angriff und Abwehr", von P. Martin Gander, O. S. B., sollen nicht unerwähnt bleiben.

Die **Herdersche Verlagshandlung in Freiburg** (Breisgau) legt in letzter Stunde noch einige Ergänzungen zu ihren bereits besprochenen Neuheiten und Neuauflagen vor. Mit besonderer Genugtuung ist der aufgefrischte „Lindemann" zu begrüßen, den Dr. Max Ettlinger mit großer Gründlichkeit neu bearbeitet hat. Ihm stand, wie die Vorrede betont, Karl Muth mit sachkundigen Ratschlägen zur Seite. „Wilhelm Lindemanns Geschichte der deutschen Literatur" wird auch heute noch hoch gewertet. Unter den größeren Literaturgeschichten, welche auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stehen, ist sie immer noch die hervorragendste. Die Neubearbeitung hat sich bis zur Zeit von 1850 im wesentlichen auf die notwendige Verbesserung einzelner Stellen beschränkt. Dagegen ist das achte Buch, das die neuere Literatur bis zur Gegenwart umfaßt, umgestaltet. Um Raum für neue Namen und Größen zu gewinnen, wurden etwa 250 minder bedeutende Namen ausgeschieden, wofür etwa 80 hinzutraten. Die Charakteristik der Hauptvertreter der neuesten Richtungen ist durchwegs treffend und vor allem vorurteilsfrei. Einigemale scheint jedoch das Streben nach unbestechlicher Objektivität übers Ziel hinauszuschießen. Gegen die volltönende Bewunderung, die z. B., wenn auch mit begreiflichen Einschränkungen, dem Genie einer Klara Viebig und selbst eines Richard Dehmel zuteil wird, wäre nichts einzuwenden, wenn nicht manche der Unserigen (selbst M. Herbert) einer fast zurückhaltenden Abwägung begegneten. Hans Eschelbach ist nur mit ein paar Zeilen bedacht. Der Ueberblick über die jüngsten Schöpfungen klingt aus in eine begeisterte Anerkennung Handel-Mazzettis. Auch ihr Roman „Jesse und Maria" ist bereits eingehend gewürdigt, gewiß ein Beweis, wie sehr Max Ettlinger bestrebt war, seiner Bearbeitung den Wert hoher Aktualität zu sichern.

Von der Herderschen Bibliothek deutscher Klassiker (begründet von Lindemann, neu bearbeitet von Dr. Hellinghaus) liegt nun auch der dritte Schiller-Band (geb. M. 3.—), vor. Tilmann Pesch's „Christliche Lebensphilosophie" (geb. M. 4.70) bürgert sich in den Kreisen der gebildeten Laien immer mehr ein, so daß bereits die neunte Auflage erforderlich wurde.

B. Kühlens Kunstverlag in M.-Gladbach steht in der Anwendung aller Fortschritte der vervielfältigenden Kunst auf der vollen Höhe der Zeit. Der prächtige neue Katalog mit seinen zahllosen verkleinerten Mustern läßt die technische Vervollkommnung des heutigen Bilddrucks und die Anwendung der verschiedensten Verfahren (Chromolithographie, Dreifarbendruck, Lichtdruck, Autotypie, Photolithographie ꝛc.) nur ahnen, vermittelt aber eine vollständige Uebersicht über die fast unbegrenzte Auswahl der vielen tausende von Bildern, die für jedes Bedürfnis und jeden Geschmack passend und auch in jeder Preislage von Kühlen zu beziehen sind. Wer seit etlichen Jahrzehnten den Aufschwung dieses Kunstverlages verfolgt hat, kann solchem rastlosen Streben die Anerkennung nicht versagen. Mag der heutige Geschmack manche Darstellungen allzu traditionell finden und eine stärkere Berücksichtigung der besten Schöpfungen neuerer Richtungen wünschen, so muß man das eine jedenfalls zugestehen, daß der Kühlensche Verlag für die Belebung nicht nur der Andacht und Frömmigkeit, sondern auch des Schönheits-, Formen- und Farbensinnes in weiten Kreisen Außerordentliches geleistet hat und noch leistet. Dies gilt für die kostbaren Kunstmappen und Prachtwerke wie für die großen und mittelgroßen Wandbilder in Bunt und Schwarz, wie endlich auch für die kleinen Andachtsbildchen, Glückwunschbilder, Künstlerpostkarten und für die prächtigen farbenfrohen Kalender der verschiedensten Art. Zu Weihnachten und Neujahr können die zahlreichen preiswürdigen Bilderglückwünsche nicht warm genug empfohlen werden. Es ist wahrlich an der Zeit, daß gegen die überhandnehmenden rohen Darstellungen, die in immer größerer Zahl die christlichen Feste verunzieren, durch Verbreitung edler Wunschkarten Front gemacht werde. Seelsorger, Lehrer und Eltern sollten sich mit dem, was der christliche Kunsthandel auf diesem Gebiete leistet, viel mehr vertraut machen!

Von den größeren neuen Kunstblättern des Kühlenschen Verlages seien besonders einige Dreifarbendrucke nach Originalgemälden von Commans, Anna v. Oer, Untersberger (2.50 M. u. 3 M.) und fein getönte Phototypien — namentlich die Madonna mit dem Veilchen des alten Kölner Meisters Stephan Lochener wird viel Beifall finden — (2.50 M. und 4 M.) als äußerst preiswert gerühmt. Eine imponierende Leistung, welche das Entzücken jedes Kunstfreundes erwecken muß, ist die Reproduktion des berühmten **Dreikönigenbildes** von Stephan Lochener (um 1440) aus dem **Kölner Dom**. Die stärkste Größe von 78 × 118 cm (Phototypie auf Kupferdruck mit Plattenrand und Chinaton) stellt ein Wandbild von so beträchtlichem Umfange dar, daß der Preis von 12.— M. sich mit Preisen von früheren Kupfer- und Stahlstichen ähnlicher Größe gar nicht vergleichen läßt.

Die Zahl der Kühlenschen Kunstmappen hat eine neue wertvolle Bereicherung erfahren durch 32 Folio-Kunstblätter in Lichtdruck, welche „**Die Verherrlichung des hl. Dominikus in der Kunst**“ zum Gegenstande haben. P. Nieuwbarn, ein tüchtiger Kunstkenner, schrieb den erläuternden Text. Das vornehme Prachtwerk bietet eine auch kunstgeschichtlich hochinteressante Sammlung bedeutender Dominikus-Motive aus den verschiedensten Kunstepochen. Aeltere italienische Meister bilden naturgemäß die große Ueberzahl, aber auch hervorragende Bilder van Dycks, Dürers sind vertreten und von den heute lebenden Künstlern Anna von Oer, Untersberger, Max Fürst. Eine vergleichende Betrachtung der Rosenkranzbilder der beiden letztgenannten Künstler mit Darstellungen der Beuroner Schule, der alten Kölner Schule und den Bildern eines Paul Veronese und Albrecht Dürer eröffnet interessante Perspektiven. Max Fürst und Untersberger haben den Vergleich gewiß nicht zu scheuen. Von feinstem, auserlesenem Geschmacke zeugt der einfach schöne Albumtitel mit dem Bilde des hl. Dominikus und den drei Wappenschildern. Der Preis von 20.— M. für diese Prachtmappe ist angemessen.

Wirklich gute Bücher und Schriften trotzen aller Mode und behaupten sich auch gegen die Modernen, die Tagesberühmtheiten. Das sieht man u. a. auch an den Werken des einst so viel genannten Volksschriftstellers Franz Trautmann. Im Verlage von **F. Pustet in Regensburg** erschienen soeben Trautmanns „**Glocken von St. Alban**“ in dritter Auflage (geb. M. 6.—). In unserer Jugend ging dieser interessante „Stadt- und Familienroman aus bewegten Zeiten des 17. Jahrhunderts“ von Hand zu Hand und wurde förmlich verschlungen. Gewiß, es waren die Ansprüche an das Kunstwerk damals bescheidener, aber der Sinn war kerniger, der Geschmack gesünder. Wer dem Volke und der erwachsenen Jugend Trautmann vorsetzt, tut keinen schlechten Griff. Auch seine „**Abenteuer Herzog Christophs von Bayern**“ (geb. M. 6.—) bewähren immer noch ihre Zugkraft und werden von jung und alt gern gelesen. Von dem stattlichen Bande liegt jetzt ein zweiter Abdruck der dritten, reich illustrierten und mit wertvollen historischen Noten versehenen Auflage, also eigentlich die vierte Auflage, vor. Der hübsche Großoktavband „**Christkindleins Weihnachtsgruß an fromme Kinderherzen**“ von **Cordula Peregrina** wurde beim ersten Erscheinen 1900 warm begrüßt. Nicht nur in Versen, sondern auch in gemütvoller Prosa hat die fromme Dichterin den Kleinen viel Schönes und Erhebendes vom Christkinde und vom Weihnachtsfeste erzählt. Das in großem, klarem Druck gehaltene, mit vielen Bildern und einem Farbendruck geschmückte Buch ist jetzt in zweiter Auflage erschienen (geb. M. 2.50).

Wenn vom Pustetschen Verlage die Rede ist, denkt man unwillkürlich an den „**Deutschen Hausschatz**“, der unter Dr. Otto Denks tüchtiger Leitung in den 32. Jahrgang eingetreten ist. Der 31. Jahrgang (geb. M. 9.80) liegt abgeschlossen vor und stellt mit seiner Fülle von prächtigen Bildern und Illustrationen, seinen anziehenden Romanen, Novellen und Skizzen, seinen mannigfaltigen, vielgestaltigen Beiträgen aus allen Gebieten des Lebens, des Wissens und des Könnens einen Geschenkband ersten Ranges dar.

Im Verlage von **B. Wehberg in Osnabrück** ist ein im Buchhandel gänzlich vergriffenes, wertvolles, dreibändiges Werk **Onno Klopps**, seine „**Geschichten, charakteristischen Züge und Sagen der deutschen Volksstämme**“ (nach den Quellen erzählt) in zweiter, verbesserter Auflage erschienen. In einem Antiquarkatalog findet sich die erste Auflage noch mit 23 Mk. verzeichnet. Damit vergleiche man den spottbilligen Preis der neuen Wehbergschen Auflage (in zwei Bänden elegant gebunden M. 9.—). Für die zweite Auflage, welche von dem Sohne Dr. **Wiard Klopp** besorgt wurde, standen diesem die neueren Auffassungen geschichtlicher Tatsachen zu Gebote, welche Onno Klopp in Vorträgen niederlegte, die er seinerzeit den Erzherzögen Franz Ferdinand und Otto von Oesterreich und Herzog Albrecht von Württemberg hielt. Das Werk umfaßt, wie schon bemerkt, drei Bände. Im ersten überwiegt die Sage, die schon im zweiten mehr und mehr dem festen Boden der Geschichte Platz macht. Plastisch treten die Heldengestalten der Völkerwanderung, die Könige der deutschen Stämme und die deutschen Kaiser bis 1125 vor uns auf. Eine fachmännische Besprechung des Werkes hebt als besonderen Vorzug hervor, daß die Bedeutung des römischen Kaisertums in seinem weltbewegenden Umfange gewürdigt wird. Deshalb ist auch Klopps Schilderung des Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum, u. a. die ebenso gründliche wie völlig unparteiische über Heinrich IV. und Gregor VII. von hervorragendstem Interesse. Onno Klopp hat das Material zuerst gesammelt in der Absicht, besonders der reiferen Jugend wie den Gebildeten durch eine populäre Darstellung die Quellen der Geschichte zugänglich zu machen. Er war damals noch nicht der berühmte Historiker großen Stiles, sondern erst Lehrer am Ratsgymnasium zu Osnabrück. Sein großdeutscher Standpunkt, die Einheitlichkeit des Reichsgedankens betonend, zieht sich wie ein roter Faden durch das Ganze, geht auch klar aus der Vorrede hervor. Klopps Buch bietet eine zusammenhängende Geschichte der deutschen Völker durch fast 500 Jahre. Dadurch, daß sie sich fast durchweg in Biographien gibt, ist diese Geschichte umso lebendiger und das Ganze wird noch interessanter, weil die Geschichte der Sitten der Völker und ihre Bekehrung durch das Christentum mithereingezogen ist. Seine Lektüre wird wegen der edlen und anziehenden Form der Darstellung, der leichtverständlichen Schreibweise und der ausgiebigen Benutzung der Quellen stets eine dauernde Quelle der Erholung bilden. Das Buch kann von Lehrern und Erziehern nicht genug empfohlen werden, wie es Herr Geheimrat Matthias im Kultusministerium in seiner Schrift: „Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?“ getan.

Aus B. Wehbergs Verlag seien auch die dritte, bis auf die Neuzeit ergänzte Auflage von **Rippels** herrlichem Werke „Schönheit der katholischen Kirche“ (geb. M. 1.25), die 2. verbesserte Auflage von **Kochems** „Leben und Leiden“, die **Sienkiewicz**-Ausgabe von „Die Kreuzritter“ (2 Bände geb. M. 6.—) und „Quo vadis“ (geb. M. 4.—), **Stifters** „Studien“ (2 Bände geb. M. 4.—), „Bunte Steine“ (geb. 2.—) und „Erzählungen“ (geb. M. 2.—) in empfehlende Erinnerung gebracht.

Die **Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H. in München**, welche als Ausstellung und Verkaufsstelle aus Kreisen der gleichnamigen Gesellschaft heraus gegründet wurde und in Verbindung mit dieser auch die Monatsschrift „**Die christliche Kunst**“ herausgibt, bildet sich immer mehr zu einem Mittelpunkt für den christlichen Kunsthandel namentlich in Süddeutschland heraus. Die Gesellschaft legte soeben einen neuen **Hauptkatalog** (als Fortsetzung des ersten, großen Katalogs) vor, der 186 wohlgelungene Abbildungen hervorragender alter und neuer christlicher Meisterwerke enthält. Für Festgeschenke aus dem Gebiete der christlichen Kunst findet sich in den beiden Katalogen, die zu je M. —.50, zusammen zu M. 1.—, zu beziehen sind, die denkbar größte Auswahl. Den Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst ist ein „Künstlerischer Ratgeber zum Einkauf passender Weihnachtsgeschenke“ gewidmet. Unter diesen Bildern, die auch in geschmackvollen Originalrahmen zu Gebote stehen, gibt es einige geradezu herrliche Darstellungen. Neben **Feuersteins** „Hl. Familie“ (Photogravüre), dem „Hl. Abendmahl“ von Gebh. **Fugel** (Sechsfarbendruck) und zwei Bildern von **Feldmann** sei als neue hervorragende Wandzier für das vornehme christliche Haus die entzückende „Madonna“ von Prof. Dite (Prag) hervorgehoben. Diese überaus liebliche und bei aller idealen Zartheit doch naturwahre und farbenfrohe Gruppe besitzt ein gewisses Etwas, das sich förmlich einschmeichelt. Drei Kinder, denen die Unschuld aus den staunenden Augen blickt, sind, geführt von einer edel stilisierten, erwachsenen Gestalt, dem Jesuskinde genaht. Maria empfiehlt die Kleinen mit sprechender Handbewegung dem Segen des göttlichen Kindes. Der landschaftliche Hintergrund erhöht die ruhige, beschauliche Stimmung der Szene. Das Bild gehört zu den ausdrucksvollsten, welche auf diesem Gebiete seit langer Zeit hervorgebracht wurden. Die harmonische Ausgeglichenheit ist eine vollkommene. Die prächtige Aquarellgravüre bezeichnet wohl den Höhepunkt dessen, was die Technik des Kunstdrucks heute zu leisten vermag. Der Preis von M. 30.— für das Bild und M. 25.— für den Originalrahmen in Altgold ist ein sehr mäßiger zu nennen.

Ein Blick in den Hauptkatalog zeigt einen kaum noch zu überbietenden Reichtum an Bildern in allen modernen Reproduktionsarten und in allen Größen und Preislagen. Aber überall herrscht gediegenster Kunstgeschmack, der Minderwertiges ausschied und vom Guten nur das Beste bot. Wir Aelteren, die wir in unserer Jugend z. B. den von Keller'schen Stich der „Disputa“ von Raffael wegen seines fast unerschwinglichen Preises als eine nur den Reichen zugängliche Kostbarkeit einschätzten, sehen heute Gravüren nach diesem Stich, die vom Original kaum noch zu unterscheiden und in einer Größe von 87 × 108 cm um M. 9.— in Weiß, M. 12.— in China käuflich sind. Was von der „Disputa“ gesagt wurde, gilt natürlich angewandtermaßen ganz allgemein und besonders auch von Bildern neuerer Meister. Es gab eine Zeit, da beklagten die Künstler das wachsende Raffinement der technischen Reproduktion. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß die erleichterte Verbreitung der besten Reproduktionen und die dadurch herbeigeführte allgemeine Läuterung des Kunstgeschmacks dem durch das gesetzliche Reproduktionsrecht geschützten Künstler nur zum Vorteil gereicht und seine Werke populär macht. Selbst die von der Gesellschaft herausgegebenen **feinen Künstlerpostkarten** dienen zur Förderung wahrer Kunst.

Wenn an dieser Stelle auch der „**Christlichen Kunst**“ (Monatsschrift für alle Gebiete der christlichen Kunst in Gegenwart und Vergangenheit, sowie für das gesamte Kunstleben) ein Wort

gewidmet sein soll, so kann man nach der nahezu einstimmigen Anerkennung, welche das Organ und sein Redakteur Kanonikus S. Staudhamer auf der diesjährigen Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst gefunden haben, sich kurz fassen. Wünsche bleiben auch bei den besten Einrichtungen immer noch zu erfüllen übrig, aber bei der Durchsicht des abgeschlossen vorliegenden ersten Jahrganges kann nur Voreingenommenheit die Anerkennung versagen, daß hier in Text und Bildern eine Gesamtleistung geboten wird, die man vor etlichen Jahren auf unserer Seite noch kaum für erreichbar gehalten hätte. Der stattliche Band (mit 365 kleineren und größeren Abbildungen, darunter zahlreichen Vollbildern und zwölf prächtigen Kunstbeilagen) kostet in Leinwand gebunden M. 14.—. Gewiß ein willkommenes Festgeschenk für jeden Kunstliebhaber! Viele dürften diese günstige Gelegenheit benützen, die Mitgliedschaft der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst zu erwerben, wodurch ihnen der Vorteil erwächst, daß sie bei einem Mitgliederbeitrage von M. 10.— die prächtige Jahresmappe, welche im Buchhandel M. 15.— kostet, gratis erhalten, an den regelmäßigen Verlosungen von Kunstwerken teilnehmen und für das Abonnement der „Christlichen Kunst" sowie als Käufer des ersten Jahrganges, außerdem auch beim Einkauf einiger oben hervorgehobenen Kunstdrucke (aus Verlosungen der Gesellschaft) Vorzugspreise genießen. Die jüngste Jahresmappe der Gesellschaft wird allgemein gerühmt. Den Text schrieb diesmal Dr. Felix Mader.

Schließlich sei auch noch des seit drei Jahren im Verlage der Gesellschaft erscheinenden „Kalenders bayerischer und schwäbischer Kunst" (herausgegeben von Dr. Jos. Schlecht) gedacht. Dieser kunsthistorische Kalender in seinem originellen Gewande ist ein willkommenes Geschenk für jeden Kunstfreund (M. 1.—).

Der Verlag von **Butzon & Bercker in Kevelaer** (Rheinland) hat mit der Herausgabe der „Unpolitischen Zeitläufe" (I. Band Haus und Herd) von Fritz Nienkemper (elegant brosch. M. 2.50, Salonband M. 3.50) einen sehr glücklichen Griff getan. Der „Unpolitische" ist seit langen Jahren in katholischen Kreisen ein allwöchentlich sich einstellender, gern gesehener Gast. In zahlreichen Blättern gehören die „Unpolitischen Zeitläufe" zu dem beliebtesten Lesestoff. Jedes Alter und Geschlecht hört den welterfahrenen Graubart gerne plaudern von all dem, was man selten in den Büchern liest, was man oft sogar hausbacken und altväterlich nennt, ohne zu bedenken, daß Wohl und Wehe des Hauses und der Familie, Zucht und Erziehung, Glück und Wohlbehagen wesentlich davon abhängen. Nienkemper sagt auch allen, die dessen bedürfen, die ungeschminkte Wahrheit; aber er tut dies mit soviel gesundem Humor und weiß den Herzenston des wohlwollenden Mahners so gut zu treffen, daß ihm niemand gram werden kann. Die launige, frische, oft urwüchsige Darstellung macht die Lektüre dieser in knapp abgeteilten Kapiteln — mit meist höchst originellen Ueberschriften — verzapften Lebensweisheit zur vergnüglichen Kurzweil. Mögen dem ersten Bande, der „Haus und Herd" behandelt, bald weitere folgen! Nienkempers „Haus und Herd" kann man nur die weiteste Verbreitung wünschen, nicht nur zu Weihnachten, sondern das ganze Jahr hindurch.

Auf dem ersten internationalen Kongreß für Erziehung und Schutz der Reinheit in der Familie zu Lüttich am 20. September 1905 wurde das im Verlage von Butzon & Bercker erschienene, in der katholischen Presse mit Recht allseitig empfohlene Buch von E. Ernst „Elternpflicht" als das durchaus und weitaus beste aller Publikationen dieser Art hervorgehoben. Es braucht an dieser Stelle auf den Inhalt der hochwichtigen Schrift, die allerdings zum Teil eine gewisse Umwälzung in altgewohnten Erziehungsgrundsätzen verlangt, nicht nochmals näher eingegangen zu werden. Der Umstand, daß die erste Auflage in acht Tagen verkauft war und das Buch nunmehr in zweiter Auflage vorliegt, (Salonband Mk. 3.—) spricht eindringlicher als alle Empfehlungen für das vorherrschende Bedürfnis nach einem auf streng religiöser Grundlage beruhenden Ratgeber für die häusliche Belehrung in den so überaus zarten Fragen des Geschlechtslebens.

Die Sammlung von Erzählungen, Romanen und Novellen „Aus Vergangenheit und Gegenwart" ist jetzt bis zum 60. Bändchen gediehen. Die beste Empfehlung ist der bisherige Riesenabsatz von nicht weniger als 400,000 Bändchen. Der Preis von 30 Pfennig für jedes etwa 100 Seiten starke Bändchen ist geradezu spottbillig. 53 Bändchen sind in 17 Bibliothekbänden (geb. M. 26.25) vereinigt; dieselben kosten in Salonbänden M. 34.75. Diese größeren Ausgaben von je 3 Bändchen werden fortgesetzt. (Bibliothekband M. 1.50, Salonband M. 2.—). In der Sammlung sind die besten Namen vertreten, wie M. Herbert, Ad. Jos. Cüppers, Anton Schott, Fabri de Fabris, Jüngst, Dirkink, René Bazin, Hermann Hirschfeld. Es braucht kaum noch betont zu werden, daß alle diese Erzählungen und Romane sittlich einwandfrei sind und unbedenklich auch der heranwachsenden Jugend in die Hand gegeben werden können.

In neunter bzw. fünfter Auflage erschienen, in einem hübschen Bande (geb. M. 1.75) vereinigt, der erste und zweite Teil von „Schutz- und Trutzwaffen gegen den modernen Unglauben" von P. Nilkes S. J.; in sechster verbesserter und vermehrter Auflage das vortreffliche Buch „Die Wahrheit. Apologetische Gespräche für Gebildete aller Stände" von P. F. X. Brors S. J. (geb. M. 2.40).

Der Münchener Volksschriftenverlag hat sich durch seine schon im vorigen Jahre an dieser Stelle angelegentlichst empfohlenen billigen Schriften zur Unterhaltung des Volkes und der Jugend, sowie zur Stärkung und Vertiefung der religiösen Kenntnisse ein großes Verdienst erworben. Von der Sammlung „Glaube und Wissen" sind bis jetzt 5 Bändchen erschienen (Dr. Kirsch: Die Beichte 2c., Dr. Hofmann: Die heilige Kommunion 2c., Selzle: Die Gottheit Christi, Dr. Paulus: Luther und die Gewissensfreiheit, Dr. Gutberlet: Vernunft und Wunder). Sämtliche Arbeiten verbinden mit klarer, gemeinverständlicher Darstellung tiefe Gründlichkeit und strenge Sachlichkeit. Der Preis (elegant kart. à 50 Pfg.) macht sie auch Minderbemittelten zugänglich.

Die weiteste Verbreitung verdienen die im Volksschriftenverlage erschienenen Jugend- und Volksschriften, von denen jedes Bändchen broschiert nur 15 Pfg. kostet. In der Sammlung „Volksschriften" sind bisher 30 Bändchen erschienen, unter deren Verfassern man den besten Namen, wie Schott, Wörner, Cardauns, Kolping, Heinrich Keiter, Konrad Kümmel, Butscher, Gerstäcker, begegnet. Selbst die zu so rascher Berühmtheit gelangte Handel-Mazzetti ist mit zwei Erzählungen vertreten. Die Sammlung ist auch gebunden zu haben. Je fünf Hefte in einem Leinenband kosten gebunden M. 1.35. In der Sammlung „Münchener Jugendschriften" erschienen bisher 10 Bändchen, darunter beliebte Erzählungen von Conscience, W. Hauff, Christoph von Schmid, Gebr. Grimm, Gerstäcker, Bauberger u. a. Jedes der reizenden Bändchen (darunter zwei Doppelbändchen) kostet nur 15 Pfg. Auch diese Jugendschriften sind, zu je fünfen vereinigt, in geschmackvollem Leinenband (gebunden à M. 1.35) zu haben.

Hervorragenden Wert besitzt ein im Verlage von **Hans Hartlieb in Ravensburg** erschienenes Kunstalbum, darstellend: Jerusalem und der Kreuzestod Christi (Rundgemälde von Gebh. Fugel und Jos. Krieger. In 10 Autotypien nach dem Original in Altötting mit erklärendem Text von Dr. Joh. Damrich. In Albumform mit eleg. Carton-Umschlag 4°. (20 S. Text und Panorama 16 cm hoch, aufgelegt 2 m lang, M. 2.—) Ein namhafter Kunstkenner urteilt über dieses Werk: Wenn der christliche Künstler, ausgerüstet mit den Einzelkenntnissen tiefgründlichster Studien an den Oertlichkeiten selbst und in den heiligen Urkunden, begabt mit einem von tiefreligiöser Ueberzeugung getragenen und gesteigerten Kunstvermögen, in einem zusammenhängenden Riesengemälde die Leidensgeschichte des Herrn uns vor Augen führt, so steht der Beschauer gebannt und voll heiliger Zerknirschung lange Augenblicke sinnend und betend vor solchem Werke. Das ist in der Tat die Wirkung des großartigen Rundgemäldes das Gebhard Fugel, einer der anerkannt besten religiösen Meister der Gegenwart, in Verbindung mit Jos. Krieger und einigen anderen Künstlern geschaffen hat. In Altötting, dem großen Wallfahrtsorte Bayerns, steht das Rundgemälde in einer eigens dazu erbauten Rotunde ausgestellt, und die Tausende, die es schon andächtig betrachtet, haben sich gewiß nur mit gewaltigen Eindrücken weihevoller Stimmung von ihm getrennt. Dieses ergreifende Kunstwerk den weitesten Kreisen in vollendeter Reproduktion zugängig gemacht zu haben, ist ein dankenswertes Unternehmen, zumal den fein ausgeführten Autotypien eine künstlerisch und theologisch wohlorientierende und allen verständige Erklärung von Dr. Joh. Damrich beigegeben ist. Möge das schöne Album recht weite Verbreitung finden! Glaube und wahre Kunst, in dieser edlen Weise verbunden, werden für jede christliche Familie eine Quelle reicher Erbauung und sinniger Belehrung sein!

Aus dem Verlage von **Heinr. Schöningh in Münster** liegt auch diesmal wieder, rechtzeitig vor Weihnachten, der Literarische Jahresbericht und Weihnachtskatalog für gebildete katholische Kreise (15. Jahrgang) vor. Die Vorzüge dieses altbewährten Ratgebers sind so bekannt, daß nicht näher darauf eingegangen zu werden braucht. Die Besprechungen der literarischen Neuheiten sind sozusagen bis in die allerjüngsten Tage fortgesetzt, ein nicht zu unterschätzender Vorsprung vor ähnlichen Katalogen, die den Lesern oft gerade da im Stiche lassen, wo er sich über Neuerscheinungen der letzten Monate und Wochen Rat holen möchte.

Bei dieser Gelegenheit sei auch dem bei der **Allgemeinen Verlagsgesellschaft m. b. H.** in **München** erschienenen „Literarischen Ratgeber für die Katholiken Deutschlands" (4. Jahrgang, herausgegeben von Dr. Jos. Popp) ein Wort der Empfehlung gewidmet. Ohne auf Meinungsverschiedenheiten im einzelnen einzugehen, ist anzuerkennen, daß man es hier mit einem vornehmen, großzügig angelegten Unternehmen zu tun hat, dessen Hauptmitarbeiter ein nicht geringes Kapital von geistigem Schaffen niedergelegt haben. Ganz besonderes Interesse verdienen die einleitenden Ausführungen des Dr. P. Exp. Schmidt über „Klassische Literatur und Literaturgeschichte".

Soeben ging uns noch in Aushängebogen eine neue Dichtung von A. Jüngst aus dem Verlage von **Heinr. Schöningh in Münster** zu. Dieselbe ist betitelt „Bernhard Overberg, Bilder aus dem Leben eines katholischen Priesters und Schulmannes". Soweit der spröde Stoff es möglich machte, ist das Leben Overbergs in fließenden Versen mit warmer poetischer Empfindung behandelt. 122 Anmerkungen erläutern die betreffenden Textstellen.

Zum Schlusse seien noch einige bemerkenswerte Schriften dem verehrten Leserkreise ans Herz gelegt: Im Verlage von **F. W. Kugelmeier in Dülken** erschien, reich illustriert, „Der schwarze Rekrut“. Es ist eine wahre Erzählung, welche die Erlebnisse eines Priesters, der sich der Militärpflicht entzogen haben sollte, in der Untersuchungshaft, auf der Festung und in der Kaserne, in lebhaften Farben schildert. Es fallen manche Streiflichter auf oft beklagte Zustände. (Kart. M. 0.75.)

Im Verlage der **Görresdruckerei in Koblenz** erschien die zweite Auflage (nach dem von Leopold Kist verfaßten Original) des hochinteressanten Werkchens: „Meine Erlebnisse als deutscher Feldpater während des deutsch-französischen Krieges 1870/71“ von Militäroberpfarrer Anton Keck. (Geb. M. 2.60.) — Auch die zweite Auflage der historischen Erzählung in 20 Gesängen: „Aus Spaniens großer Zeit“ von Hermann Ohrem-Bonn (geb. M. 4.—) und das niedliche Büchlein „Zwei Märchen“ von Baronin Elisabeth von Droste-Hülshoff (geb. M. 1.75) (beide im Verlage von **Peter Hauptmann in Bonn** erschienen) seien kurz hervorgehoben. Endlich ist noch die soeben im Verlage der **Preßvereinsbuchhandlung in Brixen** erschienene volkstümliche Tiroler Geschichte „Der Frauenbichler“ von Reimmichl empfehlend zu erwähnen.

* * *

Verzeichnis von Jugend- und Volksschriften nebst Beurteilung derselben. Unter besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse katholischer Schulen und Familien. Herausgegeben vom Verein kathol. Lehrer Breslaus. VII. Heft. Breslau 1905. G. P. Aderholz. 100 S. 8°. Eine dankenswerte, lebenspraktische Aufgabe, die sich der Verein kath. Lehrer Breslaus gestellt hat! Wir wissen aber, wie unkontrollierbar die Wirkungen der Lektüre sind. Das neueste Heft enthält wieder Vieles und Treffendes. Die Wahl ist streng, die Kritik herzhaft, die Prüfung im Sinne der christlichen Grundsätze. Es ist zu sagen, wir können um der „Aesthetik“ willen der Jugend keine zweifelhaften Schriften in die Hand geben. Die Ordnung der Schriften erfolgt nach Lebensaltern: bis 10, 10—12, 12 und darüber Jahren, für die reifere Jugend, für Erwachsene; Schriften, die nicht empfohlen werden können. Unter den letzteren sind angeführt: „Der falsche Waldemar“ von W. Alexis, „Der Werwolf“ von demselben, „Die Hosen des Herrn von Bredow“ von demselben, „Unschuld“ von Aseniyeff, „Fidebutze“ von Dehmel, „Weiße Nächte“ von Heymann, „Neue Quellen“ von Hennigsen, „Knecht Ruprecht“ von E. Brausewetter. Gegen die Nennung von nicht empfehlenswerten Schriften wäre nichts einzuwenden, wenn nicht in dem Schmutz gewühlt würde, den einige von diesen zusammenhäufen. Das Schlechte schweigt man am besten tot. Leider geschieht das heute viel mehr mit dem Guten. Daher der Erfolg des Trivialen. B. Clemenz.

Der Verlag von **Fredebeul & Koenen in Essen** beansprucht in diesem Jahre besonderes Interesse wegen verschiedener auch literarisch ziemlich hoch zu wertender belletristischer Neuerscheinungen. Der Eifelroman „Das Haus im Moor“ von Nanny Lambrecht (geb. M. 5.—) ist ein Werk von wuchtiger dramatischer Kraft und enthält Konflikte, die oft die Spannung aufs höchste steigern. Dieser Eifelroman ebenso wie die Erzählungen „Was im Venn geschah“ usw. (geb. M. 3.—) sind den vielgerühmten Eifelgeschichten der Klara Viebich durchaus ebenbürtig. Auch die Schwarzwald-Erzählung „Der Welt Sünde“ von Margarete Oertzen erhebt sich in ihrer Bedeutung weit über das Mittelmaß (geb. M. 2.60). Der Roman „Die Revolutionären“ von Ad. Jos. Cüppers (geb. M. 5.—) gibt ein meisterhaftes Spiegelbild der Ereignisse von 1848 am Rheine im Rahmen kleinstädtischer Rückständigkeit. Die von Anton Schott in seinem gleichnamigen Roman gezeichneten „Weltverbesserer“ (geb. M. 5.—) zeigen die Kunst des beliebten Schilderers origineller Waldlergestalten im anziehendsten Lichte. Eine plattdeutsche Erzählung in Münsterscher Mundart von Augustin Wibbelt (zwei Bände, geb. à M. 3.—) wird als ein hervorragendes Werk seiner Art gerühmt. Das prächtige epische Gedicht „Unterm Domkran“ (eine Mär aus Alt-Köln) von Clemens Wagener wird in der „Allgemeinen Rundschau“ noch eine eingehende Würdigung erfahren (geb. M. 3.50). Sehr empfehlenswert sind auch die Gedichte „Hinaus!“ „Für Herz und Haus“ von Thekla Schneider (geb. M. 2.40). K.

Der Verlag von **Carl Aug. Seyfried & Co. in München** bietet eine hübsche Auswahl guter Volks- und Jugendschriften für Geschenkzwecke aller Art. Die von Isabella Braun gegründeten „Jugendblätter“, ein Jahrbuch für die deutsche Jugend, machen auch unter ihrer jetzigen Schriftleitung ihrer guten, alten Tradition alle Ehre. Die vielen Illustrationen und bunten Bilder verdienen Anerkennung. Im Originaleinband kostet dieses prächtige Jahrbuch nur M. 5.—. Auch den hübsch illustrierten Jugenderzählungen „Hausschwalben“ (geb. M. 1.20) gebührt volles Lob. Ein reizendes Büchlein ist die von Ferdinand Feldigl herausgegebene, von Joseph Mauder illustrierte Sammlung von Kinder- und Volksreimen, Volkssprüchen und Volksspielen: „Fromm' und fröhlich' Jahr“. Bisher liegt das erste Bändchen: „Winter“ vor. (Geb. M. 0.65). Der Seyfriedsche Katalog gibt Auskunft über eine sehr große Zahl anderer Geschenkbücher jeder Preislage. In demselben Verlage erschien eine Sammlung von „Gesängen für das katholische Volk“ von P. Engelbert Scharmer. Es ist ein Volksbuch im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Lieder sind im allgemeinen für zwei Oberstimmen mit Orgelbegleitung berechnet. Ein Teil ist jedoch nur einstimmig, während einzelne Lieder auch vierstimmig gesungen werden können. Das sehr reichhaltige Werk enthält nicht weniger als 222 Melodien. Außer der Volksausgabe (geb. M. 1.75 bis M. 2.10) ist auch eine große Ausgabe mit Orgelbegleitung zum Preise von M. 6.50 erschienen. K.



Bühnen- und Musikrundschau.

Die Münchener Hofbühne hat im Verlauf dieser Woche endlich einen Ersatz für Frau Bettaque erhalten in Frl. Zdenka Faßbender vom Hoftheater in Karlsruhe. Für den Modus, eine Sängerin bereits vor ihrem Debüt fest zu engagieren, können wir uns zwar nicht besonders begeistern; aber die Künstlerin hat uns als Brünhilde in „Walküre“ eine derart hervorragende und dabei durchaus eigentümliche Leistung geboten, daß sie wirklich zu besonderen Hoffnungen berechtigt.

Hinsichtlich der nächstjährigen Wagnerfestspiele im Prinz-Regenten-Theater ist nunmehr die Entscheidung gefallen. Es werden zweimal der „Ring des Nibelungen“, fünfmal „Die Meistersinger“ und dreimal „Tannhäuser“ aufgeführt werden. Voraus gehen sechs Mozartvorstellungen im Residenztheater, mit welchen man bereits am 2. August beginnt.

Das größte Aufsehen erregte jedenfalls die Kunde, daß vom Sommer 1906 ab Hermann Bahr aus Wien als Regisseur in den Verband des Münchener Hofschauspiels eintreten werde. Speidel und Bahr — das ist jedenfalls eine Kombination, mit der niemand gerechnet hat. Hofbühnen bewahren sich in der Regel allen Literaturströmungen gegenüber die kühlste Reserve und nun sucht sich München gerade jenen Mann aus, der schon fast mit jeder „Richtung“ fraternisiert hat und in der Literatenwelt so etwas wie das Mädchen für alles bedeutet. Der unmittelbare Anlaß, daß Bahr die Berufung nach München angenommen hat, soll in dem furchtbaren Durchfall gelegen sein, welches sein Drama „Die Andere“ in Wien fand. Gegenwärtig befindet sich der künftige Oberregisseur bereits auf einer Reise in Deutschland zum Zwecke von Engagementsabschlüssen für München. Wir sehen mit seinem Amtsantritt einer Zeit entgegen, welche sich nicht unerheblich von der gegenwärtigen bureaumäßigen Stille im Gebiete des Schauspiels unterscheiden wird. Ihr erstes Opfer hat die Berufung Bahrs schon gefordert: der tüchtige und fleißige Oberregisseur Josca Savits hat einen längeren Urlaub angetreten, aus welchem er nicht mehr zurückkehren wird.

Münchener Schauspielhaus. Die Uraufführung der vieraktigen Komödie von Max Halbe „Die Insel der Seligen“ nahm einen nicht sehr erfreulichen Verlauf. Nachdem das Publikum während der ersten Akte ein freundliches Wohlwollen gezeigt hatte, schlug dieses immer mehr in Mißfallen um und zum Schluß hatten die Zischer wohl die Majorität. Der Vorgang ist begreiflich, denn Halbe hat das Stück anscheinend nur geschrieben, um seinen literarischen und vielleicht sogar persönlichen Gegnern eins „draufzugeben“. Schon die Handlung knüpft an die Wirklichkeit an — wer dachte nicht dabei an die Kolonie der Gebrüder Hart am Wannsee? — und von Münchener Literatentypen wimmelt's nur auf der Bühne. Trotzdem blieb das Ganze in seinen intimeren Beziehungen der großen Menge unverständlich. Es ist nicht taktvoll, wenn ein Schriftsteller es unternimmt mit seinen eigenen kleinen Privatangelegenheiten ein ganzes Theaterpublikum zu langweilen.

Die Konzertwoche. Das dritte Akademiekonzert brachte neben einer Wiederholung von Kloses symphonischer Dichtung „Das Leben ein Traum“ und dem schon im Kaimsaal gehörten musikalisch ziemlich indifferenten Notturno für vier Orchester von Mozart als einzige Novität eine leicht geschürzte Orchesterhumoreske von Karl von Kaskel, die, ohne erfinderisch besonders originell zu sein, doch durch hübsche, klangliche Kombinationen und durch ihre flotte Führung freundlichen Beifall erzielte. Nach Jahren ist auch wieder einmal Ludwig Wüllner in München erschienen und sang Lieder eines bisher unbekannten Komponisten Otto Vrieslander. Eine gesunde, musikalische Natur scheint derselbe zu sein und an der Art, wie er seine überaus geschickt gewählten dichterischen Stoffe einzukleiden versteht, erkennt man, daß es ihm zunächst um rein musikalische Wirkungen zu tun ist. Es liegt ein ausgesprochen harmonisches Wesen in seiner Kunst, und dieselbe würde vielleicht weit besser

gewirkt haben, wenn der Sänger seine Gaben nicht allzureichlich bemessen hätte. — Von den übrigen Konzerten wären noch zu erwähnen die Liederabende von Johanna Dietz, die sich, wie so oft schon, an Liszt betätigte, Tilly Koenen, die, wie immer, große Eindrücke zu erzielen wußte, dann das Konzert von Karl Kennerknecht, der sich wieder in seiner freundlichen Doppeleigenschaft als Geiger und Sänger vorstellte, der vierzehnjährigen hoffnungsfreudigen Geigerin Lilly Derson und endlich der ganz ernste Wege gehenden Geigerin Berta Zollitsch, die u. a. eine neue Sonate von Max Reger vortrug, die den Komponisten auf dem heilsamen Weg modulatorischer Selbstbeschränkung kennen lernen ließ.

Verschiedenes. Von der Uraufführung von Otto Neitzels Oper Barbarina, welche in glänzender Ausstattung im Hoftheater zu Weimar in Szene ging, wird ein recht günstiger Erfolg gemeldet. Die Direktion hatte Professor Schlaar, welcher mit dem Komponisten am Schluß gerufen wurde. — Genesius, das musikalische Drama von Felix Weingartner, hatte in Antwerpen im vlämischen Theater offenbar einen weit größeren Beifall gefunden als seinerzeit in Berlin; die Aufführung, vom Meister selbst geleitet, wird als künstlerisches Ereignis im Theaterleben Antwerpens anerkannt. — Felix Dörmann hat soeben einen Operettentext für Josef Helmesberger beendigt. Hoffen wir, daß endlich damit eine wirklich gediegene Operette dem deutschen Volke ersteht. — Aus Mailand meldet man eine Opераufführung, die der Verleger Puccis im Teatro dal Verme auf die Bühne brachte. Es handelt sich um die nordische Legende Albatros von Colantuoni, die Ubaldo Pochierotti in Musik gesetzt hat. Die Oper hatte einen sehr starken Erfolg erzielt. — Im Altonaer Stadttheater gab man in vergangener Woche Otto Ernsts einaktiges Schulmeisteridyll „Das Jubiläum", und die vortrefflich dargestellte „anspruchslose Bluette", wie dortige Blätter melden, fand beim Publikum sehr freundliche Aufnahme. Man verschweigt auch nicht, daß sich das Stückchen viel mehr zur Aufführung in Lehrervereinen eignet, als für die Oeffentlichkeit. — Das Wiener Bürgertheater ist nun eröffnet worden, und das geladene Publikum fand an dem hübschen neuen Haus mit der geschmackvollen Einrichtung viel Freude. — „Der Stein im Wege", Schauspiel von Arnold Straßmann hat im Deutschen Theater in Hannover freundlichen Beifall gefunden. — Grillparzers Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen" ist in griechischer Bearbeitung durch Chatzopoulos im Kgl. Theater zu Athen aufgeführt worden. Die Presse spricht sich sehr lobend über diese Aufführung aus. — Im fürstlichen Theater in Gera hatte das dreiaktige Drama „Frost im Frühling" von Leo Lenz bei seiner Uraufführung sehr warme Aufnahme gefunden. — „Der Berg des Aergernisses", eine fünfaktige Tragödie von Heinrich Lilienfein fand bei seiner Uraufführung im Bremer Stadttheater bei sehr guter Darstellung einen wohlverdienten warmen Erfolg.

München. Hermann Teibler.

Die Berufung Hermann Bahrs an die Münchener Hofbühne hat in allen Kreisen, die mit den Traditionen des Hofes und des Hoftheaters einigermaßen vertraut sind, geradezu verblüfft. Wie Hermann Bahr über sich selbst urteilt, ist im vorigjährigen Verlagskatalog des „Simplicissimus"-Verlegers Albert Langen in München nachzulesen: „Geboren in Linz an der Donau am 19. Juli 1863. Beide Eltern rein deutsch. Die Familie des Vaters geht an den Rhein, die der Mutter nach Schlesien zurück. Beide Familien durchaus katholisch. Ich habe 1895 die Kirche verlassen. Gymnasium, erst in Linz, dann in Salzburg; hier hat ein unvergeßlicher Lehrer, der Schulrat Joseph Steger, den hindämmernden Knaben aufgeweckt. An den Universitäten Wien, Graz, Czernowitz, Berlin: Philologe, Jurist, Nationalökonom. 1881 zum erstenmal gedruckt. 1883 zum erstenmal gespielt. 1887 Soldat. 1888 nach Paris, 1890 Spanien und Marokko. Mai 1890 Redakteur der Berliner Freien Bühne. 1891 russische Reise. Seit 1892 in Wien, erst in der Deutschen Zeitung, dann in der Zeit, jetzt im Neuen Wiener Tagblatt. Seitdem noch dreimal in Paris, einmal in London, dreimal in Italien, einmal in Griechenland, viel im Gebirg, gern fechtend, radelnd, schwimmend, was ich jetzt, im Herzen krank, nicht mehr darf. Seit 1895 verheiratet. 1900 hat mir Olbrich ein Häusel gebaut, draußen, einfach, in Blumen. Kinder: keine. Hunde: vier. Die großen Ereignisse meines Lebens: Paris, Pompeji, Athen; Kant, Marx, Mach; Ibsen, Puvis, Klimt. Die Elemente meiner Bildung und Gesinnung: die Griechen, Shakespeare, Goethe, Stelzhamer und Stifter. Politisch: früher Sozialdemokrat, jetzt eher Anarchist, da es mein fester Glaube ist, unsere Kultur müsse zugrunde gehen, wenn es ihr nicht gelingt, zur vollkommenen Freiheit zu gelangen, welche durchaus keine Gewalt mehr nötig hat. Oder sagen wir statt Anarchist lieber: Japaner."

Theater- und Konzertleben am Rhein. Die erste deutsche Aufführung von Isidor de Lasa's großer Oper „Messalina" ist in Köln am 2. Dezember unter großen Geburtswehen zustande gekommen. In der Generalprobe mußte der anwesende Komponist, ein Irländer, der seine Studien auf dem Konservatorium in Mailand gemacht, die Partie des noch nicht genesenen Tenors aus dem Parkett in französischer Sprache singen. Ihre Uraufführung erlebte die Oper in Monte Carlo, wo der kürzlich verstorbene Tenorist Tamagno die Partie des Helden — eines Zirkuskämpfers — kreierte. Die Librettisten Armand Sylvestre und Eugène Morano haben das Sujet auf die Meyerbeersche große Oper zugeschnitten, und der Komponist hat die Musik im Stile von Berlioz mit internationalem Einsatz gefaßt. Es ist — wie die Franzosen sagen — viel „Schönes Theater" in dem wirksamen Werke, wenn man die richtigen Sänger zur Hand hat, und viel effektvolle Musik darin. Die Hauptpartien, „Messalina" und ihre beiden afrikanischen Liebhaber, der Straßengänger Hares und der Zirkuskämpfer Helion, konnten hier mit Fr. Gussalewicz und den Herren Petter und Whitehile angemessen besetzt werden. Die Oper hatte sowohl bei der Premiere wie bei der Wiederholung großen Erfolg. Das Schauspiel brachte als Neuigkeiten: Sudermanns „Stein unter Steinen" und den dionysisch sein sollenden Schwank „Jahrmarkt zu Pelsnitz". Auch „Zar Peter" durfte sich wiederholt bald im Alten, bald im Neuen Theater blicken lassen. Mehr Befriedigung als durch diese Tagesneuheiten erhielt man durch die Neueinstudierung von Shakespeares „Lear" mit Oskar Borchert in der Titelrolle und Goethes „Torquato Tasso", in dem Lotte Sarrow eine prächtige Leonore bot. Selbstverständlich vergaß man auch nicht den Tag zu feiern, an dem vor 100 Jahren Beethovens „Fidelio" in Wien zum 1. Male in Szene ging. In den Gürzenichkonzerten brachte Steinbach wiederum viel Schönes. Im zweiten führte er erstmalig ein weltliches Oratorium „Von den Tageszeiten" von Fr. Koch vor, das gut gefiel. Im dritten Konzert hatte Altmeister J. S. Bach ganz allein das Wort, und zwar mit lauter Werken, die man hier noch nicht gehört, darunter das parodistische Drama per Musica Streit zwischen Phöbus und Pan. In dieser weltlichen Kantilene wollte er seinen Gegner Adolf Scheiber lächerlich machen und den ihm verhaßten galanten Stil persiflieren. Die Arbeit machte ihm jedoch so viel Spaß, daß er seinen Zorn vergaß, und aus der Parodie ein Satyrspiel mit sehr feiner und ergötzlicher Musik wurde. Im vierten Konzert war d'Albert der Löwe des Abends. Er steht jetzt, nachdem man ihn in seiner Oper „Tiefland" als Komponist schätzen gelernt, weit höher als ehedem im Kurs, der allerdings durch seine neueste Schöpfung „An den Genius von Deutschland" keine Steigerung erfahren hat Als Pianist feierte er wie stets Triumphe.

Köln. Hermann Kipper.

Der Ertrag der Sammlung für die Opfer der Erdbeben in Süditalien wurde mit M. 153.— der Nuntiatur in München behufs Uebermittlung an den Heiligen Vater übergeben. Seine Exzellenz der Apostolische Nuntius Msgr. Erzbischof Caputo bestätigte unter dem 11. Dezember durch persönliche Unterschrift den richtigen Empfang der obigen Summe.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 52. München, 23. Dezember 1905. II. Jahrgang.

Der heutigen Postauflage liegt der Postbestellzettel für das I. Quartal 1906 bei. Wir bitten unsere Freunde um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements.

Inhaltangabe.



Weihnachten.

Von
Dr. Maximilian Pfeiffer.

Mit purpurnem Schimmer übergoldet die Sonne den Abendhimmel. Leuchtenden Auges und klopfenden Herzens sehen's die Kinder, denn die Mutter erzählt ihnen, daß dort oben das Christkind seinen Baum schmückt und seine süßen Kuchen bäckt. Und sie harren, bis der Tag kommt, da beim leisen Klingen des Glöckchens die lang verschlossene Tür sich öffnet. In Lichterglanz und Tannenduft schauen sie die Weihnachtsgaben ...

Es ist etwas Wundervolles um den Christnachtszauber. Das Leben in der Natur scheint erstorben; wie ein Leichentuch deckt der Schnee die Erde. Nur die Tanne grünt. Alle Schöpferkraft ruht, als ob das Erstarren jeglichen Wachstums uns hinlenken wollte auf den Tag, an dem die Erneuerung des Angesichtes der Erde beginnen soll durch das große Mysterium der Menschwerdung des Heilandes. Da läuten um Mitternacht die Glocken so feierlich und das Gloria in excelsis aus Priestermunde hebt das Herz höher. Vom Strahle des Sternes fällt ein Leuchten in die Seelen und entzündet sie zum Werke der Liebe.

Weihnachten ist das Fest der Liebe. Sie bewog den Herrn der Welt herabzusteigen von seinem Throne. Im Stalle zu Bethlehem erscheint das Lamm, das alle Schuld auf sich nimmt, unter den Opferlämmern, der Hirte Israels wird den Hirten gezeigt, Gottes Sohn wird Mensch unter Menschen, der König aus Davids Stamme ist in seine Königsstadt gekommen. Am Himmel wird ihm ein Feuermal entzündet, dessen Glanz die Fürsten des Orientes sehen und erkennen. Ein Licht leuchtet ihm in die ärmliche Hütte, heller und heiliger als die irdische Sonne, die sich dereinst verfinstern wird, wenn der König der Juden am Kreuze blutet. Engel lobsingen dem Lichte der Welt, dem Friedefürsten, verkünden der Welt den Frieden und allen Menschen ein Wohlgefallen.

Der es uns also beschrieben hat, Lukas der Evangelist, war ein Maler. Darum stellt er uns in so herrlichem Gemälde die Christnacht vor Augen. Die bildende Kunst, die mit der Hand schafft, und die im Herzen die goldenen Fäden der Poesie spinnt, hat darum auch die Weihnacht mit duftigem Zauber umwoben. Bei keinem Volke aber mehr als bei dem deutschen, dessen reicher Gemütsschatz an diesem Feste sich köstlich offenbart. Alle Menschen suchen zu beglücken und wollen einander Freude bereiten. Dem Kinde in der Krippe brachten Hirten und Könige ihre Gaben, in Kinderaugen weckt man darum den Schimmer des Glücks. Der Reiche findet den Weg zum Armen, Wohltun wird Genuß, und auch in harten Herzen glimmt der Funke des Mitleids. Menschenliebe ist der Grundzug der Psychologie des Weihnachtsfestes, die eine so starke Wirkung äußert, daß auch die jeder religiösen Empfindung Abgewandten und Entfremdeten sich ihr nicht entziehen können. Der Geburtstag des Heilandes ist für das deutsche Volk das Fest, das den größten ethischen Gehalt in sich birgt.

Weihnachten ist der Tag des Heimwehs. Wenn die Kerzen am Christbaum flimmern und aus Kindermund das Weihnachtslied ertönt, wachen vergangene Wünsche und begrabene Träume wieder auf. Die Erinnerung führt uns in ferne Kinderzeit zurück mit ihrem sorglosen Jubel und der reinen Freude ungetrübten Frohsinns. Dann kommen die Gedanken an die Lehrjahre, die uns hinaustrugen auf dem Strome des Lebens. Trübe und ernste, schwere Stunden ziehen an dem umflorten Blicke vorüber, man gedenkt teurer Gräber und der lieben Toten. Auch ihnen hat man den Christbaum auf den Hügel gesetzt um der Liebe willen .... Dann erheben sich tröstlichere Empfindungen, hoffend schauen wir in die verhüllte Zukunft, und in der Geburtsstunde des Heiles erwächst der Wunsch, wir möchten durch Gottes Gunst in uns immerdar die Kraft haben, die begehrende Hand nach dem Weihnachtssegen auszustrecken.

Es brennen uns am Baum unseres Lebens ja so wenig Lichter. Wir sind wie eine Tanne, die man, jung und grün, herausreißt aus dem heimatlichen Boden, hineinträgt in Land und Stadt, auf dem Markte verkauft, dann für kurze Stunden schmückt, bis sie nach dem Feste verdorrt und zugrunde geht. So sind wir alle, und gar viel Schnee bricht über uns in kalten Flocken nieder. Eines gibt es da nur, das wärmt und hält: der milde Zauber der Christnacht, der Glaube und die

Kraft der Religion. Sie hebt uns in Sorgen und Nöten, sie gibt uns in allem Streit den rechten Weihnachtsfrieden, der das beste und höchste Gut ist für jeden Menschen und den man doch ganz nur einmal findet: wenn der nimmer verlöschende Stern über dem Throne Gottes uns aufgeht.

Aber um Frieden zu haben, müssen wir eines guten Willens sein. Abgetan jeden Eigensinn, jede Trägheit, jede Bosheit! Angetan Fleiß, Regsamkeit, freundliche Meinung! Das sind die Festgewande, in denen wir als Könige zur Krippe treten sollen, damit auch in unsere Herzen hinein der Segen fließe, den die Erdenkinder gewinnen sollen durch Gottes Menschwerdung und die Heilsbotschaft auf Bethlehems Fluren.

Lasset uns also Weihnachten feiern! Und wenn in schweigender Mitternacht von allen Türmen die Glocken klingen, wenn in verehrungsvoller Andacht fromme Beter in die Knie sinken, dann gieße sich über Vaterland und Kirche, über Häuser und Herzen, über die ganze ringende, zweifelnde und verzagte Menschheit der Weihnachtssegen aus!

Ehre sei Gott in der Höhe!

Weihnacht.

Wie hab' ich um dich gerungen,
Du Zauber der Weihnachtszeit!
Doch ist mir kein Lied gelungen
Zum Preis deiner Herrlichkeit.

Deine Schönheit blitzt in Bildern
Mir oft durch der Träume Land;
Ich habe, sie zu schildern,
Nicht Lippe, ach, und nicht Hand.

Der Kindheit goldenste Tage,
Viel Lichter in schauernder Nacht,
Und Liebe und Märchen und Sage,
Und ein Glück, das staunend erwacht ...

Geschenke, wie Segen ergossen,
Und der Lieder heiliger Chor ...
Ach, was da ins Herz geflossen
An Lieb', quillt zu mächtig empor.

Daß du mir im Verse wirst klingen,
O Weihnacht, erfüll' ich nie.
Was quäl' ich mich auch am Gelingen:
Du selber bist Poesie.

Laurenz Kiesgen.

Zum hundertjährigen Bestehen des Königreichs Bayern.

Von

Lyzealprofessor Dr. A. Dürrwaechter.

II.

Als die Welt nach den Gottesgerichten der Napoleonischen Zeit und der Freiheitskriege des geistreichelnden Skeptizismus und der philiströsen Verwässerung alles Religiösen müde war, als dieses letztere wie eine neue Seele die heilige Allianz der Völker und der Herren erwärmen wollte, da machte man in Bayern zuerst seinen Frieden mit der Kirche, die in dem neuen Staate zwar nicht mehr die einzige war, aber die stärkste infolge ihrer Bekennerzahl und kraft einer mächtig fortwirkenden historischen Tradition. Freilich blieb dieser Friede lange ein Stückwerk; denn er war beiderseitig festgelegt durch das Konkordat vom 24. Oktober 1817, aber dann in dem Religionsedikt vom März 1818 einseitig und widerspruchsvoll erläutert worden. So gab er genug Anlaß zu Beschwerden und Streitigkeiten, zur Aufrollung von Machtfragen und zur Reibung jener alten Mächte des Regnum und Sacerdotium, die sich nie ganz vertragen werden und doch stets aufeinander angewiesen sind. Die Ansprüche der Kurie, die für sich möglichste Raumfreiheit forderte, und die Aufgaben eines Staates, der die innerliche Verbindung der neugewonnenen großen protestantischen Gebiete mit sich noch vollziehen mußte, hatten die mittlere Linie der Verständigung noch nicht gefunden. Trotzdem blieb der Friedensschluß, so fragmentarisch er auch war, nicht ohne beiderseits erwünschte Resultate. In einem mehr als zwei Jahrzehnte ungestört fort erhaltenen und nach kurzer Mißstimmung wieder erneuten friedlichen Verhältnisse der Konfessionen zueinander machte die Einbürgerung der protestantischen Landesteile in den Staat entschiedene Fortschritte und anderseits wurde doch Bayern wieder wie schon 250 Jahre früher, wenn auch in modernerer Weise, ein Brennpunkt geistiger Strahlungen auf dem Gebiete der katholischen Kirche.

Denn mit der Romantik und ihrer philologisch-historischen Forschung hatte sich auch eine neuaufblühende Wissenschaft der Katholiken verschwistert. Und nun, als in Tübingen um Möhler, in Bonn um den Naturphilosophen Windischmann sich ein gleichgestimmter Kreis sammelte, ward Bayern bald die Stätte, wo die neuen Regungen und Anregungen am weitesten gediehen. Nicht nur, daß die Theologie hier aus einer „Sektion der für die Bildung des religiösen Volkslehrers erforderlichen Kenntnisse" wieder eine Wissenschaft ward, ihre vortrefflichsten Kräfte sammelten sich auch hier und vollzogen den Anschluß an die kritische und in historische Tiefen grabende Geistesrichtung der Zeit. Nicht in einförmiger Uniformierung der Geister und Anschauungen. Denn die Namen Sailer, Möhler, Klee, Staudenmeier, Döllinger, Görres, um von anderen zu schweigen, sind allein für sich schon ein reiches Kaleidoskop von Persönlichkeiten, wie sie sich eben gerade da zusammenfinden konnten, wo die originellste der Individualitäten des vormärzlichen Deutschlands das Szepter führte. In dem Königreich Ludwigs I. erwuchsen denn auch am kräftigsten die Strömungen innerhalb des deutschen Katholizismus selbst, ohne die das Bild unseres Kultur- und Geisteslebens in der neueren Zeit nicht zu denken ist. Wie Sailer, der Mann einer tiefinnerlichen Religiosität und einer umfassenden Versöhnlichkeit, der Name ward, zu dem ein F. X. Schwäbl, ein Diepenbrock und zahlreiche andere in deutschen Gauen sich bekannten, so ward Görres, der streitbare, der Bannerträger des Kampfes um religiöse Güter im Getriebe der Welt. Weit offen stand sein gastfreundliches Haus in München den Gedanken und Bestrebungen, die durch Lacordaire, Montalembert und anderen sich einen Platz im System des modernen Staates sicherten, und nun aus diesem Stelldichein der politisierenden Kräfte des europäischen Katholizismus auch in die deutsche Welt heraustraten. Von hier aus bekam der katholische Teil derselben jene gewappnete Kampfesstellung, in der er sich nach Ueberwindung einer reformerischen Bewegung in Schlesien, im Freiburgischen und Rottenburgischen, und nachdem die kirchlichen Umsturzversuche des Deutschkatholizismus verpufft waren, kraft des Rückhaltes in Bayern, zu stets konservativeren Formen entwickelte und in Staat und Schule, Wissenschaft und Leben sich immer schärfer abtönte und absonderte. Freilich war damit auch die Gefahr verbunden ins Parteigetriebe fortgerissen zu werden, und gerade in Bayern ist unter dem Ministerium Abel diese Richtung des Katholizismus um die Klippe des konfessionellen Uebereifers und der Verwischung der politischen und religiösen Grenzen nicht ungefährdet hinweggekommen. Trotzdem verschwindet unter den Schatten, die hier vor dem Auge des Historikers emporsteigen, nicht die Tatsache, daß danach aufs neue ein friedlicher Wetteifer der Konfessionen eingetreten ist und daß das neue Bayern es verstanden hat, ohne sich als wahrhaft modernen toleranten Staat zu verleugnen, doch den Aufgaben gerecht zu werden, die ihm als dem vorwiegend katholischen in Deutschland von altersher zugefallen waren.

Auch in einer anderen immer brennender werdenden Frage des neuzeitlichen Lebens sicherte sich Bayern seine Bedeutung, in der Frage nämlich der politischen Anteilnahme des Volkes an der Regierung. Das nämliche Königreich, das vorher der Staat einer fast napoleonischen Autokratie gewesen war, wurde unter dem festlichen Glockengeläute und Kanonendonner des 26. Mai 1818 der erste Verfassungsstaat Deutschlands, so daß Varnhagen von ihm sagen konnte: „Alles war wie geblendet von der neuen Erscheinung, durch die sich Bayern gleichsam an die Spitze von Deutschland stellte; erst jetzt schien ihm wahre Selbständigkeit erworben, neue Macht und Bedeutung verliehen." Allerdings sind auf den Glanz dieses konstitutionellen Morgens in Bayern manche trübe Tage gefolgt, und zwischen der patriarchalischen Auffassung, die Ludwig I. trotz allem festhielt, und

dem Vorwärtsdrängen demokratischer Elemente in den Kammern öffnete sich manche gähnende Kluft. Zumal seit der Julirevolution läßt sich beobachten, wie ihre auch auf bayerischem Boden hervorbrechenden Explosionen und der drohende, abstrakt terroristische „Rheinbund der Völker" eine Entfremdung zwischen dem König und dem Landtage im Gefolge hatten. Aber wenn nun auch hier eine Politik der Reaktion begann, die schon vorher von den deutschen Großmächten Bayern umsonst angesonnen worden war, so wurde es doch nicht wie in so manchem anderen deutschen Staate eine Politik der Staatsstreiche und der Verfassungsbrüche. Indem der König im Prinzip die Verfassung wahrte, blieb die Akte des Jahres 1818 in Kraft, Bayern ein Vorbild auch für Deutschlands politische Großmächte und das Land, von dem aus jenes schöne Königswort geflügelt die Welt durcheilen konnte: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke." Maximilian II. hatte es gesprochen, als er, „das Gewissen auf dem Throne", seine eigenen königlichen Wünsche der Idee der Volksfreiheit und der verfassungsmäßigen Pflicht zum Opfer brachte.

Das war ein Beispiel für die Welt. In den nämlichen fünfzig Jahren aber war Bayern ein solches auch für die Idee der Einheit des deutschen Volkes. Da Preußen in tiefster Erniedrigung zusammenbrach, hatte hier schon der zur Königskrone berufene Dichter gesungen:

Liebe zu dem deutschen Vaterlande,
Sie beseelet immer mein Gemüt.
Fest umschlungen von dem heiligen Bande,
Für mein Deutschland ist das Herz durchglüht.

Und hier sprach er als König des Landes, das den Verfechtern eines freieren, eines einigeren Deutschlands, wie Görres, zum Asyl geworden war, bei der Grundsteinlegung der Befreiungshalle am 19. Oktober 1842, von den Veteranen der Befreiungskriege umringt, das schöne Wort: „Vergessen wir nie, was dem Befreiungskampf vorhergegangen, was in die Lage uns gebracht, daß er notwendig geworden, und was den Sieg uns verschafft . . Sinken wir nie zurück in der Zerrissenheit Verderben! Das vereinigte Deutschland, es wird nie überwunden." Nicht bei Worten aber ist es geblieben, auch nicht nur bei den Marmortempeln an der Donau, die diese Worte glänzend in das Land hineinstrahlen, und auch nicht nur bei den köstlichen Glasfenstern des Kölner Doms, die Ludwigs und Bayerns deutschen Sinn in wundervoller Farbenglut verewigen. Was wachsend und nach Vollendung immer heißer strebend im Reiche deutschen Geistes alle bewegte, das hat auch die bayerische Politik unter Ludwig I. und Maximilian II. nach besten Kräften in die Tat umzusetzen versucht.

Sie war keinen französischen Verführungskünsten mehr zugänglich. Als solche anfangs der dreißiger Jahre erneuert wurden, blieben sie ohne Eindruck, und Beckers damals entstandenes Lied „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein" fand gerade bei Bayerns König jubelnde Begeisterung. Seine Politik arbeitete auch auf die Einigkeit im Bunde und die innere Stärke hin, und Preußen hatte es ihrer tätigen Mithilfe zu danken, wenn es nach dem Konflikt der dreißiger Jahre rasch den kirchlichen Frieden wiedergewann. Sie litt und stritt mit den deutschen Brüdern außerhalb der deutschen Grenzen und veranlaßte die Schleswig-Holsteiner, nichts wieder so freudig zu feiern als „das Wittelsbacher Blut".

Denn

Es hat nicht scheu erwogen,
Es ist vorangezogen
Mit ritterlichem Mut.

Und ist sich hierin auch unter Ludwigs Nachfolger treu und gleich geblieben. Aber ihre größte Tat war doch die, daß von Bayern aus der Gedanke verfolgt und der Anstoß gegeben wurde, den in nicht weniger als 22 Zollschranken ausgedrückten staatswirtschaftlichen Kriegszustand unter den deutschen Bundesgliedern zu beseitigen. Wohl konnte nur Preußen — wie wäre das auch anders möglich gewesen? — den Gedanken des Zollvereins für ganz Deutschland durchführen. Aber daß der Boden dafür in Süddeutschland geebnet war, daß er somit Süden und Norden umfassen konnte, das ist Bayerns eigenes, das ist Ludwigs I. persönliches Verdienst.

Noch war Deutschland so wenig wie einer seiner Großstaaten eine Weltmacht. Noch flatterte der Danebrog beherrschend über der Ostsee, und wiegte sich die englische Fregatte ohne Nebenbuhlerschaft vor der deutschen Nordseeküste. Im Innern des Landes mußte man erst den Verkehr ausbilden, mußte die Gedanken des erfinderischen Jahrhunderts erst recht ausbauen und ausnützen, ehe man die Zukunft auf den Wassern der Ozeane erblicken konnte. Auch in diesen Aufgaben ist das Königreich Bayern in seiner zweiten Epoche eine Kulturmacht gewesen, und manche Gedanken und Pläne des Verkehrs sind hier zuerst ins Leben geführt worden.

Freilich, wenn man jetzt an den Schleusen des Donau-Mainkanals beobachtet, wie selten sie sich öffnen und wie sie es nur tun für die Flösse der bayerischen Waldgebirge oder für die Kähne, welche Backsteine, Petroleum und ähnliches an seine Ufer verfrachten, da empfindet man mit Bedauern, daß der große Gedanke der Fossa Carolina noch nicht verwirklicht ist. Aber das ist nicht die Schuld des bayerischen Königs, der hier der Nachfolger Karls des Großen sein wollte. Denn wer ahnte bei dem Bau des Kanals, daß Stephensons Erfindung so bald schon und so übermächtig den Verkehr übernehmen würde? Und tut denn der Mißerfolg der großen Idee Eintrag, dem sich damals zögernd aufschließenden Orient von Deutschland her eine Pforte zu öffnen und dem levantinischen Handel mitten durch Deutschland eine freie Bahn zu schaffen? Nur den einen Fehler hatte sie, daß sie den Möglichkeiten der Zeit Ludwigs I. weit vorausgeeilt war, daß der bayerische König in der Ungeduld seines schaffensfrohen Wesens das gewissermaßen voraussetzte, was deutsche Kraft und Kunst mit dem Schienenweg nach Angora jetzt erst gen Bagdad zu ausgeführt hat. Begleitet aber war das Unternehmen Ludwigs von einem zweiten Fehler, der indessen, für sich allein betrachtet, eine Großtat ist. Diese Januseigenschaft hatte nämlich die erste Eisenbahn Deutschlands, die auf bayerischem Boden ihren Schienenweg erhielt, als man in den übrigen Bundesländern Stephensons Erfindung noch belächelte, in England sie noch befehdete, in Paris ihrer noch entbehrte. Ihr Bau ist ein fruchtbares Beispiel für Deutschland geworden, und es ist nur zu bedauern, daß man im Lande dieses Beispiels selbst lange damit schon zufrieden war die Anregung gegeben zu haben und zu umfassendem Ausbau sich mehr von außen drängen ließ, als daß man eigener Initiative gefolgt wäre. Und doch war die in Bayern wie anderwärts auch vorhandene Furcht vor der demokratisierenden Macht der Eisenbahn nur das Zagen vor dem Unabänderlichen und mußte man ihr sich entwinden, um für die Industrie im Lande die Verkehrswege zu mehren.

Denn Bayern war auch, was die Schaffung erstklassiger, einzigartiger Industrien betrifft, eine Kulturmacht für Deutschland, ja über Deutschlands Grenzen hinaus und dies dank der nicht geringen Rolle, die ihm in dem Wettbewerb des Jahrhunderts um die Erfindungen begabte Söhne oder Gäste des Landes gesichert hatten. Mitten noch in den Napoleonischen Kriegsstürmen hatte Alois Senefelder die Solnhofener Steinplatte zur unverwüstlichen und unermüdeten Wiedergabe der chemisch ihr anvertrauten Zeichnung veranlaßt, und Reichenbach und Utzschneider hatten durch ihre physikalischen und optischen Instrumente der Wissenschaft neue Probleme gestellt und der Praxis des Lebens neue Wege eröffnet. Dann war von Fraunhofer der Sonnenstrahl chemisch zerlegt und das Licht der Sonne im Spektroskop aufgefangen worden, so daß die irdischen Beobachter Art und Geschichte ferner Welten erschließen konnten. Indes dann das Optische Institut in München Europas Sternwarten mit Riesenrefraktoren versah, begründete Steinheil wissenschaftlich die elektromagnetische Telegraphie und ließ Bayern an dem Ruhme teilnehmen, den elektrischen Funken zum Träger menschlicher Mitteilungen gemacht zu haben. Und ferner, wie einst von Deutschland aus die Jünger Gutenbergs, so zogen nun von Bayern aus Gabelsbergers Schüler in alle Welt als Verbreiter einer Schrift, deren Entstehung das Verfassungsleben des Königreichs begünstigt hatte. Solcher Beziehungen aber zu dem demokratischen Einschlag in dem bayerischen Staatswesen möchte man fast noch mehrere annehmen, wenn man beachtet, wie gerade von Bayern aus jene Techniken erfunden wurden, die der Popularisierung und Demokratisierung geistiger Gebiete galten. Denn die eben erwähnte Kunst Gutenbergs hat in dieser Beziehung einen gewaltigen Schritt vorwärts getan, als in Oberzell bei Würzburg 1817 Friedrich König die Schnellpresse mit der Walze erfand und Maschinen dieser Art von Bayern aus ihren Weg nach allen Ländern nahmen. Und wenn an der Erfindung der Photographie auch ganz Europa beteiligt war, so hat sie, die berufen war die Kunst zu popularisieren, doch unter der anregenden Regierung Ludwigs I. wesentliche Förderung gefunden, indes unter seinem Sohne Maximilian sie durch Albert in München in technischer Durchbildung und künstlerischer Auffassung zu den glänzendsten und feinsten Leistungen in Deutschland gelangte. So lebte sich das Bayern des Deutschen Bundes auch in den für das 19. Jahrhundert so charakteristischen naturwissenschaftlichen und industriellen Kulturtaten aus und legte sie in Leistungen seiner Gewerbe und Fabriken nieder, die auf der ersten Weltausstellung

1851 in London, auf der großen Münchener Industrieausstellung 1854, auf der Pariser Weltausstellung 1867 ihm eine ebenbürtige Stellung neben den größeren Staaten wahrten.

Daß es diese Ebenbürtigkeit auch in dem reichen wissenschaftlichen Leben des Jahrhunderts zeigte, das braucht man eigentlich nach dem bisher Gesagten kaum noch besonders zu betonen. Denn Erfindungen und Industrien sind ja nur konkrete Ergebnisse des forschenden Menschengeistes. Aber es lohnt sich doch noch etwas genauer zu sehen, wie Bayern auch um die abstrakteren Wege der Wissenschaft sich unvergängliche Verdienste erworben hat.

Schon unter Ludwig I. Er, der am 14. November 1826 die Worte sprach: „Es ist auch meine lebendigste, meine tiefste Ueberzeugung, daß hier (in der Wissenschaft) jeder Zwang, jede Zensur, auch die billigste, verderblich wirkt, weil sie statt des gegenseitigen Vertrauens, bei dem allein die menschlichen Dinge gedeihen, den Argwohn einsetzt", er hatte an diesem Tage die Universität durch die Verlegung nach München zum zweiten Male und in modernem Sinne gegründet. Offen für alle geistigen Richtungen, frei von unakademischem Zwange, der Sammelpunkt wissenschaftlicher Koryphäen, an Zahl der Studierenden nur von der Wiener und dann von der Berliner Hochschule übertroffen, ward sie, aus anfänglich bunten, chaotischen Zuständen sich herausarbeitend, ein Brennpunkt geistigen Lebens für Bayern und für Deutschland. Nicht der einzige innerhalb der blauweißen Grenzpfähle. Ihrer Neugründung folgte die Hebung der übrigen Hochschulen und des Schulwesens überhaupt. Die Akademie wurde neu geordnet, bestimmter für rein wissenschaftliche Zwecke festgelegt und der Versuch gemacht, sie mit den historischen Vereinen in Verbindung zu setzen, die unter des Königs Anregung überall in Bayerns Gauen erwuchsen und das Riesenwerk der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte" ins Territoriale und Kleinere übersetzen sollten. Es war ein vielseitiges, wissenschaftliches Leben, das da freudig gedieh, und wer die Annalen dieser Zeit durchliest, stößt überall in Bayern auf Namen unvergänglicher Art, nicht nur solcher, die wie Thiersch, Baader u. a. m. bereits gewiesene Pfade reich schaffend gewandelt sind, sondern auch solcher, die wie Schmeller, der Schöpfer der mundartlichen Grammatik und Lexikographie, und Zeuß, der Begründer der Keltologie, der Wissenschaft ganz neue Wege eröffnet haben. Freiheit, Vielseitigkeit und Verständigung kennzeichnen diese wissenschaftliche Aera im Bayern Ludwigs I. und ihr Programm waren die Worte: „Ich will die Religion, aber ich will sie im Herzen; ich will die Wissenschaft, aber in ihrer ganzen, unverkümmerten Gestalt, und werde mich glücklich fühlen, wenn meine Bayern auf ihrer Bahn rascher und weiter vorschreiten." So sprach aber der König, der seinen Sohn und Nachfolger für die Wissenschaft erziehen, ihn so erziehen ließ, daß er der eigentliche Vollender dieser Anfänge werden konnte.

Eine zart angelegte Natur, von feinsinnigem Verständnis für die Wissenschaft und ihre Bedürfnisse, hat Maximilian II. sich ihr als dem „leuchtenden Ideal, welches den tiefsten Grund seiner Seele bewegte", hingegeben und die vielberufene „Freiheit" dieser Zeit nicht im Genuß, sondern in der unausgesetzten Arbeit an den Kulturaufgaben des modernen Staates gesehen. Indes sich der Zusammenprall der beiden deutschen Großmächte immer sichtlicher vorbereitete, sollte Bayern ein Staat sein, den die Liebe der Untertanen und die Achtung der Welt in der drohenden Sturmflut erhalten mußte. Die Bedeutung einer geistigen Macht, die Kraft politischer Individualität sollte dem Königreich in der Katastrophe des Deutschen Bundes seine Fortdauer verbürgen. Maximilian II. hat seine Lebenskraft an dieses Werk gesetzt und nicht umsonst. Um von anderem zu schweigen, den reichlich gegebenen Stipendien für Studierende und Gelehrte, den wahrhaft königlichen Unterstützungen wissenschaftlicher Reisen, der Fundierung von deutschen Forschungen im Auslande, der Ermöglichung großer wissenschaftlicher Druckwerke, so mag nur die einzige Tatsache angeführt sein, daß die bei der Akademie gegründete „Historische Kommission" eine Schöpfung ist, die dem Nationalwerk der Monumenta Germaniae historica ebenbürtig zur Seite gestellt werden darf. Diese Schöpfung aber wurde in einer Weise mit Mitteln ausgestattet, wie sie in solcher Höhe bisher in keinem deutschen Staate gewährt worden waren, und das Mäcenat war trotz der politischen Bedeutung, deren es nicht entbehrte, von so hohen Gesichtspunkten ausgeübt, daß man seine Devise „Meinem Volk zu Ehr und Vorbild" als die idealste Auffassung eines fürstlichen Mäcenates bezeichnen darf.

„Meinem Volk zu Ehr und Vorbild" steht heute noch über dem alten Bau des von Maximilian II. gegründeten Nationalmuseums, das wie kein anderes Museum der Welt Kunst, Sitte und Leistungen der Vergangenheit widerspiegelt. Auch hier, über dieser Stätte der Kunst, haben aber diese Worte ihr volles Recht. Zur Ehr und zum Vorbild sind die Schöpfungen der bayerischen Könige ihrem Volke und ihrem Lande geworden, und Bayern ward dadurch selbst wieder Deutschland und der Welt zur Ehr und zum Vorbild.

Wenn der Dom, der mehr zu erzählen hat von deutscher Freud' und deutschem Leid als alle anderen, in Kuppeln und Türmen herrlich geschwungen am Rheinstrom emporsteigt und dem Auge mit Licht und Strahlenglanz sich überwältigend öffnet; wenn die schlanken Pyramiden des Regensburger Münsters aus blauer Himmelshöhe dem ostwärts wanderndem Strom den Gruß mitgeben von neuer und hochgemuter deutscher Kultur und Kraft; wenn die eherne Riesenhand der Bavaria zu den Türmen und Kuppeln der ihr zu Füßen brausenden Stadt den Lorbeerkranz zu schwingen scheint, so sprechen sie als himmelragende Denkmale einer Kulturtätigkeit, die dem Königreich Bayern stets einen ersten Platz in der Geschichte des menschlichen Geistes wahren wird. Oder wo hat man in einem anderen deutschen oder europäischen Land im 19. Jahrhundert der Kunst so viele ihrer vergessenen technischen Fertigkeiten aufgefrischt wie in Bayern? Wo anders besann sich die Glas- und Porzellanmalerei, das Fresko und der Erzguß wieder so auf das, was sie leisten konnten und sollten? Wo hat die Kunst, um an ihrer einstigen Größe sich neu aufzurichten, so noch einmal ihre eigene Geschichte durchlebt wie in den Bauten, mit denen Ludwig die Höhen an den deutschen Strömen und Münchens einst so öde Heide schmückte? Wo hat sie mehr ihre Vielseitigkeit erkannt und wo ist sie mehr auf neue Pfade hingewiesen worden? Dies eine kleine München, gestand im englischen Parlament ein Redner, leistet mehr für die Kunst als das reiche Großbritannien, und mehr — das kann man hinzufügen — gemahnt es an Athen und Florenz als jede andere Stadt, wie sich würdiger als andere deutsche, ja europäische Fürsten seine Herrscher dem Perikles und den Medizäern zugesellten.

Freilich man kann zweifeln, ob das Volk, von dessen künstlerischer Begabung doch überall die Steine und die Buchstaben reden, bis zum heutigen Tage seinen Fürsten schon so gefolgt ist, wie sie es erstrebten. Auch braucht man gar nicht zu übersehen, daß bei ihnen selbst gelegentlich Schrullen zu ernster Beachtung kamen, und oft ein allzu hastiges Tempo eingeschlagen wurde. Aber dem Ganzen tut das keinen Eintrag. Nur Lakaienhistoriker, wie ein Biograph Ludwigs I. sie mit einem starken Worte genannt hat, benutzen die Verirrung des Königs zu der spanischen Tänzerin, um sein Gesamtbild zu verdunkeln, und nur der Neid verlangt von dem bayerischen Volke mehr, als in dem materialistischen 19. Jahrhundert auch mit dem besten Willen zu leisten war. Heute, wo man alle Kräfte daran setzt, im Volke ein künstlerisches Empfinden zu erziehen und zu erzielen, kann man Bayern den Ehrenplatz in der Geschichte des Wiedererwachens deutscher Kunst nicht mehr bestreiten und, wenn man wirklich in diesen Tagen die Individualität höher einschätzt als in den abgelaufenen Jahrzehnten nivellierender Gleichmacherkunst, so muß man als politisches Philistertum und engherzige Pedanterie das Bestreben brandmarken, das Bayern seinen eigentümlichen Platz im Deutschen Reiche nicht gönnt. Denn eine wertvolle Individualität deutscher Kultur war dieses Königreich geworden, wie sie so im Deutschen Bunde nicht wieder existierte, und in die Form des bayerischen Staates, welche Montgelas geschaffen hatte, war durch unermüdliche Arbeit seiner Herrscher so reiches und kräftiges Leben eingehaucht und eingegossen, daß er ohne ernste Gefährdung bei dem stürmischen Werden einer neuen deutschen Welt sich mit hindurchrang. (Schluß folgt.)

Dem Jesuskinde.

O du dem Licht entflammtes Kind der Wonne,
Dein Aug ist schöner als die goldene Sonne,
Kleinod der glanzverklärten weißen Blume,
Es ist kein Wort mir schön genug zu deinem Ruhme.

O du zum Heil gebornes Kind der Gnade,
Gib deinen Segen uns auf jedem Pfade,
Den Kuß der Liebe dann vor deinem Throne
Und auch des ewigen Triumphes Krone.

Karlsruhe. Luise Bruhn.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Frankreichs Vorbereitung zur Konferenz.

Wer etwa gehofft hat, daß nach der französisch-deutschen Verständigung über das Konferenzprogramm die Sache in Algesiras (oder Madrid) sich glatt und leicht abwickeln würde, wird jetzt wohl seinen Wein wässern müssen. Frankreich macht außerordentlich kräftige Anstrengungen, um auf der Konferenz seine „besonderen Rechte" auf Marokko durchzusetzen. Zu dem Zwecke hat man 1. ein wohlpräpariertes Gelbbuch veröffentlichen und von der eigenen und der englischen Presse zur Verdächtigung der deutschen Politik ausbeuten lassen, und 2. haben Regierung und Volksvertretung sich über den echt französischen Theatercoup geeinigt, daß Herr Rouvier eine selbstbewußte Erklärung über das Recht und die Entschlossenheit Frankreichs verlesen und die Kammern durch Vertagung der Debatte ihre rückhaltlose Zustimmung effektvoll bekunden sollen. Alles ist programmäßig in Szene gegangen. Eine kleine Störung verursachte nur Herr Jaurès, der französische Sozialistenführer, indem er in der Geschäftsordnungsdebatte bemerkte: „Es wäre eine große Gefahr, wenn wir den Eindruck hervorrufen würden, daß wir bloß die besonderen Rechte Frankreichs berücksichtigen, dagegen alle Bürgschaften internationaler Art im Dunkeln lassen wollten." Kurz und treffend kennzeichnete Herr Jaurès damit die ganze Aktion. Die Erklärung des Ministers Rouvier hätte auch Delcassé verlesen können; sie will nichts anderes „beweisen", als daß Frankreich wegen der algerischen Nachbarschaft und des überragenden Umfangs seiner wirtschaftlichen Beziehungen von Rechts wegen der Vormund Marokkos sein muß, und daß die übrigen Mächte einfach dankbar zu sein haben, wenn Frankreich in Marokko Ordnung schafft. Was im Gelbbuch als roter Faden bei der Auswahl der Depeschen sich zeigt, tritt in der Erklärung Rouviers als klare Absicht der gegenwärtigen Politik hervor: Das Ziel des Herrn Delcassé auch auf der Konferenz festzuhalten und die „besonderen Rechte" Frankreichs so zur Geltung zu bringen, daß trotz alledem aus Marokko ein zweites Tunis gemacht werden kann.

Herr Jaurès ist Sozialdemokrat, aber er ist nicht ein Verächter und Verräter des eigenen Vaterlandes, sondern hat gerade im Gegensatze zu den nahezu landesverräterischen Auslassungen der deutschen Sozialdemokratie stets bekundet, daß seine französischen Parteigenossen im Kriegsfalle nicht desertieren würden. Er hat seinerzeit zum Sturze Delcassés entscheidend beigetragen, aber nicht aus Liebe für Deutschland oder aus Haß gegen die Bourgeois-Regierung, sondern im Interesse des Friedens, der durch die herausfordernde Politik Delcassés bedroht sei. Wenn jetzt derselbe Jaurès gegen die „gefährliche" Tendenz der ministeriellen Erklärung öffentlich Verwahrung einlegt und die zustimmungslustige Kammer auf ihre schwere Verantwortung vor dem Lande und vor der Geschichte hinweist, so sieht er offenbar in der gegenwärtigen Aktion eine Neuauflage des Delcasséschen Abenteuers.

Die Kammer beschloß mit 486 gegen 49 Stimmen die Vertagung der Eröterung, und zwar zu dem ausgesprochenen Zweck, „nach außen hin den starken Eindruck hervorzurufen, daß wir unser selbst sicher sind". Die stramme Mannszucht der französischen Politik in auswärtigen Dingen hat sich wieder glänzend bewährt; nicht einmal sämtliche Sozialisten stimmten mit Herrn Jaurès. Der „Eindruck nach außen" wird nun wohl, was Deutschland angeht, der sein, daß Fürst Bülow sich gegenüber den bevorstehenden Konferenzverhandlungen der doppelten Vorsicht befleißigt und den voraussichtlichen Bestrebungen von Frankreich oder dessen Helfershelfern, die sog. besonderen Rechte bis zur Vormundschaft auszudehnen, zähen Widerstand entgegensetzt. Ob und inwieweit Herr Rouvier sich bereits der englischen oder sonstiger Hilfe versichert hat, weiß die Oeffentlichkeit noch nicht. Aber man darf wohl annehmen, daß die Leiter unserer Politik über die bevorstehenden Quertreibereien auf der Konferenz schon unterrichtet waren, als sie die ernsten Töne über die internationale Lage anschlugen und die warnenden Rückblicke auf den bisherigen Gang der Dinge warfen. Damals taten die deutschfeindlichen Weltblätter verwundert darüber, daß Deutschland immer noch in dem Vergangenen wühle. Jetzt sieht man, daß die alten Pläne noch nicht abgetan waren, sondern daß der Geist Delcassés auf der Konferenz umgehen soll. Allerdings kann auf der Konferenz nicht per majora, sondern nur einmütig beschlossen werden; sollte Deutschland überstimmt werden, so bleibt es formell bei dem internationalen Recht von 1880. Aber die deutsche Politik muß dafür sorgen, daß es nicht zu einer „Isolierung" kommt, auf die bei guter Gelegenheit eine „Ignorierung Deutschlands" folgen könnte.

Nebenbei hat sich hier wieder gezeigt, daß Deutschland auf die fremdländische Presse zu wenig Einfluß besitzt und die Bearbeitung der öffentlichen Meinung nicht bloß in England, Frankreich und Nordamerika, sondern auch in Spanien und dem „verbündeten" Italien ganz in den Händen der feindseligen Depeschenbureaus von London und Paris liegt. Auf dem Gebiete der Weltpresse ist Deutschland eigentlich schon isoliert und wird in sehr bedenklichem Maße ignoriert. In dieser Hinsicht muß eine bessere Organisation des Nachrichtendienstes angebahnt werden. Solange die fehlt, muß die Regierung durch offiziöse oder offizielle Kundgebungen eingreifen, die sich Beachtung erzwingen. Vielleicht ist es ratsam, dem tendenziös redigierten und noch tendenziöser ausgebeuteten Gelbbuch möglichst bald ein deutsches Weißbuch gegenüberzustellen.

Ein Berliner Friedensgruß nach England.

Am letzten Sonntag hat in Berlin eine große und glänzende Versammlung stattgefunden, die sich in begeisterten Reden und einer schwungvollen Resolution für das freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschland und England aussprach. Eine dankbare Beantwortung und kräftige Unterstützung der in England neuerdings hervorgetretenen Bestrebungen zur Versöhnung der Gemüter! Ein solches Echo war gewiß am Platze. Jeder Friedensfreund wird natürlich den Annäherungsbestrebungen den besten Erfolg wünschen. Nur möchten wir bitten, vor jedem Uebermaß sich zu hüten. Die Ursachen der Spannung sind weniger auf deutscher, als vielmehr auf englischer Seite zu suchen; der psychologische Prozeß muß sich also hauptsächlich in England abspielen. Soweit wir den englischen Charakter verstehen, ist gerade bei ihm das Nachlaufen nicht angebracht. Wenn Deutschland gar zu eifrig um Frieden und Freundschaft bittet, so könnte das in englischen Ohren wie eine Gnadenarie klingen und erst recht den Aberglauben wecken, daß wir ohne Englands Huld nicht fertig werden könnten. Man darf auch nicht übersehen, daß die Gefahr nicht allein in der englischen Volksseele liegt, sondern an sehr hoher Stelle der Sport der Deutschfeindlichkeit betrieben werden will; auf diese Stelle wirken aber keine schönen Resolutionen, sondern nur realpolitische Momente. Fürst Bülow hat in seiner letzten Rede unsere Friedfertigkeit gegenüber England offiziell so zweifellos klargestellt, daß ein großer Apparat von Volksversammlungen wirklich nicht mehr notwendig ist. Vorläufig wollen wir mal abwarten, was die neue englische Regierung auf der Konferenz macht.

Die Krisis in Rußland.

Immer neue Hiobsposten, neuerdings besonders aus Livland und den übrigen Ostseeprovinzen. Die Zunahme der Anarchie scheint nun aber die Regierung aus ihrer bisherigen Ruhe, die etwas Fatalistisches an sich hatte, aufzurütteln. Ihre Communiqués drohen jetzt mit ernsten Maßregeln „von vollständigem Ausnahmecharakter", wenn nicht bald der Tätigkeit der Revolutionäre eine Schranke gesetzt werde. Ein kaiserlicher Erlaß gibt den Behörden das Recht, den kleinen oder großen Belagerungszustand zu verhängen, wenn durch Störung des Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverkehrs die Ruhe und Ordnung gefährdet werden. Ferner werden Strafen verhängt wegen Aufreizung zum Streik bei den Eisenbahn- und Telegraphenstationen. Indem zugleich den Beamten Gehaltsaufbesserungen zugesichert werden, ist zurzeit eine beträchtliche Abflauung des Verkehrsstreiks zu beobachten. Ob die Regierung freilich die angekündigte Energie überall und andauernd durchsetzen kann, erscheint zweifelhaft, da die Meuterei in der Armee zunimmt; sogar Moskauer Elite-Regimenter, auf die man feste Hoffnungen setzte, fangen jetzt an, „Forderungen" zu formulieren und zu deren Unterstreichung militärische Straßendemonstrationen zu veranstalten, ganz nach dem Muster der Dresdener Sozialdemokraten, die sich am Sonntag einige blutige Köpfe bei der Wahlrechts-Demonstration auf offener Straße geholt haben. Aber wenn wir uns vorstellen, daß auch das 1. Garderegiment zu Potsdam anfinge, auf die Straße zu steigen, um seinen „Forderungen" Nachdruck zu geben, so überläuft uns doch eine Gänsehaut. Jede scharfe Maßregel, die jetzt die russische Regierung anwendet, ist ein zweischneidiges Schwert; sie trifft zwar einen Teil der Revoltierenden, aber sie zerstört zugleich das Vertrauen auf die freiheitliche Gesinnung der Regierung und stärkt dadurch wieder die aufständischen Kräfte.

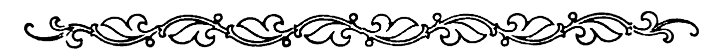
Weihnachten.

Der Himmel dunkelte, die Sterne brannten,
Und rauschend stand der Oelbaumwälder Schar,
Da klang ein Gloriasang aus unbekannten,
Verklärten Fernen, süß und wunderbar.
Und Engel hoch, in silbernen Gewanden,
Sie schritten vor den Hirten her zum Stall,
Wo sie das Kind und seine Mutter fanden,
Und priesen es in heilger Lieder Schall.

Der Himmel dunkelt und die Sterne strahlen
Noch heut'; doch Glück und Ruh' ist von uns weit.
Von Bergen braust, es dröhnt aus dumpfen Talen
Ein Ruf der Not, die nach Erlösung schreit,
Und Not und Mammon rüsten sich zum Kriege,
Arbeit und Reichtum heischen wilden Streit.
Und wer auch siege, wer auch unterliege,
Kampf ist der Kern, das Wesen unsrer Zeit.

Wann tönst du wieder, Engelweise, milde,
Die einst den Hirten auf dem Felde scholl?
Wann kommst du, Zeit, geformt nach Gottes Bilde,
Da keiner mehr den Bruder schlagen soll?
Wann kommst du, Tag, nach dem die Völker weinen,
Du Weihnachtstag des Friedens, aus den Höh'n,
Da sich die Kämpfenden vorm Christkind einen
Und neidlosselig sich ins Auge sehn?

Lorenz Krapp.



Die Dichterin von Gandersheim.*)

Weihnachtsbild aus dem 10. Jahrhundert

von

Anna de Crignis, München.

Weihnacht! —

Jung wie alt wird warm im Herzen beim Liebeszauber dieses Wortes und die süße Christpoesie schmeichelt sich selbst dem aufgeklärten Modernen in die Seele. Möge er nun, nachdem sein Geist im Erfassen der raschlebigen Gegenwart und im Erforschen von Wahrscheinlichkeiten der Zukunft müde geworden, demselben eine Erholungsreise in die Vergangenheit gestatten, deren Ziel das waldhügelige Sachsenland des 10. Jahrhunderts sein soll.

Die Glocken der ehrwürdigen Abtei Gandersheim laden die freien Bauern und spärlichen Städter der Umgegend zur Christmette. Und siehe, der Hausvater hängt Axt und Schild und den Zaum der ungestümen Rosse an die Wand, entzündet am flackernden Herdfeuer die Kienfackel und zieht mit Familie und Ingesind dem hohen Münster zu, das er nun mit demselben Trotze liebt und verteidigt, mit dem sein Stamm hundert Jahre früher das Christentum haßte. Wenn auch ab und zu noch zügellose Wildheit und Unwissenheit als Reste germanischen Heidentums im Volke lodern, hat doch die christliche Heilslehre schon Familie und Staat, Kunst und Wissenschaft innerlich durchdrungen.

Bald da, bald dort zuckt in dieser hl. Nacht ein Feuerbrand auf im schneebedeckten Waldtal der Gande, und die sich begegnen, denken an die Hirten des Sachsenherzogs Liudolf, denen himmlische Lichter die Stelle wiesen, an welcher der Edeling und seine fromme Gemahlin Oda das Kloster erbauen sollten. Und wenn ein Vogel auffliegt vom einsamen Steinbruch, müssen sie sich der weißen Taube erinnern, welche die erste Aebtissin Hathumod zu neuem Baumaterial geführt. Je näher man der geweihten Stätte kommt, desto lieber erzählt man anmutige Klostergeschichten, so von der Frau Königin Mathilde, die sich Herr Heinrich der Finkler aus der Klosterschule geholt und welche die letzte gewesen von Wittekinds Heldengeschlecht. —

*) Historische Quellen: Köpke, Löher, Piltz.

Ist das Ziel der stundenlangen Wanderung, die prächtige Kirche, erreicht, so versinkt das Volk in andächtiges Betrachten der Christusbilder auf strahlendem Goldgrund und kniet nieder am Altar der Heiligen Anastasius und Innocentius, deren Reliquien ein Geschenk des Papstes Sergius sind. — —

Regstes Leben aber herrscht im Innern des Klosters, dessen Kapellen, Hallen und Bogenfenster in märchenhaftem Kerzenschein erstrahlen. Gerberg II., die geschleierte Fürstin, die gelehrte Nichte Ottos des Großen, versteht Hof zu halten im erlesenen Kreise von Frauen, welche den Habit genommen nicht allein aus Gottesminne, sondern auch um in zweiter Linie die Geistesschätze aus christlicher und vorchristlicher Zeit genießen zu dürfen.

Frau Wendilgard, die Pförtnerin, pocht mit dem Silberhämmerlein bald an dieser, bald an jener Zelle, Befehle der Aebtissin und Antworten der Nonnen vermittelnd. Leise öffnet sie nun ein Pförtchen und gewinnt Einblick in die Studierklause der gelehrtesten Benediktinerin.

„Noch so fleißig, Ehrwürdige Frau, heute am frohesten unserer Tage?" —

„Die Fäden und Flocken, welche ich vom Gewande der Philosophie gepflückt, verwebe ich zu neuen, bunten Mustern, und vielleicht ist gerade heute ein Tag der Gnade für meine Arbeit!"

„Heil und Segen entbeut Euch die Ehrwürdigste Frau, unsere allererlauchteste Aebtissin!"

Die also Angesprochene erbleicht ersichtlich. Heute vor einem Jahre hatte sie Gerberga ihr erstes selbständig verfaßtes Buch vorgelegt, hatte sie das Geheimwerk durchwachter Nächte, die Frucht ihres schöpferisch tätigen Geistes in fremde Hand gegeben. Und seither fehlte ihr nicht nur jede Nachricht über das Schicksal ihres Werkes, sondern Gerberga zog sich auch kühl und gemessen von ihr zurück. — Darum schaut sie die Botin mit großen, scheuen Augen an, indem sie liebkosend in ihrem Prudentius, Sedulius und Boethius, im Virgil und Terenz blättert; ach, alle die christlichen und klassischen Bücher, deren jedes ein Landgut aufwiegt, die sich hier um die Hl. Schrift scharen, wie Schäflein um den Hirten, sind ja ihre besten, einzigen Freunde!

„Die wohledle Frau Aebtissin läßt Euch grüßen und fordert Euch zur ‚Weihnachtswache' auf!"

Eine Blutwelle tritt ins Antlitz der noch jugendlichen Nonne; diese hohe Auszeichnung kommt ihr fast zu unerwartet. Da läuten hundert Glöcklein ineinander und die feine Harmonie ruft die Chorfrauen zur Mette. In langwallenden Gewändern, die geweihte Kerze in der Hand, auf dem Schleier von roten Rosen eine Kränzelein, schreiten sie zur Kirche, angestaunt und verehrt vom harrenden Volk.

Nach Beendigung der Feier nimmt die Aebtissin die ehrendiensttuende Nonne bei der Hand, ersetzt schweigend den roten Kranz durch ein Dornenkrönlein mit Silberlilien und führt sie wortlos zur Weihnachtswache ins Prunkgemach des Klosters. Dort ruhen die Gold- und Silberschätze in sicheren Truhen; manch prächtige Majolika schmückt die Wände: maurische Bischöfe aus Spanien haben damit Otto den Großen als „neuen Cäsar" begrüßt. In der Mitte aber steht eine Silberwiege, ausgelegt mit Seidendecken, welche Einsiedler vom fernen Bosporus gebracht, wo die klassischen Künste langsam sich verlieren. — Die Aebtissin verläßt das Gemach und unsere Nonne blickt nachsinnend auf die edelsteingezierte Wachsgestalt des Christkindleins in der Wiege. Dann bringt sie diese mittels eines Seidenbandes in leise Bewegung und die goldenen Schellen daran schwingen und singen mit und erzählen von hunnischen Heerführern, deren Gewandsäume sie einst verschönten. In demütigem Schauer erkennt die Klosterfrau den Triumph des christlichen Geistes über den heidnischen.

Wie wissend ist sie doch geworden! Wie geht sie mit offenen Augen durch ihr Jahrhundert! Freilich, in ihrer frühesten Jugend verstand sie nichts von Völkerstreit und -frieden und wenig von Gelehrsamkeit — damals, als sie noch den anderen Namen trug und Linnen spann an trauter Feuerstelle im heimatlichen Edelhof. Viel tausend goldene Träume wob sie mit hinein und dachte nicht an Einsamkeit noch an Entsagen..... Doch anders war es gekommen — ein schwerer Marmelstein wurde auf ihr junges Herz gelegt und sollte die rotweißen Blümlein im Keime ersticken. Doch gewaltsam sproßten und drängten sie selbst aus Ritzen und Sprüngen und rankten sich der Gottgeweihten um Feder und Pergament.

Sollte die Aebtissin darob zürnen? Sollte es eitel Blendwerk sein, was sie schrieb? Unmöglich! Auch ihr ward ein Pfund verliehen und dieses durfte nicht vom Roste stumpfer Vernachlässigung im eigenen Herzen angefressen werden; wird einst Rechen-

schaft gefordert von jedem unnützen Worte, so auch vom Schweigen zur Unzeit. —

„Du Lenker der Welt, in Linnen gehüllt,
Du, der über den Sternen thront, in der Krippe —
Erbarme dich meiner, der letzten der Frauen von Gandersheim!"

Da öffnet sich die Türe und inmitten der Nonnen erscheint hochaufgerichtet die Aebtissin, in der Hand der erleuchteten Chorfrau Werk:

„Das Jahr Eurer Prüfung ist vorüber; erhebet Euch, geliebte Freundin, tapfere Heldin. Wir grüßen Euch als unseres Klosters erste Dichterin, deren Geist ein Himmelslicht lenkt wie Bethlehems Stern die Weisen, ein Licht, an welchem kommende Geschlechter ihre Fackeln entzünden werden!"

„Heil, Heil Roswitha von Gandersheim," rufen die Frauen.

Schluchzend bricht die Gefeierte über der Wiege zusammen, ihr Buch ans übervolle Herz gepreßt.

Die Benediktinerinnen aber knien im Kreise und singen:

„Magnum nomen Domini
Emanuel,
quod annunciatum est
per Gabriel,
hodie apparuit
in Israel,
per Mariam virginem
rex natus est
Eia, eia!"



Papa, komm' mit!

Ein Christnachtbild von Marie Amelie von Godin.

Es ist die Nacht der großen Erbarmungen Gottes.

Leise hat sie sich auf die Erde gesenkt und ihre Fittiche sanft um die Türme der Stadt geschlagen. Sie ist klar und wunderbar schön, glitzert tausendfach im Lichte der Sterne, gerade als wollte sie zeigen, daß es der Schöpfer auch heute noch so gut mit den Menschen meint wie vor vielen hundert Jahren, als er vom Himmel herniederstieg, um unter uns zu leiden.

Heute war in der Erinnerung bei den Engeln wohl nicht weniger Jubel und Anbetung, und Millionen von Seelen, die durch jene erste heilige Nacht zu Bruderseelen des Gottessohnes geworden, singen mit den himmlischen Heerscharen das Gloria in excelsis.

In den Straßen ist ein hastiges Laufen, ein aufgeregtes Gesurr, alle wollen heute ja das große Fest feiern, die Frommen, die Gläubigen und die Weltkinder. Solche, die kaum jemals das Knie beugen, wenden heute ihre Gedanken zum Stalle von Bethlehem, und das Kindlein dort, dessen Liebe so groß war, erwärmt auch ihre Herzen.

Auch in den Häusern der Armen, in den Heimstätten des Elends, fast überall hat eine barmherzige Hand die Lichter des Christbaumes entzündet, weil dies eine Freudennacht für alle sein soll, weil um unser aller Seelen willen diese Stunden gebenedeit und geheiligt worden sind.

Wie der Segen Gottes auf dieser Bruderliebe ruht!

Es ist ein glücklicher Abend, und doch läßt keine Stunde im Jahr uns die Toten so erstehen als die Stunden der Weihnacht, in keiner anderen pocht die Vergangenheit so mächtig an den Pforten unserer Seele, keine, die letzte Stunde vielleicht ausgenommen, zeigt uns mehr, daß unser Leben ein Flug zur Ewigkeit ist. Darum hat die große, tiefe Weihnachtsfreude leicht eine Träne, und weil sie uns so sanft ermahnend und in dankbarer Rührung auf unser Ziel hinweist, darum ist sie auch heiliger und christlicher als jede andere Freude.

Wehe aber, wenn uns die Erinnerungen quälen, wenn sie düster und anklagend vor uns aufstehen, wenn uns in dieser Nacht des Friedens die Schuld unserer Vergangenheit peinigt!

Am Fenster eines vornehmen alten Hauses sitzt eine hohe Gestalt. Die Straße ist fast taghell erleuchtet, aber nur der Schein der elektrischen Bogenlampe draußen und das zeitweilige Aufsprühen der Glut im Kamin lassen flüchtig und verschwommen das Innere des Gemaches erkennen: Teppiche an den Wänden und auf der Diele, weiche, bequeme Stühle und Polster, dabei ein feiner, kaum merklicher Zigarrenduft, der das wenige Licht noch dämpft — Reichtum und Ueberfluß!

Der Mann am Fenster, dem das alles gehört, raucht nicht mehr, er hat achtlos den Zigarrenstummel in eine silberne Schale geworfen, hat seine Ellbogen auf die Knie gestützt und sieht in das Gewühl auf der Straße. Niemand geht heute langsam, alles eilt, Erwartung in den Zügen, nach Hause. Da ist es dem Beschauer am Fenster gerade, als sei all das bunte Treiben unter ihm in weite Fernen gerückt, und es kommt ihm zum Bewußtsein, wie trostlos öde sein eigenes Heim ist.

Wenn wir leiden, scheint es manchesmal, als ob die Bitterkeit und die Verzweiflung ganzer Jahre in einer Stunde akut würden; vorher waren sie dumpf, halb betäubt, halb unbewußt und jetzt plötzlich brennen sie, peinigen sie. So war es mit dem Mann am Fenster an diesem Abend, der den anderen ein Freudenabend war und jedem, der guten Willens ist, ein Friedensabend sein soll. Wenn eben unsere Vergangenheit wach wird und sie steht nicht nur leidvoll, sondern auch schuldbeladen vor uns! Da kann sie dann so mächtig werden und so stark, daß sie keine Lüge und kein schwächliches Entschuldigen duldet, daß sie uns das Bild unseres Lebens genau so vor die Seele führt, wie es wirklich gewesen ist.

Der Mann am Fenster biß in die Knöchel seiner Hände, aber er konnte sein Stöhnen doch nicht ersticken.

Elend war er und die Einsamkeit und die Menschenverachtung, der Trotz und dann wieder der wilde schrankenlose Lebensdurst wohnten mit ihm.

Hatte er überhaupt jemals ein glückliches Weihnachten gefeiert?

Einmal, als Kind, wie seine Mutter noch lebte. Da war er im Dunkel gewesen wie heute und sah zum Fenster hinaus, um die Engel zu erspähen, die ihm allerlei Herrlichkeiten vom Himmel bringen sollten. Aber auch damals war er nicht zufrieden gewesen, denn was er bekam, waren nicht, wie er erwartet, Himmelsdinge, sondern Spielsachen und Bücher, an die er längst gewöhnt war. Noch heute fühlte er die stechende Enttäuschung, er besann sich gut darauf.

Am besten war's noch einmal später, als sein junges Weib noch an ihn glaubte und noch gesund war. Wie die Tage und Jahre an ihm vorüberziehen, während eine Erinnerung die andere auslöst.

Nach diesen letzten guten Stunden, deren Friede auch schon nicht ganz wahr und echt gewesen, nur noch elende, keine, die er wieder erleben möchte, keine, auf die er stolz ist. Gerade wie eine lange Reihe von Zerrbildern.

War das überhaupt ein Leben? So ohne Ziel!

Immer verwirrter wurden die Gedanken, einer immer düsterer, immer schmerzvoller als der vorangegangene; in den Schläfen pochte das Blut.

Wie ein großer Korken, der von den Wogen des Meeres herumgestoßen wird — ohne Wert, ohne Steuer, ohne Zweck, so war sein Leben. Darum war's ihm wohl auch äußerlich leidlich ergangen, er war nicht einmal wert, an einem Konflikt, im Kampfe unterzusinken, er war's nicht fähig, er war viel zu leer, zu leicht, er schwamm immer wieder obenauf!

Hatte er seinen Glauben verloren? er wußte es nicht einmal — hatte nur gehöhnt und gespottet, weil seine ganze Seele voll Haß und Ekel war.

Daß heute das alles so wach wurde, daß es so helle, klare Umrisse bekam.

Wozu saß er denn da und sah alle die drunten an, die sämtlich so glücklich schienen; sie waren es vielleicht ja gar nicht. Wenn er unter die Menschen ging, zwang er da nicht auch alle Wolken von seiner Stirne; die da auf der Straße heuchelten wohl wie er.

Der Mann stand von seinem Platz am Fenster auf und lachte. — Eine Komödie, die eben zu Ende gespielt werden mußte!

Da klopfte es leise an der Tür.

Der Mann im Zimmer drehte das Licht auf und wandte sich dem Eintretenden zu: „Das Kind, dachte er, was kann es von mir wollen."

Auf der Schwelle stand ein Knabe von etwa sechs Jahren mit einem offenen, übermütigen Gesicht und wirren, blonden Locken, die nicht zurückgestrichen waren, so daß sie ihm über die Stirne und in die Wangen fielen. Der Junge blieb nahe der Türe stehen und sah seinen Vater vorsichtig, aber ohne Angst an.

„Papa, du sollst zu mir hinüberkommen, wenn du magst", kam es zögernd heraus.

„Ich soll?! Wer hat dich geschickt?"

„Gar niemand, aber die Elis hat mir erzählt, wie's an Weihnachten bei ihr gewesen ist, mit einem großen, großen Baum und goldenen Aepfeln und goldenen Fäden, von denen sie glaubt, es seien Haare vom Christkindl gewesen — und ich hab auch was Hübsches von ihr gekriegt, so ein nettes kleines Jesulein. Komm mit Papa, schau's an."



So einfach die Worte waren und so herzhaft der Kindermund sie hervorsprudelte, es lag doch unendlich mehr drinnen als eine gleichgültige Bitte — so viel Verlassenheit, ein solch beschwörendes Flehen. Der Vater hatte heute ein feines Gefühl dafür; sein Kind hatte sich nach ihm gesehnt, er sah den Knaben aufmerksam an: „So komm."

Miteinander schritten sie durch lange Korridore; weil der Knabe so lärmend war und nicht um seines Vaters Tun und Treiben zu wissen brauchte, hatte man die Kinderzimmer ganz nach rückwärts, dem Garten zu verlegt. Wie weit das eigentlich weg war! Und wie das Kind dadurch ganz aus dem täglichen und stündlichen Leben seines Vaters gestrichen wurde — ganz und gar eigentlich.

Das Kind dachte nicht darüber nach, daß sie einen weiten Weg gingen, er sprang neben dem Vater her, seinem jungen, schönen Papa, seinem Ideal trotz allem!

Vor den Kinderzimmern trafen die beiden mit der alten Bonne zusammen. „Wollen sich der Herr Baron auch Edgars Christkind ansehen", sagte sie mit einem leisen Vorwurf in der Stimme. Der Baron fuhr nicht auf — er schwieg, er wußte, daß er ein schlechter Vater war, seit heute abend wußte er es ganz genau. Die andern fanden es also auch — es paßte ja zu ihm, sie hatten auch herausgefunden und gewußt, daß er ein schlechter Gatte gewesen.

Dann führte ihn sein kleiner Sohn in ein halberleuchtetes Zimmer. Vier Kerzen brannten auf der Erde neben einer Krippe, in der ein Jesulein aus Wachs lag. Der Junge ging dazu hin und beugte sich nieder, daß seine blonden Locken vorn über seine Schultern fielen, dann wandte er sich an seinen Vater, warmes Entzücken und eine innige Zärtlichkeit in der Stimme. „Schau, Papa, wie's auf uns herschaut und weil ich Angst gehabt habe, daß es friert, habe ich der Elis gesagt, sie sollt fest einheizen" und behutsam küßte der Knabe das Wachshändchen des Kindes in der Krippe.

Sein junger Vater stand still hinter ihm. War das nicht alles so merkwürdig, wie eine Antwort auf die wilden Fragen seiner letzten Stunde. O heute war seine wunde Seele so feinfühlig, weil sie so sehnsüchtig nach Trost verlangte — lag da nicht sein Leben, seine Pflicht, sein Ziel klar vor ihm. War's nicht gerade, als redeten das Kind in der Krippe — und sein Sohn zu ihm und klagten ihn an. Wie lange noch und dies weiche Kinderherz würde hart werden, weil es einsam war, dann kämen alle die Missetaten seines Kindes zu seinen eigenen. Was er da tat, das war ärger als Mord, Schurkenarbeit war's, er stahl dem Friedensfürsten dieser Nacht den mit Blut erworbenen Preis. Klar wurden all diese Gedanken nicht, sie waren mehr ein Fühlen seines Herzens als ein Schließen seines Verstandes; — das eine wußte er bestimmt, ja Gott sei Dank, und genau — jetzt war's noch Zeit.

Das arme verlassene Kind hatte so etwas ungemein Rührendes. So still war's im Zimmer wie in einer Kirche. Da nahm der Vater den Knaben in seine Arme. „Mein Kind", sagte er bloß und er herzte den Jungen, wie er es im Leben noch nie getan.

Das Kind war ganz erstaunt und schmiegte sich eng an ihn „o Papale". Dann stellte sich der Vater dicht an die Krippe; er sagte nichts, aber er sah auf das wächserne Jesulein und die Freude seines Herzens war der beste Dank.

Das war eine schöne Weihnacht, in der der Heiland, dessen Güte über alles geht, zwei sehnsüchtigen Menschenherzen Friede und Freude brachte.

Einsame Weihnachten.

Skizze von Hanns Gisbert.

Weihnachten! Schönstes aller Feste, du Tag des seligen Gebens und Nehmens, der jubelnden Freude, wie beglückst du mit deinem Tannenduft und Kerzenschein die Kinder und alle diejenigen, die kindlichen Herzens sind! Wie vergessen sich inmitten der allgemeinen Freude unter dem Lichterbaum die kleinlichen Verstimmungen des Alltags, die Lasten und Sorgen des Lebens!

Ueberall eine Fülle von Licht und Liebe und Glück, nur nicht bei den Einsamen, den Herzensarmen, den Enterbten des Schicksals. Denn trostloser ist die Armut des Herzens als der Mangel an irdischen Glücksgütern. Im engen Dachstübchen wie in der Wohnung der kinderreichen Portiersfamilie wohnt heute die Freude. Leuchtenden Auges schauen die Kinder der Armut den Christbaum, dessen bunte Kerzchen strahlende Helligkeit in die bescheidene Wohnung, in die jungen Herzen zaubern, freuen sich an den paar armseligen Geschenken, die die nimmermüde Liebe der Eltern ihnen aufgebaut hat, vielleicht mehr als die verwöhnten Kinder der Vornehmen an der reichsten Bescherung. Ein Kinderherz rechnet nicht; eine Kinderhand ist schnell gefüllt, und dankbar und gläubig ertönt es von den zarten Stimmen: „Stille Nacht, Heilige Nacht!"

Konstanze Heiberg hat sich vor diesem Tag gefürchtet, und nun rettet sie sich vor den ergreifenden Klängen, die herzbewegend aus der niederen Parterrewohnung zu ihr emporzdringen, in den äußersten Winkel ihrer eleganten Wohnung. O, der Erinnerung, die diese Töne in ihr wachrufen! Schmerzlich aufstöhnend versenkt sie die Hand in das volle, weiße Haar, das vorzeitig gebleicht ist von den Stürmen eines Lebens, das einst so froh, so verheißungsvoll vor ihr gelegen. Sie hat die aufquellende Bitterkeit ihres Herzens mit Gewalt niedergezwungen; aber sie kann nicht vergessen, wie reich sie gewesen ist, kann nicht verschmerzen, was sie verloren hat.

Sie war niemals stolz, niemals übermütig gewesen. Dankbar hatte sie sich der bevorzugten Stellung ihrer Eltern gefreut, war als beglückteste Braut dem ersten Manne des Kreises in sein Haus gefolgt. Was blieb ihr noch zu wünschen, als blühende Kinder sie umgaben, die zu hüten und zu pflegen ihr Stolz und ihre Befriedigung war? Welch glückliche Weihnachten hatten sie damals gefeiert! Und dann waren die entsetzlichen Stunden gekommen, in denen der unerbittliche Todesengel eine der holden Blumen nach der anderen pflückte, in denen sie halbumnachteten Geistes an den Krankenbettchen der Verlorenen wachte, bis die ansteckende Krankheit auch sie erfaßte. Nur der aufopfernden Pflege des treuen Gatten war es gelungen, den drohenden Wahnsinn zu verscheuchen. An seiner Liebe hatte sie sich aufgerichtet; im gemeinsamen Schmerze hatte sich einer am anderen getröstet, unter dem Tannenbaum fand sie die von Künstlerhand wiedergegebenen Bilder ihrer Lieblinge.

Sie blieben einsam, und dadurch trat sie in eine andere Phase ihrer Entwicklung. Sie wurde des geliebten Mannes bester Kamerad; sie teilte alle seine geistigen Interessen; sie las mit ihm, arbeitete mit ihm. Immer brachte sie ihm Verständnis, immer Teilnahme entgegen. Und als er höher und höher stieg, wußte sie ihn auch nach außen hin würdig zu vertreten; sie war die gewandteste Repräsentantin, die liebenswürdigste Wirtin.

Es war ein resigniertes Glück, und doch ein Glück, das sie gefunden; aber die traurige Zukunft warf schon ihre Schatten. Heiberg wurde reizbar, hatte Stimmungen, klagte. Ueberarbeitung, Nervosität sagten die Aerzte. Alles wurde versucht: körperliche Uebungen, Luftveränderungen, Badekuren. Alles vergebens! Der starke Mann verfiel zusehends. Konstanze reiste mit ihm von einer Autorität zur anderen, war unermüdlich in der Kunst aufzuheitern, ihn abzulenken . . .

Da kam der zweite, furchtbarste Schlag ihres Lebens: Heiberg brach plötzlich zusammen. Nun zeigte es sich, daß die Aerzte sich geirrt hatten, daß ein tiefes, inneres Leiden seine Körperkraft aufgezehrt hatte; Konstanze schauderte zusammen vor der schrecklichen Wahrheit . . .

Die Behandlung war in allen Teilen die falsche gewesen; wieder berief sie Autorität um Autorität zu dem sterbenden Mann; wieder wurde alles aufgeboten; aber es war zu spät! Sie hatte wieder zu hoffen begonnen, da riß der Tod ihn plötzlich aus ihren stützenden Armen. Fassungslos, verzweifelt blieb sie zurück, als einzigen Trost seinen letzten Blick voll unendlicher

Liebe und die noch im Sterben geflüsterten Worte: „Ich danke dir für das Glück, das du mir bereitet hast, danke dir für ein Leben voll Liebe!"

Konstanze rieb sich auf in Kummer und Schmerz und Selbstvorwürfen, zermarterte ihr Hirn, ob dem Geliebten nicht doch noch zu helfen gewesen wäre .... Da wurde sie plötzlich an das Krankenbett der schon länger verwitweten Mutter gerufen. Eine aufreibende Pflege erwartete sie; aber sie hatte doch wieder einen Lebenszweck: jemand bedurfte ihrer. Es war eine bange, traurige Zeit geworden; mehr und mehr war die Mutter dahingeschwunden, zuletzt nur mehr ein Kind, ein Schatten. Und nun war auch das Letzte von dem, was sie einst so reich gemacht hatte, dahingegangen. Sie war ganz, ganz einsam.

Bekannte hatte sie viele, Freunde nicht. Sie hatte nur und ausschließlich ihrem Gatten gelebt. Erst dessen jäher Tod zeigte ihr, daß sie alles auf eine Karte gesetzt hatte. Ihr einziger Bruder, der Schande über die Familie gebracht hatte, indem er eine übelbeleumundete Tänzerin von einem obskuren Vorstadttheater geheiratet hatte, war im Trotz über die berechtigten Vorwürfe der Eltern nach Amerika gegangen und dort verschollen. Das Erbe des Vaters war ihm durch das Konsulat ausbezahlt worden; seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Das Mutterherz hatte sich danach gesehnt, ihm zu verzeihen; aber es schien nicht, daß er danach verlangte; kein Brief antwortete, keine Nachricht kam. Auch als sie nach dem Tode seiner Mutter nach ihm forschen ließ, war keine Spur von ihm aufzufinden. Sie waren wohl verdorben, gestorben .... Vereinsamt feiert sie ihr trauriges Weihnachtsfest.

Nein, sie hatte nichts, gar nichts für ihr Herz, keine liebe Pflicht. Sie suchte sich Pflichten, trat in wohltätige Vereine ein, gab mit übervollen Händen, linderte Not und Armut, wo sie ihr entgegentraten, nahm teil an wissenschaftlichen Bestrebungen — ihr Herz blieb kalt und leer.

Die Erinnerung an das Vergangene, in der sie so gerne weilte, macht ihr die Gegenwart nur noch trostloser.

Da dringen wieder fromme Weihnachtslieder aus der Portierswohnung. Gequält springt Konstanze empor. Heute kann sie die zarten Kinderstimmen nicht hören, heute nicht! Von neuem treten die Tränen in die einst so schönen Augen, die matt und wie erloschen blicken vom vielen Weinen. Sie reißt den Fensterflügel auf und lehnt sich hinaus. Angenehm kühlt ihr die Nachtluft die brennenden Augen, die schmerzende Stirn. Klar und dunkel wölbt sich der Sternenhimmel mit seinen tausend und abermals tausend Lichtern, die Gott, der Herr, allezeit angesteckt hat, den Mutlosen und Verzagenden Vertrauen und frohe Hoffnung ins Herz zu strahlen. Die stille Größe der Natur gießt eine sanfte Ruhe über ihr wildes Aufbegehren. So klein, so unsagbar unbedeutend erscheint sie sich mit ihrem Leid in dem unendlichen Weltall.

Und wieder hört sie die Worte des Priesters, gegen die sie sich in der Kirche aufgelehnt hatte, weil es ihr schien, als seien diese Worte von Liebe nur gemacht für die Glücklichen, die Besitzenden, nicht für die Vereinsamten, die Verlassenen, deren Glück in Gräbern modert. Wieder hört sie die Textworte der Predigt: Ein Kind ist uns geboren. Das Kind, das die Erlösung brachte. Ein Kind! Und da steigt es ihr warm und übermächtig empor: führt nicht die selbstgewählte Pflicht sie wieder und wieder zu den Armen, die der Elternliebe entbehren müssen? Hat sie dort nicht Gelegenheit, Mutterliebe geben, Muttersorge üben zu können? Wird sie sich nicht reich fühlen, wenn sie einem der Bedauernswerten die Mutter ersetzen kann?

Ihr Blick schweift umher: überall in den Nachbarshäusern erleuchtete Fenster, strahlende Lichterbäume, frohe Herzen; nur bei ihr ist es einsam und dunkel. Aber mit dem großen Entschluß ist eine Freudigkeit in ihrem Herzen aufgewacht. Sie dreht die elektrischen Lampen auf und schmückt die prächtige Zimmertanne mit ein paar schnell zusammengesuchten Flittern. Ein hübsches Bäumchen ist es; aber der Nadelduft, das Kinderlachen fehlen. Das nächste Jahr wird es anders sein! Sie wird wieder jemand haben, dem sie etwas ist, dem sie geben und schenken kann, wird nicht mehr einsam und verlassen sein.

Durch die Magd hatte sie den Kindern der Portiersleute reiche Geschenke heruntergesandt; sie selbst hatte sie nicht sehen können. Jetzt möchte sie am liebsten die Blondköpfchen heraufholen, um sich mit ihnen zu freuen.

Da tönen schwere Schritte auf der Treppe; ein Eilbrief mit vielen ausländischen Stempeln. Zitternde Schriftzüge — ihr Herz klopft ahnungsvoll. Sie reißt das Kuvert auf, des lang verschollenen Bruders Hand schreibt ihr:

„Vielleicht weilt meine gute Mutter nicht mehr unter den Lebenden, deshalb wende ich mich mit meiner Bitte an Dich, Konstanze. Vielleicht treffen Dich diese Zeilen in den Vorbereitungen zum Weihnachtsfest und Du wirst dann versöhnlicher gestimmt sein gegen einen Unglücklichen, der dann in der Erde ruhen wird. Mit meiner Kraft geht es zu Ende, die Aerzte geben mir nur noch Tage. Konstanze! Es ist ein Sterbender, der Dich anfleht: Erbarme Dich meines letzten, geliebten Kindes!

Glaube nicht, daß es allein Trotz war, der mir diese langen Jahre hindurch den Mund schloß. Nein, ich wollte etwas schaffen und erreichen, um Euch zu beweisen, daß ich kein Verlorener war. Das Unglück verfolgte mich, vergeblich habe ich gerungen und gearbeitet; erst seit ich mein Weib und meinen Knaben verloren habe, lächelte mir der Erfolg; aber seit der Zeit geht es mit meiner Gesundheit bergab. Der Tod steht vor der Türe; was soll aus meinem holden, bald elternlosen Mädchen werden?

Konstanze! Du Glückliche, Beneidenswerte! Du wirst das Kind Deines unglücklichen Bruders nicht von der Schwelle weisen! Für seine Zukunft ist gesorgt; wache Du über der Kleinen Jugend, schenke ihr ein wenig Liebe! Für Deinen Gatten und Deine Kinder bleibt noch genug. Vergiß, was ihre Eltern Euch antaten, und gedenke eines Toten ohne Haß und Groll!"

Kaum leserlich sind die letzten Zeilen, die Tränen machen ihr das Lesen noch schwieriger, aber Konstanzens Herz versteht die Bitte des Unglücklichen, der sie anfleht um das, was ihr die Erfüllung ihres heißesten, leidenschaftlichsten Wunsches bedeutet. Was sie gerade heute am heiligen Abend, wo ein jeder sich an der Freude des anderen freut, so schmerzlich empfunden hatte, daß sie überflüssig, zwecklos, daß sie einsam und verlassen war — das sollte ein Ende haben? Sie hatte wieder jemand, der ihrer bedurfte, der zu ihr gehörte, für den es sich zu leben lohnte, jemand, den sie lieben und beschützen durfte .... Und als sie jetzt aus der Papierhülle ein süßes zartes Kindergesichtchen mit dunkeln schwermütigen Augen herausschält, da bedeckt sie das Bild mit Küssen, und die stolze, vornehme Frau sinkt auf die Knie und dankt dem Herrn für das Weihnachtsgeschenk, das er ihr gesandt hat, wenn es auch das Kind der verachteten Tänzerin ist.



Weihnacht.

Ueber schneeverhüllte Höhen,
Ueber Tale, weiß und stumm,
Sinkt im Glanz der Mitternachtsterne
Schweigend ein Mysterium.

In dem Dorfe tief im Grunde
Ist der Kerzen Glanz erwacht,
Angestimmt von Kinderlippen
Schweben Lieder durch die Nacht.

Und der Welt voll Not und Sünde
Lächelt Huld ein Kindermund,
Und im Klang der Christnachtglocken
Wird ihr selige Botschaft kund.

„Friede, Liebe sei auf Erden,
Allem Haß und Neid gewehrt;
Alle Menschen Brüder werden,
Wie ein Bruder sie gelehrt." —

Ueber Berge, über Tale
Gehen Sterne, leuchtend, groß,
Und der Menschheit blüht der Weihnacht
Kinderselig Friedenslos.

Dr. H. J. Grübl.



Schwester Manuela.

Eine Weihnachtsgeschichte von R. Fabri de Fabris.

Die heilige Nacht war auf die brasilianische Stadt Porto Alegre herabgekommen. Nicht im schleppenden Wolkenmantel, zerfetzt vom wilden Winterwind, nicht im Silberreif und glitzernden Schneekleid. Sie kam in die blauen Seidenschleier des Tropensommers gehüllt, im goldgestickten Sternkleid, und in ihrem Atem lag der Duft von vielen tausend glutäugigen Blumen.

In einen weiten Park und auf die darin liegende vornehme Villa fielen die Strahlen des zur Rüste gehenden Mondes und warfen die schwarzen Schatten von Palmen und Eukalyptus, von Pisang und Aloë in seltsam verkürzten Formen auf den Silbersand der Wege. Da lagen sie nun wie stumme, lauernde Ungeheuer.

Stille lag auch das Haus. Die Läden vor den Fenstern waren sämtlich geschlossen. Nur in der Gartenhalle hinter dem Hause und in einem dieser zunächst liegenden Zimmer glühte das elektrische Licht, obschon Mitternacht längst vorbei war.

Ueber den mattenbelegten Boden der Veranda schritten schon seit geraumer Zeit zwei ungleiche Gestalten rastlos hin und her. Die eine war eine alte, gekrümmte Frau von erschreckender Magerkeit mit unheimlich in tiefen Höhlen flackernden Augen und wirrem weißem Haar, das in langen Strähnen das mumienhafte Gesicht umflatterte. Hätte nicht der unstete Ausdruck der Augen es verraten, so würde ihre phantastische Kleidung schon die Irre haben erkennen lassen. Die dürre Gestalt war in schleppende Gewänder von feinstem weißem Musselin gehüllt, und in dem zerzausten Greisenhaar trug sie einen Kranz von welken roten Rosen.

Es war die Witwe eines der angesehensten Bürger der Stadt. Kurz nach dem Tode ihres Mannes war sie vom Schlage getroffen worden und in stillen Wahnsinn verfallen. Ihre fixe Idee war, sie sei wieder jung und schön, ein sorgloses Mädchen wie vor fünfzig Jahren in der fernen deutschen Heimat. Die Vorstellung an sich war ja nicht beunruhigend; aber das Herzzerreißende dabei war, daß ihr Herz nicht sorglos und friedlich war wie damals, daß es gepeinigt wurde von den wirren Erinnerungen eines verfehlten Lebens.

Sie hatte nicht gut getan nach ihrer Heirat mit dem fremden Mann, der sie fern über Meer zu neuem Leben davonführte. Mit der alten Heimat hatte sie um ihrer leidenschaftlichen Liebe zum Gatten willen den Glauben ihrer Kindheit und ihren Gott verloren. Und schlimmer noch: sie hatte ihre Kinder ohne Gott erzogen. Nun, in den Tagen der Krankheit und des einsamen Alters, da sie schon im Vorhof der Ewigkeit stand, war das Gewissen in ihr plötzlich wach geworden. Sie hatte es gewaltsam betäubt durch all die Jahre, als ihr Wille ihr noch gehorchte. Nun zogen wieder und wieder in quälenden Vorstellungen die dunkeln Taten ihres gottentfremdeten Lebens an der wirren Seele der Unglücklichen vorüber. In solchen Stunden kam ein ruheloser Geist über sie. Auf und ab trieb es sie, auf und ab, bis die alten, zitternden Glieder zusammenbrachen. Ihre Augen irrten gequält umher; sie suchte und wußte selbst nicht was.

Sie suchte den Frieden ihrer Jugend.

Neben ihr, sie fest am Arm führend, ging ihre Pflegerin für die Nacht, eine junge Nonne aus dem Kloster der deutschen Franziskanerinnen. In den grauen Kinderaugen der barmherzigen Schwester lag in ruhigem Glanz der Friede, den die Kranke schon so lange verloren hatte.

Und doch, heute war es Schwester Manuela so gar nicht ruhig und friedlich: es war ihr seltsam schwer und bang zumute. Sie wußte selbst nicht warum. Vielleicht war es die ungewöhnliche Hitze des vergangenen Tages gewesen, die sie nicht hatte zur Ruhe kommen lassen nach ihrem beschwerlichen Nachtdienst. Vielleicht eine Art Heimweh nach dem Weihnachtsfest in der deutschen Heimat, nach Eltern und Geschwistern, mit denen sie vor kaum drei Jahren noch vereinigt gewesen war.

Sie hatte schon mehrmals solch sehnsüchtige Anwandlungen gehabt. Aber dann hatte sie jedesmal ihr Herz fest in die Hand genommen, und wie Nachtnebel vor dem Morgenwind waren die bangen Gedanken vor ihrem starken Opferwillen davongeflattert. Vielleicht tat es aber auch das Geigenspiel, das seit einiger Zeit aus dem Zimmer des Senhor Enrique drang, des einzigen Sohnes der Irren.

Es bewegte Schwester Manuela wider Willen die Seele. Der Senhor spielte ja die Weisen ihres Vaterlandes, die uralten wehmütigen Volkslieder, und nun erklangen eine nach der andern die lieben, vertrauten Weihnachtsweisen. Wie hinreißend er spielte! So weich und doch glutvoll, voll feinsten Verständnisses. Wie gebannt mußte die Nonne lauschen. Auch die Irre war aufmerksam geworden. Die Weihnachtslieder lösten neue und doch so alte Vorstellungen in dem umnachteten Hirn aus.

Plötzlich blieb sie vor dem erleuchteten Fenster ihres Sohnes stehen und zwang damit ihre Begleiterin dasselbe zu tun. Da sah Schwester Manuela die Augen des jungen Hausherrn mit flehendem, tieftraurigem Ausdruck auf sich geheftet. So hatte er sie schon öfters angesehen in der letzten Zeit, wenn er spät abends kam, der Mutter gute Nacht zu sagen. Sie hatte in ihrer Kinderseele niemals etwas anders dabei gedacht als: der arme Mann muß unglücklich sein. Das Schicksal seiner Mutter scheint ihm schwer auf dem Herzen zu liegeu. Heute verletzte und verwirrte sie der leidenschaftliche Blick. Sie schlug erschreckt die Augen nieder. Eine heiße Unruhe stieg in ihrem Herzen auf. Wider Willen kamen ihr in schneller Folge die Gedanken. Was wollte der Mann von ihr? Ihr Mitleid? . . . Sie konnte ihm ja doch nicht helfen. Daß sie liebevoll für seine Mutter sorgte und täglich um Gottes Erbarmen für sie flehte, war ja selbstverständlich. Das war nur ihre Pflicht. Sie tat es ja für jeden ihrer Pflegbefohlenen. Etwas anders konnte sie ja doch nicht tun. Wieder fühlte sie in geheimnisvoll zwingender Gewalt den sengenden Blick. Ein furchtsames Zittern flog ihr vom Herzen über die Glieder. Aber sie hielt die Augen gesenkt und versuchte sanft die Kranke vom Fenster fortzuziehen. Doch die widersetzte sich.

„Ich muß hier draußen bleiben und warten", flüsterte sie unheimlich schnell und geheimnisvoll. „Es ist ja der heilige Abend heute. Das weißt du doch. Mutter zündet noch die Kerzen am Christbaum an. Wir Kinder sollen glauben, das Christkindchen habe es getan. Aber ich weiß es schon lange. Mein Mann hat es mir gesagt. Es gibt kein Christkindchen. Mutter ist das Christkind. Sonst gibt's keines. Keins . . . Und unser Krippchen ist leer. Das schöne Kindchen ist fort. Mutter sagt, ich hätte es verloren. Nun ist sie traurig über mich und weint . . . Du mußt nicht betrübt sein, Mutter, ich will es ja suchen. Und mein Mann soll mir suchen helfen. Aber er ist auch fort und ich kann ihn nirgendwo finden."

Die Kranke hat lauter und lauter gesprochen vor dem geöffneten Fenster; ihre kreischenden Worte übertönen den Gesang der Geige.

Der Spieler läßt verstimmt den Bogen sinken und löscht das Licht in seinem Zimmer. Verblüfft steht die Irre da. Ein mißtrauischer, feindseliger Ausdruck tritt in ihre Augen. Hochauf steigt die Angst in Schwester Manuelas Seele. Nicht wegen der armen Kranken. Gottlob, da hört sie die Türe ins Schloß fallen, die aus Senhor Enriques Zimmer ins Innere des Hauses führt. Nun wird er nicht mehr zum Gutenachtgruß in die Halle kommen.

Sie atmet auf und versucht, die übermüdete Frau zu ihrem Liegestuhl zurückzuführen. Die Wahnsinnige wehrt sich mit ungeahnter Kraft.

„Nun ist Enrique auch fort. Er war mein letztes Kind. Du bist schuld daran, falsche Schlange."

Die irren Augen funkeln und glühen im Strahl des elektrischen Lichts und bohren sich wie Dolchspitzen in das Gesicht der Schwester. Unwillkürlich macht sie ein paar Schritte auf die Türe zu. Aber mit der Geschwindigkeit einer Wildkatze folgt ihr die Irre. In jähem Ansprung hängt sie am Halse der Pflegerin und schlingt die dürren Arme wie sehnige Stricke fest darum.

Schwester Manuela ist erstarrt vor Schrecken. Sie will um Hilfe rufen. Aber ihre Kehle ist zugeschnürt. Mühsam und stoßweise nur kann sie ein wenig atmen.

„Du! Du! Nun habe ich dich erkannt!" faucht eine schreckliche Stimme dicht an ihrem Ohre. „Du hast mir das schöne Kindchen gestohlen und meinen Gatten. Und mit deinen blanken Augen hast du meinen Sohn behext, daß ich ihn nicht mehr sehen kann. Auf der Stelle sage mir, wo ich ihn finden kann, oder ich erwürge dich."

Gellend schreit sie auf; fester schnüren die fleischlosen Arme den Hals der Schwester ein.

Die hohe, jugendstarke Gestalt schwankt hin und her wie ein schwaches Rohr, und in dumpfem Anprall stürzen nun beide zu Boden. Da lösen sich die Arme der Irren. Der schreckliche Anfall ist zu Ende.

Die halb bewußtlose Nonne atmet tief auf. Unwillkürlich stößt sie einen lauten Hilferuf aus.

Da fliegt die Türe auf, die aus dem Hausflur auf die Veranda führt; Enrique stürzt hinzu, und ohne nur einen Blick auf die Mutter zu werfen, streckt er die Hände aus, die Pflegerin aufzurichten.

Gott sei Dank, da ist der Retter! Nun ist er ihr nicht mehr schrecklich. — „Wie gut es ist, einen starken Arm zu wissen, der einen hält und schützt! . . . Und ein treues Herz!"



Eine Sekunde nur, kurz wie ein Blitzstrahl durchzuckt der Gedanke die Nonne. Sie muß wohl schwach und verwirrt sein durch die überstandene Todesangst. Und einen Herzschlag lang, so kurz, daß es in derselben Zeit nicht in einen Gedanken wäre zu fassen gewesen, überflutet ein wonniges Gefühl des Geborgenseins ihr Herz. Aber ein zweiter Blitzstrahl erhellt ihre Seele. Die Erkenntnis der Gefahr. Ist sie nicht eine Braut Christi? Was soll ihr da noch Menschentrost? . . . Und spricht da nicht eine Stimme laut und deutlich an ihrer Seite: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber Schaden litte an seiner Seele?"

Mit übermenschlicher Kraft hat sie sich in die Höhe gerichtet. Die ausgestreckten Hände des Mannes sieht sie nicht.

Mit ruhiger Hoheit begegnet sie seinem leidenschaftlichen Blick, und wie es jetzt von seinen Lippen bricht: „Manuela, o Manuela!" sagt sie furchtlos, in heiligem Zorn:

„Sie vergessen sich, Senhor. Bedenken Sie, daß ich eine schutzlose Klosterfrau bin, die Pflegerin Ihrer Mutter. Helfen Sie mir lieber, die Kranke auf ihr Lager bringen."

Senhor Enrique ist todblaß. Er beißt sich die Lippen in verletzter Eigenliebe und wäre am liebsten auf und davon gegangen. Aber der Anstand hielt ihn zurück.

Die junge Ordensfrau hat ihre volle Ruhe wieder. Es ist, als stärke sie eine unsichtbare Kraft, als stütze sie ein starker Arm, stärker und treuer als alle Menschenkraft und Treue der ganzen Welt. In tiefer Ohnmacht liegt die Kranke. Die große Aufregung und der Fall sind ihr verhängnisvoll geworden. Besorgt fühlt Schwester Manuela nach dem Puls.

„Das Herz schlägt nur noch ganz schwach, Senhor. Wollen Sie nicht schnell den Arzt und einen Priester holen?"

Er zuckt die Achseln, wendet sich aber sogleich zum Gehen. Allein ehe beide zur Stelle sind, hat das Herz der Kranken zu schlagen aufgehört. Noch einmal, einige Minute vor ihrem Ende war sie zu sich gekommen. Merkwürdig! Ihre Augen hatten nun einen ganz anderen, einen traurigen, aber ruhigen Blick. Verwundert betrachtete sie die Pflegerin, als sehe sie die Schwester zum ersten Male.

Ergriffen war Schwester Manuela in die Knie gesunken. Sie hielt der Sterbenden ihr Kruzifix hin, und mit flehender Stimme rief sie laut: „Mein Jesus, Barmherzigkeit! Um deines bittern Todes willen verzeih mir all meine Sünden!" . . .

Und mit verlöschender Stimme, aber dem Ausdruck reuigen Vertrauens im Blick betete die Kranke die Worte nach.

Der Tod hatte die dunkeln Wolken des Wahnsinns verscheucht; im Vorhof der Ewigkeit hatte die Aermste durch Gottes barmherzige Güte den Frieden ihrer Kindheit wiedergefunden. Vielleicht um des reinen Herzens und des guten Willens ihrer jungen Pflegerin willen . . .

Als die Glocken zum ersten Male zur Mette läuteten, trat Schwester Manuela auf ihrem Heimweg einen Augenblick in die Pfarrkirche. Es waren erst wenige Andächtige da. Sie kniete vor der Krippe nieder. Da lag das holdselige Kind und streckte allen die Hände hin, die mühselig und beladen sind, und es war als sängen Engel wie damals: „Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus."

Und Schwester Manuela legte in die Hände des Gotteskindes alles, was soeben noch ihr Herz bedrückt und geängstigt hatte.

Dann ging sie heim durch den goldenen Sonnenschein des Sommermorgens. Himmlischer Friede lag nun auf dem Grunde ihrer Seele, jener Friede, der vor zweitausend Jahren über der Weideflur von Bethlehem den Menschen verheißen ward, die guten Willens sind.

In diesem Frieden war sie selig geborgen, so überselig, daß es mit Menschenzungen nicht zu sagen ist.

Vom Büchertisch.

Paul Kellers „Das letzte Märchen" hat in Nr. 50 (S. 628) eine sehr abträgliche Kritik erfahren. Von verschiedenen Seiten ist gegen diese Behandlung Einspruch erhoben worden. Aus Linz a. D. schreibt Jos. Danzer u. a.: „Ich habe das Buch erst vor einigen Wochen gelesen und es gewährte mir einen Genuß, wie selten eines vom modernen Büchermarkt. Als ich diese Rezension las, da zweifelte ich anfangs geradezu an meinem Sachverstand, suchte schleunig die Stimmen anderer Kritiker zu vernehmen, und, siehe da, ausnahmslos lobten sie „Das letzte Märchen", wenigstens in der Hauptsache, ohne natürlich die vorhandenen Mängel zu übersehen. So der „Literarische Ratgeber" der „Warte" 1905 S. 25; der „Literarische Jahresbericht" (Schöningh) 15. Jahrgang 1905 S. 37. Besonders wohlwollend bespricht Muth das Buch im „Hochland", Septemberheft 1905, S. 776, und Dr. Storck schreibt im „Türmer-Jahrbuch" 1905: „Seine große, künstlerische Natur offenbart dieser (Keller) aufs glücklichste." Diese Stimmen bestätigen nur meine durch eigene Lektüre gewonnene Ueberzeugung." (Anmerkung des Herausgebers: Getreu ihrem Programm, abweichende Meinungen zu Wort kommen zu lassen, hat die „Allgemeine Rundschau" sowohl das, von Einzelheiten abgesehen, überaus anerkennende, ja geradezu bewundernde Urteil M. Herberts in Nr. 36 (S. 429), als die entgegengesetzte Anschauung L. Kerners, als endlich auch die vorliegende Antikritik zum Abdruck gebracht.)

Im Verlag von **Cordier** in **Heiligenstadt** erschienen unter dem Titel „Siege" vier historische Erzählungen von Antonie Haupt (geb. M. 2.—), welche dem bewährten Rufe der Verfasserin alle Ehre machen. Ein anziehendes Werkchen sind auch die im Verlage von **Jos. Roth** in **München** erschienenen Gedichte „Am Niagara" von Matthias Rohr (geb. M. 3.—).

Der Verlag von **Braun & Schneider** in **München** legte in diesem Jahre wieder eine Auswahl von hübschen Geschenkbüchern vor. „Vor und hinter dem Vorhang", Theater- und Konzertscherze (kart. M. 3.—) wird allen Theaterfreunden einige vergnügte Stunden bereiten. Ein zugleich lehrreiches und lustiges Bilderbuch für Kinder „Der gute Doktor" von Nassauer und Maison bietet auch Erwachsenen eine heitere Lektüre (geb. M. 2.50). Empfehlenswert sind die von Hermann Vogel illustrierten „Kindermärchen" von Rudolphi (geb. M. 4.50), die lustigen G'schichtl'n „Lach a bisl" von Georg Eberl (geb. M. 1.50, O. Kernstocks Gedichte „Unter der Linde" (geb. M. 3.50), endlich ein Rezeptbuch über Käsespeisen („Savourys") von Adolf Hildmann (geb. M. 1.50). K.

Der Königl. Bayer. Hoftheater-Anarchist.

Von

Dr. Karl v. Schlickmann.

Zwei und einen halben Monat ist erst der „neue Herr" des Münchener Hoftheaters im Amt, eine Zeit, zu kurz, um sein Wollen durch sein Können praktisch zu betätigen, eine Zeit, lang genug, um durch ungeschickte Maßregeln irreparables Unheil anzurichten.

Herr von Speidel trat sein neues Amt an, nicht beschwert mit irgendwelchen speziellen Vorkenntnissen oder Fachkunde. Er trat aus dem Heere aus und übernahm einfach einen anderen Posten im „Königlichen Dienst". Die merkwürdige Begabung, die den höheren Militärs innezuwohnen scheint und sie befähigt, die Verwaltung der Post, der Eisenbahnen, des Landwirtschaftsministeriums zu übernehmen, meinte er wohl, würde auch ihm zu statten kommen, und die Sache würde schon gehen. Schließlich ist es doch unendlich schwerer, das muß jedermann gewiß zugeben, der Erzieher von Rekruten und Pferden zu sein, als so ein bißchen Komödie und Musik zu beaufsichtigen. Bei den schwierigsten Fêten, zu des Regenten Geburtsfest oder einer patriotischen Erinnerungsfeier, hatte sich Herr von Speidel als hochbegabter Festspielleiter bewährt, es geht das Gerücht, daß er sogar ein Mendelssohnsches Lied ohne Worte ziemlich fehlerlos bei den verschiedensten Anlässen seit seinem Eintritt ins Heer gespielt haben soll, er besitzt in seiner Bibliothek Schillers und Goethes Werke vollständig — also konnte er mit gerechtem Stolz sich wohl gerüstet für sein neues Amt halten. Und schließlich gibt es ja auch ein tröstendes Sprichwort in bezug auf ein Amt und die Fähigkeit, es zu verwalten.

Aber wir wollen ernst werden; der sehr liebenswürdige Herr von Speidel, gewiß ein ungemein tüchtiger Soldat, hat leider in der kurzen Zeit seiner Verwaltung gezeigt, daß er vorläufig noch keine Ahnung von der Leitung eines Theaters besitzt, daß er noch immer meint, an der Spitze eines Regiments zu stehen, daß er nicht begreift, welche schwierigen Aufgaben er zu lösen hat. Es war ja gar nicht zu verlangen, wenn durchaus ein Nichtfachmann ernannt werden sollte, daß der neue Intendant so schnell sich in die veränderten Verhältnisse einleben würde; es war aber zu verlangen, daß, bis er bessere Einsicht in alle Verhältnisse erhielt, er sich durchgreifender Maßnahmen entschlug und durch kluges Beobachten lernte.

Herr von Speidel aber, dem der Regent freie Hand in allen Dingen garantiert hatte, glaubte vom ersten Tage an den Reformator und Diktator spielen zu können. Die neue Würde, die ungewohnte Umgebung wirkten berauschend auf ihn ein, ein Cäsarengefühl überkam ihn; er, der früher so liebenswürdige Kavalier brüskierte die Presse und auch noch ganz andere Leute.

Zu diesem schwer erklärlichen Verhalten kamen noch seine reformatorischen Dilettantenversuche im Theater.

Wir wollen alle seine kleinen und großen Mißgriffe übergehen, alle wären ihm, dem homo novus, so schlimm sie auch waren, allenfalls zu verzeihen gewesen; einer aber ist es nicht: wir meinen die Ernennung Hermann Bahrs zum Direktor der Münchener Königlichen Schauspiele.

Herr von Speidel war vielleicht der Ansicht, daß die bewährte Kraft Savits' nicht mehr die Jugendfrische, die Elastizität besitze, um an leitender Stelle wirken zu können, daß seine Anschauungen sich nicht mit denen der neuen Zeit decken. Galt es aber, ihm einen Vormann zu geben, so durfte dieser nur ein ernster, gereifter, zielbewußter Mann sein, der das Münchener „Terrain" genau kannte. Statt dessen Hermann Bahr! Ein literarischer Verwandlungskünstler, die schlechte Kopie Frank Wedekinds, dem er an Können nicht das Wasser reicht, ein Ultranaturalist, der im Simplicissimusblatt als Größe dritten Ranges mitwirken konnte, der aber zur Leitung einer großen Bühne nicht eine Qualität mitbringt, die ihn dazu geeignet erscheinen läßt. Herr Bahr hat aus seinem Herzen nie eine Mördergrube gemacht; mit zynischer Offenheit hat er uns in der „Guten Schule" und ähnlichen Machwerken von seinem Nachtcaféleben, seinem Kokottenverkehr in früheren Jahren ausführlichst Bericht gegeben und seine innersten Gedanken uns enthüllt. In neuer Zeit hat er ernstere Mienen angenommen. Wir wissen, daß er das Christentum als eine überwundene Weltanschauung betrachtet, daß er der Kirche den Rücken gekehrt hat, wir kennen sein politisches Glaubensbekenntnis aus seinem eigenen Munde. Einen blutroten Anarchisten nennt er sich mit Stolz und predigt, unsere gesamte Kultur müsse vernichtet werden, falls nicht jede Gewalt beseitigt werde. Und er sagt das ganz im Ernst, im bittern Ernst, er rühmt sich dessen laut und vernehmlich. Die Sozialdemokratie ist ihm „zu gemäßigt", schärfer muß gearbeitet werden! Und der königstreue Herr von Speidel, der alte Soldat, bringt — unbewußt zwar, aber nicht ungewarnt — seinen Herrn dazu, diesen Mann in seinen Dienst aufzunehmen, ihm eine Vertrauensstellung zu gewähren. Sollte künftig der Regent einen fürstlichen Gast in sein Theater geleiten, so könnte man auf den Gedanken kommen, es sei vielleicht ratsam, den Herrn Schauspieldirektor „überwachen" zu lassen. Einstweilen ist freilich anzunehmen, daß Herr Bahr die „Propaganda der Tat" nur auf dem Papier vertritt.

Aber die Sache ist gar nicht zum Lachen, im Gegenteil sehr ernst. Dieser „Anarchist", der noch dazu alle unangenehmen Wiener Journalistenmanieren mit sich bringt, der gewohnt ist, mit Reklame und Schaumschlägerei zu arbeiten, wird uns hier aufgedrängt, und tüchtige Männer müssen zurücktreten. Er selbst schildert, wie er, gewissermaßen faszinierend, wie der Basilisk auf das harmlose Piepmätzchen, auf Herrn von Speidel gewirkt habe, der alle Bedenken bei dem Anblick des bezopften, ausgepfiffenen Herrn überwand und ihm den Münchener Posten auf dem Präsentierteller anbot.

Wir andern haben aber bei dem Anblick des Durchgefallenen nicht den klaren Blick verloren und sagen laut und vernehmlich, und wir werden gehört werden, da die Besonnenen aller Parteien und Kunstrichtungen mit uns gehen: Es ist unfaßbar, daß bei der Besetzung des wichtigsten Postens an unserer Bühne auf Empfehlungen sachverständiger Männer nichts gegeben wurde, nichts auf gründliches Können und gewissenhaftes Vorbereiten, nichts auf Fachkenntnisse, nichts — und das ist das Schlimmste — auf die ethische Berechtigung und Qualifikation, sondern daß ein Laie, der keine blasse Idee von den künstlerischen Verhältnissen hat, nach seinem höchstpersönlichen Geschmack diesen Posten dem Ungeeignetsten gab.

Das ist unerhört; noch viel unerhörter aber ist es, daß ein Militär, der noch im Dienstverhältnis steht, seinen Monarchen dazu veranlaßt, einen ausgesprochenen Gegner jeder Autorität in seine Dienste zu nehmen. Wenn Herr von Speidel sich sein übereiltes Handeln im stillen Kämmerlein überlegt, wird er wohl nach dieser Ueberlegung den Helm aufsetzen, die Schärpe umlegen und sich bei seinem Vorgesetzten melden, um die nötigen Entschuldigungen für sein Handeln anzubringen.

In der kurzen Zeit seiner Amtsführung hat also Herr von Speidel dem Theater mehr fast geschadet, als Possart in langen Jahren geschadet haben — soll. Ein Bahr würde unter Possart nie ernannt worden sein. —

Es ließe sich noch sehr viel über die Behandlung der Künstler durch den neuen Intendanten sagen, über die Mottlsche Herrschaft in der Oper — wo persönlichste Rücksichten die maßgebenden geworden sein sollen —, wir wollen aber heute nur den Fall Bahr als schlimmsten herausheben. Hier muß Abhilfe geschafft werden. Möglich, daß Herr von Speidel trotz alledem seinen Sitz an der Maximilianstraße noch lange innehaben wird, eines kann heute aber schon bestimmt gesagt werden: am 1. August 1906 wird Herr Bahr sein Amt nicht antreten; es sind denn doch Männer vorhanden, die dieses Aergernis dem greisen Regenten ersparen werden.



Bühnen- und Musikrundschau.

Von der Münchener Hofbühne ist nur Unerfreuliches zu melden. Daß die guten Münchener Kräfte für die auswärtigen Bühnen von größerer Bedeutung sind als für München selbst, wird allmählich zu einer ganz selbstverständlichen Erscheinung; dafür behilft die Hofbühne sich mit Leuten wie Miß Frances R i e oder Herrn Adolf Gröbke, deren höchstens einem kleinen Provinztheater angemessene Leistungen in der jüngsten Lohengrin-Aufführung peinliches Aufsehen erregten. (Ein Berliner und ein Karlsruher Theaterbericht mußten wegen Raummangels für die nächste Nummer zurückgestellt werden.)

Die Konzertwoche. Das jüngste Kaimkonzert hatte wieder ein ganz internationales Programm. Es ist eine ausgesprochene Eigenart des Dirigenten Schnéevoigt, daß er von der deutschen Musik, die uns doch am nächsten steht, am allerwenigsten bietet. Unter den Ausländern haben es ihm natürlich seine Landsleute, die Finnländer, am meisten angetan und neben diesen scheint er ganz besonders die Russen ins Herz geschlossen zu haben. Die Tondichtung „Finnlandia" von Sibelius hat ihren größten Vorzug jedenfalls in ihrer überraschenden Kürze; danach spielte Ossip Gabrilowitsch Tschaikowskys B-moll-Konzert mit delikatester Glätte und glücklicher Betonung dessen, was dem Konzert in den ersten beiden Sätzen seinen Charakter gibt — des müden, etwas weltschmerzlichen Salontons nämlich. Den Beschluß machte Berlioz' phantastische Sinfonie, die in unseren großen Konzertsälen schon längst Heimatrecht besitzt. Auch einige Chorvereine haben in dieser Woche Anzeichen ihres Daseins gegeben. Der Lehrergesangverein, unter der umsichtigen und idealen Leitung des Prof. Viktor Gluth führte Bossis sinfonisches Oratorium „Das verlorene Paradies" (Text nach Milton von Villanis, deutsch von Prof. Weber) auf und verhalf dem groß angelegten vielleicht in etwas zu gleichbleibender Art im Freskostil durchgeführten musikalischen Werk zu einem bedeutenden Erfolg. Der Porgessche Chorverein stellte sich zum ersten Male unter seinem neuen Dirigenten, dem uns in dieser Eigenschaft ebenfalls bisher unbekannten Prof. Max Reger, vor. Man führte die sinfonische Dichtung „Prometheus" und im Anschluß daran die Chöre zu Herders „Entfesseltem Prometheus" von Franz Liszt auf; daran schloß sich eine Wiederholung der vom Vorjahre bekannten „Christnacht-Kantate" von Hugo Wolf an.

Eine den Münchnern im Konzertsaal wohlbekannte Erscheinung ist die Pianistin Paula Fischer, die in einem Kammermusikabend wieder ihre freilich mehr im Gebiete solider Tüchtigkeit als eigenartigen persönlichen Nachschaffens gelegenen erfreulichen Qualitäten betätigte. Als ein ganz anderes Zeichen wirkte da allerdings Eugen d'Albert auf die Hörer ein, dessen jetzt recht selten gewordenes Erscheinen mit heller Freude begrüßt wurde, und der mit seinem Beethoven-Abend alle diejenigen entzückte, die die Entfaltung einer äußerst starken Persönlichkeit innerhalb der Grenzen der Pietät lieben. Der große Beifall, den der Pianist William Becker fand, war dagegen anscheinend vielfach von den Gefühlen landsmannschaftlicher Zusammengehörigkeit, die sich bei den anwesenden Amerikanern durchsetzten, diktiert. Reinere musikalische Gefilde betrat man im zweiten Sonatenabend Stavenhagen-Berber, dessen Programm neben Mozart und Beethoven auch die Es-dur von Richard Strauß aufwies.

München. Hermann Teibler.

Redaktionspost.

Kaplan F. R. in B. (Rheinland). Im 1. Artikel von Joseph Lorenz über „Erziehung des Klerus" (Seite 575) finden Sie den ausdrücklichen Vermerk: „In den folgenden Ausführungen, welche vom Gesichtspunkte bayerischer Verhältnisse aus geschrieben sind."

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 53. München, 30. Dezember 1905. II. Jahrgang.

Inhaltangabe.



Am Meilenstein 1906.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Etwas Aehnliches, wie der Mann, der harmlos über die Eisdecke des Bodensees geritten war, kann man beim Rückblick auf das Jahr 1905 empfinden. Erst nachträglich ist uns klar geworden, wie verzweifelt dünn und brüchig die Decke des Friedens gewesen ist, über welche Europa dahingeschritten.

Der Marokkohandel ließ sich im Anfang des Jahres als ein nicht mehr ungewöhnlicher Zwischenfall an, der mit dem Kolonialhunger eines Staates beginnt und mit der Gewährung der offenen Tür für die anderen Interessenten beigelegt wird. Aber die Väter des englisch-französischen Marokkoabkommens hatten höhere Ziele; mittelbar sollte Deutschland getroffen werden, und zwar nicht bloß in seinen wirtschaftlichen Interessen in Marokko, sondern in seiner Ehre und seiner Großmachtstellung. Trotz zweimaliger zarter Erinnerung wurde das Abkommen dem Deutschen Reiche nicht mitgeteilt, während Frankreich eiligst mit Spanien und sogar mit Italien, dem Bundesgenossen Deutschlands, separate Abmachungen unter Ausschluß Deutschlands bewerkstelligte. Es war eine arglistige Politik der Ignorierung und gleichzeitiger Isolierung Deutschlands und des Deutschen Reiches, die Herr Delcassé als offizieller Geschäftsführer und König Eduard als stiller Kompagnon und Geschäftsreisender in Gemeinschaft betrieben. Fürst Bülow — die Rangerhöhung gehört auch zu den Ereignissen von 1905 — beschloß eine Tatsache zu setzen, die wie ein Fanal wirken mußte: er riet dem Kaiser Wilhelm, auf seiner Frühjahrsfahrt im Mittelmeer Tanger anzulaufen. Man hat gesagt, Fürst Bülow hätte nicht in dieser Weise die Person des Kaisers exponieren sollen. Nur der vollständig Eingeweihte kann über die Wahl des Mittels aburteilen; jedenfalls hat der Erfolg gezeigt, daß das außerordentliche Mittel zweckmäßig war. Als der kaiserliche Helm in der Türe der antideutschen Ränkeschmiede erschien, klappte die französische Waghalsigkeit zusammen: die Mehrheit der Kammer und die Kollegen des Herrn Delcassé scheuten vor dem drohenden Zusammenstoß zurück; Herr Delcassé mußte zurücktreten, obschon er im letzten Augenblick die Zusicherung der englischen Hilfe im Kriege gegen Deutschland in die Wagschale warf.

Auf den Rücktritt Delcassés folgten noch langwierige Verhandlungen mit Frankreich über das Programm der nach Deutschlands Wunsch vom Sultan beantragten und von den Mächten gebilligten Marokko-Konferenz. Als da endlich eine Verständigung erzielt war, schien den oberflächlichen Zuschauern die Krisis abgeschlossen zu sein. Aber nein! Wenn auch Frankreich Herrn Delcassé ausgeschifft hatte, so blieb doch auf englischer Seite alles beim alten. Die Hoffnung, daß König Eduard die Durchreise nach Marienbad benutzen werde, um zur Beruhigung der Welt mit seinem kaiserlichen Neffen zusammenzutreffen, wurde bitter getäuscht; statt der wünschenswerten Annäherung gab es ein Dementi des königlichen Privatsekretärs, das absichtlich in verletzender Form abgefaßt war. Damit man ja die Unfreundlichkeit merke, ließ derselbe Privatsekretär später eine Ableugnung des Besuches zur Berliner silbernen Hochzeit vom Stapel, die von demselben Kaliber britischer Höflichkeit war. Die englischen Minister waren stets „korrekt", soweit ihr offizielles Auftreten im Parlament in Betracht kam. Dort konnten sie auch erklären, daß die britische Regierung nicht versprochen habe, die Flotte nach Kiel und 100,000 Mann nach Schleswig-Holstein zu schicken. Ob König Eduard persönlich oder durch seine unverantwortlichen Agenten dem Herrn Delcassé oder Herrn Loubet diesen famosen Plan eines gemeinsamen Krieges gegen Deutschland unterbreitet habe, darüber schwieg die amtliche Londoner Beredsamkeit. Jedoch bei ihren Reden außerhalb des Parlaments scheuten sich britische Minister gar nicht, auf die Anmaßung der deutschen Politik oder sogar auf den „verschlagenen Potentaten" anzuspielen. Der fatale Eindruck war der: die englische Regierung läßt dem König freie Hand in seinem hochpolitischen Sport, und vom englischen Hof aus wird nach der Entlassung Delcassés unentwegt in demselben Geiste auf die Kränkung und Isolierung Deutschlands hingearbeitet. Verstärkt wurde dieser Eindruck durch die Tatsache, daß die deutschfeindliche Presse, deren Verschwörerarbeit im Lügen und Verhetzen zuungunsten Deutschlands wir schon in der letzten Jahresrundschau kennzeichneten, gerade in den letzten Monaten mit erhöhtem Eifer tätig war, namentlich in der Richtung, zwischen Rußland und Deutschland Mißtrauen zu säen.

Vielleicht ist auch hinter den Kulissen noch manches geschehen, was vorläufig der Oeffentlichkeit noch verborgen geblieben, etwa zur Isolierung Deutschlands auf der bevorstehenden Konferenz von Algesiras. Aber auch die bekannt gewordenen Zeichen der Zeit genügten schon, um die ungewöhnlich ernste Sprache der deutschen Thronrede vom 28. November verständlich zu machen. Dieselbe lieferte auch sozusagen eine Jahresrundschau über die hohe Politik.

Es waren bitterernste Worte. Aber bezeichnenderweise haben sie in Europa keine neue Beunruhigung erzeugt, sondern vielmehr in der schon vorhandenen Unsicherheit klärend und ermutigend gewirkt. Man betrachtet es als ein günstiges Zeichen, daß die deutsche Politik so offen und fest in das Ränkespiel ihrer Gegner eingreift. Fürst Bülow hat durch die eingehende

Beantwortung der im Reichstage gestellten Fragen den luftreinigenden Eindruck der Thronrede noch gefördert. Wenn die Lage noch nicht gut ist, so verspricht sie doch besser zu werden.

Als Aktivum des Jahres 1906 kann man den Abschluß des ostasiatischen Krieges, den Frieden von Portsmouth buchen. Aber dabei zeigte sich wieder, daß des Lebens Freude auf Erden nicht ungemischt kredenzt wird. An den ostasiatischen Frieden schloß sich die europäische Kriegsgefahr an, und es folgte ihm der fürchterliche Zersetzungsprozeß in Rußland, ein verhängnisvolles Erbstück für das neue Jahr, dessen Liquidation noch gar nicht abzusehen ist.

Ein solches Auf und Ab von schweren Schicksalsschlägen und überraschenden Glücksblicken, wie es Zar Nikolaus im vergangenen Jahr durchgemacht, war wohl selten einem Herrscher beschieden. Mit dem Fall von Port Arthur fing das schicksalsreiche Jahr an; es folgte die Schlacht bei Mukden, die zwar noch kein Sedan war, aber doch die Russen weiter rückwärts trieb. Alle Hoffnung konzentrierte sich jetzt auf die Flotte Roschdjestwenskys, deren Langsamkeit viel bespöttelt wurde, aber in der Notwendigkeit einer nachträglichen Ausbildung der zusammengerafften Mannschaften wohl begründet war. Der Schiedsspruch wegen der Heringsschlacht an der Dogger Bank war inzwischen für Rußland recht günstig ausgefallen, und die französische Gastfreundschaft, die weit über das neutrale Maß hinausging, ermöglichte dem russischen Admiral das bedächtige Herankriechen. Von den Feinden, die er schon bei Hull bemerkt haben wollte, sah Roschdjestwensky unterwegs nichts — bis er endlich in die Straße von Tsutschima kommen mußte, wo die Falle aufgestellt war. Das war keine Niederlage, sondern gleich die Vernichtung der russischen Flotte. Aber gerade die Gründlichkeit dieses Mißgeschickes führte zu der günstigen Wendung. Der psychologische Moment für die Friedensverhandlungen war gekommen; Präsident Roosevelt vermittelte die Annäherung, unterstützt von Kaiser Wilhelm, der gerade in der kritischen Zeit dem Zaren und dem russischen Reiche einen großen Freundesdienst erwiesen durch den aufrichtenden Besuch in Björkö. Bei den Friedensverhandlungen schnitt nun Rußland überraschend günstig ab. Die Geschicklichkeit seines Bevollmächtigten, des Grafen Witte, trug gewiß viel dazu bei; doch die Hauptsache war, daß General Oyama einen durchschlagenden, vernichtenden Landsieg nicht zu erringen vermochte. Die Japaner hatten nur chinesischen Boden, aber kein Stück vom eigentlichen Rußland erobert. Erst bei Beginn der Friedensverhandlungen stürzten sie sich schnell auf Sachalin, um ein reelles Faustpfand zu haben. Die russische Politik kannte die Erschöpfung des kleinen Japan besser, als das japanische Volk selbst; daher steifte sie sich darauf, keinen Kopeken Kriegskosten zu gewähren, und Japan mußte sich wirklich mit Korea, der Südmandschurei und der besseren Hälfte von Sachalin begnügen.

Die notgedrungene Nachgiebigkeit der japanischen Regierung führte zu einigen Tumulten in Japan, doch wurde dort bald die Ordnung wiederhergestellt; man gab sich mit dem sauren Apfel zufrieden. Ganz anders wirkte der überraschend günstige Ausgang der Sache in Rußland. Keine Dankbarkeit, keine Abspannung in den inneren Krisen, sondern wenn bisher in Rußland der Teufel los gewesen, so schien dort jetzt Belzebub selbst in das Volk gefahren zu sein.

Zar Nikolaus warf sich in die Arme des diplomatischen Triumphators Witte. Auf die zahlreichen halben Reformversprechungen, die der Zar in unermüdlicher Schreibseligkeit im Laufe des Jahres erlassen hatte, ohne damit die revolutionäre Gärung beschwichtigen zu können, folgte nun ein großer Verfassungsukas, der wirklich eine konstitutionelle Aera mit einer gesetzgebenden Reichsduma zu begründen schien. Graf Witte hoffte um dieses Panier die liberalen Elemente zu sammeln. Aber die Sammlung wollte nicht gelingen; dagegen schritt die Zersetzung des Volkskörpers in unheimlicher Weise fort. Streiks, Straßenkämpfe, Judenhetzen, Mordbrennereien, Meutereien folgten sich wirr und endlos. Soweit man aus den spärlichen Nachrichten vom Lande sah, sind auch Bauernaufstände hinzugekommen, und zwar solche der schlimmsten Art nach dem Muster unserer alten Bundschuhkriege, Angriffe auf die Gutsherren aus wildem Landhunger und blinder Zerstörungswut. Manchmal schien es, als ob sich da oder dort, z. B. in dem Semstwo-Kongreß, eine Kristallisation brauchbarer Kräfte anbahne; aber es wurde nichts Rechtes daraus, bald war alles wieder in der tollen Gärung, welche die Fässer sprengt. Die deutschen Sozialdemokraten tun sich viel zugute auf die Leistungen ihrer revolutionären Genossen in Rußland; dort werden freilich große Quantitäten von Trümmern, Leichen und Elend produziert, aber qualitativ ist die Revolution höchst minderwertig. Kein System, keine zielbewußte Führung, keine zweckmäßige Verwertung der Kräfte, sondern eine wilde Rauferei, wo bald hier, bald dort die Kräfte verschwendet werden. Ueberall Halbheit und Unentschiedenheit, sowohl bei den Regierungsmaßnahmen, als in der Volksbewegung, ja auch bei den verschiedenen Meutereien in den Flottenequipagen und den Regimentern. Eigentlich ist es zu verwundern, daß der schwache Zar trotz aller Mißerfolge der neuen Versöhnungs- und Sammelpolitik doch bis jetzt noch an Witte festgehalten hat. Man ist aber jeden Augenblick gefaßt darauf, daß die starke Partei der Kraftpolitiker am Hofe einen Umschlag herbeiführt, wenn nicht bald der gebildetere Teil des Volkes sich um Witte schart und eine gewisse Widerstandskraft gegen die revolutionären Tollheiten entwickelt.

Die deutsche Thronrede war höflich genug, dem Zaren Nikolaus zu wünschen, er möge als Bahnbrecher einer glücklichen Zukunft Rußlands die Liebe und Dankbarkeit seines Volkes ernten. Vorläufig sieht es danach nicht aus.

Als weiteren dunkeln Punkt am Neujahrshimmel möchten wir die inneren Wirren in der habsburgischen Monarchie bezeichnen. Nicht bloß Deutschland, sondern ganz Europa braucht bitternotwendig das zusammenfassende und ausgleichende Kaiserreich an der Donau. Es ist nicht bloß des Deutschen Reichs, sondern auch des Weltfriedens unentbehrlicher Bundesgenosse. Und nun ist schon das ganze Jahr hindurch in diesem Körper ein zersetzendes Fieber im Gange. Der „Staatsstreich" des liberalen Ministers Tisza in Ungarn, der die Aktionsfähigkeit des dortigen Parlaments sichern sollte, ist bei den Neuwahlen zum Verderben ausgeschlagen. Es siegte die Koalition, die auf die magyarische Selbstherrlichkeit und namentlich auf die Scheidung der Armeen sich eingeschworen hat. Der greise Kaiser und König war zu den größten Zugeständnissen bereit, nur nicht zur Preisgabe der einheitlichen Armeesprache, mit der zugleich das einheitliche monarchische Kommando steht und fällt. Um die unnachgiebige Opposition zu brechen, greift das Ministerium Fejervary zu dem verzweifelten Mittel des allgemeinen Wahlrechts, das der magyarischen Oligarchie den Boden entziehen soll. Die Wahlreform-Politik hat nun aber auf Zisleithanien übergegriffen und dort zu lebhaften Agitationen, sogar auf der Straße, geführt, obschon Ministerpräsident Gautsch sofort eine Erweiterung des Wahlrechts in sein Programm aufgenommen hatte. Soll Oesterreich-Ungarn auch in einen Zersetzungsprozeß gelangen, wie Rußland?

Die Sorgen, welche die auswärtige Lage uns zum Jahreswechsel bereitet, bilden einen dunkeln Hintergrund, von dem sich unsere innerpolitische Entwicklung trotz aller ihrer Mängel und Schwierigkeiten günstig abhebt. Es bleibt ja vieles zu wünschen, aber es ist doch uns Deutschen, auch uns deutschen Katholiken, nicht das schlechteste Vaterland zugefallen. Viel Arbeit, aber sie lohnt sich!



Custos, quid de nocte?

Eine Sylvesterbetrachtung von Adolf von Brügge.

Schopenhauer hält für das charakteristische Unterscheidungsmerkmal des bedeutenden und unbedeutenden Geistes die Art und Weise, wie er seine Zeit betrachtet. Diesem gehe in der Hitze des Kampfes und in der erdrückenden Detailarbeit des Tages der Blick für das Ganze verloren. Er sehe nur sich und seine Umgebung und halte das naturgemäß für die Welt. Die Geschichte jedoch gehe leise und unmerklich, aber sicher ihren Weg und trete ihn nieder, so wie es ihr beliebt. Der bedeutende Geist dagegen suche die großen historischen Zusammenhänge, das Woher und Wohin der augenblicklichen Zeitlage aufzuspüren und im Auge zu behalten, bewahre so trotz aller Parteilichkeit und alles Fanatismus eine olympische Ruhe und Festigkeit, und sein Eingreifen sei wie das des zielbewußten Lenkers, sicher und nachhaltig .... Wo stehen wir?

Die Triebfeder des öffentlichen Lebens ist der Egoismus. Was kümmert uns im Grunde der Wechsel der Dynastie in Skandinavien, was die Geburtswehen der Zivilisation in Rußland, was das Kämpfen und Ringen Japans um eine Weltmachtstellung, wenn sie uns nur nicht über den Kopf wachsen oder in unsere Interessensphäre eingreifen? Man findet die politische Lage im allgemeinen befriedigend. Das ist

sie auch, so lange es so bleibt. In unserem Volke steckt noch immer eine ungeheuere Kraft, die sich so leicht nicht unterkriegen lassen wird. Aber wie, wenn eine Verschiebung in den Bündnissen der Großmächte stattfindet? Es ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; aber England ist noch weit davon entfernt, und Rußland wird auch einmal, getragen von einer neuen Kultur, wieder wehrkräftig werden. Welche Aussichten sich erst dem aufstrebenden Osten eröffnen, entzieht sich jeder Berechnung. Jedenfalls aber sollte man das Wort Newmans nicht vergessen: die Tatsache, daß Augustin der letzte Bischof von Hippo war, möge uns vor übereilten Zukunftsträumen und Prophezeiungen bewahren. Besonders wenn man der inneren Lage gedenkt.

Die Entsittlichung des Volkes ist eine rapide. Der Seelsorger denkt mit Furcht und Wehmut an Beispiele wie Spanien und Frankreich. Aber wieviel ist, was er nicht sieht und nicht hört. Wenn sie noch alle kämen! Auch die Zahlen geben nur einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit. Wenn nicht alles aufgeboten wird, hier durchgreifenden Wandel zu schaffen, gehen wir einem Ruin entgegen, dessen Folgen noch niemand absehen kann, der uns aber alle sicher in seinen Trümmern begraben wird.

Nicht besser sind die sozialen Zustände. In den letzten Jahren ist nach dieser Richtung auf allen Punkten und nicht zum wenigsten im katholischen Lager immens viel geschehen. Aber ich glaube doch keine statistischen Belege dafür anführen zu müssen, um den furchtbaren Aufschwung der roten Gefahr noch zu beweisen. Unzweifelhaft liegt diese allseitige Ausbildung aller Kräfte und der scharf aneinanderrückende Wettbewerb der Parteien nicht ganz außerhalb der allwaltenden Pläne der Vorsehung. Allein die menschenunwürdige Notlage der niederen Klassen ist bisher stets einer der dunkelsten Punkte im europäischen Völkerleben gewesen. (Auch in Frankreich haben sich jetzt im „Demain" die geistigen Führer neben religiöser und politischer auch zu energischer sozialer Hebung zusammengetan, über die wir unseren Lesern demnächst berichten werden. Sogar die Spitzen in Deutschland, England und Italien sind der Vereinigung beigetreten.) Aber eine möglichst allseitige und angespannte Mitarbeit auch unsererseits wird dadurch nur um so notwendiger. In der Tat befaßt sich fast die ganze Linie des jüngeren Klerus neben den Amtsgeschäften beinahe ausschließlich mit der sozialen Frage, und in dem Volksverein ist ein Werk geschaffen, das den andern katholischen Ländern nur zum Vorbild dienen kann. Auch die Arbeitervereine und Gewerkschaften sind eine wirkliche Errungenschaft, die man nicht unterschätzen darf. Aber gerade hier scheint sich eine Bresche auftun zu wollen. Wir sind gegenüber der ganz in der Zeitströmung stehenden Sozialdemokratie mit unseren scheinbar abgelebten Idealen und unserer Volksorganisation schon schwach genug, und nun kommt die Entzweiung hinzu. Es ist von dieser Stelle bereits mehrfach auf die Größe und Bedeutung derselben hingewiesen worden. Wie nun, wenn dieser Zwiespalt auch in unsere großen Organisationen hineinwüchse? Man täusche sich nicht! Die „Berliner Herren" sind gegen den Volksverein sehr kühl geworden, seitdem, wie man sagt, ein unverhältnismäßiger Teil seiner Gelder zu Agitationszwecken für die „Christlichen" verwandt wurde. Bei einer Versammlung des Volksvereins soll sogar der Präsident auf eine diesbezügliche Frage die Antwort verweigert haben. Und hat man auch schon an das Zentrum gedacht? Es ist unsere ganze Macht, und was hilft alle Arbeit in Philosophie, Literatur und Kunst, wenn die Roten ans Ruder kommen! Ihr Eindringen ins Heer ist nicht so unmöglich, wie es manchen scheint, und auch die Schule leistet ihnen durch die große Zahl der liberalen Lehrer nicht wenig Vorschub. Wie, wenn auch das Zentrum sich spaltet? Auch ohne Volksverein und Zentrum kann zwar die katholische Kirche fortbestehen, und es ist nicht unmöglich, daß wir nach einem großen Krach vielleicht etwas viel Besseres erreichen werden. Das steht in Gottes Hand. Aber einstweilen sehe ich nicht ab, wie wir ohne sie bestehen können. Wer jedoch bei diesem Bruderkrieg den tertius gaudens macht, und wem wir in die Hand arbeiten, liegt auf der Hand: Divide et impera.

So schwierig und bedeutungsvoll diese Massenkämpfe auch sind, die herrschende und treibende Kraft sind sie nicht. Die Zeiten der Arianer, der Renaissance und Reformation liegen zu weit hinter uns, um einen Vergleich ziehen zu können. Jedenfalls steht der heutige Geisteskampf an Ausdehnung und Tiefe keinem der früheren nach, und sein Charakteristikum ist die Schnelllebigkeit. Die Worte, die Kraus vor etwa zehn Jahren niederschrieb, sind heute schon nicht mehr wahr: „Nicht als ob die Mehrzahl der Gebildeten sich des Einflusses schon vollkommen bewußt sei, dem sie unterliegt: sie gleicht noch durchweg jenem denkgläubigen Vertreter des Vulgärrationalismus, von welchem gesagt wurde, er sei ein Mann, der zu denken glaube und zu glauben denke, mit beiden sei es aber gleich Null." Heute ist vielmehr Goethes Wort von dem Kampf des Glaubens mit dem Unglauben als dem Thema der Weltgeschichte auch für die Massen zur Geltung gekommen. Zwei große Heerlager stehen sich gegenüber. Wer wird siegen? Der Protestantismus hat als Lehranstalt und kirchliche Organisation ein glänzendes Fiasko gemacht —, und unsere getrennten Brüder entscheiden sich immer mehr für Jahve oder Belial. Freundschaftliche Diskretion verbietet mir, die grenzenlose Unbefriedigung und Unsicherheit in den Grundfragen des religiösen Lebens bei protestantischen Laien eingehender zu belegen. Die Tatsache aber steht fest. So kann es nicht weiter gehen. Wird die Kirche bei dieser allgemeinen Entscheidung ihre Gotteskraft zeigen? Die Beantwortung dieser Frage scheint mir nicht zuletzt von dem Maße der Anziehungskraft abzuhängen, die sie auf den modernen Geist auszuüben vermag. Wir stehen nicht auf der Seite derer, die bei dem Gegner nur Böswilligkeit und Finsternis sehen, sondern zum Evangelium, das da lehrt, daß der Geist Gottes wehet, wo er will. Aber es ist noch weit, bis dieser Forschungsgeist den Wahrheitsbesitz, dieses Pneuma den Logos gefunden und ewiges, göttliches Leben gewonnen hat, und mit Wehmut gedenken wir hier immer der ernsten Worte Gutberlets, es sei ihm nicht selten beim Studium der unchristlichen Wissenschaft der versuchende Gedanke gekommen, warum doch der liebe Gott seinen Feinden Gaben in fast verschwenderischer Weise verliehen, uns aber versagt hat, die wir sie gern nur für ihn gebrauchen wollten. „Doch diese guten Leute arbeiten für uns." Wenn wirklich irgendwelche Bestätigung dessen abzusehen wäre! Vor der Hand gilt es zu arbeiten und zu hoffen und unsere Ziele scharf ins Auge zu fassen. Nicht nur unsere Brüder in Christo, auch die ganze Gesellschaft des aufsteigenden Jahrhunderts hat trotz aller Irrungen und Gottentfremdung ein tiefes religiöses Bedürfnis, eine Sehnsucht nach dem Hause des Vaters erfaßt, und ihr müssen wir entgegenkommen. Es liegt hier für die christliche Philosophie und Theologie eine Aufgabe ohnegleichen, eine innere Ueberwindung der ungläubigen Menschheit durch den Geist der Wahrheit und Liebe auf dem Wege, den sie selbst bereits betreten hat. Auch die schroffen Herausforderungen der Hartmann und Drews, auf dem Felde des bloßen Gedankens sich zu messen, können nur dazu anregen. Es ist ein Irrtum, wenn letzterer meint, die empirisch-philosophische Begründung des Theismus sei niemals so dringlich und im eigentlichen Sinne ideale Lebensfrage gewesen, wie jetzt. Der christliche Gottesglaube wird auch nach dem Hinscheiden des Monismus noch siegreich bestehen. Ob ihm aber nicht ein großer Teil der europäischen Menschheit dauernd anheimfallen kann, wird niemand im Ernste bezweifeln. Aber daß Philosophie und Theologie durch einen regen Kontakt mit dem Forschungsgeiste und durch rücksichtsloses Durchdenken der Gedankengänge, wie sie uns die Wirklichkeit aufdrängt, auch den Offenbarungsinhalt innerlich mehr und mehr durchdringen wird, steht uns ebenso außer Zweifel.

Diese universale Lebensaufgabe des 20. Jahrhunderts kann natürlich nicht einem Stande, etwa dem der Gelehrten, zufallen, sondern nur durch ebenso universale Lebenstat gelöst werden, durch die Lebenstat aller Stände, Berufe und Richtungen. Die Wahrheit ist zu unendlich weit und tief, das Leben zu bunt und vielgestaltig, als daß sie von einer Zeit oder einer Schule allseitig erfaßt werden könnten. Alle müssen in ihrem Wahrheitsstreben zusammenstehen; kein Ausgangspunkt ist überflüssig, keine ernste Arbeit unnütz. Der stille Beter in der Klosterzelle, wie der harte Mann des Kampfes, alle sind sie berufen, die Menschheit zu dem wahren, göttlichen Leben führen zu helfen, das uns gebracht ist durch Christus, und zwar mit der Freiheit und Leidenschaftslosigkeit, die der Herr den ehrlich strebenden Samaritern wie dem sündigen Weibe gegenüber geübt. Wie steht es um diesen Einfluß auf das öffentliche Leben?

Der Ruf der Inferiorität ist bis zur Uebersättigung gehört worden. Es herrscht jetzt wirklich ein reges, hoffnungsfreudiges Schaffen auf unserer Seite. Schon die gegnerische Anerkennung der geschichtlichen, philosophie- und literaturhistorischen Arbeiten von fachmännischer Seite könnte das beweisen. Gleichwohl stehen wir in allweg noch nichts weniger als auf der Höhe der Zeit. Unsere physikalischen, physiologischen und psychologischen Leistungen sind gegenüber der parallelistischen Schule z. B. fast nur registrierender Natur. Wir haben keine Geschichte der Philosophie, weder eine große noch eine kleinere, die sich neben Zeller, Fischer,

Ueberweg-Heinze, Windelband oder Falkenberg stellen könnte, keine eigentliche Aesthetik — den Müllerschen Versuch abgerechnet —, die in weitere Kreise dringen könnte. Inzwischen beherrschen Volkelt, Vischer, Hartmann die Oeffentlichkeit, und man wundert sich dort, wenn sich einmal ein Katholik in diesen Materien zum Worte meldet. Welcher Geist beherrscht die schöne Literatur? Ich möchte auf Baumgartner, Spillmann, Domanig keinen Stein werfen; sie kommen einem offenbaren Bedürfnis entgegen. Aber man lege den guten Geschmack nicht auf sie fest. Coloma und Handel-Mazzetti sind echte Künstler und erheben sich über das Durchschnittsniveau. Viel zu wenig Beachtung hat bisher die Bedeutung des eigentlichen Schriftstellers gefunden. Nicht tiefgelehrte, wissenschaftliche Werke werden von den sogen. Gebildeten gelesen, sondern die leichten und zum Teil ganz wunderbar geschriebenen Essays der Mommsen, Paulsen, Hermann Grimm, Harnack. Einer von denen, die auf unserer Seite noch einen klassischen Stil schreiben konnten, unser verewigter Kraus, hat die Feder niedergelegt, und die hervorragende Blennerhasset ist bei den Gegnern mehr bekannt, als bei uns; und doch sind ihre biographischen Essays über Chateaubriand und Newman Leistungen ersten Ranges, die denen der oben Genannten würdig an die Seite treten. Herr von Hertling und manche andere noch, denen die Trauben wahrlich nicht zu hoch hängen, könnten in ähnlicher Weise dem katholischen Gedanken Eingang verschaffen. Auf Schönbach gedenken wir noch zurückzukommen. Ueber den Mißstand, daß wir auf das Theater so gut wie keinen Einfluß haben, ist in letzter Zeit vieles, wenn auch nicht immer das Zutreffende gesagt worden. Jedenfalls aber bleibt noch alles zu tun.

Noch zu gedenken ist der ernsten, innerkatholischen Naturwissenschafts- und Bibelfrage. Wasmanns Arbeiten haben bahnbrechend gewirkt, und man beginnt sich jetzt auch unsererseits ernstlich mit dem Evolutionismus auseinanderzusetzen. Die Entwicklung innerhalb der Spezies ist als wissenschaftlich feststehend zugegeben und die der Arten nicht als unmöglich abgewiesen, sondern nur als wissenschaftlich noch in keiner Weise fundiert bezeichnet. Der ernste Hinweis auf Galiläi und das Kopernikanische Weltsystem ist bei den Fortschrittlichen fast stereotyp geworden. Jedenfalls stehen wir vor großen wissenschaftlichen Umwälzungen, und es ist nicht gut, sich schon vorher auf diese oder jene Richtung festzulegen. Carlyle fragte einst in guter Stunde, was wohl der Ewige denken möge, wenn er die Erdenwürmer da vorwärtskriechen und unaufhörlich das εὕρηκα johlen höre. Nichts ist in der Tat mehr geeignet, uns nachdenklicher, besonnener und demütiger zu machen, als der Gedanke an die Weite und Tiefe der ganzen Wahrheit, und ich weiß nicht, ob der, welcher sich diesem Gedanken nicht verschließt, nicht auf eine eigenartige, durchaus persönliche und moderne Weise zu dem schönen Wahlspruch des Patrons der studierenden Jugend kommt: „Ad maiora natus sum".

Von nicht viel geringerer Bedeutung scheint die Bibelforschung. Es ist sehr die Frage, ob man es bedauern soll, daß diese doch mehr als bloß theologischen Kämpfe die gebildete Welt nicht erreichen, wenn nur nicht die oft flachen gegnerischen Werke in ihre Kreise dringen würden. So liegt aber ein gewisser Grad des Bekanntwerdens mit den besten katholischen Arbeiten als Notwendigkeit vor, und auch hier gilt es, den Standpunkt möglichst hoch und vorurteilsfrei zu nehmen, um der Wahrheit wenigstens annähernd gerecht zu werden. Seitdem Newman 27 Jahre vor Darwin den Begriff der Entwicklung in der Theologie aufgestellt und in den Falten des Purpurmantels gewissermaßen die autoritative Bestätigung seines Lebensgedankens in nuce erhalten hatte, machte sein Essay in unzähligen Auflagen die Runde durch die Welt und trieb zuerst in Frankreich als nicht gar glückliche Frucht die liberalen und von der Kirche zensurierten Schriften eines Loisy hervor. Aber so wenig der Vater für den großjährigen ungeratenen Sohn verantwortlich gemacht werden kann, ebensowenig Newman für diese Auswüchse. In Deutschland hat inzwischen Hummelauer in den Streit eingegriffen und neuestens Peters auf Wunsch des Bischofs Schneider von Paderborn seine „Grenzen der Bibelkritik", eine bedeutende und durchaus loyale Schrift, veröffentlicht. Ernste Bedenken hat Fonck über das Allzufortschrittliche und Unbewiesene geäußert; und so schreitet die Wissenschaft in ewigem Hin und Her langsam und bedächtig vorwärts. Wir aber müssen die Augen offenhalten und der Worte des Apostels gedenken: „Jetzt zwar schauen wir wie durch einen Spiegel, dann aber von Angesicht zu Angesicht."

Resumé! Die deutschen Katholiken stehen sich besser als die irgend eines anderen Landes. Gleichwohl ist ihre Stellung angelegt auf angestrengteste Arbeit, wenn sie sich nicht nur halten, sondern auch ihren apostolischen Beruf erfüllen wollen. Aber Tätigkeit ist ja die Seele des Lebens, und die Zeitlage kommt einem allseitigen, direkt aufbauenden Eingreifen unmittelbar entgegen. Der gänzlichen Impotenz der Natur gegenüber, die intellektuellen, sittlichen und ästhetischen Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen, will dieselbe wieder auf den verworfenen Eckstein zurückgreifen. Im Feuer der Trübsal geläutert, von den Schlacken gereinigt, will sie zu ihrer religiös-sittlichen Aufgabe zurückkehren. Ob und wann sie sich aber zu dem Gottmenschen bekennen wird, wer weiß es? Nie hat der Kampf furchtbarer getobt, das religiöse Leben ist durch die Stürme der Gegenwart bis in seine Tiefen aufgewühlt und der Bau der Kirche in den Augen der Gegner in seinen Fundamenten erschüttert; eine Wiederaufnahme des alten Christentums in seiner bestehenden Gestalt scheint den Führern als ein ungesunder Kompromiß. Dazu kommen die düsteren Wolken, die sich am Horizont des politisch-sozialen Lebens lagern. Von unten gestürmt, von oben gedrückt und verachtet: das ist die heutige Lage der Kirche, und der Christ mag füglich mit den Emausjüngern beten: Mane nobiscum, Domine, quoniam advesperascit et inclinata est iam dies.



Neujahrsgedanken.

Neujahrsgeläute klingt vom hohen Turme;
Voll Majestät erbraust die Melodie,
In Dur und Moll verschlungne Glockenweisen,
Bald Freudesjubel, bald Melancholie.

Das alte Jahr liegt ewig still begraben,
Beklagt allein vom dumpfen Glockensang.
Unhaltbar stürmt' das neue hinterm Sarge
Und stimmt zur Freude um den Trauerklang.

Ein Teil der Ewigkeit entschwand von hinnen,
Ein unfaßbares Nichts im Zeitenmaß,
Und vor dem Auge lacht der Zukunft Grauen,
Ein dicht verkapptes, rätselschweres Was.

Der Augenblick verdrängt der Brüder Scharen
Und setzt sich karge Zeit zum Sein bereit,
Bis man den Kranz auf seine Totenbahre
Gelegt, zum Grabe gibt das Weggeleit.

Und ob die Zeiten auch im steten Kampfe
Sich streiten um des Daseins Recht und Macht, —
Die Jahre kommen, eilen, scheiden;
Es reichen sich die Hände Tag und Nacht.

Da jagen, hasten not- und schmerzbeklommen
Die ruhelosen Scharen durch die Zeit;
Die Menschheit ist's, sie sucht die Sonnenpfade
Hinauf zur lichten Gotteswigkeit.

Und über all dem Werden und Vergehen
Der Eine steht, die ew'ge Gegenwart.
Er streut die Sterne auf die Lebensbahnen
Als Meilenzeiger auf der Todesfahrt.

In starker Hand der sichern Zügel Stränge
Lenkt er den Adlerflug der Zeiten fort
Und führt die Scharen durch der Jahre Wechsel
Zum Frieden heim in seinen Vaterhort.

Hans Gesold.

Zum hundertjährigen Bestehen des Königreichs Bayern.

Von
Lyzealprofessor Dr. A. Dürrwaechter.

III.

Als sich der politische Horizont in Deutschland unter der immer höher steigenden Antagonie der beiden Großmächte langsam, aber stetig verfinsterte, hatte Maximilian II. gelobt, was an seinen schwachen Kräften liege, so lange er lebe, daranzusetzen zu wollen, den rettenden Stern entdecken zu helfen. Aber nur in einem Großdeutschland sah er wie sein Vater und wie die weitesten Volkskreise in Süddeutschland das Ideal einer deutschen Einigung, und dessen Verwirklichung war daher seine und seiner Minister Politik gewidmet. Was sie erstrebte, schien sie auf dem Frankfurter Kongreß von 1863 erreichen zu sollen. Bayern, an der Spitze der Mittelstaaten, schien berufen den Triasgedanken durchzuführen und in einem Augenblick politischer Bedeutung, wie das Königreich sie lange nicht mehr gehabt hatte, forderte eine stark wogende nationale Begeisterung von ihm, den Kampf um Schleswig-Holstein zu übernehmen und einen neuen Deutschen Bund zu gründen. Bayerns König, der durch seine Bemühungen um ein gemeinsames Handelsgesetzbuch eine übereinstimmende Rechtspflege für Deutschland angebahnt hatte, der alles für den Bund, mit dem Bund und durch den Bund wollte, stand als Beherrscher eines Landes, dessen Stämme unvermischt deutsch und dessen Stellung als Macht zweiten Ranges im Ganzen des Bundes einzigartig war, im Mittelpunkt deutscher Träume. Es waren aber Träume, die Bayern nur zur Ehre gereichten und die man nicht zu verleugnen braucht, wenn sie auch vor der harten Wirklichkeit nicht bestanden.

Die Tatsachen löschten das Traumbild hinweg. Mit raschen, klirrenden Schritten vollzogen sich die Ereignisse. Unter wuchtigen Schlägen brach der Deutsche Bund zusammen, und auf dem Schlachtfelde machte Bayern die Erfahrung, daß es seit Marschall Wredes Tod das Heer allzusehr vernachlässigt hatte, das ihm einstens mit seinem Blute die Existenz des Staates hatte kitten helfen. Nicht ohne schmerzliche Verluste und nicht ohne Demütigung und Erbitterung gegen den Sieger gingen diese Tage vorüber. Das politische Ideal eines halben Jahrhunderts ging in Trümmer, wirkte aber in weiten Kreisen noch lange nach. Warum auch nicht? Nur ein nichtswürdiges Volk wirft das, was es heilig gehalten, über Nacht hinweg. Doch war für den Anschluß an die neue Ordnung der deutschen Dinge der Boden in Bayern verhältnismäßig vorbereitet, da nicht umsonst seit zwei Jahrzehnten die unter der Aegide Maximilians II. hereinströmenden norddeutschen Gelehrten und Dichter einer friedlichen Verschmelzung mit der geistigen Welt des deutschen Nordens vorgearbeitet hatten. Was aber noch hart und spröde zurückgeblieben war, das schmolz in der feurigen Begeisterungsglut des Krieges von 1870/71, und mühelos erntete nun mit einem Schlag die nationale Sache den Schatz an deutscher Gesinnung, den Bayerns Könige in der zweiten Epoche ihres Staates für sie gesammelt hatten. Als ihr Erbe vollzog der Enkel des ersten Ludwig den raschen Anschluß an die übrigen deutschen Staaten und gewährte so für den Kampf die günstige Operationsbasis an den schon oft mit Blut getränkten Linien von Weißenburg und von den Höhen des Westrichs aus. Und als dann Bayerns Truppen, Bayerns Volk in hervorragender Weise mitgeholfen hatten, auf den Fluren von Weißenburg und Wörth und in dem eisernen Gürtel um Sedan die vernichtenden Schläge gegen den Gegner zu führen und in den schweren Tagen von Orleans und Coulmiers den verzweifelten Feind in Schach zu halten, da bot Ludwig II. die Hand zu einer festen Einigung des Südens mit dem Norden und verhalf dem neuerstandenen Deutschen Reiche zu seiner Vollendung, unter Verzicht auf wertvolle Rechte seiner Krone und seines Landes, aber ohne Bayerns Individualität preiszugeben.

So war für das Königreich Bayern unter Kämpfen und Stürmen eine neue Epoche angebrochen und dauert in friedlicher Entwicklung und Arbeit noch in unseren Tagen fort. Freudiges, aber auch Trübes hat das Land in dieser Zeit erlebt. Es konnte im Jahr 1880 festlich die Erinnerung an das folgenreiche Ereignis von 1180 erwecken, das den Wittelsbacher Otto auf den bayerischen Herzogsthron erhob, und 1888 durfte es begeistert der hundertjährigen Wiederkehr des Tages gedenken, welcher Bayern, Deutschland und der Welt einen Ludwig I. geschenkt hatte. Zwei Jahre vorher aber war dessen hochbegabter Enkel Ludwig II. das Opfer einer geistigen Umnachtung geworden, unter deren trübem Bann noch heute die mit Bayerns Königskrone bediademte Stirne sich bückt. Aber ein Sohn Ludwigs I. nahm, ohne den Glanz der Krone zu genießen, die Herrscherlast auf sich, und in den Tagen, wo sonst der Mensch auszuruhen beginnt, lud er das an Arbeit, an Zielen, an Verantwortung so reiche Erbe der bayerischen Könige sich auf, es einem blühenden Geschlechte seines Hauses und einer hoffnungsfrohen Zukunft zu überlassen. Er erhielt, er mehrte es in dem überlieferten Sinne.

Denn was ist aus dem Königreich Bayern in dieser seiner dritten Epoche geworden? Ist es eine Individualität, wie es von Anfang an eine war, geblieben? Zunächst möchte man das nicht ohne weiteres bejahen. Als ein Glied in dem großen Organismus des Deutschen Reiches lebt und atmet es ja mit diesem. Mit ihm teilt es die äußere Entwicklung, mit ihm die inneren Stimmungen. Dazu hat es über die Zugeständnisse von 1870 hinaus noch weitere Opfer an souveränen Rechten gebracht der Reichseinheit, dem Verkehr und der Wehrkraft des Reiches zuliebe und besitzt in der Reichspolitik die Bedeutung nicht mehr, die ihm im Deutschen Bunde noch möglich war. Denn das Reich, ganz anders konsolidiert als der einstige Bund, ist weit über ihn hinausgegangen, nicht nur zu einer europäischen, sondern zu einer Weltpolitik, indes es gleichzeitig im Innern von der nationalen Volks- zur sozialen Menschheitsbewegung gekommen war. Weit hinaus schweift das Auge des Deutschen unserer Tage über die Meere und in der fernsten See fallen Entscheidungen, die bis in die abgelegensten Täler des Böhmerwaldes sich fühlbar machen. Gleichzeitig aber nivelliert die große Woge der sozialen Gedanken fortgesetzt das Sonderempfinden hinter den blauweißen Grenzpfählen.

Und doch hatte Bayern und hat es noch gerade in diesen weitaussehenden Entwicklungen seine Bedeutung als eine in sich geschlossene deutsche Individualität. Gerade dadurch, daß das Reich hinausgegangen ist in die weiteste Welt, erwächst seinen Sonderstaaten umsomehr die Pflicht, die Güter der engeren heimischen Erde zu pflegen, und je mehr die Gefahr wächst, daß den großen Gedanken draußen die kleineren hier innen nachstehen müssen, umsomehr werden die Mächte des engeren Vaterlands deutschen Kern und deutsche Eigenart festhalten müssen. Als die Römerzüge seiner Könige das deutsche Volk mit der Krone des Weltimperiums schmückten, hat dies ureigene Kräfte seiner Begabung zu hoher Entfaltung gebracht, aber gleichzeitig hat die lebensvolle Entwicklung seiner Stämme und Glieder es davor bewahrt, diese ureigenen Kräfte in die haltlose Ferne zu verschleudern. Und ähnlich ist es noch heute. Auch heute noch und in Zukunft liegt das Heil Deutschlands nicht bloß auf den Wassern der Ozeane, sondern auch auf den Fluren seiner Gaue und in der selbsttätigen Arbeit seiner Glieder, Bayerns wie der übrigen, indem sie den richtigen Austausch zwischen den Gütern der Welt und den Gaben der Heimat vollführen müssen.

Gewiß, jener große Weltverkehr, von dem oben die Rede war, konnte in Bayern nicht unempfunden bleiben. Die Industrie, die sein Bild bei der Neugründung als Königreich um einen wertvollen Zug bereichert hatte, ist in seiner letzten Epoche immer mächtiger herangewachsen und hat, unterstützt durch Mittelschulen und eine neue von König Ludwig II. in München ihr errichtete Hochschule zu den Zweigen, in denen sie schon früher grünte, noch manche neue getrieben, um ehrenvoll in dem friedlichen Wettkampf der Staaten bestehen zu können. Dazu kommt, daß der große Weltverkehr, so sehr er sich auch auf den Ozeanen der Erde heutzutage auslebt, doch auch in Bayern die alten, von seinen Stämmen seit Jahrhunderten behüteten Wege wiedergefunden hat. Noch immer ist Bayern das wichtige Durchgangsland zwischen Norden und Süden, das es einstens dem venetianischen und deutschen Kaufmanne war, und immer noch erschließt es mit der Donau dem Westen, mit dem Main dem Osten nahe einander zugewendete Pforten und bietet auf den Straßen der Kreuzfahrer modernen Kulturfahrern die natürlich gegebenen Wege. Es kann ihrer aber noch mehr erschließen und wird es tun müssen, nicht nur um ein Erbe seines größten Königs, das in der stillen Kanaltiefe zwischen Main und Donau versunken liegt, zu heben, sondern auch um der alten Aufgabe deutschen Sondertums entsprechend das hereinströmende Fremde in das Eigene deutscher Art umzumünzen. Wenn aber bei alledem Bayern auch in dieser seiner letzten Epoche geblieben ist, was es war, ein Staat mit vorwiegender Agrikultur, so bedeutet diese Tatsache auch eine besondere Aufgabe dieses Staates im Strudel jener obenerwähnten sozialen Massenbewegung, die alle Grenzen überschreitet. Diese Aufgabe ist in Bayern denn auch zur Genüge erkannt worden, und seit Jahrzehnten ist man hier bemüht und mit Erfolg bemüht gewesen, jenes Bevölkerungselement in Kraft

und Gedeihen zu erhalten, das für die Gesundheit politischer Lebewesen unentbehrlich ist und dem das deutsche Volk wieder und wieder die Auffrischung seiner starken Art aus dem stählenden Boden der Heimat verdankt hat. Und daran wird Bayern festhalten müssen. Auch in Zukunft wird es so im Reiche und in seinen unruhig fluktuierenden sozialen Massen der Hüter eines Schatzes von Bodenständigkeit sein, ohne den eine Nation sich selbst verliert und von der Ferne und Fremde aufgesogen wird.

Aber damit sind die Aufgaben des Königreichs Bayern im neuen Deutschen Reiche noch nicht erledigt. Auch auf dem Gebiete der geistigen Kultur mußte es und muß es der würdige Erbe einer großen Vergangenheit sein und dem deutschen Volkstum zu dessen Gedeihen Reichtümer sammeln, die sich in keinem noch so glänzenden fernen Eldorado finden. Vor allem aber hat Bayern im Reich für die religiösen Probleme des deutschen Kulturlebens seine alte Bedeutung. Wie sich nämlich der deutsche Katholizismus in sich und wie er sich dem allgemeinen deutschen Geistesleben gegenüber verhält, das sind Fragen von eminenter Wichtigkeit, die auch jetzt und künftig gewiß nicht in Bayern allein, aber doch unter ganz besonderer Beteiligung Bayerns entschieden werden. Das Jahr 1870 hat es gezeigt. In der unruhigen Bewegung, welche das Für und Wider des Unfehlbarkeitsdogmas zeitigte, war die Stellung Bayerns von größtem Interesse. Hier, wo der Kampf gegen das neue Dogma zuerst eröffnet, wo den dissentierenden Gemeinden zuerst Schutz und Arm des Staates zuteil ward und durch das Staatsministerium gewissermaßen die Losung zu dem sogenannten Kulturkampf ausgegeben wurde, blieb doch ihm gegenüber ein unangreifbarer Rückhalt und standen für den politischen Zusammenschluß der deutschen Katholiken, den der Kulturkampf so sehr begünstigte, die sicheren und altgedienten Reservetruppen. Noch im verflossenen Jahre wurde ja der Ausfall der bayerischen Wahlen deswegen mit höchster Spannung verfolgt. Aber es wird für Deutschland auch von höchstem Interesse sein, wie man sich in Bayern zu jenen Gedanken stellen wird, die nun, wo die Jahre des Kampfes vergessen werden wollen, einen gesteigerten friedlichen Wettbewerb der Katholiken bei allen nationalen und kulturellen Aufgaben fordern. Das nämliche Bayern, das einst in dem Hause des großen Görres eine Weltherberge für alle nach äußerer Betätigung ringenden katholischen Kräfte besaß, in dem edlen Sailer aber auch eine Seele, deren Innerlichkeit ein heiliges Feuer der Religiosität in die Welt strahlte, es vorzugsweise wird auch künftig in Deutschland der Boden sein, wo die verschiedenen Richtungen katholischen Geisteslebens sich begegnen und sich ausleben müssen. Man mag ja über manche süddeutschen „Reformer" — in Bayern haben sie zumeist ihre Sitze — denken, wie man will, aber dem großen Zug, der seit einigen Jahren durch die Katholiken Deutschlands geht, der sie in allen wissenschaftlichen und literarischen Fragen zu beseelen beginnt, der sie freudiger in das moderne Leben sich einordnen läßt, dem haben jene doch vorgearbeitet und mit zur Entfaltung verholfen. Den paritätischen Charakter des bayerischen Staates berühren aber solche Bewegungen nicht. Er wird auch künftig, wie bis heute, auf der Toleranz im besten Sinne des Wortes aufgebaut bleiben; aber doch werden hier nach wie vor in besonderer Weise im deutschen Geistesleben die religiösen Kräfte frisch und jung erhalten werden müssen, von denen es ein Jahrtausend lang zu seinem Besten getragen war. Sie gehören eben zu der besonderen, in Jahrhunderten gewahrten Individualität eines bayerischen Staatswesens, wie auch die Pflege der Kunst dazu zu rechnen ist.

Etwas echt Deutsches, Bodenständiges hatte sich ja hierzulande die Kunst selbst in den Zeiten der ärgsten Ausländerei gewahrt und ein ererbter Kunstsinn war es, der Ludwig I. sie so heilig halten ließ. Aber selbst wenn dies nicht der Fall wäre, wenn die Pflege der Kunst als ein ganz neuer Zug erst in das Angesicht des bayerischen Staates gekommen wäre, so konnte und durfte er daraus nicht mehr entschwinden. Auch in seiner letzten Epoche war das Königreich Bayern ein Land der Kunst. Man hat ihm diesen Ruhm entreißen wollen, oft unter krampfhaften Anstrengungen. Aber es ist nicht gelungen, und bis zur Stunde ist München als Metropole deutscher Kunst noch nicht überflügelt. Auch ihre Denkmale im Lande haben sich um manches, was die Welt bestaunt, vermehrt. König Ludwigs II. Schlösser mögen wohl Zeugen sein einer zum Krankhaften neigenden Phantasie, aber, wie sie künstlerisches Empfinden verkörperten, so brachten sie der Kunst auch reiche Anregung und Förderung. Ein vielseitiges künstlerisches Schaffen gedeiht auch jetzt noch unter der Aegide des Prinzregenten Luitpold in und um die Mauern der unter Ludwig II. errichteten Akademie, und fröhlich grünt ein hoffnungsvolles Reis von alter Art am Baume dieser Kunst, die neubelebte, mit neuem Geist sich durchdringende christliche Kunst. Außerdem ist noch ein anderer neuer und doch an Vergangenes erinnernder Zug in das Bild der Bedeutung des Königreichs Bayern für die Kunst gekommen. In dem Lande, in welchem Orlando di Lasso das Höchste deutscher Kirchenmusik schaffen konnte, fand die größte Offenbarung deutscher Musik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gleichfalls ihre Heimat und ihren gegenwärtig noch bestehenden Zentralpunkt.

Nicht so ersichtlich ist die Mehrung der großen wissenschaftlichen Aufgaben Bayerns. Man hat sich damit begnügt, das Schulwesen und die Hochschulen weiter auszubauen und das Erbe Maximilians II. in seinem Sinne weiter zu verwalten. Vielleicht hätte man sich mehr erwartet. Wenn aber mancher Wunsch unbefriedigt liegen blieb und manches Versäumte nachzuholen sein wird, so erklärt sich das zu einem guten Teil aus der Fülle der Aufgaben, die gerade dem Königreich Bayern erwachsen, aus der Mannigfaltigkeit materieller und geistiger Interessen, die gerade hier oft in hartem Widerstreite sich begegnen und das richtige Ausmaß ihrer Sphären nicht immer finden können. Aber es wird die Sorge der Leiter und der Berater dieses Staates auch in Zukunft sein müssen, Bayern als die in sich geschlossene Individualität eines deutschen Staates und deutscher Kultur zu erhalten, die es von Natur aus durch mehr als ein Jahrtausend war, in der es groß wurde und groß bleiben kann und ohne die das Deutsche Reich viel ärmer sein würde, selbst wenn es über die Schätze der beiden Indien verfügte.

Der Deutsche neigt zur Fremdländerei und zum Partikularismus. Gott sei Dank auch das letztere! Denn es bildet ein Gegengewicht zum ersteren und schafft hinter dem, was an die Allgemeinheit rasch hingegeben wird, immer wieder das Nationale, das Heimatliche, das Persönliche und Individuelle. Davon reden Deutschlands Gaue überall, das Königreich Bayern aber ganz besonders. Wer auf sein hundertjähriges Bestehen zurückblickt, der sieht das allerorten, der bemerkt überall die Linien der deutsch-nationalen, heimatlich schaffenden Bedeutung, die dieses Königreich hatte, und findet sich mit vollem Recht gedrungen, seine hundertjährige Geschichte in das Ganze deutschen Lebens als einen seiner wertvollsten Sonderabschnitte einzureihen. Wenn man daher die Erinnerung an den 1. Januar 1806 in Bayern feiert, so begeht man damit ein wohlbegründetes deutsches Fest. Nicht der damaligen Erniedrigung Deutschlands, in der Bayern ein neuer Staat und ein neues Königreich ward, braucht man in erster Linie zu gedenken, sondern der Erhebung des deutschen Vaterlandes, an der dieses Königreich so reichen, schönen Anteil hat. In diesem Sinne ist dieses bayerische Jubiläum auch ein deutsches Jubelfest, ein Gedenken der Vergangenheit zu froher Hoffnung auf die Zukunft, ein Ueberschlag über das Gewordene und Geleistete, den man mit den Worten Ludwigs I. schließen darf:

Wie anders ist es nun geworden!
Als Bayern teutscher nichts es gibt,
Im Süden nicht und nicht im Norden
Wird Teutschlands Ehre mehr geliebt.

Am Neujahrsabend.

Am Schluß des Jahres steh' ich heute
Und blicke wie ein zagend Kind
Hinunter in die dunkle Tiefe
Des Jahrs, das seinen Lauf beginnt.

Was wird es bringen? Freudenstunden?
Ein Festgewand? Ein Trauerkleid?
Vielleicht ein Glück, das nie ich ahnte?
Vielleicht ein tiefes, bittres Leid?

Ich weiß es nicht! In dunkler Hülle
Liegt's vor mir schweigsam, weit und still;
Und eins nur weiß es mir zu sagen:
Es kommt stets so, wie Gott es will.

Drum ohne Bangen! — Sursum corda!
Heb' auf dein Herz zum ewigen Licht.
Es hat bisher dich treu geleitet,
Es führt dich weiter: — zage nicht!

Lichtenthal. M. Deodata.

Das preußische Schulunterhaltungsgesetz.

Von
Geh. Justizrat und Oberlandesgerichtsrat Roeren,
Mitglied des Reichstages und Preußischen Abgeordnetenhauses.

Das preußische Schulunterhaltungsgesetz ist bekanntlich das Produkt des zwischen den konservativen Parteien und der nationalliberalen Partei zustande gekommenen Schulkompromisses vom 13. Mai 1904. War von vornherein aus einer solchen wenig natürlichen Alliance zwischen Freunden und Gegnern der konfessionellen Schule für die gesetzliche Festlegung des konfessionellen Charakters wenig zu erwarten, so hat doch der Entwurf selbst auch den letzten Rest von Hoffnung für die Anhänger der Konfessionsschulen genommen und die vollste Enttäuschung gebracht. Dies soll nun das große Gesetz sein, das bereits in der Verfassungsurkunde von 1850 verheißen ist und das gesamte Schulwesen im Sinne der Artikel 20—25 der Verfassungsurkunde, in welchen namentlich der Grundsatz der Unterrichtsfreiheit und der Konfessionalität proklamiert wird, einheitlich regeln soll. Seit 50 Jahren ist im Hinblick auf die Willkür, die auf dem Gebiete des Schulwesens herrschte, auf den Erlaß des verheißenen Unterrichtsgesetzes gedrängt worden. Alle Versuche, das Gesetz zustande zu bringen, sind bisher gescheitert. Das Graf Zedlitzsche Schulgesetz im Jahre 1892, das wenigstens im wesentlichen den Grundsätzen der Verfassung entsprechend war, konnte zustande kommen, die Mehrheit des Abgeordnetenhauses für den Entwurf, aus den Konservativen und dem Zentrum bestehend, war vorhanden, aber die Regierung beugte sich vor dem liberal-freisinnig-sozialdemokratischen Entrüstungsrummel und zog den Entwurf zurück. Gegenüber der jetzigen Vorlage spürt man nicht einen Hauch von Entrüstung in den liberalen Kreisen. Man gibt sich den Anschein, als sei man nicht ganz zufrieden, da die Fortentwicklung der Simultanschule noch unerwünschten Beschränkungen unterliege, allein im Innern herrscht lachende Freude über das ungeahnte Maß des Entgegenkommens, das die Regierung der simultanschulfreundlichen Minderheit unter Nichtachtung der Wünsche der Majorität zuteil werden läßt. Und diese Zufriedenheit ist vollauf begründet.

Der erste Teil des Entwurfes, der von der Unterhaltungspflicht handelt, möge hier übergangen werden. Wichtiger ist der zweite Teil, der den konfessionellen Charakter der Schule regelt. Man sieht es der Fassung des Textes an und kann es unschwer aus der Begründung entnehmen, daß der Entwurf nicht aus einem Guß heraus, nicht nach bestimmten, einmal festgesetzten Grundsätzen fertiggestellt ist, sondern daß er verschiedene Phasen durchlaufen hat, in welchen sich einander widersprechende Grundsätze abwechselnd die Oberhand gewonnen haben. Nur so erklärt sich die vielfach bis zur Unverständlichkeit geschraubte Fassung einzelner Paragraphen und die für ein Gesetz am meisten zu verurteilende Tatsache, daß das, was in dem einem Paragraphen bestimmt ist, in einem späteren Paragraphen wieder aufgehoben oder in erheblich anderem Sinne geregelt wird. Dies zeigt sich insbesondere bei den §§ 18, 19 und 20, in denen die Grundsätze über den konfessionellen Charakter der Schulen enthalten sind. § 18 bestimmt: „Die öffentlichen Volksschulen sind in der Regel so einzurichten, daß der Unterricht evangelischen Kindern durch evangelische Lehrkräfte, katholischen Kindern durch katholische Lehrkräfte erteilt wird.

Niemanden darf lediglich wegen des Religionsbekenntnisses der Zutritt zu einer öffentlichen Volksschule versagt werden."

§ 19 bestimmt dann im einzelnen: „An Volksschulen, die mit einer Lehrkraft besetzt sind, ist stets eine evangelische oder eine katholische Lehrkraft anzustellen, je nachdem die angestellte Lehrkraft oder die zuletzt angestellt gewesene Lehrkraft evangelisch oder katholisch war.

Statt der evangelischen Lehrkraft soll bei Erledigung der Stelle in der Regel eine katholische angestellt werden, wenn fünf Jahre nacheinander mindestens zwei Drittel der die Schule besuchenden einheimischen Kinder, ausschließlich der Gastschulkinder, katholisch gewesen sind, und während dieser Zeit die Zahl der evangelischen Kinder weniger als zwanzig betragen hat. Unter gleichen Voraussetzungen soll in der Regel statt einer katholischen Lehrkraft eine evangelische angestellt werden. Die Veränderung bedarf der Zustimmung des Unterrichtsministers."

Der folgende § 20 verbreitet sich über das Simultanschulwesen. Er bestimmt: „An einer Volksschule, an welcher nach ihrer besonderen Verfassung bisher gleichzeitig evangelische und katholische Lehrkräfte anzustellen waren, behält es vorbehaltlich eines abändernden Beschlusses des Schulverbandes dabei auch in Zukunft sein Bewenden, und es können gleicherweise in dem betreffenden Schulverbande, in welchem lediglich Volksschulen der vorbezeichneten Art bestehen, neue Volksschulen auf derselben Grundlage errichtet werden. Der die Schulverfassung abändernde Beschluß des Schulverbandes unterliegt der Genehmigung der Schulaufsichtsbehörde.

Bestehen in einem Schulverbande neben Schulen der im Abs. 1 bezeichneten Art solche, an denen nur evangelische oder nur katholische Lehrkräfte anzustellen sind, so soll bei Errichtung neuer Schulen darauf geachtet werden, daß das bisherige Verhältnis der Beschulung der Kinder in Schulen der einen oder anderen Art nicht wesentlich geändert wird."

Es ist nicht zu leugnen, daß, wenn man einmal auf dem Standpunkt steht, daß Simultanschulen nicht unter allen Umständen zu vermeiden sind, die hier getroffene Regelung der Konfessionsverhältnisse im allgemeinen als zufriedenstellend gelten kann. Die konfessionellen Schulen sollen die Regel sein und die bestehenden sollen erhalten bleiben, und nur dort, wo bisher vermöge ihrer besonderen Verfassung Simultanschulen bestanden, können diese auch weiter bestehen und bei gleichen Verhältnissen auch neu errichtet werden. Man kann sagen, daß bis hierher die Regelung in einem der konfessionellen Schule zuneigenden Geiste getroffen ist. Dann aber hat die Rücksichtnahme auf die Simultanschulfreunde wieder die Oberhand gewonnen und einen weiteren Absatz im § 20 durchgesetzt, der alles das, was in den §§ 18 und 19 bestimmt ist, wieder über den Haufen wirft. Es heißt dort: „Schulen der in Abs. 1 bezeichneten Art können aus besonderen Gründen auch von anderen Schulverbänden mit Genehmigung der Schulaufsichtsbehörde errichtet werden."

Darüber, ob besondere Gründe vorliegen, beschließt auf Anrufen von Beteiligten der Kreisausschuß, und sofern eine Stadt beteiligt ist, der Bezirksausschuß. Gegen die Beschlüsse des Kreisausschusses oder des Bezirksausschusses ist nur die Beschwerde an den Provinzialrat zulässig.

Versagt die Schulaufsichtsbehörde die Genehmigung, weil sie besondere Gründe nicht als vorliegend erachtet, so steht den Schulverbänden die Beschwerde an den Provinzialrat zu, welcher endgültig beschließt.

Aus „besonderen" Gründen also können überall Simultanschulen gegründet werden, und darüber, ob „besondere" Gründe vorliegen, entscheidet endgültig der Provinzialrat, eine vom Provinzialausschuß gewählte Körperschaft, die durchweg liberal oder gouvernemental ist. Darüber, was als „besondere Gründe" anzusehen ist, enthält der Entwurf nichts. Was kann daher den Provinzialrat abhalten, als besonderen Grund für die Errichtung der Simultanschule z. B. die bessere Wahrung des konfessionellen Friedens anzunehmen? Durch diese Bestimmung ist alles in Frage gestellt, was vorher über die konfessionellen Verhältnisse angeordnet ist. Sie macht alle übrigen Bestimmungen überflüssig und inhaltlos und statt derselben wäre klarer und einfacher gesagt: „Einziger Paragraph: Ueber den konfessionellen oder simultanen Charakter der Schule entscheidet der Provinzialrat." Nur die eine Beschränkung für das plein pouvoir des Provinzialrats besteht, daß nämlich auf den Antrag der Väter oder Erziehungsberechtigten von 120 Kindern bzw. in kleineren Gemeinden von 60 Kindern für diese eine Konfessionsschule eingerichtet werden muß. Allein, wenn man bedenkt, wie schwierig es sein wird, eine so große Zahl von Hausvorständen für die Stellung eines solchen Antrages, der immerhin den Charakter einer gewissen Opposition gegen die Schul- und Kommunalbehörde an sich trägt, unter einen Hut zusammenzubringen, dann leuchtet die geringe praktische Bedeutung dieser Beschränkung jedem ein.

Es ist schwer zu verstehen, wie man diese Kompetenz des Provinzialrats mit dem Grundsatz des Artikels 24 der Verfassungsurkunde in Einklang bringen will, welcher lautet: „Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen."

Noch schwerere Bedenken ergeben sich aus Artikel 26 und 112 der Verfassungsurkunde. Das Zentrum hat stets den Standpunkt vertreten, daß eine stückweise Regelung der Schulverhältnisse unzulässig, vielmehr ein einheitliches das Gesamtschulwesen umfassendes Unterrichtsgesetz zu erlassen sei. Dieser Grundsatz ist namentlich von den Abgeordneten v. Mallinckrodt, Windthorst, Reichensperger und v. Huene bei den früheren Schulgesetzvorlagen und ebenso in den letzteren Jahren von den anderen Fraktionsrednern des Zentrums vertreten worden. Das gegenwärtige Gesetz aber behandelt lediglich die Schulunterhaltungspflicht und die konfessionellen Verhältnisse, läßt dagegen die anderen Fragen, insbesondere die Schulpflicht, die Vorbildung der Lehrer, die Unterrichtsgegenstände und, was am meisten vermißt werden muß, die Frage der Unterrichtsfreiheit und der Privatschulen unberührt. Mit Recht hat Windthorst einmal die Freiheit des Privatunterrichts als ein

Ventil für die Einengung bezeichnet, die durch das Simultanschulwesen geübt werden kann. — Daß für Hessen-Nassau, wo gegenwärtig die Simultanschule gesetzlich besteht, dieser Zustand durch den Entwurf auch für die Zukunft gesetzlich festgelegt wird, widerspricht direkt dem Artikel 24, und ebensowenig läßt es sich mit der durch Artikel 25 und 112 geforderten Einheitlichkeit der gesetzlichen Regelung vereinbaren, daß die beiden katholischen Provinzen Posen und Westpreußen von der ganzen Regelung ausgeschlossen werden sollen.

Der Entwurf ist einer Kommission überwiesen. Ob in der Kommission Verbesserungen durchgesetzt werden, bleibt im Hinblick auf den Kompromiß der Majoritätsparteien zweifelhaft. Ohne wesentliche Verbesserungen aber wird das Gesetz Zustände auf dem Gebiete des Schulwesens herbeiführen, denen gegenüber die jetzigen bei weitem vorzuziehen sind, allein schon aus dem Grunde, weil jetzt die endgültige Entscheidung über den Charakter der Schule in der Hand des Ministers liegt, der jederzeit im Parlament zur Rechenschaft gezogen werden kann, in Zukunft aber der unverantwortliche Provinzialrat die endgültige Entscheidung zu treffen hat.



Aus Kunst und Leben.

Von

Dr. Luzian Pfleger.

Ein Titel, unter den sich vieles bringen läßt! Und das Buch, das ihn trägt, und auf welches in diesen Zeilen hingewiesen werden soll, bietet in der Tat auch vieles. Ich meine den neuesten Band aus der Feder des Rottenburger Bischofs Paul Wilhelm von Keppler.*) Eine Reihe lose zusammengestellter Essays und Ansprachen, die zum Teil dem engern Kreise der Verehrer Kepplerscher Sprach- und Darstellungskunst aus Zeitschriften schon bekannt sind, aber auch manches Neue, und über allem der Zauber einer vornehmen, geschlossenen Persönlichkeit, der Hauch eines wissenschaftlich und ästhetisch hochgebildeten Geistes, der seinen Gedanken eine den Leser berückende Form zu geben versteht.

Was Freiherr J. A. von Helfert seiner Zeit mit Bezugnahme auf Hettinger schrieb, gilt auch von Keppler: „Besitzt die deutsche Literatur nicht Werke katholischer Verfasser und katholischen Geistes, denen nach Inhalt und Form von unparteiischen Richtern die Palme gereicht werden müßte? Und sollten diese in ausgewählten Bibliotheken nicht ihren Platz unter den Klassikern der deutschen Literatur finden?" („Wiener Vaterland" 1893, Nr. 360.) Daß in unseren Literaturgeschichten der wissenschaftlichen oder didaktischen Prosa im Vergleich zu Frankreich wenig oder gar keine Beachtung geschenkt wird, ist nicht in letzter Linie, sagen wir es ohne Scheu heraus, in der fast absoluten Indifferenz unserer Zunftgelehrten für eine künstlerische Auffassung ihrer Darstellungsweise zu suchen. Und doch gibt es auch hier erfreuliche Ausnahmen, namentlich in jüngster Zeit zeigt sich eine Wendung zum Besseren, die sich vor allem in der Pflege des in den großen Revuen vertretenen „Essays" bemerkbar macht. Gerade wir Katholiken besitzen aber schon aus älterer Zeit eine ganz beträchtliche Reihe ausgezeichneter Prosaisten, denen sich unter der jetzigen Generation nicht wenige anschließen. Ich hoffe in nicht allzuferner Zeit auf das hier schlummernde Sprachgut ein größeres Publikum aufmerksam machen zu können.

Man hat im Hingang Franz Xaver Kraus' das Scheiden des einzigen katholischen „Essayisten" beklagt. Aber nach gründlicher Einsicht in den Kepplerschen Sammelband wird man den Verfasser als Essayisten Kraus ruhig an die Seite stellen können; ein Vergleich zwischen den Essays Kraus' und denen Kepplers fällt bei einem unbefangenen Beurteiler nicht zu des letzteren Ungunsten aus. Man kann sich an dem persönlichen, fein nüancierten, geistvoll prickelnden Stil der Krausschen Essays erfreuen und wird dabei die ruhig fließende, nach antikem Muster abgetönte, fein stilisierte, plastisch anschauliche Prosa Kepplers vollauf schätzen können, mag er nun in tiefdringender Analyse ein Kunstwerk erläutern oder mit berechneter Kunst ein landschaftliches Stimmungsbild wiedergeben. Um gleich das letztere festzuhalten: man wird in der reichhaltigen deutschen Reiseliteratur nicht leicht eine Schilderung Helgolands finden, die sich mit dem Helgolandaufsatze in Kepplers Buch messen könnte. Man muß schon selbst am Rande der roten, zernagten Felsen des Oberlandes gelegen haben, wenn die Sonne die grünblaue See versilberte oder wenn der Wind die Wolken darüber hintrieb und die Brandung unten am Felsen ihr zerstörendes Werk verübte, um den ganzen Stimmungsgehalt der Skizze auskosten zu können. Eines ist besonders bei Keppler bewundernswert: Die Virtuosität, mit der er die Geheimnisse des Meeres erlauscht, und wiedererzählt, was es alles zu unserer Seele spricht im Sonnenglaste oder im bleichen Mondglanz oder wenn es von Sturm zerrissen sich in wildem Schmerz aufbäumt. Er, der Binnenländer kann sich nicht genug tun an der Offenbarung seiner Reize, wie jeder Leser der köstlichen „Wanderfahrten im Orient" weiß. Und man kann sich nichts Poetischeres denken als die duftige Schilderung des Verhältnisses zwischen Venedig und dem Meere, die in den „Bildern aus Venedig" in vorliegendem Bande den Leser in höchstem Grade fesselt. Mit allen Fasern scheint die Seele des Schreibers an der einzigen Meeresbraut zu hängen, in ergreifenden Worten verleiht er seiner Befürchtung für die Zukunft der Märchenstadt Ausdruck, aber wenn nach stürmischer Nacht die Morgensonne wieder golden über die Lagunen leuchtet, ist ihm alle Furcht verflogen: „Sicherer als je thront die Stadt auf dem silberdurchwirkten Teppich. Sie wird thronen, solange Kunstsinn und Kunstliebe im Herzen Europas begeisterungsfähig und tatenkräftig bleibt und sich ihrer liebend und erbarmend annimmt."

Neben dem Meer fesselt den Besucher in Venedig vor allem die Kunst; San Marco und die zahllosen anderen Kirchen, der Dogenpalast und die vielen Privatpaläste ziehen einem lebendigen Panorama gleich am Auge des Lesers vorüber, der mit steigendem Interesse einem so kundigen Führer folgt und den feinsinnigen Erörterungen lauscht, die ihn über die Entwicklung der venetianischen Malerei belehren. Mit liebevollem Eindringen wird Bellinis, des ersten Madonnenmalers, Bedeutung gewürdigt und seinen Madonnenbildern, vom Standpunkt einer streng kirchlichen Kunst aus betrachtet, der Vorrang vor den Raffaelschen gegeben, „weil sie alle eine gewisse liturgische Haltung haben, welche sie zu eigentlichen Kirchen- und Altarbildern stempelt, während manche der Raffaelschen für liturgischen Gebrauch sich nicht eignen, auch nicht für diesen speziellen Zweck bestellt und gefertigt wurden."

Der Vorkämpfer für eine streng kirchliche Kunst, als welcher Bischof Keppler von jeher in seinen kunstschriftstellerischen Arbeiten aufgetreten ist, kommt noch in manchem der vorliegenden Essays zu Worte, so in dem sehr zeitgemäßen ersten Aufsatz über das „religiöse Bild für Kind und Haus", in der wieder abgedruckten Rede über „Christliche und moderne Kunst", vor allem in der höchst bemerkenswerten Würdigung von Michelangelos „Jüngstem Gericht". Mag der Freund und Bewunderer des genialen Meisters — wie leicht befreundet man sich mit ihm! — Kepplers Urteil, das einer Verurteilung gleichkommt, zu hart finden — auf keinen Fall kann er ihm wehren, an das gewaltige Werk mit dem Maßstab der religiösen Kunst heranzutreten. Aber auch rein künstlerisch genommen befriedigt ihn das „Jüngste Gericht" nicht, weil es sich zu sehr an der Grenze der Skulptur und Malerei bewege, mehr plastisch als malerisch gedacht sei, weil die Uebertreibung der Natur den reinen Kunstgenuß störe. Kirchlich betrachtet findet neben anderen Momenten vor allem die ausgiebige Verwendung des Nackten Tadel, aber bezüglich Michelangelos Vorliebe für den Akt registrieren wir die besonnenen Worte: „Er ist überhaupt kein Materialist und kein Naturalist im gewöhnlichen Sinne; er ist weit eher ein Idealist zu nennen; er idealisiert den Körper ins Gewaltige und Grandiose; er ist nicht Fleischesmaler, sondern eher Knochen- und Muskelmaler, d. h. er will nicht die sinnlichen und fleischlichen Reize des Körpers darstellen und zur Schau stellen, sondern die Kraft des Leibes, das Leben, das ihn durchströmt, die Tätigkeit und Bewegung, die ihn durchzuckt und straff spannt. Sein Name gehört nicht in die gemeine Klasse der Nuditäten- und Fleischesmaler, er würde jene, die das herrliche Werk des menschlichen Körpers zur Weckung elender und schlechter Begierden mißbrauchen, in tiefster Seele verachtet haben. Er fiel und fehlte — aber er fiel, das Auge nach oben gerichtet. Darin liegt seine Größe im Fall."

Ein Glanzstück ästhetischer und kunsthistorischer Analyse bildet der Essay „Gedanken über Raffaels Cäcilia". Eine besondere Vorliebe scheint der Verfasser zu dem liebenswürdigsten und am meisten nach Schönheit dürstenden unter den renaissancezeitlichen Malern hinzuziehen. Ihn reizt auch das tiefe Gedankliche in den Produktionen des „Malerphilosophen", wie die Zeitgenossen ihn nannten; er sucht den verborgenen Rätseln in dem unvergleichlichen Cäcilienbilde nachzuspüren, und die neue Art und Weise, wie er die Grundidee des Gemäldes eruiert, ist so ansprechend und geistvoll, daß wir seiner Deutung gerne den Vorzug vor den landläufigen Versuchen geben. — Mit dem „Gemäldefund von Burgfelden in Württemberg" werden wir in die

*) Freiburg, Herder 1905, 2. Aufl. 512 S.

Frühzeit romanischen Kunstschaffens geführt, während ein glänzender Aufsatz des leider für die Kunstgeschichte zu früh verstorbenen Stadtpfarrers Eugen Keppler — wenn wir nicht irren, eines Bruders des hochw. Herrn Verfassers — über „Deutschlands Riesentürme" uns in die Blütezeit christlich-germanischen Kunstschaffens führt. Einer so liebevollen und überraschend tiefgreifenden ästhetischen Würdigung unserer gotischen Wunderbauten, der Türme von Freiburg i. B., Straßburg, Ulm, Köln und Wien, wird man in der kunstgeschichtlichen Literatur selten begegnen. Wie vertraut muß man nicht mit dem Stoff, mit dem innersten Lebensprinzip der gotischen Kunst sein, um mit so subtiler Begründung urteilen zu können. Daß auch lokale Momente die rein ästhetische Bewertung in etwa beeinflußt haben, möchten wir angesichts der auffällig hervortretenden Hochschätzung des Verfassers für das Freiburger Münster nicht in Abrede stellen. Ihm ist der auch geschichtlich am Anfang stehende Freiburger Turm die erste Blüte und erste reife Frucht der entwickelten deutschen Turmbaukunst, die Straßburger Fassade ist die „duftigste, in gewaltiger und doch so anmutiger Fülle entfaltete Wunderblume, deren Wohlgeruch in die Tiefen der Seele dringt", die Höhe der Entwicklung wird durch den Kölner Dom bezeichnet, der Ulmer Turm bedeutet den Herbst, der Stephansdom in Wien ist die in anmutigster Fülle entfaltete Spätblüte, während im Straßburger Turm „der Wind über die Stoppeln weht. Alles Leben ist eingeschneit, vereist, bis schließlich der Strunk von Pyramide ähnlich einem winterlich verdorrten, ruinösen Baum malerisch sich in die Lüfte reckt!" Malerisch immerhin — aber wenn man jahrelang im Schatten des Riesen gelebt hat, wie Schreiber dieser Zeilen, wenn man zu allen Tages- und Jahreszeiten ihn beobachtet, in stillen Stunden mit ihm Zwiesprache gepflogen hat, wenn er einem ein lieber Freund geworden ist, dann bildet man sich schon sein eigenes Urteil über ihn und läßt sich auch durch ein vielleicht begründetes strenges ästhetisches Verdikt nicht von der alten Liebe abwendig machen. Görres hat den Straßburger Bau ein Stück Weltgeschichte genannt, in diesem volkstümlichsten aller gotischen Dome liegt etwas Erhabenes, das ihm auch Keppler neidlos zuerkennt.

Schade, daß wir bei diesem feinsinnigen, schön geschriebenen Kapitel nicht länger verweilen können. Wir haben so ziemlich den reichen Inhalt des Bandes berührt, nur die Rede des Rottenburger Bischofs gelegentlich des Papstjubiläums Leos XIII. und über die Rottenburger Dombaufrage sind noch zu verzeichnen. Dem Rottenburger Dombau verdankt auch das ganze Buch sein Entstehen; vielleicht wird er noch bei einem weiteren zu Gevatter stehen. Noch so manchen wertvollen kunstgeschichtlichen Aufsätzen des Herrn Verfassers wünschte man ein Auferstehen aus dem dunkeln Grab verstaubter Zeitschriftenjahrgänge, es sei hier nur erinnert an die Aufsätze über Raffaels Madonnen, über Rubens — den vor allem! —, über Veronese und die Würdigung der Renaissancemalerei überhaupt u. a. m. In der schmucken Ausstattung, die der Herdersche Verlag dem ersten Bande angedeihen ließ, mit ebenso zahlreichen und guten Bildern würde ein zweiter nicht weniger Freunde und Verehrer finden.



Bedeutsame literarische Neuerscheinungen.

Besprochen von Dr. A. Lohr.

Im Jahre des Heils 1904 hat Hermann Hesse seinen ersten größeren Roman „Peter Camenzind" in die Welt hinausgehen lassen. Und jetzt liegt er bereits in — 28. Auflage vor! So etwas passiert nicht alle Tage, besonders wenn das Werk kein militärischer „Enthüllungsroman" oder eine sonstige Sensations- und Randalarbeit ist. Und das war der „Camenzind" gewiß nicht, sondern ein ernstes, deutsches, fröhliches, auch ironisches Buch mit einem starken Einschlag schwäbischen Gemütslebens. Daher wohl auch seine tiefe, menschliche Wirkung.

Aber der Leser begreift, so ein Erfolg legt Pflichten auf und deutet auf noch Größeres, besonders wenn man erst achtundzwanzig Lenze zählt wie Hermann Hesse. Mit Spannung sah man daher vielfach dem nächsten Roman entgegen, der uns nun unter dem Titel „Unterm Rad" (S. Fischer, Berlin) vorliegt. Mit Vergnügen nimmt man gleich bei der ersten Lektüre wahr, daß sich der junge Autor durch den ersten großen Erfolg zu keinerlei Konzessionen an die Sensation oder zu übereilter Mache verleiten ließ, sondern sich selbst treu blieb und einen ausgereiften Roman schuf, dessen Wert nicht so sehr in einem originellen Stoffe als in der künstlerischen Darstellung und der dichterischen Ergriffenheit liegt. Und hier ist es Hesse auch gelungen, über den „Camenzind" noch hinauszukommen. Das Thema lag in der Luft. Strauß in „Freund Hein" und Lilienthal in „Peter Schüler" haben erst vor kurzem ein in vielen Beziehungen ähnliches behandelt. Es ist die traurige Geschichte von dem begabten Jungen, der in fröhlichem Lerneifer in die alte Weisheit der lateinischen Schule sich stürzt. Geistige und fast noch mehr Anlagen des Gemütes versprechen einen künftigen ganzen Mann. Aber durch das pädagogische Unverständnis seiner Lehrer kommt er unter's Rad und geht schließlich an der Ueberanspannung seiner Kräfte durch die Schule zugrunde. Das ist alles. Aber mit welch feinem Gefühl und innigem Mitempfinden weiß der Dichter die Entwicklung dieser Knabenpsyche vor unseren Augen zu entrollen! Wir sehen den Buben zuerst an der Lateinschule seiner kleinbürgerlichen Heimatstadt, begleiten ihn dann zum schwäbischen „Landexamen", der „Hekatombe", wo alljährlich der Staat die geistige Blüte des Landes auswählt, um sie hierauf im Maulbronner Seminar zu bevorzugten Dienern des Staates und der Kirche zu drillen. Und nach den Aufregungen der gut bestandenen Prüfung betrügen ihn dann sein alter Rektor, der Stadtpfarrer, der Mathematiklehrer in der wohlmeinendsten Absicht um die wohlverdienten Ferien, so daß er nachher im Seminar nur zu bald zusammenbricht. In die Heimat zurückgekehrt, suchen sich zwar sein erschöpfter Körper und sein „von den Schulmännern um die Kindheit bestohlenes Gemüt" langsam zu erholen, aber die junge Pflanze ist schon zu sehr geknickt. Wir glauben an kein Aufraffen mehr. Der Abschluß des verfehlten Daseins ist ein Ende im Fluß. Vom technischen Standpunkte erscheint dieser Abschluß zwar äußerlich und etwas gesucht, aber psychologisch ist er durchaus begründet. Die Pädagogen, Eltern und Schulmeister, die der Kinder Jugend und Gemüt verkümmern und den Verstand mit toter Weisheit belasten, dürfte diese kräftige und ehrliche Anklage gegen Zustände, wie sie nicht nur in Württemberg herrschen, ein bißchen hinterdenklich stimmen. Dem Dichter werden sie aber darum kaum gram werden, denn der Mann hat so viel Liebe zur Jugend und zu seinem Lande und nicht zuletzt zur Wahrheit, daß er immer in den Grenzen der dichterischen und menschlichen Gerechtigkeit bleibt. Auch Hesses Ironie ist ohne Stachel. Zwar ironisiert er namentlich die eitlen, verständnislosen Philister des Schwarzwaldstädtchens aufs köstlichste, aber er wird nicht bitter dabei. Wohl aber mischt sich leise Wehmut über solche Zustände in das feine, ironische Lächeln.

Neben dem Psychologen kommt aber auch der Naturschilderer Hesse, der über das Aeußerliche hinweg ins Innere der Natur zu schauen versteht, in dem Roman voll zu seinem Rechte. Wundersam stimmungsvolle, intensiv geschaute Bilder aus der Natur seiner schwäbischen Heimat, dieser reizenden Mittelgebirgslandschaft, weiß er uns vorzuführen und lebenswarme Schilderungen aus dem heimischen Volks- und Naturleben, wie das schwäbische Mosten, das Vergnügen des Angelns, eine Mechanikerwerkstätte u. a., zu geben. Einige Male freilich tritt der Autor etwas aus seinem Werke heraus, um gelegentlich ein wenig ironische, aber dabei sehr geistreiche Bemerkungen zu machen, die zwar im künstlerischen Fluß der Erzählung organisch nicht völlig aufgehen, aber dafür durch ihre Feinheit entschädigen. Und damit möchte ich dieses echt deutsche und schwäbische Buch, das, frei von schalem Literatentum, von tiefer, menschlicher Ergriffenheit des Autors für sein Thema und seine Menschen und von dem echt dichterischen, warmen und erwärmenden Naturgefühl seines Verfassers kündet, jedem literarisch Interessierten auf den Weihnachtstisch wünschen.

Warme Menschlichkeit und intensive Beobachtung ist ebenfalls dem Schaffen des hervorragenden und bei uns schon längst eingeführten Schweden Gustaf af Geijerstam zu eigen. Der heurige Herbst bringt uns einen dicken Band, der nach dem ersten Stück der aus vier Novellen bestehenden Sammlung „Alte Briefe" (Derselbe Verlag) benannt ist und wohl wieder ein zahlreiches, nach literarischen Leckerbissen verlangendes Publikum finden wird. Im Gegensatz zu Hesse ist der Schwede Geijerstam weniger gesund und freudig-lebenbejahend. Wie fast alle Nordländer ist er ein Grübler, Analytiker, der mit bewundernswertem Spürsinn und psychologischer Einsicht die Psyche seiner Helden bis in ihre feinsten Regungen und geheimsten Schlupfwinkel verfolgt und offen und nackt vor unsere halb bewundernden, halb schaudernden Augen legt. Aus dieser Neigung des Dichters für schwierige und tiefgründige psychologische Probleme ist auch seine Vorliebe für seltene und teilweise sehr delikate Konflikte zu erklären.

Sämtliche vier Novellen des Buches gehören unter diese Rubrik. Allerdings weiß der Dichter selbst solche Themata wie „Margit“, wo ein Vater unwissentlich seine Tochter heiratet und damit eine Jugendverirrung büßt, taktvoll zu behandeln und ihnen das Pikante abzustreifen, so daß nur der schwere Seelenkonflikt um so schärfer hervortritt. Für reife, gebildete Leser ist das Buch, dessen Verfasser ohne Zweifel ein tüchtiger Erzähler ist, eine interessante literarische Lektüre, während es für ein größeres und seichteres Publikum nicht paßt.

Viel äußerlicher ist der bekannte Däne Herman Bang in seinem neuen Roman „Michael“ (Derselbe Verlag). Zwar malt er das Pariser Milieu, in dem die Geschichte spielt, mit leuchtenden, kräftigen, berauschenden Farben und sucht in starken, kühnen Umrissen die Gestalten seiner Helden vor uns hinzustellen; aber der Roman hat das auch nötig, damit das Prunkgewand der äußeren Aufmachung uns in etwas über seine innere Gehaltlosigkeit hinwegtäusche. Ein Maler von Weltruf ist gealtert, ohne die „große Liebe“ gesehen zu haben. Sein Künstlerehrgeiz hat ihn um sein Leben betrogen. Seine Frau ist gestorben, ohne ihm allzuviel gewesen zu sein. Nun hat er aber einen Schüler angenommen, an dem er mit mehr als Vaterliebe hängt. Doch Michael, der Schüler, vergilt diese Liebe mit schnödestem Undank. In den Armen einer russischen Abenteuerin, zu der er eine glühende Leidenschaft gefaßt hat, vergißt er seinen Meister total und läßt ihn sogar einsam sterben. Dennoch flüstert der Meister im Todeskampf noch, er sei glücklich gewesen, denn er habe eine große Liebe (nämlich die Michaels zu seiner Geliebten) gesehen, und vermacht dem Ehr- und Treulosen seine ganze Habe. Dem Romane fehlt die Seele, eine tiefere und edlere Weltanschauung. Die Leidenschaft Michaels ist rein sinnlicher Natur und hat nichts Ideales an sich; darum wirkt die selbstlose Handlungsweise des Meisters am Schlusse auch nicht befreiend. Eine seichte Welt des Sinnengenusses, des Spielens mit dem Leben, taucht hier vor uns auf, die durch grellen literarischen Aufputz weder gehaltvoller noch interessanter wird. Auch die Psychologisierung seiner Personen ist Bangs stärkste Seite nicht.

Ein stilles, ernstes, deutsches Buch ist dagegen wieder die neueste Schöpfung von Bernhardine Schulze-Smidt „Hinter den Wäldern“ (Reißner, Dresden). „Eine Episode“ nennt die Verfasserin bescheidentlich ihre Novelle. Nichts Lautes, Aeußerliches, Blendendes und Pompöses ist an dem Buche, dessen schlichte Handlung in dem stimmungsvollen Rahmen der neuerdings ja bedeutend zu literarischen Ehren gekommenen ostpreußischen Landschaft Masuren liegt. Aber desto deutlicher heben sich vom Hintergrunde die drei Hauptpersonen der Novelle ab, der verwitwete evangelische Pastor Lebus, eine Luthergestalt und ein leidenschaftlicher Kraftmensch, neben ihm der gemütstiefe, abgeklärte, resignierte, nur seiner Mutter lebende Arzt Brückner, der eine fast feminine Psyche besitzt; diesen zwei Männern tritt nun Elisabeth gegenüber, die in edler Freiheit auferzogene Tochter eines Kieler Professors, welche durch eine Verkettung von teilweise etwas romantischen Umständen in die klein- und spießbürgerliche Welt Masurens hereingeschneit wird. Sie ist bei Brückner zu Besuche, macht sich aber sofort in ihrem Beruf als Krankenschwester nützlich. Beide Männer verlieben sich in sie; aber sie zieht den sanften Brückner dem Herrenmenschen Lebus vor. Wie der gegen sein kochendes Blut, die heiße Brunst seiner Leidenschaft ankämpft, ist etwas zu naturalistisch, zu derb dargestellt. So wird es zarte Nerven und abgetöntes ästhetisches Empfinden verletzen. Aber Lebus ringt seinen aufbäumenden Adam nieder und gewinnt es über sich, seinem Freund das verdiente Glück zu gönnen. Das Buch zeigt wieder, daß sich B. Schulze-Smidt zu einer kräftigen, empfindungsstarken und beobachtungssicheren Eigenart entwickelt.

Aus dem Inhalt der ersten Nummern des neuen Jahrganges.

Die Wächter.

Sylvesterskizze von Emil Ritter.

„Ohm, schreie doch nicht so!“

Der Ohm, der alte Turmwächter, schlug eine dröhnende Lache an.

„O Peter, du Dummrian! Hier kannst du brüllen wie ein Löwe — vorausgesetzt, daß du es kannst — so ein Kerlchen wie du kann das aber nicht. Also wenn du kannst, kannst du brüllen wie ein Löwe, und kein Mensch hört es. Du bist fünfzig Meter über dem Erdboden, mein Junge — jawohl, fünfzig Meter! Also wenn du kannst, dann kannst du —“

Der Ohm unterbrach sich und hielt sich den Leib vor Lachen über sein Wortspiel.

Peter lächelte sauersüß, als habe er die Empfindung, der Sylvesterpunsch habe mehr Schuld an dem Witze, denn der Ohm.

„Schenk ein — trink aus, Peter!“

Peter goß von neuem aus einem irdenen Milchtopfe von dem dampfenden Getränk in die Tassen, die vor den beiden standen.

Der Ohm nahm langsam und vorsichtig seine Tasse vom Tisch, rückte sich auf der Bank in die Höhe und hielt mit Mühe, aber in einem Fluß, als fürchte er nachher die Kraft zu verlieren, eine Rede.

„Peter, mein lieber Neffe,“ sagte er, „ein großer Tag ist für dich gekommen. Heute, mit dem Beginn des neuen Jahres, übernimmst du das höchste Amt in der Stadt.“ Der Redner lachte selbstgefällig. „Verwalte es redlich und treu, versäume niemals —“

„Ja, Ohm,“ Peter sprang auf, „drum will ich jetzt zuerst die Runde machen. Wir haben sie schon zweimal versäumt.“

„Nein,“ schrie der Ohm, „du bleibst hier! Willst du mir Amt und Würden vor der Zeit entreißen? Heute habe ich noch das Horn und darauf bestehe ich! Ich werde die letzte Runde schon gehen.“

Peter ließ sich bewegen zu bleiben, und der Ohm setzte seine Rede fort. Er sprach über die Bedeutung des Turmwächteramtes, kam dann weiter auf die verheerenden Wirkungen einer etwaigen großen Feuersnot und schloß mit einem warmen Lobe seiner langjährigen, treuen Tätigkeit. Und als er schließlich feststellen mußte, daß ihm keiner seine Aufopferung dankte, zitterte seine Stimme und Tränen standen ihm in den Augen.

Peter war mittlerweile in einen leisen Schlummer gefallen, — jedoch ganz leise, so daß er sofort aufwachte, als die Turmuhr in nächster Nähe den ersten von zwölf flachen, blechernen Schlägen tat.

„Prosit Neujahr, Ohm!“

Für den Ohm hatten die Schläge die umgekehrte Wirkung. Er fing gerade an, sanft zu entschlummern.

Peter nahm das Horn von der Wand und ging hinaus. Als er aus dem warmen Zimmer in die Kühle des offenen Turmes kam, spürte er, daß seine Sinne doch im Banne des Sylvestertrunkes lagen. So achtete er auch nicht sonderlich darauf, daß ihm ein scharfer Brandgeruch in die Nase stieg, sondern tastete sich auf dem wohlbekannten Wege zur schmalen Treppe und weiter zur Höhe des Turmkranzes.

Als er die Türe ins Freie öffnete, hörte er einzelne und Chor-Rufe „Prosit Neujahr!“, die aus der Stadt heraufdrangen, wie aus weiter Ferne.

Er hielt sich am Geländer fest und setzte das Horn an, um seinen Neujahrsgruß hinabzurufen, und er schmunzelte schon im stillen, wie er manchen friedlichen Schläfer aufschrecken würde, der im ersten Augenblick Brandgefahr witterte.

Da — Peters Arm, der das Horn hielt, sank herab, seine Augen hafteten starr am Kirchendach da unten.

Rauch — Flammen jetzt — wahrhaftig, die Kirche brannte! —

Und nun schrie er statt des Neujahrsgrußes die Schreckensbotschaft hinunter.

Im Augenblick schlugen die Flammen hoch aus dem durchbrochenen Dache und züngelten an der Turmmauer herauf.

Die Sturmglocke, — der Ohm mußte sie läuten.

Peter kletterte zur Turmstube, und nun benahm ihm auf seinem Wege der dichte Rauch fast den Atem.

Mein Gott, — wenn der Turm —?

Er riß die Türe auf. Der Ohm lag mit dem Kopf auf dem Tische und schnarchte. Peter rüttelte ihn.

„Ohm, die Kirche brennt! Und vielleicht auch —“

Wieder faßte ihn der gräßliche Gedanke. Er holte die Laterne aus der Ecke, zündete sie an und eilte hinaus.

Er stieg abwärts, und als er eine Zwischentüre aufstieß, — sah er durch die Rauchballen, daß die Flammen in den Turm drangen.

Sollte er weiter abwärts? — Nein, der Ohm!

Rasch zurück. Der Alte schlief fester denn je.

„Ohm," schrie Peter, „wach auf, — fort! Die Kirche und der Turm und alles steht in Flammen!"

Der Ohm rieb sich die Augen. Nach einer Weile fing er an zu verstehen.

Er raffte sich auf. Peter hob ihn halb und schleppte ihn hinaus.

Sie kamen wieder bis zur Zwischentüre. Peter ging einige Stufen voraus, — und da sah er, daß es zu spät war. Die Treppen waren zerstört. — Sie waren von aller Hilfe abgeschnitten.

Er stand wie gelähmt, bis der Ohm wimmernd seinen Namen rief.

Er führte ihn in die Stube zurück und sagte mit erstickter Stimme:

„Es ist zu spät, Ohm! Uns kann keiner mehr helfen."

Der Ohm stierte ihn sprachlos an, dann stürzte er zur Türe. Peter hielt ihn fest und drückte ihn auf einen Stuhl nieder.

„Bleib hier, Ohm, es nützt nichts."

Der Ohm brach stöhnend in sich zusammen. Peter stellte die Laterne auf den Tisch und streifte dabei mit einem Bick die Ueberreste der Sylvesterfeier.

„Wir sind selber schuld," sagte er halb für sich, halb zum Ohm, „warum haben wir nicht gewacht! Wir haben die Runde vertrunken!"

Die Meldeglocke wurde gezogen. Das Feuer hatte die Leute angelockt, die nun den Türmer an sein Amt erinnern wollten. Es war ja seit den ersten Rufen alles still auf dem Turme.

Peter nahm wieder das Horn. Er wollte von seiner Pflicht tun, was er noch tun konnte, wenn er auch hilflos darüber zugrunde ginge.

Er stieg zum Kranze empor, und der Feuerruf brüllte in die Flammen, die den Turm umflackerten.

Peter warf einen Blick über die Stadt, deren Wächter er mit dieser Stunde hätte werden sollen.

In allen Häusern brannten helle Lichter. Durch die Straßen wälzten sich schwarze Massen der Kirche zu. Zu dem Prasseln der Flammen, dem Krachen stürzender Balken bildete der Lärm in der Tiefe einen dumpfen Unterton. —

Peters Kraft versagte. Er ließ das Horn fallen und lehnte sich an den Turmhelm.

Die Angst erfaßte ihn von neuem — und das Schuldbewußtsein.

Sterben, — erst jetzt kam es ihm klar zum Bewußtsein, daß ohne Rettung sein heiße: sterben, bald sterben.

Er faltete die Hände und dachte an die Ewigkeit, an den Richter, an Schuld und Fehle.

Er dachte wieder an seine Pflichtvergessenheit und es schien ihm eine gerechte Notwendigkeit, daß der Wächter, der seinen Posten verlassen hat, selber daran zugrunde gehen muß. Sühne für eine schwere Schuld! —

Er glitt ohnmächtig zu Boden.

Kirche und Turm brannten nieder. Von den Wächtern fand man nur wenige Ueberreste.



Bühnen- und Musikrundschau.

Ueber Richard Strauß' „Salome", sein jüngstes, in Dresden zur Uraufführung gebrachtes Opernwerk, wird geradezu Ungeheuerliches berichtet. Die Aufführung, an deren vorzüglichem Gelingen übrigens auch eine Münchener Kraft, der Regisseur Willy Wirk, hervorragenden Anteil hatte, erweckte natürlich stürmischen Jubel. Strauß' „Salome"-Musik soll durchweg von einer derartigen Exzentrizität sein, daß sich die Feuersnot dagegen wie ein Jugendwerk des Komponisten ausnimmt. Solche Wirkungen sind wohl auch des Komponisten eigentliche Absicht gewesen und sicherlich das gewollte Ergebnis einer mit der perversen Sinnlichkeit der Wildeschen Dichtung überheizten Erfindungskraft; da mag es dann zu Effekten kommen, wie die Episode einer ist, da das Orchester sich in B-dur ergeht, und Salome dazu im ausgesprochenen H-dur singt! Und wie rein mag der Genuß des Publikums sein, wenn Salome das geforderte Haupt des Johannes erhält und „in perversen Wollustkrämpfen hineinbeißt wie in eine reife Frucht". Was Dr. Paul Pfitzner in einem Bericht an das „Musikalische Wochenblatt" sagt, ist durchaus beherzigend. Er weist darauf hin, daß durch eine derartige Ueberspannung in der Kunstbetätigung „die Kluft zwischen dem natürlichen Empfinden des Volkes und der aufs äußerste differenzierten Kunstauffassung der Fachleute jedenfalls immer größer wird — und kein geringerer als Richard Wagner mit seinem Hans Sachs hat darin einen schweren Schaden erblickt."

Verschiedenes. In Berlin soll als allerneuestes Unternehmen ein antispiritistisches Theater erstehen. — Ein alpines Drama „Matterhorn" von dem bekannten Alpinisten Theodor Wundt wurde in Ulm aufgeführt; die Hauptrolle spielte der in hochtouristischen Kreisen ebenfalls sehr angesehene Münchener Hofschauspieler Friedrich Basil. Das Stück hatte guten Erfolg. — Ein einaktiges Lustspiel von Georg Bötticher, „Später Gast", fand am Leipziger Stadttheater infolge seiner harmlosen undramatischen Art nur schwachen Beifall. — Eine bessere Aufnahme hatte in Altona das Schauspiel „Die Sünde Davids" von Stephan Phillips. Dem Werk wird würdiger Anstand ohne besondere Vorzüge nachgesagt. — An der neuen Komischen Oper in Berlin ist die dreiaktige Volksoper „Die schwarze Nina" von Alfred Kaiser in Vorbereitung. Der Komponist ist ein geborener Berliner und genoß als Musiker den Unterricht Anton Bruckners. Sein ständiger Aufenthalt ist jetzt Paris. — Im Wiener Jubiläumstheater wurden die beiden Stilpe-Komödien von O. J. Bierbaum recht kühl aufgenommen. (Die Stücke, deren Erstaufführung man in München als ein literarisches Ereignis betrachtete, scheinen auch hier bereits vom Repertoire verschwunden zu sein.) — Wenig Anerkennung fand im Wiener Raimundtheater das soziale Drama „Der Herr von Ronewalde", dessen Verfasser, Ludwig Huna, ein österreichischer Oberleutnant ist. — Am Hamburger Stadttheater hat ein neues niederdeutsches Drama „Mudder Mews" von Fritz Stavenhagen Aufsehen erregt. Man sieht in dem Dichter, der bereits mit „Jürgens Piepers" und „Der Lotse" schöne theatralische Erfolge hatte, einen kommenden Mann für die niederdeutsche Sache. — Wagners „Siegfried" und Humperdincks „Hänsel und Gretel" sind mit bedeutendem Erfolg am Theatro Communale in Bologna in Szene gegangen. Die eben genannte Bühne hat sich von allen Theatern Italiens als der neudeutschen Kunst am zugänglichsten erwiesen. Sie bemüht sich gegenwärtig auch Strauß' „Salome" zu erlangen. — Am Dessauer Hoftheater hatte Wittgensteins Oper „Antonius und Kleopatra" einigen Erfolg. — Der Münchener Komponist Wilhelm Mauke hat eine Oper, „Der Taugenichts", vollendet, zu welcher ihm Dr. Ettlinger nach der gleichnamigen Novelle von Eichendorff das Libretto geschrieben hat. — In Bremen erlebte die Oper „Zenobia" von Adolf Coerne ihre erfolgreiche Uraufführung. Der Tonsetzer ist Amerikaner, war in München Schüler Josef Rheinbergers und hat als solcher später die Herausgabe einiger Werke aus dem Nachlasse des letzteren besorgt. — In Schmalkaden wurde kürzlich das „Weihnachtsoratorium" von Oskar Wermann aufgeführt und soll einen mächtigen Eindruck hinterlassen haben. — Die jüngste Erstaufführung des königlichen Theaters in Antwerpen war der Oper „Cherubin" von Massenet gewidmet. — Die gemeinschaftliche Leitung der Stadttheater zu Essen und Dortmund wird mit Ablauf der gegenwärtigen Spielzeit ihr Ende erreichen. Direktor Oelling wird wahrscheinlich nur die Leitung des Essener Theaters behalten. An den genannten Bühnen wird übrigens demnächst die Oper „Heimkehr" des Münchner Komponisten Karl Pottgießer aufgeführt werden. — In Köln wird die neue Bearbeitung der Corneliusschen Oper „Gunlöd", welche W. von Baußnern besorgt hat, ihre Uraufführung erleben. — Nach einer Aufstellung der Spielpläne deutscher Opern waren während der Saison 1904/05 Wagners Lohengrin und Bizets Carmen die meistgegebenen Werke. Beide brachten es zur gleichen Anzahl von 311 Aufführungen.

München. Hermann Teibler.

* * *

Berliner Theaterbrief. Die große Verschiebung in der Leitung der Berliner Bühnen ist nun zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. Direktor Reinhardt, der große Neuerer, zieht sich mit dem nächsten Jahre endgültig auf die Domäne des

Deutschen Theaters zurück, in das er ein schönes Stück Geld gesteckt hat. Die erfolgreichste Aufführung war hier Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ mit Rudolf Schildkraut als Shylock. In diesem Künstler hat Reinhardt sich eine Kraft gesichert, die ihm wahrscheinlich noch über viele Verlegenheiten hinweghelfen wird.

Die Tage folgen sich im übrigen, ohne große und wirklich erwähnenswerte Ereignisse zu bringen. Das „Kleine Theater“ hatte mit der Aufführung von Heyermans „Ghetto“ einen Theaterskandal heraufbeschworen, den die Zionisten sorgfältig organisiert hatten. Das Stück selbst liegt längst im Druck vor. Es gehört zu der großen Reihe der naturalistischen Produkte einer verflossenen Epoche. Weshalb gewisse Leute noch immer glauben, dem Publikum den Naturalismus aufdrängen zu müssen, ist nicht recht klar. Das „Ghetto“ mit seinem muffigen Trödelbudenmilieu und dem endlosen Gekeife und Geschluche bornierter orthodoxer Juden vermochte denn auch das Publikum nicht recht zu erwärmen.

Mehr Glück hatte dasselbe Theater mit einem Wiener Familienstück „Der Feiertag“ von Richard Fellinger. Hier wurde mir eine Offenbarung über gewisse Prinzipien, nach denen Stücke zur Aufführung ausgesucht werden. Das „Kleine Theater“ trägt nämlich seinen Namen mit Recht. Es hat die Dimensionen einer Liebhaberbühne und ist demgemäß auf „Interieurs“ angewiesen, intime Zimmerstücke, die nicht viel Raum und Dekoration beanspruchen. Das „Ghetto“ braucht für den Trödelladen und den Platz vor der Tür keinen Raum. Der „Feiertag“ spielt sich in einem und demselben Zimmer drei Akte lang ab. Und so weiter. Ein richtiger Dramaturg darf also bei der Beurteilung eines Stückes nicht das Metermaß vergessen. Der „Feiertag“ ist sonst kein schlechtes Stück. Es soll die Tragikomödie des Dichterlings sein, dem an seinem Jubiläumstage die bittere Erkenntnis kommt, daß er ein blutiger Dilettant ist. Als echter Dilettant kann er aber das Dichten nicht lassen und schreibt zum Schluß die Tragikomödie seines Lebens.

Eine kleine Blamage für die Berliner Kritik war die Aufnahme von Arthur Schnitzlers „Zwischenspiel“ im Lustspielhause. Hinter dieser Komödie, welche den chronischen Ehebruch zweier blasierter Menschen mit mehr Behagen als Witz schildert, suchte man wahrhaftig irgendwelche bisher noch nicht bekannte psychologische Entdeckungen. Niemand hat den Mut, eine derartige Verhöhnung der Ehe auch nur aus Gründen des bürgerlichen Anstandes abzulehnen. O tempora, o mores!

Im Schillertheater ging eine wenigstens in der Grundanlage ehrliche Tragödie „Wanjuschins Kinder“ in Szene; das Stück neigt stark nach Tolstoj hin und zeigt mit Ernst und Nachdruck die Verpflichtung der Eltern zur Erziehung der Kinder auf. Anscheinend wurde es aber nicht verstanden. In der Stadt des Dippoldismus kein Wunder.

Berlin. Ernst Conrad.

* * *

Uraufführung am Karlsruher Hoftheater. Demetrius, eine Tragödie in einem Vorspiel und vier Akten. Das Schillersche Fragment für die Bühne bearbeitet und ergänzt von Franz Kaibel. Der achte Versuch einer Demetriusergänzung! Und es ist ein Versuch. Beim Lesen der Buchausgabe konnte ich mich den vielen trivialen Flickausdrücken gegenüber ernster Bedenken nicht erwehren. Der junge Verfasser sucht auch sehr oft Schillers Stil durch Umstellungen und andere zwecklose Manipulationen zu „verbessern“. Auf dem Theater hat aber eine verständige Bühnenleitung fast alle diese Sachen gestrichen, allzu auffallende Längen gekürzt, auch das Ave Maria des Odowalski vor seiner Abführung ließ man glücklicherweise aus. An diesem Stücke zeigt sich so recht die Wahrheit von Hebbels Wort: „Es kann ebensowenig jemand dort anfangen weiterzudichten, wo Schiller aufgehört hat, als jemand dort zu lieben anfangen, wo ein anderer aufgehört.“ Ueberall sind die Ansätze bemerkbar. Am besten scheint noch die Figur der Marina durchgeführt, dagegen ist sehr wenig verarbeitet und mit der Haupthandlung sehr schlecht verknüpft die Person des Fürsten Romanow. Auch seine Charakterschilderung läßt zu wünschen übrig. Als Episode gut und von des Verfassers Geschick zeugend sind die letzten Szenen des II. Akts mit Noris und seinen Kindern. An Demetrius selbst, soviel man an ihm tadeln kann, muß man doch loben, daß hier wieder ganz Schillers Idee aufgenommen ist: Das rasche Versinken in Betrug und Verbrechen, sobald er nicht mehr an sich selbst glauben kann, im Gegensatz zu Heinrich Laubes legitimistischem Demetrius, der nach der Entdeckung sich freiwillig erschießen läßt. Aber gerade an Demetrius reichten vielfach Kaibels Kräfte nicht aus. Das Stück hatte natürlich nur einen Achtungserfolg, trotz der großen Lorbeerkränze.

Karlsruhe. Jul. Dettling.

Ein christlicher Künstler.

Von

Dr. Felix Mader.

Im Münchener Kunstverein bietet Fritz Kunz zurzeit von seinen Werken eine kleine Auswahl, die ein starkes Interesse beansprucht. Kunz stellt sein Können in den Dienst christlicher Ideen, und zwar sucht er den köstlichen Gehalt christlicher Themata in moderner, koloristischer Sprache auszusprechen. Ein Künstler von so viel Geschmack und origineller Schöpferkraft wie Kunz kann dies auch sicher tun, ohne dabei auf Irrwege zu geraten.

Einen Zyklus aus dem Leben von St. Franziskus hat Kunz sich zum Vorwurf genommen: die Bergeinsamkeit, die Stigmatisation, die Rückkehr von Monte Alverno, eine geistliche Unterhaltung, die Beweinung des Toten. Seine Auffassung ist intimpsychologisch. Nicht den Apparat an Figurengruppen, reiche Staffage, dramatische Handlung, wie bei den Italienern des 15. Jahrhunderts oder vor ihnen schon bei Giotto, darf man hier suchen, sondern Seelenschilderungen. Kunz' Szenen sind Kniestücke mit einer oder nur wenig Figuren; sie geben nur das Wesentliche, dies aber mit lebensvoller Vertiefung und voll Unmittelbarkeit der Stimmungen.

Da sitzt der Heilige in der Bergeinsamkeit; vor ihm die vom Morgen rosig angehauchte Bergwelt, leicht violetter Nebel schwebt noch im Vordergrund, die Vöglein umflattern den Einsamen und er spielt mit ihnen, aber seine Gedanken sind anderswo. Wie spiegelt sich doch der Ausdruck tiefinnerlicher Betrachtung so wahr auf seinen Zügen! Harmonisch begleitet die landschaftliche Stimmung diesen Hauptakkord, im Herzen des Beschauers aber klingt die Melodie nach.

Die Stigmatisation drückt das Mystische des Vorganges in packender Weise aus. Die Ergriffenheit, das Gefesseltsein von der göttlichen Erscheinung spricht sich mit wunderbarer psychologischer Vertiefung, ohne Uebertreibung, ohne gemachte Süßlichkeit, ernst und wahr und groß aus. Und wie wird durch das Spielen des von Christus ausgehenden Lichtes auf dem Angesichte und den Händen des Heiligen das Mystische des Vorganges so lebendig geschildert! Manchem mag das Violett gegen die rechte Hälfte des Bildes zuviel scheinen.

Ganz in sich versunken kehrt der Heilige von Monte Alverno heim. Morgenstimmung liegt über den Gefilden; die Landleute kommen herbei; Franziskus sieht sie nicht, aber Wunderkraft strömt von ihm aus. Weiche, feine Stimmung, die Poesie eines Sonntagsmorgens ruht darüber. Dann sehen wir den Heiligen am Abend in dämmeriger Laube mit zwei Brüdern sitzen: er belehrt sie über göttliche Dinge. Sie lauschen gespannt, voll innerer Anteilnahme, die sich namentlich auf dem Antlitz des einen Mönches so lebendig spiegelt. Das grüne Dämmerungslicht, ein Reflex der außen stehenden Gewächse, hüllt die Szene in eine gewisse, träumerisch mystische Ruhe.

An der Bahre des Heiligen sehen wir endlich die Klarissen, wie sie ihn beweinen. Der Ausdruck weiblichen Schmerzes, der taktvoll sich zurückhält, ist da mit feiner Beobachtung ganz lebenswahr geschildert. Die Gestalt des Toten umweht ergreifender Ernst.

So schuf Kunz seinen Franziskuszyklus. Schönheit der Linien, Harmonie der farbigen Akkorde und vor allem tiefe Empfindung ist diesen Bildern eigen. Da ist keine Phrase, nichts Gemachtes, sondern Erlebtes, und der Beschauer erlebt mit. Die Verwendung der modernen koloristischen Ausdrucksmittel verleiht den Bildern besonderes Interesse. Zwei derselben gehören einem Nonnenkloster in der Schweiz. Schade, daß wir in unseren Kirchen für das Einzelbild so wenig mehr Verwendung suchen. Die früheren Epochen dachten anders: sie fanden immer noch ein Plätzchen für ein intim ausgeführtes Kunstwerk und es kam auch in der großen Architektur zur Geltung. Wir aber haben keinen Platz — der Grund davon ist häufig vom Kunststandpunkt aus sehr zu bedauern, — oder wir verschanzen uns hinter schlecht verstandener Symmetrie und Stilreinheit.

Neben dem Franziskuszyklus zeigt uns Kunz etliche für die Bilder gemachte Landschaftsstudien aus den Sabinerbergen, Bilder voll feinen Farbenduftes; außerdem zwei seiner edlen Frauenköpfe und ein Doppeltriptychon: kräftig originelle Farbenskizzen zu mariologischen Gemälden.



Allen Mitarbeitern, Lesern u. Freunden der „Allgemeinen Rundschau“ die herzlichsten Glück- und Segenswünsche zum Neuen Jahre!

München. Dr. Armin Kausen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum Aktiengesellschaft Miesbach (Oberbayern).





